Illustrirtes

Konversations-Lexikon für das Volk.

Dritter Band.

C. D. E.

Zum dritten Bande gehören als Extrabeigaben: 1 Buntdruckbild sowie 10 Tonbilder (20 Tafeln) und zwar:

	zu Spalte
Titelbild, Tafel LVIII. **Dresden** (S. 1181).	
Tafel XL. XLI. **China**	283 u. 284
„ XLII. XLIII. **China**	291 u. 292
„ XLIV. XLV. **Christusbilder**	347 u. 348
„ XLVI. XLVII. **Coelenteraten**	449 u. 450
„ XLVIII. XLIX. **Conchylien**	493 u. 494

	zu Spalte
Tafel L. LI. / „ LII. LIII. / „ LIV. LV. / „ LVI. LVII. **Deutschland**	939 u. 940
„ LIX. LX. **Elberfeld. Elsass. Elektrizität. Element**	1345 u. 1346

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Dresden.

Vom Neustädter Thurme aus gesehen.

Nach einer Photographie von F. & O. Brockmann's Nachfolger in Dresden.

Illustrirtes

Konversations-Lexikon.

Vergleichendes

Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch.

Hausschatz

für das deutsche Volk und „Orbis pictus“ für die studirende Jugend.

Dritter Band.

C. D. E.

Leipzig und Berlin.

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

1874.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

C

(Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.)

C, c, der dritte Buchstabe des deutschen Alphabets, bedeutet als Zahlzeichen 100; auf alten röm. Münzen Caesar, Cassius, Claudius, Consul, Censor, Comitia 2c.; auf ärztlichen Rezepten calc. (Kalk); in der Chemie Carbonium (Kohlenstoff); bei Thermometerbestimmungen die Skala nach Celsius (s. d. u. „Thermometer"); in den Handlungsbüchern Kapital, Kurant u. Konto; in der Rubrizirung 3; auf franz. Münzen die Münzstadt St. Loo (vormals Caen); auf österr. Prag; auf preuß. Cleve; in der Musik s. d. folg. Art.

C (ital. do, franz. ut, spr. üt), der erste Ton unseres gegenwärtigen Tonsystems u. der diatonischen Tonleiter, Tonika der Cdur- u. Emoll-Tonart. Von C. aus werden die mathematischen Verhältnisse der Töne, die Größe der Intervalle berechnet (s. „Intervall"). Ferner dient C als Schlüssel (s. „Schlüssel") u. zur Bezeichnung des Viervierteltakts. Ein durchstrichenes C bezeichnet $^2/_2$ od. Allabreve.

Ca, chem. Zeichen für Calcium. — c. a. Abkürzung für currentis anni, „laufenden Jahres".

Cab (engl., spr. Kähb), ein in England gebräuchl. leichtes zweiräderiges Fuhrwerk; insbes. eine Droschke (Fiaker).

Cabaçeiro (spr. Kabaßähro), eine $2^1/_2$ M. lange u. $^3/_4$ M. breite, fruchtbare Halbinsel von Mozambique, der Südostküste Afrika's, auf welcher das portugies. Fort Mesuril liegt.

Cabaco, eine durch Perlenfischerei bekannte Insel im Stillen Ozean, zugehörig dem ehemal. Depart. der südamerikan. Republik Neugranada, welches gegenwärtig den selbständigen Staat Isthmo bildet.

Cabal, od. Cabale (d. i. Intrigue, böser Anschlag) wurde spottweise der Staatsrath Karl's II. von England nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder genannt (Thomas **C**lifford, Graf **A**rlington, Herzog v. **B**uckingham, Ant. **A**shley, später Graf v. Shaftesbury u. Herzog v. **L**auderdale). Derselbe hatte England in ein Bündniß mit Frankreich u. in einen kostspieligen Krieg mit Holland verwickelt; das Parlament jedoch, das hinter die Schliche des Kabinets kam, verweigerte die Mittel, u. der König mußte, nachdem seine Räthe zurückgetreten (1674), mit Holland Frieden machen u. Frankreich die Freundschaft aufkündigen.

Cabaletta, kleine Arie; sie besteht aus nur einem Thema, das zuweilen mit Verzierungen geschmückt wird u. dann zum Schluß führt. Auch ein kurzer melodischer Zwischensatz eines größeren Werks heißt „C."

Caballero (spr. Kabaljero), Don Fermin, span. Agitator u. Publizist, geb. 7. Juli 1800 zu Barajas de Melo (Provinz Cuenca), ließ sich 1823 als Advokat in Madrid nieder u. gründete dort 1833 das „Boletin de comercio", ein entschiedenes Oppositionsblatt, das später als „Eco del comercio" eines der einflußreichsten Blätter Spaniens wurde. Um dieselbe Zeit trat er in die Prokuratorenkammer ein. Im J. 1836 leitete er die revolutionäre Junta von Cuença, ward in die Cortes gewählt u. gehörte zu den entschiedensten Stimmführern der Opposition. Er ist der Urheber einer neuen span. Gemeindeorganisation u. einer Nationalstatistik.

Caballero (spr. Kabaljero), Fernan, eigentl. Cecilia de Arrom, span. Romanschriftstellerin, ist die Tochter eines aus Hamburg stammenden Deutschen, Böhl von Faber. Geb. 1797 zu Morget in der Schweiz, lebt sie seit 1813 in Spanien (zu Sevilla). Ihre Romane u. Novellen enthalten charakteristische Zeichnungen aus dem span. Volksleben aller Kreise; auch in der Naturschilderung ist sie Meisterin. Werthvoll ist ferner ihre Sammlung span. Märchen u. Volkslieder „Cuentos y poesias populares andaluces" (Sevilla 1859). Eine deutsche Uebersetzung ihrer „Ausgewählten Werke" gab Lemcke im Verein mit mehrern Andern heraus (17 Bde., Paderb. 1859 fg.).

Cabana (spr. Kabanja), la, die auf einem hohen Felsen liegende Citadelle am Eingang des Hafens von Havanna.

Cabanas, eine große, von Küstenfahrern vielbesuchte, aber auch für größere Schiffe hinreichend tiefe Bai an der Nordküste von Cuba in dem Regierungsbezirk Mariel.

Cabane, franz. (kelt. Ursprungs: irisch caban, wallisisch cab, engl. cabin), eine Hütte, Schiffskammer, kleines Fahrzeug mit Breterdach.

Cabanel, Alexander, Historien- u. Porträtmaler in Paris, geb. 1823 in Montpellier. Als Schüler Picot's huldigte er in seinen ersten der religiösen Historie entnommenen Bildern der strengen, klassischen Richtung. Später verließ er diese u. behandelte Stoffe, die der heutigen Empfindung näher liegen. Den vollen Beifall seines Volkes aber erntete er erst, als er, ein echter Maler des zweiten Kaiserreichs, die Schönheit der nackten menschlichen Gestalt mit der Wärme sinnlichen Lebens dem Beschauer nahe brachte. Im Porträtfach gelingen ihm weibliche Porträts besser als männliche; für letztere fehlt es ihm an prägnanter Charakteristik.

Cabaret (franz., spr. Kabareh), ein gewöhnliches Wirthshaus od. eine Schänke; der Wirth eines solchen Hauses heißt deshalb Cabaretier (spr. Kabaretieh). Die ursprüngliche Bedeutung von C. ist Kaffeebret od. Theebret, od. in weiterer Beziehung Kaffee- od. Theeservice.

Cabarre (Gabarre, Gabare), franz., aus dem mittellatein. gabarrus, eine Art Seekrebs (vgl. „Caravelle"): ein kleines, glattes Schiff, insbes. ein Wachtschiff od. ein Lichter (s. d.).

Cabarrus (spr. Cabarrüh), Graf François, span. Staatsmann, geb. 1752 zu Bayonne, zuerst Kaufmann, später Leiter der von dem Minister Musquez projektirten Staatsbank (1782). Karl III. ernannte ihn zum Staatsrath; unter Karl IV. setzten jedoch seine Feinde, die ihn der Unterschlagung von Staatsgeldern anklagten, seine Verhaftung u. vorläufige Absetzung durch, die erst 1795 wieder aufgehoben wurde. C., dessen Unschuld sich herausstellte, wurde nicht nur in seinen früheren Posten wieder eingesetzt, sondern auch unter Erhebung in den Grafenstand zum Hofbankier u. zum Oberaufseher der königl. Fabriken u. der Verkehrswege ernannt. C. ging 1797 als span. Gesandter nach Paris, wurde jedoch auf Betrieb einer am Hofe gegen ihn agitirenden Partei alsbald wieder abberufen; dieselbe Partei erwirkte später sogar seine Verbannung. Nach einiger Zeit wieder in Gnaden aufgenommen, wurde er zum Gesandten in Holland u. unter Karl's IV. Nachfolger, Ferdinand VII., zum Finanzminister ernannt. Er starb zu Sevilla 27. Apr. 1810 u. hinterließ mehrere Schriften, in denen ein scharfes Urtheil u. eine gründliche Kenntniß der Handels- u. Finanzverhältnisse Spaniens erkennbar ist.

Caberu, Mischlinge, welche einen Aethiopier zum Vater u. eine Mulattin zur Mutter haben.

Cabet (spr. Kabeh), Etienne, franz. Kommunist, geb. 2. Jan. 1788 zu Dijon, widmete sich zuerst dem Lehrfache, wandte sich aber später dem Studium der Medizin, endlich dem der Rechte zu u. ließ sich in Dijon als Advokat nieder. Später ging er nach Paris, bereitete den Sturz der Restauration mit vor, wurde nach dem Gelingen der Julirevolution als Generalprokurator nach Corsika gesandt u. bald darauf in die Kammer gewählt, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken nahm. Dieselbe Richtung verfolgte er auf publizistischem Gebiete, nam. in seinem 1833 begründeten Wochenblatt „Le Populaire", dessen radikale Haltung 1834 seine gerichtliche Verfolgung u. seine Flucht nach London zur Folge hatte. Dort schrieb er seine „Histoire populaire de la révolution française de 1789 à 1830" (Paris 1840, 4 Bde.), eine Erweiterung seiner bereits früher herausgegebenen „Histoire de la révolution de 1830" (Paris 1832). Nach Paris zurückgekehrt (infolge des Amnestiedekrets von 1839) trat C. in seinem Sozialroman „Voyage en Icarie" (Par. 1840) mit seinen kommunistischen Ansichten immer schroffer hervor. Im J. 1847 nahm er die Verwirklichung derselben in die Hand; er machte bekannt, daß ihm in Texas eine Million Acker Landes zu Gebote stehe, u. forderte zur Auswanderung dorthin auf; die Theilnehmer sollten ihr Vermögen in eine gemeinsame Kasse legen, aus der sie gemeinsam ihre Bedürfnisse bestreiten sollten. Es meldeten sich mehr als 100 Kolonisten, von denen ein großer Theil bereits unterwegs war, als die Februarrevolution ausbrach. C. hoffte, daß nun in Frankreich selbst sein Ideal in Erfüllung gehen werde; doch sah er nur zu bald ein, daß er sich getäuscht, u. folgte nun mit dem Reste seiner Anhänger den Vorangegangenen nach. Drüben gingen die Sachen schlecht; statt des erträumten Glücks brach sehr bald die härteste Noth über die Kolonie herein. Mehrere Mitglieder entfernten sich heimlich u. klagten C. vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris der betrügerischen Entwendung von 200,000 Frcs. an (so viel hatte die Gesellschaftskasse betragen). C. wurde zu zweijähr. Gefängniß u. Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt, wußte jedoch nach seiner Rückkehr nach Frankreich vor dem Appellhofe seine Freisprechung zu erwirken (Juli 1851). Dennoch wurde ihm bald darauf der Aufenthalt in Paris untersagt; er wandte sich wieder nach Amerika, wo er die Leitung der vor seiner Rückreise nach Europa von ihm gegründeten Kolonie Nauvoo in Illinois übernahm. Aber auch hier kam es bald zu Streitigkeiten zwischen ihm u. den Kolonisten, die ihn absetzten u. schließlich vertrieben. Er floh nach St. Louis u. starb das. 9. Nov. 1856.

Cabinet noir (franz., spr. Kabineh noahr, „schwarzes Kabinet"), ein in Frankreich zuerst unter Ludwig XIV. eingerichtetes geheimes Postamt, welches die Briefe einflußreicher Personen so geschickt zu erbrechen u. wieder zu schließen verstand, daß die Operation keine Spuren hinterließ. Dies „schwarze Kabinet", wenn auch zeitweilig abgeschafft, hat unter Napoleon I., Ludwig XVIII., Karl X. u. Napoleon III. seine traurige Rolle immer wieder aufgenommen. Auch der Metternich'schen Politik haben ähnliche Anstalten gedient.

Cabót, Cabóto, Giovanni (John) u. dessen Sohn Sebastiano, zwei kühne Seefahrer, die, gleichzeitig mit Columbus u. unabhängig von ihm, das amerikan. Festland entdeckten. Das Dunkel, das über dem Leben dieser hochverdienten Männer ruht, ist auch durch neuere Forschungen noch nicht genügend aufgehellt. Giovanni C. stammte aus Genua, wo er wahrscheinlich in den Zwanziger J. des 15. Jahrh. geb. ist u. von wo aus er in der 2. Hälfte deff. Jahrh. nach Venedig übersiedelte. Er heirathete hier eine Venetianerin, die ihm drei Söhne gebar, von denen der mittlere, der 1473 geb. Sebastiano, Berühmtheit erlangte. Um 1477 finden wir Giovanni C. als John C. mit seiner Familie in Bristol, dessen günstige Lage u. dessen Handelsbeziehungen nach Norden u. Westen seinen auf Entdeckungen gerichteten Sinn angezogen haben mögen. Ueber seine ersten Reisen ist keine sichere Kunde auf uns gekommen; die Entdeckungsfahrten, die er von hier aus unternahm, gehen aber jedenfalls in die Zeit von 1490, also vor die erste Fahrt des Columbus, zurück. Die Bristoler Handelsleute, in deren Auftrag u. mit deren Unterstützung er diese Reisen machte, ließen sich von der Fruchtlosigkeit der ersten Versuche nicht abschrecken u. sandten ihn wiederholt aus, bis er endlich auf einer Reise, 24. Juni 1494, Land erblickte; es war ein Theil des nordamerikan. Festlandes, den die Entdecker „Terra de Prima Vista" („zuerst gesehenes Land") nannten (wahrscheinlich das heutige Labrador); die davor liegende Insel erhielt den Namen St. John. Nach England zurückgekehrt, machte er dem König Heinrich VII. von dem Ergebniß seiner Rekognoszirungsfahrt Mittheilung u. erwirkte 1496 ein Patent, durch welches er für sich u. seine Söhne den ausschließlichen Handel nach allen von ihm zu entdeckenden „Ländern, Meeren u. Golfen im Westen, Osten u. Norden" verbrieft erhielt. Erst im Mai 1497 trat C., zunächst nur mit einem Schiffe, dem „Matthew", seine Reise an, auf der ihm sein Sohn Sebastian bereits zur Seite stand. Nachdem sie 700 M. im Atlant. Ozean zurückgelegt hatten, erblickten sie ein Festland, längs dessen Küste sie 300 M. weit dahinfuhren, indem sie öfters landeten. Nachdem sie im Namen des Königs von England von dem neuen Lande Besitz genommen, traten sie die Rückfahrt an u. trafen bereits im Aug. deff. J. wieder in Bristol ein. Die C.'s haben demnach das amerikan. Festland um 14 Monate früher betreten als Columbus. Von dem zweiten, mit weit ausgedehnteren Vollmachten versehenen Patent, das König Heinrich Febr. 1498 der Familie C. gewährte, konnte John C., der Vater, keinen Gebrauch mehr machen, da er bereits kurz nach Ausfertigung des Patents starb. Sein Sohn Sebastian, dem Vater an Muth u. Unternehmungsgeist ebenbürtig, an Kenntnissen ihm überlegen, trat an seiner Statt an die Spitze der Expedition. Anfang Sommers 1498 lief C. mit 5 Schiffen u. 300 Leuten aus u. landete nach mancherlei Fahrnissen an der Küste des heutigen Neufundland, von ihm wegen des Reichthums an Stockfischen „Terra de Bacalao", d. i. Kabeljauland, genannt. C. setzte hierauf, längs der Küste immer südwärts segelnd, die Reise bis etwa in die Gegend von Nordcarolina fort. Dort nöthigte ihn Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr nach England. Obwol der Erfolg dieser Unternehmung kein glänzender war, drang C.'s Ruhm doch bald weit über England hinaus. Ferdinand der Katholische forderte ihn auf, unter dem Titel eines Kapitäns u. mit einem bedeutenden Jahrgehalte in span. Staatsdienst zu treten, u. C., den die engl. Regierung nur sehr karg unterstützte, zögerte nicht, das Anerbieten anzunehmen (1512), u. bereitete neue Unternehmungen vor, an deren Ausführung er jedoch durch den Tod des Königs Ferdinand (1516) gehindert wurde. Inzwischen hatte nach dem Tode Heinrich's VII. Heinrich VIII. den engl. Thron bestiegen. Dieser rief C. nach England zurück u. stellte ihn an die Spitze eines Geschwaders, das die früher von Bristol aus begonnenen Entdeckungsfahrten nach Nordamerika wieder aufnehmen sollte. Mit dieser Reise, die C. im April 1517 antrat, verband er zugleich u. zuerst den Plan der Auffindung seiner nordwestl. Durchfahrt nach dem Stillen Meere. Er steuerte längs der Labradorküste nach Nordwesten, erreichte die Hudsonsstraße, als deren eigentlicher Entdecker C. anzusehen ist u. in welcher er westl. bis zum Eingang der Hudsonsbai vordrang. Eine Meuterei unter seiner Mannschaft setzte seinem kühnen Vordringen ein Ziel; seine viel unbedeutenderen Nachfolger, Hudson u. Frobisher, ernteten die Früchte seiner Mühen. Kaum nach Europa zurückgekehrt, wurde C. von Kaiser Karl V. wieder nach Spanien berufen u. mit einer Entdeckungsfahrt durch die kurz vorher aufgefundene Magelhaensstraße nach den Molukken beauftragt. Am 3. April 1526 ging er mit 4 Schiffen zu San Lucar in See u. segelte nach dem Cabo de San Agustin, der östlichsten Spitze Südamerika's. Wieder durchkreuzte eine Meuterei die Pläne des kühnen Seefahrers; es gelang zwar, den Aufstand durch Aussetzung der Meuterer an der brasilian. Küste zu dämpfen, doch mußte die Reise nach den Molukken aufgegeben werden. Dagegen wollte C.

Nr. 1825. Sebastian Cabot (geb. 1473, gest. 1557).

die ihm noch gegönnte Frist benutzen, um durch Rekognoszirungen an der Küste Südamerika's die Kolonisation jener Gegenden vorzubereiten. Nach Süden steuernd, erreichte er 15. Febr. 1527 die Mündung des Rio de Solis (des jetzigen Laplata), bog in dieselbe ein u. fuhr stromaufwärts. Er selbst drang in den Parana ein u. erbaute einige Meilen stromaufwärts ein Fort (San Espiritu, die erste Niederlassung der Spanier in jenen Gegenden). Er ließ eine Besatzung zurück u. versuchte weiter im Parana vorzurücken; die sich häufenden Stromschnellen u. die Abnahme seiner Mannschaft nöthigten ihn jedoch im März 1528 zur Umkehr. Er segelte den Paraguay hinauf u. stieß an der Mündung des Rio Vermejo auf die Payagua (Guarani), einen ackerbautreibenden Indianerstamm, der sich den europ. Eindringlingen zu widersetzen suchte, aber in einem kurzen Gefecht überwunden wurde. Einige dieser Bewohner u. Kostbarkeiten, welche man bei ihnen fand u. die auf ein Goldland deuteten, sandte C. durch zwei seiner Offiziere nach Spanien voraus, welche den Kaiser um weitere Weisungen u. Unterstützungen angehen sollten; da jedoch kurz vorher Pizarro von der Seeseite her das Goldland (Peru) entdeckt hatte, das C. auf dem Landwege zu erreichen hoffte, so wurde sein weiteres Vorrücken nach dieser Seite hin für überflüssig angesehen u. C. trat die Rückreise nach Spanien an, wo er im Juli 1530 anlangte u. wieder das Amt eines Piloto mayor übernahm (in Sevilla). In seinen Mußestunden schrieb er seine Erlebnisse u. die wissenschaftl. Ergebnisse seiner Entdeckungsfahrten nieder; von diesen Arbeiten hat sich jedoch, abgesehen von einigen werthvollen Kartenwerken, fast gar nichts erhalten. Seine letzten Jahre verlebte C. in Bristol; kurz vor seinem Tode ging er nach London, wo er um 1557 gestorben zu sein scheint. Mit großem Thatendrang u. Unternehmungsgeist verband C. ein für die damal. Zeit ungewöhnliches Maß kosmographischer Kenntnisse. So war er z. B. der Erste, der die örtlichen Veränderungen in der Variation der Magnetnadel einer sorgfältigen Beobachtung unterzog. S. Richard Biddle, „A memoir of Sebastian C." (Lond. 1831 u. 32); u. d'Avezac, „Les navigations Terre-neuviennes de Jean et Sebastien C." (Paris 1869); weniger verläßlich ist J. F. Nicholls „The remarkable life etc. of Seb. C." (Lond. 1869). Die einzige deutsche Monographie über C. lieferte Friedrich von Hellwald, „Sebastian Cabot" (124. Heft der Virchow-Holtzendorf'schen Sammlung gemeinverständl. Vorträge, Berl. 1871). Vergl. auch Oskar Peschel, „Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen".

Cabotage (franz., spr. Kabotahsch, von dem span. cabo, Kap, eigentl. von Kap zu Kap fahren), die Handelsschiffahrt längs der Küste, die Küstenschiffahrt zwischen Häfen desselben Staatsgebiets, im weitern Sinne die Küstenschiffahrt zwischen politisch verschiedenen, jedoch in einer Küstenflucht belegenen Territorien. In der Natur der Sache liegt es, daß die C. hauptsächlich Fahrzeuge geringeren Tiefgangs u. unbedeutenderer Tragfähigkeit beschäftigt. Im Zeitalter der Navigationsakten suchten die seefahrenden Nationen natürlich die C. ausschließlich ihren eigenen Unterthanen vorzubehalten. Am weitesten gingen hierin die Spanier, Franzosen u. Dänen, welch letztere bis in die neueste Zeit nur Fahrzeuge über 15 Kommerzlasten zur C. zuließen, während gerade eine bedeutende Zahl deutscher (nam. preuß.) Schiffe von u. unter 15 Kommerzlasten auf die C. angewiesen sind. Die Erschließung der indochines. Gewässer für den europ. Schiffsverkehr hat den deutschen Schiffern u. Rhedern ein ergiebiges Feld für die C. eröffnet.

Cabral (od. **Cabrera**), Pedro Alvarez, der Entdecker Brasiliens, gehörte einer vornehmen Familie Portugals an. Von König Emanuel mit dem Oberbefehl über eine nach Ostindien bestimmte Flotte betraut, verließ er 9. März 1500 den Hafen von Lissabon, nahm aber die Richtung zu sehr nach Westen, gerieth infolge dessen in den südamerikan. Meeresstrom u. ward so an die Küste des bisher unbekannten Landes Brasilien (s. d.) geführt, von dem er 25. April 1500 für den König von Portugal Besitz ergriff u. dem er den Namen Terra da Santa-Cruz gab. Dann setzte er seine Fahrt nach Indien wieder fort, verlor durch Sturm die Hälfte seiner Flotte u. Mannschaft, darunter den berühmten Seefahrer Bart. Diaz (s. d.), legte nachher auf Mozambique an, das er zum ersten Mal erforschte, u. fuhr von dort nach Calicut, wo infolge seiner Unterhandlungen den Portugiesen die Anlegung einer Faktorei gestattet wurde. Hierauf trat er die Rückreise an, büßte unterwegs noch ein reichbeladenes Schiff ein u. warf 31. Juli 1501 im Hafen von Lissabon wieder Anker. Weiteres über ihn ist unbekannt. Seine Fahrt ist beschrieben in Ramusco's „Navigationi e viaggi" (3 Bde., Venedig 1563; neuer Abdr., ebd. 1835).

Cabral, portugies. Staatsmann, s. „Costa Cabral".

Cabrera, Don Ramon, Graf von Morella, einer der hervorragendsten Karlistenführer, geb. zu Tortosa in Katalonien 31. Aug. 1810, schloß sich im Okt. 1833 der Bewegung zu Gunsten des Don Carlos an, führte zuerst eine kleine Zahl Freiwilliger u. ward dann zum Kapitän ernannt. Anfangs mit Mißgeschick kämpfend, brachte er sein Corps allmählig auf 10,000 Mann u. 1600 Pferde u. machte sich durch seine kühnen Streifzüge gefürchtet. Zur Belohnung insbes. für die Einnahme der Festung Morella (1838) u. seinen Sieg über den christin. General Oraa ward er von Don Carlos zum Grafen v. Morella, sowie zum Generalleutnant u. Generalgouverneur von Aragonien, Valencia u. Murcia ernannt. Auch nachdem der Prätendent Spanien verlassen hatte (1839), setzte C. den Widerstand fort. Erst im Juli 1840 vertrieb ihn Espartero aus seiner festen Stellung in den Gebirgen Kataloniens u. Aragons, von wo sich C. mit seinen Truppen auf franz. Gebiet begab. Verhaftet u. nach Ham gebracht, erhielt er gegen Ende 1840 seine Freiheit wieder u. hielt sich seit Mitte 1841 in Lyon auf. Als 1845 Don Carlos zu Gunsten seines Sohnes, des Grafen von Montemolin, seinen Kronrechten entsagte, mißbilligte zwar C. diesen Schritt aufs Nachdrücklichste, näherte sich dann aber doch dem Grafen v. Montemolin, ja begab sich sogar mit ihm im Sept. 1846 nach London, um von dort aus einen Einfall in Spanien vorzubereiten. Da ihm dazu die franz. Februarrevolution von 1848 die günstigste Gelegenheit zu bieten schien, landete C. im Juni wieder in Spanien, hatte aber wenig Erfolg u. mußte, in einem unglücklichen Treffen bei Pasteral (27. Jan. 1849) verwundet, abermals nach Frankreich flüchten, wo er bis zum Aug. in Haft gehalten ward. Dann wandte sich C. von Neuem nach London. Als sich nach der span. Revolution Juli 1854 die Karlisten an mehreren Punkten gegen Espartero u. O'Donnell erhoben, blieb C. diesem aussichtslosen Kampfe fern.

Cabuja od. **Cabuya**, eine Art des dauerhaftesten Hanfstoffes, dargestellt aus den Fasern einer aloëartigen Pflanze (Fourcroya tuberosa *Ait.* od. Agave tuberosa *Mill.*) der südamerikan. Hochländer, so weit sie dem Tropengürtel angehören. In Costa Rica wird die stattliche Pflanze selbst kultivirt, um aus ihren Fasern Stricke u. Schnüre, Hängematten, Halftern, Gurte, Beutel u. s. w. zu verfertigen.

Caceres, span. Provinz. Zu ihr gehört die nördl. gebirgigere Hälfte von Estremadura, die im N., innerhalb des Scheidegebirges, als ein sehr malerisches, wasser- u. waldreiches Bergland erscheint, im S. sich vorzugsweise als Cistusheide u. Viehtrift zeigt. Der Tajo durchströmt die Provinz. C. grenzt im W. an Portugal, im N. an Leon u. Altkastilien, im O. an Toledo u. im S. an Badajoz, hat 378 □M. Areal u. zählt in 272 Ortschaften 302,200 Einw. Die Hauptstadt gleichen Namens, von den Römern 74 v. Chr. gegründet, liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend an dem Rio de C. u. hat 14,800 Einw.

Cachar (spr. Katschar), ein Landestheil der brit.-ostind. Präsidentschaft Bengalen, welcher bei einer Größe von 188 □M. 60,000 E. zählt; seit 1830 gehört er zum brit. Ostindien.

Cachenez (frz., spr. Kaschneh, von cacher, verbergen, u. nez, Nase), ein um den Hals geschlungenes, Mund u. Nase bedeckendes Tuch.

Cachet (franz., spr. Kascheh), Siegel; Petschaft. — Lettres de C. (spr. Lett'r de Kascheh) waren jene von dem Könige od. in dessen Auftrage vom Minister unterzeichneten u. mit dem kleinen königl. Siegel verschlossenen geheimen Verhaftsbefehle, deren sich zur Zeit der unbeschränkten Willkürherrschaft vor der Revolution der König u. die Minister in Frankreich bedienten, um unbequeme Personen augenblicklich u. ohne Verhör auf immer od. auf unbestimmte Zeit verhaften u. in die Bastille sperren zu lassen. Der Polizeidirektor von Paris hatte stets solche unausgefüllte Lettres de C. vorräthig, u. wer bei Hofe Einfluß hatte, konnte auf solche Weise seine Gegner unschädlich machen.

Cacholon (spr. Kascholong), ein milchweiß gefärbter Halbedelstein mit lebhaftem Glasglanz, der nach Breithaupt eine Art Opal (Amorphites hyalithus), nach Anderen ein Chalcedon ist, mit dem er gewöhnlich zusammen vorkommt. Sein Hauptbestandtheil ist amorphe Kieselsäure; Freiberg in Sachsen, Budiß in Mähren, sowie Island u. die

[illegible] Hunderte. In der Bijouterie ist er zu keiner bedeutenden [illegible] gelangt.

Cachucha (span., spr. Katschutscha), ein lebhafter, üppiger, aus dem Bolero u. Fandango zusammengesetzter span. Tanz, von dem Klang der Kastagnetten u. des Tamburin begleitet.

Cäcilia. Was den alten Griechen die Muse Euterpe war, die Beschützerin der Tonkunst, das ist den Christen, hauptsächlich den Katholiken, die heil. C., die jedoch vorzugsweise als Beschützerin der Kirchenmusik verehrt u. vor einer Orgel sitzend abgebildet wird. Ihr schreibt man auch die Erfindung der Orgel zu. Sie lebte zwei Jahrh. n. Chr. u. starb den Märtyrertod. Tag 22. Nov.

Cäcilia, ein Blindwühler, s. „Wurmschleiche".

Cäcilius Statius, röm. Lustspieldichter, der, in der Gegend von Mailand geb., unter den insubrischen Kriegsgefangenen nach Rom kam, dort als Sklave, später als Freigelassener von der Bearbeitung griech. Komödien für das Theater lebte u. um 168 v. Chr. starb. Seinen Stücken, von denen sich nur spärliche Fragmente erhalten haben, wird eine geschickte, kunstmäßige Behandlung der meist dem Menander u. andern Vertretern der neuern attischen Komödie entlehnten Stoffe nachgerühmt. Die Bruchstücke findet man zusammengestellt in: Spengel „Caecilii Statii deperditarum fabularum fragmenta" (Münch. 1829).

Nr. 1826. Cadix.

Cacus, nach der röm. Mythol. ein feuerspeiender Riese, ein Sohn Vulcan's, der dem Hercules einen Theil seiner Rinder stahl. Seine zu Hercules in Liebe entbrannte Schwester, Caca, verrieth diesem jedoch den Diebstahl, u. der ergrimmte Held erschlug den Räuber nach einem fürchterlichen Kampfe.

Cadalso, Don José de, span. Dichter, geb. 8. Okt. 1741 zu Cadix, trat 1762 ins Heer ein, that sich in den Kriegen gegen Portugal u. England hervor u. fiel 28. Febr. 1782 vor Gibraltar. Seine dramat. Arbeiten sind in franz. Manier gehalten; trefflich sind seine Satiren u. lyr. Gedichte; auch seine prosaischen Schriften zeichnet ein feiner Stil aus. Eine Gesammtausgabe seiner Werke mit C.'s Biographie erschien 1818 („Coleccion de obras en prosa y en verso de Don José C." 3 Bde.).

Cada Mosto od. **Ca Da Mosto,** Alois od. Luigi da, ein durch seine Entdeckungen an der Westküste Afrika's berühmt gewordener ital. Seefahrer. Geb. zu Venedig um 1432, wollte er 1454, nachdem er schon vorher einige Reisen im Mittelländ. u. Atlant. Meere gemacht, nach Flandern fahren, mußte aber wegen widriger Winde am Kap St. Vincent anlegen, wo sich der Infant von Portugal, Dom Henrico, mit geogr. Forschungen beschäftigte. C. trat in die Dienste des Infanten. Am 22. März 1455 fuhr er von Lagos ab, lief in den Senegal ein u. erreichte die Mündungen des Gambia, mußte dort jedoch umkehren. Auf einer zweiten Fahrt nach dem Gambia (1456) entdeckte er die Inseln des Grünen Vorgebirges u. gelangte bis zum Flusse Casamanse u. dem Rio Grande. C., der 1480 starb, hinterließ eine Beschreibung seiner Reisen unter dem Titel: „El libro de la prima navigazione per oceano a le terre de Nigri de la Bassa Aethiopia" (Piacenza 1505 u. 1567; Mail. 1519).

Cadet de Vaux (spr. Kadeh d'Woh), Antoine Alexis, franz. Chemiker u. Landwirth, geb. zu Paris 13. Jan. 1743, war erst Apotheker, gründete später das „Journal de Paris" u. beschäftigte sich mit Versuchen zu Verbesserungen auf dem chem. u. landwirthschaftl. Gebiet. U. a. empfahl er das Akklimatisiren des Kaffees u. Tabaks u. erfand den Milchmesser od. Galaktometer (s. d.). Von 1791—92 Präsident des Seine- u. Oisedepart., ward er dann Inspektor der Pariser Wohlfahrtspolizei u. später Inspektor des Hospitals Val de Grace. Seit 1803 gehörte er zu den Redakteuren des „Journ. d'économie rurale et domestique" u. des „Cours complet d'agriculture pratique". Er starb zu Nogent les Vierges 29. Juni 1828.

Cadix od. **Cadiz,** Prov. von Andalusien in Spanien, grenzt im N. an Sevilla, im O. an Malaga u. das Mittelländische Meer, im S. an den Golf u. die Meerenge von Gibraltar, im SW. an das Atlant. Meer u. im W. an den Guadalquivir. Auf einem Flächeninhalt von 130 □M. enthält C. 378 Ortschaften mit etwa 383,100 Einw. Wegen der dünnen Bevölkerung u. des gänzlichen Mangels an Dörfern ist das Land nur zum kleinen Theil angebaut; im W. u. O. finden sich ausgedehnte Wälder; die Höhen sind arm an Erzgängen u. Mineralquellen, aber reich an Salz. Der bevölkertste Theil der Prov. ist der westliche, dort ist auch durch die Eisenbahn, welche die Städte C. u. Sevilla verbindet, die Kommunikation erträglich, während diese sich im Innern in einem erbärmlichen Zustand befindet. — Der Hafen von C. ist der bedeutendste von Spanien. Leider ist der eigentliche Hafen in zunehmender Versandung begriffen, wol infolge der langsam fortschreitenden Hebung des Meeresgrundes. In neuester Zeit ist ein größerer Molo von etwa 333 m. Länge am Trocadero aufgebaut. Ehemals war C. der Haupthafen für den amerikanischen Handel in ganz Europa; später war er wiederholt als Freihafen von Wichtigkeit. Die geräumige Bai von C. hat 12 Meilen im Umfange u. ist an ihrem Eingange durch zwei gewaltige Forts, Castillo de Sta. Catalina u. Castillo de S. Sebastian, geschützt; sie besteht aus zwei Theilen: dem schon erwähnten Handelshafen u. dem südlich davon liegenden Kriegshafen, woselbst der größte Theil der span. Flotte stationirt ist. — Die Stadt C., 70,900 Einw. zählend, nimmt als Festung, Hafen- u. Handelsstadt den ersten Rang in Spanien ein; sie liegt auf einer Felsenzunge, welche durch einen schmalen sandigen Isthmus mit der Isla de Leon verbunden ist, mitten im Meere; durch die sie umgebenden riesigen Festungswerke sowie durch die sie schützenden Forts u. Klippen ist sie eine der stärksten Festungen der Welt. Mit Ausnahme ihres ältesten Theiles ist die Stadt sehr regelmäßig u. schön gebaut. C. (Gadir), von den Phönikiern gegründet, ging von den Karthagern im zweiten Pun. Kriege in die Gewalt der Römer (Gades) über. Später erlitt es Verwüstungen durch die Gothen, Vandalen u. Mauren, bis es die Spanier 1262 wieder eroberten. Seine Wiedergeburt erlebte C. durch die Entdeckung von Amerika; denn von da an wurde es der Hauptstapelplatz des überseeischen Handels, der Hafen der Silberflotten u. das Magazin der Schätze, welche aus Indien herbeiströmten. Durch die Besitznahme Gibraltars seitens der Engländer 1704 sank der Handel der Stadt. Während der franz. Invasion war C. der Zufluchtsort der span. Centraljunta; trotz der Blockaden unter Soult, Victor u. Sebastiani übergab sich die Stadt nicht. Hier keimte die span. Revolution in der Empörung

der nach Amerika bestimmten Regimenter am 1. Jan. 1820. Hierher flüchtete 1823 sich die Regierung der Cortes mit dem von ihr gefangen gehaltenen König Ferdinand VII., doch erfolgte bald die Ergebung an den Herzog von Angoulême; 1829—32 war C. Freihafen.

Cadmium ist ein zinnweißes, ziemlich weiches Metall von 8,₆ spez. Gew., das fast nur als Begleiter des Zinks in dessen Erzen zu geringen Antheilen vorkommt u. erst 1818 entdeckt wurde. In dem seltenen Greenockit kommt es als natürliches Schwefelc. vor. Das C. verdampft noch leichter als das Zink, daher bei der Destillation des letzteren u. der Darstellung von Zinkoryd die Anfangsprodukte braun erscheinen, das die Farbe des C.oryds ist. Aus solchen Abgängen gewinnen die Zinkhütten das C. durch wiederholte Destillation mit Kohle. Das Metall erscheint im Handel in dünne Stängelchen gegossen u. ist sehr theuer, seine Verwendung daher beschränkt. Schwefelc. bildet die schönste u. beständigste gelbe Malerfarbe (Brillantgelb), die auch zum Färben der sog. Honigseifen dient. Das schwefelsaure C.salz wird in Deutschland als Augenheilmittel gebraucht; Jod- u. Bromc. gebrauchen die Photographen.

Cadorische Alpen gehören der südl. Kette der Kärntneralpen an u. erstrecken sich durch einen Theil Südtirol's u. die venetian. Prov. Belluno. Ihre bedeutendste Höhe (3460 m.) erreichen sie in dem Antelao. Den Namen verdanken sie der Stadt Cadore an der Piave (Tizian's Geburtsort).

Nr. 1827 Georges Cadoudal (geb. 1. Jan. 1777, gest. 25. Juni 1804).

Cadoudal (spr. Kadudal), Georges, Begründer u. Oberhaupt der Chouans (s. d.), geb. zu Brech bei Auray (Dep. Morbihan) 1. Jan. 1777, betheiligte sich als Führer einer Parteigängerschar am Vendéerkrieg, ward von den republ. Truppen gefangen genommen, entfloh aber nach einigen Monaten u. stellte sich an die Spitze der gesammten Chouans in der Niederbretagne. Von General Hoche hart bedrängt, mußte C. 1796 seine Scharen entlassen. Zwar gelang es ihm 1799, den Aufstand in der Bretagne aufs Neue anzufachen, indeß zwang ihn die Niederlage der Insurgenten Jan. 1800 zu Unterhandlungen mit dem General Brune, die zu einem Friedensschluß führten. Infolge dessen ging C. nach London, wo ihm der Graf von Artois den Rang eines Generalleutnants verlieh. Bald darauf machte C. einen abermaligen Versuch, die royalist. Insurrektion wieder in Gang zu bringen. Die ihm von der öffentl. Meinung zugeschobene Urheberschaft des am 3. Nivose mittels einer Höllenmaschine gegen den Ersten Konsul gerichteten Mordanschlags leugnete er; dagegen ließ er sich 1803 in eine Verschwörung gegen Bonaparte ein. Nachdem er sich 6 Monate lang insgeheim in Paris aufgehalten, wurde er verhaftet u. endete am 25. Juni 1804 auf dem Schaffot. Auch C.'s Bruder, Josef **C.** (geb. 1784, gest. 1852), that sich im Vendéerkrieg als Bandenführer hervor.

Cadre, franz. (spr. Kad'r, altfranz. quadre, lat. quadrum), Rahmen od. Einfassung; in der Kriegswissenschaft Stamm der Regimenter, Urstab; Entwurf zu einem Werke.

caduc, auch **caduk** (vom lat. caducus), altersschwach; hinfällig; unbrauchbar. — **Caducität,** Hinfälligkeit; auch Baufälligkeit; in jurid. Bedeutung Verfallbarkeit, Verfallensein, wie z. B. eines Vermächtnisses; — **caducirt,** verfallen od. heimgefallen.

Caducēus, nach der röm. Myth. der geflügelte Schlangenstab des Götterboten Mercur, den dieser vom Apoll gegen Ueberlassung der von ihm erfundenen Lyra erhielt. (Abb. s. „Mercur".)

Caen (spr. Kang), Arrondissement des franz. Dep. Calvados von 20 □M. mit 144,000 E. — Die gleichnamige Hauptstadt des Dep. liegt am Zusammenfluß des Odon u. der Arne, die hier einen Hafen bilden, wo Seeschiffe ein- u. auslaufen können. Die im 11. Jahrh. angelegte Stadt, die jetzt 44,000 E. zählt, ist Sitz einer Universität; die Bildergalerie besitzt werthvolle Gemälde. Handel u. Industrie (Baumwollenstoffe u. s. w.) sind bedeutend. Ein Kanal verbindet die Stadt mit dem Meere, Eisenbahnen vermitteln den Verkehr mit dem Innern des Landes. C. ist der Geburtsort von Auber, Malesherbe u. A.

Caermarthen, s. „Carmarthen".

Caernarvon, s. „Carnarvon".

Caffarelli, eig. Gaetano Majorano, gen. C., ital. Sänger, geb. um 1708 zu Neapel als Sohn eines Bauern, kam zum Kapellmeister Caffaro in Bari, der ihn im Gesang unterrichtete u. nach dem er den Beinamen C., d. h. der kleine Caffaro, erhielt; dann ging er nach Neapel, wo er sich bald den Ruf eines der ersten Sänger s. Z. erwarb. Kunstreisen durch Europa verhalfen ihm zu einem so großen Vermögen, daß er sich die Herrschaft San Dorato u. mit ihr den Herzogstitel kaufen konnte. Er starb 1783.

Caffarelli du Falga, Louis Marie Josef Maximilian, franz. General u. Schriftsteller, geb. 13. Febr. 1756 auf dem Schlosse Falga in Languedoc, schloß sich der Revolution an, erklärte sich aber gegen die Hinrichtung Ludwig's XVI., was er mit einjähr. Haft büßen mußte. Später focht er mit Auszeichnung am Rhein u. in Aegypten u. starb infolge einer Verwundung vor St. Jean d'Acre 26. April 1799. Er veröffentlichte mehrere philosoph. u. mathemat. Abhhandlungen; als Publizist strebte er nam. die Hebung des Schulwesens an. — Sein Bruder Graf Auguste **C. du F.,** geb. 7. Okt. 1766, war 1806—10 Kriegsminister des Königr. Italien u. errang 1813 als Führer der Nordarmee Erfolge über die Engländer. Nach der Restauration nahm er seinen Abschied u. starb 23. Jan. 1849 zu Lechelle (Dep. Aisne).

Caffeïn, s. „Coffeïn".

Cagliari (spr. Kaljari), die südl. Hälfte der Insel Sardinien, die größte Provinz des Königreichs Italien, mit einem Flächenraum von 24,572 □M. u. 384,000 E. in 277 Hauptortschaften u. 55 kleinen Dörfern. Die gebirgigen inneren Theile der Provinz haben ein rauhes Klima, u. der Schnee liegt während eines beträchtlichen Theiles des Jahres auf den Höhen; dagegen sind die flachen Küsten meist sehr fruchtbar. Die Provinz zerfällt in 4 Kreise. Der Kreis C. ist 75 □M. groß u. zählt 144,000 E.; das Flachland desselben enthält den großen Salzsumpf Scaffa. Die Hauptstadt der Provinz u. der Insel, C., liegt an dem gleichnamigen Meerbusen der Südküste Siziliens auf einem Berge zwischen zwei Strandseen; sie gehört zu den ältesten Städten Italiens. Gegenwärtig zählt C. über 31,000 E.; sie hat einen guten Hafen, ist Hauptstapelplatz für den sardinischen Handel u. Sitz einer Universität.

Cagliari, Paolo, s. „Caliari".

Cagliostro (spr. Kaljostro), Graf Alexander v., eig. Giuseppe Balsamo, einer der listigsten Betrüger aller Zeiten, ward als der Sohn armer Eltern 2. Juni 1743 zu Palermo geb. Im Kloster der Barmherz. Brüder zu Cartagiore erwarb er sich einige physik. u. pharmazeut. Kenntnisse. Wegen seines schlechten Betragens ausgestoßen, ging er wieder nach Palermo, machte sich aber dort als Glücksritter so berüchtigt, daß er sich schließlich genöthigt sah, den Händen der Justiz durch die Flucht zu entrinnen. Nachdem er sich von einem Goldschmied durch Betrug die Mittel dazu verschafft, begann er nun, 26 J. alt, in Gesellschaft eines span. Abenteurers, den er für einen Weisen ausgab, seine mysteriösen Reisen u. ging zunächst, um den Nimbus für sein ferneres Auftreten zu erhöhen, nach Griechenland u. der Türkei, von dort nach Malta, wo er dem Ordensgroßmeister Pinto als Graf v. C. glänzende Empfehlungsschreiben abzulocken wußte. Nachdem er sich dann in

Venedig mit Lorenza Feliciana, der Tochter eines Kupferschmieds, verheirathet hatte. Weil er sich von deren Reizen u. Klugheit gute Dienste versprach, trieb er sich eine Zeit lang in Oberitalien herum, wo er durch Gaunerstreiche seine Geldmittel zu vermehren wußte. Er durchzog dann Deutschland, Frankreich, England u. Spanien. Obwol mehrmals verhaftet, wußte er sich durch seine Ränke immer wieder zu befreien. Während seine Frau viele reiche Jünglinge in ihr Netz zog, gewann C. selbst durch eine „verjüngende Lebenstinktur“, die bes. alten Damen die häßlichen Runzeln vertreiben sollte, u. durch allerlei magische Künste enorme Summen. Seinen Ursprung u. sein Alter verschwieg er wohlweislich u. spielte die Rolle eines Magiers u. Geisterbanners mit solchem Glück u. Geschick, daß selbst Fürsten u. Feldherren, Damen aus den höchsten Ständen, Gelehrte u. Schriftsteller ihm mit Verehrung entgegen kamen. Man trug Fächer, Ringe, Hüte rc. à la C. u. kostbare Büsten u. Bilder von C. waren allerorten zu finden. Um auch in Rußland Geschäfte zu machen, begab er sich 1779 zunächst nach Kurland, wo er sich längere Zeit in Mitau aufhielt; am meisten schwärmte dort für ihn die Gräfin Elise v. d. Recke, freilich nur, um später desto gründlicher enttäuscht zu werden (vgl. ihre „Nachricht von des berüchtigten C. Aufenthalt in Mitau“, Berl. 1787). Von hier ging C. über Warschau nach Petersburg. Von Straßburg aus, wo er 1780—82 sein Wesen trieb, reiste er nach Neapel u. von dort wieder nach Frankreich. Im Jan. 1785 beglückte er Paris, wo er sich als den Wiederhersteller der alten ägypt. Maurerei einführte u. sich als deren Großmeister den Titel Groß Kophta beilegte. (Das gleichnam. Lustsp. Goethe's bezweckte eine Geißelung seines Treibens.) In die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt, wurde er 1786 in die Bastille gesteckt u. später aus Frankreich verwiesen. Weder in England noch in der Schweiz wollte sein gesunkener Glücksstern wieder aufgehen. In Rom 27. Dez. 1789 verhaftet, ward er vom Inquisitionsgericht zum Feuertode verurtheilt, vom Papste Pius VI. indeß zu lebenslängl. Gefangenschaft begnadigt u. nach dem Kastell San Leon gebracht, wo er 1. Okt. 1795 starb. Seine Frau mußte ihre übrige Lebenszeit im Kloster verbringen. Daß C. ein Mann von Kopf u. Talenten war, ist unbestreitbar. Er sprach mit Fertigkeit mehrere Sprachen u. besaß im hohen Grade die Gabe zu imponiren u. durch seine Reden die Gemüther zu gewinnen. An gründlichen Kenntnissen dagegen fehlte es ihm gänzlich. Von Person war er klein, dick u. breitschulterig; er hatte ein volles u. angenehmes Organ u. feurige Augen. Vgl. „C., einer der merkwürdigsten Abenteurer unseres Jahrh.“ (Königsb. 1790). Die „Mémoires authentiques“ (Par.) sind erdichtet.

Cagnola (spr. Kanjola), Marchese Luigi, berühmter Architekt, zu Mailand geb. 1762 u. gest. 14. Aug. 1833, baute den Friedensbogen zu Mailand, den Bogen am Ticiner Thor u. den Glockenthurm zu Urgnano.

Cagots, ein eigenthümlicher Volksstamm in den franz. Pyrenäen, dessen Entartung beweist, wie mächtig das Vorurtheil auf körperliche u. geistige Beschaffenheit einwirken kann. Entweder von den Westgothen od. von den Arabern abstammend, wurden die C. schon im frühen Mittelalter verabscheut u. als Ketzer verflucht. Hierdurch sahen sie sich zurückgedrängt in ferngelegene, abgeschlossene Gebirgsthäler; als Abzeichen mußten sie ein Stück rothes Tuch od. eine Eierschale auf der Kleidung angeheftet tragen; eine besondere Thür wurde ihnen zum Eingang in die Kirche angewiesen, woselbst sie ihren Platz hinter dem Weihkessel hatten. Man schrieb ihnen Verkrüppelung des Geistes u. des Körpers, widerwärtige Laster u. Krankheiten zu, obgleich es hochgewachsene Leute mit wohlentwickeltem Schädel, vorspringender Nase, starkgezeichneten Gesichtszügen, blauen Augen u. blonden Haaren sind, nur der Mangel des Ohrläppchens ist ihnen allen eigen. Die Hauptbeschäftigung der C. ist das Zimmer- u. Böttcherhandwerk. Durch die Revolution von 1793 erhielten sie gleiche Rechte mit den übrigen Franzosen, doch bilden sie immer noch die Parias der Gesellschaft, ähnlich wie die Colliberts od. Celibris in der Bretagne. (Vgl. Michel „Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne“, dtsch. v. Stricker, 2 Bde., Frkft. 1850.)

Cahors (spr. Kaohr), Arrondissement im franz. Departement Lot, 39½ □M. u. 124,000 Einw. — C., Hauptstadt des Departements [illegible] 13 900 Einw., Mittelpunkt des bedeutenden Weinbaues der sogen. schwarzen od. Cahorsweine, welche wegen ihres starken Alkoholgehalts zu Mischungen mit Bordeauxweinen gebraucht werden; außerdem wichtiger Handelsort. Die dort von Papst Johann XXII. im J. 1321 gegründete Universität wurde während der Revolution aufgehoben. C. ist eine alte Stadt; noch finden sich dort Ueberreste röm. Bauten. Vor der Kathedrale steht das Denkmal des Fénelon, der hier erzogen wurde; der genannte Papst u. Murat, wie auch Léon Gambetta, sind in C. geboren.

Cahours, Auguste André Thomas, ausgez. franz. Chemiker, geb. 2. Okt. 1813 zu Paris, wo er auch immer geblieben, Examinator an der Polyt. Schule, Wardein bei der Münze u. Prof. an der Centralschule sowie an der Tabaksschule. Verdienstlich sind vorzüglich seine Arbeiten auf dem Gebiete der org. Chemie, die er theils allein, theils in Gemeinschaft mit Ch. Gerhardt u. Dumas ausführte u. welche für die wissenschaftliche Begründung der org. Chemie von Bedeutung gewesen sind.

Caillé (spr. Kalljeh), René, franz. Reisender, geb. zu Mouzé im Dep. Deux Sèvres 19. Nov. 1799, schiffte sich 1816 nach dem Senegal ein, wo er sich durch Verkehr mit den maurischen Brakuas Kenntniß ihrer Sprache u. Sitten erwarb. Um den Preis von 10,000 Frcs. zu verdienen, den die Pariser Geogr. Gesellsch. für den ersten Reisenden ausgesetzt hatte, der Timbuktu erreichen würde, trat er die Reise dorthin 22. März 1827 an. Von Sierra-Leone aus gelangte er über Kakondy, das südl. Bambara, Jenne, an das Ziel seiner Reise. Er blieb 14 Tage in Timbuktu, u. seine Rückreise verlief wie seine Hinreise unter großen Mühseligkeiten, durch die Wüste Sahara nach Tanger. Nach einer Abwesenheit von 18 Monaten kam er wieder in Paris an, wo ihm die Geogr. Gesellsch. den ausgesetzten Preis zuerkannte. Er starb 25. Mai 1838 auf seinem Landgute bei Paris. Auf Grund seiner Aufzeichnungen gab Jomard eine Beschreibung der Reise C.'s heraus u. d. Titel: „Journal d'un voyage à Timbouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale etc.“ (Par. 1830, 3 Bde.).

Cailliaud (spr. Kalljoh), Frédéric, franz. Reisender, geb. zu Nantes 17. März 1787, bereiste von 1813—15 Holland, Italien, Griechenland u. die Türkei. Im J. 1815 ging er nach Aegypten, wo ihn der Vizekönig mit der Durchforschung des Landes beauftragte. In der Nähe des Rothen Meeres entdeckte C. die Reste eines alten Tempels u. die schon im Alterthum bekannt gewesenen Smaragdgruben. Nachdem er sich zuletzt 9 Monate in Theben aufgehalten, kehrte er im Febr. 1819 nach Frankreich zurück, wo Jomard 1821 sein Reisetagebuch herausgab „Voyage à l'oasis de Thèbes et dans les déserts“ (2 Bde. mit Kupfern). Inzwischen war C. abermals nach Aegypten gegangen u. hatte u. A. die Oase Falafra wieder aufgefunden. Nachher begleitete C. die von Ismail-Bey, einem Sohne des Vizekönigs, gegen Nubien unternommene Expedition, drang bis Dongola u. Sennaar vor u. machte eine Fülle astronom., archäol. u. naturhist. Beobachtungen. Im J. 1822 nach Paris zurückgekehrt, ordnete er die von ihm für die öffentl. Museen mitgebrachten Sammlungen u. gab diesmal selbst seine „Voyage à Méroé etc.“ (Par. 1823—26, 4 Bde. mit Atl. u. Kpfrn.) heraus. Seit 1827 war C. Konservator des Naturhist. Museums in seiner Vaterstadt, wo er 1. Mai 1869 starb.

Caincawurzel, die Wurzel der Schneebeere (Chiococca anguifuga *Mart.*) aus Brasilien, dort als ein unfehlbares Mittel gegen Schlangenbiß u. andere Uebel hochgepriesen, in Europa gegen Wassersucht versucht. Zu diesem Behufe gab man die sog. Caincabittre od. die Caincasäure, welche man aus der Wurzel in feinen Nadelbündeln darstellen kann. Die Pflanze selbst gehört zu der Gruppe der Kaffeegewächse unter der natürlichen Familie der Rubiaceen.

Ça ira (franz., spr. ßa iräh, „es wird gehen“), der Anfang eines zur Zeit der franz. Revolution sehr beliebten, mit Tanz verbundenen Gesanges, mit dem man sich zu gefährlichen Unternehmungen, zu Greuelscenen u. Scheußlichkeiten aller Art zu ermuthigen u. zu entflammen suchte. Der vollständige Anfang des Gesanges lautete: Ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne!“ (Es wird gehen, es wird gehen! Die Aristokraten an die Laterne!)

Caire (spr. Kehr), auch Care, aus dem Kelt. stammend: Hügel, bes. Steinhaufen, wie sie von den früheren kelt. Bewohnern Großbritanniens errichtet wurden u. noch jetzt das., vorzügl. in Schottland, Wales u. auf allen brit. Inseln vorgefunden werden. Sie sind zuweilen von bedeutendem Umfang, aus Steinen von verschiedener Größe u. konischer Gestalt zusammengesetzt, auf welchen oben ein platter, größerer Stein ruht. Ob sie als Denkzeichen od. Grenzmarken, zu polit. od.

religiösen Zwecken dienten, ist nicht entschieden. Nach Toland wurden am 1. Mai u. am 1. Nov. auf dem platten Steine Feuer angezündet, von welchem das Volk, nachdem es daheim sein Herdfeuer gelöscht, sich neues geheiligtes Feuer abholte.

Cairngorm (spr. Kährngorm), der nördl. Theil des Grampiangebirges in der Grafschaft Aberdeen des südschott. Hochlands. Der 1420 m. hohe Ben Muc Dhu ist fast immer mit Schnee bedeckt.

Caisse (franz., spr. Käß), ein Kasten, bes. ein Geldkasten; im weiteren Sinne ein Ort, wo Zahlungen geleistet od. in Empfang genommen werden. — C. d'escompte ist eine Auswechslungskasse für Werthpapiere, z. B. Staatsschuldscheine 2c.

Caithneß (spr. Kehthnes), Grafschaft in Nordschottland mit einem Flächenraum von 33 □M. u. 41,290 Einw., ist eine Halbinsel, deren westl. Grenze die Grafschaft Sutherland bildet. Die Bodenbeschaffenheit ist sehr mannichfaltig: der größte Theil ist baumlose Ebene, die hier u. da von Hügeln od. Moor- u. Torfstrecken unterbrochen wird; nur an den Küsten findet sich fruchtbares Land. Diese selbst sind steil u. felsig; die vielen Höhlen, welche sich hier durch Auswaschung gebildet haben, werden von Seehunden als Aufenthaltsort benutzt. Von Sutherland wird C. durch einen Hügelzug getrennt, auf dem der Morven eine Höhe von 775 Mtr. erreicht. Die Bewohner, von den Normannen abstammend, treiben Ackerbau, Viehzucht u. Fischfang. Die Felsen liefern Bausteine u. Schiefer. In dem westl. Theile von C. wird Gälisch gesprochen. Die Hauptstadt Wick mit 1600 Einw. hat einen guten Hafen u. ist Hauptsitz der schott. Heringsfischerei.

Cajanus (indicus *Spr.*), indischer Bohnenbaum, die Mutterpflanze der Angolaerbsen in Brasilien, einer beliebten Volksspeise.

Cajeputbaum (Melaleuca minor *Sm.* od. Cajaputi *Roxb.*), Kajeputi der Inder; eine Art der Leptospermeen unter den Myrtengewächsen auf den Molukken, Java, Borneo, die Mutterpflanze des aromatischen Kajeputöles, welches noch vielfache mediz. Anwendung findet. Das hellgrüne, kampherartig riechende, sehr dünnflüssige Oel wird aus den Blättern beider Arten gewonnen, obgleich die letztgenannte Art dazu weit weniger qualifizirt sein soll.

Cajetan (eigtl. Gaetano), der Heil., geb. zu Vicenza im J. 1480, Protonotar beim Papste Julius II., stiftete den Orden der krankenpflegenden Theatiner u. starb als einer der Leiter desselben zu Neapel 7. Aug. 1547. Seit 1671 gehört C. zu den Heiligen.

Cajetanus, eig. Thomas de Vio von Gaëta, päpst. Legat, geb. 25. Juni 1470 zu Gaëta, trat in den Dominikanerorden, dessen General er 1508 wurde. Papst Leo X. ernannte ihn 1518 zum Kardinal u. sandte ihn seiner Kenntnisse u. Redefertigkeit halber als Legat nach Deutschland, um daselbst gegen Luther aufzutreten. Dieser fand sich bereit, öffentlich mit C. zu disputiren, der ihm jedoch nicht beikommen konnte. Auch die Bemühungen C.'s, den Kurfürsten von Sachsen zur Auslieferung Luther's zu bewegen, schlugen fehl. Später ging er als Legat nach Ungarn. Seine letzten Jahre verbrachte er, mit Abfassung theolog. u. kirchenrechtl. Schriften beschäftigt, in Rom, wo er 9. Aug. 1534 starb.

Cajus od. **Gajus,** röm. Name, wegen seiner Häufigkeit zur Bezeichnung fingirter Personen, nam. von den Juristen gebraucht. (C. u. Sempronius = A. u. B., ähnlich wie unser „Schulze u. Müller".) Ueber den Rechtsgelehrten Titus C. s. „Gajus".

Calabar, Küstenland zwischen dem Ausfluß des Niger u. den Qua- u. Rumbybergen an dem Meerbusen von Guinea in Westafrika. Die Produkte desselben sind Pfeffer, Yamswurzeln, Zucker, Palmöl u. Elfenbein. Der Fluß Altcalabar mündet östl. vom Niger in die Biafrabai; die daran liegende Hauptstadt Atakpa (Duke Town), zählt 4000 E.

Calabarbohne (Gottesurtheilbohne), Semen Calabar, ist eine höchst giftige Drogue von der Calabarküste in Westafrika (glänzend braune, nierenförmige Samenkörner eines Schotengewächses mehr als von fadem, ganz unverdächtigem Geschmack, aber schon in kleiner Gabe tödlich wirkend). Die Priester der Schwarzen bedienen sich des Giftes, um die Schuld od. Unschuld eines Angeklagten an den Tag zu bringen. Wer an den eingegebenen Bissen nicht stirbt, gilt für unschuldig, hat aber dann das Gift wahrscheinlich gar nicht bekommen. Der Augenheilkunde leistet der Stoff den Dienst, daß er, in einem Minimum von Extrakt ins Auge gebracht, die Pupille zusammenzieht.

Calabozo, einer der 6 Kantone in der Provinz Guarico der Republik Venezuela mit 23,700 Einw. Die Hauptstadt gleichen Namens am Rio Guarico liegt in einer sehr heißen u. oft überschwemmten Ebene. Historische Bedeutung hat sie durch den Sieg Bolivar's, den dieser hier 24. Juni 1821 über die Spanier unter La Torre errang.

Calabrien, Landschaft des Königreichs Italien, wird im N. von der Provinz Basilicata, auf allen anderen Seiten vom Meere begrenzt u. umfaßt ein Areal von $313\frac{1}{2}$ □M. mit 1,189,000 Einw. Mit Ausnahme der ebenen Strecken an der Küste C. gebirgig. Bei den Alten hieß die Landschaft Japygia, Messapia u. Salentina u. erstreckte sich vom Hafen Sasina einerseits u. von Brundusium andererseits bis zum Vorgebirge Japygium. Gegenwärtig umfaßt C. 410 Gemeinden in 915 Ortschaften, welche sich auf 3 Provinzen vertheilen: 1. Calabria citeriore grenzt im N. an die Basilicata, im W. an das Tyrrhenische Meer, im S. an C. ulteriore II., im O. an das Jonische Meer u. umfaßt $133\frac{3}{4}$ □M. mit etwa 450,000 Einw., welche zusammen 3 Kreise mit den gleichnamigen Hauptstädten bilden: Cosenza, Castrovillani, Rossano u. Paolo. Die Südapenninen bilden in dieser Provinz eine Hochebene von 1300 m. Höhe, welche westlich mit den Kaps Scalca u. Cetrano steil abfällt, östlich sich dagegen sanft zur Küstenebene neigt. Die Vegetation ist herrlich: Getreide, Süßholz, Wein, Oel u. sonstige Südfrüchte geben reichliche Ernten u. die Gebirge liefern Eisen, Steinsalz, Alabaster, Marmor u. vorzüglichen Töpferthon. — 2. Calabria ulteriore I. grenzt im N. an C. ulteriore II., im Westen an das Tyrrhenische Meer u. an die Straße von Messina, im S. u. O. an das Jonische Meer u. umfaßt $71\frac{1}{4}$ □M. mit etwa 344,000 Einw. welche die 3 Kreise Reggio, Gerace u. Palmi bewohnen. — 3. Calabria ulteriore II. grenzt im N. an C. citeriore, im W. an das Tyrrhenische Meer, im S. an C. ulter. I., im O. an das Jon. Meer u. umfaßt $108\frac{1}{2}$ □M. mit etwa 400,000 Einw. in 4 Kreisen: Catanzaro, Monteleone, Nicastro, Cotrone. Beide Provinzen sind von den Fortsetzungen der Südapenninen durchzogen, die eine Hochebene bilden, welche sich im Monte Aspropotamo bis zu 1370 m. Höhe erhebt u. steil gegen das Meer abfällt. Der Boden ist vulkanisch u. oft haben Erdbeben Verwüstungen angerichtet; ebenso gehören sehr heiße Sommer, Sirocco, Heuschrecken u. Moskitoschwärme zu den Landplagen. Trotz der großen Fruchtbarkeit des Landes ist die Bodenkultur vernachlässigt, dagegen liefern Thunfische, Anchovis u. Sardellen ergiebige Handelsartikel; der Calabreser Wein, stark, weiß od. kirschroth, wird in verschiedenen Sorten gebaut. Die Calabresen sind ein kräftiger, wohlgebildeter Menschenschlag, der aber in der Gesittung noch sehr weit zurück ist. — Die Ureinwohner waren illyrischen Ursprungs; viele griech. Kolonien entstanden schon früh, daher der Name Großgriechenland. Später gehörte C. dem Oström. Reiche an; von 827 an waren die Sarazenen Herren des Landes, bis sie im 11. Jahrh. von Robert Guiscard vertrieben wurden; durch Roger II., König von Neapel u. Sizilien, kam C. an dieses Königreich; 1860 wurde es mit dem Königreich Italien vereinigt.

Nr. 1828. Caladium argyrites.

Caladium, eine Pflanzengattung der Aronartigen mit saftigen Blättern u. gewundenen Trichter- od. Tutenblumen, die man häufig als Zierblumen gepflegt findet, um so mehr, da sie die Zimmerpflege im Ganzen sehr leicht vertragen, wenn sie nur die nöthige Feuchtigkeit beziehen können. Im Winter ziehen sie freilich ihre Blätter ein, deren Formen bald pfeilförmig, bald ungetheilt, bald mehrfach getheilt sind u. bei oft metallisch glänzenden, purpurnen od. spangrünen Tinten silberartige od. verschiedentlich gefärbte Flecken erzeugen (C. argyrites, argyrospilum u. a.). (Abb. Nr. 1828.)

Calagualawurzel, die Wurzel mehrerer Farnarten aus Südamerika. Man unterscheidet eine echte von Polypodium Calaguala *Kze.* aus Peru, der man vortreffliche mediz. Eigenschaften nachrühmt, u. die von den dortigen Indianern vielfach angewendet wird. Eine zweite Art kommt von dem brasilian. Polyp. crassifolium *L.* Beide sind etwa das, was unser inländischer Engelsüß von P. vulgare ist.

Calais (spr. Kaläh), (Pas de), Dep. in Frankreich, bestehend aus einem Theil des Artois u. einem Theil der Picardie, ist im N. von der Meerenge umspült, welche ihm den Namen gegeben hat, grenzt im W. an den Kanal, im O. an das Nord- u. im S. an das Sommedep. Die 120 □M. mit 725,000 E. sind in 6 Arrondissements, 43 Kantone u. 903 Gemeinden eingetheilt, deren Hauptbeschäftigungen Ackerbau, Industrie u. Handel sind. Eine Hügelkette theilt das Land in zwei gleich fruchtbare Regionen, dasselbe liefert Kohlen, Feuersteine, Marmor, Schiefer, Eisenerz, Kupfer, Silber u. Gold. Die Sandhügel an der Meeresküste sind nach u. nach durch künstliche Bebauung für die Ackerbauwirthschaft gewonnen worden. – Die Stadt **C.** liegt an der schmalsten Stelle des Kanals im Arrondissement Boulogne; sie ist Handelsstadt mit kleinem Hafen u. Festung u. zählt 15,000 E., welche sich mit Handel, Fischfang u. Industrie beschäftigen. Von den Wällen der oberen Stadt sieht man bei klarem Wetter die engl. Küste, welche 7 Wegstunden von C. entfernt ist, aber mit einem Dampfboot in 2 Stunden erreicht wird. Die submarine Telegraphenverbindung von C. u. Dover ist die erste derartige mit England. Im Mittelalter zur Grafschaft Boulogne gehörig, wurde es 1347 von König Eduard III. von England erobert, bei welchem Lande es zwei Jahrh. blieb. Nach dem Frieden von Chateau-Cambresis kam es an Frankreich, wurde 1596 unter Erzherzog Albert von Oesterreich von den Spaniern erobert, jedoch im Frieden von Vervins für immer mit Frankreich vereinigt. C. sah am 19. Juli 1588 die siegreiche Schlacht der engl. Flotte des Admirals Howard Effingham gegen die span. Armada unter dem Herzog Medina-Sidonia u. am 16. Sept. u. 21. Okt. 1639 die Vernichtung der span. Silberflotte durch die Holländer.

Nr. 1829. Der Hafen von Calais.

Calait, in der neueren Mineralogie ein Name des Türkis, welcher letztere seiner meergrünen Färbung wegen von den alten Griechen Kalleinos, von den Römern Callais genannt wurde, woraus die neueren Mineralogen C. bildeten.

Calamagrostis, eine Gattung der Schilfgräser, deren Arten an Flußufern, in Wäldern u. ähnlichen Lokalitäten auftreten, überall die Landschaft charakterisirend durch hohen Wuchs u. durch die ansehnliche, meist gefärbte Rispe. Eine praktischere Eigenschaft von ihnen ist, daß sie, wo sie in Masse auftreten, den Boden, nam. den sandigen, ähnlich befestigen, wie der Dünenhafer (Ammophila arenaria).

Calamanderholz, auch Coromandel- u. Colamboniholz, von Drechslern u. Kunsttischlern gesucht, stammt von einer jener vielen u. schönen Dattelpflaumen (Diospyros hirsuta *L. fil.*), welche überhaupt so viele ausgezeichnete Hölzer liefern. Das Holz kommt bes. von Ceylon u. erscheint chokoladenfarbig, schwarz gestreift od. getupft.

Calamarien, von calamus (der Halm) abgeleitet, bilden bei Fr. Unger eine Familie vorweltlicher Pflanzen, welche schachtelhalmartige Gewächse von stattlichem Wuchse, nämlich Calamiten u. Asterophylliten, umfaßt: Pflanzen, die sich ihrer Tracht nach ganz an unsere Schachtelhalme anreihen, indem sie bis in die kleinsten Theile aus gliedartigen Stämmen, Aesten, Zweigen (u. Blumentheilen?) bestehen (s. „Asterophylliten" mit Abbild.). Von diesen C. bildeten die Calamiten jedenfalls die ansehnlichsten. Ganz nach Art unserer heutigen Schachtelhalme od. Equisiten waren sie Sumpfpflanzen im eminentesten Sinne des Wortes. Denn sie gehörten zu den ersten Pflanzen, welche die eben über den Urozean steigenden Erdtheile mit ihren Dickichten bekleideten. Ihre Stengel waren hohl u. darum vollkommen geschickt zu Niederlandspflanzen u. dem ersten Sumpfland der Erde angepaßt. Die Calamiten reichen nur bis in die Permische Periode. Die verwesten Calamitenwälder haben hauptsächlich mit das Material zu den heutigen Steinkohlen geliefert. (Abb. Nr. 1830.)

Calambacholz, dasselbe was Adlerholz (s. d.) u. Aloëholz (s. d.).

Calame (spr. Kalahm), Alexandre, ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. 28. Mai 1810 in Vevay. Nach dem unglücklichen Tode seines Vaters widmete er sich Anfangs wider Willen dem Kaufmannsstande, bis sein Talent zur Malerei die Oberhand gewann u. er in Genf ein Schüler François Diday's wurde. Diesen überflügelte er gar bald in der Darstellung der großartigen Alpennatur. Im J. 1837 trat er mit seinem ersten Bilde „Waldpartie bei Avanches" auf (Hamburg bei Senator Jänisch), dem 1839 der vielgepriesene „Bergsturz im Haslithale" folgte. Letzterer u. drei andere seiner vorzüglichsten Bilder: „Der Sturm am Vierwaldstättersee", „Der Sonnenaufgang am Monte Rosa" u. „Die Ruinen von Pästum", bilden eine Hauptzierde des Museums in Leipzig. Die drückende, dumpfe Sonnengluth, die über das letztgenannte Bild mit vielleicht allzu großer Wahrheit ausgebreitet ist, steht im schärfsten Kontrast zu der großartigen Freiheit u. Klarheit, die allen Schweizerlandschaften C.'s eigen ist. Seine andern Werke sind in fast allen größern Museen u. Privatgalerien zerstreut. Die Studien zu seinen Darstellungen der Hochgebirgsstürme machte er in der Gletscherwelt selbst, oft nicht ohne Lebensgefahr. Im J. 1845 trat er eine Reise nach Italien an u. bewies, daß er auch die dortige Natur echt künstlerisch zu erfassen verstand; aber nach seiner Rückkehr von dort ging er, auch wol infolge eines Brustleidens, das ihn 1864 in Mentone dahinraffte, entschieden zurück. Die vor dem Ueberhandnehmen seines körperlichen Leidens entstandenen Werke zeugen von einer hochpoetischen Auffassungsgabe, einer erhabenen Stimmung u. einer ungemeinen Naturwahrheit u. entfalten dabei im Kolorit eine wunderbare Energie. C. lieferte auch viele Zeichnungen für den Holzschnitt, sowie eine bedeutende Zahl von Radirungen u. Originallithographien, meistens den Gebirgsgegenden der Schweiz entnommen, in deren eigenthümlichen Charakter kein Maler vor ihm in gleicher Weise eingedrungen war. Von seinen Radirungen wird besonders geschätzt „Les alpes et l'Italie" (41 Bl.), von seinen Lithographien „Paysages dessinés d'après nature" u. seine Ansichten des Wetterhorns u. des Brienzersees. Auch gab er eine Zeichenschule heraus (Paris, 1844).

Calamintha, Bergmelisse, Bergminze, Ackermelisse, Ackerminze; eine Gattung der Lippenblütler mit aromatischen, der Melisse ähnlich riechenden Arten, welche vielfache mediz. Anwendung finden. Bei uns braucht man C. officinalis; in Südeuropa treten dafür die weit aromatischeren Arten C. Nepeta *Lk.*, incana *Rchb.*, grandiflora *Mönch.*, Cretica *Rchb.* u. a. auf.

Calamiten, s. „Calamarien".

Calamus (lat.), eigentl. jeder Halm, z. B. des Getreides; dann aber auch das Rohr, Schilf, u. bes. ein schon von den Alten u. noch jetzt von vielen Völkern des Orients zum Schreiben benutztes Schilfrohr. Die Alten bezogen ihren C. aus Aegypten, Knidos u. dem Anaitischen See. — Noch jetzt nennt man einen dem Schreiber entschlüpften Fehler einen lapsus calami („Fehler des Schreibrohrs"). — **C.**, eine Gattung der Palmen mit kriechenden u. windenden dünnen Stämmen, die man unter dem Namen **Rotang** kennt. Manche erreichen bis 160 m. Länge. Aus diesem Grunde benutzt man sie auch vielfach zu rohrartigem Flechtwerk, bes. von C. ornatus *Bl.*, spectabilis ꝛc. Das bekannte **„Spanische Rohr"** entstammt ähnlichen Palmenarten, vorzüglich C. verus *W.*, micracanthus *Bl.*, latispinus *Host.* ꝛc. Auch die Gattung Calamosagus der malayischen Halbinsel liefert in einigen Arten dergl. Rohrstöcke.

Nr. 1830. Alexander Calame (geb. 28. Mai 1810, gest. 19. März 1864).

Calanca, Kreis des Bezirkes Moesa in Graubünden, 11 Gemeinden umfassend. Das C.-Thal zieht sich vom Bernhardin nach S. u. mündet, von der Calancasca durchströmt, bei Grono in das Misoccothal.

Caland hieß eine im 13. Jahrh. entstandene Brüderschaft frommer u. wohlthätiger Personen, welche Sterbekassen gründeten u. überhaupt auf dem Gebiete der Armenpflege wirkten. Der Name rührt jedenfalls daher, daß auch sie, gleich der Geistlichkeit eines Sprengels, die sich am 1. Tage jedes Monats (Calendae) versammelte, zu dem angegebenen Zwecke regelmäßige Zusammenkünfte hielt. Die Schmäuse, die sich an ihre Zusammenkünfte knüpften, arteten häufig in Bakchanalien aus, daher das Sprüchwort: die ganze Woche hindurch calandern; hierdurch verlor die C. in der öffentlichen Achtung u. löste sich allmählig auf.

Calanda, Gebirgsstock, zu der Alpenkette in Graubünden gehörig, zwischen Rhein u. Tamina, erreicht eine Höhe von 2875 m.

Calando (ital., von calare), musikal. Bezeichnung: abnehmend, hinschwindend, schwächer werdend, wobei auch das Tempo allmählig langsamer genommen wird.

Calandra, s. „Kornwurm".

Calandrinia, Pflanzengattung aus der Familie der Portulakgewächse, von Kunth aufgestellt zu Ehren des Genfer Botanikers J. L. Calandrini. Die ersten Arten dieser seitdem beliebt gewordenen Ziergewächse brachten Humboldt u. Bonpland aus dem Andengebirge von Quito u. aus Meriko in getrockneten Eremplaren nach Europa, nämlich C. caulescens u. acaulis. Als prachtvoll rothblumige Sommergewächse empfehlen sich C. grandiflora, speciosa u. umbellata.

Calar, s. „Nashornvogel".

Calas (spr. Kalah), Jean, geb. 19. März 1698 in Lacaparède bei Chartres, war ein protestantischer Kaufmann zu Toulouse, der, von den Gerichten schuldig gesprochen, seinen ältesten Sohn erdrosselt zu haben, weil derselbe zum Katholizismus habe übertreten wollen, am

10. März 1762 nach grausamer Folterung hingerichtet ward, indem er auf das Rad geflochten wurde. In Wahrheit hatte der Sohn jedoch in einem Anfall von Lebensüberdruß selbst Hand an sich gelegt. Voltaire, in der Ueberzeugung, daß hier ein Justizmord vorliege, entwickelte einen rastlosen Eifer, um eine Revision des Prozesses zu bewirken, was ihm nach vieler Mühe gelang. Nach erneuter gründlicher Untersuchung des Falles durch den Geheimen Rath zu Versailles u. die Cour des Requêtes de l'hôtel au Souverain ward 9. März 1765 das erste Urtheil einstimmig umgestoßen, die Verurtheilung für einen Justizmord erklärt, das Andenken des Hingerichteten von jedem Makel gereinigt u. der Familie das Recht auf eine Entschädigungsklage zugesprochen. Letztere Klage wurde nicht angestrengt, dafür trat ein Gnadengeschenk des Königs ein. Vgl. „Jean C. et sa famille, étude historique d'après les documents originaux etc.", par Athanase Coquerel fils (Par., 2. Aufl. 1869). In Deutschland hat C. F. Weiße (1780) das Material dieses Prozesses zu einem Trauerspiel benutzt.

Calatafimi, Stadt von 9200 Einw. im N.-W. der berühmten Ruinen der alten durch die Sarazenen zerstörten Stadt Segesta in der Provinz Trapani auf Sizilien, wo Garibaldi 1860 einen Sieg über die neapolitan. Truppen er focht.

Nr. 1830. Restaurirter Calamit.

Calatrava, Don José Maria, span. Staatsmann, geb. 26. Februar 1781 zu Merida, studirte in Sevilla u. Badajoz, ließ sich in letzterer Stadt als Advokat nieder u. machte sich bald durch Gewandtheit u. Beredsamkeit bemerkbar. Er nahm an der Erhebung gegen die Franzosen 1808 Theil u. wurde in die Cortes gewählt. Von Ferdinand VII. nach Afrika verbannt, kehrte er erst nach der Wiederherstellung der Konstitution 1820 ins Vaterland zurück. Das 6jähr. Exil hatte eine Bitterkeit in ihm genährt, die sowol in den Cortes als in seinem sonstigen Auftreten unangenehm auffiel; der Entwurf eines Kriminalgesetzbuches, dessen Abfassung ihm übertragen wurde, enthielt drakonische Härten. Im J. 1823 zum Justizminister ernannt, nahm er dies Amt nur gegen gewisse Zugeständnisse an, die der König zum Schein machte. Zu spät merkte C., daß er getäuscht worden, u. entfloh nach England. Ein Versuch, den er nach dem Ausbruch der Julirevolution zur Aufwiegelung der an Frankreich grenzenden span. Landestheile machte, mißlang, u. C. zog sich nach Bordeaux zurück. Erst 1834 durfte er nach Spanien zurückkehren, wo er einen erbitterten Kampf gegen Martinez de la Rosa u. alle Anhänger einer gemäßigtern Richtung eröffnete. Im Aug. 1836 wurde er von der Königin, nachdem sie die Konstitution beschworen, an die Spitze der Regierung berufen, machte jedoch Fehler über Fehler, ging bald zu gewaltsam, bald zu schwächlich vor u. mußte

zurücktreten. Auch später gelang es ihm nicht, in der öffentlichen Meinung wieder Fuß zu fassen. Er starb zu Madrid 21. Jan. 1846.

Calatravaorden, s. „Orden".

Cälatur (von dem lat. caelum, Grabstichel), die Kunst des Ciselirens; bei den Alten die Skulptur in Metall, im Gegensatz zur Skulptur in Elfenbein, Holz, Glas, Marmor &c. Man pflegte diese erhabene Metallarbeit an Waffen, Schalen, Bechern u. anderen Geschirren, sowie auch an Wagen anzubringen. Mit C. wird zuweilen, obgleich mit Unrecht, auch Bildschnitzerei bezeichnet.

Calcant (lat., von calcare, treten), der Bälgetreter bei der Orgel.

Calcar, Johann von, od. Hans Stephanus von Calcar, ein Maler der niederrhein. Schule, geb. wahrscheinlich um 1510, nach Anderen um 1500. Anfangs scheint er sich der van Eyck'schen Richtung angeschlossen zu haben; später (1536) ging er nach Italien, wo er sich die Malweise Tizian's so aneignete, daß die Bilder Beider oftmals mit einander verwechselt wurden. Zuletzt hielt er sich in Neapel auf, wo er 1546 gestorben sein soll. Leider sind auch von seinen Werken keine mit Sicherheit auf uns gekommen; die ihm zugeschriebenen rühren schwerlich von ihm her.

Calceolaria, Pantoffelblume, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, speziell der Gruppe der Scrophularineen, liefert höchst werthvolle Zierblumen, welche sich bei uns allgemeiner Beliebtheit erfreuen u. diese eben so durch die sonderbare Pantoffelform als auch durch die oft brillante Färbung der Blumen verdienen. Alle Arten der merkwürdigen Gattung kommen nur auf den Hochgebirgen Südamerika's vor, wo sie höchst charakteristische Zierden der Flora sind. C. californica mit schönen gelben Blumen liefert den Beweis, daß die Gattung vereinzelt auch noch im N. existirt. Gleich den landesverwandten Fuchsien, neigt auch die C. sehr zur Bastardbildung hin od. gewährt doch bei ihrer Aussaat außerord. verschiedene Spielarten — eine Eigenthümlichkeit, welche sie der Gärtnerei noch werther gemacht hat. In dieser Beziehung hat C. hybrida die größte Bedeutung erlangt. In ihrem Vaterland gelten manche Arten als Arzneipflanzen von guter Wirkung (C. corymbosa, trifida, rugosa, scabiosaefolia, pinnata); C. arachnoidea *R. u. P.* erzeugen in ihrer Wurzel einen rothen Farbstoff (Relbun in Chili), mit dem man wollene Zeuge färbt. In Chili gehen die sonst meist krautartigen Pflanzen auch in Halbsträucher über. Bei uns zu Lande stehen der C. die Arten der Gattung Scrophularia od. Braunwurz am nächsten.

Calcination, calciniren (Verkalkung, verkalken), bedeutet ursprünglich das Ueberführen von Metallen in ihre Oxyde (Metallkalk) durch Glühen od. Schmelzen an der Luft, wie z. B. die Verwandlung schmelzenden Bleies in Bleiasche. Mit der Zeit wurden noch verschiedene andere Fälle der Hitzeanwendung hierher bezogen, welche verschiedene Zwecke verfolgen. Dazu gehören: Kalkbrennen (Austreibung von Wasser u. Kohlensäure), Brennen von Soda u. roher Potasche (Entwässerung resp. Verbrennung organischer Beimischung), Brennen od. auch Verwesenlassen von Knochen (Zerstörung der organischen Bestandtheile) u. s. w.

Calcit od. Kalkspath, ein in allen Gebirgsarten der Erdrinde, auf Klüften u. Gängen, in Höhlungen u. Blasenräumen außerordentlich häufig vorkommendes Mineral, das, wie der Aragonit, aus kohlensaurer Kalkerde u. zwar aus 44 Proz. Kohlensäure u. 56 Proz. Kalk besteht, zu denen oft kleine Beimischungen von Eisen- od. Manganoxydul u. verwandter Metalle hinzutreten, d. h. den Kalk zu einem Theile ersetzen u. dann unbeträchtliche Abänderungen in der äußern Form hervorrufen. Er ist an sich farblos, nur durch Beimengungen bisweilen gefärbt, z. B. von Mangan rosa, von Bitumen u. Kohle (dann Anthrakonit genannt) auch braun u. schwarz; sein Glanz ist vorherrschend Glasglanz; Durchsichtigkeit besitzt er in allen Abstufungen; von der Eigenschaft ausgezeichneter doppelter Strahlenbrechung, mit welcher größere durchsichtige Krystallbruchstücke des C. versehen sind, derzufolge dahinter gebrachte Gegenstände doppelt gesehen werden, führt er den Namen Doppelspath. Mit Salzsäure benetzt, braust er lebhaft u. löst sich leicht in Säuren auf ohne Beihülfe von Wärme u. ohne daß er vorher in Pulverform gebracht zu sein braucht; im Wasser erscheint er kaum löslich. — Der C. spaltet äußerst vollkommen nach den Flächen des Rhomboëders u. ist so reich an Kombinationen, d. h. an verschiedenen Vereinigungen von Krystallflächen zu je einem Krystall, daß Zippe deren weit über 600 nachweisen konnte. Auch Zwillinge sind häufig, bald mit parallelen, bald mit einander zugeneigten Hauptaxen der einzelnen Krystallindividuen; eben so häufig sind nachahmende Gruppirungsformen der Krystalle, z. B. büschel-, garben-, stauden-, treppenförmige Gruppen. Als eigentliche Abarten unterscheidet man 1. den Calcit in frei auskrystallisirtem od. deutlich individualisirtem Vorkommen, oft in den prächtigsten Exemplaren von Andreasberg am Harz, Přibram in Böhmen, auch von Freiberg, Derbyshire &c.; 2. Faserkalk u. fasrigen Kalksinter, d. h. stänglig u. fasrig; 3. Schieferspath, d. h. schalig aggregirten C.; 4. Kalksteine, Marmorarten, Mergel, kernig bis dicht, mehr od. weniger durch Thon u. andere Beimengungen verunreinigt; 5. Oolithische u. Rogen Steine, aus rogen- bis erbsengroßen kugeligen Körnern zusammengebackene Massen; 6. Kalktuff, poröse, oft zerreibliche, grusartige Anhäufungen in Krustenform, meist um organ. Reste; 7. Dutenkalk, ein thoniger Faserkalk, auch körniger Kalk mit spitz kegelförmigen Formen u. quergerunzelter Oberfläche; 8. Kreide, großentheils mikroskopisch kleine rundliche Körner; 9. Bergmilch, die für ein krystallinisches Gemenge von Aragonit u. kreideähnlichen C.-Partikeln gilt, u. 10. Stinkkalk, welcher bituminöse Beimengungen enthält, die beim Zerschlagen od. Reiben einen eigenthümlichen Geruch entwickeln. Außerdem bildet der C. ein ungemein häufiges Versteinerungsmaterial, nam. für Korallen u. Conchylien, u. seine Pseudomorphosen, d. h. die Formen fremder Mineralien (wie Cölestin, Aragonit, Anhydrit, Gips, Baryt, Apophyllit, Analcim, Granat &c.), die er mit seinem Stoffe ausfüllt, sind sehr zahlreich. Nur wenige Mineralien sind so allgemein verbreitet u. auch benutzt wie der C. Er dient zu opt. Instrumenten, zu Ornamenten, liefert den Bildhauermarmor, hydraulischen Mörtel, Lithographieplatten, giebt Zeichnen- u. Schreibmaterial, Putz- u. Polirpulver, dient zur Düngung, zur Darstellung der Kohlensäure u. als Zuschlag beim Schmelzen der Erze u. in der Glasfabrikation; in gebranntem Zustande wird der Kalkstein ferner vom Zuckersieder zum Abstumpfen der Schwefelsäure, vom Seifensieder zur Bereitung der Lauge, vom Gerber zum Enthaaren der Häute verwendet, nicht minder bei der Gaserzeugung zur Reinigung des Steinkohlengases, wie in chem. Laboratorien zur Bereitung des Kalkwassers u. des Chlorkalks, u. liefert, gemischt mit Milch, für Bruch von Glas, Porzellan u. s. w. einen vortrefflichen Kitt.

Nr. 1832—1835. Krystallformen des Calcit.
1832. Rhomboeder. 1833 u. 1834. Rhomboëder mit Prismenflächen.
1835. Zwillingskrystall.

Calcium, ein in der Kalkerde (Calciumoxyd) enthaltener metallischer Grundstoff; Humphrey Davy war der Erste, der im J. 1808 das C. darstellte u. nachwies, daß die Kalkerde keine einfache Substanz ist, sondern aus C. u. Sauerstoff bestehe; seine Eigenschaften wurden jedoch erst von Bunsen genauer ermittelt, der im J. 1855 größere Mengen auf elektrolytischem Wege darstellte. Bald darauf beschrieb auch Matthießen die Eigenschaften des Metalls. Einfache Darstellungsweisen lehrte Liès-Bodart 1859 u. Caron 1860. — Das C. besitzt eine hellgelbe Farbe u. starken Metallglanz, es ist sehr dehnbar, läßt sich schneiden, hämmern u. feilen, hält sich an trockner Luft unverändert, bedeckt sich aber an feuchter mit einer Oxydschicht. Das Wasser zersetzt es unter heftiger Wasserstoffgasentwickelung, ähnlich wie Natrium. Die Verbindungen des C. sind in dem Artikel „Kalk" beschrieben.

Caldani, Leopold Marc-Anton, berühmter Anatom, geb. zu Bologna 21. Nov. 1725, wo er erst Jurisprudenz, dann Medizin studirte. Später ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Padua, kehrte nach Bologna zurück u. wurde das. 1755 Prof. der Medizin. Von hier siedelte er nach Venedig über, von wo er als Prof. der theoretischen Medizin nach Padua berufen wurde. Nach Morgagni's Tode 1771 übernahm er dessen Lehrstuhl für Anatomie. Er starb 24. Dezbr. 1813. Außer vielen anatomischen Monographien schrieb er nam. Lehrbücher der Pathologie, Physiologie, Anatomie u. Semiotik. Sein Hauptwerk sind die „Icones anatomicae" (4 Bde.).

Caldarium, Wärmzimmer, s. „Bad".

Caldas od. **Caldetas,** Bezeichnung vieler span. u. portugies. Mineralquellen: C. de Cuntis u. C. de Reis in Galizien, C. de Bohi u. C. de Mombuy in Catalonien; in Portugal C. de Gerez, C. de S. Miguel u. a.

Calderāri (ital., d. h. Kesselschmiede), polit. Geheimbund zu Anfang dieses Jahrh., der seinen Hauptsitz in Neapel hatte, wo er Anfangs mit den Carbonari (s. d.), aus denen er wol hervorgegangen, vereint

gegen die franz. Herrschaft ankämpfte, nach deren Abschüttlung aber in Opposition zu ihnen trat u. von der neapolitan. Regierung zu ihrer Bekämpfung benutzt wurde, bis er klanglos vom Schauplatz abtrat. Näheres über die innere Einrichtung des Bundes ist nicht bekannt.

Calderon de la Barca, Don Pedro, der größte span. Dramatiker, geb. zu Madrid 17. Jan. 1600, gehörte einem uralten Adelsgeschlecht an. Mit 9 J. trat er in eine Jesuitenschule; aus ihr ging er auf die Universität Salamanca über, wo er Theologie, Philosophie u. Jurisprudenz studirte. Er war schon als Jüngling anerkannt als dramatischer u. lyrischer Dichter. Im J. 1625 diente er als Soldat in der Lombardei, später in den Niederlanden. Nach dem Tode Lope de Vega's (1635), welcher die Madrider Bühne beherrscht hatte, ging dessen Einfluß auf C. über. Philipp IV., welcher zu Buen Retiro bei Madrid das erste span. Hoftheater stiftete, stellte C. 1636 bei diesem als Festspieldichter an u. setzte ihm eine stattliche Pension aus. Im J. 1651 trat C. in eine fromme Brüderschaft; später wurde er königl. Kaplan u. Priester in der Kongregation des heil. Petrus. Er starb in glänzenden Verhältnissen 25. Mai 1681. Außer Oden, Liedern, Romanzen u. dgl. verfaßte C. zahlreiche Dramen, von denen allein 122 Komödien u. 73 Fronleichnamsstücke (autos sacramentales) erhalten sind.

Nr. 1836. Don Pedro Calderon de la Barca (geb. 17 Jan. 1600, gest. 25. Mai 1681).

Er schloß sich im Ganzen den Einrichtungen u. Tendenzen des nationalen span. Dramas an, die er von Lope de Vega u. anderen Vorgängern überkam, bildete dieses aber künstlerischer aus. In seiner Form entfaltete er bei völliger Herrschaft über die scenischen Mittel Tiefsinn, glänzende Phantasie, Schwung, Witz u. Zauber der Rede wie selten ein Dichter. Leider werden diese Vorzüge auch durch manche Schattenseiten verdunkelt. Der religiöse Zug, der durch seine Stücke geht, erhält sich nicht durchweg auf der künstlerischen Höhe gläubiger Begeisterung; er ergeht sich grübelnd u. spielend, wo wir die Sprache des Herzens erwarten, u. seine spätern Dramen nehmen mehr das Gepräge einer dem irdischen Dasein entfremdeten Mystik an. Die Fülle des menschlichen Lebens löst sich bei ihm in stereotype Begriffe auf (Religion, Treue, Ehre, Liebe, Freundschaft u. s. w.), die er mehr allegorisirt, als lebendig an Menschen u. Handlungen darstellt. Völlig fremd ist uns die Bereitwilligkeit, mit der (den span. Anschauungen entsprechend) die Forderungen der Sittlichkeit u. Humanität dem Ehrgefühl geopfert werden. C.'s Sprache hat bei aller poetischen Wärme oft etwas Luxuriöses, Schwülstiges, von Rhetorik Ueberladenes. Unter seinen religiösen Dramen verdienen bes. genannt zu werden „El principe constante" („Der standhafte Prinz"), u. das überaus sinnreiche u. durch melodische Sprache anziehende Schauspiel „La vida es sueno" („Das Leben ein Traum", für die deutsche Bühne gewonnen durch die treffliche Uebersetzung von West-Schreyvogel). Weiter sind zu nennen: „Der Arzt seiner Ehre" (gleichfalls von West übersetzt), „Liebe nach dem Tode", „Die Tochter der Luft" u. a. Meister ist C. auch im Intriguenstück („Dame Kobold", „Das laute Geheimniß" u. s. w.). — Gelungene Verdeutschungen einzelner Stücke besitzen wir, außer von West, von A. W. Schlegel, Gries, v. d. Malsburg, v. Eichendorff, v. Schack u. A.

Calderon, Don Serafino, neuerer span. Dichter, geb. 1801 zu Malaga, begründete seinen Dichterruf durch die „Poesien eines Einsamen" (Poesias del solitario", 2 Bde., 1833 u. 1840). Außer zahlreichen Essays u. kleinern Novellen, die hauptsächlich das andalusische Volksleben zum Gegenstande haben, schrieb er eine geistvolle Romandichtung „Christen u. Mauren" („Christianos y moriscos", 1838), in der Manier des Cervantes. Die span. Literaturgeschichte dankt ihm außerdem die Sammlung u. kritische Sichtung altspan. Liederbücher (der Cancioneros u. Romanceros).

Caldiero, Dorf in der Provinz Verona der Landschaft Venetien am südl. Abhange der Tiroler Alpen, berühmt durch die schon den Römern bekannten Quellen, sowie durch den Sieg der Oesterreicher über Bonaparte 12. Nov. 1796 u. die große Niederlage der Franzosen unter Masséna gegen den Erzherzog Karl am 29.—31. Okt. 1805.

Calebassenbaum, ein Baum der Crescentiaceen aus Südamerika u. Westindien, merkwürdig dadurch, daß man ihn nur um seiner fußlangen Fruchtschalen willen anpflanzt, indem Indianer u. Neger aus ihnen Töpfe, Flaschen, Teller, Löffel u. a. Geräthe verfertigen. Die Früchte sind mit einer dünnen, gelbgrünen Haut bekleidet, welche die harte Schale verdeckt, u. von einem säuerlichen Mark erfüllt, welches gegessen wird u. auch arzneiliche Wirkungen haben soll. Das Holz, Calebassenholz, dient zu feinen Möbeln. Der Baum darf nicht verwechselt werden mit dem Kalebassen-Kürbis, der, aus Ostindien stammend, mitunter bei uns auch unter dem Namen Flaschenkürbis kultivirt wird.

Caledonia, alter Name von Schottland (s. d. u. „Kaledonien").

Caledonit, ein in rhombischen, bald prismatischen, bald nadelförmigen u. auch zu Büscheln gruppirten Krystallen bei Leadhills in Schottland, Rezbanya in Ungarn ꝛc. vorkommendes Mineral, das hauptsächlich aus schwefelsaurem Blei mit Blei- u. Kupfercarbonat besteht. Es ist fettglänzend, durchsichtig od. auch nur durchscheinend; seine Farbe geht aus dem Blaugrünen ins Blaue über.

Calefactor (von dem lat. calefacere, „warm machen"), ein Stubenheizer, Aufwärter, auch Schmeichler, Ohrenbläser.

Caleficadoren, die geistlichen Mitarbeiter der Inquisition, welche die erhobene Anklage zunächst zu begutachten hatten, ehe der Beschuldigte in die geheimen Gefängnisse der Inquisition geliefert wurde.

Calembour (spr. Kalangbuhr), ein Wortspiel — entweder mit Worten von gleichem Laut, aber ungleicher Schreibart u. Bedeutung, od. mit Wörtern von gleicher Schreibart u. verschiedener Bedeutung. Kuno Fischer nennt es den „Klangwitz". Der Name ist wol mit Recht auf den Pfaffen von Kalenberg zurückgeführt worden, da ein Volksbuch, das dessen Schwänke u. Eulenspiegeleien enthält (Anf. des 15. Jahrh.) auch in Frankreich populär wurde. Aus C. haben wir Kalauer gemacht (s. d.). Saphir, Oettinger, Glasbrenner, Kladderadatsch u. Berliner Wespen haben uns die besten C.'s geliefert.

Calendae hießen bei den alten Römern die ersten Tage jedes Monats. Da nun der griech. Kalender keinen Namen für die ersten Monatstage hatte, so nannte man eine Verweisung auf den Nimmermehrstag eine Verweisung ad Calendas graecas „auf die griech. Kalenden".

Calendula officinalis *L.*, Ringelblume, Todten-, Gold-, Gilgenbutter-, Dotterblume, Sonnenwende, Haussonnenwirbel, Warzenkraut, eine lange blühende krautartige Pflanze mit großen, tiefgelben Blumen, welche bes. gern in Baumgärten gepflegt wird, sich auch häufig als Flüchtling auf Schutt, an Wegen u. Mauern findet. Sie stammt aus Südeuropa, hat sich aber bei uns völlig eingebürgert. Sowol die widrig riechenden Blumen, als auch das bitter schmeckende Kraut wurden früher viel als Arzneien angewendet u. enthalten einen eigenthümlich bitteren Extraktivstoff, das Calendulin. Die Blumen sind oft zur Verfälschung des Safrans u. der Arnika verwendet worden. — Einheimisch in Deutschland, bes. im mittleren Theile, ist die C. arvensis *L.*, ein oft sehr lästiges Unkraut, bes. in Weinbergen. Eine dritte sehr merkwürdig

Art ist die Regenringelblume (C. pluvialis) vom Kap der guten Hoffnung, eine bekannte Zierpflanze unserer Gärten. Ihre Blume schließt sich des Abends u. bei trübem Wetter, woher der Name. Ringelblume aber heißen sämmtliche Arten, weil ihre Früchte in der Regel ähnlich gekrümmt sind, wie Gemshörner gedreht zu sein pflegen.

Calentura, sog. span. Fieber, eine hitzige Krankheit, die bei längeren Seereisen in trop. Gewässern die Seeleute infolge einer durch den Sonnenbrand herbeigeführten Entzündung der Hirnhaut zuweilen befällt. Die Erkrankten haben stets Fieberphantasien u. empfinden dann häufig eine unwiderstehliche Neigung, sich ins Meer zu stürzen. Fortgesetzte Anwendung kalter Umschläge führt bald die Genesung herbei.

Calhoun (spr. Kalhuhn), John Caldwell, nordamerikan. Staatsmann, geb. 18. März 1782 in Abbeville in Südcarolina, ließ sich 1807 als Advokat in seiner Heimat nieder u. wurde 1810 von hier aus in den Kongreß gewählt, wo er eifrig den Krieg gegen England schürte. Präsident Monroe betraute ihn 1817 mit dem Kriegsministerium, das er 1824 mit der Vizepräsidentschaft vertauschte. Die 1828 zum Gesetz erhobene Umgestaltung der unionistischen Zollpolitik schädigte die Interessen der Südstaaten u. erregte dort großen Unmuth.

Nr. 1537. Paolo Caliari (Paolo Veronese) (geb. 1528, gest. 1588)

C. stellte sich auf die Seite des Südens, eröffnete 1829 eine Agitation für die sog. Nullifikationsbeschlüsse (durch welche Südcarolina, Virginien, Georgia u. Alabama erklärten, daß Akte der Bundesregierung, in denen die „souveränen" Einzelstaaten einen Mißbrauch der ihr anvertrauten Gewalt erblickten, von diesen annullirt werden könnten). Zwar kam es damals noch nicht zum Bürgerkriege, da Präsident Jackson durch energisches Vorgehen die Zurücknahme jener Beschlüsse erzwang; C. mußte jedoch zurücktreten u. kämpfte fortan im Senat unausgesetzt für die Interessen des Südens. C., der 31. März 1850 in Washington starb, ist als Urheber der Sezessionslehre u. als indirekter Anstifter des später zum Ausbruch gekommenen Bürgerkriegs zu betrachten.

Caliari od. **Cagliari**, Paolo, von seinem Geburtsort Verona gewöhnlich Paolo Veronese genannt, einer der ausgezeichnetsten Maler der venezianischen Schule des 16. Jahrh., geb. 1528, gest. 1588. Sein Vater, ein Bildhauer, bestimmte ihn Anfangs für seine Kunst, gab ihn aber nachher, als das Talent zur Malerei immer klarer hervortrat, zu einem Maler, Namens Antonio Badile, in die Lehre. Hier u. in Venedig, wohin er später ging, entwickelte sich sein Talent rasch. Von Venedig begab er sich nach Rom u. beschäftigte sich daselbst vorzugsweise mit dem Studium Rafael's u. Michel Angelo's. Dadurch in seinem künstlerischen Schaffen vervollkommnet, wurde er nach seiner Rückkehr in Venedig so mit Arbeiten überhäuft, daß man noch jetzt über die Fülle der dort von ihm ausgeführten riesenhaften Oel- u. Freskobilder staunen muß. Unter diesen Gemälden haben ihn vorzugsweise die Darstellungen großer Gastmähler, zu denen er den Stoff aus der heil. Geschichte, die Einkleidung aber aus dem damaligen Leben der venezianischen vornehmen Welt entlehnte, berühmt gemacht. Er gab nämlich in der Darstellung der kirchlichen wie der mytholog. Gegenstände die traditionelle Weise völlig auf u. versetzte die Begebenheiten aus dem Himmel u. dem Olymp auf die Erde, u. aus der Vergangenheit in seine ihn umgebende glänzende Gegenwart. Unter seinen Gastmählern ist das berühmteste „Die Hochzeit zu Kana", im Louvre zu Paris (das 12 Bilder von ihm besitzt), die in ihren 130 Figuren fast lauter Porträts gleichzeitiger Personen enthält u. in Bezug auf Mannichfaltigkeit der Motive, malerische Haltung u. Wohlklang der Farbenskala vielleicht eines der besten Gemälde der Welt ist. Ein anderes Hauptwerk ähnlichen Inhalts ist das in der Akademie zu Venedig befindliche „Gastmahl des Levi". Dahin gehören auch die Darstellungen von Christus im Hause des Aussätzigen, das Gastmahl in Emmaus (Louvre u. Dresdner Galerie) u. a. Eine andere Klasse von Gegenständen, in denen bes. die Lust am lebensfrohen Dasein so unbefangen u. ungesucht hervortritt, wie wol bei keinem andern Maler, sind die sog. sante conversazioni, in welchen die Heiligen aus dem Himmel herabgestiegen sind u. gemüthlich mit den Menschen der Erde verkehren. Bilder dieser Art sind in der Akademie in Venedig u. bes. in der Brera zu Mailand (mit den Heiligen Cornelius, Antonius Abbas u. Cyprianus). Zu den eigentl. historischen Bildern religiösen u. profanen Inhalts gehören die Meisterwerke ersten Ranges in S. Sebastiano, sowie die Hochaltarwerke der Kirchen S. Giustina in Padua (das Martyrium der h. Justina) u. S. Giorgio in Verona (der heil. Georg); ferner die berühmte „Familie des Darius", die aus dem Palast Pisani in Venedig vor einigen Jahren nach England kam u. s. w. Die Menge der außerdem nennenswerthen, zum Theil berühmten Bilder, wie sie in fast allen Galerien Europa's zerstreut sind, ist so groß, daß wir hier auf Erwähnung auch nur der hervorragendsten verzichten müssen. — Paolo Veronese's jüngerer Bruder **Benedetto**, geb. 1538, gest. 1598, ist nur als Gehülfe seines älteren Bruders bekannt; von Paolo's Söhnen dagegen war **Carlo**, geb. 1572, ein nicht unbedeutender Maler, der aber schon 1596 starb.

Caliaturholz, eine Art rothes Sandelholz (eigentl. Sandälholz, wie man in Indien spricht) von einem Schotenbaum (Pterocarpus santalinus *L. fil.*) auf Ceylon, Malakka u. Timor, das im Wasser untersinkt. Die helleren Stücke schwimmen u. werden zu einem groben Pulver zermalmt, welches man seines aromat. Geruches u. seiner zusammenziehenden Eigenschaft wegen früher arzneilich, gegenwärtig mehr als Zahn- u. Räucherpulver, sowie zum Rothfärben gebraucht.

Caliban, ein halb menschliches, halb thierisches Ungeheuer, von Shakespeare in seiner dramat. Dichtung „Der Sturm" vorgeführt. Danach wird zuweilen ein viehisch roher Mensch mit diesem Namen bezeichnet.

Calicedroholz, auch Cedarholz, u. Madeira-Mahagoni, das Zuckerkistenholz des Handels für Cigarren- u. Zuckerkisten, stammt von Cedrela odorata *L.*, einer Cedrelacee, also derselben Familie, welche auch das echte Mahagoniholz erzeugt. Der Baum bewohnt das trop. Südamerika u. Westindien. In Peru liefert C. angustifolia *DC.*, in Venezuela C. montana *Karst.* ein ähnliches Holz.

Caliciflоren, od. Calycifloren, Kelchblütler, eine (von dem älteren Decandolle gegründete) Abtheilung der phanerogamischen Gewächse, bei denen die Staubgefäße mit den Kelchblättern verwachsen sind, wie z. B. bei den Rosen.

Calico (von Calicut = Calcutta) hießen die sonst aus Ostindien kommenden bunt bedruckten Baumwollenstoffe (Kattune), wie auch die später zum Bedrucken in Europa bezogenen Rohkattune. Jetzt bezeichnet C. meist letztere in Europa gefertigte Rohwaare (Druckkattune), die zum Theil auch andere Verwendung haben, z. B. gefärbt resp. zu Buchbinderleinen gepreßt werden, daher Calicobände.

Calicut (Kalikodu), Stadt von 25,000 E. in Ostindien, zum Distrikt Malabar der Präsidentschaft Madras gehörig. Gegenwärtig nur ein Ankerplatz für kleine Schiffe, war C. früher ein bedeutender Seeplatz. Hier landete Vasco da Gama 1498 als Entdecker des Seewegs nach Ostindien; die Britisch-ostind. Compagnie errichtete 1616 eine Faktorei das. Die Hauptursache des Verfalls von C. war die Zerstörung, welche 1789 durch Tippo Sahib unter unerhörten Greueln vollzogen wurde; seitdem versandete der schöne Hafen. Nach der Nieder-

lage des genannten Sultans von Maisur bevölkerte sich zwar C. allmählig wieder, hat jedoch die frühere Bedeutung nicht erreicht. Es treibt Handel bes. mit Reis u. Bauholz (nach Bombay).

Calicutischer Hahn, s. „Truthahn".

Caligula, Cajus Cäsar, röm. Kaiser, geb. 31. August 12 nach Chr. zu Antium (nach Andern bei Trier), Sohn des Germanicus, den er schon als Knabe in voller Soldatenkleidung auf seinen Feldzügen begleitete (daher der ihm von den Soldaten beigelegte Scherzname C., welcher „Soldatenstiefelchen" bedeutet). Nach dem Tode seines Vaters schloß er sich dem Kaiser Tiberius an. Als aber der Unmuth des Volks gegen diesen sich steigerte, benutzte C. diese Stimmung, um im Stillen seinen Sturz vorzubereiten. Nach dem Tode des Tiberius (März 37) wurde C. von der kaiserl. Leibwache auf den Schild erhoben u. infolge dessen auch vom Senat als Cäsar anerkannt. Die ersten Monate seiner Regierung ließen sich gut an. Sehr günstig wirkte die Abschaffung drückender Steuern, die Verbannung der Delatoren (Denunzianten) aus Italien u. der Erlaß einer Amnestie. Nicht lange nach seinem Regierungsantritt wurde C. jedoch von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, nach deren glücklicher Ueberwindung er sich zum allgemeinen Staunen als ein Abscheu erregendes Exemplar eines tollen Despoten demaskirte. In rascher Folge wurden die Personen in der Umgebung des Kaisers, die diesem gefährlich erschienen, hingerichtet od. auf raffinirte Weise zum Selbstmord gedrängt. Zu diesen Grausamkeiten trieben den Kaiser auch pekuniäre Rücksichten an. Der Luxus, den er bei seinen Hoffesten u. Mahlzeiten trieb (er schlürfte in Essig aufgelöste Perlen u. dergl.), der Pomp, mit welchem er die Spiele u. Festschmäuse für das Volk in Scene setzte, verschlangen ungeheure Summen, u. die Zahl reicher u. vornehmer Römer, die unter irgend einem Vorwand angeklagt u. hingerichtet wurden, damit ihr Vermögen in die kais. Kasse fließen könne, wurde immer größer. C. war schließlich von einer förmlichen Hinrichtungswuth besessen u. brach einst in seinem Zorn über das Volk in die Worte aus: „O hättet ihr doch einen einzigen Nacken!" Wer diesem Treiben entgegenzutreten suchte, war verloren. Er verstieß seine Gemahlin, um die Frau eines Andern zu heirathen, aber nur, um auch diese wieder zu verstoßen; selbst mit seiner Schwester stand er in unzüchtigem Verkehr. Neben diesen Frevelthaten gingen allerlei lächerliche Kindereien her. So muthete er z. B. einst seinem Hofstaat zu, mit seinem Lieblingspferd an einer Tafel zu speisen. Dieses Pferd wohnte in einer Marmorhalle; es fraß aus einer goldenen Krippe; ein vollständiger Haushalt von Sklaven u. Geräthen stand ihm zur Verfügung; es war Mitglied des Priesterkollegiums, das C. zu seiner eigenen göttlichen Verehrung eingesetzt hatte, u. von dem Kaiser alles Ernstes für die Consulatswürde in Aussicht genommen. Nicht minder kindisch waren seine Bauten u. seine kriegerischen Unternehmungen. Im Herbst 39 zog er an der Spitze einer großen Streitmacht an den Rhein, der gar nicht von den Deutschen bedroht war, ließ eine Abtheilung Deutscher aus seiner Leibwache sich jenseit des Rheins verbergen, erzwang nach eintägigem Kampfe den Uebergang über den Rhein u. meldete dem Senat triumphirend, daß er die Deutschen siegreich zurückgeworfen habe. Noch lächerlicher verlief der Feldzug, den er im Frühjahr 40 zur Unterwerfung Britanniens unternahm. Er stellte das Heer an der der Insel gegenüber liegenden Küste in Schlachtordnung auf, u. als Alle das Zeichen zur Abfahrt erwarteten, befahl er plötzlich den Soldaten, die Waffen niederzulegen u. Muscheln zu sammeln. Nach diesen Thaten in die Vaterstadt zurückgekehrt, wuchs sein Größenwahn bedenklich. In allen Theilen des Reichs suchte er die berühmtesten Tempel aus, um sie zu Sitzen seines Kultus zu machen. Ueberall wurde gehorcht; nur die Juden weigerten sich, die Statue des Kaisers im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufzustellen, u. waren nahe daran, einen Aufstand zu erregen, als zum Glück der plötzlich eintretende Tod des C. ihnen aus der Verlegenheit half. Allgemein jubelte man bei der Kunde, daß Cassius Chärea, ein Tribun der Leibwache, mit mehreren andern Verschworenen dem Tyrannen bei der Heimkehr von den Palatinischen Spielen aufgelauert u. ihn ermordet habe (24. Juni 41).

Nr. 1838. Cajus Caligula (geb. 31. Aug. 12, gest. 24. Juni 41).

Caligus, s. „Fischläuse".

Calixtiner, husitische Partei in Böhmen, s. „Husiten".

Calixtus heißen vier Päpste, von denen aber die röm. Kirche nur drei als solche anerkennt. **C.** I., der Heil., verwaltete die Würde eines Bischofs von Rom von 219—223. — **C.** II. hieß vorher Guido, Graf von Burgund; er war Erzbischof von Vienne, als er 1. Febr. 1119 zum Papst erwählt ward. Nachdem er sich seines nächsten Gegners, des Gegenpapstes Gregor VIII., durch dessen Gefangennahme entledigt hatte, schloß er 1122 den Investiturstreit mit Kaiser Heinrich V. durch das Wormser Konkordat ab, welches die erste allgemeine Lateransynode im J. 1123 bestätigte. Er starb 13. Dez. 1124. — **C.**, eigentlich Johann Unghieri, Kardinalbischof von Tusculum u. seit 1177 Statthalter von Benevent, war ein 1168 von Kaiser Friedrich I. erwählter Gegenpapst. — **C.** III., vorher Alfonso Borgia, ein Catalonier von Geburt, war Erzbischof von Valencia, wurde von Eugenius IV. zum Kardinal gemacht, bestieg in hohem Alter 8. April 1455 den päpstl. Stuhl, führte einen erfolglosen Krieg gegen die Türken u. gerieth durch seinen Nepotismus in heftige Streitigkeiten mit seinem früheren Gönner, dem König Alfons V. von Aragonien. Er starb 6. Aug. 1458.

Calixtus, Georg (eigentl. Callisen), ein freisinniger Theolog der luther. Kirche im 17. Jahrh., geb. 14. Dez. 1586 zu Medelbye in Schleswig, studirte in Helmstädt Philosophie u. Theologie u. wurde, nachdem er von einer mehrjähr. Reise durch Deutschland, Holland, England u. Frankreich zurückgekehrt, 1614 als Prof. der Theologie an der Universität Helmstädt angestellt, an welcher er bis zu seinem Tode (19. März 1656) mit geringen Unterbrechungen thätig war. Im Gegensatz zu der starren, formalistischen Dogmatik, in welcher die meisten luther. Theologen seiner Zeit befangen waren, hielt er sich sowol in seiner akadem. Wirksamkeit als in seinen Schriften mehr an die freiere, mildere Auffassung Melanchthon's, u. ging in der Auslegung der Bibel kritisch zu Werke, wie er auch der Erste war, der die Moral von der Dogmatik schied. Infolge seiner Schrift „De praecipuis religionis christianae capitibus" (Helmst. 1613) brachten ihn seine Gegner in den Ruf eines geheimen Papisten, infolge seines „Epitome theologiae moralis" (das. 1634) u. seiner Abhandlung „De tolerantia reformatorum" (das. 1658) in den eines geheimen Calvinisten. Andere wieder warfen ihm vor, daß er gar keine bestimmte Religion habe; sie beschuldigten ihn der Religionsmengerei, des Synkretismus (s. d.). Alle diese Angriffe wies er in zahlreichen Streitschriften tapfer zurück. Am wenigsten konnten ihm die Lutheraner die duldsame u. entgegenkommende Haltung verzeihen, die er den reformirten Theologen gegenüber einnahm. C. wurde so der Bahnbrecher einer neuen theolog. Wissenschaft, die erst später durch Thomasius, Spener u. A. zum Durchbruch gelangte. Vgl. Gaß, „Georg C. u. der Synkretismus" (Breslau 1846), Henke, „Georg C. u. seine Zeit" (2 Bde., Halle 1853—56). Henke gab auch C.'s „Briefwechsel" heraus (Halle 1833).

Calla, Pflanzengattung der Arongewächse, deutsch: Schlangenkraut, weil eine einheimische Art (C. palustris *L.*) auf Bruchländereien mit seinen niederliegenden kriechenden Wurzelstämmen wie eine vegetabilische Schlange erscheint; auch Drachenschwanz, weil die Blumen wie beim Aron innerhalb einer tutenförmigen Blumenscheide an einem kolbenförmigen Blumenboden sitzen; Wasserpfeffer, Sumpfaron, weil die rothen Beeren an den landliebenden Aron (Arum maculatum) erinnern, oder Schweinkraut genannt, weil man mit Blättern u. Wurzeln die Schweine mästen kann. Bekanntlich bäckt man im Norden auch eine Art Brot (Misse Bred) aus dem ausgelaugten, sonst scharfen Wurzelstock. Unsere einheimische Art, so charakteristisch sie für das Bruchland ist, gehört zu den kleinsten, unscheinbarsten Arten, denen sich stattliche Zierpflanzen gegenüberstellen. Am bekanntesten ist die so häufig in Töpfen gezogene C. aethiopica *L.* aus Südafrika, eigentl. Richardia aethiopica *Kth.* Ihre Wurzel soll dort ähnlich gebraucht werden, wie bei uns die des Aron. (S. „Aroideen".)

Callao, Stadt in dem Departement Lima der südamerikan. Republik Peru, liegt an der Bucht gleichen Namens, nahe der Mündung des Rimac, hat über 10,000 Einw., größtentheils Farbige. Der Ort macht einen unangenehmen Eindruck. Die vielen fremden Kaufleute, welche ihre Geschäfte in C. haben, wohnen vornehmlich in Lima, welche Stadt von C. aus mit der Eisenbahn in einer halben Stunde zu

erreichen ist. Das Klima von C. ist heiß u. galt früher nicht für ungesund, doch sind in neuerer Zeit hier wie in Lima häufig bösartige Fieberepidemien ausgebrochen. Das Interessanteste bei C. ist die aus zwei Kastellen bestehende prachtvolle Festung, auf der die span. Flagge am längsten in Südamerika (bis zum 22. Jan. 1826) wehte; vor dem Unabhängigkeitskriege mit 400 Kanonen bewaffnet, befindet sie sich gegenwärtig in einem fast ruinenhaften Zustande. Südlich von ihr liegen die Trümmer des alten, unter Philipp IV. von Spanien erbauten C., welches bei dem Erdbeben von 1746 durch den Einbruch des Meeres zerstört wurde. — Die Bai von C. ist eine der größten an der Westküste Südamerika's. Gegen SW. hält die Insel San Lorenzo alle schädliche Wellenbewegung von dem Hafenplatz ab, nach N. ist sie offen u. bedarf auch in dieser Richtung des Schutzes nicht wegen der vorherrschenden Südwinde. Das Ufer, an der Mündung des Rimac sumpfig, sonst aber kiesig, ist überall flach. Auf der Höhe der Bai siegten am 5. November 1820 die Chilenen über die Spanier.

Calliano, Dorf in Tirol im Kreise Trient an der Etsch, wo 9. Aug. 1487 die Oesterreicher über die Venetianer einen Sieg errangen.

Calliopsis, Schönauge, Pflanzengattung der Kompositen, abgezweigt durch den älteren Reichenbach von Coreopsis tinctoria *Nutt.* als Call. bicolor aus den südl. Verein. Staaten. Diese ist bei uns eine beliebte Gartenblume geworden, indem sie mit ihren gelben, rothbraun gefleckten Blumen bes. als Landpflanze wirksam ist.

Callisen, Heinrich, namhafter Arzt u. Prof. der Anatomie u. Chirurgie zu Kopenhagen, geb. 11. Mai 1740 zu Prenz in Holstein, gest. 5. Febr. 1824 als Direktor der Chirurg. Akademie zu Kopenhagen. Von seinen Schriften haben die „Institutiones chirurgiae hodiernae“ (Kopenhagen 1777), später unter dem Titel „Systema chirurgiae hodiernae“ (4. Aufl., 2 Bde., 1815), in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden. — Adolf Karl Peter **C.**, Neffe des Vorstehenden, ebenfalls namhafter Chirurg, geb. 8. April 1786 zu Glückstadt, war von 1816—43 Prof. der Chirurgie zu Kopenhagen, gab seine Stellung auf, um sich nach Altona ins Privatleben zurückzuziehen. Er ist Verfasser des „Medizinischen Schriftstellerlexikons“ (25 Bde., Kopenh. 1829—37), nebst Nachträgen (Bd. 26—33, Kopenh. 1838—45).

Callistemon, eine Pflanzengattung der Myrtengewächse aus Australien, mit mehreren Arten, von denen einige auch bei uns in Kalthäusern gezogen werden. C. salignus *DC.* liefert nicht allein eine prachtvolle Blume, sondern auch ein höchst werthvolles Nutzholz.

Callithrix, s. „Affen“.

Callitriche, Wasserstern, so genannt, weil seine das Wasser bewohnenden Arten ihre Blätter im Gipfel des vielfach verzweigten flutenden Stengels sternartig ausbreiten. Die dikotylischen Mitglieder der Gattung bilden eine eigene kleine Familie, die C., die sich auf die gemäßigte Zone beschränkt. Die deutsche Flora zählt 5 Arten, die sämmtlich nur unscheinbare Blumen haben; sie reichen bis in hohe Alpenthäler.

Callitris, Schmuckcypresse, eine dem Lebensbaum u. der Cypresse (Thuja) nahestehende Coniferengattung Australiens, die Cypressenform dieses Erdtheiles, am meisten ausgebreitet im N. des Austral. Festlandes. Sie kommt in verschiedenen Arten vor, die sich vorzüglich durch ihre Früchte unterscheiden, u. bildet häufig zusammenhängende Wälder, welche, obgleich sie von dem Kolonisten „Pine forest“ (Nadelwald) genannt werden, doch nur mehr strauchartige Formen erzeugen. Man betrachtet deshalb auch den Pine forest als eine Abart des Skrub od. des merkwürdigen, nur Australien eigenthümlichen Strauchwaldes, welcher nur mit Holzpflanzen, gleich einem weiten Saatenmeer, umfangreiche Strecken einnimmt. Auch in Nordafrika kennt man diese Nadelholzform im Atlas, wo C. quadrivalvis *Vent.* den Beginn der Bergregion anzeigt. Dieser Baum ist der imposante Pseudo-Citrus der alten Römer, aus dessen Holze das Material zu den kostbarsten Möbeln genommen wurde. Plinius erzählt, daß Cicero einen Tisch aus ihm besaß, der nach unserem Gelde 133,000 Gld. (1 Million Sestertien) gekostet hatte. Noch heute verwendet man das Holz gern bei Moscheenbauten. Aus dem Stamme quillt ein Harz, der bekannte **Sandarak**, den man als Räuchermittel gegen Gicht u. ähnliche Gliedschmerzen verwendet; in ätherischen Oelen gelöst giebt er einen guten Firniß.

Callot (spr. Kalloh), Jacques, einer der geistvollsten Zeichner, Kupferstecher u. Radirer, war geb. zu Nancy 1592. Da er, einer adeligen Familie entstammend, nach dem Willen seiner Elt aus der heil. nehmeren Beruf als den eines Künstlers wählen sollte, so . der venezia- zwölfjähr. Knabe dem elterlichen Hause, um nach Ron: gab nämlich Mit einer Seiltänzerbande, der er sich unterwegs anschloß, aständе die Florenz, wo ihn der Maler Canta-Gallina in die Lehre r .m aus dem pilgerte er weiter nach Rom, wurde aber dort alsbald e.heit in seine seinen Eltern zurückgebracht. Nach einem zweiten Fluchtv nählern ist ihm endlich von den Eltern die künstlerische Laufbahn g aris (das ging zunächst nach Rom, wo er Schüler des Malers Parigrr Por- Kupferstechers Philipp Thomassin wurde, später nach Florenzzltigkeit wieder mit Canta-Gallina in Verkehr trat, sich durch die Trefglleicht seiner Arbeiten die Gunst der Großen in hohem Grade zu erl ähn- wußte u. eine günstige Stellung am Hofe des Herzogs von Lothrmahl erhielt. Von jetzt an entfaltete er in seiner Vaterstadt eine auf aus im liche Thätigkeit, so daß sein Ruf sich gar bald über die Gren Dresdner Vaterlandes hinaus verbreitete. Infolge dessen erhielt er von i bes. die halterin der Niederlande, Clara Eugenia, den Auftrag, nach A wortritt, kommen, um die Belagerung von Breda durch den Marquis v azioni, nola zu zeichnen u. zu stechen. Dieses Kunstwerk fand solchen emüth- daß Ludwig XIII. ihn nach Paris einlud, um in ähnlicher W in der Belagerung von La Rochelle u. der Insel Ré darzustellen. Au iligen Blätter kamen zur Ausführung, dagegen weigerte er sich nicht n histo- Einnahme seiner Vaterstadt Nancy durch die franz. Waffen abzu ister- sondern schlug auch, als Lothringen in Frankreich einverleibt wurde, er Anerbieten, in franz. Dienste zu treten, standhaft aus. Während er Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach Florenz traf, ereilte ihn der Tod 24. März 1635 zu Nancy. C.'s Kupferstiche u. Radirungen, deren Zahl man auf 1800 schätzt, sind durch ihre Originalität u. Frische, sowie durch ihre tiefen Blicke in das Leben u. Treiben der Menschen unübertrefflich. Dabei sind sie von dem mannichfaltigsten Inhalte: Begebenheiten aus der Zeitgeschichte, Kriegsbilder, Schlachten u. Belagerungen, Scenen aus dem Hof- u. dem Volksleben, Festlichkeiten, Maskenzüge u. Kostümbilder. In fast allen herrscht ein phantastischer Humor, eine kräftige Gemüthlichkeit, aber auch viel Spott u. Ironie.

Calluna vulgaris *Salisb.*, unser gewöhnliches Heidekraut, die Erica vulgaris *L.*, eine der für die Umgestaltung u. Charakterisirung weiter Landschaften bedeutsamsten Pflanzen des ganzen Gewächsreiches. Ihr Auftreten bildet überall, wo sie sich ansiedelte, den Schlußpunkt einer ganzen langen Reihe von Naturprozessen, welche mit dem sumpfigen Moor- u. Bruchland begannen u. bei der Steppenbildung endeten. Die wirkliche Ansiedlung beginnt, nachdem das Sumpfland einen gewissen Grad von Trockenheit erlangt hat. Das aber schließt nicht aus, daß das Heidekraut schon mitten auf den Mooren auftritt. In diesem Falle besiedelt es aber nur die hügelartigen Erhebungen, die sich wie Warzen des Moorlandes oft in ungeheurer Anzahl gleich Maulwurfshügeln od. selbst säulenartig über dasselbe ausbreiten u. im Norden von Deutschland Bülten genannt werden. Diese Bülten sind ursprünglich durch sumpfliebende Gräser (z. B. Aira caespitosa od. Riedgräser der verschiedensten Art) hervorgebrachte Erhöhungen. Sie bilden in dem Sumpfe eigene Vegetationshügel von oft beträchtlichem Umfang, tragen damit wesentlich dazu bei, Landbildungen auf dem Sumpflande hervorzubringen, so daß sich auf ihnen nach u. nach eine Menge anderer Pflanzen ansiedeln, bis auch Holzgewächse, nam. Vaccinium-Arten u. Heidekräuter, sich einfinden. Wird das Sumpfland durch zunehmende Torfbildung durch sich selbst immer trockner, dann treten auch noch andere Gewächse hinzu, diese Trockenlegung zu beschleunigen, nam. Schwielengräser (Aira uliginosa, flexuosa), bis das Heidekraut allgemeiner Wurzel schlagen kann. In diesem Falle beginnt das zukünftige Heidekraut sich zu bilden, u. dieses folgt der zunehmenden Austrocknung, so zu sagen, auf dem Fuße. Ohne die Heidekräuter würden große Länderstrecken zur Wüste herabsinken, in der der Flugsand sein lebentödtendes Spiel treiben müßte. Vereint mit dem Heidekraute stellen viele Heidelbeergewächse, Rauschbeere (Empetrum), kriechende Sandweiden u. A. eine der charakteristischsten Pflanzenformationen dar, welche der Norddeutsche seine **„Geest“** nennt. Wo das Heideland herrscht, drückt es nicht nur der Landschaft, sondern auch dem dieselbe bewohnenden Menschen einen besonderen Charakter auf. Es giebt Futter für seine Heideschafe, Dünger für die Stallung u. liefert auch das Brennmaterial.

25

...ide stammt aus dem Gothischen, wo es Heithi ge-
lage des gena... Dieser Stamm findet sich nämlich bis dahin, wo die
mählig wiede... stämme mit den Romanen in Berührung kommen. Hier,
Handel bes... ordschweiz bei allemannischen Stämmen, kommen bereits
Calicut ... Brög, Bruch, Brüsch, Brüch, Prisi u. s. w. vor.
Caligu... man in der Nordschweiz, z. B. in St. Gallen, den dunkleren
Chr. zu Ant..., ferner Bäsaries (Besenreis), weil man Besen daraus
er schon als ...n, Ruch-Bruch, Gaisbrüsch. An u. für sich steht
gleitete ... zwar der Gattung Erica sehr nahe, ist aber durch einige
welcher ... in dem Wesen der Blumenkrone, der Staubbeutel u. der
schloß ... sentlich von dieser unterschieden. Der Name selbst ist aus
gegen ... von kallünein (reinigen) abgeleitet, welches auf die Stall-
seinen ... deutet. Mit der Gattung Erica aber gehört C. zu der großen
wurd... würdigen Familie der Ericaceen, welche hauptsächlich in Süd-
dessen ... vorkommen. Wie man weiß, ist das Heidekraut eine sehr wich-
Regieru... pflanze für die Heidebienen, wenn auch der daraus gewonnene
drückend... sirupbraune Färbung annimmt. Das Kraut selbst schmeckt
aus Sta... deshalb ebenso zum Gerben u. Gelbfärben, wie leider auch
Regier... ittel des Hopfens im Biere längst verwerthet worden. Selbst
griffen, ... hat es, wol mit Unrecht, Verwendung gefunden.
Staun... **(callös).** Man bezeichnet mit C. diejenige Ausschwitzung
demas... rochener Knochenenden, welche durch Knorpelbildung zur Ver-
Kaise... führt u. schließlich selbst zu Knochen wird.
Weis... **nar,** befestigte Hauptstadt im gleichnam. Län, liegt auf der
K... Quarnholm, hat 9000 Einw., ist der Sitz der Provinzialbehörden
...ines Bischofs, hat eine Kathedrale, ein Gymnasium, ein Schloß, in dem sich das Gefängniß, eine Bibliothek u. Kunstsammlung befinden, verschiedene Fabriken, sowie Schiffswerfte, u. treibt Handel mit den Landesprodukten. Hier wurde, als die mit Hakon VIII. von Norwegen vermählte Königin von Dänemark Margaretha, Tochter Waldemar's, nach Hakon's Tode auch zugleich die Krone von Schweden erhielt, im J. 1389 der Calmarische Traktat geschlossen, in dem die Stände der drei Reiche ihre Vereinigung projektirten, die sich dann 12. Juni 1397 durch die **Calmarische Union** wirklich vollzog. Dieselbe dauerte (von Schweden unterbrochen) bis 1524 (s. „Schweden", Gesch.).

calmato (ital. von calmare, beruhigen), als musikal. Vortragsbezeichnung: beruhigt.

Calomarde, Graf Don Franzisco Tadeo, span. Staatsmann, geb. 1775 zu Villel in Aragonien, studirte in Saragossa die Rechte u. ließ sich daselbst als Advokat nieder. Er schloß sich zuerst sehr entschieden den Verfechtern der konstitutionellen Partei an, trat jedoch sofort nach der Rückkehr Ferdinand's VII. auf dessen Seite. Als Chef der Secretaria general de Indias ließ er sich einen an Bestechung grenzenden Amtsmißbrauch zu Schulden kommen, welcher seine Verbannung zur Folge hatte. Sein späteres Auftreten zu Gunsten der Konstitution wurde von den Liberalen mißtrauisch aufgenommen. In der That hatte er ein falsches Spiel getrieben, denn bald nach der Wiederaufrichtung des absoluten Königthums lenkte er wieder ins Fahrwasser der Reaktion ein, die seine Kraft auszubeuten wußte. Später zum Justizminister ernannt, eröffnete er einen brutalen Vernichtungskampf gegen den Liberalismus, wogegen er die Jesuiten wieder ins Land rief u. ihren bildungsfeindlichen Bestrebungen überall Vorschub leistete. Ein heftiger Gichtanfall, von dem König Ferdinand VII. im Sept. 1832 betroffen wurde, legte die Möglichkeit seines baldigen Todes nahe, u. C., der bereits früher die Karlisten im Stillen ermuthigt hatte, erklärte sich jetzt offen für den Infanten Don Carlos. Als der König wider Vermuthen wieder aufkam, wußte C. ihn zur Annullirung des Testaments zu bewegen, in welchem er die Königin zur Regentin eingesetzt hatte. Der König erklärte diese Annullirung später für erschlichen. C. wurde abgesetzt u. mußte verkleidet nach Frankreich entfliehen, wo er 1842 in Toulouse starb.

Calomel, s. „Quecksilber".

Calonne (spr. Kalonn), Charles Alexandre de, franz. Finanzminister, geb. 20. Jan. 1734 zu Douai, wo er, nachdem er seine Rechtsstudien vollendet u. einige Zeit als Advokat in Artois gelebt, die Stelle eines Generalprokurators erhielt. Diese vertauschte er später mit der Intendantur von Metz. Mit Hülfe seiner hohen Verbindungen setzte er 1783 seine Berufung zum Generalkontroleur der Finanzen durch. Seiner kühnen u. geschickten, aber oberflächlichen Verwaltung gelang es wohl, die Zerrüttung der franz. Finanzen auf kurze Zeit mit Glanz zu verhüllen, aber nach 3 J. war (durch immer neue Anleihen) die Staatsschuld um 1000 Mill. Frcs. gewachsen u. noch obendrein die Einnahme vieler Jahre im Voraus aufgezehrt. C. sah sich endlich genöthigt, dieses Verhältniß, das Necker in einer Schrift über die Finanzverwaltung aufdeckte, einzugestehen u. dem getäuschten König (Ludwig XVI.) ein neues Steuersystem vorzuschlagen. Die Notabelnversammlung, welche im März 1787 zusammentrat, verwarf jedoch C.'s Vorschläge u. unterzog seine leichtsinnige Verwaltung einer scharfen Kritik. C. mußte 9. April 1787 seine Entlassung nehmen. Während der Revolution lebte C. im Ausland u. kehrte erst 1802 nach Paris zurück, wo er bald darauf 30. Okt. dess. J. starb. Er schrieb „Tableau de l'Europe en Novembre 1795."

Calophyllum, Schönblatt, eine Pflanzengattung der Clusiaceen, deren Arten nur in den Tropengegenden der afrikan. Inseln, in Ostindien u. Südamerika leben, aber meist eigenthümliche balsamische Harze hervorbringen, die man im Handel unter dem Namen **Takamahak** kennt. Je nach dessen Abstammung unterscheidet man ein ostind. Takamahak von C. Inophyllum *L.*, welches in Kürbisschalen in den Handel kommt, dann ein bourbon. Takamahak von C. Takamahaca *W.* (Foora u. Polomaria der Eingeb.) von Madagaskar u. den Maskarenen, endlich ein brasilian. von C. Madrunno *HBK.* u. s. w. — C. Calaba *Jacq.* in Westindien giebt einen Balsam, der in seiner Heimat (Westindien) gleich dem Kopaivabalsam verwendet wird; dann ein Oel aus seinen Samen, welches die Maler verwenden, das aber auch zum Brennen dient, während das schwere Holz wegen seiner Dauerhaftigkeit als Bastardmahagoni in den Handel kommt. Uebrigens giebt es auch noch ein amerikan. Takamahak von Elaphrium tomentosum *Jacq.* im trop. Südamerika, einer Burseracee.

Calorie (Wärmeeinheit) ist in der jetzt geltenden Wärmetheorie der Maßstab zur Bemessung der Wärme u. bedeutet diejenige Wärmemenge, welche erforderlich ist, um ein Kg. Wasser um 1 Grad des 100theiligen Thermometers höher zu erwärmen. Diese Menge ist begreiflich stets dieselbe, möge die Erhöhung von 0 auf 1 Grad od. von jeder andern Stufe auf die nächst höhere geführt werden. In 1 Kg. siedenden Wassers sind demnach 100 Calorien enthalten, welche, während die Temparatur auf 0 sinkt, vollständig wieder ausgegeben werden. Wird 1 Kg. siedendes Wasser mit gleich viel reinkaltem gemischt, so zeigt die Mischung 50^0 C., weil sich die 100 Calorien nun auf die doppelte Menge Wasser vertheilen mußten.

Calorifère (Wärmebringer), der zu einer Luftheizung gehörige Ofen; öfter wird aber auch der ganze Heizapparat, Ofen nebst den Wärmeleitungsröhren, darunter verstanden. (Näheres unter „Luftheizung".)

Calorimeter (Wärmemesser) sind physikalische Instrumente zur Bestimmung der spezifischen Wärme der Körper. Durch das C. von Lavoisier u. Laplace läßt sich, wiewol nicht sehr scharf, die spezifische Wärme eines Körpers in der Art ermitteln, daß man untersucht, wie viel Eis durch ihn in Wasser verwandelt wird. Das Rumford'sche C. dagegen dient zur Prüfung, um wie viel die Temperatur einer bestimmten Menge Wasser durch Verbrennen einer gleichfalls bestimmten Menge eines Brennstoffs zunimmt, od. nach heutiger Ausdrucksweise, wie viel Calorien der letztere entwickelt.

Calorische Maschine (Heißluftmaschine), von dem in Nordamerika lebenden schwed. Ingenieur Ericsson erfunden, benutzt die durch Hitze bewirkte Ausdehnung der Luft als Triebkraft statt des Dampfes. Nachdem die praktische Anwendung dieses an sich wichtigen Prinzips auf eine große Schiffsmaschine gescheitert war, verlegte sich der Erfinder auf Herstellung von Maschinen für den Kleinbetrieb, die auch seit etwa 1850 in Buchdruckereien u. anderen Geschäften in Aufnahme kamen, aber sich nicht zu behaupten vermochten. Bei diesen Maschinen schiebt ein eigenthümlich konstruirter Doppelkolben Luft in den hintern glühenden Raum eines Cylinders, wo sie sich um $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ ihres Volumens ausdehnt u. demzufolge den Kolben wieder nach rückwärts treibt. Bei der Rückkehr des Kolbens öffnet sich hinten am Cylinder eine Klappe, welche die mit frischer Luft schon gebrauchte heiße Luft nach außen entweichen läßt. Die Kraft wirkt somit einseitig auf den Kolben; die Rückkehr derselben u. die ganze Gangregelung bewirkt ein großes Schwungrad. Der Haupt-

mangel der Maschine bestand in der raschen Abnutzung der glühenden Cylinderpartie. Neuere Konstruktionen, s. „Luftexpansions-Maschine“.

Nr. 1839. Ericsson's calorische Maschine.

Calötropis, eine Pflanzengattung der Asklepiaden, von welcher zwei Arten als Mudarpflanze bekannt sind. Die eine u. echte Art ist C. procera *R. Br.*, deren Verbreitungskreis von ganz Nordafrika durch Arabien u. Persien nach Hindostan reicht. Sie liefert die Mudarwurzel, ein gefährliches Purgirmittel, das einen eigenen Stoff, das Mudarin, enthält. Die zweite Art ist C. gigantea *R. Br.* in Ostindien mit ganz ähnlichen Eigenschaften.

Calosoma, eine in etwa 70 Arten über die ganze Erde verbreitete Laufkäfergattung, mit stark verkürztem, zweitem Fühlerglied, kurzem, starkgerundetem Thorax u. breiten, fast quadratischen Flügeldecken. Sie klettern geschickt auf Zweigen u. Blättern u. nützen als Vertilger forstschädlicher Raupen u. Puppen. Zu nennen ist bes. als Verfolger der schädlichen „Nonne“ (s. d., Liparis monacha) C. sycophanta, „der Puppenräuber“, ein in deutschen Fichtenwaldungen heimischer, 20 bis 24 mm. langer, blauschwarzer Käfer mit smaragdgrünen, kupferigroth schillernden Flügeldecken, welche außer dichten Punktstreifen drei Reihen eingestochener Punkte tragen. Noch wirksamer als der Käfer selbst ist seine schwarzweiße Larve, welche hurtig an den Baumstämmen herumläuft u. sich in die daransitzenden Weibchen der genannten Schmetterlinge einfrißt, um ihre Eier zu verzehren.

Nr. 1840. Der Puppenräuber (Calosoma sycophanta).

Calotte (Kugelabschnitt), eine platt anliegende Mütze, insbes. das Scheitelkäppchen der Geistlichen; ferner die Kapsel auf der hintern Seite der Taschenuhren; sowie auch in architekton. Bedeutung die runde Wölbung der Decke eines Zimmers. —

Calottisten od. „Le régiment de la calotte“ nannte sich zu Ludwig's XIV. Zeit eine militärisch organisirte Gesellschaft von Witzbolden u. Spöttern in Paris, welche Denen, die sich lächerlich machten od. durch ihre Geistesbeschränktheit hervorthaten, ein Patent schickte, u. zwar mit der Erlaubniß, auf ihrem angeblich schwachen Kopfe eine Calotte zu tragen, d. h. eine Kappe, wie sie Mönche od. Priester zum Schutze der Tonsur aufzusetzen pflegen. Das entsprechende Wappen der Gesellschaft führte die Devise: „C'est régner que de savoir rire!“ Ihr Uebermuth, in dem sie ihre Patente selbst auswärtigen Fürsten zusandte, veranlaßte unterm Minister Fleury die Aufhebung der Gesellschaft. Vgl. „Mémoires pour servir à l'histoire de la calotte“ (Bas. 1725). Während der Restauration ward die Priesterwirthschaft Régime de la calotte genannt.

Calovius, eigentl. **Calov**, Abraham, der heftigste u. streitsüchtigste unter den luther. Theologen des 17. Jahrh., geb. 16. April 1612 zu Mohrungen in Preußen, studirte zu Königsberg u. habilitirte sich 1637 das., ging 1643 als Rektor des Gymnasiums u. Prediger nach Danzig, folgte 1650 einem Rufe nach Wittenberg u. starb dort 25. Febr. 1686 als erster Prof. der Theologie, Pastor an der Pfarrkirche, Konsistorialrath u. Generalsuperintendent des sächs. Kurkreises, nachdem er sich sechsmal verheirathet hatte. C. besaß eine umfassende theolog. Gelehrsamkeit, verband aber damit eine blinde Anhänglichkeit an die luther. Orthodoxie u. einen Eifer in der Vertheidigung seiner Meinungen, der ihn im höchsten Grade unduldsam u. verfolgungssüchtig machte. Seit dem Religionsgespräch in Thorn (1645) lag er hauptsächlich auch mit Georg Calixtus (s. d.) u. dessen Anhängern im Streit, für deren Unionsbestrebungen er den Namen Synkretismus (s. d.) aufbrachte. Auch seine „Biblia illustrata“ (Frankf. 1672, 4 Bde.; neue Aufl. Dresd. 1719) bezweckte nur eine leidenschaftl. Kritik der „Annotationes in vet. et nov. Test.“ von Grotius. Unter der großen Zahl seiner übrigen, meist polemischen Schriften sind bes. seine theolog. Methodologie (Wittenb. 1652, 2 Thle.) u. sein dogmat. System (12 Bde., ebd. 1665—77) erwähnenswerth.

Calpe (griech., die Urne), ein hoher, steiler Berg, der mit Abyla in Afrika die Säulen des Hercules bildete; er hat die Gestalt einer Urne, auf der Westseite eine große Höhle, u. heißt jetzt Kap von Gibraltar. Das von Hercules der Sage nach gegründete Calpia ist das heutige Gibraltar.

Calpee (spr. Kälpih), Handelsstadt an der Jumna in der ostind. Landschaft Bundelkund mit 22,000 E.; während des Aufstandes von 1857—58 Hauptquartier des Gwalior-Kontingents.

Calpurnius, Titus Siculus, lat. Dichter aus der 2. Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr., galt lange Zeit als Verf. einer unter seinem Namen auf uns gekommenen Sammlung von Idyllen im Stile des Virgil, hinter dem sie jedoch an Kraft u. Frische weit zurückstehen. Von dieser Sammlung gehört aber nur ein Theil dem C., ein anderer einem spätern Dichter Nemesianus an (vgl. Haupt, „De carminibus bucolicis Calpurnii et Nemesiani“, Berl. 1854). Den krit. gesichteten Text gaben heraus Grauff (Bern 1836) u. Gläser (Gött. 1842); die deutschen Uebersetzungen (u. a. eine von Adelung) sind veraltet.

Calque (franz., spr. Kalke), Durchzeichnung, s. „kalkiren“.

Caltagirone (it., spr. Kaltadschirone), Kreis der Prov. Catania auf Sizilien, 30 □M. mit 92,500 E. in 12 Gemeinden u. 9 Mandamenti (Aemter). Die Stadt gleichen Namens liegt auf zwei Hügeln, die durch eine Brücke verbunden sind, zählt 25,000 E. u. hat viel Industrie.

Caltanisetta, Prov. von Sizilien mit 68 □M. u. 230,000 E. in 32 Ortschaften, grenzt im N. an Palermo, im O. an Catania u. Siracusa, im S. an das Meer u. im Westen an Girgenti; ein Theil des neptun. Gebirgszuges u. die Flüsse Salso, Terranova u. Platani gehören ihr an. Sie produzirt außer Südfrüchten bes. Erdöl u. Schwefel; auch die Viehzucht ist bedeutend. Einer der 3 Kreise der Prov. ist C. mit 28 □M. u. 92,200 Einw. Die Stadt C. mit 24,200 Einw., ein bedeutender Handelsort, liegt 13 M. südöstl. von Palermo malerisch an einem Bergabhange u. ist ein Stationsort der Palermo-Catania-Eisenbahn. Am 2. Sept. 1820 siegten hier die königl. neapolitan. Truppen unter General Pepe über die aufständischen Palermitaner.

Caltha palustris *L.*, Butter-, Dotter-, Schmalz-, Kuh-, Schmeer-, Bach-, Matten-, Moor-, Draht-, Gold-, Pfingstblume, Schmergeln, Sumpfschmirgel, wilde od. deutsche Kapper; in der Nordschweiz Eier-, Oster-, Chrota-, Roß-, Wasser-, Schmalzbluoma u. Schmirbla. Eine allbekannte Sumpfpflanze aus der Familie der Ranunkelgewächse, welche im Frühjahr ihre großen, goldgelben Blumen oft über weite Wiesenflächen ausbreitet u. die verschiedensten Namen empfangen hat, je nachdem das Volk ihre Eigenschaften andeuten wollte. So viel auch die Kinderwelt nach ihr eifert, ist sie doch, getreu ihrer Ranunkelnatur, eine scharfe Pflanze, die deshalb auch vom Vieh nicht gefressen wird. Dennoch werden die Blumenknospen mit Essig eingemacht u. fälschlich als Kappern verkauft u. genossen.

Calvados (spr. Kalvadoh), Dep. in der Seeregion Frankreichs, 101 □M. mit 500,000 E., im N. an den Kanal, im O. an de l'Eure, im S. an Orne u. im W. an Manche grenzend, gehört zu der ehemaligen Normandie. Die Hauptstadt ist Caen. Orne, Vire, Dives u. Touques bewässern als Hauptflüsse das Departement von S. nach N.; letzterer durchströmt das Auge-Thal (Vallée d'Auge), welches wegen seiner vortrefflichen Viehweiden berühmt ist. Es bildet mit einigen angrenzenden Thälern das ehemalige „Land von Auge". Das Klima ist gesund. Das Küstenland ist sandig u. öde, dagegen sind die Thäler an den Flüssen sehr fruchtbar u. ergiebig an Flachs, Hanf, Oel, Getreide u. bes. an Obst, das zur Ciderbereitung verwendet wird; die Gebirge liefern Steinkohlen u. verschiedene Mineralien. Die Bewohner beschäftigen sich mit Austern- u. Fischfang, Acker- u. Gartenbau u. Viehzucht; Handel u. Industrie sind bedeutend; Honfleur, einer der 7 Häfen, an der Mündung der Seine, gegenüber Havre, ist der wichtigste Handelsplatz. Seinen Namen verdankt das Departement jener Felsenkette an der Küste zwischen den Mündungen der Orne u. Vire. Der Sage nach hat dieselbe ihren Namen erhalten (Rochers de C.) von einem der Schiffe der Armada Philipp's II., das hier 1588 Schiffbruch litt.

Calvaert (spr. Kalwahrt), Dionys, gewöhnlich Dionysio Fiammingo genannt, Maler von bedeutendem Ruf, geb. 1555 zu Antwerpen, gest. 1619 zu Bologna. Schüler Fontana's u. Sabbatini's in Bologna, ward er das. der Gründer einer eigenen Schule, in welcher mehrere bedeutende Meister, wie z. B. Domenichino, Guido Reni, Albani u. A. m. sich ausbildeten.

Calvarienberg, eine in kathol. Gegenden vielfach vorkommende Nachahmung Golgatha's, in Gestalt eines Hügels mit den 3 Kreuzen, gewöhnlich außerhalb der Städte. Bis zur Spitze des Hügels führen in der Regel 6—12 Stationen, u. zwar so, daß die ganze Länge der Wallfahrtslinie dieselbe ist, wie die vom Hause des Pilatus zu Jerusalem nach Golgatha. Die Stationen selbst stellen die Hauptmomente des Leidensweges Christi in Reliefs od. Gemälden dar, welche entweder an Pfeilern od. auch in bes. kleinen Kapellen angebracht sind.

Calvertsinseln, engl. Name einer Inselgruppe im nordwestl. Ozeanien, s. „Mulgrave Archipel".

Calville, eine Spielart der Aepfel, von quittenartigem, kantigem Ansehen, nach dem Kelche spitz zulaufend, zartbereift, auf dem Strohlager gereift, fettig sich anfühlend, u. von sehr feinem, gewürzigem Geschmack, der an Erd- u. Himbeeren, aber auch an den Quittengeruch erinnert. Wahrscheinlich ist dieser Apfel durch Kreuzung des Apfels mit der Quitte entstanden. Den Namen „Klapperäpfel" führen sie deshalb, weil die Samenkerne nach vollständiger Reife sich in dem ziemlich großen Kernhause loslösen u. beim Schütteln des Apfels ein klapperndes Geräusch verursachen.

Calvin, Johannes, nächst Luther der größte unter den Reformatoren des 16. Jahrh., wurde 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geb. Sein Familienname war eigentl. Caulvin od. Cauvin (nicht Chauvin); seit 1532 nennt er sich nach damaliger Sitte mit der lat. Umformung Joh. Calvinus. Sein Vater, Prokurator der Grafschaft Noyon u. bischöflicher Sekretär, gab ihm ungeachtet seiner beschränkten Mittel eine vorzügliche Erziehung. Der düstere Ernst seines Charakters sowie die Strenge seiner religiösen Gesinnung ließen C. zum Studium der Theologie geeignet erscheinen, das er in Paris begann. Zum Jüngling herangereift, wurde er durch den Willen seines Vaters, vielleicht aber auch zugleich durch frühzeitige Zweifel an der Wahrheit der kathol. Lehre genöthigt, das Studium der Theologie mit dem der Rechte zu vertauschen. In Orleans erwarb er die juristische Doktorwürde u. verband sodann in Bourges mit dem Studium der Rechte das der griech. Sprache. Hierdurch auf das Neue Testament hingeleitet, kam er bald innerlich in tieferen Widerspruch mit der Glaubenslehre der kathol. Kirche. Wie vor ihm Luther, quälte auch er sich mit allerlei Büßungen ab, um diesen Widerspruch zu dämpfen, bis nach seinen eigenen Worten durch eine „plötzliche Bekehrung" sich die Unruhe seines Gewissens in die Festigkeit evangel. Glaubens verwandelte. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er 1532 nach Paris zurück u. wirkte hier bes. durch die Gewalt der Rede für die Sache der Reformation, vor Allem bemüht, den König Franz I. für die Evangelischen milder zu stimmen u. von ihrer Verfolgung abzubringen. Zu diesem Behuf hatte er schon 1532 die Bücher des Seneca „von der Milde" herausgegeben u. mit einer Erläuterung versehen; eine von ihm verfaßte kühne Rede an den König, welche der Rektor der Universität, Nicol. Cop, am Feste Allerheiligen 1533 vorlas, zog jedoch seine Entfernung aus Paris nach sich. Nach vorübergehendem Aufenthalt bei der evangelisch gesinnten Königin von Navarra, der Schwester Franz' I., kehrte er zwar nochmals nach Paris zurück, floh aber beim Ausbruch ernsterer Verfolgungen (1534) nach Basel. Hier erschien auch seine nachmals so berühmt gewordene „Unterweisung in der christl. Religion an den König der Franzosen", u. zwar zuerst lateinisch 1536; nachträglich übersetzte sie C. auch in das Französische u. gab sie wiederholt mit Verbesserungen heraus. Er verfolgte dabei nicht blos den Zweck, ein grundlegendes Lehrbuch des neuen Glaubens u. zwar nicht allein für die Franzosen zu bieten, sondern vor Allem den, Franz I. durch kernige Worte der Widmung von der Schändlichkeit der Verfolgungen u. Verläumdungen gegen die Evangelischen zu überzeugen. Nach kurzem Aufenthalt bei der Herzogin von Ferrara u. in seiner Vaterstadt beschloß C. abermals nach Basel zurückzukehren u. nahm seinen Weg über Genf (1536). Sein Aufenthalt daselbst war nur auf die Nacht vom 5.—6. Aug. berechnet, aber der Genfer Reformator Farel, der ohne ihn die von Parteiungen zerrissene Stadt nicht einigen zu können glaubte, hielt ihn fest. Sein Widerstreben wurde durch eine förmliche Verfluchung Farel's für den Fall, daß er nicht einwillige, gebrochen.

Nr. 1841. Johannes Calvin (geb. 10. Juli 1509, gest. 27. Mai 1564).

Bald überragte er Farel durch die hinreißende Gewalt seiner Predigt, überwand durch eine öffentliche Disputation die Wiedertäufer (1537) u. wachte mit schroffster Strenge über die Handhabung der äußeren Kirchenzucht. Als er sich aber mit den übrigen Predigern auch der Wiedereinführung der Taufsteine, des gesäuerten Brotes beim h. Abendmahle u. der großen kirchlichen Feste widersetzte, wurde er 23. April 1538 mit den andern von der Bürgerschaft verbannt. In der Hoffnung, nun doch noch für seine Studien Muße zu finden, ließ sich C. in Straßburg nieder. Aber der dortige Reformator Bucer nöthigte ihn, auch hier als Seelsorger für die franz. Flüchtlinge u. als Lehrer an der Akademie thätig zu sein, sowie sich an verschiedenen Religionsgesprächen mit den deutschen Theologen zu Frankfurt, Worms u. s. w. zu betheiligen. Dies brachte ihn mit den bedeutendsten derselben, vor Allem mit Melanchthon, in persönliche Berührung. Unterdeß war in Genf infolge des wüsten Treibens der Wiedertäufer u. anderer Zwischenfälle bittere Reue eingetreten über die Verbannung des Lehrers, der auch jetzt noch an der Genfer Gemeinde den treuesten Antheil nahm. Aber erst 1541 gelang es den dringenden Bitten des Rathes u. der Bürgerschaft, sowie den Vorstellungen Bucer's u. Farel's, ihn für immer dorthin zurückzuführen. Der Tag seiner Rückkehr (13. Sept. 1541) ward der eigentliche Geburtstag der franz.-reformirten Kirche, ja der reformirten Kirche überhaupt, so weit sie sich nach C.'s Namen nennt. Mit einer Strenge, die

keine Rücksicht kannte, stellte er die verfallene Sittenzucht wieder her, wachte unerbittlich selbst über die Meinungen der Bürger u. schuf so aus der Republik Genf ein Spiegelbild jener alttestamentlichen Gottesherrschaft (Theokratie), in der der Wille Gottes über allen menschlichen Gesetzen u. Gewohnheiten stehen sollte. Träger dieser geistlichen Herrschaft war das sog. Konsistorium, welches aus den sechs Geistlichen der Stadt u. 12 Rathsoberren bestand. Mit Hülfe desselben warf er bis zum Jahre 1555 allen Widerspruch zu Boden, der theils von den ehemaligen Demokraten, theils von der zügellosen Sekte der sog. Libertiner (Freigeister) gegen ihn ausging. Zu diesem Behufe scheute er auch die alleräußersten Mittel nicht. Verbannungen u. Hinrichtungen waren an der Tagesordnung; den Spanier Michael Servede, der das Geheimniß der Dreieinigkeit angezweifelt hatte, ließ er verbrennen (1553). Wenn deshalb in späterer Zeit oft allzu hart über ihn geurtheilt worden ist, so muß man doch auch bedenken, daß er selbst leistete, was er von Andern forderte. Obwol körperlich schwächlich u. oft von Krankheit geplagt, war er doch unerbittlich gegen sich selbst, unermüdlich thätig u. von solcher Uneigennützigkeit, daß nach einem fast kärglichen Leben seine Hinterlassenschaft an Büchern u. Hausrath nicht 300 Goldgulden (ca. 225 Thaler) betrug. Bereits 1549 hatte er seine 1539 in Straßburg geheirathete Gattin, Idelette de Bures, verloren; auch sein einziger Sohn starb frühzeitig. Dafür aber genoß er in den letzten Jahren von allen Seiten eine fast abgöttische Verehrung, ein Beweis, daß er nicht blos durch Strenge, sondern auch durch die thatkräftigste Sorge für das Seelenheil der Gemeindeglieder die Gemüther gewonnen hatte. Er starb 27. Mai 1564, nachdem er wenige Tage zuvor noch eine erschütternde Abschiedsrede an die Rathsherren gehalten hatte. Die gesammte Bürgerschaft nahm an seinem Begräbniß theil, aber kein äußeres Zeichen durfte seinem Willen gemäß sein Grab schmücken. Ein unvergängliches Denkmal aber hat er sich gesetzt, theils in seinen Schriften — vor Allem in seinen Auslegungen zum Neuen Testament, die sich durch Eleganz der latein. Sprache, wie durch Schärfe u. Klarheit der Gedanken vor denen aller anderen Reformatoren auszeichnen —, theils durch die Begründung jenes bes. Zweiges der evangel. Kirche, welcher nach ihm den Namen des Calvinismus führt u. welcher lange Zeit nicht allein in der Schweiz u. in Frankreich herrschend blieb, sondern auch in Deutschland vielfach Eingang fand. Die hauptsächlichsten Unterscheidungslehren desselben sind folgende: Der Mensch ist infolge der Erbsünde von Adam her von Natur zu allem Guten untüchtig u. kann die Seligkeit nur erlangen, wenn ihn die Gnade Gottes nach dessen ewigem, unbedingtem Rathschluß im Voraus zur Seligkeit bestimmt hat (Lehre von der Prädestination od. Vorherbestimmung zur Seligkeit). Diese ihm angebotene Gnade kann der Mensch weder zurückweisen, noch ihrer je ganz wieder verlustig gehen. Im Sakrament des Abendmahls wird Christi Leib u. Blut geistlich, im Glauben genossen (nicht körperlich, wie die Lutheraner lehren, aber auch nicht blos sinnbildlich zur Erinnerung, wie die Zwinglianer lehrten). Im Gottesdienst dringen die Calvinisten auf die äußerste Einfachheit, verwerfen sogar Bilder u. Altäre in den Kirchen, räumen aber der Kirche eine viel strengere Zucht gegen ihre Glieder ein, als die übrigen Evangelischen. Ihre Lehre u. Verfassung ist in zahlreichen Bekenntnißschriften niedergelegt, von denen die vornehmsten sind: die Confessio Gallicana (das französ. Glaubensbekenntniß) in 40 Artikeln (1559), die 39 Artikel der engl. Kirche (1562), die Confessio Belgica in 37 Artikeln (1562). Das größte Ansehen erlangte die sog. Confessio Helvetica II. (Schweizerisches Glaubensbekenntniß), auf Wunsch des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz 1564 verfaßt, sowie der Genfer Katechismus, von C. selbst 1541 französisch, 1545 lateinisch geschrieben, u. der Heidelberger Katechismus (1562). Noch bei C.'s Lebzeiten fand der Calvinismus außer in der Schweiz, in Frankreich u. Großbritannien selbst in vielen lutherischen Gemeinden Eingang, theils offen, wie in der Kurpfalz u. Bremen (später auch Anhalt, Hessen, Brandenburg), theils insgeheim (Kryptocalvinisten, heimliche Calvinisten). Dies führt zu den sog. kryptocalvinistischen Streitigkeiten, die von 1552—1574 in verschiedenen Ländern geführt wurden, bes. heftig in Kursachsen, dem Geburtslande des Lutherthums, wo die Anhänger Philipp Melanchthon's (die sog. Philippisten), bes. die Theologen Major u. Eber in Wittenberg, heimlich an der Einführung des Calvinismus arbeiteten. Zwar wurde 1574 die Bewegung durch Einkerkerung der Philippisten von Kurfürst August unterdrückt, brach aber unter Christian I., unterstützt durch die kryptocalvinistischen Bestrebungen seines Kanzlers Nicol. Crell, noch einmal aus. Nach Christian's Tode wurde jedoch der Calvinismus vollständig wieder ausgerottet u. Crell nach 10jähr. Gefängniß als Hochverräther enthauptet. Ueber die gegenwärtige Zahl u. Ausbreitung der Calvinisten s. d. Art. „Christenthum".

Calvisius, Sethus, hieß eigentlich Kalvitz, Sohn eines armen Bauern zu Gorsleben in Thüringen, wo er 21. Febr. 1556 geboren ward. Seine wissenschaftlichen u. musikalischen Studien vervollständigte er auf den Universitäten Helmstädt u. Leipzig. Er komponirte viel geistliche Musik u. wurde demzufolge zum Musikdirektor an der Paulinerkirche in Leipzig ernannt. Im J. 1582 übernahm er die Kantorstelle in Schulpforta u. kam 1592 als Kantor u. Musikdirektor an die Thomasschule zu Leipzig. In dieser Stellung starb er 23. Nov. 1615. Viele seiner Choräle sind in die Gesangbücher übergegangen u. werden noch heute gesungen. C. war zugleich der berühmteste Musikgelehrte seiner Zeit. Er schrieb „Melopoeia" (Erf. 1582), „Compendium Musicae Practicae" (Lpz. 1594), „Musicae artis praecepta", „Harmonia canticorum ecclesiasticorum a M. Luthero et aliis viris Germaniae compositorum (Lpz. 1596, 4 Bde.) u. a.

Calvus (lat., d. h. Kahlkopf), Name eines bei alten Philosophen vorkommenden Trugschlusses, hergenommen von einem sophist. Frage- u. Antwortespiel, in welchem es sich um die Bestimmung der Zahl der Haare handelt, die man haben od. nicht haben müsse, um ein Kahlkopf zu sein.

Calycanthus floridus, der bekannte Zimmetstrauch unserer Gärten u. Anlagen aus Nordamerika, mit roth- od. zimmtbraunen, aromatisch nach Zimmt duftenden Blumen u. einer eigenthümlichen Rinde, die sogar in den Holzkörper hineinwachsen kann.

Calyptranthes, wörtlich „Deckelblume", Pflanzengattung der Myrtengewächse, deren Arten in ihren Blumenknospen das intensivste Arom der Familie entwickeln, weshalb sie auch eine Art von Piment erzeugen, der bes. von C. aromatica *St. Hil.* aus Brasilien kommt, wo er Craveiro od. Cravo da terra heißt. Die Früchte kennt man als Kronpiment. Andere Arten liefern wohlschmeckende süße Früchte; so der Cravo de campo (C. variabilis *Bg.*) u. die Pitanga de Cachorro (C. obscura *DC.*) Brasiliens u. A.

Calystegia, Zaun-, Bär-, Purgirwinde, Pflanzengattung aus der Familie der Windengewächse, früher bei Linné noch zur Gattung Convolvulus gehörig. Ihre Arten gehören, wie die Ipomöen, zu den beliebten Kletterblumen unserer Gartenkultur u. kommen sowol aus Nordamerika, wie auch aus Asien u. Australien zu uns. In Europa einheimisch sind: C. sepium *R. Br.*, unsere gewöhnliche Zaunwinde mit purgirenden Wurzeln, C. sylvestris *R. Br.*, in Südeuropa mit gleicher Eigenschaft, u. C. Soldanella *R. Br.*, die bekannte, in Südeuropa häufigere Kohl- od. Meerwinde, dessen bittersalzig schmeckendes Kraut einen Milchsaft besitzt u. daher auch als eine Art Kohl (Meerkohl) benutzt wird, der bei stark abführender Wirkung als urintreibend, blutreinigend, wurmwidrig u. s. w. gilt.

Camaïeu od. **Camayeu** (frz., spr. Kamajöh), im mittelalterl. Lat. Camaeus od. Camahatas, im Altfrz. Camaheu, im Deutschen Kamee od. Gemme, ein erhaben od. vertieft geschnittener Edelstein; ferner ein nur aus einer Farbe hergestelltes, nur durch Abtonung u. Schattirung reliefähnlich wirkendes Gemälde. Grau in Grau ausgeführt, heißt diese Art Malerei auch Grisaille; gelb in Gelb Cirage. Zuweilen bezeichnet man auch die in Italien mit Chiaroscuro benannten Bilder, im weiteren Sinne eintonig ausgeführte Bilder mit C.

Camail (franz., spr. Kamalj, vom ital. camaglio, der Hals eines Panzerhemdes), eine Tracht der kathol. Geistlichen, vorzüglich für den Winter, in Form einer vom Hinterkopf über die Schultern herabfallenden Kapuze, gewöhnlich von schwarzem Stoffe, bei den Bischöfen auch Mozetta genannt. Beim Papst ist der C. von rothem Sammt od. Seidenstoff. — 2. Ein kurzes Frauenmäntelchen ohne Aermel. — 3. (Heraldik) die Helmdecke eines Wappens.

Camaldulenser, s. „Orden".

Camarero (span.), Kammerherr, auch Kammerdiener; Camarera, Hofdame, Ehrenfräulein, auch Kammerfrau.

Camargue, La (spr. Kamargh), das fruchtbare Delta, welches durch die beiden Hauptmündungsarme der Rhone gebildet wird, ein 14 □M. großes, angeschwemmtes Land, mit Salzsümpfen u. Lagunen, von denen der Valcaressee der größte ist. Ergiebig an Getreide u. Rothwein sind die höheren, fette Viehweiden bieten die niedrigeren Landstriche dar. Holbverwilderte Pferde, meist von grauer Farbe (Camarguepferde), veranlassen beim Einfangen u. Zeichnen mit dem Brenneisen die Feier des Volksfestes Ferradon. In der Hauptstadt C.'s, St. Maries, sollen der Legende nach drei heil. Marien zusammengekommen sein. Nach der polit. Eintheilung Frankreichs gehört C. zu dem Arrondissement Arles des Depart. der Rhonemündungen.

Camarilla (Verkleinerung des span. Wortes camara, Kammer, Kabinet, also: Kabinetchen, Nebenkabinet) nennt man in der modernen polit. Sprache die engere Umgebung eines Herrschers, welche die bes. Gunst, in der sie bei ihm steht, dazu ausbeutet, in den Gang der Staatsgeschäfte einzugreifen u. die Maßnahmen der offiziellen u. rechtmäßigen Regierung zu beherrschen od. zu durchkreuzen. Solche C.s bilden sich in der Regel dann, wenn zwischen den Interessen einer kleinen, engherzigen Hofpartei einerseits u. den Forderungen des allgemeinen Staatslebens u. der Verfassung, in deren Dienst die verantwortlichen Räthe der Krone stehen, andrerseits ein unversöhnlicher Widerspruch besteht; jene kleine Partei arbeitet dann der offiziell herrschenden Regierung insgeheim u. gleichsam unterirdisch entgegen. Manche Dynastie ist an diesem Widerstreit der allgemeinen Bedürfnisse u. des Volkswillens mit den Ränken der von ihr begünstigten C. zu Grunde gegangen. In neuester Zeit bietet das bourbon. Herrscherhaus in Spanien, das überhaupt als das klassische Land der C. zu betrachten ist, ein warnendes Beispiel davon dar. Durch ähnliche Schuld führten die Bourbonen in Frankreich vor der Julirevolution ihren Sturz herbei. Auch die Wiener Hofburg ist nur zu oft der Tummelplatz adelsstolzer od. pfäffischer C.s gewesen.

Camarin (span., von camara, Kammer), auch Reliquiarium, eine Kapelle hinter dem Hochaltar in kathol. u. reform. Kirchen, in welcher eine Reliquie od. ein wunderthätiges Heiligenbild aufgestellt ist.

Camarina, alte Stadt an der sizilian. Südküste, nahm in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Gründung (598 v. Chr.) einen raschen Aufschwung, wurde jedoch bereits 554 von den Syrakusanern, denen es infolge der Austrocknung eines nahe gelegenen Sumpfs zugänglich geworden war, zerstört. Später wurde die Stadt wiederholt aufgebaut, erlitt aber immer wieder (von den Syrakusanern, Römern, Karthagern) das Schicksal der Zerstörung.

Camarines, Halbinsel der zu den Philippinen gehörenden Insel Luzon od. Manilla. Im südöstl. Theile derselben gelegen, umfaßt sie 1026 □M. u. etwa 17,000 Einw., meist unabhängige Papuas. Das Land ist gebirgig, vulkanischen Ursprungs u. reich an heißen Quellen; der den Spaniern gehörige Küstenstrich ist fruchtbar u. liefert Farbeholz, Tabak u. Reis als Handelsprodukte.

Cambacérès (spr. Kangbassebräh), Jean Jacques Régis de, Erzkanzler des ersten franz. Kaiserreichs, geb. 18. Okt. 1753 zu Montpellier, trat nach Vollendung seiner jurist. Studien in den Staatsdienst ein u. wurde 1791 zum Präsidenten des Kriminalgerichts seiner Vaterstadt ernannt. Den Ideen der franz. Revolution war er zugeneigt, ohne die Ausschreitungen, zu denen sie in ihrem weitern Verlaufe führte, zu billigen. 1792 in den Konvent gewählt, richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Gesetzgebung u. Rechtspflege. Sehr entschieden warnte er vor der Hinrichtung des Königs u. suchte das Schicksal desselben zu mildern. Später zum Präsidenten des Konvents u. des Wohlfahrtsausschusses ernannt, suchte er auch in dieser Stellung vermittelnd zu wirken, gerieth aber dadurch in den Verdacht eines Monarchisten u. mußte den Anfeindungen der extremen Parteien weichen. Den Entwurf eines neuen Civilgesetzbuches, auf dem später der Code Napoléon aufgebaut wurde, hat er in dieser Zeit ausgearbeitet. Die kurze Periode, während welcher er das Justizministerium führte, erlaubte ihm aber nicht, seine legislator. Pläne durchzuführen; erst unter Bonaparte, der ihn zum zweiten Konsul u. nach der Annahme der Kaiserwürde zum Erzkanzler erhob, gelang es ihm, nachhaltigen Einfluß auf die Gesetzgebung seines Landes zu gewinnen. C., vom Kaiser 1808 zum Herzog von Parma ernannt, 1813 mit dem Vorsitz im Regentschaftsrath betraut, willigte zwar 1814 in die Absetzung Napoleon's, schloß sich ihm aber nach seiner Rückkehr sofort wieder an u. übernahm das Justizministerium. Das wiedereingesetzte Königthum verhängte Verbannung über ihn, die erst 1818 aufgehoben wurde. Sein Lebensende verbrachte er in Ruhe zu Paris, wo er 5. März 1824 starb.

Cambay, Stadt in Bombay, „s. Kambaja".

Cambio (ital.), Wechsel (s. d.).

Cambial (ital.), Alles, was auf Wechsel (Cambio) Bezug hat.

Cambist, eine jetzt nicht mehr gebräuchliche Benennung für Wechsler, Bankier.

Cambium, botan. Name für Pflanzensaft.

Cambiumsringe od. „Jahresringe" (s. d. u. „Baum").

Cambon (spr. Kangbong), Joseph, franz. Revolutionsmann, geb. 17. Juni 1754 zu Montpellier, wo er einer Fabrik vorstand, als die Revolution ausbrach, der er sich sofort begeistert anschloß. In der Nationalversammlung, der er eine Zeit lang präsidirte, u. später im Konvent u. im Wohlfahrtsausschuß zeigte er sich als strengen Republikaner u. stimmte für die Hinrichtung Ludwig's XVI., setzte jedoch den weitern Ausschreitungen, zu denen die Bergpartei hindrängte, energischen Widerspruch entgegen. Große Verdienste erwarb er sich um die Regelung der Finanzen; durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er vor dem Konvent die Schäden der Finanzverwaltung aufdeckte u. aus der Fahrlässigkeit gewisser Beamten u. der liederlichen Schwindelwirthschaft der Schreckensmänner erklärte, gerieth er aber mit diesen, bes. mit Robespierre, in einen Konflikt, dessen drohenden Folgen er sich nur durch Verbergung entzog. Nach der Amnestie vom 4. Brumaire lebte er auf seiner Besitzung bei Montpellier. Nachdem er 1815 nochmals vorübergehend als Deputirter am öffentlichen Leben theilgenommen, wurde er nach der zweiten Restauration verbannt u. brachte seine letzten Jahre in Brüssel zu, wo er 15. Febr. 1820 starb.

Cambray (spr. Kangbreh), Arrondissement des franz. Dep. du Nord $16\frac{1}{3}$ □M. mit 190,000 Einw. Die Hauptstadt gl. N. mit 22,600 E. liegt an der Schelde u. dem Kanal von St. Quentin. Als Festung nimmt sie die zweite Klasse ein, dagegen ist sie Fabrikstadt von erstem Range, bes. in der Produktion gewisser Leinenwaaren, die nach ihr Cambrays od. Cambrics genannt werden; außerdem ist die Fabrikation von Baumwollengeweben, Barchent, Calicots, Tülls u. Strumpfwaaren sowie von Seife, Zucker, Oel, Bier u. s. w. von Bedeutung. C. macht den Eindruck einer alten Stadt; es war das Camaracum der Alten u. ursprünglich eine Stadt der Nervier im belgischen Gallien; später wurde sie der Sitz der röm. Prokonsuln, welche sie durch Paläste, Wasserleitungen, Amphitheater u. s. w. verschönten; im vierten Jahrh. wurde jedoch das Meiste vom Usurpator Maximus u. von den Vandalen zerstört. Im Mittelalter gehörte C. zum Deutschen Reiche; seit 1668 ist es französisch. C. ist der Geburtsort von Aimé Bourdon, Balthasar u. Kaspar Marsi, General Dumouriez u. Marschall Mortier.

Cambrics, ursprünglich feine Leinenstoffe (Batist, Linon), die ihren Namen nach der nordfranz. Stadt Cambray erhielten, wo sie von frühen Zeiten her in vorzüglicher Qualität gefertigt wurden. In Deutschland wurde der Name nach bloßer Klangähnlichkeit in Kammertuch verwandelt. Heutzutage ist die alte echte Waare, welche die Zucht eines sehr feinen Flachses u. bes. geschickte Feinspinnerinen voraussetzt, sehr in den Hintergrund getreten; die jetzigen Cambrics sind Nachahmungen in baumwollenem Maschinengarn, die bei viel größerer Wollfeinheit gleichwol ein schöneres Ansehen haben als die echten, da die Maschine gleichartigere Fäden spinnen kann als die Menschenhand. Die Fabrikation solcher Stoffe wird jetzt in allen Industrieländern betrieben u. diese Gewebegattung in vielen Abwandlungen hergestellt.

Cambridge (spr. Kembridsch), (Cambridshire, spr. Kembridschier), Grafschaft in England, 40 □M., 176,100 E., grenzt im N. an Lincoln, im W. an Northampton, Hunts u. Leeds, im S. an Hertford, im O. an Essex, Suffolk u. Norfolk. Der nördl. Theil ist von Kanälen u. Dämmen durchzogen, der südl. Theil ist Hügelland, aus Kreide u. Grünsand bestehend. Hauptflüsse Ryne u. Ouse mit Cam u. Lark. — Cambridge, Hauptstadt mit 26,400 E., in flacher Gegend an beiden Ufern des Cam. Die schönsten Gebäude der Stadt sind die 17 Kollegien, Hallen u. s. w., welche die berühmte Universität bilden, die Marienkirche, eines der schönsten gothischen Gebäude Englands, die alte Grabkirche (1101 eingeweiht). Die Universität wurde 1231 von Heinr. III.

u. 1333 von Eduard III. inkorporirt, die eigentliche Stiftungsurkunde ist von der Königin Elisabeth; an Dotationen u. Schenkungen ist diese Universität reicher als irgend eine andere. Der alte Name der Stadt ist Camboricum; 871 wurde sie von den Dänen zerstört; unter Wilhelm dem Eroberer hieß sie Grantbridge. — Ueber die Universitätsstadt C. im nordamerikan. Staate Massachusetts bei Boston s. d.

Cambridge, Herzog Adolphus Frederick v., Graf v. Tipperary, Baron v. Culloden, jüngster Sohn Georg's III., Bruder Georg's IV. u. Wilhelm's IV. von England, geb. zu London 24. Febr. 1774, eignete sich auf der Universität Göttingen die deutsche Sprache u. Bildung an, bereiste dann Deutschland u. lebte einen Winter hindurch am preuß. Hofe. Im J. 1794 machte er den Feldzug in den Niederlanden mit, wo er auf kurze Zeit in franz. Gefangenschaft gerieth. Im J. 1816 als Generalstatthalter nach Hannover geschickt, ward er 1831 infolge der Göttinger Unruhen zum Vizekönig ernannt, kehrte aber, als nach Wilhelm's IV. Tode Hannover an den ältesten Prinzen, Ernst August, fiel, 1837 nach England zurück. Er starb in London 8. Juli 1850. Sein Sohn, der jetzige Herzog v. C., geb. zu Hannover 26. März 1819, ward 1856 Oberbefehlshaber der brit. Armee u. ist seit 1862 Feldmarschall.

Cambronne (spr. Kangbronn), Graf Pierre Jacques Etienne v., franz. General, geb. zu St. Sebastian bei Nantes 26. Dez. 1770, kämpfte in der Legion von Nantes gegen die Vendéer, machte dann unter Napoleon, der ihn 1813 zum Brigadegeneral erhob, alle Feldzüge mit, begleitete 1814 den Kaiser nach Elba, kehrte 1815 mit ihm zurück, wurde zum Grafen u. Pair von Frankreich gemacht, befehligte in der Schlacht bei Waterloo eine Division der Alten Garde u. soll dabei, nach verzweifelter Gegenwehr aufgefordert, sich zu ergeben, den bekannten Ausruf gethan haben: „La vieille garde meurt, mais elle ne se rend pas!" („Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht"); er lebte dann eine Zeit lang als Kriegsgefangener in England. Nach seiner Rückkehr vom Kriegsgericht freigesprochen, bekleidete C. von 1820—24 als Maréchal de Camp den Posten eines Kommandanten von Lille u. starb zu Nantes 5. März 1826.

Camden (spr. Kämd'n), Name einer großen Anzahl von Ortschaften in den nordamerikan. Unionsstaaten. Die bedeutendste derselben ist die wohlgebaute Hauptstadt der gleichnam. Grafschaft in New-Jersey, am linken Ufer des Delawarestromes, Philadelphia gegenüber, mit prächtigen Privatwohnungen, 15 Kirchen, zahlreichen Fabriken, Eisenwerken, Schiffsbauhöfen u. etwa 30,000 Einw.

Camden od. Cambden, William, engl. Archäolog u. Geschichtschreiber, geb. zu London 2. Mai 1551, gest. das. 9. Nov. 1623, schrieb: „Britanniae chronographica descriptio" (Amst. 1586; 6. Aufl. Lond. 1607, Fol.; engl., Lond. 1806, 4 Bde., Fol.); „Anglica, Normannica, Hibernica, Cambrica a veteribus descripta" (Frkf. 1602, auch 1603, Fol.). C. war der erste Besitzer des auch nach ihm benannten C.-House in Chiselhurst, das seit Ende Sept. 1870 als Aufenthaltsort der Exkaiserin Eugenie nebst ihrem Sohne, sowie dann auch Napoleon's III., viel genannt worden ist. Im vorigen Jahrhundert gab C.-House der Familie des Marquis von C. ihren Titel. Der erste Marquis von C. war Charles Pratt, geb. zu London 1714, ein ausgezeichneter Jurist, der sich als Lord-Oberrichter in dem Konflikt Georg's III. mit dem Volksmanne John Wilkes ein unsterbliches Verdienst um die Privilegien des engl. Parlaments u. seiner Mitglieder erwarb. Er starb 18. Apr. 1794 zu London. — Sein Sohn John Jeffreys Pratt, zweiter Marquis von C., Earl of Brecknock, geb. 11. Febr. 1759, wurde Vize-Admiral, Lord-Statthalter von Irland, Kolonialminister, Großsiegelbewahrer, Präsident des Ministerrathes (vom Mai 1807 bis April 1812) u. als solcher Ritter des Hosenbandordens. Er starb auf seinem Landsitze Wilderneß (in Kentshire) 8. Okt. 1840.

Camellia, richtiger Camelia od. Tsubakki *Kämpf.*; Pflanzengattung einer eigenen Gruppe, der Cameliaceen, einer Abtheilung der Ternströmiaceen aus der Klasse der Guttiferen, nahe verwandt dem chines. Theestrauche, 1753 von Linné benannt zu Ehren des Paters Cameli, der sich im Anfange des 18. Jahrh. mit systemat. Botanik beschäftigte. Es giebt mehrere Arten, von denen C. japonica aus Japan die allbekannte u. allbeliebte Camelia unserer Treibhäuser ist. Man kannte sie schon zu Thunberg's Zeiten in Japan mit einfachen u. gefüllten, weißen, rothen u. purpurrothen Blumen. Der Baum wird in seinem Vaterlande ziemlich stattlich u. ist von den Einwohnern hoch geschätzt; um so mehr, da er vom Okt. bis zum April als Schmuck der Gärten u. des Waldes blüht. Eine zweite Art, die Sasankwa der Japanesen (C. Sasanqua *Thbg.*), gehört Japan u. China an, wo sie häufig kultivirt wird, nicht allein um ihrer weißen, wohlriechenden Blumen willen, sondern auch um mit ihren Blättern den chines. Thee wohlriechender zu machen. Sie sieht auch dem Theestrauche so ähnlich, daß sie Thunberg nur durch die am Grunde verwachsenen Staubfäden recht zu unterscheiden wußte. Ihre Samen geben eben so, wie bei der vorigen, ein dem Olivenöle ähnliches fettes Oel für die Haushaltungen u. allerlei andere Verwerthungen. Eine dritte Art, C. Kissi *Wall* in Nepal, eine vierte in China, C. oleifera *Abel.*, u. eine fünfte, C. dentifera *Lour.* in Cochinchina, erzeugen gleichfalls Oel, letztere sogar ein wohlriechendes, das man als Haaröl benutzt. — Bei der Kultur der japan. C. hat man darauf zu sehen, daß die Pflanze nicht allzu warm steht, sie ist eine Kalthauspflanze; doch darf die Temperatur auch nicht unter 6° C. herabsinken. Auch will sie weder zu feucht noch zu trocken gehalten sein; jedenfalls verlangt sie viel Licht bei möglichst gleicher Temperatur u. einen Boden von nicht zu sandiger Heideerde. Mit vollem Rechte ist sie eine Lieblingspflanze auch bei uns geworden, da sie als immergrüner Strauch die herrlichsten Blumen u. viele Spielarten hervorbringt.

Camelopardis, s. „Giraffe".

Camenae (die Sängerinnen), altitalische begeisternde Quellnymphen des zaubernden u. weissagenden Gesangs, die erst später mit den griech. Musen identifizirt u. mit den poet. Ergüssen der Dichter in Verbindung gebracht wurden. Sie wurden in Rom in einem nach ihnen benannten Haine vor dem nach Capua führenden Thore verehrt. Es war dies ein anmuthiges Thal mit vielen Quellen, unter denen die der Egeria (s. d.) die größte war, mit frischem Rasen u. kühlem Schatten. Dort holten auch die vestalischen Jungfrauen das zum heil. Dienste der Vesta nöthige Quellwasser.

Camera lucida (helle Kammer), der sehr unglücklich gewählte Name einer von Wollaston angegebenen einfachen Vorrichtung zum Nachzeichnen, die aus einem kurzen, an einem aufrechten Träger drehbar befestigten Glasprisma besteht u. von einer Kammer nichts an sich hat. Der Name bildet lediglich den Gegensatz zu der schon länger bekannten Camera obscura od. dunklen Kammer, mit welcher jene nur die Bestimmung gemein hat, als Hülfsmittel bei der Abzeichnung von Landschaften, u. dgl. zu dienen. Das Prisma der C. l. hat vier Flächen, von denen ab u. ad unter einem rechten Winkel zusammenstoßen, die beiden andern dem Zeichner zugewandten aber einen Winkel von 135 Grad einschließen. Tritt nun in die senkrechte Fläche ab ein Lichtstrahl horizontal ein, so kann er, da er sehr schräg auf die Fläche bc trifft, infolge des Brechungsvermögens des Glases nicht durch jene Fläche hindurch gehen, sondern wird wie von einem Spiegel reflektirt, wo er unter denselben Verhältnissen auf die Fläche cd trifft u. von dieser eine zweite Zurückwerfung nach oben erhält. Alle Strahlen also, die in passender Richtung von vorn in das Prisma eindringen, treten ohne Zerstreuung an der obern Fläche nahe der Kante wieder aus. Ein über der Austrittsstelle befindliches Auge sieht demnach das Bild eines vorn befindlichen Gegenstandes gerade unter sich, scheinbar auf dem unterlegten Zeichenpapier, u. da die Nähe der Kante erlaubt, zugleich auch an ihr vorbei u. direkt nach dem Orte des Bildes zu sehen, so ist es möglich, der Bleistiftspitze zu folgen, womit man die Umrisse des Bildes ausführt. Die Brauchbarkeit des Apparates ist in gewisse Grenzen eingeschränkt, über welche hinaus verzerrte Bilder erhalten werden.

Nr. 1842. Die Camera lucida

Camera obscura, die dunkle Kammer, ein optischer, für Unterhaltung, sowie in den zeichnenden Künsten u. nam. in der Photographie vielfach gebrauchter Apparat. Denkt man sich an der einen Wand eines geschlossenen Kastens ein kleines rundes Loch angebracht, an Größe etwa der menschlichen Pupille entsprechend, und die entgegengesetzte Wand aus einem matten Glase od. sonst einem durchscheinenden Stoff bestehend, so wird das durch das Loch einfallende Licht auf der Wand eine helle Scheibe erzeugen; kommt dasselbe aber von einem gegenüber befindlichen körperlichen Gegenstande, so wird dieser sich in den natürlichen Farben, aber umgekehrt, in dem Lichtfelde abbilden. Denn alle Strahlen, welche ein Gegenstand dem kleinen Lichtloch zusendet, müssen einen Kegel bilden, dessen Spitze in dem Loche liegt, u. da diese Strahlen ihre erste Richtung immer beibehalten, so müssen sie sich in dem Loche kreuzen, also wieder aus einander laufen u. einen Gegenkegel bilden, der die Verhältnisse umgekehrt zeigt (Fig. 1843). Eine solche Vorrichtung ist die einfachste

Nr. 1843. Prinzip der Camera obscura.

Nr. 1844. Transportable Camera obscura.

Form der C. o. Da aber eine kleine Oeffnung an der gegenüberstehenden Wand nur schwache, lichtarme Bilder geben kann, so vergrößerte man die Oeffnung u. bewirkte zugleich durch eine Sammellinse die Zusammenbrechung der Strahlen, wodurch jetzt ein helleres u. schärferes Bild hervorgebracht wird. Das ist die Anordnung, welche der ital. Physiker Porta zuerst der C. o. gab. Die Einrichtung der früher zu Landschaftsaufnahmen häufig gebrauchten Camera ist in Nr. 1844 verbildlicht.

Nr. 1845. Photographische Camera obscura mit doppeltem Blasebalgauszuge.

Die Linse rechts steht in einem verschiebbaren Auszug, um den Abstand ermitteln zu können, bei welchem die Bilder am deutlichsten ausfallen. Die in der Linse gebrochenen Strahlen fallen im Kasten auf einen unter 45 Grad geneigten Spiegel, der sie bei dieser Lage senkrecht nach oben wirft. Die Decke des Kastens besteht von k bis i aus mattem Glase od. durchscheinendem Papier, auf welchem das Bild sichtbar wird u. nachgezeichnet werden kann. Ein aufgesetzter Schirm hält das äußere Licht ab u. läßt das Bild für den Zeichner deutlicher hervortreten. — Bei der C. o., wie sie auf Jahrmärkten gezeigt wird, werden die Lichtstrahlen, bevor sie durch die Sammellinse gehen, von einem unter entsprechendem Winkel geneigten Spiegel aufgefangen u. der Linse zugeworfen, sie gehen also gewissermaßen den umgekehrten Weg wie in Fig. 1843. Die Bedeutung der C. o. ist in neuerer Zeit ungemein erhöht worden durch die Erfindung der Lichtbildnerei; sie ist das unentbehrliche Werkzeug des Photographen. Für diesen Zweck ist sie in ihrem Bau sehr verfeinert u. nam. mit vollkommneren Linsen ausgestattet worden. Unsere Abbildung, Fig. 1845, giebt eine sehr zweckmäßig ausgeführte Konstruktion. Die Bilder entstehen direkt an der Hinterwand zunächst auf einer matten, verstellbaren Glastafel bei E, welche, nachdem die richtige Einstellung durch den doppelten Blasbalg vermittelt worden, mit dem Träger des empfindlichen Papiers vertauscht wird.

Camerarius, Joachim (Liebhard), bedeutender Humanist, geb. zu Bamberg 12. April 1500, studirte in Leipzig die alten Sprachen u. ging, nachdem er mehrere Jahre in Erfurt als Lehrer thätig gewesen, 1521 nach Wittenberg, wo er sich eng an Melanchthon anschloß, 1526 als Lehrer der klassischen Literatur nach Nürnberg, welche Stadt er 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg vertrat. Nachdem er längere Zeit in Tübingen gewirkt, übernahm er 1535 die Reorganisation der Universität Leipzig, die er erfolgreich durchführte. Melanchthon fand in ihm auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 u. auf dem zu Regensburg 1556 eine muthige u. thätige Stütze. In seinen letzten Jahren zeichnete ihn Kaiser Maximilian II. durch bes. Ehrenerweisungen u. Geschenke aus. Er starb zu Leipzig 17. April 1574. Die Zeitgenossen schätzten C. eben so sehr wegen seines gediegenen Charakters, als wegen seiner ungewöhnlich umfassenden u. gründlichen Gelehrsamkeit. Von seinen Schriften sind zu nennen: die vorzüglichen Biographien des Eobanus Hessus u. Melanchthon's (dessen Briefe er auch herausgab), ferner seine „Commentarii linguae graecae et latinae"; außerdem hat er eine große Anzahl lat. u. griech. Schriftsteller herausgegeben, übersetzt u. erläutert. Seine „Epistolae familiares" (3 Bde., 1583—95) werfen manches Streiflicht auf die Geschichte jener Zeit.

Camerino, Hauptstadt des gleichnam. Kreises in der ital. Provinz Macerata in den Marken (vor 1860 Hauptstadt einer Delegation des Kirchenstaats), liegt nordöstl. von Rom auf einem Berge, ist Sitz eines Erzbischofs, eines Unterpräfekten, eines Tribunals, einer Prätur u. hat außer einer schwach besuchten Universität ein Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule u. 19 Klöster. Die eigentliche Stadt hat gegen 4500 Einw., der dazu gehörige Gemeindebezirk zählt 11,873 Einw., die theils Landwirthschaft, theils Handel u. Gewerbe (Seidenspinnerei) treiben. C. war in den Zeiten der alten Römer unter dem Namen Camers, Camerinum ein angesehener Vorort in Umbrien u. ein werthvoller Bundesgenosse der Römer in den Kämpfen gegen die Etrusker u. Karthager. Im Mittelalter ging C. von den Herzögen von Spoleto an die Varani über, die sich Herzöge von C. nannten; später kam es an das Haus Farnese u. von diesem in den Besitz des päpstl. Stuhls, bis es 1860 Piemont einverleibt wurde.

Camĕron (spr. Kämeron), der südlichste Theil von Texas (s. d.).

Camerun, Name eines Gebirgsstocks, 28 □M. umfassend, in Niederguinea im O. der Biafrabai, dessen höchster Punkt Mongoma Labah (Mount Victoria) 4550 m. hoch ist. Das ganze Gebirge ist vulkanischen Ursprungs. Man zählt 28 Krater. Kokospalmen, Kolabäume u. Cardamomen gedeihen noch in dessen höchsten Regionen. Durchforscht ist das Gebirge 1861—62 von dem engl. Kapitän Burton u. dem deutschen Botaniker Mann. — Der Camerunfluß ergießt sich südlich von dem Gebirge in die genannte Bai.

Camillus, Marcus Furius, Held der röm. Republik aus dem Patriziergeschlecht der Furier, wurde 396 zum Diktator ernannt u. führte die Belagerung der etruskischen Stadt Veji, die bis dahin hartnäckigen Widerstand geleistet hatte (der Sage nach 10 J.), schnell u. glorreich zu Ende, indem er an der Spitze einer tapferen Schar durch einen unterirdischen Gang in die Stadt eindrang. Die Römer breiteten sich von hier aus immer weiter in Etrurien aus; C. selbst nahm 394 die etruskische Stadt Falerii ein. Trotz dieser Erfolge machte sich C. durch sein stolzes, trotziges Wesen beim Volke mißliebig. Von den Volkstribunen, unter dem Vorwande, Theile der vejentischen Beute veruntreut zu haben, vor Gericht gezogen u. vom Volke zu einer Geldstrafe verurtheilt (391), fügte sich C. diesem Urtheil nicht, sondern ging freiwillig in die Verbannung nach Ardea. Bald darauf brach ein heftiger Kampf zwischen den Römern u. Galliern aus, in welchen C. von Ardea aus zu Gunsten seiner hartbedrängten Mitbürger eingriff. Von dem Senat in seiner Noth zu Hülfe gerufen u. zum Diktator ernannt, erschien C. mit einem Heerhaufen in Rom u. zwang die bis dahin unter

Brennus siegreich gewesenen Gallier nach zwei für die Römer glücklichen Schlachten zum Abzuge. Wir finden C. nach dem Abzuge der Gallier in Rom wieder, wo er als „Vater des Vaterlandes" gefeiert wird u. es durch sein Ansehen durchsetzt, daß der Vorschlag zur Auswanderung nach Veji, der im Hinblick auf den ruinenhaften Zustand Roms von Neuem aufgetaucht, nicht zur Ausführung gelangt. Der Wiederaufbau der Stadt war nur theilweise beendet, als sich von allen Seiten neue Feinde erhoben, die Fidenaten, Volsker, Aequer, Latiner u. Herniker, denen sich auch die Etrusker zugesellten. Diese Alle überwand C. in Kämpfen, die sich mehr als zwei Jahrzehnte hinzogen. Die durch diese fortwährenden Kriege wachsende Noth steigerte den Gegensatz zwischen den Patriziern u. den nach Gleichstellung bei den Konsulatswahlen ringenden Plebejern zur höchsten Erbitterung. Der hochbejahrte C. wurde 368 wieder zum Diktator ernannt, um die Plebejer von ihren Forderungen abzubringen, setzte dies jedoch nicht durch u. rieth schließlich den Patriziern selbst zum Nachgeben. C. legte die Diktatur nieder u. starb 365. Sein Sohn Lucius Furius **C.**, der Jüngere, brachte 349 als Konsul mit M. Valerius Corvus den Galliern auf dem pontinischen Gebiet eine empfindliche Niederlage bei u. schlug später als Diktator die Aurunker.

Nr. 1816. Luis de Camoens (geb. 1524, gest. 1579).

Camoens (spr. Kamohnsch), Luis de, der größte Dichter Portugals, wurde 1524 zu Lissabon geb., als Sohn altadeliger, aber unbegüterter Eltern. Nach längerem Aufenthalt zu Coimbra, wo er studirte u. dichtete, nach Lissabon zurückgekehrt, wurde er wegen seiner Liebe zu der Palastdame Catharina de Ataide verbannt. Damit begann eine lange Reihe von Mißgeschicken, die sein Leben bedrängten, ohne jedoch seine hochherzige, wahrhaft adelige Natur zu beugen. Patriotismus u. Armuth trieben ihn zum Kriegsdienst. Er focht gegen die Marokkaner u. verlor in der Meerenge von Gibraltar im Seegefecht das rechte Auge. Glück u. Ruhm suchend, ging C. 1553 nach Indien, erreichte auch Goa auf dem einzigen Schiffe der kleinen Flotille, welches dem Sturme entkam. Bald darauf schloß er sich dem Vizekönig bei einer kriegerischen Expedition zur See an. Dann kämpfte er im Rothen Meer mit arab. Korsaren. Darauf überwinterte er auf Socotora. Als er 1556 wieder in Goa angelangt war, hatte er die Kühnheit, in einem satirischen Gedicht (Disparates na India, Tollheiten in Indien) die Mißstände in den dortigen Kolonien der Portugiesen zu rügen. Dies zog ihm die Verbannung nach Makao zu. Theils hier, theils in Malakka u. auf den Molukken verbrachte er drei Jahre in bitterem Elend, allein gehoben durch die Arbeit an seinem Heldengedicht, „Die Lusiaden", worin er die Großthaten der Portugiesen feierte. Endlich, als ein neuer Vizekönig kam, wurde das Verbannungsdekret aufgehoben u. der Dichter mit einem Aemtchen betraut. In Makao wurde denn auch das Heldengedicht zur Vollendung gebracht. Erst 1561 traf C. (nachdem er bei Camboja Schiffbruch gelitten hatte) wieder in Goa ein. Hier wurde er wegen ihm angedichteten Geldunterschleifes ins Gefängniß gesetzt u. sodann von einem Gläubiger darin festgehalten, bis ihn der Vizekönig befreite. Im J. 1569 endlich sah er Lissabon wieder in tiefer Armuth. Sein Gedicht erschien 1572 im Druck u. war dem jungen König Sebastian zugeeignet, welcher dem Dichter dafür etwa 25 Thaler Pension bewilligte. Von Portugals Erniedrigung tief gebeugt, verlebte er seine letzten Jahre in bettelhafter Dürftigkeit. Er starb in einem Hospital zu Lissabon im J. 1579. — C. genießt einen verdienten Ruhm ebensowol wegen seiner lyrischen Dichtungen, als wegen seines Epos. Seine Lyrik bewegt sich in den mannichfaltigsten Formen der italienisch-spanischen Verskunst. Darunter befinden sich über 300 Sonette, die ihm einen Platz unter den ersten Meistern dieses Faches sichern, außerdem Canzonen, Eklogen (d. h. Schäfergedichte), Redondillen, Decimen u. s. f. In dem Epos Os Lusiades, die Lusiaden (d. h. die Söhne des Lusus, welchen die Sage zum Ahnherrn der Lusitanier machte), welches in achtzeiligen Stanzen gedichtet u. in 10 Bücher eingetheilt ist, erzählt C. die Umschiffung Afrika's durch Vasco da Gama u. das erste Auftreten der Portugiesen an den indischen Küsten. Doch behandelt der Dichter in zahlreichen Episoden die ältere Geschichte Portugals u. in der Form von Prophezeiungen die späteren Kriegsthaten in Indien. Die Dichtung ist ein Produkt wirklicher Begeisterung, voll lebendiger, blühender Phantasie; doch liegt ihr Hauptwerth mehr in den herrlichen Einzelheiten als in der etwas künstlichen Fügung des Ganzen. Mit Recht werden die Schilderungen des Weltmeeres in seinen wechselnden Phänomenen bewundert. Man nennt die Lusiaden darum auch wol ein maritimes Epos. — Deutsche Uebersetzungen der Sonette von Arentsschild u. A., der Lusiaden von Donner, von Booch-Arkossy, von Eitner.

Camöne, s. „Camenae".

Camorra heißt in Neapel eine wohlorganisirte Bande, deren Mitglieder (Camorristen) Erpressung von Geld als förmliches Gewerbe treiben u. dasselbe in die vom Chef geführte, C. od. Barottolo gen. Kasse liefern, welche an jedem Sonntag unter sie vertheilt wird. Der Ursprung der C. ist das Gefängniß, daher besteht sie auch meist aus freigelassenen Sträflingen. Vgl. M. Monnier, „La Camorra" (1864).

Camos (eig. Chemosch), Gottheit der Moabiter, wahrscheinlich identisch mit Baal-Peor (s. d.).

Campagna di Roma, eine ungesunde, öde, wellenförmige Ebene am Fuße der Römischen Subapenninen, welche sich von Ronciglione bis jenseit der Pontinischen Sümpfe erstreckt u. im W. an das Tyrrhenische Meer grenzt. Der Boden derselben ist vulkanisch, ihre Seen sind erloschene Krater, die Oberfläche ist mit Tuffablagerungen überdeckt; aufsteigende Gase erzeugen die Malaria (s. d.). Ihre Weltberühmtheit hat die C. dadurch erlangt, daß Rom darin liegt. Nicht immer sah dieselbe so trübselig aus, wie gegenwärtig, wo nur hier u. da sich kleine Viehherden zeigen: zu den Zeiten der römischen Kaiser war sie ein blühender Garten mit prächtigen Villen. Entvölkerung, Ueberschwemmungen der Tiber, Verwüstungen durch Kriege u. Vernachlässigung der Bodenkultur haben die C. nach u. nach zu dem gemacht, was sie jetzt ist — zu einer Wüste, in der eine Waldruine steht. Verschiedene Päpste haben es schon unternommen, die C. durch Trockenlegen der Sümpfe, Anpflanzungen u. Urbarmachung des Bodens für die Agrikultur wieder zu gewinnen, doch erst der Gegenwart gelang es, dieses Werk mit Erfolg zu betreiben, so daß nach einer Reihe von Jahren die Wüste möglicher Weise in Wald-, Wiesen- u. Ackerboden umgeschaffen sein wird.

Campagne (frz., spr. Kangpanje), ein Feldzug, Heerzug; ferner ein Landgut, Landsitz; auch bezeichnet C. den über der Kajüte liegenden oberen Hintertheil eines Schiffes. — In der Technik bedeutet C. so viel wie Betriebsperiode. Der Ausdruck wurde zuerst im Eisenhüttenwesen gebraucht, wo er die Zeit von der Ingangsetzung eines Hochofens bis zur Abstellung (An- bis Ausblasen) bezeichnet. Wo das Ausblasen nicht durch geschäftliche Rücksichten, sondern nur durch Schadhaftwerden des Ofens geboten ist, kann die C. eine Reihe von Jahren dauern. In diesem Fach hat man den fremden Ausdruck durch den deutschen „Höllenreise" zu ersetzen versucht. Neuerlich wurde ersterer auch auf andere technische Betriebe, nam. auf die Fabrikation des Rübenzuckers, übertragen u. bedeutet hier die Siedezeit von der Rübenernte bis zum Ausgang des Winters.

Campan (spr. Kangpang), Jeanne Louise Henriette, geb. Genet, geb. zu Paris 6. Okt. 1752, war seit 1767 Vorleserin bei den Töchtern Ludwig's XV. u. 1770 erste Kammerfrau der Königin Marie Antoinette, welcher sie selbst noch im Gefängniß mit großer Treue anhing. Nach Robespierre's Sturz errichtete sie ein Mädcheninstitut zu St.-Germain; später übertrug ihr Napoleon die Leitung der von ihm gegründeten Erziehungsanstalt für Töchter der Offiziere der Ehrenlegion zu Ecouen. Sie starb zu Nantes 16. März 1822. Sie schrieb: „Mémoires sur la vie privée de la reine Marie Antoinette“ (4 Bde., 5. Aufl., Paris 1823; deutsch, Breslau 1824, 3 Bde.), ein „Journal anecdotique“ (ebd. 1824); auch erschien von ihr eine „Correspondance inédite avec la reine Hortense“ (ebd. 1835, 2 Bde.).

Campana (lat. u. ital.), Glocke, Campanella, Glöckchen; Campanella, Glockenspiel (s. d.); Campanist, Glockenspieler.

Campana, eine südamerikan. Insel an der Westküste von Patagonien, 55 engl. M. lang u. 10 M. breit.

Campanella, Thomas, ital. Philosoph, geb. 5. Sept. 1568 zu Stillo in Calabrien, machte seine theol. u. philosoph. Studien als Dominikanermönch im Kloster zu Cosenza u. trat 1591 in Neapel mit einer Schrift „Philosophia sensibus demonstrata“ hervor, die durch die Energie, mit der sie der damals fast alleingiltigen Lehre des Aristoteles zu Leibe ging, großes Aufsehen erregte, ihrem Verfasser aber zugleich eine fanatische Verfolgung zuzog, welche ihn zur Flucht nach Rom nöthigte. Seine Feinde wußten ihn nach seiner Rückkehr nach Neapel auch bei der Regierung anzuschwärzen, die ihn, völlig ohne Grund, hochverrätherischer Plane beschuldigte u. 26 J. lang gefangen hielt. Auf Verwendung des Papstes Urban VIII. wurde diese strenge Kerkerhaft in eine mildere verwandelt, die er in Rom verbüßte, bis er 1629 völlig freigelassen wurde. Um weiteren Verfolgungen zu entgehen, entfloh er nach Frankreich, wo er 21. Mai 1639 zu Paris starb. C's Schriften zeigen rühmliches Streben nach freier, vom Zwange des Dogmas u. der Schablone der mittelalterlichen Scholastik unabhängiger Forschung (C. gehört in dieser Beziehung zu den Vorläufern des Descartes, s. d.); doch bleibt er diesem Streben nicht immer treu. Sein System, das auf dem Satze ruht: „Sentire est scire“ (d. h. sinnliche Wahrnehmung ist die alleinige Quelle alles Wissens), entbehrt der Einheit u. Klarheit.

Campaner Thal, in den Pyrenäen, geschlossen vom Mont Aigu u. durchflossen vom Adour, verdankt seine Bekanntschaft der berühmten Schrift Jean Paul's, „Das Campaner Thal od. über die Unsterblichkeit der Seele“. Bei dem Dorf Campan liegt ein Bruch von grünem, mit rothen u. weißen Adern durchzogenem Mormor, der unter dem Namen „Campaner Marmor“ bekannt ist. Nach der polit. Eintheilung Frankreichs gehört das C. Thal zum Arrondissement Bagnères des Depart. der Oberpyrenäen.

Campania (jetzt Terra di Lavoro), ein ziemlich schmales Küstenland des alten Italien, zwischen den Apenninen u. dem Tyrrhenischen Meer, von Latium, Lucanien u. Samnium begrenzt. Sein Hauptfluß war der Volturnus, seine Hauptberge: der Vesuv, der Gaurus, Tifates u. Massicus. Der westl. Theil des Landes um Capua herum war eben (daher auch Campania-Flachland), der nördliche u. östliche bergig u. bewaldet. Unter den Seen sind als die merkwürdigsten zu nennen der Averner- u. Lucrinersee. Die wichtigsten Städte waren: Capua, Cumä, Neapolis, Pompeji, Herculanum, Surrentum, Stabiä, Bajä, Puteoli, Casilinum, Teanum, Cales, Calatia, Caudium, Suessula, Nola, Nuceria, Abella, Saticula, Trebula. Die Appische Heerstraße durchzog das Land von Sinuessa nach Capua u. von da in zwei Armen nach Brundusium u. Rhegium zu. Als Einwohner während der Römerzeit werden genannt: die eigentlichen Campaner an der Küste, die Sidiciner nach Samnium zu, die Picentiner im Osten. Das Land hatte ein herrliches, von Seewinden gemäßigtes Klima u. die Fruchtbarkeit des Bodens war so groß, daß man drei Mal im Jahre säen u. ernten konnte. Campanien erzeugte den edelsten Wein Italiens, dazu das köstlichste Obst u. das feinste Olivenöl. Dagegen lastete von jeher auf den Bewohnern der Vorwurf der Weichlichkeit u. Ueppigkeit.

Campanula, Glockenblume, Schellen, Waldcymbeln, in der Nordschweiz Glöggli; die in allen Erdtheilen verbreitete Pflanzengattung der Glockenblütler mit vielen Arten, welche in ihrer Tracht sich meist alle sehr nahe stehen, theils prächtige, stattliche Ziergewächse, theils auch Arzneikräuter u. Nutzpflanzen verschiedener Art sind. Selbst die deutsche Flora besitzt viele Arten. Eine der bekanntesten u. stattlichsten Zierglockenbl., die C. pyramidalis *L.*, gehört noch Deutschland an, wo man sie z. B. im südtirolischen Schleerngebirge u. von da weiter nach Süden verbreitet findet. Manche Arten haben sich selbst zu Küchenkräutern erhoben. So liefert C. Rapunculus *L.* eine süße, nahrhafte Wurzel, C. Trachalium *L.* in Wurzel u. Kraut ein eßbares Gemüse; auch C. Medium *L.*, persicifolia *L.* w. a. A. reihen sich in gleicher Eigenschaft an. Zwei Arten (C. glomerata *L.* u. C. patula *L.*) dienen in Rußland als Arzneimittel gegen die Hundswuth; in Japan kultivirt man sogar die C. glauca *Thbg.* (Keko, Kikjo u. Kirekoo) als stärkendes Arzneimittel. Ganz abweichend unter den einheimischen Arten ist die gelbblumige C. thyrsoidea *L.* auf den Alpen, deren Blumenrispe eher einem Verbascum ähnelt.

Nr. 1847. Campanula Medium u. C. Allioni.

Campbell (spr. Cämpbell), Sir Colin, Lord Clyde, brit. Feldmarschall, Sohn des Tischlers John M'Liver zu Glasgow, geb. 20. Okt. 1792, trat 1808 in das engl. Heer, machte die Expeditionen nach Porto u. Walcheren mit, focht in Spanien u. ward beim Uebergang über die Bidassoa verwundet. Im J. 1814 nahm er an der Expedition nach Amerika theil, 1842 zeichnete er sich in China, 1848—53 im Pendschab aus. Zum Brigadier befördert, erhielt er mit Ausbruch des Orientalischen Krieges den Befehl über die Hochländerbrigade, die den Sieg an der Alma erringen half. Nach der Einschließung von Sebastopol an die Spitze eines kombinirten Corps gestellt, wußte er bes. Balaklawa den Verbündeten zu erhalten. Für seine Verdienste im Krimkriege ward er zum Generalleutnant, Ehrenbürger Londons u. Ehrendoktor der Universität Oxford ernannt. Bis 1857 als Generalinspektor der Infanterie in England, ging er dann als Oberbefehlshaber zur Unterdrückung des Aufstandes nach Ostindien. Er beendigte glücklich den Feldzug gegen die aufständischen Sipoys, erhielt dafür 3. Aug. 1858 den Peersrang, kehrte hierauf nach England zurück u. starb zu Chatham 14. Aug. 1863.

Campbell, Lord John, brit. Staatsmann, geb. 15. Sept. 1781 zu Cupar bei Edinburgh, studirte die Rechte u. wurde, nachdem er sich als Anwalt u. jurist. Schriftsteller einen Namen gemacht, 1822 ins Unterhaus gewählt, wo er zu den kenntnißreichsten Sprechern der Whigs zählte. Der Sieg seiner Partei brachte ihm die Stellung eines Kronanwalts. Den Posten eines Lordkanzlers von Irland, zu dem er im Juni 1841 erhoben wurde, mußte er schon nach wenigen Wochen wieder niederlegen, da inzwischen die Tories wieder ans Ruder gelangt waren. Im J. 1846 übernahmen die Whigs aufs Neue die Regierung, in die C. als Kanzler des Herzogthums von Lancaster eintrat, eine Stellung, die er 1850 mit der eines Landoberrichters der Queensbench (des Oberhofgerichts) vertauschte. Im J. 1859 wurde er zum Kanzler von England ernannt, als welcher er 21. Juni 1861 starb. C. gab heraus: „Lives of the Lord Chancellors of England“ (7 Bde., Lond. 1845—47) u. „Lives of the Chief-Justices of England“ (das. 1849).

Campbell, Thomas, ein trefflicher schottischer Dichter der prakt.-tendenziösen Richtung, war 17. Juli 1777 zu Glasgow geb. Mit 13 J. bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um sich dem Studium der klassischen Sprachen zu widmen. Nachdem er sich dann in Göttingen weiter ausgebildet hatte, schrieb er in Argyleshire sein Lehrgedicht: „The Pleasures of Hope“ (deutsch von Lackmann, Hamb. 1838). Nach Veröffentlichung dieses Werkes, das ihn rasch berühmt machte, ging er wieder nach Deutschland, u. zwar nach Bayern. Dort schrieb er sein berühmtes Gedicht „The Battle of Hohenlinden“. Auf der Rückreise verfaßte er in Hamburg das Nationallied „The Mariners of England“

u. die „Verbannten von Erin“ („Exile of Erin“). Seiner Sympathie für Polen gab er in den „Lines of Poland“ u. in dem Gedicht „The Power of Russia“ Ausdruck. Die Zerstörung der reizenden amerikan. Kolonie Wyoming (1778) lieferte den Stoff zu seiner „Gertrude of Wyoming“ (1809). Schilderungen häuslichen u. idyllischen Glücks gelangen ihm ebenso wie erhabene Apostrophen an die „Tyrannen“; Letzteres zeigte er in seinem „Theodoric. A domestic Tale“ (1824), einer poetischen Erzählung, die in der Schweiz spielt. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens, die er, vom engl. Staat unterstützt, in London zubrachte, wandte er sich mehr u. mehr der Prosa zu. Unter den hierher zählenden Werken sind zu nennen: „The Annals of Great Britain from the accession of George III. etc.“ (1808, 3 Bde.), „Specimens of British Poets“ (1819—21, 7 Bde.), „The Life of Mrs. Siddons“ (1837, 2 Bde.), „Letters from the South“ (Reisebriefe aus Algier, 1837, 2 Bde.) u. a. Außerdem redigirte er von 1820 bis 1830 das „New Monthly Magazine“ u. seit 1832 das „Metropolitan Magazine“. Im J. 1825 entwarf er den Plan zu der Londoner Universität u. 1827 wurde er von seiner Vaterstadt zum Lordrektor derselben ernannt. C. starb auf einer Reise 15. Juni 1844 in Boulogne u. wurde in der Westminsterabtei beigesetzt, wo man ihm auch 1855 ein Denkmal im Poetenwinkel errichtete.

Campe, Joachim Heinrich, Pädagog u. namentlich durch seinen „Robinson“ in den weitesten Kreisen Deutschlands berühmt gewordener Schriftsteller, geb. 29. Juni 1746 im Dorfe Deensen in Braunschweig, starb 22. Okt. 1818. Er besuchte die Schule zu Holzminden,

Nr. 1848. Joachim Heinrich Campe (geb. 29. Juni 1746, gest. 22. Okt. 1818).

studirte zu Minden, Halle u. Helmstädt Theologie u. erhielt im J. 1773 bei dem Regiment des Prinzen Heinrich von Preußen eine Feldpredigerstelle zu Potsdam. C. wurde 1777 von dem Fürsten Franz von Dessau als Edukationsrath an das berühmte Philanthropinum, welches Basedow geleitet hatte, berufen. Aber schon kurz darauf gründete er eine eigene Erziehungsanstalt zu Trittow bei Hamburg. Nach einiger Zeit verließ er auch diese Stellung wieder u. folgte dem Rufe des Herzogs Karl von Braunschweig, um das Schulwesen zu reformiren. Er wurde Schulrath u. später Kanonikus. Auf die Dauer behagte ihm jedoch diese Stellung nicht, u. da er durch seine schriftstellerische Thätigkeit ein wohlhabender Mann geworden war, zog er sich ins Privatleben zurück. Unter den Werken C.'s, die er theils selbst verfaßte, theils mit Andern gemeinschaftlich herausgab, sind folgende zu nennen: Das Braunschweiger Journal (1788—91); Allgemeine Revision des gesammten Schul- u. Erziehungswesens, 16 Bde. (1785—91); Neue Kinderbibliothek, 6 Bde.; Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend, 12 Bde. mit Kupfern; Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen, 7 Bde.; Theophron od. der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend; Väterlicher Rath für meine Tochter; Robinson der Jüngere (erschien zuerst 1779); Wörterbuch der deutschen Sprache, 5 Bde.; Wörterbuch zur Erklärung u. Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke; Kleine Seelenlehre für Kinder. — C.'s Erziehungsgrundsätze richteten sich auf eine kräftige Entwicklung des Körpers, auf eine praktische, dem Nützlichen zugewandte Geistesbildung u. die vorzugsweise das Sittliche ins Auge fassende Bildung des Charakters. Er stiftete zu seiner Zeit manches Gute; doch muß ihm eine gewisse Nüchternheit, Breite u. Seichtigkeit vorgeworfen werden. Seine Reisebeschreibungen sind anregend u. gut geschrieben. Sein Robinson hat bei den Kindern großes Glück gemacht, wiewol die eingestreuten Gespräche oft platt u. langweilig sind. Den Stoff zum „Robinson“ fand C. in dem engl. Schriftsteller Daniel de Foe, welcher schon 1719 einen „Robinson Crusoe“ herausgab.

Campeche (spr. Kampetsche, San Francisco de C.), Stadt von 10,000 Einw. mit wenig geschütztem Hafen an der W.-Küste des merikan. Staates Yucatan, wo der Rio de San Francisco in die Campechebai mündet. Wichtig ist der Ort durch Handel mit Campecheholz.

Campecheholz, das bekannte Blauholz od. Blutholz, von Haematoxylon Campechianum *L.* — S. d. Art. „Blauholz“.

Camphausen, Ludolf, preuß. Staatsmann, geb. 3. Jan. 1803 in Hünshoven (Regierungsbezirk Aachen), widmete sich dem kaufmännischen Berufe u. wurde 1842 von der Stadt Köln, wo er mit seinem ältern Bruder einem Bankgeschäft vorstand, in den rhein. Provinziallandtag gewählt. Sowol hier als im Vereinigten Landtag von 1847 stimmte er mit dem gemäßigten Theil der liberalen Partei. Infolge der Märzbewegung 1848 zum Vorsitz im Ministerium berufen, erfüllte er die Hoffnungen nicht, die man von liberaler Seite auf ihn gesetzt hatte. Die Versuche, zwischen den Gegensätzen zu vermitteln, gab er rasch auf, wandte sich vielmehr energisch gegen die Demokratie, deren Forderungen in dem der Nationalversammlung vorgelegten Verfassungsentwurf fast gar keine Berücksichtigung fanden. Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Ministeriums nöthigten ihn, schon im Juni dess. J. seine Entlassung zu nehmen. Im nächsten Monat ging er als Vertreter Preußens nach Frankfurt a. M., bekämpfte hier die Reichsverfassung u. die Kaiseridee, regte die gegen dieselben gerichtete Kollektivnote deutscher Regierungen an u. entwarf das Rundschreiben vom 23. Jan. 1849, in welchem seine Regierung sich zur Bildung eines engern Bundesstaats mit preuß. Spitze bereit erklärte. Als die reaktionären Bestrebungen des Ministeriums Brandenburg deutlicher hervorzutreten begannen, legte C. (Apr. 1849) seine Stelle nieder u. war fortan nur auf parlamentar. Gebiete für seine konservativ-liberalen Ansichten in der preuß. Kammer u. im Erfurter Parlament thätig. Seit 1860 ist C. zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt worden.

Camphausen, Otto, preuß. Finanzminister u. Mitglied des Deutschen Bundesraths für Preußen, Bruder des Vorigen, geb. 21. Okt. 1812 zu Hünshoven (Regierungsbezirk Aachen), arbeitete nach Vollendung seiner Studien erst als Regierungsreferendar in Köln, später als Regierungsassessor in Magdeburg u. trat 1840 als Hülfsarbeiter ins Finanzministerium, für welches er 1847 die Ausarbeitung des die Einführung der Grundsteuer betreffenden Gesetzentwurfs übernahm. In der zweiten Kammer hatte er 1849—52 Gelegenheit, seine gründliche Einsicht in die preuß. Finanzverhältnisse u. den vermittelnden Standpunkt, den er den Schutzzöllnern wie den Freihändlern gegenüber einnahm, geltend zu machen; in polit. Beziehung stimmte er sowol hier als im Erfurter Parlament (1850) mit den Altliberalen. Im J. 1854 trat C. aus der Regierung aus, um die Leitung der Seehandlung zu übernehmen — ein Institut, das eng mit dem preuß. Finanzministerium zusammenhängt, da es seine Unternehmungen für dessen Rechnung betreibt. C.'s 15jähr. Wirksamkeit bei der Seehandlung war eine werthvolle Vorschule für den zukünftigen Leiter des Finanzministeriums, das er nach dem Rücktritt v. d. Heydt's 26. Okt. 1869 übernahm. C. hat bis jetzt die in ihn gesetzten Hoffnungen in Betreff einer Reform des preuß. Finanzsystems gerechtfertigt. Er wußte die Klippe, an der sein Vorgänger gescheitert war, geschickt zu umschiffen, indem er zur Beseitigung des jährlich wiederkehrenden Defizits, das v. d. Heydt einfach durch Steuererhöhung hatte tilgen wollen, eine Verminderung der Schuldentilgung u. die Umwandlung der $4\frac{1}{2}$prozentigen Staatsschuld in eine entsprechende, nicht regelmäßig alljährlich, sondern je nach dem Zustande der Finanzen zu tilgende Rentenschuld vorschlug u. durchführte.

Ohne den ausgezeichneten Zustand, in welchem sich die preuß. Finanzen dank der umsichtigen Leitung C.'s beim Ausbruch des Deutsch-franz. Kriegs befanden, wäre ein so präzises Vorgehen seitens des Nordbundes nicht möglich gewesen. Die umfassenden Reformen, die C. nach dem Kriege in der Landtagssession 1871—72 vorschlug, sind noch nicht zum Abschluß gediehen.

Camphausen, Wilhelm, namhafter Maler, geb. 8. Febr. 1818 zu Düsseldorf, widmete sich nach Absolvirung des Gymnasiums der Malerei, trat zunächst bei Alfred Rethel in die Lehre u. 1834 als Schüler in die Akademie seiner Vaterstadt. Der Dienst als Freiwilliger in einem Husarenregimente beförderte seine Neigung zur Darstellung von Pferden, Waffen u. Kriegsbildern. Nachdem er mit Scenen aus dem Dreißigjährigen Kriege u. aus dem Reiterleben begonnen, unternahm er im Anfang der 40er Jahre zu seiner Ausbildung Reisen durch Deutschland, Holland, Belgien u. Oberitalien. Ins Vaterland zurückgekehrt, wandte er sich nach einigen Bildern aus der engl. Geschichte der Zeit Friedrich's des Großen zu, in deren Einzelnheiten er sich liebevoll vertiefte. Dahin gehören zunächst ein Cyklus von Reiterporträts, „Seydlitz bei Roßbach", „Des alten Dessauers Gebet vor der Schlacht bei Kesselsdorf u. s. w.", „Friedrich der Große an der Leiche Schwerin's" u. „Friedrich der Große zu Pferde (in Lebensgröße) nebst seinem Gefolge". Letzteres Bild, dem die allgemeinste Anerkennung zu Theil wurde, erhielt vor Kurzem in dem Reiterporträt des Großen Kurfürsten ein würdiges Pendant. Den Stoff zu einigen weiteren meisterhaften Bildern entnahm C. den Freiheitskriegen. Im J. 1864 war C. Augenzeuge der Erstürmung der Düppeler Schanzen, die ihn zu einer Reihe trefflicher Kriegsbilder begeisterte. Dem Kriege von 1866 verdanken wir das Bild „Zusammentreffen des Kronprinzen u. des Prinzen Friedrich Karl bei Chlum." Eine Frucht des Deutsch-franz. Krieges ist sein Gemälde „Zusammentreffen Bismarck's mit Napoleon III." Auch als Porträtmaler wird C. sehr geschätzt.

Camphor, s. „Kampher."

Campi, Name einer Malerfamilie, die im 16. Jahrh. in Cremona eine der sog. eklektischen Schulen (s. „Caracci") bildete. Das Haupt derselben war Giulio C., geb. 1500, gest. 1572, welcher, anfänglich von Giulio Romano unterrichtet, nachher in Rom, Florenz u. Venedig der Weise verschiedener großer Meister folgte, indem er die Großartigkeit der Zeichnung seines Lehrers mit der Anmuth des Correggio u. mit dem Kolorit Tizian's u. Pordenone's zu vereinigen suchte. Er bildete nicht nur seine jüngeren Brüder Antonio (gest. nach 1591), der auch als Kupferstecher u. Schriftsteller thätig war, u. Vincenzio, sondern auch seinen Verwandten Bernardino C., der, geb. 1522, gest. nach 1590, wol der bedeutendste Meister dieser Schule ist. Seine Bilder befinden sich meist in Cremona u. Mailand.

Campine, sandige Gegend in Brabant, welche durch Kultur zu einem fruchtbaren Lande umgeschaffen worden ist.

Campobasso, Kreis der neapolitan. Provinz Molise, 23 □M. mit 124,700 Einw. Die Provinzialhauptstadt C., mit 14,500 E., treibt einen ziemlich beträchtlichen Handel.

Campo-Formio, Ort in Venetien (im Distrikt Udine, 600 E.), nach welchem der 17. Okt. 1797 in dem benachbarten Passeriano unterzeichnete Friedensvertrag zwischen Oesterreich u. Frankreich benannt wurde. Als Vertreter des letztern fungirte der Obergeneral der Republik, Bonaparte; Oesterreich war durch den Grafen Cobenzl vertreten. Auf Grund der 18. April 1797 zu Leoben festgesetzten Präliminarien wurde hier vereinbart, daß Oesterreich die belgischen Provinzen an Frankreich, Mailand u. Mantua an die unter Frankreichs Schutze stehende Cisalpin. Republik abtreten u. Frankreich im Besitze der Jonischen Inseln belassen sollte; in einem geheimen Zusatzartikel sprach Oesterreich noch die Preisgebung des linken Rheinufers mit Mainz aus u. erhielt seinerseits von den venetian. Ländereien außer Venedig selbst nur Friaul, Istrien u. Dalmatien (s. „Frankreich, Geschichte" u. „Napoleon I.").

Campomanes, Pedro Rodriguez, Graf v., span. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. in Asturien 1. Juli 1723, erwarb sich den Ruf eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten, ward 1762 Fiskal des Hohen Raths von Castilien, später Staatsmann, machte sich nam. in volkswirthschaftl. Beziehung hochverdient u. unterstützte die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien. Gegen das Ende seines Lebens wurde er seiner Aemter entsetzt u. starb in Zurückgezogenheit 3. Febr. 1802. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Discurso sobre la educacion popular de los artisanos y su fomento" (1775; ein Anhang dazu 1775—77, zus. 6 Bde.), u. „Tratado de la regalia de amortizacion" (1765; n. Aufl. 1821), worin er den Erlaß eines Amortisationsgesetzes zur Beschränkung der Veräußerungen zur Todten Hand vorschlägt.

Nr. 1849. Das Campo Santo in Pisa.

Campo Santo (ital.), d. h. heiliges Gefilde, daher Gottesacker, Friedhof, Benennung derjenigen Friedhöfe, welche ringsum od. doch wenigstens von 3 Seiten von Hallen umgeben sind u. den Eindruck eines monumentalen Baues machen. Der berühmteste Friedhof dieser Art ist der neben dem Dom zu Pisa gelegene, ein edler goth. Bau; begonnen im J. 1278 nach den Zeichnungen Giovanni Pisano's, wurde er nach 5 Jahren vollendet. Er bildet ein Rechteck, das, mit dem Dom parallel laufend, seine Langseiten von 126 m. nördlich u. südlich seine Schmalseiten von 42 m. östlich u. westlich hat. Die Außenseiten, denen sich östl. eine kuppelgewölbte Grabkapelle, nördl. zwei kleinere Kapellen anschließen, sind fensterlose, schlichte Mauerflächen. Betritt man durch eine der beiden Thüren an der südl. Langseite das Innere, welches aus einer, einen inneren Hof umgebenden, 10,5 m. breiten Halle besteht, so macht die edle Einfachheit der Architektur u. der stille Ernst des Friedhofes eine höchst ergreifende Wirkung. Nach dem inneren Hofe zu öffnet sich die Halle wie ein Klosterkreuzgang, mit einer Reihe von Arkaden. Der aus weißem Marmor bestehende Fußboden der Halle deckt mehr als 600 Gräber hochverdienter Pisaner. Den berühmtesten Schmuck des Ganzen bilden die die Wände zierenden Freskobilder. Der an der Ostwand rechts beginnende Cyklus zeigt zunächst die Auferstehung u. die Himmelfahrt (wahrscheinlich aus dem Ende des 14. Jahrh.), sowie die Kreuzigung. Die südliche Langseite bietet die interessanten Darstellungen des Todes u. des Weltgerichts (dem Andrea Orcagna beigelegt). Hieran schließt sich das Bild von den Einsiedlern in der Wüste (gemalt um 1430—1450 von Ambrogio u. Pietro Lorenzetti aus Siena). In loserem Zusammenhange mit diesen Darstellungen stehen die dann folgenden Scenen aus dem Leben des heil. Ranieri u. des heil. Ephesus u. Potitus, gemalt von Spinello Aretino um 1391; endlich die 6 sehr lebendig dargestellten aus der Geschichte Hiob's (von Francesco da Volterra, um 1370). Auf der nördl. Langseite treten uns die Bilder aus der Schöpfungsgeschichte bis zur Arche Noah's (von Pietro di Puccio) u. die viel interessanteren aus der Geschichte Noah's bis auf David u. Goliath (von Benozzo Gozzoli, 1469—85) entgegen. Ein fast eben so großes Interesse gewähren die Skulpturen u. Grabmale, welche rings an den Wänden aufgestellt sind. Mit Werken aus dem Zeitalter des Augustus beginnend, reichen sie bis auf die Neuzeit herab.

Außer diesem mit Recht berühmtesten C. können sich in Italien fast nur Bologna u. Neapel eines solchen rühmen. Jener, die Certosa genannt (Abb. s. Bd. II. Nr. 1334), erhielt erst Anfang dieses Jahrh. die Gestalt eines C. u. enthält eine Menge herrlicher Marmorgrabmäler; dieser, noch neueren Datums (1840 angefangen), ist eine große glänzende Anlage mit herrlicher Aussicht, bestehend aus einem weiten Hofraume mit 400 Säulen u. 160 Kapellen u. eine Menge von Privatgrabmälern der mannichfaltigsten Form, die eine wahre Gräberstadt mit blumigen Straßen bilden. — In Deutschland möchten wol nur die Friedhöfe in Frankfurt u. in München den Namen eines C. verdienen.

Campus Martius, s. „Marsfeld".

Camuccini (spr. Kamutschini), Vincenzo, italien. Historien- u. Porträtmaler, war 1773 in Rom geb., wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte u. 1844 starb. Seine Bilder verrathen eine geschickte Zeichnung, aber auch eine gewisse kalte, theatralische Auffassung, wie sie der damals in Frankreich herrschenden David'schen Schule eigen war. Seine Stoffe entlehnte er theils dem klassischen Alterthum, theils der Bibel u. Legende. Seine Porträts wurden sehr geschätzt.

Camus (spr. Kamüh), Armand Gaston, franz. Revolutionsmann, geb. 2. April 1740 zu Paris, schwang sich bald nach seinem Eintritt in die Versammlung der Generalstände (1789) durch seine ausgezeichneten juristischen Kenntnisse u. seine Energie zu einem der angesehensten Mitglieder der Versammlung auf. Durch eben diese Eigenschaften wußte er es in der epochemachenden Sitzung im Ballhause (s. d.) dahin zu bringen, daß die Versammlung bei ihren frühern Beschlüssen beharrte u. dadurch thatsächlich die regierende u. gesetzgebende Gewalt vom Monarchen auf die Versammlung selbst übertrug. Auch im Konvent u. im Wohlfahrtsausschuß entwickelte er große Entschlossenheit, er war einer der eifrigsten Sprecher für die Verurtheilung Ludwig's XVI. Im März 1793 von Dumouriez, zu dessen Kontrole er nach Flandern gereist war, gefangen genommen u. an die Oesterreicher ausgeliefert, wurde er erst Ende 1795 wieder freigelassen. Zwei Jahre lang gehörte er dann dem Rath der Fünfhundert an. Er war einer der Wenigen, die sich muthig den absolutistischen Gelüsten des Bonaparte widersetzten, u. blieb ein starrer Republikaner bis zu seinem Tode (2. Nov. 1804). Er schrieb u. a. „Code matrimonial" (1770) u. „Lettres sur la profession d'avocat" (1772).

Camwood (spr. Kämwud), eine Art Rothholz von Baphia nitida *Afz.* in Sierra Leone, dem Takael der Eingeborenen aus der Familie der Swartzieen. Das Holz ist auch bekannt als Caban- od. Cambalholz, wird bes. gern in der Kunsttischlerei verwendet. Es ist schwerer als Wasser, ursprünglich weiß u. färbt sich erst an der Luft.

Canada, Dominion of (Gebiet von Canada), der offizielle Name der Konföderation, zu der sich 1867 die vier Provinzen Quebec (Unter-Canada), Ontario (Ober-Canada), Neu-Braunschweig u. Neu-Schottland u. später noch Manitoba u. Britisch-Columbia des brit. Nordamerika vereinigten; dieselbe grenzt im N. u. NW. an Labrador, im O. an den Atlantischen Ozean, im S. u. W. an die Verein. Staaten.

Provinzen.	Geographische □M.	Bevölkerung 1871.
Ontario	210,020	2,136,300
Quebec	121,260	1,422,500
Neu-Schottland	18,671	327,800
Neu-Braunschweig	27,037	396,450
Manitoba	13,000	12,000
Britisch-Columbia	213,000	50,000
	602,988	4,345,000

Im Allgemeinen ist der Erdboden Tiefland. Das Laurentische Gebirge von Labrador bis zur Ostspitze des Ontario u. die Bergzüge südlich vom Lorenzstrom erreichen nur die Höhe von 1000 resp. 1250 m.; dagegen ist C. reich an großen Gewässern. Mit den Verein. Staaten besitzt es den Oberen-, Huron-, St. Clair-, Erie- u. Ontariosee; der bedeutendste Fluß ist der Lorenzstrom mit seinen großen Nebenflüssen, dem Ottawa u. dem Saguenay. Stromschnellen in den Flüssen haben die Errichtung vieler Kanäle nothwendig gemacht, deren wichtigste sind: der Rideau-, Lachine-, Grenville-, Beauharnais- u. Lorenzkanal. Das Klima ist im Ganzen gesund, der Himmel meist heiter. Der Einfluß der großen Seen macht sich geltend in der Erhöhung der Wintertemperatur u. in der Milderung der Sonnenhitze. Außer dem Bereich dieses Einflusses zeigen sich die schroffsten Gegensätze sehr strenger Winter u. drückend heißer Sommer: der Schnee liegt vom November bis in den Mai, im Sommer leidet das Land unter anhaltender Dürre. Obgleich im Allgemeinen fruchtbar, bietet C. noch große unkultivirte Strecken dar. Die Wälder, vornehmlich in Obercanada, bergen unermeßliche Holzschätze. Unter den verschiedenen Arten Fichten ist besonders die Balsamfichte zu nennen, welche einen schönen Firniß, den canadischen Balsam, liefert; ferner sind charakteristische Bäume die canadische Eiche, der Zuckerahorn, der Walnußbaum u. der Eisenholzbaum außer anderen Laub- u. Nadelhölzern. Das Fällen u. Flößen des Holzes beschäftigt eine besondere Klasse der Bevölkerung, die Lumberers, welche den größten Theil des Jahres in den Wäldern leben. Alle Getreidearten u. Kulturgewächse des mittleren Europa werden fast überall mit gutem Erfolge angebaut. Wein wurde schon im vor. Jahrh. von den Jesuiten kultivirt. Unter den Thieren sind zu nennen amerikan. Elenthiere, Hirsche, Bären, Wölfe, Bisons, Bisamratten, wilde Katzen, Biber, Marder, Ottern u. andere Pelzthiere. Die Fischereien C.'s sind die bedeutendsten des Atlantischen Ozeans; Gesetze zwischen Frankreich, den Verein. Staaten u. C. regeln die Theilnahme an denselben. An Erzen, Bleiglanz, Chromeisenstein, Kupfer, Golderzen u. anderen nutzbaren Mineralien ist C. reich. Handelsverkehr findet bes. mit den Verein. Staaten u. England statt: Ausfuhr — Erze, Pelzwaaren, Holz u. Getreide — geht nach ersterem, Einfuhr kommt hauptsächlich von letzterem Staate. Die Handelsmarine bestand 1869 aus 7591 Schiffen. Die Eisenbahnen gehören der neuesten Zeit an, im J. 1871 umfaßten dieselben 679 engl. Meilen. Die Länge der Telegraphenlinien betrug 1869: 9563 engl. M.

Die bedeutendsten Städte sind (nach den Zählungen von 1861): Montreal 90,300, Quebec 51,100, Toronto 44,800, St. John 27,300, Halifax 25,000, Hamilton 19,100, Ottawa 14,700, Kingston 13,700, London 15,300, Three Rivers 6000, Fredericton 5650, St. Hyacinthe 3600. Hauptstadt der Konföderation u. Sitz der Regierung ist Ottawa. Die Zahl der Ureinwohner — Indianer von mannichfaltigen Stämmen — beträgt etwa 24,000; viele von denselben haben bereits Kirchen u. Schulen. — Die Verfassung C.'s ist der von England entsprechend: im König von England ruht die Exekutivgewalt, dieselbe übt der Generalgouverneur aus, dem ein Geheimer Rath zur Seite steht; die gesetzgebende Gewalt besitzt das Parlament, bestehend aus dem Senat u. dem Haus der Gemeinen.

Geschichte. Im J. 1497 landeten die Venetianer Giovanni u. Sebastiano Cabot (s. d.) als erste Europäer an der Küste von C.; 1500 nahm der Italiener Giovanni Verrazani für Frankreich Besitz von dem Lande, das jedoch erst seit dem Anfang des 17. Jahrh. kolonisirt wurde.

Samuel Champlain, der den Grund zur Stadt Quebec legte, war der erste Gouverneur des Landes, das zu einem franz. Vizekönigreich erhoben wurde. Im J. 1629 nahmen die Engländer Quebec in Besitz, räumten es aber wieder 1631 (nach dem Frieden von St. Germain). Fortwährende Zwistigkeiten an den Grenzen zwischen den Franzosen u. Engländern führten endlich 1756 zu einem offenen Kriege, der für Frankreich so unglücklich endete, daß es nach dem Pariser Frieden, 1763, ganz C. an England abtreten mußte. Als 1774 die nordamerikan. Revolution ausbrach, konnte England sich C. nur durch die Quebec-Acte erhalten, welche volle Religionsfreiheit u. theilweise Wiedereinführung des franz. Rechts garantirte. Die Einführung der Habeas-Corpus-Acte erfolgte 1784, u. die 1791 gegebene Verfassung theilte C. in die beiden Provinzen Ober- u. Nieder-Canada. Da jene hauptsächlich von engl., diese von franz. Kolonisten bewohnt war, so erhob sich heftiger Widerspruch, als man später die Wiedervereinigung der Provinzen beabsichtigte. Die Canada-Lehn-Acte, welche 1826 die alten franz. Rechtsverhältnisse aufhob, erregte große u. dauernde Unzufriedenheit. Im J. 1837 kam es zum offenen Kampfe in Montreal, u. die Ruhe kehrte erst zurück, als beide Parlamente vereinigt u. eine neue liberale Verfassung eingeführt wurde. Doch brachen 1849 neue Unruhen aus, infolge deren der Sitz der Regierung nach dem halb in Ober-, halb in Nieder-Canada gelegenen Ottawa verlegt wurde. Am 1. Juli 1867 erkannte eine königl. Proklamation die „Dominion of Canada" an, womit sich 1870 die Provinz Monitoba u. 1871 Britisch-Columbia vereinigten.

Deutsche leben in C. etwa 60—70,000. Ihr Einfluß hat nicht die Bedeutung wie in den Verein. Staaten, was besonders seinen Grund darin hat, daß die gebildeten Familien sehr zerstreut wohnen, die große Mehrzahl der Deutschen überhaupt aber den niederen Volksklassen angehört. Die Organisirung ist erst im Werden.

Canadabalsam, canadischer Terpentin, Balsamum Canadense, das dickflüssige Harz der Balsamtanne (Abies balsamea *DC.*) aus Canada u. Maine in Amerika. Der Mutterbaum gehört zu den elegantesten aller canadischen Nadelbäume, bes. durch seinen vollkommen aufrechten Wuchs u. die große Regelmäßigkeit seiner Form. Seine Rinde trägt mit ihrer glatten u. hellen Außenseite nicht unwesentlich zu dieser Schönheit bei. Sie bedeckt sich mit Blasen, Harzbeulen, welche mit dem flüssigen C. angefüllt sind. Der Baum wird 13—15 m. hoch, obschon es auch Stämme von 24 m. giebt, deren Durchmesser am Grunde etwa 120 cm. beträgt. Der C. ist feiner als Terpentin, riecht angenehm balsamisch u. hat einen Anfangs milden, dann bitterlich kratzenden Geschmack. Man verwendet ihn unter Andrem auch zu Firniß, da er sich leicht in Weingeist u. fetten Oelen löst.

Canaille (franz., spr. Kanallj, vom lat. canis, „Hund"), Pöbel, Hundepack, Gesindel. — En canaille (spr. Ang kanallj), niederträchtig, pöbelhaft; — Canaillerien, gemeine Streiche; — canaillös, nichtswürdig, gemein.

Canaletto, der gewöhnliche Name zweier Architektur- u. Projektmaler, nämlich des Antonio Canale (in Venedig geb. 1697, gest. 1768) u. seines Neffen u. Schülers Bernardo Belotto o. Bellotto, geb. zu Venedig um 1720, gest. zu Warschau 1780). Ersterer malte von 1719 an in Rom die dortigen Alterthümer, später fast ausschließlich Ansichten von Venedig u. andern großen Städten, die sich durch große Naturtreue auszeichnen. Auch Belotto schuf eine Menge von Ansichten aus italien. Städten.

Canarium, Pflanzengattung aus der Familie der Balsambäume od. Burseraceen; ihre Arten, unter dem Namen Kanaribäume bekannt, sind in Indien u. auf den Molukken einheimisch. Die meisten von ihnen liefern Harz. So stammt das bekannte Kanarienharz mit den Eigenschaften des Kopaivabalsams von C. commune *L.* der Molukken, das schwarze Damarharz von C. rostratum *Zipp.* ebdas., der ostind. Kopal von C. bengalense *Roxb.* aus Sylhet, das Alibeharz von C. strictum *Roxb.* aus Ostindien. Alle aber liefern eßbare Nüsse, deren Kerne wohlschmeckend u. ölreich sind. Manche molukkische Inseln, z. B. die Bandas, sind mit einem ununterbrochenen Walde von Muskatnuß- u. Kanaribäumen bedeckt, wovon letztere als Schattenbäume bei riesigem Wuchse ihre knorrigen Aeste über die erstern ausstrecken u. sie mit ihren hohen Kronen gegen die in jenen Gegenden so verheerende Gewalt der Stürme schützen.

Cancan (spr. Kangkang) od. **Chahut** (spr. Schahü), eine gliederverrenkende Ausartung des Contretanzes bei den Franzosen, die wegen der dabei ausgeführten unzüchtigen Stellungen u. Bewegungen verrufen ist. Der C. kam 1822 in den Tanzlokalen des niederen Pariser Volkes auf u. wird heute vorzugsweise an den Ballorten der Pariser Halbwelt (Closerie des Lilas, Jardin Mabille etc.) getanzt. C. bedeutet in der Volkssprache so viel als Lärmen, Entengeschnatter.

Cancionero (span., portug. Cancioneiro) bedeutet im Allgemeinen ein Liederbuch, ganz bes. aber ein höfisches Liederbuch, in welchem die lyrischen Poesien der Sängerkreise, die sich um einen bestimmten Hof (den castilischen, catalonischen u. s. w.) gruppirten, gesammelt wurden. Mit Benutzung dieser mittelalterlichen C.s wurden später Sammlungen hergestellt, die sich nicht mehr auf geschlossene Hof- u. Dichterkreise u. auf bestimmte Zeiträume beschränkten, sondern eine Auswahl höfischer Dichtungen verschiedenen Ursprungs boten. Die bekannteste Sammlung dieser Art ist das „Cancionero general" (aus dem Ende des 15. Jahrh.), eine Blumenlese des castil. Hof- u. Minnegesangs von den Zeiten Johann's II. bis zu denen Karl's V. Endlich ließen auch einzelne Dichter ihre Liederbücher unter dem Namen C. ausgehen. Vgl. Bellermann, „Die alten Liederbücher der Portugiesen" (Berl. 1840); Diez, „Ueber die erste portug. Kunst- u. Hofpoesie" (Bonn 1863); Wolf, „Studien zur Gesch. der span. u. portug. Nationalliteratur" (Berl. 1859).

Cancrin, Franz Ludwig, deutscher Mineraloge, geb. im kurhessischen Dorfe Breitenbach 21. Febr. 1738, war Direktor des Salz-, Berg- u. Münzwesens, sowie der Wasserbau-Angelegenheiten in Kurhessen, ging 1783 nach Rußland, wo er die Leitung der Salzwerke zu Staraja-Russa (Gouv. Nowgorod) übernahm u. 1816 zu Petersburg starb. Er schrieb „Grundzüge der Berg- u. Salzwerkskunde" (1773—91, 13 Bde.). — Sein Sohn, der russ. General der Inf. u. Finanzminister Graf Georg C., war geb. zu Hanau 8. Dez. 1774. Nachdem ders. zu Gießen u. Marburg die Rechte studirt, folgte er dem Vater 1796 nach Rußl. u. stieg allmählig zum Staatsrath u. Generalintendanten sämmtlicher aktiver Armeecorps auf; 1815 erhielt er den Rang eines Generalleutnants. Von einigen Neidern großer Unterschleife angeklagt, vermochte er sich glänzend zu rechtfertigen. Seit 1823 mit der Leitung des Finanzministeriums betraut, gelang es ihm zwar, den russ. Staatskredit wieder herzustellen u. in die russ. Finanzen wenigstens äußerlich Ordnung zu bringen; dabei verfolgte er aber rücksichtslos das Prinzip, zu Gunsten des Staates den Privatkredit zu schwächen u. die Privatarbeit zu entwerthen. Trotz vielseitiger Angriffe behauptete er sich bis April 1844 im Amte. Er starb 22. Sept. 1845 auf seinem Landsitz bei Pawlowsk. C. schrieb „Ueber die Militärökonomie im Frieden u. im Kriege" (Petersb. 1822—23, 3 Bde.); „Weltreichthum, Nationalreichthum u. Staatswirthschaft" (1821), u. „Die Oekon. der menschl. Gesellschaft" (1845).

Cancrinit, ein zu Ehren des früheren russ. Finanzministers von Cancrin so benanntes Mineral, das zuerst zu Minsk am Ural gefunden wurde. Es ist bläulichgrau, auch gelb u. grün, krystallisirt hexagonal u. besteht aus einem Thonsilikat in Verbindung mit einem Carbonate.

Candidus, Karl, elsässischer Dichter, geb. zu Altweiler im Unterelsaß, lebt in Mühlhausen, wo er für Erhaltung der deutschen Sprache im Elsaß wirkte. Er schrieb gelungene Epigramme u. Fabeln, mehrere didaktische Dichtungen u. „Religiöse Betrachtungen für Gebildete."

Candolle, Auguste Pyrame de, gemeiniglich Decandolle (spr. Decangdoll), abgekürzt *DC.*; einer der berühmtesten Botaniker, der Linné der ersten Hälfte unsers Jahrh., geb. 4. Febr. 1778 zu Genf, gest. das. am 9. Sept. 1841. Er stammte aus einer alten adeligen Familie der Provence, die ihres calvinistischen Glaubens wegen 1558 nach Genf auswanderte, während der katholische Zweig der Familie noch bis auf die Neuzeit in den Marquis dies. Namens in Frankreich zurückblieb. C. war in seiner frühen Jugend ein sehr schwächliches Kind u. litt sogar an einem Wasserkopfe; nichtsdestoweniger besaß er ein vortreffliches Gedächtniß u. beschäftigte sich mit poetischen Arbeiten. Seine eigentliche Natur kam zum Durchbruche, als er als 18jähr. Student die anregenden Vorträge des damals berühmten Botanikers P. Vaucher (spr. Woscheh), der zugleich Professor der Zoologie war, hörte. Er erlangte es von seinem Vater, sich den Naturwissenschaften zuwenden zu dürfen, u.

kam zu einer Zeit nach Paris, wo Cuvier, Fourcroy, Vauquelin, Lamarck, Desfontaines u. A. dort lehrten. Letzterer, Systematiker u. Pflanzenphysiolog zugleich, zog ihn besonders an u. befestigte die universale Richtung, welche C. zur Botanik mitbrachte u. die ihn später ganz bes. auszeichnen sollte. Die Stürme der Revolution, welche sein kleines Vaterland wesentlich berührten, erschütterten die Vermögensverhältnisse seiner Familie, u. C. sah sich genöthigt, sich der Medizin zuzuwenden, um sich durch einen praktischen Beruf selbständig zu erhalten. So kam er, nachdem der Kanton Genf 1798 Frankreich einverleibt war, zum zweiten Male nach Paris, wo er nam. zu dem reichen u. für die Pflanzenkunde begeisterten Baron Benjamin de Lessert (spr. Delessähr) in freundschaftliche Beziehungen trat. Mit den Doubletten aus der berühmten Burmann'schen Pflanzensammlung, welche von de Lessert angekauft worden war, legte DC. den Grund zu einer ähnlichen Sammlung, die man bei seinem Tode auf etwa 80,000 Arten schätzte. C. erhielt 1802 die Professur der Botanik an der Akademie zu Genf. Vorzugsweise wandte er sich der beschreibenden Botanik, der Morphologie u. Physiologie der Pflanzen zu, während die Pflanzenanatomie, seinem die ganze Form anschauenden Geiste entsprechend, einigermaßen im Rückstande blieb. In jenen Fächern hat er aber Außerordentliches geleistet, u. man muß ihn zu den fruchtbarsten botanischen Schriftstellern zählen. Mit seiner „Flora von Frankreich"

Nr. 1850. Auguste Pyrame de Candolle (geb. 4. Febr. 1778, gest. 9. Sept. 1841).

(Flore française, Par. 1805, 4 Bde.) brach er, einer der Ersten, den Ideen der Jussieu für ein natürliches Pflanzensystem Bahn, der Erste jedenfalls, welcher sie auf eine Lokalflor anwandte. Morphologische u. geographische Auffassung bei Durchführung eines neuen, dem Linnéschen entgegengesetzten Systems gaben dem Werke eine Bedeutung weit über Frankreich hinaus. Im J. 1807 als Prof. nach Montpellier berufen, wirkte er, durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters u. durch die Macht einer feurigen u. eleganten Rede unterstützt, auf das Anregendste. Hier entfaltete er seine ganze Lehrkraft auch in einem ideenreichen, der Goethe'schen Naturauffassung sich nähernden Werke: „Théorie élémentaire de Botanique" (Par. 1813), das wesentlich dazu beitrug, eine morphologische Anschauung zu begründen u. einzubürgern. Da der Staatsrath von Genf eine eigene Professur der Naturgeschichte für ihn geschaffen, ging DC. 1816 nach Genf zurück, wo er, reichlich unterstützt, einen botanische Garten begrünndete u. bis an das Ende seines Lebens blieb. Außer seinen bot. Arbeiten beschäftigten ihn auch Vorlesungen über Zoologie u. die Abfassung zahlreicher Werke. Zunächst erschien als Vorläufer eines größeren Werkes sein „Regni vegetabilis systema naturale" in 2 Bdn. (Par., 1818—21), drei Jahre darauf der erste Band eines das ganze Pflanzenreich umfassenden beschreibenden Werkes, der „Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis", worin sämmtliche bis dahin bekannte Pflanzen nach der natürlichen Methode in eigenen Monographien beschrieben sind. Bis 1839 vollendete er 7 Bde.; nach seinem Tode mußte es von vielen einzelnen Monographen fortgeführt werden. Unterdessen schrieb er noch die „Organographie vegetale" (Par. 1827, 2 Bde.) u. die „Physiologie végétale" (Par. 1832, 3 Bde.), u. zahlreiche kleinere Bücher u. Abhandlungen. Dabei war DC. durchaus kein einseitiger Stubengelehrter, sondern, wie er als Lehrer enthusiastisch sich begeistern konnte, so griff er auch in das politische Leben tief ein. Die Gründung von Museen, Schulverbesserungen, überhaupt Fortbildung des Volksunterrichtes, neue Post= u. Prüfungseinrichtungen 2c., das waren Ziele für ihn, der im Laufe der Zeit auch Mitglied des Raths geworden war. Schon damals unternahm er es, seine Wissenschaft auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, sie zu popularisiren; 1834 jedoch mußte DC. seine Professur körperlicher Leiden wegen aufgeben, das Jahr 1835 brach seine Kraft vollends; er starb 9. Sept. 1841 in der 6. Abendstunde, nicht nur einer der umfassendsten Gelehrten, sondern auch einer der edelsten Menschen. — Sein Sohn Alphons de C., ebenfalls Botaniker u. Nachfolger seines Vaters auf dessen Lehrstuhl, begründete seinen Ruf zuerst durch eine „Einleitung in das Studium der Botanik" (Introduction à l'étude de la botanique, Par. 1835, 2 Bde.), welche noch zu Lebzeiten des Vaters erschien. Auf selbständigen Füßen aber führte er in seiner „Geographie bot. raisonnée" (Par. 1855, 2 Bde.) eine Richtung weiter aus, die dem Vater weniger vergönnt war, zu pflegen. Wie groß die Achtung der Genfer Mitbürger war, erhellt schon daraus, daß die Naturhistorische Gesellschaft zu Genf ein Legat von 2400 Frcs. zur Honorirung werthvoller monographischer Arbeiten auf dem Gebiete der Botanik aussetzte, den bekannten Decandolle'schen Preis.

Candy, Kandi, s. „Ceylon".

Canella, Canellbaum; Pflanzengattung aus der Familie der Canellaceen. Hiervon giebt Canella alba *Murr.* (Winterana Canella *L.*), die weiße Canellrinde od. die falsche Wintersrinde, eine nach Zimmt riechende, bitter=aromatische Borke mit einem scharfen aromatischen Oele u. einer eigenthümlichen zuckerartigen Substanz (Canellin, ein Mannit), ähnlich dem Zimmt.

Canevas werden verschiedentliche Webstoffe aus Leinen=, Baumwoll= od. gemischten Fäden genannt. So ist Leinencanevas od. Canevasleinen entweder ein starker Hemdenstoff od. stark appretirtes u. geglänztes Futterzeug. Ferner heißt so ein weißgestreifter Zwillich zu Rouleaux u. sonstige dichte Baumwollstoffe mit Streifen, Rippen od. kleinen Mustern, endlich auch die offenen, gitterartigen Stoffe, die man zu Fliegenfenstern u. zur Unterlage von Stickereien gebraucht, u. die in letzterer Anwendung auch Stramin heißen. Die Malerleinwand wird ebenfalls zuweilen C. genannt. Seidener C. besteht aus Baumwollfäden, die mit Seide übersponnen sind.

Canga-Arguelles, Don José, span. Staatsmann, geb. um 1770 in Asturien, wurde von Valencia aus 1812 in die Cortes gewählt u. that sich hier als einer der eifrigsten Verfechter der Konstitution hervor. Unter Ferdinand VII. verbannt, ward er erst 1816 wieder zum Staatsdienste zugelassen. Nach Wiederherstellung der Konstitution wurde ihm das Finanzministerium übertragen. Die Machtregeln, die er zur Herstellung eines gesündern Verhältnisses zwischen Staats= u. Kirchengütern u. zur Deckung des jährl. Defizits vorschlug, wurden leider nur halb ausgeführt. Immerhin waren bereits erhebliche Ersparnisse erzielt, als C. mit den übrigen Mitgliedern des Kabinets, infolge einer verfassungswidrigen Erklärung des Königs, 1. März 1821 seine Entlassung nahm. In die Cortes zurücktretend, schloß sich C. den gemäßigt Liberalen an. Im J. 1823 zum zweiten Male verbannt, lebte er längere Zeit in England u. fand dort Muße zur Abfassung seiner „Elementas de la ciencia de hacienda" (Lond. 1825) u. seines Hauptwerkes „Diccionario de hacienda para el uso de la suprema direccion de ella" (Lond. 1827—28, 5 Bde.). Nach seiner Rückkehr (1830) wurde er wieder in die Cortes gewählt, vermochte jedoch einen nachhaltigen Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes nicht mehr zu üben. Sein Tod erfolgte 1843.

Canina, Luigi, ein um die Erforschung der antiken Bauwerke Roms sehr verdienter Architekt, der, Anfangs Prof. an der Akademie in Turin, seit 1832 meistens in Rom lebte, wo er auch die Ausgrabungen von Tusculum u. an der Via Appia leitete. Er starb 1856 in Florenz. Seine wichtigsten Schriften sind: „L'Architettura antica" (Rom 1844, 9 Bde., 2 Ausg.) u. „Indicazione topografica di Roma antica" (1850, 4 Ausg.).

Canino, kleiner ital. Flecken in der Prov. Viterbo, der nebst dem benachbarten Musignano 1815 von Papst Pius VII. zu Gunsten Lucian Bonaparte's zum Fürstenthum erhoben wurde.

Canino, Fürst Charles Lucien Jules Laurent v., der älteste Sohn Lucian Bonaparte's, geb. 24. Mai 1803 zu Paris, hat sich durch treffliche zoolog. Arbeiten bekannt gemacht. Während eines mehrjähr. Aufenthalts in Amerika schrieb er sein großes Werk über die dortige Vögelwelt („American Ornithology", 3 Bde., Philad. 1825). Auf noch umfassenderen Studien beruhte sein später in Italien herausgegebenes Hauptwerk „Iconografia della fauna italica" (3 Bde., Rom 1833—41). Der von ihm ins Leben gerufene italien. Gelehrtenkongreß wählte ihn wiederholt zum Präsidenten. Während der röm. Revolution 1848 schloß er sich der republikan. Partei an u. wurde in die Konstituirende Versammlung gewählt, in der er vorübergehend den Vorsitz führte. Nach der Besetzung Roms durch die Franzosen floh C. nach Frankreich, wurde jedoch ausgewiesen u. begab sich nach England. Später wurde ihm der Aufenthalt in Frankreich wieder gestattet; er ließ sich in Paris nieder, war seit 1854 als Direktor des Jardin des Plantes thätig u. starb 29. Juli 1857. Von seinen zahlreichen Arbeiten wird in Fachkreisen bes. noch geschätzt sein „Conspectus generum avium" (2 Bde., Leyd. 1850). — Seine Gemahlin Zenaide Charlotte Julie (geb. 8. Juli 1801, gest. 8. Aug. 1854), eine Tochter Joseph Bonaparte's, hat einige Schiller'sche Dramen übersetzt.

Canisius (lat. für de Hondt), Peter, einer der thätigsten Jünger Loyola's in Deutschland, geb. zu Nimwegen 8. Mai 1524, gehörte seit 1543 dem Jesuitenorden an, ward 1549 Lehrer der Theologie in Ingolstadt, dann Rektor u. Vizekanzler der dortigen Universität u. 1551 Rektor des Jesuitenkollegiums in Wien. Er gewann einen für die Protestanten sehr empfindlichen Einfluß auf Ferdinand I., wirkte als erster Provinzial der Jesuiten in Deutschland für deren Verbreitung in den deutschen Staaten u. gründete die Kollegien zu Prag, Augsburg u. Freiburg in der Schweiz, an welchem letzteren Ort er 21. Dez. 1597 starb. Seine „Summa doctrinae christianae sive catechismus major" (Wien 1554, beste Ausg.; neue Ausg., Landsh. 1842) ward in fast alle Sprachen übersetzt (deutsch, Augsb. 1762), u. sein Kleiner Katechismus: „Institutiones christianae pietatis" (1566; deutsch. neue Aufl., Mainz 1840), bildete bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. die Grundlage des Volksunterrichts im kathol. Deutschland.

Canitz, Freiherr Friedr. Rud. Ludw. v., deutscher Dichter, geb. 27. Nov. 1654 zu Berlin, studirte in Leiden u. Leipzig die Rechte, eignete sich auf mehrjährigen Reisen eine damals in Deutschland nicht gewöhnliche weltmännische Gewandtheit an, wurde nach seiner Rückkehr nach Berlin 1677 an den Hof gezogen u. begleitete den Kurfürsten drei Jahre hindurch auf seinen Feldzügen als Kammerjunker. Später zum Geheimrath u. vom Kaiser zum Reichsfreiherrn ernannt, nahm er als Bevollmächtigter Preußens an den Unterhandlungen theil, die im Haag über die span. Erbfolge geführt wurden, erkrankte aber während derselben u. mußte nach Berlin zurückkehren, wo er 11. Aug. 1699 starb. Um die Entwicklung der deutschen Dichtung hat C. erhebliche Verdienste. Sein Aufenthalt in Frankreich hatte ihm die feinere Bildung erschlossen, die dort zu jener Zeit (unter Ludwig XIV.) blühte, während Deutschland noch an den Folgen des Dreißigjährigen Kriegs krankte. Unter dem Einfluß der franz. Dichter, deren Klarheit u. Zierlichkeit er nachzuahmen suchte, entfernte er sich immer mehr von der steifen u. schwülstigen Manier der zweiten Schlesischen Dichterschule (s. d.). Die nüchterne Verständigkeit der C.'schen Muse gereicht seinen Satiren zum Vortheil, weniger seinen lyr. Gedichten, denen es an Schwung u. Unmittelbarkeit fehlt. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien nach seinem Tode unt. d. Tit. „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" (Berl. 1700) u. wurde vielfach aufgelegt; eine Auswahl giebt die „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 14, Lpz. 1838).

Canitz und Dallwitz, Frhr. Karl v., preuß. General u. Staatsminister, geb. zu Kassel 17. Nov. 1787, machte 1807 als Leutnant im preuß. Heere die Kämpfe in Schlesien u. Preußen mit, gehörte 1812—15 zum Generalstabe York's, ward 1821 Adjutant des Prinzen Wilhelm u. zugleich Lehrer an der Kriegsschule in Berlin u. rückte 1830 zum Oberst u. Generalstabschef beim Gardecorps auf. Seit 1833 Generalmajor u. Gesandter bei den Höfen zu Hannover u. Braunschweig, ging er im Aug. 1841 in gleicher Eigenschaft nach Wien. Vom 11. Aug. 1845 bis 18. März 1848 leitete er als Minister des Auswärtigen die Politik Preußens im Sinne der „Heiligen Allianz". Er starb zu Berlin 25. April 1850 als Generalleutnant u. Generaladj. des Königs. Von ihm sind „Nachrichten u. Betrachtungen über die Thaten u. Schicksale der Reiterei" (Berl. 1823—24, 2 Bde.).

Canna, indisches Gras, indisches Blumenrohr, Safranmarron; Pflanzengattung der Cannaceen, einer schönen monokotylischen Familie, die sich, gleich den Musaceen, durch prächtige Schaufelblätter u. schöne Blumen auszeichnet, wodurch ihre Arten zu herrlichen Dekorationspflanzen, bes. im freien Lande, werden. Schon im J. 1844 unterschied P. C. Bouché über 62 Arten. Die meisten leben im tropischen Amerika zu beiden Seiten der Mittagslinie, einige auch in China u. Ostindien. Die Blumen bilden ein oft brillant gefärbtes, röhrenartiges Gebilde mit lippenartiger Form; die Früchte sind dreiklappige Kapseln mit rundem, erbsenartigem Samen, die sich leicht aussäen lassen. Lange kannte man nur eine Art (C. indica), mit welcher die meisten übrigen Arten verwechselt wurden. Einige erzeugen in ihren knollenartigen Wurzelstöcken ein brauchbares Stärkemehl (Arrow root); z. B. C. angustifolia *L.* in Brasilien, C. edulis *Ker.* u. paniculata *R. et P.* in Peru, C. Achiras *Gill.* in Chile, u. a. Die Blumen andrer Arten werden als Safran benutzt, wie bei C. indica in Westindien. Selbst die Samen enthalten oft einen brauchbaren Farbstoff, so daß man mit denen von C. coccinea, sowie von C. lutea *Rosc.* u. orientalis *Rosc.* in Ostindien purpurroth färbt, während man aus andern Rosenkränze macht, wozu sie ihre schöne Form sehr qualifizirt. Die Wurzelstöcke der bei uns im Freien gezogenen Pflanzen müssen in jedem Herbste aus dem Lande herausgehoben werden, da sie unsere Winter nicht vertragen. Uebrigens gehört die Gattung zu den seltenen Gewächsen, deren Blumen nur einen Staubfaden besitzen, wenigstens nur einen fruchtbaren, während vier andere steril bleiben od. verkümmern.

Cannabich, Joh. Günther Friedr., deutscher Geograph, geb. 21. April 1777 zu Sondershausen, studirte in Jena Theologie, wirkte seit 1819 als Pfarrer in Niederböſa, seit 1835 in Bendeleben u. zog sich später in seine Vaterstadt zurück, wo er 2. März 1859 starb. Sein „Lehrbuch der Geographie" (Sondersh. 1816) beseitigte um so schneller die damals gebräuchlichen Handbücher, als darin zuerst die kurz vorher vollzogenen Veränderungen in der Abgrenzung der europ. Staaten Berücksichtigung gefunden hatten. Sowol dieses Werk (18. Aufl. 1870 f.) als die „Kleine Schulgeographie" (Sondersh. 1818, 20. Aufl. 1870) waren lange Zeit in den deutschen Bürger- u. Volksschulen heimisch. Außerdem lieferte C. größere Beiträge für das von ihm, Gutsmuths, Ukert u. A. herausgegebene „Vollständige Handb. der Erdbeschreibung" u. für die „Neueste Länder- u. Völkerkunde".

Cannabis sativa *L.*, der gemeine Hanf; Femel, Femmel, Fimmel in Süddeutschland u. der Nordschweiz, ursprünglich abgeleitet vom lat. femina (Weib), weil das Volk schon längst sehr bestimmt eine weibliche Samen tragende u. eine männliche nur Staubgefäße liefernde Hanfpflanze unterschied. Letztere nannte man deshalb im Gegensatze Mäsch, Mastel, Maschgelt u. Mastel von mas u. masculus (Mann); allein, man verwechselte die Namen für die Geschlechter u. nannte sonderbarer Weise den männlichen Hanf Femel, während man den weiblichen Mäsch u. s. w., in der Nordschweiz auch wol Trigel od. Bast nannte. Jedenfalls ist dies ein Beweis für die uralte Einführung des Hanfs in Deutschland durch die Römer. Der Hanf stammt aus Indien od. Persien, denn im Orient wird die Pflanze noch heute sehr kultivirt, da man aus ihr zugleich ein eigenes Rauschmittel, den Haschisch, Achach, od. Bague u. Molac, bereitet, welches, mit Opium zu einem berauschenden Getränke gemischt, die Sinne, bes. die Phantasie erregen soll. Es soll schon — wenigstens ein Getränk aus Hanfsamen — den alten Griechen unter dem Namen

.erenthes bekannt gewesen sein. Auch Negerstämme rauchen Hanfblätter wie Tabak, um sich in einen Zustand der Berauschung zu versetzen. Bei malavischen Stämmen soll der Haschisch (auch Hadschisch) das sog. Ametlaufen, einen Zustand der Raserei, erzeugen, in welchem der Berauschte von Mordlust erfüllt ist. Am intensivsten scheint das Hanfharz zu wirken, welches in grünlichen Körnern (Churrus gen.) von der Pflanze im Orient ausgeschwitzt od. durch Auskochen der Pflanze gewonnen wird. Auch bei uns zu Lande wirkt der Hanf, bes. im frischen Zustande, betäubend schon durch seinen Geruch, wodurch er leicht Schwindel u. Kopfweh erzeugt. Der narkotische Stoff des Hanfes wird bei uns als Arzneimittel gebraucht; man bezieht ihn aus Indien, das ihn in zwei Formen, als Gunjah u. Bang od. Guaza, liefert. Man rühmt das Mittel gegen Cholera, Starrkrampf, Veitstanz, Brustkatarrhe u. s. w. Die Benutzung der Bastfaser ist allbekannt. Botanisch betrachtet, gehört der Hanf zu der Familie der Nesselgewächse; doch erhob ihn Endlicher zu einer eigenen Familie der Cannabineen, die auch den Hopfen in sich schließt. Man kennt bisher nur eine Art der Gattung C., welche in verschiedenen Abarten vorkommt. Eine der bekanntesten u. beliebtesten ist der jetzt in Anlagen viel gepflegte Riesenhanf (C. sativa gigantea) von oft mehr als 2 m. Höhe.

Nr. 1851. Männliche Hanfpflanze.

Nr. 1852. Weibliche Hanfpflanze.

Cannelkohle, s. „Steinkohle".

Cannelirung, richtiger Kanälirung, heißt die Gesammtheit der Rinnen od. Aushehlungen (Cannelüren, Kanäle), welche an den antiken Säulen u. Pfästen vom Fuße bis unter das Kapitäl senkrecht aufsteigen. Die Säulen dorischer Ordnung haben ziemlich flache Cannelüren (18—20), die in scharfen Kanten an einander grenzen u. oben in einem flachen Bogen schließen; die der ionischen u. korinthischen Ordnung haben tiefere, einen Halbkreis bildende Cannelüren (gewöhnlich 24), die, durch Zwischenräume von einander getrennt, oben u. unten ebenfalls halbkreisförmig schließen.

Cannä, Stadt in Apulien am rechten Ufer des Aufidus (jetzt Ofanto), denkwürdig durch die Niederlage der Römer 216 v. Chr. gegen Hannibal. In den weiten Ebenen, die jetzt Tavolieri di Puglia (Apulische Tischplatten) heißen, fand er reichlichen Unterhalt für sein Heer u. Raum für die freie Bewegung seiner Reiterei. Die Römer waren ihm mit ihrer ganzen Macht unter den Konsuln Paulus Aemilius u. Terentius Varro gefolgt u. hatten zwei Lager bezogen. Der Erstere, des Gegners strategisches Geschick fürchtend, suchte eine Schlacht zu vermeiden; sein heftiger Amtsgenosse dagegen wünschte den verderblichen Krieg durch einen entscheidenden Schlag zu beendigen, u. eben so kampfbegierig war das ganze Heer. Sobald er daher nach dem Wechsel, der alle Tage erfolgte, den Oberbefehl erhielt, rückte er in Schlachtordnung aus den Lagern. Seine Macht betrug gegen 70,000 Mann zu Fuß u. 6000 zu Pferde. Hannibal begegnete ihm mit 40,000 Mann Infanterie u. 10,000 Mann Kavallerie auf dem linken Ufer des Aufidus. Er hatte das Centrum, welches die streitbaren Kelten bildeten, staffelförmig vorgeschoben. An diese schlossen sich mehr zurück die Hispanier, dann weiter, auf beiden Seiten die Flügel bildend, die Libyer in röm. Rüstungen. Im Mitteltreffen kommandirte Hannibal selbst, u. als dies von der Uebermacht zurückgedrängt wurde, ließ er rasch die

Aemilius. Die Prokonsuln. Varro.

A g h A i f k g h q q m l l n p B B u

Hasdrubal. Hannibal. Maharbal.

Nr. 1853. Aufstellung der Römer u. Karthager bei Cannä.
Römer. *A A* rechter u. linker Flügel. *ik* Reiterei. *gh* die Leichtgerüsteten.
Karthager. *qq* die Balearier. *pm nu* Reiter. *ll* Fußvolk.

Flügel vorrücken, so daß sich die Legionen wie von einer Schere umfaßt sahen. Als darauf die siegreiche karthagische Reiterei auch im Rücken angriff, blieb den Römern weder zum Widerstand Raum noch zur Flucht. Nach Livius sollen die Römer 45,000 Fußleute u. 3000 Reiter verloren haben, 20,000 wurden gefangen. Samnium u. das herrliche Campanien mit der Hauptstadt Capua waren die Früchte des Sieges.

Cannes, Stadt von 7400 E. im franz. Dep. der Seealpen am Golf von Napoule, treibt Handel mit Südfrüchten u. Oel, Sardellen u. Anchovis. Die Bucht St. Juan in der Nähe der Stadt war der Landungsplatz Napoleon's am 1. März 1815, als er von Elba zurückkehrte. In der Umgegend von C. wird bedeutende Blumenzucht für Parfümeriezwecke getrieben. Das überaus milde Klima hat die ganze Landschaft als klimatischen Kurort zu hohem Ansehen gebracht.

Canning (spr. Känning), George, nächst den beiden Pitt der größte Staatsmann, den England in neuerer Zeit besessen, war als der Sohn unbemittelter Eltern geb. zu London 11. April 1770. Den Grund seiner Bildung legte er in Eton, wo er sich eine ausgezeichnete Kenntniß der klassischen Literatur erwarb, u. in Oxford, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Im J. 1793 von Newport aus ins Parlament gewählt, entwickelte er hier nam. in der Bekämpfung des Jakobinismus, der im Unterhause wie in der Presse seine Anhänger gefunden hatte, eine glänzende Rednergabe u. wurde 1796 von Pitt als Unterstaatssekretär ins Ministerium des Auswärtigen gezogen. Nach Pitt's Tode 1806 trat auch C., wie die meisten seiner Kollegen, aus der Regierung aus, ward jedoch schon im nächsten Jahr, nachdem die Tories wieder ans Ruder gelangt waren, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. In dieser Stellung setzte er die auf Isolirung Frankreichs gerichtete Politik seines großen Vorgängers Pitt fort; er ordnete mitten im Frieden die Beschießung von Kopenhagen u. die Wegnahme der dän. Flotte an u. schloß mit der span. Junta, die für Ferdi-

nand VII. regierte, 14. Jan. 1809 ein Schutz- u. Trutzbündniß gegen Frankreich. Ein Zwist mit dem Kriegsminister Castlereagh, der mit den Bestrebungen C.'s vielfach nicht einverstanden war, zog einen Zweikampf nach sich, infolge dessen C. sich genöthigt sah, seine Entlassung zu nehmen. Erst 1816 trat er wieder ins Parlament u. im nächsten Jahr als Präsident des indischen Depart. ins Ministerium.

Nr. 1854. George Canning (geb. 11. Apr. 1770, gest. 8. Aug. 1827).

Der Prozeß gegen die Königin Karoline u. einige prinzipielle Fragen brachten ihn aufs Neue in Differenzen mit seinen Kollegen, die ihn zum Rücktritt nöthigten. Er trat eine größere Reise an, ging später als engl. Gesandter nach der Schweiz u. kehrte erst 1820 nach England zurück, wo er sogleich wieder ins Unterhaus gewählt wurde u. schnell seinen früheren Einfluß wieder erlangte. Er war eben im Begriff, den ihm angebotenen Posten eines Generalgouverneurs von Ostindien anzunehmen, als der plötzliche Tod des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Marquis von Londonderry, eintrat (1822) u. die allg. Stimme C. als den geeignetsten Nachfolger bezeichnete. Nach außen hin wirkte er zunächst dem Plan einer bewaffneten Einmischung der übrigen Großmächte in die innern span. Wirren entgegen u. bahnte durch gemeinsames Vorgehen mit Rußland die Befreiung Griechenlands an. In den Differenzen mit Nordamerika wußte er Uebergriffe maßvoll, aber energisch zurückzuweisen; dagegen erkannte er, den Großmächten des Festlandes zuvorkommend, die südamerikan. Republiken an u. erschloß hierdurch dem brit. Handel neue Wege. Auf seine Anregung wurde der noch immer fortwuchernde Sklavenhandel durch Parlamentsbeschluß der Seeräuberei gleichgestellt u. mit Todesstrafe bedroht u. auch in den Kolonien durch organische Einrichtungen die Abschaffung der Sklaverei vorbereitet. Er arbeitete den großen Reformen Peel's vor, indem er die Herabsetzung der Einfuhrsteuer für Getreide bewirkte, u. machte seinen ganzen Einfluß geltend, um die Emanzipation der Katholiken herbeizuführen. Nach dem Rücktritt des Grafen von Liverpool, April 1827, übernahm C. auch dem Namen nach die Leitung des Kabinets u. bereitete eine Anzahl durchgreifender Verbesserungen auf nationalökonomischem u. finanziellem Gebiete vor, deren Ausführung aber seinen Nachfolgern überlassen blieb, denn schon 8. Aug. 1827 erlag er der Last seiner Berufsarbeiten u. der unaufhörlichen Angriffe, die von Seiten der Tories auf ihn einstürmten (zu Chiswick bei London). Seine Leiche wurde in der Westminsterabtei (neben Pitt) beigesetzt. Aus seinen Reden, die Therry herausgab („Speeches of C. with a memoir of his life“, Lond. 1828, 6 Bde.), redet ein reich gebildeter, scharfer u. schlagfertiger Geist. Sein Leben beschrieben Bell, „Life of George C.“ (Lond. 1846), u. Stapleton, „C. and his times“ (Lond. 1859). — Sein Sohn, Graf Charles John **C.**, hat sich gleichfalls als Staatsmann einen Namen erworben. Geb. 14. Dez. 1812 zu Brompton bei London, machte er seine Studien in Oxford, ließ sich ins Parlament wählen, wo er auf die Seite der Konservativen trat, u. wurde 1841 von Peel als Unterstaatssekretär ins auswärtige Amt berufen. In dieser Stellung entwickelte er eine sehr rege Thätigkeit, die freilich nicht glänzend nach außen trat, da die Rednergabe des großen C. nicht auf den Sohn übergegangen war. In den Sturz Peel's verwickelt, trat C. im Juli 1846 von seinem Posten zurück. Das Amt eines Generalpostmeisters, das er von 1853 an verwaltete, vertauschte er 1856 mit dem eines Generalgouverneurs von Indien. Der 1867 ausbrechende Aufstand der Seypoys gab C. Gelegenheit, ausgezeichnete polit. Gaben an den Tag zu legen. Er gab den Erfolgen der Militärmacht durch kluge Maßnahmen Nachdruck u. verstand es nach der Niederwerfung des Aufstandes, durch mildes Regiment die schwer geschädigte Kolonie finanziell u. wirthschaftlich wieder aufzurichten. Sein Vaterland belohnte ihn für diese Dienste mit der Grafenwürde u. dem Titel eines Vizekönigs von Indien. Sein durch angestrengte Thätigkeit zerrütteter Gesundheitszustand nöthigte ihn, im April 1862 seine Stellung aufzugeben u. in London Heilung zu suchen, wo er jedoch schon 17. Juni 1862 starb.

Canning, Sir Stratford (Diplomat), s. „Stratford de Redcliffe“.

Cano, Alonzo, berühmter Künstler aus Granada, der sich in der Baukunst, Bildnerei u. Malerei hervorgethan u. deshalb der span. Michelangelo genannt worden ist. Geb. 1601, erlernte er in Sevilla die Skulptur unter Montañes, die Malerei unter Pacheco u. Castillo. Seine Skulpturen übertrafen gleich Anfangs an Schönheit der Form u. Lieblichkeit des Ausdrucks alles in Spanien bisher Geleistete. Infolge eines Duells floh er nach Madrid, wo er während seines 13jährigen Aufenthalts die meisten der Bilder malte, denen er seinen Ruf verdankt. Im J. 1651 ging er nach Valencia u. malte daselbst 7 große Tafeln für ein dortiges Karthäuserkloster. Seine letzten Lebensjahre brachte er in seiner Vaterstadt Granada zu, wo er 1667 starb. Seine Gemälde zeigen ihn als einen Künstler von sicherem Blick, der Würde u. Erhabenheit mit reinster Natürlichkeit zu verbinden wußte u. die Kunst der Drapirung u. des Helldunkels meisterhaft verstand.

Cañons (spr. Kanjons), nennt man im span. Amerika u. im W. der Ver. Staaten enge, schroffe, tief eingefurchte Schluchtenthäler, in denen die Flüsse ihren Lauf haben u. welche den Reisenden die größten Schwierigkeiten darbieten. Einer der ausgezeichnetsten bildet das Thal des Canadian River, 238 engl. M. lang, die direkte Straße von Missouri nach Santa Fé durchschneidend. Der C. des Green-River, des nördl. Quellarmes des Canadian, ist 190 engl. M. lang; die Uferwände bestehen aus horizontal geschichteten Sandsteinen, in denen durch Auswaschungen die Einschnitte entstanden sind. In Europa zeigen sich diese Bildungen in großartigem Maßstabe im Jura u. am Var.

Canosa, Stadt in der Prov. Bari in der ital. Landschaft Apulien, am Ofanto (das alte Canusium). Hier erfocht Marcellus 209 v. Chr. einen Sieg über die Punier unter Hannibal. Unter den Römern u. im Mittelalter kam C. immer mehr herunter. In neuerer Zeit hat sich die Stadt wieder gehoben (2900 Einw.). In der Nähe von C. sind werthvolle Alterthümer entdeckt worden, die Millin beschrieb („Description des tombeaux de C.“, Par. 1813).

Canossa, kleiner Ort nahe bei Reggio, in der oberital. Provinz Modena, mit den Trümmern eines Bergschlosses, in welchem Adelheid, Wittwe des Königs Lothar von Italien, von Berengar II. belagert wurde, bis sie Kaiser Otto I. befreite. Später gehörte das Schloß der Markgräfin Mathilde, der Freundin Gregor's VII., vor welchem sich hier Kaiser Heinrich IV. (s. d.) 1077 in dreitägiger Kirchenbuße demüthigte.

Canova, Antonio, einer der größten Bildhauer der neuern Zeit, geb. 1. Nov. 1757 zu Possagno am Fuße der Venezianischen Alpen, zeigte schon in frühester Jugend ein großes Talent zur Plastik, weshalb er zu einem Bildhauer Venedigs in die Lehre gegeben wurde. Die venezianische Regierung sandte ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom, wo im Anblick der antiken Meisterwerke seine Anlagen sich mächtig entwickelten. Sein erstes bedeutendes Werk, welches dort entstand, (1782), war die Gruppe des Dädalos u. Ikaros, dem ein Jahr nachher der berühmte Theseus als Besieger der Kentauren folgte. Etwa gleichzeitig entstand das tadelfreiere Grabmal des Papstes Clemens XIV. Ganganelli; diesem reihte sich 1792 das Grabmal Clemens' XIII. an.

den nächsten Jahren schuf er die „büßende Magdalena" u. die „Hebe". Eine große Zahl von Werken heroischen Inhalts, wie der rasende Herkules, die Faustkämpfer Kreugas u. Damoxenus, u. wiederum andere elegischen u. lyrischen Inhalts (unter anderen Amor u. Psyche) entstanden in dieser Zeit. Gegen das Ende des 18. Jahrh. begab er sich an die Ausführung des großen Grabmals der Erzherzogin Christina von Oesterreich, das 1805 in der Augustinerkirche in Wien aufgestellt wurde. Von einer Reise durch Deutschland nach Rom zurückgekehrt, schuf er dort 1800 seinen Perseus mit dem Haupte der Medusa, der des Künstlers Ruhm dermaßen erhöhte, daß er von Napoleon I. nach Paris berufen wurde, um dessen kolossale Porträtstatue zu modelliren. Nach Napoleon's Sturze ging er wieder nach Rom, wurde dort mit den größten Ehren überhäuft, zerfiel aber wegen der von ihm verlangten Ausführung einer Statue der Religion mit der römischen Kurie u. begab sich infolge dessen in seine Heimat Possagno, wo er den Bau einer Rundkirche begann, in welcher die projektirte Statue aufgestellt werden sollte. Aber bald nachher, 13. Okt. 1823, ereilte ihn zu Venedig der Tod. Er wurde in Possagno begraben; in Venedig ward ihm in der Kirche S. Maria de' Frari ein Grabdenkmal errichtet. Aus der großen Anzahl seiner Werke, deren Gesammtzahl sich in der Plastik auf 175 beläuft (außerdem malte er etwa 20 Oelbilder), hatten wir verschiedene Venusstatuen hervorzuheben, von denen die dem Bade entsteigende eines der besten Werke der neueren Skulptur ist. Auch sein Paris u. die Gruppe Mars u. Venus sind Arbeiten von hoher Vollendung. Die schwächern Seiten C.'s sind einestheils eine gewisse weichliche, manchmal an Affektation streifende Empfindsamkeit, wie sie allerdings der Zeit, in der C. schuf, eigen war, anderentheils mehr malerische als plastische Kompositionsweise. Aber diese Schwächen sind gering anzuschlagen gegen das unbestreitbare Verdienst C.'s, die Plastik von der Unnatur der Zopfzeit befreit u. zu einer klassischen Formengebung zurückgeführt zu haben.

Nr. 1855. Antonio Canova
(geb. 1. Nov. 1757, gest. 13. Okt. 1823).
(Statue in der Glyptothek zu München.)

Canrobert (spr. Kangrobähr), François Certain de, franz. Marschall, geb. 27. Juni 1809 im Dep. Gers, trat 1828 aus der Schule von St. Cyr in die Armee über; er ging 1835 nach Algerien, wo er allmählig zum Brigadegeneral aufstieg. Nach Paris zurückgekehrt, zeichnete er sich bei der Unterdrückung der dem Staatsstreiche folgenden Erhebung des Pariser Volkes in einer so rücksichtslosen Weise aus, daß er zum Divisionsgeneral ernannt wurde u. seitdem zu den Günstlingen Napoleon's III. zählte. Im Krimkriege übernahm er im Okt. 1854 für St. Arnaud den Oberbefehl über die alliirten Truppen bis zum 8. Mai 1855, wo ihn Pélissier ersetzte. Seit 18. März 1856 Marschall, focht C. 1859 tapfer in Italien, legte aber auch dort keine besonderen Fähigkeiten an den Tag; wohl aber gerieth er in ernstliche Differenzen mit Niel, den er bei Solferino im Stich ließ. Im Deutsch-franz. Kriege befehligte er das VI. Armeecorps, das zu der im Aug. 1870 in Metz eingeschlossenen Armee Bazaine's gehörte. Infolge der Kapitulation von Metz mußte er sich als Gefangener nach Deutschland begeben u. kehrte erst nach dem Friedensschlusse nach Frankreich zurück.

Canstatt, Karl Friedrich, medizin. Schriftsteller, geb. 1807 in Regensburg, reiste 1832, während der ersten großen europ. Cholera-Epidemie nach Paris, um dort, wo sie am heftigsten wüthete, direkte Beobachtungen zu machen, sodann, dem Verlaufe der Krankheit folgend, nach der Schweiz u. nach Belgien, wo er den Auftrag erhielt, in Houlay ein Cholera-Lazareth zu errichten. Später wurde er als Prof. der medizin. Klinik u. Direktor des Krankenhauses nach Erlangen berufen, als welcher er 1850 starb. Er schrieb „Ueber die Cholera-Epidemie", „Ueber Krankheiten des Greisenalters" u. eine „Spezielle Pathologie u. Therapie" (4 Bde., 2. Aufl. 1843—48)". C.'s Hauptverdienst war die Herausgabe seiner „Jahresberichte über die Fortschritte der gesammten Medizin", die noch jetzt von Virchow u. Hirsch fortgesetzt werden.

Canstein, Karl Hildebrand Freiherr v., der Begründer der hall. (Canstein'schen) Bibelanstalt, wurde geb. 1667 zu Lindenberg in der Mark, studirte von 1683 an in Frankfurt a. O. die Rechte u. wurde nach mehrjähr. Reisen durch England, Frankreich, Italien u. s. w. 1689 Kammerjunker Friedrich's III. zu Berlin. Nach wenigen Jahren jedoch nahm er Kriegsdienste in Flandern. Ein schwerer Anfall der rothen Ruhr veranlaßte ihn zu dem Gelübde, Gott sein Leben lang zu dienen, wenn er genese. So wirkte er seit 1691 in Berlin als Privatmann eifrig für alles Gute. Die durch Spener bewirkte Verbindung mit Aug. Herm. Franke, dem Stifter des Halleschen Waisenhauses, erweckte in ihm den Gedanken, in Halle eine Anstalt zur Verbreitung billiger Bibeln zu begründen. In einer 1710 erschienenen Schrift schlug er deshalb die Anwendung stehender Lettern für den Bibeldruck vor u. forderte zu Beiträgen auf. So erschien zuerst 1712 ein sorgfältig vorbereiteter Text des Neuen Testaments in Duodez zum Preise von 2 Groschen, 1713 zuerst die ganze Bibel in Großoktav für 9 Groschen. Diesen Ausgaben sind seitdem zahllose andere in allen möglichen Formaten gefolgt; C. selbst erlebte noch die Verbreitung von 100,000 Neuen Test. u. 40,000 ganzen Bibeln. Die Canstein'sche Bibelanstalt ging nach seinem Tode in die Verwaltung A. H. Franke's über u. erweiterte sich immer mehr, so daß bis 1854 weit über 7 Millionen Bibeln u. Neue Testamente abgesetzt worden sind, gegenwärtig jährlich gegen 50,000 Exemplare zu überaus billigen Preisen (z. B. Psalter zu 8 Pfennigen!). Dabei ist die Anstalt unausgesetzt bemüht, alle Verbesserungen der Buchdruckerkunst, bes. des Schnelldrucks, in großartigem Maßstab zur Anwendung zu bringen. — Auch als Schriftsteller hat sich C. bekannt gemacht durch seine „Harmonie u. Auslegung der heil. vier Evangelien" (Halle 1718). Er starb kinderlos am 19. Aug. 1719 zu Berlin, ein Jahr nach seiner Gattin, einer geb. von Krosigk.

Cantabile (ital.), d. i. sangbar, findet sich als Ueberschrift eines Tonstücks od. einzelner Theile eines solchen, um anzudeuten, daß der Vortrag gesangreich, singend sein soll, z. B. Andante cantabile.

Cantal (spr. Kangtal), vulkanische Berggruppe im südl. Frankreich, erreicht im Plomb (spr. Plong) du C., eine Höhe von gegen 1900 m. Das gleichnamige Departement bildet den Norden der Auvergne (s. d.) u. zählt auf $104_{,27}$ □M. an 238,000 Einw., welche sich hauptsächlich mit Viehzucht u. Ackerbau beschäftigen. Als Kesselflicker u. Händler mit kupfernen u. blechernen Küchengeräthen ziehen jährlich eine große Anzahl Einwohner nach Paris u. andern Städten Frankreichs, sowie nach Spanien u. Holland, wo sie als Auvergnaten bekannt sind. — Hauptstadt des Dep. ist Aurillac (s. d.).

cantando od. Cantante (cantare, singen), singend, als Bezeichnung für die Vortragsweise eines Musikstückes gebraucht.

Cántaro, Flüssigkeitsmaß in Spanien, je nach den verschiedenen Gegenden von 9—11 Liter Inhalt; Gewichtsmaß, unserm Centner ziemlich entsprechend, in Italien, Aegypten, Tripolis, Malta, Marokko, auf den Balearischen Inseln u. in der Türkei.

Cantate, eine Mittelgattung zwischen Oratorium, Ballade u. Lied, entwickelte sich aus den Madrigalen u. erscheint zuerst im 17. Jahrh. in der Form von Arien, Duetten, Terzetten, Rezitativen u. Chören mit Instrumentalbegleitung. Damals hatte die C. vorzugsweise geistlichen Inhalt u. trat in der protestant. Kirche an Stelle der Messe. Von großen Tondichtern hat nam. Bach werthvolle C. geschaffen. In neuester Zeit hat man auch C. weltlichen Inhalts geschrieben; so komponirte Spohr eine C. von Karoline Pichler, welche die Befreiung Deutschlands von der Napoleonischen Herrschaft zum Inhalt hat.

Cantate, der vierte Sonntag nach Ostern, so benannt nach dem Anfang von Psalm 98: „Singet (cantate) dem Herrn ein neues Lied", einem der Psalmverse, die zur Einleitung der kathol. Messe angestimmt wurden. An diesem Tage erfolgt die offizielle Eröffnung der Buchhändlermesse in Leipzig durch die Generalversammlung des Börsenvereins, C.-Versammlung; am darauf kommenden Montag beginnen die Zahlungen (Abrechnung) für die mit dem 31. Dez. des vorhergegangenen Jahres schließende Jahresrechnung.

Canterbury (spr. Käntrbörri), Hauptstadt der engl. Grafschaft Kent, mit 21,400 E., malerisch im Thale des Stour gelegen. Die alte Stadt macht einen ehrwürdigen Eindruck. Die herrliche Kathedrale in Form eines doppelten Kreuzes mit 3 Thürmen (aus dem 12. Jahrh.) ist eines der interessantesten Bauwerke in England; sie enthält u. A. das Denkmal des 1170 hier ermordeten Erzbischofs Thomas Becket u. des Schwarzen Prinzen. In der St. Dunstanskirche liegt das Haupt von Thomas Moore begraben. C. ist der Sitz des Erzbischofs, der zugleich Primas von England, erstes Parlamentsmitglied u. erster Peer des Reichs ist. Der Sage nach soll C. von Rudilibas 900 v. Chr. angelegt worden sein; sein erster Name war Caerther, zur Römerzeit wurde es Durovernium genannt; bis zum J. 396 residirten hier die Könige von Kent. Der erste Erzbischof war St. Augustin (gest. 604).

Canthariden (Cantharidiae *Latr.*, Vesicantia *Muls.*), **spanische Fliegen**, eine über alle Erdtheile verbreitete, bes. in wärmern Gegenden vertretene Familie meist lebhaft gefärbter, mittelgroßer Käfer mit halsförmig eingeschnürtem, vorstehendem Kopfe, meist elfgliedrigen,

Nr. 1856. Nr. 1857. Nr. 1858. Nr. 1859. Nr. 1860. Nr. 1861.

Nr. 1856—1861. **Canthariden.**
1856. Bienencantharide (Sitaris humeralis). 1857. Larve. 1858. Afterpuppe. 1859. Dritte Larve. 1860. Echte Puppe. 1861. Der Pflasterkäfer (Lytta vesicatoria).

fadenförmigen Fühlern, weichen, zuweilen (wie bei Sitaris humeralis u. Meloë) aus einander stehenden u. verkürzten Flügeldecken, mit je 5 Tarsengliedern an den beiden vordern, u. je 4 am hintern Beinpaar („heteromer") u. 6—7 am Hinterleibe hervortretenden Bauchschienen. Von Interesse ist ihre bes. durch Newport u. Fabre bekannte Lebensgeschichte. Die Weibchen legen ihre Eier in den Sand (so Meloë) od. in die Nähe von Bienennestern (Sitaris); die daraus hervorkommenden, hornigen, schlanken, sechsbeinigen Larven, die man sonst für bes. Thiere (Bienenläuse, Pediculus melittae, Triungulinus) hielt, schmarotzen an Bienen u. gelangen durch die eierlegenden Bienen in die Zellen, wo sie den Eiern sowie dem Honig gleich schädlich sind. — Die widerlich riechenden u. brennend schmeckenden C. werden schon seit alten Zeiten wegen der blasenziehenden Eigenschaft ihrer Säfte zur Bereitung von Zugpflastern (**Vesikatoren**) verwendet. Die hierbei eigentlich wirksame Substanz ist der Cantharidenkampher od. das **Cantharidin** (s. d.). Während Hippokrates wahrscheinlich die südeuropäische Mylabris trimaculata zum Blasenziehen angewandt hat, dient jetzt als „Pflasterkäfer" die „**spanische Fliege**" (Lytta od. Cantharis vesicatoria), ein goldgrüner, etwa 2 cm. langer Käfer, der sich in gewissen Jahren auch in Deutschland im Juni oft in zahllosen Mengen einfindet, u. vor Sonnenaufgang, wo er nicht schwärmt, in untergebreitete Tücher geschüttelt, in Glasflaschen gesammelt u. darin durch Hitze getödtet wird. In Guinea u. Ostindien benutzt man blaue Pflasterkäfer (L. gigas u. violacea), wieder andere in Amerika, in Brasilien (L. atomaria), in Nordamerika (L. marginata, atrata) u. die auf Kartoffeln lebenden L. vittata u. cinerea.

Cantharidin, **Cantharidinsäure**, ist der wirksame, ziehende Bestandtheil der span. Fliegen od. Canthariden u. findet auch in einigen anderen Insekten der Gattung Lytta. Man gewinnt das C. durch Ausziehen der betreffenden Käfer mit kochendem Weingeist od. Aether, Verdunsten des Lösungsmittels u. Umkrystallisiren der Anfangs noch gefärbten Krystalle. Im reinen Zustande besteht das C. aus farb- u. geruchlosen kleinen tafelförmigen Krystallen, die bei 210° C. schmelzen u. in Nadeln sublimiren. In Wasser u. kaltem Weingeist löst sich das C. nicht, wohl aber in kochendem Weingeist u. sehr leicht in Aether. Auf die Haut gebracht, zieht es Blasen, innerlich genossen wirkt es als heftiges Gift. Da das C. sich mit verschiedenen Basen zu verbinden vermag, so hat man es in neuerer Zeit auch **Cantharidinsäure** genannt, seine Zusammensetzung wird durch die Formel $C_{10}H_6O_4$ ausgedrückt. Das **cantharidinsaure Kali**, leicht in Wasser löslich, hat man statt des span. Fliegenpflasters zur äußerlichen Anwendung empfohlen, da eine viel kleinere Menge, als das Pflaster, schon bedeutende Wirkung hervorbringt; so bringt z. B. ein Milligramm cantharidinsaures Kali in 200facher Verdünnung mit Wasser auf gleich großer Fläche noch dieselbe Wirkung hervor, wie ein span. Fliegenpflaster.

Canticum (lat.), im Allg. ein Gesang, ein Lied, bestand auf dem röm. Theater aus einem mit Begleitung einer Flöte gesangartig vorgetragenen Monolog. Gewöhnlich agirte der Schauspieler nur dabei, während das C. von einem andern gesungen wurde. Die Sprache im C. war stets eine leidenschaftlich erregte u. in den Versmaßen wechselnde.

Cantilena wird in Italien ein kleines Lied (Volkslied) genannt. In Deutschland bezeichnet man hauptsächlich das zweite Thema einer Ouverture, eines Sonate- Symphoniensatzes als C., wenn dasselbe sich im Gegensatz zum ersten passagenreichen Thema vorzugsweise in getragenen Noten bewegt, gleichsam einen Gesang repräsentirt. Nach unserm Sprachgebrauch wird also jede Gesangsmelodie irgend eines Tonstücks als C. bezeichnet.

Cantillen, auch **Bouillon** genannt, sind Erzeugnisse der Gold- u. Silberdrahtspinnerei u. bestehen aus biegsamen hohlen Röhrchen, welche dadurch erhalten werden, daß man Draht od. Lahn (breitgewalzten Draht) schraubenförmig auf eine lange, stählerne Spindel auflaufen läßt, welche der verlangten Stärke entspricht, also die Dicke einer feinen Stricknadel bis zu der eines starken Bleistiftes haben kann. Wird die C. aus Runddraht gesponnen, so erhält sie ein mattes Ansehen; aus dem spiegelnden Lahn dagegen entsteht die **Glanzc.** od. **Glanzbouillon**. Wird der Stoff nicht über gerundete, sondern halbrunde od. dreieckige Spindeln gesponnen, so erhält derselbe über den Kanten regelmäßige Knickungen, welche sich nachgehends aus der geradlinigen Reihenfolge in eine etwas gewundene verziehen u. der Waare ein gekräuseltes Ansehen geben. Dies ist der sog. **Krausbouillon**. Man verwendet die C., die sowol echt als unecht fabrizirt werden, zu Fransen, Epauletten, Porteépées, Quasten u. s. w., die feinsten auch zu gewissen Stickereien, wozu sie in kurze Stückchen geschnitten u. mittels einer feinen Nähnadel auf einen Seidenfaden gereiht werden.

Canto (ital.), **Cantus** (lat.), Gesang, wird häufig die erste Frauenstimme (Sopran) genannt, weil sie die Hauptmelodie vorzutragen hat.

Cantù, **Cesare**, ital. Historiker u. Schriftsteller, geb. 5. Sept. 1805 zu Brivio in der Lombardei, studirte in Mailand, wo er seit 1832 zuerst als Professor, später als Privatgelehrter lebte. Eine freisinnige Schrift: „Ueber die lombard. Geschichte des 18. Jahrh.", verwickelte ihn 1833 in einen Prozeß, infolge dessen er eine einjährige Haft erlitt, die ihm Stoff zu seinem in Italien hochgeschätzten histor.-polit. Roman „Margherita Pusterla" gab (36. Aufl. 1864; deutsch von Fink, 2 Bde., Stuttg. 1841). Sein Hauptwerk ist die „Storia universale" (1837 ff., 35 Bde.), die in ihrer 9. Aufl. (1864) die Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Pius IX. umfaßt, ein durch Scharfsinn, lebhafte Auffassung u. klassischen Stil ausgezeichnetes Werk; leider hat die Vorliebe des Verfassers für das Papstthum u. a. mittelalterliche Institutionen ihm das Urtheil häufig getrübt. Von diesem Werke besitzen wir eine deutsche Uebersetzung von Brühl (Schaffh., 2. Aufl. 1858 ff.). Im Aug. 1859 wurde C., der vorher eine Einigung Italiens in Form eines Staatenbundes unter Vorsitz des Papstes angestrebt hatte, ins Parlament zu Turin gewählt, aus dem er jedoch nach der Okkupation der Marken wieder ausschied.

den nächste

„Hebe“. Cantus Ambrosianus, der bekannte Lobgesang, welcher mit den tasende ...ken „Te Deum laudamus“ beginnt, soll von dem Mailänder Bischof dem...mbrosius (340—98) komponirt sein. Von anderer Seite wird ihm nur die Einführung desselben in den Kultus zugeschrieben.

Cantus figuralis od. **figuratus**, figurirter Gesang, welcher in schnell bewegten Noten mit Verzierungen fortschreitet.

Cantus firmus (lat.), Canto firmo (ital.), fester, getragener Gesang in ziemlich gleichen Tonlängen, wie unser Choral. Derselbe wurde von Papst Greger dem Großen (599) amtlich in der christl. Kirche eingeführt u. demzufolge **Cantus Gregorianus** genannt. Nach der höhern Ausbildung der Tonkunst im 15. u. 16. Jahrh. erlangte der sog. C. f. eine künstlerische Verwerthung, die er auch noch gegenwärtig in der kontrapunktischen Schreibart hat. Ein Choral od. sonstige langsam gehaltene Melodie wird von irgend einer der vier Stimmen vorgetragen, während die übrigen sich in schnelleren Noten bewegen. Der C. f. kann also im Sopran, Alt, Tenor od. Baß liegen, in der tiefen Stimme erscheint er seltener. In folgendem Beispiel liegt er im Tenor, während ihn die anderen Stimmen figurativ u. contrapunktisch begleiten.

Legato.

Cantus firm.

u. s. w.

u. s. w.

Canzone, lyr. Dichtform, welche aus der Provence nach Italien kam u. hier, nam. durch Dante u. Petrarca, weiter ausgebildet wurde. Die Zahl der Strophen u. Verse ist beliebig, doch muß sowol die letztere als die Versart u. Reimstellung in jeder Strophe entsprechend wiederkehren. Je nach dem schwereren od. leichteren Inhalt sind die Verse länger od. kürzer (meist elf- od. siebensilbig). Jede Strophe besteht aus zwei Theilen (fronte, Stirn, od. piedi, Füße, u. sirima, Schleppe), die durch Reime mit einander verschlungen zu sein pflegen. Das Gedicht schließt in der Regel mit einer der sirima nachgebildeten Abschiedsstrophe (commiato, congedo). Diese klassische Form der C. wurde später theils durch allerlei willkürliche Zuthaten vermannichfaltigt, theils vereinfacht bis zu dem knappen u. leichten Gefüge der meist heiter gehaltenen Canzonette u. anakreontischen C. Zu den ältesten Formen der C. gehört auch die Tanzc., die für den Wechselgesang beim Tanz eingerichtet war.

Capacität ist Kraft, Leistungsfähigkeit im Allgemeinen, im physikalischen Sinne Aufnahmefähigkeit. Man spricht nam. bei der Wärme von C. u. versteht unter Wärme-C. das Verhältniß, das zwischen zwei Korpern von gleichem Gewicht in Bezug auf die Wärmemenge besteht, welche nothwendig ist, um jeden derselben um gleich viel Grade in seiner Temperatur zu erhöhen. In diesem Sinne ist gewissermaßen die Calorie (s. d.) die Maßeinheit für die Wärme-C. Die Wärme des Wassers ist ziemlich 30mal so groß wie die des Quecksilbers — d. h. um gleich große Mengen Wasser u. Quecksilber um gleich viel Grade in ihren Temperaturen zu erhöhen, muß man dem ersteren 30mal mehr Wärme zuführen als dem letzteren (s. auch „Wärme, spezifische“).

Cape-Coast-Castle, s. „Guinea“.

Capefigue (spr. Kapfig), Jean Baptiste Honoré Raymond, franz. Publizist u. Geschichtschreiber, geb. zu Marseille 1802, ging 1821 nach Paris, wo er Anfangs die Rechte studirte, jedoch schon nach kurzer Zeit sich der Journalistik zuwandte u. vom Ministerium Martignac mit der Leitung des „Messager des chambres“ beauftragt wurde. Nach der Julirevolution ging er zum Bürgerkönigthum über, setzte jedoch nichtsdestoweniger seine Mitarbeiterschaft an legitimistischen u. ultramontanen Blättern fort. Die Leichtigkeit, mit der C. den wechselnden Tagesströmungen folgte, spiegelt sich auch in seinen zahlreichen geschichtlichen Arbeiten wieder. Diese geben sich zwar einen wissenschaftlichen Anstrich, wimmeln aber bei näherer Betrachtung von Flüchtigkeiten u. Widersprüchen. Von Werth sind nur diejenigen seiner Werke, für die er Staatsarchive u. wichtige diplomat. Schriftstücke benutzen durfte. Hierher gehören die „Histoire de la Restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons“ (10 Bde., Par. 1831—33); „L'Europe pendant le consulat et l'empire de Napoléon“ (10 Bde., 1839—41); „L'Europe depuis l'avénement de Louis-Philippe“ (10 Bde., 1844—46) u. s. w. Ferner gab er eine „Histoire des Juifs“ (von den Makkabäerzeiten bis auf die Gegenwart) heraus. Die Revolution von 1848 fand in ihm einen erbitterten Gegner. Er pflanzte ihr gegenüber wieder die Fahne der Legitimität auf, die er jedoch unter dem Kaiserreich wieder einzog. In den letzten Jahren hat C. es unternommen, in einer Reihe von Biographien den Einfluß zu schildern, den berühmte Frauen der neueren Zeit auf den Gang der polit. Ereignisse ausgeübt haben, nam. in den Sammlungen „Les Reines de la main gauche“ u. „Les Reines de la main droite“.

Capella (lat., Ziege), Stern erster Größe, s. „Alhajok“.

Capella, Marcianus Mineus Felix, lat. Dichter u. Gelehrter des 5. Jahrh., aus Medaura in Afrika, schrieb ein encyklopädisches Werk „Satiricon“, das theils in gebundener, theils in ungebundener Rede einen Abriß der Wissenschaften nach ihrem damaligen Stande enthielt u. im Mittelalter lange Zeit ein Hauptunterrichtsmittel blieb. (Die beste neuere Ausg. von Kopp, Frankf. 1836.)

Capetinger heißen die Glieder des dritten franz. Königshauses, das mit dem Herzog von Francien, Hugo Capet (s. d.), 987 auf den Thron kam u. 1328 mit Karl IV. (s. d.) erlosch (s. „Frankreich, Geschichte“). Der Name C. wird von Cappetus (Mönchskapuze) abgeleitet u. damit erklärt, daß die beiden Hugo, Vater u. Sohn, auch Aebte von St. Martin de Tours waren. Die Geschichte bezeichnet den Herzog Robert den Starken, der 866 gegen die Normannen fiel, als den Stammvater des Hauses der C.; eine vielverbreitete Volkssage dagegen giebt dem ersten C., der zum König ausgerufen ward, einen reichen Viehhändler od. gar Schlächter zum Vater.

Stammtafel der Capetinger.

861—866 Robert der Starke, Herzog von Francien.
888—898 Dessen Sohn Eudes, König von Frankreich.
898—923 Dessen Bruder Robert, König von Frankreich.
923—936 Dessen Schwiegersohn Rudolf, König von Frankreich.
(Dessen Schwager Hugo der Große, Herzog von Francien, gest. 956.)

Könige von Frankreich:

987—996	Hugo Capet (Hugo's Sohn).	1226—1270	Ludwig IX. d. Heilige.
996—1031	Robert der Fromme.	1270—1285	Philipp III. d. Kühne.
1031—1060	Heinrich I.	1285—1314	Philipp VI. d. Schöne.
1060—1108	Philipp I.	1314—1316	Ludwig X. d. Zänker.
1108—1137	Ludwig VI. d. Dicke.	1316—1322	Philipp V. d. Lange.
1137—1180	Ludwig VII.	1322—1328	Karl IV. d. Schöne, mit dem der Mannsstamm der Capetinger erlischt.
1180—1223	Philipp II. August.		
1223—1226	Ludwig VIII.		

Capillarattraktion, s. „Capillarität“.

Capillaren, s. „Gefäßsystem“.

Capillarität ist die eigenthümliche Erscheinung, welche enge Röhren (Haarröhrchen, daher auch Haarröhrchenwirkung) zeigen, wenn sie in Flüssigkeiten stehen, u. die sich je nach der verschiedenen Natur der Röhren u. der Flüssigkeit verschieden äußert. Wird die Substanz der Röhre von der Flüssigkeit benetzt, so steigt die letztere darin über das äußere Niveau (Capillarattraktion, Haarröhrchenanziehung); benetzt dagegen die Flüssigkeit die Röhre nicht (wie Quecksilber u. Glas)

so wird der Spiegel in der Röhre unter das äußere Niveau hinabgepreßt (Capillardepression). Die C. beruht auf der Anziehung der kleinsten Theilchen der Materie, die wir Adhäsion (s. d.) nennen.

Capillarsirup, s. „Capillus Veneris".

Capillus Veneris nannten die Aelteren das zierliche Adiantum Capillus Veneris *L.*, ein schwarzästiges Farrnkraut des südlichen Europa, das im Deutschen unter dem Namen Frauenhaar od. goldner Wickenthon bekannt ist, wörtlich aber Venushaar heißen würde. An u. für sich hat das überaus anmuthige Kraut, welches gern auf Felsen wohnt, kaum etwas Anderes aufzuweisen als das geringe Arom, das sich beim Zerreiben der Kräuter entwickelt; doch ist dies Veranlassung für die Bewohner des südlichen Europa gewesen, einen Aufguß gegen katarrhalische Leiden zu verwerthen u. einen Capillarsirup zu schaffen, indem man diesen Aufguß mit Zucker versetzt. Noch heute ist derselbe z. B. in Frankreich sehr gewöhnlich. Andere Arten derselben Gattung werden in gleicher Art verwerthet, so z. B. A. tenerum auf Jamaika, wie man auch das nordamerikan. A. pedatum in Frankreich als „Capillaire de Canada" verbraucht. (S. auch d. Art. „Adiantum".)

Nr. 1862. Adiantum tenerum Sw. aus Jamaika.

Capistranus, Johannes de Capistrano, aus der Stadt Capistro in den Abruzzen, geb. 1386, Jurist bis ins 30. Jahr, trat dann in den Franziskanerorden, dessen eifrigstes Mitglied er in der strengen Richtung der Observanten blieb. Daher trat er gegen jede häretische Richtung, nam. gegen die Freieren der Fraticellen mit äußerster Strenge auf. Seine Reden waren hinreißend, oft schwärmerisch u. doch populär. 1450 ging er als päpstlicher Legat nach Deutschland, um den Husiten zu predigen. Er sammelte darauf, da er die Reichsstände nicht zu einem Kreuzzuge gegen die Türken bewegen konnte, durch begeisterte Predigten einen Haufen von etwa 10,000 Bauern u. eilte dem bedrängten Belgrad zu Hülfe. Hier geschah das Unglaubliche, daß er mit seinen schlecht gerüsteten Banden, in Verbindung mit dem kriegskundigen Helden Johann Hunyad, den Sultan Muhamed II., den stolzen Eroberer von Konstantinopel, der an der Spitze von 100,000 sieggewohnten Osmanen stand, aufs Haupt schlug u. ihn bis Sophia verfolgte. Die Unthätigkeit der ungarischen Magnaten erlaubte nicht, den Sieg weiter zu benutzen, zumal da C. selbst bald hernach infolge der Anstrengungen starb.

Capitolinus, Julius, röm. Geschichtschreiber, der zu Anfang des 4. Jahrh. unter Diocletian u. Constantin lebte u. schrieb, u. dessen Kaiserbiographien (Antoninus Pius, Marc Aurel u. s. w.) einen Theil der Scriptores Historiae Augustae bilden (s. d.).

Capmany y de Montpalau, Don Antonio de, span. Schriftsteller, Geschichts- u. Sprachforscher, geb. 24. Nov. 1742 zu Barcelona, widmete sich hier u. in Madrid den Studien, nahm am Kampfe gegen Frankreich hervorragenden Antheil u. starb 14. Nov. 1813 in Cadiz. Er hat nam. werthvolle Beiträge zur Geschichte des span. Handels im Mittelalter geliefert.

Capodistria, Bezirk in dem Kreise Mitterburg der österr. Markgrafschaft Istrien, 8 □M. u. 50,000 Einw. Die Kreisstadt C. (10,000 Einw.) liegt zwei Meilen von Triest in der Nähe des Meerbusens Vale Stagnon, auf einer mit dem Festlande durch eine 930 m. lange Zugbrücke verbundenen Felseninsel. Im Alterthum hieß die Stadt Aegida, nach der Eroberung durch Justinian (im 6. Jahrh. n. Chr.) Justinopolis. Nach der Abwerfung des röm. Joches behauptete sich C. als Freistaat, bis es 932 von den Venetianern erobert wurde; 1380 kam es unter die Herrschaft Genua's, von der es sich mit Hülfe Venedigs 1487 wieder frei machte. Mit Istrien, dessen Hauptst... wurde, gelangte es 1815 in den Besitz Oesterreich's.

Caponnière, ursprünglich ein gedeckter, zur Vertheidigung eingerichteter Verbindungsgang durch den Befestigungsgraben, welcher zugleich den Zweck erfüllen soll, dem Graben eine niedere Bestreichung zu geben. Diese aus Holzwerk mit Erdanschüttung erbauten bedeckten Gänge werden auch Verbindungscaponnièren genannt. Bei längeren Befestigungslinien, wo die Grabenvertheidigung sich nicht aus der Anordnung des Grundrisses an sich ergiebt, werden auf der Grabensohle sog. Vertheidigungscaponnièren angelegt. Dieselben sind in der Feldbefestigung ähnlich den vorigen u. nur für Infanterievertheidigung bestimmt. In der beständigen Befestigung sind es kasemattirte Werke mit bombensicherer Erddecke, zur Aufnahme von einigen Geschützen eingerichtet u. häufig noch mit einer zweiten Etage versehen. Die Kasematten werden im Frieden zur Unterbringung von Mannschaften benutzt. Die C. finden eine ausgedehnte Anwendung in der neuen preuß. oder Polygonalbefestigung u. bei den detaschirten Forts.

Caporcianit, ein in radial faserigen, röthlichgrauen Aggregaten vorkommendes Mineral von Caporciano bei Monte Catini in Toskana, das allem Anscheine nach im Wege der Verwitterung aus Laumontit hervorgegangen ist (s. d).

Capparis, Pflanzengattung der Capparideen od. Kappergewächse, echte Steppen- u. Wüstenpflanzen der heißeren Länder. Eine schon im Alterthum hochgeschätzte Art (C. spinosa) mit prächtigen, rosenartigen Blumen bei sehr stachlichtem Strauchwerk in Südeuropa u. Nordafrika, wo sie Felsen u. Mauern bewohnt, liefert die bekannten Kappern od. Kapern, d. i. die in den Blattwinkeln sich erzeugenden Blumenknospen, welche im ersten jugendlichen Zustande grün gesammelt u. mit Essig u. Salz eingemacht werden. Sie schmecken etwas scharf u. bitter, gewähren aber für manche Speisen einen der Zunge angenehmen Zusatz, obgleich sie durch das in ihnen enthaltene Pektin u. die Rutinsäure kaum einen nennenswerthen Einfluß auf die Ernährung ausüben werden. Am meisten baut man den Strauch in Südfrankreich, z. B. um Toulon u. auf den Balearen, wo er das steilste steinige Feld noch zinsbar macht. Hier beschäftigen sich Frauen u. Kinder mit dem Einsammeln der Blumenknospen, was der vielen Dornen wegen eine sehr harte Arbeit ist. Man welkt die Ernte einige Stunden im Schatten, sondert die Kugeln durch ein Sieb voneinander, bringt jede Sorte in eine bes. Tonne, läßt sie darin auf Essig schwimmen, bis sie binnen 8 Tagen die rechte Beschaffenheit erlangt haben, wiederholt letzteres dreimal mit neuem Essig u. packt sie etwas abgetrocknet in reine Tonnen, die man dann zuschlägt, wenn man das Produkt nicht etwa in Gläsern versendet. Je kleiner die Kappern sind, um so theurer sind sie, weil sie so am schwierigsten zu sammeln sind. Auf diese Weise stellen die Kapperbauern der Provence 5 verschiedene Sorten her: nonpareille, capucine, capote, seconde u. troisième. Gegenwärtig ist der Kapperstrauch im Mittelmeergebiete vollkommen eingebürgert u. wird fast überall der Knospen wegen kultivirt; ursprünglich aber kam er aus Asien. Man kennt mancherlei Surrogate der Kapper, z. B. die Knospen der Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus), welche in Frankreich die Capres capucines liefern, woher der Name auf die Pflanze überging, ferner die Knospen des Hollunders (Sambucus nigra) u. bes. der Caltha palustris (s. d. Art.), Ersatzmittel, mit denen die echten Kappern vielfach verfälscht werden.

Nr. 1863. Zweig des dornigen Kappernstrauches (Capparis spinosa).

Caprera od. **Cabrera**, eine der 10 Buccinarischen Inseln, welche ... von Sardinien in der Meerenge von San Bonifacio liegen. Das kahle, felsige Eiland hat ¼ □M. Flächeninhalt u. wird von Hirten bewohnt. Den Namen verdankt es den vielen wilden Ziegen, die früher sich dort aufhielten; die Berühmtheit hat ihm Garibaldi gegeben, der dort seit 1854 ein Wohnhaus nebst Grundstücken besitzt.

Nr. 1864. Garibaldi's Wohnhaus auf der Insel Caprera.

Das Haus macht trotz seiner Einfachheit einen freundlichen Eindruck. Es besteht aus einem Erdgeschoß mit neun Räumen, über welches sich ein mit einer Kuppel gekröntes Dach erhebt. Auch Spanien besitzt ein C. (im SW. des Kap Salinas von Mallorca).

Capri, Insel, welche mit Ischia den Hafen von Neapel vergrößert u. verschönert. Der Boden der Insel (die 1 □M. groß ist u. gegen 5000 E. zählt) ist gebirgig u. felsig; doch weiß ihm die Betriebsamkeit der Einw. ausgezeichneten Wein, Südfrüchte u. Getreide abzugewinnen.

Nr. 1865. Die Insel Capri.

Die vielen kleinen, felsigen Buchten, von denen eine in die berühmte Blaue Grotte (s. „blau“ u. „Blaue Grotte“) führt, sind ergiebig an Fischen u. Korallen. Sehr reich ist die Ausbeute an Wachteln, welche die Insel während der Flugzeit als Ruhestation benutzen. Im Alterthum hieß die Insel Capreä. Kaiser Augustus, der sie wegen ihrer herrlichen Lage zum Sommeraufenthalt wählte, erbaute auf dem höchsten Punkte des nördl. Vorgebirges einen Palast; Tiberius schmückte sie mit Tempeln u. Villen. Später verödete der Ort u. ward ein Exil für Staatsverbrecher. In den Jahren 1806 u. 7 war die Insel der Schauplatz kriegerischer Unternehmungen; die Engländer befestigten sie, ihre Besatzung unter Hudson Lowe wurde aber von den Neapolitanern unter General Lamarque nach 16tägiger Gegenwehr zur Kapitulation gezwungen. C. bildet noch immer einen mächtigen Anziehungspunkt für Touristen.

Capriccio (ital., spr. Kaprittschio), ein in gleichsam launenhafter, aber meist origineller, von den gewöhnlichen Regeln des Geschmacks abweichender Form ausgeführtes Kunsterzeugniß, entweder ein Musikstück od. ein Gemälde. Bei dem ersteren tritt die Originalität des C. meist in der Eigenthümlichkeit der Form, der Notenfiguren u. der schwierigen Passagen, bei dem letzteren dagegen in der Sonderbarkeit des dem Gemälde zum Grunde liegenden Gedankens, sowie in der Kühnheit der Ausführung hervor.

Caprice (franz., spr. Kapribß, vom lat. caper, „Bock“, u. demnach eigentlich ein „wunderlicher Bockssprung“), Eigensinn, Laune, Grille, Hartnäckigkeit. — Sich capriciren, eigensinnig an etwas festhalten, hartnäckig ein Ziel verfolgen. — Capriciös, launenhaft, eigensinnig.

Capricornus, s. „Steinbock“.

Caprifikation (von Caprificus, wie bei den älteren Botanikern der wilde Feigenbaum hieß, abgeleitet), ist an sich diejenige Verrichtung, welche das Reifen der Feige durch künstliche Mittel bewirkt. Diese bestehen darin, daß man die Zweige mit männlichen Früchten, abgeschnitten von dem Mutterstamme, über od. in die kultivirten weibl. Feigenbäume hängt, weil sie in großer Anzahl von eigenen Gallwespen (Blastophaga Psenes *Löw*, od. Cynips Ps. *L.*) bewohnt werden, die ihre Eier hineinlegen, aus denen dann junge Wespen schlüpfen, welche die kultivirten Feigenbäume anstechen, um hier einen gleichen Lebenszweck zu verrichten, durch dieses Anstechen aber der Luft Eingang zu dem Innern der Früchte verschaffen, wodurch diese eher u. besser reifen sollen. Manche Beobachter bezweifeln die Richtigkeit der ganzen Sache, obschon das Anbohren an einigen Orten auch mit Nadeln geschieht. Sicher ist jedoch, daß bei uns zu Lande z. B. Aepfel u. Birnen früher u. besser reifen, wenn sie von Wespen angestochen sind.

Caprifoliaceen, Pflanzenfamilie aus der Klasse der Caprifolia, die sie mit der Familie der Rubiaceen vereint bildet, zu sammengesetzt aus den Gruppen der Loniceréen, Sambuceen u. Adoreen.

Caprifolium, oft gebrauchter Ausdruck für Geisblatt u. Jelängerjelieber (Lonicĕra), von welcher Gattung bes. L. Caprifolium *L.* u. L. Periclymĕnum *L.* darunter verstanden werden. Diese beiden beliebten Garten-, Hecken- u. Spalierpflanzen mit kletternden Holzstengeln, von denen die erste im mittleren u. südlicheren, die letzte auch im nördl. Europa wild wächst, kommen vor als: Alfranken, Georgenrosen, Speck-, Baum- u. Waldlilie, Zaungilge, fälschlich auch als Waldrebe u. Waldwinde, Mennikenskraut, sogar fälschlich als „Rose von Jericho“. Die vielen nicht schlingenden Arten, von denen auch Deutschland einige besitzt, kennt man unter den Namen: Hecken-, Zaun-, Abl- u. Hundskirsche, Vogelbeere, Zweck-, Seller-, Abl-, Röhr- u. Beinholz, Wolpertsmai od. Walpurgismai, Waldrinde, Zäunling, Storzen, in der Nordschweiz unter Fulholder, Gaisbasla, Chrotawägali, Bäsaries (weil man aus den Zweigen von L. Xylosteum *L.* Stallbesen macht), Chrotabeeristuda (Krötenbeerstaude) ꝛc. Alle Arten sind wahrhafte Charaktersträucher, welche bes. durch die verschiedenen Färbungen ihrer Beeren auffallend werden. Von den echten Loniceren od. Heckenkirschen zeichnen sich manche Arten (L. Xylosteum, L. tatarica) durch ein vortreffliches hartes Holz zu Schnitz- u. Drechslerarbeiten, zu Peitschenstöcken, Weberkämmen ꝛc. aus, woher auch die obigen Holznamen stammen. Andere Arten dienen selbst als Arzneipflanzen, sei es durch ihre Rinde, ihre Blätter, Blumen od. Früchte. Die letzteren wirken bei den meisten Arten brechenerregend u. laxirend. Dagegen spielten am Ausgange des vorigen Jahrh. Geisblatthecken in der sentimentalen Poesie damaliger Zeit eine große Rolle.

Caprimulgus, s. „Nachtschwalbe od. Ziegenmelker“.

Caprinsäure. In der aus Kuh- u. Ziegenmilch dargestellten Butter, auch in einigen anderen Fetten, wie z. B. im Kokosnußöl, finden sich neben der Buttersäure u. Butterölsäure noch drei andere fette Säuren, die Capronsäure, Caprylsäure u. Caprinsäure. Den Namen

haben sie erhalten von capra, die Ziege. Capronsäure ($C_{12}H_{12}O_4$) u. Caprylsäure ($C_{16}H_{16}O_4$) sind ölige Flüssigkeiten von eigenthümlichem Geruch; die Caprinsäure ($C_{20}H_{20}O_4$) ist eine weiße, krystallinische Masse, die jedoch schon bei 27° C. schmilzt. In der Butter sind diese Fettsäuren mit dem Glycerylorvd zu neutralem Fett vereinigt, werden aber beim Ranzigwerden derselben zum Theil in Freiheit gesetzt, daher der durchdringende Geruch.

Capronsäure, s. „Caprinsäure".

Caprylsäure, s. „Caprinsäure".

Capsella Bursa Pastoris *Mönch* (Thlaspi *L.*), das bekannte Hirtentäschel unserer deutschen Flora aus der Familie der Cruciferen, widerlich kressenartig riechend u. scharf bitterlich schmeckend, daher schon früh vielfach in arzneilichem Gebrauche unter den mannichfaltigsten Volksnamen: Säckel-, Sedel-, Blut- u. Dachskraut, Gänsekresse, in der Nordschweiz Schelmaseckali, Geldseckali, Täschli- u. Säcklichrut, Hegalischelm u. s. w. Hierselbst wird auch von den Kindern ein eigenes Spiel mit den kleinen, taschenartigen Früchten getrieben. Eines fordert das andere auf, ein Früchtchen von dem Kraute zu pflücken; thut es das, dann ruft ihm jenes unter Lachen zu: Seckeldieb! In Rußland verwendet das Volk die Pflanze gegen Wechselfieber.

Capsicum, Cayennepfeffer, Beißbeere, Beeren-, Schoten-, Henne- u. spanischer Pfeffer; Pflanzengattung der Solanaceen od. Kartoffelgewächse, in den heißeren Ländern einheimisch, mit zahlreichen Arten, die fast sämmtlich in ihren schotenartigen Beerenfrüchten ein außerordentlich beißendes Magenmittel zum Behufe besserer Verdauung sind. Die bekannteste Art ist C. annuum *L.* in Westindien u. den entsprechenden Festlandsgegenden, eine Pflanze, welche in allen Theilen scharf u. brennend schmeckt. In den Tropengegenden von Amerika u. Indien genießt man die zerstoßene Frucht als Zusatz zu Speisen. Auch in Ungarn ist der Genuß in hohem Grade national (Paprika, nach dem Franz. von Paprikot). Sonst nimmt man das Pulver auch zum Einmachen von Früchten (Mixpikles), selbst zum Schärfen des Branntweins u. Essigs. Bei uns zieht man die Pflanze in Töpfen. Um die Früchte zu pulvern, versetzt man sie mit Traganthschleim u. trocknet sie; das Pulver erregt heftiges Niesen u. beizt sogar die Haut. Aehnlich bereitet man auch den gelben Cayennepfeffer aus der Frucht von C. baccatum *L.* in Ost- u. Westindien, nämlich mit Weizenmehl. Von der ersten Art giebt es, wie von allen Kulturpflanzen, zahlreiche Abarten, die man zum Theil als eigene Arten unterschied. Eine der merkwürdigsten ist der Quittenpfeffer (C. tetragonum *Mill.*), dessen Schoten des beißenden Geschmacks gänzlich entbehren u. daher als zarte fleischige Früchte schon vor der Reife eine wohlschmeckende Speise sind. Im reifen Zustande werden die Schoten tief roth, während sie vorher grün waren.

Nr. 1866. Zweig des Cayennepfeffers (Capsicum annuum *L.*).

Captatio benevolentiae (lat.), Gunsthascherei, Bitte um Wohlwollen, bezeichnet nam. gewisse freundliche od. einschmeichelnde Wendungen, durch die ein Redner od. Schriftsteller das Publikum für sich od. für den zu behandelnden Gegenstand zu gewinnen sucht.

captiviren, durch Kunst, List od. auf andere Weise für sich gewinnen.

Capua, früher Volturnum, eine Stadt Campaniens, ursprünglich von Etruskern bewohnt, wurde im 5. Jahrh. v. Chr. von samnitischen Söldnern überwältigt, die sie fortan beherrschten. Hundert Jahre später mußte C. infolge eines Krieges zwischen Samnium u. Rom einen röm. Präfekten annehmen. Die wohlhabende u. verwöhnte Gemeinde ertrug jedoch diese Abhängigkeit mit großem Widerstreben. Als daher die röm. Macht im zweiten Punischen Kriege mit der Vernichtungsschlacht bei Cannä ihr Ende erreicht zu haben schien, eröffnete C. dem siegreichen Hannibal seine Thore, der es außerdem durch das Versprechen geködert hatte, C. zur Hauptstadt von ganz Italien erheben zu [illegible] Winterquartier im schwelgerischen Wohlleben der Stadt [illegible] stehenpun. Heer noch verderblicher werden, als es die vorhergehende [illegible] an für die Römer gewesen war. Hannibal mußte vor den neu ersta[illegible] Feinden südwärts zurückweichen, u. C. vermochte nicht lange der Belagerung der Römer zu widerstehen. Die angesehenen Einwohner wurden theils hingerichtet, theils ins Gefängniß geworfen, theils als Sklaven verkauft, u. nur Handwerker u. Freigelassene durften in der ihrer reichen Feldmark beraubten Stadt wohnen bleiben. Durch Julius Cäsar wurde Capua zu einer röm. Kolonie u. erholte sich rasch wieder.

Nr. 1867. Ruinen des alten Capua.

Später noch einmal wegen seiner Treue gegen Vitellius bestraft, bewahrte es seinen Glanz bis zur Völkerwanderung, wo es die Vandalen verwüsteten. Noch einmal raffte sich die Stadt auf, aber 840 legten sie die Sarazenen in Asche, u. nun wurde sie eine Stunde von der alten, heute noch durch die Trümmer eines alten Amphitheaters gekennzeichneten Stätte an der Stelle des alten Casilinum am Volturnus aufgebaut, bildete dann die Hauptstadt eines eigenen Fürstenthums u. wurde 1155 mit dem normannischen u. später mit dem neapolitan. Königreich vereinigt. Heute ist C. eine mit Kirchen u. Klöstern reichlich versehene, aber ärmliche Provinzialstadt mit 12,548 Einw.

Caput mortuum, s. „Colcothar".

Carabobo, s. „Venezuela".

Caracal, s. „Luchs".

Caracalla, Marcus Aurelius Antoninus Bassianus, röm. Kaiser, geb. 188 n. Chr. zu Lyon, regierte nach dem Tode seines Vaters Septimius Severus (211) zuerst gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Geta, ließ diesen jedoch bald darauf ermorden u. wüthete nun gegen dessen Anhänger mit einer Brutalität, die ihn dem Tiberius u. Caligula würdig zur Seite stellt. Unter den 20,000 Menschen, die er in wenigen Jahren als wirkliche od. angebliche Freunde des Geta hinschlachten ließ, befanden sich die angesehensten Bürger; selbst der große Rechtslehrer Papinian mußte seine Weigerung, eine Rechtfertigung des kaiserlichen Brudermordes zu schreiben, mit dem Tode büßen. Das Vermögen der Hingerichteten wurde konfiszirt u. an die Soldaten vertheilt; die Menge wurde durch Gastmähler u. Schaustellungen angelockt. Um den großen Aufwand, den diese Regierungsweise verursachte, besser decken zu können, ertheilte C. (212) sämmtlichen Bewohnern der Provinzen das Bürgerrecht u. zwang sie hierdurch zur Zahlung einer gewissen Steuer, die in die kaiserliche Kasse floß. Ein Feldzug, den er 213 u. 214 wider die Alemannen (am Oberrhein) unternahm, fiel nach mehreren Mißerfolgen siegreich aus u. brachte ihm den Beinamen Alemannicus (den Namen C. hatte er von einem durch ihn zum Modekleid erhobenen langen gallischen Kriegsrock). Er führte sein Heer hierauf in den Orient, fröhnte auch hier schamlos seiner Wollust u. Grausamkeit u. ließ in Alexandria, dessen Bevölkerung ihn durch ihre witzigen

den nächste
„Hebe“. erbittert hatte, Tausende der vornehmsten Bürger meuchlings rasende Frau. hinmorden. Dann zog er verheerend durch Syrien u. ... u. war eben im Begriff, die Parther wiederum anzugreifen, als er auf Veranlassung des nach der Herrschaft trachtenden Obersten der Leibwache, Opilius Macrinus, 8. April 217 auf dem Marsche zwischen Carrhä u. Edessa ermordet wurde. Von der verschwenderischen Pracht, mit der die in Rom von ihm errichteten Luxusbauten ausgestattet waren, zeugen noch heute die Ruinen der nach ihm benannten Bäder (Thermae Caracallae).

Nr. 1868. Marc Aurel. Anton Bassianus Caracalla (geb. 188, gest. 217).

Caracas (Carracas), Provinz der Republik Venezuela in Südamerika, grenzt im N. an das Antillenmeer, im O. an die Provinz Barcelona, im S. an Guárico, im W. an Aragua u. Carabobo; Flächeninhalt 284 □M. mit etwa 174,000 Einw. Zwei parallele Gebirgsketten durchziehen das Land. Das gemäßigte Klima herrscht vor. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Landbau; von größter Bedeutung ist die Ausfuhr von Kaffee. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz u. des ganzen Landes wurde 1567 gegründet. Seit 1636 ist C. Sitz eines Erzbischofs, u. jährlich versammelt sich in ihr der Nationalkongreß. Nach dem Erdbeben vom 26. März 1812, wodurch $^{9}/_{10}$ der Stadt zerstört wurden, ist sie minder freundlich wieder aufgebaut. Die öffentlichen Gebäude sind meistens unansehnlich u. ohne Geschmack ausgeführt. Die größtentheils nur einstöckigen Häuser zeigen eine todte Straßenfront. Eisengitter halten die Jalousien, welche statt der Fenster dienen, meist geschlossen, die Bewohner leben in dem mit Höfen versehenen Inneren der Wohnungen, u. nur des Abends zeigen sich die Damen auf den bequemen Sitzen der Fenster. Die Universität ist die bedeutendste von den zweien, welche das Land hat. Denkmäler hat C. nicht aufzuweisen, selbst von dem Befreier Bolivar, der 25. Juli 1783 hier geb. ward, ist kein anderes äußeres Andenken vorhanden als sein Regenschirm, der im Museum aufgestellt ist. Als Humboldt in C. war, betrug die Einwohnerzahl 40,000; durch die Revolution von 1810 u. das furchtbare Erdbeben von 1812 (s. oben) sank dieselbe auf die Hälfte herab; gegenwärtig ist sie wieder bis auf 50,000 gestiegen. Als Handelsstadt hat C. große Bedeutung, dagegen liegt die Industrie danieder. Die Stadt liegt 960 m. über dem Meere; das Klima wird als sehr günstig gepriesen: gleichmäßig gedeihen Pisang, Weizen, Kaffee, Orangen u. Aepfel. Die malerische Gegend um C. u. das genannte Erdbeben hat Humboldt in seinen „Ansichten der Natur“ anschaulich geschildert.

Caracci (spr. Karatschi), Name einer Malerfamilie aus Bologna, die dort in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. eine eklektische Malerschule gründete, die im Gegensatz zu den Manieristen des 16. Jahrh. das Bestreben verfolgte, unter Beibehaltung des Studiums der Natur aus den Werken großer Meister, nam. Rafael's, Michel Angelo's, Correggio's u. Tizian's, deren vorzüglichste Eigenschaften herauszuwählen u. zu einem Ganzen zu vereinigen. Der Stifter der Schule war Lodovico C., geb. 1555, gest. 1619, der unter Prospero Fontana u. Tintoretto studirte, sich aber sehr bald von dem damals herrschenden manierirten Idealismus abwandte u. sich in Florenz u. Parma an den Musterwerken der großen Meister selbständig fortbildete. Mit der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform der Malerei nach Bologna zurückgekehrt, fand er Gesinnungsgenossen in seinen beiden Neffen Agostino C. (geb. 1558, gest. 1601) u. Annibale C. (geb. 1560, gest. 1609), deren Talent er mit richtigem Blicke erkannte. Nachdem er für ihre künstlerische Ausbildung gesorgt hatte, begannen alle Drei ihre Thätigkeit in Bologna u. stifteten hier eine Kunstakademie, welche unter dem Namen der Incamminati (Wanderer) durch ihre verständige Organisation u. ihren trefflichen Unterricht bald viele Schüler an sich zog. Durch die Wirksamkeit an dieser Akademie hat sich Lodovico C. einen größeren Namen in der Kunstgeschichte erworben, als durch seine selbständige künstlerische Thätigkeit. Seine Fresken u. Oelbilder erregten zwar zu ihrer Zeit große Bewunderung, sind aber als Gesammtkompositionen selten von großer Bedeutung, haben ihre Vorzüge vielmehr zumeist in den Details. Von seinen erwähnten Neffen Agostino u. Annibale hat Ersterer bes. den theoretischen Unterricht in jener Akademie geleitet u. sich als ausübender Künstler mehr in der Kupferstecherkunst als in der Malerei hervorgethan. Manche seiner Bilder zeichnen sich durch ein heiteres, lebensfrisches Kolorit u. treffliche Charakteristik aus. Die Zahl seiner Kupferstiche beläuft sich auf mehr als 270. Weit bedeutender u. fruchtbarer war sein Bruder Annibale, der sich schon in seinen ersten Leistungen dem damal. Zeitgeschmack der Manieristen so selbständig gegenüberstellte, daß er von dieser Seite her eine bittere Kritik hervorrief. Lodovico gab daher dem Neffen den Rath, Bologna einstweilen zu verlassen. Er ging zunächst nach Parma, dann nach Venedig u. kehrte erst nach Jahren, an Anschauungen u. Kenntnissen bereichert, in die Vaterstadt zurück, wo er trotz mehrfachen Widerspruchs die von ihm eingeschlagene Richtung immer siegreicher verfolgte.

Nr. 1869. Annibale Caracci (geb. 1560, gest. 1609)

Im J. 1600 begab er sich auf Veranlassung des Herzogs von Parma nach Rom, um den Palast Farnese mit einem Cyklus von Fresken zu schmücken. Dieser ist mit Recht sein Hauptwerk genannt worden; er bezeichnet, da auch Lodovico, Agostino u. andere Anhänger derselben Richtung daran thätig waren, den künstlerischen Standpunkt der ganzen Schule am vollständigsten. In der That ist das Werk künstlerisch der höchsten Bewunderung werth; die Technik des Fresko ist vollendeter als in allen früheren Leistungen, die Zeichnung ist meisterhaft, u. Modellirung, Farbe u. Helldunkel sind innerhalb der Grenzen der Freskomalerei vollkommen zu nennen. Nur vermißt man, wie an fast allen Werken dieser Schule, das rechte innere Leben u. Feuer, wie es die der alten Mythologie entlehnten Stoffe erfordert hätten. Diese große Arbeit, die Annibale 8 Jahre lang beschäftigte, war leider fast seine letzte; denn der schmählich geringe Preis von 500 Scudi, den er dafür erhielt, erfüllte ihn dermaßen mit Verdruß, daß er zwar den Vorsatz, den Pinsel gänzlich niederzulegen, auf Zureden seiner Freunde wieder aufgab, aber in eine Melancholie verfiel, die auf seine Gesundheit nachtheilig wirkte. Er reiste zu seiner Erholung nach Neapel, erfuhr aber dort allerlei neidische Anfeindungen von Künstlern, was ihn bewog, nach Rom zurückzukehren, wo er bald darauf in seinem 49. Lebensjahre starb. Trotz dieser kurzen Lebenszeit hat er von allen drei C.'s uns die meisten u. bedeutendsten Werke hinterlassen, u. zwar nicht allein Bilder aus der heil. u. profanen Geschichte, aus der Mythologie u. Allegorie, sondern auch — u. darin ist er der erste dieser Schule — selbständige Land-

schaften. Auch von ihm besitzen wir ferner werthvolle Kupferstiche, welche den Einfluß der Niederländer u. der Venezianer, des Paul Bril u. des Tizian, offenbaren u. ihrerseits die Grundlage der nachmaligen Meister Poussin u. Claude Lorrain bilden. Zu den vorzüglichsten seiner Bilder aus dem Fache der Historie im weitesten Sinne des Wortes gehören in Deutschland: der Genius des Ruhmes, eine Thronrede, Maria u. eine Himmelfahrt der Maria (Museum in Dresden), eine Susanna im Bade, ein bethlehemitischer Kindermord, die Götter Eros u. Anteros, eine sehr vollendete Pieta (Pinakothek in München), ein Christus mit der Samariterin am Brunnen u. ein Adonis, der die Venus überrascht (Belvedere in Wien); die Sammlung im Louvre enthält 26 Bilder der verschiedensten Richtungen von A. C., darunter die unter dem Namen „Le Silence“ bekannte Madonna. Von seinen poetisch komponirten, effektreichen Landschaften finden sich die besten Exemplare im Museum zu Berlin, in der Galerie Doria in Rom, in der Nationalgalerie in London u. in Castle-Howard.

Ein viertes Glied der Familie C. war Antonio Marziale, natürlicher Sohn des Agostino, geb. 1583 in Venedig, ein durch seinen unverträglichen Charakter übelberüchtigter Mensch, der die Malerei unter seinem Oheim Annibale erlernte u. anfänglich große Hoffnungen erweckte, die aber in seinen späteren Bildern wenig in Erfüllung gingen. Durch sein zügelloses Leben zog er sich einen frühen Tod zu (1618).

Caragána, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, zu deutsch etwa Erbsenbaum. Sie steht der sog. Akazie (Robinia) so nahe, daß ihre Arten von Linné noch zu derselben gerechnet wurden; wir züchten drei Arten davon als Ziersträucher: C. arborescens *Lam.* mit gelben Blumen, aus Sibirien, C. Chamlága *Lam.* mit gelben, dann blutrothen Blumen, aus China, C. frutescens *DC.*, ebenfalls aus dem Osten von Rußland. Die erste giebt den betreffenden Bewohnern ihr Laub zum Blaufärben, Wurzel u. Rinde als Arznei, die unreifen Schoten zu Gemüse, die Samen zu einem vorzüglichen Futter für Geflügel. Auch C. pygmaea aus Sibirien u. Nordchina dient als Arzneimittel, indem ihre Wurzel statt des Süßholzes gebraucht wird.

Caragheen, s. „Carragheen“.

Carambole, s. „Billard“.

Caramel ist braungebrannter Zucker, eine Modifikation, welche beim Erhitzen von Rohrzucker od. für geringere Sorten von Stärkezucker od. Stärkesirup auf etwas über 200° C. entsteht. Das betreffende Material wird in einem Kessel über Feuer so lange erhitzt u. gerührt, bis es sich in eine glänzende schwarzbraune Masse verwandelt hat. Diese hat nun neben der Süßigkeit einen bitterlichen Geschmack, u. die chem. Konstitution ist dahin geändert, daß die Formel des C. die Elemente von 1 Atom Wasser weniger aufweist als die des Zuckers. Man benutzt solche im Allgemeinen Zuckercouleur genannte Präparate, um Spirituosen, Bier u. Essig gelb bis braun zu färben, u. unterscheidet als Sorten Rum-, Bier- u. Essigcouleur.

Carannaharz, von Icica Caranna *HBK.* am Orinoko u. Bursera acaminata *Willd.* auf den Antillen, zwei Arten der Burseraceen od. Balsambäume. Ein balsamisches Harz, das man in den betreffenden Ländern häufig als Salbe u. Pflaster verwerthet, das aber auch entweder in Blätter gewickelt od. in Bambusröhren gefüllt zu uns in den Handel kommt. Das Carannaholz od. Cedernholz von Guiana kommt von Icica altissima *Aubl.*, einem Riesenbaume Guiana's, dessen Stamm Kähne bis zu 14 m. Länge u. fast 2 m. Breite liefert.

Carapa, Pflanzengattung der Meliaceen, von welcher C. guianensis *Aubl.* die berühmte Caraparinde gegen Wechselfieber liefert, eine Rinde, die mit Chinasäure u. Chinaroth ein eigenthümliches Alkaloïd (Carapin) verbindet, das dem Chinin ähnlich wirkt. Aus dem Samen des Baumes bereiten die Indianer das Carapaöl, das sie als ein kräftiges Wurmmittel gebrauchen, das aber auch ganz bes. hoch geschätzt wird, weil es eiserne Waaren vortrefflich vor Rost schützt. Man kennt es auch unter dem Namen Craböl, wie man den Baum als Crabbaum u. Andiroba kennt. An u. für sich dient es selbst als Brenn- u. Haaröl bei den Indianern. Eine zweite Art (C. procera *DC.*) in Westindien giebt ein vorzügliches Möbelholz, das bei einer schönen Textur eine atlasartige Politur annimmt, wodurch es mit dem bekannten Carapaholze wetteifert, das auch von einer Meliacee stammt, deren Art aber noch nicht bekannt ist.

Carassius, s. „Karausche“.

Caravaggio (spr. Karawadscho), ein Städtchen südlich [von Ber]gamo, in welchem 1569 der Maler Michel Angelo Amerigi [gebor]en wurde, der daher diesen Beinamen erhielt. Er studirte Anfangs in Venedig u. unter dem Cavaliere d'Arpino in Rom. Da ihm jedoch dessen falscher Idealismus nicht zusagte, so verließ er ihn, schloß sich aber auch nicht der damals emporblühenden Schule der Eklektiker (s. Caracci) an, sondern schlug eine neue Richtung ein, die man die naturalistische nennt, weil er u. seine Nachfolger der Darstellung der gemeineren Natur huldigten u. insbes. der nackten Darstellung menschlicher Leidenschaften. Das Leben C.'s war von wilden Leidenschaften bewegt. Die Anfangs von ihm erlangten Triumphe verwickelten ihn in Händel u. Duelle, so daß er von Rom nach Neapel u. von dort nach Malta flüchtete. Streitigkeiten, die er sich auch dort zuzog, brachten ihn ins Gefängniß, aus welchem er nach Sizilien entfloh. Als er von dort nach Rom zurückkehren wollte, wurde er unterwegs überfallen u. verwundet, infolge dessen er schon 1609 starb. Seine in fast allen Galerien Europa's verbreiteten Bilder zeigen trotz ihrer oft ans Gemeine streifenden Wildheit der Auffassung doch eine gewisse Großartigkeit u. ein tragisches Pathos, das sich, verbunden mit den scharfen, grellen Lichtern u. den dunklen Schatten, zu einer eigenthümlichen Poesie steigert — eine Darstellungsweise, die freilich den religiösen Stoffen geradezu widerspricht (denn seine Apostel u. heiligen Männer u. Frauen sind meist nach gemeinen Modellen gemacht), die aber seinen Genrebildern ganz angemessen ist, bes. denen, in welchen er Zaubereien, Mordthaten, nächtlichen Verrath u. dgl. schildert. Von seinen Werken religiösen Inhalts sind die bedeutendsten u. charakteristischsten: eine Grablegung Christi (Vatikan), eine Heiligenfamilie (Palast Borghese in Rom), im Grunde nichts Anderes als eine abenteuerliche Zigeunerwirthschaft, u. eine Auferweckung des Lazarus (Palast Brignole in Genua). Unter seinen Genrebildern sind zu nennen: die falschen Spieler (in der Galerie Sciarra in Rom u. im Museum zu Dresden), die lüsterne Wahrsagerin, welche einem Jüngling aus der Hand prophezeit (Gal. des Kapitols in Rom), der liederliche, kecke Amor, der Kunst u. Wissenschaft mit Füßen tritt (Berliner Museum) u. a. — Ein zweiter Maler dieses Namens war Polidoro da C., eigentlich Polidoro Caldara, geb. 1495, ein Schüler Rafael's, der sein Talent erkannte u. ihn zu seinem Schüler Maturino in die Lehre gab, mit dem zusammen er die Außenseiten römischer Paläste mit Malereien alla sgraffito (grau in Grau gemalten Bildern) geschmückt haben soll, von denen sich jedoch wenig erhalten hat. In seinen Oelbildern aus früherer Zeit ist ein schöner Nachklang rafaelischen Geistes zu erkennen. Im J. 1527 zog er nach Neapel, wo er viele Schüler um sich sammelte, später nach Messina, wo er eine Malerschule gründete. Als er sich mit der hier erworbenen Baarschaft aufmachen wollte, um nach Rom zurückzukehren, wurde er von einem seiner Schüler ermordet u. beraubt (1543). In den aus der späteren Periode seines Lebens herrührenden Bildern erscheint sein früherer reiner Idealismus in einen grellen Naturalismus verwandelt, der aber, voll Kraft u. Leidenschaft, den ersten Grund zu dem Stile der späteren neapolitan. Schule gelegt hat.

Carbolsäure (auch Phenylsäure, Phenol, Phenylalkohol, Steinkohlenkreosot genannt) ist im reinsten Zustande eine weiße, krystallinische Masse, leicht schmelzbar u. von starkem, eigenthümlichem Geruch; in weniger reinem Zustande stellt sie eine bräunliche, widerlich riechende Flüssigkeit dar, die man aus Stein- u. Braunkohlentheer gewinnen kann. Ihre Verwendung ist eine ziemlich vielseitige, nam. wird sie als sehr wirksames Desinfektionsmittel, sowie auch zur Bereitung von Pikrinsäure (zum Gelbhärten) u. Corallin (zum Rothfärben) benutzt.

Carbonari, d. h. „Köhler“, nannte sich ein polit. Geheimbund, der zu Anfang unseres Jahrh. während der franz. Herrschaft in Neapel zur Abschüttelung derselben gegründet wurde u. sich nach der Vertreibung Murat's u. der Wiedereinsetzung der Bourbonen (1815) die Bekämpfung der absolutistischen u. klerikalen Reaktion zur Aufgabe machte. Von Neapel aus, das der Hauptsitz des Bundes blieb, verbreitete er sich allmählig über ganz Italien, wurde ein Sammelpunkt für alle unzufriedenen Elemente u. suchte an Stelle der bisherigen Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Landschaften ein lebendiges Nationalgefühl zu erwecken. Fälschlich hat man seine Entstehung mit dem Freimaurerbunde in Verbindung gebracht, an dessen Bräuche u. Redeweisen die der C. erinnern.

den nächst[illegible] „Hebe". [illegible] der Hauptsache vom Köhlergewerbe hergenommen, unter tausende [illegible]scheinbaren Formen die Gründer des Bundes ihre Bestrebungen denu[illegible]hüllen suchten. Einen Einzelverein nannte man Hütte (baracca), [illegible] Ort, wo er seinen Sitz hatte, den Wald, die Arbeiten im Innern des Vereins den Kohlenverkauf (vendita). Die C. unter einander nannten sich „gute Vettern"; wer längere Zeit dem Bunde angehört u. sich als tüchtig bewährt hatte, stieg in einen der höhern Grade auf, von denen wir jedoch nur den der „Pythagoräer" kennen. Die mystischen Ceremonien, die bei der Aufnahme von Novizen u. bei den Zusammenkünften gebräuchlich waren, übten auf die zur Geheimthuerei neigenden Gemüther der Italiener eine große Anziehungskraft aus. Selbst das Militär u. die niedere Geistlichkeit schloß sich in großer Zahl dem Bunde an. Die Einrichtung einer Republik scheint den C. nicht als unbedingte Forderung vorgeschwebt zu haben; sie strebten nach religiöser u. polit. Freiheit, meinten diese aber auch in der konstitutionellen Staatsform verwirklichen zu können. Im Juli 1820 glaubten die C., angesichts der damals mit Erfolg durchgeführten span. Revolution, den Zeitpunkt zum Hervortreten gekommen. Von Nola aus, wo zuerst die dreifarbige Fahne der Carbonaria (schwarz, rosenroth u. himmelblau) aufgepflanzt wurde, verbreitete sich der Aufstand rasch nach der Hauptstadt, wo König Ferdinand I. gezwungen wurde, die span. Konstitution zu verkündigen u. zu beschwören (13. Juli). Um diese Zeit vereinigten sich auch in Frankreich die dort gegen die Bourbonen agitirenden Klubs zu einem eng geschlossenen Geheimbunde nach dem Muster der C. (Charbonnerie). Diese über einen großen Theil von Frankreich verzweigte Verbindung nahm nach dem Scheitern der Bewegung in Italien die Leitung des Kampfes auch für dieses Land in die Hand. Obwol sie gegen die sich überall ausbreitende Reaktion nicht aufkommen konnte u. im Laufe der Zeit sehr zusammenschmolz, ist doch ein großer Theil der Gährung, aus welcher die Julirevolution hervorging, auf ihre Rechnung zu schreiben. An Stelle der alten Charbonnerie, die seit 1830 ihre Thätigkeit einstellte, trat später eine Charbonnerie démocratique, welche die soziale Republik auf ihr Panier schrieb. Innere Zwistigkeiten schwächten sie jedoch u. führten schon zu Anfang der 40er Jahre ihre Zersetzung herbei, so daß sie auf die Bewegung von 1848 keinen Einfluß zu üben vermochte.

Carbonaria, s. „Carbonari".

Carcasse (frz.), im Allgem. Gerippe, ist in folgenden Sonderbedeutungen zeitweilig bei uns angewandt worden: Schiffsgerippe; Drahtgestell für Frauenhüte; Kreuz od. Gerippe der früheren Brandgeschosse.

Carcassonne (spr. Karkassonn), Arrondissement des südfranz. Dep. Aude mit 139 Gemeinden u. 105,000 Einw. in 12 Kantonen auf 38 □M. — Die alte Hauptstadt gleichen Namens (20,700 E.) liegt auf einem Hügel an der Aude u. dem Südkanal. Die Industrie in den verschiedensten Zweigen, vornehmlich in Tuchfabrikation, ist bedeutend, wird aber noch von dem Handelsverkehr übertroffen, der nam. auf den zweimal jährlich abgehaltenen großen Märkten für das ganze Dep. von Einfluß ist. In der Nähe befindet sich die berühmte, von Napoleon I. erbaute Brücke, welche den Südkanal über den Fluß Fresnel führt. In alter Zeit hieß die Stadt Carcaso od. Carcassum; Cäsar bediente sich ihrer als Waffenplatz. Später wurde sie von den Westgothen eingenommen, welche das alte Schloß gebaut haben sollen. Die Sarazenen verdrängten sie daraus, wurden selbst aber wieder von den Franken vertrieben. Nachmals war sie Hauptsitz einer bes. Grafschaft. Im 13. Jahrh. nahmen die Kreuzfahrer die Stadt den Albigensern ab, u. Ludwig der Heilige schenkte sie dem Simon Montfort.

Cardamīne, Pflanzengattung der Cruciferen, deutsch: Schaumkraut, Berg- u. Wiesenkresse, Gauch- u. Kukuksblume, in der Nordschweiz: Hennaäugli, Geldseckalischelm, Chessali; der latein. Name bedeutet schlechtweg Kresse u. ist aus dem Griech. abgeleitet. Die deutsche Flora kennt nach Koch 12 Arten, von denen jedoch nur C. pratensis u. amara als allverbreitete Wiesenfrühlingskräuter die bekanntesten sind. Beide werden als Salat gleich der Brunnenkresse genossen u. verdienen das auch als erste Frühlingsgaben u. aufschließende Kräuter. Sonderbar genug hält man aber in der Nordschweiz, nämlich im Oberlande u. in Toggenburg, dafür, daß das Kraut der erstgenannten Art im ersten Grase für das Vieh giftig sei. Die Kräuter ähneln durchaus der Brunnenkresse, werden jedoch häufig an den Blüten von einem Schaume bedeckt, der ihnen den obigen Namen einbrachte. Das Volk leitet ihn von dem Kukuk her, woher der Name Kukuksblume; er stammt aber von gewissen Insekten aus der Verwandtschaft der Cicadeen, nämlich der sog. Schaumcicade (Cercopis), deren Larven auf der Blume leben u. diesen sog. Kukuksspeichel hervorbringen.

Cardamomen, s. „Amomum".

Cardanische Aufhängung ist die von Hieronymus Cardano (geb. zu Paris 24. Sept. 1501, gest. zu Rom 21. Sept. 1276) erfundene Art der Aufhängung eines Körpers in zwei Ringen, welche denselben an gewissen schwankenden Bewegungen seines Gestelles nicht theilnehmen läßt, u. die deshalb bes. beim Schiffskompaß gebräuchlich ist, um demselben die horizontale Lage trotz der Schwankungen des Schiffes zu bewahren; auch bei Lampen wendet man die C. A. an. Sie besteht in einem Ringe, der sich in zwei einander diametral gegenüberliegenden Punkten in Stiften sehr leicht drehen kann, welche ihrerseits in einem Gestell befestigt sind; an der Innenseite dieses Ringes treten an den Endpunkten eines Durchmesssers, der senkrecht auf dem Durchmesser der beiden gedachten Stifte steht, zwei andere Stifte heraus, zwischen denen sich ein zweiter Ring drehen kann. Dieser innere Ring trägt den Körper, welcher immer seine Lage behält, wenn er nur so eingehängt ist, daß sein Schwerpunkt möglichst tief liegt.

Nr. 1870. Cardanische Aufhängung eines Schiffskompaß.

Cardāno, Geronimo (Hieronymus Cardanus), berühmter Arzt, Philosoph u. Mathematiker, geb. 24. Septbr. 1501 zu Pavia, studirte hier u. in Padua u. lebte seit 1534 als Prof. der Mathematik u. prakt. Arzt in Mailand, später in Pavia u. Bologna. Ein Konflikt mit den Theologen in Bologna, in den er durch seine astrologische Deutung des Lebens Jesu gerathen war, zog ihm eine einjährige Haft zu, nach deren Verbüßung (1571) er sich nach Rom begab, wo er 21. Sept. 1576 in kümmerlichen Verhältnissen starb. Sein philosoph. System — so weit bei dem widerspruchsvollen u. flüchtigen Wesen C.'s hiervon die Rede sein kann — ist niedergelegt in den Werken „De subtilitate" u. „De rerum varietate". Sein eigentliches Verdienst liegt auf dem Gebiete der Heilkunde, die ihm werthvolle Beobachtungen dankt, u. auf dem der Mathematik, die er durch die Verbreitung u. Erläuterung der „Cardanischen Regel od. Formel" (zur Auflösung der Gleichungen dritten Grades) förderte. Die Auffindung der Formel rührt jedoch nicht von C. selbst her, sondern war ihm von einem zeitgenössischen Mathematiker Tartaglia mitgetheilt worden, der jedoch auch nicht der ursprüngliche Entdecker ist; der erste ist Scipione dal Ferro. Wir besitzen von C. eine Selbstbiographie („De vita propria"), in der er sehr offene Selbstbekenntnisse macht. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete Spon (10 Bde., Lyon 1663).

Cardi, Lodovico, gewöhnlich Cigoli genannt, Maler u. Architekt, geb. 1559 zu Cigoli bei Florenz, gest. 1613 in Rom. Anfangs ein Schüler des Florentiner Manieristen Alessandro Allori, bildete er sich später mehr nach Correggio u. den Venezianern u. wurde ein Hauptmeister der eklektischen Schule in Florenz. Seine Bilder haben schönes, warmes Kolorit u. Zeichnung von großer Anmuth, sind dagegen im Ausdruck oft weichlich u. übertrieben effektvoll. Viele derselben sind in der Galerie der Uffizien in Florenz; wol das bedeutendste ist die Steinigung des Stephanus. Als Architekt dem Michel Angelo nachahmend, entfaltete er in mehreren Florentiner Palastbauten ein bedeutendes Talent.

Cardiff (spr. Caerdiff, Caerdidd), Hauptstadt der engl. Grafschaft Glamorganshire in Südwales von 36,000 E., in flacher Gegend nahe am Ausfluß des Taafe in den Bristolkanal gelegen. Ein großartiger Kanal von 2800 m. Länge u. 60 m. Breite verbindet die Stadt mit dem 1830 vom Marquis Bute angelegten Hafen, der mehr als 300 Schiffe fassen kann. Die vortheilhafte Lage, sowie die Eisenbahn- u. Kanalverbindungen mit mehreren Städten hat C. zu einem schnell emporgekommenen Seehandelsplatz gemacht, der im J. 1800 nur 2000 E. zählte. In dem alten Schlosse der Stadt saß Robert von der Normandie, Wilhelm des Eroberers ältester Sohn, 20 Jahre lang gefangen.

Cardigan, Grafschaft des engl. Fürstenthums Wales mit 73,000 E. auf $36^2/_3$ □M., grenzt im W. an die Cardiganbai, im N. an Merioneth, im O. an Radnor u. Brecknock, im S. an Caermarthen u. Pembroke. Fast die ganze Grafschaft ist von kahlen Gebirgen eingenommen, die Silber, Blei, Schiefer u. Zink liefern. Die Küste fällt steil ab. Der höchste Berg ist der Plynlimmon, 827 m. hoch. — Die Hauptstadt gleiches Namens liegt an der breitesten Mündung des Teify u. zählt über 400 Einw. Der Hafen ist klein. Die Engländer schlugen hier mit den Walisern 1136 eine Schlacht. — Die Cardiganbai ist ein Theil des Georgskanals, der in die Irische See führt.

Cardobenedikten, von Carduus benedictus (die gesegnete Heildistel) abgeleitet, auch Bernhardinerkraut od. schlechtweg Bernkraut, weil es in den Arzneigärten der Klöster vorzüglich gehalten wurde, auch heilige u. Butterdistel od. Spinnerdistel, aus dem südl. Europa, wo sie auf den Inseln Chios u. Lemnos, aber auch in Spanien vorkommt; entstammt wahrscheinlich dem Orient, aus dem sie vielleicht durch die Kreuzfahrer zu uns kam. Die gelbblumige, sehr stachelige Distel, deren Blumenköpfe in einer wolligen Hülle versteckt liegen (daher auch Spinnerd.), hat grüne bittere Blätter, in denen ein eigener Bitterstoff, das Cardobenediktenbitter od. Cnicin (weil die Pflanze heutzutage Cnicus benedictus *Gärtn.* heißt), enthalten ist u. das man für fieberwidrig hielt. Man behauptet, daß das Kraut die Akarna des Theophrastos von Eresos u. die Atractylis des Dioskorides, näml. ein Mittel gegen den Skorpionstich, gewesen sei, wodurch wahrscheinlich seine Anwendung gegen Seitenstechen veranlaßt worden sein mag. Es hat auch eine nahe verwandte Art (Kentrophyllum lanatum *DC.*, Atractylis lanata *Scop.*) aus dem südl. Europa eine ähnliche Bedeutung, wo man noch heute in Frankreich das Cardobenediktenkraut von ihr sammelt.

Cardonen, die span. Artischocke (Cynara Cardunculus *L.*), von welcher man in Südeuropa nur die Blattrippen u. die zarten Stengel als Gemüse genießt, während man die Blütenköpfe als Lab zur Molkenbereitung benutzt. Uebrigens liefern auch einige wirkliche Distelarten C., z. B. Carduus macrophyllus *Desf.* u. C. nutans *L.*, in ihren oberen Theilen, aber mehr in Südeuropa. — Abbild. für den Typus der Artischocke s. unter letzterem Namen.

Carduus, die bekannte Gattung der Distel, von welcher Deutschland nach Koch zwölf Arten besitzt, welche aber sämmtlich zu den Unkräutern zählen, die den betreffenden Boden in hohem Grade aussaugen. Doch dürften sie als Bienenkräuter nicht geringe Wichtigkeit haben; weil Bienen eben so, wie Schmetterlinge, ihnen des Honigs wegen nachgehen. Dem Samen stellen bekanntlich die Distelfinken nach. An u. für sich gehören die Disteln zu den wirklichen Charakterpflanzen unserer Fluren. Am gemeinsten sind die Bisamdistel (C. nutans *L.*) mit überhängendem schönen Blumenkopfe, die Kratzdistel (C. crispus *L.*) mit krausem Laube auf sehr hohem Stengel, u. die Bärenklaudistel (C. acanthrides *L.*) mit kräftigem Stengel u. sehr stachligen Blättern.

Cardwell (spr. Karduell), Edward, engl. Staatsmann, geb. 1813 zu Liverpool, machte seine Studien in Oxford u. ließ sich als Advokat in London nieder. Die ungewöhnliche Sachkenntniß u. Redefertigkeit, die er 1842 im Parlament entwickelte, gewannen ihm das Vertrauen Rob. Peel's, welcher ihn 1845 als Sekretär des Schatzamts in das Ministerium zog u. ihm vor seinem Tode die Herausgabe seiner Memoiren anvertraute, die 1856 u. 57 in 2 Bdn. erschienen. Ende 1852 zum Präsidenten des Handelsamtes u. Mitglied des Staatsraths ernannt, mußte er 1855 mit dem gesammten Ministerium Aberdeen dem Torykabinet Derby weichen u. trat erst 1859 wieder in die Regierung ein, in der er zuerst das Sekretariat für Irland, dann (unter Palmerston) das Ministerium für die Kolonien übernahm. Dieses Amt legte er 1866, als die Tories wieder ans Ruder gelangten, nieder u. blieb der Regierung fern, bis er 1868 unter Gladstone als Staatssekretär ins Kriegsministerium berufen wurde. Die Bill über die Heeresreorganisation, die er gegen das Ende des Deutsch-franz. Kriegs (Febr. 1871) im Unterhause einbrachte u. durchsetzte, sucht den Wünschen der Reformpartei u. der Konservativen in gleicher Weise gerecht zu werden. Die alte Organisation ist im Wesentlichen beibehalten; die wichtigsten Reformen bestehen in der Abschaffung des Kaufsystems für Offiziersstellen u. in der Anbahnung erheblicher Vermehrungen in der Artillerie u. einer bessern Schulung der Reserven.

Cäre, alte Stadt in Etrurien, die in dem dortigen Zw eine bedeutende Stellung einnahm u. Anfangs mit dem ben stehen= Rom in Bundesgenossenschaft lebte. Seit der Mitte des 4. an v. Chr. änderte sich das Verhältniß; infolge der Unterstützung, die Tarquinii Rom gegenüber angedeihen ließ, büßte es seine Unabhängigkeit ein. Jetzt steht an Stelle des ehemal. C. der Flecken Cervetri.

In der Gegend von Cäre, Alsium u. a. O. bemerkt man ziemlich beträchtliche Erdhügel, die zum Theil inwendig ausgemauert sind u. oft übereinander mannichfach verschlungene Gänge u. Kammern enthalten. Gewöhnlich zeigen sie einen meist kreisrunden gemauerten Unterbau von ziemlichem Umfange, der von einer niedrigen Brüstungsmauer umschlossen wird. Ueber denselben hat sich wahrscheinlich ein conisches Gebäude erhoben. In den ältesten Bauwerken dieser Art, welche nichts anderes als Gräber sind, ist unter dem Hügel eine unterirdische Cella, zu welcher ein ebenfalls unterirdischer Gang führt. Die späteren Gräber zeichnen sich durch Ueberwölbungen aus, während in der frühesten Zeit der innere Hohlraum nur durch Uebertragung großer Gesteinsquadern hervorgebracht wurde. Unsere Nr. 1871 giebt uns die Ansicht der Gräberstadt von Cäre, wie wir sie nach den vorhandenen Ueberlieferungen uns zu denken haben.

Nr. 1871. Restaurirte Gräberstadt von Cäre. (Nach Canino.)

Carew (spr. Käriu), John, ein moderner engl. Bildhauer, der Anfangs unter dem älteren Richard Westmakott seine Kunst betrieb, bis ihm mehrere Arbeiten vom Grafen Egremont übertragen wurden, bei dem er dann auch (in verschiedenen Städten Englands u. auf des Grafen Schlosse zu Petworth) bis zu dessen Tode (1837) blieb. Seine Büsten u. Statuen, unter denen die des Schauspielers Kean in der Westminsterabtei am meisten gerühmt wird, zeichnen sich durch klassische Auffassung u. Reinheit des Stiles aus.

Carex, Segge, Riedgras; Pflanzengattung der Riedgräser od. Cyperaceen, für welche sie gleichsam den Typus u. Mittelpunkt bildet, grasartige Pflanzen von oft hohem, schilfartigem Wuchse u. mit kantigen, oft schneidenden Stengeln u. Blättern, zierlich wie die Gräser, mitunter aber auch queckenartig wie diese u. darum starke Unkräuter. Hierher gehört vor allen die C. arenaria *L.* (Sandsegge, Eisergathen, deutsche Sarsaparille, rothe Queckenwurzel) mit sehr weit kriechendem Wurzelstocke auf Sandboden, den sie sehr befestigen hilft. Sie ist fast die einzige Art, die man ihres Wurzelstockes wegen benutzt, indem man ihn als blutreinigendes Mittel in Verbindung mit andern Pflanzentheilen abkocht. Sonst verwerthet man den Halm sowol dieser als auch mancher andern Art als Flechtwerk. Die meisten Arten sind Bewohner des Sumpflandes. Deutschland allein beherbergt weit über 100 Arten, die sowol die Niederungen als auch die Hochgebirge bis zu den Gletschern bewohnen. Man kennt viele hundert Arten, die sich über alle Zonen u. Regionen verbreiten, aber doch vorzugsweise den gemäßigten Erdstrichen angehören.

Carey (spr. Käri), Henry Charles, amerikan. Nationalökonom, geb. 15. Dezember 1793 zu Philadelphia, wo er, nachdem er eine gute Vorbildung genossen, an dem Geschäft seines Vaters, des Buchhändlers Matthew C., theilnahm u. dasselbe in kurzer Zeit in Schwung brachte. Das beträchtliche Vermögen, das ihm seine Geschäftsthätigkeit eintrug, machte es ihm möglich, sich seit 1835 fast ausschließlich seiner Lieblingswissenschaft, der Volkswirthschaftslehre, zu widmen. Seine erste Schrift

den nächst ... the rate of wages" („Versuch über die Höhe des Lohns", „Hebe". ... 1835) enthielt bereits die Grundzüge seines Systems, das er ... Jahre später in den „Principles of political economy" („Grundsätze der polit. Oekonomie", 3 Bde., Philad. 1837–40) niederlegte. Fast gleichzeitig veröffentlichte er eine treffliche Schrift „Das Kreditwesen in Frankreich, Großbritannien u. den Verein. Staaten" (1838); später folgten „The past, the present and the future" („Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft", 1848), „The harmony of interests agricultural, manufacturing and commercial" („Die Harmonie der Interessen in Landwirthschaft, Gewerbe u. Handel", 1851) u. zahlreiche Flugschriften über Bank- u. Kreditwesen, über geistiges Eigenthum, den Sklavenhandel u. a. wichtige Tagesfragen. Am erschöpfendsten hat C. seine Ideen zusammengefaßt in seinem Hauptwerke „Principles of Social Science" (3 Bde., Philad. 1858–59; deutsch von Adler: „Grundlagen der Sozialwissenschaft", Münch. 1863–64), von dem 1865 ein kurz u. populär gefaßter Auszug erschien u. d. Tit. „Manual of political economy and social science" (deutsch von Adler: „Lehrbuch der Sozialwissenschaft u. Volkswirthschaftslehre", 1865, 2. Aufl. 1870). C.'s System hat einen tief sittlichen u. idealen Zug; er bekämpft die Grundanschauung der engl. Nationalökonomen (Smith, Malthus, Ricardo) von einem wirthschaftlichen „Krieg Aller gegen Alle" u. setzt an dessen Stelle die Lehre von der allgemeinen Harmonie der Interessen. Der Mensch ist von der Natur für die Gesellschaft bestimmt, in der allein er seine Aufgabe, stete Fortentwicklung seiner Individualität, erfüllen kann, u. um so besser, je größer die Gesellschaft, je dichter die Bevölkerung. Dichtigkeit der Bevölkerung erleichtert den Verkehr u. gegenseitigen Austausch. Die mit der Kultur wachsende Produktionsfähigkeit der Erde beugt der Uebervölkerung vor. Im Widerspruch mit dem Grundsatz von der Harmonie der Interessen steht jedoch die Forderung der Schutzzölle, die C. im Interesse des heimischen Handels u. der Schnelligkeit des Austausches wünscht. Diese u. a. Einseitigkeiten erklären sich aus der Besonderheit der amerikan. Zustände, die unwillkürlich sein System beeinflußt haben. Sein Hauptverdienst ist, daß er gegenüber der von den engl. Forschern betonten Unzulänglichkeit der von der Natur dargebotenen Mittel, die in demselben Maße sich verringern, als der Bedarf wächst, die Wirkungen der Kultur, des menschlichen Fortschrittes hervorhebt, der mit den sich verringernden Hülfsmitteln der Natur stets Größeres u. Größeres zu erreichen u. diese immer ausgiebiger zu ersetzen u. zu ergänzen vermag.

Carey, Henry Fr., Dichter u. Komponist des allbekannten Liedes „God save the king", auf dessen Melodie die Nationalhymnen „Heil dir im Siegeskranz" u. „Den König segne Gott" gesungen werden. C. hat jenes Lied zum Geburtsfest des Königs Georg II. komponirt, außerdem noch Balladen u. Cantaten geschrieben. Er war der natürliche Sohn eines Marquis von Halifax u. 1696 in London geb. Mit guten Geistesgaben ausgerüstet, gelangte er doch zu keiner sorgenfreien Lebensstellung, was ihn am 4. Okt. 1743 zum Selbstmord trieb.

Cargadeur, Frachtverwalter, heißt der Bevollmächtigte, welchen die Befrachter eines Schiffes auf weite Seereisen mitgeben, wenn sie am Bestimmungsorte keinen Korrespondenten haben od. annehmen wollen. Der C. beaufsichtigt das Frachtgut, sorgt für dessen Verkauf u. für Rückladung. Ist dieses Amt an zwei Faktore gegeben, so heißt der oberste derselben Supercargo; häufig aber wird dies nicht beachtet u. es wird auch der Einzelne Supercargo statt C. genannt.

Cárica, lat. die Feige (s. d. Art. Feige); aber auch eine Pflanzengattung der Melonenbaumartigen od. Papayaceen, einer sehr kleinen Familie der Tropengegenden. Hauptgattung derselben ist eben C., von welcher wir bereits eine Menge Arten kennen. Die berühmteste aller ist der Melonen- od. Papayabaum (C. Papaya *L.*) Südamerika's, gegenwärtig aber in allen Tropengegenden in der Nähe der Wohnungen mit der Banane zugleich angebaut, wo er als Papaw allgemein bekannt ist. Mit einem hohlen Stamme wächst er etwa 4–6 m. hoch ohne alle Aeste, um erst an seinem Gipfel eine Krone von Blättern zu bilden. Diese, langgestielt wie sie sind, nehmen nach dem Charakter der Gattung eine buchtig eingeschnittene, mehr od. minder siebenlappige Form an, die ihnen einen merkwürdigen Ausdruck giebt. Männliche u. weibliche Blumen befinden sich auf zwei verschiedenen Stämmen, die ersteren in traubenförmigen Dolden, die letzteren unmittelbar aus dem saftigen u. milchenden, aschgrau gefärbten u. faserrindigen Stamme hervorbrechend, gelbe trichterförmige Gebilde, aus denen eine melonenartige fleischige Frucht von der Größe eines Kindskopfes hervorgeht. Die Samen nehmen eine eiförmige Gestalt an u. sind mit einer gefurchten Haut überzogen. Die unreife Frucht enthält einen scharfen u. bittern Milchsaft, der als Wurmmittel dient, während die reife Frucht angenehm schmeckt u. wie Melonen gegessen wird; unreif müssen sie gleich Gurken eingemacht werden. Die Samen schmecken wie die Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus) u. dienen ebenfalls als Wurmmittel; die Wurzel riecht u. schmeckt nach Rettig. Was in den orientalischen Ländern die Wassermelone, ist in den tropischen die Frucht des Papaw, ein erfrischendes Nahrungsmittel, das aber gleich dieser leicht Durchfall erzeugt. Dem Neger dienen die Blätter selbst als Seife, jedenfalls durch den scharfen Milchsaft. Dieser kann bei manchen Arten auch höchst giftig werden. Dagegen liefern eßbare Früchte C. dodecaphylla *Vell.*, nana *Benth.*, pyriformis *W.*, cauliflora *Jacq.*, Mamaya *Arrab.*, microcarpa *Jacq.* u. morvica *Desf.*, sämmtlich aus Südamerika.

Nr. 1872. Carica. Links Carica erythrocarpa, rechts Carica Papaya.

Eine schöne neue Art (C. erythrocarpa *Lind.* et *André*), bei Guayaquil von Gustav Wallis 1866 entdeckt, führte derselbe sogar in die Gärten von Europa ein.

Caries, s. „Knochenfraß."

Carignan (spr. Karinjan), Städtchen im Dep. Ardennen, an der Chiers, $2^{1}/_{4}$ M. südöstlich von Sedan, mit 2050 Einw. — Am 31. Aug. 1870 von den Deutschen besetzt; die alten Befestigungen des Ortes genügten für eine Vertheidigung nicht.

Carignano (spr. Karinjano), Stadt von 8000 Einw. in der Provinz Turin der ital. Landschaft Piemont, am Po, $2^{1}/_{2}$ M. von Turin. Bemerkenswerth sind der schöne Marktplatz mit Säulenhallen u. einigen Kirchen mit sehenswerthen Gemälden. Die Stadt, die im Alterthum Carnianum hieß, fiel 1418 durch Erbschaft an das Haus Savoyen, dessen jüngere Linie sich seit 1630 nach ihr Savoyen-Carignan nannte.

Caritas (lat.), Liebe, Eltern-, bes. Mutterliebe. Allegorisch wird sie meist als Weib mit entblößter voller Brust dargestellt, ein Kind zu sich emporhebend u. einem andern eine Gabe darreichend od. ihm ein Gewand umwerfend.

Carlén, Emilia, schwed. Romanschriftstellerin, geb. 8. Aug. 1807 in Strömstad, heirathete nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Arztes Flygare, den Schriftsteller J. G. C., daher sie unter dem Doppelnamen Flygare-C. bekannt ist. Die zahlreichen Erzählungen, Novellen u. Romane, die sie seit 1838 veröffentlichte, fanden große Verbreitung; auch ins Deutsche wurden sie mehrfach übersetzt. Bei der großen Fruchtbarkeit dieser Schriftstellerin ist es nicht zu verwundern, daß gar manches Flache u. Flüchtige mit unterläuft; doch herrscht in allen ihren Schriften ein gesunder sittlicher Kern; die täglichen Verhältnisse des menschlichen Lebens, in denen sich die reiche Erfindungsgabe der Dichterin bewegt, sind anziehend geschildert; auch die Charaktere sind meist dem Leben abgelauscht u. folgerichtig gezeichnet.

Carleton (spr. Karlt'n), William, irischer Romandichter, geb. 1798 zu Prillisk in der Grafschaft Tyrone als der Sohn eines armen Landmannes, füllte die Lücken seiner Bildung später (in Dublin) durch fleißigen Selbstunterricht aus u. erregte schon durch sein Erstlingswerk „Traits and stories of the Irish Peasantry“ (2 Bde., 1830) die Aufmerksamkeit seiner Landsleute. Rasch folgte eine Anzahl größerer Romane u. kleinerer Novellen u. Erzählungen, die das irische Volksleben anschaulich, frisch u. launig schildern u. C. bald zu einem der beliebtesten Schriftsteller Irlands machten. Er starb zu Dublin 1. Febr. 1869. Mehrere seiner Romane sind ins Deutsche übersetzt (so „The black Prophet“ von Gerstäcker, 2 Thle., Lpz. 1848).

Carlina, acaulis *L.*, Eberwurz, Pferdswurz, weiße Roßwurz, wilde Artischocke, englische Distel, Karlsdistel, weiße Wetterdistel, in der Nordschweiz Berg- u. Silberdistel od. Alpachäs (Alpenkäse); der lat. Name ist eigentl. Carolina, da sie zur Zeit Karl's des Großen, der ja so manche Pflanze dem Volke empfahl, gegen die Pest empfohlen worden sein soll. Der Sage nach hatte sie ihm ein Engel gegen die Pest seiner Armee gezeigt, wodurch diese gerettet wurde. Eine in Kalkländern (bes. Muschelkalk) häufige Distel von großer Pracht, d. h. mit sehr großen scheibenförmigen von silberfarbigen od. atlasfarbigen pergamentartigen Blumenblättern eingerahmten u. erfüllten Blütenköpfen bei sehr niedrigem Distelstengel, so daß die großen Blütenkörbe oft unmittelbar auf der Erde aufzuliegen scheinen; jedenfalls eine der merkwürdigsten Charakterpflanzen auf kurzgrasigen Hügeln u. Weiden. Die lange, rübenartige Wurzel hat einen eigenthümlich widerlich-aromatischen Geruch, der sie früher unter die Arzneipflanzen stellte. Gegenwärtig verwendet man sie nur noch bei Krankheiten der Pferde, woher die obigen Namen. Der Fruchtboden kann, wie bei der Artischocke, gegessen werden. An u. für sich gehört die Blume zu den Immortellen, u. zwar zu den hygrometrischen, weil die Schuppen der Blumenhülle sich bei feuchter Witterung schließen, bei trockner öffnen. Die merkwürdigste Art der Gattung ist C. gummifera *Less.* in Griechenland, Sizilien, Sardinien, Nordafrika, Südspanien u. s. w. Sie ähnelt sonst ganz der ersten, besitzt aber nicht ihren Hüllenstrahl u. hat statt der weißen u. trocknen Blumen purpurrothe od. violette. Bei den Alten hieß sie das weiße Chamäleon (Chamaeleon albus), indem sie die Pflanze gegen vielfache Krankheiten, unter Anderm auch gegen den Bandwurm gebrauchten. Sie sondert an der Wurzel u. an der Blumenhülle einen gummiartigen Stoff ab, woher der lat. Name. Die Gattung C. bildet unter den Kompositen den Typus einer eigenen Gruppe Carolineae.

Carlino, eigentl. Carlo Antonio Bertinazzi, hat sich unter dem ersteren Namen auf der franz. Bühne als Harlekin berühmt gemacht. Geb. zu Turin um 1713, diente er anfänglich, wie sein Vater, in der sard. Armee, ging aber dann zum Theater u. war seit 1741 bei der Ital. Komödie in Paris angestellt. Als gewandter Künstler u. insbes. geistvoller Improvisator ungemein beliebt, als Mensch allgemein geachtet, starb er zu Paris 7. Sept. 1783. Er veröffentlichte „Nouvelles métamorphoses d'Arlequin“ (Par. 1763).

Carlos, Don, der Held der Schiller'schen Tragödie gleichen Namens, das Geschichtliche s. unter „Karl“.

Carlowitz, ein altes, im 15. Jahrh. aus Ungarn in Sachsen eingewandertes Adelsgeschlecht, das von den Herzogen v. Durazzo, den Abkömmlingen Karl's von Anjou (s. d.), abstammen soll. Als Stammvater der deutschen Linie wird ein Christoph v. C. bezeichnet, der wahrscheinlich in der Schlacht bei Aussig (15. Juni 1426) gegen die Hussiten fiel. Die deutsche Linie theilte sich wieder in verschiedene Haupt- u. Seitenlinien; von ersteren blüht aber heute nur noch die H[illegible] Hervorzuheben sind: 1. Georg v. C., geb. 1471, der als Be[illegible] u. oberster Rath bei Georg dem Bärtigen, Heinrich dem Frommen [illegible] Kurfürst Moritz in den Religionsverhandlungen s. Z. vielfach thätig war u. als Gegner der Reformation eine wichtige Rolle in Sachsen spielte. 2. Hans Georg von C., geb. 11. Dez. 1772, ward 1831 k. sächs. Staatsminister ohne Portefeuille, 1834 Minister des Innern, 1836 Minister des Kultus u. öffentl. Unterrichts u. starb 18. März 1840.

Carlowitz, Albert von, sächs. u. preuß. Staatsmann, geb. zu Freiberg in Sachsen 1. April 1802, studirte in Leipzig die Rechte u. wurde 1828 als Regierungsreferendar in Dresden angestellt. Im sächs. Landtage kämpfte er seit 1830 eifrig für die Rechte des Adels; dabei entging ihm jedoch nicht die Nothwendigkeit gründlicher Reformen im Verwaltungsorganismus. In der 1. Kammer, in die er 1845 berufen wurde, suchte er für Umgestaltung der Bundesverfassung in nationalem Sinne u. für Einführung eines öffentlichen u. mündlichen Verfahrens im Strafprozeß zu wirken. Im J. 1846 übernahm C. das Portefeuille des Justizministeriums, der Märzaufstand nöthigte ihn jedoch zum Rücktritt. Auf dem Landtage von 1849 bekämpfte er aufs Entschiedenste die unnationale Politik der Regierung, die das Dreikönigsbündniß willkürlich gelöst hatte. Bald darauf ernannte ihn der Verwaltungsrath der Preuß. Union zum Kommissar beim Erfurter Parlament, nach dessen Schluß er sich auf seine Besitzungen in der preuß. Prov. Sachsen zurückzog. Der nun hereinbrechenden Reaktion gegenüber erwies er sich in der 2. preuß. Kammer als ein charaktervoller u. muthiger Vorkämpfer der Verfassung. Auch in der Konfliktsperiode unterstützte er die Fortschrittspartei, der er jedoch nicht angehörte, in der Opposition gegen das Ministerium Bismarck. Auf dem konstituirenden Norddeutschen Reichstag schloß er sich der Fraktion Bockum-Dolffs („Freie Vereinigung“) an u. gab dem Verfassungsentwurf in seiner Gesammtheit seine Zustimmung, obwol er ihn im Einzelnen bekämpft hatte.

Carlson, Friedrich Ferdinand, schwed. Geschichtschreiber, geb. in der Provinz Upland 13. Juni 1811, beendete 1833 seine Universitätsstudien in Upsala, machte dann Reisen, kehrte nach längerem Aufenthalte in Berlin u. Rom 1836 zurück, ward Prof. der Geschichte in Upsala, ging aber schon 1837 als Lehrer des Kronprinzen nach Stockholm, hatte von 1847—63 die durch Geijer's Tod erledigte Professur in Upsala inne u. war dann bis 1870 Kultusminister. Seit 1850 vertrat er die Universität Upsala auf dem schwed. Reichstage u. seit 1858 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Sein Hauptwerk ist eine Geschichte Schwedens, die unter dem Titel „Sveriges historia under Konungarne af Pfalziska huset“ (Stockh. 1855—56, 2 Bde.; deutsch, Hamb. 1855) erschien.

Carlyle (spr. Karleil), Thomas, engl. Denker u. Schriftsteller, geb. 4. Dez. 1795 in Middlebie in der schott. Grafschaft Dumfries, studirte in Edinburgh Theologie, Jurisprudenz u. Mathematik, wandte sich aber bald mit bes. Eifer dem Studium der deutschen Sprache u. Literatur zu, deren Meisterwerke er sich verständnißvoll aneignete u. durch Uebersetzungen („William Meister's apprenticeship“, 3 Bde., 1825, u. „Translations of German romance“, 4 Bde., 1827), sowie durch geistvolle Kritiken u. biographische Arbeiten („Life of Schiller“, Lond. 1825), seinen Landsleuten zuführte. Als Originalschriftsteller lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich durch seinen „Sartor resartus“ (Lond. 1835), in welchem die Schäden der Zeit mit rücksichtsloser Schärfe u. in einem wunderlich abgerissenen Stil gegeißelt wurden. Dieselbe geniale Einseitigkeit zeichnet seine Darstellung der franz. Revolution aus („French Revolution, a history“, 3 Bde., 1837; deutsch von Feddersen 1844). Schon in diesem Werke tritt der Grundzug der C.'schen Weltanschauung grell hervor: ihm steht das Individuum über der Masse; er übersieht, daß selbst der größte Mensch nur ein Produkt u. Ausdruck der Gesammtheit ist, zu der er gehört. Diese Verehrung des Individuellen erschien zu einem förmlichen System ausgebildet in seinen Vorlesungen über den Heroenkultus („On Hero worship“, Lond. 1841; deutsch von Neuberg, 1853) u. führte in ihrer letzten Konsequenz zu einem heftigen Kampfe gegen die Institutionen der Neuzeit, die der Individualität weit weniger Spielraum lassen, als das Alterthum u. das Mittelalter — ein Kampf, den C. in seinen Schriften „Past and Present“ (Lond. 1843) u. „Latter day pamphlets“

den nächst
„Hebe". C. [illegible]50) aufnahm. Von seinen histor. Arbeiten ist außer den rasende C. [illegible]n herausgegebenen „Letters and speeches of Oliver Cromwell" (2 Bde., Lond. 1845) bes. zu erwähnen seine „Geschichte Friedrich's des Großen" („History of Friedrich II. called Frederick the Great", 6 Bde., 1858—65; deutsch von Neuberg u. Althaus). Dieses Werk, zu dem C. die Vorstudien in Deutschland machte, glänzt durch geistreiche Einzelzüge u. scharfe psychologische Blicke, leidet aber noch mehr als die genannten Schriften an Absonderlichkeit u. Formlosigkeit. In den letzten Jahrzehnten lebte C. theils in Chelsea bei London, theils in Edinburgh, wo er an der Universität Vorträge hielt u. 1866 zum Rektor der Universität erwählt wurde. Im Deutsch-franz. Kriege stellte sich C. mit dem ihm eigenen sittlichen Eifer auf die deutsche Seite (nam. in einem von der „Times" veröffentlichten kernigen Briefe). Seine gesammelten Werke erschienen in 18 Bdn. 1868—70; eine deutsche Ausgabe seiner „Ausgewählten Schriften" veranstaltete Kretschmar (6 Bde., 1855—56).

Nr. 1873. Thomas Carlyle (geb. 4. Dez. 1795).

Carmagnole (spr. Karmanjohl) hieß in der ersten franz. Revolution ein von Südfrankreich ausgehendes Lied, welches das Volk gewöhnlich bei Festen, Hinrichtungen u. Ausbrüchen seines Fanatismus anstimmte u. mit einem eigenthümlichen Tanz begleitete. Das Lied, dessen Verse den Refrain hatten: „Dansons la C. — vive le son — du canon!" fing mit den Worten an: „Madame Veto avait promis". Lied u. Tanz wurden wahrscheinlich nach den großentheils aus der piemont. Stadt Carmagnola stammenden Savoyardenknaben benannt, die noch heute in Paris C.'s heißen. Der Name ging dann auch auf die Tracht der Revolutionsmänner über, die in einer weiten Jacke mit Aermeln, Schifferhosen u. rother Mütze bestand. Endlich bezeichnete man mit C. die gewöhnlich in sehr fanatischen Phrasen erstatteten amtlichen Berichte über die oft nur angeblich erfochtenen Siege der republikanischen Armee.

Carmarthen (Caermarthen, spr. Kärmart'n), Grafschaft im S. des Fürstenthums Wales, mit 111,800 E. auf $32_{,4}$ □M., grenzt im W. an Pembroke, im N. an Cardigan, im O. an Brecknock u. Glamorgan, im S. an die Carmarthen-Bai. Das Land ist gebirgig u. wird von sehr fischreichen Gewässern (Towy, Dulas, Cothy u. s. w.) durchflossen. Die Höhenzüge sind Ausläufer des Gebirges von Wales; die Schwarzen Berge (Mynnyd Du) erreichen eine Höhe von 940 Mtr.; der Ertrag des Bergbaues besteht in Roheisen, Schwefeleisen, Blei, Silber u. bes. Steinkohlen, daneben sind die Haupterwerbsquellen Viehzucht u. Ackerbau. — Die Hauptstadt der Grafschaft heißt ebenfalls C. (am Towy, 10,000 E., die Schiffbau, Fischfang u. Handel treiben). Bemerkenswerth ist die Brücke über den Towy. Schiffe bis zu 300 Tonnen können auf dem Fluß bis zu den Quais der Stadt fahren.

Carmelus, phöniz. Gott, dessen Kultus bildlos gewesen sein soll u. dem in einem Tempel auf dem Berge Carmel geopfert wurde. Daselbst befand sich auch ein Orakel.

Carmenta, auch Carmentis, nach der röm. Mythol. eine aus Arkadien nach Italien gezogene Nymphe. Ihr u. ihrem mit Merkur erzeugten Sohne Evander schrieb man die Einführung der Wahrsagerkunst, die Kultur des Volkes von Latium u. die Erfindung der Buchstabenschrift zu.

Carmer, Graf Joh. Heinr. Kasimir v., der Schöpfer des preuß. Landrechts, geb. 29. Dez. 1721 zu Kreuznach, trat 1749 in den preuß. Staatsdienst, wurde 1763 Präsident der Regierung zu Breslau, 1768 Justizminister für Schlesien. Im J. 1779 zum Großkanzler ernannt u. mit der Ausführung der Justizreform beauftragt, bereitete er das Allg. Landrecht vor, schuf eine neue Prozeßordnung u. führte auch sonst noch zahlreiche Verbesserungen in der preuß. Justizpflege ein. Der König erhob ihn 1798 in den Grafenstand. Seine letzten Jahre verbrachte er zurückgezogen auf seiner Besitzung Rützen bei Guhrau, wo er 23. Mai 1801 starb.

Carmichael (spr. Karmeikel), Richard, Wundarzt zu Dublin, schrieb über die dyskrasischen Krankheiten, über den medizin. Gebrauch des Quecksilbers u. s. w., starb 3. Juni 1849.

Carmiencke, Johann Hermann, Landschaftsmaler u. Radirer, geb. 2. Sept. 1810 zu Hamburg, war der Sohn eines mittellosen Arbeitsmannes, der ihn zu einem Zimmermaler in die Lehre gab. Als Malergesell ging er 1831 nach Dresden, trat hier in die Schule des Landschafters Dahl u. vollendete seit 1834 seine weitere Ausbildung in Kopenhagen. Im J. 1837 kehrte er nach Dresden zurück, ging aber schon 1838 wieder nach Kopenhagen, von wo aus er Deutschland u. Italien besuchte. Der Krieg im J. 1848 verleidete C. den Aufenthalt in Kopenhagen; er wanderte daher nach New-York aus, wo seine Bilder viel Aufsehen erregten. Er ward einer der Mitstifter der Akademie der Künste in Brooklyn u. starb dort 15. Juni 1867.

Carmona, Stadt in der span. Prov. Sevilla am Carbones mit 15,700 E., sehr schön gebaut, in einer hügeligen, von Olivenhainen bedeckten Gegend gelegen; das hochgethürmte maurische Kastell verleiht ihr mit den vielen Kirchen u. Klöstern ein malerisches Ansehen. Die beiden alten Thore zeugen noch von der röm. Herrschaft, unter der die Stadt einst gegründet worden. Zur Zeit Cäsar's gehörte C., damals Carmo genannt, zu den festesten Plätzen in Hispania Baetica, unterlag aber späteren Zerstörungen. In der Nähe finden sich kalte Schwefelquellen mit guten Badeanstalten.

Carmontelle (spr. Karmongtell), franz. Dichter, geb. zu Paris 25. Aug. 1717, gest. das. 26. Dez. 1806, ein in der Pariser Gesellschaft seiner Zeit wegen seiner Talente für Transparentmalerei u. komische Dramen geschätzter Schöngeist, welcher bes. bei dem Herzog von Orleans als Vorleser u. Festordner angesehen war. Seine „Proverbes dramatiques" (Par. 1768—1781, 8 Bde.) sind von dramat. Autoren späterer Zeit viel benutzt u. vielfach aufgeführt worden. Auch sein „Théatre de campagne" (Par. 1775, 4 Bde.) hat Verdienste.

Carnac, Dorf am Atlant. Ozean, im Arrondissement Lorient des franz. Depart. Morbihan, in dessen Nähe über 4000 in 11 Reihen aufgerichtete Felsblöcke von 2 bis 7 m. Höhe stehen, welche Einige für das Denkmal einer großen Schlacht, Andere für Todtendenkmale halten: sie sind keltischen Ursprungs (s. „Dolmen").

Carnallit, ein zu Ehren des preuß. Berghauptmanns a. D. v. Carnall (dem die deutsche geologische Gesellschaft hauptsächlich ihr Entstehen verdankt) so benanntes Mineral, das auf seiner Lagerstätte im Steinsalze bei Staßfurt u. zwar nur dort in weißen, auch durch Eisenoxyd roth gefärbten Massen ohne erkennbare Spaltungsrichtungen auftritt u. unter dem Namen Kalisalz in den Handel gebracht wird. Es dient nam. zur Darstellung des Kalisalpeters, da es aus Chlorkalium, Chlormagnesium u. Wasser besteht in dem Verhältniß, welches der chemischen Formel ($KCl + 2\,MgCl + 6\,HO$) entspricht.

Carnarvon (Caernarvon, spr. Kärnährwn), Grafschaft im nördl. Theile des engl. Fürstenthums Wales von 24 □M. mit 95,800 E., grenzt im O. an Serbigh, im SO. an Merioneth u. auf der anderen Seite an die Irische See; die Menaistraße trennt sie von Anglesey u. der südwestl. Theil bildet eine Halbinsel, welche im Braich-y-pwll-Vorgebirge endet; die SW.-Grenze ist die Cardiganbai. Die Graf-

schaft wird von dem genannten Vorgebirge bis zu Cap Orme von einer hohen Gebirgskette durchzogen, deren Gipfel durch tief eingeschnittene Klüfte getrennt werden, in welchen kleine Bergseen (Llyns) liegen; vorherrschend sind in ihr die cambrischen u. silurischen Formationen, die von Porphyr- u. Trappfelsen durchzogen sind; der höchste Berg von ganz Wales Snowdon (1196 m.) gehört ihr an. Außer den sehr ergiebigen Schieferbrüchen liefert das Gebirge Blei, Silber, Schwefelerze, Kupfer u. Zink. Die bedeutendsten Flüsse sind der Conway u. Glas Llyn. — Die Hauptstadt gleichen Namens zählt 8600 E.; vor derselben liegt der Hafen mit Quai u. Hafendamm. An ihrer Ostseite liegen die Trümmer der römischen Stadt Segontium.

Carnation nennt man in der Malerei das Kolorit der nackten Theile des menschlichen Körpers. Es bildet wegen der größeren od. geringeren Durchsichtigkeit der Haut einen schwierigen Theil der künstlerisch. Technik.

Carnaúba (spr. Carna-uba; *Corypha cerifera Arr.*, *Copernicia c. Mart.*), eine vielgenannte, in ihrem bras. Heimatsland hochberühmte Palmenart, häufig in allen Provinzen nördl. von dem brasil. San Francisco, bedeutungsvoll für den Haushalt der Bewohner. Fast alle ihre Theile liefern dem Menschen irgend etwas Nützliches. Das Holz des Stammes gehört zu dem dauerhaftesten, daher man sich seiner gern in der Tischlerei u. Zimmerei wie für eingelegte Arbeiten bedient. Das Mark des jungen Stammes erzeugt die vielgebrauchte Farinha od. das Palmmehl, eine Art sagoartiges Stärkemehl. Die Blätter geben Fasern zu Stricken, Matten, Körben u. s. w.; sie sind $\frac{2}{3}$ m. lang u. im ausgebreiteten Zustande $\frac{2}{3}$ m. breit, so daß die Palme bei einer Höhe von etwa 10 m. zu den stattlichsten ihrer Art gerechnet werden kann. Sind sie bei voller Reife abgeschnitten u. im Schatten getrocknet, so lösen sich von ihrer Oberfläche eine Menge Schuppen von bleicher Färbung u. wachsartiger Beschaffenheit, welche bei 98° C. schmelzen. Sie sind in der That Wachs, der dem Bienenwachse sehr ähnlich ist in seinen Eigenschaften. Man verarbeitet es in London zu Kerzen, indem man 3 Theilen Carnaubawachs 1 Theil Bienenwachs zusetzt. Die grünen Früchte u. jungen Knospen sind gesotten eine nahrhafte Speise; die Fruchtkerne sind bei der Reife mit einer Schicht süßen Markes bedeckt, welches den Hausthieren zur Nahrung dient. Mit den Blättern deckt man die Dächer. Der Stamm erzeugt ebenfalls Wachs, daneben auch einen Gummi, sogar Oel u. Weinessig läßt sich aus seinem Safte bereiten.

Carnea, Apollofeier. — **Carnivoren**, fleischfressende Thiere.

Carnot (spr. Karnoh), Lazare Nicolas Marguérite, Kriegsminister der ersten Franz. Republik, geb. 1753 zu Nolay in Burgund, wurde von seinem Vater, einem unbemittelten Advokaten, für den geistlichen Beruf bestimmt. Er selbst neigte frühzeitig zur militärischen Laufbahn, u. seine Eltern willigten schließlich ein, ihn zu diesem Zwecke nach Paris in eine Vorbildungsanstalt zu schicken (1769). Hier machte C. nam. in der Mathematik rasch Fortschritte u. trat, 18 J. alt, als Leutnant in die Schule des Geniecorps. Später widmete er sich in Calais mit großem Fleiße fortifikatorischen, historischen, geographischen u. naturwissenschaftlichen Studien. Eine Lobrede über den Festungsbauer Vauban, die er auf Anregung der Akademie zu Dijon ausarbeitete, wurde von dieser mit dem Preise gekrönt (1784). In dieser Rede zeigte sich C. nicht nur als einen scharfsinnigen Kenner des Festungswesens, sondern auch als einen entschiedenen Gegner der bestehenden Staatsordnung. Freimüthig hob er als ein Hauptverdienst Vauban's dessen menschenfreundliches Eintreten für die arbeitenden Klassen hervor, die durch unverhältnißmäßige Abgaben bedrückt seien, während die bevorrechteten Stände trotz ihres Müßiggangs steuerfrei ausgingen. Zur Zeit des Ausbruchs der Revolution stand C. als Hauptmann bei der Garnison von St. Omer, von wo aus er als Vertreter des Dep. Pas de Calais in die Nationalversammlung eintrat (1791). Im Konvent stimmte er für die Hinrichtung Ludwig's XVI. Die Mißerfolge der von allen Seiten angegriffenen Republik machten eine größere Konzentration der Kräfte nöthig u. führten zur Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses, in welchem C. das Kriegswesen übernahm. Jetzt erst zeigte sich das gewaltige Organisationstalent, das in diesem Manne schlummerte. Er brachte Plan u. Ordnung in die Massenerhebung u. stellte in kurzer Zeit 14 wohlausgerüstete Armeen ins Feld, die er mit ungemeiner Präzision in fast immer der feindlichen Streitmacht überlegenen Massen nach den bedrohten Punkt.. Gegen Ende des J. 1794, wo die Zahl der franz. Streiter be... sieben-gen 1 Million betrug, hatte die Republik unter C.'s Führung 27 ... größere Siege erfochten, 120 kleinere Gefechte geliefert, 116 feste Plätze, 230 Forts od. Schanzen genommen; der Feind hatte in diesen Kämpfen 80,000 Tode, 91,000 Gefangene u. zahlreiche Trophäen eingebüßt. Im Innern kämpfte C. gegen das Schreckensregiment Robespierre's an; trotzdem sollte er nach dem Sturz des Letztern mit den übrigen Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses in Anklagezustand versetzt werden, u. nur die angestrengtesten Bemühungen seiner Anhänger retteten ihn von dem sichern Verderben. Der Wohlfahrtsausschuß wurde 1795 durch das Direktorium ersetzt, in welchem C. die Leitung des Kriegswesens einige Zeit mit Glück fortführte. Seine Kollegen, deren Gewaltmaßregeln er mißbilligte, schleuderten jedoch den Verdacht wider ihn, daß er mit den Royalisten im Einvernehmen stehe, u. führten

Nr. 1871. Lazare Nicolas Marguérite Carnot (geb. 1753, gest. 3. Aug. 1823)

seinen Sturz herbei. Nur durch schnelle Flucht konnte sich C. der Deportation entziehen (1797). Er ging zunächst nach Genf, später nach Deutschland, wo er einige Zeit in Augsburg den Studien lebte, bis ihn Bonaparte zur Leitung des Kriegsministeriums berief. Mit unbeugsamer Pflichttreue wartete er dieses schwierigen Amtes, während er gleichzeitig den immer kecker hervortretenden Staatsstreichsgelüsten Bonaparte's entgegenzuwirken suchte. Seine Anstrengungen blieben erfolglos, u. im Sept. 1800 sah er sich endlich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Unter dem Kaiserthum war kein Raum für C.; erst als ihm, nach der Katastrophe von 1813, das Unglück seines Vaterlandes nahe ging, brachte er es über sich, dem Tyrannen seine Dienste anzubieten. Napoleon übertrug ihm die Vertheidigung der Festung Antwerpen, in der er sich bis zur Abdankung des Kaisers behauptete. Nach dessen Rückkehr von Elba ließ C. sich zur Uebernahme des Ministeriums des Innern bewegen, in der Hoffnung, der Kaiser werde nunmehr in die Bahn einer freisinnigen Politik einlenken. Der Traum der 100 Tage war jedoch rasch verflogen. Von den zurückkehrenden Bourbonen verbannt, begab C. sich zunächst nach Warschau u. verbrachte den Abend seines Lebens friedlich u. in wissenschaftlicher Thätigkeit zu Magdeburg, wo er 3. Aug. 1823 starb. Er hinterließ eine große Anzahl mathematischer u. militärischer Schriften („Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal", 1793; „Géométrie de position", 1803; „De la défense des places fortes", 3 Bde. 1809, u. a.). Auch schrieb er ein komisches Epos „Don Quichotte" (1820). Ueber sein Leben giebt Arago's ausgezeichnete „Biographie de C." (Par. 1850) u. die von seinem Sohne veranstaltete Sammlung seiner „Mémoires" (Par. 1862—64, 2 Bde.) nähere Auskunft.

den nächst

„Hebe". C., Lazare Hippolyte, franz. Publizist u. Staatsmann, rasende [illegible] des Vor., geb. 6. April 1801 zu St. Omer, legte den Grund deru[illegible] Bildung in Deutschland u. ging später nach Paris, wo er sich anfangs den St. Simonistischen Bestrebungen anschloß. Die ausschweifenden Theorien des „Père Enfantin" veranlaßten ihn bald, der Schule den Rücken zu kehren u. in selbständigen Organen einen gemäßigten Sozialismus zu lehren. In der Kammer, der er seit 1839 angehörte, nahm er seinen Platz auf der äußersten Linken u. arbeitete auf eine Verständigung zwischen dieser u. der konstitutionellen Linken hin. Nach der Februarrevolution (1848) zum Unterrichtsminister ernannt, suchte er die Bildungsanstalten von dem geistl. Einfluß zu befreien, ordnete die Abhaltung von Vorträgen für das Volk an u. bereitete die Einführung des obligatorischen u. unentgeltlichen Volksschulunterrichts vor. Einige sozialistische Flugschriften, die man als von C. inspirirt betrachtete, veranlaßten jedoch bereits im Juli dess. J. ein Mißtrauensvotum der Konstituirenden Versammlung u. den Rücktritt C.'s, der nun wieder in der Kammer, in den Reihen der republikan. Linken, Platz nahm. In der Gesetzgebenden Versammlung verfolgte er mißtrauisch die Sonderbestrebungen Ludwig Napoleon's, vermochte sie jedoch eben so wenig wie seine Gesinnungsgenossen bei Zeiten zu durchkreuzen. Nach dem Staatsstreich wiederholt in den Gesetzgebenden Körper gewählt, konnte er in denselben nicht eintreten, da er beharrlich den Huldigungseid verweigerte. Erst als er 1863 von Paris aus zum dritten Mal gewählt wurde, setzte er sich über dieses Bedenken hinweg u. gesellte sich im Gesetzgebenden Körper zu der kleinen Gruppe der Unversöhnlichen. Im J. 1869 wurde er von einem Theil seiner früheren Wähler von Neuem als Kandidat aufgestellt, mußte jedoch seinem jüngern u. redebegabteren Parteigenossen Gambetta weichen.

Carnot, Sadi, älterer Bruder des Vor., gb. 1796 zu Paris u. schon 1832 Ende Aug. das. als Ingenieur-Kapitän gest., hat sich nam. durch seine Arbeit „Réflexions sur la puissance motrice du feu et les machines propres à développer cette puissance" (Par. 1824) berühmt gemacht. Man darf dieses Werk als das erste ansehen, welches die Wechselbeziehungen zwischen Wärme u. mechanischer Arbeitsleistung gesetzlich begründete.

Caro, Annibale, ital. Dichter u. Schriftsteller, geb. 1507 zu Cittanuova in der Mark Ancona. Als Sekretär Giov. Gaddi's nach Rom gelangt, trat er 1543 das. in gleicher Eigenschaft in die Dienste Ludovico Farnese's, nach dessen Ermordung in die der Kardinäle Ranuccio u. Alessandro Farnese (1548) u. starb 1566 als Sekretär des Letztern. Von seinen meist erst nach seinem Tode gedruckten Werken sind hervorzuheben die Uebersetzung der Aeneide (Ven. 1581), seine „Rime" (Ven. 1569), u. als Muster schöner ital. Prosa seine „Lettere familiari" (Ven. 1572—75) u. seine „Lettere inedite" (Mail. 1829).

Caroba. Unter diesem Namen versteht man in Brasilien zwei lianenartige Pflanzen (Bignonien), von denen die eine schlechtweg diesen Namen führt. Sie ist die Jacaranda procera *Spr.* (Bignonia Copaia *Aubl.*), deren bitter zusammenziehende Blätter als Folia Carobae äußerlich gebraucht werden. Die C. de flor verde od. Cinco Folhas, wie die vorige in Brasilien, ist Cybistax antisyphilitia *Mart.*, ein sehr schöner Baum, dessen Laub u. innere Rinde man gegen syphilitische Krankheiten verwerthet, während das Holz ein gutes Bauholz ist. Mit diesen C.-Arten dürfen die Caroben od. Carobben nicht verwechselt werden, welche die Galläpfel der Terpentinpistazie (Pistacia Terebinthus *L.*) aus dem Mittelmeergebiete sind.

Carocha (span., spr. Karotscha), die hohe, spitzige, mit Flammen u. Teufelsgestalten od. mit rothen Andreaskreuzen bemalte Mütze, mit welcher bekleidet die von der Inquisition zum Tode Verurtheilten zum Richtplatz geführt wurden.

Carola od. **Caróle**, ein ehemals in Frankreich, Belgien, England u. Italien beliebtes Tanzlied, das entweder vom Vorsänger allein gesungen u. nur im Refrain von sämmtl. Tänzern wiederholt od. von diesen im Chore gesungen wurde, während sie, sich die Hände reichend, im Kreise mehr herumgingen als tanzten.

Carolina, ehemal. Landschaft im östl. Theile der Ver. Staaten, 1407 von Cabot entdeckt u. 1512 von Ponce de Leon für Kaiser Karl V. in Besitz genommen u. damals Florida genannt. Von den Hugenotten, welche sich unter Karl IX. von Frankreich, nachdem die Kolonisationsversuche der Spanier gescheitert waren, dort festgesetzt u. das Land zu Ehren ihres Königs Carolina genannt hatten, wieder verlassen, wurde das Gebiet zwischen dem 36. Breitengrade u. dem Flusse San Matheo durch Karl II. von England 1663 an acht engl. hohe Adelige gegen eine jährl. Abgabe von 20 Mark als souveränes Eigenthum überlassen; 1665 ward die Landesstrecke von 29 bis 37° nördl. Br. ausgedehnt. Der Philosoph Locke arbeitete für C. 1670 eine Konstitution aus, die aber wegen ihrer feudalaristokratischen Grundsätze 1693 wieder aufgehoben werden mußte. Für 17,500 Thlr. verkauften 1729 die Grundherren das Land wieder an die engl. Krone zurück, welche es in zwei Kolonien eintheilte u. einen Statthalter einsetzte; bei der Losreißung der nordamerikan. Kolonien schlossen sich beide den Ver. Staaten an. — North Carolina wird im N. von Virginia, im O. vom Atlantischen Ozean, im S. von South-C. u. Georgia u. im W. von Tennessee begrenzt. Größe: Das Land hat ungefähr die Gestalt eines Rhomboids u. einen Flächeninhalt von 2117 d. □M. Der Bodengestalt nach zerfällt es in vier Stufen: das Küstenland ist eine niedere Ebene von 60—70 M. Breite, mit vielen Sümpfen u. Morästen; eine Reihe von Sanddünen u. schmalen Inseln, getrennt durch seichte Kanäle, ziehen sich an der Küste hin; bis zu den unteren Fällen der Flusse dehnt sich die zweite Stufe als wellenförmiges Land in einer Breite von 40 M. aus; darauf folgt die mannichfaltig hügelige dritte Stufe u. endlich als vierte Stufe ein Hochland, etwa 600 m. über dem Meere, den Alleghanies angehörig, deren höchste Punkte im O. der Ver. Staaten in den Rocky Mountains liegen. Die Bewässerung ist wenig günstig für den Handelsverkehr: alle Flüsse haben einen trägen Lauf u. sind nur 20—30 M. aufwärts für kleine Fahrzeuge zu benutzen; gute Häfen sind gar nicht vorhanden. Wilmington am Ausfluß des Cape Fear-Flusses ist der bedeutendste Platz des Seehandels. Am Cap Hatteras gehen jährl. viele Schiffe verloren; es ist der gefährlichste Küstenpunkt des Atlantischen Ozeans für die Ver. Staaten. Das Klima zeichnet sich durch große Temperaturdifferenzen aus u. ist an den Küstenstrichen ein ungesundes. Ebenso ist die Bodenbeschaffenheit keine vortheilhafte: magerer Sandboden in der Ebene, wirklich guter Boden nur im W. des Landes. Die Felder liefern Reis, Mais, Tabak u. Baumwolle; die Wälder, welche in den Niederungen bes. aus der Fichtenart Pinus palustris bestehen, ausgezeichnetes Pech u. Terpentin, die Alleghanies wenig Eisen, Blei u. Gold. Die Bevölkerung beläuft sich etwa auf 1 Million, von denen vor dem Unionskriege über 1/3 Sklaven waren. Natürlich sind die verschiedensten Religionssekten vertreten, doch bilden unter ihnen die Methodisten, Baptisten u. Presbyterianer die überwiegende Mehrzahl. Mit dem Unterrichtswesen sieht es nicht glänzend aus: die drei Universitäten befinden sich in Chapel Hill seit 1789, in Mecklenburg County seit 1838, u. in Wake Forest seit ders. Zeit; das Volksschulwesen liegt noch sehr darnieder, die Sorge für öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten ist eigentl. noch nicht erwacht. Nach dem Gesetze von 1861 sendet N.-C. zum Kongreß der Ver. Staaten 7 Repräsentanten u. 2 Senatoren, für die Wahl des Präsidenten hat es 10 Stimmen. Es ist in 79 Counties eingetheilt. Im letzten Bürgerkriege verstärkte N.-C. wesentlich den Sonderbund der abgefallenen Südstaaten u. war lange der Kriegsschauplatz. — South-Carolina. Grenzen: im N. an N.-C., im SO. an den Atlantischen Ozean u. im SW. an Georgia. Größe: das Land hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks von etwa 1152 d. □M. Flächeninhalt. Der Bodengestalt nach zerfällt es in 3 Regionen: das Unterland, vom Meere beginnend, erstreckt sich 80 M. landeinwärts u. erhebt sich allmählig bis zu einer Höhe von etwa 70 m.; das Mittelland, 30—40 M. breit, ist vorherrschend sandiges Hügelland; von hier erhebt sich ein steil ansteigendes Hochland, wo Berg u. Thal abwechseln — das Oberland. Die Flüsse sind sämmtlich unbedeutend, nur bis zu ihren unteren Fällen fahrbar u. wegen der Verstopfung an ihren Mündungen zu Seehäfen fast unbrauchbar. Die bedeutendsten Häfen sind die von Charleston u. Georgetown. Die Bodenbeschaffenheit ist so verschieden wie die Bodengestalt: im Unterland Sand u. Sumpf abwechselnd, mit Fichten bewachsen, hier u. da fruchtbare Landstriche auf mergeliger od. thoniger Unterlage; im Mittelland einträglicher Boden nur in den Flußthälern u. kleinen, zerstreut liegenden Oasen; im Oberlande reiche Bewässerung, schöne Wälder u. sehr fruchtbare Aecker — die Region des Weizen-, Tabaks- u. Maisbaues. Das Innere der Berge liefert nichts von Belang. Das Klima ist an der Küste ein sehr ungesundes — oft tritt hier schon das gelbe Fieber auf, dagegen erfreut sich das Hochland eines angenehmen u. gesunden Klimas. Hauptprodukte des Landes sind Reis, Mais, Baumwolle, Tabak u. Zuckerrohr. Die Bevölkerung beträgt nicht ganz 800,000 Seelen, ihr Haupterwerbszweig ist Ackerbau, unbedeutend die Fabrikation, beträchtlicher der Ausfuhrhandel. Die religiösen u. Schulverhältnisse sind denen in N.-C. ähnlich; Universitäten bestehen zu Charleston seit 1785 u. zu Columbia seit 1804. Die Konstitution von S.-C. ist die älteste der jetzt in den Ver. Staaten bestehenden, aber auch eine der am wenigsten demokratischen. Der Staat sendet 2 Senatoren zum Kongreß nach Washing-

ton, 6 Mitglieder in das Parlamentshaus u. hat 8 Stimmen für die Wahl des Präsidenten der Ver. Staaten. Er ist in 25 Distrikte eingetheilt. S. C. spielte in dem Nordamerikan. Burgerkriege eine Hauptrolle: am 20. Dez. 1860 sprach die Gesetzgebende Versammlung die Trennung des Staates von der Union aus, u. diesem Beispiele folgten sehr bald Mississippi, Florida, Alabama, Georgien u. Luisiana. Mit der Belagerung des Bundesforts Sumter bei Charleston infolge des Befehls des Präsidenten der Konföderation am 14. April 1861 nahm der Bürgerkrieg seinen Anfang.

Städte in North-Carolina:	Städte in South-Carolina:
Wilmington, am Cape Fear, 7300 E.	Charleston, am Cooper, 43,000 E.
Fayetteville, am Cape Fear, 4700 E.	Columbia, Hauptstadt, 6100 E.
Raleigh, Hauptstadt, 4600 E.	Georgetown, a. d. Winyawbai, 3000 E.
Newbern, am Trent, 4000 E.	Camden, am Wateree, 2300 E.
Edenton, am Chowan, 1600 E.	Edgefield, 2000 E.
Washington, am Tar, 1300 E.	Cheraw, am Pedee, 1400 E.
Charlotte, Goldminen, 1300 E.	Greenville, 1300 E.
Beaufort, am Meer, 1200 E.	Newberry, 1250 E.

Carolina, der gangbare Name für das unter Kaiser Karl V. zu Stande gekommene Reichsgesetz in Strafsachen, die sog. Constitutio criminalis Carolina (abgekürzt C. C. C.) od. im deutschen Original „Kaiser Karl's V. u. des heiligen Römischen Reichs peinlich Gerichtsordnung". — Die bei fürstlichen wie bei reichsstädtischen Gerichtshöfen des Mittelalters eingerissene Willkür in der Behandlung von Kriminalfällen hatte zu den ärgsten Mißbräuchen geführt; täglich liefen bei dem (1496) neu gegründeten Reichskammergericht Klagen ein, daß jene Gerichte fortwährend „Leut ohn recht u. redlich Ursach zu Tode verurtheilen u. richten lassen". Einem so lebhaft empfundenen Bedürfniß nach geregelter Strafrechtspflege suchte zunächst der von Joh. v. Schwarzenberg um 1500 verfaßte Entwurf einer „Halsgerichtsordnung" zu entsprechen, welcher vorerst als partikulares Gesetz 1507 für die Stift Bambergischen u. darauf 1516 für die fränkischen Länder des Brandenburgischen Hauses publizirt wurde. (Vgl. die Art. „Bambergische Halsgerichtsordnung" u. „Brandenburgica".) Aus demselben zuerst 1521 zur wirklichen Berathung des Reichstages gelangten Entwurf erwuchs dann i. J. 1532 das aus 219 Artikeln bestehende Reichsgesetz der C., welches zwar (mittels der sog. Salvatorischen Klausel) den einzelnen Reichsständen die Erhaltung ihrer partikularen (sofern nur rechtmäßigen u. billigen) Gebräuche sicherte, aber in Bezug auf alle Leibes- u. Lebensstrafen sowie in Betreff des Verfahrens allgemein bindende, für das ganze Reich giltige Vorschriften aufstellte. Unter Anderem verlangte das neue Gesetz für Todesurtheile das Geständniß des Angeklagten u. ordnete die Voraussetzungen für den alten Anklageprozeß (auf Antrag des Verletzten) sowie für die Einleitung des Untersuchungsprozesses (seitens des Richters von Amtswegen), wobei zugleich das rechtliche Gewicht der Anzeigen od. Denunziationen genauer bestimmt wurde. Anderseits behielt im Geiste ihrer Zeit die C. noch manche grausame Strafen u. Strafarten bei (z. B. Räderung, Feuertod, Abhauen der Hände, Ausschneiden der Zunge, ferner Todesstrafe bei Diebstahl, Münzfälschung, Entführung, „Zauberei" u. s. w.); desgleichen ließ sie beim Untersuchungsverfahren, wenn auch nur für den Fall hartnäckigen Leugnens des überführten Schuldigen, die Anwendung der Tortur zu. Im Ganzen durfte jedoch jenes Gesetz als ein großer nationaler Fortschritt gelten, da es zum ersten Male ein einheitliches Recht auf dem betreffenden Gebiete in annähernder Weise anbahnte, wie heutzutage der freilich auf durchaus anderen Anschauungen sich erhebende Strafcoder des neuen Deutschen Reiches, welcher (ganz abgesehen von der längst beseitigten Tortur) z. B. eigentliche Leibesstrafen gar nicht kennt u. die nur durch Enthauptung zu vollstreckende Todesstrafe auf möglichst wenige Fälle (Mord im Allg. u. Mordversuch an einem deutschen Souverän in dessen Lande) beschränkt.

Carolinea, ein vielgenannter Baum in Reisebeschreibungen, aus der Familie der Sterculiaceen, u. zwar aus der Gruppe der Bombaceen. Die Arten der Gattung reichen an die stattlichsten der letztern heran u. haben Vieles mit dem familien- u. gruppenverwandten Baobab gemein. Wie dessen Laub ein Gemüse liefert, eben so können die Blätter z. B. von C. insignis *Sw.* auf den Antillen u. von C. macrocarpa *Schlecht.* des südamerikan. Festlandes genossen werden. Selbst die Blumen sind eßbar u. die Früchte werden gleich den Kastanien verwendet. Eine dritte Art C. princeps *L. fil.* aus Guiana ist die Pachira aquatica *Aubl.* Die Arten besitzen meist 5- od. 7fach getheilte bandartige Blätter u. malvenartige Blumen, die mit einem stehen bleibenden abgestutzten Kelche sehr lange, in eine Röhre vereinigte, an der Spitze vielfach getheilte u. an den Theilchen Staubfäden tragende Blumenblätter verbinden, während die lederartige, vielfrüchtige u. einfächerige Frucht in vielen Klappen aufspringt.

Carolini libri (lat., karolinische Bücher) heißen vier auf Befehl Karl's des Großen (wahrscheinlich von Alcuin) verfaßte u. 790 an den Papst Hadrian gesandte Bücher, in denen die Beschlüsse der zweiten Nikäischen Synode bekämpft werden.

Caroselli, Angiolo, geb. zu Rom 1585, gest. 1653, ein Maler, der sich fast nur als Nachahmer des Michel Angelo da Caravaggio bekannt gemacht hat.

Carote, von Daucus Carota *L.* abgeleitet, welchen letztern Namen schon die Alten hatten, indem sie Pastinaca u. Carota als eßbare Pflanzen von einander unterschieden. Deutsch ist die Pflanze unsere Mohrrübe od. Möhre, von mör, d. h. mürbe; an sich ist sie eine Doldenpflanze, die mit Pastinake u. Cichorie vereint in ganz Europa wild wächst, die aber durch lange fortgesetzte Kultur eine angenehm schmeckende Wurzel liefert. Sie enthält Schleim u. einen Zuckerstoff (Karotenzucker), ätherisches Oel u. rothen Farbstoff (Carotin) u. giebt ausgepreßt einen süßen Saft, den man eingedickt als Möhrensaft kennt. Durch die Kultur sind eine Menge von Spielarten entstanden, welche weiße, gelbe u. rothe Wurzeln liefern; die süßen, rothen heißen heutzutage vorzugsweise Caroten od. Carotten.

Carotten, s. „Tabak".

Carotto od. **Caroto**, Gian Francesco, ein Maler aus Verona, geb. um 1470, gest. 1546. Obgleich Schüler des Morone u. später des Andrea Mantegna, neigte er sich in der besten, d. h. mittleren Periode seiner Thätigkeit sehr der Auffassungsweise Leonardo da Vinci's u. in seinen späteren Werken der Rafael's zu. Seine fast nur in Verona vorhandenen Bilder zeigen zwar keine große Phantasie, aber eine strenge Zeichnung u. ein warmes Kolorit. Die schönsten derselben befinden sich in einer Kapelle der dortigen Kirche S. Eufemia, wo das Altargemälde der drei Erzengel mit zwei weiblichen Heiligen u. das (sehr beschädigte) Freskobild aus der Geschichte des Tobias von ihm herrühren. C. führte in Florenz u. in Verona auch mehrere Werke der dekorativen Architektur aus. — Sein Bruder u. Schüler Giovanni C. (1488—1548) war als Maler ihm untergeordnet.

Carové, Fr. Wilhelm, deutscher Publizist, geb. 20. Juni 1789, studirte die Rechte, nahm in Heidelberg, wo er sich der Hegel'schen Philosophie zuwandte, an der Gründung der Burschenschaft theil u. ging 1848 nach Frankfurt a. M., wo er Mitglied des Vorparlaments war. Er förderte die polit. u. kirchliche Bewegung durch eine große Anzahl freisinniger Flugschriften, in denen er bes. gegen Priesterherrschaft u. konfessionellen Hader zu Felde zog u. einer allgemeinen Menschheitsreligion das Wort redete. C. starb in Heidelberg 18. März 1852.

Carpaccio (spr. Karpatscho), Vittore, bedeutender Maler der älteren venezian. Schule, von dem man weder Geburts- noch Todesjahr genau weiß, war schon 1474 als Maler thätig u. lebte bis nach 1522. Als Historienmaler faßte er seine Gegenstände in genrehafter romantischer Weise auf, indem er sie in dem bunten, mannichfaltigen venezianischen Volksleben seiner Zeit vorführte, dabei landschaftliche Prospekte mit Gebäuden anbrachte u. dem Ganzen eine tiefe, kraftvolle Färbung verlieh. Die lebendigsten u. anmuthigsten seiner Bilder sind die mit kleinen Figuren versehenen. Viele Werke von ihm besitzt die Akademie in Venedig, darunter bes. die 8 Darstellungen aus dem Leben der heil. Ursula, die überreich an Gestalten, Motiven u. Charakteren sind u. in Farben vom klarsten Lichtglanze strahlen. Ein anderes Hauptwerk von ihm ist in S. Vitale daselbst eine Konversation von Heiligen, andere in der Brera zu Mailand, im Museum zu Berlin u. im Louvre zu Paris; Wandgemälde in S. Giorgio degli Schiavoni zu Venedig.

Carpeaux (spr. Karpoh), Jean Baptiste, franz. Bildhauer, geb. zu Valenciennes 14. Mai 1827. Zu Paris Schüler Duret's u. Abel de Pujol's, machte er sich zunächst durch eine Bronzestatue eines jungen Fischers bekannt u. vermehrte seinen künstlerischen Ruf 1863 durch Ausstellung der Gruppe „Ugolino u. seine Kinder". Diese wurde vom Staate angekauft, in Bronze gegossen im Garten der Tuilerien aufgestellt. Seine Werke werden in der Kunstwelt von einer Seite außerordentlich

gelebt, während sie von der andern theils wegen Verletzung des ästhetischen Gefühls, theils wegen der darin bemerkbaren Neigung zum modernen Naturalismus heftig getadelt werden.

Carpentaria, der ältere Name des östl. Theils von Nordaustralien, welches die Torresstraße von Neu Guinea trennt. Den Namen hat es nach Peter Carpenter erhalten, der als Generalstatthalter 1623 bis 1627 die holländisch ostindischen Besitzungen verwaltete. Die etwa 7000 □M. umfassende Landstrecke entwickelt eine dürftige Vegetation; die schwache Bevölkerung, theilweise noch Urbewohner, steht auf sehr niederer Kulturstufe. Der Golf von **C.** ist der größte Meerbusen von Nordaustralien: er erstreckt sich 105 M. weit in das Land; seine Nordgrenzen sind westl. das Kap Arnhem, östl. das Kap York. Im W. sind die Küsten hoch u. vielfach eingebuchtet, dagegen im O. u. SO. niedrig u. sumpfig, die südl. Landstriche sind reich an Weiden, Ackerboden u. Wäldern. Viele kleine Inseln ziehen sich an der West- u. Südküste entlang. Besonders wird der Fischreichthum des Golfs gepriesen. Abel Tasman entdeckte 1644 den Golf mit seinem Küstenringe u. gab ihm den Namen. Flinders untersuchte ihn u. seine Küstenstriche 1808. Weiteres vgl. man unter „Australien".

Carpentras (spr. Karpangtra), Hauptstadt des Arrondissements gleichen Namens in dem franz. Dep. Vaucluse mit 11,000 E., am linken Ufer des Auzon u. am Fuße des Mont Ventour gelegen, bedeutender Industrie- u. Handelsort. Von den Römern gegründet, führte C. im Alterthum den Namen Carpentoracte; die Reste eines röm. Triumphbogens zeigen sich noch am Dome. Schon sehr früh war C. der Sitz eines Bischofs, der unter den Merovingern nach Vendasque verlegt wurde.

Carpi, Stadt in der ital. Provinz Modena an einem Kanal der Secchia mit 18,000 E., Bischofssitz u. Priesterseminar, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, das vom 14.—16. Jahrh. im Besitz der Familie Pico war. Mauern, ein altes Schloß u. Gräben zeugen von ehemal. Befestigung, ein bemerkenswerther Bau ist die Kathedrale. — Bei dem Dorfe C. in der Provinz Verona an der Etsch erfocht der Prinz Eugen im Span. Erbfolgekrieg 1701 einen Sieg über die Franzosen.

Carpi, Girolamo da, ein Maler aus Ferrara, geb. 1501, gest. um 1560, Nachahmer des Correggio, dessen Werke er in Bologna u. Parma studirte u. vielfach kopirte. Später malte er in Bologna auch eigene Kompositionen u. in Ferrara mehrere Häuserfaçaden. Hier u. in Rom war er auch als Baumeister thätig.

Carpi, Ugo da, geb. um 1480, gest. nach 1532, ein ital. Maler u. Formschneider, der sich als Schüler Rafael's dadurch einen Namen machte, daß er in die Kunst des Formschneidens den (von den Deutschen erfundenen) Druck mehrerer Holzplatten mit verschiedenen Schattentönen einführte, was die Italiener Chiaroscuro, Helldunkel (s. d.), nennen. Mehrere dieser Blätter nach Zeichnungen Rafael's sind von vollendeter Zeichnung u. trefflichem Lichteffekt.

Carpinus, s. „Buche".

Carpioni, Giulio, geb. zu Venedig 1611, gest. zu Verona 1674, als Genre- u. Historienmaler ein Schüler von Varotari, führte viele allegorische u. mythologische Darstellungen aus u. radirte auch in Kupfer mehrere Blätter.

Carpzov, Name einer sächs. Gelehrtenfamilie span. Ursprungs, aus der mehrere berühmte Männer hervorgegangen sind. Ihr Stammvater in Deutschland war Simon C., um 1550 Bürgermeister in Brandenburg. Von seinen beiden Söhnen starb Joachim C. 1628 als dän. Generalfeldzeugmeister, u. Benedikt C. war von 1602—23 kursächs. Kanzler. Letzterer starb 1624 zu Wittenberg u. hinterließ 5 Söhne, unter denen der zweitälteste, Benedikt C. als der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit hervorzuheben ist. Geb. zu Wittenberg 27. Mai 1595, wurde dieser erst Prof. in Leipzig, 1639 Appellationsrath in Dresden, 1645 Ordinarius der Juristenfakultät in Leipzig u. 1653 Geh. Rath in Dresden, kehrte 1661 wieder nach Leipzig zurück u. starb daselbst 30. Aug. 1666. Durch seine Schriften, insbes. durch seine „Practica nova rerum criminalium" (Wittenberg 1635, Fol.; 7. Aufl., Lpz. 1739; herausgeg. von Böhmer, Frkf. 1789, 5 Bde.), durch das „Opus decisionum illustrium Saxoniae" (Lpz. 1646; n. Aufl. 1733) u. den „Processus juris" (Jena 1657, Fol.; n. Aufl. 1708) erlangte er außerord. Einfluß auf die damalige Rechtspflege, wobei es freilich charakteristisch ist, daß er allein 20,000 Todesurtheile gefällt haben

soll. Von seinen Brüdern nennen wir noch den um die koburg. Lande hochverdienten August C., geb. 1612, gest. als Kanzler u. Konsistorialpräsident, bez. goth. Geh. Rath zu Koburg 1683, u. Joh. Bened. C., geb. 1607, gest. zu Leipz. 1657, bekannt als theolog. Schriftsteller. Des Letzteren gleichnamiger Sohn, geb. 1639, gest. zu Leipz. 1699, hat sich ebenfalls als Theolog sowie als Orientalist hervorgethan. Ein sehr gelehrter Theologe war endlich Joh. Gottlob C., der Sohn des Dresdner Oberhofpredigers Sam. Bened. C., geb. 20. Sept. 1679, gest. als Superintendent zu Lübeck 7. April 1767.

Carragheen, Carrageen, Caragaheen, Carageenmoos, eine Art Knorpeltang (Chondrus od. Sphaerococcus crispus) aus dem nordeuropäischen Meere, nam. von den irischen Küsten, dort längst als Nahrungsmittel bekannt u. gebraucht. Mit Wasser gekocht bildet es eine schleimige Flüssigkeit, welche erkaltend zu Gallerte erstarrt u. in dieser Form gern Schwindsüchtigen, Skrofelkranken u. a. gegeben wird. Sie besteht fast ganz aus Pflanzengallerte u. ist darum eben so leicht verdaulich. Nur muß die Alge, denn eine solche ist das C., in süßem Wasser ausgewaschen werden, um den unangenehmen Seegeruch aus ihr zu entfernen. Sie enthält auch Jod u. Brom, an Kalk u. Talkerde gebunden, weshalb sie zugleich als Kropfmittel dienen kann. Ganz rein stellt sie kleine Verzweigungen von blaßgelber Färbung dar, die aber im frischen Zustande eine gelb- u. purpurrothe war. Doch ist sie sehr häufig mit andern ähnlichen Algen vermischt, die sich ebenfalls in Pflanzengallerte auflösen, nam. mit Chondrus canadiculatus *Grev.* Technisch findet die Gallerte verschiedene Verwendung, zu Weberschlichte, zum Appretiren von Zeugen, zum Klären von Bier, als farbenaufnehmender Grund bei der Fabrikation von Marmorpapieren 2c. Die Waare kommt hauptsächlich von den westl. u. nördl. Küsten Irlands, wo sie an den Klippen wächst. Sie wird gewöhnlich erst in den Droguenhandlungen gereinigt, sortirt, zerschnitten, auch gepulvert.

Carrāra, Stadt von 8000 Einw. in der Provinz Massa-Carrara der italien. Landschaft Toscana an dem Flusse Lavanza in einem kesselförmigen Thale am Fuße der Alpe Apuana. Der Ort ist über 2000 J. lang berühmt wegen der Marmorbrüche, die sich in seiner Umgebung befinden; Civitas carrariae, der alte Name, bedeutet Stadt der Steinbrüche. C. hat eine Spezialschule für die Gewinnung u. Verarbeitung des Marmors, eine Akademie der schönen Künste u. zahlreiche Ateliers, woselbst sich Sammlungen berühmter Skulpturen finden u. die berühmtesten Kunstgegenstände aus Marmor angefertigt werden. Die Gebäude der Stadt, vornehmlich aber die Kirchen, sind aus Marmor gebaut; bes. zeichnet sich die Kirche Madonna delle Grazie durch reichen Schmuck aus. Von den Marmorbrüchen, deren Zahl zwischen fünf- u. sechshundert beträgt, sind die berühmtesten u. sehenswerthesten die von Serravezza, Massa u. die von Torano, von welchem Orte man eine schöne Aussicht über Massa u. die See, auf der anderen Seite über die Marmorberge hat. Die Brüche von Falcovasa liefern sehr schönen Statuenmarmor. Zu der Römerzeit war Bedizzano der Hauptsitz der Steinbrüche, außerdem sind zu nennen Colonata, der Geburtsort des Bildhauers u. Dichters Cattaneo, u. Miseglia. Feinheit u. Weiße sind die ausgezeichnetsten Eigenschaften des Carrarischen Marmors; das auch vorkommende schwarze u. buntgeaderte Gestein wird zu architektonischen Schmuckgegenständen verarbeitet. Massa-Carrara war früher ein selbständiges Herzogthum. — C. ist auch der Name eines Herrschergeschlechts in Padua, in welcher Provinz ein kleiner Ort gleichen Namens liegt. Durch die Ghibellinen im 13. Jahrh. vertrieben, erlangte das Geschlecht 1318 die Herrschaft wieder u. hatte sie inne bis zum 15. Jahrh.

Carrel, Armand, franz. Journalist u. Parteiführer, geb. 8. Mai 1800 zu Rouen, trat frühzeitig ins Heer ein, schloß sich jedoch später dem Mina'schen Freicorps in Barcelona an, infolge dessen er in einen Prozeß verwickelt u. zu einjähr. Haft verurtheilt wurde. Im J. 1830 gab er erst mit Thiers u. Mignet, dann allein den „National" heraus, eines der geistvollsten u. bestredigirten Oppositionsblätter jener Zeit. Die vom „National" gebrachte Protestation der Journalisten gegen die Juliordonnanzen gab den ersten Anstoß zur Revolution. Nach der Einsetzung des Julikönigthums hielt er muthig u. trotz zahlreicher Opfer u. gerichtlicher Verfolgungen die Fahne der Republik hoch. In einem Zweikampf mit Emile de Girardin (den C. in entehrender Weise angegriffen hatte) tödlich verwundet, starb C. 24. Juli 1836 zu St. Mandé.

Carrelage (spr. Karrelasch), Steinplattenpflaster; Fließenbeleg; — **karreliren**, mit Steinplatten belegen, pflastern.

Carreri, Gemelli, Seefahrer, geb. zu Neapel, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., reiste 1686 durch Europa u. veröffentlichte den ersten Band der Beschreibung dieser Reise. Im J. 1693 verließ er wiederum sein Vaterland u. begab sich über Aegypten, Palästina nach Persien, Indien u. China, von da nach den Philippinen u. Mexiko u. kehrte 1699 nach Europa zurück. Sein Reisewerk: „Giro del Mondo", Napoli 1699, wird als nicht sehr zuverlässig betrachtet.

Carrettschildkröte, s. „Schildkröte".

Carrier (spr. Karrieh), Jean Baptiste, franz. Revolutionsmann, geb. 1756 zu Yolai in der Auvergne, wurde 1792 in den Konvent gewählt, wo er für die Hinrichtung Ludwig's XVI. u. für das Revolutionstribunal stimmte. Im Okt. 1793 nach Nantes gesandt, wüthete er dort gegen die wirklichen od. angeblichen Feinde mit raffinirter Grausamkeit; eine von ihm gebildete „Marat-Compagnie" führte seine Mordbefehle aus. Priestern gegenüber wandte er am liebsten die Methode der „vertikalen Deportation" aus, d. h. er ließ sie in großer Zahl auf ein Schiff packen u. in die Loire versenken. Mönche u. Nonnen wurden nackt ausgekleidet u. zusammengebunden in den Strom gestoßen; C. nannte dies „republikan. Hochzeiten". Die Opfer seiner Mordlust zählten nach Tausenden. Erst der Sturz Robespierre's führte auch den C.'s herbei, der 16. Dez. 1794 hingerichtet wurde.

Carriera, Rosalba, eine zu ihrer Zeit berühmte Miniatur- u. Pastellmalerin, in Venedig geb. 1675 u. gest. 1757. Sie verfertigte eine Menge von Porträts in Pastell, worin sie eine große Leichtigkeit, Anmuth u. Kraft der Farbe entwickelte. Viele dieser Porträts u. andere kleine Bilder aus der bibl. Geschichte u. der Allegorie besitzt das Museum in Dresden.

Carrière (franz., spr. Karriähr), der möglichst gestreckte u. schnelle Galopp; ferner die Laufbahn eines Menschen, bes. sein dienstl. Aufrücken.

Carriere, Moritz, deutscher Aesthetiker u. Kulturhistoriker, geb. 5. März 1817 zu Griedel im Großherzogthum Hessen, machte seine Studien in Gießen, Göttingen u. Berlin, bereiste Italien, um die dortigen Kunstdenkmäler zu studiren, wirkte seit 1842 als Lehrer der Philosophie an erstgenannten Universitäten u. wurde 1853 als Professor der Aesthetik nach München berufen. Mit diesem Amte, das er noch jetzt bekleidet, verbindet er die Stellung eines Lehrers der Kunstgeschichte an der dortigen Kunstakademie. Seine ersten Schriften, wie „Die Religion in ihrem Begriffe, ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung u. Vollendung" (Weilb. 1841), schlossen sich an Hegel'sche Ideen an, die C. mit Geist erfaßte u. geschickt auf die Geschichte anzuwenden verstand. Später machte er sich mehr u. mehr vom Schematismus der Hegel'schen Dialektik los, u. in dem 1847 herausgegebenen Werke „Die philosoph. Weltanschauung der Reformationszeit" (Stuttg. 1847) steht er fast ganz auf selbständigem Boden. Sein pantheistisch-deistisches Glaubensbekenntniß legte C. sowol in letztgenanntem Werke als in seinen „Religiösen Reden u. Betrachtungen für das deutsche Volk" (2. Aufl., Lpz. 1856) u. in seinem „Erbauungsbuch für Denkende" (Frkf. 1858) nieder, sein ästhetisches Programm in der Schrift „Das Wesen u. die Formen der Poesie" (Lpz. 1854) u. in seiner „Aesthetik" (2 Bde., Lpz. 1859). Sein Hauptwerk ist „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung u. die Ideale der Menschheit" (bis jetzt 4 Bde., Lpz. 1863—71). Hier ist zum ersten Mal der kühne Versuch gemacht, die bedeutenderen Kunstleistungen aller Kulturvölker nicht nur in ihrer historischen Aufeinanderfolge, Entwicklung u. Wechselwirkung, sondern auch in steter Beziehung zu dem sonstigen Geschichts- u. Kulturleben der Völker vorzuführen. In Anbetracht der Schwierigkeiten, die ein solches Unternehmen der Kraft eines Einzelnen entgegensetzt, darf gesagt werden, daß C. seine Aufgabe bis jetzt glücklich gelöst u. die von den Einzelforschern auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft errungenen Ergebnisse, auf deren Benutzung er natürlich angewiesen war, meist mit richtigem Takt herauszuheben u. gewandt in einander zu arbeiten verstanden hat. Das Werk, das mit der Kunst u. Kultur der alten Orientvölker beginnt, ist bereits bis zur Darstellung der Renaissanceperiode gediehen. Verdienstliche Arbeiten sind ferner seine Ausgaben von Goethe's „Faust" u. Schiller's „Wilhelm Tell" mit Einleitung u. Anmerkungen (für Brockhaus' „Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur", Lpz. 1870 u. 1871). Vor Ausbruch des Deutsch-franz. Kriegs u. während desselben hat er die nationale Sache mehrfach in Wort u. Schrift gegen die Anfeindungen der Partikularisten u. Ultramontanen verfochten.

Carrocio, od. **Carroccio** (spr. Karotscho), der während des Mittelalters in vielen Städten Italiens übliche Fahnenwagen, welchen Erzbischof Aribert von Mailand um 1138 eingeführt haben soll. Diese Fahnenwagen ruhten auf vier Rädern u. wurden von vier weißen od. rothen Ochsen gezogen, welche man, gleich dem Wagen, mit weißem od. rothem Tuch bedeckte. In der Mitte des reich geschmückten Wagens erhob sich, mit Stricken befestigt, ein Mastbaum, an dessen Spitze ein Kreuz, ein Heiligenbild od. die Stadtfahne prangte. Außer den prachtvoll gekleideten Stierführern gehörte zu den Wagen eine Schar von Kriegern, Trompetern u. Musikanten sowie ein Priester zur Abhaltung des Gottesdienstes. Der feierlich eingesegnete Wagen galt als Hauptquartier, von dem die Befehle ausgingen.

Carroussel ist ursprünglich eine gewöhnlich zur Feier großer Hoffeste veranstaltete ritterliche Uebung im Ringelstechen, Pfeilschießen, Lanzenwerfen 2c., zu der die Kavaliere in prächtiger Kleidung auf schönen Pferden erschienen u. bei denen die besten Leistungen von den Damen mit Preisen gekrönt wurden. Ein solches C. wird schon 842 erwähnt, als Ludwig der Deutsche u. Karl der Kahle mit ihren Heeren bei Straßburg zusammenkamen. Nachdem diese gewöhnlich mit großen Gelagen (vgl. das englische carousal) verbundenen Festlichkeiten später durch die Tourniere verdrängt worden waren, sind sie in neuerer Zeit, bes. bei Zusammenkünften gekrönter Häupter, wieder vorgeführt worden. Die ritterlichen Theilnehmer pflegen dabei künstliche Quadrillefiguren zu reiten. — Bekanntlich nennt man C. auch eine bei Volksfesten zum Vergnügen großer u. kleiner Kinder aufgestellte Rotationsmaschine. Hölzerne Pferde, Wagen 2c. sind an den äußern Enden von horizontalen Balken befestigt, welche unter Musikbegleitung um eine Vertikalsäule in der Mitte schnell herumgedreht werden. Auch im Ringelstechen können sich die Reiter auf hölzernen Rossen, wenn sie mit der Wirkung der zugleich mit der Drehungsgeschwindigkeit wachsenden Centrifugalkraft vertraut geworden, auszeichnen.

Carrucci (spr. Karutschi), Giacomo, s. „Pontormo".

Carstens, Asmus Jakob, der Regenerator der deutschen Kunst, geb. 10. Mai 1754 zu St. Jürgen bei Schleswig, gest. in Rom 26. Mai 1798. Er erhielt seine ersten Kunsteindrücke durch die in der Domkirche zu Schleswig befindlichen Gemälde von Jurian Ovens, aber sein Wunsch, Maler zu werden, hatte Anfangs wenig Aussicht auf Erfüllung. Erst im Alter von 22 Jahren, als er auf einer Geschäftsreise Kopenhagen berührte, gab er den Kaufmannsstand auf, um sich ganz der Kunst zu widmen. Er studirte die Kunstdenkmäler u. Schriften der Alten u. machte sich durch das Studium von Rafael's Loggien u. Lairesse's Malerbuch mit den Gesetzen der Komposition bekannt. Seine ersten größeren Zeichnungen waren die jetzt verschollenen „Der Tod des Aeschylos" (1780) u. „Aeolus u. Odysseus" (1781). Als er in die Akademie zu Kopenhagen eingetreten war u. bald darauf bei einer Konkurrenz ein Unwürdiger ihm vorgezogen wurde, löste er dieses Verhältniß u. verließ die Stadt. Erfüllt von dem Verlangen, in Rom zu studiren, trat er 1783 eine Reise dorthin an, kam jedoch nur bis Mantua, wo Mangel an Reisegeld ihn zur Umkehr nach Deutschland nöthigte. Ueber Zürich, wo er mit Lavater u. Geßner verkehrte, ging er nach Lübeck, verdiente sich mit Porträtmalen seinen Lebensunterhalt, entwarf aber dort in den Mußestunden mehrere seiner herrlichsten Kompositionen. Von Lübeck ging er auf Empfehlung eines einflußreichen Mannes nach Berlin, wo er sich durch seine große Zeichnung „Der Sturz der Engel" u. andere Kompositionen eine Anstellung an der Akademie u. ein Stipendium zu einer Reise nach Rom erwarb. So ging endlich der höchste seiner Wünsche in Erfüllung. Im Sept. 1792 kam er in Rom an, machte sofort Michel Angelo u. Rafael zu seinen künstlerischen Vorbildern, schloß sich, als 1793 der nachmalige weimarische Bibliothekar Fernow dorthin kam, eng an diesen an u. wurde durch dessen Feder in der Kunstwelt bekannt gemacht. Trotz des schmähenden Tadels, den der Maler Fr. Müller (Teufelsmüller) in Rom gegen die durch C. eingeleitete neue Kunstepoche, „welche mit einem Bauche voll Verderben die Imagination in Deutschland gleich dem trojanischen Pferde bedrohe", aus-

gestoßen hatte, trug die Sache des Regenerators C. den Sieg davon. Wächter aus Stuttgart u. Joseph Anton Koch aus Tirol schlossen sich um so enger an ihn an. Als er seine Existenz in Rom gesichert sah, brach er sein Verhältniß zur Berliner Akademie gänzlich ab, um den Rest seines Lebens in Rom zu verbringen. Diesem setzte jedoch ein unheilvolles Brustleiden schon am 25. Mai 1798 ein Ziel. Seine Ruhestätte fand er neben der Pyramide des Cestius an der Porte S. Paolo.

Nr. 1875. Asmus Jakob Carstens (geb. 10. Mai 1754, gest. 26. Mai 1798).

Seine aus Aquarellen u. Zeichnungen bestehenden Werke befinden sich zum großen Theile im Museum zu Weimar, zum kleinen Theile im Museum zu Kopenhagen, in der Akademie der Künste u. im Kupferstichkabinet in Berlin u. zerstreut im Privatbesitz. Bei weitem die Mehrzahl ist der griech. Götter- u. Heroenwelt, der Allegorie od. den an das Alterthum mahnenden Dichtungen Dante's, Ossian's u. Shakespeare's entlehnt. Als die vorzüglichsten derselben nennen wir: die Nacht mit ihren Kindern, der Parnaß, das goldene Zeitalter, das Gastmahl des Plato, der Traum des Amphiareus, Homer, seine Gesänge vortragend, die Ueberfahrt des Megapenthes, die Geburt des Lichtes, die Geschichte der Argonauten (in 24 Blättern). In allen diesen u. ähnlichen Darstellungen herrscht eine dem Geiste der griech. Dichter u. Bilder entsprechende klassische Einfachheit u. Ruhe, eine ernste, feierliche Schönheit u. ein reich bewegtes, individuelles Leben, das frei von aller Effekthascherei u. aller theatralischer Manier ist u. überall das Studium der Antike u. der Werke Michel Angelo's u. Rafael's durchblicken läßt. Was ihnen aber fehlt, ist eine überall hinreichende Kenntniß der Anatomie u. der Perspektive, u. was unserem Meister überhaupt abging, war eine genügende Uebung in der Oelmalerei, in welcher es C. noch weniger weit gebracht hat, als sein großer Nachfolger Cornelius. Trotz dieser Mängel ist er durch seinen klassischen Stil der Begründer der neueren deutschen Malerei geworden, denn in seine Fußtapfen traten gerade Diejenigen, welche die Fahne der Historienmalerei bes. hoch hielten: Wächter, Koch, Schick, Genelli, Cornelius u. der Bildhauer Thorwaldsen. — Vgl. K. L. Fernow, Carstens, Leben u. Werke, herausg. von H. Riegel, Hannov. 1867.

Carta bianca (ital.), freie Hand, unbeschränkte Vollmacht.

Cartagena, Stadt in der span. Provinz Murcia von 59,700 E., höchst malerisch an einem großen, prachtvollen Hafenbassin gelegen, welches durch einen Kanal, der zwischen zwei steilen, stark befestigten Felsenbergen hindurchgeht, mit dem Mittelländischen Meere verbunden ist. Im Hintergrunde der Stadt erhebt sich ein nackter Kegelberg, gekrönt mit einem starken Kastell. C. ist zugleich Kriegs- u. Handelshafen; das Arsenal, früher das bedeutendste in ganz Spanien, kam in späterer Zeit sehr herunter u. erfreut sich erst in der Gegenwart wieder einer größeren Berücksichtigung. Auch als Handelshafen hat C. seine frühere Bedeutung verloren, indem der Export seit längerer Zeit über Alicante geht; doch steht zu erwarten, daß derselbe durch die Eisenbahn von Albacete über Murcia nach C. wieder zu neuer Blüte sich erheben wird. Die vielen Blei-, Kupfer- u. Eisenbergwerke in der nahe liegenden Sierra de Cartagena machen die Stadt zu einem Industrieort. Der nördl. von C. gelegene Salzsee Almajar ist wahrscheinlich die Ursache des Mangels an gutem Trinkwasser. Daß man in ihr u. in der Umgegend viele röm. u. phöniz. Alterthümer gefunden hat, kann nicht auffallen; denn C. wurde 243 v. Chr. von dem Karthager Hasdrubal gegründet. Zur Zeit der Römer hieß die Stadt Carthago nova, auch Carthago spartaria wegen der großen Menge von Espartogras (Stipa tenacissima), welches damals u. noch jetzt auf den dortigen nackten Höhen wächst. Für die Karthager war C. der Mittelpunkt des Handels zwischen Afrika u. Spanien u. der Hauptwaffenplatz; Scipio der Jüngere eroberte es 210 v. Chr., unter Cäsar wurde es kolonisirt u. blühte durch Handel u. Industrie (ergiebige Silbergruben). All dieser Glanz wurde vollständig zerstört durch die Vandalen im J. 425 u. später nochmals durch die Sarazenen; erst unter Philipp II. erhob sich die Stadt wieder zu ihrer früheren Höhe u. am Ende des 18. Jahrh. hatte sie doppelt so viel Einwohner wie jetzt. In der neueren Geschichte wird C. öfter genannt: am 2. Sept. 1643 erfochten hier die Franzosen einen Seesieg über die Spanier; im Span. Erbfolgekriege eroberte es 1706 die alliirte Flotte, doch zwang es Berwick bald wieder zur Uebergabe; am 20. Juni 1815 siegte hier der nordamerikan. Commodore Decature über die algierische Flotte; den 5. Nov. 1823 überlieferte es sich an die Franzosen; infolge des Aufstandes vom 2. Febr. 1844 wurde es am 23. März vergeblich vom General Roncali beschossen, fiel aber am 25. März dess. J. durch die Truppen der Königin.

Cartagena de las Indias, Hauptstadt im Staate Bolivar der südamerikan. Republik Neugranada, auf einer schmalen Landzunge an der schönen Bai Caramari gelegen u. mit dem Magdalenenstrom durch einen Kanal in Verbindung stehend. Pedro de Heredia gründete sie 1533, in der span. Zeit war sie eine Festung ersten Ranges u. nach Havaña u. Puerto-Cabello der wichtigste feste Platz am Antillenmeer. Die stärksten Befestigungen liegen auf der Landseite; die verschiedenen Forts auf der Seeseite wurden 1741 von dem brit. Admiral Vernon genommen u. zerstört. Die Stadt wurde 1815, nachdem sie sich kurz vorher für unabhängig erklärt, von den Spaniern durch Hunger zur Uebergabe gezwungen; diese mußten sie jedoch 26. Sept. 1821 wieder herausgeben. Gegenwärtig gewähren sowol die Festungswerke als die Stadt selbst den Anblick gänzlichen Verfalls; die Republik verkaufte die span. Kanonen für die Summe von 120,000 Dollars. Früher war C. Mittelpunkt des Handels für Peru u. die Philippinen, jetzt ist es für den Verkehr fast unbedeutend zu nennen. Der Hafen ist einer der schönsten der Antillenküste, eine große, völlig sichere Bucht, durch mehrere Inseln vom Meere abgeschlossen u. durch zwei Kanäle mit demselben verbunden. Aber der eine ist zur Sicherheit nach der Expedition des Admiral Vernon durch eine Mauer versperrt u. der andere versandet immer mehr. Früher betrug die Einwohnerzahl, welche jetzt auf 9000 (Weiße u. Farbige) herabgesunken ist, über 25,000. Eben so verhält es sich mit dem Wohlstande u. der Bildung der Stadt.

Cartago, Departement der Republik Costa-Rica in Centralamerika, liegt im SO. des Departements San José u. im O. des Distrikts von Punta Arenas. Es umfaßt den südöstl. Theil des Hochlandes von Costa-Rica u. fällt zum Atlantischen Meere ab; die südl. Grenze ist noch unbestimmt. Die Zahl der Einw. beträgt etwa 20,000, deren Hauptbeschäftigung die Kaffeekultur ist. — Die Hauptstadt gleichen Namens ist eine der ältesten Städte Centralamerika's, sie liegt auf dem Hochlande unmittelbar am Fuße des Vulkans Irazú, welcher in seiner unteren Region schöne Grasfluren zeigt, worüber sich ein Waldgürtel von nord. Charakter erhebt, der von der mit Lava u. Asche bedeckten rauchenden Spitze übergipfelt wird. Bei klarem Wetter genießt man von dort oben den großartigen Anblick beider Ozeane. Der einzige bekannte Ausbruch des Feuerbergs im J. 1723 überschüttete C. drei Tage lang mit einem Feuerregen. Wiederholt richteten Erdbeben, bes. die von 1825 u. vom 2. Sept. 1842, Zerstörungen an, von denen sich die Stadt noch nicht wieder erholt hat. Im J. 1823 zählte sie 37,000, jetzt nur 15,000 Einw.

Carte blanche (frz., spr. Kart blangsch), Carta bianca (s. d.).

Carte de direction (frz., spr. Kart d' Direckßjong), die Netzkarte bei Vermessungen; das Hauptblatt.

Carteret (spr. Kart'ret), Philipp, ein durch geograph. Entdeckungen berühmter engl. Seemann, verließ 22. Aug. 1766 mit dem Schiffe „Swallow" Plymouth, um an der großen, unter Samuel Wallis' Oberbefehl stehenden Expedition nach der Südsee theilzunehmen. Bei der Ausfahrt aus der Magelhaensstraße von den andern Schiffen getrennt, operirte er selbständig, entdeckte das felsige Pitcairnland, das, damals noch unbewohnt, dreißig Jahre später Verbrechern zum Asyle wurde, berührte zum ersten Mal den südlichen Rand der Paumotugruppe, fand eine Anzahl neuer Inseln auf, die, in der Nähe der Salomonsinseln gelegen, nach ihm benannt wurden, u. kam an die Küste Neubritanniens, welches er als Doppelinsel erkannte; die beide Eilande trennende Straße führt auch seinen Namen; die nördliche Insel nannte er Neu-Irland, während die südliche ihren alten Namen beibehielt. Bei seiner Fahrt nach den Philippinen stieß er 28. Okt. 1767 auf die bis dahin noch unberührt gebliebene Admiralitätsgruppe. Nach England zurückgekehrt, starb er 20. Febr. 1769.

Cartesianische Taucher (nach dem franz. Gelehrten Cartesius, Des Cartes benannt) heißen die kleinen farbigen, hohlen Glasfiguren, gewöhnlich Teufelchen, welche man in einer geschlossenen Wasserflasche in ab- u. aufsteigende Bewegung setzen kann, je nachdem man auf die des dichten Verschlusses wegen über die Oeffnung der Flasche gespannte Blase einen Druck ausübt od. damit nachläßt. Am untern Ende der Figur ist eine kleine Oeffnung befindlich, durch welche unter gewöhnlichen Umständen kein Wasser ins Innere tritt, weil die dort befindliche Luft sich dem widersetzt. Erfolgt aber auf die gespannte Blase ein Druck, der die unter derselben befindliche Luft etwas zusammenpreßt, so pflanzt sich dieser Druck durch die ganze Wassermasse fort u. äußert sich auch auf die kleine Oeffnung, indem dort eine dem Druck entsprechend kleine Quantität Wasser ins Innere der Figur gedrängt wird. Hierdurch nimmt die Schwere derselben um so viel zu, daß sie sinken muß. Bei Wiederaufhebung des Drucks stellen sich die frühern Verhältnisse wieder her, indem nunmehr die in der Figur befindliche, durch den Wassereintritt etwas zusammengepreßte Luft sich wieder ausdehnen u. somit den Wasserballast wieder verdrängen kann. Es dienen solche Apparate theils zur Unterhaltung, theils zur Verdeutlichung der Lehre vom Luftdruck od. vom Schwimmen der Körper.

Nr. 1876. Der cartesianische Taucher.

Cartesius, s. „Des Cartes". — **Carthamin**, s. „Carthamus".

Carthamus tinctorius *L.*, **Saflor**, gemeiner od. Färbersaflor, falscher Safran, Bastardsafran, eine Komposite, welche ursprünglich aus Ostindien stammt, aber in Aegypten, Südeuropa u. Deutschland im Großen angebaut wird, da ihre Röhrenblumen gleich dem Safran einen gelben Farbstoff erzeugen. Die Pflanze ist distelartig u. bildet bei einer Stengelhöhe von $^2/_3$ m. ansehnliche Blütenköpfe, welche durch ihre gelbe Färbung die Pfl. zu einer Zierpflanze machen. Ehemals, wo man mehr wie heute auf Pflanzenfarben angewiesen war, spielte der Saflor in der Seiden- u. Baumwollfärberei eine große Rolle, indem seine Blumen verschiedene rothe Tinten erzeugen. Heute hat der Saflorbau sehr abgenommen, um so mehr, da er wegen der äußerst umständlichen Einsammlung der Röhrenblumen kein lohnender mehr ist. Er verlangt bei warmem Klima einen mäßig feuchten Boden, am liebsten einen kalk- u. mergelhaltigen Lehmboden, obgleich er auch mit einem leichten, humushaltigen sandigen Lehmboden vorlieb nimmt. Von den beiden bekannten Abarten heißt die eine mit kleinen, stachellosen Blättern die Nonne, die andere mit größeren, gestachelten Blättern der Mönch; doch baut man nur die erstere, weil sie größere u. reichlichere Blumen trägt, welche im Juli u. August geerntet werden können. Im Handel kennt man verschiedene Sorten: den persischen S., den besten von dunkelrother Farbe, den spanischen aus Valencia u. Granada, den ägyptischen od. alexandrinischen, den deutschen, ungarischen u. ostindischen. Der rothe Farbstoff ist das Carthamin, das man auch als **spanisches Roth** od. spanische Damenschminke kennt.

Cartier (spr. Kartieh), Jacques, franz. Seefahrer, geb. 31. Dez. 1494 zu St. Malo, der im Auftrage des Königs Franz I. von Frankreich mehrere Entdeckungsreisen nach Nordamerika unternahm. Seine erste Reise (April 1534) führte ihn nach dem Lorenzobusen; er umsegelte Neufundland, dessen insularen Charakter er fest stellte, u. kehrte nach Anlegung einiger Ansiedelungen im Sept. dess. J. nach Frankreich zurück. Im Mai 1535 schiffte er sich, mit größeren Mitteln ausgerüstet, zum zweiten Male ein; er gelangte an die Mündung des Lorenzostroms u. drang längs desselben kühn in das Innere von Canada vor (bis zum Dorfe Hochelaga, in die Gegend des heutigen Montreal).

Nr. 1877. Jakob Cartier (geb. 31. Dez. 1494, gest. 1552).

Zu noch bedeutendern Nachforschungen u. Entdeckungen gelangte er auf seiner dritten Reise, die er im Mai 1541 antrat, um erst nach längerem Aufenthalt in Canada im Okt. 1542 nach Frankreich zurückzukehren. Das Todesjahr C.'s, der als der eigentliche Entdecker Canada's anzusehen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln; wahrscheinlich starb er um 1552. Die aus dem 16. Jahrh. stammenden Berichte über die erwähnten drei Reisen erschienen 1842 gesammelt zu Quebec.

Cartier'sches Aräometer, s. „Aräometer".

Cartonnagen (spr. —naschen, von carton, Pappe), könnten alle Pappwaaren heißen; man versteht aber darunter bes. die feinern Artikel, als Taschen, Etuis u. Hüllen zum Einlegen eleganter Waaren u. Muster, z. B. Parfümerien, Schmucksachen, Handschuhe, feine gewebte, geklöppelte Artikel 2c. Zur Aufnahme von Fabrikaten bestimmt, bilden diese Artikel gleichfalls den Gegenstand eines bes. Fabrikationszweigs u. werden demnach in Massen auf einmal erzeugt, unter Anwendung verschiedener Maschinen zum Vorschneiden, Prägen, Vergolden, Buntdruck 2c.

Cartouche (spr. Kartusch), Louis Dominique, ein berüchtigter Gauner u. Spitzbube, dessen Verwegenheit u. Schlauheit sprüchwörtlich geworden. Geb. 1693 zu Paris, stand er lange Zeit an der Spitze einer zahlreichen Bande, die dort u. in der Umgegend ihr Wesen trieb, bis er endlich in einer Schenke ergriffen ward. In der Hoffnung, von seinen Spießgesellen befreit zu werden, getäuscht, verrieth er sie noch kurz vor seinem Tode durch Henkershand, 28. Nov. 1721. Vgl. „Hist. de la vie et du procès du fameux C." (dtsch., Kopenh. 1767).

Cartouche, eigentl. Rolle, dann Umfassung, Umrahmung einer Inschrift u. s. w. aus Rollwerk, Blumen u. Laubwerk, auch wol aus symbolischen Figuren bestehend. Abbildung Nr. 1878 stellt eine solche C. dar, die Arbeit eines Augsburgischen Meisters um die Mitte des 17. Jahrh. Ferner bezeichnet C. die kleine Patronentasche der

Reiterei, sowie auch ein bei Ausübung der Jagd um den Leib geschnalltes, mehrere Reihen pfeifenartiger Röhren zum Einstecken der Patronenhülsen enthaltendes ledernes Kästchen.

Nr. 1878. Cartouche, gefertigt von einem Augsburger Meister um die Mitte des 17. Jahrh.

Cartwright (Kartreit), Edmund, von Natur ein technisches Genie, von Beruf ein Geistlicher, wurde am 24. April 1743 zu Marnham in der Grafschaft Nottingham geb., bildete sich in Oxford zum geistlichen Stande, wurde später Rektor zu Boadly Merwood in Leicestershire, dann Präbendarius zu Lincoln, wo er am 13. Sept. 1824 starb. C. erwarb sich auch als Dichter u. Schriftsteller einigen Ruf; seine Berühmtheit begründete er aber auf dem von ihm als Dilettant betretenen Felde der Technik, auf welchem seine bedeutendste Leistung die Erfindung des mechanischen Webstuhls (1786) war, jener Maschine, durch welche er die Reihe sinnreicher Apparate vervollständigte, welche der Webwaaren-Industrie ihre neuzeitige großartige Entwicklung gaben. Im J. 1790 stellte er eine sehr vervollkommte Wollkrämpelmaschine her u. erhielt u. a. für Angabe gewisser Färbmittel vom Parlament eine Bewilligung von 10,000 Pfd. St. — Sein Bruder John C., geb. 1740, Hauptwortführer der durch den nordamerikan. Freiheitskrieg u. die Franz. Revolution angeregten demokrat. Bewegung in England, arbeitete 1817 eine Petition an das Parlament aus, die das allg. Stimmrecht verlangte; sie erhielt 1,700,000 Unterschriften; 1821 wurde er der Vorbereitung zum Aufstand in Manchester beschuldigt, kam jedoch mit einer Geldstrafe davon. Er starb 23. Sept. 1824.

Carum Carvi *L.*, Kümmel, Wiesen-, Speise-, Fisch-, Krämer-, Weg- od. Feldkümmel (Kümmich, Kämly, Karbe, Garbe) eine zweijährige Doldenpflanze unserer Wiesen mit höchst eigenthümlich aromatischen Samen, die das Kümmelöl enthalten. Die Benutzung dieser Samen in Speisen, Käse, Brot u. s. w., des Kümmelöles zu Likören u. Arzneien gegen Kolik u. s. w. ist allbekannt. In Ostindien gebraucht man zu denselben Zwecken die Samen von C. gracile u. nigrum *Royle*. Eine andere bei uns vielfach gezogene Art ist C. Bulbocastanum *Koch*. mit knolliger Wurzel, welche als die bekannte Erdnuß od. **Erdkastanie** gekocht, gebraten od. als Salat genossen wird; die Samen schmecken kümmelartig u. können auch als Kümmel benutzt werden.

Carus, 1. Karl Gustav, berühmt als Arzt, Physiolog, vergleichender Anatom u. Aesthetiker, geb. zu Leipzig 3. Jan. 1789, besuchte das. die Thomasschule u. später die Universität, um erst Chemie, dann Medizin zu studiren. Im J. 1811 promovirte er u. bald darauf habilitirte er sich in seiner Vaterstadt als Privatdozent für vergleichende Anatomie, ein Fach, über das bis dahin in Leipzig noch gar nicht, in Deutschland überhaupt nur an sehr wenigen Universitäten gelesen wurde. Im J. 1813 leitete er das französische Hospital zu Pfaffendorf bei Leipzig. Zwei J. darauf wurde er als Prof. der Frauenkrankheiten u. Geburtshülfe an die Mediz.-chirurgische Akademie zu Dresden berufen; gleichzeitig wurde er Direktor des dortigen Hebärztlichen Instituts, dem er bis 1827 vorstand. In dems. J. wurde er kön. sächs. Leibarzt, Hof- u. Medizinalrath. C. hatte viel Erfahrungen u. Kenntnisse auf seinen zahlreichen Reisen gesammelt, die er theils allein, theils als Begleiter des Prinzen u. nachherigen Königs Friedrich August unternahm, u. auf denen er Gelegenheit fand, bedeutenden Zeitgenossen, bes. Oken u. Goethe, näher zu treten. Ueber Letzteren verfaßte er mehrfache Schriften, als: „Goethe, zu dessen näherem Verständnisse" (Lpz. 1843); „Briefe über Goethe's Faust" (1835); „Goethe u. seine Bedeutung für diese u. die künftige Zeit" (1849). Einen nicht geringen Antheil hatte C. an der Befestigung der noch jungen wandernden Naturforschergesellschaft, die, 1825 von Oken ins Leben gerufen, 1826 in Dresden tagte u. C. zum Schriftführer ernannte. Vor das größere gebildete Publikum trat er 1829 mit seinen „Vorlesungen über Anthropologie u. Physiologie". Von seinen zahlreichen, alle möglichen Gebiete berührenden Schriften sind außer den erwähnten noch hervorzuheben: „Versuch einer Darstellung des Nervensystems" (Lpz. 1814); „Lehrb. der Zootomie" (Lpz. 1818, 2. Aufl. 1834); „Lehrb. der Gynäkologie" (Lpz. 1820, 3. Aufl. 1839); „Die Lehre v. Schwangerschaft u. Geburt" (Lpz. 1822—24, 2 Thle.); „Grundzüge zur vergl. Anatomie" (Dresd. 1828); „System d. Physiologie" (Dresd., Lpz. 1838—49); „Grundzüge einer neuen, wissenschaftlich begründeten Kranioskopie" (Stuttg. 1841); „Atlas der Kranioskopie" (Lpz. 1843); ferner „Vorlesungen über Psychologie" (Lpz. 1831); „Grund u. Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand bei verschiedenen Personen" (Stuttg. 1846); „Ueber ungleiche Befähigung der verschied. Menschheitsstände f. höhere geistige Entwicklung" (Lpz. 1849); „Symbolik der menschl. Gestalt" (Lpz. 1857). Die Abbildungen zu seinen Werken hat C., mit den zeichnenden Künsten vertraut, selbst gestochen u. radirt. In hohem Alter begann er die Abfassung seiner „Lebenserinnerungen" (1865—66, 4 Bde.). Er starb am 28. Juli 1869 in Dresden. — 2. Viktor Julius C., Sohn des Dorpater Chirurgen Ernst August C. u. Enkel des Leipziger Professor der Theologie, Friedr. Aug. C., wurde 25. Aug. 1823 in Leipzig geb., studirte daselbst Medizin u. Naturwissenschaften u. wurde 1849 Konservator des Anatom. Museums in Oxford. Im J. 1851 kehrte er nach Leipzig zurück u. habilitirte sich das. für Zootomie u. vergleichende Anatomie. Seit 1853 ist C. Professor u. Direktor der zootomischen Sammlung. Von seinen Werken heben wir hervor: „Zur näheren Kenntniß des Generationswechsels" (Lpz. 1849); „System der thier. Morphologie" (Lpz. 1853); „Icones zootomicae" (1857). Mit Engelmann gab er heraus: „Bibliotheca zoologica" (Lpz. 1862). Er übersetzte: Lewes, „Physiology of common life", Darwin's „Abstammung des Menschen u. die geschlechtliche Zuchtwahl" (2 Bde., Stuttg. 1871).

Carvajal (spr. Karvachal), Thomas José Gonzalez, span. Staatsmann, geb. 21. Dez. 1753 zu Sevilla, studirte die Rechte, trat in den Staatsdienst u. rückte allmählig zum Staatssekretär des Finanzministeriums u. zum Studiendirektor auf. In letzterer Stellung gerieth er 1815 in Konflikt mit den ans Ruder gelangten reaktionären Elementen des Hofs, wurde verhaftet, zwar entlassen, aber erst 1820 wieder eingesetzt. Im J. 1823 zum zweiten Male vertrieben, kehrte er 1827 zurück u. wurde mehrere Jahre später in den obersten Kriegsrath berufen. Er starb 9. Nov. 1834. C. lieferte eine treffliche metrische Uebersetzung der poet. Bücher der Bibel u. zahlreiche Originaldichtungen.

Carvalho (spr. Karvaljo), Jozé da Silva, portug. Staatsmann, geb. 19. Dez. 1782 in der Provinz Beira, wurde nach der Revolution von Oporto 1820 Mitglied der provisorischen Regentschaft u. übernahm unter Johann VI. das Justizministerium, das er jedoch nach der Gegenrevolution von 1823 aufgeben mußte u. erst unter Dom Pedro wieder erhielt. Große Verdienste erwarb er sich als Finanzminister (seit 1832) durch wirksame Maßregeln für Verminderung der Staatsschuld. Im J. 1836 wiederum verdrängt, mußte er nach Mißlingen des Aufstandes von Belem nach England fliehen u. durfte erst 1838 zurückkehren. Durch Theilnahme an der Revolution von Oporto (1842) förderte er die Wiederherstellung der Charte des Dom Pedro. C. starb als Mitglied des Staatsraths 3. Febr. 1845.

Carviol, s. „Blumenkohl".

Cárya *Nutt.*: eine Pflanzengattung der Walnußartigen od. Juglandeen, deren Arten als die eingeborenen Walnußbäume nur den Ver. Staaten Nordamerika's angehören, wo sie als **Hickory** bekannt u. berühmt sind. Man zählt dort etwa 10 Arten, welche sämmtlich mehr od. weniger tief in den Haushalt des Menschen eingreifen. Obenan steht wegen seines harten u. elastischen Holzes, aus dem man besonders außerordentlich leichte Wagen baut (Hickoryholz), die C. porcina, deren Rinde zugleich gelb färbt, während man in ihren Früchten eine vorzügliche Schweinemast besitzt, weshalb auch der Baum Ferkel-Hickory heißt. Aehnliches Holz erzeugt auch der weiße Hickory (C. alba); er bringt unter allen nordamerik. Hölzern das zäheste hervor, so daß Aeste gar nicht gepflückt werden können. Darum verwendet man dieses Holz zu Axthändeln, Jochbügeln, Faßreifen u. s. w. Auf fruchtbarem Boden hat der Baum ein glattes u. weißlich-grünes Ansehen, woher

sein Name; auf magerem Boden wird er aber knorrig u. fast schwarz; auch schmecken seine Nüsse bitter, wie die einer andern Art, die hiervon den Namen C. amara hat. Eben so werthvoll ist der Shellbork-Hickory (C. tomentosa), dessen Laub ganz an die europ. Walnuß erinnert. Unter dem weißen Splinte trägt er ein braunes, sehr festes Holz, das man gern zu Wagenachsen nimmt. Sein amerik. Name stammt von der Rinde her, die sich an den schlanken älteren Stämmen, gleichwie bei der Platane, löst u. in langen Stücken wie die Lappen von den Hosen eines Bettlers herabhängt; doch ist die junge Rinde zäh u. wird darum zum Stuhlflechten verarbeitet. Der dicke Saft schmeckt wie Sirup. Seltener, aber dem vorigen ähnlich ist der schwarze Hickory (C. nigra) od. Black-Hickory, mit mächtigem Stamme. Die Nüsse beider Arten schmecken sehr gut u. sind deshalb die Lieblingsspeise der Eichhörnchen u. Kinder. Die C. olivaeformis in Louisiana liefert die bekannten Hickory- od. **Pekannüsse**, die wohlschmeckendsten ihrer Gattung u. darum auch ein bedeutender Handelsartikel. Eben so rühmt man die Nüsse von C. sulcata. Von den nordamerik. Walnußbäumen ist Carya od. Juglans cinerea bei uns mehr als die übrigen angepflanzt worden.

Caryocar butyrosum *Willd.*, der berühmte Butternußbaum Guiana's, Aublet's Pekea butyrosa, aus der kleinen Familie der Rhizoboleen in Guiana u. Brasilien. Das gelbliche Fruchtmark dient daselbst als wirkliche Butter zum Schmelzen von Speisen, ähnlich wie wir dies vom Butterbaum kennen (vgl. diesen Art.).

Nr. 1879. Ein Zweig des Gewürznelkenbaumes (Caryophyllus aromaticus, *L.*).

Caryophyllus aromaticus *L.*, Gewürznelkenbaum, eine der merkwürdigsten Myrtenpflanzen des Erdkreises, tief verflochten in die Geschichte der Menschheit. Der Baum wuchs ursprünglich nur auf einigen Inseln der Molukken, gegenwärtig gehört er allen an u. dehnt seine Verbreitung einerseits aus bis zur Insel Penang, andrerseits bis Sumatra; verpflanzt erreichte er Zanzibar, die Seychellen, die Maskarenen, die Antillen u. Guiana. Er hat das Ansehen des Kirschbaumes, wird etwa 13—16 m. hoch, bevor er Aeste entwickelt, u. entfaltet von da ab eine zierliche pyramidale Krone mit glänzend-grünem Laubwerk, welches aus lederartigen länglichen Blättern gebildet wird. An den Enden der Zweige erscheinen die Blumen in dreitheiligen Doldentrauben, merkwürdig durch die trichterförmigen Kelche, aus denen der flach ausgebreitete Saum der 4zähnigen rothen Blumenkrone hervortritt. Die Frucht ist eine meist dunkelroth gefärbte, trockne, einsamige Beere, so daß auch durch sie der mit Früchten beladene Baum ganz an die Kirschen erinnert; um so mehr, als man ihn häufig sehr niedrig zieht. An diesem Baume ist Alles gewürzig: Rinde, junge Zweige, Blätter, Blumenstiele (daher **Nelkenholz**), Kelche, Blumen u. Früchte. Benutzt werden vorzugsweise die Blumenkelche, die **Gewürznelken** des Handels, welche vor dem Aufbrechen der Blumen gesammelt u. an der Sonne getrocknet werden, wobei die rothe Farbe in eine schwarze übergeht. Einmal erntet man im Juni, ein anderes Mal im Dezember, u. man rechnet auf den Molukken etwa 9 Amsterdamer Pfund auf den Baum. Am meisten trägt derselbe an heißen, trocknen Abhängen auf einem lockren, sandigen Lehmboden, noch mehr auf vulkanischem Boden, dem er ursprünglich angehörte. Selbst die Früchte zählt man noch zu der Ernte; sie sind die sog. **Mutternelken** von schwächerem Arom. Das eigentlich Werthvolle dieses Aroms ist das Nelkenöl, welches in der That unsern Gartennelken sehr ähnlich riecht. Es ist so überreich in den Kelchen verbreitet, daß es nicht einmal durch wiederholtes Destilliren der Kelche aus diesen vollständig ausgetrieben werden kann, weshalb auch mit den abdestillirten Kelchen mancherlei Verfälschungen vorkommen. Daneben tritt noch ein harzartiger Stoff, das Caryophyllin, auf, ein Bestandtheil der besten Nelkensorten, sonderbarer Weise aber nicht in den Cayennenelken. Die einträglichste Verwendung des Oeles geschieht in den Parfümerien. Man unterscheidet nach ihrer Güte: engl. Compagnienelken, Amboinanelken, Bourbonnelken, Cayennenelken, holländ. Compagnienelken, womit zugleich ihre Abstufungen angegeben sind. Zuerst lernten sie die Portugiesen (1524) auf den Molukken kennen u. betrieben damit einen äußerst ergiebigen Handel, so daß sie andere Völker zu dem Besitze der „Gewürzinseln“ reizten. Die Geographie verdankt dieser Begierde die Entdeckung eines Seeweges um das Kap der guten Hoffnung. Es begann ein blutiges Ringen um jene Inseln zwischen Portugiesen, Engländern u. Holländern. Letztere siegten 1599 über die erstern, 1623 auch über die Engländer u. betrieben seitdem lange Zeit hindurch ein so erbärmliches System, daß sie den Baum überall ausrotteten, wo er nicht gepflegt werden sollte. Die Geschichte dieses Alleinhandels gehört zu den grauenvollsten Vorgängen der Menschheit u. veranlaßte auch das gänzliche Herabsinken zur Machtlosigkeit bei den eingeborenen Fürsten. (Näheres s. u. „Gewürze“.)

Caryota, bekannte Palmengattung, von welcher C. urens *L.* Ostindien u. die benachbarten Inseln bewohnt. Sie ist die berühmte Brennpalme, deren Blattfasern bei einer Blattlänge von mehr als 6 m. u. einer Blattbreite von 3—4 m. als Bastfasern zu Stricken, Bürsten, Besen, Körben, Hüten &c. verarbeitet werden. Das wollige Faserwerk der Blattstiele wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht; der Stamm selbst giebt eine Art Sago zu Brot od. Grütze, sehr viel Palmenzucker u. infolge davon auch Palmwein od. Toddy. Drei andere Arten von Java (C. maxima, propinqua u. furfuracea *Bl.*) erzeugen festes Holz zum Häuserbau, wo kein Bambus zu haben ist. Die junge Gipfelknospe liefert bei der ersten Art den sog. Palmkohl, u. dennoch bringt sie in ihrer Frucht einen so scharfen, brennenden Saft hervor, daß der Biß in die Fruchtschale den Mund entzündet. Daher ihr lat. Name urens. An u. für sich gehört sie zu den mittelhohen Palmen, deren doppeltgefiederte Blätter wiederum aus Blättchen zusammengesetzt sind, die von einer keilförmigen Gestalt ausgehen, an der Spitze aber höchst sonderbar ausgebissen-gezähnt erscheinen. Im Gegensatze zu ihr nannte Loureiro eine Art Cochinchina's C. mitis, weil ihre Beeren nicht jenen ätzenden Saft in sich bergen. Jedenfalls gehören die Caryota-Palmen zu den eigenthümlichsten, z. Th. schönsten, die wir kennen.

Casa, Giovanni della, einer der ausgezeichnetsten Prosaisten Italiens. Geb. 1503 zu Mugello bei Florenz, widmete er sich dem geistlichen Stande u. trat in die Dienste des Kardinals Alessandro Farnese, der bald darauf unter dem Namen Paul III. den päpstlichen Stuhl bestieg. Unter diesem wurde er zuerst apostol. Kommissar in Florenz, 1544 Erzbischof von Benevent u. kurz darauf päpstl. Nuntius in Venedig. Unter dem Nachfolger seines Gönners, Julius III., zog er sich nach Treviso ins Privatleben zurück, Papst Paul IV. dagegen berief ihn zum Staatssekretär. Er starb 1556, ohne die sehnlichst erwünschte Kardinalswürde erlangt zu haben. In seinem Hauptwerke, „Galateo ovvero Trattato de' Costumi“ (Rom 1558; hrsg. v. Tommaseo, Mail. 1825), giebt er in leichter u. anmuthiger, u. doch dabei streng korrekter Schreibweise Anleitung zu feinen Sitten u. einem guten Benehmen. Von seinen sämmtlichen Werken (Abhandlungen, Briefen u. Gedichten in ital. u. lat. Sprache) erschien die beste Ausgabe Venedig 1752 in 3 Bdn.

Casale Monferrato, Kreis in der italien. Landschaft Piemont, 15 1/3 QM., 112,700 E. in 73 Gemeinden u. 16 Mandamenti. — Die Stadt gleichen Namens liegt 3 1/2 M. von Alessandria an der Zweigbahn von Vercelli nach Valenza u. zählt über 17,000 E., welche sich zumeist mit Wein- u. Seidenbau u. Viehhandel beschäftigen. Die mit schönen Kirchen u. reichen Palästen geschmückte Stadt war im 16. Jahrh. eine der stärksten Festungen Europa's, wovon die 4 Thore u. ein altes Schloß noch Zeugniß geben. Dieselbe wurde vom Grafen Vincenz 1590 angelegt; Herzog Karl IV. verkaufte sie an Frankreich; 1695 von den Verbündeten genommen u. geschleift, wurde sie 1703 von den Franzosen abermals befestigt, jedoch 1706 an Savoyen verloren; im Oesterr. Erbfolgekriege besetzte sie 1746 die spanisch-französ. Armee u. im Franz. Revolutionskriege wurde sie 18. Mai 1799 von den Oesterreichern genommen.

Casanova de Seingalt, Giovanni Jakopo, ein bes. durch seine Schicksale u. romant. Liebesabenteuer bekannter ital. Schriftsteller, ward 12. April 1725 zu Venedig geb., studirte die Rechte, legte schon in jungen Jahren einen scharfen Geist u. reiche Kenntnisse, aber auch frivole Neigungen an den Tag u. zog sich durch letztere die Ausweisung

Nr. 1880. Julius Cäsar (geb. 12. Juli 102 v. Chr., gest. 12. März 44). Nach einer Büste im Louvre zu Paris.

aus dem geistl. Seminar zu, in das er getreten war. Ebenso brachten ihn dann seine tollen Streiche um seine Stellung beim Kardinal Aquaviva in Rom, der ihn wohlwollend aufgenommen hatte. Seitdem führte er das Leben eines Abenteurers, als welcher er in den verschiedensten Rollen, bald hier, bald dort, auftauchte, aber überall, nam. durch seine Liebeshändel, binnen Kurzem sich unmöglich machte, ja 1755 zu Venedig verhaftet u. in die Bleikammern gesperrt ward. Seine List verhalf ihm indeß zur Flucht; er ging zum zweiten Mal nach Paris, wo es nun dem schönen, talent- u. geistvollen Manne gelang, sich in die höheren Gesellschaftskreise einzuschmuggeln u., getragen von der Gunst der Frauen, mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in nahe Berührung zu kommen. Von Paris aus bereiste er dann ganz Europa; in Berlin hatte er sogar ein Zusammentreffen mit Friedrich d. Gr., der ihn zum Gouverneur der Kadettenschule ernennen wollte; C. ging jedoch darauf nicht ein, sondern begab sich nach Petersburg; nachdem er dort auch bei Katharina II. mehrmals Audienz gehabt, reiste er nach Warschau, mußte aber von dort wegen eines Duells flüchten. Dieses unstete Leben endete damit, daß er sich wegen seiner Unbesonnenheiten in keiner Hauptstadt Europa's mehr aufhalten durfte u. sich daher 1785 zum Bibliothekar des Grafen Waldstein in Dur bei Teplitz machen ließ. Seitdem lebte er den Wissenschaften, bis er 4. Juni 1798 zu Dur starb (nicht 12. Juni 1803 zu Wien). Von seinen Schriften heben wir außer seinen berühmten, bez. berüchtigten „Memoires" (Lpz. 1826—38, 12 Bde.; dtsch. im Auszuge, 12 Bde., ebd. 1822—28) hervor: „Confutazione della storia del goberno veneto d'Amelot de la Houssaie" (Amst. 1769); „Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabet Patrowna fino alla pace fra la Russia e la porta ottomana" (3 Bde., Graz 1774); „Dell' Iliade di Omero, trad. in ottave rime" (Ven. 1778, 4 Bde.); „Histoire de ma fuite des prisons de la république de Venise" (Prag 1788); „Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth" (5 Bde., ebd. 1788—1800), u. „Solution du problème déliaque démontrée" (Drsd. 1790). Vgl. Barthold, „Die geschichtl. Persönlichkeiten in C.'s Memoiren" (2 Bde., Berl. 1845).

Cäsar, Cajus Julius, stammte aus dem alten Patriziergeschlecht der Julier (s. d.) u. erhielt im Hause seines Vaters, des Prätor Cajus Julius C., dem er 12. Juli 102 v. Chr. geb. wurde, eine sorgfältige Erziehung. Im Alter von 17 J. heirathete er Cornelia, eine Tochter des Cinna, u. gerieth hierdurch in Konflikt mit Sulla, der, allen Verwandten u. Anhängern des Marius u. Cinna grollend, ihm befahl, sich von der Cornelia zu trennen. C. widersetzte sich diesem Ansinnen u. kam nun nicht allein um das Erbgut seiner Frau u. um die Priesterwürde (er war bereits 87 zum Priester des Jupiter gewählt worden), sondern mußte auch, da Sulla ihm nach dem Leben trachtete, aus Rom fliehen. Zwar bewirkten Freunde seine Begnadigung; doch machte er zunächst keinen Gebrauch davon, sondern begab sich nach Asien. Seine ersten kriegerischen Lorbern errang er bei der Belagerung von Mitylene (80). Erst nach Sulla's Tode (78) kehrte er nach Rom zurück, trat jedoch schon im nächsten Jahre, um sich in der Redekunst auszubilden, eine Reise nach Rhodos zu dem berühmten Redekünstler Molo an. Unterwegs wurde er von Seeräubern aufgegriffen, die er, nachdem er sich losgekauft, mit einigen eilig in Milet ausgerüsteten Schiffen verfolgte, gefangen nahm u. ans Kreuz schlagen ließ. Nach seiner Rückkehr nach Rom glänzte er dort eben so sehr durch Beredsamkeit, als er sich durch Freigebigkeit u. einnehmendes Wesen beim Volke beliebt machte. Durch den Einfluß der Volkspartei u. des damals mit dieser verbündeten Pompejus stieg er von Würde zu Würde, ging 68 als Quästor nach Spanien, wurde 65 Aedil, in welcher Stellung er einen verschwenderischen Glanz um sich zu verbreiten wußte, u. 63 Oberpriester. Im folg. Jahre wurde ihm die Statthalterschaft von Spanien übertragen. (Auf der Reise dorthin war es, wo er seinen Begleitern, die in einem ärmlichen Städtchen die spöttische Frage aufwarfen, ob man wol auch hier um Aemter u. Würden streite, das geflügelte Wort zur Antwort gab: „Lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite!") C. verwaltete sein Amt mit Umsicht u. hielt die aufsässigen Lusitanier kräftig nieder, benutzte seine Stellung aber auch, um sich von einem großen Theil der Schuldenlast, die er sich als Aedil aufgebürdet, zu befreien. Nach Ablauf seiner Amtszeit erschien er in Rom als Bewerber um das Konsulat, zu dessen Erlangung ihm der reiche u. mächtige Crassus behülflich war. (Mit diesem stand C. schon von früher her in Verbindung; nam. war er gemeinsam mit ihm in die Verschwörung des Catilina [s. d.], wenn auch nur indirekt, verwickelt gewesen.) Seiner Klugheit u. Ueberredungsgabe glückte es, eine Versöhnung zwischen Crassus u. dem mit ihm in Zwist gerathenen Pompejus herbei zu führen u. mit beiden das erste Triumvirat zu bilden, jene Verbindung der zu jener Zeit mächtigsten drei Männer Roms zu gegenseitiger Unterstützung in allen Parteikämpfen u. zu gemeinsamer Beherrschung der Republik. Um Pompejus noch fester an sich zu knüpfen, gab C. ihm seine Tochter Julia zur Frau. Bald nach dem Antritt seines Konsulats setzte er trotz des Widerstandes seines Kollegen Bibulus u. der Optimatenpartei ein Ackergesetz durch, das sehr geschickt darauf berechnet war, das Volk zu gewinnen, gleichzeitig aber auch die Veteranen des Pompejus zu befriedigen. Durch ein zweites Gesetz, welches den Steuerpächtern ein Drittel des Pachtpreises erließ, wurde der Stand der Ritter gewonnen. Die willkürlichen Maßregeln, die Pompejus in Asien getroffen, wurden gleichfalls gut geheißen. Nachdem so die Macht des Triumvirats befestigt war, begann C. sich auf den Schultern desselben zur Alleinherrschaft empor zu schwingen. Er ließ sich vom Volke die Statthalterschaft des diesseitigen Gallien

(Oberitalien) u. den Oberbefehl über die drei gallischen Legionen, dem Gesetze zuwider, auf fünf Jahre ertheilen, wozu der eingeschüchterte, vielleicht auf die Entfernung C.'s bedachte Senat noch das jenseitige Gallien mit einer vierten Legion hinzufügte. C. trat diese Stellung mit dem festen Plane an, die ihm gegönnte lange Frist zur Bildung einer Heeresmacht zu benutzen, die ihm in dem früher od. später ausbrechenden Kampf um die Herrschaft Roms gute Dienste leisten sollte.

In den nun folg. *Gallischen Kriegen* entwickelte C. eben so viel Feldherrntalent als staatsmännische Klugheit. Scheinbar den von den Helvetiern bedrängten Aeduern zu Hülfe eilend, drang er (im Sommer 58) in das noch nicht unterworfene Gebiet Galliens ein u. zersprengte die Hauptmacht der Helvetier bei Bibracte (j. Autun). In dems. Sommer stellte er sich dem nach Westen vorgedrungenen deutschen Heerkönig Ariovist entgegen u. brachte ihm im oberen Elsaß (in der Gegend des jetzigen Belfort) eine entscheidende Niederlage bei. Die Gallier waren nun von den Deutschen befreit, hatten aber dafür nur das härtere Joch der Römer eingetauscht. Gegen die im Norden Galliens wohnenden Belgier eröffnete C. im Frühjahr 57 den Kampf, der gleichfalls, trotz des heftigen Widerstandes dieser tapfern u. kriegsgewohnten Stämme, mit deren Niederwerfung endigte. Zu Ehren dieser glänzenden Siege, welche die Macht der Römer nach Norden u. Nordwesten hin wesentlich erweiterten u. befestigten, wurde in Rom ein 15tägiges Dankfest veranstaltet. Die Erfolge des C. erbitterten den Pompejus, der seinen Ruhm durch diese frischen Lorbern seines Nebenbuhlers verdunkelt glaubte. Um ihn wieder versöhnlicher zu stimmen, veranstaltete C. (Apr. 56) in Lucca eine Zusammenkunft mit Pompejus u. Crassus, in welcher der Bund des Triumvirats erneuert u. festgesetzt wurde, daß Pompejus u. Crassus für das nächste Jahr Konsuln werden u. zugleich der Erstere die Verwaltung Spaniens, der Letztere die Syriens auf fünf Jahre erhalten sollten, wogegen dem C. sein mit dem J. 54 ablaufendes Kommando in Gallien auf weitere 5 J. verlängert wurde. Dieser kehrte nach Gallien zurück, schlug hier die wiederholten Versuche gallischer Stämme, sich vom römischen Joch zu befreien, nieder u. besiegte nam. den tapfern Avernerhäuptling Vercingetorix, der den größten Theil Galliens in Aufruhr zu versetzen gewußt, nach schwerem Kampfe völlig. Um die Unterjochung Galliens vollständig zu sichern, unternahm C. außerdem einige kühne Züge nach Ländern, die vor ihm noch kein römischer Feldherr gesehen: nach Britannien u. in die Heimat der german. Völker. Den Briten jagte er Schrecken vor dem röm. Namen ein durch eine zweimalige Landung an ihrer Küste, wobei er verheerend ins Innere eindrang; u. um die Deutschen von den gallischen Grenzen fernzuhalten, überschritt er den Rhein auf einer zwischen Koblenz u. Andernach geschlagenen Brücke, kehrte jedoch, nachdem er die dort hausenden Stämme aus einander gesprengt, auf die andere Seite des Stromes zurück. Inzwischen war Crassus in einem unglücklichen Feldzuge gegen die Parther gefallen, u. Pompejus, dessen Entfremdung von C. durch den Wegfall dieser Mittelsperson stieg, ließ sich, um seinem Konkurrenten zuvorzukommen, mit Hülfe der Optimaten(Aristokraten)partei für das J. 52 zum alleinigen Konsul wählen, d. h. er bemächtigte sich der Diktatur; dazu ließ er sich die span. Statthalterschaft auf weitere 5 J. verlängern. Von C., von dem sich voraussehen ließ, daß er sich nach Ablauf seiner gallischen Verwaltungsperiode (Ende 49) um das Konsulat (für 48) bewerben würde, wurde verlangt, daß er die Verwaltung bereits im März 49 niederlegen u. seine Truppen entlassen sollte. C. erklärte sich hierzu bereit unter der Bedingung, daß Pompejus dasselbe thue, u. ließ einen darauf abzielenden Antrag im Senat stellen, der schließlich auch Annahme fand. Gleichwol rüstete Pompejus nicht ab, übernahm vielmehr das Kommando über zwei von C. freiwillig abgegebene u. nach Italien gesandte Legionen u. begann weitere Rüstungen zu veranstalten. C. beschwerte sich hierüber u. schlug nochmals beiderseitige Entwaffnung vor, indem er sich selbst nur die Zurückbehaltung zweier Legionen bis zum J. 48 ausbedang. Hierauf ging der Senat, der aus Furcht vor C. u. der Volkspartei völlig zu Pompejus übergegangen war, nicht ein, befahl vielmehr dem C. die sofortige Entlassung seines Heeres, widrigenfalls er für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden würde. Die Volkstribunen, deren Einspruch gewaltsam hingehalten wurde, flohen hülfesuchend zu C.; dieser, nunmehr zum Aeußersten entschlossen, überschritt mit der *einen* Legion, die er im Augenblicke zur Verfügung hatte (das Gros seines Heeres war im Innern Galliens), den Fluß Rubicon, die Grenze zwischen seiner Provinz u. dem eigentlichen Italien (Jan. 49), wobei er ausgerufen haben soll: „Iacta alea esto", d. h. der Würfel sei geworfen!) Der überraschte Pompejus räumte Rom u. schiffte sich, während C. hier einrückte u. rasch ganz Italien in seine Gewalt brachte, nach Griechenland ein, um von dort aus mit den Hülfsquellen des Orients in den Kampf einzutreten. Anstatt ihm sofort dorthin zu folgen, begab sich C. zunächst nach Spanien, um einem

Nr. 1880. Cäsar's Tod.

Angriff der dort stehenden Legionen vorzubeugen (April 49). Nach kurzer Gegenwehr sah sich der Feind von C. in die Enge getrieben u. fast ohne Kampf zur Ergebung gezwungen. Nachdem er noch die Massilier, die sich gleichfalls auf des Pompejus Seite gestellt hatten, in zwei Seeschlachten gedemüthigt, eilte er nach Rom zurück, wo er zum Diktator ernannt worden war. Die milde Energie, mit der er dieses Amt verwaltete, verwandelte das Mißtrauen, das man ihm Anfangs entgegengebracht, in fast allgemeine Beliebtheit. Er erließ eine Amnestie, in welche die meisten Opfer der jüngsten Bürgerkriege eingeschlossen waren, ordnete das Schuldenwesen u. ließ dem hungernden Proletariat sehr umfassende Unterstützungen an Geld u. Getreide zufließen. Da ihn das Volk jetzt zum Konsul ernannte, so legte er die Diktatur alsbald nieder, besetzte die wichtigsten Aemter mit zuverlässigen Parteigenossen u. schiffte sich nach Griechenland ein, um den inzwischen gerüsteten Pompejus anzugreifen (Dez. 49). Die große Flotte des Pompejus, mit der Bibulus bei Korkyra lag, konnte es nicht hindern, daß C. bereits 4. Jan. 48 mit einem Theil seines Heeres an der Küste von Epirus landete; der andere traf unter Führung des Antonius im Frühling 48 ein. Nach der Vereinigung Beider gelang es zwar durch einen raschen Zug, dem Gegner den Landweg nach Dyrrhachium abzuschneiden u. in dem nahe gelegenen Petra einzuschließen, doch erhielt Pompejus durch Verrath Kunde von einigen schwachen Stellen der feindlichen Linien, die er mit Uebermacht durchbrach. Weit entfernt, seinen Erfolg auszubeuten, ließ Pompejus dem C. Zeit, durch Epirus u. Akarnanien in das für die Verproviantirung seiner Truppen weit günstigere Thessalien einzudringen, wo er sich mit seinem Legaten Domitius verband. Erst später rückte Pompejus nach u. stellte sich, nach Vereinigung mit einem von Metellus Scipio aus Asien zugeführten Hülfsheer, dem C. bei Pharsalus gegenüber (9. Aug 48). Er gebot über 45,000 Mann u. 7000 Reiter, wogegen C. nur 25,000 Mann u. 1000 Reiter hatte. Dennoch erfocht Letzterer durch wohlberechnete Aufstellung seiner Streitkräfte u. durch rechtzeitige Umgehung der linken Flanke des feindlichen Heeres einen glänzenden Sieg, der um so größere Bestürzung in den Reihen der Pompejaner anrichtete, als diese sich bereits den Sieg zugeschrieben hatten. Das große Heer des Pompejus wurde theils getödtet, theils gefangen genommen; auch ein Rest, der sich nach Larissa geworfen hatte, entging diesem Schicksal nicht. Pompejus floh nach Aegypten u. suchte bei dem dortigen Königshause Schutz, das ihn jedoch, aus Furcht vor C., ermorden ließ. Mit den gefangenen Rittern u. Senatoren verfuhr C. mild, nur mit dem Gefährlichsten ging er streng ins Gericht; die Briefe des Pompejus ließ er ungelesen verbrennen. Kaum hatte C. von der Flucht seines Gegners nach Aegypten Nachricht erhalten, als er ihm dorthin nacheilte, wo er freilich nicht mehr den Gesuchten, wol aber neue Wirren u. Kämpfe antraf. Den Streit zwischen dem jungen König Ptolemäos Dionysos u. seiner durch Schönheit u. Geist ausgezeichneten Schwester Kleopatra entschied C. dahin, daß beide zusammen regieren sollten; dies regte die Partei des Erstern gegen ihn auf u. führte zu einem heftigen Kampfe, in welchem C. Anfangs der bedrängte Theil war, bis er Verstärkungen aus Asien heranzog. Die Truppen des Ptolemäos wurden vollständig geschlagen; Ptolemäos selbst kam während des Kampfes um u. C. übertrug der Kleopatra, die ihn durch ihre Reize zu fesseln gewußt hatte, u. ihrem jüngern Bruder Ptolemäos die Regierung. (Vgl. „Alexandrinischer Krieg".) Ein inzwischen von Pharnakes, dem Sohn des berühmten Mithridates erregter Aufstand, der bedrohlich angewachsen war, rief C. schleunigst nach dem Pontus, wo er, kaum angelangt, den Pharnakes bei Zela angriff u. vernichtete (2. Aug. 47). Nach Rom meldete er den unerwartet schnellen Sieg mit den berühmten Worten „Veni, vidi, vici" (ich kam, sah, siegte). Er eilte hierauf durch die Provinzen nach Rom, wo er, aufs Neue zum Diktator u. Konsul ernannt, die dringendsten Geschäfte rasch erledigte. Selbst die Gegner wußte er durch Milde zu gewinnen; er hatte alle Kräfte zu sammeln, um die Pompejaner in ihrem Hauptbollwerk, in Afrika, angreifen zu können. Nach fünfmonatlichem Kampfe (s. „Afrikanischer Krieg") kehrte er siegreich in die Heimat zurück, wo er nach Abhaltung glänzender Triumphe die Regelung der innern Angelegenheiten u. die Heilung der Schäden in die Hand nahm, die der Krieg Rom geschlagen. Großartige Reformen in der Verwaltung u. im Gerichtswesen wurden angebahnt. Ein Theil des Proletariats, das Italien zu überschwemmen begann, ward durch Kolonisation in die Provinzen abgeleitet, dem überhandnehmenden Luxus wurde durch strenge Verbote u. Auflagen einigermaßen gesteuert, das Kalenderwesen wurde verbessert u. s. w. In diesen friedlichen Arbeiten sah er sich nur noch ein Mal unterbrochen durch den Aufstand der Pompejaner in Spanien, die er jedoch in der Schlacht bei Munda (17. März 45) nachhaltig zu Boden warf. Nach Rom zurückgekehrt, wurde C. von dem zu einem Schattenwesen herabgesunkenen Senat zum Diktator u. Imperator auf Lebenszeit ernannt u. zugleich die Erblichkeit dieser Würde ausgesprochen. Seine Standbilder wurden in den Tempeln aufgestellt; der Monat, in welchem er geboren, erhielt den Namen Julius; die wichtigsten Aemter u. Ehren wurden auf ihn vereinigt, u. die Republik war zur leeren Form geworden. C. strebte offenbar nach der Königswürde, ja sein treuester Anhänger Antonius bot ihm öffentlich beim Lupercalienfest ein Diadem an, das C. nur zum Schein zurückwies, da kein Zeichen der Zustimmung aus der bestürzten Menge laut wurde. Durch diese monarchischen Gelüste machte sich C. bei der Volkspartei, die ihn früher gegen Pompejus unterstützt hatte, mehr noch aber bei allen ehrlichen Republikanern verhaßt. In den Reihen der letzteren reifte der Plan, die Repulik durch Ermordung des Tyrannen zu retten. Der ehrgeizige Cassius u. der edle Brutus (s. d.) stellten sich an die Spitze der Verschwörung, die zu 60 Mitgliedern anwuchs. An den Idus (15. Tag) des März 44 wurde die That in einer Senatsversammlung, die C. trotz wiederholter Warnungen besuchte, ausgeführt. Tullius Cimber gab das verabredete Zeichen, indem er sich C. scheinbar bittend nahte u. ihm die Toga von der Schulter riß; auf den ersten Dolchstoß des Casca machte C. einen Versuch der Abwehr; die Verschwornen drangen jedoch von allen Seiten auf ihn ein u. unter dem schmerzlichen Ausruf: „Auch du, mein Brutus!", den er ausstieß, als er diesen ihm theuren Verwandten unter seinen Mördern erblickte, sank er, von 23 Dolchstichen durchbohrt, zu Boden.

C. war nicht nur einer der größten Staatsmänner u. Feldherren aller Zeiten, sondern auch ein reich gebildeter Geist, ein bedeutender Redner u. Schriftsteller. Seine Kriegschroniken „De bello Gallico" u. „De bello civili" (mit Fortsetzungen von Hirtius [s. d.], ungemein zahlreich edirt, verdeutscht von Köchly u. Rüstow, Stuttgart 1856) sind in ihrer gedrungenen Kraft u. Einfachheit Musterwerke historischer Erzählungskunst. Biographien lieferten im Alterthum Sueton (s. d.), in neuester Zeit Napoleon III. „Histoire de Julius César", 2 Thle., deutsch Wien, 1865 u. 66). Ein treffliches Bild von C.'s Charakter u. staatsmännischen Bestrebungen entwirft Th. Mommsen in seiner „Röm. Geschichte" (Bd. 3). — Der Name C. (Familienname eines Zweigs des julischen Geschlechts) ging auf den Adoptivsohn C.'s, Octavianus Augustus, über u. wurde stehender Ehrentitel aller Thronfolger. Von Nero an setzten auch die Kaiser den Namen C. ihrem eigenen als Titel vor.

Cäsar (Titel), s. Cäsar, Julius (am Schluß).

Caesarea, ein Name, mehreren alten Städten zu Ehren röm. Kaiser gegeben. Caesarea augusta war die Hauptstadt der Edetaner in Hispania Tarraconensis am Iberus, das jetzige Saragossa. — C. Paneas, jetzt Banias, eine Stadt in Ober-Galiläa; dem Tiberius zu Ehren nannte sie der Tetrarch Philippos C. In einer Höhle nahe bei der Stadt befindet sich eine der Quellen des Jordan; aus C. war auch das Weib mit dem Blutgang, das Jesus heilte. — C. Stratonis, ebenfalls eine Stadt in Palästina, am Mittelmeer im Staate Manasse gelegen, gegründet von den syr. Königen, erweitert u. verschönert von Herodes I., der ihr Augustus zu Ehren den Namen gab. Nach dem Tode Agrippa's wurde sie Sitz des Statthalters von Judäa; in ihr sind Eusebios Pamphili u. Prokopios geb.; jetzt heißt sie Kaisarieh.

Cäsarismus heißt im modernen Staatsleben diejenige Regierungsform, die an Stelle der in einem Lande zu Recht bestehenden, geschichtlich gewordenen Verfassung eine lediglich auf Militärmacht gegründete, an das röm. Cäsarenthum erinnernde Gewaltherrschaft setzt. Die parlamentarischen Formen u. Körperschaften läßt der C. — ähnlich wie Cäsar u. Augustus die republikan. — zum Schein fortbestehen, ohne ihnen jedoch einen wesentlichen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte einzuräumen (Scheinrepublikanismus, Scheinkonstitutionalismus). Die Militärmacht stützt den C. in doppelter Hinsicht; sie hält einerseits

oppositionelle Regungen im Innern gewaltsam nieder u. lenkt andererseits die Aufmerksamkeit des Volks durch glänzend geführte kriegerische Unternehmungen nach außen, wodurch das ernsthafte Streben nach Freiheit u. jede stetige polit. Arbeit gehemmt wird. Auch sonst sucht der C. die Neuigkeitssucht u. Ehrliebe des Volks durch Prachtbauten, Schaustellungen u. s. w. zu kitzeln. Der C. ist daher sehr kostspielig. Während er das Volk geistig u. polit. in Unmündigkeit erhält, ist er indirekt auf seine materielle Pflege bedacht; er sucht Handel u. Industrie zu heben, damit die Steuerkraft des Volks nicht versage. Dies erreicht er aber nur scheinbar, da die fortwährenden Kriege die nationale Arbeit unterbrechen, den Verkehr in Unordnung bringen, die Blüte des Volks dahinraffen u. dasselbe immer mehr der Verarmung preisgeben — abgesehen davon, daß die Volkswirthschaft im engsten Zusammenhange mit der geistigen u. polit. Thätigkeit der Nation steht. Aus der allgemeinen Erschöpfung geht daher früher od. später der jähe Zusammensturz solcher Militärherrschaften hervor. In neuerer Zeit hat dies nam. Frankreich (Ludwig XIV., Napoleon I., Napoleon III.) wiederholt an sich erfahren.

Cäsaropapismus, Kaiserpapstthum, ist diejenige Kirchenform, bei welcher die oberste Kirchengewalt in den Händen des Staatsoberhauptes liegt, dergestalt, daß in diesem die Hierarchie der herrschenden Kirche in ähnlicher Weise gipfelt, wie die der röm. im Papst. Dies ist noch heute in Rußland der Fall, wo der Zar zugleich Oberhaupt der herrschenden griechisch-kathol. Kirche ist.

Casati, Graf Gabrio, ital. Patriot, geb. 2. Aug. 1798 zu Mailand, wo er (seit 1837) Bürgermeister war, als die Revolution von 1848 ausbrach. Der Zusammenstoß zwischen dem Volk u. der Militärgewalt, den C. vergebens zu vermeiden gesucht hatte, fiel zu Ungunsten der letzteren aus; C. übernahm (20. März) den Vorsitz in der Provisor. Regierung u. arbeitete nunmehr, den Radikalen entgegen, auf den Anschluß der Lombardei an Piemont unter Karl Albert hin. Dieser beauftragte C. im Juni mit der Bildung eines neuen Ministeriums, das sich jedoch bereits im folgenden Monat auflöste. Seine wiederholten Versuche zur Losreißung der Lombardei, in der Oesterreich sich wieder festgesetzt hatte, blieben ohne Erfolg. Von Karl Albert zum Senator ernannt, siedelte er dauernd nach Turin über. C. ist einer der Ersten, welche die Idee einer Einigung Italiens unter Führung Piemonts zu verwirklichen gesucht haben.

Casaubon (spr. Kasobong), Isaac de (gewöhnl. Casaubonus), bedeutender Philologe, geb. 18. Febr. 1559 zu Genf, wirkte seit 1582 als Prof. der griech. Sprache in seiner Vaterstadt, seit 1596 in Montpellier, seit 1598 in Paris. Später ging er nach England, wo er 1. Juli 1614 in London starb. Seine vortrefflichen kritischen u. mit Erläuterungen versehenen Ausgaben alter Schriftsteller (des Aristoteles, Diogenes, Laertius, Polybios, Strabon u. s. w.) sind noch heute von Werth. Von seinen selbständigen Schriften sind zu nennen: „De satirica Graecorum poesi et Romanorum satira“ (1605) u. „De libertate ecclesiastica“ (1607). — Sein Sohn Mericus C., geb. 14. Aug. 1599 zu Genf, gest. zu Oxford als Prof. der Theologie 14. Juli 1671, hat sich gleichfalls um die kritische Sichtung u. Erklärung griech. u. röm. Schriftst. (Marc Aurel, Terenz 2c.) verdient gemacht.

Cascarilla, die Rinde einiger Euphorbiaceen im äquinoktialen Südamerika, bes. auf Jamaika u. den Bahama-Inseln: Croton Eluteria *Benn.*, Cascarilla *Benn.*, Sloanei *Benn.*, Lineare *Jacq.* Es sind strauchartige Bäume mit weißlicher Rinde, welche durch ein ätherisches Oel aromatisch angenehm riecht, durch einen Extraktivstoff (Kaskarillbitter) u. einen krystallisirbaren stickstofffreien Bitterstoff (Kaskarillin) bitter schmeckt u. darum ebenso zu Räucherpulver wie zu magenstärkenden Arzneimitteln häufig verwendet wird. Der Name Cascarilla kommt aus dem Spanischen u. bedeutet als Diminutiv von casca ein Rindenstückchen. Die Rinde kam zuerst zum Ende des 17. Jahrh. zum Würzen des Tabaks nach Europa; später gab man sie als eine Chinarinde aus, woher der lat. Name cortex peruvianus spurius, den sie allerdings um ihres stärkenden Bitterstoffs willen nicht mit Unrecht führte. Die Rinden der meisten Crotonarten sind sehr aromatisch, balsamreich u. bitterstoffhaltig. In Columbien versteht man unter Cascarilla die Chinarinde (s. d.).

Casco (span.) bedeutet eigentlich blos den Rumpf eines Schiffes; im Seeversicherungswesen jedoch, wo das Wort meist vorkommt, versteht man darunter, im Gegensatz zur Ladung, das ganze Schiff mit allen Inventarienstücken, d. h. solchen Gegenständen, die zur Ausrüstung eines Schiffes gehören, wie Bauwerke, Segel, Anker, Boote 2c. Wenn von C.-Assekuranz die Rede ist, so ist nicht die Versicherung des Fahrzeuges allein, sondern die der Ladung sammt dem Schiff gemeint.

Caseïn, s. „Käse“.

Caselli, Giovanni, Abbé, Professor der Physik an der Universität zu Florenz, hat sich nam. durch die Erfindung eines Telegraphen bekannt gemacht, mittels dessen eine bes. vorbereitete Schrift, Zeichnung od. dergl. in genauer Uebereinstimmung ihrer einzelnen Züge u. Linien auf einer entfernten Station durch den galvanischen Strom reproduzirt wird. Dieser seiner Fähigkeit, nicht blos die Worte, sondern auch die äußere Form derselben Handschrift, sowie Zeichnungen in Linien in genauer Kopie zu übertragen, verdankt der C.'sche Telegraph, welcher seiner Natur nach zu den chemischen Telegraphen gehört, den Namen Pantelegraph (s. „Telegraphie“).

Casino, ein gewöhnlicher Name für eine geschlossene Gesellschaft aus den höhern Ständen, welche entweder ein Gesellschaftshaus mit Tanz-, Speise- u. Konzertsälen, Spiel- u. Lesezimmern 2c. (das dann ebenfalls C. genannt wird) eigen besitzt od. ein Lokal gemeinschaftlich gemiethet hat, in welchem sich gewöhnlich nur die Herren Abends zu versammeln pflegen. Man hat das offenbar aus Italien stammende u. bes. in Florenz u. Venedig in dieser Bedeutung zuerst auftauchende Wort durch „Landhaus“ od. „Zimmerchen“ erklären wollen; diese Ableitung von einer casa di villa od. di campagna macht aber das veränderte Geschlecht unwahrscheinlich. Man wird daher wol an das alte Casinum in Latium denken müssen, in dessen Nähe Varro's prächtiges Landhaus stand u. auf dessen Burg sich später die berühmte Benediktinerabtei Monte Casino in romantischer Wildniß erhob. Dorthin strömten bes. im 10. Jahrh., durch den Ruf der Heilkunde der Mönche angelockt, zahlreiche vornehme Wallfahrer, wie jetzt zu einem fashionabeln Badeorte, u. zur Erinnerung an das Wohlleben u. die geselligen Ergötzlichkeiten des Monte C. gab dann die vornehme Welt ihren geschlossenen Zusammenkünften auch an andern Orten denselben Namen.

Casino, Monte, s. „Casino“.

Cäsium, ein metallischer Grundstoff, welcher im J. 1860 von Bunsen u. Kirchhoff bei Gelegenheit ihrer spektralanalytischen Untersuchungen entdeckt wurde, im metallischen Zustande aber in der Natur nicht angetroffen wird, sondern stets nur in Verbindung mit Sauerstoff, als C.-Oxyd (Caesion) od. mit Chlor als C.-Chlorid. Man findet das C. in äußerst geringen Mengen neben dem ihm ähnlichen Rubidium (s. d.) in manchen Mineralquellen u. Salzsolen (Dürkheim, Kissingen, Kochbrunnen zu Wiesbaden, Sprudel zu Soden, im Nauheimer Mineralwasser, Saline Theodorshall an der Nahe, Thermalwässer zu Baden-Baden); in etwas großer Menge (zu $0_{,3}\%_0$) findet sich das C. in dem Lapidolith von Hebrun in Nordamerika u. in dem aus Mähren; der Melaphyr von Norheim bei Kreuznach enthält $0_{,00038}$ Proz. C.-Oxyd. Das an C. reichste Mineral ist bis jetzt der auf der Insel Elba sich findende Pollux, welcher nicht weniger als 34 Proz. C.-Oxyd, dagegen gar kein Rubidium enthält. — Das metallische C. (Zeichen: Cs, Aequivalent: 133) ist seinen Eigenschaften nach noch wenig bekannt, es hat die größte Aehnlichkeit mit den Alkalimetallen Kalium u. Natrium; es ist nam. insofern interessant, als es das elektropositivste aller bis jetzt bekannten Elemente ist. — Ebenso ist das Spectrum des C., welches Veranlassung zur Entdeckung dieses Stoffes überhaupt gab, hinsichtlich der Farbe u. Schärfe seiner Linien vielleicht das schönste unter den Spectren der Alkali- u. Erdmetalle; es zeigt in Blau zwei sehr intensive, scharf begrenzte Linien (s. Spektralanalyse). Die Verbindungen des C. sind in ihren Eigenschaften den entsprechenden Kaliumverbindungen ganz ähnlich.

Caspar, Josef, ein ausgezeichneter Kupferstecher in Berlin, geb. 1799 zu Rorschach in der nördl. Schweiz. Nachdem er Anfangs in Rom die Malerei erlernt u. sich seit 1820 in Mailand unter Longhi u. Anderloni in der Kupferstecherkunst ausgebildet hatte, ließ er sich 1826 in Berlin nieder, wo er eine Menge trefflicher Stiche ausführte, z. B. die Madonna aus dem Hause Colonna, nach Rafael, Tizian's Tochter, die heil. Barbara nach Beltrassio, u. das Porträt Felix Mendelssohn's nach Hensel. Ein Augenübel nöthigte ihn 1847, seiner künstlerischen Thätigkeit zu entsagen.

Caspari, Karl Paul, Orientalist u. Bibelforscher, wurde zu Dessau 14. Febr. 1814 von israelitischen Eltern geb., zeigte sich aber nach seinem Uebertritt zum Christenthum als eifriger Vertreter des strengen Lutherthums. Nachdem er zu Leipzig bes. Orientalia unter Fleischer's Leitung, sodann in Berlin Theologie studirt, begann er zu Leipzig mit Delitzsch die Herausgabe eines exegetischen Handbuchs zu den Propheten, worin jedoch nur Obadja (1842) von ihm erschien. Als tüchtiger Schüler Fleischer's hatte er sich schon durch das arabische „Enchiridion Studiosi" (1838) u. bes. durch seine arab. Grammatik gezeigt (1848; 2. Aufl. 1859; die dritte von 1866 ist bloßer Nachdruck). Im J. 1847 folgte C. einem Rufe als Prof. in Christiania. Von seinen zahlreichen Schriften seit dieser Zeit ist bes. der Kommentar über den Propheten Micha (1852) u. seine Abhandlung über den syrisch-ephraimitischen Krieg (1849) zu nennen. Von seinem überaus gründlich angelegten Kommentar zu Jesaia ist nur die Auslegung der ersten 6 Kapitel 1869 in norwegischer Sprache erschienen. C. hat sich von den oriental. Studien später ganz abgewendet, um seine Thätigkeit theils der norwegischen Bibelübersetzung, theils der Feststellung des Textes des apostolischen Symbols zu widmen.

Casper, Joh. Ludw., wird mit Recht als der Reformator der deutschen gerichtlichen Medizin bezeichnet. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er in seinen Entscheidungen auf die Physiologie Rücksicht nimmt, u. nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, nach Präcedenzfällen urtheilt. Sein Hauptwerk ist „Die gerichtliche Medizin", neu herausgeg. 1872 von Liman. C. wurde zu Berlin 1796 geb., promovirte 1819 in Halle, machte hierauf Reisen nach England u. Frankreich u. habilitirte sich 1820 in Berlin, wo er 1823 außerord., 1839 ord. Prof. wurde. Als Mitglied des Medizinalkollegiums für die Prov. Brandenburg u. vortragender Rath im Ministerium für Medizinalangelegenheiten, sowie als Gerichtsarzt der Stadt Berlin (1841), fand er Gelegenheit zu segensreicher Wirksamkeit. Während der Cholera von 1831 dirigirte C. mehrere Cholerastationen u. gab die „Berliner Cholerazeitung" heraus. C. war ein vielgeschätzter Arzt u. seine Vorlesungen wurden von Medizinern u. Juristen gleichmäßig besucht. Außer mehreren die med. Statistik u. Staatsarzneikunde behandelnden Werken gab C. mit Rust heraus: „Kritisches Repertorium für die gesammte Heilkunde", u. nachdem diese Zeitschrift eingegangen, allein die „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde". C. starb 24. Febr. 1864.

Casquet, s. „Helm".

Caß (spr. Käß), Lewis, amerikan. Staatsmann, geb. 9. Okt. 1782 zu Exeter in New-Hampshire, zeichnete sich im Kriege mit England aus (1812) u. wurde infolge der ersprießlichen Thätigkeit, die er als Gouverneur von Michigan entwickelte, vom Präsidenten Jackson 1831 zum Kriegsminister, 1835 zum Gesandten in Frankreich ernannt. Nach Amerika zurückgekehrt, wurde er von Michigan aus in den Senat gewählt (1845), wo er in der Frage der Sklaverei die Interessen der Südstaaten verfocht. Die demokratische Partei stellte ihn 1848 als Kandidaten für die Präsidentschaft auf; er unterlag jedoch dem Kandidaten der Whigs, General Taylor. Im J. 1857 von Buchanan zum Staatssekretär ernannt, entfernte er sich immer mehr von der demokratischen Partei, jemehr diese auf einen Bruch hinarbeitete, u. stand auch nach seinem Rücktritt vom Amte (Dez. 1860) während des Bürgerkriegs treu zur Union. Er starb 17. Juni 1866 zu Detroit (Michigan). Werthvoll ist seine Schrift „Ueber Geschichte, Sagen u. Sprache der Indianer in Nordamerika".

Cassa (ital.), Kasse, s. d.

Cassas, Louis François, geb. 1756, gest. in Versailles 1827, der künstlerische Begleiter des Grafen Choiseul-Gouffier auf dessen Reisen in Griechenland u. im Orient; gab mehrere Reisewerke mit Darstellungen alter Kunstdenkmäler heraus. Von 1816 an war er Inspektor der Gobelinsmanufaktur in Paris.

Cassave, die Wurzel verschiedener Arten der Euphorbiaceen-Gattung Manihot *Pohl.* od. Jatropha *L.* (Maniok, Mandiok, Manihot, Cassavestrauch, Juca u. s. w.), das Material zu dem Brote im tropischen Südamerika liefernd, u. darum überaus wichtig. Die Pflanzen bilden auf einem sich in Knollen theilenden Wurzelstocke Stauden mit handförmig getheilten Blättern u. gehören schon deshalb zu den Charaktergewächsen der Tropenwelt. Obenan steht als die bekannteste Art Manihot utilissima *Pohl*, die Juca amarga (bittere C.) od. Juca brava (schädliche C.). Sie giebt allen Brasilianern, sowol der weißen als der rothen Menschenrasse, das tägliche Brot u. ist doch im Grunde eine Giftpflanze; denn nicht allein daß der Milchsaft des Stengels ein höchst giftiger ist, es besitzt auch die Wurzel ähnliche Eigenschaften. Doch ist der Giftstoff glücklicher Weise ein flüchtiger, der sowol durch Kochen als auch durch Gährung zerstört wird. Aus diesem Grunde genießt man die Blätter noch als Gemüse, u. selbst den Milchstoff verwerthen die Indianer, mit Pfeffer versetzt, zum Würzen ihrer Fleischspeisen als Manipoeira. Um Brot aus der Wurzel zu bereiten, muß man sie zuvor zerreiben. Einige Indianerstämme, z. B. am Rio Meta im Orinocogebiete, stellen sich zu diesem Behufe einen Reibapparat aus Holz her, auf dem sie Quarzstückchen befestigen. So primitiv diese Reibe ist, so primitiv ist auch der Apparat, um den Brei vom Safte zu trennen; denn er besteht aus nichts als einer runden Rinne, auf der man durch häufiges Abspülen mit Wasser den Rest des giftigen Stoffes entfernt.

Nr. 1882. Jatropha Manihot od. Manihot utilissima *Pohl.*

Ist nun der Brei auf einer irdenen Schüssel über Feuer getrocknet u. die Außenfläche leicht geröstet, so ist das Brot fertig. Dasselbe gleicht allerdings mehr einem getrockneten Breie von Sägespänen, u. eben so wenig angenehm ist sein Geschmack. Allein die Eigenthümlichkeit, sich selbst bei hoher Wärme u. Feuchtigkeit genießbar zu erhalten, giebt ihm eine große lokale Bedeutung; um so mehr, da es auf Flußfahrten geradezu unentbehrlich wird. Man gräbt die Knollen, welche bis zu 15 Kg. Schwere vorkommen, aus, nachdem die Pflanze ihre kleinen blaßgelben Blumen in traubenartigen Blumenständen an den Enden der Zweige hervorgetrieben hat; in dieser Zeit besitzt sie den höchsten Stärkemehlgehalt. Sowie sie aber anfängt, ihre knopfförmigen Springfrüchte mit den glänzenden, weißlich-grauen u. schwarzgefleckten Samen zu treiben, dann sinkt der Gehalt an Stärkemehl, indem er zur Vegetation aufgebraucht wird. Uebrigens wird selbst dieses Stärkemehl für sich benutzt, u. zwar als die bekannte Tapioca, eine Art Arrow-root für Mehlspeisen u. feineres Backwerk. In der Regel gewinnt man es als Nebenprodukt bei der Breibereitung im Ablaufwasser, in welches es sich wie Kartoffelstärkemehl absetzt. Soll es als Hauptprodukt gewonnen werden, so stellt man es auch auf ganz ähnliche Weise her, wie wir die Kartoffelstärke gewinnen; nur daß man es durch mehrmaliges Auswaschen sorgfältig von seinem Giftstoffe befreit. Man kann die Wurzel auch selbst genießen, wenn sie nur einige Zeit lang geröstet wurde; roh genossen erregt sie sofort die heftigsten Zufälle. Dagegen legt man die frische Wurzel bei fauligen Geschwüren zu Umschlägen auf; die Samen wirken heftig purgirend u. brechenerregend. Umgekehrt ist die Juca dulce (süße Cassave) völlig unschädlich; eine Eigenthümlichkeit, welche Pohl veranlaßte, sie als Manihot Aypi von der vorigen artlich zu trennen, obgleich viele Andere sie nur als Spielart betrachten. Gewiß ist, daß sie äußerlich von jener kaum zu unterscheiden ist. Wegen dieser Giftlosigkeit erfordert sie zwar weniger umständliche Behandlung u. könnte deshalb ausschließlich angebaut werden; doch behaupten die Indianer, daß das von

ihr gewonnene Brot niemals die Haltbarkeit des vorigen erreiche. Man baut sie neben der Juca brava, weil ihre Wurzel gekocht ein nahrhaftes Gemüse liefert u. weich wird, während die der andern hart bleibt, obschon sie nicht die Holzfasern der süßen C. hat. Eine dritte, weniger bekannte Art, die Janipha (Manihot Janipha *Pohl*, Jatropha Janipha *L.*), erzeugt ebenfalls Wurzeln, die man geröstet u. gebraten speist; sie wird zu einem über 1 m. hohen Strauche u. hat ebenfalls sehr giftige Samen, aus dem man ein Brennöl bereitet. — Leider hat die Juca amarga nicht unwesentlich dazu beigetragen, die betreffenden Indianerstämme in vielfacher Beziehung zu desorganisiren u. zu demoralisiren. Denn, wie die Knollen Brot geben, so bergen sie auch in dem Reichthum ihres Stärkemehls den Stoff in sich, welcher durch Gährung des frischen Saftes ein höchst berauschendes Getränk giebt; ein Getränk, das nam. bei den berüchtigten Kriegstänzen seine unheilvolle Rolle spielt. Es wird durch Kauen der frischen Wurzel gewonnen, u. diese Operation fällt den Frauen zu. Tagelang besteht dann ihre Beschäftigung nur darin, die Wurzel zu Brei zu kauen u. denselben in bereit stehende Tröge auszuspucken. Vermischt mit dem Speichel, der als Ferment dient, geht er hier in Gährung über. Das Fazit dieser widerlichen Gewohnheit ist, daß der scharfe Stoff der Cassave den Frauen sehr bald ihre Zähne entreißt, während das berauschende Getränk die Männer dem Laster der Trunkenheit in die Arme wirft. Die Pflanze gehört so recht dem heißen, fruchtbaren Tropenlande an, erfordert aber auch, wie das schon aus den bedeutenden Knollenbildungen von vornherein geschlossen werden könnte, einen sehr guten Boden in trockner Lage. Auf alle Fälle gehört sie zu den eigenthümlichsten u. bedeutungsvollsten **Brotpflanzen**.

Cassel, Paulus (früher Selig), hat sich durch histor. u. literarhistor. Monographien verschiedenen Inhalts bekannt gemacht. Geb. 27. Febr. 1827 zu Großglogau als Sohn jüdischer Eltern, widmete er sich Anfangs jüdisch-theologischen Studien, trat jedoch 1855 zur evangel. Kirche über, wurde in Erfurt, wo er vorher die „Erfurter Zeitung" redigirte, als Bibliothekar an der königl. Bibliothek angestellt, erhielt vom Ministerium den Titel eines Professors u. siedelte 1859 nach Berlin über. Im J. 1866 gehörte er vorübergehend dem preußischen Abgeordnetenhause an, seit 1867 wirkt er als Prediger an der Christuskirche zu Berlin. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Magyarische Alterthümer" (Berl. 1848), eine Geschichte der Juden in der Ersch- u. Gruber'schen Encyklopädie (Sekt. 2, Bd. 27, Lpz. 1851), „Ueber thüringische Ortsnamen" (2 Abth., Erf. 1856—58). Außerdem veröffentlichte er eine Anzahl historisch-homiletischer Vorträge.

Cassia *L.*, ein artenreiches Pflanzengeschlecht der Leguminosen, großentheils den wärmeren u. heißeren Gegenden angehörig, über die ganze Erde verbreitet u. reich an Nutzpflanzen, die bei gefiederten Blättern ein akazienartiges Ansehen haben, aber meist von strauchartiger Form sind. Die berühmteste aller dürfte der Sennastrauch sein, welcher die bekannten Sennesblätter liefert. Im Grunde thun dies mehrere Arten; doch unterscheidet man vorzugsweise drei Arten: C. acutifolia *Del.*, C. angustifolia *Vahl.* u. C. obovata *Coll.* Die erste ist ein 1—2 m. hoher Strauch in Oberägypten, Nubien u. Sennaar u. liefert die Alexandrinische od. Apalto-Senna, sowie auch die tripolitanische S. Die zweite Art, ein krautartiges Gewächs auf der Ostküste von Mittelafrika, in Arabien u. Ostindien, erzeugt die indische Senna, die man auch als Mokka- u. Tinnevelly-Senna kennt. Die dritte Art kommt in Oberägypten, Arabien, Syrien u. selbst in Senegambien vor u. wurde früher sogar in Italien, Frankreich u. Spanien kultivirt; von ihr stammt die aleppische od. syrische Senna, soweit sie außerhalb Europa gezogen wird; die in Europa gepflückte ging als italienische S. im Handel. Die allen gemeinsame, purgirende Substanz ist das Cathartin. Früher ging die Mutterpflanze aller Sennablätter gemeiniglich unter dem Namen C. lanceolata, die man abbildete, wie es Nr. 1883 zeigt, da man die Senna fast nur von einer Art ableitete, welche sich bes. in Arabien fand. Die Kenntniß des wahren Verhältnisses wurde außerordentlich erschwert durch die vielen Verfälschungen, die man mit ähnlichen Blättern vornahm. Denn in der That giebt es außer den genannten gebräuchlichen Arten noch mehrere andere von gleicher od. ähnlicher Wirkung; aber nach dieser haben die Fälscher niemals gefragt, sie nahmen eben möglichst ähnliche Blätter, gleich viel ob sie der Gattung C. od. einer andern angehörten. Daß die Sennesblätter einen wesentlichen Bestandtheil des sog. „Wiener Tränkchen" abgeben, ist bekannt. — Unter den übrigen nützlichen Arten ragt bes. die Röhrencassie (C. Fistula *L.*, Bactyrilobium Fistula *W.*) od. Caja Radja hervor. Ein Baum vom Wuchse u. von der Größe des Walnußbaumes, der, aus dem Innern von Afrika gebürtig, seit lange in Aegypten, Ostindien u. im wärmeren Südamerika kultivirt wird, ausgezeichnet durch seine merkwürdigen Früchte, die als ellenlange cylindrische Röhren gleich langen, dünnen geräucherten Würsten von den Bäumen herabhängen. Diese Fruchtröhren sind von derber holziger Beschaffenheit u. bergen im Innern, welches in eine Menge von Querfächern abgetheilt ist, ihre bohnenartigen Samen in einem süßen, schwarzbraunen Muse (Pulpa Cassiae), dessen Genuß ebenfalls purgirend wirkt. In Ostindien macht man aber zu diesem Behufe die jungen, grünen Hülsen mit Zucker ein. Außerdem haben auch Samen u. Blumen die gleiche beregte Eigenschaft, während man mit der Rinde gerbt, mit dem Holze baut u. tischlert. In Surinam vertritt C. bacillaris *L. fil.*, in Brasilien u. anderwärts C. brasiliana *Lam.* mit 0,7 m. langen, säbelartig gekrümmten Fruchthülsen, ihre Stelle, sowol landschaftlich als auch arzneilich. Abgesehen von vielen andern Arten, die in ihrer Heimat nützlich sind, lieferte früher C. alata *L.* aus den Tropen aller Welttheile die Folia Cassiae herpeticae gegen Hautkrankheiten, während der ausgepreßte Saft gegen Spulwürmer diente. Die ebenfalls über alle Tropen verbreitete C. occidentalis *L.* lieferte die Cortex Fedegozo gegen Wechselfieber. Die C. Akákalis *Royle.* aus Binnenafrika giebt die berühmten Chichmasamen gegen die ägypt. Augenkrankheit u. war als ähnliches Arzneimittel schon den alten Griechen bekannt. Selbst als Ziersträucher haben sich die C.-Arten eingeführt; z. B. C. corymbosa *Lam.* aus Buenos Aires, C. Marylandica *L.* u. a. Letztere giebt in ihrem nordamerikan. Vaterlande ebenfalls Sennesblätter (Folia Sennae americanae od. marylandicae). — Cassienrinde u. Cassienöl s. unter „Cinnamomum".

Nr. 1883. Zweig vom Sennesstrauch (Cassia lanceolata).

Cassianus, Johannes, Begründer des Mönchthums im südl. Frankreich, wurde um die Mitte des 4. Jahrh. geb. Daß er Skythe von Geburt gewesen sei, ist eine Fabel; vielmehr scheint er nach seinem lat. Stil aus dem Abendland zu stammen. Nach längerem Aufenthalt in einem Kloster zu Bethlehem unternahm er mit seinem Abte Germanus 390 eine Reise zu den Einsiedlern Aegyptens u. verweilte bei denselben 7 Jahre. Zu Anfang des 5. Jahrh. finden wir ihn bei dem Patriarchen Chrysostomus in Konstantinopel, der ihn zum Priester weihte. Nach der Verbannung desselben begab er sich nach Rom, um für ihn bei Papst Innocenz I. zu wirken, bis er nach 410 einer Einladung zur Begründung von Klöstern in der Provence folgte. Die Grundsätze, nach denen er zwei Klöster in der Nähe von Marseille (für Männer u. Frauen) stiftete u. welche milder sind, als die ägyptische Mönchsregel, hat C. dargestellt in seinen 12 Büchern über die Einrichtungen der Klöster. Abweichend von der des Augustinus ist seine Lehre, daß durch den Sündenfall die sittliche Kraft des Menschen zwar erkrankt, aber nicht völlig ertödtet sei; sie fand im Abendland Beifall, wurde aber nach seinem Tode als Semipelagianismus geächtet. C. starb um 440. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Alardus Gazet (Lpz. 1722 u. ö.)

Cassinet ist eine Art Halbtuch, das fest gedrehtes Baumwollengarn zur Kette u. Streichwollgarn zum Einschuß hat, das beim Weben dicht geschlagen, nicht gewalkt, auf der rechten Seite geschoren u. heiß gepreßt wird. Es dienen derartige Stoffe in verschiedenen Farben u. Mustern bes. zu Beinkleidern u. werden in den sächs. Weberdistrikten viel gearbeitet.

Cassini ist der Name einer ital. Adelsfamilie, der u. a. vier berühmte Astronomen entstammen. Der berühmteste derselben war Giovanni Domenico C., geb. am 8. Juni 1625 zu Perinaldo bei Nizza. Derselbe studirte in Genua u. erhielt schon mit 25 Jahren den Lehrstuhl der Mathematik u. Astronomie zu Bologna, wo bald darauf seine erste Schrift (über den Kometen d. J. 1652 u. 53) erschien. Dort bestimmte er auch 1656 das Aequinoctium u. gab 1662 in Gemeinschaft mit

seinem Kollegen, Marchione Malvasia, neue Sonnentafeln u. Sonnenephemeriden heraus. Die päpstliche Regierung übertrug ihm die Rektifikation des Chianaflusses u. ernannte ihn zum Oberintendanten der Citadelle S. Urbino, doch konnten diese Aemter ihn nicht seinen astronomischen Forschungen entfremden. Bei seinen bedeutungsvollen Arbeiten über den Jupiter fand er dessen Abplattung, aus der Bewegung der dunklen Fleckenzonen die Rotationsperiode des Planeten, welche er bis auf wenige Minuten genau ableitete. Ferner hat er zuerst die Schatten der Trabanten auf der Jupitersscheibe deutlich gesehen u. ihre period. u. synod. Umlaufszeiten genauer als Galilei bestimmt. Die Ermittelung der Planetenrotationen, von denen früher Niemand etwas geahnt hatte, war damals bes. auch dadurch wichtig, daß sie neue Beweise für die mehrfach noch geleugnete Erdrotation lieferte. So wichtige u. erfolgreiche Arbeiten lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf C., u. Ludwig XIV. übertrug ihm 1669 die Direktion der neuen Sternwarte zu Paris. Hier bereicherte er die Kenntniß des Saturnsystems durch Auffindung von noch vier Saturnmonden, außerdem entwickelte er das Gesetz, nach welchem sich der Mond um seine Achse bewegt (Cassinisches Gesetz). Ferner stellte er zuerst Beobachtungen über das Zodiakallicht an u. dehnte die von Picard angefangene u. von Lahire fortgesetzte Gradmessung über ganz Frankreich vom Kanal bis zu den Pyrenäen aus. C. starb zu Paris 11. od. 14. Sept. 1712. — Ihm folgte im Direktorat der Sternwarte zunächst sein Sohn Jacques C., geb. zu Paris 18. Febr. 1677, gest. zu Thury bei Clermont (Oise) 16. April 1756. Er schrieb ein wichtiges Werk über die Bahnneigung bei den Trabanten u. dem Ringe des Saturns. Gegen die aus Newton's Gravitationstheorie gefolgerte Abplattung der Erde nach den Polen zu behauptete er jedoch fälschlich (wie übrigens auch schon der Vater), daß die Erde in ihrer Umdrehungsachse (von einem Pol zum andern) etwas verlängert sei. Er gab „Elemente der Astronomie" u. astronom. Tafeln heraus. — Sein Sohn, der nach dem Tode des Vaters dessen Stellung an der Sternwarte einnahm, César François, als C. de Thury bekannt, geb. zu Paris 17. Juni 1714, gest. das. 4. Sept. 1784 als Director des Pariser Observatoriums, gab u. a. eine große topograph. Karte von Frankreich heraus. Er hatte zum Nachfolger wiederum seinen Sohn Jacques Dominique C., Graf Thury, geb. zu Paris 30. Juni 1748. Derselbe nahm an der neuen Eintheilung Frankreichs in Departements Theil u. vollendete 1789 die von seinem Vater angefangene, aus 184 Blättern bestehende Karte von Frankreich. Sie dient allen großen Werken der Art zum Modell. Im Atlas national ist sie auf 1/4 ihres Maßstabes reduzirt. Im J. 1792 wurde er, da er das Direktorat der Sternwarte nicht mit drei Anderen theilen wollte, wie es die Nationalversammlung verlangte, abgesetzt u. eingekerkert. Als man ihm später die Freiheit wiedergab u. aufs Neue die Direktion übertragen wollte, nahm er sie nicht an. Er starb als Privatmann zu Thury 18. Okt. 1845. — Die Direktion der Pariser Sternwarte seitens der vier C.'s hatte 123 J. gewährt; allein keiner der späteren erreichte den hohen Ruhm des ersten, u. nam. über den vierten äußerte Lalande, daß während seines Direktorats auf der Sternwarte Jeder gethan hätte, was er wolle. Thatsache ist, daß die meisten Astronomen in Paris sich vom Grand Observatoire fern hielten u. an anderen Orten beobachteten. — Alexandre Henri Gabriel, Vicomte de C. (Sohn des vierten C.), geb. zu Paris 9. Mai 1781, sollte Anfangs gleichfalls Astronom werden, wandte sich jedoch mit Vorliebe der Botanik zu u. beschäftigte sich bes. mit den Synanthereen od. Kompositen, über die er in den J. 1813 bis 1825 mehrere Abhandlungen veröffentlichte. Im J. 1829 wurde er Rath am Kassationshofe u. 1831 Pair von Frankreich. Er starb zu Paris 16. April 1832 als der Letzte seines berühmten Geschlechts.

Cassiodōrus, Magnus Aurelius, italienischer Staatsmann u. Geschichtsschreiber, geb. um 465 n. Chr. zu Scyllacium in Calabrien, stand dem Odoaker u. nach dessen Sturz dem Theodorich u. dessen Nachfolger als Geheimsekretär u. Minister zur Seite u. beschloß sein Leben in hohem Alter (um 570) in dem von ihm in der Nähe seines Geburtsortes errichteten Kloster Vivarese, wo er seine Umgebung zu wissenschaftlicher Thätigkeit u. zum Abschreiben alter Handschriften anregte. Wir besitzen von ihm „Variarum libri XII", eine für die Geschichte jener Zeit höchst werthvolle Sammlung amtlicher u. privater Schreiben. Von seiner Historia Gothorum" ist nur noch ein Auszug (von Jordanes) erhalten.

Cassiopeja, Sternbild am nördl. Himmel zwischen Cepheus u. Perseus („Astronomie", Abbild. 859), 55 Sterne, darunter 5 dritter Größe, die ein W bilden.

Cassius, Cajus Longinus, der „letzte Römer", wie ihn sein Freund M. Brutus nannte, machte seine militär. Schule im Feldzuge des Crassus gegen die Parther (53—51), schloß sich in dem Kampfe zwischen Cäsar u. Pompejus dem Letztern an, wurde aber später von Cäsar begnadigt u. zur Würde des Prätors befördert. Trotzdem bereitete er mit Brutus die Verschwörung vor, die zur Ermordung des Imperators führte (44). Später focht er mit Brutus gegen Antonius u. Octavian in Asien; einige vorläufige Kämpfe leitete er mit Glück; dagegen wurde in der Entscheidungsschlacht bei Philippi (42) der von ihm befehligte Flügel geschlagen. In der irrigen Meinung, daß auch Brutus, der auf dem andern Flügel erfolgreich kämpfte, geschlagen sei, ließ er sich, am Heil der Republik verzweifelnd, auf dem Schlachtfelde von seinem Freigelassenen tödten. — Ein anderer C., aus Parma gebürtig, war gleichfalls an der Ermordung des Cäsar betheiligt u. kämpfte unter Brutus u. C. gegen Antonius, dem er sich jedoch später anschloß. Octavian ließ ihn nach der Schlacht bei Actium tödten. Von seinen lyr. u. dramatischen Dichtungen besitzen wir nichts mehr. — Ein von den Römern sehr geschätzter Rechtslehrer desselben Namens (Cajus Longinus C.) war unter dem Kaiser Claudius Statthalter von Syrien (50 n. Chr.).

Cassius, Andreas, ein Arzt zu Hamburg, der um die Mitte des 17. Jahrh. lebte, Leibmedikus des Herzogs von Holstein war u. 27. Mai 1673 zu Hamburg starb. Bekannt geworden ist er nam. durch die Erfindung des nach ihm benannten Goldpurpurs (s. Gold).

Nr. 1884. Zweig der echten Kastanie od. Marone (Castanea vera).

Castanea vesca *Gärtn.*, Kastanie, Maronenbaum, ein den Buchen sehr nahe verwandter Baum, den Linné deshalb auch Fagus Castanea nannte u. der sich aus gleichem Grunde auf Buchenstämme pfropfen läßt, ursprünglich wol den Ländern des Pontus entstammend, jetzt eingebürgert in ganz Südeuropa, selbst in Süddeutschland noch zu einem hohen Baume emporwachsend, in geringeren Dimensionen sogar noch am östlichen Harze um Wernigerode, Blankenburg u. s. w. blühend u. Früchte reifend. Am Südabhange der Alpen bildet er ausgedehnte Waldungen mit schönen, eichenartigen Stämmen. Für den Süden ist er ein wahrer Brotbaum, der in seinen Früchten die Kartoffel auf die schmackhafteste Weise ersetzt, bes. in den Früchten der jungen Ausläufer, denn nur diese sind die eigentlichen Maronen. Man trifft daher oft weite Strecken nur mit Kastanienbuschwerk bestanden an. Das saftige Grün des kräftigen, gezähnten Laubes, die Kräftigkeit der Ausläufer, welche schon in ihren schnurgeraden Stämmchen ihr üppiges Wachsthum andeuten, die Mächtigkeit des Baumes selbst, der mit der Kraft der Eiche seine gewaltige Krone bildet, der mit Früchten über u. über

behängte Baum: das macht die Kastanie zu einem Charakterbaum voll großer Schönheit. Die Früchte selbst springen in vier Klappen auf u. entleeren 2—3 braune Nüsse mit brauner Schale, welche den großen eßbaren, stärkemehlreichen Kern einschließt; ganz ähnlich, wie wir das an unserer einheimischen Buche beobachten. Selbst die Blüte ist nicht uninteressant; denn obwol sie als männliche nur ein Kätzchen, als weibliche nur ein Häufchen weißgelblicher Blumen bildet, so drängen sich doch beide so kräftig u. bemerkbar hervor, daß der blühende Baum wie mit Quasten geziert erscheint. Die derbe, später rissige Rinde des Stammes ist ein Färbe- u. Gerbemittel, das Holz ein vorzügliches, dem Eichenholze gleich geachtetes Bauholz. Der Baum ist auch nach Nordamerika verpflanzt worden, wo er völlig eingebürgert ist. Doch beherbergt dieses Land auch eine eingeborene, mehr strauchförmige eßbare Art (*C. pumila Mr.*) mit unterseits filzigen Blättern. In dem klimatisch entsprechenden Theile von China u. Cochinchina wächst *C. chinensis Spr.*, ein großer Baum mit abstehenden Aesten, aber mit Blättern, welche am Grunde ganz sind, mit zweiklappigen Kapseln u. nur einer Frucht, die um die Hälfte kleiner als die europäische ist, sonst aber ganz deren Geruch u. Geschmack hat. Doch wird diese Art nur wenig benutzt; das Holz gehört zu dem besten Bauholze, das man dort kennt. Auf Java kennt man ebenfalls Kastanien mit eßbaren Früchten.

Castaños (spr. Kastanjos), Don Francisco Xaver de (Herzog von Baylen), span. General, geb. 22. April 1756 in Biscaya, kommandirte in dem Aufstande gegen die Franzosen 1808 in Andalusien u. schlug den General Dupont bei Baylen (s. d.), legte jedoch infolge der Niederlage bei Tudela das Kommando nieder. Im J. 1811 nahm er mit dem von ihm befehligten 4. span. Armeecorps rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Vittoria. Von Ferdinand VII. in den Staatsrath berufen, trat er für eine maßvolle Politik gegen die Karlisten ein. Nach Espartero's Sturz wurde ihm die Vormundschaft über die Königin Isabella übertragen. Er starb 24. Sept. 1852.

Castel, Stadt im Großherzogthum Hessen, s. „Mainz".

Castelar, Emilio, bedeutender Redner u. Wortführer der republikan. Partei in Spanien, geb. 1832 zu Cadix, machte seine juristischen u. philosophischen Studien an der Universität zu Madrid u. wurde das. 1857 als Prof. der Philosophie u. Literatur angestellt. Seinen von begeisterter Hingabe getragenen Vorträgen kam eine in Spanien seltene Vertrautheit mit der deutschen Philosophie zu Gute; seine Geschichtsauffassung ist nam. von Hegel'schen Ideen durchtränkt. In polit. Beziehung schloß er sich frühzeitig der demokrat. Partei an, deren Organe er fleißig mit Beiträgen unterstützte. In dem seit 1864 von ihm geleiteten Journal „Die Demokratie" griff er muthig die bestehenden Zustände an u. nahm offen für die Republik Partei, hielt sich jedoch von sozialistischen Ausschreitungen fern. Infolge seiner Theilnahme am Aufstandsversuch im Juni 1866 zum Tode verurtheilt, floh er nach Frankreich, bereiste von hier aus West- u. Südeuropa u. kehrte erst nach dem Ausbruch der Septemberevolution 1868 nach Spanien zurück, wo er fortan im Bunde mit Orense u. anderen Gesinnungsgenossen für die Errichtung einer Republik thätig war. Die berühmten Reden, die er in den Cortes gegen die monarchische Politik Prim's, ferner über Religionsfreiheit, Abschaffung der Sklaverei u. s. w. hielt, sind Meisterstücke parlamentar. Beredsamkeit. Im Deutsch-franz. Kriege nahm er nach der Verkündigung der Republik in Frankreich (Sept. 1870) für letzteres Partei. Die Berufung des Herzogs von Aosta auf den span. Königsthron (Nov. 1870) hat in der oppositionellen Stellung C.'s u. seiner Freunde nichts geändert.

Castelcicala, Fürst Fabricio Ruffo von, neapolitan. Minister, geb. um 1755, war unter Acton Präsident des reaktionären Inquisitionsgerichts (1793—98), übernahm nach Acton's Rücktritt dessen Portefeuille u. betrieb eifrig die Kriegserklärung an Frankreich. Später ging er als Gesandter nach London u. Paris, in welcher letztern Stellung er 13. April 1832 starb.

Castelfidardo, kleiner Ort in der ital. Provinz Ancona, bekannt durch den Sieg, den hier Cialdini über die päpstl. Truppen 18. Sept. 1860 erfocht.

Castelfranco, befestigter Ort in der ital. Landschaft Venedig am Musone, 1801 von den Franzosen erobert; 23. Nov. 1805 siegten hier die Franzosen über die zum Entsatz herbeieilenden Oesterreicher.

Castelgandolfo, kleiner Ort in der Nähe von Rom, auf dem hohen Ufer des Albanersees gelegen, mit herrlicher Aussicht auf Rom, die Campagna, die Tiber u. das Meer von dem päpstlichen Lustschlosse aus. Früher gehörte C. einer röm. Familie Gandolfo, daher der Name; seit 1596 ist es Eigenthum des Papstes.

Castellamare, eigentl. Castello a Mare di Stabia, Fabrik- u. Handelsstadt von 15,000 E. am Südostgestade des Meerbusens von Neapel, theilweise erbaut auf der mit Pompeji u. Herculanum untergegangenen Stadt Stabiä, mit zwei Kastellen u. einem guten geschützten Hafen; wegen der reizenden Lage, der gesunden Luft u. der Mineralbrunnen von reichen Neapolitanern viel besucht. Die Stadt liegt am Fuße des mit Reben, Kastanien u. Villen geschmückten Monte Auro, der eine herrliche Aussicht gewährt: zu seinen Füßen erblickt man den Golf von Neapel, links die Küste von Sorrento, rechts die Ruinen von Pompeji u. den Vesuv. Im Angesichte von C. schlug 1648 Richelieu die span. Flotte zur See u. 1799 General Macdonald die vereinigten engl. u. neapolitan. Truppen zu Lande. — Zwischen Trapani u. Palermo auf der Nordseite Siziliens liegt die Hafenstadt gleichen Namens mit 9000 E., welche Thunfischfang u. bedeutenden Handel mit Anchovis treiben. Die Ruinen der alten Stadt Segesta liegen in der Nähe.

Castelli, Ignaz Friedrich, deutscher Dichter, geb. 6. März 1781 zu Wien, studirte die Rechte, betrat die Beamtenlaufbahn u. wurde später als Hoftheaterdichter am Kärntnerthortheater zu Wien angestellt, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte; er starb 5. Febr. 1862. Seine zahlreichen, theils sentimentalen, theils heiteren Volksstücke, die sich einst einer allgemeinen Beliebtheit erfreuten, sind jetzt veraltet. Von bleibenderem Werth sind seine echt volksthümlich gehaltenen „Gedichte in niederösterreich. Mundart" u. seine meist launigen poet. Erzählungen.

Castellon, Provinz im Königreich Valencia, grenzt im N. an Teruel, im NO. an Tarragona, im SO. an das Meer, im S. an Valencia; ein wildromantisches Bergland, reich an Erzen, Braunkohlen u. Mineralquellen, 115 □M., 261,000 Einw. in 10 Gerichtsbezirken mit 953 Ortschaften. Die Hauptstadt C. de la Plana mit 19,300 E. hat ihren Beinamen von der Ebene, in der sie liegt. Die Nähe des Meeres mit dem Hafenort Grao, der Fl. Mijares u. die valencianisch-catalonische Heerstraße geben der Stadt ihre Bedeutung als Handels- u. Fabrikstadt.

Castelnuovo, befestigte Hafenstadt mit 900 Einw. im Kreise Cattaro (Dalmatien), am Eingang in die Bai von Topla. Bei C. am Gardasee in Oberitalien fand 11. Apr. 1848 ein Gefecht zwischen den Oesterreichern u. den ital. Freischaren statt.

Castelvetrano, Stadt mit 18,200 E., in der Provinz Trapani auf Sizilien, gen. die Palmenstadt, auf einem Felsen gelegen. Ausgezeichnete Alabaster- u. Korallenarbeiten werden dort verfertigt. Im SO. der Stadt befinden sich die Ueberreste des alten Selinus mit großartigen Tempelruinen.

Castes heißen in Mittel- u. Südamerika Einwohner aus vermischtem Blut.

Casti, Giambattista, Wiener Hofpoet, geb. 1721 zu Prato in Toskana, reiste in Deutschland, Frankreich u. Rußland, theilweise als Begleiter des jüngeren Grafen Kaunitz, wurde nach Metastasio Hofdichter in Wien, begab sich nach Josef's II. Tode nach Paris u. starb das. 1803. Seine Hauptwerke sind: „Novelle galanti in ottave rime" (Par. 1793), welche bisweilen die Grenzen des Schicklichen überschreiten u. nicht selten langweilig werden, ein komisches Epos mit polit. Tendenz: „Gli animali parlanti" (Par. 1802) u. das „Poema Tartaro" (Mailand 1803), das die Kaiserin Katharina von Rußland angreift. Auch hat er komische Opern verfaßt.

Castiglione (spr. Kastiljone), Graf Baldassare, ital. Schriftsteller, geb. 6. Dez. 1478 zu Casatico bei Mantua, lebte am Hofe der Herzöge Guidobaldo u. Francesco von Urbino, die ihn mehrmals in diplomat. Geschäften nach Paris, London u. Rom sandten, u. wurde später von Karl V. nach Spanien gezogen, wo er 2. Febr. 1529 zu Toledo starb. Die Diktion seiner prosaischen Schriften („Il libro del Cortegiano" u. a.) gilt in Italien als mustergiltig; auch seine poet. Arbeiten zeichnen sich durch Zierlichkeit des Ausdrucks aus.

Castiglione, Giovanni Benedetto, ital. Maler (geb. 1616 in Genua, gest. 1670 in Mantua), der, bisweilen dem van Dyck nach-

ahmend, eine außerordentliche Menge von Bildern mancherlei Art, Genrestücke, Altarbilder, Viehstücke u. Stillleben malte, unter denen seine in vielen Galerien Europa's zerstreuten Thierbilder die gelungensten sind. Er radirte auch in Kupfer u. lieferte hierin einige geistvolle Blätter in Rembrandt's Manier.

Castiglione (spr. Kastiljone), delle Stiviere, Ort in der ital. Provinz Brescia (Lombardei), an der Straße von Mantua nach Brescia (gegen 1000 Einw.). Hier siegte 9. Sept. 1706 der franz. General Medavi über den Prinzen von Hessen, 5. August 1796 Bonaparte über den österr. General Wurmser. Marschall Augereau, der in dems. Jahre das damals gut befestigte Kastell der Stadt einnahm, wurde später hierfür vom Kaiser zum Herzog von C. ernannt. Nicht weit davon ist das Gefechtsfeld des 1859 von den Franzosen über die Oesterreicher erfochtenen Siegs von Solferino (s. d.).

Castiglioni (spr. Kastiljoni), Carlo Ottavio, ital. Münzforscher u. Sprachgelehrter, entstammte einem alten u. angesehenen Grafengeschlecht zu Mailand. Geb. 1784, widmete er sich von früher Jugend an mit Vorliebe der Münzforschung u. bekundete durch seine 1819 erschienene Beschreibung der kufischen Münzen des Mailänder Museums, sowie durch sein Werk über Geschichte u. Geographie der Berberei auf Grund arabischer Münzen, eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit auf diesem Gebiet. Sodann aber betheiligte er sich an der Herausgabe der von Angelo Mai in Mailand 1817 entdeckten Fragmente der gothischen Bibelübersetzung des Ulphilas. Sie erschienen mit werthvollen Anmerkungen C.'s von 1819—39 in fünf Heften. Die letzte Veröffentlichung C.'s von 1847 betraf wieder kufische Münzen. Er starb 10. April 1848 zu Genua.

Castilho (spr. Kastilju), Antonio Feliciano de, einer der besten neueren portugies. Dichter. Er wurde 1800 zu Lissabon geb., studirte in Coimbra die Rechte u. gab noch als Student 1821 seine berühmten bukolischen Gedichte: „Cartas de Echo e Narciso" heraus, wovon in kurzer Zeit 4 Aufl. erschienen. Ferner schrieb er: „A Primavera, collecão de poematos", „Amor e melancolia o a novissima Heloisa" u. a. m. Auch übersetzte er die „Metamorphosen" u. „Amores" des Ovid.

Castilien, früher ein bes. Reich in Spanien, in natürlicher u. polit. Beziehung die Mitte des Reiches, derjenige Landestheil der Halbinsel, welcher die Plateauform am eigenthümlichsten zeigt, der Kern u. Haupttheil der Monarchie. Die Theilung in 2 Provinzen ist durch Natur u. Geschichte gegeben.

Alt-C. Grenzen: das Atlantische Meer, Biscaya, Navarra, Aragonien, Neu-C., Estremadura, Leon u. Asturien. Bodenbeschaffenheit: Die große Fläche des Landes (850 m. mittlere Höhe) ist fast ganz von Bäumen entblößt, aber angebaut; ödes Steppenland ist nur die Gegend von Valladolid. Der Boden, theils sandig, theils lehmig od. schwarzer Humus, eignet sich sehr wohl zum Ackerbau; einzelne Provinzen, wie Segovia, Avila, Burgos, sind die Kornkammern des ganzen Reiches; dagegen gleichen die unangebauten Strecken von Soria steinigen Wüsten. Bewaldete Gebirge bekränzen die große Ebene, es sind der nördl. Theil des Iberischen, die westliche Hälfte des Cantabrischen u. das Castilische Scheidegebirge. Produkte: in den Ebenen Weizen, Roggen, Gerste, Hanf u. Flachs, an den Abhängen Obst u. Wein. Die Triften beleben bes. die altberühmten Merinoschafe; die Gebirge liefern Erze, Steinkohlen u. Steinsalz. Flüsse: der Duero, welcher von O. nach W. die große Ebene durchströmt u. seine Nebenflüsse Pisuerga, Carrion u. Valderaduey. Zum Schiffahrtsverkehr eignet sich keiner; die hierzu nöthige Kanalisirung ist erst projektirt. Die Ausführung derselben, sowie die Vollendung der in Angriff genommenen Eisenbahnen, werden der darniederliegenden Industrie einen bedeutenden Aufschwung geben. Die alten Kanäle (de Castilla, de Campos u. de Segovia) erleichtern den Getreidetransport; die Fahrstraßen sind in sehr schlechtem Zustande. Bevölkerung: Auf 1194 □M. wohnen in 8 Provinzen 1,610,000 Einw., Abkömmlinge der Ureinwohner u. Gothen. Nach der im 9. Jahrhundert erfolgten Vertreibung der Mauren lebten dieselben unabhängig unter selbstgewählten Richtern, welche sich bald Grafen von C. nannten. Von 1034 bis 1230 war Alt.-C. ein eigenes Königreich. Unbeugsamkeit, Uneigennützigkeit, Gastfreundschaft u. strenge Sittlichkeit zeichnen den Altcastilianer aus. Die bedeutenderen Städte sind: 1. in der Provinz Santander: Santander, 29,000 Einw., Hafenplatz; 2. in der Provinz Palencia: Palencia 12,900 Einw. am Carrion; 3. in der Provinz Valladolid: Valladolid 22,000 Einw. am Kanal von Castilien; 4. in der Provinz Avila: Avila 6500 Einw., am Adaja; 5. in der Provinz Segovia: Segovia 10,400 Einw. am Eresma, Ildefonso 1900 Einw.; 6. in der Provinz Soria: Soria 5100 Einw. am Duero; 7. in der Provinz Burgos: Burgos 26,100 Einw. am Arlanzon; 8. in der Provinz Logroño: Logroño 11,300 Einw., Calahorra 7200 Einw.

Neu-C. Grenzen: N. Alt.-C., O. Aragonien u. Valencia, S. Murcia, Jaen u. Cordova, W. Estremadura. Bodenbeschaffenheit: Hochebene von 820 m. mittlerer Höhe, umgeben von Gebirgen. Im O. erhebt sich die Sierra Albarracin, zum Iberischen Gebirge gehörig, im S. das andalusische Scheidegebirge, im W. die Sierra de Toledo u. Estremadura, im N. das castilianische Scheidegebirge. Die ausgedehntesten Ebenen finden sich im südl. Theile der niederen Mancha; der mittlere Theil ist öde Steppe mit salzhaltigem Boden u. einigen Salzseen; Waldung fehlt ganz, Bäume sind selten. Flüsse: Tajo mit seinen Nebenflüssen Jarama, Guadarama u. Alberche, Jucar, Segura, Guadiana; sie dienen nicht zur Schifffahrt u. nur stellenweise zur Bewässerung. Die Kanalisirung des Tajo ist noch Projekt. Klima: Der Himmel ist fast immer wolkenfrei, der nächtliche Thau reicht nicht immer hin, die ärmliche Vegetation vor dem sengenden Sonnenstrahl zu schützen. Produkte: Die staubige Steppe erzeugt nur kleine Olivenpflanzungen, Getreide, Bohnen u. Safran; große Strecken liegen unangebaut da; dagegen bilden zahlreiche Merinoschafherden den Reichthum des Landwirths; die Gebirge liefern Quecksilber, Eisen u. Steinsalz.

Nr. 1885. Bewohner von Castilien, Umgegend von Madrid.

Handel u. Industrie erstrecken sich hauptsächlich auf Wolle u. Wollenstoffe; der Handel erinnert an den Karawanenhandel, da er durch große Züge von Maulthieren vermittelt wird. Bevölkerung: Auf 1316 □M. wohnen 1,478,000 Menschen in 5 Provinzen. Trotz des traurigen Landes ist der stolze Castilianer der Repräsentant des span. Volkscharakters, seine Herrscher sind die des Landes geworden, seine Sprache ist allg. Schriftsprache u. Umgangssprache jedes gebildeten Spaniers. Dem Neucastilier fehlt die Offenherzigkeit, Freundlichkeit u. Gefälligkeit des Altcastiliers. Alphons VI. vereinigte 1085 das maurische Königreich Toledo unter dem Namen Neu-C. mit Alt-C. Nach baldiger Trennung vereinigte Ferdinand III. 1230 beide Staaten wieder unter dem gemeinschaftlichen Namen C., das, mit Aragonien verbunden, 1479 das Königreich Spanien bildete. Städte: 1. in der Provinz Madrid: Madrid, 281,200 Einw., am Manzanares; Aranjuez, 10,800 Einw., am Tajo; Alcala de Henares, 8700 E., am Henares; 2. in der Provinz Guadalajara: Guadalajara, 6600 Einw., am Henares; 3. in der Provinz Cuenca: Cuenca, 7700 Einw., am Jucar; La Mota del Cuervo, 3600 Einw. (Don Quixote's Abenteuer mit den Windmühlen); 4. in der Provinz Ciudad-Real: Ciudad-Real, 10,200 E., Hauptstadt der Mancha; Almagro, 10,300 Einw., sehr alte Stadt; Daimiel, 12,500 Einw., am Azier; Almaden, 7500 Einw.; 5. in der Provinz Toledo: Toledo, 17,300 Einw. (Residenz der maurischen Könige); Talavera am Tajo, 9300 Einw.

Castilla (spr. Kastilja), Don Ramon, geb. 31. Aug. 1797 zu Tarapaca, war von 1845—51 u. später wiederholt Präsident von Peru, das er durch Energie u. Klugheit in kurzer Zeit militärisch, finanziell u. industriell bedeutend hob. Im J. 1862 bereitete er der franz. Expedition in Mexiko, indem er Juarez unterstützte, große Schwierigkeiten. Er war von Neuem zum Präsidenten gewählt worden, als er plötzlich 30. Mai 1867 starb.

Castlereagh (spr. Käßl'rih), Viscount Henry Robert Stewart (Marquis von Londonderry), engl. Staatsmann, geb. 18. Juni 1769 auf Mount-Stewart in der irischen Grafschaft Down, wurde 1793 ins irische Parlament gewählt, wo er alsbald von der Opposition zu Pitt übertrat. Zum Sekretär bei der irischen Verwaltung ernannt, arbeitete er auf die Vereinigung Irlands mit England hin (1800). Pitt übertrug ihm 1804 die Ministerien des Kriegs u. der Kolonien, die er 1806 (nach Pitt's Tode) niederlegte, um sie erst 1808 wieder aufzunehmen. Ein Streit mit seinem Kollegen Canning (s. d.) veranlaßte ein Duell, das den Rücktritt Beider zur Folge hatte (1809). Erst seit 1812, wo er das Ministerium des Auswärtigen übernahm, erhielt er Gelegenheit, seine bedeutenden polit. Talente ganz zu entwickeln. Die Fehlgriffe Napoleon's geschickt benutzend, schürte er die Koalition gegen ihn u. half mit ungemeiner Rührigkeit u. Zähigkeit das Netz über seinem Haupte zusammenziehen. Dagegen war er nach dem Sturz des Tyrannen den durch Schmeichelkünste um seine Gunst buhlenden Höfen zu Willen, anstatt nüchtern u. selbstlos dem Interesse seiner Nation zu dienen. Auch im Innern — er war inzwischen thatsächlich an die Spitze des Kabinets getreten — verfolgte er eine unpopuläre, freiheitsfeindliche Politik. Nur die aller Reform abgeneigten Kreise des hohen Adels u. der Geistlichkeit hielten fest zu ihm. Die unritterliche Haltung aber, die er in dem Prozeß des Königs Georg IV. gegen dessen Gemahlin Karoline einnahm, die Herzlosigkeit, mit der er dem wachsenden Nothstande der arbeitenden Klassen zusah, die Brutalität, mit der er einen daraus hervorgegangenen Aufstand in Manchester unterdrücken ließ (1819), beraubten ihn vollends aller Sympathien. Trotzdem suchte C. noch einige Zeit die von ihm eingeschlagene Richtung zu verfolgen, bis er sich schließlich in einem Anfall von Geistesstörung 22. Aug. 1822 die Pulsader am Halse öffnete u. an den Folgen dieser Selbstverwundung an demselben Tage starb. Seine Briefe u. Aufzeichnungen sammelte sein Bruder Vane, Marquis v. Londonderry („Correspondence, despatches and other papers", 8 Bde., Lond. 1847—51).

Castor, nach der griech. Mythol. einer der Dioskuren (s. d.), der sterbliche Bruder des Polydeukes od. Pollux. — Der mit α bezeichnete Stern zweiter Größe (ein Doppelstern) im Sternbild der Zwillinge führt gleichfalls diesen Namen.

Castra, das röm. Feldlager, von castrum, bildete nach der Beschreibung des griech. Geschichtschreibers Polybios, der dabei ein consularisches Heer von zwei Legionen u. den dazu gehörenden italischen Bundesgenossen u. fremden Hülfstruppen (in der Blütezeit der Republik außer den Hülfstruppen 18,480 Mann Infanterie u. 1100 Mann Kavallerie, später mehr) im Auge hat, ein Quadrat, das durch zwei sich rechtwinkelig schneidende Hauptstraßen in vier kleinere Quadrate getheilt war. Schaute man vom Mittelpunkte aus nach dem Feinde od., wenn dieser nicht vorhanden war, nach Sonnenuntergang zu, so hatte man gerade vor sich das Hauptthor im Walle, Porta praetoria, hinter sich die Porta decumana, u. stand auf einem, beide verbindenden, 16 m. breiten Wege, Decumanus. Der dann von links nach rechts laufende, 33 m. breite Hauptweg, Via principalis, endigte wieder in die Porta principalis dextra u. P. princ. sinistra. Vom Mittelpunkt bis zur Porta decumana war die Straße bis auf 80 m. erweitert, um Platz zu gewinnen 1. für das hart am Centrum u. am dortigen Versammlungsplatz der Soldaten (Principia) stehende Feldherrnzelt, vor welchem der Opferaltar u. an der rechten Ecke der Platz für die Vogelschau (Augurale), an der linken das aus Rasen erbaute Tribunal sich befanden; 2. für den Marktplatz des Lagers od. das Forum, u. 3. für das der Porta decumana zunächst liegende Quaestorium, enthaltend das Zelt des Quästor u. einen Raum zu Vorräthen u. Beutestücken. Die beiden Rechtecke zur Linken u. Rechten des Hauptquartiers waren durch je zwei mit dem Decumanus parallel laufende Wege in sechs u. durch die dieselben in der Mitte durchschneidende Via quintana in zwölf Zeltquartiere zerfällt, von denen die 8 inneren von den Legionssoldaten, die 4 äußeren von den Bundesgenossen eingenommen wurden. Diesen Zeltreihen u. dem Prätorium gegenüber lagen an der Via principalis die Zelte der Kriegstribunen, u. hinter ihnen in der zweiten Lagerhälfte waren die Hülfstruppen nebst den Elitetruppen des kommandirenden Generals einquartiert. Der gesammte innere Raum des Lagers war durch einen Zwischenraum von 62 m. Breite von dem Walle getrennt, um die Soldaten vor feindlichen Geschossen zu sichern u. zugleich Raum für Vieh u. Wagen zu gewinnen. Der von einem Graben umsäumte Wall selbst, an jeder Seite des Quadrats 826 m. lang u. 1—2 m. hoch, war gewöhnlich mit Rasen belegt u. an der Außenseite durch Schanzpfähle u. Flechtwerk verpallisadirt. — Eine andere Eintheilung hatte der Lagerraum, so oft ein doppeltes consularisches Heer von vier Legionen zusammen lagerte. Dann befand sich das Hauptquartier nicht auf der Seite von der Porta decumana zu, sondern gerade gegenüber nach der Porta praetoria zu, unmittelbar hinter den Kriegstribunen, hatte das Forum u. das Quästorium an seiner Seite, worauf dann links u. rechts wieder die Elitetruppen folgten, während die Hülfstruppen dahinter, also zu beiden Seiten der Porta praetoria, lagerten. Die andere Hälfte war durch fünf mit dem Decumanus parallel laufende Wege u. die quer durchschneidende Via quintana in 12 doppelte Zeltreihen getheilt, in denen je zwei Truppengattungen lagerten. — Die Absteckung des Lagers geschah durch einen Tribunen u. einige Centurionen, die zuerst den Platz für das Prätorium aussuchten u. dann die anderen Linien durch bunte Fähnchen bezeichneten. Das angekommene Heer machte sich sofort an die Befestigung des Platzes, wobei den Legionen die beiden Breitseiten, den Bundesgenossen die Längenseiten des Walles zufielen. Hierauf wurden die ledernen Zelte abgeladen u. aufgespannt. Auf die Hauptwache zog täglich ein Manipel (die Legion hatte 30 M.). Außerdem stand bei jedem Manipel ein Posten, bei dem Quästorium drei. Die Posten während der Nacht, die in vier Ablösungen zerfiel, bestanden aus je vier Mann. Das Ende der Tagwachen wurde durch ein von allen Hornisten vor dem Prätorium geblasenes Signal bezeichnet. Die Nachtparole wurde auf einem Holztäfelchen (daher tessera) den einzelnen Truppenkörpern zugestellt. Die Runde bei den Nachtposten machten vier Reiter. — Viele röm. Ansiedelungen, die aus solchen Feldlagern entstanden, behielten den Namen C. bei (z. B. C. Bonnensia, j. Bonn, C. Regina, j. Regensburg).

Nr. 1886. Römisches Lager.

A decumanische Pforte. B prätorianische Pforte. C D Hauptseitenpforten. E F Querstraße durchs Lager (Via quintana). I II Zelte der Legionen. 1 das Prätorium. 2 das Quästorium. 3 das Forum. 4 u. 5 Zelte der röm. Freiwilligen. 6 u. 7 Zelte des Kernvolkes der Bundesgenossen. 8 fremde Hülfsvölker. 9 Zelte der zwölf Kriegstribunen.

Castrén, Matthias Alexander, geb. 2. Dez. 1813 in Finnland, ausgezeichnet als Kenner u. Erforscher finnischer Völker u. Sprachen. Zuerst ward er durch seine Reisen in Lappland u. Carelien bekannt. Darauf unternahm er im Auftrag der Petersburger Akademie von 1845—49 seine große Forschungsreise durch ganz Sibirien. Die Beschwerden einer solchen Reise waren für ihn, der schwächlichen Konstitution wegen, um so größer. Dafür kehrte C. reich an gesammelten Schätzen für die Wissenschaft zurück, mit deren Veröffentlichung er sich eifrig beschäftigte, als ihn ein früher Tod (1851) überraschte. Er schrieb: „Reiseerinnerungen a. d. J. 1838—44" (herausgeg. v. Schiefner, Petersb. u. Lpzg. 1853); „Reisen im Norden" (aus dem Schwed. von Helms, Lpz. 1853); „Reiseberichte u. Briefe a. d. J. 1845—49" (im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, herausgeg. von A. Schiefner, Petersb. 1859).

Castres (spr. Kastr'), Arrondissement des franz. Depart. Tarn, 35 □M. mit 138,500 Einw. in 92 Gemeinden. Der Hauptort gleichen Namens ist eine gewerbreiche Stadt mit 21,600 Einw., wo bes. Tuchfabrikation u. Seidenmanufaktur betrieben wird. In der Nähe der Hügel Puytalos mit eigenthümlich gebildeten Felsen, dem beinahe 4 m. hohen Schwanksteine (s. d.) la Roquette u. einer Höhle mit einem Bache. C. entstand als Umgebung einer Benediktinerabtei u. war schon im 12. Jahrh. eine bedeutende Stadt des Ländchens Albigeois, deren Herren die Aebte des Klosters waren. Im Albigenserkriege wurde Graf Simon von Montfort ihr Herr, später die Grafen von Vendome u. die Grafen der Mark, bis 1519 die Vereinigung mit der Krone erfolgte. Das dort seit 1317 bestehende Bisthum wurde in der Revolution aufgehoben. Während der Religionskriege war die befestigte Stadt als Anhängerin des Calvinismus oft Kriegsschauplatz, u. Heinrich IV. hielt sich längere Zeit hier auf. Ludwig XIII., dem sich 1629 die Stadt ergeben, ließ die Festungswerke schleifen. C. ist der Geburtsort des Philologen A. Dacier.

Castro, Ignez de, die schöne Tochter des Pedro Fernandez de C., bekannt durch ihr tragisches Verhältniß zu Dom Pedro, dem Sohne des Königs Affonso IV. von Portugal, stammte aus einem altberühmten castilischen Geschlecht. Sie war mit der Gattin des Dom Pedro, Constanza, an den Hof gekommen, u. der Infant fühlte sich bald so sehr an sie gekettet, daß er Constanza empfindlich zurücksetzte u. sich nach deren Tode heimlich mit Ignez vermählte (1346). Diese zog sich in ein reizend, aber einsam gelegenes Gartenhaus zu Coimbra zurück, wo Dom Pedro sie besuchte. Das stille Glück der Liebenden wurde jedoch bald verrathen. Mißtrauisch bemerkten die Räthe des Königs den Einfluß, den die Brüder der Ignez u. die castilian. Partei überhaupt auf den Prinzen gewannen. Man befürchtete angeblich, daß der Sohn der Constanza gewaltsam beseitigt werden solle, um den Kindern der Ignez Platz zu machen. Durch seine Umgebung aufgereizt, begab sich der König in Person nach Coimbra, wo Ignez inzwischen ihre Villa verlassen u. im Kloster von Santa Clara Schutz gesucht hatte. Vergeblich stürzte sie sich mit ihren Kindern dem König flehend zu Füßen, der einen Augenblick Mitleid fühlte, schließlich aber doch dem Drängen seiner Räthe nachgab. Mit gezückten Dolchen fielen diese über das arme, wehrlose Weib her, das alsbald eine Leiche war (1355). Groß war der Schmerz u. der Zorn des Prinzen, als er von der Unthat Kunde erhielt. Er sagte dem König Fehde an u. hatte bereits mehrere Provinzen verheerend durchzogen, als es endlich dem Erzbischof von Braga gelang, eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Nach dem Tode des Affonso ließ jedoch Pedro, der nun den Thron bestieg, die Mörder der Geliebten gefangen nehmen u. grausam hinrichten; Ignez aber erklärte er nachträglich für seine ihm rechtmäßig angetraute Gattin u. ließ ihre Leiche mit königl. Ehren bestatten. Das tragische Schicksal der schönen Castilierin ist vielfach besungen worden, am würdigsten von Camoëns (s. d.) in dessen „Lusiaden". Vgl. Raumer's Histor. Taschenbuch (1851, „Drei Portugiesinnen") u. J. v. Düringsfeld, „Das Buch denkwürdiger Frauen" (2. Aufl. 1872, S. 19 fg.).

Castrum, Name verschied. Ortschaften, die aus früheren Verschanzungen entstanden sind, z. B. C. Tiberii, jetzt Reichenau am Bodensee.

Castrum doloris (lat.), eigentlich „Schmerzenslager", eine zu Ehren einer verstorbenen fürstlichen od. sonst hochstehenden Person in einer Kapelle, einer Kirche od. einem Saale verrichtete Trauerbühne.

Casualreden nennt man die durch irgend eine feierliche Gelegenheit veranlaßten Reden. Zu ihnen gehören bes. die von den Geistlichen bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen u. dgl., sowie die bei Landtagseröffnungen u. Huldigungsfeierlichkeiten gehaltenen Reden.

Casuarina, eine von Rumph aufgestellte Pflanzengattung, welche Mirbel später zu dem Range einer eigenen Familie (Casuarineen) erhob, höchst merkwürdig durch ihr blattloses Zweigwerk, das gleichsam ein baumgewordener Schachtelhalm (Equisetum) ist, indem die Zweige, wie bei dieser Familie, in einander steckende Glieder sind. Dagegen ist die Frucht ein Zapfen, welcher die Casuarineen den Nadelhölzern nahe bringt, während sie ihrer Blumenform nach zu den Kätzchenblütlern (Julifloren) gehören. Sie kommen nur in sehr dürren Ländern, nam. unter den Tropen vor, u. zwar so weit der australisch-ind. Florentypus reicht; insbes. zählen sie zu den merkwürdigsten Charakterpflanzen der Südsee-Inseln. Da durch sie der Wind höchst eigenthümlich hindurchrauscht, hat man sie auf den Sunda-Inseln „Flötenbäume" genannt. Sonderbarer Weise heißt sie bei den austral. Kolonisten die Eiche, u. zwar, weil man beobachtete, daß die männlichen u. weiblichen Blüten getrennt auf einem u. demselben Stamme od. auf zwei verschiedenen Stämmen erscheinen: He-Oak (C. erecta) u. She-Oak (C. equisetifolia), männliche u. weibliche Eiche. In Bezug auf die Festigkeit des Holzes wäre diese Aehnlichkeit eine größere; denn so sehr sich der Baum in schachtelhalmartige, zarte Cylinder auflöst, so eisenhart bildet er sein Holz. Im Allgemeinen kann man die C. Litoralbäume nennen, da sie mit dem schlechtesten Sandboden vorlieb nehmen; ihr Anblick ist überaus melancholisch. Sie gehören zu den ältesten Pflanzentypen, die ihre Anklänge in manchen Steinkohlenpflanzen besitzen.

Nr. 1887. Zweig der Casuarina equisetifolia.

Cäsur heißt in der Verskunst ein Einschnitt im Verse, der bei längeren Versmaßen meist in der Mitte desselben eintritt, um durch einen Ruhepunkt der Einförmigkeit des Tonfalls vorzubeugen (sich jedoch in demselben Verse, behufs mannichfaltiger Gliederung, auch 2-, 3-, od. 4mal wiederholen kann). Die C. heißt männlich, wenn sie nach einer Arsis (Länge) eintritt, wie in dem Hexameter:

Nenne mir, Muse, den Mann, ‖ den vielgewandten Odysseus (Voß).

Sie heißt weiblich, wenn sie nach einer Thesis (Kürze) eintritt, wie in dem Hexameter:

Höret die lockende Wachtel ‖ im grünlichen Rauche der Aehren! (Voß.)

od. in dem Nibelungenvers:

Es stand in alten Zeiten ‖ ein Schloß so hoch u. hehr (Uhland).

Vgl. auch Hexameter.

Auch in der Musik ist C. derjenige kleine Abschnitt einer größeren Periode, in welcher der melodische Gedanke einen kleinen Ruhepunkt erlangt u. sich von dem Folgenden etwas abgruppirt. Die musikalische Periode kann, ganz wie in der Schriftsprache, eine zwei-, drei- od. viertheilige sein.

Casus (lat.), Fall, Ereigniß, Zufall. Die Grammatik bezeichnet mit C. den Beugungsfall eines deklinirbaren Wortes (Substantivs, Adjektivs u. Pronomens). Die lateinische nimmt 6 Casus an: Nominativus, Genitivus, Dativus, Accusativus, Ablativus, Vocativus; der griechischen fehlt der Ablativus. Im Deutschen finden wir nur 4 Casus: Nominativus (Nennfall) der Mann, Genitivus (Besitzfall) des Mannes, Dativus (Gebefall) dem Manne, Accusativus (Zielfall) den Mann. Die Ursprache, welche man mit dem Namen der indogermanischen bezeichnet u. zu der ebensowol die german. wie die slavischen u. roman. Sprachen gehören, besaß noch die C. des Locativus zur Bezeichnung des Ortes u. des Instrumentalis zu der des Mittels. — Im Rechtsleben bedeutet C. od. Zufall ein Ereigniß, das nicht durch einen darauf gerichteten Willen herbeigeführt worden, u. zwar bes. ein von schädlichen Folgen begleitetes. Die Frage, wer diese Folgen zu tragen hat, spielt im Obligationenrecht eine große Rolle.

Casus belli (lat.), Kriegsfall heißt im Völkerrecht eine Thatsache, welche die Kriegserklärung begründet. Solch ein Kriegsfall liegt nam. vor, wenn ein Staat das Gebiet eines anderen angreift od. bedroht, dessen Vertreter beschimpft, die Verträge, die er mit ihm geschlossen, verletzt u. s. w.

Casus foederis (lat.), der in einem Schutz- u. Trutzbündniß zwischen zwei od. mehrern Staaten vorgesehene Fall, in welchem die Hülfe des einen Staates für den andern einzutreten hat.

Catalani, Angelika, eine der größten Sängerinnen, deren Koloraturvirtuosität noch von keiner zweiten erreicht wurde, war 1783, nach einer andern Nachricht 1779, in Sinigaglia im Kirchenstaate geb. Ihre Kinderjahre verlebte sie im St. Lucienkloster bei Rom u. erregte schon im siebenten Jahre durch ihr Gesangstalent das größte Aufsehen. Im vierzehnten Jahre verließ sie das Kloster, um sich ganz der Musik zu widmen, u. schon im fünfzehnten Jahre trat sie auf den Theatern zu Venedig, Mailand, Florenz u. Rom auf, wo sie überall das Publikum in Staunen u. Bewunderung versetzte. Nachdem sie in sämmtlichen Städten Italiens gleichen Ruhm geerntet, nahm sie 1799 ein Engagement an der Oper zu Lissabon an. Im J. 1806 ging sie zur italienischen Oper nach London, wo sie die phlegmatischen Engländer eben so enthusiasmirte wie die Südländer. Im J. 1814 übernahm sie in Paris die Direktion der ital. Oper, mußte aber diese sich keineswegs für eine solche Künstlerin eignende, zeitraubende Stellung 1815 wieder aufgeben. Von jetzt ab führte sie größtentheils ein Wanderleben, bereiste alle Städte Europa's u. kam 1818 auch nach Deutschland.

Nr. 1888. Angelika Catalani (geb. 1779, gest. 12. Juni 1849).

Der große Umfang u. Wohlklang ihrer Stimme, sowie die bisher noch nie erreichte Virtuosität des Gesanges machten sie zu einer Erscheinung, die alle Herzen bezauberte. Gegen das Ende ihres Lebens zog sie sich in ihre Vaterstadt zurück u. starb dort 12. Juni 1849. Vermählt war sie seit 1804 mit einem franz. Offizier Valabrègue.

Catalaunische Felder (Campi Catalaunici), die große Ebene bei Châlons sur Marne (Catalaunum) in der franz. Provinz Champagne, auf welcher der Sieg der Westgothen u. des Aëtius über Attila im J. 451 stattfand. Die Schlacht ist eine der furchtbarsten in der Geschichte: Jornandes giebt 162,000, andere Schriftsteller geben 300,000 Todte an. Der Sage nach bekämpften sich die Geister der Gefallenen noch drei Tage lang; dies ist das Motiv zu dem berühmten Freskobilde „Die Hunnenschlacht" von Kaulbach, welches sich im Neuen Museum zu Berlin befindet.

Catalonien, Fürstenthum im östl. Theil von Spanien. Grenzen: N. Pyrenäen, O. u. SO. Mittelländisches Meer, S. Valencia, W. Aragonien. Bodenbeschaffenheit: gebirgiges Land, umfassend den Südabhang der Ostpyrenäen, den höchsten Theil der Centralpyrenäen, die Catalonische Bergterrasse u. den östl. Theil des Iberischen Gebirges. Mit Ausnahme des großen Ebrothales u. kleiner Küstenebenen ist das Land steinig u. wenig fruchtbar, doch haben die betriebsamen Bewohner es verstanden, durch künstliche Bewässerung u. Terrassirung die steilen Abhänge in fruchtbares Gartenland umzuwandeln. Bewässerung: Hauptstrom Ebro, ferner Segre, Ter, Llobregat u. viele kleine Flüsse. Bedeutende Kanäle durchziehen das Land. Der Kanal de Castaños entspringt bei Molins del Rey aus dem Llobregat u. bewässert einen großen Theil der Ebene von Barcelona, er ist über 16,000 m. lang, geht durch einen 1600 m. langen Tunnel, sendet 5 Nebenkanäle ab u. ergießt sich ins Meer am Fuße des Montjuich. Der Kanal de Manresa beginnt am Llobregat oberhalb Manresa u. zieht sich über 40 Thalschluchten auf Brücken zum Flusse Cardener. Der Kanal de Urgel bewässert das Segrethal. Produkte: Die Landwirthschaft liefert bes. Wein, Weizen, Oel, Walnüsse 2c. Viehzucht wird nicht mit dem gehörigen Eifer betrieben. Die Gebirge sind reich an Metallen, Steinkohlen, Salz u. Mineralquellen. Handel u. Industrie: Die vielen guten Häfen befördern den Handel u. der Reichthum des Landes die Industrie, welche in keinem anderen Theile Spaniens einen solchen Aufschwung genommen hat. Gute Landstraßen u. Eisenbahnen vermitteln den Verkehr im Innern des Landes. Bevölkerung. Auf 573 □M. leben 1,284,000 E. in 4 Provinzen. Der Catalonier ist praktisch, pfiffig, nüchtern, scharfsinnig, körperlich u. geistig gewandt, unternehmend, ausdauernd, dabei aber jähzornig, unversöhnlich, rachsüchtig u. eigennützig.

Nr. 1889. Catalonier.

Von allen Spaniern unterscheidet er sich durch seine Auswanderungslust; Umgangssprache ist der catalonische Dialekt, der Verwandtschaft mit dem Provençalischen u. Gascognischen hat. Städte: 1. in der Prov. Lerida: Lerida 19,700 E., am Segre; Cervera 4500 E., am Cervera. 2. in der Prov. Gerona: Gerona 14,700 E., am Ter; Bañolas 5000 E., Mineralbad; Feliu de Guirols 6600 E., Hafenort. 3. Prov. Barcelona: Barcelona 183,800 E., Hauptstadt, Hafenort; Badalona, 9600 E., Fischerort; Mataro, 15,900 E., Fabrikstadt, Seehafen; Sabadell, 14,000 E., Fabrikstadt; Vich, 13,800 E., Fabrikstadt. 4. Prov. Tarragona: Tarragona, 13,100 E., Hafenstadt; Valls, 12,700 E., Fabrikstadt (Sieg der Franzosen über die Spanier 25. Febr. 1809); Tortosa, 25,000 E., Festung am Ebro. Geschichte: Schon zur Zeit der Römer war C. eine blühende Provinz. Die Ostgothen eroberten das Land 470, die Araber 711, doch wurden diese bereits zu Anfang des 9. Jahrh. von den Eingeborenen mit Hülfe Ludwig's des Frommen von Aquitanien unterjocht od. vertrieben. Von da an bildete C. die „spanische Mark" des fränkischen Kaiserreichs. Nach Karl's des Dicken Tode (888) machten sich die Grafen von Barcelona unabhängig, u. es entstand das Fürstenthum C., das später mit Aragonien vereinigt wurde, seine freisinnige Verfassung aber erst unter Philipp V. verlor. Daher schreibt sich noch heute der Haß des Cataloniers gegen alles Fremde, daher spricht er auch nicht den castilianischen Dialekt.

Catalpa, s. „Bignonia".

Catamarca, Prov. der Argentin. Republik in Südamerika, grenzt im W. an Bolivia u. Chile, im SW. an La Rioja, im SO. an Cordova, im O. an Santiago del Estero u. Tucuman. Nach Tschudi

beträgt der Flächeninhalt 2500 □M. Bodenbeschaffenheit: Die Gestalt der Landesstrecke ist ein verschobenes Rechteck, dessen beide lange Seiten, schief gegen den Meridian gestellt, sich durch vier Breitengrade erstrecken. Nach Burmeister bildet das Areal ein Längenthal, das von den Fortsetzungen der benachbarten Gebirge hier u. da unterbrochen wird. Die Bewässerung ist eine sehr mangelhafte: größere Flüsse fehlen ganz u. die kleinen Gewässer entwickeln sich nicht zu einem Flußsystem, sondern schwellen nur zeitweise nach Regengüssen an, während sie sonst im Sande versiegen. Zu nennen sind der Rio del Tala, der Rio del Valle, der Rio San Antonio. In der Mitte der Provinz liegt das Campo del Arenal, eine wasserlose Wüste. Eine andere Wüste, die der wandernden Sandhügel, dehnt sich zwischen Catamarca u. Santa Maria. In den südl. Ebenen giebt es nur einzelne weit aus einander liegende Ansiedelungen; das Wasser, das man dort in Cisternen aufsammelt ist trübe u. salzig. Im nordwestl. Theil liegt der einzige See, Laguna Blanca, in einem rauhen Gebirgsthale, 3370 m. über dem Meere; derselbe ist in der trocknen Jahreszeit fast wasserlos, der Boden mit einer weißen Kruste bedeckt. Das Klima, durchgängig trocken, ist der Vegetation nicht günstig: ausgedehnte Waldungen giebt es nicht, nur Gebüschwuchs von Mimosaceen, daher der Wassermangel u. die davon abhängige Oede. Außer zweien Gipfeln der Andes-Cordilleren erreichen die Erhebungen nicht die Schneegrenze. Die Hochebenen in NW. sind rauh u. stürmisch, dagegen ist es im Sommer in den Salzthälern von Belén u. Andalgalá erstickend heiß, im Winter empfindlich kalt. Die Regenzeit währt vom Dez. bis zum März u. während des Sommers. Die Bevölkerung ist bedeutend im Steigen begriffen: im J. 1830 betrug sie 35,000, 1858 über 79,800 Seelen, größtentheils Mischlinge von Spaniern u. Calchaqui-Indianern. Die span. Sprache ist die allgemeine: nur die unvermischten Indianer in einigen Gebirgsgegenden sprechen noch den Quichua-Dialekt. Ackerbau u. Viehzucht sind die Hauptbeschäftigung, Wein u. Feigen bilden einen nicht unbedeutenden Handelszweig; die Maulthierzucht findet ihren Absatz nach Bolivia u. Peru, Rindvieh geht nach Chile. Der fruchtbarste Distrikt ist das Thal de las Chacras, wo auch Zuckerrohr u. Baumwolle kultivirt wird. Die Industrie liegt noch darnieder. Die Berge enthalten Gold, Silber, Eisen, Blei u. Kupfer. Der Handel ist Austauschhandel, der Transport wird größtentheils durch Maulthiere bewerkstelligt. — Keine der Argentin. Provinzen hat durch Revolutionen so viel zu leiden gehabt wie C. Dem Volksunterricht wurde bisher noch wenig Sorgfalt zugewendet. Die Provinz ist in 8 Departem. eingetheilt. — Die Hauptstadt San Fernando de Catamarca, od. kurz C., liegt 530 m. über dem Meere, am Rio del Valle, in dem Thal de Piedra Blanca, das von der Sierra del Alto u. der Sierra de Ambato begrenzt wird. Die Stadt zählt 7000 E.; aus der Ferne präsentirt sie sich wie eine Oase in der Wüste, da die Höfe meist mit Orangengebüschen bepflanzt sind. Mit dem dort befindlichen Franziskanerkloster ist eine Gelehrtenschule verbunden.

Catania, Prov. der Insel Sizilien, grenzt im N. an Messina, im O. an das Jonische Meer, im S. an Siracusa, im W. an Caltanissetta u. Palermo, ist $92\frac{1}{2}$ □M. groß u. zählt 463,500 E. in 4 Kreisen, 34 Mandamenti u. 64 Gemeinden. — **C.**, Kreis der genannten Provinz, $26\frac{1}{3}$ □M. mit 178,400 E. in 25 Gemeinden u. 12 Mandamenti. — **C.**, Stadt im genannten Kreise am Fuße des Aetna u. am Jonischen Meere, 12 M. von Messina, 65,000 E., Sitz eines Erzbischofs, der Präfektur u. verschiedener Bildungsanstalten. Die Stadt C. ist fast nur aus Lava gebaut, die Domkirche die größte Kirche in Sizilien, der Hafen für die ganze Insel von großer Bedeutung. C. ist das Catana der Alten u. steht zum großen Theile auf dessen Trümmern. Von den dortigen Alterthümern sind zu nennen die Ueberreste eines griechisch-römischen Theaters, eines römischen Amphitheaters, Badeanlagen u. Gräber. Die alte Stadt wurde 730 von griech. Kolonisten gegründet. Trotz der Lavaströme des Aetna u. der Erdbeben gelangte der Ort bald zu Macht u. Bedeutung. Hiero versetzte die ursprünglichen Einwohner nach Leontini u. bevölkerte C. mit Syracusanern u. Peloponnesiern; nach seinem Tode jedoch stellten die ursprünglichen Besitzer durch Vertreibung der Eingedrungenen nach Inessa das alte Verhältniß u. den alten Namen der Stadt wieder her. Unter Nikias wurde sie von den Athenern erobert u. im 2. Punischen Kriege von dem röm. Feldherrn Valerius Messala eingenommen. Unter den Kaisern gelangte C. zu hoher Blüte. Im J. 1169 zerstörte es ein Lavastrom, 1693 ein Erdbeben, aber immer erhob sich die Stadt über den Trümmern. In der Revolution von 1848 war C. mehrmals der Schauplatz blutiger Kämpfe.

Catanzāro, Kreis in der italien. Provinz. Calabria ulteriore II., $13\frac{1}{4}$ □M. mit 126,100 E. in 23 Gemeinden u. 11 Mandamenti. — **C.**, die Hauptstadt der Provinz, 17,200 E., auf einer Anhöhe unweit des Meeres, Sitz eines Bischofs, einer Akademie der Wissenschaften, eines Lyceums u. anderer Bildungsanstalten; Handel mit berühmtem Käse, Wein u. Seidengeweben.

Catappenbaum, die Pflanzengattung Terminalia aus der Familie der Combretaceen, fast nur den Wendekreisen angehörig u. reich an nützlichen Arten, welche meist stattliche Bäume bilden. Arten, welche wohlriechende Harze liefern, sind: T. angustifolia *Jacq.* in Ostindien, welches eine Art Weihrauch von Geruch der Benzoë erzeugt; T. Mauritiana *Lam.* auf St. Mauritius mit ähnlichem Harze. Letztere giebt auch eßbaren Samen, dort Badamier genannt, Samen vom Geschmack der Mandeln. Aehnliche liefern: T. Catappa *L.* in Ost- u. Westindien, T. glabrata *Forst.* auf den Südsee-Inseln, T. moluccana *W.* auf den Molukken u. a. Die bekanntesten Früchte dieser Gattung sind aber die Myrobalanen, leicht purgirende Früchte verschiedener Arten. So giebt T. Chebula *Retz.* in Ostindien die Myrobalani Chebulae, in den durch Insektenstiche verkümmerten unreifen Früchten die M. nigrae od. indicae, während auf den Blättern Galläpfel (Djotje-Nüsse) erzeugt werden. T. bellerica in Ostindien liefert in seinen Steinfrüchten die Myrobalani bellericae od. rotundae, T. citrina *Roxb.* im östl. Bengalen die M. citrinae od. flavae. Man unterscheidet noch die aschfarbigen M. Emblicae, doch stammen diese von einer Euphorbiacee Ostindiens (Emblica officinalis *Gärtn.*). Außerdem giebt es noch eine Menge Terminalien, welche Arzneimittel, Färbestoffe, Bauhölzer u. dgl. erzeugen.

Catel, Franz, ein ausgezeichneter Genre- u. Landschaftsmaler, geb. 1778 in Berlin, gest. 19. Dez. 1856 in Rom. Er lieferte ziemlich lange Zeit nur getuschte Zeichnungen u. Aquarelle, bis er von 1807 an auch die Oelmalerei in Paris u. von 1812 an in Rom erlernte. In letzterer Stadt, wo er viel mit Overbeck, Schadow, Cornelius u. dem ganzen Kreise der Wiederhersteller der deutschen Kunst verkehrte, blieb er, abgesehen von einer Reise nach Sizilien 1818 u. einem kurzen Aufenthalte in Deutschland, bis an sein Lebensende. In der Landschaft, der er sich mit besonderer Vorliebe zuneigte, schloß er sich der damals ins Leben gerufenen klassischen Richtung an u. verband mit sehr poetischer Auffassung u. bedeutsamer Komposition ein tiefes Naturstudium, eine korrekte Zeichnung u. eine harmonische Farbenwirkung. Ein ungewöhnliches Talent besaß er für die Darstellung frappanter Natureffekte. Mehrere seiner landschaftlichen Bilder befinden sich in der neuen Pinakothek zu München. Weniger glücklich war er in seinen Historienbildern, von denen das gelungenste wol die „Auferstehung Christi" in der Luisenkirche zu Charlottenburg ist. — Sein älterer Bruder Ludwig Friedrich **C.**, geb. 1776, war ein talentvoller, aber insofern unpraktischer Architekt, als er sich von seiner Phantasie zu vielen unausführbaren Plänen u. unglücklichen Theorien hinreißen ließ. Von ihm rührt die neuere Einrichtung des später abgebrannten Schlosses in Braunschweig her. Bei einer seiner nachherigen Arbeiten zog er sich viele Verdrießlichkeiten zu, denen seine wankende Gesundheit schon im 43. Lebensjahre (1819) unterlag. Auch als Schriftsteller war er im architektonischen Fache thätig.

Cathcart (spr. Käthkart), Earl William Shaw, brit. General u. Diplomat, wurde 1755 in Schottland geb. Er studirte die Rechte, trat 1777 in die Armee ein u. diente zuerst im Amerikan. Kriege. Im J. 1783 wurde er Oberst, 1801 Generalleutnant u. befehligte mit Admiral Gambier 1807 die Flotte, welche Kopenhagen bombardirte u. die dänische Flotte zerstörte; 1812 wurde er engl. Gesandter in Petersburg u. machte darauf als solcher die Kriege der Jahre 1813—15 mit. Zur Belohnung für seine Dienste wurde er 1814 in den Grafenstand erhoben. Nachdem er 1825 Gesandter beim Deutschen Bundestag gewesen war, zog er sich ins Privatleben zurück u. starb 1843 auf seinem Gute bei Glasgow. — Sein Sohn, George **C.**, geb. 12. Mai 1794, befehligte 1852 die Expedition gegen die Kaffern u. nahm als Generalleutnant am Krimkriege theil, in welchem er 5. Nov. 1854 bei Inkerman fiel. Er schrieb über die Feldzüge von 1812 u. 1813.

Cathelineau (spr. Kat'linoh), Jacques, General der Vendéer, geb. 5. Jan. 1759 in Pin-en-Mauge, stand, obwol nur ein armer Fuhrmann, seiner Frömmigkeit u. seines biedern Charakters halber bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen, scharte im März 1793 die Mannschaften von St. Florent, die damals ausgehoben werden sollten, um sich, verjagte die Besatzungen der Umgegend u. organisirte mit Bonchamp (s. d.) u. A. den Aufstand gegen den Konvent. Nachdem er sich einige Zeit der Leitung Bonchamp's untergeordnet, unternahm er im Juni selbst den Oberbefehl u. marschirte mit dem größten Theil seiner Hauptmacht auf Nantes, wurde jedoch von den dort stationirten Linientruppen geschlagen (29. Juni 1793); er selbst ward in der Schlacht verwundet u. starb 11. Juli zu St. Florent.

Catilina, Lucius Sergius, der berüchtigte röm. Demagog, geb. um 108 v. Chr., stammte aus einem altpatrizischen Geschlecht, brachte jedoch sein Vermögen in kurzer Zeit durch wüste Schlemmereien u. Ausschweifungen durch. In früher Jugend betheiligte er sich an den Wirren des Bürgerkriegs u. gehörte zu den dienstbereitesten Anhängern des Sulla. Weder sein Antheil an den Gütern der Geächteten u. Ermordeten, noch die Beute, die er als Prätor der Provinz Afrika davontrug (67), reichte hin, ihn von seiner stets wachsenden Schuldenlast zu befreien. Die Zurückweisung seiner Bewerbung um das Konsulat für das J. 65 bestärkte ihn in dem Entschluß, eine Schar Unzufriedener um sich zu sammeln u. die bestehenden Zustände umzustürzen. Seinem Anhange redete er vor, daß es die Errichtung einer neuen, auf Gütertheilung beruhenden Ordnung gelte; zunächst aber kam es ihm darauf an, sich seiner Gläubiger zu entledigen u. die Herrschaft an sich zu reißen. Der Augenblick für ein solches Vorhaben schien um so günstiger, als Pompejus mit dem Heere fern war. Einflußreiche Leute, wie Cäsar u. Crassus, die Führer der Volkspartei, leisteten der Verschwörung Vorschub, ohne jedoch nachweisbar zu ihr gehören. Der erste Versuch sollte bereits zu Ende des J. 66 gemacht werden, war jedoch ungenügend vorbereitet u. schlug fehl. Im J. 64 suchte C. von Neuem durch Bewerbung um das Konsulat seinen Zweck zu erreichen. Die Wahl fiel aber auf den Kandidaten der Senatspartei, M. Tullius Cicero, u. auf C. Antonius, der der Verschwörung allerdings nicht fremd war, von Cicero jedoch durch Ueberlassung der diesem zugewiesenen Provinz Makedonien auf die andere Seite herübergezogen wurde. Cicero war von den Plänen des C. durch Fulvia, eine vornehme Römerin, in Kenntniß gesetzt, die dem Mitverschworenen Curius die geheim gehaltenen Beschlüsse der Verschworenen zu entlocken wußte. Bei den Neuwahlen im Okt. 63 sollten die Verschworenen bewaffnet auf dem Wahlplatz erscheinen u. vor Allem Cicero selbst ermordet werden; dieser vereitelte aber den Anschlag, indem er rechtzeitig die nöthigen Sicherheitsmaßregeln traf. Mit derselben Wachsamkeit wurde einem Aufstandsversuch des von C. nach Etrurien gesandten L. Martius begegnet. Nachdem ein neuer Anschlag auf Cicero's Leben (Nov. 63) gescheitert war, wandte sich dieser in einer gewaltigen Rede ans Volk, in welcher er die schändlichen Pläne des C. bloßlegte (Diese „erste Catilinarische Rede" beginnt mit den seitdem unzählige Male wiederholten Worten: „Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra?" („Wie lange noch, C., willst du unsere Geduld mißbrauchen?"). C. entfloh geächtet aus Rom u. übernahm die Leitung des Aufstandes in Etrurien. An seiner Statt trat in Rom Lentulus an die Spitze der Verschwörung; sein Plan, während der Saturnalien (im Dez. dess. J.) die Stadt in Brand zu stecken u. Cicero zu ermorden, wurde diesem jedoch gleichfalls verrathen. Gesandte der Allobroger überlieferten den Consuln Briefe, in denen Lentulus sie zur Theilnahme an der Verschwörung aufforderte. Auf diese schriftlichen Beweise hin wurden die Rädelsführer sofort verhaftet, u. nachdem Cicero in glänzenden Reden Bericht erstattet, beschloß der Senat 5. Dez., obwol Cäsar Appellation an die gesammte Bürgerschaft verlangte, das Todesurtheil, das noch an dems. Tage vollstreckt wurde. C. hatte inzwischen die ihm treu gebliebenen Insurgentenhaufen bei Pistoria gesammelt, wo er von den mit überlegener Macht heranrückenden Feldherren Metellus u. Antonius nach verzweifelter Gegenwehr vernichtend geschlagen wurde; er selbst fiel in der Schlacht. Die Geschichte der Verschwörung beschrieb der alte röm. Geschichtschreiber Sallust in seinem „Bellum Catilinarium"; vgl. auch Hagen, „Catilina" (Königsb. 1854).

Catilinarische Existenzen sind Leute, die sich, wie einst der röm. Demagog Catilina (s. d.), durch ihre Lebensstellung, ihren Ehrgeiz u. ihre ganze Geistesrichtung auf eine verneinende u. zerstörende Thätigkeit hingewiesen sehen. In diesem Sinne wurde der Ausdruck vom Grafen Bismarck in der Sitzung der Budgetkommission 30. Sept. 1862 gebraucht; er sagte: „Gerade in Deutschland sind die Schwierigkeiten, dahin zu kommen, zu einem ordentlichen Verfassungsleben zu kommen, sehr groß; es giebt zu viele Leute, welche die Maßregeln der Regierung begreifen u. kritisiren können, zu viele, die sich zu Abgeordneten eignen, zu viele catilinarische Existenzen." Der Ausdruck ist seitdem zum geflügelten Wort geworden.

Catinat (spr. Katinah), Nicolas de, geb. 1. Septbr. 1637 zu Paris, war einer der ausgezeichnetsten Feldherren seiner Zeit. Anfangs hatte er sich dem Studium der Rechte gewidmet, verließ jedoch seine Laufbahn u. trat in die Kavallerie ein. Mit großer Tapferkeit nahm er 1667—75 an den Feldzügen in den Niederlanden theil. Im J. 1685 wurde er mit dem Oberbefehl der Truppen betraut, welche gegen die Waldenser in Savoyen geschickt wurden u. 1688 eroberte er als Generalleutnant gemeinschaftlich mit Vauban die Stadt Philippsburg. Darauf besiegte er 1690 den Herzog von Savoyen u. unterwarf Savoyen u. Piemont. Zum Lohn dafür wurde ihm 1693 der Marschallsstab u. das Kommando über die Armee in Flandern ertheilt, wo er 1697 die Festung Ath eroberte. Von der Zeit an aber verließ ihn das Kriegsglück; er wurde 1701 vom Prinzen Eugen bei Carpi geschlagen u. verlor infolge dessen den Oberbefehl. Da er auch in späteren Feldzügen keine Erfolge hatte, so erhielt er seine Entlassung u. starb 25. Febr. 1712 auf seinem Gute bei St. Denis.

Cato, Dionysius, angeblich ein Stoiker im 3. Jahrh. n. Chr. Von seinem Leben ist nichts weiter bekannt, als daß er für den Verfasser des latein. Spruchgedichts: „Disticha de moribus" (Distichen über die Sitten) gehalten wird, das im Mittelalter sehr beliebt war u. vielfach übersetzt u. bearbeitet wurde (deutsch bereits vom 13. Jahrh. an). Die beste Gesammtausgabe der lat. u. deutschen Texte lieferte Zarncke in seinem „Deutschen Cato" (Lpz. 1853).

Cato, Marcus Porcius, Censorius, auch Mājor (der Aeltere), zum Unterschiede von seinem gleichnam. Urenkel genannt, stammte aus plebejischer Familie u. wurde 236 v. Chr. zu Tusculum geb. Mit 17 Jahren trat er in das Heer ein u. nahm als Tribun im 2. Punischen Kriege 217 an der Belagerung von Capua, 209 an der von Tarent u. 207 an der siegreichen Schlacht am Metaurus gegen Hasdrubal theil. Im J. 204 ging C. als Quästor des P. Scipio mit diesem nach Sizilien; 199 wurde er Aedil, im folgenden Prätor u. darauf Proprätor in Sardinien, wo er sich durch Uneigennützigkeit u. Gerechtigkeit die Achtung der Einwohner erwarb. Zum Konsulat gelangte er 195 zugleich mit seinem Gönner C. Valerius Flaccus. Er zeichnete sich in demselben durch äußerst strenge Grundsätze aus, doch gelang es ihm nicht, die Aufhebung des Oppischen Gesetzes gegen den Luxus der Frauen zu verhindern. Als konsularische Provinz wurde ihm Spanien zu Theil, welches sich damals in vollem Aufruhr befand. C. besiegte die Empörer vollständig, wofür ihm der Senat die Ehre des Triumphes zuerkannte. Nachdem er 191 noch als Legat des Konsuls Man. Acilius in Thrakien gegen den König Antiochus von Syrien gefochten, beschloß er seine kriegerische Laufbahn. Nach mehreren Mißerfolgen gelang es ihm 184, Censor zu werden. Als solcher war er hauptsächlich bestrebt, die Einfachheit u. Strenge der alten röm. Sitten, den, nam. von den Griechen herübergekommenen, verderblichen Neuerungen gegenüber aufrecht zu erhalten u. dem immer mehr überhand nehmenden Luxus u. den Ausschweifungen ein Ende zu setzen. Hierdurch zog er sich natürlich viele Feinde u. Verfolgungen zu, nam. von Seiten der Vornehmen u. Reichen. Wegen der Strenge u. der vielfach nicht zu rechtfertigenden Rücksichtslosigkeit, mit welcher er sein Amt verwaltet hatte, behielt er für sein übriges Leben den Beinamen Censorius. Im J. 157 wurde C. zur Schlichtung einer Streitigkeit zwischen Puniern u. Numidiern nach Karthago gesandt, u. das Neuerstarken u. Wachsen dieser Rivalin Roms, das er dort wahrnahm, machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er seitdem jede seiner Reden im Senate mit den Worten schloß: „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam" („Im Uebrigen bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört

werden muß"). Er starb 149 v. Chr., drei Jahre vor der von ihm langersehnten Zerstörung der Todfeindin Roms. Wie in seinem öffentlichen, war C. auch in seinem Privatleben das Muster eines an den überlieferten väterlichen Sitten, Gebräuchen u. Satzungen festhaltenden Römers. Ein strenger u. durchaus ehrenwerther Charakter, war C. doch nicht ohne Schwächen. Obschon er mäßig, sparsam u. unbestechlich war, zeigte er sich doch vielfach grausam gegen seine Sklaven (die man damals freilich nicht als Menschen betrachtete), u. trennte in seinen polit. Kämpfen nicht immer die Person von der Sache. C. hat mehrere Werke, hauptsächlich für den Gebrauch seiner heranwachsenden Söhne, verfaßt; leider ist uns von denselben (unter denen nam. seine röm. Geschichte „Origines" u. seine Reden zu erwähnen sind) mit Ausnahme von Fragmenten nur seine Schrift „De re rustica" (über den Ackerbau), in einer spätern Ueberarbeitung erhalten. (Beste Ausgabe in Schneider's „Scriptores rei rusticae", 4 Bde. Lpz. 1794—97.)

Cato, Marcus Porcius, Urenkel des Vor., u. deshalb Minor, der Jüngere, nach dem Orte seines Todes auch, nach seiner Vaterstadt Utica, Uticensis genannt, wurde im J. 95 v. Chr. geb. u., da er seine Eltern früh verlor, im Hause seines Oheims erzogen. Schon als Knabe von seltenem Ernst u. besonderer Festigkeit, wandte sich C. in der Folge der strengen Lehre der Stoiker zu, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Obgleich er 72 im Sklavenkriege u. darauf 67 in Makedonien mit Auszeichnung kämpfte, fand er doch keinen Gefallen am Kriege u. widmete sich daher der bürgerlichen Laufbahn. Im J. 62 zum Volkstribunen erwählt, sprach er als solcher energisch für die Hinrichtung von Catilina's Mitschuldigen, u. trat den Angriffen Cäsar's u. Pompejus' auf die Verfassung nachdrücklich, wenn auch ohne Erfolg, entgegen. Um ihn aus Rom zu entfernen, wurde er nach Cypern gesandt, wo er den König Ptolemäos absetzte u. die Insel zu einer röm. Provinz machte. Nach seiner Rückkehr bewarb er sich, um das Triumvirat des Pompejus, Cäsar u. Crassus besser bekämpfen zu können, um die Prätur, erlangte dieselbe aber erst im J. 54. Da er Pompejus für die Freiheit u. die Erhaltung der Republik weniger gefährlich hielt als Cäsar, so neigte er sich später der Partei des Ersteren zu u. trat beim Ausbruch des Bürgerkrieges offen zu derselben über. Er ging zuerst mit 2 Legionen nach Sizilien, da er aber sah, daß er dies gegen Curio, den Feldherrn Cäsar's, nicht werde halten können, so begab er sich zu Pompejus nach Griechenland, von dessen Anhängern er jedoch, seiner strengen Rechtlichkeit wegen, nicht gern gesehen u. durch einen ehrenvollen Auftrag aus dem Lager wieder entfernt wurde. Nach der Schlacht bei Pharsalus u. des Pompejus Tode ging C. nach Afrika, wo sich die Trümmer der Pompejanischen Heere wieder sammelten. Den ihm angetragenen Oberbefehl wies er zu Gunsten des Metellus Scipio zurück, wol im richtigen Bewußtsein, daß er nicht zum Feldherrn eines großen Heeres geeignet sei. Er übernahm nur den Befehl über die Stadt Utica, welche er stark befestigen u. verproviantiren ließ, um sie zu einem Bollwerk seiner Partei zu machen. Als aber Cäsar 46 bei Thapsus gesiegt hatte u. C. einsah, daß bei dem Mangel an genügenden Truppen u. der Muthlosigkeit der Einwohner die Stadt sich nicht länger halten könne, so sorgte er zuerst für das sichere Entkommen der einflußreichsten Pompejaner u. gab sich dann selbst den Tod, um nicht in Cäsar's Hände zu fallen u. etwa von ihm begnadigt zu werden. Er wollte den Untergang der Freiheit seines Vaterlandes nicht überleben. C., der den ehrenwerthesten Männern aus der letzten Zeit der Republik zuzuzählen ist, war eben so uneigennützig u. gerecht als sein Urgroßvater, den er sich zum Vorbilde genommen, übertraf diesen aber an persönlicher Milde. In polit. Hinsicht stand er, seinem Vorfahren gegenüber, schon deshalb viel ungünstiger, als er in weit verdorbenerer Zeit u. in viel verrotteteren Staatszuständen lebte, u. mit weit bedeutenderen, ihm an Kühnheit u. Scharfsinn überlegenen Gegnern, mit einem Pompejus u. einem Cäsar, zu kämpfen hatte.

Nr. 1890. Cato Uticensis (geb. 95, gest. 46 v. Chr.).

Nr. 1891. Krieger, Bauern, Schiffer u. Handelsleute der Bocca di Cattaro.

Catskill-Mountains (spr. Kätskill maunt'n), Zweig des östlichen Alleghanigebirges in der Grafschaft Green des Staates New-York im S. des Mohawk u. im W. des Hudson; die beiden höchsten Punkte sind der Round Top, 1150, u. der High Peak, 1130 m. hoch. Das C. M. House liegt auf einer Terrasse, 760 m. über dem Meere. Von da hat man eine prachtvolle Aussicht auf das Hudsonthal.

Cattaro, Kreis des zu Oesterreich gehörenden Königreichs Dalmatien, grenzt im O. an Montenegro u. Albanien, im S. an das Adriatische Meer, im W. an das türk. Thal Sutorina, hat etwa 31,300 Einw. auf $11\frac{1}{2}$ □M. in 3 Städten, 5 Marktflecken, 137 Dörfern u. 18 Ortsgemeinden. In der Volkssprache heißt der Kreis die Bocca od. Le Bocche u. die Bewohner Bocchesen, welche aus Montenegrinern u. Morlaken bestehen, der griech. od. kathol. Konfession angehören, slavisch u. italienisch sprechen u. bes. von Viehzucht leben. — Die Hauptstadt C. liegt am äußersten Endpunkte des Kanals von C., einer sich 4 Meilen landeinwärts erstreckenden Meeresbucht mit 3 größeren u. 9 kleineren Busen, u. am Fuße der Ausläufer der Berge Lovchien (1800 m.) u. Velivarch (1360 m.), nahe der Grenze von Montenegro, u. hat etwa 3000 Einw. Sowol nach der Land- wie nach der Meerseite ist die Stadt sehr stark befestigt. Der Hafen, seit 1854 zum Kriegshafen erklärt, besteht eigentlich aus einer Anzahl kleinerer Häfen, welche in den Biegungen der Bai sich nach allen Seiten hin öffnen, gesichert durch die Felsenberge, geschützt durch die Wassertiefe, welche den großen Flotten Zugang bis dicht an das Land gestattet. C. ist wahrscheinlich das Vicinium der Alten. Im Mittelalter blühte es als Republik, unterwarf sich aber zum Schutz gegen die Türken 1420 den Venetianern; der Belagerung durch Haireddin 1539 widerstand es, nicht aber den Erdbeben von 1563 u. 1667, die es fast ganz zerstörten. Nach dem Falle Venedigs 1797 schloß sich C. freiwillig an Oesterreich, wurde 1807 Frankreich übergeben, gehörte 1810 zu Illyrien u. ist nach dem Wiener Frieden integrirender Theil Oesterreichs. Die Operationen der Regierung gegen die Aufständischen von 1869 gingen bes. von C. aus.

Catullus, Cajus Valerius, röm. Dichter aus Verona, 86–46 v. Chr., brachte den größten Theil seines Lebens in Rom zu. Seine geistreichen, anmuthig geformten Gedichtchen haben bald die Verherrlichung von Freundschaft, Liebe u. Lebensgenuß, bald die Geißelung der Zeitgebrechen zum Gegenstande. Seine satirischen Gedichte gehören zu dem Besten, was die röm. Literatur in dieser Beziehung aufweist; seine Lieder wetteifern in der Form glücklich mit den griech. Mustern. Er schrieb auch ein episches Gedicht „Die Vermählung des Peleus mit der Thetis". Seine Gedichte werden gewöhnlich zusammen mit denen des Tibull u. Properz herausgegeben (so von Haupt, 3. Aufl. 1868). Vgl. Ribbeck, „C., eine literar. historische Skizze" (Kiel, 1863).

Catulus, L. Lutatius, röm. Konsul u. Feldherr, entschied durch den Seesieg, den er 10. März 241 v. Chr. bei der ägatischen Insel Aegusa über die Karthager erfocht, den ersten Pun. Krieg (s. d.). **C.**, Quintus Lutatius, schlug 30. Juli 101 v. Chr. mit Marius die Kimbern auf den Raudischen Feldern (bei Vercelli). Als er erfuhr, daß Marius seinem Leben nachstellte, brachte er sich selbst durch Erstickung mittels Kohlendampfes um. Sein gleichnam. Sohn machte sich um den röm. Staat verdient, indem er seinem Mitkonsul Lepidus, der die Wiedererhebung der Marianischen Partei durch einen Handstreich erzwingen wollte, rasch entgegenzog u. ihn auf dem Marsfelde bei Rom besiegte (77 v. Chr.).

Caub (Kaub), früher Cuba, Stadt am Rhein, wo bis 1866 der Wasserzoll erhoben wurde, in der preuß. Prov. Nassau, mit 3000 Einw. Die Haupterwerbszweige sind Schiffahrt, Bergbau u. Weinbau. Seine Schiefer haben eine weite Verbreitung u. werden als die besten anerkannt. Auf der Höhe steht das alte Gutenfels, gegenüber in der Mitte des Rheines die stolze Pfalz. In der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 zogen hier Blücher, Gneisenau u. Prinz Wilhelm von Preußen, der jetzige Kaiser, mit 80,000 Mann siegreich über den Rhein.

Cauca (spr. Ka-uka), einer der 7 Staaten der südamerikan. Republik Neu-Granada. Grenzen: N. das Atlantische Meer, W. der Staat Panama u. die Südsee, S. Republik Ecuador, O. die Staaten Cundinamarca, Antioquia u. Bolivar. Langgestreckt dehnt sich das Land über mehr als 8 Breitengrade aus mit einem Flächeninhalte von 12,109 □M. Bodenbeschaffenheit: Der schmale nördl. Theil ist ohne Gebirge u. besteht hauptsächlich aus dem Thal des Rio Atrato, darauf erstreckt es sich über die Westcordillere bis zum Kamm der Centralcordilleren; ostwärts reicht es über das ganze Bergland von Los Pastos, darüber hinaus sich in weite Ebenen ausdehnend, die von uncivilisirten Indianern bewohnt sind. Infolge dieser Bodengestaltung umfaßt der Staat alle Klimate der heißen u. gemäßigten Zone. Der Hauptstrom ist der Rio Cauca, welcher auf der Cordillerenkette Paramo de Guanacas entspringt u. sich nach einem Lauf von mehreren 100 Meilen in den Magdalenenstrom ergießt. Produkte: Von Cerealien wird hauptsächlich Mais angebaut, der in den Thälern des Cauca u. Patia dreihundertfach trägt; zu europ. Getreidearten u. Gartenfrüchten eignen sich die Hochebenen von Tuquerrez, Pasto, Almaguer u. Popayan. Im Caucathale ist die Banane so ergiebig, daß auf einem Flächenraum von 10,000 □m. 62,800 kg. Früchte gewonnen werden, von denen sich 57 Personen ein ganzes Jahr nähren können; ebenso gedeihen daselbst Zuckerrohr u. Kakao vortrefflich. Der Kaffee von Popayan kommt dem von Mocca an Güte gleich. Die Wälder sind reich an Kautschuk, Sassaparille, Chinarinde u. Vanille. Die Seeküsten liefern Perlen, die Gebirge edle Metalle, Eisenerz u. Steinkohlen. Bevölkerung: etwa 450,000 Seelen, darunter viele Neger, Mulatten u. Indianer. Am dichtesten bewohnt sind das Caucathal u. die südl. Hochebenen, die ungesunde Küste der Südsee ist dagegen beinahe menschenleer. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes wird von den Bewohnern lange nicht so ausgebeutet, wie es bei rationeller Bewirthschaftung möglich wäre. Manufakturen u. Fabriken giebt es gar nicht, ausgeführt werden nur Gold, Platin u. Chinarinde. Städte sind: Popayan, 20,000, Pasto, 8000, Cali, 12,000, Buga, 6500 E.; Cupic, Hafenort an der Bai gleichen Namens, wichtig für einen einstigen interozeanischen Kanal.

Cauchy (spr. Koschi), Augustin Louis, Sohn des Dichters Louis François C., einer der ausgezeichnetsten franz. Mathematiker der Neuzeit. Sein Geburtsjahr wird verschieden angegeben, doch hat das J. 1789 (21. Aug.) Wahrscheinlichkeit für sich. In seiner Vaterstadt Paris war er zuerst Zögling, dann nach einander Repetitor u. Prof. der Mathematik an der Polytechn. Schule u. wurde schon 1816 Mitglied des Instituts, infolge seiner Schrift „Théorie des ondes" (Theorie der Wellenbewegung), welche für die Begründung der wissenschaftlichen Optik von Bedeutung u. vom Institute gekrönt wurde. Ein eifriger Anhänger Karl's X., folgte er diesem ins Ausland, wo er als Erzieher des Herzogs von Bordeaux längere Zeit in Prag lebte. Später kehrte C. wieder nach Paris zurück, gab zunächst im Ordenshause der Jesuiten Unterricht in der Mathematik u. erhielt 1848 die neu begründete Professur der mathemat. Astronomie an der Universität. Da er jedoch der napoleon. Regierung den Eid der Treue nicht leisten wollte, mußte er diese Stellung (Juni 1852) wieder aufgeben. Er starb 23. Mai 1857 zu Paris. Von seinen Hauptwerken, meist arithmetischer u. bes. analytischer Natur, sind hervorzuheben „Cours d'analyse de l'Ecole polytechn." (Par. 1821, dtsch. von Hupler, Königsb. 1828), „Leçons sur les applications du calcul infinitésimal à la géométrie" (2 Bde., Paris 1826—28; deutsch v. Schnuse, Braunschw. 1840), „Exercices mathématiques" (51 livraisons, Par. 1827 ff.), „Nouveaux Exercices m." (Prag 1835—36), „Exercices d'analyse et de physique mathématique" (2 Vol., Par. 1839); außerdem seine Arbeiten über die Polarisation u. Doppelbrechung des Lichtes u. s. w., welche in einzelnen Abhandlungen erschienen. Die „Comptes rendus" der Akademie enthalten allein mehr als 500 Aufsätze, Briefe, Notizen, Berichte u. dergl. von C., der sich darin nicht nur als einen der schärfsten, sondern auch der fruchtbarsten Mathematiker erweist.

Caudinische Pässe (Furculae Caudinae), Engpässe bei der alten samnit. Stadt Caudium an der Straße von Capua nach Benevent (zwischen den heutigen Orten Arpajo u. Montesarchio), wo die Römer im 2. Samnit. Kriege eine eben so plötzliche als schimpfliche Niederlage erlitten. Ohne die Samniter zu bemerken, die sich gedeckt aufgestellt hatten, marschirten die Römer (4 Legionen, unter der Anführung der Konsuln Titus Veturius u. Spurius Postumius) in den Engpaß ein, fanden jedoch den Ausweg versperrt; sie suchten nun den Eingang wieder zu gewinnen, der aber gleichfalls besetzt war; andere Abtheilungen der Samniter beherrschten den engen Hohlweg von der Anhöhe aus. Die Römer versuchten sich durchzuschlagen, sahen aber bald die Vergeblichkeit dieses Bemühens ein u. ergaben sich. Der samnit. Feldherr, Cajus Pontius, gewährte den Römern, nachdem die Konsuln sich seinen Friedensbedingungen unterworfen hatten, freien Abzug, erließ ihnen jedoch nicht die Schmach, unter dem Joche durchzugehen (der Durchzug unter dem Joche, einer Art Galgen, war damals die gewöhnliche Form für die Demüthigung eines völlig kampfunfähig gemachten Feindes). Die Römer empfanden diese Erniedrigung schwer; der Senat verweigerte die Zustimmung zu dem so schimpflich geschlossenen Vertrag, u. „Caudinisches Joch" wurde seitdem zur Bezeichnung für die denkbar größte Schmach.

Cauer, Emil, ein trefflicher Bildhauer, geb. 1800 in Dresden, gest. 1867 in Kreuznach. Als er im 20. Jahre sich für die Bildhauerei entschied, trat er in Rauch's Atelier in Berlin u. zeichnete sich bald durch seine Arbeiten aus. Nachdem er sich hierauf noch eine Zeit lang in München weiter ausgebildet, Zeichenlehrer an der Universität in Bonn gewesen u. wieder in Dresden gewohnt hatte, wo er mehrere Arbeiten ausführte, wählte er endlich Kreuznach zum Wohnort. Hier schuf er die meisten u. schönsten seiner Werke, nämlich eine Reihe von Porträtstatuetten historischer Persönlichkeiten, Kompositionen nach deutschen Dichtungen (Rothkäppchen), allerliebste in Abgüssen sehr verbreitete Genrefiguren u. Shakespeare-Statuetten (z. B. Shylock). Schon bei seinen Lebzeiten arbeiteten mit ihm seine beiden Söhne Karl u. Robert. Ersterer, geb. 1828, setzte seine Studien in Berlin unter Albert Wolff u. seit 1848 in Rom fort. Er arbeitete mehrere Statuen antikidealer Richtung, aber auch mehrere monumentale Porträtstatuen u. Grabmonumente. Letzterer, geb. 1831, widmete sich, nachdem er bereits ebenfalls Schüler seines Vaters gewesen war, eine Zeit lang der Malerei in Düsseldorf, trat dann wieder zur Bildhauerei zurück u. schuf unter Anderen das Dornröschen für den Großherzog von Mecklenburg-Schw.; Darstellungen aus der Märchenwelt gelangen ihm bes. gut.

Caulaincourt (spr. Kolängkuhr), Armand Augustin Louis, Herzog von Vicenza, General u. Staatsmann des Kaiserreichs, Napoleon's I. treu ergebener Vertrauter. Geb. 9. Dez. 1772 zu Caulaincourt

im Dep. Somme u. im 15. Jahre bereits Soldat, erstieg er schnell die höheren Offiziersgrade. Napoleon machte ihn 1791 zum Adjutanten. Später wurde C. zum Herzog von Vicenza erhoben u. 1805 zum Divisionsgeneral u. Großstallmeister ernannt. Napoleon schätzte zwar C.'s persönliche Tapferkeit u. Umsicht, verwendete ihn jedoch seiner Gewandtheit wegen mehr in diplomatischen Angelegenheiten. Durch stets sehr beschränkte Vollmachten am freien Handeln zu sehr verhindert, vermochte C. nicht immer die erwarteten günstigen Erfolge zu erzielen. Dies war bes. während des Februar u. März 1814 auf dem Kongreß zu Chatillon der Fall, wo C. dem Kaiser Thron u. Reich hätte retten können, wäre Napoleon, durch seinen Sieg bei Brienne mit zu großen Hoffnungen erfüllt, zur Nachgiebigkeit zu bewegen gewesen. Nur der bes. Gunst Alexander's I., welche C. sich als Gesandter in Petersburg (1807—11) zu erwerben gewußt hatte, war es zu danken, daß bei der ersten Thronentsagung Napoleon's C. verhältnißmäßig sehr günstige Bedingungen für seinen Herrn erlangte. Nach dessen Rückkehr von Elba ward C. zum Minister des Auswärtigen u. zum Pair ernannt, sein Name nach Ludwig's XVIII. Einzug zwar auf die Liste der Proskribirten gesetzt, auf Alexander's Verwendung jedoch wieder gestrichen. C. lebte von da an in Zurückgezogenheit seiner Familie u. der Bewirthschaftung seines Gutes u. starb 19. Febr. 1827 zu Paris.

Nr. 1892. Salomon von Caus (geb. 1576, gest. 1626).

Caus od. **Caux** (spr. Koh), Salomon von, geb. 1576, ein deutscher Architekt, der früher in Paris, von 1612—20, in Heidelberg als Baumeister u. Ingenieur des Kurfürsten Friedrich's V. von der Pfalz lebte u. ein Buch bes. über Springbrunnen u. a. Wasserkünste: „Raison des forces mouvantes" (Lehre von den bewegenden Kräften) erst franz., dann deutsch herausgab. In C., den er für einen Franzosen hielt, glaubte Arago nachträglich den so gesuchten franz. Erfinder der Dampfmaschine entdeckt zu haben; der Embryo der großen Erfindung sollte ein im Buche erwähnter, aus einem geschlossenen Wasserkessel mit Steigrohr bestehender Apparat sein, welcher Wasser emportreibt, nachdem dasselbe im Kessel zum Sieden erhitzt worden — eine bloße Fontaine u. nicht einmal von C. als eigene Erfindung ausgegeben. Der Schriftsteller Henry Berthoud that dann später noch ein Uebriges: um eine übrig gebliebene Holzschnittplatte anzubringen, die einen Irren im Gefängniß darstellt, schrieb er für ein Unterhaltungsblatt auf Bestellung eine Novelle, deren Held C. war; die darin geschilderten Schicksale des Mannes, obgleich als Dichtung gegeben, werden noch heute von den meisten Franzosen geglaubt. Hiernach soll C. auf Befehl des Kardinals Richelieu, den er mit seiner Erfindung zu sehr überlaufen, als Narr eingesperrt worden u. auch im Gefängniß gestorben sein. Daß die Dampfmaschine später in England zu Tage getreten, beruhe auf Ideendiebstahl; denn der damal. Marquis von Worcester habe C. im Gefängniß besucht u. ihn über seine Erfindung ausgeholt. Alles zusammen ist Fabel.

Causerie (franz., spr. Kos'rih), Plauderei, Geschwätz, muntere Unterhaltung; Vortrag od. Aufsatz in leichtem Plauderton.

Causes célèbres (frz., spr. Kohs ßeläbr), merkwürdige Fälle, bes. in der juridischen Welt Aufsehen erregende Rechts (nicht Kriminal-) fälle.

Causeuse (franz., spr. Kosöhs), eigentl. „eine Schwätzerin", bezeichnet gewöhnlich einen nur für 2 Personen eingerichteten Polstersitz.

Caustica. Man versteht darunter eine Klasse von Arzneimitteln, die zum Aetzen u. Brennen angewendet werden. Es giebt flachwirkende Aetzmittel u. tiefwirkende. Zu ersteren gehört als bekanntestes der Höllenstein od. salpetersaures Silberoxyd, die Salzsäure, Salpetersäure 2c. Tiefer ätzt die Chromsäure. Am stärksten geht in die Tiefe die Wirkung der sog. Wiener Aetzpaste eines Kalipräparates. Man wendet die C. an zum Wegätzen von krankhaften Gebilden, zum Anregen einer kräftigen Entzündung in Fällen von langwierigen, schlaffen Eiterungen, endlich zur Zerstörung von giftigen Stoffen in einer Wunde, z. B. bei Bissen von tollen Hunden u. s. w. Weiteres s. „Cauterisation". Auch innerlich werden C. gereicht bei verschiedenen Hautleiden u. um eine sehr schlaffe Darmthätigkeit anzuregen.

Cautel, hergeleitet vom lat. cavere, sich schützen, bedeutet so viel wie Vorsichtsmaßregel. Man bezeichnet dadurch Kontrakte, Urkunden u. alle die Vorkehrungen, die getroffen werden, entweder um einer künftigen Rechtsstörung vorzubeugen od. den Beweis eines Rechtes zu erleichtern. Die Frage, welches für den einzelnen Fall das geeignetste Sicherheitsmittel sei, hat die Cautelarjurisprudenz zu entscheiden. Ein neuerdings vielfach gewähltes Sicherungsmittel, nam. gegen Einbußen bei gewährtem Kredit, ist die Kautionshypothek, d. h. der Schuldner läßt dem Gläubiger auf seinem Grundstücke eine Scheinhypothek eintragen, die dem Gläubiger die Möglichkeit gewährt, nach vorgängigem Eintrag der unbezahlt verbliebenen Schuld an dem durch die Kautionshypothek gesicherten Orte sich durch Versteigerung des Grundstückes zu decken.

Cauterisation ist ein chirurgischer Eingriff mit Mitteln, welche durch Berührung die organische Substanz zerstören. Das bekannteste Mittel, die C. auszuführen, ist das Glüheisen, jetzt zum Theil durch den glühenden elektrischen Docht ersetzt. Man cauterisirt, um ein krankhaftes Gewebe zu zerstören, seine Ausbreitung zu unterdrücken, um Blutungen zu stillen, od. um eine Aufsaugung von Flüssigkeiten in verschiedenen Körperhöhlen (z. B. Kniegelenkshöhle) zu bewirken, durch Anwendung eines kräftigen Reizmittels auf die Haut, endlich auch um einen schlaffen Heilungsprozeß in einen schnell heilenden Entzündungsprozeß überzuführen. Die C. durch Drähte, die mittels des galvan. Stromes glühend gemacht werden, die **Elektrocaustik,** hat vielfache Anwendung in der Chirurgie bei Geschwülsten, die man auf unblutigem Wege entfernen will.

Cautio, Kaution heißt eine Sicherheitsleistung, die meist durch Bürgschaft od. durch Pfandlegung (Hypothekbestellung), insbesondere aber durch Hinterlegung einer (von Gesetz od. Vertrag od. auch durch richterliches Ermessen bestimmten) Geldsumme (bez. Werthpapiere) bewirkt werden. So hat unter Umständen der Nießbraucher einer Sache dem Eigenthümer derselben wegen ordnungsmäßiger Benutzung (C. usufructuaria), der Ehemann in gewissen Fällen für das Eingebrachte seiner Ehefrau eine Kaution zu bestellen, auch der Vormund für größere von ihm in Händen behaltene Vermögenstheile seiner Pflegebefohlenen eine (durch richterliches Ermessen zu bestimmende) Sicherheit (C. pupillaris) zu leisten. — Desgleichen sind die Aussteller u. die Indossanten eines Wechsels, dessen Annahme von dem Bezogenen verweigert worden, dem letzten Inhaber, welcher den Protest Mangels Annahme hat aufnehmen lassen, zu genügender Sicherheitsbestellung verbunden. — Aus dem alten röm. Recht, welches im Zusammenhange mit seinem eigenthümlichen Prozeßverfahren in zahlreichen Fällen (wo nach heutiger Anschauung ein rechtlicher Schutz od. Zwang selbstverständlich scheint) die Eingehung einer bestimmten Verpflichtung mittelst einer Kaution vorschrieb, sind nur noch wenige bes. Arten der C. in die neueren Rechte übergegangen, u. a. die sog. C. damni infecti od. Sicherheitsbestellung wegen zukünftigen Schadens, welcher einem Grundstück aus dem Verfalle eines baufälligen Nachbargebäudes od. durch Anlagen, Vorrichtungen, Anpflanzungen auf einem Nachbargrundstück droht. In gleicher Weise sind die Fälle der altröm. C. auch im neueren Prozeßverfahren sehr beschränkt worden; so kommt die

C. pro expensis od. die Sicherheitsleistung wegen der Prozeßkosten, die nam. einem Ausländer gegenüber geltend gemacht werden kann, nicht mehr als Regel vor; auch ist die C. de lite prosequenda od. die Kaution eines wiederholt anfangenden Klägers nur nach richterlichem Ermessen dann zu fordern, wenn der Kläger, der einen Prozeß liegen läßt, erst nach einer längeren Frist seit dem versäumten Termine wieder auftritt. Ueber den Grund der Kautionsforderung u. über den Betrag der Kaution in solchen u. ähnlichen Fällen entscheidet der Richter durch ein einfaches Dekret, gegen welches in der Regel nur die Beschwerde (nicht Appellation u. s. w.) stattfindet. — Im Strafrecht dient die C. unter gewissen Umständen gleichfalls als Sicherungsmittel gegen mögliche Nachtheile, z. B. gegen die willkürliche Verfolgung eines Privatanklägers, gegen die Verhaftung, Durchsuchung u. s. w. So hatte im alten röm. Recht der Ankläger für die Durchführung seiner Anklage eine C. zu bestellen, u. die peinliche Gerichtsordnung des alten Deutschen Reiches schrieb in gleichem Sinne für „Schmach, Schäden u. Kosten" des Angeklagten die Leistung einer C. vor. Noch heute fordern manche Strafprozeßordnungen (z. B. in Preußen, Baden, Oldenburg) unter gewissen Umständen von dem Privatankläger eine Kaution für die Gerichtskosten. In gewissem Sinne gehört hieher auch die Leistung der „Urfehde", d. h. eines im älteren deutschen Strafprozeß vorgesehenen eidlichen od. Handgelöbnisses, sich friedlich zu verhalten, von Rache od. Selbsthülfe absehen zu wollen. Von praktischer Wichtigkeit ist heutzutage vornehmlich die C. des Beschuldigten zur Abwendung od. zur Wiederaufhebung der Untersuchungshaft. Hierbei soll in der Regel das freieste richterliche Ermessen entscheiden, auch über die Ableistung eines eidlichen Angelöbnisses (c. juratoria), auf dessen Bruch übrigens das heute giltige Strafrecht des neuen Deutschen Reiches eine Gefängnißstrafe bis zu 2 Jahren setzt. — In der Verwaltung wie im freien Verkehr endlich kommt die Kaution als Deckungsmittel für das Vertrauen bei Zulassung gewisser Handlungen od. einer Person zu gewissen Wirkungskreisen vor, z. B. bei öffentlichen u. Privatanstellungen (Kassenbeamten), bei Verleihung von Konzessionen (Herausgabe von Zeitungen; Heiratskautionen der Offiziere), bei großen geschäftlichen Unternehmungen (Bauten, Lieferungen u. s. w.); desgleichen hat im Gebiete des deutschen Zollvereins der Waarenführer für den Eingangszoll entweder durch Pfandlegung od. durch einen zuverlässigen Bürgen Sicherheit zu bestellen. Zu sog. Amtskautionen, welche für alle aus der Amtsführung zu vertretenden Schäden u. Mängel an Kapital u. Zinsen haften, sind im neuen Deutschen Reiche alle Beamten, welchen die Verwaltung von Reichskassen od. Reichsmagazinen od. die Annahme u. Beförderung von Reichsgeldern obliegt, vornehmlich aber die Post- u. Telegraphenbeamten verbunden; so hat ein Rendant einer Oberpostkasse 3000 Thlr., ein Buchhalter derselben 800 Thlr., ein Postassistent 300 Thlr., ein Telegrapheninspektor 500—1000 Thlr., ein Telegraphist 200 Thlr. als Kaution zu hinterlegen. Endlich sei noch erwähnt, daß das Verlangen von Kautionen, welches mitunter Privatpersonen (oft infolge öffentlicher Anzeigen) bei Stellenbesetzung od. Stellenverschaffung an Unerfahrene stellen, zuweilen auf betrügliche Täuschung hinausläuft, weshalb bei derartigen Fällen bes. Vorsicht anzuempfehlen ist.

Cavaignac (spr. Kavanjak), Jean Baptiste, franz. Revolutionsmann, geb. 1762 zu Gordon (Dep. Aveyron), wurde von Toulouse aus, wo er sich als Advokat niedergelassen, 1792 in den Konvent gewählt, in dessen Auftrage er zur Armee ging. Im J. 1795 als General nach Paris zurückgekehrt, machte er sich durch Unterdrückung der Aufstände vom Mai u. Okt. verdient. Josef Napoleon zog ihn als Domänenverwalter nach Neapel; Murat ernannte ihn zum Majoratsherrn. Später nach Frankreich zurückgekehrt, ging er nach der Restauration in die Verbannung nach Brüssel, wo er 24. März 1829 starb. — Sein ältester Sohn, Godefroy **C.**, geb. 1801 zu Paris, betheiligte sich lebhaft an der Julirevolution 1830, gehörte aber nach der Errichtung des Bürgerkönigthums zu den Führern der republikan. Opposition. Trotz wiederholter Verhaftungen führte er die Agitation fort, gründete den „Verein für Menschenrechte" u. half im Schoße desselben die Unruhen im April 1834 vorbereiten, deren unglücklicher Ausgang ihn zur Flucht nach England nöthigte. Erst 1841 durfte er nach Paris zurückkehren, wo er alsbald seine republikan. Bestrebungen (im Journal „Réforme") wieder aufnahm, aber schon 5. Mai 1845 starb. Sein Bruder Louis Eugene **C.**, geb. 15. Okt. 1802 zu Paris, trat frühzeitig ins Heer ein u. stand als Kapitän in Arras, als die Julirevolution ausbrach, der er sich begeistert anschloß. In Afrika, wohin er 1832 ging, wurde er rasch befördert u. rückte zum Divisionsgeneral u. Gouverneur von Algier auf. Nach der Februarrevolution 1848 kehrte er nach Paris zurück u. übernahm das ihm von der Provisor. Regierung angebotene Kriegsministerium. Der Juniaufstand nöthigte die Nationalversammlung, C. mit der Militärdiktatur zu bekleiden. Mit großer Energie u. Geistesgegenwart drängte er die Aufständischen, deren Zahl auf 40,000 Mann angewachsen war, auf einen immer engeren Raum zusammen u. wurde so des Aufstandes in vier Tagen Herr. Dann gab er mit rühmlicher Selbstlosigkeit die ihm übertragene Vollmacht an die Nationalversammlung zurück, die sie ihm aber sofort von Neuem ertheilte u. ihm in der Bildung einer neuen Exekutivgewalt völlig freie Hand ließ. Die Erhaltung der Ordnung u. Sicherheit in den folgenden Monaten dankt Frankreich der festen u. verständigen Führung C.'s. Dennoch mußte er im Dez. bei der Präsidentenwahl dem ehrgeizigeren, rührigeren u. durch den Nimbus seines Namens den Massen sympathischeren Ludwig Napoleon weichen; dieser erhielt über 5 Mill. Stimmen, während auf C. nur $1\frac{1}{2}$ Mill. fielen. In der Nacht des Staatsstreiches, 2. Dez. 1851, wurde auch er verhaftet u. verließ nach seiner Freilassung Frankreich. Nach seiner Rückkehr (in den 50er J.) wurde er in den Gesetzgebenden Körper gewählt, trat jedoch nicht ein, da er den Eid verweigerte. Er starb 28. Okt. 1857 auf seinem Landgute Ournes im Dep. Sarthe.

Cavalcade, ein Aufzug zu Pferde bei festlichen Gelegenheiten.

Cavalcanti, Guido, bedeutender ital. Dichter des 13. Jahrh., ein Freund Dante's u. gleich diesem zu Florenz geb. Er vermählte sich 1266 mit der Tochter von Farinata degli Uberti, des Hauptes der florent. Ghibellinen, u. nahm nach dem Tode desselben seine Stelle ein. Er gerieth infolge dessen mit dem welfischen Haupte, Corso Donati, in einen Konflikt, der so gefährlich für die Ruhe der Stadt wurde, daß die Bürgerschaft Beide verbannte. Zwar wurde C. bald zurückgerufen, doch hatte seine Gesundheit so gelitten, daß er 1300 starb. Seine Gedichte, unter denen die Canzone „Donna mi prega" am berühmtesten ist, stammen meist aus seiner Jugendzeit u. sind einem jungen Mädchen aus Toulouse, Mandetta, gewidmet, in das sich C. auf der Heimkehr von der Pilgerschaft nach Santiago in Galicien verliebt hatte. Cicciaporri veranstaltete 1813 in Florenz eine Herausgabe der „Rime edite ed inedite" C.'s. — Außer G. C. sind noch zu erwähnen Giovanni C., ein florent. Geschichtschreiber des 15. Jahrh., der Machiavelli vielfach als Quelle diente, u. Bartolommeo C., ebenfalls aus Florenz, ein polit. Schriftsteller im 16. Jahrh. u. Feind der Herrscherfamilie der Mediceer.

Cavalier (spr. Kawallieh), Jean, Anführer der Camisarden im Cevennenkriege, geb. 1679 im Dorfe Ribaute bei Anduse (Gard-Dep.), war Bäckergeselle in Genf, als die durch Verfolgungen gereizten reformirten Bewohner der Cevennen aufstanden. Sogleich kehrte C. in die Heimat zurück, u. unter seiner tüchtigen Führung machten die Aufständischen dem königl. Heere so viel zu schaffen, daß Marschall Villars einen Vergleich vorschlug, den C. annahm. Den Reformirten ward freie Religionsübung gewährleistet u. ihm selbst von Ludwig XIV. die Erlaubniß ertheilt, als Oberst ein Camisardenregiment zu errichten. Da sich jedoch C. in Versailles mit Mißtrauen behandelt sah, ging er heimlich nach England, wo er Kriegsdienste nahm. Bes. zeichnete er sich in der Schlacht bei Almanzo in Neucastilien aus (25. Apr. 1707). Er starb als Generalmajor u. Vizegouverneur der Insel Jersey zu Chelsea 18. Mai 1740.

Cavalier Tempesta, s. „Tempesta".

Cavaliere, Emlio del, einer jener Männer des 16. Jahrh., welche in Italien eifrig bestrebt waren, dem alten griech. Drama mit Musik wieder Geltung zu verschaffen, u. somit die Entstehung der Oper beförderten. In seinen komponirten Schäferspielen: „Il Satiro" u. „La Disperazione de Filene" suchte er den einstimmigen Gesang melodischer zu gestalten, als es bisher geschehen. Außer mehreren Singspielen hat er auch ein Oratorium „Anima e Corpo" geschrieben. Von seinen Lebensumständen wird nur berichtet, daß er 1550 in Rom geb., seit 1570 bis 1590 in Florenz als Kapellmeister gewirkt u. gegen Ende des Jahrh. gestorben sei.

Cavan, Grafschaft in Irland mit 154,000 E., durchflossen vom Erne, gebirgig u. mit vielen Seen. Die Stadt C., mit 3200 E., liegt in einem fruchtbaren Thale u. ist Sitz eines protest. u. kath. Bischofs.

Cavanilles (spr. Kavaniljes), Antonio José, bekannter Botaniker, geb. 16. Jan. 1745 zu Valencia, gest. im Mai 1804 als Direktor des Bot. Gartens zu Madrid, einer der besten Pflanzenkundigen, die Spanien gehabt hat. Er bildete sich (1777—1789) zu Paris, bearbeitete in seinen „Monadelphiae classis dissertationes decem" (2 Bde., Par. 1785 u. Madrid 1790) die Malvaceen, Meliaceen, Pessifloreen u. Malpighiaceen. Nach Madrid zurückgekehrt, beschrieb er, auf die Sammlungen von Ludwig Née gestützt, Pflanzen der Südsee, sowie Mittel- u. Südamerika's in seinem großen Werke „Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur" (6 Bde., Madrid 1791—1801, mit 601 Kupfert.). Auch gab er ein paar Jahre lang eine naturwissensch. Zeitschrift heraus, für die er sich später mit Proust vereinigte. Jesuit seinem Bekenntnisse nach, hatte er mit verschiedenen Männern von Ruf (L'Heritier, Ruiz u. Pawon) Streitigkeiten sehr unangenehmer Art.

Cavatine (ital. Cavatina, od. Cavata, letzterer Ausdruck jedoch seltener gebraucht), ein arienartiges Gesangstück für eine Solostimme, von der eigentl. Arie dadurch unterschieden, daß sie (die C.) kürzer ist, mehr bei einer u. derselben Gefühls- od. Stimmungssituation beharrt, also auch keinen Wechsel des Tempos u. der Taktart aufweist u. weniger das Leidenschaftlich-Dramatische als das Reinlyrische od. Ruhig-Beschauliche zum Ausdruck bringt. Dieser Grundstimmung gemäß ist auch die Melodiebildung in der C. eine einfachere, Koloraturen, Sprünge 2c. ausschließende. — In neuerer Zeit wird der Unterschied zwischen Arie u. C. nicht streng festgehalten u. man findet oft Arie benannt, was eig. C. heißen sollte (u. umgekehrt, nam. in ital. Opern). Als Beispiele von C.n im wahren Sinne seien die aus Weber's „Freischütz" — „Und ob die Wolke sie verhülle" — u. die aus Mozart's „Figaro" — „Porgi amor" — angeführt.

Cavedoni, Celestino, einer der bedeutendsten neueren ital. Alterthumsforscher u. Numismatiker. Er wurde 1795 zu Lavizzano im Modenesischen geb., widmete sich auf dem Seminar zu Modena u. dann an der Universität zu Bologna der Theologie, hauptsächlich aber dem Studium der klassischen u. der hebräischen Sprache u. bes. der Alterthumswissenschaft. Er starb 1865 als Vorstand der Bibliothek „Palatina" zu Modena. Außer vielen Abhandlungen in den Schriften des Archäologischen Instituts zu Rom sowie anderer Akademien verdienen nam. erwähnt zu werden sein „Saggio di observazioni sulle medaglie di famiglie Romane" (Modena 1829—31), seine „Numismatica biblica" (Modena 1850, deutsch von Werlhof, Hannover 1855—56, 2 Thle.). Gegen E. Renan trat er auf in seiner „Confutazione dei principali errori di Ernesto Renan nella sua Vie de Jésus" (Modena 1863), wovon in wenigen Monaten vier Auflagen erschienen.

Cavelier (spr. Caw'ljeh), Pierre Jules, ein jetzt lebender trefflicher Bildhauer in Paris, der, nachdem er in der Plastik ein Schüler David d'Angers' u. in der Malerei Paul Delaroche's gewesen war, zuerst 1842 für eine Statue der Penelope den ersten Preis von der Akademie erhielt u. seitdem eine Reihe von Bildwerken idealen, theils christlichen, theils mythologischen Inhalts geschaffen hat, die sich durch Adel der Auffassung u. gediegene Durchbildung auszeichnen.

Cavendish (spr. Käwendisch), ein nach dem gleichnam. Gute in Suffolk benannter Familienzweig des engl. Hauses Gernon, deren Ahnherr mit Wilhelm dem Eroberer nach England kam. Hervorzuheben sind: Sir John **C.**, Oberrichter der Kingsbench, der als Rebell 1381 im Aufstande Wat Tyler's seinen Tod fand. — Sir William **C.**, geb. 1505, gest. 1557, Ceremonienmeister des Kardinals Wolsey (s. d.), dessen von ihm od. seinem Bruder George C. herrührende Lebensbeschreibung von Shakespeare zu dem Drama „Heinrich VIII." benutzt worden ist. Die Gemahlin Sir William's, Elisabeth **C.**, gest. 1607, begründete den Reichthum der Familie, indem sie seinen Kindern das Vermögen ihres ersten u. dritten Mannes zubrachte u. sich mit ihrem vierten Gatten, George Talbot, Grafen von Shrewsbury, nur unter der Bedingung vermählte, daß er zwei seiner Kinder erster Ehe mit zwei der ihrigen verheirathete. Ihr u. Sir William's zweiter Sohn ward der Ahnherr der herzogl. Fam. Devonshire (s. d.). Ihr Enkel, William **C.**, wurde durch seine Mutter Marquis u. Herzog von Newcastle (s. d.). — Thomas **C.** unternahm 1586 mit 3 Schiffen eine Reise um die Welt. Auf einer zweiten starb er. — Henry **C.**, berühmter Physiker u. Chemiker, geb. als Sohn des Lords Charles C., 10. Okt. 1731 zu Nizza, entdeckte 1781 die Bestandtheile des Wassers, bestimmte die mittlere Dichtigkeit der Erdkugel u. hat nam. durch seine Untersuchungen über die Zusammensetzung der Luft die genaue Kenntniß derselben eröffnet. Er fand auch die Zusammensetzung der Salpetersäure. Trotzdem er durch den Tod seines Oheims, des Herzogs von Devonshire, in Besitz eines sehr großen Vermögens gekommen war (er hinterließ 1,200,000 Pfd. St.), lebte er doch nur den Wissenschaften. Seine reiche Bibliothek öffnete der treffliche Mann jedem Gelehrten. Er starb zu London 24. Febr. 1810. Die Königliche Gesellschaft in London wie die Pariser Akademie der Wissenschaften hatten ihn zu ihrem Mitglied ernannt. Seine Schriften finden sich in den „Philosophical transactions" (1766—92).

Cavent (vom lat. cavere, für Etwas bürgen, haften), der Bürge. — Cavet, der Bürgschaftschein.

Caviller, s. „Abdecker".

Cavour (spr. Kawuhr), Graf Camillo Benso v., der Gründer der ital. Einheit, geb. 11. Aug. 1810 zu Turin, war der Sproß einer alten piemontesischen Adelsfamilie. Sein Vater, der Marchese Michele di C., hielt den Knaben, der frühzeitig Proben seltenen Muthes ablegte, für die militär. Laufbahn geeignet u. übergab ihn der Militärakademie zu Turin, die er mit großem Erfolg besuchte. Bedeutende Fortschritte hatte er nam. in den mathematischen Studien gemacht, als er, kaum 20 J. alt, die Akademie mit dem Grade eines Genieleutnants verließ. Da der junge Graf aus seinen liberalen Gesinnungen kein Hehl machte, so ging sein Avancement mit einer Langsamkeit vor sich, die seinem vorwärtseilenden Ehrgeiz immer drückender wurde. Er trat 1831 aus dem Heere aus u. fand nun Muße, nicht nur seiner eigenen Ausbildung u. der Bewirthschaftung seiner großen Stammgüter zu leben, sondern vor Allem auch die großen Bewegungen der Zeit mit unabhängigem Sinn zu verfolgen u. den Zustand der übrigen europ. Staaten mit dem seines Vaterlandes zu vergleichen. Er durchreiste die Schweiz u. Frankreich, indem er aufmerksam Land u. Leute studirte; ein mehrjähriger Aufenthalt in London reifte seine polit. Anschauungen, lehrte ihn den Parlamentarismus schätzen u. brachte ihn in Beziehungen zu namhaften Persönlichkeiten. Erst 1842 kehrte er nach Turin zurück, wo er alsbald seine mannichfaltigen Erfahrungen zur Hebung der wirthschaftlichen u. polit. Zustände auszubeuten begann. Er gründete die „Società agraria", einen Anfangs nur landwirthschaftlichen Interessen gewidmeten Verein, der jedoch bald zum Sammelpunkt aller nationalen u. liberalen Elemente Piemonts wurde. Das von ihm geleitete Journal „Risorgimento" hielt sich von radikalen Theorien u. Phrasen fern, setzte eindringlich die Vorzüge des konstitutionellen Systems ins Licht u. warf eine Fülle polit. Wissens in die Mittelklassen. In den Wirren der Februartage 1848 machte C. seinen Einfluß für eine friedliche u. maßvolle Lösung geltend. Als Sprecher der Turiner Presse drang er beim König Karl Albert auf Verleihung einer Verfassung, die denn auch ertheilt wurde. Die bald darauf ausbrechenden Aufstände in Mailand u. Venedig, die Oesterreich rasch zu Boden schlug, riefen eine begeisterte, racheglühende Stimmung in Piemont wach, der sich die Regierung Karl Albert's nicht entziehen konnte; dieser erklärte 23. März an Oesterreich den Krieg u. ließ seine Truppen über den Ticino rücken. Dies waren schwere Tage für C., der es den revolutionären Nationalen an Patriotismus sicher gleichthat, in Bezug auf die Wahl der Mittel aber ganz abweichender Meinung war. Seinem staatsmännischen Blick entging es schon damals nicht, daß Piemont das schwere Emanzipationswerk nur mit Hülfe einer auswärtigen Macht werde durchführen können; in dem vorschnellen Vorgehen Piemonts sah er Gefahr für die nationale Sache, die nur gewinnen könne, wenn der einzige Staat, auf den Italien seine Hoffnungen setzte, seine Kraft bis zu dem Augenblicke verspare, wo es, gedeckt durch einen mächtigen Verbündeten, den Kampf mit Oesterreich mit sicherer Aussicht auf Erfolg aufnehmen könne. Diesen nüchternen, der Tagesströmung schnurstracks zuwiderlaufenden Standpunkt vertrat er muthig in der Kammer, wo er seinen Sitz auf der Rechten nahm. Seine beharrlich abmahnende Haltung erbitterte

bes. die Ultrademokraten, deren Absicht, sich der nationalen Bewegung zur Verwirklichung ihrer revolutionären Bestrebungen zu bemächtigen, C. klar durchschaute u. mit Schärfe geißelte. Was C. vorausgesagt, traf ein; der Kampf nahm für Piemont rasch einen kläglichen Verlauf. Hierdurch noch nicht belehrt, drang die Revolutionspartei auf Wiederaufnahme der Feindseligkeiten; C., nicht achtend der Verunglimpfungen, welche die Gegner auf seinen noch kurz vorher so beliebten Namen häuften, arbeitete diesem unsinnigen Verlangen in der Kammer wie in der Presse aus allen Kräften entgegen. Umsonst; erst der Schrecken, den der vernichtende Schlag von Novara in der Bevölkerung verbreitete, legte den Demagogen Schweigen auf u. machte den ruhigen Erwägungen C.'s u. seiner Partei Bahn. Das demokratische Ministerium Gioberti wurde nach dem Regierungsantritt Victor Emanuel's durch ein gemäßigtes (unter Massimo d'Azeglio) abgelöst, u. jetzt erst gelangte C. zu jenem Einfluß auf die Entschließungen der Regierung u. der Kammer, der seiner ungemeinen Begabung schon längst gebührt hatte. Die überzeugende Kraft seiner Beweisführung war es vornehmlich, welche die zwischen Annahme u. Ablehnung des Friedensvertrags von Novara schwankende Kammer zur Annahme bestimmte u. so ein neues Unglück von Piemont abwendete. Sein eifriges Eintreten für die von Justizminister Siccardi eingebrachten Gesetzentwürfe über die Aufhebung des geistlichen Forums (März 1850) brachte ihn in Konflikt mit den klerikalen Elementen der Rechten u. hatte sein Vorrücken nach dem rechten Centrum zur Folge, dessen Führung ihm alsbald zufiel. Im Juli 1850 trat C. in die Regierung selbst ein u. übernahm zunächst das Ministerium des Handels u. Ackerbaues, womit er später das der Marine u. seit April 1851 (nach Nigra's Rücktritt) auch das der Finanzen verband. Auf allen diesen Gebieten entfaltete er eine rastlose u. stetig vorschreitende Reformthätigkeit, während er gleichzeitig auch bei seinen Kollegen eine Reihe der wichtigsten Verbesserungen anregte. So kam es, daß man bald allgemein, obwol Massimo d'Azeglio noch den Vorsitz im Kabinet führte, C. als dessen eigentlichen Kopf ansah. Aus dem Bestreben, Piemont aus seiner isolirten Stellung zu reißen, es durch wirthschaftliche Interessen mit auswärtigen Mächten zu verketten u. hierdurch spätere polit. Allianzverhältnisse vorzubereiten, ging der Abschluß der von ihm angeregten Handelsverträge mit England, Belgien, den Zollvereinsstaaten u. Frankreich hervor, deren Genehmigung er nach heftigen Gefechten mit der schutzzöllnerischen Partei in der Kammer durchsetzte. Noch hartnäckigere Opposition fand die nach dem Staatsstreiche Ludwig Napoleon's von der Regierung vorgeschlagene Beschränkung der Presse in Bezug auf Beleidigung auswärtiger Herrscher u. Regierungen. C. meinte im Hinblick auf die allgemeine Weltlage den Entwurf vertheidigen zu müssen u. mußte von der äußersten Linken den Vorwurf der Liebedienerei gegen den franz. Usurpator hinnehmen, während die Rechte ihn der Schwäche zieh u. viel umfassendere Beschränkungen der Presse, des Wahlgesetzes, der parlamentarischen Gerechtsame forderte. Diese reaktionären Gelüste der Rechten nöthigten C., offen mit ihr zu brechen u. den Stützpunkt des Ministeriums weiter nach links zu verlegen, indem er in einer eindrucksvollen Rede die Verschmelzung des rechten u. linken Centrums (letzteres unter Ratazzi) anbahnte. Wenn man erwägt, daß sich damals überall auf dem europäischen Festlande die Reaktion ausbreitete, so ist C. die Bildung einer solchen großen konservativ-liberalen Mittelpartei doppelt hoch anzuschlagen; sie festigte sich von Jahr zu Jahr u. bildete die unumgängliche Grundlage zu C.'s Regenerationswerk. Zunächst freilich führte dieser kühne Griff, den C. auf eigene Hand gethan, zu einer Verstimmung zwischen ihm u. der Mehrheit des Kabinets, die den vorläufigen Rücktritt C.'s zur Folge hatte (Mai 1852). C. benutzte seine Muße zu einer Reise nach Frankreich u. England; in Paris wurde er mit großen Ehren empfangen u. erwarb sich die persönlichen Sympathien des Kaisers, der, ohne sich zu binden, den Ideen des ital. Staatsmannes verständnißvoll entgegenkam. Inzwischen war das Ministerium infolge der Vorlage eines Civilehegesetzentwurfs, den die Kurie verwarf, in eine Krisis hineingetrieben worden, die zur Auflösung des Kabinets führte. Im Nov. 1852 wurde C. vom König zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen. Er selbst übernahm darin mit gewohnter Arbeitslust die Finanzen, Handel u. Ackerbau; seit 1855 gesellte sich hierzu noch das Auswärtige. Vor Allem faßte C. die finanzielle Lage des Landes ins Auge, deren Hebung ihm weniger durch Auflegung neuer Steuern, als durch große ökonom. Reformen (im Zoll- u. Verkehrswesen u. s. w.) gelang. Das feindselige Verhältniß zu Oesterreich drohte mehrmals diese friedlichen Arbeiten zu unterbrechen; doch wußte C. stets einen völligen Bruch zu vertagen, ohne der Würde seines Staates Eintrag zu thun. Zwar führte das Auftreten Oesterreichs nach der Mazzinistischen Erhebung (Febr. 1853) zum Abbruch des diplomatischen Verkehrs zwischen beiden Staaten; doch gelang es C. noch, durch Vermittlung der Westmächte dämpfend auf Oesterreich zu wirken.

Nr. 1893. Graf Camillo Cavour (geb. 11. Aug. 1810, gest. 30 Mai 1861).

Einen großen Schritt näher sah sich C. seinem Ziele durch den Orientalischen Krieg zugeführt; er eilte, den Westmächten ein Hülfskontingent zur Verfügung zu stellen, u. erlangte hierdurch 1856 die Zulassung Piemont's zu den Pariser Friedensverhandlungen. Hier verstand C. es, die europäische Tragweite der italienischen Frage u. die Nothwendigkeit einer Ausschließung Oesterreichs aus Italien ins Licht zu setzen, dem Vertreter Englands für den Fall eines Kampfes das Versprechen einer moralischen Unterstützung, Napoleon's III. das eines förmlichen Bündnisses zu entlocken. Fortan trat er im Parlament u. in allen Regierungshandlungen offener mit seinen Plänen hervor. Die Mißstände in Neapel u. im Kirchenstaat wurden schärfer als je hervorgehoben u. die lombardisch-venetianische Bevölkerung in ihrem Widerstande gegen Oesterreich ermuntert. Die feindselige Haltung der piemontesischen Presse, die Annahme der lombardischen Subskription für die Festung Alessandria u. die Sammlungen, die von der piemontesischen Regierung auch im österr. Italien für ein in Turin zu errichtendes Nationaldenkmal betrieben wurden, veranlaßten Reklamationen seitens des Wiener Kabinets, die wiederum die gegenseitige Abberufung der Gesandten nach sich zogen (März 1857). Es folgte nun, nachdem Rußlands Empfindlichkeit durch Einräumung des Hafens von Villafranca gehoben war, die bedeutsame Zusammenkunft C.'s mit Napoleon III. in Plombières, wo als das Ziel des gemeinsamen Kampfes die Vertreibung Oesterreichs aus Italien festgesetzt wurde; als Kampfpreis scheint der Kaiser sich schon damals Savoyen u. Nizza ausbedungen zu haben (Juli 1858). Die Worte, die Napoleon Neujahr 1859 an den österr. Gesandten richtete, ließen keinen Zweifel mehr über die Absichten der Verbündeten übrig. Victor Emanuel eröffnete 10. Jan. die Kammern mit einer von C. verfaßten Rede, in welcher Piemont begeistert als der Träger der ital. Einheitsidee hingestellt u. versichert wurde, daß man für den Schmerzensschrei, der aus verschiedenen Theilen Italiens sich erhebe, nicht mehr unempfindlich bleiben könne. Hierzu kam noch die Vermählung der Prinzessin Clotilde, der Tochter des Königs,

mit dem Prinzen Napoleon (23. Jan.). Jetzt hielt es Oesterreich an der Zeit, bedeutende militär. Verstärkungen nach Italien abzusenden; C. antwortete mit der Zusammenziehung aller verfügbaren Streitkräfte an der lombardischen Grenze, mit einem Rundschreiben, in welchem er sein Vorgehen rechtfertigte, u. mit der Aufnahme einer Anleihe von 50 Mill. Fr., welche die Kammern mit großer Majorität votirten (9. u. 17. Febr.). Nochmals machten Rußland u. England den Versuch, den Zwiespalt friedlich (durch Einberufung eines Kongresses) beizulegen; derselbe scheiterte, u. nachdem C. das Wiener Ultimatum vom 23. Apr. ablehnend beantwortet, überschritten die Oesterreicher 29. Apr. den Ticino. Seiner Ankündigung gemäß, daß er einen solchen Schritt für eine Kriegserklärung gegen Frankreich werde ansehen müssen, ließ jetzt auch Napoleon III. Theile seiner Armee die savoyische Grenze überschreiten, während andere nach Genua eingeschifft wurden. Bereits 28. Mai ergriff die franz.-sardin. Armee die Offensive, u. schon der Sieg bei Magenta (4. Juni) fiel entscheidend aus u. zwang die Oesterreicher auf der ganzen Linie zum Rückzuge. Sowol die bedrohliche Haltung Preußens als die stolze Sprache, die C. in einem bald darauf erlassenen Rundschreiben führte, veranlaßten Napoleon nach der Schlacht bei Solferino, den Siegeslauf der Verbündeten zu unterbrechen u. Oesterreich den Frieden anzubieten. Die Präliminarien wurden 11. Juli zu Villafranca zwischen ihm u. dem Kaiser Franz Josef verabredet, u. später trat denselben auch Viktor Emanuel bei; C.'s kühne Entwürfe waren nur zum kärglichsten Theil erfüllt: die Lombardei ging zwar in den Besitz Piemonts über, Venetien aber blieb bei Oesterreich, das sogar in einen neuen ital. Bund unter dem Präsidium des Papstes eintreten sollte. C. stutzte u. hielt sich einige Zeit grollend von der Regierung fern; nachdem sich jedoch der König entschlossen hatte, die Herzogthümer festzuhalten u. Frankreich durch Savoyen u. Nizza zu gewinnen, übernahm C. im Jan. 1860 aufs Neue die Leitung des Ministeriums. Seine Bestrebungen wurden erheblich gefördert durch das hartnäckige Sträuben des Papstes u. der Bourbonendynastie in Neapel, zu Gunsten einer nationalen Umgestaltung Opfer zu bringen. Die Kurie wies die entgegenkommenden Vorschläge C.'s zurück, rüstete sich vielmehr zum Widerstand gegen Piemont; dasselbe nahm nunmehr, nach kurzem Kampfe mit der päpstl. Armee, von Umbrien u. den Marken Besitz, bald darauf auch von Neapel u. Sizilien, wo inzwischen Garibaldi (im Einverständniß mit C.) siegreich vorgerückt war. Ein Dekret vom 26. Dez. 1860 sprach die Vereinigung von Neapel, Sizilien, Umbrien u. den Marken mit Piemont, der Lombardei u. den Herzogthümern unter dem gemeinsamen Namen des „Königreichs Italien" aus, u. schon 18. Febr. 1861 tagte in Turin das erste Gesammtparlament, das Viktor Emanuel feierlich zum König von Italien ausrief. Trotz der zweideutigen Haltung seines kaiserlichen Verbündeten u. trotz der Gleichgiltigkeit, mit der die übrigen Großmächte dieser Krisis zugesehen, war es C. in kaum zwei Jahren gelungen, sämmtliche ital. Landschaften, mit Ausnahme von Rom u. Venetien, zu einem großen Nationalstaate zu vereinigen. Jetzt galt es, das Errungene zu behaupten u. durch große Organisationsarbeiten innerlich zu festigen. Doch sollte es C. nicht vergönnt sein, diesen Entwicklungsprozeß durchzuführen. Selbst eine so gewaltige Arbeitskraft wie die seinige mußte den vielseitigen Mühen, die er sich aufgebürdet, erliegen; verbitternd wirkten auch auf sein Gemüth die Vorwürfe der demokrat. Partei, die ihn ob der Preisgebung von Savoyen u. Nizza des Verraths am Vaterlande beschuldigten. Ein Fieber, das ihn Ende Mai 1861 ergriff, raffte ihn bereits 6. Juni dahin. In seltener Mischung paarten sich in C. Kühnheit der Ideen mit nüchterner Schärfe u. fester Willenskraft, Leichtigkeit u. Beweglichkeit mit zäher Beharrlichkeit. Sein kräftiges Aeußere hatte etwas Beherrschendes, obwol er aufdringlichen Glanz verschmähte u. durch Ungezwungenheit u. Leutseligkeit für sich einnahm. Auch seine Reden wirkten weniger durch Schwung u. formelle Schönheiten, als durch scharfe Gedankenführung u. feinen Sarkasmus. Vgl. De la Rive, „Le comte de C." (Par. 1863).

Cawnpore (spr. Kanpuhr), eigentl. Kanhaipore, Distrikt der indobritischen Präsidentschaft Bengalen zwischen Ganges u. Dschumna mit etwa 1,200,000 Einw. Die Hauptstadt gleichen Namens, ein bedeutender Handels- u. Waffenplatz am Ganges, zählt über 108,000 Einw. Bei dem Ausbruch des Sipoysaufstandes im Mai 1857 zog sich der General Sir Hugh Wheeler hierher zurück u. erhielt nach vierwöchentl. heldenhafter Vertheidigung von dem Mahrattenfürsten Nena Sahib die Zusage freien Abzuges, ein Wort, das freilich nicht gehalten wurde, denn Nena Sahib wüthete in greulicher Weise unter den Abziehenden. Am 17. Juli eroberte General Havelock die Stadt wieder zurück u. bewerkstelligte von hier die Entsetzung Lucknows.

Cawreegum, Kauriharz, resina Kauri, das Harz der neuseeländischen Dammarafichte (Dammara australis *Lamb.*), auch Kaurifichte, von den Maoris schlechtweg Kauri genannt. Das Harz, Dammarharz, erscheint im Handel in blaßgelben od. grünlichen, meist durchscheinenden Stücken von oft bedeutender Größe. Leicht schmelzbar, löst es sich auch in kochendem Alkohol u. Terpentinöl zu einem schönen, farblosen Firniß auf, den man an Stelle des Kopalfirnisses gebraucht, obgleich er nicht dessen Haltbarkeit besitzt. Das Harz tropft in großen Massen aus der Rinde des Baumes u., wo es nicht sogleich gesammelt wird, in den Boden, so daß man auch Kauriharz da graben kann, wo früher Kaurifichten standen, durch Brand u. Alter aber verschwanden. Der Baum selbst gehört zu den stolzesten, welche Neuseeland besitzt, u. wurde uns zuerst durch Cook bekannt, der ihn auf seiner ersten Weltreise 1769 entdeckte. Als astlose Säule wächst der Stamm gegen 30—35 m. empor, um von da ab seine mächtige, aber unregelmäßig verzweigte Krone auszubilden, durch welche er im Innern wol 40—45 m. hoch werden kann, während seine Stammesdicke nahe der Wurzel bis zu 12 m., bei schmächtigeren Bäumen nur 5—6 m. im Umfange beträgt. Eben so merkwürdig ist der Stamm durch seine vollkommen cylindrische Form, wie durch die glatte Rinde, die der Baum, nach Art der australischen Gummibäume (Eucalyptus), abwirft. Trotz dieser riesigen Form steht das Laub in keinem Verhältnisse dazu. Schon an u. für sich gleicht der Baum eher einem Kastanienbaume als einem Nadelbaume, zu dessen Familie er doch gehört, indem er selbst im sterilen Zustande Zapfen trägt; doch gehört das Laub nicht zu dem nadel-, sondern zu dem laubförmigen der Koniferen und erscheint nur als kleines, oval lanzettliches Blatt. Ebenso winzig sind seine Zapfen. So bildet der gewaltige Baum oft ausschließlich die Waldungen, bes. im Norden der großen Doppelinsel, auf der er sich über drei Breitengrade u. einen Längengrad ausdehnt. — Auf den Molukken, Philippinen u. Sunda-Inseln erscheint noch eine Art der Dammarafichte in Dammara orientalis *Lamb.*, die aber weit breiteres Laub hervorbringt. Auch sie ist ein schöner u. großer Baum mit glatter röthlicher Rinde, ausgebreitetem Astwerk u. mit runden Knospen, während das sitzende, lederartige Laub einen blaugrünen Reif trägt. Der Zapfen erlangt die Größe u. vor der Reife auch die Form einer Pomeranze. Aus dem Stamme quillt das weiße, später bernsteinähnliche u. steinharte Harz in großen Stücken hervor, so daß es oft gleich Eiszapfen od. in Kopfform an ihm klebt. Man kennt es unter dem Namen Damar-puti, Steinharz od. Katzenaugenharz, welches gleich dem Kopal benutzt wird.

Nr. 1894. Zweig der Dammarafichte (Dammara australis *Lamb.*).

Caxamarca (spr. Kachamarka), Departement der südamerikan. Republik Peru, infolge der Revolution 1854 aus einem Theile des Departements de la Libertad gebildet, 950 □M. groß. Grenzen: im N. an die Republik Ecuador, im S. an Libertad, im O. an Amazonas, im W. an Libertad u. Piura. Bodenbeschaffenheit: im N. eben, die übrigen Theile gebirgig. Der Amazonenfluß bewässert es als Grenzfluß. Alle Produkte der gemäßigten u. heißen Zone können erzeugt werden. Bevölkerung: Ungefähr 120,000 Seelen, welche Ackerbau,

Viehzucht u. Industrie treiben; in der Provinz C. allein werden jährl. 30—40,000 Stück Rindvieh, etwa fünf Mal so viel Schafe u. gegen 16,000 Pferde gezüchtet; Wollen- u. Baumwollengewebe werden von vorzüglicher Feinheit geliefert, der Bergbau liegt noch darnieder, obgleich die Gebirge reich an Silber u. Kupfer sind, auch Eisen u. wahrscheinlich auch Steinkohlen enthalten. Das Dep. ist in 4 Provinzen eingetheilt, von denen Jaen früher zur Republik Columbia gehörte u. jetzt zum Theil von Ecuador beansprucht wird. — Die Hauptstadt C. hat 18,400 Einw. u. liegt nach Humboldt 2860 m. über dem Meere, in einer fruchtbaren, schönen Ebene am Rio Crixnejas, einem Nebenflusse des Amazonenstroms. Von Interesse sind das. die Denkmäler altperuanischer Baukunst, nam. die Ruinen des Incapalastes, in denen man noch vor wenigen Jahren das kleine Zimmer zeigte, in dem Pizarro den Inka Atahualpa gefangen hielt u. hinrichten ließ, obgleich ihm dieser versprochen hatte, für seine Freilassung jenes Gemach mit Gold füllen zu lassen. Die Umgegend der Stadt ist sehr fruchtbar, doch wird von Zeit zu Zeit die Ernte durch Frost vernichtet. In der Nähe befinden sich die berühmten Inkabäder (Baños del Inca); dort hatten die Inkas einen Palast, in welchem sich Atahualpa bei der Ankunft der Spanier befand. Das schwefelhaltige Wasser wallt aus einem über 3 m. im Durchmesser haltenden Krater empor, in welchen die Indianer den goldenen Thron ihres letzten Inka versenkt haben sollen. Bei 30 m. Tiefe fand Stevenson noch keinen Grund in diesem Wasserkrater. Die Ruinen einer terrassenförmig angelegten Stadt, welche sich bei C. vorfinden, sollen noch älter als die Inkadynastie sein.

Caxton (spr. Käckst'n), William, der erste Buchdrucker Englands, geb. 1412 in der Grafschaft Kent, ging 1442 als Faktor der Londoner Kaufmannschaft nach Holland, unterhandelte 1464 wegen eines Handelsvertrags, übersetzte mehrere franz. Werke ins Englische u. erlernte behufs ihrer Verbreitung selbst die Buchdruckerkunst, die er dann in England einführte. Das erste von C. selbst übersetzte u. gedruckte Buch war Raoul le Fevre's „Recueil des histoires de Troyes". Dann folgte 1474 Cessoli's Buch über das Schachspiel, dem sich noch 55 andere anschlossen. C. hatte seine Druckerei in der Nähe der Westminsterabtei u. starb zu London im Mai od. Juni 1492. In der St. Margarethskirche in Westminster ward ihm ein Denkmal gesetzt. Sein Leben beschrieb Lewis (Lond. 1737).

Cayenne (spr. Kajenn), Hauptstadt von Französisch-Guayana, auf der Insel gleichen Namens, welche von den Flüssen Cayenne u. Ovac gebildet wird, hat gegen 6000 Einw. Auf der Seeseite ist sie stark befestigt, nach der Landseite geschützt durch Wald u. Moräste. Der alte Theil von C. ist schlecht u. eng gebaut, der neue hat breite u. luftige Straßen. Bemerkenswerth ist die Place des armes an allen vier Seiten zieht sich eine doppelte Reihe kolossaler Orangenbäume hin, deren Blüten einen köstlichen Geruch verbreiten u. beständig eine große Masse Kolibris herbeilocken, welche sich wie Schmetterlinge über denselben wiegen. Die übergroße Feuchtigkeit des Klimas ruft oft das Gelbe Fieber hervor, trotzdem soll der Gesundheitszustand im Allgemeinen befriedigend sein, nur hat man sich der Sonne so wenig wie möglich auszusetzen. Die Gesundheitspolizei bleibt den Urubus, den schwarzen Aasgeiern, überlassen, sie verrichten die Beschäftigung des Abdeckers, indem sie alle möglichen Unreinigkeiten fressen. Durch Gesetz sind diese Vögel in Schutz genommen; auf Tödtung eines solchen steht schwere Strafe. Die Einfahrt zur Rhede von C. ist schwierig, die Schiffe müssen die Zeit der Hochflut abwarten, weil zur Ebbezeit die Fahrbahn nur 3 m. Wasser hat. Vom Meere aus hat man einen schönen Anblick: im Hintergrunde erheben sich grüne Hügel, der Strand ist mit Mangrovegebüsch eingefaßt; da u. dort erheben sich Gruppen schlanker Palmen, zwischen denen die Häuser stehen. Vor der Insel C. liegen die Isles du Salut, eine aus 3 Eilanden bestehende Inselgruppe, wohin die Deportirten gebracht werden. Seit dem 22. Febr. 1852 ist nämlich C. berüchtigt durch das Dekret, nach welchem die entlassenen Gefangenen, welche des Bannbruches sich schuldig gemacht, u. die den geheimen sozialistischen Gesellschaften Zugehörigen dahin geschickt werden. Nachdem das Gesetz vom 30. Mai 1854 die Bagnos aufgehoben, kamen auch die dazu verurtheilten Verbrecher nach C. Jede der drei Inseln hat ihre bestimmte Art von Gefangenen: auf Isle Royale sind die schwersten Verbrecher, auf Joseph leben rückfällige Sträflinge, u. die politischen Gefangenen sind auf der Teufelsinsel untergebracht. Trotz der großen Anzahl verwilderter Elemente, die hier vereinigt sind, kommen selten Widersetzlichkeiten vor, denn unter den brennenden Strahlen

Nr. 1895. Ansicht von Cayenne, vom Fort St. Michae[l] aufgenommen.

der Sonne u. in dem so sehr entnervenden Klima resigniren sie sich u. träumen höchstens vom Entfliehen, ohne das wirkliche Gelingen desselben herbeiführen zu können. Für die Gefangenen auf Isle Royale hat man keinen Kirchhof, da die Dammerde auf dem Gestein eine viel zu

dünne Lage bildet. Deshalb versenkt man die Leichen in das Meer u. überantwortet sie den Haifischen. Bis zum J. 1857 waren ungefähr 4000 Sträflinge in C. eingeführt. Die Zahl der gegenwärtig in der Kolonie befindlichen Deportirten ist nicht genau bekannt. — Den Namen C. führt auch ganz Französisch-Guayana. S. „Guayana".

Cayenne-Pfeffer, s. „Capsicum".

Caylus (spr. Ka ilü), Anne Claude Philippe de Tubières 2c. Graf v., franz. Archäolog u. Kupferstecher, geb. zu Paris 31. Okt. 1692, nahm am Span. Erbfolgekriege theil, bereiste dann Griechenland u. den Orient, kehrte 1717 mit reichen Sammlungen nach Paris zurück u. lebte dort dem Studium des Alterthums u. der Ausübung der schönen Künste, bis er 5. Sept. 1765 starb. Er schrieb u. a.: „Recueil d'antiquités égyptiennes" (Par. 1752—67, 7 Bde.; deutsch von Panzer, Nürnb. 1766, Bd. 1); archäol. u. histor. Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Inschriften (deutsch von Meusel, Altenb. 1768, 2 Bde.); „Sur la peinture à l'encaustique et sur la peinture à la cire" (Par. 1755); „Recueil des pierres gravees du cabinet du Roi", 306 Platten, u. außerdem mehrere Romane in seinen „Oeuvres badines" (herausgeg. von Garnier, Par. 1788, 12 Bde.). Die Kupferstiche in seinen Werken hat er selbst geätzt; auch sonst hat er eine Menge schöner Stiche geliefert. Seine Mutter war die durch Geist u. Schönheit ausgezeichnete Nichte der Frau v. Maintenon, Marthe Marguerite de Villette, Marquise de C. (geb. 1673, gest. 1729), die sich in der Literatur durch ihre 1770 zuerst von Voltaire herausgeg. „Souvenirs" (n. Aufl., Par. 1804) bekannt gemacht hat.

Cayota edulis *Jacq.* od. Sechium edule *Sw.*; ein Kürbisgewächs aus der Gruppe der Sicyoideen, die Mutterpflanze des in Westindien u. Meriko allgemein kultivirten Chochokürbis, eine Frucht, die nach Art unserer Kartoffel auf die mannichfaltigste Weise zu verschiedenen Speisen zubereitet wird u. darum eine echte Nationalpflanze ist. Selbst die Wurzel ist genießbar, denn sie enthält noch 20—25 % Stärkemehl u. wird darum als Gemüse gegessen. Auf Jamaika vertritt Sechium americanum *Lam.* ihre Stelle. Die Früchte der ersten Art, welche auch Chajatl genannt werden, sind weiß, gelb, licht- od. dunkelgrün, glatt, mit wenigen od. vielen Stacheln besetzt, von der Größe eines Hühnereies, kugel- od. eirund, mitunter bis 1 Kg. wiegend.

Cayuga, County des Staates New-York in Nordamerika, am Ontariosee, durchschnitten vom Eriekanal u. der großen Westbahn, 648 □M. mit 55,500 Einw. — Cayuga-Bridge, Ort an genannter Eisenbahn, von wo eine regelmäßige Dampfbootverbindung mit Ithaka stattfindet. — Der Cayuga- u. Senecakanal geht von Montezuma am Eriekanal in einer Länge von 21 M. bis nach Geneva.

Cayugas, einer der Irokesenstämme, welche in Canada an den Großen Seen zerstreut leben.

Cayugasee, nahe am Senecasee im Staate New-York, ist 40 M. lang, 1—3½ M. breit u. sehr tief, sein Abfluß mündet in den Senecafluß.

Cazalès (spr. Kasaläh), Jacques Antoine Marie, eine der hervorragendsten Erscheinungen in der franz. Revolution. Er wurde 1758 zu Grenade an der Garonne geb., trat später bei den Dragonern ein, avancirte bis zum Kapitän u. wurde bei Beginn der Revolution als Deputirter des Adels in die Konstituirende Nationalversammlung gewählt. Er sprach für freiwillige Aufgebung der Vorrechte des Adels, aber gegen die Vereinigung desselben mit den anderen Ständen. Als er mit seinen Vorschlägen nicht durchdrang, vertrat er wenigstens die Interessen des Königs. Nach dem Fluchtversuch desselben ging er zu den Prinzen nach Koblenz, fand dort jedoch nicht die gewünschte Aufnahme u. begab sich deshalb nach London. Beim Prozeß Ludwig's XVI. suchte er beim Konvent um Erlaubniß nach, den König vertheidigen zu dürfen, wurde aber abgewiesen. Die engl. Flotte begleitete er nach Toulon, wo Ludwig XVII. proklamirt worden war, kehrte jedoch, die Hoffnungslosigkeit der königl. Sache einsehend, bald wieder nach England zurück. Frankreich betrat er erst 1803 wieder u. starb dort 2 J. später, nachdem er alle Anerbietungen von Seiten Napoleon's zurückgewiesen hatte. Seine „Défense de Louis XVI." erschien zu London 1792.

Cazembe, ein ausgedehntes mächtiges Reich im Innern von Südafrika, das seinen Namen von dem des Beherrschers führt. Von dem Volke behauptet Livingstone, daß es echte Neger seien, während die portugiesischen Reisenden, welche in dem Lande selbst waren, die Bewohner desselben zu den kafferartigen Stämmen rechnen. Das Reich wird im W. durch den Fluß

Lualao vom Lande des Matiamwo geschieden; die Größe desselben ist noch nicht genau bekannt, doch gilt es bei den verschiedenen Kaffernationen für das mächtigste Reich in Südafrika. Früher reichte es von dem Flusse Sambesi im O. bis zum Lualao im W., hatte also eine Ausdehnung von ungefähr 200 Wegstunden in der Länge u. halb so viel in der Breite; doch ist es nun durch die Muembas od. Moluanes, welche von Nordw. her als Eroberer kamen, beträchtlich verkleinert worden. Die Hauptstadt Lunda liegt unter 9° südl. Br. u. 26° 40′ östl. L. von Paris, an dem seeartig ausgedehnten Fluß Moso, der 3½ M. breit ist. Der erste Europäer, welcher dieselbe besuchte, war der portug. Doktor Lacerda, der 1798 von Mosambik aus dahin gelangte, aber in C. starb. Im J. 1831 u. 1832 drangen Gamitto u. Monteiro bis in diese Residenz vor, u. 20 J. später besuchte sie der Portugiese Freitas. Die Straßen der Stadt sind gerade, breit u. sauber, die Wohnung des Königs (Ganda, Mossumba od. Schipango genannt) liegt am Wasser, an der Nordseite der Stadt. Das Land bildet eine von Flüssen durchschnittene Ebene. Dem Volke sind Lesen u. Schreiben unbekannt. Die religiösen Vorstellungen erscheinen ganz roh: man opfert den Musimos, d. h. den Geistern der abgeschiedenen Herrscher, Kriegsgefangene u. in Ermangelung solcher auch Leute aus dem eigenen Volke. Pambi ist der Schöpfer aller Dinge und wirkt unmittelbar auf die Zauberei ein. Mittels derselben kann Jeder unsterblich werden; der Tod rührt nur von irgend einem Versehen beim Zaubern her. Pambi schuf den Mambo od. Herrscher. Die todten Mambos stehen in Verbindung mit den lebenden, gehen Nachts um u. vertreiben sich die Zeit lustig mit Weibern u. Weintrinken. Die Grabstätten gelten für geheiligt; die Idole sind hölzerne Puppen (sonst bei keinem südafrikan. Volke vorkommend), rohe Nachahmungen der menschlichen Gestalt, mit Hörnern u. Knochen von Thieren geschmückt. Der Mambo, auch Muata genannt, ist eigentlich oberster Priester u. Herrscher in einer Person; er gilt für den größten Zauberer, den Niemand berühren kann, ohne zu sterben; ein wohlbewaffnetes Kriegsheer von 6000 Mann bildet seine Leibwache, u. 600 Weiber, unter 4 Hauptweibern stehend, machen seinen Harem aus. Als Staatsmaxime gilt, daß der Muata mit keinem anderen Herrscher ein Bündniß eingehe; er übt so viel als möglich Druck auf die kleinen Fürsten jenseit seiner Grenzen u. sucht dieselben unter einander in Kriege zu verwickeln. — Die Regierung ist unbedingt despotisch; die Krone ist erblich, der Hofstaat besteht aus den Kilolos od. Vambires, Edelleuten mit verschiedenen Rangstufen. Zu den Kilolos ersten Ranges gehören der Thronfolger, die übrigen Mitglieder der Herrscherfamilie u. der Oberfeldherr, der auch alle öffentlichen Arbeiten zu leiten hat. Unter dem Caquata stehen die Polizeibeamten u. der Cata Mato od. Ohrenabschneider. Eine Gesetzgebung ist nicht vorhanden: Alles hängt unbedingt vom Mambo ab. — Die Cazembes gehören zu dem großen, weitverbreiteten Stamme der Balonda. Sie haben schwarze Haut, langes wolliges Haar, hervorragende Stirn, hervorstehende, lebhafte Augen, gerade Nase, nichtwulstige Lippen, kräftigen Wuchs, mittlere Größe. Das Volk redet die Sprache von Messera, am Hofe wird nur das Campocolo gesprochen. Die Wohnungen des Volkes, aus Bambusrohr bestehend, sind zu Dörfern vereinigt. Der Boden wird mit großer Sorgfalt bestellt, bes. wird Maniok u. Mais angebaut. Fleisch u. Fische räuchert man u. aus zubereiteten Thierfellen od. auch aus Baumwolle verfertigt man einfache Kleidungsstücke. Oel preßt man aus Sämereien, Salz gewinnt man aus Holzasche; gekocht wird in irdenen Gefäßen. Die Bereitung des Pombe od. Honigweines ist ein Monopol des Herrschers. Kupfer u. Eisen sind reichlich vorhanden, aus letzterem fertigt man die Waffen an. — Vgl.: „Six years of a traveller's life in Western Africa, by Francisco Travassos Valdez", Lond. 1861, Bd. II, S. 213.

Nr. 1896. Der Muata Cazembe in Lunda.

Cazotte (spr. Kasott), Jacques, franz. Schriftsteller, geb. 1720 zu Dijon, ward Jesuit, ging als solcher 1747 nach Martinique, kehrte später nach Frankreich zurück, wo er der Revolution entgegenzuwirken suchte, ward infolge dessen verhaftet u., von seiner heldenmüthigen Tochter vergeblich vertheidigt, 25. Septbr. 1792 hingerichtet. Er schrieb den Ritterroman „Olivier“ (1763, 2 Bde., n. Aufl. 1798; deutsch, Halle 1769); „Le Lord impromptu“ (1771); „Diable amoureux“ (1772); die in einer einzigen Nacht verfaßte Kom. Oper „Les sabots“ (komp. von Rameau) u. „Oeuvres morales et badines“ (Par. 1776 bis 78, 4 Bde.; deutsch, Lpz. 1789 ff., 4 Bde.). Außerdem lieferte er eine Uebersetzung arabischer Erzählungen, welche im 37.—40. Bd. des „Cabinet des Fées“ enthalten sind.

C barré (franz.), in der Musik das große, durchstrichene ₵, mit welchem der Allabrevetakt bezeichnet wird.

C. C., auf ärztlichen Rezepten Abkürzung für cornu cervi, „Hirschhorn“, od., wenn es sich auf Kräuter u. Samen beziehen soll, für concisa, contusa, „geschnitten u. gestoßen“.

C.C.C., Abkürz. f. Constitutio criminalis Carolina, „s. Carolina“.

C. C. s., auf ärztlichen Rezepten Abkürzung für: Cornu cervi sine igne praeparatum, ungebranntes Hirschhorn, u. C. C. u. für Cornu cervi ustum, gebranntes Hirschhorn.

Cd., chemisches Zeichen für Kadmium.

Ce., chemisches Zeichen für Cerium.

Cean-Bermudez, Juan Augustin, span. Schriftsteller, geb. zu Gijon in Asturien 17. Septbr. 1749, machte in Madrid künstlerische Studien unter Rafael Mengs, rief in Sevilla eine Kunstakademie ins Leben u. gab neben einer Anzahl archäologischer u. kunstgeschichtlicher Werke ein „Diccionario historico de los mas illustres professores de las bellas artes en Espanã“ (6 Bde., 1801) heraus. Er starb zu Madrid 3. Dez. 1829.

Ceanothus, Pflanzengattung der Rhamneen, bekannt unter dem Namen „Seckelblume“. Mehrere Arten liefern werthvolle Produkte: C. americanus *L.* den New-Jersey-Thee, ein angenehmes Ersatzmittel für den chines. Thee, C. coeruleus *Lag.*, in Virginien u. Meriko eine fieberwidrige Rinde, C. discolor *Vent.*, am Senegal eine zusammenziehende Rinde gegen Ruhr, C. ferreus *DC.*, von den Karaibischen Inseln, vortreffliches Nutzholz, bekannt als Eisenholz von St. Croir.

Ceará, Provinz im Kaiserreich Brasilien. Den Namen leiten Einige ab von einer Papageienart, welche die Indianer Ciará nennen; Andere sehen darin das korrumpirte indianische Wort Suia, welches Jagd bedeutet. Grenzen: W. Piauhy, N. u. NO. der Atlantische Ozean, O. Rio Grande do Norte u. Parahyba, S. Pernambuco mit der Serra dos Cayriris Novos. Flächeninhalt über 1700 □M. Die Provinz hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen längste Seite Küstengebiet ist. Bodenbeschaffenheit: An der Küste eben, erhebt sich das Land nach dem Innern zu einzelnen Plateaux. Der Küstenrand ist sandig, an einigen Stellen dagegen sehr fruchtbar, durch den regelmäßigen Seewind angenehm frisch; in der Bergregion herrscht Wald vor, dieselbe ist nam. für den Kaffeebau sehr geeignet; die Hochebenen sind wasserarm, sehr heiß, doch hier u. da günstig für Viehzucht; das fruchtbarste Gebiet ist die Serra de Uruburetama, woselbst viel Baumwolle gebaut wird. Im Innern bleibt zuweilen die Regenzeit ein bis zwei Jahre gänzlich aus. Große schiffbare Flüsse fehlen dem Lande, nur kleine Flüßchen vereinigen sich zu dem Rio Jaguaribe; derselbe entspringt im SW. u. ergießt sich nach vielen Krümmungen in die Bai von Aracaty. Die Seeküste ist äußerst unentwickelt: die Häfen sind nur Flußmündungen od. kleine Baien, der beste Hafen ist an der Mündung des R. Camocim. Die Gebirge sind reich an Eisenerzen, auch findet sich Gold, doch ist den Abenteurern das Suchen darnach von der Regierung verboten. Bevölkerung: Nach Almeida vom J. 1867: 550,000, wovon etwa 1/15 Sklaven. Im J. 1813 stellte sich folg. Rassenverhältniß heraus:

Freie.	Männer.	Frauen.
Weiße	17,794	18,254
Indianer	5,383	5,507
Schwarze	5,113	5,386
Farbige	25,669	27,977
	53,959	57,124
Freie	111,083	

Sklaven.	Männer.	Frauen.
Schwarze	5,763	5,320
Farbige	4,511	4,463
	10,274	9,783
Sklaven	20,057	
Freie	111,083	
Totalsumme	131,140	

Die Landwirthschaft ist der Hauptbeschäftigungszweig der Bevölkerung, Ackerbau ist bedeutender als Viehzucht. Ausfuhrprodukte sind nam. Häute, Baumwolle, Zucker u. ausgezeichneter Kaffee, dem noch eine große Zukunft bevorsteht. Der Binnenhandel leidet sehr durch den Mangel an guten Fahrstraßen. Die Industrie beschränkt sich auf Licht- u. Seifefabrikation u. auf Anfertigung von Hüten u. Matten aus den Fasern der Carnaubapalme (s. d.). Der gerichtlichen Eintheilung nach zerfällt die Provinz in 15 Comarcas u. 20 Termos; in kirchlicher Beziehung bildet sie ein eigenes Bisthum. Das Unterrichtswesen liegt noch sehr darnieder: im J. 1863 existirten in der ganzen Provinz eine Mittelschule u. 111 Primärschulen, von denen nur 75 besucht waren. Geschichte. Das Gebiet der Provinz C. gehörte mit zu der Lehnsherrschaft, welche 1534 dem Historiker João de Barros u. dem Offizier Ayres da Cunha verliehen worden war. Die erste portugies. Kolonie wurde 1610 in der Gegend der jetzigen Hauptstadt angelegt u. 1637 von den Holländern in Besitz genommen, welche 1644 von den Eingeborenen vertrieben wurden; bis 1799 war das Land mit Pernambuco vereinigt, von da ab wurde es zur selbständigen Capitanie erhoben. Die Kolonisation des Landes haben bes. die Jesuiten betrieben. — C. od. Cidade da Fortaleza da Bragança, Hauptstadt der Provinz C. auf einer Sanddüne in der Nähe des Flusses C.; den längeren Namen hat sie durch ein kaiserl. Patent von 1823 erhalten. Bedeutende Handelsstadt von 16,000 Einw., der einzige dem auswärtigen Handel geöffnete Hafen der Provinz.

Nr. 1897. William Cecil, Lord Burleigh (geb. 13. Sept. 1520, gest. 4. Aug. 1598).

Cecil (spr. Sesil), William, Lord Burleigh (spr. Börleh), engl. Staatsmann, geb. in Lincolnshire 13. Sep. 1520, verdankte es seiner ungewöhnlichen Befähigung in allen Staatsgeschäften, daß er im Kampfe entgegengesetzter Parteien von einer Ehrenstufe zur andern sich erhob. Er studirte die Rechte, hörte aber auch theolog. Vorträge, da man in jener Zeit der religiösen Streitigkeiten auf der polit. Laufbahn theolog. Kenntnisse nicht entbehren konnte. In einer öffentlichen Disputation über Glaubenslehren bewies er so große Gewandtheit, daß ihn Heinrich VIII. an seinen Hof berief. Er erhielt sich glücklich in der Gunst des launenhaften Monarchen. Nach dem Tode desselben trat er auf die Seite der kathol. Partei, die unter Somerset, dem Vormund des jungen Königs Eduard VI. u. Regenten des Königreichs, die herrschende war. Er begleitete ihn auf einem Feldzuge gegen Schottland 1547, ward 1548 zum Staatssekretär ernannt, theilte jedoch mit seinem Gönner nach dessen Sturz die Gefangenschaft im Tower. Somerset wurde hingerichtet, C. aber, dessen Fähigkeiten auch die emporgekommene Partei schätzte, später wieder an seinen Posten berufen. Graf Warwick, Herzog von Northumberland, stand nach Somerset's Fall an der Spitze der Regentschaft. Dieser wollte das Königthum an sein Haus bringen, u. zwar durch Vermählung seines Sohnes mit Johanna Gray, einer Nichte des kränkelnden Königs. C. entwarf den Plan zur Ausführung dieses Vorhabens. Er setzte eine Urkunde auf, durch welche der König seine Schwester Maria Elisabeth von der Nachfolge ausschloß u. jene Nichte zur Thronerbin ernannte. Eduard unterschrieb, da man ihm

vorstellte, wie verderblich die Regierung der streng kathol. Maria fürs Land sein werde. Als er aber 1553 starb, fiel das Volk überall der rechtmäßigen Thronfolgerin zu. Nun bluteten Northumberland, Joh. Gray u. ihr Gemahl auf dem Towerhill, bald folgten die edelsten Bekenner des protestant. Glaubens. Merkwürdiger Weise blieb C. verschont, obgleich er weder seinen Glauben, noch seine Ergebenheit für Elisabeth verleugnete. Als aber diese 1558 den Thron bestieg, ward er alsbald wieder ins Kabinet berufen u. war fortan (erst als Staatssekretär, später als Großschatzmeister) ihr vertrautester Rathgeber. Er bestimmte sie, die protestant. Kirche zur herrschenden in England zu machen. Seine Wachsamkeit bewältigte 1571 einen Aufstand in den nördl. Provinzen zu Gunsten der gefangenen Maria Stuart, wofür er zum Lord B. u. Peer des Reichs erhoben wurde. Er war es auch, der Elisabeth bewog, daß sie nach langem Zaudern in die Hinrichtung der vom Parlament verurtheilten Maria Stuart willigte (1587). Das schauerliche Ereigniß, das überall mit Abscheu vernommen wurde, zog ihm nur für kurze Zeit die Ungnade seiner Gebieterin zu, die seine Dienstfertigkeit u. Treue nicht mehr entbehren konnte. Für die Machtvollkommenheit u. den Glanz seiner Königin zu arbeiten, war in der That sein höchstes u. einziges Bestreben. Er verstand es, für den königl. Schatz neue Geldquellen zu eröffnen, das Parlament zu einem sehr fügsamen Werkzeuge zu machen, einen dienstwilligen obersten Gerichtshof aufzurichten u. dem Reiche im Innern Ruhe, nach außen Achtung zu verschaffen. Seinem Privatleben wird strenge Sittlichkeit, Rechtschaffenheit u. Uneigennützigkeit nachgesagt. Er starb 1. Aug. 1598. Vgl. Collin, „Life of B.“; Nares, „Memoirs of the life and administration of Will. C., Lord B.“ (3 Bde.). — Sein Sohn **Robert C.**, Lord B., war gleich ihm in Staatsgeschäften sehr gewandt, wurde 1596 gleichfalls Staatssekretär der Königin, nachdem er schon als Gesandter am Hofe Heinrich's IV. von Frankreich seine Brauchbarkeit bewiesen hatte. Bes. thätig erwies er sich nach dem Tode der Königin bei der Thronbesteigung Jakob's von Schottland, wodurch er dessen Gunst in so hohem Grade erwarb, daß ihn derselbe zum Grafen von Salisbury erhob. Er starb 1612.

Cecropia, Pflanzengattung der Artocarpeen, als Trompetenbaum bekannt. Am meisten wird C. peltata *L.* aus dem trop. Südamerika genannt, ein schöner Baum mit neunlappigen, oben rauhen, unten weißfilzigen Blättern, deren Lappen ähnlich wie bei der Roßkastanie gestellt sind u. eine abgestumpfte längliche Form besitzen. Sie setzen sich an das Ende der Zweige an u. geben dem Baume eine sehr eigenthümliche Tracht. Das Holz, bekannt als Snakewood od. Schlangenholz, ist eines von denjenigen weicheren Hölzern, welche die Indianer auf härteren Hölzern zum Feuermachen durch Reibung gebrauchen; sonst liefert es beim Verbrennen viel Laugensalz. Die Rinde dient zum Gerben, ihr Bast zum Verfertigen von Stricken aller Art. Der leichte Stamm eignet sich vortrefflich zu leichtsegelnden Booten u. Fischerkähnen; seine dünneren Aeste werden zu Blasinstrumenten benutzt. Die wohlschmeckenden Früchte, eine von Tauben u. anderen Vögeln gern genossene Speise, hängen im Gipfel an eigenen Stielen u. bestehen aus 4—5 od. mehr cylindrischen Beeren, welche den Himbeeren ähneln. Das wichtigste Produkt des Baumes aber ist sein Milchsaft, welcher, mit dem von einigen Feigenarten (Ficus nymphaeafolia u. populnea) vermischt, ein werthvolles Federharz liefert; eben so auch mehrere andere Arten derselben Tropengegenden. Uebrigens kommt auch ein Snakewood od. Letterwood von einem familienverwandten Baume Guyana's (Piratinera guianensis *Aubl.*), das aber zu den härtesten Zimmerhölzern gehört u. nur von amerikanischen Aexten gehauen werden kann.

Ceder (Cedrus Libanotica *Lk.*, Pinus Cedrus *L.*), die berühmte C. des Libanon, die aber heutzutage am wenigsten noch hier, sondern am meisten in den Hochgebirgen Kleinasiens, z. B. im Cilicischen Taurus, erscheint u. selbst noch im Atlasgebirge auftritt. Sie gehört zu den schirmförmig wachsenden Nadelhölzern, die aus einem Punkte mehrere Nadeln bündelförmig treiben, wie es die Lärchenbäume (Larix) pflegen, mit denen die C. sehr nahe verwandt ist. Nur ihre großen elliptischen Zapfen mit angedrückten u. abgestutzten Schuppen unterscheiden sie sogleich von der Lärche mit kleinen Zapfen u. mehr od. weniger zurückgeschlagenen Schuppen. Hochberühmt im oriental. Alterthume, verdient die C. diesen Ruf aus vielen Gründen: durch ihren stattlichen Wuchs, durch ihr vorzügliches Bau- u. Möbelholz, durch dessen aromatischen Geruch, der es zu einem Räuchermittel erhob, durch ihr Harz, welches sowol als Arzneimittel wie auch zum Einbalsamiren der Todten diente u. s. w. Man gewann aus dem Harze das sog. C.-Oel, welches man ebenfalls zum Einbalsamiren gebrauchte, das aber auch zum Bestreichen der Bücher gegen Nässe u. Insekten verwendet wurde. C.-Manna ist ein zuckerhaltiger Saft, den die Blätter ausschwitzen u. den man als Arzneimittel gegen Harnbeschwerden verwerthete. In gleicher Eigenschaft waren selbst die süßlich schmeckenden Samen bekannt. All diese Eigenschaften trugen wesentlich dazu bei, daß die einst so viel bewunderten Cedernwälder des Libanon gegenwärtig nur noch kümmerliche Reste ihrer ehemaligen Pracht zeigen. In seiner Jugend ähnelt der Baum vollkommen der Lärche, so daß selbst seine Zweige schlaff herabhängen; bei zunehmendem Alter tritt ein schirmförmiger Wuchs ein, wie wenn verschiedene Abstufungen der quirlförmig gestellten Aeste über einander lägen. (Abb. s. Bd. II. Nr. 1348.) Eine sehr stattliche Verwandte ist die berühmte Deodara-C. des Himalaya (Pinus od. Cedrus Deodara). Sie heißt im Sanskrit Dêwa dâru (Götter-Bauholz), weshalb sie eigentlich Deodwara heißen sollte. An sich selbst begleitet sie den Himalaja in seiner ganzen westlichen Länge. — Außerdem nennt man noch manche Nadelhölzer C., ohne daß dieselben hierher gerechnet werden dürften. Wenigstens ist man in den Verein. Staaten mit diesem Namen sehr freigebig gewesen. Hier gilt der virgin. Wachholder (Juniperus Virginiana) als rothe od. virginische C.; derselbe Baum, dessen rothes Holz vorzugsweise zu Bleistiften benutzt wird. Ebenso spricht man dort von einer bermudischen C. (Juniperus Bermudiana), wie man in Südeuropa von einem C.-Wachholder (J. Oxycedrus) spricht, der auch als spanische C. bekannt ist. Gänzlich abweichend ist die weiße C. Nordamerika's, eine Art Lebensbaum (Thuja occidentalis), welcher ein vorzügliches Bauholz liefert, obgleich er Sumpfboden bewohnt. Hiermit darf aber nicht das weiße C.-Holz des Handels verwechselt werden, welches von Aniba guianensis *Aubl.* aus Guayana, wahrscheinlich einer Terebinthacee, kommt. Ebenso muß das weiße C.-Holz der südlichen Vereinigten Staaten davon getrennt werden; dieses stammt von der bekannten Sumpf-C. desselben Landes (Taxodium distichum *Rich.*), einem Nadelbaume mit fiedrig gestellten Nadeln.

Cedille (franz., spr. ßedilj), in der franz. Schriftsprache ein kleines Häkchen unten am Buchstaben c (ç), wodurch angezeigt wird, daß der genannte Buchstabe vor a, o u. u nicht wie gewöhnlich als k, sondern wie ein scharfes ß ausgesprochen werden soll.

cediren, s. „Cession“.

Cedrat, in Zucker eingemachte Citronenschale.

Cedratöl, s. „Citronenöl“.

Cedrin ist ein in seidenglänzenden Nadeln krystallisirender, sehr bitter schmeckender Stoff, der in den Samen von Simaba Cedron (*Planch.*), eines in Südamerika wachsenden Baumes, vorkommt.

Cedronrinde, von dem afrikanischen Mahagonibaume (Khaya od. Swietenia senegalensis) am Grünen Vorgebirge u. Gambia, sowie am Senegal u. verwildert auf den Antillen; eine sehr bittere Rinde, bekannt auch als Cail Cedra od. Karson Khay, häufig verwendet gegen die afrikan. Fieber unter den Gambianegern, welche Abkochungen der Blätter äußerlich bei Verwundungen, Blutungen u. s. w. verwenden. Am häufigsten benutzt man das Holz, welches als eine Art Mahagoni ausgeführt wird. Die bekannten Cedronsamen des Handels stammen dagegen von einer Simarubacee Neugranada's (Simaba Cedron *Planch.*); auch sie sind bitter u. werden als Fiebermittel gebraucht. Den größten Ruf aber haben sie als Gegengift gegen den Biß giftiger Schlangen, Skorpione, Tausendfüße u. a. Giftthiere.

Cefalu (ital., spr. Tschefalu), Kreis der Provinz Palermo auf Sizilien, 22½ □M. mit 80,700 Einw. in 16 Gemeinden u. 9 Mandamenti. — Die Stadt C. ist das alte Cephaloedis od. Cephalodium, am Meere unterhalb eines Vorgebirgs 8½ M. östlich von Palermo; sie hat 10,900 Einw. u. ausgezeichnete Baudenkmale aus der Normannenzeit; Haupterwerbszweig der Bewohner ist der Sardellenfang.

Celano (spr. Tschelano), Stadt in der italienischen Landschaft der Abruzzen mit 5000 Einw. — Der Lago di Celano, der Fucinus

der Alten, ein $2\frac{1}{2}$ M. langer u. $1\frac{1}{2}$ M. breiter See, der jährlich 10,000 Ctnr. Fische liefert, liegt in der Nähe der Stadt. Um die Ueberschwemmungen desselben zu verhüten, ließ Kaiser Claudius in den Jahren 44—54 einen unterirdischen Abzugskanal nach dem Liris (Garigliano) bauen. Er ist 3000 Schritte lang, geht immer durch festes Gestein u. durchbricht den ganzen Monte Salviano; 30,000 Menschen arbeiteten während der angegebenen Zeit daran. Der Kaiser Hadrian ließ den verstopften Kanal wieder öffnen, doch versandete er nach u. nach wieder, bis ihn 1826 die neapolitanische Regierung abermals reinigen ließ. Der alte Bau ist noch vollkommen erhalten.

Celano, Thomas von, der Dichter des berühmten Kirchenliedes „Dies irae, dies illa", wurde gegen Ende des 12. od. zu Anfang des 13. Jahrh. zu Celano in den Abruzzen geb., war einer der ersten u. begeistertsten Anhänger des Franz von Assisi u. wurde nach der Niederlassung des Minoritenordens am Rhein 1222 zum Kustos für die Rheingegenden ernannt. Im J. 1230 kehrte er nach Italalien zurück, wo er sein Leben um 1260 beschlossen zu haben scheint. Er schrieb ein „Leben des heil. Franciscus" u. mehrere Kirchenlieder, von denen jedoch das „Dies irae" am meisten in Aufnahme gekommen ist. Es wird in der kathol. Kirche am Allerseelenfest, beim Todtenamt u. anderen feierlichen Gelegenheiten gesungen, ist in fast alle lebenden Kultursprachen übersetzt (ins Deutsche von Clodius, A. W. Schlegel u. A.) u. von großen Meistern der Tonkunst komponirt (so von Astorga, Cherubini, Haydn, Mozart, Palestrina u. A.).

Celastrineen, Pflanzenfamilie, begründet auf die Gattung Celastrus: Bäume u. Sträucher, zu denen der Spindelbaum (Evonymus) bei uns gehört, nahe verwandt den Frangulaceen, doch meist ausländisch.

Celastrus, s. „Celastrineen".

Celebes, eine der vier großen Sunda-Inseln im Indischen Archipel, durch die Mangkassarstraße von Borneo getrennt, im N. von der Sulusee, im O. von der Molukkensee u. im S. von der Floressee umflossen. Ihre sonderbare skeletartige Gestalt kommt ähnlich nur noch bei der kleineren Molukkeninsel Gilolo vor. Der Name der Insel stammt von den Portugiesen: als dieselben sich dort niederließen, nannten sie die Bewohner Celeben u. das Land die Inseln der Celeben, weil sie die sonderbar gestaltete Insel für mehrere neben einander liegende Inseln hielten. Von den 3578 □M. Flächeninhalt u. vielleicht 1 Mill. Einw. kommen auf die niederländischen Besitzungen 2149 □M. mit 341,000 Einw. Die wenig gegliederte Ostküste streicht 100 M. entlang gegen die Mangkassarstraße, auf der entgegengesetzten Seite theilen die im NO., O. u. SO. liegenden tief einschneidenden Buchten von Tomini, Tolo u. Boni die Insel in vier Landzungen. Der östliche Theil von der nördlichen Halbinsel ist unter dem Namen der Minahassa bekannt. Bodenbeschaffenheit: Von einem kleinen centralen Hochlandskern zweigen sich 4 Hochlandszüge ab, von denen der nördlichste, Menahassa, im östlichen Theile Menado genannt u. im Kap Coffin endend, der bekannteste ist. Der höchste Berg Compo battang liegt an der Südküste u. ist nach Smits 3260 m. hoch. Die Erhebungen sind vorwiegend vulkanischen Ursprungs: Basalt u. Trachyt bilden die Hauptbestandtheile des festen Inselgerippes, das mit einer 3—6 m. dicken Alluvialschicht bedeckt ist. In der nördlichen Halbinsel kennt man noch 6 thätige Vulkane, viele ausgebrannte Krater bilden gegenwärtig Seebecken. Die Höhen sind mit Waldungen bedeckt, wasserreiche Thäler mit herrlichen Weidegründen führen zu den in Fruchtbarkeit strotzenden kleinen Tiefländern. Klima: C. liegt unter dem Aequator, trotzdem ist seine Temperatur nicht lästig — kühle Winde mildern die Hitze. Während der trockenen Jahreszeit vom März bis Nov. wehen O.- u. SO.-Winde, in der Regenzeit vom Nov. bis März NW.-Winde. Produkte: In der Pflanzenwelt von C. zeigt sich ein Anschluß an die Australische Flora. Unter den Waldbäumen zeichnen sich aus verschiedene Palmenarten: die Kokospalme steigt bis zur Höhe von 1000 m. u. wird von da ab ersetzt durch die zuckerhaltige Arengpalme; mit ihnen wechseln Casuarinen, Myrtaceen, Sapindaceen, Sagopalmen, Ebenholzbäume, Arekapalmen, Giftbäume, Gewürzpflanzen u. üppig wachsende Laubbäume, von denen noch bes. die Gummibäume zu nennen sind. Rosaceen, Leguminosen u. Compositen prangen im schönsten Blumenschmuck; eigenthümliche Blütenformen zeigen die Nepenthesarten u. die auf Cissus schmarotzende Riesenblume Rafflesia. Unter den Kulturpflanzen steht der Reis als hauptsächlichstes Nahrungsmittel obenan; in den trocknen Strichen ist die Ernte 50—60fach, in den feuchten Gegenden 120—150fach. Außer dieser Pflanze werden auch unsere Getreidearten sowie Bataten, Pisang, Wein, Oliven, Kaffee, Thee, Zuckerrohr u. Gewürzpflanzen kultivirt. Der Fauna von C. ist eigenthümlich, da ihr die großen katzenartigen Raubthiere fehlen, dagen der Hirscheber, der Phalanger od. Kusku u. Antilope depressicornis (malayisch Sapi Utan) nirgends anderswo vorkommen. Nicht minder reich belebt als das Land sind die großen Golfe der Insel, in denen sich unter 500 Fischarten auch ein kleiner Walfisch (Physeter macrocephalus) herumtummelt, umschwirrt von Scharen fliegender Fische, welche den Braunfischen, Boniten, Haien u. anderen Feinden zu entkommen suchen. Außer unseren Hausthieren wird auf C. eine ausgezeichnete Rasse Pferde gezogen: die mangkassarischen Pferde u. mangkassarischen Reiter haben auf dem Indischen Archipel eine Berühmtheit, welche jener der Araber nahe kommt. — Bevölkerung: Die Ureinwohner von C. sind die Alfuren od. Harafuren, ein arbeitsamer, wohlgewachsener, mittelgroßer Menschenschlag von lichtbrauner Farbe, schwarzem Haar u. melancholischen Gesichtszügen, aus denen Klugheit u. Gescheitheit spricht; die Schattenseiten ihres Charakters sind Unreinlichkeit, Trunksucht, geschlechtliche Zügellosigkeit u. Mißtrauen. Ihre Kleidung ist für gewöhnlich nur ein Gürtel u. ein Kopftuch, ihre Wohnungen sind Pfahlbauten, eingerichtet für 2—10 Hausstände. Die Religion ist Vielgötterei:

Nr. 1898. Kabesaran in der alten Kriegstracht.
(Nach dem großen Werke der niederländischen Kommission.)

die verschiedenen Götter sind einem Götterpaar entsprossen u. haben als Oberhaupt den Muntununtu, der in dem Luftkreise, Kasandukkan, wohnt; von ihnen stammt die Menschheit durch Geburt ab. Bei der Geburt eines Kindes werden religiöse Feierlichkeiten vorgenommen, ebenso bei der Namengebung desselben, der Eheschließung, der Leichenbestattung, den Eidesleistungen u. dem Hausbau. Nichts wird unternommen, ehe man nicht die Zustimmung einer Eule, Bakeker, vernommen hat. Die alfurische Sprache zerfällt in eine Masse von Mundarten, so daß sich nicht alle Alfuren unter einander verständlich machen können. In der Minahassa ist die niederländische Regierung bemüht, dieselben zu civilisiren: 1860 zählte man dort 61,200 christl. Alfuren. Eine eigenthümliche Einrichtung in der Minahassa, welche vielleicht uralt ist, besteht in einer Art Bürgermiliz, welche Kabesaran genannt wird. An Festtagen u. bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten erscheint sie im Kriegskostüm der alten Alfuren, bewaffnet mit einer langen Lanze od. Flinte, einem Schilde u. dem Klewang (Schwert). Die sonderbare Kopfbedeckung bildet eine runde Mütze, welche oben u. hinten mit Federn aus dem Schwanze des Paradiesvogels u. mit dem Schnabel u. Kamm eines Nashornvogels geschmückt ist. Durch den leicht beweglichen Federputz erhalten diese Männer ein malerisches Ansehen, das

gegen die schwere Bewaffnung einen eigenthümlichen Kontrast bildet. Das weiße Hemde ohne Aermel wird beinahe ganz bedeckt durch die hübschen vielfarbigen Scharpen (Sendang), welche um Hals, Brust u. Leib gewunden sind u. bis an die Kniee reichen. Der Hals ist außerdem mit Korallenschnüren u. die nackten Arme u. Füße mit goldenen, silbernen od. auch kupfernen u. elfenbeinernen Ringen geschmückt. Manche Kabesaran besitzen Kostüme von hohem Werthe, welche seit mehreren Generationen Familienbesitz sind; man bestehen die Scharpen oft aus feinem indischen Gewebe, das jetzt auf Celebes nicht mehr im Handel vorkommt. Die Tänze u. Waffenspiele, welche die Kabesaran bei festlichen Gelegenheiten aufführen, haben für den Fremden viel Anziehendes, das durch die Vereinigung des Putzes u. der Bewegungen hervorgerufen wird. In den übrigen Theilen der Insel sind sie von den Malayen, welche das ganze Küstengebiet einnehmen, in die Gebirge zurückgedrängt. Unter letzteren bilden die Bugi od. Bugginesen ein bei Geschlecht, welches dem Islam anhängt, seine eigene Sprache redet, eine Literatur besitzt u. sich durch Unternehmungsgeist auszeichnet. Mit ihnen verwandt sind die Mangkassaren. Außerdem haben sich unter den Malayen die Orang Badzu eingenistet, Leute, die ihren Lebensunterhalt fast ausschließlich auf der See suchen. Chinesische Kolonisten sind nur in geringer Anzahl vorhanden, ebenso ist die Anzahl der Europäer nur unbedeutend. Die Portugiesen ließen sich zuerst im 16. Jahrh. auf C. nieder, sie wurden aber 1663 von den Holländern vertrieben, welche über die einheimischen Fürsten nach blutigen Kriegen die Oberherrschaft errangen. Die Engländer besetzten die Insel 1811, räumten sie aber 1813 den Niederländern, welche noch heute im theils unmittelbaren theils mittelbaren Besitz derselben sind. Ein Aufstand zu Boni 1859 wurde nach heftigem Kampfe unterdrückt. Als Freihäfen sind seit 1847 Mangkassar, Menado u. Kema eröffnet. Für die Niederländer hat der Besitz von C. deshalb Bedeutung, weil es den Schlüssel zu den Molukken bildet. C. zerfällt in das Gouvernement Mangkassar u. in die Residentschaften Menado u. Ternate, welche unter dem Gouvernement der Molukken stehen. Städte von Bedeutung sind: Mangkassar an der Westecke der südl. Halbinsel, Goa, Hoflager des Landeskönigs, Menado an der östl. Spitze der nördl. Halbinsel.

Cella (lat.), das deutsche „Zelle", ursprünglich Gemach; Kammer, später nur von den klösterlichen einsamen Wohnräumen gebräuchlich. Im Alterthum wurde der abgesonderte Raum, in welchem das Götterbild stand, ebenfalls C. genannt.

Cellamare (spr. Tschellamare), Antonio Giudice, Herzog von Giovenazza, Fürst v., geb. zu Neapel im J. 1657 u. erzogen am Hofe Karl's II. von Spanien, nahm am Span. Erbfolgekrieg theil, ward nach der Schlacht bei Luzzara für seine Tapferkeit zum Maréchal de Camp erhoben, fiel 1707 bei der Belagerung von Gaëta in die Gefangenschaft der Kaiserlichen u. erhielt erst 1712 seine Freiheit wieder. Dann ward er span. Kabinetsminister, ging 1715 als außerord. Gesandter nach Paris, wurde aber 1718 wegen einer Verschwörung gegen den Regenten von Frankreich, Herzog von Orleans, verhaftet u. über die Grenze gebracht. Er starb als Generalkapitän von Altcastilien zu Sevilla 16. Mai 1733. (Vgl. Martens, „Causes célèbres du droit des gens", Lpz. 1827. Auch benutzte Vatout die Verschwörungsgeschichte zu einem Roman: „La conspiration de C., épisode de la régence", 2 Bde., Par. 1833.)

Cellarius, Christoph, als Kenner der klassischen u. oriental. Sprachen berühmt, wurde 1638 zu Schmalkalden geb. Er studirte zu Jena u. Gießen bes. Hebräisch, Arabisch u. Mathematik, ging dann auf einige Zeit nach Gotha, Halle u. Jena. Im J. 1667 wurde er am Gymnasium zu Weißenfels Professor, u. da sich sein Ruf als Lehrer bald verbreitete, so erwählte man ihn nach einander zum Rektor der Schulen zu Weimar (1673), Zeitz (1676) u. Merseburg (1688). An der neu errichteten Universität Halle wurde er 1693 Professor der Geschichte u. Beredsamkeit, sowie Bibliothekar u. Direktor des philolog. Seminars. Er starb das. 1707 an einer Steinkrankheit, nachdem er in 14 Jahren nur einmal vors Thor gekommen war. Er hat mehrere Lehrbücher der latein., griech., hebräischen, serbischen u. samaritanischen Sprache verfaßt, sowie auch seine Ausgaben lateinischer Klassiker sehr geschätzt sind. Am bekanntesten ist sein „Notitia orbis antiqui" (2 Bde. Lpz. 1701 — 6, neu herausgeg. von Schwarz, Lpz. 1773) u. seine „Orthographia latina", Jena 1704, neue Ausgabe von Harleß, 2 Bde., Altenb. 1778.

Celle, Kreis in dem Fürstenthum Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, 33⅔ □M., 65,000 Einw., durchflossen von der Aller; im S. sandige Ebene, im N. Hügelland mit Eichen u. Kiefern bewachsen, in den Niederungen des durch einen Kanal entwässerten Wietzenbruchs vorzügliche Küchengewächse; im NW. viele Teiche, belebt von wilden Enten. — **C.**, Stadt darin am Zusammenfluß der Aller u. Fuse, hat über 16,000 Einw. Das alte seit 1485 bestehende Schloß ist wieder aufgebaut; in der Stadtkirche befindet sich die Gruft der Herzogslinie Lüneburg. Wegen des seit 1711 dort befindlichen Oberappellationsgerichts heißt C. „das hannover'sche Wetzlar", die Stadt ist bekannt wegen ihres großen Zuchthauses; die Gehölze um C. sind eine „Hauptresidenz deutscher Nachtigallen". Von Herzog Otto erhielt 1292 C. das Stadtrecht u. die Privilegien von Lüneburg; seit dem 14. Jahrh. war die Stadt Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, seit 1580 — 1705 Residenz der zweiten Linie des Hauses Braunschweig.

Cellini (spr. Tschellini), Benvenuto, berühmter Goldschmied u. Bildhauer, hat bes. in ersterer Eigenschaft einen großen Einfluß auf den Stil der plastischen dekorativen Arbeiten des 16. Jahrhunderts ausgeübt. Geb. im J. 1500 zu Florenz, wurde er in früher Jugend zu einem Goldschmiede in die Lehre gegeben. Er studirte deshalb zunächst den Stil der Werke Michel Angelo's theils in seiner Vaterstadt theils in Rom, zog sich aber, wo er sich auch aufhielt, durch seinen zwar biederen u. geradsinnigen, aber auch unbeugsamen u. streitsüchtigen Charakter viele Verdrießlichkeiten u. Händel zu, über die wir um so genauer unterrichtet sind, da er die Beschreibung seines an Abenteuern u. wunderbaren Schicksalen reichen Lebens im Alter von 58 Jahren selbst verfaßte u. darin weder seine Vorzüge noch seine Fehler verschwieg. Sie wurde in Deutschland am bekanntesten durch Goethe's Bearbeitung (I. Ausg., Tüb. 1802). Von zwei Mordthaten, die er nach einander im Jähzorn verübt haben soll, ist wenigstens die eine an dem Mailänder Goldschmied begangene konstatirt. Als 1527 der Connetable v. Bourbon Rom belagerte, erschoß er nicht nur diesen, sondern behauptete auch, als er sich nach der Einnahme Roms in die Engelsburg zurückgezogen hatte, den Prinzen von Oranien durch eine Flintenkugel getödtet zu haben. Unter dem Papste Paul III. wurde er auf die Anklage seiner Gesellen, aus der päpstlichen Krone einen Theil der Juwelen entwendet zu haben, eingekerkert u. erst auf Fürsprache des Kardinals von Ferrara befreit. Im J. 1540 trat er in den Dienst des Königs Franz I. von Frankreich u. arbeitete für diesen u. A. auch das berühmte Salzfaß (jetzt in den Sammlungen der Hofburg in Wien). Es ist ein goldener Tafelaufsatz, dessen Hauptfiguren ein Neptun u. eine Cybele sind; ersterer stützt sich auf Seepferde u. lehnt seine rechte Hand auf ein als Salzfaß dienendes Schiff; letztere hat neben sich einen Tempel, der als Behälter für den Pfeffer dienen soll. Beide u. die kleineren Figuren sind mit wunderbarer Feinheit ausgeführt. Unter mehreren anderen Arbeiten schuf er um diese Zeit auch für das Hauptportal des Schlosses in Fontainebleau das jetzt im Louvre befindliche Bronzerelief einer Quellnymphe, die den rechten Arm um den Hals eines Hirsches legt. Als aber seine Nebenbuhler u. die nicht hinlänglich von ihm berücksichtigte

Nr. 1809. Benvenuto Cellini (geb. 1500, gest. 1571) (Statue an der Glyptothek in München.)

Geliebte des Königs, die Herzogin von Etampes, ihm den Aufenthalt am franz. Hofe verleideten, kehrte er nach Florenz zurück, wo er vom Herzog Cosimo I. Medici vielfache Beschäftigung erhielt. Unter andern schuf er hier den 1553 vollendeten, jetzt unter der Loggia dei Lanzi in Florenz stehenden ehernen Perseus mit dem Medusenhaupt, der trotz aller Vollendung des Technischen auch große Mängel im Nackten zeigt u. in den Statuetten an der Basis sehr manierirt ist. Sowol bei diesem Perseus, als bei anderen Arbeiten mußte er den Neid seiner Gegner u. viele Unannehmlichkeiten erdulden, so daß er im Begriff stand, sich wieder nach Frankreich zu begeben. Aber der Herzog Cosimo hielt ihn zurück u. ertheilte ihm neue Aufträge, die jedoch mit od. ohne Verschulden Cellini's so langsam vorrückten, daß der Auftraggeber die Geduld verlor u. ihn schließlich aus seinem Dienste entließ. Dadurch wurden die letzten Jahre seines Lebens sehr getrübt; er erkrankte u. starb zu Florenz 13. Febr. 1571.

In seiner oben erwähnten Selbstbiographie, die bis zum J. 1562 reicht, u. in dem nach seinem Tode aufgenommenen Inventar finden sich eine Menge jetzt verloren gegangener Arbeiten; dagegen werden ihm viele noch vorhandene vielleicht ohne Grund beigelegt. Zu den besten seiner größeren gehören außer den schon genannten ein silberner Schild (im Schlosse zu Windsor) mit Figuren, Masken u. Arabesken, den König Franz I. dem König Heinrich VIII. von England schenkte, die kolossale Bronzebüste Cosimo's I. in den Uffizien zu Florenz, die prachtvolle Fassung eines Gebetbuches in der Bibliothek zu Neapel u. viele Schaumünzen u. Münzstempel, deren Darstellungen allerdings ein etwas manieristisches Gepräge haben. Auch die anderen Gegenstände, nam. die Vasen, Schalen u. Schmucksachen, haben zwar in der Bildung der Arabesken nicht mehr die Schönheit der früheren Renaissance, dagegen besteht ihr Hauptvorzug in dem vollkommenen Einklange der reichen Formen u. der Farben, der Gefäßprofile u. der Einfassung u. Zuthaten, sowie in der phantasievollen Ausbildung einzelner Theile dieser Gefäßeinfassungen zu Masken, Nymphen, Drachen, Thierköpfen u. dergl. — Die beste Ausgabe seiner Selbstbiographie u. seiner anderen Schriften wurde von Fr. Tassi (Florenz 1829, 3 Bde.) besorgt.

Cellulose, Pflanzenzellstoff, Holzstoff, Holzfaser. Bei Betrachtung der Pflanzentheile unter dem Mikroskop findet man, daß dieselben aus verschieden geformten Zellen u. häufig auch Gefäßen zusammengesetzt erscheinen, von denen die letzteren gewöhnlich mit Luft, die ersteren theils mit flüssigen, theils mit festen Körpern (Stärkemehl, Chlorophyll u. s. w.) angefüllt sind. Die Wandung dieser Zellen u. Gefäße besteht bei allen Pflanzen aus demselben Stoff, der daher auch den Namen C. od. Pflanzenzellstoff erhalten hat, u. dieser findet sich selbst in den niedrigst organisirten Pflanzen. Im Thierreiche ist die C. nur als Bestandtheil des Mantels der Tunicaten (Ascidiae u. Thaliadae) bekannt. Vergleicht man die zarten Zellen eines Blütenblattes u. die harte Schale eines Kirschkernes od. einer Walnuß, so scheint es allerdings auf den ersten Blick, als wenn die Zellen dieser Substanzen nicht aus derselben Materie bestehen könnten; der Unterschied liegt aber einestheils darin, daß bei den festeren Pflanzentheilen die C. in mehrfachen Schichten über einander liegt, u. anderntheils, nam. im Holze, mit einer anderen Substanz, der sog. inkrustirenden Materie, verbunden ist, die theils in den Zellen abgelagert ist, theils die Wände derselben durchdringt. — Sehr reine C. haben wir in der Baumwolle. In dieser Form hat die C. folgende Eigenschaften: sie ist weiß, geruch- u. geschmacklos, unlöslich in Wasser, in Alkohol u. in Aether, in verdünnten Säuren u. verdünnten Alkalien. Dagegen löst sich die reine C. in Kupferoxyd-Ammoniakflüssigkeit zu einer klaren, dunkelbraunen Flüssigkeit auf, aus welcher Salzsäure die C. wieder als weiße Masse ausscheidet. In konzentrirter Schwefelsäure quillt sie Anfangs auf, löst sich aber dann vollständig; auf Zusatz von Wasser scheiden sich aus der Lösung weiße Flocken aus, die ähnlich wie Stärkemehl durch Jod blau gefärbt werden. Man benutzt dieses Verhalten, um C.-Schichten nachzuweisen.

Höchst interessant sind die Veränderungen, welche die C. durch Einwirkung der Wärme, der Feuchtigkeit u. verschiedener chemischer Stoffe erleidet. Beim Erwärmen in Gefäßen mit gehemmtem Luftzutritt wird die C. (Holz u. s. w.) zersetzt, es entwickeln sich theils gasförmige, theils theerig-ölige Produkte (Holztheer) u. eine saure wässerige Flüssigkeit, der Holzessig (s. d.). — Durch Einwirkung von Feuchtigkeit, nam. bei gehemmtem Luftzutritt, geht die C. nach längerer Zeit in braune Substanzen über, die den Namen Humussubstanzen bekommen haben (Braunkohle, Torf). Durch Kochen mit verdünnter Schwefelsäure od. mit Salzsäure wird die C. allmählig in Traubenzucker übergeführt, u. da dieser gährungsfähig ist u. bei dieser Gährung Alkohol liefert, so sieht man, daß die Idee, aus Sägespänen Alkohol zu bereiten, nichts Widersinniges hat, wenngleich in der Praxis noch viele Schwierigkeiten zu überwinden sind, die nam. dadurch hervorgerufen werden, daß die Umwandlung zu langsam vor sich geht, daß sich noch andere Zersetzungsprodukte nebenbei bilden; demnach die Ausbeute zu gering u. der erhaltene Alkohol zu theuer wird. Beim Eintragen von C. in schmelzendes Aetzkali bildet sich oxalsaures Kali, u. wird dieses Verhalten auch bereits im Großen benutzt, um aus Sägespänen Oxalsäure zu bereiten. — Durch eine Mischung von Salpetersäure u. Schwefelsäure geht die C. in sog. Nitrocellulose über, wie wir sie z. B. in Form von Schießbaumwolle (Pyroxilin) kennen; letztere hat zwar in ihrer äußeren Erscheinung nichts Abweichendes von gewöhnlicher Baumwolle, zeigt aber ein ganz anderes Verhalten bei Annäherung eines brennenden Körpers, indem sie schnell abbrennt, sowie beim Uebergießen mit einer Mischung von Aether u. Alkohol, in welcher sich die Schießbaumwolle auflöst (Kollodium, s. d.), während die gewöhnliche Baumwolle darin unlöslich ist. Durch reduzirende Substanzen, z. B. eine Mischung von Eisen u. Essigsäure, läßt sich die Nitrocellulose wieder in gewöhnliche C. umwandeln. — Hinsichtlich ihrer chem. Zusammensetzung gehört die C. zu den sogen. Kohlehydraten; sie enthält in 100 Theilen $44{,}_{45}$ Kohlenstoff, $6{,}_{17}$ Wasserstoff u. $49{,}_{38}$ Sauerstoff u. man giebt ihr die Formel $C_{12}\ H_{10}\ O_{10}$. — Ueber die Verwendung der Holzfaser zu Papier s. d.

Celosia cristata, der bekannte u. beliebte „Hahnenkamm" unserer Gärten, von den Engländern Cocks Comb genannt, aus der Familie der Amaranthaceen, ursprünglich aus Japan u. China stammend, woher die Zierpflanze zu uns kam. Nach Thunberg wächst sie bei Nagasaki in Japan, im September u. Oktober blühend, in 3 Spielarten: mit einem rothen, einem gelben u. einem gelbrothen Kamme, der seinerseits nur eine Verkrüppelung, d. h. eine Erweiterung des fleischig gewordenen Blumenstengels ist. Schon die Japanesen kultivirten Formen des Hahnenkammes, an denen der Blumenkamm 30 cm. lang u. breit war, so daß dieselben zu den stattlichsten u. wunderlichsten Sommergewächsen gezählt werden müssen. Andere C.-Arten, aber nicht von dieser verkrüppelten Form, stammen aus China u. Japan (C. argentea), Westindien (C. paniculata, margaritacea), aus Südafrika u. s. w.

Celsia, Pflanzengattung der Personaten, meist dem Mittelmeergebiete u. dem Orient angehörig. C. orientalis aus Griechenland u. Kleinasien war schon früh eine beliebte Zierpflanze, da aus ihrer der Erde dicht anliegenden Blätterrosette ein mehr als fußlanger Blumenstiel mit rostbraunen, innen gelben Blumen hervorgeht. Die Gattung selbst wurde von Linné zu Ehren seines als Pflanzenkenner berühmten Landsmanns Olof Celsius, Prof. zu Upsala (1670—1756), benannt.

Celsius, Name einer schwed. Gelehrtenfamilie. Hervorzuheben sind: Magnus Nils **C.**, geb. 16. Jan. 1621 zu Alfta Socken, Helsingland, gest. 5. Mai 1679, war früher Pastor zu Gamla Upsala, später Prof. der Astronomie in Upsala. Er nannte sich nach seinem Geburtslande in der ersten Zeit Magnus Nicolai Helsingus, später Metagrius u. erst zuletzt C. nach dem Pfarrhof Höger von Ofvanaker. — Olof **C.**, Sohn des Vorigen, geb. 19. Juli 1670, gest. 1756 als Prof. der Theologie u. Dompropst zu Upsala, war Mitbegründer der Sozietät der Wissenschaft das. u. erwarb sich auch das Verdienst, sich des jungen Linné zuerst angenommen u. ihn in seiner Liebe zu den Pflanzen wie in deren Studium gefördert zu haben; selbst ein Freund der Botanik, gab er u. A. ein „Hierobotanicon s. de plantis sanctae scripturae dissertationes breves" (Upf. 1745—47) heraus. — Anders **C.**, der berühmteste aus dieser Familie, Neffe des Vorigen, geb. zu Upsala 27. Nov. 1701, gest. das. 25. April 1744, war seit 1730 Prof. der Astronomie in seiner Vaterstadt u. begab sich 1732 auf Reisen. Während seines Aufenthaltes in Nürnberg ließ er seine „Observationes luminis borealis" erscheinen; in Rom wies er nach, daß die von Bianchini u. Maraldi gezogene Mittagslinie um 2 Minuten falsch sei, bestimmte die wahre Länge des altröm. Fußes u. s. w. Von seiner Thätigkeit geben eine große Zahl Abhandlungen Zeugniß, welche meteorologische,

astronom. u. physikalische Gegenstände behandeln. In Paris regte er eine Gradmessung im hohen Norden an, an der er sich selbst nach einem Besuche Englands durch die mit Outhier ausgeführte Vermessung in Lappland betheiligte. Dafür bestimmte ihm Ludwig XV. eine Pension. Nach Upsala zurückgekehrt, wandte er sich bes. der Theorie der Jupitersatelliten zu u. veranlaßte die Errichtung einer Sternwarte. Dem größeren Publikum ist er nam. durch die von ihm herrührende u. nach ihm benannte hunderttheilige Thermometerskala bekannt (s. „Thermometer"). Olof v. C., Sohn des oben erwähnten Olof C., geb. 15. Dez. 1716, ward 1747 Prof. der Geschichte in Upsala, 1756 geadelt, 1777 Bischof zu Lund, 1786 in die schwedische Akademie aufgenommen u. starb zu Stockholm 15. Febr. 1794. Dieser ausgezeichnete Polyhistor begründete 1742 die erste Literaturzeitung in Schweden: „Tidningar om de Lärdas arbeten", u. gab weiter heraus das in Versen geschriebene sat. moral. Wochenbl. „Svenska Nitet" (Stockh. 1738); das Epos „Gustav Wasa" (Stockh. 1774); Bibliothecae Upsal. historia" (Ups. 1745); „Konung Gustaf I: s historia" (Stockh. 1746—53, 2 Bde.; deutsch Kopenh. 1753, 2 Bde.); „Konung Erik XIV: s. historia" (ebd. 1774; deutsch von Möller, Flensb. 1777) u. „Svea-rikes kyrko-historia" (Bd. 1, ebd. 1767).

Celsius'sche Thermometerskala, s. „Thermometer".

Celsus, Aulus Cornelius, ein röm. Gelehrter zur Zeit des Kaisers Augustus, von dessen Leben nichts weiter bekannt ist. Auch von seinen Schriften über Philosophie, Rhetorik ist sehr wenig auf uns gekommen. Nur seine acht Bücher „De medicina" sind erhalten. Dieses Werk, das dem C., obgleich er wahrscheinlich nicht ein praktischer Arzt gewesen ist, den Beinamen des „Römischen Hippokrates" verschafft hat, ist überhaupt das einzige, welches uns von medizinischen Hinterlassenschaften in der röm. Literatur erhalten ist. Es ist klar u. korrekt geschrieben, folgt meistens den Vorschriften der Griechen, nam. des Hippokrates u. Asklepiades, u. giebt bes. im letzten Abschnitte, der Chirurgie, werthvolle Winke, die auch jetzt noch zu beachten sind. Eine kritische Ausgabe hat Daremberg (Leipz. 1859) eine deutsche Uebertragung Ritter (Stuttg. 1840) u. Scheller (Braunschw. 1846) geliefert.

Celten, s. „Kelten".

Celtes, Konrad, ein hervorragender deutscher Humanist, geb. am 1. Febr. 1459 zu Wipfeld bei Schweinfurt, studirte zu Köln, Leipzig, Erfurt, Schlettstadt, Heidelberg u. hielt in Leipzig Vorlesungen über Poetik u. antike Schriftsteller. Ein unstätes Wanderleben führte ihn nach Italien, Böhmen, Polen u. den Ostseeländern, wo er lehrend u. lernend sich aufhielt. Im J. 1492 übernahm er in Ingolstadt die Professur für Beredsamkeit u. Dichtkunst, um sich bald darauf nach Mainz, Heidelberg u. endlich nach Wien zu begeben. Hier wirkte er als Professor der Geschichte u. Poetik an der Universität u. als kaiserl. Bibliothekar. Er bereicherte die Bibliothek mit vielen literarischen Schätzen, die er auf seinen Wanderungen entdeckt hatte, u. starb 4. Febr. 1508. C. war der erste deutsche Dichter, der nach italien. Sitte aus der Hand des Kaisers den Dichterlorber empfing; er hat sich wesentliche Verdienste um das Studium der lat. u. griech. Sprache erworben u. in seinen Schriften sich nicht nur als einen gewandten Lateiner, sondern auch als einen patriotischen Deutschen gezeigt. Unter Anderem hat er die sog. „Tabula Peutingeriana" u. die Werke der Nonne Roswitha ans Licht gezogen.

Celtideen, s. „Celtis". — **Celtiberier**, s. „Keltiberier".

Celtis, Ziergel-, Zürgel-, Zürkel- u. Lotusbaum; der Typus einer eigenen kleinen Pflanzenfamilie, der Celtideen, die sich meist durch aromat. Arten od. kirschenartige Früchte mit öligem Samen auszeichnen u. gewissermaßen ein Bindeglied zwischen Ulmaceen u. Maulbeergewächsen bilden. In ihrem Ansehen stehen sie den Ulmen am nächsten. Sie bilden nur hohe Sträucher od. Mittelbäume, die man häufig in unsern Anlagen findet. Am bekanntesten sind C. australis aus Südeuropa u. Südtirol, C. occidentalis aus Nordamerika. Beide liefern ein werthvolles Holz, erstere zu Peitschenstöcken (Peitschenholz) u. Spazierstöcken, Blasinstrumenten, Schnitzereien ꝛc., letztere zu Wagnerarbeiten. Erstere liefert auch ein mandelähnliches Oel aus ihren Fruchtkernen, letztere zusammenziehende Früchte gegen Ruhr. Aehnlich werden auch C. orientalis aus Ost- u. Südasien, C. crassifolia u. Tournefortii aus Armenien, sowie C. aculeata aus Cochinchina verwendet.

Cembra, Cembrafichte, Nadelholzbaum, s. „Pinus".

Cement, Cäment bedeutet im weiteren Sinne so viel wie Kalk, im besonderen Mörtel, sowol solchen, der unter Wasser, als solchen, der in der Luft steinartig erhärtet. Der erstere, der sog. hydraulische Kalk, bildet, nachdem er gebrannt, in Mischung mit Sand den gewöhnlichsten C. als Wassermörtel; sein Erhärten beruht auf einem starken Thongehalt des Kalksteins, u. zwar ist es die Kieselerde des Thons, die hier, wie bei allen Wassermörteln, die Hauptrolle spielt. Als natürlicher C. waren von altersher gewisse tuff- od. sandartige vulkanische Produkte in Anwendung, wie der rheinische Traß, die italien. Puzzolane, die Santorinerde von der gleichnamigen griech. Insel u. dgl., die auch jetzt noch überall benutzt werden.

In England findet sich ein hydraulischer Kalk von so passender Konstitution, daß er durch Brennen u. Mahlen ohne Weiteres den berühmten Romanc. giebt, der sowol im Wasser als an der Luft zu Stein erhärtet u. mit wie ohne Sandzusatz verbraucht wird. Von gleichem Werthe sind Portland- u. Medinac., die aber schon künstliche Gemische von Kalkstein u. Thon sind, welche zusammen gebrannt werden. Nach dem Vorgange Englands u. nachdem die Theorie der Mörtelbildung wissenschaftlich klargestellt worden, ist es nicht mehr schwierig, aus den häufig vorkommenden Kalken, Mergeln ꝛc. durch Mischungen brauchbare C. herzustellen, u. es sind auch auf dem Kontinente zahlreiche C.-Fabriken entstanden. In Deutschland hat nam. Stettiner C. einen guten Ruf erlangt. Die C.e werden nicht nur zu Mauermörtel u. Abputz, zur Auskleidung von Cisternen, Reservoirs ꝛc., sondern immer mehr auch zu selbständigen Gebilden benutzt, wie Bausteine, Wasserröhren, Rinnen, Tröge, Bauornamente, Figuren u. dergl., die einfach durch Einschlagen der weichen Masse in Formen u. durch Trocknen an der Luft erzeugt werden. Für solche Kunststeinerzeugnisse giebt es ebenfalls besondere Fabriken.

Cementation, cementiren. Hierunter versteht man verschiedene Vornahmen mit Metallen, um sie oberflächlich od. durchgängig in ihrer Beschaffenheit zu verändern. Durch die C. des Eisens werden Stangen von Schmiedeisen in Stahl (Cementstahl) übergeführt, indem man dieselben mit Kohle od. kohlenhaltigen Stoffen in Thonkästen einschließt u. diese im Cementirofen einer anhaltenden Weißglut aussetzt. Das Eisen nimmt dabei so viel Kohlenstoff auf, als es bedarf, um Stahl zu sein (etwa $1\frac{1}{2}$ Proz.). Im kleinern Betriebe heißt das Verfahren **Einsatzhärtung** u. wird öfter an schon fertigen Gegenständen vorgenommen, z. B. an geringen Nähnadeln, die aus Eisendraht gefertigt u. schließlich gestählt werden. Die C. des Kupfers besteht in der Abscheidung des metallischen Kupfers aus bereiteten od. in Grubenwässern selbst entstandenen Lösungen von Kupfersalzen. Im letztern Falle enthält die Lösung immer, im ersteren meistens das schwefelsaure Kupfersalz, Kupfervitriol. Es werden einfach Stücke von Eisen in die Lösung eingelegt; das Eisen verdrängt das Kupfer aus seiner Verbindung u. setzt sich an dessen Stelle; das Kupfer fällt schlammförmig heraus u. die Flüssigkeit verwandelt sich allmählig in eine Lösung von Eisenvitriol. — Eine andere Cementirung, durch welche Kupfer oberflächlich in Messing verwandelt wird, vollzieht sich in der Art, daß Kupferbleche ꝛc. im geschlossenen Raume mit Zink od. Zinkerzen, ohne daß Berührung stattfindet, geglüht werden. Das Zink verwandelt sich hierbei in Dämpfe, die sich mit dem Kupfer oberflächlich zu Messing verbinden.

Cementquellen heißen kupfervitriolhaltige Wässer, welche damit in Berührung gebrachtes metallisches Eisen mit einer Haut von Kupfer überziehen, indem an Stelle des ausscheidenden Kupfers ein entsprechendes Quantum Eisen sich aus dem Kupfersalz mit der frei gewordenen Säure verbindet. Bei langsamer Wirkung kann sich ein eiserner Gegenstand nach u. nach förmlich in einen kupfernen solcher Art verwandeln. C. sind sehr häufig in Bergwerksdistrikten, wo auf Kupfererz gebaut wird.

Cenci (spr. Tschentschi), Beatrice, die eben so schöne wie unglückliche jüngste Tochter des edlen u. reichen Römers Francesco C. aus dessen erster Ehe, der sehr bald, nachdem er Wittwer geworden, sich mit Lucrezia Strozzi vermählte. Seitdem quälte er seine Kinder mit ungerechten Züchtigungen. Als aber Beatrice aufgeblüht war, verwandelte sich ihr gegenüber sein Zorn in eine sträfliche Leidenschaft. Deshalb soll sich Beatrice mit ihrer Stiefmutter u. ihren Brüdern Giacomo u. Bernardino gegen ihn verbunden u. mit ihnen den Banditen Marzio gedungen haben, der den Vater im J. 1598 ermordete. Wenigstens beschuldigte sie dessen der bald darauf eingefangene Bandit, u. infolge dieser Aussage wurden Beatrice u. Giacomo C. sowie deren Stiefmutter 11. Sept. 1599 hingerichtet, bez. mit einer Keule erschlagen; nur Bernardino C. ward begnadigt. Das von Guido Reni gemalte Originalporträt der Beatrice C. hängt in der Sakristei der Kirche San Pietro in Vincolo. Die Güter der Familie C., darunter auch der als Villa Borghese bekannte Palast (s. d.), wurden eingezogen u. 1605 vom Papste Paul V. (s. d.) der Familie Borghese geschenkt.

Cendré (franz., spr. ßangdreh), aschfarbig; vom Silbergrau in's bräunlich Graue spielend.

Cennini (ital., spr. Tschennini), Bernardo, lebte im 15. Jahrh. als Goldarbeiter u. Ciseleur in Florenz u. führte das. die Buchdruckerkunst ein, die später von seinen Söhnen Domenico u. Pietro zu größerer Vollkommenheit ausgebildet wurde. Im J. 1471 lieferte ihre Offizin eine berühmte Ausgabe des Virgil.

Cenotaphium, s. „Kenotaphion".

Censoren (Pädagogik), Schüler, deren sich die Erzieher od. Lehrer bedienen, um sich in ihrer Thätigkeit unterstützen zu lassen. Die C. als Gehülfen bei der Erziehung sind in hohem Grade bedenklich, weil durch diese Einrichtung der Angeberei u. dem Spionirsystem, der Bestechung u. anderen üblen Eigenschaften der aufsichtführenden Schüler Vorschub geleistet wird. Es versteht sich von selbst, daß die C. unter der Oberaufsicht des Lehrers stehen, nur ganz zuverlässige u. tüchtige Schüler sind u. daß ihnen keinerlei Recht zu tadeln, zu loben, od. Vortheile u. Nachtheile zu verschaffen eingeräumt wird. Die C. sollen nicht allein durch ihre Kontrole, sondern auch durch ihr Beispiel als ordnungsliebende u. tüchtige Schüler wirken.

Censores, Staatsbeamte im alten Rom, die zuerst im J. 443 v. Chr. ernannt wurden. Es waren ihrer stets zwei u. sie wurden vom Volke aus der Zahl der gewesenen Konsuln gewählt. Die Dauer des Amtes beschränkte sich auf 18 Monate; es konnte aber in einem Zeitraum von fünf Jahren nur einmal zur Ernennung von C. geschritten werden, weil man die Schätzung der Bürger, den Census (s. d.), nur von 5 zu 5 Jahren vorzunehmen pflegte. Bei allmähliger Ausdehnung ihrer Befugnisse bekleideten die C. nächst den Diktatoren das höchste u. heiligste Staatsamt. Ihr hauptsächlichstes Geschäft bestand in Aufstellung der Bürgerliste, zu welchem Zwecke jeder Einzelne von ihnen im Marsfelde außer Namen u. Alter auch seine Vermögensverhältnisse angeben mußte. Mit der Schätzung u. Eintheilung der Bürgerschaft hing auch die Wahl der Senatoren u. die Musterung der Ritter zusammen. Von viel höherer Bedeutung war aber die sittenrichterliche Oberaufsicht u. Strafgewalt der C. Dieselbe entwickelte sich aus ihrer Verpflichtung, Unwürdige aus den Reihen der Vollbürger zu entfernen u. den Staat sowie die Ritterschaft von allem Makel frei zu erhalten. Infolge dessen wurde die Censur eine Oberaufsichtsbehörde zur Aufrechthaltung altrömischer Sitte u. Zucht, die ihr Rügerecht lediglich nach innerer Ueberzeugung übte u. deren Urtheil sich die bedeutendsten Männer des Staats unterwerfen mußten. Doch reichte die von ihnen ausgeübte Beschämung nicht über die nächsten 5 J. hinaus, konnte wenigstens von den nächsten C. wieder aufgehoben werden. Namentlich unterlagen der censorischen Ahndung Vernachlässigung der Wirthschaft, allzugroßer Aufwand, Meineid, Verletzung der Amtspflicht, Ungebührnisse im Familienleben. Endlich nahmen die C. theil an der Finanzverwaltung, indem sie die Höhe der Besteuerung bestimmten u. sämmtliche Nutzungen u. indirekten Steuern auf je 5 J. verpachteten. Ebenso lag ihnen aber auch die Oberaufsicht über die Staatsbauten ob; sie sorgten für die Ausführung von Neubauten u. hatten die vorhandenen öffentlichen Gebäude u. Anlagen in gutem Stande zu erhalten. Den Beschluß der Schätzung u. Musterung des Volkes bildete die religiöse Sühnung desselben durch dreimaligem Opferumgang (lustrum). Die letzten C. sind 22 v. Chr. gewählt worden. Dann übernahmen die Kaiser selbst die hohen Vorrechte dieses Amtes unter dem Namen praefectura morum.

Censorinus, röm. Grammatiker, im 3. Jahrh. nach Chr. lebend, schrieb unter dem Titel „De die natali" zahlreiche, die Astronomie, Chronologie u. Mathematik betreffende Aufsätze, die 1843 zu Berlin, gesammelt von O. Jahn, in einer sehr guten Ausgabe erschienen.

Censur (lat. censura), Abschätzung, Beurtheilung, bedeutet in der Sprache der Pädagogik ein Urtheil, das ein Lehrer od. ein Prüfungskollegium über die Kenntnisse eines von ihm Geprüften abgiebt. Die Römer besaßen ein polit. Institut dieses Namens, das von den Censoren (s. „Censores") geübte Sittengericht. An dieses knüpfte im Mittelalter die C. der kathol. Kirche an, die dem Bischof den Gemeindegliedern seiner Diözese gegenüber das Recht der Beaufsichtigung u. Bestrafung in Sachen der Religion u. Moral einräumte (s. „Geistliche Gerichtsbarkeit"). Nach der Reformation tauchten auch in protestant. Gemeinden solche Sittengerichte (Presbyterialgerichte) auf, die jedoch vereinzelt blieben. Weit eingreifender u. verderblicher wirkte die nach der Erfindung der Buchdruckerkunst aufgekommene Büchercensur, derzufolge eine Schrift nur nach vorheriger Prüfung u. Genehmigung seitens einer vom Staat hierzu niedergesetzten Behörde gedruckt u. verbreitet werden durfte. Die Entstehung dieser Maßregel ist auf eine Bulle des Papstes Leo X. vom 4. Mai 1515 zurückzuführen; bald wurde sie aber auch von den weltlichen Gewalten als ein bequemes Mittel der Abwehr gegen lästige Theorien, Forderungen u. Angriffe benutzt. In Deutschland kam die C. infolge der überall entbrannten Religionsstreitigkeiten rasch in Gebrauch u. wurde im Laufe des 16. Jahrh., nachdem die Reichsabschiede von 1529 u. 1530 u. die Reichspolizeiordnung von 1577 sie zum Reichsinstitut erhoben, in fast allen Territorien eingeführt. Die Milderungen, die in dieser Beziehung in Preußen unter Friedrich d. Gr., in Oesterreich unter Josef II. eintraten, waren nur von vorübergehender Dauer. Der Druck, der während der franz. Gewaltherrschaft über der deutschen Presse lastete, wurde fast noch überboten durch die Brutalität u. Kleinlichkeit, mit der nach der Restauration die durch Bundesbeschluß vom 20. Sept. 1819 wieder eingeführte C. geübt wurde (obwol die Bundesakte von 1815 die Einführung der Preßfreiheit in Aussicht gestellt hatte). Mit großer Härte blieb die C. nam. in Oesterreich in Gebrauch, das auch seinen Einfluß aufbot, um die in den süddeutschen Staaten nach der Julirevolution von 1830 aufkeimende Preßfreiheit wieder zu ersticken. Erst seit 1848 ist die C. in Deutschland völlig abgeschafft, so daß es hier nur noch repressive Preßbeschränkungen giebt (s. „Presse", „Preßgesetzgebung"). England war bereits 1694 mit dem Beispiel der Abschaffung vorausgegangen, dem Schweden u. Dänemark im 18. Jahrh. folgten. In Frankreich wurde die von der Republik 1791 abgeschaffte C. vom Kaiserreich wiederhergestellt, unter den Bourbonen wiederholt abgeschafft u. wieder eingeführt; völlig beseitigt ist sie dort seit 1830. In Rußland wird die C. noch heute streng gehandhabt. Kein Buch darf gedruckt werden ohne die Erlaubniß der Censurbehörde (Imprimatur, d. i. „Es werde gedruckt!"); eben dieser Erlaubniß bedarf die Verbreitung auswärts gedruckter Schriften; häufig findet man in solchen, nam. in Zeitungen, ganze Stellen von der Censurbehörde ausgemerzt od. mit schwarzer Farbe überstrichen.

Censuren. In jeder guten Schule wird verlangt, daß von Zeit zu Zeit über die Leistungen u. das Betragen der Schüler schriftlich ein bestimmtes Urtheil festgestellt u. den Eltern zur Kenntnißnahme mitgetheilt wird. Daraus entstehen die Wochen-, Monats-, Halbjahres-, u. Jahrescensuren. Diese Einrichtung hat für die Schule u. für das Haus mannichfache Vortheile. Der Lehrer wird dadurch befähigt, sich über die Fortschritte jedes einzelnen Schülers, im Allgemeinen sowol als auch in den einzelnen Lehrgegenständen, über sein Betragen ꝛc. ein bestimmtes Urtheil zu bilden. Aber auch um ein Urtheil über die Leistungen der ganzen Schulklasse zu begründen — ob das Ziel ganz od. nicht ganz erreicht ist, ob im Vergleich zu früheren Schuljahren Vor- od. Rückschritte gemacht wurden, ist die Einrichtung der C. unerläßlich. Endlich verlangen auch die Eltern von Zeit zu Zeit einen Bericht über die geistige u. sittliche Entwicklung ihrer Kinder. Bei Censurbüchern für jüngere Kinder wird man die Wochen- u. Monatscensuren wählen, bei reiferen Zöglingen reichen die halb- u. ganzjährlichen aus. Es ist streng darauf zu halten, daß die Censurbücher in einer gewissen kurzen Frist (nicht etwa während längerer Ferien) den Eltern od. Vormündern zur Unterschrift vorgelegt u. in die Hand des Lehrers zurückgeliefert werden. Nur auffallende Fälle werden behufs der Censurnummern in gegliederten Schulen in der Lehrerkonferenz besprochen.

Census (lat.) hieß die Abschätzung der Bürger nach dem steuerbaren Vermögen, die bei den Römern von 5 zu 5 J. durch die Censores (s. d.) vorgenommen wurde. Schon in der Königszeit, der Ueberlieferung nach durch die Verfassung des Servius Tullius (577 v. Chr.), wurden die Bürger nach dem Vermögen in 6 Klassen getheilt. Der Besitz von mindestens 100,000 As (1 As = 1 röm. Pfd. Erz, etwa eine Mark unseres Geldes) berechtigte zur Aufnahme in die erste Klasse; die Besitzer von mindestens 75,000 As wurden der zweiten, die von 50,000 der dritten, die von 25,000 der vierten u. die von 11,000 der fünften Klasse zugezählt. Wer weniger Vermögen hatte, wurde zur sechsten Klasse (capite censi) gerechnet. Mit Ausnahme der letzteren waren sämmtliche

Klassen wiederum in Unterabtheilungen, Centurien (s. d.) gesondert. Diese Censuseintheilung bildete den Maßstab für die den Bürgern zustehenden u. obliegenden Rechte u. Pflichten, nam. für die Wahlberechtigung u. die Kriegsdienstpflicht. Auch im modernen Staatsleben war u. ist das Wahlrecht vielfach an einen bestimmten C. geknüpft; an diesem hielten bis in die neueste Zeit fast alle Verfassungsstaaten, nam. auch England, fest. In Deutschland wurde nach den Umgestaltungen des J. 1866 das allgemeine Stimmrecht (s. d.) als Grundlage für die Wahlen zum Norddeutschen Reichstage aufgestellt; auf derselben Grundlage werden seit 1871 auch die Wahlen zum Deutschen Reichstage vorgenommen. Für die Wahlen zu den Vertretungskörpern der meisten Einzelstaaten hat sich jedoch der C., wenn auch mit liberalen Milderungen, erhalten. In Nordamerika ist das allgemeine Stimmrecht in den Wahlen zum Kongreß u. in denen zu den Vertretungskörpern der meisten Einzelstaaten durchgeführt. In Frankreich hatte das zweite Kaiserreich das von der Republik eingeführte allgemeine Wahlrecht beibehalten, dasselbe jedoch durch das System der offiziellen Kandidaturen gefälscht, das die gegenwärtige Republik wieder beseitigt hat. In England fand man 1867 einen Mittelweg zwischen dem alten C. u. dem allgemeinen Stimmrecht (zu dessen Einführung man sich dort aus Furcht vor einer etwaigen Massenherrschaft nicht entschließen konnte), indem man jedem Bürger, der einen selbständigen Haushalt führte, das Wahlrecht zusprach (das sog. Household Suffrage).

Cent war eine Unterabtheilung der alten deutschen Völkerschaften. Wie der Ursprung des Wortes vom lateinischen centum (hundert) u. die gleichbedeutenden altdeutschen Worte „Hundertschaft, Huntare“ erkennen lassen, bezeichnete C. anfänglich eine Abtheilung des Volksheeres von 100 Mann, an deren Spitze ein Hauptmann, centenarius, centurio stand. Als die Deutschen bleibende Wohnsitze gewählt hatten, verstand man unter C. den Theil eines Gaues, einer Grafschaft. Derselbe hieß auch pagus, Dorf, od. martha, Markt. Dies war ein Ort, wo unter dem Vorsitze des centenarius u. unter Mitwirkung der Gemeinde Gericht gehalten wurde. Doch nur die einfacheren Rechtssachen wurden hier verhandelt, die wichtigeren, insbes. die Bestrafung der schweren Verbrechen, gehörten vor die Grafengerichte. Bereits im 12. u. 13. Jahrh. war die Handhabung der Rechtspflege nicht mehr Sache der ganzen Gemeinde, sondern lag den Schöffen, d. i. ständigen Richtern aus dem Volke ob, die unter Leitung u. Vorsitz bald des Grafen bald des Centenars (advocatus, Voigt in manchen Theilen Deutschlands genannt), bald eines Vikars das Recht „fanden“. Nach dem Eindringen des röm. Rechts, im 14. u. 15. Jahrh., wurden die Centgerichte mit studirten Richtern besetzt, erhielten nun wol auch Kriminalgerichtsbarkeit; doch bleiben sie mehr od. weniger den höheren Landesgerichten unterworfen. In neuester Zeit ist die Bezeichnung C., Centgericht fast ganz aus der Rechtssprache verschwunden.

Cent (vom lat. centum, „Hundert“), ein Hunderttheil, die kleinste Münz- u. Rechnungseinheit in mehreren Ländern. In den Niederlanden $^{1}/_{100}$ des Gulden = $2^{11}/_{300}$ Pf. pr.; in Frankreich u. Belgien $^{1}/_{100}$ des Franc (Centime) = $^{24}/_{25}$ Pf. pr.; in Italien $^{1}/_{100}$ der Lira (Centesimo) = $^{24}/_{25}$ Pf. pr.; in Spanien $^{1}/_{100}$ des Real (Centimo) = $^{1}/_{4}$ Pf. pr.; in Nordamerika $^{1}/_{100}$ des Dollar = $5^{1}/_{7}$ Pf. pr. — Bis zur Einführung des metrischen Gewichts in Deutschland (1872) galt daselbst der Cent auch als ein kleines Gewicht, = $^{1}/_{10}$ des Quentchens = $^{1}/_{6}$ Gramm.

Centaur, s. „Kentaur“.

Centaurea, Flockenblume, Pflanzengattung der Kompositen mit einer großen Zahl von distelähnlichen Arten, von denen viele selbst Zierpflanzen geworden sind, obgleich sie in ihrem Vaterlande meist zu den Unkräutern gehören. Bei uns ist die blaue Kornblume (Cyane, Sichelblume, Zachariasblume, Ziegenbein, Ziegenbock, Tremzen, C. cyanus) eine ihrer schönsten u. verbreitetsten Vertreterinnen.

Centesimaleintheilung, s. „Dezimalsystem“.

Centesimalskala (Thermometer), die von Celsius eingeführte Eintheilung des Zwischenraumes zwischen dem Gefrier- u. dem Siedepunkte in 100 Grade (s. „Thermometer“).

Centesimalwage, s. „Wage“. — **Centifolie**, s. „Rose“.

Centigramm, C.meter u. dergl. Zusammensetzungen s. unter Maß.

Centime, eine franz. Kupfermünze, der hundertste Theil eines Franc.

Cent-jours (franz., spr. Ssang Schuhr), „Hundert Tage“, die letzte Herrschaftsperiode Napoleons I. seit seiner Rückkehr von Elba am 20. März 1815 bis gegen Ende Juni dess. J., wo nach der Niederlage bei Waterloo (18. Juni) sein zweiter Sturz erfolgte.

Centlivre (spr. Ssentliw'r), Susanna, engl. Schauspielerin u. Schauspieldichterin, wurde 1667 in Irland geb. u. starb, nachdem sie, bes. in ihrer Jugend, ein abenteuerreiches Leben geführt hatte, 1723 zu London. Von ihren Stücken, meist Lustspielen, die, wenn auch die Sprache u. Charakteristik viel zu wünschen übrig lassen, sich doch durch lebendige Handlung u. komische Züge auszeichnen, verdienen erwähnt zu werden die Lustspiele „The Busy-body“ u. „The wonder, a woman keeps a secret“, sowie das Trauerspiel: „The perjured husband“.

Centralamerika, s. „Amerika u. Mittelamerika“.

Centralbewegung ist eine zusammengesetzte Bewegung eines Körpers in krummliniger Bahn um einen Punkt, der das Centrum od. der Mittelpunkt der Bewegung genannt wird. Eine solche Bewegung entsteht, wenn auf einen bewegten Körper eine Kraft fortwährend einwirkt, die ihn stetig von der nach dem Gesetze der Trägheit einzuhaltenden geraden Linie ablenkt. Diese stetig ablenkende Kraft hat ihren Sitz in dem Centralpunkte od. ist wenigstens nach demselben gerichtet; sie heißt daher **Centripetalkraft** od. Centralkraft. Wie durch Zusammensetzung zweier Bewegungen eine Centralbewegung entsteht, können wir wie folgt zeigen, wenn wir vorerst annehmen, daß die in M (Abb. 1900) wirksame Centripetalkraft ruckweise wirkt. Der Körper befinde sich zu einer gewissen Zeit in A u. bewege sich infolge der Trägheit in der Richtung AB, so daß er in einer bestimmten Zeit den Weg AB zurücklegt, während ihn die Centripetalkraft in ders. Zeit durch den Weg AC zu ziehen vermöchte; dann wird der Körper nach dem Parallelogramm der Bewegungen den Weg AD zurücklegen. In gleicher Zeit würde er nun den Weg DE = AD beschreiben, da er aber durch die Centripetalkraft in derselben Zeit den Weg DF nach M hin durchlaufen muß, so wird er nach derselben Schlußweise, wie vorhin, den Weg DG zurücklegen u. ebenso in einer dritten gleichen Zeit den Weg GH. Man sieht hieraus, daß der Körper sich zwar immer von dem Centrum zu entfernen strebt, daß er aber durch dessen Anziehung daran gehindert wird u. sich daher um dasselbe bewegen muß.

Nr. 1900. Centralbewegung.

Wenn die Centripetalkraft nicht ruckweise, sondern stetig wirkt, so wird auch die Richtungsänderung nicht plötzlich, sondern allmählig vor sich gehen, es wird also die Bahn nicht eine vieleckige, sondern eine krumme Linie sein. Aus geometrischen Sätzen läßt sich folgern, daß $\triangle$ AMD = $\triangle$ MDG = $\triangle$ MGH rc. ist, worin das zweite Kepler'sche Gesetz enthalten ist (vgl. Kepler). — Nach dem mechanischen Grundsatz, daß zu jeder Kraft eine gleiche entgegengesetzte Kraft existirt, entsteht durch die C. eine **Centrifugalkraft**, d. i. diejenige Kraft, welche der Centripetalkraft entgegenwirkt, also den sich bewegenden Körper genau in der Richtung der Centralkraft vom Centrum zu entfernen strebt. Von der Existenz dieser Centrifugalkraft überzeugt man sich durch leicht anzustellende Experimente. Man vermag ein offenes Gefäß mit Wasser derart herumzuschleudern, daß die Flüssigkeit, selbst wenn die Oeffnung nach unten gekehrt ist, doch nicht herausfällt, sondern gegen den Boden des Gefäßes drückt. Legt man einen Ball auf eine Scheibe, wie es unsere Abbildung Nr. 1901 zeigt, u. schwingt diese im Kreise herum, so fällt dieser nicht herunter. Ein Stein an eine Schnur gebunden kann bei einer schnellen Umdrehung diese zerreißen, od. hält dieselbe wenigstens gespannt. Die Centripetalkraft ist in allen hier angegebenen Fällen die Festigkeit des Materials, welche eben, wenn sie kleiner ist als die Centrifugalkraft, überwunden werden kann. Ist letzteres der Fall, so ist die Centripetalkraft u. damit auch die Centrifugalkraft verschwunden, der Körper bewegt sich dann infolge seiner Trägheit geradlinig fort u. zwar, wie es aus Abbildung Nr. 1902 deutlich zu sehen ist, in der Richtung der Tangente an die krumme Bewegungsbahn. Die Kraft, welche dann diese Bewegung verursacht, nennt man **Tangentialkraft**.

Nr. 1901. Wirkung der Centrifugalkraft.

Die Bahn der Centralbewegung ist entweder ein Kreis, ein Kegelschnitt od. irgend eine andere krumme Linie. Soll die Bahn ein Kreis sein, so muß die Centripetalkraft sein proportional dem Gewichte, dem Quadrate der Geschwindigkeit u. indirekt proportional dem Halbmesser der Bahn, od. proportional dem Gewichte, dem Halbmesser der Bahn u. indirekt proportionell dem Quadrat der Umlaufszeit. Soll die Bahn ein Kegelschnitt sein, wie bei den Himmelskörpern, so gilt ein anderes Gesetz (nach Kegelschnitten, Planeten, Kometen).

Die Centrifugalkraft erklärt mancherlei Erscheinungen. Die Erde ist infolge derselben, wie auch andere Planeten, an den Polen abgeplattet (vgl. Erde). Sie erklärt einen Theil der Abnahme der Schwere am Aequator (vgl. Schwere), rechtfertigt die Entstehungstheorie der Weltkörper (s. „Plateau", „Kant"). Wagen, die schnell um eine wenig stumpfe Ecke fahren, sind in Gefahr, nach außen hin umzustürzen; Bahnzüge, die in starkgekrümmten Bahnen fahren, drohen auszugleisen, wogegen man sich dadurch schützt, daß man den inneren Schienenstrang tiefer legt. Kunstreiter, die schnell im Cirkus im Kreise reiten, können nach außen geschleudert werden. Auf die Erscheinungen, welche die Centrifugalkraft hervorruft, gründen sich mancherlei Apparate u. Maschinen, von denen einige eine nicht unrichtige technische Verwendung gefunden haben. Centrifugalregulator (s. d.), Centrifugalpendel (s. „Pendel"), Centrifugaltrockenmaschine (s. „Centrifugalmaschine"), Centrifugalpumpe (s. d.), Centrifugalrutschbahn (s. „Rutschbahn"), Wurfmaschine (s. d.). Daß sie auch schädlich werden kann, wird besprochen unter „Lokomotive" s. d.

Nr. 1902. Bewegung in tangentialer Richtung.

centraler Stoß, s. „Stoß".

Centralfeuer. Veranlaßt durch die mit den Eruptionen der Feuerberge verbundenen Erscheinungen, stellte man schon im Alterthume sich das Innere der Erde als im Brande befindlich vor. Wenn man jetzt nun auch kein eigentliches brennendes Feuer im Innern der Erde annehmen kann, so läßt doch die mit dem tieferen Eindringen in die Erdrinde fortwährend zunehmende Wärme auf so hohe Temperaturgrade im Innern der Erde schließen, daß die daselbst befindlichen mineralogischen, metallischen u. etwa noch unbekannten Stoffe sich nur in glühendflüssigem Zustande befinden können.

Centralgewalt heißt im Allgemeinen jede oberste Gewalt im Staate, der alle anderen untergeordnet sind; in Bundesstaaten die höchste Regierungsgewalt, welche die von den Einzelstaaten auf den Bund übertragenen Hoheitsrechte ausübt, die durch die Bundesverfassung für gemeinsam erklärten Angelegenheiten leitet u. s. w. Im neuen Deutschen Reiche u. in der Schweiz wird die C. durch den Bundesrath, in der Nordamerikan. Union durch den Präsidenten im Verein mit dem Kongreß repräsentirt. Die 1848 von der Frankfurter Nationalversammlung eingesetzte provisor. Reichsregierung, die jedoch schon im Mai 1849 wieder zurücktrat, führte den offiziellen Namen „Deutsche C."

Centralisation u. Decentralisation sind zwei entgegengesetzte Hauptrichtungen des Staatslebens, von denen die erstere die strengste Konzentrirung aller wesentlichen Staatsgeschäfte, die Leitung der gesammten Regierung u. Verwaltung von einem Mittelpunkte aus anstrebt, während die letztere umgekehrt eine möglichst umfassende Vertheilung der öffentlichen Geschäfte auf die kleineren Kreise innerhalb des Staates (die Provinzen, Bezirke, Gemeinden u. s. w.) bezweckt. Jede dieser beiden Richtungen, von denen die eine mehr die Macht des Staates u. die öffentliche Sicherheit, die andere mehr das Wohlbefinden der einzelnen Theile ins Auge faßt, hat ihre Berechtigung, führt jedoch durch einseitige Ueberspannung zur Erschlaffung u. Auflösung des Staates. Die klassische Zeit der Decentralisation im schlimmen Sinne des Wortes war das Mittelalter mit seinem Feudal- u. Lehensstaat (s. d.), in welchem die Verwaltung vielfach gespalten, die wichtigsten Hoheitsrechte, von der Staatsgewalt losgelöst, zu Privatrechten zusammengeschrumpft u. der Begriff der Staatseinheit fast verloren gegangen war. Dieser gelangte erst gegen den Ausgang des Mittelalters wieder zu Ehren. Das Emporkommen des Bürgerthums, das der Macht der Feudalherren die Wage hielt, die Einrichtung der stehenden Heere u. s. w. machten es kräftigen Monarchen möglich, die in unzählige Stücke zersprengte Souveränetät des Staates dem Adel wie den Städten wieder abzuringen u. hoch über den Sonderrechten der Stände u. Korporationen eine einheitliche Staatsgewalt aufzurichten. Nur verfielen sie freilich meist in das umgekehrte Extrem; sie betrachteten sich als die alleinigen Träger dieser Staatsgewalt u. handhabten sie mit despot. Willkür. Während aber die germanischen Völker durch den ihnen innewohnenden individualistischen Zug mehr od. minder vor den Auswüchsen einer übertriebenen C. bewahrt blieben, bildete sich diese bei den roman. Völkern immer schroffer aus, am konsequentesten u. verderblichsten in Frankreich. Hier änderte selbst die Revolution nichts an dem durch die Bourbonen begründeten centralistischen System. Ja, die Republik zog die Zügel nur noch straffer an, warf die letzten Reste der alten natürlichen Provinzialeintheilung um u. ersetzte sie durch eine mit mathematischer Genauigkeit abgezirkelte Departementaleintheilung, welche den Willen der Centralgewalt mit der Sicherheit einer wohlgeordneten Maschine durch alle Theile des Staates leitete. Die Machtstellung des Staates nach außen wurde hierdurch gefestigt, dafür aber im Innern die selbständige Entwicklung in den Provinzen, die freie Initiative der Einzelnen verkümmert. Das Kaiserreich u. alle nachfolgenden Regierungen (die Bourbonen, das Bürgerkönigthum, die zweite Republik u. das zweite Kaiserreich) bauten dieses System immer mehr aus. Nur vereinzelt regte sich der Drang nach Decentralisation, am kräftigsten in den deutschen Provinzen Elsaß-Lothringen; nach dem Deutsch-franz. Kriege trat er auch in Frankreich selbst lebhafter hervor. In Deutschland nahm die Entwicklung zum Theil einen entgegengesetzten Verlauf; die einzelnen Territorien machten sich immer unabhängiger von der Reichsgewalt, die Landesherren wurden souverän, u. das Reich zerfiel. Erst infolge der Napoleonischen Fremdherrschaft machte sich dieser Decentralisation gegenüber das Streben nach Wiederherstellung eines polit. Verbandes, nach Aufrichtung eines Centrums geltend. Ein erster schwächlicher Versuch war die Gründung des Deutschen Bundes; einen ernsthafteren Anlauf zur C. nahm Deutschland 1848; aber erst die Umwälzungen der J. 1866 u. 1870/71 führten die Errichtung eines neuen Deutschen Reiches herbei. Die Verfassung desselben giebt jedoch noch immer der Entwicklung u. dem Kampfe centralisirender u. decentralisirender Richtungen Raum. Während die nationalen u. liberalen Parteien auf Stärkung der Centralgewalt u. auf Erweiterung der Reichskompetenz bedacht sind, stemmt sich ein großer Theil der Konservativen gegen diese Strömung; vor Allem wachen viele Regierungen selbst, unterstützt von den Resten der ehemaligen partikularistischen Partei u. von den Ultramontanen, eifersüchtig über die Erhaltung der Souveränetät der Einzelstaaten. C. u. Decentralisation werden daher in Deutschland noch längere Zeit wichtige Losungsworte in der polit. Diskussion sein.

Central-Provinces (spr. Ssenträl-Prowinßes), in der Mitte der indischen Halbinsel, zwischen dem Ganges u. dem Dekhan liegendes Ländergebiet, mit einem Flächeninhalt von 5226 deutschen □M. Es erstreckt sich dasselbe von 18–24° n. B. u. von 78—83° östl. L. v. Greenw., besteht aus Theilen von Hindostan, Malwa u. Gondwana u. steht zum größten Theile (3897 □M.) unter unmittelbarer brit. Herrschaft, während 1329 □M. aus 15 unter brit. Schutz stehenden Staaten zusammengesetzt sind.

Centralsonne (Weltsonne) nennt man denjenigen Weltkörper, um den sich (vorausgesetzt daß ein solcher wirklich existirte) infolge seiner Anziehungskraft die ganze Welt drehen würde. Die Ansicht von der Existenz eines solchen Körpers, welche sich auf die Analogie unseres Sonnensystems stützt, ist durch beobachtete Thatsachen widerlegt; denn unter den vielfachen Sternen kreisen zwei od. mehrere selbstleuchtende Gestirne nicht um einander, sondern um einen weit außer ihnen liegenden Schwerpunkt, u. was über die Möglichkeit der Annahme eines dunkeln Centralkörpers im Schwerpunkt der Doppelsterne ausgesprochen worden ist, gehört in das Reich der mythischen Hypothesen. Auch in unserem Planetensystem bewegen sich die Planeten nicht um den Mittelpunkt des Sonnenkörpers, sondern um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt aller Massen, der aber je nach der Stellung des Jupiter u. Saturn bald in dem körperlichen Umfang der Sonne, bald außerhalb dieses Umfanges sich befindet. Mädler, der die Annahme der Existenz eines zugleich an Masse überwiegenden u. den allgemeinen Schwerpunkt ausfüllenden Körpers verwirft, suchte den Schwerpunkt aller Weltkörper in der Mitte der Plejaden, kam aber später von dieser Ansicht zurück.

Centranthus, Spornbaldrian, eine Pflanzengattung der Baldriangewächse, von welcher bei uns C. ruber aus Südeuropa ein beliebtes Ziergewächs ist, das sich schon seit lange selbst in Bauerngärten

findet. Es zeichnet sich durch seinen hohen Wuchs u. die rothen Blumen aus, die sich in reicher Fülle an das Ende des Stengels stellen. Uebrigens wird die Pflanze auf Sizilien vor ihrem Blühen, ganz wie bei uns die verwandten Rapunzelarten, als Salat gegessen.

Centrifugalgebläse, welche in Gießereien u. überhaupt in Werkstatten dienen, die sehr starker Feuerungen bedürfen, sind Gebläse, bei denen die Centrifugalkraft das den Windstrom bewegende Agens ist. Im Innern eines runden, unbeweglichen Gehäuses stehen auf einer durchgehenden Welle eine Anzahl gekrümmter Flügel, welche im Gehäuse nur einen geringen Zwischenraum zwischen den Wänden lassen. Der kreisförmige Mantel des Gehäuses geht an einer Stelle in einen Luftkanal über, der sich mit seiner Oeffnung tangential an jenen anschließt u. nach der Feuerstelle führt; um die Welle ist eine od. beide Seitenwände des Gehäuses für den Lufteintritt geöffnet. Durch den heftigen Umlauf der Flügel wird die zwischen denselben befindliche Luft infolge der Centrifugalkraft gegen den cylindrischen Mantel des Gehäuses hin u. im Kreise herumgetrieben, bis sie durch den horizontalen Schlot hinausgeworfen wird. Die abgehende Luft wird beständig durch neue ersetzt, welche durch die in der Mitte offen gelassenen Wege eindringt. Ein solcher Apparat ist also am Umfange ein blasender, in der Mitte aber zugleich ein saugender, u. unter Umständen ist die letztere Wirkung die erwünschtere. Dies ist z. B. der Fall bei der **Ventilation** von Bergwerken. Hier bewegen sich die Flügel in horizontaler Lage blos zwischen zwei Scheiben, da der Cylindermantel entbehrlich ist. Die untere Scheibe ist in der Mitte durchbrochen u. kommunizirt durch diese Oeffnung mit einer bis auf die Sohle des Luftschachtes hinabreichenden Röhre, in welcher sie sich luftdicht bewegt; die obere Scheibe ist nicht durchbrochen. Hier kann also die durch die rasche Umdrehung von der Mitte nach allen Seiten fortgeschleuderte Luft nur aus dem Schachte wieder ersetzt werden; für die herausgeförderte schlechte Luft dringt von oben her, od. wenn der Luftschacht nach oben dicht abgeschlossen ist, auf einem beliebigen anderen Wege frische ein. In diesem Falle kann dann die Saugröhre wegfallen. Ein solcher Ventilator wirkt wie eine Luftpumpe, u. sind dergleichen **Centrifugalluftpumpen** auch bei der athmosphärischen Eisenbahn u. bei der **pneumatischen Packetbeförderung** in Anwendung gekommen. Abb. Nr. 1903 stellt den Apparat der **Despatch-Company** in London dar, bei welchem man rechts in die durchbohrte Achse der beiden Scheiben das Saugrohr eintreten sieht. — Ein ganz gleicher Apparat, nur von stärkerer Bauart, dient ferner als Pumpe, die sog. **Centrifugalpumpe**, deren Röhre jedoch nicht beliebig lang sein kann, da die Pumpe ganz wie eine gewöhnliche Saugpumpe unter Mitwirkung des äußeren Luftdrucks arbeitet u. also auch nur die Hubhöhe dieser letzteren hat. Bei Ingangsetzung giebt eine solche Pumpe der Natur der Dinge nach nicht sofort Wasser, aber es wird die Luft in der Röhre verdünnt u. demzufolge steigt das Wasser in derselben höher u. höher, bis es den ganzen Apparat erfüllt u. von den Schaufeln ringsum mit Vehemenz hinausgeschleudert wird. Solche Pumpen, die gern bei Entwässerung von Ländereien gebraucht werden, können bei raschem Gange erstaunliche Mengen Wasser fördern, u. es giebt deren, die bis zu 700 Umläufe in der Minute machen. Kleinere, doch im Verhältniß auch sehr ausgiebige Centrifugalpumpen finden häufig, von einer Lokomobile getrieben, bei Bauten Verwendung. Das Schaufelrad steht hier mit seinem Gehäuse aufrecht auf dem Kopfe des Saugrohres, u. die nach außen durchgehende Welle trägt eine Riemenscheibe.

Nr. 1903. Luftpumpe der pneumatischen Postbeförderung in London.

Centrifugalkraft, s. „Centralbewegung".

Centrifugalmaschine. Durch eine heftige Rotationsbewegung werden manche sehr brauchbare Wirkungen hervorgebracht, u. es beruhen darauf verschiedene Apparate für technische Zwecke. Die vielseitigste Anwendung gestaltet die **Centrifugaltrockenmaschine**, auch **Centrifuge** od. **Ausschleudermaschine** genannt, die sich in immer mehr Geschäftszweigen einbürgert. Sie bietet das Mittel, Festes u. Flüssiges in raschester Weise zu trennen, u. besteht aus einer aufrechten Welle B (Nr. 1904), an welcher eine oben offene kupferne Trommel A A festsitzt, deren Seitenwandung mehr od. weniger fein durchlöchert ist. In manchen Fällen dient statt des durchlochten Blechs ein Drahtgewebe. Die Trommel wird durch Maschinenkraft mittels Laufriemens gedreht, u. um verschiedene Geschwindigkeiten anwenden zu können, sind drei Zahnräderpaare verschiedenen Kalibers EE'E" u. FF'F" nebst den zugehörigen Riemenscheiben DD'D" vorhanden, nebst noch einer vierten Scheibe G für den Leergang des Riemens. Die enorme Schleuderkraft, die dem Apparat gegeben werden kann u. die selbst schon die Trommel mitunter zerrissen hat, preßt den festen Inhalt derselben an der Innenwandung zu einer derben Masse zusammen, indeß die flüssigen Theile so vollständig ausgetrieben werden, daß nur noch eine geringe Feuchtigkeit zurückbleibt. Die Maschine dient in Färbereien, Bleichereien, Waschanstalten, in Zuckerfabriken zur Trennung des Sirups von den Zuckerkrystallen, in Stärkefabriken u. s. w. Auch zur Abscheidung des Mostes aus gequetschten Trauben ist sie erprobt u. gut befunden worden.

Nr. 1904. Centrifugaltrockenmaschine.

Centrifugalpendel, s. „Pendel".

Centrifugalregulator (Kugelregulator, konisches Pendel) ist die sinnreiche Vorrichtung, welche Watt ersann, um an seiner Dampfmaschine den Zufluß des Dampfes aus dem Kessel in den Cylinder zu regeln, so daß bei Eintritt eines zu langsamen Ganges der Maschine der Dampfweg mehr erweitert, bei zu raschem verengt wird, so daß eine gewisse mittlere Geschwindigkeit annähernd erhalten bleibt. Der Apparat ist in der Folge auch auf Wasserräder angewandt worden u. vermittelt da die selbstthätige Hebung u. Senkung der Schützen, also die Regulirung des Wasserzuflusses. Der Kugelregulator besteht aus einer aufrechten Welle, die von der Maschine gedreht wird, aus zwei daran beweglich hängenden Armen mit den Schwungkugeln u. aus zwei weiteren Gelenkstücken, die von den Armen nach dem Körper gehen, der auf der Welle verschiebbar ist. Fängt die Maschine an schneller zu gehen, so treten die Kugeln infolge der Centrifugalkraft entsprechend weiter aus einander u. schwingen in einem größern Kreise; infolge dessen muß der Schieber S steigen. Zwischen S u. der Stellklappe des Dampfrohrs wirkt ein System von Zughebeln derart, daß beim Aufsteigen die Klappe etwas zugedreht, also der Zufluß verringert wird, während bei dem Schlafferwerden der Kugeln u. dem Sinken des Schiebers das Gegentheil stattfindet.

Nr. 1905. Centrifugalregulator.

Centripetalkraft, s. „Centralbewegung".

centriren heißt, den Mittelpunkt (Centrum) od. die Mittellinie (Achse) eines Körpers suchen od. bestimmen, z. B. um Bohrlöcher anzubringen, Zapfen einzusetzen, ein Stück richtig in die Drehbank zu spannen ꝛc. Bei gut centrirten Körpern liegen alle Theile symmetrisch um den Mittelpunkt od. die Achse, u. nur unter dieser Bedingung können beispielsweise Walze u. Räder richtig laufen, optische Linsen die ihnen zukömmliche Lichtbrechung fehlerfrei bewirken.

Centriwinkel ist der Winkel, dessen Scheitel in dem Mittelpunkte eines Kreises liegt. Da zu gleichen C. gleiche Kreisbogen u. auch umgekehrt zu gleichen Bogen gleiche C. gehören, so können wir das eine durch das andere messen. Daher kommt es, daß wir den Kreis wie den Winkel nach gleichem Maaß messen, nämlich in Grade, Minuten u. Sekunden (s. Transporteur). Ueber Konstruktion bestimmter C. u. seine Beziehung zum Peripheriewinkel vgl. „Vieleck u. Peripheriewinkel".

Centrum, Mittelpunkt, ist in der Geometrie der Ebene (Planimetrie) der Punkt eines Kreises, welcher von allen Punkten des Umfangs

gleiche Entfernung hat, od. allgemein der Punkt einer geometrischen Figur, welche jede durch ihn gezogene, die Figur schneidende Gerade in gleiche Theile theilt; also giebt es ein C. bei jeder regelmäßigen Figur, bei der Ellipse, Hyperbel 2c. In der Raumlehre (Stereometrie) giebt es dem entsprechend ein C. der Kugel u. allgemein ein C. nämlicher Figuren. Jede Figur, welche einen Mittelpunkt hat, ist demnach symmetrisch in Bezug auf diesen. In der **Mechanik** bedeutet bei der Centralbewegung C. (vgl. „Centralbewegung") den Punkt, um den eine Bewegung stattfindet u. in den man die Kraft verlegt, welche neben der Trägheit jene Bewegung bewirkt. Bei Körpern von gleichförmiger Masse fällt der Schwerpunkt mit dem C. zusammen. Beim Gebrauch astronom. u. physikal. Apparate ist oft für genaue Beobachtungen eine besondere Korrektion derselben nothwendig, weil es technische Schwierigkeiten bietet, eine Drehung genau um das C. zu bewirken. Absichtlich wird auch in der Technik eine Drehung um einen Punkt außerhalb des C. hergestellt (vgl. „Excentrik"). — In der **Militärsprache** versteht man unter C. die Mitte einer Schlachtlinie od. einer Position überhaupt. — C. als Partei s. folg. Artikel.

Centrum od. **Mittelpartei** heißt in der parlamentar. Sprache die Partei, die zwischen den Liberalen u. Konservativen (der sog. „Linken" u. „Rechten", s. d.) die Mitte hält u. im Sitzungssaale des Parlaments gewöhnlich die mittleren Plätze einnimmt. Häufig theilt sich das C. selbst wieder in ein linkes u. rechtes, ja nachdem seine Mitglieder mehr nach der liberalen od. konservativen Seite neigen (wie in der Frankfurter Nationalversammlung von 1848). Im Deutschen Reichstage führt diesen Namen die ultramontane Partei (geführt von Windhorst-Meppen, den beiden Reichensperger u. A.), deren Sitze sich in der Mitte des Hauses befinden u. die diesen allgemeinen Namen gewählt hat, um ihren konfessionellen Charakter etwas zu verdecken.

Centrum gravitatis, dasselbe, was Schwerpunkt (s. d.) ist.

Centumviri, ein von dem Könige Servius Tullius bei den alten Römern eingesetzter, anfänglich aus 105, später aus 180 Männern bestehender, über Civilprozesse, Erbschaftsstreitigkeiten, Intestaterbfolgen, Vormundschaftsangelegenheiten, Obligationen-, Familien- u. Sachenrecht entscheidender Gerichtshof.

Centurie, eigentlich eine Anzahl von 100 Mann, kommt im röm. Sprachgebrauch als Bezeichnung einer Abtheilung sowol im polit. als auch im militär. Leben vor. In der Gemeindeverfassung des Königs Servius Tullius war jede der sechs von der Vermögensschätzung abhängigen Klassen in eine Anzahl zur Hälfte aus Jüngeren, zur Hälfte aus Aelteren bestehender Centurien getheilt, die als eben so viele Stimmen zählten. So hatte die erste Klasse 80, die zweite 20, die dritte u. vierte 20, die fünfte 30 Centurien; die sechste umschloß blos eine C., u. im Ganzen gab es, mit Hinzurechnung von 18 Rittercenturien u. 4 C.n Zimmerleute u. Musiker, deren 193. — Im röm. Heerwesen bildete die C. den 60. Theil der Legion, u. 2 von je einem **Centurio** befehligte C.n machten einen **Manipel** aus. Seit der Zeit des Marius gehörten 6 C.n zu einer **Cohorte** u. 10 Cohorten zu einer Legion. Die Zahl blieb sich also gleich; aber die früher geringere Stärke der C. erreichte nun gewöhnlich die dem Namen zu Grunde liegende Zahl.

Centurien, **Magdeburger**, ist der Name eines großartigen kirchengeschichtlichen Werkes, welches im Dienste der Reformation unternommen wurde, um den Beweis zu liefern, daß dieselbe nur die Wiederherstellung des reinen, von der katholischen Kirche gefälschten Christenthums sei. Von den 13 Bänden des Werkes behandelt jeder ein Jahrh. (daher C. genannt). Urheber u. Hauptmitarbeiter war **Matthias Flacius** aus Illyrien, der bereits 1552 in Magdeburg den Plan dazu faßte. Außer ihm waren dabei thätig Joh. Wigand u. Matthäus Juder, Beide Prediger zu Magdeburg, Basilius Faber, später Andreas Corvinus u. seit dem 12. Thomas Holthuter. Das Werk erschien zuerst vom 15. Febr. 1560 bis 1574 zu Basel bei Joh. Oporinus in 13 Folianten (der letzte Band bereits ohne Flacius' Zuthun) in latein. Sprache. Später wurden Auszüge daraus u. Versuche zur Fortsetzung gemacht, doch sind diese nicht über das 16. Jahrh. hinausgekommen. Eine 2. Ausgabe erschien 1623 u. 24 zu Basel, eine dritte (seit 1757) zu Nürnberg enthält nur 5 C. Die katholische Kirche suchte sie durch die Annalen des Baronius (1588—1607) vergeblich zu überbieten.

Cephaëlis Ipecacuanha *W.*, die häufig in der Medizin gebrauchte Brechwurzel od. Ipecacuanha aus Brasilien u. Neugranada, eine zu den Rubiaceen in die Nähe der Kaffeegewächse gehörige ausdauernde Pflanze von krautartigem Wuchse, aber mit weithin kriechender Wurzel von der Dicke eines Federkieles. Dieselbe enthält einen Brechen erregenden Stoff (Emetin) von großer Wirksamkeit, so daß er auch in ganz kleinen Gaben noch äußerst kräftig, aber mehr beruhigend wirkt, weshalb man die Ipecacuanha bei Krämpfen aller Art, bei Ruhr, Durchfall u. dgl. gern verwendet. Im trop. Amerika giebt es übrigens noch verschiedene andere Arten mit ähnlichen Eigenschaften.

Cephalaria, s. „Kopfkraut".

Cephalonia, s. „Kephalonia".

Ceragium (lat.), „Wachsgeld", eine an die Kirche zur Anschaffung der zum Gottesdienst nöthigen Wachskerzen zu entrichtende Abgabe.

Ceram, die größte der Amboinen, einer der drei Inselgruppen des Molukken-Archipels, von den Eingebornen **Sirang** genannt, umfaßt 330 □M., u. zerfällt in Groß-C. u. Klein-C., welche beide Massen durch die Landenge Tanuno verbunden sind. Im Inneren erhebt sich eine vulkanische Bergkette zu einer Höhe von 2600 m., die Nordküste ist bergiger als die Südküste; üppigster Waldwuchs bedeckt die Höhen. Ihr Reichthum besteht in Sago-Palmen, dagegen sind die früheren zahlreichen Gewürznelken-Bäume ausgerottet. An der Küste leben Malayen unter mehreren Häuptlingen, im Inneren wilde Stämme der Alfuren (s. d.). Hauptstadt Karin, außerdem Wahaai an der Nordküste mit einem guten Hafen u. starker Befestigung. Die Insel gehört zur niederländischen Präsidentschaft Amboina; das unmittelbare Gebiet der Niederländer beträgt 279 □M. u. zählt 67,000 E., theils Hörige theils freie Leute.

Cerambix, s. „Bockkäfer".

Ceramium, eine Algengattung des Meeres, von welcher mehrere Arten gebraucht werden. Am bekanntesten sind zwei asiatische, C. cancellatum u. Loureirii. Von beiden wird eine Gallerte gekocht, die mit Zucker versüßt ein höchst angenehmes u. erfrischendes Nahrungsmittel ist. Von der letztgenannten Art kommt deshalb die gelbliche Gallerte in kleinen Blechbüchsen in den Handel, u. zwar von den Philippinischen Inseln wie von den südchinesischen Küsten. Für Kranke dürfte sie noch dermaleinst ein werthvolles Nahrungsmittel bilden, sofern ihr Preis niedriger zu stehen kommt als zur Zeit. Jedenfalls schmeckt sie besser, als die aus Caragheen (s. d.) bereitete, da sie keine Spur des eigenthümlichen Meergeruchs an sich trägt. Früher verstand man auch eine Menge anderer Algen, welche unter dem sog. Wurmmoos (Helminthochorton) vorkamen, unter dem Namen der Gattung.

Cerasin ist der Hauptbestandtheil des Kirschgummi, jenes Saftes, der aus der Rinde des Kirschbaums (Prunus Cerasus) zuweilen hervortritt u. eingetrocknet mit dem arab. Gummi viel Aehnlichkeit hat. Man stellt das C., auch **Prunin** genannt, dar, indem man das Kirschgummi so oft mit kaltem Wasser behandelt, als noch etwas aufgelöst wird; der Rückstand ist das in Wasser unlösliche C.

Cerastium, Hornkraut, Pflanzengattung der Alsineen mit vielen inländischen Arten, die von der Ebene bis zu den Gletschern hinauf landschaftliche Charakterpflanzen sind, wo sie mit ihren weißen Blumen oft große Strecken auf kurzrasigen Flächen bedecken. Am meisten zeichnet sich bei uns im Niederlande das Ackerhornkraut (C. arvense) in dieser Beziehung aus, an den Gletschern C. latifolium. An u. für sich haben die Arten etwas Nelkenartiges in ihrem Wesen.

Cerate heißen in Apotheken vorräthige Pflaster u. Salben, die aus Wachs u. Zusätzen von Fetten, Oelen, Harzen u. dgl. bestehen u. theils als Pflaster, theils als Pomaden u. zum Bestreichen wunder Hautstellen dienen. Einige dieser Präparate werden gelb od. roth gefärbt. Gewöhnliche C. sind: weißes Walrathpflaster, rothes desgl., Grünspanc., Muskatsalbe, Pech- u. Harzc., Traubenpomade, Coldcream u. s. w.

Ceratonia Siliqua *L.*, Johannisbrotbaum, auch Bockhornbaum u. Karobenbaum, wild in Griechenland, Syrien, Kleinasien u. in Südeuropa angepflanzt, gehört zu der Familie der baumartigen Schotenpflanzen (Caesalpiniaceen) u. liefert das bekannte **Johannis-** od. **Soodbrot**, d. i. süße Hülsen, deren Geschmack von Traubenzucker herrührt, weshalb sie roh u. getrocknet gern genossen u. selbst verfüttert werden. Jedenfalls sind sie ein angenehmes u. vortreffliches Nahrungsmittel, das man, z. B. in Schlesien, mit Milch kocht, um damit Säuglinge groß zu ziehen. Der Zucker ist darin so reichlich vorhanden, daß man den frischen Saft zum Einmachen od. zur Bereitung von Brannt-

wein benutzt, während man bei uns die Hülsen auch zur Darstellung eines beliebten Parfumeriemittels, des Ananasäthers, verwerthet. Nach einer Sage soll Johannes der Täufer in der Wüste von den Hülsen gelebt haben, daher der deutsche Name; im Arabischen heißt die Frucht Karob, im Griechischen Keration. An u. für sich ist der Baum ein stattlicher, mit derben, gefiederten runden Blättern.

Cerbera Thevetia *L.*, der amerikan. Schellenbaum aus der Familie der Apocyneen, in Westindien u. dem entsprechenden Festlande einheimisch. Alle Theile des Baumes enthalten einen ätzenden u. höchst giftigen Milchsaft, wie ihn so viele Arten der betreff. Familie erzeugen. Doch gebraucht man einzelne Theile noch als Arzneimittel: die Rinde gegen Wechselfieber, die Samen gegen Schlangenbiß. Am bekanntesten wurde der Baum, weil die Indianer die Früchte bei ihren Kriegstänzen als Schellen gebrauchen. Uebrigens verwenden sie hierzu auch die harten Nüsse der Ahovai (*C. Ahovai L.* od. *Thevetia Ahovai DC.*) in Brasilien. Auf Java u. auf den Molukken erscheinen noch ein paar Arten (*C. Odallam* u. *C. lactaria*) von gleichen giftigen Eigenschaften, mit sehr öhreichen Samen, so daß man daraus ein fettes zum Brennen benutztes Oel preßt.

Zweig des Schellenbaumes (Cerbera Thevetia).

Cercis Siliquastrum, Juderbaum, ein zu der Familie der Hülsenfrüchtler gezählter Baum Südeuropa's, der aber auch in unseren Anlagen häufig als Zierbaum angetroffen wird, obgleich er hier nur strauchförmig bleibt. Er zeichnet sich durch schöne karminrothe, scharf schmeckende Schmetterlingsblumen aus, welche bündelweise vor der Entfaltung der breiten, runden Blätter unmittelbar aus den Zweigen hervorbrechen u. einen sehr angenehmen Anblick bieten. Da sie sehr fleischig sind, gebraucht man sie im Süden sogar als einen Salat, weßhalb der Baum auch Salatbaum heißt. Die Knospen dagegen verspeist man wie Kappern, während die langen Schoten gleich den Blättern als zusammenziehende Arzneien verwendet werden. In seinem natürlichen Vaterlande erlangt der Baum bei knorrigem Wuchse einen braunrindigen, geraden u. dicken Stamm von etwa 6—7 m. Höhe, wodurch er, wenn er im ersten Frühling seine Blumen treibt, eine höchst merkwürdige Erscheinung ist. Das Holz des Stammes wird wegen seiner schwarz u. grün gefärbten Masse u. seiner hohen Politurfähigkeit als Cercisholz zu Tischlerarbeiten gesucht, sowie man es auch zum Gelb- u. Braunfärben benutzt. Der Baum gehört zu den wenigen Pflanzen, die nur selten von Thieren u. Ungeziefer heimgesucht werden. Der Sage nach ist er derselbe, an welchem sich einst Judas aufhenkte. Auch Canada u. die benachbarten Provinzen der Ver. Staaten besitzen eine nahe verwandte Art, den Red Bud der Amerikaner (*C. canadensis*), dessen Holz ebenfalls eine feine Politur annimmt u. als vortreffliches Nutzholz gilt. Man kennt diese Art als rothen Knopfbaum od. Rothknopf, die buchstäbliche Uebersetzung des engl. Namens. In seinem Vaterlande wird dieser Baum in derselben Art wie der südeurop. benutzt; er erreicht jedoch nicht ganz die Höhe wie der letzteren.

Cercle (franz. spr. ßärk'l), Kreis, Zirkel; Gesellschaft vornehmer Personen; auch kleine, geschlossene Gesellschaft. Früher Name des Parquets, jetzt noch hier u. da der vor den Logen befindlichen Galerien im Theater. — In der franz. Fechtkunst eine der Auslagen.

Cedrela, s. „Caliccedrobolz".

Cerealien (von Ceres), die zu den Grasarten gehörigen, mehlreiche Körner in Aehren, Rispen u. Kolben tragenden Getreidepflanzen, Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Hirse, Reis u. deren Spielarten, welche als hauptsächliche Nahrungspflanzen für Menschen u. Thiere kultivirt werden.

Cerealien (lat. Cerealia) heißen die von den Römern der Ceres zu Ehren gefeierten Feste u. Spiele. Das erste war ein Frühlingsfest u. dauerte vom 15. bis 19. April. Der letzte Tag war der Glanzpunkt des Festes. An ihm füllte sich der Cirkus mit den Scharen des weißgekleideten Volkes, unter welches dann allerhand Eßwaaren u. ... Nüsse geworfen wurden, die in Italien ein Sinnbild der Fruchtbarkeit waren. Auch pflegte man an diesem Tage nach dem Wagenrennen Füchse mit brennenden Fackeln durch die Bahn zu hetzen, zur Erinnerung an den dem Weizen gefährlichen Kornbrand, scherzhaft Kornfuchs genannt. Eine andere Ceresfeier fiel in den August, galt der Wiedervereinigung der Ceres mit ihrer Tochter Proserpina u. wurde vorzüglich von Frauen begangen, die mit Aehrenkränzen geschmückt der Göttin die Erstlinge der Früchte darbrachten. Seit 191 v. Chr. wurde auch jährlich 4. Oktober ein Fasttag zu Ehren der Ceres gehalten.

Cerebralsystem od. **Cerebrospinalsystem** heißt das animale, d. h. den Funktionen der Bewegung u. Empfindung u. den Sinnesverrichtungen vorstehende Nervensystem des Menschen u. der höheren Thiere, benannt nach seinen Centralorganen, dem Gehirn (cerebrum) u. Rückenmark (medulla spinalis), die im Schädel u. im Rückenmarkskanale der Wirbelsäule ihren Sitz haben u. von da aus ihre peripherischen Theile, die Nerven, welche man als Gehirnnerven (zu denen die Sinnesnerven gehören) u. Rückenmarksnerven (Hals-, Brust-, Lenden-, Kreuzbein-, Schwanznerven) unterscheidet, nach allen Körpertheilen senden. Auf diese letzteren übertragen jene als Bewegungsnerven einestheils Zustände der Centralorgane u. vermitteln so Bewegungen, anderntheils leiten sie als Empfindungsnerven peripherisch empfangene Reize zu den Centralorganen u. bringen sie so zum Bewußtsein. Neben diesem Cerebralsysteme haben die Menschen u. höheren Thiere ein vegetatives od. Eingeweidenervensystem, bestehend aus Nervenknoten (Ganglien), die durch Nervenfäden mit einander verbunden sind, welches die unwillkürlichen Bewegungen der Eingeweide u. die Absonderungen der Drüsen vermittelt. Bei niederen Thieren besteht oft neben dem animalen Nervensystem ein bes. Eingeweidenervensystem, man kann jedoch das erstere nicht als Cerebral- od. Cerebrospinalsystem bezeichnen, wenn man auch gewisse Nervenknoten desselben gewöhnlich Gehirn nennt.

Ceremonie. Wort u. Begriff stammen aus dem alten Rom od. vielleicht aus dem tuscischen Caere, von wo religiöse Gebräuche nach Rom verpflanzt worden sein sollen. Man versteht darunter eine durch das Herkommen, bes. bei feierlichen Anlässen, in irgendwie bedeutungsvollen Lebensmomenten gebotene Handlung, welche eben diese Bedeutung sinnlich veranschaulichen u. durch ihre Symbolik auf unsere Gemüthsstimmung einwirken soll. Die C. ist eben deshalb eigentlich nie leer, sonder erfüllt uns, indem sie der freien Bewegung Zwang anlegt, stets mit dem Gedanken an ein für uns irgendwie bedeutungsvolles Objekt; sie soll äußerlich andeuten, daß wir mit diesem Objekte ganz beschäftigt u. dem gewohnten Alltagsverkehr entrückt sind. Dabei ist freilich nicht zu leugnen, daß zwischen dem Objekte u. der C., bes. wenn das erstere vielleicht nur noch eine historische Bedeutung hat, ein Mißverhältniß eintreten kann. Dies gilt bes. von den C.n, die aus der Neigung des Mittelalters zu zunftmäßigem Ab- u. Ausschließen in den Handwerken u. höheren Korporationen hervorgegangen sind. Bedeutungsvoller ist die C. noch in den Ritterorden, bei den Freimaurern u. bes. bei größeren Ereignissen an den Höfen. Ihr eigentliches Gebiet ist aber das religiöse. Unter den christl. Kirchen ist bes. die griech. reich an C.n, ihr zunächst steht die röm., welche wesentliche (zu einem Sakrament gehörige) C.n von zufälligen unterscheidet. Auch die anglikanische Kirche hat noch mancherlei C.n beibehalten u. dadurch z. B. zur Lostrennung der Puritaner, welche, wie die Reformirten, jede Art religiösen Gepränges verwerfen u. eine würdevolle Einfachheit anstreben, Veranlassung gegeben. — Die „große" C. wird ein Gebrauch der franz. Bühnen, bes. des Théâtre français, genannt, welche in einer Art von Apotheose verstorbener Dichter od. Schauspieler besteht. Gewöhnlich wird die Büste des Verewigten auf der Bühne aufgestellt, alle Mitglieder des Theaters umgeben sie in Festkleidern, man rezitirt auf den Verstorbenen bezügliche Verse ꝛc. u. bekränzt schießlich dessen Büste.

Ceremoniel u. **Ceremonialrechte** nennt man im diplomatischen Verkehr die auf Wahrung der Würde der einzelnen Staaten sich beziehenden Formen u. Gebräuche, welche bei gewissen feierlichen Gelegenheiten vermöge des Herkommens od. der Sitte, od. auch bestimmten Gesetzen u. Verordnungen gemäß zu beobachten sind. Derartige Förmlichkeiten sind meist aus willkürlichen äußeren Zugeständnissen hervorgegangen u. durch das Herkommen mit einer Art rechtlichen Charakters umkleidet, haben jedoch seit der Franz. Revolution an Wichtigkeit sehr verloren. Sie kommen zunächst bei persönlichen Annäherungen von Souveränen od. deren Familiengliedern sowie in der Korrespondenz gekrönter Häupter, weiterhin beim Zusammentreffen von Vertretern feindlicher Heere, endlich auch im Schiffsverkehr zur Anwendung, wonach man im Völkerrecht das persönliche, das schriftliche, insbes. Kanzleiceremoniel, sodann das militärische od. Kriegsc., endlich das Seec. von einander unterscheidet. Hierbei findet sich Staats- u. Hofc. mit Formen der Staatsgalanterie unter einander vermischt, während ein eigentlicher Rechtsanspruch auf die Wahrung

gewisser Förmlichkeiten nur hinsichtlich derjenigen Gebräuche stattfindet, welche auf Verträgen od. auf einem so entschiedenen Herkommen beruhen, daß deren Nichtbeachtung einer offenen Beleidigung gleichkommen würde. Für das Hofceremoniel, welches jeder Souverän nach seinem Belieben einrichten kann, giebt es keine weitere Beschränkung als die Wahrung des Staatenceremoniels, u. nur in das Gebiet der Staatsgalanterie fallen gewisse Aufmerksamkeiten, welche sich die Regierungen od. deren Vertreter zwanglos, z. B. in Form von Beglückwünschungen, Beileidsbezeugungen, Ertheilung von Geschenken, Orden u. s. w. unter einander erweisen. Die Ablehnung eines fremden Gesandten od. Agenten, obschon sie nur äußerst selten vorzukommen pflegt, würde, so lange nicht eine kränkende Absicht unterläuft, höchstens gegen die Galanterie, nicht gegen das C. verstoßen, da kein Souverän den Verkehr mit einer ihm nicht willkommenen Persönlichkeit zu pflegen verpflichtet sein kann. Unter dem eigentlichen C. steht in erster Linie die Frage nach der Rangordnung u. nach der Form, in welcher erstere zur Geltung kommen soll. Der Ceremonienmeister (s. d.) baut sich gleichsam aus allen Ständen u. ihren einzelnen Gliedern eine Pyramide auf u. sucht diesen Aufbau bei Feierlichkeiten zur Anschauung zu bringen. Finden diese in der Kirche statt, so bildet der Altar den Mittelpunkt, neben dem die linke Seite den Vorzug hat. Weiterhin kommt insbes. das Recht auf einen bestimmten Ehrenplatz für den im Range höheren Souverän, sei es beim Sitzen u. Nebeneinanderstehen, bei Prozessionen in einer Linie od. beim Auftreten neben einander in gerader Linie in Betracht. Im Hinblick hierauf setzt das C. den Rang u. Titel der Fürsten u. die gegenseitige Anerkennung derselben, die Ehrenbezeigungen bei Zusammenkünften der Fürsten, bei feierlichen Audienzen der Botschafter od. Gesandten u. s. w. fest u. pflegt von den civilisirten Nationen streng beobachtet zu werden. Bei Vollziehung gemeinschaftlicher Urkunden, in deren Kontext der Name des Höheren vorangeht, erfolgt die Unterschrift gewöhnlich in zwei Kolumnen, von denen die heraldisch rechte zu oberst dem Ersten im Range, die linke zu oberst dem Nächstfolgenden gebührt, worauf die übrigen Unterschriften in gleicher Weise von der rechten zur linken Kolumme hinübergehen. Bei gleichen Rangverhältnissen wird im persönlichen Verkehr entweder eine gegenseitige Abwechslung (Alternat) od. der Gebrauch des Loses od. irgend ein anderer Ausweg beliebt, z. B. gleichzeitiges Eintreten zweier Souveräne u. ihres Gefolges durch verschiedene a tempo geöffnete Thüren in dasselbe Zimmer u. dgl. Bei Besuchen giebt in der Regel der Wirth dem gleichstehenden Gaste den Vorrang; eine Ausnahme machte Ludwig XVIII., als er einst zu Verona die alliirten Souveräne bei sich bewirthete. Bei Urkunden unter Gleichen nimmt jeder für sein Exemplar den Vorrang od. er unterschreibt ein Exemplar in der ihm günstigsten Kanzleiform für den anderen Theil. In der Anrede, nam. schriftl. Ansprache, pflegen die gekrönten Häupter sich unter einander den Bruder- bez. Schwestertitel zu geben; nur zwischen dem Papst u. den katholischen Fürsten ist ein anderer Stil üblich: er empfängt von ihnen (häufig auch von protestant. Mächten) das Prädikat „Eure Heiligkeit" u. ertheilt den kathol. Fürsten das Prädikat „geliebte Söhne". Näheres über den Kanzleistil sowie über die Ceremonialverhältnisse der Gesandten sehe man unter „Diplomatie" u. „Gesandten". — Das früher sehr verwickelte Seeceremoniel, bestehend in gewissen Ehrenbezeigungen der sich begegnenden od. ein fremdes Seegebiet passirenden Schiffe, nam. in dem sog. Schiffsgruß durch Flaggenstreichen, Herablassen des Marssegels, Lösung einer Anzahl Kanonenschüsse u. dgl., ist neuerdings durch mehrere Konventionen betr. den Seeverkehr (s. d.) sehr vereinfacht worden. — Was endlich das eigentliche Hofceremoniel betrifft, so gehört zu demselben die Anordnung der Hoffeierlichkeiten an Galatagen, bei Couren, Vermählungen, Taufen, Begräbnissen, Huldigungen 2c., die Bestimmung des Ranges der Hofleute, welche auf solche Aeußerlichkeiten großen Werth zu legen pflegen, die Anordnung der Hoftrachten, der Audienzen, der Einführung der Fremden 2c. Schon im Alterthume, bes. an den oriental. Höfen, aber auch im alten Rom u. in Griechenland, hat es manchen ceremoniellen Gebrauch gegeben. Die röm. Liktoren z. B. lassen sich ganz wohl als eine Art Ceremonienmeister auffassen, insofern sie darauf zu sehen hatten, daß den Magistraten die gebührenden Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. Später wurde das C. vor Allem an den Höfen der byzantin. Kaiser bis in das kleinste Detail ausgebildet. Bes. durch die Vermählung des Kaisers Otto II. mit der griech. Prinzessin Theophania verbreitete es sich nach dem Occident. An seines Großvaters, des Königs Heinrich, Hofe ging es noch weit weniger ceremoniös her, selbst die Salbung hatte sich der große König verbeten. Zu Anfang der Neuzeit brachte Kaiser Karl V. das steife Wesen der span. Grandezza nach Deutschland, während Frankreich sich in seinem Hof- u. Staatsceremoniel eine größere Leichtigkeit u. Lebendigkeit bewahrte, dabei aber auch unter Ludwig XIV. in seinen Ansprüchen sehr weit ging. Man unterschied dort ein strengeres Residenz- u. ein freieres Campagneceremoniel. Auch der erste König von Preußen war ein großer Freund des streng geregelten Hof- u. Staatsceremoniels.

Ceremonienmeister nennt man außer dem die Feierlichkeitsprogramme entwerfenden Hofbeamten auch den auf Beobachtung des Ceremoniels achtenden Beamten in Freimaurerlogen, ferner einen auf Ordnung sehenden, Plätze anweisenden Diener in griech. Kirchen, endlich bei den Ritterorden den Beamten, der die Ordnung bewahrt, die Wappen der Ritter aufhängen u. bei Todesfällen abnehmen läßt.

Cererit, s. „Cerit".

Ceres (Myth.), Göttin des Ackerbaues u. Schöpferin der erst durch den Ackerbau möglichen höheren Kultur u. sittlichen Ordnung, war eigentlich bei den Römern nur eine Gottheit des Wachsthums u. wurde erst zu Anfang des 5. Jahrh. auf Anrathen der Sibyllinischen Bücher mit der griechischen Demeter verschmolzen. Nun wanderte auch die heilige Sage vom Raube ihrer Tochter Proserpina (griech. Persephone) nach Rom, die auf blumiger Wiese in der Nähe der sizilischen Stadt Enna mit ihren Gespielinnen Kränze wand, als ein Erdschlund sich aufthat u. die zarte Jungfrau von dem Fürsten der Unterwelt, Pluto, auf schnellen Rossen in das Schattenreich entführt wurde. Trostlos durchwanderte hierauf C. mit brennender Fackel Länder u. Meere u. spähte ohne Rast nach der Verschwundenen, bis ihr der allsehende Sonnengott den Räuber verrieth. Voll Zorn u. Verzweiflung unterließ sie die Sorge um das Gedeihen der Saaten; alle Feldarbeit der Menschen war vergeblich u. Zeus, der Himmelsgott, welcher um den Raub gewußt hatte, ohne ihn zu tadeln, sah sich endlich gezwungen, als Vermittler zwischen der Mutter u. dem unliebsamen Eidam einzutreten u. einen Vertrag zu Stande zu bringen, nach welchem Proserpina jährlich während des Sommers bei der liebenden Mutter weilte, dann aber wieder hinabstieg zu dem düsteren Gemahl. Uebrigens hatte die Irrfahrt der Mutter dem Menschengeschlechte insofern Segen gebracht, als sie überall, wo sie gastliche Aufnahme fand, Unterricht im Anbau des Getreides ertheilte. Versinnbildlichte die Mythe vom Raube der Proserpina den Untergang der Vegetation durch die sengenden Strahlen der Sonne u. den darauf folgenden Winter, wie ihr Wiederaufleben im heiteren Lenze, so knüpfte sich auch vielfach daran die Uebertragung des Vorganges in der Natur auf das Schicksal der sterblichen Menschen (vgl. den Art. „Eleusinische Mysterien").

Nr. 1907. Ceres od. Demeter.
(Nach einem pompejanischen Wandgemälde.)

Ceres (Astron.) ist der Name für den zuerst entdeckten Asteroiden aus der Gruppe der kleinen Planeten, welche zwischen den Bahnen des Mars u. des Jupiter kreisen. Als gegen den Anfang unseres Jahrhunderts der Astronom Piazzi zu Palermo einen Druckfehler, der ihm in einem Sternenverzeichniß aufgefallen war, durch Beobachtungen am Himmel berichtigen wollte, fand er in der Neujahrsnacht 1801 einen neuen Himmelskörper, den er Anfangs für einen Kometen ohne Nebel hielt. Deutsche Astronomen, nam. Olbers u. v. Zach, erkannten aber bald das neue Gestirn als einen Planeten, der in jene große Kluft zwischen Mars u. Jupiter paßte, welche schon Kepler bemerkt hatte u. bereits durch einen noch unbekannten Wandelstern ausgefüllt wissen wollte. Mit C., welche im Durchmesser $46,_2$ Meilen mißt u. bisweilen in röthlichem Lichte schimmern soll, war die Entdeckung der zahlreichen kleinen Planeten (s. d.) od. Asteroiden eröffnet worden. Nach der Helligkeit in mittlerer Opposition erscheint C. als ein Stern 7. Größe; ihre Elemente sind von Wolfers berechnet, nach dessen Angaben u. A. ihre Sonnennähe = 148° 24′ 16″ sein u. die Länge des aufsteigenden Knotens bei ihr 80° 49′ 42″ betragen soll.

Cereus, Fackeldistel, Pflanzengattung der Katteen, mit mehrkantigen fleischigen Stengeln u. prachtvollen Blumen, worunter die des C. speciosissimus u. grandiflorus von den Karaibischen Inseln (die sog. Königin der Nacht) bei uns bes. bekannt sind (s. „Kakteen").

Cerevisia (abgek. Cerevis), lat. Name für Bier. In abgekürzter Form ist C. bei der akademischen Jugend ein bedeutungsvolles Wort geworden; denn „Auf Cerevis!" gilt bei ihr als Bekräftigung der Wahrheit einer Thatsache od. einer Behauptung.

Cerignola (spr. Tscherinjola), Stadt in der Provinz Capitanata der italien. Landschaft Apulien, auf einer Anhöhe u. an der Eisenbahn gelegen, mit 17,300 E.; Leinweberei, Bau von Baumwolle u. Mandeln. Am 28. April 1503 siegten hier die Spanier unter dem Herzog von Cordova über die Franzosen unter dem Herzog von Nemours.

Cerigo, eine der 7 Inseln, welche die Jonische Republik bilden, am Eingange des Aegäischen Meeres vor dem Busen von Kolokythia u. der östlichen Landspitze Lakoniens; $5^1/_2$ □M., 13,300 Einw.; gebirgig, Tropfsteinhöhlen, steile Küsten, weidereiche Thäler, mildes u. gesundes Klima; nicht der vierte Theil des Fruchtlandes ist angebaut. Viele der Bewohner suchen sich ihren Unterhalt außerhalb u. befinden sich nur einen Theil des Jahres auf der Insel. C. hieß im Alterthum Kythera, sie war der Aphrodite heilig, weil hier die Göttin ans Land gestiegen sein sollte. Von hier verbreitete sich der Aphrodite-Adonis-Kultus auf das Festland. Schon sehr früh bestand hier eine phönizische Kolonie; vor 570 hatten die Insel die Argiver in Besitz, später die Spartaner; die Athener eroberten sie im Peloponnesischen Kriege, darauf kam sie in den Besitz der Römer, fiel bei der Theilung des Reiches an Byzanz u. nach dessen Untergang an Venedig; 1571 wurde sie von den Türken verheert u. 1715 von ihnen erobert, kam aber 1718 durch den Passarowitzer Frieden wieder an Venedig; mit den übrigen Inseln gehörte sie 1807 zu Frankreich, wurde 1809 von den Engländern besetzt u. bildet seit 1814 einen Theil der genannten Republik. — Der Hauptort von C., Kapsali, liegt am südl. Ende der Insel an einem Meerbusen u. am Fuße eines hohen Berges, auf dem eine alte Citadelle steht. San Nikolo ist der beste Ankerplatz der Insel. In seiner Nähe finden sich in Felsen gehauene griechische Gräber, die Ruinen der alten Stadt Kythera u. die Ueberreste des berühmten Venustempels.

Cerin (Chem.) nannte man früher den in Alkohol löslichen Theil des Bienenwachses; spätere Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß dieser fast allein aus Cerotinsäure (s. d.) besteht.

Cerinthe, Wachsblume, Pflanzengattung der Boragineen, bei uns mit zwei Arten: C. major u. minor; erstere im Süden von Deutschland, letztere in den Alpen, gern als Zierkräuter benutzt.

Cerinthus (eig. Kerinthos), Irrlehrer des ersten Jahrh. nach Christus. Von seinem äußeren Leben ist nur bekannt, daß er gegen das Ende des ersten Jahrh. gleichzeitig mit dem Apostel Johannes zu Ephesus weilte. Letzterer soll sogar seinetwegen einst ein öffentliches Bad schleunigst verlassen haben, aus Furcht, das Haus werde über dem Ketzer zusammenstürzen. Ueber seine Lehre liegen gleichfalls nur widersprechende Nachrichten vor. Nach dem Kirchenvater Irenäus (gest. 202) bildete er den Uebergang zu den sog. Gnostikern, indem er lehrte, Jesus sei ein gewöhnlicher Mensch gewesen, nur weiser u. besser als die anderen. Bei der Taufe aber habe sich der wahre (höhere) Christus als Taube auf ihn herabgelassen; durch ihn habe er den wahren höchsten Gott (von dem der Weltschöpfer als niederer zu unterscheiden) kennen gelernt, diesen gepredigt u. Wunder gethan, bis ihn der höhere Christus vor der Kreuzigung wieder verließ. Dagegen werfen ihm andere Kirchenlehrer buchstäbliche Befolgung des jüdischen Gesetzes u. groben Chiliasmus (s. diesen) vor. Seine Anhänger, die Cerinthianer, sollen außerdem die Auferstehung Christi geleugnet u. die Beschneidung angenommen haben. Ihre Spur verliert sich indeß frühzeitig.

Cerit, auch Cerinstein, ein wegen seines Cergehaltes so benanntes Mineral, das in niedrigen sechsseitigen Säulen sehr selten, gewöhnlich in feinkörnigen, bald nelkenbraunen, bald röthlichgrauen Massen mit weißem bis grauem Striche im Gneiß auf einem Kupferkieslager bei Riddarhyttan in Schweden u. zu Bethlehem in Pennsylvanien vorkommt. C. ist ein wasserhaltiges Ceroxydulsilicat in schwankenden Verhältnissen, mehr od. weniger mit Lanthanoxyd vermengt, mit höchstens $68{,}8$ % Ceroxydul.

Cerium od. Cer ist ein metallischer Grundstoff, in die Klasse der Erdmetalle gehörend, der 1803 gleichzeitig von drei Forschern, Klaproth, Berzelius u. Giesinger, entdeckt wurde. Späterhin fand man, daß man es nicht mit einem, sondern eigentlich mit einer Dreiheit von Metallen zu thun gehabt hatte, die immer zusammen auftreten. Die beiden anderen, auf scheidekünstlerischem Wege abzutrennenden Metalle sind Lanthan u. Didym genannt worden. Diese Metallgruppe findet sich nur in wenigen u. seltenen schwedischen Mineralien, am häufigsten noch als Cerit, in welchem die Oxyde der drei Metalle mit Kieselsäure verbunden sind. Das isolirt dargestellte C. ist ein graues Pulver, das gerieben Metallglanz annimmt u. bei Erhitzung an der Luft wieder zu Oxyd verbrennt. Erst in letzter Zeit hat man dem C. praktische Verwendung zu geben gelernt; es sind sowol C.-Oxyd als oxalsaures C.-Oxydul od. schwefelsaures Oxyd käuflich u. dienen theils als gelbe Porzellanfarbe, theils haben sie (das oxalsaure Ceroxyd) medizinische Verwendung. Das Oxydoxydul ist jüngst als ein gutes Reagens auf Strychnin befunden worden.

Cernirung heißt die Einschließung einer Festung, durch welche derselben jede Verbindung mit der Außenwelt, nam. die Zufuhr von Proviant, abgeschnitten werden soll. Oft läßt sich schon durch die bloße C., wenn diese die Aushungerung der Besatzung nach sich zieht, der Fall einer Festung erzwingen (wie der von Metz 1870); oft muß jedoch Beschießung od. regelrechte Belagerung hinzutreten (wie vor Paris u. Straßburg, 1870/71). Vgl. auch „Festungskrieg".

Ceropegia, Leuchterblume, Pflanzengattung der Stapeliaceen. Davon C. candelabrum aus Ostindien, eine Schlingpflanze mit herabhängenden Blumendolden, aber aufrechten Blumen. Ihre Blätter dienen als Heilmittel, sowie die jungen Triebe einiger anderer Arten in Ostindien als Gemüse genossen werden (C. bulbosa, juncea, acuminata, tuberosa). Ein paar dieser Arten erzeugen auch Knollen; die C. Vignaldiana Abessiniens mit bittersüßen Knollen ist in ihrem Vaterlande ein beliebtes Gemüse.

Cerophanie (von cera, Wachs, u. phainein, griech., darstellen, sichtbar machen) sind durchscheinende Fensterbilder aus Wachs, leicht herzustellende Nachahmungen der früher aufgekommenen Lithophanien aus Porzellanmasse (lithos, griech. der Stein). Das Original zu solchen Bildern wird auf einer Glastafel gegen das Licht in einer Wachskomposition modellirt, davon ein Gipsabguß genommen u. dieser als Gußform für die Bilder aus weißer od. farbiger Wachsmasse benutzt.

Cerotin ist ein Bestandtheil des chines. Wachses; es besteht aus einem wachsartigen, bei 79° C. schmelzenden Körper.

Cerotinsäure ist eine zur Reihe der Fettsäuren gehörige organische Säure; sie findet sich im Bienenwachse u. im japan. Pflanzenwachse. Die reine C. (C_{54} H_{54} O_4) ist eine weiße, wachsartige, krystallinische Masse, die bei 78° C. schmilzt.

Ceroxylon, Wachspalme, Pflanzengattung der Palmen mit mehreren Arten von großer landschaftlicher u. ökonomischer Bedeutung. Am bekanntesten ist C. andicola *H. & B.* auf den tropischen Cordilleren Südamerika's, wo sie in der Centralkette Neugranada's sehr häufig auftritt. Hier erscheint sie in einer Höhe von 2600—3000 m. unter einer mittleren Temperatur von 11—18°, an der höchsten Grenze in heiteren Nächten oft einer Kälte ausgesetzt, die fast den Gefrierpunkt des Wassers erreicht. Verbündet mit prächtigen Eichen (Quercus Granatensis) u. laubblätterigen Nadelholzbäumen (Podocarpus taxifolia), bildet sie an ihrem Wohnorte eine höchst stattliche Erscheinung, da ihr Säulenschaft die außerord. Höhe von 60—70 m. erreicht. Die äußere Rinde verwandelt ihre Zellen in Wachs, das von den Indianern abgeschabt u. in kochendem Wasser von den anhängenden Unreinigkeiten befreit wird. Im Durchschnitt gewinnt man so von einem Baume gegen 12 Kg. Wachs, das aus zweierlei Stoffen zusammengesetzt ist: aus einem bienenwachsartigen, der bei 100° C. schmilzt, u. aus einem harzartigen. Ersterer wird zu Kerzen verarbeitet, während die Blätter zum Dachdecken, die Fasern zu Flechtwerk benutzt werden. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit einer zweiten Art (C. Klopstockia *Mart.*), welche Hermann Karsten zu dem Range einer eigenen Gattung (Klopstockia) erhob, indem er hiervon 3 Arten unterschied: K. cerifera, interrupta u. utilis. Erstere erzeugt bei nicht ganz 2000 m. Erhebung in Caracas ein ähnliches Wachs.

Cerquozzi (spr. Tscherkwozzi), Michelangelo, röm. Genre- u. Schlachtenmaler, daher auch Michelangelo delle bataglie genannt, geb. zu Rom 1602, gest. 1670. Als Genremaler schloß er sich der Kunstweise des damals in Rom sehr geschätzten Bambocciadenmalers Peter von Laar an u. erging sich am liebsten u. erfolgreichsten in der Darstellung niederer Volksscenen aus dem harmlosen Leben der Lazzaroni u. Soldaten. Hierin steht er an Naivetät u. Humor sowie an sorgfältiger Behandlung u. kräftigem Kolorit oft den besten Niederländern gleich. Weniger gelungen, weil oft zu flüchtig behandelt, sind im Allgemeinen seine Schlachtenbilder. Auch malte er einige Blumen- u. Fruchtstücke. Bilder von ihm finden sich weniger in Italien als in deutschen Museen.

Cerrito (spr. Tscherito), Fanny (eigentl. Franzeska), Tänzerin, geb. 1823 zu Neapel, trat, kaum 13 Jahre alt, auf dem Carlotheater in Solopartien auf u. erntete von Jahr zu Jahr steigenden Beifall auf den größeren Bühnen Italiens, in Wien, Paris u. bes. in London ein. Die natürliche Lieblichkeit ihrer äußeren Erscheinung, ihr mittelgroßer Wuchs, die ungemein graziöse Beweglichkeit ihres Oberkörpers u. bes. ihre feine Mimik voll seelischen Ausdruckes befähigte sie vorzugsweise zur Darstellung des Naiven, Schalkhaften, zart Lieblichen, doch war auch die spielende Leichtigkeit, mit der sie die schwierigsten Pas gleichsam hinzauberte, bewundernswerth. Selbst so große Rivalinnen, wie die bezaubernd anmuthige Fanny Elsler u. die im großen dramatischen Stil tanzende Taglioni, wurden der C. nicht gefährlich. Sie trat gewöhnlich zusammen mit dem als Tänzer u. Violinspieler ausgezeichneten St. Leon auf, mit dem sie auch vermählt war, von dem sie sich aber 1850 trennte.

Cerro de Pasco, Hauptstadt des Depart. Junin der südamerikan. Republik Peru, am nördl. Ende der Hochebene von Bombon, nach Rivero 4352 m. über dem Meere. Die Stadt entstand 1630 infolge der Entdeckung der dort befindlichen Silbergruben durch einen Indianer. Sie macht mit ihren engen u. krummen Straßen auf dem unebenen Terrain, den kleinen Häusern ohne Fenster u. Balkons einen kläglichen Eindruck. Nicht minder die Bewohner, ein buntes Gemisch fast aller Rassen u. Nationen, welche, an den Ertrag des Bergbaues gebunden, ein wüstes Leben führen, das in Trunksucht, sinnloser Verschwendung u. Spielwuth seine Befriedigung sucht. Nur die Begierde nach schneller Bereicherung fesselt an den Ort, der keinen edleren geistigen Genuß darbieten kann u. schon durch sein Klima in Verruf ist. Die mittlere Temperatur beträgt am Tage $6_{,68}$° C. u. des Nachts $1_{,08}$°. Vom Oktober bis Juli des folg. Jahres machen Hagel, kalte Nebel u. Schneestürme den Aufenthalt fast unerträglich, u. in dem sog. Sommer ist es trotz einiger heiteren Sonnentage nicht besser. Zu diesem Wetter kommt noch die durch die hohe Lage der Stadt bedingte dünne Luft, wodurch der Unterschied der Temperatur zwischen den beschatteten u. besonnten Plätzen so groß ist, daß man auf der einen Seite der Straße große Hitze auszustehen hat, während man auf der anderen Seite sich durch einen Mantel vor der Kälte schützen muß. Dazu kommt, daß alle Fremden, ehe sich ihr Körper an den geringen Luftdruck auf dieser Höhe gewöhnt hat, von der **Punakrankheit** (s. d.) ergriffen werden. Bei der unfruchtbaren Oede der Umgegend u. den überaus hohen Preisen aller Lebensmittel sind es nur die überaus reichen Silberminen, welche die etwa 14,000 Menschen, die aber häufigem Wechsel unterworfen sind, an diese sonst trostlose Stätte zu fesseln vermögen. Denn wenn auch der Silberbergbau von C. nicht mehr die fabelhaften Reichthümer darbietet, wie zur Zeit der Spanier, so sind sie doch noch immer die ergiebigsten in ganz Peru. Zwei Hauptgänge durchkreuzen sich unter dem Marktplatz der Stadt; von diesen laufen nach allen Richtungen unzählige Erzadern aus, so daß man den Boden wie von einem Silbernetze durchzogen betrachten kann. Sehr viele der Schächte, welche zu diesen Gängen führen, befinden sich in der Stadt selbst, entweder in eigenen kleinen Häuschen od. in den Wohnungen der Minenbesitzer. Je nach der geringeren od. größeren Tiefe nennt man die Gruben Cortes u. Minas. Im J. 1860 befanden sich in der Stadt 1000 Cortes u. 558 Minas, in ihrer Umgegend noch über 2000 Minen. Im Allg. ist der Betrieb dieser Silbergruben ein sehr unordentlicher. Das Silber findet man theils gediegen, theils als Erze, welche 25—80 Proz. Silber enthalten. Der Gesammtertrag beträgt über 300,000 Mark in einem Jahre.

Nr. 1908. Cerro de Pasco in Peru.

Certepartie (franz., spr. Sertpartih) od. Charteparlie ist eine bei Seefrachten vorkommende Urkunde. Wenn Jemand nämlich von einem Schiffsrheder den ganzen Schiffsraum od. einen Theil desselben ermiethet, um Güter darin zu verladen, so pflegt über einen solchen Vertrag eine Urkunde, ein schriftlicher Kontrakt aufgesetzt zu werden, in den alles Nähere über Frachtgut, Frachtlohn u. Frachtbedingungen aufgenommen wird. Ursprünglich wurde diese Kontraktsurkunde auf eine eigenthümliche Weise, durch einen bogenförmigen Schnitt od. dgl. in mehrere Stücke getheilt u. davon rührt der Name her, carta partita. Nam. in England u. Holland war dies üblich; derartige Schriftstücke wurden indentures, Zärter, genannt. Jetzt pflegt die Urkunde in mehreren, meist drei Exemplaren ausgefertigt zu werden, wovon eines der Schiffer behält u. die beiden anderen der Abmiether, der Befrachter, bekommt, der das eine dem Empfänger der Waare zu dessen Legitimation übersendet. Nach Art. 558 des Allg. Deutschen Handelsgesetzbuches kann jede Partei verlangen, daß eine C. errichtet werde. Die C. wird überdies noch in Art. 731 u. 888 des Allg. Deutschen Handelsgesetzbuches erwähnt. Das Eigenthümliche des durch diese Art von Frachtvertrag begründeten Rechtsverhältnisses besteht darin, daß der Befrachter, obgleich nicht Eigenthümer des Schiffes, das Unternehmen nach seinem Ermessen zu leiten hat u. ihm der Verfrachter, meist der Schiffseigenthümer, in manchen Punkten nachgeben muß, in denen dies bei ähnlichen Miethsverträgen der Fall zu sein pflegt.

Certifikät ist gleichbedeutend mit schriftlichem Zeugniß. Nam. dient dasselbe dazu, die Identität einer Person od. einer Sache nachzuweisen. So gehören nam. Pässe u. Paßkarten zu den C.en. Das Wort stammt ab von dem lat. certum facere, d. h. Gewißheit über Etwas verschaffen. Besondere Erwähnung verdienen die Ursprungsc., sie dienen zu dem Nachweise, woher eine Waare stammt, wo dieselbe insbes. produzirt worden ist. Derartige Zeugnisse sind von Bedeutung im Handel, um die Echtheit der Waare festzustellen, u. im Zollwesen, weil gewisse Waaren u. Produkte, die aus Ländern herstammen, denen unser Staat für diese Zollfreiheit od. Zollermäßigung vertragsmäßig eingeräumt hat, die Vergünstigung, vom Zolle frei zu sein od. nach niedrigerem Satze, als im Zolltarif für Waaren solcher Gattung festgesetzt ist, verzollt zu werden, nur dann genießen, wenn sie von jenen Zeugnissen begleitet sind. Derartige C.e enthalten Namen u. Wohnort des Fabrikanten u. genaue Angabe der Waare, müssen überdies obrigkeitlich beglaubigt sein. Auch pflegen dergl. mit C.en eingehende Waaren von der Zollbehörde bes. (meist mit Plombe) verschlossen zu werden.

Certosa (spr. Tschertōsa, d. h. Karthause) von Pavia, das 8 Km. nördl. von Pavia gelegene, berühmteste u. noch jetzt künstlerisch am reichsten ausgestattete aller Karthäuserklöster der Welt, dessen Kirche einen der schönsten räumlichen Eindrücke gewährt, die der Kirchenbau in Italien hervorgebracht hat. Gegründet im J. 1396 von Joh. Galeazzo Visconti u. bereits 1402 so weit vollendet, daß die Mönche darin einzogen, zeigt es aus dieser Bauperiode in dem Langhause der Kirche mit seinen schlanken, edel gebildeten Pfeilern von weiter Stellung den gothischen Stil, im kleeblattförmigen Schluß des Querschiffs u. des Chors dagegen noch romanische Anlage. Ganz anders der Renaissancestil der nebst der Kuppel über dem Querschiff u. der Ausschmückung des Innern von dem Maler Ambrogio Borgognone 1473 begonnenen Façade, die, neben der des Domes in Orvieto das schönste dekorative Prachtstück der Welt, allen erdenklichen Schmuck in weiser Abstufung des Ausdrucks entfaltet. Sie besteht aus weißem Marmor, Bronze u. Mosaik u. ist von dem untersten Gliede des Sockels an mit den feinsten Skulpturen geziert. Auch das Innere der Kirche ist reich an Schätzen der Plastik u. Malerei. Das Kloster wurde 1786 unter Josef II. aufgehoben u. 1843 wieder hergestellt, doch ist die Zahl der Mönche jetzt auf 8 u. einige Laienbrüder zusammengeschmolzen. In der Nähe dieser C. fand 1525 die Schlacht statt, in welcher Franz I. von Frankreich von Karl V. gefangen genommen wurde.

Cerutti (spr. Tscherutti), Giuseppe Antonio Gioachimo, berühmter Jesuit, geb. zu Turin 13. Juni 1738, erregte bes. durch seine „Apologie de l'institut des Jésuites“ (1762) großes Aufsehen u. ward für diese Schrift durch eine Professur am Jesuitenkollegium in Lyon belohnt. Nach Aufhebung des Ordens lebte er auf dem Lande bei Nancy. Beim Ausbruch der Revolution ging er nach Paris, wo er sich der Bewegungspartei anschloß, nam. mit Mirabeau in Verbindung trat, dem er dann auch die Leichenrede hielt. Außer dem einflußreichen Wochenblatt „La feuille villageoise“ gab er mehrere Tagesschriften heraus. Seit 1791 saß er mit in der Nationalversammlung, starb aber schon 2. Februar 1792. Nach seinem Tode erschienen noch seine „Jardins de Betz“ (Par. 1792) u. eine Auswahl seiner Werke (ebd. 1793).

Cervantes, Miguel de Saavēdra, großer span. Dichter, war als der Sproß eines alten Geschlechtes 9. Okt. 1547 zu Alcala de Henares geb. In Dürftigkeit aufgewachsen, fühlte er sich doch frühzeitig zur Dichtkunst gezogen. Seine Studien machte er zu Salamanca. In seinem 23. Jahre war er zu Rom im Hause eines Prälaten Kämmerling. Als 1571 der Papst, Philipp II. von Spanien u. die Republik Venedig den „Heiligen Bund“ gegen die Türken schlossen u. eine Flotte ausrüsteten, welche Don Juan d'Austria befehligte, diente C. als gemeiner Soldat im spanischen Heere. Am 7. Okt. 1571 verlor er in der Seeschlacht bei Lepanto, in der er tapfer mitfocht, die linke Hand.

Nr. 1909. Miguel de Saavedra Cervantes (geb. 9. Okt. 1547, gest. 23. April 1616).

Nach seiner Herstellung nahm er an der Unternehmung gegen die Levante theil. Im J. 1573 wohnte er einem Treffen bei Goleta (in der Nähe von Tunis) bei u. schiffte sich 1575, verabschiedet u. mit Empfehlungen an den König versehen, nach Spanien ein. Das Fahrzeug aber wurde von einem Korsaren gekapert u. nach Algier gebracht; C. selbst gerieth dabei in algerische Gefangenschaft, in der er fünf elende Jahre verbrachte. Mit Todesverachtung, scharfem Verstand u. edler Treue gegen seine Leidensbrüder unternahm er wiederholt erfolglose Befreiungsversuche. Nach seiner Auslösung (1580) nahm er an den Expeditionen nach Portugal u. den Azor. Inseln theil. Damit war sein Wanderleben beendet; C. gab sich von nun an einer ruhigeren Thätigkeit hin. Die erste Dichtung, die er veröffentlichte, war der Schäferroman „Galatea“ (2 Bde., 1584). Nach seiner Verheirathung mit einer vornehmen, aber mittellosen Frau nahm er seinen Aufenthalt zu Madrid, wo er ein fleißiges Schriftstellerleben begann. Für das Theater schrieb er damals mehr als 20 Stücke, die fast sämmtlich verloren gegangen sind. Da sie ihm wenig Geld eintrugen, begab er sich 1588 des Erwerbes wegen nach Sevilla. Aber auch hier hatte er nur sehr geringe materielle Erfolge, wurde sogar schließlich wegen Zahlungsunfähigkeit in Haft genommen. Nach seiner Freilassung siedelte er nach Valladolid über. Er stand bereits im 58. Lebensjahr, als er den ersten Theil eines Ritterromanes, betitelt „Vida y hechos del ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha“ („Leben u. Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote [spr. Quichōte] von der Mancha“), veröffentlichte (Madr. 1605). Das Buch brachte ihm zwar großen Beifall bei seiner Nation, aber die

erwünschte Unterstützung blieb aus. Im J. 1606 ließ sich C. wieder in Madrid nieder. Von seinen späteren Arbeiten sind bes. seine „Novelas ejemplares“ („Musternovellen“ 1613) zu nennen (darunter die Geschichte der Preziosa). Trotz andauernder Armuth hat C. im Greisenalter noch mit jugendlicher Begeisterung, nam. Schauspiele u. 9 kleinere, witzsprühende Stücke („Entremeses“, Zwischenspiele), gedichtet. Als ein gewisser Avellaneda sich unterfing, den „Don Quixote“ fortzusetzen, gab der 68jähr. Meister (1615) selbst einen zweiten Theil dieser Dichtung heraus. Endlich verfaßte er noch einen im nördl. Europa spielenden, sehr phantastischen Roman „Persiles u. Sigismunda“. Nachdem er noch kurz vor seinem Ende in den Franziskanerorden eingetreten war, starb er zu Madrid 23. April 1616. C. war eben so groß als Mensch wie als Dichter. Er trug die Ungunst des Lebens mit bewundernswerther Geduld u. war von seltener Großmuth u. Tapferkeit. Im Drama ist er von Lope de Vega u. Calderon überflügelt worden; dagegen steht er im Roman mit seinem „Don Quixote“ unübertroffen da. C. schrieb dieses Buch zunächst in der Absicht, der unsinnigen Vorliebe für die tollen Ritterromane, welche damals in Spanien grassirten, einen Damm entgegenzusetzen. Er entfaltete darin das Leben eines Landjunkers, der sich, vom abenteuerlichen Geiste jener Ritterbücher erfüllt, zur Aufgabe macht, als irrender Ritter das Wohl der Menschheit zu fördern u. dabei kläglich an der ihm wildfremden Wirklichkeit zu Schanden wird. An diese Erfindung wendet er unermeßlich viel Witz u. Ironie, aber auf eine bloße Satire auf die Ritterpoesie hat er es keineswegs abgesehen. Es liegt ein tiefer, tragischer Ernst in der Darstellung der Fahrnisse dieses seltsam großen u. edlen Menschen, der zu spät erkennt, daß er seine Intelligenz u. seine ritterlichen Tugenden an einen ungeheuren Irrthum gesetzt. Dagegen vertritt der Schildknappe Sancho Pansa die nüchterne, plumpe Prosa des gemeinen Menschenverstandes. Die Situationen, in die der Dichter seinen Helden versetzt, sind leicht u. fesselnd dargestellt u. kunstvoll in einander gewebt. Die treue, reizvolle Schilderung von Land u. Leuten macht den „Don Quixote“ zu einem span. Nationalroman, während ihm andererseits die Fülle von Lebensweisheit, die Wahrheit der Charakterzeichnung, der trotz aller Ueberlegenheit u. Schärfe liebenswürdige Humor einen ewigen, allgemein menschlichen Gehalt verleihen u. es erklärlich machen, daß der „Don Quixote“ eines der gelesensten Bücher in allen Ländern der gebildeten Welt wurde. Von den zahlreichen deutschen Uebersetzungen dieser Dichtung sind bes. zu nennen die von Tieck (3. Aufl. 1853) u. von Zoller (1867); seine sämmtlichen Romane u. Novellen verdeutschten Keller u. Notter (10 Bde., 1840—42), seine „Zwischenspiele“ H. Kurz (1867). Eine Biographie des C. schrieb Chasles (2. Aufl. 1866).

Cervulus, ein Possenspiel, bei den Christen des Mittelalters am Neujahrstage mit Verkleidungen aller Art, bes. mit Vermummungen in Thiergestalten, aufgeführt. Da der bei solchen Aufführungen herrschende Uebermuth später jedoch in Sittenlosigkeit ausartete, so wurden dieselben streng verboten.

Cesari (spr. Tschēsari), Antonio, ital. Schriftsteller, geb. 1760 zu Verona, gest. 1828 zu Ravenna. Das Hauptbestreben seiner zahlreichen Schriften war, die ital. Sprache durch Entfernung verderblicher Neuerungen, nam. des franz. Einflusses, in wahrhaft nationaler Weise fortzuentwickeln. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören, außer verschiedenen Uebersetzungen antiker sowie neuer Ausgaben ital. Autoren, seine Ausgabe des „Vocabolario delle Crusca“ (6 Bde., Verona 1806—7) u. seine „Dissertazione sopra lo stato presente della lingua italiana“ (Verona 1810; Mail. 1829).

Cesari, Giuseppe, genannt il Cavaliere d'Arpino, geb. 1560 in Rom, gest. 1640 das., einer der besten manieristischen Maler des 16. u. 17. Jahrh., dessen Bilder von Talent u. lebendiger Phantasie zeugen, aber von dem Vorwurf einer gewissen Kälte nicht freizusprechen sind. Sein größtes Werk sind die Fresken im großen Saale des Konservations-Palastes in Rom, seine besten wol die in einer Kapelle von S. Possede u. von S. Maria maggiore daselbst.

Cesena, Stadt mit Bischofssitz u. etwa 15,000 E. am Savio in der Romagna, berühmt wegen der viele Handschriften enthaltenden Bibliotheca Malatestiana u. wegen ihrer vielen Kunstschätze. Der in der Umgegend von C. wachsende Wein stand schon im Alterthume bei den Römern in sehr gutem Rufe.

Cespedes, Pablo de, span. Maler, der, geb. zu Cordova 1538, sich in Rom nach Michel Angelo u. Rafael ausbildete, aber schon 1577 wegen seiner Gelehrsamkeit als Bischof nach Cordova zurückberufen wurde. Als solcher malte er noch mehrere Bilder von großartiger Zeichnung, lebenswahrem Ausdruck u. glänzendem Kolorit. Zu den besten gehören wol die in Freske gemalten allegorischen Gestalten der 4 Tugenden in der Kathedrale von Sevilla. Auch beschäftigte er sich viel mit literarischen Studien u. war als Kunstschriftsteller thätig. C. starb 1618.

Cessio bonorum, Güterabtretung, bedeutet ein Mittel, den Ausbruch des Konkurses dadurch abzuwenden, daß man seinen Gläubigern alle Activa abtritt, damit diese sich aus denselben, u. zwar ohne Mitwirkung des Gerichtes, befriedigen. Diese C. b. wurde im röm. Recht zunächst durch eine lex Julia eingeführt u. hatte den Erfolg, daß der Gemeinschuldner von der Schuldknechtschaft befreit wurde. Heute kommt sie fast nie mehr vor; etwas derselben Verwandtes ist aber der sog. Privatkonkurs (s. „Konkurs“).

Cession (rechtl.), Abtretung eines Rechtes od. rechtlichen Anspruches an einen Anderen, z. B. die Ueberlassung des Eigenthumes an einer Sache. Insbes. wird aber unter C. die Abtretung einer Forderung verstanden, welche der bisherige Gläubiger (als Cedent) an einen Dritten (Cessionar) überträgt, so daß nun der Schuldner (als Debitor cessus) in Betreff jener Forderung dem Cessionar verpflichtet wird. Die C. wird in der Regel vertragsmäßig u. zwar durch Erklärung des bisherigen Gläubigers bewirkt, daß er in Rücksicht des fraglichen Verhältnisses alle seine Rechte an den neuen Gläubiger abtrete od. cedire, welcher seinerseits die Annahme jener Rechte ausdrücklich zu erklären hat. In manchen Ländern ist die Giltigkeit der C. noch von einer ausdrücklichen Anzeige an den Schuldner abhängig gemacht, welcher ohne eine derartige Nachricht giltig u. mit der Wirkung, daß er von seiner Schuld befreit wird, an seinen bisherigen Gläubiger zahlen könnte. Die Lage des Schuldners darf durch die C. keine schlechtere werden. Daher kann er dem neuen Gläubiger gegenüber alle Einwendungen u. Gegenforderungen, die ihm wider den alten Gläubiger zustanden u. die bis zur Anzeige der Abtretung entstanden sind, regelmäßig geltend machen. Fällige, bedingte u. ungewisse Forderungsrechte können gleichfalls abgetreten werden. Verboten u. unwirksam ist meist die Abtretung von Alimentationsansprüchen sowie von Forderungen, wegen deren ein Rechtsstreit geführt wird; weiterhin auch von Löhnen u. Gehaltsbezügen, so weit sie von dem Gläubiger nicht mit Beschlag belegt werden dürfen. Ehe der Schuldner an den Cessionar zahlt, thut er wohl, sich außer dem Cessionsschein auch das eigentliche Schulddokument einhändigen zu lassen; hat er nämlich letzteres nicht gethan, so bleibt er, im Falle die C. gefälscht war, trotz Zahlung an den betrügerischen Cessionar doch dem ursprünglichen Gläubiger verpflichtet. Der Cessionar, welcher in die Stellung des früheren Gläubigers eintritt, erwirbt natürlich nicht mehr Rechte, als dieser besaß, u. regelmäßig auch nicht weniger. Unberührt von dieser Bestimmung bleibt der Preis, für welchen der Cessionar eine Forderung angekauft hat, da er vom Schuldner den vollen Betrag verlangen kann, wenn er gleich dem ursprünglichen Gläubiger für die C. eine geringere Summe gezahlt hat (vgl. den Art. Anastasiana lex). Bei C. eines Wechsels, welche nicht mit dessen Girirung zu verwechseln ist, muß zur Giltigkeit der C. der Wechsel selbst dem Cessionar überlassen werden, da ohne wirkliche Uebergabe des Wechsels das Eigenthum an demselben nicht übertragen wird. Die gewöhnliche Uebertragung des Wechsels durch Giro od. Indossament kommt der C. nicht gleich, denn einerseits enthält das Indossament eine neue wechselmäßige Verbindlichkeit des Indossanten gegen den Indossaten; andererseits können Umstände vorliegen, unter welchen der Indossatar (z. B. wegen persönlicher Beziehungen zum Acceptanten) weniger strenge Rechte gegen den Acceptanten besaß, als sie der Indossatar aus dem Wechselverhältniß erwirbt. — Der Cedent endlich hat dafür einzustehen, daß die von ihm abgetretene Forderung wirklich vorhanden ist (Verität der Forderung); dafür, daß der neue Gläubiger wirklich zu seinem Gelde komme (Bonität der Forderung), haftet der Gläubiger regelmäßig nicht, höchstens dann, wenn er hierfür ausdrücklich Garantie geleistet. — Abgesehen von vertragsmäßiger Begründung, kann eine C. auch durch Urtheil od. richterliche Anordnung bewirkt werden, wie es z. B. in Preußen dadurch geschieht, daß dem neuen Gläubiger eine schriftliche Urkunde über die im Wege des Zwangsverfahrens erfolgte Abtretung ausgestellt wird, durch welche er sich dem Schuldner gegenüber als Empfangsberechtigter ausweisen kann. Seltener sind dagegen die Fälle einer infolge gesetzlicher Vorschrift stattfindenden C., bei welcher es ebenso wie bei der richterlichen C. einer Mitwirkung des bisherigen Schuldners nicht bedarf. Hierher gehört z. B. das Recht des Bürgen, vom Gläubiger, bevor er diesem die Hauptschuld bezahlt, Abtretung der Forderung an den Hauptschuldner zu erlangen, damit er gegen Letzteren sein Recht verfolgen u. so zu seinem aus Anlaß der übernommenen

Bürgschaft gezahlten Gelde gelangen könne. In manchen Partikularrechten, z. B. dem sächs., ist überhaupt Demjenigen, der den Gläubiger befriedigt, gestattet, sich bei Bezahlung der Schuld den Uebergang des Forderungsrechtes auf seine Person auszubedingen od. vorzubehalten; zahlt er dann in der That, so geht kraft des Gesetzes das Forderungsrecht auf ihn über, u. es bedarf weder der Zustimmung des bisherigen Gläubigers, noch der Einwilligung des Schuldners.

Cestius, Name eines plebejischen Geschlechts zu Rom, von dem sich zwei Denkmäler erhalten haben, eine von der Tiberinsel nach dem jenseitigen Ufer führende Brücke u. eine an dem Thore S. Paolo theils innerhalb, theils außerhalb der Mauern Aurelian's stehende Grabpyramide. — Diese steht auf einem Sockel von Travertin, ist gegen 40 m. hoch u. an der Basis 29 m. breit. Sie ist aus Backsteinen erbaut u. mit Marmorquadern bekleidet. In ihrem Innern befindet sich ein 6 m. langes, 4 m. breites u. 4½ m. hohes Grabgewölbe mit jetzt verblichenen Wandmalereien. Zwei Marmorsäulen, die ehemals die Statue des Stifters trugen, stehen vor der Pyramide. Nach den vorhandenen Inschriften vermuthet man, daß dieser C. ein röm. Ritter gewesen ist, der zu Cicero's Zeit sich durch Bankiergeschäfte in Asien bereichert u. einen Theil seiner Schätze dazu bestimmt haben mag, seinen Namen durch ein großartiges Denkmal der Nachwelt zu vererben.

Cestrum, eine Art Gravirnadel, die von den Alten zur enkaustischen Malerei auf Elfenbein gebraucht wurde, wahrscheinlich um die Umrisse der auf Elfenbein zu machenden Zeichnung mit der glühend gemachten Spitze des Instrumentes einzutragen.

Cestrum, Hammerstrauch, Pflanzengattung der Cestrineen unter den Kartoffelgewächsen, nur den Tropengegenden Südamerika's od. doch den heißeren Ländern überhaupt angehörend, bekannt auch als unechter od. Bastardjasmin, weil manche Arten höchst angenehm duftende Blumen erzeugen. Am merkwürdigsten sind dieselben, weil sie oft nur zu bestimmten Stunden des Tages riechen. So duftet die sog. Nachtfrau (C. nocturnum) in Südamerika u. Westindien nur nach Sonnenuntergang, die sog. Tagfrau (C. diurnum) in Cuba u. Peru nur bei Tage; eine dritte Art Meriko's heißt Angel de dia y puta de noche, wörtlich: eine Göttin bei Tage u. eine Mistmagd bei Nacht, weil sie am Tage lieblich duftet, des Nachts aber stinkt. Bei C. parqui aus Chile riechen sogar die Blätter, u. zwar ähnlich dem gebratenen Schweinefleische. Kein Wunder also, daß die betreffenden Arten in ihrem Vaterlande vielfach als Heilmittel gebraucht werden, wie das z. B. von C. Hediunda der Fall ist, welche in Südamerika geradezu das „heilige Kraut" (Hierva santa, auch Hierva Hediunda) heißt, da die Pflanze des Nachts nach Moschus riecht. Manche Arten sind giftig u. werden, wie C. macrophyllum in Westindien, od. wie C. oppositifolium am Kap, zum Vergiften der Pfeile benutzt. C. tinctorium in Caracas erzeugt in seinen Beeren einen färbenden Saft, welcher eine unzerstörbare Tinte sein soll. C. Pseudoquina in Südbrasilien liefert eine Rinde als Ersatzmittel der Chinarinde u. s. w.

Cestus, der um die Fäuste gewickelte Wehr- od. Schlagriemen, mit welchem man sich vor dem athletischen Faustkampfe die Hände so umwand, daß die Finger frei blieben u. sich zur Faust zusammenlegen konnten. Später fügte man zu dem einfachen Geflechte noch scharfe, breiter hinlaufende Lederkanten hinzu u. erhöhte die Gefährlichkeit des Schlaginstrumentes durch Knotenbuckel u. Nägel, ja durch eingenähtes Blei u. Eisen.

Cetaceen, s. „Wale". — **Cetaceum** (Cetin), s. „Walrath".

Ceterach officinarum W., Milzfarrn, bekanntes Farrnkraut mit filzigen kleinen Fiedern, ähnlich dem Engelsüß (Polypodium vulgare), häufiger in den Alpen, aber auch bis zum Norden von Deutschland höchst vereinzelt vorschreitend. Schon früher gebräuchlich als Heilmittel gegen Milzkrankheiten u. Blasenleiden, wie es schon von den alten Griechen als blutreinigendes Mittel, ja selbst zum Unfruchtbarmachen der Frauen benutzt wurde. Sein Hauptvaterland liegt in Südeuropa.

Ceteris paribus (lat.), unter übrigens gleichen Umständen.

Ceterum censeo, s. „Cato, Marcus Porcius der Aeltere."

Cetinje, od. Zetinje, Stadt in dem Bezirk Katunska des Fürstenthums Montenegro (Residenz des Fürsten), liegt 1160 m. über dem Meere in einem Thale, das früher ein See gewesen sein soll, besteht aus einem Pulverthurm u. etwa nur aus 20 Häusern u. einem von starken Mauern umringten Kloster, das 1478 von dem Schwarzen Iwo gegründet wurde. Es liegt hart am Fuße eines steilen Felsens, auf dem sich ein runder Thurm erhebt. In der Kirche ist das Grab des heil. Wladika Peter I., u. die Schatzkammer bewahrt den Kopf Mahmud's, eines Renegaten u. Nachkömmlings Iwo's. Der Palast des Fürsten ist ein einstöckiges, von hohen Mauern eingeschlossenes Gebäude.

Cetraria islandica Ach., isländisches Moos, eine laubartige Flechte, die sich auf unsern Heiden, aber eben so auch auf den Alpenweiden oft über weite Strecken ausdehnt, bes. jedoch den Norden bewohnt, wo sie auf Island einen nicht unwesentlichen Bestandtheil der Nahrung ausmacht. Man sammelt sie hier deshalb sorgfältig als „Fiallagras" auf den Hraunen (Heiden) in einem Zeitraume von je 3 Jahren, u. zwar bei feuchtem Wetter, das die Flechte aufschwellen läßt. Zuvor ausgelaugt, um sie von der anhängenden vulkanischen Asche des Hekla zu befreien, da sie nur in der vulkanischen Region am üppigsten wächst, zerhackt man sie u. trocknet sie, um sie dann in Tonnen aufzuheben, bis sie zu Brot verbacken od. mit Milch zu einer hochberühmten, als tägliche Nahrung äußerst beliebten Gallerte gekocht werden kann. Zwei Tonnen dieser Flechte sollen einer Tonne Getreidemehl an Nahrungswerth gleichkommen, was bei der Fülle von Flechtenstärke glaublich ist. Außer derselben enthält die Flechte auch einen eigenthümlichen Bitterstoff (Cetrarin, s. d.); auch gilt sie unter dem Namen „Blutlungenmoos" als Mittel gegen Brust- od. Lungenleiden. Jedenfalls sollte sie auf unsern Heideländern mehr als bisher beachtet werden.

Cetrarin ist der in dem sog. isländ. Moose (s. „Cetraria") enthaltene Bitterstoff; er bildet ein weißes, lockeres, vollkommen amorphes Pulver, das als Arzneimittel gegen Magenschwäche verwendet wird.

Cette (spr. Sett), Seestadt in dem Arrondissement Montpellier des franz. Dep. Hérault, an der Mündung des Südkanals in das Mittelmeer, 22,500 Einw., Kriegshafen erster Klasse, stark befestigt; sehr besuchte Bäder, in der Umgegend große Salzteiche, nächst Marseille das wichtigste franz. Seehandels-Entrepot; Bereitung sog. Madeiraweine aus weißem Roussillonwein, bedeutender Fisch- u. Austernfang, Schiffswerfte für die Marine. Die Stadt liegt in einem Halbkreise zwischen dem großen Küstensee Thau u. dem Mittelmeer. Der Hafen, 1666 gegründet, liegt am Fuße eines Hügels, welcher durch einen schmalen Strand des Thau mit dem vulkanischen Berge Agde zusammenhängt, u. steht auf der anderen Seite mit dem sumpfigen Gebiete von Aigues-Mortes durch eine ähnliche Landzunge in Verbindung. Nur mit großer Mühe wird er gegen Versandung geschützt. Im J. 1710 wurde das Kastell am Hafen von der englisch-niederländischen Flotte genommen.

Cetyl ist das bis jetzt noch nicht isolirt dargestellte Radikal der C.-Verbindungen, von denen man bereits eine ziemlich große Menge kennt. Sie werden sämmtlich aus dem Walrath (Cetaceum) dargestellt; die wichtigsten derselben sind der C.-Alkohol od. das Aethal u. der C.-Aether; beide Körper sind fest, weiß u. krystallinisch.

Ceuta (spr. Sé-uta), span. Stadt an der marokkanischen Küste, Gibraltar südl. gegenüber an der Meerenge gleichen Namens, liegt auf einem Vorgebirge, das zusammen mit dem von Gibraltar von den Alten die „Säulen des Hercules" genannt wurde. C., einer der vier afrikan. Deportationsorte, ist stark befestigt u. hat 7000 E., unter welchen etwa 2500 Sträflinge sind. Ursprünglich Abyla genannt, hieß C. später bei den Römern Septum od. Septa. Nach der Völkerwanderung kam es 618 an die Westgothen. Im J. 711 schloß der Statthalter C.'s mit dem arab. Feldherrn Musa den Vertrag, der die Eroberung Spaniens durch die Araber veranlaßte. Im J. 1415 wurde C. von den Portugiesen den Mauren wieder entrissen u. gelangte nach der Vereinigung Portugals mit Spanien in den Besitz des letzteren, in welchem es auch nach der Trennung der beiden Länder verblieben ist.

Ceva. Diesen Namen führen mehrere ital. Mathematiker; am bekanntesten von ihnen ist Tommaso C. geworden, der sich ebensowol als Dichter, nam. durch sein originelles lateinisches Epos „Puer Jesus" auszeichnete. Es existiren von demselben mehrere Ausgaben, eine deutsche Uebersetzung gab Müller (Magdeb. 1822) heraus. C. war 20. Dez. 1648 zu Mailand geb., er starb 3. Febr. 1736. Noch nicht 15 J. alt, trat er in den Jesuitenorden ein, in den Collegien desselben lehrte er Mathematik u. Metrik. Außer dem erwähnten Gedicht hat er einige werthvolle Biographien geschrieben, bes. aber sich durch sein Werk „De natura gravium" um die Verbreitung der neuen Newton'schen Gesetze Verdienst erworben.

Cevallos (spr. Dsewalljos), Pedro, span. Staatsmann, geb. zu Santander, begann seine diplomat. Laufbahn als Gesandtschaftssekretär in Lissabon, ward dann Minister des Auswärtigen, trat bei der Revolution von Aranjuez auf die Seite des Prinzen von Asturien, schien sich nachher von Josef Napoleon gewinnen lassen zu wollen, verband sich aber plötzlich mit der span. Junta u. ging in deren Angelegenheiten nach London. Hier veröffentlichte er seine berühmte Schrift über den Zustand Spaniens im J. 1808 u. über die Verhandlungen in Bayonne. Zur Zeit des Span. Befreiungskrieges hatte C. die wichtigsten Aemter inne, u. auch nach Ferdinand's VII. Rückkehr war sein Einfluß bedeutend; da er jedoch diesem von der Vermählung mit der Prinzessin von Portugal abrieth, verlor er seine Gunst u. seine Stelle als Staatssekretär. Hierauf als Gesandter zuerst nach Neapel, dann nach Wien geschickt, zog er sich 1850 ins Privatleben zurück. Zuletzt lebte er in Bayonne, wo er 1838 starb.

Cevennen (spr. Sewennen, franz. Cévennes), ein Gebirge im südl. Frankreich, welches sich zwischen dem Canal du Midi u. dem Mont Pilat (bei Vienne unweit der Rhone) bogenförmig von SW. nach NO. mehr als 40 Meilen lang hinzieht. Der Name C. ist nur der Wissenschaft als Gesammtbezeichnung dieses Gebirges eigen, in Frankreich selbst unbekannt. Die C. begrenzen die Tiefebene der Rhone im W. u. bilden die südöstl. Umwallung des südfranz. Hochlandes, die Westseite sendet ihre Gewässer zur Loire u. Garonne, die Ostseite zur Rhone; auf den C. entspringen die beiden Quellflüsse der Loire, Allier u. Loire, u. die Nebenflüsse der Garonne, Tarn mit dem Aveyron u. Lot. Nach S. nimmt die Höhe des Gebirges ab; die Quellen der Loire liegen unweit der höchsten Erhebungen, unter ihnen der Mont Mezin mit 1755 m.; der mittlere Theil, das Gebirge la Lozère, erreichte im Mont Crucinas 1721 m. Höhe u. steht durch einen Querriegel mit dem Hochland der Auvergne in Verbindung; der südwestlichste Gebirgszug, die Montagnes noires, erhebt sich im Pic de Norre 1202 m. zum Rhonethal, u. nach dem Mittelmeer fallen die C. in kurzen, steilen Stufen ab, während sie sich nach W. sanft u. allmählig abdachen. Die Urgebirgsmassen, welche den Grundstock des Gebirges bilden, sind vielfach u. in ausgezeichneter Weise von Basalt u. Phonolith durchbrochen.

Cevennenkrieg. In den Thälern des Cevennengebirges hatten sich seit dem Mittelalter ketzerische Gemeinden, bes. Waldenser, erhalten, welche nach dem Religionsfreiheit versprechenden Edikt von Nantes mit ihrer Lehre offen hervortraten. Als aber Ludwig XIV. dieses Edikt aufgehoben hatte, begannen die Bedrückungen u. Verfolgungen Derer, welche ihrem Glauben treu blieben. Dragoner trieben die Camisarden, wie diese südfranzös. Reformirten genannt wurden, gewaltsam in die Kirche (Dragonnaden), u. viele ihrer Prediger erlitten den Märtyrertod; Zuchthaus, Schaffot, Galeere u. freiwillige Auswanderung entvölkerten das Land. Gesteigerter Steuerdruck reizte die Zurückgebliebenen, u. geheime Umtriebe, bes. von Seiten Englands, trugen dazu bei, die fanatische Begeisterung zum Aufruhr zu entflammen. Der König sandte mehrere kleine Heeresabtheilungen, die aber in den Gebirgsthälern gegen die Aufständischen keine Erfolge errangen, darauf 1703 den Marschall Montreval mit einer größeren Truppe, die furchtbar hauste, aber nicht im Stande war, dem Königthum u. der kathol. Kirche zum Siege zu verhelfen, bes. da der Führer der Camisarden, der eben so fanatische als kluge Jean Cavalier, die Vortheile des Terrains mit außergewöhnlichem Geschick benutzte, die Städte, wie Nismes, Montpellier, Orange, für seine Sache gewann u. den Plan faßte, seine Operationen auf Savoyen zu stützen. Auf beiden Seiten wurden die entsetzlichsten Greuelthaten verübt; in die religiösen Leidenschaften mischten sich nationale: der Provençale kämpfte gegen den Nordfranzosen, um sich des centralisirenden Absolutismus des Königthums zu erwehren. Der Marschall Villars trat 1704 an Montreval's Stelle u. suchte durch Milde den Kampf zu beenden; zu Nismes erklärte sich Cavalier am 10. Mai 1704 bereit, die Waffen niederzulegen gegen die Erlaubniß der freien Religionsübung ohne Kirchen u. außerhalb der ummauerten Städte, der Bestätigung der alten Freiheiten, der Rückgabe konfiszirter Güter u. einer siebenjähr. Abgabefreiheit für Alle, deren Häuser der Krieg zerstört hatte. Ludwig XIV. bestätigte diesen Vergleich u. Cavalier führte seine Truppen, etwa 1600 Mann, nach Catalonien. Von Neuem aber entbrannte der Kampf, als holländische Emissäre Unterstützungen versprachen. Andere Führer traten an die Spitze der Camisarden u. ein schreckensvoller Kleinkrieg vernichtete die Kultur des Landes, raffte Tausende von Menschen hin u. trieb andere Tausende in die Fremde. Der Marschall Berwick, der für Villars das Kommando übernahm, kannte keine Schonung; aber weder Scheiterhaufen noch Folter dämpfte die schwärmerische Begeisterung der Camisarden, die, entflammt durch die Worte ihrer Priester, aus ihren stillen Gebirgsthälern von bäuerlicher Arbeit zu den Waffen eilten u. doch trotz bewundernswerther Kühnheit den regelmäßigen Truppen des Königs unterliegen mußten. Der Kampf endete erst mit Vernichtung der camisardischen Gemeinden.

Ceylanit, s. „Spinell“.

Ceylon, richtiger Seylon, im Sanskrit Lankâ diva, bei den Eingeborenen Singhala (daher der Volksname Singhalesen), bei den Arabern Selendib, bei den Birmanen Zehoo Tenasserim od. „Land des Wohlbehagens“ genannt, das Taprobane der alten Griechen u. Römer, ist eine den Briten gehörige Insel im Indischen Ozean, an der Südostseite der Spitze von Vorderindien, zwischen 6° u. 10° nördl. Br., 53 M. lang, bis 30 M. breit, von unregelmäßig eiförmiger Gestalt, im N. zugespitzt, 1150 □M. groß (wovon 24 □M. auf die nordwestlich anliegenden Inselchen Manaar rc. kommen). Die Inseln der Nordspitze, Tenmorachie, 7 M. lang, 10 □M., Welligammo, 7 □M., Mandetive $1\frac{1}{2}$ □M., Karadive, Annelative, Pungertive u. Neduntive sind unter einander wie von der Hauptinsel nur durch flache Kanäle getrennt, flach u., wie der benachbarte Theil der Hauptinsel, von Korallen aufgebaut u. von Lagunen durchzogen. Einige Meilen weiter südl. schließt sich die gegen 3 □M. große niedrige Insel Manaar der Küste an; von ihr zieht sich nach der 4 M. langen Insel Rameswaram, die nur durch einen schmalen, jetzt auf 4 m. vertieften Meeresarm (die Pambanstraße) vom Festlande getrennt ist, die Adamsbrücke hinüber, eine 6 M. lange Reihe von Sandbänken u. Klippen, welche bei starker Ebbe noch jetzt trocken liegen u. noch im 15. Jahrh. von Pilgern begangen worden sein sollen. Nach indischer Sage hat Wischnu in seiner siebenten Inkarnation diese Brücke gebaut. Größeren Schiffen ist die Fahrt durch die Straße (nördl. von der Adamsbrücke Palkstraße, südlich Meerbusen von Manaar) unmöglich. Südlich von Manaar folgt ein flacher Strand mit vorliegenden Korallenbänken, dann die 12 M. lange, im N. offene Lagune von Calpentyn u. Putlam, dann wieder flacher, lagunenreicher Strand bei Nagombo u. Colombo vorüber bis Point de Galle, wo die Küste sich nach O. wendet.

Nr. 1910. Landschaft auf Ceylon: Singhalesische Wohnungen.

An die Südwest-, Süd- u. Südostküste treten die Höhen näher heran, die Lagunen sind seltener, zahlreiche Flüsse münden ins Meer. Die Ostküste u. die langgestreckte Nordostseite der Insel sind wieder reich an Lagunen u. Buchten, unter denen die von Batticaloa u. Trincomali die bedeutendsten sind. Häfen sind nicht zahlreich, der beste ist der von Trinkomali, dann folgt der von Point de Galle, während Colombo, Maturan u. a. Orte nur offene Rheden besitzen. Die Nordspitze, Kap Pedro, gehört der Insel Temoradue an, die Südspitze bildet das wenig vortretende Kap Dondera.

Oberfläche. Geologie. Die Bodenform der Insel hat sehr charakteristische Züge. Im südl. Theil des Innern erhebt sich ein aus Granit u. Gneiß gebildetes, im Durchschnitt 15 M. breites, von der Küste nach W., S. u. O. gleich weit entferntes Gebirgsland von 600 m. durchschnittlicher Erhebung, Konde Uda, mit zahlreichen, von N. nach S. streichenden u. durch Querstriche verbundenen Ketten u. fruchtbaren, lieblichen Thälern. Die ansehnlichsten Gipfel sind der Namana Kuly Kandi, 2053 m., der Totapella, 2353 m., der Kirigallepola, 2399 m., der Samanala od. Adamspik, 2247 m., sämmtlich in der Südkette, der Great Western, 2220 m., der Pedrotallegalle, 2538 m. im Centrum, der Dumberaspik od. Hunasgirikanda, 1518 m., der Etapolla, 1341 m. u. der Ampokka im Norden. Der gebirgige Kern der Insel ist rings von einem allmählig sich hebenden, aus Sandstein gebildeten Hügellande umgeben, welches nur im SW. ausgeprägte Bergkettenbildung zeigt. An den Küsten zieht sich ein Streifen sandigen Flachlands hin; dies ist auch der vorherrschende Charakter des ganzen nördl. Theiles der Insel.

Nr. 1911. Tempelüberreste auf Ceylon.

Gewässer. Klima. C. ist reich an Flüssen, von denen indessen, bei der Gestaltung der Insel, keiner eine bedeutende Entwicklung haben kann. Doch erreicht der im Berglande entspringende u. die meisten Gewässer desselben vereinigende, vielgewundene Mahavilla Ganga eine Länge von 45 M., er theilt sich im Unterlaufe häufig u. bildet ein weites Delta. Nach O. fließen außer ihm der Kalloe Aar od. Rio Serto, der Mandrai Aar, der Patipal Aar, der Kombukgam Aar, nach S. der Manik, der Parapa, der Kirinde Oya, der Wallaway Oya, der Gindura, nach W. der Kallu Ganga, der Kaleny Ganga, der Maha Oya od. Kaymel, der Deddru Oya, der Bellukki Aar od. Mi Oya, der Kala, der Arevi Aar od. Aripo, nach N. der Kangarayoyen. Die meisten dieser Flüsse werden im Unterlaufe mit Kähnen befahren u. sind hin u. wieder durch natürliche, der Küste parallel gehende u. den Verkehr erleichternde Kanäle verbunden. Die Seen des Innern sind nicht von Bedeutung, während die Küstenseen theilweise eine ansehnliche Ausdehnung haben. Die mittlere Temperatur betrug in Colombo in den Monaten (nach Celsius)

Januar	$26^{\circ}_{,10}$	April	$29^{\circ}_{,12}$	Juli	$26^{\circ}_{,84}$	Oktober	$26^{\circ}_{,34}$
Februar	$24^{\circ}_{,39}$	Mai	$28^{\circ}_{,78}$	August	$27^{\circ}_{,00}$	November	$25^{\circ}_{,98}$
März	$27^{\circ}_{,99}$	Juni	$27^{\circ}_{,61}$	September	$26^{\circ}_{,80}$	Dezember	$25^{\circ}_{,48}$

die mittlere Jahrestemperatur $27^{\circ}_{,09}$; das Klima gehört daher zu den gleichmäßigsten der Erde; Pointe de Galle hat 26° mittlere Temperatur u. noch geringere Schwankungen. Die Temperaturmaxima sind an der Küste $32^{\circ}_{,5}$ R., die Minima an der Küste 20, u. in Candy $11^{\circ}_{,8}$.

Die Regenmenge in Colombo (in mm.) war in den Monaten

Januar	138	April	270	Juli	106	Oktober	163
Februar	62	Mai	646	August	12	November	229
März	56	Juni	50	September	20	Dezember	66,

im ganzen Jahre 1818 mm.; die Regenzeiten treten also zweimal im J. ein, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat. Die Ostküste dagegen hat nur bei dem Nordostmonsun eine zweimonatliche Regenzeit; im NO. der Insel, auch bei Kandy, hat man allenthalben Teiche angelegt, um das Wasser der Regenzeit für die trocknen Monate aufzusparen, im SW. muß das überflüssige Wasser möglichst durch Kanäle abgeleitet werden. C. hat keinen Passatwind, es liegt ganz in der Zone der Monsune, welche von April bis Okt. von SW., von Nov. bis März von NO. her wehen. Das Klima ist auch für Europäer erträglich, indem Temperaturgrade über 31° fast nie vorkommen u. die Seewinde die Luft kühlen. In der gegen 2000 m. hochgelegenen Gesundheitsstation Nawera Ellia am Südfuße des Pedrotallegalle wechselt die Temperatur zwischen $1^{\circ}_{,25}$ u. 26° C., es gedeihen europ. Gemüse u. die nachtheiligen klimatischen Einflüsse der Tropenzone sind hier nicht vorhanden.

Produkte. Das Mineralreich bietet wenig Metalle: außer Mangan nur etwas Eisen, welches in den Distrikten Mattura u. Uwa zu Flinten, Schwertern, Pflugscharen u. a. Waffen u. Geräthen verarbeitet wird; ferner Salz, Alaun, Salpeter, Schwefel, Graphit, vor Allem aber viele Edelsteine, die aus dem Sande gewaschen werden, jährl. von 60—70,000 Thlrn. an Werth. Unter ihnen sind Rubine, Saphire, Topase, Amethyste, Granaten, Turmaline, Cannelsteine u. Katzenaugen zu nennen.

Großartig, eigenthümlich u. mannichfaltig ist die Pflanzenwelt. Die ganze Insel ist mit einer üppigen Vegetation überzogen. C. hat an seinen sandigen Küsten die ausgedehntesten Kokospalmenwälder der Erde; man rechnet 20 Millionen Bäume, ferner Areka-, Fächer- u. Schirmpalmen. Im ganzen Tiefland wächst Mais, Reis, Zuckerrohr in Menge, von Knollenpflanzen bes. Arrow-root u. Maniok. Auf den Hügeln des Innern wachsen Kaffee- u. Zimmetbäume; schwarzer Pfeffer u. Betelpfeffer klimmen die hohen Bäume hinan, dichter Wald deckt die höheren Berge u. liefert eine unerschöpfliche Fülle von Ebenholz u. Sapanholz; unter den Bäumen sind bes. nach dem Brotfruchtbaum (Artocarpus integrifolia) od. Jack, die Baniane zu nennen. Für die Ausfuhr nach Indien wird viel Hanf gebaut. Die Wohnplätze, welche allenthalben — im Gegensatz zu den monumentalen Bauten der Vorzeit — aus hölzernen, einstöckigen Häusern bestehen, sind gewöhnlich von stattlichen Bäumen überschattet.

Das Thierreich zeigt durch seinen Reichthum den einstigen Zusammenhang mit dem Festlande an: Elephanten, malayische Schweine, Büffel, Hirsche (Cervus axis), Affen, Moschusthiere, Stachelschweine, Hasen (Lepus nigricollis) u. malabarische Ziegen bilden die friedlicheren Geschlechter, während die Raubthiere durch die Genette, den malabarischen Schakal, den Königstiger 2c. vertreten sind. Unter den 150 Vogelarten sind der Nashornvogel u. viele Papageien zu nennen; an Schlangen, Kaimans, Schildkröten ist Ueberfluß; eine Landplage sind die unzähligen, in den feuchten Wäldern lebenden Blutegel.

Die dürren Sandebenen des nördl. Theiles sind mit dornigem Gebüsch von Akazien, Euphorbien u. mit fleischigen Strauchgewächsen überdeckt, haben indessen hin u. wieder zugängliche Grasflächen.

Bevölkerung. Die Zahl der Bewohner, nach den gewaltigen Bauresten u. Trümmerstätten ehemals viel zahlreicher, wurde 1857 zu 1,759,528, 1868 zu 2,081,935 berechnet; darunter 18,483 Weiße. An Eingeborenen sind im N. 700,000 Tamils (Tamulen), im S. 1,175,500 Singhalesen, im Innern wohnen noch Vedda (etwa 2000) als uncivilisirte Reste einstiger Urbewohner, der jagdtreibenden Yakko u. Naga; an den Küsten sind Araber (hier Mauren od. Mohren genannt, etwa 130,000), 4000 Perser, Malayen u. Javaner ansässig; auch die überall sich einbürgernden Chinesen haben sich eingefunden. Die Singhalesen, von hellbrauner, olivenfarbiger od. schwarzer Farbe, schön gebaut, mit schwarzem, langem Haar sind das herrschende, mit tibetanischen u. manchen hinterind. Stämmen verwandte Volk; ihre heiligen u. klassischen Schriften sind, wie in Birma u. Siam, in der Palisprache abgefaßt. Sie bekennen sich seit dem 4. Jahrh. v. Chr. zum Buddhismus, leben in Kleidung u. Nahrung einfach u. sind in zahlreiche, streng von einander gesonderte Kasten getheilt. Die zuerst als Söldner herbeigeholten, dann in größerer Menge eingewanderten Tamil od. Malabaren sind Brahmadiener u. verehren nam. den Sivah. Die Portugiesen, an deren einstigen Besitz noch etwa 4000 Mischlinge u. eine an der Nordküste herrschende verderbte portugiesische Mundart erinnern, begannen, nachdem Almeida im J. 1505 die Insel gefunden, sofort ihre Koloniegründungen, eroberten die Westküste, unterwarfen sich den größeren Theil der Tamulen u. bedrängten die Singhalesen, welche 1536 die Holländer zu Hülfe riefen. Die Portugiesen verloren darüber ihre Herrschaft, doch blieben ihre Missionen; man rechnet jetzt auf C. 100,000 Katholiken.

Die Holländer hatten ihrerseits die Zahl der getauften evangelischen Christen auf 300,000 gebracht; nachdem die Engländer 1796 Herren von C. geworden, im Frieden von Amiens 1802 den Besitztitel erhalten u. 1815 mit der Eroberung von Kandy u. Absetzung des grausamen Königs Njuvera Ellia die ganze Insel als Kronland in Besitz genommen, verfielen die von der neuen Regierung völlig vernachlässigten Missionen wieder, u. erst die englischen Baptisten (seit 1813), die wesleyanischen Methodisten u. a. Gesellschaften, auch der Amerikan. Board (seit 1816), u. zuletzt die Englisch-kirchliche Gesellschaft erneuerten die Missionsbestrebungen wieder, wenn auch weniger unter den am Buddhismus hängenden Singhalesen, als unter den zahlreichen, auf den Kaffeepflanzungen angesiedelten tamulischen Kulis. Unterricht ist in C. allgemein, 1863 gab es 1269 Schulen; die Männer können fast sämmtlich lesen u. schreiben.

Nr. 1912. Singhalesen an der Küste.

Die Bevölkerung ist fleißig. Man findet in C. mannichfaltige Industrie, wie Weberei (2169 Webstühle), Elfenbeinarbeiten, Steinschleiferei, Verfertigung v. Werkzeugen, selbst Nadeln, Rasirmessern — doch ist die einheimische Industrie der ausländischen Konkurrenz unterlegen. Hauptthätigkeit ist die Bodenkultur. Der Kaffeebaum wird seit 1825 viel angepflanzt, schon sind 50,000 Hektaren Land für diese Kultur verwendet u. gaben 1850—60 einen jährlichen Ertrag von 530,000 Ctnrn. im Werthe von $6^1/_2$ Millionen Thlrn., 1868 einen Ertrag von 800,000 Ctnrn. Die Pflanzungen liegen zum größten Theile 500—1200 m. über dem Meere, gehen indessen auch bis 1600 m. aufwärts u. in geeigneter Lage bis zum Meeresstrande herab. Unbedeutender ist der Tabaksbau, welcher etwa 360,000 Thlr. jährlich abwirft. Die heimische Kokospalme liefert um so reichlicheren Gewinn: ausgeführt werden für 800,000 Thlr. Kokosnußöl, für 200,000 Thlr. Fasern (coir), für 200,000 Thlr. Kerne, für 30,000 Thlr. Kokosnüsse. Der Saft der unentwickelten Blüten vom vierten Theil der Bäume wird zu Toddy (Branntwein) verwendet. Die Kultur des Zuckerrohrs ist geringer, die Eingeborenen bereiten sich seit alten Zeiten Zucker aus dem Safte der Palmyrapalme, Sirup aus dem Safte der Kittul- od. Brennpalme (Caryota urens). Zimmt, früher kostbares Hauptprodukt der Insel, wird jährl. in einer Menge von 8—9000 Ctnrn. für 250—300,000 Thlr. geliefert. Reis muß noch eingeführt werden, ebenso auch andere Nahrungsmittel. Die Strandseen liefern jährlich 336,000 Hl. Salz, von denen nur 90,000 auf C. verbraucht, die übrigen ausgeführt werden. Die Regierung hat von dem Salzertrag einen jährlichen Gewinn von 240,000 Thlrn. Eine Haupteinnahmequelle war sonst die Perlenfischerei im Golf von Manaar unweit Aripo. In jedem Frühjahr sammelten sich dort an 150,000 Menschen: Schiffer, Taucher, Pächter, Händler, Mäkler, Reisende u. müßige Zuschauer aus dem Lande. Im J. 1835 betrug die Einnahme 269,000 Thlr. Von 1837 an unterblieb die Perlenfischerei bis 1855, wo man wieder fischte u. 72,800 Thlr. einnahm, 17,500 Thlr. ausgab. Im J. 1858 war die Einnahme auf 85,500 Thlr., 1859 auf 322,000 Thlr. gestiegen; die Fischerei dauerte 18 Tage, wurde mit 1352 Booten betrieben u. man hatte 9,534,951 Perlenmuscheln heraufgeschafft. Man hat seitdem von zwei zu zwei Jahren den Fang betrieben; 1863 betrug der Gewinn der Regierung 340,000 Thlr. Die Chankschnecke wird zu musikalischen Instrumenten verarbeitet, auch Kauris werden gesammelt. Viehzucht ist gering; 1863 gab es an 5000 Pferde, 750,000 Rinder, über 50,000 Ziegen, gegen 50,000 Schafe; die Elephanten müssen für den Menschen viele Arbeit leisten.

Der Verkehr wird durch Straßen gefördert. Eine 171 M. lange Landstraße führt rings um die Insel, mehrere Straßen kreuzen das nördliche Flachland; von Colombo nach Kandy führt, im letzten Theile mit bedeutenden Steigungsverhältnissen, eine Eisenbahn. Die brit. Regierung hat an den Heerstraßen eine nicht unbedeutende Anzahl von Rasthäusern (bungalows) in gewissen Entfernungen von einander bauen lassen, die etwa den Wartestellen an unseren Eisenbahnen gleichen.

Nr. 1913. Singhalesische Frauen.

Die Finanzen der Kolonie sind in günstigem Stande;

1855:	3,175,153 Thlr. Einnahme,	2,704,060 Thlr. Ausgabe.
1857:	3,361,267 „ „	3,047,580 „ „
1868:		6,180,000 „ „
1869:	6,300,000 „ „	5,870,000 „ „

Auch der Handel zeigt erfreuliche Resultate:

1855:	17,315,500 Thlr. Einfuhr,	14,969,653 Thlr. Ausfuhr.
1868:	33,400,000 „ „	24,200,000 „ „
1865:	30,900,000 „ „	24,200,000 „ „

Unter der Einfuhr befanden sich 1855 über $4^1/_2$ Mill. Thlr. Edelmetalle, ferner Reis, Mehl, Rinder, Fische, Waffen, Munition, Werkzeuge, Industrieerzeugnisse, nordamerikan. Eis 2c.

An Schiffen liefen ein: Dagegen liefen aus:

1855:	2870 mit 325,656 T.,	2916 mit 320,310 T.
1869:	„ 206,500 T.,	„ 606,500 T.

Die Kolonie selbst besaß 1855: 55 Schiffe mit 3119 T. u. 432 Dhonies mit 19,359 T., 1868 im Ganzen 602 Schiffe mit 27,055 T. Die Zahl der Häfen C.s ist 19.

Wichtigster Verkehrsplatz ist jetzt Point de Galle geworden, wohin die regelmäßigen Postdampfer von Liverpool, Marseille u. Bombay kommen, während von Point de Galle aus wieder Linien nach Tatikorin, Madras-Calcutta, Ostasien u. Australien aus einander gehen; hier ist der Knotenpunkt, welchen keiner jener großen Dampferlinien unberührt läßt. Die Hauptstadt der Insel, Colombo, ist dadurch wesentlich zurückgesetzt.

Die **Verwaltung** der Insel erfolgt in derselben Weise, wie die der übrigen der großbrit. Krone gehörigen Kolonien: ein Gouverneur steht an der Spitze, ihm zur Seite ein ausübender u. ein gesetzgebender Rath; für die Gerechtigkeitspflege bestehen ein Obergerichtshof mit drei Richtern, zahlreiche Untergerichte mit je einem engl. Vorsitzer u. drei eingeborenen Richtern, außerdem Geschworenengerichte. Für die Verwaltung ist die Insel in 5 Distrikte getheilt, den westlichen (Hauptstadt Colombo), südlichen (Hauptstadt Point de Galle), östlichen (Hauptstadt Trinkomali), nördlichen (Hauptstadt Jaffnapatam) u. den inneren (Hauptstadt Kandy). Die ansehnlichsten Städte sind:

Colombo, 40,000 E.
Point de Galle, 30,000 E.
Trinkomali (ind. Tirukorothamalri), 12,000 E.
Jaffnapatam, 6000 E.
Kandy (ind. Siriwardhanapura od. Maha Njuvera), 3000 E.
Radnapura, 3000 E.
Matura (ind. Maha-Totta), 11,200 Einw.

cf. od. **cfr.**, Abkürzung für conferatur, man vergleiche (bei Citaten).

Ch., chemisches Zeichen für Chinasäure.

Ch., chemisches Zeichen für Chinin.

Chabasit, ein rhomboëdrisch krystallisirendes, meist weißes od. farbloses, glasglänzendes, oft durchsichtiges Mineral, das aus Kiesel-, Thon- u. Kalkerde mit Wasser besteht u. bes. in den Blasenräumen vulkanischer Gesteine, wie in Melaphyr, Basalt, Phonolith, in schönsten Krystallen zu Außig in Böhmen, Oberstein im Nahethal, auf den Faröern u. auf Island vorzukommen pflegt. Für Lehrsammlungen wird der Ch. seiner charakteristischen federartigen Streifung wegen gesucht, die durch oscillatorische Kombination zweier Flächen entsteht.

Chablis (spr. Schablih), Stadt am Serain im franz. Dep. Yonne in Burgund, bekannt wegen des vortrefflichen, in ihrer Umgebung wachsenden u. nach ihr benannten weißen Burgunderweins.

Chablone, s. „Schablone".

Chabot (spr. Schaboh), François, franz. Revolutionsmann, geb. 1759 zu St. Geniez, gehörte bis zum Ausbruch der Revolution dem Kapuzinerorden an, war jedoch später in der Nationalversammlung ein heftiger Eiferer gegen Hof, Aristokratie u. Geistlichkeit. Im Konvent zählte er zu den maßlosesten Sprechern der Bergpartei, daher er den Spottnamen „der wüthende Mönch" erhielt. Im J. 1794 der Fälschung u. Veruntreuung angeklagt, machte er einen vergeblichen Versuch, sich zu vergiften, u. wurde 5. April 1794 hingerichtet.

Chabrias, athen. Feldherr, der die Spartaner wiederholt zur See besiegte (388 u. 376 v. Chr.) u. im Befreiungskampfe der Thebaner gegen Sparta den Ersteren den Sieg erringen half, indem er seine Truppen mit gefälltem Speer u. tief gehaltenem Schild vorrücken ließ, eine Kampfart, die durch ihre Neuheit den Feind in Verwirrung setzte. Im Bundesgenossenkrieg übernahm Ch. mit Chares die Führung der athen. Flotte, fiel aber bereits im ersten Jahre des Kampfes 357 vor Chios.

Chaco, Ländergebiet in den Rio de la Plata-Staaten, s. den Art. „Gran Chaco".

Chaconne (franz., spr. Schakonn'), od. Ciaconna u. Ciacona (ital., spr. Tscha—), ursprünglich in Italien, Spanien u. Frankreich sehr beliebter Tanz, tanzartiges Instrumental- u. auch Gesangstück im Dreivierteltakt (mit wenigen Ausnahmen), von mäßiger Bewegung, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß ein vier od. acht Takte langes, melodisch einfach gebildetes u. rhythmisch gut markirtes Baßthema beständig wiederholt wird, während die Oberstimmen über jeder Wiederholung desselben immer neue Variationen ausführen. Mitunter wird dann das Baßthema selber auch variirt, aus Dur in Moll u. umgekehrt versetzt, wol auch eine kurze Zeit bei Seite gelassen u. durch einen Zwischentheil ersetzt &c. — Die Ch. soll aus Spanien stammen, u. zwar aus dem Lande der Basken, in deren Sprache chocuna artig, niedlich bedeutet. Ursprünglich Volkstanz u. vielleicht in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. aufgekommen, wurde sie zur Zeit Ludwig's XIV. zum Kunsttanz umgewandelt u. in die Oper aufgenommen. Ihre Umbildung als eine Form der Kammermusik (wie z. B. in J. B. Bach's bekannter Violinch.) ist wahrscheinlich erst im 18. Jahrh. vollendet worden.

Chacornac (frz., spr. Schakornak), Jean, Astronom, wirkte zuerst an der Sternwarte zu Marseille, später an der Sternwarte zu Paris (geb. 21. Juni 1823 zu Lyon). Bekannt geworden ist er nam. durch die von ihm entdeckten fünf kleinen Planeten Phocäa (1853), Polyhymnia (1854), Circe (1855), Leda (1856) u. Lätitia (1856).

Chafarinas, drei kleine Inseln an der nördl. Küste von Marokko.

Chaffois (spr. Schaffoa), Dorf im franz. Depart. des Doubs; ward 30. Januar 1871 vom Manteuffel'schen Corps gestürmt, wobei 17 Kanonen erbeutet u. 4000 Gefangene gemacht wurden.

Chagey (franz., spr. Schagbäh), Dorf im Arrond. der oberen Saone, westl. v. Belfort. Schauplatz heftiger Kämpfe vom 15.—17. Jan. 1871.

Chagosarchipel (Diego Garcia), gebildet von 27 Inseln, welche südlich von Ceylon liegen. Im J. 1784 wurden einige Franzosen von dem Gouverneur von Isle de France damit belehnt, u. da auch dies Verhältniß fortdauerte, nachdem die genannte Insel unter dem Namen Mauritius engl. Besitzthum geworden, so sind alle Inseln des Ch. Privateigenthum. Die Besitzer treiben Viehzucht, u. unter den Pflanzen bietet ihnen die Kokospalme reichlichen Ertrag.

Chagre od. **Chagres** (spr. Tschagrä), früher der wichtigste Hafenplatz im Freistaate Isthmo am Flusse gleichen Namens auf der Nordküste der Landenge von Panama. Durch die Lage in der Nähe des Anfangspunktes der Panama-Eisenbahn hat Ch. sehr an Bedeutung verloren; es besteht gegenwärtig nur aus zwei od. drei Reihen elender Hütten, welche meist von Negern u. Mischlingen bewohnt werden. Europäer meiden den Ort wegen des ungesunden Klimas. Auf hohem Felsen an der Mündung des Ch. in das Karaibische Meer steht ein altes, finsteres Kastell, das bald wieder aufgebaut wurde, nachdem es durch die Flibustier unter Morgan im J. 1671 zerstört worden war.

Chagrin (spr. Schagreng, urspr. Saghir) heißt eine Sorte starken farbigen Leders mit eigenthümlich genarbter Oberfläche, das im Morgenlande, nam. zu Astrachan, Konstantinopel u. s. w., bes. zu Pferdezeug, Scheiden u. dgl. bereitet wird. Es werden dazu die Rückenstücke von Pferde- u. Eselshäuten verwendet, die man nach erfolgter Enthaarung u. Entfleischung mit der Narbenseite nach oben ausbreitet u. mit den harten, eckigen Samen einer Art Melde dicht bestreut. Diese Körner werden dann in die weiche Hautmasse eingetreten od. eingepreßt u. nach dem Trocknen u. Hartwerden der letztern auf der Fleischseite alle durch die Körner verursachten kleinen Erhöhungen mit scharfem Messer weggenommen. Wird nun die Haut wieder in Wasser aufgeweicht, wobei die Körner von selbst herausgehen, so schwellen die nicht getroffenen, also jetzt dickeren Stellen mehr auf, u. hierdurch entsteht das gekörnelte Ansehen. Nach dieser Behandlung erfolgen erst die Manipulationen des Gerbens u. Färbens. Im Abendlande hat man von dieser Waare nur Nachahmungen dadurch erzeugt, daß man irgend welchem Leder eine ähnliche Granulirung mittels gravirter heißer Kupferplatten od. Walzen aufprägt. In derselben Weise entsteht auch das Ch.-Papier zu Bücherüberzügen.

Chaillu, du, Paul, Afrikareisender, s. „Du Chaillu".

Chaise (franz., spr. Schähs), eigentl. ein Stuhl, sodann aber eine Kutsche, wobei sich die ganze Ch. von der Halb-Ch. dadurch unterscheidet, daß die erstere Rück- u. Vordersitz, die letztere nur einen Rücksitz hat.

Chaise longue (franz., spr. Schähs longh'), eine Art Sopha, mehr zum Daraufliegen als zum Sitzen eingerichtet, mit nur einer hohen Seitenlehne zum Auflegen des Kopfes, auf der untern Seite dagegen gerade ausgehend u. ohne Lehne, damit der Liegende die Füße ungehindert ausstrecken kann.

Chaix d'Est-Anges (spr. Schäh-d'Estangsch), Gustave Louis Adolphe Victor Charles, ein durch seine gerichtl. Beredsamkeit bekannter franz. Rechtsgelehrter u. Staatsmann, geb. 11. April 1800 zu Rheims, wurde in Paris Advokat u. trat seit 1820 in vielen bedeutenden polit. u. Kriminalprozessen als Vertheidiger auf. Nach dem Staatsstreiche (1852) ward er Advokat der Stadt Paris, 1857 Generalprokurator beim kaiserl. Gerichtshofe in Paris, bald darauf Staatsrath, 2. Nov. 1862 Senator, 18. Okt. 1863 Vizepräsident des Staatsrathes u. 5. Okt. 1864 Präsident der Sektion für die öffentlichen Arbeiten u. schönen Künste, was er bis zu den Ereignissen des Jahres 1870 blieb.

Chaki, ein etwa 10 M. langer u. 4 M. breiter Salzsee im russ. Gouvernement Astrachan, mitten in der Kalmückensteppe östl. von der Wolga gelegen, trocknet im Sommer aus u. legt das Salz frei zu Tage. Die Gegend um den Ch. herum ist dürr u. unfruchtbar.

Chalatenango (spr. Tschal—). 1. Name eines der 8 Departamentos des mittelamerikan. Staates San Salvador, im S. u. W. des Staates Honduras gelegen. Ch. ist ein etwa 450 m. hohes Plateau, von Randgebirgen umgeben, die reich an Edelmetallen sein sollen, bis jetzt aber noch nicht durch den Bergbau ausgebeutet worden sind. — 2. Hauptort des gleichen Dep. im südl. Theil desselben nahe dem Rio Lempa gelegen. Obwol nur ein großes Indianerdorf, hat Ch. eine weitreichende Bedeutung für den ganzen Staat durch die alljährlich daselbst vom 27. Okt. bis 2. Nov. stattfindenden Messen, auf welchen vorzüglich Indigo u. auch Produkte von Honduras, bes. Vieh, zum Verkauf gebracht werden.

Chalcedon, ein wie Flint (Feuerstein) aus einem Gemenge von amorpher u. krystallinischer Kieselsäure in unbestimmten Verhältnissen zusammengesetztes, zwischen Opal u. Quarz stehendes Mineral (s. d.). Es krystallisirt selbst nicht, bildet aber sehr häufig, infolge seiner Entstehungsweise aus kieselsäurehaltigen Lösungen, Pseudomorphosen od. Nachbildungen nach Flußspath u. Datolith, wie er auch als Ver-

steinerungsmaterial von Muscheln u. als Ausfüllung von Blasenräumen in vulkanischen Gesteinen vorkommt. Halbdurchsichtig bis undurchsichtig, durchläuft er alle Farbennüancen von Milchweiß, Gelb, Roth, Braun, Grün, u. es unterscheiden sich die verschiedenen Varietäten, welche bisweilen mit wolkiger od. streifiger Zeichnung auftreten, als Onyx, Karneol, Sardonyx, Heliotrop, Chrysopras, Plasma, Mokkastein u. s. w. Da dieselben bei ihrer schönen Färbung auch sehr gute Politur annehmen, sind sie als Halbedelsteine geschätzt.

Chalco (spr. Tschalko), einer der fünf großen Seen im Thal von Tenochtitlan od. Mexiko, am südöstl. Ende desselben gelegen; er bildete früher mit dem gegenwärtig von ihm durch einen schmalen Damm getrennten See von Xochimilco einen einzigen großen See. Auf ihm fanden die Spanier bei der Entdeckung Mexiko's die meisten jener merkwürdigen Chinampas, d. i. schwimmende Gärten, auf denen die Indianer Blumen zogen u. Gemüse bauten.

Chaldäa, s. „Chaldäer".

Chaldäer, die Kasdim der Bibel, ein semit. Volksstamm, über dessen in graues Alterthum zurückreichende Geschichte wenig bekannt ist u. dessen Wohngebiet von den alten Schriftstellern sehr abweichend bezeichnet wird. Häufig werden die Ch. geradezu mit den Babyloniern (s. d.) identifizirt od. verwechselt, mit denen sie in Sprache, Sitte u. Religion nahe verwandt waren. Im engeren Sinne verstand man unter **Chaldäa** eine Landschaft des Babylon. Reiches, die sich südlich von Babylon am untern Euphrat (am Westufer des Flusses) bis zum Persischen Meerbusen hinabzog. Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Ursitze der Ch. weiter nördl., am oberen Tigris, zu suchen sind, daß aber schon frühzeitig Theile dieses Volkes nach dem unteren Euphrat auswanderten, von wo aus sie, stromaufwärts ziehend, die Eingeborenen unterjochten u. (um 2000 v. Chr.) ein Reich gründeten, welches das ganze untere Stromgebiet des Euphrat u. Tigris (Babylonien u. Chaldäa) umfaßte. (Vergl. Abb. Bd. I. Fig. 890.) Die chaldäischen Herrscher, die das Reich zu hoher Macht u. Blüte führten, wurden um 1500 v. Chr. nach einer anderen Dynastie (nach Berosus von einer arabischen) abgelöst, doch blieben die Ch. auch weiterhin Träger der Kultur in Babylonien. Aus ihnen ging die Priesterschaft des Landes hervor, welche die Lehren u. Formen der Religion, die in Babylonien herrschten (s. d.), feststellte u. fortentwickelte. Diese Priesterschaft, die in Babylon ein besonderes Viertel bewohnte u. in der die Priesterwürde erblich war, scheint auch auf die Staatsgeschäfte einen ähnlichen Einfluß gehabt zu haben, wie die Priesterschaft in Aegypten. Vor Allem aber beschäftigte sie sich mit astronom. Studien u. gelangte auf diesem Gebiete zwar zu astrolog. Irrthümern (daher später das Wort „Ch." schlechthin so viel wie Astrolog bedeutete), aber auch zu werthvollen wissenschaftlichen Entdeckungen. Sie kannten bereits die Sonnenuhren, theilten den Tag in zwölf Stunden u. berechneten mit annähernder Genauigkeit Sonnen- u. Mondfinsternisse u. s. w. — Von der altchaldäischen Sprache u. Literatur ist bis auf wenige Keilinschriften nichts auf uns gekommen; ob mit jener die sog. chaldäische Sprache zusammenhängt, ist sehr zweifelhaft. Dieses Chaldäische od. Ostaramäische (so genannt zum Unterschiede vom Syrischen od. Westaramäischen) fanden die Juden in Babylonien zur Zeit des Exils als Volkssprache vor; sie eigneten sich diesen Dialekt so sehr an, daß er selbst nach der Rückkehr nach Palästina Umgangssprache blieb, später sogar mit theilweiser Verdrängung des Hebräischen Schriftsprache wurde. In diesem Chaldäisch sind Theile des Buches Esra u. Daniel u. die „Targumim" geschrieben (umschreibende Bibelübersetzungen zum Gebrauch für das Volk, dem die Kenntniß des Hebräischen entschwunden war). Auch ein großer Theil des Talmud, die Gemara, ist in einem, freilich von hebräischen, persischen, griech. u. a. fremdsprachlichen Elementen durchsetzten, Chaldäisch geschrieben. Chaldäische Grammatiken mit Literaturproben gaben heraus Jul. Fürst („Lehrgebäude der aram. Idiome", Lpz. 1835, u. „Perlenschnüre aram. Gnomen u. Lieder", Lpz. 1836), G. B. Winer („Grammatik des Chaldäismus", 2. Aufl. 1842). Lexikalische Hülfsmittel sind, außer J. Burtorf's „Lexicon chaldaicum", Landau's „Rabbinisch-aramäisches Wörterbuch", Levy's „Chaldäisches Wörterbuch" u. Fürst's „Hebr. u. Chald. Handwörterbuch".

Chaldäische Christen heißen die Reste der im 5. Jahrh. n. Chr. entstandenen Sekte der Nestorianer. Als die Lehre des Nestorius (Patriarchen zu Konstantinopel seit 428), daß die göttliche u. menschliche Natur in Christo sorgfältig aus einander zu halten sei, auf dem Konzil zu Ephesus 431 verdammt worden war, fand sie in der syrischen Kirche bes. durch den Presbyter Ibas zu Edessa begeisterte Anhänger. Nach der Zerstörung dieser Schule durch Kaiser Zeno 489 wurde Nisibis unter dem Bischof Barsumas Sitz der syrischen Theologie u. Wissenschaft. Unter dem Patriarchen Babäus trennte sich endlich die ganze persische Kirche auf der Synode zu Seleucia am Tigris 499 von der orthodoxen katholischen Kirche, indem sie sich nach ihrer Kirchensprache chaldäische Christen nannten. Der Patriarch führt den Titel „Jazelich", d. h. der katholische (allgemeine) Patriarch. Nachdem sie sich in den folgenden Jahrhunderten bis an die Grenzen China's u. Indiens u. selbst in diesen Ländern ausgebreitet, zum Theil durch Gelehrsamkeit u. Sittenstrenge ausgezeichnet hatten, begannen sie unter ewig wechselnder Herrschaft von Muhamedanern, Mongolen, Türken u. s. w. zu verkümmern; ein sehr großer Theil schloß sich auch der katholischen Kirche wieder an. So giebt es jetzt unirte (katholische) Chaldäer, deren Patriarch Josef zu Mosul residirt, u. nestorianische Chaldäer unter dem Patriarchen Simeon zu Kotschannes in den Kurdischen Gebirgen. Die Zahl der Letzteren beträgt höchstens noch 70,000. Eben so viele leben unter britischer Hoheit in Indien als Thomaschristen, sog. weil sie sich von dem Apostel Thomas herleiten. Alle diese gehen hinsichtlich ihrer Lehre auf das Nitäische Glaubensbekenntniß vom J. 325 zurück.

Chaliza od. Schuhausziehen war bei den Hebräern ein Sinnbild des Verzichts auf den Besitz einer Person od. eines Gegenstandes. Zwangsweise wurde der Akt der Ch. an Demjenigen vollzogen, welcher der Wittwe seines kinderlos verstorbenen Bruders die Pflicht- od. Leviratsehe (s. d.) verweigerte. Durch Losbindung der Sandale wurde angedeutet, daß er nicht nur auf die Frau u. den Grundbesitz des Bruders verzichte, sondern auch die heilige Pflicht von sich ablehne, die Familie u. den Namen seines Bruders fortzuflanzen. Die Ceremonie der Ch. u. die sich daran knüpfende Benennung „Barfüßer" hatte daher etwas Beschimpfendes.

Chalkedon, eine Pflanzstadt von Megara, Konstantinopel gegenüber am südl. Eingange des Bosporus gelegen, kam um das J. 110 v. Chr. in Verfall, da der bithynische König Nikomedes mit ihren Bürgern seine neue Hauptstadt Nikomedia bevölkerte. Die Römer befestigten sie wieder, u. unter den christl. Kaisern war sie Hauptstadt der Prov. Bithynien. Während der Völkerwanderung wurde Ch. zerstört u. die Türken benutzten seine Steine zu ihren Moscheebauten.

Chalkidische Halbinsel, nördl. von der makedonischen Provinz Mygdonia, nordöstl. vom Strymonischen, südwestl. vom Thermaischen Meerbusen begrenzt, südöstl. mit drei Landzungen od. kleineren Halbinseln, Pallene, Sithonia u. Akte, in das Aegäische Meer vortretend. Die Ch. Halbinsel war von Griechen, nam. aus der euböischen Stadt Chalkis, kolonisirt u. in der griech. Geschichte von großer Bedeutung. Akte ist zum Theil von dem etwa 1800 m. hohen Athosgebirge überlagert, dessen äußerste Spitze wegen der dort herrschenden Stürme den Schiffen gefährlich war. Xerxes ließ daher für seine Flotten einen Kanal durch die Halbinsel anlegen. Auf Pallene lag die einst reiche Stadt Potidäa, eine Kolonie der Korinther, dann von den Athenern erobert, endlich von Philipp von Makedonien zerstört. Olynthos, nördl., am Toronäischen Meerbusen, eine Zeit lang sehr mächtig, unterlag zuletzt gleichfalls den Waffen Philipp's (348 v. Chr.). Schon auf dem Festland, auf beiden Ufern des Strymon, lag das bedeutende Amphipolis, welches der spartanische Held Brasidas 324 v. Chr. im Einverständniß mit den Bürgern einnahm u. wo er im Kampfe seinen Tod fand.

Chalkis, bedeutendste Stadt auf Euböa an der schmalsten Stelle der Meerenge (Euripos); in der Nähe die fruchtbaren Lelantischen Ebenen.

Chalkographie (Metallgravirung, griech.), Benennung der Kupferstecherkunst, Chalkotypie die Erzeugung kupferner Bilddruckplatten für die Buchdruckerpresse, als Surrogat für Holzschnitt.

Chalmers (spr. Tschahmers), Thomas, der Stifter der schott. Presbyterialkirche, geb. 17. März 1780 zu Anstruther in der schott. Grafschaft Fife, studirte zu St. Andreas Theologie, beschäftigte sich aber nebenher fleißig mit Mathematik u. Naturwissenschaften. Nach Vollendung seiner Studien zum Pfarrer in Kilmany ernannt, versah er seine Amtsgeschäfte mit Ernst u. Gewissenhaftigkeit. Gleichzeitig

trieb er vielseitige Studien u. hielt Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände. Seit 1810, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war, konzentrirte er sich mehr u. mehr auf das Studium der christlichen Glaubenslehre. Er wurde dadurch völlig in die kirchlich gläubige Richtung gezogen, ohne daß er jedoch seine wissenschaftlichen Bestrebungen aufgab. Seine Vorträge scharten einen stets wachsenden Kreis um den begeisterten Mann. Sie waren klar u. verständlich, ohne alle Mystik, in Gedanken u. Worten das Erzeugniß klassischer Bildung u. zugleich von tiefer Religiosität durchwebt. Nachdem C. seine Pfarrstelle in Kilmany bereits 1815 mit einer anderen in Glasgow vertauscht, wurde er 1823 Prof. der Moralphilosophie zu St. Andrews, 1828 Prof. der Theologie zu Edinburgh. In diesen verschiedenen amtlichen Stellungen entwarf er seine großartigen Pläne zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt, die nach seiner Meinung von der Kirche auszugehen habe, welche durch Heranziehung des Laienelements umgestaltet werden müsse. Die Presbyter (Aeltesten) sollten christliche Gesinnung u. Liebesthätigkeit wecken, die Diakonen nicht Almosen austheilen, sondern die Sittlichkeit u. Energie der gedrückten Volksklassen beleben, ihnen Hülfsquellen eröffnen. Dazu sei vor Allem Förderung der Volksbildung erforderlich. Zu diesem Zwecke veranstaltete Ch. Sammlungen in Schottland, welche die Summe von 800,000 Pfd. Sterling ergaben u. die Errichtung einer großen Anzahl von Kirchen u. Schulen möglich machten, in welchen die Herstellung einer unabhängigen Kirchenverfassung (nach dem Muster des alten Presbyterialsystems) gelehrt wurde. Wegen des Veto-Rechts der Presbyter bei Besetzung der Pfarrstellen, das die Regierung nicht anerkannte, entstand zwischen dieser u. den unter Ch.'s Einfluß stehenden Gemeinden Streit, infolge dessen sich 1843 unter seinem Vorsitz eine „freie Kirche Schottlands" konstituirte, zu der alsbald 600 Geistliche übertraten. Nachdem Ch. noch mehrere Jahre hindurch unverdrossen u. muthig als Pastor Primarius der neuen Kirche gewirkt hatte, starb er 31. Mai 1847 zu Morningside bei Edingburgh. Von seinen Werken, die in 25 Bdn. gesammelt erschienen, sind zu nennen: „The civil and Christian economy of large towns" (3 Bde.), „Treatise on political economy" u. „Evidences of the Christian revelation".

Châlons sur Marne (spr. Schalong ßür Marn), Hauptstadt des franz. Depart. Marne, liegt (18 M. westl. von Metz, 22 M. östl. von Paris) an der Marne u. an der Ostbahn, mit 17,692 E.; lebhafter Handel mit Champagnerwein. C. ist das alte Catalaunien, dessen Umgegend mehrfach als Schlachtfeld diente; 451 erfocht hier der röm. Feldherr Aëtius über den Hunnenkönig Attila einen blutigen Sieg (s. „Catalaunische Felder"). Ueber das (nordöstl. bei C. gelegene) Lager von Ch., das während des Deutsch-Franz. Krieges 21. Aug. 1870 von den Franzosen verlassen u. theilweise verbrannt wurde, s. „Mourmelon". Die Stadt wurde 22. Aug. von den Deutschen besetzt.

Chalon sur Saône (franz., spr. Schalong ßür ßohn), Bezirksstadt im franz. Depart. Saône u. Loire, am rechten Ufer der Saône, hat 19,700 sehr gewerbfleißige Einw. Nahe bei C. mündet der Kanal du Centre, welcher Saône u. Loire verbindet. C. hieß bei den Römern Cabillonum, war eine Stadt der Aeduer u. zugleich Sitz eines Marinepräfekts, da die Römer hier auf der Saône eine Flottille unterhielten.

Chalotten, s. „Zwiebel".

Chaly (spr. Schäli) ist die Benennung eines feinen musselinartigen Kleiderstoffs, auch eines wollenen Westenstoffs mit eingewebter Seide.

Chalybäus, Heinrich Moritz, deutscher Philosoph, geb. 3. Juli 1796 zu Pfaffroda im Sächs. Erzgebirge, studirte in Leipzig Philologie, Theologie u. Philosophie u. wirkte seit 1825 als Lehrer an der Fürstenschule in Meißen, seit 1828 an der Militärakademie in Dresden, seit 1839 als Prof. der Philosopie an der Universität Kiel, in welcher Stellung er mit einer geringen Unterbrechung (nach dem Schlesw.-holst. Krieg) bis an seinen Tod (22. Sept. 1862) verblieb. Ch.'s Hauptwerk ist sein „System der spekulativen Ethik" (2 Bde., 1852); ferner schrieb er „Histor. Entwicklung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel" (5. Aufl. 1860), „Philosophie u. Christenthum" (1853), „Fundamentalphilosophie" (1861) u. a. Das darin niedergelegte System ist wesentlich Sittenlehre; anknüpfend an Kant u. Fichte, stellte er die praktische Vernunft über die theoretische, das Wollen über das Wissen; demgemäß nannte er auch die Gottheit, als das Prinzip aller Dinge, den Urwillen. In einer Reihe kleinerer Schriften bekämpfte er die entgegengesetzten Tendenzen der Hegel'schen u. Herbart'schen Schule.

Chalyber, ein wildes, aber tapferes Bergvolk am Pontus. Die 10,000 Griechen, welche unter Xenophon nach der Schlacht von Kunaxa (400 v. Chr.) den berühmten Rückzug antraten, sich überall durch die barbarischen Völker Bahn schafften, konnten trotz ihrer überlegenen Kriegskunst die Dörfer der C. nicht erobern. Von diesem Bergvolke stammten wahrscheinlich die C., welche an der Westseite des Halys u. weiter östlich bei Cerasunt am Pontus wohnten u. durch ihre Kunstfertigkeit in der Eisenbearbeitung berühmt waren, wie das Wort Chalybs beweist, mit welchem die Griechen den Stahl bezeichneten.

Chalybographie, s. „Stahlstecherei".

Cham (spr. Scham), eigentl. Amédée de Noé, ein 1819 in Paris geborener Karikaturenzeichner, Sohn des Grafen de Noé. Seine Neigung zur Kunst führte ihn in das Atelier des Malers Paul Delaroche (s. d.) u. des Zeichners Charlet (s. d.), wo er sich durch sein Talent für groteske Zeichnungen u. Karikaturen hervorthat. Seit 1842 hat er eine Menge derselben für verschiedene Almanache u. für den „Charivari" geliefert. Sie geißeln in geistreicher Weise die Ereignisse des Tages, Lächerlichkeiten der Mode, Abwege der Kunst, der Literatur u. der sozialen Verhältnisse.

Chamade (spr. Schamahde), ist vom lat. clamare herzuleiten u. bedeutet also eigentlich Ruf, dann Zuruf, daß man sich ergeben wolle, u. nam. das mit der Trommel od. Trompete gegebene militärische Zeichen der zur Kapitulation entschlossenen Belagerten. Daher wird der Ausdruck Chamadeschlagen von einer Person gebraucht, welche nach langem Widerstreben in einer Sache endlich Zeichen der Nachgiebigkeit giebt; auch das Lärmen eines Marktschreiers wird bisweilen so bezeichnet.

Chamalhari (spr. Tschamalhari), einer der höchsten Berge des Himalaja, im östl. Theile desselben, an der Grenze von Sikhim u. Bhutan, ist 7437 (nach Hooker 7293) m. hoch.

Nr. 1914. Das Chamäleon.

Chamäleon, eine merkwürdige Gattung träger, auf Bäumen von Insekten lebender Eidechsen Afrika's, bes. Madagaskars, mit nicht eigentlich beschuppter, mehr chagrinartiger Haut, die einen theils vom Lichtreize der Umgebung, theils vom Willen des Thiers abhängigen Farbenwechsel (s. „Chromatophoren") zeigt, mit pyramidalem Kopf u. großen Augen, die sich, unabhängig von einander, nach verschiedenen Richtungen bewegen können u. von einem großen Lide bedeckt sind, in dessen Mitte brillenartig nur eine kleine Oeffnung angebracht ist, langer wurmförmiger Zunge (daher „Wurmzüngler", Vermilingues), die pfeilschnell vorgeschleudert wird, um mit der knopfartig verdickten u. becherförmig ausgehöhlten, klebrigen Spitze Insekten zu fangen, mit langem, dünnem Wickelschwanz, der zum Festhalten des Körpers an Zweigen geeignet ist, u. mit Greif- od. Kletterfüßen, deren je fünf Zehen zu 2 u. 3 bis auf die Krallen mit einander verwachsen einander gegenüber gestellt sind, wie die Arme einer Zange. Die schon den Alten bekannte fußgroße Art des nördl. Afrika (Chamaeleon vulgaris) ist auch in Spanien zu finden u. wird gern in Stuben zum Fliegenfangen gehalten. Das Tinschemeth u. das Coah der Bibel wird auf das Ch. bezogen.

Chamaeleon minerale ist der alte Name eines chem. Präparates, welches in sehr charakteristischer Weise bei seiner Zersetzung mehrmals

die Farbe wechselt. Es besteht aus mangansaurem Alkali u. wird erhalten, wenn man Braunstein mit Salpeter schmilzt. Wird die schwarzgrüne Masse mit Wasser ausgezogen, so erhält man eine dunkelgrüne Lösung, welche unter fortgehender Abscheidung eines braunen Niederschlags von Mangansuperoxyd erst blau, dann violet, endlich tief purpurfarben wird. Es hat sich Uebermangansäure gebildet. Diese zersetzt sich aber (nam. wenn org. Stoffe, Staub u. dgl. dazu kommen) weiter, indem sie Sauerstoff abgiebt, u. die Flüssigkeit wird mit dem allmähligen Verschwinden jener immer blässer, bis sie endlich farblos ist.

Chamara (spr. Tschámara), polnischer Rock, mit Pelz besetzt.

Chambers (spr. Tschehmbers), Ephraim, geb. um 1680 zu Kendal in Westmoreland, gest. 1740 zu Canonbury-House bei Islington, hat sich durch Abfassung eines der ersten encyklopädischen Wörterbücher verdient gemacht („Cyclopaedia, or universal dictionary of arts and sciences", 2 Fol.-Bde., 1727; später erweitert u. häufig aufgelegt).

Chambers, William u. dessen jüngerer Bruder Robert, zwei um die schott. u. engl. Volksliteratur verdiente Buchhändler, wurden zu Peebles in der schott. Grafschaft gleichen Namens geb. (William 16. Apr. 1800, Robert 10. Juli 1802). Beide erlernten zu Edinburgh den Buchhandel u. wußten die kleinen Büchergeschäfte, die sie getrennt errichteten, durch Intelligenz u. Beharrlichkeit rasch empor zu bringen. Nebenher fanden sie Muße zu literar. Arbeiten, von denen bes. die von Robert Bedeutung haben. Dieser führte sich durch seine Sammlung von Sagen der Stadt Edinburgh („Traditions of Edinburgh", 1824) in die Literatur ein. Später erschienen von ihm „Popular rhymes of Scotland" (1826), „Picture of Scotland" (2 Bde., 1827), „History of the rebellion of 1745" (2 Bde., 1830), sein Lexikon berühmter Schotten („Dictionary of distinguished Scotsmen", 4 Bde., 1832) u. a. Im J. 1832 vereinigten sich die Brüder zur Errichtung einer großen Verlagsbuchhandlung, deren erstes u. bedeutendstes Unternehmen „Chambers Edinburgh Journal" war, ein wöchentl. Volksblatt belehrenden u. unterhaltenden Inhalts, das, unterstützt durch die Billigkeit des Preises, rasch große Verbreitung erlangte u. noch jetzt eines der beliebtesten Wochenblätter in Großbritannien ist. Diesem schloß sich eine lange Reihe trefflicher u. billiger Volksschriften an, eine „Encyklopädie der engl. Literatur", eine Sammlung der engl. Klassiker, ein Cyklus volksthümlich geschriebener Lehr- u. Handelsbücher („Educational course"), eine „Encyclopaedia" (8 Bde., 1860—65) nach Art unserer Konversations-Lexika. An selbständigen Werken gab Robert außer mehreren geolog. Arbeiten in späterer Zeit noch heraus: „Domestic annals of Scotland" (3 Bde., 1859—61) u. „Book of days" (2 Bde., 1862—63). Er starb 17. März 1871 zu St.-Andrews. Sein ihn überlebender Bruder hat mehrere lebhaft geschriebene Reisewerke herausgegeben.

Chambertin (spr. Schangberteng), franz. Dorf, im Depart. Côte d'or, Bezirk Dijon, in Oberburgund, ist berühmt durch seinen ausgezeichneten rothen Burgunderwein.

Chambord (spr. Schangbohr), Dorf im franz. Dep. Loire-et-Cher, bei Blois, am Cosson gelegen, mit 500 Einw. Berühmt ist Ch. geworden durch sein Schloß, welches in seiner jetzigen Gestalt 1523—33 von Franz I. erbaut wurde; unter Ludwig XV. wohnte Stanislaus Leszinski 9 Jahre daselbst, dann kam es in den Besitz des Marschalls von Sachsen u. nach dessen Tode 1770 an die Familie Polignac. Nachdem es in der Revolution als Staatsgut eingezogen worden war, schenkte Napoleon 1809 das Schloß nebst Umgegend als „Fürstenthum Wagram" dem Marschall Berthier. Der Wittwe desselben wurde es durch eine Nationalsubskription abgekauft u. dem Herzog von Bordeaux zum Geschenk gemacht, der sich später nach demselben Graf von Ch. nannte. Das Schloß ist im Renaissancestil erbaut, hat 440 Zimmer u. einen großen, mit einer 8 Stunden langen Mauer umgebenen Park.

Chambord, Graf Henry Charles Ferdinand Maria Dieudonné v. Artois, Herzog von Bordeaux, das gegenwärtige Haupt der älteren Linie des Hauses Bourbon, geb. 29. Sept. 1820, war der Sohn des kurz vorher ermordeten Herzogs von Berri (s. d.). Die Geburt des „Wunderkindes", das mit Jordanwasser getauft ward, erregte großen Jubel in den Kreisen der Legitimisten; zu Ehren des langersehnten Erben der Dynastie wurde eine Nationalsubskription veranstaltet, die den Prinzen in den Besitz des Schlosses Chambord brachte. In den legitimistischen Anschauungen, die der Knabe am Hofe einsog, wurde er durch seine Erzieher (die Herzöge von Montmorency, von Rivière u. von Damas) bestärkt. Infolge der Julirevolution 1830 dankte Karl X. zu Gunsten des Grafen von C. ab, den er 2. Aug. 1830 im Lager zu Rambouillet unter dem Namen Heinrich V. zum König ausrufen ließ. Dennoch mußte dieser bald darauf seiner Familie in die Verbannung folgen. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Prag u. Görz unternahm der Jüngling, in Begleitung des Generals Latour-Foissac u. des Herzogs von Lévis, Rundreisen durch Oesterreich, Ungarn, Deutschland u. Italien; überall wandte er den militär. Anstalten u. Einrichtungen besondere Sorgfalt zu. Von einem Beinbruch, den er auf einer dieser Reisen 23. Sept. 1841 (bei Kirchberg) erlitt, behielt er auch nach seiner Heilung einen hinkenden Gang. Weitere Reisen führten ihn durch Sachsen u. Preußen u. von hier nach England; von London aus, wo er seit Novbr. 1843 dauernd seinen Wohnsitz nahm, trat er offen mit seinen Thronansprüchen hervor u. unterhielt die eifrigste Verbindung mit den Führern der legitimistischen Partei in Frankreich. Seine Haltung, die der engl. Regierung Verlegenheiten bereitete, wurde in einer Adresse des Parlaments entschieden mißbilligt.

Nr. 1915. Graf Henry v. Chambord (geb. 29. Sept. 1820).

Der Graf kehrte daher nach seiner Vermählung mit Maria Theresia Beatrix Gaetana, der ältesten Tochter des Herzogs von Modena, die ihm eine Mitgift von mehreren Millionen brachte, 1846 nach Görz zurück, u. siedelte, nachdem er durch den Tod seines Großvaters u. seines Oheims das Haupt der Bourbonen geworden war, nach dem Schlosse Frohsdorf bei Wien über. Als die Februarrevolution 1848 ausbrach, befand sich der Prätendent in Venedig; seine Anhänger drangen in ihn, sich in Person nach Frankreich zu begeben u. die Wirren des Augenblicks zur Wiederherstellung des alten Thrones auszubeuten. Sein Antheil an der Bewegung beschränkte sich jedoch auf einige Briefe, in denen er versicherte, daß er an seinen Ansprüchen festhalte u. den Augenblick erwarte, wo die Nation ihre Augen auf ihn richten u. in seinem Namen ein Pfand der Sicherheit u. des Heiles erblicken werde. Infolge dieser Unthätigkeit des Oberhauptes fiel ein Theil der Legitimistenpartei von ihm ab u. ging zu den Orleanisten od. zu den Bonapartisten über. Der Rest blieb ihm auch nach dem Staatsstreich treu; wiederholte Zusammenkünfte hervorragender franz. Legitimisten, die auf deutschem Boden stattfanden, führten jedoch zu keinem positiven Ergebniß, u. auch der Versuch einer Verschmelzung der bourbon. Partei mit der orleanistischen scheiterte. Nach dem durch die Katastrophe von Sedan herbeigeführten Sturze des Kaiserthums belebten sich die Hoffnungen Heinrichs V. von Neuem, bes. nach den Wahlen zur Nationalversammlung (Febr. 1871), die eine legitimistisch-orleanistische Mehrheit ergaben. Er erschien in Frankreich, wo er auf seinem Schlosse Chambord seine

Anhänger um sich schaarte u. neue Unterhandlungen zu einer Verschmelzung seiner Partei mit den Orleanisten einleitete. Diese machte er jedoch selbst unmöglich durch sein Manifest vom 5. Juli, worin er erklärte, daß er nach wie vor die „weiße Fahne Heinrich's IV." (das Banner des alten legitimistischen Königthums) hochhalte. Diese starrsinnige Festhaltung eines völlig veralteten Standpunktes erregte allgemein Mißbilligung u. Spott u. selbst in monarchischen Kreisen heftige Opposition. Der Graf von C. verließ Frankreich u. lebt seitdem wieder friedlich u. unbeachtet in Frohsdorf.

Chambre ardente (franz., spr. Schangbr ardangt), d. i. glühende Kammer, ward sonst in Frankreich ein außerordentlicher, zu harten Strafen, insbes. zum Feuertode verurtheilender Gerichtshof genannt. Den ersten ließ 1535 Franz I. als zweite Instanz eines Inquisitionstribunals errichten, um die Ausbreitung der Reformation zu verhindern. Die Grausamkeiten dieser Ch. ardente trugen mit zum Ausbruch des Religionskrieges (1560) bei. Eine andere Ch. ardente ward 1679 nach dem Prozesse der Marquise de Brinvilliers (s. d.) unter Ludwig XIV. niedergesetzt; diese begnügte sich aber mit der Hinrichtung der angebl. Zauberin Voisin im J. 1680.

Chambre introuvable (franz., spr. Schangbr ängtruwabl), eigentl. unauffindbare Kammer, d. i. eine Kammer sondergleichen, war der Spottname für die nach Ludwig's XVIII. zweiter Rückkehr im Okt. 1815 zusammengetretene u. nach dem Siege der konstitut. Partei 5. April 1816 wieder entlassene, durch ihren royalist. Fanatismus Staat u. Gesellschaft aufs Neue gefährdende Deputirtenkammer. Der König selbst soll den Namen im iron. Sinne zuerst ausgesprochen haben.

Chamfort od. **Champfort** (spr. Schangfohr), Sébastien Roch-Nicolas, ein geistvoller franz. Schriftsteller, geb. 1740 in einem Dorfe bei Clermont (Auvergne), war erst Sekretär des Prinzen Condé, dann Vorleser der Mad. Elisabeth u. Bibliothekar an der Großen Bibliothek in Paris. Aus dieser Stellung während der Revolution vertrieben, starb er an den Folgen eines Selbstmordversuchs zu Paris 13. April 1794. Unter Anderm verfaßte er auch mehrere Dramen. Seine Werke wurden von Ginguené herausgeg. (Par. 1795, 4 Bde.; 1808, 2 Bde.; deutsch von Stampéel, Lpz. 1797, 2 Bde.). Neuerdings hat ihn Max Ring der Vergessenheit entrissen.

Nr. 1916. Adalbert von Chamisso (geb. 27. Jan. 1781, gest. 21. Aug. 1838).

Chamisso (spr. Schamisso), Louis Charles Adelaide de, mit dem Schriftstellernamen Adalbert von Chamisso, wurde 27. Jan. 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne geboren. Seine Familie, 1790 durch die Revolution vertrieben, ließ sich 1796 in Berlin nieder. Ch. wurde Page der Königin, 1798 Fähndrich, 1801 Leutnant im preuß. Militär. Seine ersten dichterischen Versuche waren in franz. Sprache abgefaßt, denen jedoch bald andere in deutscher Sprache folgten. Der Verkehr mit Varnhagen, Fouqué, Hitzig u. a. begabten Männern wirkte anregend auf ihn u. leitete ihn zum Studium der deutschen Literatur u. zum Anschluß an dieselbe an. Seit 1804 gab Ch. mit Varnhagen einen Musenalmanach heraus, von dem jedoch nur 3 Jahrgänge erschienen. Nach Ausbruch des Krieges von 1806 begab er sich nach Frankreich, um erst im Herbst 1811 nach Berlin zurückzukehren. Dort ließ er sich als Student der Medizin inskribiren u. widmete sich bis 1815 den Naturwissenschaften, bes. der Botanik; dazwischen schrieb er (im Sommer 1813 zu Kunersdorf) sein geistvolles Märchen „Peter Schlemihl"; 1815 schloß er sich als Naturforscher einer Entdeckungsreise nach der Südsee an, von der er 1818 heimkehrte. Er veröffentlichte eine Beschreibung derselben: „Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungsexpedition." Nach der Rückkehr wurde er als Kustos am Botan. Garten in Berlin angestellt, 1835 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Im J. 1832 übernahm er mit Gustav Schwab die Redaktion des „Deutschen Musenalmanachs", die er bis an seinen Tod fortführte. Er starb 21. August 1838. C. war eine edle, liebenswerthe Persönlichkeit u. ein ehrenhafter Charakter. Wunderbar ist die Aneignungsgabe, mit der er sich in die deutsche Poesie hineinlebte; fast unnachahmlich die Gewandtheit, mit der er die deutsche Sprache in den mannichfaltigsten Versarten (nam. in der Terzine) handhaben lernte. Unter seinen zahlreichen Gedichten treten die Romanzen u. Balladen durch Energie, männliche Kürze u. drastische Darstellung hervor; mehrere schwingen sich zu hoher Poesie auf; freilich fehlt es nicht an solchen, die durch grelle Düsterheit abstoßen. Von inniger Zartheit sind manche rein lyrische Stücke, wie „Frauenliebe u. Leben". Zur Prosadichtung endlich gehört das Märchen „Peter Schlemihl's wundersame Geschichte", welcher eine schöne Verschmelzung von Humor u. Wehmuth u. malerische Schilderungsweise einen unvergänglichen Reiz verleihen.

Chamois (spr. Schamoa), gemsfarben, hellbräunlich gelbe Farbe, ins Rothe spielend.

Chamoisit (spr. Schamoasit), ein im Chamoisonthal in Wallis lagerartig im Kalkschiefer vorkommendes, körniges, grünlichgraues Mineral, mit 63 % Eisenoxydulgehalt; wird zur Roheisenerzeugung verwendet.

Chamotte (spr. Schamott) heißt die feuerbeständige Thonmasse, welche bes. zu Herstellung von Schmelzöfen u. a. Feuerungsanlagen, zu Schmelztiegeln, Gasretorten, Kapseln zum Porzellanbrennen u. s. w. verwendet wird. Reiner Thon, wie er als Porzellanerde vorkommt, ist an sich schon völlig feuerbeständig; hat eine Thonmasse diese Eigenschaft nicht, so liegt die Ursache in einem Gehalt an fremden Bestandtheilen, Eisenoxyd, Kalk, Magnesia, Alkalien od. dgl. Es taugen also nur die reinsten Thone zu Ch., u. man verbessert sie öfter noch durch Verwitternlassen, Auslesen ꝛc. Das Schwinden in der Hitze wird dadurch möglichst abgemindert, daß man der Masse bis zur Hälfte Kieselpulver od. am liebsten gepulverte Scherben von schon in Gebrauch gewesenen Ch.gegenständen zusetzt, dieselbe so wenig feucht als möglich verarbeitet u. durch Pressen od. Einstampfen in die Formen verdichtet. Die Porzellanfabriken, Glashütten, Gasanstalten fertigen sich ihre Ch.waaren selbst; käufliche Ch.steine in Backsteinform werden theils von Ziegeleien, theils von Porzellanfabriken geliefert.

Chamouny (spr. Schámuni), Chamouni od. Chamonix, auch Prieuré gen., Dorf in den franz. Alpen, Dep. Hochsavoyen, Arrond. Bonneville, an der Arve u. am Fuße des 4810 m. hohen Montblanc, mit 2415 Einw. Um 1099 wurde ein Benediktiner-Prioratstift (Prieuré) in dem damals noch unbewohnten Thale angelegt, u. es fanden sich Ansiedler ein, welche den Thalboden urbar machten. Aber so rauh das Klima, so roh waren die Bewohner. Sie galten für Räuber, Niemand besuchte unbewaffnet das Thal; Reisende übernachteten nicht in den Wohnungen, sondern in den eigenen Zelten, vor denen sie Wachen ausstellten; die ganze Gegend erhielt den Namen les montagnes maudites. Unter den Besuchern wird der Genfer Bischof Franz von Sales (nach 1600) genannt; bekannt wurde die Gegend erst, als 1740 die Engländer Pococke u. Wyndham sie durchforschten u. im „Mercure Suisse" ihre Beobachtungen veroffentlichten. Die Schilderungen der Genfer Naturforscher de Saussure, de Luc, Bourret, Pictet thaten das Ihrige, um den Ruf des Thales zu erhöhen; die ersten Besteigungen des Montblanc von Dr. Paccard im J. 1786 u. von de Saussure im J. 1787 zogen andere nach sich, u. jetzt gehören das Thal von Ch. u. der Montblanc zu den besuchtesten Hochtouren der Schweiz. Die Bewohner der Prieuré, jetzt friedliche Hirten u. gewandte Fremdenführer, nähren sich, da das rauhe Klima nur dürftigen Anbau gestattet u. die Jagd auf Gemsen u. Steinböcke nicht mehr ergiebig ist, hauptsächlich von dem Fremdenverkehr; etwa 10 Gasthöfe sorgen für das Unterkommen, der Führerdienst ist seit 1862 durch ein besonderes Regulativ auf das Beste geordnet. Die Thalfläche hat schöne Wiesen, an den Berghängen ziehen sich reiche Alpentriften hinan, daher die Viehzucht in gutem Stande ist; das Ackerland muß nach sechsjähr. Bearbeitung wieder eben so lange als Wiese liegen bleiben, um wieder Fruchtbarkeit zu sammeln. Die Arve ist reich an Fischen.

Das Thal von Ch., welches von NO. nach SW. der Montblanckette parallel läuft u. etwa 3 M. lang ist, beginnt an dem 2204 m. hohen Col

de Balme, über welchen ein Saumweg von Wallis herüberführt. In dem bald tief einschneidenden Thale liegen die Weiler u. Dörfer Tour, unweit dessen der gleichnamige Gletscher einen Bach, die Buisme, zur Arve entsendet; Argentière, 1291 m. hoch, wo der 1½ M. lange Gletscher gl. N. sich von SO. in das Thal hereinzieht u. wo ein zweiter aus Wallis über die Tête noire führender Saumpaß einmündet; les Isles, wo das Thal sich zu einem Engpasse zusammenzieht. Bei Lavanchi durchsetzt ein Schuttwall das 1 Km. breite Thal; es ist eine Gletschermoräne, welche

Nr. 1917. Der Bossons-Gletscher im Chamouny-Thal.

von dem früher mäßigeren Glacier des Bois thalaufwärts abgelagert worden ist. Aus diesem Gletscher, welcher weiter aufwärts Mer de Glace heißt, bricht der mächtige Arveiron hervor, der sich 3 Km. abwärts mit der Arve vereinigt; die Weiler des Bois, les Praz (les Pres), Gondenets, Chable u. la Rosière liegen in dem flachen, zum Theile bewaldeten Thalgrunde, dem einstigen Gletscherboden. Nun folgt, am rechten Ufer der Arve, Ch. selbst, 1050 m. hoch, dann zahlreiche Weiler: links les Praz, Conduits, les Barraz, les Tissieurs, les Favrans, rechts an der thalabwärts führenden Straße les Roubaz, les Peeles; bei les Pelerins geht die Straße auf der Piralotabrücke über den Fluß, u. unterhalb Bossons, wo abermals ein mächtiger Gletscher vom Montblanc hinab bis ins Thal zieht, verengt sich das Thal wieder; Querwälle auf der Thalsohle zeigen auch hier die frühere Ausdehnung der Montblancgletscher an. Bei dem Dorfe Ouches od. les Houches, 958 m. über dem Meere, mit 1713 E., wird das Thal von dem 2548 m. hohen Mont Brévent im N. u. den Abhängen der 4052 m. hohen Aiguille de Gouté im S. eingeengt u. wendet sich nun nach rechts. Als schönste Aussichtspunkte betrachtet man la Flegère an der nördl. Thalwand, mit dem Ueberblick über die gegenüberliegende Montblancgruppe, den Montanvert mit dem Blick über das Eismeer, u. einen Punkt am Col de Balme.

Die Spuren alter Gletscherthätigkeit aus der Eiszeit, wo der mächtige Arvegletscher vom Montblanc an bis an den Jura unterhalb Genf das ganze Thal ausfüllte, sind deutlich sichtbar. Das Thal von Ch. war damals bis an die Höhen des Brévent mit Eis ausgefüllt. Der Gletscher trug die Protogyn(Art von Granit)-Blöcke der Moränen vom Montblanc an der linken Thalseite hin, wie an der entgegengesetzten die Blöcke des Glimmerschiefers u. Thonschiefers. Dort u. weiter hinab sind hoch über der Sohle des Arvethals noch heute die Moränenblöcke des Montblanc aufzufinden, u. erst weiter abwärts mischen sie sich mit den Kalkblöcken, welche die Seitengletscher aus den den Kalkalpen angehörigen Nebenthälern hinzuführten; die letzten Blöcke aber liegen hoch am Abhange des Jura, westl. von Genf. (Abb. s. Bd. I. Taf. VI. 3.)

Champagne (spr. Schangpanje), Landschaft, früher Gouvernement in Frankreich, von den großen Ebenen u. Blachfeldern benannt, umfaßt die Depart. der Marne, Ober-Marne, Aube, u. Theile der Depart. Yonne, Seine u. Marne, Aisne, Ardennen, Maas. Das Gouvernement Ch., etwa 600 □M. groß, auf welchem Raume jetzt 1,800,000 Menschen leben, bestand aus den Landschaften Ch. mit Troyes, der Hauptstadt, Nogent sur Seine, Epernay; Chalonois mit Châlons sur Marne, St. Ménehould, Remois mit Rheims u. Rocroy; Rételois mit Rethel, Attigny, Mezières; Argonne mit Clermont, Grandpré; Pertois mit Vitry le françois, St Dizier; Vallage mit Vassy, Joinville, Brienne, Bar sur Aube; Bassigny mit Langres, Chaumont, Bourbonne les Bains, Domrémy, Senonais mit Sens, Joigny, Tonnerre; Brie champenoise mit Meaux, Provins, Montereau, Sézanne, Chateau Thierry; später kam auch das kleine, 1642 von den Herzögen von Bouillon an Frankreich abgetretene Gouvernement von Sédan hinzu. Die Ch. gehörte von 570—714 als Herzogthum mit eigener Verwaltung zu Austrasien, stand dann unter erblichen, fast souveränen Markgrafen od. Grafen, unter denen Herbert von Vermandois im 10. Jahrh. vorzugsweise erwähnt wird. Als seine Nachkommen, die man Grafen von Troyes od. auch Grafen von Ch. u. Brie nannte, im J. 1274 im Mannesstamm ausstarben, brachte Philipp IV. von Frankreich das Land durch Verheirathung mit der Erbgräfin Johanna an sich; doch so, daß das Land vorläufig in Johanna's u. ihrer Kinder Besitz blieb; erst 1361 wurde es von Johann dem Guten mit den franz. Kronländern förmlich vereinigt.

Die Ch. füllt den östl. u. südöstl. Theil des Pariser Tertiär- u. Kreidebeckens bis gegen das Centrum hin aus; Jurakalkplateaux bilden den Außenrand, Terrassen der Kreideformation stufen sich gegen das Centrum ab, in welchem wieder niedrigere, aber an ihren Rändern scharf markirte Plateaux der Tertiärformation (so z. B. die Brie) auftreten. Der Ostrand führt den Namen Argonner Wald; das Plateau, durch die Flußthäler der Aire, Aisne, Maas eingeengt, erscheint hier als ein breitrückiger Höhenzug. Zwischen dem Plateau der Brie u. der untersten Randterrasse erstreckt sich eine wellige, aus ödem Kreideboden bestehende Ebene, welche die Ch. pouilleuse (lausige Ch.) genannt wird u. zu welcher auch die Catalaunischen Felder gehören, auf denen Aëtius im J. 451 den Attila schlug u. die Franzosen 1870 ihr eigenes befestigtes Lager (Lager von Châlons) zerstörten. Gerade diese Ebene ist für Frankreich von strategischer Wichtigkeit; gedeckt durch die hinter ihr liegende Hochfläche der Brie, beherrscht sie die Ausgänge der Thäler, die von außen in sie einmünden. Ihre Aecker tragen freilich nur Heidekorn u. dürftigen Roggen, ihre Häuser sind von lufttrocknen Kreideziegeln u. tragen den Stempel der Vergänglichkeit; die zahlreichen u. früher so berühmten Feuersteine, die sie birgt, sind eine wenig gesuchte Waare geworden.

Das Land ist in seinen bergigen Theilen gut bewässert, während durch seine Ebenen die größeren Flüsse ziehen, ohne daß zwischen ihnen Quellen u. Bäche sich bildeten. Yonne, Seine, Aube, Marne, Ornain, Aisne entspringen der äußeren, oberen Terrasse, bilden zuerst tief einschneidende, in der Ch. pouilleuse flache, in der Brie wieder mit schönen Thalrändern eingesäumte Thäler u. vermitteln, von einigen Kanalanlagen unterstützt, einen lebhaften Schiffahrtsverkehr für Landesprodukte. Das Klima ist das nordfranzösische, von der Nachbarschaft des Meeres stark beeinflußt, mehr feucht als trocken; auf den Höhen fällt viel Regen. Die Fruchtbarkeit ist äußerst verschieden; Weinbau geht durch die ganze Provinz hindurch, liefert aber auf dem verschiedenen Boden verschiedene Produkte, giebt im Ganzen, wie bei dem vorzugsweise mageren Boden nicht anders zu erwarten ist, ein leichtes Gewächs u. wird um Epernay, Ay, Avenay, Sillery &c. zu dem moussirenden „Champagner“ verarbeitet. Der Ackerbau liefert in der Brie u. längs der größern Flüsse reichen Ertrag; die mittleren Terrassen u. die Argonnen sind stark bewaldet.

Nr. 1918. Die Steppen der Champagne pouilleuse.

Die Einwohner entstammen den alten keltischen Völkerschaften der Tricassen (Troyes), Vadicassen, Senonen (Sens od. Agendicum), Lingonen (Langres), Remer (Rheims), Melden (Meaux), Suessionen u. a.,

welche sich mit Römern u. später mit Franken mischten; sie sind von schwerfälligerer Art u. Weise als ihre meisten Landsleute. Hauptbeschäftigungen der Einwohner sind der Ackerbau, welcher in den westl. u. nordwestl. Theilen des Landes guten, in den Depart. Marne u. Aube dürftigen Ertrag giebt; Weinbau, am reichsten in den Dep. Marne, Aube, Obere Marne, u. Viehzucht. Die Industrie hat in den eisenreichen Depart. der Ardennen u. der Oberen Marne, deren Bergwerke zusammen jährlich 3 Millionen Centner Eisen liefern, einen lebhaften Aufschwung genommen; dort sind Charleville, Rethel, Sedan, Raucourt, hier Langres, Bourbonne les Bains, Nogent le Roi, Chaumont, Joinville lebhafte Fabrikstädte; in Rheims hat sich die Fabrikation wollener Stoffe ausgebreitet.

Nr. 1919. Aus dem Marnethal. Schloß Mordeuil; Cumières.

Champagne, Dorf im Dep. der Sarthe, 1½ M. östlich von Le Mans, am linken Ufer des Huisne, in fruchtbarer Aue, mit gutem Weinbau. Am 10. Januar 1871 fand daselbst ein Gefecht statt; Tags darauf wurde das Dorf nach starker Gegenwehr vom Großherzog von Mecklenburg genommen.

Champagnerwein, der Wein aus dem franz. Dep. Champagne. Bei uns wird bes. derjenige so genannt, welcher infolge einer besonderen Zubereitung einen reichlichen Gehalt an Zuckerstoff u. viel Kohlensäure eingeschlossen enthält, die beim Oeffnen der fest zugebundenen Flasche entweicht u. das als Moussiren bekannte Aufschäumen bewirkt (Schaumwein). Diese moussirenden Ch.-Weine, welche eigentlich Kunstprodukte sind, wurden auch in anderen Ländern nachgeahmt, u. man unterscheidet daher jetzt echte, d. i. franz. Ch., von den anderwärts fabrizirten Schaumweinen.

In der Champagne mit der Hauptstadt Rheims ist die Bereitung derselben schon ein Jahrhundert im Gange. Es dienen dazu leichte Weine, die aus bes. Mostmischungen (sog. Cuvées) bereitet u., wenn ihre Gährung noch nicht beendet ist, auf sehr haltbare Flaschen gezogen werden, indem man zugleich in jede Flasche eine kleine Quantität in Wein gelösten Kandiszuckers, den sog. Likör, giebt. Die festgekorkten u. mit geglühtem Eisendraht gesicherten Flaschen werden in etwas erwärmten Räumen mit bes. Vorsicht aufgeschichtet. Die Gährung beginnt in den Flaschen von Neuem, da der Wein hierzu noch Hefestoff genug hat. Die in Menge entstehende Kohlensäure, ohne anderen Ausweg, muß sich in dem Weine auflösen. Der innere Druck steigert sich dadurch bis auf mehrere Atmosphären, so daß manche Flaschen springen, deren Inhalt übrigens aufgefangen u. wieder verwendet wird. Bei der fortschreitenden Gährung entsteht ein ziemlicher Bodensatz. Man schüttelt nun die Flaschen u. stellt sie auf den Kopf, bis der Satz sich auf den Kork gesammelt hat. Der Pfropfen wird nun gelüftet, u. die Kohlensäure treibt ihn sammt dem Bodensatz aus der horizontal gehaltenen Flasche fort, welche aber im Augenblick der Explosion mit der Mündung nach oben gedreht wird. Dieses Abspritzen (Degorgiren) erfordert viel Geschicklichkeit u. muß oft zweimal geschehen. Der in der Flasche verbleibende, kohlensäurehaltige, aber ganz ungenießbare Wein bekommt nun eine zweite Nachfüllung von Wein u. Zucker u. wird nun endgiltig verkorkt. Dies alte umständliche Verfahren, das hier nur angedeutet werden konnte, ist übrigens infolge der von Rousseau eingeführten Verbesserungen für die billigeren Weine mannichfach abgeändert; die Fabrikation geschieht nach demselben mit Hülfe neuer Apparate u. ist dadurch weniger kostspielig u. vom Zufall unabhängiger geworden. Man bearbeitet jetzt einen od. mehrere Hektoliter Wein gleich auf einmal mit viel größerer Sicherheit, kann in jedem Augenblicke den Zustand der Gährung feststellen u. die danach nöthigen Maßregeln treffen, u. hat keine zerbrochenen Flaschen, weil an deren Stelle ein großes längliches Gährgefäß von glasirtem Eisen (der Oenophor) fungirt, mit Hähnen u. Manometer versehen. Das Degorgiren erfolgt hier einfach durch rasches Oeffnen des untersten Hahns. Um den reifen Wein auf Flaschen zu ziehen, was mit demselben Apparat geschieht, der in den Fabriken kohlensaurer Wässer dient, wird der Oenophor mit einem anderen, 10mal größeren Gefäß, dem Gazostateur, verbunden. Dieser ist mit Kohlensäure gefüllt, die unter denselben Druck gesetzt ist, der im Oenophor herrscht. Hierdurch wird erreicht, daß der Wein von der ersten bis letzten Flasche gleich gehaltvoll an Kohlensäure verzapft wird, während er bei einfachem Abziehen daran immer ärmer werden würde. Bekanntlich sind auch in unseren Weinbaugegenden Ch.-Fabriken in ziemlicher Anzahl entstanden, u. die leichten Rhein- u. Moselweine gelten sogar bei Manchen für feiner u. reicher schmeckende Schaumweine, als die franz., da sie ihr Aroma beibehalten, u. selbst der Grüneberger, der als Naturwein in der That vor Säure nicht zu trinken ist, giebt einen ganz guten Ch.; um wie viel eher der Main-, Neckar-, Elb-, Saalwein u. die Weine von Niederösterreich u. Ungarn!

Nr. 1920. Das Dosiren u. Verkorken der Champagnerflaschen.

Nr. 1921. Das Verdrahten der Champagnerflaschen.

Champaigne (spr. Schangpänj), Philippe de, Porträt- u. Historienmaler, geb. zu Brüssel 1602, gest. in Paris 1674, erlernte Anfangs die Malerei bei Fouquières, ging aber schon 1621 nach Paris, wo er, mit Nic. Poussin befreundet, 1628 nach dem Tode seines Lehrers Du Chesne Hofmaler der Königin-Mutter Maria von Medici wurde. Als solcher führte er eine Menge von Bildern für die Kirchen, die königl. Schlösser u. die Paläste Richelieu's aus, bis der nach Paris gekommene Le Brun seinen Ruhm verdunkelte, was ihn bewog, sich von der öffentl. Wirksamkeit zurückzuziehen. In seinen historischen Bildern

erinnert er sehr an Poussin, übertrifft ihn aber in der Klarheit u. Kraft des Kolorits. Bedeutender noch ist er in den Porträts, worin er eine lebendige Auffassung u. eine leuchtende Kraft der Farbe entwickelte; 21 seiner Bilder, darunter die bedeutendsten, befinden sich im Louvre, andere in engl. Galerien, im Museum zu Brüssel (Geschichte des h. Benedikt) u. in der Pinakothek zu München.

Champäne, ein offenes, mit einem Mast u. einem Segel ausgerüstetes, in Hinterasien gebräuchliches Fahrzeug.

Champ de Mars, s. „Marsfeld".

Champfleury (spr. Schangflöri), Jules Fleury, genannt Ch., einer der besten jetztlebenden franz. Schriftsteller u. Führer in der realistischen Richtung der Literatur. Geb. 1821 zu Laon u. ursprünglich Buchhändler, wandte er sich schon früh der literarischen Laufbahn zu. Er veröffentlichte seine Arbeiten theils in Zeitschriften, nam. in dem „Corsaire" u. dem „Artiste", theils als selbständige Werke. Unter letzteren verdienen Erwähnung „Le Chien-Caillou" (1849), das Victor Hugo für ein Meisterstück erklärte; „Les excentriques" (Par. 1852); „Les bourgeois de Molinchart" (Par. 1854) u. „Les Demoiselles Tourangeau" (Par. 1861).

Champignon (Agaricus campestris), (spr. Schangpinjong), einer der werthvollsten unter den eßbaren Pilzen, allbeliebt u. vielgesucht von Gutschmeckern. Ein weißer Hutpilz mit rosenrothen Lamellen (die strahlenförmig verlaufenden zarten Blattwände der Unterseite des Hutes), die sich später fast braun färben, mit weißem Strunke u. einem gleichgefärbten Ringe. In der Jugend entwickelt sich der Hut verschlossen, so daß der Pilz einer Kugel gleicht, die aber sogleich an ihrer eigenthümlichen weißen, glänzenden, glatten und trocknen Oberfläche, die sich wie Handschuhleder anfühlt, erkannt werden kann. Erst bei der Erhebung des Strunkes stellt sich, wie bei den Hutpilzen überhaupt, der Ring ein, welcher in der Jugend wieder abfällt. Fleisch derb, spröd; Oberfläche mit dachziegelartig über einander liegenden, dunkler gefärbten Schuppen in der Jugend; Geruch frisch angenehm; Geschmack nußkernartig. Erscheint gern auf Brachäckern, Rainen, Abhängen, Wiesen, Weiden, Angern u. Kuhtriften; daher auch Weidling, Trüschling, Angerling genannt. Selbst auf Wegen kommt er vor u. reicht bis in die Alpenwelt hinein, wo er noch bei 2000 m. Erhebung angetroffen wird. Ganz bes. gern bewohnt er Obst- u. Weingärten. Er erlangt eine weite Verbreitung; man kennt ihn in ganz Europa, dem klimatisch analogen Theile von Asien, bis Japan, selbst in Nordafrika u. Nordamerika. In Südfrankreich u. anderwärts zieht man ihn vielfach künstlich, u. zwar auf Mistbeeten, die mit Pferdedünger vermischt sind, selbst in Kellern, wo Baumstämme liegen u. faulen. Natürlich hat man dabei nichts weiter zu thun, als die violetten od. braunen Lamellen, an denen der Pilz so leicht erkannt werden kann, auf der Unterlage auszusäen, worauf der Pilz sich aus dem weißen pilzartigen Gewebe (Mycelium) im Frühherbst bis zum Okt. haufenweise entwickelt. Man bringt ihn frisch, getrocknet od. eingemacht zu Markte, in den beiden letzten Formen bes. aus Südfrankreich (Avignon, Bordeaux, Cette) her in den Handel, selbst aus der Schweiz u. Savoyen. In allen Formen ist der Ch. ein schmackhaftes Gemüse, das auch den Speisen einen angenehmen Beigeschmack verleiht. (Vergl. Art. „Agaricus", Abb. Nr. 128.)

Nr. 1922. Der Champignon (Agaricus campestris).

Champigny (franz., spr. Schangpinjih), Dorf im Depart. Seine u. Marne, $1\frac{7}{8}$ M. von der Enceinte von Paris, links an der Marne. Am 30. Nov. u. am 2. Dez. wurden daselbst die heftigen Ausfälle der Franzosen aus Paris energisch zurückgewiesen.

Champion (spr. Schangpjong) ist die franz. Form für das mittelalterliche Campio, das einen Fußkämpfer bezeichnet, der in den Ordalien entweder für sich od. für einen Anderen kämpfte. Diese Duellanten gehörten gewöhnlich der niedrigsten Klasse an, trugen eine besondere Lederkleidung u. galten, nam. wenn sie besiegt wurden, für ehrlos. Später ist das Wort, eben so wie z. B. „Marschall", immer vornehmer geworden. Ritter, die für eine Dame od. irgend einen Kampfunfähigen in die Schranken traten, wurden so genannt, bei den englischen Krönungen auch der hochadelige Ritter, der zu Pferde u. vollständig bewaffnet Jeden, der den neuen Souverän der drei Reiche nicht anerkennen wollte, zum Zweikampf herausforderte. Auch hieß bei Turnieren der Ritter Ch., welcher die Damen vor Beleidigungen zu schützen hatte. Wenn hierdurch der etwas weibische Nebensinn der geckenhaften Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht in das Wort gekommen ist, so hat das Deutsche „Kämpe" einen männlich kräftigen Klang. Kämpe ist ein bloßes Bücherwort u. scheint erst in der napoleonischen Zeit seiner alterthümelnden Form wegen wieder aufgesucht worden zu sein.

Championnet (spr. Schangpjonneh), Jean Etienne, französ. General, geb. als Sohn des Advokaten Legrand u. einer Bäuerin 1762 zu Valence (Drome), trat schon sehr jung in die franz. Armee ein u. zeichnete sich so aus, daß er schnell zum Divisionsgeneral aufstieg, als welcher er u. A. 1794 die Kapitulation von Düsseldorf u. 1796 die von Würzburg erzwang. Am 19. Nov. 1797 übernahm er den Oberbefehl über die franz. Armee in Italien, wo er nicht blos überall siegreich war, sondern auch nach der Eroberung von Neapel im Jan. 1799 der vom franz. Direktorium gesandten Civilkommission wegen ihrer Raubgier entgegentrat. Deshalb auf Direktorialbefehl zu Neapel gefangen genommen, sollte er in Grenoble vor ein Kriegsgericht gestellt werden, erhielt aber infolge der Revolution vom 18. Juni 1799 seine Freiheit wieder. Nachdem er dann noch mit Glück den General Joubert in Italien gegen die Russen u. Oesterreicher unterstützt hatte u., da dieser bei Novi blieb, an seine Stelle getreten war, starb er zu Antibes 9. Jan. 1800.

Champlain (spr. Tschämplehn), ein großer Binnensee in den Ver. Staaten zwischen den Staaten New-York u. Vermont, gegen 30 Meilen lang u. an einzelnen Stellen 2—3 M. breit, mit einem Flächeninhalt von 36 □M. Durch einen natürlichen Kanal mit dem St. Georgesee, durch künstliche Kanäle mit dem Eriesee, dem Lorenzstrom u. dem Hudsonfluß zusammenhängend, bildet er einen lebhaften Verkehrsweg zwischen den Ver. Staaten u. Canada u. eignet sich seiner Tiefe wegen (30—90 m.) auch zur Befahrung für große Schiffe. Auf dem Ch. haben mehrere Gefechte zwischen Amerikanern u. Engländern stattgefunden, am 12. Okt. 1776 mit siegreichem Ausgange für die letzteren, während am 11. Sept. 1814 die Amerikaner die Oberhand gewannen.

Champollion (spr. Schangpolljong), François le jeune ward 23. Dez. 1791 in der Nähe von Grenoble geb. u. zuerst von einem dem geistlichen Stande angehörenden Lehrer, dann von seinem Bruder unterrichtet, der die Neigung des Knaben zu orientalischen Studien, denen er selbst oblag, wach zu halten wußte. Diese Neigung verdankte wol dem Feldzuge der franz. Armee nach Aegypten, der in seinem neunten Lebensjahre 1799 geschlagenen Schlacht bei den Pyramiden u. deren Folgen ihren Ursprung. Wie in der Zeit der Kreuzzüge die heimkehrenden Krieger in Wort u. Bild die Zauber des fernen Orients schilderten u. priesen u. so in der Vorstellung der Zurückgebliebenen eine neue Welt eröffneten, so erschlossen die Gelehrten u. Künstler, die dem Heere der Franz. Republik beigesellt waren, durch Schrift u. Bild die in Europa nur wenig bekannten Wunder Aegyptens. Der frühreife Knabe ward mächtig gefesselt von jeder Nachricht aus dem Pharaonenlande u. mit Leidenschaft sammelte er Alles, was seine Zeitgenossen über das Nilthal mitzutheilen, was die sich seinem Verständnisse erschließenden Klassiker darüber zu berichten wußten. Wie Herodot als Knabe die furchtbare Niederlage der Persermacht durch die kleine Griechenschar als eine sichtbare Fügung der göttl. Gerechtigkeit preisen hörte u. erwachsend nicht müde ward nachzuforschen, wie diese Gerechtigkeit in der Geschichte der Völker zur Erscheinung komme, so sollten die Eindrücke, welche Ch. als 8jähr. Knabe empfing, die Richtung seines ganzen späteren geistigen Lebens u. Strebens bestimmen. Schon in seinem 12. Lebensjahre hatte er sich die Kenntniß der koptischen, d. i. derjenigen Sprache, welche in älteren Formen von den alten Aegyptern geredet u. uns, mit griechischen u. einigen Zusatzbuchstaben geschrieben, in Bibelübersetzungen u. anderen Schriften erhalten wurde, erworben u. daneben mit solchem Fleiße die auf die Geographie des Pha-

raonenlandes bezüglichen Stellen aus den Klassikern, Arabern u. Kopten ausgezogen, daß er, noch nicht 16 Jahre alt, der Akademie von Grenoble eine Karte des alten Aegypten mit derjenigen Eintheilung vorzulegen vermochte, die es nach den genannten Quellen im Alterthume gehabt zu haben schien. Diese Karte bildete die Grundlage zu seinem 1814 vollendeten geographisch-historischen Werke „L'Egypte sous les Pharaons", das, trotz vieler durch den Fortschritt der ägyptologischen Studien nothwendig gewordener Berichtigungen, noch heute als ein wichtiges Quellenbuch hoch geschätzt wird. In der erwähnten Arbeit hatte er das ganze in jener Zeit dem Verständniß erschlossene Quellenmaterial benutzt; es existirte aber eine reiche Fülle von Dokumenten, welche, weit älter als das am Anfange des 3. Jahrh. n. Chr. zum ersten Male auftretende Koptische, von den Zeitgenossen jener Pharaonen geschrieben worden waren, deren Heimat u. Geschichte er zu erforschen strebte. Von den Katarakten bis zum Mittelmeere hatten die Gelehrten der franz. Expedition Denkmäler jeder Art gefunden, von denen die meisten mit Inschriften in jener Bilderschrift bedeckt waren, die, bekannt unter dem Namen der Hieroglyphen, oftmals von den Klassikern erwähnt wird u. schon im 16. Jahrh. zu freilich mißlungenen Entzifferungsversuchen angeregt hatte. Durch die franz. Gelehrten kamen treue Abbildungen dieser Inschriften, manche kleinere Denkmäler u. beschriebene Papyrusrollen aus alter Zeit im Original u. in Kopien nach Frankreich. Welche Schätze konnten diese ältesten aller schriftlichen Aufzeichnungen für Denjenigen enthalten, dem es gelang, das Verständniß ihres Inhaltes zu erwerben! Und die Hoffnung, den Jahrtausende lang stummen Mund der ägyptischen Sphinx endlich zum Reden zu zwingen, war keineswegs eitel zu nennen; denn schon im J. 1799 hatte der franz. Ingenieurkapitän Bouchart bei der Herstellung einer Schanze am Fort St. Julienne bei Rosette (dem arabischen Raschid) an der Nilmündung gleichen Namens eine Tafel von schwarzem Basalt gefunden, welche, leider vielfach verstümmelt, zwei ägyptische Inschriften u. eine griechische zeigte, von denen die letztere an ihrem Ende die wichtige Angabe brachte, daß die Priesterschaft beschlossen habe, das Dekret, welches die Inskription enthielt, in harten Stein in heiliger (*ἱεροῖς*) u. einheimischer (*ἐγχωρίοις*) u. griech. (*Ἑλληνικοῖς*) Schrift (*γράμμασιν*) eingraben zu lassen. Es war also anzunehmen, daß alle drei Inschriften gleichen Inhaltes wären, u. daher die eine als eine Uebersetzung od. Umschrift der anderen zu betrachten sei. Man wußte auch durch die Klassiker, daß im alten Aegypten verschiedene Schreibarten in Uebung waren, u. glaubte in der mit den kenntlichen Bildern konkreter Gegenstände geschriebenen Inskription die heilige, in den aus mancherlei buchstabenartigen Zeichen zusammengesetzten Abschnitten der Tafel eine Probe derjenigen Schrift erkennen zu dürfen, welche in den Klassikern die Volks- od. Brief-, auf dem Steine von Rosette aber die „einheimische" Schrift genannt wird. Letztere hielt man für rein alphabetisch, die Bilderschrift für ideographisch. Von dem demotischen Abschnitte glaubte man also, er gäbe die Lautform der zu schreibenden Worte mit Hülfe von Lettern wieder, während der hieroglyphische sich bemühe, den Sinn der Redetheile durch bildliche Nachahmung u. Symbole zur Darstellung zu bringen. So könnte man einen Mann durch das Bild eines solchen u. (diese u. ähnliche Angaben entlehnte man dem Werke eines Griechen Philippos, der nach dem Aegypter, dessen Buch er zu übersetzen vorgiebt, Horus-Apollo genannt wird) das Volk durch eine Biene, die Kraft durch das Vordertheil eines Löwen u. s. w. dargestellt haben. — Es ist natürlich, daß die Gelehrten zunächst der für alphabetisch gehaltenen demotischen Schrift ihre Aufmerksamkeit zuwandten, u. einem der größten Orientalisten aller Zeiten, Sylvestre de Sacy, u. dem Schweden Åckerblad gelang es in der That, durch sinnreiche Vergleichungen einige Gruppen des demotischen Textes richtig herauszurechnen. Daß auch der in reiner Bilderschrift geschriebene Abschnitt der Tafel lautlich geschrieben sein könne, ahnte anfänglich Niemand. Nun waren gewisse Gruppen in ihm durch Rahmen zusammengefaßt u. von den anderen getrennt. In ihnen waren schon früher, nam. durch den Dänen Zoega, Königsnamen vermuthet worden. Darauf hin untersuchte der in vielen Wissenszweigen ausgezeichnete u. scharfsinnige Engländer Th. Young die eingerahmten Gruppen u. fand in der That, daß die eine den Namen Ptolemaios, den die griech. u. demot. Inschrift nannte, in einem lautlichen Bilde darstellte. So viel Unrichtiges diese u. jede andere der von Young gegebenen Entzifferungen auch im Einzelnen enthielt, so kann doch sein Verdienst, zuerst in der Hieroglyphenschrift lautliche Elemente entdeckt zu haben, nicht hoch genug angeschlagen werden. Im J. 1819 veröffentlichte er in der „Encyclopaedia Britannica" seine Entdeckung, die dem auf gleichem Gebiete arbeitenden Ch. nicht entgangen sein kann. Jedenfalls ist der Engländer als Pionnier zu bezeichnen, der dem großen Franzosen den Weg ebnete, welcher 1822 in einem Briefe an Mr. Dacier Dasjenige in methodischer Weise erwies, was Young nur im Allgemeinen richtig errathen hatte. Young glaubte noch 1822, die Hieroglyphenschrift sei ideographischer Natur, gewisse Namen jedoch wären mit Hülfe von Lauten, Silben u. überflüssigen Zeichen geschrieben worden, während Ch. wenige Jahre später streng methodisch erwies, daß ein großer Theil der hieroglyphischen Zeichen, gleich viel ob sie in Eigennamen vorkommen od. in anderen Redetheilen, zur Darstellung von Lauten verwendet worden sei. Er fand das hieroglyphische Alphabet, stellte den Werth der meisten schriftbildenden Zeichen fest, erwies, daß den hieroglyphischen Texten ältere Formen der koptischen Sprache zu Grunde lägen, u. konnte, als er starb, eine ägyptische Grammatik hinterlassen, die zwar heute große Verbesserungen u. Ergänzungen erfahren hat, der aber der unvergängliche Ruhm gesichert ist, das Fundament zu bilden, auf welches alle späteren Leistungen im Gebiete der ägyptischen Sprachforschung sich stützen. Die Methode, durch welche Ch. das hieroglyphische Alphabet gefunden, zeugt eben so lebhaft für den Scharfsinn des Entdeckers, als sie das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Während die Tafel von Rosette in ihrem hieroglyphischen Theile der Forschung den Namen Ptolemaios (Nr. 1923) bot, fand sich in einer anderen auf der Insel Philä gefundenen hieroglyphisch-ägyptischen Inschrift ein eingerahmter Name, den Ch. für den der Kleopatra (Nr. 1924) halten zu dürfen glaubte.

Nr. 1923. Ptolemaios

Er stellte beide zusammen u. verglich Zeichen für Zeichen. Das erste Bild in Kleopatra ist ein Dreieck, mußte gleich k sein u. durfte sich in Ptolemaios nicht finden, wie es sich auch nicht fand; das zweite Zeichen, ein Löwe, mußte l bedeuten u. fand sich auch bei PTOLemaios an der rechten Stelle; das dritte Zeichen, ein Schilfblatt, mußte e gelesen werden u. fand sich in Ptolemaios, u. zwar verdoppelt, da, wo man den griechischen Doppelvokal *αι* zu suchen hatte; das vierte Zeichen, ein Strick mit einer Schleife, fand sich, wie zu erwarten war, als dritter Buchstabe in PTOlemaios. Eben so richtig fand sich das beinahe quadratische Rechteck, welches an der fünften Stelle in KLEOPatra ein p darstellen mußte, als erster Laut in Ptolemaios wieder. Der sechste Buchstabe, ein Adler, mußte a ausgesprochen werden u. fand sich nicht in Ptolemaios. So fuhr Ch. vergleichend fort, konnte alle Buchstaben in dem Namen Kleopatra erweisen u. durfte behaupten, daß das fünfte u. achte Zeichen in Ptolemaios nur ein m u. ein s darzustellen bestimmt sein könnten. Elf Buchstaben waren hiermit richtig bestimmt worden, u. es kam nun auf den Versuch an, ob sich mit deren Hülfe auch andere bekannte Eigennamen lesen lassen würden. Der Versuch glückte vollständig; denn nachdem in einer dritten eingerahmten Gruppe der Name Alexander, in welchem sich das x als k u. s dargestellt fand, erkannt worden war, entzifferte er viele bekannte Namen aus den Pharaonendynastien, der Lagiden-Familie u. den röm. Kaisergeschlechtern, nebst Eigennamen von Göttern u. Privaten, manchen aus der koptischen Sprache bekannten Worten u. s. w. Jede neue Gruppe bot Ergänzungen u. Berichtigungen für das früher Gewonnene. Mit Hülfe der bekannten wurden die unbekannten Größen eliminirt, u. die Leichtigkeit u. Sicherheit der Entzifferung wuchs natürlich mit der Zahl der richtig erkannten Lettern u. Gruppen. Schon frühzeitig nahm er wahr, daß sich in das phonetische Element der Hieroglyphenschrift ein ideographisches mische. Die Darlegung des Verhältnisses des letzteren zu dem ersteren wird bei Behandlung des altägyptischen Schriftsystems unter „Hieroglyphen" gegeben werden. Wir haben hier nur zu bemerken, daß C. bereits in seinem 1814 in erster u. 1824 in zweiter Auflage erschienenen „Précis du système hiéroglyphique" viele richtig erkannte grammatische Formen der Gelehrtenwelt vorzulegen vermochte. Nachdem er von einem mehr als zweijähr. Aufenthalte in Italien, woselbst er nam. die reiche

Nr. 1924. Kleopatra.

Turiner Sammlung ägyptischer Alterthümer u. die vom Nil nach Rom gekommenen Antiquitäten studirt hatte, heimgekehrt war, leitete er die Aufstellung des ägyptischen Theiles der in dem neu hergestellten Louvre konservirten Kunstschätze u. verzeichnete die einzelnen Monumente in einem 1827 erschienenen Kataloge. Im J. 1828 sollte sich endlich, bes. durch die Vermittelung des Herzogs von Blacas, eines Freundes u. Förderers nam. aller auf das Alterthum bezüglichen Studien, der höchste Wunsch seines Lebens erfüllen; denn im Aug. dess. J. betrat er zu Alexandria den ägyptischen Boden, um ihn erst im Dez. 1829 wieder zu verlassen. Der treffliche italien. Aegyptolog Rosselini, Ch.'s Schüler, hatte sich seiner Expedition angeschlossen, zu der außerdem von franz. Seite ein Architekt u. sechs Zeichner gesellt worden waren, unter denen sich später nam. Nestor Lhote durch selbständige Arbeiten einen Namen erworben hat. Wie Rosselini in seinem „Monumenti dell' Egitto", so führte Ch. als Frucht seiner Reise in seinem unter dem Titel „monuments de l'Egypte et de la Nubie" im J. 1829—47 erschienenen, von ihm selbst begonnenen u. unter Aufsicht seines Bruders Champollion-Figeac nach seinem Tode vollendeten Werke der Wissenschaft großes u. neues Material zu. Seine eben so gehaltreichen als liebenswürdigen Briefe „Lettres écrites d'Égypte et de Nubie en 1828 et 1829" (Par. 1833) werden niemals veralten. Drei Jahre nach seiner Rückkehr aus Aegypten (1832) setzte der Tod dem reichen Leben u. Streben des großen Begründers einer neuen u. wichtigen Wissenschaft ein Ziel. Es fehlt an dieser Stelle der Raum, die zahlreichen Schriften aufzuzählen, die er während der ihm vom Schicksal gewährten kurzen Lebenszeit von 41 Jahren vollendete. Sein großer literarischer Nachlaß wurde nach seinem Tode herausgegeben, die „Grammaire égyptienne" 1836—41 von seinem Bruder, das „Dictionnaire Égyptien" 1841 von demselben (leider mit manchen Ungenauigkeiten). Ch.'s Schüler Salvolini wird mit Recht beschuldigt, einen Raub an der Hinterlassenschaft seines Meisters begangen zu haben. Trotz der unerhörten Anstrengungen, denen Ch. sich schon im zarten Knabenalter unterzogen, war er ein Mann von seltener Körpergröße u. Schönheit. Seine liebenswürdige Menschenfreundlichkeit wird von allen Denen gerühmt, die das Glück hatten, ihm persönlich zu begegnen, u. so ungeheuer wie sein Fleiß waren seine Erfolge, denen Chateaubriand die schönen Worte widmete:

„Ses admirables traveaux auront la durée
Des monuments, qu'il nous a fait connaitre."

(„Seine bewunderungswürdigen Arbeiten werden die gleiche Dauer haben, wie die Denkmäler, die er uns verstehen lehrte.")

Champollion-Figeac (spr. Schangpolliong-Fischack), Jacques Joseph, franz. Archäolog, geb. zu Figeac (Lot-Dep.) 5. Okt. 1778, war Prof. der griech. Literatur u. Stadtbibliothekar in Grenoble, ging nach seiner Verbannung unter der Restauration nach Aegypten, wurde 1828 Konservator der Handschriften an der königl. Bibliothek u. 1849 Bibliothekar in Fontainebleau, wo er 9. Mai 1867 starb. Er gab u. A. heraus: „Inscriptiones cularonenses restitutae" (1804); „Antiquités de Grenoble" (1807); „Nouvelles recherches sur les patois ou idiomes vulgaires de France, et en particulier sur ceux du départ. de l'Isère" (Par. 1809); „Annales des Lagides, ou Chronologie des rois grecs d'Egypte" (1819, 2 Bde.; Suppl. 1821); „Ystoire de li Normant et chronique de Robert Guiscart" (1835); „Les tournois du roi René" (1827—28); „L'Égypte ancienne et moderne" (1840); „Traité élémentaire d'archéologie" (1843, 2 Bde.); „Documents inédits tirés des collections manuscr. de la Bibliothèque royale et des Archives ou des bibliothèques des départ." (1842—43, 4 Bde.); „Histoire des peuples anciens et modernes" (1857); „Le palais de Fontainebleau, ses origines, son histoire artist. et politique" (1867, 2 Bde.), u. „Documents paléograph. relatifs à l'histoire des beaux-arts et des belles-lettres pendant le moyen âge" (1868). — Einer seiner Söhne, Aimé **Ch.**, geb. zu Grenoble im J. 1806, Archivar in Paris, schrieb: „Louis et Charles d'Orléans, leur influence sur les arts, la littérature et l'esprit de leur siècle" (1845, 2 Bde.) u. hat eine Reihe von Memoiren berühmter Franzosen, wie Gedichte u. Korrespondenzen fürstlicher Personen früherer Zeit, herausgegeben.

Champs-Elisées (spr. Schangseliseh), ein von Maria von Medici 1616 als „Cours de la Reine" in der Nähe des Palastes Elisée Bourbon angelegter, nach letzterem benannter, 2687 m. langer u. 217 m. breiter Park in Paris, der sich vom Konkordienplatz vor den Tuilerien bis zu dem Triumphbogen erstreckt. Durch letzteren u. die Champs-Elysées zogen die deutschen Truppen 1. März 1871 in Paris ein.

Chamsin, im Arab. = 50, wird in Aegypten ein dem Samum gleicher verderblicher heißer Südwestwind genannt, weil er sich gewöhnlich innerhalb 50 Tagen, vom Ende April bis zum Anfang der Nilüberschwemmung im Juni, einstellt. Die Dauer seiner in größeren od. geringeren Zwischenräumen eintretenden einzelnen Erscheinungen übersteigt niemals die Zeit von 3 Tagen. Durch den Ch. wurde, nach der Erzählung Herodot's, das Heer von 50,000 Mann vernichtet, welches Kambyses von Aegypten aus gegen die Ammon-Oase ausschickte.

Chan ist die türk. Bezeichnung für die im Orient, nam. in der Türkei, gebräuchlichen Karawansereien. Es sind dies auf den Stationen der Karawanenstraßen errichtete große Gebäude, aus einem von Hallen u. Kammern umgebenen u. mit einem Brunnen versehenen, viereckigen Hofe bestehend, welche den Reisenden u. ihren Thieren ein Obdach bieten u. öfters auch als Bazar zur Auslage von Waaren benutzt werden.

Chance (franz., spr. Schangs), eine Art Würfelspiel; fig. Glücksfall, Gunst der Umstände; **Chancen** haben, so v. a. günstige Aussichten haben.

Chancellorsville (spr. Tschänßlerswill), ein südwestl. von Fredericksburg in Virginien gelegenes Gehöft, bei dem vom 2.—5. Mai 1863 zwischen den Nordstaaten unter Hooker u. den Südstaaten unter Lee eine blutige Schlacht stattfand, in der die Konföderirten siegten. Man rechnet auf beiden Seiten einen Verlust von zusammen 36,000 Mann.

Chancy (spr. Schangßi), Auguste, franz. General, geb. um 1822 im Depart. der Ardennen, wurde in der Militärschule zu St.-Cyr gebildet, diente dann in Afrika u. zeichnete sich im Ital. Feldzug aus, nach welchem er zum Oberstleutnant aufrückte. Nach Afrika zurückgekehrt, wurde er 1864 Oberst u. Kommandant einer Subdivision in der Provinz Oran, 1868 Brigadegeneral. Während des Deutsch-franz. Kriegs ward er unter Ernennung zum Divisionsgeneral im Okt. 1870 nach Frankreich berufen u. that sich als Oberbefehlshaber des 16. Armeecorps (9. Nov.) bei Coulmiers u. Patay (1. Dez.) hervor. Nachdem die Unternehmungen des Generals Aurelles de Palladine mißglückt u. Orleans von den Deutschen genommen war, wurde Ch. an die Spitze der westl. Loire-Armee gestellt, während Bourbaki die Leitung der östl. übernahm. Prinz Friedrich Karl verstand es, beide Armeen von einander abzudrängen u. Ch. immer weiter nach Westen zu schieben. Dieser wurde durch einen Vorstoß der Deutschen auf Vendôme zur Räumung dieser Stadt u. zum Rückzug auf Le Mans gezwungen (17. Dez.). Gegen Ende des Jahres machte er, nachdem er Verstärkungen (aus dem Lager von Conlie) an sich gezogen, einen neuen Versuch, die Offensive zu ergreifen. Er besetzte 6. Jan. 1871 mit 3 Armeecorps den Wald von Vendôme u. drängte den schwachen Vortrab der Deutschen zurück; als jedoch das Gros derselben am Kampfplatze erschienen war, wurde er durch eine Reihe unglücklicher Gefechte zum Rückzug auf Le Mans genöthigt. Am 10. u. 11. Jan. kam es zu großen Entscheidungskämpfen, in denen Ch. vollständig geschlagen wurde; am 12. Jan. wurde Le Mans selbst von den Deutschen besetzt, die Ch. in diesen Kämpfen 22,000 Gefangene u. reiche Beute an Proviant u. Kriegsmaterial abgenommen hatten. Mit den Trümmern seiner Armee floh Ch., von den Deutschen hart bedrängt, in Eile nach Westen; erst zu Rennes an der Sarthe machte er Halt. Sehr gelegen kam ihm die bald darauf infolge der Kapitulation von Paris eintretende Waffenruhe. Er rieth der Provisor. Regierung von der Fortsetzung des Kampfes ab u. sprach sich in gleichem Sinne in der Nationalversammlung aus, in der er sonst keine bes. Thätigkeit entwickelte. Während des Aufstandes der Commune wurde Ch., der sich in Paris befand, von den Insurgenten gefangen genommen (20. März), jedoch schon nach wenigen Tagen wieder freigelassen. Nach dem Kriege gab er eine Denkschrift heraus, in welcher er seine Leitung in ein möglichst günstiges Licht zu stellen suchte.

Chandercona (spr. Tschangderkona), eine Stadt in der ostindischen Provinz Bengalen, nordwestl. von Kalkutta, mit 24,000 E., die nam. schöne baumwollene u. seidene Zeuge verfertigen.

Chandernagor (spr. Tschandernagor), Stadt in der britisch-ostind. Provinz Bengalen, am Ufer des Hugli, $4\frac{1}{2}$ engl. Ml. nördl. von Kalkutta gelegen, mit 32,700 Einw. Neben dem europ. Viertel befindet

sich die schwarze Stadt, die Straßen u. Kaie sind schön gebaut, aber vereinsamt, von den zahlreichen am Flusse gelegenen Hindutempeln führen Treppen zum Wasser hinab, des Badens u. der heiligen Waschungen wegen. Ch. ist eigentl. eine franz. Niederlassung, wurde aber 1757 von Lord Clive erobert, gegenwärtig haben die Franzosen daselbst nur noch eine Fakterei.

Chandler (spr. Tschändler), Richard, engl. Theol. u. Alterthumsforscher, geb. zu Hungerford (Berkshire) 1738, gab die von Arundell aufgefundenen Inschriften unt. d. T.: „Marmora oxoniensia" (Lond. 1763) heraus, ward von der Gesellschaft der Dilettanti mit der Leitung der archäolog. Forschungen u. Sammlungen im Orient betraut, bereiste 1764—66 Griechenland, Kleinasien u. Afrika u. starb als Rektor der Parochie Tillhurst (Berkshire) 9. Febr. 1810. Er gab noch heraus: „Travels in Asia minor" (Orf. 1775; dtsch. von J. H. Voß u. Boie, Lpz. 1776); „Travels in Greece" (ebd. 1776; dtsch. von dens., Lpz. 1777); „Antiquitates ionicae" (1769 u. 1802, 2 Bde.); „Inscriptiones antiquae" (Orf. 1774—76, 2 Bde.; deutsch von Boie, 1776 ff.) u. „History of Ilium" (Lond. 1802).

Changarnier (spr. Schangarnieh), Nicolas Aimé Théodule, franz. General, geb. 26. April 1793 zu Autun, erhielt seine militär. Vorbildung zu St.-Cyr, trat 1815 ins Heer ein u. ging 1830 nach Algier, wo er sich bei vielen Gelegenheiten durch Energie u. Tapferkeit auszeichnete u. zum Divisionsgeneral aufstieg. Nach der Abberufung Cavaignac's (im Febr. 1848) wurde Ch. die Oberstatthalterschaft in Algier übertragen, die er jedoch bald darauf niederlegte, da er in die Nationalversammlung gewählt worden war; er trat in dieselbe ein u. übernahm gleichzeitig den Oberbefehl über die Nationalgarde des Seine-Depart. u. über die 1. Pariser Militärdivision. Seinem Einfluß u. seinem thatkräftigen Eingreifen gelang es 29. Jan. 1849, den drohenden Ausbruch eines Bürgerkriegs in den Straßen von Paris zu verhindern; auch die Bewältigung der Unruhen am 13. Juni dess. J. ist sein Verdienst. — Ch. galt für einen entschiedenen Gegner der Republik u. trug sich wol insgeheim mit dem Gedanken einer Restauration der Orleans. Der Politik des Prinz-Regenten machte er heftige Opposition u. wurde daher von diesem im Jan. 1851 abgesetzt. In der Nacht des Staatsstreichs (2. Dez. 1851) ward er verhaftet nach Mazas abgeführt, im folg. Monat aus Frankreich verbannt, wohin er, nach langjährigem Aufenthalt in Belgien, erst infolge der allgemeinen Amnestie zurückkehrte. Während des Deutsch-franz. Krieges stellte Ch. sich dem Kaiser zur Verfügung; er wurde, ohne ein bestimmtes Kommando zu erhalten, zur Armee von Metz abgeordnet u. im Okt. 1870 von Bazaine mit der Führung der Unterhandlungen beauftragt, die der Kapitulation der Festung (27. Okt.) vorangingen.

Changé (spr. Schangscheh), Dorf im franz. Depart. der Sarthe, 1 M. östl. von Le Mans. Hier fand 10. Jan. 1871 ein heftiges u. entscheidendes Gefecht statt.

Changeant (frz., spr. Schangschang), ein in zwei Farben schillernder, gewebter Stoff, ursprünglich von Seide, doch auch in Wolle nachgeahmt.

Channing (spr. Tschänning), William Ellery, nordamerikan. Theolog u. Schriftsteller, geb. zu Newport (Staat Rhode-Island) 7. April 1780, war Prediger einer unitarisch gesinnten Gemeinde in Boston u. erregte durch Wort u. Schrift großes Aufsehen; u. A. vertheidigte er die Freiheit des Denkens auf dem religiösen Gebiete u. unterstützte die Bestrebungen zur Abschaffung der Sklaverei. Auf einer Reise im Staate Vermont erkrankte er u. starb zu Bennington 2. Okt. 1842. Eine Sammlung seiner Predigten erschien in 6 Bdn. (Glasgow 1840, 3. Aufl., deutsch von Schulze u. Sydow, Berl. 1850, 15 Bdch.). Vgl. Rémusat, „Ch., sa vie et ses oeuvres" (Par. 1857), u. „Memoirs of W. E. Ch., with extracts from his correspondence and manuscripts" (Boston 1848, 3 Bde.). Letztere Schrift hat sein Neffe, der Theolog u. Schriftsteller William Henry Ch., herausgeg.; derselbe ist zu Massachusetts im J. 1810 geb. u. gegenwärtig Prediger einer unitar. Gemeinde in Liverpool. Ein anderer Neffe, William Ellery Ch., hat sich als Dichter u. Kunstschriftsteller bekannt gemacht.

Chanson (franz., spr. Schangßong), vom lat. cantio, ist eigentlich jedes singbare Gedicht, sowol epischer als lyrischer Gattung. Zu den großen nordfranz. Nationalepen gehören die „gesagten u. gesungenen" Chansons de geste: Gesta hießen nämlich die halbmythischen Stamm- u. Geschlechtssagen der germanischen Eroberer u. ihrer Nachkommen, aus denen die Epen des fränkisch-karolingischen Sagenkreises zumeist ihren Stoff entlehnt haben; so entstand z. B. „La chanson de Roland". Diese epischen Ch.s sind längst verklungen u. haben nur noch eine literarisch-historische Bedeutung. In neuerer Zeit ist das Ch. zu einem lyr. Gedichte geworden, das als der wichtigste Repräsentant der echt franz. Lyrik zu betrachten ist. Das eigentliche Lied (im deutschen Sinne), sowol das Kirchenlied als das Volkslied, hat die franz. Literatur nur sehr dürftig entwickelt, dagegen ist sie schon im 16. Jahrh. reich an Liebes- u. Trinkliedern. Zur Zeit Mazarin's bekamen die Ch.s eine satirische Färbung, später unter Ludwig XIV. athmeten sie Lust u. heiteren Lebensgenuß. Später kam in diese den Zeitgeist abspiegelnden Gedichtchen ein kriegerischer, danach auch ein melancholisch-elegischer Ton u. im Gegensatz dazu auch wilde politische Erregtheit. Der größte neuere Chansonnier der Franzosen ist unbestritten Béranger, ein franz. Nationaldichter im eigentlichen Sinne des Wortes. Viele der allerneuesten Ch.s verfolgen sozialistische Tendenzen u. geben also wiederum den Ideen Ausdruck, welche das Volk im Augenblick vorzugsweise beschäftigen.

Chantrey (engl., spr. Tschäntrih), Francis, ausgezeichneter engl. Bildhauer, geb. 1781 zu Jordanthorpe in Derby, gest. 25. Novbr. 1842 zu London. Unübertroffen in seinen Porträtstatuen, hat er in der Gruppe schlafender Kinder in der Kathedrale zu Lichfield ein Werk von hoher künstlerischer Bedeutung geliefert.

Chanuka, d. i. Tempelweihe, ein jüd. Nationalfest, das die Makkabäer (s. d.) zur Erinnerung an den Freiheitskampf gegen die Syrer u. die Reinigung des Tempels vom Götzendienst einsetzten. Das Fest wird noch heute bei den Juden (im Monat Kislew, Dez.) 8 Tage lang durch Gottesdienst u. Illumination gefeiert.

Chaos (im Griech. etwa das Gähnende, Klaffende bedeutend), ist ursprünglich die griech. Bezeichnung für den Alles umfassenden Weltraum, späterhin für die alle Elemente der Welt ungetrennt u. durch einander geworfen enthaltende Urmaterie. Aus ihr entwickelte sich nach der Vorstellung der Alten durch Scheidung u. Ordnung der einzelnen Theile die gegenwärtige Welt. Jetzt bezeichnet man mit Ch. überhaupt jeden ungeordneten Zustand, ein wüstes Durcheinander, Wirrwarr. Das Eigenschaftswort chaotisch bedeutet demnach so viel wie ungeordnet, wüst.

Chapala (span., spr. Tschapala), See in Mexiko auf der Hochebene von Xalisko, unter 21° 45′ n. B. u. 101° 54′ bis 103° 34′ w. L. von Greenw. Doppelt so groß wie der deutsche Bodensee, über 20 □M. enthaltend, von hohen kahlen Bergen umschlossen u. im NO. vom Rio Grande de Santjago durchströmt, der, aus dem See austretend, einen sehr schönen Fall bildet, bietet der sehr fischreiche u. von unzähligen Wasservögeln belebte See von jenen Bergen aus eine prachtvolle Aussicht auf seinen Spiegel.

Chapeau (franz., spr. Schapoh), eine aus steifem Stoff, Filz od. dergl. verfertigte Kopfbedeckung, Hut. — **Ch. claque** (spr. klak), ein Klapphut, Ballhut.

Chapelain (spr. Schap'läng), Jean, franz. Dichter, geb. 1595 zu Paris, widmete sich, dem Wunsche seiner Mutter folgend, der Literatur, studirte die Schriftwerke der Römer u. Griechen, Spanier u. Italiener u. beschäftigte sich auch mit der Medizin. Nach Beendigung seiner Studien blieb er 17 Jahre lang in der Stellung eines Hofmeisters der beiden Söhne des Hrn. de la Trousse; während dieser Zeit veröffentlichte er nichts, aus Furcht, daß man in ihm den Verfasser irgend eines politisch-satir. Gedichtes sehen möchte. Die Vorrede zu einer Uebersetzung von Marini's „Adonis" u. eine gute Uebersetzung von „Guzman d'Alfarache" machte ihn zuerst bekannt; er wurde nun in die neuerrichtete Akademie aufgenommen u. erhielt von Richelieu infolge einer diesen verherrlichenden Ode einen Jahresgehalt. Die Gunst des Kardinals machte ihn berühmt. Einer Anzahl Oden, welche nicht ohne poet. Werth sind, folgten 12 Gesänge eines groß angelegten Epos „Pucelle" (Jungfrau von Orleans), Paris 1656, ein Bruchstück, dessen Schluß handschriftlich in der großen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Trotz der 6 Auflagen, welche das Gedicht in 18 Monaten erlebte, konnte es sich nicht gegen des berühmten Kritikers Boileau Spott halten; hatte es doch weder Anmuth der Sprache, noch Lebhaftigkeit der Schilderung, noch Geist u. Gesinnung aufzuweisen. Ch. starb 22. Febr. 1724, umgeben von seinen Geldsäcken, welche er um sein Bett hatte stellen lassen.

Chapelle (spr. Schappell), Claude Emanuel Lhuillier, ein geistreicher franz. Schriftsteller, geb. 1626 zu Ch.-Saint-Denis bei Paris als natürl. Sohn des Parlamentsrathes Lhuillier, gest. 1686 zu Paris. Sein Geburtsort hat ihm den Namen gegeben. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, welches ihm sein Vater hinterlassen, begabt mit Witz u. guter Laune, war er ein gern gesehener Gast in den Häusern der Großen u. gewann bald den Ruf eines eben so lebenslustigen wie poetisch begabten Mannes. Die Freuden der Tafel liebte er mehr, als geistige Arbeit, doch waren seine Kenntnisse nicht unbedeutend u. sein Urtheil hatte auch bei den Schriftstellern wie Racine u. Molière Geltung. Die Form seiner Gedichte ist minder streng, als bei den Dichtern der klassischen Periode der franz. Literatur; dafür sind sie beherrscht von packendem Witz u. einer lebhaften Empfindung. Unter seinen Werken hat die „Relation d'un voyage fait en France" (Paris 1662) seinen Namen am bekanntesten gemacht u. ist von Einfluß gewesen auf M. A. von Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (Lpz. 1791—1805).

Chapelle (spr. Schapell), La, St. Remy, Dorf im franz. Dep. Sarthe, 3 M. nordöstl. von Le Mans. Hier u. bei dem benachbarten Lombron Gefecht am 11. Jan. 1871.

Chaperon (franz., spr. Schap'rong), Kappe, Kapuze.

Chapman (spr. Tschäpmän), George, engl. Schauspieldichter, geb. 1557, gest. 1634, ein Zeitgenosse u. Freund Shakespeare's.

Chappe (spr. Schapp), Claude, bekannt als der Erfinder des optischen Telegraphensystems, welches vor der Erfindung des optischen Telegraphen in allgemeiner Anwendung war. Ch. war der Sohn eines Domänendirektors u. Neffe des als Astronom bekannten Abbé Ch. d'Auteroche. Geb. 1763 zu Brulon im Dep. der Sarthe, widmete sich Ch. dem geistl. Stande, beschäftigte sich aber viel mit physikal. Experimenten, denen er, zeitig in den Genuß einträglicher Pfründen gelangt, sich mit Vorliebe hingeben konnte. Durch die Revolution verlor Ch. seine Einkünfte, er kam nach Brulon zurück, wo er in der Hoffnung, aus seinen physikalischen Kenntnissen irgend welchen Nutzen zu ziehen, sich die Aufgabe stellte, die Elektrizität in zweckmäßiger Weise zur Telegraphie zu benutzen. Es gelang ihm dies nicht, wie er gehofft hatte, vielmehr kam er bald ganz von der Elektrizität ab, als er die Anwendbarkeit einer systematischen Zeichengebung auf optischem Wege durch mannichfache Versuche erprobt hatte. In Gemeinschaft mit dem Ingenieur Bréguet, an den sich Ch. gewendet hatte, führte er endlich 1791 seinen Apparat in der Gestalt aus, welche derselbe mit geringen Abänderungen während eines Zeitraumes von fünfzig Jahren behalten hat. Dieser Ch.'sche Telegraph (Nr. 1925) war folgendermaßen eingerichtet. Auf der Plattform eines Thurmes erhob sich eine senkrechte Stange, an deren Spitze sich ein horizontaler, 3—4 m. langer u. 30 cm. breiter starker Rahmen befand, der sich durch Hebel (a b c d) u. Schnüre vom Innern aus um eine durch die Mitte gehende Welle drehen ließ. An jedem Ende dieses Regulatorrahmens befindet sich ein anderer, 2 m. langer u. 30 cm. breiter Rahmen AB u. CD, der Indikator od. Flügel, ebenfalls um einen Zapfen drehbar, so daß er gegen den Regulator in jede beliebige Stellung gebracht werden konnte. Von allen möglichen Stellungen, in welche diese drei Theile gegen einander gebracht werden können, sind gewisse sehr deutlich weithin zu unterscheiden; bei dem Regulator die horizontale, die senkrechte, die von der Rechten zur Linken u. die von der Linken zur Rechten geneigte. Weit zahlreicher sind noch die Stellungen der Seitenarme, in welche diese zu dem Regulator gebracht werden können. Ch. hat nun die am leichtesten zu erkennenden (196) zu einem System vereinigt, welches mit seinem Apparate angenommen u. zuerst (1793) auf der Linie Paris-Lille in Ausführung gebracht wurde (s. „Telegraphie"). Der Erfinder Ch. scheint jedoch anfänglich wenig Anerkennung gefunden zu haben, denn er ertränkte sich 23. Jan. 1805 aus Lebensüberdruß in einem Brunnen.

Nr. 1925.
Der Chappe'sche Telegraph.

Chapra (spr. Tschapra), Hauptstadt des Distriktes Saran, Provinz Patna, in der Präsidentschaft Bengalen, ist an einem linken Arme des Ganges zwar schmal, aber, mit Einschluß der Vorstädte, in einer Länge von 3 M. hingebaut. Es hat 13,500 E., die einen lebhaften Zucker- u. Baumwollenhandel betreiben.

Chaptal (spr. Schaptal), Jean Antoine Claude, Graf v. Chanteloup, berühmter franz. Chemiker u. Staatsmann, der durch seine wissenschaftl. sowol wie durch seine administrativen Leistungen sich die höchsten Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Geb. 4. Juni 1756 zu Nogaret im Dep. Lozère als der Sohn eines Apothekers, widmete sich Ch. in Paris dem Studium der Medizin, wurde auch Arzt zu Montpellier, bestieg aber sehr bald den Lehrstuhl der Chemie ebendas. Durch seine Vorlesungen, welche späterhin als „Éléments de chimie" gedruckt erschienen, ebensowol aber auch durch die praktische Erprobung seiner Theorien, welche er, durch eine große Erbschaft dazu befähigt, nach den verschiedensten Richtungen hin ausführen ließ, bewirkte Ch. einen lebhaften Aufschwung der chem. Industrien. Als Professor der techn. Chemie an die Polytechn. Schule u. zum Mitglied des Nationalinstituts ernannt, ging Ch. 1798 nach Paris, wo er sehr bald in den Staatsrath berufen wurde u. im J. 1800 von Napoleon mit dem Portefeuille des Ministeriums des Innern betraut wurde. In dieser Stellung hat Ch. seine ganze Sorge der Verbesserung der wissenschaftlichen Erziehung zugewandt, daneben aber auch für die Entwicklung des Handels u. des Verkehrs u. für das öffentliche Wohl die segensreichsten Einrichtungen ins Leben gerufen. Wenigen Menschen ist es vergönnt gewesen, in dem kurzen Zeitraume von 4 Jahren so viel für das Wohlbefinden ihrer Mitmenschen zu thun wie Ch., welcher nichtsdestoweniger seine Entlassung erhielt, weil er sich nicht entschließen konnte, den Rübenzucker, dessen Fabrikation in Frankreich emporgebracht werden sollte, für besser zu erklären als den Rohrzucker. Eine Genugthuung gab ihm der Kaiser dadurch, daß er ihn 1805 zum Mitgliede des Erhaltungssenates ernannte u. 1811 in den Grafenstand erhob. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba nochmals Staatsminister u. Direktor des Handels u. der Manufakturen, zog sich Ch. nach der Restauration in das Privatleben zurück, lediglich seiner Wissenschaft lebend. — Mitglied der Akademie seit 1815, in die Pairskammer 1819 gerufen, starb Ch. 30. Juli 1832. — Von seinen Schriften sind zu erwähnen „Éléments de chimie" (Par. 1790); „Traité théor. et prat. de la culture de la vigne etc." (Par. 1802); „La chimie appliquée aux arts" (Par. 1807, deutsch von Hermbstädt, Berl. 1808); „Chimie appliquée à l'agriculture" (Par. 1823, deutsch von Eisenbach, Stuttg. 1824); außerdem noch zahlreiche Einzelarbeiten, vorzugsweise über die Türkischroth-Färberei, Keramik, Rübenzucker 2c.

Chaptalisiren heißt das vom franz. Chemiker Chaptal angegebene Verfahren der Weinverbesserung, welches darin besteht, daß man einem zu zuckerarmen Moste vor der Gährung eine entsprechende Menge Zucker zusetzt. Dieser Zucker, wie der Traubenzucker des Mostes, wird durch die Gährung zum Theil in Alkohol verwandelt u. der Wein wird dadurch geistiger. Hat aber der Most bei Zuckerarmuth zu viel Säure, so genügt das Ch. nicht, sondern es ist das Gallisiren (s. d.) angezeigt.

Chapultepec (spr. Tschapultepek), ein Schloß, etwa eine Stunde südwestl. von Mexiko, nahe dem Tezcucosee auf einem Hügel (von dem eine entzückende Aussicht auf die Hauptstadt u. das ganze Thal von Tenochtitlan) mit einem Parke, in dem sich Riesencypressen von 10 bis 12 m. Umfang befinden. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war Ch. (so viel als Heuschreckenhagel) die Sommerresidenz der aztekischen Herrscher. Im J. 1785 wurde daselbst auf Staatskosten ein befestigtes Schloß angelegt, das seit 1835 zu einem Militärinstitute eingerichtet wurde, aus dem die besten Offiziere hervorgingen, die Mexiko besitzt.

Charade (franz., spr. Scharade), ist eine Art Räthsel, welches die einzelnen Silben eines Wortes nach gewissen Merkmalen charakterisirt u. danach auch über das ganze Wort Andeutungen giebt. Diese zusammengesetzte Form des Räthsels erregt bes. dann unser Interesse, wenn sie zwischen den einzelnen Silben u. dem Ganzen interessante Beziehungen, Antithesen 2c. auf geistreiche Weise hervorhebt. Auch ist für diese Spiele des Witzes (chwar heißt im Keltischen „Spiel" u. ist vielleicht der Stamm des franz. Wortes charade) eine feine, sinnige, poetische Form ein sehr willkommener Schmuck. Lebende Ch. sind solche, welche in Gesellschaften durch lebende Bilder od. kleine pantomimische od. dramatische

Vorstellungen, die den „Proverbes dramatiques" ähneln, so vorgeführt werden, daß jeder Silbe u. schließlich dem Ganzen ein Bild od. eine Scene gewidmet ist. Es gab eine Zeit, wo man die Ränder der Unterhaltungsblätter (ehe die Rebusform aufkam) vorzugsweise mit Ch. u. Räthseln in Versform füllte. Aus dieser Zeit stammt auch die Ch.-Sammlung, welche Th. Hell unter dem Titel „Agrionien" (s. d.) der Oeffentlichkeit übergab.

Charädsch (arab.) heißen in der Türkei Staatseinnahmen, Steuern, bes. solche, welche von den Unterthanen erhoben werden, die sich nicht zum Islam bekennen.

Nr. 1926. Schloß Chapultepec in Mexiko.

Charakter (griech., d. h. Gepräge, Stempel) bedeutet zunächst die hervortretende Eigenschaft einer Person od. Sache, welche dieselbe vor anderen Personen od. Sachen auszeichnet u. unterscheidet. Es ist etwas Wesentliches, Eigenthümliches, ohne welche diese Person od. Sache das nicht wäre, was sie ist. So spricht man von dem Ch. einer Gegend, einer Stadt, eines Baustils, einer Pflanze, eines Thiers. Damit meint man immer die hervorstechende wichtigste Eigenschaft eines Gegenstandes. Bes. wird auch die geistige Eigenthümlichkeit eines Menschen mit Ch. in diesem ersten Sinne bezeichnet. Z. B.: Er hat einen sanften, männlichen, lebhaften, unzuverlässigen, schwachen Ch. Die zweite u. engere Bedeutung des Wortes betrifft blos die sittliche Seite eines Menschen. Wenn man von Jemandem sagt: er hat Ch., so heißt dies: er ist fest u. beharrlich in seinen Ansichten u. Grundsätzen in Bezug auf das sittliche Handeln. Ein charaktervoller Mensch ist treu u. zuverlässig; man kann in der Regel im Voraus von ihm sagen, wie er in sittlichen Dingen gesinnt sein u. handeln werde; denn er verfährt stets nach festen Grundsätzen. Von welchem Werth die Ch.-Stärke bei einem Menschen sei, ist eben so leicht einzusehen, als daß ein fertiger Ch. nicht in der Kindheit u. Jugend möglich ist. Gleichwol hat die Erziehungswissenschaft sich schon früh um den Charakter zu bekümmern u. nach seiner Anlage sich umzuziehen. Es ist nicht zu verkennen, daß dem Menschen von Natur eine gewisse Eigenthümlichkeit verliehen ist, welche, an sich körperlich, auch die geistige Natur beeinflußt. Nur auf Grund dieser angeborenen Eigenthümlichkeiten, die man mit dem Ausdruck Temperament bezeichnet (s. d.), können äußere Lebensverhältnisse u. Erziehung auf den Ch. eines Menschen einwirken. Es ist ein trauriger Irrthum, daß man willkürlich jeden Menschen zu irgend welchem Charakter bilden u. entwickeln könne; vielmehr muß er dies selber aus sich heraus thun, sobald der Erzieher seine Eigenthümlichkeit u. ursprüngliche Kraft erkannt hat u. ihm schützend u. fördernd zur Seite steht. Um aber zu erkennen, wozu der Mensch von Natur angelegt ist, worin seine Eigenthümlichkeit besteht, ist es nothwendig, ihn sorgfältig zu beobachten. Einige Regeln zur Förderung der Ch.-Tüchtigkeit mögen hier folgen. Man lasse die Flüchtigkeit der Eindrücke u. den häufigen Wechsel der Empfindungen u. Neigungen, wozu viele Kinder einen Hang haben, nicht übermäßig Platz greifen. Man beschränke die allzugroße Abhängigkeit der Kinder von anderen Personen. Das Beharren auf einem Wunsch od. Vorsatz behandle man bei Kindern mit großer Vorsicht. Es kann dasselbe ebensowol aus Selbstsucht u. Eigensinn, als aus fester u. treuer Ueberzeugung herstammen. Schüchternheit u. Zurückhaltung können später zur Besonnenheit, Gesetztheit u. Vorsicht werden. Wenn man aber die natürliche Demuth u. Blödigkeit des Kindes schilt u. ihm eine unnatürliche Dreistigkeit aufnöthigt, so kann man sich schwer an demselben versündigen. Unnöthiger Widerspruch, willkürliche Versagung eines Wunsches führt nicht selten zum Eigensinn. Es ist das Merkmal eines werdenden Ch.s, wenn das Kind gern etwas unternimmt, u. mit Entschlossenheit bereit ist, dasselbe auszuführen. Diese Ausführung muß man erleichtern, sofern dies nöthig ist; wenn nicht — das Kind der eigenen Kraft überlassen. Auch das passive Standhalten, fremdem Ansinnen od. dem Schmerz u. Ungemach gegenüber, ist ein Zeichen von Ch. Dies sieht beim Kinde zuweilen wie Trotz aus, ohne es zu sein. Tüchtige Ch.e aus der Geschichte u. dem Leben wirken auf die Ch.-Bildung. Auch das Leben hat diese Wirkung. Aber die Welt u. die Fremde können nur dann einen heilsamen Einfluß auf den Ch. ausüben, wenn aus dem Elternhause eine gute sittliche Grundlage mitgebracht wird. — Wie vom Ch. eines einzelnen Menschen, so spricht man auch von dem einer größern Gesammtheit von Menschen, einer Nation, einer Zeit. Man bezeichnet damit die Summe eigenartiger Vorzüge od. Fehler, durch welche eine Nation, eine Zeit sich von jeder anderen unterscheidet.

Charakterrollen nennt die Dramaturgie solche Rollen, bei denen es auf bes. anschauliche u. scharfe Darstellung eines eigenartigen Charakters, seiner Merkmale u. Triebfedern ankommt. Schauspieler, die sich die Vorführung solcher Rollen zur Aufgabe machen (wie in neuerer Zeit Bogumil Dawison), heißen Charakterspieler; die Masken, deren sie sich zu diesen Zwecken bedienen, Charaktermasken.

Charcutier (frz., spr. Scharküttjeh), ein Fleischwaarenhändler, bes. ein solcher, welcher zubereitete Fleischwaaren verkauft. — **Charcuterie** (spr. Scharküterih) nennt man das Geschäftslokal eines Charcutiers.

Chardin (spr. Schardäng), Jean, berühmter Reisender, geb. zu Paris 26. Nov. 1643. Von seinem Vater, einem protest. Juwelier, ward er im J. 1663 nach Ostindien geschickt, um Diamanten einzukaufen. Bald darauf kam er nach Ispahan, ward Hofjuwelier des Schah von Persien u. hatte während eines 6jähr. Aufenthaltes im Lande die beste Gelegenheit, reiche historische u. andere Sammlungen an sich zu bringen u. zuverlässige Nachrichten über Staatsverfassung, Sitten u. Gebräuche des Landes einzuholen. Nur ein Jahr etwa hielt er sich in seinem Vaterlande auf, um während der Jahre 1671—81 ein zweites Mal in Persien u. Indien zu reisen. Nach seiner Rückkehr ward er vom König Karl II. von England zum Ritter geschlagen u. mehrmals als Bevollmächtigter u. Agent der Englisch-ostindischen Gesellschaft nach Holland gesandt. Ch. starb 26. Jan. 1713 in der Nähe von London. — Seine „Voyages en Perse et autres lieux de l'Orient" (Lond. 1686), neueste Ausgabe mit trefflichen Zeichnungen von Grélot (Par. 1811, 8 Bde.), sind eine sichere Quelle zur Kenntniß Persiens.

Charente (spr. Scharangt'), ein Fluß im südl. Theile von Frankreich, entspringt im Depart. Haute-Vienne in den Limousinbergen, biegt Anfangs nach Nordwesten, dann nach Südwesten u. mündet zuletzt nach einem sehr gewundenen Laufe von 48 Meilen der Insel Oleron gegenüber in den Busen von Biscaya. Nach der Ch. werden zwei franz. Departements genannt: 1. Ch. selbst, 108 □M. mit 379,000 E., aus Theilen des Limousin, der Marche u. des Poitou entstanden, wird im N. vom Depart. der Vienne, im NW. von dem der beiden Sèvres, in W. von dem der Ch. Inférieure, im S. u. SO. von dem Dep. der Dordogne u. im O. von dem der Ober-Vienne begrenzt. Es wird in die Arrondissements Angoulême, Barbezieux, Cognac, Confolens u. Ruffec eingetheilt; Hauptstadt des Depart. ist Angoulême. — 2. Ch. Inférieure, 124 □M. mit 481,000 E., grenzt im W. an den Atlant. Ozean, im SW. an die Garonne, im S. an das Dep. der Gironde, im SO. an das der Dordogne, im O. an das Dep. der Ch., im N. an das der beiden Sèvres u. das Dep. der Vendée. Es zerfällt in die Arrondissements La Rochelle, Jonzac, Marennes, Rochefort, Saintes u. St. Jean d'Angely, Hauptort La Rochelle.

Charenton-le-Pont (spr. Scharangtong le Pong), Marktflecken im Seine-Departem. beim Zusammenfluß der Seine u. Marne, mit schönen Landhäusern der Pariser, am 27. März 1871 von den Deutschen besetzt.

Chares, ein Schüler des Lysippos, aus Lindos auf Rhodos gebürtig, verdankte seinen Ruhm der Kolossalstatue des Sonnengottes zu Rhodos, die, 30,76 m. hoch, binnen 12 Jahren für 300 Talente von ihm gefertigt wurde. Plinius der Aeltere schreibt über das Bild: „Dieses Bild ward nach 56 Jahren durch ein Erdbeben niedergeworfen; aber auch liegend ist es zum Erstaunen. Wenige sind im Stande, seinen Daumen zu umfassen; die Finger allein sind größer als die meisten Bildsäulen; weite Höhlen gähnen aus den gebrochenen Gliedern entgegen." Ueber die Gestalt des Sonnengottes u. über die Art seiner Aufstellung lassen uns die Alten völlig im Dunklen, u. wenn man den Rhodischen Koloß, der zu den sieben Weltwundern gezählt wird, abgebildet sieht, wie er mit gespreizten Beinen am Eingange eines Hafens steht, während Schiffe unter ihm durchfahren u. er selbst mit erhobener Hand eine Pfanne mit brennender Flamme hält, so ist dies weiter Nichts als ein leeres Hirngespinnst.

Charette de la Contrie (spr. Scharett de la Kongtrih), François Athanase, Anführer der Vendéer, geb. 21. April 1763 zu Couffé bei Ancenis, wanderte beim Ausbruch der Revolution nach Deutschland aus u. lebte auch nach seiner Rückkehr zurückgezogen auf seinen Besitzungen, bis er sich 1793, dem Rufe seiner Landsleute folgend, mit an die Spitze des Kampfes gegen die Republik stellte. Seine todesmuthige Tapferkeit entflammte die Vendéer, u. seine Schnelligkeit u. Entschlossenheit würde der Insurrektion treffliche Dienste geleistet haben, wenn er es vermocht hätte, sich den Obergeneralen (Cathelineau, später Elbée u. Laroche-Jacquelin) unterzuordnen. Mit den zunehmenden Mißerfolgen der Aufständischen wuchs die Eigenmächtigkeit u. Grausamkeit, mit der Ch. in der unteren Vendée gegen die Anhänger der Republik wüthete. Trotzdem hielt der Konvent es für zweckmäßig, ihn, nachdem er (15. Febr. 1795) sich ergeben u. die Republik anerkannt, straffrei ausgehen zu lassen. Ein neuer Aufstandsversuch, den Ch. bald nachher machte, schlug fehl; im blutigen Treffen bei St.-Cyr verwundet, wurde er gefangen genommen u. 29. März 1796 erschossen.

Charfreitag heißt der sechste Tag der Charwoche od. Großen Woche, der von der gesammten christl. Kirche als Gedächtnißtag der Kreuzigung Jesu gefeiert wird. Der Name kommt weder von dem griech. Charis d. h. Gnade, noch von dem latein. carere (fasten), sondern von dem altdeutschen caren, d. h. wehklagen (also: Klagefreitag, Klagewoche). Die von der alten Kirche geforderte Freihaltung dieses Tages von allem äußeren Schmuck u. Geräusch beim Gottesdienst (Schweigen der Glocken u. Orgeln u. s. w.) hat sich zum Theil noch in der protest. Kirche erhalten. Letztere feiert übrigens aus der Charwoche nur den Palmsonntag (Erinnerung an den Einzug Jesu in Jerusalem) u. Charfreitag als kirchliche Feste; höchstens noch den Donnerstag als Tag der Einsetzung des heil. Abendmahls durch erstmalige Kommunion der Jugend. (Der Name Grüner Donnerstag stammt erst aus dem späteren Mittelalter, indem man durch den Genuß grüner Gemüse den Eintritt des Frühlings feierte.) Die alte Kirche hingegen feierte, wie noch jetzt die katholische, die ganze Woche u. beobachtete von Montag bis Sonnabend Mitternacht strenges Fasten.

Charge (spr. Scharsch'), eigentlich Last, Ladung, Fracht, Auflage, Beschwerde, ferner ein Amt, bes. ein höheres. Außerdem bezeichnet Ch. in der Malerei u. Dichtkunst das Ueberladene u. Uebertriebene; im Kriegswesen den Angriff, vorzüglich der Reiterei im gestreckten Galopp, das Trompetensignal zu demselben u. auch die Ladung. Im Theaterwesen sind chargirte Rollen solche, die darauf berechnet sind, durch Uebertreibung zu wirken.

Chargé d'Affaires, ein mit diplomat. Geschäften Beauftragter.

Charibert, s. „Franken".

Charilāos, spartan. König, nachgeb. Sohn des Polydektes (geb. um 850), während dessen Unmündigkeit sein Oheim u. Erzieher Lykurg die Regentschaft führte. Da die Mutter des Ch. ausstreute, Lykurg trachte diesem nach dem Leben, um selbst König zu werden, so ging Jener so lange ins Ausland, bis Ch. mündig geworden. Erst dann kehrte Lykurg zurück u. bahnte nun die große Staatsreform an, die seinen Namen führt.

Charīsi, Jehuda ben Salomo, einer der vorzüglichsten neuhebräischen Dichter, geb. gegen Ende des 12. Jahrh. zu Xeres in Spanien, gest. um 1235. Er handhabte die hebr. Sprache mit staunenswerther Virtuosität, theils als Uebersetzer (der arab. Werke des Maimonides, der Makamen des Hariri u. s. w.), theils als selbständiger Dichter. Sein Makamenbuch „Tachkemoni" ist nicht nur von poet., sondern auch von hohem kulturgeschichtl. Werth, da der vielgereiste u. belesene Dichter interessante Notizen über jüd. u. allgemeine Zustände seiner Zeit einflicht (herausgegeben u. verdeutscht von S. J. Kämpf, 1845; 1868).

Charité (franz., spr. Schariteh), Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Mitleid; ferner Krankenanstalt für Arme u. Mittellose. Bes. führt diesen Namen das ursprünglich von Friedrich Wilhelm I. 1710, als die Pest zu Berlin wüthete, daselbst zum Pesthaus eingerichtete, später bedeutend vergrößerte Krankenhaus, in welchem angehende Aerzte ihre klinischen, medizinischen u. chirurgischen Prüfungen abzulegen haben. Ein Gebär- u. ein Irrenhaus sind gleichfalls mit dem Institute verbunden.

Charitinnen, s. „Grazien".

Charivari (spr. Schariwari), lat. Chalvaricum, bedeutet 1. so viel wie Tumult, Geschrei, Lärm, wie letzterer z. B. bei einer Katzenmusik (s. d.) vollführt wird, u. ist 2. der Titel einiger Blätter für Witz u. Satire; so gab z. B. in Deutschland Ed. M. Oettinger (s. d.) einen „Ch." (Lpz. 1841—51) heraus u. erscheint schon seit 1831 in Paris ein gleichnam. Blatt.

Charkow. 1. Gouvernement der Provinz Kleinrußland, östlich vom Gouv. Pultawa, südl. vom Gouv. Kursk begrenzt, 988 □M. groß mit 1,682,000 Einw. Ch. umfaßt den größten Theil der Ukraine. Es ist ein 100—130 m. hohes Plateau mit vielen Erdschluchten u. Steilabfällen an den Flüssen, unter denen der Donetz, ein Nebenfluß des Don, der bedeutendste ist. Der Boden ist fruchtbar u. der Ackerbau die hauptsächlichste Beschäftigung der Bewohner, die zu den Kleinrussen u. den Kosaken gehören; Klima mild u. gesund. — 2. Hauptstadt des Gouvernements, am Flusse Charkow (der in die Uda, einen Nebenfluß des Donetz, fällt), mit 60,000 Einw. Ch., 1653 gegründet, ist der Sitz des Gouverneurs u. des Erzbischofs von Ch. u. Achtyrka u. hat eine 1804 von Alexander I. gestiftete Universität. Wichtig für Rußland ist Ch. durch seine 4 großen Messen, wovon 2 hauptsächlich Vieh-, bes. Pferdemärkte, die übrigen Wollmärkte sind; bei letzteren etwa $1\frac{1}{2}$ Mill. Rubel Zufuhr u. Verkauf.

Charlatan ist eigentlich ein span. Wort u. bezeichnet, wie das ital. ciarlatano, einen Schwätzer, Marktschreier, dann bes. einen Afterarzt od. Quacksalber, der, ohne gründliche Kenntniß der Heilkunst, sich durch Ruhmrederei in Ansehen zu bringen sucht. Das „mundus vult decipi" hat der Charlatanerie zu allen Zeiten u. auf den verschiedensten Gebieten Vorschub geleistet, u. die Charlatane, die auf Jahrmärkten dem Publikum ihre Wundermittel anpreisen, sind noch nicht die schlimmsten.

Charlemagne, s. „Karl der Große".

Charlemont, die Citadelle der an der belg. Grenze gelegenen Stadt Givet (s. d.).

Charleroi (franz., spr. Scharl'roa), eine starke Festung, in der belg. Provinz Hennegau, an beiden Ufern der Sambre, 9 Meilen südwestl. von Brüssel mit 13,000 E., Sitz einer Handelskammer u. einer Malerakademie. Aeußerst zahlreich sind die Fabriken, begünstigt durch die in der Nähe befindlichen Kohlengruben. Ch. wurde 1666 von König Karl II. von Spanien gegründet, 1676 von Ludwig XIV. erobert u. befestigt, 1678 kam es wieder an Spanien, wurde 1746 aufs Neue von den Franzosen erobert, 1748 aber an Oesterreich abgetreten. In den Revolutionskriegen beherrschten die Oesterreicher durch Ch. die ganze Sambrelinie. Erst nach hartnäckiger Belagerung ergab sich die Festung 25. Juni 1794 den Franzosen, die Werke wurden geschleift, 1815 aber von den Niederländern, in deren Besitz Ch. gelangt war, aus franz Kontributionsgeldern wieder hergestellt.

Charles (spr. Scharl), Jacques Alexandre César, franz. Physiker, geb. zu Beaugency (Dep. Loiret) 12. Nov. 1746, gest. zu Paris 7. April 1823, machte sich um die Luftschiffahrt verdient, indem er den Ballon statt mit erhitzter Luft mit Wasserstoffgas füllte; ein so gefüllter Ballon ward nach ihm Charlière (spr. Scharliähr) genannt, zum Unterschied von einer Montgolfière (s. d. u. „Luftballon").

Charles-River (spr. Tschahrls-Riwwer), Fluß im nordamerikan. Staate Massachusetts; mündet nach einem Laufe von 15 Meilen bei Boston in die Massachusetts des Atlantischen Ozeans.

Charleston (spr. Tschalst'n), die größte Stadt im nordamerikan. Staate Südcarolina, mit 49,000 E., bereits 1671 gegründet. Sie bildet ein Dreieck, an dessen Spitze die beiden Flüsse Cooper u. Ashley zusammenfallen, welche 13 m. Tiefe haben, u. vereinigt die $^1/_2$ M. breite u. $1^1/_2$ M. lange Ch. Bai, einen vortrefflichen, durch 3 Forts (darunter Fort Sumter) vertheidigten Hafen. Die Stadt liegt nur 3 m. über dem Meeresspiegel u. ist deshalb bei Sturmfluten Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Straßen kreuzen sich fast sämmtlich unter rechten Winkeln u. machen, zumal sie vielfach mit Bäumen bepflanzt sind, einen freundlichen Eindruck. Der Handel ist bedeutend, nam. was die Ausfuhr von Reis, Baumwolle u. Tabak betrifft. Ch. spielte, als eine der bedeutendsten Städte der südlichen, Sklaven haltenden Staaten, eine wichtige Rolle im Amerikan. Bürgerkriege, der im 13. April 1861 mit der Beschießung des Forts Sumter von Ch. aus begann. Die Stadt wurde 1865 von den Unionstruppen nach 2jähr. Belagerung u. fast ununterbrochenem Bombardement endlich erobert.

Charlestown (spr. Tscharl'staun), Stadt im nordamerikan. Staate Massachusetts, liegt auf einer vom Mystic- u. Charles-River gebildeten Halbinsel, Boston gegenüber, mit dem es durch mehrere Brücken verbunden ist. Ch. u. Boston bilden zusammen einen Hafen, bei ersterem sind große Schiffswerfte mit einem 112 m. langen, 26 m. breiten u. 10 m. tiefen Dock. Die Stadt hat 26,500 E., unregelmäßige, aber breite u. mit Bäumen bepflanzte Straßen; unter den öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken das Staatsgefängniß u. das große Mac-Lean-Irrenhaus. Dicht bei Ch. befindet sich der Hügel Bunker's Hill, wo 17. Juni 1775 eine Schlacht zwischen Amerikanern u. Briten stattfand, in denen die Ersteren Sieger blieben.

Nr. 1927. Schloß zu Charlottenburg.

Charlet (spr. Scharleh), Nicolas Toussaint, franz. Zeichner u. Maler, geb. 1792, gest. 1845, machte schon als Schüler geistreiche Croquis u. Aquarelle, die allgemeinen Beifall fanden. Seinem ersten Blatte „Der Grenadier von Waterloo" (1817), welches bewies, daß er ein großes Talent für die Darstellung des Soldatenlebens hatte, folgten darauf eine Menge ernster u. komischer Bilder aus dem Leben der Grenadiere Napoleon's, denen er einen höchst naturwahren Typus verlieh. Unter seinen wenigen Oelgemälden ist wol die Episode aus dem Feldzuge nach Rußland das bedeutendste. Am populärsten ist er durch seine humoristischen, charaktervollen Darstellungen aus dem Leben der Soldaten, der Marketenderinnen u. anderer Klassen des niederen Volkes geworden.

Charlière, s. „Luftballon".

Charlotte Christine, Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. zu Wolfenbüttel 29. Aug. 1694, ward 25. Okt. 1711 mit dem russ. Großfürsten Alexis Petrowitsch, dem Sohne Peter's d. Großen, vermählt. Durch diese Heirath mit der sich durch ihren edlen Charakter auszeichnenden deutschen Prinzessin hoffte Peter den Großfürsten, der es mit der altruss. Partei hielt, für seine Reformen zu gewinnen, aber Alexis mißachtete u. mißhandelte seine Gemahlin, so daß sich diese zu Tode grämte u. wenige Tage nach der Geburt eines Sohnes, des nachmal. Zaren Peter II., 1. Nov. 1715 zu Petersburg starb. Daß sich die unglückliche Großfürstin für todt ausgegeben u. heimlich nach Nordamerika geflohen sei, wo sie sich mit einem franz. Offizier, Namens d'Auban, verheirathet habe, ist eine bloße Sage, aber als romant. Sujet zu der von Charl. Birch-Pfeiffer gedichteten u. vom Herzog Ernst von Sachsen-Koburg komponirten Oper „Santa Chiara" benutzt worden.

Charlotte Elisabeth, Herzogin von Orleans, s. unter „Elisabeth Charlotte".

Charlottenburg, Stadt an der Spree in der preuß. Provinz Brandenburg, etwa 1 Meile von Berlin entfernt u. von demselben nur durch den Thiergarten getrennt, wurde 1705 von dem König Friedrich I. gegründet. Die Stadt Ch. hat 15,000 Einw. Berühmt ist das Charlottenburger königl. Schloß nebst großem Park, in dem sich das „Mausoleum" mit den Grabstätten u. den von Rauch in Marmor ausgeführten Denkmalen Friedrich Wilhelm's III. u. der Königin Luise befindet.

Charlottenhof, Villa, von Schinkel erbaut, nahe bei Potsdam an der Havel gelegen, wurde von König Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz bewohnt.

Charlottenstraße, engl. Queen Charlotte Sound, Meeresstraße zwischen dem Festlande von Britisch-Columbia u. dem nordwestl. Theile der Vancouverinsel. Vom 51.° nördl. Br. durchschnitten, beginnt die Straße zwischen Kap Skott, der äußersten Nordwestspitze der genannten Insel, u. Kap Caution in Columbia in einer Breite von 8 geogr. Meilen, verengert sich in der Mitte bis $2^1/_3$ Meilen u. löst sich im O., wo sie $3^1/_2$ M. breit ist, in mehrere schmale Kanäle auf, die sie mit der Georgiastraße, dem Pugetsund u. der Straße Juan de Fuca verbinden u. gemeinsam die Passage zwischen der Vancouverinsel u. dem Festlande vermitteln. In der Ch. liegt an der Vancouverinsel eine Reihe kleiner Inseln: Hope, Galiano u. die Gordongruppe, welche durch den 100—300 m. tiefen Goletakanal von der größeren Insel getrennt werden. Eine breitere, 100—200 m. tiefe Straße, der Neue Kanal, führt zwischen jenen Inselchen um die Walkergruppe, ein weit seichterer zwischen letzterer u. dem Festlande. Der breite innere Theil der Ch. bildet an der Vancouverinsel die Hardybai u. den Biberhafen mit dem Fort Rupert. Das Vorkommen von Steinkohlenlagern giebt diesen Küsten eine wesentliche Bedeutung für die Dampfschiffahrt. Weiter nach O. hin liegt die 3 Meilen lange Insel Malcolm, von Vancouver durch die Broughtonstraße getrennt, u. letztere führt als Johnstonestraße längs der mit hohen Bergen besetzten Nordküste von Vancouver, im N. von den Inseln Hanson, Harbletown, Crawford u. zahlreichen Halbinseln des Festlandes eingefaßt, ostwärts nach der Georgiastraße. An der Nordseite der Ch. liegt vor dem mit hohen Bergen (1500— über 2000 m.) besetzten, durch Fjorde tief eingerissenen Festlande der Archipel der Broughtoninseln (die größten sind Gilford u. Broughton), hohe Inseln mit Steilküsten, zwischen denen enge Fjorde u. Sunde sich hinziehen. Knight Inlet, der tiefste jener Fjorde, ist 17 M. lang u. $^1/_2$—$^1/_1$ Meile breit.

Charmides, ein angesehener Athener zur Zeit des Plato, der nach ihm seinen Dialog über die Besonnenheit benannte.

Charnier, s. „Scharnier".

Charon, der Fährmann, welcher in seinem Nachen die Seelen der Todten über die Flüsse der Unterwelt setzte, weshalb man den Todten eine kleine Kupfermünze als Fährlohn in den Mund zu stecken pflegte. Die Sage von ihm, den man sich als schmuzigen, grämlichen Greis dachte, ist erst in der Zeit nach Homer entstanden.

Chäronēa, Stadt in Böotien zwischen dem Berge Thurion u. dem Flusse Kephissos, denkwürdig durch den entscheidenden Sieg, den hier König Philipp von Makedonien über die verbündeten Truppen von Athen, Theben u. a. griech. Freistaaten 338 v. Chr. davontrug, durch den nicht minder glänzenden Sieg, den Sulla hier 86 v. Chr. über Mithridates (den König von Pontus) erfocht. Ch. ist der Geburtsort des Schriftstellers Plutarch. An der Stelle des alten Ch., von dem noch einige Reste erhalten sind, steht jetzt der Ort Kaprena.

Charost (spr. Scharoh), Herzog Armand Joseph de Béthune von, franz. Humorist, geb. zu Versailles im J. 1728, nahm am Siebenjährigen Kriege theil, trug dann viel zur Verbesserung des Ackerbaues u. Hebung des Volksunterrichts bei. Auf seinen Gütern schaffte er schon 20 Jahre vor der Revolution die Frohndienste ab u. wirkte auch sonst sehr segensreich. Während der Schreckenszeit dessenungeachtet verhaftet, erhielt Ch. nach dem 9. Thermidor nicht allein seine Freiheit

wieder, sondern auch seitens des Revolutionsausschusses den Ehrennamen „Vater der leidenden Menschheit". Später ward er Maire von Paris, wo er im J. 1800 starb. Seine Denkschriften erschienen gesammelt unter dem Titel „Vues générales sur l'organisation de l'instruction rurale" (Par. 1795).

Charpentier (spr. Scharpangtjeh), François Philippe, ein als vielseitiger Erfinder bekannter franz. Mechaniker, geb. zu Blois 3. Okt. 1734, erlernte in Paris die Kupferstecherei u. erfand bald die getuschte Manier in der Aetzkunst, mittels deren er selbst viele Blätter ausführte. Zum königlichen Mechanikus ernannt u. im Besitze einer eigenen Werkstätte, bethätigte er dann seinen erfinderischen Geist auch auf anderen Gebieten; nam. erfand er mehrere wichtige Maschinen, insbes. eine zur Herstellung von Feuerwaffen, infolge dessen ihn andere europ. Regierungen, aber vergeblich, für sich gewinnen wollten. Auf Grund der Erfindung einer vortheilhaften Bohrmaschine für Flintenläufe u. einer Metallschneidemaschine erhielt Ch. während der Revolution die Leitung des Atélier de perfectionnement übertragen. Trotz großer Einnahmen starb der uneigennützige Künstler in ärmlichen Verhältnissen zu Blois 22. Juli 1817.

Charpentier, Johann Friedrich Wilhelm Toussaint v., verdienstvoller Geognost, geb. 24. Juni 1738 zu Dresden, wirkte seit 1766 als Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg, war später hervorragend bei der Anlegung u. Leitung des dortigen Amalgamirwerks thätig u. wurde von Kaiser Joseph II. geadelt u. von der sächs. Regierung zum Berghauptmann ernannt, als welcher er 27. Juli 1805 starb. Sowol der praktische Bergbau als die Geognosie danken ihm bedeutsame Anregungen; nam. hat er die geognostische Durchforschung Sachsens gefördert. Er schrieb eine „Mineralogische Geographie der kursächs. Lande" (1778), „Beiträge zur geognostischen Kenntniß des Riesengebirges" (1804) u.a.m. — Sein Sohn Toussaint v. **Ch.**, geb. 22. Nov. 1780 zu Freiberg (seit 1810 Oberbergrath in Breslau, seit 1830 Direktor des westphäl. Bergamts in Dortmund, seit 1835 Berghauptmann in Schlesien), hat sich gleichfalls als Geognost u. Mineralog, aber nebenher auch auf anderen Gebieten der Naturwissenschaften, namentlich auf dem der Zoologie, hervorgethan. Er veröffentlichte eine „Darstellung der Höhen verschiedener Berge, Flüsse u. Orte Schlesiens" (1812), „Horae entomologicae" (1825), „Libellulinae Europeae" (1840) ꝛc. u. besorgte mit Blumhof u. Lehmann eine neue Ausgabe von Rinmann's „Allgemeinem Bergwerkslexikon" (1809, 2 Bde.). Er starb zu Brieg 4. März 1847.

Nr. 1928. Charleston, Hauptstadt von Süd-Carolina.

Charpie (spr. Scharpih) werden die für chirurgische Zwecke durch Auszupfen der Leinwand gewonnenen Fäden genannt, die als Verbandmittel gebraucht werden. Man ordnet die Ch. od. läßt sie geballt. Ihre leichte Herstellungsweise, ihre Billigkeit, ihre Zusammendrückbarkeit, endlich ihre Porosität hat der Ch. jedenfalls so große Verbreitung geschafft. Sie wird auf Wundflächen aufgelegt, entweder mit einer Flüssigkeit getränkt od. mit einer Salbe bestrichen od. endlich trocken, theils zur Bedeckung der Wunde, theils um dieselbe mechanisch zu reizen, theils um die Nachbartheile vor abfließendem Eiter zu schützen, endlich auch um den Eiter der Wunde schwammartig aufzusaugen. Alle diese Eigenschaften jedoch werden von anderen Mitteln zum Theil mit

vereinigt, zum Theil übertreffen. Dabei hat die Ch. den Nachtheil, daß sie, aus alter Leinwand genommen, viel Schmuz enthält, daß sie die Wunde nie vollkommen von den in der Luft enthaltenen giftigen Pilzelementen absperrt, während Baumwolle dies vollkommen thut, daß sie ferner, selbst voll schädlicher Elemente, sich beim Stehen im Krankenzimmer imprägnirt u. damit durch sie eine Krankheit auf gesunde Wunden übertragbar ist; endlich daß sie unter ungünstigen Umständen selbst faulen kann. Alle diese Nachtheile würden es wünschenswerth machen, wenn der Gebrauch der Ch. aus der Chirurgie zur Behandlung von offenen Wunden verdrängt würde. Ersatzmittel für Ch. giebt es sehr viele, so z. B. poröse Kohle, verschiedene Thonerden, pflanzliche Gewebe, Watte u. s. w.; wo es nicht auf Aussaugung des Eiters ankommt, leistet Baumwolle, bes. Schießbaumwolle, die besten Dienste.

Charras (spr. Scharrah), Jean Baptiste Adolphe, ein als treuer Anhänger der Republik bekannter franz. Oberst, geb. zu Clermont-Ferrand (Dep. Puy-de-Dôme) 7. Jan. 1810, hegte schon als Zögling der Polytechnik republikan. Gesinnungen u. betheiligte sich an den Julikämpfen, trat unter Ludwig Philipp als Offizier bei der Artillerie ein, ließ sich 1841 als Infanterieoffizier nach Afrika versetzen u. kehrte mit dem Range eines Bataillonschefs 1847 zurück. Nach der Februarrevolution ward Ch. Oberstleutnant u. Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, von 1848—51 gehörte er sowol der konstituirenden wie legislativen Versammlung an, hielt sich hier zur Bergpartei u. zeigte sich bes. durch das von ihm beantragte u. von der Legislatur angenommene, auch nach ihm benannte Gesetz, laut welchem der Präsident der Republik verpflichtet sein sollte, bei jeder Ordensverleihung die Beweggründe dazu im „Moniteur" zu veröffentlichen, als entschiedenster Gegner Louis Napoleon's. Dieser ließ ihn daher beim Staatsstreiche verhaften u. Anfang Jan. 1852 über die belg. Grenze schaffen. Im J. 1854 auch aus Brüssel ausgewiesen, ging Ch. erst nach Holland, 1857 aber nach Basel, wo er auch, als der Einzige, der die Amnestie des Kaisers zurückgewiesen, 23. Jan. 1865 starb. Schon früher als Militärschriftsteller thätig, schrieb er während seiner Verbannung: „Histoire de la campagne de 1815" (1864, mit Atlas).

Charron (spr. Scharrong), Pierre (Peter), franz. Philosoph u. Kanzelredner, im J. 1541 als Sohn eines Buchhändlers zu Paris geb., widmete sich erst dem geistlichen Stande, nachdem er bereits mehrere Jahre Advokat gewesen. Bald that er sich als Kanzelredner im südl. Frankreich hervor u. wurde sogar Prediger der Königin Margarethe von Navarra. Nachdem sein Erbieten, in ein Kloster einzutreten, wegen seines Alters zurückgewiesen worden, blieb er von da an Weltgeistlicher. Seine 1594 zu Bordeaux erschienene Schrift, „Von den drei Wahrheiten", veranlaßte den Bischof von Cahors, ihn zum Generalvikar zu ernennen; als Deputirter dieses Sprengels wurde er 1595 erster Sekretär der Synode zu Paris u. starb das. 16. Nov. 1603. Bedeutender als die erwähnte Abhandlung (gegen die Atheisten: Es giebt einen Gott u. eine Religion; gegen die Heiden, Juden u. Muhamedaner: Die christl. Religion ist die wahre; gegen die Ketzer: Das Heil ist allein in der kathol. Kirche zu finden) ist seine Abhandlung „Von der Weisheit" in drei Büchern (Bordeaux 1600 u. sehr oft später), in welcher er viel freisinnigere Ansichten ausspricht (beste Ausgabe von Renouard zu Dijon, 1801, u. Duval, Par. 1821).

Charta hieß bei den Römern ein Blatt der ägypt. Papyruspflanze; da diese als Schreibmaterial benutzt ward, so bedeutete Ch. später jeden Stoff, auf den geschrieben, gezeichnet, gemalt war (daher unser deutsches Wort „Karte"). Im Mittelalter nahm das Wort die engere Bedeutung von „Urkunde, Rechtsbrief" an. Nach dem Vorgange der engl. Magna Charta (s. d.) u. der von Ludwig XVIII. in Frankreich erlassenen Charte constitutionelle bezeichnete man in neuerer Zeit mit Charte die Verfassungsurkunde eines Landes od. auch die Verfassung selbst.

Charte partie, s. „Certe-partie".

Chartern (engl., spr. tschahrtern), ein in den Nordseehäfen gebräuchlicher Ausdruck, gleichbedeutend mit „befrachten".

Chartismus (spr. Tschärtismus) ist der Name einer sozialen Bewegung in England, welche die Vorherrschaft des Adels u. des Kapitals zu beseitigen u. die mit der fortschreitenden Entwicklung des Industrialismus immer drückender gewordene Lage der arbeitenden Klassen zu heben bestrebt war. Die Anfänge dieser Bewegung reichen in die Zeit des nordamerikan. Freiheitskrieges zurück. Einen neuen Anstoß erhielt sie durch die franz. Revolution, während derer John Cartwright (s. d.) die Forderung einer radikalen Parlamentsreform mit Entschiedenheit aufstellte u. für dieselbe eine wirksame Agitation eröffnete. Eine mit mehr als 1½ Million Unterschriften bedeckte Petition, die auf Veranstaltung Cartwright's 1817 dem Unterhause vorgelegt wurde, verlangte die Einführung des allgem. Wahlrechtes. Die gewaltsame Auflösung von Volksversammlungen, die diesem Verlangen Nachdruck geben sollten (unter dem Ministerium Castlereagh), steigerte die Aufregung der Massen. Seit der Julirevolution 1830 nahm die Bewegung mehr u. mehr einen sozialistischen Charakter an. In London u. in allen Hauptorten der engl. Industrie wurden Arbeitervereine gebildet, welche den Kampf gegen die Uebermacht des Kapitals, die Steigerung der Löhne u. die Herabsetzung der Arbeitszeit auf ihre Fahne schrieben. Es erfolgten massenhafte Arbeitseinstellungen, die jedoch die Fabrikbesitzer nur reizten, häufig zu Unordnungen führten u. die gegenseitige Verbitterung verschärften. Durch fortgesetzte Agitation gelang es 1836, die einzelnen Vereine zu einer festeren Organisation unter dem Namen „Working Men's Association" (Arbeiterverband) zu vereinigen. Eine 6. Aug. 1833 in Birmingham abgehaltene Versammlung stimmte dem ihr vom Buchhändler Lovett (einem früheren Tischler) vorgelegten Entwurf einer „Volkscharte" (People's Charter) zu u. beschloß eine Petition an das Unterhaus, in der dieses zum Erlaß einer solchen Charte aufgefordert wurde (seitdem nahm die Bewegung den Namen Ch. an). Ein Hauptpunkt dieser neuen Verfassung war die Einführung des allgemeinen Stimmrechts mit geheimer Abstimmung. Ein Centralausschuß der Partei, welcher vom Jan. bis Juli 1839 in London tagte, arbeitete diesen Entwurf weiter aus u. stellte noch eine Reihe von Forderungen in Betreff des Steuerwesens, der Armenpflege u. s. w. auf. Das Unterhaus verwarf die Petition mit großer Majorität; die aufrührerischen Versammlungen der Partei wurden aufgelöst, Lovett, Collin u. a. hervorragende Chartisten verhaftet, ein im Nov. 1839 in Südwales ausbrechender Aufstand rasch unterdrückt. Dennoch nahm der Ch. im folg. Jahre einen neuen Anlauf; Vertreter aus allen Theilen Englands traten in Manchester zusammen u. nahmen die Neubildung der Partei in die Hand. Eine Petition um Einführung der Volkscharte erhielt 1,300,000 Unterschriften, wurde aber vom Unterhause wiederum abgelehnt. Die damals beginnende Freihandelsbewegung schwächte das Interesse für den Ch., der aber im Stillen fortwühlte u. nach der franz. Februarrevolution 1848 aufs Neue hervortrat. Kleine Revolten, die in London, Manchester, Edinburgh, Glasgow u. s. w. ausbrachen, wurden jedoch mit geringer Mühe niedergeschlagen. Eine 10. April in London abgehaltene Parteiversammlung beschloß die Absendung einer Massenpetition zu Gunsten der Volkscharte an das Unterhaus; dieselbe erhielt gegen 6 Millionen Unterschriften, wurde jedoch wiederum mit großer Mehrheit abgeworfen. Die seitdem vom Parlament angebahnten volkswirthschaftlichen Verbesserungen (nam. die Aufhebung der Kornzölle u. die dadurch ermöglichte Herabsetzung der Brotpreise), sowie die Reform des Wahlrechts (nam. die Einführung des Haushalterstimmrechts mit Aufhebung des Census, 1867) hat dem Ch. einen großen Theil seines Agitationsgebietes entzogen, u. der Uebertritt einer beträchtlichen Zahl seiner Anhänger ins Lager der Internationalen hat den Zersetzungsprozeß der Partei beschleunigt.

Chartre (spr. Schart'r), La, Flecken im Dep. der Sarthe, links am Loir (27. Dez. 1870 Gefecht u. Vordringen der franz. Loire-Armee; 7. Jan. 1871 Sieg der Deutschen über die Letzteren u. Uebergang über den Loir).

Chartres (spr. Schart'r), Hauptstadt des franz. Depart. Eure-et-Loir im ehemaligen Orléannais, in einer fruchtbaren Gegend, die Beauce genannt, an der Eure gelegen, mit 20,000 Einw. Ch. zerfällt in eine Ober- u. eine Unterstadt, von denen die erstere unregelmäßig gebaut ist. Berühmt ist die schöne gothische Kathedrale aus dem 11. Jahrh., mit 2 Thürmen, von denen der eine 120 m. hoch ist. Ch. bestand schon zur Römerzeit unter dem Namen Autricum u. war der Hauptort der Carnuten. Durch Franz I. wurde es mit dem umliegenden Lande zu einem Herzogthum erhoben, nach welchem später die ältesten Söhne aus dem Hause Orleans den Titel Herzöge von Ch. führten. In Ch. predigte Bernhard von Clairvaux den zweiten Kreuzzug, auch ist es der Geburtsort der aus der Revolution bekannten Deputirten Brissot u. Péthion.

Chartres, Herzöge von, s. „Orleans".

Chartreuse (spr. Schartreus'), eigentlich La Grande Chartreuse, die große Karthause, ein großes Kloster, in der Dauphiné, im Depart. Isère, 2½ Meile nordöstl. von Grenoble in einem rings von hohen Gebirgen umschlossenen Thale gelegen. Das Kloster wurde 1086 vom heiligen Bruno gestiftet u. bildete die Wiege des nach ihm benannten Karthäuserordens. Dasselbe wurde 1793 aufgehoben, jedoch 1816

wieder eröffnet. Die Mönche bereiten verschiedene Heilmittel gegen Zahnschmerzen, Quetschungen u. s. w. Die Anfertigung des berühmten Liqueurs Ch. aber, der ihnen jährlich eine halbe Million Francs einbrachte, ist ihnen 1864 vom Papste verboten worden.

Chartrey (spr. Tschartreh), Francis, einer der namhaftesten u. einflußreichsten engl. Bildhauer der Neuzeit, geb. zu Morton (Derbyshire) 1782, gest. in London 1841. Nachdem er eine Zeit lang Miniaturmaler gewesen war, wandte er sich zur Bildhauerkunst u. begründete darin seinen Ruf durch eine Büste des geistreichen Schriftstellers Horne Tooke (1802). Sie hatte eine Menge theils öffentlicher, theils privater Aufträge großentheils für Büsten u. Porträtstatuen zur Folge, die sich noch vermehrten, nachdem sein Meisterwerk, ein Grabdenkmal zweier Kinder, in der Kathedrale zu Lichfield aufgestellt war. Viele seiner Grabdenkmale (Porträtstatuen) sind in der Westminsterabtei u. in der Paulskirche zu London, andere in Privatbesitz od. in anderen Städten Englands u. Schottlands. Weniger gelungen, nam. in den Pferden, sind seine Reiterstatuen, z. B. die Georg's IV. (Trafalgar-Square) u. die des Herzogs von Wellington (Platz der Börse). In fast allen seinen Arbeiten herrscht ein prosaischer Naturalismus in der Auffassung der menschlichen Figur u. eine tüchtige Ausführung; es fehlt ihm an Reichthum der Phantasie u. an feinerem Verständniß der Formen.

Nr. 1929. Chartum, Hauptstadt von Nubien.

Chartum (Khartúm), Hauptstadt der türkischen Provinz Nubien, in dürrer, ungesunder Ebene am Bahr el Azrek, unweit seiner Vereinigung mit dem Bahr el Abiad, im J. 1821 von den neuen Machthabern angelegt u. bald durch seine günstige Lage zum Mittelpunkt des Verkehrs zwischen den unteren u. oberen Nilländern erhoben; Sitz des türkischen (ägyptischen) Generalgouverneurs u. einer ansehnlichen Militärmacht, wie eines österreich., eines franz. u. eines nordamerikan. Konsulates. Die geographische Lage der Stadt ist zu 50° 10′ (50° 21′) O. F., nach v. Heuglin 15° 36′ 30″, nach Baker 15° 29′ nördl. Br. bestimmt worden; die Angaben über ihre Meereshöhe sind außerordentlich schwankend, da die Messungen durch die Luftstauung in der heißen Wüste oft gestört werden; die Höhe betrug mit

Barometer nach				Kochthermometer nach	
v. Russegger	465 m.	v. Heuglin	344 m.	v. Russegger	390 m.
Kreil I.	452 „	Peney	335 „	Kinzelbach I.	339 „
Kreil II.	450 „	v. Prunssenaer	300 „	Kinzelbach II.	342 „
Peel	392 „	Dovyak	269 „		
Kinzelbach	385 „				

Die Messung Kinzelbach's mag wol als die zuverlässigste gelten. Trigonometrische Messungen haben selbstverständlich noch nicht ausgeführt werden können. Das Klima von Ch. ist ein außerordentlich heißes. Im Juni beobachtete man 32° C. vor Sonnenaufgang, 37° bis 41° Nachmittags, 35° bis 36° Abends nach 9 Uhr. 46° C. im Schatten ist als Maximum beobachtet worden; die Wärme des von der Sonne beschienenen Sandes steigt auf 60°.

Das Klima Ch.s wird theils von den Monsunen beeinflußt, wenn auch nicht mit Regelmäßigkeit, theils von den mit dem senkrechten Stande der Sonne eintretenden periodischen Regen, die aber wiederum durch den Einfluß der die Stadt weit u. breit umgebenden Wüsten abgeschwächt werden. Dabei ist es ein Kontinentalklima, in welchem Maxima u. Minima der Temperatur weit aus einander gehen. Von Juni bis Sept. herrschen Süd- u. Südwestwinde, von anhaltendem Regen begleitet; wenn in der zweiten Hälfte des Sept. die Regenzeit aufhört, tritt mit Ost- u. Nordost-, später mit leichten Nordwinden sehr warme u. trockne Zeit ein. Gegen Ende Dez. beginnen heftige Nordstürme, um diese Zeit ist die Temperatur vor Sonnenaufgang durchschnittlich nur 12° C.

Die Hauptstadt Nubiens ist nichts weniger als freundlich, aber großartig. „Einen elenderen, schmuzigeren, ungesunderen Ort“, sagt Baker, „kann man sich kaum denken“. Ringsum Wüste, nur innerhalb der langgestreckten Stadt einige Gärten mit Palmen u. Citronenbäumen, die Ebene liegt kaum über dem Niveau des Hochwassers, die aus ungebrannten Ziegeln erbauten Häuser leiden bei Ueberschwemmungen empfindlich, die Dächer müssen nach jedem Platzregen ausgebessert werden. Die Häuser sind dicht zusammengedrängt, ohne Abzugskanäle u. Senkgruben, die Straßen eng u. von abscheulichen Gerüchen verpestet; nur ein kleiner Theil der Stadt, welchen die Händler bewohnen, wird etwas reinlicher gehalten. Die ansehnlichsten Gebäude sind die weiß angestrichene Residenz des Gouverneurs u. die Moschee; zu erwähnen sind der Bazar, das Lazareth, die Kaserne, die koptische u. die katholische Kapelle. Zahlloses Ungeziefer bewohnt mit den Menschen die Häuser: Skorpione, Eidechsen, Vipern, Taranteln, Hornissen u. a. m. Die Bevölkerung ist bereits auf 50,000 Köpfe angewachsen u. besteht aus einem bunten Gemisch der eingeborenen äthiopischen Stämme (Dschaalîn, Schukuríeh, Hassanieh ꝛc.) u. der aus der Fremde herbeigekommenen Kopten, Aegypter, Araber, Syrer, Armenier, Türken u. Griechen, nebst wenigen Italienern, Franzosen u. Deutschen. Das türkische Militär (oft bis 6000 Mann) besteht aus Aegyptern, Schwarzen von Kordofan u. vom Weißen Nil; die Soldaten wie die Beamten erhalten ihre Löhnung höchst unregelmäßig u. sind daher auf Gewaltthätigkeiten u. Bestechung angewiesen.

Für Handel u. Verkehr ist Ch. ein wichtiger Platz. Der Hauptbetrieb war bisher der Sklavenhandel; von Ch. gingen die Expeditionen der Händler den Bahr el Abiad hinauf in das Gebiet der Schilluk, der Dinka, u. als diese unterworfen waren, südwärts bis über Gondokoro u. südwestwärts bis über die Meschra el Rek hinaus. Elfenbein u. Gummi arabicum waren Ausfuhrartikel zweiten Ranges. Seit Baker's großer Expedition nach dem Süden hatte der Sklavenhandel, wenn auch nur momentan, aufgehört. — Ch. ist mehrere Jahrzehnte hindurch Mittelpunkt einer

ausgebreiteten Missionsthätigkeit gewesen. Papst Gregor XVI. gründete 1846 die katholische Mission am oberen Nil „zur Bekehrung der Neger, zur Verhinderung des Sklavenhandels u. zur Seelsorge für die dort zerstreut lebenden Katholiken". Hauptstation wurde Ch. im J. 1848, von da aus wurden die Stationen Heiligenkreuz u. Gondohoro gegründet. Allein theils die große Sterblichkeit unter den Missionaren (1861 starben von 60 neu angekommenen Dominikanern in kurzer Zeit 14!), theils die Feindseligkeit der mit dem Sklavenhandel beschäftigten weißen u. farbigen Händler hat die Missionen am Bahr el Abiad zerstört, u. jetzt ist Ch. der äußerste Vorposten der römisch-katholischen Missionen am Nil.

Charwoche, s. „Charfreitag".

Charybdis, ein von Homer u. anderen Dichtern den geringen nautischen Kenntnissen jener Zeit gemäß als sehr gefährlich geschilderter Meeresstrudel zwischen Sizilien u. Italien, ganz in der Nähe der noch schrecklicheren Scylla (s. d. Art.).

Chasaren od. **Chazaren**, ein räthselhafter Volksstamm, vielleicht identisch mit den Akaziren des Jornandes, einem finnischen Volke, das in Armenien einfiel, jedenfalls aber um 600 zwischen dem Kaspischen u. dem Schwarzen Meere mächtig war u. bald darauf den auswandernden Bulgaren in die Küstengegenden des Asow'schen Meeres nachrückte. Die Ch. bilden das letzte Glied in der langen Kette von Volksstämmen, welche nach u. nach im südl. Rußland geherrscht haben. Der Kaiser Heraklios verband sich mit ihnen gegen die Perser. Die Blüte des Ch.-Reichs fällt in das 9. Jahrh. Hauptstadt war erst Balangiar, jetzt Astrachan, später Sarkal, das jetzige Bjela ja wega, d. i. Weißthurm. Im 10. Jahrh. erstanden den Ch. in den Russen gefährliche Nachbarn, u. bald nach 1000 erlagen die letzten Reste ihres ehemals so großen Reiches den mit den Griechen verbündeten Russen. Merkwürdig war ihre religiöse Duldsamkeit, ihre Beamten gehörten den verschiedensten Religionen an u. selbst die mosaische Lehre fand unter ihnen eifrige Anhänger.

Chasidim (hebr.), d. i. die Frommen, eine jüdische Pietistensekte, welche um die Mitte des 18. Jahrh. in Polen entstand u. sich von dort aus über Rußland, die Donaufürstenthümer, Ungarn, ja bis in den Orient hinein verbreitete. Als ihr Gründer gilt ein gewisser Israel aus Podolien, gen. Baal-Schem (abgek. Bescht), der um 1740 als Heiliger u. Wunderthäter (Zaddik) in Galizien auftrat u. eine große Schar von Anhängern um sich sammelte, die sich nach ihm „Beschtianer" nannten. Die Verehrung, welche den mystischen Schriften Baal-Schem's u. seiner vornehmsten Jünger sowie dem kabbalistischen Buche „Sohar" (s. d.) gezollt wurde, zog in den Kreisen der Ch. die Vernachlässigung des Bibel- u. Talmudstudiums u. jeder wissenschaftl. Thätigkeit nach sich. Das Gemisch von Werkheiligkeit, finsterer Askese u. sinnlicher Ausgelassenheit, das gewisse Pietistensekten aller Konfessionen kennzeichnet, ist auch dem Chassidismus eigen, der noch heute in vielen Judengemeinden der osteurop. Länder sein Unwesen treibt, obwol er von den Anhängern des orthodoxen Judenthums heftig bekämpft wird. In großer Zahl wallfahrten dort Kranke u. Hülfsbedürftige zu einem berühmten Zaddik („Rabbi"), dessen Rath u. Fürbitte sie oft mit schwerem Gelde bezahlen müssen; od. der Heilige zieht wol auch selbst mit seinem mehr od. minder glänzenden Hofstaat von Ort zu Ort. Die Ch. wohnen meist in dichter Zahl beisammen; wo sie in der Minderheit sind, halten sie ihre theils dem Gottesdienste, theils dem Rausche gewidmeten Zusammenkünfte gern geheim. Vorläufer der Ch. waren im 17. Jahrh. die Sabbathianer (gegründet vom angeblichen Messias Sabbathai Zebi, s. d.); sie gingen größtentheils im Chassidismus auf od. schlossen sich dem Christenthum an. — In älterer Zeit (zur Entstehungszeit des rabbinisch-talmudischen Judenthums) bezeichnete man mit dem Namen Ch. diejenigen Juden, die, im Gegensatze zu den sich streng an den Buchstaben des Gesetzes haltenden Zaddikim (Sadducäern), die Existenz u. Verbindlichkeit traditioneller Erläuterungen u. Erweiterungen annahmen (also die Pharisäer, s. d. u. den Artikel „Talmud").

Chasles (spr. Schahl), **Michel**, franz. Mathematiker, geb. 15. Nov. 1793 zu Epernon (Dep. Eure u. Loire), war von 1825 an Professor in Chartres, seit 1841 Professor der Geodäsie u. Maschinenkunde an der Polytechn. Schule zu Paris; seit 1846 hatte er den Lehrstuhl der höheren Geometrie an der Fakultät der Wissenschaften inne u. war seit 1851 Mitglied des Instituts. Seine Arbeiten erstreckten sich bes. auf Probleme der höheren Geometrie, u. sind zum größten Theile in den „Comptes rendus" u. in Liouville's „Journal mathématique" abgedruckt. Von dem „Aperçu historique sur l'origine et le développement des méthodes en géometrie etc., Bruxelles 1837" hat Sohnke eine Uebersetzung gegeben (Geschichte d. Geometrie, Halle 1839). In den letzten Jahren ist Ch. vielfach genannt worden als Opfer eines Betruges, den ein gewisser Irène Lucas verübt hatte. Derselbe hatte von 1861 an eine große Anzahl von Handschriften, Briefen u. dgl. um hohen Preis an Ch. verkauft als Autographen von Rabelais (2000 Briefe!), Marie Stuart, Shakespeare, Dante, Petrarca, Karl dem Großen, von einigen Aposteln, röm. Kaisern u. s. w., nam. auch eine große Zahl von eigenhändigen, bisher noch nicht bekannten Schriftstücken Pascal's, aus denen die Priorität Pascal's in Bezug auf die von Newton entdeckten Gravitationsgesetze hervorgehen sollte. Nach langem Streit, an dem sich alle gelehrten Körperschaften Frankreichs seit 1867 betheiligten u. in dem sie zum Theil die Echtheit auf das Eifrigste vertheidigten, wurde jedoch die Fälschung, welche schon vorher wissenschaftlich sichergestellt war, ganz zweifellos bewiesen u. Frankreich um eine schöne Hoffnung ärmer gemacht.

Chasles, **Victor Euphémion Philarète**, franz. Literar- u. Kulturhistoriker, geb. zu Mainvilliers bei Chartres 8. Okt. 1798, als Sohn eines der Sache der Revolution mit Eifer anhängenden Prof. der Rhetorik, ward nach Rousseau's Prinzipien erzogen u. kam mit 15 J. zu einem Buchdrucker, einem alten Jakobiner, in die Lehre, mit dem er unter der Restauration verhaftet ward. Durch Chateaubriand erhielt er nach 2 Monaten seine Freiheit wieder, ging dann nach England, wo er 7 J. lang eine Druckerei leitete, kehrte erst nach einer Reise durch Deutschland nach Paris zurück u. war von jetzt ab hier schriftstellerisch thätig. Bald nachdem sein „Tableau de la marche et des progrès de la langue et de la littérature française depuis le commencement du XVI[e] siècle jusqu'en 1610" (Par. 1828) von der Akademie gekrönt worden, trat er in die Redaktion des „Journal des Débats", der er noch heute angehört. Im J. 1837 wurde Ch. zum Konservator der Bibliothek Mazarine u. 1841 zum Professor der Literatur am Collége de France ernannt. Unter d. Titel „Etudes de littérature comparée" gab er 1847—64 eine Sammlung seiner bis dahin bedeutendsten Arbeiten heraus, von denen wir noch nennen: „Etudes sur l'antiquité" (1 Bd.), „Sur le moyen age" (1 Bd.), „Sur le XVI[e] siècle en France" (1 Bd.), „Sur l'Espagne" (1 Bd.), „Sur la révolution d'Angleterre" (1 Bd.), „Sur le XVIII[e] siècle en Angleterre" (2 Bde.), „Sur les hommes et les moeurs au XIX[e] siècle (1 Bd.), „Sur la littérature et les moeurs des Anglo-Américains au XIX[e] siècle" (1 Bd.), „Sur W. Shakespeare, Marie Stuart et l'Arétin" (1 Bd.), „Sur l'Allemagne ancienne et moderne" (1 Bd.) u. a. m. — Sein Sohn Emile Ch. ist in die Fußstapfen des Vaters getreten u. ist einer der Redakteure des Pariser „Constitutionnel".

Chassé (franz., spr. Schasseh), Bewegung der Füße beim Tanzen, ein Pas, bei dem man einen Fuß seitwärts vorschiebt, den andern nachzieht.

Chassé (spr. Schasseh), **David Henri**, Baron, niederländ. General, geb. 18. März 1765 zu Thiel in Geldern, betheiligte sich an der holländ. Revolution, floh nach deren Unterdrückung nach Frankreich, wo er Militärdienste nahm, kehrte aber 1795 unter Pichegru als Oberstleutnant in sein Vaterland zurück, in dessen Armee er dann weiter diente. In den Kriegen jener Zeit legte er so viel Muth u. Tapferkeit an den Tag, daß ihn die Soldaten den Bayonnetgeneral nannten u. er als Oberbefehlshaber der holländ. Truppen in Spanien nach der Schlacht bei Ocaña (1809) vom König Ludwig den Titel eines Barons u. eine Domäne erhielt. Im J. 1813 trat er nochmals in franz. Dienste u. ward als Divisionsgeneral am 27. Febr. bei Bar sur Aube schwer verwundet. Seit 1814 wiederum seiner vaterländ. Armee angehörig, that er sich auch noch in der Schlacht von Waterloo als Generalleutnant ruhmvoll hervor. Den größten Namen machte er sich aber 1832, wo er die von ihm schon im Okt. 1830 gegen die belg. Insurgenten behauptete Citadelle von Antwerpen vom 29. Nov. bis 23. Dez. mit heldenmüthiger Entschlossenheit gegen die Franzosen vertheidigte. Nach der Uebergabe der Citadelle mit der Garnison als Geißel nach St. Omer in franz. Gefangenschaft abgeführt, blieb er in dieser bis zum 12. Mai 1833. Noch während der Belagerung hatte ihn der König zum General der Infanterie ernannt, Ch. lebte aber fortan in Zurückgezogenheit. Er starb zu Breda 2. Mai 1849.

Chasseloup-Laubat (spr. Schaßlu-Lobah), François, Marquis de, franz. General, geb. zu St. Sornin (Charente inférieure) 18. Okt. 1754, ward während des ersten Revolutionskrieges Offizier im Geniecorps u. bald darauf (1793) Kommandant eines Ingenieurbataillons; später leitete er die Belagerung von Mailand u. Mantua, sowie 1807 als General die Arbeiten vor Danzig; seit 1811 war er Staatsrath u. seit 1813 Senator u. Marquis. Nach Napoleon's Sturz wandte er sich sofort den Bourbons zu; infolge dessen 1815 zum Pair erhoben, starb er zu Paris 6. Okt. 1833.

Chasse-marée (franz., spr. Schaß-mareh), ein in der Bretagne gebräuchliches kleines Fahrzeug mit Verdeck, zwei Masten u. großen Raasegeln; ferner ein Eilwagen, auf welchem Austern u. Seefische von der Meeresküste schnell ins Innere des Landes geführt werden.

Chassepot (spr. Schaßpoh), Mechanikus im Centralartilleriedepot zu Paris, konstruirte 1858 das nach ihm benannte Gewehr.

Chassepotgewehr, Feuerwaffe der franz. Infanterie, dem System nach Hinterladungsgewehr mit Einheitspatrone kleinen Kalibers (vgl. „Handfeuerwaffen"). Schon seit 1852 wurden auf der Schießschule zu Vincennes Versuche mit Hinterladungsgewehren gemacht. Nach den Erfolgen des preuß. Zündnadelgewehrs (vgl. dieses) 1864 u. 66 wurden dieselben mit erhöhter Energie betrieben u. durch Beschluß vom 30. Aug. 1866 das Ch. — fusil modèle 1866 — als Ordonnanzwaffe für die franz. Infanterie eingeführt. In der Konstruktion ist das Ch. dem Dreyse'schen Zündnadelgewehr sehr ähnlich. Während indessen bei letzterem der Verschluß des Laufs durch einen Cylinder bewirkt wird, der den unteren Theil des Laufs umschließt, geschieht dies beim Ch. durch einen cylindrischen Verschlußkolben b, der in den Lauf hineingeschoben wird. Um den Verschluß recht gasdicht zu machen, befindet sich hinter dem Knopf, welcher die cylindrische Höhlung des Verschlußkolbens vorn abschließt, ein Kautschukring l, welcher infolge der Ausdehnung der Gase beim Abfeuern in sich zusammengepreßt wird u. sich an die inneren Wände des Laufs ansaugt, so daß keine Gase nach rückwärts entweichen können. Die Entzündung der Patrone wird, wie beim Zündnadelgewehr, durch eine kurze, in einen Nadelbolzen e eingeschraubte Zündnadel bewirkt, welche beim Abdrücken durch die in der hintern Bohrung des Verschlußkolbens zusammengepreßte Spiralfeder vorgeschnellt wird, durch den Knopf a hindurchgeht u. gegen ein Zündhütchen an der Ladung der Patrone anschlägt. Das Laden geschieht mittels dreier Handgriffe: 1. Das Zurückziehen des Verschlußkolbens mittels des Daumenstollens d, welcher zur leichteren Beweglichkeit mit einer Leitrolle e verbunden ist; bei dieser Bewegung gleitet eine Nase x des Nadelbolzens über den kurzen, senkrechten Arm des Gelenkhebels h. 2. Das Linksaufdrehen u. Oeffnen mittels einer Handhabe (s. Fig. 1931); hierauf wird die Patrone eingelegt. 3. Das Vorschieben u. Rechtszudrehen, bei welcher Bewegung die Nase x hinter dem senkrechten Gelenkhebelarm stehen u. die Spiralfeder gespannt bleibt. Beim Abdrücken mittelst des Abzuges i wirkt dieser in der Weise auf den Gelenkhebel, daß der kurze, senkrechte Arm desselben abwärts gezogen, daher die Spiralfeder frei wird u. mit der Nadel vorschnellt. Zur Regelung der Bewegung des Nadelbolzens, insbes. beim Auf- u. Zudrehen, greift die Leitschraube f gegen den hinteren Ansatz des Verschlußkolbens. — Die Vorzüge des Ch. bestanden bisher in der rasanten (flachen) Flugbahn des Geschosses u. in der Schnelligkeit des Ladens, wozu zwei Handgriffe weniger erforderlich sind als beim preuß. Zündnadelgewehr (der Schlag auf den Knopf beim Schließen der Kammer u. das Spannen durch Hineinschieben des Schlößchens). Indessen ist das Ch. durch neuere Konstruktionen überholt. (S. „Handfeuerwaffen".)

Chassepotpatrone, die, ist eine Einheitspatrone, d. h. Ladung, Geschoß u. Zündung in einer papiernen Hülse vereinigt, letztere mit einem Mantel von Seide-Mousseline überzogen. Das mit einer fetten Haube versehene Geschoß wiegt 25 g., die Ladung $5_{,5}$ g., die ganze Ch. 32 g. Am Boden der Hülse befindet sich das Zündhütchen auf einem Gummiplättchen, welches sich beim Explodiren des Zündhütchens ausdehnt u. vor die Oeffnung des Verschlußkolbens legt, um zu verhüten, daß Pulvergase in das Nadelrohr eindringen u. dasselbe verschleimen.

Chasseur (spr. Schassör), Jäger, franz. Truppengattung. Es giebt chasseurs à pied u. chasseurs à cheval; die letzteren bestehen in Frankreich seit längerer Zeit als erstere. Die reitenden Jäger (ch. à cheval) wurden um die Mitte des vor. Jahrh. errichtet, im Gebrauch der Schußwaffe zu Pferde ausgebildet u. Anfangs nur zum Plänkern (s. d.) u. Vorpostendienst bestimmt; später nahmen sie ganz die Fechtweise der leichten Kavallerie an. Eine bes. Gattung der ch.s à cheval bilden die ch.s d'Afrique, ursprünglich nur für den Dienst in Algier bestimmt u. mit arabischen Pferden beritten. Die ch.s à pied sind aus den ch.s d'Orléans (später ch.s de Vincennes) hervorgegangen, welche unter Ludwig Philipp von dem Herzog von Orleans nach dem Muster der Tiroler Schützen eingeführt wurden. Später bedeutend verstärkt, bilden sie den Hauptbestandtheil der leichten Infanterie.

Chassille (franz., spr. Schassilje), Dorf im franz. Dep. der Sarthe, 3 M. westl. von Le Mans, wurde 15. Jan. 1871 bei der Verfolgung der Loire Armee von den Deutschen erobert.

Fig. 1930. Das Chassepot-Gewehr.

Fig. 1931. Innere Einrichtung des Chassepot.

Chasteler (spr. Schatlär), Marquis Johann Gabriel Josef Albert von, österr. General, geb. 22. Jan. 1763 auf dem Schlosse Mulbais im Hennegau, ward auf der Wiener Ingenieurakademie gebildet u. erwarb sich schon im Bayer. Erbfolgekrieg den Majorsrang. Im J. 1793 fand er in den Niederlanden Gelegenheit, sich auszuzeichnen, u. nach dem Frieden von Campo Formio ging er als Gouverneur der venet. Provinzen nach Italien. Im J. 1799 leistete er als Generalquartiermeister der russ.-österr. Armee unter Suwaroff große Dienste; er ward aber vor Tortosa schwer verwundet. Im J. 1800 u. 1805 war Ch. auf dem Kriegsschauplatze in Tirol thätig; dorthin ward er auch 1809 wieder geschickt, nachdem er kaum als Feldmarschallleutnant den Befehl über ein Armeecorps unterm Erzherzog Johann in Italien übernommen hatte. Wegen seiner erfolgreichen Thätigkeit für die Vertheidigung Tirols setzte Napoleon I. einen Preis auf seine Gefangennehmung u. befahl, ihn in diesem Falle binnen 24 Stunden zu erschießen. Die unglückliche Schlacht bei Wörgl zwang Ch., sich aus Tirol bis nach Ungarn zurückzuziehen. Im J. 1813 ward er Feldzeugmeister u. Gouverneur von Theresienstadt, nach dem Frieden ging er in gleicher Eigenschaft nach Venedig, wo er 10. Mai 1825 starb.

Chasuaren, ein zu den Katten gehöriger germ. Volksstamm, der jedoch bereits in früher Zeit seine ursprüngl. Wohnsitze (im heutigen

Kurhessen) verließ, nach dem Niederrhein vorrückte u. dort dem Frankenbunde beitrat. Die Ch. waren Bundesgenossen der Cherusker.

Chat (franz., spr. Schah), eigentl. Katze; auch Name eines flachbodigen Fahrzeuges (Katzenschiffs), mit spitzem Schnabel u. rundem Hintertheil, gewöhnlich 36 m. lang, 7½ m. breit, in seichtem Fahrwasser gut verwendbar.

Chateau (spr. Schatoh), Schloß, fester Platz, s. „Kastell".

Chateaubriand (spr. Schatobriang), François Auguste Vicomte de, franz. Schriftsteller u. Staatsmann, geb. 4. Sept. 1769 zu St. Malo in der Bretagne. Obgleich für den geistlichen Stand bestimmt, trat er in die königl. Garde ein u. nahm sogar theil an der Expedition, welche 1791 zur Auffindung der nordwestl. Durchfahrt nach Nordamerika abgesendet wurde. Ch. trennte sich aber von den anderen Mitgliedern des Unternehmens, um in den Urwäldern im Verkehr mit Indianern seinen poet. Träumereien sich hinzugeben, u. kehrte 1792 nach Europa zurück, wo er, auf Seite der Legitimisten kämpfend, bei Diedenhofen verwundet wurde. Er flüchtete nach England u. veröffentlichte hier seine erste größere Schrift: „Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes" (Lon. 1797), in welcher er die große Staatsumwälzung seiner Zeit in konservativem Sinne beurtheilte.

Nr. 1[illegible]2. François Auguste Vicomte de Chateaubriand (geb. 4. Sept. 1769, gest. 4. Juli 1848).

Diese Richtung seines Geistes tritt noch stärker in seinem unmittelbar nach seiner Rückkehr in das Vaterland erschienenen „Génie du christianisme" (1802) hervor, einem Werke, welches das Christenthum mehr von der poetischen u. allgemein menschlichen Seite verherrlicht, als nach seinem philosophischen Gehalte prüft u. nach seiner geschichtlichen Bedeutung würdigt. Das 18. Buch umfaßt den Roman „Atala", in dem Ch. seine amerikan. Erlebnisse u. Anschauungen verarbeitet hat. Infolge dieses Buches ernannte Bonaparte, dem dasselbe gewidmet war, Ch. zuerst zum Gesandtschaftssekretär in Rom, später zum Gesandten bei der Republik Wallis. Mit Bonaparte zerfallen, unternahm Ch. 1806 eine Reise nach dem Orient, von welcher er 1807 zurückkehrte u. deren Eindrücke er in dem großen Epos „Les martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne" u. in seiner Reisebeschreibung „Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris" niederlegte; beide Werke sind ausgezeichnet durch tief religiöses Gefühl u. glänzende Schilderungen, zeigen aber auch eine leidenschaftliche Vorliebe zu mittelalterlichem Kirchenthum u. einen unklaren Mystizismus. Ch.'s Begeisterung für die bourbonische Herrschaft ließ ihn den Sturz Napoleon's freudig begrüßen, u. kleinere politische Schriften empfahlen ihn Ludwig XVIII., der ihn während der Hundert Tage zum Minister des Auswärtigen u., nach Paris zurückgekehrt, zum Pair u. ersten Rath ernannte. Seine unpraktischen Rathschläge, die von einem streng reaktionären Geiste eingegeben waren, machten aber seine Stellung unhaltbar; er wurde entlassen u. erst infolge einer Biographie über den Herzog von Berri wieder zu Gnaden angenommen u. als Gesandter nach Berlin, später nach London geschickt. Wieder übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 1822, um nach zwei Jahren abermals entlassen zu werden. Jetzt wandte sich der eifrige Monarchist der liberalen Opposition zu, sprach u. schrieb für Preßfreiheit u. nahm Partei für den Griechenaufstand. Die Widersprüche, in welche er durch seine politische Thätigkeit zu seinen Ueberzeugungen gestellt wurde, verleideten ihm aber die Wirksamkeit als Staatsmann, u. nachdem er die Jahre 1828 u. 1829 in Rom als Botschafter zugebracht hatte, kehrte er nach Frankreich u. in das Privatleben zurück. Seine Ergebenheit für die Bourbonen u. die Weigerung, dem neuen Bürgerkönig den Eid der Treue zu schwören, bewirkten seine Entlassung aus der Pairskammer u. den Verlust eines jährl. Einkommens von 12,000 Francs. Die letzten Jahre seines Lebens widmete er der Ausarbeitung der Denkwürdigkeiten seines Lebens („Mémoires d'outre tombe", Par. 1849—1850, 12 Bde.), welche es mit der geschichtlichen Wahrheit jedoch nicht immer genau nehmen; er schrieb ferner eine Uebersetzung von Milton's „Verlorenem Paradies", außerdem noch ein Werk über den Kongreß von Verona, an dem er selbst theilgenommen hatte, u. starb 4. Juli 1848. — Ch. war Romantiker, mehr Dichter als Politiker, nicht immer festen Charakters u. ohne richtiges Verständniß jener Umwandlungen, welche die franz. Revolution im politischen u. sozialen Leben herbeigeführt hatte. Er war ein ehrlicher Mensch, von gutem, aber schwachem Willen. Als Dichter ausgezeichnet durch glänzenden Stil u. schwungvolle Darstellung, hat er auf seine jüngeren Zeitgenossen bedeutenden Einfluß ausgeübt, ohne aber im Stande gewesen zu sein, seine mittelalterlichen Anschauungen, seine christlich-monarchischen Ueberzeugungen in der franz. Literatur zur Herrschaft zu bringen.

Châteaudun (spr. Schatohdöng), Stadt im franz. Depart. Eure et Loir, links am Loir, wurde 18. Okt. 1870 von den Deutschen genommen, 9. Nov. wieder verloren, jedoch nach einigen Tagen von den Deutschen wieder genommen u. behauptet.

Château Lafitte u. **Château Margaux** (spr. Sch. Lafitte u. Sch. Margoh), zwei Schlösser in der Gironde, in deren Nähe zwei vorzügliche, nach ihnen benannte Sorten der rothen Bordeauxweine wachsen.

Châteauneuf (spr. Schatohnöf), Badeort mit warmen Quellen im franz. Depart. Puy de Dôme. Hier fand 18. Nov. 1870 ein siegreiches Gefecht der Deutschen gegen überlegene Mobilgarden statt.

Châteauneuf en Thymerais (spr. Sch.-ang-Thimmeräh), Stadt im frz. Dep. Eure et Loir, bei der 18. Nov. 1870 ein Gefecht stattfand.

Châteauneuf-Randon (spr. Schatohnöf-Rangdong), Graf Alexandre v., franz. Revolutionsmann, schloß sich, obwol aus einer altadeligen Familie stammend, gleich beim Beginn der Umwälzung der republikan. Partei an, stimmte im Konvent für die Hinrichtung Ludwig's XVI. u. wurde Mitglied des Wohlfahrtsausschusses. Er machte den Rheinkrieg als Brigadegeneral mit u. wurde zum Kommandanten von Mainz ernannt, machte sich jedoch weder in dieser Stellung noch als Präfekt der Seealpen sonderlich beliebt u. lebte dann zurückgezogen bis zu seinem Tode, der 1816 erfolgte.

Château-Renault (spr. Schatoh-Renoh), Stadt im franz. Depart. Indre et Loire, an der Cerenne, wurde 19. Dez. 1870 von den Deutschen genommen u. besetzt.

Château-Robert (spr. Schatoh-Robähr), Schloß im Dep. der Nieder-Seine, südwestl. von Rouen. Von den Franzosen bis zum 30. Dez. 1870 behauptet, ward es zu Anfang Jan. 1871 von den Deutschen genommen.

Châteauroux (spr. Schatohruh), Hauptstadt des franz. Dep. Indre, in einer großen Ebene nicht weit vom Indre gelegen, mit 16,000 E., welche einen lebhaften Wollen- u. Tuchhandel betreiben. Ch. wurde 950 von Raoul von Deols gegründet.

Château-Thierry (spr. Schatoh-Tierri), Stadt im franz. Dep. der Aisne, 11 M. östl. von Paris amphitheatralisch am rechten Ufer der Marne gelegen, mit den Ruinen eines 720 von Karl Martell erbauten Schlosses. Die Stadt hat 6000 E., welche einen starken Handel mit Korn, Wein u. Wolle treiben. Ch. ist der Geburtsort Lafontaine's, dem hier ein Denkmal errichtet ist. Am 12. Febr. 1813 schlug daselbst Napoleon I. die Preußen u. Russen unter Sacken 1870 wurde

es 9. Sept. von den Deutschen besetzt, am 15. Sept. war es Hauptquartier des Königs u. seitdem eine wichtige Etappenstation für die Belagerungsarmee von Paris.

Châtel od. **Chastel** (spr. Schahtäll), Jean, franz. Jesuitenzögling, geb. zu Paris 1575 u. bekannt durch seinen Mordanfall auf König Heinrich IV. von Frankreich. Während dieser bei seiner Geliebten Gabriele d'Estrées weilte, drang Ch. in deren Zimmer u. wollte den König erstechen, verwundete ihn aber nur im Gesicht. Ch. ward dafür 29. Dez. 1594 auf dem Grève-Platz zu Paris geviertheilt, seine Familie verbannt, deren Wohnhaus dem Boden gleich gemacht u. die Jesuiten als Anstifter der That des Landes verwiesen.

Châtel, Ferdinand François, Stifter der sog. franz.-kathol. Kirche, einer jetzt verschollenen Sekte, geb. 1795 zu Gannat in Bourbonnais u. im Seminar zu Montferrand gebildet, bekleidete als Abbé verschiedene geistliche Aemter bis zur Julirevolution 1830, die ihn veranlaßte, mit seinen Reformplänen hervorzutreten, welche er bereits früher in einer Zeitschrift „Der Reformator" angekündigt hatte. Ch. eröffnete mehrere Kapellen in Paris u. predigte darin unter anfänglichem Zulauf nackten Vernunftglauben („Das Naturgesetz"). Nachdem er sich zum Bischof der franz.-kathol. Kirche (auch franz.-unitarische Kirche genannt) hatte weihen lassen, ernannte er sich selbst zum Primas (Erzbischof) von Gallien u. sammelte etwa 10,000 Anhänger. Da er aber ganz willkürlich kirchliche Handlungen verrichtete, wurden 1842 seine Kirchen polizeilich geschlossen; er selbst erhielt eine Anstellung beim königl. Postamte. Bei der Februarrevolution 1848 tauchte er abermals auf, um bald für immer in Vergessenheit zu gerathen. Dasselbe Schicksal theilten seine Schriften, unter denen außer zwei Katechismen für seine Kirche u. einer Agenda der „Coder der Humanität" od. „die Humanität zurückgeführt auf die Erkenntniß des wahren Gottes u. des wahren Sozialismus" (Par. 1838) zu nennen ist.

Châtelaine (spr. Schat'lähn), eigentl. Kastellanin, bezeichnet die von Frauen im Mittelalter um den Leib getragene Kette, an welcher jene Geldtasche, Schlüssel u. dgl. trugen.

Châtelet (spr. Schaht'leh), das kleine Schloß, hieß die frühere, aus zwei Thürmen, dem Petit-Ch. u. dem größeren, dem Grand-Ch., bestehende Befestigung von Paris. Später wurde Ch. zur Wohnung des Grafen von Paris eingerichtet, blieb jedoch nebenbei der Sitz aller königlichen Gerichte der Stadt u. Grafschaft Paris. Auch der Gerichtshof selbst nahm von diesem seinem Sitze den Namen Ch. an, der jedoch später wieder verschwand.

Châtelet-Lomont (spr. Schat'leh-Lomong), Gabriele Emilie, Marquise du, franz. Schriftstellerin, geb. aus der adeligen Familie Letonnelier de Breteuil 1706 zu Paris, verheirathete sich schon früh mit dem Marquis de Ch., Oberhofmarschall des Königs Stanislaus Leszczynski. Sie verstand Lateinisch, widmete sich hauptsächlich mathemat., physikal. u. astronom. Studien u. war eine Freundin Voltaire's, der sie mit der engl. Sprache u. Literatur bekannt machte. Sie starb 1749 zu Luneville. Unter ihren Schriften verdienen erwähnt zu werden die „Institutions de physique" (Par. 1740) u. der „Traité de la nature du feu", welche Abhandlung von der Akademie den Preis erhielt.

Chatham (engl., spr. Tschättäm), Seestadt an der Mündung des Medway u. des Themse-Medwaykanals, in der engl. Grafschaft Kent, 5 M. südöstl. von London, mit etwa 36,200 Einw. Stark befestigt, um das Eindringen einer feindlichen Flotte verhindern zu können, ist Ch. Hauptstation der engl. Flotte, besitzt bedeutende Kriegswerften, an deren Vergrößerung fortwährend gearbeitet wird, umfangreiche Docks u. das größte Seearsenal Englands. Nach Portsmouth der festeste Platz Englands, steht es diesem als Kriegswerft gleich.

Chatham, William Pitt, s. „Pitt".

Chathaminseln, Inselgruppe im Großen Ozean, etwa 100 M. östl. von Neuseeland, unter gleicher Breite mit Christchurch u. Lyttleton. Die Hauptinsel Warekauri hat fast die Gestalt eines T; sie ist von Ost nach West fast 10 M. lang, während die Ausdehnung von N. nach S. 7 Meilen beträgt u. die Breite zwischen ½ u. 2 M. wechselt; ihre Größe ist gegen 18 □M. Zwei Buchten schneiden im W. u. O. (Tewangasee, besser Tewangabai) tief in das theils flache, theils hügelige, nirgends über 280 m. Meereshöhe ansteigende Land ein. Die Westspitze, Kap. Allison, liegt 200° 33′ O. F. (182° 53′ O. Gr.) u. 43° 46′ südl. Br. Das Klima ist ein rein ozeanisches, gleichmäßiges, kühler, als man es nach der Breite (gleicher Parallelkreis mit Florenz) erwarten sollte. Der Boden ist fruchtbar, Pflanzen- u. Thierwelt der neuseeländ. ähnlich. Im SO. von Warekauri liegt Rangihaute od. die Pittinsel, gegen 2 □M. groß, flach, nebst mehreren kleineren, unbedeutenden Inseln. Der Brite Broughton entdeckte u. benannte die Ch. im J. 1791 u. fand auf denselben einen den Neuseeländern u. Rarotonganern ähnlichen, doch durch Sanftmuth u. Friedlichkeit sich vor jenen vortheilhaft auszeichnenden Volksstamm. Einzelne Europäer ließen sich frühzeitig unter ihnen nieder, um Seehundsfang zu betreiben. Später wurden neuseeländ. Maori von der Cooksstraße durch die Europäer hierher verpflanzt, sie kamen mit den dunklen Urbewohnern bald in Streit u. rotteten dieselben bis auf wenige Reste aus. Goßner'sche Missionäre, die 1843 dorthin kamen, wurden von den Maori bereitwillig aufgenommen, ohne daß sie jedoch im Stande waren, wesentlichen Erfolg zu erzielen; eine methodistische Mission unter Leitung eines Maori besteht noch in Waitangi. Die übrigen Ortschaften von Warekauri sind Mateoro, Wangaroa — beide wie Waitangi an der westl. Bucht u. mit guten Ankerplätzen — Tubong u. Tuapeka an der Nordküste, Ohangi im Südosten.

Châtillon (spr. Schatiljong), Dorf im franz. Dep. Seine, ½ M. südl. von der Enceinte von Paris (Gefecht am 18. Septbr. 1870; Ausfallgefechte am 13. u. 15. Okt., Erbauung zahlreicher Batterien u. Beschießung der Stadt im Jan. 1871, sowie Niederlage der Kommunisten am 3. u. 4. April).

Chatillon sur Seine (spr. Schatiljong-ßür-Sähn), Stadt im franz. Depart. Côte d'Or. Hier wurden 19. Nov. 1870 ein deutsches Landwehrbataillon u. 2 Schwadronen Husaren, zum 14. Armeecorps (unter General Werder) gehörig, von einer Abtheilung des Garibaldi'schen Corps unter Ricciotti Garibaldi mit großer Uebermacht überfallen u. mußten sich auf Chateau-Vilain zurückziehen.

Chatoulle, Kästchen zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten, Werthpapieren, Geld u. s. w., s. „Schatulle".

Chatrian, Alexander, s. „Erckmann-Ch.".

Chatten, s. „Katten".

Chatterton (spr. Tschättert'n), Thomas, engl. Dichter, geb. zu Bristol 20. Nov. 1752, war daselbst erst Schreiber, machte sich als solcher schon durch mehrere Satiren bekannt u. veröffentlichte dann angeblich von Rowley u. anderen älteren Dichtern herrührende Poesien, deren Manuskripte er zufällig in alten Einbänden gefunden haben wollte. Sein Gönner Horace Walpole erklärte diese für unecht u. entzog ihm seine Unterstützung. Aus Verzweiflung vergiftete er sich 24. Aug. 1770. Seine „Works" erschienen 1803 in neuester Ausgabe zu London (franz. von J. Pagnon, Par. 1840). Vgl. die Lebensbeschreibung Ch.'s von H. Püttmann (Barmen, 1840, 2 Thle.).

Chaucer (spr. Tschäßer), Geoffrey, der Vater der engl. Kunstdichtung, wurde 1340 (nicht 1328) zu London geb., also mitten in jener glänzenden Regierungsperiode Eduard's III., während welcher die angelsächs. u. normann. Bestandtheile der Nation sich politisch zu verschmelzen begannen u. auf die engl. Sprache, deren Gebrauch bei Gerichtsverhandlungen 1362 durch ein Gesetz eingeführt wurde, sich so weit entwickelt hatte, daß sie nach einigen Versuchen Anderer, z. B. des Pfarrers zu Lutterworth, Wicliffe, von diesem genialen Dichter zur Schriftsprache fortgebildet werden konnte. Ueber seine Jugendzeit sind wir sehr mangelhaft unterrichtet; jedenfalls hat er eine für seine Zeit ganz ausgezeichnete Bildung genossen. Im J. 1367 ernannte ihn Eduard III. zu seinem Pagen; 1372 wurde er als Gesandter nach Genua, 1377 in gleicher Eigenschaft nach Frankreich geschickt. Er hat also von 1367 an mehr als ein Jahrzehnt in sehr glücklichen Verhältnissen gelebt. Ch. heirathete eine Hofdame der Königin Philippine, deren Schwester Lady Katharine Swynford, erst die Geliebte u. später die dritte Gemahlin des Herzogs von Lancaster, Johann von Gent, älteren Sohnes Eduard's III., war. Wiederholt mußte er seine Hinneigung zu Wicliffe u. seine Theilnahme an gewissen Verschwörungen, in die er durch seinen Gönner, den Herzog von Lancaster, verwickelt wurde, mit dem Kerker büßen. Ein Wendepunkt trat 1388 ein, als Lancaster nach England zurückkehrte u. kurz darauf Ch.'s Schwager wurde. Ch. wurde wieder an den Hof gezogen u. mit verschiedenen Ehrendiensten betraut.

Der stets von Günstlingen abhängige König Richard II. erwies ihm in seinen letzten Regierungsjahren noch manche Gnade, die von seinem Nachfolger Heinrich IV. noch erhöht wurde. Ch. starb 25. Okt. 1400 u. wurde in dem Theile der Westminsterabtei, der seitdem „Poets Corner“ (Poetenwinkel) hieß, beigesetzt. Ch. hat eine große Anzahl von Werken, sowol in Versen als in Prosa, hinterlassen. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit Uebersetzungen älterer Schriften (z. B. des Werkes „De consolatione“ von Boëthius) u. mit Nachbildungen ital. u. franz. Dichtungen. Hierdurch schuf er den Engländern gewissermaßen erst eine poet. Sprache. Mit feinem Verständniß wußte er die fremden Versmaße dem Geiste der engl. Sprache gemäß umzugestalten.

Fig. 1033. Geoffroy Chaucer (geb. 1340, gest. 25. Okt. 1400).

Lebhafte Phantasie, Eleganz u. Schönheit der Beschreibungen zeichnen alle seine Werke aus, die indessen hier u. da etwas weitschweifig sind. Manche seiner Gedichte sind von ungemeiner Lieblichkeit u. Zartheit, während bei anderen freilich wieder der rohe Naturalismus jener Zeit durchbricht. Sein Meisterwerk sind die „Canterbury-Erzählungen“, eine Reihe von einander unabhängiger, durch einen sinnreichen Plan (eine Pilgerfahrt nach Canterbury zum Grabe Becket's) verbundener Geschichten (nach dem Muster von Boccaccio's „Decameron“). Dieses leider unvollendete Werk, das durch lebensvolle Charakterzeichnung u. durch anschauliche Schilderungen glänzt, gewährt einen tiefen Blick in das Kulturleben jener Zeit. Seine prosaischen Werke sind mehr dem Inhalt als der Form nach veraltet. Sein „Testament of Love“ z. B., zu welchem ihm Boëthius' „De consolatione“ Vorbild war, enthält Stellen, die man, auch ohne Rücksicht auf die Zeit, noch jetzt gut geschrieben nennen könnte. Gesammtausgaben seiner „Poetical Works“ wurden in England mehrfach veranstaltet, am vollständigsten von Bell (8 Bde., Lond. 1861). Eine Verdeutschung der „Canterbury tales“ versuchten Fiedler (Bd. 1, 1844) u. Hertzberg (1870). Vgl. Nicolas, „Life of Ch.“ (Lond. 1844).

Chauconne (franz., spr. Schohkonn), im Ital. Ciaconna od. Ciaconnetta, ein vom gesammten Ballet ausgeführter Tanz, mit welchem früher in Spanien u. Italien die heroische Oper zu schließen pflegte. Er war von ernstem Charakter u. die gewöhnlich in $^3/_4$ od. $^1/_1$ Takt dazu gesetzte Musik wurde mäßig langsam vorgetragen.

Chaudeau (franz., spr. Schodoh), ein aus Wein, Eiern, Zucker u. anderem Gewürz bereitetes warmes Getränk.

Chaudet (spr. Schodeh), Antoine Denis, ein vorzugsweise durch seine Porträtstatuen Napoleon's I. bekannter franz. Bildhauer, geb. 31. März 1736, gest. 19. April 1810. Nachdem er sich in Italien ausgebildet hatte, wurde er, nach Frankreich zurückgekehrt, bei Napoleon so beliebt, daß kein Bildhauer mit der Ausführung der Statue des Kaisers öfter beauftragt wurde als er. So schuf er dessen (später wieder herabgenommene) eherne Kolossalstatue im Kostüm eines röm. Imperators für die Vendomesäule, eine andere für den Gesetzgebenden Körper u. eine dritte im Museum zu Berlin befindliche Marmorstatue, die sich mehr durch große Porträtähnlichkeit, als durch künstlerisch freie u. lebendige Auffassung auszeichnet. Auch die meisten seiner anderen in Paris befindlichen Werke zeigen äußerlich eine antike Darstellungsweise, wenn ihnen auch der echte Geist der Antike fehlt.

Chaudordy (spr. Schohdordi), Graf Emile von, franz. Staatsmann, trat nach Vollendung seiner juristischen Studien 1855 als Hülfsarbeiter ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo er allmählig zum Direktor aufstieg. Er war einer der wenigen Beamten des Kaiserreiches, die auch nach dessen Sturz (4. Sept. 1870) in ihrer Stellung blieben. Jules Favre, der in der Prov. Regierung das Ministerium des Auswärtigen übernahm, ernannte Ch. zu seinem Staatssekretär, als welcher er sich durch eine Anzahl von Rundschreiben (über die von Deutschland verlangte Abtretung von Elsaß-Lothringen u. s. w.) bekannt gemacht hat, deren lückenhafte u. trügerische Beweisführung jedoch vom deutschen Bundeskanzler Fürsten Bismarck glänzend widerlegt wurde. In die neue, im März 1871 von Thiers gebildete Regierung trat Ch. nicht mit ein.

Chauken, im Alterthum ein längs der Küste der Nordsee, von der Ems bis zur Elbe heimischer germanischer Volksstamm. Durch die Ems von den Friesen getrennt u. im Süden von den Chamavern, Amsivariern u. Cheruskern benachbart, bildeten sie ein zwar bedeutendes, aber armes, nur vom Fischfang lebendes Volk, genügsam u. gutmüthig, zwar nicht kriegerisch, aber muthig gegen angreifende Feinde u. für seine Unabhängigkeit u. Freiheit kämpfend. Als Verbündete der Römer schlossen die Ch. sich deren Heeren gegen die Cherusker an; als jene sie jedoch als Unterthanen behandeln wollten, erhoben sie sich u. traten auf die Seite des Anführers der Bataver, Civilis, mit diesem gegen die Römer kämpfend. Später vertrieben sie die Amsivarier u. machten, in Gemeinschaft mit den Sachsen u. Franken, wiederholte Streifzüge in das westl. Gallien. Von ihren nachmaligen Schicksalen ist nichts bekannt u. scheinen die Friesen, welche die Küsten besetzten, sie hier in das Sachsenland gedrängt zu haben, wo sie in den Sachsen aufgingen.

Chaulieu (spr. Schohliöh), Guillaume Amfrye, Abbé v. Aumale, Prior v. St. Georg auf Oleron, ein Meister der sog. geselligen Poesie, geb. 1639 zu Fontenay, gest. 27. Juni 1720. Seines ausgezeichneten Talents wegen erhielt er den Beinamen „Anacreon du Temple“, da er im Temple (s. d.) seine Wohnung hatte. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien Amsterdam 1733 in 2 Bdn. u. in Paris 1774 ebenfalls in 2 Bdn.

Chaumette (spr. Schomett), Pierre Gaspard, gen. Anaxagoras, franz. Revolutionsmann, war der Sohn eines Schusters in Nevers, wo er 24. Mai 1763 geb. wurde. Er hatte sich in den verschiedensten Berufsarten versucht, als die Revolution ausbrach, in der er sich alsbald durch Zeitungsartikel u. Reden von der extremsten Richtung bemerkbar machte. Im J. 1792 zum Prokurator der Pariser Gemeinde ernannt, wirkte er für die Errichtung des Revolutionstribunals u. wußte durch willkürliche Auslegung des Gesetzes über die Verdächtigen der Guillotine stets neue Nahrung zuzuführen. Er war einer der fanatischsten Anhänger des von Hebert (s. d.) vorgeschlagenen Kultus der Vernunft; auf seinen Antrag wurde die Notre-Dame-Kirche in einen Tempel der Vernunft umgewandelt u. Schauplatz der schamlosesten u. ausgelassensten Scenen. Robespierre, der diese Ausschreitungen mißbilligte, führte den Sturz Hebert's u. seines Anhangs herbei, in den auch Ch. verwickelt ward; infolge dessen wurde er 13. April 1794 hingerichtet.

Chaumont (spr. Schohmong), Hauptstadt des franz. Dep. der oberen Marne, auf dem linken Ufer des gen. Flusses, mit über 8000 Einw. — Ein franz. Streifcorps unternahm 21. Januar 1871 auf ein daselbst stehendes Detachement der sächs. Landwehr einen heftigen Angriff, der jedoch mit Verlust für die Franzosen zurückgewiesen wurde.

Chaussee (spr. Schosseh), s. „Kunststraße“.

Chauveau-Lagarde (spr. Schowoh-Lagard'), Claude François de, franz. Rechtsgelehrter, berühmt als muthvoller Vertheidiger während der ersten franz. Revolution, insbes. der vom Revolutionstribunal im Voraus zum Tode bestimmten Opfer, so der Königin

Marie Antoinette, der Charlotte Corday (s. d.), Brissot's u. des Generals Miranda, welch Letztern er rettete. Seine Unerschrockenheit zog ihm schließlich Gefängniß zu, aus dem er erst den 9. Thermidor befreit wurde. Unter Napoleon I. Advokat beim Staatsrath, ward er nach der Restauration geadelt u. 1828 Rath am Kassationshofe, welche Stelle er später zu Gunsten seines Sohnes Pierre Aimé Urbain de Ch. niederlegte. Geb. zu Chartres 21. Jan. 1765, starb er zu Paris 29. Febr. 1841. Von seinen Schriften nennen wir: „Notice historique sur le procès de Marie Antoinette" (Par. 1816) u. ein „Exposé simple et fidèle de la conduite du général Bonnaire" (ebd. 1816). Auch schrieb er mehrere juristische Abhandlungen.

Chauvinismus (spr. Schohwinismus) bezeichnete ursprünglich die überspannte Bewunderung u. Schwärmerei für Napoleon u. seine Thaten, durch die sich nach 1815 die verabschiedeten Soldaten der kaiserlichen Armee (unter denen viele „Chauvin" geheißen haben sollen) lächerlich machten. Scribe hat in seinem Stück „Le soldat laboureux" einen solchen bramarbasirenden Veteranen Namens Chauvin auf die Bühne gebracht. Seitdem versteht man unter Ch. jenen Scheinpatriotismus, der sich in Ruhmredigkeit u. Prahlerei ergeht, die Größe der eigenen Nation in der Herabsetzung der übrigen Völker sucht, die er gern lächerlich macht, während er gegen die heimischen Mängel blind ist. Seit Napoleon I. hat fast jede franz. Regierung diesem Ch. Nahrung gegeben, am meisten die Napoleon's III.; aber auch bedeutende Schriftsteller, wie Thiers (in seiner „Geschichte des Konsulats u. des Kaiserreichs"), haben den chauvinistischen Neigungen der Franzosen nur allzu sehr gehuldigt.

Nr. 1931. La Chaux-de-Fonds.

Chaux-de-Fonds (spr. Schoh-d'fong), La, ein gewerbfleißiges Städtchen im schweizer. Kanton Neuenburg mit etwa 16,000 Einw., die sich zum größten Theil mit Taschenuhrfabrikation beschäftigen. Hier ist der eigentliche Sitz derselben, u. eine bes. Uhrmacherschule, deren die Schweiz fünf hat, sorgt für die rationelle Fortbildung Derer, die sich ihr widmen. Die Fabrikation wird nicht in großen geschlossenen Fabriken mit Fabrikherren u. Lohnarbeitern betrieben, sondern die einzelnen Bestandtheile der Uhren werden von selbständigen Arbeitern in ihrer Behausung unter Mitwirkung u. Mitverdienst der Familienglieder angefertigt u. an einen Unternehmer verkauft, welcher die zwar von den verschiedensten Händen, jedoch alle nach einer Norm gefertigten Einzeltheile zu einem Ganzen vereinigen läßt. Nicht weniger als 54 einzelne Arbeitszweige müssen hierbei zusammengewirkt haben, um eine zum Verkauf fertige Uhr herzustellen. Die zuerst nur aus runden Messingscheiben, Platinen, rohen Rädern ꝛc. bestehende Uhr, der noch Federn, Zifferblatt, Zeiger u. Gehäuse fehlen, wird in allen Theilen vom Repasseur geprüft u. zur weiteren Ausbildung in die einschlägigen Werkstätten gegeben. In diesen wandert sie von einem Arbeiter zu dem andern, ein jeder verrichtet nur eine zu ihrer Vervollständigung nöthige Manipulation, bis sie zuletzt aus den Händen des Glaseinsetzers als zum Verkauf fertige Uhr hervorgeht. Das Schleifen u. Bohren der ungefähr hirsekorngroßen Rubinen für die Zapfenlöcher mittels Diamantstaubes (wol die subtilste dieser industriellen Arbeiten) geschieht hierbei in der Regel durch Mädchen. In ca. 1500 Werkstätten wird in Ch. diese Uhrenindustrie betrieben u. die 3—400,000 Taschenuhren, welche die Schweiz jährlich versendet, stammen meist aus der Gegend von Ch.

Chaves (spr. Schawes), Emanuel de Silveyra, Graf von Amarante, Marquis v., portugies. General, hervorragendster Anhänger Dom Miguel's, geb. 1780 zu Villa-Real in der Provinz Tras-os-Montes, machte sich am 23. Febr. 1823 zum Haupt der daselbst von Aristokraten u. Mönchen, zu Gunsten des Absolutismus, veranstalteten Revolution, mußte aber, da diese erfolglos war u. er am 4. März als Hochverräther geächtet wurde, nach Spanien flüchten. Nach dem Siege Dom Miguel's kehrte er nach Portugal zurück u. ward mit dem Titel eines Marquis belohnt. Als dann Dom Miguel wieder gestürzt worden, betheiligte sich Ch. abermals an der Gegenrevolution u. mußte von Neuem nach Spanien gehen. Nach der entscheidenden Niederlage der konstitutionellen Partei rief Dom Miguel ihn zwar 1828 zurück, lohnte aber sehr bald seine Treue mit schnödem Undank. Infolge dessen verfiel Ch. in Tiefsinn u. starb zu Lissabon 7. März 1830.

Chazal (spr. Schasal), Pierre Emanuel Félix, Baron, belg. General u. ehemal. Kriegsminister, geb. 1808 zu Tarbes (Hautes Pyrénées) als Sohn eines von Napoleon baronisirten Präfekten, der als Exilirter in Brüssel starb, widmete sich erst dem Kaufmannsstande, trat aber während der Revolution von 1830 in das belg. Heer ein, wo er es sehr schnell bis zum General brachte. In der bewegten Zeit von 1848—1850 verwaltete Ch. das Kriegsministerium. Nach seiner Entlassung zog er sich noch infolge einer Herausforderung gegen einen Deputirten eine Außerdienststellung als General zu, die indeß nur bis Anfang 1852 dauerte. Am 6. April 1859 nochmals an die Spitze des Kriegsministeriums berufen, legte er erst im J. 1866, nachdem sein Sohn in Mexiko gefallen war, aus Gesundheitsrücksichten das Portefeuille nieder.

Checks (spr. Tschecks), s. „Bank" u. „Bankchecks".

Chef (spr. Scheff) bedeutet ursprünglich das Haupt, den Kopf, dann im figürlichen Sinne eine Person, die an der Spitze einer Gemeinschaft steht. Ch. wird nam. gebraucht, 1. um das Haupt der Familien, bes. der fürstlichen u. adeligen zu bezeichnen; 2. beim Heere für den obersten Anführer, gewöhnlicher noch in Zusammensetzungen für den Leiter einer Truppenabtheilung, wie z. B. Generalstabschef, Brigadechef, Compagniechef; 3. bei Civilbehörden ebenfalls für Denjenigen, der an der Spitze einer solchen steht, auch in Zusammensetzungen gebräuchlich, z. B. Chefpräsident; 4. von dem Vorsteher eines Büreau, eines Redaktionspersonals, eines kaufmännischen Geschäfts, einer Fabrik.

Cheiron, Sohn des Kronos, Anführer u. Aeltester der thessalischen Kentauren od. Roßmenschen, zeichnete sich vor seinen ungeschlachten Landsleuten durch Weisheit u. Gerechtigkeit aus. Er war ein Freund der Götter, ein allzeit bereiter Heilkünstler u. der Erzieher der meisten Heroen, wie des Jason, Peleus, Achilleus. Selbst sein Tod war eine That aufopfernden Wohlwollens. Aus Schmerz über eine unheilbare Wunde, die ihm ein vergifteter Pfeil des mit den Kentauren in Kampf gerathenen Herakles beigebracht hatte, wünschte er sich den Tod u. überließ dem Prometheus seine Unsterblichkeit, worauf ihn Zeus unter die Gestirne versetzte.

Cheiranthus Cheiri *L.*, der botan. Name für den Lack, die beliebte duftige Zierpflanze aus der Familie der Cruciferen. Sie wächst in Südeuropa wild, bes. auf Kalkboden, u. ist von da bei uns eingeführt od. verwildert, vorzüglich auf Burgruinen des Rheinlandes od. auf alten Mauern u. Kirchen längs des Rheines von Basel bis Wesel, bei Aachen, Halle a. d. S. u. s. w. Die dunkelste u. in gefüllten Blumen erscheinende Abart heißt Goldlack.

Cheiroptera, Flatterthiere, s. „Fledermäuse".

Chelidonium majus *L.*, Schöllkraut, Augen-, Blut-, Gilb-, Licht-, Mai-, Schön-, Schwalbenkraut, Schel- od. Schöll- u. Gilbwurz, Gottesgabe, Herrgottsblatt, aus der Familie der Mohngewächse; ausgezeichnet durch einen gelben Milchsaft, sowie durch Chelidonin, Chelerythrin u. Chelidonsäure, welche das Kraut zu einem Arzneimittel gegen Unterleibskrankheiten gemacht haben. In Südeuropa Ch. laciniatum, in China Ch. Chinense, in Japan Ch. Japonicum, welche ähnlich verwendet werden.

Chelis ein Saiteninstrument der Indier, das seinem Charakter nach zu den lautenähnlichen Instrumenten zu zählen ist. Die Ch. hat einen birnförmigen Körper, wie die Mandoline, u. ihre Saiten werden mit den Fingern gerissen.

Chelius, Maxim. Josef, berühmter Mediziner, geb. in Mannheim 1791. Im J. 1812 bereits promovirte er zu Heidelberg; 1813 übernahm er die Stelle eines Spitalarztes in Ingolstadt. Nach Ueberstehung eines schweren Typhus machte er als Militärarzt den Feldzug gegen Frankreich mit. Nach dem Frieden ging Ch. nach Wien und 1815 zum zweiten Male mit gegen Frankreich. Zurückgekehrt, besuchte er Göttingen, Berlin u. Paris, von wo er 1817 dem Rufe als außerord. Prof. nach Heidelberg folgte. Im J. 1819 wurde er daselbst Ordinarius, 1821 Hofrath, 1826 Geheimrath. In Heidelberg ward er Gründer u. langjähriger Dirigent der chirurgisch-ophthalmiatrischen Klinik. Von seinen Werken sind das „Handbuch der Chirurgie", welches fast in sämmtliche europäische Sprachen übersetzt wurde, ferner das „Handbuch für Augenheilkunde" die bekanntesten; 1845 erschien von ihm die Monographie: „Heilung der Blasenscheidenfistel durch Cauterisation". Mit Puchelt u. Nägele gemeinsam gab Ch. viele Jahre die „Medizinischen Annalen" heraus. Er starb 1862. — Sein Sohn Franz **Ch.** ist Professor der Chirurgie in Heidelberg.

Chelles (spr. Schell), Flecken im franz. Dep. Seine-Marne, 2½ M. östl. von Paris. Im Deutsch-franz. Kriege fand hier während der Belagerung von Paris 21. Dez. 1870 ein Gefecht statt, in welchem die Franzosen unter General Trochu die Cernirung zu durchbrechen suchten, sich auch vorübergehend in Ville-Evrard u. Maison-Blanche festsetzten, aber von dem rechten Flügel des 12. (sächs.) Armeecorps nach heftigem Widerstande wieder hinter ihre Forts zurückgetrieben wurden.

Chelmsford (spr. Tschelmsford), Stadt in der engl. Grafschaft Essex mit 6000 Einw.; berühmt durch die alljährlich daselbst stattfindenden Wettrennen.

Chelone, Schildblume, Schlangenkopf, aus der Familie der Personatae-Digitalineae, also dem Fingerhut verwandt; Pflanzengattung mit beliebten Zierblumen, meist aus Nordamerika od. Mexiko, im Inlande auch Arzneipflanzen mit äußerst bittern Blättern gegen Leberkrankheiten. Am bekanntesten ist Ch. glabra *L.* aus Nordamerika.

Chelonia, Riesenschildkröte, s. „Schildkröte".

Chelsea (spr. Tschelsi), ein ehemaliges Dorf bei London, jetzt als Vorstadt demselben einverleibt, mit Militärerziehungsanstalt, großem Invalidenhospital u. botanischem Garten. Ganz bes. berühmt ist Ch. durch die erste engl. Porzellanmanufaktur, welche hier angelegt wurde (die Marke s. unter „Porzellan"). Der berühmte engl. Schriftsteller Thomas Carlyle lebte zu Ch. eine Reihe von Jahren.

Cheltenham (engl. spr. Tschelt'nhämm), Stadt am Chelt in der engl. Grafschaft Gloucester, Badeort mit eisenhaltigen Mineralquellen. Ch. zählt 39,700 Einw., liegt in einer sehr schönen Gegend, besitzt eine alte gothische u. 6 neuere Kirchen, Theater, Hospitäler, ein prächtiges College, schöne Promenaden u. große Plätze u. wird jährlich von etwa 15,000 Badegästen besucht.

Chemie. Das Wort Ch. leiten Einige aus dem Arabischen, Andere aus dem Griechischen von χυμός, Saft ab; bei den Arabern, u. von da an durch das ganze Mittelalter hindurch, hieß diese Wissenschaft Alchemie od. Alchymie. Es scheint aber festzustehen, daß Name u. Sache lange vor dem Einfall der Araber in Aegypten bei den Griechen u. Aegyptern bekannt waren. Wahrscheinlichkeit hat A. v. Humboldt's Ansicht, daß das Wort von der alten Benennung Aegyptens: Chemi, Cham od. Chami, d. i. das Land der schwarzen Erde, abzuleiten sei. Ch. wäre hiernach die Wissenschaft aus Chemi (Aegypten), wo sie früher mit besonderem Eifer betrieben wurde. Möglicher Weise lassen sich die deutschen Worte Schwarzkunst u. Schwarzkünstler auch auf diesen Ursprung zurückführen. — Aufgabe der chemischen Wissenschaft ist es zunächst, die materielle Beschaffenheit der Körperwelt zu erforschen, d. h. festzustellen, aus welchem Stoffe od. welcher Materie die Körper bestehen, ferner die Eigenschaften dieser Stoffe zu beschreiben u. die Erscheinungen u. Veränderungen kennen zu lehren, welche eintreten, wenn die Stoffe so auf einander einwirken, daß eine tief greifende, dauernde Umwandlung ihres Wesens die Folge ist. Die Grenzen des Forschungsgebietes der Ch. fallen mit denen der Welt selbst zusammen, denn man hat sich nicht allein damit begnügt, die verschiedenen dem Erdkörper angehörigen Stoffe, wie Wasser, Luft, Mineralien, Pflanzen u. Thiere, ihrer chemischen Natur nach zu erforschen, sondern hat auch versucht, mit Hülfe der Spektralanalyse die materielle Beschaffenheit der Sonne u. der entferntesten Fixsterne zu ergründen. — In dem Lehrplan einer höheren Unterrichtsanstalt, wird der Ch. eine Stelle anzuweisen sein, weil eine höhere Bildung heutzutage eine gewisse Kenntniß der Naturwissenschaften nicht mehr entbehren kann u. auch weil die Kenntniß der physikalischen u. chemischen Grundlehren zur Vorbildung für manche Berufsarten unentbehrlich ist. Allerdings kann in den meisten Schulen nur der Grund gelegt werden für ein späteres selbständiges Weiterschreiten. Es kann sich nur um die Grundbegriffe u. eine klare Einsicht in die wichtigsten Lehren handeln. Die chemischen Gesetze treten in der unorgan. Chemie (Mineralien, Luft, Wasser) einfacher u. bestimmter auf; daher wird dieser Theil der Wissenschaft sich für den Lektionsplan des Gymnasiums u. der Realschule eher eignen, als die organische Chemie, aus welcher nur einzelne Theile zu entnehmen sein werden. Der experimentale Weg ist für diese Disziplin der einzig mögliche, wenn auch der vor den Augen der Schüler ausgeführte Versuch in der Physik leichter zu wählen u. in seiner Wirkung fruchtbarer ist, als in der Chemie. Daß nur ein tüchtiger Lehrer, welcher seinen Stoff beherrscht u. wissenschaftlich ausgebildeter Fachmann ist, den fraglichen Unterricht an höheren Lehranstalten tüchtig u. fruchtbringend zu ertheilen vermag, braucht kaum erwähnt zu werden.

Chemische Grundbegriffe. Hinsichtlich ihrer materiellen Beschaffenheit zerfallen alle Körper in zwei Gruppen, nämlich in einfache u. zusammengesetzte, letztere bestehen selbstverständlich aus ersteren. Ein einfacher Körper ist ein solcher, dessen Atome (s. d.) unter einander alle stofflich gleichartig sind u. welche demnach auch wahrscheinlich alle gleiche Größe, gleiches Gewicht u. gleiche Gestalt haben. Es giebt bis jetzt 63 solcher einfacher Stoffe, man nennt sie Elemente od. chemische Grundstoffe. Dieselben sind in ihrer äußeren Erscheinung verschieden, fünf davon sind luftförmig, nämlich Sauerstoff, Fluor, Chlor, Wasserstoff u. Stickstoff; zwei sind flüssig, nämlich Brom u. Quecksilber, u. die übrigen sind starr od. fest u. besitzen zum größeren Theile einen eigenthümlichen Glanz, welchen man Metallglanz nennt. Es gehören hierher alle einfachen sog. Metalle. Die Eintheilung der Grundstoffe in Metalle u. Nichtmetalle (Ametalle), ist ganz zwecklos u. nicht konsequent durchführbar. Daher ist es viel rationeller, die Grundstoffe in natürliche Gruppen zu bringen, zu welchen uns die chem. Eigenschaften u. Verwandtschaftsverhältnisse genügenden Anhalt geben. — Als allgemein angenommener Grundsatz für die Eigenthümlichkeit der Grundstoffe gilt folgender: ein Grundstoff läßt sich nicht in einen anderen umwandeln, d. h. man kann z. B. aus Blei kein Silber u. aus Wasserstoff keinen Stickstoff machen u. s. w.; wohl aber sind Grundstoffe verbindungsfähig, woraus aber noch nicht folgt, daß jeder Grundstoff mit jedem anderen verbindungsfähig sei, vielmehr zeigen einige Grundstoffe nur ein sehr geringes Bestreben, sich mit anderen zu vereinigen. Diese chem. Vereinigung findet entweder direkt, od. auf Umwegen, indirekt, statt, u. zwar infolge einer den Grundstoffen innewohnenden Kraft, welche man chemische Verwandtschaftskraft od. Affinität nennt. Die hierdurch entstehenden chemischen Verbindungen, von bloßen mechan. Mischungen wohl zu unterscheiden, sind dadurch charakterisirt, daß sie 1. die Grundstoffe, aus denen sie zusammengesetzt sind, in einer Form enthalten, in welcher sie nicht mehr sinnlich wahrzunehmen sind, daß 2. die Verbindung sich in der Regel nicht durch bloße mechanische Kraftwirkungen trennen läßt, u. 3. daß die Grundstoffe in einem ganz bestimmten, unabänderlichen, sich ewig gleichbleibenden Verhältnisse in einer Verbindung enthalten sind. — Dieses Verhältniß läßt sich in dreifacher Weise auffassen, je nachdem man zu ermitteln sucht, wie viel Gewichtstheile von den Körpern nöthig sind, um sich chemisch zu vereinigen, od. indem man feststellt, wie viel Raumtheile hierzu erforderlich sind, wobei jedoch nur Körper, die in den gasförmigen Zustand gebracht werden können, vergleichbare Zahlen geben, u. indem man endlich die Frage zu beantworten sucht, welche Anzahl von Atomen u. von Molekülen zweier od. mehrerer Elemente in einer Verbindung enthalten sind. Man hat demnach zu unterscheiden: 1. das Gewichtsverhältniß, 2. das Raum- od. Volumenverhältniß u. 3. das Atom- u. Molekularverhältniß. — Die Zahlen, welche das Gewichtsverhältniß angeben, nennt man Mischungsgewichte od. Aequivalente, sie stehen bei allen Grundstoffen unter einander in einem gegenseitigen Verhältnisse, so daß man jeden dieser Grundstoffe als Einheit nehmen könnte; es empfiehlt sich aber aus leicht erklärlichen Gründen dasjenige Element als Einheit zu nehmen, welches den anderen gegenüber immer die niedrigste Zahl hat, u. dies ist der Wasserstoff, man giebt ihm also die Zahl = 1. Berzelius nahm den Sauerstoff als Einheit u. gab ihm die Zahl = 100, wodurch natürlich bedeutend höhere Zahlen entstehen, die sich nur schwer dem Gedächtniß einprägen. Aequivalent u. Atomgewicht sind nicht gleichbedeutend, letzteres drückt vielmehr das gegenseitige Gewichtsverhältniß der Atome der Grundstoffe aus (vgl. „Atome").

Die chem. Grundstoffe haben Buchstaben als Abkürzungszeichen erhalten, welche Zeichen die Anfangsbuchstaben der latein. od. griech. Benennungen der Grundstoffe sind. Die folgende Tabelle giebt dies in übersichtlicher Zusammenstellung.

Verzeichniß der chemischen Grundstoffe, ihrer Zeichen, Aequivalente und Atomgewichte.

Namen.	Zeichen.	Aequivalente. Wasserstoff = 1	Aequivalente. Sauerstoff = 100	Atomgewichte.
Aluminium (Aluminium)	Al	13,7	171,3	27,4
Antimon (Stibium)	Sb	122,0	1525,0	122,0
Arsen (Arsenicum)	As	75,0	937,5	75,0
Baryum (Baryum)	Ba	68,5	856,3	137,0
Beryllium (Glycinium) (Beryllium)	Be	7,0	87,5	7,0
Blei (Plumbum)	Pb	103,6	1294,5	207,2
Bor (Boron)	B	11,0	137,5	11,0
Brom	Br	80,0	1000,0	80,0
Calcium (Calcium)	Ca	20,0	250,0	40,0
Cäsium (Caesium)	Cs	133,0	1662,5	133,0
Cerium (Cerium)	Ce	46,0	575,0	92,0
Chlor (Chlorum)	Cl	35,5	443,0	35,5
Chrom (Chromum)	Cr	26,0	325,0	52,0
Didym	Di	47,5	593,0	95,0
Eisen (Ferrum)	Fe	28,0	350,0	56,0
Erbium (Erbium)	Er	56,3	703,8	112,6
Fluor (Fluorium)	F	19,0	237,5	19,0
Gold (Aurum)	Au	196,0	2450,0	196,0
Indium (Indium)	In	37,8	472,5	75,6
Jod (Jodum)	I	127,0	1587,5	127,0
Iridium (Iridium)	Ir	99,0	1237,5	198,0
Kadmium (Kadmium)	Cd	56,0	700,0	112,0
Kalium (Kalium)	Ka	39,0	487,5	39,0
Kobalt	Co	29,5	368,8	59,0
Kohlenstoff (Carbonium)	C	6,0	75,0	12,0
Kupfer (Cuprum)	Cu	31,7	396,6	63,4
Lanthan	La	46,0	575,0	92,0
Lithium	Li	7,0	87,5	7,0
Magnesium (Magnium)	Mg	12,0	150,0	24,0
Mangan (Manganum)	Mn	27,5	343,8	55,0
Molybdän (Molybdaenum)	Mo	48,0	600,0	96,0
Natrium (Natrium)	Na	23,0	287,5	23,0
Nickel (Nicolum)	Ni	29,5	368,8	59,0
Niob (Niobum)	Nb	94,0	1175,0	94,0
Osmium (Osmium)	Os	100,0	1250,0	200,0
Palladium (Palladium)	Pd	53,0	662,5	106,0
Phosphor	P	31,0	387,5	31,0
Platin (Platinum)	Pt	99,0	1237,5	198,0
Quecksilber (Hydrargyrum)	Hg	100,0	1250,0	200,0
Rhodium (Rhodium)	Rh	52,0	650,0	104,0
Rubidium (Rubidium)	Rb	85,4	1067,5	85,4
Ruthenium (Ruthenium)	Ru	52,0	650,0	52,0
Sauerstoff (Oxygenium)	O	8,0	100,0	16,0
Schwefel (Sulphur)	S	16,0	200,0	32,0
Selen (Selenium)	Se	39,5	493,8	79,0
Silber (Argentum)	Ag	108,0	1350,0	108,0
Silicium (Silicium)	Si	14,0	175,0	28,0
Stickstoff (Nitrogenium)	N	14,0	175,0	14,0
Strontium (Strontium)	Sr	43,8	547,5	87,6
Tantal	Ta	182,0	2275,0	182,0
Tellur	Te	64,0	800,3	128,0
Terbium (?)				
Thallium (Thallium)	Tl	204,0	2350,0	204,0
Thorium (Thorium)	Th	57,8	722,5	115,6
Titan	Ti	25,0	312,5	50,0
Uran	U	60,0	750,0	60,0
Vanadin (Vanadium)	V	68,0	857,5	68,6
Wasserstoff (Hydrogenium)	H	1,0	12,5	1,0
Wismuth (Bismuthum)	Bi	208,0	2600,0	208,0
Wolfram (Scheelium)	W	92,0	1150,0	184,0
Yttrium	Y	30,8	385,0	61,6
Zink (Zincum)	Zn	32,5	406,6	65,0
Zinn (Stannum)	Sn	59,0	737,5	118,0
Zirkonium	Zr	44,8	560,0	89,6

Soll eine **chemische Verbindung** zweier od. mehrerer Grundstoffe durch Zeichen ausgedrückt werden, so schreibt man die Buchstaben einfach hinter einander, z. B. Chlorwasserstoff (Salzsäuregas) = HCl. Hierbei drückt der Buchstabe zugleich das Aequivalent mit aus, so daß H = 1 u. Cl = 35,5 bedeutet. Man nennt solche Zusammenstellungen von Buchstaben **chemische Formeln**; dieselben sind für den Gebrauch sehr bequem, da sie eine schnelle Uebersicht u. kurze Ausdrucksweise gestatten. Da manche Grundstoffe sich auch in mehreren Verhältnissen mit einander vereinigen können, so werden diese verschiedenen Verbindungen dadurch bezeichnet, daß man kleine Zahlen hinter die Buchstaben setzt, welche ausdrücken, wie viel Mal man die einfache Aequivalentzahl zu nehmen hat, um das Verhältniß der beiden Stoffe zu finden. Z. B. Stickstoff verbindet sich in folgenden Verhältnissen mit Sauerstoff:

Gewichts-Verhältniß der beiden Grundstoffe.	Name der Verbindung:	Chemische Formel:
14 Stickstoff u. 8 Sauerstoff.	Stickoxydul	NO
14 „ u. 2 × 8 (16) Sauerstoff.	Stickoxyd	NO_2
14 „ u. 3 × 8 (24) „	salpetrige Säure.	NO_3
14 „ u. 4 × 8 (32) „	Untersalpetersäure.	NO_4
14 „ u. 5 × 8 (40) „	Salpetersäure.	NO_5

In neuerer Zeit hat man vielfach angefangen, anstatt dieser, für die chemische Praxis sehr geeigneten Bezeichnungsweise der Verbindungen, das Volumenverhältniß od. das Atomgewichtsverhältniß als maßgebend anzunehmen, so daß dann die Buchstaben nicht, wie hier, das Aequivalent, sondern im ersteren Falle das Volumenverhältniß, im letzteren das Atomgewicht ausdrücken, wodurch die meisten Formeln ein anderes Aussehen bekommen.

Dem Anfänger in der Chemie ist hierdurch das Zurechtfinden in den chemischen Formeln wesentlich erschwert worden, da die einen Chemiker diese, die anderen jene Bezeichnungsweise wählen. – Wir müssen jedoch, was dies anlangt, als zu weit gehend für unser Werk, auf die neueren chemischen Lehrbücher verweisen. — Die aus zwei Grundstoffen entstandenen, sog. **binären**, Verbindungen lassen sich in der Regel wieder mit anderen binären Verbindungen zu neuen, komplizirteren Verbindungen vereinigen, wobei man die Beobachtung machen kann, daß das Bestreben sich zu verbinden um so größer ist, je verschiedenartiger die Körper in ihren Eigenschaften sind; diese Gegensätzlichkeit der Verbindungen bezeichnet man mit den Namen **basisch** u. **sauer** u. nennt Körper der ersteren Art **Basen**, die der letzteren **Säuren**. — Durch Vereinigung der Basen mit den Säuren werden die beiderseitigen Eigenthümlichkeiten aufgehoben, u. es entstehen neue Körper mit anderen Eigenschaften, welche man mit dem Namen **Salze** bezeichnet. (Vgl. ferner die Art.: „**Basis**“ Bd. II. 311, **Säure** u. **Salz**.) Ein Theil der neueren Chemiker hat jedoch auch von der Konstitution der Salze eine andere Anschauung u. glaubt, daß die Basen u. Säuren nicht mehr als solche in den Salzen enthalten sind, (s. weiter unten). Die Bezeichnungsweise der Salze nach der älteren, sog. **dualistischen**, Anschauungsweise ist ganz analog derjenigen der binären Verbindungen; man schreibt die Buchstaben der beiden Bestandtheile eines Salzes hinter einander u. setzt die Basis voran, z. B.

schwefelsaures Natron
= NaO, SO_3,
Natron, Schwefels.
= Basis, Säure
Salz.

od. essigsaures Bleioxyd:
= PbO, $C_4H_3O_3$
Bleioxyd, Essigsäure
= Basis, Säure
Salz.

Durch diese Bezeichnungsweise bekommt man schon eine Vorstellung von dem inneren Bau der Verbindung, welche allerdings nur hypothetisch sein kann; man nennt daher solche Formeln **rationelle Formeln** im Gegensatz zu den **empirischen Formeln**, welche nur das nackte Resultat der Untersuchung ausdrücken ohne jede weitere Bezeichnungsweise der Gruppirung der einzelnen Atome. So ist z. B. die empirische Formel für das schwefelsaure Natron (s. oben) = $NaSO_4$ u. für das essigsaure Bleioxyd = $PbC_4H_3O_4$; d. h. nach der Untersuchung sind im letzteren 1 Aequiv. = 103 Blei, 4 Aequival. = 24 Kohle, 3 Aequival = 3 Wasserstoff u. 4 Aequival. = 32 Sauerstoff enthalten. Die rationelle Formel dagegen giebt an, daß von diesen 4 Aequival. Sauerstoff 1 Aequival. Sauerstoff zu einer engeren Gruppe mit dem Blei verbunden ist, während die 3 anderen Aequival. Sauerstoff zur Essigsäure gehören. Eben so würde die empirische Formel des reinen Essigsäurehydrates folgende sein = $C_4H_4O_4$, die rationelle dagegen = $C_4H_3O_3$, HO. Nach neuerer Anschauungsweise, der sog. **Typentheorie** gemäß, schreibt man jedoch die Formeln der hier beispielsweise genannten Körper folgendermaßen:

Schwefelsaures Natron. $\left.\begin{matrix}S_2O_4\\Na_2\end{matrix}\right\}O_4$

Essigsaures Bleioxyd. $\left.\begin{matrix}C_4H_3O_2\\Pb\end{matrix}\right\}O_2$

Essigsäurehydrat. $\left.\begin{matrix}C_4H_3O_2\\H\end{matrix}\right\}O_2$

wobei die Formel des schwefelsauren Natrons verdoppelt wird. Bei diesen Formeln geht man, allerdings ganz willkürlich, von einem Typus aus, den man den Wassertypus nennt u. welcher folgendermaßen bezeichnet wird: $\left.\begin{matrix}H\\H\end{matrix}\right\}O_2$; durch obige Formeln soll nun ausgedrückt werden, daß die betreffenden Verbindungen denselben inneren Bau wie das Wasser besitzen, daß aber, z. B. beim essigsauren Bleioxyd, der basische Wasserstoff des Essigsäurehydrates durch ein Metall, hier also durch Blei, ersetzt ist. Die Anhänger dieser Theorie nennen daher auch dieses Salz nicht mehr essigsaures Bleioxyd, sondern essigsaures Blei u. in ähnlicher Weise alle anderen Salze. Für das schwefelsaure Natron u. ähnliche Salze ist man

genöthigt wieder einen anderen Typus des Wassers zu Hülfe zu nehmen, nämlich $\left.\begin{matrix}H_2\\H_2\end{matrix}\right\}O_4$, u. für noch andere Körper sogar einen Typus — $\left.\begin{matrix}H_3\\H_3\end{matrix}\right\}O_6$. Die übrigen chemischen Verbindungen, welche man nicht auf diese Wassertypen zurückzuführen vermag, bezieht man auf den Wasserstofftypus $\left.\begin{matrix}H\\H\end{matrix}\right\}$, od. den Chlorwasserstofftypus $\left.\begin{matrix}H\\Cl\end{matrix}\right\}$, od. endlich auf den Ammoniaktypus, den man auch wieder in dreifacher Weise sich denkt, nämlich:

$$\left.\begin{matrix}H\\H\\H\end{matrix}\right\}N;\quad \left.\begin{matrix}H_2\\H_2\\H_2\end{matrix}\right\}N_2 \text{ u. } \left.\begin{matrix}H_3\\H_3\\H_3\end{matrix}\right\}N_3.$$

Eine andere Theorie, die Radikaltheorie, nimmt in den chemischen Verbindungen sog. Radikale an, d. h. engere Verbindungen von zwei od. drei Elementen, welche sich wieder wie einfache Körper verhalten. **Manche dieser Radikale sind im isolirten Zustande bekannt, andere sind** nur hypothetisch. Solche Radikale sind z. B. Aethyl = C_4H_5, Amyl = $C_{10}H_{11}$, Ferrocyan Cy_3Fe, Ferridcyan Cy_6Fe_2. So wird z. B. der Alkohol nach der Radikaltheorie als das Hydrat (d. i. die Wasserverbindung) des Aethyloxydes (Aether) u. letzteres als das Oxyd des Radikals Aethyl angesehen. Zum Vergleich mögen hier die Formeln des Alkohol u. des Aetzkali nach der Radikal- u. nach der Typentheorie neben einander stehen.

Alkohol.	Alkohol.	Alkohol.
Empirische Formel.	Radikalformel.	Typische Formel.
$C_4H_6O_2$	C_4H_5, O, HO Aethyloxydhydrat.	$\left.\begin{matrix}C_4H_5\\H\end{matrix}\right\}O_2$
Aetzkali	**Aetzkali.**	**Aetzkali.**
Empirische Formel.	Radikalformel.	Typische Formel.
$KaHO_2$	KaO, HO Kaliumoxydhydrat.	$\left.\begin{matrix}Ka\\H\end{matrix}\right\}O_2$

Vorstehende rationelle Bezeichnung der Elemente verdanken wir Berzelius, welcher gewöhnlich dazu den ersten Buchstaben vom lat. Namen eines Elementes wählte; früher bediente man sich gewisser, jetzt nicht mehr gebräuchlicher Zeichen. So z. B. legte man den damals bekannten sieben Metallen die Zeichen der sieben Planeten bei. Als später mehr Metalle entdeckt wurden, wählte man willkürliche Zeichen. Es sollte dies dem Verfahren, der Alchemisten namentlich, eine gewisse mysteriöse Hülle geben. Die vorzüglichsten Zeichen waren: Gold ☉, Silber ☽, Quecksilber ☿, Kupfer ♀, Eisen ♂, Zinn ♃, Blei ♄, Wolfram ⊖, Feuer 🜂, Luft 🜁, Wasser 🜄, Erde 🜃, Schwefel 🜍, Säure +, Salz ⊖, Salpeter ⦶, Vitriol 🜖, Salmiak ⊖✱, Zinnober ±, Spiritus Ω, Destillation ∴, Sublimation 🜁, Präcipitation ♉, Kalk 🜅, Oel ⁖, Sand ∴, Pulver ‡ ꝛc.

Eintheilung der Chemie. Man theilt die chemischen Verbindungen gewöhnlich ein in anorganische u. organische u. spricht daher auch von anorganischer u. von organischer Ch. Eine scharfe Grenze zwischen beiden ist nicht zu ziehen, da es viele Verbindungen giebt, bei denen es unentschieden bleiben muß, ob man sie zu den anorganischen od. organischen rechnen soll; dieser Unterscheidung ist auch kein großer wissenschaftlicher Werth beizulegen, sie ist aber insofern praktisch, als hierdurch das umfangreiche Material in zwei Abtheilungen gesondert u. bei der Betrachtung der zahlreichen Stoffe ein erwünschter Ruhepunkt geschaffen wird. Im Allgemeinen werden in der anorganischen Ch. die Grundstoffe u. diejenigen ihrer Verbindungen behandelt, welche aus dem Mineralreiche stammen, von denen jedoch die meisten auch künstlich hergestellt werden können, während in der organischen Ch. alle diejenigen Verbindungen Aufnahme finden, welche Produkte der Lebensthätigkeit des thierischen (natürlich auch menschlichen) u. pflanzlichen Organismus sind, sowie solche, die als Zersetzungsprodukte der letzteren durch Einwirkung von Wärme, Elektrizität, chemischen Agentien ꝛc. auftreten. Viele organische Verbindungen lassen sich auch künstlich erzeugen, ohne daß die Lebensthätigkeit hierbei ins Spiel kommt, u. eine noch größere Zahl giebt es, die in Laboratorien bereitet werden können, in der Natur sich aber gar nicht fertig gebildet vorfinden.

Die Ch. ist jedenfalls einer der wichtigsten Zweige der Naturwissenschaft, denn sie greift nicht allein in alle Gebiete der gewerblichen u. industriellen Thätigkeit ein u. hat in der großartigen Entwicklung der Industrie, der Gewerbe u. nam. auch der Landwirthschaft einen bedeutenden Antheil gehabt, sondern sie vermittelt uns auch das Verständniß vieler Vorgänge in der Natur, in der Hauswirthschaft u. in unserem eigenen Körper, welcher uns in seiner Lebensthätigkeit eine fortlaufende Reihe chemischer Prozesse, eine sich immer wiederholende Neubildung u. Zersetzung von Stoffen zeigt. Bei der außerordentlichen Mannichfaltigkeit des Materials, mit welchem es die Ch. zu thun hat, u. bei der täglich wachsenden Fülle neuer Entdeckungen u. Forschungen, die in diesem Gebiete gemacht werden, ist es für einen Menschen kaum noch möglich, das Gesammtgebiet vollständig zu beherrschen, u. ist daher, wie auf anderen Gebieten, so auch hier eine Theilung der Arbeit eingetreten. Hiernach zerfällt die gesammte Ch. in verschiedene Abtheilungen od. Zweige; vor Allem hat man zu unterscheiden die **allgemeine od. theoretische Ch. u. die angewandte od. praktische Ch.** Ferner spricht man von Agriculturch. od. landwirthschaftlicher Ch., technischer, pharmazeutischer, medizinischer, physiologischer Ch.; von Zooch. u. Phytoch. (Thier- u. Pflanzench.), Hüttench. (d. h. diejenige, welche sich mit der Ausarbeitung bergmännischer Produkte beschäftigt) ꝛc.

Chemische Analyse. Eine ganz besondere Abtheilung ist die analytische Ch.; sie verfolgt den bestimmten Zweck der Zerlegung (die Analyse) zusammengesetzter Körper u. der Ausmittelung ihrer Bestandtheile. Wird bei dieser Ausmittelung der Bestandtheile nur die Art derselben berücksichtigt, so ist die Analyse eine qualitative, soll aber auch die Menge jedes einzelnen Bestandtheiles ermittelt werden, so ist sie eine quantitative. — Man spricht zuweilen auch von synthetischer Ch.; es ist dies der Gegensatz der analytischen, insofern als sie sich mit der Zusammenfügung od. Bildung chemischer Verbindungen aus anderen Verbindungen od. aus Grundstoffen beschäftigt. Man kann jedoch diese synthetische Ch. nicht als einen bes. Zweig auffassen. Die Aufgabe der qualitativen analytischen Ch., die unbekannten Bestandtheile einer Substanz aufzufinden, kann auf verschiedenem Wege gelöst werden; so genügt z. B. in vielen Fällen das Auftreten einer bestimmten Flammenfärbung od. gewisser heller Linien im Spektrum eines Körpers, um über das Vorhandensein gewisser Stoffe keinen Zweifel zu lassen; diejenige Art der chem. Untersuchung, welche sich des Lichtes u. des dadurch erzeugten Spektrums zur Erforschung der Körper bedient, wird Spektralanalyse genannt (s. d.). In anderen Fällen wieder kann man sich zur Auffindung gewisser Stoffe, z. B. der meisten anorganischen, einer Behandlung im Feuer bedienen, indem man die zu prüfenden Körper, entweder für sich allein, od. gemengt mit anderen, der Flamme des Löthrohrs aussetzt; man nennt diese Art der Analyse: Löthrohranalyse od. Analyse auf trocknem Wege, im Gegensatz zur Analyse auf nassem Wege, bei welcher der zur Untersuchung bestimmte Körper in Lösung gebracht wird, sei dies durch Wasser, Säuren od. Laugen. Durch Zusatz gewisser Stoffe zu diesen Lösungen werden in letzteren gewisse Veränderungen hervorgebracht, aus deren Eintreten man auf das Vorhandensein gesuchter Körper schließen kann. Diejenigen Stoffe, welche diese Veränderungen hervorbringen u. demnach zur Erkennung des Vorhandenseins der Körper dienen, nennt man Reagentien, u. die Veränderungen selbst chemische Reaktionen; die Lehre von beiden aber Reagentienlehre. Diese Veränderungen sind sehr verschiedener Art, sie bestehen etweder in dem Auftreten eines bestimmten Geruchs od. einer eigenthümlichen Färbung; in der Entwicklung eines Gases od. der Ausscheidung gewisser Körper in Form eines Absatzes, sog. Niederschlages, von bestimmter Färbung. Gewöhnlich genügt jedoch eine einzige solche Reaktion noch nicht, um einen sicheren Schluß auf das Vorhandensein eines gewissen Stoffes zu ziehen, da es vorkommen kann, daß zwei od. mehrere Körper durch ein u. dasselbe Reagens in gleicher Weise verändert werden; man muß dann noch mehrere Reaktionen anstellen, um sicher zum Ziele zu gelangen. Der Werth einer chemischen Reaktion liegt eben in ihrer Unfehlbarkeit u. darin, daß sie möglichst schnell zum Ziele führt. Es ist dabei gar nicht nöthig, daß der Körper, den man sucht, bei dieser Analyse in reiner Form abgeschieden wird, es genügt vielmehr schon, bekannte Verbindungen desselben herzustellen, so daß diese neuen Formen sichere Schlüsse auf die Anwesenheit der einzelnen Stoffe gestatten. Z. B. handelt es sich darum, in einer Flüssigkeit die Gegenwart von Eisen nachzuweisen, so ist es nicht nöthig, daß Eisenmetall als solches auszuscheiden, sondern es genügen vielmehr folgende Reaktionen: Giebt Schwefelwasserstoffammoniak einen schwarzen, Kalilauge einen rothbraunen, Blutlaugensalz einen dunkelblauen Niederschlag, u. Schwefelcyankalium eine dunkelgelblichrothe Färbung in jener Flüssigkeit, so ist die Gegenwart des Eisens darin unfehlbar nachgewiesen u. auch zugleich dargethan, daß das Eisen in Form von Eisenoxyd u. nicht etwa von Eisenoxydul vorhanden ist; denn kein anderer Stoff zeigt ein gleiches Verhalten gegen obige Reagentien. Die Reaktion mit dem Schwefelwasserstoffammoniak würde allein nicht genügen, das Eisen nachzuweisen, da auch andere Körper damit schwarze Niederschläge geben, aber in Gemeinschaft mit den anderen Versuchen ist diese Reaktion ein Beweis für die Gegenwart des Eisens.

Die quantitative Analyse irgend einer Substanz kann nur dann angestellt werden, wenn man die Bestandtheile derselben kennt. Ist dies nicht der Fall, so muß selbstverständlich die qualitative Untersuchung vorausgehen, auf welche die quantitative sich stützt. Wenn schon die Beschäftigung mit qualitativen Untersuchungen eine Bekanntschaft mit den chemischen Elementen u. ihrer wichtigsten Verbindungen, sowie mit den Grundbegriffen der Ch. voraussetzt u. eine gewisse Uebung in der Erklärung chemischer Prozesse, vor Allem aber strenge Ordnung u. Akkuratesse, große Reinlichkeit u. Geschick beim praktischen Arbeiten erfordert, so ist dies bei Ausführung von quantitativen Analysen in noch viel höherem Grade der Fall. Es ist aber unthunlich, in der Kürze ein deutliches Bild von den bei qualitativen u. quantitativen Analysen vorkommenden Methoden u.

dem Gange der ganzen Analyse geben zu wollen. Dagegen mag nur noch auf einige mit bes. Namen belegte Arten der chemischen Analyse hier aufmerksam gemacht werden. So versteht man unter dem Namen chemische Elementaranalyse diejenigen Methoden, nach welchen man die Gewichtsbestimmung der in organischen Verbindungen enthaltenen Elemente vornimmt; unter dem Ausdruck Maaßanalyse od. Titrirmethode ein Verfahren, mittels dessen man Gehaltsbestimmungen viel schneller u. bequemer u. dennoch hinreichend genau ausführen kann, als auf dem gewöhnlichen Wege der quantitativen Analyse. Dieses Verfahren beruht darauf, daß sowol die zu untersuchenden Substanzen, als auch die Reagentien gewöhnlich in aequivalenten Verhältnissen genau abgewogen u. in genau abgemessenen Mengen Flüssigkeit gelöst werden, wobei der Raum, den der abgewogene Körper einnimmt, mit berücksichtigt wird. Will man eine sog. Normallösung, z. B. von Soda behufs Prüfung von Säuren auf ihre Stärke, herstellen, so wägt man genau ein Aequivalent trockne Soda (kohlensaures Natron, NaO, CO_2) ($Na = 23 + O = 8 + C = 6 + O_2 = 16$, in Summa $53_{,0}$, in g., also $53_{,0}$ g. davon ab, bringt diese in eine Literflasche u. füllt dieselbe dann bis zur Marke mit Wasser; es sind dann in 1 Liter Wasser = 1000 kbcm. $53_{,0}$ g. wasserfreies kohlensaures Natron enthalten, demnach in 100 kbcm. $5_{,3}$ g. od. $^1/_{10}$ Aequival., in 10 kbcm. $0_{,53}$ g. od. $^1/_{100}$ Aequivalent u. s. w. Zum Abmessen einer genauen Anzahl von kbcm. dienen die Büretten u. die Pipetten (s. d.). Während bei der Gewichtsanalyse der gesuchte Körper entweder für sich od. in einer konstanten Verbindung durch einen Ueberschuß des Fällungsmittels abgeschieden u. schließlich gewogen wird, fügt man in der Maaßanalyse eben nur so viel von dem Reagens zu einer genau abgemessenen Menge der Flüssigkeit, in welcher der fragliche Körper aufgelöst ist, als zu dessen Abscheidung od. Ueberführung in die beabsichtigte Verbindung erforderlich ist. Es kommt hierbei also darauf an, den Moment genau zu erkennen, wo, in der einen od. anderen Weise, jener Zweck erreicht ist. Meistens sind es bleibende Aenderungen in der Farbe, woran man die Beendigung der chem. Reaktion erkennt. Diese Art der Untersuchung eignet sich nam. für Gehaltsbestimmungen verschiedener Handelsprodukte, wobei es nicht darauf ankommt, alle vorhandenen Bestandtheile quantitativ zu bestimmen, sondern bei welchen nur ein Bestandtheil, der den Werth des Produktes bedingt, seiner Menge nach ermittelt wird; z. B. im Chlorkalk das aktive Chlor, in Düngemitteln die Phosphorsäure u. s. w. Die zur Ausführung chemischer Untersuchungen u. zur Herstellung chem. Präparate nöthigen Apparate u. Geräthschaften sind so verschiedenartig u. so zahlreich, daß die Beschreibung derselben an dieser Stelle zu viel Raum beanspruchen würde, daher erst bei der Beschreibung der Einrichtung chemischer Laboratorien im Art. „Laboratorium" berücksichtigt werden kann.

Chemikalien. Mit dem Namen Chemikalien od. chemische Präparate bezeichnet man die Produkte der chemischen Laboratorien u. chemischen Fabriken; ein wissenschaftliches Interesse bieten natürlich alle Chemikalien dar, ein allgemeineres nur diejenigen, welche Gegenstand des Handels u. der Verwendung in Industrie, Kunst, Medizin, Gewerben etc. geworden sind. Der Handel mit Chemikalien ist in der Regel in den Händen der Apotheker u. Droguisten. Die meisten Chemikalien werden jetzt in Fabriken bereitet, während in früheren Zeiten sich die Apotheker mit der Herstellung derselben befaßten. Die meisten Fabriken fertigen nur ganz bestimmte Präparate, deren Darstellung naturgemäß in einander greift, so z. B. ist mit der Sodafabrikation in der Regel die Fabrikation der Schwefelsäure u. des Chlorkalkes verbunden, weil zur Herstellung der Soda viel Schwefelsäure nöthig ist, dabei viel Salzsäure als Nebenprodukt erhalten wird, welche letztere wieder zur Bereitung des Chlorkalks Verwendung findet. Sehr viele Chemikalien sind giftig.

Geschichtliche Entwicklung der Chemie. Wie bereits im Eingang dieses Artikels erwähnt wurde, haben schon die alten Aegypter u. später die Griechen u. Araber einige chemische Präparate gekannt u. vereinzelte chemische Kenntnisse gehabt, die aber nicht zu einem gemeinsamen Ganzen verbunden waren; auch kannte man den inneren gesetzmäßigen Zusammenhang der Erscheinungen noch nicht. Die damalige Ch. war keine Wissenschaft, sondern nur ein empirisches Umhertappen, ein Verwerthen zufällig gemachter Erfahrungen. Man arbeitete planlos ohne jedes Verständniß, dem Zufall es überlassend, was dabei herauskommen würde. Erst nachdem man die Wage u. das Maß in die praktische Ch. eingeführt hatte u. die chemischen Vorgänge naturgemäß zu erklären versuchte, erst von dieser Zeit an — kaum 100 Jahre — verdient die Ch. den Namen einer Wissenschaft. Von den Aegyptern wissen wir, daß dieselben schon die Gewinnungsweise verschiedener Metalle kannten, daß sie eine große Fertigkeit im Färben u. der Darstellung der Farben hatten; sie kannten das Glas u. benutzten verschiedene desinfizirende Mittel zur Verhinderung der Fäulniß; Grünspan u. Bleiweiß scheinen schon damals in der Heilkunst zur Bereitung von Pflastern u. Salben eine wichtige Rolle gespielt zu haben. — Bei den Phöniziern blühte bekanntlich auch schon die Kunst des Glasmachens u. der Färberei; sie sowol, wie die Aegypter, waren die Lehrmeister der Israeliten, die selbst jedoch der Sache nur wenig förderlich waren. Unter den Griechen ist Hippokrates (im 5. Jahrh. v. Chr.) zu erwähnen, welcher sich nam. mit der Herstellung von Arzneistoffen beschäftigte; ferner Demokrit, Aristoteles u. Platon, welch letzterer sich in einer Erklärung der Bildung des Eisenrostes versucht. Von Aristoteles stammte die Lehre von den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft u. Erde, welche jedoch nicht Elemente in unserem heutigen Sinne sind, sondern nur die verschiedenen Zustände kennzeichnen, in denen die Körper erscheinen können. Theophrastos, ein Schüler des Platon u. Aristoteles, erwähnt in seinem Werke über die Mineralien zuerst die Steinkohlen, den Zinnober, das Schwefelarsenik u. bespricht die Darstellung des Bleiweißes u. der Mennige. — Die Römer hatten durch ihre Heereszüge Gelegenheit, sich die chemischen Kenntnisse anderer Nationen anzueignen; Dioskorides, ein Grieche aus Kleinasien, der mehrere römische Feldzüge in Kleinasien mitmachte, beschreibt in seinem Werke eine Art Destillation, das Rösten des rohen Schießglanzes, den Kupfervitriol, das Zinkoxyd, das Kaltwasser u. s. w. Plinius kennt das Quecksilber, seine Fähigkeit Gold aufzulösen; die Römer benutzten schon damals das Goldamalgam zum Vergolden; sie verstanden zu löthen u. zu verzinnen, Eisen in Stahl umzuwandeln. Eisenrost, Bleiglätte, Mennige, Zinkoxyd wurden in der Medizin verwendet; Seife dagegen bekamen die Römer von den Germanen. — Vom vierten Jahrh. nach Chr. an beginnt das Zeitalter der sog. Alchemie, welches bis zu Ende des 17. Jahrh. reicht. — Zu Anfang dieser Zeit scheint die Idee der Metallverwandlung, der beliebigen Erzeugung des einen Metalls aus dem anderen, zuerst aufgetaucht zu sein; als diese Metallverwandlung bewirkend, dachte man sich eine Substanz, den Stein der Weisen od. auch das große Elixir, das große Magisterium (Meisterstück) od. die rothe Tinktur genannt. Von wem diese Idee ausging, ist nicht bekannt. Sie scheint sich aber aus der damals schon bekannten Thatsache herausgebildet zu haben, daß Eisen, welches in eine Lösung von blauen Vitriol gelegt wird, nach einiger Zeit verschwindet, dafür aber ein gleichgestaltetes Stück Kupfer sich vorfindet; da man nicht wußte, daß in der vorher blauen Flüssigkeit Kupfer enthalten war, welches sich an Stelle des Eisens ausscheidet, so glaubte man, das Eisen habe sich in das Kupfer geradezu verwandelt. Die Folge war, daß man sehr zeitig schon u. durch viele Jahrhunderte hindurch sich alle Mühe gab, Gold zu machen, d. h. unedle Metalle in Gold umzuwandeln. Trotz dieser irrigen Vorstellungen von der Natur der Metalle wurden infolge der vielen Versuche, die man anstellte, eine Menge wichtiger Entdeckungen gemacht u. eine Menge Thatsachen bekannt, deren wissenschaftliche Erklärung allerdings erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb. Von Aegypten aus war die Alchemie zu den Arabern, von diesen nach Spanien gekommen, wo sie nam. im 8. Jahrhundert eifrig betrieben wurde; vom 12. Jahrhundert an wurden jedoch die Araber bedeutend überflügelt durch die Bestrebungen des übrigen westlichen Europa, welches sowol mittelbar über Spanien, Italien (medizinische Schule zu Salerno) u. Griechenland, als auch durch die Kreuzzüge in unmittelbare Berührung mit dem Osten getreten war. Der bedeutendste arabische Forscher in dieser Hinsicht war Geber (od., wie sein vollständiger Name heißt, Abu-Mussa-Dschafar-al-Sofi); er stellte aus Alaun durch Destillation zuerst Schwefelsäure her, ferner Salpetersäure, konzentrirte Essigsäure, lehrte die Auflösung des Goldes in Königswasser etc. Seine Nachfolger im 9., 10. u. 11. Jahrh., z. B. Rhazes, Avicenna, Avenzoar u. s. w. waren weniger produktiv. Mit dem 13. Jahrhundert beginnt die eigentliche Blüte der Goldmacherkunst, u. die Höfe der immer geldbedürftigen Fürsten wurden zu Sammelpunkten meist betrogener u. betrügerischer Adepten. Nur Wenige aus der damaligen Zeit zeichneten sich durch ernstes Streben aus u. wußten sich von dem Verdachte der Zauberei fern zu halten, so nam. Albertus Magnus (s. d., u. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. Basilius Valentinus, in dessen Schriften wir die ersten Andeutungen einer chemischen Analyse finden. Mit Basilius Valentinus beginnt ein Abschnitt in der Geschichte der Ch., welchen man das Zeitalter der medizinischen Ch. nennen könnte, da, neben den immer noch fortdauernden alchemistischen Bestrebungen, die Anwendung der chemischen Erfahrungen auf die Zwecke der Medizin mehr u. mehr hervortritt. Die Bestrebungen der damaligen Chemiker, der Jatrochemiker, wie sie genannt worden sind, waren wesentlich darauf gerichtet, die den Gesundheitszustand der einzelnen Organe bedingenden u. auf diese wirkenden Bestandtheile zu ermitteln. Hatte man Anfangs dafür die drei Stoffe, Salz, Schwefel u. Quecksilber, angesehen, so stellte sich sehr bald durch vermehrte Beobachtung das Falsche dieser Ansicht heraus, u. es traten an die Stelle jener Fundamentalstoffe nunmehr Säuren u. Laugensalze. Die hervorragendsten Ch. der damaligen Zeit waren nam. Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, Georg Agricola, Andreas Libavius u. A. Während Paracelsus vorzüglich der pharmazeutischen u. medizinischen Ch. großen Vorschub geleistet hatte,

kann man Agricola als den eigentlichen Gründer der metallurgischen od. der Hüttenchemie ansehen. Er lehrte das Rosten der Erze so betreiben, daß der dabei entweichende Schwefel gewonnen werden konnte, stellte das Kupfer rein dar, lehrte das Silber mittels der Bleiarbeit abscheiden, Wismuth, Antimon u. Quecksilber gewinnen. — In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts fingen schon Einzelne an, die Ch. um ihrer selbst willen zu treiben u. den medizinischen Zweck als Nebensache zu betrachten; unter diesen verdient nam. Johann Rudolf Glauber hervorgehoben zu werden; das schwefelsaure Natron heißt im gewöhnlichen Leben noch jetzt nach ihm Glaubersalz. Das medizinische Zeitalter schließt mit Sylvius ab, der 1672 zu Leiden in Holland starb, u. von nun an beginnt die neuere Ch. In der ersten Periode derselben waren es nur die qualitativen Erscheinungen, die Art der Stoffe u. ihrer Verbindung, welche zu erklären u. in Zusammenhang zu bringen man sich bemühte, während in der zweiten die Erforschung der quantitativen Verhältnisse in den Vordergrund trat. Bei jener Erklärung der chemischen Vorgänge nahm man zu willkürlichen, hypothetischen Stoffen seine Zuflucht, welche durch ihr Hinzutreten od. Entweichen gewisse Prozesse bewirken sollten, ohne daß man sich jedoch bemühte, die Natur solcher Stoffe zu ermitteln. — So entstand die Lehre vom Phlogiston, deren Anhänger man Phlogistiker nannte; das Phlogiston war erfunden worden, um die Verbrennung erklären zu können, anderthalb Jahrhunderte lang glaubten die Chemiker an das Vorhandensein dieses Stoffes, mit dessen speziellen Eigenschaften sich bekannt zu machen jedoch Keinem von ihnen in den Sinn kam; nam. da Stahl die Lehre von dem Phlogiston mit vielem Scharfsinn so zurecht gelegt hatte, daß alle noch unerklärten Erscheinungen durch diese Theorie sich scheinbar ungezwungen erklären ließen. Man glaubte, daß bei einer Verbrennung od. beim Oxydiren (Rosten) größere od. geringere Mengen Phlogiston entweichen müßten; wollte man aus Eisenrost Eisen darstellen, so mußte ihm wieder Phlogiston zugeführt werden, was durch Erhitzen mit einem daran reichen Körper, z. B. mit Kohle, welche dabei verbrannte u. so ihr Phlogiston an das Eisen übertrug, erreicht werden konnte. In dieser Periode waren es nam. Robert Boyle, Kunkel u. der bereits erwähnte Stahl, sowie Pott u. Marggraf, welche der Entwicklung der chemischen Wissenschaft höchst förderlich waren.

Nach u. nach wurden jedoch Beobachtungen in größerer Menge gemacht, bei denen das Phlogiston zur Erklärung nicht mehr ausreichen wollte; aus dem rothen Quecksilberoxyd konnte man z. B. metallisches Quecksilber herstellen, ohne daß damit ein Phlogiston abgebender Körper in Berührung gebracht wurde; dies u. ähnliche Thatsachen erschütterten das Vertrauen auf die regierende Ansicht sehr. Ganz bes. haben die drei englischen Chemiker Black, Cavendish u. Pristley zum Sturz der phlogistischen Theorie beigetragen; sie haben sich nam. auch um ein bis dahin noch höchst mangelhaft bebautes Gebiet, die Abscheidung u. Beschreibung der Eigenschaften der Gasarten, große Verdienste erworben. In Schweden förderten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bes. Scheele u. Bergmann durch Entdeckung einer Menge neuer Stoffe die Wissenschaft; sie hingen aber noch der phlogistischen Theorie an, Scheele war wol ihr letzter bedeutender Verfechter. Den hauptsächlich von Pristley angeregten Sturz der phlogistischen Lehre brachte Lavoisier durch Aufstellung seiner noch jetzt giltigen Verbrennungstheorie zur Vollendung. Von dieser Zeit datirt also die antiphlogistische Theorie, u. mit ihr zugleich der allgemeine Gebrauch der Wage in der Ch., die quantitative Analyse. Klaproth in Berlin u. Vauquelin in Paris haben eine Menge quantitativer Analysen von Mineralien geliefert, u. durch Wenzel u. Richter wurde die Stöchiometrie, d. i. die Lehre von den Gewichtsverhältnissen, in welchen die Körper sich vereinigen, begründet. Aus den Schlußfolgerungen, zu denen die von Richter mit unsäglicher Mühe u. Ausdauer bestimmten stöchiometrischen Tabellen Veranlassung gaben, entstanden wichtige Gesichtspunkte für die Bestimmung der Elemente, die Gruppirung der Atome der zusammengesetzten Stoffe u. die Art ihrer Konstitution, bes. aber führten sie zur Entwicklung der neueren atomistischen Theorie, die ausgebildet zu haben das hohe Verdienst des engl. Forschers Dalton (1803—04) ist. Großes Aufsehen erregte zu Anfang dieses Jahrhunderts die Entdeckung Humphry Davy's, daß die Alkalien keine einfachen Substanzen, sondern Oxyde besonderer Metalle sind, sowie die Arbeiten von Gay-Lussac über die Gase. Eine ganz gewaltige Masse neuer Thatsachen u. Entdeckungen wurde durch den unermüdlichen Fleiß Jakob Berzelius' zu Tage gefördert; ihm folgte dann die lange Reihe zum Theil noch jetzt lebender Chemiker, die alle dazu beigetragen haben, die Ch. auf die hohe Stufe der Ausbildung zu bringen, auf der sie jetzt schon angelangt ist; Namen, wie Faraday, Liebig u. Wöhler, Mitscherlich, Gerhard, Rose, Bunsen u. Kirchhoff, Frankland, Kolbe, A. W. Hofmann u. a. sind so bekannt u. haben einen so guten Klang selbst über die Grenzen der chemischen Wissenschaft hinaus, daß sie stets als leuchtende Sterne in der Entwicklungsgeschichte der neueren Chemie glänzen werden.

Namhafte Chemiker aller Zeiten u. Völker.

371—286 v. Chr.	**Theophrastos**, von Eresos, gest. in Athen, Schüler des Platon u. Aristoteles, gab ein Werk über die Mineralien heraus, beschreibt die Darstellung des Bleiweißes u. der Mennige.
Um 50 n. Chr.	**Pedanius Dioskorides**, aus Kleinasien, beschreibt die Bereitung mehrerer chemischer Präparate.
J. 8. Jahrh.	**Geber** (Abu-Mussa-Dschafar-al-Sofi), ein Araber, entdeckte viele chem. Präparate u. lehrte sie nach eigenthüml. Methoden herstellen; trug nam. durch seine Leistungen zur Anwendung chemisch bereiteter Arzneimittel bei.
1193—1280	**Albertus Magnus**, Graf von Bollstädt, geb. zu Lauingen a. d. Donau, trennte durch Hitze die edlen Metalle von unedlen, lehrte die Trennung des Goldes vom Silber durch Scheidewasser u. die Befreiung der Erze von ihrem Schwefel- u. Arsengehalt durch Rösten.
1394	**Basilius Valentinus**, lebte als Mönch um 1413 in Erfurt; in seinen Schriften finden wir die ersten Andeutungen einer chemischen Analyse; er beschreibt die Gewinnung des Knallgoldes, des Bleizuckers, der Antimonpräparate.
1493—1541	**Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim**, geb. zu Einsiedeln in der Schweiz; bereicherte den Arzneischatz mit einer Menge neuer Präparate, von seinen Zeitgenossen u. Nachfolgern einerseits überschätzt, andererseits herabgewürdigt; starb zu Salzburg.
1494—1555	**Georg Agricola**, geb. zu Glaucha u. gest. zu Chemnitz; erwarb sich viele Verdienste um die metallurgische Chemie.
1577—1644	**Johann Baptist von Helmont**, geb. zu Brüssel, gest. zu Vilvorde; verwarf zuerst die vier Elemente des Aristoteles, erfand das Wasserglas u. stellte die später so wichtig gewordenen Sätze auf, daß kein Stoff aus einer Flüssigkeit abgeschieden werden könne, der nicht schon vorher darin war, u. ferner, daß ein Stoff in zahlreiche verschiedenartige Verbindungen übergeführt werden könne, aus denen er sich wieder in der vorherigen Form ausscheiden lasse.
1604—1668	**Johann Rudolf Glauber**, geb. zu Karlstadt in Franken, gest. zu Amsterdam; erklärte mit Glück viele chemische Vorgänge, erwarb sich nam. um die Ausbildung der technischen Ch. Verdienste. Nach ihm genannt: das Glaubersalz.
1614—1672	**Franz de la Boë Sylvius**, geb. zu Hanau, gest. zu Leiden in Holland, wo er seit 1654 Professor der Medizin war; machte sich um die medizinische Ch. verdient.
1627—1691	**Robert Boyle**, geb. zu Youghall in Irland, gest. in London, wurde nam. dadurch bedeutend, daß er das Experiment als Ausgangspunkt aller exakten Forschungen betrachtete.
1635—1682	**Johann Joachim Becher**, geb. zu Speier, gest. zu London; stellte zuerst die später von Stahl weiter ausgebildete Theorie der Verbrennung auf.
1660—1734	**Georg Ernst Stahl**, geb. zu Ansbach, gest. zu Berlin; einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, führte die Becher'sche Theorie vom Phlogiston weiter aus, so daß sie fast von allen damaligen Chemikern angenommen wurde.
1728—1799	**Joseph Black**, geb. in Bordeaux, gest. als Professor der Ch. in Edinburgh; er beschrieb zuerst die Eigenschaften der Kohlensäure u. fand die Theorie der latenten Wärme.
1732—1800	**Joh. Christ. Wiegleb**, geb. u. gest. in Langensalza, Apotheker, untersuchte viele Mineralien, gab mehrere Werke heraus.
1733—1804	**Joseph Pristley**, geb. zu Fieldhead bei Leeds, gest. zu Northumberland in Pennsylvanien; entdeckte (gleichzeitig mit Scheele) das Sauerstoffgas, das Ammoniakgas, das Fluorkieselgas, das Kohlenoxydgas u. s. w.
1735—1784	**Torbern Olof Bergmann**, geb. in Westgothland, gest. in Bad Medevi, Prof. in Upsala, förderte die Wissenschaft durch viele Untersuchungen.
1737—1813	**Antoine Parmentier**, geb. zu Montdidier, gest. zu Paris, Apotheker. Zahlreiche Arbeiten.
1742—1786	**Karl Wilhelm Scheele**, geb. zu Stralsund, gest. zu Köping in Schweden, Apotheker; entdeckte den Sauerstoff, Stickstoff, die Wolframsäure, viele organ. Säuren (Weinsäure, Aepfelsäure, Citronensäure, Oxalsäure, Harnsäure 2c.), das Glycerin (Scheelsche's Süß). Nach ihm gen.: das Scheel'sche Grün.
1743—1817	**Martin Heinrich Klaproth**, geb. zu Wernigerode, gest. zu Berlin; erst Apotheker, zuletzt Professor in Berlin. Zahlreiche chemische Arbeiten. Entdeckte das Uranmetall, die Molybdänsäure, die Zirkonerde, das Cer; erwies die Eigenthümlichkeit der Strontianerde, des Titan, des Tellur.

1743—1794 **Antoine Laurent Lavoisier**, geb. in Paris, wurde daselbst 1794 guillotinirt, lieferte zahlreiche chemische Arbeiten, warf die Stahl'sche Theorie vom Phlogiston über den Haufen.

1748—1804 **Johann Friedrich Gmelin**, geb. zu Tübingen, gest. zu Göttingen, Dr. med. u. Prof. der Ch., zahlreiche Untersuchungen.

1749—1829 **Karl Gottfried Hagen**, geb. u. gest. zu Königsberg, wo er Apotheker u. zugleich Professor der Ch. war. Mehrere chemische Arbeiten; sein „Lehrbuch der Apothekerkunst“ machte damals viel Aufsehen.

1751—1819 **Johann Friedrich Westrumb**, geb. zu Nörten, gest. zu Hameln; war Apotheker, verfaßte ein Handbuch der Apothekerkunst u. lieferte viele Abhandlungen chemischen Inhalts.

1755—1826 **Joseph Louis Proust**, geb. u. gest. zu Angers; war erst Apotheker, dann Professor in Segovia u. in Madrid, privatisirte später zu Angers; entdeckte den Traubenzucker; viele Abhandlungen.

1755—1843 **Christian Friedrich Samuel Hahnemann**, geb. zu Meißen, gest. zu Paris. Gründer der Homöopathie; schrieb mehrere chemische Abhandlungen; nach ihm genannt: Mercurius solubilis Hahnemanni u. die Hahnemann'sche Weinprobe.

1760—1833 **Sigismund Friedrich Hermbstädt**, geb. zu Erfurt, gest. zu Berlin, erst Apotheker, dann Prof. der Ch. u. Pharmazie in Berlin; viele Arbeiten nam. technisch-chemischen Inhalts.

1761—1797 **Bertrand Pelletier**, geb. zu Bayonne, gest. zu Paris; erst Apotheker, dann Professor.

1763—1829 **Louis Nicolas Vauquelin**, erst Apotheker, später Professor der Ch. in Paris; sehr zahlreiche Arbeiten.

1766—1828 **William Hyde Wollaston**, geb. zu East-Dereham, gest. zu London. Entdecker des Palladiums u. des Rhodiums, sowie des Reflexionsgoniometers.

1766—1844 **John Dalton**, geb. zu Eaglesfield, gest. zu Manchester; berühmt durch seine Atomtheorie; die ersten Tafeln über die Aequivalentengewichte.

1770—1818 **Christian Friedrich Bucholz**, geb. in Eisleben, gest. in Erfurt; Dr. med., Apotheker u. Professor in Erfurt. Zahlreiche chemische Arbeiten.

1770—1837 **Johann Bartholomäus Trommsdorff**, geb. u. gest. in Erfurt; Apotheker u. Professor das.

1772—1842 **Wilhelm August Lampadius**, geb. zu Hehlen (im Braunschweigischen), gest. zu Freiberg, wo er Professor an der Bergakademie war; früher Apotheker. Entdeckte den Schwefelkohlenstoff, erweiterte nam. die Hüttenkunde.

1773—1852 **Christian Heinrich Pfaff**, geb. zu Stuttgart, gest. zu Kiel als Prof. der Ch. Zahlreiche chemische Arbeiten.

1773—1852 **Thomas Thomson**, geb. zu Crieff, gest. zu Kilmure; erst Arzt, dann Prof. in Glasgow.

1776—1835 **Friedrich Stromeyer**, geb. u. gest. in Göttingen, Dr. med. u. Prof. der Ch.; viele Arbeiten, entdeckte das Kadmium.

1777—1857 **Louis Jacques Thénard**, geb. zu Louptiere, gest. zu Paris, Prof. der Ch., lieferte zahlreiche wichtige chem. Arbeiten.

1778—1829 **Sir Humphry Davy**, geb. zu Penzance in Cornw., gest. zu Genf, erst Pharmazeut, später Prof. der Ch. in London; stellte zuerst Kalium u. Natrium dar, lieferte zahlreiche wichtige Arbeiten.

1779—1848 **Jakob Berzelius**, geb. zu Westerlösa in Schweden, gest. zu Stockholm, Dr. med. u. Prof., sehr zahlreiche chemische Arbeiten; berühmt sein Lehrbuch der Ch.; entdeckte das Selen, Lithion, Vanadin u. die Thorerde.

1780—1849 **Johann Wolfgang Döbereiner**, geb. zu Bug bei Hof, gest. zu Jena; Pharmazeut, Fabrikant, später Prof. in Jena.

1781—1840 **Friedrich Adolph Struve**, geb. zu Neustadt bei Stolpen, gest. zu Berlin, Dr. med. u. Apotheker; fertigte die ersten künstlichen Mineralwässer.

1783—1841 **Friedrich Wilhelm Sertürner**, gest. zu Hameln; Apotheker, entdeckte das Morphium u. die Meconsäure.

1785—1836 **Philipp Lorenz Geiger**, geb. zu Freiesheim, gest. zu Heidelberg, Apotheker, später Prof.

1786 **Michel Eugène Chevreul**, geb. zu Angers, Prof. in Paris; berühmt durch seine Untersuchungen über die Fette u. verschiedene Farbstoffe.

1788—1842 **Joseph Pelletier**, geb. u. gest. zu Paris; Apotheker, entdeckte die Chinabasen.

1788—18 ? **Karl Freiherr von Reichenbach**, geb. zu Stuttgart, gest. zu Wien (?), Entdecker des Paraffins.

1788—1853 **Leopold Gmelin**, geb. zu Göttingen, gest. zu Heidelberg, Prof. der Ch. das.; berühmt durch sein Handbuch der Ch.

1794—1863 **Eilhard Mitscherlich**, geb. zu Neuende bei Jever, gest. zu Berlin. Prof. der Ch., Entdecker des Dimorphismus.

1795—1864 **Heinrich Rose**, geb. u. gest. zu Berlin; erst Apotheker, dann Prof. Zahlreiche nam. analytische Arbeiten; entdeckte das Niobium. Berühmt durch sein Handbuch der analytischen Ch.

1797—1850 **Louis Joseph Gay-Lussac**, geb. zu St. Leonhard, gest. zu Paris, Prof. der Ch., lieferte zahlreiche wichtige Arbeiten.

1798—1854 **Heinrich Wilhelm Wackenroder**, geb. zu Burgdorf, gest. zu Jena, war erst Apotheker, später Prof. der Ch.

1799 **Christian Friedrich Schönbein**, geb. zu Metzingen, gest. zu Basel; Prof. der Ch., Entdecker des Ozon, der Schießbaumwolle u. des Collodiums.

1800 **Jean Baptiste Dumas**, geb. zu Alais; erst Pharmazeut, später Prof. der Chemie zu Paris; lieferte zahlreiche wichtige Arbeiten; Gründer der Typentheorie.

1800—1858 **Karl Friedrich Plattner**, geb. zu Klein-Waltersdorf, gest. zu Freiberg; Prof. an der Bergakademie daselbst, erwarb sich Verdienste durch Ausbildung der Lothrohrprobirkunst.

1800 **Friedrich Wöhler**, geb. zu Eschersheim bei Frankfurt a. M. Dr. med. jetzt Prof. d. Chem. in Göttingen, lieferte zahlreiche chem. Abhandlungen, entdeckte das Aluminium.

1800—1864 **Otto Bernhardt Kühn**, geb. u. gest. zu Leipzig, Dr. med. Prof. d. Chemie, förderte, nam. die Kenntniß der Cyanverbindungen.

1802 **Anton Schrötter**, geb. zu Olmütz, Prof. in Wien, viele Arbeiten, entdeckte den amorphen Phosphor.

1802 **Gerardus Johannes Mulder**, geb. zu Utrecht. Prof. das., zahlreiche Arbeiten, nam. über die Proteïnstoffe.

1803—1871 **Cajetan Kaiser**, geb. zu Kehlheim, gest. zu München; früher Apotheker, zuletzt Prof. in München; viel Technologisches.

1803 **Karl Friedrich Kuhlmann**, geb. zu Colmar, Prof. zu Lille u. gleichzeitig berühmter Industrieller, Eigenthümer mehrerer chemischen Fabriken.

1803 **Justus von Liebig**, geb. zu Darmstadt; anfangs Pharmazeut, später Prof. in Gießen, jetzt in München, sehr zahlreiche Arbeiten; förderte nam. die organ. Chemie u. die Agrikulturchemie.

1803 **Karl Jakob Löwig**, geb. zu Kreuznach; Prof. in Heidelberg, Zürich, jetzt in Breslau; wichtige Arbeiten.

1804—1869 **Otto Linné Erdmann**, geb. zu Dresden, gest. zu Leipzig als Prof. d. Chemie, ursprünglich Pharmazeut, gab mit Marchand u. Werther das „Journal für praktische Chemie“ heraus; lieferte zahlreiche Arbeiten nam. im Gebiete der organischen Chemie.

1805—1869 **Thomas Graham**, geb. in Glasgow, gest. als Prof. in London; bekannt durch sein Lehrbuch der Chemie, von Otto ins Deutsche übersetzt; entdeckte die Trennung der colloidalen Körper von den krystallinischen mittels Diffusion, sowie kurz vor seinem Tode den Palladiumwasserstoff.

1806 **Karl Friedrich Mohr**, geb. zu Koblenz, Apotheker das., jetzt Prof. in Bonn. Verfasser der „Pharmacopoea universalis“, Erfinder der Titrirmethode; viele chem. Arbeiten.

1807 **Theophile Jules Pelouze**, geb. zu Valognes; ursprünglich Pharmazeut, dann Prof. der Chemie in Paris.

1807—1853 **Auguste Laurent**, geb. zu la Folie bei Langres, gest. zu Paris; Prof. in Bordeaux, später Münzwardein in Paris; förderte nam. die organische Chemie; Erfinder der Kerntheorie.

1809—1870 **Friedrich Julius Otto**, geb. zu Großenhain, gest. zu Braunschweig als Prof. am Collegio Carolino; ursprünglich Pharmazeut; bekannt durch sein Lehrbuch der Chemie (s. oben Graham) u. zahlreiche Arbeiten, nam. im Gebiete der landwirthschaftlichen Gewerbe.

1809 **Julius Adolf Stöckhardt**, geb. zu Röhrsdorf bei Meißen; ursprünglich Apotheker, jetzt Prof. in Tharandt; erwarb sich großes Verdienst durch Popularisirung der Chemie für Landwirthe, sowie durch seine Schule der Chemie für Anfänger.

1810 **Henri Victor Regnault**, geb. zu Aachen; Prof. der Chemie u. Physik in Paris.

1810 **Georg Christoph Wittstein**, geb. zu Münden; erst Pharmazeut, dann Lehrer der Chemie, jetzt in München. Viele Arbeiten chemischen u. pharmazeutischen Inhaltes.

1811 **Robert Bunsen**, geb. zu Göttingen, jetzt in Heidelberg. (s. Bd. II., S. 1452).

1811 **Eugène Peligot**, geb. zu Paris, Prof. das. —

1812 **Heinrich Will**, geb. zu Weinheim; Prof. in Gießen.

1812 **Nikolaus Zinin**, geb. zu Schuscha in Transkaukasien, Prof. in Petersburg

1813—1850 **Richard Felix Marchand**, geb. zu Berlin, gest. zu Halle, Prof. das.; zahlreiche Arbeiten (vgl. Erdmann).

1813 **Karl Friedrich Rammelsberg** geb. zu Berlin, das. Prof. der Chemie, ursprünglich Pharmazeut, sehr viele Arbeiten, nam. im Gebiete der Mineralchemie.

1813 **Karl Johann August Scheerer**, geb. zu Berlin, Prof. in Christiania, dann in Freiberg, viel Arbeiten über Mineralchemie; Entdecker des polymeren Isomorphismus.

1814—1869 **Johann Josef Scherer**, geb. zu Aschaffenburg, gest. zu Würzburg; Prof. daselbst, Arbeiten mediz.-chem. Inhalts.

1815—1869 **August Friedrich Gustav Werther**, geb. zu Roßlau, gest. zu Königsberg, Prof. der Chemie.

1816—1856 **Karl Friedrich Gerhardt**, geb. u. gest. zu Straßburg, vervollständigte die Typentheorie von Dumas.

1817 **Ludwig Wilhelm Knop**, geb. zu Altenau am Harz, jetzt Prof. in Leipzig, erwarb sich wesentliche Verdienste um die Entwicklung der Agrikulturchemie.

1817 **Hermann Kopp**, geb. zu Hanau; Prof. in Heidelberg, wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der physikalischen Chemie.

1817 **Jean Charles Marignac**, geb. zu Genf, Prof. das.

1817 **Max Pettenkofer**, geb. zu Lichtenheim, Hofapotheker u. Prof. in München.

1818 **Adolf Wilhelm Hermann Kolbe**, geb. zu Elmhausen bei Göttingen; früher Prof. in Marburg, jetzt in Leipzig.

1818 **Henri Sainte-Claire-Deville**, geb. zu St. Thomas auf den Antillen, Prof. in Paris.

1818 **Karl Remigius Fresenius**, geb. in Frankfurt a. M., Prof. in Wiesbaden, berühmt durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der chemischen Analyse.

1818 **August Wilhelm Hofmann**, geb. in Gießen; Prof. in Bonn, in London u. jetzt in Berlin; sehr viele Untersuchungen auf dem Gebiete der organischen Chemie; bes. Untersuchung der Konstitution der Anilinfarben.

1819 **Friedrich Rochleder**, geb. zu Wien, Prof. das.

1819—1860 **Julius Eugen Schloßberger**, geb. zu Stuttgart, gest. zu Tübingen, woselbst er Prof. war, nam. Arbeiten aus der medizinischen Chemie.

1821 **James Sheridan Muspratt**, geb. zu Dublin; Prof. in Liverpool; bekannt durch „Encyklopädie der techn. Chemie".

1822 **Adolf Strecker**, geb. zu Darmstadt; früher Prof. in Christiania, jetzt in Tübingen.

1822 **Louis Pasteur**, geb. zu Dole, jetzt Prof. in Paris; bekannt durch seine Arbeiten über die Cirkularpolarisation u. über die Gährung.

1823 **Johann Rudolf Wagner**, geb. zu Leipzig; jetzt Prof. in Würzburg; bekannt durch seine Arbeiten im Gebiete der chemischen Technologie.

1824 **Alexander William Williamson**, geb. zu Wandsworth bei London; jetzt Prof. der Chemie in London; berühmt durch den Ausbau der von Dumas aufgestellten Typentheorie.

1829 **Friedrich August Kekulé**, geb. zu Darmstadt, früher Prof. in Gent, jetzt in Bonn.

1832 **Friedrich Stohmann**, geb. zu Bremen; jetzt Prof. in Leipzig.

1833 **Henri Roscoe**, geb. zu London, jetzt Prof. in Manchester.

1834 **Hugo Schiff**, geb. in Frankfurt a. M., Privatdozent in Bern, jetzt Prof. in Turin.

Chemikalien, s. „Chemie".

chemische Analyse, — Elementaranalyse, — Zeichen u. Formeln, — Grundstoffe, — Reaktionen, — Verbindungen, — Verwandtschaft, s. „Chemie".

Chemitypie heißt ein von dem Dänen C. Piil erfundenes, zuerst in Leipzig, dann in Wien ausgeübtes Verfahren zur Herstellung erhabener, also auf der Buchdruckpresse druckbarer Bildplatten von Metall. Das Verfahren, welches den Holzschnitt ersetzen sollte, ist seinen Grundzügen nach das folgende. Eine zugerichtete Zinkplatte wird nach dem gewöhnlichen Radirungsverfahren mit Deckgrund überzogen, in diese die Zeichnung einradirt u. mit Säuren in die Tiefe geätzt. Die vom Deckgrund gereinigte Platte, die nun für die Presse des Kupferdruckers tauglich wäre, wird nunmehr mit einer leichtflüssigen Legirung von Zinn, Blei u. Wismuth übergossen, welche nach dem Erkalten ein Ganzes mit ihr bildet. Jetzt wird die gedeckte Seite mit stählernen Schabern so lange bearbeitet, bis in den leeren Stellen der Zeichnung das Zink wieder bloßgelegt ist u. die Legirung nur noch die vertieften Züge ausfüllt, das Bild also wie eingelegt erscheint. Nunmehr wird wieder mit Säure geätzt u. die Zinkfläche dadurch allmählig vertieft, die Bildzüge demnach herausgehoben. Wird zur rechten Zeit mit Aetzen aufgehört, so stehen diese auf ihrer Zinkunterlage fest gegründet, u. die Platte kann nun wie ein Holzstock in der Buchdruckpresse behandelt werden. Obwol das Verfahren den erwarteten vollen Erfolg nicht gehabt hat, ist es doch in gewissen Fällen am Platze u. in Anwendung, so nam. zur Herstellung von Platten für Landkarten u. Pläne.

Chemnitz, die größte sächs. Fabrikstadt, im Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an dem Flusse Chemnitz gelegen, mit 68,229 Einw. (1. Dez. 1871), die drittgrößte Stadt Sachsens, ist eine altslavische Ansiedelung gewesen, welche von Lothar II. städtische Verfassung erhalten u. sich schon im 14. Jahrhundert durch industrielle Thätigkeit, bes. Leinweberei u. Bleicherei, ausgezeichnet hat; im 15. Jahrh. kam zu diesen Gewerbszweigen die Tuchmacherei u. Färberei. Den Verwüstungen, welche der Husitenkrieg u. der Dreißigjährige Krieg über Ch. gebracht hatten, wurde durch den Fleiß der Bevölkerung abgeholfen; Baumwollenweberei u. -spinnerei wie Strumpfwirkerei mehrten den Wohlstand u. die Einwohnerzahl, u. die schnelle Einführung englischer Maschinen sowie die Kontinentalsperre hoben die Bedeutung der Stadt u. ihrer Umgebung für die deutsche Industrie schon im Anfang dieses Jahrhunderts außerordentlich. Jetzt gehört Ch. zu den hervorragendsten Fabrikstädten Deutschlands; sein Emporblühen ist wesentlich begünstigt worden durch die Nähe des Zwickauer Steinkohlenbeckens. Ueber alle anderen Industriezweige ragt in Ch. der Maschinenbau hervor; in dem für den Handel nicht günstigen Jahre 1870 sind 315,740 Ctnr. Maschinen u. Maschinentheile aus Ch. ausgeführt worden, zum größten Theil aus den beiden bedeutendsten sächs. Maschinenbauanstalten; Sächs. Maschinenfabrik (früher R. Hartmann) u. Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik (früher J. Zimmermann), welche in den letzten Jahren in Aktienunternehmungen umgewandelt worden sind. Das Absatzgebiet Chemnitzer Lokomotiven ist bes. Norddeutschland, Rußland u. Oesterreich; Werkzeugmaschinen gehen nach Schweden, Norwegen, Rußland, Oesterreich, Türkei u. Italien. Von großem Umfange ist neben der Produktion der verschiedenartigsten Dampfmaschinen die Herstellung mechanischer Webstühle u. Brauereimaschinen. In demselben Maße als die Maschinenfabrikation gestiegen ist, hat aber die Baumwollenspinnerei u. Weberei in Ch. in den letzten Jahren an Boden verloren; Ch. scheint in diesem Industriezweige von seinen Nachbarstädten Glauchau u. Meerane überflügelt zu werden. Die Einfuhr von Baumwolle in Ch. betrug für das Jahr 1870: 162,471 Ctnr. Noch zu nennen ist Strumpffabrikation, Druckerei, Färberei u. Fabrikation chem. Produkte. — Diese lebhafte Gewerbthätigkeit bestimmt auch den äußeren Charakter der Stadt; ihre Straßen sind meist eng u. nur wenige Gebäude durch Schönheit ausgezeichnet; darunter bes. der neue Bahnhof. Unter den öffentlichen Plätzen nimmt die erste Stelle ein der mit schönen Anlagen geschmückte Schillerplatz. Architektonisch interessant ist das auf einer Anhöhe im Norden der Stadt gelegene ehemalige Kloster (das „Schloß" genannt) mit einem reichgegliederten Portale aus spätgothischer Zeit. In der alterthümlichen Hauptkirche St. Jakobi befinden sich Gemälde von Lukas Kranach, Oeser u. Michel Wolgemuth. Ch. zeichnet sich aus durch treffliche Bildungsanstalten; es besitzt ein Gymnasium, eine Realschule, Handelsschule, höhere Gewerbeschule, Baugewerkenschule, Werkmeisterschule, Webschule, höhere Töchterschule u. eine Anzahl von Bürgerschulen. Der Anfang zu einer Gemäldegalerie ist mit der „Kunsthütte" gemacht, eine Stadtbibliothek ist im Entstehen. Unter den Vereinen ist nennenswerth der Handwerkerverein mit einer verhältnißmäßig bedeutenden Bibliothek. Ch. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirks- u. eines Handelsgerichts, eines Rentamtes u. eines Hauptzollamtes. Seine Bedeutung als Knotenpunkt verschiedener Eisenbahnen wird sich in Zukunft noch beträchtlich steigern.

Chemnitz, Matthäus Friedrich, der Dichter des s. Z. die Dänen gewaltig in den Harnisch jagenden Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen", wurde zu Barmstedt 10. Juni 1815 geb., studirte von 1835—40 in Kiel die Rechte, ward dann Advokat in Schleswig, 1845 in Kappeln Fleckensvogt u. 1849 auf dem Amtshause Gottorf-Hötten zu Schleswig erster Sekretär. Nach der Schlacht bei Idstedt trat er in

die Redaktion der „Hamburger Nachrichten" ein, ging aber schon 1851 nach Würzburg, um die Stelle eines Sekretärs der Main- u. Rhein-Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu übernehmen, war daselbst von 1854 bis 1864 auch Sekretär des Polytechnischen Vereins. Im Sept. 1864 von den Bundeskommissaren zum Amts- u. Klostervogt in Uetersen ernannt, trat Ch. mit dem 1. Septbr. 1867 als Amtsrichter in Altona in den Justizdienst ein. Er starb in der Nacht vom 14. zum 15. März 1870. Das genannte Lied, außer welchem er, wie Nikolaus Becker (s. d.) außer seinem Rheinliede, nichts weiter Erwähnenswerthes schuf, wurde von Ch. 1844 in den „Itzehöer Nachrichten" veröffentlicht, von C. G. Bellmann, dem Organisten an der Kirche des Johannisklosters zu Schleswig, in Musik gesetzt u. auf dem Sängerfeste zu Schleswig am 24. Juli 1844 von der dortigen Liedertafel zuerst vorgetragen.

Nr. 1935. Chemnitz.

Chemnitz, Martin, einer der bedeutendsten Vertreter des strengen Lutherthums im Zeitalter der Reformation, stammte aus dem später verarmten pommerschen Adelsgeschlecht von Kemnitz. Sein Vater, Paul Ch., dem er am 9. Nov. 1522 als drittes Kind geboren wurde, war Tuchmacher zu Treuenbrietzen in der Mark Brandenburg. Im J. 1536 lernte er als Schüler zu Wittenberg Dr. Luther kennen u. blieb für denselben begeistert, als er bald darnach in seiner Heimat ein Handwerk lernen sollte. Ein Verwandter, der Rathschreiber Niemann zu Magdeburg, bot ihm jedoch die Mittel zum Studium in dieser Stadt, so daß er endlich 1543, nachdem er noch vorübergehend Lehrer zu Calbe gewesen war, die Universität zu Frankfurt a. O. beziehen konnte. Doch auch von hier trieb ihn äußere Noth wieder zur Annahme einer Stelle als Lehrer u. Zollschreiber, bis ihn 1545 Melanchthon nach Wittenberg zog. Er studirte hier Mathematik u. Astrologie, ging 1547 infolge des Schmalkaldischen Krieges nach Königsberg, ward Hofmeister poln. Edelleute, abermals Schulmeister u. endlich Bibliothekar des Herzogs Albrecht von Preußen. In sorgloser Stellung, wandte er sich von jetzt an, durch Melanchthon angeregt, den gründlichsten theologischen Studien zu. Seine Verwicklung in den osiandrischen Streit über die Rechtfertigung nöthigte ihn jedoch, 1552 seinen Abschied zu nehmen, obschon der Herzog den Ehefastrologen ungern vermißte. Nachdem er ein Jahr lang in Wittenberg mit großem Beifall Vorlesungen gehalten hatte, ging er Ende 1554 als Prediger an die Aegidienkirche zu Braunschweig, verheirathete sich 1555 u. erwarb sich als Lehrer u. Verfechter des strengen Lutherthums solchen Ruhm, daß sein Urtheil bald in den zahlreichen theolog. Streitigkeiten dieser Zeit als ein maßgebendes galt, so in dem Abendmahlsstreit (seit 1556) seine Schrift „über das Abendmahl" (1560) gegen die Calvinisten. Besonders eifrig kämpfte er gegen die Jesuiten, gegen die schließlich auch sein Hauptwerk, die wahrhaft großartige u. noch unübertroffene „Prüfung des Tridentinischen Konzils" (1565—73 in lateinischer Sprache erschienen) gerichtet ist. Nachdem Ch. mehrere Berufungen abgelehnt, ward er 1567 Superintendent zu Braunschweig u. 1568 Doktor der Theologie zu Rostock. In dieser Stellung übte er eine glänzende Wirksamkeit aus, doch nöthigte ihn Krankheit u. die Verbitterung über die unendlichen theolog. Streitigkeiten, 1584 sein Amt niederzulegen; er starb 8. April 1586 nach schweren Leiden u. des Lebens müde. Auf die lutherische Kirche hat er durch seine Betheiligung an der Abfassung der streng lutherischen Konkordienformel von 1577 einen bedeutenden Einfluß ausgeübt; der übermäßige Eifer aber, mit dem er den Anschluß an dieses Bekenntniß erzwingen wollte, führte nur zu größerer Zwietracht u. Anfeindung.

Chêne le populeux (spr. Schähn le popülöh), Flecken im franz. Depart. Ardennen, 3 M. südl. von Sedan am Argonnenkanal. Am 26. Aug. 1870 Hauptquartier Mac Mahon's, am 28. das des Kaisers Napoleon, ward es 30. August von den Deutschen besetzt.

Chenebier (spr. Schenbje), Dorf im franz. Dep. der oberen Saône, 2 M. westlich von Belfort, wurde 16. Jan. 1871 von den Franzosen besetzt, Tags darauf von den Deutschen wieder erobert.

Chenille (spr. Schenilje), eig. Raupe, ein früher sehr beliebter Putzartikel, bestehend aus weichen dicken Fäden od. dünnen Lunten mit allseitig abstehenden Härchen, also behaarten Raupen wohl vergleichbar. Die Herstellung der sonst in besonderen Fabriken gefertigten Ch. beginnt mit einer Bandweberei. Eine Kette mit abwechselnd 2 Seiden- u. 2 Zwirnfäden wird mit Seide taffetähnlich durchschossen, dann das Gewebe in lauter einzelne Bändchen zerschnitten u. von diesen die an den Seiten liegenden 2 Zwirnfäden wieder abgenommen. Die Bändchen, die sonach bärtige Ränder bekommen, werden wie Seilerwaaren gedreht, wodurch sie sich runden u. die abstehenden Fäserchen zusammengedrängt u. gleichmäßig über das Ganze vertheilt erscheinen. Die Ch. diente zu allerlei Zierbesatz, zu einer Art Spitzen (Ch.-Borten), zu Stickereien u. zum Einschießen von Mustern bei der Schalweberei.

Chennevières (spr. Schennwiähr), Dorf im franz. Dep. Seine, 1¹/₄ M. südöstl. von Paris. Hier wurden 30. Nov. u. 2. Dez. 1870 von den ausfallenden Franzosen Versuche gemacht, die Einschließung zu durchbrechen, was ihnen trotz der Heftigkeit der Angriffe nicht gelang.

Chenopodium, Gänsefuß (wegen der Blattformen), Pflanzengattung der Chenopodeen, für die sie mit den Meldearten (Atriplex) die Hauptformen liefert, welche zum großen Theile als echte Schuttpflanzen betrachtet werden können, da sie an diesen an Kochsalz od. Ammoniak reichen Orten bes. vorkommen. Einheimisch sind eine Menge Arten, meist Unkräuter mit mehlartig bestäubten Blättern, daher widerlich von Ansehen, mitunter aber auch durch höchst unangenehmen Geruch ausgezeichnet, wie bei Ch. Vulvaria, Bocksmelde, einer der verbreitetsten, nach faulem Hering riechenden Arten, welche das stinkende Prinzip in dem sog. Propylamin enthält. Dennoch giebt es auch Arzneikräuter darunter: Ch. Botrys, Traubenkraut, aus Südeuropa mit balsamischem Geruch, Ch. ambrosioides, Jesuiterthee, aus Mexiko mit Kamphergeruch, hier u. da bei uns verwildert u. auch als ungarischer Thee bekannt, Ch. hybridum an Düngerhaufen mit erweichenden u. schmerzstillenden Eigenschaften für äußere Wunden ꝛc. Selbst Gemüsepflanzen werden andere Arten: Ch. ficifolium, opulifolium, polyspermum, urbicum, intermedium, album, viride u. a. Die letzten beiden auch in Ostindien, wo sie bes. angebaut werden. Am bekanntesten hierin ist die aus Chile stammende, über die Paramos (s. d.) von Südamerika als Gemüsepflanze verbreitete Quinoa, deren Samen wie Reis gekocht werden u. eine sehr wohlschmeckende Speise liefern.

Cheops, wie ihn Herodot, Chefu, wie ihn die Aegypter nannten, ein gewaltiger Zwingherr Aegyptens aus der vierten Dynastie der Beherrscher von Memphis. Er lebte zu Anfang des vierten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Wahrscheinlich regierte er 30 Jahre; so lange wenigstens baute er an dem riesenhaften Grabmal, in welchem er ruhen wollte. Es ist dies die größte von den Pyramiden (s. d.), jetzt noch, nachdem der Giebel zerstört ist, 141 m. hoch u. sollen daran 100,000 Menschen, die vierteljährlich abgelöst wurden, in der Frohnde gearbeitet haben. Ch. hatte das Steinige Arabien erobert, dessen Kupferbergwerke er ausbeuten ließ.

Cher (spr. Schähr), franz. Dep., gebildet aus einem Theile des ehemaligen Berry u. Bourbonnais, in der Centralregion Frankreichs, enthält 131¹/₅ □M., 315,000 Einw. u. ist in 5 Arrondissements getheilt. Der Boden, vom Auron u. Ch. bewässert, ist von mittelmäßiger Güte u. zeigt nur an den Ufern der genannten Gewässer u. der das Dep. im O. begrenzenden Loire eine ausnehmende Fruchtbarkeit. Wegen seines Holzreichthums enthält das Dep. eine große Anzahl Hohöfen u. Eisenhütten, von welchen ihm, sowie von der bedeutenden Schafzucht u. dem Bau weißer Weine, reiche Einnahmen erwachsen.

Cherbourg (spr. Schährbuhr), Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im franz. Dep. Manche, an der Mündung der Divette in den Kanal, mit etwa 41,000 Einw. Sehr ausgedehnt u. sorgfältig befestigt, besitzt Ch. einen der 5 großen Kriegshäfen des Reiches, den einzigen im Kanal; ferner ein Arsenal u. umfangreiche Schiffswerften. Es treibt bedeutenden Handel u. Ausfuhr von Vieh, Geflügel u. Eiern nach den engl. Kanalinseln, zu welchem Zwecke ein bes. Handelshafen vorhanden ist, u. starken Fischfang.

Cherbuliez (spr. Scherrbüljeh), Name einer Genfer Gelehrtenfamilie, aus der zu nennen sind: Antoine Elisée **Ch.,** Nationalökonom u. Politiker, geb. zu Genf im J. 1797, studirte die Rechte, ward erst Advokat, dann aber (1833) Professor in seiner Vaterstadt u. gehörte als Mitglied der kantonalen Legislatur, der Konstituirenden Versammlung u. des Großen Raths zur konservativen Partei. Auch nach 1848, wo er Genf verließ, bekämpfte er mit der Feder die von James Fazy (s. d.) geführten Revolutionäre u. Sozialisten. Er starb zu Zürich 14. März 1869. Die wichtigsten seiner Schriften sind: „Théorie des garanties constitutionelles“ (Par. 1838, 2 Bde.); „Richesse ou Pauvreté“ (Genf 1848; 2. Aufl., Paris 1841); „Le Socialisme, c'est la barbarie“ (Par. 1848); „Etudes sur les causes de la misère etc.“ (Paris 1853); „Précis de la science éconóm. et de ses principales applications“ (1862, 2 Bde.) u. v. a. — Sein Bruder Joël **Ch.,** geb. zu Genf im J. 1806, gest. das. im Nov. 1870, war Buchhändler u. hat sich auch als Schriftsteller, bes. durch „Genève, ses institutions, ses moeurs, son développement intellectuel et moral“ (1867) bekannt gemacht. — Ein anderer Bruder, André **Ch.,** geb. zu Genf im J. 1795, ist seit 1840 Professor der Theologie u. der hebr. Sprache das., u. dessen Sohn, Victor **Ch.,** geb. zu Genf im J. 1829, ist Verfasser einer Reihe von ausgezeichneten Romanen, welche meist zuerst in der „Revue des Deux Mondes“ erschienen sind, u. a.: „Comte Kostia“ (1863); „Le Prince Vitale“ (1864); „Paule Méré“ (1864); „Le Grand Oeuvre“ (1867) ꝛc. — Auch zwei Schwestern des André Ch., Adrienne **Ch.** (geb. 1804) u. Caroline **Ch.** (geb. 1800) haben das schriftstellerische Gebiet mit Erfolg betreten.

Cheribon (spr. Scheribon), auch Tjeribon, holländ. Residentschaft im Nordwesten von Java mit etwa 824,000 Einw., halb Javaner u. halb Sundanesen. Das Land, an der Küste niedrig u. eben, erhebt sich nach Süden zu, reich an Diatiwaldungen u. Arengpalmen, zu bedeutenden Höhenzügen, zwischen denen der Vulkan von Tjermai od. Pic von Ch. bis gegen 3000 m. aufsteigt. Das in den Waldungen kühle Klima ist in den Niederungen sehr heiß u. ungesund. Hauptprodukte des Landes sind Zuckerrohr, Indigo u. bes. Kaffee. — Die gleichnamige Hauptstadt der Residentschaft, an der Mündung des Riboen in die Javasee, liegt in einer sehr ungesunden Ebene (weshalb sie von den Europäern gemieden wird), hat einen guten Hafen u. etwa 15,000 E., die Handel mit Landesprodukten betreiben. In der Nähe von Ch. liegt das Grab des Scheich Mulana, des Verbreiters des Muhamedismus auf Java.

Cherokesen, s. „Irokesen“.

Cheron (franz., spr. Scherong), Elisabeth Sophia, berühmte franz. Emailmalerin, Kupferstecherin u. Dichterin, geb. 1648 zu Paris, gest. das. 1711. Sie gründete ihren ausgebreiteten Ruf durch ihre mit großer Treue u. Zierlichkeit ausgeführten Porträts, wurde 1676 in die Akademie der Maler aufgenommen. Ihr Haus war ein Sammelpunkt für Leute von feinem Urtheil. Ausgezeichnet war ihr Talent für Musik u. Dichtkunst, u. 1694 erschienen zu Paris ihr „Essai de Psaumes et de Cantiques“ u. 1717 „Les cerises renversées“.

Chersiphron, aus Kreta gebürtig, war der erste Baumeister des berühmten Artemistempels zu Ephesus. Um für den gewaltigen Bau einen festen Grund zu gewinnen, ließ er den Boden mit Holzkohlen u. Schaffellen ausfüttern u. kam bei der Schwierigkeit, welche der Transport der riesigen Säulen verursachte, auf den sinnreichen Einfall, dieselben nach Art unserer beim Chausseebau üblichen Walzen fortzuziehen. Sein Sohn Metagenes setzte das begonnene Werk fort.

Cherson. 1. Russisches Gouvernement, südl. vom Schwarzen Meer, nördl. von den Gouvernements Kiew u. Podolien, westl. von Bessarabien, östl. von Taurien begrenzt, 1292,₅ □M. groß mit 1,498,000 Einw. Das Land ist eine Steppe, am Meere unfruchtbar, im Innern jedoch für den Ackerbau desto ergiebiger. Die Grenzen bilden der Dnjepr u. der Dnjestr, welche an ihrer Mündung Binnenseen mit süßem Wasser, Limane genannt, bilden. In der Mitte des Gouv. strömen die Nebenflüsse des Dnjepr, der Ingulez u. der Bug mit dem Ingul. Die Bewohner gehören zum größten Theil den Groß- u. Kleinrussen an; neben den Slaven finden sich auch Rumänen, Griechen, Juden, Armenier u. Deutsche, von denen die beiden letzteren für den Handel u. die Kultur des Landes von großer Bedeutung sind. Die Kaiserin Katharina II. hat das Verdienst, diesen Theil Südrußlands, der vor hundert Jahren noch eine Wildniß u. menschenleere Einöde war, durch Anlegung von Städten, wie Ch., Odessa, Nikolajew u. durch Heranziehung ausländischer Kolonisten, in eine der einträglichsten Provinzen Rußlands verwandelt zu haben. — 2. Hauptstadt des Gouvern., am Liman des Dnjepr, 4 Meilen von der Mündung desselben gelegen, 1778 von Potemkin gegründet, mit 46,000 E., ist eine der bedeutendsten Festungen Südrußlands. Der Hafen ist für größere Seeschiffe nicht tief genug, die daher etwa 6 Meilen unterhalb landen müssen. Aus demselben Grunde wurde die früher hier befindliche Admiralität nach der Mündung des Bug verlegt. Ch. ist der Hauptstapelplatz für alle Produkte des Dnjeprgebietes, die Ausfuhr allein an Bauholz u. Holzwaaren beträgt ¹/₂ Mill. S.-Rubel. Im J. 1787 fand hier die Zusammenkunft Katharina's II. mit dem Kaiser Josef II. statt.

Chersonesos, zusammengesetzt aus dem griech. *Χέρσος*, „Land“, u. *νῆσος*, „Insel“, demnach Halbinsel, Vorgebirge, Landspitze. Gewöhnlich bezeichnete man bei den alten Griechen mit Ch. die thrakische Halb-

insel zwischen dem Meerbusen Meles u. dem Hellespont, das jetzige Gallipoli. Außerdem führten den gleichen Namen eine Menge Halbinseln, Landspitzen u. auch sogar einige Städte. Von den ersteren werden von älteren Schriftstellern angeführt: Ch. aurea, die Goldene Halbinsel, das jetzige Malakka; Ch. Cimbrica, die Kimbrische Halbinsel, das jetzige Schleswig-Holstein u. Jütland; Ch. taurica, die Taurische Halbinsel, die jetzige Krim; Ch. magna, Halbinsel, Stadt u. Hafen an der Küste von Marmerica, wahrscheinlich jetzt Naratin; Ch. parva, Landenge u. Hafenstadt in Mareotis in Aegypten, jetzt Thurm von Marabu; Ch. Bubassia, eine Landzunge Kariens, auf welcher Knidos lag.

Cherub, gewöhnlich in der Mehrzahl Cherubim, richtiger Kerubim, heißen die fabelhaften Gestalten des Alten Testaments, die man als Begleiter u. Diener Gottes dachte. Der Name hängt vielleicht mit dem des Greifen (griech. Gryps) zusammen. Eine klare Vorstellung über ihre Gestalt ist um so schwieriger, als sie im Alten Test. verschieden beschrieben werden. Sie erscheinen als Wächter des Paradieses mit dem Flammenschwert (1. Mos. 3, 24), als geflügelte Schnitzbilder an den beiden Enden der Bundeslade im Allerheiligsten (2. Mos. 25, 18—20), bei Ezechiel (Kap. 1 u. 10) in menschlicher Gestalt mit vier Gesichtern, dem eines Menschen, Löwen, Stiers u. Adlers, mit vier Flügeln u. Händen, ganz mit Augen bedeckt. Außerdem waren sie vielfach als Schmuck in die Wände des Tempels eingeschnitzt u. galten als Träger des Thrones Gottes. Nach Alledem hat man nicht an Engelsgestalten in unserem Sinne, sondern an Mischgestalten zu denken, die von den Israeliten aus grauem Alterthum mit herüber genommen waren, nur daß sie später als Symbol der Macht u. Allwissenheit Jehovah's betrachtet wurden.

Cherubini (spr. Kerubini), Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore, hochbedeutender Tonsetzer, geb. zu Florenz am 8. Sept. 1760. Von seinem Vater, Bartolomeo **Ch.** (Musiklehrer u. außerdem Maestro al cembalo, d. h. Recitativ-Accompagnateur am Pergolatheater zu Florenz), erhielt er sehr frühzeitig bereits den ersten musikalischen Unterricht, worauf er nachgehends den Bartolomeo Felici u. dessen Sohn Alessandro, sowie Pietro Bizarri u. Giuseppe Castrucci, zu Lehrern in verschiedenen Zweigen der Tonkunst hatte. Schon von seinem 13. J. an lenkte er durch verschiedene öffentlich aufgeführte kirchliche u. weltliche Kompositionen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, u. 1777 gewährte ihm der Großherzog Leopold von Toskana ein Stipendium, vermöge dessen er zu weiterer Ausbildung noch zu Sarti nach Bologna gehen konnte. Unter den Augen dieses Meisters arbeitete er mit Eifer u. Beharrlichkeit bis ins Jahr 1780 (ja er folgte sogar Sarti nach Mailand, wohin dieser 1779 als Domkapellmeister berufen wurde), u. noch im erstgenannten Jahre brachte er zu Alessandria seine erste Oper — „Quinto Fabio“ — auf die Bühne. Sie gefiel u. brachte ihm Aufträge für verschiedene andere ital. Theater ein, so daß er bis 1784 noch sechs bis sieben weitere Opern lieferte („Adriano in Siria“, „Armida“, „La Sposa di tre, marito di nessuna“, „Alessandro nell' Indie“ u. s. w.). Sodann ging Ch. 1784 nach London, brachte in den Saisons 1785 u. 1786 die komische Oper „La finta Principessa“ u. die ernste „Giulio Sabino“ zur Aufführung (die erstere gefiel, die andere litt unter einer mangelhaften Darstellung), u. machte noch im J. 1786 Paris zu seiner zweiten Heimat, jedoch im darauffolgenden Jahre sein Vaterland wieder besuchend u. in Turin seine „Ifigenia in Aulide“ mit ungemeinem Erfolg in Scene bringend. Im J. 1788 trat er mit „Démophoon“, seiner ersten französ. Oper, hervor, welche aber kein Glück machte; 1789 wurde er an der in Paris neu errichteten Italien. Oper als gewissermaßen musikalischer Regisseur engagirt, welches Amt ihm nebenbei auch die Verpflichtung zur Komposition von sog. Einlagstücken auferlegte, u. 1791 endlich ließ er die Oper „Lodoiska“ zur Aufführung gelangen, jenes Werk, welches nicht nur einen kolossalen Enthusiasmus erregte, sondern auch eine gänzliche Umwandlung seines musikalisch-dramatischen Stils bekundete u. von mächtiger Einwirkung auf die Bestrebungen der damaligen besseren franz. Opernkomponisten war. Ch. selbst, auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitend, lieferte an bedeutenderen Bühnenwerken 1795 „Elisa, ou le mont St.-Bernard“, 1797 „Médée“ (seine großartigste Opernschöpfung), 1798 „L'Hôtellerie portugaise“, 1800 „Les deux Journées“ (seine als „Der Wasserträger“ auch in Deutschland am populärsten gewordene Oper, an Geschlossenheit der Wirkung wol seine vorzüglichste), 1803 „Anacréon, ou l'amour fugitif“, 1804 das große Ballet „Achille à Scyros“ (in seiner Art ein Meisterwerk). Auf eine Einladung von Wien aus ging Ch. 1805 nach der österreich. Kaiserstadt, ließ daselbst Anfangs des Jahres 1806 seine Oper „Faniska“ in Scene gehen, welche zwar die Kenner entzückte, die Masse des Publikums aber kalt ließ, u. kehrte nach Ausbruch des Franz.-österreichischen Krieges nach Paris u. zu Verhältnissen zurück, die keineswegs angenehm waren; denn trotz seines in der Musikwelt feststehenden Ruhmes war seine äußere Lage eine wenig glänzende. Seine Opern u. sonstigen Kompositionen brachten ihm nur wenig ein; seit Langem schon war der magere Gehalt für eine Inspektorstelle am Konservatorium seine einzige feste Einnahme, — u. was die Hauptsache war — der damals allmächtige Napoleon hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn u. ließ ihn die geflissentlichste u. empfindlichste Zurücksetzung erfahren.

Nr. 1936. Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore Cherubini
(geb. 8. Sept. 1760, gest. 15. März 1842).

Grollend mit seinem Geschick, zog Ch. sich von der Welt zurück, lebte auf einem Landsitz des ihm befreundeten Fürsten von Chimay u. ließ, botanische Studien machend, die Musik fast gänzlich liegen, bis er im J. 1808 nach vielem Widerstreben bewogen wurde, zur Einweihung einer Kirche auf einer Besitzung seines fürstlichen Gönners eine Messe zu komponiren, welche ihn nicht nur der Kunst wieder zuführte, sondern auch die erste Staffel zu seinem nachherigen Hauptruhme — dem als Kirchenkomponist nämlich — bildete. Nach Paris zurückgekehrt, versuchte er es noch einmal, durch die für den berühmten Sänger Crescentini geschriebene u. in den Tuilerien aufgeführte Oper „Pimmalione“ (1809) die Abneigung Napoleon's zu brechen, aber ohne nennenswerthen Erfolg, nam. in materieller Beziehung. Erst nach der definitiven Rückkehr der Bourbonen (u. nachdem er mittlerweile noch einige Opern, darunter als vornehmlich zu nennende „Les Abencerrages“ [1813], auf die Bühne gebracht) verbesserte sich seine Lage: 1816 wurde er Kompositions-Professor am Konservatorium, dann noch in demselben Jahre Surintendant der königl. Hofkirchenkapelle (für die er nachgehends zahlreiche Werke verfaßte, darunter bes. die prachtvollen Messen u. das hochherrliche Requiem in C-moll), u. 1821 endlich übertrug man ihm das Direktoriat des Konservatoriums, welches unter seiner Leitung eine unumstößliche Bedeutung erlangte. Als 73jähr. Greis betrat er noch einmal die Bühne der Pariser Großen Oper, u. zwar mit der Oper „Ali Baba“, welche aber nur einen Achtungserfolg errang, u. ins Jahr 1836 fällt noch die Komposition eines bedeutenden Kirchentonwerkes, des Requiems in D-moll für Männerchor u. Orchester. Der Tod Ch.'s erfolgte am 15. März 1842. Die Nachwelt

chrt den Meister als einen der Großwürdenträger im Reiche der modernen Tonkunst. Wir Deutschen speziell nennen Ch. neben unseren klassischen Musikheroen, u. in der That gehört er seit der „Lodoiska“ mehr uns als den Italienern u. Franzosen, kraft der Tiefe u. Prägnanz seiner Gedanken, der Kühnheit u. Reichhaltigkeit seiner Harmonie, des Adels seiner künstlerischen Gesinnung u. des Umfanges seiner Kunstbildung. Letztere, sofern sie sich in reicher thematischer Entwicklung u. in der sog. Arbeit ausspricht, ist in seinen Opern mitunter sogar zu sehr in den Vordergrund gedrängt, um ihnen, nam. in den Augen der Masse, nicht den Anschein von Schwerfälligkeit u. Unfaßlichkeit zu geben, während sie jedoch in seinen Kirchentonwerken ihm im vollsten Maße zu Gute kommt. Wenn man aus verschiedenen seiner noch in unverblichenem Glanze strahlenden Opern-Ouverturen (z. B. aus denen zu „Medea“, „Anacreon“, „Wasserträger“, „Abencerragen“) u. aus seinem Streichquartett in E-dur schließen darf, so hätte er auf dem Gebiete der selbständigen Instrumentalmusik wahrscheinlich ebenfalls Großes geleistet, wenn ihm die Verhältnisse deren Kultivirung gestattet hätten.

Cherubinische Hymne (richtiger Cherubimgesang genannt, denn der Komponist Cherubini steht zu ihr in gar keiner Beziehung) ist ein in der griech.-kathol. Kirche gebräuchlicher Lobgesang, der von Sängern, welche in mystischer Weise Cherubim vorstellen sollten, ausgeführt wurde, während die Priester das Brot u. den Wein von dem kleineren Altar auf den größeren u. eigentlichen Opferaltar trugen.

Cherusker, ein deutscher Volksstamm, der nördl. vom Harz zwischen Weser u. Elbe wohnte u. im N. die Chauken, Angrivarier u. Langobarden, im W. die Brukterer, im S. die Katten, im O. die Semnonen u. Kalukonen zu Nachbarn hatte. Im J. 9 v. Chr. drang Drusus (Stiefsohn des Augustus) in das Land der Ch. ein u. unterwarf sie der röm. Herrschaft, von der sie jedoch Hermann der Ch. (s. d.), der einen Bund seines Stammes mit den Katten, Marsen u. Brukterern zu Stande brachte, durch den Sieg im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) wieder befreite. Die Unabhängigkeit der Ch. blieb auch fernerhin, so lange Hermann an der Spitze stand, trotz vorübergehender Erfolge der Römer, gewahrt. Nach Hermann's Tode traten Spaltungen unter den Ch. ein, bis sie sich schließlich dahin einigten, den Italus, einen in Rom erzogenen Neffen Hermann's, zum König zu wählen. Hierdurch kamen die Ch. von Neuem in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Rom; die sich hieraus entspinnenden Thronstreitigkeiten wurden durch Einmischung der Langobarden zu Gunsten des Italus entschieden. Später schlossen sich die Ch. dem Sachsenbunde an (Ende des 3. Jahrh.), in welchem sie eine Zeit lang eine selbständige Stellung einnahmen, bis sie im sächs. Stamme aufgingen.

Chesapeakebai (spr. Tschessepihkbeh, indianisch „die Mutter der Gewässer“, bei den Spaniern ehemals Bahia de Santa Maria), ein tiefer, vielgegliederter Einschnitt des Atlantischen Ozeans in die Ostküste von Nordamerika, eigentlich Mündungslinien des Susquehanna u. seiner zahlreichen Nebenflüsse, von N. nach S. 42 geographische Meilen lang, im nördl. Theil (innerhalb des Staates Maryland) 1—2, im südl. (innerhalb des Staates Virginia) 4—6, am Ausgange 3 M. breit; im N. 6—20, in der Mitte bis 40, an der Mündung 10—16 m. tief. Im N. mündet bei Havre de Grace der Susquehanna; an der Ostseite folgen nach einander, durchgängig an der Mündung breit u. schiffbar, die Flüßchen Nordost, Elk (3 M. langer Kanal zur Delawarebai), Sassafras, Chester (mit der vorliegenden 2 □M. großen Insel Kent), Wye, Choptank, Nantikoke, Wicomico, Manokin, Pocomoke, sämmtlich mit unbedeutenden Hafenstädtchen. Die Ostseite endigt mit Kap Charles. Weit wichtiger ist die Westseite. Hier münden der Bush, Gunpowder, Patapsco (Hafenstadt Baltimore mit 267,354 Einw.), Severn (Hafen Annapolis 5744 Einw.), Paturent, Potomak (23 Meilen stromaufwärts, für Seeschiffe erreichbar, Washington mit 109,199, Georgetown mit 11,384, Alexandria mit 13,570 Einw., dicht neben einander), Rapahannok, Piankotank, York, Jamesriver (mit den Häfen Norfolk 19,229 Einw. u. Portsmouth 10,492 Einw. an einem Flusse, der in die Bucht Hampton Roads mündet, 20 M. aufwärts Richmond am James- u. Petersburg an dessen Nebenflusse Appomator). Im S. bildet Kap Henry die Begrenzung des Ausgangs in den Atlantischen Ozean. — Bedeutende Kanalverbindungen nach Westen: der Chesapeake- u. Ohiokanal mit Tunnel durch die Alleghanies nach Pittsburg, u. der Genesee-Valleykanal, der zum Eriekanal hinüberführt, tragen zur Belebung der Bai viel bei. Die Ufer sind flach, sumpfig, zur Flutzeit leicht überschwemmt, im Norden treten niedrige Hügel hervor.

Cheshire (engl., spr. Tscheschir), abgek. Ches, Chester (spr. Tsches, Tschester), engl. Grafschaft an der Westküste des Landes, 53 □M. u. 505,150 E. enthaltend. Früher von eigenen Pfalzgrafen beherrscht, kam Ch. nach dem Sturze des Simon von Montfort an die Krone von England, deren Erbe es in seinem Titel führt. Bewässert von den Flüssen Dee, Weaver, Dane, Tame u. Mersey, ist Ch. wegen der Frische seiner Felder, seiner vortrefflichen Weiden, bes. aber wegen der Käse berühmt, von denen daselbst jährlich an 1 Million Kg. gemacht werden. Ch. enthält auch den größten Salzreichthum Englands; das Weaverthal bildet eine fortgesetzte Saline von sehr großer Ausdehnung; während auf der einen Seite desselben das Salz aus unerschöpflichen Quellen hervorsprudelt, wird es auf der andern aus den Steinsalzgruben zu Tage gefördert. — Die Hauptstadt der Grafschaft Chester, am Dee, schon zur Zeit der röm. Invasionen vorhanden, gewährt einen alterthümlichen Anblick. In einer, sonst in England gar nicht gebräuchlichen Weise (fast wie die alten deutschen Städte, mit dem Giebel nach der Straße) erbaut, ist sie von einer sehr breiten Mauer aus rothem Sandstein umgeben u. diente als Festung gegen Wales. Die von Wilhelm dem Eroberer auf einer Anhöhe über der Stadt aufgeführte Burg wird gegenwärtig als Gefängniß benutzt. Jetzt zählt Ch. über 31,000 E., besitzt einen Hafen, betreibt lebhaften Handel mit irischer Leinwand, Käse u. Salz u. ist Ueberfahrtsplatz nach Irland.

Chesterfield (spr. Tschesterfield), Graf Philipp Dormer Stanhope von, engl. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. zu London 22. Sept. 1694, studirte in Cambridge u. trat, von einer größeren Reise durch die europ. Kulturländer zurückgekehrt, 1726 ins Oberhaus ein, wo er sich bald durch Arbeitskraft u. Redefertigkeit auszeichnete. Nachdem er sich einiger diplomatischer Sendungen mit Glück entledigt, wurde er nach einander zum königlichen Oberhofmeister, zum Vizekönig von Irland u. zum Staatssekretär ernannt. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens, die er in Zurückgezogenheit von den öffentlichen Geschäften verbrachte, fand er Muße zu einer Anzahl schriftstellerischer Arbeiten, von denen am beliebtesten geworden sind seine „Letters to his son“ (2 Bde. (Lond. 1774). Das glänzend geschriebene Buch ist reich an feinen Beobachtungen u. witzigen Wendungen; doch kommt die Lebensklugheit, die Ch. seinem Sohne empfiehlt, auf einen ziemlich kecken, nur durch höfische Formen verhüllten Egoismus hinaus. Ch. starb 24. März 1773. Eine Sammlung seiner Schriften gab Lord Mahon heraus (5 Bde., Lond. 1845—53).

Chester-River (spr. Tschester-Riwwer), ein die beiden nordamerikan. Unionsstaaten Delaware u. Maryland durchströmender, nur in letzteren schiffbar in die Chesapeakebai mündender Fluß.

Chevaleresk (vom franz. chevaleresque, spr. sch'walreßk), ritterlich, ritterthümlich; aber auch abenteuerlich.

Chevalet (spr. Sch'waleh), ein Wort mit sehr verschiedenartiger Bedeutung. In der Musik bezeichnet es den Steg der Saiteninstrumente; bei Handwerkern die Stütze, das Gestell od. Gerüst; in der Malerei die Staffelei; in der Gerberei den Schabebock; im Seewesen die zum Fortschaffen der schweren Taue dienende Maschine; in der Feuerwerkerei das Gestell, auf dem man die Raketen abbrennt; in der Müllerei die Rumpfleiter u. in der Rechtspflege die Folterbank.

Chevalier (spr. Sch'walljeh), Ritter, Titel des mittleren Adels in Frankreich. Im Theaterwesen ist der Ch. eine stehende Person von lebenslustigem, elegantem, auch leichtsinnigem Charakter. Der Springer im Schachspiel führt ebenfalls den Namen Ch.

Chevalier (spr. Sch'walljeh), Michel, berühmter franz. Nationalökonom, geb. zu Limoges 13. Jan. 1806, trat 1824 in die Polytechn. Schule zu Paris ein, besuchte dann eine bergmännische Anstalt u. ward wenige Tage vor der Julirevolution als Ingenieur nach dem Nord-Dep. geschickt. Verführt durch die Theorien des Saint-Simonismus (s. d.) fing er an, in dessem Sinne zu schreiben u. übernahm die Leitung des „Globe“, was ihm im Juli 1832 eine Gefängnißstrafe einbrachte. Während der Haft von seinem Irrthum bekehrt, nahm er von Thiers eine Mission nach Nordamerika an, um das dortige Verkehrssystem zu studiren; eine zweite Mission führte ihn 1837 nach England. Im J.

1838 ward er Staatsrath, 1840 Professor am Collége de France, 1841 erster Ingenieur im Bergwesen u. 1845 Kammermitglied. Wegen seiner Bekämpfung der Louis Blanc'schen Theorien ward ihm zwar 7. April 1848 seine Professur entzogen, er erhielt sie jedoch zu Ende des Jahres durch einen Beschluß der Constituante zurück. Unter Napoleon III., dessen Staatsstreich er gebilligt, trat er energisch für das Freihandelssystem auf u. veranlaßte insbes. den Abschluß des Handelsvertrags vom J. 1860. Am 14. März dess. J. ward er Senator, 1862 Präsident der franz. Sektion der internationalen Jury für die zweite Weltausstellung in London, u. bei derjenigen in Paris (1867) redigirte er die Veröffentlichung der offiziellen Berichte über die ausgestellten Gegenstände. Im Juni 1869 präsidirte Ch. der öffentlichen Sitzung der Internationalen Friedensliga. Der Pariser Akademie gehörte er seit 1851 an. Unter seinen Werken sind die hervorragendsten: „Lettres sur l'Amérique du Nord“ (1836, 2 Bde.; 3. Aufl. 1838); „Histoire et description des voies de communication aux Etats-Unis et des travaux qui en dépendent“ (1840, 2 Bde., mit Atlas); „Des Intérêts materiels en France, travaux publics, routes, canaux, chemins de fer“ (1838; 4. Aufl., 1839); „Lettres sur l'organisation du travail et la question des travailleurs“ (1848); „Cours d'économie politique“ (1842—50, 3 Bde.); „Essais de politique industrielle“ (1843); „L'isthme de Panama“ (1844); „La liberté aux Etats-Unis“ (1849); „Examen du système protecteur“ (1851); „La question de l'or“ (1853). Außerdem hat er eine Menge von Abhandlungen für das „Journal des Débats“, die „Revue des Deux-Mondes“ u. das „Dictionnaire d'économie polit.“, sowie mehrere Broschüren geschrieben.

Chevalier, Paul, franz. Zeichner, s. „Gavarni“.

Chevalier d'or (spr. Sch'walljeh dor), eine franz., unter Ludwig XV. von Frankreich geprägte, mit dem Kreuze des Ludwigsordens bezeichnete Goldmünze, im Werthe von etwa 7½ Thaler.

Chevauxlegers (spr. Sch'wohlescheh), ursprünglich eine Reitercompagnie in Frankreich, die zu den Haustruppen der Königin gehörte u. den König selbst zum Chef hatte; unter Ludwig XVI. auf einige Regimenter vermehrt, bildeten sie eine leichte Kavallerie u. wurden später in Lanziers umgewandelt u. umgetauft. Gegenwärtig giebt es nur noch in der bayerischen u. hessischen Kavallerie Ch., sie entsprechen daselbst den Dragonern in der preuß. Armee.

Chevilly (spr. Schewilljih), Dorf im franz. Dep. Seine, ³⁄₄ M. südlich von der Enceinte von Paris, zwischen Sceaux u. Choisy le Roi. Hier fanden 30. Sept. u. 29. Nov. 1870 Gefechte statt.

Chevilly (spr. Schewilljih), Dorf im franz. Dep. Loiret, 2 M. nördl. von Orleans. Sieg des Großherzogs von Mecklenburg am 3. Dez. 1870.

Chevreul (spr. Schewröl), Michel Eugène, berühmter franz. Chemiker, wurde 21. Aug. 1786 zu Angers geb., war zuerst Lehrer der Chemie an dem von Fourcroy gegründeten Privatinstitut (1809), dann Gehülfe am Musée d'histoire naturelle u. später Prof. daselbst, ferner Direktor der Färbereien u. Prof. der auf Färberei angewandten Chemie bei der Gobelins-Manufaktur. Ch. machte sich zuerst einen Namen durch seine Untersuchungen über die Fette u. seine Theorie der Färberei; seine zahlreichen Abhandlungen finden sich nam. in den „Annales de chimie et de physique“.

Chézy (spr. Schehsi), Antoine Léonard de, franz. Orientalist, geb. 15. Jan. 1773 zu Neuilly, war in Frankreich einer der Ersten, die sich dem Studium der Sanskritsprache zuwandten, u. wirkte von 1814 bis zu seinem Tode (31. Aug. 1832) als Lehrer derselben am Collége de France. Er gab mehrere persische u. indische Dichtungen, nam. die „Sakuntala“, mit Uebersetzung u. Anmerkungen heraus. — Seine Gattin Wilhelmine Christiane von **Ch.**, geb. von Klencke, eine Enkelin der Dichterin A. L. Karsch (s. d.), geb. zu Berlin 26. Jan. 1783, kehrte nach ihrer Trennung von Ch. (1810) nach Deutschland zurück, entwickelte 1818 eine begeisterte Thätigkeit für die Pflege der Verwundeten u. lebte später schriftstellernd in Berlin, Dresden u. a. Städten, zuletzt in München, wo sie 28. Jan. 1856 starb. Ihr Name hat sich weniger durch ihre zahlreichen, zu ihrer Zeit vielgelesenen Gedichte u. Romane erhalten, als durch ihren Operntext zu Weber's „Euryanthe“ (Wien 1824). Ihre Memoiren erschienen unter dem Titel „Unvergessenes“ (2 Bde., Lpz. 1858).

Chiabrera (spr. Kiabrera), Gabriello, ital. Dichter, geb. 1552 zu Savona im Genuesischen u. gest. ebendas. 1637. Ein genauer Kenner der Alten, nahm er bei seinen Poesien nam. Pindar u. Anakreon zum Muster u. erreichte, während sich seine epischen u. dramatischen Gedichte nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, in der Lyrik eine hohe Vollendung, so daß er den Beinamen des „italienischen Pindar“ erhielt. Seine „Rime“ (Venedig 1731, 4 Bde.) u. „Poesie liriche“ (3 Bde., Livorno 1781) sind in der Sammlung seiner „Opere“ (Venedig 1782, 5 Bde.) abgedruckt.

Chiapas, las (span., spr. Las Tschiapas), auch Chiapa, mittelamerikan. Staat, unter der früheren span. Herrschaft zur Capitania general von Guatemala gehörig, nach der Revolution jedoch mit Mexiko verbunden; grenzt gegen N. an Yucatan u. Tabasko, gegen W. an Tabasko u. Oajaka, gegen S. an Guatemala u. den Großen Ozean, gegen O. an Guatemala u. enthält etwa 760 □M. u. 162,000 Einw. Die Oberfläche des an Flüssen reichen Landes ist meist gebirgig, zum größten Theil mit üppigen, werthvolle Holzarten enthaltenden Urwaldungen bedeckt; der Ackerbau ist sehr vernachlässigt, nur auf den unentbehrlichsten Selbstbedarf beschränkt u. eben so der Bau der Handelsgewächse, bes. des daselbst in vorzüglicher Qualität wachsenden Tabaks. Industrie u. Handel sind wegen Mangels an Kommunikationsmitteln ganz unbedeutend. Daß Ch. früher von einer sehr zahlreichen u. gebildeten Bevölkerung bewohnt gewesen ist, dafür spricht die große Anzahl der vorhandenen Ruinen großartiger Städte u. Teokalli's (s. d.). Die Hauptstadt des Landes ist San Christobal de los Llanos od. Ciudad Real (in neuerer Zeit, zu Ehren des berühmten ersten Bischofs Bartolomeo de las Casas, Ciudad de las Casas genannt), von Diego de Mazariegos 1528 in einer fruchtbaren Ebene an Stelle einer alten Indianerstadt angelegt. Sie ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, mehrere Klöster, eine Hochschule, etwa 10,000 E. u. ein 1826 dem obengen. Bischof errichtetes Monument.

Chiaroscuro, s. „Helldunkel in der Malerei“.

Chiasmus (griech.), Bezeichnung einer kreuzweisen Stellung; in der Grammatik jener Wechsel des Subjektes u. Prädikates od. des Genitives u. seines regierenden Wortes, welcher in dem einen Satz dem ersten, im anderen dem zweiten Redetheil die erste Stelle anweist; z. B.: Das Märchen ist poetischer, historischer die Sage, od.: Länger währenden Ruhm haben der Griechen friedliche Künste, als die Waffen der Römer gebracht.

Chiastolith, ein interessanter Mineralkörper, dessen rhombische Krystallsäulen gewöhnlich in schwarzem Thonschiefer eingewachsen gefunden werden; die kohlige Substanz des letztern bildet in der Richtung der Krystallhauptachse nicht blos eine centrale, sondern auch in den vier Kanten marginal ablaufende u. mit der centralen in Verbindung stehende Ausfüllung, demzufolge die Figur auf dem Querschnitt der Krystalle einem griechischen *X* (Chi) ähnelt, daher der Name. Der auch Hohlspath genannte Ch. tritt meist in gelblich-grauer, brauner u. röthlicher Farbe auf, besteht aus kieselhaltigem Thon u. kommt am schönsten in der Bretagne, in den Pyrenäen, auch zu Gefrees im Fichtelgebirge vor. In den Sammlungen u. im Handel findet man zur Verdeutlichung der gedachten Eigenthümlichkeit (die durch Annahme irgend einer Zwillingsbildung nicht erklärt werden kann) die Krystall-Individuen gewöhnlich angeschliffen.

Nr. 1937. Krystallform des Chiastolith.

Chica (Tschika) heißt das in Chili, Peru u. sonst in den Bergländern von Südamerika im allgemeinen Gebrauch stehende Maisbier, das Nationalgetränk der Eingeborenen schon lange vor Einbruch der Spanier. Die gebräuchlichste Art, dies Getränk zu bereiten, besteht darin, daß man die Körner einquellt, bis sie zu keimen anfangen, u. sie dann in der Sonne trocknet. Dieses Malz wird gequetscht, mit warmem Wasser eingemischt u. der Gährung überlassen. Das fertige Getränk hat eine dunkelgelbe Farbe u. einen angenehmen, etwas bitterlichen u. säuerlichen Geschmack. Die Indianer konsumiren es in großen Massen, wo es dann wie jedes gegohrene Getränk berauschend wirkt. In den Thälern des Norden giebt es indeß bei einzelnen Indianerstämmen auch eine andere, für uns weniger appetitliche Zubereitungsart. Dort wird nämlich das Malz im Familienkreise zu Brei gekaut, dieser in eine große Kürbisschale gespuckt, mit heißem Wasser u. einigen Zuthaten

gemischt u. in Krügen der Gährung überlassen. In kurzer Zeit ist das Getränk fertig; für einige Zeit mit den Krügen in die Erde gegraben, wirkt es heftig berauschend. Dies ist chica mascada (gekaute Ch.), welche von Kennern der gewöhnlichen weit vorgezogen wird.

Chicago (spr. Tschikehgo), Stadt in den Ver. Staaten, Staat Illinois, Grafschaft Cook, am Westufer des Michigansees u. an der Einmündung des 1 M. langen Flüßchens Ch., nächst St. Louis die wichtigste Stadt des Mississippibeckens. In dem waldreichen Gebiet der Pottowatomie-Indianer wurden auf einem erkauften Stück Landes von 1½ □M. 1804 ein Blockhaus zum Schutze der Pelzjäger errichtet u. Fort Dearborn genannt. Bei Beginn des Kriegs mit England 1812 ermordeten die Indianer die kleine Besatzung u. zerstörten das Fort, welches erst 1816 wiederhergestellt wurde. Um 1830 ließen sich an den sumpfigen Ufern des Sees die ersten Ansiedler nieder u. gründeten Michigan-City im SO., City West an der Südspitze des Sees, Calmuet, Ch. Unter ihnen nahm das letztere (der Name Shi-kau-go ist ein indianischer u. bedeutet Opossumhöhle), begünstigt durch die leichtere Verbindung mit dem Illinois u. dem Mississippi, den raschesten Aufschwung. Im J. 1829 war schon der Plan der Kanalverbindung nach dem Illinois entworfen. Die Bevölkerung nahm rasch zu.

Nr. 1958. Leben u. Treiben in der Clarkstraße zu Chicago vor dem Brande.

Die Zählungen ergaben:

1830	170	Bewohner,	1847	16,859	Bewohner,	1860	109,420	Bewohn.,
1837	4470	„	1848	20,023	„	1865	178,539	„
1840	4853	„	1850	29,963	„	1870	298,977	„
1843	7580	„	1854	60,662	„	1871	330,000	„
1845	12,088	„	1856	84,113	„			

Im Winter von 1830–31 richtete der Methodist Mark Noble den ersten Gottesdienst ein, 1832 wurde mit 13 Kindern die erste Sonntagsschule eröffnet, 1833 der erste Postmeister eingesetzt; in demselben Jahre erschien das erste Zeitungsblatt, der „Demokrat", im Aug. d. J. wurde Ch. zur Stadt erhoben, mit eigenen Verwaltungsrechten ausgestattet, 1837 wurden die städtischen Behörden gewählt. Seit 1832 war militärische Besatzung nöthig; nachdem aber die von Black-hawk geführten Indianer 1835 bis über den Missouri zurückgedrängt worden waren, konnte das Fort Dearborn 1837 aufgehoben werden. An seiner Stelle befindet sich jetzt der Dearbornpark.

Die Bewohner sind zum größten Theil geborne Amerikaner, doch sind auch Irländer, Deutsche, Norweger &c. so zahlreich, daß sie bes. Quartiere in der Stadt einnehmen. Die Zahl der Kirchen verschiedener christlicher Konfessionen ist 200, die Zahl der Synagogen 5; 40,000 Kinder besuchen die guteingerichteten öffentlichen Schulen.

Ch. hatte vor dem Brande von 1871 eine große Anzahl prächtiger, meist mit Marmor geschmückter Gebäude, unter denen das Opernhaus 600,000, die 1855 gegründete (Gebäude 1858—68 erbaut) Universität St. Mary of the Lake (eines der hervorragendsten Institute dieser Art in den Vereinigten Staaten) 280,000, die Dearborn-Sternwarte (mit gutem Clarke'schen Teleskop) u. das Theologische Seminar 135,000 Thlr. gekostet haben. Von anderen Gebäuden sind zu nennen die Forstakademie, das presbyterianische Theologische Seminar, die Akademie der Wissenschaften, die Bibliothek der Historischen Gesellschaft (mit 85,000 Bänden), das Steueramt, das Marinehospital, die Börse, die Post, die Handelskammer, der Gerichtshof, das Zeughaus, viele Theater, mehrere prächtige Hotels u. Bahnhöfe, Kirchen, Schulen, Druckereien, 60 Lese-, Konzert- u. Versammlungshallen. (Ueber die Verheerungen, welche der Brand von 1871 in dieser Beziehung angerichtet, s. weiter unten.)

Innerhalb der Stadt liegen der Dearborn-, Vernon-, Union-, Jefferson- u. Lincolnpark; mehrere Straßen sind mit Baumreihen besetzt.

Eine Anlage eigener Art ist die 1867 vollendete Wasserkunst. Um das reine Wasser des Sees der Stadt zuzuführen, legte man am Ufer einen Schacht von 24 m. Tiefe an, führte dann einen 16 dm. hohen, mit Steinen gewölbten Stollen fast eine Wegstunde lang unter dem See hinaus, erbaute über dessen Ende einen steinernen Thurm, den „Crib", zugleich Leuchtthurm, u. führte so das Wasser in die Stadt; mächtige Dampfmaschinen heben es dort in die Reservoirs; ein Röhren- u. Telegraphensystem führt durch die Straßen. Auch die Wasserkunstgebäude wurden ein Raub der Flammen.

Durch Verbreiterung u. Vertiefung des Ch.-Flusses, der kurz vor seiner Mündung aus einem Nordarm u. Südarm zusammenfließt, ist ein guter Hafen gewonnen worden; ein steinerner Kai mit Leuchtthurm erstreckt sich weit in den See; 6 deutsche Meilen Fluß- u. Seeufer sind mit steinernen Landungsmauern eingefaßt. Die Eisenbahnen führen bis in die Mitte der Stadt u. den Hafen; die bedeutendsten Bahnhöfe liegen an beiden Seiten des vereinigten Chicagoflusses.

Der Fluß ist an vielen Stellen überbrückt. Doch sind die Brücken, der großen Schiffahrt wegen, Drehbrücken. Man hat mit einem unter dem Fluß hinweggehenden Tunnel den Anfang gemacht u. denkt noch mehrere solcher Tunnel herzustellen.

Die Stadt ist meist in geraden, sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen angelegt u. zieht sich drei Stunden lang am Ufer hin, über eine Stunde weit dehnt sie sich landeinwärts; einzelne große Radialstraßen erleichtern den Verkehr nach außen. Der größte Theil der Stadt liegt auf flachem, sumpfigem Grunde; Entwässerung war unmöglich, daher hat man nachträglich den Boden durch Aufschüttung um 1—2½ m. erhöht, was freilich viele Hebungen u. Umbauten der Häuser nöthig machte. Der westl. Stadttheil liegt 5—6 m. über dem Seespiegel. Die Straßen sind breit, mit Holzblöcken gepflastert, in den Hauptstraßen liegen steinerne Trottoirs (6 Meilen), in den übrigen Trottoirs von Bretern (über 125 Meilen). Die Schienen der die Stadt durchkreuzenden Pferdeeisenbahnen sind 11 Meilen lang; 580 Menschen, 150 Wagen u. 900 Pferde sind dabei beschäftigt.

Die Lage der Stadt ist für Handel u. Verkehr außerordentlich günstig. An dem Südende des langgestreckten, 1140 □M. großen Michigansees vereinigen sich die Land- u. Wasserwege. Die Landwege werden durch den See zusammengedrängt u. gehen bündelförmig nach Osten u. Westen aus einander; die Zahl der Eisenbahnen beträgt 13; über Ch. geht die Hauptstraße für Einwanderer nach dem oberen Mississippibecken. Der an Weizen u. Mais ungemein reiche Staat Illinois bedarf für seine Ausfuhr eines großen Handelsplatzes. Die Wasserwege sind um so bedeutender, da der Zusammenhang der großen Seen Seeschiffen von 300—400 Tonnen erlaubt, bis nach Ch. zu gelangen (der den Niagarafall umgehende Wellandkanal wird jetzt für noch größere Seeschiffe umgebaut); da ferner die Dampfschiffahrt auf dem See nach Milwaukee, Sheboygan, Marguette, Greenbay, Grandhaven u. anderen Uferstädten sich mehr u. mehr belebt u. der seit 1848 vollendete, neuerdings bedeutend vertiefte u. verbreiterte Kanal zum Mississippi (über eine flache sumpfige Wasserscheide zum Plane- od. Des Plaines- u. Illinoisfluß u. durch diesen bei Grafton in den Mississippi) einen sehr wichtigen Produktenverkehr vermittelt. So hat Ch., 150 M. von der See u. 80 M. von der canadischen Grenze entfernt, zum Einfuhrhafen erhoben werden können! Im J. 1851 liefen 2270 Schiffe, darunter 845 Dampfer, ein, im J. 1868 dagegen 13,165 Schiffe mit 2,983,500 Tonnen; die Stadt selbst besaß im J. 1851 Schiffe mit 25,209 Tonnen Gehalt. Der Werth der Ein- u. Ausfuhr wurde auf nahe an 30 Millionen Thaler geschätzt u. hat sich seitdem bis über 400 Millionen Thaler vermehrt. Ch. hat den größten Getreidemarkt der Vereinigten Staaten, ungeheure Speicher, 17 an der Zahl, sog. „Elevators", nehmen das eingehende Getreide auf, welche zusammen 11½ Millionen Bushel fassen können (bei dem Brande gingen 1,600,000 Bushel verloren, 5,000,000 Bushel blieben verschont). Eine strenge Marktordnung ist eingeführt: das Getreide wird gegen bestimmte Gebühren für Aufsicht, Verwiegung u. Verladung nur für 20 Tage angenommen; täglich finden Auktionen in der Börse statt, welche mit der Börse von Marklane in London in steter telegraphischer Korrespondenz steht. Die Spekulation wird oft in erstaunlichem Umfang betrieben. Im J. 1870 wurden 688,141

Schweine geschlachtet (doppelt so viel als in Cincinnati), ungefähr 50 Schlächtereien mit großen Viehhöfen u. Schlachthäusern sind im Gang. Unter ihnen sind die bedeutendsten die fast 1 Meile südlich von der Stadt gelegenen „Great Union Stockyards", die auf einem wohldränirten Flächenraume von 345 Acres 120,000 Stück Vieh beherbergen; das Wasser liefert ein 335 m. tiefer artesischer Brunnen; die Herstellungskosten beliefen sich auf nahe an $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler. Ansehnlich ist der Handel mit Wolle, Häuten u. Spirituosen (hier unter dem Namen highwines); von letzteren werden etwa 7 Millionen Gallonen im Jahre produzirt.

Bedeutend sind die Fabriken, namentlich Dampfmaschinenbau-Anstalten, Eisenwerkstätten, Fabriken von Ackergeräthen, Leder-, Hut-, Zucker- u. Tabaksfabriken, Mehlmühlen in großartigem Maßstabe, Brauereien, Brennereien, Gerbereien. Hölzerne Häuser zum Transport werden in Menge erbaut. Auch die Eisindustrie u. der Großhandel mit Eis hat einen ansehnlichen Umfang angenommen.

Die Umgebungen der Stadt sind, die Seeufer abgerechnet, einförmig: ein welliges, fruchtbares Ackerland. Das Klima zeigt sehr scharfe Gegensätze: eine mittlere Sommertemperatur von 24° C., eine mittlere Wintertemperatur von $-3^{\circ}{,}_2$ C., gewöhnlich ein jährliches Wärmemaximum von 35°, ein jährliches Kältemaximum von $-22^{\circ}{,}_5$ C. Es ist ein Kontinentalklima, für den europäischen Einwanderer durchaus gesund.

Nr. 1939. Chicago in Flammen.

Schließlich noch einiges Nähere über den großen Brand von 1871. Derselbe brach in der Nacht vom 8. auf den 9. Okt. aus, wurde Anfangs wenig beachtet u. griff mit einer Schnelligkeit um sich, die nur in der Unzulänglichkeit u. Langsamkeit der Löschanstalten u. in der unsoliden Bauart eines Theils der rasch emporgekommenen Stadt ihre Erklärung findet. Viele Häuser waren noch aus Holz errichtet; das Straßenpflaster bestand meist aus Holzblöcken, die Fußwege aus hölzernen Planken. Dies Alles gab den von einem ungewöhnlich heftigen Sturme vorwärts getriebenen Flammen willkommene Nahrung. Vom nördl. Arm des Ch.flusses aus bis zum Michigan-See verbreitete sich das Feuer mit Windeseile, die schönsten Prachtgebäude der Stadt, das Haus der Handelskammer, das Gerichtshaus, das Telegraphenbureau u. mehrere hundert andere stattliche Bauwerke in Asche legend. Nach mehrstündigen vergeblichen Löschversuchen wurden die Dampfspritzen bei Seite gestellt, u. man griff nun zu dem äußersten Verzweiflungsmittel, die Häuser an den am meisten bedrohten Stellen in die Luft zu sprengen. Auch dies war jedoch nicht im Stande, dem unter Sturmgeheul dahinbrausenden Flammenstrom Einhalt zu thun. Die Wehrufe der innerhalb der brennenden Räume Zurückgebliebenen fanden jetzt kein Gehör mehr. In wilder Hast floh die Bevölkerung mit den rasch zusammengerafften Habseligkeiten über die verschont gebliebenen Brücken nach dem Seeufer od. in die Prärien hinaus. Mit geringen Unterbrechungen wüthete das Feuer den ganzen folgenden Tag hindurch, bis endlich der Sturm nachließ u. die

Nr. 1940. Plan der Ausdehnung des Brandes in Chicago.

Flammen theils in sich selbst zusammensanken, theils an den Steinmassen der Illinois Stone-Company u. a. Hemmnissen sich brachen. Vernichtet waren an 20 000 Häuser, darunter außer den bereits genannten Gebäuden, das Rathhaus, die Börse, die meisten Banken, Theater u. Museen (selbst die kostbaren Sammlungen der Academie of Sciences), alle Zeitungsbureaux u. Druckereien, die glänzendsten Hotels u. Kaufhallen; die herrlichen Anlagen u. Gärten der Stadt waren verwüstet. Der Verlust an Menschenleben zählte glücklicher Weise nur nach Hunderten; obdach- u. brotlos aber waren mehr als 100 000 Menschen geworden. Der gesammte Vermögensverlust wurde auf 1 bis 500 Mill. Doll. angegeben. Doch hat Ch., Dank der schnell von allen Seiten herzuströmenden Hülfe, der Thatkraft u. Unternehmungslust der Bevölkerung u. der günstigen Lage der Stadt, bereits angefangen, sich von diesen schweren Schlägen zu erholen.

Chicane (franz., Schikan), eine aus böser Absicht u. in hinterlistiger Weise, nam. mit kleinlichen Mitteln, einem Anderen bereitete Schwierigkeit, um ihn an der Ausführung einer von ihm bezweckten Sache zu verhindern. — Davon abgeleitet: **Chicanerie** (Schikanerie), Hinterlistigkeit, Ränkemacherei; — **Chicaneur** (Schikanör), ein Ränkeschmied; **chicaniren** (schikaniren), Ränke schmieden, auch in dem Sinne: Jemanden zum Besten haben, ihn foppen, gebraucht.

Chicaroth (Chica carajuru) ist ein rother Farbstoff, den die Eingeborenen Südamerika's aus den Blättern der Bignonia Chica *Humb.*, eines am Orinoco wachsenden Baumes, u. zwar als Bodensatz beim Erkalten einer Abkochung der Blätter gewinnen.

Chichen-Itza, s. „amerikan. Alterthümer“.

Chichma-Samen, s. „Cassia“. — **Chickasaws**, s. „Tschickasas“.

Chider, altpers. Feldherr u. Prophet, der nach der arab. Sage aus der (angeblich im Kaukasus liegenden, von Alexander d. Gr. vergeblich gesuchten) Lebensquelle ewige Jugend trank.

Chiemsee, auch das „Bayerische Meer“ genannt, Landsee in Oberbayern, dem Nordfuße der Bayerischen Alpen vorgelagert, in einer verhältnißmäßig geringen Senkung der Hochebene (Rosenheim liegt 380 m., Eisenbahnstation Prien 534 m., der See 514 m. über dem Meere), 9 M. von München, 5 M. von Salzburg entfernt. Der See ist 2 M. lang, 1 bis $1\frac{1}{2}$ M. breit, 1,[illegible] □M. (27,248 Tagewerke) groß, 90 m., nach Anderen bei dem Ort Stock sogar bis 163 m. tief; seine Ufer sind durchaus flach, seine Oberfläche ist den Stürmen ausgesetzt, beim geringsten Luftzuge bewegt. Von der Eisenbahn aus, welche längs der West- u. Südseite bei den Stationen Prien, Bernau, Obersee, Bergen, längs des Seeufers bis gegen Traunstein führt, erblickt man nur eine öde Wasserfläche, während vom Nordufer od. von den Inseln aus der Wasserspiegel, von den Alpen eingerechnet, sich um so schöner darstellt. Vom Gaisberg, Untersberg u. Watzmann ist die Kette der Voralpen mit ihren schroffen Bergmassiven, Zacken u. Hörnern bis zum Kaiser, Heuberg, Wendelstein, Breitenstein in Sicht. In den See fließen außer zahlreichen kleineren Bächen die Große Achen, die Roth u. die Prien; der Abfluß, welcher bei Seebruch im NO austritt, heißt Alz u. fließt, mit der bayer. Traun vereinigt, dem Inn zu.

Einen besonderen Reiz verleihen dem See die drei im westlichen Theile liegenden Inseln: 1. Herrenchiemsee, Herrenwörth od. Herreninsel, 608 Tagewerke od. 0,[illegible] □M. groß, früher mit einem stattlichen Dom u. Doppelthurm nebst Kloster. Hier gründete Erzbischof Eberhard von Salzburg 1215 ein Bisthum u. wandelte das bereits 786 von Herzog Tassilo II. gestiftete Benediktinerkloster in ein Augustiner-Chorherrenstift um; der Bischof von Ch. residirte übrigens in Salzburg. Das Kloster wurde 1806 aufgehoben. Die Thürme sind im J. 1805 abgetragen, die Kirche ist in ein Brauhaus umgebaut u. die Insel jetzt gräflich Hunoltstein'sche Besitzung. Die Terrasse gewährt schöne Aussicht, ein hübscher Spaziergang führt an der 13 m. hohen „Steinwand“ vorbei nach der Nordostspitze „Paulsruhe“ u. dem Wildpark. Die Zahl der Bewohner ist 43. — 2. Frauenchiemsee od. die Fraueninsel, 81 Tagewerke groß, trägt ein Benediktinerinnenkloster mit Pensionat, eine Kirche u. eine Schule u. hat 237 Bewohner, auch ein Fischmeisteramt. Die Fischerei ist bedeutend. Lachsferchen, Forellen, Rutten, Karpfen, Wallen, Huchen, Aeschen sind die beliebtesten unter den Fischen; sie werden frisch gefangen od. eingesalzen; die jährliche Ausbeute beträgt 400—500 Centner. Das Fischereirecht ist königlich u. durch eigene Fischordnungen von 1600 u. 1768 geregelt. Zahlreiche Wasservögel beleben die Oberfläche u. die Ufer des Sees u. laden zur Jagd ein. — „Die Häuser des Fischerdorfs“, berichtet ein Erzähler, „mit den breiten, hervorragenden Dächern, mit Galerien, die um das erste Stock laufen, stehen alle am Gestade unter Obstbäumen, die Fenster verbergen sich unter Weinlaub, u. in den kleineren Gärtchen vor den Häusern blühen Sonnenblumen u. Königskerzen. Maisfeldchen u. Hopfengärtchen reichen bis an das Ufer, das mit grauen Marmorblöcken eingefaßt ist, auf denen Ruder u. Netze umherliegen u. an denen die Einbäume (primitive, aus einem ausgehöhlten Baumstamm hervorgegangene Fahrzeuge) angekettet sind. An der südlichen Ecke der Insel steht das Stift mit Garten u. Hof, einem Münster u. Brauhaus.“ — 3. Die Krautinsel, unbewohnt, aber mit Gemüsegärten u. Kornfeldern bedeckt, ist nur 24 Tagewerk groß. — (Abb. vom Ch. s. unter Bayern, Bd. II, S. 179.)

Von München gelangt der Reisende in $2\frac{1}{4}$—$3\frac{1}{2}$ Stunden Fahrzeit nach Station Prien, u. von da in einer halben Stunde hinab nach Stock an den See, welcher mit Dampfschiffen befahren wird; Landeplätze sind außer den Inseln Seebruck u. Chieming; an letztgenanntem Orte befindet sich ein Mineralbad.

Chieti (ital., spr. Kieti), schöngebaute Hauptstadt der ital. Provinz Abruzzo citeriore, die alte Hügelstadt Teate (nach welcher der vom dortigen Erzbischof Caraffa, nachmaligem Papst Paul IV., gestiftete Orden der Theatiner benannt wurde). Von den Arkadiern 891 vor Rom's Erbauung gegründet, zeigt sie noch jetzt Ruinen großartiger Bauwerke aus jener alten Zeit. Jetzt ist sie der Sitz eines Erzbischofs, hat eine prächtige Kathedrale, Handelskammer, höhere Gerichts- u. Steuerbehörden, ein Generalkommando, Lyceum ꝛc. u. zählt etwa 14,000 Einw. — Der Kreis Ch. enthält $17\frac{1}{4}$ □M. u. nach der Zählung von 1868 etwa 111,700 E. in 41 Gemeinden.

Chiffonnière (frz., spr. Schiffonjähr), ein schrankartiges Behältniß, an in welchem man Wäsche sowie auch Putzsachen aufzubewahren pflegt.

Chiffre (franz., spr. Schiff'r) ist, wie die deutsche Form „Ziffer“, vom arabischen sifr herzuleiten, das eigentlich „Zahlzeichen“ bedeutet, wird aber außer der Bedeutung „Schriftzug, verschlungener Namenszug“ vorzugsweise für geheime Schriftzeichen gebraucht, mittels welcher eine wo möglich nur Eingeweihten, die den Schlüssel besitzen, verständliche Korrespondenz geführt werden kann, mittels welcher also eine Zusammenstellung von Zeichen geliefert wird, die sich schwer od. gar nicht entziffern (dechiffriren) lassen.

Chiffriren od. Chiffrirkunst ist schon im Alterthum bes. zu Staatszwecken, als Hülfswissenschaft der Diplomatie, geübt worden. Schon die Skytale der alten Spartaner, die ihre Mittheilungen mit lakonischer Kürze auf einen schmalen Riemen schrieben, der in genau an einander passenden Windungen über einen Stab gewickelt war u. abgewickelt kein Wort deutlich erkennen ließ, ist ein Produkt dieser Kunst, obgleich hierzu wirkliche Chiffern nicht verwandt wurden. Als Anfänge der eigentlichen Chiffrirkunst sind die Notae der Römer zu betrachten, insofern hier bereits, z. B. von Cäsar, gewöhnliche Buchstaben mit veränderter Bedeutung od. eine Buchstabenschrift mit ganz veränderten Schriftzügen u. Abkürzungen od. geradezu eine symbolische Zeichenschrift gebraucht wurde. Die Notae Tironianae scheinen stenographische Zeichen zum schnellen Niederschreiben des Gesprochenen gewesen zu sein, aber es gab auch stenographische, d. i. geheimschriftliche Notae. So setzte man z. B. statt jedes Buchstaben den vierten darauffolgenden, D für A, E für B u. s. w. Später wählte man auch Ziffern, mathematische Zeichen, Punkte, Linien ꝛc. zur Bezeichnung einzelner Buchstaben, eine Bezeichnungsart, die das Dechiffriren nicht allzu sehr erschwert, wenn nicht noch andere Schwierigkeiten, z. B. absichtlich falsche od. gar keine Abtrennung der Wörter, Schreiben gewisser Zeilen von rechts nach links, die sog. non-valeurs ꝛc., hinzutreten. Letzteres sind ungiltige Zeichen, die den giltigen nach irgend einer Regel beigemischt werden. Nach einem Buche, z. B. einem Lexikon, zu chiffriren, indem man nur die Seite, Zeile u. Stelle irgendwie angiebt, an der das zu bezeichnende Wort steht, macht die Enträthselung, so lange man den Schlüssel nicht hat, allerdings unmöglich, ist aber für den Wissenden selbst sehr umständlich. Sehr gebräuchlich ist die sog. Ch. carrée od. Table carrée, eine schachbretartige Tafel von 26×26 Feldern. Man schreibt oben * u. danach a, b, c. . . . y, z horizontal neben einander, darunter a, b, c . . . z, a; ferner b, c, d . . . z, a, b, endlich in die 26. od. unterste Horizontalreihe z, a, b . . . x, y, z. Die oberste Horizontalreihe wird Sprachlinie, die erste Vertikalreihe links Wahllinie genannt. Zum Schlüssel dient nun ein beliebiges Wort, z. B. „Stenograph“. Will man nun z. B. „eine Baisse steht nahe bevor“ chiffriren, so schreibt man

einebaissestehtnahebevor
stenographstenographsten,

sucht jeden oberen Buchstaben in der horizontalen Sprachlinie, jeden darunter stehenden in der vertikalen Wahllinie u. findet dazu, indem man von der Sprachlinie aus vertikal, von der Wahllinie aus horizontal

mit dem Finger hingleitet, im Durchschnittspunkt beider Linien den Chiffrebuchstaben, also für obige Depesche: xessqhatlmlnkvhusinkxple. Diese Methode hat überdies die Annehmlichkeit, daß man den Schlüssel, d. h. das untergeschriebene Wort, beliebig wechseln, auch zu verschiedenen Korrespondenzen verschiedene Schlüssel wählen kann. Auch Ziffern hat man in neuerer Zeit oft auf sehr kluge Weise zum Chiffriren benutzt.

Chignon (franz., spr. Schinjong), eigentl. Nacken, Genick, allg. Bezeichnung für das vom Scheitel aus zu einem beutelähnlichen Wulst im Nacken zusammengeschlagene Hinterhaar. Diese alte, im 18. Jahrh. sehr gebräuchliche, Haartracht war neuerdings von Paris aus in allg. Aufnahme gekommen, ist jedoch in neuester Zeit in Deutschland wieder in den Hintergrund getreten.

Chihuahua (spr. Tschiwáwa), Staat im nordöstl. Theile der Republik Meriko, 2690 □M., über 65,000 E., von Teras getrennt durch den Rio Grande del Norte. — Bodenbeschaffenheit. Die Siena Madre bildet im W. Gebirgsland, im O. sind die Ausläufer des großen Plateau von Meriko mit einer durchschnittlichen Höhe von 1200 m. Dem genannten Gebirge entspringen viele Gewässer, die nach O. u. W. abfließen, erstere sich meistens in Landseen verlierend, deren Wasser im Allgemeinen salzig ist u. deren Umgebungen meist mit Soda geschwängert sind. — Das Klima ist im Allgemeinen mild u. gesund; im Gebirge treten die Gegensätze von harten Wintern u. heißen Sommern schärfer auf. — Produkte. Außer den Pflanzen des gemäßigten Amerika sind die Charakterpflanzen des Landes das Mesquite (vom aztekischen Mesquitl), eine akazienartige Pflanze, welche theils als Strauch auftritt, der seine Zweige unmittelbar aus der Wurzel auf dem Boden ausbreitet, theils auch (nam. an Flüssen) als Baum in die Höhe wächst; ferner das sog. span. Bajonnet, eine Yucca-Art, die einer kleinen Palme gleicht, die weitverbreitete Agave in sehr verschiedenen Arten u. die phantastischen Formen der Kakteen. Die großen Wälder werden unsicher gemacht durch Bären, Jaguare, Panther, Luchse u. Wölfe; am Rio Grande leben viele Biber; Taranteln u. Klapperschlangen bergen sich unter den Zweigen des Mesquitestrauches. — Industrie. Das Land eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau; kultivirt werden Mais u. die Garten- u. Baumfrüchte der gemäßigten Zone. Im Süden gedeiht Baumwolle u. am Rio Grande die Rebe, welche den berühmten Pasowein liefert. Der Hauptindustriezweig ist der Bergbau: seit 200 Jahren werden die Silberminen bebaut, welche zu den reichsten Meriko's gehören; gegenwärtig sind viele der Gruben vernachlässigt. Die edlen Erze findet man vorzugsweise im westl. Theile des Staates, der Sierra Madre entlang, in einer mittleren Breite von 30 span. Meilen; sie bestehen zum Theil aus Silberglanz, mit Eisen u. Blei gemischt; außerdem findet sich aber nam. auch gediegenes Silber u. Hornsilber. Ihre Lagerstätten sind Porphyrfelsen od. Kalkstein. Außer Silber findet man auch Gold, Blei, Eisen u. Zinn. In den Gruben von Moretos, erst 1826 entdeckt, stieß man auf eine 230 Mark haltende Stufe gediegenen Silbers. Die Gruben von Guazapares u. Jesus Maria gehören zu den ergiebigsten, ferner sind berühmt die Gruben von Santa Eulalia, einem Städtchen, das einige Meilen von der Hauptstadt in einem engen Thale liegt. Ein bedeutender Theil der Silbergruben dehnten sich beinahe 2 Meilen weit aus, das Erz wird auf Maulthieren transportirt. Früher waren hier mehr als 200 Gruben in Betrieb, u. die dortigen Minen lieferten in den Jahren 1703—1833 gegen $14\frac{1}{2}$ Mill. Mark Silber. Seit der Zeit ist jedoch die regelmäßige Arbeit sehr unterbrochen. — **Ch.** (Freudenstadt), Hauptstadt des Staates, am Flusse gleichen Namens, wichtiger Durchgangspunkt für die Karawanen, welche den Handel zwischen dem Rio Grande u. dem Kalifornischen Meerbusen vermitteln. Die Stadt, eine der schönsten nordmerikan. Städte liegt in einem Thale der Sierra Madre. Sie ist 1691 gegründet; Anlaß dazu gaben die in der Umgegend befindlichen Silbergruben. Wie aber die Silbergruben, so ist auch die Stadt heruntergekommen: während sie im vorigen Jahrhundert 76,000 E. zählte, sind jetzt nur 14,000 vorhanden, von denen zwei Drittheile Indianer od. Mestizen sind. — Die Einwohnerschaft des ganzen Staates hat seit dem Unabhängigkeitskriege viel von wilden Indianerstämmen zu leiden, so daß außerhalb der Mauern der Städte Niemand vor ihnen sicher ist. Besonders sind die Apachen u. Komanchen, unter einander selbst Todfeinde, die Verfolger der ruhigen Bewohner, so daß die Regierung sich schon 1850 genöthigt sah, eine Grausamkeit der anderen entgegenzustellen u. auf jeden Skalp eines Wilden, der ihnen eingeliefert wurde, einen Preis zu setzen.

Chile (spr. Tschile), Freistaat in Südamerika. Der altindianische Name wird von dem Laute einer dort häufigen Drosselart abgeleitet. Der Staat umfaßt, nach Artikel 1. seiner Konstitution, gegenwärtig die Westküste von Südamerika „von der Wüste Atacama bis zum Kap Hoorn“; doch ist bis 1843 thatsächlich die Provinz Valdivia mit 41° 48′ südl. Br. die Südgrenze gewesen, bis die Gründung einer Kolonie in der Magelhaensstraße den Staat in den vollen Besitz seines Gebiets setzte. Im N. aber war die Wüste Atacama zwischen den Nachbarstaaten Ch. u. Bolivia kein Gegenstand des Streites, bis 1863 bei Mejillones Guano gefunden u. von beiden Parteien beansprucht wurde (der Hafen Mejilones liegt $23^\circ 6\frac{1}{2}'$ südl. Br.); gegenwärtig ist Ch. in dem noch bestrittenen Besitze. Die Ostgrenze bildet die Wasserscheidehöhe der Anden, doch scheint auch hier im äußersten

Nr. 1941. Silbergewinnung in Chihuahua in Meriko

N. u. S. die Grenze noch nicht festgestellt zu sein. Der Große Ozean bildet die Westgrenze; die Strandinseln, wie die fernen Gruppen Juan Fernandez San Ambrosio u. San Felix, gehören zu dem Staate, dessen Größe — mit Ausschluß der südl. der Insel Chiloe liegenden Küsten — offiziell zu 6238, nach Perthes' Kartenberechnung nur zu 5927 □M. angegeben wird, während das ganze von Ch. beanspruchte Gebiet (von 21° 48′ südl. Br., also Bolivia von der Westküste ausschließend, bis Kap Hoorn) etwa 11,810 □M. umfaßt. Ch. grenzt nur an zwei Staaten: an Bolivia im N. u. NO., an Argentinien im O., indem neuerlich das östl. Patagonien von dem Argentinischen Freistaate beansprucht wird.

Die Küste ist in ihrer Hauptrichtung einförmig; in ihren Einzelbildungen bietet sie durch zahlreiche Flußmündungen u. die zwischen denselben sich erhebenden Felsenvorsprünge viel Abwechselung. Im nördl. Theil ist sie rauh u. kahl, der Abfall einer über 800 m. hohen Hochebene; weiter südwärts erhält sie durch die reichere Vegetation einige Mannichfaltigkeit; nur unter 39° südl. Br. findet sich eine flache Küstenstrecke. Die Buchten von Salado, Coquimbo, Tongoi, Valparaiso, Concepcion (mit dem guten Hafen von Talcahuano), Arauco, Valdivia (mit gutem Hafen) u. Maullin sind die bedeutendsten; aus letzterer führt der klippenreiche Kanal von Chacao in den großen, mit Inseln bedeckten u. mit zahlreichen Horden tief ins Land einschneidenden Golf von Ancud, an dessen Nordende Puerto

Montt Hauptausfuhrhafen für die dortigen deutschen Kolonien ist. Die Insel Chiloe im W. des Golfs von Ancud, etwa 160 □M. groß, ist die einzige Insel von Bedeutung.

Die Oberflächengestalt ist eine höchst charakteristische: Ch. bildet den Westabhang der nach S. allmählig an Höhe abnehmenden Anden, mit einem aus Hügelland od. Hochebenen, nebst einzelnen niedrigeren, an der Küste von N. nach S. streichenden Bergketten bestehenden Vorlande. Die Anden bestehen auch hier aus granitischen u. metamorphischen Gesteinen, über welche die aus Porphyr, Trachyt, Laven gebildeten vulkanischen Kegel hoch aufragen. Die durchschnittliche Kammhöhe ist 4500, dann 4000 m., von Arauco an wird sie wesentlich niedriger u. beträgt südlich von Chiloe kaum mehr als 1500 m. Von N. nach S. nennen wir folgende Gipfel u. Pässe:

Breitengrad.	Gipfel u. Pässe.	Höhe in m.
23—27	unbenannte Gipfel 6	7000
27° 8′	Vulkan von Copiapó über	6000
27°20′	Campo de Arranjo (Paß)	4300
27°35′	Come Caballos (Paß)	4356
28° 8′	Portillo, d. i. Paß	4078
28°11′	Penna Negra	5584
28°28′	Cerro del Cobre	5584
30°30′	Paß La Laguna	4632
30°44′	Porto del Vento	4282
30°45′	Porto de Valle hermoso	4112
31°17′	Porto del Azufre	3645
31°59′	Cerro del Mercedario	6798
32°14′	Portillo de los Piuquenes	4632
32°21′	Portillo de Valle hermoso	3637
32°41′	Cerro de Aconcagua in Argentinien	6834
32°58′	Portille de la Cumbre	3927
33°10′	Cerro de Juncal	5942
33°25′	Cerro de Tupungato	6178
33°32′	Paß	4200
33°41′	Vulkan von S. José	6096
33°59′	Vulkan von Maipo	5384
34° 2′	Portillo Peuquere	4100

Breitengrad	Gipfel u. Pässe	Höhe in m.
34°24′	Camino del Yeso (la Cruz de Piedra)	3412
34°50′	V. von Tinguiririca	4478
35° 0′	Los Damas	3020
35°13′	V. von Peteroa	3635
35°18′	Cerro de Colorado	3954
35°18′	Descabezado Chico (Paß)	3253
35°20′	V. von Descabezado	4300
36°46′	Cerro de Choreo	
36°58′	V. von Chillan	4000
37°22′	V. von Antuco in Chile	2735
37°32′	Paß	2176
37°49′	V. de Trilope	
37°53′	V. de Callaqui	2972
38°17′	V. de Lonquimai	2952
39° 9′	V. de Villarica	4750
39°41′	V. de Rinihue	3000
39°46′	V. de Lajara in Chile	4000
40° 8′	Boquete de Lifen (Paß)	
40°53′	Boquete de Peres Rosales	785
41° 2′	El Tronador	2500
42°47′	V. Chayapiren od. Minchinmarida	2440
43°10′	V. Corcovado	2110
43°32′	V. Yanteles	2300

Unwirthlichkeit u. rauhe Oede ist der Charakter des starren, vegetationsarmen Hochgebirges, in welches nirgends, wie bei unseren Alpen, freundliche grüne Thäler anmuthige Abwechselung bringen.

Von der Haupt-Cordillere der Anden zweigen sich theils kurze, steil abfallende Querjoche ab, theils gehen längere od. kürzere Ketten od. Berggruppen mit ihr parallel. Auf diese folgt ein Streifen ebenen od. hügeligen Landes, an der Küste aber zieht sich ein niedrigeres Gebirge hin, mit Steilabhängen zum Meere abfallend u. von den zahlreichen Flüssen in einzelne Glieder zerschnitten. In dieser Küsten-Cordillere finden sich Gipfel wie

südl. Br.		m	südl. Br.		m.
29°42′	Cerro Juan Soldado	1266	36°19′	Cerro de Cuiquen	916
30°15′	Cerro del Toro	1595	40° 1′	Collinas de Valdivia	472
30°20′	Cerro Blanco	1302	42°12′	Cerros de Matalqui	über 900
33° 9′	Cerro de la Chopa	1908			
35°42′	Cerro del Gupo	856	42°32′	Cerro de Cucao	über 900

Die beiden letzten liegen auf der Insel Chiloe, u. so setzt sich auch im Süden die Küsten-Cordillere, durch Fjorde u. Sunde unterbrochen, auf den zahlreichen, bis zur Magelhaensstraße sich hinziehenden Inseln (Forsyth, Kent, Garido, Halbinsel Taytao, Wellington, Madre de Dios, Hannover, Adelaide, Wilhelm's IV. Land, Halbinsel Braunschweig, u. jenseit jener Straße Desolation od. Santa Ines 2c.) fort.

Die chilenischen Anden zählen nach Leopold von Buch 24, nach Pöppig 16 Vulkane, nach Anderen befinden sich in der ganzen chilenisch-patagonischen Kette 23 Vulkane, davon noch 9 in Thätigkeit. Von verheerenden Ausbrüchen derselben ist wenig bekannt; als der thätigste erscheint der Vulkan von Chillan. **Erdbeben** sind sehr häufig; bes. stark waren die von 1570, 1647, 1657, 1730, 1751 (die Stadt Concepcion wurde vom Meere überflutet, von 34°—40° wurden alle Ortschaften ruinirt), 1822 (Verwüstung von Valparaiso, Hebung einer 15 M. langen Küstenstrecke um mehr als 1 m.), 1824, 1835; auch am 3., 4. u. 25. März 1871 fanden starke Erschütterungen statt.

Ch. hat eine reiche Bewässerung. Tausende von Quellen u. Bächen entspringen auf den hohen Gebirgen, eilen in jähem Lauf hinab in das tiefere Land, vereinigen sich zu (53) größeren Flüssen, durchschneiden in engen Felsenthälern die Küstenthäler u. ergießen sich, wasserreich, aber wenig für die Schiffahrt geeignet, in den Großen Ozean. Ihre Länge wechselt meist von 20—30 M. Die bedeutendsten sind von N. nach S. der Copiapo, Huasco, Elqui, Limari, Choapa, Aconcagua, der salzige Maipo, Rapel, Mataquito, Maule, Itata, Biobio (36 M. lang), Cauten, Tolten, Callecalle, Bueno, Maullin. Die Anden haben eine Anzahl hochgelegener kleiner Seen; von Bedeutung ist indessen nur die Kette von Seen, die sich am Westfuße des Gebirges von 39° bis über 41° südl. Breite hinzieht: unter den 9 großen Seen derselben sind die Laguna del Ranco, 148 m. ü. d. M., 12 □M. groß, u. die Laguna di Llanquihue, 53 m. üb. d. M., 15 □M. groß, die bedeutendsten; die Laguna de Todos los Santos vermittelt den Uebergang zur Laguna de Naguelhapi in Patagonien. Auch an Mineralquellen ist Ch. nicht arm; benutzt werden die beiden Quellen von Pedelhué, eine 60° R. warm, die andere eiskalt.

Das **Klima** ist, je nach dem Einflusse der Windrichtungen u. der Meereshöhe auf der 300 M. langen Küstenstrecke, sehr verschieden. Das nördl. Gebiet empfängt fast gar keine Westwinde, die Ostwinde sind scharf u. trocken; in 50 Jahren wurde hier nur einmal Regen beobachtet. Unter diesem Einfluß ist das Land wüst (wie die unter ähnlichen Verhältnissen befindlichen Küsten südl. von Marokko u. südl. der Kunenemündung in Afrika). So erklärt sich die Existenz der Wüste Atacama, 23°—29° südl. Br. zwischen Meer u. Anden: ein Land mit kiesigem Boden, zahlreichen Felskegeln u. Berggruppen, tiefen Felsenschluchten, auf der über 1600 m. hohen Vorterrasse der Anden mit scharfem, rauhem Klima, doch auch hier im Sommer unerträglich heiß. Weiter südwärts wird Ch. von den rückkehrenden Passaten getroffen, die vom April bis August Regen herbeiführen, in gleichen Verhältnissen wie die Winterregen der Mittelmeerländer, doch mit dem Vorzuge, daß die hohe Andenkette einen reichlicheren Regenfall bedingt u. den ganzen Sommer hindurch Wasser liefert. Valdivia hat vom Juni bis Sept. Regen u. ein milderes Klima; der Landstrich von Valparaiso bis Valdivia wird „der Garten der Neuen Welt" genannt u. gehört zu den gesegnetsten Ländern der Erde. Die Schneelinie liegt in Atacama 5000, in Copiapo 4500, in Santiago 3500, in Chillan 2570, in Arauco 2000 m. üb. d. M., am Melimoya sinkt sie auf 1830 m., an der Magelhaensstraße, in welcher Gletscher bis ins Meer reichen, auf 1130 m. herab.

Die **Vegetation** ist in der Atacama äußerst kümmerlich. Von 29° an giebt es grüne Thäler u. im Innern des Landes fruchtbare Strecken, von 33° an ist Ch. mit zusammenhängendem Pflanzenwuchs bedeckt, von 38°—41° geben die dichten Wälder Zeugniß von der höchsten Fruchtbarkeit. Einheimische Pflanzen sind die Kartoffel, viele Arzneipflanzen, wohlriechende Gummiarten, Färbe- u. Gewürzpflanzen; die chilen. Ceder (Pinus araucana) liefert schöne Schiffsmasten, der Pellin Schiffsbauholz u. Faßdauben, viele andere Bäume gutes Bau- u. Tischlerholz. Der Seifenbaum (Quillaria saponaria) giebt in seiner Rinde eine schäumende Seife; von der chilenischen Kokospalme gewinnt man Oel.

Die **Thierwelt** ist im Gebirge die den Anden eigenthümliche. Das Lama, der Guanaco, die Vicunna u. Alpacca sind auf den Hochgebirgen zu Hause, im S. das zweihufige Pferd; in den Wäldern hausen der Puma, die Guaguakatze, einige Schakalarten, Füchse, mehrere Viverren, Waschbären, Gürtel- u. Beutelthiere. Die Vögel sind im N. u. S. auf dem Hochgebirge u. an der See sehr verschieden; Ch. hat Papageien, Drosseln u. andere Singvögel, den patagonischen Strauß u. a. Laufvögel, Enten, schwarzhalsige Schwäne, Reiher, Flamingos. Schlangen sind sehr selten, Alligatoren fehlen ganz, Frösche, Eidechsen, Schildkröten sind nicht häufig. Dagegen sind die Flüsse fischreich; die Insektenwelt ist reich vertreten. Riesenspinnen, Moskitos, Heuschrecken, Sandflöhe sind nachtheilig od. wenigstens unbequem.

Reich ist das Land an **Mineralien**. In den granitoidischen Formationen des Küstengebirges treten Adern von Gold u. Kupfer, in den silurischen u. devonischen Schichten Gänge mit gediegenem Silber, silberreichem Kupfer u. andern reichen Silbererzen auf; Bergbau wird nam. in den Provinzen Atacama u. Coquimbo betrieben; die Ausbeutung von Silber u. Kupfer steht hier obenan. Die jährliche Ausfuhr von Kupfer u. Kupfererzen erreicht einen Werth von 14 bis 15 Millionen Thaler, von Silber an 4 Millionen Thaler. Unbedeutend ist die Ausbeute an Kobalt u. Nickel. Die Provinz Atacama hat 1250 Bergwerke mit 10,000 Arbeitern, Coquimbo 400 Bergwerke mit 5600 Arbeitern; Aconcagua hat 40, Santiago 90, Valparaiso 50, Colchagua 30 Bergwerke. Auch Eisen, Blei, Salpeter u. Steinsalz sind in Menge vorhanden. Weiter im S. lagern in den tertiären Formationen der Provinzen Concepcion, Arauco u. Valdivia Braunkohlen, welche nam. um Lota bearbeitet werden: 2000 Arbeiter fördern jährlich 500,000 Ctnr. Kohlen, die in den Kupferschmelzhütten gute Verwerthung finden.

Die ursprünglichen Bewohner von Ch. waren Indianer vom Stamme der Araukaner, in den nördl. Theilen den Inkas von Peru unterthan. Jetzt sind von ihnen noch übrig die Chango in der Provinz Atacama, an Zahl etwa 500, die eigentlichen Araukaner, welche, in die Stämme der Boroanos, Cuncos od. Huilliche u. Pechuenche getheilt, kaum noch 10,000 Köpfe zählen mögen, u. die Chonos im S. der Insel Chiloe. Seit 1540 wurde das Land von den Spaniern erobert, die einheimische Bevölkerung machte den Weißen Platz, allmählig bildete sich die Mischlingsrasse der Mestizen heran. Neger wurden, wenn auch hier in geringer Anzahl,

eingeführt, das günstigere Klima beförderte die Einwanderung der Weißen, u. diesem Umstande verdankt der Chilenische Staat seine glückliche Organisation: er ist im Gegensatz zu den übrigen ehemals spanischen Kolonien Südamerika's von Rassenkämpfen u. den aus ihnen hervorgehenden häufigen Revolutionen frei geblieben. Zahlenverhältnisse lassen sich nicht angeben, da der Unterschied zwischen Mestizen u. Weißen nicht groß ist u. mit der Zeit mehr u. mehr schwindet. Die Zahl der Einwohner betrug

im Jahre 1835 1,010,332		im Jahre 1857 1,558,319
„ „ 1843 1,083,801		„ „ 1865 1,819,223
„ „ 1854 1,439,120		„ „ 1868 1,908,350

Die Zunahme der Bevölkerung ist eine rasche, die Verhältnisse der Geburten (10: 236) u. der Todesfälle (10: 424) gestalten sich sehr günstig: viele Menschen erreichen ein hohes Lebensalter. Der Census von 1854 giebt an

2312 Personen von 80—90 Jahren,
2741 „ „ 90—100 „
588 „ „ mehr als 100 Jahren,

welche letztere nam. aufgeführt werden. Der älteste Mann war 132 J. alt. Zu dem jährlichen Ueberschuß der Geburten kommt noch eine europ. Einwanderung aus Deutschland, Britannien, Frankreich, Spanien, Italien, Portugal. Deutsche wohnen in Valdivia u. der Kolonie Llanquihue (Hafen Puerto Montt). Die Zählung von 1865 ergab 23,220 Fremde, darunter 3876 Deutsche, 3092 Engländer, 2483 Franzosen.

Die Bewohner von Ch. sind thätig, die Schätze des Landes werden nach Kräften gut ausgebeutet. Ackerbau, Viehzucht, Bergbau sind im Flor. Im Norden waltet der **Bergbau** vor. Die Bevölkerung sammelt sich um die Gruben u. Hütten. Im S. wird der Ackerbau in schwunghafter Weise vorzugsweise auf großen Gütern, da die Bewässerung starke Kapitalien fordert, betrieben; die zahlreichen fließenden Gewässer ermöglichen die Anlage von Mühlen, auf denen auch australisches Getreide gemahlen wird. Die Ausfuhr von Weizen u. Weizenmehl erreicht 3 Millionen Thaler; Weizen geht nach Peru u. England, Mehl nach Australien. Durch Bau von Straßen u. Eisenbahnen, Anlegung einer Ackerbauschule, Begründung eines eigenen Ministeriums für den Ackerbau u. öffentliche Bauten, Errichtung einer Landeskreditkasse, Aufhebung der beschränkenden Majorate hat der Staat für Hebung des Ackerbaues gesorgt. Zur Nahrung für die einheimische Bevölkerung werden bes. Bohnen gebaut; Kartoffeln, Hanf, Tabak werden nicht in größerer Menge erzeugt. Dagegen benutzt man die Aepfel zur Bereitung der Chicha, eines gegohrenen Getränkes; Pfirsichen werden getrocknet u. bilden wie Wallnüsse einen Ausfuhrartikel. Doch hat man auf diese Fruchtarten, wie auf andere Obstkultur, Oliven- u. Weinbau bisher wenig Sorgfalt verwendet; die einheimische Erdbeere, welche keiner Sorgfalt bedarf, wird viel zu Markte gebracht. — Wichtig ist die **Viehzucht**: ansehnliche Rinderherden, von den durch Alvarado (1548) eingeführten 10 Stück abstammend, bilden den Reichthum der Landleute; an Pferden, Maulthieren, Schafen, Federvieh ist kein Mangel.

Die **Industrie** ist wenig entwickelt. Zahlreich sind die Mahlmühlen u. die Schiffsbrotbäckereien. Die Handweberei beschränkt sich auf die Anfertigung der wollenen Ponchos. Von den im Gebrauch befindlichen Dampfmaschinen arbeiten die meisten für Branntweinbrennereien. Von Bedeutung ist auch die Seifensiederei. — Der **Verkehr** im Lande, früher meist auf Transport mittels der Lastthiere beschränkt, ist durch den Bau von Eisenbahnen (mit Einschluß der im Bau begriffenen 131 M.) gefördert worden. Eine Anzahl dieser Bahnen führt aus den nördl. Bergwerksdistrikten zu den nächsten Hafenplätzen; die Hauptbahn geht von Valparaiso nach Santiago u. von da südwärts durch die Ackerbaudistrikte nach Curico, Chillan (u. Villarica); eine transandinische Bahn wird projektirt. — Der **Handel** ist sehr ansehnlich, die jährliche Einfuhr ist auf 37, die Ausfuhr auf 40—41 Millionen Thaler gestiegen u. beide in fortwährendem Wachsen begriffen; von der Ausfuhr kommen

auf Kupfer u. Kupfererze	57 Proz.	auf Wolle	2 Proz.
„ Silber u. Silbererze	16 „	„ Gerste	$1^1/_2$ „
„ Weizen u. Weizenmehl	10 „	„ Kohlen	1 „
„ Schiffszwieback u. Nudeln	1 „	„ Holz	1 „
„ Ochsenhäute	2 „	„ Bohnen, Nüsse	$^1/_2$ „

Die Einfuhr kommt zu [illegible] aus Großbritannien, dann folgen Frankreich, Deutschland, die Ver. Staaten von Nordamerika, Argentinien, Peru, Brasilien, Belgien 2c.; die Ausfuhr geht nach Großbritannien ($^2/_3$, das meiste Kupfer nach Swansea), Peru, Deutschland, Frankreich 2c. Von den Hafenplätzen steht in der Einfuhr Valparaiso obenan (mit 89 Proz.), während die Ausfuhr sich 1869 vertheilte wie folgt:

Valparaiso	$39^1/_2$ Proz.	Tomé	[illegible]/3 Proz.
Caldera	29 „	Ancud	$^1/_2$ „
Coquimbo	20 „	Valdivia	$^1/_2$ „
Huasco	$5^1/_2$ „	Constitucion	$^1/_{20}$ „
Talcahuano	$1^1/_2$ „	Zollstätten der Cordilleren	$^1/_8$ „

Seitdem ist indessen die Ausfuhr von Constitucion u. Ancud wesentlich gestiegen. Im J. 1869 liefen 4009 Schiffe mit 1,872,000 Tonnen in den chilenischen Häfen ein, darunter

1699 engl. mit	1,205,000 Tonnen	199 italienische mit	56,000 Tonnen
613 chilenische	149,000 „	93 französische	11,000 „
479 nordamerik.	154,000 „	700 andere amerik.	187,000 „
148 deutsche	61,000 „	36 andere europ.	12,000 „

12 polynesische 7,000 Tonnen.

Die eigene Handelsflotte Ch.'s beläuft sich auf 174 Schiffe mit 41,000 Tonnen. **Ausfuhrzölle** liegen auf Kupfer, Silber u. Guano. Tabak, Cigarren u. Spielkarten sind Monopol der Regierung; die **Einfuhrzölle** betragen 25, od. 2 Proz. des Werthes: hoch besteuert sind Wein, Bier, Spirituosen, Tabak, Cigarren u. Thee. Das **Postwesen** ist wohlgeordnet, der Verkehr mit dem Auslande wird durch britische Dampfer vermittelt, welche die Linien Montevideo-Magelhaensstraße-Valparaiso-Coquimbo-Huasco-Caldera-Cobija befahren u. von da, mit elfmaligem Landen an den Häfen von Peru u. Ecuador, bis Panama gehen.

Nr. 1942. Chilenische Trachten auf der Pariser Weltausstellung im J. 1867.

Dampfer der franz. Transatlantischen Compagnie fahren zwischen Panama u. Chiloe u. landen an allen bedeutenden Häfen; außerdem ist von Valparaiso Verbindung mit San Francisco u. Rio de Janeiro.

Für die **Bildung** sorgen Primärschulen (1863: 985 mit 47,717 Kindern) u. Schulen für ein vorgerückteres Alter (30 mit 1157 Schülern); $^6/_7$ der Bevölkerung wächst ohne Schulunterricht auf. Ein Seminar bildet Lehrer, eine Normalschule Lehrerinnen. Die 18 Mittelschulen od. Kollegien zählten 195 Lehrer u. 3319 Schüler. Eine gut eingerichtete Lehranstalt ist das Instituto Nacional in Santiago, verbunden mit der Universidad de Chile, jenes 1813, diese 1783 von den Spaniern gegründet, 1842 erneuert. Eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Nationalmuseum sind damit verbunden. Besonderen Zwecken dienen die Bergakademie in Copiapo, die Handelsakademie in Quillota, die Militärakademie in Santiago, die Marineakademie in Valparaiso, die Steuermannsschule in Ancud, die Akademie für die schönen Künste in Santiago. — Herrschende **Kirche** ist die römisch-katholische mit dem Erzbisthum Santiago u. den Bisthümern La Sereno, Concepcion, Ancud; Mönche u. Nonnen widmen sich meist der Jugenderziehung u. der Krankenpflege.

Der Abfall Ch.'s von Spanien wurde im J. 1810 dadurch eingeleitet, daß sich eine provisorische Junta bildete, um das Land seinem rechtmäßigen

Herrn, dem durch Napoleon entthronten König Ferdinand VII., zu erhalten, u. daß diese Junta nach dem franz. Kriege mit der span. Regierung in Streit kam. General San Martin, der von Argentinien 1817 ein Independentenheer über den Paß von Uspallata herbeiführte, erkämpfte in der Schlacht bei Maipu am 5. April 1818 die Unabhängigkeit für das Land. Mit der Einnahme von Valdivia (1820) war die span. Macht auf dem Festlande zu Ende, 1826 wurde auch Chiloe genommen. Die jetzige Konstitution des Landes ist 1830 entworfen u. besteht seit 1833 zu Recht. Ch. bildet eine untheilbare Republik mit einer repräsentativen Regierung, der konservative Charakter der Verfassung hat das Land vor verderblichen Umwälzungen bewahrt, wie sie in den übrigen süd- u. centralamerikan. Freistaaten so häufig sind. Der Nationalkongreß besteht aus zwei Kammern, der der Deputirten (80—90) u. der der Senatoren (20) u. übt die gesetzgebende Gewalt aus; an der Spitze der Staatsverwaltung steht ein auf 5 Jahre gewählter Präsident, der einen Staatsrath zur Seite hat. Für die innere Verwaltung ist das Land in 15 Provinzen getheilt, zu denen noch die Kolonie Magallanes kommt. Die Staatseinnahmen betragen durchschnittlich 17 Millionen Thaler, die Finanzverwaltung ist keine ungünstige zu nennen; die Staatsschuld war am 1. Jan. 1870 auf beinahe 58 Millionen Thaler gestiegen. Die Armee besteht aus 5176 Mann Linie u. 52,721 Mann Nationalgarde, die Kriegsflotte zählt 1 Dampfer u. 3 Segelschiffe, zusammen mit 58 Kanonen.

Die ansehnlichsten Städte des Landes sind:

Santiago	115,400 Einw.	Concepcion	14,000 Einw.
Valparaiso . . .	50,400 „	La Serena	13,600 „
Taloa	17,900 „	Copiapó	13,400 „
Chillan	11,700 „	Coquimbo	7,100 „

Chiliade, Chilias (von χίλιος, tausend), der griech. Ausdruck für eine Zahl od. Abtheilung von Tausend, nam. bei der Zusammenfassung von Jahren, also ein Jahrtausend.

Chiliasmus heißt nach einem griech. Worte die Lehre von dem tausendjährigen Reiche Christi auf Erden. Die einzige Quelle dieser Lehre im Neuen Testament ist die Offenbarung Johannis, Kap. 20, 4—10. Nach dieser Stelle soll nach der Bezwingung des Satans dereinst eine erste Auferstehung der Auserwählten, bes. der Märtyrer, stattfinden, damit sie mit Christo 1000 Jahre auf Erden herrschen. Darauf wird der Satan aufs Neue entfesselt u. dann erst in Verbindung mit einer zweiten Auferstehung aller Gestorbenen das Weltgericht abgehalten. Bei der Neigung zu einer rein sinnlichen Auffassung des Christenthums in der alten christlichen Kirche war es nicht zu verwundern, daß man jene Stelle der Offenbarung in Verbindung brachte theils mit den Aussprüchen der alttestamentlichen Propheten über das sog. Messianische Reich als ein Reich des Friedens u. vollsten Glückes, theils mit einzelnen Aussprüchen Christi über das Himmelreich unter dem Bilde eines Gastmahls u. s. w. Derartige schwärmerische Vorstellungen wurden noch begünstigt durch die Begeisterung für das Märtyrerthum u. die allgemeine Erwartung einer baldigen Wiederkunft Christi. So verbreitete sich der Ch. in den verschiedensten Auffassungen, bald grobsinnlicher, bald mehr vergeistigter Art, aus Kleinasien allmählig über die ganze alte Kirche u. führte wiederholt zu heftigen Streitigkeiten. Selbst als die grobsinnliche Auffassung, bes. durch Augustin, von der Kirche verworfen worden war, erhielt sie sich noch als Volksglaube u. durch alle Jahrhunderte hindurch bei einzelnen schwärmerischen Sekten; so noch jetzt bei den Irvingianern u. Mormonen.

Chilisalpeter (salpetersaures Natron, Natronsalpeter, kubischer od. Würfelsalpeter) ist ein Naturprodukt, dessen Vorhandensein erst seit 1820 bekannt geworden ist, da sein Vorkommen sich nur auf gewisse Hochplateaux der Westküste von Südamerika beschränkt, wo das Salz fertig u. in meilenweiter Schichtung wenige Fuß tief in einem Boden liegt, auf den niemals ein eigentlicher Regen fällt. Diese Landstriche sind also Wüsten, Gebirgsebenen von beiläufig 1000 m. Höhenlage über dem Meere, u. es wird bes. die Wüste von Atacama zwischen Chile u. Peru als größtes Salpeterdepot bezeichnet. Die am meisten bearbeitete Gegend ist aber die zu Peru gehörige Ebene von Tamarugal, nahe der See, aber mit so steiler u. zerklüfteter Hochküste, daß das gegrabene Salz nur von Maulthieren auf gewundenen Saumpfaden herabgeschafft werden kann. Das Rohsalz sieht wegen vieler fremder Bestandtheile braun aus u. wird auf Unterwegsstationen durch Umkrystallisiren wenigstens einigermaßen gereinigt. Es galt zur Ausfuhr nach den beiden Hafenplätzen Iquique in Peru u. Concepcion in Chile. Der Ch. kommt in großen Massen wohlfeil nach Europa. Er kann in den meisten Fällen wie der Kalisalpeter gebraucht werden, nur nicht zur Pulverfabrikation, da solches Pulver Feuchtigkeit anzieht; indessen kann das Salz zu Kalisalpeter umgearbeitet werden, u. dieser künstliche Salpeter kommt dann in allen Stücken dem natürlichen Kalisalz völlig gleich. In den Fabriken, welche um das großartige Steinsalzlager von Staßfurt entstanden sind, bildet diese Umwandlung einen bedeutenden Geschäftszweig. Das dazu nöthige Kali findet sich in Form von Chlorkalium reichlich in den Staßfurter Abraumsalzen. Der Ch. eignet sich, da er wohlfeil ist u. sein Gehalt an Salpetersäure etwa 10 Proz. mehr beträgt als der des Kalisalpeters, bes. zur Fabrikation dieser Säure; zur Fleischkonservirung dient der Ch. eben so gut wie der Kalisalpeter; zur Bereitung des gewöhnlichen Glases, welches immer Natronglas ist, werden Massen des Salzes verbraucht; eine Verwendung aber, die bei dem theuren Kalisalz gar nicht in Rede kommen konnte, die landwirthschaftliche, hält sich allein an das Natronsalz. Es bildet ein ausgezeichnetes Düngungsmittel u. wird in dem ungereinigten Zustande verwendet, in dem es ankommt, während die zu technischen Zwecken bestimmte Waare in Europa einer nochmaligen Raffination unterzogen werden muß.

Chilleurs-aux-Bois (franz., spr. Schilljöhr s=o boä), Dorf im Dep. Loiret, am Nordrande des Waldes von Orleans, 3½ M. nordöstlich von Orleans, wo Prinz Friedrich Karl 3. Dez. 1870 einen glänzenden Sieg über die Loire=Armee erfocht.

Chillon (franz., spr. Schilljong), ein von Amadeus IV., Grafen von Savoyen, 1238 zwischen Genf u. Lausanne im schweizer Kanton Waadt zur Ueberwachung eines daselbst durch Sprengung hergestellten

Nr. 1943. Schloß Chillon am Genfersee.

Durchgangs erbautes Schloß mit unterirdischen, bis unter den Genfersee reichenden Kerkern. Bei der Eroberung durch die Berner (1536) wurde aus einem derselben der seit 6 Jahren auf Befehl Philipp's von Savoyen daselbst schmachtende Franz von Bonnivard (Prior von St. Victor zu Genf u. tapferer Vertheidiger der Freiheit der Stadt Genf, gegen die Unterdrückungsgelüste des Herzogs von Savoyen u. gegen den Bischof) befreit. Byron's herrliches Gedicht „The prisoner of C." verewigte den Namen dieses Märtyrers der Freiheit. Unter den Bernern war Ch. bis 1732 Sitz des Berner Landvogts; 1733 ward es Korn- u. Zeughaus, später Staatsgefängniß; jetzt wird es als Arsenal des Waadtlandes benutzt. In seinen unterirdischen Gewölben zeigen sich ganz eigenthümliche Lichtreflexe.

Chiloé (spr. Tschiloe), eine zur südamerikan. Republik Chile gehörige, nur durch den schmalen Chacaokanal von deren Kontinente getrennte, von N. nach S. lang gestreckte Insel. Im W. wie eine riesenhafte Mauer sich aus dem Ozean zu beträchtlicher Höhe erhebend u. fast ohne jeden Ankerplatz, bietet die Küste der Insel in O. deren eine große Anzahl in dem von einer Menge größerer u. kleinerer Inseln u. Halbinseln besetzten Kanal, im nördl. Theil Golf von Ancud, im südl. Golf von Corcovada genannt. Ch. ist 244 □M. groß u. 25 deutsche M. lang, bildet mit 84 an ihrer Küste liegenden Inseln eine chilen.

Nr. 1. Felsentempel in Makao.

Nr. 2. Eine Straße in Kanton.

Nr. 3. Im Palaste eines reichen Chinesen.

Nr. 4. Begräbnißfeierlichkeiten in China.

Provinz, ist ziemlich gebirgig u. wegen der fast undurchdringlichen Urwälder in Inneren noch wenig bekannt. Das Klima ist gleichmäßig u. milde, aber sehr feucht. Trotzdem ist dasselbe jedoch nicht ungesund u. verhindert keineswegs das gute Gedeihen von Getreide u. Kartoffeln, welche letztere in großer Menge gebaut werden. Außer einer Fuchsart findet man auf Ch. keine Raubthiere, jedoch auch nur wenige andere Vierfüßer. Um so reicher ist die Küste an Fischen, Krustenthieren u. Ohrrobben. Die Bevölkerung der Insel betrug incl. der jener dazu gehörigen kleineren Inseln im J. 1862 59,000 Köpfe, deren Hauptbeschäftigung das Fällen von Holz, die Bearbeitung u. Verschiffung desselben u. der Fischfang ist. Der Ackerbau ist sehr unbedeutend. Die Hauptstadt der Provinz ist San Carlos de Ancud, gewöhnlich nur Ancud genannt. Sie liegt unter 41° 52′ südl. Br. u. 73°, 52′ westl. Länge, besitzt einen sehr schönen Hafen, einige gute Staatsgebäude, ist jedoch sonst unansehnlich u. winkelig gebaut. Ungeachtet sie der Sitz der höchsten Regierungsbehörden u. eines Bischofs ist, so geschieht doch wenig für den Unterricht u. die Hebung der Bildung der armen, etwa 4800 Köpfe zählenden u. durch fortwährenden Verkehr mit den Mannschaften der Walfischfänger ziemlich demoralisirten Bevölkerung. Nur eine Nautische Schule befindet sich daselbst. In neuerer Zeit hat man, da das Material dazu in bester Qualität u. sehr reichlich vorhanden war, auch Schiffbau zu betreiben begonnen; auch ist Ch. wegen des gleichförmigen u. gesunden, nicht zu heißen Klimas vielfach das Ziel der deutschen Auswanderer geworden, deren Niederlassungen sich im besten Gedeihen befinden.

Chilon aus Lakedämon, einer der griech. Sieben Weisen (s. d.), dem die Sprüche „Erkenne dich selbst" u. „Nichts zu viel" zugeschrieben werden; doch wird ersterer auch auf Thales, letzterer auf Solon zurückgeführt.

Chilperich, ein Sohn Chlotar's I. (s. d.), aus dem Geschlechte der Merovinger. Nach dem Tode des Vaters 561 theilte C. mit seinen drei Brüdern das Reich u. nahm als Beherrscher von Neustrien seinen Sitz in Soissons, später in Paris. Er war nicht ohne Bildung u. verfaßte sogar latein. Gedichte; aber der Hang zu Grausamkeit u. unzüchtigen Ausschweifungen war ihm aus seinem Geschlechte angeerbt. Er hatte sich mit Galswinthe, einer westgothischen Königstochter, vermählt; allein er ließ sie erwürgen u. erhob sein früheres Kebsweib, die berüchtigte Fredegunde, zu seiner Gemahlin. Deshalb überzog ihn sein Bruder Siegbert von Austrasien, angetrieben von seiner rachsüchtigen Gemahlin Brunhilde (s. d.), der Schwester des Galswinthe, mit Krieg u. besiegte ihn; Fredegunde bereitete jedoch dem Leben des Siegers ein blutiges Ende. Durch Klugheit gewann Ch. nach u. nach auch die Grafen in Austrasien, so daß seine Herrschaft sich immer mehr befestigte u. ausbreitete. Dagegen wußte seine Todfeindin Brunhilde das Herz seines Sohnes Merowich für sich einzunehmen u. da sich Ch. dieser Verbindung widersetzte, wurde er unweit Paris auf der Jagd ermordet (584).

Chimaera (Chimären, Seeratten, Seekatzen, Seedrachen, Holocephalen), eine meerbewohnende Gattung echter Knorpelfische od. Selachier (s. Fische) von langgestrecktem Körperbau, mit schuppenloser, rauher Haut, dickem Kopf, sehr großen liderlosen Augen, kleinem Mund an der Unterseite der stumpf vortretenden Schnauze, mit jederseits nur Einer Kiemenspalte u. einem unter der Haut gelegenen Kiemendeckel. Sie haben doppelte Rückenflosse, deren vordere über den sehr großen Brustflossen steht u. einen starken, gekrümmten Stachel trägt; die hintere ist sehr lang u. geht in die Schwanzflosse über, die ihrerseits in ein fadenförmiges Ende ausläuft (daher „Seeratte"). Nach den im Jurakalk vorgefundenen fossilen Zahnplatten zu urtheilen waren die Ch. ehemals zahlreicher vertreten als in der Jetztzeit. Ch. monstrosa, der etwa 1 m. lange, wegen eines abenteuerlichen Auswuchses zwischen den Augen sog. **Königsfisch** der Norweger, findet sich in der Nordsee u. im Eismeer, seltener im Mittelmeer, nährt sich von Seethieren u. legt große, mit sammtartiger Lederhaut überzogene Eier, die genießbarer sind als das zähe Fleisch; das Leberfett gilt als Heilmittel bei äußeren Schäden.

Chimära, Geburt des Typhaon u. der Echidna, ein Ungeheuer, vorn Löwe, in der Mitte Ziege u. hinten Drache, verwüstete Karien u. wurde von Bellerophon erlegt. Bildlich genommen bedeutet **Chimäre** (spr. Schimäre) eine unnatürliche Ausgeburt der Einbildungskraft, ein Unding.

Chimay (spr. Schimäh), Fürst François Josef Philippe de Riquet von, Graf von Caraman, geb. 21. Nov. 1771, erbte 1804 von seinem Oheim das Fürstenthum Ch., vermählte sich 3. Aug. 1810 mit der berühmten Therese Tallien, die sich von ihrem zweiten Manne, Jean Lambert Tallien (s. d.), hatte scheiden lassen, ward 1815 Deputirter des Dep. der Ardennen, 1820 Mitglied der ersten niederländ. Kammer u. starb 1841. Da auch sein Sohn, Josef Philippe François (geb. 20. Aug. 1808), der im Haag, in Frankfurt, Rom u. Paris belg. Gesandter war, im Jan. 1865 gest. ist, so hat sein Enkel, Marie Josef Guy Henri Philippe (geb. 9. Okt. 1836), gegenwärtig belg. Geschäftsträger in Bern, das Fürstenthum geerbt. Dieser Familie gehört seit 1859 auch die Herrschaft Brandeis in Böhmen.

Nr. 1911. Die Chimäre, der Königsfisch der Norweger (Chimaera monstrosa).

Chimborazo (Chimborasso, spr. Tschimbo—), Gipfel der Cordilleren von Ecuador, unter 1° 21′ 18″ südl. Br., ein auf der Hochebene von Quito aufgesetzter stumpfer Kegel, der von der Ebene von Tapi aus (2627 m. od. 8092′ P.) den imposantesten Anblick gewährt; die unter bedeutenden Winkeln ansteigenden Abhänge sind durch zahllose Barrancos (s. d.) gefurcht. Der Ch. ist ein erloschener Vulkan, der vorzugsweise aus Trachyt besteht. Quarz, Granaten, Phonolith finden sich in dem Gestein eingeschlossen; am Ostabhang steht Phonolith in Säulen zu Tage. An den Fuß des Ch. schließt sich der vulkanische Porphyrkegel von Calpi an, an diesen der trachytische Yanaurcu; der in der Nähe sich erhebende Carguairazo ist im J. 1698 bei einem Erdbeben theilweise zusammengestürzt. Ueber einen Paß des Ch. führt die Straße von dem 17 M. in N. entfernten Quito nach Guayaquil. Bis 1817 galt der Ch. für den höchsten Berg; er wird indessen in Südamerika von dem Illampu od. Pik von Sorata (7513 m.), dem Aconcagua (6834 m.), dem Sajama (6550 m.) überragt, während die Gipfel Asiens im Gaurisankar 8840 m. erreichen. A. v. Humboldt bestimmte die Meereshöhe des Ch. zu 6530 m. od. 20,102′ P.; vielleicht werden spätere Messungen etwas weniger ergeben, da alle Höhenmessungen in Ecuador neuerdings niedrigere Resultate ergeben. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer säkularen Senkung des Andengebiets am Ecuador überhaupt zu thun. Besteigungen des Ch. wurden ausgeführt von La Condamine im J. 1745, von Humboldt u. Bonpland am 23. Juni 1802, von Boussingault u. Hall am 15. u. 16. Dez. 1831. La Condamine erreichte 4622 m., v. Humboldt 5757 m., Boussingault 5852 m.; alle drei sahen sich durch Felsenwände od. tiefe Schluchten am Weitersteigen gehindert. Eine angebliche Besteigung von Jules Remy u. Brencklay am 3. Nov. 1856 beruht jedenfalls auf falschen Messungen; die Reisenden behaupteten, indem der Siedepunkt des Kochthermometers 6543 m. angegeben habe, auf dem Gipfel gewesen zu sein, „obgleich der dichte Nebel sie gehindert habe, dies zu bemerken". (!)

A. v. Humboldt u. Bonpland ritten von dem Dorfe Calpi (3150 m.) aus von SSO., überschritten mehrere terrassenförmig über einander liegende mit Gras bewachsene Ebenen bis 3800 m., sahen von dem kleinen 40 m. breiten See von Yanacoche aus den Gipfel, u. konnten bis 4685 m., wo die Region der Alpenkräuter u. Kryptogamen zu Ende ging, sich der Maulthiere bedienen. Mit 4940 m. begann die Region des „ewigen Schnees"; große Felsmauern, von NO. nach SW. streichend, erhoben sich aus der Schneedecke, zum

Theil in unförmliche, dünne, bis 20 m. hohe Säulen gespalten; auf einem schmalen Felsgrat u. bröckeligem Gestein klimmten die Reisenden aufwärts. Der dichte Nebel riß, u. der domförmige Gipfel zeigte sich in seiner ganzen Größe; aber bald versperrte eine 130 m. tiefe, 20 m. breite Schlucht den Weg u. nöthigte zur Umkehr.

Chimpanse, s. „Tschimpanse".

Nr. 1915. Der Chimborazo.

China (Tschin bei den Südasiaten, Tschung-kuë, d. i. Reich der Mitte, bei den Chinesen), das an Bewohnern reichste Land der Erde, erstreckt sich durch 72 Längen- (760 g. M.) u. 35 Breitengrade (520 M.). Seine Grenzen sind zu einem großen Theile nicht fest bestimmbar, da die Abhängigkeit mancher Grenzvölker von Ch. eine sehr lose ist, die Grenzdistrikte den Europäern noch nicht völlig erschlossen u. die Russen in den nordwestl., nur von Nomaden bewohnten Steppengebieten wie im NO., im Gebiete des Amur, im Vorschreiten begriffen sind. Man schätzt die Länge der Grenze auf 2500, die der Küstenlinie auf 720 g. M. u. schließt daraus auf einen Flächeninhalt von 200—250,000 □M., deren Bevölkerung auf 472 Mill. berechnet wird. Ch. nimmt somit etwa $\frac{1}{12}$ der gesammten trocknen Erdoberfläche ein, kommt an Ausdehnung der sichtbaren Fläche des Mondes gleich u. ist etwa halb so groß als Rußland, dessen Einwohnerzahl es jedoch um das Fünffache übertrifft. Die Grenze zieht sich im N. von dem Amur u. dem Argun nach dem Sajanischen Gebirge, dem Altai, Ala-tau u. Thian-schan, überall Ch. von dem asiatischen Rußland scheidend; die weit kürzere Westgrenze gegen die Kirgisensteppe u. die Bucharei hin bildet der Belur-dagh; im S. ist der Himalaja eine scharfe Grenzscheide von den Ländern der Vorderindischen Halbinsel, während weiter nach O. hin die Meridiangebirge Hinterindiens keine natürliche Grenze nach Birma, Siam u. Anam hin bieten; die Ostgrenze endlich bilden zum größten Theile das Süd- u. Ostchinesische u. das Japanische Meer u. deren Meerbusen; nur im NO. trennt der bis zum Nordende von Korea reichende, im W. vom Usuriflusse begrenzte, von Rußland in Besitz genommene Küstenstreifen Ch. vom Meere.

Küstenentwicklung. Die Küste Ch.'s ist nur in ihrem nördl. Theile stark gegliedert, dort, wo die Halbinsel Korea das Japan. Meer von dem tief in das Land massiv einschneidenden Gelben Meere mit dem Meerbusen von Pe-tschy-li trennt, welche letzteren wiederum durch die Halbinsel Schan-tung geschieden sind. Der Busen von Pe-tschy-li zweigt dann noch den Golf von Liao-tong ab. Weiteres vergl. „Asien".

Von Inseln sind nur zwei größere erwähnenswerth: die durch die Straße von Fukian von dem Festlande getrennte J. Thaiwan od. Formosa, durch einen bis 3900 m. ansteigenden Gebirgswall in zwei Theile geschieden, von denen nur der westl. Ch. unterworfen ist, u. Hainan, das südlichste Gebiet des Reiches (18° n. Br.), von der Halbinsel Liu-tschéu durch den nur 4 Stunden breiten Junkenkanal (Khiung-tschéu) getrennt u. dem Meerbusen von Tong-king vorgelagert. Von Hainan bis zur Mündung des Jang-tsy-kiang ist die Küste vielfach mit kleinen Felseninseln umsäumt.

Bodengestaltung. Wie in Asien überhaupt, so überwiegt auch in Ch. die Form der Hochebenen, welche — mit Ausnahme eines Theiles des eigentl. Ch. (s. unten) u. der Gebirgsländer — den bei Weitem größten Theil des ganzen Reiches einnehmen. Dieser im SW. u. N. durch die früher angeführten Grenzgebirge, im O. von N. nach S. durch das Ching-gan-, Tai-hing-, Pe-ling- u. Jün-ling-Gebirge begrenzte u. umwallte Hochlandskern wird im W. durch 2 mächtige, parallellaufende Gebirgszüge, den vom Hindukuschknoten nach O. sich erstreckenden Karakorum mit der Parallelkette des Kuen-lün u. dem Thian-schan, dem Himmelsgebirge, in 3 Theile getheilt, von denen der südl. das bis 5500 m. hoch liegende, wenig ebenes Land bietende Tübet, der mittle das wol kaum 400 m. über dem Meere erhabene Tarimbecken, der nördl. das Gebiet der alten Dsungarei bildet. Die beiden letzteren Flächen scheinen nach O. in die weite, ungetheilte, 1300 m. hoch liegende Wüste Gobi (s. d.) zu verlaufen.

Die höchsten Gipfel des Himalaja liegen sämmtlich auf nicht chinesischem Gebiete (s. „Asien"), doch finden sich auch in dem chinesischen Theile dieser riesigen Gebirgsmassen zahlreiche Gipfel, welche weit in die Gletscher- u. Schneeregion hineinragen. Der Karakorum mit dem 8619 m. hohen Sikaram, der Kuen-lün mit dem 6700 m. hohen Vulkan Fusi-jama, der Thian-schan mit dem 6496 m. hohen Bogdo-Oola (Tengri-Chan d. i. Geisterfürst), der Ala-tau u. im O. der Jün-ling mit seinen Ausläufern u. a. Gebirge Ch.'s zeigen ebenfalls große Schnee- u. Gletschermassen; ja über einige, wie über den Karakorum u. den Kuen-lün, führen nur Pässe, welche in der Schneeregion liegen, doch werden einzelne dieser vergletscherten Bergstraßen selbst von Kameelen überschritten.

Flüsse u. Seen. Von den dem nördl. Eismeere zuströmenden sibirischen Flüssen haben der Ob (Obj) u. der Jenissei die Quellen u. den obersten Lauf ihrer Quellenflüsse auf chines. Gebiete; doch sind dieselben wie überhaupt so bes. für den Handel Ch.'s von sehr geringer Bedeutung. Unter den in den Großen Ozean mündenden Flüssen ist der an Bedeutung zunehmende, in Ch. entspringende Amur (s. d.) für Ch. so gut wie verloren, da seine Mündung, das Gebiet seines unteren Laufes von der Einmündung des Ussuri an u. von da an aufwärts fast das ganze nördliche Ufer in die Hände der Russen gefallen ist. Der nächste Strom, der Hoang-ho (Kummer der Söhne Hona's) od. Gelbe Fluß entspringt dem Kwan-lün (Bajan-Kharat-Gebirge) u. mündet seit neuerer Zeit wieder wie früher bis zum 12. Jahrh. in den Busen von Pe-tschy-li, während er von letztgenannter Zeit an Jahrhunderte lang, einen mächtigen Bogen nach Süd u. Ost bildend, in das Gelbe Meer geströmt war (vgl. „Asien"). Der Jang-tsy-kiang (s. d.) od. Blaue Fluß, der Gürtel Ch.'s genannt (670 M. lang), entsteht aus dem westl. von der Quelle des Hoang-ho am Südrande der Wüste Gobi entspringenden Murui-Ussu, der als „Goldsandfluß" in das eigentl. Ch. eintritt, mit einem großen Bogen nach S. das Jün-ling-Geb. umfließt u. mit nordöstl. Hauptrichtung dem Ostchines. Meere zuströmt. Wasserreiche Zuflüsse münden auf beiden Seiten in ihn u. an 100 Millionen Menschen sollen die reichbebauten Ufergebiete des außerordentlich belebten Stromes bewohnen. Der Si-kiang (Tschu-kiang) od. Perlfluß endlich hat seine Quelle in der Provinz Jün-nan, nimmt den Pe-kiang u. Tung-kiang auf u. ergießt sich nach einem Laufe von 155 M. unterhalb Canton in der Nähe der wichtigen Handelsplätze Macao (portug.) u. Hong-kong (engl.) in das Südchines. Meer. Der Hoang-ho, Jang-tsy-kiang u. der Si-kiang sind durch ein dichtes Netz von mehr als 400 Kanälen, bei denen man den Schleußenbau durch Umwege od. durch

Einlegung schiefer Ebenen von Holz vermieden hat, mit einander verbunden. Der größte dieser Kanäle, welche eben so dem Verkehr wie der Bewässerung der Kulturflächen dienen, der Kaiserkanal (s. d.) od. Jun-ho (Transportfluß), ist 150 g. M. lang u. 65—325 m. breit u. mit aus alter Zeit stammenden Schleußen versehen.

Die hinterind. Flüsse Me-thong u. Irawadi, letzterer bereits dem Meerbusen von Bengalen zufließend, haben ihre Quellen ebenfalls in der chines. Provinz Jün-nan, sind jedoch für Ch. ohne Bedeutung, da sie in ihm nicht mehr schiffbar sind (vgl. „Asien"). Von den in die Meerbusen des Ind. Ozeans fließenden Strömen kommen die Quellenflüsse des Brahmaputra (s. d.), der Lohit u. der tübetanische Fluß Jaru-dzang-po nebst vielen Nebenflüssen, sowie der Indus od. Sindh (s. d.), sammt dem großen Nebenflusse Setledsch von chinesischem Gebiete. Unter den Binnenflüssen endlich sind bes. zu erwähnen: 1. der Ili, der vom Nordwestabhange des Tengri-Chans kommt u. mit einem 7 M. breiten, von mächtigem Schilfwalde überwucherten Delta in den jetzt auf russ. Gebiete liegenden Balchaschsee strömt; 2. der Tarim (Erguo), welcher dem Westende des Himmelsgebirges entströmt u. in den Lopsee mündet. Die Seen Ch.'s sind zum Theil noch nicht genügend erforscht. Den Südfuß des Altai umsäumen eine Anzahl salzige Steppenseen wie der Ala-Kul (31 g. M.), der Bulkasi-, Ajar-, Kysylbasch- u. Ubsa-Nor. Im Tarimbecken liegt der Lop- u. der Bosteng-Nor, im hohen Tübet der bedeutendere Tengri-Nor, sowie der Buka- u. der Jangbrotsee, in der Nähe des Jang-tsy-kiang der Khukhu-Nor unweit der Grenze des eigentl. Ch., in diesem endlich der 28 M. im Umfange haltende Tongting, der Pu-jang-, Thao-hu- u. Thai-hu-See.

Das **Klima** eines so ausgedehnten u. seiner Bodengestaltung nach so verschiedenartigen Reiches muß naturgemäß sehr verschieden sein, doch ist es im Allgemeinen bestimmt durch den kontinentalen Charakter, den das Klima Asiens überhaupt hat, wie durch die Lage fast des gesammten Reiches innerhalb der gemäßigten Zone. Bereits bei 35° n. Br. treten Frost u. Schnee auf; die Temperatur sinkt das. bei größter Kälte bis —22° C. Bei 43—54° n. Br. ist es nach de la Brunnière schon so kalt, daß die Flüsse vom Okt. bis zum März mit Eis bedeckt sind. In den weiten Hochflächen wechseln völlig regenlose, heiße Sommer, welche die weiten Flächen zu öden Steppen od. Sandwüsten werden lassen, mit empfindlich kalten Wintern; nur die nach NW. durch hohe Gebirgszüge abgeschlossenen südl. Theile des eigentl. Ch. haben tropisches Klima mit befruchtenden Sommerregen, welche der Monsun herbeiführt, doch sind die südl. vom 25° n. Br. liegenden Gebiete im Juni u. Juli furchtbaren, verheerenden Wirbelstürmen, den Teifuns, ausgesetzt.

Der **Mineralreichthum** Ch.'s ist sehr groß, wird aber nur zum Theile benützt. Gold wird in großen Wäschanstalten u. Minen in Jün-nan, Khukhu-Nor ꝛc. gewonnen, Silber theils gediegen, theils aus Bleierzen; Eisen ist überall vorhanden, wird aber doch noch eingeführt, eben so Kupfer, Blei u. Zinn. Quecksilber wird in Menge, bes. aus Zinnober, gewonnen. Aus Tübet wird Galmei u. Arsen erwähnt. Süd-Jün-nan liefert Rubine, Saphire, Topase, Granaten, Opale, Amethyste u. den Speckstein, aus welchem die Chinesen Bildwerke schneiden, andere Provinzen den hochgeschätzten Justein (Jaspis?), Tschi-li Karneole, die Granitberge Tsche-kiangs Lapislazuli zur Ultramarinbereitung. Von Porzellanerde sind große Ablagerungen, von Steinkohlen unerschöpfliche Lager vorhanden; Graphit, Schwefel u. Meerschaum werden in großen Mengen, Salz nur zum geringsten Theile aus Solquellen, in außerordentlichen Massen dagegen aus dem Meerwasser gewonnen. Die Bewohner der westl. Landestheile sammeln Salpeter, Ammoniak u. bei Kaschgar Auripigment.

Pflanzenwelt. In dem östlichen Theile des Reiches finden wir von N. nach S. gehend am Amur u. dem Ussuri zunächst üppige Gras- u. Strauchvegetation, sowie weite Laubholzwälder mit Walnuß-, Linden-, Eichen-, Ahorn- u. a. Bäumen, während auf den Feldern Kohl, Kartoffeln, Gurken, Bohnen, Kürbisse, selbst Melonen, Mais u. Tabak gut gedeihen. Dann treten allmählig an Stelle des Laubholzes Nadelholzwaldungen, in denen man die Ginsengwurzel (Panax quinquefolium) gräbt; die Wiesen bedecken sich mit gelben Lilien, die Kulturflächen bieten Hirse, Hafer, Weizen u. Tabak. Noch weiter südl., in der Gegend von Liao-tong, steigert sich die Kultur dieser Pflanzen, etwas Baumwolle u. Reis, Sesam, Hanf u. Obstbäume in Fülle treten neu hinzu. Der nördl. Theil des eigentl. Ch. zeigt noch ziemlich dieselben Vegetationsverhältnisse, wie das eben besprochene südl. Gebiet der Mandschurei, im S. des alten Hoang-ho-Bettes

Nr. 1946. Pagode in Peking. Nach einer Originalphotographie.

Nr. 1947. Kaufmannswohnung in Peking. Nach einer Originalphotographie.

aber erhält die Flora einen wesentlich anderen Charakter, denn von da an bis zu dem Nan ling Gebirge treten neben Nüssen, Kastanien, Pfirsichen, Aprikosen Baumwolle, Orangen, Citronen, Granat-, Maulbeer- u. Firnißbäume Rhus vernix, Wein, Bambus, Pinien u. Zuckerrohr auf. Vor Allem hat der Thee (s. d.) hier seine Heimat, eben so die Euphorbia Litschi mit ihren wohlschmeckenden pflaumenartigen Früchten. Von bekannten Blumen sind bes. die Kamellien, aus deren Samen bekanntlich ein nutzbares Oel gepreßt wird, u. die Hortensien von da zu uns gebracht worden. Im südlichsten Theile Ch.'s endlich zeigt sich ein merkwürdiger Uebergang der Vegetation zur tropischen Flora, indem, bes. nach den Küsten hin, Palmen, Bananen, Bataten, Yam, Zuckerrohr ꝛc. in Menge gedeihen, Veilchen blühen im Schatten der Melostoma, Bambus u. Nadelhölzer wachsen durch einander hin, Pinien u. Eichen stehen im Walde neben einander u. Kartoffeln u. Zuckerrohr werden auf demselben Felde gezogen. Auch Kampher- (bes. auf Formosa), Cassia-, Talg- u. Wachsbäume, Schaddock, Ananas, Mango, Betel, Acaju, Cocos, Jujuben, chines. Zimmt, die Cookia punctata, Arachis u. Trapa finden sich häufig, eben so Rosen-, Sandel- u. Ebenholz. Schilf- u. Grasarten geben das Material zum Flechten von Matten u. zur Feuerung.

Wesentlich andere Vegetationsverhältnisse herrschen im westl. Theile des Reiches. Hier folgen auf einen an Nadel- u. Laubholz reichen Walddistrikt am Fuße der Grenzgebirge, an deren Abhängen der Rhabarber wächst, weite Strecken salzigen, baumlosen Steppenlandes, das mit niedrigem, dürftigem, im Sommer versengtem Grase u. zum Theil mit Heide- u. Dorngestrüpp bedeckt ist, u. das eigentliche „Sandmeer" umschließt. Ganz bes. öde sollen auch die Plateaux nördl. von dem Kuen-lün sein, auf welchen Schlagintweit während eines Marsches von 18 engl. M. nur 4 Arten von Pflanzen in geringer Menge sah. Im S. u. SO. der Gobi treffen wir wiederum an dem Fuße der Gebirge weite Waldungen u. fruchtbare Flächen u. Thalgründe; in diesem „Lande der Gräser" dringt unwiderstehlich der ackerbauende Chinese in dem Gebiete des Viehzucht treibenden Mongolen vor. In dem Hochlande von Tübet hat man in den östl. Thälern den Anbau von Trauben, Pfirsichen, Granatäpfeln ꝛc. beobachtet; in den mittleren Gebieten wird Rhabarber, Asa fötida, Krapp u. Saflor gezogen, der Getreidebau erreicht erst bei 4400 m., der Strauchwuchs bei 4550 m., gute Weidekräuter erst bei 5800 m. ihre Grenze, doch verschwindet das auf der Südseite des Himalaja bis 5500 m. hinansteigende Rhododendron auf der tübetanischen Seite wegen der Trockenheit der Luft bei 4200 m.

Thierwelt. Die Wälder der Mandschurei bergen zahlreiche Ren-, Elen- u. Moschusthiere, Rehe u. Hirsche u. häufig selbst Tiger, denen sich in der Mongolei noch Wildschweine beigesellen. In den öden Steppen u. Wüsten sieht man nach Huc Hasen, Hirsche, Steinböcke, wilde, zweibuckelige Kameele, Dschiggetai, Füchse, Wölfe, Bären, Luchse u. Tiger, in den Bergen Khotans u. Tübets leben nebst mehreren der genannten Thiere der Jak (Grunzochse), der tübetanische Steinbock, aus dessen Wolle die feinsten Kaschmirschals gewebt werden, wilde Esel, das Ammonschaf, Gemsen, Antilopen, Marder, Murmelthiere ꝛc. In dem reich bebauten, stark bevölkerten Ch. haben sich natürlich nur an wenigen Stellen Wildstände halten können, zu denen im Süden Elephanten, Rhinozeros, Tapire, Wildschweine, Bären, Tiger, Leoparden, Panther u. Gibbons (Affen) das am meisten hervortretende Kontingent stellen. Das Reich der Vögel ist im S. durch zahlreiche, zum Theil sehr schön gefärbte Arten (Gold-, Silber- u. Argusfasan, Papageien, Mandarinenten ꝛc.) vertreten; in den Steppen leben Adler, Falken u. Habichte, die zur Jagd abgerichtet werden, Fasane u. Steppenlerchen, an den Seen zahllose Arten von Sumpf- u. Wasservögeln, unter ihnen an dem Mapansee Alpenschwäne (Manasancos), in den Wäldern zahlreiche Singvögel, wilde Hühner u. allenthalben, wo Menschen sind, Sperlinge.

An Fischen ist in den Binnenseen, wie in den Flüssen u. an der Meeresküste Ueberfluß (Lachse, Karpfen, Muränen, Hechte, Störe, welch letztere in Ch. sehr geschätzt werden); der bei uns gehegte Goldfisch hat seine Heimat in Ch. Unter den sehr verschiedenartigen Schlangen sind wenige giftig; Frösche u. Schildkröten bieten ein gewöhnliches Nahrungsmittel. Unter den Insekten sind mehrere Arten von Seidenspinnern (s. d.) die wichtigsten, Heuschrecken u. Termiten die gefürchtetsten. Die Seidenkultur ist hier sehr ausgebildet u. Gegenstand sorgfältiger Beobachtungen. Die Heuschrecken durchziehen zum Schrecken des Landmanns oft ganze Provinzen in dichten Schaaren u. richten große Verheerungen an. Die selbst in der Mandschurei noch mit großer Farbenpracht auftretenden Schmetterlinge u. Käfer werden in großen Mengen zum Schmuck der Frauen verwendet.

Die gewöhnlichsten Hausthiere der Chinesen sind die Katze, der Hund u. das Schwein, das nützlichste unter allen. Zum Reiten werden meist Esel u. Maulthiere, zum Ziehen Büffel gebraucht. Rinder sind selten u. klein, die Pferde unschön; das Schaf gehört der fettschwänzigen Art an. In den Steppen der Mongolei weiden die Tschacharen die großen, kaiserlichen Herden von Kameelen, Ochsen, Schafen u. Pferden, welch letztere zum Militär- u. Postdienst verwendet werden. Das Reit- u. Lastthier der westl. Landtheile ist das baktrische Kameel, die wichtigsten Zuchtthiere der Tübetaner sind die zahme Kaschmirziege (Capra lanigera) u. der gezähmte Jak, welcher als Milch- u. Lastthier treffliche Dienste leistet u. in Karawanen die vereisten Pässe des Himalaja u. Karakorum überschreitet; sein Schweif dient in Indien allgemein als Fliegenwedel (Tschauri).

Politische Eintheilung. Das chinesische Reich zerfällt in:

das eigentliche Ch.	mit	61,104	□M.	und	450,000,000	Einw.
u. in die Nebenländer: Mandschurei	„	18,000	„	„	3,000,000	„
Mongolei	„	61,360	„	„	3,000,000	„
Ili	„	7,920	„	„	1,500,000	„
Klein-Bucharei	„	20,640	„	„	300,000	„
Tübet	„	30,650	„	„	6,000,000	„
und den Tributstaat Korea	„	4,128	„	„	9,000,000	„

a. Das eigentliche China. Die Bewohner Ch.'s gehören zum größten Theile der mongol. Rasse an (Abb. s. Bd. I. Nr. 884). Als rein erhaltene Reste der Urbevölkerung sind die Pape, Lolo u. die zum Theil noch unabhängigen Mino-tse in dem gebirgigen SW. Ch's. anzusehen, welche auf einer keineswegs tiefen Stufe der Kultur stehen u. eine eigene Sprache reden. Die angeblich von NW. her eingewanderten Chinesen (Söhne des Han) sind wol ein Mischvolk, obwol sie die Hauptkennzeichen der mongol. Rasse an sich tragen. Obgleich selten über $1_{,57}$ m. groß, zeigen sie doch bedeutende Körperkraft u. dazu große Rührigkeit u. Ausdauer. Sie sind geschickt, klug u. vorsichtig, aber auch ränkevoll, betrügerisch, feig u. dem Spiele ergeben. Daß sie auf das Alter ihrer Kultur stolz sind, darf nicht wundern; haben sie doch den Kompaß, das Porzellan, das Schießpulver, das Papier, die Buchdruckerei u. A. Jahrhunderte lang eher besessen als die Europäer. Ueber ihre Sprache, Schrift u. Literatur vgl. den betr. Artikel. Die im Wesentlichen pantheistische Reichsreligion gründet sich auf die durch Kong-fu-tse (550 v. Chr.) gesammelten alten Ueberlieferungen; ihre Ausübung besteht lediglich in der Vornahme äußerer Gebräuche. Eine mehr innerliche Richtung vertritt der verwandte u. aus derselben Zeit stammende Toismus, der sich freilich vielfach in Aberglauben verirrt. Viel größeren Anhang hat der Buddhismus, welcher eine unglaubliche Menge von Pagoden in ganz Ch. besitzt. Muhamedaner finden sich in den westl. Provinzen des Reiches in geringer Zahl; ein Rest von in alter Zeit eingewanderten Juden lebt in Kai-fung. Die Zahl der durch die katholische Mission für das Christenthum Gewonnenen soll sich auf 400,000 belaufen. Die äußeren Erfolge der protestantischen Mission sind auch hier gering, da sie es nicht auf eine nur äußerliche Massenbekehrung abgesehen hat.

Wissenschaft. Die gesammte Geistesthätigkeit des Chinesen ist dem Praktischen zugewandt; er lernt nur das Ueberlieferte, das er ängstlich u. treu bewahren muß; es kann also bei ihm von selbständiger geistiger Arbeit u. damit von Wissenschaft nicht die Rede sein. Allgemeine Schulbildung für das männliche Geschlecht ist Reichsordnung. Bei den Gelehrten wird mit Hülfe von öfter wiederholten Prüfungen die Reinerhaltung des von den Vorfahren Ueberlieferten auf das Strengste überwacht. Astronomie (in der Hauptsache Astrologie), Mechanik u. Chemie stehen auf einer sehr tiefen Stufe; Geometrie u. Mathematik sind dem Chinesen etwas durchaus Fremdes. Die Zeitrechnung geschieht nach Mondjahren mit Einfügung von Schaltmonaten.

Die Kunst hat etwas größere Ausbildung erlangt. Die Bildhauerei steht sehr tief; größere Geschicklichkeit zeigt der Chinese in Thonbildungen u. Bildsteinschnitzereien, in denen er auf das Sorgsamste bemüht ist, die Wirklichkeit treu wiederzugeben; er gefällt sich in Karikaturen. Bei den Erzeugnissen der Malerei ist die Perspektive fast ganz unberücksichtigt, dagegen die Farbengebung u. die Ausführung der Details oft staunenswerth; in der Gartenbaukunst weiß er ebenfalls die Natur trefflich nachzuahmen. Die Baukunst ist in überlieferten Formen erstarrt, unsere Abbildungen (vgl. auch zu dem Artikel „Asien") geben Belege dafür; die Tonkunst ist nur wenig entwickelt, da sie mehrstimmige Musik nicht kennt. Die lyrische Dichtkunst äußert sich schwach, die dramatische nur in flachen Possen od. Haupt- u. Staatsaktionen, die epische gar nicht. Charakteristisch ist für die Chinesen, daß sie bes. Fertigkeit in der Kochkunst u. in der Feuerwerkerei erlangt haben.

Gewerbe. Die vorzüglichste u. geachtetste Beschäftigung der Ch. ist der Ackerbau, welcher hauptsächlich Reis liefert. Mit Pflug, Spaten u. Hacke wird das Land auf das Sorgfältigste bearbeitet, mit allem erdenklichen Abgange gedüngt u. aus Brunnen u. Kanälen bewässert. Weite Strecken gleichen sorgsam gepflegten Gärten, deren Beete mit Blumenhecken umgeben u. von Obstbäumen beschattet sind. Um Hungersnoth in der dichten Bevölkerung zu verhüten, sind in allen Provinzen mächtige, stets gefüllte Getreidemagazine angelegt. Die Viehzucht ist gering, da alles Land zum Ackerbau verwendet, die Kleidung aus Baumwolle bereitet wird u. statt der Reitthiere u. Wagen Sänften gebraucht werden. Auf hoher Stufe aber steht die Seidenraupenzucht, welche unglaubliche Mengen der trefflichsten Seide liefert. Im Fischen, zum Theil mit Hülfe des Cormoran, ist der

Chinese sehr geschickt, u. ein Zehntel der Bevölkerung soll sich durch Fischfang ernähren. Bekannte u. geschätzte Produkte der chines. Gärtnerei sind die Zwergbäumchen, von größter Wichtigkeit aber ist die Kultur des Theestrauches (s. d.). Gewisse Metallmischungen der Chinesen sind berühmt; das weiße u. grünliche Porzellan u. die Lackarbeiten werden nur von den japanischen übertroffen, die Seidenwaaren sind ausgezeichnet. Das Schreibpapier wird aus jungen Bambusstengeln, das zum Malen ausgezeichnete „Reispapier" aus dem Marke der bes. auf Formosa wachsenden Aralia papyrifera (s. d.) gefertigt. Eine große Zahl von Menschen ist mit der Verfertigung des Nanking, der berühmten Schnitzwaaren aus Elfenbein, Holz, Horn, Bild- u. Justein, der Bereitung der Tusche u. der Herstellung der allgemein benutzten Papierlaternen beschäftigt.

Handel. Der Chinese ist ein geborener Handelsmann, deshalb der Handelsverkehr im Inneren des Landes ein ungeheuerer; der weit geringere auswärtige Handel wird auf 150 Millionen Thaler geschätzt. Hauptausfuhrartikel sind: Thee, Seidenwaaren, Nankingstoff, Porzellan, Lackwaaren, Fächer, Bambus, Indigo, Kampher, Rhabarber 2c. Die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Opium (1857: 76,000 Kisten), Reis, Baumwolle, Ginseng, Metallen, Bernstein, Wachs, Vogelnestern, Harzen, Schmuck- u. Nutzhölzern, Goldmünzen, Taschenuhren, Edelsteinen u. Perlen, Gold- u. Silberdraht (zu Stickereien), Büffel- u. Rhinozeroshörnern aus Sumatra, Pelzwerk. Seit 1860 sind den Europäern außer den schon früher zugänglichen Häfen von Kanton, Amoy, Fu-tscheu, Ning-po u. Shang-hai noch die Hauptstädte der Insel Thai-wan u. Hainan, Tschao-tscheu (Swatau), Tsching-kiang, Han-kéu, Niu-tschwang, Teng-tscheu, sowie die Schiffahrt auf dem Jang-tse-kiang geöffnet worden. Fast die Hälfte der Einfuhr kommt auf Shang-hai; diesem folgen an Bedeutung Kanton, Amoy, Swa-tau. Die Zahl der eingelaufenen ausländischen Schiffe betrug im J. 1865: 8294 mit einem Gehalte von 3,560,121 Tonnen, darunter 519 hamb., 104 preuß., 218 brem., 65 hannov., 26 oldenb., 10 mecklenb. u. 7 lübeck. Schiffe. Das Münzsystem basirt auf dem Gewichte. Die einzige kurrente Landesmünze ist der durchlöcherte Kaesch (Sapeke). 1 Taël (= 2⅕ Thlr.) zerfällt je nach dem Kurse in 1400—1700 Kaesch.

Verfassung. Das Staatswesen der Chinesen wurzelt fest in ihrer religiösen Weltanschauung. Die Regierungsform ist monarchisch, doch ist der Kaiser, der als Himmelssohn od. Fung Chih (d. i. vereinigte Ordnung) bezeichnet wird, durch die Meinung seiner Minister u. den allgemeinen Willen des Volkes gebunden; er wird durch Niederknieen u. Kopfverbeugen bis zur Erde verehrt, auch weiht man ihm Altäre, dennoch kann er durch das Volk abgesetzt werden u. wird selbst für Landplagen u. Empörungen als Folgen seiner schlechten Regierung verantwortlich gemacht: „Das Glück eines Fürsten hängt vom Himmel ab; der Wille des Himmels lebt im Volke." Beim Regierungsantritt nimmt der Herrscher einen neuen Namen od. Titel an, nach seinem Tode erhält er wiederum einen neuen (Tempelnamen), unter welchem er in den Staatsdokumenten aufgeführt wird. Die Wahl des Nachfolgers aus seinen Verwandten ist dem Kaiser freigestellt. Unter seinen vielen Frauen führt nur eine den Titel „Kaiserin". Der gegenwärtige Kaiser, geb. 21. April 1856, herrscht seit 21. Aug. 1861. Dem Kaiser stehen 4 Staatsminister (2 Mandschu u. 2 Chinesen) zur Seite, unter ihnen 6 Oberbehörden für verschiedene Zweige der Verwaltung, neben denselben die bes. nur aus Tataren bestehende, weniger geachtete Behörde für die Fremden, welche die zinspflichtigen Länder zu regieren u. mit den auswärtigen Mächten zu verkehren hat. Eine bes. Aufsichtsbehörde überwacht durch eigenes Nachsehen wie durch geheime Spürerei das Wirken der sämmtlichen Beamten u. darf selbst den Kaiser tadeln; eine weitere Behörde, der Hoan-Lin (Pinselwald), umfaßt die bedeutendsten Gelehrten welche die aller drei Jahre zu Pe-king stattfindenden Prüfungen abhalten. Die Beamtenwelt ist dem Range nach streng kastenartig gegliedert, doch so, daß Jeder allmählig alle 9 Rangstufen durchlaufen kann. Die Zahl der Beamten (Mandarinen, chines. Hwang) beträgt angeblich 14,000, ihr Gehalt ist gering, deshalb die Bestechlichkeit außerordentlich; sie dürfen jedoch nicht in ihrem Geburtsbezirke ein Amt verwalten, keine Frau aus den ihnen untergebenen Familien nehmen u. in ihrem Amtsbezirke kein Besitzthum erwerben. Die Verwaltungsbeamten stehen über den Offizieren. Das Gesetzbuch ist sehr übersichtlich geordnet. Bei allen leichteren Vergehen kommt der Bambu in Anwendung, bei etwas schwereren ein hölzerner „Halskragen", der dem Verurtheilten das Liegen unmöglich macht; dann folgt Verbannung, endlich Hinrichtung durch Erdrosselung, Enthauptung u. Zerstückelung, letzteres bes. für Hochverrath.

Die **Staatseinkünfte** kommen aus der Grundsteuer, die theils in Silber, theils in Getreide entrichtet wird, der Gewerbesteuer, Monopolien (bes. Salz u. Tinseng) u. Zöllen, die auch an Zollinien im Inneren des Reiches erhoben werden, u. betragen etwa 432,400,000 Thlr., so daß auf den Kopf jährlich etwa 1 Thlr. Steuer kommt. Die in Kriegszeiten entstandene Staatsschuld besteht allein in Papiergeld, das jedoch mehr u. mehr verschwinden soll.

Das **Militärwesen** ist sehr mangelhaft, wiewol es den größten Theil der Staatseinkünfte verschlingt. Die reguläre Armee besteht aus „8 Bannern" Reiterei (nach der Farbe der Fahnen), in welchen sich 67,800 Mandschu, 21,100 Mongolen u. 106,000 Chinesen befinden. Die ersten 3 Banner (Mandschu) bilden die kaiserliche Garde u. die Artillerie. Die kriegsuntüchtige Miliz umfaßt etwa 500,000 Mann, meist Bauern u. Handwerker Die Ergänzung des Heeres geschieht durch freiwilligen Eintritt u. Heranwachsen von Soldatenkindern. Der Rangstufen giebt es hier ebenfalls 9; die 3 höchsten derselben sind nur Gliedern des Erbadels u. den durch die Prüfungen Gegangenen zugänglich. Die Ausrüstung des Fußvolkes besteht in plumpen Luntenflinten, Lanzen, Bogen, Schwertern u. Schilden, die der Reiterei in Helmen, Kürassen von wattirtem, doppeltem Baumwollenzeug, bedeckt mit eisernen Platten u. Messingknöpfen, Bogen, Schwertern u. Schilden aus starkem Weidengeflecht. Die Artillerie hat Kanonen von schwerem Kaliber. Von den 1193 als Festungen aufgeführten Städten sind die meisten nur mit Wall u. Graben umgeben. Das bedeutendste Befestigungswerk ist die etwa 600 M. lange große Mauer (s. d.). Die chines. Flotte wird von 1951 Dschonks gebildet, welche für den Krieg ohne Bedeutung sind.

Provinzen. Ch. ist seit Anfang des 17. Jahrh. in 18 Provinzen (Seng) getheilt, die wiederum in kleinere Distrikte zerfallen.

Nr. 1918. Ein Thor in Peking.

1. Pe-tschy-li, durch ihre Lage am Meere u. am Kaiserkanale bevorzugte Provinz, umfaßt die Landstrecken südl. u. nördl. der großen Mauer. In ihr liegt die Reichshauptstadt Pe-king (s. d.), die wichtige Handelsstadt Sche-hoc mit schönen Tempeln, in deren einem eine 23 m. hohe Buddhagestalt mit Goldüberzug, Tian-tsin (Friedensvertrag mit England u. Frankreich 1858), ein sehr aufblühender Handelsort u. das für den Handel mit den Mongolen wichtige La-ma-miao.

2. Schan-tung, südl. von Pe-tschy-li, mit dem Berge Tai-schan, dem berühmtesten Wallfahrtsorte Ch.'s. Volkreiche Hauptstadt Tsi-nan; Tsing-tschéu in trefflich angebauter Gegend, an der Vereinigung des Juho mit dem Kanale u. deshalb wichtiger Handelsplatz; das den Europäern geöffnete Teng-tschéu (120,000 E.); Chio-féu, der Geburtsort des Kong-fu-tse. Gepökelte Hundeschinken bilden einen Ausfuhrartikel der Provinz.

3. Schan-si, westl. der Gebirgskette Tai-hing, das eigentl. Stammland des chines. Reiches mit den Gräbern des vorhistorischen Kaisers Hwa, von Jao (2357 a. C.) u. Li-wang (878 a. C.); manche der alten Grabdenkmäler sind äußerst prächtig. Drei Pässe, die von Kameelkarawanen begangen werden, führen nach der Mongolei. Hauptstadt Taï-juan. In Jng-tscheu ist die höchste Pagode Ch.'s von 110 m. Höhe mit 5 Stockwerken, in einem Kloster eine angeblich über 90 m. hohe Statue des Buddha.

4. Ho-nan, südl. vom früheren Bette des Hoang-ho, eine der fruchtbarsten Provinzen. Kaï-fung-fu, stark bevölkert u. über 1 M. im Umfange,

war unter der Sungdynastie Hauptstadt Ch.'s u. hat oft durch die Ueberschwemmungen des Hoang ho schwer gelitten; Sitz der Juden (noch 200 Köpfe). Ho nan-fu ist eine der geschichtlich merkwürdigsten Städte des Reiches.

5. u. 6. Kiang su u. Ngan-hoei, ein Landstrich mit 138 Städten, grenzt an das Gelbe Meer, ist trefflich bewässert u. der ergiebigste Theil Ch.'s. Große Seen u. Reichthum an Naturprodukten aller Art zeichnen ihn aus. Städte in Kiang su: Kiang-ning od. Nanking (s. d.); Tschinkiang, bedeutende Handelsstadt; Su-tscheu, die feinste aller chines. Städte, soll jetzt Nanking an Größe übertreffen (2 Mill. Einw.) u. hat sehr lebhaften Handel; Shang-hai (s. d.) od. Zong-he (1 Mill. E.), der wichtigste Seeplatz Ch.'s; — in Ngan-hoei: Nganking u. Hwei-tscheu, welches die besten Firnißwaaren liefert.

7. Kiang-si, im W. des Kiang, mit herrlichen Gegenden, schließt den 9 M. langen, von Sumpfgebiet umgebenen Pu-jang See in sich. Nantschang-fu, sehr schön gebaute Hauptstadt; Jao-tscheu-fu mit der kaiserlichen Porzellanfabrik, welche in etwa 500 Einzelfabriken über 1 Million Menschen beschäftigt.

Nr. 1949. Der Porzellanthurm in Nanking.

8. Tsche-kiang, vortrefflich, selbst bis auf die Höhe der Berge hinan angebaut, liefert viel Reis u. hat ausgezeichnete Fabriken in Seide, lackirten Waaren rc. Die Küste ist mit zahlreichen Inseln umsäumt. Städte: Hang-tscheu (etwa eine Mill. E.), 2 M. im Umfang, mit glänzenden Magazinen, Seiden- u. Goldstofffabriken, gilt für den Hauptsitz des Islam in Ch.; der nahe Si-hu-See ist seiner herrlichen Lage wegen berühmt; Ning-po (300,000 E.), wichtig für den Handel mit Japan; Ting-hai auf der Insel Tscheu-schan; auf der Insel Putu über 50 Bonzenklöster mit großartigen, aber verfallenden Park- u. Tempelanlagen.

9. Fu-kian, am Meere gelegen, eine der reichsten Prov. mit 26 Mill. E., ist gebirgig, aber allenthalben terrassirt u. bebaut u. führt bes. schwarzen Thee, Porzellan, feine Holzarten rc. aus. Fu-tscheu (etwa 600,000 E.), den Europäern geöffnet, hat düstere, unruhige Bewohner, die dem Opiumgenusse ergeben sind; Amoy (über 200,000 E.) mit trefflicher, ebenfalls offener Rhede, einer berühmten neunstöckigen Pagode u. a. Bauwerken; Tschang-tscheu, ummauerte Stadt von 1 M. Umfang mit einem prächtigen buddhistischen Kloster. Zu dieser Provinz gehört die Insel Thai-wan (Formosa) mit dem 3900 m. hohen Ju-schan, einem thätigen Vulkane u. einem Salzsee. Ihre Vegetation trägt schon tropischen Charakter. Die 3 Mill. zählende Bevölkerung steht auf niedriger Kulturstufe. Hauptorte: Thai-wan u. Ta-kia, beide den Europäern geöffnet, Tanschui, Kelong mit gutem Hafen. Zwischen Formosa u. dem Festlande liegen die flachen Sandinseln der Pong-hu (Fischerinseln) mit 180,000 chines. Bewohnern.

10. Hu-pe, d. i. „nördl. vom (Ton-ting-) See", ein weites, vom Kiang durchströmtes Becken, mit vielen Seen u. mächtigen Steinkohlen- u. Eisenerzlagern. Hier vornehmlich haben die großen, blutigen Christenverfolgungen stattgefunden. Städte: Wu-tschang am 4200 m. breiten Kiang, ihr gegenüber Han-jang u. Han-keu, d. i. Handelsmund, das große centrale Handelsdepot. Man schätzt diese 3 Städte zusammen auf 5—8 Mill. E.; 10,000 Schiffe u. riesige Holzflöße sollen dort stets den Strom bedecken.

11. Hu-nan „im Süden der Seen", sorgfältig bebauter Distrikt, liefert bes. Reis. Städte: Tschang-te u. Jo-tscheu.

12. Schen-si, d. i. „westl. von den Grenzen". Hier lag die alte Stadt Tsin (von welcher der Name Tschina). Ausbeute an Goldsand, Justein, Rhabarber, Moschus rc. Si-ngan, mit $2\frac{1}{2}$ M. Umfang, ist die Residenz des Oberbefehlshabers der 8 Banner u. hat prächtige Thore, die aus der Zeit stammen, als Sch. Hauptstadt der Sui- u. der Thangdynastie war.

13. Kan-su, die westlichste Provinz, erstreckt sich weit in die Wüste Gobi bis an den Nordfuß des östl. Thian-schan, so daß der größte Theil der 20,000 □M. der Wüste angehört. Das Land ist rauh; einzelne Gebirge, wie der Siwe-schan (Schneegebirge) u. der Thian-schan haben schneebedeckte Gipfel. Von Bedeutung ist Jagd u. Viehzucht; in den Bergen gewinnt man Gold, Silber, Kupfer u. Bildstein. Städte: Lan-tscheu mit Fellhandel, Ning-hia, die größte Stadt am Wüstenrande, Kung-tschang in einem fast unzugänglichen Gebirgskessel, Urum-tsi od. Ti-hua (150,000 E.), nördl. vom Thian-schan mit höchst regem Verkehr nach Rußland, Turkestan, der Bucharei, Persien u. Kaschmir.

14. Szi-tschuan, d. i. „4 Ströme", die größte u. vielleicht die schönste aller Prov., vom Kiang durchströmt. Die Naturprodukte sind sehr mannichfach; bemerkenswerth sind zahllose, 390—450 m. tiefe artesische Salzbrunnen u. Brunnen brennbaren Gases. Die Gebirge, bes. das große Schneegebirge (Ta-siwe-schan) u. der Jün-ling, erheben sich bis über die Schneegrenze. Die Bevölkerung, unter welcher an 100,000 Christen, soll gute Soldaten liefern. Tsching-fu, die Hauptstadt, ist überraschend reinlich u. der Sage nach der Ort, wo die Buchdruckerkunst erfunden worden.

15. Jün-nan, d. i. „wolkiger Süden", weist hinsichtlich der Sitten seiner Bewohner schon vielfach nach Indien hin. Die Berge u. Flüsse bergen reiche Mineralschätze, während die Fauna Elephanten, Tapire, Tiger rc. sowie mit glänzenden Farben prangende Vögel aufweist. Ueber den Mekhong führt eine im J. 58—76 gebaute eiserne Kettenbrücke, die älteste auf der Erde. Hauptstadt: Jün-nan am Nordrande des Tschin-Sees mit berühmter Teppichfabrikation u. lebhaftem Handelsverkehr mit Barma u. Annam.

16. Kuei-tscheu, d. i. „edle Gegend", eine der Gebirgsregion des Nan-ling angehörende arme Provinz, in deren Bergen die Urbevölkerung der Lolo u. Miao-tse ihre Sitten u. zum Theil ihre Freiheit bewahrt hat. Hauptstadt Kuei-jang.

17. Kuang-si, an Tong-king grenzend, nach welchem der Paß der Kupfersäulen (Thung-tschu) führt; umfaßt das schwach bevölkerte Gebiet des oberen u. mittlen Si-kiang. Städte: Kuei-lin; U-tscheu, der bedeutendste Handelsplatz der Provinz.

18. Kuang-tung, das Gebiet des unteren Si-kiang, mit dem berühmten Klosterberge Lo-fau. Kuang-tscheu, portugiesisch Kamton, woraus Kanton (s. d.) mit 500,000 E.; Macao auf einer kleinen Halbinsel, seit 1556 den Portugiesen gehörig, mit einem Denkmal des Dichters Camoens, der hier einen Theil seiner Lusiaden dichtete; östl. davon die seit 1841 engl. Insel Hong-kong, $1\frac{1}{5}$ □M. groß, mit 125,000 Einw. u. der Stadt Victoria. Zu K. gehört die Insel Hai-nan, 760 □M. groß, ungesund, aber ihres Goldreichthums wegen berühmt. Die den Miao-tse verwandte Bevölkerung von Hai-nan, die Li-dschin (Schwarzhaare) ist, soweit sie im Inneren der Insel wohnt noch unabhängig, u. treibt zum Theil Seeräuberei im Meerbusen von Tong-king. Hauptort: Kiung-tscheu mit gutem, stark besuchtem Hafen.

b. Die Mandschurei. Die Bevölkerung der Mandschurei besteht zum größten Theile aus Tungusen (Mandschu), neben denen im N. u. NO. Giljäken, Fiatta, Fischhäuter-Tataren, welche sich in Gewänder aus mehrfach gefärbten Fischhäuten kleiden, u. a. Volksstämme auftreten, während im S. die Chinesen in Leao-tung immer weiter vordringen. Die Gesammtzahl der Mandschu, welche zudem meist über das ganze Reich zerstreut sind, beträgt mit Einschluß der Weiber u. Kinder etwa $1\frac{1}{2}$ Mill., u. doch beherrscht dieser Stamm mehr als 414 Mill. Chinesen. Die Sprache der Mandschurei ist ein tungusischer Dialekt, die Schrift eine tatarische, doch scheint Sprache u. Schrift mehr u. mehr dem Chinesischen zu weichen.

Die Verfassung ist eine durchaus militärische: alle männlichen Kinder sind geborne Soldaten; die gesammte Bevölkerung zerfällt in 8 Banner, in welche zum Theil auch Mongolen u. Chinesen einverleibt sind. In Ch. liegen sie in Garnison, in der Mandschurei dagegen bilden sie Militärkolonien. Ein militärischer Erbadel liefert die Leibwache des Kaisers. Die den Chinesen fast ganz anheim gefallene Provinz Leao-tung hat eine der chinesischen ähnliche, doch selbständige Verfassung erhalten.

Die Religion der Mandschurei u. damit des Hofes zu Pe-king vereinigte Elemente des Schamanismus der Mandschu, des Buddhaismus u. der chinesischen Nationalreligion u. hält die alten Opfergebräuche fest.

Das Land zerfällt in 3 Provinzen: 1. Leao-tung od. Schin-king, jetzt Fung-thian mit der gleichnam. Hauptstadt u. den Städten Kai-tscheu, King-tscheu mit bedeutendem Ausfuhrhandel u. Fung-hong-tsching, das allein Verkehr mit Korea hat.

Nr. 1. Messerförmige Münzen der Chinesen.

Nr. 2. Inneres eines chinesischen Bootes.

Nr. 3. Altes chinesisches Papiergeld.

Nr. 4. Eine Theatervorstellung in China.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Nr. 5. Die chinesisch-russischen Grenzstädte Maimatschin und Kiachta.

Nr. 6. Russische und chinesische Grenzpfähle.

Nr. 7. Straße in Urga in der Mongolei.

2. Girin mit dem Hinka- u. Paltensee. Girin, ein elender Ort, ist doch Mittelpunkt des Verkehrs; Ula, Petuneh u. andere Militärkolonien.

3. He-lung-kiang, d. i. „der schwarze Drachenfluß" (Amur), das Gebiet der Soloren (Bogenschützen) u. Dauren, nur mit Nomaden u. Jägern bevölkert. Hauptstadt das ärmliche, schwach befestigte Tsitsijar.

c. Die Mongolei umfaßt nicht alles von Mongolen besetzte Land, sondern ein engeres Gebiet, das von Sibirien im N., von Daurien u. der Mandschurei im O., von Ch. im S., von Ostturkestan im W. begrenzt wird. Sie besteht aus einem Hochplateau, dessen mittlere Erhebung nach neueren, russischen Untersuchungen nicht, wie Ritter annahm, auf 2600, sondern nur auf 1300 m. zu schätzen ist.

Die Bewohner bilden den einen Stamm der in drei Hauptstämme (Mongolen, Burjäten, Kalmücken) zerfallenden Mongolen, der durch mittle Leibesgröße, schwarze Haare, rundes, dunkelbräunliches Gesicht mit rothen Wangen, tief liegende, durchdringende Augen in schief geschlitzten Augenlidern, große, abstehende, hängende Ohren, breite, vorstehende Backenknochen, etwas platte Nase u. meist dünnen Bart charakterisirt ist. Gesichts- u. Geruchssinn sind sehr scharf ausgebildet. Diese eigentlichen Mongolen zerfallen in Südmongolen, südl. der Gobi, mit den Tschacharen, Bargu u. Tümed (in 60 „Fahnen" getheilt), u. die Nordmongolen od. Chalchas, welche 86 Fahnen bilden u. unter 4 Khanen stehen. Der Mongolenstamm der Kalmücken od. Oelöd (Abgesonderte) wohnt bes. am Khukhu-Nor, im Gebirge Alaschan, in Kan-su u. am Iliflusse, u. zerfällt in die 4 Stämme Djungar, Torgod, Choschot u. Dürbet. Die in Nordtübet nomadisirenden Mongolen nennen sich Scharaigol. Die Gesammtzahl der mongol. Bevölkerung soll sich nach Timkowski auf zwei Mill. belaufen. Der Charakter der Mongolen wird als gastfrei u. dienstfertig, doch auch als habsüchtig, schlau, hinterlistig u. grausam geschildert; sie sind abgehärtet u. körpergewandt, der ruhigen, sitzenden Lebensweise feind.

Die Sprache ist eine harte, mehrsilbige Ursprache, die in mehrere Dialekte zerfällt. Die Schrift stammt von der uigurischen, die aus der syrischen Estrangelo gebildet ist.

Die Wohnung ist das leicht bewegliche Filzzelt mit einem Gittergestelle von Holz. Die Geräthschaften u. die Kleidung sind sehr einfach, die gewöhnlichen Speisen Milch, Käse, Butter u. Schöpsenfleisch, das tägliche Getränk Backsteinthee. Aus gesäuerter Stutenmilch wird der berauschende Kumis, aus Kuhmilch der Ariki bereitet. Die Frauen werden gekauft u. sind sehr unabhängig; die Vielweiberei ist nach Huc eine Wohlthat, da $1/3$ der ganzen männlichen Bevölkerung Mönche wird.

Die Beschäftigung der Männer besteht nur in der Beaufsichtigung des Viehes, im Kriegsdienste u. in der Jagd; alle häuslichen Arbeiten sind Sache der Frauen u. Sklaven. Nationalfestlichkeiten bilden Pferderennen, Bogenschießen, Ringen, Tanz u. Musik. Die Industrie beschränkt sich auf rohe Bereitung Dessen, was sie zu ihrem einfachen Leben bedürfen. Bes. tief stehen die trägen u. schmuzigen Chalchas, welche einen großen Theil des Winters in elenden Wohnungen verschlafen. Im Tauschhandel verwerthen die Mandschu Vieh, Häute u. Salz, werden aber meist von den verschlagenen Chinesen übervortheilt. Bedeutender ist der Durchfuhrhandel von Rußland nach Ch. (Kiachta).

Verwaltung. Die Regierung liegt in den Händen von unter sich unabhängigen Fürsten, den Khanen u. Taidschicks, deren P. Hyakinth im Süden 50, im Norden 209 zählt. Sie erheben von ihren Unterthanen Naturalsteuern u. erhalten von Pe-king aus bestimmte Gehalte, müssen dafür aber dem Kaiser huldigen u., bes. beim Regierungsantritt u. zu Neujahr, genau festgesetzte Geschenke darbringen. Das eigene, 1690 revidirte Gesetzbuch verhängt als Strafen Peitschenhiebe, Wegnahme von Vieh, bei Beamten Absetzung, Verbannung u. Hinrichtung; daneben findet Einziehung des Vermögens u. Verurtheilung der Familie zur Sklaverei statt.

Die Religion ist der Buddhaismus in der Form des Lamaismus. Die Geistlichen, Lamas, allein lernen lesen u. schreiben, sind nicht nur Priester, sondern auch Aerzte, Maler, Bildhauer u. Architekten u. treten völlig aus ihrer Familie. Städte finden sich, in geringer Anzahl, nur an der chinesischen Grenze, so Khu-khu-chotan, Tschagankuren, — in der Nordmongolei das berühmte Kloster Jeke-turen, die chines. Handelsstation Urga u. das für den Handel mit Rußland wichtige Mai-mai-tschin, bei den Russen schlechtweg Kitaiskaja-Sloboda genannt, d. h. Chinesenstadt.

Nr. 1950. Kaiserlicher Sommerpalast bei Peking. Nach einer Originalphotographie.

d. Ili, Thian-schan-pe-lu, früher das mächtige Reich der Djungaren od. Oelöd, wurde 1759 von den Chinesen erobert, das verödete Gebiet mit verbannten Chinesen, Militärkolonien von Mandschu, Tschacharen, Oelöds, Torgod u. Turkestanern wieder bevölkert, wodurch es seinen mongolischen Charakter zum großen Theil verloren hat; seit dem 1862 ausgebrochenen Aufstande der Dunganen sollen jedoch die Mandschukolonien vernichtet u. die Herrschaft der Chinesen gebrochen sein Im W. des Ili erreicht der

Nr. 1951. Die große chinesische Mauer.

Tarbagatai („reich an Murmelthieren"), der südlichste Arm des Altai, in dem Taß-tau eine Höhe von 3150 m.; 16 Pässe führen über das Gebirge. Südl. von demselben erhebt sich der Ala-tau bis 3300 m. Die Flüsse, welche dem hochgelegenen Plateau von den auf 3 Seiten das Gebiet einschließenden Gebirgen zuströmen, münden meist in Binnenseen; der Hauptfluß, der Ili, kommt von der Nordseite des Thian-schan.

Das Land zerfällt in die Provinzen Ili im W., Tarbagatai im N. u. Kur kara ussu im O. mit Städten gleichen Namens. Jährlich geht eine 300—1000 Pferde starke Karawane von Ssemipalatinsk nach Ili.

e. Thian-schan-nan-lu, die kleine od. hohe **Bucharei**, **Ostturkestan**, ebenfalls erst 1758—59 unterworfen, besteht aus der meist wüsten, an 200 M. langen u. 50 M. breiten Ebene des Tarim u. den von dieser nach den drei mächtigen Grenzgebirgen des Thian-schan, Bolor u. Kuenlun allmählig ansteigenden, gut bebauten Vorbergen. Auch hier ist durch den Aufstand der Dungenen der Einfluß der Mandschudynastie gebrochen, der Buddhaismus unterdrückt u. der Islam eingeführt worden.

Die **Dungenen**, etwa 1½ Mill. Seelen stark, gehören den Uiguren an u. sprechen das Dschagitai-Turki. Der Handel nach Ch., Rußland, Bokhara u. Kaschmir ist bedeutend; die fremden Kaufleute heirathen für die Zeit ihres Aufenthaltes einheimische Frauen.

Städte: Jarkand od. Jarkiang, d. i. Ort der Freunde (50—90,000 E.), mit bevölkerter, fruchtbarer Umgegend, war der Hauptsitz der chinesischen Macht u. besitzt zwei große Bazars; in der Nähe wird der Justein in Menge gefunden; — Iltschi (40,000 E.) im Lande Khoten, etwa 1300 m. hoch, an der Straße nach Ladack u. Kaschmir gelegen; Karakosch; Kirria mit Goldwäschen. An dem Südfuße des Thian schan: Kaschghar (40—50,000 E.), meist von muhamedanischen Oesbegen bewohnt, mit wichtigen Manufakturen in Gold-, Silber-, Leinen-, Baumwollen-, Seidenstoffen u. Teppichen; Uschi-Turfan mit lebhaften Viehmärkten; Aksu u. Kharaschar mit bedeutendem Handel.

f. Tübet (Tu-po, Land des Stammes Tu), bei den Einwohnern Bodjul, bei den Chinesen Si-tsang genannt, das höchstgelegene Gebirgsland der Erde, meist aus Thälern, nur im W. des Kuen-lün aus 5200—5500 m. hoch gelegenen Plateaux bestehend, ist das Quellenland der beiden Hauptströme Ch.'s. Der östl. Theil, Großtübet, ist zum großen Theile kalt, öde u. unfruchtbar, nur in den südl. Thälern milder. Der mittle Theil, der zahlreiche Seen in sich schließt, ist ebenfalls meist unbewohnbares, nur in einzelnen Gebieten wie bei Chassa milderes Hochgebirgsland. Westtübet endlich zerfällt von O. nach W. in die 3 Theile: Mang-jul, Gnari-Khorsum (Ruduk, meist mit Seen, Guge, meist mit Felsen, Purang, meist mit Gletschern bedeckt) u. Mar-jul od. Khatschan („beschneit"). In Gnari finden sich bis zu 4900 m. über dem Meere mächtige Alluvialschichten.

Die **Bevölkerung** ist mongolischer Abstammung, hat kräftigen Körperbau, dunkle Hautfarbe u. offenen, ehrlichen Charakter, liebt jedoch den Prunk, bes. in der Kleidung. Die Sprache steht mit keiner der von den umwohnenden Völkern gesprochenen in nachweisbarem Zusammenhange, während die **Schrift** einer indischen entlehnt ist. Die herrschende **Religion** ist der Buddhaismus, an dessen Spitze der von China als Regent des Landes anerkannte Dalai-lama, angeblich eine Inkarnation des Buddha, steht. Die Wohnungen der Viehzüchter bestehen in Filzzelten, die der seßhaften Bevölkerung in Stein- od. mit Kuhdünger verklebten Blockhäusern. Die gewöhnliche Speise der großen Menge ist Gerstenmehl, daneben rohes, getrocknetes Schaf- u. Rindfleisch, während der Genuß von Vögeln aus religiösem Vorurtheil untersagt ist. Der Haupthandel führt nach Ch. Goldstaub, geschnittene Steinbilder, Räucherstangen u. a. Die Todten werden verbrannt, in Gewässer versenkt, auf Berggipfeln ausgesetzt od. zerschnitten u. den Hunden vorgeworfen.

Städte: Lhassa (24,000 E.), von schönen Gärten umgebene Hauptstadt. Eine Viertelstunde davon Potala, der berühmte Palast des Dalai-lama mit 10,000 Gemächern u. reichem Goldschmuck; ½ Stunde von diesem Dschachi, das Hoflager der beiden chinesischen Generäle. Taschi-Chunpo in der Nähe der Stadt Dschigartschi ist der Sitz des Pan-tschhen, der ebenfalls als eine Inkarnation Buddha's betrachtet wird. Der Haupthandelsplatz für Wolle im Gebiete von Gnari, Gertope, soll nur eine Zeltstadt sein.

g. Korea (Kaoli) zweigt sich als eine 4000 □M. große Halbinsel von der Mandschurei ab u. ist von einer mächtigen Gebirgskette durchzogen, welche der Ostküste entlang liegt. Im N. begrenzt das Land das Gebirge Pe-pi-schan, an dem sich als Grenzscheide von Ch. ein wüstgehaltener Landstrich hinzieht. Die Vegetation ist nur in dem südwestlichen Gebiete reich; die Thierwelt bietet sehr viele Fasane, eben so Rehe, Tiger, Leoparden rc., das Mineralreich Gold u. Eisen.

Die **Bevölkerung** ist mongolischer Abkunft, roh, lügnerisch u. sittenlos. Die Sprache ist ein Gemisch der mongolischen Ursprache mit dem Chinesischen, die Schrift eine eigenthümliche, die Religion der Mischreligion der Mandschu ähnlich. Neben dem von Ch. nur dem Namen nach abhängigen Könige steht ein sehr mächtiger Adel, der sich nicht an die Gesetze bindet.

Das Land zerfällt in acht Tao. Im Tao King-ki liegt die stark bevölkerte Hauptstadt Han-jang. Der Handel mit Ch. wird durch den Grenzmarkt Fon-hoan, der Verkehr mit Japan durch die Hafenstadt Fu-schan vermittelt.

Die **Geschichte** Ch.'s geht auf 5000 Jahre zurück, doch gehört sie vom Jahre 1700 v. Chr. der Sage an. Als Gründer des chines. Reiches wird Fu-hi (2852 v. Chr.) angesehen, dessen Familie bis 2205 v. Chr. regierte u. durch Erfindung der Viehzucht, des Schreibens, der Maße rc. für Ch. das goldene Zeitalter heraufführte. Darauf folgte durch Jü den Großen die Familie der Hia, welche 1767 durch die bis 1122 regierende lasterhafte Dynastie der Shang od. Jin verdrängt wurde. Während der dann folgenden Herrschaft der Tschao (—249) wurde das Reich durch Empörungen zerrüttet, doch traten in der Zeit Kong-fu-tse, Lo-tse u. Meng-tse, die drei Weisen Ch.'s, auf. Die Dynastie der Tsin (249—202) stellte die Ordnung wieder her u. erbaute mit 400,000 Arbeitern die große Mauer gegen die Tataren. Unter den Kaisern der Handynastie (202 v. Chr. bis 220 n. Chr.) ragen hervor: Wen-ti, der Erfinder des Papieres, Wu-ti, ein Mäzen der Kunst u. Wissenschaft, Siuen-ti, Ch.'s Herodot, u. Ming-ti (58—76), unter welchem der Buddhaismus u. das Christenthum nach Ch. kamen. Von 220—260 in drei Reiche getheilt, wurde Ch. durch Wu-ti, den Gründer der zweiten Tsindynastie (265—420) wieder vereinigt. Im J. 420 traten an deren Stelle die Song, doch eroberte der Mongole Wei (Toba) das ganze nördl. Ch.; beide Theile wurden 590 von Sui (Jang-kien) unterworfen. Der Kaiser Jang-ti aus der Dynastie der Song hat über 650 M. Kanal ausgeführt u. den Bau der großen Mauer fortgesetzt. Unter den Tang (620—907) kam das nestorianische Christenthum nach Ch., das Reich aber erstreckte sich bis an die Grenze Persiens. Während der Herrschaft der durch Tait-su begründeten zweiten Sungdynastie (960—1279) hoben sich Kunst u. Wissenschaft, aber von N. her drängten die Mongolen vorwärts, 1215 eroberte Djingis Peking u. 1279 gründete Kublai die erste Mongolendynastie (1279—1368) u. eroberte selbst Barma, Cochinchina u. Tong-king; unter seiner Regierung kam Marco Polo u. 1294 die ersten katholischen Missionäre nach Ch. Durch eine, infolge einer furchtbaren Hungersnoth entstandene Empörung stürzte ein buddhistischer Mönch die Mongolen u. bestieg als Hung-wu 1368 den Thron; seine Dynastie, die der Ming, hielt sich bis 1628. Bald darauf begann der 9jähr. Angriffskrieg der Mandschu, der mit der Eroberung von Peking 1644 die noch jetzt herrschende Mandschudynastie der Ta-tsing auf den Thron führte. Die ersten Herrscher aus dieser Familie waren den Christen sehr freundlich gesinnt u. erhoben sie mehrfach zu ihren ersten Rathgebern, bis unter Jung-tsching (1723—63) die Missionäre wegen ihrer Zänkereien aus den Schulen vertrieben wurden. Sein Sohn Kinu-lung (1763—96) unterwarf den größten Theil von Centralasien. Im Anfange dieses Jahrh. begannen Streitigkeiten mit den Engländern, die seit Ende des 17. Jahrh. in Ch. festen Fuß gefaßt hatten, weil dieselben gegen wiederholtes Verbot der chines. Regierung Opium einführten; bewaffnete Operationen der Briten gegen Kanton (1831 u. 34) hatten keinen Erfolg u. 1839 vernichteten die Chinesen alles in Kanton angesammelte Opium im Werthe von 30 Mill. Thalern. Der den dadurch hervorgerufenen, für Ch. ungünstigen Krieg abschließende Friede (1842) öffnete den Europäern außer Kanton noch Amoy, Fu-tschu, Ning-po u. Shang-hai, dazu mußte den Engländern Hong-kong abgetreten u. 30 Mill. Thaler Schadenersatz gezahlt werden. Im J. 1844 erlangte Amerika, 1845 Frankreich noch weitere Vortheile. Die Erbitterung des chines. Volkes über dieses Eindringen der Fremden in das Reich der Mitte wandte sich gegen die Mandschudynastie, u. ein angeblicher Nachkomme der Ming, Tien-te, benutzte dies, um bei dem Regierungsantritte des Hien-fong (1850) eine gewaltige Empörung hervorzurufen, welche Tai-ping (d. i. allgemeiner Friede) auf ihre Banner schrieb u. die alte Nationalreligion des Schan-ti wiederherstellen wollte. Nach der Gefangennahme u. der Hinrichtung des Tien-te trat an dessen Stelle der Landschullehrer Hong-sin, welcher den Schan-ti mit dem Christengotte identifizirte u. sich für von Gott berufen hielt, die alte wahre Religion wieder zur Herrschaft zu bringen. Siegreich durchzog er das Land, bemächtigte sich der für den inneren Verkehr wichtigen Punkte u. eroberte selbst Nan-king. Als sich nun auch Shang-hai u. Kanton empörten, boten England u. die Ver. Staaten der chines. Regierung ihre Unterstützung an, dieselbe wies sie aber, da sie früher vergeblich um Hülfe gebeten hatte, stolz zurück; dagegen brach Uneinigkeit im Lager der Empörer deren Macht, u. die fremden Mächte warfen dieselben 1856 aus Shang-hai u. Amoy auf Nan-king zurück. Durch Wegnahme eines unter englischer Flagge schmuggelnden chinesischen u. mit Chinesen bemannten Schiffes durch die chines. Behörden kam es 1856 zu neuen Streitigkeiten zwischen Ch. u. England, die zu einem Bombardement Kantons durch die Engländer, Franzosen u. Amerikaner, zur Vernichtung alles europäischen Besitzthums durch den Pöbel in Kanton u. schließlich zur Kriegserklärung durch die Engländer führten. Im Dezember 1857 wurde Kanton von der brit. Flotte bombardirt, dann rückten die vereinigten europäischen Geschwader nach Shang-hai u. segelten im April 1858 den Pe-ho hinauf. Dann ging der Kaiser auf einen Handels- u. Freundschaftsvertrag mit Rußland, den Ver. Staaten, England u. Frankreich ein (unterzeichnet zu

Tien-tsin 26. Juni 1858, zu Peking 24. Okt. 1860), der Oeffnung weiterer Häfen u. der Schiffahrt auf dem Kiang, Anerkennung europäischer Ministerresidenten, Duldung des Christenthums, ungefährdetes Reisen in Ch. u. Bezahlung der Kriegskosten durch Ch. festsetzte. Im J. 1860 starb Hien-fong, u. ihm folgte als Herrscher Tung-tschi, der 243. der historisch beglaubigten Kaiser. Die Empörung der „Tai-ping" scheint im Erlöschen zu sein.

Sitten u. Gebräuche. Etikettevolle Würde u. unerschütterlicher, schweigsamer Ernst gelten dem Chinesen als Zeichen vornehmer Bildung u. tiefer Weisheit; Alles, was er thut, ist durch genaue Regeln bestimmt, die sich meist auf die Sitten von Jahrtausenden zurückführen lassen. Die Gewänder der Vornehmen, bes. deren Fest- u. Staatsanzüge, sind blendend durch helle Farben u. außerordentlich reich durch in Goldstickerei ausgeführte Bilder von Drachen u. anderen möglichst phantastischen Thierformen, dabei aber kennt der Chinese den Gebrauch weißer Wäsche, wie der Tisch-, Bett- u. Taschentücher nicht. Im Winter trägt man Ueberkleider von Pelzwerk, unter welchem die Felle ungeborener Lämmer am meisten geschätzt werden. Der Zeitpunkt, zu welchem die gesammte Bevölkerung den Wechsel der Sommer- u. Wintergewänder vorzunehmen hat, wird dadurch bestimmt, daß der Vizekönig der Provinz den Kleidungstausch vollzieht u. diese wichtige Thatsache zur Nachahmung bekannt macht. An dem seidenen Gürtel, welcher das lange u. weite, durch vergoldete Knöpfe geschlossene Obergewand zusammenhält, führt der Wohlhabende einen Fächer in seidener Scheide, einen gestickten Tabaksbeutel, eine Taschenuhr in einem gestickten Säckchen, eine Dose mit Feuerstein u. Stahl, zwei Stäbchen, welche ihm beim Essen die Gabel ersetzen müssen, häufig auch ein fein gearbeitetes Schnupftabakfläschchen nebst einem kleinen Löffel, mit welchem er den Tabak in die linke Hand an das unterste Glied des Daumens bringt, um ihn von da aufzuschnauben. Die vornehmsten Klassen tragen bei feierlichen Gelegenheiten eine vom Halse bis zum Gürtel herabhängende schwere Kette, die aus 108 oval geschliffenen Steinen von der Größe eines Taubeneies besteht. Den Kopf bedeckt im Sommer eine kegelförmige Kappe aus Bambusgeflecht mit einem Knopfe auf der Spitze, der den Rang des Trägers anzeigt u. mit einer Quaste aus rothen Seidenfäden od. Pferdehaaren verziert ist; im Winter bedient man sich runder, am Rande umgeschlagener Filzkappen. Das Haupthaar wird den Männern fast ganz abgeschoren u. nur am Scheitel stehen gelassen, wo es zu einem möglichst langen Zopfe vereinigt wird. Dieser Zopf, der jetzt zu den wesentlichsten Bestandtheilen eines echten Chinesen gehört, mit großer Sorge gepflegt, nöthigenfalls durch einen künstlichen ergänzt od. ersetzt u. mit selbstbewußtem Stolze getragen wird, der seiner Lächerlichkeit u. Unantastbarkeit wegen bei uns sprüchwörtlich geworden ist u. doch zeitweilig selbst in Europa Nachahmung gefunden hat, beruht doch nicht auf altchines. Sitte, sondern ist erst durch das jetzige Herrscherhaus (seit 1644) eingeführt worden. Vor dem 40. Jahre einen Schnurrbart u. vor dem 60. weiteren Bart zu tragen, verstößt gegen die Sitte; die Barbiere sind deshalb in Ch. zahlreich u. angesehen. Die unverheiratheten Frauen lassen das Haar in langen Zöpfen herabhängen; die verheiratheten bauen es dagegen zu mehr od. minder kühnen Formen auf, befestigen dieselben durch Gold- od. Silbernadeln u. schmücken es mit Goldplättchen, Perlen u. Blumen. Augenbrauen, Wangen u. Lippen werden geschminkt. Eine nur Ch. eigenthümliche Sitte od. Unsitte ist die bei allen Mädchen vornehmer Stände angewandte Fußverstümmelung, bei welcher die Füße durch gewaltsames, fortgesetztes Hinunterbiegen der Zehen allmählig zu der Form von Hufen verunstaltet u. die armen Eigenthümerinnen derselben zu einem unbeholfenen, unsicheren Gange verurtheilt werden. Beide Geschlechter lassen, wenn anders sie auf einen gewissen Grad von Vornehmheit Anspruch machen wollen, die Fingernägel der linken Hand möglichst lang wachsen, wol, um damit anzudeuten, daß sie es nicht nöthig haben zu arbeiten. Das Familienleben ist streng patriarchalisch geordnet, so daß dem Hausherrn die vollste Macht über alle, selbst über die erwachsenen u. verheiratheten Glieder seiner Familie zusteht; die Heirathen werden demgemäß nur durch Uebereinkunft der Eltern geschlossen. Die Hausmütter, welche Söhne haben, werden hochgeachtet, alle übrigen Frauen aber stehen in tiefer Mißachtung, was zu der häufig vorkommenden Tödtung od. Aussetzung neugeborener Mädchen führt. Das Hausgeräth ist sehr dürftig, doch bedienen sich die Chinesen, im Gegensatze zu den meisten übrigen Asiaten, beweglicher Stühle. Kalte Speisen u. Getränke sind verpönt, dafür bietet aber die chines. Küche viele uns unbekannte Genüsse, wie indische Vogelnester, Haifischflossen, Fischmagen, Thierflechsen, Ratten u. a. Trunksucht ist selten, dagegen das Opiumrauchen sehr verbreitet. Bei feierlichen Gelegenheiten herrscht eine Fülle der strengsten, kalten, oft lächerlichen Förmlichkeiten; im gewöhnl. Leben aber ist der Chinese nicht übertrieben ceremoniell u. Höflichkeit u. Heiterkeit zeigen sich allenthalben im Volke. Prozessionen u. Schaugepränge, bes. am Neujahrstage, dem Laternen- u. dem Drachenbootenfeste 2c., dann Ballspiele, bei denen der Ball mit dem Fuße fortgestoßen wird, Schach-, Würfel-, Karten- u. Dominospiele, Theater- u. Gauklervorstellungen, Feuerwerke, das Steigenlassen von Papierdrachen (angeblich 206 v. Chr. erfunden) u. andere

Nr. 1952. Chinesischer Barbierknabe.

Nr. 1953. Chinesische Bauern, Bootsleute u. Pfeifenhändler.

Belustigungen sind allgemein beliebt; das Spazierengehen aber erscheint ihnen als etwas durchaus Lächerliches. Gewaltsame u. blutige Unterhaltungen verachten sie; Duelle sind ihnen unbekannt, u. eine Berufung auf die Faust gilt bei ihnen als Zeichen geringer Bildung; doch sind sie stets zu Aufruhr geneigt. Von unseren Gebräuchen weichen sie auch dadurch ab, daß sie zum Zeichen des Bejahens den Kopf schütteln, zum Zeichen des Verneinens dagegen mit dem Kopfe nicken; auch lassen sie nicht den Nord- sondern den Südpol des Magnetes gelten. Furcht u. Grauen vor dem Tode ist ihnen fremd, sehr oft bewahren sie selbst schon bei Lebzeiten ihren schon hergerichteten Sarg in ihrem Hause auf. Die Trauerkleider sind weiß od. aschgrau u. haben gläserne Knöpfe statt der vergoldeten.

Nr. 1954. Chinesische Mongolen.

Chinabaum, Fieber- od. Chinarindenbaum, Cinchona, Cascarilla, Quina u. Quinquina in Südamerika. Eine der berühmtesten Pflanzengattungen aus der Familie der Rubiaceen u. der Gruppe der Cinchoneen, artenreich u. nur dem Andesgebirge der südl. Erdhälfte angehörig, fast durchgängig Arten erzeugend, deren Rinde das fieberwidrige Chinin u. seine Begleiter (Cinchonin, Chinidin, Cinchonidin), die man neuerdings in Indien ebenso wohlthätig kennen gelernt hat, in größerer od. geringerer Menge erzeugt. Es sind alle sehr stattliche Bäume von hoher Schönheit, mit großen, meist lederartigen, dem Kaffeebaume verwandten Blättern, schönen, meist röthlichen u. trichterförmig gebildeten, in 5 Zipfel ausgeschnittenen Blumen, welche sich in dichten Rispen an die Spitze der Zweige stellen, endlich mit eigenthümlichen, von oben nach unten od. von unten nach oben aufspringenden, kapselartigen Früchten, in denen die Samen als feine Körnchen zahlreich eingeschlossen sind. Die Borke der Stämme u. Aeste wird im Alter rissig u. bedeckt sich gern mit Flechten od. Moosen sehr verschiedener Arten. Sämmtliche Fieberrindenbäume bewohnen nur eine bestimmte Region des Gebirges, wo sie in der Regel unter einem nebelreichen Klima leben. Neugranada, Peru u. Bolivia sind die Hauptgegenden, wo sie auftreten. Nur durch künstliche Verpflanzung hat man sie in den letzten Jahren unseres Jahrhunderts, zuerst durch die kostspieligen Bemühungen der Holländer, dann der Engländer, nach Java u. Sumatra, sowie nach den Nilgherrigebirgen, Ceylon, Assam ꝛc. u. nach Indien gebracht, wo sie glücklich gedeihen u. bei der Gefährlichkeit des dortigen Klimas für Europäer eine große Rolle zu spielen bestimmt sind. Wie sich hierdurch in den betreffenden Ländern eine eigene bedeutungsvolle Pflanzenkultur entwickelt, hat man in den Mutterländern der Chinabäume die Pflege bisher nur der Natur überlassen, so daß der Cascarillero od. Rindensammler genöthigt ist, die fraglichen Rinden auf mühsamen Wegen in den dichtesten unwegsamsten Urwäldern zu erbeuten. Hier schlägt man den Baum einfach nieder, schält seine Rinde u. trocknet sie auf eigenen Gestellen über dem Feuer. Dagegen bilden die in Indien gepflegten Chinabäume mehr od. weniger zusammenhängende Pflanzungen im Schatten anderer Baumarten, wo sie leicht zu erlangen u. leicht ihrer Rinde zu entkleiden sind. Man hat bisher etwa 37 verschiedene Arten kennen gelernt, von denen jedoch sich nicht alle gleich reich an den betreffenden heilsamen Pflanzenstoffen zeigen. Die der Kultur zugeführten sind natürlich die reichsten; ihre Zahl beträgt etwa 9 Arten. In absteigender Reihe nennen wir: C. calisaya, boliviana, Hasskarliana, succirubra; C. caloptera, lancifolia var. discolor, officinalis, micrantha; C. Carabayensis. Die erste Reihe liefert die besten, die zweite mittlere, die dritte chininarme Arten. Die Art, welche wir in Abbild. beigeben (C. lancifolia var. discolor *Krst.*), liefert die gelbe, faserige China (China flava fibrosa) od. die Quinquina Pitayo (vgl. „Chinarinde").

China clay; unter diesem Namen kommt aus England ein fein präparirter Parzellanthon (Kaolin) in den Handel, der bes. als Füllmaterial für die Papierfabrikation, sowie zur Appretur u. Beschwerung baumwollener Gewebe verwendet wird.

Chinarinde, Fieberrinde; diese zu den hochgeschätztesten Arzneimitteln gehörende Rinde kommt in sehr vielen verschiedenen Sorten in den Handel, von denen man echte u. falsche Ch. unterscheidet; nur die ersteren haben Werth; sie stammen von Bäumen, die alle der zu den Rubiaceen gehörenden Gattung Cinchona (s. d.) angehören. Die große Zahl der im Handel vorkommenden echten Ch. theilt man gewöhnlich in 3 Gruppen, in die graue od. braune, die gelbe u. rothe Ch. (Chinae fusca, flava od. regia u. rubra); doch ist diese Eintheilung nicht wissenschaftlich streng durchzuführen. Daher hat man diese Bezeichnung vielfach fallen lassen u. nennt die Rinden nach ihren Abstammungsarten od. Ausfuhrhäfen; das Richtigste ist jedoch, sie nach der botanischen Bezeichnung der Bäume zu nennen, von denen sie stammen, u. hat diese Art der Bezeichnung in neuester Zeit auch wirklich angefangen, sich im Handel Bahn zu brechen. Die theuersten Sorten sind diejenigen, welche mit dem Namen Königschina bezeichnet werden, sie kommen meist aus Bolivia von der Cinchona Calisaya; von den grauen od. braunen sind die Perurinden zu erwähnen, nam. die Huanuco, Loxa, Huamalies u. a. — Da man bei der Gewinnung dieser kostbaren Rinden in Amerika nicht mit der nöthigen Sorgfalt umgeht, so stand zu befürchten, daß die nur vereinzelt in den Wäldern vorkommenden Chinabäume in nicht gar zu langer Zeit völlig ausgerottet sein würden. Man hat sich daher bemüht, trotz des von Seiten der peruanischen Regierung erlassenen Ausfuhrverbotes von Samen u. Stecklingen, Chinabäume auch nach anderen geeignet gelegenen Gegenden zu verpflanzen, u. diese Versuche, ein Verdienst von Haßkarl u. Junghuhn, sind denn auch vollständig gelungen. Junghuhn hat auf der Insel Java vor einer Reihe von Jahren Chinapflanzungen angelegt, deren Rinden bereits einen Handelsartikel bilden, es sind nam. Cinchona Pahudiana, C. Calisaya, C. officinalis u. C. succirubra, die dort angepflanzt wurden. Auch in Britisch-Indien, auf den Vorbergen des Himalaja, hat man die Chinakultur angefangen u. von dort bereits Rinden in den Handel gebracht. — Die wirksamen u. daher wesentlichen Bestandtheile der Ch. sind einige Alkaloide, das Chinin, das Cinchonin, das Cinchonidin u. Chinidin; diese Stoffe, sowie deren Verbindungen mit verschiedenen Säuren, werden fabrikmäßig aus den betreffenden Rinden dargestellt u. sind in reinem Zustande weiße, feinkrystallinische Körper von bittrem Geschmack. Von allen diesen ist das Chinin am wichtigsten u. als Fiebermittel am wirksamsten; es ist nicht in allen Sorten von Rinde enthalten, fehlt z. B. in der Huanuco u. anderen; die besten Sorten halten davon nur $2\frac{1}{2}-3\frac{1}{2}$ Prozent. Die Formel des Chinin ist $C_{40}\ H_{24}\ N_2\ O_4$; es besteht demnach aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff u. Sauerstoff; am häufigsten gebraucht werden von den Chininsalzen das schwefelsaure Chinin (Chininum sulphuricum) u. das baldriansaure Chinin (Chininum valerianicum). Außer den angeführten Alkaloiden

finden sich in der Ch. noch eine eigenthümliche Gerbsäure, die Chinagerbsäure, ferner ein rother od. rothbrauner Farbstoff, das Chinaroth, welches sich aus der Chinagerbsäure durch Aufnahme von Sauerstoff u. Ausscheidung von Kohlensäure u. Wasser bildet, u. endlich die Chinasäure, eine aus weißen Krystallen bestehende Substanz, die man außer in der Ch. auch in dem Heidelbeerkraut u. in den Kaffeebohnen gefunden hat.

Chinasilber ist eine Fabrikbenennung solcher Neusilberwaaren, die auf elektro-chemischem Wege noch mit einer Schicht feinen Silbers überzogen sind. Sie eignen sich als Stellvertreter echter Silberwaaren um so besser, je stärker die aufgetragene Silberschicht u. je feiner, also weißer, die neusilberne Grundmasse ist, weil dann auch in dem Falle, daß an Ecken u. Kanten die Silberschicht sich abgenutzt hat, der Farbenunterschied nicht so hervortritt wie bei silberplattirten Kupferwaaren. Der Name elektroplattirte Waaren bezeichnet denselben Gegenstand.

Chincha-Inseln (spr. Tschintscha-J.), drei kleine, zu Peru gehörige Inseln im Stillen Ozean unter $13\frac{1}{2}°$ südl. Br., etwa 12 Seemeilen von der Küste entfernt (Isla del Norte, Isla del Medio u. Isla del Sur). Sie sind felsig, ohne Vegetation u. ohne Wasser, der Aufenthalt von zahllosen Seevögeln u. weit berühmt als die reichhaltigsten Fundorte des besten Guanos, der fast die ganze Oberfläche in einer mächtigen Schicht bedeckt. Schon unter den Inkas sollen die Peruaner sich dieses Düngemittels bedient haben. Man unterscheidet in den Huaneras (Guanolagen) vorzüglich zwei Arten, den weißen Guano, welcher erst der neueren Zeit angehört, u. den tiefer liegenden Huano pardo (alten Guano), welcher von einem schmuzigen Grau bis zu einem dunklen Braun vorkommt. Der Guano lagert zumeist in wagerechten, oft auch gewellten Schichten, welche nach den Enden hin eine Umbiegung haben. Oben sind dieselben röthlich, nach unten hin mehr od. weniger hellgrau. Die Arbeiter, meistens Chinesen, hauen mit Spitzhacken Stufen in den Guanoberg, der abfallende Guano wird von anderen Arbeitern mit Schaufeln auf zweirädrige Karren geworfen u. aus diesen auf einer Bahn bis an die Schiffe gefahren. Die peruanische Regierung hat den Guano an eine engl. Gesellschaft verpachtet u. bezieht aus diesem Monopol alljährlich höchst ansehnliche Summen. Während der letzten Jahre sind mehr als 400,000 Tonnen Guano von diesen Inseln verschifft worden, die an Ort u. Stelle einen Geldwerth von über 30,000,000 Thlrn. hatten.

Chinchilla (spr. Tschintschillja) od. Wollmaus (Eriomys), eine Gattung südamerikanischer, kaninchenartiger Nager mit langem, buschigem Schwanze, die gesellig in gebirgigen Gegenden von Peru, Bolivia u. Chile in zum Theil selbst gegrabenen Höhlungen leben u. deren silbergraues, seidenweiches Fell mit 3 cm. langen Haaren das feinste Pelzwerk, bes. zu Mützen, Verbrämungen u. Müffen, liefert. Ein Dutzend Fellchen vom großen Ch. (Eriomys chinchilla), das etwa 30 cm. Länge erreicht u. einen 20 cm. langen Schwanz hat, kosten 4—6 Thlr., von dem noch viel feineren kleinen Ch. (E. lanigera), das weit kleiner ist u. größere Ohren hat, 15—30 Thlr. Das Fleisch dieser Thierchen wird in Südamerika gern gegessen. Man fängt sie in Schlingen od. jagt sie durch eigens hiezu abgerichtete Wiesel (Mustela agilis).

Chinesische Mauer (Wan-li-tschang-tsching, d. i. Große Mauer von 10,000 Li) heißt die große Mauer, die sich über 300 deutsche M. weit an dem Nordrande des chinesischen Hochlandes hinzieht; sie beginnt im Westen der Provinz Kan-su u. läuft in einem weiten Bogen bis zum Golf von Pe-tsche-li u. von da nach NO. bis zum Songariflusse, nur durch einzelne mit Kastellen gekrönte Berge u. das Flußbett des Hoang-ho unterbrochen. Die erste Anlage wurde von dem kräftigen Kaiser Schi-hoang-ti im J. 214 v. Ch. begonnen u. durchgeführt, um die Tataren abzuhalten; spätere Kaiser setzten den Bau fort, bis das Werk, im 5. Jahrhundert im Wesentlichen vollendet, im Anfang des 7. Jahrhunderts durch Yang-ti seine jetzige Ausdehnung erlangte. Den Einfällen räuberischer Horden gegenüber hat die große Mauer wol genügt, größere Heere aber konnte sie nicht zurückhalten, u. heutzutage ist sie, zum Theil verfallen, nur für die Ueberwachung der Ab- u. Zureisenden von Bedeutung. Sie ist an manchen Stellen, wie nördl. von Peking, zwei- u. selbst dreifach u. besteht zum größten Theile aus einem $3\frac{1}{2}$ m. dicken, durchschnittlich 11 m. hohen Erdwalle, der oben mit gebrannten od. natürlichen Steinplatten belegt u. an den Seiten mit einer 1 m. starken Mauer von Backsteinen bekleidet ist; diese ruht auf einem über 1 m. hohen Unterbaue aus schönen Granitquadern, der einen halben m. weit vor den Backsteinen hervortritt. An der Außenseite der Plattform läuft eine etwas über dieselbe vorspringende, $1\frac{1}{2}$ m. hohe Brustwehr hin, in welche von 2 zu 2 m. Schießscharten angebracht sind. Bis 13 m. hohe Thürme aus Ziegelwerk od. Stein überragen, 200—300 Schritt von einander entfernt, die Mauer, aus welcher sie um 6 m. hervortreten. An einzelnen Punkten erreicht dieses Mauerwerk eine Höhe von 26, an einem sogar von 38 m. An den zum Theil eisernen Thoren befinden sich noch bes. Bastionen. Doch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zeigt die Ch. M. so treffliche Ausführung; sie besteht vielmehr an manchen Orten nur aus lose aufgeworfenem Steinwerk od. einem bloßen Erdwalle, im östlichen Theile selbst nur aus Palissadenwerk. (Abb. s. unter „China" Nr. 1951.)

Nr. 1955. Zweig der Cinchona lancifolia.

Chinesisches Meer, eine mächtige Wasserfläche, welche von der Halbinsel Malakka an die Ostküsten Hinterindiens u. China's bis zur Südspitze von Korea bespült; sie zerfällt in zwei Theile, die durch die Fu-kian-Straße mit einander verbunden sind. Der größere derselben, das südchinesische Meer (Nan-hai), ist im W. von Hinterindien, im N. von China u. Formosa, im O. von den Philippinen u. Borneo, im S. von den Anamba- u. Natuna-Inseln begrenzt, u. bildet die großen Meerbusen von Siam u. Tong-king, welch letzterem die Insel Hai-nan (s. „China") vorgelagert ist.

Nr. 1956. Die Chinchilla (Eriomys chinchilla).

Das im N. von Formosa beginnende Ostchinesische Meer (Tong-hai) ist weit kleiner als das Nan-hai, liegt zwischen China, Korea, den südlichsten Theilen Japans u. den Liu-kiu-Inseln u. verläuft nach NW. in das Gelbe u. nach NO. durch die Straße von Korea in das Japanesische Meer (s. d.), während es nach O. hin mit dem Großen Ozean in Verbindung steht. (Betreffs der Hafenplätze s. „China".)

Chinesische Sprache, Schrift, Literatur u. Kultur. Die chinesische Sprache ist in Bezug auf spezielle Reinheit u. Folgerichtigkeit ihres Verfahrens eine klassische Sprache. Sie hat vielfache Bildungen durchgemacht u. eine Fülle mannichfaltig abgestufter Mundarten aus sich erzeugt. Man hat im Chinesischen zu unterscheiden: 1. Volksdialekte älterer u. neuerer Zeit (fast jede Provinz hat ihren eigenen Dialekt), 2. die allgemeine Umgangssprache der Gebildeten neuerer Zeit, 3. die Schriftsprache der alten, 4. die Schriftsprache der neueren Zeit. Das Eigenthümliche der chines. Sprache besteht nun vor Allem darin, daß sie die Rede unmittelbar aus einsilbigen Wurzeln (von denen indeß manche sich auch in zwei Elemente zerfällen lassen) zusammensetzt. In den arischen Sprachen geht die Wurzel im Worte, im Chinesischen geht sie im Satze auf. Während die ersteren einen Wort- und einen Satzbau haben, ist die chinesische Grammatik wesentlich nur Syntax, aber eine uns sehr fremdartige, ganz unscheinbare Mittel höchst zweckmäßig verwendende Syntax; die Konstruktion ist sehr genau bestimmt. Ferner giebt es, wie in der Schrift phonetische Zeichen, gewisse sprachliche Hülfswörter, u. ein drittes mehr untergeordnetes Mittel ist der Rhythmus. Jeder Satz beginnt mit dem Subjekt (s); jede nähere Bestimmung, jedes Attribut, auch jeder Nebensatz (a) steht vor dem zu bestimmenden; dann folgt das Prädikat (p), die Ergänzung aber (das Objekt, o) steht hinter dem zu Ergänzenden, also: a s p o; 大, tá, bedeutet daher in der Stellung a groß, als s Größe, als p groß sein (ohne Objekt), od. groß machen (mit Objekt); ly bedeutet pflügen, Pflug u. Ochs (d. h. Pflüger) ꝛc. So zwingt die chines. Sprache, logische Formen zu denken, die sie grammatisch gar nicht andeutet, u. erreicht durch das einfache Mittel der festen Wurzelstellung eine große Bestimmtheit im Denken der wesentlichsten formalen Beziehungen. Der Chinese denkt mehr als in seiner Sprache unmittelbar liegt, sowie er auch gewissermaßen mehr abliest, als er mit seinen ideographischen Zeichen schreibt (s. weiter unten). Seine Rede hat weniger formale Festigkeit u. Freiheit als unser Satz, aber wieder mehr Bestimmtheit als unsere zusammengesetzten Wörter, deren Bildung sonst an das Chinesische erinnert; das chinesische scheng syang kwe, Reit-Elephanten-Reich, wo syang, Elephant, Objekt, scheng syang Attribut zu Reich ist, zeigt eine logischere Verbindung als etwa unser deutsches „Kleinkinderbewahranstalt“ (chines. „Bewahr-Klein-Kinder-Anstalt“). Der Chinese geht sehr weit in dieser Gruppirung der Wurzeln, denn nicht nur zwei, sondern mehrere (sogar sieben!) Wurzeln, die unter sich in den verschiedensten Verhältnissen stehen können u. ganze Redensarten bilden, gelten für die Sprache als Einheit u. müßten im Deutschen als ein einziges Redeglied, etwa durch ein zusammengesetztes Wort, dargestellt werden. Der eigentliche Wurzelvorrath besteht aus ungefähr 450 Silben, deren Zahl durch die verschiedenen Accente (^, ´, ` u. ˘) etwa verdreifacht wird. Wo Zweideutigkeiten trotz der so fest bestimmten Konstruktion eintreten konnten, hilft man sich durch gewisse Partikeln. So tritt z. B. zwischen das Attribut u. Substantivum die relative Partikel tī, im objektiven Verhältniß ist eine Dativpartikel twi (eigentl. „gegenüber-sein“) gebräuchlich, der Plural wird durch bes. Wörter (z. B. tō, viele, tschúng, alle) ausgedrückt, das Adverb durch schàn od. durch Verdoppelung (z. B. sao-sao, peu à peu). Eben so werden bei den Verben die Tempora u. Modi durch hinzugefügte Partikeln bezeichnet. Alle diese Partikeln gehören übrigens vorzugsweise dem Wen-tschang (der neueren Schreibart) an. Als eine Sprache, welche die Vorstellungen meist durch mehrere Wurzeln umschreibt, ist das Chinesische sehr reich an Ausdrücken, bes. für die abstrakteren Vorstellungen, u. die Zahl der Synonyma ist überaus groß (zur weiteren Belehrung ist bes. Endlicher's Grammatik zu empfehlen).

Die chinesische Schrift bezeichnet Begriffe. Den Grundstock bilden etwa 200 Figuren, welche ursprünglich rohe Bilder (Siang-hing) der zu bezeichnenden Gegenstände waren. Da diese nicht lange ausreichen konnten, so sah man sich nach verschiedenen Hülfsmitteln um u. fand diese zunächst in der Sprache selbst, welche es liebt, Wurzelgruppen zu bilden. Man führte ferner willkürliche Zeichen ein, gab den Schriftzeichen durch veränderte Stellung eine andere Bedeutung, bediente sich aber auch gewisser phonetischer Zeichen, denen man die den Gattungsbegriff bezeichnende Figur beisetzte. So bezeichnet z. B. 公 die Silbe sung, u. da nun die Tanne sung schu (od. altchinesisch sung mu) heißt u. das allgemeine Bild für Baum (木) ist, so schreibt man 松. Auf den ersten Blick mag es allerdings sehr schwer erscheinen, sich in den seltsamen Pinselstrichen der chinesischen Schriftzeichen zurechtzufinden. Man betrachte z. B. die Schriftzeichen: 麻 ma, Hanf, 齒 tchì, Zähne, wo der geöffnete Mund noch erkennbar ist), 龜 küei, Schildkröte u. s. w. Bei näherer Prüfung findet man jedoch, daß diese Begriffszeichen nach der Anzahl von Strichen, die bei ihrer Zeichnung angewandt werden, sich in gewisse Abtheilungen (im Ganzen 17) gruppiren lassen. Auch haben die Chinesen ihre Charaktere in Wörterbüchern zusammengestellt, welche nach gewissen Schlüsseln (gegenwärtig 214) geordnet sind. Die vollständigsten enthalten gegen 100,000 Zeichen, doch ist es im Allgemeinen möglich, chinesische Bücher zu lesen, wenn man einige tausend Charaktere kennt. Die Zeichen selbst haben nach u. nach immer bequemere Formen angenommen. Die Chinesen schreiben mit senkrecht gehaltenem Pinsel u. Tusche von oben nach unten, u. zwar nur auf einer Seite der am Seitenrande unaufgeschnittenen Papierblätter; die Zeilen reihen sie von rechts nach links an einander.

Was die chinesische Literatur anbelangt, so ist sie ungemein reich. Ein großer Theil der altchines., nam. der historischen Schriften wurde 215 v. Chr. auf Befehl des Kaisers Schi-hoang-ti vernichtet. Der xylographische Bücherdruck ist schon seit 950 v. Chr. gewöhnlich. Die erste Stelle in der chines. Literatur nehmen die fünf klassischen (kanonischen) Bücher ein, welche unter dem Namen King poetischen, historischen, moralischen u. politischen Stoff in altchinesischem Stile enthalten. Kong-fu-tse soll sie im 6. Jahrhundert v. Chr. aus verschiedenen älteren Urkunden zusammengetragen haben. Räthselhaft ist das erste Buch, Y-king, das Buch der Verwandlungen, mit seinen arithmetischen Spielereien u. wunderlich verschlungenen Figuren. In den 8 × 8 Figuren (Kua) glaubte Leibnitz Spuren der binarischen Arithmetik od. Dyadik zu erkennen, eines Zahlsystems, das nur der Ziffern 1 u. 0 bedarf u. z. B. 64 durch 1,000,000 bezeichnet. Viel bedeutender ist das Schu-king, der Geschichtskanon; das Schi-king enthält uralte Hymnen u. Lieder, das Tchün-tsieu eine Chronik der kleineren, zum chinesischen Reich gehörigen Provinzen, bes. des Landes Lu von Kong-fu-tse, u. das Li-king, eine Sammlung aller Gesetze u. Vorschriften, Sitten u. Gebräuche der alten Chinesen. Diesen King zunächst stehen als klassische Bücher zweiten Ranges die vier Bücher (Sse-schu) von Kong-fu-tse u. seinen Schülern: der Ta-hio (die große Lehre, eine Sammlung von Vorschriften über Staatskunst), Tschung-yung, die unveränderliche Mitte, ein Sittenbuch, welches das Einhalten eines mittleren Weges zwischen den Extremen predigt, Lün-üy Sprüche u. Denkwürdigkeiten aus dem Leben u. den Unterredungen des Kong-fu-tse, endlich Meng-tse (die Unterredung dieses Weisen mit einem Fürsten Liang-wang über die beste Art zu regieren. Ferner gehören zu diesen Klassikern zweiten Ranges der Hiao-king (das Buch vom kindlichen Gehorsam) u. der Siao-hio (die kleine Lehre, eine Art Pädagogik). Alle diese der neueren chinesischen Wissenschaft zu Grunde liegenden Werke gelten für heilig, unwiderleglich u. unübertrefflich. Alle spätern die Philosophie Religion u. Moral behandelnden Werke sind eigentlich nur Scholien, Kommentare u. Paraphrasen dieser Schriften. Später ist Lao-tse als Gründer der zweiten großen philosophischen Schule aufgetreten, u. danach sind eine Menge buddhistischer Schriften, die auch in Kings getheilt u. meist aus dem Sanskrit übersetzt sind, erschienen. (Ueber das Verhältniß des Chinesischen zum Sanskrit u. Cochinchinesischen vgl. Max Müller, Vorlesungen über Sprachwissenschaft, deutsch von Böttger.) Auch die geschichtliche Literatur ist überaus reich u. enthält werthvolle Ueberlieferungen aus uralter Zeit. Als Vater der chinesischen Geschichtschreibung gilt Sse-ma-tsian (um 200 n. Chr.). Seine u. seines Vaters Reichsannalen beginnen mit dem J. 2637 v. Chr., bleiben allerdings bis in das 9. Jahrhundert v. Chr. lückenhaft, geben aber dann die Reichsgeschichte bis gegen 200 n. Chr. im Zusammenhang. Seit Sse-ma-tsian ist diese Reichschronik stetig fortgesetzt worden. Auch die Geschichte benachbarter Volksstämme, z. B. der Mongolen, ist von chinesischen Geschichtschreibern beschrieben worden. Die Chinesen besitzen ferner zahlreiche literar- u. naturhistorische Werke. Ihre Jugendschriften sind meist rhythmisch abgefaßt u. zum Auswendiglernen eingerichtet. Eine bes. Vorliebe haben sie für Encyklopädien u. Wörterbücher. Der Kang-hi-tse-tian od. das kaiserliche Wörterbuch (auf Befehl des Kaisers Kang-hi von 32 Gelehrten 1710—16 verfaßt u. vom Kaiser mit einer Vorrede versehen) ist gewissermaßen mit dem Dictionnaire de l'Académie zu vergleichen, insofern es die Schreibart aller öffentlichen Schriften festsetzt. In der Poesie herrscht die Phrase; die lyrischen Gedichte sind gewöhnlich in Anthologien gesammelt; ein großes Nationalepos ist nicht vorhanden, dagegen viele romantische Dichtungen, in welche die Sagen u. Mythen der Vorzeit verflochten sind. Auch historische u. bürgerliche Romane giebt es in Masse. H. Steinthal giebt in seiner Charakteristik der Typen des Sprachbaues den Text eines Romanbruchstücks mit Interlinearversion. Der Held pflegt höchst vollkommen dargestellt zu werden; er erhält gewöhnlich in allen Reichsexaminibus die erste Censur u. erobert schließlich die Herzen zweier Schönen. Die dramatische Poesie weicht in ihrer echt nationalen Entwicklung von unseren dramatischen Formen ganz entschieden ab. Sie bietet meist nur dialogisirte Lebensbeschreibungen mit lyrischen Partien, mythologischen Darstellungen u. vielen Digressionen, ohne Einheit der Handlung.

Was Geographie u. Ethnographie betrifft, so haben die Chinesen von allen außerhalb der Grenzen ihres Reiches liegenden Ländern meist sehr seltsame Vorstellungen, welche erst in der allerneuesten Zeit etwas berichtigt worden sind; auch die Astronomie ist fast nur Astrologie, die Chemie meist Alchemie. Dagegen sind die Chinesen mit der gemeinen Arithmetik wohl vertraut. Sie rechnen nach dem Dezimalsystem u. bedienen sich häufig des Souanpan, einer Art Rechenbret, um ohne Ziffern leicht u. sicher zu rechnen. Die chinesische Arzneiwissenschaft ist noch weit zurück, indessen kennt sie das Einimpfen der Pocken schon seit 800 Jahren. – Die Malerei ist für das kleine Detail bes. im Farbenglanze reich entwickelt, aber ohne Perspektive u. deshalb zur Herstellung großer Gemälde nicht fähig.

chinesisches Feuer heißt in der Lustfeuerwerkerei jeder mit verkleinertem Metall (Feil- u. Drehspänen, Hammerschlag ꝛc.) gemischte Satz, welcher beim Abbrennen, indem die kleinen Metallkörper glühend ausgestoßen werden, einen Funkenregen erzeugt, dessen Färbung nach Art der angewandten Metalle verschieden ist.

chinesisches Gras, Chinagras od. Grasleinen heißt ein Faserstoff, der in China von verschiedenen großen stachellosen Nesselpflanzen gewonnen wird, die man für diesen Zweck anbaut. In Ch. selbst heißt der Faserstoff Tschuma. Die daraus gefertigten Stoffe, größtentheils Taschentücher, sind schon lange gelegentlich nach Europa gekommen, haben aber erst seit den großen Industrieausstellungen in London u. Paris mehr Aufmerksamkeit erregt. Die Gewebe zeichnen sich durch schöne Weiße u. ein eigenthümliches durchscheinendes Lustre aus. Die Fäden darin sind nicht gesponnen, sondern es sind die einzelnen Fasern verwebt u. an den Enden durch Zusammendrehen verbunden. Was unter dem Namen ch. G. jetzt als Spinnfaser nach Europa zur Verarbeitung gelangt, kommt nicht von China, sondern aus Ostindien u. zum Theil aus Japan. Bes. wird die Pflanze Ramee, auch eine Nessel, als diejenige genannt, von welcher das Meiste der im Handel befindlichen Faserstoffe stammen soll.

Chinesisch-Grün, mit dem heimischen Namen Lokao, ist ein eigenthümliches schön u. echt grün färbendes Präparat, welches die Chinesen aus der Rinde eines od. zweier Arten von Kreuzdorn in nicht näher bekannter Weise herstellen. Die echte Waare bildet dünne, blaue Scheibchen, mit violett u. grünem Schiller, auf dem Bruch mit Kupferglanz, ist in Wasser u. Weinessig unlöslich, aber löslich in Essigsäure u. alaunhaltigem Wasser. Die letztere Lösung dient zum Grünfärben von Baumwolle u. Seide; die Farbe hat die gute Eigenschaft, bei künstlicher Beleuchtung nichts von ihrer Schönheit zu verlieren. Durch Niederschlag aus der Alaunlösung mit einem Alkali wird eine schöne, lichtgrüne Lackfarbe erhalten, die im Zeugdruck benutzt wird; auch tiefblaue Lacke lassen sich daraus herstellen. Der Bezug des chines. Farbstoffes hat indeß nicht lange gedauert, da es Charvin in Bordeaux gelungen ist, denselben Stoff mit allen seinen Eigenschaften aus Kreuzdornarten, u. zwar bedeutend wohlfeiler, herzustellen.

Chinin, s. „Chinarinde".

Chinoïdin, unter diesem Namen kommt eine braune, extraktartige Masse in den Handel, die aus den Rückständen bei der Chininbereitung gewonnen wird; es enthält neben einem Zersetzungsprodukte des Chinins, dem Chinicin, etwas Cinchonin u. andere, nam. harzartige Stoffe.

Chinolin, auch Leukolin gen., ist eine flüchtige organische Basis, die bei der Destillation von Chinin, Cinchonin u. einigen anderen Alkaloiden mit Kali entsteht u. auch im Steinkohlentheeröl enthalten ist. Das Ch. ist eine ölige Flüssigkeit, die mit Säuren krystallisirbare Salze bildet.

Chinon, ist ein in schön gelben Blättchen krystallisirender Stoff, der bei der Behandlung von Chinasäure mit Schwefelsäure u. Braunstein entsteht; seine Formel ist C_{12}, H_4, O_4.

Chinovasäure, eine in der China nova, einer zu den falschen Chinarinden gehörenden Rinde, enthaltene u. daher unwichtige Säure.

Chiococca, Schneebeere, Pflanzengattung der Kaffeebaumartigen in der Familie der Rubiaceen, mit ein paar Arten in Brasilien, Ch. anguifuga, racemosa u. densifolia, die in ihrem Vaterlande hochberühmte Arzneikräuter sind u. die bekannte Kainkawurzel liefern. Diese gilt dort als unfehlbares Mittel gegen Wassersucht, Schlangenbiß, Hypochondrie u. s. w. Ihr Hauptbestandtheil, das Kainkabitter, Kainkasäure od. Kaincin, wirkt mild purgirend u. kräftig harntreibend.

Chioggia (ital., spr. Kiodscha), Distrikt der ital. Provinz Venedig, enthält 6½ □M. u. etwa 60,000 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt desselben, 3½ Meile südl. von Venedig auf der durch eine Brücke von 23 Bogen mit dem Festlande verbundenen Insel Ch. (27,000 E.) gelegen u. gleich Venedig auf Pfähle gebaut, hat einen befestigten Hafen, den tiefsten in den Lagunen, betreibt lebhaften Handel, Fischerei u. Salzproduktion, ist der Sitz eines Bischofs u. hat ein bischöfliches Gymnasium, ein Seminar ꝛc. Ch., ursprünglich Fossa Claudia gen., bei den Einfällen der Germanen in Italien durch Flüchtlinge bevölkert, gerieth später unter die Herrschaft der Venetianer, dann unter die der Oesterreicher, die es 1866 mit Venetien an das Königreich Italien abtraten.

Chiolith, ein seltenes, in kleinen, weißen, glasglänzenden, tetragonalen Pyramiden, nur zu Miask im Gouv. Orenburg mit Kryolith vorkommendes Mineral, das aus Fluor mit Thonerde u. Natrium besteht.

Chionanthus Virginica *L.*, die bekannte Giftesche od. der Schneeflockenbaum Nordamerika's. Ein merkwürdiger Baum der Oelbaumgewächse mit länglichen u. zugespitzten Blättern von tiefgrüner Färbung, auf welcher sich die in Rispen erscheinenden weißen Blumen vortrefflich abheben. Dieselben bestehen aus vier äußerst schmalen, langen Blumenblättern, die in ihrer Gesammtheit den Eindruck von Schneeflocken machen können. In dem Vaterlande der Pflanze gebraucht man die Wurzelrinde gegen Wechselfieber od. wegen ihrer narkotischen Schärfe auch zu Umschlägen bei Wunden u. Geschwüren. Hier nennt man den Baum noch bezeichnender Fringe-tree, etwa Fransenbaum. Auf Cuba besitzt er einen nahen Verwandten in Ch. ligustrina; doch macht dieser weniger den Eindruck einer Esche, da seine Blätter viel breiter u. lederartig sind. Der vorige wird darum gern auch in Parkanlagen gepflegt.

Chios, neugriechisch Skio, bei Plinius Aethalia, Makris, Ophiusa, Pithyusa (Fichteninsel), bei den Türken Saki-Adassi, d. i. Mastixinsel, genannt, u. als „Garten des Türk. Reichs" od. als „Paradies des Archipelagos" bezeichnet, eine 18½ □M. große Insel an der Westküste von Kleinasien, parallel mit dem Landvorsprunge, welcher die südl. Seite des Hafens von Smyrna bildet. Sie erstreckt sich von S. nach N. 6½ M. lang, bei einer Breite von 2—4 M., hat eine tiefe Einbuchtung im W. u. ist vom Festlande durch einen ¾ bis 2 M. breiten Kanal, den Stretto di Capo Bianco, getrennt, in welchem die berühmte Seeschlacht von Tschesme (nach dem Städtchen dieses Namens an der Festlandsküste benannt) im J. 1770 zwischen Russen (Orloff) u. Türken geliefert wurde. Ch. gehört zum Ejalet Djezairi Bahri Sefid (d. h. Archipel) u. bildet die Liva Sakyz (d. h. Mastix). Es ist mit Bergen u. Hügeln erfüllt; der höchste derselben ist der Eliasberg, im Alterthum Pellenaion od. Pelinäum genannt, vor Zeiten mit einem Jupiterstempel auf dem Gipfel. Das Klima ist mild, der Boden trocken u. steinig, doch bei hinreichender Feuchtigkeit nicht unfruchtbar. Auf Ch. wächst ein im Alterthum hochberühmter, jetzt nur von den Griechen geschätzter Muskatwein in sauren u. süßen Arten (die alte Sage berichtet, Oenopion, der Sohn des Dionysos habe, von Kreta kommend, sich auf Ch. niedergelassen); der beste wird noch jetzt auf den Ariusischen Hügeln nahe bei Volisso gewonnen. Pfirsiche, Mandeln, Feigen, Limonen, Pomeranzen u. andere Südfrüchte gedeihen aufs Beste. Auch die Rosen von Ch. sind berühmt. Einen besonderen Reichthum hat die Insel in dem Mastix (dem Harze der Pistacia Lentiscus var. chia), welcher in einem besonderen, aus 24 steuerfreien Dörfern bestehenden Distrikte gewonnen wird; er findet mannichfache Verwendung zu feinen Firnissen, zum Räuchern u. zur Bereitung des Mastixbranntweins. Die Menge des gewonnenen Mastix betrug früher jährlich 50,000 Entr., wovon indessen 21,000 Centner an den türkischen Generalpächter abgegeben werden mußten. Die Berge liefern einen schönen Marmor von bleigrauer Farbe mit weißen Adern u. andere geschätzte Steine. Von Thieren sind rothe Rebhühner, der Flamingo, der Bienenwolf ꝛc. hier einheimisch.

Ch. war ursprünglich von Pelasgern u. Lelegern bewohnt, zu denen später jonische Kolonisten kamen. Bald bildete die Insel einen blühenden u. mächtigen Staat, welcher bei dem Aufstande des Histiäos u. Aristagoras (500 v. Ch.) 98 Schiffe stellte. Ch. wurde den Merinnaden in Lydien, später den persischen Königen zinsbar u. theilte dann die Geschicke der makedonischen, griechischen u. römischen Staaten; unter Vespasian erscheint es zuerst als römische Provinz. Von der Mitte des 14. Jahrh. bis zum J. 1566 hatten es die Genuesen in Besitz, dann kam es in türkische Hände. Vor der griech. Erhebung war es die wohlhabendste, von den Türken vorzugsweise begünstigte Insel des Archipels, welcher die muhamedanischen Beherrscher selbst eigene bürgerliche Gerichte, Notare u. Sanitätsbeamte ließen; u. vorübergehend nahmen es 1694 die Venezianer in Besitz. Immer war Ch. eine wichtige Station des Seehandels zwischen Konstantinopel, Syrien u. Aegypten; jährlich wurden in der Hauptstadt 35,000 Kg. Seide zu ausgezeichneten Seidenstoffen verarbeitet; es bestand eine höhere Lehranstalt, durch eine Bibliothek von 30,000 Bänden unterstützt. Als aber die Bewohner der Insel an dem Aufstande der Griechen theilnahmen u. unvorbereitet sich erhoben, wurden sie von den Türken besiegt, zum größern Theil niedergemetzelt od. in die Sklaverei geschleppt; von 120—130,000 Einwohnern waren am Ende des Schreckensjahres 1822 noch 16,000 übrig! Jetzt ist die Bevölkerung wieder auf 40,000 gewachsen u. in

1 Stadt u. 68 Dörfer vertheilt; es befinden sich darunter 3000 römisch-katholische Abkömmlinge italienischer Kolonisten (seit dem Mittelalter), die unter ihrem eigenen Bischof stehen; die Mehrzahl der Bewohner sind Türken. Sie beschäftigen sich mit Seidenzucht, Industrie in Baumwolle u. Seide, Verfertigung von Confituren u. treiben mit diesen Artikeln, wie mit Früchten, Mastix, Wolle, lebhaften Handel. Die Hauptstadt **Kastro** (auch Ch. genannt) liegt an der Ostküste, hat ein Kastell, einen Hafen mit 2 Leuchtthürmen, ist Sitz eines Erzbischofs, des kathol. Bischofs, hat viele griech. Kirchen u. ein griech. Kolleg. Die Zahl der Einwohner, früher 30,000, beträgt jetzt etwa 15,000. Unterseeische Telegraphen führen nach Smyrna, Kreta u. den Dardanellen, der Handel ist lebhaft. Auch im Alterthum war die Stadt bedeutend; sie hatte einen großen Tempel der Athenäa Polinchos, ein Theater, u. wurde von zahlreichen Kaufleuten bewohnt. Hier wurde, wie Plinius berichtet, die Stärke (amylum genannt) erfunden. Merkwürdige Punkte der Insel sind noch der Hafen **Phanä** an der Südspitze, im Alterthum Phanäa genannt, das in rauher, wilder Gegend auf der Westseite gelegene Kloster **Neamoni**, angeblich im 11. Jahrh. vom Kaiser Konstantin IX. gestiftet, reich, von fleißigen Mönchen bewohnt, u. die **Schule des Homer**, so heißt eine in den Felsen gehauene rohe kreisförmige Bank unweit der See auf einem Gipfel, 1 M. nördl. von der Stadt, mit einem viereckigen Stein in der Mitte, wo der blinde Sänger gelehrt u. gesungen haben soll. Denn Ch. behauptet mit besonderer Entschiedenheit das Vaterland des Dichters zu sein. Manche halten jenen Stein für den Rest eines Heiligthums der Kybele. Außerdem ist Ch. Geburtsort des Geschichtschreibers Theopompos, des Tragikers Ion, des Sophisten Theokritos, des Geographen Skymnos u. Anderer.

Chippeways (spr. Tschippewehs), s. „Indianer“ u. „Nordamerika“.

Chiquitos (span., spr. Tschikitos), Prov. des zum südamerikan. Freistaate Bolivia gehörigen Dep. Santa Cruz. Im N. von Cordillera u. im O. von Santa Cruz bis zur brasil. Grenze sich erstreckend u. die Hälfte des Territoriums des Dep. umfassend, umfaßt Ch. etwa 5000 □M. u. ist fast nur von Indianern, den Ueberresten der durch die Jesuiten civilisirten Eingeborenen, bewohnt. Die weitgestreckten Tiefebenen sind von mehreren Höhenzügen eingeschlossen, die sich jedoch nicht über 320 m. Höhe erheben u. nach ihrer verschiedenen Höhe Cordilleras, Sierras u. Lomas genannt werden. Von den Flüssen des Landes werden der Rio San Miguel, Rio Blanco u. Rio Grande mittels des sie aufnehmenden Madeira dem Amazonenstrom, der Otuquis mittels des Paraguay dem Rio de la Plata zugeführt. Das Klima ist heiß u. feucht, jedoch nicht ungesund. Hauptprodukte sind Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Baumwolle, Tabak, Indigo, Mais u. Reis. Die Urwälder sind reich an Bau- u. Färbehölzern, Kautschuk, Harzen rc. Die Einwohner, die den Namen ihres Landes führen, sind groß u. stark, gehen fast ganz unbekleidet u. wohnen in backofenartigen Hütten; sie betreiben Ackerbau u. Viehzucht, beide jedoch ohne Fleiß u. Sorgfalt (obgleich der erstere sehr lohnend u. die letztere bei den ausgedehnten, vortrefflichen Weiden gewinnbringend sein würde); außerdem beschäftigen sie sich noch mit dem Einsammeln von Honig u. Wachs, Gummi u. Balsam, wofür sie an den dort angesessenen Europäern Käufer finden.

Chiragra (griech.), ist eine Form der Gicht (s. d.), die ihren Sitz in den Handgelenken hat.

Chiriqui (span., spr. Tschirikih), die westlichste Prov. des centralamerikan. Staates **Ystino**, mit etwa 18,000 E., die meist in den Ebenen des Landes an seiner Südküste wohnen. Im N. vom Karaibischen, im S. vom Stillen Meere, im W. von Costarica begrenzt, wird Ch. von dem Flusse gleichen Namens durchströmt, der sich in den **Ch.-Golf** ergießt, in welchem letzteren auch die ziemlich zahlreiche Gruppe der Ch.-Inseln liegt. Eine an der Mündung des Flusses neugegründete Stadt gleichen Namens betreibt lebhaften Handel mit Landesprodukten, Kaffee, Reis, Perlen, Sarsaparilla, Schildpatt, Fleisch rc.

Chirogrammatomantie (griech.), die Kunst, aus der Handschrift den Charakter eines Menschen zu erkennen, s. „Handschriftenkunde“.

Chirographum (griech., d. i. Handschrift) bezeichnet eine schriftliche Urkunde, in der Jemand zu seiner Schuld sich bekennt, ist also gleichbedeutend mit Schuldverschreibung od. Schuldbekenntniß. In der Rechtswissenschaft bezeichnet man durch Ch. eine Urkunde, die nicht Wechsel od. Schuldurkunde nach Wechselrecht ist. In vielen Ländern genießen die Wechsel einen Vorzug vor den einfachen Schuldurkunden, nam. bezüglich des Prozesses, indem bei Wechseln das Verfahren ein schnelleres ist. Im Konkurse hingegen stehen die chirographarischen Gläubiger (Buchgläubiger) meist den Wechselgläubigern gleich. Häufig bezeichnet man auch durch „chirographarischen Gläubiger“ (creditor chirographarius) jeden Gläubiger, also auch den Wechselgläubiger, dessen Forderung nicht durch ein Pfandrecht gesichert ist. Gewöhnlich werden im Konkurse diese Gläubiger erst nach vollständiger Befriedigung der Pfandgläubiger berücksichtigt.

Chirologie, die in ein System gebrachte Fingersprache der Taubstummen. Die fünf Finger, vom Daumen an gerechnet, bezeichnen in derselben die Vokale, a, e, i, o, u, und andere Theile des Körpers die Konsonanten. Die Taubstummen verständigen sich in dieser Sprache mit unglaublicher Schnelligkeit, indem sie dabei die die Buchstaben vertretenden Körpertheile berühren u. beim Ende des Wortes einen Strich über die flache Hand machen.

Chiromantie (griech.) ist die vermeintliche Kunst, aus der Hand zu wahrsagen, d. h. bes. aus dem Bau, den Linien u. Räumen der hohlen Hand den Charakter eines Menschen zu erkennen u. seine Schicksale zu entziffern. Schon die Chaldäer (s. d.) sollen diese Kunst gekannt haben; später finden wir Chiromanten in Aegypten u. Griechenland u. bes. bei den Zigeunern. Schon Aristoteles behauptet, daß die Lebensdauer eines Menschen mit den sog. Lebenslinien in der hohlen Hand in Beziehung stehe; aber erst seit dem 2. Jahrh. n. Chr. (zuerst von Artemidor) wurde die Ch. theoretisch behandelt u. das ganze Mittelalter hindurch gläubig respektirt; im 17. u. zu Anfang des 18. Jahrh. las man an deutschen Universitäten noch chiromantische Kollegen. In neuerer Zeit hat nam. die franz. Wahrsagerin Lenormand (s. d.) die Ch. in großem Stil betrieben. Die beigedruckte Abbildung Nr. 1957 veranschaulicht das Objekt der Ch., eine hohle Hand, mit Angabe der Linien u. Räume, auf die der Chiromant seine Wahrsagung gründet. Es sind dies zunächst 5 Hauptlinien: a die Lebenslinie (vitalis), b die Natur- od. Hauptlinie (l. naturalis), c die Tisch-, Gedärm- od. gemeine Linie, d die Leber- od. Magenlinie, e die Rasceta u. die erste Querlinie unter der Hohlhand auf dem Handgelenk; darauf folgen 7 Nebenlinien: f die Martislinie od. Schwester der Lebenslinie, g die Sonnen- od. Ehrenlinie, h der Venusgürtel, i die Saturn- od. Glückslinie, k die Heiraths- od. Ehestandslinie, l die Milchstraße, m die Diskriminal- od. Entscheidungslinien. Zwischen den angeführten Linien unterschied man ferner gewisse Räume, nam. A, den Tisch (zwischen b u. c), B, die Martishöhle od. das Dreieck (zwischen a, b u. d, in der beigezeichneten Hand nicht geschlossen, sonst bisweilen ein gleichschenkliges Dreieck); ferner die 5 Berge der Finger: C der Venusberg, D der Jupiter- od. Jovisberg, E der Saturnberg, F der Sonnenberg, G der Merkurberg, H der Mondberg. Die Namen dieser letzteren Berge weisen auf die planetarische Natur des menschlichen Körpers u. somit auf den Zusammenhang der Ch. mit der Astrologie hin. Außer diesen Linien u. Räumen achteten die Chiromanten auf die Beschaffenheit der Nägel, auf kleine außer den Räumen gebildete Figuren, auf die Breite, den stetigen Zusammenhang der Linien u. s. w.

Nr. 1957. Die Linien u. Räume in der Hand der Chiromantie.

Chiron, Kentaurer, s. „Cheiron“.

Chironia, Pflanzengattung der Enziangewächse, mehr verwandt dem Tausendgüldenkraut, als Kraut od. Strauch bes. in Südafrika auftretend u. von dorther als Zierpflanze zu uns gebracht.

Chiroplast (griech.), Handbildner, eine von J. B. Logier (s. d.) erfundene Maschine, die, an das Klavier geschraubt, dem Schüler eine regelrechte Haltung der Hände u. Finger erleichtern u. ihn an einen richtigen Anschlag gewöhnen soll. Das von Kalkbrenner u. Wieck verbesserte Instrument ist in neuerer Zeit fast ganz außer Gebrauch gekommen.

Chirotherium, „Handthier“, das bis heute noch unbekannte vierfüßige Thier, dessen vertiefte Fußspuren von je 4 Fingern mit großen Nägeln u. abstehendem nagellosen Daumen man bei Hildburghausen

in Thonschichten, die mit dem Buntsandstein wechseln, gefunden hat, ist wahrscheinlich als riesengroßes, froschartiges Geschöpf (s. „Labyrinthodonten", deren Zähne u. Schädel in der Trias nicht selten sind), nicht aber als Beutelthier zu deuten.

Nr. 1958. Fußspuren des Chirotherium.

Chirrheuma (zusammengesetzt aus den beiden griech. Wörtern cheir, „die Hand", u. rheuma, „der Fluß"), Rheumatismus der Hand.

Chirurg (Acanthurus chirurgus, auch „Aderlasser" od. „Schnäpperfisch"), ein 15—30 cm. langer, gelblicher, braungebänderter, den Bruststachelflossern zugehöriger Fisch des Antillenmeeres; derselbe trägt am Schwanze jederseits einen scharfschneidenden, aufrichtbaren, einer Aderlaßlanzette ähnlichen Stachel, wodurch er die Fischer gefährlich verwunden kann. — Ch. heißt auch ein den Wasserhühnern zugehöriger, 25 cm. großer, schwarzer, auf dem Rücken brauner Vogel der südamerikanischen Sümpfe, der Spornflügler od. die Jassána (Parra Jaçána), mit scharfem Sporn am Handgelenk der grünen Flügel u. mit sehr langen Zehen, die ihm das Stehen u. Gehen auf schwimmenden Pflanzenblättern ermöglichen.

Chirurgie, s. „Heilkunde" u. „Wundarzneikunde".

Chiselhurst (spr. Tschiselhörst), kleiner Ort in der engl. Grafschaft Kent, einige Meilen von London entfernt, mit einem altmodischen, früher dem berühmten Alterthumsforscher William Camden (s. d.) gehörigen Landsitze, Camdenhouse. Seit dem 22. Sept. 1870 bewohnt denselben miethweise die Familie des gestürzten Kaisers der Franzosen, Napoleon's III., der nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe sich ebenfalls dorthin wandte.

Chitin (das, Chitine, die, auch Entomoline u. Entomaderm genannt), ein zuerst von Odier (1821), dann von Lassaigne, Payen, bes. aber von C. Schmidt untersuchter, dem Leim verwandter, weißer, amorpher Körper, von der Zusammensetzung $C_{17}H_{14}NO_{11}$, der in Wasser, Essigsäure u. Alkalien unlöslich, in konzentrirten Säuren zersetzt wird, bei der trocknen Destillation nicht schmilzt u. saure Destillationsprodukte liefert. Obschon es bei niederen Thieren verschiedener Abtheilungen vorkommt, in Infusoriengehäusen, desgl. in Muschelschalen, bei Würmern u. s. w., so findet es sich doch hauptsächlich in den gewöhnlich als „hornig" bezeichneten Körpertheilen der Gliederthiere od. Arthropoden (also der Insekten, Krebse, Spinnen) u. ist für dieselben geradezu charakteristisch; es bildet ihr Hautskelet (Ch.skelet, Ch.panzer), findet sich aber nicht blos in der äußern Haut, wo es allerhand Schuppen u. Haare bildet, sondern ist auch in der Wand der Tracheen, des Darmkanals u. der Genitalien enthalten. Alle diese Ch.gebilde sind das, je nach den Bedürfnissen der Oertlichkeit in verschiedener Mächtigkeit abgelagerte, bisweilen mit Kalksalzen (Krebse) imprägnirte Abscheidungsprodukt einer aus vieleckigen Zellen (den Chitinogenzellen) bestehenden zarten Membrane (der Chitinogenmembran).

Chiton, das beiden Geschlechtern gemeinsame Untergewand der alten Griechen (über welches dann das Himation geworfen wurde, s. d.). Zu unterscheiden ist der Ch. der Dorier von dem der Jonier. Der jonische Ch. war ein bis auf die Füße reichendes, faltiges, mit kurzen Aermeln versehenes, leinenes Kleid, der dorische ein wollenes u. kurzes. Die Athener vertauschten erst nach der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. den jonischen Ch. mit dem dorischen. Diesen zog man eigentlich nicht an, sondern er bestand aus Hinter- u. Vorderblatt; beide wurden auf den Schultern zugenestelt u. waren blos in ihrer unteren Hälfte zusammengenäht. Die arbeitende Klasse pflegte den Ch. blos über der linken Schulter zu heften od. zu knüpfen u. ließ seine rechten Hälften über Brust u. Rücken herabfallen, um dem rechten Arm noch bequemeren Spielraum zu schaffen. Zum Ch. gehörte ein Gürtel, mit welchem man ihn zu schürzen pflegte, so daß über der Gürtung ein Bausch entstand. Später begann man auch in die weiten Armöffnungen des Ch. kurze, nur den halben Oberarm deckende Aermel zu setzen. Uebrigens trug man den Ch. allein nur im Hause. Außerhalb desselben gingen im bloßen Ch. nur die Arbeiter u. Kinder; denn ein Mann ohne Obergewand hieß bei den Griechen geradezu ein Nackter. Umgekehrt kam es häufiger vor, daß bei armen Bürgern der Ch. unter dem Himation fehlte.

Chiton (Käferschnecke, irrigerweise auch „Käfermuschel"), eine den Kreiskiemern (Cyclobranchieren) am nächsten stehende, von Linné mit den Cirripedien als Multivalven zusammengestellte, von Gray u. Adams in zahlreiche Gattungen gespaltene Gattung (u. Familie, Chitonidae) länglicher, plattgedrückter Seeschnecken. Der schwachgewölbte Rücken derselben trägt ein aus einer Reihe von acht die Mittellinie schuppenförmig bedeckenden, gelenkig mit einander verbundenen Schalenstücken zusammengesetztes Gehäuse. Die blattförmigen Kiemen sitzen im Kreise rings um den Leib unter dem Rande des Mantels u. sind getrennten Geschlechts. Sie heften sich am Felsen des Seestrandes fest, können sich zusammenrollen u. sind in mehr als dritthalbhundert Arten in allen Meeren, bes. aber an den Küsten von Peru u. Chile verbreitet, in 30 fossilen Arten schon in den ältesten Erdschichten zu finden. (Abb. s. „Conchylien" Taf. LVII. 26.)

Chittim, Chitäer, Hettiter, eine der kananit. Völkerschaften, welche die Israeliten bei der Eroberung Palästina's vorfanden. Sie zogen aus ihren früheren Wohnsitzen um Hebron in die Gegend von Bethel u. wurden erst von Salomo völlig unterworfen.

Chiusa (ital., spr. Kiuhsa), Klause, Paß; Ch. dell' Adige, befestigter Gebirgspaß bei Verona.

Chiusi (spr. Kiuhsi), ein Städtchen in Italien an der Eisenbahn von Siena nach Orvieto, das nahe dem Ch.-See u. dem Thale des Flüßchens Chiana auf einem Hügel gelegen, für das Studium der Kulturreste, welche das merkwürdige Volk der Etrusker hier hinterließ, von besonderem Interesse ist. Im Alterthum Clusium genannt, war es eine der 12 Republiken Etruriens, die als Zufluchtsort des Königs Tarquinius u. als Residenz des Porsena um 500 v. Chr. den Römern erfolgreichen Widerstand leistete. Später mit Rom verbündet, galt sie als Vormauer gegen die eindringenden Gallier. Im Mittelalter, als die Chiana versumpfte, verfiel die Stadt; sie hob sich erst wieder in neuerer Zeit seit der Dränirung des Chianathales; jetzt wird sie wegen der dortigen reichen Ausbeute an etrurischen Alterthümern vielfach besucht. Die letzteren werden in Grotten gefunden, die den alten Etruskern als Grabstätten dienten. Die interessantesten derselben sind das fälschlich sog. Porsenagrab, ein Riesentumulus von 250 m. Umfang, das Deposito del Colle, mit interessanten Malereien geschmückt, u. das Grab der Nonnen. Die aus diesen u. a. Gräbern hervorgeholten Gegenstände sind geschnittene Steine, freie Figuren auf u. von Grabmonumenten, kleine Denksäulen aus Stinkkalk mit flachen Reliefs religiös-ceremoniellen Inhalts, Sarkophage mit Inschriften, Aschenkisten mit Darstellungen etruskischer u. griechischer Mythen, grotesk dekorirte Vasen aus Terracotta, Bronzen, Spiegel, Krüge, Schalen, Kandelaber u. dgl. Man hat sich neuerdings bemüht, die früher in Privatsammlungen zerstreuten Gegenstände zu einem öffentlichen Museum zu vereinigen. Früher dort ausgegrabene Gegenstände besitzt auch das im ehemaligen Kloster S. Onofrio zu Florenz 1871 eröffnete etruskische Museum.

Chiva, s. „Khiva".

Chizerots u. Burins (franz., spr. Schiseroh u. Büräng), zwei mitten im Herzen Frankreichs, im Dep. Ain lebende Völkerstämme. Ihrer Eigenthümlichkeiten wegen werden sie von ihren Nachbarn franz. Abkunft, die in Jenen Abkömmlinge der Mauren vermuthen, allgemein gemißachtet u. gemieden, obwol es viele fleißige u. schön gebaute Leute unter ihnen giebt u. nam. die Frauen meist lebhaft u. anmuthig sind. Sie leben deshalb ziemlich isolirt u. beschäftigen sich meist mit Ackerbau u. Viehzucht. Vgl. Michel, „Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne" (deutsch von Stricker).

Chladni, Ernst Friedrich, geb. zu Wittenberg 30. Nov. 1756. Seine Voreltern wurden als Protestanten 1776 aus Ungarn vertrieben. Ch. besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studirte später in Leipzig u. Wittenberg die Rechte, folgte aber nach dem Tode seines Vaters 1781 seiner Neigung zu den Naturwissenschaften u. wendete sich, da er schon frühzeitig guten Unterricht in der Musik erhalten hatte, vorzüglich der Akustik zu. Im J. 1787 erschienen seine Entdeckungen über die Theorie des „Klanges", 1790 erfand er sein musikalisches Instrument Euphon. Durch dieses Instrument u. seine akustischen Vorlesungen erwarb er sich die Mittel, die vorzüglichsten Städte Deutschlands zu durchreisen.

Der bekannten Harmonika substituirte er 1802 den von ihm erfundenen Claviercylinder. In demselben Jahre erschien auch seine „Akustik". Ch. wurde bes. in Paris von Laplace, Berthollet u. auch selbst von Napoleon sehr gut aufgenommen, u. es erregte nam. die Vorzeigung der nach ihm benannten Klangfiguren (s. Chladnische Kl.) großes Interesse. Im J. 1809 gab er seinen „Traité d'acoustique" heraus; 1812 kam er nach Wittenberg zurück, wo er 1821 seine Erfahrungen in den „Beiträgen zur praktischen Akustik" veröffentlichte. Außerdem beschäftigte sich Ch. mit einer Theorie der Meteorsteine, über die er 1794 eine kleine Schrift herausgab: „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen Eisenmassen". Später suchte er in einem Werke „Ueber Feuermeteore", Wien 1819, die Ursache dieser Erscheinungen in kosmischen, außer unserer Atmosphäre entstandenen gallertartigen Körpern nachzuweisen, eine Ansicht von der allerdings die neuere Wissenschaft vollständig zurückgekommen ist. Ch. starb 4. April 1827 zu Breslau an einem Schlagflusse. Er hinterließ der Armenkasse seiner Vaterstadt ein bedeutendes Vermögen u. dem königlichen Mineralienkabinet zu Berlin eine kostbare Sammlung von Meteorsteinen.

Chladni'sche Klangfiguren. Streut man auf Platten, die durch Streichen des Randes mittels eines mit Kolophonium versehenen Violinbogens zum Tönen gebracht werden, feinen, reinen Quarz, so wird dieser von den schwingenden Theilen der Scheibe fortgeworfen u. sammelt sich auf den ruhenden Punkten od. Linien, den sog. Knoten (s. d.), an. Die auf diese Art sich auf den Platten bildenden Figuren, welche für verschiedene Befestigungsweise u. verschiedene Formen der Scheibe verschieden ausfallen, heißen nach ihrem Erfinder Chladni'sche Figuren. Um dieselben gut hervorrufen zu können, befestigt man die Scheibe von Glas, Metall od. Holz, entweder wie in Nr. 1959 od. noch besser in einer Doppelklemme zwischen zwei mit Tuch überzogenen Knöpfen, bestreut sie mit nur wenig Sand u. berührt sie beim Streichen an einem od. an mehreren Punkten des Randes. In Nr. 1960 bis Nr. 1962 sind mehrere solcher Figuren abgebildet. Da über die Schwingungen von Platten bisher die Theorie

Nr. 1959. Hervorbringen der Chladni'schen Klangfiguren.

Nr. 1960—1962. Chladni'sche Klangfiguren.

noch wenig Aufschluß gegeben hat, so bildet die Darstellung dieser Figuren ein Mittel zur Untersuchung der Knotenlinien (vgl. „Knoten"). Diese Figuren sind zuerst dargestellt von Ch., der in seiner ersten Mittheilung über diesen Gegenstand an 80 Zeichnungen giebt, dann von Strehlke (Poggendorf's Ann. IV.), ferner von Savart. Letzterer nahm anstatt des staubfreien Sandes Bärlappsamen (Lycopodium) u. bemerkte außer den eigentlich ruhenden Linien wirbelnde Wolken während der stärksten Erschütterung. Faraday (Pogg. Ann. XXVI) erklärt diese Wolken durch Luftströmungen, welche infolge der Schwingungen der Platten entstehen. Die Wolken bilden sich nicht, wenn die Scheibe im luftleeren Raume zum Schwingen gebracht wird.

Chlamys, ein ursprünglich in Thessalien u. Makedonien üblicher, dann in Athen vorzugsweise, von den jungen Athenern am Ausgange der Knabenzeit od. während der Ephebenjahre, getragener Reiter- od. Reisemantel, der aus einem viereckigen Stück Tuch mit verlängerten Zipfeln bestand, welches über der rechten Schulter od. der Brust mittels eines Knopfes od. einer Spange zusammengehalten wurde.

Chlodwig od. **Clodwig**, Ludwig, fränk. König aus dem Geschlecht der Merowinger, geb. 465, folgte 481 seinem Vater Childerich I. als König der salischen Franken, die das nördl. Gallien bis zu den Ardennen u. der Somme bewohnten, beseitigte die röm. Herrschaft in Gallien vollständig, indem er den röm. Statthalter Syagrius 486 bei Soissons schlug, u. unterwarf 496 im Bunde mit den ripuarischen Franken die Alemannen (in der Schlacht bei Zülpich). Im Getümmel der Schlacht hatte er gelobt, zum Christenthum überzutreten, wenn der Gott der Christen ihm den Sieg verleihe. Er erfüllte dies Gelübde am Weihnachtstage dess. J., indem er sich mit 300 vornehmen Franken, denen später die ganze fränkische Nation nachfolgte, zu Rheims taufen ließ. Das heilige Oel, mit welchem der Erzbischof Remigius von Rheims ihn salbte, war der Sage nach von einer Taube in einem Fläschchen vom Himmel gebracht worden, das später bei der Krönung der französischen Könige gezeigt wurde. Er eroberte dann noch nach blutigen Kämpfen mit den Burgundern u. Westgothen Armorica, Aquitanien u. Toulouse u. vereinigte, nachdem er die anderen fränkischen Herrscher auf hinterlistige u. grausame Weise aus dem Wege geräumt, das ganze Frankenreich unter seinem Szepter. Er starb zu Paris, wo er seit 508 seine Residenz aufgeschlagen, im J. 511. Seine Söhne Theodorich, Chlodomir, Childebert u. Chlotar theilten das Reich unter sich.

Chloë, die Grünende, ein Beiname der Ceres in Athen, von welchem auch ein heiteres Frühlingsfest seinen Namen führte.

Chlopicki (spr. Klopitzki), Joseph, berühmter poln. General, geb. in Galizien im März 1772, ward 1787 Soldat u. zeichnete sich 1794 unter Kosciuszko in Polen, 1797—1800 unter Dombrowski in Italien, 1807 bei Eylau u. Friedland aus. Von 1808—11 kämpfte er in Spanien u. avancirte zum Brigadegeneral; 1812 in der Schlacht an der Moskwa verwundet, nahm er bald darauf seinen Abschied. Erst der Ausbruch der Revolution im Jahre 1830 riß ihn aus seiner Zurückgezogenheit, indem man ihm, der die Erfolglosigkeit des Unternehmens voraussah, die Führerschaft aufzwang. So übernahm er 5. Dez. 1830 die Diktatur, die er mit Energie führte, aber schon 23. Jan. 1831, infolge von Anfeindungen, niederlegte. Er nahm dann noch mit großer Tapferkeit an den Schlachten bei Wawre (19. Febr.) u. Grochow (2. Febr.) theil, wurde in letztgenannter Schlacht verwundet u. begab sich zu seiner Heilung nach Krakau, wo er bis an sein Ende (30. Sept. 1854) zurückgezogen lebte.

Chlor (auch Chlorine), ist ein chemischer Grundstoff, der zuerst von den Chemikern Thenard, Gay-Lussac u. Davy im J. 1809 als solcher erkannt, von Scheele dagegen bereits im J. 1774 entdeckt u. von ihm dephlogistisirte Salzsäure genannt worden ist. Das Ch. (chem. Zeichen: Cl.) ist ein Gas von erstickendem Geruch u. grünlichgelber Farbe; auf den fünften Theil seines Volumens zusammengedrückt, od. auf — 40° C. abgekühlt, verdichtet es sich zu einer gelben Flüssigkeit von $1_{,38}$ spez. Gew., welche mit Wasser nicht mischbar ist; bei Aufhebung des Druckes wird es wieder gasförmig. Das gasförmige Ch. ist fast $2\frac{1}{2}$ mal schwerer als die atmosphärische Luft (spez. Gew. $= 2_{,4482}$) u. $35_{,5}$ mal schwerer als Wasserstoffgas; sein Aequivalent ist ebenfalls $35_{,5}$. Vom Wasser wird das Ch.-gas verschluckt u. nimmt bei einer Temperatur von 11° C. ein Volumen Wasser u. nahezu 3 Vol. Ch.-Gas auf. Diese Lösung ist das bekannte Ch.-Wasser (Aqua chlorata der Apotheken). Nicht allein das gasförmige Ch., sondern auch das Ch.-Wasser übt eine eigenthümliche zersetzende Wirkung auf die meisten organischen Verbindungen aus, indem es sich mit dem Wasserstoff derselben, zu welchem es eine sehr große Verwandtschaft besitzt, vereinigt u. dadurch ein Zerfallen der Verbindungen in andere Körper bewirkt. Hierauf beruht nicht allein die kräftige desinfizirende Wirkung des Ch., sondern auch die bleichende Eigenschaft desselben. Deshalb wirkt aber auch das Ch. auf die Athmungsorgane sehr nachtheilig ein, erregt Husten, Entzündung, Blutspeien u. schließlich den Tod durch Erstickung. — Das Ch. ist nächst dem Sauerstoff derjenige Grundstoff, der die größte u. mannichfaltigste Verbindungsfähigkeit besitzt.

Es kommt in der Natur niemals im freien, unverbundenen Zustande vor, sondern immer in Verbindung, in Form von Chloriden (s. d.); am häufigsten findet sich von diesen das Natriumchlorid od. Kochsalz (Steinsalz), seltener sind die Chloride des Kalium, Calcium, Magnesium, Eisens, Silbers u. s. w. Zur Abscheidung des Ch. verwendet man ge-

wöhnlich das Kochsalz, welches zu diesem Zwecke mit Braunstein u. Schwefelsäure erhitzt wird; man kann aber auch anstatt des Kochsalzes die aus letzterem gewonnene Salzsäure (Ch.-Wasserstoff) hierzu verwenden, indem man dieselbe entweder mit Braunstein allein od. mit Braunstein u. Schwefelsäure erhitzt. — Zum Bleichen im Großen, der sog. Ch.-Bleiche, welche bei Baumwolle, Leinen, Papierhadern, Holzstoff ꝛc. angewendet wird (aber nicht bei Schafwolle u. Seide), benutzt man theils Ch.-Gas, theils u. zwar viel häufiger den Ch.-Kalk. Letzteren deshalb häufiger, weil er eben so wirkt, wie das Ch.-Gas, u. sich bequem versenden läßt, während das Ch.-Gas der Bleicher sich selbst bereiten muß.

Ch.-Kalk od. Bleichkalk ist ein Gemenge von unterchlorigsaurem Kalk u. Ch.-Calcium, enthält aber auch noch freien Kalk; man bereitet ihn, indem man zu Pulver gelöschten Kalk mit Ch.-Gas sättigt u. dabei Sorge trägt, daß die Temperatur 18—20° C. nicht übersteigt. Der Ch.-Kalk ist ein weißes, leicht feucht werdendes Pulver, welches einen starken Geruch nach unterchloriger Säure besitzt. Wasser nimmt aus dem Ch.-Kalk den unterchlorigsauren Kalk (= $Ca\,O, Cl\,O$) u. das Ch.-Calcium auf, während das Kalkhydrat größtentheils zurückbleibt. Je nach der Menge des letzteren im Verhältniß zu dem Ch.-Calcium hat auch der Ch.-Kalk einen verschiedenen Werth, da nur dasjenige Ch. als bleichend wirkend angesehen wird, welches als unterchlorige Säure vorhanden ist. Man hat daher Methoden, um den Handelswerth des Bleichkalkes, d. h. die Menge von aktivem Ch., zu bestimmen, die in einem solchen Ch.-Kalk enthalten ist; diese Menge schwankt zwischen 18 u. 38 Prozent, die meisten Sorten enthalten 30—33 Prozent. Man nennt jene für die Technik u. den Handel wichtigen Methoden, das aktive Ch. in einem Bleichkalk zu bestimmen, Chlorometrie; doch müssen wir hinsichtlich der näheren Beschreibung derselben auf die chem. Lehrbücher verweisen.

Die Ch.-Räucherung kann auch zweckmäßig mit Ch.-Kalk anstatt mit freiem Ch. ausgeführt werden, sie hat den Zweck, in der Luft befindliche od. verschiedenen Gegenständen anhängende Ansteckungsstoffe, Miasmen u. dergl., zu zerstören u. dadurch unschädlich zu machen, muß aber behutsam geregelt werden, daß die Gesundheit der in den betreffenden Räumen lebenden Personen nicht geschädigt wird. Es darf sich daher nur ein schwacher u. langsamer Strom von Ch.-Gas entwickeln, u. dies erreicht man durch Aufstellen von Ch.-Kalk in flachen Schüsseln sicherer, als durch die oben angeführten Mischungen zur Bereitung von Ch.-Gas. Der Ch.-Kalk wird durch die Einwirkung der Kohlensäure der Luft ganz allmählig zersetzt u. die unterchlorige Säure in Freiheit gesetzt; will man eine etwas stärkere Entwicklung, nam. von freiem Ch.-Gas, so setzt man etwas verdünnte Schwefelsäure hinzu. Krankenzimmer, Gefängnisse, Schiffe, anatomische Säle u. dgl. lassen sich auf diese Weise leicht u. sicher desinfiziren.

Chloral ist ein Zersetzungsprodukt des Alkohols durch Chlor; es ist eine farblose Flüssigkeit, die sich, mit einer gewissen Menge Wasser vermischt, stark erwärmt u. dabei eine feste Verbindung mit dem Wasser bildet, welche Ch.-Hydrat genannt wird. Es ist von Liebig 1841 entdeckt u. vor einigen Jahren von Liebreich in Berlin als schlafbringendes Mittel an Stelle des Morphin empfohlen worden. Seitdem ist das Ch.-Hydrat ein Artikel des Droguenhandels geworden u. wird fabrikmäßig dargestellt. Es besteht aus einer weißen krystallinischen Masse von eigenthümlichem, widerlichem Geruch, zieht leicht Feuchtigkeit an u. löst sich in Wasser u. in Alkohol auf; seine Zusammensetzung ist $C_4\,Cl_3\,HO_2 + 2HO$; mit Aetzkalilauge übergossen zersetzt sich das Ch.-Hydrat in Chloroform u. ameisensaures Kali. In größeren Mengen genossen wirkt das Ch.-Hydrat giftig.

Chloralum, s. „Chloraluminium“.

Chloraluminium, Aluminiumsesquichlorid ($Al_2\,Cl_3$), ist eine Verbindung des Aluminiummetalls mit Chlor, aus $20_{,46}$ Aluminium u. $79_{,54}$ Chlor bestehend; es ist eine gelblich-weiße krystallinische Masse, die in der Hitze flüchtig ist. Mit Wasser bildet dieselbe zerfließliche Krystalle von der Zusammensetzung $44_{,65}$ Wasser u. $55_{,35}$ Ch. Man hat diesen Körper früher salzsaure Thonerde genannt; in neuester Zeit wird derselbe von England aus mit viel Reklame unter dem Namen Chloralum als Desinfektionsmittel ausgeboten.

Chlorantimon. Das Chlor bildet mit dem Antimon zwei Verbindungen: 1. Antimontrichlorid, Dreifach-Ch., Antimonchlorür, $Sb\,Cl_3$, u. 2. fünffach Ch., von denen aber nur die erste Verwendung gefunden hat. Sie ist eine weiße Masse von salbenartiger Konsistenz, auch unter dem Namen Antimonbutter bekannt; schmilzt bei 72° C., siedet bei 124° C u. läßt sich dann vollständig verflüchtigen. In 100 Theilen der Verbindung sind $53_{,44}$ Antimon u. $46_{,56}$ Ch. enthalten. Die Auflösung dieses Antimontrichlorides in wässriger Salzsäure führt in Apotheken den Namen Liquor Stibii chlorati. Man benutzt das Ch. auch zum Brüniren der Gewehrläufe. Mit Wasser zersetzt sich diese Flüssigkeit, u. es scheidet sich ein weißes Pulver, das sog. Algarothpulver (s. d.), aus.

Chlorarsen, s. „Arsen“.

Chloräthyl, Aethylchlorür, leichter Salzäther, eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit, die schon bei 11° C siedet u. einen durchdringenden, ätherartigen Geruch besitzt; sie brennt mit grüngesäumter Flamme, ist in Wasser wenig, in Alkohol leicht löslich. Man kann das Chloräthyl als eine Verbindung des Radikals Aethyl (s. „Aether“) mit Chlor ansehen, es hat die Formel $C_4\,H_5\,Cl$.

Chlorbaryum, od. Baryumchlorid, auch Chlorbarium, ist eine Verbindung des Baryummetalls mit Chlor ($Ba\,Cl$), die auch mit 2 Aequivalenten Krystallwasser sich vereinigen kann u. dann unter dem Namen Baryta muriatica od. Baryum chloratum crystallisatum in Apotheken bekannt ist. Sie besteht in 100 Theilen aus $59_{,31}$ Baryum, $27_{,05}$ Chlor u. $13_{,64}$ Wasser u. findet mannichfache Verwendung durch ihre Fähigkeit, die Schwefelsäure aus Flüssigkeiten heraus zu fällen. (Vergl. „Baryt“.)

Chlorblei, Bleichlorid, s. „Blei“.

Chlorbor, Bortrichlorid, s. „Bor“.

Chlorcalcium, Calciumchlorid, eine Verbindung des Calciummetalls mit Chlor = $Ca\,Cl$, ist eine feste weiße Masse, die durch Schmelzen des wasserhaltigen Ch. bei Rothglühhitze erhalten wird. Das letztere gewinnt man als Nebenprodukt bei Bereitung mancher chemischer Präparate, u. es entsteht allemal, wenn Salzsäure mit Kalk zusammenkommt. Aus Ch. haltigen Flüssigkeiten krystallisirt das Salz in Krystalle, die noch 6 Aequivalente Wasser enthalten, $Ca\,Cl + 6HO$; diese Verbindung ist sehr zerfließlich an der Luft u. wurde früher salzsaurer Kalk genannt. Bei 200° verliert ders. 4 Aequivalente Wasser u. bildet beim Erkalten eine harte weiße Masse; in der Rothglühhitze entweicht alles Wasser. Sowol das wasserfreie Ch. als auch das mit 2 Aequivalenten Wasser werden wegen ihrer Eigenschaft, das Wasser mit großer Begierde anzuziehen, zum Trocknen von Luft u. Gasarten, sowie zur Entwässerung mancher Flüssigkeiten, z. B. Alkohol, Aether u. dgl., verwendet.

Chloreisen; man kennt zwei Verbindungen des Chlors mit dem Eisen: Eisenmonochlorid, Eisenchlorür, $Fe\,Cl$; u. Eisensesquichlorid od. blos Eisenchlorid, $Fe_2\,Cl_3$; ersteres besteht aus $44_{,10}$ Eisen u. $55_{,90}$ Chlor, letzteres aus $34_{,46}$ Eisen u. $65_{,54}$ Chlor. Im wasserfreien Zustande wird das Eisenchlorür durch Erhitzen von Eisen in einem Strome von Chlorgas erhalten u. stellt dann weiße, fettigglänzende Krystallschuppen dar. Durch Auflösen von Eisen u. Salzsäure dagegen erhält man beim Eindampfen der Lösung stets nur wasserhaltiges Eisenchlorür ($Fe\,Cl + {}_4HO$). Das Eisensesquichlorid, Anderthalbchloreisen besteht im wasserfreien Zustande aus metallisch glänzenden, schwarzen Krystallblättchen, die sich in Wasser mit gelblichbrauner Farbe lösen u. eine krystallinische Verbindung bilden können, welche auf 1 Aequivalent Eisenchlorid 12 Aequivalente Wasser enthält.

Chlorgold, s. „Gold“.

Chloride werden die Verbindungen des Chlors mit den übrigen Grundstoffen genannt; nur diejenigen mit dem Sauerstoff werden als Oxyde, u. nicht als Ch., bezeichnet. Mit den Metallen bildet das Chlor die Chlormetalle. Da nun das Chlor mit vielen Grundstoffen in einem mehrfachen Verhältnisse sich verbinden kann, so muß man auch für diese verschiedenen Verbindungen bes. Benennungen haben, u. so werden diejenigen, welche die geringste Menge von Chlor enthalten, gewöhnlich Chlorüre genannt, z. B. Quecksilberchlorür ($Hg_2\,Cl$), diejenigen, welche mehr Chlor enthalten sind die eigentlichen Chloride, z. B. Quecksilberchlorid ($Hg\,Cl$), Eisenchlorid ($Fe_2\,Cl_3$) ꝛc. Zweckmäßiger ist es jedoch, den Unterschied der Chlorverbindungen nach der Zahl der Aequivalente Chlor zu bezeichnen, welche darin enthalten sind; hiernach hat man Semichloride, d. h. solche, in denen auf 2 Aequivalente Metall 1 Aequivalent Chlor kommt; z. B. Quecksilbersemichlorid, $Hg_2\,Cl$ (identisch mit Quecksilberchlorür); ferner Monochloride, auf 1 Aequivalent Metall 1 Aequivalent Chlor enthaltend, z. B. Quecksilbermonochlorid, $Hg\,Cl$, od. Eisenmonochlorid, $Fe\,Cl$; dann Sesquichloride, bei denen auf 2 Aequivalente Metall 3 Aequivalente Chlor kommen, wie Eisensesquichloride, $Fe_2\,Cl_3$, u. andere, endlich Bichloride, Trichloride u. Pentachloride, in welchen auf je ein Aequivalent Metall 2, 3 od. 5 Aequivalente Ch. kommen. Beispiele für letztere Ch. sind: Zinnbichlorid ($Sn\,Cl_2$), Arsentrichlorid ($As\,Cl_3$), Antimonpentachlorid od. Fünffachchlorantimon ($Sb\,Cl_5$). Auch mit organischen Radikalen vereinigt sich das Chlor u. vertritt in solchen Verbindungen gewissermaßen den Sauerstoff, weshalb man jene häufig mit den anorganischen Ch. in Parallele stellt u. sie ebenfalls Ch. nennt, z. B. Aethylchlorid $C_4\,H_5\,Cl$, Amylchlorid, $C_{10}\,H_{11}\,Cl$, u. s. w.

Chloris, eine der Horen in der griech. Mythologie, die Göttin des Frühlings u. der Blumen; sie entspricht der röm. Blumengöttin Flora.

Chlorit, ein nicht mit Glimmer zu verwechselndes Mineral, dessen verschieden grün gefärbte Krystalle bald aus sechsseitigen Tafeln bestehen, bald zu einem Wulst od. zu kegelförmigen Gruppen verwachsen sind; er

kommt auch derb u. in regellos gehäuften Blättern vor, die nach der Basis sehr spaltbar, mild u. biegsam, aber nicht elastisch sind; er bildet zahlreiche Pseudomorphosen nach vielen andern Mineralien, z. B. nach Hornblende, Orthoklas, Axinit, u. enthält neben Wasser, Kiesel- u. Thonerde, Magnesia u. Eisen. Da, wo der Ch. derb od. in schuppigen Aggregaten so massenhaft auftritt, daß er als Gesteinsart sich an der Zusammensetzung der Erdrinde betheiligt, wird er zu

Chloritschiefer, welcher, in Tirol u. in der Schweiz bes. verbreitet u. von dort hauptsächlich wegen der ihm beigemengten Krystalle von Magneteisenerz, Granat, Albit u. a. Mineralien bekannt, sehr oft in andere Schiefergesteine, wie Thon u. Glimmerschiefer, übergeht u., je nach dem Grade der Verwitterung, z. B. am Berge Rewro im NW. des Katschganars im Ural, ganze Reihen von Farbvarietäten zwischen Roth u. Grün zeigt.

Chlorkali u. Chlornatron; mit diesem nicht ganz richtigen Namen belegt man zuweilen die Flüssigkeiten, die man am besten erhält, wenn man Chlorkalk mit Potaschenlösung od. mit Sodalösung behandelt; bei Anwendung der ersteren erhält man nach dem Abfiltriren des entstandenen kohlensauren Kalkes eine Lösung, die als wesentlichen Bestandtheil unterchlorigsaures Kali enthält; bei Anwendung von Soda enthält die Lösung unterchlorigsaures Natron. Beide Flüssigkeiten wirken wie die Chlorkalklösung bleichend u. werden auch ähnlich verwendet. Die erstere führt auch den Namen Javell'sche Lauge (Eau de Javelle), die andere, das unterchlorigsaure Natron enthaltende, den Namen Labarraque'sche Lauge (Eau de Labarraque).

Chlorkalium, Kaliumchlorid, Ka Cl, die Verbindung des Kaliummetalls mit Chlor, aus $52_{,18}$ des ersteren u. $47_{,52}$ Chlor bestehend, findet sich natürlich gebildet in den Steinsalzlagern von Staßfurt u. wird Sylvin genannt. Es bildet schöne, farblose (als Sylvin jedoch zuweilen blau gefärbte), würfelförmige Krystalle, die leicht in Wasser löslich sind. Man verwendet das natürlich vorkommende Ch. jetzt hauptsächlich zur Umwandlung des Natronsalpeters (Chilisalpeters) in Kalisalpeter.

Chlorkupfer, s. „Kupfer".

Chlormagnesium, Magnesiumchlorid, aus $25_{,26}$ Magnesiummetall u. $74_{,47}$ Chlor bestehend, ist ein wesentlicher Bestandtheil des Meerwassers, der Salzsolen u. vieler Mineralwässer; findet sich auch mit Chlorcalcium verbunden als Tachhydrit im Staßfurter Abraumsalze. Es ist äußerst zerfließlich u. daher auch sehr leicht löslich in Wasser; mit 6 Aequivalenten Wasser vereinigt es sich zu einer krystallinischen Verbindung, die früher salzsaure Magnesia genannt wurde. Für die Technik ist es zur Zeit noch von geringer Verwendbarkeit.

Chlormetalle, s. „Chloride".

Chlornatrium ist Kochsalz, s. dieses.

Chloroform, Formylchlorid, Dichlorinethylchlorür, ist eine farblose, wasserhelle Flüssigkeit, von betäubendem, eigenthümlich süßlich-ätherischem Geruch, schwerer als Wasser ($1_{,49}$ spez. Gew.), mischt sich nicht damit, löst sich jedoch in Alkohol u. in Aether. Es ist leicht flüchtig, siedet bei 61° C. u. besteht in 100 Theilen aus $10_{,04}$ Kohlenstoff, $0_{,34}$ Wasserstoff u. $89_{,62}$ Ch.; es hat die Formel $C_2\,H\,Cl_3$ od. typisch $\left.\begin{matrix} C_2\,H\,Cl_2 \\ Cl \end{matrix}\right\}$. — Das Ch. ist giftig; in geringer Menge eingeathmet, wirkt es betäubend u. ruft einen Zustand der Bewußtlosigkeit u. Gefühllosigkeit hervor, der so vollständig ist, daß die schwersten chirurgischen Operationen an auf diesem Wege anästhesirten Personen ausgeführt werden können, ohne daß dieselben sich dessen durch Schmerz bewußt werden. Es muß jedoch das Ch. mit großer Vorsicht u. nicht ohne Hinzuziehung des Arztes eingeathmet werden. Auch äußerlich angewendet wirkt es schmerzstillend. Als anästhesirendes Mittel wurde es zuerst von Dr. Simpson in Edinburgh vor ungefähr 25 J. empfohlen, war aber bereits früher von Sonbeiran 1830 entdeckt u. von ihm u. von Liebig als Chlorkohlenstoff angesehen worden, während Dumas 1834 nachwies, daß es auch Wasserstoff enthält. Man bereitet jetzt das Ch. in chemischen Fabriken im Großen durch Destillation von Alkohol mit Chlorkalk. Es ist ein ausgezeichnetes Lösungsmittel für Jod, Schwefel, Phosphor, Kautschuk, Gutta-Percha, Fette u. viele Harze, seine Anwendung hierzu ist jedoch wegen des hohen Preises nur eine beschränkte.

Chlorophan, eine Abart des Fluorits od. Flußspathes von Nertschinsk in Ostsibirien, welche, wie fast alle Varietäten dieser Mineralspezies, beim Erhitzen mit blauem od. grünem Lichtschein phosphoreszïren.

Chlorophyll, Blattgrün, der grüne Farbstoff der Pflanzen; findet sich innerhalb der Zellen der Pflanzen in Form kleiner Körnchen, der sog. Ch.-Körnchen, welche aber keineswegs aus reinem Farbstoff bestehen, sondern ein Gemenge von reinem Ch., Stärke, Wachs u. a. Materien sind. Ueberhaupt ist die Menge des Farbstoffs auch in den gesättigt grünen Theilen der Pflanzen außerordentlich gering, so daß es schwer hält, eine nur einigermaßen erhebliche Quantität desselben zu gewinnen. Dies ist auch der Grund, warum seine Zusammensetzung den Gewichtsverhältnissen nach nicht genau bekannt ist; so viel ist jedoch gewiß, daß das reine Ch. aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff u. Sauerstoff besteht, daß wahrscheinlich auch etwas Eisen zur Erzeugung desselben nothwendig ist u. daher dieses Metall als konstituirender Bestandtheil darin mit enthalten sein dürfte. Wenigstens hat man gefunden, daß wenn man Pflanzen in Wasser keimen u. wachsen läßt, in welchem alle zur Ernährung der Pflanze nöthigen Bestandtheile enthalten sind u. nur das Eisen fehlt, die Blätter bleich bleiben u. keine grüne Farbe annehmen. Ebenso ist auch die Einwirkung des Lichtes zur Bildung des Blattgrüns unbedingt nothwendig. Man hat das Ch. in zwei Farbstoffe gespalten, einen gelben (Phylloxanthin) u. einen blauen (Phyllocyanin), die, wenn sie in Alkohol gelöst u. wieder zusammengemischt werden, wieder eine grüne Lösung geben. Die Spaltung in diese zwei Farbstoffe wird erzielt, wenn man Ch. mit konzentrirter Salzsäure u. Aether behandelt; hierbei nimmt der Aether, der auf der Flüssigkeit oben aufschwimmt, den gelben Farbstoff auf, während der blaue an die Salzsäure geht. Beim Gelbwerden der Blätter im Herbste scheint der blaue Farbstoff zerstört zu werden, denn es findet sich dann nur noch der gelbe, das Phylloxanthin, darin.

Chlorplatin, s. „Platin".

Chlorsäuren nennt man die Verbindungen des Chlors mit dem Sauerstoff, deren es fünf giebt. Beide Grundstoffe haben nur eine geringe Verwandtschaft zu einander, können sich daher auch nicht direkt, sondern nur auf Umwegen mit einander vereinigen; eine weitere Folge dieser geringen Anziehungskraft ist die leichte Zersetzbarkeit dieser Verbindungen, die schon durch Erwärmung eintritt u. oft mit Explosion verknüpft ist. Die Ch. sind: die

unterchlorige Säure	$= ClO$,	aus	$35_{,5}$	Chlor	und	8	Sauerstoff	bestehend,
chlorige Säure	$= ClO_3$	„	$35_{,5}$	„	„	24	„	„
Unterchlorsäure	$= ClO_4$	„	$35_{,5}$	„	„	32	„	„
Chlorsäure	$= ClO_5$	„	$35_{,5}$	„	„	40	„	„
Ueberchlorsäure	$= ClO_7$	„	$35_{,5}$	„	„	56	„	„

Hierzu kommt noch die Euchlorine, eine Verbindung, bei welcher der saure Charakter nicht deutlich ausgeprägt ist u. die nach neueren Untersuchungen nur ein Gemisch von Unterchlorigsäuregas u. Chlorgas ist. — Von den angeführten Verbindungen haben nur die unterchlorige Säure u. die Chlorsäure Wichtigkeit. Die erstere ist im freien Zustande ein gelbes Gas von eigenthümlichem Geruch, welches in den unterchlorigsauren Salzen an Basen gebunden enthalten ist; die wichtigsten dieser Salze sind der Chlorkalk (s. „Chlor") u. das unterchlorigsaure Kali u. Natron (s. „Chlorkali"). — Die Chlorsäure, ClO_5, ist eine schwach gelbliche, sehr saure u. ätzende Flüssigkeit, die in den chlorsauren Salzen enthalten ist. Von den letzteren wird nam. das chlorsaure Kali (KaO, ClO_5) im Großen dargestellt; es ist ein in weißen, harten, tafelförmigen Krystallen erscheinendes Salz, welches beim Reiben mit brennbaren Stoffen leicht explodirt u. deshalb vorsichtig behandelt werden muß. Man verwendet es ebenso wie den chlorsauren Baryt in der Feuerwerkerei.

Chlorschwefel, der Schwefel vereinigt sich mit dem Chlor schon direkt u. in mehrerern Verhältnissen; im isolirten Zustande kennt man jedoch mit Sicherheit nur die Verbindung von 2 Aequivalenten Schwefel (=32 Gewichtstheilen) mit 1 Aequivalent Chlor ($35_{,5}$ Gewichtstheilen), welche Verbindung Halbchlorschwefel ($S_2\,Cl$) genannt wird; derselbe bildet eine röthlich-gelbe Flüssigkeit von unangenehmem Geruch u. $1_{,687}$ spezif. Gewicht; der Siedepunkt liegt bei 138° C.; durch Wasser wird der Ch. sofort zersetzt, indem sich Schwefel abscheidet u. Salzsäure u. schweflige Säure entstehen. — Der Ch. löst Schwefel sehr leicht auf u. wird deshalb zum Vulkanisiren des Kautschuks verwendet.

Chlorsilber, s. „Silber".

Chlorstickstoff, aus Stickstoffgas u. Chlor bestehend, ist eine wegen ihrer außerordentlich explosiven Eigenschaften höchst gefährliche chemische Verbindung, die sich bildet, wenn Chlorgas mit Ammoniak od. Salmiak od. auch einem anderen Ammoniaksalz bei 25—30° C. zusammenkommen. Der Ch. ist eine gelbe Flüssigkeit von $1_{,65}$ spez. Gewicht, die durch bloße Reibung od. Berührung mit verschiedenen Körpern sehr heftig explodirt; selbst gußeiserne Gefäße werden mit furchtbarem Knall schon durch eine geringe Menge Ch. zerschmettert.

Chlorwasser, s. „Chlor". — **Chlorwasserstoff,** s. „Salzsäure".

Chlorzink, s. „Zink". — **Chlorzinn,** s. „Zinnsalz".

Chlum, Dorf bei Königgrätz in Böhmen, dessen Einnahme u. Behauptung durch die Preußen in der Schlacht von Königgrätz 3. Juli 1866 von Wichtigkeit war. Während Benedek durch heftige Angriffe u. seine Uebermacht mit seiner Hauptarmee die preuß. Erste u. Elbarmee hart bedrängte u. seine Reserven bei Ch. aufgestellt hatte, erfolgte plötzlich von dem ganz unerwartet mit der Zweiten Armee heranrückenden Kronprinzen von Preußen der Flankenangriff auf die Oesterreicher. Hierbei

nahm die 1. Gardedivision unter Hiller von Gärtringen, der hier seinen Tod fand, das Dorf u. behauptete es trotz vieler, von Benedek mit großer Uebermacht angestellten Versuche zur Wiedereroberung, bis Verstärkung eintraf u. die Schlacht von den Preußen gewonnen wurde.

Chmelnitzky, Bogdan, Kosakenhauptmann, geb. 1593, erregte unter seinen Landsleuten einen Aufstand gegen die Polen, die er in mehreren großen Schlachten besiegte. Erst 1654 gelang es den Polen, Ch. zu schlagen, der sich nun mit sämmtlichen Kosaken dem russ. Zaren unterwarf. Er starb 25. Aug. 1657.

Chmelnitzky, Nikolai Iwanowitsch, russ. Lustspieldichter, geb. zu Petersburg 11. Aug. 1789, machte den Krieg von 1812 mit. Als Gouverneur von Smolensk, 1829—38, entfaltete er die unermüdlichste Thätigkeit für die Hebung dieser durch den Krieg so hart betroffenen Stadt. Von da ging er in gleicher Eigenschaft nach Archangel, kehrte aber aus Gesundheitsrücksichten schon 1838 nach Petersburg zurück u. starb das. 1846. Außer der Einführung mehrer, von ihm meisterhaft übersetzten Komödien Regnard's u. Molière's verdankt ihm das russ. Theater auch eine Anzahl von Originallustspielen, von denen bes. „Die Luftschlösser", „Sieben Feiertage in der Woche, od. der Unschlüssige", „Die Quarantäne", „Die Schauspieler unter einander" verdienten Beifall gefunden haben. Seine Werke erschienen zu Petersb. 1849 in 3 Bdn.

Choc (spr. Schock), ist die letzte Spitze der Kavallerie-Attake, das Zusammentreffen u. Handgemeinwerden mit dem Gegner. Die ganze Fechtweise der Kavallerie ist darauf angelegt, mit der höchsten Kraftäußerung von Mann u. Roß im Ch. auf den Gegner zu treffen.

Choctaws (spr. Tschocktahs), ein Indianerstamm, s. „Indianer".

Chodkjewicz (spr. Kodkjäwitsch), Jan Karol, berühmter poln. Feldherr, geb. zu Wilna 1560, bildete sich auf Reisen durch Europa u. nahm mit Auszeichnung am Kriege in den Niederlanden theil. Nach seiner Rückkehr machte er die Kämpfe gegen die Walachen u. Kosaken mit, ward dann Feldhetman von Lithauen u. erhielt 1602 den Oberbefehl über das poln. Heer gegen die Schweden, die er wiederholt schlug (Sieg bei Kirchholm, 1605). Mangelon zwang ihn trotz seiner Siege zu einem Waffenstillstand (1611). Hierauf führte er den von Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius gegen Rußland unternommenen Krieg weiter, konnte aber mit dem undisziplinirten Heere nichts ausrichten u. zog sich 1618 nach Polen zurück. Dagegen war er dann als Oberbefehlshaber gegen die Türken wieder siegreich, starb aber noch während des Krieges 1621 zu Choczim.

Chodowiecki (spr. Kodowjezki), Daniel Nikolaus, ein Kupferätzer u. Maler, den man mit Recht den deutschen Callot (s. d.) genannt hat, geb. zu Danzig 16. Okt. 1726, gest. in Berlin 7. Febr. 1801. Da er sich Anfangs dem Kaufmannsstande widmen sollte, so blieb ihm zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen u. Malen, worin er von seinem Vater einigen Unterricht erhalten hatte, nur wenig Muße, bis er sich ganz der Kunst ergab u. zwar zunächst dem Kopiren von Kupferstichen, der Emailmalerei u. den Miniaturporträts. Später begann er auch die Oelmalerei u. lieferte einige Genrebilder. Erst als er sein eignes Oelbild, den Abschied des unschuldig hingerichteten Jean Calas darstellend, radirte, war sein Ruf begründet. Jetzt wurde er mit Aufträgen für Zeichnungen u. Kupferstiche zu Almanachen u. sonstigen Büchern, darunter auch zu Lavater's physiognomischen Fragmenten, so überhäuft, daß er den Bestellungen kaum genügen konnte u. die Zahl seiner Zeichnungen u. radirten Blätter gewaltig anwuchs. Diese kleinen Blätter, durch welche er das Fach der Illustration in Deutschland wieder zu seiner früheren Höhe u. Bedeutung erhob, sind sowol wegen der geistvollen Sittenmalerei als wegen der Feinheit u. Wahrheit der Zeichnung u. Ausführung von hohem Werthe; eben so meisterhaft sind die Emailmalereien aus seiner früheren Zeit, die charaktervollen Miniaturporträts u., wenigstens in der feinen Naturbeobachtung u. der Gemüthlichkeit der Darstellung, auch die Oelgemälde. Die Gesammtzahl seiner Bilder od. Darstellungen beträgt 2075 auf 978 Platten; die schönsten derselben sind, außer dem schon erwähnten „Jean Calas", „Friedrich der Große vom Frieden begleitet", „Der Fortgang der Tugend u. des Lasters" auf 12 Bl., „Zieten an der Tafel Friedrich's des Großen eingeschlafen", 12 Blätter zu „Minna von Barnhelm", andere zum „Don Quixote", zu Sophiens „Reise von Memel nach Sachsen" u. s. w. Vgl. Engelmann, Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche (Lpz. 1867).

Choiseul-Amboise (spr. Schoasöl-Angboahs), Herzog Etienne François v., franz. Staatsmann, geb. 18. Juni 1719, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, trat frühzeitig ins Heer ein u. zeichnete sich im Oesterr. Erbfolgekriege aus. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er von der Maitresse Ludwig's XV., der Marquise von Pompadour, an den Hof gezogen u. durch deren Einfluß 1784 zum Generalleutnant ernannt, später in den Herzogsstand erhoben; 1756 als Gesandter nach Rom, bald darauf in gleicher Eigenschaft nach Wien geschickt, bot er, den Weisungen der Pompadour entsprechend, seine ganze Geschicklichkeit auf, das früher zwischen Oesterreich u. Frankreich geschlossene Bündniß zu festigen. Nach dem Rücktritt Bernis' vom Ministerium des Auswärtigen übernahm Ch. die Leitung desselben; auch in dieser Stellung hielt er, der Pompadour zu Gefallen, an der Allianz mit Oesterreich fest, obwol ein großer Theil der Nation u. eine starke Partei am Hofe selbst, abgeschreckt durch die vorangegangenen Mißerfolge, entschieden dagegen auftraten. Die Anstrengungen Ch.'s, die franz. Waffenehre zu retten, scheiterten an der Unfähigkeit der Feldherren, die eine Schlacht nach der anderen verloren; auch der Seekrieg nahm einen schlimmen Verlauf, u. Frankreich athmete auf, als es Ch. gelang, einen verhältnißmäßig günstigen Frieden herbeizuführen (1763). Bald darauf erwirkte er, im Einverständniß mit seiner mächtigen Gönnerin, ein Edikt des Königs, das den Jesuitenorden in Frankreich aufhob — eine Maßregel, die seine frühere Beliebtheit rasch wieder herstellte. Seine Bemühungen, Frankreich völlig von Rom loszureißen, wurden durch das Widerstreben des Königs vereitelt. Dagegen brachte er durch Vertrag mit Genua Corsika an Frankreich, hob die Kolonien u. bahnte Reformen in der Armee u. Flotte an. Die Dubarry, die inzwischen an die Stelle der Pompadour getreten war, wußte den König gegen Ch. einzunehmen u. führte 1770 seinen Sturz herbei. Er zog sich auf seine Besitzung Chanteloup zurück u. starb das. 7. Mai 1785.

Choiseul-Gouffier (spr. Schoasöl-Guffieh), Graf Marie Gabriel Auguste Florens v., franz. Diplomat u. Alterthumsforscher, geb. 27. Sept. 1752, unternahm 1776 eine Studienreise nach Griechenland, deren Ergebnisse er in dem Werke „Voyage pittoresque de la Grèce" (1782, neue Ausg. 1841) veröffentlichte. Die Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1784 in ihre Reihen auf. Bald darauf wurde er zum Gesandten in Konstantinopel ernannt; er blieb in dieser Stellung bis 1792, in welchem Jahre der Konvent seine Absetzung verfügte. Paul I. berief ihn nach Petersburg u. ernannte ihn zum Staatsrath u. zum Direktor der Kunstakademie. Unter dem Kaiserreich kehrte er nach Frankreich zurück u. gab eine Fortsetzung seines Reisewerkes heraus. Nach der Restauration wurde er Pair von Frankreich u. Mitglied des Kabinetsrathes. Er starb zu Aachen 20. Juni 1817.

Chokolade. Dies Genußmittel wurde anfänglich von den Spaniern in geheimgehaltener Weise bereitet u. in den Handel gebracht; später waren Mailand u. Wien die Hauptorte seiner Fabrikation, während gegenwärtig seine Bereitung in allen bedeutendern Städten betrieben wird. Die Grundlage der Ch. bilden bekanntlich geröstete u. entschälte Kakaobohnen (s. „Kakao"). Durch das Rösten entsteht etwas ätherisches Oel, welches der Waare ihr Arom giebt, u. der adstringirende Geschmack der rohen Bohne wird in einen angenehm bittern verwandelt. Die beim Rösten platzenden Schalen lassen sich leicht von den Kernen trennen, die dann durch Mahlen od. Stampfen zerkleinert werden. Bei heißer Behandlung wird die Masse teigartig, so daß sie ohne Weiteres in Formen gedrückt werden kann, in denen sie beim Erkalten erhärtet. Diese Bildsamkeit ist Folge des starken natürlichen Fettgehaltes der Bohnen. Wird der so erhaltene Stoff ohne allen Zusatz gelassen, so bildet er die käufliche Kakaomasse; Zusatz von Zucker, Gewürzen u. s. w. macht die Kakaomasse zur Ch., u. zwar giebt ein Zusatz von bloßem Zucker die Gesundheitsch. Den meisten Verbrauch findet die Gewürzch., die je nach Qualität mit mancherlei theurern od. wohlfeileren Würzstoffen versehen ist, in erster Stelle Vanille, dann Zimmt, Nelken, ätherischen Oelen u. dgl. Medizinische Ch.en enthalten isländisches Moos, Carragheen, Salep, Santonin, China, Fleischertrakt u. s. w. Da für manche Personen die Ch. durch ihren Fettgehalt schwer verdaulich ist, so sorgen die Fabriken für sie durch entölte (pulverförmige) Kakaomasse (Cacoigna). Die Abscheidung des Fettes geschieht gewöhnlich durch Kochen des Pulvers mit Wasser, wobei das

Fett an die Oberfläche tritt u. nach dem Erkalten in Scheiben gewonnen wird. Die Preislisten der Fabriken führen gewöhnlich Chokoladen von 20 bis 25 Groschen das Kg. auf, was nur zum Theil in den verschiedenen Sorten der Bohne selbst liegt. Die größere Wohlfeilheit wird durch zunehmende Mengen wohlfeilerer Zusätze ermöglicht, wobei bes. verschiedene Mehlsorten, Stärke, Mandeln u. Mandelkleie, geröstete Nüsse, Kakaoschalen u. s. w. eine Rolle spielen.

Cholera (Brechdurchfall, Brechruhr). Man unterscheidet zwei Formen von Ch. Diejenige Form von Brechdurchfall, welche bei uns einheimisch ist u. bei schnellem Umschlag warmer Witterung in naßkalte, auch in heißen Sommertagen nach kaltem Trinken vorkommt, heißt „sporadische" Ch. (lat. Cholera nostras) u. ist in der Form der sog. „Cholerine" Erwachsenen wenig, dagegen kleinen, nam. den vor Kurzem entwöhnten Kindern höchst gefährlich. Brechen u. Durchfall charakterisiren das Uebel, die Darmausleerungen bleiben zum Unterschiede von der epidemischen Form gallig gefärbt u. die Entstehung der Krankheit läßt sich nicht auf eine Infektion, sondern nur auf eine Erkältung zurückführen. Diese Form behandelt man durch Erwärmen des Körpers bis zum Schwitzen, warme Umschläge u. Senfteige auf den Unterleib, wenig Trinken, kleine Gaben von Opium u., bei fortgesetztem Erbrechen, Verschlucken kleiner Eisstückchen.

Die asiatische Ch., d. i. die epidemische Form des Brechdurchfalls, wird durch ein spezifisches, miasmatisches Gift erzeugt. Wir wissen, durch Pettenkofer's u. A. Forschungen, daß der Träger dieses Giftes die Darmausleerungen Cholera- u. einfacher Diarrhoe-Kranker sind, wenn Letztere ihren Durchfall unter der Einwirkung des Ch.-Giftes am Orte einer Ch. Epidemie bekommen haben. Die sich zersetzenden Darmausleerungen solcher Kranker erzeugen den Ansteckungsstoff von Neuem, welcher dann durch die Luft, bisweilen auch durch das Trinkwasser, anderen Personen sich mittheilt. Nur in solchen Orten wird jedoch die Krankheit epidemisch u. gewinnt sie größere Ausbreitung, welche tiefgelegen, einen feuchten nassen Boden (hohes u. in seinem Stande wechselndes Grundwasser) haben, bes. wenn in demselben organische Stoffe verwesen. Felsiger, trockner Boden mit frischer Luft ist ein für die Entwicklung von Ch.-Epidemien ungünstiges Terrain. Dagegen kommen vorzugsweise viele Erkrankungen in unreinlichen, niedrig gelegenen Stadttheilen vor, wo die schmuzigen Gossen nicht gut abfließen können u. der Erdboden durch Senkgruben mit faulenden Flüssigkeiten durchzogen ist. Solche Orte nennt man Infektions- od. Ch.-Herde. — Als Infektionsstoff vermuthete man noch bis vor Kurzem ein chemisch-miasmatisches, gasförmiges Prinzip. Bei der großen Epidemie von 1866 glaubten Thomé, Klob u. Hallier durch die Entdeckung von kleinen Pilzen im Darmschleime u. in der Darmschleimhaut das Wesen des Ch.-Giftes gefunden zu haben; allein noch wird von Vielen bezweifelt, daß dieser Ch.-Pilz, über dessen Bedeutung die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind, als spezifische Ursache der Ch.-Erkrankung zu betrachten sei. — Die Ch. verschont bekanntlich kein Lebensalter, allein gewisse Individuen scheinen größere Neigung zur Erkrankung zu besitzen als andere; nam. Schwächezustände disponiren, vor Allem die durch Diätfehler (Obstgenuß 2c.) erzeugten Diarrhoen; auch sind Trunkenbolde vorzugsweise gefährdet.

Die „asiatische" Ch. ist jedenfalls die verheerendste aller Seuchen unseres Jahrhunderts. Sie wurde in Europa eingeschleppt u. war noch bis zum Jahr 1817 lediglich eine Krankheit Vorderindiens. Erst von da an gewann sie epidemische Ausbreitung, indem sie zuerst 1830 über Astrachan nach Moskau, 1831 nach Wien u. Berlin gelangte; in Nordamerika erschien sie 1832 an der Küste Canada's. So überzog sie bald in größeren, bald in kleineren Zwischenräumen, in mehr od. weniger bedeutenden Epidemien, bis heute theils einzelne Länderstriche Europa's, theils auch fast ganz Europa; die letzten beiden Epidemien von 1866 u. 1867 gehören zu den mörderischsten u. verbreitetsten. Während die Krankheit in Indien vorzugsweise im Ganges-Delta nie ganz ausgeht u. nur alljährlich bald hier, bald dort die Grenzen Indiens überschreitet, liegen für Europa zwischen den einzelnen Epidemien ch.-freie Zwischenräume von unbestimmter Länge; so dauerte eine Pause von 1861, wo für Europa die Ch. in Petersburg erlosch, bis zum J. 1866. In Rußland scheint sie meist am längsten zu bestehen. Die Ch.-Züge folgen in ihrer Verbreitung gern den Heereszügen. Am häufigsten hielt die Ch. ihren Einzug nach Europa von dem Orte Djedda am Rothen Meere aus, indem die Mekka-Pilger die Ch. dorthin aus Arabien mitbringen u. zunächst Aegypten anstecken, von wo die Türkei u. dann ganz Europa durch den Verkehr gefährdet ist. Deshalb überwacht jetzt eine internationale Sanitätskommission in Djedda die Pilger.

Die Erkrankung an asiatischer Ch. tritt in drei Graden auf. Beim schwächsten Grade bestehen die Erscheinungen nur in Durchfall mit dünnen, noch gallig gefärbten Ausleerungen u. in Kollern im Leibe. Wenn bei diesem Grade der Kranke sich vorsichtig benimmt, so folgt die Genesung ziemlich rasch. In gesteigertem Grade (Cholerine) gesellen sich zu den genannten Erscheinungen Erbrechen, Durst, ohnmachtähnliche Schwäche, Wadenkrämpfe. In höherem Grade bildet sich der wirkliche Ch.-Anfall (die sog. asphyktische Ch.) aus, bei dem die Ausleerungen ganz entfärbt sind (die charakteristischen Reiswasserstühle) u. die Urinabsonderung aufgehört hat. Fast immer gehen diesem Anfall ein od. mehrere Tage Vorläufer (od. das erste Stadium) in Form von gewöhnlichem Durchfall, bisweilen auch etwas Uebelkeit voraus. Dann treten sehr häufige Darmentleerungen molkigtrüber Flüssigkeit unter Erbrechen, heftigem Durst, Wadenkrämpfen u. Kaltwerden der Haut auf. Nach einiger Zeit nimmt die Haut am ganzen Körper eine bleigraue Färbung an, sie fühlt sich eisig u. teigig an u. bleibt in Falten stehen, wenn sie erhoben wird. Allmählig wird der Puls klein, die Adern füllen sich mit dickem, heidelbeerfarbigem Blut, die Athmung wird äußerst beschwerlich, die Stimme, immer schwächer u. heißer werdend, geht in ein tonloses Lallen über, die Augen fallen ein, der Kranke wird theilnahmlos u. klagt nur über die schmerzhaften Krämpfe in den Waden u. Zehen, sowie über den Durst u. die Athemnoth; er stirbt entweder unter Eintritt der äußersten Kälte der Haut (algides Stadium), indem der Anfall kaum länger als 36—48 Stunden dauert, od. er erholt sich wieder, u. unter Zunahme der Körperwärme, Aufhören der Darmausleerungen u. Wiederbeginnen der Urinabsonderung werden Herz u. Puls wieder kräftiger, u. der Patient kann unter langsamer Rekonvaleszenz genesen. In vielen Fällen entwickelt sich nach dem Anfall ein sog. „Cholera-Typhoid, das sich durch lebhafte Fieberbewegungen, Blutandrang nach dem Kopfe, Delirien, Bewußtlosigkeit, weiße trockne Zunge u. äußerste Schwäche charakterisirt. In diesem Zustande gehen $^{2}/_{3}$ der Kranken nach einigen Tagen zu Grunde. Die dauernde Unterdrückung des Urins giebt in solchen Fällen eine üble Aussicht auf Genesung, da sich im Blute dann Harnstoff ansammelt u. sog. Urämie eintritt. In einzelnen Fällen des Ch.-Anfalls fehlen die Durchfälle; diese Form nennt man „trockne" Ch.

Man hat gegen die Verbreitung dieser fürchterlichen Krankheit, an welcher im großen Ganzen unter den mannichfachsten Verhältnissen u. selbst bei der verschiedensten ärztlichen Behandlung etwa die Hälfte aller Kranken stirbt, als Sanitätsmaßregeln die Absperrung der infizirten Orte, die Desinfektion der Ch.-Krankenzimmer, bes. aber der Ausleerungsstoffe u. aller Aborte an Ch.-Herden mit Eisenvitriol, Chlorkalk, Karbolsäure 2c. (s. d. Art. „Desinfektion") angewendet. Allein bisher konnten der Seuche nur in wenig Fällen Grenzen gesetzt werden. Beim Herrschen der Ch. an einem Orte schützt man sich durch sorgfältige Diät, durch Meiden der Nahrungsstoffe, die leicht Durchfall erregen, durch Tragen einer Leibbinde; man verhütet am sichersten die Infektion, wenn man Ch.-Herde nicht betritt, die Aborte fleißig desinfizirt u. nur abgekochtes od. auch gar kein Wasser, noch weniger aber schlechtes Bier trinkt. Die sog. Ch.-Tropfen, welche man überall ausbietet u. die mannichfach zusammengesetzt sind, können keineswegs als Präservativ dienen; am beliebtesten sind die Bastler'schen, welche Anis-, Cajeput- u. Wachholderöl mit Hoffmann'schem Liquor u. Haller'schem Sauer in Zimmttinktur enthalten. Am besten befolgt man folgendes Verfahren. Bei einfachem Durchfall: Bettwärme, Pfefferminzthee u. Hafergrützschleim mit einigen Tropfen (3—5) einfacher Opiumtinktur. Bei Cholerine: Opium mit etwas kohlensaurem Wasser, Schwitzen durch ruhige Lage im Bett, Erwärmung des Körpers mit Tüchern, warmen Kleienumschlägen, Wärmflaschen, Auflegen von Senfteig auf die Magengegend, gegen den Durst Eisstückchen in den Mund. Gegen den Anfall: Gelingt es nicht, den Kranken durch die hier angegebenen Mittel in Schweiß zu bringen, so macht man ein lauwarmes Bad mit kalter Begießung, läßt Eis verschlucken u. den Körper mit Eis abreiben; gegen das Erbrechen giebt man Selterswasser od. Champagner in Eis gekühlt, Kampher u. Salmiakgeist; frottirt die Haut mit Senfspiritus; gegen die Wadenkrämpfe: Chloroform- u. Kampherspirituseinreibungen, auch Morphiuminjektionen.

Cholesterin, Cholestearin, ist eine in weißen, perlmutterglänzenden, sich fettig anfühlenden Blättchen krystallisirende organische Verbindung, aus Kohle, Wasserstoff u. Sauerstoff bestehend; unlöslich in Wasser, löslich in siedendem Alkohol u. in Aether. In chem. Beziehung ist das Ch. als ein einatomiger Alkohol zu betrachten; es ist ziemlich verbreitet, findet sich nicht allein im thierischen Organismus als Bestandtheil der Galle (daher früher Gallenfett genannt) u. der Gallensteine, im Gehirn u. Rückenmark, im Blute, Eiter u. krankhaften Ausscheidungen, sondern ist auch im Pflanzenreiche vertreten, z. B. im Olivenöl, in den Erbsen u. anderen Hülsenfrüchten.

Choliamb, der hinkende Jambus, heißt in der Verskunst ein sechsfüßiger Jambus (Trimeter), in welchem statt des letzten jambischen Fußes (⏑ ‒) ein Trochäus (‒ ⏑) od. Spondeus (‒ ‒) eingesetzt wird, wodurch der Vers einen hinkenden, komisch wirkenden Tonfall erhält. Daher haben sich Satiriker, wie Catull u. Martial, mit Vorliebe des Ch. bedient (als Erfinder gilt der griech. Satiriker Hipponax). Beispiel:

Es schreitet wür- devoll einher der Trimeter (Trimeter),

Der Choliam- bus aber hinkt im Schlußgliede (Choliamb).

Cholsäure od. **Cholalsäure, Cholin, Choloidinsäure** sind Bestandtheile der Galle (s. d.).

Cholula (spr. Tscholula), mexikanische Stadt im Staate Puebla, unter 19° 2′ nördl. Br. u. 80° 33′ 30″ westl. L., zur Zeit der Eroberung durch Cortez eine Stadt von 150,000 E., ist jetzt auf 5000 herabgesunken, die etwas Garten-, Ackerbau u. Fabrikation grober Baumwollenstoffe betreiben. Ch. war einst der Hauptsitz des Aztekenkultus; unter den Denkmälern aus jener Zeit ist bes. merkwürdig der zu Ehren des Gottes Quetzalcoatl errichtete Teokalli, eine Riesenpyramide aus Backsteinen, die auf einer Grundfläche von 44 Morgen Land in 4 über einander geschichteten Abtheilungen 53 m. hoch emporsteigt. Die von den Spaniern auf der ca. 1300 □m. großen Plattform der Pyramide erbaute, mit Cypressen umgebene Kirche Nostra Señora de los Remedios ist, wie die Pyramide selbst, schon bedeutend in Verfall gerathen. Die wahrscheinliche frühere Gestalt des Bauwerks zeigt uns Abbildung Bd. II. Nr. 1298.

Chond, s. „Khond". — **Chondrin**, Knorpelleim, s. „Leim".

Chondrogen, leimgebendes Gewebe der Knochen, s. „Knochen".

Chopin (spr. Schopeng), Frédéric François, berühmter Klavierspieler u. Komponist für sein Instrument, geb. 8. Febr. 1810 zu Zelazowa-Wola bei Warschau als der Sohn wenig bemittelter Eltern franz. Herkunft. Den ersten Klavierunterricht erhielt er mit 9 Jahren von einem Böhmen, Namens Zywni, und seine ausgezeichneten Fortschritte machten den Fürsten Anton Radziwill auf ihn aufmerksam, der für seine fernere Erziehung u. Ausbildung Sorge trug, u. durch den er bald in jene aristokratischen Kreise kam, innerhalb deren sich sein späteres Leben fast ausschließlich konzentrirte. Als er 16 Jahre alt war, wurde Elsner (der Direktor des Warschauer Konservatoriums) sein Lehrer in der Komposition, u. in den nächstfolgenden Jahren machte er wiederholt Reisen nach Berlin, Dresden, Prag 2c., ohne jedoch öffentlich aufzutreten. Dies war erst im J. 1829 der Fall, u. zwar in Wien, wo sein Spiel bedeutendes Aufsehen machte. Sein eigentlicher Ruf datirt indeß von Paris her, wohin er 1831 kam, nachdem der unglückliche Ausgang der polnischen Revolution ihm die Rückkehr verleidet hatte. Eigentlich hatte er die Absicht, nach London zu gehen u. sich nur vorübergehend in Paris hören zu lassen; aber die Aufnahme, die er seitens seiner emigrirten aristokratischen Landleute fand, bestimmte ihn, in Paris zu bleiben, wo er bald der musikalische Held der vornehmen Salons wurde u. zahlreiche Schüler bekam. Bereits 1837 begannen bei ihm die Symptome eines Brustleidens beunruhigend aufzutreten, u. die Aerzte riethen zu einem Winteraufenthalt in einem südlichem Klima. Demzufolge ging er in Begleitung der Schriftstellerin Georges Sand (s. d.), seiner intimen Freundin, nach Majorka, u. der Aufenthalt daselbst wirkte so günstig, daß er, nach Paris zurückgekehrt, sich einige Jahre lang ziemlich wohl befand. Im J. 1840 jedoch trat das Brustübel wieder mit erneuter Stärke auf u. machte von Jahr zu Jahr immer reißendere Fortschritte. Trotzdem raffte er sich im Frühjahr 1848 noch einmal in die Höhe u. ging sogar zur Saison nach London. Der durch diese Reise hervorgerufenen Aufregung folgte eine um so größere Abspannung; ganz gebrochen kam er nach Paris zurück, konnte kaum mehr das Bett verlassen u. starb endlich in den Armen seiner aus Warschau herbeigeeilten Schwester 17. Okt. 1849. — C.'s Spiel war höchst ausgezeichnet durch eine bis ins Kleinste vollendete Durchbildung der Technik, durch den kunstreichsten Anschlag u. durch eine eben so anziehende wie eigenartige, gewissermaßen aus Grazie u. Schwärmerei gemischte Vortragsmanier. Seine Kompositionen — für die in Deutschland zuerst Robert Schumann energisch Partei ergriff — bieten eine interessante Verschmelzung von polnisch-nationalen u. französisch-romantisirenden Elementen, sowie eine Masse eigenthümlicher u. reizender Klaviereffekte. Bezüglich der Formvollendung sind seine kleineren u. speziell auf den Salon berechneten Sachen — Notturnos, Walzer, Mazurkas, Impromptus 2c. — die vorzüglicheren, während er in seinen zwei Konzerten, den Balladen, in einem Trio, einigen Sonaten 2c. öfters weitschweifig, unebenmäßig u. durch den weiteren Rahmen behindert erscheint. Vgl. Liszt, C. (1852), u. Barbedette, C. (2. Aufl. 1869.)

Chor (vom griech. choros, Reigen, Tanzlied, dann auch eine Anzahl von Personen, die ein solches Tanzlied ausführen, Sängerkreis), war bei den alten Griechen ein wesentlicher Bestandtheil des Trauer- u. Lustspiels, aus dem überhaupt das ganze Drama erwachsen ist, insofern allmählig zu den vom Ch. am Altar des Bakchos gesungenen Hymnen Erzählung, Dialog u. Handlung hinzukam. Die Zusammenbringung u. Ausrüstung eines zur Aufführung eines Dramas gehörenden Ch. fiel jedesmal als Leistung für den Staat einem vermögenden Bürger zu, dem Choregen u. Choragen. In der Blütezeit des attischen Trauerspiels erhielt jeder Dichter für sein Stück 15 den Ch. bildende Personen od. Choreuten zugetheilt. Diese waren freie Bürger, u. ihre Thätigkeit war, wie die des Choragen, ein Ehrenamt. Der tragische Ch. erschien ausnahmsweise auf der Bühne u. hatte seinen Platz in der Orchestra, dem unter den Sitzterrassen des Zuschauerraums vor der Bühne liegenden Halbkreis, in dessen Mitte der Altar des Bakchos stand. Die Choreuten zogen in einem Viereck, gewöhnlich in fünf Gliedern zu drei Mann, in die Orchestra u. drehten sich dort mit einer halben Wendung entweder den Zuschauern od. der Bühne zu. Der Charakter ihrer mimischen Tanzbewegungen war, der religiösen Bedeutung der Festvorstellungen gemäß,

Nr. 1963. Die Pyramide von Cholula in ihrer jetzigen Gestalt.

Nr. 1964. Frédéric François Chopin (geb. 8. Febr. 1810, gest. 17. Okt. 1849).

ernst u. würdevoll, im Satirspiel dagegen, einer possenhaften Beigabe des Trauerspiels, muthwillig u. ausgelassen. Was den Vortrag betrifft, so unterredete sich der Ch. entweder durch seinen Führer mit den eigentlichen Personen des Stücks, od. er trug rezitativartige Partien vor, od. er sang seine kunstvoll gebauten strophischen Lieder. Zu Gesang und Tanz diente die Flöte als Begleiterin. Bei Aeschylos bilden die Chorgesänge noch den größten Theil der Tragödie; Sophokles machte von ihnen den zweckmäßigsten Gebrauch. Bei ihm steht der Ch. über den Leidenschaften u. Schwächen der leitenden u. handelnden Personen u. ertheilt denselben vermöge seiner Einsicht u. Weisheit Warnungen, Belehrungen, Tröstungen u. Ermunterungen. Bei Euripides lockerte sich bereits dieser innige Zusammenhang des Ch. mit dem Inhalte der Stücke, u. seine Chorgesänge erscheinen oft nur als lyrischer Schmuck, der außer aller Verbindung mit der Handlung steht. Die Komödie hatte blos bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges einen Ch., dessen Tanzbewegungen dem lustigen Charakter der Komödien entsprachen. Dieser ganz eigenthümlich war die sog. Parabase, in welcher der Ch., in zwei Hauptchöre getheilt, sich im Namen des Dichters mit persönlichen Auseinandersetzungen an das Volk zu wenden pflegte. — Von modernen Dichtern hat nam. Schiller den Versuch gemacht, den Ch. wieder in die Tragödie einzuführen (in seiner „Braut von Messina"), ist jedoch später wieder davon zurückgekommen. Der Ch. ist eng mit der Religion u. dem Kulturleben der alten Griechen verwachsen u. wird sich im modernen Schauspiel immer fremdartig ausnehmen.

In der Musik bezeichnet Ch.: a) ein mehrstimmiges Gesangstück, in welchem jede Stimme nicht von einem Solosänger, sondern von je einer geringeren od. größeren Anzahl Personen ausgeführt wird u. das seiner ästhetischen Bedeutung nach Gesammtausdruck einer Menge Individuen ist, deren Gefühl durch irgend ein Ereigniß od. eine Idee so gleich gestimmt ist, daß Alle in dem Ausdruck, welchen sie ihren Empfindungen u. Gedanken verleihen, im Großen u. Ganzen übereinkommen. Ein derartiges Musikstück kann im sog. gebundenen od. strengen, od. im freien Stil gesetzt sein (wobei ersterer zumeist für kirchliche, letzterer für weltliche [Opern u. sonstige Zwecke] verwendet wird); ferner kann es für Singstimmen mit Instrumentalbegleitung (welche theils nur verstärkend u. unterstützend, theils in größerer Selbständigkeit geführt sein kann) eingerichtet werden; endlich kann die Zahl der Stimmen, für welche es komponirt ist, sehr verschieden sein, u. es kommen demnach Chöre von zwei bis zu zwölf, sechzehn u. noch mehr Stimmen vor; ja es giebt sogar auch einstimmige Chöre, welche indeß die oben angeführte Hauptbedeutung des Begriffes Ch. nicht aufheben u. doch immer das Aussprechen einer von einem u. demselben Gefühl angeregten Mehr- od. Vielheit zu Grunde haben. Der vierstimmige Ch. ist der normale u. auch gebräuchlichste, er wird mit wenigen Ausnahmen für die vier Hauptstimmen Sopran, Alt, Tenor u. Baß gesetzt. Bei fünf-, sechs- u. mehrstimmigen Chören kommt es auf die beabsichtigte Wirkung an, welche Stimmen getheilt werden sollen, u. bei acht Stimmen bewegt sich entweder die ganze Masse über einem gemeinsamen Baß, od., was noch gewöhnlicher ist, sie wird in zwei Chöre getheilt, u. es entsteht der Doppelchor, welcher zwei Gruppen bildet, die bald mit einander abwechseln, bald vereint wirken, bei denen aber alle Stimmen Hauptstimmen sind u. nicht etwa die Stimmen des einen Chores nur Verdoppelungen od. Massenverstärkungen des anderen. Veranlassung zum Doppelchor kann sein: Theilung in zwei widerstreitende od. fragende u. antwortende Parteien, od. auch nur die Absicht, einen Gedanken musikalisch-großartiger auszugestalten. — b) versteht man unter Ch. die Gesellschaft der den Chorgesang ausführenden Sänger (Chorsänger, Choristen), u. in dieser Beziehung spricht man je nach der Stimmengattung von Männerchor, Frauenchor, Knabenchor, u. gemischtem od. vollständigem (aus Sopranen, Alten, Tenoren u. Bässen zusammengesetztem) Chor. — Mit dem Worte Ch. benennt man ferner 1. eine ein kleineres Orchester bildende Vereinigung von Instrumentalmusikern (Musikchor überhaupt, dann im Besonderen Militärmusikchor u. innerhalb des letzteren wiederum Hautboisten- [Hoboisten] od. Harmoniemusik- u. Trompeterchor, je nachdem die Zusammenstellung aus Holz- u. Blechinstrumenten od. ausschließlich aus Blasinstrumenten besteht); 2. im Orchester die Hauptabtheilungen der Instrumente nach ihren Gattungen (das Streichquartett den Geigen- od. Streichchor, die Blasinstrumente den Bläserchor, innerhalb des letzteren wiederum Scheidung zwischen Holzbläser- u. Blech- od. Messingbläserchor); 3. bei Klavierinstrumenten die Anzahl gleichgestimmter, für einen u. denselben Ton bestimmter Saiten, u. in demselben Sinne 4. bei der Orgel die Anzahl der Pfeifen für eine, nam. sog. gemischte Stimme.

In der Baukunst bezeichnete Ch. ursprünglich (in den alten Basiliken) den für die singende Geistlichkeit bestimmten Raum, später im weiteren Sinne den für die Geistlichkeit bestimmten östlichen Theil der Kirche, in welchem auch der Hauptaltar stand (Presbyterium, Sanctuarium). Dieser bildet gewöhnlich ein Quadrat, an welches sich an der Ostseite ein runder, später ein vieleckiger Schluß anlegt. Hoher Ch. heißt er deshalb, weil er um mehrere Stufen höher liegt als das übrige Schiff der Kirche. In einigen älteren Kirchen Deutschlands (so in den Domen zu Mainz, Worms, Augsburg u. s. w.) findet sich außer dem östlichen Ch. noch ein am westlichen Ende liegender, der dann stets einem zweiten Kirchenheiligen gewidmet war. Unter dem Ostchor der romanischen Kirchen pflegt eine Krypta (s. d.) zu liegen, bisweilen auch unter dem Westchor. — Auch die vor der Orgel angebrachte Sängertribüne pflegt man Ch. zu nennen.

Chorag, s. „Chor" (zu Anfang d. Art.).

Choragische Monumente heißen die Denkmale des alten Griechenlands, welche als Unterbau des Dreifußes dienten, der als Siegespreis dem Choragen für die Ausstattung eines Chores in den öffentl. musikal. Wettkämpfen zuerkannt wurde. Mit solchen Denkmalen war eine ganze Straße in Athen besetzt, die nach den Dreifüßen den Namen Tripodenstraße führte. Oft bestand der Unterbau eines solchen Siegesdenkmals nur aus einer schlanken Säule, oft aus einem ganzen kleinen Gebäude. Ein hübsches Werk dieser Art ist das noch vorhandene marmorne Monument des Lysikrates in Athen (errichtet 334 v. Chr.). Es ist ein Rundbau von $10_{,2}$ m. Höhe, der, auf einer quadratischen Unterlage ruhend, von 6 schlanken Halbsäulen mit korinthischem Kapitäl umgeben ist; diese trugen ein jonisches Gebälk, dessen Fries mit Reliefs geschmückt u. mit Palmetten bekrönt ist. Aus der Mitte des den Bau kuppelartig bedeckenden Marmorblockes steigt ein Aufsatz empor, der den Dreifuß trug (s. Abb. unter „Baukunst" S. 401, Nr. 1312).

Choral, das in der Kirche gesungene geistliche Lied; es ist ein wesentlicher Bestandtheil des christlichen Kultus, weil es den Menschen in eine beseligende, harmonische Stimmung versetzt u. den Geist für alles Gute und Wahre empfänglich macht. Der Ch. wird von der Gemeinde im Unisono u. in der Oktave gesungen u. von der Orgel mit würdigen kirchlichen Harmonien begleitet. Die Melodie bewegt sich in meist gleichen Tonlängen, in halben Noten, u. hat bei jeder Strophe einen Ruhepunkt (Halt), welcher vom Organisten mit einem kurzen, überleitenden Zwischenspiel ausgefüllt wird. Dieses ist aber in neuester Zeit in vielen Kirchen weggefallen, weil derartige Introludien nicht immer würdig ausfielen u. von manchen Organisten sogar zu Virtuosenzwecken mißbraucht wurden. Selbst unser großer Joh. Sebast. Bach wurde von der Arnstädter Behörde beschuldigt, „er mische zu viele Virtuosenkunststücke in den Ch. u. störe dadurch den Gesang der Gemeinde." Der Ch.-Gesang ist so alt wie der christliche Kultus selbst; denn es wird uns von den ersten Christen berichtet, daß sie sogar in den röm. Katakomben, wo sie heimlich ihre Versammlungen hielten, sich durch Gesang erbaut haben. Wahrscheinlich wurden Anfangs griechische Melodien benutzt, u. demzufolge setzte auch der Bischof Ambrosius 380 die vier ersten authentischen Tonarten der Griechen für den Kirchengesang ein, u. Papst Gregor I. fügte noch vier plagalische hinzu. So entstanden die sogenannten 8 Kirchentonarten, die durch das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch blieben u. erst durch das Entstehen des modernen Tonsystems im 16. u. 17. Jahrh. allmählig aus ihrer Alleinherrschaft verdrängt wurden (s. „Kirchentonarten"). Zur höchsten Blütezeit entfaltete sich der Ch. in der Reformationszeit. Luther selbst hat zu den von ihm gedichteten geistlichen Liedern die Melodie komponirt, so z. B. „Ein fest' Burg ist unser Gott". Auch während der darauf folgenden drangsalvollen Zeit trösteten u. erbauten sich die verfolgten Gemeinden durch ergreifende u. begeisternde Ch.-Gesänge. Die Mehrzahl unserer noch heute gesungenen Ch.-Melodien stammt aus jener Zeit u. aus dem Mittelalter, ungeachtet anerkannte

Tonmeister neuerer Zeit, wie Schicht, Hiller, Schneider u. A. ebenfalls recht kräftige u. melodiöse Kompositionen dieser Art geliefert haben, so sind dieselben dennoch nicht so allgemein geworden, wie jene.

Choras, eine Art Pavian, s. „Affen".

Chorda, Chorde, Sehne, Flechse, auch Saite. — **Ch. Achillis,** Achillessehne, s. „Achilles". — **Ch. dominans,** Dominante (s. d.).

Chordienst od. **Choramt** heißt im Allgem. die Feier der Messe in der kathol. Kirche u. zwar in Stiftskirchen unter Absingen des „Kyrie", „Gloria", „Sanctus" u. a. m. mit Orgel- u. Musikbegleitung; Ch. im engeren Sinne nennt man die Brevierandacht, bei welcher die Geistlichen, gewöhnlich in 2 Chöre getheilt, abwechselnd im Chor der Kirche einzelne Theile des Breviers (vgl. d. Art.) in vorgeschriebenen Stunden rezitiren. Der Ch. stammt aus dem Judenthum, in welchem schon vor dem Entstehen der christl. Kirche Morgen- u. Abendgebete eingeführt waren. In der Kirche richtete man der Verfolgungen wegen drei nächtliche Andachten ein, wozu später eine solche am frühen Morgen (Matutinum) kam. Anfänglich betheiligte sich die ganze Gemeinde daran; man beschränkte aber nachmals die Verpflichtung auf die Geistlichkeit u. erlaubte auch dieser, die Andachtsübungen in ihren Wohnungen vorzunehmen. Nur die Mönche u. Kanoniker haben dieselben noch im Chor der Kirche zu verrichten.

Choreb, s. „Horeb".

Choregraphie od. Choreographie (vom griech. χορεύω, ich tanze) ist die Kunst, den Tanz (bes. die Pas u. die Linien, welche der Tanzende beschreibt) durch Zeichen eben so aufzuschreiben, wie die Musik durch Noten. Der Franzose Beauchamp soll diese Kunst, deren Anfänge nach der Annahme Mancher schon in ägyptischen Hieroglyphen vorliegen sollen, durch die Erfindung einer Reihenfolge von tanzdarstellenden Zeichen vervollkommnet haben. Die Balletmeister pflegten sich aber dieser nicht stets zu bedienen, u. so ist denn diese Kunst nicht weiter ausgebildet worden. Man findet wol, z. B. in älteren Almanachen, choregraphisch dargestellte Tänze, Cotillontouren u. s. w., aber eine allgemeine „Tanzschrift" ist bis jetzt nicht in Aufnahme gekommen.

Choreus, so viel wie Trochäus (s. d.).

Chorherren, s. „Stift".

Choriamb, d. i. Tanzfuß, wird in der Verskunst ein aus dem Trochäus (–⏑) u. Jambus (⏑–) zusammengesetzter Fuß genannt (–⏑⏑–), dessen tanzende Bewegung sich zum Ausdruck einer heitern Stimmung eignet (z. B. heitergelaunt, rosenbekränzt, Blumengewand). Der Ch. wird meist in Verbindung mit anderen Versarten gebraucht.

Choriganten nannte man jene Sekte religiöser Schwärmer, die um 1374 im W. Deutschlands u. im Lüttich'schen auf Straßen u. in Kirchen Tänze aufführten u. dabei wie von Dämonen besessen herumsprangen. Auch die Einsiedler nannte man zuweilen Ch.

Chörileïscher Vers, ein nach dem griech. Dichter Chörilos benannter Vers, bestehend aus 5 Daktylen, deren mittlerer auch durch einen Spondeus ersetzt werden kann (–⏑⏑–⏑⏑ | –⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑).

Chorographie, zusammengesetzt aus dem griech. χώρα, „Gegend, Landschaft", u. γράφειν, „malen, eingraben, schreiben"; umfaßt im Gegensatz zur Topographie (der Beschreibung der einzelnen Orte) die Beschreibung von ganzen Landschaften u. deren größeren Theilen. — **Chorograph** ist, wer sich mit Aufstellung solcher Beschreibungen befaßt. — **Chorographische Karten** sind Spezialkarten ganzer Bezirke, Departements, Regierungskreise u. s. w.

Chorstörer (turbatores chori) hießen die vor Alters in einigen Mönchsklöstern eigens dazu angestellten Individuen, welche den Chorgesang der übrigen Mönche an den erhebendsten u. feierlichsten Stellen mit abscheulichem Geplärre unterbrechen mußten; wahrscheinlich sollten sie an den Teufel erinnern u. an sein häßliches Mißfallen an gottesdienstlichen Gebräuchen, das man bei ihm voraussetzte.

Chorton, auch Orgelton genannt, ist die Stimmung der alten Orgeln, die um einen halben, manchmal auch um einen ganzen Ton von der Stimmung anderer Instrumente (dem sog. Kammerton) abwich.

Chotek, Name einer alten, in Oesterreich, Böhmen u. Ungarn begüterten Adelsfamilie, die 1556 in den freiherrlichen, 1723 in den gräflichen, 1745 in den reichsgräflichen Stand u. 1764 in den ungar. Magnatenrang erhoben ward. Aus der Familie Ch. sind viele Krieger u. Staatsmänner hervorgegangen, darunter: Graf Johann Karl **Ch.**, geb. 28. Okt. 1705, gest. 8. Nov. 1787, ward 1744 Administrator von Bayern, 1762 Feldzeugmeister u. 1765 erbl. Oberst-Erbland-Thürhüter in Niederösterreich. Dessen Neffe Johann Rudolf, Graf **Ch.** v. Chotkowa u. Wognin, geb. 1748, gest. zu Wien 1824, stand bei Josef II. in hoher Achtung, war von 1777 bis 1788 Kanzler der vereinigten Hofkanzlei, erhielt unter Leopold II. die Leitung der neu errichteten Finanzhofstelle, zog sich aber 1793 auf seine Güter zurück, bis er 1802 zum Staatsminister u. Oberstburggrafen von Böhmen ernannt ward, als welcher er außerordentlich viel für die Industrie des Landes that; 1805—9 gehörte er dem Konferenzministerium an. Der zweite Sohn desselben, Graf Karl v. **Ch.**, geb. 23. Juli 1783, gest. 28. Dez. 1868, wurde 1815 Generalgouverneur von Neapel, leitete von 1816—18 die Regierung in Triest, ward sodann Gouverneur von Tirol u. Vorarlberg, ging 1825 als Hofkanzler und Präs. der Studienhofkommission nach Wien u. war 1826—43 Oberstburggraf u. Präsident des k. böhm. Guberniums.

Chotek, Franz Xaver, bekannter Komponist, wurde 22. Okt. 1800 zu Liebisch in Mähren geb., studirte von 1819 ab in Wien zuerst Philosophie u. Jurisprudenz, ging aber dann (1824) zur Tonkunst über, die er schon immer geliebt u. geübt hatte, u. studirte dieselbe ernstlich, unter der Leitung des Hoforganisten Henneberg u. dessen Nachfolgers Simon Sechter. Nach u. nach schwang er sich zu einem der geachtetsten Musiklehrer Wiens empor, u. im Mai des J. 1852 ist er in genannter Stadt gestorben. Ch. hat eine ziemliche Reihe von Klavierstücken — Fantasien, Rondos, Variationen, Salonstücken 2c. veröffentlicht, die durch melodische Faßlichkeit u. instruktive Brauchbarkeit Eingang gefunden haben.

Chotusitz, Marktflecken in Böhmen, im Kreise Czaslau, 1 Stunde nördl. von Czaslau, mit 1200 Einw. Am 17. Mai 1742 fand hier zwischen Friedrich dem Großen u. den Oesterreichern unter Karl von Lothringen eine Schlacht statt, in der die Letzteren besiegt wurden u. welche zu dem für Preußen so vortheilhaften Frieden von Breslau, dem Schlusse des ersten Schlesischen Krieges, führte.

Chouans (spr. „Schuang") hießen die Guerillaschaaren, die sich während der ersten Franz. Revolution auf dem rechten Ufer der Loire u. in der Bretagne für das Königthum erhoben. Ihren Namen erhielten sie von einem ihrer Anführer Jean Cottereau, gen. Chouan, der als ihr Begründer gilt. Dieser, selbst ein ehemaliger Schleichhändler, sammelte Ende 1793 in der Gegend von Pertre einen meist aus Schleichhändlern u. Abenteurern bestehenden Insurgentenhaufen um sich, der sich bald vergrößerte, von den Anhängern des Königthums reichlich unterstützt wurde u. sogar bis in die Nähe von Paris vordrang. Es war diesen Banden, welche sich nie in einen größeren Kampf einließen u. die regulären Truppen der Republik meist zur Nachtzeit anfielen, schwer beizukommen. Erst im Febr. 1794 gelang es dem General Beaufort, Jean Chouan mit einem großen Theil seiner Leute im Walde von Lagravelle zu überraschen u. niederzuwerfen, wobei Chouan selbst umkam. Jetzt übernahmen Cadoudal (s. d.) u. Scépeaux die Führung des Aufstandes, der von England aus, nam. von den dort wohnenden Emigranten, neue Aufmunterung u. Unterstützung erhielt; dennoch war der Erfolg für sie kein günstiger, bes. seitdem Hoche, der inzwischen den Vendéekrieg beendigt hatte, in den Kampf eingriff. Einem neuen Versuch, den die Ch. 1799 machten, wurde durch den Staatsstreich des 18. Brumaire ein rasches Ende bereitet. Nachdem die Ch. sich 1814 nochmals erhoben hatten, lösten sie sich nach der Schlacht bei Waterloo auf.

Choulant (spr. „Schulang"), Ludwig, medizin. Schriftsteller, geb. 12. Nov. 1791, erlernte erst die Apothekerkunst u. studirte dann in Leipzig Medizin. Im J. 1817 ging er nach Altenburg, ward Mitredakteur des „Anatomisch-Physiologischen Realwörterbuches" u. der „Allgemeinen medizinischen Annalen". Von 1821 an wirkte er als Arzt am königl. Krankenstift in Dresden; 1823 wurde er zum ordentl. Prof. der theoretischen Heilkunde an der medizin.-chirurgischen Akademie, 1828 zum Prof. der praktischen Heilkunde u. Direktor der therapeutischen Klinik ernannt. Im J. 1838 begleitete er den damaligen Prinzen (jetzigen König) Johann von Sachsen nach Italien. Im J. 1844 ward er als Medizinalrath ins Ministerium des Innern berufen, als welcher er 18. Juli 1861 starb. Er bereicherte die Geschichte der

Medizin durch werthvolle Beiträge („Tafeln zur Gesch. d. Medizin", „Bibliotheca medico-historica" u. s. w., schrieb ein „Lehrb. der speziellen Pathologie u. Therapie", eine „Anleitung zur ärztlichen Praxis", eine „Anleitung zum Studium der Medizin" u. gab außerdem auch Benvenuto Cellini's Werke heraus.

Chrestiens (od. Chrétien) **de Troyes** (spr. „Kretiäng de Troa"), franz. Troubadour aus Troyes, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. lebte u. um 1195 am Hofe des Grafen von Elsaß starb. Die Handschriften seiner zahlreichen, meist dem bretonischen Fabelkreise angehörenden Dichtungen, deren Stoffe dann auch von deutschen Dichtern behandelt wurden, befinden sich auf der Pariser Bibliothek. Herausgegeben wurden in späteren Bearbeitungen der „Chevalier au lion" u. der „Perceval", dessen Inhalt aber von Wolfram's v. Eschenbach „Parzival" sehr abweicht, u. a. m. Vgl. Holland, über Ch. de T., Tüb. 1847.

Nr. 1965. Chriemhild an Siegfried's Leiche.

Chrestomathie, ein Buch, welches eine Sammlung einzelner Stücke, bes. aus griech. u. latein., aber auch aus neueren Schriftstellern, meist für das Bedürfniß der Jugend zusammengestellt, enthält. Solche Blumenlesen, welche von Vielem Etwas geben, können unter Umständen nützlich sein; aber um die reifere Jugend in den Geist eines Schriftstellers od. einer Literatur einzuführen, reichen sie keineswegs aus.

Chrie (vom griech. χρεία, Gebrauch) heißt in der Sprache der alten Rhetoriker u. Grammatiker der Grundriß, das stehende Gefüge, das bei stilistischen Schulübungen der Bearbeitung eines Themas (am häufigsten eines bekannten Spruches) zu Grunde gelegt wurde, od. auch ein nach einem solchen Schema bearbeiteter Aufsatz selbst. Solch eine Ch. enthielt in der Regel 6 Theile: nach Vorführung u. Begründung des Themas (propositio u. aetiologia) folgte die eigentliche Darlegung durch Vergleichung des Gegentheils (contrarium) u. Heranziehung von Beispielen u. Gleichnissen (exemplum, simile), worauf das Ergebniß nochmals durch anderweitige ähnliche Aussprüche bekräftigt (testimonium) u. dann mit irgend einer Nutzanwendung od. allgemeinen Betrachtung geschlossen wurde (conclusio). Diese schablonenhaften Stilübungen, die sich lange auf unseren Gymnasien erhielten, sind jetzt als veraltet anzusehen.

Chriemhild, die hervorragendste Frauengestalt des Nibelungenliedes (s. d.). Eine burgundische Königstochter zu Worms am Rheine, wurde sie Siegfried's Gemahlin u. Königin der Niederlande. Nach langer Abwesenheit in ihre Heimat zurückgekehrt, gerieth sie mit der Königin Brunhild (s. d.), dem Weibe Gunther's, in Streit wegen des Vortrittes beim Kirchgang; schwer beleidigt sann Letztere auf Rache u. Hagen, ihr Lehnsmann, tödtete Siegfried auf der Jagd; sein Leichnam wurde vor Chriemhildens Gemach gelegt, damit diese beim Austritt sogleich die volle Größe ihres Unglückes sehe. Ch., wohl wissend, von wem diese scheußliche That angestiftet u. von wem sie ausgeführt worden war, sann auf blutige Rache. In der Lage jedoch, in welcher sie sich am Hofe ihres Bruders Günther, des von der ränkesüchtigen Brunhild ganz eingenommenen u. bethörten Burgunderkönigs, befand, fehlten ihr Macht u. Mittel, ihre Rachepläne in Ausführung zu bringen; auch waren ihre vorsichtigen Feinde stets auf der Huth. Um endlich eine Gelegenheit zur Rache zu finden, folgte sie dem Ungarnkönig Etzel (Attila) als Gemahlin nach Ungarn, u. hier kam ihr Plan zur Ausführung. Nach siebenjähriger Ehe lud sie die burgundischen Verwandten zum Besuch ein; auch Hagen zog, böse Ahnungen im Herzen, mit seinem Heere die Donau abwärts, dem Verderben entgegen. In der ungarischen Königsburg wurden die burgundischen Gäste überfallen u. in wildem Kampfe erschlagen; der gefangene Hagen fiel durch Ch.'s Hand, die selbst darauf von Hildebrand getödtet ward. — Treue u. Liebe sind die leuchtenden Tugenden dieses Weibes; keine zweite, gleich große u. edle weibliche Gestalt hat die deutsche Dichtung des Mittelalters aufzuweisen.

Chrisma (griech., eigentl. Salbe) auch Chrisam, bezeichnet das geweihte Salböl der römisch.- u. griechisch.-kathol. Kirche, dessen man sich bei gewissen Ceremonien zu bedienen pflegt. Schon im 2. Jahrh. soll die kirchliche Handlung der Weihe des Ch. eingeführt worden sein u. sich schnell verbreitet haben. Sie wurde von einem Bischof unter Gebet u. Ceremonien verrichtet; anfänglich nur bei der Taufe, später jedoch auch bei der Firmelung, der Priesterweihe u. anderen sakramentalischen Handlungen gebräuchlich. Jetzt hat die röm.-kathol. Kirche drei Arten des Ch.: das aus reinem Olivenöl für Täuflinge u. Katechumenen; das eigentl. Ch. (Oel u. wohlriechende Stoffe) zur Firmelung, u. das aus Oel u. Balsam bestehende Ch. zur Priesterweihe, letzte Oelung, Krönung u. Einweihung von Kirchen u. Altären. Die Weihe des Ch. wird jährlich am Grünen Donnerstage vom Bischof mit bes. Feierlichkeit vorgenommen. In der griech.-kathol. Kirche geschieht dies ebenfalls durch den Patriarchen in der Charwoche.

Chrismageld, das Geld, welches die unter dem Bischof stehenden Priester, die zur Weihe des Chrisma nicht selbst autorisirt sind, dem Bischof für Ueberlassung desselben zahlen müssen.

Chrismale, das weiße Tuch, das in der kathol. Kirche nach der Salbung dem Gesalbten um die Stirn gelegt u. erst nach acht Tagen wieder abgenommen wird, damit das geweihte Oel nicht herabfließen od. durch andere profane Stoffe verunreinigt werden kann.

Christenthum. Man kann den Inhalt der vielumfassenden Bezeichnung „Ch." im Allgemeinen dahin bestimmen, daß es „die Gesammtheit des von Jesu Christo ausgegangenen religiösen Lebens" ist. Dieses religiöse Leben aber hat eine doppelte Seite. Einerseits stellt es sich dar als eine mehr od. minder bestimmte Form religiöser Lehren u. Satzungen, u. in diesem Sinne ist Christenthum so viel wie „Lehre Christi" od.

„christl. Religion"; andererseits aber umfaßt es auch die Gemeinschaft der Christen als eine geschichtlich entstandene u. noch jetzt sich entwickelnde. In letzterem Sinne fassen wir dann Ch. fast gleichbedeutend mit „christlicher Kirche" od. „Reich Gottes". Wir haben es an dieser Stelle nur mit der zuerst genannten Seite des Begriffes Ch. zu thun, denn die Darstellung desselben in seiner geschichtlichen Entwicklung gehört vielmehr in eine Uebersicht über die Geschichte der christlichen Kirche u. der einzelnen christlichen Religionsparteien. Doch soll am Schlusse dieses Artikels wenigstens eine Uebersicht über die gegenwärtige Zahl u. die Verbreitung der Christen auf der Erde gegeben werden.

Fragt man, wie nach dem oben Gesagten der Begriff des Ch. von Seiten der Lehre näher zu bestimmen sei, so ist von vornherein hervorzuheben, daß man auf eine Aufzählung einzelner Lehren u. Satzungen dabei durchaus verzichten muß. Denn die Meinungen darüber, was unbedingt als christliche Lehre u. christlich zu gelten habe u. was nicht, sind so verschieden, wie die christlichen Kirchen u. Sekten selbst. Während die katholische Kirche z. B. nur das als christlich gelten läßt, was mit ihrer eigenen Auffassung u. Lehre auf das Strengste übereinstimmt, u. daher streng genommen allen Ketzern den Christennamen abspricht, begnügen sich andere (gewisse Sekten) mit der Auffassung des Ch. als der Religion der Menschenliebe u. erklären Jeden für einen Christen, der sich bestrebt, Liebe zu üben. Diese große Verschiedenheit der Auffassung erklärt sich aus einer tiefgehenden Eigenthümlichkeit des Ch., die schon bei u. kurz nach seiner Stiftung hervortrat. Während das Judenthum sich von Haus aus für die Religion des von Gott auserwählten Volkes erklärte u. Jehovah als den speziellen Bundesgott verehrte; während die verschiedenen heidnischen Religionen alle ursprünglich an bestimmte Oertlichkeiten gebunden waren u. demgemäß als Religionen einzelner bestimmter Völker u. Länder galten, trat das Ch. sogleich mit dem Anspruch auf, alle Völker der Erde in seinem Schoße zu vereinigen u. eine Universalreligion zu werden; zugleich als eine Religion, die nicht den anderen Gebieten des Lebens, wie dem Staate, der Wissenschaft, als ein eigenes, selbständiges Gebiet gegenüberstehen solle, sondern die vielmehr dazu bestimmt sei, alle diese Gebiete zu durchdringen u. zu veredeln, wie dies in dem herrlichen Gleichniß Christi von dem wenigen Sauerteig, der drei Scheffel Mehl durchdringt, klar ausgesprochen ist. Mit anderen Worten: das Ch. ist auch von Seiten der Lehre nicht blos der Inbegriff einer Anzahl genau formulirter Glaubenssatzungen u. Sittenlehren, sondern vielmehr der Inbegriff des von Jesu Christo ausgegangenen Geistes überhaupt, der Inbegriff einer neuen Weltanschauung mit vorzugsweise transscendentalen Zielen. Ein wie gewaltiger Unterschied zwischen einer solchen Religion, die alles menschliche Leben u. Wesen in sich aufzunehmen u. zu durchdringen bestimmt ist, u. jeder andern stattfindet, zeigt am deutlichsten die Vergleichung mit der muhammedanischen Religion. Auch Muhammed beabsichtigte, eine Religion zu stiften, welche die herrschende Macht auf allen Gebieten des Staates u. des bürgerlichen Lebens werden sollte. Aber anstatt belebend u. veredelnd jene Gebiete zu durchdringen, fordert der Islam vielmehr unbedingte Unterwerfung unter die starren Satzungen des Korans, u. die Folge war, daß an Stelle einer religiösen Entwickelung des Staates u. Lebens eine allgemeine Erstarrung trat, in der Alles von todten Aeußerlichkeiten beherrscht wurde. Ganz anders das Ch. Zwar hat auch hier ein unausgesetzter Kampf stattgefunden mit Solchen, die sich bemühen, die unendliche Lebenskraft des Ch.s in fest abgegrenzte Formeln zu bannen u. eine bestimmte Gestalt desselben für die allein wahre u. allein seligmachende zu erklären; immer aber hat sich der tiefste Geist des Ch.s darin kräftig erwiesen, daß solche von Menschen gemachte Fesseln wieder abgeschüttelt u. das Recht der freien Weiterentwicklung auf Grund des Evangeliums geltend gemacht wurde, z. B. durch die Reformation. So wenig sonst der Vergleich Christi mit dem heidnischen Philosophen Sokrates zutreffend ist, schon weil Letzterer gar nicht Religionsstifter sein wollte, in diesem einen Punkte wenigstens treffen beide zusammen, daß sie nicht eine bestimmte Sekte od. Schule gestiftet haben, sondern daß sich aus der Fülle der von ihnen ausgegangenen geistigen Anregung Unzählige bereichert haben, deren Jeder nicht den ganzen Geist darstellte, aber doch eine Seite desselben hervorhob. Und wie demgemäß Platon u. Xenophon trotz aller ihrer Verschiedenheit ein Jeder verdienen, Schüler des Sokrates zu heißen, so kann eine jede christliche Kirchenpartei, so lange sie nicht ein bloßes Zerrbild des Ch.s geworden ist, Anspruch erheben, als eine Ausstrahlung des Lichtes zu gelten, das mit dem Christenthum in die Welt gekommen ist. Damit ist keineswegs ausgesprochen, daß es ein nutzloses Beginnen der einzelnen Kirchen u. Sekten gewesen wäre, den christlichen Lehrinhalt genauer zu begrenzen u. damit Schranken gegen Andersgläubige zu errichten; denn keine äußere Gemeinschaft kann zu ihrem Bestehen derartiger Festsetzungen entbehren, wenn sie sich nicht selbst auflösen will — aber Ch. u. Kirche sind eben nicht völlig gleichbedeutende Begriffe, u. verwerflich werden solche Festsetzungen erst dann, wenn sie zugleich für unantastbare u. ewige Normen der Wahrheit selbst erklärt werden.

Die Frage: Liegt nicht in den Büchern des Neuen Testamentes in deutlicher Aufzeichnung die Gesammtheit alles Dessen vor, was das ursprüngliche Wesen des Ch.s ausmacht? läßt sich nicht wol direkt beantworten. Dies beweist schon der Umstand, daß sich fast alle christlichen Kirchen u. Sekten auf das Neue Testament als die Quelle ihres Bekenntnisses berufen. Das Letztere aber erklärt sich daraus, daß eine gründliche Einsicht in den Lehrinhalt des Neuen Testaments nur auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung im Grundtext gewonnen werden kann, wobei natürlich die Meinungen über die Richtigkeit der Lesarten, über die Echtheit ganzer Stellen u. über die sprachliche Erklärung Einzelner sehr aus einander gehen. Dazu kommt, daß bereits im Neuen Testament eine doppelte Weiterentwicklung der Grundgedanken des Ch.s vorliegt. Beide schließen sich an die gesammelten u. überlieferten Aussprüche des Heilandes selbst an, fassen aber die Person u. das Werk desselben von einem verschiedenen Standpunkte auf. Nach den Einen ist Jesus der von den alttestamentlichen Propheten verheißene jüdische Messias, der dazu gekommen ist, die Weissagungen des Alten Testaments zu erfüllen u. dem israelitschen Volke das Heil zu bringen. Die Beobachtung des mosaischen Gesetzes galt von diesem Standpunkte aus wo nicht für unbedingt nothwendig, so doch für verdienstlich; die Heiden, welche an dem messianischen Heil Antheil haben wollen, können sich dazu eigentlich nur würdig machen durch den Eintritt in die Bundesgemeinschaft Israel's mittels der Beschneidung. Dem steht gegenüber die großartige u. weitherzige Auffassung des Ch.s vor Allem bei dem Apostel Paulus. Nach ihm ist das Evangelium eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben; der enge Standpunkt des mosaischen Gesetzes ist durch Christum gebrochen, u. es darf daher den getauften Heiden nicht mehr das Joch des Gesetzes auferlegt werden. Nicht ohne starke Reibungen mit der judenchristlichen Auffassung, bes. der Apostel Petrus u. Jakobus, gewann schließlich diese heidenchristliche Auffassung des Paulus die Oberhand, zumal sie in dem Gewande eines großartigen, scharf ausgeprägten Systems auftrat. Aber dieses System selbst ist, wie schon erwähnt, der eigenen Lehre Christi noch fremd; sie enthält dazu nur die Grundelemente (s. „Christus"). Somit ist es die unabläßige Aufgabe eines Theiles der christl. Theologie, über jene weiter entwickelten Auffassungen des Ch.s immer wieder zurückzugreifen auf die früheste u. ursprünglichste Gestalt desselben, wie sie in den Aussprüchen Christi selbst vorliegt. Die evangel. Kirche nam. hat es von Anfang an als ihre Aufgabe erkannt, durch immer erneute Forschung die Erkenntniß des Ch.s zu vertiefen. Diese Forschung ist aber um so nöthiger, als sich die Reformatoren selbst mit der Verwerfung der katholischen Tradition begnügten u. nur eine Rückkehr zu der apostolischen Auffassung des Ch.s anstrebten. Sie erklärten demgemäß das ganze Neue Testament für die Quelle der Erkenntniß, ohne zwischen den oben erwähnten Entwicklungsstufen in den Büchern des Neuen Testamentes einen Unterschied zu machen. Die gegenwärtige Entwicklungsstufe eines Theils der christlichen Theologie u. Kirche aber strebt unverkennbar dem Ziele zu, eine klare Zusammenfassung Dessen zu finden, was als eigentlich christlich gelten soll, d. h. was auf die Aussprüche Christi selbst zurückgeführt werden kann.

Wir lassen dieser Uebersicht über den Begriff u. Gang des Ch.s im Allgemeinen nun noch eine kurze Uebersicht über die allmählige Abzweigung der einzelnen christlichen Kirchen u. Sekten folgen. Nach der Berechnung von Klose (Bibliothekar in Hamburg), ergiebt sich für das J. 1854 eine Gesammtziffer von 292, 330,000 Christen auf der ganzen Erde. Die Gesammtzahl der seit etwa 50 J. durch Missionäre bekehrten Heiden berechnet man auf ca. 700,000, doch dürfte der Durchschnitt von 14,000 als jährlicher Zuwachs zu hoch gegriffen sein.

Uebersichtstafel über die allmählige Verzweigung der christlichen Parteien.

Apostolische Kirche
ausgehend vom Pfingstfest 29 n. Chr. mit 3000 Seelen.
(Judenchristl. Sekten der Nazarener u. Ebioniten.)

Katholische (allgemeine) Kirche
ca. 100 692.
Sekten der Gnostiker, Manichaer (seit ca. 270), Arianer (seit 318), Monophysiten (seit 451), Monotheleten od. Maroniten (seit 680)
(ca. 3,201,000 im Orient).

Römisch-katholische Kirche.
Gegenwärtig ca. 148,906,000 Seelen.
Dazu 3,892,000 unirte Griechen, 140,000 Maroniten, 94,000 unirte Armenier, 150,000 unirte Thomaschristen, 5000 Jansenisten. Altkatholiken (s. 1870) ca. 50,000?

692 Zweites Konzil zu Konstantinopel.
1054 Exkommunikation der griech. Kirche durch den Papst.

Griechisch-katholische Kirche.
(Die „orthodoxe" Kirche in Griechenland, Rußland 2c.: 66,619,000 Seelen.)
unter dem Patriarchen von Konstantinopel.
Daneben zahllose Sekten in Rußland.

Durch die **Reformation** abgetrennte Kirchen u. Sekten.

Waldenser (seit 1170) ca. 20,000 in Italien.

Wicliffiten in England 2c. im 14. Jahrh.

Husiten (seit 1415). Reste derselben sind die böhm. u. mähr. Brüder.

Lutherische Kirche (seit 1530) ca. 20,011,000.

- Sekte der Herrnhuter (seit 1722) ca. 192,000.
- Altlutheraner (nicht-unirte) in Preußen.
- Swedenborgianer ca. 7000.

Evangelische (unirte Kirche in Preußen) seit 1817, ca. 11,524,000.

Reformirte Kirche.

- Calvinisch-reform. Kirche ca. 8,127,000 in Frankreich u. der Schweiz.
- Episkopalkirche (englische Staatskirche) 12,357,000.
- Presbyterianer 5,700,000 in England u. Nordamerika.
- Independenten 1,469,000.
- Remonstranten ca. 5000 in Holland 2c. seit Anfang des 17. Jahrh.

Als Abzweigungen der verschiedenen reformirten Kirchen sind noch eine Anzahl von Sekten, bes. in Nordamerika, zu betrachten. Die wichtigsten derselben sind die Mennoniten od. Taufgesinnten (aus dem 16. Jahrh.) ca. 189,000; aus der Episkopalkirche gingen hervor die Methodisten (s. 1729) ca. 3,598,000; aus den Independenten die Puritaner u. aus diesen die Unitarier (seit 1840) ca. 190,000, ferner die Baptisten (s. 1650) ca. 4,638,000 u. aus diesen die Tunkers (1708) ca. 30,000 u. die Christianer ca. 300,000. Presbyterianische Sekten sind die Seceders ca. 120,000, die Cameronians (s. 1680) ca. 17,000, die Glassiten (s. 1762) ca. 10,000, u. die Irvingianer od. apostolische Kirche (s. 1836). Besondere Sekten sind die Universalisten ca. 600,000, die Quäker (s. 1649) ca. 160,000, u. aus ihnen die Shakers (s. 1760) ca. 6000, endlich die Mormonen (s. 1825) ca. 50,000.

Christenverfolgungen. So lange das Christenthum den röm. Behörden noch als jüdische Sekte erschien, kam ihm die übliche Duldung des Gottesdienstes der unterworfenen Völker zu Gute. Als man aber die Absicht der christlichen Apostel erkannte, alle Völker u. Stände für die neue Religion zu gewinnen, ging die anfängliche Duldung in den grimmigsten Haß über. Verschiedene Eigenthümlichkeiten der neuen Gemeinde gaben zu den albernsten Gerüchten u. Verleumdungen Anlaß. Ihr inniger Zusammenhalt galt als eine Erneuerung der staatsgefährlichen heimlichen Gesellschaften (Hetärien); der Genuß des Leibes u. Blutes Christi im heiligen Abendmahl gestaltete sich durch die Fama zum Schlachten u. Verzehren von Kindern; den heimlichen Zusammenkünften wurden greuliche Laster Schuld gegeben; ihr Widerwille gegen Opfer u. Götterbilder galt als Gottlosigkeit, u. in ihrer Fernhaltung vom Staats- u. Kriegsdienst erblickte man Feindseligkeit gegen das Staatswohl überhaupt. So konnte selbst ein ernster u. sittenstrenger Römer, wie der Geschichtschreiber Tacitus, sie als Gegenstand des Hasses für das Menschengeschlecht bezeichnen. Hierzu kam noch die Aufreizung der Behörden u. des Volkes durch die zahllosen heidnischen Priester u. alle Diejenigen, welche durch den Sieg des Christenthums ihre Existenz vernichtet glaubten. So erklärt sich die stets wachsende Wuth der Verfolgung im Röm. Reiche, die vom J. 64 bis zum J. 311 andauerte. Doch ist dabei zu bemerken, daß nicht nur bisweilen lange Ruhepausen eintraten, sondern auch, daß die Verfolgungen selten allgemein waren u. auch dann durch die Nachsicht einzelner Statthalter gemildert wurden. Man zählt gewöhnlich zehn solcher Verfolgungen, doch ohne wirklichen Anhalt in der Geschichte. Die Verfolgung des Kaisers Nero (64) anläßlich des Brandes von Rom, den er den Christen Schuld gab, beschränkte sich wol nur auf Rom. Die ausgesuchte Grausamkeit dabei (Zerreißen durch Hunde, Verbrennung zur Beleuchtung der Gärten Nero's u. s. w.) ließ die Christen später in Nero den Antichrist erblicken. Dieser Verfolgung fiel wahrscheinlich Paulus u. nach der Sage auch Petrus zum Opfer, Ersterer als röm. Bürger enthauptet, Letzterer gekreuzigt. Nach ziemlicher Ruhe unter Domitian u. Nerva begann unter Trajan eine zweite größere Verfolgung in Kleinasien, Syrien u. Palästina. Doch wurden nur die hingerichtet, die sich ausdrücklich weigerten, den Göttern zu opfern. So wurde 107 n. Chr. der Bischof Simeon von Jerusalem im Alter von 120 J. gekreuzigt, der Bischof Ignatius von Antiochien in Rom von wilden Thieren zerrissen (116 n. Chr.). Unter Hadrian u. Antoninus Pius kamen nur vereinzelte Verfolgungen vor, ja man trat oft den Ausbrüchen der Volkswuth gegen die Christen mit den Gesetzen entgegen. Fast allgemein war dagegen die dritte große Verfolgung unter dem sonst edlen Kaiser Marc Aurel, am blutigsten in Smyrna (167: Verbrennung des Bischofs Polykarp) u. zu Lugdunum u. Vienna im südl. Gallien (berühmte Märtyrer: die Sklavin Blandina u. der 15jährige Ponticus). Nach längerer Ruhe unter Commodus u. Anfangs auch unter Septimius Severus verbot Letzterer 203 aus politischem Argwohn den Uebertritt, u. dies führte zur vierten blutigen Verfolgung in Aegypten (Leonidas, Vater des Origenes) u. Nordafrika (Potamiäna mit ihrer Mutter Marcella in siedendem Pech verbrannt; Perpetua von Carthago; die Sklavin Felicitas). Nach kurzer Ruhe unter Heliogabalus, offener Begünstigung unter Alexander Severus, Gordianus u. Philippus Arabs gab die Thronbesteigung des Decius (249) das Signal zu einer fünften Verfolgung, die zuerst als eine allgemeine gelten kann. Aber trotz einiger Abtrünniger vermehrten die angewandten Martern nur den Eifer der Christen, ja man drängte sich förmlich zum Märtyrertod. Zum Glück starb Decius schon 251; unter Gallus war die Verfolgung minder allgemein, unter Valerian minder grausam (Märtyrer: die Bischöfe Cyprian von Carthago u. Sixtus II. von Rom; der Diakon Laurentius in Rom auf glühendem Roste gebraten, ein Hauptmärtyrer der katholischen Kirche). Gallienus gewährte sogar ca. 260 den Christen Anerkennung u. freien Gottesdienst. Ein neuer Blutbefehl des Aurelian (275) kam nicht zur Ausführung. Nach 40 J. der Ruhe aber ließ sich Diocletian von seinem Mitregenten Galerius, dem heftigsten Feinde der Christen, im J. 303 zu der letzten u. blutigsten aller Verfolgungen hinreißen. Sie begann mit der Niederreißung der Kirche zu Nicomedia in Kleinasien u. wüthete außer in Gallien, Spanien u. Britannien durch das ganze Röm. Reich fort bis zum J. 311, wo Galerius, von entsetzlicher Krankheit ergriffen, den Befehl aufhob. Im Jahre darauf gab Kaiser Konstantin das Toleranzedikt von Mailand für alle Kulte u. sicherte im 2. Edikt von Mailand (313) den Christen die staatliche Anerkennung. Mit dem Uebertritt Konstantin's wurde das Christenthum sogar die herrschende Religion, u. die kurze Regierung des wiederum heidnischen Julianus Apostata (361—363) begnügte sich mit der Verfolgung des Christenthums durch geistige u. moralische Mittel. Bei den Christen aber galt in Betreff der Verfolgungen die Wahrheit, daß die junge Saat des Evangeliums schwerlich so rasch gediehen wäre, wenn sie nicht so reichlich mit dem Blute der Märtyrer begossen worden wäre.

Christian II., gen. der Böse, König von Dänemark (seit 1513), sowie von Schweden u. Norwegen (seit 1520), geb. als Enkel Christian's I. u. Sohn Johann's II. zu Nyborg 2. Juli 1481, erhielt eine mangelhafte Erziehung, lernte 1507 in Bergen, wo er einen

Aufstand zu unterdrücken hatte, eine junge Holländerin niederer Abkunft, Namens Dyveke (s. d.), kennen, von der er sich vollständig beherrschen ließ, vermählte sich aber (12. Aug. 1515) noch vor deren Tode mit Isabella von Castilien (gest. 19. Jan. 1626). Er gerieth mit dem dän. Adel, gegen den er energisch u. eigenmächtig auftrat, u. mit den deutschen Hansastädten in Streit u. veranlaßte durch das „Stockholmer Blutbad" (8. bis 10. Nov. 1520) die völlige Losreißung Schwedens von der Kalmarischen Union. Von den Hansastädten u. vom jütländ. Adel zugleich angegriffen, entfloh er nach den Niederlanden u. starb, nachdem er einen vergeblichen Restaurationsversuch gemacht, in der Gefangenschaft zu Kallundborg 25. Jan. 1559.

Christian IV., König von Dänemark u. Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, Sohn Friedrich's II., geb. in Seeland 12. April 1577, folgte unter Vormundschaft seinem Vater 4. April 1588, regierte nach einer trefflichen Vorbildung selbständig seit 1596, führte mit Erfolg den sog. Kalmarischen Krieg gegen Schweden (1610—1613), hob den Handel seines Landes, nahm auf Seite der Protestanten am Dreißigjähr. Kriege Theil u. entriß den Schweden die von diesen überfallenen dän. Herzogthümer wieder. Er starb zu Kopenhagen 28. Febr. 1648. Vgl. über diesen ausgezeichneten Fürsten, dem Dänemark nam. auch die Begründung seiner Kriegsmarine verdankt, Höst's „Cristian den Fjerde, Danmarcs og horges store Konge" (Kopenh. 1839).

Christian VII., König von Dänemark u. Norwegen, Sohn Friedrich's V., geb. 29. Febr. 1749, bestieg den Thron 14. Jan. 1766 u. vermählte sich 8. Nov. dess. J. mit Karoline Mathilde von Wales, der Schwester Georg's III. von England, war jedoch, durch frühe Ausschweifung geistig geschwächt, zur Regierung unfähig. Infolge dessen wurde dieselbe zuerst vom Grafen Ernst Hartwig v. Bernstorff (s. d.) geführt; dieser ward aber 1770 von Struensee (s. d.) verdrängt, der die Gunst der jungen Königin besaß. Da aber Struensee's aufgeklärt despotisches Regiment in den herrschenden Kreisen Unzufriedenheit hervorrief, so gelang es der intriguanten Königin-Wittwe Juliane Marie, der Stiefmutter des Königs, den Sturz Struensee's herbeizuführen u. gegen ihn u. die Königin Karoline Mathilde eine Untersuchung wegen Ehebruchs einzuleiten, welche die Hinrichtung Struensee's u. die Verbannung der Königin zur Folge hatte. Seitdem herrschte thatsächlich die Königin-Wittwe, bis 1784 Ch.'s VII. Sohn, Friedrich VI. (s. d.), als Mitregent an die Spitze der Regierung trat. Wegen der Beschießung Kopenhagens durch die Engländer im J. 1807 ward Ch. VII. nach Rendsburg gebracht, wo er 13. März 1808 starb.

Christian VIII., König von Dänemark, Sohn des 1805 verstorbenen Erbprinzen Friedrich u. Halbbruder des Vor., geb. zu Kopenhagen 18. Sept. 1786, war seit Mai Statthalter von Norwegen, leistete im Febr. 1814 nach dem Willen der sich für unabhängig erklärenden Norweger den Eid als Regent ihres Landes, ward 19. Mai dess. J. als König von Norwegen ausgerufen, aber schon am 16. Aug. durch die Schweden zur Niederlegung der Krone gezwungen, kehrte dann nach Dänemark zurück, wo er 1832 Mitglied des Staatsrathes wurde u. nach dem Tode Friedrich's VI. den dän. Thron bestieg. Er suchte die dän. Erbfolge auch auf Schleswig-Holstein auszudehnen („Offener Brief" vom 8. Juli 1846) u. eine engere Verschmelzung der Elbherzogthümer mit Dänemark anzubahnen, wodurch er den ersten Anstoß zu der Bewegung gab, die zur Losreißung Schleswig-Holstein's (s. d.) führte. Die Frage war bereits zu einer brennenden geworden, als Ch. 20. Jan. 1848 in Kopenhagen starb.

Christian IX., König von Dänemark, war als ein Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg 8. April 1818 auf Luisenlund bei Schleswig geb., schloß sich der eiderdänischen Partei an, kämpfte während der Kriegsjahre 1848—1850 auf dän. Seite u. wurde (auf Grund des Warschauer Protokolls vom 5. Juni 1851 u. des Londoner Traktats vom 8. Mai 1852) durch das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 zum Thronfolger in der dän. Gesammtmonarchie eingesetzt. Er bestieg denn auch, trotz des Protestes der schleswig-holsteinischen Stände u. des Deutschen Bundes, nach dem Tode Friedrich's VII. 15. Nov. 1863 den Thron u. genehmigte drei Tage darauf eine neue Verfassung, derzufolge das Herzogthum Schleswig völlig im Königreich aufgehen sollte. In den Herzogthümern wurde dagegen der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der legitimen Erbfolgeordnung gemäß, zum Herzog von Schleswig-Holstein ausgerufen u. als solcher von den Ständen u. einem großen Theil der Bevölkerung anerkannt. Es folgte nun das Einschreiten des Deutschen Bundes (Dez. 1863) u. der siegreiche Feldzug der deutschen Großmächte (Febr. 1864), infolge dessen Ch. sich genöthigt sah, im Wiener Frieden vom 30. Okt. 1864 auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein u. Lauenburg zu verzichten (das Weitere s. u. „Schleswig Holstein"). — Ch.'s zweiter Sohn, Georg, bestieg 6. Juni 1863 als Georg I. den griech. Thron; seine älteste Tochter, Alexandra, ist seid dem 10. März 1863 mit dem Prinzen von Wales, u. deren jüngere Schwester, Dagmar, seit 1866 mit dem russ. Thronfolger vermählt.

Christian, Karl Friedrich August, Herzog v. Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Sohn des Herzogs Friedrich Christian (gest. 1814) u. der Prinzessin Luise Auguste, der Tochter Christian's VII. von Dänemark (gest. 1843), geb. 19. Juli 1798, studirte in Genf u. Heidelberg, machte Reisen, lebte dann auf seinen Gütern, wo er sich mit der Hebung der Pferdezucht beschäftigte, u. ward, als Haupt der jüngeren königl. Linie des holstein. Fürstenhauses, der Vertreter der legitimen Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holstein auf Selbständigkeit u. Trennung von Dänemark, 1851 von den Dänen mit seinem ganzen Hause aus Schleswig verbannt. In den Herzogthümern auch unpopulär geworden, wandte er sich nach Deutschland, wo er 11. März 1869 starb. Jetziges Haupt der nunmehr älteren Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg ist sein in der Ehe mit der Gräfin Luise v. Danestiold-Samsöe (geb. 1796, gest. 1867) 6. Juli 1829 geb. ältester Sohn Friedrich Christian August.

Christian, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Sohn des Herzogs Heinr. Julius, geb. 10. Sept. 1599, ward 1618 Administrator des Stiftes Halberstadt u. spielte im Dreißigjähr. Kriege (s. d.), wo er auf lutherischer Seite mit gegen die Kaiserlichen kämpfte, eine mehr romantische als rühmliche Rolle. U. A. trug er einen Handschuh der schönen Gemahlin des vertriebenen Kurfürsten Friedrich's V. von der Pfalz an seinem Helme mit der Devise: „Tout pour Dieu et pour elle!" (Alles für Gott u. für sie). Aber im Plündern übertraf er selbst Mansfeld (s. d.), mit welchem er, nachdem er 10. Juni 1622 bei Höchst von Tilly geschlagen worden, gemeinsam kommandirte. Bei der Belagerung von Bergen op Zoom schwer verwundet, starb er zu Wolfenbüttel 10. Juni 1626.

Christiania, Hauptstadt des Königreichs Norwegen u. des gleichnamigen norwegischen Stiftes, von König Christian IV. gegründet; liegt ungemein malerisch im Hintergrunde des 12 m. langen, nach ihm benannten Fjords, durchschnitten von dem Flüßchen Agger, nach welchem letzteren das Stift Ch. auch Aggerhuus gen. wird. Ch. hat sich seit der Trennung von Dänemark sehr vortheilhaft verändert. An die Stelle der alten Blockhäuser sind stattliche massive Gebäude getreten, unter denen bes. das königl. Schloß, die Bank u. Börse, das Gebäude des Storthing, das neue Stadthaus, der Regierungspalast u. die Kriegsschule sich auszeichnen; die Bevölkerung zählte nach dem Census von 1865 64,800 Seelen. Durch neu angelegte Verkehrsstraßen (u. a. eine über 40 M. lange Eisenbahn, die den Absatz der Erzeugnisse des fruchtbaren Guldbrandsdal u. des umliegenden Landes vermittelt) ist Ch. immer mehr zum Mittelpunkte des norwegischen Binnenhandels geworden. Es hat eine (1811 gestiftete) Universität, eine Kathedralschule, ein Kadetteninstitut, Handelsinstitut u. eine Kriegsschule für Offiziere. Die Industrie hat durch Anlage zahlreicher Fabriken einen sehr bemerkbaren Aufschwung gewonnen, u. der früher ziemlich unansehnliche Ort ist jetzt zur wohlhabenden Stadt geworden. Ch. ist außerdem der Centralpunkt des norwegischen Buchhandels u. der Sitz gelehrter u. künstlerischer Gesellschaften. Alle diese Eigenschaften u. die überaus schönen Umgebungen machen die Stadt zu einem eben so angenehmen wie interessanten Aufenthalt. — Das Stift Ch., das bedeutendste u. fruchtbarste des Königreichs, enthält 1470 □M. u. zählt etwa 650,000 Einw.

Christine, Königin von Schweden, die Tochter Gustav Adolf's, geb. 6. Dez. 1626, erhielt bei Lebzeiten ihres Vaters eine sehr sorgfältige Erziehung u. wurde nach dessen Tode (März 1633) als sechsjähr. Kind zur Königin von Schweden ausgerufen. Die Reichsstände

betrauten die fünf höchsten Beamten des Landes, an ihrer Spitze den Kanzler Axel Oxenstierna (s. d.) mit der Leitung der Geschäfte u. mit der Vormundschaft über die Prinzessin, die frühzeitig große Lebhaftigkeit u. ungemeine Wißbegier an den Tag legte u. unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer schnelle Fortschritte in Sprachen u. Wissenschaften machte. Im Laufe der Zeit eignete sie sich die Kenntniß von 6 Sprachen an; sie las Plato, Thukydides u. Tacitus in der Ursprache, war des Italienischen u. Französischen wie ihrer Muttersprache mächtig u. auch im Deutschen wohl bewandert. Dabei stand sie auch in ritterlichen Uebungen nur wenigen Männern am Hofe nach; sie duldete Mühen u. Entbehrungen mit leichtem Muth, war eine vortreffliche Reiterin u. liebte die Jagd. Ihr männliches Wesen trug sie gern zur Schau, indem sie häufig in Mannskleidern einherging u. am liebsten in Männergesellschaft verkehrte. Ihre geistreiche, witzsprudelnde Unterhaltung entbehrte nicht einer wohlthuenden Beimischung von Gutmüthigkeit u. Freundlichkeit. Leider wurde aber dieser Verein von Vorzügen auch durch große Fehler verdunkelt: ihre Reizbarkeit riß sie zu heftigen Ausbrüchen fort; ihr unruhiges, springendes Wesen führte oft einen jähen Wechsel der Stimmungen herbei, der verhängnißvoll für sie werden sollte. Seit ihrem sechzehnten Jahre nahm sie an den Berathungen des Reichsrathes theil, in die sie alsbald mit erstaunlicher Klugheit u. Sicherheit eingriff. Diese Thätigkeit verdoppelte sie noch,

Nr. 1966. Christine, Königin von Schweden (geb. 6. Dez. 1626, gest. 19. April 1689).

nachdem sie 7. Dez. 1644 (nach Vollendung ihres achtzehnten Lebensjahres) selbst die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Ihr selbstständiges, weit öfter aber auch eigensinniges u. willkürliches Auftreten brachte sie jedoch bald in Streit mit dem Adel, der eine Schmälerung seiner Vorrechte befürchtete, u. mit dem Kanzler Oxenstierna, dessen Einfluß gleichfalls schwand, während einige minder begabte, aber gefügige Günstlinge (de la Gardie, Salvius u. A.) zu hohen Ehrenstellen befördert wurden. Die Freigebigkeit, mit der sie wissenschaftliche u. künstlerische Bestrebungen unterstützte, u. der Glanz der Hoffeste, die sie häufig zu veranstalten liebte, war mit außerordentlichen Geldopfern verbunden, welche die Finanznoth, in welcher der Staat sich ohnehin befand, immer mehr steigerten. Dies u. die Weigerung der Königin, sich zu vermählen, vermehrten die Spannung zwischen ihr u. ihrer Umgebung, so daß der Entschluß in ihr reifte, der Krone zu entsagen, um fortan unabhängig ihren Neigungen leben zu können. Sie führte diesen Entschluß, den sie schon 1651 dem Reichsrath bekannt gemacht, aber auf dessen Verlangen wieder zurückgenommen hatte, 16. Juni 1654 aus, an welchem Tage sie in der Versammlung der Reichsstände zu Upsala ihrem Vetter, dem Prinzen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, die Regierung übergab, sich selbst aber nur eine jährl. Rente von 200,000 Thlrn. u. die Gerichtsbarkeit über ihren Hofstaat vorbehielt. Kurz nachher reiste sie ab; sie begab sich zunächst zu kurzem Aufenthalt nach Brüssel, wo sie 24. Dez. 1654 heimlich zur kathol. Kirche übertrat (zu der sie von jeher eine Hinneigung empfunden hatte, während die Nüchternheit der lutherischen sie abstieß). Groß war die Verwunderung u. Betrübniß ihrer Landsleute, als Ch., die Tochter Gustav Adolf's, im folg. Jahre (3. Nov. 1655) diesen Uebertritt (zu Innsbruck) öffentlich vollzog. Sie ging dann nach Rom, wurde hier glänzend aufgenommen u. versammelte im Farnesischen Palast einen großen Kreis von Künstlern u. Schriftstellern um sich. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, wo sie durch ihren Geist, ihr reiches Wissen u. ihr ungezwungenes Wesen Aufsehen machte, reiste sie unstet in Italien umher u. kehrte im Herbst 1657 nach Frankreich zurück. Diesmal erregte sie durch die Hinrichtung, die sie während ihres Aufenthalts in Fontainebleau eigenmächtig an ihrem früheren Vertrauten, dem Marchese Monaldeschi (wegen angeblichen Hochverraths) vollstrecken ließ, allgemeinen Unwillen, u. schon im Frühjahr 1658 mußte sie Frankreich verlassen. Sie begab sich wieder nach Rom, wo sie durch eine anhaltende Stockung in den Geldsendungen, die sie früher regelmäßig aus Schweden erhalten hatte, in große Verlegenheit gerieth. Papst Alexander VII. setzte ihr ein Jahrgehalt von 12,000 Skudi aus, das jedoch zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse nicht im Geringsten ausreichte. Als sie im Febr. 1660 die Nachricht vom Tode ihres Vetters Karl Gustav erhielt, eilte sie nach Schweden, um sich, wenn möglich, des Thrones wieder zu bemächtigen. Sie mußte sich aber bald überzeugen, daß es hierzu längst zu spät sei; am meisten schadete ihr der Eifer, mit dem sie ihre Zugehörigkeit zur kathol. Kirche zur Schau trug. Sie suchte nun wieder in Rom Zuflucht, konnte aber auch hier ihre frühere Beliebtheit nicht zurückerlangen u. fiel durch unberufene Einmischung in polit. u. kirchl. Angelegenheiten lästig. Ein neuer Versuch, nach Stockholm zurückzukehren, scheiterte an dem Widerstande des Reichsraths, der ihr den Zutritt nach Schweden nur unter der Bedingung gestattete, daß sie der Uebung des kathol. Kultus entsage. Nachdem sie ihre ökonomischen Verhältnisse von Hamburg aus geordnet hatte, beschloß sie ihr stürmisches Leben in Rom, wo sie, mit geringen Unterbrechungen, in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften lebte, Kunstsammlungen anlegte, eine Akademie gründete u. s. w.; sie starb 19. April 1689. Die (größtentheils von ihr selbst herrührenden) „Memoiren der Königin Ch." gab Arckenholz heraus (deutsch 4 Bde., Berl. 1751 fg.); ihr Leben beschrieb Grauert („Ch., Königin von Schweden", 2 Bde., Bonn 1838—1842).

Christine, Regentin von Spanien, s. „Marie Christine".

Christinos; so nannten sich in Spanien Diejenigen, die während des Kampfes zwischen der Königin-Regentin Maria Christina (der Mutter der Königin Isabella II.) u. dem Prätendenten Don Carlos (s. „Karl") auf Seite der Ersteren standen, während die Anhänger des Karl „Karlisten" hießen.

Christkatholische Gemeinde, s. „Deutschkatholische Gemeinde".

christliche Kunst, die Kunst, welche den Inhalt der christlichen Religion zum Gegenstande hat; sie unterscheidet sich von der antiken Kunst zunächst dadurch, daß, da im Alterthum jedes Volk dem anderen mit seinen bes. Göttern isolirt gegenüberstand, die antike Kunst stets einen beschränkt nationalen Charakter an sich trug, daß dagegen das Christenthum als Weltreligion die ganze moderne Kulturwelt verknüpft, mithin auch die ch. Kunst alle spezielle Nationalität aufgehoben u. an die Stelle derselben die dem Alterthum unbekannte Idee der allgemeinen Menschheit gesetzt hat. Ein damit zusammenhängender Unterschied ist der, daß, während die Götter des Alterthums keine historische Existenz u. keine Geschichte haben, die christliche Religion durchaus auf historischer Basis beruht; denn Christus, Maria u. die Apostel haben so gut ihre Geschichte, wie die ihnen vorangegangenen Patriarchen des Alten Bundes. Die Darstellungen der ch. Kunst haben also zu ihrem Inhalt eine historische od. wenigstens für historisch gehaltene Grundlage. Aber diese Geschichte hält sich fern von der Geschichte des Volkes u. des Staates, denn Kunst u. Kirche haben sich bis an das Ende des Mittelalters gegen den Staat ablehnend u. negativ verhalten. Ein weiterer sich hieraus ergebender Unterschied ist der, daß, während die Kunst des Heidenthums u. nam. der Griechen das Göttliche in die Schranken der Menschlichkeit u. schönen Sinnlichkeit herabzieht, die ch. Kunst die

umgekehrte Richtung verfolgt: sie negirt den Menschen in seiner äußeren Existenz, sie heißt ihn die Sinnlichkeit abzulegen u. zu verleugnen u. zur Idee der Gottheit emporzusteigen, wie die menschliche Natur Christi selber zur vollendeten Göttlichkeit verklärt wurde.

Jener Charakter der heidnischen Kunst spricht sich schon in den antiken Tempeln aus im Gegensatz zu den christlichen Kirchen: der heidnische Tempel dehnt sich als ein reiner Außenbau in behaglicher Breite aus; der Gott, dem er geweiht ist, ist in einem Bilde in ihm verkörpert; nach oben aber, zum Himmel, strebt er nicht auf. Der christliche Dom dagegen ruht nur in geringen Dimensionen auf dem Boden, strebt dagegen viel mehr in die Höhe u. legt den Hauptnachdruck auf seinen der Verehrung des göttlichen Wesens entsprechenden Innenbau. Und wie verhält es sich in dieser Beziehung mit den beiden anderen Künsten? Für die Bildwerke der heidnischen Götter genügte die schöne, unbekleidete Menschengestalt zur Darstellung des Göttlichen. Im Christenthum dagegen hat die Menschengestalt nur insofern Bedeutung, als sich in ihr ein Inneres, Göttliches ausprägt u. sie ein Spiegelbild des Göttlichen ist. Wenn also dort die menschliche Form an sich die Hauptsache war, so gilt hier vorzugsweise der geistige Ausdruck; mithin bedarf die ch. Kunst eigentlich nur des Antlitzes, um dieses Abbild des Göttlichen auszudrücken. So ist es erklärlich, daß die Bildhauerei, da sie vorzugsweise auf den ganzen menschlichen Körper angewiesen ist, in der ch. Kunst vom Beginn des Christenthums an bis an das Ende des Mittelalters sehr in den Hintergrund tritt, daß sich dagegen der Malerei ein viel größeres Feld eröffnet als der Skulptur, weil sie durch die Farbe den Ausdruck stärker hervortreten u. wirken zu lassen vermag, u. daß sie auch in viel ausgedehnterem Maße geübt wird als im Alterthum, weil die christliche Religion ihr eine Fülle von historischen Darstellungen bietet, die den Religionen des Alterthums fehlt. Wenn also die heidnische Kunst den Menschen zwar idealisirend, aber doch nach seiner leiblichen Erscheinung, die ch. Kunst des Mittelalters ihn nur nach einer seelischen Seite auffaßt, so geht jede der beiden Auffassungen, als eine einseitige, durch diese ihre Einseitigkeit unter. Als die christl. Völker die weltbeherrschenden geworden waren, mußte auch die ch. Kunst jenen spiritualistischen Charakter der unbefriedigten Sehnsucht verlieren; sie schlug gegen das Ende des Mittelalters in einen die Gegensätze von Leib u. Seele vereinigenden Realismus um, welcher von dieser Zeit an, sei es nun unter richtiger Abwägung dieser beiden Momente gegen einander, od. mit mehr od. weniger Uebergewicht des einen gegen das andere, der Charakter der ch. Kunst geblieben ist.

Diejenige Wissenschaft, welche sich mit den Werken der ch. Kunst u. den Kunstwerken des christlichen Kultus beschäftigt, ist die christliche Archäologie. Ihr Anfangspunkt ist die Einführung des Christenthums, als ihr Endpunkt wird gewöhnlich der Schluß des Mittelalters betrachtet. Sie hat also in der Baukunst die gottesdienstlichen Gebäude nicht nur nach ihren Grundformen, ihrem Material u. ihrem Aufbau in allen einzelnen Theilen, sondern auch nach ihrer Ausstattung u. Ausschmückung zu untersuchen, also auch alle durch die Plastik u. Malerei in den Kirchen u. für dieselben geschaffenen Gegenstände, d. i. die Altäre u. ihre Geräthe, Bilder u. Bekleidung, die Tabernakel, Sakramentshäuschen, Chorstühle, Taufsteine, Kanzeln, Orgeln, Grabdenkmale u. Glocken. Dazu kommen als ihre Hülfswissenschaften die Epigraphik od. Inschriftenkunde, die Heraldik u. die Ikonographie. Diese letztere hat die historischen Bilder nach ihrem Inhalt u. ihrer Darstellungsweise (Kostüm-, Waffen- u. Geräthkunde), die übrigen relig. Bilder, die Symbole, Allegorien, die typischen Bilder, die Attribute ꝛc. zu untersuchen. Das Studium der christl. Archäologie ist erst in den letzten Jahrzehnten bes. in Frankreich, Deutschland u. England erwacht. Ein Hauptwerk für die Archäologie der ch. Kunst in Deutschland ist das treffliche Handbuch von H. Otto (4. Aufl. Leipz. 1868); reicher als die deutsche ist auf diesem Gebiete die Literatur Frankreichs u. Englands.

christlicher Staat, ein durch den Staatsrechtslehrer Friedrich Julius Stahl (s. d.) in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts in Umlauf gesetztes Schlagwort für die Auffassung, daß der Staat als eine göttliche Anstalt zu betrachten u. in allen seinen Theilen nach den Lehren des Christenthums aufzubauen sei. Für die Bekenner nichtchristlicher Konfessionen hat dieser ch. Staat keinen od. doch nur sehr beschränkten Raum. Recht u. Glauben, Staat u. Kirche, zwei in ihren Zielen u. Mitteln ganz getrennte Gebiete, sind hier unklar durch einander gemischt — abgesehen davon, daß das Christenthum selbst vielfach in sich gespalten ist, so daß der ch. Staat eigentlich nur das Werkzeug einer einzelnen, der herrschenden, Sekte sein würde. Die Anstrengungen Stahl's u. seiner Partei, die Lehre vom ch. Staat in der preuß. Monarchie zu verwirklichen, hatten keinen Erfolg. Weit mehr Berechtigung hat die von der entgegengesetzten Seite aufgestellte Forderung der „Trennung von Staat u. Kirche". Vgl. die Art. „Theokratie", „Staat" u. „Kirche".

Christmonat, s. v. w. Dezember.

St. Christoph od. St. Kitts, eine der Kleinen Antillen, 12. Nov. 1493 von Columbus entdeckt u. später nach ihm benannt, 4,9 □M. mit 24,440 Einw., unter denen sich jedoch nur 2200 Weiße befinden. Die ganze Insel ist gebirgig u. vulkanisch, in ihrer Mitte erhebt sich als höchster Punkt der 1315, nach Anderen nur 1132 m. hohe Vulkan Mount Misery, nach der Sklavenemanzipation auch Mount Liberty genannt. Das Klima ist gesund, das Hauptprodukt der Zucker. Gegenwärtig ist St. Ch. engl. Besitzung unter einem Vizegouverneur (von 1625 bis 1713 gehörte es halb den Engländern, halb den Franzosen). Der Hauptort ist Basse-Terre, 7000 Einw., mit einem durch drei Batterien geschützten Hafen. Außerdem ist bemerkenswerth die auf einem steilen, weit ins Meer vorspringenden Berggipfel liegende Festung Brimstone Hill, welche das „Gibraltar von Westindien" genannt wird.

Christoph d. Kämpfer, Herzog von Bayern, Sohn Albrecht's III., geb. 5. Juni 1449, ein abenteuerlicher Charakter, bekannt durch seine ungewöhnliche Körperkraft, der nach des Vaters Tode in fortwährendem Streite mit seinem Bruder Albrecht lag, weil dieser ihn nicht an der Regierung theilnehmen lassen wollte. Da seine wiederholten Empörungen keinen Erfolg hatten, ließ sich Ch. zwar 1475 zu einem Vertrage auf 10 Jahre herbei u. verließ Bayern, um sich bald hier bald dort Kriegsruhm zu erwerben; nach Ablauf jener Frist aber brach die alte Fehde von Neuem aus, in der Ch. wieder unterlag. Er zog schließlich nach Palästina u. starb auf der Rückreise, 15. Aug. 1493.

Christoph, Herzog von Württemberg, geb. 12. Mai 1515, wurde nach Vertreibung seines Vaters, des Herzogs Ulrich von Württemberg, am kaiserlichen Hofe zu Innsbruck u. Wienerisch-Neustadt erzogen. Nachdem Ulrich infolge der siegreichen Schlacht bei Laufen (13. Mai 1534) wieder eingesetzt worden, kehrte Ch. in die Heimat zurück, ging aber bald darauf nach Frankreich, wo er ins Heer eintrat u. sich bei vielen Gelegenheiten auszeichnete. Nach dem Tode seines Vaters (6. Nov. 1550) bemächtigte er sich, den Ränken der kaiserlichen Partei zuvorkommend, schnell des Thrones, den er mit Kraft u. Würde behauptete. Er hob die Verwaltung, regelte die Rechtspflege durch das von ihm eingeführte „Württemberg. Landrecht" u. stellte die Luther. Lehre wieder her. Bes. Aufmerksamkeit verwendete er auf die Verbesserung des Volksunterrichts u. die Reorganisation der Universität Tübingen. Er starb 28. Dez. 1568. Vgl. Pfister, „Herzog Ch." (Tüb. 1819).

Nr. 1967. Ordensschmuck: des Henneberg'schen St. Christophsordens.

Christophorus (d. h. der Christusträger, auch der große Christoph od. Christophel), ein schon in früher Zeit in der abend- u. morgenländischen Kirche verehrter Märtyrer, von dessen Leben u. Thaten aber keine zuverlässigen Nachrichten vorliegen. Nach der Legende soll er zum Preise Gottes unbemittelte Wanderer über einen Fluß getragen haben. Nach den Bollandisten hatte man ihm bereits im 6. Jahrhundert

Kirchen u. Klöster errichtet. Dennoch zieht man sein Dasein überhaupt in Zweifel u. meint, die Legende sei nur eine Uebertragung von dem germanischen Gotte Thunar (Thor), der den Orwandel (die Saat) durch die nordischen Eisströme trug, auf einen christlichen Heiligen. Wenn seine Existenz sicher steht, so lebte er in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts u. starb unter Henkershand in der vom Kaiser Decius veranlaßten Verfolgung. Nach der Legende war er ein ungeheurer Riese, der das Christkind durchs Meer trug. Auf einem in Brügge befindlichen berühmten Gemälde von Hans Hemling ist er dargestellt, wie er, auf einen Baumstamm gestützt, durch den Rhein watet, während ihm von jenseits die Leuchte eines Einsiedlers auf einem Felsen den Weg zeigt. Der St. Ch.orden, auch der Orden zu den vierzehn Nothhelfern genannt, wurde 1480 von dem gefürsteten Grafen Wilhelm von Henneberg zu Kloster Oesra in Thüringen gestiftet. Der Ordensschmuck hat das Bild des heil. Ch., wie es Nr. 1967 zeigt, an einer Kette von 14 Engeln gebildet, die auf einem Bande die Namen der 14 Nothhelfer tragen.

Nr. 1968. **Stammbaum Christi.** Jessefenster in der Kathedrale zu Dorchester.

Christus, Jesus, der Stifter des Christenthums. Eine Besprechung der Person u. des Werkes Jesu Christi erfordert die genaue Unterscheidung folgender Punkte: die Frage nach der geschichtlichen Person Jesu von Nazareth, die Auffassung desselben als des Messias (Christus) in der christlichen Kirche u. endlich die modernen Darstellungen u. Streitigkeiten darüber im 19. Jahrhundert.

Um ein klares Bild von der geschichtlichen Person Jesu zu gewinnen, sind wir auf die vier sogenannten kanonischen Evangelien angewiesen; alle anderen Ueberlieferungen, wie die des sog. Evangeliums von der Kindheit Jesu u. anderer apokryphischer Bücher sind spätere, mehr od. weniger wahre Erzählungen. Aber auch die kanonischen Evangelien betrachten die Person Jesu von etwas verschiedenem Standpunkt u. weichen nicht selten auch in wichtigen Dingen von einander ab, so daß man nur aus einer Gesammtbetrachtung derselben ein sicheres Urtheil gewinnen kann. Das Evangelium Matthäi, ohne Zweifel das älteste, betont die durch Jesum herbeigeführte Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen; das Evangelium Marci hält sich an die staunenerregende Erscheinung Jesu als des Wunderthäters u. großen Volkslehrers; Lucas hebt die Fülle der Liebe u. Barmherzigkeit Gottes, der seinen Sohn zur Rettung Aller sandte, hervor. Dem wesentlich übereinstimmenden Bericht der drei ersten Evangelien (der sog.en Synoptiker) steht das Johannesevangelium gegenüber als eine Hervorhebung der göttlichen, überirdischen Seite an der Person Jesu, nicht ohne bedeutende Abweichungen in Bezug auf die äußeren Schicksale desselben, auf die wir an geeigneter Stelle aufmerksam machen werden. Wie die Geburt fast aller geschichtlich denkwürdigen Persönlichkeiten, so ist auch die Geburt Jesu Christi in ein schwer zu lichtendes Dunkel gehüllt. Daß das erste Jahr unserer Zeitrechnung (welche erst seit der Mitte des 6. Jahrh. n. Chr. durch den Mönch Dionysius Exiguus aufkam) nicht als das Geburtsjahr Jesu gelten könne, ist jetzt allgemein zugestanden. Da vielmehr Jesus noch vor dem Tode Herodes des Großen geboren ward, so muß wenigstens auf das Jahr 4 od. 5 vor unserer Zeitrechnung zurückgegangen werden. Ebenso stammt die Annahme des 25. Dezember als des Geburtstages Jesu erst aus dem 4. Jahrhundert n. Chr.; mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme der ersten Jahrhunderte n. Chr., daß seine Geburt in den Frühling gefallen sei. Als Geburtsort nennen nur Matthäus u. Lucas die Stadt Bethlehem, ca. drei Stunden südl. von Jerusalem; die beiden anderen schweigen über die Kindheit Jesu gänzlich. Während aber Matthäus Bethlehem im Stamme Juda als ursprünglichen Wohnsitz des Josef u. der Maria (eigentlich Mirjam) voraussetzt, von wo sie infolge eines Traumgesichtes nach Nazareth in Galiläa, also im N. Palästina's, übersiedelte, hält sich Lucas an die sicher älteste Ueberlieferung, daß die Eltern Jesu in Nazareth gewohnt u. sich kurz vor der Geburt Jesu nach Bethlehem begeben hätten, als dem Ausgangsort des Geschlechtes David, dem beide angehörten, weil ein Gebot des Kaiser Augustus bei Gelegenheit einer allgemeinen Abschätzung es so verlangte. Es ist hier nicht der Ort, auf die zahllosen Schwierigkeiten einzugehen, welche dieser Bericht darbietet; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Meinung der Zeitgenossen Jesu, wie sie in den Evangelien selbst u. in den Briefen des Apostel Paulus berichtet wird, Jesum als geborenen Nazarener, u. zwar als den erstgeborenen Sohn der Maria bezeichnet. Als nach dem Hinscheiden des Erlösers der Glaube an ihn als den Messias, den die Propheten des Alten Bundes verheißen hatten, tiefere Wurzeln schlug, war nichts natürlicher, als daß man die Darstellung seiner Geburt in Einklang setzte mit den Weissagungen der Propheten. So mußte Bethlehem nach Micha 5, 1 der Geburtsort sein; denn aus David's Familie u. Stadt sollte der Messias kommen. Eben so ließ die göttliche Natur des Heilandes nicht die Annahme einer Erzeugung von menschlichen Eltern zu; er stammte unmittelbar vom heil. Geiste ab; seine Geburt wurde durch die himmlischen Heerscharen selbst den Hirten verkündet; von den Weisen aus dem Morgenlande wurde ihm gehuldigt; die Gefahr, die ihm durch Herodes beim bethlehemitischen Kindermord drohte, wurde durch bes. Fügung Gottes (Flucht nach Aegypten infolge eines Traumes) abgewandt. Nirgends kann bei allen diesen zum Theil wunderschönen Erzählungen von absichtlicher Erfindung od. gar Betrug die Rede sein. Viele Schwierigkeiten aber macht der Versuch der Aufhellung in Bezug auf die Vergleichung der beiden Geschlechtsregister Jesu bei Matthäus u. Lucas, welche beide an Josef anknüpfen, den sie als den Pflegevater Jesu bezeichnen. In der Kunst ist der Stammbaum Christi häufig Gegenstand der Darstellung geworden; man findet ihn als Mosaik od. Gemälde an Wänden u. Decken; ein interessantes Beispiel ist das sog. Jessefenster in der Kathedrale zu Dorchester, welches die Reihenfolge der Vorfahren Christi von Jesse (Jesaias 11, 1) bis Maria als Mandelzweig mit der Mandelfrucht Christi zeigt.

Aus der späteren Kindheit Jesu hat nur das Evangelium Lucä uns eine Begebenheit überliefert, nämlich die völlig glaubwürdige Erzählung von dem im Tempel zurückgebliebenen Knaben, als die Eltern bereits die Heimkehr von der Festreise angetreten hatten. Diese Erzählung deutet zugleich darauf hin, daß der Knabe in den Sitten u. der Religion seiner Väter erzogen ward, wie er denn auch dem Gesetze Mosis gemäß beschnitten war u. dabei den bedeutungsvollen (aber damals nicht seltenen)

Namen Jeschua, d. i. verkürzt aus Jehoschua, „dessen Hülfe Jehova ist", erhielt. Im Uebrigen bezeichnet auch Lucas seine Entwicklung als eine allmählige, normale: „er nahm zu an Alter u. Weisheit u. Gnade vor Gott u. den Menschen". Wenn auch zugegeben ist, daß der Besuch der Synagogen mit ihren Vorlesungen u. Auslegungen des Alten Testamentes ein wichtiges Bildungsmittel für ihn geworden ist, so macht doch seine ganze spätere Wirksamkeit, die unübertreffliche Einfachheit u. Klarheit seiner Lehrweise vor Allem den Eindruck des religiösen Genius, der das Tiefste u. Ursprünglichste aus dem eigenen Gemüthe schöpft, unbeeinflußt von den Schulmeinungen u. mühsam erlernten Kenntnissen seiner Zeit. Das Alte Testament beherrschte er in außerordentlichem Grade, u. da er nach Lucas 4, 16 auch in der Synagoge daraus vorlas, was bei der Verschiedenheit des Althebräischen u. der damaligen aramäischen Landessprache, sowie bei der Peinlichkeit der Vorschriften über die öffentliche Vorlesung des Alten Testamentes nichts Leichtes war, so dürfen wir auch eine Art schulmäßiger Vorbildung zum Religionslehrer (Rabbi) voraussetzen. Daß er der griech. Sprache mächtig war, ist bei der allgemeinen Verbreitung derselben um diese Zeit zwar wahrscheinlich, aber nicht ausgemacht. Endlich hindert nichts, anzunehmen, daß er bis zu seinem öffentlichen Auftreten ein Handwerk (wie es alle Volkslehrer, bes. die Pharisäer, damals erlernten) betrieben habe, u. zwar wahrscheinlich das seines Pflegevaters, eines Zimmermannes.

Wenn das dreißigste Lebensjahr als der Anfang der Lehrwirksamkeit Jesu angenommen wird, so beruht dies lediglich auf der anderen Annahme, daß er der damals herrschenden Vorschrift gefolgt sei, wornach Niemand vor diesem Jahre als Lehrer auftreten sollte; eine wirkliche Ueberlieferung fehlt darüber. Jedenfalls ist es als eine bes. Veranstaltung der göttlichen Vorsehung zu bezeichnen, daß sein Auftreten gerade in jenen Zeitpunkt fiel. Die Ueberzeugung, daß sich die alten heidnischen Religionen überlebt hatten, daß das gewaltige Römische Reich auch politisch im Sinken begriffen sei, kurz, daß sich etwas Außerordentliches ereignen müsse, wodurch das gealterte Reich neu belebt u. verjüngt werde, herrschte so allgemein, daß sich infolge dessen eine Art krankhafter Spannung der Gemüther bemächtigt hatte. Berichten schon die damaligen röm. u. griech. Schriftsteller von einer solchen, so ist sie noch begreiflicher bei den Juden. Der Ingrimm derselben über die röm. Herrschaft (seit der Eroberung Jerusalems durch Pompejus, 63 v. Chr.) rief die Hoffnung auf das endliche Erscheinen des Messias als des Befreiers Israel's in immer größerer Spannung wach, eine Hoffnung, von der auch die Erzählung des Lucas über die Darstellung Jesu im Tempel u. die Worte des Simeon u. der Hanna Zeugniß ablegen. Nicht ganz mit Sicherheit ist zu bestimmen, welchen Einfluß das Auftreten Johannis des Täufers als eines Bußpredigers in der Wüste Juda am unteren Jordan auf ihn ausübte. Nach Lucas waren Beide nahe verwandt u. auch die Geburt des Täufers von wunderbaren Vorgängen begleitet. Sicher ist aber, daß die Erzählung von der Taufe Jesu im Jordan durch Johannes nicht als bloße Sage gelten darf. Nicht minder liegt der schwer zu erklärenden Erzählung von der Versuchung Jesu durch den Teufel in der Wüste Juda, die er durch den Hinweis auf das Wort Gottes überwindet, sicher ein historischer Kern zu Grunde. Fast von allen andern Religionsstiftern u. großen Reformatoren der Geschichte wird es berichtet, daß sie vor dem Eintritt in ihren weltgeschichtlichen Beruf gewaltige innere Anfechtungen überstanden haben, bis sie sich schließlich über die Bedeutung der göttlichen Stimme in ihrem Innern klar wurden. Man denke nur an Luther! Jesus zog sich nach der Taufe in die Einsamkeit zurück; in der schauerlichen Einöde des Gebirges Juda westl. vom Todten Meer kämpfte er den Kampf durch, den der Bericht des Matthäus u. Lucas als einen Kampf mit dem leiblich erscheinenden Teufel zeigt.

Wie dem auch sein möge, von dem Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Galiläa an begegnet uns in seiner ganzen Persönlichkeit nirgends mehr ein Widerspruch od. eine Unklarheit über die Ziele seines Berufs. Auch rein menschlich betrachtet, zeigt sich uns sein Bild allenthalben im Lichte der vollendetsten Harmonie aller Seelenkräfte, ein Bild der reinsten u. schönsten Menschlichkeit. Nicht unzugänglich menschlichen Empfindungen, wie denn beständig Aeußerungen der reinsten Menschenliebe u. des Erbarmens neben solchen des Schmerzes u. selbst des heiligen Zornes von ihm berichtet werden, fröhlich mit den Fröhlichen u. weinend mit den Weinenden, auch menschlichen Bedürfnissen, wie Hunger, Durst u. Schlaf, unterworfen, erscheint doch sein ganzes Wesen beherrscht von dem **einen** Gedanken der innigsten Gemeinschaft mit seinem Gott: sein vornehmstes Bedürfniß ist das Gebet. So konnte es nicht fehlen, daß auch die Lehre, die von ihm ausging, den Stempel der Innigkeit u. tiefsten Seelenreinheit trug. Zugleich ist sie in ihren Grundzügen so überaus einfach, daß auch das kindlichste Gemüth derselben mit Verständniß folgen konnte. Der reinste u. ursprünglichste Ausdruck derselben sind die Bergpredigt u. die Gleichnisse (die sog. Parabeln). Obschon nun weder die Bergpredigt, wie sie von Matth. Kap. 5 — 7 überliefert wird, noch die Gleichnisse schwerlich so zu **einer** Zeit u. an **einem** Ort vorgetragen worden sind, wie es nach den Evangelien scheinen könnte, so bietet doch ihre Zusammenstellung den Vortheil, die Grundzüge der neuen Lehre als ein Ganzes überblicken zu können. Wir folgen daher dem Beispiel des Matthäus, indem wir schon hier den im Artikel Christenthum versprochenen Ueberblick vorausschicken.

Nr. 1969. **Die Bergpredigt.** Nach dem Gemälde von Begas.

Der Mittelpunkt der frühesten Lehrvorträge Jesu ist überall der Begriff des Himmelreiches als eines unsichtbaren geistigen Reiches der Gemeinschaft zwischen dem himmlischen Vater u. den Menschenkindern, eines Reiches, das zugleich auch eine irdische Gemeinschaft der ihm Angehörenden mit sich bringt. Die Bergpredigt beginnt mit einer Seligpreisung Derer, die sich durch ihren Seelenzustand zur Aufnahme in dieses Gottesreich geschickt erweisen, zuerst der geistlich Armen, d. h. Derer, die sich ihrer Ohnmacht u. des Bedürfnisses nach göttlicher Erleuchtung bewußt sind; der Trauernden u. Sanftmüthigen, Derer, die nach Gerechtigkeit hungern u. dürsten; der Barmherzigen, der Herzensreinen u. Friedfertigen, der ungerecht Verfolgten u. Verleumdeten. Sie Alle sollen nach dem Maße ihrer Herzensstellung belohnt u. getröstet werden; wenn nicht auf Erden, so doch im Himmel. Nach der Mahnung, daß sie sich als das Salz der Erde u. das Licht der Welt erweisen sollen, folgt eine Auseinandersetzung über die Stellung des nun eintretenden Himmelreiches zu der Lehre des Alten Testamentes u. dem Gesetze Mosis. Nicht eine Auflösung u. Abschaffung des mosaischen Gesetzes bezweckt er, sondern eine Erfüllung desselben im weitesten u. tiefsten Sinne des Wortes. An die Stelle der pharisäischen Werkgerechtigkeit u. des äußerlichen Buchstabendienstes, wie er damals in erschreckender Weise geübt wurde, soll die wahrhaft sittliche Gesetzeserfüllung treten, die aus inniger Kindesliebe Gott gegenüber hervorgeht u. nicht den Buchstaben, sondern den Geist des Gebotes erfüllt. An dem Beispiel des fünften, sechsten u. achten Gebotes wird dann gezeigt, was es mit einer solchen Gesetzeserfüllung auf sich habe, u. wie sie eine unendlich feinere Auffassung der Gebote Gottes fordere. Hatte das Alte Testament den Mord verboten u. richterliche Ahndung darauf gesetzt, so zeigt dagegen der Heiland, daß schon der Zorn, den Einer gegen seinen Bruder hegt, als feiner Mord zu betrachten sei, daß aber die Beschimpfung desselben bestraft werden müsse, wie sonst schwere Vergehen gegen die Religion, u. daß endlich die nieder=

trächtige Kränkung des Bruders die Hölle verdiene. An diese Auslegung des fünften Gebotes, wie sie tiefsittlicher u. erhabener nicht zu denken ist, knüpft sich die Bemerkung, daß alle Opfer ohne Bruderliebe völlig nutzlos seien. Hinsichtlich des sechsten Gebotes wird schon der begehrliche Blick auf ein Weib als Ehebruch bezeichnet u. daran die Mahnung geknüpft, sich gewaltsam alles Dessen zu entäußern, was sittlich verführerisch wirken könnte. Hinsichtlich des achten Gebots wird nicht blos der Meineid, sondern jeder Eid verboten; an die Stelle des alttestamentlichen Vergeltungsrechtes (Auge um Auge &c.) soll eine Bruderliebe von so unergründlicher Tiefe treten, daß sie erlittenes Unrecht durch um so größere Willigkeit überbietet (dies ist der Sinn von Kap. 5, 39—41), eine Bruderliebe, die auch den Feind liebt, den Fluchenden segnet, dem Hasser wohlthut u. für den Verfolger betet. Nur so, schließt der ganze Abschnitt, nähert sich der Mensch der Vollkommenheit seines Vaters im Himmel. Nur offenbare Beschränktheit u. sittliche Verworfenheit konnte die göttliche Tiefe u. Lauterkeit dieser Sittenlehre für Phantasiegebilde eines Schwärmers erklären; sie wird vielmehr für alle Zeiten als das letzte Ideal der Entwicklung der Menschheit gelten müssen, wie sie bisher unerreicht u. unerschöpft geblieben ist. Aber nirgends trägt sie die Spur krankhaften Wesens, nirgends fordert sie gewaltsame Kasteiungen u. Bußübungen, wie die Sittenlehre der Einsiedler u. Klöster; nirgends eine Flucht vor der Welt, sondern die Ausbildung der reinen Menschlichkeit gemäß der Bestimmung Gottes mitten in der Welt. Derselbe Nachdruck auf lautere Gesinnung u. Herzenseinfalt im Gegensatz zu scheinheiligem Werkdienst findet sich auch in den Vorschriften über das Almosengeben, das Gebet (wobei das Vaterunser als unübertroffenes Muster eines Gebetes eingeschaltet wird) u. über das Fasten. Ueberall wird nicht das Werk als solches für verdienstlich erklärt, sondern nur die Gott wohlgefällige Gesinnung. Köstliche Lebensregeln begleiten auch die Abmahnung vom Trachten nach vergänglichen Schätzen u. von der ängstlichen Sorge um das Irdische, da doch Gott die Vögel unter dem Himmel speiset u. die Lilien des Feldes kleidet ohne ihr Zuthun. Daran schließen sich noch eine Reihe einzelner Vorschriften, die vielleicht bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen waren, wie die über das lieblose Richten Anderer, die Mahnung, auf dem schmalen Wege durch die enge Pforte zur Seligkeit einzugehen, die Warnung vor falschen Propheten, die man trotz ihrer Scheinheiligkeit an den Früchten ihres Thuns erkennen könne, bis endlich die ganze Rede mit dem volksthümlichen Gleichniß von dem klugen Manne, der sein Haus auf den Felsen baut, wo ihm Wind u. Wasser nichts anhaben können, abschließt. — Wie diese Sittenlehren, so drehen sich auch die älteren Gleichnisse, welche Matthäus im 13. Kap. zusammengestellt hat, fast alle um den Begriff des Himmelreichs. So schildert das Gleichniß von dem Säemann die verschiedenfache Wirkung der Predigt vom Himmelreich auf die Herzen der Menschen; das Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen leitet das Böse im Reiche Gottes von der Verführung des bösen Feindes ab; das Gleichniß vom Senfkorn behandelt die äußere Ausbreitung des Evangeliums, das vom Sauerteig die allmählige innere Wirksamkeit desselben. Andere Gleichnisse bezeichnen das Himmelreich als einen verborgenen Schatz im Acker, als eine köstliche Perle, für die der kluge Kaufmann alle seine übrige Habe dahingiebt. Wieder andere Gleichnisse behandeln die unerschöpfliche Gnade Gottes gegenüber dem reuigen Sünder, wie das herrliche vom verlorenen Sohn; noch andere veranschaulichen sittliche Pflichten, wie das vom barmherzigen Samariter. Hierbei mag noch die Thatsache Erwähnung finden, daß schon sehr frühzeitig eine Aufzeichnung u. Zusammenstellung der Gleichnisse stattgefunden haben muß. Einer solchen entstammen offenbar die sogenannten Reiseparabeln, welche Lucas allein überliefert (Kap. 15 u. 16) u. welche gerade eine Reihe der schönsten Gleichnisse enthalten. Sehr Vieles mag übrigens unaufgezeichnet geblieben u. damit der Ueberlieferung verloren gegangen sein. Die Gleichnisse aus der letzten Zeit Jesu beschäftigen sich fast alle mit dem schließlichen Ausgang des Reiches Gottes, mit der Rechenschaft, die der Mensch abzulegen hat, mit den Bedingungen der Zulassung zum himmlischen Gastmahl u. der Wiederkunft Jesu zum Weltgericht (Gleichniß von den thörichten u. klugen Jungfrauen). Schon dieser Ueberblick zeigt, daß in den Lehren des Heilandes das eigentlich Dogmatische sehr zurücktritt. Anstatt, wie es Muhamed that, durch abgeschmackte Fabeln von Engeln u. dem Zustand des Paradieses u. der Hölle die Neugier der Hörer zu befriedigen, begnügt sich Jesus vor Allem, auf echte Gottes- u. Menschenliebe zu dringen; die Beschaffenheit des Jenseits, die Zeit des Weltgerichtes u. Aehnliches wird nur andeutungsweise behandelt, wie z. B. in dem Gleichniß vom reichen Manne u. dem armen Lazarus. Eben so einfach sind auch die Aussagen des Heilandes über sich selbst. In der Regel bezeichnet er sich als „des Menschen Sohn", d. h. wahrscheinlich im Hinblick auf die Stelle Daniel 7, 13 als den Messias. Ausdrücklich betont er seine besondere göttliche Sendung; die Aussagen darüber aber, daß er der Sohn Gottes sei, nehmen erst gegen das Ende seiner Laufbahn an Bestimmtheit zu, bis er es auf die Frage des jüdischen Synedriums beim letzten Verhör feierlich bestätigt. — Man hat oft von einem doppelten Plane Jesu gesprochen, als habe er nach der damaligen Erwartung der Juden wirklich anfänglich ein weltliches Reich als Messias aufrichten wollen u. erst nach dem Scheitern seiner Pläne das Himmelreich an dessen Stelle gesetzt. Diese Auffassung ist eine so grundverkehrte, daß sie keiner Widerlegung bedarf; nur das ist zuzugeben, daß sich ihm im Laufe der Zeit seine Aufgabe insofern erweiterte, als er das Evangelium immer mehr von den Schranken des Judenthums befreite u. zu einer Weltreligion erhob. Daß sich in gleichem Grade das Bewußtsein seiner göttlichen Sendung u. seiner bes. Stellung Gott gegenüber immer mehr in ihm vertiefte, haben wir schon oben erwähnt.

Kehren wir nach dieser Ueberschau über den Lehrinhalt des Evangeliums, das Jesus verkündigte, zu der Darstellung seines äußeren Lebensganges zurück. Nach der Rückkehr von der Johannistaufe am Jordan trat Jesus zwar zuerst in Nazareth, seiner Vaterstadt, auf, siedelte aber nach einem Anschlag der Nazarener auf sein Leben nach Kapernaum, einem Städtchen auf dem reizenden Westufer des Galiläischen Sees (See Gennezareth), über. Hier, unter einem überaus glücklichen Himmelsstrich, unter harmlosen u. doch ruhigen Menschen, fern von dem Treiben der großen Welt, nahm er für längere Zeit seinen bleibenden Wohnsitz; hier fand er seine ersten Jünger an jungen Fischern, dem Brüderpaar Simon (Petrus) u. Andreas, sowie den Söhnen Zebedäi Jakobus u. Johannes. Gleich die ersten Anfänge seiner Verkündigung des Evangeliums scheinen von außerordentlichem Erfolge begleitet gewesen zu sein. Statt der todten Gesetzesvorschriften od. des dogmatischen Gezänkes vernahm das Volk zum ersten Male eindringliche Mahnungen in volksthümlicher, kerniger Form. Eben so schnell aber verbreitete sich auch sein Ruf als Wunderthäter; der Andrang des Volkes drohte ihn zu erschöpfen u. nöthigte ihn mehrmals, sich über den See zurückzuziehen. Deckte man doch einmal das Dach eines Hauses ab, um einen Gichtbrüchigen trotz des Volksgedränges vor ihn zu bringen. Niemandem wird es je gelingen, das Räthsel, welches sich an die zahlreichen Wunder Jesu knüpft, zu lösen. Mag auch in einigen Fällen eine natürliche Erklärung zulässig erscheinen, so scheitert doch der Versuch, alle so zu erklären, an der Einstimmigkeit der Evangelisten über seine Wunderkraft u. die Stärke des Glaubens an dieselbe. Dabei ist das Doppelte zu bemerken, daß fast alle Wunder Jesu Heilungswunder sind, während er das Verlangen nach einem Wunder, um dadurch Glauben zu erwecken, ausdrücklich abweist, u. dann, daß er selbst gar keinen Werth auf dieselben zu legen scheint. — Es konnte nicht fehlen, daß der Anklang, den die neue Lehre fand, bald den Widerspruch der ganz anders gearteten herrschenden Partei der Pharisäer erregte. Man beschuldigte ihn der Verachtung des mosaischen Gesetzes wegen seiner Gleichgiltigkeit gegen die Vorschriften über das Fasten u. die Sabbathsheiligung; nicht minder erregte sein Umgang mit den niedersten Volksklassen u. vor Allem mit dem schwer verhaßten Stande der Zöllner großen Anstoß. Die Zahl seiner Jünger war unterdeß auf 12 angewachsen, entsprechend den zwölf Stämmen Israel's; die Rede, die er an sie gleichsam zur Einweihung für ihren Beruf hielt (die sogenannte Bergpredigt), hatte große Volksmassen, zum Theil aus weiter Ferne, herbeigezogen, u. durch sie war die Kunde von ihm in weitere Kreise gedrungen. So erklärt sich, wie schon jetzt der Zorn der Pharisäer eine solche Höhe erreichte, daß sie sich mit der königlichen Partei (den Sadduzäern) verbanden, um ihn aus dem Wege zu räumen. Doch scheint man bei der Begeisterung des Volkes für ihn keinen entscheidenden Schritt gethan zu haben; bezeichnend aber ist, daß ihn seine eigene Mutter u. seine Brüder als einen Wahnsinnigen

in Anspruch nahmen, vielleicht, um ihn so am besten den feindlichen Nachstellungen zu entziehen. Denselben Zweck erreichte Jesus durch die Entfernung von Kapernaum, um auch auf dem anderen Ufer des Sees seine Lehre zu verkünden. Ueberhaupt war es ihm von nun an nicht mehr vergönnt, längere Zeit an einem Orte in Ruhe seinen Beruf auszuüben. Nachdem er die Jünger auch allein zu einer Missionsreise ausgesandt u. dann wieder bei sich versammelt hatte, sah er sich schließlich genöthigt, nach Phönizien u. dann nach den Gegenden östl. vom Jordan zu entweichen. Die Gefahr für sein Leben hatte sich noch dadurch vermehrt, daß König Herodes ihn für den wiedergekommenen Johannes den Täufer hielt, den er auf Verlangen seines Weibes hatte hinrichten lassen. Immer klarer wurde so in Jesu das Bewußtsein, daß der Märtyrertod sein schließlicher Ausgang sein werde; desto fester aber auch sein Entschluß, durch einen solchen Tod die Wahrheit seiner Lehre zu besiegeln. Dazu bedurfte es aber des Auftretens am Mittelpunkt der alttestamentlichen Religion, in der heiligen Stadt Jerusalem. Auch hier mußte er, um sein Werk zu krönen, die neue Lehre verkünden u. von seiner göttlichen Sendung Zeugniß ablegen. Dies geschah aber am besten bei einer Gelegenheit, wo gleichsam das ganze Volk vertreten war, nämlich bei dem Passahfeste. So entschloß er sich denn zur Reise dahin mit seinen Jüngern, zugleich in der festen Ueberzeugung, daß es eine Reise zum Tode sein werde. — Bei dieser Gelegenheit müssen wir einer außerordentlichen Schwierigkeit gedenken, die eine Vergleichung der drei ersten Evangelisten mit dem Berichte des Evangeliums Johannis herausstellt. Nach den drei ersten Evangelien weilte Jesus ausschließlich im Norden Palästina's u. brach nach ungefähr einjähriger Wirksamkeit zum Passah nach Jerusalem auf, wo er gekreuzigt wurde. Dagegen verlegt Johannes den Schauplatz seiner Wirksamkeit mehr an u. um Jerusalem u. erzählt von fünf Festreisen nach dieser Stadt, was eine ungefähr dreijährige Wirksamkeit vorraussetzen würde. Eine Ausgleichung dieses Widerspruchs ist zwar durchaus nicht unmöglich, aber schwierig, indem man dann annehmen müßte, daß die drei ersten Evangelisten sich absichtlich auf die Darstellung der Wirksamkeit Jesu in Galiläa beschränkt hätten, während Johannes das von ihnen unerwähnt Gelassene in seiner Darstellung nachholte.

Für die Reise nach Jerusalem wählte Jesus anfänglich den Weg durch Samaria, welche Provinz Galiläa von Judäa trennte. Doch änderte er später diese Richtung u. setzte nach der Ueberschreitung des Jordan auf dem linken Ufer seinen Weg fort. Die ganze Reise gestaltete sich förmlich zu einem Triumphzug. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, um den außerordentlichen Mann zu sehen, zu hören od. Heilung bei ihm zu finden. Dabei beschäftigte er sich auf dem Wege unablässig mit der Belehrung seiner Jünger, bereitete sie auf die Nothwendigkeit seines Todes vor, als eines Lösegeldes für Viele, u. sagte ihnen mit gleicher Bestimmtheit seine Auferstehung drei Tage nach seinem Tode voraus. So gelangte er gegen Ostern in die Nähe Jerusalems. Absichtlich scheint er die Stadt nicht vor dem Feste betreten zu haben, um die Entscheidung seiner Sache nicht vorzeitig herbeizuführen, sondern hielt sich noch einige Zeit an verschiedenen Orten in der Umgebung Jerusalems auf. Unterdeß waren aber seine Feinde nicht müßig gewesen u. hatten für alle Fälle seinen Untergang in Jerusalem beschlossen. Der feierliche Einzug Jesu in die Stadt (Palmensonntag) unter dem begeisterten Jauchzen der Menge, die ihn geradezu als „Sohn David's“, d. h. als den Messias, feierte, vermehrte den Zorn der Pharisäer u. bot ihnen erwünschten Anlaß, auch die heidnische Obrigkeit gegen Jesum als einen staatsgefährlichen Aufwiegler zu gewinnen. Dennoch durften sie wegen der Verehrung des Volkes für ihn keinen öffentlichen Schritt thun, u. so konnte sich Jesus noch einige Tage des ungestörten Verkehrs mit seinen Jüngern erfreuen, selbst im Tempel lehrend auftreten u. am Abende des 14. Nisan, einem Donnerstag, mit seinen Jüngern das Passahmahl halten, welches ihm zur Einsetzung des Abendmahles Veranlassung gab. Underdeß aber hatten die jüdischen Behörden einen seiner Jünger, Judas, mit Geld bestochen, daß er ihnen den nächtlichen Aufenthalt Jesu verrathe u. so Gelegenheit gebe, ihn in aller Stille zu verhaften. Der Anschlag gelang. Während Jesus in dem Garten eines Gehöftes zwischen der Stadt u. dem Oelberge, Namens Gethsemane (d. h. Oelkelter), im Gebete lag, des nahen Todes gewiß, trat der Verräther zu ihm u. gab durch einen Begrüßungskuß den Knechten der Hohenpriester das Zeichen, welches der Gesuchte sei. Willig ließ sich Jesus verhaften, ja er verbot sogar seinen Jüngern jeden Widerstand. Alle verließen ihn, nur Petrus folgte ihm von ferne, freilich, um ihn dann gleichfalls zu verleugnen. Jesus wurde zuerst in den Palast des Hohenpriesters Kaiphas gebracht, wo sich das Synedrium, d. h. der jüdische Gerichtshof für Religionsangelegenheiten, bereits versammelt hatte. Die Hauptanklage bezog sich auf seine Aussage, daß er den Tempel abbrechen u. in drei Tagen einen neuen an seine Stelle setzen werde. Obgleich man jedoch wohlweislich nur ihm feindliche Zeugen aus Judäa vorführte, wollte es doch wegen des Widerspruchs derselben unter einander schwer gelingen, auch nur den Schein eines gerechten Verfahrens gegen ihn zu retten, bis er endlich die Frage des Hohenpriesters, ob er Gottes Sohn sei, bejahte. Dies hatte man gewollt, denn nun schien hinreichender Grund vorhanden, ihn als Gotteslästerer zu verdammen. Zur Vollziehung eines Todesurtheils aber bedurfte man die Genehmigung des röm. Statthalters Pontius Pilatus. Daher wurde Jesus, nachdem er noch die Verhöhnung seiner Umgebung mit immer gleich bleibender Würde

Nr. 1970. Das Abendmahl nach Leonardo da Vinci.

erduldet, am Morgen zu diesem gebracht, wobei man gleichzeitig statt des Verbrechens gegen die Religion die Anklage auf das politische Verbrechen der Volksaufwiegelung hinüberspielte. Ohne Zweifel durchschaute jedoch Pilatus, wenigstens zum Theil, den wahren Sachverhalt; zugleich mochte die wunderbare Würde des Angeklagten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben; aber vergebens suchte er ihn zu retten. Er war sich selbst so vieler Vergehen bewußt, daß er sich durch die Freigebung Jesu leicht seinen Sturz hätte bereiten können, wenn ihn die Juden beim Kaiser wegen seiner Nachsicht gegen einen Hochverräther anklagten. Andererseits aber konnte er hoffen, durch die Verurtheilung Jesu das Volk, das ihn sonst bitter haßte, zu gewinnen. Als die Juden auch sein Anerbieten, Jesum nach altem Brauche wegen des einfallenden hohen Festes freizugeben, damit abgelehnt hatten, daß sie dafür die Freigebung eines notorischen Mörders, Namens Barrabas, forderten, willigte er endlich ein, Jesum dem damals bei Hinrichtungen üblichen Kreuzestode preiszugeben. Zuvor aber wurde er dem Gebrauche gemäß gegeißelt u. von den Soldaten der röm. Besatzung als König der Juden durch allerlei Spott u. Mißhandlungen verhöhnt. Bereits Mittags wurde sodann das Urtheil vollzogen u. Jesus in der Mitte zweier Mörder auf einem Hügel, der von seiner Form den Namen Golgatha, d. h. Schädel, trug u. ohne Zweifel außerhalb der Mauer Jerusalems lag, gekreuzigt. Seine letzten Aeußerungen, die sogenannten sieben Worte am Kreuze, enthielten noch, getreu seiner eignen Lehre eine Fürbitte für seine Verfolger. Schon nach drei Stunden, einer ungewöhnlich kurzen Zeit, erfolgte sein Tod, nachdem er kurz zuvor seine Seele in die Hände seines himmlischen Vaters befohlen hatte. Sein früher Tod bewahrte ihn vor dem Schicksal der mitgekreuzigten Verbrecher, denen man gegen Abend die Beine zerschmetterte, damit sie nicht bis in den (Abends 6 Uhr beginnenden) Sabbath hinein am Kreuze hingen. Unterdeß hatte ein stiller Verehrer Jesu, Namens Josef von Arimathia, von Pontius Pilatus die Erlaubniß erwirkt, ihn in seinem neuen Felsengrabe nahe bei Jerusalem beisetzen zu dürfen. Nachdem er so während des Sabbaths im Grabe gelegen, fanden die galiläischen Frauen, welche am Tage nach dem Sabbath das Grab zu besuchen kamen, dasselbe leer. Eine Erscheinung Jesu belehrte sie, daß sich seine Vorhersagung von seiner Auferstehung am dritten Tage erfüllt habe. Nachdem er noch einzelnen seiner Jünger, sowie der ganzen Versammlung derselben, zu wiederholten Malen erschienen war, wurde er 40 Tage nach der Auferstehung vor ihren Augen gen Himmel entrückt. Mit gutem Grunde hat man dieses letzte Wunder im Leben Jesu, die Auferweckung aus dem Grabe, von jeher als das Hauptwunder seines Lebens betrachtet. Eben so erklärlich ist es aber auch, daß sich die Gegner aller Wunder von jeher abgemüht haben, vor allen dieses Wunder in Frage zu stellen. Wir bemerken hier nur so viel darüber, daß es auch den scharfsinnigsten Kritikern nicht gelungen ist, die Möglichkeit zu erklären, wie ein so felsenfester Glaube an die Auferstehung Jesu ohne die Thatsächlichkeit derselben sich habe bilden können in einer Zeit, wo eine sehr große Zahl der Augenzeugen noch am Leben war. Ohne diesen Glauben aber — das haben auch die größten Gegner des Wunders nicht bestritten — wäre die Predigt vom Auferstandenen u. die Bildung der christlichen Kirche selbst schlechthin undenkbar. Vor allen ist es den Zweiflern an der Auferstehung Jesu nie gelungen, das merkwürdige Zeugniß des Apostels Paulus, 1. Cor. 15, 3—7, zu entkräften.

Nr. 1971. Die Kreuzabnahme. Nach Daniele da Volterra.

Mit der Himmelfahrt Jesu begann der Natur der Sache gemäß das irdische Bild desselben mehr u. mehr zurückzutreten, u. als der letzte Zeitgenosse desselben heimgegangen war, gab es bereits (am Evangelium Johannis) eine Darstellung seines Lebens u. seiner Persönlichkeit, welche fast ausschließlich die göttliche Seite seines Wesens, seine göttliche Würde als Christus, d. h. Gesalbter Gottes od. Messias, hervorhob. In dieser Bahn schritt die alte Kirche eifrig weiter fort; das geschichtliche Bild Jesu war fast ohne Interesse für sie, vielmehr erschienen die Auseinandersetzungen über Jesu Antheil an der göttlichen Dreieinigkeit, über sein Verhältniß zu Gott dem Vater u. s. w., allein von Wichtigkeit. Fast sechs Jahrhunderte sind mit derartigen Erörterungen in der alten Kirche ausgefüllt worden; mehrmals haben sich infolge dessen große Kirchenspaltungen gebildet, wie in dem Streite der Arianer u. der Monophysiten mit der herrschenden Kirche. Und als schließlich durch Unterdrückung aller Gegner Lehreinheit erzielt war, war das reine Bild des Erlösers getrübt durch ein Gewirr der feinsten Bestimmungen über sein Wesen. Die Reformation hat das Meiste von diesen Bestimmungen mit in ihre Bekenntnißschriften aufgenommen; erst Ende des 18. Jahrhunderts begann die Frage nach dem geschichtlichen Christus wieder aufzutauchen. Man erkannte jedoch bald, daß die oberflächlichen Wundererklärungen der sogenannten Rationalisten nicht zum geschichtlichen Verständniß der wunderbaren Person des Heilands führten, so lange man nicht gleichsam den Gesammtschlüssel zu demselben gefunden habe. Außerordentlicher Fleiß ist seit Anfang dieses Jahrh. auf dieses Gebiet verwandt worden; kein philosophisches System konnte sich der Aufgabe entziehen, irgend eine Auffassung der Person Jesu zu Grunde zu legen. Lange Zeit blieb besonders die Ansicht des großen Theologen Schleiermacher herrschend, der die außerordentliche Erscheinung des Heilands daraus erklärte, daß „in ihm das Gottesbewußtsein, die Quelle aller Religion, in einer Fülle u. Stärke vorgeherrscht habe, wie nie vor od. nach ihm". Der hitzigste Streit aber entbrannte erst bei dem Erscheinen des „Lebens Jesu" von David Friedrich Strauß im J. 1835. Derselbe erklärte Jesum für einen gewöhnlichen Menschen, wenn auch von besonderer religiöser Begabung, aber abhängig von dem Bildungs-

Christus unter dem symbolischen Zeichen der Fische (Katakomben).

Christus als Orpheus (Katakomben).

Monogramm Christi (Katakomben).

Christus als guter Hirte (Katakomben).

Gekreuzigter Christus nach einer Freske in der Kirche St. Urban zu Cafarella bei Rom (1210).

Christusbild aus dem 6. Jahrhundert.

Gekreuzigter Christus, Anfang des 15. Jahrhunderts.

Byzantinischer Christuskopf aus einem Manuscripte des XII. Jahrhunderts.

Christuskopf nach einer Mosaik in der Kirche St. Cosma e Damiano in Rom (6. Jahrhundert).

Christuskopf aus einer Bilderhandschrift um das Jahr 1340.

Nach Gemälden von:

Dürer.	Murillo.	Guido Reni
van Dyk.	Correggio. (Schweißtuch der heil. Veronika.)	Dürer.
Steinle	Cornelius. (Aus dem jüngsten Gericht.)	Overbeck.

grad u. den Lehren seiner Zeit. Von seinem wirklichen Leben sei äußerst wenig Zuverlässiges überliefert; das Meiste, bes. alle Wunder, seien Erdichtungen (Mythen) der frommen Phantasie in den ersten beiden Jahrhunderte. Fast unzählige Widerlegungen folgten dieser Auffassung, darunter auch solche, die ihn sogar noch zu überbieten trachteten, wie z. B. das Leben Jesu von Bruno Bauer, der die Evangelien als ein Werk absichtlichen Betruges hinstellte. Trotz aller Uebertreibungen hatte Strauß der Wissenschaft den großen Dienst erwiesen, daß sie durch ihn zu viel tieferer Forschung angeregt wurde. Neue Aufregung rief das „Leben Jesu" des Franzosen Renan (1863) hervor, obschon es sich an Tiefe der Forschung nicht im Entferntesten mit den deutschen Gelehrten messen kann. Aber gerade die frivole, fast romanartige Behandlung des Stoffs blendete die Massen. Unterdeß aber hat die deutsche Forschung nicht geruht: wir nennen an dieser Stelle nur das viel angefeindete „Charakterbild Jesu" von Schenkel (1864), welches bes. eine psychologische Erklärung des Charakters Jesu bezweckte, u. das umfassende Werk von Keim, „Das Leben Jesu von Nazara" (1867). Daneben hat es nicht an zahlreichen Darstellungen gefehlt, welche den ganzen Inhalt der Evangelien in seiner Glaubenswürdigkeit zu retten suchten od. doch ermahnten, über den spitzfindigen Untersuchungen nicht die Hauptsache zu opfern, daß von Jesus Christus der Grund zu einer neuen sittlichen Weltordnung gelegt u. in dem Versöhnungstod der Ausgangspunkt der Gemeinschaft zwischen Gott u. der Menschheit zu suchen sei.

Christusbilder. Bei der leicht erklärlichen Abneigung der ältesten Christen gegen die Abbildungen der Gottheit wurde in den ersten Jahrhunderten des Christenthums der Heiland nur durch Symbole dargestellt, z. B. durch das bedeutungsvolle Kreuz, das Lamm, den Fisch, den Weinstock u. die Weinreben, das Schiff od. auch durch Allegorien, z. B. Orpheus, der durch die Töne seiner Leier die wilden Thiere zähmt, d. h. die Menschen zu Christen macht; durch den guten Hirten, der das wiedergefundene Schaf auf dem Nacken trägt; od. durch konventionelle Zeichen, z. B. das Monogramm Christi (☧), das A u. Ω (Alpha u. Omega, nach Offenb. Joh. 1, 8, 11; 22, 13), od. IHS, was nicht etwa Jesus hominum salvator bedeutet, sondern die erste Hälfte des Namens ΙΗΣΟΥΣ (Jesus) ist. Als aber das Christenthum einen festen historischen Boden gewann, begnügte man sich nicht mehr mit dieser allegorischen Darstellungsweise, wie sie uns in den römischen Katakomben entgegentritt, sondern sehnte sich nach einer wirklichen Darstellung des Erlösers, nach einem Abbilde seiner wahren irdischen Gestalt. Schon Konstantia, Schwester des Kaisers Konstantin, sprach dieses Verlangen dem berühmten Eusebius, Bischof von Cäsarea, aus, der zwar demselben nicht willfahrte, aber in seinen Schriften erzählt, er habe bei den aus dem Heidenthum bekehrten Christen alle Bilder von Christus gesehen, nam. eine porträtähnliche Statue, die dem Gerüchte zufolge das blutflüssige Weib des Evangeliums habe errichten lassen. Daß man aber weder an die Echtheit dieser Statue, noch an die Existenz eines anderen zuverlässigen Bildes geglaubt hat, geht daraus hervor, daß die Kirchenväter über die Gesichtszüge Christi sehr verschiedener Ansicht waren. Die älteren derselben, darunter auch Eusebius, glaubten, gestützt auf Jesaias 53, 2, 3, der Heiland sei in häßlicher Knechtsgestalt erschienen, die späteren hielten dies für seiner unwürdig u. bezogen auf Christum die Beschreibung der Schönheit Psalm 45; eine Ansicht, die seit dem 5. od. 6. Jahrh. die herrschende blieb. Aus dem Wunsche, diese Ansicht bestätigt zu sehen, entstanden um jene Zeit die Sagen von den nicht von Menschenhänden gemachten Christusbildern. Die bekannteste derselben ist die vom Könige Abgarus von Edessa, der Christum durch einen Boten um Heilung von einer Krankheit bat, worauf Christus ihm sein wunderbar in ein Tuch eingewickeltes Bildniß geschickt habe. Eine andere Sage ist die der heil. Veronika, jenes blutflüssigen Weibes, von dem eine erst im 11. Jahrh. nachweisbare Legende erzählt, daß sie dem kreuztragenden Heiland mit einem Tuche den Schweiß vom Angesicht gewischt habe, worauf dasselbe sich auf dem Tuche als das wahre Ebenbild Christi abgedruckt habe. So schwand allmählig der Widerstand gegen die bildlichen Darstellungen des Erlösers, u. es konnte nicht fehlen, daß die schon früher übliche Darstellung des Antlitzes Christi sich allmählig zu einen festen Typus ausbildete. Dieser älteste, sog. Katakombentypus zeigt Christum in idealer Auffasssung als eine jugendlich holdselige Gestalt, ohne Bart, mit ungescheiteltem kurzen Haar, das nur im Nacken etwas länger hinabfällt. Neben diesem noch bis ins 13. Jahrhundert vorkommenden Typus entwickelte sich seit dem 6. Jahrhundert von Byzanz aus der sog. Mosaikentypus, der dem Kopfe Christi eine längliche Form, ein nicht immer jugendliches, oft strenges, finsteres Aussehen, blondes, gescheiteltes Haar u. einen vollen, gespaltenen Bart verleiht, was mit der Beschreibung übereinstimmt, die Lentulus in seinem apokryphischen, zuerst bei Anselm von Canterbury im 11. Jahrhundert vorkommenden Briefe an den röm. Senat von der Person Christi macht. Dieser Typus erhält sich fast das ganze Mittelalter hindurch, bis er gegen das Ende desselben der jedesmaligen individuellen Auffassung des darstellenden Künstlers Platz macht. Im Allgemeinen aber erscheint Christus der Geschichte gemäß stets in jugendlichem Mannesalter, mit Nimbus um das unbedeckte Haupt (selten in griech. Bildern als der große Hohepriester mit der erzbischöflichen Krone), mit unbekleideten Füßen, in langer Tunika u. kürzerer Toga. Idealisch ist die seit dem Ende des 15. Jahrh. vorkommende Darstellung Christi in einer Engelsgestalt als unbekleidetes Kind, stets mit Beziehung auf seinen Opfertod.

Christuskraut, s. „Actäa".

Chrodegang, von vornehmer Abkunft, wurde unter Karl Martell Bischof von Metz u. erwarb sich als solcher die größten Verdienste um die Wiederherstellung einer strengeren Zucht unter der Geistlichkeit, indem er, zunächst für die Geistlichen seines Bisthums, u. zwar hauptsächlich für die Kleriker seiner Kathedrale, 760 einen Kanon, eine Richtschnur eines gemeinsamen, durch den Klosterregeln ähnliche Vorschriften bedingten Lebens aufstellte. Diese Regeln wurden bald auch von anderen Bischöfen bei ihrem Domklerus eingeführt. Ch. starb 766 u. wurde in der Folge unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Chrom u. **Chrompräparate.** Das Chr., so genannt vom griech. chroma, Farbe, weil seine verschiedenen Verbindungen gelbe, rothe, grüne u. s. w. Farben zeigen, ist ein 1797 entdecktes gewöhnliches, schweres u. sprödes Metall, das für sich keine Verwendung hat u. technisch nicht dargestellt wird. Dagegen sind mehrere seiner Verbindungen von technischer Bedeutung. Das Erz des Chr. ist der Chromeisenstein (s. d.). Durch Glühen dieses gepulverten Minerals mit Salpeter u. Auslaugen mit Wasser wird eine Lösung von doppelt chromsaurem Kali erhalten, das in großen, feuerrothen Krystallen erscheint. Dieses an sich schon vielseitiger Anwendung fähige Salz bietet zugleich den Ausgangspunkt für die meisten übrigen Chr.präparate. Es dient hauptsächlich zur Darstellung der Chr.farben, ferner in der Färberei u. Zeugdruckerei als Beiz-, Oxydations- u. Bleichmittel, als farbenerzeugender u. verändernder Stoff, bes. mit Eisensalzen u. Farbhölzern zu dunkeln Farben, bei der Bereitung von Anilinroth, in konstanten galvanischen Batterien, in der Photographie zu einer besonderen Art von Lichtbildern (Gelatineverfahren) u. s. w. Durch Zusatz einer gewissen Menge Kali entsteht aus dem rothen Salz das gelbe od. einfach chr.saure Kali, zum Theil von gleicher Verwendung wie das vorige, dann speziell zur Herstellung der Blauholztinte gebraucht. — Die Lösungen dieser chr.sauren Salze, mit Lösungen schwerer Metallsalze zusammengebracht, erzeugen pulverige Niederschläge von gelber, rother bis brauner Färbung, je nach Art der angewandten Metalle. Am häufigsten verbraucht wird das aus der Lösung eines Bleisalzes gefällte chr.saure Bleioxyd, das **Chromgelb.** In verschiedener Weise läßt sich statt der gelben ein orange- bis zinnoberrother Niederschlag erhalten, od. man färbt das Chr.gelb nachträglich u. A. durch Digeriren mit einem ätzenden Alkali. Dieses Präparat, das **Chromroth**, ist ein basisch-chr.saures Bleisalz, d. h. es enthält einen bestimmten Antheil Chr.säure weniger als das Chr.gelb. Durch Zusammenmahlen von Chr.gelb mit der entsprechenden Menge Berlinerblau wird die vielgebrauchte grüne Oelfarbe erhalten, welche **grüner Zinnober** od. **Oelgrün** heißt. Die **Chromsäure** ($Cr O_3$) selbst ist eine Verbindung von 1 Aequivalent Chr. mit 3 Aequivalenten Sauerstoff u. stellt, im Wasser aufgelöst, eine intensiv roth gefärbte, sehr scharfe Flüssigkeit dar. Aus einer solchen konzentrirten Lösung abgeschieden, bildet sie schöne faserige Krystalle von prachtvoll rother Farbe. Ihre Verwendung in reinem Zustande gründet sich namentlich auf ihre große Begierde, Sauerstoff an andere Körper, namentlich organische, abzugeben u. diese dadurch zu oxydiren u. zerstören. Von sauerstoffentziehenden Mitteln wird sie auch in ihren Salzen leicht zerstört u. auf die Oxydstufe zurückgeführt. Das **Chromoxyd**, wenn durch einen Glühprozeß dargestellt, ist ein dunkelgrünes Pulver, das als dauerhafteste grüne Porzellanfarbe dient. Mit starken Säuren verbunden, bildet das Oxyd die eigentlichen Chr.salze, deren Lösungen violett od. grün aussehen. Aus solchen Lösungen fällen Alkalien das Oxyd im Zustande von Hydrat, mit blaßgrüner Farbe. Auf vielerlei Weise hat man versucht, diesem Oxyd eine schönere grüne Farbe zu ertheilen, u. es sind dadurch unterschiedliche

brauchbare Chr.grüne zu Stande gekommen, die freilich das lebhafte Grün der Arsenikfarben nicht erreichen. An sich dienen solche Chr.salze ebenfalls in der Färberei u. Druckerei als Beizen, u. es gehört dazu auch das sog. Chromalaun, ein Doppelsalz aus Schwefelsäure, Chr.oxyd u. Kali, das in schönen granatrothen Krystallen erscheint.

Chromalaun, s. „Chrom".

Chromasie ist der Gegensatz zu Achromasie, Farblosigkeit. Der Ausdruck wird in der Theorie der Linsen gebraucht (vgl. „Linsen"). Auch ist Ch. zu gebrauchen als Gegensatz zu Achromasie, Bleichheit, Blässe.

Chromaskop ist ein von Lüdicke angegebenes, aber nicht zur Verwendung gekommenes Instrument, um das Brechungsverhältniß für die verschiedenen Farbenstrahlen zu bestimmen. Das Wesentliche des Instruments ist, daß man bei richtiger Stellung eines Prismas, welches sich an einem Ende eines Kastens befindet, die Breite der Farbenstreifen am anderen Ende genau abmißt u. daraus die Winkel u. das Brechungsverhältniß bestimmt.

Chromatik, die Kunst der Farbenmischung. Ch. = Chromatologie ist der Theil der Physik, welcher sich mit der Entstehung der Farben u. deren gegenseitigem Verhältniß (vgl. „Farbenlehre") beschäftigt.

chromatisch (farbig, gefärbt) hieß bei den Griechen dasjenige Klanggeschlecht, dessen Tetrachorde aus einer Folge von zwei halben Tönen u. einer kleinen Terz bestanden, also z. B. a b h—d. Von der Anwendung dieses Geschlechtes, nam. der selbständigen u. nicht mit dem Diatonischen od. Enharmonischen vermischten, vermögen wir uns, wie überhaupt von Vielem in der griech. Musik, keine deutliche Vorstellung zu machen. In der modernen Musik bezeichnet man mit „chr." Alles, was einestheils auf die Erhöhung od. Erniedrigung der Töne durch die sog. Versetzungszeichen (♯, ♭) anderntheils auf die Fortschreitung in halben Tönen Bezug hat.

chromatische Abweichung. Gehen Lichtstrahlen von einem leuchtenden Punkte aus durch eine Sammellinse, so werden diese, wenn sie nicht einfarbig sind, nicht in einem Punkte vereinigt, sondern es vereinigen sich die verschiedenfarbigen Strahlen in verschiedener Entfernung hinter der Linse. Diese Erscheinung, welche die farbigen Ränder der durch gewöhnliche Linsen betrachteten Gegenstände verursacht, nennt man chr. A. Linsen, bei denen dies nicht beobachtet wird, heißen achromatisch. (Vgl. „Linsen".)

chromatische Tonleiter nennt man diejenige Tonreihe, welche innerhalb des Raumes der Oktave in stufenweis auf einander folgenden Halbtönen sich bewegt, also aufwärts: c, cis, de, dis, e, f, fis, g, gis, a, ais, h, c; u. abwärts: c, h, b, a, as, g, ges, f, e, es, d, des, c.

Chromatologie, s. „Farbenlehre".

Chromatophoren (d. h. „Farbenträger"), mit Farbstoff gefüllte Zellen der Haut (s. d.), die während des Lebens abwechselnd sich zusammenziehen u. ausdehnen (s. „Kontraktilität"). Dadurch rufen sowol Tintenfische (Cephalopoden), wie andere Mollusken (einige Pteropoden, vielleicht auch einige Schnecken, indem wenigstens Cypraea tigris die Farbe zu wechseln vermag), nam. aber das Chamäleon (s. d.) den sprüchwörtlich gewordenen Farbenwechsel hervor. Die Frösche (Hyla, Rana) u. vor Allem auch die Fische haben dieselbe Fähigkeit, wenngleich in schwächerem Grade. Für die letzteren wurden die Ch. erst neuerlich durch C. Th. E. v. Siebold nachgewiesen, u. es haben so längstbekannte Erscheinungen ihre natürliche Erklärung gefunden. Bei unseren Süßwasserfischen z. B. ist das Wechseln in Färbung u. Zeichnung nach der Beschaffenheit des Wassers sowol wie nach inneren Lebenszuständen so bedeutend, daß beide Unterscheidungszeichen für die zoologische Artbeschreibung nur als untergeordnete Merkmale betrachtet werden dürfen. Dunkle Fische pflegen in der Gefangenschaft, also infolge der veränderten Beschaffenheit (bes. Temperatur) des Wassers, rasch zu bleichen, ihre Ch. ziehen sich zusammen, eben so „erschrecken" d. h. bleichen Forellen, wenn durch Abheben des Deckels vom Fischbehälter ein plötzlicher Lichtreiz auf sie wirkt. Kämpfende Stichlinge wechseln infolge mechanischer Reizung der Haut durch Drücken u. Reiben die Farbe, wie man auch verbleichte, eben abgestorbene Fische durch Reiben wieder färben kann. Besonders auffällig aber ist der Farbenwechsel vieler (oft nur der männlichen) Fische während der Laichzeit; dunkle Färbungen haben ihren Grund in der zeitweiligen Ausdehnung schwarzer, brillante dagegen in der rother Chr., u. steht diese Ausdehnung im Zusammenhang mit dem jedesmaligen Zustande höherer Erregtheit des Fisches. Wahrscheinlich ist sie auch bis zu einem gewissen Grade der Willkür des Thieres unterworfen, nicht aber in der Weise, daß das Chamäleon z. B. seine Färbung der jedesmaligen Umgebung anpassen könnte, wie man geglaubt hat. Der Farbenwechsel der menschlichen Haut (das Erröthen u. Blaßwerden) beruht nicht auf Chr., sondern auf Ausdehnung u. Zusammenziehung von Blutgefäßen (s. „Haut").

Chromatrop (Linienspiel), besteht aus zwei od. mehr Glasscheiben, mit farbigen Zeichnungen, in der Art wie Fig. x u. Fig. y, die eine hinter der anderen auf eine Achse aufgesetzt sind u. um diese mit verschiedener od. auch entgegengesetzter Geschwindigkeit gedreht werden können. Werden diese Scheiben stark beleuchtet u. wird dann das gefärbte Bild derselben mit Hülfe einer Linse auf eine weiße Fläche geworfen, so erscheinen prächtige Farbenverwandlungen von Figuren, Rosetten, Sternen 2c., deren Schönheit u. Glanz bedingt ist durch die Schönheit der Farben u. des Apparates u. die Beleuchtung desselben. Kleine Apparate dieser Art, welche sich leicht mit einer Laterna magica vereinigen lassen, sind ein Handelsgegenstand geworden, den man bei den Optikern antrifft.

Nr. 1972 u. 1973. Chromatropische Scheiben.

Chromblei, kommt auch als feste Verbindung in der Natur mit einem Gehalte von $31_{,08}$ Chromsäure u. $68_{,92}$ Bleioxyd unter dem Namen Rothbleierz vor (s. d.).

Chromeisenerz, ein fast stets in od. neben Serpentingestein einbrechendes, gewöhnlich derbes u. körniges, bräunlichschwarzes Erz mit braunem Striche u. halbmetallischem Glanze, das bisweilen magnetisch ist u. nur selten krystallisirt, in kleinen Oktaëdern, auftritt. Es ist das wichtigste Hülfsmittel aus der Mineralwelt zur Darstellung der grünen u. gelben Chromfarbe. Auch ist es der gewöhnliche Begleiter des Platins im Seifengebirge.

Chromgelb; Chromgrün, s. „Chrom".

Chromogene heißen in der Chemie diejenigen noch keineswegs durchstudirten Pflanzensubstanzen, welche, von der lebenden Pflanze getrennt, unter gewissen Voraussetzungen zu Farbstoffen werden können. So findet sich der Indigo nicht in der Mutterpflanze, sondern entsteht erst aus dem Saft unter Einwirkung der Atmosphäre, da zu seiner Bildung die Wirkung des Sauerstoffs nöthig ist. Zur Erzeugung der Flechtenfarbstoffe, Orseille, Lackmus 2c., die ebenfalls nicht fertig in den Pflanzen stecken, gehört außerdem noch Ammoniak, daher die Anwendung urinöser Stoffe bei ihrer Bereitung. Das Chr. des Blauholzes ist eine bereits fertige chemische Verbindung (Hämatoxylin), die sich mit Aether ausziehen u. in farblosen Krystallen erhalten läßt; in feuchter Luft, unter Einwirkung von Ammoniak od. anderen Basen, geht dasselbe rasch in Hämateïn, den eigentlichen Farbstoff, über.

Chromolithographie, s. „Lithographie".

Chromoxyd; Chromroth; Chromsalze, s. „Chrom".

Chromsäure, s. „Chrom". — **chromsaures Kali**, s. „Chrom".

Chronicon Gottwicense, s. „Gottweig".

Chronik (vom griech. chronos, Zeit), ein Buch, welches die Ereignisse der Weltgeschichte od. der Geschichte einzelner Völker, Stämme, Städte, Körperschaften 2c. der Zeitfolge nach, ohne Rücksicht auf den ursächlichen Zusammenhang, einfach an einander reiht. Ist eine solche Ch., wie sie nam. im Mittelalter fast jede größere Stadt aufzuweisen hatte, aus zeitgenössischen Aufzeichnungen entstanden, so bietet sie dem Geschichtschreiber oft sehr beachtenswerthen, wenn auch vorsichtig zu benutzenden Stoff für seine zusammenfassende u. erklärende Thätigkeit.

Bekannte Ch. sind: Chronicon Alexandrinum od. Paschale, Chronicon Colmariense, Chronicon Saxonicum (letzteres für England bis in die Mitte des 12. Jahrh.) ꝛc.

Chronik, Bücher der (hebr. Dibre hajamim, griech. Paralipómena, lat. Chronica), heißen zwei historische Bücher des Alten Testaments, welche die Geschichte Israel's von der Zeit der Könige bis zur ersten Zerstörung Jerusalems (1060—588 v. Chr.), also eine Ergänzung u. Fortsetzung zu den Büchern Samuelis u. der Könige enthalten. Der Inhalt dieser letzteren Bücher, aus denen der Verfasser der Ch. offenbar geschöpft hat, wird theils kurz zusammengedrängt, theils mit bes. Beziehung auf Priesterthum u. Tempeldienst weiter ausgeführt. Die Entstehungszeit der hebräisch geschriebenen, aber doch auch schon von Chaldaismen durchsetzten Bücher dürfte nicht höher hinauf zu setzen sein, als in die Zeit Alexander's d. Gr. (um 330 v. Chr.). Vgl. Bertheau, Erklärung der Ch. (im Exeget. Handb. zum A. T., 1854).

Chronique scandaleuse (frz., spr. Kronik skangdalöhs) nennt man die Verbreitung der an größeren Orten u. bes. in den höheren Schichten der Gesellschaft so häufig vorkommenden, Aergerniß u. Anstoß erregenden, thörichten u. lasterhaften Ereignisse u. Verhältnisse.

Chronisch, lange andauernd, sich lange hinziehend.

Chronische Krankheiten werden, im Gegensatz zu den akuten (durch nur einmal auf den Körper einwirkende Ursachen entstandene) Krankheiten, solche genannt, die durch wiederholte od. fortdauernd krankheiterzeugende Einwirkungen hervorgerufen werden, gewöhnlich schleichend beginnen u. bald mit, bald ohne Fieber in unregelmäßigem, schwankendem Verlaufe mit Bestimmtheit weder zur Genesung noch zum tödlichen Ausgange fortschreiten. Oft werden auch durch die fortdauernden Einwirkungen Krankheitszustände erzeugt, die als neue Krankheitsursachen auf benachbarte od. auch entfernte Theile einwirken, so daß dadurch das Krankheitsbild zu einem viel mannichfaltigeren gestaltet wird u. immer neue Krankheitserscheinungen sich an die bereits hervorgetretenen anschließen.

Chronogramm wird ein Satz, gewöhnlich in latein. Sprache, genannt, dessen Zahlbuchstaben (I, V [auch für u gebräuchlich], X, L, C, D, M) eine bestimmte Jahreszahl ausdrücken. Der Sinn desselben muß mit dem Ereigniß, das sich in dem betreffenden Jahre zutrug, in Einklang stehen. Meist wird ein Ch. in Versen verfaßt u. heißt dann Chronostichon, Zeitvers, Eteostichon, Jahresvers, od. wenn es ein Doppelvers ist: Chronodistichon. Als Beispiele mögen dienen, ein Ch. auf die Pariser Bluthochzeit, 1572: **LV**tet**I**a **M**ater natos s**V**os **D**eVora**VI**t. (Die Mutter Paris hat ihre Kinder verschlungen), u. ein Ch. auf die Beendigung des Siebenjähriges Krieges, 1763:

Aspera be**LL**a s**IL**ent: re**DI**It bona grat**I**a pa**CI**s;
O s**I** parta foret se**M**per **I**n orbe q**VI**es

(Der rauhe Krieg schweigt, es kehrt zurück das Glück des Friedens; o wenn doch gekommen wäre für immer die Ruhe auf Erden).

Chronograph ist ein Chronoskop (s. d.), welches in Verbindung mit einem gleichmäßig rotirenden od. fortschreitenden Körper gebracht ist u. auf diesem die Beobachtungsmomente mit Hülfe elektrischer Ströme od. anderer Kräfte verzeichnet.

Chronologie od. Zeitkunde, die Lehre von der Zeittheilung u. deren Ausmessung. Diese Lehre zerfällt in zwei Theile, in einen theoretischen u. einen praktischen. Die theoretische (mathematische, astronomische) Ch. erörtert die Anwendung der Lehren der Astronomie auf die Bestimmung u. Vergleichung der Zeiteinheiten, während die praktische (theoretische, technische, historische) Ch. als eine bedeutende historische Hülfswissenschaft die Aufgabe hat, die Zeiteinheit des bürgerlichen Lebens der verschiedenen Völker zu bestimmen u. zu vergleichen, um dadurch dann die historischen Begebenheiten dieser Völker in ein richtiges Zeitverhältniß zu stellen u. so die Zeit, wenn die Begebenheiten sich zugetragen haben, genau zu bestimmen. — Die Aegypter fingen gemäß dem allgemeinen Glauben, daß das Licht der Welt aus der Urnacht hervorging, den Tag mit der Mitternacht an u. theilten denselben in zweimal 12 Stunden, so daß 12 Stunden auf den natürlichen Tag u. 12 auf die natürliche Nacht kommen; 7 Tage wurden nach der Wechselherrschaft der 7 Planeten zu einer Woche zusammengesetzt. Den Monat bildeten 30 Tage u. demnach ein Jahr 360 Tage. Um nun zunächst die hierdurch entstehende Differenz von 5 Tagen auszugleichen, fügte man am Ende des letzten Monats noch 5 Ergänzungstage hinzu, die als die Geburtsfeste des Osiris, Arueris, Typhon, der Isis u. Nephthys gefeiert wurden. Die noch übrige Differenz von ¼ Tag auszugleichen, nahm man eine Periode von 1460 Jahren, die Hundssternperiode an, nach deren Verlauf der Sirius od. Thoth, mit dessen Aufgang das Jahr zur Zeit der Sommersonnenwende begann, wieder vor Aufgang der Sonne am Morgenhimmel gesehen werden konnte. Man schaltete deswegen nach 30 Jahren (Generation) eine Woche ein u. ließ dann wiederum nach Ablauf von 14 Generationen, einer sog. Phönixperiode, die Schaltwoche weg. Diese Zeitrechnung nahmen dann die **Babylonier** u. **Chaldäer** an, die aber den bürgerlichen Tag mit Sonnenaufgang begannen. Diese bedienten sich zu ihrer Zeitmessung der Sonnen- u. Wasseruhren. Ihr Jahr war ein gebundenes Mondjahr, d. h. ein Mondjahr, welches mit dem Sonnenjahr so zusammenfällt, daß der Anfang des Jahres immer in dieselbe Jahreszeit fällt, u. bestand aus 12 Monaten, welches von Zeit zu Zeit durch Einschaltung eines Monats in Uebereinstimmung mit den Jahreszeiten angebracht wurde. — Bei den **Juden** fällt die Einführung der siebentägigen Woche mit dem Mosaischen Gesetze zusammen, daß jeder siebente Tag ein Ruhetag sein solle. Die Eintheilung des Tages in Stunden kam aus Babylon zu ihnen, während sich nebenbei die alte Eintheilung in Morgen, Mittag, Abend u. Mitternacht erhielt u. auch eine im Alterthum verbreitete Eintheilung der Nacht in Wachen bestand. Das Jahr bestand aus 12 Monaten, deren Anfang bestimmt wurde entweder durch die erste Erscheinung des Mondes in der Abenddämmerung od. dadurch, daß, wenn des Wetters wegen dies nicht zu beobachten war, demselben 30 Tage gegeben wurden. Das Jahr wurde von Zeit zu Zeit durch einen dreizehnten Monat mit dem Sonnenjahr ausgeglichen, u. zwar wurde dies davon abhängig gemacht, ob die Gerste so weit herangereift war, daß nach Vorschrift des mosaischen Gesetzes um die Mitte des ersten Monats dem Jehovah Aehrenopfer gebracht werden konnten. Später geschah diese Einfügung eines Schaltmonats regelmäßig aller vier Jahre. — Die **Griechen** benutzten lange Zeit Ausdrücke, die den Verrichtungen des bürgerlichen Lebens entnommen waren, zur Bezeichnung der verschiedenen Zeiten des Tages u. der Nacht, während die Stundentheilung bei ihnen erst später angenommen worden ist, obgleich ihnen die einfachste Art der Sonnenuhren nicht unbekannt war. Der Anfang der Jahreszeiten wurde nach dem Erscheinen u. Verschwinden gewisser Sternbilder in der Morgen- u. Abenddämmerung normirt. Die Monate richteten sich nach den Mondphasen, so daß dieselben beginnen mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel in der Abenddämmerung, woher immer der erste Tag des Monats Numenia genannt wurde, welches Wort nicht wie unser entsprechendes „Neumond" den Tag der Konjunktion, sondern der ersten Phase bezeichnete. Die Jahre waren gebundene Mondjahre. Um den Anfang des Jahres auf einer Jahreszeit zu erhalten, wurde von Zeit zu Zeit ein dreizehnter Monat eingeschaltet. Diese Einschaltung wurde nach verschiedenen Cykeln geregelt. Solche Cykeln waren die Oktaëteris, der metonische Cyklus, die Kallippische Periode (s. d.); Jahresanfang wie Monatsnamen waren bei den verschiedenen griech. Völkerschaften verschieden. Bei den Athenern begann das Jahr um die Zeit der Sonnenwende, u. die 12 Monate hatten folgende Namen: Hekatombäon, Metageitnion, Boedromion, Pyanepsion, Mämakterion, Poseideon, der im Schaltjahr zweimal gezählt ward, Gamelion, Anthesterion, Elaphebolion, Munychion, Thargelion, Skirrhophorion. Der Tag ward mit Untergang der Sonne angefangen u. jeder Monat in drei Dekaden getheilt. — Bei den **Römern** zerfiel der natürliche Tag u. die natürliche Nacht in 12 Stunden, da aber der Tag mit Mitternacht begonnen wurde, so waren die Nachtstunden auf 2 Tage vertheilt, so daß mit Mitternacht die 7. Stunde begann. Daneben findet sich auch bei ihnen die Eintheilung der Nacht in 4 Wachen. Die Eintheilung wurde geregelt durch Beobachtung der Sterne, der Sonne od. durch die Wasseruhr (clepsydra). Romulus hatte ein Sonnenjahr von 10 Monaten eingeführt, die zusammen 304 Tage zählten; dann wurden zwei Schaltmonate hinzugefügt, deren einen Numa unter dem Namen Januarius zu Anfang des Jahres stellte, während der andere, Februarius, als Reinigungsmonat an das Ende gesetzt wurde. Durch eine neue Vertheilung der Tage unter die Monate erhielt von Numa das Jahr 355 Tage. Darauf schaltete man aller zwei Jahre nach dem Feste der Terminalia am 23. Febr. einen Schaltmonat von 22 u. 23 Tagen ein, der jedoch aller 22 od. 24 Jahre ausgelassen werden mußte. Durch unordentliche Ausführung der eingerichteten Schalttage, die ihren Grund darin hatte, daß die Pontifices, denen die Einschaltung überlassen war, dieselbe nach Willkür vornahmen, entstand eine so große Verwirrung, daß die Monate u. die religiösen Feste aus allem Verhältniß zu den Jahreszeiten, zu denen sie eigentlich gehörten, geschoben waren. Julius Cäsar machte als Pontifex Maximus dieser Verwirrung ein Ende. Mit Hülfe des ägyptischen Astronomen Sosigenes führte er ein Sonnenjahr von 365 Tagen ein, die noch übrigen 6 Stunden sollten in jedem 4. Jahre durch einen Schalttag zwischen dem 23. u. 24. Februar ersetzt werden. Damit ist die sog. Julianische Zeitrechnung charakterisirt. Nach Cäsar's Tod schaltete man durch ein Mißverständniß in jedem 3. Jahre einen Schalttag ein, wodurch abermals eine Differenz entstand, die Augustus dadurch beseitigte, daß er in den nächsten 12 Jahren kein Schaltjahr stattfinden ließ. Die Monate der

Römer wurden durch die Kalendae, Nonae u. Idus in 3 Theile getheilt, so daß die ersteren eigentlich dem Neumond, die zweiten dem ersten Viertel, die dritten dem Vollmond entsprachen. Die Woche der Römer war von uralten Zeiten her eine achttägige, den achten Tag (Nundinae) faßte Konstantin d. Gr., der die christliche siebentägige Woche einführte, mit dem Sonntag zusammen. Die Julianische Zeitrechnung ging von den Römern auf die ganze Christenheit über; dieselbe wurde jedoch durch Einführung der jüdischen Woche zu sieben Tagen ergänzt. Noch lange hielt sich die römische Eintheilung der Monate, bis die Tage mit fortlaufender Zahl gezählt wurden u. außerdem jedem Tag der Name eines Heiligen gegeben wurde. In der Zeitrechnung gab man den römischen Heidenchristen Ersatz für ihre Saturnalien, den Mithrasverehrern u. heidnischen Germanen für ihre gleichzeitigen Feste dadurch, daß man Christi Geburt auf den 25. Dez. verlegte, um auf den ersten Jannar das Fest der Beschneidung u. 6 Tage später das Fest der Erscheinung feiern zu können. Die julianische Zeitrechnung ist nun mit den angedeuteten Abänderungen hinsichtlich der Festbestimmungen noch bis auf den heutigen Tag in der griech. Kirche gebräuchlich. Die lateinische Kirche fand aber eine Verbesserung nöthig, die unter Papst Gregor XII. durch Aloysius Lili zu Stande gekommen ist (Genaueres s. unter „Kalender"). Die **Araber** gründen ihre Zeiteintheilung ausschließlich auf den Mondlauf u. beginnen ihre Monate mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel in der Abenddämmerung. Ihr Jahr enthält 12 Monate, ist deshalb ein freies Mondjahr, so daß der Anfang ihres Jahres in einen Zeitraum von 33 der unseren durch alle Jahreszeiten hindurchgeht. Der Tag beginnt mit dem Untergang der Sonne. Von Muhamed bestätigt u. dem Religionskultus angepaßt, ging diese Zeitrechnung zu allen muhamedanischen Völkern über. Die **Perser** hatten seit der Mitte des 11. Jahrhunderts gemeine Jahre von 365 u. Schaltjahre von 366 Tagen, u. zwar sollen sie die Einschaltung so genau berechnet haben, daß der Neujahrstag immer auf die Frühlingsnachtgleiche fiel.

Zur **Berechnung geschichtlicher Begebenheiten** giebt es bei den verschiedenen Völkern verschiedene Zeitabschnitte, die auf bestimmte Zeitmomente (Epochen) sich beziehen. Die zwischen solchen Epochen liegenden Zeitabschnitte heißen Perioden, u. diejenige Epoche, mit der eine neue Jahresrechnung beginnt, wird Aera genannt (s. d.). Die jetzt in Europa ziemlich allgemein angewandte Zeitrechnung ist die christliche, welche die Weltgeschichte nach Jahren vor u. nach Christi Geburt eintheilt. Die muhamedanischen Völker zählen nach der Aera der Hegira (Flucht Muhamed's nach Medina, 583 n. Chr.), die Juden nach Erschaffung der Welt (3761 v. Chr.). Die Hellenen bedienten sich in späterer Zeit zur näheren Bestimmung eines historischen Ereignisses der Olympiaden (s. d.), die Römer rechneten nach der Erbauung Roms u. s. w. Die **historische Ch.**, welche lehrt, wie die von verschiedenen Zeiten u. Völkern uns überkommenen Zeitangaben sowol unter einander als mit der üblichen Zeitrechnung (n. Chr. Geb.) in Uebereinstimmung zu bringen sind, ist eine wichtige Hülfswissenschaft der Geschichte; denn eine genaue Kunde von der Zeitfolge, in welcher die Thatsachen vor sich gegangen sind, ist die erste Bedingung zur Erkenntniß ihres inneren Zusammenhanges. Chronologische Tabellen u. Chroniken (s. d.) sind daher nützliche Hülfsmittel für den Geschichtsforscher.

Nr. 1974. Innere Einrichtung des Chronometers.

Chronometer (wörtl. übersetzt Zeitmesser) werden gewisse Sekundenuhren genannt, die ihrer Bestimmung zufolge einen viel genaueren Gang haben müssen, als ihn das tägliche Leben erfordert, u. daher noch mit besonderen Vorrichtungen versehen sind, um äußere Einwirkungen auf den Gang, hauptsächlich die Folgen von Temperaturveränderungen, zu neutralisiren. Unter Verweisung auf den Hauptartikel „Uhren" sollen hier nur die Unterscheidungsmerkmale der Ch. gegenüber gewöhnlichen Werken kurz angedeutet werden. Zu Lande brauchen Sternwarten, Physiker, Uhrmacher (als Normaluhr) möglichst exakte Uhren. Diese Ch. sind Gewichtuhren mit Sekundengang. Sie sind als Standuhren weit weniger störenden Einflüssen unterworfen als tragbare Werke, daher ohne bes. Schwierigkeiten genau gehend herzustellen, u. verlangen nur eine **Kompensation**, welche den Einfluß ausgleicht, den die Verlängerung u. Verkürzung der Pendelstange durch Wärme u. Kälte auf den Gang haben würde. Als solche **Kompensationspendel** dienen das Rostpendel u. das Quecksilberpendel. Beim ersteren ist in die Stange eine verschiebbare Zusammensetzung von entgegengesetzt gerichteten Stahl- u. Zinkstäben eingeschaltet. Während sich bei einer Temperaturerhöhung der Stahl nach unten streckt u. dadurch die Pendellinse sinkt, wird sie gleichzeitig durch das Zink, dessen Ausdehnung etwa 2½ Mal größer ist, wieder gehoben, so daß also der Schwingungspunkt nicht wesentlich verrückt wird. Dieselbe Ausgleichung leistet einfacher eine an der Stange angebrachte, mit Quecksilber fast gefüllte Röhre. Während hier das Ganze sich bei Erwärmung nach unten streckt, wird die Quecksilbersäule höher u. erhält dadurch den Schwingungspunkt an seiner Stelle.

Besonders wichtig sind Ch. bei der Schiffahrt, wo jedoch nur Federuhren gebraucht werden können, deren Gang ganz anderen Einflüssen unterliegt, als bei Gewichtuhren vorkommen können. Die Ch. sind auf der See die einfachsten Apparate zur geographischen Längenbestimmung, da sie, nach der Zeit eines bestimmten Ausgangspunktes (London, Paris) gestellt, in der Differenz dieser u. der an Bord des Schiffes aufgenommenen örtlichen Zeit ein Mittel an die Hand geben, um die Entfernung des Schiffes von dem Meridian des Hauptortes in westl. resp. östl. Richtung zu bestimmen. Die See-Ch. werden in bes. Werkstätten gebaut, Monate lang in künstlicher Hitze u. Kälte auf ihren Gang geprüft, u. über ihr Verhalten wird genau Buch geführt. Bei Abgabe an ein Schiff erhält der Ch. ein Attest mit, das seine speziellen Eigenheiten angiebt, bes. um wie viel er etwa vor- od. nachgeht, denn das macht ihn nicht unbrauchbar, wenn nur das Wieviel bekannt ist u. diese Größe sich nicht etwa unterweges **ändert**. Die Prüfung der Uhr auf Gangänderung wird daher so oft vorgenommen, als Gelegenheit ist ans Land zu gehen. Die eigentliche große Schiffsuhr (denn die Seeleute haben auch kleinere Ch. zum Beisichtragen) hat ihren Platz in einer Hütte inmitten des Schiffdecks u. ruht auf Polster in einem Kästchen, das wie ein Kompaß in doppelten Ringen aufgehängt ist (s. „Cardanische Aufhängung"). Das Werk hat zwei Federhäuser, die alle 24 Stunden nach einander aufgezogen werden, möglichst immer von der nämlichen Person. Die Unruhe hat eine sehr feine freie Hemmung, die speziell so genannte Ch.-Hemmung; die Spirale derselben ist nicht in einer Ebene, sondern cylinderförmig gewunden u. besteht aus Stahl od. hartem Gold. Ein Haupterforderniß ist, daß die Unruhschwingungen alle von gleicher Dauer (isochronisch) ausfallen. An der Unruhe sind die Vorrichtungen zur Kompensation angebracht. Dieselbe hat keinen geschlossenen Ring, sondern trägt an einer einfachen Querschiene zwei Bogenstücke angesetzt, die aus Streifen von zweierlei Metall zusammengelöthet u. mit angeschraubten Schwunggewichtchen beschwert sind. Je nachdem sich diese Stücke unter verschiedenen Temperaturen mehr krümmen od. strecken, also wie ein sich selbst verkleinerndes od. vergrößerndes Schwungrad wirken, erhalten sie den gleichmäßigen Fortgang des Werkes.

Chronometer, Zeitmesser, speziell in der Musik: **Taktmesser**, bekannter unter der Benennung „Metronom". Mit den Wörtern Adagio (langsam), Allegro (schnell) u. a. wird das Tempo der Musikstücke nur ganz allgemein angedeutet, u. ist es den Ausführenden überlassen, den Grad der Schnelligkeit zu wählen. Musikalische Bildung u. feines Gefühl werden zwar das richtige Zeitmaß treffen lassen, um jedoch auch den weniger Geübten nicht in Zweifel zu lassen, geben neuere Komponisten den Grad der Schnelligkeit durch ein bestimmtes Maß an, welches in der Schwingungsdauer verschieden langer Pendel gegeben ist. Mälzel verfertigte ein solches Instrument, indem er die Pendelstange über ihren Drehungspunkt hinaus verlängerte u. sie hier mit einer genauen Theilung u. einem kleinen verschiebbaren Gewicht versah. Je nachdem das kleine Gewicht höher od. niedriger geschoben wird, wird die Pendelschwingung langsamer od. schneller, u. durch Einstellung auf eine bestimmte Zahl läßt sich dieselbe Zeitdauer immer wieder genau herausfinden. Dem Musikstücke wird als Bezeichnung ein Takttheil u. die betreffende Zahl an der Pendelskala vorgesetzt. Es bedeutet also z. B. M. M. ♩= 96, daß das kleine Gewicht des Mälzel'schen Metronoms (M. M.) auf die Zahl 96 geschoben werden soll, um in den

Pendelschlägen die Dauer einer Viertelnote zu erhalten. Gottfried Weber gab zu diesem Zwecke die Benutzung eines Fadenpendels an. Die Zahlenskala wird an das Band, an welchem die Kugel hängt, od. auf eine Holzleiste geschrieben; man verkürzt od. verlängert dann das Band bis auf ein angegebenes Maß u. erhält dadurch ebenfalls Schwingungen von der gesuchten Dauer.

Chronoskop, ein zeitmessender Apparat, mittels dessen man sehr kleine Zeitintervalle sichtbar machen kann, so daß Anfang u. Ende einer Erscheinung von demselben markirt u. sichtbar festgehalten werden. Das Wesentliche der am meisten in Gebrauch gekommenen Ch., die auch, wenn die Beobachtungsmomente aufgezeichnet werden, Chronographen genannt werden, wird durch eine sehr schöne Konstruktion von Winnerl charakterisirt, welche sich in der Sammlung der Kieler Universität befindet. Dieselbe besteht in einem sehr genauen Uhrwerk mit doppeltem Sekundenzeiger. Beim Anfang der Beobachtung, den man durch einen Druck bemerklich machen muß, bleibt der eine dieser Zeiger stehen, während der zweite fortschreitet; beim zweiten Drucke, also am Ende der Beobachtung, bleibt der zweite Zeiger stehen; bei einem dritten Drucke springen beide Zeiger wieder zusammen u. gemeinschaftlich bis auf die Stelle, die sie ohne die Arretirung inzwischen hätten erreichen müssen. Es giebt sehr verschiedenartig konstruirte Ch. Man verlangt von einem guten Apparat dieser Art, daß er neben genau aufgezeichneten Uhrsignalen auch die Beobachtungssignale angebe. Krille erreicht dies mit seinem Ch., indem er auf dem Umfange eines geschwärzten und durch ein Uhrwerk in gleichmäßige Rotation versetzten Cylinders von einem Stifte durch elektromagnetische Anziehung Linien ziehen läßt, welche durch das Pendel der Uhr in Sekundenintervallen so unterbrochen werden, daß im Momente der Stromunterbrechung der zeichnende Stift seitlich ausbiegt, wodurch die Uhrstriche das Ansehen der Linie ab Nr. 1975 erhalten. Ein zweiter durch elektromagnetische Anziehung gegen den Cylinder gedrückter Stift macht so lange eine unterbrochene, der Linie ab parallele Linie, bis der Beobachter den Strom unterbricht, was durch einen Druck geschieht; dann wird der Stift ebenfalls momentan ausgerückt, u. es erhält der Beobachtungsstrich cd an solchen Stellen das Ansehen wie bei e, wo 4 mal unterbrochen war. Im Wesentlichen stimmen auch die meisten Ch. mit dem Erwähnten überein, indem der elektrische Strom jetzt fast allgemein zur Signalgebung benutzt wird.

Nr. 1975. Signallinien am Krille'schen Chronoskop.

Chrulew, Stepan Alexandrowitsch, russ. Generallnt., geb. zu Moskau 1808, diente seit 1826 u. zeichnete sich 1849 in Ungarn, 1853 am Syr-Darja, wo er die Festung Akmetschet nahm, bes. aber im Orientkriege aus; in letzterem schlug er 1854 die Türken bei Kalarasch u. leitete 17. Febr. 1855 den Angriff auf Eupatoria sowie 23. März den Ausfall aus Sebastopol; dort ward er im Sept. schwer verwundet. Er starb zu Petersburg 2. Juni 1870.

Chrysalis, Goldpuppe, die goldgefleckte Puppe gewisser Tagschmetterlinge (s. „Schmetterlinge").

Chrysaminsäure, eine stickstoffhaltige organische Säure, die durch Behandlung von Aloë mit Salpetersäure erhalten werden kann; im reinen Zustande erscheint sie als ein grünlichgelbes krystallinisches Pulver, welches sich mit Wasser purpurroth färbt. Die rohe, unreine Chr. wird zuweilen zum Färben benutzt.

Chrysander, Friedrich, musikalischer Schriftsteller, geb. zu Lübtheen in Mecklenburg 8. Juni 1826, studirte in Rostock u. wurde Doktor der Philosophie. Später machte er verschiedene Reisen, hielt sich nam. längere Zeit in England auf, lebte dann theils zu Lauenburg, theils zu Bellahne in Mecklenburg u. hat gegenwärtig seinen Wohnsitz zu Bergedorf bei Hamburg. Sein Hauptwerk auf musikalisch-literarischem Gebiete ist seine Biographie Händel's, von der seit 1858 drei Bände erschienen sind (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Außerdem hat er in der ebengenannten Handlung einige Bände „Musikalische Jahrbücher" u. bereits 1853 zu Schwerin die Abhandlungen „Ueber die Moll-Tonart in den Volksgesängen" u. „Ueber das Oratorium" herausgeg.; ferner legte er Aufsätze verschiedener Art in der „Allgemeinen Musikal. Zeitung" (die er auch von 1868 bis 1871 redigirte) nieder, u. endlich ist er als Hauptleiter der von der deutschen Händel-Gesellschaft unternommenen Edirung der Händel'schen Werke beschäftigt. Als gründlichstem Kenner des genannten Komponisten wird ihm Niemand den Rang streitig machen, aber in der Schätzung desselben ist er vielfach in Einseitigkeit u. Ungerechtigkeit gegenüber anderen Tonsetzern befangen.

Crysánthemum, Pflanzengattung der Kompositen mit mehreren einheimischen Arten: Ch. leucánthemum, die allbekannte große Maßliebe, auch Johannisblume, große Geiß- u. Kuhblume, Kalbs- od. Rindsauge, mit weißen Blumenstrahlen; Ch. inodorum, eine kamillenähnliche Pflanze unter der Saat; Ch. ségetum, die bekannte u. gefürchtete Wucherblume, eines der gefährlichsten Unkräuter für die Felder, mit goldgelben Blumenstrahlen u. s. w. — Ch. coronarium aus Südeuropa hat ebenfalls goldige Blumen, wird aber gegen 1 m. hoch u. bildet daher in Gärten, wo es angepflanzt ist, bald ein lästiges Unkraut. Sehr bekannt u. beliebt als Zierblume ist Ch. indicum *L.* mit sehr verschieden gefärbten u. gefüllten Blumen; in China verwerthet man diese gleich Kamillen.

Chryseïs, die schöne Tochter des Apollopriesters Chryses, die nach der Erzählung der Iliade (s. d.) dem Agamemnon als Beuteantheil zugefallen war. Dieser weigerte sich, sie dem Vater zurückzugeben, bis Apollo auf dessen Bitten eine Pest ins Lager der Griechen sandte. Agamemnon suchte sich für den Verlust der Ch. durch Wegnahme der schönen Briseïs, einer Sklavin des Achilleus, zu entschädigen, der sich nun, heftig erzürnt, vom Kampfe gegen Troja zurückzog.

Chrysen, ein Bestandtheil des Steinkohlentheers, aus Kohle u. Wasserstoff bestehend ($C_{24}H_8$), bildet glänzende, gelbe, bei 240° C. schmelzende Krystalle, die in höherer Temperatur sublimiren, in Weingeist nicht u. in Aether nur wenig löslich sind.

Chrysippos, geb. 274 zu Setä in Cilicien, gest. 207, ein stoischer Philosoph, Schüler des Apollonius, wahrscheinlich auch des Zeno, des Stifters dieser Schule. Ungewöhnlicher Scharfsinn u. dialektische Redefertigkeit zeichneten ihn so sehr aus, daß er nach Kleanthes an die Spitze der Stoa trat, mit allen Waffen spitzfindiger Sophistik die theoretische Richtung der Peripatetiker (s. „Aristoteles") bekämpfend. Nicht blos durch mündliche Vorträge, sondern auch durch zahlreiche Schriften suchte er die praktische Seite der Philosophie hervorzuheben u. nam. eine naturgemäße Rechtslehre zu begründen. Er soll über 700 größere u. kleinere Schriften geschrieben haben, von denen aber nur Weniges auf unsere Zeit gekommen ist.

Chrysobalanen, pflaumenähnliche Steinfrüchte von Chrysobalanus Icáco *L.*, dem Icaco od. Kokopflaumenbaum Westindiens u. Südamerika's, die früher in Zucker eingemacht einen bedeutenden Handelsartikel nach Spanien bildeten. Man ißt sie in ihrem Vaterlande roh od. gekocht, noch lieber die süßen, mandelartig schmeckenden Samenkörner, die auch ein mildes Oel liefern. Die Mutterpflanze erscheint als Strauch od. als kleiner Baum mit kurzgestielten, lederartigen, eiförmigen Blättern, welche ausgerandet sind, u. mit traubenartig gestellten Blumen (s. die nebenstehende Abbildung).

Nr. 1976. Chrysobalanus Icaco.

Chrysoberyll, ein als Edelstein ziemlich geschätztes Mineral, von grünlicher, spargel- bis dunkelolivengrüner Farbe, bisweilen mit bläulichem Lichtschimmer nach gewissen Richtungen. Es besteht aus Beryllerde u. Thonerde u. verdankt seine Färbung einem geringen Antheil von Eisenoxydul. Vom Beryll ist der Ch. chemisch schon dadurch verschieden, daß derselbe keine Kieselsäure enthält. Seine Krystallform ist kurz, säulenförmig od. dicktafelartig. Die schönsten durchsichtigen Varietäten kommen aus Connecticut u. aus dem Ural; auch Brasilien u. Ceylon liefern gute Ch.e.

Chrysocoma, Goldhaar, Pflanzengattung aus der Familie der Compositae Asteroideae, äußerlich der bekannten Goldruthe (Solidago) ähnlich, mit vielen Arten, welche als Sträucher od. Kräuter gern Steppen u. Wiesen bewohnen, nichtsdestoweniger aber auch Zierpflanzen liefern. Früher war eine Art des Kaplandes, Chr. Comaurea *L.*, eben so offiziell wie unsere einheimische Chr. Linosyris, jetzt Linosyris vulgaris, welche an sehr sonnigen, dürren Felsengehängen von der Schweiz bis zur Roßtrappe wächst.

Chrysolith, ein schön grün, gewöhnlich mit einem Stich ins Gelbe od. Braune gefärbtes Mineral, welches in durchsichtigen Krystallen od. Körnern aus dem Orient, nam. Oberägypten, doch auch aus Brasilien zu uns kommt u. als Edelstein trotz seiner geringen Härte verwendet wird. Es besteht zum größten Theil aus kieselsaurer Bittererde, die durch Eisenoxydul gefärbt ist. Minder schöne Varietäten sind der Olivin, ein weitverbreiteter Bestandttheil der Basalte, u. der eisenreiche braune Hyalosiderit, welcher am Kaiserstuhl gefunden wird.

Chrysolōras, Manuel, stammte aus einer edlen griech. Familie u. wurde geboren um die Mitte des 14. Jahrh. zu Konstantinopel. Er ist als der erste (mittelalterliche) Verpflanzer der griech. Literatur auf italienischen Boden zu betrachten u. hat somit zu der Wiederherstellung der Wissenschaften im Abendlande wesentlich beigetragen. Vom Kaiser Johannes Palaiologos wurde er 1390 mit der Aufgabe betraut, die Völker der abendländischen Christenheit zur Hülfe gegen die das Griech. Reich immer härter bedrohenden Türken aufzufordern. Das Resultat dieser Mission entsprach zwar nicht den Erwartungen, doch war Ch. durch seine Reise nam. in Italien bekannt geworden u. verließ infolge dessen 1396 sein Vaterland auf den Wunsch des Senates von Florenz, um daselbst eine Schule der griech. Literatur zu gründen. Später wirkte er in Pavia, Mailand u. Venedig. Von Papst Gregor wurde er nach Rom gerufen, wo er zur röm. Kirche übertrat. Im J. 1413 begleitete er Johann XXII. zum Konzil nach Konstanz, wo er 1415 starb. Außer mehreren theologischen Schriften verfaßte er die „Erotemata“, einen Katechismus der Anfangsgründe der griech. Sprache, deren sich noch Erasmus u. Reuchlin bedienten (Ausgaben Venedig 1484, zuletzt Berlin 1584).

Chrysomallos, der Widder mit dem goldenen Vließe, ein Sohn des Neptun u. der schönen Theophane, einer Thrakierin, welche Neptun nach der Insel Krinissa entführt, daselbst in ein Schaf u. sich selbst in einen Widder verwandelt hatte. Ch. kam später in den Besitz der Nephele, der ersten Gattin des Königs Athamas. Diese versuchte durch ihn ihre Kinder, Phrixos u. Helle, vor den Verfolgungen ihrer Stiefmutter zu retten. Auf des Widders Rücken entflohen beide aus Böotien über den Hellespont nach Kolchis, welches Phrixos glücklich erreichte, daselbst seinen Retter dem Ares opferte u. das Vließ in dessen Tempel aufbewahrte, wo es, von Drachen bewacht, später das Ziel der Argonauten wurde. Die Schwester des Phrixos, Helle, versank jedoch im Meere, welches von da an nach ihr „Hellespontos“ (das Meer der Helle) genannt wurde.

Chrysophansäure, eine stickstofffreie organische Säure, welche sich in dem Rhabarber, in den Sennesblättern u. der Wandflechte (Parmelia parietina) findet u. aus glänzenden, gelben Krystallnadeln besteht, die sich in Alkohol mit tiefrother Farbe lösen. Die Ch. zeigt, innerlich genommen, abführende Eigenschaften, scheint darum auch einer der wirksamen Bestandtheile der als Arzneimittel gebrauchten ebengenannten Pflanzen zu sein. — Interessant ist die Entdeckung der neueren Zeit, daß die Ch. beim Erhitzen mit Zinkstaub Anthracen (s. d.) giebt.

Chrysophyllum, Goldblatt, eine Pflanzengattung der Sapotaceen mit baumartigen Gestalten, der amerikan. Tropenzone angehörig, welche Früchte in Gestalt von Aepfeln hervorbringt, die daher auch „Sternapfel“ heißen. Ostindien, Guayana u. Brasilien kennen sehr verschiedene Arten, deren Früchte gern gegessen werden. Chr. Cainito *L.* trägt apfelgroße Früchte mit einem süßen weißen Fleisch; Chr. monopyrenum *Sw.* liefert die bekannten **Damaszenerpflaumen;** Chr. pyriforme mit birnenartiger Frucht u. mandelartig schmeckenden Samen ꝛc.

Chrysopras heißt die apfelgrün gefärbte, etwas durchscheinende Varietät des Chalcedons (s. d.), welche in besonders schönen Stücken als Schmuckstein verwendet wird, jedoch als Ringstein jetzt bei weitem weniger in Achtung steht als früher. Seine Färbung verdankt dieser Quarz (denn der Ch. ist nichts Anderes als Kieselsäure) einem geringen Antheil von Nickel; dieselbe ist jedoch wenig beständig u. wird durch Luft u. Licht heller. Hübsche Ch.e kamen früher aus Schlesien.

Chrysostomos, d. h. Goldmund, eig. Johannes, einer der bedeutendsten der sog. Kirchenväter u. der berühmteste Redner der alten Kirche, wurde ca. 347 zu Antiochien geb. Sein Vater Secundus, ein höherer Militärbeamter, starb frühzeitig; dagegen übte seine Mutter Anthusa um so nachhaltigeren Einfluß auf sein weiches u. frommes Gemüth aus. Nachdem er sich unter Leitung des heidnischen Rhetors Libanius zum Advokaten ausgebildet, bewog ihn der greise Bischof Meletios, sich der kirchlichen Laufbahn zu widmen, taufte ihn nach drei J. u. weihte ihn zum Lektor (Vorleser beim Gottesdienst). Nachdem er hierauf sechs Jahre im Verein mit Theodoros, dem späteren Bischof von Mopsueste, bei dem Abt Diodor als Einsiedler gelebt, kehrte er 380 nach Antiochien zurück, wurde Diakon u. 386 Presbyter. Seinen Ruf als Kanzelredner begründete er durch seine Reden „Ueber die Bildsäulen“, als das Volk von Antiochien 387 bei einem Aufruhr die Standbilder der kaiserlichen Familie beschimpft hatte. Im J. 397 wurde er wider seinen Willen nach Konstantinopel versetzt, 398 zum Bischof geweiht. Seine hohe Stellung verwickelte ihn indeß in die Glaubenshändel dieser Zeit; seine Freimüthigkeit, welche sogar die Kaiserin Eudoria nicht schonte, schuf ihm zahlreiche Feinde. Ja, es gelang seinem Hauptgegner, dem Bischof Theophilos von Alexandrien, auf einer Synode bei Chalkedon seine Absetzung auf ungerechte Beschuldigungen hin zu erwirken (403). Aber nach kurzer Zeit erzwang das murrende Volk seine Zurückberufung, wenn auch nur vorübergehend. Neue Verwicklungen mit der Kaiserin führten im J. 404 seine abermalige Verbannung herbei, Anfangs nach Nikäa in Bithynien, dann nach dem rauhen Kaukasus in Armenien. Da er auch hier briefliche Verbindung mit seinen Anhängern unterhielt, erwirkten seine Feinde, trotz der Verwendung des röm. Bischofs Innocenz' I., seine Deportation nach Pitpus am Ostufer des Schwarzen Meeres. Tiefgebeugt u. doch heiteren Muthes starb er auf dem Wege dahin 14. Sept. 407. Die Bedeutung des Ch. beruht weniger auf seiner Größe als Kirchenlehrer, als vielmehr auf seiner Größe als wahrhaft christlicher Charakter u. als Redner. Doch genoß er auch wegen seiner Schriften, bes. des Buches „Ueber das Priesterthum“, u. als Schriftausleger, wobei er sich im Gegensatz zu der herrschenden allegorisirenden Methode der Erforschung des einfachen Schriftsinnes befleißigte, Ansehen. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke ist die von Montfaucon in 13 Bden. (Paris 1718—38), neu herausg. von Sinner, Paris 1835—40.

Chrzanowski (spr. Krschanowski), Adalbert, poln. General, später in piemont. Diensten, geb. um 1788 im Palatinat Krakau, gehörte früher als Ingenieur, bez. als Generalstabsoffizier, der russ. Armee an; 1830 betheiligte er sich an der poln. Revolution, in der er nach dem Siege bei Minsk Divisionsgeneral u. Ende Aug. 1831 Gouverneur von Warschau wurde, sich aber in den Verdacht brachte, es mit der poln. Sache nicht ehrlich zu meinen. In der That blieb er nach der Uebergabe der Hauptstadt unbehelligt das. zurück, u. als er später nach Paris ging, geschah es mit russ. Pässen. Im Frühj. 1849 erhielt er mit dem Titel eines Major-Generals die Oberleitung des piemont. Heeres übertragen, ward aber nach der für dasselbe so unglücklichen Schlacht bei Novara (23. März) vom König wieder entlassen. Trotzdem blieb der im Uebrigen durchaus uneigennützige Mann noch bis zum Mai 1850 in Sardinien, dann ging er nach Paris, wo er 2. März 1861 starb.

Chthonia (griech. der Erde angehörig). Nach der griech. Mythologie hatte Demeter (die Ceres der Römer) auf ihrer Wanderung den ihr Aufnahme u. Verehrung versagenden argolischen König Kalontas mit Feuer gestraft, in welchem er sammt seinem ganzen Hause umkam. Seine Tochter Ch., welche ihren Vater zur Nachgiebigkeit u. Unterwerfung gerathen hatte, war allein von Demeter verschont geblieben u. begleitete die Göttin nach Hermione, wo sie von dieser zur ersten Priesterin des ihr seit langer Zeit schon geweihten Tempels eingesetzt wurde.

Chthonische Götter hießen nach der griech. Mythologie jene Gottheiten, die man als Dii locales (Landes- od. Ortsgötter) an gewissen Orten ganz besonders verehrte; außer diesen aber auch jene, die in gewisser Beziehung zur Unterwelt standen, wie z. B. Hermes, Pluto, Persephone, Vejovis, Demeter u. A.

Chthonographie (griech.) ist der Theil der Geologie, welcher die Entstehung, Bildung u. Zusammensetzung der Erdrinde behandelt. S. „Geologie".

Chubbschloß, von dem Engländer Chubb erfunden, ist eines der besten u. bes. zu diebessicheren Verschlüssen angewandten Schlösser. Seine Eigenthümlichkeit besteht darin, daß es eine größere Anzahl sog. Zuhaltungen hat, welche der Schlüsselbart erst ausheben muß, bevor er zum Angriff auf den Riegel gelangen kann. Diese Zuhaltungen sind nun, was wesentlich ist, jede von der anderen in der Form etwas verschieden, u. sie müssen, um in die Lage zu kommen, wo sie den Riegel frei passiren lassen, auf ungleiche Höhen geschoben werden, zu welchem Zwecke der Schlüsselbart verschiedene Abstufungen hat. In den beistehenden Einzelabbildungen zeigt Nr. 1977 das Innere eines Schlosses mit sechs Zuhaltungen, deren äußerste in derselben Figur mit A bezeichnet ist, indeß die übrigen 5 als dahinter liegend zu denken sind.

Nr. 1977. Innere Ansicht des Chubbschlosses.

Nr. 1978. Innere Ansicht des Chubbschlosses mit dem Riegel.

Nr. 1979 u. 1980. Riegel. Nr. 1981. Schlüssel. Nr. 1982—1986. Zuhaltungen des Chubbschlosses.

Diese 5 Stücke sind übrigens unter Nr. 1982—1986 noch besonders dargestellt. In Nr. 1978 erscheint das Schloß nach Wegnahme der Zuhaltungen, so daß der Riegel a an seinem Platze sichtbar ist. Nr. 1979 u. 1980 zeigen den Riegel noch in zwei anderen Ansichten. An seinem hinteren Theile hat der Riegel einen Schlitz, durch welchen ein Stift b sieht, Nr. 1978; auf dem Riegel selbst steht der Ansatz c. Ist das Ganze beisammen, so sind alle Zuhaltungen mit ihren Löchern auf den Stift b beweglich aufgesteckt, u. ist der Riegel bis hinter den Schloßhaken geschoben, also das Schloß abgeschlossen, so sieht der Ansatz c durch die Löcher g der Zuhaltungen heraus. Beim Aufschließen faßt nun der Schlüsselbart mit jeder seiner Abstufungen von unten eine Zuhaltung, hebt sie alle auf gleiche Höhe u. treibt den Riegel rückwärts. In der nun erreichten Lage des Riegels, bei geöffnetem Schloß, steht der Ansatz c in den Löchern h (die Löcher f sind ohne Bedeutung). Es muß also während der Richtung des Riegels der Ansatz c durch die engen Schlitze zwischen g u. h gegangen sein, was nur möglich ist, wenn dieselben aufs Genaueste Linie halten, u. dies dürfte so leicht durch kein anderes Instrument als den richtigen Schlüssel bewirkt werden.

Chunupis (span., spr. Tschunupis), ein zu dem großen Guaranistamme gehörender indianischer Volksstamm in Südamerika. (Siehe „Argentina".)

Chuquisáca (span., spr. Tschukisaka), Departement des südamerik. Freistaates Bolivia, gegen W. an das Dep. Potosi, gegen N. an die Dep. Cochabamba, Valle Grande u. Cordillera des Dep. Sta Cruz u. gegen O. u. SO. an den Gran Chaco grenzend. Der westl. Theil ist von Ausläufern der Binnen-Cordillere eingenommen, die viele ausgedehnte, fruchtbare Thäler einschließen, während der östl. Theil desselben fast nur aus Tiefebenen besteht, in denen das Klima weniger gesund ist als in den höheren Theilen. Die Produkte des starkbewässerten Depart. sind Weizen, Gerste, Mais, Tabak, Kaffee, Kakao u. Zuckerrohr; auch findet sich etwas Gold, Silber, Kupfer u. Blei vor. Die Bevölkerung, etwa 230,000 Seelen (excl. der 50,000 unabhängigen Gebirgsindianer), betreibt Ackerbau u. Viehzucht, deren Erzeugnisse jedoch wegen Mangels guter Abfuhrstraßen nur gering zu verwerthen sind. — Die gleichnamige Hauptstadt des Dep., 2850 m. über dem Meere, unter 19° 3′ s. Br. u. 66° 46′ 30″ w. L. von Paris liegend, wurde 1539 durch Pedro de Anzures auf Pizarro's Befehl unter dem Namen Cuidad de la Plata gegründet. Nach erkämpfter Unabhängigkeit erhielt sie den Namen Sucre, wird jedoch im Lande selbst nur Ch. genannt. Sie ist regelmäßig gebaut, hat hübsche Plätze, eine schöne Kathedrale, ein Theater, ein Regierungsgebäude, 27 Kirchen u. Klöster, eine Universität, ein erzbischöfliches Seminar, ist Sitz eines Erzbischofs u. des höchsten Gerichtshofes des ganzen Freistaates u. enthält etwa 24,000 E., meist Indianer, die wenig Industrie u. Handel, sondern in den in der Nähe der Stadt liegenden Thälern nur etwas Getreide- u. Kartoffelbau betreiben.

Chur (franz. Coire, ital. Coira, roman. Quera), Hauptstadt des Schweizerkantons Graubünden, im Rheinthal an der Plessur, südl. von der schroffen Klippenwand des Calanda gelegen, 7600 E., Sitz eines Bischofs u. der Bundesbehörden. Der ummauerte bischöfliche Hof bildet den oberen Theil der Stadt. Dort steht der Dom St. Lucii, aus dem 8. Jahrh. stammend, mit einer merkwürdigen Krypta, vielen Grabdenkmälern u. Bildern von Holbein u. Dürer. Das alte bischöfliche Schloß, mit einer urchristlichen Kapelle, enthält ebenfalls viele merkwürdige Alterthümer. In den Klostergebäuden befindet sich jetzt ein Seminar. Im unteren Theil der Stadt, welcher auch noch zum Theil mit Mauern u. Thürmen versehen ist, stehen die reformirte Hauptkirche u. die Regierungsgebäude. Transitohandel zwischen Italien u. Deutschland bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner; außerdem blüht Seiden- u. Baumwolleninduſtrie. — Ch. bestand früher aus 3 Kastellen; an der Stelle des einen steht gegenwärtig das Rathhaus, von den beiden anderen sind im Bischofshof noch zwei Thürme vorhanden, der Marsoel (Mars in oculis) u. der Spinoel (Spina in oculis). Die Römer gaben der Stadt den Namen Curia Rhaetorum. Indem Ch. sich im 15. Jahrh. von der Herrschaft des Bischofs frei machte, vereinigte es sich mit dem Gotteshausbund u. erhielt den kaiserlichen Freiheitsbrief. Zu Ende des genannten Jahrh. schloß es sich an die Rhätischen Lande u. trennte sich somit vom Deutschen Reich. Die Reformation wurde 1526 eingeführt. Im J. 1622 von den Prättigauern (s. d.) erobert, fiel Ch. bereits nach einem J. an Oesterreich zurück, wurde indessen bald wieder von den Schweizern genommen, doch ohne langen Erfolg, denn schon 1629 gehörte es wieder zu Oesterreich. Massena nahm Ch. im J. 1800 ein, u. 1802 wurde das ganze Besitzthum mit der Helvetischen Republik vereinigt. — Das Bisthum Ch. ist eines der ältesten, wenn es auch nicht der Apostel Petrus selbst, wie Einige behaupten, gegründet hat; wahrscheinlicher ist dessen Stiftung dem Bischof Asimo im J. 450 zuzuschreiben. In früheren Zeiten erstreckte sich das Gebiet desselben beinahe über das ganze Bündnerland. Egino, von Kaiser Friedrich I. zum Fürstbischof ernannt, richtete einen förmlichen Hofstaat mit

Erbmarschällen, Erbschenken 2c. ein. Johannes Flug von Aspermont erhielt 1642 Sitz u. Stimme im Reichstage. Seit 1802 haben die Bischöfe von Ch. keine weltlichen Besitzungen mehr inne. — Auf den Römerzügen übten die deutschen Kaiser in Ch. vor dem Uebergange über den Splügen. — Die Bewohner der Umgegend heißen Churwalen. Weil dieselben ein Gemisch von Deutsch, Französisch u. Italienisch sprechen, so nennt man ein Sprachgemenge od. ein unverständliches Gerede Churwalsch od. Kauderwalsch.

Church (spr. Tschörtsch), Sir Richard, griech. Generalissimus u. Staatsrath brit. Abkunft, geb. im J. 1785 in Irland, betrat 1800 in der engl. Armee die milit. Laufbahn u. stellte 1826 zugleich mit dem Admiral Cochrane den für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Griechen seinen Degen zu Gebote. Im April 1827 von der griech. Nationalversammlung zum Generalissimus der ganzen Landmacht ernannt, gelang es ihm theils wegen der Eifersucht der griech. Anführer, theils wegen eigener Unvorsichtigkeit nicht, die Akropolis zu entsetzen, u. er mußte nach deren Fall sich auf den kleinen Parteigängerkrieg beschränken. Erfolgreicher war seine Expedition nach dem westl. Griechenland, aus dem er schließlich den Seraskier Reschid Pascha vertrieb (1828). Da indeß der den Engländern übelgesinnte Regierungspräsident Kapodistrias (s. d.) ihn bei einer neuen Heeresorganisation ganz unberücksichtigt ließ, so legte Ch. 1. Jan. 1830 seine Stelle als Oberbefehlshaber nieder. Seitdem lebte er in Argos u. gehörte zu den Gegnern der Regierung, bis er nach Ankunft König Otto's zum Staatsrath ernannt wurde. Er starb im J. 1850.

Nr. 1987. Chur.

Churchill (spr. Tschörtschill), Charles, engl. Satiriker, geb. zu Westminster im Febr. 1731, war Landpfarrer in Wales u. suchte seine Einkünfte durch einen Handel mit Apfelwein zu vermehren. Da er bei diesem Geschäfte Bankerutt machte, ging er nach London, wo er sich einem ausschweifenden Leben hingab, das ihm einen frühen Tod bereitete. Er starb auf einer Reise nach Boulogne 4. Nov. 1764. Eine seiner Satiren, durch die er seinen vertrauten Freund, den von Hogarth in einer Karikatur gegeißelten Demagogen Wilkes rächt, soll das Ende jenes ihm vorher gleichfalls befreundeten Malers beschleunigt haben. Zuerst machte sich Ch. durch seine die Schauspieler jener Zeit betr. Satire „Rosciade" (1. anonyme Ausgabe 1761) bekannt; dieser folgten die „Apology to the critical reviewers", „The ghost", „The prophecy of famine, a scotch pastoral", „The conference", „The author", „Gotham", „The candidate", „The farewell", „The times" etc. Seine poetischen Werke erschienen gesammelt 1804 zu London in 2 Bänden.

Chwatal, Franz Xaver, fruchtbarer Klavierkomponist, geb. zu Rumburg in Böhmen am 19. Juni 1808. Von seinem Vater, dem Orgelbauer Josef Ch., erhielt er den ersten Klavierunterricht u. ließ sich bereits als Knabe öffentlich hören. Seine Ausbildung in der Komposition erlangte er vornehmlich durch Selbststudium, u. zwar in der Zeit von 1822—35, die er als Musiklehrer in Merseburg verlebte. Von dieser Stadt siedelte er in letztgenanntem Jahre nach Magdeburg über, wo er als vielbeschäftigter Musiklehrer gegenwärtig noch lebt. — Die Zahl von Ch.'s Kompositionen beträgt an dritthalbhundert Werke (in ungefähr 700 Heften), meist unterhaltender u. instruktiver Art, u. viele davon erfreuen sich großer Beliebtheit u. Verbreitung.

Chylus ist derjenige Saft, der gewisse in den Darmzotten entspringende u. in das Venensystem mündende Gefäße, die sog. Ch.-Gefäße, durchströmt. Der Ch. ist für die Ernährung u. Wiedererneuerung des Blutes das wichtigste u. meiste Produkt, das im Körper erzeugt wird. In Bezug auf die chemische u. mikroskopische Zusammensetzung unterscheidet er sich durchaus nicht von der Lymphe (s. d.). In beiden sind dieselben ihre Gestalt vielfach ändernden, weißen Blutkörperchen suspendirt in einer klebrigen, leicht gerinnenden, alkalisch reagirenden Flüssigkeit. Ebenso sind die Ch.-Gefäße in ihrem Bau mit den Lymphgefäßen übereinstimmend, beide mit zahlreichen Klappen, die der in ihnen enthaltenen Flüssigkeit das Strömen nur in einer Richtung zu den Venen hin gestatten, ausgerüstet. Endlich erinnern die Plaques der Darmschleimhaut, die in engem Zusammenhange mit den Ch.-Gefäßen stehen, lebhaft an die Lymphdrüsen. Somit sind Lymphe u. Ch. funktionell dasselbe, nur entsteht erstere in den Muskeln, Drüsen u. anderen Geweben, während der Ch. ausschließlich dem Darme entstammt (s. Art. „Blut").

Chymus od. Speisebrei ist eine Flüssigkeit, die dem Magen entstammt u. unter steten chemischen Veränderungen in den Dünndarm geht. Seine Zusammensetzung ist verschieden, je nachdem er im Magen od. im Darme untersucht wird. Im Magen wird z. B. der im Ch. enthaltene Rohrzucker in Traubenzucker verwandelt. Ferner werden hier verschiedene Salze gelöst durch Mitwirkung der freien Säure des Magens u. der großen Menge des vom Magen abgesonderten Saftes (in 24 Stunden 8—15 Kg. nach Bidder). Hier reagirt der Ch. sauer, ist sehr dünn, der Zucker, sowie ein Theil der Eiweißstoffe sind gelöst. In den Dünndarm, wohin der Ch. nun kommt, wird dann der Rest der Eiweißstoffe u. die Fette, die bis hierher unverdaut waren, ebenfalls gelöst, unter Mitwirkung der Bauchspeicheldrüse, der Galle u. des Darmschleims. Der Ch. des Darmes verdickt sich in den unteren Abschnitten allmählig u. reagirt alkalisch. Dem Ch. wird die Lymphe entnommen.

$\overset{+}{\text{Ci}}$, chem. Zeichen für Cinchonin.

$\overline{\text{Ci}}$, chem. Zeichen für Citronsäure.

Cialdini (spr. Tschaldini), Enrico, italienischer General, geb. 8. Aug. 1811 bei Castelvetro im Modenesischen, betheiligte sich 1831 am Aufstand in der Romagna, flüchtete nach dem Mißlingen desselben nach Paris u. nahm 1833 portugiesische, später spanische Dienste. Als 1848 der Aufstand in der Lombardei ausbrach, kehrte er nach Italien zurück, stellte sich an die Spitze einer Freischar, wurde bei Vicenza schwer verwundet u. erhielt nach seiner Herstellung das Kommando eines sardinischen Regiments. In dem Corps, welches Sardinien 1855 nach der Krim sendete, befehligte C. als Oberst eine Brigade, im Italien. Kriege 1859 eine Division. Im J. 1860 erhielt er die Führung eines Armeecorps, brach mit demselben in den Kirchenstaat ein, schlug die päpstliche Armee bei Castelfidardo, rückte dann in das Neapolitanische u. leitete die Belagerung von Gaëta bis zur Kapitulation. Zum Marschall befördert, wurde er 1861 mit ausgedehnten Vollmachten zum Kommandeur des 6. italien. Corps u. zum Statthalter des Königs in Neapel ernannt, jedoch schon nach kurzer Zeit durch Lamarmora ersetzt. Im J. 1862 befehligte er die Truppen, welche von der Regierung gegen Garibaldi geschickt wurden u. deren Vorhut diesen bei Aspromonte einholte. Im J. 1866 kommandirte er das 4. Corps, das am rechten Ufer des Po zusammengezogen wurde, u. nahm, nachdem Oesterreich die Vertheidigung von Venetien aufgegeben, auf unblutigem Wege Besitz davon. Ueber die Kriegführung von 1866 entspann sich später eine erbitterte literarische Fehde zwischen ihm u. dem General Lamarmora,

an dessen Stelle C. nach der Schlacht bei Custozza zum Generalstabschef ernannt worden war. Im Oktober 1867 versuchte er vergebens ein neues Kabinet auf Grund des Septembervertrags zu bilden. Den Oberbefehl über die mittelitalien. Truppen, den er im folgenden Monat übernahm, legte er 1869 nieder, um in der Opposition gegen das Ministerium Lanza freie Hand zu haben. Ende 1870 begleitete er den König Amadeo als außerordentl. Gesandter nach Spanien.

Ciarlo (spr. Tscharlo), Rafael, aus Urbino, einer der berühmtesten Majolikamaler aus der Mitte des 16. Jahrh. Die Aehnlichkeit des Namens verführte später dazu, seine Werke dem berühmten Rafael Santi zuzuschreiben.

Cibēben, ist der Name für die großen Rosinen (s. d.).

Cibōrium (griech. Kiborion) war ursprüngl. der Name des Fruchtgehäuses der ägypt. Bohne (Colocasia). Da die alten Aegypter dieses als Trinkgefäß benutzten, so nannten die Griechen u. Römer metallene Trinkgefäße, deren Gestalt der eines solchen Fruchtgehäuses ähnelte, C. In der kathol. Kirche heißt C. der Kelch, der zur Aufbewahrung der konsekrirten Hostien dient. Dieser besteht gewöhnlich aus Silber u. ist innen vergoldet; der Deckel ist mit einem Kreuz geziert.

Cibrario (spr. Tschibrario), Luigi, Ritter, ital. Staatsmann u. Geschichtsforscher, geb. zu Turin 23. Febr. 1802; trat, nachdem er die Rechte studirt, in den Staatsdienst u. erwarb sich schon durch seine ersten historischen Schriften einen angesehenen Namen; König Karl Albert betraute ihn 1832 mit mehreren diplomatischen Sendungen u. sandte ihn 1848 als außerordentl. Kommissar nach Venedig. Nach der Abdankung Karl Albert's suchte ihn C. im Auftrage des Reichssenats, zu dessen Mitgliedern er zählte, vergeblich zu bewegen, aus seiner freiwilligen Verbannung in Oporto nach Turin zurückzukehren. Im Ministerium Cavour übernahm C. 31. Mai 1855 das Ministerium des Aeußern, trat es aber, da die politischen Verhältnisse Piemonts immer schwieriger wurden, bald an Cavour selbst ab. Er starb zu Trebbiolo am Gardasee 1. Oktbr. 1870. Von seinen vielen histor. Schriften nennen wir: „Notizie sulla storia dei principi di Savoia" (Turin 1825); „Della economia politica del medio evo" (ebd. 1839); „Storia della monarchia di Savoia" (ebd. 1840); „Storia di Torino" (ebd. 1847, 2 Bde.); „Ricordi d'una missione in Portogallo al re Carlo Alberto" (ebd. 1850) u. A. m. Außerdem ist er als belletristischer Schriftsteller aufgetreten u. hat auch mehrere ältere Werke der italienischen Literatur herausgegeben.

Cicaden (Cicadina, Zirpen u. Blatthüpfer), sind Pflanzensäfte saugende Hemipteren (s. d.) od. Schnabelkerfe, deren beide Flügelpaare in der Ruhe dem Körper schräg dachförmig anliegen (Homopteren) u. deren Schnabel an der Unterseite des Kopfes, nahe an der Brust, entspringt. Sie zerfallen in vier Familien. Die eigentlichen C. od. Singzirpen (Familie Stridulantia, Gattung Cicada od. Tettigonia), an 500 meist den Tropengegenden angehörende Arten umfassend, sind plumpe, dicke Thiere, mit blasig aufgetriebenem Kopf, vorgequollenen Augen, innerhalb derer die kurzen, siebengliederigen Fühler entspringen, mit drei Nebenaugen; sie haben verdickte, unten stachelige Vorderschenkel, sowie einen dicken, kegelförmigen Hinterleib. Die Männchen haben an der Unterseite des Bruststücks (am Metathorax) jederseits ein Stimmorgan, bestehend in einer elastischen Membran, welche in einem Hornringe ausgespannt ist u. sich in einer eigenthümlichen Trommelhöhle befindet. Diese Membran wird durch einen bes. Muskel abwechselnd gespannt u. erschlafft, dadurch entsteht ein heller, schrillender od. pfeifender Ton, wegen dessen die C. schon von Anakreon besungen wurden. Am Tage leben sie zwischen dem Laube der Bäume versteckt u. saugen junge Triebe aus; den aus den Stichwunden aussickernden u. zu Körnchen erhärtenden Saft nennt man Manna (s. d.) (bes. auf der Mannaesche, Fraxinus ornus, von der Mannacicade, Cicada orni). Die Eier werden zum Theil in morsche Stämme gelegt, die Larven graben sich in die Erde u. saugen an Baumwurzeln. Eine nordamerikanische Art, die von den Indianern verspeist wird, ist bemerkenswerth durch massenhaftes Auftreten nur aller 17 Jahre, der Siebzehner, C. septemdecima. Die größte europäische Art ist die süddeutsche C. plebeja (od. fraxini), deren Flügel 8 cm. spannen, am weitesten nördl. (in der Fränkischen Schweiz) trifft man C. concinna. Die 2. Familie sind die Leuchtzirpen (Fulgorina) mit wunderlich aufgeblasenem, durch Leisten eingetheiltem Kopfe, kleinen Augen, unterhalb deren die kurzen dreigliederigen Fühler entspringen, nur zwei Nebenaugen, eine ebenfalls vorwiegend den Tropen eigene u. hier in sehr großen, lebhaft bunten Gestalten auftretende, sehr artenreiche Familie, die in Europa nur kleine u. unscheinbare Vertreter hat (z. B. zahlreiche Arten von Delphax, von Cixius). Den Namen Leuchtzirpen od. Laternenträger erhielten sie von der durch ältere Reisende, bes. die Merian, verbreiteten Angabe, daß die Fulgora laternaria (Surinam) eine 15 cm. mit den Flügeln spannende, bräunlichgelbe Art mit zolllangem, kolbenförmigem Stirnaufsatz, schwarzen Adern u. weißen Sprenkeln auf den Vorderfüßen u. citrongelbem, dunkel eingefaßtem, zwei blauweiße Pupillen umschließendem Augenfleck auf jedem Hinterflügel, im Dunklen leuchte. Der nur etwa 8 cm. spannende, mennigrothe chinesische Laternenträger (Fulgora candelaria) mit spitz kegelförmigem Kopffortsatz hat spangrün gegitterte, gelbfleckige Vorderflügel u. orangegelbe, schwarzspitzige Hinterflügel. Bemerkenswerther als das problematische Leuchten ist die Ausscheidung schönweißer, wachsartiger Substanz durch die Körperwand, die oft in Form von langen Fäden den Hinterleib deckt, abgeschabt sich erneuert u. von einer chinesischen Leuchtzirpe, Flata limbata, als „weißes Chinawachs" in den Handel kommt. — Die Buckelzirpen (Membracina), welche die dritte Familie bilden, sind durch das vielgestaltige, die bizarrsten Formen zeigende Bruststück (u. zwar den Prothorax) ausgezeichnete, fast ganz auf Amerika beschränkte, hier

Nr. 1988. Cicadenmutter mit Eiern.

Nr. 1989. Der Laternenträger von Surinam (Fulgora laternaria).

aber auch sehr reich vertretene kleine od. mittelgroße, u. finden in Europa nur in der Dornzirpe (Centrotus) einen Vertreter. Von der vierten Familie, den Kleinzirpen (Cicadellina) endlich, die (wie auch viele Buckelzirpen) springen können, erwähnen wir die Rosencicade (Typhlocyba rosae), 3 mm. lang, gelb mit weißen Flügeln, die durch ihre Stiche jungen Trieben u. Knospen der Rosen schadet, sodann unsere 9 mm. große, schwarze, rothfleckige Cercopis sanguinolenta,

Nr. 1990 – 1995. Buckelzirpen.

Nr. 1990. Hypsauchenia balistes. Nr. 1993. Umbonia spinosa.
Nr. 1991. Membracis foliacea. Nr. 1994. Bocydia globularia.
Nr. 1992. Centrotus cornutus. Nr. 1995. Cyphonia furcata.

endlich die 10 mm. lange, gelbgraue Schaumcicade, Aphrophora spumaria, deren Larven auf unseren Wiesen Pflanzensäfte, nam. vom Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis) saugen u. sich mit einem aus ihrem After in Form von Wasserbläschen tretenden Schaume, dem sog. „Kukukspeichel“, umgeben.

Cicer arietinum *L.*, Kicher, Kicherle, Kichererbse, Rothkicher, Eiser, Eiserl, Zisererbse, deutsche od. franz. Kaffeebohne. Ein wickenartiges Schotengewächs mit behaarten u. kleberigen Stengeln von einjähriger Dauer aus Südeuropa, hier wie im Orient ein beliebtes Nahrungsmittel, obwol die aufgeblasene Hülse nur zwei Bohnen erzeugt. In Italien genießt man dieselben roh als Leckerbissen, in Spanien täglich im gerösteten Zustande in Suppen. Daher auch ihre Verwendung als Ersatzmittel des Kaffees. Sehr merkwürdig ist, daß aus den Drüsenhaaren der rautenförmigen Hülse ein kleberiger u. saurer Saft schwitzt, welcher Kleesäure enthält. Am nächsten steht die C. der Erbse u. Linse.

Cicero, Marcus Tullius, geb. 3. Jan. 106 v. Chr. in der samnit. Landstadt Arpinum, einer der berühmtesten röm. Redner, Staatsmänner u. Schriftsteller. Sein Vater, ein röm. Ritter, ließ ihn u. seinen Bruder Quintus von den besten Lehrern der Hauptstadt unterrichten, u. Marcus zeichnete sich unter seinen Mitschülern bedeutend aus. Nach Anlegung der Männertoga schloß er sich behufs weiterer Ausbildung auf dem jurist. u. polit. Gebiete dem charakterfesten Augur Mucius Scävola an u. machte auch bald darauf einen kurzen Feldzug unter Pompejus Strabo mit, um den Kriegsdienst praktisch kennen zu lernen. Dann wandte er sich um so eifriger der friedlichen Beschäftigung mit der Philosophie u. Rhetorik zu u. bereitete sich mit außerordentlichem Fleiße auf sein erstes öffentliches Auftreten vor, das der Vertheidigung des Roscius aus Ameria galt u. von glücklichem Erfolge begleitet war. Da er jedoch von schwächlichem Körperbau war u. durch zu viel Anstrengung seine Brust überreizt hatte, faßte er auf den Rath der Aerzte den Entschluß, dem Sachwalterberufe zu entsagen, begab sich zu seiner Erholung nach Athen u. besuchte von dort aus die berühmtesten Kulturstätten der asiat. Küste u. der Inseln. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte C. körperlich gekräftigt u. wissenschaftlich gereifter nach Italien zurück, widmete sich wieder eifrig dem Sachwaltergeschäft u. vermählte sich mit Terentia, die ihm eine Tochter u. einen Sohn schenkte. Durch seine erfolgreiche gerichtliche Beredsamkeit machte er sich dem Volke so bekannt, daß er 76 v. Chr. einstimmig zum Quästor gewählt wurde. Das Loos theilte ihn dem Statthalter von Sizilien zu u. er verwaltete ein Jahr hindurch gerecht u. uneigennützig die Staatseinkünfte des westl. Theiles der Insel. Der durch dieses Amt erlangte gute Ruf verschaffte ihm 6 Jahre später die Uebertragung des Prozesses, den die Sizilianer gegen ihren räuberischen Statthalter Verres anstrengten u. durch den C.'s Achtung beim Volke außerordentlich stieg. So gelangte er rasch zur curulischen Aedilität u. erhielt 67 bei der Bewerbung um die Prätur abermals alle Stimmen der Wähler. Als städtischer Prätor fand er in seiner richterlichen Eigenschaft große Anerkennung. Den Anspruch auf die Verwaltung einer Provinz gab er jedoch auf, um sich von allen Seiten her Unterstützung zur höchsten Stufe der republikan. Ehrenämter zu gewinnen, zu welcher ihm, als einem Emporkömmling, der Weg von den Aristokraten sehr erschwert wurde. Ein Glück für ihn war es zu nennen, daß gerade zu derselben Zeit die Kunde von den Umsturzplänen Catilina's (s. d.) unter das Volk drang u. infolge dessen der feige Adel selbst ihm seine Stimmen gab. Die Klugheit u. Umsicht, mit welcher C. die in seinem Konsulatsjahre (63) wirklich zum Ausbruche kommende Verschwörung unschädlich machte, verdient unbedingtes Lob. Der Senat verurtheilte die verhafteten Genossen des Komplots zum Tode. Die Mitwirkung C.'s bei diesem der Verfassung zuwiderlaufenden Gewaltakt sollte ihm selbst aber die bei dieser Gelegenheit erworbene Ehre u. Anerkennung bald bitter vergällen. Während er den drei mächtigsten Männern des Staates, Cäsar, Pompejus u. Crassus, gegenüber wenig ausrichtete, zog er sich durch Witzelei den tödlichen Haß des dreisten P. Clodius, einer Kreatur Cäsar's, zu, u. dieser setzte beim Volke den speziell auf C. abzielenden Antrag durch, daß Jeder, der einen röm. Bürger ohne Urtheil u. Recht getödtet, mit dem Bannfluch belegt werden solle. Die Zeitströmung nöthigte den Bedrohten, freiwillig der Hauptstadt den Rücken zu wenden, u. das Volk genehmigte gleich darauf sein Verbannungsdekret (58). Seine Familie wurde mit Unbilden überhäuft, sein Haus in Brand gesteckt. Der Verbannte selbst wählte zu seinem Aufenthalt Makedonien, später Epiros, wo er mit Ungeduld einem Umschwung der Dinge in Rom entgegensah. Nach vier Monaten gab endlich Pompejus dem Drängen des Senates nach u. willigte in die Zurückberufung des großen Redners, die auch ohne Schwierigkeit beim Volke durchging (57). Auf einen höchst ehrenvollen Empfang folgten jedoch bald neue Anfeindungen von Seiten des Clodius. Als dieser endlich wenige Jahre später in einem Straßenkampfe getödtet worden war, übernahm C. die Vertheidigung des Mörders, Annius Milo, freilich ohne Erfolg. Im J. 51 wurde C. zum Statthalter der Provinz Kilikien ernannt. Er benutzte die ihm zur Verfügung gestellten Streitkräfte, um die räuberischen Stämme des Amanusgebirges zu züchtigen. Hierauf nahm er sich mit großem Eifer der Verwaltung Kilikiens an u. erwarb sich durch Gerechtigkeit u. Leutseligkeit die Liebe der Einwohner. Als er nach Ablauf seiner Amtszeit (49) nach Rom zurückkehrte, war der Bürgerkrieg zwischen Cäsar u. Pompejus seinem Ausbruche nahe. C.'s Versuche, zwischen beiden zu vermitteln, scheiterten, u. mit Betrübniß bemerkte er, daß sein Einfluß inzwischen erheblich gesunken war. Dazu kam eine heillose Verwirrung seiner Finanzen, die ihn endlich dazu führte, sich von seiner Gemahlin Terentia zu trennen u. eine reiche Erbin, Publilia, zu heirathen. Als Cäsar die Feindseligkeiten eröffnete, entschloß sich C., der bisher noch immer zwischen beiden Parteien geschwankt hatte, in das Lager des Pompejus nach Dyrrhachium zu gehen, wo er auch während der Schlacht bei Pharsalos noch weilte. Dann begab er sich nach Italien zurück, an den Aussichten der Partei verzweifelnd, aber auf Cäsar's Verzeihung hoffend, die er denn auch erhielt. C. widmete sich nun fast ausschließlich seinen Studien, konnte sich aber mit der Diktatur keineswegs aussöhnen. Die Ermordung Cäsar's versetzte ihn daher in einen unvorsichtigen Freiheitstaumel. Da er sofort gemeinschaftliche Sache

mit Brutus u. Cassius machte, so traf auch ihn der von Antonius künstlich erregte Haß des Volks gegen Cäsar's Mörder. Da die Verwirrung in Rom immer höher stieg, beschloß C., einer blutigen Entscheidung aus dem Wege zu gehen, u. schiffte sich nach Griechenland ein, kehrte jedoch auf beruhigendere Nachrichten hin wieder nach Rom zurück. Hier von Antonius in arger Weise beleidigt, begann er einen schonungslosen Federkrieg gegen denselben, ohne sich jedoch dessen Nebenbuhler Octavian näher anzuschließen. Diesen unterschätzte er sogar bedeutend u. glaubte nach der Besiegung des Antonius bei Mutina an die volle Herstellung der alten Senatsherrschaft. Als daher Octavian die ihm von Seiten des Senats widerfahrene Geringschätzung durch einen Zug gegen Rom vergalt u. bald darauf sich mit Antonius u. Lepidus zum zweiten Triumvirat verband, war es kein Wunder, daß sich C.'s Name auf der ersten Aechtungsliste befand, welche die Gewalthaber veröffentlichten. Die Koalition derselben war so schnell zu Stande gekommen, daß C. völlig den Kopf verlor u. ein Opfer seiner Rathlosigkeit u. Unentschlossenheit ward. In der Nähe von Gaëta wurde er auf dem Wege von seinem Landgute nach dem Meere von den Häschern der Triumvirn ereilt u. getödtet, als er eben den Kopf aus der Sänfte streckte. Antonius zahlte für das Haupt u. die rechte Hand des geistreichen Mannes den zehnfachen Preis u. ließ sie auf der Rednerbühne öffentlich aufstecken, nachdem seine herrschsüchtige Gattin, Fulvia, die Zunge des Redners mit Nadeln durchstochen hatte. C. starb 7. Dez. 43 v. Chr., nicht ganz 63 J. alt. Seine Gesundheit war keineswegs eine starke gewesen, aber durch Mäßigkeit u. Regelmäßigkeit hatte er viel dazu gethan, um sie zu befestigen. Seine Gestalt war würdevoll, sein Gesicht beweglich u. heiter, seine Mienen von einem schalthaften Lächeln belebt. Einem vorherrschend sanguinischen Temperament gemäß war C's Wesen reizbar u. aufgeregt u. sein Charakter ohne festen inneren Halt, zu leicht dem Wechsel äußeren Eindruckes ausgesetzt. Seine Menschenkenntniß wurde durch Eitelkeit u. durch die immer überwiegende Rücksichtsnahme auf persönliche Interessen getrübt. Als Politiker bewies er zu wenig Muth, Entschlossenheit u. Selbständigkeit. Desto liebenswürdiger ist an ihm eine der modernen Anschauung so nahe stehende Humanität, ein feiner Sinn für alles Gute u. Schöne, sein für Freundschaft u. alle Pflichten der Pietät stets offenes Gemüth, endlich seine außerordentliche geistige Regsamkeit u. sein wissenschaftlicher Eifer. Unter C.'s eigenen Leistungen zeugen seine vorhandenen 56 Reden von seiner glücklichen Rednerbegabung, seiner reichen Phantasie, seinem schlagenden Witze, seiner unerschöpflichen Wortfülle. Denkt man sich hierzu die günstigsten Stimmmittel, ein imponirendes Auftreten u. einen nie rastenden Fleiß in der Selbstvervollkommnung, so begreift man, wie schon die Alten ihn einem Demosthenes an die Seite stellen konnten. C.'s Stil ist klar, rein, rund u. geschmackvoll, u. durch diese Eigenschaften wie durch ihren künstlerischen u. lebendig gegliederten Periodenbau sind seine oratorischen u. philosophischen Werke zu Mustern für die Schriftsteller seiner Nation u. zu unverrückbaren Normen der klassischen Prosa geworden. Die Rhetorik od. Redekunst selbst hat C. als der erste Römer in mehreren Schriften wissenschaftlich behandelt, von denen hervorzuheben sind die Werke: „Ueber den Redner", „Brutus", „Der Redner". Seine philosophischen Bücher sind zwar meistens nur freie, ziemlich flüchtige Bearbeitungen griech. Quellen in Gesprächsform. Er hat aber das große Verdienst, zuerst den Römern eine gemeinverständliche Darstellung der griech. Weltweisheit geliefert u. die röm. Sprache zu einer würdigen Trägerin der höchsten Ideen des menschlichen Geistes gemacht zu haben. Einem bestimmten System schloß er sich nicht an; nur auf dem Felde der Moral huldigt er ausschließlich der strengen Lehre der Stoiker, was ihm in Bezug auf die in seinem praktischen Leben bemerkbaren Schwankungen von späteren Vertretern dieser Schule manchen Tadel eintrug. Die wichtigsten philosophischen Werke C.'s sind: „Ueber den Staat", „Ueber die Gesetze", „Ueber die höchsten Güter u. Uebel", die „Tusculanischen Unterredungen", „Ueber die Pflichten" (verdeutscht von Garve), „Ueber das Wesen der Götter", „Der ältere Cato" od. „Ueber das Greisenalter" u. „Cälius" od. „Ueber die Freundschaft". — Von seiner reichen Korrespondenz liegen uns noch 864 Briefe (darunter 90 an ihn selbst gerichtete) vor, die nicht nur einen Einblick in das innere Wesen des merkwürdigen Mannes gewähren, sondern auch einen unerschöpflichen Schatz für die Zeitgeschichte enthalten. Sie zerfallen in vier Sammlungen: „An die Freunde", „An Brutus", „An Atticus", „An seinen Bruder Quintus" (die letzteren beiden von Wieland übersetzt). Auch in der Dichtkunst hat sich C. versucht; seine Leistungen auf diesem Gebiete haben jedoch seinen Ruhm mehr beeinträchtigt als gesteigert.

Nr. 1996. M. Tullius Cicero (geb. 106, gest. 43 v. Chr.).

Die erste Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1498 zu Mailand; die besten neueren Gesammtausgaben sind die von Orelli, neu bearbeitet von Baiter u. Halm (1845—64), u. von Klotz (1868 fg.); eine deutsche Ausgabe erschien in Stuttgart (neue Auflage 1869). Eine eingehende Biographie C.'s schrieb Plutarch; eine scharfe Kritik seines öffentlichen Wirkens giebt Mommsen im dritten Bande seiner „Röm. Geschichte".

Nr. 1997. Das Tusculanum des M. Tullius Cicero.

Cicero heißt in den Druckereien eine Schriftgröße, welche zwischen Korpus u. Mittel steht, 4 mm. Linien od. nach franz. System 12 Punkte hoch ist u. sich so ausnimmt:

Cicero Fraktur.
Cicero Antiqua.
Cicero cursiv.

Sie hat ihren Namen davon, daß sie zuerst zum Druck von C.'s Briefen, Ausgabe von Sweynheim u. Panarz, Rom 1467, zur Anwendung kam.

Cicerone (ital., spr. Tschitscherone) werden in Italien die Fremdenführer genannt, warscheinlich in etwas ironischer Weise, wegen der großen Beredsamkeit od. auch Geschwätzigkeit, die sie beim Erklären der Sehenswürdigkeiten entwickeln. Gegenwärtig verschwindet diese Bezeichnung immer mehr u. man gebraucht, wenigstens offiziell, den Ausdruck: servitore di piazza.

Cichorium Intybus *L.*, Cichorie, Wegwarte, Wegeleuchte, Wegelungen, Wegeweiß, Hunds- u. Hindläufte, Wandelhinden, Sonnenwedel, verfluchte Jungfer, Sonnenkraut, Sonnenwende, in der Nordschweiz Wegluaga, Wegluagara, Wildiwürza, Kaffeeworza, Schiggore; die bekannte Mutterpflanze eines höchst schlechten Ersatzmittels für Kaffee, einheimisch auf fast allen Wiesen u. an Straßengräben, verbunden mit wilder Pastinake- u. Mohrrübe, leicht erkenntlich an den schönen blauen Blumensternen, die nur gegen Mittag aufblühen, verblüht aber sehr hinfällig sind. Sie gehört zu der Familie der Compositae-Hyoserideae u. erzeugt eine rübenartige Wurzel, die, sorgfältig gepflegt, mächtig aufschwillt u. in dieser Gestalt (so z. B. in Griechenand) als Gemüse gegessen werden kann. So bildet sie bei uns in manchen Gegenden eine nicht unbedeutende Kulturpflanze für die Cichorienfabriken, welche die Wurzel erst zerschneiden, dann dörren, rösten u. zermahlen, um das Pulver nam. nach den östl. Ländern zu verkaufen. Man sagt aber seinem Einflusse auf die Gesundheit nach, daß es in der Form von Kaffeesurrogat Augenkrankheiten erzeuge. — C. Endivia *L.*, Endivie, Andivie aus Ostindien, die Mutterpflanze einer bekannten u. bes. im Süden beliebten Gemüse- u. Salatpflanze, der Cichorie nahe verwandt, auch durch blaue Blumen ausgezeichnet, welche in Büscheln stehen, sonst mit breiteren Blättern, die den beliebten Salat geben. Sie kam im 16. Jahrh. zuerst nach England, von da in unsere Gärten, wo sie sich einbürgerte. Beide Cichorienarten saugen durch ihre Wurzeln das Land beträchtlich aus.

Nr. 1998. Cichorium Intybus *L.*
a. Stengel u. Blume. b. Wurzel. c. einzelnes Blumenblatt. d. Pistill. e. Samenkrone.

Cicisbeo (it., spr. Tschitschisbeo), nach der früher in ganz Italien herrschenden, jetzt jedoch ganz abgekommenen Sitte der Begleiter einer verheiratheten Dame zu öffentlichen Vergnügungen, sowie auch beim Kirchgang. Der C. mußte seiner Dame am Morgen den Besuch machen u. empfing dann ihre Befehle für den ganzen Tag. Dies geschah mit Genehmigung des Ehemannes, der nach dem damals herrschenden Ton seine Frau nach der Hochzeit (an anderen Orten nach der ersten Niederkunft) außer dem Hause nirgends hin begleiten durfte. Obgleich scheinbar anstößig, war das Verhältniß des C. zu seiner Dame meist ein ganz unsträfliches. In Deutschland hat das Wort C. eine sehr verdächtige Nebenbedeutung.

Cicuta virosa *L.*, Wasserschierling, giftiger Wütherich, Barzenkraut; ein kräftiges u. giftiges Doldengewächs unserer Sumpf- u. Moorländer mit hohlen Stengeln u. narkotisch-scharfem Geruche. Sein dicker Wurzelstock erinnert an den Sellerie, selbst hinsichtlich des Geschmackes, obwol ein betäubender Geruch ihn augenblicklich als ein höchst verdächtiges Gewächs charakterisirt. Er gilt auch in der That als eines unserer heftigsten Gifte, u. diese Eigenschaft verdankt er dem Cicutin, einem flüchtigen Alkaloïde, welches dem Coniin des gefleckten Schierlings innig verwandt ist. Ziegen u. Schweine dagegen sollen das Kraut ungefährdet verzehren, obschon es von allen anderen Thieren gemieden wird. Bei Vergiftungen hat man zunächst Brechen erregende Mittel (Milch, laues Wasser, Honig, Fettigkeiten u. s. w.) dagegen anzuwenden. Man erkennt die Pflanze leicht an den hohlen, mit Kammern versehenen Stengeln, sowie an den langgestielten u. ebenfalls spindelförmig aufgeschwollenen Wurzelblättern von beträchtlichem Umfang. In Nordamerika erscheint als Stellvertreterin C. maculata *L.*, welche für die Biber ein gefährliches Gift ist, sonst dort statt des gefleckten Schierlings in der Arzneikunde gebraucht wird.

Nr. 1999. Cicuta virosa, Wasserschierling.

Cid, Campeador, Don Rodrigo Diaz, der in Liedern u. Sagen gefeierte span. Ritter, stammte aus einem altadeligen Geschlechte Castiliens u. ist wahrscheinlich um 1026 geb. Die Geschichte seiner Thaten grenzt häufig an das Wunderbare. Es steht fest, daß er sich schon unter Ferdinand I. von Castilien als Ritter ausgezeichnet u. unter den Königen Sancho u. Alfons bes. in den Kämpfen gegen die Mauren Hervorragendes geleistet hat. Seine Feinde wußten aber das Vertrauen seines Königs, der ihm sogar seine Nichte Donna Ximena vermählt hatte, so zu erschüttern, daß dieser ihn aus Castilien verbannte. Er begab sich nach Zaragoza zu Abir el Muktadir u. erhielt da von den Mauren den Beinamen Cid, d. i. Herr. Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte er 1087 nach Castilien zurück, um bald abermals in Ungnade zu fallen u. den Mauren wieder seine Dienste anzubieten. Seine bedeutendste That im Kriege gegen die Araber war die Eroberung Valencia's 1094, das zweimal erstürmt werden mußte u. unermeßliche Beute einbrachte. Dauernde Erfolge gegen die Ungläubigen überzeugten auch den König Alfons endlich von der Treue des C. Seine letzte große Kriegsthat war die Eroberung Sagunts 1095. Er starb in Valencia 1099. Seine angeblichen Gebeine sind in jüngster Zeit in die Kathedrale von Burgos gebracht worden. Die Sage erzählt viel von seinen Heldenthaten u. seinem Edelmuth, was vor einer nüchternen historischen Kritik keinen Bestand hat. Er hat nicht weniger tapfer im Dienste der Mauren gegen die Christen gekämpft, als umgekehrt, an Treulosigkeit u. Grausamkeit aber den maurischen Großen nicht nachgestanden. Schon im 12. Jahrh. haben span. Volkslieder seinen Ruhm verkündet; diese sind dann im 13. Jahrh. von einem Kunstdichter zu einem größeren Epos verarbeitet worden, das sich aber wieder im Munde des Volkes in einzelne Romanzen zersplittert hat. Die gelungenste Bearbeitung dieser Lieder hat J. G. Herder unter dem Titel „Cid" gegeben, in einem Werke, das den Geist des Volkes u. der Zeit, in welcher das Original entstand, mit großer Treue beibehält u. doch dabei das deutsche Gepräge der Sprache u. Darstellung in bewundernswerther Weise bewahrt.

Cider, ein weinartiges, aus Birnen, Pflaumen u. noch mehreren anderen Früchten, vorzugsweise jedoch aus Aepfeln gekeltertes Getränk. (Siehe „Apfelwein".)

ci-devant (franz., spr. ßi=dewäng), vormals, ehemals, weiland. In der ersten franz. Revolution wurden nach der Abschaffung aller adeligen Titel die Edelleute, Grafen u. Fürsten spöttisch Cidevants genannt.

Cienfuegos (spr. Sienfuegos), Nicasio Alvarez de, span. Dichter, geb. zu Madrid 14. Dez. 1764, studirte die Rechtswissenschaft zu Salamanca, schloß sich dort dem durch Cadalso u. Melendez gegründeten Dichterbunde an, erhielt dann in Madrid, nachdem er sich 1798 durch die Herausgabe lyrischer Gedichte vortheilhaft bekannt gemacht, die Redaktion der Zeitschriften „La Gaceta" u. „El Mercurio" von der Regierung übertragen, ward aber später im Dep. der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Wegen Theilnahme am Volksaufstande gegen die franz. Besatzung in Madrid (2. Mai 1808) zum Tode verurtheilt, wirkten seine Freunde Begnadigung zur Deportation nach Frankreich aus, wo er jedoch schon im Juli 1809 zu Orthez starb. Außer Gedichten lyr. Inhalts verfaßte er noch mehrere Trauer= u. Lustspiele. Seine gesammelten Werke erschienen 1816 zu Madrid in 2 Bdn.

Cigarette, sogen. Papiercigarre, besteht aus cylinderförmigen, mit Rauchtabak (meist türkischem Tabak) gefüllten Papierhülsen.

Cigarren (span. cigarros), diejenige Gebrauchsform des Tabaks, unter welcher derselbe jetzt in der weitaus größten Menge konsumirt wird, sind in Gestalt von kleinen Cylindern zusammengewickelte Tabaksblätter, die ohne jeden Apparat geraucht werden können. Wie die Spanier das Tabakrauchen von den Eingebornen Westindiens gelernt, so auch das Aufrollen der Blätter zu diesem Zweck. Die ersten C.fabriken gab es demnach in Spanien; in Deutschland begann die Fabrikation 1788 in Hamburg, welchem demnächst Bremen folgte. Gegenwärtig hat dieselbe bekanntlich eine solche Ausbreitung gewonnen, daß sie nicht nur in den meisten größeren Städten Deutschlands betrieben wird, sondern sich häufig auch, in erster od. zweiter Hand, auf Mittel= u. Kleinstädte ausgedehnt hat, sowie sie in manchen Straf= u. Landarmenanstalten eingeführt ist. Die europäische Fabrikation ist viel umfangreicher als die amerikanische, u. die Einfuhr fertiger amerikanischer Waare beschränkt sich lediglich auf die Havannac. Mit dem Rohstoff für unsere Fabrikation sind wir dagegen fast ausschließlich auf Amerika angewiesen. Die Ausnahmen, wie Manila u. Java, bedeuten wenig, u. das einheimische Gewächs dient nur für die geringsten Sorten. — Das feinste Blatt in Geruch u. Geschmack liefert die Havanna, ein kleiner Distrikt der Insel Cuba; aber nur die dort selbst gefertigten (echten) C. können als Prima gelten. Die bei uns aus Havannablättern fabrizirten stehen jenen um Vieles nach, auch wenn sie aus den besten Blättern gefertigt worden sind. Die echten Havanna werden gleich aus den frischen od. doch nicht stark getrockneten Blättern gefertigt u. dann gelagert, während die ausgeführten Blätter erstlich während der Seereise fermentiren u. dann bei der Verarbeitung auch noch angefeuchtet werden müssen. Hierdurch aber geht ein großer Theil des Aromas u. feinen Geschmacks verloren. Von den übrigen Gegenden der Insel kommt der Cubatabak als zweite Sorte, der nur oft den Fehler hat, beim Verbrennen zu kohlen. Brasil u. Cuba bilden indeß doch bei uns das Hauptmaterial für C.einlagen, während statt des früher meist als Deckblatt gebrauchten Ambalema, der in der Qualität zurückgegangen ist, jetzt häufiger Carmen benutzt wird. Die deutschen Tabake, unter denen die des Südwestens, Pfälzer u. a., noch die besten sind, geben die geringen C.sorten, die aber gleichwol, ihrer Wohlfeilheit wegen, in großen Mengen nach Nordamerika ausgeführt werden od. bis in die neueste Zeit wurden. Oesterreich bezieht für seine Monopolfabrikate ebenfalls amerikanischen Tabak; das ungarische Blatt ist mehr Pfeifentabak u. zu C. nur beschränkt, etwa in Vertretung ordinären Brasils, verwendbar.

Die C. setzt sich herkömmlich zusammen aus Einlage, Umblatt u. Deckblatt; das Umblatt wird indeß nicht selten auch weggelassen, wodurch mehr Aufwand an Deckblatt erforderlich wird. Zu dem Deckblatt werden die längsten, fehlerfreien Blätter gewählt, welche gefeuchtet, entrippt und die Stücke über einander geschichtet u. gepreßt werden. Dann werden sie in Streifen von passender Breite zerschnitten. Die Blätter für Umblatt werden nicht entrippt, sondern in Streifen von der Länge der C. quer durchs Blatt gerissen. Was nicht zu Deck= und Umblatt geeignet ist, kommt zur Einlage. Die Einlage nebst dem Umblatt heißt Wickel. Die Arbeiter (häufig Mädchen), welche diese formiren, sind Gehülfen der eigentlichen C.macher, die nur das Deckblatt spiralförmig umrollen u. an der Spitze ankleben. Nachdem die C. ein paar Tage auf Horden getrocknet haben, werden sie nach den Farbennüancen sortirt u. zerfallen demnach oft in 50 u. mehr Sorten. Das Sortiren erfordert einen sehr geübten Blick u. bildet einen wichtigen Theil des Geschäfts, von dem die beste Verwerthung der Waare wesentlich abhängt. Zur Beschleunigung der Fabrikation sind mechanische Hülfsmittel (Wickelpressen u. a.) seit lange schon versucht, aber erst in den letzten Jahren ganz allgemein geworden, so daß man fast nur noch Maschinenc. in den Läden antrifft. Sie sind gleich erkennbar durch ihre glatte Oberfläche u. eine stumpfere Form, bilden aber nur für den Fabrikanten einen Fortschritt, für den Raucher eher das Gegentheil. Die Einlage ist bei ihnen häufig zu fest, zuweilen auch zu locker, u. das Deckblatt springt leicht ab. Uebrigens erstreckt sich die Benutzung der Maschine nur bis auf Mittelwaare; bessere Sorten werden stets der Handarbeit verbleiben, welche die Güte des Erzeugnisses besser garantirt.

Die ziemlich weitläufige Nomenklatur der Havannac. benennt entweder Fabrikfirmen, deren es in der Havanna weit über 100 giebt (z. B. Cabanas, Ugues, Upmann, Rencurrel, Sylva u. Comp. u. a.), od. die Namen beziehen sich auf die Form, auf andere Umstände, od. sind willkürlich gewählt. So die Regalias, mit denen man die Gäste regalirt, die geschätzten Vegueros (von Vega, d. i. Ebene), bei uns Naturales od. Pflanzerc. genannt. Ursprünglich Präsentc., welche die Pflanzer selbst spendeten, kommen sie jetzt auch als Fabrikwaare vor. Sie werden aus den vollkommensten Blättern aus einem Stück ohne alle Einlage gerollt u. messen etwa 25 cm. Andere C.titel von gutem Klange, aber zu beliebigem Gebrauch sind la Fama, dos Amigos, Competencia, Legalidad u. s. w. Die gewöhnlichen Sorten heißen Regulares u. Communes; unter diesen zeichnen sich die Trabucos (eigentlich Donnerbüchsen) durch ihre kurze, vorn dicke Gestalt aus. Trabucillos sind dieselbe Sorte, etwas kleiner. Die Regalias gehören zu den feinen Sorten u. sind entweder R. del Duque aus entrippten od. R. communes aus nicht entrippten Blättern, Imperiales, gleicher Qualität, von etwas schlanker Form. Londres (Londoner) heißt eine kleine Façon, wie man sie für London fabrizirt, weil in England die C. nach Gewicht versteuert werden. Außer nach Sorten werden die C. auch nach der Farbe sortirt. Die 4 Hauptfarben der Havannas sind: 1. Maduro (die dunkelste); 2. colorado (braun); 3. colorado claro (heller braun), claro (hell); 4. amarillo od. pajizo (gelb), pajizo claro (heller gelb). Die englischen Bezeichnungen für dieses Sortiment sind, mit etwas mehr Unterabtheilungen: 1. dark brown, good brown, brown; 2. superfine brown, fine brown, superfine light brown; 3. light brown, superfine light, fine light, light; 4. yellow, light yellow, fine yellow, superfine yellow.

Auch in guten Erntejahren ergiebt der Gesammtertrag der Havanna nur 1 Proz. Blätter der feinsten Qualität, dazu 8 Proz. erster Qual., mit einigen Fehlern, 12 Proz. Secunda, 20 Tertia u. 59 Quarta. Der nun schon mehrjährige Aufstand der Insel gegen die Spanier hat die Tabaksproduktion sehr herabgebracht.

Cignani (spr. Zinjani), Carlo, ein italien. Historienmaler der Schule von Bologna, daselbst geb. 1628 u. gest. 1719. Er war ein Schüler Albani's, dem er in seinem damals üblichen Streben nach Weichheit, Zierlichkeit u. Anmuth folgte, so daß er, als ein s. Z. sehr beliebter, mit Aufträgen überhäufter Künstler, in seiner Vaterstadt, in Rom, Parma u. Forli eine Menge von Bildern in Fresko u. in Oel vorzugsweise aus der biblischen Geschichte malte, unter denen wol das Kuppelbild der Himmelfahrt Mariä in einer Kapelle der Kathedrale zu Forli, woran er 20 Jahre lang gearbeitet haben soll, das bedeutendste sein möchte. In Deutschland ist er am bekanntesten durch „Josef u. Potiphar's Weib" im Museum zu Dresden u. durch die wenigstens räumlich sehr große „Himmelfahrt Mariä" in der Pinakothek zu München.

Cigoli, Ludovico, s. „Cardi".

Cilly (Zilli, wendisch Celle), über 3000 Einw., im Marburger Kreise von Steiermark am Einfluß des Köding in den Sau u. an der Wien=Triester Eisenbahn gelegen. Die Stadt ist alterthümlich gebaut, bemerkenswerth ist die Dechantkirche mit ihrer alten gothischen Kapelle sowie die Klöster der Minoriten u. Kapuziner; im ersteren befindet sich die Grabstätte der Grafen von C. Die Einwohner treiben besonders Handel nach Italien. Auf steiler Felsklippe vor der Stadt stehen die Ruinen des Schlosses Obercilly, des einstigen Besitzthums der Grafen v. C.; eine Strecke westl. liegt das Schloß Neucilly. C. ist der alte römische Hauptort Celeja Claudia im mittleren Noricum; noch heute zeigt die Stadtmauer römische Reliefs u. im 12. Jahrh. existirten noch die großartigen Ruinen der alten Celeja. Das berühmte Grafengeschlecht C. hatte den Ort von 1314 bis 1450 in Besitz; von da ab fiel er an das Haus Oesterreich.

Cima (spr. Tschima), ital., der Gipfel, findet sich öfters in ital. Bergnamen, so z. B. Cima de Gelas in den Seealpen, Cima de Gagnone in den Tessiner Alpen, Cima de Jazzi u. s. w.

Cima (spr. Tschima), Giambatista, genannt von seinem Geburtsorte in Oberitalien da Conegliano (spr. Koneliano), geb. um 1460, gest. um 1518, war ein Maler der venezian. Schule u. Anhänger des Giovanni Bellini. In seinen meistens religiösen Bildern zeichnen sich die männlichen Gestalten durch eine eigenthümliche Kraft, durch Ernst u. Würde aus, aber seine Madonnenköpfe sind oft reizu. lebloser als die seines Lehrers Bellini. Zu seinen besten Werken gehört eine Madonna in der Pinakothek zu Vicenza, eine „Taufe Christi“ in der Kirche S. Giovanni in Bragora in Venedig u. die „Anbetung der Hirten“ in der Kirche al Carmine daselbst.

Cimabue (spr. Tschimabue), Giovanni, geb. 1240 in Florenz, gest. bald nach 1302, ist als der Vater der neueren ital. Malerei zu betrachten, die durch ihn von dem althergebrachten Typus u. der Strenge der Byzantiner befreit wurde. Durch natürliche Neigung zum Zeichnen angetrieben, ging er zwar von den ihn umgebenden Werken der byzantinischen Malerei aus, wußte aber ihre erstarrten und konventionell gewordenen Formen zu beleben u. künstlerisch freier zu behandeln. Was er dagegen noch fast durchweg beibehielt, ist die Einförmigkeit u. scheinbare Zusammenhangslosigkeit der Komposition u. die Bildung der Gesichtszüge u. der Hände, worin ihn die länglich gezogenen Nasen, die schmalen, ins Breite geschnittenen Augen, u. die dünnen, aus einander stehenden Finger kenntlich machen. So herrscht in seinen Werken ein eigenthümlicher Kampf zwischen todten, starren Formen u. tieferem Seelenausdruck, der bald nach ihm mit dem gänzlichen Aufgeben jener todten Formen endigt. Unter den bedeutendsten der ihm mit Recht zugeschriebenen Werke sind zunächst drei thronende Madonnen zu nennen: die erste u. älteste in der Akademie zu Florenz, die zweite kolossale, zu ihrer Zeit hochberühmte, in S. Maria Novella daselbst, die in feierlichem Zuge zu ihrem Bestimmungsorte geleitet wurde, auf alle Zeitgenossen einen überwältigenden Eindruck machte u. auch noch jetzt trotz mancher Mängel der Zeichnung eine wunderbare Verschmelzung von Hoheit u. Anmuth verräth; die dritte (im Louvre zu Paris) ist umgeben von 26 Medaillons mit Aposteln u. Heiligen. Wichtiger als durch diese drei Madonnen ist er für die Kunstgeschichte durch die Fresken in der Kirche des h. Franciscus in Assisi, von denen jedoch nur noch die für die Oberkirche gearbeiteten erhalten sind, die theils von C. selbst, theils von seinen unmittelbaren Vorgängern u. Nachfolgern ausgeführt wurden. Vom Meister sollen vorzugsweise die Malereien des oberen Theils der Wände des Langhauses mit 16 Darstellungen aus dem Alten u. 16 aus dem Neuen Testament u. die im nördlichen Kreuzarme herrühren; sie sind es am meisten, in denen man die Vorläufer der freieren Kunstrichtung seines Schülers Giotto erblickt.

Cimarosa (spr. Tschimarosa) Domenico, ausgezeichneter u. fruchtbarer italien. Tonsetzer, nam. für die Bühne, geb. zu Averso (Neapel) am 17. Dezbr. 1749. Mit seinen armen Eltern kam er in seinen ersten Lebensjahren nach Neapel, u. hier in eine von Minoriten geleitete Armenschule, wo ein Pater Polians sich des befähigten Knaben annahm u. ihm die Elemente der Tonkunst beibrachte. Durch die Vermittelung eben dieses Geistlichen wurde C. 1761 auch in das Konservatorium Sta. Maria di Loreto aufgenommen. Hier lag er durch elf Jahre unter Leitung Manna's, Fenaroli's, Sacchini's u. zuletzt Piccini's aufs Fleißigste seiner musikalischen Ausbildung ob. Im J. 1772 schrieb er für Neapel seine erste Oper, „Le Stravaganze del conte“, welche viel Glück machte, u. in den nächsten 17 J. ließ er in die vierzig theils ernste, theils komische musikalisch-dramatische Werke für die bedeutendsten ital. Bühnen folgen (verschiedene kirchliche Tonwerke ungerechnet), die ihm nicht nur zu großer Beliebtheit bei seinen Landsleuten verhalfen, sondern seinen Ruhm auch ins Ausland trugen. Als besonders hervorragend seien davon angeführt: „L'Italiana in Londra“: „Il Matrimonio per raggiro“, „Giannina e Bernadone“, „Cajo Mario“, „Olimpiade“, „La Ballerina amante“, „L'Impresario in angustie“, „Giuditta“, „Assalone“, „Il Convito di pietra“, ꝛc. Im J. 1787 folgte er einem Rufe Katharina's II. nach Petersburg, verweilte hier, mit dem Titel eines kaiserl. Kammerkomponisten, bis ins J. 1792 u. lieferte während dieser Zeit verschiedene Opern (z. B. „La Vergine del Sole“, „La Felicità inaspettata“, „Cleopatra“) sowie eine Unmasse anderer Sachen für den Hof u. die Aristokratie. Von Petersburg aus, dessen Klima seiner Gesundheit nachtheilig geworden, wandte er sich nach Wien, wo er von Kaiser Leopold II. zum Hofkapellmeister ernannt wurde, vor allen Dingen aber seine ziemlich allgemein für sein Meisterwerk gehaltene Oper „Il Matrimonio segreto“ auf die Bühne brachte. Die Wirkung, welche sie auf den Kaiser machte, war eine solche, daß dieser noch am ersten Vorstellungsabend, nachdem er den Mitwirkenden ein Essen gegeben, sie sich wiederholen ließ. Ferner komponirte C. in Wien für den Kaiser die Opern „Amor rende sagace“ u. „La Calamità de' cuori“ u. kehrte dann 1793 nach Neapel zurück, wo sein „Matrimonio segreto“ ebenfalls Enthusiasmus erregte, er auch fernerhin durch verschiedene neue Schöpfungen (z. B. die Opern „Le astuzie femmini“, „I Traci amanti“, „Penelope“) seine Beliebtheit bei Publikum u. Hof noch befestigte. Dies erweckte ihm Neider unter seinen Kollegen, welche endlich die wirksamste Handhabe zu seiner Schädigung in dem Umstande erfahen, daß er während der Okkupation Neapels durch die Franzosen (im J. 1798) seine Parteinahme für die Grundsätze der franz. Revolution offen zur Schau trug. Sie hatten nach erfolgter Restaurirung der Bourbons im J. 1799 nichts Eiligeres zu thun, als den Komponisten zu denunziren, welcher demzufolge ins Gefängniß geworfen u. sogar zum Tode verurtheilt wurde. Nur auf die Fürbitte angesehener u. hoher Personen (auch von auswärts) wurde er begnadigt, aber mit der Weisung, das Land zu verlassen, u. er begab sich demnach nach Venedig, wo er für den dort sich aufhaltenden Papst Pius VII. eine Messe komponirte, dann aber in eine wahrscheinlich durch die neapolitanischen Drangsale hervorgerufene Krankheit verfiel, welche ihn denn auch am 11. Januar des J. 1801 dahinraffte. Sein Tod verhinderte ihn an der Vollendung der ihm für den Karneval des genannten Jahres aufgetragenen Oper „Artemisia“, welcher, wie wir noch bemerken wollen, seit dem Jahre 1796 „I nemici generosi“, „Gli Orazj ed i Curiazj“, „Achille all'assedio di Troia“, „L'Imprudente fortunato“ u. „L'Apprensivo raggirato“ vorausgegangen waren. — Es ist keine Frage, daß C. zu den hochbegabtesten Tondichtern gehört, die je gelebt haben, u. daß seine große Fruchtbarkeit (die Zahl seiner Opern allein beträgt an die 90) mit der Mannichfaltigkeit u. dem Bildungsreichthum seines Talents Hand in Hand ging. Jedoch ruht — so viel Schönes er auch auf dem Gebiete der ernsten Oper u. der Kirchenmusik geleistet — der Schwerpunkt seiner Bedeutsamkeit in der komischen Oper. Hier bewegt er sich mit vollster Freiheit u. Ungehemmtheit, u. hier wirkt er am unwiderstehlichsten durch Leben u. Geist u. durch Unerschöpflichkeit an liebenswürdigster Jovialität u. sprudelndstem Witz.

Cimbal, Hackebret, ein uraltes, jetzt nicht mehr gebräuchliches Instrument, das als der Vorgänger, ja als die erste Gestalt des Klaviers betrachtet werden kann. Es bestand aus einem viereckigen hölzernen Kasten, durch dessen Resonanzboden Drahtsaiten ausgespannt waren, welche einen Tonumfang von 3 od. 4 Oktaven enthielten. Die Saiten wurden mit Holzklöppeln angeschlagen.

Cimbern, s. „Kimbern“.

Cimbri (ital., spr. Tschimbri) nennt man in Italien die ringsum von der ital. Bevölkerung eingeschlossenen, deutschen Bewohner der nördl. von Verona zwischen der Etsch u. der Brenta gelegenen Gegend. Sie sollen von den Kimbern abstammen, zeigen, auch abgesehen von der Sprache, deutliche Spuren germanischer Abkunft u. bildeten bis 1797 unter venetianischem Schutze auf einem Territorium von 4 □M. einen kleinen Freistaat von etwa 13,000 Einw. (s. „Sette communi“).

Cina od. semen cinae, Zittwersame; ein bekanntes Wurmmittel, das fälschlich als Same gilt, während es nur die Blumen gewisser Wermutharten sind. Man unterscheidet den levantischen Z. von einer noch unbekannten Art (Artemisia Cina *Berg.*) aus Persien u. der Bucharei, den russischen od. indischen Z. von A. pauciflora u. monogyna aus den asiatisch-russischen Steppen, ebenso von A. Lercheana aus den sibirischen Steppen, endlich den afrikanischen aus der Berberei (A. ramosa). Wahrscheinlich liefern noch viele andere Wermutharten Z., da der Gattung der durchdringende Kamphergeruch u. ein Bitterstoff eigenthümlich ist, den man beim Z. Wurmsamenbitter od. Santonin genannt hat, da man den Z. auch Semen Santonici nennt. Schon am Adriatischen Meere wird eine Art, welche dort allverbreitet ist (A. coerulescens), sowol gegen die Würmer als auch gegen Wechselfieber vom Volke u. von den Aerzten verwendet.

Cinaloa od. Sinaloa, auch das Land von Ostimure genannt, einer der westl. Küstenstaaten der Republik Mexiko; grenzt gegen S. an Jalisco, gegen O. an Durango u. Chihuahua, gegen N. an Sonora u. gegen W. an die Südsee u. den Californischen Meerbusen. Bodenbeschaffenheit: Ungefähr 1360 □M. umfassend, zerfällt der Flächeninhalt in drei Theile — längs der Küste eine sandige Ebene, die während der trocknen Jahreszeit ohne alle Vegetation ist, mit dem Eintritt der Regenzeit sich aber schnell mit schönem Grün bekleidet; ferner ein höherer, mittlerer Landstrich mit fruchtbaren Hochebenen, u. endlich gegen die Nordostgrenze hin ein gutbewaldetes Gebirgsland, aus den Abhängen des Hochlandes von Anahuac bestehend. Von den Flüssen sind zu nennen der R. de las Cañas, R. del Rosario, R. de Mazatlan, R. de Piastla, R. de Culiacan, R. de Ocroni u. R. del Fuerte. Produkte: Farbe- u. Bauhölzer liefern die Wälder; angebaut werden Mais, Weizen, Gerste, Zuckerrohr, Baumwolle u. Tabak; die Gebirge sind reich an edlen Metallen u. anderen nutzbaren Mineralien. Die Bevölkerung wird auf 25,000 Seelen geschätzt; die Indianer, verschiedenen Stämmen angehörig, haben theilweise noch keine festen Wohnsitze. Landwirthschaft, Viehzucht u. Bergbau bilden die Hauptbeschäftigungen; in der neueren Zeit hat der Handelsverkehr einen Aufschwung genommen, dagegen liegen Fabrik- u. Manufakturwesen noch danieder. Die Stadt C. (eigentl. Villa de San Felipe y Santiago de Cinaloa), ehemals der betriebsamste Ort des ganzen Staates, am Flusse gleichen Namens u. an der Straße von der Hauptstadt Culiacan nach Sonora in fruchtbarer Gegend gelegen, ist von 9500 Einw. jetzt auf 3000 gesunken.

Cincinnati (spr. Ssinsinnati), die größte Stadt des Unionsstaates Ohio u. die reichste Inlandstadt der Vereinigten Staaten. Am rechten Ufer des Ohioflusses unter 39° 6′ 30″ n. Br. u. 84° 26′ w. L. von Greenw. auf 2 terrassenförmigen Plateaux erbaut, gewährt C. von den sie umgebenden Hügeln aus einen imposanten Anblick. So staunenswerth schnell, als die Vergrößerung der Stadt stattgefunden, hat sich auch die Zahl ihrer Einwohner erhöht. Wenn das von C. 1866 eingenommene Territorium 7½ engl. □M. betrug, so umfaßt es jetzt nach Herbeiziehung der umliegenden Vorstädte 42 □M. u. die im J. 1800 nur 700 Köpfe zählende Bevölkerung ist durch die bezeichnende Verbindung sowol als auch durch Zuzug auf etwa 350,000 Köpfe gestiegen. Ueber ein Drittel der Einwohner sind Deutsche. Von Auswanderern aus Neu-England u. Neu-Jersey 1789 gegründet, erhielt C. 1819 eine City-Verfassung u. vergrößerte sich so schnell, daß es der Bevölkerung nach jetzt die sechste Stadt der Union ist. Die Straßen sind meist über 20 m. breit, durchkreuzen sich, mit Ausnahme der am Ufer des Flusses gelegenen, rechtwinkelig u. sind an vielen Stellen durch Bäume beschattet. Groß ist die Zahl der Schulen u. wissenschaftlichen Institute, sowie der schönen öffentlichen Gebäude u. Kirchen. Von letzteren sind allein 132 (41 deutsche) vorhanden, u. kaum wird irgend eine Religionsgesellschaft gefunden werden können, die hier nicht ihren Tempel hätte. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt zeichnen sich besonders aus das Pike'sche Opernhaus im Elisabethstile mit sehr geräumiger Konzerthalle; das pathologische Institut mit einem 3500 Personen fassenden Zuhörerraum; das Cincinnati-College, im dorischen Stil erbaut, mit einer Front von weißem Kalkstein; die Freimaurerloge in gothischem Kastellstile; die Stadthalle; das Courthouse, gleichfalls mit Front von weißem Kalkstein; das Arbeits- u. Zufluchtshaus; das Ohio u. das Miami Medical College; das Postgebäude; das Haus der Jesuiten; die Turnhalle; das neue städtische Hospital; die neue Sängerhalle, über 10,000 Personen fassend u. zur Abhaltung des 17. Stiftungsfestes des Nordamerikanischen Sängerbundes erbaut. In dem auf dem östl. Mount Adams gelegenen Observatorium befinden sich Apparate u. Instrumente, die zu den vorzüglichsten des Landes gerechnet werden u. dem Observatorium eine gewisse Berühmtheit verschafft haben. Von diesem Hügel sowol, wie auch von dem auf dem westlichen Hügel belegenen katholischen Priesterseminar kann man eine herrliche Aussicht über die Stadt u. die angrenzenden Thäler genießen. Auch unter den 132 Kirchen C.s zeichnen sich viele durch schöne Bauart aus. — C.'s günstige Lage, seine ausgedehnten Eisenbahnverbindungen (es bildet einen Knotenpunkt von 18 Bahnen) u. eine Menge anderer Verkehrswege haben es zu einer Handels- u. Fabrikstadt von großer Bedeutung gemacht; fast aus allen Theilen des Staates werden die reichen Landesprodukte dahin geführt, um von hier aus nach dem Mississippibecken zu gelangen. Sein Hauptstapelartikel, das Schweinefleisch, hat ihm den Spottnamen „Porkopolis“ (vom engl. pork, Schweinefleisch, latein. porcus, Schwein, also Schweinsstadt, Stadt des Schweinefleisches) verschafft; es hat jedoch der Handel mit demselben etwas nachgelassen, indem die anderen Städte Ohio's die Verpackung des Fleisches jetzt selbst übernehmen, welche früher in C. allein betrieben wurde. Im J. 1863 wurden hier 608,457 Schweine verpackt u. 1869 hatte sich deren Zahl auf 356,555 vermindert. Der bedeutendste Handelsartikel nächst dem Schweinefleisch ist der Tabak; der Werth der 1869 exportirten Blätter betrug 11 Millionen Dollars. Die Verbindung zwischen den einzelnen Stadttheilen, Vorstädten u. den Nachbarstädtchen Newport, Covington u. Ludlow vermitteln 10 Straßeneisenbahnen, 4 Dampffähren u. die von Röbling erbaute, 686½ m. lange Drahtbrücke. In der Geschäftswelt sind die Deutschen zahlreich vertreten; die Bierbrauereien (26 an der Zahl, deren vortreffliches Erzeugniß nach allen Theilen der Union versandt wird) sind sämmtlich in deutschen Händen, u. auch in der Gelehrtenwelt u. in der durch Zeitungen, Wochen- u. Monatsschriften reichlich vertretenen Presse zeigt das deutsche Element eine besondere Rührigkeit u. Thätigkeit.

Cincinnatus, Lucius Quinctius, ein sagenhafter Held aus der ersten Zeit der röm. Republik, der als Typus altröm. Tugenden interessant ist, wenn auch seine Thaten mehr der Sage als der Geschichte angehören. Die Römer waren durch Zwistigkeiten zwischen den herrschenden Geschlechtern u. der unterdrückten Plebs geschwächt; die kriegerischen Aequer machten verheerende Streifzüge in die röm. Marken; sie schlossen endlich den Konsul Minucius mit dem ganzen Heere in dem waldigen Terrain am Berge Algidus ein (459 v. Chr.). Die Noth zwang zur Wahl eines Diktators, u. diese fiel auf den tapferen C., der, obgleich patrizischen Geschlechts, doch nur ein Gütchen jenseit der Tiber besaß u. mit eigenen Händen bebaute. Er führte, spärlich bekleidet, den Pflug, als die Boten des Senates mit den Insignien der hohen Würde ankamen. Er nahm sie entgegen u. folgte den Boten nach Rom. Daselbst ließ er ein allgemeines Aufgebot ergehen u. marschirte mit dem wohlgerüsteten Heere den umlagerten Mitbürgern zu Hülfe. Diese thaten einen Ausfall auf die Aequer, die C. inzwischen mit Wall u. Graben hatte umschließen lassen. Als sich die überraschten Feinde von innen u. außen bedrängt sahen, baten sie um Schonung. Sie mußten ihre Anführer ausliefern u. unter dem Joche durchgehen, die größte Schmach, die ein Heer erleiden konnte (vgl. „Caudinische Pässe“). — Mit Beute beladen kehrten die Römer in die Vaterstadt zurück, wo C. einen glänzenden Triumph feierte. Nachdem er noch den Volscius, den Ankläger seines Sohnes Cäso, bestraft hatte, legte er seine Diktatur am 16. Tage nieder u. kehrte auf sein kleines Besitzthum zurück. Die Begebenheit ist, wenn sie anders auf geschichtlichem Grunde beruht, in das J. 458 v. Chr. zu setzen. Der greise Held soll noch einmal in seinem 80. Lebensjahre (440) zum Diktator gewählt worden sein u. einen drohenden Bürgerkrieg zwischen Patriziern u. Plebejern verhindert haben.

Cincinnatusorden. Nachdem die brit. Kolonien Nordamerika's ihre Freiheit erkämpft hatten, stifteten die Offiziere der Armee zum Andenken an dieses Ereigniß eine Gesellschaft, deren Mitglieder über die errungene Freiheit zu wachen u. zu gegenseitigem Beistand verpflichtet sein sollten. Der Name dieser Gesellschaft, C., sollte an jenen röm. Patrioten Cincinnatus (s. d.) erinnern, nach dessen Beispiel die Ordensmitglieder nach vollendetem Kampfe stets zu ihrem häuslichen Herde zurückkehren wollten. Auf dem Ordenszeichen sah man auf der Vorderseite die röm. Senatoren dem Cincinnatus ein Schwert überreichen; an der Thür seiner Hütte seine Gattin, im Hintergrunde Pflug u. Ackergeräth; auf der Kehrseite eine Stadt mit offenem Thore, über welcher die Sonne aufgeht, Schiffe u. die den Cincinnatus krönende Fama, sowie die Worte „Virtutis praemium societatis Cincinnati institutae“ (Lohn der Cincinnatusgesellschaft für Tapferkeit) 1783. Zum ersten Präsidenten des Ordens war Washington gewählt worden; als aber die Stiftung der Gesellschaft bekannt wurde u. aus allen Theilen der jungen Republik heftige Protestationen dagegen erfolgten, erklärte der Kongreß solche äußere Zeichen, als den Grundsätzen der Republik widersprechend, für unerlaubt. Die Auflösung des Ordens war jedoch für den Augenblick nicht möglich, da viele an dem Kampfe betheiligte franz.

Offiziere die Ordensdekorationen empfangen hatten u. der franz. Gesandte die schmeichelhaftesten Erklärungen seines Königs über die seinen Offizieren ertheilte Auszeichnung überbrachte. Man begnügte sich nun mit Abänderung der Statuten, annullirte den von allen Seiten angegriffenen Punkt der Erblichkeit u. faßte den Entschluß, keine neuen Mitglieder mehr zu ernennen. Dies mußte selbstverständlich zum Erlöschen des C.s führen; denn die amerikan. Offiziere legten sehr bald das Ordenszeichen ab u. nur die franz. Offiziere trugen es noch bis zur Revolution. Es hatte dasselbe jedoch eine Abänderung in einem goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln erfahren, über dessen Kopf ein Lorberkranz u. auf dessen Brust das oben beschriebene Sinnbild angebracht war.

Cineraria, Aschenpflanze, weil die Blätter auf der Unterseite oft wie mit Asche bestreut erscheinen. Die betreffenden Arten, zu den Kompositen (Gruppe der Senecioneen) gehörig, sind meist angenehme Kräuter, oft von stattlichem Wuchs mit größeren Blumenscheiben.

Nr. 2000. Cineraria palustris. a Blüte. b Wurzelstock. c Same.

Deutschland kennt acht Arten, von denen nur C. palustris Bedeutung erwarb, da sie in Rußland nebst Hanföl zur Bereitung einer Wundsalbe gegen Fingerwurm u. Geschwüre dient. Ausländische Arten sind beliebte Zierpflanzen geworden, die man nam. von den Kanarischen Inseln, aus Südafrika, Mexiko, Südamerika rc. einführte. Sehr bekannt wurden C. cruenta von den Kanarien, welche viele Hybriden lieferte, mit purpurnen Blumen, C. amelloides (Agathaea) vom Kap mit blauen Blumen u. a., welche die Blumengärtnerei neuerdings mit bes. Vorliebe züchtete. Da manche Arten, z. B. C. (Pericallis) *Webbii* von den Kanarien, sehr hoch u. fast strauchartig werden, so vermögen sie auch größere Effekte zu erzielen. In Bezug auf die C. palustris findet das Besondere statt, daß sie in den meisten holländischen Droogmakerijen (Trockenlegungen, wie des Haarlemer Meeres), sobald der Grund obenhin kommt, ihn gänzlich mit ihren aufsprossenden Stauden bedeckt, gerade als ob sie mit Absicht dort gesäet worden wäre; sicher haben die Pflanzen, die an den Ringdeichen der Dorfgräbereien wachsen, ihren Samen zuvor über den Platz ausgestreut. Der Droogmakery leisten sie dann einen wesentlichen Dienst, indem sie dem nach oben gekommenen Schlamm mehr Festigkeit geben, was dadurch befördert wird, daß man mit Planken über diese Stauden hinstreicht, dieselben niederknickt u. darüber wieder Erde bringt.

Cinerarium (lat.), Aschenkrug, Urne, ein Gefäß, in dem man die Asche eines Verstorbenen aufbewahrte. Denselben Namen führten im Mittelalter die Gefäße, in denen die Asche eines Heiligen enthalten war. Die Chemie belegt den Aschenfall ihrer chem. Oefen mit dem Namen C.

Cineres Clavellati, veraltete lat. Bezeichnung für Potasche, jetzt Kali carbonicum.

Cingulum (lat.), der Gürtel, mit welchem die Römer des Alterthums Kleid- u. Wehrgehenk zusammenhielten. In Bezug auf die Umgürtung mit dem Schwerte bezeichnete C. im Mittelalter die Ertheilung der Ritterwürde. In der Anatomie, Chirurgie u. Medizin ist C. ebenfalls von mancherlei Bedeutung. In ersterer bezeichnet C. abdominale einen Gürtel, von sämmtlichen Bauchmuskeln gedacht; in der zweiten einen gürtelartigen Verband, auch ein Bruchband; C. pectorale einen Brust- od. Leibgürtel; in der letzteren ein mit Merkurialsalbe bestrichenes breites leinenes Band. Die weißseidene Schnur mit Quasten, mit welcher die Alba der katholischen Weltgeistlichen gegürtet wird, u. das breite schwarzseidene Band der Ordensgeistlichen führen gleichfalls den Namen C. Außerdem hat die Astronomie noch ein C. Orionis (Gürtel des Orion, auch Jakobsstab genannt, die in fast ganz gerader Linie stehenden drei Sterne zweiter Größe im Sternbild des Orion), u. die Chiromantie ein C. Veneris (Liebeslinie in der Hand, deren größere od. geringere Ausdehnung auf eine verhältnißmäßige Neigung zur Liebe schließen lassen soll), s. „Chiromantie".

Cinna, Lucius Cornelius, ein Parteiführer in Rom, der in den Bürgerkriegen eine bedeutende Rolle spielte. Er hatte im Bundesgenossenkrieg 90—88 v. Chr. mit Auszeichnung gefochten u. schloß sich darauf der Volkspartei an, deren Führer, der Tribun Sulpicius Rufus, Gleichstellung aller Bürger, nämlich der alten, der neu aufgenommenen u. auch der Freigelassenen vorschlug. Durch seine bewaffneten Banden beherrschte Letzterer die Abstimmung in den Comitien u. bewirkte nicht nur die Annahme seiner Gesetzesvorschläge, sondern auch ein Votum, durch welches die Wahl der Konsuln für ungiltig erklärt wurde. Aber Sulla, einer dieser Konsuln, rückte an der Spitze seines Heeres in die Stadt ein u. stellte die alte Ordnung wieder her. Er verstattete im folgenden Jahre, 87 v. Chr., eine freie Wahl der Konsuln. Da diese auf C. fiel, ließ er denselben einen Eid schwören, daß er die Verfassung nicht ändern wolle, u. zog dann mit seinem Heere gegen Mithridates. C., des Eides nicht achtend, suchte von Neuem mit gedungenen Rotten die Comitien zu beherrschen, fand aber seine Gegner stärker gerüstet u. rettete sich nur durch eilige Flucht aus dem Blutbad. Er sammelte sich jedoch zahlreiche Söldnerbanden u. berief den flüchtigen Marcus aus der Verbannung, der auch bald mit verwilderten Kriegshaufen heranzog. Beide belagerten nun Rom, das sich sehr bald ergeben mußte, u. zogen hierauf triumphirend in die Stadt, wo Marcus mit seinen Horden so fürchterlich wüthete, daß endlich C. selbst Einhalt that u. die Mörder niederhauen ließ. Nach dem bald nachher erfolgten Tode des Marcus erwählte er sich selbst einen Kollegen nach seinem Sinn u. regierte als Oberhaupt die Stadt, ohne sich um Volksrechte od. auch nur um Herstellung einer neuen Verfassung zu bekümmern. Da indessen die bevorstehende Rückkehr Sulla's an der Spitze seiner siegreichen Legionen den Machthaber mit schwerer Rache bedrohte, so sammelte er in ganz Italien ungeheure Truppenmassen. Er suchte die Kriegszucht wieder herzustellen, ward aber, da er mit harter Strenge verfuhr, von den zügellosen Söldnern erschlagen (84 v. Chr.).

Cinnabaris, d. i. Zinnober (s. d.).

Cinnamomum, Zimmtbaum; Pflanzengattung der Lorbergewächse mit vielen, sehr werthvollen aromatischen Sträuchern od. Baumarten, fast durchgängig Ostindien od. doch dem heißeren Südasien angehörig. Obenan steht der ceylon. Zimmtbaum, auch Zimmtlorber od. echter Kaneel, C. Zeylanicum, von der Insel Ceylon, aber auch anderwärts in Ostindien, auf den Molukken, in Westindien rc. angebaut. Er ist die Mutterpflanze des echten Zimmts, ein Baum von 6—10 m. Höhe mit glatten Zweigen, eiförmigen, glänzendgrünen, lederartigen, schöngerippten Blättern, Rispen bildenden, kleinblätterigen, weißlichen Blumen u. eichelförmigen, braunschwarzen, weißgefleckten Beeren. Der Baum bedarf nur geringer Pflege, aber um so mehr Arbeitskraft, sobald seine innere Rinde von der Borke befreit u. geschält werden muß, was man auf Ceylon durch Kinder ausführen läßt. Hier bedeckt der Baum

viele tausend Morgen Fläche. Die Aeste liefern den feinsten Zimmt, den man vom Mai bis zum Okt. einsammelt. Dagegen erzeugen die Blätter ein aromat. Oel, das man als Nelkenöl von ihnen abdestillirt. Die Zweige müssen 2—4 jährig sein, bevor sie geschält werden dürfen. In diesem Falle wickelt man 6—10 Stück über einander, trocknet sie in der Sonne u. bindet sie in Fardelen (Ballen) für den Handel. Dieser von der Außen= u. Mittelrinde befreite Zimmtbast ist der feinste Ceylonzimmt, welcher durch die Kultur zugleich außerordentlich gewinnt, während wildgewachsene Bäume ein viel werthloseres Produkt erzeugen. C. Zeyl. var. Cassia (Laurus Cassia *L.*) giebt den sog. Bastardzimmt, Mutterzimmt od. die Kassienrinde, C. aromaticum in China den sog. chines. od. ind. Zimmt, die Zimmtkassie, C. Loureirii in Cochinchina u. China die Zimmtblüten od. Kassienblüten. Andere Arten liefern die Kulilavanrinde; so C. Culilavan auf den Molukken, C. rubrum, xanthoneuron, javanicum, iners, camphoratum u. a. auf den Molukken u. Sunda=Inseln. Noch andere liefern die sog. Malabathrum=Blätter, so C. Malabathrum, nitidum, Tamala u. a. in Ostindien.

Nr. 2001. Laurus Cinnamomum *L.*, der Zimmtbaum.

Cinnamylhydrür, Hauptbestandtheil des ätherisch. Zimmtöles (s. d.).

Cinnamylsäure, d. i. Zimmtsäure (s. d.).

Cino (spr. Tschino) **da Pistoja**, eigentl. Guittone od. Guittoncino Singibuldi, auch Sinibaldi, ital. Rechtsgelehrter u. Dichter, geb. zu Pistoja 1270, war Richter in seiner Vaterstadt bis 1307, floh wegen eines blutigen Bürgerzwistes zu einem Freunde an der Grenze der Lombardei, in dessen Tochter Selvaggia er sich verliebte, ging nach deren frühem Tode nach Rom u. Neapel, ward 1314 Rechtslehrer in Treviso, 1323 zu Perugia u. 1334 zu Florenz, wo er sich mit Dante u. Petrarca befreundete. Er starb zu Pistoja 24. Dez. 1336. Außer einem Kommentar zum Justinianeischen Codex schrieb er „Gedichte“ (Venedig 1589; neu herausgeg. von Ciampi, Pisa 1826).

Cinq-Mars (spr. Säng=Mahr), Marquis, Henri Coiffier de Ruzé, Günstling Ludwig's XIII. von Frankreich, geb. 1620 als zweiter Sohn des Marquis d'Effiat, Marschalls von Frankreich, ward von Richelieu, der sich seiner nur als Werkzeug bedienen wollte, dem Könige zugeführt, kam aber, durch dessen Gunst verführt u. von bitterem Haß gegen den Kardinal erfüllt, auf den Gedanken, Letzteren zu stürzen. Nachdem er den König vergeblich zur Ermordung Richelieu's zu bereden versucht hatte, verband er sich mit dem ihm befreundeten Sohne des Geschichtschreibers de Thou (Thouanus). Beide ließen sich dann mit Gaston von Orleans in eine Verschwörung gegen den Kardinal ein. Der feige Herzog verrieth sie aber, u. sowol C. als de Thou wurden 13. Juli 1642 zu Narbonne verhaftet u. 12. Sept. 1642 zu Lyon hingerichtet. Vgl. A. de Vigny's „C.-M., ou une conjuration sous Louis XIII.“ (Par. 1826, 2 Bde.).

Cinquecento (spr. Tschinguetschento), d. h. 500, Abkürzung für die Jahreszahl 1500, daher Cinquecentisten, die ums J. 1500 u. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Italien lebenden großen Meister der bildenden u. redenden Künste, welche das Goldene Zeitalter der italien. Kunst u. Literatur ausmachen u. dadurch, daß Jeder von ihnen neue Bahnen betrat u. selbständig ohne Schulzusammenhang mit dem Anderen wirkte, in erfolgreichster Weise auf die Kultur von ganz Europa gewirkt haben. Die Koryphäen derselben sind in allen drei bildenden Künsten Michelangelo Buonarotti, in der Malerei Leonardo da Vinci, Rafael, Correggio u. Tizian, in der Goldschmiedekunst u. Plastik Benvenuto Cellini, in der Baukunst Rafael's Oheim Bramante u. Palladio, u. in den Künsten der Rede u. der Poesie Machiavelli, Ariost u. Tasso (s. diese einzeln).

Cinque Ports (franz., spr. Sjäng Pohr), Fünfhäfen, der Name, welchen die fünf Häfen Dover, Sandwich, Romney, Hithe u. Hastings auf der englischen Küste von Kent u. Sussex, gegenüber Frankreich im Kanal, schon seit Wilhelm dem Eroberer führen. Durch König Johann erhielten diese Hafenstädte wegen ihrer wichtigen Lage in Bezug auf Frankreich bedeutende Privilegien, doch mußten sie dafür jährlich 40 Tage lang 80 Schiffe unterhalten. Als Gouverneur derselben führte der Kommandant von Dover den Titel Lord Warden of the C. P. In der Neuzeit haben die Häfen durch Verschlämmung ihre Wichtigkeit für Flotten verloren, aber theilweise ihre alten Vorrechte behalten, von denen eines der vornehmsten das ist, bei der Krönung den Baldachin zu tragen; ebenso besteht noch die Gouverneursstelle als Sinekure für hohe Staatsbeamte. Wellington bekleidete sie seit 1829, überwies aber ihre bedeutenden Einkünfte dem Staatsschatze. Unter dem Gouverneur, dessen Amtswohnung in Walmer=Castle bei Dover ist, stehen noch 22 andere kleine Häfen, welche in der Nähe der fünf genannten liegen.

Cintra, Stadt in Portugal mit 4500 E., 27 Km. nordwestl. von Lissabon, an dem Nordabhange der romantischen, schönbewaldeten Sierra de C. gelegen. Das Klima ist herrlich u. die Aussicht prachtvoll; es ist das „glorious Eden“ Lord Byron's. Der in sehr verschiedenem Stil gebaute Palast in der Stadt ist von den Arabern gegründet; in ihm saß der abgesetzte König Alfons VI. bis zu seinem Tode 1683 gefangen; gegenwärtig ist er Sommerresidenz des Hofes. Auf einem der granitenen Gipfel der Sierra steht an der Stelle des Hieronymitenklosters Da Penha das von König Ferdinand im maurisch=gothischen Stil erbaute Castilho da penha u. auf einem anderen das „Korkkloster“ Sta. Cruz, dessen theilweise in den Stein gehauene Zellen zum Schutz gegen Feuchtigkeit mit Kork bekleidet sind. Berühmt ist der von König Ferdinand angelegte große forstbotanische Garten, in welchem zwischen 300 u. 400 ausländische Holzarten kultivirt werden. Geschichtlich ist C. bekannt durch die Konvention vom 22. Aug. 1808 zwischen den Franzosen u. Engländern, nach welcher erstere Portugal räumen sollen.

Cione, s. „Orgagna“.

Cipollin (spr. Tschippolin), ein körniger Kalkstein, der mehr od. weniger reichlich mit Glimmerblättchen durchsetzt ist u. infolge der parallelen Anordnung derselben oft eine ausgezeichnete Parallelstruktur zeigt. Die Glimmerblättchen bewirken, daß das Gestein in ihrer Richtung mit großer Leichtigkeit sich spalten, sich förmlich abblättern läßt, wie die Schalen einer Zwiebel, daher der Name.

Circassiennes, dünne, leichte Köperstoffe zu Sommerröcken, Westen, Winterkleidern für Damen 2c., deren beste Sorten ganz aus feinem Streichwollgarn gewebt sind, indeß die häufigere Waare nur wollenen Einschuß u. eine Kette von Baumwoll= od. Leinengarn hat. Die Zeuge werden schwächer als Tuch gewebt, einmal gedruckt u. wie feines Tuch mehrmals geschoren. Man hat sie in ganzer u. halber Tuchbreite, einfarbig, melirt, gestreift u. gemustert. Die Fabrikation wird bes. in Frankreich, in der Schweiz, Böhmen u. Sachsen betrieben.

Circe, s. „Kirke“.

Circensische Spiele, Kampfspiele, die bei den Römern im Cirkus (s. d.) aufgeführt wurden.

circumcentrisch, um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gelegen.

Circumcision, s. „Beschneidung".

Circumflex (lat., herumgebogen), ist zunächst der Name des griech. Accents ~, der zur Bezeichnung gedehnter u. zugleich betonter, letzter od. vorletzter Silben dient. Im Franz. wird er in einer veränderten Gestalt ^ gebraucht, um eine betonte Länge zu bezeichnen, die durch Ausfall eines Buchstabens (meistens eines s) od. auch einer od. mehrerer Silben entstanden ist, z. B. être, im älteren Franz. estre; maître, zusammengezogen aus magister; prêtre, entstanden aus presbyter.

Circumvallation, Umwallung, Verschanzung.

Ciriaksburg, s. „Erfurt".

Cirkasien od. **Tscherkasien**, ein Landstrich im Kaukasus, welcher den Nordabhang dieses Gebirges bis zu dem Lande der Lesghier u. dem Flusse Kuban, sowie den Südabhang desselben von Mingrelien bis zum Schwarzen Meere einnimmt. Es besteht theils aus Bergland, theils aus Hochebenen. Ersteres wird von der Hauptkette des Kaukasus u. deren Ausläufern gebildet; letztere, westl. vom Kuban gelegen, sind sehr fruchtbar u. wasserreich, bis jetzt aber noch sehr wenig angebaut; sie bieten den zahlreichen Viehherden der Umgegend ausgezeichnete Weiden dar. Eben so wenig sind zur Zeit die Metallschätze ausgebeutet, welche die reich bewaldeten Bergketten in sich bergen. Als wilde Thiere sind charakteristisch das Wildschwein, die Ziege, die Saiga-Antilope u. das Argali-Schaf. Hausthiere sind das Rind, das fettschwänzige Schaf u. das wegen seiner Schnelligkeit, Ausdauer u. Schönheit berühmte Pferd. Den Namen, welcher erst im späten Mittelalter auftritt, hat das Land von dem wichtigsten der dort ansässigen Volksstämme, von den Tscherkessen (s. d.). (Abb. u. Karte s. „Kaukasus" u. „Tscherkessen".)

Fig. 2002. Der Cirkus des Caracalla.

Cirkular-Note, s. „Note".

Cirkularpolarisation, entsteht durch das Zusammentreffen zweier Lichtstrahlen, welche rechtwinklig zu einander polarisirt sind u. von denen der eine dem anderen um $\frac{1}{4}$ Wellenlänge vorausgeeilt ist. (Weiteres s. u. „Polarisation".)

Cirkulation (lat. circulatio), die Bewegung eines Körpers od. einer Sache in einem Umlaufe von einem gewissen Ausgangsorte aus u. schließlich zu diesem zurück; wie z. B. die C. des Blutes, vom Herzen bis wieder zum Herzen; die C. des Geldes, der Bankzettel, der Banknoten, Coupons ꝛc.; die C. eines geschriebenen od. gedruckten Aufrufs, einer Ankündigung u. dergl.

Cirkus (lat., d. i. Kreis) hieß bei den Römern ein Bauwerk, das als Rennbahn für Roß u. Wagen diente, aber auch als Schauplatz für gymnastische Kämpfe u. für festliche Aufzüge benutzt wurde. Der älteste C. befand sich in dem langen Thale zwischen Aventin u. Palatin u. war bereits in der Königszeit angelegt worden. Er erfuhr im Laufe der Zeit mancherlei Umbauten u. Verschönerungen; nam. durch Julius Cäsar, Augustus, Claudius, Trajan u. Konstantin d. Gr. Im J. 220 v. Chr. kam der Flaminische C. auf dem Marsfelde hinzu. Später entstanden noch der C. Agonalis, Vaticanus, der des Sallustius, der Flora, des Hadrian u. Caracalla. Ein C. hatte stets die Gestalt eines im Verhältniß zu seiner Breite sehr in die Länge gestreckten Rechtecks, dessen oberes Ende nicht mit einer geraden Linie, sondern mit einem Halbkreis abschloß. Die dieser Rotunde entgegengesetzte andere Seite enthielt den Haupteingang u. die zum Ablauf der Rennpferde u. Wagen erforderlichen Schranken, während über den beiden Längenseiten u. dem Halbzirkel die Sitzreihen der Zuschauer terrassenförmig emporstiegen. Der C. zwischen Palatin u. Aventin, als der wichtigste u. bedeutendste Maximus, „der Größte", genannt, hatte zu Cäsar's Zeit einen aus drei Stockwerk hoch aufgeführten Bogenwölbungen bestehenden Umbau auf dem die unten steinernen, oben hölzernen Sitzreihen ruhten, welche 150,000 Zuschauern Plätze gewährten. Die unterste Reihe od. das Podium war mit einem Geländer versehen u. durch einen Wassergraben von der Bahn getrennt. Hier saßen die Senatoren u. hatten die Kaiser ihren Ehrensitz, wenn sie nicht präsidirten, in welchem Fall sie über dem Hauptportale in einer bes. Loge verweilten. Die übrigen Sitzreihen waren, wie in den Theatern, durch höhere Gürtelmauern, hinter denen die gewölbten Verbindungscorridore mit den nöthigen Ausgangsthüren nach innen u. nach außen lagen, in zwei bis drei Stockwerke getheilt. Zu Plinius des Aelteren Zeit faßte der Maximus schon 100,000 Menschen mehr. Für die spätere Zeit werden 385,000, ja nach neueren Berechnungen sogar 480,000 Sitzplätze angenommen. Die Länge des C. betrug 7000, die Breite 125 m.

Die Spiele im C. Maximus hingen eng mit den religiösen Festen, nam. mit dem Kultus der capitolinischen Gottheiten zusammen. Eine von dem präsidirenden höheren Beamten in der Triumphaltracht angeführte feierliche Prozession geleitete vor Beginn der Spiele die von zahlreichen Priestern umringten Bilder der Gottheiten, zu denen später auch die Porträts der Kaiser kamen, in den C. Das Wettrennen selbst begann rechts vom Haupteingang, auf dessen beiden Seiten sich je sechs mit Thoren verschlossene Schranken befanden. Die Mitte der Bahn durchschnitt der Länge nach (wenigstens in der Kaiserzeit) eine niedrige Mauer (spina), welche mit Säulen, Statuen u. kleinen Heiligthümern besetzt war u. an beiden Enden mit je drei Kegelsäulen (metae) endete. Hatte nun der Vorsitzende mittels eines in die Bahn geworfenen weißen Tuches das Zeichen zum Anfange gegeben, so öffneten sich die Schranken, u. es begannen gewöhnlich vier Wagen zugleich die Wettfahrt, indem sie von der rechten Seite des Throns aus um die metae herum siebenmal hin u. zurück die Bahn durchbrausten. Sieger blieb, wer beim siebenten Rücklauf zuerst eine nahe am Eingange gezogene weiße Linie passirte. Um die Zahl der zurückgelegten Umläufe zu kontroliren, waren in der Mittellinie auf einem Säulengerüste sieben Delphine u. sieben eiförmige Kugeln angebracht, von welchen Zeichen nach jedem Umlauf eines herabgenommen wurde. Die von vier neben einander gespannten Pferden gezogenen Wagen waren klein u. leicht; die Lenker standen auf ihnen in eng angeschnürter Tunika, eine Kappe auf dem Haupte, die Peitsche in der Hand, ein Messer im Gürtel. Die größte Gefahr für Menschen u. Thiere lag in dem siebenmaligen Umfahren der Spitzsäulen, wobei der dieselben am nächsten Streifende am meisten im Vortheile war, wobei aber auch oft die Wagen an das Ziel u. über einander geschleudert wurden. Die Leidenschaft, von welcher das röm. Volk für das Wagenrennen erfüllt war, wuchs in der Kaiserzeit, wo sie an die Stelle des schwindenden polit. Interesses trat (daher der Ruf „Panem et Circenses!", „Brot u. circensische Spiele!", welcher die beiden Hauptbedürfnisse der Massen in jener Zeit bezeichnet). Diese Leidenschaft ging so weit, daß sich allmählig ein Parteiwesen bildete, welches sich auf die als Abzeichen geltenden Farben der rennenden Wagen gründete. Anfangs gab es

nur zwei Farben, weiß u. roth: zu ihnen trat die grüne u. zuletzt die blaue Partei hinzu. Zwei neue Farben, die Domitian einführte, Gold u. Purpur, waren nur vorübergehend. Die beiden ältesten Parteien kamen später aus der Mode u. schlossen sich den beiden stärkeren an, so daß in der spätröm u. byzantinischen Periode nur von Blauen u. Grünen die Rede ist. Noch im 9. Jahrh. v. Chr. bestanden in Konstantinopel die vier Farben. Die Lieferung u. Ausrüstung der Cirkusspiele übernahmen Kapitalisten u. Gestütebesitzer, die sich allmählig in die Farben theilten, wodurch nach u. nach aus den vier Parteien geschlossene Gesellschaften mit fester Organisation entstanden, mit denen die Veranstalter der Spiele in Verbindung treten mußten. Die siegenden Wagenlenker erhielten außer Kränzen u. Palmzweigen oft bedeutende Belohnungen in Geld.

Cirripedia (fälschlich auch Cirrhopoda; Cirripedier, d. h. Rankenfüßler, Nematopoden), eine ausschließlich marine Ordnung von Krebsen, die sich auf dem Wege einer komplizirten mehr od. weniger rückschreitenden Metamorphose (s. d.) aus freischwimmenden Larven (Nr. 2006) zu Thieren entwickeln, welche sich dann mit ihrem Kopfende, das bei manchen (Lepadiden) in einen langen Stiel ausgezogen ist, meist in größerer Zahl an fremden Körpern im Meere, Pfählen, Felsen, Muschel- od. Krebsschalen, auf Walfischen (wie Coronula, die Walfischpocke, Seepocke), durch das Sekret einer besonderen Cementdrüse festheften, seltener in Kalkfels, Muscheln u. s. w. einbohren (wie Alcippe, Lithothrya).

Nr. 2003. Nr. 2004. Nr. 2005. Nr. 2006.

Nr. 2003—2005. Seepocken (Lepas Balanus) $^1/_2$ der natürl. Größe. Nr. 2006. Larve der Lepas.

Wegen der Kalkschale, die viele von ihnen haben u. die aus 4, 5 u. mehr Stücken zusammengesetzt ist, hielt man früher (selbst ein Cuvier!) die Cirripedier für Muscheln (Multivalven, gegenüber den anderen, den Bivalven), bis die Entdeckung ihrer Larven durch Thompson u. Burmeister ihre Krebsnatur außer allen Zweifel stellte. Sie heißen auch ihrer kalkigen Hülle wegen Kuhschellen, Seetulpen, Seeglocken, Meereicheln (Balanus, Coronula u. s. w.); die alte Bezeichnung Entenmuscheln (für die gestielten Lepadiden, Lepas anatifera) fußt auf dem Aberglauben, daß sich Bernickelgänse aus ihnen bilden. Der vom Mantel u. dessen Schalenstücken umhüllte Leib der Cirripedier zeigt keine scharfe Gliederung, am Kopfe unterscheidet man (nur die vorderen) Antennen u. Mundwerkzeuge, der Leib streckt seinen hintern Theil in der Weise nach oben, daß die mit ihren rankenartig verlängerten, behaarten Aesten im Wasser nach Nahrung strudelnden, meist sechs vielgliedrigen Extremitätenpaare (Rankenfüße) aus der Spalte der sich öffnenden Schale vorgestreckt werden können, u. schließt mit stummelförmigem Hinterleib ab. Die schlauchförmigen Anfänge der Extremitäten hält man für Kiemen. An dem Grunde des Hinterleibes, der statt der Gliedmaßen nur einen langen, nach der Bauchfläche umgeschlagenen Cirrus, das männliche Begattungsorgan, trägt, liegt die Afteröffnung. Sie sind Zwitter, nur einige Arten haben besondere Zwergmännchen. Hauptsächlich durch Darwin kennt man 170 lebende u. 56 mit den lebenden ziemlich übereinstimmende, fossile, meist den Tertiärschichten angehörende Arten. Parasitisch am Hinterleibe von Seekrebsen leben die aller Gliederung u. Gliedmaßen entbehrenden, ehemals zu den Helminthen gezählten, in ihrer Larvenform aber durchaus mit anderen Cirripediern übereinstimmenden Wurzelkrebse (Rhizocephala od. Suctoria), zu denen die Gattungen Peltogaster u. Sacculina gehören; in Alepas cornutus (einer Lepadide) schmarotzt die ebenfalls ganz cirrenlose Gattung Proteolepas, deren Körperhülle auf zwei getrennte Fäden reduzirt ist; in Schalen von Concholepas endlich die getrennt geschlechtige Gattung Cryptophialus mit flaschenförmiger Körperhülle u. drei Cirrenpaaren.

Cirrocumulus, Cirrostratus u. **Cirrus**, s. „Wolken".

Cis, d. i. diesseits, eine latein. Präposition, welche Eigennamen von Bergen od. Gewässern vorgesetzt wird, um ein diesseit derselben gelegenes Gebiet von einem jenseits liegenden abzugrenzen. So unterschieden die Römer zwischen einem Cisalpinischen u. Transalpinischen (diesseit u. jenseit der Alpen liegenden) Gallien (s. d.). Bonaparte nannte zwei Staatengebilde, die er 1796 nach der Schlacht von Lodi in Oberitalien ins Leben rief u. von denen das eine Modena, Reggio, Ferrara u. Bologna, das andere die Lombardei in sich schloß, nach dem sie trennenden Flusse Po (Padus) die Cispadanische u. Transpadanische Republik. Beide gingen aber schon im folg. J., mit einander verschmolzen, in der Cisalpinischen Republik auf (proklamirt 21. Juni 1797, von Oesterreich anerkannt im Frieden von Campo-Formio (s. d.). Diese begriff außer den genannten Gebietstheilen noch die venetian. Besitzungen Bergamo, Brescia u. Cremona, Verona u. Rovigo, die Fürstenthümer Massa u. Carrara, ferner Mesola u. die Romagna in sich. Nachdem im Okt. dess. J. noch ein großer Theil des Kantons Graubünden hinzugekommen war, umfaßte die Republik, deren Hauptstadt Mailand war, 771 □ M. mit $3^1/_2$ Mill. Einw. Im J. 1802 nahm sie den Namen „Italienische Republik" an u. erwählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten, der sich seit 1805 „König von Italien" nannte. Der Staat selbst führte von 1805—14 den Namen „Königreich Italien". — Die Cisrhenanische Republik, welche die Franzosen im Sept. 1797 aus mehreren deutschen Städten auf dem linken Rheinufer (Köln, Bonn, Aachen) bildeten, dauerte kaum einen Monat, da bereits am 17. Okt. 1797 (im Frieden von Campo-Formio, s. d.) das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten wurde. Seitdem in Oesterreich der sog. Ausgleich mit Ungarn u. die dualistische Gestaltung des Reiches vollzogen ist, unterscheidet man dort (im gewöhnlichen Sprachgebrauche, in der Zeitungssprache u. s. w.) zwischen Transleithanien (den jenseit der Leitha liegenden Ländern der ungarischen Krone) u. Cisleithanien (dem übrigen, diesseit der Leitha liegenden Oesterreich). — **Cisplatinische Republik**, s. „Montevideo".

Cisalien, in der Münzkunst der Abfall.

ciseliren, d. i. eine künstlerische Bearbeitung von Metallen, die zweierlei Art ist. Bei Metallgußwerken versteht man darunter zunächst das Wegschaffen der in dem Zusammenstoß zweier Formentheile sich bildenden Gußnähte durch Feilen, Schaben u. dgl., womit sich öfter eine weitere noch nöthige Ueberarbeitung verbindet, welche die künstlerische Vervollkommnung der Umrisse selbst zum Zweck hat. Die andere Art des C. ist Treibarbeit der Goldschmiede u. Gürtler, bei welcher mit Hammer u. Punzen auf eine Unterlage von Pech erhabene Figuren u. Verzierungen in Metallblechen erzeugt werden, unter Einschluß der etwa noch erforderlichen Bearbeitung mit dem Grabstichel.

Cissey (spr. Sisseh), Erneste Louis Octave Courtet de, franz. General u. Kriegsminister, geb. 1812 zu Paris, trat im Okt. 1832 aus der Schule zu Saint-Cyr als Unterleutnant in die Armee ein, ward 1835 Adjutant des Generals Trézel u. ging mit diesem nach Afrika, wo er sich mehrfach auszeichnete. Hierauf machte er als Oberst u., seit der Schlacht bei Inkerman, als Brigadegeneral den Krimkrieg mit u. rückte 13. Aug. 1863 zum Divisionsgeneral auf. Als solcher erhielt er ein Kommando in Rennes u. nahm dann im 4. Armeecorps unter Ladmirault am Kriege gegen Deutschland theil, in welchem er infolge der Kapitulation von Metz in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieth. Am 1. Juni 1871 übernahm er die Leitung des Kriegsministeriums.

Cissoide od. **Cisoide**, Epheublattlinie (κίσσος, Epheu), ist eine krumme Linie, welche wie folgt gezeichnet werden kann. Man nehme einen Winkelhaken, dessen einer Schenkel beliebig lang ist u. in der Mitte eine Rinne hat, so daß sich derselbe um einen in H (Nr. 2007) festgemachten Stift drehen u. verschieben kann. Der andere Schenkel, der die Länge von CG hat, ist in der Mitte mit einem Schreibstift versehen, welcher die Bewegungen dieses Halbirungspunktes markirt, wenn der andere Schenkel um den Stift H seine verschiedenen Lagen annimmt. Ist nun CB' ein feststehendes Lineal, an dessen Kante sich das Ende G des kürzeren Schenkels immer hinbewegt, während der längere Schenkel durch H gleitet, so verzeichnet der Schreibstift B allmählig die in unserer Abbildung kräftig ausgezogene Kurve M B O b, welche von ihrer einem Epheublatt ähnlichen Gestalt den Namen C. erhalten hat. — Diese Linie ist von einem griechischen Geometer Diokles (5. Jahrh. nach Chr.) erdacht worden, um das bei den Alten

wichtige Problem, zu zwei gegebenen Linien die zwei mittleren stetigen Proportionalen zu konstruiren, lösen zu können; sie ist aber wahrscheinlich schon dem Geminus (im 1. Jahrh. v. Chr.) bekannt gewesen.

Cisteen, Cistineen, Familie der Sonnenröschen, s. „Cistus“.

Cisten (Cisten, kleine Kasten) nennt man gewisse in etruskischen Gräbern aufgefundene runde Gefäße aus getriebener Bronze. Gewöhnlich fand man in derselben Toilettenutensilien, welche man den verstorbenen Frauen mit ins Grab zu geben pflegte. — Denselben Namen führten auch irdene od. aus Stein gefertigte, mit Malerei od. Reliefs verzierte Grabumen od. Aschekästchen von viereckiger Form.

Nr. 2007. Cissoide.

Cisternen sind entweder offene, eingefaßte Wasserbassins, od. häufiger geschlossene Wasserkeller, entweder in Fels gehauen od. in der Erde aufgemauert, mit Cement ausgestrichen u. dann meistens überwölbt. Bei größerer Weite wird die Decke durch eine od. mehrere Säulen od. Pfeiler gestützt. Sie dienen als Sammler u. Reservoire für Regenwasser, hauptsächlich in wärmern Ländern, wo Wasser nicht reichlich ist; im alten Rom wurden sie auch zum Klären des durch Aquadukte zugeführten Wassers gebraucht. In Italien benutzt man in Felsen gehauene C. örtlich zur Aufbewahrung von Oel, in Ungarn von Wein. Festungen können ebenfalls in der Lage sein, für Nothfälle C. bereit halten zu müssen, für welche dann eine bombenfeste Ueberwölbung nöthig ist.

Cisterzienser, s. „Orden, geistl.“.

Cistoiden, s. v. w. „Bandwürmer“.

Cistrose, s. „Cistus“.

Cistus, Pflanzengattung der Cistineen, für die wärmere Zone höchst charakteristische Sträucher liefernd, welche als Cist- od. Sonnenröschen bekannt sind. In unserer deutschen Flor kennen wir nur C. Helianthemum od. Helianthemum vulgare als niederliegendes Sträuchlein mit fingerblumenartigen goldgelben Blumen. In der Mittelmeerflor aber treten höhere Strauchformen als Kennzeichen der immergrünen Region auf u. schmücken diese durch ihre schönen großen u. rosenartigen Blumen: C. incanus, crispus, albidus, sericeus, hybridus, Monspeliensis, salvifolius u. a. Manche von ihnen haben sich dem Menschen nützlich erwiesen. So dienen die Blätter von C. vulgaris in Griechenland als Theesurrogat; C. creticus, ladaniferus, Ledon, laurifolius u. monspeliensis schwitzen ein Harz aus ihren Drüsen, welches als Ladănum bekannt ist u. schon im Alterthume in der Arzneiwissenschaft gebraucht wurde.

Citadelle (ital. cittadella), kleine Festung, entweder zur militärischen Beherrschung einer Stadt od. als Rückhalt u. Zufluchtsort für die Besatzung einer Festung. Dem ersteren Zwecke sollten die C.n in Italien u. in den Niederlanden dienen. Um dem letzteren Zwecke zu entsprechen, muß die C. so angelegt sein, daß der Angriff auf die Festungswerke nicht zugleich mit dem Angriff auf die C. verbunden werden kann; auch muß sie die nöthigen bombensicheren Räume zur Unterbringung von Kriegsmaterial, Pulvervorräthen u. dgl. umschließen. Sie wird am liebsten auf einem erhöhten Punkte an einer dem muthmaßlichen Angriff weniger ausgesetzten Seite erbaut, so daß ihre Werke die Hauptplätze u. Zugänge mit Geschützfeuer bestreichen können. Zwischen den Werken der C. u. den Häusern der Stadt muß ein freier Raum von mindestens 800 bis 1000 Schritten bleiben, damit der Feind nicht eine gedeckte Annäherung bis unmittelbar an die C. finde. Dieser Raum, auf welchem sich breite Baumgänge u. die Uebungsplätze der Garnison im Frieden befinden, heißt die Esplanade. Die selbstständigen C.n ohne Zusammenhang mit größeren Befestigungen, wie sie früher an Pässen, Wegekreuzungen u. dgl. angelegt wurden, haben gegenüber der Tragweite des neuen Geschützes ihre Bedeutung verloren (Laon u. Amiens 1870).

Citat (lat., d. i. Anrufung), eine angeführte Stelle aus einem Schriftsteller; eine solche Stelle anführen, sich auf sie berufen, heißt citiren. Der Theologe od. Geistliche citirt eine Stelle aus der Bibel, um einer von ihm ausgesprochenen Lehre in den Augen seiner Leser od. Hörer Nachdruck zu verleihen; der Philolog citirt eine Stelle aus einem klassischen Schriftsteller, um eine von ihm ausgesprochene Behauptung od. Vermuthung (über den Gebrauch eines Wortes, einer Form 2c.) zu begründen. Auch im Redekampfe, in der öffentlichen Debatte wie im Privatgespräch, citirt der Sprecher zur Bekräftigung seiner eigenen Ansicht gern den Ausspruch eines bedeutenden od. beliebten Schriftstellers. Gewisse C.e kehren häufig wieder u. sind in die Verkehrssprache übergegangen. Eine Sammlung solcher C.e, soweit sie in Deutschland gebräuchlich, sind G. Büchmann's „Geflügelte Worte“ (6. Aufl., Berlin 1872).

Citation, Ladung, Vorladung, heißt die von einer Behörde u. nam. vom Richter an eine Privatperson gerichtete Aufforderung, vor ihm od. an Amtsstelle zu erscheinen, sich einzufinden. Diese Aufforderung, dieser Befehl kann mündlich od. schriftlich erfolgen. Die schriftliche Ladung muß enthalten: den Namen des Vorladenden, Ort, Tag u. Stunde des Erscheinens, den Zweck der Vorladung, sofern derselbe ohne Nachtheil für die Sache vorher mitgetheilt werden kann, endlich den Nachtheil, der den Außenbleibenden od. Ungehorsamen treffen werde. Diese Nachtheile können in dem Verluste eines Rechtes (z. B. Verlust aller Einwendungen, Annahme des Zugeständnisses, Wegfall einer Prozeßschrift, Verlust eines Beweismittels) od. in einer Geld- od. Gefängnißstrafe (nam. in Strafsachen) od. lediglich in der Verpflichtung zur Erstattung der fruchtlos aufgelaufenen Kosten bestehen. Ausnahmsweise (außerordentliche C.) kann die Vorladung in öffentlichen Blättern, z. B. bei der Ediktalladung, od. durch Vorführung durch den Diener, insbesondere bei ungehorsamem Außenbleiben u. in Straf-, Wechsel- u. Handelssachen, geschehen. Letztere Art der Ladung nennt man Reale.

Cité (franz., spr. Sitteh), d. i. Stadt, heißt bei größeren Städten der älteste Theil der Stadt, die Altstadt; so nam. die Altstadt von Paris (auf einer Insel in der Seine), von der jetzt nur noch wenig erhalten ist. Eben so heißt in London die Altstadt, die noch gegenwärtig der Verkehrs- u. Verwaltungsmittelpunkt der Weltstadt ist, die City (spr. Sitti); das Stadthaus führt den Namen City-Hall. Im weiteren Sinne heißt in England jede Stadt, in der ein Bischof seinen Sitz hat, City, während in Amerika jede größere Stadt diesen Namen trägt.

Citharéxylon, Geigenholz, weil C. quadrangulare in Westindien das sog. Bois de guitarre od. fiddlewood (Guitarren- od. Fiedelholz) liefert, das als weißes Eisenholz bekannt ist u. zur Verfertigung musikalischer Instrumente dient. Andere Arten dagegen sind Arzneipflanzen geworden; z. B. C. paniculatum in Ostindien u. auf den umliegenden Inseln. Die Gattung gehört zu der natürlichen Familie der Verbenaceen, Gruppe der Lantaneen.

citiren heißt einmal die Handlung des Dieners einer Behörde od. eines Gerichts, wodurch die Privatperson vor den Richter od. vor eine Behörde gerufen od. geführt wird. Unter c. versteht man auch das Anführen eines Schriftstellers od. einer Meinung desselben meist zur Unterstützung einer ausgesprochenen Ansicht od. eines Urtheils (s. „Citat“).

citissime (lat., eiligst) u. cito (schnell, eilig) sind zwei Bemerkungen, die von den Behörden gewöhnlich solchen Verordnungen, Aufträgen u. Verfügungen hinzugefügt werden, deren sofortige Ausführung große Eile verlangt.

Citoyen, Citoyenne (franz., spr. Sitoajäng, Sitoajenne), d. i. Bürger, Bürgerin, wurde während der franz. Revolution 1792 als allgemeine Anrede für „Monsieur“ u. „Madame“ eingeführt. Diese Form der Titulatur, die in den späteren Jahren der Republik wieder aus der Umgangssprache verschwand, erhielt sich im offiziellen Verkehr bis zur Errichtung des Kaiserreiches, welches sie aufhob. Seitdem ist sie nur vorübergehend, während der Revolution von 1848 u. unter der Herrschaft der Pariser Commune 1871, wiedergekehrt.

Citrat nennt man die Salze der Citronensäure (s. d.).

Citrin wird der weingelb gefärbte Bergkrystall genannt (s. d.).

Citronat, Cedrat od. Succade nennt man die frisch mit Zucker eingemachten, in Stücke zerschnittenen, dicken Schalen der Citronaten od. Cedratfrüchte, einer Abart der Citronen, von Citrus medica macrocarpa cedra abstammend. Die Bereitung geschieht in Italien

u. Spanien so, daß man die dicke Schale der noch unreifen Früchte zunächst mit Salzwasser kocht, dann in reinem Wasser einweicht, noch einmal aufkocht u. endlich mit Sirup od. geschmolzenem Zucker übergießt; im ersteren Falle erhält man die eigentliche Succade, während die mit Zucker eingemachten Schalen candirter Citronat genannt werden. Namentlich das letztere Fabrikat wird viel zu Backwerken (Stollen, Pfefferkuchen) verwendet.

Citronellenöl, ein sehr stark u. in verdünntem Zustande angenehm riechendes ätherisches Oel, welches auf der Insel Ceylon aus dem in der Nähe der Städte Colombo u. Punto de Galle in großer Ausdehnung kultivirten Citronengrase (auch Kameelheu genannt) (Andropogon Schoenanthus *L.*) durch Destillation gewonnen wird; die Ausfuhr dieses Oeles aus dem Hafen von Colombo soll jährl. ca. 2000 Kg. betragen. Man benutzt es bei uns zum Parfümiren von Seifen ꝛc.

Citronen sind die allbekannten, noch nicht völlig reifen Früchte des Citronenbaumes (Citrus medica, s. d.), welche einen bedeutenden Handelsartikel bilden u. in großer Menge von Italien, dem südlichen Tirol, Südfrankreich u. Spanien aus in den Handel kommen. Die Frucht wird mehrmals des Jahres geerntet, u. es ist die vom zweiten Schnitte die beliebteste. Da die C.n leicht schimmeln u. verderben, muß man auf ihre Aufbewahrung große Sorgfalt verwenden; sie müssen an einem luftigen, kühlen, aber nicht feuchten Orte, der gegen den Frost geschützt ist, aufbewahrt werden; ihre Anwendung in Küche, Konditorei u. s. w. ist als bekannt vorauszusetzen; auch in Apotheken benutzt man sie. Von den Bestandtheilen der C. sind die wichtigsten das **Citronenöl** (s. d.) od. Cedratöl u. die **Citronensäure** (s. d.).

Citronenöl (Oleum Citri, O. de Cedro) ist ein ätherisches Oel, das sich nur in der äußeren dünnen gelben Schale der C.früchte findet u. daraus gewöhnlich durch Pressen od. durch Drehen der Früchte in einem Blechtrichter, dessen innere Fläche wie ein Reibeisen gestaltet ist, erhalten wird. Eine weniger feine Sorte gewinnt man auch durch Destillation der Schalen mit Wasser. Das C. hat eine hellgelbe Farbe, ist klar, löst sich nur in absolutem Alkohol vollständig auf u. besitzt den eigenthümlichen Geruch der Citronen im höchsten Grade. Da es durch Licht u. Luft leicht verändert wird, verharzt u. einen minder feinen Geruch bekommt, muß man es in stets gefüllten Gefäßen gegen die Sonne geschützt aufbewahren. Es wird vielfach verwendet, nam. in der Parfümerie, Likörfabrikation u. in Apotheken; auch in der Küche u. Kuchenbäckerei als Ersatz für frische Citronenschale.

Citronensäure (Acidum citricum), eine organische Säure, welche in dem inneren, fleischigen Theile der Citronenfrüchte enthalten u. die Ursache des sauren Geschmackes derselben ist. Man gewinnt sie nam. in England in großem Maßstabe aus dem Citronensafte, der von Italien aus dorthin gesendet wird. Sizilien schickt allein jährlich im Durchschnitt 2000 Pipen Citronensaft nach England. Derselbe enthält, wenn er gut ist, 6—7 Prozent Citronensäure; die Abscheidung derselben geschieht durch Neutralisiren des Saftes mit Kreide u. durch Zerlegen des sich hierbei bildenden citronensauren Kalkes mit verdünnter Schwefelsäure. Es entsteht schwefelsaurer Kalk, welcher sich niederschlägt, u. freie C., die im Wasser aufgelöst bleibt. Aus der zur Krystallisation eingedampften Lösung scheidet sich die C. in großen, farblosen durchsichtigen Krystallen aus. Sie besteht in 100 Theilen aus $34_{,29}$ Kohlenstoff, $3_{,81}$ Wasserstoff, $53_{,33}$ Sauerstoff u. $8_{,57}$ Wasser, löst sich in Wasser u. in Alkohol leicht auf, nicht in Aether. Beim Erhitzen erleidet die C. sehr verschiedene Veränderungen, indem sich aus ihr mehrere andere Säuren bilden, so z. B. Aconitsäure, Itaconsäure u. s. w. Man verwendet die C. theils in der Färberei u. Kattundruckerei, theils in Apotheken u. zu Limonaden, Punschessenz u. s. w. Außer in den Citronen kommt die C. auch noch in einigen anderen Früchten vor, s. z. B. in den Stachelbeeren, Preißelbeeren, Johannisbeeren; von letzteren liefern 100 Kg. jedoch nur 1 Kg.

Citrullus vulgaris, Wassermelone, Citrullengurke, aus Südasien, in Südeuropa angebaut; eine oft 1 m. lange kürbisartige, äußerst saftreiche Frucht erzeugend, die aromatisch-süß schmeckt u. bes. wegen ihrer kühlenden u. erfrischenden Eigenschaft schon in Oberitalien allgemein genossen wird. Das Fleisch ist weich, weiß u. violett gefleckt od. roth, während die Rinde glatt, grün, marmorirt u. gefleckt ist. Man baut die Pflanze wie den Kürbis als Sommergewächs.

Citrus, die Pflanzengattung der sog. Hesperidenfrüchte od. Agrumen, von der man eine Menge köstlicher Obstarten zählt, die, sämmtlich aus dem wärmeren Asien od. Nordafrika stammend, gegenwärtig auch in Südeuropa u. in den entsprechenden Ländern der Neuen Welt kultivirt werden. Man unterscheidet folgende Arten: C. medica, die gemeine Citrone, Agrume, oder Cedratbaum; C. Limonium, die Limonie, mit dünner Schale und saurem Safte, einige Abarten erzeugend, wie die Vignette, die Rosoline oder Wachslimone, die Ponzine u. die Lumie od. süße Limonie; C. Limetta, die Limette, mit süßlich-fadem Safte, davon als Abarten die Perette mit birnenförmiger Frucht u. saurem Safte, die Chrysomelie od. Goldhesperide mit rundlich-birnenförmiger, schmackhafter Frucht, dem Paradies- od. Adamsapfel, um Genua u. auf Korfu kultivirt, als der Apfel geltend, in welchen Adam gebissen haben soll; C. Bergamia, die Bergamotte, wahrscheinlich ein Bastard von C. medica u. Aurantium, das wohlriechende Bergamottöl liefernd, davon Abart die Mellarose od. die Rosenapfel-Hesperide; C. Bigaradia, die Bigarade od. bittere Pomeranze; C. Aurantium, die süße Pomeranze od. Orange, davon als Abart die Apfelsine od. die eigentliche Hesperidenfrucht u. die Orange von Jericho; C. decumana, die Pompelmus od. der Paradiesapfel aus Kleinasien u. Ostindien, mit 5 bis 6 Kg. schweren, kugelrunden u. bittern, reif aber saftreichen u. süßsäuerlichen Früchten, die mit Zucker u. Malagawein genossen werden; C. decumana *Sieb.*, mit der vorigen verwechselt, wol eigene Art, die auf Kreta, wo das Bäumchen ebenfalls 3 bis 4 Kg. schwere, 40 cm. dicke Früchte bringt, um ihrer Schale willen, die man allein speist, gebaut wird u. um ihrer Größe willen Melonen- od. Kürbiscitrone von Süber genannt wurde; C. Paradisi, Paradiesorange auf Jamaika u. in Griechenland, mit sehr sauren Früchten; C. deliciosa, die wohlschmeckende Orange, mit kugelrunden, dünnschaligen, durch u. durch gelben Früchten von höchst angenehmem Geschmack. Außerdem giebt es noch eine Menge Arten, welche zum größten Theile auf Java vorkommen, aber auch Japan u. Cochinchina angehören. Unter ihnen am bemerklichsten: C. Limonellus, Limonelle, mit kugligen, glatten u. angenehm säuerlichen Früchten; C. obesa, mit länglichen Früchten u. rothem Fleische, C. japonica mit kleinen, wohlschmeckenden Früchten u. a.

Nr. 2008. Zweig von Citrus medica.

Citta (ital., spr. Tschitta), „Stadt", bildet in Italien vielfältig den Anfang von Städtenamen, wie z. B. Cittadella in der Prov. Padua; C. di Castello in der Prov. Umbrien; C. Ducale in der Prov. Abruzzo ulteriore u. noch v. A.

Cittadella, Giov., Bildhauer, s. „Lombardi". — **City,** s. „Cité".

Ciudad (spr. Siudah), im Spanischen der allgemeine Ausdruck für eine Stadt. Offiziell wird diese Bezeichnung nur bei den Orten gebraucht, welche im Mittelalter u. zu Anfang der neueren Zeit zu den Städten erster Klasse gerechnet wurden u. zur Belohnung für Dienste, die sie den Monarchen geleistet, bes. Privilegien, nam. eine eigene Gerichtsbarkeit, hatten. Der Gegensatz zur C. ist die Villa, der Marktflecken. Gegenwärtig trifft es sich, daß manche große Städte, wie z. B. Madrid selbst, von früher her noch die Bezeichnung Villa haben, während andere kleine Ortschaften ciudades genannt werden.

Ciudad Réal. 1. eine Provinz Neu-Castiliens, die den größten Theil der Mancha umfaßt, mit 655 □M. Flächeninhalt, aber nur

245,000 Einw. Von dem Guadiana durchflossen, ist sie reich an Erzen u. Mineralien u. hat eine ziemlich bedeutende Industrie. Ihr Hauptprodukt ist neben Getreide der Wein. — 2. Hauptstadt der gleichnamigen Provinz; unweit des Guadiana mit 10,000 Einw. Sie ist als Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen sowie als Hauptmarktplatz für Esel u. Maulthiere wichtig. Am 27. März 1809 wurden hier die Spanier von den Franzosen geschlagen.

Ciudad Rodrigo ist eine starke span. Festung nahe der portugies. Grenze, im ehemaligen Königreich Leon, der jetzigen Provinz Salamanca am Agueda, einem Nebenflusse des Duero, mit 7000 E. (Bischofssitz; Wollen= u. Seifenfabriken). Nachdem C. R. 1810 in die Hände der Franzosen gefallen war, mußten sie dasselbe 1812 an die Engländer unter Wellington übergeben, der dafür von der span. Regierung den Titel Herzog von C. R. erhielt.

Civette, ein zur Familie der Viverra gehöriges, in Afrika heimisches Zibetthier von aschgrauer Farbe, mit schwarzen Flecken u. Streifen u. einer starken Mähne über den Rücken, die es willkürlich aufrichten kann.

civil, vom lat. civilis, „bürgerlich", hat außerdem noch die Nebenbedeutungen: höflich, gesittet, mäßig, billig.

Civilanspruch. Die Rechte, die ein Einzelner im Staate geltend machen u. deren Schutz Seiten der staatlichen Behörden er fordern kann, sind entweder dem öffentlichen Rechte entsprungen od. sind durch Rechtsgeschäft erworben worden. Die letzteren sind die Civilansprüche. Der Ausdruck C. fällt zusammen mit bürgerlichem od. Privatrecht u. bildet den Gegensatz zum politischen od. öffentlichen Rechte. Den Ausdruck C. braucht man noch, um einen bürgerlichen Rechtsstreit, sog. Civilprozeß, von einer Strafsache, Kriminalprozeß, in dem es sich um die Verfolgung u. Bestrafung eines Verbrechens handelt, zu unterscheiden. Die Civilansprüche zerfallen meist in große u. geringfügigere; letztere werden vielfach auch Bagatellsachen genannt. Ferner theilt man sie in streitige u. nichtstreitige. Streitige C. sind die eigentlichen Civilprozeßsachen, z. B. Prozesse über Forderungen, über Eigenthum od. Erbschaft; nichtstreitige C., actus voluntariae jurisdictionis, Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, werden in Deutschland meist auch von Gerichtsbehörden erledigt. Sie bezwecken Beurkundung eines Rechtsgeschäfts od. Sicherung gegen künftige Rechtsstörungen, u. es gehören zu ihnen z. B. Hypothekensachen, Testamentserrichtungen, Vormundschaftssachen, Beglaubigung von Unterschriften 2c.

Civilbeamte od. auch **Civilbediente,** werden im Allgemeinen alle solche Staatsbeamte genannt, welche nicht zum Militärstande gehören.

Civilbergung, s. „bergen".

Civilbesitz, der eigentliche (mit rechtlichen Wirkungen verbundene) Besitz, welcher z. B. dem mit einem Fehler behafteten Besitz (s. d.) gegenüber steht u. in einzelnen deutschen Landesgesetzgebungen auch als „vollständiger Besitz" bezeichnet wird. Im alten römischen Recht verstand man darunter den sogen. Usucapionsbesitz, welcher nach einer gewissen Zeit ungestörten Genusses dem Besitzer das Eigenthum gewährte. Nach preuß. Landrecht wird in solchem Sinne Derjenige, welcher eine Sache für sich besitzt u. seinen Besitz auf einen zum Eigenthumserwerbe geschickten Grund stützt, „vollständiger titulirter Besitzer" genannt. Im Gegensatze hierzu gilt als unvollständiger Besitzer z. B. der Pächter, der Pfandgläubiger in Bezug auf die gepachtete od. verpfändete Sache. Näheres sehe man unter dem Artikel „Eigenthum" u. vgl. noch den Artikel „Besitz."

Civilehe wird im Gegensatz zur kirchlichen Ehe diejenige Form der Eheschließung genannt, welche durch entsprechende Erklärung des Brautpaares vor der bürgerlichen Behörde, insbesondere vor einem dazu bestellten Beamten des Civilstandes vollzogen wird (s. „Civilstandsregister"). Obschon die nachfolgende kirchliche Einsegnung dem Herzensbedürfniß der Ehegatten überlassen bleibt, so bildet dieselbe doch keine Bedingung für die Giltigkeit des vor dem Civilbeamten in gehöriger Form eingegangenen Ehevertrages. Die rechtliche Begründung der C. beruht vielmehr auf dem Gedanken, daß der Staat, dessen Interessen der mit seinen Wirkungen tief in das bürgerliche Leben eingreifende Ehestand wesentlich berührt, auch die Eingehung dieses Standes unabhängig von der Kirche zu regeln befugt u. verbunden sei. Wenn nun auch der moderne Staat die Gerichtsbarkeit in Ehesachen, welche im Mittelalter die Kirche sich ganz zugeeignet hatte, meist wieder an sich gezogen hat, so gilt in Bezug auf die Eingehung der Ehe doch die rein bürgerliche Form noch heute in vielen Ländern als die Ausnahme. Denn in den Staaten, wo das katholische Kirchen= u. Eherecht vorherrscht, wird die Ehe in der Regel nur vor dem zuständigen Pfarrer als einem unerläßlichen Zeugen geschlossen, während das rein protestantische Kirchenrecht (z. B. in Preußen) sogar die thätige Mitwirkung des Geistlichen in Form der Trauung des Brautpaares verlangt. Die katholische Kirche hat die Ehe nicht nur für unauflöslich, sondern auch für ein Sakrament erklärt, um diese Institution ganz in ihren Bereich zu ziehen u. darauf das Recht der Gerichtsbarkeit über alle, auch die bürgerlichen Beziehungen der Ehegatten treffenden Streitigkeiten zu gründen. Gegen diese Verkirchlichung der Ehe traten zunächst die Reformatoren auf, vor Allen Luther, welcher die Ehe zwar „die schönste, von Gott eingesetzte Ordnung" nannte, sie aber doch zugleich für „ein weltlich Ding, für eine menschliche Einrichtung" erklärte. Unter den Juristen trat zuerst in Frankreich während des 16. Jahrhunderts das Bestreben hervor, die bürgerliche Natur der Ehe zu retten u. sie wieder dem Hoheitsrechte des Staates unterzuordnen. Man berief sich dabei auf die Vertragsnatur u. somit auf den bürgerlichen Charakter der Ehe, welche älter als das Christenthum u. die Kirche wäre, zwar von dieser geheiligt, nicht aber begründet werden könne. Nach verschiedenen Kämpfen siegte dann die weltliche Anschauung in der Gesetzgebung der Revolution von 1792 u. später in dem Code Napoléon, der die Ehe ganz von der kirchlichen Gesetzgebung trennte, sie unter die weltliche Gerichtsbarkeit stellte u. an rein bürgerliche Formen knüpfte, also die reine C. einführte. In ähnlicher Weise hatten sich schon früher die Verhältnisse in Holland gestaltet, wo man seit der Reformation sich daran gewöhnte, die Eheschließung durch Erklärung vor der weltlichen Obrigkeit als giltig anzusehen. In Deutschland hat sich die C. in denjenigen Ländern, welche der Herrschaft des franz. Rechtes unterworfen geblieben sind, eingebürgert; dagegen ist für die große Mehrheit der deutschen Bevölkerung eine allgemein giltige staatliche Norm betreffend die Eheschließung noch nicht gefunden. Man wartet vielmehr in Deutschland noch auf die Einführung der eigentlichen (sogen. obligatorischen) C., welche den Schwerpunkt in die bürgerliche Form mit der Wirkung legt, daß der Pfarrer ein Brautpaar nicht eher, als bis es die Ehe gesetzlicher Weise vor dem Civilbeamten geschlossen hat, trauen darf. Im Gegensatze hierzu hat man von manchen Seiten, doch bisher ebenfalls ohne Erfolg, die Einführung der fakultativen C. empfohlen, welche dem Brautpaar die Wahl zwischen rein bürgerlicher od. kirchlicher Form freiläßt, jedoch im Interesse der Rechtseinheit kaum zu empfehlen wäre. Anderseits haben vielfache Weigerungen strenggläubiger Geistlichen, sog. gemischte Ehen (zwischen Personen verschiedenen Glaubens) einzusegnen u. einen geschiedenen Ehegatten wieder zu trauen, dahin geführt, daß man unter Umständen die C. als einen ausnahmsweisen Behelf zugelassen, d. h. die sogen. Noth=C. gestattet hat. In ähnlichem Sinne ist neuerdings, zunächst im Königreich Sachsen, für solche Personen, die keiner der staatlich anerkannten Religionsgesellschaften angehören, die Einführung einer Art C. durch Einrichtung von Civilstandsregistern (s. d.) gesetzlich zugestanden. Der neuen deutschen Reichsgesetzgebung, welche auf Erreichung möglichster Rechtseinheit zustrebt, bleibt es noch vorbehalten, ein allgemeines bürgerliches Eherecht auch in Bezug auf die Eheschließung zu begründen u. dabei zugleich die C. für ganz Deutschland gemeingiltig anzuordnen.

Civilgericht steht zunächst im Gegensatz zu Militärgericht, weiterhin zu Kriminalgericht u. s. w., u. wird in neuerer Zeit mitunter auch im Gegensatz zu Handelsgericht, obschon dieses meist nur eine besondere Abtheilung des C. bildet, gebraucht. Vgl. die Artikel „Gericht" u. „Gerichtsverfassung".

Civilgerichtsbarkeit ist das Recht, Streitigkeiten über Privatrechte, d. h. über Mein u. Dein, zu untersuchen u. zu entscheiden. In der Regel gehört dazu auch das Recht, unstreitige od. freiwillige Rechtshandlungen zu beglaubigen u. zu bestätigen. Die C. steht hauptsächlich im Gegensatze zur Kriminalgerichtsbarkeit (in Strafsachen), d. h. zu dem Rechte, über widerrechtliche Handlungen, welche entweder als Uebertretungen od. als Vergehen od. als Verbrechen durch das Strafgesetz charakterisirt werden, die peinliche Untersuchung anzustellen u. über den als schuldig erkannten Angeklagten die gesetzliche Strafe zu verhängen. Näheres s. man unter „Gericht u. Gerichtsverfassung".

Civilgerichtsstand gilt nicht nur in Privatsachen, sondern auch in Strafsachen für die Personen des Soldatenstandes während der Zeit ihrer Beurlaubung, mit Ausnahme des Falles einiger bestimmter Vergehen, z. B. Desertion, Insubordination u. s. w., deren Verfolgung stets den Militärgerichten zufällt.

Civilgesetzgebung od. Gesetzgebung in Sachen des bürgerlichen Rechts, s. „Civilrecht".

Civilingenieure beschäftigen sich mit dem Entwurfe, der Veranschlagung, der Berechnung u. der Ausführung technischer Anlagen zum gewerblichen Betriebe für fremde Rechnung, fernerhin auch mit Beschaffung der dazu nöthigen Geräthe u. Maschinen, endlich mit der

Angabe von sachverständigen Gutachten u. Rathschlägen. Ihre Stellung ist (gegenüber den vom Staate angestellten Ingenieuren u. Baubeamten sowie den Militäringenieuren bez. Ingenieuroffizieren) eine durchaus freie u. an keine Staatsprüfung gebunden. Um dem Ansehen des Standes der C., zu welchem sich, infolge jener freien Stellung, Viele ohne hinreichende Kenntniß u. Befähigung drängen, in den Augen des Publikums wie der Behörden zu heben, sind in neuester Zeit mehrere hervorragende C. in Berlin zu einer Genossenschaft zusammengetreten, welche dem Publikum eine entsprechende Garantie für die Tüchtigkeit der darin aufgenommenen bez. aufzunehmenden C. gewähren soll. Dieser Zweck wird durch sehr strenge Bedingungen für die Aufnahme u. durch einen Ehrenrath angestrebt, welcher sich in genügender Weise über die Befähigung eines neu aufzunehmenden C., der mindestens fünf Jahre als solcher thätig gewesen sein muß, zu unterrichten u. weiterhin auch darüber zu wachen hat, daß die Ehre u. geschäftliche Zuverlässigkeit der Mitglieder nicht durch ihr Verhalten gefährdet werde. Zu solchem Behufe steht dem Ehrenrathe bei vorkommenden Fällen eine Untersuchung (in Form eines Disziplinarverfahrens) zu, deren Ergebniß je nach Umständen auf Freisprechung, Rüge od. Ausschließung aus der Genossenschaft hinauslaufen kann. Man vergleiche die „Statuten der Genossenschaft preußischer C. zu Berlin“ von 1867.

Civilis, Claudius, ein vornehmer Bataver, der in den J. 69 u. 70 n. Chr. an der Spitze eines Aufstandes gegen die Römer stand. Nachdem sein Bruder unter Nero hingerichtet worden u. er selbst auf den Verdacht des Aufruhrs hin demselben Schicksale sehr nahe gekommen war, eröffnete er unter dem Vorwande, für Vespasian gegen Vitellius Partei ergreifen zu wollen, in Verbindung mit den Caninefaten u. Friesen die Feindseligkeiten, schlug das röm. Heer am Niederrhein, nahm die Rheinflotte weg u. siegte auch über zwei vom Statthalter von Obergermanien gegen ihn geschickte Legionen. Der Aufstand breitete sich, nachdem auch acht batavische Veteranencohorten übergegangen waren, in Germanien u. Gallien immer mehr aus. Auch als Vespasian's Sieg durch die Schlacht bei Cremona entschieden war, blieb C. unter den Waffen, ja er setzte sich mit den Führern des gleichzeitig ausbrechenden gallischen Aufstandes, Classicus, Julius Tutor u. Julius Sabinus in Verbindung, worauf die in Xanten eingeschlossenen Trümmer des früheren röm. Heeres kapitulirten u. die Legionen des neuen Anführers Vocula zum Feinde übergingen. Die beabsichtigte Zerstörung Kölns unterblieb zum Glücke. Der von Vespasian gesendete Feldherr Cerialis siegte hierauf über die Gallier u. bei Xanten über die Bataver. Die Verbündeten gingen über den Rhein zurück u. thaten den Römern noch manchen Abbruch. Da aber der Winter herannahte u. C. selbst sammt seinen Landsleuten zu Unterhandlungen geneigt war, so kam endlich ein Vertrag zu Stande, durch welchen an den früheren Verhältnissen nichts geändert worden zu sein scheint. Der Name des C. verschwindet von da ab im Dunkel.

Civilisation (vom lat. civis, Bürger), d. i. bürgerliche Gesittung, heißt die aus dem Zusammenleben der Menschen hervorgehende Bildung, die sich nam. in feineren geselligen Sitten äußert. Dieser äußere Schliff ist aber erst die Vorstufe zur eigentlichen Bildung od. Kultur (s. d.). Einen Menschen, einen Volksstamm civilisiren heißt, ihn der Barbarei entreißen, ihn entwildern, verfeinern, der Kultur zugänglich machen. Die Franzosen, die das Wort C. als gleichbedeutend mit Kultur gebrauchen, haben sich in neuerer Zeit (bes. unter dem zweiten Kaiserreich) häufig gerühmt, daß sie „an der Spitze der C. marschiren“ (marcher à la tête de la civilisation), eine Phrase, die höchstens in der engeren Bedeutung, die das Wort in Deutschland angenommen, einigen Sinn hat.

Civilisten werden in der Volkssprache die Civilpersonen im Gegensatze zu den Angehörigen des Soldatenstandes genannt; in der Rechtskunde sind es die Civilrechtslehrer od. die Schriftsteller über Civilrecht, welche sich hauptsächlich in **Romanisten**, die das röm. Recht pflegen, u. in **Germanisten** scheiden, die es mit dem gemeinen deutschen Rechte u. dessen Geschichte zu thun haben. Beide stehen gegenüber den Kriminalisten, deren Fach das Strafrecht ist, ferner den **Publizisten**, welche sich mit Politik u. dem Staatsrecht beschäftigen, weiterhin den **Kanonisten**, die in dem kanonischen od. Kirchenrecht thätig sind u. s. w. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß unter Umständen derselbe Rechtskundige zu gleicher Zeit auf mehreren Gebieten der genannten Art sich hervorthun, z. B. sowol Civilist als Publizist u. s. w. sein kann.

Civilliste bezeichnet in der Sprache des öffentlichen Rechtes die für den Unterhalt eines Landesherrn u. seines Hofstaates ausgesetzte Jahresrente, welche in der Regel aus dem allgemeinen Staatshaushaltsetat ausgeschieden u. in Verfassungsstaaten meist bei jedem neuen Regierungswechsel ein für alle Mal mit der Landesvertretung vereinbart wird. Eine derartige Ausrüstung des regierenden Hauses mit den standesgemäßen Mitteln hat sich seit Vereinigung der früher dem Landesherrn gehörigen Domänen mit dem Staatsgute auch in den meisten deutschen Ländern nothwendig gemacht, wenn auch der aus Frankreich u. England stammende Ausdruck C. dafür nicht gerade glücklich gewählt ist. Als in letzterem Lande die Ueberschuldung der Domänen durch frühere verschwenderische Wirthschaft dem königlichen Hause nicht mehr den standesgemäßen Aufwand gestattete, wurde der Krone eine bestimmte Summe angewiesen, welche nicht nur die Kosten der königlichen Hofverwaltung, sondern auch einen beträchtlichen Theil der Kosten für die Civilverwaltung, vornehmlich für den Unterhalt der Gesandten, decken sollte. Der nun mit Rücksicht auf letztere Beziehung (civil government) gewählte Ausdruck C. (civil list) verlor, seitdem unter Wilhelm III. eine Scheidung zwischen jenen beiden Etats stattfand, seine eigentliche Bedeutung für den Unterhalt der Krone. Gleichwol wurde das Wort im letzteren Sinne nicht nur in England erhalten, sondern auch nach Frankreich, wo die Revolution von 1792 der Krone alle ihre Domänen entrissen hatte, übertragen u. in die Verfassung vom 4. Juni 1814 aufgenommen. Nach diesem Vorbilde haben dann mehrere deutsche Mittel- u. Kleinstaaten, zunächst Baden u. Bayern, später Königreich Sachsen, Braunschweig, Oldenburg u. s. w., in ihrer Verfassung den Ausdruck C. zur Anwendung gebracht u. darunter den Aufwand für den gesammten Hofstaat, für den Unterhalt der Gemahlin u. der noch nicht volljährigen Kinder des Souveräns (zuweilen auch ausdrücklich die ihrer freien Nutzung überlassenen Schlösser) begriffen. In einigen Staaten (z. B. Altenburg u. Oldenburg) werden in die C. auch die Apanagen (s. d.), d. h. die Dotationen für die übrigen Mitglieder des regierenden Hauses, eingerechnet; in andern (Württemberg, Sachsen rc.) wird aber die Zahlung der Apanagen als besonderer Posten bei dem Ausgabe-Etat aufgeführt. Mit Recht wird der Ausdruck C. (indessen nicht immer) bei solchen Staaten vermieden, in welchen die Domänen noch nicht zum Staatsgut erklärt worden sind, wenn auch dort der Souverän seine Bezüge aus dem Kammergute auf die mit den Ständen vereinbarten Beträge beschränkt. Denn hier erhält der Souverän offenbar nichts aus Staatsmitteln, sondern leistet vielmehr noch die Ueberschüsse aus den Einkünften des ihm u. seinem Hause gehörigen Gesammteigenthums als einen Beitrag zu dem Staatshaushalt. Angemessener sind in solchen Fällen die auch vielfach statt der C. gebrauchten Ausdrücke Domänenrente, Kammerrente, Krondotation, Schatullgut rc. In Preußen wird derselbe Gegenstand mit dem Ausdruck Krondfideikommiß-Rente bezeichnet, die 1820 auf $2\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. festgesetzt u. durch die spätere Verfassung bestätigt worden ist; diese Summe, die auf Domänen u. Forsten in solchem Sinne radizirt (angewiesen) ist, daß letztere bis zu entsprechender Höhe den Staatsgläubigern nicht verpfändet werden dürfen, wird im Staatshaushaltsetat von den Domäneneinkünften vorweg in Abzug gebracht, während die (seit 1859 u. 1868) unter dem Titel „Dotationen“ zu jener Rente noch hinzukommenden Zuschüsse aus anderen Staatseinkünften (zusammen 1,500,000) ausdrücklich in dem Ausgabe-Etat aufgeführt werden. Rechnet man dazu noch die einzelnen Posten für verschiedene Apanagen, so erreichen die für den Unterhalt des königlichen Hauses in **Preußen** ausgeworfenen Gelder im Ganzen die Summe von etwa $4\frac{1}{2}$ Millionen Thalern. Sie betragen nur einen gewissen Theil der beträchtlichen Einkünfte aus den früher zum Krongut gerechneten Domänen u. Forsten. Unvergessen mag bei dieser Gelegenheit das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. bleiben, als er einen großen Theil des Privatvermögens der Krone dem gebeugten Lande behufs Minderung der Staatslasten anwies: „Von meinem Lande hab' ich es, ihm geb' ich es wieder!“ Hiernach ist die früher so vielfach erörterte staatsrechtliche Frage, wem das Eigenthum an den Domänen zustehe, dem Staate od. den Fürsten, in Preußen auf die einfachste Art gelöst worden. In ähnlicher Weise ist in den größeren deutschen Staaten (Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden rc.) die C. genau begrenzt u. hierdurch die Frage nach dem Eigenthumsrecht an den Domänen praktisch erledigt. Anders steht es in verschiedenen kleineren Staaten, wo die C. bei dem geringeren Ertrage der Domänen entweder diesen ganz od. wenigstens zum größten Theil in Anspruch nimmt, während nur die jeweiligen Ueberschüsse der Staatskasse zu Gute kommen; auch sind in einigen deutschen Ländern (abgesehen von Preußen, z. B. in Mecklenburg u. Braunschweig) außer einem Theile der Domänenerträge noch andere Quellen vorhanden, aus welchen die Kosten des fürstlichen Haus- u. Hofhalts gedeckt werden, so z. B. in **Braunschweig** die Zinsen des sog. Bevern'schen Kapitals u. dgl. In den gedachten Fällen wird gewöhnlich die für den Jahresunterhalt des regierenden Hauses in Betracht kommende Summe auf dem Staatshaushaltsetat als sog. C. nicht

mit aufgeführt; hier kann daher der fragliche Betrag nur auf Schätzung beruhen, die sich in der nachfolgenden vergleichenden Uebersicht (bei der zweiten Reihe deutscher Staaten) auf frühere Ausweise der Reinerträgnisse der Domänen stützt. In den außerdeutschen Staaten sind die Verhältnisse der C. je nach der besonderen Regierungsform u. Landesverfassung natürlich sehr verschiedenartig gestaltet. Wenn sich z. B. der wahre Kostenbetrag für die ehemals kaiserl. Hofhaltung Frankreichs, obschon die C. Napoleon's III. auf 25 Millionen Francs (einschließlich gewisser Dotationen auf 26½ Millionen Francs) festgestellt war, doch einer genaueren Ermittlung entzogen haben mag, so werden dagegen die betreffenden Staatshaushaltsposten in wirklich konstitutionellen Staaten, wie Belgien, Großbritannien rc., um so zuverlässiger eingehalten. In dem letztgenannten Reiche bildet die eigentliche C., welche, von Jahr zu Jahr geordnet, meist um die Summe von 400,000 bis 500,000 Pfd. Sterl. schwankt, einen bestimmten Theil des sog. „konsolidirten Fonds", aus welchem noch eine Reihe anderer beträchtlicher Ausgaben (für Jahrgelder u. Pensionen, für die Gerichtshöfe, für diplomatische u. a. Saläre) bestritten wird. In Oesterreich u. Rußland, wo eine eigentliche C. nicht in dem Staatshaushaltsetat erscheint, wird der entsprechende Bedarf unter verschiedenen Titeln, unter den Ausgaben für den Hofstaat, beziehentlich für das Ministerium des kaiserl. Hauses rc. berechnet. Seit der Scheidung des erstgenannten Reiches in das österr. u. in das ungar. Staatsgebiet wird der Gesammtbedarf des kaiserlichen Hofstaates den beiden Sonderetats zu zwei gleichen Hälften (für 1871 zu je 3,650,000 Fl. ö. W.) belastet. Bei der Mehrzahl der außereuropäischen Monarchien (China, Japan, Marokko, Tunis, Zanzibar rc.), wo die höchste Gewalt meist unumschränkt herrscht, kann von einer wirklichen C. noch weniger die Rede sein; der Herrscher zieht dort (wie z. B. der König in Siam) sämmtliche Abgaben u. Staatseinnahmen aus Zöllen, Schiffahrtsgeldern, Ackerbauerträgen rc. ein u. bestreitet davon theils die Ausgaben für das eigene Haus, theils für die Staatslasten, z. B. für Beamten, für Heer u. Flotte, Bauten u. dgl. Dagegen erhält in Persien aus dem dort bestehenden Kronschatze, in welchen die meisten Staatsabgaben fließen, der Schah für seine Privatausgaben einen Sonderfonds (eine Art Taschengeld) angewiesen, welcher, gleich den C. der europäischen Staaten, auf eine bestimmte Höhe festgesetzt ist. Endlich ist noch das besondere Verhältniß des päpstlichen Stuhles in Rom zu erwähnen, dessen schwierige Finanzlage zur Zeit des Kirchenstaates kaum mit Hülfe der beträchtlichen Summen des Peterspfennigs zu ordnen war; als dann im Okt. 1870 das ganze Gebiet der päpstlichen Staaten in das Königreich Italien aufging, wurde dem Papste seitens der italien. Regierung durch das sog. „Garantiegesetz" außer dem Besitz mehrerer Paläste in Rom eine Jahresrente von 860,000 Thlrn. (3,225,000 Lire) als Dotation zuerkannt; diese ist jedoch infolge der Nichtanerkennung des gedachten Gesetzes seitens des Papstes als zurückgewiesen zu betrachten. — Bei der hier folgenden vergleichenden Uebersicht, in welcher wir die Leistungen einzelner monarchischer Staaten für ihr regierendes Haus u. dessen Mitglieder im Verhältniß zum Gesammtetat des Staatshaushaltes zusammenstellen u. daneben noch die Ausgabe für die Landesvertretung (Parlament, Kammern, Abgeordnetenhaus, Reichstag, Landtag, Legislative, Cortes, Storthing rc. genannt) setzen, ist meist das Budget für das Jahr 1871 zu Grunde gelegt worden. In der letzten Rubrik dieser Uebersicht findet man das Verhältniß der C. zum Jahresbudget des Landes per mille angegeben, d. h. von jedem Tausend der Budgetziffer kommt die betreffende Zahl in der letzten Rubrik auf den Unterhalt des regierenden Hauses. Diese Verhältnißzahl kann natürlich nicht in einem gleichmäßigen Grade mit der Größe des Staates wachsen, da hier nicht nur besondere Beziehungen für jedes Land maßgebend sind, sondern auch mit der abnehmenden Bedeutung des Staates nicht zugleich der Aufwand des Landesherrn, welchem immer die Repräsentationskosten eines souveränen Hauses obliegen, im gleichen Verhältniß zurückgeht. Es kommt hinzu, daß in denjenigen deutschen (unter II. aufgeführten) Kleinstaaten, wo nicht eine eigentliche bestimmte C. besteht, vielmehr der Landesherr an den Staatslasten mit seinen Domanialeinkünften noch Theil nimmt, letztere natürlich eine zu den bestimmten C. anderer Länder unverhältnißmäßige Größe (vgl. die eingeklammerten Ziffern) erreichen müssen. — Ueber die besonderen Verhältnisse in Preußen ist schon oben die Rede gewesen; in Bayern beläuft sich die reine C. (ohne Apanagen) auf 2,350,580 Fl. (= 1,343,188 Thlr.), im Königreich Sachsen ist zuletzt die reine C. für das königl. Haus auf 675,000 Thlr. mit der Landesvertretung vereinbart, wozu aber noch 203,495 Thlr. an Apanagen u. 48,671 Thlr. für öffentliche Sammlungen hinzukommen; in Württemberg treten zu der reinen C. von 900,206 Fl. (= 514,404 Thlr.) noch 265,856 Fl. (= 151,917 Thlr.) für Apanagen u. Witthum an die Königin-Mutter hinzu. Bei Mecklenburg, wo sich eine ganz besondere Finanzverwaltung vorfindet u. ein allgemeines Staatsbudget gar nicht besteht, desgleichen in einigen anderen Ländern sind die Kosten für die Landesvertretung nicht ausgefüllt, weil diese entweder nicht besteht od. ihr Etat in andere im Budget aufgeführte Posten mit aufgeht. Bei der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie ist in der Budgetrubrik die Gesammtsumme der drei Budgets (für die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesammtmonarchie, für die im Reichsrath vertretenen Länder u. für die Länder der ungarischen Krone) zusammengefaßt. Bei Italien beziffert sich die C. auf 12,250,000 Lire (= 3,266,666 Thlr.), wozu noch außerordentliche Apanagengelder hinzukommen. Bei Schweden ist hinsichtlich der Budgetziffer zu bemerken, daß die Mehrzahl der Civilbeamten dort ihre Einkünfte aus gewissen Kronländereien ziehen, deren Ertrag nicht in das Budget aufgenommen wird, wodurch die Verhältnißzahl in der letzten Rubrik natürlich steigt. In Griechenland sind zu der eigentlichen C. noch die Einnahmen aus den Jonischen Inseln u. die Zinserträge aus dem Guthaben der drei Schutzmächte hinzuzurechnen. In Belgien beziffert sich die reine C. auf 3,300,000 Frcs. (=880,000 Thlr.), in Brasilien auf 800,000 Milreis in Silber (= 1,185,185 Thlr.); in Aegypten endlich beläuft sich die reine C. des Khedive, für welchen außerdem ein großer Betrag an Privatschulden (165 Mill. Thlr.) zu verzinsen ist, auf 60,000 Beutel Piaster (= 1,800,000 Thlr.), während die Apanagen dort 22,146 Beutel (= 22,140 Thlr.) betragen.

Vergleichende Uebersicht der Civillisten z. Z. bestehender Monarchien,

in Zusammenstellung mit den Staatsbudgets u. den Etats für die Landesvertretung.

Name des Staates od. Reiches.	Civilliste einschl. Apanagen in Thlrn.	Etat der Landesvertretung in Thlrn.	Jahres-Budget in der Landesmünze.	Civilliste per mille Budget.
Deutsches Reich.	Bestimmte Civilliste.			
I.				
Königr. Preußen	**4,503,418**	283,910	173 Mill. Thlr.	26
„ Bayern	**1,797,761**	164,154	87 Mill. Thlr.	36
„ Sachsen	**897,166**	61,400	20,5 Mill. Thlr.	43,7
„ Württemberg	**666,321**	96,477	22½ Mill. Fl.	52
Großh. Baden	**478,974**	24,500	20 Mill. Fl.	42
„ Hessen	**438,285**	11,428	10 Mill. Fl.	77
„ Sachs.-Weimar	**280,000**	7,000	1,9 Mill. Thlr.	147
Herz. Sachs.-Meiningen	**131,426**	7,335	2 Mill. Fl.	115
„ Sachs.-Altenburg	**158,000**	6,169	800,000 Thlr.	196
Fst. Schwarzb.-Rudolst.	**83,061**	2,570	800,000 Thlr.	104
„ Schw.-Sondershaus.	**153,510**	1,070	600,000 Thlr.	256
II.	Unbestimmte Jahreseinkünfte.			
Großh. Meckl. Schwerin.	ca. **400,000**	—	—	—
„ Meckl.-Strelitz.	„ **200,000**	—	—	—
„ Oldenburg	„ **170,900**	-	1,8 Mill. Thlr.	94
Herz. Braunschweig	„ **250,000**	8,065	7,2 Mill. Thlr.	35,5
„ Koburg-Gotha	„ **150,000**	5,700	1 Mill. Thlr.	150
„ Anhalt	„ **296,000**	13,222	4 Mill. Thlr.	74
Fürst. Waldeck	„ **100,000**	1,402	241,000 Thlr.	(414)
„ Reuß j. L.	„ **100,000**	1,600	240,000 Thlr.	(416)
„ Reuß ä. L.	„ **50,000**	2,000	160,000 Thlr.	(312)
„ Schaumb.-Lippe.	„ **100,000**	1,200	126,000 Thlr.	(794)
„ Lippe (Detmold)	„ **100,000**	3,000	232,000 Thlr.	(431)
Außerdeutsche Staaten.	Bestimmte Civilliste.			
I. **In Europa.**				
Oesterr.-Ung. Monarch.	**4,867,000**	970,144	650 Mill. Fl. ö. W.	11
Russisches Reich	**9,400,000**	—	490 Mill. Rub. S.	19
Britisches Reich	**2,707,000**	—	70 Mill. Pfd. St.	5,8
Türkisches Reich	**6,138,800**	—	4 Mill. Beutel.	51
Königr. Italien	**3,773,000**	228,000	1500 Mill. Lire.	9
„ Schweden	**543,180**	—	52 Mill. schw. Rthl.	27
„ Norwegen	**244,800**	138,000	5,1 M. n. Spez.-Thl.	31
„ Spanien	**2,005,000**	220,800	600 Mill. Pesatas.	12,5
„ Portugal	**907,800**	138,000	25 Mill. Milreis.	24,5
„ Dänemark	**545,053**	76,400	21 Mill. dän. Rthlr.	34
„ Griechenland.	**271,875**	99,800	34 Mill. Drachmen.	33
„ Niederlande	**425,000**	—	90 Mill. holl. Fl.	8,3
„ Belgien	**1,171,000**		177 Mill. Frcs.	24,8
„ Luxemburg	**53,333**	—	5 Mill. Frcs.	40
Rumänien	**316,050**	184,530	75 Mill. Lei.	15,2
Serbien	**126,400**	25,300	35½ Mill. Steuerp.	33,8
II. **In anderen Welttheilen.**				
Kaiserreich Brasilien	**2,041,000**	1,077,000	77 Mill. Milreis.	18
Persisches Reich	**1,583,000**	—	4,5 Mill. Tomans.	132
Aegypten	**2,464,300**	—	1,300,000 Beutel.	63
Königr. d. Fidschi-Inseln	**11,300**	—	150,000 Thlr.	75

Civilprozeß od. bürgerliches Rechtsverfahren wird das gesetzlich geordnete Verfahren behufs Entscheidung über ein streitiges Civilrecht (s. d.) genannt. Der C. hat sonach den Zweck, einen Privatrechtsstreit, bei welchem es sich um Mein u. Dein handelt, zwischen den betreffenden Parteien (dem Kläger, welcher das fragliche Recht beansprucht, u. dem Beklagten od. Verklagten, welcher dessen Gewährung zurückhält) zum Austrag zu bringen, weiterhin auch der im Laufe des Verfahrens als berechtigt erkannten Partei zum Genusse ihres Rechts zu verhelfen, bez. sie darin zu schützen. Insofern der Begriff des Staates die Eigenmacht od. Selbsthülfe, welche nur ausnahmsweise in besonderen Fällen gestattet sein darf, im Interesse der öffentlichen Ordnung für Privatpersonen ausschließt, wird das Verfahren des C. in der Regel durch eigens dazu bestellte Organe der Staatsgewalt, die sog. Gerichte, geleitet. Soll aber das Gericht bewirken, was Recht ist, so hat es auf Ansuchen einer Partei um Rechtshülfe, d. h. infolge einer angestellten Klage (s. d.), vorerst zu ermitteln, was geschehen ist, um darauf befinden zu können, was geschehen müsse, dem Rechte Geltung zu verschaffen. Zu solchem Zwecke, nämlich um Gewißheit über das Sein od. Nichtsein eines streitigen Rechtes herzustellen u. die Sache spruchreif zu gestalten, dient die Verhandlung der Streitsache vor dem zuständigen (kompetenten) Richter, wobei das vorbereitende Verfahren, in welchem die Parteien ihre Ansprüche u. Einwendungen vorbringen, von dem Beweisverfahren, in welchem es sich um Darlegung der behaupteten Thatsachen handelt, unterschieden wird. Hieran schließt sich dann das Erkenntniß (Urtheil) des Richters, gegen welches unter Umständen wieder gewisse Rechtsmittel, wie die Appellation, weiterhin die Revision, beziehentlich Nichtigkeitsbeschwerde, zulässig sind. Nach erschöpftem Instanzenzuge, beziehentlich nach erlangter Rechtskraft des Urtheils, schreitet dann die betreffende Streitsache zur Exekution (Eintreibung des zuerkannten Rechtsanspruches) vor, deren Verfahren ebenfalls einen besonderen Zweig des C. bildet. Je nach der verschiedenen Art u. Wichtigkeit gewisser Streitsachen unterscheidet man, was für den Gang u. die Form der Verhandlungen von Einfluß ist, den sog. ordentlichen Prozeß von den außerordentlichen Prozeßarten, u. rechnet zu letzteren u. A. den sog. abgekürzten Prozeß, z. B. in Bagatellsachen, Wechselsachen, Bausachen, Miethssachen, ferner den sog. Mandatsprozeß, weiterhin noch besondere Prozeßarten, wie den Provokationsprozeß, das Verfahren in Ehesachen, Vormundschaftssachen, bei Erbsonderungen, endlich den Konkursprozeß. Näheres sehe man unter diesen Artikeln sowie unter Prozeß u. Prozeßverfahren. Außer den angeführten Materien beschäftigt sich die Lehre vom C. noch mit allgemeinen Vorschriften über die Bestandtheile u. Gegenstände des C., über die Richter u. Gerichtspersonen, Gerichtsbarkeit u. Gerichtsverfassung, sowie über die Zuständigkeit (Kompetenz) der Gerichte, weiterhin mit den Eigenschaften, Rechten u. Pflichten sowol der prozeßführenden Parteien als ihrer Vertreter (Rechtsanwälte, Advokaten 2c.), endlich mit dem Gange des Verfahrens selbst, sowol die Thätigkeit der Parteien als die der Richter betreffend. — Hinsichtlich seiner besonderen Natur steht der C. im Gegensatze zu dem Kriminalprozeß od. dem gesetzlich geordneten Verfahren in Strafsachen, bei welchen es sich um die Untersuchung u. Ahndung widerrechtlicher Handlungen od. geschehener Rechtsverletzungen handelt. Dieselben werden in der Regel auf Anzeige einer Person (Denunzianten) durch einen eigens dazu bestellten öffentlichen Ankläger (Staatsanwalt) im Interesse der öffentlichen Ordnung verfolgt, u. das Verfahren läuft hier nicht auf Zuerkennung eines Rechtes, sondern in erster Linie auf Bestrafung od. Freisprechung des Angeklagten hinaus. (Vgl. den Artikel „Civilsache".) Weiterhin bleibt der C. ausgeschlossen für alle Streitigkeiten, bei welchen der Staat als solcher (d. h. nicht in seiner Eigenschaft als Privatperson od. Fiscus) betheiligt ist. Denn der Staat im eigentlichen Sinne des Wortes, von welchem alles Recht u. alle Gerechtigkeit ausgeht, kann nie in den Fall kommen, mit einem seiner Unterthanen über seine Hoheitsrechte u. deren Ausflüsse, z. B. in Betreff der Regierungsangelegenheiten, zu streiten. Als Fiscus hingegen hat der Staat gleich anderen Privatpersonen vor den ordentlichen Gerichten Recht zu geben u. zu nehmen. Im Fragefall, ob eine bestimmte Angelegenheit eine C.=Sache od. eine sog. Regierungs= (Administrativ=) Sache sei, werden daher vor Allem die beiden Persönlichkeiten des Staates unterschieden. Ist der Fiscus betheiligt, so gehört der Fall in das Privatrecht u. vor die Gerichte; geht dagegen der Fall die Staatsregierung als solche an, so ist der Weg der Beschwerde, zunächst von der niederen an die höhere Verwaltungsbehörde zu beschreiten. Wenn aber die Staatsregierung einen Gegenstand, worüber ihr die Verfügung freistand, dem Privatverkehr überwiesen hat, so kann, falls die Betheiligten darüber in Streit gerathen, dieser Streit nicht mehr von der Regierungsbehörde geschlichtet werden. So hat z. B. über die Frage, ob eine Bergbehörde eine Muthung zu beachten habe, nicht das Gericht, sondern die Verwaltungsbehörde zu befinden; wird aber die Muthung entweder bewilligt od. zurückgewiesen, u. es entsteht dann über die Rechtmäßigkeit zwischen den Betheiligten Streit, so fällt die Entscheidung darüber lediglich den Gerichten zu. — Zu den Regierungssachen gehören auch die sog. Verwaltungs=Justizsachen, ferner Finanzsachen, Polizeisachen, Militärsachen, geistliche Angelegenheiten, Unterrichtssachen 2c. In jedem dieser besonderen Ressorts können Streitigkeiten vorkommen, die sich zwar zum gewöhnlichen Prozeßverfahren eignen würden, aber aus besonderen Gründen dem C. entzogen u. der sog. Verwaltungsjustiz überwiesen sind. Dahin gehören z. B. Streitigkeiten der Staatsbeamten mit ihrer Dienstbehörde über Diensteinkommen, Pensionen, Gehaltszurückzahlungen u. dgl.; ferner die Frage, ob in einem besonderen Falle der Einzelne sein Privateigenthum zu öffentlichen Zwecken hergeben od. ein Privilegium verlieren soll; weiterhin Streitigkeiten wegen Erlangung od. Verlust des Bürgerrechtes u. s. w. Aus gleichem Grunde ist der C. ausgeschlossen bei Beschwerden über die Einschätzung in die Klassensteuer u. über die Bestimmung des Gewerbesteuersatzes; ferner in Betreff gewisser Ansprüche an den Staat od. einzelne Gemeinden wegen Kriegsleistung u. Kriegsschulden, über die Zulassung beziehentlich Untersagung eines Gewerbebetriebes 2c. In anderem Sinne bleibt die Rechtshülfe des C. bei solchen Sachen ausgeschlossen, welche ihrer Natur nach des privatrechtlichen Charakters entbehren. So ist unter Anderem für Beschwerden von Mitgliedern gewisser (z. B. jüdischer) Religionsgesellschaften über Verletzung der ihnen als Mitglieder solcher Gemeinden zustehenden Rechte in der Regel der Rechtsweg nicht gestattet; ebenso kann die als ein Statut der katholischen Kirche in Preußen bestätigte Bulle „De salute", welche hinsichtlich der Ausstattung von Bisthümern u. Domkapiteln nur die Vereinbarungen des Papstes mit der preuß. Regierung enthält, also einen völkerrechtlichen Charakter trägt, deshalb den auszustellenden kirchlichen Instituten ein Klagerecht gegen den Staatsschatz nicht gewähren. Würde in einem solchen od. in ähnlichen Fällen ein Gericht dennoch den C. aufnehmen, so hätte die Regierung den Kompetenz=Konflikt (s. d.) zu erheben, d. h. dem betreffenden Gerichte die Befugniß zur Verhandlung zu bestreiten u. diesen Streit auf gesetzlich vorgeschriebene Weise zum Austrag zu bringen. Endlich giebt es auch noch reine Privatstreitsachen, bei welchen ebenfalls der C. nicht stattfindet, sofern die Anstellung der Klage (wie bei Ansprüchen aus gewissen Spielen, Wetten u. dgl.) durch das Civilrecht selbst abgeschnitten ist; die Bestimmung derartiger Fälle gehört zunächst dem materiellen Civilrecht an. — Der eigentliche, heut noch giltige C., welcher eine weit buntere Gestalt als das Civilrecht selbst zeigt, beruht fast durchgehends auf dem röm., kanonischen u. deutschen Recht; die meisten Einzelstaaten haben sich besondere Gerichtsordnungen, die ihren C. regeln, geschaffen u. dieselben im Wege der neueren Gesetzgebung vielfach modifizirt u. weiter entwickelt. Dagegen steht die Herstellung eines wirklich gemeingiltigen deutschen C., wie er schon in einem Entwurf zunächst wenigstens für das Gebiet des Norddeutschen Bundes beabsichtigt war, unter den Aufgaben der deutschen Reichsgesetzgebung um so mehr obenan, in je nähere Aussicht die Erhebung des deutschen Reichsoberhandelsgerichts zu einem obersten Reichsgerichte für alle Rechtssachen überhaupt zu treten scheint.

Civilrecht od. **bürgerliches Recht** wird der Inbegriff aller die Privatrechtsverhältnisse der Angehörigen eines Staates betreffenden Grundsätze, welche die auf das Mein u. Dein hinauslaufenden Beziehungen regeln, genannt. Der Ausdruck stammt zunächst von den alten Römern, welche mit C. (jus civile) das aus den eigenthümlichen Rechtsansichten eines bestimmten, insbes. des röm. Volkes hervorgegangene Recht bezeichneten u. dasselbe im Gegensatze zu dem auch für andere Völker giltigen Naturrecht u. sogen. Völkerrecht gebrauchten. In seiner ursprünglichen, altrömischen Bedeutung hat sich das Wort noch in England erhalten, wo man mit dem Ausdruck civil law die aus dem röm. Recht übernommenen Grundsätze zu bezeichnen pflegt. Abgesehen hiervon wird C. heutzutage überhaupt in dem Sinne von Privatrecht u. im bestimmten Gegensatze zu anderen Gebieten des Rechtes gebraucht, z. B. zum Kriminal= od. Strafrecht, zum öffentlichen od. Staatsrecht, zum Kirchenrecht, zum Lehnrecht u. zum Völkerrecht, in neuester Zeit auch (seit Einführung des Handelsgesetzbuches u. Errichtung besonderer Handelsgerichte) im Gegensatz zum Handelsrecht, wol auch zum Wechselrecht. Hiernach begrenzt sich der Umfang des C. immer enger auf die Verhältnisse des eigentlichen Sachenrechts (Besitz u. Eigenthum, Pfandrecht, Reallasten 2c.), des Familien= u. Vormundschaftsrechtes, des Erbschaftsrechtes, endlich des Rechtes der Forderungen aus Verträgen u. anderen Gründen, jedoch neuerdings mit Ausschluß der Handelssachen. Weiterhin umfaßt das C. noch allgemeine Bestimmungen über die Rechte u. deren Verfolgung überhaupt, sowie über die rechtlichen Grundnormen in Bezug auf Personen (z. B. über Handlungsfähigkeit) u. die Sachen an sich. — In Deutschland herrschte seit Anfang des Mittelalters ein sogen. gemeines Recht, welches auf herkömmlichen u. theilweise auch gesetzlich geregelten Rechtsgewohnheiten beruhte; dasselbe war zunächst aus den verschiedenen ursprünglichen Stammes= u. Volksrechten, vornehmlich der Burgunder, Westgothen, Salfranken (z. B. lex Salica aus dem 5. Jahrh.), der Friesen, Sachsen u. Thüringer (lex Frisionum etc., aufgezeichnet um 800),

ferner der Franken (sogen. Capitularien, gesammelt um 827) u. s. w. hervorgegangen. Dazu gesellten sich späterhin mehrere, zu allgemeinem Ansehen gelangte Rechtsbücher, wie der sogen. „Sachsenspiegel" u. der „Schwabenspiegel" aus dem 13. Jahrh., der „Richtsteig des Landrechts" aus dem 14. Jahrh., weiterhin Sammlungen von Schöffensprüchen u. dgl. Wenn nun auch trotz so verschiedenartiger Quellen das gemeine deutsche Recht in seinen wesentlichsten Beziehungen übereinstimmte, so drohten ihm doch in dem Kampfe mit der überwuchernden Fülle partikularer Land-, Stadt- u. Dorfrechte (bayerische, hessische, thüringische u. a. „Landesordnungen" aus dem 14. u. 15. Jahrh., kölnisches, lübisches, Magdeburger u. a. Stadtrechte aus dem 13. u. 14. Jahrh.) sowie in dem Widerstreit mit der bunten Mannichfaltigkeit der Standesrechte (Hofrecht, Lehnrecht, Kirchenrecht u. s. w. für Adel, Ritterschaft, Geistliche u. s. w.) überwältigende Gefahren, die ohne fremde Hülfe kaum überwunden worden wären. Eine solche stellte zur rechten Zeit sich ein in der allmähligen Aufnahme des durch innere Schärfe ausgezeichneten röm. Rechtes, wodurch die Gemeinsamkeit des deutschen bürgerlichen Rechtes gerettet u. ein einheitliches, reich ausgebildetes, den Bedürfnissen des wachsenden Verkehrs wohl entsprechendes C. für Deutschland begründet wurde. Dennoch vermochte sich bei all' seinen inneren Vorzügen das fremde Recht, welches in einer dem Volke unbekannten Sprache geschrieben u. von vielen eigenthümlichen, nicht mehr brauchbaren Formen durchwebt war, auf die Länge der Zeit als Quelle praktischer Rechtsanwendung nicht allgemein zu erhalten. Vielmehr suchten bald einige deutsche Länder u. Städte sich auf dem Wege der Sondergesetzgebung wieder ein eignes Recht zu schaffen, theils um die einheimischen Gewohnheiten gegen das fremde Recht zu schützen, theils um das röm. Recht, so weit es anwendbar, in einer praktischeren Gestaltung dem anwendenden Richter zugängig zu machen. Hierzu kam die Bildung größerer, von dem Reiche sich immer unabhängiger stellender Einzelstaaten, für welche die Rechtsgleichheit innerhalb des Landesgebietes ein politisches Bedürfniß wurde. In voller Klarheit u. durchgreifender Ausführung trat die Landesgesetzgebung zuerst in dem Staate Friedrich's des Großen zu Tage, welcher die Schwerfälligkeit des gerichtlichen Verfahrens u. der Rechtsanwendung seiner Zeit scharf erkannt hatte u. in einer Kabinetsordre vom Jahre 1780 behufs Abhülfe des Uebels u. A. treffend bemerkte: „Was endlich die Gesetze selbst betrifft, so finde ich es sehr unschicklich, daß solche großentheils in einer Sprache geschrieben sind, welche Diejenigen nicht verstehen, denen sie doch zur Richtschnur dienen sollen." Aus langjährigen Vorarbeiten zu einer durchgreifenden Reform ging dann das „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten" hervor, welches mit dem Jahre 1794 für den größten Theil der preußischen Monarchie in Kraft trat u. den Gedanken einer das gemeine Recht völlig ersetzenden, selbständigen Kodifikation des C. verwirklichte. Mit dieser hervorragenden Rechtsschöpfung, die das einheimische u. das fremde Recht zu einem einheitlichen u. zeitgemäßen Ganzen zu verschmelzen suchte, war auch äußerlich die deutsche Rechtsgemeinschaft durchbrochen. Es schlossen sich daran bald nachher die französischen Gesetzbücher (Code civil u. s. w.), die auch in deutschen Landesgebieten Geltung erlangten, ferner das „Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie" von 1811, endlich das sächsische „Bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen" von 1863, während Bayern u. Großherzogthum Hessen in neuerer Zeit über versuchte Entwürfe noch nicht hinausgekommen sind. So gilt zur Zeit außer zahlreichen Provinzial- u. Stadtrechten im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches ein vierfaches C. In den meisten älteren Landestheilen der preußischen Monarchie sowie in einigen nicht preußischen Ländern ist das Preußische C. auf Grundlage des vielfach durch die neuere Gesetzgebung weiter entwickelten „allgemeinen Landrechts" in Kraft, welches etwa 14 Millionen Deutsche beherrscht. In allen deutschen Ländern links des Rheinufers sowie im Großherzogthum Baden gilt das franz. C., unter dessen Herrschaft (einschließlich der Reichslande Elsaß u. Lothringen) nahezu 7 Millionen Seelen stehen. Im Königreich Sachsen bildet das neue sächsische „bürgerliche Gesetzbuch" für etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen die Hauptrechtsquelle; endlich in dem übrigen Deutschland blüht das alte gemeine Recht, welches auf Grund des röm. Corpus juris civilis sowie einiger Bestimmungen des kanonischen (Kirchen-) Rechts, ferner der alten Reichsgesetze u. verschiedener Grundsätze des alten deutschen Gewohnheitsrechts noch heutzutage mehr als 16 Millionen Deutsche beherrscht. Hiernach gilt das sogen. gemeine Recht noch immer für etwa 40 Prozent, das preuß. Recht für etwa 35, das franz. für etwa 17, endlich das königl. sächsische Recht für etwa 8 Prozent der Gesammtbevölkerung des heutigen Deutschen Reiches. Daneben besteht in einem beträchtlichen Theile Bayerns noch das einem Gesetzbuch ähnliche bayerische Landrecht u. in gewissen Bezirken das österreichische Gesetzbuch, während schlechthin gemeines Recht im modernen Sinne nur die gegenwärtigen im „Reichs-Gesetzblatt" publizirten deutschen Reichsgesetze bilden. Ob diese, immerhin mit nicht unerheblichen Nachtheilen für die einheitliche Rechtsprechung verknüpfte, Zersplitterung durch eine gemeingiltige Gesetzgebung in Form eines neu zu schaffenden deutschen Civilgesetzbuches auf förderliche Weise zu heilen sei, ist eine Frage, die vielleicht in nicht all zu ferner Zukunft ihre Lösung findet, da in gleicher Weise wie einst mit der Auflösung des Reiches die deutsche Rechtsgemeinschaft sich löste, kein Grund vorhanden ist, warum dieselbe seit Wiedererrichtung des Deutschen Reiches nicht im Großen u. Ganzen in einem allgemeinen deutschen C. von Neuem erstehen könnte. In demselben Sinne erachtet es neuerdings der deutsche Juristentag als das nächste u. konsequent zu erstrebende Ziel, daß die Wiederherstellung des deutschen gemeinen Rechtes erreicht u. zugleich im Interesse der Rechtseinheit dem neu zu schaffenden Reichsobergerichte die Entscheidung letzter Instanz nicht nur über die Anwendung der Reichsgesetze, sondern auch in Betreff der Landesgesetze überwiesen werde.

Civilsache, ein Rechtsstreit, dessen Gegenstand dem bürgerlichen od. Civilrecht angehört, im Gegensatze zu Kriminalsachen, welche in das Strafrecht, zu Handelssachen, welche in das Handelsrecht u. s. w. fallen. (Vgl. die Artikel „Civilrecht" u. „Civilprozeß".) Was insbesondere den Unterschied zwischen C. u. Kriminalsachen betrifft, so ist deren Gegensatz in denjenigen Ländern (z. B. in Preußen), wo eine scharfe Scheidung des Civil- u. Kriminalprozesses vorherrscht, sogar hinsichtlich einer u. derselben Angelegenheit streng durchgeführt. Was dort in dem Strafverfahren, welches den Verletzten als Partei durch den öffentlichen Ankläger ausschließt, verhandelt und erkannt worden ist, gilt für die Civilpartei, die aus dem gegen sie begangenen u. durch den Kriminalrichter geahndeten Unrecht auf Entschädigung gegen den Verurtheilten klagen will, als eine fremde u. gerade wie unter Dritten verhandelte Sache. Hat auch die strafgerichtliche Untersuchung den Angeklagten als schuldig herausgestellt, so wird doch hierdurch der Civilkläger für die Begründung seines Anspruches noch nicht von der ihm obliegenden civilprozessualischen Beweisführung entbunden, welche ihrer besonderen Natur nach oft viel größere Schwierigkeiten bereiten u. leicht mißlingen kann. Anderseits giebt der Umstand, daß der Angeklagte in dem Kriminalprozeß freigesprochen, noch keinen Grund ab, um die hinterher angestellte Civilklage abzuweisen. Mit anderen Worten, in keiner von beiden Sachen ist die Entscheidung durch die andere wesentlich bedingt, u. das Recht des Beschädigten auf Schadenersatz bleibt von der Bestrafung des Schuldigen unabhängig. Von diesem Grundsatze der scharfen Trennung zwischen C. u. Kriminalsache giebt es nur gewisse Ausnahmen; vornehmlich gehört hierher der Fall einer Verletzung des Urheberrechtes an Geisteserzeugnissen (Schriftwerken, musikalischen Kompositionen u. s. w.), bei welcher das entsprechende deutsche Reichsgesetz den erkennenden Richter veranlaßt, nicht nur über den Schuldigen eine Strafe zu verhängen, sondern auch die Entschädigung des Verletzten, beziehentlich eine an diesen durch den Schuldigen zu zahlenden Geldbuße zu bestimmen.

Civilstandsregister (auch Civilstandsakten genannt) sind die seit Einführung der Civilehe in mehreren Ländern an Stelle der Kirchenbücher getretenen Listen, welche von den weltlichen Behörden zur Eintragung, beziehentlich Beglaubigung von Eheschließungen, Geburten u. Todesfällen geführt werden. In neuerer Zeit sind sie auch im Königreich Sachsen mit Rücksicht auf solche Personen eingerichtet, welche keiner der staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften angehören. Außerdem ist die Führung solcher Akten bei sämmtlichen Konsulaten des Deutschen Reiches vorgesehen u. hier für die Eintragung einer Eheschließung die Gebühr von 3 Thalern, für die Beurkundung einer Geburt (beziehentlich eines Sterbefalles) die Gebühr von 1 Thaler vorgeschrieben.

Civilverdienstorden, s. „Orden".

Civis (lat.) „Bürger", „Staatsbürger" (s. d.).

Civitá (spr. Tschivita), in älterem Italienisch eine Stadt; findet sich häufig in zusammengesetzten Städtenamen, C. Castellana, C. vecchia 2c.

Civita Castellana, eine an der Landstraße von Spoleto nach Rom gelegene Stadt, die sich durch ihre überaus romantische Lage auf drei hohen Tuffwänden auszeichnet, welche das vom Rio Maggiore u. der Treja durchströmte Felsthal begrenzen. Ueber eine tiefe Schlucht führt die Straße in die Stadt, die eine Kathedrale mit einer höchst originellen Vorhalle hat u. von ihrer Citadelle eine herrliche Aussicht auf das Tiberthal, den Berg Soracte u. die Apenninen gewährt. Nicht weit davon das antike Falerii novi.

Civitali (spr. Tschiwitahli), Matteo, ein bedeutender Bildhauer der toskanischen Schule des 15. Jahrh. (geb. zu Lucca 1435, gest. 1501), der bes. im Dekorativen u. im Ornament großen Schönheitssinn bekundet. Seine Werke sind voll Ebenmaß der Form u. Adel des Ausdrucks, u. ist nam. das Relief „Der Glaube" in den Uffizien zu Florenz durch den schönen, innigen Ausdruck von hohem Werth. In seiner Vaterstadt befindet sich das Grabdenkmal des Pietro da Noceto aus dem J. 1472,

eine seiner frühesten Arbeiten von trefflicher Durchbildung; gegenüber in einer anderen Kapelle zwei anbetende Engel von hoher jugendlicher Schönheit u. inbrünstiger Andacht; ferner der prächtige Regulus-Altar, ein Hauptwerk der ganzen Zeit, aus dem J. 1484. Zu seinen schönsten Arbeiten gehört auch eine hängende Madonna in S. Trinita zu Lucca; weniger genügend ist dagegen der h. Sebastian im Dom daselbst, u. von ungleichem Werthe sind im Dom zu Genua 6 Marmorstatuen aus der späteren Zeit seines Lebens.

Civita nuova, Hafenstadt von fast 10,000 Einw., in den Marken u. zwar in der Provinz Macerata, $2^1/_2$ M. von der gleichnamigen Stadt an der Mündung des Chienti unweit des Adriatischen Meeres gelegen.

Civitas Augusta, wichtige ital. Stadt zur Zeit der röm. Kaiser an der Dora, 11 M. nordwestl. von Turin, an Stelle des heutigen Aosta; gegründet von Augustus 25 v. Chr. Erhalten sind noch der Triumphbogen, das Theater, die alte Brücke, ein Festungsthor u. s. w.

Nr. 2009. Civita Vecchia.

Civita Vecchia (spr. Wäkkia), Hafenstadt am Mittelländischen Meere, mit etwa 10,000 E., seit 1235 Freihafen, jetzt verbunden durch eine Eisenbahn mit Rom u. Livorno. Die Stadt, welche diesen Namen (d. i. „Altstadt") führt, weil die im J. 828 von den Sarazenen vertriebenen Einwohner erst nach 40jähr. Exil in ihre alte Stadt zurückkehrten, hat einen der größten Häfen von ganz Italien, der, schon von Kaiser Trajan in seiner ganzen Ausdehnung künstlich angelegt (daher portus Trajani), eine Oberfläche von 130,000 □m., eine Tiefe von 6 M., 2 Meilen im N. u. S. u. eine Insel mit Leuchtthurm hat. Die Hafen- u. Festungswerke sind Meisterwerke der Militärbaukunst. Der Bagno der Stadt kann 1200 Galeerensträflinge aufnehmen.

Civität (lat. civitas), d. i. Vollbürgerrecht, hieß im alten röm. Recht die Gesammtheit der einem freien röm. Bürger (civis, Vollbürger) im Gegensatz zum freien Nichtrömer (peregrinus) zustehenden Rechte, dann die Gesammtheit dieser Bürger selbst, die Bürgerschaft, Stadtgemeinde.

Cl., chemisches Zeichen für Chlor.

c. l., Abkürzung für „citato loco", d. h. an der angeführten Stelle (eines Buches).

Clackmannanshire (spr. Kläckmännänscheir), Grafschaft in Schottland, grenzt an Perth, Stirling u. den Forth. Das Land erhebt sich allmählig zu den Achills u. im Ben Cleugh an der Nordgrenze erreicht es eine Höhe von 780 m. Ueber die Hälfte des Landes, das an 22,000 E. zählt, ist angebaut; gute Weide bieten die Hügelabhänge. Den hauptsächlichsten Industriezweig bildet die Wollbearbeitung. — Die Hauptstadt Clackmannan zählt 2000 E. u. liegt am Devon. An der Mündung dieses Flusses in den Forth befindet sich der Hafen Clackmannan Pow.

Cladde, s. „Kladde".

Cladonia, Säulchen- od. Korallenflechte; eine Flechtengattung, welche, über die ganze Erde verbreitet, doch bes. auf heideartigem, sandigem Boden vorkommt u. hier oft große Strecken einnimmt, weshalb es auch in dieser Sandform in manchen Gegenden Hungermoos genannt wird. Im hohen Norden wird diese Art überaus üppig u. dient dem Renthier durch seine Flechtenstärke vorzugsweise zur Nahrung. Daher auch Renthiermoos (Clad. rangiferina). Alle Arten zeichnen sich aus durch baumartig verästelte weiße Stengelchen, die an ihren Astspitzen braune od. scharlachrothe Fruchtknöpfchen tragen. Daher bei einer solchen Art der Name Scharlachmoos (Cl. coccifera).

Clairault (spr. Kläroh), Alexis Claude, franz. Mathematiker, geb. 7. Mai 1713 zu Paris, war schon 1731 Mitglied der Pariser Akademie; er soll sogar schon in seinem zehnten Jahre die Schriften des de l'Hopital über Kegelschnitte u. über die Infinitesimalrechnung gelesen u. verstanden haben; bereits in seinem 12. Jahre hat er vor der Pariser Akademie über neue Kurven gelesen. Diese Abhandlung findet sich gedruckt am Schlusse der Abhandlungen seines Vaters. Sein erstes Werk (1731) handelt über die Kurven doppelter Krümmung. Er begleitete 1735 bis 1737 von Maupertuis, Camus ꝛc. nach Lappland zur Gradmessung, worauf 1743 sein berühmtes Werk „Sur la figure de la terre" erschien. Im J. 1750 gewann er die Preisfrage der Petersburger Akademie über die Mondtheorie. Von ihm ist zum ersten Mal die neuere Analysis auf die Theorie der Kometenstörungen angewendet worden, indem er die Wiederkunft des Halley'schen Kometen ziemlich richtig voraus berechnete. Elementare Theile der Mathematik behandeln „Elemente der Algebra" (1746) u. eine „Geometrie". Mit seinem berühmten Zeitgenossen d'Alembert, der als der schärfere Denker den feinen Weltmann C. wegen seiner allerdings öfter zu hastig verfaßten Werke angegriffen hat, war C. fortwährend im Streit. Er starb zu Paris 17. Mai 1765. Lacroix hat eine Biographie von ihm geliefert.

Clairet (franz., spr. Kläreh) bezeichnet eigentlich einen Graves- od. Piccardanwein von Bordeaux, ferner jedoch auch jeden anderen blaßrothen franz. Wein, wie z. B. den von St. Jean Pied de Port u. den von Chateau Renard von Avignon.

Clairfayt, Seb. Joh. de Croix, österr. Feldmarschall, s. „Clerfayt".

Clair obscur (spr. klär obskühr), s. „Helldunkel in der Malerei".

Clairon (spr. Klärong) ist der Name, unter dem sich Claire Josephe Hippolyte Leyris de Latude als Schauspielerin Ruhm erwarb. Sie war 1723 bei Condé in Flandern geb., machte schon in ihrem 13. Jahre in der Ital. Oper zu Paris den ersten theatralischen Versuch, trat dann in mehreren Provinzialstädten als Sängerin u. Tänzerin auf, kehrte 1743 nach Paris zurück u. wagte sich im Théâtre français an die Rolle der Phädra. Der außerordentliche Erfolg, den sie errang, wies sie auf das Fach der Heldinnen hin. Seitdem war sie der bewunderte Liebling des Publikums, bis sie, 1765 wegen einer Widersetzlichkeit mit Gefängniß bestraft, dem Theater den Rücken wandte. Hierauf folgte sie dem Markgrafen von Ansbach an dessen Hof, wo sie als seine Freundin 17 Jahre zubrachte. Durch Lady Berkeley verdrängt, ging sie nach Paris zurück u. starb hier in Armuth 18. Jan. 1803, nachdem sie noch ihre Memoiren veröffentlicht hatte (Par. 1799, neue Aufl. 1822).

Nr. 2010. Cladonia rangiferina (die Renthierflechte).

Clairvaux (spr. Klärwoh), im franz. Dep. Aube, ehemals berühmte Cisterzienserabtei, 1155 vom heil. Bernhard (s. d.) gestiftet, welcher

nach derselben gewöhnlich Bernhard von C. heißt; sie lag in einer von den Mönchen urbar gemachten wüsten Waldgegend (Clara vallis). Jetzt dient die Abtei als Zucht- u. Arbeitshaus.

Clairvoyance (spr. Klärwoajangs), s. „Somnambulismus".

Clajus, Johann, Dichter u. Theolog, geb. 1616 zu Meißen, gest. 1656 als Pfarrer zu Kitzingen, stiftete 1644 mit Harsdörffer die poetische Gesellschaft des „gekrönten Hirten" u. „Blumenordens" zu Nürnberg, welche sich zwar in allerhand sinnlose Spielereien verlor, aber doch auch für Reinheit der deutschen Sprache wirkte u. der während des 30jähr. Krieges eingerissenen Sprachmengerei erfolgreich entgegenarbeitete. In seinen lyrischen Gedichten ist C. weichlich u. sentimental, in den dramatischen Versuchen „Geburtstag des Friedens" u. „Irene" formlos u. roh. Mit Harsdörffer gab er 1644 ein „Pegnesisches Schäfergedicht" heraus, welches die Stiftung des Blumenordens schildert. Seine Sprache ist rein, wenn auch nicht frei von wunderlichen Neuerungen; die Form seiner Gedichte zeigt metrische Gewandtheit.

Clam, ein in Oesterreich u. Böhmen ansässiges, seit 17. Nov. 1759 in den Grafenstand erhobenes Adelsgeschlecht, das früher Perger v. Höchenperg hieß, im 14. Jahrh. aber von seiner Stammburg Höchenperg in Kärnten vertrieben ward u. nach Oesterreich übersiedelte, wo es 1524 die im Untermühlviertel gelegene Burg u. Herrschaft Clam erwarb. Gegenwärtig blüht das Geschlecht noch in zwei Linien. Die von Joh. Gottlieb v. C. gestiftete ältere Linie führt seit 2. Nov. 1792 infolge der Vermählung des Grafen Karl Josef v. C. mit der letzten gräflich Martinicz'schen Erbtochter den Namen C.-Martinicz u. besitzt die Herrschaften Smečna u. Schlan in Böhmen u. Clam, Arbing u. Innern- u. Außernstein in Oberösterreich; ihr jetziges Haupt ist der k. k. Kämmerer u. Geh. Rath Graf Heinrich v. C.-M., geb. 15. Juni 1826, vormal. Landespräsident zu Krakau. — Die vom Grafen Joh. Christoph v. C. gestiftete jüngere Linie erbte 1757 die großen Güter des letzten Grafen Gallas zu Schloß Campo u. Freienthurn u. nahm seitdem den Namen C.-Gallas an; sie besitzt die böhm. Herrschaften Friedland, Reichenberg, Grafenstein u. Lamberg; ihr gegenwärtiges Haupt ist der nam. aus dem Ital. Kriege (1859) u. dem Böhm. Feldzug (1866) bekannte (jetzt inaktive) General der Kavallerie Graf Eduard v. C.-G., geb. zu Prag 14. März 1805.

Clam-Martinicz, Graf Karl Josef Nepomuk Gabriel v., österr. Feldmarschall-Leutnant, geb. zu Prag 23. Mai 1792, trat 1809 in das Freicorps des Grafen Kinsky, war 1812—14 Flügeladjutant des Fürsten Schwarzenberg, befand sich 1814 im Gefolge des Feldmarschall-Leutnants Koller, als dieser Napoleon nach Elba begleitete, u. nahm dann am Wiener Kongreß Theil; nach mehreren diplomatischen Sendungen (1824—1826) stieg er nach einander zum Generalmajor u. Hofkriegsrath, zum Generaladjutanten des Kaisers Ferdinand, zum Geh. Rath u. Chef der Militärsektion im Staatsrathe empor; 1837 wurde er Feldmarschall-Leutnant. Er hat sich zwar um das österr. Heerwesen verdient gemacht, sich aber auch stets als ein entschiedener Reaktionär bethätigt. Er starb zu Wien 29. Jan. 1840.

Clamart (spr. Klamahr), Dorf im Depart. Seine, südwestl. von Paris, $1/2$ M. südl. von Point du Jour, $1/6$ M. südl. vom Fort Issy. Hier erfolgte die Aufstellung der ersten deutschen Vorposten 15. Sept. 1870. Ausfallgefechte 30. Sept. 1870, 5., 11. u. 14. Jan. 1871, Besetzung der Redoute Notre-Dame-C. durch die Deutschen 8. Jan., Beschießung der Stadt vom 5.—27. Jan.; Kämpfe der Commune u. Regierungstruppen im April u. Mai 1871.

Clan (spr. Klänn) bezeichnet im Gälischen (der Sprache der Stämme in den schottischen Hochlanden) eine Familie, einen patriarchalischen Stamm. Der Stammvater eines solchen C., von welchem dessen Mitglieder sämmtlich abzustammen glaubten, stand natürlich in außerordentlichem Ansehen bei diesen u. übte über den C. eine gleichsam fürstliche Gewalt aus. Da hierdurch Konflikte mit der engl. Regierung veranlaßt wurden, so hob diese nach dem Aufstande von 1745 den Clanship (die Clanverfassung) auf u. theilte das Land in Counties ein.

Clapperton (spr. Kläppert'n), Hugh, engl. Reisender, geb. 1788 in der schott. Grafschaft Dumfries, nahm Seedienste, ward 1814 Leutnant eines Schooners auf dem Eriesee u. kehrte 1817 auf Halbsold nach England zurück. Mit S. Oudney u. Major Denham reiste er in den J. 1822—25 in Afrika u. erreichte auf dieser Expedition den bis dahin noch nicht bekannten Tschadsee (5. Febr. 1823). Nach seiner Rückkehr zum Kapitän ernannt, trat er im Aug. 1825 im Auftrage des Lord Bathurst mit Kapitän Pearce u. den Aerzten Dickson u. Morrison eine zweite Reise an, um den Lauf des Niger zu erforschen. Nicht nur seine Begleiter, sondern späterhin auch C. fanden hierbei ihren Tod. Letzterer starb 13. April 1827 zu Tschangari unweit Sakkatu. Berichte über seine Reisen sind von Barrow herausgegeben worden: „Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824" (Lond. 1826); ferner nach den Berichten Lander's „Journal of a second expedition into the Interior of Africa" (Lond. 1829; deutsch Wien 1830), u. „Records of C.'s last expedition to Africa (Lond. 1830, 2 Bde.).

Claque (franz., spr. Klak, von claquer, klatschen) heißt die Gesammtheit der Claqueurs od. Klatscher, welche in den Theatern der Großstädte, nam. in Paris, aus dem Applaus u. dessen Organisation ein förmliches, gut bezahltes Gewerbe machen. In Paris gab es schon 1820 ein förmliches, von Sauton eingerichtetes Bureau, eine sog. Assurance des succès dramatiques, welches die Stimmung des Theaterpublikums systematisch beeinflußte. An diese Art von C. schloß sich bald auch die schriftliche einer käuflichen Theaterkritik an. Wünscht ein Schauspieler gleich bei seinem Auftreten beklatscht zu sein, so deponirt er die dafür angesetzte Summe im Bureau; wünscht er, daß ein Nebenbuhler ausgepfiffen werde, so muß er das Bureau gleichfalls durch Zahlung einer gewissen Summe in sein Interesse zu ziehen wissen. Die Claqueurs heißen chevaliers du lustre, weil sie unter dem Kronenleuchter, von der Mitte des Parterre aus, zu operiren pflegen. Ihr Vorgehen ist theils plump, theils sehr raffinirt. Es giebt tapageurs, die bei dem kleinsten Anlaß, sobald sich im Publikum nur eine Hand regt, mit gewaltigem Lärm applaudiren; connaisseurs, die auf theuren Plätzen den Kenner spielen u. die Nahesitzenden auf die hohen Schönheiten der Dichtung u. des Spieles aufmerksam machen; bisseurs, die unermüdlich da capo rufen, u. rieurs, wahre Meister in der Kunst des Lachens. Wenn man sogar von Claqueurs gesprochen hat, die auf Kommando in Rührung u. Schluchzen gerathen (pleureurs), so gehört dies wol in das Reich der Fabel. In neuerer Zeit hat das Institut der C., welches das Urtheil des Publikums fälscht u. irreleitet, leider auch in Deutschland Eingang gefunden, obgleich es hier noch nicht so wohl organisirt ist, als in Frankreich.

Clara, Sta., s. „Klarissinnen".

clara voce (spr. wohtsche), mit heller, klarer Stimme, im Gegensatz zu mezza voce (s. d.).

Clarchen, auch Clerchen, eine zu den sog. feinen Taufgesinnten gehörige Partei der Wiedertäufer, die bis auf die neueste Zeit ihrer alten Lehre u. Sitte am meisten treu geblieben ist. Ihr Glaubensbekenntniß stimmt mit Ausnahme der Kindertaufe mit dem der strengen reformirten Kirche überein. Von ihren früher ziemlich zahlreichen Gemeinden existiren jetzt nur noch einige wenige in Holland.

Clare (spr. Klähr), Grafschaft in der Provinz Munster in Irland, grenzt im W. an das Meer, im S. an den Shannon u. Limerick, im O. an Tipperary u. im N. an Galway. Auf den 61 □M. Flächeninhalt wohnen 258,400 Einw. — Im östl. Theile liegen die Hügel Slieve Aughty u. Slieve Bernagh, der mittlere Theil ist eine Ebene, welche von dem Fergus, einem Nebenflusse des Shannon, durchflossen wird. Viele periodische Seen (tulloghs) u. unterirdische Flußverbindungen sind dem Lande eigenthümlich. Das Klima ist angenehmer als sonst in Irland. Wälder finden sich beinahe gar nicht mehr. Ackerbau, Viehzucht u. Fischerei bilden die Hauptbetriebszweige der Bewohner; der Bergbau ergiebt Blei, Silber u. Zink, die Steinbrüche liefern Schiefer, Fliesensteine u. schönen schwarzen Marmor. Die Hauptstadt Ennis mit 7000 E. liegt am Fergus. Ihren Namen verdankt die Grafschaft dem Dorfe C., welches an der Mündung des Fergus in den Shannon liegt u. woselbst sich noch ein altes Schloß befindet, das gegenwärtig als Kaserne benutzt wird. — In der engl. Grafschaft Suffolk liegt ein sehr alter Flecken C., von welchem der Herzog von Newcastle den Titel Marquis von C. führt. — Eine Insel dieses Namens, auf welcher 1400 E. leben, liegt an der Küste von Irland an der Bai von Clew u. gehört zur Grafschaft Mayo.

Clare, John, engl. Naturdichter, war 13. Juli 1793 als der Sohn eines armen Arbeiters bei Helpstone (Northamptonshire) geb. u.

erhielt eine sehr dürftige Schulbildung, deren Lücken er später durch eifrige Lektüre ergänzte. Ein Buchhändler aus Stamford, der an den gemüth- u. phantasievollen Erstlingsgedichten des Jünglings Gefallen fand, spornte ihn zu weiterem Schaffen an, u. eine Sammlung seiner „Poems descriptive of rural life and scenery“, die auf Veranlassung dieses Gönners 1820 in London erschien, lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn. Eine zweite Sammlung („The village ministre“) folgte bereits 1821. Die poet. Arbeiten, die er im Laufe des folgenden Jahrzehnts selbständig od. in Zeitschriften veröffentlichte, befestigten seinen Ruf u. verschafften ihm eine sorglose Stellung, die er sich jedoch durch unglückliche Spekulationen verscherzte. Er verfiel in Noth u. Trübsinn u. endete 19. Mai 1864 im Irrenhause.

Clarenbach, Adolf (Klarenbach), Märtyrer der evangel. Kirche, wurde gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Buscherhof bei Lennep in Westfalen geb., studirte auf der Domschule zu Münster u. wurde dann in Köln mit den ersten Schriften der Reformatoren bekannt. Seit 1520 wirkte er als Konrektor an der Martinischule zu Münster, seit 1523 in gleicher Stellung zu Wesel; aus beiden Stellungen wurde er wegen seiner Hinneigung zur neuen Lehre vertrieben. Seit 1526 hielt er zu Osnabrück Vorlesungen über das Neue Testament, bis ihn der Bischof dieser Stadt 1527 gleichfalls verbannte. Er kehrte nun in seinen Heimatsort zurück, um hier das Evangelium zu predigen; die Bedrohungen seiner Feinde nöthigten ihn zwar bald, auch diesen Ort zu verlassen, dennoch hatte er den Muth, im Frühjahr 1528 in Köln zu erscheinen, um sich für seinen gefangenen Freund Klopfleisch zu verwenden. Trotz seiner Berufung an ein kaiserliches Gericht wurde er den päpstlichen Ketzerrichtern übergeben. Seine heldenmüthige Vertheidigung, die selbst auf einige der Richter tiefen Eindruck machte, sowie die ausdrückliche Erklärung des von seinen Freunden angerufenen kaiserlichen Kammergerichtes, daß er widerrechtlich gefangen sei, blieben erfolglos, da er einen Widerruf seiner Lehre beharrlich verweigerte. Infolge dessen wurde C. 28. Septbr. 1529 mit dem gleichfalls evangelisch gesinnten Peter Flysteden nach einem durchaus ungerechten Prozeß u. der unwürdigsten Behandlung in der Nähe von Köln öffentlich verbrannt.

Clarence (spr. Klärrens), Herzöge von, ist ein Titel jüngerer Prinzen des engl. Königshauses, hergeleitet von Clarenza auf Morea, wo ein engl. Ritter während der Kreuzzüge als Herzog herrschte. — Durch sein tragisches Schicksal bekannt ist Herzog Georg von C., der jüngere Bruder König Eduard's IV. (geb. 1449). Dieser verband sich beim Regierungsantritt Eduard's mit dem Grafen Warwick zum Sturze des Königs. Die Verschwörung wurde entdeckt; C. entzweite sich mit Warwick, ließ sich an den Hof locken u. mußte hier, obwol eine scheinbare Aussöhnung der Brüder zu Stande kam, sein hochverrätherisches Unternehmen mit dem Tode büßen. Er wurde, auf sein eigenes Begehren, in einem Fasse Malvasier ertränkt (18. Febr. 1478).

Clarencestraße, Meerenge an der Nordwestküste von Australien, verbindet den Ind. Ozean mit dem Vandiemensgolf u. trennt die Melville-Insel von dem nordwestl. Theile Australiens.

Clarendon (spr. Klärend'n), ist der Name folgender engl. Staatsmänner: Eduard Hyde v. **C.**, geb. zu Dinton in Wiltshire 16. Febr. 1608, studirte in Oxford die Rechtswissenschaft u. erlangte im sog. Langen Parlament unter König Karl I. rasch großen Einfluß. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges hielt er zur Partei des Königs u. wurde Kanzler der Schatzkammer; 1644 begleitete er den Prinzen Karl, nachmaligen König Karl II., nach der Insel Jersey, ging dann als dessen Gesandter nach Karl's I. Hinrichtung nach Madrid, um die Unterstützung Spaniens auszuwirken, wurde 1657 von Karl II. im Haag zum Großkanzler ernannt, u. trug nach Cromwell's Tode wesentlich zur Thronbesteigung seines Königs bei. Im J. 1660 ward er zum Kanzler der Universität Oxford u. im folgenden Jahre zum Peer u. Baron Hyde, Viscount von Cornbury u. Grafen v. C. erhoben. Bald nachher fiel er jedoch in Ungnade, weil er zu sehr der Anglikan. Kirche anhing, im Parlament einen Antrag auf Gewissensfreiheit bekämpfte u. die Trennung der Ehe des Königs verhinderte. Er starb in der Verbannung zu Rouen in der Normandie 9. Dez. 1674. Nach seinem Tode wurde eine von ihm verfaßte „Geschichte der Revolution u. Bürgerkriege in England von 1641—60“ herausgegeben (Oxford 1702—4, 3 Bde.). Dessen Sohn, Graf Henry Hyde v. **C.**, geb. 2. Juni 1638, gest. 22. Okt. 1709, war eine Zeit lang Vizekönig von Irland. Mit der Erbin des letzten Grafen von C. aus der Familie Hyde vermählte sich 30. März 1752 Thomas Villiers, ein Sohn des Grafen von Jersey, der infolge dessen 1756 zum Baron Hyde u. 1776 zum Grafen von C. erhoben wurde. Geb. zu London im J. 1709, starb derselbe ebendas. 11. Dez. 1786. Sein ältester Sohn, der gleichfalls Thomas Villiers hieß u. 25. Dez. 1753 geb. war, starb zu London am 7. März 1824 unvermählt, u. daher ging der Grafentitel auf den jüngeren Sohn, John Charles Villiers, geb. 14. Nov. 1757, über. Als dieser 22. Dez. 1838 zu London starb, erbte den Titel sein Sohn George William, der nächst dem ersten Grafen von C. der bedeutendste Träger dieses Namens ist. George William Frederick Villiers, Graf von **C.**, geb. 12. Januar 1800, betrat die diplomat. Laufbahn u. ging 1833 als Gesandter nach Madrid. Im Dez. 1838 nahm er einen Sitz im Oberhause ein, u. im Mai 1839 übertrug ihm Palmerston den Posten eines Großsiegelbewahrers, wozu sich im folgenden Jahre noch die Würde eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster gesellte. Nach dem Sturze des Whigministeriums (Sept. 1841) trat C. ins Oberhaus zurück, wo er sich als eifriger Sprecher der Opposition hervorthat. Nach dem Wiederaufkommen der Whigs (1846) übernahm er das Handelsministerium, das er bald darauf mit dem Posten eines Statthalters von Irland vertauschte, wo er die damals ausgebrochenen Unruhen (unter O'Brien) mit kräftiger Hand dämpfte.

Nr. 2011. Georg William Frédéric Villiers, Graf von Clarendon (geb. 12. Jan. 1800, gest. 27. Juni 1870).

Im Febr. 1853 übernahm er im Ministerium Aberdeen das Staatssekretariat für die auswärtigen Angelegenheiten, das er auch unter Palmerston beibehielt. In dieser Stellung vertrat er England auf dem Pariser Kongreß u. trug sehr wesentlich zum Abschlusse der Verhandlungen bei, die dem Pariser Frieden vom 31. März 1856 vorausgingen; durch diesen wurde bekanntlich die russ. Eroberungspolitik auf längere Zeit hinaus lahm gelegt. Der Rücktritt Palmerston's im Febr. 1858 führte auch den C.'s mit sich; aber auch im folgenden Jahre, in welchem Palmerston die Neubildung des Kabinets in die Hand nahm, wurde C. nicht wieder herangezogen, da er sich durch die entgegenkommende Haltung, die er der Napoleonischen Politik gegenüber eingenommen, mißliebig gemacht hatte. Erst seit 1864 nahm er wieder an den öffentlichen Geschäften theil, u. nach dem Tode Palmerston's (Okt. 1865) trat er von Neuem an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten. Dieses Amt legte er jedoch beim Eintritt des Kabinets Derby nieder, um es erst beim Sturze D'Israeli's wieder aufzunehmen (Dez. 1868). Seine Anstrengungen, die Spannung zwischen Preußen u. Frankreich auf friedlichem Wege zu heben, hatten keinen Erfolg. Der Tod überraschte ihn 27. Juni 1870.

Clareni fratres, s. „Orden, geistliche“.

Claret (engl., spr. Kläret) nennt man in England vorzugsweise den rothen Bordeauxwein, außer diesem jedoch auch noch die übrigen franz. Weine, Burgunder u. Champagner ausgenommen. Vielfach wird auch ein mit Gewürzen u. Zucker versetzter Wein C. genannt.

Clarinette, s. „Klarinette“.

clariren, Zölle u. Abgaben für ein Schiff entrichten, s. „klariren“.

Clarissinnen, s. „Orden, geistliche“.

Clark (spr. Klärk), Sir James, Leibarzt der Königin Viktoria u. einer der vorzüglichsten engl. Aerzte. Geb. 1788, studirte u. promovirte er zu Edinburgh 1817. Nachdem er das Ausland, bes. die Schweiz, Italien u. Frankreich bereist hatte, ließ er sich als praktischer Arzt in Edinburgh nieder, wo er bald, bes. als Spezialist für Brustkrankheiten, großen Ruf erlangte. Später kam er nach London ans St. Georg-Hospital u. wurde Arzt der Prinzessin Viktoria, die ihn bei ihrer Thronbesteigung zum ersten Leibarzt ernannte u. ihm 1837 die Baronetswürde ertheilte. Im J. 1839 zog er sich wegen seines Verhaltens in dem Prozesse der Lady Flora Hastings auf kurze Zeit die Ungnade der Königin zu, wußte sich jedoch zu rechtfertigen u. ihr Vertrauen wieder zu erringen. Von C.'s Schriften sind bes. zu erwähnen: „Medical notes on climate, diseases, hospitals and medical Schools in France, Italy and Switzerland“ (1820, 2. Aufl. 1822); „The influence of climate in the prevention and cure of chronic diseases more particulary of the chest and digestive organs“ (1829).

Clarke (spr. Klark), Samuel, engl. Philosoph, geb. zu Norwich 11. Okt. 1675, studirte in Cambridge, wurde Kaplan des Bischofs Moore von Norwich, dann der Königin Anna, war seit 1709 Pfarrer von St. James in Westminster u. starb 17. Mai 1729. Letzteres Amt war er nahe daran zu verlieren, da er durch sein Werk: „The Scripture doctrine of the Trinity“ (1712) das Mißfallen der Bischöfe erregt hatte. Am berühmtesten machte sich C. durch die Schriften: „Demonstration of the being and attributes of God“ (Lond., 1705–6, 2 Bde.; deutsch, Braunschw. 1756) u. „Verity and certitude of natural and revealed religion“ (Lond., 1705; in mehrere Sprachen übersetzt). Außerdem übersetzte er Js. Newton's Optik ins Lateinische u. gab den Jul. Cäsar heraus; eine Ausgabe des Homer mit lat. Uebers. u. Anmerk. vollendete sein gleichnamiger Sohn. Seine ges. philos. Werke erschienen 1738—42 in 4 Bdn. zu London.

Clarke (spr. Klark), Henri Jacques Guillaume, Graf v. Hüneburg, Herzog v. Feltre, Marschall von Frankreich, geb. als Sohn eines aus Irland stammenden franz. Obersten zu Landrecies im Hennegau 17. Okt. 1765, verließ 1790 die militär. Laufbahn, um Diplomat zu werden, trat aber mit Ausbruch der Revolution wieder in die Armee ein u. erwarb sich schon 1793 auf dem Schlachtfelde den Rang eines Brigadegenerals, als welcher er Stabschef der Rheinarmee wurde. Im J. 1795 wegen seines Adels verdächtigt u. aus seiner Stellung entfernt, zog man ihn doch bald wieder heran, machte ihn zum Divisionsgeneral u. betraute ihn mit diplomatischen Missionen. Zur Beobachtung Bonaparte's nach Italien geschickt, ward er von diesem für seine Pläne gewonnen u. nach dem 18. Brumaire zum Chef des Topographischen Büreaus ernannt. Im Sept. 1801 ging C. als Gesandter nach Florenz; im Nov. 1805 übertrug ihm Napoleon das Generalgouvernement über Ober- u. Nieder-Oesterreich; im Okt. 1806 ward C. Gouverneur von Erfurt, von wo er im Nov. dess. J. für die gleiche Stellung nach Berlin geschickt ward. Vom 9. Aug. 1807 bis 3. April 1814 franz. Kriegsminister, wurde er 24. April 1808 zum Grafen v. Hüneburg u. 15. Aug. 1809 zum Herzog v. Feltre erhoben. Trotz dieser Gunstbezeigungen stimmte er bereits vor Napoleon's Abdankung für dessen Absetzung, ward dafür von Ludwig XVIII. zum Pair gemacht u. 15. März 1815 wieder mit dem Kriegsministerium betraut. Bald darauf flüchtete er mit dem König nach Gent. Nach Paris zurückgekehrt, blieb er Kriegsminister bis zum 3. Juli 1816, wo er mit dem Range eines Marschalls zum Gouverneur der 15. Militärdivision ernannt ward. C. starb zu Neviller 28. Okt. 1818.

Clarke (spr. Klark), Eduard Daniel, engl. Reisender u. Schriftsteller, geb. zu Willington in Essex, 5. Juni 1769, studirte in Cambridge, bereiste 1790 Wales, Irland u. das westl. England u. begleitete seit 1790 einen jungen Lord auf seinen Reisen durch Europa. Im J. 1799 ging er über Finland nach Rußland u. von dort durch die Tatarei u. die Krim nach Konstantinopel, um nachher auch den Orient zu bereisen. Im J. 1802 nach England zurückgekehrt, ward er später Prof. der Mineralogie in Cambridge, erfand bei seinen chem. Versuchen das Glaslöthrohr, unternahm noch ein paar Reisen nach Kleinasien, sowie nach der Bulgarei u. Walachei u. nach Ungarn, wurde 1817 Vorstand der Bibliothek in Cambridge, die er mit vielen, von ihm gesammelten Alterthümern beschenkte, u. starb 9. März 1822. Er beschrieb den durch ihn ins Britische Museum gekommenen Sarkophag aus Alexandrien mit der Inschrift in drei Sprachen (Lond. 1805) u. gab eine Beschreibung seiner Reisen heraus u. d. Titel: „Travels in various countries of Europe, Asia and Africa“ (ebd. 1810—24, 11 Bde.). Nach seinem Tode brachte die Universität Oxford seine griech. u. orient. Handschriften, darunter den von ihm entdeckten berühmten Codex des Plato, käuflich an sich. Seine Biographie mit Briefen von ihm veröffentlichte W. Otter (Lond. 1824).

Clarkia, Pflanzengattung der Onagrariaceen, mit beliebten Zierpflanzen unter den Sommergewächsen, aus Californien u. Südamerika, meist mit schönen rothen od. auch weißen u. selbst mit gefüllten Blumen. Bekannt sind Cl. elegans, pulchella, pulcherrima u. a. Die Gattung ist zu Ehren des Reisenden Kapitän Daniel Clark benannt, welcher am Anfange dieses Jahrh. Nordamerika durchforschte.

Clarus, Joh. Chr. Aug., verdienstvoller Arzt, geb. 5. Nov. 1774 zu Buch am Forst in Franken, besuchte er das Gymnasium zu Koburg u. machte in Leipzig medizinische Studien. Im J. 1801 erwarb er die medizinische Doktorwürde. Nachdem er sich habilitirt hatte, besuchte er noch Wien, Würzburg u. Paris u. kehrte 1803 nach Leipzig zurück. Nach dem Tode Hebenstreit's 1804 wurde er außerordentlicher Professor der Anatomie u. Chirurgie, sowie klinischer Lehrer u. Oberarzt des Jakobshospitals. Im nächsten Jahre bereits ward er ordentlicher Professor. In dieser Stellung verblieb C. fast 40 Jahre. Er hat für die Spitalverwaltung, freilich in einer jetzt veralteten Weise, Vieles geleistet. Es ist an ihm bes. hervorzuheben, daß er sich bemühte, die Resultate der pathologischen Anatomie u. späterhin der physikalischen Untersuchungen anzuerkennen, wenngleich er in der letzten Zeit seiner Lehrthätigkeit nicht mehr mit der aufblühenden naturwissenschaftlichen Methode der Medizin Schritt zu halten vermochte. Im J. 1848 legte C. sein Lehramt nieder. Von seinen Schriften nennen wir „Annalen des klinischen Institutes des Jakobshospitals“ (Leipzig 1810—12). Auch gab er 1829 verschiedene medizinische Abhandlungen heraus u. in Gemeinschaft mit Radius 1834—37 „Beiträge zur praktischen Heilkunde“. Er starb 13. Juli 1854.

Clary u. Aldringen, Name eines aus Toskana stammenden, in Oesterreich u. Böhmen ansässigen fürstlichen Hauses, dem Kaiser Karl IV. im J. 1363 das böhmische Indigenat verlieh. Durch die Vermählung des Hieronymus v. C. mit einer Tochter des Feldmarschalls Grafen v. Altringer od. Aldringen kam 1635 Name u. Wappen letztgenannter Familie zu dem der C.'schen; auch ward ders. 23. Jan. 1666 in den böhmischen Grafenstand erhoben, während sein Sohn Joh. Markus Georg v. C. 16. Juni 1680 Reichsgraf wurde. Dem Reichsfürstenstand gehört eine noch blühende Linie seit 2. Febr. 1767 an; Chef derselben ist gegenwärtig der Geh. Rath u. erbl. Reichsrath Fürst Edmund Moritz v. C., Besitzer der Fideikommißherrschaft Teplitz, geb. 3. Febr. 1813. Die gräfliche Linie ist seit 29. Juli 1840 im Mannesstamme erloschen. Ihr gehörte u. A. Graf Leopold Kaspar v. C. an, der, geb. 2. Jan. 1726, von 1780—96 Präs. der obersten Justizstelle, sowie auch Staats- u. Konferenzminister war u. als Präsident der Gesetzgebungskommission 25. Nov. 1800 starb.

Clasen, Karl, Historienmaler, geb. zu Düsseldorf 1812, wo er sich auf der Akademie ausbildete. Anfangs dem Fache des Genre sich zuneigend, wandte er sich später meistens der Ausführung biblischer Gegenstände zu, worin er zwar keine Großartigkeit der Konzeption, aber einen lebendigen u. wahren Ausdruck, eine wohlstudirte Zeichnung u. Gewandung u. eine gewissenhafte Ausführung offenbarte. Zu seinen besten Bildern gehören die „Flucht nach Aegypten“, der „Graf von Habsburg“ (1840), die „Auferweckung der Tochter des Jairus“ (1845), mehrere Altarbilder einzelner Heiligen u. Cartons für Glasmalereien. Auch seine allegorischen u. arabeskenartigen Lithographien

u. Radirungen fanden großen Beifall. — Lorenz C., Vetter des Vorigen, ist ihm auch darin verwandt, daß er, wie dieser, Historienmaler, gleichfalls 1812 zu Düsseldorf geboren wurde u. auf der dortigen Akademie seine Ausbildung erhielt. Aber darin ist er ihm unähnlich, daß er fast nur Gegenstände der romantischen Geschichte malte u. daneben auf die Künstlerwelt wie auf das Publikum durch seine Kunstkritik u. sonstige schriftstellerische Thätigkeit einen wohlthätigen Einfluß übte. In der Wahl u. Auffassung seiner Gegenstände bekundete sich ein gebildeter Geist u. eine reiche Phantasie, wenn auch seine Zeichnung u. Malerei nicht immer die wünschenswerthe Durchbildung u. Vollendung zeigt. Eines seiner bedeutendsten Bilder stellt (1847) die Bischöfe von Köln u. Mainz dar, die bei der Krönung Konrad's II. auf Scheidung von seiner Gemahlin Gisela dringen. Seit dem Anfang der Fünfziger Jahre in Leipzig lebend, hat C. durch die Darstellung seiner „Germania auf der Wacht am Rhein", welche, durch Karl Wilhelm's Melodie der „Wacht am Rhein" hervorgerufen, mit dem Worte des Dichters u. den Klängen des Komponisten in den letzten Jahren die Runde um die Welt machte u. durch das Gegenstück einer „Germania auf dem Meere" eine gewaltige Popularität erlangte.

Claude (spr. Klohd), Johann, reformirter Geistlicher u. namhafter Kanzelredner, geb. 1619 zu La Sauvetat in Südfrankreich, studirte zu Montauban u. wurde nach Verwaltung mehrerer kleiner Pfarreien 1654 Pfarrer zu Nismes, welche Stelle er jedoch durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen alle katholischen Unionsvorschläge wieder verlor. Einige tüchtige Streitschriften gegen die Katholiken bewogen 1666 das Konsistorium von Charenton bei Paris, ihn zum Pfarrer zu wählen. In dieser Stellung wirkte er mit großem Erfolg u. trat mit Nachdruck für das Recht der Reformation in Frankreich ein (bes. durch seine „Vertheidigung der Reformation", 1673), bis ihn die Aufhebung des Edikts von Nantes, welches bis dahin Glaubensfreiheit gewährt hatte, zur Verlassung des Landes nöthigte. Im Okt. 1685 wurde C. an die holländische Grenze gebracht u. begab sich zu seinem Sohne, einem Pfarrer, nach dem Haag. Ein Jahresgehalt des Prinzen von Oranien setzte ihn in den Stand, sich fortan fast ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Unter den letzteren sind seine „Klagen der im Königreich Frankreich grausam unterdrückten Protestanten" (1686) eine Hauptquelle für die Geschichte jener Kämpfe. C. starb 13. Januar 1687. Sein Sohn veranstaltete eine Ausgabe seiner Werke in 5 Bdn. (Amsterdam 1688).

Claude Gelée, gewöhnlich Claude Lorrain genannt (spr. Klohd Scheleh, Klohd Lorräng), der berühmte Landschaftsmaler, war geb. 1600 auf dem Schloß Champagne unweit Toul in Lothringen. Da er seine Eltern früh verlor, erlernte er die Zeichenkunst bei seinem älteren Bruder Jean Gelée zu Freiburg im Breisgau u. begab sich dann nach Italien, wo er sich zuerst in Rom aufhielt u. in Neapel bei einem Maler, Namens Wals aus Köln, Unterricht in der Perspektive erhielt, dann, nach Rom zurückgekehrt, viel mit dem Landschaftsmaler Agostino Tassi verkehrte. Ueberall trat er schaffend auf, u. da seine ersten Arbeiten großen Beifall fanden, studirte er weiter in Venedig u. kehrte dann noch über München in sein Vaterland Lothringen zurück. Aber die Sehnsucht nach der italienischen Natur trieb ihn bald wieder nach Rom, wo er, mit wachsenden Ehren u. mit Aufträgen überhäuft, in reger Thätigkeit bis an sein Lebensende (21. Nov. 1682) blieb. Da schon bei seinen Lebzeiten seine Bilder so beliebt waren, daß sie von anderen Malern vielfach nachgeahmt u. kopirt wurden, so legte er ein Buch an, worin er die Skizzen zu seinen Gemälden zusammenstellte u. dabei bemerkte, für wen u. für welchen Ort er das Original gemalt habe. Dies „liber veritatis" betitelte u. nachher in getreuen Facsimilien herausgegebene Buch besitzt der Herzog von Devonshire in England. Trotzdem wurden fortwährend untergeschobene Werke als die seinigen in Umlauf gesetzt, so daß wol keines Malers Bilder so häufig nachgeahmt u. kopirt wurden als die seinigen. — C., dessen landschaftlicher Stil aus dem heroischen Stile der ihm vorangehenden Anibale Caracci u. der ihm gleichzeitigen beiden Poussin hervorging, bildete diesen Stil zu einer wunderbaren Verklärung aus. Er bewegt sich vorzugsweise in den Formen der italienischen Natur, führt sie aber nicht so eng umschlossen u. fest begrenzt wie Poussin vor, sondern läßt das Auge über viele hügelige Ebenen oft bis an den Rand des Meeres schweifen. Die Linien sind klar u. in harmonischer Ruhe geführt; die plastische Gruppirung tritt aber weniger in den Formationen des Bodens, als in den Gruppen der Bäume u. nam. der immergrünen Eichen hervor, die fast stets den Vordergrund bilden. Die Architekturen, die er gewöhnlich in seinen Bildern anbringt, sind entweder als Ruinen aus dem klassischen Alterthum dargestellt od. zauberhaft umgestaltet, aber stets dem landschaftlichen Element untergeordnet. Die Menschen- oder Thierpassage rührt gewöhnlich von anderen Malern her. Aber alle diese äußeren Motive hätten nicht die Wirkung hervorgebracht, die seinen Bildern eigen ist, wenn er nicht darauf ausgegangen wäre, den dem innersten Wesen des menschlichen Geistes verwandten Geist der Natur wiederzugeben u. auszuprägen u. das innere Leben u. Schaffen der Natur in dem beseelenden Glanze des Lichtes vorzuführen. Diese Wirkung

Nr. 2012. Claude Lorrain (geb. 1600, gest. 21. Nov. 1682).

erreichte er aber nur durch eine unübertroffene malerische Ausführung, durch Wärme der Tinten von wunderbarer Abstufung u. durch das für die jedesmalige Tageszeit u. das Sonnenlicht nothwendige Maß von Tiefe u. Sättigung der Farben. In Bezug auf diese technische Ausführung lassen sich zwei Perioden unterscheiden: in der besten Zeit seines Lebens hat er einen markigen Vortrag, kräftige Lokalfarben u. scharfe Individualisirung, später dagegen läßt er einen kühleren Ton vorherrschen u. ist in der Behandlung der Details flüchtiger. Seine Bilder sind in fast allen Museen Europa's u. einer Menge von Privatsammlungen, nam. Englands, zerstreut. Aus jener vollendeteren Zeit besitzt in Rom der Palast Doria herrliche Werke, z. B. die Mühle, die unvergleichliche Landschaft mit einem Opfer im Apollotempel, u. die mit der Ruhe auf der Flucht nach Aegypten; ebenso der Louvre, die Museen zu Berlin u. Dresden, die Pinakothek in München ꝛc. Außerdem hat uns C. eine große Menge von Zeichnungen (zum Theil im Britischen Museum zu London) u. mehrere in Kupfer radirte Blätter hinterlassen.

Claudianus, Claudius, aus Alexandria in Aegypten gebürtig, ein um das Jahr 400 v. Chr. lebender Dichter, der sich vor den röm. Kunstgenossen jener späten Zeit durch Kraft der Gedanken, Blüte der Phantasie, Würde der Gesinnung u. Reinheit des Ausdruckes vortheilhaft auszeichnet. Er schrieb ein nicht vollendetes Epos über den Raub der Proserpina in 3 Büchern, ein Gedicht über den Krieg des Honorius gegen den Maurenfürsten Gildo, ein anderes über den Krieg gegen die Gothen u. eine ziemlich große Anzahl von Idyllen, Epigrammen u. Gelegenheitsgedichten.

Claudius, Appius Sabinus, der Stammvater der patrizischen Claudier in Rom, wanderte 504 v. Chr. mit einem ansehnlichen Gefolge aus dem Sabinerlande in Rom ein. Er gewann bald bedeutenden Einfluß u. zeichnete sich bes. durch Stolz u. Strenge gegen die verschuldeten u. hart gedrückten Plebejer aus — Eigenschaften, die fast im ganzen Geschlechte sich fortgeerbt haben. Sein Sohn Appius C.

Sabinus bekämpfte als Konsul den Antrag auf Einführung der Tributcomitien mit solcher Heftigkeit, daß seine Gegner zu Gewaltthätigkeiten gegen ihn schritten, u. als sich bald darauf im Kriege mit den Volskern seine Soldaten absichtlich schlagen ließen, so zögerte er nicht, dieselben zu dezimiren. Endlich von den Volkstribunen vor dem Volke angeklagt, entging er durch Selbstmord der Verurtheilung. Ueber seinen Sohn Appius C. u. über Appius C. Caecus s. „Appius C."

Claudius Nero, s. „Nero".

Claudius, Tiberius Drusus (Nero Germanicus), röm. Kaiser, Sohn des Drusus Germanicus, geb. zu Lyon im J. 10 v. Chr., wurde wegen der Schwächlichkeit u. Blödigkeit, die er in seiner Kindheit zeigte, von den männlichen Uebungen der übrigen vornehmen Jugend ferngehalten u. Frauen u. Freigelassenen zur Erziehung übergeben. Auch als er herangewachsen war, mied er jede Einmischung in die Staatsgeschäfte, führte vielmehr das frühere weichliche Leben fort u. füllte einen Theil seiner Zeit mit histor. Studien aus, die er auch als Kaiser noch fortsetzte u. aus denen später eine Anzahl bändereicher Werke hervorgegangen ist, als: eine Geschichte Roms nach Cäsar's Tode in mehr als 40 Büchern, eine Geschichte der Etrusker in 20, der Karthager in 8, seines eigenen Lebens gleichfalls in 8 Büchern. Alle diese Arbeiten sind verloren gegangen. Was über sie verlautet, läßt uns diesen Verlust nicht eben bedauern. Unmittelbar nach der Ermordung des Caligula, der C. zum Konsul gemacht hatte, fanden ihn Soldaten, die nach den Mördern suchten, in einem versteckten Gange des Palastes; sie führten ihn ins Lager der Prätorianer, wo er zum Kaiser ausgerufen wurde. Auch der Senat, der eine Weile geschwankt hatte, da er die Zeit gekommen glaubte, die Republik wiederherzustellen, stimmte schließlich der Wahl der Prätorianer zu, die vom neuen Kaiser reichlich beschenkt wurden. (Seitdem wurde es zur stehenden Unsitte, daß der neuernannte Kaiser den Prätorianern einen Preis zu zahlen hatte.) Weder das Schlechte noch das wenige Rühmliche, das aus der Regierung des C. berichtet wird, ist auf seine Rechnung zu schreiben. Während er daheim in träger Ruhe dem Genuß fröhnte od. seinen gelehrten Grillen nachhing, ließ er die Leitung der innern Angelegenheiten in den Händen seiner eben so schönen als leidenschaftlichen u. sittenlosen Gemahlin, Messalina, u. seiner Günstlinge, der Freigelassenen Narcissus u. Pallas, deren verderbliches Schalten eben so wenig von ihm abhing, als die nicht unbedeutenden Erfolge, welche die röm. Heere unter der Leitung tüchtiger Feldherren an den Grenzen davontrugen. Am Rhein wurden die Chatten u. Chauken wiederholt geschlagen, die rebellischen Friesen wurden von Cnejus Domitius Corbulo, einem ausgezeichneten Feldherrn, wieder unter das röm. Joch gebeugt, u. auch die Cherusker unterwarfen sich vollständig. Mauretanien (in Afrika) ward bezwungen u. dem Reiche einverleibt u. die röm. Herrschaft in Britannien nachhaltig begründet. Von sonstigen Unternehmungen verdienen nur die unter C. ausgeführten großen Bauten Erwähnung, nam. der Neubau des Hafens von Ostia u. die Ableitung des damals bedrohlich angeschwollenen Fucinersees, ein Riesenwerk, an dem 30,000 Menschen 11 J. lang ununterbrochen arbeiteten. Durch die Gutmüthigkeit u. Kurzsichtigkeit des C. ermuthigt, war Messalina im Laufe der Zeit immer tiefer in den Sumpf der Ausschreitungen u. Laster gerathen, bis sie schließlich bei der unerhörten Keckheit anlangte, sich mit einem ihrer Geliebten, C. Silius, förmlich u. feierlich zu verbinden u. den Hochzeitstag ganz öffentlich u. unter bakchantischen Lustbarkeiten zu begehen. Dies führte zu ihrer Verstoßung u. Hinrichtung (49). Ihre Nachfolgerin, Agrippina (s. d.), war nicht minder lasterhaft u. herrschsüchtig als Messalina, überragte diese aber an Klugheit u. Energie. Sie beherrschte nicht nur im Bunde mit Pallas den C. vollständig, sondern wußte auch ihrem Sohn aus erster Ehe, dem C. Domitius (Nero), dem Weg zum Throne zu bahnen, was nur durch Verdrängung des Britannicus geschehen konnte, der als Sohn des C. von diesem zum Thronfolger ausersehen war. Da es jedoch den Anschein hatte, als ob C. diese Verdrängung nicht zugeben werde, so krönte sie die lange Reihe ihrer Schandthaten durch die Vergiftung ihres Gemahls (12. Okt. 54); sie selbst wurde später von ihrem eigenen Sohne Nero, der dem C. als Kaiser folgte, ermordet (59). — **C. II.**, Marcus Aurelius, einer der kräftigsten Herrscher u. vortrefflichsten Feldherren der späteren Kaiserzeit, wurde nach der Ermordung des Gallienus im J. 268 zum röm. Kaiser ausgerufen. Er schlug die durch Rhätien in Italien eingebrochenen Alemannen am See Benacus (Gardasee, 268) u. bezwang die mit großer Streitmacht heranrückenden Gothen in der blutigen Schlacht bei Naissos (Nissa) in Obermösien (269). Bald darauf machte die Pest seinem Leben zu Sirmium ein plötzliches Ende (270).

Nr. 2013. Kaiser Tiber. Drusus Claudius (geb. 10 v. Chr., gest. 12 Okt. 54 n. Chr.).

Claudius, Matthias, deutscher Volksschriftsteller, geb. 15. Aug. 1740 zu Rheinfeld in Holstein. Nachdem er in Jena studirt hatte, hielt er sich privatisirend in Wandsbeck auf, wo er von 1770 bis 1775 unter dem Namen „Asmus" den „Wandsbecker Boten" herausgab, eine Wochenschrift, welche ihm den Ruf als Oberlandeskommissär nach Darmstadt einbrachte. Nach Wandsbeck zurückgekehrt, wurde er 1788 zum Revisor der schleswig-holst. Bank in Altona ernannt, blieb aber auch in dieser Stellung in seinem Heimatsorte, bis er 21. Jan. 1815 in dem Hause seines Schwiegersohnes Perthes in Hamburg starb. —

Nr. 2014. Matthias Claudius (geb. 15. Aug 1740, gest. 21. Jan. 1815).

Seine Gedichte u. prosaischen Aufsätze hat er gesammelt unter dem Titel herausgegeben: „Asmus omnia sua secum portans" od. „Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten" (Hamb., 1775—1812, 12 Bde.). Er war im Leben, wie in seinen Schriften, von einer herzlichen Gemüthlichkeit, einer liebenswürdigen Schalkhaftigkeit, einem treffenden, aber nie verletzenden Witze u. einer tief religiösen Gesinnung. Seinem größeren Zeitgenossen Justus Möser geistig verwandt, trug er viel zur Weckung des deutschen Nationalgefühls bei u. gab z. B. in dem vielgesungenen Liede „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" seiner vaterländischen Gesinnung einen trefflichen Ausdruck. Die prosaischen Aufsätze über moralische u. religiöse Stoffe, bes. die in den ersten Jahren seiner literarischen Thätigkeit entstandenen, zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken u. eine echt volksthümliche Sprache aus; in den letzten Jahren seines Lebens nahmen aber seine religiösen Ueberzeugungen eine stark pietistische Färbung an. Hierdurch verlor sein Stil an Frische u. Unmittelbarkeit; er fing an, nach naiven Redewendungen zu haschen u. eine Kindlichkeit zu affektiren, die ihm nicht mehr natürlich war. Trotzdem steht er in der ersten Reihe der Volksschriftsteller unserer Nation u. verdient wegen des tief sittlichen Inhaltes seiner Schriften noch heute die ernsteste Beachtung.

Clauren, Heinrich, deutscher Romanschriftsteller, s. „Heun, Karl Gottlob Samuel."

Clausula, Clausel, s. „Klausel".

Clausen, Henrik Nikolai, berühmter dänischer Theolog, wurde 22. April 1793 in Maribo auf der Insel Laaland als Sohn eines lutherischen Geistlichen geb., studirte zu Kopenhagen u. brachte dann mehrere Jahre auf Reisen in Deutschland, Italien u. Frankreich zu. Die Bekanntschaft mit Schleiermacher in Berlin brachte eine freiere Auffassung des Lutherthums in ihm zum Durchbruch. Durch Vertheidigung derselben in seiner Stellung als Lektor (seit 1821) u. Professor der Theologie zu Kopenhagen, bes. aber in seinem Werke „Katholizismus u. Protestantismus" (1828) erregte er den Zorn der orthodoxen Partei unter der Führung des Pfarrers Grundtvig; der darüber entbrannte hitzige Streit endigte jedoch mit der Niederlage seiner Gegner. C. wirkte seitdem unangefochten als angesehener akademischer Lehrer sowie durch öffentliche Vorträge u. durch zahlreiche Schriften, in denen er sich zugleich als gründlicher Kenner der deutschen Theologie bethätigte. Die Bekanntschaft mit derselben suchte er bes. durch seine „Zeitschrift für ausländische theologische Literatur" (seit 1831) zu vermitteln. Nicht minder wirkte C. verdienstvoll auf politischem Gebiet als Verfechter der konstitutionellen Rechte des Volkes u. gehörte sogar 1848—51 dem dänischen Ministerium an. Vor u. nach dem Deutsch-dän. Kriege hat sich C. als eifriger Vertreter des Dänenthums gezeigt, dessen Stärkung er von jeher von einer engen Verbindung der drei nordischen Reiche erwartete. Gegenwärtig widmet sich C. fast nur noch seinen Vorlesungen, die sich auf Dogmatik und die neutestamentlichen Disziplinen erstrecken. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten hat bes. seine „Hermeneutik des Neuen Testaments" (1840) in Deutschland Eingang gefunden.

Clausewitz, Karl von, einer der bedeutendsten preuß. Militärschriftsteller, geb. 1. Juni 1780 zu Burg, trat 1792 als Junker in preuß. Dienste u. besuchte 1801—1803 die allg. Kriegsschule, an der Scharnhorst sein Lehrer war. Er nahm an dem Kriege von 1806 u. 1807 als Adjutant des Prinzen August von Preußen Theil, wurde nach dem Frieden von Scharnhorst in die Kommission zur Reorganisation der Armee berufen, trat aber 1812 beim Ausbruch des Krieges in russ. Dienste über u. nahm an den Unterhandlungen Theil, welche die Konvention York's zu Tauroggen herbeiführten. Im J. 1813 als russ. Generalstabsoffizier dem Blücher'schen Hauptquartier beigegeben, trat er während des Krieges in preuß. Dienste zurück. Im J. 1815 war er Generalstabschef beim Thielmann'schen Corps. Nach dem Kriege wurde C. zum Direktor der allg. Kriegsschule zu Berlin ernannt. Im J. 1830 zum Chef des Generalstabs bei der unter Gneisenau an der polnischen Grenze aufgestellten Armee ernannt, starb er bald nach seiner Rückkehr 7. Novbr. 1831 zu Breslau an der Cholera. Seine Werke sind theils kriegsgeschichtlichen, theils kriegswissenschaftlichen Inhalts u. betrachten die Kriegserfahrung als die einzige Quelle der Kriegswissenschaft. Unter seinen „Hinterlassenen Werken über Krieg u. Kriegführung" (10 Bde.) sind die Abschnitte „Vom Kriege", „Der Feldzug von 1796 in Italien" u. „Der Feldzug von 1815" bes. hervorzuheben, außerdem seine „Uebersicht des Feldzugs von 1814".

Clausius, Rudolph Julius Emanuel, geb. den 2. Jan. 1822 zu Köslin in Pommern, Prof. der Physik an der polytechnischen Schule (seit 1855) u. der Universität (seit 1857) in Zürich (vorher Lehrer der Physik an der Artillerieschule zu Berlin u. Privatdozent an der Universität daselbst), gehört zu den bedeutendsten jetzt lebenden Physikern. Er ist neben den Entdeckern des Prinzips der Erhaltung der Kraft (s. d.) u. neben allen Denjenigen, welche zuerst die Materialität der Wärme verwarfen, der Begründer der modernen Physik. Seine inhaltreichen Arbeiten, welche zum größten Theil in Poggendorf's Annalen erschienen sind, bezogen sich zunächst auf die mechanische Wärmetheorie u. erstreckten sich dann auch auf die damit zusammenhängenden physikalischen Gebiete; gesammelt erschienen sie in 2 Bänden (Braunschweig 1864). Daneben hat C. auch werthvolle mathematische Untersuchungen ausgeführt, welche theils zur Physik in Beziehung stehen, theils sich auf die Theorie von Gegenständen der Praxis beziehen. Sein Lehrbuch der Potentialtheorie u. seine Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf die Dampfmaschinen sind hier in erster Reihe zu nennen. Um die physikalische Begriffsbestimmung u. Terminologie hat sich C. besonders dadurch verdient gemacht, daß er theils neue u. immer sehr bezeichnende Ausdrücke in die Wissenschaft eingeführt, theils schon vorhandene einer genaueren Bestimmung unterworfen hat. (Disgregation, Energie des Körpers, Wärmeinhalt des Körpers, das innere und äußere Werk, Wärme- u. Werkinhalt des Körpers, innere u. äußere Werkwärme u. s. w.) Von seinen zahlreichen Abhandlungen erwähnen wir nur als die hervorragendsten: „Ueber die Lichtzerstreuung in der Atmosphäre u. die Intensität des durch die Atmosphäre reflektirten Sonnenlichts" (1847); „Nöthige Veränderungen in den bisherigen Formeln für das Gleichgewicht u. die Bewegun plastischerg Körper" (1849); „Ueber die bewegende Kraft der Wärme" (1850); „Ueber den Einfluß des Drucks auf das Gefrieren von Flüssigkeiten" (1850); „Verhalten des Dampfes bei der Ausdehnung unter verschiedenen Umständen" (1851); „Mechanisches Aequivalent einer elektrischen Entladung u. dabei stattfindende Erwärmung des Leitdrahtes"; „Ueber die bei einem Leiter gethane Arbeit u. erzeugte Wärme" (1852); „Bemerkungen zu Helmholtz's Schrift über Erhaltung der Kraft" (1853 u. 54); „Einleitung in die mathematische Behandlung der Elektrizität" (1866); „Ueber die Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf die thermo-elektrischen Erscheinungen" (1853); „Ueber die Natur des Ozon" (1858); „Ueber den Unterschied zwischen aktivem u. gewöhnlichem Sauerstoffe" (1863). Damit ist freilich die Reihe s. Arbeiten lange nicht erschöpft, aber die Titel der angeführten zeigen schon hinreichend die Vielseitigkeit der Forschungen dieses Physikers.

Clauß, Wilhelmine (Clauß-Szarvady), eine ausgezeichnete Klavierspielerin unserer Zeit, wurde 13. Dez. 1834 zu Prag geb. u. erhielt im Alter von vier Jahren den ersten Klavierunterricht, nachdem ihre Mutter, eine intelligente u. kunstsinnige Frau, sie belauscht hatte, wie sie einen Marsch, unter dessen Klängen Soldaten am Hause vorüberzogen, auf dem Klavier nachzuspielen versuchte. Diesem ersten Unterricht folgte der Besuch des trefflichen Musikinstituts von Proksch, der so fruchtbringend war, daß bereits 1849 die Mutter (der Vater, ein bemittelter Kaufmann, war inzwischen gestorben) mit der nunmehr zur Künstlerin herangereiften Tochter die erste Kunstreise unternehmen konnte, welche großen Erfolg brachte, nam. am Hofe zu Dresden u. im Gewandhause zu Leipzig (zu Anfang des J. 1850). Im J. 1851 ging sie nach Paris, wo sie zuerst wenig beachtet wurde u. auch das Unglück hatte, ihre Mutter durch den Tod zu verlieren, dann aber, ermuntert u. unterstützt durch die berühmte Sängerin Ungher-Sabatier, in selbständigen Konzerten zu verdienter Bedeutung u. Gunst gelangte. Sie entzückte eben so sehr durch sinnvolle Auffassung wie durch technischen Glanz des Vortrags. Mit nunmehr fest stehendem Rufe begab sie sich zur Saison 1852 nach London, wo sie ebenfalls große Erfolge errang, u. kehrte dann nach Paris zurück, welche Stadt sie fortan zu ihrem bleibenden Wohnsitz machte. Die nächstfolgenden Jahre brachten wiederum Kunstausflüge nach England u. Deutschland u. sodann die Verheirathung der Künstlerin mit dem Schriftsteller u. ehemaligen Sekretär der ungar. Gesandtschaft in Paris, Friedrich Szarvady. Seit verschiedenen Jahren aus Familien- u. Gesundheitsrücksichten der Oeffentlichkeit ziemlich entfremdet, läßt sich die Künstlerin fast nur noch in den in ihrem Hause gegebenen Soiréen hören, in denen sie ihren Gästen das Beste u. Edelste aus dem Bereiche der Kammermusik bietet.

Clauzel (spr. Klosel), Graf Bertrand v., franz. Marschall, geb. zu Mirepoix (Dep. Arriège) 12. Dez. 1772, betrat 1790 die militärische Laufbahn u. war bereits 1799 Brigadegeneral, als welcher er 1802 von Italien aus mit Leclerc nach San Domingo ging. Nach seiner Rückkehr 1804 wurde er Divisionsgeneral bei der Nordarmee u. that sich in den Napoleonischen Kriegen, bes. in Spanien, aufs Rühmlichste hervor. Nach des Kaisers Sturz wurde er von Ludwig XVIII. zum Generalinspektor der Infanterie ernannt. Dennoch trat er während der hundert Tage sofort wieder auf die Seite Napoleon's, ward infolge dessen in der Ordonnanz vom 24. Juli 1815 für einen Verräther erklärt, rettete sich aber nach Nordamerika. Auf Grund einer gegen ihn geführten Untersuchung verurtheilte ihn das Kriegsgericht 11. Sept. 1816 in contumaciam zum Tode; er wurde indeß begnadigt u. durfte 1819 nach Frankreich wieder zurückkehren. Seit 4. Dez. 1830 Oberbefehlshaber in Algerien, ward er für seine dort erworbenen kriegerischen Verdienste 1831 zum Marschall erhoben, bald darauf aber wegen verschiedener Mißgriffe in der Verwaltung abberufen. Wie schon von 1827—30, gehörte er dann wieder der Deputirtenkammer an, wo er sich zur Opposition hielt. Trotzdem ward er im Aug. 1835 abermals

als Generalgouverneur nach Algerien geschickt, schon im Febr. 1837 jedoch wiederum dieser Stellung entsetzt. Ebenso schloß er sich 1838 von Neuem der Opposition in der Deputirtenkammer an. Er starb zu Toulouse 21. April 1842. Zur Vertheidigung gegen die auf ihn ge machten Angriffe schrieb er: „Observations du général C. sur quelques actes de son gouvernement d'Alger" (Par. 1830) u. „Explications du maréchal C." (ebd. 1837).

Clavicembalo (spr. Klawitschembalo), abgekürzt Cembalo, ist der italienische Name für den alten Kielflügel (s. „Flügel") od. das alte Klavier (s. d.). Lateinisch lautet der Name dieser Instrumente Clavicymbalum, franz. Clavecin (spr. Klawessteng).

Clavijo y Fajardo, José, span. Schriftsteller, bekannt durch seinen Zweikampf mit Beaumarchais (wegen eines Verhältnisses zu dessen Schwester, s. „Beaumarchais"), ward 1726 auf den Canarischen Inseln geb., lebte in Madrid u. starb das. 1806 als Vizedirektor des naturhistorischen Kabinets u. Direktor des Teatro de los sitios. Seit 1762 gab er das Journal „El pensador" (7 Bde.) heraus, dann übernahm er 1773 die Redaktion des „Mercurio historico y politico de Madrid". Außerdem übertrug er die Naturgeschichte Buffon's ins Spanische (Madrid 1785—90, 12 Bde.). In Wirklichkeit war er grundverschieden von dem „Clavigo", den uns Goethe nach Beaumarchais' Memoiren in seinem gleichnamigen Trauerspiel vorführt.

Clavis (lat., Schlüssel), Notenschlüssel; Taste (beim Klavier u. ähnlichen Instrumenten). Früher führten häufig Wörterbücher zur Erklärung alter Schriftsteller den Titel „C.".

Clävner nennt man mehrere gute, ursprünglich aus Chiavenna stammende u. nach Südwestdeutschland verpflanzte Rebensorten, welche die edelsten deutschen Rothweine liefern. Von dem blauen C. werden z. B. der Aßmannshäuser, der Ingelheimer u. der Ahrbleichert gewonnen. Eben so liefert der rothe C. (Ruländer) einen eben so feinen als sehr wohlschmeckenden süßen Wein.

Clay (spr. Kleh), Henry, amerikan. Staatsmann, geb. 12. April 1777 in Hannover County (Virginien), studirte die Rechte, ließ sich zu Lexington in Kentucky als Advokat nieder u. wurde 1803 in die Gesetzgebende Versammlung dieses Staates, 1806 als Senator in den Staat gewählt. Hier trat er eifrig für die Interessen der südamerikan. Kolonien, aber gleichzeitig auch für die allmählige Abschaffung der Sklaverei auf u. brachte bei Gelegenheit der Missourifrage einen Kompromiß zu Stande, nach welchem Missouri zwar als Sklavenstaat zur Union zugelassen, fortan aber die Sklaverei auf das Gebiet im Süden des 36. Breitegrades beschränkt bleiben sollte (1821). Zweimal versuchten die Whigs, ihn auf den Präsidentenstuhl zu erheben; aber beide Male unterlag er gegen den Kandidaten der demokratischen Partei. Nach seiner zweiten Niederlage (1844) zog er sich auf längere Zeit vom öffentlichen Kampfplatz zurück. Erst 1850, als eine Spaltung zwischen dem Norden u. Süden auszubrechen drohte, trat er wieder hervor; es gelang ihm wiederum, den Streit durch einen Kompromiß zu beschwichtigen, der den Sklavenhandel im Distrikt Columbia verbot, aber auch ein neues verschärftes Sklavenauslieferungsgesetz veranlaßte. Er starb zu Washington 29. Juni 1852. — Sein Neffe Cassius Marcellus C. hat sich gleichfalls als Staatsmann hervorgethan. Geb. 19. Okt. 1810 in Madison-County (Kentucky), trat er nach Vollendung seiner Rechtsstudien in seiner Heimat als Sachwalter auf u. wurde in die Legislatur von Kentucky gewählt, in welcher er die Sklaverei entschieden bekämpfte. Für dieselbe Sache wirkte er, trotz der heftigsten Anfeindungen, in seinem Wochenblatt „The true American", das erst in Lexington, später in Cincinnati u. Louisville erschien Nachdem er am Kriege gegen Mexiko theilgenommen, eröffnete er von Neuem den Kampf gegen die Sklaverei. Auf seine Anregung vollzog sich eine Neubildung der republikanischen Partei, zu deren thätigsten Führern C. gehörte. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs entwickelte er in Washington eine rege Thätigkeit für die Organisirung der Vertheidigung. Von 1863 - 69 vertrat er die Republik als Gesandter in Petersburg.

Claye (spr. Kleh), Städtchen im franz. Dep. Seine u. Marne, 3 M. östl. von Paris u. 1$^{3}/_{4}$ M. westl. von Meaux, an der Beuveronne u. dem Kanal de l'Ourcq. Während der Cernirung von Paris 1870 u. 1871 war C. ein sehr wichtiger Etappenplatz u. ein Lazareth für die deutsche Armee.

Clayton (spr. Kleht'n), John Middleton, amerikan. Staatsmann, geb. 24. Juli 1796 in Dagsborough (Delaware), studirte die Rechte, trat 1829 in den Senat der Union ein u. wurde 1837 zum Präsidenten des Obergerichts von Delaware ernannt. Im J. 1847 berief ihn Präsident Taylor als Staatssekretär an die Spitze des Kabinets, in welcher Stellung er 1850 den Vertrag mit England, den sog. Bulwer-Clayton-Vertrag, abschloß. Nach Taylor's Tode trat er in den Senat zurück; er starb 9. Nov. 1856 in Dover (Delaware).

Claytonia, Pflanzengattung der Portulaceen, zu Ehren benannt von John Clayton, welcher um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine Flor von Virginien in 2 Bänden herausgab. Die hierher gehörigen Arten reichen bis in den hohen Norden als Charakterpflanzen u. manche von ihnen sind werthvolle Nahrungsmittel geworden. So Cl. Virginica, mit knolligen, stärkereichen Wurzeln, die als Kartoffeln dienen, ebenso Cl. tuberosa in Sibirien u. Kamtschatka; Cl. perfoliata liefert in Nordamerika, Cl. Cubensis auf Cuba Salat u. Gemüse. Im hohen Norden sind Claytonien wichtige Nahrungsmittel gegen Skorbut.

Clearinghouse (spr. Klihringhaus), Liquidationscontor in London. In der Metropole des europäischen Welthandels, wo das Depositensystem bei den Banken so höchst entwickelt ist, bildet das C. die nothwendige Ergänzung des gesammten dortigen Geldwesens. Das C. ist nämlich eine von der Londoner Bankierwelt geschaffene Anstalt, wo dieselben ihre gegenseitigen Forderungen aus Wechseln u. Checks dadurch liquidiren, daß sie dieselben gegen einander austauschen u. die Differenzen auf die Bücher der Bank verweisen. Kolossale Summen werden auf solche Weise regulirt, ohne daß irgendwie baare Kasse dazu nothwendig wäre, u. eben so groß ist die Ersparniß von Zeit, ein doppelter Vortheil, welcher dem dortigen Geldwesen seine große Elastizität ertheilt.

Clématis, Waldrebe, Pflanzengattung der Ranunculaceen, Gruppe der Clematideen, mit zahlreichen Arten, die sich über die ganze gemäßigte Zone bis zu den Höhen des Himalaya, auch der Neuen Welt, über Südafrika u. Australien als Schlingsträucher verbreiten u. viele werthvolle Zierpflanzen zur Dekoration von Bäumen u. Wänden geliefert haben: C. integrifolia aus Osteuropa, C. Viticella aus Südeuropa, jene mit blauen, diese mit dunkelvioletten od. rothen Blumen, waren lange die einzigen ausländischen Arten unserer Anlagen, während C. Vitalba u. recta Eingeborene sind. In der neueren Zeit führte man zahlreiche andere Arten ein, unter denen sich einige mit überraschend großen, prächtigen Blumen finden. So C. pateus aus Japan mit 15 mm. im Durchmesser haltenden blaßblau-lilafarbigen Blumen, welche bereits herrliche Abarten geliefert haben, z. B. Sophia u. azurea grandiflora, Helene, Amalia etc. Auch in der Arzneikunde spielen einige Arten eine Rolle, da viele von ihnen scharfe, ätzende Säfte haben, weshalb man die Waldreben auch Brennkräuter genannt hat.

Clemens, Titus Flavius, gewöhnlich C. von Alexandria genannt, berühmter Kirchenlehrer. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts in einer heidnischen Familie geb., unternahm er, von Wissensdurst getrieben, umfassende Reisen u. erwarb sich im Verkehr mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit eine großartige Gelehrsamkeit. Zuletzt fesselte ihn der Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandria, Pantänus; C. ward Christ u. schließlich Nachfolger seines Lehrers zu Alexandria. Doch nöthigte ihn die Christenverfolgung unter Septimius Severus (202), aus Alexandrien zu fliehen. Von seinen weiteren Schicksalen ist nur noch sein theilweiser Aufenthalt in Syrien u. Palästina bekannt. C. starb um 220. Seine Zeitgenossen rühmen wegen seiner Gelehrsamkeit auch seine Sittenstrenge. Als Kirchenlehrer war er bes. bedeutend durch sein Bestreben, das Christenthum mit der griech. Philosophie in Einklang zu setzen. Wie sein großer Schüler Origenes unterschied er deshalb zwischen dem einfachen Glauben der großen Menge (Pistis) u. der tieferen Erkenntniß der Eingeweihten (Gnosis). Die beste Ausgabe seiner noch erhaltenen Werke ist die von Potter (Oxford 1715).

Clemens, Romanus (C. von Rom), einer der sieben sog. apostolischen Väter (d. h. Schüler der Apostel) u. gefeierter Kirchenlehrer. Ueber sein äußeres Leben ist fast nur Sagenhaftes überliefert. Geb. zu Rom ums J. 30, soll er seit 94 Bischof der röm. Gemeinde (nach katholischer Annahme der zweite nach Petrus) gewesen u. unter Trajan mit einem Anker am Halse ins Meer versenkt worden sein (23. Nov. 102). Die Unsicherheit der Ueberlieferung rührt daher, daß C. als ein

bes. gefeierter Name später zum Helden von allerlei Erdichtungen u. zum Verfasser untergeschobener Schriften gemacht wurde, so bes. der pseudo-clementinischen Homilien u. Retognitionen u. der apostolischen Konstitutionen, sämmtlich Tendenzschriften aus dem Ende des 2. Jahrhunderts in judenchristlichem Interesse zur Verherrlichung des Apostels Petrus. Aber auch von den beiden Briefen des C. an die Korinther ist der zweite sicher unecht; der erste, gegen das Ende des ersten Jahrhunderts verfaßte, zweifelhaft. Er enthält Ermahnungen zur Eintracht u. Demuth u. nähert sich in Bezug auf die Auffassung des Christenthums der des Apostels Paulus. Die beste Ausgabe desselben ist die von Coterius in den Werken der „apostolischen Väter" (Paris, 1678). Schwerlich ist übrigens C. Romanus mit dem im Briefe Pauli an die Philipper (4, 3) gemeinten gleichbedeutend.

Clemens, Name von 17 Päpsten, von denen jedoch die röm. Kirche drei als schismatische nicht zählt. Die 17 Päpste sind: **C. I.** od. C. Romanus (s. d.). — **C. II.**, vorher Suidger, Bischof von Bamberg, ward 21. Dez. 1046 der Nachfolger Gregor's VI., starb aber schon 7. Okt. 1047 zu Pesaro. — **C. (III.)**, vorher Guibert, Erzbischof von Ravenna, von 1080—91 Gegenpapst Gregor's VII., gest. zu Ravenna im J. 1100. — **C. III.**, vorher Paolo Scolari, Kardinalbischof von Präneste, ward 19. Dez. 1187 Nachfolger Gregor's VIII. u. starb zu Rom 29. März 1191. — **C. IV.**, vorher Guy-Foulques, Erzbischof von Narbonne u. Kardinalbischof von Sabina, bestieg 2. Okt. 1264 als Nachfolger Urban's IV. den päpstl. Stuhl u. starb zu Viterbo 27. Nov. 1268. — **C. V.**, vorher Bertrand de Goth (d'Agoust), geb. um 1264, war seit 1299 Erzbischof von Bordeaux, als er 22. Juli 1305 zum Nachfolger Benedikt's XI. erwählt ward, zeigte sich im Gegensatze zu Bonifaz VIII. als das ergebenste Werkzeug Philipp's IV. von Frankreich, dem zu Liebe er u. A. auf der Kirchenversammlung zu Vienne 2. April 1312 den Orden der Tempelherren aufhob. Er starb zu Roquemaure (Languedoc) 20. April 1314. Die auf sein Geheiß behufs der Reform des Klerus u. der Kirchenzucht 1313 entworfenen u. auf dem Konzil von Vienne beschlossenen Kirchengesetze heißen Clementinen; sie bilden das 7. Buch des Corpus juris canonici. — **C. VI.**, vorher Pierre Roger gen., einer der herrschsüchtigsten Päpste 1342—1352, in welchem Jahre er zu Avignon starb. Er sprach 1346 den letzten u. gräßlichsten Bannfluch über einen Kaiser (Ludwig den Bayer) aus. — **C. (VII.)**, eigentlich Graf Robert v. Genf, war seit 1378 Gegenpapst Urban's VI. u. starb 1394. — **C. (VIII.)**, vorher Aegidius Nuñoz, seit 1424 Gegenpapst Johann's XXIII., dankte aber 1429 ab. — **C. VII.**, vorher Giulio de Medicis, war Erzbischof von Florenz, wurde 1523 Nachfolger des Papstes Adrian VI. u. starb zu Rom 25. Sept. 1534. **C. VIII.**, vorher Ippolito Aldobrandini, folgte 1591 dem Papste Innocenz IX. u. starb im März 1605. — **C. IX.**, vorher Giulio Rospigliosi, geb. 1600 in Toskana, gest. zu Rom 9. Dez. 1669, bestieg als Nachfolger Alexander's VII. 1667 den päpstlichen Stuhl. Nach ihm wird der Friede zur Einstellung der Jansenistenverfolgung der Clementinische Friede genannt. — **C. X.**, vorher Emilio Altieri, war schon fast 80 J. alt, als er 29. April 1670 Nachfolger des Vorigen wurde; er starb zu Rom 22. Juli 1676. — **C. XI.**, vorher Giovanni Francesco Albani, geb. 22. Juli 1649, Kardinal seit 1690, folgte dem Papste Innocenz XII. 23. Nov. 1700, war Urheber der gegen die Jansenisten gerichteten Bulle „Vineam Domini Sabaoth" vom 15. Juli 1705, der Bulle „Unigenitus Dei filius" vom 18. Sept. 1713 u. der Bulle „Ex illa die" vom 19. März 1715; er starb zu Rom 19. März 1721. Seine Werke erschienen 1729 zu Frankfurt in 2 Bdn. — **C. XII.**, vorher Lorenzo Corsini, geb. zu Florenz 1642, Kardinal seit 17. Mai 1706, Bischof von Frascati seit 1725, Nachfolger Benedikt's XIII. seit 12. Juli 1730, gest. zu Rom 6. Febr. 1740, stiftete das Corsinische Seminar zur Bekehrung der Griechen. — **C. XIII.**, vorher Carlo Rezzonico, geb. zu Venedig 17. März 1693, Bischof von Padua u. Kardinal seit 1737, folgte dem Papste Benedikt XIV. im J. 1758, bestätigte durch die Bulle „Apostolicam" die Privilegien des Jesuitenordens u. starb zu Rom 3. Febr. 1769. — **C. XIV.** (s. d.).

Clemens XIV., eigentlich Giovanni Vincente Antonio Ganganelli, geb. 31. Okt. 1705 zu San Arcangelo bei Rimini, erhielt unter der Leitung seines Vaters, eines Arztes, eine sorgfältige Erziehung u. begab sich in seinem 18. Lebensjahre nach Rom, wo er sich dem Minoritenorden anschloß, philosoph. u. theolog. Studien oblag u. später selbst als Lehrer auftrat. Seit 1746 bekleidete er die Stelle eines Konsultors (Beiraths) der Inquisition. Nach seiner Ernennung zum Kardinal (1759) bekämpfte er in den Kongregationen (Ausschußsitzungen des Kardinalkollegiums), die sich mit der damals lebhaft aufgetauchten Jesuitenfrage (vgl. den Art. „Choiseul") beschäftigten, in sehr energischer Weise den Einfluß des Ordens u. die freundliche Haltung, die Clemens XIII. diesem gegenüber einnahm. Nach dem Tode dieses Papstes arbeiteten die Gegner der Jesuiten für die Wahl Ganganelli's, die nach langem Kampfe durchgesetzt wurde.

Nr. 2015. Clemens XIV. (Giovanni Vincente Antonio Ganganelli) (geb. 31. Okt. 1705, gest. 18. Sept. 1774).

Ganganelli, der 19. Mai 1769 als Clemens XIV. den päpstl. Stuhl bestieg, soll insgeheim auch der jesuitenfreundlichen Partei Hoffnung gemacht haben, in ihrem Sinne zu wirken, so daß ein Theil derselben gleichfalls seine Wahl befürwortete. Anfangs zeigte er auch scheinbar große Nachgiebigkeit gegen den Orden; doch schon im Okt. 1772 erfolgte der erste Schlag, indem das Collegium Romanum u. das Jesuitenseminar in Rom geschlossen wurden. Bald darauf verfügte C. die Aufhebung sämmtlicher Klöster, Seminare u. sonstigen Anstalten der Jesuiten innerhalb des Kirchenstaates. Den anderwärts vertriebenen Jesuiten wurde der Schutz, der ihnen bisher in Rom gewährt worden war, entzogen. Endlich erließ C., 19. Aug. 1773, das berühmte Breve „Dominus ac redemptor noster", durch welches, „im Hinblick auf den Frieden der Kirche", der Jesuitenorden im ganzen Bereiche der Christenheit für alle Zeiten aufgehoben ward. Aus dem Umstande, daß C. bald nachher von einer schleichenden Krankheit ergriffen wurde, die ihn 18. Sept. 1774 dahinraffte, hat man schließen wollen, daß er auf Anstiften der Jesuiten vergiftet worden sei — ein Verdacht, der sich durch keine Beweise begründen läßt. C. war jedenfalls einer der gebildetsten Päpste der neueren Zeit; von seinem Kunstsinn legt das von ihm gestiftete Clementinische Museum im Vatican Zeugniß ab.

Clement (spr. Klemang), Jacques, franz. Jakobinermönch, bekannt als Mörder König Heinrich's III. von Frankreich (s. d.), stammte aus dem Dorfe Sorbon bei Rethel im heutigen Dep. der Ardennen u. war erst 22 J. alt, als er aus Fanatismus u. von Anhängern der „heiligen Ligue" (s. d.), nam., wie man sagt, von seinem Prior u. der Herzogin von Montpensier dazu angetrieben, den Mordplan faßte. Am 31. Juli 1589 begab er sich nach St. Cloud (s. d.), erhielt dort am nächsten Tage unter irgend einem Vorwande eine geheime Unterredung mit dem Könige bewilligt u. stieß demselben während des Lesens eines Briefes ein Messer in den Leib. Auf Heinrich's Hülferuf eilten zwei Höflinge

herbei u. machten C. sogleich nieder. Sein Leichnam ward nach dem Richtplatze geschleift, um von vier Pferden zerrissen u. dann verbrannt zu werden. Die Partei der Guisen aber u. deren Gesinnungsgenossen betrachteten den Mörder des letzten Valois als einen Märtyrer.

Clementi, Muzio, ausgezeichneter Klaviervirtuos u. Komponist, war geb. zu Rom im J. 1752 als der Sohn eines geschätzten Silberarbeiters. Dieser, selber ein großer Musikfreund, ließ sich angelegen sein, die sich frühzeitig kundgebenden Anlagen Muzio's zu pflegen, u. übergab ihn zuerst dem Kapellmeister Buroni, dann dem Organisten Cordicelli, unter welches Letzteren Leitung er so weit kam, daß er bereits in seinem 9. Lebensjahre aus einer Konkurrenz um einen Organistenposten siegreich hervorzugehen vermochte! Höhere Kompositionsstudien machte er bei dem berühmten Kontrapunktisten Carpini. Durch sein Klavierspiel erregte er schon in seinem 14. Jahre solches Aufsehen, daß ein Engländer, Namens Beckford (nach Anderen Bedford), sich erbot, ihn mit nach England zu nehmen u. dort für sein Fortkommen zu sorgen. Nach erlangter väterlicher Einwilligung ging er mit seinem Gönner nach dem genannten Lande, lebte zuerst noch unter den eifrigsten Studien einige Jahre auf einem Landgute Beckford's in Dorsetshire u. trat dann 1770 zu London vor das Publikum, das er durch den Glanz seines Spiels u. die Gediegenheit seiner Kompositionen hinriß. Nachdem sein Ruf sich befestigt u. auch über den Kanal gedrungen war, ging er 1780 nach Paris u. von da nach Wien, wo er 1781 vor dem Kaiser Josef eine Art Wettkampf mit Mozart zu bestehen hatte, u. kehrte in letztgenanntem Jahre nach London zurück. Durch Konzert- u. Unterrichtgeben erwarb er sich ein bedeutendes Vermögen, verlor aber einen Theil desselben im J. 1800 durch das Fallissement des Verlagsgeschäftes Longman u. Broderip (bei dessen Unternehmungen er sich betheiligt hatte) u. vermochte seinen Verlust nur dadurch einigermaßen auszugleichen, daß er selber die Weiterführung des genannten Geschäftes auf einige Zeit übernahm. Im J. 1802 besuchte er den Kontinent wieder, ging zuerst nach Paris, Wien u. Petersburg, dann nach Berlin u. Dresden, hierauf nach der Schweiz, kehrte von dort nach Berlin zurück, wo er sich mit der Tochter des Kantors Lehmann an der Nikolaikirche verheirathete u. bis zum J. 1805 blieb. Hierauf folgte wieder eine Konzertreise nach Petersburg (mit Stationen in den bedeutendsten Städten Kur- u. Livlands), dann wieder ein Verweilen in Deutschland u. endlich ein Besuch seiner Vaterstadt Rom behufs Ordnung von Familienangelegenheiten. So kam das J. 1810 heran, u. dieses sah ihn nach achtjähriger Abwesenheit ruhmgekrönt wieder in London, wo er nunmehr eine eigene Musikalienhandlung u. Pianofortefabrik etablirte, fleißig komponirte, aber das Spielen in öffentlichen Konzerten gänzlich aufgab. Im J. 1820 auf 1821 besuchte er den Kontinent wieder u. hielt sich nam. einen Winter lang in Leipzig auf, wo zwei seiner neueren Symphonien im Gewandhause unter großem Beifall zur Aufführung kamen. Nach London zurückgekehrt, verheirathete er sich trotz seines hohen Alters noch einmal u. starb 9. März 1832 auf seinem Landgute Evesham in Worcestershire. — C. ist als der Begründer des modern-virtuosen Klavierspiels anzusehen, sowol kraft seiner eigenen Ausübung, die von allen seinen Zeitgenossen übereinstimmend als höchst glänzend geschildert wird, als auch kraft der Uebertragung seiner technischen Grundsätze auf eine Reihe ausgezeichneter Schüler (wie Field, Cramer, Klengel, Ludw. Berger rc.), u. nicht minder endlich durch seine Klavierkompositionen, welche in 106 Sonaten (darunter 46 mit Begleitung von Violine od. Flöte u. Violoncello), 4 Duos zu 4 Händen, einem Duo für 2 Klaviere, zahlreichen kleineren Stücken, u. vor Allem in dem 1817 zuerst erschienenen berühmten Studienwerke „Gradus ad Parnassum" bestehen. Diese, seine reichste u. gediegenste Schöpfung, ist für die Ausgestaltung des modernen Pianofortespiels von epochemachender Bedeutung u. stellt sich noch immer als eins der unentbehrlichsten klavierpädagogischen Bildungsmittel dar. In seinen Sonaten zeigt sich C. ebenmäßig u. klar in der Form, elegant u. einschmeichelnd im Inhalt, u. in Bezug auf das Figurenwesen öfter durch Neuheit u. Glanz frappirend, wie er auch neben Haydn u. Mozart zur formalistischen Weiter- u. Ausbildung der Klaviersonate überhaupt das Meiste beigetragen hat. Seine Orchesterstücke sind leider Manuskript geblieben; ein Klavierkonzert hat er, so viel man weiß, nie geschrieben.

Clementinen, Sammlung von Konzilsbeschlüssen, s. „Clemens V."

Cleome, Senfkapper, Pflanzengattung der Kappernsträucher, mit zahlreichen Arten, welche der warmen od. heißen Zone Asiens, Amerika's, Afrika's u. Australiens angehören. Einige davon machen ihren deutschen Namen dadurch wahr, daß sie senfartig scharfe Säfte erzeugen u. deshalb auch als röthende od. blasenziehende Pflanzen in Blatt od. Samen verwendet werden. So C. gigantea u. frutescens in Südamerika. Andere werden geradezu als Senf benutzt. So C. monophylla in Ostindien, C. ornithopodioides in Kleinasien, die den sog. levantinischen Senf giebt.

Clerc (franz.) od. **Clerk** (engl., spr. Klärk), vom lat. clericus, ein Geistlicher; es bezeichnet ferner in England einen Schreiber, einen Gelehrten, einen Aktuar, Gerichtsschreiber; sodann auch einen Commis, Handlungsdiener, Contordiener. In Frankreich bezeichnet man mit C. sowol niedere Geistliche als auch einen angehenden Huissier, Notar u. Avoué, welche letzteren vor Antritt ihres Amtes eine mehrjährige Lehrzeit, die Cléricature (spr. Klerikatühr), zurücklegen müssen.

Clerfayt (spr. Klerfäh), Graf François Sébastien Charles Joseph de Croix, österr. Feldzeugmeister, geb. im Schlosse Bruille bei Binch im Hennegau 14. Okt. 1733, that sich schon im Siebenjährigen Kriege hervor u. machte als Generalfeldmarschall-Leutnant 1788 u. 1789 den Krieg gegen die Türken mit. Im J. 1792 wurde er Befehlshaber des unter dem Herzog von Braunschweig u. später unter dem Herzog von Sachsen-Koburg stehenden österreich. Hülfscorps, mit dem er die Franzosen bei Croix-aux-Bois (15. Sept. 1792) u. Aldenhoven (1. März 1793) schlug, sowie Quesnoy eroberte (11. Sept. dess. J.), bei Wattignies jedoch unterlag (15. u. 16. Okt.). Später kommandirte er in Westflandern u. erhielt, obgleich wiederholt besiegt u. zum Rückzug gezwungen, 1795 den Feldmarschallsrang u. den Oberbefehl über die Rheinarmee, mit der er erfolgreich operirte. Nach Abschluß eines günstigen Waffenstillstandes (31. Dez. 1795) ging C. nach Wien, trat dort in den Hofkriegsrath u. starb 19. Juli 1798 in dem Rufe eines tüchtigen Soldaten u. trefflichen Menschen.

Clericis laicos (lat.), eine Bulle des Papstes Bonifacius VIII., in welcher dieser einen Jeden mit dem Bann bedrohte, der ohne seine Genehmigung den Geistlichen Abgaben auferlegen würde. Sie wurde veranlaßt, als König Philipp von Frankreich den franz. Geistlichen zur Bestreitung der Kriegskosten bedeutende Beisteuern abgenöthigt hatte.

Clericus (lat., vom griech. klerikos), ein Geistlicher; daher „C. clericum non decimat" („Ein Geistlicher nimmt von einem Geistlichen keinen Zehnten"), ein beim Klerus herrschender Grundsatz, nach dem ein Geistlicher von einem Kollegen bei vorkommender Vertretung keine Amtsgebühren einfordert (später sprüchwörtlich u. ironisch gebraucht im Sinne unserer Redensart: „Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus!")

Clermont (spr. Klermong), Arrond. des franz. Depart. Oise mit 90,000 E. in 168 Gemeinden. Die Hauptstadt C.-en-Beauvaisis od. C. de l'Oise mit 6000 E., die Industrie u. Handel treiben, liegt an der Brèche u. an der Eisenbahn. Der die Stadt beherrschende Berg ist gekrönt mit dem ehemaligen Schlosse der Fürsten von Condé, das in ein Zuchthaus verwandelt ist. Die Stadt war einst eine Grafschaft, die seit Philipp August zur Apanage derjenigen Linie der königlichen Prinzen gehörte, von welcher das Haus Bourbon abstammt. C. ist der Geburtsort des Königs Philipp des Schönen. — C.-Ferrand, Arrondissement des Dep. Puy-de-Dôme mit 174,000 E. in 109 Gemeinden. Die Hauptstadt gleichen Namens, das alte Augustonemetum im Lande der Arverner, liegt malerisch am Puy de Dôme, dessen 1465 m. hohe Spitze 4 Stunden westl. von der Stadt sich erhebt, an dem Bédat. C. bietet in Bezug auf Kunst u. Wissenschaft Vieles dar, was man in einer Stadt von 38,000 Einw. sonst nicht sucht; vornehmlich aber blüht dort Fabrik- u. Industriewesen u. Handel — es ist der Stapelplatz zwischen Bordeaux u. Lyon, Paris u. dem südl. Frankreich. Die Apfel- u. Aprikosenpasteten von C. sind berühmt u. werden in die Ferne versendet. Die Häuser der Stadt sind meist aus dunkler Lava erbaut, viele der öffentlichen Gebäude zeichnen sich durch architektonische Schönheit aus. In dem Faubourg St. Allyre befindet sich eine als Bad sehr besuchte versteinernde Quelle (ein Eisensäuerling), auch ist außerdem die ganze Umgegend reich an Mineralwässern. Von dem römischen Ursprunge des Ortes zeugen heute noch mehrere Alterthümer u. bes. eine antike Wasserleitung. C. ist eines der ältesten Bisthümer Frankreichs;

der heilige Austramonius bekehrte im J. 253 die Einwohner zum Christenthum u. wurde der erste Bischof; im Mittelalter war es der Sitz der Grafen von C. od. der von Auvergne. Von den dort abgehaltenen Kirchenversammlungen ist die berühmteste die vom J. 1095, denn auf ihr wurde durch Papst Urban II. der erste Kreuzzug beschlossen. In C. sind der Geschichtschreiber u. Bischof Gregor von Tours, der Mathematiker Pascal u. der General Desaix geboren. — C. de Lodève (amtlich C. l'Hérault) ist eine Stadt von 7000 Einw. im Arrondissement Lodève des Dep. Hérault, welche an dem Flüßchen Rhönel liegt, in der reges Fabrikleben herrscht u. nicht unbedeutender Handel betrieben wird. — Im Arrondissement Verdun des Dep. Maas liegt das jetzt unbedeutende Städtchen C.=en=Argonne am linken Ufer der Aire. Ehemals war es feste Hauptstadt der Grafschaft Clermontois. Ludwig XIV. ließ die Festungswerke abtragen u. verlieh dem Prinzen Condé die Grafschaft. — Endlich liegt noch ein kleiner Ort C. in dem Arrondissement Verviers der belg. Provinz Lüttich.

Clerodendron, Loosbaum, Pflanzenbaum der Verbenaceen, Gruppe der Lantaneen, nur der heißen od. warmen Zone angehörig, mit ausgezeichnet schönen Arten. C. fragans od. Volkameria japonica *Thbg.* aus Japan zeichnet sich durch herrlichen Blumengeruch u. röthlich-weiße Blumendoldentrauben aus, die auch gefüllt vorkommen u. fast überall in allen Welttheilen mit Vorliebe gezogen. Andere Arten, bes. in Ostindien, spielen in der dortigen Volksheilkunde eine Rolle gegen allerlei Krankheiten.

Clerval, Stadt im franz. Dep. des Doubs, links am Doubs, 5 M. von Belfort u. eben so weit von Besançon entfernt, mit 1362 Einw. — Hier fanden während des Deutsch=franz. Kriegs 12. Nov. 1870 u. 3. Jan. 1871 Gefechte statt.

Clesinger (spr. Klesängscheh), Jean Baptiste Auguste, jetzt lebender franz. Bildhauer aus Besançon (geb. 1820), der sich seit der Mitte der Vierziger Jahre durch viele Bildwerke bekannt gemacht hat, unter denen die dem Talent des Künstlers vorzugsweise entsprechenden weiblichen Büsten u. Figuren sich durch eine sehr gewandte Technik auszeichnen, aber oft eine allzugroße Weichheit u. Koketterie in der Behandlung des Marmors zeigen. Dahin gehört die Statue einer von einer Schlange verwundeten Frau, eine Pietà (eines seiner ersten Werke), eine Statue der Tragödie, die ohne allen Adel der Auffassung ist, u. eine ruhende Diana. Im Porträt schuf er bis jetzt mehrere gelungene männliche Büsten. Im J. 1871 wurde ihm die Ausführung einer Statue der Jungfrau von Orleans auf dem Platze des Theatre français übertragen.

Clethra, Else, Pflanzengattung der Heidekrautartigen, ausgezeichnet durch Arten mit prächtig duftenden Blumen. C. arborea, der Folhadeiro auf Madeira, hat herrliche weiße, wohlriechende Blumentrauben u. ein so zähes Holz, daß die kerzengeraden Schößlinge zu Bergstöcken verwendet werden. C. alnifolia im wärmeren Nordamerika, mit langen, wohlriechenden, weißen Blumen am Gipfel der Aeste, ist nur ein Strauch von kaum 2 m. Höhe mit erlenartigen Blättern. Landesverwandt sind die ebenfalls als Ziersträucher eingeführten C. acuminata, paniculata, scabra, tomentosa.

Cleveland (spr. Kliewländ), Hauptstadt der County Cugahoya im nordamerikan. Staate Ohio, an der Mündung des Cugahoya in den Eriesee u. am Ende des Ohiokanals gelegen. Unmittelbar am Flusse auf einer 27 m. hohen Terrasse erbaut, gewährt die Stadt eine weitreichende Aussicht über den See. Die Straßen sind alle regelmäßig in rechten Winkeln gebaut u. durchgängig gegen 27 m. breit; die Hauptstraße hat sogar eine Breite von 20 m. In der Mitte der Stadt liegt ein großer, mit Bäumen bepflanzter öffentlicher Platz, an welchem die größte Kirche u. das County=Gerichtshaus stehen. Der Hafen von C., gebildet durch die Mündung des Cugahoya u. zwei weit hinauslaufende Dämme, ist einer der besten des Eriesees. Diesem, dem genannten Kanal, u. fünf Eisenbahnen, hat die Stadt ihre außerordentliche Handelsbedeutung zu verdanken. Sie ist der Stapelplatz des größten Agrikulturstaates der Union u. der Verschiffungsort für die große Masse der Naturprodukte (Weizen, Mehl, Butter, Schweinefleisch, Eisen), welche, von Ohio auf den Markt gebracht, über den See durch den Eriekanal nach New=York u. durch den Wellandkanal nach Canada exportirt werden. Schon 1840 betrugen die dem Kanalzoll unterworfenen Produkte 140,117,410 Kg. Im J. 1850 erreichten die ein= u. ausgeführten Waaren einen Werth von 13,866,531 Doll. Im folgenden Jahre bestanden dort 4 Banken mit 400,000 Doll. Kapital. C. erfreut sich noch keines hohen Alters. Im J. 1796 angelegt, verdankt sie ihren Namen dem General Moses Cleveland, welcher die erste Vermessungskommission für die Western Reserve von Connecticut (das Land, welches dieser Staat nach Beendigung des Revolutionskrieges bei der Regulirung im Staate Ohio angewiesen erhielt) begleitete. Zur City wurde C. 1836 erhoben; 1796 bestand die Bevölkerung aus einer einzigen Familie, die Zählung von 1843 ergab 8298 Weiße u. 106 Farbige, u. 1870 zählte die Stadt nahe an 100,000 Einw., darunter etwa 36,000 Deutsche, welche hier großen Einfluß ausüben. Im J. 1870 waren außer dem Mayor (Stephan Bührer) 5 Stadträthe u. 3 Friedensrichter geborene Deutsche.

Nr. 2016. **Die Wüstenerbse** (Clianthus Dampieri *A. Cunningh*)
Nach einer Vorlage in „The Illustrated Melbourne Post".

Clianthus Dampieri *A. Cunningh*, eine der schönsten Blumen Australiens aus der Familie der Hülsengewächse, dort bekannt als desert-pea, Wüstenerbse. Allan Cunningham, der bekannte engl. unglückliche Botaniker u. Reisende, entdeckte sie im Juli 1817, als er Orley auf seiner ersten Reise in den Westen von Neusüdwales begleitete, an der östlichen Küste des Regent's=Lake, am Lachlan River. Später fand man sie auch am Gawler Range, in der Nähe des Spencer's=Golf, dann am Darling (Sturt) u. s. w. Die große Eigenthümlichkeit ihrer doldig gestellten großen Blumen möge am besten aus der beistehenden Abbildung ersehen werden. In unsern Gärten kommt als Kalthauspflanze C. puniceus u. C. magnificus vor.

Cliché (spr. Klischeh), d. i. Abklatsch, eine plattenförmige metallene Kopie eines Holzschnitts, welche zum Abdruck in der Buchdruckpresse durch Aufnageln auf einen Holzblock tauglich gemacht wird. Früher war das Clichiren ein wirkliches Abklatschen, indem in eine flache Schicht geschmolzenes Schriftmetall in dem Augenblicke, wo es in einen breiigen Zustand übergegangen war, der Holzschnitt mit der Hand eingeschlagen od. sicherer durch eine Art Fallwerk (Clichirmaschine) eingeprägt wurde. Aus dieser das Original sehr genau wiedergebenden Hohlform wurden dann die eigentlichen Abgüsse genommen. Heutzutage, wo solche C.s nicht mehr gelegentlich, sondern in Massen als Verkaufsartikel hergestellt werden, geschieht ihre Anfertigung lediglich auf dem Wege des Stereotypirens, d. h. man entnimmt von den Originalstöcken Gipsabgüsse, die man in einer Gießform mit Schriftmetall ausfüllt. Häufig ersetzt man jetzt diese Erzeugnisse durch kupferne, welche viel

dauerhafter sind u. auf galvanoplastischem Wege erzeugt werden, indem man vom Holzstock eine Hohlform durch Aufpressen von warmweicher Guttapercha nimmt, diese leitend macht u. mit Kupfer überwachsen läßt. Man rechnet solche Stöcke wol auch mit zu den C.s; ihr eigentlicher Name aber ist Elektrotypen od. Galvanotypen. — Die franz. Photographen nennen ihre C.s Negatifs, was von Deutschen unnöthiger Weise öfter nachgeahmt wird.

Clichy en l'Aunay (franz., spr. Klischi ang lonäh), Dorf im franz. Dep. Seine u. Oise, 1½ M. östl. von Paris, am Nordabhange des Plateaus von Montfermeil, ein wichtiger Punkt bei der Cernirung von Paris durch die Deutschen 1870/71.

Client, Clientel (Höriger, Hörigkeit). Wurde bei den Römern ein Sklave freigelassen, so blieb er regelmäßig in mannichfachen Beziehungen von seinem früheren Herrn abhängig u. diesem gegenüber zu mancherlei Diensten, nam. Ehrendiensten, verpflichtet. Dieses Verhältniß hieß C., der Herr nunmehr Patron, der Sklave C. Der Patron hatte aber auch den Freigelassenen zu schützen, nam. vor Gericht zu vertreten u. ihm bei wichtigen Rechtsgeschäften beizustehen. In ähnlichem Sinne nennt man heutzutage C. den, dem man Schutz, insbesondere Rechtsschutz angedeihen läßt, u. bezeichnet als C.en vorzugsweise die Personen, die ihre Vertretung vor Gericht od. die Wahrung ihrer Rechte beim Abschluß von Rechtsgeschäften einem Advokaten übertragen haben.

Clifford heißt nach der gleichnamigen Burg in Herefordshire eine alte u. weitverzweigte Familie Englands, deren Ahnherr Walter Fitz-Ponce, der Sohn eines normännischen Barons, gewesen sein soll. Eine Tochter Walter's, Rosamunde **C.**, war die Geliebte Heinrich's II. u. ward im Schlosse Woodstock, ihrem Versteck, von der Gemahlin des Königs 1173 ermordet. Unter den hervorragenden Männern, welche der Familie angehören, ist zu nennen: George **C.**, Graf v. Cumberland, geb. 1558 zu Brougham-Castle (Westmoreland). Dieser erwarb sich am Hofe die Gunst der Königin Elisabeth, als deren Ritter er gewöhnlich bei den Festen, nam. bei Turnieren, auftrat, hatte auf verschiedenen Seezügen, die er 1586—89 unternahm, die mannichfachsten Abenteuer u. Schicksale zu bestehen, gehörte zu den Befehlshabern gegen die „unüberwindliche Flotte“ u. war einer der Richter im Prozesse der Maria Stuart. Er starb 30. Okt. 1605. Mit dem Tode seines Neffen Henry erlosch 1643 der 1523 seinem Großvater Henry verliehene Grafentitel, u. die Baronie C. ging durch Heirath an die Familie Southwell über. Die männliche Linie blüht noch in dem Geschlechte der **C. v. Chudleigh**, zu dem jener Thomas **C.** gehörte, der im Ministerium „Cabal“ (s. d.) saß. Geb. 1. Aug. 1630, ward er als Oberschatzmeister Königs Karl II. 22. April 1672 unter dem Titel eines Barons C. von Chudleigh zum Peer gemacht, bald darauf aber wegen der durch seine Intriguen zu Gunsten des Absolutismus u. Katholizismus verursachten Aufregung entlassen; er starb 1673.

Cliffortia, Pflanzengattung der Rosengewächse, Gruppe der Sanguisorbeen, benannt zu Ehren von Georg Cliffort, einem holl. Kaufmann, der wegen seines Gartens, den Linné studiren durfte, hochberühmt war. Bekannt ist C. ilicifolia *L.*, vom Kap der guten Hoffnung, als Mutterpflanze eines Brustthees, ein Strauch von etwa 2 m. Höhe mit stechpalmenartigem Laube. Auch alle übrigen Arten gehören dem Kaplande an, wo sie mit den verschiedenartigsten Blättern, grasartigen, mausedornartigen, wachholderartigen, heidekrautartigen &c., auftreten.

Clintock, Leop. Mac, ber. Nordpolfahrer, s. „Mac-Clintock“.

Clinton (engl., spr. Klinnt'n), Sir Henry, engl. General, diente schon im Siebenjährigen Kriege in Deutschland u. avancirte 1758 zum Hauptmann, ward, als die brit. Kolonien in Nordamerika ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, 1775 als Generalmajor mit den Generalen Bourgoyne u. Howe gegen jene gesandt u. kämpfte anfänglich mit vielem Glück. Nach der Wegnahme von New-York erhielt er 1778, nach Howe's Abberufung, das Oberkommando. In dieser Stellung ward ihm jedoch sein bisheriges Glück untreu. Von Washington zum Rückzuge gedrängt, mußte er Philadelphia den Amerikanern überlassen; nahm zwar Charlestown wieder ein (wo er seinen Ruf durch die grausamsten, gegen Frauen u. Greise begangenen Metzeleien befleckte), wurde jedoch 1779 bei Stony Paint mit großem Verlust geschlagen. Im J. 1782 mußte er das Kommando an Carleton abgeben u. erhielt das Gouvernement von Limerick, später das von Gibraltar, wo er 24. Dez. 1795 starb.

Clique (franz., spr. Klihk), eine Genossenschaft, Gesellschaft, Sippschaft; eine Verbindung mehrerer Personen zu einer schlechten od. selbstsüchtigen Absicht; ein schlechte od. selbstsüchtige Zwecke verfolgender Verein. In der Regel giebt eine solche Verbindung vor, andere, höhere Zwecke zu verfolgen. Das Cliquenwesen hat im politischen Leben, wie auf dem Gebiete der Kunst u. Wissenschaft, viel Schaden angerichtet.

Clitoria Ternatea *L.*, aus der Familie der Hülsengewächse, Gruppe der Phaseoleen, mit 10 in 2 Haufen verwachsenen Staubfäden u. auf dem Rücken liegender Blumenkrone mit sehr großem Fähnchen, das die Seitenblätter beschattet, ist ein bekannter Zierstrauch aus Südasien mit einfachen u. gefüllten, weißen od. am Rande tiefblauen Blumen, auf Java Kembang telang (mit dem Beinamen bodas für die weiße, bulán für die schwarzblaue, bulán ad múda für die blaue u. susua für die gefüllte Spielart). Die Wurzel erregt Brechen u. Laxiren, wie Blätter u. Samen; das Kraut dient gegen Gicht, Geschwüre &c.; die blauen Blumen verwendet man zum Färben von Speisen u. Getränken, die zarten Blättchen zu Gemüse.

Clive (spr. Kleiw), Lord Robert, Baron von Plassey, engl. Befehlshaber in Ostindien, geb. 29. Sept. 1725 auf Styche in Shropshire, nahm 1743 als Schreiber Dienste bei der Ostindischen Compagnie (in Madras), trat jedoch bereits im folgenden Jahre ins Heer ein u. zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Franzosen u. Eingeborenen aus. Zum Oberstleutnant ernannt, schlug er 1755 den gefürchteten Seeräuber Angria u. besiegte den einflußreichen, insgeheim von Frankreich unterstützten Nabob von Bengalen, Surahja Dowla, in mehreren entscheidenden Schlachten. Zum Lohn für diese Dienste wurde ihm die Peerswürde u. der Titel eines Barons von Plassey ertheilt. Nach dem Wiederausbruch der Unruhen in Bengalen 1765 wurde C. von der Ostindischen Compagnie mit dem Oberbefehl über die dort stationirten Truppen betraut. Die engl. Waffenerfolge geschickt ausbeutend, schloß er einen für die Compagnie sehr günstigen Friedensvertrag, durch welchen für diese nicht nur Bengalen, sondern auch Bahar u. Orira gewonnen wurde. Nachdem er Ordnung in die Verwaltung gebracht, kehrte er, mit Reichthümern u. Ehren überhäuft, nach England zurück. Ein Konflikt mit dem Parlament, vor dem er sich über seine Geschäftsführung in Indien rechtfertigen mußte, lief zwar zu C.'s Gunsten aus, verbitterte ihn aber so sehr, daß er 22. Nov. 1774 sein Leben durch einen Pistolenschuß endete.

Nr. 2017. Lord Robert Clive (geb. 29. Sept. 1725, gest. 22. Nov. 1774).

Clodius, Publius Pulcher, röm. Volkstribun, stammte aus dem Patriziergeschlechte der Claudier. Aus Rache gegen Cicero, der sein frevelhaftes Eindringen beim Feste der Bona Dea (s. d.) vor Gericht bezeugt hatte, schloß er sich der Volkspartei an, ließ sich mit Cäsar's Unterstützung vom Plebejer Publius Fontejus adoptiren u. zum Volkstribunen wählen u. brachte ein Gesetz ein, nach welchem jeder Bürger, der einen anderen ohne Urtheil u. Recht habe hinrichten lassen, mit Aechtung bestraft werden sollte (59 v. Chr.). Infolge dessen mußte Cicero (s. d.), mit Rücksicht auf sein Verfahren gegen die Mitverschworenen des Catilina (s. d.), Rom verlassen, wohin er erst nach zweijähriger Abwesenheit zurückkehren durfte. C. setzte aber auch nachher noch seine Wühlereien gegen Cicero u. den Senat u. sein gemeingefährliches Treiben fort, dem erst seine Ermordung durch die Anhänger des von ihm gleichfalls fanatisch verfolgten Milo ein Ziel setzte (Jan. 52).

Clodius, Christian August, Professor der Philosophie u. Dichtkunst, geb. 1738 zu Annaberg in Sachsen, studirte in Leipzig zuerst Theologie, darauf die sog. schönen Wissenschaften u. ließ sich vorzüglich von der Gottschedischen Richtung u. dem damals in Leipzig einflußreichen Gellert leiten. Im J. 1760 wurde er außerordentlicher, 1764 ordentlicher Professor der Philosophie u. starb als Prof. der Beredsamkeit u. Dichtkunst 30. Nov. 1784. Nicht ohne Verdienst sind seine „Versuche aus der Literatur u. Moral“, 1767. Goethe, welcher als

Leipziger Student an einer von C. geleiteten literarischen Gesellschaft theilgenommen hatte, schildert ihn in „Dichtung u. Wahrheit" als „eine kleine, etwas starke, gedrängte Figur, in seinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in seinen Aeußerungen u. unstet in seinem Betragen". Außer Gelegenheitsgedichten hat C. auch ein Drama „Medon od. die Rache des Weisen" geschrieben, das bei seiner Aufführung zwar viel beklatscht wurde, aber Goethe bewog, C.'s schwülstigen Stil in einem Epigramm zu geißeln. In der Frage von der Zulässigkeit des Harlekins auf der Bühne stellte sich C. auf die Seite Gottsched's.

Clodt, Peter Carlowitsch, russ. Bildhauer, richtiger Klodt, s. d.

Clölia, eine kühne Römerin, die mit einer Schar anderer Jungfrauen, welche mit ihr dem Etruskerkönig Porsenna als Geiseln übergeben waren, sich der Haft entzog u. durch die Tiber nach Rom zurückschwamm. Die Römer lieferten die Jungfrauen wieder aus, Porsenna aber, der ihren Muth bewunderte, entließ sie freiwillig in die Heimat.

Cloots (Klotz), genannt Anacharsis, eigentlich Jean Baptiste du Val de Grace, Baron von C., ein aus Deutschland stammender Schwärmer, der eine wunderliche Rolle in der franz. Revolution gespielt hat, war geb. bei Kleve 24. Juni 1755, wurde von früher Jugend an in Paris erzogen u. schloß sich gleich beim Ausbruch der Revolution mit schwärmerischer Begeisterung der Bewegung an. Sein Ideal war die Errichtung demokratischer Staaten nach dem Muster der altgriech. Demokratie u. die Verbindung derselben zu einer Universalrepublik, über deren Organisation er sich in den abenteuerlichsten Gedanken erging. An der Spitze einer seltsam gemischten Schar von Anhängern, die er auf seinen Reisen durch Europa aus den verschiedensten Nationen zusammengelesen hatte, erschien er 19. Juni 1790 in der Nationalversammlung u. forderte dieselbe als „Sprecher der Menschheit" auf, die Erfüllung seines Staatsideals in die Hand zu nehmen. Aber weder die Nationalversammlung, noch den Konvent, dem er seit 1792 als Vertreter des Oise-Dep. angehörte, fand er willig, auf seine mystischen Projekte einzugehen, die er aber trotzdem nicht aufgab u. auf eigene Faust, mittels einer ziemlich kostspieligen Propaganda, betrieb. Nachdem der Jakobinerklub, in welchem C. gleich von vornherein eine eigenthümliche Stellung eingenommen hatte, ihn ausgeschlossen, zog Robespierre, der ihn Anfangs als Werkzeug benutzt hatte, seine Hand von ihm u. ließ ihn mit Hébert u. dessen Anhängern 23. März 1794 hinrichten. Seine Ideen hatte er in einer Reihe von Schriften niedergelegt, von denen wir nennen: „L'orateur du genre humain ou dépêches du Prussien Cloots au Prussien Herzberg" (1791). „Base constitutionelle de la république du genre humain" (1793) u. „De la république universelle". In letzterem Werke faßt er seine politischen u. religiösen Ansichten in die Worte zusammen: „Das Volk ist der Alleinherrscher u. Gott der Welt; Frankreich ist der Mittelpunkt des Volk-Gottes; nur Narren glauben an irgend ein anderes höheres Wesen". Er selbst nannte sich mit einem gewissen Stolze den „persönlichen Feind Jesu Christi".

Closen, Reichsfreiherr Karl, ein bayerischer Staatsmann, war der einzige Sohn des Reichsfreiherrn Ludwig von C., der (geb. 14. Aug. 1755, gest. zu Mannheim 9. Aug. 1830) als Adjutant des Generals Rochambeau unter Washington am Nordamerikan. Befreiungskriege theilnahm u. dann noch eine Zeit lang in der franz. Armee diente. Geb. zu Zweibrücken 1. Jan. 1787, studirte C. zu Wien u. Landshut die Rechte, trat in den bayer. Staatsdienst u. ward nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge von 1814, den er als Freiwilliger mitgemacht, 1817 als Regierungsrath ins Ministerium des Innern berufen. Seit 1819 Ministerialrath, gehörte er von diesem Jahre an bis 1831, sowie nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst (1832) als Abgeordneter der adeligen Gutsbesitzer dem Landtage an, ward aber im Nov. 1833 wegen angeblicher Verbreitung eines polit. Gedichts als Majestätsverbrecher verhaftet, in viermonatl. Untersuchungshaft gehalten u. erst 26. Jan. 1840 gänzlich freigesprochen. Hierauf machte er Reisen u. war auf das Verdienstvollste für gemeinnützige Bestrebungen thätig, nam. auf dem landwirthschaftl. Gebiete. Im J. 1846 trat er wieder in die Kammer ein u. wurde 1848 in den Fünfzigerausschuß des Vorparlaments zu Frankfurt am Main gewählt, bald darauf aber zum bayer. Bundestagsgesandten, bez. Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt. Seit Dez. 1848 Staatsrath im außerordl. Dienst, starb er als der Letzte seiner Familie zu München 18. Sept. 1856. Seine Besitzungen u. sein Name gingen auf den Freiherrn Maxim. v. Günderode über. C. schrieb u. A.: „Krit. Zusammenstellung der bayer. Kulturgesetze" (München, 1818) u. „Die Armee als milit. Bildungsanstalt der Nation" (ebd. 1850; Zusätze 1851).

Closet (franz., spr. Kloseh), vom lat. clausus, „verschlossen", ein Kabinet; ein kleines Geheimzimmer; ein Behältniß für Geräthschaften; ein Appartement.

Clos Vougeot (spr. Kloh Wuschoh), diejenigen Weinberge, auf denen der ausgezeichnetste Burgunderwein wächst. Sie liegen im franz. Dep. Côte d'or, 3 Stunden südl. von Dijon, gehörten früher zu der Abtei Cisteaux u. wurden von dem späteren Besitzer, dem Bankier Tourton, für $^1/_2$ Million Franken verkauft.

St. Cloud (spr. Sängt Kluh), Stadt u. Schloß im Arrond. Versailles des franz. Dep. Seine et Oise auf einem allmählig ansteigenden Hügel an dem linken Ufer der Seine u. der Eisenbahn Paris-Versailles, $^1/_4$ M. von der Enceinte von Paris u. 1 M. nordöstl. von Versailles.

Nr. 2018. Die Garten u. das Schloß St. Cloud, vor der Zerstörung durch die Franzosen am 13. Okt. 1870.

Es zählt etwa 5000 E., hat seinen Namen von einem Kloster, das einst der fränkische Prinz Chlodowald für sich bauen ließ (daher Fanum St. Clodoaldi). Im J. 1358 ward die Stadt von den Engländern, 1411 von den Armagnacs (s. d.) zum Theil eingeäschert. Im J. 1589 fand dort König Heinrich III. seinen Tod durch Mörderhand. Das von einem Privatmanne 1572 erbaute u. dann nach einander von vier Erzbischöfen von Paris bewohnte Schloß kaufte 1658 Ludwig XIV. an u. schenkte es seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, dem es 1782 Ludwig XVI. für seine Gemahlin Marie Antoinette wieder abkaufte. Im Orangeriesaale daselbst hielt der Rath der Fünfhundert seine Sitzungen, als ihn am 18. Brumaire des J. VIII (9. Nov. 1799) Bonaparte durch seine Grenadiere aus einander jagte, um sich einige Tage darauf zum Ersten Konsul ernennen zu lassen. Dieses Schloß, in welchem der spätere Kaiser Napoleon mit Vorliebe weilte, ward 1814 u. 1815 das Hauptquartier Blücher's u. Schwarzenberg's; hier wurden auch 3. Juli 1815 die Bedingungen der zweiten Uebergabe von Paris unterzeichnet. Karl X. setzte hier seinen Namen unter die verhängnißvollen Juliordonnanzen (25. Juli 1830). Napoleon III. machte das Schloß zu seiner Sommerresidenz; dort unterzeichnete er auch 1870 die Kriegserklärung gegen Preußen, die ihm den Thron kosten sollte. So war St. C. gewissermaßen Ausgangs- u. Endpunkt für die Herrschaft der Napoleoniden. Und auch dem Schlosse selbst brachte der Krieg gegen Deutschland den Untergang. Da während der Ein-

schließung von Paris der Park von St. C. von deutschen Vorposten besetzt gehalten ward, bewarfen die Franzosen 13. Okt. 1870 vom Mont Valérien aus das Schloß mit Granaten; die dadurch verursachte Feuersbrunst zerstörte bis auf die Mauern das ganze schöne Gebäude, gegen das die Deutschen die größte Schonung beobachtet hatten. Auch retteten Letztere an Werth u. Kunstgegenständen so viel, als unter der fortgesetzten Beschießung nur immer möglich war.

Clouet (spr. Klueh), François, genannt Janet, geb. in Tours um 1500, gest. um 1572, Porträt- u. Hofmaler mehrerer franz. Könige. Er behandelte seine Porträts (meist von Personen des franz. Hofes), von denen sich einige im Louvre, andere in England u. im Belvedere zu Wien befinden, in der niederländischen Manier van Eyck's u. Memling's, mit möglichster Naturtreue u. großer Vollendung der Details. In der feinen, zarten Ausführung erinnert er an Holbein, aber sein Kolorit ist weniger kräftig u. warm. Eine Menge seiner Handzeichnungen befinden sich in Castle Howard in England. Auch sein Vater Jean C. (gest. 1541) war ein sehr geschätzter Porträtmaler.

Clovio, Giulio, aus Kroatien, ein Miniaturmaler des 16. Jahrhunderts, geb. 1498, erlernte unter der Leitung des Giulio Romano die Miniaturmalerei, bildete sich aber nachher mehr nach Michelangelo u. Rafael aus. Anfangs war er im Dienste des Kardinals Grimani, nachher am Hofe des Königs Ludwig II. von Ungarn u. später großentheils in Rom, wo er im Alter von 80 J. starb. Er schmückte eine Menge von Psalm- u. Meßbüchern mit Miniaturen. Ausgezeichnete Arbeiten von ihm enthalten ein Psalmbuch im Louvre, ein lat. Meßbuch im Museum zu Neapel u. eine Handschrift der „Göttlichen Komödie“ von Dante in der Bibliothek des Vatikans. Seine Arbeiten zeigen eine meisterhafte Technik u. einen staunenswerthen Fleiß.

Clown (spr. Klaun), ist eine dem engl. Theater eigenthümliche Charakterrolle, die sich mit dem Grazioso der Spanier u. dem Hanswurst der Deutschen vergleichen läßt, vom Arlechino aber u. dessen franz. Nachahmungen Mezzetin, Turlupin, Crispin ꝛc. wesentlich verschieden ist. Gleich dem Grazioso war er schon auf dem altengl. Theater der privilegirte Lustigmacher, der, ohne an der Entwicklung der dramatischen Handlung Theil zu nehmen, mit den mitspielenden Personen seine oft sehr unsaubern Späße treibt, ja weit häufiger mit dem lachlustigen Publikum selbst, als mit den Personen des Stücks verkehrt. Shakespeare eifert bekanntlich in der bekannten Scene Hamlet's mit den Schauspielern gegen die Improvisationen der C.s; indessen hält auch er jene derbe, breite, selbst plumpe Komik für dieses Rollenfach fest, welche schon das vom lat. colonus, Bauer, stammende Wort andeutet. Später wurde der C. ganz aus der Tragödie verbannt u. ihm sein Platz im Nachspiele angewiesen, wo er burlesk tanzte, komische Lieder sang u. lustige Scenen spielte. Gegenwärtig ist er auf die bei den Engländern sehr beliebte Pantomime beschränkt, in der er mit dem Pierrot zu vergleichen ist. Sonst findet man C.s auf der modernen Bühne fast nur noch in den Shakespeare'schen Stücken (so z. B. im „Sommernachtstraum“). Der bei Seiltänzern u. Kunstreitern zum Ergötzen der schaulustigen Menge mitwirkende C. ist eigentlich mehr Bajazzo, erinnert aber an den C. der engl. Pantomime allerdings insofern, als er gleichfalls mit einem gewissen tölpelhaften, dummdreisten Wesen eine blitzschnelle, aalglatte Gewandtheit zu verbinden hat. Der berühmteste C. der neueren Zeit war Joe Grimaldi.

Clugny, od. **Cluny** (spr. Klünji, Klüni), eine der berühmtesten Benediktinerabteien in der gleichnamigen Stadt an der Grône im Arrondissement Macon des franz. Dep. Saône-Loire, ward von Wilhelm dem Frommen, Herzog von Aquitanien, 910 gestiftet u. besaß unter ihren späteren Aebten mehrere Fürsten u. sonst hervorragende Personen. Obwol in der Abtei die Regel Benedikt's in verschärfter Form eingeführt war, verbreitete sich der Orden der Cluniacenser sehr schnell in allen Ländern, so daß er im 12. Jahrh. über 2000 Klöster zählte. Die Begünstigung des Ordens Seitens der Päpste veranlaßte jedoch eine solche Zuchtlosigkeit, daß ihn der neue Orden der Cisterzienser (s. d.) schnell verdrängte. Die Abtei, in welcher Gregor VII. seine Bildung erhielt u. der dahin geflüchtete Papst Gelasius II. starb, ward 1790 aufgehoben.

Cluny, Hôtel, eines der ältesten u. merkwürdigsten Gebäude von Paris, das die Aebte von C. 1480—1505 auf dem Platze des alten Thermenpalastes aus der Zeit des Kaisers Julianus Apostata errichteten. Von jenem Palast sind noch zwei Hallen mit unterirdischen Gewölben u. Reste der alten Wasserleitung erhalten. Das Abthaus selbst ist mit seinen gothischen Thürmen u. Fenstern u. mit seinen reichen Zierrathen das Muster eines mittelalterlichen Herrenhauses. Es hat häufig den Herrn gewechselt, bis es im 18. Jahrhundert in den Besitz des Staates überging. Ein reicher Privatmann, Du Sommerard, legte 1833 im Hôtel C. eine sehr werthvolle Sammlung von mittelalterlichen Kunstgegenständen an, die 1842 vom Staate angekauft u. dem allgemeinen Besuch geöffnet wurde.

Cluse, La (spr. Klühs), Ort im franz. Dep. Doubs, nicht weit von der Schweizer Grenze, wo 31. Jan. 1871 die Deutschen unter General von Werder der franz. (Ost-)Armee unter Bourbaki ein siegreiches Treffen lieferten.

Cluseret (spr. Klüsereh), Gustave Pierre, franz. Demagog, trat frühzeitig ins Heer ein, nahm jedoch, da er wegen seiner republikanischen Grundsätze mit seinen Obern in Konflikt gerieth, 1858 seine Entlassung u. betheiligte sich an der Expedition Garibaldi's nach Sizilien u. Neapel. Im J. 1861 begab er sich nach Nordamerika, wo damals der Bürgerkrieg wüthete, focht als Oberst unter dem Bundesgeneral Fremont mit Auszeichnung, aber nicht immer mit günstigem Erfolg, u. rückte zum Brigadegeneral auf. Nach seinem Austritt aus der Armee (Jan. 1863) rief er in New-York ein Blatt „New Nation“ ins Leben, in welchem er u. A. eine feste Organisation der Neger in den Südstaaten empfahl; diese u. a. überspannte Vorschläge, die auf die Entzündung eines Rassenkriegs in den Südstaaten hinausliefen, fanden jedoch keinen Anklang u. hatten das Eingehen des Blattes zur Folge. Im J. 1868 trat er im Auftrage des Staates New-York eine Reise nach Europa an, um von den europ. Heereseinrichtungen Kenntniß zu nehmen. Da er diese Reise aber zu agitatorischen Sonderzwecken, zur Anzettelung von Verschwörungen ꝛc. benutzte, so mußte er das Vertrauensamt bald niederlegen. Während des Deutsch-franz. Krieges eilte er sofort nach der Verkündigung der Republik nach Frankreich, übernahm die Bildung u. Führung einer Freischar in Lyon, beseitigte mit Hülfe derselben die dort bestehenden Behörden, pflanzte die rothe Fahne (das Banner der sozialistischen Republik) auf dem Stadthause auf u. ließ sich selbst zum Chef der nationalen Vertheidigung von Lyon ausrufen (28. Sept. 1870). Schon nach wenigen Tagen gelang es jedoch den Anhängern der Pariser (provisorischen) Regierung, mit Unterstützung eines großen Theils der Nationalgarde, die Ordnung wiederherzustellen. C. entfloh u. begab sich zunächst nach Marseille, wo seine Umsturzpläne gleich von vornherein durch die Wachsamkeit der Behörden vereitelt wurde. Er hielt sich dann längere Zeit verborgen u. trat erst wieder während der Insurrektion von Paris hervor, die zur Errichtung der Commune (s. d.) führte (März 1871). Diese übertrug C. die Leitung des Kriegswesens, der er sich mit Eifer annahm; doch beuteten seine Gegner im Centralcomité die von ihm verlangte strenge Handhabung der Disziplin u. den Fall des Fort Issy (29. April) aus, um ihn zu stürzen. Er wurde abgesetzt u. verhaftet, einige Zeit nachher zwar wieder freigelassen, jedoch alsbald nach der Einnahme von Paris durch die Regierungstruppen (28. Mai) von diesen erschossen.

Clusia, Pflanzengattung u. Stammform der Clusiaceen, tropischer Gewächse auf beiden Seiten der Erdkugel, benannt zu Ehren von Karl Clusius od. Charles de l'Ecluse, eines sehr berühmten Botanikers des 16. Jahrh. (1526—1609). Die meist hohen Bäume mit derben, lederartigen Blättern u. großen Blumen erzeugen oft werthvolle Harze u. dgl. C. rosea in Südamerika u. Westindien liefert einen bittern Balsam, ein aus der Rinde schwitzendes Gummiharz, das wie Pech u. Theer zum Kalfatern der Schiffe dient, während die Blätter u. die Rinde zu äußeren balsamischen Waschungen benutzt werden. Das Gleiche gilt von C. alba derselben Gegenden. C. flava auf Jamaika, Fat-pork (Fettschwein) u. Monkey-apple (Affenapfel), auch Balsambaum genannt, erzeugt das sog. Schweins-Gummi (Hog-Gummi), weil man von den Schweinen sagt, daß sie sich im wilden Zustande bei Verwundungen am Baume reiben, um sich mit dem schließlich herausträufelnden Gummi zu heilen. Dasselbe dient auch an Stelle des Kopaivabalsams u. ist schon früh gegen Hüftweh gerühmt worden. Andere Arten verhalten sich ähnlich.

Clusium, s. „Chiusi“.

Cluver, Philipp, verdienstvoller Geograph u. Alterthumsforscher, geb. 1580 zu Danzig, gest. 1623 zu Leiden, verlor, da er in Leiden aus Neigung vom jurist. Studium zur Erd- u. Alterthumskunde überging, die Unterstützung seines Vaters, ward deshalb in Oesterreich Soldat, kehrte aber nach 2 J. nach Leiden u. zu seinen Lieblingswissenschaften zurück. In der erst nach seinem Tode veröffentlichten „Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam“ (Leid. 1629 u. ö.; Amsterd. 1729; deutsch 1733) ist die Geographie zum ersten Mal umfassend, mit besonderer Berücksichtigung der historisch-politischen Momente, in ein System gebracht. Außerdem schrieb er: „Italia antiqua“ (herausgeg. von Daniel Heinsius, Leid. 1623) u. „Sicilia antiqua, Sardinia et Corsica“ (ebd. 1619; Wolfenb. 1659).

Clyde (spr. Kleid), der bedeutendste Fluß der Westküste Schottlands, entspringt aus einem kleinen See an der Südgrenze von Lanark 470 m. über dem Meere u. eilt raschen Laufes durch eine der fruchtbarsten u. bevölkertsten Gegenden Schottlands dem Meere zu. Bei Lanark bildet er auf einer Strecke von beinahe 4 engl. Meilen vier schöne Wasserfälle. Von Glasgow an, bis wohin die Flut eindringt, wird seine Bewegung ruhiger, so daß er mit Schiffen befahren werden kann. Nach einem Laufe von 15 Meilen erreicht er durch den Clydebusen den Nordkanal; mit dem Forth ist er durch den C.- od. Glasgowkanal verbunden, u. so die Ost- u. Westküste Schottlands durch eine Süßwasserstraße vereinigt.

Clymene (astron.) ist der 104. in der Reihenfolge der kleinen (zwischen Mars u. Jupiter kreisenden) Planeten genannt worden, welcher von dem Sternforscher Wathon zu Ann Arbor in den Vereinigten Staaten am 13. Sept. 1868 entdeckt worden ist.

Clytia (astron.) ist der 73. in der Reihenfolge der Asteroiden od. kleinen (zwischen Mars u. Jupiter kreisenden) Planeten genannt worden, welcher der Sternforscher Tuttle zu Cambridge in den Ver. Staaten am 7. April 1862 entdeckt u. dessen Elemente später von Oppolzer berechnet worden sind.

CN, chem. Zeichen für Cyan. — **Cn,** chem. Zeichen für Coniin.

Cnestis, Pflanzengattung der kleinen tropischen Familie der Connaraceen mit einigen nützlichen Gewächsen. Bekannt ist C. monadelpha *Roxb.* aus dem Himalajagebirge, die Baumbohne, deren fleischiger Samenmantel von den Hindus gegessen wird.

Co, chemisches Zeichen für Kobalt. — **Coadjutor,** s. „Koadjutor“.

coaguliren, Coagulation, s. „koaguliren, Koagulation“.

Coanza (Coansa), ein wasserreicher, über 120 M. langer Strom des südwestl. Afrika, entspringt etwa unter $13^1/_2{}^0$ südl. Br., im O. der Landschaft Bihe, an dem Südwestende des Mossambagebirges, fließt erst nach NNW., dann nach W. u. stürzt auf der letzteren Strecke über die mächtigen Katarakte von Kambambe, unterhalb derer er 146 m. Tiefe erhält u., 32 Meilen weit, bis zu seiner Mündung südl. von S. Paulo de Loanda (9° 35′ südl. Br.), schiffbar ist. Von den zahlreichen Nebenflüssen sind der Kokema auf der linken, der Lucala auf der rechten Seite die bedeutendsten, von den Inseln Muchima u. das üppig fruchtbare Massandra die größten. Von der 1 M. breiten Mündung ist das weißliche Wasser des C. noch bis 2 M. von der Küste erkennbar; Ebbe u. Flut des Meeres sind bis 16 M. landeinwärts im Strome bemerkbar.

Coati (Nasua, Nasenthier, Nasen- od. Rüsselbär), eine in mehreren Arten in Südamerika einheimische, dem Waschbär nächstverwandte Fleischfressergattung von gestrecktem Körperbau, mit langem, spitzem Kopf, dessen Nase in einem beweglichen, spitzen Rüssel ausgezogen ist, mit kurzem Hals, kurzen, kräftigen Beinen, deren je fünf verwachsene Zehen mit langen, spitzen Krallen bewaffnet sind, u. mit langem, dichtbehaartem, geringeltem Schwanz. Der C. klettert geschickt auf den Bäumen, nach deren Früchten, sowie nach Vögeln u. Vogeleiern, u. scharrt u. wühlt mit den Vorderpfoten u. dem Rüssel im Erdboden nach Gewürm; von den Indianern wird er wegen seines Fleisches u. Felles gejagt, auch gern gefangen gehalten, da er wenig Pflege beansprucht u. leicht zahm wird.

Coatings (spr. Kohtings), Wollenstoffe, denen man auch die nähere Bezeichnung Halbkalmuck beigelegt hat. Sie sind geköpert, langhaarig, doch weniger lang u. lockerer gewebt als eigentlicher Kalmuck. Man fertigt sie einfarbig, melirt, geflammt, getigert ꝛc. Ursprünglich in England gefertigt, werden sie jetzt auch in Deutschland u. nam. in Sachsen fabrizirt.

Cobaea scandens, ein bekannter, hochsteigender Zierkletterstrauch Meriko's aus der Familie der Bignoniaceen, nach Andern der Polemoniaceen mit violetten Blumen.

Coban, Stadt in der Provinz Vera Paz der centralamerikanischen Republik Guatemala, am Rio Polochic, mit etwa 14,000 E., welche vorwiegend Indianer sind. In der Umgegend der Stadt hat man sehr bedeutende Ruinen einer alten Indianerstadt gefunden; besonders zeichnen sich darunter ein 180 m. langer u. 140 m. breiter Tempel u. vier mit Hieroglyphen u. Basreliefs bedeckte Obelisken aus.

Nr. 2019. Der Coati.

Cobbet, William, engl. Publizist, geb. 9. März 1762 zu Farnham in der engl. Grafschaft Surrey, ergänzte die Lücken seiner mangelhaften Bildung durch eifriges Selbststudium u. trat zuerst in Philadelphia unter dem Schriftstellernamen „Peter Porcupine“ (Stachelschwein) auf. Sowol die unter diesem Namen herausgegebenen Flugschriften als seine Zeitschrift „The porcupine“ erregten wegen der Rücksichtslosigkeit ihrer Polemik Aufsehen. Nach England zurückgekehrt, rief er 1803 das „Weekly Political Register“ ins Leben, das durch seine geistvolle u. scharfe Kritik der öffentlichen Zustände bald eines der gelesensten u. gefürchtetsten Wochenblätter Englands wurde. Anfangs als ein Organ der Tories betrachtet, nahm dieses Blatt später (infolge einer Beleidigung, die C. von Pitt erhalten) eine äußerst radikale Haltung an u. hielt an derselben trotz der mannichfachsten Händel, Hindernisse u. Opfer fest. Einen entschiedenen Parteistandpunkt hatte C. aber so wenig im Auge, daß er auch die Whigs nur dann unterstützte, wenn sie in der Opposition waren, u. zu den sonderbarsten Widersprüchen gelangte. In seinen späteren Jahren betrieb er sehr fleißig die Landwirthschaft, die er auch theoretisch zu fördern suchte. Er starb 18. Juni 1835. Eine Sammlung seiner „Political Works“ erschien in 9 Bdn. (Lond. 1848).

Cobden, Richard, einer der größten engl. Staatsmänner der Neuzeit, der „Apostel des Freihandels“, geb. 3. Juni 1804 auf dem Meierhofe Dunford in der Grafschaft Sussex, war der Sohn eines verarmten Gutsbesitzers, der seinen Kindern nur eine sehr dürftige Erziehung zu geben vermochte. Ein wohlhabender Oheim, der in London eine Kattunfabrik besaß, nahm sich des jungen Richard C. an; dieser holte mit großem Lerneifer das Versäumte nach u. arbeitete sich rasch in das Geschäftsleben ein. Bald gerieth jedoch der Oheim infolge unglücklicher Unternehmungen selbst in Geldverlegenheit u. C. sah sich nun auf sich selbst gestellt. Durch Vorschüsse reicher Gönner unterstützt, errichtete er in Manchester eine Kattunfabrik, die es schon nach wenigen Jahren in Bezug auf die Qualität der Erzeugnisse den besten Fabriken Londons zuvorthat, während sie diese an Billigkeit überflügelte. Häufige Reisen nach Frankreich, Belgien, der Schweiz u. Nordamerika, zunächst im Interesse der Firma unternommen, dehnten nicht nur seine geschäftlichen Beziehungen, sondern mehr noch seinen geistigen Gesichtskreis aus u. reiften seine politischen u. volkswirthschaftlichen Ansichten. Schon in seinen ersten Streitschriften „England, Ireland and America“ (1835) u. „Russia“ (1836) finden sich die Grundlinien seines späteren Auftretens deutlich vorgezeichnet. Kühn warf C. den landläufigen Diplomatensatz vom europäischen Gleichgewicht über Bord, indem er das System der Nichtinterventionspolitik (Nichteinmischung in fremde Kriegshändel) auf sein Panier schrieb u. die Erweiterung der internationalen Verbindungen in Handel u. Verkehr als die würdigste, ja, als die allein würdige Aufgabe der auswärtigen Politik Englands hinstellte. Diese Anschauungen, die bei der Regierung u. einem großen Theile des Parlaments weniger auf Widerstand als auf Achselzucken

u. lächelnde Verwunderung stießen, wurden in industriellen u. kaufmännischen Kreisen freudig begrüßt u. verschafften C. einen großen Anhang, nam. in Manchester selbst, für dessen kommunale Selbstregierung, Verwaltung u. Bildungswesen er gleichzeitig mit Eifer thätig war. In letzterer Beziehung erwarb er sich bes. durch die Gründung des „Athenäums", eines großartigen Fortbildungsinstituts für junge Kaufleute u. Fabrikanten, ein hohes Verdienst (1837). Von längeren Reisen durch den Orient u. durch Deutschland zurückgekehrt, nahm er die Agitation für die Verwirklichung seiner politischen Ziele energisch in die Hand, indem er zunächst die Bewegung gegen die Kornzölle (welche immer mehr auf die Brotpreise zu drücken begannen) in Fluß brachte u. zu diesem Zwecke die Anti-Cornlaw-League (s. d.) ins Leben rief.

Nr. 2020. Richard Cobden (geb. 3. Juni 1804, gest. 2. April 1865).

Nur der ungemeinen Arbeitskraft u. Beharrlichkeit, die C. in der Führung dieser Bewegung entwickelte, u. dem Eifer seines tapferen Kampfgenossen John Bright (s. d.) dankt England den endlichen Sieg der freihändlerischen Grundsätze. Im J. 1841 von Stockport aus ins Parlament gewählt, nahm C. gleich in seiner ersten Rede Gelegenheit, die Ungerechtigkeit der Korngesetze nachzuweisen, welche dem Arbeiter mit 10 Schilling Wochenlohn eine Brottaxe abpreßten, die 20 Prozent seines Einkommens ausmache, während die Millionäre mit 200,000 Pfd. St. Jahreseinkommen von je 100 Pfd. St. nur einen Halfpenny Einkommensteuer zahlten. Und immer wieder kam er, von der Erfolglosigkeit seiner ersten Versuche nicht abgeschreckt, auf diese Frage zurück; fünf Jahre lang kämpfte er unverdrossen, bis es ihm gelang, den Premierminister Sir Robert Peel selbst, der sich bis dahin am entschiedensten gegen die Forderungen C.'s gesträubt, von der Verderblichkeit der Kornzölle zu überzeugen u. zum Vorgehen im Sinne der Liga zu bewegen. Im Febr. 1846 beschloß das Parlament auf Peel's Antrag die Abschaffung der Korngesetze, u. Peel war der Erste, der C. zu seinem Siege beglückwünschte u. in einer Rede vor dem Parlament seine Verdienste um diese bedeutsame Reform neidlos pries. In diesem langwierigen Kampfe hatte der uneigennützige Mann sein im schönsten Aufblühen begriffenes Geschäft arg vernachlässigen müssen u. große Opfer an Kraft u. Vermögen gebracht, die ihm jetzt durch eine Nationalsammlung von 80,000 Pfd. St. reichlich vergütet wurden. Der Aufforderung zum Eintritt in die Regierung leistete er nicht Folge, setzte vielmehr, nachdem er von einer größeren Rundreise durch Europa zurückgekehrt war, seine parlamentarische Thätigkeit fort, erwirkte (1849) die Aufhebung der Navigationsakte (wodurch der auswärtigen Schiffahrt die freie Konkurrenz mit der heimischen ermöglicht wurde), betrieb die Reform des Wahlrechts u. drang auf Sparsamkeit im Staatshaushalte (worin ihn die an Stelle der Anti-Cornlaw-League getretene Finanzial-Reform-Assoziation unterstützte). Mit diesem letztern Bestreben hing seine Opposition gegen die einmischungslustige u. kostspielige Politik Palmerston's zusammen. Auch in diesem Punkte fand er nam. in Bright einen festen u. schlagfertigen Bundesgenossen. Beide übernahmen die Führung einer Friedenspartei, die von ihrem Hauptmittelpunkte den Namen „Manchesterpartei" erhielt. Zwar hatte das entschiedene Vorgehen beider gegen die zum Kriege mit Rußland drängende Politik des Ministeriums Aberdeen (1853) keinen Erfolg; es that vielmehr vorerst ihrer Beliebtheit großen Eintrag. Dagegen gelang es C. gelegentlich des von Palmerston angezettelten Krieges mit China (1857), im Parlament ein Tadelsvotum gegen Palmerston durchzusetzen u. diesen zu stürzen. Die Gegner der Manchesterpartei entwickelten nun eine große Rührigkeit, um die Wiederwahl C.'s zu verhindern, was sie in der That erreichten. Zwei J. lang hielt sich C. nun vom öffentlichen Kampfplatze fern, bis er 1859 von Rochdale aus wieder ins Parlament gewählt wurde. Palmerston, der sich inzwischen mit den Liberalen verbündet hatte, bot C. das Handelsministerium an, das dieser jedoch ausschlug. Von den segensreichsten Folgen für die Industrie seines Vaterlandes war der Handelsvertrag begleitet, den er im Jan. 1860 im Auftrage der Regierung mit Frankreich abschloß. Diese trug ihm zur Belohnung für seine Dienste den Baronetstitel, einen Sitz im Geheimen Rath der Königin u. a. Aemter u. Würden an, die C. aber beharrlich ablehnte, um auch weiterhin innerhalb u. außerhalb des Parlaments mit gewohnter Unabhängigkeit auftreten zu können. Während des amerikanischen Bürgerkrieges vertheidigte er unablässig mit Feuer u. Klarheit die Sache der Nordstaaten. Ein immer mehr zunehmendes Brustübel nöthigte C. 1864, nachdem er noch ein letztes Mal vor seinen Wählern in Rochdale in einer meisterhaften Rede seine Auffassung der polit. Lage dargelegt hatte, sich auf seinen Landsitz bei Dunford zurückzuziehen. Als jedoch die Trentfrage England in Aufregung versetzte u. in einen Krieg mit Amerika zu verwickeln drohte, eilte C. nach London, um im Parlament eine Lanze zu Gunsten des Friedens einzulegen. Kaum aber war er in London eingetroffen, als sein Uebel ihn heftiger denn je zuvor packte u. ihn in wenigen Tagen dahinraffte (2. April 1865). C. war einer der uneigennützigsten u. charaktervollsten Staatsmänner aller Zeiten. Seine Beredsamkeit, der es an rhetorischem Schwung u. Glanz fehlte, floß aus der Kraft der Ueberzeugung u. aus der Fülle überwältigender Thatsachen. Eine Sammlung seiner politischen Schriften (unter denen nam. die geistvolle Flugschrift „The three Panics" für seine Friedenspolitik bezeichnend ist) erschien 1867 („The political writings of Richard C.", 2 Bde.), eine Sammlung seiner Reden 1870 („C.'s speeches on questions of public policy", 2 Bde.).

Cobenzl, Graf Ludwig von, österreich. Diplomat, geb. 21. Nov. 1753 zu Brüssel, ging 1779 als Botschafter nach Petersburg u. brachte hier ein Bündniß zwischen Oesterreich, Rußland u. England gegen Frankreich zu Stande (Sept. 1795). Im J. 1797 führte er als Vertreter Oesterreichs die Unterhandlungen mit Bonaparte, aus denen der Friede von Campo-formio (s. d.) hervorging. Nachdem er hierauf dem Kongreß zu Rastatt beigewohnt u. eine Zeit lang seine frühere Stellung zu Petersburg eingenommen hatte, schloß er 1801 den Frieden von Luneville u. wurde dann vom Kaiser von Oesterreich mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, die er jedoch 1805 niederlegen mußte. Er starb zu Wien 22. Febr. 1809.

Cobra de capello, auch Cobra capello, Hutschlange, portugies. Name der Brillenschlange (s. d.).

Cobrastein, ein kleiner, runder schwarzer Stein, den man in Ostindien für ein unfehlbares Mittel gegen den Biß giftiger Thiere hält u. zu diesem Zwecke auf die Bißwunden legt, wo er sofort das Gift unwirksam machen soll. Angeblich wird der C. dem Kopfe der Cobra (Brillenschlange, s. oben) entnommen; wahrscheinlicher jedoch ist er ein von den Brahmanen u. Franziskanern aus heilsamen Kräutern bereitetes Fabrikat. Von Chemikern untersucht, hat sich der C. als verkohlter Kalkstein, als Bezoar, od. auch als gebranntes Hirschhorn herausgestellt.

Coca, das Blatt von Erythroxilon Coca (Cocastrauch) in Peru u. Chile, einer bei den alten Peruanern heiligen Pflanze, etwa von der Gestalt der Kirschblätter, von angenehm bitterlichem, zusammenziehendem Geschmacke u. feinem ätherischen Geruche, aber mit Eigenschaften, welche das Blatt ganz einzig hinstellen. Es beherbergt nämlich einen eigenthümlichen Stoff, das krystallisirbare Cocain, welches durch Säuren in Benzoesäure u. Figonin zerfällt, u. eine eigene flüchtige Base, Hygeria, die dem Blatte den Geruch zuertheilen mag. Alle diese Stoffe vereint wirken auf das Ernährungssystem, u. zwar in der Art jener Körper, die man Stoffsparer genannt hat, indem sie den Verbrauch der Nahrungsmittel im Innern des Körpers außerordentlich verzögern. Kaut man das Cocablatt, so erfährt man diese Wirkung dadurch, daß man im Stande ist, lange zu hungern, ohne das Bedürfniß nach Speise drückend zu empfinden. Für die Peruaner mußte ein Blatt mit solcher Eigenschaft bes. werthvoll werden, da sie häufig gezwungen sind, über weite, menschenleere Hochebenen zu wandern, wo die Mitnahme von Nahrungsmitteln od. ihr Transport sehr erschwert ist, od. in Bergwerken zu arbeiten, wo kräftige Nahrung ebenfalls nur schwer zu erhalten ist. Der Peruaner hat sich in der That auch so sehr an den Genuß der C. gewöhnt, daß ihm dieselbe unentbehrlich geworden ist. Er kaut sie mit gepulvertem ungelöschten Kalke od. mit der Asche der Quinoa (s. „Chenopodium"). In geringerem Grade genossen, erheitert sie ihn, wie das Opium den Orientalen; in größerem Mengen gekaut, zerstört sie jedoch allmählig das Nervensystem u. macht ihn vor der Zeit zum Greise, um so mehr, da der Körper unmöglich lange eine solche Ernährungsweise ertragen kann, die sein Fortbestehen gewissermaßen nur auf einen Schein u. nicht auf einen wirklichen Nahrungsstoff begründet. Der Strauch selbst, von welchen wir einen Zweig (Nr. 2021) vorführen, wird etwa 2 m. hoch u. bringt an den Zweigen der glänzend grünen Blätter kleine weiße Blumen hervor, aus denen scharlachrothe Beeren entstehen.

Cocceji, Freiherr Heinrich von, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1644 zu Bremen, wirkte als Professor der Rechte in Heidelberg, Utrecht u. Frankfurt a. d. O., wurde 1712 in den Reichsfreiherrnstand erhoben u. starb 18. Aug. 1719. Er schrieb ein Lehrbuch des deutschen Staatsrechts unter dem Titel „Juris publici prudentia", einen Kommentar zu Grotius' „Libri de jure belli ac pacis" u. zahlreiche Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Rechtswissenschaft. Sein noch berühmterer Sohn, Freiherr Samuel von C., hat sich um die Hebung der preuß. Rechtspflege hoch verdient gemacht. Geb. 1679 zu Heidelberg, wurde er 1723 Kammergerichtspräsident, 1731 Oberappellationsgerichtspräsident, 1738 Chef des Justizwesens, 1746 Großkanzler; er starb 22. Okt. (n. A. 4. Nov.) 1755. Die von ihm entworfene neue Gerichtsordnung, der „Codex Fridericianus", u. das „Corpus juris Fridericianum" (die Skizze eines bürgerlichen Gesetzbuches) standen auf der Höhe der damaligen Wissenschaft u. bahnten eingreifende Reformen an. Von seinen theoretischen Arbeiten nennen wir „Jus civile controversum" u. „Novum systema jurisprudentiae naturalis et romanae". Vgl. Trendelenburg, „Friedrich der Gr. u. sein Großkanzler Samuel von C." (Berl. 1863).

Coccejus, eigentlich Johannes Koch, berühmter reformirter Theolog u. Urheber der sog. Föderaltheologie, wurde 30. Juli 1603 zu Bremen geb. Sein Vater, ein Stadtsekretär von Bremen, gab ihm eine streng religiöse Erziehung. Nachdem C. in Hamburg unter Anleitung eines Juden das Hebräische u. Rabbinische erlernt, studirte er zu Franeker in Friesland unter Amasius u. Amama Theologie, wurde 1629 Professor der biblischen Theologie in Bremen, 1636 Prof. der hebr. Sprache in Franeker u. 1650 Prof. der Dogmatik in Leiden. Er starb das. 5. Nov. 1669. C. gilt mit Recht als der bedeutendste Exeget des 17. Jahrh.; er ging stets von dem Grundsatze aus, daß es bei der Auslegung der Bibel vor Allem auf die Ermittelung des Zusammenhanges ankomme. Nicht minder wichtig war sein oberster Grundsatz in Bezug auf die Glaubenslehre, daß nämlich dieselbe einzig aus der Bibel selbst herzuleiten sei. Zu diesem Behuf unterschied er zwischen einem Naturbündniß Gottes mit der Menschheit vor dem Sündenfalle u. einem Gnadenbündniß nach demselben. Alle einzelnen Offenbarungsthatsachen sind Stufen dieses Gnadenbundes, daher auch im Alten Testament Alles von vorbildlicher Bedeutung ist für die spätere Entwickelung des Reiches Gottes. Diese Lehre rief einen erbitterten Streit zwischen den Coccejanern u. der herrschenden scholastischen Theologie in Holland hervor, in welchen sich auch die politische Leidenschaft mit einmischte, indem sich die republikanische Partei auf die Coccejaner, die oranische Partei auf deren Gegner stützte. Schließlich aber erlangte die Partei der Coccejaner, zumal sie sich auch durch Gelehrsamkeit u. Religiosität auszeichnete, Anerkennung u. Einfluß.

Coccinelle, s. v. wie Blattlaus u. Marienkäfer (s. d.).

Nr. 2021. Coca-Zweig (Erythroxilon Coca).

Coccius, Ernst Adolf, namhafter Augenarzt, geb. 9. Septbr. 1825 zu Knauthain bei Leipzig, machte seine medizinischen Studien in Leipzig u. Prag u. ward 1849 Hausarzt an der von Ritterich geleiteten Augenheilanstalt zu Leipzig. In dieser Stellung blieb er bis 1857, in welchem Jahre er eine eigene Augenklinik begründete. Nach dem Tode Ruete's (1867) wurde C. dessen Nachfolger als Direktor der Augenheilanstalt u. zugleich ordentlicher Professor (er hatte sich bereits 1851 an der Leipziger Universität habilitirt). Seit 1870 führt er den Titel eines Geh. Medizinalraths. C. gehört zu den geschicktesten deutschen Augenoperateuren. Besondere Berühmtheit erlangte er durch eine glückliche Operation, die er 1855 an der Prinzessin Amalie von Sachsen ausführte, u. durch den hierbei angewandten, von ihm neu konstruirten Augenspiegel. Von den Werken C.'s sind folgende zu erwähnen: „Die Ernährungsweise der Hornhaut" (Lpz. 1852); „Ueber die Anwendung des Augenspiegels nebst Angabe eines neuen Instruments" (Lpz. 1853); „Ueber Neubildung von Glashäuten im Auge" (Lpz. 1857), „Ueber Glaukosis, Entzündung u. die Autopsie mit dem Augenspiegel" (Lpz. 1858); „Ueber den Mechanismus der Akkommodation des menschlichen Auges" (Lpz. 1867); „Ueber einen optischen Apparat zur Demonstration der innern Augenkrankheiten" (Lpz. 1868); „Ueber die Behandlung der Augenverletzungen" (Lpz. 1871). Eine Anzahl kleinerer Untersuchungen u. Anregungen aus C.'s Feder findet sich in Gräfe's „Archiv für Ophthalmologie".

Coccóloba, Seetraube, Pflanzengattung der Polygoneen, mit Arten, die gleichsam baumgewordene Knöterichkräuter darstellen, der Tropenzone Amerika's angehörige, überaus auffallende Charakterpflanzen erzeugen u. darum in unsern Warmhäusern schon längst einheimisch wurden. Es giebt mehrere Arten, die zum Theil den Eingeborenen Arzneimittel liefern. C. uvifera erzeugt bei eßbaren, süßsäuerlichen Beeren mit purgirenden Samen eine harzartige Substanz, das amerikanische Kino, C. pubescens aus Mexiko bei ebenfalls eßbaren Früchten eine Art Eisenholz u. s. w.

Cocculus, Mondsame, Pflanzengattung der Menispermaceen in der Tropenzone Afrika's, Amerika's u. Asiens, mit wirksamen Nutzpflanzen verschiedener Art, unter denen auch sehr giftige sind. So z. B. bereiten die Juri-Indianer Brasiliens aus C. Imene, Pahni u. grandifolius das berühmte Urarigift; andere Indianer stellen aus C. Amazonum das Tikumagift dar. C. palmatus (Jateorrhiza palmata), wild an der afrikan. Ostküste, auf Isle de France u. in Ostindien angebaut, liefert die Columbowurzel, die Columb der Neger, welche in unserer Arzneikunde als ein vorzügliches Mittel gegen Durchfall u. Ruhr dient. C. lacunosus (Anamirta Cocculus) aus Ostindien giebt die bekannten Kokkelskörner, einen Samen, der durch einen Bitterstoff, das Pikrotoxin od. Menispermin, höchst giftig ist. Die Inder verwerthen ihn deshalb gepulvert zur Vertilgung des Ungeziefers, während sie Wurzel u. Stengel als „Putra walli" gegen Wechselfieber anwenden. Bei uns benutzt man den Samen bisweilen zur Betäubung der Fische, die dann auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, leider aber auch, um das Bier statt des Hopfens bitter u. — berauschend zu machen.

Cochenille (franz., spr. Koschenilje), s. „Koschenille".

Cochin (Kotschin, Katschhi), ein ostindisches Fürstenthum, das seit 1814 unter britischem Schutze steht. Es liegt nördl. von Trawankur an der Küste Malabar, umfaßt 95 □M. u. hat 288,200 Einw. Längs der Küste ziehen sich in einer 24 Meilen langen Strecke eine Menge durch Flüsse u. Kanäle verbundene Strandseen u. Haffs hin, welche an drei Stellen mit dem Meere in Verbindung stehen. Die Ufer der Gewässer, welche zur Regenzeit sehr angeschwollen, sonst aber trocken u. seicht sind, prangen im herrlichsten (Kokos-)Palmenschmuck. Beim Wehen des Monsun (von Mai bis Ende September) herrscht Ueberschwemmung. Der östl. Theil ist gebirgig u. mit Teak- u. Sandelholzwäldern bedeckt. An der Küste ist die Luft feucht, oft sogar übelriechend, aber nicht ungesund; die Wärme erreicht durchschnittlich eine Höhe von 25° C., in trockner Jahreszeit 30°, doch bringen zeitweilige Regenschauer Kühlung. Angebaut werden Reis, Pfeffer, Yam, Pfeilwurz, ausgezeichneter Kaffee, gewöhnliche Baumwolle u. schlechter Zucker; aus dem gegohrenen Safte der Palmyrapalme bereitet man Arak. In den waldigen Thälern finden sich zahlreich Elephanten, die Tiger sind von ungemeiner Größe, auch die anderen indischen Thiere sind vertreten. Die Bewohner sind Hindus, Muhamedaner, Christen u. Juden. Der jetzige Radschah regiert seit 1853; ihm gehört das Holz der Waldung, welches ihm jährlich 8000 Pfd. St. einbringt. — Die Hauptstadt C. liegt auf einer Insel an der Küste. Hier gründeten 1503 die Portugiesen ihre erste Niederlassung in Indien, u. C. wurde der Mittelpunkt des Handels u. der Missionsthätigkeit. Im J. 1663 kam die Stadt an die Holländer u. 1795 an die Engländer. Unter den Holländern erreichte C. die höchste Blüte. Der Hafen ist nächst dem von Bombay der beste an der Westküste Indiens. Gegenwärtig zählt C., noch immer eine bedeutende Handelsstadt, 30,000 Einw.

Cochinchina (Kotschin-tsching) od. Annam zieht sich längs der ganzen Ostküste Hinterindiens hin, 195 M. weit, vom Kap Kambodja (Ongdof) in 8° 35′ n. Br. bis nahe an den Wendekreis des Krebses, ist im N. von China, im W. von Schan, Kambodja u. dem Meerbusen von Siam, im S. u. O. von dem Südchinesischen Meere begrenzt und umfaßt 9930 □M. mit etwa 12 Mill. Einw. Fast der ganze, durchschnittlich etwa 30 M. breite Landstreifen wird der Länge nach von einem Gebirge durchzogen, welches dem Meere zahlreiche Küstenflüsse zusendet; nur im nördlichsten u. im südlichsten Theile münden größere Ströme; dort der goldreiche Song-ka, hier der Song-lon od. Me-khong, beide ausgedehnte Deltas bildend. Im W. jenes Gebirgszuges liegt ödes, noch von keinem Europäer betretenes Gebiet, das von unabhängigen Völkerstämmen, den Resten der Ureinwohner, besetzt ist. Das nördl. Küstenland ist sumpfig u. mit Reisfeldern bedeckt, an den Küsten aber wird reich lohnender, doch durch furchtbare Teifuns gefährdeter Fischfang getrieben. Reis, Arrowroot, Mais u. Erdnüsse, im S. dazu Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Zimmt, Betel, Tabak, Firniß, Gummigutti, edle Hölzer rc. sind die Hauptprodukte des Bodens. Metalle, unter ihnen Gold u. Silber, finden sich nur in dem an China grenzenden Gebirgslande. Große Herden von Elephanten, Nashörner, Tiger, Leoparden u. Affen leben im Innern; von Vögeln finden sich treffliche Hühner, zahllose Fasanen, Enten u. Gänse; an Fischen ist Ueberfluß; Alligatoren u. die Boa constrictor werden wie der Hai, Hunde, Ratten, Eidechsen, Käfer u. Vogelnester gegessen, während das Rindfleisch religiöser Bedenken wegen verschmäht wird. Das am meisten gehegte Hausthier ist das Schwein; der Zucht der Seidenraupen wird ebenfalls große Sorgfalt zugewendet. Die Annamiten bilden einen besonderen Stamm der mongolischen Rasse, der sich durch kleinen, untersetzten, aber muskulösen Körperbau u. anmuthige, lebhafte Gesichtszüge auszeichnet; sie sind zuvorkommend u. gastlich, dabei aber eitel, unreinlich, flatterhaft, diebisch u. grausam. Die Sprache ist einsilbig, die Schrift der chinesischen entlehnt, das Religiöse u. überhaupt alles geistige Leben ganz von China abhängig. Die Häuser ruhen auf Pfählen u. bestehen aus Holz- od. Bambuswänden mit weit vor- u. herunterreichenden Palmblatt- od. Reisstrohdächern. Die Regierung des Kaisers (Hoang-ti) ist despotisch. Neben den Annamesen haben sich Chinesen an der Küste als Handelsleute u. Malayen als Gewerbtreibende angesiedelt, im Innern des Landes aber wohnen die von der Küste verdrängten, uns fast völlig unbekannten Moï, Loïs u. Khas.

Das cochinchinesische Gebiet zerfällt jetzt in das Kaiserreich Annam, bestehend aus den beiden Königreichen Dang-Ngoai u. Dang-trong, u. in das französische Nam-ky od. Nieder-Cochinchina.

1. Das nördliche, stark bevölkerte Dang-Ngoai (chin. Tung-king) zerfällt in 15 Provinzen u. ist bisher dem europ. Handel noch gänzlich verschlossen geblieben. Die mehr u. mehr verfallende Hauptstadt Ke-scho (Ha-noï) liegt am Song-ka. In dem von Tung-king durch eine alte Grenzmauer getrennten, an trefflichen Häfen reichen Dang-trong (C. im engeren Sinne) befindet sich die von franz. Ingenieuren stark befestigte Reichshauptstadt Phu-thua-thien od. Huë u. das durch bedeutenden Handel wichtige Kuang-nam od. Turon. Unter den zahlreichen kleinen Inseln, welche die Küste umsäumen, ist die im nördlichsten Theile des Busens von Tung-king liegende Gruppe der Pirateninseln zu erwähnen. Das Reich Kambodja (s. d.) ist nur dem Namen nach von Annam abhängig, hat dagegen an Siam Tribut zu zahlen.

2. Nam-ky, Basse-Cochinchine, der südliche Theil Kambodja's, mit 1022 □M. u. 980,000 Einw., bildet eine zumeist nur aus Anschwemmungen des Me-khong entstandene, von dessen Mündungsarmen durchflossene u. zum Theil versumpfte Ebene mit feuchtheißem Klima, das neben üppiger Vegetation zahlreiche Erkrankungen, besonders unter den Europäern, hervorruft. Der Himmel ist fast stets bewölkt, Gewitter treten sehr häufig, zur Zeit des Monsuns auch heftige Orkane, auf. Der größte Theil der Fläche ist mit Wald od. Rohrdickicht bedeckt. Das Pflanzenreich liefert außer den Produkten Annams Sesam, Thee, Balsam, Harze, Pfeffer, herrliche Früchte rc. Das Land ist nach einem wegen Verfolgung französischer Missionäre von Frankreich 1857 begonnenen Kriege gegen Annam von letzterem 1863 an Frankreich abgetreten worden, das an Stelle der zerstörten Hauptstadt Saïgon eine neue, stark befestigte Niederlassung angelegt hat, die jetzt etwa 8000 Einw. zählt. Von Saïgon 1 M. entfernt liegt das meist von Chinesen bewohnte, durch lebhaften Reishandel wichtige Tscholön (15,000 Einw.). Den ursprünglich abgetretenen 3 Provinzen haben sich 1867 3 weitere, westl. von jenen liegende, freiwillig angeschlossen.

Cochinchinahuhn, s. „Huhn".

Cochläus, Johann, eig. Dobeneck, einer der heftigsten Gegner der lutherischen Reformation, wurde um 1479 zu Wendelstein bei Nürnberg geb. (nach welchem Ort er bisweilen auch „Wendelstein" genannt wird). Er führte ein höchst unstetes u. abenteuerliches Leben in allen möglichen Stellungen in Köln, Nürnberg, Bologna, Frankfurt, Mainz, Dresden u. s. w. Als katholischer Theolog von altem Schlage wohnte er schon dem Reichstag zu Worms 1521 bei; sein Haß gegen die Evangelischen wuchs, als er 1525 durch die Reformation aus seiner Stellung als Dechant der Frauenkirche zu Frankfurt a. M. vertrieben wurde. Einen üblen Einfluß übte er bes. als Sekretär des Herzogs Georg von Sachsen zu Dresden aus, war im Dienste desselben 1530 der Verfasser der Gegenschrift gegen Melanchthon's augsburgisches Glaubensbekenntniß u. auch später unermüdlich gegen die Reformatoren thätig. Auch von katholischer Seite ist längst anerkannt, daß er seine Sache fast durchweg mit unwürdigen Waffen, mit gehässiger Verleumdung u. Heftigkeit geführt hat. Von seinen sehr zahlreichen Schriften, fast lauter Streitschriften, ist bes. die „Geschichte der Husiten" in 12 Büchern (Mainz 1549) zu nennen. C. starb 10. Januar 1552 zu Breslau.

Cochlearia, Löffelkraut, wegen der Gestalt der Blätter, Scharbockskraut od. Scharbocksheil, wegen der Verwendung einiger Arten gegen den Skorbut, dem namentlich die Seefahrer ausgesetzt sind. Obenan steht in dieser Beziehung C. officinalis, welches ebenso an

Salinen wie am Meeresstrande wächst u. eine saftige Pflanze ist, die im frischen Zustande ein scharfes ätherisches Oel sowie viele Cruciferen enthält, zu deren Verwandtschaft sie gehört. Man zieht sie auch in Gemüsegärten häufig zu Salat, den man mit Essig oder in nördlichen Gegenden mit saurer Milch oder Molken genießt u. mit Salz einmacht. Der scharfe Stoff hat Etwas von den Eigenschaften des Senfs an sich. Auch andere Arten der Gattung werden ähnlich benutzt.

Cochrane (spr. Kokrehn, u. A. Koschrehn), Alexander Thomas, Graf von Dundonald, ein durch sein bewegtes Leben bekannter brit. Admiral, geb. 14. Dez. 1775 als ältester Sohn des Seeoffiziers u. Chemikers Archibald **C.**, Grafen v. Dundonald (geb. 1749, gest. 1831), ward von seinem Oheim, dem nachmaligen Admiral Sir Alexander C. (geb. 1758, gest. 1832), der 1814 Washington nahm u. zum Theil zerstörte, erzogen u. that sich im Seekriege gegen Frankreich als Fregattenkapitän wiederholt hervor. Später bekämpfte er im Parlament das Ministerium Castlereagh, ward 1814 wegen Verbreitung falscher Börsengerüchte behufs einer Spekulation zu einjährigem Gefängniß, Pranger u. einer Geldstrafe von 1000 Pfd. St. verurtheilt und verlor infolge dessen seinen Sitz im Unterhause, sowie seinen Rang u. seine Würden. Den Pranger erließ ihm jedoch der Prinz-Regent u. nach seiner Freilassung erschien er auch als Vertreter Westminster's im Parlament, wo er sich abermals zu den Radikalen hielt. Im J. 1816 wandte er England den Rücken, trat 1818 in chilenische Dienste um als Flottenbefehlshaber am Südamerikan. Freiheitskriege theilzunehmen, entzweite sich aber 1822 mit dem Präsidenten von Chile u. ging nach Brasilien, wo er Großadmiral u. 1823 für seine Verdienste im Kriege gegen Portugal zum Marquis von Maraño erhoben wurde. Im J. 1825 nach England zurückgekehrt, führte er zwei Jahre später im Auftrage des engl. Griechenvereins den Griechen mehrere Schiffe zu u. wurde dann zum Großadmiral der griech. Seemacht ernannt. Im J. 1828 überwarf sich jedoch C. mit der griech. Regierung u. ging wieder in sein Vaterland zurück, wo er 1. Juli 1831 seines Vaters Titel u. Güter erbte u. 1832 als Contreadmiral auch wieder in die brit. Marine aufgenommen wurde. Im J. 1842 zum Vizeadmiral ernannt, erhielt er bald darauf den Oberbefehl über die Flotte in den westind. u. nordamerikan. Gewässern, von wo er 1851 als Admiral der Blauen Flagge heimkehrte. Während des Krimkrieges schlug er dem engl. Ministerium u. Parlament zur Vernichtung der russ. Küstenfestungen die Anwendung einer von ihm erfundenen Höllenmaschine vor, jedoch ohne Erfolg. Er starb zu Kensington bei London 30. Okt. 1860. — Ein anderer Neffe des Admirals Sir Alexander C., John Dundas **C.**, geb. um 1785, machte sich als kühner Reisender bekannt. Er schrieb: „Narrative of a pedestrian journey through Russia" (Lond. 1824; deutsch, Jena 1825).

Cockerell, Charles Robert, engl. Architekt, geb. 1787, studirte schon in früher Jugend die klassische Architektur in Italien u. Griechenland. Bei Ausgrabungen, die er 1811—12 anstellte, entdeckte er die äginetischen Bildwerke (s. „Aegina") u. die Ruinen des Apollotempels zu Phigalia in Arkadien. Nach seinen Entwürfen wurden mehrere Monumentalbauten in Bristol, Oxford u. London ausgeführt. Er starb 1863.

Cockerill, John, der Schöpfer der seiner Zeit wegen ihrer Großartigkeit berühmten Eisenindustrieanstalt zu Seraing bei Lüttich, war als der dritte Sohn eines Maschinenbauers zu Haslington in England (Lancashire) 3. Aug. 1790 geb. Da der Vater wegen des Baues von Spinnmaschinen dauernden Wohnsitz in Verviers genommen, kamen auch die Söhne nach Belgien. Im J. 1816 gründete John im Verein mit seinem Bruder James die Anstalt in Seraing u. erweiterte sie durch große Mittel u. durch sein bedeutendes industrielles Talent so ins Großartige, daß sie in ihrer besten Zeit Maschinenfabrik, Dampfkesselschmiede, Stab-, Blech- u. Schienenwalzwerke, einen Hohofen, viele Puddel- u. Flammöfen, eine Schmiedewerkstatt mit 80 Feuern, Steinkohlen- u. Erzgruben u. s. w. umfaßte u. 2500 Arbeiter, sowie Dampfmaschinen mit gegen 1000 Pferdekraft beschäftigte. Im J. 1825 zog sich James zurück, indem er seinen Antheil an den König von Holland verkaufte, der nun die Pläne John's kräftig förderte. Durch die Revolution von 1830 kam die Anstalt ins Stocken, wurde aber von 1833 an durch John C., der inzwischen alleiniger Besitzer geworden war, zu neuer Blüte gebracht. Seine Unternehmungen beschränkten sich meist nicht auf Seraing, sondern er gründete noch eine Menge anderer Anstalten, besonders Kohlenwerke, Eisenhämmer, Maschinenbauwerkstätten, Spinnerei-, Tuch-, Glas-, Papierfabriken in Belgien, Frankreich, Deutschland, Spanien, Polen, selbst in Surinam, im Ganzen einige 60 Etablissements. Die unruhige Zeit von 1838 brachte indeß finanzielle Verlegenheiten, u. nachdem die Belgische Bank, deren Mitbegründer er war, ihre Zahlungen eingestellt, leitete er 1839 bei 26 Mill. Aktiven u. 18 Mill. Passiven ein Liquidationsverfahren ein u. ordnete an, daß seine sämmtlichen Besitzungen, außer denen in Seraing u. Lüttich,

Nr. 2022. Der Kaiser von Cochinchina nebst Gefolge.

allmählig zur Schuldentilgung veräußert werden sollten. Zu neuen Gründungen von der Regierung nach Rußland berufen, begab er sich dorthin, starb aber schon 1840 zu Warschau. Unter ansehnlicher Mithülfe der belgischen Regierung wurde Seraing dem Lande erhalten u. ist jetzt in den Händen einer Aktiengesellschaft.

Cockney (engl., spr. Kockni), ein sehr alter, schon im 12. Jahrh. aufgekommener, jenen Londoner Spießbürgern beigelegter Spottname, die niemals od. nur sehr selten einmal aufs Land kommen. Als ein solcher einst auf dem Lande einen Hahn krähen hörte, soll er gesagt haben, der Hahn wiehere (the cock neighs), u. dadurch die Veranlassung zur Entstehung jenes Namens gegeben haben. Nach Anderen entstand die Benennung davon, daß man London wegen des daselbst herrschenden Luxus „Land of Cockeign" (Schlaraffenland) nannte. Als Kennzeichen der C. werden gewisse Eigenthümlichkeiten in der Aussprache betrachtet. So verwechselt der echte C. z. B. gewöhnlich das v u. w. Auch fehlt bei ihm die Aspiration des h. Er sagt also nicht head (der Kopf), sondern spricht es aus 'ead ꝛc. In den am Childermas Day (Fest der unschuldigen Kindlein) aufgeführten Narrenspielen pflegte die Figur des Königs von C. niemals zu fehlen.

Cocon (franz., spr. Kokong) heißt vorzugsweise das Gehäuse, in welches die Seidenraupe vor ihrer Verpuppung sich einspinnt u. das aus einem 250—280 m. langen Faden besteht, welcher abgehaspelt die Rohseide bildet. Weiteres, sowie Abbildung, s. „Seide" ꝛc. — Aehnlich den Seidenspinnern puppen sich auch die Raupen anderer Nachtschmetterlinge in ein Gespinnst ein u. gehören demnach mit jenen zur Familie der Spinner. Uebrigens dehnt man obige Benennung wol auch auf die Eierkapseln einiger Thiere aus, z. B. die gewisser Spinnen u. der Blutegel.

Nr. 2023. Krone der Kokospalme.

Cocos, Kokospalme, Pflanzengattung der Palmenfamilie mit höchst bedeutungsvollen Arten. Obenan steht C. nucifera, eine der werthvollsten Palmen der Erde, jedenfalls auf den indischen u. den heißen Südseeinseln heimisch, von da an alle Küsten der heißen Zone verpflanzt, zugleich ein sehr schöner, 6—20 m. hoher Baum mit graziösem Blätterschopfe u. gefiedertem Laube. Alles an ihm ist werthvoll. Das Holz der alten Stämme, welches auch unter dem Namen Stachelschweinholz od. Colletepicholz auf die europäischen Märkte gebracht wird, ist ein gutes Bauholz, wird aber auch zu Möbeln u. allerlei Nippsachen verwendet; die Blätter dienen zu Flechtwerk u. zum Decken der Dächer; jung liefern sie Palmenkohl od. Palmenhirn; die Mittelrippen geben vortreffliches Material zu Kämmen, die Fasern an ihrem Grunde Flechtwerk zu Sieben u. wasserdichten Kleidern. Die Blütenkolben erzeugen in ihrem Safte viel Zucker, den man zu Palmenzucker (Dschaggeri), Palmenwein (Toddy), Arak u. Essig verarbeitet. Die dreikantige Kokosnuß giebt im unreifen Zustande Kokosmilch, einen nahrhaften, äußerst erfrischenden Saft von säuerlichsüßlichem Geschmacke. Der Saft verhärtet sich später zu einem sehr festen Kerne. Auch dieser ist Anfangs, zerstoßen od. geschabt, noch eßbar u. zeichnet sich durch einen öligen Geschmack aus, so daß er, mit Zucker zerrieben, gleichsam eine Art Marzipan darstellt, die man in Blechbüchsen, hermetisch verschlossen, in den Handel bringt. Das Oel selbst wird durch Kochen u. Pressen des Kernes als Kokosöl, Kokosnußöl od. Kokosbutter gewonnen u. spielt im Handel eine große Rolle; um seinetwillen gerade od. auch um der Zubereitung willen pflanzt man nam. in Ostindien, auf Ceylon und anderwärts die Palmen zu Tausenden an. Der Rückstand beim Auspressen ist immer noch ein nahrhaftes Viehfutter; der steinhart gewordene unzerstückelte Kern wird vielfach zu Drechslerarbeiten benutzt. Der Stamm erzeugt ein Gummi, Piapia, welches den indischen Frauen als Pomade dient; die Wurzel gebraucht man noch als Heilmittel gegen Durchfall u. Fieber; kurz, es giebt kaum Etwas an dem schönen Baume, das nicht seine Bedeutung im Haushalte des Menschen besäße. Er selbst ist einhäusig, d. h. bringt männliche u. weibliche Blumen getrennt auf einem u. demselben Stamme hervor, von denen die männlichen sechs Staubfäden in einer dreiblätterigen Blume, die weiblichen drei Narben in einer ähnlichen Blume, aber in einem fünfblätterigen Kelche tragen, während der Kelch der männlichen Blume dreiblättrig ist.

Coda, ital., Schwanz, Anhang, wird in der Musik als Bezeichnung solcher Schlußsätze gebraucht, welche nach sich wiederholenden Theilen, Variationen u. am Ende der größeren Tänze erscheinen, mehrere der Hauptgedanken noch einmal in gekürzter Form zusammenfassen u. dann zum Schluß führen.

Code (franz., spr. Kohd), Gesetzbuch, s. „Codex".

Codeïn ist ein im Opium (s. d.) enthaltenes Alkaloïd.

Codex hieß bei den alten Römern ein Stück Holz, von dem die Rinde abgezogen worden, eine Holztafel. Wahrscheinlich sind die ältesten Gesetze auf solche Holztafeln, die mit Wachs überzogen wurden, geschrieben worden; dergleichen Tafeln wurden, nam. bei umfangreicheren Gesetzen, wie ein Buch zusammengelegt, u. daher erhielt jede größere Gesetzgebung den Namen C., z. B. C. Theodosianus, C. Justinianeus u. s. w. (s. „Römisches Recht"). Besondere Erwähnung verdient der Code Napoléon (d. i. Napoleonisches Gesetzbuch), eines der besseren Civilgesetzbücher der Neuzeit, publizirt von der Regierung Napoleon's I., nach der Restauration Code civile, unter Napoleon III. wieder Code Napoléon genannt. In Deutschland, wo derselbe zur Zeit der franz. Okkupation Eingang fand, gilt er jetzt (1872) noch in den preuß., hess. u. bayerischen Rheinlanden, in Baden, ferner im neuen Reichslande Elsaß-Lothringen. Auch in Belgien, Holland, Italien u. in den Donaufürstenthümern hat der Code Napoléon noch praktische Geltung. — Fast jedes deutsche Land hat übrigens ein Rechtsbuch, das den Namen C. führt, z. B. Oesterreich einen Codex Theresinaeus, Bayern einen C. Maximilianeus, Sachsen einen C. Augusteus u. s. w. — Den Namen C. trug ferner im Mittelalter auch jedes andere Sammelbuch von größerem Umfange. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst bedeutet C. so viel wie Handschrift (z. B. C. argenteus, die „silberne Handschrift", die zu Upsala aufbewahrte Handschrift der goth. Bibelübersetzung des Ulfilas, die mit silbernen Buchstaben geschrieben u. in Silber gebunden ist). Der Philolog u. Theolog ziehen bei ihren textkritischen u. exegetischen Untersuchungen die Codices (wo möglich die Originalhandschriften od. doch handschriftlich getreue Abschriften u. älteste Abdrücke) zu Rathe. Ein gewisses Aufsehen hat in neuester Zeit der C. Sinaiticus gemacht, eine von Konstantin Tischendorf (s. d.) während einer Reise nach dem Orient in Sinaikloster aufgefundene Bibelhandschrift. (Probe einer Textseite derselben s. Bd. II. im Art. „Bibel" Abb. Nr. 1571.) Die Verhandlungen, welche die Ueberführung des Fundes nach Kairo durch den Scheikh des Klosters zur Folge hatten, sind von Tischendorf in dessen Reisewerk „Aus dem heil. Lande" u. in der Monographie „Die Sinaibibel" eingehend beschrieben. In Kairo nahm Tischendorf die alte Handschrift in Empfang u. regte die Schenkung derselben an den Kaiser Alexander II. an. Dieselbe erschien facsimilirt 1863 in Leipzig. — C. rescriptus, d. i. wiederbeschriebener C. (Palimpsest), heißt ein Pergament, auf dem die ursprüngliche Schrift weggewischt u. durch eine neue ersetzt worden ist (s. „Palimpsest").

Codifikation heißt eine Sammlung überlieferter, aber im Volksleben od. in verschiedenen Schriften zerstreuter Religions- od. Rechtsbestimmungen zu einem zusammenhängenden, gesichteten, systematisch gegliederten Ganzen (Codex). C.en der ersteren Art finden sich bei den Indern, Juden (Midrasch, Mischna, Talmud, s. d.) u. a. Völkern. Eine berühmte u. für die Rechtsentwicklung aller nachfolgenden Jahrhunderte höchst bedeutsame Gesetzesc. ist die des oström. Kaisers Justinian (s. d.).

Codrington (spr. Kodringt'n), Sir Edward, engl. Admiral, geb. 1770, diente seit 1783 in der Marine, befehligte u. A. in der Schlacht von Trafalgar das Linienschiff „Orion" u. zeichnete sich überhaupt in den Kriegen jener Zeit so aus, daß er 1814 zum Contreadmiral ernannt wurde. Seit 1825 Vizeadmiral, führte er nachher den Befehl über die engl. Mittelmeerflotte, erzwang von Ibrahim Pascha 27. Sept. 1827 einen Waffenstillstand u. stellte sich dann, nach Verletzung des Waffenstillstandes durch die Türken, als ältester Admiral an die Spitze der verbündeten engl.-franz.-russ. Flotte, mit der er 20. Okt. den größten Theil der ägypt.-türk. Flotte im Hafen von Navarino vernichtete. Sein dabei bethätigter Heldenmuth wie seine besonnene Leitung der Schlacht fand allseitige Anerkennung, nur nicht bei seiner eigenen Regierung. Das Toryministerium billigte sein Thun nicht, u. kaum hatte er im Juli 1828 auch die Räumung Morea's herbeigeführt, als es ihm auch gleich einen Nachfolger schickte. Infolge dessen kehrte C. Ende Aug. nach England zurück, wo er dann in König Wilhelm IV., der ihm vor der Schlacht von Navarino als Großadmiral geheime Instruktionen hatte zukommen lassen, einen um so größeren Gönner fand. Im J. 1831 befehligte C. die vor Lissabon kreuzende Flotte. In den J. 1832—40 war er Vertreter der Stadt Devonport im Parlament. Er starb als Admiral der Rothen Flagge zu London 28. April 1851. — Sir William John **C.**, Sohn des Vorigen, geb. 1800, trat 1821 in die engl. Armee ein, erhielt zur Zeit des Krimkrieges als Generalleutnant den Befehl über die 1. Brigade der leichten Division, als welcher er sich in der Schlacht an der Alma u. bei Inkerman auszeichnete, ward dann Divisions-Kommandant, führte 1855 die Sturmkolonne gegen den großen Redan u. erhielt nach der Einnahme Sebastopols den Oberbefehl über die engl. Truppen. Vom Febr. 1857 bis Mai 1859 vertrat er Greenwich im Parlament; nachher ging er als Gouverneur u. Oberbefehlshaber nach Gibraltar, u. seit 1863 ist er wirklicher General.

Coefficient, s. „Koeffizient.

Coehoorn (spr. Kuhhorn), Baron Menno von, holländ. Kriegsbaumeister, geb. 1641 bei Leuwarden in Friesland, trat als Ingenieur in niederländische Dienste, zeichnete sich nicht allein als Kriegsbaumeister bei der Anlage u. Verbesserung niederländischer Plätze, sondern auch im Festungskriege aus. Bei der Belagerung von Namur während des dritten Raubkrieges Ludwig's XIV. standen sich die beiden berühmtesten Kriegsbaumeister ihrer Zeit, C. u. Vauban, gegenüber, indem zuerst 1695 jener die Vertheidigung, dieser den Angriff, zwei Jahre darauf unter umgekehrten Verhältnissen Vauban die Vertheidigung, C. den Angriff leitete. In beiden Fällen mußte Namur nach ruhmvoller Vertheidigung übergeben werden. Im J. 1697 wurde C. zum Generalleutnant u. Generaldirektor sämmtlicher niederländischen Festungen ernannt. Er starb, nachdem er sich bei der Belagerung mehrerer festen Plätze während des Spanischen Erbfolgekrieges abermals hervorgethan hatte, am 17. März 1704. Ueber die Grundsätze der C.'schen Befestigung s. „Befestigung". Von ihm stammt auch die Erfindung der nach ihm benannten u. zuerst zu Belagerungszwecken von ihm angewandten Handmörser (Coehörner).

Coel (Köwil), Stadt mit 36,200 E. in der Provinz Mirut (Britisch-Ostindien), ist wegen ihrer Lage an der Straße von Khanpur nach Delhi eine wichtige Militärstation der Briten.

Coëlemu, Departement in der Provinz Concepcion der südamerikan. Republik Chile, mit 31,000 E., reich an Wäldern u. edlen Metallen. — **C.**, die frühere Hauptstadt der Provinz, ist jetzt ein unbedeutender Ort.

Coëllo, Alonso Sanchez, span. Porträtmaler, geb. 1515, gest. 1590 zu Madrid, bildete sich in Italien nach Tizian u. hielt sich später in Lissabon u. Madrid auf, wo er Hofmaler Philipp's II. wurde. In den Kirchen zu Madrid findet man auch Altarbilder von ihm.

Coëllo, Claudio, ein seiner Zeit viel gerühmter span. Historienmaler des 17. Jahrh. (gest. 1693), der letzte tüchtige Meister der selbstständigen span. Malerei. Seine besten Bilder u. Fresken befinden sich in der Augustinerkirche zu Zaragoza, sowie im alten Königspalast zu Madrid u. im Eskurial.

Coeur (franz., spr. Köhr), Herz, Gefühl, Herzhaftigkeit (C. de lion, Löwenherz); auch Gedächtniß (daher: par c., auswendig); ferner eine der vier Farben der franz. Spielkarte, bezeichnet durch eine rothe herzförmige Figur.

Coffea, Kaffeebaum, Pflanzengattung der Rubiaceen, Gruppe der Coffeaceen, unter denen sich vielfach auch brechenerregende Arten finden, die selbst innerhalb der Gattung wiederkehren, da dieselbe aus mehreren Arten besteht. Die berühmteste ist C. arabica aus Arabien u. Abessinien; ein Bäumchen von etwa 6 m. Höhe, mit geradem Stamme, hellbrauner Rinde, in einander verzweigten Aesten, von denen die unteren die längsten sind, während die oberen allmählig kürzer werden. Sie tragen gegenüberstehende längliche, glänzendgrüne, lederartige Blätter, u. achselständige, kleine weiße Blumen von angenehmem Geruch, aus denen sich kirschenartige, grüne, dann rothe u. schließlich schwarze beerenartige Früchte entwickeln. Die letzteren enthalten zwei Samen, die Kaffeebohnen. Der Baum trägt Blumen u. Früchte das ganze Jahr hindurch u. gewährt einen angenehmen Anblick. Er ist fast über die ganze Erde durch die heiße Zone künstlich verbreitet worden u. hat seine Samen der Menschheit unentbehrlich gemacht, u. zwar dadurch, daß das aus den gebrannten Bohnen bereitete Getränk nicht allein ein angenehmes ist, sondern auch durch einen eigenen Stoff, der als Coffeïn mit Kaffeegerbsäure darin verbunden ist u. durch ein brenzliches Oel, das sich erst während des Brennens entwickelt, eine belebende, wachhaltende Wirkung auf den Menschen ausübt. Das Coffeïn (s. d.) tritt jedoch noch reichlicher in dem Laube auf, so daß dieses auf den Sunda-Inseln wesentlich die Stelle des chines. Thees vertritt, da Coffeïn u. Theïn genau dieselben Stoffe sind. Je nach den Hauptgegenden der Kaffeekultur unterscheidet man in absteigender Stufe den Mokka od. arabischen Kaffee, von dem die beste Sorte, Bahuri, zum Gebrauche der vornehmen Orientalen im Lande zurückbleibt, den levantinischen Kaffee, den ostindischen, meist auf Ceylon u. Java gebaut, den surinamischen Kaffee, den westindischen u. amerikanischen Kaffee von Cayenne, Domingo, Martinique rc., den brasilienischen Kaffee. Man kultivirt den Baum unter dem Schatten der Dadapbäume (Erythrina Corallodendron *L.*) in Reihen gestellt u. empfängt, je nach der Lokalität, ein sehr verschiedenes Produkt. — Andere Arten der Gattung sind: C. mauritiana auf Bourbon mit sehr bittern Bohnen, C. racemosa in Peru, C. bengalensis, mozambicana, zanguebarica, guianensis u. paniculata, welche ihre Heimat meist schon im Namen tragen. C. adorata von den Freundschaftsinseln erzeugt sehr bittere u. Brechen erregende Samen. Vgl. auch den Art. „Kaffee".

Nr. 2021. Zweig des Kaffeebaumes.

Coffeïn od. **Caffeïn**, ist eine sehr stickstoffreiche (enthält $28_{,87}$ Proz. Stickstoff!) organische Basis, welche zuerst von Runge als ein Bestandtheil der Kaffeebohnen entdeckt wurde. Später fand Oudry im Thee einen ähnlichen Körper, den er Theïn nannte, der aber später mit dem C. als vollständig übereinstimmend erkannt wurde. Auch im Paraguaythee (s. d.) u. in der Guarana sowie in den Blättern des Kaffeebaumes findet sich das C. Diesem C.gehalte verdanken die erwähnten Pflanzentheile ihre aufregende Wirkung auf den Organismus; im Thee ist es bis zu 6 Proz., im Kaffee nur zu $^1/_2$ bis 1 Proz. enthalten. Das reine C. besteht aus weißen, seidenglänzenden, feinen nadelförmigen Krystallen von schwachbitterm Geschmack, die bei 225° C. schmelzen u. in höherer Temperatur sublimiren. Das C. ist ein wichtiges Arzneimittel geworden.

Cogels, Joh. Karl, nambafter Landschaftsmaler, geb. zu Brüssel 1785, gest. 31. Mai 1831 zu Leitbein bei Donauwörth. Zögling der Düsseldorfer Akademie, wurde er 1806 Mitglied der Akademie der schönen Künste in Genf u. ging 1810 nach München, wo er 1824 zum Ehrenmitgliede der dortigen Akademie erwählt wurde. Seine Malweise, der Manier der älteren Niederländer folgend, zeichnete sich vor diesen durch eine freiere u. leichtere Komposition aus.

Cogito, ergo sum (lat.), d. i.: „Ich denke, also bin ich". Diesen Grundsatz stellt der Philosoph Descartes (s. d.) an die Spitze seines Systems, in welchem er vom Zweifel an der Wirklichkeit aller Gegenstände des Denkens ausgeht, die Thatsache des Denkens selbst aber als unmittelbare Gewißheit von diesem Zweifel ausschließt, aus dieser unerschütterlichen Thatsache des Denkens dann das wirkliche Dasein des Denkenden u. weiterhin eine ganze Reihe von Schlüssen folgert.

Cognac (spr. Konjak), Arrondissement des franz. Dep. Charente, mit 64,000 Seelen in 63 Gemeinden. In ihm liegt die alte Stadt **C.** an der Charente mit etwa 9000 E., wo in großartigen Etablissements der berühmte C.-Branntwein fabrizirt wird; außerdem finden sich daselbst Hohöfen u. Eisenhämmer. In dem alten Schlosse oberhalb der Stadt ward König Franz I. geboren. C. ist das Condate des Alterthums, später hieß es Coniacum u. im 12. Jahrh. Coignac. Zu dieser Zeit kam es als Grafschaft an die Grafen Angoumois u. später an die Krone. Franz I. schloß hier 1526 ein Bündniß mit den Engländern. Die Hugenotten nahmen die Stadt 1562 in Besitz u. der Herzog von Anjou sowie der Prinz v. Condé belagerten sie vergebens.

Cognac, Franzbranntwein, ist in echter Qualität ein aus wirklichem Wein destillirter feiner Branntwein u. hat seinen Namen von der franz. Stadt Cognac (s. oben), in deren Umgegend allein die Traube wächst, welche dem Getränk den besondern Vollgeschmack verleiht. Aller Branntwein, der aus Cognac selbst versandt wird, ist von vortrefflicher Beschaffenheit, da die dortigen Produzenten unter sich verpflichtet sind, nichts Geringes aufkommen zu lassen; doch kann das Erzeugniß einer einzelnen Lokalität natürlich nicht weit reichen, u. die meiste unter diesem Namen konsumirte Waare führt ihn mit Unrecht. Im besten Falle stammt dann das Fabrikat aus anderen franz. Weindistrikten u. wird häufig nur von Weintrestern abdestillirt, die man mit Hefe gähren ließ, od., was meist der Fall, es ist blos mit C.äther (Cokosäther) aromatisirter u. gefärbter Kartoffelspiritus. Die echte Waare ist ursprünglich farblos u. wird erst weingelb auf den eichenen Fässern, in die sie eingelagert wird. In neuerer Zeit hat man gefunden, daß die rheinische Rießlingstraube in geringen Jahrgängen sich gar nicht besser als auf Branntwein verwerthen läßt u. ein sehr schönes Produkt giebt. Es ist dieser deutsche C. sogar auf der letzten Pariser Industrieausstellung mit den höchsten Preisen ausgezeichnet worden.

Cogniet (spr. Konjieh), Léon, franz. Historienmaler, geb. 29. Aug. 1794 zu Paris, bildete sich unter Guérin, nachher in Rom u. hielt sich in seinen ersten Werken an die klassischen Stoffe. Aber schon in dem 1824 ausgestellten „Marius auf den Ruinen von Karthago" zeigte er eine Entfremdung von der klassischen Richtung David's, u. in der gleichzeitig ausgestellten Scene aus dem bethlehemischen Kindermorde, wo eine einzige Mutter in namenloser Angst, in einer Ecke zusammengekauert, ihr Kind umfaßt u. im Hintergrunde die Mörder nahen, eine größere Selbständigkeit u. eine Neigung zu malerischer, romantischer Anschauung. Auch in seinen eigentlich historischen Bildern verbindet er mit ergreifendem Ausdruck stets eine edle Haltung der Gestalten u. mit kräftiger Färbung eine durchgebildete Form. Dahin gehört der Plafond im Louvre „Napoleon im Kreise der Altertbumsforscher auf der ägyptischen Expedition" u. noch mehr der „Abmarsch der Pariser Nationalgarde zum Kampfe im Jahre 1792" (Schloß zu Versailles), das als ein Musterbild von Malereien derartiger Stoffe gelten kann. Einen glänzenden Erfolg errang er 1843 durch „Tintoretto, der seine auf dem Sterbebette liegende Tochter malt", ein Bild, das überall den mächtigsten Eindruck machte, den es freilich zum Theil auch seinem Streben nach bloßem Farbeneffekt verdankt. Von geringerem Belang sind seine wenigen Kirchenbilder, denen es an tieferem religiösen Gefühl fehlt. Viel Tüchtiges hat er dagegen im Porträt geleistet.

Cohahuila od. Coahuila, ein im Ganzen noch wenig bekanntes Dep. der Republik Meriko, welches durch den Rio Grande von den Vereinigten Staaten getrennt wird u. gegen O. an Nuevo Leon u. Tamaulipas, gegen Westen an Chihuahua u. Durango u. gegen S. an Durango u. Zacatecas grenzt. Der Flächeninhalt wird zu 2480 d. □M. angegeben; er gehört ganz dem oberen Abfalle des Plateau von Meriko an. Der S. wird von einigen Zweigen der östl. Cordillere durchzogen; im N. flacht sich das Land allmählig mit seinen großen Waldungen u. grasreichen Ebenen gegen den Rio Grande hin ab, u. der südw. Theil gehört der unter dem Namen Bolson de Mapimi bekannten Senkung zwischen der Sierra Madre u. dem Rio Grande an, welche theilweise noch von unbezwungenen Indianern bewohnt wird. Hier liegen die Seen Laguna de Agua Verde, die L. del Parras u. die L. de Tlagualila od. der Kayman-See, welcher in der trocknen Jahreszeit fast wasserlos ist, sonst aber eine große Ausdehnung hat. Der Bolson de Mapimi wird im SW. u. O. von Bergzügen begrenzt, die aus Kalkstein bestehen, der viele tiefe u. steile Schluchtenthäler bildet. Hier u. da betreibt man in diesen Gegenden Bergbau auf Silber, Blei u. Kupfer. Die bedeutendsten Flüsse, wie der Rio Salado, der R. Sabinas u. der R. San Juan, ergießen sich sämmtlich in den R. Grande. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt u. gesund, die Kontraste zwischen Sommer u. Winter sind jedoch bedeutend; während in der ersteren Zeit oft erstickend heiße Winde wehen, zeigt sich in letzterer empfindliche Kälte. Die Bevölkerung, deren Haupterwerbszweige Ackerbau u. Viehzucht bilden, wird zu 66,000 Seelen angenommen. Angebaut werden Weizen, Mais u. Hülsenfrüchte, sowie die europäischen Gartenfrüchte u. Obstarten, zu denen noch der Wein kommt. Die politischen Verhältnisse haben sehr nachtheilig auf die Kultur des Landes gewirkt; ehemals in gutem Zustande gewesene Ansiedelungen (Ranchos) sind gegenwärtig ganz verlassen u. verödet. Die Hauptstadt des Landes ist Saltillo od. Leona Vicario, welche nahe an der Grenze von Nuevo Leon an dem Abhange eines Hügels liegt. Im J. 1831 betrug ihre Einwohnerzahl über 20,000, ist aber bes. infolge des Amerikan. Krieges auf 8000 herabgesunken. In der Umgegend der Stadt wird die Agave (Maguey) zur Bereitung der Pulque (ein Lieblingsgetränk der Merikaner) angepflanzt. Die frühere Hauptstadt, welche gegenwärtig 4000 E. zählt, war Monclava od. Cohahuila. Der ehemalige Bergwerksort Santa Rosa hat nur noch 2000 Einw. Aehnlich heruntergekommen sind die übrigen Städte des Landes.

Cohorte (lat. cohors, Haufe), Truppenabtheilung bei den alten Römern, als solche von Marius eingeführt, der sie aus der Verbindung von zwei Manipeln bildete (etwa in der Stärke unseres Bataillons). Unter Cäsar wurde die Stärke der Cohorten, deren zehn eine Legion (s. d.) ausmachten, auf das Doppelte erhöht. In der Kaiserzeit war eine C. in der Regel 500 Mann stark.

Coignet (spr. Koanjeh), Jules, franz. Landschaftsmaler, geb. zu Paris 1798, gest. 1860, der, von seinen Reisen nach Italien u. dem Orient zurückgekehrt, die landschaftlichen Reize des Südens trefflich nachzubilden wußte u. dadurch nam. in Deutschland große Erfolge erzielte. Eines seiner besten Bilder sind die „Ruinen von Pästum" in der Neuen Pinakothek zu München.

Coïmbatore od. Koïmbatur (spr. Keumbatuhr), Distrikt der ostind. Präsidentschaft Madras, umfaßt 384 □M. u. grenzt im N. an Maißur, im O. an Salem u. Tritschinopoli, im S. an Madura u. Trawankur u. im W. an Malabar u. Kotschin. Der Distrikt umfaßt das Südende des Hochlandes von Dekkan, die Nil-Gherri, das Tiefland zwischen diesen u. dem Hochlande der Ali-Gherri u. das Kap von Plagbattscherri. Als Flüsse sind zu nennen Kaweri, Bhowani, Nojel u. Ambrawatti; in der Nähe der Gebirgswände finden sich viele Sümpfe. Das Klima ist im Allgemeinen gemäßigt, im April u. Mai jedoch erreicht die Hitze 30 bis 35° C.; Regen fällt bes. bei NO.-Monsun. Der Boden liefert Eisenerz, Edelsteine u. Salz; für Reis ist er nicht geeignet; doch gedeihen auf ihm unsere Getreidearten vortrefflich, gleichwie Taback, Baumwolle u. Zuckerrohr. Die Wälder geben Sandelholz, Teak- u. andere Bauhölzer. Die 1,154,000 Einw., Hindu u. Muhamedaner, treiben vorwiegend Ackerbau. Die Hauptstadt gleichen Namens liegt am Nojel, nahe dem Fuße der Nil-Gherri; sie ist weit u. luftig gebaut, hat aber Mangel an gutem Wasser. Außerhalb der Stadt stehen die Wohnungen der Europäer. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 20,000.

Coimbra, Distrikt der Provinz Beira des Königreichs Portugal, bildet mit dem Distrikte Aveiro das nördl. an das Meer grenzende Drittheil der Provinz; ist stark bevölkert (in 187 Kirchspielen 266,000 E.) u. reich an schönen Gegenden. — Die uralte Stadt C. erhebt sich amphitheatralisch am Abhange eines ziemlich steilen Berges auf dem rechten Ufer des silberklaren Mondego u. ist in Bezug auf Lage u. Bauart eine der malerischsten Städte der Welt. Vom jenseitigen Ufer des Flusses, über den eine sehr lange u. schöne Steinbrücke führt, bietet die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen, Klöstern u. anderen stattlichen Gebäuden, welche alle von dem im höchsten Theile gelegenen großartigen Universitätsgebäude u. seinem schönen Sternwartenthurme überragt werden, umgeben von dichtbelaubten Gärten u. freundlichen Landhäusern, einen eben so imposanten als anmuthigen Anblick dar. Das Innere der Stadt zeigt freilich meist enge, steile u. schlechtgepflasterte Gassen mit unansehnlichen Wohnhäusern, u. nur die breite Sta. Sofia mit ihren großen Gebäuden macht davon eine Ausnahme; ersteigt man aber endlich den Sternwartenthurm, so eröffnet sich dem Auge eine herrliche Aussicht über die mit Städten, Dörfern, Landhäusern, Gärten u. Gehölzen übersäete Mondego-Ebene. Bemerkenswerth sind außer der Universität (der einzigen in Portugal, 1291 zu Lissabon gestiftet u. 1307 hierher verlegt) das Museum mit seinen vielen Sammlungen, die als öffentliche Promenade dienenden botanischen Gärten vor der Stadt, das geistliche Seminar mit prächtiger Kirche u. das ehemalige Augustinerkloster Sta. Cruz mit den Grabmälern der ersten Könige Portugals, Alfons Henriquez u. Sancho I. Ein schöner Aquädukt auf 20 Bogen führt der Stadt das Wasser zu. Die Bewohner (18,000) sprechen das reinste Portugiesisch u. leben großentheils von der Universität. — Den Namen soll C. erhalten haben von der Römerstadt Conimbrica od. Colimbria, welche $1\frac{1}{2}$ M. südl. davon an der Stelle des in einem orangenreichen Thale gelegenen Städtchens Condeira gestanden hat. C. war längere Zeit die Residenz der Könige von Portugal. Geboren sind hier Sancho I. u. II., Alfons II., III. u. IV., Peter u. Ferdinand. Das Erdbeben von 1755 fügte der Stadt großen Schaden zu. Die Engländer nahmen hier 17. Sept. 1810 eine Abtheilung des franz. Heeres unter Massena gefangen. Dom Miguel verlegte 1834 seinen Sitz hierher, u. 7. Juli 1846 brach hier ein miguelistischer Aufstand aus. — Von den reizenden Umgebungen der Stadt sind bes. zu nennen: das Nonnenkloster Sta. Clara, in dessen prächtiger Kirche die Gebeine der Königin Isabella, Gemahlin des Königs Diniz, ruhen, u. die durch den Dichter Camoens berühmt gewordene, in idyllischer Einsamkeit unter Orangen gelegene Quinta das Lagrimas (Landhaus der Thränen), wo einst die schöne Inez de Castro (s. d.) wohnte.

Coke (spr. Kohk), Sir Edward, engl. Staatsmann u. Rechtsgelehrter, geb. 1. Febr. 1552 zu Mileham, wurde 1592 von der Königin Elisabeth zum Solicitor-, 1594 zum Attorneygeneral ernannt u. leitete unter Jakob I. 1603 als öffentlicher Ankläger den Prozeß gegen Sir Walter Raleigh, in welchem er gegen diesen wie gegen den Grafen Essex mit großer Härte verfuhr. Er wurde hierfür mit Ehren überhäuft, zum Oberrichter der Kingsbench (des obersten Gerichtshofs) u. zum Mitglied des Geheimen Raths ernannt. Dieser Aemter ging er jedoch wieder verlustig, als er sich den Uebergriffen des Königs zu widersetzen begann (1616). C. nahm jetzt seinen Sitz im Unterhause, wo er der Regierung fortan die entschiedenste Opposition machte. So rührte z. B. die berühmte Petition of Right (s. d.) von ihm her. Wegen einiger allzu kühnen Reden verhaftet u. in den Tower gesperrt, wurde er nach kurzer Gefangenschaft wieder freigelassen u. setzte nun im Unterhause seine Angriffe gegen die herrschenden Zustände fort. C., der 3. Sept. 1634 starb, wird in England auch als juristischer Schriftsteller sehr hoch geschätzt. Seine häufig aufgelegten „Institutes" u. „Reports" sind bis auf den heutigen Tag wesentliche Grundlagen des engl. Rechts geblieben. Vgl. Johnson, „Life of C." (2 Bde., Lond. 1845).

Coke, Thomas William, Graf v. Leicester, ein durch seine Musterwirthschaft zu Holkham (Norfolkshire) verdienter u. wegen seines wissenschaftlichen Betriebs der Bodenkultur berühmter engl. Landwirth; ward 1757 geb., 1837 in den Grafenstand erhoben u. starb 30. Juni 1842 (nicht 1839). Durch Einführung des Norfolker Fruchtwechsels, Verbesserung der Viehzucht u. eine rationelle Bearbeitung des Bodens erhöhte er die Ertragsfähigkeit seiner Güter binnen 36 Jahren um das Zwölffache. Gleich ihm wurden seine von ihm berathenen Pächter reich. Auch verdankt ihm England den Mais- u. Turnipsbau. S. Rigby, „Holkham, its agriculture etc." (Lond. 1821), u. Molard, „Système d'agriculture, suivi par M. C." (Par. 1820).

Col (franz.), d. i. Hals, bezeichnet in der Sprache der Geographie einen Einschnitt in den Kamm eines Gebirges u. den dadurch entstehenden Gebirgspaß, wie z. B. in den Alpen der C. du Géant am Montblanc; der C. Cervin, das Matterjoch, C. de Balme, Uebergang aus dem Trientthale nach dem Chamounirthal, C. de Bonhome, das Ende der Grajischen Alpen, C. de Pertuis, Paß über die Pyrenäen, C. de Tenda, Scheide zwischen den Alpen u. Apenninen u. a.

Nr. 2025. Coimbra.

Col, colla, coll', collo (ital.), d. h. mit, wird in der Musik häufig in Verbindung mit andern Wörtern gebraucht, z. B. col arco, d. i. mit dem Bogen, bei Streichinstrumenten; col legno, mit einem Holze (der Rückseite des Bogens) u. s. w.

cola (lat.), d. h. seihe durch, ein auf Rezepten vorkommender Ausdruck.

Cola, Kola- od. Gurunußbaum, Pflanzengattung der Sterculiaceen im tropischen Mittel- u. Westafrika. Berühmt als Mutterpflanze der Kolanuß sind daselbst Cola acuminata, tomentosa u. macrocorpa, bes. die erstere u. letztere. Jene liefert eine rothe, diese eine weiße Nuß. Was die Friedenspfeife dem Indianer, ist diese Kolanuß dem Negervolke, ein Mittel, seine Freundschaft, sein Wohlwollen, seine Ergebenheit u. s. w. zu bezeigen. So hat die C. die ganze Etikette jenes Volkes geregelt. Schon am frühen Morgen nimmt der Haussaneger ein Stückchen der bittern Nuß zu sich, was gewissermaßen sein Kaffee ist; auch bei nächtlichen Orgien thut er dies, um sich wach zu halten. Die Wirkung der Nuß ist eine ähnliche, wie die der Coca (s. diesen Artikel), weshalb die Kolanuß den Schwarzen auch in die Sklaverei nach Amerika folgte.

Colar od. Kolar, Stadt mit 9000 E. in dem ostind. Staate Maißur (Mysore), nördl. von Seringapatnam gelegen. Die daselbst befindliche muhamedanische Priesterschule wird von der britischen Regierung unterhalten. C. ist der Geburtsort Hyder Ali's, dem dort von Tippu Sahib ein Mausoleum errichtet worden ist.

Colatur, eine filtrirte Flüssigkeit.

Colbert (spr. Kolbähr), Jean Baptiste (später zum Marquis von Seignelay erhoben), Finanzminister Ludwig's XIV., war als der Sohn eines Tuchhändlers 29. Aug. 1619 zu Rheims geb. Dem kaufmännischen Beruf, für den sein Vater ihn bestimmt hatte, wandte er bald den Rücken, trat in den Verwaltungsdienst ein, wurde Sekretär des Ministers Mazarin u. stieg durch Treue u. Geschicklichkeit von Stufe zu Stufe, bis ihm Ludwig XIV. nach Fouquet's Abgang das Finanzministerium unter dem Titel eines Generalkontroleurs der Finanzen übergab. In kurzer Zeit gelang es ihm, Ordnung in den durch seine Vorgänger zerrütteten Staatshaushalt zu bringen u. nicht

blos die Einkünfte zu erhöhen, sondern auch die Steuerfähigkeit des Volkes selbst zu steigern u. Handel u. Industrie zu beleben. Ihm dankte Frankreich den Abschluß von günstigen Handelsverträgen mit den Niederlanden, Dänemark u. Schweden, die Rückerwerbung des wichtigen Hafens von Dünkirchen (den Mazarin an Cromwell hatte abtreten müssen), die Umwandlung dieses Hafens u. desjenigen von Marseille in Freihäfen (wodurch der levantinische u. der nordische Handel über franz. Gebiet geleitet wurde), die Eröffnung neuer Häfen, eine sorgfältigere Pflege des Kolonialwesens (bes. auf Madagaskar u. Cayenne), die Begründung von Handelsgesellschaften für West- u. Ostindien, die Anlegung von Kanälen (nam. des Kanals von Languedoc, der das Mittelländ. Meer mit dem Atlantischen Ozean verbindet), die Errichtung u. reichliche Unterstützung von Fabriken u. Manufakturen.

Nr. 2026. Jean Baptiste Colbert (geb. 29. Aug. 1619, gest. 6. Sept. 1683).

Ohne die geistvolle, geschickte u. vielthätige Finanzverwaltung C.'s, der Ludwig XIV. fort u. fort die Mittel zu seinen Unternehmungen herbeischaffte, ist die glänzende u. kostspielige Regierung dieses Königs gar nicht denkbar. Leider ist der Segen, der von C.'s Thätigkeit hätte ausgehen können, durch dieses Verhältniß der Dienstbarkeit, in welchem sie zu Ludwig's ehrgeiziger u. ländergieriger Politik stand, völlig zu nichte gemacht worden. Die großen Summen, die er dem Staatssäckel zuführte, wurden durch die ununterbrochenen Kriege, durch die glänzende Hofhaltung u. die Prachtbauten des Königs verschlungen. Aber auch abgesehen hiervon krankte sein staatswirthschaftliches System an dem Grundfehler, daß er die heimischen Fabriken u. Manufakturen einseitig begünstigte, die ausländischen durch übermäßige Zölle von der Einfuhr abschreckte, während er die Landwirthschaft u. die landwirthschaftlichen Gewerbe vollständig hintansetzte. Dagegen förderte er Wissenschaft u. Kunst; er begründete die Akademien der Wissenschaften, der Inschriften, der Baukunst u. der Malerei u. war ein Freund der Aufklärung u. Religionsfreiheit. Er starb 6. Sept. 1683. Vgl. P. Clement, „Lettres, instructions et mémoires de C." (3 Bde., Par. 1865).

Colchester (spr. Koltschester), Hauptstadt der engl. Grafschaft Essex, am Colne u. an der Eisenbahn von London nach Norwich gelegen, 21,000 Einw. Der Austernfang an der Insel Foulneß, die am Hafen von C. liegt, ist bedeutend. In der Umgegend befinden sich viele röm. Alterthümer; C. ist nach Einigen das alte Camalodunum; Andere behaupten, daß es erst von König Coil 124 n. Chr. gegründet sei. Der Sage nach sollen Konstantin d. Gr. u. Helena hier geboren sein. C. war 1648 Zufluchtsort der Königlichen u. wurde damals belagert u. ausgehungert.

Colchester, Lord Charles Abbot, Sohn des gleichnamigen Sprechers des engl. Unterhauses, geb. 12. März 1798, trat 1811 in den Marinedienst, rückte allmählig zum Contreadmiral (1854) u. Vizeadmiral (1860) auf u. gehörte zweimal unter Derby der Regierung an, 1852 als Vizepräsident des Handelsamtes, 1858—59 als Generalpostmeister. Er starb 28. Okt. 1867 zu London.

Colchicum, Zeitlose, Pflanzengattung der monokotylischen Melanthaceen, Gruppe der Colchicaceen, mit einer einzigen einheimischen Art C. autumnale, Herbstzeitlose, Wiesensafran, Herbst-, Licht-, Spinn- u. Uchtblume, Michelsblume, Streckenbrot, Hundsbede, nackte Jungfer, nackte Hure, in der Nordschweiz Herbstziglose, Früchte u. Blätter Hondsjoda, Hondsoda u. Hondshoda, auch filius ante patrem von den Alten genannt, weil die Blume im Herbst kommt, während Blatt u. Frucht erst im folg. Frühjahre auftreten. In der Nordschweiz streut man Dirnen von zweifelhaftem Rufe Herbstzeitlosen am Abend des 1. Mai auf den Weg vom Hause bis zum Brunnen — ein Brauch, der wol mit einigen der vorstehenden Volksnamen zusammenhängt. Die Pflanze gehört zu den Giftgewächsen, da ihre Theile ein sehr bitteres Alkaloïd, das Colchicin (s. d.), enthalten, welches tödlich wirkt. Sonst wirken alle Theile scharf purgirend, urintreibend u. selbst giftig, so daß die Pflanze ein lästiges Unkraut auf Wiesen ist. Glücklicher Weise rührt das Vieh sie nicht an. Sonderbar genug, wenn auch leicht erklärlich durch die verschiedene Ernährungsweise in verschiedenen Zeiträumen des Jahres, ist die Knolle nur im Herbste, wo sie in ihrem vollen Safte steht, giftig, scharf u. beißend, während sie außer dieser Zeit voll von Stärkemehl u. ohne jegliche Schärfe ist. Dagegen wirken die Samen wiederum giftig, indem sie choleraartige Erscheinungen mit Erbrechen hervorrufen. Diese Samen reifen in besondern Kapseln, welche aus drei Fächern bestehen, die nur ausnahmsweise einmal zu vier werden, wie in der Abbildung. — An sich gehört die Blume zu den schönen, so daß man sie eine Zierde der Wiesen nennen muß; sie kommt sogar gefüllt vor. Schon seit alter Zeit benutzte man die Pflanze als heilkräftig, bes. gegen rheumatische Krankheiten u. Wassersucht; mit einem Absud der Blumen sollen sich die Türken berauschen. Es giebt in Südeuropa noch mehrere Arten von ähnlicher Wirkung. Eine derselben, deren Heimat von Anderen in den Orient verlegt wird, liefert in ihren Knollen plankonvexe Wurzeln, die man Hermodatteln nennt u. die bei den engl. Aerzten als Heilmittel gegen Gelenkgicht in großem Rufe standen.

Nr. 2027. Blüte Nr. 2028. Samenkapsel, durchschnitten Nr. 2029. Blätter von Colchicum autumnale, Herbstzeitlose.

Colchicin, ein in den Zwiebeln, Blättern u. Samen der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) enthaltenes giftiges Alkaloid, von schwach basischen Eigenschaften; man kennt es nur als gelbes Pulver, nicht krystallinisch; dagegen hat man ein minder wirksames Produkt in farblosen Krystallen, das Colchiceïn, welches ein Zersetzungsprodukt des C. mit Säuren ist.

Colcothar (von Paracelsus aufgebrachter Name), caput mortuum, Englischroth u. s. w. ist Eisenoxyd, das nämliche, wie es unter Umständen als Rost von selbst entsteht. Als Waare gewinnt man den C. abfallsweise aus Eisenvitriol (schwefelsaurem Eisenoxydul). Früher benutzte man dazu die Retortenrückstände, welche bei der Destillation der sog. Nordhäuser od. rauchenden Schwefelsäure aus Eisenvitriol verbleiben, daher der Name caput mortuum (Todtenkopf, erschöpfter Rückstand); gegenwärtig hält man sich lieber an den Abfall der Vitriolhülsen, wobei auf leichterem Wege schönere Waare erhalten wird. Indem nämlich die schwefelsaure Eisenlösung zur Krystallisation eingedampft wird, läßt sie einen gelbrothen Schlamm fallen, weil das

Nr. 1. Lochkoralle. (Porites furcata Lamk.)

Nr. 2. Hirnkoralle. (Maeandrina cerebriformis Lamk.)

Nr. 3. Edelkoralle. (Corallium rubrum.)

Nr. 4 Ruthenfeder. (Virgularia mirabilis Lamk.)

Nr. 5. Pilzkoralle. (Fungia echinata M. Edw.)

Nr. 6. Venusfächer. (Gorgonia flabellum Lin.)

Nr. 7. Phyllactis praetexta Dana.

Nr. 8. Praya diphyes Blainv.
(In ½ der nat. Größe.)

Nr. 9. Die Galeere. (Physalia utriculus, Eschscholtz.)

Nr. 10. Cassiopea Andromeda Tiles. Esch

Nr. 11. Rhizostoma Cuvieri Peron.
(In ⅕ der nat. Größe.)

Nr. 12. Rhizostoma Aldrovandi Peron.

Oxydul in der schwefelsauren Verbindung fortfährt, Sauerstoff aus der Luft an sich zu ziehen, u. die solchergestalt höher oxydirten Partikel sich als unlöslich ausscheiden. Dieser Absatz ist noch kein reines Oxyd, sondern hält einen Antheil Schwefelsäure zurück, der nachgehends durch Rösten verjagt wird. Man verbraucht den Stoff roh od. durch Schlämmen verfeinert häufig zu dauerhaften Anstrichen, im feinsten Zustande als Polirmittel. Durch starkes Glühen erhält das Pulver ins Violette spielende Nüancen, daher man rothe u. violette Sorten hat.

Cold-Cream, kalter Creme (Rahm); mit diesem Namen belegt man verschiedene Hautpomaden od. Hautsalben, die den Zweck haben, die Haut geschmeidig zu erhalten u. zu verfeinern. Man hat für ihre Bereitung viele verschiedene Vorschriften; meistens bestehen sie aus Walrath, weißem Wachs, süßem Mandelöl u. Rosenwasser, welches letztere man unter starkem Umrühren ganz allmählig jener Fettmischung zufließen läßt, wodurch dessen schaumige Beschaffenheit entsteht. Als bestes Verhältniß wird empfohlen: 20 g. Walrath, 20 g. weißes Wachs, 300 g. Mandelöl zusammengeschmolzen u. dann 300 g. Rosenwasser, dem man auch noch etwas Rosenöl od. Orangenöl zusetzen kann, darunter gerührt.

Cole (spr. Kohl), Thom., einer der namhaftesten Maler Amerika's, geb. 1. Febr. 1801 zu Bolton-le-Moor in der engl. Grafschaft Lancaster, gest. 11. Febr. 1848 zu Catskill im Unionsstaate York. Außer einem zweimaligen Aufenthalte in Italien (1831—32 u. 1841—42) lebte er seit 1819 in Nordamerika, wo seine Kunstprodukte, vorzüglich seine Landschaften, sehr geschätzt wurden.

Colebrooke (engl., spr. Kohlbruk), Henry Thomas, Präsident der Asiatischen Gesellschaft zu London, geb. 1765, gest. 10. März 1837. Bis 1816 Beamter in Ostindien, ging er nach England zurück, wo er sich in der oben bezeichneten Stellung bedeutende Verdienste um die Kunde der altindischen Sprache u. Literatur erwarb. Er schrieb eine Anzahl von Abhandlungen über Gegenstände der ind. Literatur u. Geschichte (gesammelt u. d. Titel „Miscellaneous essays“, 2 Bde., Lond. 1837) u. gab mehrere Sanskritwerke, theils im Original, theils in Uebersetzungen, heraus.

Cölebs, ein im ehelosen Stande Lebender, s. „Cölibat“.

Colenso, John William, freisinniger engl. Geistlicher, geb. 25. Jan. 1814, wurde 1846 Pfarrer, 1853 Bischof von Natal in Südafrika, wo er die Zulusprache erlernte u. die religiöse u. geistige Bildung der Eingeborenen förderte. Durch seine Werke „St. Paul's Epistle to the Romans“ (Lond. 1861), worin er die Ewigkeit der Höllenstrafen leugnete, u. „The Pentateuch and the Book of Joshua“ (Lond. 1862), worin er die Zuverlässigkeit dieser bibl. Urkunden in Zweifel zog, rief er große Aufregung in der anglikan. Kirche u. eine heftige Zeitungspolemik hervor. Die anglo-afrikan. Synode erklärte ihn für einen Ketzer u. verlangte seine Abberufung, die der Bischof der Kapstadt denn auch aussprach, der C. jedoch nicht Folge leistete.

Coelenterata, eine von Rudolf Leuckart durch Zusammenfassen der Polypen u. Quallen u. durch Abscheiden von den übrigen Strahlthieren od. Zoophyten (den Echinodermen) auf Grund natürlicher Verwandtschaft aufgestellte Thierklasse (od. Thierkreis, Typus), deren wesentliches Merkmal der räumliche Zusammenhang zwischen Verdauungsapparat u. Leibeshöhle ist. (Daher der Name, aus dem griechischen koilon, Höhle, u. enteron, Darm.) Wo der strahlige Bau nicht gestört ist, wie bei den seitlich symmetrischen Rippenquallen, sind die einzelnen äußeren u. inneren Organe in der Vierzahl od. deren Vielfachem, od. aber in der Sechszahl, um die Längsachse des kurzen säulenförmigen, kugeligen od. scheibenförmigen Körpers angeordnet. Skeletbildungen verschiedener Art finden sich bald als gallertige, knorpelige, selbst als kalkige Ausscheidungen, bald als Einlagerungen fester Kalkkörperchen in die Gewebe der Leibeswand, die eine äußere Schicht (das Ektoderm) u. eine innere (das Entoderm) unterscheiden läßt; erstere führt (bei den Polypen) die Muskulatur, letztere stellt die innere, meist flimmernde zellige Auskleidung der Leibeshöhle dar, zwischen beiden aber bilden sich die Geschlechtsprodukte (Eier u. Samen) u. gelangen zunächst in die Leibeshöhle. Diese letztere od. der Gastrovascularraum ist entweder ungetheilt od. durch Scheidewände (Mesenterialfalten), welche strahlig von der Körperwand in den Innenraum hineinragen, in Kammern getheilt u. dient zugleich als Behälter des farblosen Blutes od. der Nährflüssigkeit u. als Darm, u. mündet am vorderen Körperpol entweder direkt od. mit Hülfe eines kurzen u. geraden, an beiden Enden offenen Rohres, des Magenschlauchs, nach außen. Dieser Mund, der zugleich als After dienen muß, ist gewöhnlich von einem Kranze beweglicher Tentakeln od. Fangarme umstanden, deren Höhlung mit der Leibeshöhle in Verbindung steht. Eigenthümlich der Cölenteratenhaut, u. ihnen zu Vertheidigung u. als Angriffswaffe beim Raube dienend, sind Angel od. Nesselorgane, mit Flüssigkeit gefüllte, mikroskopische Kapseln nämlich, die bei Berührung bersten u. einen spiralig aufgerollt gewesenen Faden hervorschnellen lassen, der in der berührten Haut des betroffenen Menschen, mit einem Theil des flüssigen Kapselinhalts eindringend, nesselnde Schmerzen verursacht, kleines Gethier aber betäubt od. tödtet. Nach dem griechischen nema, Faden, heißen die Nesselapparate Nematocysten, u. sind die Cölenteraten auch Nematophora genannt worden. Manche von ihnen heißen wegen ihrer Eigenschaft des Nesselns Meernesseln (ortie de la mer). Wenn auch keineswegs bei allen, so ist doch bei vielen ein Nervensystem nachgewiesen, so bei den Medusen ein längs des Scheibenrandes verlaufender Nervenring, welcher in regelmäßigen Abständen Anschwellungen bildet, die in ihrer Lage den als Sinnesorgane zu deutenden „Randkörpern“ entsprechen, u. von welchen Nervenfädchen, nam. nach den Tentakeln, ausstrahlen. Auch bei einigen Rippenquallen ist ein rudimentäres Nervensystem nachgewiesen, obschon über dasselbe noch nicht die volle Klarheit herrscht. Bezüglich der Sinnesorgane sind am allgemeinsten Tastwerkzeuge vorhanden. Bei den Polypen sind dies die den Mund kranzförmig u. in gesetzmäßiger Zahl umstehenden Tentakeln (vgl. z. B. Taf. XVI. Nr. 3 u. Nr. 7); die Medusen (Taf. XVII. Nr. 10—12) haben dergleichen nicht allein häufig an der Mundöffnung, sondern es ist bei ihnen auch stets der Scheibenrand mit eigenthümlichen, meist äußerst dehnbaren, nur selten starren „Randfäden“ besetzt. Die Rippenquallen haben blos zwei Tentakeln u. manchen von ihnen fehlen sie ganz. Es sei hier bemerkt, daß, wie ja überhaupt der Organismus der Cölenteraten noch wenig komplizirt ist, die genannten Tastwerkzeuge zugleich eine andere Aufgabe mit zu erfüllen haben, indem sie als Greif- od. Fangwerkzeuge dienen u. deshalb mit den bereits erwähnten Nesselorganen bewaffnet sind. Außer Tastwerkzeugen sind für die Medusen sowol Seh- als Gehörwerkzeuge nachgewiesen. Es sind dies die sog. „Randkörper“, die am Rande des scheibenförmigen Körpers angebracht sind; entweder als Farbstoffanhäufungen, die mit einem hellen, lichtbrechenden Körper ausgestattet sind, u. deshalb als Augen höchst einfacher Art gedeutet werden, od. als bald der Scheibensubstanz eingebettete, bald an ihrem Rande frei vorspringende Bläschen („Randbläschen“), welche einen od. mehrere konzentrisch geschichtete harte Körper od. Kryställchen enthalten, nach Art der Otolithen od. Gehörsteinchen in den Gehörwerkzeugen anderer niederer Thiere. Auch die Rippenquallen haben solche Gehörbläschen. In den Randkörpern der höheren Medusen sind Gehör- u. Sehwerkzeuge vereinigt. Mit Ausnahme weniger Süßwasserpolypen (s. d.), nämlich der Gattungen Hydra u. Cordylophora, sind die Cölenteraten sämmtlich Meeresbewohner u. leben zum Theil, so die Korallen (s. d.), festsitzend, zum Theil frei beweglich. Sie sind getrennten Geschlechts, nur wenige, wie Rippenquallen u. einige Polypen, sind Zwitter. Die Befruchtung der vom Orte ihrer Bildung zunächst in die Leibeshöhle fallenden Eier erfolgt entweder in dieser, od. außerhalb des mütterlichen Körpers, im Seewasser. Ihre Entwicklung verläuft fast bei allen mit Metamorphose (s. d.), u. wenn die vom Mutterthiere verschiedenen Jugendstadien zugleich die Fähigkeit haben, sich durch Sprossung u. Knospung fortzupflanzen, sehen wir die als Generationswechsel (s. d.) bekannte Form der Entwicklung auftreten. So geht aus dem Meduseneí ein infusorienartiges Wesen hervor, welches nach einer Zeit freien Umherschwimmens sich am Meeresboden festsetzt, sein Flimmerkleid ablegt u. zu einem mit einem Tentakelkranze versehenen polypenartigen Geschöpfe auswächst, welches als erste Ammenform od. Scyphostoma bezeichnet wird. An diesem Geschöpfe bildet sich durch vegetative Vermehrung eine ganze Reihe, deren Gesammtheit die Tannenzapfen ähnliche Strobyla od. zweite Ammenform darstellt, von welcher sich durch queres Abschneiden selbständig gewordene Glieder als junge Medusen ablösen u. fortschwimmen. Aus der neben der geschlechtlichen Fortpflanzung, u. zwar bei der im Ganzen noch gleichartigen Beschaffenheit der Gewebe, fast vorwiegend auftretenden vegetativen Vermehrung durch Theilung u. Knospung gehen Thierstöcke od. Kolonien hervor, die besonders bei den Korallen (s. d.) zu bedeutender Entwicklung gelangen u. wegen der Kalkeinlagerung in ihren Körperwandungen geradezu inselbildend werden können. Es ist hier freilich zu bemerken, daß, wenn auch vorwiegend gewisse Polypenarten es sind, deren kalkhaltige Stöcke Korallenriffe bilden, so nam. die Asträen, Madreporen, Caryophyllien, neben ihnen doch auch Bryozoen, die man ehemals als „Mooskorallen“ bezeichnete, heutzutage aber, statt als Polypen, vielmehr als Mollusken allgemein anerkennt, durch die Massen ihrer Kalkgerüste felsbildend werden können. Bei den Röhrenquallen (s. d.) od. Siphonophoren sind die Einzelthiere der schwimmenden Kolonie nach dem Prinzipe der Arbeitstheilung mit verschiedenen Lebensverrichtungen betraut u. dem entsprechend verschieden gebaut, so daß ein jedes von ihnen gewissermaßen ein Organ des Gesammtorganismus darstellt; man nennt dies Polymorphismus u. solche Kolonien polymorphe.

Wir sehen auf Taf. VII. (Nr. 8 u. 9) ein paar Formen von Röhrenquallen, von denen bes. die „Galeerenqualle" (Physalia utriculus, Nr. 9) des Atlantischen Meeres merkwürdig ist, deren Kolonie aus einer großen schiffartigen Luftblase mit zahlreichen Saugröhren, nesselnden Fangfäden &c. gebildet wird. Früher hielt man diese Theile für Organe u. die Kolonie für ein Einzelthier. Bei den Medusen (Taf. XVII. Nr. 10—12) hat man in den Rhizostomen ebenfalls Thierstöcke, indem man die von der gemeinsamen Glocke herabhängenden Magenstiele für Individuen ansehen kann. Die Cölenteratenklasse umfaßt folgende Ordnungen (od. Klassen, wenn man jene als „Kreis" od. „Typus" ansieht), zunächst die meist festsitzenden Polypen, zu denen besonders die Korallen (s. d.) gehören. Taf. XVI. zeigt einige Formen derselben; (in Nr. 3) ein vergrößertes Stück der Edelkoralle, um die Einzelthiere zu zeigen; (Nr. 1) die Lochkoralle, deren Stamm mit zahllosen, den Einzelthieren entsprechenden, Sternchen bedeckt ist; die Hirnkoralle (Nr. 2) mit den in einander verflossenen Reihen von Einzelthieren; ebenso (Nr. 5) die Pilzkorallen, u. (Nr. 6) den ästig ausgebreiteten Venusfächel, während in Nr. 7 ein weichhäutiger, nicht stockbildender Polyp (Phyllactis) dargestellt ist, u. Nr. 4 endlich die Ruthenfeder (Virgularia) als Beispiel eines nicht festsitzenden Polypenstockes aus der Familie der Seefedern. Eine zweite Hauptabtheilung der Cölenteraten sind die Ctenophoren od. Rippenquallen (s. d. u. „Beroë" mit der Fig. 1540); endlich eine dritte, die Hydrozoen, das sind die Scheibenquallen od. Medusen (s. d.) u. die Hydromedusen, zu welchen die Röhrenquallen (s. d.) od. Siphonophoren zählen. Endlich ist man viertens jetzt geneigt, auch die Spongien od. Seeschwämme, die ehedem bald für Pflanzen, bald für Thiere gehalten wurden, u. die man im letztern Falle bisher zu den Urthieren (Protozoen) stellte, den Cölenteraten beizuordnen, u. als Holocölen den übrigen (od. Gastrocölen) gegenüber zu stellen. Im fossilen Zustande sind nicht allein zahlreiche Korallen bekannt, sondern seit Kurzem auch Abdrücke von Medusen im lithographischen Schiefer.

Colcone od. **Colconi**, Bartolommeo, ital. Feldherr, geb. 1400 auf dem Schlosse Solza, stand erst in neapolit. Diensten, trat dann in die Dienste der Republik Venedig u. ward für mehrere Siege über die Mailänder zum General ernannt; dennoch später zum Herzog Filippo Maria von Mailand übergegangen, erregte er dessen Mißtrauen u. wurde 1446 eingekerkert, ein Jahr darauf aber durch einen Volksaufstand befreit. C. kehrte hierauf in die venet. Dienste zurück u. ward Generalissimus, als welcher er auf seinem Schlosse Malpaga einen glänzenden Hof hielt. Dort starb er auch 4. Nov. 1475. Von seinem hinterlassenen ungeheuren Vermögen erhielt Venedig 100,000 Gldn. zu wohlthätigen Zwecken. Auf dem Platze dei Sti.-Giovanni e Paolo das. steht sein Reiterstandbild.

Coleopteren, s. „Deckflügler".

Coleridge (spr. Kohlridsch), Samuel Taylor, engl. Dichter, geb. als Sohn des Predigers John C. zu Ottery-Saint-Mary (Devonshire) 22. Okt. 1772, begann seine Studien in Cambridge, ward jedoch bald aus denselben durch seine Schwärmerei für die franz. Freiheitsideen herausgerissen. Um für diese Propaganda zu machen, hielt er in Bristol Vorlesungen u. wandte sich dann in seinen „Conciones ad populum, or adresses to the people" (Lond. 1795) an ein größeres Publikum. Aber weder diese noch die 1796 von ihm herausgegebene Zeitung „The watchman" hatten Erfolg, u. C. beschloß daher mit seinen beiden Freunden Rob. Southey u. Rob. Lovell, die Theorie einer Pantisokratie (Herrschaft der allgemeinen Gleichheit) durch Gründung eines Staates in Nordamerika zu verwirklichen. Zur Ausführung dieses Planes kam es jedoch nicht, da die drei Freunde drei Schwestern kennen lernten, die sie heiratheten. Nun ließ sich C. in der Nähe von Bridgewater nieder, machte dann eine Reise nach Deutschland, wo er sich für die deutsche Sprache u. Literatur begeisterte u. seine politischen Gesinnungen völlig änderte. Nach seiner Rückkehr schrieb er sogar für Blätter der Regierung, die ihm auch später eine kleine Pension aussetzte. Er starb zu Highgate 25. Juli 1834. Von seinen Werken sind zu nennen: das Drama „The fall of Robespierre" (Lond. 1794), das Gedicht „Christabel" (Fragment) u. die „Rhymes of an ancient mariner", eine Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein" (Lond. 1800, 2 Thle.), seine Selbstbiographie „Biographia literaria" (ebd. 1817, 2 Bde.), die nachgelassene Schrift „Theory of life" (ebd. 1849) u. seine von Gillmann herausgegebenen Memoiren (ebd. 1838, 2 Bde.). Seine „Poetical Works" erschienen in 3 Bdn. 1828 zu London. Sein ältester Sohn, Hartley C., gest. 6. Jan. 1849 zu Rydal in Westmoreland, war ebenfalls ein begabter Dichter u. Schriftsteller.

Coles (spr. Kohls), Cowper Phipps, Kapitän der engl. Marine, geb. zu Silchester. Seit 1831 im Dienst der Flotte, 1838 Steuermann, 1846 Leutnant u. 1855 zweiter Kapitän, beschäftigte er sich eifrigst mit dem Gedanken, bombenfeste Schiffe zu bauen, u. reichte dem Marineministerium während des Krimkrieges einige dahin gerichtete Vorschläge, Modelle u. Zeichnungen ein. Diese wurden so beifällig aufgenommen, daß man ihn sofort nach London berief, um, in Voraussetzung der noch länger dauernden Feindseligkeiten, von seinen Erfindungen, bes. von der seines Kuppelschiffs, sofort Gebrauch zu machen. Das baldige Aufhören des Krieges verhinderte jedoch die Ausführung der Pläne. Das erwähnte Schild- od. Kuppelschiff unterschied sich vorzüglich dadurch von anderen Panzerschiffen, daß es keine Stückpforten hatte, sondern seine Kanonen unter einer nach allen Seiten hin drehbaren, halbkugelförmigen Kuppel von Holz, mit Eisenplatten von 11 bis 12 cm. Dicke zu decken suchte.

Coelestin, ein von Werner so genanntes Mineral, welches aus schwefelsaurer Strontianerde bestehend, das Hauptmaterial für die Herstellung der Strontiansalze bildet, von denen nam. die salpetersaure Strontia in der Feuerwerkerei wegen ihrer Eigenschaft, mit prachtvoll rother Farbe zu verbrennen, Verwendung findet. Der C. ist farblos, häufig aber bläulich, blaugrau, smalt- bis indigblau, seltener in gelben u. rothen Nüancen gefärbt, von hohem Glanze u. schöner Durchsichtigkeit in seinen reinen Krystallen, wie sie nam. in ausgezeichneten Exemplaren häufig mit gediegenem Schwefel zusammen in den vulkanischen Gegenden Siziliens (Girgenti) vorkommen. Das spezifische Gewicht des C. ist $3_{,9}$ bis 4, die Härte 3 bis $3_{,5}$, seine Krystallformen gehören dem rhombischen System an u. sind die am häufigsten vorkommenden die in Fig. 2030—2032 abgebildeten. Außer in ausgebildeten Krystallen findet sich der C. auch in Platten von parallelfasriger Struktur (Dornburg b. Jena) u. in feinkörnigen u. derben Nieren.

Nr. 2030—2032. Krystallformen des Coelestin.

Cölestin hießen folgende 5 Päpste: **C. I.**, der Heilige, Nachfolger Bonifacius' I. (s. d.) seit 3. Nov. 422, machte sich um Verbreitung des Christenthums in Schottland u. Irland verdient u. starb zu Rom 6. April 432. — **C. II.**, ein Schüler Abälard's, folgte dem Papste Innocenz II. (s. d.), regierte aber nur vom 25. Sept. 1143 bis 3. März 1144, wo er zu Rom starb. — **C. III.**, vorher Giacinto Orsini, bestieg nach Clemens III. (s. d.) 30. März 1191 den päpstl. Stuhl, krönte den Kaiser Heinrich VI. nebst Gemahlin u. starb zu Rom 8. Jan. 1198. — **C. IV.**, früher Godofredo Castiglioni, ward 20. Sept. 1241 Nachfolger Gregor's IX. (s. d.), starb jedoch schon 8. Okt. dess. Jahres. — **C. V.**, der Heilige, vorher Pietro di Murrhone gen., weil er seit 1293 als Einsiedler auf dem Murrhone bei Sulmona (Neapel) lebte, war zu Isernia in den Abruzzen 1215 geb., stiftete 1254 den Cölestiner-Orden, folgte 15. Juli 1294 dem Papste Nicolaus IV. (s. d.), dankte aber bereits 13. Dez. dess. Jahres wieder ab u. starb als Gefangener seines Nachfolgers Bonifacius VIII. (s. d.) zu Castell Fumone 19. Mai 1296. Clemens V. (s. d.) sprach ihn 1313 heilig u. bestimmte den 19. Mai zu seinem Gedächtnißtag.

Cölestiner, s. „Orden, geistliche".

Cölibat od. Ehelosigkeit. Die Ansicht, daß der Stand des Cölebs, d. h. des Ehelosen, ein verdienstvoller sei u. höhere Reinheit begründe, ist uralt u. schon in den heidnischen Religionen (z. B. an den vestalischen Jungfrauen der Römer) nachweisbar. Von Bedeutung wurde diese Frage in der christlichen Kirche. Obgleich einige Apostel (z. B. Petrus) selbst verheirathet waren u. weder das Neue noch das Alte Testament ein Gebot der Ehelosigkeit kennt, so berief man sich doch frühzeitig auf das Beispiel Christi u. den Rath des Apostel Paulus (1. Kor. 7, 38), um die Verdienstlichkeit des C.s darzuthun. Die röm. Bischöfe verdammten die Ehe der Priester schon seit Ausgang des 4. Jahrh., doch galt im Allgemeinen die Praxis, daß die vor der Priesterweihe geschlossenen Ehen giltig bleiben sollten, nach derselben aber keine Ehe eingegangen werden dürfe. Jedenfalls war die Ehe für die Erlangung höherer geistlicher Würden hinderlich. Demgemäß gestattet die griechisch-katholische Kirche noch heute die Ehe nur den niederen Geistlichen. Die römisch-katholische Kirche traf trotz vielfachen Wider-

spruchs immer schärfere Anordnungen, bis endlich Gregor VII. im J. 1074 das C. zum unbedingten Gebot für alle geistlichen Grade erhob. Dabei ist es trotz aller daraus entspringenden Uebelstände bis heute geblieben, so oft auch die Aufhebung des C.s von Fürsten u. Theologen aufs Neue angeregt wurde. Die Unabhängigkeit des ehelosen Priesters erschien den Päpsten immer wichtiger, als die Klagen über Konkubinate u. andere Laster der Geistlichen. Die evangelische Kirche hat dagegen von Anfang an u. nach dem Beispiele Luther's selbst den Grundsatz befolgt, daß die Ehe, wenn sie ein sittliches Institut ist, auch für den Geistlichen nichts Unsittliches sein kann, ja daß sie deshalb sittlicher sei als das C., weil sie höhere Pflichten auferlegt als dieses.

Coligny (spr. Kolinji), Graf Gaspard von, franz. Admiral, stammte aus dem alten berühmten Hause Châtillon. Geboren 16. Febr. 1517 zu Châtillon am Loing, Sohn des Marschalls gleichen Namens, erhielt er eine treffliche Erziehung, kam dann in seinem 20. Lebensjahre an den Hof Franz' I. u. focht mit großer Auszeichnung in mehreren Feldzügen gegen Kaiser Karl V. Nach dem Siege des Grafen von Enghien bei Cerisoles 1544 wurde er wegen seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen. Eben so tüchtig bewies er sich bei der Belagerung von Boulogne, dann unter Heinrich II. in Lothringen 1552, wo er zur Einnahme der Städte Metz, Toul u. Verdun beitrug. Nach der Rückkehr wurde er zum Admiral von Frankreich ernannt; 1555 ging er als Gouverneur in die Picardie, schloß einen vortheilhaften Waffenstillstand mit Spanien ab, brach ihn aber, indem er Douai zu nehmen versuchte. Er vertheidigte hierauf mit großem Heldenmuthe die Stadt St. Quentin, ward aber bei Erstürmung derselben von den Spaniern gefangen genommen u. erst 1559 nach dem Friedensschluß wieder freigelassen. Er erhielt hierauf das Gouvernement von Isle de France, verlor aber nach dem Tode Heinrich's II. allen Einfluß am Hofe, da unter Franz II. die Herzöge von Guise das Ruder des Staates an sich rissen. Sein Ehrgeiz bewog ihn jetzt, mit dem Prinzen von Condé sich offen den Hugenotten anzuschließen, zumal da er schon längst der reformirten Lehre zugethan gewesen war. Beide wurden die Häupter u. Führer der grausam verfolgten Hugenotten in dem bald darauf entbrannten Bürgerkrieg. Auf Anrathen des Admirals ging man Anfangs vorsichtig zu Werke. Die Hugenotten versuchten den König u. nam. die Guisen in Blois aufzuheben, was aber mißlang. Dagegen glückte es den Gegnern, bei einer Versammlung der Reichsstände in Orleans die Häupter der Protestanten gefangen zu nehmen. Der plötzliche Tod des Königs 1560 veränderte die Lage. Die Königin-Mutter, die ränkesüchtige Katharina von Medici (s. d.), suchte beide Parteien zu beherrschen, konnte sich aber dem Einflusse der Guisen nicht entziehen, deren Schroffheit den Krieg zum Ausbruch brachte. Die erste Schlacht bei Dreux 1562 entschied gegen die Hugenotten; Condé wurde gefangen genommen. C. sammelte die Trümmer des Heeres u. drang mit Erfolg in der Normandie vor, während Franz von Guise vor Orleans lag, wo er bald darauf von einem fanatischen Hugenotten ermordet wurde. C. reinigte sich vor Gericht durch einen Eid von dem Verdachte, an diesem Verbrechen Theil genommen zu haben. Nach kurzem Waffenstillstand begann der Krieg von Neuem. C. siegte bei St. Denis u. drang gegen Chartres vor, das er belagerte. Kurz nachher kam jedoch gegen C.'s Willen 1568 der Friede zu Longjumeau zu Stande, worin den Hugenotten freie Religionsübung versprochen wurde. Ein Versuch, die Häupter der Protestanten gefangen zu nehmen, entzündete aber bald den Krieg von Neuem. C. u. der nach dem Friedensschlusse freigelassene Condé erlitten eine große Niederlage bei Jarnac (1569), wobei Letzterer gefangen u. meuchlerisch erschossen wurde. Eben so unglücklich focht C. bei Moncontour. Trotz dieser wiederholten Schicksalsschläge stand er unerschüttert, ein Held im vollen Sinne des Wortes, u. erhielt durch sein leuchtendes Beispiel den Muth seiner Partei aufrecht. Es gelang ihm auch, bei Arnay le Duc einen Sieg über die weit stärkere königliche Armee davon zu tragen. Hierauf wollte er gegen Paris marschiren; allein es kam zu Unterhandlungen, die zu dem für C. sehr günstigen Frieden zu St. Germain führten (1570). C. erhielt seine Güter u. alle seine Würden zurück, wurde an den Hof berufen u. von Karl IX. wie ein väterlicher Freund empfangen. Der König besprach mit ihm einen Plan, die span. Niederlande zu erobern u. übertrug ihm für diesen Krieg im Voraus die oberste Feldherrnstelle. Die Ausführung dieses Planes, für den C. begeistert war, wurde indeß verschoben. Statt dessen feierte man Freudenfeste u. verhandelte über die Vermählung der königlichen Prinzessin Margarethe mit dem jungen Prinzen Heinrich von Navarra. C. aber wurde mit Ehren überhäuft, so daß aller Argwohn aus seiner Seele schwand. Auch als er durch den Schuß eines Meuchelmörders auf offener Straße verwundet wurde, wußte man ihm jeden Verdacht auszureden. Dieser Schuß war jedoch nur das Vorspiel zu der von Katharina von Medici mit raffinirter Niedertracht vorbereiteten

COLLIGNEI FRATRES

Odetus Cardinalis. Gaspar thalassiardus. Franciscus ordinum pedestrium præfectus

Nr. 2033. Coligny u. seine Brüder. Nach einem Kupferstiche von Marc Duval.
Gaspard Graf v. C., geb. 16. Febr. 1517, gest. 24. Aug. 1572. — Odet v. C., geb. 10. Juli 1515, gest. 14. Febr. 1571. — Franz v. C., geb. 18. April 1521, gest. 27. Mai 1569.

Metzelei des 24. Aug. 1572, der berüchtigten Bartholomäusnacht (s. d.), der alle Protestanten Frankreichs, vor Allen auch C. selbst, zum Opfer fallen sollten. Als die Sturmglocke zu läuten begann, drangen die Mörder zuerst in C.'s Wohnung, wo er im Lehnstuhl saß. Trotz seines wehrlosen Zustandes blieb er gefaßt u. empfing mit würdiger Ruhe die Todeswunde. Der Leichnam wurde durchs Fenster geworfen u. dem Pöbel preisgegeben, der ihn verstümmelte u. endlich an den Galgen hing. Montmorency, ein Verwandter des Admirals, ließ ihn später bestatten.

Auch seine Brüder, Odet u. Franz, haben sich als Vorkämpfer der Hugenotten rühmlich hervorgethan. Odet von C., geb. 10. Juli 1515, betrat die geistliche Laufbahn u. rückte zum Kardinal u. zum Erzbischof von Toulouse u. Beauvais auf. Da er sich aber später gleich seinem Bruder der Reformation anschloß, so wurde er vom Papst aller seiner Würden entkleidet u. in den Bann gethan (31. März 1563). Odet ging nun offen zur reformirten Kirche über, heirathete die schon früher von ihm geliebte Isabelle Hauteville u. trat als Führer der Hugenotten auf, als welcher er nam. bei St. Denis tapfer kämpfte. Im J. 1568 begab er sich nach England, um die Unterstützung der Königin Elisabeth

für seine Partei zu erbitten; er wurde in seiner Abwesenheit vom Pariser Parlament als Majestätsverbrecher verurtheilt u. aller Aemter u. Ehren verlustig erklärt. Er starb an Gift, das ihm sein von unbekannter Hand gedungener Kammerdiener gereicht hatte, 14. Febr. 1571. — Sein jüngerer Bruder, Franz von C., geb. 18. April 1521, zeichnete sich frühzeitig im Heere aus u. wurde 1555 Colonel-General der franz. Infanterie. Dieser Würde wurde er jedoch entsetzt, als er, von einer Reise durch Deutschland zurückgekehrt, sich den eifrigsten Anhängern der Reformation beigesellte. Nachdem er eine einjährige Freiheitsstrafe verbüßt, sammelte er eine Schar begeisterter Glaubensbrüder um sich u. griff wiederholt mit großer Kühnheit u. Entschlossenheit in den Kampf ein. Sein überraschender Zug über die Loire u. seine beharrliche Vertheidigung von Orleans flößte selbst den Feinden Achtung ein. Er starb, von einem Fieber ergriffen, 27. Mai 1569.

Colima, Territorium der Republik Mexiko, welches früher zu Guadalarara gehört hatte, sich aber im Revolutionskriege davon trennte, grenzt gegen N. u. O. an Xalisco, gegen SO. an Michoacan u. gegen SW. an das Stille Meer. Die Oberfläche des 130 deutsche □M. großen Landes ist sehr mannichfaltig gestaltet; an der Küste eben, gegen NO. hin gebirgig u. theilweise unzugänglich. Der höchste Punkt des Gebirges ist der fast frei stehende, 3300 m. hohe, noch thätige Vulkan von C. Er liegt an der Nordgrenze des Gebietes u. ist der westlichste der mexikanischen Vulkane überhaupt. In dem ebenen Theile ist der Boden sehr fruchtbar u. liefert als Hauptprodukte Zucker, Kakao, Reis, Baumwolle u. vorzüglichen Tabak. Von den Flüssen sind zu nennen der nördl. Grenzfluß R. Chacala u. der in der Sierra Madre in Xalisco entspringende R. de Turpan. Die Einwohnerzahl beträgt nicht viel über 30,000. Erwerbszweige sind Landwirthschaft u. Gewinnung von Seesalz. Das Land besitzt einen sehr guten Hafen in dem Manzanillo od. Puerto de C., welcher westl. von der 14,000 E. zählenden Hauptstadt C. sich befindet. Diese selbst liegt in einer fruchtbaren Ebene, südl. von dem genannten Vulkan von C. (Abb. s. Bd. I. Taf. XII. Nr. 4.)

Colin, Alexander, ein Bildhauer aus Mecheln, der, geb. 1526, gest. 1612, als der Hauptmeister des berühmten Grabdenkmals des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck bekannt ist. Der Sarkophag, auf dem sich die knieende Bronzestatue des Kaisers befindet, hat an seinen Seiten 24 Reliefs mit Darstellungen aus dem Leben desselben, von denen die ersten 20, Arbeiten von vorzüglicher Ausführung, von der Hand C.'s herrühren. Zwei andere Arbeiten daselbst, die ihm gleichfalls zugeschrieben werden, sind das Grabmal des Erzherzogs Ferdinand u. seiner Gemahlin Philippine Welser.

colla destra (ital.), d. i. mit der Rechten (nämlich mano, „Hand"), eine Bezeichnung in der Musik, nach der die damit bezeichneten Noten nicht mit der linken, sondern mit der rechten Hand gespielt werden sollen.

Collaert, Hans, Kupferstecher, geb. 1545 zu Antwerpen, gest. um 1622. Er war ein Schüler seines minder begabten u. geschickten Vaters Adrian C., der um die Mitte des 16. Jahrh. in Antwerpen lebte u. viel nach eigenen Zeichnungen wie nach denen Anderer stach. Der Sohn vervollkommnete sich nachher in Rom u. lieferte eine große Anzahl von Blättern, deren Stich sich durch große Zartheit auszeichnet.

Collapsus (lat., das Zusammenfallen) nennt man in der Heilkunde die gewöhnlich von bedeutendem Sinken der Kräfte begleitete, plötzliche Verminderung der Thätigkeit des Gehirns u. der Nerven. Auch der Zustand des Welkwerdens bei Pflanzentheilen wird C. genannt.

colla sinistra (ital.), d. i. mit der Linken (s. „colla destra").

Collas-Manier, s. „Reliefmaschine".

Collatinus, Lucius Tarquinius, der Gatte der heldenmüthigen Römerin Lucretia, die sich infolge ihrer Entehrung durch den Königssohn Sextus Tarquinius den Tod gab. C. trat im Verein mit Junius Brutus (s. d.) als Rächer ihrer Ehre auf, u. Beide wurden, nach der Vertreibung des Königshauses, zu Konsuln der neuen Republik erwählt (509 v. Chr.). Nicht lange nachher mußte jedoch C., der wegen seiner nahen Verwandtschaft mit der gestürzten Dynastie dem Adel verdächtig war, seine Würde niederlegen u. die Stadt verlassen.

Colleda, ein früher in katholischen Ländern herrschender, jetzt fast überall abgekommener Gebrauch, nach welchem am Vorabend vor Weihnachten, Neujahr u. der Erscheinung Christi der Pfarrer mit dem Schullehrer u. einigen Knaben in seiner Gemeinde unter Absingung eines Liedes von Haus zu Haus ging, eine kleine Religionsprüfung mit den Kindern der besuchten Familien vornahm u. unter Gebeten das Haus räucherte u. segnete. Später schlich sich der Mißbrauch ein, daß dafür ein Geldgeschenk, der C.-Groschen, angeboten wurde, dessen Annahme der Geistliche auch nicht verweigerte. Um zu verhüten, daß im Laufe der Zeit sich hieraus eine neue Abgabe an den Geistlichen bilde, untersagte in Oesterreich eine kaiserliche Verordnung 1785 die fernere Ausübung jenes Gebrauches.

Collège (spr. Kollehsch) ist in Frankreich u. Belgien der Name jener Vorbildungsanstalten, die zum akademischen Studium od. für den Besuch höherer Fachschulen vorbereiten, also etwa den deutschen Lyceen od. Gymnasien entsprechen. Nur das C. de France in Paris, an welchem eine freiere Unterrichtsweise herrscht u. naturwissenschaftliche, volkswirthschaftliche, philologische u. historische Vorlesungen gehalten werden, hat einen mehr akademischen Charakter. Aehnlich führen auch in England manche Vorbildungsschulen, die im Wesentlichen auf der Stufe unserer Gymnasien stehen, den Namen **College** (spr. Kolledsch); die gewöhnliche Benennung für solche Anstalten ist jedoch „Grammar-School". Vorzugsweise heißen dort Colleges die einzelnen, auf verschiedenen Stiftungen beruhenden Anstalten, aus welchen die Universitäten bestehen; Oxford hat deren 19. — Die Colleges in Nordamerika sind gleichfalls mehr unseren Gymnasien als unseren Universitäten gleichzustellen. Hier wie in England führen auch Fachschulen diesen Namen. — Auch in Italien ist das Wort **Collegio** (spr. Kolledscho) zur Bezeichnung höherer Vorbildungsschulen u. Fachschulen gebräuchlich.

Collegium (lat.), Versammlung, Verein, Korporation, nam. eine aus mehreren Personen zusammengesetzte Justiz- od. Verwaltungsbehörde, deren Beschlüsse auf Grund gemeinsamer Berathung durch Stimmenmehrheit gefaßt werden. (Ueber das Kollegialsystem s. „Bureausystem".) Außerdem bezeichnet C. eine Versammlung von Hörern, den Hörsaal eines akademischen Lehrers, auch das Gebäude, in welchem die Vorlesungen stattfinden, dann diese letzteren selbst, sowie überhaupt öffentliche Lehranstalten (s. „Collège", „College", „Collegio").

col legno (ital., spr. kol lenjo), d. i. „mit dem Holze", musikalische Bezeichnung, nach welcher beim Violinspiel die Töne der auf diese Weise bezeichneten Noten nicht durch Streichen mit dem Haarbezug des Bogens, sondern durch Schlagen mit dem Holze des letzteren auf die Saiten hervorgebracht werden sollen (so nam. bei scherzhaften Tonstücken).

Collett, Jonas, norweg. Staatsmann, aus einer franz. Familie stammend, geb. 1772 zu Rönnebeksholm in Seeland, ward, nachdem er in Kopenhagen die Rechte studirt, 1795 Landvogt im südlichen Norwegen, 1814 Amtsmann u. Mitglied der Reichsversammlung, welche Norwegen für ein selbständiges Königreich erklärte u. das Grundgesetz vom 17. Mai dess. J. annahm. Er wirkte als Staatsrath zum Abschlusse der Mosser Konvention vom 14. Aug. 1814, durch welche Schweden die Selbständigkeit Norwegens anerkannte, u. verwaltete nach der Vereinigung beider Reiche das Departement des Innern (bis 1822) u. dann das des Finanz-, Handels- u. Zollwesens. Seit 1829 Vorsitzender des Staatsraths, verdarb es aber der außerordentlich populäre Mann 1836 mit dem Hofe u. zog sich infolge dessen aus dem öffentlichen Leben zurück. Er starb zu Christiania in der Nacht zum 18. Dez. 1851.

Colletta, Pietro, ital. General, Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. zu Neapel 23. Janaar 1775, trat 1796 in die Artillerie ein. Durch seine freisinnige politische Haltung machte er sich die Bourbons zu Feinden, die ihn auch eine Zeitlang gefangen hielten. Im J. 1808 ward C. von Murat zum Intendanten des jenseitigen Calabrien ernannt, leitete seit 1812 mit dem Range eines Generals das Brücken- u. Staatswesen, unterhandelte 1815 für Murat zu Casalanza, u. wurde dann, trotz seiner konstitutionellen Gesinnung, nothgedrungen auch von den Bourbonen mit mehreren hohen militärischen Stellen betraut. Als 1820 in Sizilien die Revolution ausgebrochen war, wurde er als Vizekönig dorthin gesandt, wo er die Ordnung wieder herstellte; kurz vor Ankunft der Oesterreicher wurde er jedoch nach Neapel zurückgerufen. Ferdinand IV. ernannte ihn im Januar 1821 zum Kriegsminister, ließ es aber nach Einmarsch der österr. Interventionstruppen ruhig geschehen, daß man C. als Staatsgefangenen nach dem Kastell St. Elmo brachte u. dann nach Brünn in Mähren verbannte. Später

durfte er sich in Florenz niederlassen, wo er seine berühmte „Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825" (Capolago 1831, 2 Bde.) verfaßte u. 11. Novbr. 1831 starb.

Colli (ital.), Mehrzahl von Collo (s. d.).

Collier (spr. Kolljeh), Halsband, Halskette, Ordenskette, überhaupt jeder um den Hals getragene Schmuck; im weiteren Sinne eine ringförmige Abzeichnung um den Hals mancher Thiere.

Collier (engl., spr. Kollier), John Payne, engl. Literarhistoriker von bedeutendem Rufe, geb. 11. Jan. 1789, studirte Anfangs die Rechte, schlug jedoch später, als sein Vater Mitarbeiter der „Times" wurde, ebenfalls die journalistische Laufbahn ein. Er blieb jedoch bei derselben nicht stehen, sondern wandte sich bald dem ihn weit mehr anziehenden Studium der älteren engl. Literatur u. der Dichter u. Dramatiker aus den Zeiten der Königin Elisabeth zu. Große Verdienste erwarb er sich durch seine in zahlreichen Schriften niedergelegten Forschungen über die Werke der älteren engl. Dichter, bes. durch seine Erläuterung der Shakespeare'schen Dramen. Er fand, daß Shakespeare zu seiner Zeit Dichter von ähnlicher Bedeutung um sich her gehabt hatte, u. brachte deren schätzbare Werke zur Kenntniß. In der reichhaltigen, ihm offen stehenden Bibliothek des Herzogs von Devonshire u. des Lord Francis Gower fand er das Material zu seinem „Biographical and critical catalogue", u. in den Manuskripten des Lord Ellesmeres die meisten in seinem Werke „New facts regarding the life of Shakespeare" mitgetheilten Dokumente. Im J. 1846 ward er zum Schatzmeister der Camden-Society u. zum Direktor der Shakespeare-Society u. 1850 zum Vizepräsident der Society of antiquaries erwählt. Das größte Aufsehen in der literarischen Welt erregten seine „Notes and emendations to the text of Shakespeare Plays", von denen er behauptete, sie in einer alten Folioausgabe Shakespeare's aufgefunden zu haben. Ihre Echtheit wurde jedoch in England u. auch in Deutschland sehr in Zweifel gezogen u. rief einen lebhaften literarischen Streit hervor. Wegen seiner großen Verdienste um die engl. Literatur erhielt er von der engl. Regierung eine jährliche Pension von 100 Pfd. Sterl.

Collin, Heinrich Josef von, deutscher Dichter, geb. 26. Dezbr. 1772 zu Wien, studirte von 1790 an die Rechte u. trat als Praktikant bei der Hofkanzlei in den Staatsdienst. Seine Verdienste wurden 1809 durch die Ernennung zum Sekretär bei der Kreditshofkommission u. zum Hofrath anerkannt; übermäßige geistige Anstrengungen zerrütteten aber seine Nerven u. führten 28. Juli 1811 seinen Tod herbei. C. hatte ein bedeutendes Talent für dramatische Dichtungen; die Aufführung seines ersten Trauerspiels „Regulus" war von außerordentlichem Beifall begleitet, der aber schnell verstummte, als nach dem Druck des Stückes 1802 Goethe u. A. W. Schlegel dasselbe in sehr scharfer Weise kritisirten; doch kann nicht geleugnet werden, daß die Charakterzeichnung klar u. bestimmt, die Sprache edel u. theilweise recht schwungvoll ist, u. daß darin eine kräftigere Gesinnung herrscht als in den meisten Dramen der Romantiker. Von den übrigen Schauspielen C.'s, die antike Stoffe behandeln, sind „Coriolan" u. die „Horatier u. Curiatier" zu nennen. Wie sehr diese auch an rhetorischer Breite leiden, so finden sich doch in diesen Stücken viele Scenen, welche von den tiefgehenden historischen Studien des Verfassers Zeugniß ablegen u. in durchaus röm. Geiste gehalten sind. Weniger bedeutend sind die Dramen „Polyrena", „Bianca della Porta" u. A. — C.'s „Landwehrlieder" (Berl. 1809) sind begeisterte Freiheitsgesänge, fast die einzigen, welche im Süden Deutschlands während der Napoleonischen Kriege ertönten. Der Dichter hatte selbst den Krieg von 1809 als Landwehroffizier mitgemacht u. seinen Dichtungen die Frische unmittelbarer Lebenserfahrung verliehen. Als Epiker hat sich C. in „Kaiser Max auf der Martinswand" versucht; ein größeres Epos „Rudolf von Habsburg" ist unvollendet geblieben. Seine Werke erschienen gesammelt (Wien 1812—14) in 6 Bdn.

Collin, Matthäus von, Aesthetiker u. Dichter. Bruder des Vorigen, geb. 3. März 1770 zu Wien, studirte die Rechte, Geschichte u. Philosophie, wurde 1808 Professor der Aesthetik u. Geschichte der Philosophie an der Universität Krakau, kam später in gleicher Eigenschaft nach Wien, wurde hier 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt u. starb 23. Nov. 1824. Nachdem er schon 1813 die Redaktion der „Wiener Literaturzeitung" übernommen hatte, gab er von 1818 an die „Wiener Jahrbücher der Literatur" heraus u. begründete den Ruf dieser durch Mitarbeiter ersten Ranges unterstützten Zeitschrift. Als Dichter steht er seinem Bruder nach; mit ihm verfaßte er gemeinschaftlich das Oratorium „Die Befreiung von Wien"; seine Dramen behandeln meist vaterländische Stoffe u. zeichnen sich mehr durch tüchtige Gesinnung als durch poetische Gestaltungskraft aus. Hervorzuheben sind vorzüglich „Der Tod Friedrich's des Streitbaren", „Die feindlichen Söhne" u. „Marius", in welch letzterem er den antiken Stoff nicht ohne Geschick behandelte. (Dramat. Dichtungen. Pest 1815—17, 4 Bde. Nachgelassene Gedichte, herausg. v. J. v. Hammer. Wien 1827, 2 Bde.)

Collingwood (spr. Kollingwudd), Lord Cuthbert, engl. Admiral, geb. als Kaufmannssohn zu Newcastle-upon-Tyne 26. Sept. 1748, diente seit 1761 in der Flotte, that sich zuerst in der Schlacht bei Bunkershill hervor, half 1794 Toulon mit blockiren, focht 1797 tapfer in der Schlacht am Kap St. Vincent u. ward 1799 Contreadmiral der Weißen Flagge. Bald darauf nahm er an der Blockade von Brest theil, wurde 1801 Vizeadmiral u. 1804 Admiral der Blauen Flagge, als welcher er 1805 die Blockade von Ferral leitete. Für seine ruhmvolle Betheiligung an der Schlacht bei Trafalgar zum Contreadmiral der Rothen Flagge, Peer von England u. Baron von Caldburne u. Hethbode erhoben, übernahm er nach Nelson's Tode den Oberbefehl über die brit. Mittelmeerflotte u. starb 7. März 1810 vor Minorca. Die Ueberreste dieses Seehelden ruhen in der Londoner Paulskirche.

Collins, engl. Lyriker, geb. zu Chichester (Sussexshire) 25. Dez. 1720, starb nach einem Leben voll Kummer u. Enttäuschungen im Wahnsinn zu London 12. Juli 1756. Seine „Poetical Works" erschienen zuerst 1764 in London u. wurden später vielfach aufgelegt.

Collins, William, ein überaus vielseitiger engl. Maler, geb. 18. Sept. 1787, gest. 17. Febr. 1847, der die Fächer der Landschaft des Genre u. der Historie mit gleich großem Glücke, wenn auch nicht alle drei in gleicher Ausdehnung behandelte. Seine Bilder zeugen von tiefem, zartem Gefühl u. großem Verständniß für das Schöne in der Natur. Im Genre gelangen ihm bes. die Darstellungen aus dem Leben der engl. Fischer u. Landleute. — Sein Sohn William Wilkie C., engl. Schriftsteller, geb. zu London 8. Jan. 1824, verlebte seine Jugend mit seinem Vater in Italien u. veröffentlichte zuerst 1848 eine Lebensbeschreibung desselben. Seitdem hat er viele gern gelesene u. meist ins Deutsche übersetzte Romane, wie „Antonina" (Lond. 1850, 3 Bde.), „Hide and Seek" (1854, 3 Bde.), „The Dead Secret" (1858), „The Woman in White" (1861), „No Name" (1863), „Armadale" (1866) u. a. geschrieben. Auch ist er der Verfasser mehrerer mit Erfolg aufgeführten Theaterstücke, wie des zweiaktigen Dramas „The Lighthouse", des Lustspiels „Black and White" u. s. w.

Cölln, Georg Friedrich Wilibald Ferdinand von, polit. Schriftsteller, geb. 1766 zu Oerlinghausen im Fürstenthum Lippe, erregte nach der Katastrophe von Jena 1806 durch eine Reihe von Schriften Aufsehen, in denen er die verborgenen Schäden der preuß. Staats- u. Finanzverwaltung mit einschneidender Schärfe u. Sachkunde bloßlegte. Infolge einer peinlichen Untersuchung, in die er sich durch sein schriftstellerisches Auftreten verwickelt sah, wurde er 1808 auf die Festung Glatz gebracht, aus der er aber 1810 entkam. Später wurde er begnadigt u. (1815) im Bureau des Staatskanzlers von Hardenberg angestellt. Er starb 13. Jan. 1820.

Collo (ital.), Waarenballen, kommt meist in der Mehrzahl „Colli" vor u. bezeichnet dann Frachtstücke, Waaren od. überhaupt Gegenstände in Kisten, Fässern, Körben od. anderer Emballage.

Collodium od. **Collodion**, s. „Kollodium".

Colloïde od. **Colloidalsubstanzen** werden von Graham die nicht krystallisirbaren Stoffe, wie z. B. Eiweiß, Gummi u. dgl., genannt, welche bei der Dyalyse (s. d.) nicht od. nur sehr langsam durch den Dyalisator od. die trennende Membran hindurchgehen. Den Gegensatz der C. bilden die Krystalloide, welche durch die Membran sehr leicht diffundiren.

Colloquium (lat.), „eine Unterredung", „ein Gespräch" hieß früher die in den höheren Schulen gebräuchliche lat. Redeübung. Jetzt wird die Benennung C. meist nur von der gelehrten Unterredung der protestant. Geistlichen mit dem Vorgesetzten gebraucht, welche gleichsam die Stelle einer Prüfung vor der Beförderung in ein höheres Amt vertritt.

Colloredo, Name eines vielverzweigten Adelsgeschlechtes in Oesterreich u. Italien, das von dem alten Hause der Freiherren v. Walsee (Waldsee) in Schwaben abstammt u. dessen Ahnherr, Liabord v. Walsee, vom Kaiser Konrad II. 1031 die Vizegrafschaft Mels erhielt. Unweit des gleichnamigen Fleckens in Friaul (der heutigen ital. Provinz Udine) baute ein Nachkomme desselben ums J. 1302 das Bergschloß Colloredo, nach welchem er sich u. seine Familie benannte. Seine Söhne Asquin, Bernhard u. Weikhard begründeten eben so viele Aeste des Hauses. — I. Der **Asquinische Ast**, dessen jüngere Linie 19. März 1588 in den Reichsfreiherren- u. 1624 mit dem ganzen Geschlechte in den Reichsgrafenstand erhoben ward, ist schon seit 28. Dez. 1693 mit dem Tode des Feldzeugmeisters Grafen Ludwig v. C. ganz erloschen. II. Der **Bernhardinische Ast** blüht noch heute in der Thomasischen Linie (mit einer Speziallinie zu Padua u. einer zu Muscletto u. Udine), während die (eigentliche erste) Hieronymische Linie in ihren Speziallinien (der Mantuanischen u. der Böhmischen Linie C.-Waldsee) theils ganz, theils, seit dem Tode des Grafen Franz de Paula v. C.-W., k. k. Botschafters am päpstl. Stuhle zu Rom u. kais. österr. Bevollmächtigten bei den Züricher Friedenskonferenzen (geb. 29. Okt. 1799, gest. 26. Okt. 1859) im Mannsstamme erloschen ist. — III. Der **Weikhardische Ast** blüht ebenfalls noch heute u. zerfällt in die fürstl. Linie, bez. in die Linie C.-Mannsfeld (s. d.) u. in die Linie in Friaul od. in die Rudolfinische mit dem Titel „Marchese di Santa Sofia e Recanati" für das jedesmalige Haupt derselben. — Unter den Gliedern der gräflichen Familie C. sind hervorzuheben: (ad I.) Graf Rudolf v. **C.**, geb. 2. Nov. 1585, gest. 24. Jan. 1657, der sich als kaiserlicher Feldmarschall im Dreißigjährigen Kriege, bes. bei Lützen u. durch die Vertheidigung Prags (1648), auszeichnete. — Graf Hieronymus v. **C.**, Bruder des Vorigen, geb. 1582, kämpfte als kaiserl. General gleichfalls im Dreißigjährigen Kriege mit, verlor aber 3. Mai 1634 die Schlacht bei Liegnitz gegen den sächs. General Arnim, weshalb er kriegsgerichtlich zu einer längeren Festungshaft verurtheilt ward; nachher gerieth er in franz. Gefangenschaft u. fiel beim Entsatze von St.-Omer im J. 1638. — (ad II.) Graf Johann Baptist v. **C.**, trat 1648 als Feldmarschall aus dem kaiserl. in den venetianischen Dienst über u. fand bei der Vertheidigung von Candia gegen die Türken (Okt. 1649) seinen Tod. — Graf Franz de Paula Karl v. **C.**, geb. 23. Mai 1736, war Konferenz- u. Kabinetsminister des Kaisers Franz u. starb 10. März 1806. — (ad III.) Fabricius v. **C.**, geb. 1576, unternahm theils als Günstling Cosmo's II. von Medici, theils als Minister Friedrich's II. von Medici, 36 Gesandtschaftsreisen u. starb 1645. — Graf Anton v. **C.**, Sohn des kaiserl. Oberhofmarschalls Grafen Hieronymus v. **C.** (geb. 1674, gest. 1726), von welch Letzterem die fürstl. Linie direkt abstammt, war seit 1760 Feldmarschall u. machte sich als Direktor der sämmtlichen Militärakademien in Oesterreich um deren Umgestaltung verdient; geb. 14. Nov. 1707, starb derselbe 17. März 1785. — Sein Bruder, Graf Rudolf Josef v. **C.**, geb. 6. Juli 1706, ward schon 1737 Reichsvizekanzler, unterzeichnete 22. April 1745 den österr.-bayer. Friedenstraktat, wurde 29. Dez. 1763 in den erbl. Reichsfürstenstand sowie 24. Dez. 1763 in den erbländischen Fürstenstand erhoben u. hinterließ bei seinem Tode (1. Nov. 1788) 18 Kinder. Unter diesen zeichnete sich insbes. Graf Josef Maria v. **C.-Mels u. Waldsee**, geb. zu Regensburg 11. Sept. 1735, im Siebenjährigen Kriege aus, ward 1778 Generaldirektor der österr. Artillerie, bei der er viele Verbesserungen einführte, begleitete Josef II. in den Türkenkrieg, wurde dann Feldmarschall, 1805 Staats- u. Konferenzminister, als welcher er bis 1809 die Geschäfte des Hofkriegsraths leitete, war auch 1813 u. 1814 außerordentlich thätig u. starb 26. Nov. 1818.

Colloredo-Mannsfeld nennt sich die fürstl. Linie des Geschlechts Colloredo seit 1789 nach der Reichsgräfin Maria Isabella Anna Ludomilla v. Mannsfeld, mit der sich Graf Franz de Paula Gundaccar v. **C.**, ein Sohn des Grafen Rudolf Josef v. Colloredo (s. d. im vor. Art.), 6. Jan. 1771 vermählt hatte. Geb. 28. Mai 1731, war derselbe von 1767—71 Botschafter in Madrid, vom 23. Dez. 1788 bis zur Aufhebung des Deutschen Reiches (6. Aug. 1806) Reichsvizekanzler u. starb zu Wien 27. Okt. 1807. Außerdem sind zu nennen Graf Hieronymus v. **C.-M.**, geb. zu Wetzlar 30. März 1775, gehörte seit 1792 der österr. Armee an, in der er an allen Feldzügen der nächsten Zeit mit Auszeichnung theilnahm; u. A. bemächtigte er sich in der Schlacht bei Dresden (1813) jener Schanze vor dem ehemaligen Moszinsky'schen Garten, von wo aus Moreau tödlich verwundet ward, u. trug wesentlich zum Siege bei Kulm bei, wofür er zum Feldzeugmeister u. Befehlshaber des 1. österr. Armeecorps ernannt wurde; letzteres gehörte bei Leipzig zum linken Flügel der Hauptarmee. An den Folgen seiner dort, wie später (1814) vor Troyes, erhaltenen Verwundungen starb er zu Wien 23. Juli 1822. Auf dem Schlachtfelde von Kulm ist ihm ein Denkmal gesetzt. — Graf Ferdinand v. **C.-M.**, des Vorigen Bruder, geb. zu Wien 30. Juli 1777, studirte in Würzburg u. Göttingen u. wurde 1801 böhm. Gesandter auf dem Reichstage in Regensburg, wo er zum Theil die Säkularisirung u. Mediatisirung von Deutschland leitete. Im J. 1803 ging er als österr. Gesandter nach Neapel, 1806 nach Palermo, verließ aber 1808 das diplomatische Feld, um sich dem Kriegsdienste zu widmen. In diesem machte er sich um die Organisation der Landwehr verdient, kämpfte auch selbst in mehreren Schlachten mit, zog sich jedoch 1815 auf seine Güter zurück u. starb als freisinniger Patriot hochgeachtet 10. Dez. 1848. — Fürst Franz de Paula Gundaccar v. **C.-M.**, Sohn des Grafen Hieronymus, geb. zu Wien 8. Nov. 1802, nahm 1848 als Brigadegeneral an der Einschließung Wiens Theil, machte dann den ungar. Feldzug mit, in welchem er zum Feldmarschallleutnant ernannt wurde, erhielt nachher das Kommando über das 11. Armeecorps u. starb 29. Mai 1852 im Kurorte Gräfenberg. Er hatte 1843 seinen Oheim, den Fürsten Rud. Jos. v. C.-M., im Fideikommiß Opoczna, der Allodialherrschaft Grünberg in Böhmen u. der Herrschaften Sierendorf u. Staatz in Niederösterreich beerbt. Ihm folgte als Chef des Hauses der Wirkl. Geh. Rath u. erbl. Reichsrath Fürst Josef v. **C.-M.** (geb. 26. Febr. 1813).

Collot d'Herbois (spr. Kolloh d'Erboa), Jean Marie, einer der ärgsten Jakobiner der ersten franz. Revolution, geb. um 1750 zu Paris, zog erst als Schauspieler von Stadt zu Stadt, bevor er sich 1789 durch leidenschaftliche Volksreden den Ruf eines Patrioten verschaffte. Für seinen „Almanach du père Gérard" mit einem vom Jakobinerklub ausgesetzten Preise gekrönt, ward er in den Konvent gewählt, wo er sofort die Ausrufung der Republik beantragte. Später wünschte er für die Emigrirten die Todesstrafe eingeführt zu sehen u. stimmte für den Tod des Königs. Im Okt. 1793 als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses nach Lyon geschickt, wo er früher als Schauspieler einmal ausgepfiffen worden war, wüthete er dort aufs Scheußlichste u. führte die Massenhinrichtungen ein. Im J. 1794 nach Paris zurückgekehrt, ward er die Hauptstütze der Hebertisten u. vertheidigte das äußerste Schreckenssystem, trug auch 9. Thermidor (27. Juli) als Konventspräsident viel zum Sturze Robespierre's u. dessen Anhangs bei, ward aber in der Gegenrevolution 1. April 1795 zur Deportation nach Guayana verurtheilt, wo er 8. Jan. 1796 zu Sinnamari starb. Seine Dramen, deren er eine große Zahl verfaßte, fielen der Vergessenheit anheim.

Coll'ottava, abgek. coll' va (ital.), d. i. mit der Oktave, musikal. Zeichen; wenn dasselbe unter den Noten steht, wird die tiefere, wenn es über den Noten steht, die höhere Oktave mitgespielt.

Colocasia, Pflanzengattung der monokotylischen Arongewächse, mit werthvollen Blattpflanzen für Zimmerdekoration (C. euchlora, macrorrhiza, odora, odoratissima), nur den heißeren Gegenden angehörig u. dort oft kolossale, herzförmig ausgeschnittene Blätter mit lebhaften Farben bildend. Einzelne Arten haben auch bedeutungsvolle Nährpflanzen, z. B. der Kalo auf den Sandwichsinseln (C. esculenta), deren knolliger Wurzelstock zwar einen scharfen u. giftigen Stoff enthält, aber durch Kochen genießbar wird, C. macrorrhiza auf Ceylon, C. mucronata in Ost- u. Westindien u. Brasilien, C. Himalayensis, die Cocoawurzel od. Kartoffel der Eingebornen des Himalaja. Wir geben eine Abbildung der C. macrorrhiza, des Tarro (s. d.) der Südsee-Inseln.

Colomb, Ferd. Aug. von, geb. 1775 in Ostfriesland, trat 1792 in preußische Dienste, führte als Rittmeister 1813 mit Glück u. Kühnheit ein preuß. Streifcorps u. wurde infolge dessen schnell zum Major u. Oberstleutnant befördert. Im J. 1841 wurde er als Generalleutnant zum Kommandanten von Berlin, 1843 zum kommandirenden General des 5. Armeecorps in Posen ernannt, kam jedoch 1848 bei den Unruhen im Großherzogthum Posen in Konflikt mit dem als Regierungs-

kommissar dorthin gesandten General von Willisen u. wurde als kommandirender General des 1. Armeecorps nach Königsberg versetzt. Im J. 1849 nahm er seinen Abschied u. starb 12. Nov. 1854 zu Königsberg. Die Beschreibung seines Streifzuges 1813 erschien 1854 unter dem Titel „Aus dem Tagebuche des Rittmeisters von C.".

Colomba Antoinetti, s. „Amazonen".

Colombey (spr. Kolombäh), Dorf in Deutsch-Lothringen, ¾ M. östlich von Metz. Hier fanden 14. August u. 27. Sept. 1870 heftige Gefechte statt.

Colombo (sonst Arabingera), Hauptstadt der Insel Ceylon, liegt auf der Westküste derselben an der Mündung des Kalany-Ganga in den Indischen Ozean. Die Einwohnerzahl hatte früher eine Höhe von 60,000, sank später bis auf 25,000 hinab u. ist gegenwärtig wieder bis über 38,000 gestiegen, darunter gegen 2400 Weiße. Etwa die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Mischlingen portugiesischer u. holländischer Abkunft, welche eigenthümliche Gegensätze zeigen: jene nennen sich Don, diese Burgher; jene sprechen eine Mischsprache, diese Holländisch u. neuerdings Englisch; jene gehören der römischen, diese der reformirten Kirche an. Aus den Mischlingen rekrutirt sich der niedere Beamtenstand; das Händler- u. Juwelengeschäft betreiben die Mauren; die von Indien herübergekommenen Kuli sind die Arbeiter u. die Parsi die Kaufleute. Die verschiedenen Nationalitäten leben streng von einander geschieden. Die Stadt ist befestigt, das starke Fort liegt auf einer Halbinsel. Vor der Stadt liegt die Esplanade Galle Face, eine öde, schattenlose Grasebene, bei Tage der Tummelplatz der Springhasen, die den Boden in allen Richtungen durchwühlen, gegen Abend der Spazierort der europ. Bevölkerung zu Wagen u. zu Roß. Der Hafen der Stadt ist für den Handel von großer Bedeutung, obgleich die Schiffe wegen der Seichtheit u. Brandung dem Ufer nicht nahen können, so daß die Waaren von den Kulis auf dem Kopf bis an die Boote, u. von da zum Strande beschafft werden müssen. Das umliegende Land, flacher Anschwemmungsboden, ist außerordentlich fruchtbar.

Colonel (franz., richtiger Colonnel, da es den Anführer einer Kolonne bezeichnet), s. v. w. Oberst, od. ein Offizier, der im Range eines Obersten steht. — Außerdem nennt man C. auch eine kleinere Schriftgattung, in Frankreich Mignonne, in England Minion genannt. Dieselbe ist um einen Grad größer als Nonpareille.

Colonĭa nannten die alten Römer eine von ihnen gegründeten Tochter- od. Pflanzstadt, indem sie zur näheren Bezeichnung derselben den Namen des Gründers hinzufügten, wie z. B. C. Agrippina, das jetzige Köln; C. Caesarēa Augusta, Zaragoza in Spanien; C. Eboracensis, York in England; C. Augusta Trevirorum, das jetzige Trier.

Colonna heißt nach dem im ehemaligen Kirchenstaate gelegenen gleichnamigen Orte eine berühmte, während des ganzen Mittelalters den mächtigsten Einfluß besitzende röm. Adelsfamilie, die noch heute in drei Linien blüht: 1. in der Linie **C.-Paliano** mit dem Wohnsitze zu Rom u. Neapel, die 1520 den Herzogstitel u. 1710 die Reichsfürstenwürde erhielt, u. deren jetziger Chef Don Giovanni, Fürst C.-Doria (geb. 27. Jan. 1820) ist; 2. in der Linie **C.-Stigliano** mit dem Wohnsitze zu Neapel, deren jedesmaliges Haupt Fürst von Galatro (seit 1688) sowie von Stigliano u. Aliano (seit 1716), Marquis von Castelnuovo (seit 1716) u. Grand von Spanien erster Klasse (seit 1764) ist; ihr gegenwärtiger Chef ist Don Marc-Antonio **C.** (geb. 5. Juli 1808); 3. in der Linie **C. di Sciarra** mit dem Wohnsitze zu Rom, im Palaste Sciarra, deren jetziges Haupt Don Maffeo Barberini-**C. di Sciarra** aus dem Hause der Fürsten von Palestrina (geb. 10. Sept. 1850) ist; zu dieser Linie gehört auch die Familie der **Barberini-C.** mit dem Wohnsitze zu Rom, im Palaste Barberini. Jetziger Chef derselben ist Don Enrico, Fürst v. Palestrina (geb. 26. März 1823). — Aus dieser früher mit der Familie Orsini u. der Volkspartei sich fortwährend blutig befehdenden Familie sind außer Papst Martin V. (s. d.) viele Kardinäle, Feldherren, Staatsmänner u. Gelehrte hervorgegangen, von denen wir als die wichtigsten nennen: Egidio di **C.**, geb. 1247, gest. 1316, ein als „Doctor fundatissimus et theologorum princeps" bekannter Scholastiker, der in Paris Professor, Augustinergeneral u. Erzieher Philipp's des Schönen war u. zu den Anhängern des Thomas von Aquino gehörte. — Giacomo di **C.**, seit 1278 Kardinal, ward von Papst Bonifacius VIII. (s. d.) aufs Bitterste verfolgt u. mit seinem Bruder, dem General Sciarra di **C.**, in Palestrina belagert; beide entkamen jedoch, als die Stadt sich ergeben

Nr. 2034. Colocasia macrorrhiza, das Tarro der Südseeinseln.

mußte, u. flohen zu Philipp dem Schönen, den sie dann beim Ueberfalle des Papstes in Anagni unterstützten. — Stefano di **C.**, Bruder der Vorigen, war, statt wie Jene es mit den Ghibellinen zu halten, eifriger Guelfe, ward aber 1347 durch den Volkstribun Rienzi aus Rom vertrieben u. kam bei einem Versuche, dahin zurückzukehren, mit seinem Sohne Giovanni ums Leben. — Prospero di **C.**, trat erst aus Haß gegen die Orsini in franz. Dienste, verbündete sich aber dann, als auch Jene auf Seite der Franzosen traten, mit dem span. General Gonsalvo u. machte sich nun im Kriege gegen Karl VIII. von Frankreich als ein großer Feldherr berühmt; im Laufe des Krieges übernahm er die Führung der Mailänder, mit denen er die Franzosen bei La Bicocca besiegte u. Genua nahm; kurz darauf starb er, 1523. — Marc-Antonio di **C.**, Herzog von Paliano, that sich in der von den vereinigten Flotten der Spanier, Venetianer u. des Papstes den Türken gelieferten Schlacht bei Lepanto (7. Okt. 1571) glänzend hervor; später von Philipp II. zum Vizekönig von Sizilien gemacht, starb er 2. Aug. 1584. Vittoria di **C.**, geb. 1490 zu Marino als Tochter des Großconnetable von Neapel Fabrizio di **C.**, ward Italiens größte Dichterin. Schön, tugendhaft u. talentvoll, erregte sie allgemeine Bewunderung u. ward viel umworben, blieb aber einem Jugendgelübde treu u. vermählte sich mit Ferrante d'Avalos, Marchese de Pescara. Durch dessen Heldentod in der Schlacht bei Pavia 1525 zur Wittwe geworden, zog sie sich gänzlich aus der Welt zurück, lebte sogar längere Zeit in einem Kloster u. suchte Trost u. Entsagungskraft nur in der Dichtkunst. Sie starb im Febr. 1547 zu Rom, wo ihre Büste 1845 in der Capitolin. Sammlung aufgestellt ward. Ihre sämmtlich das Andenken ihres Gemahls feiernden Gedichte erschienen zuerst in einer unvollständigen, dreibändigen Ausgabe 1538 zu Parma, dann 1692 zu Neapel u. mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin 1760 zu Bergamo. Die vollständigste Ausgabe (Rom 1840) ward von Ercole Visconti besorgt. Eine Auswahl der werthvollsten Gedichte findet sich in R. Gironi's „Raccolta di Lirici Italiani" (Mail. 1808). — Der am Fuße des Quirinals sich erhebende Palast **C.** in Rom ist außer durch seine schönen Gärten u. reichen Kunstschätze auch bes. durch eine prachtvolle, 20 m. lange u. 55 m. breite Galerie berühmt. — Vgl. Ant. Coppi, Memoire Colonnesi, Rom 1855.

Colorado, Strom in Texas, entspringt an der Nordgrenze dieses Staates auf der Sierra de Saba, fließt gegen O. durch das Land der Comanches Indianer, durch das Territorium der Mainzer Texanischen Kolonisations Gesellschaft u. wendet sich gegen SO. der Matogorda Bai zu. Sein Lauf beträgt 200 M.; 3 M. oberhalb der Mündung ist derselbe durch Aufschwemmung von Treibholz gehemmt, so daß er sich von da in mehrere Kanäle spaltet. Oberhalb dieser Bank ist der Fluß 150 M. aufwärts für kleine Dampfer schiffbar; noch weiter nach der Quelle hin bildet er viele kleine Wasserfälle. An ihm liegen die Städte Austin, Bastrop, La Grange u. Columbus. — Ein anderer Fluß gleichen Namens im W. der Vereinigten Staaten entsteht durch die Vereinigung des Green-River u. Grand-River, von denen der erste auf dem Gebirgsknoten der Wind River-Mountains, der andere in der Sierra Verde entspringt. Erst gegen S. fließend, nimmt er von O. her den St. John's u. Red-River auf, wendet sich dann nach WSW., von N. her den Rio Virgen empfangend, u. strömt in der Richtung von SSW. dem Mexikanischen Golf zu, in den er mündet. Die Länge seines Laufs beträgt 250 M., Ebbe u. Flut wirken 30 M. aufwärts. — **C.,** Country im Staate Texas von 820 □M. u. über 2000 E. mit dem Hauptwort Columbus. — **C.,** Territorium der Vereinigten Staaten Nordamerika's, seit 1861 aus Theilen von Utah, Kansas u. Nebraska gebildet, zwischen 37 u. 41° nördl. Breite u. 102 u. 109° westl. Länge gelegen u. von Nebraska, Idaho, Kansas, New Mexiko, Indianer Territorium u. Utah begrenzt, hat einen Flächenraum von 103,475 engl. □M. u. 110,000 Einw. mit Einschluß von 6000 Indianern. Die Schneeberge mit ihren hohen Gipfeln, eine vom Felsengebirge auslaufenden Gebirgskette, ziehen sich quer durch das Land. Die großen fruchtbaren Thäler des Gebirges heißen Parks. Der bedeutendste ist der San Luis-Park; er umfaßt 18,000 engl. □M., ist von einem fast kreisrunden Gebirgszuge eingeschlossen u. wird von 35 Gebirgsströmen durchzogen. Das ganze Land ist sehr wasserreich u. ausnehmend fruchtbar, so daß eine geordnete Bodenkultur ausgezeichnete Resultate erreichen wird. Das Klima ist gesund. Zu Anfang des Frühjahrs fällt der meiste Schnee, zu Anfang des Sommers der meiste Regen, Winter u. Sommer sind klar u. trocken. Auf Höhen von mehr als 2300 m., wo in Europa schon völlige Unfruchtbarkeit herrscht, gedeihen noch Körnerfrüchte u. Gemüse, u. das Vieh findet die fetteste Weide. — Der Mineralreichthum von C. ist bedeutend; in den Jahren 1856 bis 1863 wurden für 30 Millionen Dollars Gold gewonnen, ferner sind ergiebig die Silber-, Kupfer-, Blei- u. Eisenbergwerke, unerschöpflich die Kohlenlager u. sehr einträglich die Salz- u. Oelquellen. C. zerfällt in 19 Counties; die Hauptstadt ist Golden City. An der Spitze des Territoriums steht ein von dem Präsidenten der Union ernannter Gouverneur. Am 18. Jan. 1866 wurde eine Bill an den Senat eingebracht, C. als Staat in die Union aufzunehmen, aber sie hatte dasselbe Schicksal wie die von 1867 — beide wurden vom Präsidenten zurückgeschickt. — Deutsche wohnen bes. in Denver City, Central City, Nevada u. in Colfar.

Colosseum, s. „Amphitheater."

Colotomie, d. i. die Bildung eines künstlichen Afters durch die chirurg. Operation des Einschneidens u. Oeffnens des Grimmdarms. Sie wird nothwendig, wenn durch Einklemmen eines Bruches, durch Darmverschlingung, durch Verletzungen od. sonstige krankhafte Zustände der Abgang der Exkremente auf natürlichem Wege verhindert ist.

Colportage, Colporteur, s. unter „K".

Colquhoun (spr. Kohuhn), Patrick, schott. Kaufmann u. lange Zeit eine Autorität in Polizei- u. Verpflegungssachen, geb. zu Dumbarton 14. März 1745, lebte, nachdem er in Virginien die Kaufmannschaft erlernt, in Glasgow, wo er sich um den Handel, nam. um den Baumwollenhandel seiner Heimat hochverdient machte. Im J. 1789 ging er nach London, übernahm dort 1792 ein Amt bei der Polizei, steuerte in dieser Stellung dem Diebsunwesen auf der Themse, half große Suppenanstalten für Dürftige gründen u. war auch sonst vielfach für das Gemeinwohl thätig. Er starb zu Westminster 25. April 1820. Er schrieb: „On the police of the metropolis" (1796; deutsch, Leipz. 1800); „New system of education for the labouring people" (Lond. 1806); „On the population, wealth, power and resources of the British empire" (ebd. 1814, deutsch, Nürnb. 1815) u. a.

Colt, Samuel, geb. 1814 zu Hartford im Staate Connecticut, wurde in der nordamerikan. Armee bis zum Obersten befördert, gründete zu Peterson im Staate New-Jersey eine Gewehrfabrik, die aber fallirte, später 1847 eine andere in seiner Vaterstadt. Die Idee des Revolvers (s. d.) ist zwar nicht von ihm gefunden, doch ist der Revolver erst seit der zweckmäßigen Konstruktion, die er ihm gab, als Handfeuerwaffe in Anwendung gekommen.

Colubrinen od. Feldschlangen nannte man die im 15. u. 16. Jahrh. gebräuchlichen Geschütze von bedeutender Länge u. kleinem Kaliber.

Columba (lat.), ein Gefäß von taubenartiger Form, das früher in den Kirchen über dem Altar hing u. zur Aufbewahrung der Büchse mit den geweihten Hostien für Krankenkommunionen diente.

Columbanus, geb. um 560 im irischen Distrikt Leinster, trat als Mönch in das Kloster Bangor ein u. zeichnete sich durch Frömmigkeit u. Gelehrsamkeit aus. Im J. 590 ging er mit einer Anzahl seiner Brüder nach dem Fränkischen Reiche hinüber, legte mehrere Klöster, zuerst zu Anegray in den Vogesen an, u. stiftete einen auf die Regeln des h. Benediktus basirten strengen Orden, der nach seinem Namen benannt wurde. Von König Theoderich vertrieben, begab er sich 612 nach Bregenz, dann nach Italien, wo er das von ihm gestiftete Kloster Bobbio an der Trebia zum Mittelpunkte seines Ordens machte. Er starb 615 u. wurde von der röm. Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Sein Orden ging später in den der Benediktiner über.

Nr. 2035. Altrömisches Columbarium.

Columbarium (lat.), eigentl. das Taubenhaus, der Taubenschlag, gewöhnlich im Plur. Columbarien, kleine halbkuppelförmige Nischen, die neben- u. über einander reihenweise taubenhausartig aus dem Tuff des Grabgewölbes ausgehöhlt sind. In dem Boden der Nische sind je zwei irdene, die Asche des Verstorbenen enthaltende Urnen od. Topfsärge eingesenkt, deren Deckel man oben sieht, während die Namen der Verstorbenen darunter od. darüber auf die Mauer geschrieben sind. Alle vier Wände des Grabgewölbes sind mit solchen Nischen bedeckt, deren Zahl sich oft auf mehr als 100 beläuft. C. heißt auch das ganze Grabgewölbe. Die interessantesten dieser unterirdischen Gebäude sind in Rom in der Nähe des Drusushogens in der Vigna Sassi u. die 1840 in der Vigna Codini entdeckten; 1838 wurde eines, mit freilich sehr verdorbenen Wandmalereien, in der Villa Pamfili entdeckt.

Columbia. Der Name Columbia hätte billiger Weise dem von Columbus (Christoforo Colombo, span. Colon) 1492 entdeckten Erdtheile zukommen sollen, dessen Aequatorialländer 1507 auf Waltzmüller's Weltkarte den Namen Amerika erhielten — welcher Name bald darauf auf den ganzen Erdtheil übertragen worden ist. Auch der Name Columbinischer Archipel für die zwischen Nord- u. Südamerika ausgebreitete Inselwelt ist verloren gegangen u. mit „Westindien" vertauscht worden. Die Pietät hat indessen das Ihrige nachgeholt u. eine Anzahl geographischer Einzelobjekte mit dem Namen C. bezeichnet.

Columbia (Columbische Republik, Columbien) hieß die im J. 1819 durch General Bolivar aus den Vereinigten Staaten von Neugranada, Quito, Venezuela hergestellte Centralrepublik, deren Konstitution auf dem Kongreß von Cucuta 1821 verkündigt wurde. Indessen zerfiel dieser Bundesstaat bereits im Jahre 1830 in seine drei Hauptbestandtheile. General Mosquera versuchte von Neugranada aus eine Wiederherstellung Columbiens, u. nachdem er den Staat Istmo (Panama) mit Neugranada vereinigt hatte u. der Anschluß von Ecuador im Werke war, proklamirte er am 8. Mai 1863 die Konstitution von Columbia. Doch blieb es bei dem Namen — die drei Staaten bestehen noch getrennt von einander.

C. wird im S. von Ecuador u. Brasilien, im O. von Venezuela, im N. vom Karibischen Meer, im W. vom Großen Ozean begrenzt; auf dem Isthmus stößt es mit Costa-Rica zusammen. Es ist 16,800 □M. groß, liegt (1° südl. Br. bis $12^1/_3$° nördl. Br.) ganz in der Aequatorialzone u. umfaßt drei klimatisch verschiedene Regionen: im O. weite Ebenen, in der Mitte u. im W. mächtiges Hochgebirge der Anden, im W. u. N. niedriges od. hügeliges Küstenland. Die Anden theilen sich an der Südgrenze des Staats in drei parallele, durch die Thäler des Cauca u. des 140 m. langen Magdalenenstroms getrennte Ketten mit Gipfeln von mehr als 5000 m. Höhe. Isolirt erhebt sich im N. das Schneegebirge von Santa Marta bis nahe an 6000 m. über das Karibische Meer. Zwischen dem Atrato, der in den Golf von Darien mündet, u. dem Großen Ocean zieht sich ein niedrigeres, gegen N. mehrfach durchbrochenes Gebirge, u. in ähnlicher Weise setzen sich niedrigere Höhenzüge (Cordillere von Chepo 500–800 m.) u. Berggruppen (Cerro de Cabra 490 m. u. Cerro Comboy 305 m. als höchste Gipfel auf dem Isthmus von Panama, den die Eisenbahn bei 80 m. Höhe überschreitet) nach Mittelamerika fort. Die Ebenen (Llanos) im Osten sind vom Orinoco u. seinen Zuflüssen Guaviare, Metapy u. anderen Nebenflüssen des Amassonas (Negro u. Yapura) bewässert, theils bewaldet mit ewig feuchtem Klima theils Steppe mit Wechsel zwischen

Nr. 2036. Fort Yale am Fraserstrome in British-Columbia.

Nr. 2037. Fort Edmonton am nördlichen Saskatchewan in British-Columbia.

Sonnenbrand u. Regenzeit, zwischen einem öden Staubmeer u. dem üppigsten Pflanzenwuchs. Die Bevölkerung — man rechnet 440,000 Weiße, 460,000 civilisirte Indianer, 110,000 wilde Indianer, 90,000 Neger, 1,300,000 Mestizen, 300,000 Mulatten, 100,000 Zambos, zusammen 2,800,000 — bewohnt meist die Thäler des Magdalena u. Cauca u. die kühleren Bergflächen, bekennt sich durchaus zur röm.-katholischen Kirche, hat eine sehr mäßige Bildung u. eine wenig entwickelte Industrie (Anfertigung baumwollener Hängematten u. Bekleidungsstoffe, geflochtener Hüte aus Palmstroh, der sog. Panamahüte, Branntweinbrennerei aus Zuckerrohr u. Cigarrenfabrikation u. noch geringere Handelsthätigkeit). Die Häfen am Karaibischen Meere sind Sabanilla, Cartagena u. Colon od. Aspinwall, am Großen Ozean Panama; die Einfuhr beträgt jährlich 9—10, die Ausfuhr 9 Millionen Thaler, ohne die edlen Metalle, welche auf 4 Mill. Thaler jährlich geschätzt werden. Der Transitverkehr in Colon beträgt, Einfuhr u. Ausfuhr zusammengerechnet, über 140 Millionen Thaler. Die am 28. Jan. 1855 eröffnete 10,2 M. lange Eisenbahn von Panama ist eine der wichtigsten Straßen des Weltverkehrs geworden. Doch bleibt das übrige C. von diesem Weltverkehr ziemlich unberührt. Eine zweite 4 M. lange Eisenbahn ist im J. 1870 zwischen Sabanilla (wo die europäischen Packetboote anlegen) u. Baranquilla eröffnet worden. Ausfuhrartikel sind Gold, Kaffee, Kakao, Tabak, Chinarinde, Farbhölzer, Häute. Die Zölle sind mäßig, der Handel wird in seiner Entwicklung durch die Indolenz der Einwohner, die häufigen Bürgerkriege u. die mangelhaften Verkehrswege aufgehalten. Münzeinheit bildet der Peso (= 5 Francs).

C. ist ein republikanischer Bund von 9 Staaten u. 1 Distrikt; die Legislativgewalt besteht aus einer Kammer der Volksrepräsentanten (56) u. aus einem Senat der Bevollmächtigten (27), die Exekutivgewalt bilden der auf zwei Jahre erwählte Präsident u. 4 Minister; den obersten Gerichtshof in der Landeshauptstadt Bogota wählen die Legislaturen der 9 Staaten. Das Heer soll im Frieden 1420 Mann, im Kriege 1 Proz. der Bevölkerung betragen; thatsächlich ist die Zahl der Offiziere eine sehr große. Deutsche Konsularbeamte befinden sich in Santa Fe de Bogota (Generalkonsul u. Ministerresident), Santa Marta, Barranquilla, Cartagena, Bucaramanga (Konsuln), Colon (Vizekonsul), Sabanilla (Konsularagent).

Columbia, Distrikt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, früher ein Quadrat von 10 engl. M. Länge u. Breite an beiden Seiten des Potomac bildend, jetzt mit 60 engl. (2,6 deutschen) □M. an der nördl. Seite des Potomac; 1800 mit 8141, 1830 mit 30,261, 1860 mit 75,080, 1870 mit 131,700 Einwohnern, darunter 43,404 Farbige, mit den Städten Washington u. Georgetown. Auf Betrieb Washington's wurde dieses Gebiet im Jahre 1789 von den Staaten Maryland u. Virginia zum Sitz der Bundesregierung abgetreten; die im Süden des Potomac liegende Abtheilung mit der Stadt Alexandria ist aber 1846 an Virginia zurückgegeben worden. Die geographische Lage der Sternwarte in Washington, nach welcher in Nordamerika die Meridiane gezählt werden, ist 38° 53′ 32″ nördl. Br., 79° 23′ 12″ westl. P. (77° 3′ 3″ westl. Gr.), die Lage des Kapitols 38° 53′ 34″ nördl. Br., 79° 21′ 40″ westl. P.; mit Lissabon u. Cagliari unter gleichem Parallelkreise, hat sie doch nur eine Mitteltemperatur von 14° C.; der kälteste Monat hat 1°,8, der wärmste 25°,9 C. Mitteltemperatur. — Die Einw. sind dem religiösen Bekenntnisse nach zum größeren Theil Presbyterianer, doch haben die Röm.-katholischen hier wichtige Unterrichtsanstalten, nam. ein Priesterseminar zu Washington u. ein College zu Georgetown, beide unter Leitung der Jesuiten; ebenso eine höhere Erziehungsanstalt für Mädchen, ein Waisenhaus u. mehrere Schulen. Die Baptisten besitzen ein Gymnasium nebst medizinischer Schule in Washington. — Der Distrikt hat keine politische Vertretung im Kongresse, auch keine selbständige konstitutionelle Verfassung; im Wesentlichen sind die Gesetze des Staates Maryland in Kraft. Für die Justiz besteht ein Gerichtshof, dessen Mitglieder unmittelbar vom Präsidenten u. Senate ernannt werden; jährlich hat in Washington am ersten Montag im Dez. der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten seine Sitzung, u. an diesen kann von dem Gerichtshof in Washington appellirt werden.

Columbia, vor der Theilung des Oregongebiets als Columbia-Departement die westlich von den Felsengebirgen gelegenen Faktoreien der Hudsonsbai-Compagnie umfassend, später unter dem besondern Namen British-Columbia durch die Parlamentsakte vom 22. August 1858 als selbständige Kolonie der britischen Krone mit einem eigenen Gouverneur an der Spitze losgetrennt, seit 20. Juli 1871 der Dominion of Canada beigetreten, umfaßt ein Gebiet von 10,018 □M., liegt zwischen 49° u. 57⅔° nördl. Br., wird im O. vom Felsengebirge, im S. von den Vereinigten Staaten, im N. von dem Gebiet Stikine (jetzt gleichfalls zur Dominion of Canada gehörig) begrenzt. Die Westgrenze bildet der Große Ozean; die felsigen Gestade sind von zahlreichen engen u. bis 20 m. tief einschneidenden Fjorden durchschnitten; zahlreiche Inseln liegen vor, unter denen die Vancouverinsel u. die mit dem Namen Königin Charlotte-Insel bezeichnete Gruppe besondere Bedeutung haben. In der die Vancouverinsel vom Gebiet Washington trennenden Juan de Fuca-Straße liegt der San Juan- od. Haro-Archipel, eine Gruppe von 10 größeren u. vielen kleinen Inseln, Gegenstand eines noch unentschiedenen Streites zwischen den Nachbarstaaten. British-Columbia ist durchgängig Gebirgsland, an der Ostgrenze erheben sich im Felsengebirge der Pyramidenpik, die Teufelsnase (Devils nose), Mt. Hooker, Mt. Brown bis zu 4- u. 5000 m., auch die mit der Küste parallel ziehende Kaskadenkette hat einige mit Schnee bedeckte Gipfel. Zwischen beiden Gebirgen erstreckt sich ein vielgestaltiges Bergland mit tiefen Thälern u. zahlreichen Seen, unter denen der Okanagansee im S. 20, der Babinesee u. Stuartsee im N. je 10 m. lang sind. In die Nordspitze führt der Friedensfluß die Gewässer seines Oberlaufs durch einen Riß im Felsengebirge gegen O., während der Simpson an der Nordgrenze die Kaskadenkette durchbricht. Im SO. entspringt der Columbia, der nach einem Laufe von 90 M. in das Gebiet Washington übertritt; den größten Theil des Binnenlandes nimmt der Fraser ein, dessen Lauf etwa 140 M. lang ist; am Beginn seines Mündungsdeltas liegt die Hauptstadt des Gebiets Neu-Westminster; Dampfschiffe gehen 25 M. weit stromaufwärts bis Fort Yale. Die Auffindung von Gold im Frasergebiet hat die Bevölkerung rasch vermehrt, doch scheint die Ausbeute hinter den Erwartungen zurückgeblieben zu sein. Jagd auf Pelzthiere u. Fischerei waren früher die einzigen Erwerbszweige der zerstreut lebenden Bewohner, Ackerbau gedeiht in günstig gelegenen Thälern. Jetzt wird die Bevölkerung auf 100,000 Köpfe geschätzt; es mögen sich darunter noch 10,000 Indianer (aus den Stämmen der Kitanie, Schuschwap, Atnah, Taheoli, Hailtsa, Chimtsain, Naß u. Wakasch befinden). Die in Angriff genommene Eisenbahn von den canadischen Seen nach der Juan de Fucastraße, welche bis zum J. 1882 vollendet sein soll, wird die natürlichen Reichthümer des Landes, nam. dessen Mineralien (Kupfer, Eisen, Kohlen 2c.), rascher aufschließen.

Columbia, Fluß, entspringt in Britisch-C. am Westabhange des Felsengebirges in einem kleinen See, fließt unter 50° n. Br. in einem rauhen Hochgebirgsthale 40 M. gegen N. u. NW., wendet sich am Fuße des Hooker u. Brown gegen W. bei Boat Encampment, wo er den Canoe (von NW.) aufnimmt, gegen S., durchfließt in einem durch Wasserfälle unterbrochenen Laufe von 50 M. den Obern, Mittlern u. Untern Arrowsee u. tritt bei Fort New-Colville in einer Meereshöhe von 700 m. in das Gebiet Washington der Vereinigten Staaten über. Von O. fließen ihm im N. jenes Forts der Kutanie, im S. desselben der wasserreiche, über 90 M. lange Flathead (im Oberlaufe Clarks Fork) zu. In großen Windungen durchströmt der C. das Gebiet Washington, geht bei Fort Colville u. Fort Okmakane vorüber, hat zahlreiche Stromschnellen, die bei allem Wasserreichthum die Schiffahrt erschweren, u. vereinigt sich oberhalb Walla-Walla mit dem gleich mächtigen Lewis Fork od. Snake (Schlangenfluß). Dieser, über 200 M. lang, entströmt den Felsengebirgen, durchfließt das Gebiet Idaho u. nimmt fast sämmtliche Flüsse desselben in sich auf; unter seinen Wasserfällen sind die Schoschonfälle berühmt. Der vereinigte Strom, C. od. auch Oregon genannt, Anfangs 1200 m., gegen die Mündung 5—7 km. breit, hat noch einen Lauf von 60 M., längs der Grenzen des Gebiets Washington u. des Staates Oregon, durchbricht die Kaskadenkette zwischen Mt. Helens u. Mt. Hood u. mündet unterhalb Astoria bei Pacific City in den Großen Ozean. In diesem Unterlauf ist der Strom, soweit er von Gebirgen eingeengt ist, noch immer reißend u. für die Schiffahrt unbequem; in den Dalles, einer merkwürdigen, 1 km. langen Felsenschlucht, strömt er zwischen senkrechten Basaltfelsen in einer Breite von nur 75—100 m. mit gefährlichen Wirbeln rasch dahin; in dieser Enge steigt das Wasser im Juni, infolge der Schneeschmelze in den Gebirgen, 20 m. über seinen gewöhnlichen Stand. Weiter abwärts folgt noch die Passage durch die Cascades, zahlreiche Stromschnellen mit zusammen 12—16 m. Fall; von da an ist der Strom 25 M. weit bis an seine Mündung für Schiffe von 4 m. Tiefgang fahrbar. Portland am Einflusse des Willamette (wichtigstes Thal im Staate Oregon), C., St. Helens, Astoria sind hier die wichtigsten Handelsplätze. Ueberall hört man Schneidemühlen arbeiten; der Holzhandel u. der Fischfang (bes. Salme) beschäftigen viele Menschen. An der Mündung, an welcher eine Barre u. Strömungen die Einfahrt erschweren, liegen Kap Disappointement nördl. u. Point Adams südl. einander gegenüber.

Columbia, Ark., County im Staate Arkansas, 1870 mit 11,397 E., darunter 3718 Farbige, u. der Stadt Magnolia.

Columbia, Flor., County in dem Staate Florida, an der Grenze gegen Georgia, 113 □M. groß, mit 7335 E., darunter 4107 Weiße, u. mit der Stadt Lake City, ehemals Alligator.

Columbia, Ga., County im Staate Georgia, am mittlern Savannah, 27 □M. groß, mit 13,529 E., darunter 4080 Weiße, u. mit der Stadt Appling.

Columbia, N.-Y., County in dem Staate New-York, 29½ □M. groß, 1840 mit 42,250, 1850 mit 43,000, 1860 mit 47,170, 1870 mit 47,040 E., darunter 1300 Farbige, am Hudson an der oberen Grenze der Schiffbarkeit für Seeschiffe gelegen, mit der Handels- u. Hafenstadt Hudson (8600 Einw.).

Columbia, S.-Car., Hauptstadt des Staates Südcarolina auf der Ostseite des Congaree, im J. 1787 angelegt, 1870 mit 9298 Einw. Das South Carolina College ist 1804 gegründet u. zählte 1850 9 Professoren u. 195 Studirende, ein gutes Observatorium u. eine Bibliothek von 17,000 Bänden; das Southern Theol. Seminar der Presbyterianer ist 1831 gegründet u. hatte 1850 6 Professoren u. 32 Studenten. Eine Wasserleitung bringt gutes Trinkwasser herbei, die Lage der Stadt ist gesund; Gewerbthätigkeit, Handel u. Verkehr sind nicht unbedeutend.

Columbia, Wisc., County in dem Staate Wisconsin, am Mittellauf des Wisconsinflusses, mit $37\frac{1}{2}$ □M. u. 28,802 E., darunter 30 Farbige, u. der Hauptstadt Portage City.

Columbiana, Oh., County in dem Staate Ohio, 1870 mit 38,300 E., darunter 485 Farbige.

Columbin, ein indifferenter Bitterstoff, in farblosen Krystallen erscheinend, welcher neben dem Berberin (s. d.) u. der Columbosäure in der Columbowurzel, der Wurzel von Menispermum palmatum, vorkommt.

Columbium, so wurde früher das Tantal (s. d.) genannt.

Columboholz, s. v. w. Adlerholz (s. d.).

Seine Bemühungen, Genua u. Venedig für dieses Unternehmen zu gewinnen, waren erfolglos; glücklicher war er in Castilien; die Königin Isabella interessirte sich für seine Pläne u. war, da der Krieg gegen die Araber glücklich beendet war, nicht abgeneigt, die Ausführung derselben zu fördern. Da stellte aber C. für den Fall des Gelingens Bedingungen, auf welche die Krone einzugehen Anstand nahm; er verlangte Erhebung in den Adelsstand, die Würde eines Admirals des Atlantischen Meeres, den Zehnten der Kroneinkünfte aus den zu entdeckenden Ländern u. den Titel eines Vizekönigs über dieselben. Schon war C. entschlossen, Castilien zu verlassen u. den Versuch zu machen, England seinen Plan u. seine Person anzubieten, als Isabella sich seinen Wünschen geneigter zeigte. In Palos wurden in kürzester Zeit zwei Karavellen u. ein drittes kleineres Schiff ausgerüstet u. bemannt, u. 3. August 1492 konnte C. diesen Hafen verlassen, um den Kanarischen Inseln zuzusteuern. Nachdem er hier drei Wochen gelegen hatte, um eins seiner Schiffe, das auf der Fahrt leck geworden war, auszubessern, fuhr er in westl. Richtung weiter; die von Marco Polo beschriebene Insel Zipangu, unter welcher wahrscheinlich Japan zu verstehen ist, war sein Ziel.

Nr. 2038. Trapper in Gesellschaft von Indianern aus Britisch-Columbia.

Columbus, Christoph (ital. Cristoforo Colombo, span. Christoval Colon), der Entdecker Amerika's. Als der Sohn eines Tuchwebers um das Jahr 1456 in Genua geboren, studirte er Mathematik in Pavia u. begab sich frühzeitig auf Seereisen, die ihn nach der Levante, nach England u. selbst 100 span. Seemeilen über Island hinausführten. In Portugal heirathete C. die Tochter eines ital. Seemanns, welcher an den von dem Prinzen Heinrich dem Seefahrer ausgerüsteten Entdeckungsreisen an der afrikan. Westküste theilgenommen u. Seekarten u. Tagebücher hinterlassen hatte. Diese boten C. eine Fülle von Anregungen u. befestigten in ihm den Plan, auf einem kürzeren Wege als um Afrika's Südspitze die metall- u. gewürzreichen Länder Indiens aufzusuchen. Geleitet von den Anschauungen der Alten, bes. des Aristoteles, welche die direkte Entfernung zwischen der Westküste Europa's u. der Ostküste Asiens viel zu gering veranschlagten, u. bestärkt in dieser Ansicht durch die Nachricht von dem Anschwemmen fremdartiger Pflanzen an einige westafrikan. Inseln, welche man in der Unbekanntschaft mit den Meeresströmungen für Erzeugnisse des westl. gelegenen Indiens hielt, legte er seinen Plan dem König Johann II. von Portugal vor; als dieser aber nach den schriftlichen Ausführungen u. den beigelegten Karten mit Umgehung des Urhebers eine Expedition selbständig ausrüstete, die freilich nach wenigen Tagen zurückkehrte, verließ C. Portugal.

Die bald eintretende Entmuthigung der Mannschaft wurde nicht nur durch die Wahrnehmung schwimmenden Grases u. einzelner Landvögel, sondern noch mehr durch das feste Selbstvertrauen ihres Führers, seine ermunternden Worte u. die Aussicht auf die in Indien zu erwartenden Schätze gehoben. Doch half dies Alles nicht für die Dauer; schon waren unter der Mannschaft Stimmen laut geworden, welche die Rückkehr forderten, u. Einzelnen war sogar der Gedanke gekommen, C. im Falle, daß er sich weigern sollte, in das Meer zu werfen, als am 25. Sept. vom Hintertheile der „Pinta" der Kapitän dieses Fahrzeuges Pinzon rief: „Land! Land, Señor; ich erhebe Anspruch auf die Belohnung!" Doch dies scheinbare Land verschwand u. der Unwille der Matrosen wurde immer stärker. C. blieb ungebeugt, auch gab er Pinzon's Vorstellungen, den Lauf südl. zu nehmen, nicht nach. Die Gefahr für das Leben des Admirals wurde immer größer, da kamen untrügliche Anzeichen vom nahen Lande geschwommen, ein frischer Dornstrauch mit Beeren, ein geschnitzter Stab, ein Stück Schilfrohr u. a. u. in der Nacht vom 11.—12. Okt. sah C. in der Ferne Licht, das bald aufflackerte, bald verschwand; um 2 Uhr Morgens verkündete aber ein Kanonenschuß, daß ein Matrose von der „Pinta" Land entdeckt habe. Mit Sonnenaufgang am 12. Oktbr. 1492 lag eine weite flache Insel vor des C. Augen.

Man landete; C., in Purpur gekleidet, nahm als Vizekönig Besitz von dem Eiland, das die Eingeborenen Guanahani, C. aber San Salvador nannte. Er glaubte, auf indischem Boden zu stehen u. in den Eingeborenen, die bald zutraulich den weißen Männern sich näherten, Indier (Indianer) vor sich zu haben. In den nächsten Tagen wurde eine Anzahl zur Bahamagruppe gehöriger Inseln entdeckt u. dann weiter nach Süden gesegelt, um das Land aufzufinden, welches den Indianern, mit denen man in Berührung gekommen, die reichen Goldschätze geliefert habe. Die Insel Cuba, auf die C. am 28. Okt. stieß u. die er Juanna nannte, lieferte dieses edle Metall auch noch nicht, wol aber lernten die Spanier daselbst Kartoffeln u. Tabak kennen. Noch immer glaubte C. auf asiatischem Boden zu stehen, u. in Cuba Marco Polo's Zipangu vor sich zu haben. Die Indianer hatten von einem goldreichen Lande Babeque erzählt; um dieses aufzusuchen, segelte C. von der Ostküste Cuba's ab u. entdeckte am 6. Dez. eine große Insel,

Nr. 2039. **Christoph Columbus** (geb. 1456, gest. 20. Mai 1506).
Nach einer Darstellung vom Grabmale in Havanna.

deren Natur ihn lebhaft an Spanien erinnerte u. der er deshalb den Namen Española (Hispaniola) gab. Der Kazike, dessen Gastfreundschaft C. genoß, berichtete endlich von den Goldmengen an einem Orte, Namens Cibao, der nicht weit entfernt wäre. Aus den Trümmern eines gestrandeten Schiffes wurde das Fort la Navidad gebaut u. von 39 Mann besetzt. Am 16. Dez. beschloß C. die Rückfahrt nach Spanien anzutreten; doch hielten Stürme die Schiffe so auf, daß das Admiralschiff erst 17. Febr. 1493 eine Insel der Azoren u. 4. März die Mündung des Tejo erreichte. Am 15. März stieg C. bei Palos ans Land; sein Erscheinen u. die Kunde seiner Entdeckungen erregten ungeheueren Jubel u. glänzend wurde er in Barcelona empfangen. Die zweite Entdeckungsreise, zu welcher schnell u. in umfassender Weise Vorbereitungen getroffen wurden, trug aber einen anderen Charakter als die erste; die große, aus 17 Schiffen u. mit 1500 Mann besetzte Flotte, die am 25. Sept. 1493 aus der Bai von Cadir auslief, sollte Gold nach Spanien u. das Christenthum zu den Indianern bringen. Der 3. Nov. brachte eine gebirgige Insel in Sicht, die C. Dominica benannte; darauf wurden die nördlichen der Kleinen Antillen entdeckt u. in Besitz genommen. Nach kurzem Aufenthalte auf Portorico landete C. wiederum an Hispaniola, fand aber das von ihm gegründete Fort zerstört u. erfuhr, daß die spanische Besatzung sich nicht blos gegen die Indianer u. Indianerinnen auf die gemeinste Weise vergangen, sondern auch einen Zug gegen die Goldberge von Cibao unternommen hätten u. von den erbitterten Eingeborenen erschlagen worden wären. Nachdem C. den Grund zu einer christlichen Stadt Isabella gelegt hatte, stellte er sich selbst an die Spitze einer Expedition in das Goldgebiet. In dem Flußsande des Inneren wurde auch in der That Gold gefunden u. als Stützpunkt weiterer Unternehmungen ein kleines Fort St. Thomas angelegt. Von Cuba, dessen Inselcharakter C. noch entging, nach Süden segelnd, entdeckte er Jamaica u. die Insel Pinos, von ihm Evangelista genannt.

Es bedurfte des großen Charakters, der C. eigen war, um das Mißgeschick zu ertragen, das jetzt von verschiedenen Seiten über ihn hereinbrach. Unter den in den Kolonien Zurückgelassenen brach der Geist der Empörung wieder offen aus; die von den Spaniern roh behandelten Indianer erhoben sich, um das Joch der Weißen abzuschütteln, u. konnten nur mit Hülfe der Feuerwaffen u. der Bluthunde zur Ruhe gebracht werden; dazu kamen noch die Verleumdungen einer C. feindlichen Partei in Spanien, welche, neidisch auf seine Erfolge, seine Stellung zu untergraben trachtete. Juan Aguado, ein Freund des C., wurde zur Untersuchung der Anklagen nach Amerika gesendet, erklärte sich aber bald offen gegen C. Dieser selbst hielt es für das Sicherste, selbst mit Aguado nach Spanien zurückzukehren, u. verstand dort sein Ansehen soweit wieder zu befestigen, daß ihm im Jahre 1498 zu einer dritten Expedition sechs Schiffe zur Verfügung gestellt wurden. Auf dieser gelangte er an die Insel Trinidad, wo er von den Eingeborenen Perlen eintauschte, erblickte auch im Süden das Festland, mußte aber wegen seiner Gesundheit Hispaniola wieder zusteuern. Die Verschwörungen der Kolonisten gegen C., die Behandlung der Indianer u. der Verfall der Goldminen, welche bei der Unthätigkeit der Ansiedler einen äußerst geringen Ertrag abwarfen, gaben der in Spanien gegen C. herrschenden Mißstimmung neue Nahrung u. bewirkten die Absendung Bobadilla's nach Hispaniola mit dem Auftrag, nöthigenfalls C. seiner Admiralswürde für verlustig zu erklären. Dies geschah im J. 1500 ohne Untersuchung auf das Zeugniß bekannter Feinde C.'s. Bobadilla trat an C.'s Stelle als Gouverneur, ließ diesen u. seinen Bruder in Ketten legen u. nach Spanien senden. C. wurde der Unterschlagung von Perlen u. Gold, sowie ungerechte Kriege gegen die Indianer geführt u. nach Alleinherrschaft gestrebt zu haben beschuldigt. In Spanien erwiesen sich jedoch diese Anklagepunkte bald als Verleumdungen, u. nach einem glänzenden Empfange am Hofe wurde C. wieder in alle seine Würden eingesetzt. Am 9. Mai 1502 segelte C. zu seiner vierten Entdeckungsreise ab mit vier Schiffen u. 150 Mann. Bei St. Lucia durchschnitt er die Reihe der Kleinen Antillen, fuhr dann an der Südseite von Portorico, Haiti u. Cuba hin u. wandte sich nach Süden dem Festlande zu, das er am Kap Honduras erreichte. Auf seiner Weiterfahrt an der centralamerikan. Küste fand er die Eingeborenen überall im Besitz des reichsten Goldschmuckes, mußte aber wegen der feindseligen Stimmung derselben den Plan aufgeben, an der Küste von Veragua eine Kolonie zu gründen. Auf der Rückfahrt strandeten die Schiffe bei Jamaica. Der kühne Diego Mendez segelte in einem Indianerboot nach St. Domingo, um Hülfe zu bringen, die aber erst nach einem Jahre kam. Unterdessen brachten meuterische Anschläge der Mannschaft u. die Weigerung der Indianer, Lebensmittel zu liefern, den Admiral in große Verlegenheit, aus der ihn jedoch seine Entschlossenheit u. die Darstellung einer Sonnenfinsterniß als Zeichen des göttlichen Zornes über das Benehmen der Indianer befreite. Am 12. Sept. 1504 segelte C. von St. Domingo ab u. landete am 25. Nov. im span. Hafen San Lucar.

Getäuscht in seinen Hoffnungen, in seinen aus den Kolonien fließenden Renten verkürzt u. krank an der Gicht, starb er am 20. Mai 1506; sein Leichnam wurde zuerst in der Kirche Sta Maria la Antiqua zu Valladolid beigesetzt, später aber nach Havanna gebracht.

C., ausgestattet mit großer körperlicher Kraft, unerschütterlichem Muthe u. reichen Kenntnissen, war kein Abenteurer, sondern suchte sein Ziel nach einem festen Plane. A. von Humboldt sagt von ihm: „Er ist eben so bewundernswerth als genauer Beobachter der Natur wie als unerschrockener Seefahrer. Bei seiner Ankunft unter einem neuen Himmel u. in einer Neuen Welt beachtete er die Gestaltung der Ländermassen, die Physiognomie der Vegetation, die Sitten der Thiere,

die Vertheilung der Wärme nach Maßgabe der Längen, die Meeresströmungen, die Variationen des Erdmagnetismus, kurz keine bedeutende Erscheinung entging seinem scharfen Blicke." Ohne Zweifel gehört ihm die wichtige Entdeckung von der Aenderung der magnetischen Abweichung im Atlantischen Ozean an; seine Bemerkungen über die Meeresströmungen, über Inselformen, den Einfluß des Klimas auf die Thier- u. Pflanzenwelt sind durchaus geistreich u. auf wissenschaftlicher Erkenntniß beruhend. C. hat eben so sehr die Naturwissenschaft wie die Erdkunde bereichert; nach seinen Entdeckungen gelangte man zur Einsicht, daß bisher der Erdumfang viel zu gering angeschlagen worden u. daß die Dimensionen der Ozeane bei weitem größer seien, als man früher angenommen. Das Glück war ihm aber selten günstig; er, der Spanien die goldreiche Welt des Westens erschlossen hatte, starb selbst arm; der Erdtheil, welchen seine Kühnheit u. sein Wissen entdeckt hatte, trägt den Namen eines anderen Mannes, u. erst späteren Zeiten blieb es vorbehalten, die volle Größe seines Charakters, die Tiefe seiner Kenntnisse, die Schärfe seines Urtheils u. die Tragweite seiner Entdeckungen gerecht zu würdigen.

Columbus, der Name mehrerer Städte in den nordamerikan. Freistaaten. 1. Die Hauptstadt des Staates Ohio in der Countie Franklin am Einfluß des Whetstone in den Scioto. Im J. 1812 noch eine vollständige Wildniß, zählt die Stadt jetzt 18,000 Einw. Sie ist, wie die meisten nordamerikan. Städte, regelmäßig mit geraden u. breiten Straßen angelegt. Das im griech. Stil gebaute Staatenhaus ist ein imposantes Gebäude. Nennenswerth sind noch die vielen Wohlthätigkeitsanstalten sowie das theologische Seminar für Deutsch-Lutheraner u. die medizinische Schule. Durch den Columbus-Zweig-Kanal steht die Stadt mit dem großen Ohio u. Erie-Kanal u. durch Eisenbahnen mit anderen großen Städten in Verbindung. — 2. Hauptort der Hickman-Countie im Staate Kentucky am Mississippi mit 800 Einw. — 3. Hauptort der Muscogne-Countie im Staate Georgia, unterhalb der Fälle des Chattahoochee mit über 6000 Einw. Die Stadt ist erst 1828 gegründet an der Stelle der Council Town der Cowetas-Indianer u. ist jetzt der Hauptstapelplatz für eine sehr viel Baumwolle produzirende Region. — 4. Hauptort der Bartholomew-Countie des Staates Indiana mit 1000 Einw., liegt am Ostzweig des White River. Mehrere Eisenbahnverbindungen befördern Verkehr u. Gewerbthätigkeit. — 5. Hauptort der Countie Colorado im Staate Texas, liegt in fruchtbarer Gegend am Rio Colorado.

Columella, L. Junius Moderatus, der größte landwirthschaftliche Schriftsteller des Alterthums, ein Zeitgenosse des Seneca u. des Celsus (im 1. Jahrh. n. Chr.). Von seinen Lebensschicksalen ist nur so viel bekannt, daß er in Cadix in Spanien geboren war, längere Zeit in Syrien verweilte u. einer aufgefundenen Grabschrift nach wahrscheinlich zu Tarent in Großgriechenland gestorben ist. Von seinen wahrscheinlich zahlreichen Werken ist nur ein größeres in 12 Büchern auf uns gekommen, das Alles, was Landwirthschaft, Ackerbau, Garten- u. Weinbau, sowie Baumzucht betrifft, abhandelt. Das Werk ist in einem angenehmen, reinen u. fließenden Stile geschrieben, u. in sehr guten Ausgaben von Gesner (Leipzig 1735 u. 1773) u. Schneider (Leipzig 1794—97) erschienen. Auch ins Deutsche ward es durch Curtius übersetzt (Hamburg 1769).

Colutea, s. „Blasenstrauch."

Comanches, wilder Indianerstamm, s. „Indianer".

Comayagua, Departamento der centralamerikan. Republik Honduras, grenzt gegen N. an Santa Barbara, gegen W. an dasselbe u. an Gracias, gegen S. an den Staat San Salvador u. gegen O. an Choluteca u. Tegucigalpa. Die Bodengestaltung ist durch die fruchtbare Hochebene von C. bestimmt. Dieselbe neigt sich unmerklich gegen N. u. wird in der Mitte vom R. Humuya durchflossen. Unbedeutende Hügel trennen sie von der Ebene Espino. Diese beiden Ebenen umfassen beinahe $^{1}/_{3}$ des Landes zwischen der Honduras- u. Fonsecabai. Bergzüge schließen das Plateau von beiden Seiten ein: die Canchia- u. Montecilloberge im W., die Sierra de C. u. S. de Lepaterique im O. Im nordwestl. Theil des Dep. breiten sich der See u. das Hochthal von Yojoa aus. Von den Flüssen sind zu nennen der Humuya, Sulaco u. Goascoran. Das Klima ist ein gesundes u. begünstigt den Anbau aller tropischen u. mehrerer nördlichen Kulturpflanzen. Wald bedeckt noch einen großen Theil des Bodens. Die Bevölkerung, etwa 70,000 Seelen, besteht fast ganz aus Indianern u. Mischlingen. In früheren Zeiten muß das Land viel mehr bevölkert gewesen sein, dafür sprechen die massenhaften Ruinen großer Städte z. B. die von Tenampua od. Pueblo Viejo (die alte Stadt), welche auf der weiten Fläche eines Hügels bei dem Dorfe Lo de Flores liegen. — Die Hauptstadt des ganzen Staates ist C. od. Valladolid la Nueva. Der erste Name bedeutet eine wasserreiche Ebene; der zweite (ältere) rührt von Alonso de Caceres her, welcher im J. 1540, dem Auftrage des ersten Gouverneurs Don Francisco de Montejo gemäß, „eine passende Stelle für eine Stadt zwischen den beiden Ozeanen aufzusuchen", C. gründete.

Nr. 2010. Denkmal des Christoph Columbus in Genua.

Er hatte sich seines Auftrages in bester Weise entledigt; die Stadt liegt herrlich am südl. Abhange der schönen Hochebene in sehr fruchtbarer Gegend u. im lieblichsten Klima. Sie selbst macht aber einen kläglichen Eindruck; die einstöckigen, aus Luftsteinen gebauten Häuser sind meist in verfallenem Zustande; die äußerlich stattliche Hauptkirche ist im Inneren höchst ärmlich; die Einwohnerschaft, darunter viel Beamte u. Soldaten, lebt in beschränkten Verhältnissen; die Gewerbthätigkeit u. der Anbau der Umgebung sind nicht nennenswerth. Heruntergekommen ist C. durch die Bürgerkriege, Brand u. Plünderung haben noch heute ihre Spuren zurückgelassen. Indessen scheint die Stadt sich wieder heben zu wollen; denn während sie 1854 nur 2000 Einw. hatte, zählt sie jetzt 5000. Die alte Universität ist freilich noch nicht wieder eröffnet.

Combe (spr. Kuhm), George, einer der geistvollsten u. eifrigsten Vertheidiger der Phrenologie, wie sie von Gall begründet worden, geb. 21. Okt. 1788 in Edinburgh, widmete sich erst der Jurisprudenz u. war bis 1837 als gerichtlicher Sachwalter thätig. Im J. 1810 machte er die Bekanntschaft Spurzheim's, eines damals berühmten Phrenologen, dessen Lehren er Anfangs bekämpfte, schließlich aber annahm u. durch Schriften u. Vorträge verbreitete. Im J. 1819 gab er die „Essays on

phrenology" heraus. Diesem Werke folgte das „System of phrenology" (1824); 1820 gründete er in Edinburgh eine „Phrenologische Gesellschaft", in welcher er Vorlesungen hielt, die er später gesammelt herausgab. Seine pädagogischen Grundsätze legte er nieder in der Schrift „Popular education". Eines seiner bekanntesten Werke ist „The constitution of man, considered in relation to external objects" (15. Aufl., 1842, deutsch von Hirschfeld, Bremen 1838). Im J. 1837 bereiste C. Deutschland, 1838 Amerika, wo er Vorträge hielt. Bei seiner Rückkehr schrieb er 2 Bde. „Notes of America". Seit 1842 besuchte er Deutschland öfters u. hielt in Heidelberg Vorträge in deutscher Sprache. Die Frucht dieser Reisen waren die 1846 erschienenen „Notes on the Reformation in Germany", welche die deutschkatholische Bewegung unter Ronge u. Czersky behandeln. C. starb 14. Aug. 1858 zu Moor-Park in Surrey.

Combin, Berg auf den Penninischen Alpen, über 4300 m. hoch, nordöstl. vom St. Bernhard. Der Gletscher Charmontane erstreckt sich von ihm hinunter in das Thal von Bagnes u. giebt der Dranse Valaisane ihre Entstehung.

Nr. 2011. Johann Amos Comenius (geb. 28. März 1592, gest. 15. Nov. 1671).

Comenius, Johann Amos, hochverdienter Schulmann, war 28. März 1592 zu Comna, einem Dorfe in Mähren, nicht weit von Brünn, geb. Er nannte sich damaliger Sitte gemäß nach seinem Geburtsort Comenius (tschechisch Comnensky); sein Familienname ist unbekannt. Seine Eltern sollen geringen Standes, nach Einigen Müllersleute gewesen sein. Er verlor sie früh, u. die Nachlässigkeit seines Vormundes war schuld, daß er erst im 14. od. gar 16. Lebensjahre an die Erlernung des Lateinischen ging; dies geschah auf dem Gymnasium zu Herborn in Nassau, ohne daß man weiß, aus welcher Veranlassung er dorthin gekommen ist. Er widmete sich den höheren Wissenschaften u. studirte Philosophie u. Theologie. Schon in seinem 22. Jahre sehen wir ihn wieder in der Heimat als Rektor in Prerau angestellt; zwei Jahre später wurde er Prediger das. u. abermals nach zwei Jahren Rektor u. Prediger in Fulnek. Hier zeichnete er sich schon durch seine eigenthümliche Methode aus, die alten Sprachen auf einem kürzeren u. leichteren Wege zu lehren. Das Besondere in seiner Lehrweise lag darin, daß er mit dem Sprachunterricht realwissenschaftlichen Stoff vereinigte, um das zu Erlernende anziehender u. eindringlicher zu machen. Der junge Schulmann entfaltete bald die regste praktische Thätigkeit. Eine theologische u. mehrere pädagogische Schriften, die C. herausgab, bezeichneten jetzt schon die Doppelrichtung seiner späteren Bestrebungen. Sein erstes Buch war: „Der göttliche Schauplatz", worin er unter Andrem die sechs Tagewerke der Schöpfung behandelte, ein Entwurf zu der später weiter ausgeführten sog. Mosaischen Physik. Darauf folgten mehrere Schulschriften über seine Methode u. eine früher viel benutzte geographische Karte von Mähren. Nach der Schlacht am Weißen Berg 1620 wurde das flache Land mit den meisten Städten den siegreichen kaiserlichen Truppen preisgegeben. Fulnek wurde von den Spaniern geplündert u. in Asche gelegt. C. verlor dabei nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern auch seine ausgesuchte Büchersammlung u. alle seine Handschriften. Drei Jahre nachher mußte er zum Wanderstabe greifen; denn alle protestantischen Geistlichen wurden verbannt. Einige vom protestantischen Adel nahmen die Flüchtlinge auf u. verbargen sie auf ihren Schlössern. So fand auch C. ein Asyl u. schrieb auf Wunsch seines Gönners, des Barons Sadowsky, die „Didactica magna". Als 1627 die Verbannung auch auf die Adligen der evangelischen Kirche ausgedehnt wurde, flüchtete C. nach Lissa in Polen, wo er Rektor der dortigen Schule, Oberaufseher über die protestantischen Schulen der Umgegend u. außerdem Bischof od. Superintendent der ganzen Versammlung der Mährischen Brüder wurde. Zu der ihm lieb gewordenen praktischen Thätigkeit in der Schule zurückgekehrt, wurde C. durch den Unterricht im Lateinischen, welchen er als Rektor zu ertheilen hatte, zur Abfassung seines berühmtesten Buches veranlaßt, welches in kurzer Zeit seinen Namen in ganz Europa bekannt machte, ja ihn über die Grenzen des Erdtheils hinaustrug. Es war dies seine „Janua linguarum reserata", eine Art Elementar-Encyklopädie aller Wissenschaften, Künste u. Handwerke in 100 Kapiteln mit 1000 Paragraphen. Diese Schrift wurde in 11 europäische u. 4 außereuropäische Sprachen übersetzt, nämlich: in das Lateinische, Griechische, Polnische, Deutsche, Schwedische, Englische, Französische, Spanische, Belgische, Russische, Ungarische; — außerdem ins Arabische, Türkische, Persische u. Mongolische. Er selbst hatte die „Janua" in tschechischer Sprache geschrieben u. ins Deutsche übertragen. Dieser Erfolg war sehr erklärlich; denn das Buch kam, dem schlechten, rein formalistischen Unterrichtswesen gegenüber, dem allgemein gefühlten Bedürfnisse nach einer besseren Lehrmethode entgegen. Die nächste Frucht der „Janua" für ihren Verfasser war ein Ruf nach Schweden, dem er aber nicht folgte. Eine andere Einladung nach England nahm er an u. reiste 1641 nach London. Aber der damals unter Karl I. ausbrechende Bürgerkrieg ließ das Parlament nicht zur Behandlung der Schulreformfrage kommen, u. C. wandte sich im folgenden Jahre nach Schweden, wo der Kanzler Orenstierna ihm nach mehreren persönlichen Unterredungen über die Verbesserung des Unterrichtswesens einen Gehalt aussetzte, mit welchem er sich nach Elbing in Preußen zurückzog. Hier beschäftigte er sich mehrere Jahre mit einer eingehenden Arbeit über die Organisation des schwedischen Schulwesens, die nach ihrer Vollendung von drei Kommissionen geprüft u. der Veröffentlichung durch den Druck würdig befunden wurde. Nach Abschluß des Westfälischen Friedens war C. genöthigt, wieder nach Lissa zurückzukehren. Von dort aus begab er sich auf mehrere Jahre nach der Stadt Parak in Ungarn, wo er im Auftrag des Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, ein Gymnasium nach seinen Grundsätzen errichtete (hier war es auch, wo er den „Orbis pictus" schrieb). Als C. wieder in Lissa eintraf, hatte eben Karl Gustav von Schweden bei Warschau gesiegt (1636). Die vertriebenen Protestanten, deren viele in Lissa wohnten, glaubten jetzt das Ende der röm. Kirche gekommen u. gaben, C. mit ihnen, ihre Freude ob des Siegs der Schweden über die Polen unverhohlen kund. Als aber im nächsten Jahre die Polen ihre verlorenen Provinzen wieder erobert hatten, kehrte sich der Zorn der siegreichen Truppen bes. gegen die protestantischen Flüchtlinge zu Lissa. Die Stadt wurde geplündert u. verbrannt, u. C. verlor zum zweiten Male seine ganze Habe. Ein Manuskript über die Offenbarung Johannis u. eine pädagogische Arbeit hatte er in eine Grube versteckt u. mit Erde überschüttet, wodurch sie gerettet wurden. Das vollständige Manuskript eines „Universallexikons der böhm. Sprache" ist jedoch beim Brand von Lissa zu Grunde gegangen. Nun begab sich C. wieder auf die Wanderschaft. Er irrte Anfangs in Schlesien umher u. wohnte einige Zeit in Frankfurt a. d. Oder; dann ging er nach Brandenburg, nach Hamburg u. endlich nach Amsterdam, wo er das letzte Asyl u. im 81. Lebensjahre die endliche Ruhe fand. C. wurde zuletzt Chiliast u. glaubte, das Tausendjährige Reich werde in der Mitte des J. 1671 seinen Anfang nehmen; er starb aber mehrere Monate nach dem vorausgesagten Anfangstage 15. Nov. dess. Jahres. Ueber seine pädagogischen Grundsätze lassen wir am besten C. selbst sprechen: „Wir

wollen eine Schule, in welcher jedes Kind, mit Ausnahme der stumpfsinnigen, gebildet werde, u. zwar in Allem, was den Menschen weise, rechtschaffen u. fromm machen kann. Diese Bildung soll vor dem Alter der Erwachsenen geleistet werden als Lebensvorbereitung. Sie soll ohne Zwang u. Härte geleistet werden. Man bringt den Leib auch nicht ohne Noth auf Streckbetten u. in Streckmaschinen, sondern läßt ihn nach u. nach gedeihen bei richtig bemessener Nahrung u. Pflege. So muß u. will es die Seele auch haben. Die Bildung bezweckt keine glänzende u. oberflächliche, sondern eine wahre u. gediegene Kenntniß, die des Menschen würdig ist; ebenso menschenwürdige Sittlichkeit u. Frömmigkeit. Und diese Bildung soll nicht mühsam, sondern möglichst leicht erworben werden. Sie bedarf täglich nur einer Uebung von Stunden, u. ein einziger Lehrer kann sie sogar für Hunderte von Schülern gewinnen lassen. Diese Versprechungen wird Niemand leicht glauben; aber ich werde die Zukunft zum wahrhaftigen Zeugen haben. Jedes Wesen wird nicht blos leicht dahin geleitet, wohin es von Natur neigt, sondern es eilt sogar mit einem gewissen Behagen selbst dahin, so daß es ihm Schmerz macht, wenn es an dieser Neigung gehindert wird. Da im Menschenwesen der Same der Wissenschaft, Sittlichkeit u. Frömmigkeit von Natur aus enthalten ist, so folgt von selbst, daß es nur des gelindesten Antriebes u. kluger Richtung bedarf."

Einige Grundsätze, welche insonderheit die neuere u. neueste Zeit zur Anwendung brachte, mögen noch vereinzelt vorgeführt werden, zum Beweise, daß sie schon vor zwei Jahrhunderten von dem alten Pädagogen gekannt u. aufgestellt waren: 1. Keine Sprache soll aus der Grammatik, sondern aus den Schriftstellern gelernt werden; die realen Wissenschaften sollen den organischen vorangehen, die Beispiele den Regeln vorangeschickt werden, nach dem Grundsatz, daß die Natur sich erst den Stoff bereitet, ehe sie die Form gewinnt. — 2. Die Natur beginnt jedes ihrer Werke mit dem Innersten. Man helfe daher zuerst die Einsicht in die Dinge gewinnen, dann bilde u. übe man das Gedächtniß, hernach die Sprache u. die Hand. — 3. Die Natur fängt alle ihre Bildungen mit dem Allgemeinsten an u. endet sie mit dem Einzelnen. Ebenso müssen im Unterricht zuerst die Fundamente gelegt, die Elemente erlernt werden, aber so geordnet, daß die späteren Stunden eigentlich nichts Neues bringen, sondern nur die Entwicklung des Gegebenen ins Besondere. 4. Die Natur macht keinen Sprung, sondern geht schrittweise vor — daher muß dem Späteren das Frühere zur Voraussetzung dienen u. die Zeit, dem Lehrziele entsprechend, gehörig vertheilt werden. — 5. Es muß eben deshalb vom Leichten zum Schweren fortgeschritten werden (stufenmäßig geordneter Unterricht). — 6. Es muß Alles der sinnlichen Anschauung unterstellt u. der Prüfung des Verstandes unterworfen werden (anschaulicher Unterricht). — 7. Lesen u. Schreiben sollen stets in Verbindung gelehrt werden; alle Stilübungen sollen über bekannte u. durchgesprochene Gegenstände veranstaltet werden (Schreiblesemethode u. Konzentration des Unterrichts). — Für den ersten Jugendunterricht im Hause u. in der Schule legte C. ein Buch zu Grunde, welches er „Orbis sensualium pictus“ od. „Die sichtbare Welt“ nannte. Ueber dieses Elementarbilderbuch, welches fast allein geeignet ist, den Namen seines Verfassers über der Vergessenheit empor zu halten, sollen noch einige Worte gesagt werden. Die Nürnberger Ausgabe (der ältesten, 1657, folgten im 17. u. 18. Jahrh. zahlreiche Abdrücke) trägt eine kleine Vignette, die Welt andeutend, auf dem Titel. Nach der Einleitung folgen die Laute des Alphabets mit kleinen Bildern u. dann 150 Abbildungen, in Holz geschnitten, wobei die gar nicht schlechten Zeichnungen den Schnitt weit hinter sich lassen. Hinzugefügt sind die nöthigen kurzen Erklärungen, auf welche durch Ziffern hingewiesen wird. Die 150 Abschnitte behandeln das Wichtigste aus der Naturgeschichte, der Gewerbkunde, den häuslichen, bürgerlichen u. gesellschaftlichen Verhältnissen u. Einrichtungen; ferner reiht sich ein Abriß der wichtigsten Künste u. Wissenschaften an; eine Skizze über die Hauptreligionen schließt das Werk. Der Text ist lateinisch u. deutsch in zwei parallelen Spalten, die dritte bringt die vorkommenden Haupt- u. Eigenschaftswörter mit Angabe des Geschlechts u. der Deklination. Die Bestimmung des Buches ist, das Kind durch die Verbindung von Wort u. Bild in die Sprache u. gleichzeitig in die Sachen selbst möglichst leicht u. anziehend einzuführen. — Wenn von den 92 Werken des C. ein Theil verbrannt, ein Theil auf andere Art verloren gegangen od. doch, außer den genannten, in Verschollenheit gerathen ist, so ist doch der Geist ihres Verfassers in der pädagogischen Literatur wohl erhalten, seine Ansichten sind vielfach benutzt, seine Grundsätze oft in wörtlicher Uebereinstimmung angenommen u. im Einzelnen weiter ausgebildet worden, wie dies die pädagogischen Schriften von Basedow, Rousseau, Pestalozzi, Jean Paul u. die moderne Methodik vielfach bestätigen. Trotz mancher Irrthümer u. Widersprüche, die sich zum Theil aus seinem einseitig theologischen Standpunkte erklären, hat C. doch sowol durch seine Lehren, die auf gesunden pädagogischen Grundanschauungen beruhten, als durch seine vom Geiste edelster Menschlichkeit getragene praktische Thätigkeit einen weitreichenden u. heilsamen Einfluß auf die Entwicklung der Erziehungskunst geübt. Vgl. Leutbecher, „J. A. C., Lehrkunst“ (Lpz. 1853) u. „Ueber C.'s Leben u. Wirksamkeit“ (Wien 1855).

Comes (lat., Begleiter), war bei den Römern der Begleiter einer höheren Magistratsperson. In der Kaiserzeit war C. ein Titel für die Vertrauten des Kaisers u. höheren Würdenträger. Bei den alten Deutschen hieß C. od. Graf der Vorstand eines größeren Bezirks u. zugleich der Vorsitzende in den bedeutenderen Gerichtsversammlungen, dem Echteding (s. d.).

Comines, s. „Commines“.

Comité (franz., spr. Komiteh; engl. Committee, spr. Kommittih), eine von einer Versammlung od. Gesellschaft zu deren Vertretung gewählte u. in deren Namen handelnde Körperschaft (Ausschuß). Zu weltgeschichtlicher Berühmtheit sind die C.'s aus der Zeit der ersten franz. Republik gelangt, nam. das C. du salut public (Wohlfahrtsausschuß) u. das C. de la sûreté générale (Sicherheitsausschuß). Beide waren aus dem Konvent hervorgegangen. Die Pariser Commune des J. 1871, der es um eine möglichst auffallende Nachahmung der Einrichtungen von 1793 zu thun war, setzte gleichfalls Ausschüsse unter diesem Namen ein.

Comitien (Comitia) hießen die gesetzlichen Versammlungen des römischen Volks behufs der Entscheidung u. Beschlußfassung über einen ihm vom berufenden Magistrate vorgelegten Gegenstand. In der älteren Königszeit gab es blos comitia curiata, d. h. Versammlungen der Altbürger od. Patrizier nach ihren 30 Curien (s. d.), innerhalb derer jeder Stimmberechtigte einzeln seine Stimme abgab, während die Entscheidung durch die Majorität der Curienstimmen herbeigeführt wurde. Den Vorsitz führte der König, u. die Versammlung fand jederzeit auf dem Comitium statt, einem besonders abgegrenzten Theile des Forum. In den Curiatc. hatte das Volk ebensowenig, wie in den später anzuführenden anderen derartigen Versammlungen, das Recht, selbst Vorschläge zu machen od. Vorlagen abzuändern od. darüber Erörterungen anzustellen, sondern es mußte mit Ausnahme der Wahlhandlungen die Anträge einfach entweder annehmen od. verwerfen. Die Befugnisse der comitia curiata erstreckten sich auf die Wahl einiger Beamten, auf die Genehmigung der königlichen Gesetze u. der zu erlassenden Kriegserklärungen. Endlich traten die Curiatc. als oberster Gerichtshof auf, wenn es sich um die Todesstrafe eines Bürgers handelte. Eine besondere Art der Curiatc. scheinen die comitia calata gewesen zu sein, bei denen sich das Volk ganz passiv verhielt u. die von dem Priesterkollegium berufen wurden, um Mittheilungen über religiöse Gegenstände zu machen u. Priesterweihen vorzunehmen. Als die Hoheitsrechte des röm. Volks auf die Centuriatc. übergegangen waren, beschränkten sich die Rechte der Curien auf die Bestätigung der in den anderen C. gegebenen Gesetze, welche die Patrizier aber blos bis zum J. 339 v. Chr. behaupteten, auf die feierliche Ertheilung der militärischen u. richterlichen Vollmacht an die höheren Beamten der Republik (lex curiata) u. auf die durch Adoptionen bedingten Familienveränderungen. Da die Befugnisse dieser schließlich nur formeller Art waren, so wurden schon vor Cicero's Zeit die Curiatc. durch die Liktoren der 30 Curien repräsentirt.

Die zweite Art von C., die comitia centuriata, sind das Ergebniß der vom König Servius angestrebten Verschmelzung des Patrizier- u. Plebejerstandes. War dem letzteren aber auch die Theilnahme an den politischen Hoheitsrechten gesichert, so blieb in diesen doch durch die nach den Rücksichten auf den Besitz bestimmte Vertheilung der Centurien (s. d.) dem Vermögen ein überwiegender Einfluß. Denn auch in den Centuriatc. wurde nicht nach der Kopfzahl, sondern nach Centurien gestimmt, u. da von den 193 Stimmen die absolute Mehrheit 97 betrug, so war dieselbe bereits erreicht, wenn die 80 Centurien der ersten Klasse u. die 18 Rittercenturien unter sich einig waren. Berufen konnten die Centuriatc. nur von Magistraten werden, die mit der militärischen Vollmacht versehen waren, also Konsuln u. Diktatoren. Waren die Konsuln verhindert, so wurde zur Abhaltung der Wahlc. auch ein besonderer Diktator erwählt. Die C. selbst wurden durch einen öffentlichen Anschlag, in alter Zeit

30 Tage, später 17 Tage zuvor, angekündigt. Ihr bestimmter Ort war das Marsfeld, wo sich ein eingehegter u. geweihter Raum für sie befand. Hatten die vorher anzustellenden Auspizien (s. d.) ein günstiges Resultat ergeben, so ließ der Konsul das Volk durch Hornbläser citiren. Auf dieses Signal versammelten sich die Burger in alter Zeit bewaffnet, wie zum Ausmarsche, was später wegfiel. Der Vorsitzende eröffnete die Handlung mit Opfer u. Gebet u. stellte dann den Antrag ans Volk, der entweder eine Wahl od. ein Gesetz od. einen Kriminalfall betraf. Die Stimmen wurden öffentlich u. mündlich abgegeben; die geheime Abstimmung auf Täfelchen machte sich erst im letzten Jahrhundert der Republik nöthig. Die Centurien traten gesondert u. zwar Mann für Mann hinter einander in den umfriedigten Platz ein u. legten ihre Stimmen in den dazu bestimmten Korb. Diese wurden dann in einem besonderen Gebäude gezählt u. gesondert, u. der Herold verkündete dann das Ergebniß für jede Centurie. Am Schlusse machte dann der Vorsitzende das Gesammtresultat bekannt. Da die C. an dem bestimmten Tage beendigt werden mußten, so konnten sie durch das Veto der Volkstribunen, durch Verkündigung ungünstiger Zeichen, wozu auch epileptische Zufälle gehörten, gestört werden.

Die dritte Art der C., comitia tributa, waren anfänglich nur Versammlungen der Plebejer nach der lokalen Tribuseintheilung, u. in ihnen wurde nach Köpfen gestimmt. Bereits 499 wurden aber die Tributc. zu allgemeinen Volksversammlungen erhoben, u. die sie berufenden Volkstribunen legten ihre Gesetzesvorschläge zuerst dem Senate vor. Seit dem J. 100 n. Chr. mußte der Senat aber jeden in Tributc. gefaßten Beschluß (plebiscitum) binnen fünf Tagen beschwören. Die Auspizien wurden auch auf diese Versammlungen übertragen, u. seitdem die sämmtlichen niederen Magistrate in ihnen gewählt wurden, konnten Konsuln u. Prätoren den Vorsitz führen. In späterer Zeit wurden auch von Konsuln u. Prätoren Gesetze an die Tribus gebracht u. dieselben hatten das Recht, Friedensschlüsse zu genehmigen u. als Gerichtshof Geldstrafen u. Verbannung, aber nicht, wie die Centurien, die Todesstrafe zu verhängen. Die Tribusc. konnten in u. außer der Stadt berufen werden, aber nicht weiter als 1000 Schritte davon. Sie wurden in einer vorhergehenden Volksversammlung mündlich angesagt u. auf dem Lande durch Boten bekannt gemacht. Behufs der Abstimmung war der Platz in 35 Abtheilungen geschieden, u. nachdem die zuerst stimmende Tribus durch das Loos bestimmt worden war u. ihr Votum abgegeben hatte, stimmten die andern 34 gleichzeitig.

Wahrscheinlich seit dem J. 241 v. Chr. fand eine Veränderung der Abstimmung in den Centuriatc. in der Weise statt, daß die Eintheilung des Volkes in 35 Tribus mit den fünf Vermögensklassen u. den Centurien des Servius in Verbindung gebracht ward. Man nimmt gewöhnlich an, daß nun jede Tribus nach dem Vermögen in 5 Klassen, jede Klasse nach dem Alter in 2 Hälften zerlegt wurde. So umfaßte dann jede Tribus 10 Centurien u. jede Klasse 70 C. (35 C. Jüngerer u. 35 Aelterer). Zu den 350 Tribusc. wären dann die 18 (od. damals 12) Ritterc. gekommen. Nunmehr stimmten auch die Ritterc. nicht, wie früher, zuerst, sondern die zuerst stimmende Tribus (praerogativa) wurde aus den 70 C. der ersten Klasse herausgelost. In der Kaiserzeit blieben die C. zwar noch längere Zeit fortbestehen, sanken jedoch immermehr zu bloßen Scheingewalten herab. Schließlich wurden sie nur noch der Form wegen einberufen, um die Beschlüsse des Senates od. vielmehr des Kaisers entgegenzunehmen; nach Trajan verschwanden sie gänzlich.

Commandement (spr. Kommangdemang) bezeichnet die Ueberhöhung, welches eine Befestigungsanlage (u. zwar von der inneren Feuerlinie od. Crete aus gerechnet) über das Erdreich, od. welches die hinteren Festungswerke über die vorliegenden erhalten müssen, um über dieselben fortfeuern zu können, ohne die Vertheidigung zu stören. Das C. der Brustwehr von Feldschanzen über das Erdreich beträgt etwa 2 m. Das C. der einzelnen Festungswerke über einander richtet sich danach, ob die Vertheidigung durch Geschütz- od. Gewehrfeuer stattfindet. Ein zu hohes C. ist ungünstig, weil dadurch die Werke dem Feuer der weittragenden Geschütze ausgesetzt sind.

comme il faut (franz., spr. komm il foh), wie es nothwendig ist, sein muß, wie es sich gebührt, musterhaft.

Commelin, auch Commelyn, Hieronymus, ein berühmter Buchdrucker u. Kommentator griech. u. lat. Autoren, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. zu Douai in Flandern geb., schloß sich der reformirten Kirche an, ging dann nach Genf u. wurde später vom Kurfürsten von der Pfalz nach Heidelberg berufen. Er starb daselbst 1598. Seine Ausgaben der alten Klassiker (mit Anmerkungen u. Erklärungen) sind ihrer Korrektheit wegen sehr geschätzt.

Commelina, Pflanzengattung der Commelinaceen unter den Monokotylen, reich an Zierblumen (am bekanntesten C. coelestis), nur den wärmeren u. heißeren Gegenden angehörig. Einige Arten sind auch Nahrungsmittel, z. B. C. tuberosa, die vorhin genannte Art, u. C. stricta, sämmtlich in Meriko, C. angustifolia u. Canolina, welche mehlige Knollen hervorbringen, C. polygama in Ostindien, Cochinchina u. Japan, welche Gemüse liefert. Andere Arten dienen auch als Arzneimittel. Die Gattung ist der Typus einer eigenen Familie, zu welcher auch die bekannten Tradescentien gehören. Ihr Name ist dem Johann Commelyn entlehnt, welcher 1698 als Professor der Botanik u. Direktor des Botanischen Gartens in Amsterdam starb.

Nr. 2042. Commelina tuberosa.

Comment (franz., spr. Kommang, d. h. wie) nennen die Studenten, bes. die Verbindungsstudenten, die aus früheren Zeiten ererbten Gebräuche, welche sie in geselligem Verkehr unter einander, nam. bei Kneipereien, zu beobachten haben. Der älteste, von J. G. Th. Gräße in seinen „Bierstudien" (Dresd. 1872) mitgetheilte „Saufcomment" datirt aus dem J. 1685. Vgl. auch die in demselben Jahrhundert unter dem Titel: „Neue artig u. kurzweilige Disputation, in welcher das Zech- u. Saufrecht sammt allen desselben Solemnitäten, Gebräuchen, auch darinnen vorlaufenden Controversien u. Streitigkeiten aus dem weltlichen Recht gezogen, kürzlich entworfen u. beschrieben wird ꝛc. Von Blasio Vielsauff, beider Wein u. Bier Kandidaten", erschienene Schrift, die sich in Scheible's „Schaltjahr" (Bd. IV u. V) abgedruckt findet. Der C. ist eine berechtigte Form jugendlicher Lebenslust, so lange er in den Grenzen des Humors u. harmloser Spielerei bleibt; nur zu häufig artet er aber in eine rigorose Pedanterie aus, die auf diesem Gebiete doppelt lächerlich ist. Dann gilt vom C. das strenge Wort Friedr. Spielhagen's (in seinen „Problematischen Naturen"): „Der sog. C. ist der abominabelste Unsinn, verderblich für die Gesundheit, viel verderblicher aber noch für die Moral; denn er zwingt die jungen Gemüther, ihr eigenes Denken u. Fühlen heroisch dem Moloch eines barbarischen Ehrbegriffes u. der lächerlisten Karrikatur eines Koder der Moral, die je erfunden ist, zu opfern."

Commercy (spr. Kommerßi), Stadt im franz. Dep. Maas, links an der Maas, 3 M. westl. von Toul, mit 4500 Einw. — Am 14. Aug. 1870 von den Deutschen besetzt, war C. am 23. Aug. Hauptquartier des Königs u. von da an wichtiges Etappenkommando. Am 3. Nov. hatte die 2. Armee daselbst ihr Hauptquartier.

Commis (franz., spr. Kommih), ein in der Handelswelt sehr gebräuchlicher Ausdruck für Handlungsdiener, Handlungsgehülfe; Commis voyageur (spr. K. woajaschör), ein Geschäftsreisender, ein sein Handlungshaus auf Reisen vertretender Handlungsdiener. Außerdem bezeichnet C. einen Subalternbeamten, einen niederen Bureaudiener, einen Faktor, überhaupt einen Geschäftsführer.

Commodore wird in der engl. u. anderen Marinen der Kommandeur eines Geschwaders von mehreren Schiffen genannt, welches er für eine gewisse Zeit u. zu einer bestimmten Unternehmung befehligt.

Commŏdus, Lucius Aelius Aurelius (Antoninus), der entartete Sohn des großen Marcus Aurelius Antoninus, geb. 31. Aug. 161 n. Chr., bestieg nach dem Tode seines Vaters, 180, den röm. Kaiserthron. Statt den von Marc Aurel ehrenvoll begonnenen Krieg mit den Quaden u. Markomannen kräftig fortzuführen, beendigte er denselben rasch durch einen schimpflich erkauften Frieden, um sich ungestört den Schwelgereien u. Ausschweifungen widmen zu können, denen er sich schon als Prinz zum großen Verdruß seines Vaters hingegeben. Zur Genußsucht gesellte sich allmählig bei dem von Natur nicht grausamen, aber von seiner Umgebung mißleiteten Fürsten die Mordlust. Diese erreichte ihren Gipfelpunkt, als (im J. 184) ein von seiner Schwester angestifteter Anschlag auf sein Leben entdeckt wurde. Die vornehmsten Männer Roms wurden auf den leisesten Verdacht hin des Einverständnisses mit den Verschwörern bezichtigt u. ohne Urtel hingerichtet; ihr Vermögen, auf welches es hierbei zumeist abgesehen war, floß in die kaiserliche Kasse, in welcher infolge seiner unsinnigen Verschwendung immer Ebbe war. Während seine Günstlinge für ihn

das Reich regierten, d. h. durch Willkürherrschaft u. liederliche Wirthschaft zu Grunde richteten, theilte C. seine Zeit in tolle Lustbarkeiten u. in gymnastische Uebungen, wilde Kampfspiele, Thierhetzen u. Wettrennen, bei denen er in lächerlichem Aufputz erschien. Er selbst trat 735 Mal als Gladiator (Fechter) im Cirkus auf u. nöthigte auch seine Höflinge, sich an diesen rohen Spektakelstücken selbstthätig zu betheiligen, für die bisher nur Sklaven u. Kriegsgefangene verwendet worden waren. Seine nächsten Vertrauten fühlten sich schließlich nicht mehr sicher vor seinen wüsten Launen u. Wuthanfällen u. ließen ihn, auf Anstiften seiner Buhlerin Marcia, 31. Dez. 192 durch einen Gladiator erdrosseln. Vgl. Zürcher, „C." (1868).

Commoners (spr. Kommĕners), d. i. **Gemeine**, heißen in England alle Diejenigen, die nicht zum Adel im engern Sinne des Wortes gehören, daher keinen Sitz im Oberhause haben, also alle Bürgerlichen u. diejenigen Adeligen, die nicht zur Würde der Peers erhoben worden sind (sei es durch das Recht der Geburt, Einrücken in die Stelle eines verstorbenen Peers, amtliche Stellung od. Ernennung). — House of Commons (spr. Haus of Kommens), d. i. „Haus der Gemeinen", heißt in England, im Gegensatze zu dem aus den Peers des Reichs gebildeten Oberhause, die aus Volkswahlen hervorgehende Vertretung der Gemeinen (Nicht-Peers), das Unterhaus.

Common prayer book (engl., spr. Komm'n-preer-buhk) ist der Name des vom engl. Parlament 1662 bestätigten u. noch jetzt in der ganzen anglikanischen Kirche im Gebrauche befindlichen Gebet- u. Ritualbuchs. Das C. p. b. der Episkopalkirche der Ver. Staaten von Nordamerika weicht in einigen Punkten von dem engl. Originale ab.

Commune (franz., spr. Kommühn), d. i. Gemeinde (s. d.), daher auch Gemeindehaus (Rathhaus) u. Gemeinderath. Insbesondere nannte sich so der **revolutionäre Gemeinderath**, der 10. Aug. 1792 infolge eines vorangegangenen Aufstandes an Stelle der bis dahin zu Recht bestandenen Munizipalität an die Spitze der Stadtverwaltung von Paris trat, bald aber auch in die allgemeinen polit. Wirren eingriff. Die Revolutionspartei, der es nicht gelang, die meist aus gemäßigt republikan. Elementen zusammengesetzte Nationalversammlung ihrem Einfluß zu unterwerfen, bedurfte für ihre Unternehmungen eines offiziellen Mittelpunktes u. Rückhaltes u. bediente sich zu diesem Zwecke des Gemeinderaths. Dieser ließ bereits drei Tage nach seinem Amtsantritt Ludwig XVI. aus dem Palast des Luxembourg, den die Nationalversammlung ihm als Wohnung eingeräumt, als Gefangenen in den Tempel bringen, unter dem Vorwande, daß er sonst nicht für die Sicherheit seiner Person einstehen könne. Je mehr die Revolutionspartei die Oberhand in Paris gewann, desto höher stieg die Autorität des Gemeinderaths. An der Spitze desselben standen Marat, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes, Hébert u. a. Heißsporne. Diese leiteten im Verein mit Danton ein blutiges Schreckensregiment ein, zu dessen Durchführung die damalige kritische Lage Frankreichs (die Preußen hatten die franz. Grenze überschritten) willkommenen Anlaß gab. Zwar raffte sich die Nationalversammlung noch einmal wieder auf u. beschloß 30. Aug. dess. J. die Absetzung des Gemeinderaths; sie ließ sich jedoch gleich nachher wieder einschüchtern u. nahm diesen Beschluß 2. Septbr. zurück. An demselben Tage kam die Kunde von der Einnahme Verduns nach Paris, welche der Gemeinderath zu den berüchtigten Septembermetzeleien ausbeutete; von ihm gedungene Pöbelhaufen drangen in die Gefängnisse u. ermordeten ohne jedes Gericht u. Urtel gegen 7000 des Royalismus verdächtige Personen. Auch nachdem sich der Konvent konstituirt u. die Republik proklamirt hatte, spielte der Gemeinderath in dem bald darauf heftig entbrennenden Kampfe zwischen der Gironde u. der Bergpartei, in welchem er auf Seite der letzteren stand, eine wichtige Rolle. Es half den Girondisten nichts, daß sie Anfangs im Konvent die Mehrheit bildeten, die Jakobiner beherrschten durch die C. die Hauptstadt u. die Stimmung der Pariser Bevölkerung, die für die der Provinzen maßgebend war. Die wachsende Macht der Bergpartei führte Schritt für Schritt zur Hinrichtung Ludwig's XVI., zur Einsetzung des Revolutionstribunals, des Wohlfahrtsausschusses u. s. w. Zwar setzte die Gironde die Einleitung einer Untersuchung gegen die C. u. die Verhaftung Hébert's, der sich zum Hauptleiter derselben aufgeschwungen, durch; ein von den Jakobinern erregter Aufstand führte jedoch zur Freilassung Hébert's, zur Niederschlagung der Untersuchung u. in seinem weiteren Verlaufe zum Sturze der Girondisten. Auch mit der aus dem Wohlfahrtsausschusse hervorgegangenen, 10. Okt. 1793 vom Konvent proklamirten revolutionären Regierung, bestehend aus den radikalsten Mitgliedern der Bergpartei u. geleitet von Robespierre, ging die C. Hand in Hand. In den bald darauf im Schoße der Bergpartei ausbrechenden Parteikämpfen hielt die C. zu Robespierre, dessen Schreckensmaßregeln sie ausführen half u. in dessen Sturz auch sie verwickelt wurde. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 1794 rückten 5 Bataillone im Auftrage des Konvents vor das Stadthaus u. nahmen dort Robespierre u. die ihm anhängenden Mitglieder der C. — 72 an der Zahl — gefangen; sie wurden sämmtlich summarisch abgeurtheilt u. aufs Schaffot geschickt. (Das Nähere s. unter „Französische Revolution".)

Eben diesen Namen (C. de Paris) nahm die sozialistische Nebenregierung an, die gegen Ende des Deutsch-franz. Kriegs aus einem 18. März 1871 ausgebrochenen Aufstand hervorging u. in Kampf mit der rechtmäßigen Regierung der Republik trat, welche ihren Sitz in Versailles genommen hatte. Durch ihr willkürlich terroristisches Gebaren jener ersten C. ähnlich, unterschied sie sich von derselben durch ihren ausgesprochen sozialistischen Charakter u. durch das angebliche Anstreben einer Neugestaltung Frankreichs auf der Grundlage der Dezentralisation.

Bereits während der Belagerung von Paris durch die Deutschen hatten die Führer der Sozialistenpartei zweimal (31. Okt. 1870 u. 22. Jan. 1871) den Versuch gemacht, die Massen gegen die Regierung aufzuregen, die sie des Verraths beschuldigten, u. das Stadthaus in ihre Gewalt zu bringen; aber beide Male war dieser Versuch mißlungen. Erst die Kapitulation von Paris, welche die Regierung in ein gehässiges Licht setzte u. dem durch den Dienst in der Nationalgarde der Arbeit entwöhnten Volke nicht nur den Verlust des so bequem erworbenen Soldes, sondern auch das Wiederinkrafttreten der Mieth- u. Wechselforderungen in Aussicht stellte, brachte die Bewegung zum Durchbruch. Der Einzug der Deutschen in Paris (1. März) bot den Aufrührern einen günstigen Vorwand zur Errichtung von Barrikaden, die mit Geschützen armirt wurden; man gab vor, dies gelte dem Feinde. Das Zaudern der Regierung, der Anfangs ziemlich harmlos erscheinenden Bewegung gewaltsam zu begegnen, ermuthigte die Aufständischen, die sich aus den Nationalgarden der Arbeiterviertel Belleville, La Villette, Montmartre u. s. w. verstärkten, die regulären Truppen, wo sie deren in schwächerer Zahl antrafen, überfielen, gefangen nahmen u. zu sich herüberzogen, Munition u. Geschütze an sich rissen u. auf dem Montmartre ein verschanztes Lager errichteten. Von dort aus übernahm ein anonymes Centralcomité, an dessen Spitze offenbar der Demagoge Blanqui (s. d.) stand, die Leitung des Aufstandes; einer Aufforderung des damaligen Kommandanten von Paris, General Aurelles de Palladine, gegenüber erklärte das Comité, daß die Waffen nicht eher niedergelegt werden würden, als bis den Nationalgarden das Recht zugestanden sei, fortan ihre Befehlshaber selbst zu ernennen (16. März).

Nun erst schritt die Regierung ernsthaft ein. General Vinoy, der die Unterdrückung des Aufstandes übernahm, rückte in der Nacht vom 17. zum 18. März vor den Montmartre u. brachte denselben nach kurzem Kampfe in seine Gewalt. Schon am folgenden Morgen (18. März) gelang es jedoch den aus Belleville heranstürmenden Nationalgarden, die Regierungstruppen vom Montmartre zu vertreiben, die von jenen gefangen genommenen Kameraden zu befreien u. einen zweiten Angriff Vinoy's zurückzuschlagen. Aehnlich gingen einige fernere Anläufe der Regierungstruppen aus, in deren Reihen die Disziplin arg gelockert war u. von denen sich ein großer Theil mit den Insurgenten verbrüderte. Die Generale Thomas u. Lecomte, die sich in der Erfüllung ihrer Pflicht zu weit vorgewagt, wurden von ihren eigenen Truppen verlassen, von den sie umzingelnden Nationalgarden entwaffnet u. unter den heftigsten Wuthausbrüchen erschossen. Fast ohne Widerstand drangen andere Abtheilungen der Nationalgarde bis vor das Stadthaus, warfen die dort noch vorhandenen Behörden hinaus u. pflanzten die rothe Fahne (das Wahrzeichen der sozialen Republik) auf. Vinoy zog sich mit dem Rest seiner Armee hinter die Seine zurück u. nahm an der Brücke von Sèvres Stellung.

Während die aufständischen Truppen nach einander alle Forts in ihre Gewalt brachten, mit Ausnahme der östl. u. nordöstl., die in den Händen der Deutschen waren, u. des Mont-Valérien, den die Regierungstruppen festhielten, nahm das Centralcomité vom Stadthause Besitz, begann die Verwaltung in seinem Sinne zu reorganisiren, suchte in einem Manifest an die Nation die Bewegung zu rechtfertigen u. die Provinzen zum Anschlusse zu bewegen, schüchterte durch Gewaltmaßregeln die gegnerischen Stimmen, die sich in der Pariser Presse regten, ein u. schrieb für den 26. März die Wahlen zum Gemeinderath aus. An denselben nahmen, mit wenigen Ausnahmen, nur die Anhänger der C. theil (es wurden kaum 200,000 Stimmen abgegeben); kein Wunder, daß dies Ergebniß der Abstimmung den Wünschen des Centralcomités entsprach. Gewählt wurden außer Blanqui die Demagogen u. Journalisten Felix Pyat, Delescluze, Paschal Grousset, Assy, einer der Chefs der Internationalen Arbeiterassoziation, der Maler Courbet, Henri Rochefort, „der Laternenmann", u. der Dichter Victor Hugo (die jedoch beide bald zurück traten), außerdem eine Reihe dunkler Existenzen, deren Namen bis dahin nicht über die Klubs, in denen sie als Phrasenhelden geglänzt, hinausgedrungen waren. Eine der ersten Maßregeln der neuen Regierung war die Einsetzung eines Ausschusses zur Verfolgung Verdächtiger, der im Bunde mit

Raoul Rigault, dem Delegirten auf der Polizeipräfektur u. nachherigen Prokurator der C., mit den Freunden der alten Ordnung erbarmungslos aufräumte u. die Kerker mit Tausenden von Opfern füllte. Die Menge wurde durch den theilweisen Erlaß der während der Belagerung aufgelaufenen Miethschulden, durch weitere Stundung der Wechselschulden u. durch Fortbezahlung des Soldes an die Nationalgarden gewonnen. Die hierdurch u. durch die Fortsetzung des Kampfes verursachten Kosten wurden durch Zwangsanleihen bei der Pariser Bank gedeckt, die in kurzer Zeit um vier Millionen gebrandschatzt wurde. Die Kriegsleitung selbst nahm das neben dem Gemeinderath fortbestehende Centralcomité in die Hand; zu Oberbefehlshabern über die einzelnen Truppengattungen wurden Duval, Henri, Bergeret, später Cluseret ernannt. Die im Westen der Stadt aufgestellten Regierungstruppen sollten so rasch wie möglich angegriffen, zersprengt u. hierauf Versailles selbst, der Sitz der Regierung u. Nationalversammlung, durch einen Handstreich überrumpelt werden.

Am 2. April eröffneten die Pariser den Kampf, aber weder nach Westen noch nach Süden hatten ihre Vorstöße Erfolg. Dort zwang sie das Feuer des Valérien, hier die Schlagfertigkeit der ihnen entgegengesandten Marinetruppen zum Rückzug. Am heftigsten wogte der Kampf um Neuilly, einen wichtigen Punkt für den Durchbruch nach Westen, den die Pariser, trotz der immer wiederkehrenden Angriffe der Versailler, hartnäckig behaupteten. Inzwischen hatte die Regierungsarmee zahlreiche Verstärkungen herangezogen (nam. durch Zuzüge aus den Reihen der freigelassenen Gefangenen) u. begann unter Mac-Mahon, der in der zweiten Woche des April den Oberbefehl übernahm, planmäßiger gegen die Westseite der Stadt zu operiren. In dieser Richtung erwies sich bes. das Vorgehen der Artillerie gegen das Thor von Maillot als wirksam, während freilich die Angriffe auf die Südforts, unter deren Schutze die Truppen der C. häufig Ausfälle machten, nach wie vor wenig Erfolg hatten.

Vermittlungsversuche, die sowol von gemäßigten Elementen in Paris (der Kaufmannschaft u. s. w.) als von Versailles aus gemacht wurden, scheiterten an der Forderung der C., Paris solle mit dem Seinedepardement fortan ein für sich bestehendes, durch kein anderes Militär als die Nationalgarde geschütztes Gemeinwesen bilden. Die vereinzelten oppositionellen Stimmen, die sich Anfangs in Paris hatten vernehmen lassen, waren durch das terroristische Ueberwachungs- u. Verdächtigungssystem der C. längst zum Schweigen gebracht. In der Regierung selbst war, nach Ausscheidung der weniger fanatischen Mitglieder, die extreme Richtung völlig obenauf gekommen. Angesehene Persönlichkeiten, welche die Sache der C. nicht unterstützten, wie der greise Erzbischof Darboy u. A., wurden als Geiseln ins Gefängniß geworfen. Verhaftungen, Haussuchungen, Brandschatzungen waren an der Tagesordnung; die Kirchen- u. Klostergüter wurden konfiszirt. Verwilderte Pöbelhaufen zogen von den Arbeitervierteln aus in die Straßen der inneren Stadt u. drangen plündernd in die Paläste der Reichen; entmenschte Markt- u. Fischweiber, die berüchtigten „Damen der Halle“, spielten hierbei eine sehr thätige Rolle. Die Lücken, die der Kampf in die Reihen des Insurgentenheeres riß, wurden durch fortwährende Neubildungen von Reservebataillonen ausgefüllt; alle irgendwie waffenfähigen Mannschaften wurden, ohne viel Rücksicht auf Alter u. Körperkraft, zum Kriegsdienst gepreßt.

Diese Anspannung aller Kräfte that aber auch dringend noth, denn der Appell an die Provinzen war (mit Ausnahme einiger rasch gedämpften Aufstandsversuche in Lyon, Marseille, Toulouse) ohne Erfolg geblieben, so daß die C. keine Hülfe von außen mehr zu erwarten hatte. Schon war die Streitmacht Mac-Mahon's auf 120,000 Mann angewachsen u. engte die Vertheidigungslinie im Westen immer mehr ein. Hierher konzentrirten jetzt die Pariser ihre Kerntruppen, die durch Scheinangriffe festgehalten wurden, während Mac-Mahon, mit Benutzung der früher von den Deutschen angelegten Belagerungsarbeiten, einen Hauptangriff gegen die Südforts vorbereitete, infolge dessen es Anfang Mai gelang, das Fort Issy zum Schweigen zu bringen u. nach Vertreibung der Pariser, 9. Mai, zu besetzen. In der Stadt selbst wuchs, unter dem Eindruck dieser Mißerfolge, die Zwietracht. Cluseret, seit 2. April Chef der Kriegsverwaltung, wurde unter Beschuldigung des Verraths abgesetzt u. verhaftet; den Oberbefehl übernahm sein Stabschef Rossel, der dem tapferen poln. General Dombrowsky die Vertheidigung der Westseite von Paris übertrug. Diesem gelang es, trotz des schlechten Zustandes, in welchem er die ihm übergebenen Truppen fand, mit Hülfe einer eisernen Disziplin einige Erfolge davonzutragen. Desto schlechter gingen die Sachen in Süden. Dem Fall von Issy folgte der der Forts Vanves u. Montrouge. Der unter dem Schutze des Valérien operirenden Artillerie gelang es 20. Mai, Bresche in die Umwallung zu schießen, u. die Regierungstruppen drangen jetzt in geschlossener Linie durch eine Reihe früher hartnäckig vertheidigter, jetzt verlassener Punkte in die Stadt ein (22. Mai).

Ein Theil der Insurgenten hatte sich auf dem Montmartre verschanzt, der bereits am folgenden Tage genommen wurde. Zwischen den Siegern u. den fliehenden Resten des Insurgentenheeres entspann sich nun in den Straßen ein furchtbarer Verzweiflungskampf. Zwischen den Tuilerien u. dem Stadthause breitete sich ein Netz von Barrikaden aus, dessen Bewältigung nur mühsam vorschritt. Die Rückzugslinie der Aufständischen war durch schändliche Brandstiftungen (mittels Petroleumbomben) bezeichnet, denen außer zahlreichen Privathäusern an öffentlichen Bauten zum Opfer fielen: die Tuilerien, das Palais-Royal, das Stadthaus, die Bibliothek des Louvre, das Palais de Justice, die Paläste der Polizeipräfektur, des Rechnungshofs, des Staatsraths, der Ehrenlegion, das Théâtre lyrique, das Théâtre de la Porte St.-Martin, das Leihhaus, das Museum des Jardin des Plantes, das Entrepôt, mehrere der größten staatlichen u. städtischen Magazine u. eine Anzahl Kirchen u. Klöster (nachdem bereits in den vorhergehenden Wochen die Napoleonsäule, das Haus Thiers', die Sühnkapelle Ludwig's XVI. u. a. Bauten zerstört worden waren). Gleichzeitig wurden in La Roquette, wohin sich die C. zuletzt zurückgezogen hatte, die dort untergebrachten Geiseln in der grausamsten Weise niedergemetzelt. Diesen Schändlichkeiten folgte jedoch die Vergeltung auf dem Fuße. Am 28. u. 29. Mai wurden (unter Ladmirault u. Douai) die letzten Reste der Insurgenten auf den Buttes Chaumont u. in Vincennes umzingelt u. theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Unter den während dieser Kämpfe Gefallenen od. Erschossenen befanden sich von Häuptern der C. Dombrowski, Cluseret, Rigault. Andere wurden gefangen gesetzt, um später dem Kriegsgericht überliefert zu werden. Die sich der Strafe durch die Flucht zu entziehen gesucht hatten, wurden fast sämmtlich durch strenge Haussuchungen aus ihrem Versteck hervorgezogen. Nach Tausenden zählte die Schar Derer, die in den folgenden Wochen, als der aktiven Theilnahme am Aufstande u. an den Schreckensthaten der C. verdächtig, verhaftet wurden. Die Sitzungen der Kriegsgerichte zu Versailles begannen 7. August. Von namhafteren Vertretern der C. erschienen vor den Schranken: Assi, Courbet, Ferrat, Grousset, Lullier (Blanqui u. Pyat waren entflohen, die meisten übrigen Häupter — auch Delescluze — während des Kampfes gefallen). Die Haltung der Angeklagten war meist eine klägliche; nur Wenige hatten den Muth, sich zu den ihnen schuld gegebenen Handlungen zu bekennen, am wenigsten zu den Brandstiftungen u. zur Erschießung der Geiseln, für welche Niemand die Verantwortung übernehmen wollte. Das Zeugenverhör u. eine Anzahl schriftlicher Urkunden reichten jedoch hin, die Schuldigen zu überführen, die theils zum Tode, theils zu mehr od. minder strenger u. langer Haft od. zur Deportation verurtheilt wurden. Vgl. die Art. „Frankreich, Geschichte“, „Paris“, „Cluseret“, „Courbet“, „Delescluze“ u. s. w. — Literatur: Sempronius, „Histoire de la C. de Paris“ (1871), u. Beaumont-Vassy, „Histoire authentique de la C. de Paris“ (1871).

Communeros, ein polit. Geheimbund in Spanien, der sich um 1820 aus Mitgliedern des Freimaurerordens bildete u. durch Reste des span. Zweigs der Carbonari (s. d.) verstärkte. Diese Gesellschaft strebte, über die Tendenzen der ital. Carbonari hinausgreifend, die Errichtung der Republik auf der Grundlage der Volkssouveränetät an; sie stieg in wenigen Jahren auf 50,000—70,000 Mitglieder u. verfügte über reiche Geldmittel. Der Hauptsitz des streng gegliederten Bundes war Madrid. Die Hauptversammlungen hießen „Festungen“, die kleineren Zusammenkünfte „Forts“ od. „Schanzen“. Nach der Restauration wurde der Bund aufgelöst, wirkte jedoch noch längere Zeit insgeheim fort.

Communi, mundartlich Commeun, heißen die sogen. kimbrischen Gemeinden, welche sich in den Vicentinischen u. Veroneser Alpen in zwei Gruppen od. Kolonien (die eine aus 7, die andere aus 13 Gemeinden bestehend) als germanische Sprachinseln inmitten italienischer Bevölkerung erhalten haben. Unter der aus Hirten, Holzfällern u. dgl. bestehenden Ansiedlern wird ein dem Alemannischen u. Bayerisch-Tirolischen am nächsten stehender Dialekt gesprochen, welcher sonderbarerweise im Allgemeinen den Charakter des Oberdeutschen im 12. u. 13. Jahrh. bewahrt hat, sich aber noch bes. durch eine Fülle althochdeutscher Wörter u. Formen auszeichnet. — Die Sette Communi bei Vicenza, deren Vorort Sleghe (italienisch Asiago, lateinisch Axiliacum) ist u. etwa 5000 E. zählt, haben ihre Volksthümlichkeit besser als die Tredeci Communi bei Verona bewahrt, bei welchen Letzteren fast nur noch Lokalnamen die Anwesenheit deutscher Elemente verrathen. Daß die deutschen Bergkolonisten an Zahl u. Kriegstüchtigkeit bedeutend waren, beweist der Umstand, daß im Jahre 1621 allein die 7 Commeun den Venezianern 8000 Bewaffnete anboten, wie denn die Republik Venedig nicht nur die Gemeinden stets mit Wohlwollen behandelte, sondern sogar ihr Deutschthum beförderte. Der eigentliche Verfall des letztern fällt der habsburgischen Staats-

kunst zur Last, welche sich nicht einmal in dem benachbarten Wälsch-Tirol die ebenfalls dort in bedeutendem Umfange vorhandenen altdeutschen Ansiedlungen zu erhalten bemüht hat. — Die Herleitung der Communi von den Resten der durch Marius im Jahre 101 v. Chr. besiegten Kimbern ruht auf schwachen Füßen; eine neuere Theorie sucht in den C. die Nachkommen von hohenstaufischen Heerestrümmern, die bei den Römerzügen hier zurückgeblieben. Jedenfalls wird die Abgelegenheit der C., die Einfachheit u. Bildungslosigkeit ihrer Bewohner diese letzten Ueberbleibsel des Deutschthums in jener Gegend, wenn auch nicht in der Sprache, so doch in Sage u. Sitte noch längere Zeit vor völliger Romanisirung schützen.

Commynes (spr. Kommihn), Philippe de la Clide de, geb. in Comines um 1445, stammte aus einer reichen u. ursprünglich bürgerlichen Familie Flanderns, die im Dienste der Herzoge von Burgund zu hohem Adel u. ehrenvollen Staatsämtern gekommen war; er selber hatte den Herzog Philipp den Guten zum Taufpathen u. erhielt schon als Jüngling eine Anstellung am Hofe Karl's des Kühnen. Trotzdem hielt er sich an das burgundische Haus nicht gefesselt, sondern lieh sehr bald verführerischen Lockungen, die ihm von franz. Seite zukamen, sein Ohr. Die erste Gelegenheit zu einer Anknüpfung zwischen C. u. Ludwig XI. ergab sich 1468, als diesen Karl der Kühne im Schlosse zu Peronne gefangen genommen hatte. Damals besänftigte C. den maßlosen Grimm seines Herrn u. trug überhaupt Vieles zur Rettung des Königs bei, mit dem er sich drei Jahre später auf einer im Auftrage Karl's des Kühnen unternommenen Reise zu politischen Zwecken in nähere Beziehung setzte. Da sich Ludwig XI. sogleich dankbar bewies, indem er ihm eine jährliche Pension von 6000 Livres bewilligte, so entfloh C. in der Nacht vom 7. zum 8. Aug. 1472 aus den Landen des Herzogs Karl u. begab sich nach Frankreich, um fortan bis zum Ende seines Lebens der franz. Sache zu dienen. Während Karl alle Güter u. Rechte C.'s sofort konfiszirte, verheirathete ihn Ludwig XI. mit einer reichen Erbin u. überhäufte ihn mit Ehren, Aemtern u. Gütern. Infolge davon gewann C. eine so hervorragende Stellung unter dem franz. Adel, daß er sein einziges Kind, eine Tochter, mit Louis de Brosses, Comte de Penthièvre, einem Verwandten der Bourbonen, vermählen konnte, wodurch in gerader Vererbung auf Enkel u. Urenkel das Blut der C. auf die Throne Savoyens u. Spaniens, Neapels u. Frankreichs kam. Ludwig XI. gebrauchte das große staatsmännische Talent C.'s nam. zu wichtigen Unterhandlungen, die dieser auch ganz in des listigen Königs Sinne, z. B. 1478 in Florenz, führte. In seinen letzten Lebensjahren wollte Ludwig sogar fast nur C. um sich sehen, ja, dieser mußte mit ihm in einem Bette schlafen u. ihn wie ein Kammerdiener warten u. pflegen. Unter Karl VIII. scheint C. während dessen Minderjährigkeit die liberalen Regungen jener Zeit unterstützt zu haben, bis er als Theilnehmer einer Verschwörung zu Gunsten des Herzogs Ludwig v. Orleans gegen die Regentschaft Anna's v. Beaujeu, der Schwester Karl's, vor Gericht gestellt u. verurtheilt wurde. Acht Monate lang mußte er zu Loches in einem eisernen Käfig schmachten; dann verwies man ihn (1488) auf eines seiner Güter u. nahm ihm einen Theil seines Vermögens wieder ab. Indessen gelang es seiner ungemeinen Geschicklichkeit, nach einigen Jahren die Gunst der Regierung wieder zu gewinnen, u. als Karl VIII. seinen verwegenen Kriegszug gegen Neapel unternahm, erhielt C. den überaus wichtigen Gesandtschaftsposten in Venedig, wo er sich die größten Verdienste um Frankreich erwarb. Daher behauptete er sich auch bis zum Tode Karl's VIII. in hohem Ansehen u. behielt seine Autorität auch unter Ludwig XII. (s. d.). Er starb 18. Okt. 1511 auf seinem Schlosse zu Argenton. Trotz seiner Achtung vor ständischen Rechten hat C. unter Ludwig XI. doch die absolutistische Willkürherrschaft des franz. Königthums begründen helfen, u. dadurch ist sein Wirken für die Gestaltung Frankreichs in den Hauptrichtungen des staatlichen Lebens überaus wichtig geworden. Seine, die franz. Geschichte unter Ludwig XI. u. Karl VIII. enthaltenden „Memoiren" (Paris, 1524 u. 1528), welche Kaiser Karl V. zu seiner Lieblingslektüre machte, u. von denen die Herzogin Anna Maria von Württemberg sagte, sie seien „ein Buch, daß kein Fürst sein sollte, der's nit auswendig studirt hätte", haben bis zur Mitte unseres Jahrhunderts 54 Auflagen erlebt u. sind vielfach übersetzt worden.

Como, lombardische Provinz zwischen dem Ostende des Comersees u. dem Langensee, am Südabhange der Alpen, ausgezeichnet durch große Naturschönheit, Fruchtbarkeit u. lebhafte Industrie. Lecco, Como u. Varese sind die Hauptstädte der drei Bezirke dieser Provinz, welche 454,651 Einw. auf $51\frac{1}{2}$ □M. zählt. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt am westl. Arm des Comersee (20,614 E.) in anmuthiger Gegend, umgeben von Gärten u. Landhäusern. Der von 1396—1521 ganz aus Marmor erbaute Dom wird unter die schönsten kirchlichen Bauwerke Norditaliens gerechnet; die ältesten Kirchen der Stadt sind S. Fedele aus dem 10. Jahrh. u. die Basilika S. Abbondio aus dem 11. Jahrh. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden macht das 1215 vollendete Rathhaus (Broletto) durch den Wechsel verschiedener Marmorarten einen eigenthümlichen Eindruck. Gewerbfleiß (Seidenweberei, Garnspinnerei, Tuchfabriken 2c.) u. Handel machen die Stadt lebhaft; schon als röm. Kolonie (comuno) war C. ein wichtiger Stapelplatz für den Handel. C. ist der Geburtsort des berühmten römischen Schriftstellers Plinius des Jüngeren u. des großen Physikers Volta.

Nr. 2043. Como am Comersee.

Der Comersee (Lago di Como) hat eine Länge von $6\frac{1}{2}$ M. u. ist zwischen Menaggio u. Varenna $\frac{1}{2}$ M. breit. Bei Bellaggio theilt er sich in zwei Arme, an deren östl. Lecco, an deren westl. C. liegt. Die bei Colico einfließende Adda verläßt ihn bei Lecco, der Comersee gilt für den schönsten der oberitalischen Seen. Seine grünblauen Fluten dämmen mattenreiche Berge ein, welche im nördlichen Theile bis zu 2500 m. ansteigen. An ihrem Fuße liegen zierliche Städte, deren weiße Häuser weithin über den See glänzen, Burgen, uralte Kirchen u., versteckt in den tiefdunklen Gebüschen von Magnolien, Lorber u. Myrten, Landhäuser lombardischer Edelleute, geschmückt mit den herrlichsten Erzeugnissen der bildenden Künste. Der reizendste Punkt an dem Seegestade ist Bellaggio mit einem entzückenden Blick über den größten Theil des Sees; in der nächsten Umgebung dieses Ortes liegen die durch ihre Gärten u. Kunstschätze berühmten Landhäuser Villa Carlotta u. Villa Melzi. Der Comersee ist reich an trefflichen Fischen; seine Bewohner ernähren sich vorzugsweise durch Seidenzucht u. Seidenweberei.

Comocladia, Pflanzengattung der Terpenthingewächse aus dem heißen Südamerika, mit einigen Nutzpflanzen, von denen C. Brasiliastrum in Ostindien u. Guayna das sog. Jamaikaholz (dem Fernambuk ähnlich u. rothbraun) liefert.

comodamente od. **comodetto** (ital. „bequem"), musik. Bezeichnung, die den Vortrag eines Stückes in mäßig bewegtem Tempo andeutet.

Comoren, vier gebirgige, von Korallenbänken umgebene Inseln am Nordeingange des Kanales von Mosambik, sind zusammen etwa 50 □M. groß u. bergen gegen 50,000 Bewohner. Reiche, üppige Vegetation bedeckt die Flächen u. Bergabhänge, auf denen Kokos- u. Arekapalmen, vortreffliches Schiffsbauholz, der Mango, Bananen, Orangen u. Citronen, Ananas, Baumwolle, wilder Indigo u. Zuckerrohr, Mais u. Reis von vorzüglicher Güte, Bataten u. Yams herrlich gedeihen. Die Viehzucht erstreckt sich bes. auf Ziegen, die Jagd auf Schildkröten. Das Klima soll für Europäer nicht gesund sein. Die Ureinwohner der Inseln sind wol Malegassen gewesen, denen jetzt noch die niedere Klasse der Bevölkerung ähnelt; die höhere Klasse derselben aber besteht aus Mischlingen von Negern u. Arabern, welch letztere bereits im 12. Jahrh. von Zanzibar aus einwanderten. Die Sprache ist ein Gemisch, entstanden aus dem Arabischen u. der Sprache der Suaheli; als herrschende Religion muß der Islam angesehen werden, dem jedoch der Fetischdienst keineswegs völlig gewichen ist. Die Leute sind ehrlich, höflich, gastfrei u. trotz riesiger Gestalt doch ohne kriegerischen Muth, leben in ärmlichen Hütten, in denen auffallend viel Moschus verbraucht wird, u. fertigen treffliche Leinwand, Waffen, Juwelier- u. Schmiedearbeiten. Die drei größeren Inseln (Njazija [Groß-Komoro] mit bis 2300 m. hohen Bergen, einem thätigen Vulkan u. wilderen Bewohnern, das außerordentlich fruchtbare Ndjuana [Johanna] mit Bergen bis zu 1900 m. Höhe u. mit leicht zugänglicher Küste u. das kleine Mohil od. Moheli mit klippenreichem Strande u. trefflichem Vieh) werden von selbständigen Sultanen regiert, während die südöstlichste, das 6 □M. große Mayotte, seit 1843 den Franzosen gehört, welche von ihr aus die ihnen gehörigen kleinen Inseln an der Nordwestküste von Madagaskar verwalten. Mayotte hatte vor mehreren Jahren bereits 11 große Zuckerfabriken, u. der auf ihr liegende Hafenort Dsaudsi gewinnt mehr u. mehr Bedeutung für den Handel.

Compagnie (spr. Kongpanih), bedeutet die kleinste selbständige Abtheilung bei der Infanterie, sowol für den inneren Dienst, die Ausbildung der Mannschaften u. die Handhabung der Disziplin wie für die Führung im Gefecht (wie die Escadron bei der Kavallerie, die Batterie bei der Artillerie). Sie steht unter ihrem Compagniechef od. Hauptmann, welcher von 3 bis 4 Leutnants unterstützt wird. Zu den Vorgesetzten innerhalb der C. gehört eine gewisse Zahl von Unteroffizieren (15—20), von denen einzelne — wie der Feldwebel, Kapitän d'armes, Fourier — besondere Aemter versehen, die anderen nur mit der Beaufsichtigung der Mannschaften in Korporalschaften zu thun haben. Die C. leitet ihren Ursprung von den Fähnlein der Landsknechte her, aus denen sich auch noch manche Einrichtungen u. Namen (Hauptmann, Feldweibel, Fouriere, Gemeine) bis in unsere Zeit erhalten haben. Die Fähnlein waren bedeutend stärker als unsere heutigen C.; sie zählten 4—500 Mann. Der gegenwärtige Kriegsetat einer C. im deutschen Reichsheer beträgt: 5 Offiziere (1 Hauptmann, 1 Premierleutnant, 3 Sekondeleutnants), 20 Unteroffiziere, 4 Spielleute, 226 Gefreite u. Gemeine. Die Zahl der C.n in einem Bataillon ist in verschiedenen Armeen verschieden. In Deutschland hat das Bataillon 4 C.n, in Oesterreich u. Italien jetzt ebenso, in Rußland 5 (die Schützenbataillone 4), in Frankreich 6. — In dem preußischen Regiment Garde du Corps werden noch die Escadrons in je zwei C.n getheilt (hier also in anderer Bedeutung als oben). — Die im Jahre 1445 unter Karl VII. in Frankreich errichteten Ordonnanz-C.n waren eine stehende Reitertruppe u. werden als der Ursprung der stehenden Heere angesehen.

Compagniekolonne ist die Gefechtsformation für eine im Gefechte selbständig auftretende Compagnie in 3 zweigliedrigen Zügen mit je 6 Schritt Abstand hinter einander. Die Verwendung der Compagnien als selbständige taktische Körper im Gefechte gehört erst der neueren Zeit an. Noch bis zu den Napoleonischen Kriegen war das Bataillon die kleinste taktische Einheit. Erst mit der zunehmenden Bedeutung der zerstreuten Fechtart (Schützengefecht), sowie der Gefechte um Oertlichkeiten wurde eine größere Gliederung des Bataillons erforderlich. Das Gefecht in C. wurde bes. in Preußen ausgebildet, u. die preußische Infanterie verdankte 1866 dieser Fechtweise nicht weniger als dem Zündnadelgewehr ihre Erfolge über die österreichische Armee.

Compagnon (franz., spr. Kongpanjong), Theilnehmer an einem Geschäft. Gewöhnlich wird ein schriftlicher Kontrakt abgeschlossen, in welchem die Höhe des Einschusses jedes der Theilnehmer, die Art der Vertheilung des Gewinns od. Verlustes, die Rechte u. Verbindlichkeiten der Mitglieder, die Dauer der Verbindung u. die Modalitäten ihrer Auflösung festgesetzt sind. (Näheres über C. u. Compagniegeschäft s. unter „Handelsgesellschaft".)

Compensationspendel, s. „Pendel".

Compiègne (franz., spr. Kongpiänj'), Hauptstadt eines Arrond. im franz. Dep. Oise, am Einfluß der Aisne in die Oise, 84 km. nördl. von Paris, mit etwa 12,200 Einw., ist bes. bekannt wegen des prachtvollen, aus den Zeiten Ludwig's des Heiligen herstammenden, von Ludwig XIV. u. XV. in neuerem Stil aufgeführten u. von Napoleon I. restaurirten Schlosses mit einem großartigen, an den berühmten Wald von C. stoßenden Parke. Von Napoleon III. im Herbste gewöhnlich als Landresidenz benutzt, war es häufig der Schauplatz glänzender Jagdfeste. Aber auch geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an C. Hier tagten viele Reichsversammlungen u. Konzile; bei der Belagerung durch die Engländer (1430) gerieth Johanna von Orleans in deren Hände; 1861 kamen der König von Preußen u. der damalige Kaiser Napoleon III. daselbst zusammen, u. in dem Deutsch-franz. Kriege von 1870—71 war C. seiner Lage wegen ein wichtiger Etappenplatz zwischen dem Nordwesten Frankreichs u. Deutschland. General v. Manteuffel, zum Oberbefehlshaber der Okkupationstruppen in Frankreich ernannt, wählte es deshalb im Juli 1871 zu seinem Hauptquartier.

Complaisance (franz., spr. Kongpläsangs), Artigkeit, Zuvorkommenheit, Gefälligkeit.

Compositen, s. „Kompositen".

Comptant (franz., spr. Kongtang), Baarzahlung, bedeutet eine Zahlung, die in baarem Gelde, nicht in Waaren od. Wechseln geleistet wird, od. auch eine Zahlung, die sogleich nach Ueberlieferung der gekauften Waaren zu geschehen hat.

Comte (spr. Kongt), Isidore Auguste Marie François Xavier, franz. Mathematiker u. Philosoph, geb. zu Montpellier 19. Jan. 1798, ward 1814—16 auf der Polytechn. Schule in Paris gebildet. Nachdem er journalistisch thätig gewesen, hielt er Vorlesungen über Mathematik u. verwandte Gegenstände; 1832 wurde er Repetent an dem genannten Institute u. 1837 Examinator der neu aufzunehmenden Schüler, verlor aber 1849 beide Stellen u. bewarb sich auch vergeblich um den Lehrstuhl der Analysis u. Mechanik an der Universität. Infolge dessen ward er gezwungen, seitdem von den Unterstützungen seiner Schüler u. dem Ertrage seiner Vorlesungen zu leben, durfte aber auch diese seit 1851 nicht mehr halten u. starb zu Paris 5. Sept. 1857. Sein ganzes Leben widmete dieser selbständige u. in einzelnen Richtungen sogar originelle Denker unter großen Entbehrungen u. Kämpfen der Ausbildung seines Systems einer „positiven" Philosophie, das gegenwärtig eine nicht unbedeutende Anhängerschaft hat. Seine Schriften sind nam. auch in England u. Amerika bekannt u. geachtet u. entsprechen in der That in hohem Grade der Zeitrichtung. Der deutschen Philosophie gegenüber, wie sich dieselbe durch Kant gestaltet hat, muß jedoch der Positivismus C.'s als ein Verzicht auf tiefere Grundlegungen erscheinen. Er schrieb: „Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société" (Par. 1822; neue Aufl. u. d. Titel: „Système de philosophie positive", ebd. 1824); „Cours de philosophie positive" (1828); Traité de géometrie analytique" (1839) u. a.

Comte, Pierre Charles, ein bedeutender franz. Historienmaler, der sich vorzugsweise im Fache des geschichtlichen Sittenbildes bewegt. Geb. 1815 zu Lyon, wurde er ein Schüler Robert-Fleury's u. trat in seiner vollen Meisterschaft zuerst 1855 mit dem Gemälde „Heinrich III. u. der Herzog von Guise" (jetzt im Luxembourg) auf, das, in den Gestalten trefflich charakterisirt, von höchst sorgfältiger Ausführung u. reizendem Kolorit ist. Als fernere Arbeiten dieser Art sind zu nennen: „Karl IX., von seiner Mutter zum Beschluß der Pariser Bluthochzeit angetrieben" u. „Jane Grey vor dem Tribunal der Bischöfe". Harmloseren Inhalts sind die historischen Genrebilder „Besuch Franz' I. u. der Herzogin von Estampes im Atelier Benvenuto Cellini's", „Heinrich III. mit seiner Schwester Margarethe bei den Affen u. Papageien" u. a. aus dem Privatleben Richelieu's, Ludwig's XI. u. Karl's V., in

denen die betreffenden Personen höchst wirkungsvoll charakterisirt sind. Ebenso vollendet ist sein zuerst 1864 ausgestelltes historisches Bild „Leonore von Este, die ihren Sohn Heinrich von Guise schwören läßt, seinen Vater zu rächen" (Museum zu Lyon).

Comte (frz., spr. Kongt), vom lat. comes, „der Begleiter" (nämlich eines Prokonsuls od. eines Kaisers), nach Karl d. Gr. in der fränkischen Monarchie der Befehlshaber einer Stadt, eines Bezirks od. einer Provinz, Statthalter u. Verwalter einzelner Landestheile im Namen des Regenten, ist jetzt der Adelstitel 4. Klasse u. gleichbedeutend mit dem deutschen „Graf", sowie Comtesse (spr. Kongteß') mit dem deutschen „Gräfin" u. „Grafentochter". In Deutschland macht man zwischen Gräfin u. Grafentochter insofern noch einen Unterschied, daß man die Frau eines Grafen „Gräfin" u. die Tochter desselben Comtesse zu nennen pflegt.

con (lat., ital., span., port.), d. i. mit, zusammen. Im Lateinischen kommt c. nur als Vorsilbe in Zusammensetzungen (u. zwar je nach dem Anfangsbuchstaben des folgenden Wortes in den Formen co, col, com, con u. cor) vor u. verstärkt oft nur die Bedeutung des Grundworts. Mit con gebildet sind die gebräuchlichen ital. Phrasen: con amore, mit Liebe; con gusto, mit Geschmack, mit Vergnügen.

Nr. 2044 Schloß zu Compiègne.

Coenaculum (lat.), das Speisezimmer eines Klosters. Bei den alten Römern bezeichnete C. ebenfalls ein Speisezimmer; außerdem jedoch noch den oberen Theil des röm. Wohnhauses, das über dem Erdgeschoß befindliche Stockwerk, wo gewöhnlich die Speisezimmer waren, u. dann noch das oberste Stockwerk jener Gebäude, die aus mehreren Stockwerken bestanden u. nicht in der Nähe der Straße lagen.

Concan, ein schmaler Küstenstrich in Ostindien zwischen dem Meere u. den West-Ghats von Sawuntwarree bis zum Daman, welcher reich an Mineralquellen ist.

Concepcion, Provinz des Dep. Tarija der Republik Bolivia mit 21,400 Einw. Die Hauptstadt gleichen Namens ist ein unbedeutender Ort, dessen Einwohner sich mit Weinbau beschäftigen.

Concepcion, Provinz der Republik Chile, umfaßt das Territorium zwischen der Südsee u. der Argentinischen Republik, welches im N. durch den R. Itata u. im S. von der Provinz Arauco begrenzt wird. Der Flächeninhalt beträgt nach neuerer Berechnung 265 deutsche □M. Die Küstengebiete enthalten gute Häfen; die Bai von C. gehört zu den besten des Landes. Der R. Bio-Bio, der größte Fluß Chile's, durchströmt die Provinz. Das Klima ist angenehm u. der Bodenkultur günstig; die mittlere Jahrestemperatur beträgt über 10° C. Eigenthümlich ist der Provinz der Reichthum an Kohlen u. die Frucht der Araucaria imbricata. Die Wälder sind infolge unverständiger Behandlung bedeutend gelichtet, die Höhen des Gebirges beinahe schon kahl. Die Zahl der Bevölkerung ist über 132,000. Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau; großen Aufschwung hat der Weinbau genommen, auch wird viel Apfelwein bereitet. — **C.**, eines der sechs Dep. der Provinz, zählt über 20,000 Einw. — La **C.**, Hauptstadt der Provinz, nahe an der Mündung des Bio-Bio, gegründet 1550 von Valdivia auf der Ostseite der Bai von C. an dem Hafen von Penco; durch die Araucarier sowie durch Erdbeben öfter zerstört, entstand sie neu 1764 an ihrem jetzigen Orte, aber auch hier litt sie sehr durch das Erdbeben von 1835. Die Stadt, die Eindruck des Verfalls macht, zählt 10,000 Einwohner. Sitz eines Bischofs u. des Oberappellationsgerichts.

Concepcion, Dep. der Republik Paraguay, umfaßt das Territorium zwischen den Flüssen Ypané u. Apa mit 31,500 Einw. Der Hauptort des Dep. Villa Real de la C., am R. Paraguay, ist 1773 gegründet, wurde durch den Handel mit Yerba wohlhabend, hatte aber viel durch die Einfälle der Indianer zu leiden u. erholte sich erst unter Francia wieder.

Concepcion, Vorgebirge an der Westküste des Meerbusens von Californien. C. de la Vega Real, Stadt auf Haiti, auf der Halbinsel Samana, 5000 E. — Nostra Señora de C. de Piritu, Hauptmission der Franziskaner in der Prov. Cumana der Rep. Venezuela mit 40 Missionsorten u. über 12,000 bekehrten Indianern. — Forte de la C., Fort auf der Grenze gegen Portugal in der Prov. Salamanca am Turones.

Concepcion de Apolobamba, Hauptort der Provinz Caupolican des Depart. Beni der Republik Bolivia, ursprünglich eine Mission der Franziskaner, liegt an dem nördl. Abfalle der Binnencordillere u. am R. de Santa Rosa. Die Bewohner bauen Coca u. Kakao.

Concepcion del Uruguay, La, Hauptstadt der Prov. Entre Rios der Argentinischen Republik (früherer Name Arroyo de la China); gegründet 1778 an einem Arm des Rio Uruguay u. 1846 durch die Verwaltung des Generals Urquiza verschönert u. erweitert. Einwohnerzahl 5000. Handelsverkehr nicht unbedeutend.

Concepcion del Rio Cuarto, Stadt in der Provinz Córdova der Argentinischen Republik, am Flusse Curato u. an der Hauptstraße von Buenos-Aires nach Mendoza gelegen. An den Seiten nach den Pampas ist der Ort von dicken Erdwällen mit Schießscharten zur Vertheidigung gegen die Indianer umgeben. Einwohnerzahl 2700.

Concepcion de Puno, Hauptstadt des Depart. Puno der Republik Peru, an einem westl. seichten Busen des Titicacasees, mit 6000 E., von denen $^{9}/_{10}$ Indianer sind. Nachdem der Betrieb der Silberminen aufgehört hat, besteht der Haupterwerb in Landwirthschaft u. Waarentransport.

Concepcion, Villa de la, Stadt in dem mexikan. Depart. Chihuahua, in der Tarumarensprache Papigóchie, d. h. Schnepfenstadt, liegt an dem Bergstrome C., im fruchtbarsten Theile des Landes, der wegen

seiner Aepfel berühmt ist. Die Einw. sind meist Indianer. Ihre Bedeutung hat die Stadt den Silberbergwerken von Jesus Maria zu danken, die eine kleine Tagereise von ihr entfernt sind. — C. od. Caron de Ledt i Calderon, eine Stadt in der Provinz Esmeraldas der Republik Ecuador, liegt am Einfluß des R. Bogota in den R. Santiago; die Einwohner, meist Mulatten u. Neger, beschäftigen sich mit Goldwaschen.

concepi (lat., d. h. ich habe es verfaßt) ist die am Schlusse einer von einem Advokaten gefertigten Schrift beigefügte Bemerkung, daß der betreffende Advokat Verfasser der Eingabe sei od., wenn sie von seinem Vertreter abgefaßt worden, für dieselbe einstehe. Es soll dadurch den Winkelschriftstellern (s. d.) vorgebeugt werden.

Conceptio immaculata, unbefleckte Empfängniß, s. u. „Maria".

Conception-Bai, ein Meerbusen an der Nordküste der nordamerikan. Insel Neufundland, der seinen Namen 1561 von dem portugies. Seefahrer Corteral erhalten hat. Denselben Namen führt ein Distrikt der genannten Insel, dessen Hauptort Harbour Grace ist.

Concetti (ital., spr. Kontschetti) sind sinnreiche rhetorische u. poetische Variationen (Wendungen u. Einkleidungen) eines als Thema zu Grunde gelegten Gedankens od. Ausspruchs, mit epigrammatischer Spitze. Der Witz wird in diesen C.s freilich oft zur Witzelei. Unsere modernen Witzblätter enthalten häufig derartige Stücke.

Concha, s. „Conchylien".

Concha (span., spr. Konscha), Don Manuel Gutierrez de la, span. General, geb. 25. April 1808 zu Cordoba del Tucuman im ehemaligen Vizekönigthum von Buenos-Aires. Nach dem Tode seines im Kampfe gegen die Aufständischen am La Plata gefallenen Vaters nach Spanien zurückgekehrt, trat er 1820 als Kadet in die Guardias españoles ein, avancirte zum Leutnant u. kämpfte nach Ausbruch des Bürgerkrieges mit Tapferkeit u. Glück gegen die Karlisten. Die Wiedereinnahme von Urnieta sowie mehrere andere glückliche Unternehmungen beförderten sein Avancement, so daß er bereits 1839 zum Brigadier u. 1840 zum Feldmarschall ernannt wurde. Als eifriger Moderado u. Christino war er der umsichtige Beschützer der Königin Maria Christina auf ihrer Reise nach Barcelona, nahm nach Beendigung des Bürgerkrieges, 7. Okt. 1840, thätigen Antheil an dem Militäraufstande gegen die Regentschaft Espartero's u. mußte infolge dessen nach Florenz flüchten. Von der Provisorischen Regierung zum Chefgeneral von Andalusien berufen, vertrieb er Espartero, dämpfte 1845 als Generalkapitän von Catalonien den Aufstand in dieser Provinz, belagerte im März 1847 als Generalkapitän von Altcastilien Oporto, brachte die Portugiesische Frage für die Königin Maria zum unblutigen Ende u. wurde zum span. Granden erster Klasse mit dem Titel Marquis del Duero ernannt. Strategische Umsicht u. Geistesgegenwart, gepaart mit Unerschrockenheit, u. seine versöhnliche Politik erwarben ihm allseitige Zuneigung. Im Septbr. 1868 ward er von Isabella II. an die Spitze des Ministerraths gestellt, um den gegen sie heranziehenden Sturm zu beschwichtigen. C. rieth der Königin, sich in eigener Person, aber ohne Begleitung ihres allgemein verhaßten Günstlings Marfori, dem Volke zu zeigen, trat aber, als Isabella mit Entrüstung diesen Rath verwarf, von seiner Stelle zurück, nachdem er zuvor dem Kommandanten von Madrid die Weisung gegeben hatte, die Revolution ihren Gang gehen zu lassen.

Conchagua, Bai, Dorf u. Vulkan an der Südküste des Staates San Salvador in Centralamerika.

Conchoide, Muschellinie, ist eine krumme Linie, die man wie folgt zeichnen kann: 1 u. 2 sind zwei Lineale, beide, wie angegeben, mit je einer Rinne versehen, in der sich ein Stift bewegen kann. Das Lineal 1 liegt fest u. dient dem Stifte B, welcher an dem Lineale 2 befestigt ist, zur Führung; das Lineal 2 dagegen ist beweglich u. läßt sich um den Stift A, der in die Unterlage eingeschlagen ist, verschieben. Bei dieser Verschiebung beschreiben die beiden Zeichenstifte, welche rechts u. links, u. zwar beide gleich weit, von B angebracht sind, die beiden Zweige der C., deren einer über dem festen Liniale 1, deren anderer darunter liegt. Je nach dem die Entfernung des Punktes A von dem festen Lineale kleiner, eben so groß od. größer ist als die Entfernung der Schreibstifte von dem Stifte B, entsteht eine C. mit einer Schleife, Spitze, od. eine abgeflachte Linie. Diese krumme Linie ist zuerst von Nikomedes, der im 2. Jahrh. v. Chr. gelebt haben mag, erdacht worden, um das Problem zu lösen, wie zwischen zwei gegebenen Linien zwei stetige Proportionalen zu finden seien, u. auch um einen Winkel in drei gleiche Theile theilen zu können. Die C. ist weiter gebraucht worden von Newton zur geometrischen Auflösung der Gleichungen vom 3. u. 4. Grade u. außerdem noch zu Rauminhaltsberechnungen.

Nr. 2045 Conchoide.

Conchucos, Prov. des Dep. Ancachs der Republik Peru, die sich über das Hochland zwischen den beiden Hauptcordilleren, die Binnencordillere u. den Ostabfall der letzteren erstreckt. Die Einwohner (etwa 60,000 an der Zahl) treiben Ackerbau u. Viehzucht, gewinnen durch Bergbau Silber u. durch Wäscherei Gold.

Conchylien (franz. coquillages), die meist kalkigen, selten hornigen Gehäuse, welche den Körper der meisten Weichthiere (Mollusken) decken u. von dessen Mantel, der den Körper des Weichthieres umhüllenden Hautfalte, abgesondert werden, sind einschalige, meist gewundene (Schneckenhäuser, cochleae od. cochlides, franz. limaçons) od. zweischalige (Muscheln, conchae, franz. conques); erstere finden sich bei den meisten Bauchfüßern (Gastropoden) od. Schnecken, u. in ähnlicher Weise auch bei gewissen Kopffüßern (Cephalopoden), von denen wir nur das zarte, gerippte Gehäuse des Papiernautilus (Argonauta Argo, Taf. XLIX. Nr. 16) anführen, letztere bei den Muschelthieren (Lamellibranchiern od. Zweischalern, Bivalven) u. bei den Armfüßern (Brachiopoden); wie aber der Ausdruck C. für Schneckenhäuser u. Muscheln gilt, werden von Laien oft auch Schneckenhäuser Muscheln genannt. Nur wenige C. sind endlich vielschalige, d. h. aus mehr als zwei Stücken gebildet, so das aus einer Reihe querer Rückenplatten zusammengesetzte Gehäus der Käferschnecke (Chiton, Taf. XLIX. Nr. 26), die Gehäuse der Bohrmuscheln (Pholas); man faßte sie früher als Vielschaler (Multivalven) zusammen u. stellte auch, unbekümmert um den Bewohner des Gehäuses, gewisse Crustaceen, die Rankenfüßer od. Cirripeden, wie z. B. die sog. Entenmuscheln, hieher. Der Formenreichthum, von welchem die Zusammenstellung der beiden Tafeln eine Andeutung giebt, die Farbenschönheit vieler, zumal mariner Gehäuse, u. die Leichtigkeit, dieselben zu konserviren, hat die C. von jeher zu Lieblingen der Naturalien- u. Raritätensammler gemacht u. auch die Herstellung kostbarer Kupferwerke veranlaßt, wie des vom Pastor Chemnitz in Kopenhagen fortgesetzten u. allmählig zu elf Bänden (mit 430 Tafeln) anwachsenden „Systematischen Conchylienkabinets" von F. H. W. Martini aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. (das von Küster unter Mitwirkung von Philippi, Pfeiffer u. A. neu herausgegeben wird, seit 1837 etwa 1300 Tafeln), dem Werke, wie das von Lister aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. u. der berühmte „Thesaurus" des Seba (1761), vorausgingen, u. andere, wie Sowerby's „Thesaurus Conchiliorum" mit 120 Tafeln (1842—55), u. Chenu's „Illustrations conchyliologiques" (1843—58) mit über 500 kolor. Tafeln, folgten. Indem wir für das Spezielle über Entwicklung, Bau, Leben 2c. der C. auf die Artikel „Schnecken" u. „Muscheln" verweisen, sei nur noch bemerkt, daß die Eintheilung der Mollusken nach dem Gehäuse in nackte u. beschalte (Testacea) u. letzterer in ein-, zwei- u. vielschalige eine ganz einseitige u. unwissenschaftliche ist, begründet durch ein totales Verkennen des Werthes der Merkmale. Neben diesen Schalen sind hauptsächlich die Bewohner derselben, die Thiere selbst, zu beachten, worauf mit Recht Otto Friedrich Müller, der berühmte Däne des vorigen Jahrhunderts, aufmerksam machte, Andere, wie Poli, delle Chiaje, Cuvier, mehr u. mehr dem Studium der innern Organe zuführend, so daß aus der bloßen Conchyliologie od. Testaceologie, d. i. Schalenkunde, eine Malakozoologie, d. i. Weichthierkunde, geworden ist. Trotz alledem aber ist nicht zu verkennen, daß die Gehäuse nicht unwichtige Merkmale zur Unterscheidung der Gattungen u. Arten bieten, u. nam. insofern bieten müssen, weil wir von vielen Seeconchylien das Thier noch nicht kennen, u. bei fossilen Weichthierresten die Schale od. deren Abdruck das einzig Erhaltene ist. Betrachten wir deshalb an der Hand der Tafeln XLVIII. u. XLIX. die C. etwas näher.

Nr. 1. Die gestrahlte Sonnenmuschel. (Tellina radiata Lin.)

Nr. 2. Die gerippte Herzmuschel. (Cardium costatum L.)

Nr. 3. Venus verrucosa Lin.

Nr. 4. Die schuppige Dreispaltmuschel. (Tridacna squamosa Lamk., von außen.)

Nr. 5. Klappermuschel. (Spondyles avicularis Lamk.)

Nr. 6. Gemeine Hammermuschel. (Malleus vulgaris Lamk.)

Nr. 7. Teichmuschel. (Anodonta cygnea L.)

Nr. 8. Der kaiserliche Spondylus. (Spondylus imperialis Chenu.)

Nr. 9. Schotenförmige Messerscheide. (Solen siliqua Lin.)

Nr. 10. Anodonta ensiformis Spix.

Nr. 11. Der amerikanische Spondylus. (Spondylus americanus Lamk.)

Nr. 12. Die Siebmuschel. (Aspergillum vaginiferum Lamk.)

Nr. 13. Pecten opercularis Lin.

Nr. 14. Tellina virgata Lin.

Nr. 15. Cytherea geographica Chemnitz.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Nr 16. Schale des Papier-Nautilus. (Argonauta Argo Lin.)

Nr 17 Helix aspersa Müll.

Nr. 18. Harpa ventricosa Lamk.

Nr. 19 Die hornbraune Tellerschnecke. (Planorbis corneus Lin.)

Nr 20. Die große Schlammschnecke. (Limnaeus stagnalis Müll.)

Nr. 21. Die Purpurschnecke. (Purpura patula Lin.)

Nr 22. Mißbildung der Helix aspersa Müll.

Nr 23 Purpurschnecke. (Purpura consul Lmk.)

Nr. 24. Harpa imperialis Lamk.

Nr 25. Die Papstkrone (Mitra papalis Lamk.)

Nr 26. Chiton magnificus Desh.

Nr. 27. Casis Madagascariensis Lmk.

Nr. 28. Buccinum senticosum Lin.

Nr. 29. Die Perspektivschnecke. (Solarium perspectivum Lin.)

Nr. 30. Die Thurmschraube (Turritella sanguinea Reeve)

Nr. 31. Strombus gallus Lin.

Nr. 32. Strombus Gigas Lin.

Nr. 33. Das Tritonshorn.

Nr. 34. Porzellanschnecke. (Cypraea Scottii Brod. [erwachsen].)

Nr. 35. Cassis Zebra Lamk.

Nr. 36. Porzellanschnecke (Cypraea Scottii Brod. [im jugendlichen Alter].)

Namentlich die Schneckenhäuser (Taf. XLIX.) zeigen zahlreiche Gestaltsverschiedenheiten. Sie sind entweder symmetrisch, so die mehr od. weniger napfförmigen Formen, z. B. Patella, u. die aus mehreren Theilen zusammengesetzten, wie Chiton (Nr. 26), od. sie sind gewunden. Wie die als Mißbildung vorkommende Auflösung der geschlossenen Windung zeigt (Nr. 22), kann im Grunde auch die gewundene Schale als eine symmetrische angesehen werden. Die meisten Schneckenhäuser sind rechts gewunden, nur wenige (z. B. Clausilia) links, die Spirale hat eine mathematische Form u. wurde von Moseley als logarithmische Spirale, von Naumann aber als eine Abart dieser erkannt u. Conchospirale (d. i. Schneckenspirale) genannt. Als Ganzes betrachtet sind diese Schalen, je nach dem Grade der Erhebung des Gewindes u. bes. nach der Bildung der letzten Windung, bald mehr od. weniger kuglig (wie Nr. 17), od. oval (Nr. 21, 28 u. 34), od. sind thurmförmig (Nr. 30) ausgezogen, od. anderseits, mehr od. weniger scheibenförmig, niedergedrückt (Nr. 19 u. 29). Man unterscheidet an ihnen die „Spitze", von wo aus ihre Bildung erfolgte, u. am anderen Ende des „Gewindes" die „Mündung". Die „Windungen", deren Zahl mit dem Alter zunimmt, sind um eine solide od. hohle, u. dann als „Nabel" erkennbare (Nr. 29) Kalksäule, die „Spindel", gelegt, an welcher sich der Spindelmuskel heftet, als einzige Stelle, wo die Schnecke mit ihrem Hause verwachsen ist, während das ganze übrige Haus nur durch die Berührung des lebenden Thieres vor dem Verwittern bewahrt bleibt. Die letzte Windung ist gewöhnlich vom übrigen Gewinde abweichend gebildet, durchschnittlich aber größer (z. B. Nr. 18, 27 u. 35), bei Cypraea, wo dann die Schale „eingewickelt" heißt, das Gewinde verdeckend (Nr. 36 u. 34). Die „Mündung" od. Apertur der Schale, d. i. der Hohlraum im vordern Theil der letzten Windung ist bald kreisförmig (Nr. 19, 22 u. 30), eiförmig (Nr. 20), dreieckig (Nr. 29), bald schmal (Nr. 25, 27 u. 35), bald erweitert (Nr. 21), zeigt oft einen Ausschnitt od. Kanal zum Austritt der Athemröhre (so z. B. Nr. 23, 27 u. 35, bes. bei Nr. 32, wo das Thier mit abgebildet ist), u. läßt an ihrem Rande, dem „Mundsaum" od. Peristom, eine Außen- u. eine Innenlippe unterscheiden; erstere ist umgeschlagen (Nr. 27 u. 35) od. eingerollt (Nr. 23) od. geflügelt (Nr. 31 u. 32) od. gewulstet (Nr. 27 u. 35); letztere glatt (Nr. 23) od. gezähnt (Nr. 27) od. gefaltet (Nr. 25). Die Hauptbildungsstelle der Schale, über die wir erst seit Reaumur's Beobachtungen (1709) Aufschlüsse haben, ist der Rand des Mantels, sie wird da von der Epithelschicht abgesondert u. ihrer oft nur in geringer Menge vorhandenen, bei Strombur Gigas z. B. nur $0{,}8\ \%$ betragenden organischen Substanz (Conchiolin Fremy's) kohlensaurer Kalk beigemengt, der halbkrystallinisch u. in bestimmt gelagerten Blättchen erstarrt. Durch Ausziehen des Kalkes mit Säure kann man stets die organisirte Grundlage als häutiges Gerüste zurückbleiben sehen. Die oberste Schalenschicht bleibt kalkfrei u. stellt ein durchsichtiges Häutchen (Epidermis) dar, unter u. zum Theil in welchem die Farben der Schale liegen. Diese werden durch Drüschen abgesondert, welche in bestimmter Vertheilung am Mantelrande liegen u. oft in regelmäßiger Unterbrechung thätig sind, woraus sich die Streifungen u. Fleckenreihen der Schneckenhäuser erklären (Nr. 17, 25, 30 u. 35). Hat der Mantelrand Höcker u. Hervorstülpungen (Srtombus) od. fingerartige Vorragungen (Pteroceras), so bilden sich auch auf der Schale solche; am jeweiligen Rande entstanden, rücken sie später auf die Fläche, u. so entstehen jene Rippen (Nr. 18 u. 24), Höcker (Nr. 21 u. 23) u. s. w. der Schalenoberfläche, die man als deren Skulptur zusammenfaßt. Erwähnt sei noch bezüglich der Struktur, daß man nach Beschaffenheit der organischen Grundlage mit Carpenter zellige u. häutige Struktur, wie mit Hatchett porzellanartige u. perlmutterartige unterscheidet, u. daß, während bei den Schnecken meist die Schale porzellanartig ist, u. nur wenige, wie das Seeohr (Haliotis), beide Strukturen, die perlmutterartige innen, vereint zeigen, bei den Muscheln beide Strukturen meist zusammen vorkommen, die porzellanartige außen, die perlmutterartige innen. Bei vielen Schnecken wird durch einen von der Rückenseite des Fußes getragenen Deckel die Mündung geschlossen, sobald sich das Thier ins Haus zurückzieht; statt dieses bleibenden Deckels haben manche einen periodisch sich bildenden Winterdeckel, der die ins Haus zurückgezogene Schnecke während ihres Winterschlafes schützt; den Clausilien endlich dient ein eigenthümliches Schalenstückchen (Schließknöchelchen) zum Schluß der Schale. (Weiteres s. u. „Schnecken".) Cephalopodenschalen, wie das Gehäuse des Nautilus, sind mehrkammerig. Bei den Muscheln (Tafel XLVIII.), für deren Bildungsweise u. Struktur das Gesagte gilt, unterscheidet man eine durch die Richtung des vorgestreckten Thierkörpers bestimmte (vergl. Nr. 3 u. 15, wo man die linke Seite sieht, unten u. hinten die Siphonen ausgestreckt, unten u. vorn den Fuß), rechte u. linke (bei den ihnen ähnlichen Brachiopodenschalen aber eine obere u. eine untere) Schalenklappe, die bei manchen (z. B. Nr. 5) ungleich gebildet sind; am oberen Rande jeder Klappe sehen wir einen Buckel, den „Wirbel" od. „Scheitel", von wo aus sie an Wachsthum zunimmt („Zuwachsstreifen", z. B. Nr. 7 u. 10), u. wo beide durch ein elastisches „Band" vereinigt sind, dessen Zusammenziehung die Klappen öffnet, während die der Schalenmuskeln die Klappen schließt. Die leere Schale zeigt auf ihrer Innenwand die Eindrücke, wo diese Muskeln angeheftet waren (Nr. 1), meist zwei (Dimyarier), nur bei wenigen, z. B. der Auster, Hammermuschel u. s. w., blos einer („Monomyarier"). Innerhalb des Oberrandes der Klappen greifen Zähnchen u. Grübchen von beiden Seiten wechselseitig in einander, bes. fest bei Spondylur; sie bilden das „Schloß". Die Gestalt der Schalenklappe ist gewöhnlich eiförmig, bei manchen dreieckig (Nr. 14), linealisch (Nr. 9), herzförmig (Nr. 2 u. 13), selten sind so abweichende Bildungen, wie sie die Hammermuschel (Nr. 6) zeigt. Wie bei den Schneckenhäusern ist die Oberfläche keineswegs aller glatt: sie trägt, abgesehen von der sich stückweis ablösenden Epidermis (Nr. 7, 9 u. 10) Längsrippen (Nr. 2 u. 13), od. Querrippen (Nr. 3), auch Reihen von Schuppen (Nr. 4) od. Dornen (Nr. 5, 8 u. 11). Erwähnt sei schließlich von abweichenden Formen die Siebmuschel (Nr. 12), eine der Röhrenbildenden. Bei ihr schließt sich ans Hinterende der Schale eine Kalkröhre, deren Vorderende (auf der Figur unten) durchlöchert, deren hinteres offen ist; von der Schale selbst, die in der Röhre festgewachsen ist, sehen wir blos unten am Vorderende der Röhre ein paar Buckelchen.

Conciergerie (franz., spr. Kongsiärsch'ri), Gefängniß (von concierge (spr. Kongsiärsch, d. i. Pförtner, Wächter, Gefängnißwärter), nam. das große Staatsgefängniß in Paris, in welchem Kriminalverbrecher untergebracht werden. Zur Zeit der franz. Revolution wurden hier meist die Schlachtopfer derselben vor der Hinrichtung gefangen gehalten, u. A. auch die unglückliche Königin Marie Antoinette, deren Gemach seitdem in eine Kapelle umgewandelt worden ist. Jetzt ist die C. Sitz des obersten Kriminalgerichtshofes; nur ein Theil des in seinem Innern völlig veränderten Baues dient noch seiner früheren Bestimmung.

Concilium (lat.), Zusammenkunft, Versammlung, die sich zu irgend einer Berathung u. Beschlußfassung zusammenfindet, bes. aber eine Versammlung von Geistlichen höheren u. höchsten Ranges, s. „Konzil".

concinn (vom lat. concinnus, d. i. zierlich, abgerundet) ist eine stilistische Darstellung dann, wenn sie Kürze u. Gedrungenheit mit Glätte u. Abrundung verbindet; daher **Concinnität,** s. v. w. Gedrungenheit, Rundung, Geschlossenheit.

Conclave (lat., eigentlich „Zimmer") war ursprünglich nur die Bezeichnung des Gemachs, in welchem die röm. Kardinale den Papst wählen, u. wurde später Bezeichnung der Versammlung der Kardinale zum Zweck der Papstwahl. Nachdem in alter Zeit der Papst von den gesammten Geistlichen Roms unter Betheiligung der städtischen Behörden gewählt worden war, übertrug zuerst Papst Stephan III. 769 nur den Kardinalen in Rom die Papstwahl. Doch bedurfte der neugewählte Papst noch immer der landesherrlichen Bestätigung. Nikolaus II. gab 1059 ein neues Papstwahlgesetz, ohne indeß den Einfluß der Kaiser u. des Volkes ganz beseitigen zu können; erst 1179 wurde auf einem Konzil in Rom beschlossen, daß der von zwei Dritteln der Kardinale Gewählte, ohne Rücksicht auf irgend welchen Einspruch, rechtmäßiger Papst sei. Doch müssen die Kardinale in Person wählen, u. zwar in der Regel einen aus ihrer Mitte. Diese Bestimmungen gelten noch jetzt. Das C. versammelt sich zehn Tage nach dem Tode des Papstes im Vatikan (doch hat die Wahl auch schon anderwärts stattgefunden), wobei die einzelnen Kardinale nur von genau bestimmten Personen (Conclavisten) zur Bedienung ꝛc. begleitet sein dürfen. Am Abend des Tages, an dem die Kardinale ihre Zellen im C. bezogen haben, müssen alle Fremden dasselbe verlassen; alle Zugänge werden vermauert bis auf einen, u. dieser ist streng bewacht. Die Speisen werden nach einer Bestimmung von 1274 durch das Fenster gereicht; kommt nach drei Tagen keine Wahl zu Stande, so wird Mittags u. Abends nur ein Gericht gereicht; nach weiteren fünf Tagen wird die Kost noch mehr beschränkt. Die Abstimmung selbst geschieht in verschlossenen Wahlzetteln nach genau vorgeschriebenen Förmlichkeiten. Kommt bei der ersten Wahl keine Majorität von zwei Dritteln zu Stande, so wird die Abstimmung nach Verbrennung der ersten Zettel wiederholt, wobei die Zahl der Stimmen, die ein Kandidat im ersten Wahlgang erhalten, mit den neu hinzutretenden zusammengezählt wird (der sog. Acceß). So lange kein Resultat erzielt ist, muß täglich zweimal eine Abstimmung stattfinden. Zur Giltigkeit der Wahl bedarf es nur der Annahme von Seiten des Gewählten. Uebrigens verlautet aus der allerjüngsten Zeit, daß Pius IX. diesen Wahlmodus dahin abgeändert habe, daß sein Nachfolger sogleich nach seinem Tode („in Gegenwart des Leichnams") gewählt werden solle.

Das Zustimmungsrecht, welches sich Frankreich u. Oesterreich früher gewahrt hatten, ist fast niemals zur Geltung gebracht worden.

Concordia (astron.) ist der 58. in der Reihenfolge der Asteroiden od. der kleinen (zwischen Mars u. Jupiter kreisenden) Planeten genannt worden, den der Asteroidenforscher Karl Robert Luther (Direktor der Sternwarte „Charlottenruhe" zu Bilk bei Düsseldorf) 24. März 1860 aufgefunden hat; seine Elemente sind von Oppolzer berechnet worden.

Concordia, Name mehrerer Schriften, betreffend kirchliche Lehrsätze.

Concordia, die Göttin der Eintracht bei den Römern, bes. in Bezug auf das Verhältniß der Bürger unter einander. Ihr wurden zu verschiedenen Malen nach bedenklichen politischen Gährungen Heiligthümer erbaut, zuerst von Camillus nach der Licinischen Gesetzgebung unter dem Kapitol. Während der Monarchie wurde C. als Hüterin der Eintracht im kaiserlichen Hause verehrt.

Concordia res parvae crescunt (lat.). „Durch Eintracht werden kleine Dinge groß", ein zum geflügelten Wort gewordener Satz des röm. Geschichtschreibers Sallust, entsprechend dem deutschen „Einigkeit macht stark".

Concordienformel, s. „Konkordienformel".

Condamine (spr. Kongdamihn), Charles Marie de la, franz. Reisender u. Geograph, geb. 28. Jan. 1701, bereiste die Levante u. die afrikan. Küste u. nahm 1736—39 an der Gradmessung in Peru theil, welche überzeugende Beweise für die Abplattung der Erde an den Polen lieferte. C. gab zuerst Nachricht über den Chinabaum (Cinchona Condaminea *Humb.*) u. über die Mutterpflanze des Gummi-elasticum, u. gehörte zu den eifrigsten Vorkämpfern der Kuhpockenimpfung. Er starb zu Paris 4. Febr. 1774. Er veröffentlichte: „Relation abrégée d'un voyage dans l'Amérique méridionale" (1745) u. „Journal du voyage fait à l'équateur" (1751—52).

Condaminea, Pflanzengattung der Rubiaceen, Gruppe der Hedyotideen, nahe verwandt mit den Cinchonaceen, benannt nach C. M. de la Condamine (s. d.). Man fand in Südamerika 3 Arten, die man aber mit Unrecht als Ersatzmittel der Chinabäume gerühmt hat, nämlich C. corymbosa, macrophylla u. tinctoria.

Condé (spr. Kongdeh), Festung dritter Klasse, nach dem Vauban'schen System gebaut, im Arr. Valenciennes des franz. Dep. du Nord, an der belg. Grenze, am Einfluß der Hesne in die Schelde, in einer sumpfigen Gegend gelegen. Durch Heirath kam C. 1487 in den Besitz von Franz von Bourbon, dessen Enkel Ludwig das Haus C. stiftete. Im Nymweger Frieden 1678 fiel die Festung an Frankreich, dem sie 1793 von den Oesterreichern unter dem Prinzen von Württemberg entrissen wurde, um im nächsten Jahre zu den Franzosen zurückzukehren. — Die franz. Prinzen C. führen von ihr den Namen.

Condé (spr. Kongdeh), ein altberühmtes, nach der Stadt Condé (s. d.) benanntes franz. Geschlecht, das durch die Vermählung der Johanna v. C. mit Jakob I. von Bourbon, Grafen de la Marche, im J. 1335 mit dem Hause Bourbon (s. d.) in nahe Verwandtschaft trat. Der Stifter des neueren fürstl. Hauses C. ward der Sohn Karl's von Bourbon, Herzogs v. Vendôme, u. Bruder des Königs Anton von Navarra, Ludwig I. v. Bourbon, Prinz v. C., geb. zu Vendôme 7. Mai 1530. Infolge der Entdeckung einer von ihm geleiteten, gegen die Guisen u. den König gerichteten Verschwörung entfloh er 1560 zu seinem Bruder nach Nérac, wo er neue Anschläge plante, ward aber nach einem mißlungenen Angriff auf Lyon in Orleans gefangen genommen u. zum Tode verurtheilt. Franz' II. Tod verhinderte die Ausführung des Urtheils; C. erhielt die Freiheit wieder, u. nun erklärte er sich 11. April 1562 offen für die Calvinisten u. begann den ersten förmlichen Religionskrieg, in welchem er nach verschiedenen Schicksalen 13. März 1569 im Treffen bei Jarnac verwundet, gefangen genommen u. während des Verbindens seiner Wunden von Montesquiou, dem Anführer der Schweizergarde, meuchlings erschossen wurde. — Sein ältester Sohn, Heinrich I., Prinz v. C., Herzog v. Enghien, geb. 9. Dez. 1552, ward mit dem Prinzen Heinrich v. Béarn, dem nachmaligen König Heinrich IV., gleichfalls Anführer der Hugenotten, entsagte zwar nach seiner Rettung während der Pariser Bluthochzeit dem Calvinismus, trat aber später wieder zu demselben über u. nahm den Religionskrieg von Neuem auf. Den Erfolg der siegreichen Schlachten bei Saintes (1586) u. bei Coutras (1587) beeinträchtigte er durch die Theilung des calvinistischen Heeres. Er starb, wie man sagt, an Gift, 5. März 1588. Sein nach seinem Tode 1. Sept. 1588 geborner Sohn, Heinrich II., Prinz v. C., Herzog v. Enghien, ward seit 1595 von seiner katholisch gewordenen Mutter, Kath. v. Tremouille, in demselben Glauben erzogen, heirathete 1609 auf Wunsch König Heinrich's IV. die schöne u. reiche Charlotte Margarethe v. Montmorency, für welche dieser selbst eine Leidenschaft hatte, floh aber mit ihr nach den Niederlanden u. kehrte erst nach des Königs Tode zurück. Da er es dann im Geheimen mit den Calvinisten hielt, ließ ihn Maria von Medici in die Bastille setzen; eine dreijährige Haft machte aus ihm einen heftigen Feind der Reformirten; er starb zu Paris 1646. — Sein zweiter Sohn, Armand, stiftete die Nebenlinie Conti (s. d.). Sein ältester Sohn u. Nachfolger, Ludwig II. v. Bourbon, Prinz v. C., genannt der große C., geb. zu Paris 8. Sept. 1621, erhielt nach seiner Verheirathung mit einer Nichte von Richelieu 1643 den Oberbefehl über das franz. Heer in den Niederlanden, schlug die Spanier 19. Mai 1643 bei Rocroi u. ging später zur Unterstützung Turenne's nach dem Elsaß, wo er im August 1644 über den bayer. General Mercy siegte; 1648 kehrte er nach den Niederlanden zurück, nahm Ypern ein u. schlug die Spanier abermals, 20. Aug. dess. Jahres, bei Lens. Im Vertrauen auf diese Siege im Felde u. gereizt durch seine Schwester, die Herzogin von Longueville, hätte er jetzt für die schwache Königin u. den unmündigen König gern selbst die Regierung Frankreichs in die Hand genommen. Er kehrte dahin zurück, schloß die Stadt Paris, aus der sich der Hof u. Mazarin (s. d.) heimlich entfernt hatten, ein u. erzwang zwar von der Fronde (s. d.) einen Vertrag, in welchem sie ihre Oppositionsstellung aufgab, stellte sich aber nun selbst an die Spitze der Großen, welche Mazarin stürzen wollten. Durch seinen Hochmuth verletzte er indeß die anderen Prinzen, u. Mazarin benutzte dies, um ihn, seinen Bruder Conti u. seinen Schwager Longueville 18. Juni 1650 verhaften zu lassen. Des Letzteren Gemahlin floh zu Turenne u. wußte diesen für ihre Plane derart zu gewinnen, daß sich derselbe sogar mit Erzherzog Leopold verband. Infolge dessen erhielt C. seine Freiheit wieder, benutzte aber diese, um eine neue Fronde zu bilden. Am 6. April 1652 besiegte er bei Bleneau die Truppen des Hofes, worauf er in Paris einrückte. Dort war man indeß der Leiden des Krieges müde geworden, u. auch Turenne hatte sich auf die Seite des Hofes gestellt. Als Letzterer heranzog, entwich daher C. nach der Champagne, wo er dann den Oberbefehl über die Spanier übernahm. Durch das Pariser Parlament als Vaterlandsverräther zum Tode verurtheilt sowie seiner Güter u. Würden beraubt, ward er 1658 durch den Frieden zwischen Frankreich u. Spanien in seine Rechte wieder eingesetzt; aber erst 1659 durfte er nach Paris zurückkehren. Seitdem diente er wieder im franz. Heere; 1668 nahm er die Franche-Comté in Beschlag; seit 1673 operirte er in den Niederlanden gegen die Spanier, u. nach Turenne's Tode (27. Juni 1675) ward er dessen Nachfolger im Oberbefehl des franz. Heeres in Deutschland. Krankheit zwang ihn jedoch bald, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte der hochgebildete, in sittlicher Beziehung aber nicht über seinen Zeitgenossen stehende Mann im Verkehr mit hervorragenden Künstlern u. Gelehrten auf seinem Landsitze Chantilly; er starb zu Fontainebleau 11. Dez. 1686.

Nr. 2046. Ludwig II. v. Bourbon, gen. der Große Condé (geb. 8. Sept. 1621, gest. 11. Dez. 1686).

Vgl. u. A. „Life of the great C." von Mahon (Lond. 1840) u. „Histoire du grande C." von Lemercier (Tours 1844) u. von Boivreuil (ebd. 1847). — Ihm sehr unähnlich war sein ältester Sohn, **Heinrich III. Julius**, Herzog v. Bourbon, Prinz v. C., geb. zu Paris 29. Juli 1643; einige Jahre nach des Vaters Tode, unter dem er in den Niederlanden gekämpft hatte, ward er geisteskrank u. starb zu Paris 1. April 1709. Nur ein Jahr überlebte diesen sein Sohn, **Ludwig III.**, Herzog v. Bourbon u. Enghien, Prinz v. C., geb. 1668; derselbe war vermählt mit einer natürlichen Tochter Ludwig's XIV., dem Fräulein von Nantes, u. hinterließ drei Söhne: 1. **Ludwig Heinrich**, Herzog v. Bourbon u. v. Enghien, der aber den Titel eines Prinzen von C. niemals führte; geb. zu Versailles 18. Aug. 1692, gest. 14. Juli 1742, machte sich dieser schon unter der Regentschaft des ihm ehr gewogenen Herzogs von Orleans durch seine Theilnahme an den Law'schen Finanzspekulationen ungemein verhaßt; dennoch machte ihn Ludwig XV. 1723 zu seinem ersten Minister; seine gänzliche Unfähigkeit für einen so wichtigen Posten machte es dem Kardinal Fleury leicht, seinen Sturz zu bewirken. 2. **Karl**, Graf v. Charolais, geb. 19. Juni 1700, der unter Prinz Eugen am Türkenkriege theilnahm u. 1760 starb. 3. **Ludwig**, Graf von Clermont, geb. 17. Juni 1709, gest. 16. Juni 1771, der im Siebenjährigen Kriege viel von seinem bis dahin auf den Schlachtfeldern erworbenen Ruhm verlor. — Ein Sohn des unter 1. Aufgeführten war **Ludwig Joseph**, Herzog v. Bourbon, Prinz v. C. Seit 1758 Generalleutnant, befehligte dieser im Siebenjährigen Kriege ein franz. Heer u. siegte 1762 bei Friedberg, verlor aber die hierdurch erworbene Gunst des Hofes u. Volkes durch sein Verhalten auf dem Gebiete der inneren Politik. Im J. 1787 protestirte er in der Notablenversammlung gegen die der Aristokratie u. dem Klerus zugemutheten Reformen, u. 1789 verließ er Frankreich, um die Revolution bekämpfen zu helfen. In Koblenz sammelte er ein Emigrantencorps, mit dem er seit 1792 an der Seite der Oesterreicher, Engländer u. Russen bis zum Frieden von Luneville ausgezeichnete Waffenthaten verrichtete. Nach Auflösung des Corps ging er 1800 nach England, wo er eine Pension von 100,000 Livres erhielt u. zurückgezogen lebte. Im J. 1814 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er von Ludwig XVIII. in seine früheren Würden wieder eingesetzt ward. Er starb zu Paris 13. Mai 1818. Er schrieb einen „Essai sur la vie du grand C." (Lond. 1806). — Der Letzte seines Hauses war des Vor. Sohn, **Ludwig Heinrich Joseph**, Herzog v. Bourbon, Prinz v. C., geb. 7. April 1756. Erst 14 J. alt, entführte er Luise Marie Therese v. Orleans (geb. 1750, gest. 1822) aus dem Kloster u. vermählte sich mit ihr. Indeß lebte er in dieser Ehe, aus welcher der Herzog von Enghien entsproß, nur bis 1780. Zwei Jahre darauf nahm er an der Belagerung von Gibraltar theil u. wurde während derselben Marschall. Im J. 1789 verließ er Frankreich mit seinem Vater, an dessen Seite er dann die Kämpfe des Emigrantencorps als einer der Tapfersten mitmachte, hielt sich nachher in England auf u. wurde 1815, nach seiner Rückkehr nach Frankreich, Oberbefehlshaber in den westlichen Departements. Später zog er sich auf sein Landgut Chantilly zurück, wo er seit 1817 in einem intimen Verhältniß mit einer Engländerin, Sophie Dawes (spätere Baronin Feuchères), lebte, die ihn zuletzt vollständig beherrschte. Seit der Pariser Julirevolution versank er in Schwermuth, u. 27. Aug. 1830 fand man ihn in seinem Schlafzimmer auf dem Schlosse St.-Leu erhängt. In seinem Testamente vom 30. August 1829 hatte er den Herzog v. Aumale, vierten Sohn Ludwig Philipp's, als seinen Pathen zum Haupterben eingesetzt, der von ihm bei Lebzeiten bereits reich beschenkten Baronin Feuchères aber 2 Mill. Frcs. vermacht. Infolge dessen fochten seine nächsten Seitenverwandten das Testament als ungiltig an, indem sie zugleich behaupteten, er sei das Opfer eines Mordes geworden. Sie verloren jedoch den Prozeß, u. der Pariser Gerichtshof erklärte Selbstmord für die Ursache des Todes. Vgl. „Appel à l'opinion publique sur la mort de Louis-Henri-Joseph de Bourbon" (Paris 1830) u. „Histoire complète du procès relatif à la mort et au testament du duc de Bourbon" (ebd. 1832).

Condillac (spr. Kongdilljak), **Etienne Bonnot de Mably**, franz. Philosoph, geb. zu Grenoble (Isère) 30. Sept. 1714, war Erzieher des Infanten von Parma, Neffen Ludwig's XV., u. starb in Zurückgezogenheit auf seinem Landgute Flur bei Baugency 3. Aug. 1780. C. war einer der ersten Anhänger des engl. Philosophen Locke u. bedeutendsten Vertreter des Sensualismus (s. d.). Er schrieb: „Essai sur l'origine des connaissances humaines" (Amsterd. 1746, 2 Bde.; deutsch von Hißmann, 1780); „Traité des systemes" (ebd. 1749, 2 Bde.); „Traité des sensations" (ebd. 1754, 2 Bde.); „Traité des animaux" (ebd. 1775); „Cours d'études" (Parma 1769—73, 13 Bde.); „Le commerce et le gouvernement considérés relat. l'un à l'autre" (Amsterd. u. Paris 1776); eine „Logique" (Par. 1781) u. eine „Langue des calculs" (1798). Seine „Oeuvres completes" wurden mehrmals aufgelegt (Par. 1798, 23 Bde.; 1803, 32 Bde., u. 1824, 16 Bde.).

Nr. 2047. Der Condor (Sarcorhamphus Gryphus).

Condor (Kondor od. Kuntur, span. condor, abgeleitet aus der Inkasprache von contuni, was einen guten Geruch haben bedeutet, lat. Sarcorhamphus Gryphus), der größte Geier, aus der Unterabtheilung der Kammgeier (Sarcorhamphus), von $1_{,25}$ m. Länge u. $2_{,66}$ m. Flügelweite, von schwarzem Gefieder mit weißer Halskrause, röthlichem Hals u. eben solchem Stirnkamm u. Kehllappen, von anderen Geiern durch letztere u. durch die durchbrochene Nasenscheidewand unterschieden, bewohnt die südamerikan. Hochgebirge, nährt sich vorzugsweise von Aas, greift aber auch lebende Thiere an, ohne indeß dem Menschen gefährlich zu werden, so viel auch von älteren Reisenden über ihn gefabelt wurde (Vogel Greif). Ausgerüstet mit großer Lebenszähigkeit u. gewaltiger Flugkraft, schwingt er sich von der Höhe der Gebirgskämme mit Leichtigkeit über 1000 m. empor, unter allen Vögeln der Erde am höchsten, indem Al. v. Humboldt ihn in einer Höhe schweben sah, welche, sechsmal höher als die Wolken, auf 15,000 m. geschätzt wurde, u. aus der er sich mit gleicher Leichtigkeit in wenigen Minuten bis zum Meeresspiegel herabzustürzen vermag.

Condorcet (spr. Kongdorßeh), **Marquis Marie Jean Antoine Nicolas Caritat von**, franz. Revolutionsmann u. Schriftsteller, geb. 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei St. Quentin, gab von 1762 an eine Reihe werthvoller mathematischer u. astronomischer Arbeiten heraus, die ihm die Pforten der Akademie öffneten (1769). Sofort nach dem Ausbruch der Revolution griff er als Redner u. Schriftsteller thätig in die Bewegung ein. Die Gesetzgebende Versammlung, in welcher er Paris vertrat, ernannte ihn im Febr. 1792 zu ihrem Präsidenten. Im Auftrage derselben verfaßte er 10. Aug. dess. Jahres die Adresse an die Franzosen u. an Europa über die Abschaffung der Königswürde. In der Nationalversammlung ging er in allen Hauptfragen mit den Girondisten, nach deren Sturz (31. Mai 1793) er sich eine Zeit lang verborgen halten, später aus Paris fliehen mußte. Auf der Flucht in einem

Wirthshause zu Clamart verhaftet, wurde er nach Bourg-la-Reine gebracht, wo man ihn 28. März 1794 todt in seiner Zelle fand; er mochte seinem Leben durch Gift ein Ende gemacht haben. Von seinen Schriften allgemeineren Inhalts ist seine „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“ (1793) von besonderem Interesse.

Condottieri, die Anführer geworbener Söldnerscharen in Italien während des 14. u. 15. Jahrh. Oft standen die C. verfeindeter Fürsten unter sich in geheimem Einverständniß u. lieferten einander unblutige Schlachten. Noch heute bezeichnet man mit diesem Namen Abenteurer, welche gegen Sold bald diesem, bald jenem Fürsten ihre Dienste anbieten.

Conducteur (franz., spr. Konduktör), ein Begleiter, Führer, Schaffner bei Postwagen u. Eisenbahnzügen; auch ein Sachverständiger, dem die Leitung eines Baues od. die Aufsicht bei der Ausführung einer Arbeit übertragen worden ist.

Conegliano, Giovanni Battista, s. „Cima“.

Conferven, s. „Konferven“.

Confetti (ital.), eigentl. jedes Zuckerwerk, vorzüglich aber überzuckerte Fruchtkerne, Mandeln, Nüsse u. dgl. Dieser bediente man sich früher als Wurfgeschosse, die man sich in den letzten Tagen des Karnevals zuzuwerfen pflegte; jetzt werden sie größtentheils durch kleine Gipskugeln ersetzt.

Conformers, Conformisten, sind diejenigen Mitglieder der Anglikanischen Kirche, welche den 39 Artikeln der Anglikanischen Kirche, die unter Elisabeth festgestellt, von einer Synode in London 1562 in London bestätigt, im Parlament unterzeichnet, zu einem Theile der Grundverfassung der Kirche erhoben wurden u. als solche jetzt noch gelten, ihre Beistimmung gaben. Nonconformisten od. Dissenters sind Diejenigen, die ihre Beistimmung versagten.

Nr. 2048. Dorf am Congoflusse.

Congo (Zaïre), der größte Fluß der Westhälfte Südafrika's, entspringt als „Loke“ an den östl. Abhängen des Massambagebirges, in der Nähe der Quellen des in den Kanal von Mosambik strömenden Luabo, fließt auf seinem etwa 320 M. langen Laufe erst nach O., dann nach N. (Kassabi), sodann nach NW. (Kassaï) u. strömt endlich mit südwestl. Richtung (Engaddi) dem Meere zu, in welches er südl. von Cabinda, etwa unter dem 6. Grade südl. Br., mündet. In seinem oberen Laufe fließt er zwischen hohen, schön bewaldeten Felsufern; der mittlere Theil (der Kassaï) ist noch so gut wie unbekannt; als Engaddi endlich durchbricht er mit vielen Katarakten den der Küste parallel laufenden Gebirgszug, bildet dann durch Theilung in Arme zahlreiche Inseln u. führt an seiner wol 2 M. breiten Mündung dem Meere außerordentliche Wassermassen zu, die sich eine tiefe Thalrinne im Meeresgrunde ausgewaschen haben u. bis 3 M. weit von der Küste sich durch ihre röthliche Farbe von dem Meerwasser unterscheiden lassen. Die bedeutendsten der zahlreichen Nebenflüsse sind: auf der linken Seite der 110 M. lange, bei der Einmündung 150 m. breite Quango (Coango), der auf der Westseite des Mossambagebirges in der Nähe der Coanzaquellen entspringt u. von Manchen als der eigentliche Quellenfluß des Congo betrachtet wird, wiewol er dem Kassaï an Größe weit nachsteht —, auf der rechten wahrscheinlich der Zaïre, welcher aus der Gegend des Aequators herkommen u. in den Engaddi einströmen soll; der Lauf dieses Nebenflusses ist zwar den Europäern noch völlig unbekannt geblieben, doch läßt die Thatsache, daß der C. im Anfange des April, also ganz am Ende der Regenzeit anschwillt, auf eine Hauptquelle schließen, die weit nördlicher als die bekannten Quellen der Congozuflüsse liegt.

Congo, eine zu Niederguinea gehörige Küstenlandschaft des südwestl. Afrika, erstreckt sich nach N. bis an das rechte Ufer des Zaïreflusses (Congo) u. grenzt daselbst an Loango, während sie im S. durch den Bengofluß von Angola u. im O. durch das Matambagebirge von dem Gebiete der Giaghi geschieden wird; sie hat somit eine ungefähre Ausdehnung von 50 M. von N. nach S., u. von 70 M. von O. nach W. u. umfaßt gegen 4200 □M. mit 2 Millionen Einwohnern. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar u. das Land auf weite Strecken hin mit manneshohem Grase bedeckt; einige Gebiete, bes. die Gegend von Bamba, bergen reiche Lager von Kupfer- u. Eisenerzen. Die Küstenniederungen, vornehmlich die gegen die Mündung des C. hin sind höchst ungesund, das Klima des Hochlandes im Inneren ist dagegen vortrefflich. Die Bewohner sind wenig begabt u. von Natur gutmüthig, offenherzig, gastfrei u. friedliebend; doch hat die Berührung mit den Portugiesen auch bei ihnen vielfach Entartung hervorgerufen. Die Wohnungen bestehen aus Rohr- u. Strohhütten, welche den Versammlungsplatz umgeben, in dessen Mitte ein heiliger Baum steht; in der Nähe der Congomündung stehen die Häuser, die der Ueberschwemmungen wegen auf hölzernen Gerüsten ruhen. Die im Bau u. in der Leitung der Schiffe sehr geschickten Bewohner des Congodeltas gehören dem Kabendastamme an, bilden eine Art von aristokratischer Republik u. sind den südlicher wohnenden, unter dem Könige von C. stehenden Mussarongo feindlich gesinnt. Die herrschende Religion ist der Fetischdienst; die gewöhnliche Beschäftigung der Männer ist Jagd, Fischfang u. Handel, der Ackerbau liegt den Frauen u. Sklaven ob. — Das Land wurde 1485 von dem Portugiesen Diego Cam entdeckt u. war in kurzer Zeit zum Christenthum bekehrt; mit dem Einfalle der Dschaghas um die Mitte des 17. Jahrhunderts begannen jedoch Bürgerkriege, welche den Einfluß der Portugiesen beseitigten, das Christenthum ausrotteten u. das früher mächtige Reich schwächten u. zerstückelten. — Nennenswerthe Orte sind: Banza, gewöhnlich C. genannt, das San Salvadore der Portugiesen, auf einer Anhöhe am Lelundo herrlich gelegen, die Hauptstadt des Königreiches; Ambriz, an der Mündung des Loze 1855 errichtet, mit lebhaftem Handel u. Palmöl, Elfenbein, Wachs, Kopal &c.; im nördl. Theile Punta da Lenha u. Embomma am Norduser des C., große Sklavenmärkte, von denen aus jährlich 20,000 Sklaven ausgeführt werden sollen.

Congreve (spr. Kongriew), William, engl. Dramendichter, geb. 1670 in Bardsay-Grange (Yorkshire), studirte die Rechte, wandte sich später ganz der Dichtkunst zu u. starb zu London 19. Jan. 1729. Er schrieb u. A. die Lustspiele: „The old bachelor“ (1693), „The double dealer“ (1694), „Love for love“ (1695) u. „The way of the world“ (1700) u. das Trauerspiel „The mourning bride“ (1797). Seine gesammelten Werke erschienen 1752 zu London in 3 Bdn. u. wurden mehrmals aufgelegt.

Congreve, William, engl. Artilleriegeneral, geb. 1772, gest. 1828 zu Toulouse, erwarb sich große Verdienste um Verbesserung des engl. Artilleriematerials, führte die Blocklaffeten ein (s. Laffeten) u. erfand die nach ihm benannten Raketen (s. d.), sowie das **Congrevedruck** genannte Verfahren, auf der Buchdruckerpresse zweifarbige Abdrücke in einem Zuge zu machen. Dasselbe eignet sich speziell zum Druck von Ornamenten. Das Wesentliche der Methode liegt in der Herstellung des Druckstocks, der aus Schriftmetall u. aus zwei zusammenpassenden Stücken besteht, welche für sich jedes mit der entsprechenden Farbe versehen, sodann wieder zusammengesetzt u. abgedruckt werden. Gewöhnlich werden jetzt nur noch Ornamente, von der Art wie Nr. 2049 zeigt, mittels des C. hergestellt, die bes. zu Etiketten Verwendung finden.

Die in der Abbildung schwarz hervortretenden Grundflächen der Kreise können verschiedene Farben erhalten, abwechselnd roth u. blau z. B., worin dann die mittels der Guillochirmaschine hergestellten Linienverschlingungen weiß hervortreten. In der rothen Platte sind dann diejenigen Partien ausgespart, welche blau bleiben sollen, u. stehen die letzteren als einzelne Zapfen auf einer Platte für sich, welche in die rothe Platte nach der Einfärbung eingesetzt wird. Gegenwärtig hat man weniger umständliche, leichter zum Ziele führende Methoden des Farbendrucks.

Nr. 2049. Abdruck einer zusammengesetzten Platte für den Congrevedruck.

Coniferen, Zapfenträger, im Allgemeinen alle Nadelhölzer, selbst solche, die keine Zapfen, sondern falsche Beeren, wie bei dem Wachholder, sog. Zapfenbeeren bilden, die beim Taxus u. der *Salisburia* sich zu einer fleischigen, kirschen- od. pflaumenartigen Frucht durch den fleischigen Samenmantel (*arillus*) gestalten. Die Familie ist eine der wichtigsten, die nur holzartige Pflanzen in sich birgt, von denen einige, z. B. *Sequoia sempervirens* in Californien, der *Big-tree* der Kolonisten, zu den höchsten Bäumen der Erde gehören. Auch ist sie außerordentlich reich an Formen u. Arten, die sich in zwei höchst verschiedene Gruppen theilen: solche, welche wirkliche Nadeln tragen, u. solche, deren Blätter laubartig erweitert sind, z. B. Podokarpeen, Salisburia u. a. Die unvollständigen Blumen ordnen sich zapfenartig an, so daß der Zapfen der Tanne, Fichte, Föhre u. s. w. nur verholzte Deckblätter dieser Blumen sind, die zwischen diesen Schuppen standen u. hier ihren nackten Samen ausbildeten. Die Formen gliedern sich in 4 Gruppen: in cypressenartige, tonnenartige, taxusartige u. in Gurtaceen. Zur ersten gehören: Wachholder, Lebensbaum, Cypresse, Big-tree u. A., zur zweiten: Fichte, Tanne, Kiefer, Ceder, Lärche, Araucarie u. A., zur dritten: Taxus, Podocarpus, Salisburie u. A., zur vierten: *Gnetum*, *Ephedra* u. A. Die letzten beiden sind die abweichendsten; die dritte verwandelt sich bei Salisburien u. A. in einen wirklichen Laubbaum, die vierte entwickelt weder Nadeln noch Laub, sondern fast nur schachtelhalmartige gegliederte Stengel, die gleich Besen zu starren Büschen emporwachsen. Die Gruppen selbst werden so artenreich, daß man im J. 1858 schon 421 Arten zählte, während Linné nur 36 u. unser Jahrhundert an seinem Anfange erst 78 Arten zählte. Sie gehören recht eigentlich der gemäßigten od. der kalten Region an u. flüchten darum in heißeren Ländern auf die Höhen der Gebirge, wo sie allerdings oft in seltsamer Gesellschaft, mit Palmen u. a. vereint, stehen. An u. für sich gehören sie zu der ältesten Pflanzenform der Erde; sie erschienen bereits in der Steinkohlenperiode u. sind seitdem nur immer reichlicher entwickelt. An der Bildung der Stein- u. Braunkohlen haben gerade die C. den beträchtlichsten Antheil genommen, so daß sie sowol als Wälder-, als auch als Kohlen bildende Pflanzen zu den bedeutsamsten Wesen des Pflanzenstaates gehören.

Coniin ist der giftige Stoff des Schierlings (*Conium maculatum*); es findet sich sowol in den Blättern, als auch in den Samen desselben, besteht aus einer farblosen, öligen Flüssigkeit von widerlichem u. betäubendem Geruch, ist in Wasser wenig löslich, leicht dagegen in Alkohol u. in Aether; es gehört zu den heftigsten Giften. Mit Säuren bildet das C., da es eine starke Basis ist, Salze, die C.salze, welche zum Theil krystallisirbar sind, aber sehr leicht zerfließen. Die Menge des C. in dem Schierling ist verhältnißmäßig sehr gering; sie beträgt nach Close von $0_{,12}$ bis $0_{,15}$ Prozent. Außer dem C. findet sich im Schierling noch eine andere organische Basis, das Conhydrin, welches farblose irisirende Krystallblättchen darstellt u. so stark alkalisch ist, daß es das Ammoniak aus seinen Salzen austreibt. Durch wasserfreie Phosphorsäure wird das Conhydrin unter Verlust von Wasser in C. übergeführt. Die Formel des C.s ist $C_{16}\,H_{15}\,N$, die des Conhydrins $C_{16}\,H_{17}\,N_{02}$.

Conium *maculatum*, gefleckter Schierling (Flecken u. Apothekerschierling, Wütherich, Wütschenling, Wögendünk, Tollkörfel, Tollkraut, Bangenkraut, Vogeltod, Kälberkern, Teufelspeterlein, Berstkraut), eines der giftigsten Doldengewächse, u. zwar durch einen eigenthümlichen Stoff, das Coniin (s. d.), ein Alkaloïd. Die Pflanze hat große Aehnlichkeit mit der Petersilie, mit welcher sie auch oft genug verhängnißvoll verwechselt worden ist, da sie häufig an Schutthaufen wächst u. von da in die Gärten unter die Petersilie geräth. Der Aufmerksame entgeht dieser Verwechselung leicht, wenn er weiß, daß der Stengel der letzteren kantig u. grün ist, während der des Schierlings stielrund, am Grunde blutroth gefleckt erscheint u. auch sein Kraut einen betäubenden narkotischen Geruch besitzt. Alte Schriftsteller (wie Lucretius) erwähnen der merkwürdigen Erscheinung, daß die Ziegen den Schierling ungefährdet fressen u. davon fett werden, was auch neuere wiederholt berichten. In der Heilkunde gilt der Schierling od. sein Coniin, dem sich übrigens noch ein zweiter, weniger giftiger Stoff, das Conhydrin, zugesellt, als ein vorzügliches Beruhigungsmittel bei Herzleiden, Neuralgien u. a. Krankheiten.

Nr. 2050. Der gefleckte Schierling (*Conium maculatum* L.).

Connaught (spr. Konnath), Provinz in Irland, welche im S. an Munster, im O. an Leinster u. im N. u. W. an den Atlantischen Ozean grenzt. Der O. ist eben, aber von vielen Sümpfen u. Moräften heimgesucht, der W. gebirgig, die Küste durch Vorgebirge in viele Baien getheilt. Die Flüsse sind unbedeutend, dagegen ist das Land reich an Seen. Wegen des schlechten Bodens u. des mangelhaften Anbaues, der nur Kartoffeln u. Hafer liefert, ist C. die ärmste Provinz Irlands. Der Flächeninhalt beträgt 320 □M. Die Bevölkerung hat sich vermindert: im J. 1841 betrug sie 1,343,910, 1851 nur 1,011,910 Einw. Galway, die Hauptstadt, hat einen guten Hafen u. zählt über 16,000 Einw. C. war früher ein für sich bestehendes Reich. 1102 fiel es unter die Herrschaft der Normannen, der es sich bald wieder entledigte. Die Oberherrschaft der Engländer aber, welche unter Heinrich II. begann, erlangte endlich nach langen Kämpfen u. Aufständen 1603 vollständig den Sieg.

Connecticut (spr. Konnektikött, indianisch Quonectacut, d. h. Fluß ohne Ende), der größte Fluß Neu-Englands in den Ver. Staaten, entspringt auf dem Hochlande an der Nordgrenze von New-Hampshire u. bildet mit seinem westl. Zweige, Hall's Stream, die Grenze zwischen den Ver. Staaten u. Canada. Bald vereinigt er sich mit seinem Ostzweige u. bezeichnet, gegen Süden fließend, die Grenze zwischen den Staaten New-Hampshire u. Vermont, durchfließt Massachusetts u. Connecticut u. mündet, nachdem er von Middletown seinen Lauf südwestlich genommen, in den Long Island-Sund. Die Länge seines Laufes beträgt 110 engl. M. Für größere Fahrzeuge ist er bis Hartford schiffbar; kleine Schleppdampfer bringen Boote bis zum Einfluß des Wells-Flusses in Vermont. Noch weiter hinauf, wo er durch eine tiefe Felsschlucht eingeschlossen ist, befinden sich die Fifteen-Miles-Fälle bei Bath, 250 engl. M. von seiner Mündung. Seine größeren Nebenflüsse sind der Upper in New-Hampshire, der Pasumsic in Vernon, der Millers in Massachusetts u. der Farmington in Connecticut. — **C.**, der südlichste der Neu-England-Staaten, liegt zwischen 41° u. 42° 2′ n. Br. u. 71° 20′ u. 73° 15′ w. L. u. wird begrenzt im N. von Massachusetts, im O. von Rhode-Island, im W. von New-York u. im S. von dem Long Island-Sund; der Flächeninhalt beträgt 220 deutsche □M. Obgleich die Bodenoberfläche uneben ist, so kommen eigentliche Gebirge doch nicht vor, denn die höchsten Erhebungen betragen nicht mehr als 330 m. Die Hügelreihen, welche von N. nach S. das Land durchziehen, sind Ausläufer der Gebirge von Massachusetts u. Vermont; erstere enden in dem East-Rock, letztere in dem West-Rock; die höchsten Erhebungen sind die Blue-Hills in Southington. Die Küste enthält sehr viele Baien u. vortreffliche Häfen; unter den letzteren sind die wichtigsten: New-London an der Thames, Bridgeport, Stonington u. im Inneren Middletown am C. Von den Flüssen sind zu nennen der C., Hacsatonic u. der Thames. Das Klima ist schnellem Wechsel u. großen Gegensätzen unterworfen. Der Boden eignet sich mehr für Wiesen- als für Ackerland, das Hügelland ist unfruchtbar. Unsere Getreide u. Mais werden angebaut, Apfelwein wird viel produzirt; die Waldungen sind unbedeutend. Die Einwohnerzahl belief sich 1860 auf 460,200 Köpfe (was nach einer Vergleichung früherer Erhebungen in zehn Jahren eine Zunahme von beinahe 20 Prozent ergiebt). Die vorherrschende Beschäftigung ist Ackerbau; auch Walfischfang wird von den Bewohnern betrieben. Die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr bedeutend. Kanäle u. Eisenbahnen vermitteln den Verkehr. Höhere Unterrichtsanstalten sind in New-Haven, in Hartford u. in Middletown; ersteres hat die bedeutendste Hochschule der Vereinigten Staaten. In Bezug auf das Volksschulwesen steht C. ebenfalls obenan. Die hauptsächlichsten Religionsgenossenschaften sind die Kongregationalisten, die Baptisten, die Methodisten u. die Episkopalen. Unter den Wohltbätigkeitsanstalten zeichnet sich das von Thomas Gallaudet im J. 1817 gegründete Taubstummeninstitut zu Hartford aus; es ist das älteste in den Vereinigten Staaten u. eines der ausgezeichnetsten der Welt. — C. behielt seine alte, durch Karl II. im J. 1665 ertheilte Kolonialverfassung bis 1818, von welcher Zeit an die gegenwärtige eingeführt wurde. Die Gesetzgebende Gewalt ist in den Händen eines Senats u. eines Repräsentantenhauses, welche als General-Assembly abwechselnd in Hartford u. New-Haven sich versammelt. Die richterliche Gewalt wird von einem Obersten Gerichte, Obergerichten, Grafschaftsgerichten u. Friedensrichtern ausgeübt. Die Finanzen des Staates befinden sich in sehr gutem Zustande. Ursprünglich bestand C. aus zwei Kolonien, aus C., 1633 von Auswanderern aus Massachusetts, u. New-Haven, 1638 von Engländern gegründet; Karl II. vereinigte beide 1665. Zum Kongreß sendet C. 2 Senatoren u. 4 Repräsentanten. Eingetheilt ist der Staat in 8 Counties. Die bedeutendsten Städte sind: In

1. New-London: New-London (Hafenstadt), Norwich am Zusammenfluß des Shetucket u. Yantic.
2. Middlesex: Middletown (Einfuhrhafen), Haddam, Saybrook.
3. New-Haven: New-Haven (Hauptstadt), North-Haven, Wallingford.
4. Fairfield: Fairfield (Einfuhrhafen), Danbury, Stratford.
5. Lichtfield: Lichtfield, New-Milford, Kent.
6. Hartford: Hartford (Hauptstadt), Berlin, New-Britain.
7. Tolland: Tolland, Hebron, Stafford, Springs.
8. Windham: Brooklyn, Thompson, Pomfret.

Connetable (franz., spr. Konn'tabl, vom lat. Comes stabuli), eig. Oberstallmeister, eine Würde, die vom oströmischen Kaiserhof auf den fränkischen Königshof überging. Hier nahm das Amt aber bald eine größere Bedeutung an. Unter den Capetingern war der C. oberster Würdenträger des Reichs; das Heer war seiner Leitung unterstellt, u. er war nicht nur an Macht, sondern auch an Rang u. Ehrenerweisungen der Nächste nach dem König. Richelieu hob diese Würde auf; unter dem ersten Kaiserreich wurde sie vorübergehend wieder eingeführt; seitdem ist sie aus der franz. Rangliste verschwunden. Eine ähnliche Würde war in England die des Constable (s. d.).

Connossament od. Connossement heißt die Bescheinigung eines Schiffsführers über an Bord behufs Transports empfangene Güter. Dasselbe wird meist in mehrfachen Exemplaren ausgestellt, von denen eins, das der Absender mit unterzeichnet, der Schiffer, zwei der Absender u. eins der Rheder od. Eigenthümer des Schiffs (falls der Schiffer es nicht selbst ist) erhält. Der Absender überschickt eins seiner beiden Exemplare an den Empfänger des Guts, welcher sich dadurch als solcher legitimirt. Da das C. oft blos an Ordre ausgestellt u. der Empfänger nicht genannt ist, so liefert der Schiffer das Gut an den Besitzer des C.s, der sich nach seiner Ankunft am Bestimmungsorte bei ihm meldet. Behufs dessen girirt der Absender das Exemplar, indem er gewöhnlich nur seinen Namen auf die Rückseite des C.s schreibt. Der Empfänger kann sich desselben bedienen, um durch Giro desselben die Waaren noch vor ihrer Ankunft anderweitig zu verkaufen u. s. w. Bei der Versendung von Gütern durch Flußschiffe ist das C. nicht bloße Bescheinigung, sondern vertritt zugleich die Stelle eines Frachtbriefes.

Cönobiten, Mönche, die in Klöstern in Genossenschaft leben, s. „Geistliche Orden“.

Conoid (Afterkegel), kegelartiger Körper, nennt man einen Körper, den man sich entstanden denken kann durch Rotation krummer Linien, die zwei ins Unendliche gehende Aeste haben. Die C. haben, je nach der rotirenden Linie, verschiedene Namen; so unterscheidet man Paraboloid, Hyperboloid ꝛc., je nachdem die rotirende Linie eine Parabel od. Hyperbel ist.

Conquistadores (span., d. i. Eroberer) hieß in den früheren span. Kolonien Amerika's die aus den Familien der Eroberer gebildete Aristokratie, die sich mehr u. mehr von der span. Herrschaft loszumachen suchte u. an den Kämpfen um Losreißung der Kolonien eifrig theilnahm.

Conring, Hermann, gleich berühmt als Arzt wie Philosoph, Staatsmann u. Nationalökonom. Er wurde 9. November 1606 zu Norden in Ostfriesland geb., studirte in Leiden u. Helmstädt Medizin u. Theologie, u. wurde 1632 zum Prof. der Philosophie, 1634 zum Doktor u. bald darauf zum Prof. der Medizin zu Helmstädt ernannt. Eine Anstellung als Leibarzt der Königin Christine von Schweden schlug er aus, um auch die Professur für Politik zu übernehmen. Im J. 1660 ward er Geheimrath des Herzogs von Braunschweig. Dieselbe Würde bekleidete er auch beim König Karl Gustav von Schweden. Von 1664 an bezog er von König Ludwig XIV. eine jährliche Pension, u. 1669 ward er dänischer Staatsrath. C. stand mit vielen Fürsten u. mit den angesehensten Männern seiner Zeit in Verkehr u. wirkte theils hierdurch, theils durch anregende Schriften reformatorisch auf dem Felde des deutschen Staatsrechts. Auf medizinischem Gebiete machte er sich durch seine Kämpfe gegen die Alchemisten verdient, ebenso durch Verbreitung der Harvey'schen Entdeckung des Blutkreislaufes u. durch Betonung des Nutzens der Chemie für die Medizin. C. starb zu Helmstädt 12. Dez. 1681. Seine Lebensbeschreibung u. seine Werke gab Göbel heraus (Braunschweig 1730). Eine seiner Töchter, Elise Sophie, mit dem Holstein-Gottorp'schen Kanzler von Reichenbach vermählt, 1718 gest., hat sich als Dichterin bekannt gemacht.

Consalvi, Ercole, Kardinal u. Staatssekretär unter Pius VII., geb. zu Rom 8. Juni 1757. Nach eifrig betriebenen theologischen, polit., liter. u. musik. Studien ward er, bekannt als ein rüstiger Bekämpfer der durch die franz. Revolution verbreiteten Ideen, als Auditor der Rota bei der röm. Kurie angestellt. Bei der Besetzung Roms durch die Franzosen deshalb zwar verbannt, ward er von Pius VII. 1798 zum Kardinal u. bald darauf zum Staatssekretär ernannt u. schloß als solcher mit Napoleon I. in Paris das Konkordat ab. Als päpstlicher Gesandter beim Wiener Kongreß (1814) u. Theilnehmer an den Unterhandlungen mit Frankreich (1815) zwar schon bedeutend in seiner

Thätigkeit in Anspruch genommen, wandte er dennoch sich mit großem Eifer den inneren Angelegenheiten des Kirchenstaates zu; er gab diesem eine neue Eintheilung, bekämpfte das Räuberunwesen, unterstützte Wissenschaften u. Künste u. führte eine neue Civilprozeßordnung u. einen Handelscodex ein. Er übernahm 1823 nach Pius' Tode die Leitung sämmtlicher Angelegenheiten des päpstlichen Stuhles, zog sich aber, als Leo XII. denselben in Besitz nahm, zurück u. starb bald darauf (14 Jan. 1824) zu Rom.

consanguinisch, vom lat. sanguis, „Blut", blutsverwandt.

Conscience, Hendrik, bedeutender vlämischer Romanschriftsteller, geb. 3. Dez. 1812 zu Antwerpen, trat 1830 freiwillig ins Heer ein, beschäftigte sich aber, nachdem er seinen Abschied genommen, literarisch, wurde Sekretär bei der Kunstakademie zu Antwerpen u. führt seit 1845 den Titel eines Aggrégé der Genter Universität. Seine Romane u. Novellen, welche in feinsinniger Weise das vlämische Volks- u. Familienleben schildern, haben viel dazu beigetragen, das germanische Stammesbewußtsein des vlämischen Volkes zu befestigen u. dem andringenden Romanenthum zu wehren. Seine zum Theil mehrmals ins Deutsche übersetzten Hauptwerke sind: „Der Löwe von Flandern" (1838), „Jakob van Artevelde" (1849), kleine Erzählungen, welche in der Uebertragung von Diepenbrock den Titel „Vlämisches Stillleben" (3. Aufl. 1849) führen u. a.

Consectarium (lat.), Folgesatz, s. „Corollarium".

Conseil (franz., spr. Kongßelj), vom lat. consilium, „Rath", Staatsrath, Rathsversammlung, Berathung, Kabinetskonferenz. In früherer Zeit hießen in Frankreich auch hohe Gerichtshöfe C.

Consensus (lat.), d. i. Zustimmung; c. omnium, allgemeine Uebereinstimmung, wurde früher häufig als Beweis für philosophische Wahrheiten angesehen. So wurde z. B. die Thatsache, daß sich bei allen Völkern religiöse Vorstellungen finden, als Beweis für das Dasein eines Göttlichen citirt. Ueber den C. in juristischem Sinne s. „Konsens."

Consilium (lat.), richterliches Gutachten, Urtheil, Rath. In erweiterter Bedeutung hieß bei den alten Römern der nach hergebrachter Gewohnheit die Magistrate umgebende Kreis von rechtsverständigen Freunden ebenfalls C. Auch jene stehenden Kollegien, welche in den Provinzen dem Statthalter u. dem Oberrichter zur Seite standen, die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu vollziehen u. in Untersuchungen über Ingenuität, Civität u. dgl. zu berathen hatten, nannte man C.

Consilium abeundi (lat.), „der Rath, weg zu gehen", gilt für die mildeste Maßregel der Universitätsgerichte, Studenten wegen Ungebührlichkeiten zum Abgange von der Universität zu veranlassen; denn der Studirende wird dadurch nicht verhindert, sofort bei einer anderen Universität sein Studium fortzusetzen. War jedoch das Vergehen des Studirenden ein schwereres, so tritt eine Verschärfung des C. a. ein, nämlich die Strafe der Relegation, infolge welcher dem Straffälligen das akademische Bürgerrecht für einige Zeit ganz entzogen wird. Die Dauer dieses Zeitraumes ist eine verschiedene. Während nach den Gesetzen der Universität Jena von 1831 das Minimum derselben auf sechs Monate, das Maximum auf zwei Jahre festgesetzt ist, kann sie bei anderen Universitäten bis auf sechs Jahre ausgedehnt werden. Es kann sogar eine nochmalige Verschärfung des C. a. eintreten, die Relegatio cum infamia, welche über den Studirenden verhängt wird, wenn er sich schwerer, entehrender Vergehen od. Verbrechen schuldig gemacht hat, u. kann ihm dann der Besuch einer Universität zum Zweck eines Studiums für immer verboten werden. Es erscheint wünschenswerth, statt dieser noch aus der Zopfzeit herstammenden Strafarten, eine den humaneren Ansichten der Neuzeit gemäßere Gesetzespraxis eintreten zu lassen, womit einige Universitäten auch schon vorangegangen sind.

Consols nennt man als bleibend anerkannte, keiner Tilgung unterworfene Staatsschulden, im Gegensatz zu den schwebenden, wie auf eine gewisse Umlaufszeit ausgestellte Schatzscheine u. dgl. Nach dem Muster der englischen C. hat man Ende des vorigen Jahrzehnts die Umwandlung eines Theils der preußischen Staatsschuld eingeführt, indem man die Amortisation aufhob. Ebenso verhält es sich mit der österreichischen u. französischen Rente.

consp. (lat.), Abkürzung für consperge, Imperativ von conspergere, bestreuen; ärztliche Verordnung auf Rezepten für den Apotheker, gewisse Medikamente, z. B. Pillen, mit Stoffen zu bestreuen, um das Zusammenkleben derselben zu verhindern. Gewöhnlich bedient man sich hierzu des Semen lycopodii (Bärlappsamen od. Herenmehl).

Constable (engl., spr. Konstehbl), eine durch die normännische Eroberung nach England verpflanzte Würde. Der Lord High C. schwang sich zu einem der obersten Würdenträger des Reichs auf, dessen Machtstellung der der Connetables (s. d.) in Frankreich entsprach. Die Würde erlosch 1521 mit dem Tode des wegen Hochverraths angeklagten Eduard Stafford. C.'s hießen längere Zeit auch die von Eduard I. eingeführten Beamten, denen die Aufsicht über die Landesvertheidigung oblag. Heute kennt man in England nur noch petty Constables, kommunale, in der Regel von den Gemeinden od. von den Gutsherren gewählte Sicherheitsbeamte, deren einstige friedensrichterliche Thätigkeit später in eine mehr polizeiliche umgewandelt wurde. Das Abzeichen ihrer Würde ist ein mit dem königl. Wappen u. mit einem Krönchen gezierter Stab. In London wurden diese Vertrauensbeamten bereits 1829 durch eine militärisch organisirte Polizeimannschaft (5 Compagnien Policemen) ersetzt.

Constant de Rebecque (spr. Kongstang de Rebeck), Henri Benjamin, philosoph. u. polit. Schriftsteller, geb. 23. Okt. 1767 zu Lausanne, erhielt seine Vorbildung auf einem deutschen Gymnasium (zu Braunschweig), studirte in Göttingen die Rechte, lebte einige Zeit als Kammerjunker am Braunschweiger Hof u. ging nach dem Ausbruch der Revolution nach Paris, wo er durch mehrere Flugschriften, in denen er die extremen demokratischen Parteien eben so scharf angriff wie das despotische Regiment, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Bald that er sich auch als Klub- u. Volksredner hervor, so daß er, trotz seines häufigen Ankämpfens gegen maßlose Strömungen des Augenblicks, 1799 ins Tribunat gewählt wurde. Durch seinen Freimuth u. seine Vorliebe für den Konstitutionalismus zog er sich das Mißfallen Bonaparte's zu, der ihn 1802 aus dem Tribunat beseitigte u. ihm den Aufenthalt in Paris untersagte — fast um dieselbe Zeit, in der auch die geistvolle Frau von Staël (s. d.), die Bonaparte gleichfalls fürchtete, aus Paris verbannt wurde. Beide fühlten sich durch gemeinsame Schicksale zu einander hingezogen u. schlossen einen Freundschafts- u. Liebesbund, der zu den merkwürdigsten Verhältnissen dieser Art gehört. C. begleitete Frau von Staël, die sich um seinetwillen von ihrem Gemahl getrennt hatte, auf ihren Reisen u. stand im vertrautesten Briefwechsel mit ihr, verlobte sich jedoch später hinter ihrem Rücken mit einem deutschen Mädchen, der Nichte des nachherigen preußischen Staatskanzlers von Hardenberg. Unter dem Eindrucke, den diese Enttäuschung auf das Gemüth der Staël machte, entstand ihr berühmter Roman „Corinne", der C. zur Abfassung des Romans „Adolphe" anregte. Erst in späteren Jahren hat er sich ihr wieder als Freund genähert. Während der Napoleonischen Herrschaft lebte C. fast ununterbrochen in Deutschland, von wo aus er schriftstellerisch gegen diese ankämpfte, nam. in der Schrift „De l'esprit de conquête et de l'usurpation". Nach der Restauration kehrte er nach Paris zurück u. schloß sich den Bourbons an, ließ sich aber gleichwol nach der Rückkunft des Kaisers von diesem in den Staatsrath berufen u. nahm an der Ausarbeitung der Konstitution des Maifeldes theil. Nach der zweiten Restauration wieder aus Frankreich vertrieben, durfte er erst 1816 dorthin zurückkehren. Durch die muthige u. talentvolle Opposition, die er der Regierung sowol in der Kammer (seit 1819) als auch außerhalb derselben in Wort u. Schrift machte, half er der Julirevolution von 1830 den Boden ebnen, nach deren Ausbruch er sich für Errichtung einer konstitutionellen Monarchie unter dem Hause Orleans erklärte. Auch die neue Ordnung der Dinge, in welcher er die Forderungen des Konstitutionalismus nur ungenügend erfüllt sah, begann er bereits heftig zu bekämpfen, als ein Leiden ihn ergriff, dem er 8. Dez. 1830 erlag. Von seinen in feinem u. geistreichem Stile gehaltenen Schriften nennen wir noch: „Cours de politique constitutionelle" (4 Bde, 1817—20), eine Sammlung von Aufsätzen u. Flugschriften über das konstitutionelle System, „Mémoires sur les Cent Jours" (1822), „Mélanges de littérature et de politique" (1829); ferner sein großes, religionsphilosophisch-geschichtliches Werk „De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements" (3 Bde, 1824—30), u. dessen Ergänzung „Du polythéisme romain" (2 Bde, herausg. von Matter, 1833). C. war ein guter Kenner der deutschen Sprache u. Literatur, wie u. A. seine Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein" beweist

Constantia, Stadt im Kapdistrikt von Südafrika, mit 14,000 Einwohnern. Den Reichthum derselben machen die drei Berge Groß-C. (Cloete), Klein-C. (Coligne), u. Hoch-C. (Van Reenen) aus, auf denen der berühmte Constantiawein wächst.

Constantia, Tochter des Constantius Chlorus u. Schwester Constantin's d. Gr., war an dessen Mitregenten Licinius verheirathet u. rettete demselben nach der Schlacht bei Chrysopolis durch ihre Fürbitte das Leben. Nach der Ermordung des Licinius lebte sie am Hofe ihres Bruders.

Constantin, Abraham, ein in seinem Fache, der Porzellanmalerei, ausgezeichneter Künstler, der, 1785 in Genf geb., sich in Paris ausbildete u. lange in Italien zubrachte, wo er eine Menge von Meisterwerken der italien. Malerei mit sehr geschicktem Eingehen in den Geist der Originale kopirte.

Nr. 2051. Constantine.

Constantine, Prov. in Algerien, mit 5050 □ M. Flächeninhalt, ist im N. vom Mittelmeer, im O. von Tunis u. im W. von Algier begrenzt; im S. reicht sie bis zur Sahara. Die Gebirge (im S. Dschebel Aures, im N. der Kleine Atlas u. im W. Dschurdschura) sind unzugänglich u. stark bewaldet, an der Küste bilden sie steil abfallende, weit ins Meer ragende Vorgebirge. Flüsse u. Seen tragen zur Fruchtbarkeit des Landes bei; der Getreidebau ist sehr ergiebig. Die eingeborene Bevölkerung beträgt über 1 Million u. besteht entweder aus Viehzucht treibenden Nomaden od. aus seßhaften Ackerbauern. Eingewanderte Europäer sind etwa 10,000 vorhanden. — **C.**, Hauptstadt der genannten Provinz, liegt mitten im Lande auf einem hohen, vom Roummel umflossenen Kalkfelsen. Von den 40,000 Einwohnern sind über 7000 Europäer. Wie alle Städte der Berberei, hat C. enge, schmuzige Gassen u. unansehnliche Häuser; doch hat sich die europäische Bauart bereits Bahn gebrochen. Durch zierliche maurische Architektur zeichnet sich der Palast des ehemaligen Bey aus. Ueberreste röm. Bauwerke finden sich in u. um C., bes. auf der Citadelle. Mit der gegenüberliegenden Anhöhe war die Stadt früher durch eine drei Etagen hohe Brücke verbunden, über welche ihr das Trinkwasser zugeführt wurde. Dieser Prachtbau stürzte 1857 bis auf den untersten Bogen ein; die Franzosen suchten ihn wieder herzustellen. Im Alterthum war C. (punisch Carta od. Kirtha, röm. Cirta) ein durch seine Befestigung wichtiger Ort. Den jetzigen Namen erhielt es von Constantin d. Gr., der es nach der Zerstörung, welche es im J. 311 erlitten hatte, wieder herstellte. Im Mittelalter war es eine reiche u. blühende Handelsstadt. Von den Franzosen wurde es 13. Okt. 1837 unter Marschall Valée eingenommen.

Constringentia (lat., von constringere, zusammenziehen), zusammenziehende Mittel, Arzneien, welche Gewebe, Fasern u. Zellen der damit in Berührung gebrachten Theile dichter zusammenschließen u. verkleinern, wie z. B. Alaun, Gerbestoff, Höllenstein u. dergl.

Consualien, s. „Consus“. — **Consul**, s. „Konsul“.

Consus, der Name eines altlatinischen Gottes, den Einige für den Spender verborgener Rathschläge, Andere für einen Beschützer der Saaten u. einen Erdgott halten. Sein Altar, der älter war als der Circus Maximus, befand sich innerhalb desselben, war für gewöhnlich zugeschüttet u. wurde jährlich dreimal der Opfer wegen offen gelegt. Die Feste des Gottes hießen „**Consualien**“, von denen die wichtigsten die des 22. August waren, als Gedenktag an den Raub der Sabinerinnen. Nach dem herkömmlichen Opfer fanden nämlich circensische Spiele statt, zu denen eben Romulus die Nachbarn geladen hatte. Auch alle Zugthiere ruhten an diesem Tage von der Arbeit u. wurden bekränzt. Andere Consualien fanden am 15. Dez. statt.

Contagium, Ansteckungsstoff, s. „Kontagium“.

Contant, s. „Comptant“.

Contantenzettel (Bordereau), ein bescheinigendes Verzeichniß der verschiedenen Sorten, in denen eine Zahlung geleistet worden. Diese Bescheinigung trägt aber keine Unterschrift, sondern blos den Stempel der Firma, welche die Zahlung empfangen.

Contarini, venetian. Patriziergeschlecht, das zu den 12 Familien gehörte, welche den ersten Dogen wählten. Von den vielen ausgezeichneten Männern dieses Geschlechts sind außer den acht Dogen Dominico I., Jacopo, Andrea, Francesco, Nicolo, Carlo, Domenico II. u. Ludovico (s. „Venedig, Geschichte“) die hervorragendsten: Ambrosio **C.**, der 1473 bis 1477 Gesandter in Persien war u. einen Bericht über seine Reise in den „Viaggi fatti da Vinetia etc.“ (Venedig 1487) niederlegte; Gasparo **C.**, geb. 1483, gest. 1542, war Gesandter bei Karl V., wurde 1535 Kardinal u. 1541 als päpstlicher Legat zum Reichstag in Regensburg geschickt; Giovanni **C.**, geb. 1549 in Venedig, gest. 1605 in Prag, war ein berühmter Maler aus der Schule Tizian's u. bes. in der Plafondmalerei ausgezeichnet. — Simone **C.**, geb. 1563, gest. 1633, war Gesandter an verschiedenen Höfen, machte sich auch als Dichter einen Namen u. erwarb sich 1630 zur Zeit der Pest um seine Vaterstadt große Verdienste.

Conte (spr. Kongt), Nicolas Jacques, geb. 1755 zu St. Cénéry bei Seez in der Normandie, widmete sich Anfangs der Malerei, in der er jedoch nichts Bedeutendes leistete. Neigung u. Befähigung führten ihn zum Studium der Mechanik, in der er sich bald einen Namen erwarb. Er erfand eine hydraulische Maschine u. machte in den Revolutionskriegen zuerst den Vorschlag, sich des Luftballons zur Beobachtung der Feinde zu bedienen. Er wurde infolge dessen Direktor des Aërostatischen Instituts u. begleitete später Napoleon auf der Expedition nach Aegypten, wo er ihm die mannichfachsten Dienste leistete. C. starb 1805.

Contes (spr. Kongt), frz., Gedichte erzählenden Charakters, die heitere u. ernste Stoffe behandeln u. bes. im 15. u. 16. Jahrh. sehr beliebt waren.

Contessa, Christian Jakob Salice, deutscher Romandichter, geb. 21. Febr. 1767 zu Hirschberg, widmete sich dem Kaufmannsstande u. übernahm das väterliche Geschäft. Die Theilnahme an politischen Verbindungen (1797) mußte er mit einem Jahr Festungshaft in Spandau u. Stettin büßen, wurde aber wegen seiner Verdienste um die Errichtung der Landwehr 1814 zum Kommerzienrath ernannt. Er starb 11. Sept. 1825 auf seinem Gute Liebenthal in Schlesien. Unter seinen Romanen zeichnet sich der letzte, „der Freiherr u. sein Neffe“ (Breslau 1824), durch treffliche Charakteristik der gesellschaftlichen u. politischen Verhältnisse der damaligen Zeit aus; seine übrigen Dichtungen sind weniger bedeutend, doch zeugen auch sie von dem Reichthum seines Gemüthes u. einer nicht gewöhnlichen Kunst der Darstellung. Im historischen Schauspiel hat er sich mit geringerem Erfolg versucht.

Conti (spr. Kongti) hieß nach der Stadt Conty ein jüngerer Nebenzweig des bourbon. Hauses Condé (s. d.), der vom Prinzen Armand v. Bourbon, dem Bruder des Großen Condé (s. d.), gestiftet

ward. Geb. 1629 zu Paris, wurde er wegen seines schwächlichen u. verwachsenen Körpers für den geistlichen Stand bestimmt; er entsagte diesem aber später, selbst unter Verlust der vier ihm verliehenen reichen Abteien, um sich, aus Neid auf seines Bruders Waffenruhm, an den Kämpfen der Fronde (s. d.) zu betheiligen. Nach deren Niederlage söhnte er sich mit dem großen Condé aus u. theilte mit ihm das Schicksal, auf Mazarin's Befehl verhaftet u. über ein Jahr lang gefangen gehalten zu werden. Später trat er auf die Seite des Hofes u. vermählte sich sogar mit Anne Marie Martinozzi, einer Nichte Mazarin's. Er starb als Gouverneur von Languedoc zu Pézenas 21. Febr. 1666. — Des Vorigen ältester Sohn, **Louis Armand I.**, Prinz v. **C.**, Graf v. Pézenas, geb. 1661 zu Paris, erhielt 1680 von Ludwig XVI. dessen u. der Herzogin v. Lavallière natürliche Tochter Marie Anne v. Bourbon, Fräulein v. Blois, zur Gemahlin. Später ging er mit seinem Bruder nach Ungarn, um sich am Kriege gegen die Türken zu betheiligen. Im J. 1682 zurückgekehrt, starb er 5. Nov. 1685 kinderlos zu Fontainebleau. — Sein Bruder war **François Louis**, Prinz v. Roche sur Yon u. **C.**, geb. zu Paris 30. April 1664, der nach der Rückkehr aus Ungarn wegen spöttischer Bemerkungen über den König u. die Maintenon nach Chantilly verbannt ward. Später that sich dieser geistvolle u. beim Volk in hoher Achtung stehende Prinz als Freiwilliger unter dem Marschall v. Luxembourg durch seine Tapferkeit hervor. Im J. 1697 von einem Theil der polnischen Großen zum Könige von Polen gewählt, ging er nur bis Danzig, von wo er unter Verzichtleistung auf die Krone wieder umkehrte, da er dem Kurfürsten von Sachsen gegenüber sich nicht behaupten zu können fürchtete. Hierauf war er eine Zeit lang Gouverneur von Languedoc, bis ihm endlich 1703 der König die vom Volk verlangte Genugthuung gab u. ihn zum Oberbefehlshaber des franz. Heeres in Italien machte. Er starb 22. Febr. 1709. — Ein Enkel des Vorigen u. Sohn des unbedeutenden Louis Armand II. (geb. 1693, gest. 1727), **Louis François**, Prinz v. **C.**, geb. zu Paris 12. Aug. 1717, befehligte 1744 im Oesterreichischen Erbfolgekriege die franz. Okkupationsarmee in Piemont, nahm 1745 am Feldzuge in Deutschland sowie im folgenden Jahre an dem in Flandern Theil, zog sich nachher durch seine Opposition gegen den Hof die Ungnade des Königs zu, lebte zuletzt sehr verschwenderisch u. starb 2. Aug. 1776. Seine natürliche, später jedoch von Ludwig XV. als legitim anerkannte Tochter, **Amélie Gabrielle Stephanie Louise**, Prinzessin v. **C.**, geb. 1756 od. 1762, ist durch ihre abenteuerreichen Schicksale bekannt geworden; ihre eigenen „Mémoires historiques" (Par. 1797, 2 Bde. deutsch, Lübeck 1809, 2 Bde.; neu bearbeitet von Fr. Zirklaup u. d. Titel „Die natürliche Tochter", Meißen 1835, 2 Bde.) bilden die Grundlage des Goethe'schen Stückes: „Die natürliche Tochter". — Der einzige Sohn des Vorigen u. Erbe seines Titels war **Louis François Josef**, Prinz v. **C.** (vorher Graf v. Marche), geb. 1. Sept. 1734, machte 1757 den Krieg in Deutschland mit, unterstützte die parlamentarische Opposition gegen die Regierung Ludwig's XV., weshalb ihn dieser seinen „Vetter, den Advokaten" nannte, lebte unter Ludwig XVI. zurückgezogen, ward 1797 aus Frankreich verbannt u. starb der Letzte des Hauses **C.** 10. März 1814 (nicht 1807) zu Barcelona. Seit 1844 ruhen seine Gebeine in Dreux.

Conto (ital., Mehrz. conti) nennt man jede Rechnung, die man einer Person od. einer Sache in den Geschäftsbüchern eröffnet. Man unterscheidet daher Personal- u. Impersonal- od. Sachconti; erstere werden von den Kaufleuten lebende, u. letztere todte Conti genannt. Vereint geben diese C. in ihrer Gesammtheit eine klare Uebersicht über den Stand u. das Resultat des Geschäfts, nam. wenn sie abgeschlossen werden, was bei der Inventur der Fall ist. Die linke, Soll- od. Debet-Seite eines Personenc.'s ist zugleich die Schuldseite des betreffenden Kommittenten, während die gegenüberstehende rechte, Haben- od. Credit-Seite dessen Forderungsseite ist; was also der Kommittent schuldet, hat der Kommissionär zu fordern, u. das, was der erstere gut hat, kommt dem letzteren zur Last. Bei einem Sachc. stellt die linke Seite die Einkaufs- od. Eingangsseite u. die gegenüberstehende rechte Seite die Verkaufs- od. Ausgangsseite dar; was also einer Sache zur Last kommt, kommt der Person zu Gute, u. umgekehrt. Die Differenz zwischen der Summe beider Seiten nennt man bei einem Personenc. Saldo, bei einem Sachc. Bestand od. Vorrath. In Betreff der Eintheilung der C. verweisen wir auf den Artikel „Buchhaltung". — Das Wort C. kommt in der Praxis in vielfacher Anwendung vor, z. B.: C. nehmen, sich eines Kredits bedienen, u. C. geben, Kredit geben, eine Rechnung eröffnen; ein gutes C. machen, seine Rechnung bei einem Geschäft finden; C. corrent, die laufende Rechnung od. der Rechnungsauszug; C. reguliren, eine Rechnung prüfen u. ordnen; C. saldiren, eine Rechnung abschließen, sie ausgleichen; a C., auf Rechnung, auf Abschlag; C. a meta, in Rechnung zur Hälfte; C. finto, die Beispielsrechnung zur Aufmunterung zu einem Geschäft; C. pro diversi, Rechnung über Verschiedenes; C. pro Diverse, Rechnung für Verschiedene; C. pro errata, Rechnung zur Ausgleichung vorgekommener Fehler; C. saldo, die bezahlte Rechnung od. der Zahlungsrest; C. separato, die besondere Rechnung; C. loro, mio, nostro, suo, nuovo, vecchio, bedeutet: ihre, meine, unsere, seine, neue, alte Rechnung; C. de Reïs, Rechnung über 1 Million Reïs, gebräuchlich in Portugal u. Brasilien.

Conto corrent, die laufende Rechnung, der Rechnungsauszug des Kommissionärs für seinen Kommittenten. Dasselbe kann zu einer vorgeschriebenen Zeit od. per 30. Juni, per 31. Dezember abgeschlossen werden. Man unterscheidet C. c. des Waarenwechsel- u. Speditionsgeschäfts, in welchen jedoch auch Geschäftsvorfälle aus der einen wie aus der anderen Branche vorkommen können. Stehen zwei Häuser wechselseitig mit einander in laufender Rechnung, sodaß das eine der Kommissionär des anderen ist, dann ertheilt jedes dem anderen über die mit ihm gemachten Geschäfte C. c. Es kommen in der Praxis C. c. mit Posten auf nur einer Seite vor, solche werden durch den Kapital-, Brutto- od. rohen Saldo abgeschlossen; diejenigen mit Posten auf beiden Seiten werden bei Nichtberechnung von Zinsen, Provision, Courtage u. s. w. durch den rohen Saldo, bei Berechnung von Zinsen u. s. w. durch den Netto- od. reinen Saldo abgeschlossen. Die Berechnung der Zinsen a) zu gleichem, b) zu zweierlei u. c) zu wechselndem Zinsfuße kann in dem C. c. selbst od. von diesem getrennt auf einer besonderen Nota erfolgen; das letztere ist bei der Berechnung der Zinsen nach der Stufenleiter od. nach der Staffel der Fall. Die Aufsuchung der Zinstage kann nach drei Methoden geschehen: a) Nach der progressiven, fortschreitenden od. Hamburger Methode, d. i. vom Verfalltage jedes Postens bis zum Abschlußtage. Die über den Abschlußtag hinaus fälligen Posten geben roth geschriebene Tage, Zinsen od. Zinszahlen, welche sich auf Rückzinsen, d. h. Interessen für die andere Seite, beziehen. b) Nach der retrograden, rückschreitenden od. französischen Methode, welche weit einfacher als die erstere Art ist. Die Zins-, besser Discontage, findet man durch Zurückrechnung vom Verfalltage bis zur frühesten Verfallzeit. Die Nummern der Sollseite geben Diskont für das Haben u. diejenigen der Habenseite einen solchen für das Soll. Der Kapital- od. Bruttosaldo wird vom Abschlußtage des Rechnungsauszuges bis zur frühesten Verfallzeit zurückdiskontirt. Der Nummernsaldo giebt dann die Zinsen genau für die Seite, die er einnimmt. c) Nach der chronologischen Methode od. der Zeitfolge, wobei man die Zinstage von einem Geschäftstage zum anderen berechnet, gleichviel ob der eine Posten im Soll u. der andere im Haben ist. Die über den Abschlußtag hinaus fälligen Beträge werden sehr häufig diskontirt. Ein C. c. kann aus drei Theilen bestehen: 1. aus der Ueberschrift od. dem Kopf; 2. aus dem Inhalt od. Context, bestehend aus den Posten des Contocorrentbuches, den berechneten Zinsen, Provision ꝛc., dem Saldo, der Summe der Zinsen, od. der der Zinszahlen u. derjenigen der Kapitale beider Seiten; 3. aus dem Schluß, wozu der Vortrag des Saldos auf neue Rechnung, der Ort u. die Zeit des Abschlusses u. die Unterschrift des Kommissionärs gehört. Beispiele von C. c. jeder Art findet man in „Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute, 17. Auflage".

Contor, vom ital. contoro, auch Comptoir, Comtoir geschrieben, bedeutet 1. im Allgemeinen: die Schreibstube, das Geschäftsbureau eines Kaufmanns, einer Handelsgesellschaft; 2. im engeren Sinne versteht man darunter ein Etablissement, eine Faktorei in überseeischen Ländern. Die mit den sämmtlichen schriftlichen Arbeiten beauftragten Personen nennt man Contoristen od. Commis. Die Lehre von den gesammten schriftlichen Arbeiten eines Kaufmanns wird C.wissenschaft genannt, welche wiederum einen Theil der Handelswissenschaft bildet; sie umfaßt die C.arbeiten, die Korrespondenz od. den Briefwechsel u. die Buchhaltung. Dieser Wissenschaft gegenüber stehen die praktischen od.

Erfahrungskenntnisse, welche man in ihrer Gesammtheit als C.kunde bezeichnet. Diejenigen Schriftstücke, welche in der Korrespondenz u. Buchhaltung nicht vorkommen, mit beiden aber theilweise verbunden sind, nennt man C.arbeiten: dazu gehören die Rechnungen, Fakturen, C.corrente, Wechsel, Anweisungen, Frachtbriefe, Verträge u. s. w. Eine Sammlung aller C.arbeiten findet man in „Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute", 17. Aufl., sowie in „A. Schiebe's C.wissenschaft"

contra (lat.), gegen, gegenüber; kommt vielfältig in Anwendung im Gegensatz zum lat. pro, d. i. für; z. B. pro et contra, für u. wider. Auch auf den Prozeßaktenheften findet man es gewöhnlich zwischen den Namen der prozeßführenden Parteien u. dann vielfältig nicht ausgeschrieben, sondern durch c a bezeichnet, wie z. B. Müller c a Schulze. „C. vim non valet jus" (lat., „Gegen Gewalt gilt kein Recht") ist eine Erfahrungsregel, welche nur aussagt, daß Gewalt häufig vor Recht geht, nicht aber, daß die Gewalt selbst an die Stelle des Rechts tritt. Einen ähnlichen Ausspruch, „Macht geht vor Recht", soll Graf Bismarck 1863 im preuß. Abgeordnetenhause gethan haben; doch ist dies in der That nicht geschehen, ja, er hat sich mehrmals entschieden gegen diese Unterstellung verwahrt.

Contradictio (lat., von contradicere, widersprechen), d. i. Widerspruch, ist nicht nur dann vorhanden, wenn zwei Sätze sich offenbar u. schon dem Wortsinne nach widersprechen (c. explicita, offener Widerspruch), sondern auch dann, wenn zwei Sätze sich dem Sinne nach aufheben (c. implicita, versteckter Widerspruch). Ein Beispiel der ersteren Art: „Ich bin reich; ich habe kein Geld"; ein Beispiel der zweiten Art: „Ich habe kein Geld bei mir, nimm vorläufig diesen Thaler von mir." Wenn zwei zu einem Urtheil mit einander verbundene Wörter sich dem Sinne nach gegenseitig ausschließen, so nennt man dies c. in adjecto (Widerspruch in der Beifügung), z. B. ein hölzernes Eisen 2c.

Contre-Approchen (spr. Kongtr'approschen) sind Laufgräben, in welchen der Belagerte aus der Festung heraus den Angriffswerken entgegengeht, in der Absicht, eigene Batterien zu erbauen, welche die Approchen des Angreifers beschießen sollen. Die Verbesserung des Wurffeuers hat diese C. überflüssig gemacht. Werden jedoch während einer Belagerung von Seite der Vertheidigung neue Werke erbaut, so müssen sie natürlich stets, wenn es nicht ganz selbständige Vorwerke sind, mit dem Hauptplatz durch gedeckte Kommunikation in Verbindung stehen.

Contrebande, s. „Schleichhandel".

Contregarden u. **Couvrefacen** (franz., spr. Kuwr-faß) sind Festungswerke, welche zum Schutze der Bastionsfacen od. Raveline gegen den Breschschuß aus der Ferne vor denselben angelegt werden. Wenn sie für Geschützvertheidigung eingerichtet sind, heißen sie Contregarden; wenn sie nur für Infanterievertheidigung bestimmt sind, Couvrefacen. Im ersteren Falle ist zu bedenken, daß der Feind, nachdem er die Contregarden genommen hat, auf diesen leicht den Raum zur Placirung seiner eigenen Breschbatterien findet. Die Facen der Hauptwerke müssen selbstverständlich Commandement über die C. haben.

Contremarke (franz., spr. Kongt'rmarke), d. i. Gegenzeichen, ein zweites Billet, welches man im Theater od. bei anderen Schaustellungen gewöhnlich empfängt, wenn man während der Vorstellung od. in den Zwischenakten für kurze Zeit den Schauplatz verlassen will, u. gegen dessen Abgabe man bei der Rückkehr wieder eingelassen wird. Außerdem heißt C. auch noch ein Stempelzeichen auf Waaren u. Ballen, sowie eine künstlich hervorgebrachte Kunde od. Bohne in den vorderen Zähnen der Pferde, um deren Alter zu fälschen.

Contreminen (frz., spr. Kongt'rminen) sind unterirdische Galerien, welche von dem äußeren Grabenrande der Festung aus vorgetrieben sind. Sobald der Belagerer mit seinen Angriffsarbeiten sich dem Glacis der Festung nähert, werden aus denselben noch Zweige u. Horchgänge vorgeschoben, um die etwaigen unterirdischen Arbeiten des Angreifers rechtzeitig zu entdecken u. zu zerstören. Wenn der Angreifer nicht unterirdisch vorgeht, so kann der Vertheidiger auch von diesen Gängen aus seine oberirdischen Arbeiten zu zerstören suchen (vgl. „Minen" u. „Minenkrieg").

Contreordre (franz., spr. Kongt'rordr'), ein Gegenbefehl; ein Befehl, der einen früher gegebenen widerruft.

Contrerevolution (franz., spr. Kongt'r —), eine revolutionäre Bewegung, meist von reaktionärem Charakter, welche den durch eine vorhergegangene Revolution veränderten politischen Zustand eines Staates auf den früheren Standpunkt zurückzuführen, den status quo ante (früheren Zustand) wieder herzustellen bezweckt.

Contreskarpe (franz., spr. Kongter'skarp), die äußere Böschung des Festungsgrabens; dieselbe ist bei trocknen Gräben stets gemauert. (Vgl. Befestigung.)

Contretanz (franz., spr. Kongt'rtanz) ist ein von einer geraden Zahl (gewöhnlich wenigstens 4) Paaren ausgeführter Tanz. Er besteht in Touren, welche die Tänzer wechselnd einander entgegenführen u. wieder entfernen, vereinigen u. wieder trennen; diese Touren werden von einem Vortänzer od., wie in Frankreich, vom Tanzmeister angegeben. Der eigentliche franz. C. (die Française) zeigt am besten die Gewandtheit u. Grazie der Tänzer, pflegt aber auf den deutschen Bällen mehr gegangen als getanzt zu werden. Zum C. gehören: die Anglaise (country-dance), die einfacher ist als der franz. C. u. nur 5—6 Touren hat, die Ecossaise, Quadrille 2c., überhaupt eigentlich alle die Tänze, wo die Tänzer nicht, wie z. B. in der Menuet, zuerst in einer Linie antreten, sondern einander gegenüberstehen.

Contucci, Andrea, Bildhauer u. Maler, s. „Sansovino".

Contumacia (lat.), d. i. Ungehorsam. Man versteht darunter im Civil- u. Kriminalprozesse die Nichtvornahme einer vom Richter gebotenen Handlung. Hierher gehört insbes. das unentschuldigte Außenbleiben in einem Termine. Dieser Ungehorsam zieht regelmäßig Nachtheile für den, der sich des Ungehorsams schuldig macht, nach sich; denn jedenfalls hat der Contumax, d. i. der Ungehorsame, die durch die C. erwachsenen Kosten zu tragen; es kann ihn aber auch eine Strafe (Geld- od. Gefängnißstrafe) treffen, od. er einer Anklage für geständig u. überführt angesehen od. ihm sonst ein Recht entzogen werden. Bedingung des Eintritts dieser Nachtheile, der sog. Ungehorsamsstrafen, ist jedoch: 1. daß man gesetzlich zum Erscheinen od. zur Vornahme der gebotenen Handlung verpflichtet war; 2. daß die Vorladung (s. „Citation") in gehöriger, den Gesetzen entsprechender Weise dem Ungehorsamen zugegangen ist; 3. daß ihm die Nachtheile, die ihn im Falle der C. treffen würden, vorher genau mitgetheilt worden sind; 4. daß dem Ausgebliebenen nicht ein triftiger Entschuldigungsgrund zur Seite steht, eine sog. Ehehafte, impedimentum legitimum. Die letzteren können sehr verschiedener Art sein, z. B. Krankheit, Haft, öffentliche Dienstleistung, Kriegsdienst, Störungen im Betriebe der Verkehrsanstalten. Alle diese Behinderungsgründe müssen vom Ausgebliebenen u. Ungehorsamen bewiesen (bescheinigt) werden. Aber trotz der geführten Bescheinigung hat der Ungehorsame die durch die C. verursachten Kosten zu ersetzen. Daß die C. verschuldet sei, wird übrigens vermuthet; es genügt die Nichtvornahme der gebotenen Handlung od. das Außenbleiben auf erlassene Vorladung zur Annahme der C. In vielen Fällen wird der Contumax ohne Weiteres als der Klage geständig od. der wider ihn angezeigten Handlung überführt erachtet u. verurtheilt, Verurtheilung in contumaciam. Die nachträgliche Vornahme der Prozeßhandlung od. das spätere Erscheinen hilft regelmäßig nichts. Nur wenn der Ungehorsame einen Entschuldigungsgrund nachweisen kann, wird er in der Regel Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, restitutio in integrum (s. d.) erhalten, d. h. so behandelt werden, als hätte er sich keiner C. schuldig gemacht. Im gemeinrechtlichen Prozesse war die Strafe der C., nam. in Prozessen vor den Reichsgerichten, die Acht. Heutzutage gehören in Kriminalsachen die Contumacialerkenntnisse, die auf Grund des Ausbleibens eines Angeschuldigten ausgesprochen werden, zu den Ausnahmen; sie kommen meist nur in Privatanklagesachen (s. d.) vor. Man sucht sich statt dessen durch Auslieferungsverträge, Requisitionen, Steckbriefe od. Beschlagnahme des Vermögens zu helfen. In den Civilprozessen kommen Contumacialerkenntnisse dagegen sehr häufig vor; sie können jedoch nur abgefaßt werden, wenn der Gegner nicht gleichfalls ungehorsam war, d. h. allen seinen prozessualen Obliegenheiten nachgekommen ist.

Coenurus cerebralis, s. „Drehwurm".

Convallária majalis, Maiblume, Maienblümchen, Maienzauken, Zauken, Zautschen, Thallilie, daher auch aus dem Lateinischen im Salzburgischen verstümmelt Liljenconvalljen, Nieskraut, weil die getrockneten u. gepulverten Blumen Niesen erregen u. unter den „Schneeberger Schnupftabak" kamen, Springauf, in der Nordschweiz Mäjariesli, Gläjele, Galeili, Glasblüamli 2c. Die C. ist eine unserer duftigsten Waldblumen aus der Familie der Spargelartigen od. Asparagineen.

Convenanters (spr. Konvenänters) nannten sich die Glieder eines Bundes (Convenant), den die schottischen Presbyterianer 1638 zur Vertheidigung ihres Glaubens gegen die Angriffe der Katholiken u. Episkopalen gründeten. Anfangs heftig verfolgt, kamen die C. zu Ehren, als die Presbyterianer (1643) im Parlament die Oberhand erhalten hatten, wurden aber schon unter Karl II., der die Episkopalen emporbrachte, von Neuem unterdrückt u. zogen sich seitdem vom Kampfplatz zurück.

Convict ist eine Anstalt, worin junge Leute zusammen unterrichtet werden u. zu gleicher Zeit Wohnung u. Verköstigung erhalten; gewöhnlich eine Erziehungsanstalt für Knaben od. Jünglinge, welche für Unterricht u. Aufenthalt entweder gar nichts od. nur wenig zu bezahlen haben. C. heißt auch der gemeinschaftliche Freitisch, der an manchen Hochschulen für unbemittelte Studirende eingeführt ist.

Convolvulin (od. Rhodeoretin), ein in der Jalappenwurzel (s. d.) enthaltener, zu den Glucosiden (s. d.) gehöriger Stoff, der zum größten Theile die medizinische Wirksamkeit der Wurzel bedingt. Man erhält das C. durch Extraktion mit Alkohol als ein gelbliches, wie Gummi aussehendes Harz, welches bei 150° C. schmilzt u. schwach saure Reaktion zeigt. Durch Fermente u. durch verdünnte Säuren wird das C. in Zucker übergeführt, durch Alkalien in C.säure (Rhodeoretinsäure), eine starksaure, gummiartige Masse.

Convolvŭlus, Winde, Pflanzengattung der Convolvulaceen mit zahlreichen kletternden Arten, unter denen die bekannteste unsere Zaunwinde (*C. sepium*) ist. Viele Arten erzeugen eßbare Wurzelknollen (z. B. *C. varius* in Brasilien u. *C. chrysorrhizus* in China), andere einen verharzenden Milchsaft, das sog. Scammonium (*C. Scammonia* im Orient), ein Abführmittel, noch andere Heilmittel der verschiedensten Art, selbst Gespinnstpflanzen (*C. cantabrica* in Südeuropa u. Asien); die strauchartigen *C. guianensis* in Guiana u. *C. canariensis* auf den Canarien geben Rosenholz u. Rosenholzöl. Nahe verwandt ist die Gattung Ipomoea mit vielen schönen Zierpflanzen aus den heißeren Ländern. Diese Gattung wiederholt die Eigenschaften der vorigen in überraschend ähnlicher Weise, indem nam. sehr viele Arten in ihren Wurzeln purgirende Milchsäfte erzeugen. Am bekanntesten hierin ist die Purgirwinde Meriko's (*J. Jalapa Nutt.*).

Convoi (franz., spr. Kongwoa), die Begleitungsmannschaften, welche einem Transport mit Kriegsmaterial zur Deckung gegen feindliche Störung beigegeben werden; im weiteren Sinne der ganze Transport. Auch die Kriegsschiffe, welche einer Kauffahrteiflotte zum Schutz beigegeben werden, u. jeder zusammenhängende Wagenzug der Eisenbahnen führen diesen Namen.

Conz, Karl Philipp, deutscher Schriftsteller, geb. 28. Okt. 1762 zu Lorch in Württemberg, 1790 Prediger an der Karlsakademie, 1793 Diakonus zu Vaihingen, 1798 zu Ludwigsburg, 1804 Professor der klassischen Sprachen an der Universität Tübingen, gest. 20. Juni 1827. Als Dichter fehlte es ihm an Gefühl, wenn er auch die Sprache leicht zu behandeln verstand; doch ist er immer würdig in seinen Gedanken u. oft anmuthig in der Form. Seine Lieder erschienen zuerst in Zürich 1806. Als Ergebnisse seiner Studien auf dem Gebiete des klass. Alterthums sind zu betrachten die Nachbildungen einzelner Schauspiele des Aeschylos u. Lustspiele des Aristophanes; interessant sind seine Schriften über die beiden Dichter „Nicodemus Frischlin" (1792) u. „Weckherlin" (1802).

Cook (spr. Kuhk), James, nächst Columbus der bedeutendste Seefahrer, wurde 27. Okt. 1728 als der Sohn eines Bauernknechts in dem Dorfe Marton der engl. Grafschaft York geb. Nach dem Wunsche der Eltern kam C., nachdem er die Dorfschule verlassen, zu einem Krämer in Staith in die Lehre. Hier steigerte der Verkehr mit Fischern u. Schiffern seine Vorliebe für das Seewesen; diese bewog ihn (1746), auf dreijährige Dienstzeit bei einem Kohlenschiffer in die Lehre zu treten, während welcher Zeit er oft die Fahrt zwischen Newcastle u. London machte, aber auch Norwegen zu sehen bekam. Nach überstandener Lehrzeit nahm er Dienste auf einem Kauffahrer, der die Ostsee befuhr. Seit 1752 Hochbootsmann, verwendete er seine Ersparnisse u. seine freie Zeit, um Lehrstunden in der Nautik zu nehmen. Beim Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen den Engländern u. Franzosen 1755 stellte sich C. als Freiwilliger u. kam auf das Schiff des Kapitän Palliser, der auf seine fernere Laufbahn sehr einflußreich einwirkte. Im Jahre 1759 erhielt er das Patent als Steuermann auf dem „Merkur", welcher zu der Flotte stieß, die unter Saunders u. Wolfe Quebek wiedererobern sollte. Hier wurde ihm die erste Gelegenheit gegeben, seine Talente zu zeigen: im Angesichte des Feindes u. bedrängt von den Indianern, untersuchte er das Fahrwasser der Mündung des Lorenzstromes u. entwarf eine vortreffliche Karte von demselben unterhalb Quebek. Von 1764—67 unternahm er die geometrische Vermessung u. Aufnahme der Insel Neufundland u. lieferte davon 8 ausgezeichnete Karten. Inzwischen führte er die Reise nach Jamaika u. Yukatan aus, ließ 1769 eine Schilderung der Strecke vom Belizefluß nach Merida im Druck erscheinen u. lieferte mehrere Aufsätze für die berühmten Philosophical Transactions.

Die Expedition, welche die engl. Regierung 1768 nach dem Großen Ozean ausrüsten ließ, zu dem Zwecke, denselben weiter zu erforschen u. den Durchgang der Venus vor der Sonne auf Tahiti zu beobachten, bezeichnet einen Wendepunkt in C.'s Leben. Er erhielt den Oberbefehl über die Expedition, der mehrere namhafte Gelehrte beigegeben wurden, u. trat im August 1768 von Plymouth aus seine erste Weltfahrt an. Im September erreichte man Madeira, im November landete man in Rio de Janeiro, im Januar 1769 kam man bis Feuerland, umschiffte das Kap Horn u. ankerte 13. April in der Bucht von Matavai auf Tahiti.

Nr. 2052. James Cook (geb. 27. Okt. 1728, gest. 14. Febr. 1779).

Die Beobachtung des Venusdurchganges fand 4. Juni unter den günstigsten Umständen statt. C. verließ Tahiti 13. Juli, durchforschte die Gesellschaftsinseln, entdeckte, daß Neuseeland aus zwei Inseln bestehe, erforschte dann die Ostküste von Australien, entdeckte die Torresstraße u. kehrte, um das Kap herumfahrend, 12. Juli 1771 nach England zurück. Astronomie, Geographie, Naturgeschichte u. Schiffahrtskunde verdanken dieser Unternehmung bedeutende Erweiterungen ihrer Gebiete. C. wurde zum Commodore ernannt.

Die Regierung, ermuthigt durch die Erfolge dieser Fahrt, setzte eine zweite zur Erforschung des Südpolarmeeres ins Werk, u. bestimmte dazu die beiden Schiffe „Resolution" u. „Adventure". Das erstere befehligte C., der auf demselben 13. Juli 1772 seine zweite Weltfahrt begann, begleitet von den beiden Forster (s. d.). Am 30. Okt. erreichte man das Kap, verließ dasselbe 22. Nov. u. steuerte nach Süden. Unter steter Gefahr zwischen den Eisbergen gelangte C. 17. Jan. 1773 bis zum 67.° 15.′ südl. Br., wendete sich nach Neuseeland, besuchte mehrere Inselgruppen u. erreichte 18. Aug. Tahiti. Von hier wendete er sich zu den Freundschaftsinseln u. kam 21. Okt. wieder auf Neuseeland an. Abermals wurde dem Südpol zugesteuert u. am 22. Dez. bis zum 67.° 32.′ südl. Br. vorgedrungen. Anhaltende heftige Kälte u. Krankheit unter der Schiffsmannschaft nöthigten zur Umkehr. Am 12. März 1774 landete man auf der Osterinsel. Die Fahrt nach W. fortsetzend, entdeckte man außer anderen Inseln St. Christiania, woselbst gelandet wurde, u. langte 22. April wieder auf Tahiti an.

Bei der Rückfahrt kam C. nach den Freundschaftsinseln, besuchte die Neuen Hebriden, Neukaledonien, Neuseeland u. erreichte 7. Dez. Feuerland. Das Kap Horn passirte er 28. Dez. u. landete auf Staatenland, entdeckte darauf das in Eis u. Schnee starrende Sandwichsland u. gelangte 22. März 1775 in die Tafelbai. Am 30. Juli landete C. in England, als der Erste, welcher eine vollständige Rundreise durch das Südpolarmeer gemacht. Georg III. erhob ihn zum Flottenkapitän u. gab ihm eine Stelle im Greenwichhospital; die königliche Gesellschaft der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede.

Die Entdeckung einer nördl. Durchfahrt von dem Atlantischen nach dem Großen Ozean war schon lange das Ziel der Bestrebungen engl. Seefahrer. Nach C.'s zweiter Reise erwachten dieselben in neuer Kraft, u. eine Parlamentsakte setzte für die Auffindung dieser Durchfahrt einen Preis von 20,000 Pfd. Sterl. aus. C., in dieser Angelegenheit von Lord Sandwich zu Rathe gezogen, bot selbst seine Dienste zur Lösung der Aufgabe an u. wurde mit dem Kommando der Expedition betraut. Die „Resolution" u. die „Discovery", letztere unter Kapitän Clerke, wurden ausgerüstet, u. 12. Juli 1776 begab sich C. auf seine dritte u. letzte Weltfahrt; Georg Forster begleitete ihn wieder. Im Okt. erreichte man das Kap, entdeckte später die Prinz Eduardinseln, besuchte Kerguelensland, sowie Vandiemensland u. Neuseeland, u. steuerte nach den Freundschaftsinseln, auf welcher Fahrt noch mehrere Inseln entdeckt wurden. Auf Huaheine wurde der eingeborene Priester Omai, welcher auf der vorigen Reise mit nach England gefahren war, wieder abgesetzt. Nachdem C. die Insel Bolabola verlassen, entdeckte er 25. Dez. die Weihnachtsinsel, im Jan. 1778 die Sandwichsinseln u. erreichte am 7. März die Küste von Neuengland. Von hier aus fuhr er längs der amerikan. Küste nach Norden, durchfuhr die Beringsstraße, wurde aber 18. August unter dem 70.° 44.' von dem Eise gehindert, weiter vorzudringen; kehrte wieder um u. langte 17. Jan. 1779 auf Owaihi, der größten der Sandwichsinseln, an. Mit den Eingeborenen, nam. mit dem König, trat C. in den freundschaftlichsten Verkehr. Da ward ihm ein Boot gestohlen; um dasselbe wieder zu erhalten, begab er sich mit Begleitung zum König, den er auf sein Schiff locken wollte. Dieser aber wurde vom Volke angefleht zu bleiben, so daß C. zurückkehren mußte. Inzwischen hatten die Boote, welche die Kanoes der Insulaner an der Abfahrt verhindern sollten, Feuer gegeben u. einen Führer getödtet. Darauf bewaffnete sich das ganze Volk u. verfolgte C. mit Speeren u. Steinen. Er streckte einen der Vordersten durch eine Kugel nieder, unterlag aber der Uebermacht. So verlor 14. Febr. 1779 England seinen größten Seefahrer. Die Insulaner fielen über den Leichnam her, zerrissen ihn, verbrannten das Fleisch u. bewahrten einen Theil der Gebeine im Tempel. Nach dem Friedensschlusse wurden die noch vorhandenen Ueberreste von den Engländern 22. Febr. feierlich bestattet. — Das Journal von C.'s erster Reise gab Hawkesworth 1773 heraus; die Beschreibung der zweiten veröffentlichte er selbst 1772—75; das Tagebuch der dritten, fortgesetzt von King, erschien 1784. — Vgl. Wiedmann, „Leben u. Schicksale des Kapitäns C." (Erl. 1789—90, 2 Bde.), sowie Lichtenberg in seinen „Vermischten Schriften", 4. Bd., u. Dr. K. Müller „C., der Weltumsegler" (Lpz. 1864).

Cooksarchipel, s. „Herveyinseln".

Cooksstraße, Meerenge zwischen dem Ostkap von Asien u. dem Kap Prinz Wales von Amerika. Im J. 1648 wurde sie zuerst von Deschnew durchfahren; Bering, nach welchem sie gleichfalls benannt wird, erreichte sie 1728 bis zur Laurentiusinsel; im J. 1778 durchfuhr sie der Weltumsegler Cook. Nach diesem wird auch die Straße benannt, welche Neuseeland in die beiden Inseln Te-Wai-Punamu u. Ahi-na-Maui (Neu-Munster u. Neu-Ulster) trennt.

Coomans, Pierre Olivier Josef, belgischer Genre- u. Historienmaler, geb. 1816 in Brüssel, Schüler von de Keyser u. Wappers in Antwerpen. Im Jahre 1841 errang er seinen ersten Erfolg durch sein Bild „Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer", welchem bald nachher die „Schlacht bei Askalon" folgte. Nachdem er in Algier die franz. Truppen im Kriege gegen Abd-el-kader begleitet u. hierüber seine algierischen Briefe geschrieben hatte, malte er 1848 die „Niederlage Attila's", bereiste Italien u. Griechenland u. schuf 1855 ein großes Bild, „die Schlacht an der Alma". Infolge eines Aufenthalts in Pompeji gewann er eine besondere Vorliebe für die Antike u. die Dichter des

Alterthums u. bearbeitete mehrere, die letzten Tage von Pompeji betreffenden Stoffe, die durch ihre originelle Auffassung u. klassische Durchführung allgemeinen Beifall fanden.

Cooper (spr. Kuhper), Sir Astley Parton, berühmter englischer Chirurg, Leibarzt des Königs Georg u. später bis zu seinem Tode der Königin Victoria von England, wurde 23. Aug. 1768 zu Brooke in Norfolk geboren, wo sein Vater als Geistlicher angestellt war. Kurze Zeit war er bei einem Apotheker in Yarmouth in der Lehre; bald darauf kam er nach London, wo er unter seinem Onkel Samuel C. u. Cline sich zum Chirurgen ausbildete. Nach kurzem Aufenthalt in Edinburg kehrte C. nach London zurück, wurde Prosektor, dann Hülfslehrer für Anatomie u. Chirurgie neben Cline, sodann Wundarzt am Guy's Hospital. Seinem Einflusse ist es gelungen, sämmtliche chirurgische Lehranstalten zu einer gemeinsamen zu vereinigen. Im J. 1792 ging er nach Paris, um Dessault zu hören. Nach seiner Rückkehr nach London wurde er einer der beschäftigtsten Chirurgen. Im J. 1821 ward er Leibarzt des Königs; er starb 12. Febr. 1841. Seine Operationen zeichneten sich durch Originalität u. Kühnheit aus. Viele Operationsinstrumente trugen C.'s Namen. Seine Hauptwerke sind: „Lectures on the principles and practice of surgery" (4 Bde., Lond. 1824—29); „The principles and practice of surgery" (2 Bde., Lond. 1836—37; deutsch von Schütte, Kassel 1856).

Nr. 2053. James Fenimore Cooper (geb. 15. Sept. 1789, gest. 14. Sept. 1851).

Cooper, James Fenimore, nordamerikan. Schriftsteller, ein Meister auf dem Gebiete der Erzählung, geb. zu Burlington (New-Jersey) 15. Sept. 1789, diente von 1805—1810 in der Marine, verheirathete sich bald darauf u. lebte lange Zeit zu Cooperstown, dem am Otsegosee reizend gelegenen Landsitze seines Vaters. Im J. 1826 bereiste er England u. Frankreich, übernahm dann das nordamerikan. Konsulat in Lyon, ging 1829 nach Dresden, später nach der Schweiz u. Italien u. kehrte 1831 wieder nach Amerika zurück, wo er 14. Sept. 1851 zu Cooperstown starb. Obgleich in der Erfindung nicht reich u. in der Charakteristik schwach, ward er doch wegen seiner glänzenden u. hinreißenden Schilderungen amerikan. Zustände aus den Zeiten der ersten europäischen Ansiedlungen einer der populärsten Dichter. Insbesondere hat er in seinen Romanen das Seeleben kühn, lebendig u. erschütternd gemalt. Von seinen Romanen, die in fast alle lebende Sprachen übersetzt wurden, nennen wir: „Precaution" (New-York 1821); „The spy" (ebd. 1821; ins Pers. übersetzt 1847); „The pioneers or the sources of the Susquehanna" (ebd. 1822); „The pilot" (1823); „Lionel Lincoln" (1824, 3 Thle.); „The last of the Mohicans" (1826, 3 Thle.); „Der Letzte der Mohikaner", sein gelungenstes Werk, „The pathfinder" u. a. m. Sein letzter Roman war „The ways of the hour" (1850). In deutscher Uebersetzung

erschienen C.'s Romane, zum Theil mehrmals aufgelegt, zu Frankfurt a. M. 1834—50 (258 Bdch n.) u. zu Stuttgart 1840—51 (27 Bde.). Außerdem beschrieb er seine Reisen durch Europa u. d. Titel: „The gleanings in Europe" (New-York 1830—32, 6 Bde.), verfaßte eine gleichfalls sehr populär gewordene „History of the American navy" (ebd. 1839) u. betrat 1850 mit dem Lustspiele „Upside down or philosophy in petticoats" auch das dramat. Gebiet.

Cooper, Thomas Sidney, Thier- u. Landschaftsmaler, geb. 26. Sept. 1803 in Canterbury, zeigte frühzeitig großes Zeichentalent, erlernte aber aus Mangel an Mitteln seine Kunst ohne Lehrer, bis er nach Belgien kam, wo er bei Verboeckhoven die Thiermalerei studirte. Seit 1833 stellte er seine Bilder aus, die, wenn auch stofflich sich auf einen engen Kreis beschränkend, sehr naturwahr u. harmonisch in der Färbung sind u. fast stets den Hauptnachdruck auf die Thierstaffage legen.

Coorg (spr. Kurg), Distrikt der britischen Präsidentschaft Madras, 135,600 Einw.

Copaïfera, Copaivabaum, Pflanzengattung der Cäsalpinieen unter den Hülsengewächsen, mit vielen Arten, die sich durch die Erzeugung von Copaivabalsam auszeichnen, meist stattliche Bäume in der Tropenzone Südamerika's u. Westindiens. Solche Arten sind: C. Langsdorfii u. coriacea zu S. Paulo in Brasilien, C. multijuga in Pará, C. Jacquini in Venezuela ꝛc., C. guianensis am Rio Negro ꝛc.

Copaivabalsam (Balsamum Copaivae), eine gelbe, dicke, klebrige Flüssigkeit, welche aus dem Copaivabaum (s. „Copaïfera") ausfließt u. von den Indianern durch in die Rinde gemachte Einschnitte od. Anbohren des Stammes gewonnen wird. Der C. besitzt einen eigenthümlichen, balsamischen Geruch, welchen er einem ätherischen Oele, dem Copaivaöl, verdankt, u. einen bitterlich-scharfen, kratzenden Geschmack. Außer diesem ätherischen Oele enthält der C. noch zwei Harze, die in dem Oele gelöst sind; das eine von diesen ist krystallisirbar u. hat einen saueren Charakter, heißt deshalb auch Copaivasäure ($C_{40}\ H_{30}\ O_4$); das andere ist ein nicht krystallisirbares Harz. Der C. sowol als auch die Copaivasäure finden in der Medizin als Heilmittel Verwendung u. zwar ist der Balsam, der sich leicht mit fetten Oelen mischt, eines der vortrefflichsten Heilmittel in Geschlechtskrankheiten, nam. der Harnröhre, deren Schleimabflüsse er vermindert. Bei den Indianern Guayana's dient er als Wundmittel u. Salbe für Körper u. Haare.

Copaivasäure, s. „Copaivabalsam".

Copal ist ein zur Lack- u. Firnißbereitung dienendes Harz, od. vielmehr man belegt mit diesem Namen eine Mehrheit von Harzen, die in Farbe, Härte u. Verhalten gegen Lösungsmittel von einander eben so abweichen wie in ihrer Herkunft; man hat aber C. aus vier Welttheilen. Auch an denselben Fundorten sind die Harzstücke in jeder Hinsicht beträchtlich verschieden u. müssen durch Auslesen sortirt werden. Nur die härtesten Sorten bilden eine besondere u. gesuchte Waarenklasse, indeß die weichen mit den übrigen Lackharzen rangiren. Ob unter letzteren Produkte von noch lebenden Bäumen vorkommen u. von welchen, ist unbestimmt. Auf Zanzibar wachsen im Inneren noch Harzbäume, die man für die wahren C.träger hält. Im Allgemeinen aber ist der C., u. der harte jederzeit, fossil; er wird gleich dem Bernstein mehrere Fuß tief aus der Erde gegraben, u. zwar in Gegenden, wo gar keine Harzbäume mehr vorkommen. Auch im Sande von Flüssen wird er gefunden. C.gräberei besteht auf Zanzibar u. in den benachbarten Küstenländern Afrika's, eben so auf der Westküste dieses Erdtheils u. in Brasilien. Die schönsten u. härtesten Sorten liefert Zanizbar; sie sind zwei- bis dreimal theurer als die übrigen u. die einzigen, welche Lacke geben, die sich schleifen lassen. Auf der Westküste gräbt man in weiter Ausdehnung von Sierra Leone bis Benguela eine Menge des Harzes, das aber der östlichen Waare in Qualität nachsteht. Etwas theurer ist der brasilische C., der im Handel westindischer genannt wird. Ostindischer C. ist entweder eine irrthümliche Benennung der Zanzibarwaare, od. es ist die von Manila gemeint, die geringste aller Sorten, wahrscheinlich von lebenden Bäumen. Die C. sind von Farbe weiß (die besten), röthlich, gelblich bis gelb u. braun. Die fossilen Stücke sind durch oberflächliche Verwitterung staubig überrindet. Wird diese Rinde durch Aetzlauge entfernt, so heißt die Waare geschält u. hat dann eine warzige Oberfläche, die sog. Gänsehaut. Die weichen Sorten lösen sich leicht in Weingeist u. Terpentinöl, die harten nur unter Anwendung von Hitze u. verschiedener Kunstgriffe. — Eine neuere hierher zu rechnende Waare ist der australische od. Kauric., von einer Fichte Dammara australis kommend. Er hat mit dem eigentlichen C. keine Aehnlichkeit, hat stets dunkle Nüancen u. oft kopfgroße Stücke, wird aber, als sehr wohlfeil, in Menge zu ordinären dunkeln Lacken verbraucht.

Cope (spr. Kohp), Charles West, geb. 1811, engl. Historienmaler, der sich in seinen Bildern durch eine frappante Charakteristik der Gestalten u. glänzendes Kolorit auszeichnet. Am bekanntesten ist er durch seine Fresken im Parlamentsgebäude zu London, bes. durch die im Korridor der Pairs. Seine übrigen, zum Theil etwas manierirten Oelbilder behandeln ebenfalls großentheils Stoffe aus der engl. Geschichte.

Copepoden (Copepoda, Spaltfüßler), eine sehr formenreiche Ordnung (Gruppe) der Crustaceen od. Krebsthiere, von gestrecktem, meist gegliedertem Körper, mit kauenden od. stechenden (u. saugenden) Mundwerkzeugen, mit 4 od. 5 Paar zweiästigen Ruderfüßen (Spaltbeinen, daher der Name Copepoda, welchen Milne Edwards 1830 den freilebenden Formen od. Pseudopoden übertrug, während man jetzt auch die Schmarotzerkrebse od. Siphonostomen damit verbindet),

Nr. 2054. Nr. 2055. Nr. 2056. Nr. 2057. Nr. 2058.

Nr. 2054—2058. **Copepoden.**
Nr. 2054 u. 2055. Cyclopslarven. Nr. 2056. Cyclopsweibchen. ov Eierstock. a After.
Nr. 2057. Lernaeoceraweibchen. Nr. 2058. Larve desselben (sämmtlich vergrößert).

deren zahlreiche parasitische Gattungen u. Arten aber sich durch eine Reihe von Abstufungen von der typischen Gestalt entfernen, so daß sie zum Theil nur mit Kenntnißnahme der Entwicklung noch als Gliederthiere u. nicht als Würmer zu erkennen sind, die freilich allerdings noch immer die charakteristischen Ruderfüße, obschon verkümmert, tragen. Das aus Verschmelzung des Kopfes mit dem ersten Brustgliede hervorgegangene Kopfbruststück (Cephalothorax) trägt 2 Paar Fühler (Antennen), deren vorderes, längeres Paar als Tastorgan u. Träger der Geruchswerkzeuge dient, oft auch als Ruder, u. bei den Männchen als Greiforgan zum Einfangen u. Festhalten der Weibchen bei der Begattung, u. deren zweites, kurzes Paar oft mit Borsten od. Haken zum Antlammern an festen Gegenständen dient; ferner zwei Paar Kiefern (Mandibeln u. Maxillen), deren erstes Paar bei den Freilebenden als Kauwerkzeug dient, bei den Parasiten aber gewöhnlich in ein Stilet zum Stechen umgewandelt u. von einer Saugröhre, umschlossen ist mit deren Hülfe das durch den Stich hervortretende Blut gesaugt wird; sodann zwei Paar Kieferfüße als Aeste eines Gliedmaßenpaares, das zum Ergreifen der Nahrung u. bei den Parasiten bes. zum Anklammern dient. Die vier freien Brustglieder tragen eben so viele Ruderfußpaare, deren letztes bei den Männchen als Haftorgan bei der Begattung dient. Der wie die Brust fünfgliederige Hinterleib (Abdomen) trägt keine Gliedmaßen u. endet mit zwei gabeligen Platten (der sog. Furca, d. h. Gabel), die lange Schwanzborsten tragen. Die beiden, oft in eines verschmolzenen Augen (daher „Cyclops") fehlen nur einigen Parasiten im Alter. Die Athmung wird durch die oft zarte u. durchscheinende Haut besorgt, ein Blutgefäßsystem fehlt manchen ganz od. wird durch Darmbewegungen ersetzt, welche die nöthige Cirkulation vermitteln, einige haben indeß ein Herz. Alle C. sind getrennten Geschlechts, die stets kleineren u. mobileren Männchen sind oft von den Weibchen sehr verschieden. Diese, außerordentlich fruchtbar, tragen ihren Eiervorrath in

der Regel in zwei Säckchen (Eiersäckchen) hinten am Leibe mit sich herum, deren Hülle durch das erhärtete Sekret einer besonderen Drüse (Kittdrüse) gebildet ist. Dem Weibchen klebt das Männchen bei der Begattung mit Hülfe seiner Kieferfüße eigenthümliche, von ihm bereitete Samenpackete (Spermatophoren) neben die Geschlechtsöffnungen, die eindringende Samenflüssigkeit befruchtet die Eier im Inneren des mütterlichen Körpers od. während ihres Austritts in die sich hierbei bildenden Säckchen. Die C. entwickeln sich mit einer, bes. bei den Parasiten rückschreitenden Metamorphose (s. d.); ihre Larven, bei denen man „Naupliusstadien" u. Cyclopsstadien" unterscheidet, wurden zum Theil für besondere Thiergattungen: „Nauplius" ꝛc., gehalten. Von den etwa 950 jetzt bekannten, auf 212 Gattungen vertheilten, meist winzig kleinen C.arten, die wie die meisten Kruster ausschließlich das Wasser u. vorwiegend das Meer bewohnen, so daß nur 76 Arten ausschließlich Süßwasserthiere sind, u. von welchen fossile Reste bis jetzt nicht aufgefunden wurden, nähren sich die höher entwickelten **Freilebenden** (od. eigentlichen, früher ausschließlich sog. C.), mit kauenden Mundtheilen, theils von niederen Pflanzengebilden wie Algen, theils von niederen Thieren, selbst ihren eigenen Larven. Von den zahlreichen Vertretern ihrer Familien (der Cyclopiden, Harpactiden, Calaniden, Pontelliden, Corycäiden u. Notodelphyiden) sind bes. die Cyclopiden zu nennen mit der Gattung Cyclops (Nr. 2054—58), „Krebsfloh", Okens „Hüpferling" (wegen der gewaltigen Sprünge, die das in allen Tümpeln gemeine Thier bei seinen Schwimmbewegungen macht), die leuchtende Sapphirina (s. „Meerleuchten") u. die in der Kiemenhöhle von Ascidien (als „Einmiether", „Inquilinen") hausenden Notodelphyiden. Während schon die freilebenden Süßwasserc. in zahllosen Mengen, bes. im Frühjahr, unsere Tümpel u. Gräben beleben, u. in Seen manchen Fischen mit anderen Krebsthierchen (Daphniden) zur ausschließlichen Nahrung dienen, treten die marinen C. in weit größeren Scharen auf; ihre das Meer färbenden (zum Theil röthenden) Züge, an der schottischen Küste als **Maidre**, an der norwegischen den Heringsfischern als Rödkam (Rothäsung), den amerikan. Fischern als Walfischäsung bekannt, schaffen zahllosen Fischen sowie den Walfischen reiche Nahrung u. werden durch Herbeiziehen dieser Thiere für einen ergiebigen Fang derselben von Bedeutung, so daß z. B. der Ertrag der Heringsfischerei nach Aussage norweg. Fischer geradezu davon abhängt. Von den etwa ein Drittel der Gesammtzahl der C. ausmachenden **Schmarotzerkrebsen (Siphonostomen)** schmarotzen einige nur zeitweilig, andere erst von einem gewissen Lebensalter an, während ihre Männchen zum Theil vagabundiren. Mehr als zwei Drittel von ihnen schmarotzen an Fischen (etwa an 220 Fischarten), u. hier vorzüglich an den Kiemen, als an denjenigen Organen, welche sie das ihnen zur Nahrung dienende Blut ebenso reichlich als leicht erreichen lassen; manche bohren sich tief ein. Von den hierher gehörigen Familien sind zu nennen die **Ergasiliden**, die sich noch am meisten der Cyclopsgestalt nähern, die scheibenförmigen **Arguliden** od. Karpfenläuse, die oft mit flügelförmigen Körperanhängen ausgerüsteten **Caligiden** od. Fischläuse, sodann die **Chondracanthiden**, deren birnförmige Zwergmännchen sich meist zu zweien an einem Weibchen anheften, u. die wurmförmigen **Lernäeriden**, deren Weibchen sich tief ins Fleisch der Fische einbohren.

coperto (ital.), d. i. bedeckt, musikalische Bezeichnung, deutet an, daß das Paukenfell mit einem Tuche bedeckt werden soll, um einen gedämpften Ton zu erzeugen.

Copia (lat.), Menge, Ueberfluß; c. verborum, Wortreichthum.

Copiapó, Dep. in der Provinz Atacama der südamerikan. Republik Chile. — C. (eigentl. San Francisco de la Selva), die Hauptstadt der Provinz, liegt 396 m. über dem Meere am Norduser des Rio C. u. zählt über 12,000 Einw. Durch die Eisenbahn nach Caldera hat die Stadt sehr gewonnen; diese steht auf der Stelle der alten Indianerstadt Chimbo. Die Häuser sind meist aus leichtem Fachwerk gebaut, das mit Schilf u. Lehm ausgefüllt ist. Auf dem Hauptplatze steht das Standbild von Juan Godoy, der die Minen von Chañarcillo 1832 entdeckt hat. Die Industrie besteht hauptsächlich in der Bearbeitung der Silber- u. Kupfererze. Wegen der unfruchtbaren Umgebung ist das Leben in der Stadt theuer. Erdbeben haben hier oft zerstörend gewirkt: 1822 wurde C. fast ganz vernichtet u. 1864 kam es auch nicht ohne Schaden davon. — Der Rio C. ist der erste Fluß im S. der Wüste von Atacama; er entsteht aus der Vereinigung dreier Bergströme, die sich in der Gegend von Juntas vereinigen. Das Wasser des Flusses ist meistentheils brackisch. Mehrere Meilen von der Küste versiegt dasselbe u. erscheint nur in salzigen Sümpfen wieder, welche in dem Thale Ramadilla eine üppige Vegetation hervorbringen. Nur bei Hochwasser, das sich nach dem sehr selten fallenden Regen zeigt, erreicht der Rio C. den Ozean.

Copland (spr. Kopländ), James, berühmter Arzt u. medizinischer Schriftsteller, geb. 1792 im Kirchspiel Deerneß auf den Orkadischen Inseln, bezog 1807 die Universität Edinburg, studirte daselbst Philosophie u. Medizin u. hörte u. A. auch Brown. Im J. 1815 wurde er zum Doktor promovirt u. besuchte sodann die Universitäten von Paris, Berlin, Wien. Im J. 1817 unternahm C. eine Reise nach Afrika, um dortige Epidemien am Orte selbst zu beobachten; 1818 kehrte er nach London zurück u. wurde 1820 Mitglied der Royal Society. Im J. 1822 stellte er eine neue Theorie des Elektrogalvanismus auf. Bald darauf gab er die „Outlines of pathology and practical medicine", in welchen er eine Pathologie auf die Zustände der Ganglienzellen zu basiren versuchte, heraus, u. 1824 die „Elements of Physiology". Ein Werk von großem Fleiß u. Umfang ist das „Dictionary of practical medicine", das auch ins Deutsche übersetzt wurde.

Copra, s. „Brillenschlange".

Copula (lat.), die Verbindung, das Band, wird nam. von dem Theil eines Satzes gebraucht, der das Subjekt mit dem Prädikat verbindet; es ist dies entweder das Verbum „sein", wie in „das Haus ist groß" (welches in manchen Sprachen in diesem Falle ganz fortgelassen wird), od. es ist im Verbum enthalten, wie z. B. „das Kind schläft" (od. „das Kind ist schlafend").

Copway (spr. Kop-ueh), George, eigentl. Kah-ge-ga-gah-Buh, Sohn eines indianischen Arztes u. Häuptlings der Odschibwäs, bekannt als Verbreiter des Christenthums unter den Sioux u. Odschibwäs u. als Theilnehmer an dem Friedenskongresse zu Frankfurt a. M. (1850). Geb. am nördl. Ende des Bellemontsees u. 1830 von einem methodistischen Missionär getauft, unternahm er bereits 1834 mit anderen Missionären eine Bekehrungsreise unter verschiedenen Indianerstämmen u. leitete am Attawasee 1835 eine kleine Schule, betheiligte sich in Lapointe am Obersee an der Uebersetzung des Neuen Testaments in die Odschibwäsprache u. besuchte später das Seminar Ebenesra. Seit 1843 bezog er einen jährl. Gehalt von 400 Dollars u. wanderte in Begleitung seiner Gattin Jahre lang unter den wilden Indianern herum, eifrig bemüht, sie dem Christenthum u. einem seßhaften Leben zuzuführen. Er verschaffte ihnen feste Wohnsitze, unterrichtete sie im Ackerbauwesen u. entwöhnte sie auf diese Weise von ihrem bisherigen Jäger- u. Nomadenleben. Im J. 1850 besuchte er Europa u. das in Frankfurt tagende Friedensparlament. C.'s Gedicht „Die Odschibwä-Eroberung" erschien 1851 zu Frankfurt, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von V. Adler. Ihm gehen einige von ihm selbst gegebene biographische Notizen voraus.

Copyright (spr. Kopireit), engl. Wort für „Verlagsrecht" (s. d.).

coq. (lat.), Abkürzung für coque, Imperativ des lat. Wortes coquere, „kochen"; demnach auf ärztlichen Rezepten Verordnung für den Apotheker, gewisse darin bezeichnete Substanzen zu kochen.

Coquerel (spr. Kock'rel), Athanase Laurent Charles, franz. Theolog der reform. Kirche u. namhafter Kanzelredner, wurde 27. Aug. 1795 zu Paris geb.; er verdankte seine Ausbildung einer engl. Dame, Helene Marie Williams. Nach Beendigung seiner Studien auf dem reformirten Seminar zu Montauban wurde er 1817 zum Pfarrer der bischöflichen St.-Paulskapelle zu Jersey erwählt, mußte aber dieser Stellung entsagen, weil er die Unterschrift der 39 Glaubensartikel der engl. Hochkirche verweigerte. Nach zwölfjähriger Thätigkeit als Prediger in Amsterdam, Leiden u. Utrecht übernahm er 1830 das Amt eines reformirten Pfarrers zu Paris. Die Revolution des J. 1848 brachte ihn als Abgeordneten in die konstituirende u. gesetzgebende Versammlung, wobei er sich den gemäßigten Republikanern anschloß. Nach der Begründung des Kaiserreichs war C. nur noch als Kanzelredner u. Mitglied des reformirten Konsistoriums thätig. Die Freisinnigkeit, die er dabei an den Tag legte, zog ihm viele Feindseligkeiten von Seiten der orthodoxen Majorität zu. C. starb 10. Januar 1868. Bedeutender als seine wissenschaftlichen Arbeiten (Biographie biblischer Personen, 1837; Geschichte u. Analyse der Bibel, 1839 u. a.) sind seine Predigten, von denen eine außerordentlich große Zahl gedruckt erschien u. auch in andere Sprachen übersetzt wurde. Daneben suchte C. wiederholt auch durch Zeitschriften, wie „Der Protestant" (1831—33) u. „Das Band" (seit 1841), für die Sache des freisinnigen Protestantismus u. eine Versöhnung der Gegensätze zu wirken.

Coquille (franz., spr. Kokkilj), vom lat. cochlea, „die Schnecke", die Kalkhülle der hartschaligen Mollusken, Muschelschale.

Coquimbo (spr. Kokimbo), Provinz der südamerikan. Republik Chile mit ungefähr 800 deutschen □M., grenzt im W. an die Südsee, im N. an Atacama, im S. an Aconcagua u. im O. an die Argentinische Republik. Das Land bildet eine Hochebene von 700—3700 m. Höhe, auf der sich mehrere Berge in unregelmäßigen Gruppen erheben. Die Flüsse Rio C., Rio Limari u. Rio Chuapa, welche auf den Anden entspringen, bilden tief eingeschnittene Querthäler; der Rio Guatulame fließt in einem 13 deutsche M. sich hinziehenden Längsthale. Die Bewässerung ist wegen des Regenmangels eine spärliche, bes. im nördl. Theile des Landes. Vorherrschend ist der Bergbaubetrieb; der Ackerbau beträgt etwa $^1/_4$ Prozent des Gesammtareals. Wenn die Winterregen eintreten, breitet sich schnell ein grüner Teppich u. herrlicher Blumenflor über das dürre Land aus. Die Bevölkerung beträgt über 132,000 Seelen, die sich hauptsächlich auf die drei genannten Flußthäler vertheilen. Von den Minen sind in Arbeit 16 auf Gold, 16 auf Silber, 33 auf Kupfer, 2 auf Kobalt u. 3 auf Quecksilber. — In der kleinen Stadt Herradura de C., welche an dem Hafen einer kleinen Bai in der Nähe von Puerto C. liegt, befinden sich bedeutende Kupferschmelzen, die einer engl. Bergwerkscompagnie gehören. — Die Hauptstadt der ganzen Provinz ist La Serena; der Hafen für sie ist Puerto C., einer der besuchtesten von Chile; er liegt an einer geräumigen Bai, hat guten Ankergrund, ist gegen Winde ziemlich gesichert u. durch einen Damm geschützt. — Der Rio C. entspringt aus einem kleinen Andessee; er hat das meiste Wasser von allen Flüssen der Provinz, durchfließt ein fruchtbares Thal u. mündet im N. der Stadt La Serena.

Corallin, ein rother Farbstoff, der zum Scharlachfärben u. Braunfärben auf Wolle gebraucht wird u. bei der gleichzeitigen Einwirkung von Schwefelsäure u. Oxalsäure auf Carbolsäure sich bildet.

Corallina officinalis, eine Art der sog. Kalkalgen an den europ. Küsten, früher als Muscus corallinus, Korallenmoos offizinell, ausgezeichnet durch die mit Kalk gänzlich überzogenen Verästelungen.

Corbeil (spr. Korbälj'), Stadt im franz. Dep. Seine-et-Oise, an beiden Seiten der Seine, $3^1/_2$ M. südl. von Paris, mit 5541 Einw. Im Deutsch-franz. Kriege von 1870/71 ward C. am 15. Sept. von den Deutschen besetzt u. war wegen der zwar gesprengten, aber von den Deutschen schnell wieder hergestellten Seinebrücke für die Belagerungsarmee von großer Wichtigkeit.

Corbeille (franz., spr. Korbälj'), eigentl. ein Körbchen; aber auch das in Kleidern, Schmuck, Putz u. anderen Kostbarkeiten bestehende Brautgeschenk, welches in Frankreich der Bräutigam der Braut gewöhnlich in einem Körbchen zuschickt. Außerdem bezeichnet C. noch eine kleine Art von Schanzkörben, die zuweilen zur größeren Deckung der Infanteristen auf die Brustwehr gesetzt werden.

Corbière (spr. Korbiähr), Graf Jacques Josef Guillaume Pierre von, franz. Staatsminister, geb. zu Amanlis bei Rennes um 1767, war erst Advokat in Rennes, wurde nach der Restauration Präsident des Generalconseils im Dep. Ille-Villaine u. 1815 Abgeordneter dieses Departements. Als solcher gehörte er zwar zur Opposition, wußte es aber doch mit der Regierung so wenig zu verderben, daß dieser ihn 1820 ins Ministerium Villèle aufnahm. Anfangs Minister des öffentlichen Unterrichts, war er vom 4. Dez. 1821 bis 4. Jan. 1828 Minister des Innern u. wurde nachher Staatsminister, Mitglied des Geh. Conseils u. Pair; zum Grafen hatte ihn der König schon 1822 gemacht. Nach der Julirevolution verlor er seine Pairswürde u. lebte seitdem in Bordeaux den Studien, die zuletzt freilich nicht über Bücherliebhaberei hinausgingen. Er starb zu Paris im Jan. 1853.

Corbould (spr. Korbaul), Edward Henry, engl. Historienmaler, geb. 1817, machte sich 1843 durch ein großes historisches Gemälde bekannt, für welches er den Preis von 100 L. St. erhielt. Er versuchte sich zwar auch in Freskenmalerei, zeichnete sich aber am meisten als Aquarellist aus; seine Werke in diesem Genre gehören zu den vorzüglichsten, wie z. B. die Pest zu London, die schöne Rosamunde, die Zerstörung der Götzen zu Babel 2c.

Corchorus, Pflanzengattung der Lindengewächse, deren Arten bes. im heißeren Asien zu Hause sind. Höchst wichtig daselbst als Gespinnstpflanze, C. capsularis, Dschat od. Köhlmißpflanze in Ostindien u. China, u. C. olitorius ebendaselbst. Beide Arten liefern den unter dem Namen Jute allgemein bekannten indischen Flachsstoff, den sie als einjährige, etwa 4 m. hohe Kräuter in reicher Fülle erzeugen, so daß man in Indien aus ihm Stricke, Seile, Gewebe aller Art, selbst die äußerst zarte Megila Bengalens, geringeres Packtuch (Tat od. Choti, woher Jute), nam. aber Kaffeesäcke (sog. Gunnysäcke) daraus verfertigt. Zugleich liefern beide Arten in ihren Blättern Gemüse sowie Heilmittel. Das Gleiche, wenn auch in vermindertem Grade, ist zu sagen von C. trilocularis in Arabien u. Aegypten, C. tridens in Afrika, C. acutangulus in Ostindien. Als Zierpflanze aus Japan u. China kultivirt man bei uns schon lange die durch gefüllte gelbe, rosenartige Blumen ausgezeichnete japanische Frühlingsrose od. C. japonicus, den Linné für eine Brombeerart (Rubus japonicus) ansah. Erst Decandolle der Aeltere erkannte, daß die prächtige Pflanze nichts mit der Tiliaceengattung C. zu thun habe, daß sie vielmehr zu den Rosaceen gehöre, wie allerdings Linné schon sah, u. eine eigene Gattung vertrete. So heißt sie nur Kerria japonica, eine Verwandte der Gruppe der Spierkräuter od. Spiräaceen.

Nr. 2059. Marie Charlotte (d'Armans) Corday (geb. 1769, gest. 17. Juli 1793)

Corcyra, Name der Alten für „Korfu" (s. d.).

Corda, Aug. Josef, böhmischer Botaniker, geb. 10. Sept. 1810 zu Reichenberg, wurde 1834 Custos am vaterländischen Museum zu Prag (für die Abtheilung der Zoologie), bereiste 1841 Texas, verunglückte aber bei seiner Rückkehr im Sept. 1849 mit dem Schiffe, das seine reichen Sammlungen nach Europa bringen sollte. C. war ein talentvoller, aber nur zu phantasiereicher, im Zeichnen sehr gewandter Naturforscher, dessen Werke sich auch durch die letzte Eigenschaft am meisten auszeichnen. Die „Icones fungorum hucusque cognitorum" in 5 Bdn. (1837—42), u. die „Prachtflora europäischer Schimmelbildungen" (1839) legen Zeugniß davon ab.

Corday (spr. Kordeh), Marie Charlotte (d'Armans), eine der edelsten Gestalten der franz. Revolution, geb. 1769 zu St. Saturin bei Caën, stammte aus adeliger Familie, erhielt aber von ihrem den neuen Ideen zugeneigten Vater eine einfache u. freisinnige Erziehung. Die allgemeine Aufregung jener Tage u. das Studium Plutarch's, Rousseau's u. a. alter u. neuer Schriftsteller, weckten in dem schwärmerischen Mädchen den begeisterten Entschluß, sich durch

eine große That ihrem Volke nützlich zu machen. Sie befand sich eben in Caen, als dort die flüchtigen, von Marat geächteten Girondisten eintrafen. Sie beschloß, dieses Ungeheuer, das sie als ein Haupthinderniß für die Errichtung der girondistischen Idealrepublik betrachtete, mit Aufopferung ihrer selbst aus der Welt zu schaffen. Der Umgang mit dem Girondisten Barbaroux bestärkte sie in ihrem Plane. Sie schlich sich heimlich aus dem Hause ihres Vaters u. kam 11. Juli 1793 in Paris an. Unter dem Vorwande, wichtige Mittheilungen über die Opposition in Caën mitzubringen, erhielt sie 13. Juli Zutritt bei Marat, der sich eben im Bade befand. Kaum hatte er versichert, daß alle nach Caën geflüchteten Girondisten, deren Namen Charlotte C. ihm genannt, sterben müßten, als diese ein bereit gehaltenes Messer aus dem Busen zog u. es Marat ins Herz stieß, der auf der Stelle todt war. Sie wurde sofort verhaftet u. 17. Juli 1793 hingerichtet. Der Muth, mit welchem die schöne Jungfrau das Schaffot bestieg, erregte die Bewunderung des deutschen Republikaners Adam Lux, der sich sogar dazu hinreißen ließ, ihre That öffentlich zu vertheidigen, — eine Kühnheit, die er mit dem Tode büßen mußte.

Cordeliers (franz., spr. Kord'lieh), d. i. Strickträger, heißen in Frankreich mit Beziehung auf ihre Tracht die regulirten Franziskaner. Denselben Namen führte zur Zeit der ersten franz. Revolution ein Klub, dessen Zusammenkünfte in einem Franziskanerkloster abgehalten wurden. Aus den radikalsten Elementen der Bergpartei gebildet, trat der Klub der C. bald in heftigen Gegensatz zu jener. Er bildete längere Zeit einen starken Stützpunkt für Danton, in dessen Sturz ein großer Theil der C. mit verwickelt wurden.

Cordia, Pflanzengattung der Cordiaceen, für welche sie den Prototyp bildet; nur der heißen Zone angehörig, mit vielen Nutzpflanzen, die sich als Obst liefernde od. als Heilmittel rc. auszeichnen. Am bekanntesten C. Myxa *L.* aus Aegypten, Arabien u. Ostindien, der „schwarze Brustbeerenbaum", welcher die Sebesten od. Brustpflaumen liefert; ein pflaumenhoher Baum mit glatten, eirunden Blättern auf napfförmigen Höckerchen, angenehm riechenden Doldentrauben an den Spitzen der Zweige u. pflaumenartigen Früchten (daher auch syrische od. assyrische Pflaumen) von dunkelgrüner Färbung, auf denen der Kelch zu einem holzigen Knöpfchen verbärtet, mit süßem, schleimigem u. weißlichem Fleische u. viereckigem knöchernen Kerne. Das Holz des Baumes, auch als Rosenholz bekannt, soll den alten Aegyptern zu Mumiensärgen gedient haben. Eine zweite Art in Westindien, C. Sebestena *L.*, bringt birnenförmige Früchte u. ein Holz zum Räuchern, C. latifolia in Ostindien, C. renata in Aegypten u. Abessinien, C. chinensis in China, C. Dillenii, dentata, tetrandra in Westindien u. Guiana tragen ebenfalls eßbare Früchte. C. scabra giebt das Rosenholz von Martinique, C. Rumphii auf Java ein schönes grauschwarzes, nach Moschus riechendes Holz zum Räuchern, zu Möbeln u. selbst zum Bauen. Andere Arten liefern Arzneimittel. Die Gattung ist benannt zu Ehren des hessischen Botanikers Eurich Cordus (Henrikus Urban), welcher von 1486—1534 lebte, u. seines Sohnes Valerius Cordus († 1544).

Cordier (spr. Kordieh), Charles, ein begabter franz. Bildhauer, der, zu Cambray geb., große Reisen in Ostasien u. in Afrika machte u. durch die scharfe Beobachtung der dortigen Menschenrassen immer mehr in die rein naturalistische Wiedergabe der menschlichen Gestalt verfiel. Seine auch ethnographisch sehr interessanten Gestalten sind äußerst lebensvoll, aber nichts weniger als idealisirt. Er lieferte auch mehrere Arbeiten für die neue Kirche des h. Augustinus in Paris u. die Karyatiden für den großen Saal der neuen Oper daselbst.

Cordierit, ein sehr interessantes u. in seiner Zusammensetzung sowol wie in seinen Eigenschaften manchen Edelsteinen nahe stehendes Mineral. Es besteht aus einer Doppelverbindung von kieselsaurer Thonerde u. kieselsaurer Magnesia u. krystallisirt im rhombischen System, doch gehören gut ausgebildete Krystalle — säulenförmige Typen — wie sie bei Bodenmais in Bayern vorkommen, zu den Seltenheiten. Der Bruch ist muschelig, die Härte bedeutend, 7 bis $7_{,5}$, u. die Farbe wasserhell, gewöhnlich aber gefärbt u. nam. häufig in blauen Tönen durch alle Nüancen bis violblau, indig- od. schwarzblau auftretend. In guten Exemplaren ist das C. durchsichtig, gewöhnlich aber nur durchscheinend, in jenen aber dann durch seinen Trichroismus ausgezeichnet, welcher bewirkt, daß die Krystalle nach gewissen Richtungen bei durchfallendem Lichte andere Farben zeigen, als nach anderen (farblos u. blau z. B., od. gelb u. blau), u. der dem Minerale auch den Namen Dichroit, Luchssapphir (wie das Auge des Luchses spielend) u. Wassersapphir eingebracht hat. Reine, durchsichtige u. gut gefärbte Stücken werden als Schmucksteine benutzt, u. kommen solche nam. von Ceylon, wo sie sich im Gerölle finden. Das C. findet sich außer in Bodenmais auch noch in Norwegen (Arendal), bei Cobo de Gata in Spanien als Jolith, seiner veilchenblauen Farbe wegen so genannt, bei Falun in Schweden (Falunit), Ceylon u. in anderen Ländern als Gemengtheil gewisser Gerißgesteine.

Cordilleren (spr. Kordilljéren, eigentl. Cordilléras d. i. Ketten), das höchste Gebirge Südamerika's, welches sich durch 63 Breitengrade von der Südspitze Patagoniens bis zur Landenge von Panama erstreckt. Die Annahme, daß die westl. Kettengebirge Nordamerika's eine Fortsetzung der C. seien, ist irrig, da auf der Landenge von Panama eine tiefe, durch die Isthmuseisenbahn bezeichnete Spalte die Ausläufer der südamerikan. C. von den mittelamerikan. Hochländern trennt. Das ungeheuere Gebirge wird auch mit dem Namen Anden bezeichnet (Cordilléras de los Andes), einem wahrscheinlich aus der altperuanischen Sprache stammenden Worte, welches „Waldgebirge" bedeuten soll. Der Abfall nach W. ist steil, nach O. terrassenförmig. In geringerer Entfernung an der Küste des Großen Ozeans sich hinziehend, ist diese Lage der C. Ursache, daß alle Ströme Südamerika's ihre Gewässer dem Atlantischen Ozean zuführen.

Die patagonische C., der südlichste Theil, ist noch sehr wenig bekannt. Ihre südl. durch die Magelhaensstraße von der Hauptkette getrennten Ausläufer erfüllen das Feuerland; auf dem Festlande selbst läuft das Gebirge längs der Westküste hin, am Fuße bedeckt mit undurchdringlichen Wäldern, auf seinen breiten Hochflächen weite Schneefelder tragend u. durchschnitten von tiefen Querthälern, welche die Steppen des Ostens mit der Küste des Stillen Weltmeeres verbinden. Schon auf den Feuerlandsinseln beginnt die gewaltige Reihe der Andenvulkane; doch übersteigen nur wenige Gipfel die Höhe von 2150 m.

Viel bedeutender in Gipfel- u. Kammerhebung ist die C. von Chile von 42° 20" südl. Br. Von den 3 Parallelketten hat die mittelste die höchsten Gipfel; der Vulkan von Villarica östl. von Valdivia 4500 m., der Vulkan Maipu 5000 m., der erloschene Vulkan Tupungato 6400 m. u. der Aconcahua, in Betreff dessen die Messungen zwischen 6797 u. 6834 m. schwanken. In dem nördl. Theile nähern sich einzelne Berge der Höhe von 6800 m. Während die Küstenkette nur eine Höhe von wenigen 100 m. hat, zweigen sich viel gewaltigere Bergzüge nach O. ab, den westl. Theil der Argentinischen Staaten erfüllend u. mit der Hauptkette durch Hochebenen verbunden. Die höchsten Gipfel der argentinischen Anden sind der 6137 m. hohe Nevado de Famatina u. der Aconquija mit etwa 4825 m. Höhe (vgl. Argentina). Die Pässe, zwischen Chile u. Argentina, sind im S. selbst für Wagen fahrbar, erreichen aber in der Mitte der C. von Chile eine Höhe, welche der Grenze des ewigen Schnees nahe kommt; der besuchteste von ihnen ist der Cumbrepaß (4070 m.), welcher Mendoza mit Valparaiso verbindet. Häufige Stürme, dünne Luft u. der Pflanzen- u. Wassermangel auf den dürren Hochflächen u. fast unwegsamen Pfaden sind den Maulthierkarawanen gefährlich. (Abbild. Bd. I. Nr. 756.)

Die C. von Peru u. Bolivia. Unter dem 24.° südl. Br. zweigt sich nach NO. eine mächtige Kette von dem Hauptgebirge ab, welche das ungeheuere Hochland von Potosi im S. umschließt. Dieses Hochland (3—4000 m. hoch) trägt im S. einen öden Charakter u. ist nur dürftig mit Gras u. Buschwerk bewachsen, aber ausgezeichnet durch den Reichthum an Salz u. Gold; nur die östl. Thäler sind pflanzenreich. Die östl. C. vom Thal des Pilcamaya, eines Nebenflusses des Paraguay, durchbrochen, u. durch Querriegel mit der Küsten-C. (C. de la cuesta) verbunden, durchzieht den Staat Bolivia in einem nordwestl. gerichteten Bogen, begrenzt das Hochland des Titicacasees im O. u. vereinigt sich mit der westl. Kette im Gebirgsknoten von Cuzco. In letzterer sind die bedeutendsten Gipfel der Sahama 6800 m. hoch mit 3 Nebengipfeln, welche ebenfalls höher als 6300 m. sind, der Vulkan von Arequipa 6100 m. u. der Chuquibamba 6160 m. hoch. In der östl. C. von Bolivia sind zu nennen der Illimani mit 7314 m., der Illampu mit 7513 m. u. der Sorata mit 7200 m. Höhe. Westl. vom Sorata liegt das Binnengewässer des Titicacasees. Vom Knoten von Cuzco trennen sich vier fast parallellaufende Gebirgszüge, von denen der östlichste das Flußthal des Ucayali auf der rechten Seite begrenzt, die drei anderen sich aber in dem Gebirgsknoten von Pasco vereinigen, um aufs Neue in drei Ketten aus einander zu gehen, die zwischen sich die breiten Längenthäler des Marañon u. Huallaga haben. Nur die westlichste, an der Küste hinziehende Kette überragt die Schneegrenze, ohne aber zu der Höhe der chilenischen C. emporzusteigen.

Die C. von Ecuador zieht vom Knoten von Loja in zwei Parallelketten, zwischen denen sich eine öfter von Querzügen unterbrochene Hochebene im Durchschnitt 20 M. breit ausdehnt. Diese Ketten tragen gewaltige Kegelberge, theils thätige, theils erloschene Vulkane. Der imposanteste ist der Chimborazo (s. d.); die regelmäßigste Kegelgestalt besitzt der Cotopaxi (5700 m.).

Die C. von Neugranada besteht im Anfang nur aus der Fortsetzung der beiden Ketten von Ecuador, zu denen aber bald eine dritte, im Quellgebiete des Magdalenenstroms nach NO. sich abzweigende hinzukommt. Die zwei dadurch entstehenden Längenthäler bestimmen den Lauf des Magdalenenstroms u. seines größten Nebenflusses, des Rio Cauca. Die mittlere Kette hat die höchsten Gipfel aufzuweisen, unter ihnen der Tolima (5600 m.); die östl. erweitert sich unter 5° n. Br. zu der Hochebene von Bogatá. Nur die mittlere Kette hat eine starke vulkanische Thätigkeit.

Als Fortsetzung der östl. Kette kann man die Sierra Costanera, das Küstengebirge von Venezuela, ansehen, welche in mehreren parallelen Zügen zwischen den Llanos u. dem Meere nach NO. streicht. Hierbei sei bemerkt, daß die Messungen der Höhen in den C. sehr unzuverlässig sind u. von einander oft mehrere Hundert von m. abweichen.

Der Metallreichthum der C. ist sehr bedeutend: Gold u. Silber findet man in allen Theilen, Kupfer bes. in den westl. Ketten, außerdem Blei, Eisen, Arsenik, Nickel u. Quecksilber. Die reichsten Fundstätten des Goldes liegen in Peru bei Huaylas u. Tarma; die ergiebigsten Silberbergwerke sind die peruanischen von Pasco, Gualguayoc u. Micuipampa u. die von Potosi in Bolivia. Auch die Schwefel- u. Steinsalzgruben liefern guten Ertrag.

Vom Meere aus gesehen, erscheinen die C. wie eine Riesenmauer, steil emporstrebend, von schneeweißen, kegelförmigen Gipfeln überragt. Wer bei Callao, dem Hafenplatz von Lima, der peruanischen Hauptstadt, landet, betritt einen unfruchtbaren, steinigen Landstrich, eine Wüste, die nur hie u. da einige Kaktus u. Salzpflanzen trägt. Da, wo Flüsse vom Gebirge herabstürzen, ist das Land angebaut; dort wächst die Kartoffel wild u. Anpflanzungen von Baumwollenstauden, Zuckerrohr, Mais, Bataten, Orangen umgeben die Dörfer der Indianer. Der Weg, den man sich durch die vielförmigen Kaktusgebüsche bahnen muß, ist steil, für Maulthiere oft kaum gangbar, an furchtbaren Abgründen vorbei u. über weite Steinhalden führend. Noch in einer Höhe von 2200 m. schwirren Kolibris in den glänzenden Blumen. Die kleinen Hochebenen, welche zwischen parallelen

Nr. 2060. Panorama der Cordilleren.

Eigenthümlich ist den C. eine im Verhältniß zur Breite außerordentliche Länge (etwa 900 M.) bei bedeutender Kammerhebung u. der von Patagonien bis Neugranada vorherrschende vulkanische Charakter. Wie der größte Theil der dem asiatischen Festlande im Stillen Meer vorgelagerten Inseln Stätten von bedeutender vulkanischer Thätigkeit enthält, so zieht sich auch an der amerikan. Küste dieses Ozeans eine lange Reihe von Vulkanen hin. Die C. üben einen bedeutenden Einfluß auf das Klima aus; in Patagonien lagern sie alle Feuchtigkeit auf der Westseite ab u. lassen nur trockene u. kalte Winde über die ihrem Ostabhange vorgelagerten Ebenen wehen; je weiter nach N., desto trockner wird aber die Westseite; Westpatagonien ist wegen des unendlichen Regens, die Wüste Ataka wegen des vollständigen Mangels aller Feuchtigkeit unbewohnbar. Die Hochebenen sind theilweise sehr kalt; am Titicacasee (3900 m.) bringt jede Nacht Frost bei fast immer wolkenlosem Himmel. In Peru dagegen ist bei 3000 m. Höhe die Temperatur während des ganzen Jahres etwa 15° C.; ein regelmäßiger Wechsel der Jahreszeit findet sich fast nur in den Längenthälern zwischen den verschiedenen C.ketten. Die Schneegrenze, welche in Südpatagonien in einer Höhe von 800 m. liegt, steigt in Ecuador bis zu 4500 m. Die Trockenheit des Klimas verhinderte in den C. die Bildung großer Gletscher. Im Allgemeinen kann als feststehende Thatsache angenommen werden, daß die Ostseite der C. bei weitem feuchter ist als der dem Meere zugewandte Abhang; die Wolkenschichten, welche über den östl. von den C. gelegenen Thälern lagern, u. die das ganze Jahr hindurch währenden Regengüsse machen das Land äußerst ungesund.

Nebenketten liegen, tragen dunkle Seen u. Grasfluren. Ueber 3150 m. Höhe schwindet aber die Vegetation, u. der gefahrvolle Weg geht über Eis u. Schnee u. nackte Felsen. Ist die erstere Kette überstiegen, so geht es hinab auf die 3780 m. hohe Hochebene Puna, welche die beiden Hauptketten verbindet; eine öde Landstrecke. Furchtbare Stürme, eisige Nachtkälte u. überaus trockne Luft verkümmern hier die Vegetation; krüppelhaftes Gesträuch u. braungelbe Gräser überziehen den Boden u. nur in den Einschnittsthälern hat menschliche Kultur Fuß gefaßt. Hier liegen zahlreiche Städte u. Dörfer, u. an den wasserreichen Abhängen u. Niederungen dehnen sich üppige Felder von Zuckerrohr, Mais u. Orangen aus. Der östl. Abhang der zweiten Kette ist bedeckt mit reicher Vegetation. Den baumartigen Gräsern, welche schon mit 2800 m. Höhe beginnen, folgen Urwälder, deren Bäume u. Sträucher mit den sie verbindenden Schlingpflanzen ein schwer durchdringliches Dickicht bilden. An vereinzelten Stellen haben Indianer sich angesiedelt, um mit leichter Mühe dem fruchtbaren Erdreiche Zucker, Kaffee, Mais, Tabak u. Bananen abzugewinnen u. in den Wäldern nach balsamischen Kräutern u. Früchten, die sie in den Handel bringen, nach Vanille u. Chinarinde zu suchen. Verhältnißmäßig leicht ist der Abstieg in die Niederungen des Ostens; wasserreiche Ströme, welche dem Ucayali zufließen, zeigen u. bahnen den Weg. (Abb. Bd. I. 394, 397, 756.)

Cordon (franz., spr. Kordong, eigentl. Band) bedeutet 1. eine zusammenhängende Vorpostenkette mit Unterstützungsabtheilungen zur unmittelbaren Sicherung eines Landstrichs od. zur Absperrung einer

Grenze (Sicherheits-, Grenz-, Pest-, Cholerac.). Bei der Zersplitterung der dazu nöthigen Truppen auf einer sehr ausgedehnten Linie ist einerseits der Dienst sehr ermüdend, andererseits die durch den C. erreichte Sicherheit in militärischer Beziehung nur eine scheinbare; denn ein entschlossener Feind wird es immer ermöglichen können, durch Vereinigung seiner Kräfte auf einem bestimmten Punkte den C. zu durchbrechen. Dennoch war in der alten Kriegführung gegen Ende des vor. Jahrhunderts das C.system, nam. in der österr. Armee, zu einer gewissen Manier ausgebildet u. wurde in den Revolutionskriegen oft zu ihrem eigenen Nachtheil angewandt. In neuerer Zeit werden C. nur zu polizeilichen Zwecken, Absperrung gegen Rinderseuche, Verhinderung des Schmugglerhandels, Schutz gegen Raubbanden, gezogen u. dazu am liebsten Grenztruppen, Polizeisoldaten od. auch Milizen verwandt. — 2. bedeutet C. die oberste Steinreihe einer Futtermauer, welche nach außen übergreift u. zugleich das Regenwasser von der Mauer ableitet. Die Linie, in welcher der C. den ganzen Hauptwall umzieht, heißt die Magistrale u. dient als Grundlinie für den Entwurf der Befestigung, daher im Grundriß oft allein angegeben; 3. das breite Ordensband der Großkreuze; 4. Schnüre als Verzierungen der Uniformen.

Cordouan (la Tour de C.), ein Leuchtthurm auf Antros, einer an der Mündung der Gironde gelegenen Insel, welche vom Meere schon fast ganz weggespült ist. Der Thurm ist 59 m. hoch u. hat eine Laterne von 7 m. Höhe. Die Sage erzählt, daß König Medoc ihn erbaut habe; indessen steht historisch fest, daß er 1545 von Lavs d. St. Foix auf einem gewaltigen Pfahlroste errichtet worden ist. (Abb. s. „Leuchtthurm".)

Cordòva, span. Provinz, ein Theil von Andalusien, durch den Jenil von Sevilla getrennt, umfaßt 195 □M. mit 351,000 Einw. in 725 Ortschaften. Der Guadalquivir theilt das Land in zwei Theile; der südliche heißt Campina, er ist Flachland — das Land des Weines u. der Oliven; der nördliche ist durchzogen von der Sierra Morena u. der aus weißem Sandstein bestehenden u. mit immergrünen Gebüschen bewachsenen Sierra de C. Die Thäler ergrünen von Oleander, Ulmen, Pinien, Pappeln u. Korkeichen, zu deren Kronen Wein u. andere Schlingpflanzen hinaufranken. Der Norden ist gemäßigt, der Süden heiß. Schnee ist in C. unbekannt; der Winter macht sich bemerklich durch eine zwei Monate andauernde Regenzeit. Trotz alledem gewährt das Land einen traurigen Anblick: der Landbau liegt darnieder, der Gewerbfleiß beschränkt sich auf die Bearbeitung von Wolle, Leder u. Seide; die früher so berühmte Bereitung von Corduan (s. d.) ist zur Unbedeutendheit herabgesunken, der Handel ist nicht der Rede werth, der einst so große Schätze liefernde Bergbau ist ganz im Verfall, nur die Pferde- u. Schafzucht sucht noch ihren alten Ruhm zu bewahren. C., die Hauptstadt der Provinz, mit 35,700 Einw., liegt am rechten Ufer des Guadalquivir in einer herrlichen Umgebung am Fuße der Sierra Morena. Die Vorstadt Campo de la Verdad befindet sich an der entgegengesetzten Seite des Flusses; eine großartige, 15bogige Brücke aus schwarzem Marmor verbindet beide Stadttheile, u. ein wohlerhaltenes Kastell, noch aus der Maurenzeit stammend, beschützt sie. Die Schönheit u. Pracht der Natur um C. ist noch dieselbe, aber verschwunden ist der Glanz u. die Größe ihrer selbst. Schon die Phönizier nannten sie Karta Tuba (große Stadt). Während der Römerzeit war sie unter dem Namen Corduba die Hauptstadt von Hispania baetica. Der Gothenkönig Leovigild eroberte sie 571, Tarik der Maure 711, u. Abderrahman, das Khalifat von C. gründend, erhob sie zur Residenz. Die heilige Stadt des maurischen Spaniens, der Sitz der mächtigen Khalifen des Occidents, der Mittelpunkt orientalischer Wissenschaft u. Kunst, zählte 200,000 Häuser u. über 1 Million Einwohner! Und heute ist C. nächst Merida die herabgekommenste Stadt Spaniens; nur einige der winkligen Gassen sind noch vollständig bewohnt, andere sind wie ausgestorben u. die Häuser liegen bereits als Ruinen da od. drohen mit dem Einsturz. Aber dessen ungeachtet ist C. noch heute der Zielpunkt der Alterthumsforscher u. Kunstfreunde, denn es besitzt die von Abderrahman I. erbaute Moschee, nächst dem zu Mekka der größte muhamedanische Tempel der Welt. Einschließlich des schönen Orangenhofes bildet der Bau ein Viereck von 200 m. Länge auf jeder Seite. Das Innere besteht aus einem Labyrinth von Hallen, das von hufeisenförmigen Bogen getragen wird, welche auf 860 Marmorsäulen ruhen. Die in dieses Riesenwerk hineingebaute katholische Kirche, obgleich sehr kostbar, paßt natürlich nicht zu dem Ganzen. Nach dem Sturze des Khalifats (1031) sah C. oft andere Herren, bis es 1230 Ferdinand III. von Castilien eroberte. C. ist der Geburtsort vieler geschichtlicher Männer, u. a. des Lucanus, Seneca, Aben-Zoar, Averrhoes, Juan de Mena, Alonzo Cano u. Cespedes. — Andere bemerkenswerthe Städte der Provinz C. sind noch: Montoro auf steilem Hügel am Guadalquivir, 11,000 Einw.; Castro del Rio am Guadajoz, 8900 Einw.; Montilla mit ausgezeichneten Weingärten, 12,700 Einw.; Aguilar, bei dem Salzsee Laguna de Zoñar, 10,600 Einw.; Baëna, unweit der Sierra de Jaen, 11,700 Einw.; Priego an der Sierra die Priego, 8600 Einw.; Lucena, berühmte Pferdezüchterei, 11,800 Einwohner. — C., Hauptstadt des Staates Veracruz der Republik Mexiko, wenige Meilen östlich von Orizaba in sehr fruchtbarer Gegend an einem Bergrücken gelegen. Zur Zeit der Spanier gehörte sie zu den reichsten Städten des Landes; gegenwärtig ist sie verfallen u. hat nur noch 5000 Einwohner. Die Umgegend liefert Zuckerrohr u. Tabak. — C., Provinz der Argentinischen Republik, welche an das Gebiet der südlichen Indianer grenzt, umfaßt ein Gebiet von ungefähr 3370 deutschen □M. u. wird durchzogen von der Sierra de C., welche sich aus den Pampasebenen emporhebt. Alle fließenden Gewässer kommen aus der Sierra u. vereinigen sich zu vier Flüssen, von denen nur der Rio Tercero den Parana erreicht, die übrigen bereits in der Ebene versiegen. Wegen des trocknen Klimas fordert der Ackerbau künstliche Bewässerung. Die Vegetation ist die der Pampas (s. d.), die Sierra selbst ist kahl, nur ihre bewässerten Thäler haben Waldungen. Die Bevölkerung, über 137,000 Einw., die meist zerstreut auf größeren od. kleineren Gütern leben, besteht aus Spaniern, Mestizen u. Quichuaindianern. Viehzucht bildet die Hauptbeschäftigung; in der Sierra wird auch Ackerbau getrieben. Industriezweige bilden die Bearbeitung des Leders u. der Baumwolle; der Bergbau liefert Silber u. Kupfer. — Die Hauptstadt der Provinz ist C. (im Lande Cordoba geschrieben), etwa 3 deutsche M. im O. der Sierra in dem Thale des Rio Primero (der manchmal Thal u. Stadt unter Wasser setzt) gelegen. Sie ist von Geronimo Luis de Cabrera, dem Gouverneur von Tucuman, im Jahre 1573 gegründet u. hieß früher C. del Tucuman; zur Zeit der span. Herrschaft war sie wegen ihrer wissenschaftlichen Anstalten u. feinen Sitten in Südamerika weit berühmt. Jetzt zeugen nur noch Ruinen von ihrer früheren Herrlichkeit. Das bedeutendste Baudenkmal in ganz Südamerika ist die vom Jesuiten Primoli erbaute Kathedrale; das ehemal. Jesuitencollegium u. die dazu gehörige schöne Kirche gehen dem gänzlichen Verfalle entgegen. Die Einwohnerzahl der Stadt ist in der neueren Zeit wieder gestiegen u. beträgt 25,000, wovon $^9/_{10}$ gemischten Blutes sind.

Cordova, Fernando Fernandez de, span. General u. Staatsmann, geb. 1792 u. seit 1810 in der span. Armee dienend, avancirte er zum Generalleutnant; nahm als solcher thätigen Antheil an dem Aufruhr vom 7. Okt. 1841, übernahm 1847 das Ministerium des Krieges u. ging 1849 als Oberbefehlshaber einer span. Truppenabtheilung nach Gaëta, um daselbst den Papst zu schützen u. seine Rückkehr nach Rom zu befördern. Seit 1853 an die Spitze der Kavallerie gestellt, lehnte er bei dem Aufstande 17. Juli 1854 die ihm übertragene Bildung eines neuen Ministeriums zwar ab, gab aber der Reiterei Befehl, die Aufständischen anzugreifen, u. mußte, dem Volkshasse deshalb verfallen, nach Frankreich flüchten. Infolge der Ereignisse von 1856 kehrte er nach Spanien zurück u. trat in seine frühere Stellung ein. Im Sept. 1864 verwaltete er im Ministerium Narvaez das Departement des Krieges.

Cordova, Don Luis Fernandez de, Bruder des Vorigen, span. General, geb. 1799 zu Cadiz, war seit 1819 Offizier, zeigte sich als Feind der konstitutionellen Partei außerordentlich thätig, wurde 1825 von dem ihm auch wegen seines erheiternden Wesens zugethanen König als Gesandtschaftssekretär nach Paris geschickt, ging 1827 als Geschäftsträger nach Kopenhagen u. von dort nach Berlin, begab sich infolge der franz. Julirevolution nach Spanien, wo er an der Grenze als Freiwilliger gegen die von Frankreich eindringenden Konstitutionellen kämpfte, kehrte aber 1831 an den preuß. Hof zurück. Seit Ende 1832 war er Gesandter in Lissabon, verließ jedoch 1834 das diplomatische Gebiet, um aus einem Anhänger Dom Miguel's ein Kämpfer für die Königin Isabella zu werden. Im J. 1835 übernahm er den Oberbefehl über die Nordarmee, wußte sich aber bei den Truppen nicht beliebt zu machen, nahm seine Entlassung u. ging 1836 nach Frankreich, um dort die fernere Entwicklung der Ereignisse abzuwarten. Seit 1837 wieder in Spanien, verdarb er es durch seine Gesinnungslosigkeit mit allen Parteien. Nach Verlust seines Ansehens u. Einflusses ging er nach Portugal, wo er 20. April 1840 zu Lissabon starb.

Corduan, d. i. eine Sorte gefärbtes Schuhleder, das ursprünglich schon im 11. Jahrh. wie Saffian u. Maroquin von den Mauren in Spanien u. Afrika bereitet u. in Handel gebracht wurde. Der Name hat seine Ableitung von Cordova in Spanien, wie Maroquin v Marokko u. Saffian von der marokkanischen Stadt Safi. Die Muhamedaner erzeugen ihren eigenen Bedarf an farbigen Ledern noch jetzt,

sind aber in der Schönheit der Farbengebung von den europäischen Gerbern überflügelt worden. Das Material zu dieser Lederklasse bilden Bock- u. Ziegenfelle; gefärbt wird in Roth, Gelb u. Schwarz. Der C. unterscheidet sich von den übrigen Ledersorten nur dadurch, daß zu ihm stärkere Felle genommen werden u. daß er nicht blank gestoßen resp. gemodelt, sondern nur gekrispelt wird, also seine natürliche Narbung behält u. geschmeidiger ist. Solches Leder in schwarzer Farbe wird noch am meisten an Stelle von Kalbleder zu bequemem Schuhwerk verwendet, doch gewöhnlich nicht unter dem alten Namen, sondern einfach als Ziegenleder.

Coriandrum sativum *L.*, gemeiner Koriander, Koliander, Wanzendill, Schwindelkörner, in der Nordschweiz Böpparli, Doldengewächs aus Südeuropa mit kugelrunden, höchst aromatischen Früchten, die frisch aber einen wanzenartigen, betäubenden Geruch haben u. ein ätherisches Oel hervorbringen. Der Koriander ist ein beliebtes Küchengewürz.

Coriolanus, eig. Cnäus (Cajus) Marcius, ein röm. Patrizier, der wegen der Tapferkeit, mit der er 193 v. Chr. die volskische Stadt Corioli (s. d.) eroberte, den Beinamen C. erhielt. Stolz auf seinen Triumph u. den Plebejern gehässig, machte er bei der 493 ausbrechenden Hungersnoth den Vorschlag, an den aus Etrurien u. Sizilien herangeschafften Getreidevorräthen das Volk nur unter der Bedingung theilnehmen zu lassen, daß dieses auf das kurz vorher mit Mühe erkämpfte Tribunat (s. d.) verzichte. Die Tribunen reizten das Volk auf u. forderten C. vor das Volksgericht der Tributcomitien. Nie vorher war dies einem Patrizier gegenüber gewagt worden; C. erschien nicht u. wurde abwesend verurtheilt. Racheschnaubend verließ er Rom u. begab sich zu den Volskern, deren König, Attius Tullius in Antium, ihn gastfreundlich aufnahm u. an die Spitze einer Kriegsschar stellte, welche die Volsker gegen Rom aussandten. Der Kampf begann 490. C. drang siegreich vor, eroberte das früher von den Römern den Volskern abgenommene Gebiet zurück, zwang die Latiner, auf die Seite der Volsker zu treten, u. drang bis in die Nähe von Rom vor. Die Römer, Patrizier wie Plebejer, forderten ihn in ihrer Noth auf, seine Friedensbedingungen zu nennen u. als vollberechtigter Bürger wieder in ihrer Mitte zu erscheinen. Die Bedingungen, die C. nun aufstellte, waren hart, u. er konnte sich, trotz der dringendsten Vorstellungen seitens des Senats u. der Priesterschaft, nicht zu einer Milderung entschließen. Als aber seine alte Mutter, Veturia, u. seine Gemahlin, Volumnia, an der Spitze eines Zugs vornehmer röm. Frauen in seinem Lager erschienen, da ließ sich C., von Rührung übermannt, erweichen u. zur Zurückführung des siegreichen Volskerheeres bewegen. C. soll hierauf von den wider ihn erbitterten Volskern umgebracht worden sein, nach Anderen soll er sich selbst ermordet, nach einer dritten Mittheilung endlich bis in hohes Alter unter den Volskern gelebt haben. Die neuere kritische Forschung hält die Geschichte C.'s in dieser Gestalt, im Hinblick auf die große Unwahrscheinlichkeit der Zurückführung eines siegreichen Heeres, für eine Sage, die aus dem Bestreben entstanden sein mag, die Demüthigung der Römer durch die Volsker dadurch zu mildern, daß ein Römer die Letzteren führte. Das Auftreten C.'s selbst, seine Verbannung u. sein Anschluß an die Volsker wird nicht in Abrede gestellt; doch wird dies Alles in eine viel spätere Zeit (etwa 465—463 v. Chr.) verlegt. Plutarch hat die Geschichte C.'s ausführlich beschrieben; Shakespeare hat ihn zum Helden einer Tragödie gemacht.

Corioli, eine vom vorstehenden, nach ihr benannten C. Marcius Coriolanus zerstörte u. in der späteren Römerzeit spurlos verschwundene Stadt der Volsker in Latium (zwischen Ardea u. Lanuvium).

Cork, Grafschaft in Irland, grenzt im O. an Waterford, im N. an Limerick u. im W. an Kerry; die südliche Küstenlinie hat viele sichere Häfen. Auf 117 □M. wohnen 537,500 Menschen, wovon 91% katholisch sind. Die Flüsse Blackwater, Lee u. Bandon laufen alle von W. nach O. Die Bodenbeschaffenheit ist im Allgemeinen hügelig; Weideland nimmt die Hälfte des Landes ein, Wald ist sehr gering; der Fischfang beschäftigt über 12,000 Menschen. — C., die Hauptstadt der Grafschaft, liegt auf einer Insel des Lee; 9 Brücken verbinden die Stadt mit ihren Vorstädten auf den beiden Ufern des Flusses. Sie hat Alles, was eine große Handelsstadt an öffentlichen Anstalten u. s. w. darbietet. Der große Hafen (C.'s Harbour od. Cove of C.), welcher durch zwei starke Forts geschützt wird, liegt 3 Stunden unterhalb der Stadt, die im 6. Jahrh. von den Dänen gegründet worden ist.

Corleone, Kreis der Provinz Palermo auf Sizilien, 19 □M. u. 59,200 E. in 9 Gemeinden u. 4 Mandamenti. — Die Stadt C., 4½ M. südl. von Palermo an der Quelle des Belio, enthält mehrere Klöster, ein College u. s. w. u. zählt 16,000 Einw.

Cormenin (spr. Korm'neng), Vicomte Louis Marie de la Haye, de, franz. Rechtsgelehrter, Publizist u. Volksvertreter, geb. zu Paris 6. Jan. 1788, ward 1808 Advokat daselbst, 1810 Auditor im Staatsrath u. nach der Rückkehr der Bourbonen Requetenmeister. Seit 1828 Deputirter für Orleans, gehörte er zur Partei der Linken u. legte wegen der Juliordonnanzen sein Staatsamt nieder. Zwar nahm er 12. Aug. 1830, weil mit dem Dynastiewechsel u. der neuen Verfassung nicht einverstanden, auch als Deputirter seine Entlassung, trat aber im Okt. für das Arrond. Belley (Dep. Ain) wieder in die Kammer, um sich hier der Opposition anzuschließen, der er auch durch Flugblätter u. Zeitungsartikel, welche er unter dem Namen Timon schrieb, wesentliche Dienste leistete. Im J. 1846 verlor er jedoch infolge seiner Vertheidigung der allgemeinen Religionsfreiheit als „Jesuitenfreund" seinen Sitz in der Kammer. Im J. 1848 nahm er ein Mandat für das Seine-Depart. in die Nationalversammlung an, die ihn zum Vizepräsidenten u. zum Vorsitzenden im Verfassungsausschuß wählten. Im J. 1849 trat er wieder in den Staatsrath ein, wo er Präsident des Ausschusses für streitige Sachen wurde. Trotz seines Protestes gegen den Staatsstreich berief ihn Napoleon III. gleichfalls in den Staatsrath u. ernannte ihn 1855 zum Mitglied des Instituts. C. starb zu Paris 6. Mai 1868, nachdem er in seinen letzten Lebensjahren auch verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten gegründet hatte. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Lettres sur la liste civile", die 25 Aufl. erlebten; „Études sur les orateurs parlementaires" (Par. 1838, 2 Bde.; 15. Aufl. 1847), u. „Livre des orateurs" (ebd. 14. Aufl., 1843—44; deutsch, Leipz. 1848).

Cormons, Flecken von 4000 E. im illyrischen Kreise Görz nahe der venet. Grenze (das alte Cormones). Am 12. Aug. 1866 wurde daselbst Waffenstillstand zwischen den Oesterreichern u. Sardiniern abgeschlossen.

Cormontaigne, Louis de, franz. Festungsbaumeister, geb. 1696, gest. 1752, verbesserte das Vauban'sche System u. brachte seine Ansichten nam. an den Werken von Metz zur Ausführung (vgl. „Befestigung").

Cornaro, Name einer der angesehensten venet. Patrizierfamilien. Hervorzuheben sind: Marco C., geb. 1284, ward im Aug. 1365 zum Dogen erwählt, unterdrückte den letzten Aufstand der Kandioten u. starb 13. Juni 1367. — Caterina C., Urenkelin des Vorigen, geb. 1454, vermählte sich Ende Okt. 1472 mit Jakob II., König von Cypern, u. folgte diesem im Juli 1473 als Vormünderin ihres Sohnes, Jakob's III.; der Senat von Venedig, von dem sie als Tochter der Republik (figlia di San-Marco) adoptirt worden war, machte ihr die Regierung streitig u. nöthigte sie, derselben zu Gunsten Venedigs zu entsagen; zurückgezogen auf ihrer Villa Asola bei Treviso lebend, starb sie 10. Juli 1510. — Lodovico C., geb. zu Padua 1467, gest. das. 26. April 1566, ward in seinem vierzigsten Lebensjahre durch die Folgen seines bis dahin ausschweifenden Lebens veranlaßt, fortan eine so außerordentliche Enthaltsamkeit u. Mäßigkeit zu üben, daß er es noch zu einem ungewöhnlich hohen Alter brachte. Er selbst hat darüber berichtet in seinen häufig aufgelegten u. fast in alle Sprachen übersetzten „Discorsi della vita sobria" (Pad. 1558; neue Ausg., Vened. 1816; deutsch, u. A. von Schlüter, Braunschw. 1789). — Giovanni I. C., Doge von Venedig, von 1624—29. — Giovanni II. C., geb. zu Venedig 1647, Doge seit Mai 1709, unterzeichnete als solcher 1718 den mit der Türkei abgeschlossenen Grenzvertrag von Passarowicz u. starb 12. Aug. 1722. — Elena Lucrezia C.-Piscopia, geb. zu Venedig 5. Juni 1646, gest. das. 26. Juli 1684, stand in einem übertriebenen Rufe großer Gelehrsamkeit, erhielt 1678 von der philosoph. Fakultät in Padua das Doktordiplom u. ward von fast allen gelehrten Gesellschaften Europa's zum Mitglied ernannt. Ihre Werke (Briefe, Gedichte u. Disputationen) gab mit einer Lebensbeschreibung Bacchini heraus (Parma 1688).

Corneille (spr. Kornelj), Pierre, einer der größten Dramatiker Frankreichs, geb. 6. Juni 1606 zu Rouen u. erzogen im Jesuitenkolleg daselbst, widmete sich, jedoch ohne besondern Erfolg, dem Rechtsstudium, bis ihn die Zuneigung zur Geliebten eines Freundes zum Dichter machte. Er war noch nicht 19 Jahre alt, als seine „Melite" erschien, der die

Kritik trotz des Bühnenerfolges Mittelmäßigkeit in der Anlage u. Langsamkeit der Handlung verwarf. In einer Reihe anderer Dramen suchte er die gerügten Mängel zu vermeiden, ohne jedoch etwas wirklich Bedeutendes zu leisten. Da betrat er in seiner „Médée“ eine Bahn, welche, von der Nachahmung des altklassischen Dramas, bes. Seneca's, ausgehend, den Dichter bald zu einer in Frankreich vorher noch nicht erreichten Höhe der Kunst u. Anerkennung führte. Aus der alten Geschichte nahm er die Stoffe für die „Horaces“, „Cinna“, „La Mort de Pompée“, während der „Cid“ eine große Gestalt des Mittelalters vorführte; weniger glücklich war er im Lustspiel „Le Menteur“. Die späteren Schauspiele hatten bei weitem weniger Erfolg, sowol auf der Bühne wie bei der Kritik, so daß C. unter dem Vorwande, das Alter erlaube ihm nicht mehr anstrengende Arbeit, erklärte, für das Theater nichts mehr schreiben zu wollen. Sein früheres Verhältniß zu den Jesuiten bewog ihn, ein Erbauungsbuch zu verfassen u. eine Uebersetzung der „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis (1656) in Versen zu liefern. Das Buch fand eine glänzende Aufnahme, obgleich das zarte Gefühl u. die fast kindliche Frömmigkeit des Originals in tönenden Redensarten u. hochtrabendem Schwulste untergegangen war. Der Erfolg dieses Werkes u. Zureden seiner Freunde bewogen C., wieder zum Schauspiel zurückzukehren; „Oedipe“, „Sertorius“, „Sophonisbe“ wurden mit Beifall aufgenommen, wol mehr um den Dichter zu ehren, als wegen des Werthes der Stücke. Seine letzten Dramen fanden aber so wenig Anerkennung, daß einzelne derselben nicht einmal zur Aufführung gelangten. Im J. 1647 war C. in die Akademie aufgenommen worden, als deren Senior er 1. Okt. 1684 starb. C. war ein Mann von bedeutenden Kenntnissen; er hatte gründliche Studien in der Geschichte u. der Literatur des Alterthums gemacht u. sich durch die Eigenart seines Geistes bes. zu den Römern hingezogen gefühlt. Unter dem Einflusse des römischen Dramas schrieb er seine Schauspiele, welche eine weit kunstreichere Anlage u. feinere Charakteristik zeigen als die seiner Vorgänger. Doch hat er sich wol zu sehr von Seneca leiten lassen u. dessen Stil u. Ausdruck in einer Weise nachgeahmt, welche der Einfachheit u. Natürlichkeit Eintrag gethan hat. Die Stärke der Schauspiele C.'s liegt in der Lebhaftigkeit u. der geschickten Durchführung des Dialogs, u. Diderot, der berühmte franz. Kritiker, hat ihm mit Recht das Zeugniß gegeben, daß in der franz. Literatur Niemand die schwere Kunst des dramatischen Gesprächs in so hohem Grade besessen habe als er. Humor war seinem ziemlich grämlichen u. melancholischen Geiste nicht eigen, ein Mangel, den er selbst fühlte, da er vom Lustspiele schnell wieder zum Trauerspiele überging. C. hatte ein ausdrucksvolles, regelmäßiges u. feines Gesicht; doch waren ihm keine Eigenschaften verliehen, welche ihn in Gesellschaft angenehm u. bei Hofe beliebt hätten machen können. Er strebte auch nicht darnach, sondern zog sich zurück. — In seiner Vaterstadt ist ihm 1834 ein Denkmal errichtet worden.

Nr. 2061. Pierre Corneille (geb. 6. Juni 1606, gest. 1. Okt 1684).

Corneille, Thomas, Bruder des Vorigen, dramatischer Schriftsteller u. Gelehrter, geb. 20. August 1625 zu Rouen, genoß den Unterricht der Jesuiten u. schrieb schon als Schüler ein Schauspiel in lateinischer Sprache. Da er einsah, daß er zum Lustspieldichter keine Anlage besitze, wandte er sich dem Trauerspiele zu u. erlangte in seinem „Timocrate“ einen solchen Erfolg, daß das Stück achtzig Male hinter einander zur Aufführung kam u. sein Ruhm mit dem seines Bruders wetteiferte. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; die Zahl seiner Schauspiele beläuft sich auf 42, deren Stoffe er zum Theil der alten Geschichte entnahm, zum Theil, wie „Le comte Essex“, einer nicht allzu entfernten Vergangenheit entlehnte. Von seinen Dramen seien hervorgehoben: „Camma et Pyrrhus“, „Ariadne“, „L'inconnu“; in „Les engagements du hasard“ folgte er Calderon. Er starb zu Andelys am 8. Dez. 1709. Als Sprachforscher, Historiker u. Geograph hat er nennenswerthe Verdienste; er hat eine Ergänzung des großen franz. Lexikons der Akademie (Paris 1694) u. ein geographisch-historisches Wörterbuch (Paris 1708) verfaßt.

Cornelia, die berühmte Mutter der Gracchen (s. „Gracchus“), Tochter des älteren Scipio Africanus, eine Frau von hoher Begabung, feiner Bildung u. gediegenem Charakter. Nach dem Tode ihres Gemahls Sempronius Gracchus bewarb sich König Ptolemäos von Aegypten um ihre Hand, die ihm C. jedoch weigerte, um sich ganz der Erziehung ihrer Söhne widmen zu können.

Cornelissen (od. Cornelisz), Cornelius, ein Maler aus Haarlem, geb. 1562, gest. 1638, war Anfangs Schüler von Peter Aertsen u. von Franz Probus u. gründete später in seiner Vaterstadt eine Malerakademie. Er trat zuerst mit einem großen Porträtstück „Die Vorsteher der Schützengilde in Haarlem“ auf u. malte auch nachher Porträts, biblische u. mythologische Gegenstände u. Genrebilder, in denen unbekleidete Figuren die Hauptrolle spielen. Die Köpfe sind oft gemein, die Motive ohne Geschmack, aber Modellirung u. Kolorit oft recht gelungen. Eines der besten Bilder ist die „badende Bathseba“ (Museum zu Berlin).

Cornelius, Peter v., der Regenerator u. Altmeister der neueren deutschen Malerei, wurde 23. Sept. 1783 zu Düsseldorf als Sohn des dortigen Akademie-Inspektors geb. Schon in den ersten Jahren seines Lebens soll er Vorzeichen seines künftigen Berufes gegeben haben, wenigstens wurde er von seinem Vater schon früh zu allerlei Diensten bei der Staffelei u. zum Nachzeichnen klassischer Kompositionen angehalten, denen der Knabe auch gelegentlich Jagden u. Schlachten eigener Erfindung hinzufügte. Als er die Akademie seiner Vaterstadt zu besuchen anfing, die damals unter der Direktion von Peter Langer stand, suchte dieser die Eltern zu überreden, den Sohn wegen Mangels an künstlerischem Talent lieber ein Handwerk lernen zu lassen. Zu dieser Zeit starb der Vater des Knaben, der damals 16 Jahre alt war u. fast seinem Berufe entzogen worden wäre, wenn sich nicht die Mutter dem widersetzt hätte. Das spornte den Sohn zu um so größerem Fleiße u. Eifer an, so daß er sich bemühte, allerlei kleinen Aufträgen auf Kalenderzeichnungen, Kirchenfahnen 2c. eine gewisse höhere Weihe zu geben.

Die erste Gelegenheit, sich öffentlich als Künstler zu zeigen, wurde ihm, als er 19 Jahre zählte, von der Nachbarstadt Neuß geboten, wo er nach dem Plane des bekannten Kölner Kunstfreundes Wallraff den Chor des Domes ausmalen sollte. Er stellte grau in Grau die Evangelisten, die Apostel u. die Kardinaltugenden dar, Gestalten, die eine kecke, ungezügelte Kraft verriethen.

Dann wandte er sich mit dem Wunsche, Italien zu sehen, 1808 südwärts, fand aber in Frankfurt a. M. einen Kreis gleichgesinnter Freunde, von dem er in einer Weise gefesselt wurde, daß er hier zuerst eine bestimmte künstlerische Richtung, nämlich die der Romantik u. des Anschlusses an die Dichterwelt, einschlug u. zum Gegenstande seiner ersten größeren Arbeit Goethe's „Faust“ wählte. Mit der vollen Frische seiner jugendlichen Jahre, aber auch mit der Besonnenheit eines erfahrenen Meisters, führte er diese in einer Weise aus, daß die von ihm aufgestellten Hauptfiguren des Gedichts zu unabweislichen u. unübertrefflichen Typen geworden sind. (Gestochen von Ruschewey u. Thäter.)

Endlich, 1811, riß sich C. aus dem Frankfurter Kreise los u. kam im Herbst in Rom an. Hier wohnte im Kloster S. Isidoro bereits ein Jahr lang eine Anzahl jüngerer deutscher Maler, die ihr Genius auf die neu eröffneten Wege der Romantik geführt hatte. Es waren Overbeck u. seine Freunde Koch, Veit u. Wilhelm Schadow. Der Ankömmling zog zu ihnen u. schloß, nam. mit Overbeck, einen Freundschaftsbund, in welchem das Leben u. Streben Jedes von Beiden in dem Anderen seine Ergänzung fand u. Jeder das offenherzigste Urtheil über die Arbeiten des Anderen erhielt. Nachdem der „Faust“ dort fortgesetzt u. durch die Blätter des „Vorspiels“ u. des Titels seinen Abschluß gefunden hatte, machte C. sich an das erst kurz vorher aus der

Vergessenheit gezogene Nibelungenlied u. brachte es in eine Reihe von Federzeichnungen (gestochen von Lips, Amsler u. Barth), deren Gestalten, erinnernd an die großen Florentiner des 15. Jahrh., eine weit größere Freiheit u. Machtfülle entwickeln als der „Faust“. Auch hierzu gab er ein Titelblatt, das, dem bekannten Geschichtschreiber Niebuhr gewidmet, an Vollendung in allen Theilen das bisher Gegebene noch übertraf. Obwol also C. in seinem Schaffen einen ganz anderen Weg wandelte als Overbeck, war doch sein Sinn nicht weniger, als der des Letzteren, auf die religiöse Kunst gerichtet, aber nicht auf die spezifisch katholische, so daß, als er sich mit dem Gedanken an das später ausgeführte „Jüngste Gericht“ trug u. seine Freunde ihn bewegen wollten, Luther in der Hölle darin anzubringen, er als Katholik erwiederte: „Ja, aber mit der Bibel in der Hand, daß der Teufel vor ihm zittert.“ Aus diesen ersten Jahren des röm. Aufenthaltes stammen noch einige Oelbilder biblischen Inhalts, z. B. die „Grablegung Christi“ u. die (nicht vollendeten) „klugen u. thörichten Jungfrauen“. Im J. 1815 erhielt C. mit seinen künstlerischen Freunden von dem preuß. Konsul Bartholdy den Auftrag, ein Zimmer seiner Wohnung mit Fresken auszumalen. C. wählte dazu die Geschichte des alttestamentlichen Josef u. übernahm selbst die Traumdeutung u. die Wiedererkennungsscene mit den Brüdern, von denen nam. die letztere alle seit Rafael gemalten biblischen Bilder an dramatischer Wirkung übertraf u. selbst unter den italienischen Künstlern um so größeres Aufsehen erregte, als seit Rafael Mengs die Freskomalerei gänzlich geruht hatte. Ein solcher Erfolg bewog den Marchese Massimo, diesen Künstlerkreis mit der Ausschmückung des Casinos seiner Villa (nahe dem Palast des Lateran) zu beauftragen, wozu er als Stoff den Inhalt der Dichtungen Dante's, Ariost's u. Tasso's gewählt hatte. C. übernahm Dante's Paradies u. entwarf eine Reihe von Zeichnungen, die durch Feinheit des Gefühls u. durch Schärfe der Charakteristik zu seinen schönsten Werken gehören, aber leider nicht von ihm, sondern nachher von Veit nach dessen eigenen Entwürfen ausgeführt wurden. Mittlerweile war an C. ein doppelter Ruf ergangen, vom Kronprinzen, nachmaligem König Ludwig I. von Bayern, in der neuerbauten Glyptothek zu München Fresken zu malen, u. von der preuß. Regierung, die Leitung der Akademie in Düsseldorf zu übernehmen.

Damit beginnt die zweite Periode seiner Thätigkeit; es ist die inhaltlich größte u. reichste. Er verließ Rom gegen Ende 1819 u. richtete seine Stellung so ein, daß er den Sommer dem Malen der Fresken in der Glyptothek, den Winter der Akademie in Düsseldorf u. den Cartons zu seinen Fresken widmete. Hier scharte sich alsbald um ihn eine Menge jüngerer Kräfte, mit denen er nun eine neue Schule gründete, die gegenüber dem in Deutschland noch herrschenden akadem. Zunftzwange u. der manieristischen Richtung die hohe ideale Kunst in ihre Rechte wieder einzusetzen strebte. Die meisten seiner Jünger folgten dem Meister, als dieser 1824 zum Akademiedirektor nach München berufen wurde, dorthin nach.

Die Fresken der Glyptothek, zu denen C. bereits einige Entwürfe aus Rom mitgebracht hatte, begann er 1820 mit seinen Gehülfen Schlotthauer u. Clemens Zimmermann. Es handelte sich um Ausschmückung zweier Säle u. einer dazwischen liegenden Vorhalle. Der gesammte Cyklus umfaßte die religiösen u. poetischen Ueberlieferungen der Griechen über die Entstehung der Dinge u. die Urgeschichte ihres Volkes, so vertheilt, daß der erste Saal, der Theogonie des Hesiod entlehnt, uns in seinen drei Hauptbildern der Lünetten u. 20 kleineren Bildern des Kreuzgewölbes das Reich der Götter vorführt u. in philosophisch-poetischer Anschauung den Gedanken ausspricht, daß der schöpferische Geist der Sieger ist im Himmel u. auf Erden. Unter jenen drei halbkreisförmigen Hauptbildern, Zeus als Beherrscher des Olymps, Poseidon als der des Meeres, Pluto od. Aïdes als der der Unterwelt, ist letzteres (gestochen von Schäffer) unbedingt das herrlichste u. erhabenste. — Den Uebergang von dieser Götterwelt zur Menschenwelt enthält die kleine Vorhalle, deren drei Bilder aus der Geschichte des Prometheus, des ersten Menschenbildners, zugleich in einiger Beziehung zum Wesen der Kunst stehen. Der sog. Heroensaal endlich enthält die Ereignisse des Trojanischen Krieges in dreizehn kleineren Bildern am Kreuzgewölbe u. in drei großen Hauptbildern: „Zorn des Achilleus“, „Kampf um den Leichnam des Patroklos“ u. „Zerstörung Troja's“, unter denen letzteres (gest. von H. Merz) wol das vollendetste ist.

Noch vor der 1830 erfolgten Beendigung dieser Fresken wurde dem Meister vom König Ludwig der doppelte Auftrag, die Loggien der damals entstehenden alten Pinakothek u. das Innere der gleichfalls erst im Bau begriffenen Ludwigskirche mit Fresken zu schmücken. Für jene Loggien, 25 an der Zahl, die einen langen Korridor an der Südseite des Gebäudes bilden, wählte er die Darstellung der Hauptmomente aus der Geschichte der Kunst u. insbesondere der Malerei, von ihrem Wiederaufleben bis zu ihrem Verfalle. Rafael nimmt die mittelste Loggia ein, die italienische u. deutsche Malergeschichte bewegen sich von beiden Seiten nach ihm hin. Den Grundton des Ganzen bildet das Ornament u. die auch hier, wie in den Fresken der Glyptothek, in wunderbarer Schönheit sinnvoll behandelte Arabeske, in welche sich neben den größeren Hauptbildern die Beziehungen auf das Leben u. den Charakter der einzelnen Künstler u. Kunstperioden einreihen.

Die Ausführung dieser Fresken mußte der Meister großentheils dem oben genannten Cl. Zimmermann überlassen, da er selbst unterdessen zu der Erfüllung der größeren Aufgabe, zur Ausschmückung der Ludwigskirche, schritt u. zu diesem Zwecke einen abermaligen Aufenthalt in Rom nahm, um durch erneutes Studium der großen Meister des 15. Jahrhunderts die Cartons zu diesen Bildern zu entwerfen.

Nr. 2062. Peter v. Cornelius (geb. 23. Sept. 1783, gest. 6. März 1867).

Ihre Ausführung begann er 1836 in München. Das Hauptthema derselben ist das apostolische Glaubensbekenntniß, also der Glaube an den dreieinigen Gott u. die Versöhnung des Menschen mit ihm. Der Schwerpunkt dieses Cyklus, der die christlich-religiösen Ideen der Weltordnung mit einem philosophisch gebildeten Kunstgeiste von seltener Tiefe u. unvergleichlicher Schöpfungskraft zu einem großen Ganzen zusammenfaßte, ist das berühmte, unvergleichliche „Jüngste Gericht“ (gestochen von H. Merz), das C. selbst von 1836—40 in einer Höhe von 19 m. u. in einer Breite von 11,5 m. in Fresken ausführte. Von der weltbekannten Darstellung des Michelangelo, an den C. sonst vielfach erinnert, ist dieses Bild dadurch verschieden, daß Michelangelo den Stoff als einen wirklichen Vorgang, als den künftig bevorstehenden Eintritt des Tages der Vergeltung aufgefaßt hat, weshalb die Darstellung bei ihm ganz dramatisch ist, wogegen C. in allen einzelnen Theilen die symbolische Bedeutung festhält, nach welcher das Jüngste Gericht nicht erst an einem Tage der Zukunft, sondern überall u. in jedem Augenblick da eintritt, wo der bloße Gedanke an Christum das Urtheil über uns ausspricht u. uns entweder zu den Seinen zählt od. uns verwirft. Uebrigens ist die farbige Ausführung gerade dieses größten Bildes in ihrer monotonen, stumpfen Wirkung, der grell gefärbten architektonischen Einfassung gegenüber, nicht glücklich zu nennen.

Mit dem Abschlusse dieser Arbeiten schließt auch die zweite Periode der künstlerischen Thätigkeit des Meisters. Da seine Künstlermission in München erfüllt zu sein schien u. er Kräfte genug herangebildet

hatte, die in seiner Richtung weiter schaffen konnten, so folgte er dem 1840 an ihn ergangenen Rufe nach Berlin, um dort die Leitung der Akademie zu übernehmen u. die großartigen künstlerischen Projekte Friedrich Wilhelm's IV. zu verwirklichen. Hier schuf er das größte u. erhabenste Werk seines Lebens, das ihn auch die längste Zeit hindurch beschäftigt hat, aber leider bis jetzt nur Carton geblieben ist. Es sind die Entwürfe zu den Fresken der Friedhofshalle (gestochen von Jul. Thäter, 11 Blätter), die Friedrich Wilhelm IV. dem projektirten Neubau eines Domes nach Art eines mittelalterlichen Kreuzganges hinzuzufügen gedachte, also als quadratischen Raum von 54 m. Seite u. 10 m. Höhe. Die Innenseiten der Umfassungsmauer sollten, ähnlich dem Campo Santo in Pisa (s. d.), mit Fresken bedeckt werden. Den Grundgedanken des Ganzen bildet nach den Worten Röm. 6, 25 die Macht der Sünde u. des Todes u. die größere Macht der Versöhnung durch Christum u. die Verheißung der ewigen Seligkeit. Die Hauptbilder sind großentheils historisch aufgefaßt u. im großen monumentalen Stile dramatisch durchgeführt; die Lünetten eröffnen uns in ihren Gestalten vom edelsten Gepräge den Einblick in den Himmel, während die Sockelbilder uns irdische Scenen vorführen. Zwischen diesen Bildern sind in kolossalen Gruppen die acht Seligkeiten dargestellt. Gleich bei ihrem Erscheinen wurden diese Entwürfe mit Recht als das schönste Denkmal der schöpferischen Kraft der durch den mächtigen Genius unseres Meisters repräsentirten deutschen Kunst begrüßt u. gepriesen, weil sie denselben Reichthum der Erfindung, dieselbe gewaltige Charakteristik der Gestalten u. denselben großartigen Stil wie die früheren Arbeiten entfalten, aber bei aller Energie der Auffassung noch eine größere Milde, Ruhe u. Lieblichkeit athmen. Im Einzelnen sind die beiden letzten Bilder der nördlichen Wand, die gestürzte Babel auf dem siebenköpfigen Thiere u. die apokalyptischen Reiter, welche alles Leben vernichten (s. Abbild. Nr. 669), als die gewaltigsten Schöpfungen des Meisters zu bezeichnen. Nach Vollendung dieser zum Theil in Rom gezeichneten Entwürfe folgte, abgesehen von kleinen Zeichnungen u. einigen Cartons, sein leider weniger glücklicher Schwanengesang, dessen Thema ihm gegeben wurde. Es ist die großentheils wiederum in Rom von ihm gezeichnete „Erwartung des Jüngsten Gerichtes", bestimmt für die 27 m. hohe Chornische des künftigen Berliner Domes, ein Bild, das, so reich es an einzelnen Schönheiten ist, mit der oben erwähnten Auffassung des Jüngsten Gerichtes in Widerspruch steht u. eine unstatthafte Verbindung des allgemein Kirchlichen mit dem persönlich Besonderen enthält. Statt nämlich in einem protestantischen Dome die Vertreter des evangelischen Bekenntnisses als die dem letzten Gerichte Entgegenharrenden hinzustellen, sind die Erwartenden der „König u. sein Haus".

Dies war die letzte bedeutende Arbeit des größten deutschen Malers, der wie sein Geist- u. Kunstverwandter Michelangelo den Schwerpunkt der Malerei nicht in die Farbe u. ihre Illusion, sondern in die Entfaltung großartiger Ideen legte. Wie diesem u. seinen älteren Zeitgenossen, Goethe u. Alexander von Humboldt, war es ihm vergönnt, sich, überhäuft mit Ehrenbezeignungen aller Art, bis an den spätesten Lebensabend der völligen Rüstigkeit des Geistes u. des Körpers zu erfreuen. Fast 84 Jahre alt verschied er zu Berlin am 6. März 1867. — A. Hagen, „Die deutsche Kunst in unserem Jahrh." (Berl. 1857). — Ernst Förster, „Geschichte der deutschen Kunst", Bd. IV u. V. — Riegel, „C., der Meister der deutsch. Malerei" (Hann. 1866; 2. Aufl. 1870). — Lübke, Wilh., „Kunsthistor. Studien" (Stuttgart 1869).

Corneliusberg, ein Berg nahe bei Helmstedt im Großherzogthum Braunschweig, auf welchem zwei große Granitblöcke, die Lübbensteine, liegen, welche Einige für Opfersteine aus der Heidenzeit halten, während Andere in ihnen Denksteine sehen, die über dem Grabe eines Sachsenhelden aufgethürmt sind.

Cornelius Nepos, ein lat. Schriftsteller, der in den unteren Klassen vieler Gymnasien eingeführt ist, obgleich er wegen der Allgemeinheit seiner Darstellungen für die Jugend kein großes Interesse hat. Er war etwa 90 Jahre v. Chr. in Oberitalien geb. u. lebte geraume Zeit in Rom, wo er mit den bedeutendsten Männern jener bewegten Zeit in Verbindung stand, nam. mit Cicero, Atticus u. dem Dichter Catull, wahrscheinlich auch mit Cäsar. Wo u. wann er starb, ist unbekannt. Er war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller; doch sind von den meisten seiner Schriften nur kleine Bruchstücke erhalten, aus denen man nicht mit Sicherheit auf den Werth der Darstellung schließen kann. Diese Schriften sind zumeist historischen Inhalts, wie seine Annalen, Chroniken, Biographien berühmter Männer in 10 Büchern. Auch werden ihm einige poetische Fragmente zugeschrieben. Erhalten sind etwa 25 Lebensbeschreibungen ausgezeichneter griechischer, karthaginensischer u. a. Feldherren u. Staatsmänner. Die beste davon ist die Biographie des Atticus. Man hielt den Aemilius Probus aus der Zeit des Kaisers Theodosius für den Verfasser dieses Werks; allein der Sprache nach gehört es der besseren Zeit an, u. Probus hat es wahrscheinlich nur hier u. da verkürzt u. berichtigt, was nicht immer zum Vortheil der Schrift war.

Cornet, früher der jüngste Offizier einer Escadron, welcher die Standarte trug.

Cornet à piston, kleine Ventiltrompete mit einem hellen, durchdringenden Ton u. zwei Oktaven Umfang, die hauptsächlich in der Militärmusik die Melodie zu führen hat.

Cornu cervi, s. „Hirschhorn".

Cornus, Pflanzengattung der Corneen od. Korneelkirschen, mit mehreren sehr bekannten Arten. Obenan der einheimische C. mascula, Hornstrauch, Korneelbaum, Korneelkirsche, auch Kürnel, wälsche u. Judenkirsche, Glane, Der- od. Dirlitze, Herlitze, Herlitzchen, Dierlein, Dierling, Dorlen, Thierlen, Horlitzen, Horlsken, Ruhrbeer, Künthen, Hornkirsche, Kurbeer, in der Nordschweiz Thiarlibom u. s. w. Schon diese lange Reihe von Volksnamen, die sich noch vermehren ließe, bezeugt das allseitige Interesse des Volkes an dem strauchartigen Baume, der seine gelben Blumendolden schon als die ersten im Frühling vor den Blättern darbietet; seine säuerlichen, aber nicht unangenehm schmeckenden, kirschartigen Früchte reifen erst im Hochsommer. Sein festes Holz giebt die bekannten Ziegenhainer. Die Früchte bilden im Süden u. im Orient ein beliebtes Obst, aus dem man selbst feine Confituren macht. Eine andere einheimische Art ist C. sanguinea od. Hartriegel, ein beliebtes Zaungewächs. Einige nordamerikanische Arten sind beliebte Ziersträucher geworden, als: C. florida, alba, sericea etc. Sehr merkwürdig ist C. suecica im hohen Norden u. selbst im Norden von Deutschland, ein krautartiger, kaum fußhoher Strauch mit sehr schönen, weißen Blumenhüllen u. kirschrothen Früchten, die Smörbaer od. Hoensebaer der Skandinavier.

Cornwall, Cornwallis, Grafschaft im südwestl. England, ein rauhes Bergland, außer der östl. Grenze von Devonshire vom Meere umgeben; zählt auf 64½ □M. 369,400 Einw. Die Gebirge von C., deren höchster Punkt der Brown Willy ist, durchziehen den ganzen Landstrich u. bilden steile Küsten mit gefährlichen Klippen u. Klüften; im Inneren finden sich ausgedehnte Moore, dagegen sind die Thäler sehr fruchtbar, während die öden Höhen nur sparsam mit Ginster u. Heidekraut bewachsen sind. Das vorherrschende Gestein ist devonischer Kalk, durchzogen von großen Massen Granit u. Trapp, u. die Schätze, welche es birgt (Kupfer, Blei u. bes. Zinn), machen den unerschöpflichen Reichthum des Landes aus. Von letzterem Metall hatte schon im Alterthum ganz England den Namen Zinninseln (Cassiteriden), u. von jenen Zeiten bis heut ist das Zinn von C. das beste u. gesuchteste. Im 13. Jahrh. verschaffte sich Graf Richard v. C. durch sein Zinn den Kaisertitel. Die bedeutendsten Zinnminen sind bei Palgooth. Bei der Stadt Truro liegen ergiebige Kupferminen. Der Ertrag an Silber, Gold, Kobalt ꝛc. ist unbedeutend, weit beträchtlicher der an Eisen u. Porzellanerde. Der vierte Theil der Bevölkerung beschäftigt sich mit Bergbau, über 10,000 E. betreiben Fischerei; Industrie, Handel u. Landbau vertheilen sich nach Maßgabe auf die anderen Bewohner. C. hat mit der gegenüberliegenden Bretagne in der Bodenbeschaffenheit, in der großen Anzahl altheidnischer Denkmäler u. in der keltischen Mundart, welche dort noch im vor. Jahrh. gesprochen wurde, viele Aehnlichkeit. — Mit Westwales, Somerset u. Devon bildete C. im Mittelalter das Königreich Damnonia. Im 10. Jahrh. wurden die Kelten von den Engländern unterworfen; seit Eduard III. führt der Thronerbe von England den Titel Herzog von C. — Die Hauptstadt von C. ist Bodmin.

Cornwallis, Marquis Charles Mann von, brit. General, geb. 31. Dez. 1738, trat nach Vollendung seiner Studien in die Armee ein u. betheiligte sich unter dem Namen eines Lord Brome am Siebenjährigen Krieg in Deutschland. Nach seiner Rückkehr wurde er Parlamentsmitglied. Nach dem Tode seines Vaters, 1762, erbte er dessen Titel

u. wurde General, als welcher er dann mit seinem Regiment nach Nordamerika ging. Im Kriege gegen die Vereinigten Staaten kämpfte er Anfangs glücklich, nahm Charlestown u. schlug den General Gates bei Cambden aufs Haupt, mußte aber zu Yorktown 19. Okt. 1781 mit 8000 Mann kapituliren, was den Krieg zu Gunsten der Amerikaner entschied. Seit 1786 Generalgouverneur u. Truppenkommandant in Ostindien, führte er die vollständige Unterwerfung Tippo-Saïb's herbei u. erwarb sich um die Verwaltung der Kolonien große Verdienste. Im J. 1798 ging er als Gouverneur nach Irland, wo er die Empörung niederschlug u. mit eben so viel Energie als Versöhnlichkeit regierte. Er unterzeichnete 1802 als Bevollmächtigter den mit Frankreich abgeschlossenen Friedensvertrag zu Amiens u. begab sich 1805 nochmals zur Uebernahme des Statthalterpostens nach Ostindien, starb aber schon 5. Okt. dess. J. zu Gazepoor. Dem ausgezeichneten Manne wurden zu Madras, Bombay u. Kalkutta sowie in der Londoner Paulskirche Denkmale gesetzt.

Corny, Dorf in Deutsch-Lothringen, 1½ M. oberhalb Metz, rechts an der Mosel in schönem Thale, mit 909 Einw. Im Deutsch-franz. Kriege fand hier der Uebergang der deutschen Armee über die Mosel vor der Schlacht von Mars-la-Tour u. (25. Okt. 1870) die Zusammenkunft des Generals Changarnier mit dem Prinzen Friedrich Karl wegen der Kapitulation von Metz statt.

Coro, Provinz der südamerikan. Republik Venezuela, grenzt an das Antillenmeer u. den Golf von Maracaibo u. umfaßt 529 deutsche □M. mit etwas mehr als 72,000 Einw. Durch die weit vorspringende Halbinsel Paraguana ist die Gestalt des Landes eine sehr unregelmäßige. Größtentheils aber wird dasselbe nur im Innern von der mit der Küste parallel laufenden Sierra de C. od. de S. Luis durchzogen. Wegen ungünstiger Bewässerung (der Tocuvo ist der Hauptstrom) sind die Ebenen wenig fruchtbar; das Gebirge ist gut bewaldet. Erzeugnisse der Bodenkultur sind Baumwolle, Kaffee u. Kakao. — Die Hauptstadt C. wurde im J. 1527 von Juan de Ampués gegründet u. nach der heiligen Anna benannt, welche nach den dortigen Indianern noch den Beinamen de Coriana erhielt. Hieraus entstand die jetzige Benennung. Die Stadt, beinahe ganz auf Pfählen erbaut, liegt auf der schmalen Landzunge, durch welche die genannte Halbinsel mit dem Festlande zusammenhängt, u. auf einigen Inseln. Hierdurch erhält sie Aehnlichkeit mit Venedig, u. deshalb nannte man sie auch Venezuela (Klein-Venedig), welcher Name später auf das ganze Land übertragen wurde. Im J. 1528 kam C. unter die Verwaltung der Augsburger Welser. Im J. 1578 legte Juan Pimentel den Sitz der Regierung nach Caracas, von da ab jedoch ging die Stadt dem Verfalle entgegen, aus dem sie sich erst wieder erhob, nachdem 1815 durch die span. Regierung ihre Ernennung zur Provinzialhauptstadt erfolgte. Gegenwärtig zählt sie etwa 9000 E., worunter viele Indianer u. Mestizen.

Corollarium (lat., von corona, corolla, Kranz, Kränzchen) od. Consectarium (von consequi, mitfolgen), Anhängesatz, Folgesatz, heißt in der Logik ein Satz, der ohne Weiteres aus einem anderen folgt, unmittelbar aus diesem abgeleitet werden kann (sich diesem also gleichsam als Kränzchen, als Anhang anschließt). Wenn z. B. nachgewiesen ist, daß zwei Größen einer dritten gleich sind, so folgt hieraus ohne Weiteres, daß sie unter einander gleich sein müssen.

Corolle, die Blumenkrone, der innere vom Kelch umschlossene Blattkreis der Blume, der durch Verwachsung der Blättchen aus einer einfachen Blumenform in die allerverschiedensten Gebilde, oft die abenteuerlichsten, übergehen kann. — Corollisten nannte man früher solche Botaniker, welche ihre Pflanzensysteme auf die Form, Stellung, Zertheilung ꝛc. der C. od. auch auf ihr Fehlen begründeten, wie Rivinus, Rupp, Heucher, Hebenstreit, Ludwig, Böhmer, Knaut, Tournefort, Plumier u. Pontedère.

Corollifloren nennt man diejenigen Gewächse, die — im Gegensatze zu den Thalamifloren, deren Blumenblätter auf dem Fruchtboden stehen, u. zu den Calycifloren, deren Blumenblätter dem Kelchgrunde eingefügt sind — ihre Kronenblätter zu einer selbständigen, unter dem Fruchtknoten stehenden Blume verwachsen lassen, z. B. Gentianeen, Borragineen, Solenaceen, Scrophulariaceen, Labiaten u. A. Diese Eintheilung wandte de Candolle in seinem natürlichen Pflanzensystem an.

Corona (lat.), Krone, Kranz, daher auch ein Kranz von Menschen, Zuhörerkreis, Versammlung; ferner die Einschließung eines belagerten Ortes zum Zweck der Blockirung. Außerdem bezeichnet C. noch die Würde der höheren u. höchsten Geistlichen u. in Zusammenstellung mit clericalis od. presbyterica die Tonsur der katholischen Geistlichen. In der Musik ist C. der Name für das Ruhezeichen 𝄐 (s. „Fermate"). Vgl. auch den Art. „Sonne".

Coronaria, Kranzrade, Pflanzengattung der Silenaceen od. Nelkenartigen, zu der unsere Kukuksblume (C. flos cuculi, früher Lychnis *L.*) gehört; ferner beliebte Zierblumen, wie C. tomentosa aus Südeuropa, eine nam. in Bauerngärten häufige, äußerst filzige, der Ackerrade ähnliche Sommerpflanze.

Coronelli, Marco Vincenzo, ital. Geograph u. Encyklopädist, geb. zu Venedig um 1650, war eine Zeit lang Minoritenprovinzial von Ungarn, ward 1702 General seines Ordens u. starb in seiner Geburtsstadt im Dez. 1718. C. war Kosmograph der Republik Venedig, stiftete die „Geographische Gesellschaft der Argonauten" u. verfertigte für Ludwig XIV. große Himmels- u. Erdgloben. Er hinterließ 400 Karten u. verfaßte u. A.: „Roma antica e moderna" (Vened. 1716); „Cronologia universalis" (ebd. 1707); „Atlante veneto" (ebd. 1692, u. 2 Bde. Nachträge, 1695); „Bibliotheca universale sacro-profano" (ebd. 1791, 28 Bde.), eine Encyklopädie, von der aber nur 7 Bde. (bis Coque) im Buchhandel erschienen.

Coroner heißt in England ein Gerichtsbeamter, der (lebenslänglich) zu dem Zweck angestellt wird, plötzliche od. Bedenken erregende Todesfälle mit Beihülfe einer Jury zu untersuchen u. festzustellen, ob der Tod auf natürlichem Wege eingetreten od. durch Anwendung von fremder Gewalt od. durch Selbstmord herbeigeführt worden ist. Lautet der Ausspruch der Geschworenen: „Umgekommen durch Mord, dessen Urheber N. N. zu sein scheint", so wird der Verdächtige sofort verhaftet.

Coronilla, Kronenwicke, Pflanzengattung der Hedysareen unter den Hülsengewächsen, mit einigen inländischen Arten; darunter: C. Emerus *L.*, Skorpion-Kronenwicke, häufig als Ziersträuchlein in Anlagen, deren Blätter eine Art Indigo enthalten, u. C. valentina u. glauca in Südeuropa. Am häufigsten ist C. varia mit weißen u. rothgefleckten Blumen, auch Beilkraut, Peltschen u. Schaflinsen genannt, deshalb erwähnenswerth, weil man Blätter u. Blüten, welche Cytisin, wie der Goldregen, enthalten, für giftig hält.

Coronini-Cronberg, Graf Johann Baptist Alerius, Freiherr von Oelberg, österr. Feldzeugmeister, stammt aus einem seit 1687 zu den österr. Grafenfamilien gehörenden krainischen Geschlecht u. ward 16. Nov. 1794 zu Görz geb. Im April 1813 trat er als Kadet ins österr. Pioniercorps ein u. betheiligte sich an dem Feldzuge von 1813. Im J. 1824 ging er in die Dienste des Herzogs von Modena, dem tüchtige Offiziere fehlten, kehrte aber 1830 nach Oesterreich zurück, wo er 1836 als Hauptmann dem Erzherzog Franz Karl zugetheilt u. mit der Erziehung des jetzigen Kaisers Franz Josef betraut wurde. In dieser Stellung rückte er zum Obersten auf, bis er 1848 als Generalmajor den Befehl über eine Brigade u. den Auftrag zur Bewachung von Südtirol u. der dortigen Zugänge zum oberital. Kriegsschauplatze erhielt. Im J. 1849 zum Feldmarschalleutnant befördert, ward er Stellvertreter des Kommandirenden in Kroatien u. Slavonien u. 1850 Militär- u. Civilgouverneur für das Banat u. die Serbische Wojwodschaft, als welcher er 1854 an die Spitze eines Armeecorps in die Donaufürstenthümer (Rumänien) einrückte, um dieselben bis 1857 besetzt zu halten. Hierauf zum Feldzeugmeister ernannt, war er 1861 Kommandirender in Ungarn, nahm jedoch bald darauf seinen Abschied.

Corot (spr. Koroh), Jean Baptiste Camille, franz. Landschaftsmaler, geb. 1796 zu Paris, war Anfangs ein Schüler von Victor Bertin, bildete sich aber seit 1826 selbständig in Italien aus, wo ihm erst das rechte Verständniß der Natur aufging. In seinen ersten ital. Landschaften herrscht eine feste Zeichnung u. kräftige Ausführung; später, als er die Natur in verschiedenen Provinzen Frankreichs studirte, kam er zu einer individuelleren Auffassung u. verlieh seinen prachtvollen Gemälden einen wunderbaren Reiz durch die Licht- u. Luftstimmung, die er mit großer Feinheit abzustufen wußte. Die Staffage seiner Bilder ist meistens eine historische od. mythologische. Zu den besten derselben gehören: der Morgen, der Abend, der See von Nemi, u. die tiefer, düster gestimmten mit der Zerstörung von Sodom, u. mit Macbeth u. den Hexen.

Corps (franz., spr. Kohr), eigentlich Körper, übertragen: ein gesellschaftlicher Körper, eine Gesammtheit mehrerer zu einem gewissen Zwecke vereinigter Menschen. An den deutschen Universitäten nennen sich C. diejenigen Studentenverbindungen, die lediglich gesellige Zwecke verfolgen u. sich die Pflege der alten studentischen Sitte, des sog. Comments, zur Aufgabe machen, während die Burschenschaften (s. d.) den letzteren zum Theil bekämpfen, politisch-nationale Zwecke verfolgen u. daher meist mit den C. in Fehde leben. — Diplomatisches C. heißt die Gesammtheit der an einem Hofe vereinigten Gesandten fremder Mächte. — Corps législatif (spr. Kohr leschislatif) hieß in Frankreich unter dem ersten u. zweiten Kaiserreich die Gesetzgebende Versammlung, die als Zweite Kammer neben dem Senat bestand. — In der militärischen Sprache bedeutet C. jede selbständige größere Truppenmasse, aus allen Waffengattungen gemischt u. mit eigener Verwaltung, Verpflegungsanstalten ꝛc. Aus den schon im Frieden gemäß der Heeresorganisation bestehenden C. werden im Kriege die verschiedenen Armeen gebildet. Für besondere Zwecke werden auch besondere C. gebildet (Kavallerie-, Streif-, Beobachtungs-, Belagerungs-, Freic.).

Corpus (lat.), Leib, Körper; ferner alles zu einem Ganzen Verbundene, eine Körperschaft (wie das franz. Corps gebraucht, s. d.), ein Kollegium, daher die Redensart „in corpore" (in Gemeinschaft, im Ganzen). Außerdem bezeichnet C. in der Buchdruckerei eine zwischen Cicero u. Bourgeois stehende Schriftgattung, so genannt, weil das Corpus juris zuerst in derselben gedruckt wurde.

Corpus delicti, der Thatbestand eines begangenen Verbrechens; die Gewißheit der dazu erforderlichen Thatsachen, od. die Werkzeuge, mit welchen das Verbrechen, sowie die Sache od. die Person, an welcher dasselbe begangen wurde; endlich auch die sichtbaren Spuren, die zur Entdeckung u. Feststellung des Verbrechens führen können.

Corpus juris ist der lat. Ausdruck für Rechtsbuch. In der Regel bezeichnet man damit die unter Kaiser Justinian im 6. Jahrh. v. Chr. veranstaltete Kodifikation (s. d.) des röm. Rechts, das sog. c. j. civilis, u. die im Mittelalter bewirkte Sammlung der geistlichen Gesetze, des kanonischen Rechts, c. j. canonici. Das c. j. civilis zerfällt in vier Theile: 1. Institutionen (s. d.), 2. Pandekten (s. d.), 3. Codex (s. d.) u. 4. die Novellen (s. d.). Der Kaiser Justinian nämlich ließ sich die Gesetzgebung u. die Beförderung des Rechtsstudiums ganz bes. angelegen sein; er setzte Kommissionen nieder, welche den bei seinem Regierungsantritte vorhandenen Rechtsstoff sichten u. in zwei große Werken zusammen stellen sollten. Zufolge dieser Anordnung entstanden Pandekten u. Codex. Als Einleitung in beide, zugleich aber als Gesetzbuch sollten die Institutionen dienen. Novellen hießen die nachträglich noch erschienenen Gesetze Justinian's. Das c. j. canonici besteht ebenfalls aus vier Werken: 1. Das decretum Gratiani, eine Privatarbeit des Mönchs Gratianus aus der Mitte des 12. Jahrh. Dasselbe zerfällt in 3 Theile; von Bedeutung ist nicht die Arbeit Gratian's (dicta Gratiani), sondern lediglich die zu denselben angezogenen Belegstellen aus den Kirchenvätern, Konzilienbeschlüssen, päpstlichen Gesetzen u. dgl. 2. Das Extra (nämlich extra decretum Gratiani), das auch mit dem Buchstaben X bezeichnet wird, eine Sammlung päpstlicher Dekretalen aus dem Jahre 1234, die aus fünf Büchern besteht. 3. Der liber sextus (in VI°), eine Fortsetzung der ebenerwähnten Dekretalensammlung. Sie zerfällt gleichfalls in fünf Bücher u. ist im J. 1298 veröffentlicht worden; endlich 4. die Clementinae, d. i. eine Sammlung von Dekretalen des Papstes Clemens' V. aus dem J. 1313, ebenfalls aus fünf Büchern bestehend.

Correggio (spr. Korredscho), Antonio da, einer der größten Maler aller Zeiten, war geb. im J. 1494 zu Correggio unweit Modena u. vertauschte später seinen eigentlichen Namen Allegri mit dem seiner Vaterstadt. Frühzeitig schon zeigte der Knabe lebhaften Sinn für die Malerei, u. es ist die Anekdote bekannt, daß er beim Anblick eines Rafael'schen Gemäldes ausgerufen haben soll: „Anch' io sono pittore!" „Auch ich bin ein Maler." Den ersten Unterricht in der Kunst empfing er wahrscheinlich von seinem Oheim Lorenzo Allegri, späterhin von dem Maler Francesco Bianchi. Weit größeren Einfluß auf seine Ausbildung hatten aber die Werke des Mantegna. Dem Studium derselben, dem er in Mantua, wie es scheint von 1511 an, oblag, u. das ihn zum eigentlichen Meister ausbildete, führte ihn nicht nur zu der von Jenem bereits angewandten perspektivischen Verkürzung der Formen, sondern auch zu der lebensvollen, anmuthigen u. heiteren Auffassung, die sein Schaffen, selbst bei der Darstellung feierlicher Gegenstände, auszeichnet. Daneben muß er damals auch die Bekanntschaft der Werke des Leonardo da Vinci gemacht haben. Daß er gleich nach seinem dortigen Aufenthalte od. später in Rom gewesen sei, scheint eine um so unbegründetere Annahme zu sein, als die damalige römisch-florentinische Malerei von der des C. grundverschieden ist. Schon um 1513 mag C. in seine Vaterstadt zurückgekehrt sein u. neben der Malerei auch humanistischen Studien obgelegen zu haben. Aus dieser seiner Jugendzeit werden zwar mehrere Werke genannt, z. B. eine Madonna mit ihrem Kinde in der Brera zu Mailand, u. das Porträt des Arztes im Museum zu Dresden; aber sie sind nicht unzweifelhaft von seiner Hand. Mit voller Sicherheit ist unter den uns erhaltenen Werken die Madonna des heil. Franciscus (Museum in Dresden) aus dem J. 1514 als das früheste anzusehen. Es trägt unverkennbare Spuren vom Studium des Mantegna u. zugleich des Leonardo da Vinci neben einer gewissen Befangenheit u. einer größeren Ruhe u. Einfachheit, als in den späteren Werken herrscht. Trotz des feierlichen Ernstes der Handlung zeigt es bereits die Heiterkeit des sinnlichen Lebens, welche die späteren Bilder charakterisirt. In vieler Beziehung ähnlich ist das Bild von 4 lebensgroßen Heiligen im Besitz des Lord Ashburton in London; selbständiger dagegen erscheint C. schon in seinen wol gleichzeitig (1517) damit entstandenen Bildern der Ruhe auf der Flucht nach Aegypten u. der Vermählung der heil. Katharina. Nach mehrjähriger Wirksamkeit in der Vaterstadt wurde C. nach Parma berufen, um einen Saal des dortigen Nonnenklosters S. Paolo mit Fresken zu schmücken, u. zwar auf Anrathen der weltlich gesinnten Aebtissin mit Scenen aus dem Jagdleben der Diana, die er in einer großen Reihe von Bildern unter Hinzufügung verwandter mythologischer Gestalten u. Gruppen ausführte. Dies ist die erste Arbeit, worin er zeigte, wie sinnreich er antike Motive zur Entfaltung körperlicher Schönheit u. anmuthiger Bewegung zu benutzen wußte. Im J. 1520 erhielt er den Auftrag, die Kuppel u. die Chornische von S. Giovanni in Parma mit Fresken auszumalen. Von diesen sind die der Chornische nur noch in Kopien von Ann. Caracci vorhanden, die der Kuppel sind leider in sehr vernachlässigtem Zustande. Sie stellen in einer großartigen Komposition die Himmelfahrt Christi als eine Vision des unter den Aposteln sitzenden greisen Johannes dar, mit einer Schar von Engeln u. Genien, die in den Wolken ihr fröhliches kindisches Spiel treiben, so daß das Ganze den Ernst der kirchlichen Auffassung abgestreift hat u. nur eine Verherrlichung der leiblichen Schönheit ist, gesteigert durch den Ausdruck einer erhöhten Erregtheit des inneren Lebens. Hier wandte C. auch in kühnster Weise jene Verkürzung aus der Untensicht an, infolge deren die oberen Körpertheile gegen die unteren oft zu verschwindender Kleinheit zusammenschrumpfen u. die bes. bei der Gestalt des Erlösers fast zur Verzerrung geworden ist. Diese letztere Eigenschaft tritt noch kecker hervor in der Himmelfahrt der Maria, mit der er 1526—30 die Kuppel des Domes von Parma ausmalte. — In dieselbe Zeit fällt die Entstehung mehrerer seiner schönsten Oelbilder. Dahin rechnen wir zunächst die sogen. „Nacht" od. die Anbetung der Hirten im Museum zu Dresden (gestochen von A. Lefèvre u. von C. H. Rahl). Es stellt das neugeborene Christuskind dar, in einer lediglich von diesem Kinde ausgehenden Beleuchtung, die von jeher, neben dem Liebreiz von Mutter u. Kind, der Gegenstand besonderer Bewunderung gewesen ist. Ferner drei andere bedeutende Madonnenbilder: die des heil. Sebastian (ebenfalls in Dresden, gest. von Lefèvre), die Madonna della Scodella, d. h. mit der Schüssel (in der Galerie zu Parma), od. vielmehr die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, in der Alles den Genuß des Daseins u. die Freude eines ungetrübten Lebens athmet, u. die Madonna des heil. Hieronymus (ebenfalls in Parma), welche gerade in den dem C. eigenthümlichen Vorzügen alle anderen Bilder übertrifft, am meisten aber in der Lichtwirkung, weshalb man sie im Gegensatz zu seiner „Nacht" den „Tag" genannt hat.

Wahrscheinlich in diese Zeit der edelsten Kunstblüte unseres Meisters gehören auch zwei in Dresden befindliche Bilder. Die Madonna des heil. Georg u. die büßende Magdalena (gest. von Rahl u. A.), die letztere von Vielen für C.'s schönstes Meisterwerk gehalten, ist eine überaus reizende, nichts weniger als büßende Erscheinung, deren Zauber in der Abgeschiedenheit u. ahnungsvollen Stille der Natur von höchster Wirkung ist.

Sehr bald nach der Vollendung der Domkuppel verließ C. Parma u. zog sich in seine Vaterstadt zurück, wo er, den Tod seiner Gattin betrauernd, in einer Zurückgezogenheit lebte, die seinem künstlerischen Schaffen Eintrag that. Gleichwol entstand in diesen letzten Lebensjahren C.'s noch eine Reihe von Meisterwerken, darunter die „Danae" (jetzt im Palast Borghese in Rom) u. die „Leda mit dem Schwan" (jetzt im Berliner Museum). In diesen Kreis sinnlich-mythologischer Darstellungen gehört auch das sinnlichste aller seiner Bilder, die Jo des Berliner Museums (Wiederholung im Belvedere zu Wien), deren Kopf einst aus Furcht vor dem starken Ausdruck der Wollust vom Sohne des Herzogs von Orleans herausgeschnitten, später aber durch einen von Prudhon trefflich gemalten Kopf ersetzt wurde, sowie die Darstellung des Jupiter (in Gestalt eines Satyrs) u. der Antiope im Louvre zu Paris. Weniger sinnlich dagegen sind die hieher gehörenden Bilder einer Erziehung des Amor durch Venus u. Merkur (in der Nationalgalerie in London) u. eines Ganymed, der vom Adler zum Olymp hinaufgetragen wird (im Belvedere zu Wien). Bald nach Vollendung dieser Arbeiten u. einiger Allegorien vom Triumphe der Tugend über das Laster starb C., wie es scheint, eines jähen Todes 5. März 1534.

Nr. 2063. Antonio da Correggio (geb. 1494, gest. 5. März 1534).

C. nimmt in der Geschichte seiner Kunst eine abgesonderte Stellung ein. Wie mit einem Schlage sagte er sich von den Normen der vorangegangenen Kunst los u. hat in der ihm eigenthümlichen Anschauungsweise das Höchste geleistet. Eine ungemeine Reizbarkeit des Gefühls u. Lebendigkeit des Effektes führte ihn zu einer besonderen Auswahl seiner Aufgaben u. zu einer besonderen Behandlung derselben. Nicht das Große, sondern die Grazie, die bewegte Anmuth, das durch die Lebensfülle Reizende war sein Ziel. Es ist das überquellende Gefühl des Lebens, ein Drang nach Lust u. Liebe, der sich in seinen Gestalten ausspricht, u. zwar die Wonne u. Leidenschaft der irdischen wie die Inbrunst der himmlischen Liebe. Nur selten tritt in diese Welt der Freude der Schmerz ein, aber dann ist dieser in demselben Grade tief u. lebendig wie jene. Seine Gestalten sind nicht immer schön zu nennen; denn ihre allzugroße Beweglichkeit u. in Verbindung damit die bereits erwähnte, oft allzu starke perspektivische Verkürzung widerstreitet der Schönheit. Aber statt der Form herrscht bei ihm ein anderes Element der Schönheit, das **Helldunkel**, jenes eigenthümliche Spiel von Licht u. Schatten, das über seine Werke eine harmonische Ruhe verbreitet. In dieser Richtung der Malerei hat er den höchsten Gipfelpunkt erreicht. — Vgl. die treffliche Monographie „C.", von Julius Meyer (Lpz. 1871).

Corregidor (span., spr. Korrechidor) heißt in Spanien der Vorsitzende des Stadtmagistratskollegiums, der sowol der Rechtspflege als der Verwaltung vorsteht.

Corrèze (spr. Korrähs), franz. Dep., liegt zwischen den Dep. Ober-Vienne, Dordogne, Lot, Cantal u. Puy du Dome u. umfaßt den südl. Theil des ehemaligen Limousin mit einem Areal von 108 □M. u. 310,200 E. in 286 Gemeinden. Das Land ist gebirgig, enthält aber ausgezeichnete Weiden u. Wiesen, wofür die Tausende von Ochsen, welche es im Sommer nach Paris sendet, u. die Menge von Pökelfleisch, womit es die Seestädte versieht, Zeugniß ablegen. Als dritter Hauptartikel des Ausfuhrhandels ist noch das Nußöl zu nennen. Die Straße von Limoges nach Aurillac theilt den Boden des Landes in zwei von einander verschiedene Theile: der größere, nordöstl. wird beherrscht vom Mont Jargnan u. dem Plateau des Mille-Vaches mit dem Mont d'Odouze, von den Bauern schlechtweg „das Gebirge" genannt; der andere, das Niederland, ist fruchtbar an Getreide, Wein u. Kastanien. Seinen Namen verdankt das Dep. dem Flusse C., der in ihm entspringt (in den Bergen von Monédières) u. nach einem 11½ M. langen Lauf in die Vezère, einen Nebenfluß der Dordogne, mündet. Die Hauptstadt des Dep. ist **Tulle** mit 12,500 Einw.

Corrientes, Provinz der Argentinischen Republik in Südamerika, errichtet durch ein Dekret der Regierung der Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata vom 10. Sept. 1814, wonach die Grenzen gegen W. u. N. der R. Paraná, gegen O. der R. Uruguay u. gegen S. die Provinz Entre Rios sind. Das Land nimmt etwa 3300 deutsche □M. ein u. zählt ungefähr 115,000 Einw. Die Bodenoberfläche bildet eine große niedrige Ebene, nur ein schmaler Landrücken zieht sich längs des Paraná hin. Zahlreiche große Lagunen bedecken die Ebene; dieselben sind entweder Seen mit umgrenzten Ufern, wie die C. Brava in dem nordwestl. Theil des Landes, od. schilfumkränzte Wasserflächen inmitten unzugänglicher Sümpfe. Hierzu gehören die beiden großen Gewässergruppen C. de La Maloya u. C. de Yberá, welche den N. ausfüllen. Im Innern der letzteren soll eine große waldbedeckte Insel liegen, an welche sich viele Sagen knüpfen. Nach Einigen befinden sich dort noch Reste der Tobasindianer, nach Anderen haben sich mehrere Jesuiten nach ihrer Vertreibung aus den Missionen dahin geflüchtet. In den großen Lagunen entspringen alle Gewässer, welche dem Paraná zufließen, nam. der R. de Santa Lucia u. der R. C., welcher ein so ebenes Terrain durchfließt, daß er sich überall seeartig ausbreitet u. erst bei Esquina die Gestalt eines Flusses annimmt. — Das Klima der Provinz ist feucht u. warm, aber nicht ungesund. Wälder sind sparsam, die vorhandenen enthalten gute Bauhölzer. Die Thierwelt hat einen tropischen Charakter. — Die Bevölkerung außerhalb der Städte besteht ganz aus Mischlingen von Weißen u. Guarani-Indianern, deren Hauptbeschäftigung Viehzucht ist. — Die Hauptstadt **San Juan de Vera de las Siete Corrientes**, gewöhnlich blos C. genannt, liegt auf dem 8–10 m. hohen Ufer des Paraná u. hat ihren Beinamen von den Stromschnellen, welche der Fluß oberhalb von ihr bildet. Sie ist 1588 von Juan Torres de Vera y Aragon, dem damaligen Gouverneur, gegründet u. zählt gegenwärtig 8000 Einw. Das Naturhistorische Museum verdankt die Stadt dem Naturforscher Bonpland. (S. „Argentina".)

Corrodi, Heinrich, einer der Stimmführer der Aufklärung im 18. Jahrh., war 31. Juli 1752 als der Sohn eines Geistlichen zu Zürich geb. Nachdem er bereits als Geistlicher ordinirt war, erwirkten ihm der freisinnige Pfarrer Steinbrüchel zu Zürich u. der Dichter Geßner die Möglichkeit, seine Bildung im Ausland zu vervollkommnen. Die Bekanntschaft mit Semler in Halle brachte seinen Entschluß zur Reife, von nun an als Verfechter der Vernunft- u. Humanitätsreligion zu wirken. Er starb jedoch schon 14. Sept. 1793 als Professor des Naturrechts u. der Moral am Gymnasium zu Zürich, welche Stellung er seit 1786 bekleidet hatte. Sein rastloser Geist ließ ihn nicht zur Vollendung größerer wissenschaftlicher Arbeiten kommen, abgesehen von seiner „Kritischen Geschichte des Chiliasmus" in 4 Bdn. (1781 ff.). Unermüdlich aber war er im Dienste der Bildung u. Aufklärung thätig durch kleinere Aufsätze, sowie durch die Zeitschrift: „Beiträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion" (seit 1780; bei seinen Lebzeiten erschienen 18 Hefte, 2 nach seinem Tode). Ueberall legt er nicht auf Dogmen, sondern auf Vernunft u. Moral den Hauptnachdruck.

Corsini heißt eine alte, reiche u. angesehene florentinische Patrizierfamilie, die sich unter den Mediceern großen Landbesitz in Toskana erwarb u., seit 1731 in den Fürstenstand erhoben, noch heute blüht. Geschichtlich berühmte Persönlichkeiten der Familie sind folgende: **Andr. C.**, Bischof v. Fiesole (seit 1359), geb. 1302, gest. 1373, heilig gesprochen

4. Febr. 1629. Lorenzo C., der, obwol schon hoch betagt, 1730 als Clemens XII. (s. d.) den päpstlichen Stuhl bestieg u. den Palast C. in Rom erbaute. Don Neri C., gest. 1845, zeichnete sich als toskan. Minister des Innern unter Ferdinand III. u. Leopold II. durch seine vielseitige Bildung u. unerschütterliche Rechtlichkeit aus. Des Vorigen Bruder, Don Tommaso C., Fürst von Sismano u. Herzog von Casigliano, geb. zu Rom 5. Nov. 1767, ward 1847 von Pius IX. zum Senator (Oberbürgermeister) von Rom ernannt u. machte sich durch seinen Liberalismus sehr beliebt; nach der Flucht des Papstes (1848) gehörte er zur Provisorischen Regierung; später lebte er als Privatmann in Rom, wo er 6. Jan. 1856 starb. Sein Sohn Don Neri C., Marquis von Lajatico, geb. 13. Aug. 1805, gest. zu London 1. Dez. 1859, ertheilte 1847 als Gouverneur von Livorno dem Großherzog von Toskana vergeblich den Rath, freiwillig dem Lande eine Konstitution zu geben; als dann die Ereignisse ihm eine solche abgenöthigt hatten, ward C. Kriegsminister; indeß zog er sich schon nach 6 Monaten ins Privatleben zurück. — Auch einen Dichter, den 1675 zu Barberino verstorbenen Bartolommeo C., u. einen Gelehrten, den Mathematiker, Philosophen u. Alterthumsforscher Odoardo C., hat die Familie aufzuweisen. Letzterer, geb. 5. Okt. 1702 zu Fonano im Modenesischen, war Superior der Piaristen in Rom u. starb 27. Nov. 1765 als Professor in Pisa. — Vgl. L. Passerini, „Genealogia e storia della famiglia Corsini" (Flor. 1858).

Corso (ital., eigentl. Lauf) wird bes. von dem Wettrennen der Pferde ohne Reiter gebraucht, bezeichnet aber auch das langsame Durchfahren der Hauptstraße od. überhaupt der von der vornehmen Welt besuchten Wege mit reich geschmückten Equipagen, in Begleitung von fashionablen Reitern u. Reiterinnen, eine Gelegenheit, modischen Luxus zu entfalten (z. B. im Bois de Boulogne). Auch gerade, lange Hauptstraßen größerer Städte pflegen in Italien häufig den Namen C. zu führen. Der berühmte C. (Spazierfahr- od. Rennweg) in Rom schneidet, vom Kapitol zur Piazza del Popolo führend, das jetzige Rom links der Tiber in zwei ungefähr gleiche Hälften. Seit den Zeiten Paul's II., also seit mehr als 400 Jahren, werden hier Pferderennen gehalten. Eingefaßt von vielen schönen Palästen u. Läden, ist er das Ziel der täglichen Promenaden u. zur Zeit des Karnevals die ausschließliche Fastnachtsgalerie.

Cort, Cornelius, ein für seine Zeit bedeutender Kupferstecher aus Holland, geb. 1536, bildete sich in Venedig, wo er mit Tizian befreundet wurde, u. in Rom, wo er 1578 starb. Die Zahl seiner Stiche beläuft sich auf 150. Er hat das Verdienst, die vor ihm nur im Kleinen geübte Stecherkunst auf größere Platten ausgedehnt u. einen großartigeren Stil des Vortrages angenommen zu haben.

Cort., Abkürz. auf ärztl. Rezepten für Cortex, „Rinde" (s. d.).

Cortereal, Joao, portugiesischer Seefahrer, hat 1464 eine „Stockfischküste" im Nordwesten des Atlantischen Ozeans entdeckt, welche mit großer Wahrscheinlichkeit für das heutige Island gehalten wird. — **C.,** Gaspar de, Sohn des Vorigen u. Seefahrer wie sein Vater, segelte im Sommer 1500 von Lissabon ab, fand im Norden eine Küste, die er für Grönland hielt u. als Terra verde (grünes Land) bezeichnete; wie weit er nach Norden drang, ist ungewiß. Im nächsten Jahre gelangte er mit zwei Schiffen an die Westküste von Neufundland, wo er das Meer überaus fischreich fand, u. darauf an das Festland von Labrador. Das Treibeis verhinderte ihn, nach Grönland vorzudringen. Das eine seiner Schiffe kehrte mit Eingeborenen nach Portugal zurück; von den Schicksalen des zweiten, auf welchem sich C. befand, ist keine Nachricht nach Europa gekommen.

Cortes (span., von corte, Hof) ist in Spanien u. Portugal der Name der Volksvertretung. In Spanien bestehen die C. gegenwärtig (nach der Verfassung von 1869) aus einem auf drei Jahre erwählten Kongreß u. einem auf zwölf Jahre erwählten, aber innerhalb dieses Zeitraumes zum vierten Theile zu erneuernden Senat. Der Kongreß geht aus direkten Wahlen hervor; die Senatoren werden von Deputationen der Provinzen gewählt. Auf jede Provinz kommen in der Regel vier Senatoren, auf je 40,000 Seelen ein Abgeordneter. Auch in Portugal bestehen die C. aus zwei Kammern, der Pairskammer, deren Mitglieder (abgesehen von den Infanten u. Bischöfen) der König selbst ernennt, u. der Deputirtenkammer, die aus 165 Mitgliedern besteht. Die Wahlen sind direkt u. nur durch einen mäßigen Census beschränkt.

Cortex (lat.), die Rinde der Gewächse, ist ein Hautgewebe der verschiedensten Art, je nachdem man es bei den niederen od. den höheren, bei krautartigen od. bei Holzgewächsen betrachtet. Im täglichen Leben versteht man darunter die dicke, vielschichtige äußerste Bekleidung der Holzpflanzen, während man bei den krautartigen von Haut spricht. Abgesehen davon, besteht die Rinde aus der Oberhaut, einer äußern u. innern Zellenschicht u. dem Baste, der aber ein Gebilde für sich ist, indem er die Gefäße enthält. In der äußeren Zellschicht geht die Korkbildung, in der inneren die Borkenbildung vor sich, nämlich ein Ueberwuchern durch Neubildung von Zellen, welche, wenn die äußere Zellschicht, hinter dem Wachsthume des Stammes zurückbleibend, zerrissen ist, diese Spalten überwallt u. wulstig verdickt. — Die Rinden verschiedener Bäume werden theils in der Technik, wie z. B. die Eichenrinde u. dgl., zum Gerben, theils in der Medizin benutzt (wie die Cascarillarinde, Chinarinde, Eichenrinde ꝛc.). Diese Rinden werden entweder im geschnittenen Zustande zu Abkochungen als Thee ꝛc. od. in Form von feinem Pulver verwendet. Den Namen C. führen ferner auch die Fruchtschalen der Walnüsse, Citronen u. Pomeranzen. Die wichtigsten Rinden sind in diesem Werke unter ihrem deutschen Namen beschrieben.

Cortez (spr. Korteß), Fernando (Hernando), der Eroberer Meriko's, geb. 1485 zu Medellin in Estremadura aus altadligem Geschlechte, studirte zu Salamanca die Rechtswissenschaft u. nahm dann Kriegsdienste. In Westindien, wohin er sich 1504 begab, trat er in die Dienste des Statthalters von Cuba, Velasquez, überwarf sich aber mit diesem, so daß er zum Tode verurtheilt wurde. Auf Velasquez' Verwendung wurde jedoch dieses Urtheil nicht vollzogen u. das Verhältniß zu dem Statthalter gestaltete sich darauf wieder so günstig, daß C. nicht unbedeutende Ländereien von diesem als Eigenthum erhielt. Gelockt durch die Nachrichten von dem Reichthum Meriko's an edlen Metallen, hatten die Spanier schon mehrere Male vergebliche Versuche gemacht, einzelne Strecken dieses Landes zu besetzen. Im J. 1518 wurde C. an die Spitze einer neuen, zu diesem Zweck ausgerüsteten Expedition gestellt. Der Verdacht des Velasquez, daß C. selbstsüchtigte Absichten verfolgen werde, u. verleumderische Anklagen seiner Feinde hätten indessen C. leicht in Gefangenschaft gebracht, wenn er nicht schon auf offener See gewesen wäre. Die Mannschaft, mit der er 10. Februar 1519 von Cuba absegelte, bestand aus 670 Mann, von denen nur 13 mit Feuerwaffen versehen waren; außerdem führte er 10 Kanonen u. 16 Pferde mit sich, zwei Geistliche begleiteten die Schar, um die Indianer zu bekehren. Nach Umsegelung der Halbinsel Yucatan lief die 11 Schiffe zählende Flotte bei San Juan de Ulloa 21. April 1519 an das Land. C. gründete am Meere Veracruz u. erklärte seine Unabhängigkeit von Velasquez, indem er sich unmittelbar unter den König von Spanien stellte u. an diesen ein Entschuldigungsschreiben abschickte. Um den Muth seiner Gefährten zu erhöhen, zerstörte er die Flotte. Sein Ziel war die Hauptstadt Meriko; mehrere Kaziken schlossen sich ihm an u. stellten sich als Vasallen der spanischen Krone zum Zuge gegen das Innere. Wer sich ihm nicht freiwillig unterwarf, wurde durch Schrecken dazu gezwungen; in Cholula ließ C. trotz freundlicher Aufnahme mehr als 6000 Menschen niedermachen. In Meriko wurde C. von Montezuma freundlich aufgenommen; als aber an der Grenze des Reiches Streitigkeiten zwischen den Eingeborenen u. den Spaniern ausgebrochen u. dabei ein Spanier getödtet worden war, ließ C. Montezuma, obgleich dieser Untersuchung u. Bestrafung des Schuldigen versprach, bei Gelegenheit eines Besuches des span. Lagers gefangen nehmen, zum Schein ihm zwar Ehrenbezeigungen erweisen, auch äußerliche Freiheit gestatten, allein Montezuma mußte die Oberhoheit Karl's V. anerkennen u. sich zu einem jährlichen Tribut verpflichten. Underdeß war von Velasquez eine Flotte von 18 Schiffen mit 1000 Mann Besatzung u. 12 Kanonen nach Meriko abgesendet worden, um C. gefangen zu nehmen. Dieser schlug sie aber u. bewog die meisten der Gefangenen, in seine Dienste zu treten. Hierdurch bedeutend verstärkt, rückte C. wieder nach Meriko, wo aber infolge der harten Behandlung, welche Montezuma zu Theil wurde, ein Aufstand ausbrach, in welchem der König von seinen eigenen Landsleuten getödtet u. C. gezwungen wurde, unter Preisgebung seiner Artillerie u. des größten Theiles der früher gemachten Beute zu fliehen. Nur die muthigste Gegenwehr u. die Vorzüge europäischer Taktik retteten ihn

u. sein Heer auf diesem Rückzuge vom Untergange durch eine große merikanische Armee, die sich ihm in Tlaskala entgegenstellte. Sein zusammengeschmolzenes Heer verstärkte sich bald darauf aufs Neue durch Truppen, die Velasquez wieder gegen ihn abgeschickt hatte, u. durch andere, die von Hayti aus zu ihm stießen. Mit denselben zog C. nochmals gegen die Hauptstadt, wo Montezuma's Schwiegersohn, Guatimozin, regierte. Von der Land- u. Wasserseite wurde Meriko angegriffen, von den Eingeborenen aber sehr tapfer vertheidigt. Nach 75tägiger Belagerung, nach der Vernichtung eines großen Theiles der Stadt u. der Gefangennahme des Königs, wurde Meriko zum zweiten Mal, 13. August 1521, besetzt. Der König wurde erhängt, Tausende von Indianern niedergemetzelt u. die Stadt geplündert. Die Eroberung des übrigen Theiles des Reiches bot nach dem Falle der Hauptstadt wenig Schwierigkeiten mehr. Der Erfolg wirkte am span. Hofe zu Gunsten C.'s.

Nr. 2061. Fernando Cortez (geb. 1485, gest. 2. Dez. 1547).

Karl V. war geneigt gewesen, auf des Velasquez Anklagen hin C. zur Rechenschaft zu ziehen u. sein Verfahren für ungesetzlich zu erklären, als aber die Kunde von den großartigen Eroberungen nach Spanien kam, wurde C. als Statthalter dieser neuen Provinzen bestätigt u. ihm der Oberbefehl über das Heer gelassen; auch wurden ihm die Kosten seiner Expedition gezahlt. Mit Hülfe von Auswanderern, welche jetzt in großer Menge von Spanien in das neu erschlossene Land zogen, konnte C. die verwüstete Hauptstadt bald wieder aufbauen. Von vielen dieser Ankömmlinge wurden aber Klagen über das herrische u. ungerechte Benehmen C.'s geführt, so daß sich Karl V. bewogen sah, eine Kommission abzusenden, welche die Klagepunkte untersuchen sollte. Aus eignem Antriebe kam hierauf C. 1528 nach Spanien u. wußte den Kaiser so für sich einzunehmen, daß dieser ihn mit den größten Ehrenbezeigungen überhäufte u. mit bedeutenden Ländereien beschenkte. Die Verwaltung Meriko's wurde jedoch einer besonderen Civilbehörde übertragen u. C. nur mit dem Oberbefehl über das dort stehende Heer als Militärgouverneur betraut. Im J. 1530 kehrte er nach Amerika zurück u. entdeckte hier 1536 die Halbinsel Kalifornien. Die Gunst des Königs nahm aber in seiner Abwesenheit wieder ab u. schwand mehr u. mehr; C. fühlte sich in verschiedener Weise zurückgesetzt, u. Ansprüche, die er für gerecht hielt, fanden keine Berücksichtigung. Er begab sich wiederum nach Europa, wo er erkrankte u. 2. Dez. 1547 in Sevilla starb. (Prescott, „Geschichte der Eroberung von Meriko", deutsche Uebers. Lpzg. 1844.)

Cortot (spr. Kortoh), Jean Pierre, ein tüchtiger franz. Bildhauer (geb. 1787, gest. 1843), der sich in Italien ausbildete u. in Frankreich gar bald einen bedeutenden Ruf erlangte, weil seine Werke bei einer gründlichen anatomischen Kenntniß eine große Klarheit der Anordnung u. einen echt klassischen Stil, nam. in der Gewandung, verrathen, so daß er zur Hebung der franz. Skulptur viel beitrug. Die Gegenstände seiner in Kirchen, Palästen u. öffentlichen Plätzen zerstreuten Arbeiten sind sowol der biblischen als der Profangeschichte u. der Mythologie entlehnt.

Cörulinschwefelsäure od. Indigblau Schwefelsäure, s. „Indigo".

Coruña, Provinz in dem span. Galicien, grenzt gegen W. u. N. an das Meer u. umfaßt 144 □ M. mit 552,000 Einw. in 907 Ortschaften. Trotz des sehr gebirgigen Bodens ist das Land vortrefflich angebaut u. besitzt großen Reichthum an Triften, Aeckern, Wäldern, Mineralquellen u. Erzgängen. Zur Blüte des Handels tragen ausgezeichnete Häfen bei, von denen der gleichen Namens mit der Provinz der bedeutendste ist. Die Stadt C. zählt über 27,000 Einw. u. zerfällt in die obere ältere an der Mündung des Flusses C. u. in die untere neue, genannt Pescaderia, auf einer Halbinsel, welche den Hafen von der Ensenada de Orsan trennt. Der Hafen ist einer der schönsten der Welt, er wird geschützt durch 4 Forts u. ein Kastell; als Leuchtthurm dient der angeblich unter Trajan erbaute Herkulesthurm. C. soll im J. 693 v. Chr. von den Phöniziern gegründet worden sein. Die Engländer eroberten es 1509; später wurde es befestigt; 16. Jan. 1809 siegten hier die Franzosen unter Soult über die Engländer. Im Hafen von C. lag 1588 die „unüberwindliche Flotte", u. 1799 segelte von hier aus Humboldt nach Amerika.

Coruzzen, Kuruzzen, auch „ungarische Kreuzbrüder", nannte sich in Ungarn die Partei der Mißvergnügten bei dem Aufstande gegen Leopold u. Josef I. zu Ende des 17. u. zu Anfang des 18. Jahrh. (S. „Ungarn, Geschichte".)

Corvinus (eigentl. Rabe), Anton, deutscher Theolog, geb. 11. April 1501 zu Warburg (Westfalen), ward 1522 als ein Anhänger der Reformation aus dem Kloster Loccum (Fürstenthum Kalenberg) ausgestoßen u. ging nun zunächst nach Wittenberg. Im J. 1527 organisirte er die von Philipp dem Großmüthigen gestiftete Universität, später wurde er braunschweig.-lüneburg. Generalsuperintendent. Er starb zu Hannover 5. April 1553.

Corvinus, Johann Hunnyades, s. „Hunnyades".

Corvinus, Jakob, bekannter deutscher Romanschriftsteller (s. „Raabe, Wilhelm").

Corvinus, Matthias, s. „Matthias".

Corvin-Wierbitzky, Otto Julius Bernhard v., deutscher Schriftsteller u. Demokrat, geb. 1810 zu Gumbinnen, diente von 1830—35 als Leutnant in der preuß. Armee u. nahm dann seinen Abschied, um sich theils mit Ertheilung von Unterricht, theils mit literar. Arbeiten zu beschäftigen. Seit 1839 lebte er in Frankfurt a. M., später in Leipzig. Während der Februarrevolution 1848 hielt sich C. in Paris auf, wo er Herwegh kennen lernte. Er schloß sich der von diesem nach Baden geführten deutsch.-franz. Arbeiterlegion an u. betheiligte sich am dortigen Aufstande. Nachher nahm er seinen Aufenthalt wieder in Frankreich, ward aber im Aug. 1848 ausgewiesen u. kehrte nach Berlin zurück. Auch hier ausgewiesen, ging er im Mai 1849 abermals nach Baden, ward Bürgerwehr-Oberst in Mannheim, zog dann mit nach Rastadt, wo er an die Spitze des Generalstabs der Insurgenten trat, zuletzt jedoch selbst für die Uebergabe der Festung stimmte. Nachdem dieselbe 23. Juli 1849 stattgefunden, wurde er kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt, aber in Rücksicht auf seine Verwendung für die Uebergabe zu zehnjähriger Zuchthausstrafe begnadigt. Nach sechsjähriger Haft wurde er 1855 freigelassen, worauf er nach Amerika ging. Jetzt lebt er wieder in Deutschland, hauptsächlich mit Berichterstattungen für Zeitungen beschäftigt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II." (Leipz. 1841); „Historische Denkmale des christlichen Fanatismus" (ebend. 1845, 2 Bde.); „Der niederländische Befreiungskrieg" (ebend. 1846, 2 Bde., vollständig in einer holländ. Uebersetzung, Amst. 1847—49, 6 Bde.).

Corvus glandularius, s. „Eichelheher".

Corylus, Haselnuß, Pflanzengattung der Cupuliferen, mit zahlreichen Arten, von denen einheimisch nur C. Avellana, gemeine Hasel, Klötenbusch, Hesse, Hässel, Hassel, mit wohlschmeckenden Nüssen. In Gärten angepflanzt ist die Lambertsnuß (C. tubulosa) aus Südeuropa mit langen, in röhrigen Schlauen steckenden Nüssen. In den Handel kommen sie, wie auch die sog. türkischen Haselnüsse von C. Colurna, große runde Nüsse von Wohlgeschmack. Auch andere Arten (C. bizantina u. glomerata) in Thrazien u. Makedonien gehören hierher. Auf den Bazaren des Orients heißen die Nüsse Phontontia, in Griechenland Leptokardia, zum Unterschiede von Walnüssen. Wirklich baumartig wird die türkische Haselnuß, weshalb man auch das Holz zu Drechsler- u. Tischlerarbeiten verwendet, während man das unserer einheimischen Art zu Reifen u. Malerkohle (Reißkohle) nimmt. Bekannt ist die mystische Benutzung eines gabelförmigen Zweiges zur Wünschelruthe (s. d.). Nordamerika hat wieder andere Arten (C. americana, rostrata), die bei uns nur selten vorkommen.

Nr. 2065. Anatomie des Haselstrauches.
a Griffelblume. b Gipfel. c d e Hüllen. f Griffel. g Deckschuppen. h Lämmchen. i Staubbeutel. k l Staubbeutel (vergr.). m Blumenstaub. n Aeußerste Deckblätter der Griffelblume. o Ganze Nuß. p Dreifache Nuß.

Darunter zeichnet sich nam. die letztere aus durch langhalsige Schlauen, die mit einem dichten, braunen Filze überzogen sind. Auch der Himalaja hat seine Art (C. ferox). Die Haselnuß pflegt in der Vegetation gern eine Region für sich zu bilden, die man die Region der Haselnüsse nennt. Sie gehört den untersten Gehängen der wärmeren Thäler an.

Corymbifer (lat.), der Epheutraubentragende, Beiname d. Bakchos.

Corypha, Schirmpalme, Pflanzengattung der Palmen mit verschiedenen werthvollen Arten. Obenan die Talipotpalme, auch Tallipot u. Talapat (C. umbraculifera), auf Ceylon, Malabar u. in Siam; eine mehr als 60 m. hohe stolze Säule, die an ihrem Gipfel außerordentlich umfangreiche, schirmartige Blätter von 6 m. im Längsdurchmesser, also natürliche Schirme trägt, welche fähig sind, 20 Männer bequem zu überdachen. Erst nach dem 25. Jahre bringt der Schaft Blumen u. Früchte, worauf er stirbt. Gleich der Palmyrapalme hat man in Indien das Blatt der T. als Papier benutzt. In Siam ist ein Talapatblatt das Zeichen des Buddhistenpriesters (Talapoin), der nie ohne ein solches gesehen wird. Eine zweite Art ist die Tarapalme, auch Tallier (C. Talliera) in Bengalen, deren Blatt man ebenfalls zum Schreiben benutzt. Die Gebangpalme (C. Gebanga) auf Java giebt in ihren Blattfasern Stoff zu Gespinnsten wie die vorige, sowie auch aus ihren Blättern allerlei Flechtwerk gemacht wird, während das Mark Sago giebt, wie bei einigen anderen Arten.

Cosa (ital.), eine Sache, ein Ding, Etwas. Früher bezeichnete C. bei den alten ital. Algebraisten die Größe od. die Wurzel einer Gleichung. Alle Glieder einer mit 1 beginnenden geometr. Reihe nannte man cossische Zahlen; die Symbole für dieselben cossische Zeichen u. die Rechnung mit solchen Größen nach den 4 Spezies cossischen Algorithmus. Die Algebra selbst hieß Arte della C., die Kunst der C. bei den deutschen Mathematikern die Regel Coß.

Cosel, richtiger **Cossell,** Gräfin Anna Konstanze, Geliebte König August's II. von Polen, Kurfürsten von Sachsen, geb. auf Deppenau in Holstein 17. Okt. 1680, war die Tochter des dän. Obersten Joachim v. Brockdorf u. vermählte sich als Ehrendame der Erbprinzessin Johanna von Braunschweig-Wolfenbüttel 1699 mit dem sächsischen Kabinetsminister Grafen Adolf Magnus v. Hoymb, der sie erst aus Furcht vor den Verführungen des Hoflebens auf seinen Gütern wohnen ließ, dann aber doch dem Verlangen des Königs nachgab u. sie nach Dresden führte. Bald darauf ließ sie sich scheiden (1700) u. nahm den Namen v. Cosel an, unter dem sie 1706 auch zur Reichsgräfin erhoben ward. August der Starke ließ für seine eben so schöne u. geistreiche, als herrsch- u. eifersüchtige Geliebte ein eigenes, nach ihr benanntes Palais in Dresden bauen (seit 1852 Sitz der kgl. Polizeidirektion) u. aufs Prachtvollste einrichten, vergeudete auch sonst um ihretwillen ungeheure Summen Geldes, entzog ihr aber, da sie ihm schließlich lästig wurde, im J. 1716 nicht blos seine Gunst, sondern ließ sie auch des Landes verweisen. Rachsüchtige Reden veranlaßten dann sogar ihre Festnahme u. Gefangensetzung auf der Festung Stolpen (21. Dez. 1716). Dort starb sie 31. März 1765, da sie, an ihr Gefängniß gewöhnt, von der ihr nach des Königs Tode angebotenen Freiheit keinen Gebrauch machen wollte. Sie gebar August dem Starken zwei Töchter u. einen Sohn. Von den Erstern vermählte sich die eine mit dem Minister Grafen v. Friesen, die andere mit dem poln. Großschatzmeister Grafen Mosczynski. Der Sohn, Graf Friedrich August v. C., geb. zu Pillnitz im Okt. 1712, starb ohne Nachkommen als General der Infanterie u. Chef der Garde du Corps 15. Okt. 1770 in Schlesien.

Cosenza, Kreis der ital. Provinz Calabria citeriore, umfaßt $41\frac{1}{2}$ □M. mit 178,200 E. in 62 Gemeinden u. 17 Mandamenti. — Die Provinzialhauptstadt C. liegt in einem herrlichen Thale an der Mündung des Busento in den Crati am Fuße des Silawaldes, 300 m. über dem Meere, u. zählt beinahe 14,000 Einw. Im Alterthum war sie die Hauptstadt von Bruttium u. hieß Consentia. Alarich, der Westgothenkönig, starb hier im J. 410 u. wurde im Busento begraben, was Platen poetisch verherrlicht hat. Das daselbst noch bestehende Erzbisthum wurde im 11. Jahrh. gestiftet. Erdbeben haben die Stadt oft verwüstet.

Cosimo, auch **Cosmo,** ital. Vorname, bes. der Medici, s. „Medici“.

Cosimo, Piero di, florentinischer Maler (geb. 1441, gest. 1521), ein Schüler seines Pflegevaters Cosimo Rosselli, dem er in Rom bei den Malereien der Sixtinischen Kapelle des Vatikans half. In Florenz führte er während seines langen Lebens viele Fresken u. Oelbilder biblischen u. mythologischen Inhalts aus, die in technischer Beziehung eine Nacheiferung des Leonardo da Vinci, bes. im Helldunkel, verrathen, ihn aber an geistigem Gehalt u. Schönheitsgefühl nicht erreichen. Wie er im Leben ein abenteuerlicher Sonderling war, so sind auch seine Bilder oft phantastisch u. zügellos. Sein bestes Werk von gediegener Komposition u. treffender Charakteristik ist eine „Empfängniß Mariä“.

Cosinus (Complementi sinus), Sinus des Komplementwinkels, s. „Sinus“. — **Cosinuslinie,** s. „Sinuslinie“.

Cosmar, Alexander, deutscher Bühnenschriftsteller, geb. 1806 zu Berlin, schrieb eine Anzahl früher gern gesehener Lustspiele, als „Drei Frauen“, „Die Ehrendame“, „Die Liebe im Eckhause“, u. gab einen „Berliner Theater-Almanach“ (1836—42), einen „Dramat. Salon“ (1839—42) u. a. belletristische Sammelwerke u. Journale heraus. Er starb 1844.

Cosmas u. **Damianus,** die Heiligen, zwei Brüder aus Arabien, welche, im Christenthum erzogen, Arzneiwissenschaft studirten u. ihre Kunst im Dienste der christlichen Frömmigkeit unentgeltlich ausgeübt haben sollen. Unter dem Kaiser Diokletian (ums J. 303) geriethen sie in den Verdacht der Zauberei, wurden verhaftet, gemartert u. enthauptet. Aber schon der Kaiser Justinian soll eine ihnen geweihte Kirche gebaut haben. In der auf dem Forum zu Rom noch vorhandenen Kirche ihres Namens, vom Papste Felix IV. ums Jahr 526 erbaut,

erscheinen sie in einem alten Mosaikbilde der Chornische, wie sie, mit Kronen auf dem Haupt, von Petrus u. Paulus dem Heilande zugeführt werden. Später wurden sie stets als Patrone der Aerzte verehrt u. als solche in langer Toga, mit rother Mütze auf dem Haupte, eine chirurgische Operation verrichtend, chirurgische Instrumente od. Apothekerapparat in den Händen, abgebildet. Ihr Tag ist der 27. Sept.

Cosmas von Prag, der älteste Geschichtschreiber Böhmens, geb. 1045, gebildet zu Lüttich, wirkte als Geheimschreiber Heinrich's IV. gegen Papst Gregor VII. u. starb 21. Okt. 1125. Sein „Chronicon Bohemorum", welches bis zu seinem Todesjahr reichte, ist bes. für jene Zeiten, über welche C. als Augenzeuge geschrieben, sehr werthvoll u. zeichnet sich durch fleißige Zusammenstellung des Stoffes u. umsichtige Benutzung der Quellen aus.

Cosmaten hießen die Künstler der röm. Bildhauerfamilie Cosma, welche in der zweiten Hälfte des 12. u. im 13. Jahrh. in Rom eine Menge von Werken der dekorativen Architektur ausführten, als Tabernakel, Altäre, bischöfliche Throne, Ambonen (Lesepulte) u. dergl., u. für diese Werke sich die Profile u. Gesimse der Bauten des Alterthums zum Muster nahmen, also hierin eine Art von Renaissance vorbereiteten, die aber die Baukunst im Großen nicht bereicherte. Der älteste bekannte Cosmat ist Lorenzo, dem seine Söhne Jakob u. Cosma folgten. Letzterer hatte zwei Söhne Luca u. Jakob, so daß sich die Thätigkeit dieser Familie mehr als ein Jahrhundert hindurch erstreckte.

Cospoli, levantinisch-ital. Namensform für Konstantinopel.

costa (ital.), d. i. hier, wird meist nur in merkantilischer Bedeutung gebraucht im Gegensatz zu costi od. a costi, dort (nämlich an dem Orte, wohin ein brieflicher Auftrag gerichtet ist); demnach costige Waaren, solche Waaren, wie sie von dem Orte des Adressaten zu beziehen sind, dortige Waaren.

Costa, Lorenzo, ein italien. Maler, geb. zu Ferrara 1460, gest. in Mantua 1535, der anfänglich im Geiste der paduanischen Schule des Mantegna malte, sich aber später, bes. seit den ersten Jahren des 16. Jahrh., nach Francesco Francia bildete. Zu seinen besten Bildern gehören: „Der heilige Petronius", eine „Darstellung im Tempel" (Museum in Berlin), die 1504 entstandene „Grablegung Christi" (ebenfalls in Berlin), eine Komposition von harmonischer Ruhe u. edlen, milden Gestalten, u. das Altarbild der Madonna in der Kirche S. Andrea. Im Ganzen war C. ein glücklicher Nacheiferer Francia's u. kommt ihm in seinen besten Werken an Grazie u. Heiterkeit gleich. Er bildete eine große Anzahl von Schülern aus.

Costa, Michele, italien. Tonkünstler, wurde im J. 1804 zu Neapel geb., erhielt auch daselbst seine musikalische Ausbildung u. brachte 1820 seine erste Oper — „Malvina" betitelt — zur Aufführung. Im J. 1835 kam er nach London, wo er sich im Laufe der Zeit zum hochgeachteten u. vielgesuchten Dirigenten von Opern- u. Oratorienaufführungen emporschwang. Als solcher wirkt er noch gegenwärtig in der englischen Hauptstadt, bei der Italien. Oper im Coventgardentheater u. bei der Sacred Harmonic Society, hat auch in neuester Zeit seine Verdienste durch Verleihung der Baronetwürde seitens der Königin von England belohnt gesehen. — Nächst der oben angeführten Oper sind von C. noch zwei andere musikalisch-dramatische Werke — „Malek Adel" (die nur eine Umarbeitung der „Malvina" sein soll) u. „Don Carlos" — zu nennen, sowie die Oratorien „Eli" u. „Naaman", die mehr als die Opern in England zur Geltung gekommen sind.

Costa, Paolo, italien. Dichter u. Schriftsteller, geb. 13. Juni 1771 zu Ravenna, gest. 21. Dez. 1836 als Professor zu Korfu. Entschiedener Gegner der neueren romantischen Schule, war er eifrigst bemüht, das Studium des vernachlässigten nationalen u. klassischen Schriftthums zu fördern, u. wies zu diesem Zwecke bes. auf Dante hin. Er übersetzte Anakreon's Gedichte, die Batrachomyiomachie, Schiller's „Don Carlos" u. a. m. Von seinen eigenen zahlreichen Werken sind bes. hervorzuheben: „La divina comedia di Dante" (Bol. 1819), die Novelle „Demetrio di Modone", die Komödie „La donna ingegnosa" (1825) u. die Tragödie „La Properzia de' Aossi" (1828).

Costa Cabral, Antonio Bernardo da, portug. Staatsmann, geb. 9. Mai 1803 zu Fornas de Algodres, hielt in der Kammer, der er seit 1835 angehörte, streng zur Regierung u. wurde 1839 ins Ministerium berufen. Da er 1842 infolge eines Aufruhrs die seit mehreren Jahren zu Recht bestehende Verfassung gewaltsam beseitigte, machte er sich allgemein verhaßt u. mußte 1846 einem Aufstande weichen. Im J. 1849 wieder in die Regierung berufen, mußte er 1851 von Neuem zurücktreten. Später ging er als Gesandter nach Brasilien.

Costa Rica, mittelamerik. Republik, zwischen Nicaragua u. Columbia auf der Landenge zwischen dem Großen u. dem Atlantischen Ozean gelegen, mit 1240 □ M. Flächeninhalt, ist ein durchschnittlich 1230—1550 m. hohes Hochland, welches von parallelen Gebirgsketten durchzogen wird, deren höchste Erhebungen die Vulkane Irazu mit 3400 m. u. Blanco mit 3700 m. sind. Das Land ist bes. in dem nördlichen Theile reich an feuerspeienden Bergen. Die Hochebenen sind weit gesünder als die schmalen Küstenstrecken. Die bes. im Osten herrschende große Feuchtigkeit bringt daselbst eine außerordentlich üppige Pflanzenwelt hervor. Die Thierwelt C. R.'s ist die reichste von ganz Mittelamerika. Die Bevölkerung hat 126,750 Seelen, die uncivilisirten Indianer des unbekannten Südens nicht gerechnet; letztere werden auf 5—10,000 Seelen geschätzt. Die Sprache ist die spanische, die Religion die römisch-katholische. Die Hauptbeschäftigung bildet der Landbau u. die Viehzucht. Kaffee, Zucker u. Kakao sind die Haupterzeugnisse; Handel u. Industrie ist nicht bedeutend. In Betreff der geistigen Bildung steht C. R. infolge des besseren Schulwesens höher als die übrigen Staaten Centralamerika's. Die kirchlichen Verhältnisse werden von dem Bischof von San José geleitet. Ein auf 6 Jahre gewählter Präsident, der sein Kabinet u. die öffentlichen Beamten selbst bestimmt, steht an der Spitze des Staates; neben ihm ein aus 12 Mitgliedern zusammengesetztes Repräsentantenhaus. C. R. zerfällt in fünf Bezirke: San José, Cartago, Heredia, Alajuela u. Guanacaste. — Columbus entdeckte das Land 2. Oktbr. 1502 u. gab ihm den Namen C. R., d. i. „reiche Küste", weil er von den Eingeborenen Goldstücke erhielt; im J. 1516 wurde Cartago gegründet, das bis 1823 Hauptstadt blieb.

Nr. 2066. Karte von Costa Rica.

Die Unabhängigkeit von Spanien wurde in demselben Jahre erklärt, u. C. R. ward einer von den 5 vereinigten Staaten von Mittelamerika, bis es 1840 sich selbständig machte. San José ist jetzt die Hauptstadt, Punta-Arenas u. Matina sind die Haupthäfen.

Coster, Laurens Janszoon aus Haarlem, eine sagenhafte Persönlichkeit, der die Erfindung der Buchdruckerkunst unabhängig von Gutenberg u. noch vor demselben zugeschrieben wird. Daß ein Mann dieses Namens die Erfindung an genanntem Orte selbständig gemacht u. praktisch verwerthet habe, erfuhren die Holländer nachträglich u. spät genug durch eine Schrift des Arztes Junius (de Jonghe), die 1588 zu Leiden gedruckt wurde. Dieser wollte „durch sehr alte Leute" erfahren haben, wie vor 128 Jahren ein gewisser Coster sich erst Buchstaben in Holz, später in Metall geschnitten u. gegossen u. damit Bücher gedruckt habe. Da sein Geschäft sich ausdehnte, habe er Gehülfen annehmen müssen. Unter diesen sei auch ein gewisser Johann gewesen,

(habe er nun Faust od. anders geheißen, wie de Jonghe zweideutig sagt) der so schlecht gewesen sei, daß er in einer Christnacht mit sämmtlichen Druckgeräthen seines Herrn durch- u. nach Mainz gegangen sei, wo er in einem offenen Geschäft die Früchte seines Diebstahls geerntet habe. Auf eine solche Autorität hin gründeten die Holländer ihre Prioritätsansprüche u. haben sie gegen alle Widerlegungen der Gutenbergianer festgehalten. Es kam zu einem langen Federkampf, der von beiden Seiten mit großer Heftigkeit geführt wurde. Im J. 1823 wurde C. zu Ehren eine große Jubelfeier durch ganz Holland begangen, zu Haarlem ein C.denkmal gesetzt u. ein C.museum gegründet. Neuerlich hat aber selbst ein Holländer die Ansprüche seiner Landsleute kritisch beleuchtet u. in ihr Nichts aufgelöst. Dies geschah in einer 1870 erschienenen Schrift des Dr. van der Linde: „Die Haarlem'sche C.legende". Es wird darin den Holländern zum Schluß gerathen, ihr C.denkmal abzubrechen u. das Museum der Stadtbibliothek zu überweisen. Letzteres enthält nicht ein unzweifelhaftes Beweisstück, nicht einmal von C.'s wirklicher Existenz. Nachgewiesen ist dagegen, daß Holland wie alle Länder die Druckerei aus der Mainzer Schule erhielt, u. zwar zuerst 1473 die Städte Aloft, Löwen u. Utrecht, dann einige andere, bis 1483 als sechzehnte auch Haarlem an die Reihe kam.

Côte d'Or (franz., spr. Koht d'Ohr), Dep. in Frankreich, gebildet aus einem Theile von Burgund u. umschlossen von den Dep. Aube, Yonne, Saone-et-Loire, Haute-Saone u. Haute-Marne, hat einen Flächeninhalt von 159½ □M. u. über 384,000 Einw. in 717 Gemeinden. Durch die Natur des Bodens wird die Bevölkerung auf zwei verschiedene Arten der Thätigkeit angewiesen — Landbau u. Bergbau. Der Lauf der Ouche theilt das Dep. in zwei Regionen: die südliche umfaßt die Bergkette der C., deren nördl. Ausläufer die waldbedeckten Monts Morvans bilden; die nördliche ist ein Theil des Plateau von Langres. Das genannte Gebirge verdankt den Namen Cote d'Or (Goldhügel) dem köstlichen Burgunderwein, der auf seinen Abhängen reift. Nächst diesem bildet den Haupthandelsartikel Eisen, an welchem das genannte Plateau reich ist. — Die Hauptstadt des Dep. ist Dijon.

Coterie (franz., spr. Kot'rieh), ist ein Kränzchen, eine geschlossene Gesellschaft, bezeichnet dann aber bes. eine politische Partei, die zur Verfolgung ihrer oft sehr selbstsüchtigen Zwecke sich berathschlagt u. gegen andere Parteien intriguirt. Wir finden Spuren dieses C.wesens bereits in den altathenischen Hetärien, Vereinigungen der Vornehmen, die gegen den Druck des Volkes in Klubs zusammentraten. Diese Hetärien organisirten sich später als Geheimbünde u. verfolgten mit Konsequenz ein politisches Prinzip. Durch C.n pflegen bes. auch gewisse Persönlichkeiten gestützt u. gehoben zu werden. Das C.- od. Cliquenwesen (s. d.) kann auf politischem, wissenschaftlichem od. künstlerischem Gebiete, wenn es zur Herrschaft gelangt, großen Schaden anrichten.

Côte rôtie (spr. Koht' rotih), eine Hügelreihe im franz. Dep. Rhone, längs des Rhoneflusses, berühmt wegen seines feurigen Weines.

Côtes du Nord (spr. Koht du Nohr) [Nordküsten], Depart. in Frankreich, gebildet aus einem Theile der ehemaligen Bretagne, am Kanal gelegen, mit einem Areal von 125½ □M. u. 628,700 E. in 382 Gemeinden. Die Küste des Dep., welche mehrere tiefe Buchten (St. Malo, Cresnay u. s. w.) u. nicht unbedeutende Vorgebirge bildet, hat eine Länge von 400 Km. Einen großen Theil der Oberfläche nehmen die dürren, felsigen Berge Ménez, Arrée u. Ménébret mit ihren Schluchten ein, die sich in unwirthbaren Sandboden verlieren. Nach der Küste zu wird der Boden fruchtbar. Die Bewohner treiben Ackerbau, Fischfang u. Bergbau. Dinan, Paimpol u. St. Brieux sind besuchte Mineralbrunnen. Die „Bretagner Leinwand" bildet einen wichtigen Handelsartikel.

Côteweine (spr. Kohtweine) sind die feurigen u. starken, rothen u. weißen Weine, die auf den niederen kalkigen Hügeln des südöstlichen Frankreichs, bes. an der Côte d'Or, ferner am Genfersee u. zu Côte in Neufchatel wachsen.

Cotignola, Aug. Giacomo Jochmus, s. „Jochmus".

Cotillon (franz., spr. Kotilljong), ist ein wahrscheinlich aus einem altfranzösischen Tanze hervorgegangener Gesellschaftstanz, der in Frankreich von einem Vortänzer arrangirt u. mit einem Volksliedchen begleitet wurde, dessen Refrain war: „Ma commère, quand je danse, mon cotillon va-t-il bien?" Die Tänzer u. Tänzerinnen (gewöhnlich wenigstens 8 Paare) treten paarweise im Kreise an. Eine große Runde eröffnet den Tanz, dann pflegt eine Quadrillentour (Chaine en quatre, Croisée) zu folgen, an die sich beliebig erfundene, wo möglich durch ihre Neuheit interessante Touren anschließen, bei denen gewöhnlich der Herr eine od. zwei Damen, die Dame einen od. zwei Herren wählt. In dieser Freiheit des Wählens, ferner in kleinen Geschenken, mit welchen die Erwählten geschmückt werden, liegt der besondere Reiz dieses Tanzes. Früher war er viel einfacher u. pflegte die Bälle zu eröffnen. Der neuere C. bildet aber gewöhnlich den Schluß des Balles u. eine Rekapitulation aller vorhergegangenen Tänze.

Coton (frz., spr. Kotong) od. **Cotton** (engl., spr. Kott'n), der Name für Baumwolle (s. d.) u. Baumwollengewebe. Das Wort stammt, wie die Sache, aus Ostindien; unser „Kattun" ist das Nämliche u. giebt die Originalform des Wortes genauer wieder als die obigen Bezeichnungen.

Cotopari, Vulkan in der Cordillere von Quito, 5370 m. hoch, südlich von Quito in der östlichen Cordillerenkette gelegen, ist ein sehr regelmäßiger Kegelberg mit einem Krater, welcher mehr als 770 m. im Durchmesser hat u. mit schneebedecktem Gipfel. Die Umgegend des Berges ist von Erdbeben u. Ausbrüchen heimgesucht; der älteste Ausbruch ist der vom Jahre 1532, der furchtbarste der von 1698, durch den die Stadt Tacunga zerstört wurde. A. v. Humboldt vernahm 1803 das Donnern des Berges 33 M. weit in der Stadt Guayaquil.

Nr. 2067. Der Vulkan Cotopari in Quito.

Cotta, Johann Friedrich, namhafter Theolog des vorigen Jahrhunderts, war 12. Mai 1701 zu Tübingen geboren. Sein Vater Johann Georg C., der Abkömmling einer alten mailändischen Familie, war der Begründer der berühmten C.'schen Buchhandlung (s. „C., J. F."). Joh. Friedr. C. studirte zu Tübingen u. Jena Theologie u. wurde nach mehrjährigen Reisen 1734 Prof. der Philosophie in Tübingen. Im J. 1735 erhielt er einen Ruf als Prof. der Theologie u. orientalischer Sprachen zu Göttingen. Schon 1739 aber kehrte er nach Tübingen zurück, wo er seine frühere Thätigkeit wieder aufnahm u. 31. Dez. 1779 als Kanzler, erster theologischer Professor u. Dekan der Stiftskirche starb. Seiner theologischen Richtung nach gehörte C. noch der alten württembergischen (strenggläubigen) Schule an. Von seinen zahlreichen Schriften (es sind deren über fünfzig) hat ihm bes. die treffliche Ausgabe des großen dogmatischen Werkes von Joh. Gerhard, der Loci theologici, in 12 Bdn. (Tüb. 1762—81, nebst 2 Bdn. Inder von Müller, 1788 u. 89) verdientes Ansehen verschafft.

Cotta, Freiherr Johann Friedrich von, hochverdienter deutscher Buchhändler, der Enkel des Vorigen u. Sohn eines österreich. Kavallerieoffiziers, der unter Laudon gedient u. den Feldzug von 1740 mitgemacht hatte, war 27. April 1764 in Stuttgart geb. Er hatte sich Anfangs der militärischen Laufbahn widmen wollen, wandte sich aber später dem Studium der Mathematik zu, begab sich zu diesem Zwecke nach Tübingen, wo damals der berühmte Mathematiker Pfleiderer lehrte, u. verband hier mit diesem Studium das der Rechte. Während eines längeren Aufenthaltes in Paris, wohin er sich nach Beendigung seiner akademischen Lehrzeit begab, erweiterte er in anregendem Verkehr mit bedeutenden Männern seine mathematischen, naturwissenschaftlichen u. literarischen Kenntnisse. Nach Tübingen zurückgekehrt, war er dort

kurze Zeit als Advokat beim Hofgericht thätig, übernahm aber Ende 1787 die Leitung der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, die der Familie schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts gehörte (sie war 1612 von J. G. C. begründet), seitdem jedoch durch nachlässige Verwaltung mehr u. mehr in Verfall gerathen war. Rasch lebte sich der junge Mann in den neuen Geschäftskreis ein, u. schon vor Ablauf eines Jahrzehnts konnte er mit den bedeutenderen Verlagshandlungen Deutschlands in Konkurrenz treten. Die Herausgabe der „Horen“, die seit 1794 in seinem Verlage erschienen, brachte ihn in enge Verbindung mit Schiller, Goethe u. a. großen Geistern der Nation. Noch weit bedeutsamer wurde

Nr. 2068. Johann Friedrich von Cotta (geb. 27. April 1763, gest. 29. Dez. 1832).

aber für das Geschäft u. für die deutsche Kulturentwicklung die bald darauf erfolgte Begründung der „Allgemeinen Zeitung“, zu der C. 1793 im Verein mit Schiller den Plan entworfen hatte. Das anfangs von Zahn, später von Huber geleitete Blatt scharte bald die besten Kräfte um sich, deren Mitwirkung C. nur durch die rastloseste Thätigkeit u. mit schweren Geldopfern erkaufte. Nur mühsam brach sich die Zeitung Bahn; sie mußte mehrmals ihren Erscheinungsort wechseln (1798 siedelte sie nach Stuttgart über, 1803 nach Ulm). Erst 1816 nahm sie dauernd ihren Sitz in Augsburg. Mit dem Aufschwung dieses Blattes hielt der des Verlags selbst gleichen Schritt; dieser umfaßte allmählig fast alle bedeutenderen Erscheinungen der deutschen Literatur (die Werke von Schiller, Goethe, Jean Paul, Fichte, Voß, den Brüdern Humboldt u. A.). Der publizistische Verlag erweiterte sich durch die Begründung werthvoller Fachblätter u. belletristischer Journale, von denen das „Ausland“, das „Morgenblatt“, Dingler's „Polytechnisches Journal“ bleibende Geltung erlangten. Dazu kamen im Laufe der Jahre noch bedeutende Leistungen auf artistischem Gebiete. Aber auch in das öffentliche Leben griff C. thätig ein. Seit 1815 gehörte er dem württembergischen Landtag an, wo er sich zu den muthigen Männern gesellte, welche unablässig die Wiederherstellung der altverbrieften Volksrechte forderten. Nach Abschluß des Verfassungswerkes (1819), das C. mit unterzeichnete, vertrat er in der Kammer die schwarzwäldische Ritterschaft mit gewohnter Unabhängigkeit; 1824 war er Vizepräsident der zweiten Kammer. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch seine eifrige Thätigkeit für die Durchführung der Zollvereinsidee; durch seine Vermittlung kam 1828 die bayerisch-württembergische Zolleinigung u. später eine Verbindung dieser mit der preußisch-hessischen zu Stande. Nebenher wirkte er auch auf dem Gebiete der Land- u. Volkswirthschaft heilsam, betrieb bereits 1825 die Einrichtung der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee u. Rhein u. regte die Gründung von Sparkassen u. landwirthschaftlichen Vereinen an. Trotz seiner großen Erfolge, seiner ziemlich ausgedehnten Besitzungen u. seines Adels (sein alter Adel war 1810 vom König von Württemberg unter dem Titel eines Freiherrn von Cottendorf bestätigt worden) blieb C. zeitlebens schlicht, anspruchslos, haushälterisch u. hülfsbereit. Er starb allgemein geachtet 29. Dez. 1832. — Sein Sohn, Freiherr **Georg** v. **C.**, geb. 19. Juli 1796, führte das Geschäft in großem Stile fort u. erweiterte es nam. durch die Erwerbung der G. J. Göschen'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig (1839) u. der Vogel'schen Verlagshandlung in München (1845). Er brachte die von seinem Vater begründete Literarisch-artistische Anstalt in München in Schwung, veranstaltete zahlreiche neue Ausgaben von deutschen Klassikern u. rief eine Anzahl neuer periodischer Unternehmungen ins Leben, von denen sich bes. die „Deutsche Vierteljahrschrift“ Jahrzehnte hindurch (1838—70) ehrenvoll behauptete. Im württemb. Landtage, dem er 20 Jahre lang angehörte, wandte er vorzugsweise den volkswirthschaftlichen Interessen, den Verkehrsanstalten, der Ausbildung des Zollvereins ꝛc. seine Thätigkeit zu. In nationaler Beziehung gehörte er der großdeutsch-föderalistischen Richtung an; er glaubte das Heil Deutschlands von einem parlamentarisch neugestalteten Oesterreich erwarten zu können. Die „Allgemeine Zeitung“, die dieses Programm lange Zeit hartnäckig verfocht, lenkte erst nach den Ereignissen des Jahres 1866 allmählig in andere, der geschichtlichen Entwicklung gemäßere Bahnen ein. Georg von C. starb 1. Febr. 1863. — Sein Sohn, Freiherr **Georg Astolf** von **C.**, geb. 30. Jan. 1833, erbte die C.'schen Besitzungen (Plettenberg u. Hipfelhof), während das Geschäft in den gemeinschaftlichen Besitz sämmtlicher Glieder der Familie überging. Durch die 1867 erfolgte Aufhebung des vom alten Deutschen Bunde dem Hause C. eingeräumten Privilegiums für den Abdruck der von ihm verlegten Klassiker erlitt das Geschäft nicht unerhebliche Einbuße. Der Mittelpunkt desselben ist gegenwärtig die Buchhandlung in Stuttgart, mit der eine Buchdruckerei u. Schriftgießerei verbunden; Zweiggeschäfte befinden sich in Augsburg (Druckerei u. Expedition der „Allgemeinen Zeitung“), München (Literarisch-artistische Anstalt) u. Leipzig (G. J. Göschen). Näheres s. „Buch berühmter Kaufleute“, 2. Folge.

Nr. 2069. Heinrich Cotta (geb. 30. Okt. 1763, gest. 28. Okt. 1844).

Cotta, Heinrich, ein um seine Wissenschaft wie auch insbes. um die musterhafte Einrichtung u. Bewirthschaftung der königl. sächs. Forsten hochverdienter deutscher Forstmann, war 30. Okt. 1763 im Jagdhause Zillbach bei Eisenach geb., wo sein Vater Unterförster war. Von diesem zu seinem Berufe vorbereitet, besuchte er 1784—85 die Universität Jena u. besorgte dann bis 1788 eine umfangreiche Flurvermessung. Schon damals hatte C. junge Forstmänner um sich, die er in der Forstwissenschaft u. Mathematik unterrichtete. Im J. 1789 ward C. Forstläufer, 1795 erhielt er die Stelle seines Vaters in Zillbach u. errichtete daselbst eine forstliche Lehranstalt. Seit 1801 weimarischer Forstmeister,

folgte er 1811 dem Rufe der königl. sächs. Regierung nach Tharandt, um als Forstrath (seit 1816 Oberforstrath) die sächs. Staatsforsten zu vermessen, abzuschätzen u. einzurichten. Dies geschah unter seiner Leitung durch die (1852 von Tharand nach Dresden verlegte) königl. Forstvermessungsanstalt in der Zeit von 1811—31. Die nach Tharand mit übergesiedelte Lehranstalt C.'s wurde 17. Juni 1816 zu einer königl. Forstakademie erhoben, als deren Direktor u. erster Lehrer C. bis an sein Ende wirkte. Am 30. Okt. 1843 pflanzten zur Feier seines 80. Geburtstages seine Schüler u. Freunde auf der Höhe des Kienberges bei Tharand 80 Eichen u. unter diesen ward er, nachdem er als Geh. Oberforstrath 28. Okt. 1844 gest. war, auch begraben. Im Forstgarten steht seit 17. Juni 1851 seine Büste. Von seinen Schriften sind zu nennen: die gekrönte Preisschrift „Naturbeobachtungen über die Bewegung u. Funktion des Saftes in den Gewächsen" (Weimar 1806); „Anweisung zum Waldbau" (Dresd. 1817, 8. Aufl. 1856); „Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen" (Berl. 1804); „Abriß einer Anweisung zur Vermessung, Schätzung u. Eintheilung der Waldungen" (Dresd. 1815); „Entwurf einer Waldwerthberechnung" (ebd. 1818, 4. Aufl. 1849); „Anweisung zur Forsteinrichtung" (ebd. 1820); „Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau" (ebd. 1819—22, 4 Hfte.); „Tafeln zur Bestimmung des Inhaltes u. Werthes ausgearbeiteter Hölzer" (7. Aufl. 1854) u. andere Hülfstafeln. Sein „Grundriß der Forstwissenschaft" (ebd. 1832) ward in neuen Auflagen von zweien seiner vier Söhne herausgegeben, von dem jetzigen Oberforstmeister in Tharand Wilhelm v. C. u. von dem 1860 verstorbenen Professor der Forstwissenschaft daselbst August v. C. Sein jüngster Sohn ist der berühmte Geognost Bernhard v. C. (s. d.).

Nr. 2070. Bernhard von Cotta (geb. 24. Okt. 1808).

Cotta, Bernhard v., Sohn des Vorigen, einer der bedeutendsten deutschen Geologen, wurde 24. Okt. 1808 im Jagdhause Zillbach bei Eisenach, wo sein Vater Forstmeister war, als der jüngste von dessen vier Söhnen geboren. Frühzeitig durch die Richtung seines Vaters den Naturwissenschaften zugewandt, besuchte C. die Freiberger Bergakademie, wo er noch als Akademist seine erste Arbeit über Dendrolithen (1824) erscheinen ließ. Im J. 1832 ging er nach Heidelberg, 1842 aber erhielt er den Lehrstuhl der Geologie an der Bergakademie zu Freiberg, den er noch jetzt inne hat u. von dem aus er wesentlich zu dem hohen Rufe beigetragen hat, dessen sich die genannte Anstalt in allen Ländern der Erde erfreut. Auf zahlreichen Reisen, die stets dem Studium gewidmet waren, sammelte C. eine reiche Fülle von Beobachtungen, die er immer in geistreicher Weise für die Darlegung ihrer Gesetzmäßigkeit zusammenzufassen weiß. Schon im J. 1843 begann er mit Naumann (s. d.) die geognostische Aufnahme des Königreichs Sachsen, deren Frucht, die geogn. Karte von Sachsen nebst Erläuterungen, für die Ausbildung der geogn. Wissenschaft in Deutschland von großem Einfluß wurde, u. seit dieser Zeit ist C. als Forscher, Lehrer u. Schriftsteller überaus fruchtbar gewesen. Als Forscher durch genialen Blick ausgezeichnet, mit dem er Richtung einzuschlagen weiß, geht er bei seinen Arbeiten von dem höheren Gesichtspunkte aus, die allmählige Um- u. Fortbildung der Welt als eine nothwendige Folge der Summirung der Resultate aller Einzelvorgänge zu betrachten. Sein Werk „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau u. s. w." (Leipzig 1859), der erste Versuch, die Einwirkungen des geologischen Baues eines Landes auf das Leben der darauf wohnenden Menschen darzustellen u. bestimmte Gesetze daraus zu entwickeln, ist in dieser Beziehung epochemachend gewesen. Die Geologie wird dadurch, wie sie schon als Grundlage der Geographie erkannt ist, auch zu einer Fundamentalwissenschaft für die Nationalökonomie u. die politischen Wissenschaften überhaupt. Am vollständigsten entwickelt zeigt sich die Richtung C.'s in der „Geologie der Gegenwart", einem Werke, das 1866 zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Bergakademie erschien. In durchaus positiver Weise, auf Grund unleugbarer Thatsachen, ist darin die gesetzmäßige Abhängigkeit der Entwicklung der organischen Welt von den Umänderungen der unorganischen u. beider Wechselbeziehungen unter einander dargethan, u. die Geschichte des Menschen, als des letzt- u. höchstentwickelten unter den Erdorganismen damit verknüpft. Von rein wissenschaftlichen Werken C.'s sind noch zu nennen: „Geognostische Wanderungen" (Dresden u. Leipzig 1836—38); „Anleitung zum Studium der Geognosie u. Geologie" (ebd. 1839); „Geognostische Karte von Thüringen" (1843—48); „Grundriß der Geognosie u. Geologie" (Dresden u. Leipzig 1846); „Ueber den inneren Bau der Gebirge" (Freib. 1851); „Die Gesteinslehre" (Freiberg 1855); „Geolog. Fragen" (Freib. 1858). Für das bergmännische Fach gab er „Gangstudien" (Freib. 1845 ff.); ferner „Lehre von den Erzlagerstätten" (1854—61); ferner seine Kohlenkarten, welche die Gebiete zweifellosen, wahrscheinlichen, unwahrscheinlichen u. unmöglichen Kohlenvorkommens verzeichnen, u. „Der Altai, sein geolog. Bau u. seine Erzlagerstätten" (Leipzig 1868), die Frucht einer im Auftrage der russischen Regierung unternommenen Forschungsreise nach Sibirien. — Kritische Sichtung der beweiskräftigen Thatsachen, klare Darstellung, ein glänzender, schwungvoller Stil sind Eigenschaften, welche C. als Schriftsteller einen bedeutenden Rang einräumen u. ihn vorzugsweise auch befähigt haben, die Ergebnisse der Wissenschaft dem gebildeten Publikum in anregender populärer Form zugänglich zu machen. Seine „Briefe zu A. v. Humboldt's Kosmos", Bd. I. u. III. (Stuttgart u. Tübingen 1848), gehören zu dem Vorzüglichsten auf diesem Gebiete; außerdem aber sind zu erwähnen: „Geolog. Bilder" (Leipz. 1861); „Katechismus der Geologie" (Leipz. 1861); „Gedanken über Phrenologie (1845); „Geology and history" (Lond. 1865).

Cottage (engl., spr. Kottidsch), Hütte, Landhäuschen. Das in unserem Jahrhundert in England entstandene C.-System war ursprünglich eine philanthropische Einrichtung, die zu Gunsten der durch die Konzentrirung des Grundeigenthums in wenigen Händen heruntergekommenen ländlichen Arbeiterbevölkerung getroffen wurde. Sie besteht darin, daß den Feldarbeitern für ihre eigenen Bedürfnisse kleine Häuser (cottages) mit Acker- u. Weideplätzen gegen geringen Pachtzins eingeräumt werden. Auf das Fabrikwesen übertragen, hat das C.-System vielfach dazu geführt, die Abhängigkeit der Fabrikarbeiter zu vermehren, indem diesen von den Arbeitgebern in großen, kasernenartig eingerichteten Häusern Wohnungen angewiesen werden, für die der Arbeitgeber den Miethzins vom Lohne zurückbehält u. nicht selten willkürlich u. in drückender Weise steigert. — Eine wohlthätige Neuerung ist die gleichfalls in England angeregte u. in neuester Zeit auch in Deutschland nachgeahmte Einrichtung der C.-Quartiere, eine Anwendung des Prinzips der Assoziation auf die Wohnungsfrage. Im Hinblick auf die wachsende Wohnungsnoth u. die damit verbundenen willkürlichen Miethsteigerungen in größeren Städten vereinigten sich Leute aus dem Mittelstande zum gemeinsamen Ankaufe von Bauplätzen u. zur Errichtung kleiner Häuser (Familienwohnungen mit anstoßenden Gärten), dergestalt, daß nach einer gewissen Reihenfolge u. nach Ablauf gewisser Fristen jeder Theilnehmer Eigenthümer eines solchen Familienhauses wird (vgl. d. Art. „Arbeiterwohnungen").

Cottische Alpen, s. „Alpen“, I. „Westalpen“.

Cotton gin, Baumwoll-Entkörnungsmaschine, außer England u. Amerika gewöhnlicher Egrenirmaschine genannt, heißt die Vorrichtung zum Abtrennen der pfeffergroßen Baumwollsamen von den Fasern, welche die Flughaare derselben bilden. Es giebt zwei Systeme: für kurze u. für lange Wolle. Das erstere, die Sägemaschine (saw gin), beruht auf der Wirkung von Kreissägen, die in größerer Anzahl eng neben einander auf einer Welle sitzen. Die spitzen Sägezähne greifen durch die Stäbe eines engen eisernen Rostes, der den Sägecylinder etwa auf $^1/_3$ seines Umfanges umgiebt u. über welchen die Wolle beständig hingeführt wird. Die Zähne ziehen nur die Fasern hindurch, während die für die Zwischenräume zu großen Körner abspringen. — Für lange Wolle, welche von der Sägemaschine in kurze zerrissen werden würde, dient die Walzmaschine. Hier wird die Wolle in dünner Schicht zwischen zwei Walzen hindurchgeführt, die so eng stehen, daß die Körner ebenfalls aufgehalten werden u. abspringen müssen. Bei Mac Carthy's Maschine für lange Wolle geräth die fortrückende Schicht zwischen ein paar scharfe Kanten, deren untere sich rasch auf u. nieder bewegt, was ein Abkneifen der Körner zur Folge hat.

Cötus (lat., d. i. Vereinigung) heißt eine Anzahl von Schülern, welche während des Lehrkursus gemeinsamen Unterricht haben. Ist eine Klasse so groß, daß sie in zwei parallele Abtheilungen getheilt werden muß, so hat sie zwei C. Auch können mehrere kleine Klassen zu einem C. vereinigt werden.

Cotylēdon, Nabelpflanze; Pflanzengattung der Fettblattartigen od. Crassulaceen, meist dem Kap der guten Hoffnung angehörig, mit einigen wenigen Arten aber auch in Südeuropa, wo C. Umbilicus wie Hauslaub an u. auf alten Mauern wächst. Manche Arten sind Zierpflanzen von stattlichem Wuchs.

Coucy (spr. Kuhßi), Castellan Renaud de, ein franz. Ritter u. Dichter des 12. Jahrh. aus dem Orte Coucy bei Laon, bekannt durch seine tragische Liebe zur Gemahlin des Eudo von Favel, welcher seiner Frau das Herz des in der Belagerung von Acre gefallenen Ritters als Gericht vorsetzte (vgl. Uhland's Gedicht „Sängerliebe“).

Couder (spr. Kudeh), Louis Charles Auguste, ein noch lebender franz. Historienmaler, der, geb. gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, sich Anfangs an David anschloß u. in dessen theatralischem Stil klassische Stoffe bearbeitete. Da er die großen Erwartungen, die er durch seine ersten größeren Bilder im J. 1817, „Der Levite von Ephraim“ (nach Buch der Richter, Kap. 19) u. „Masaccio's Tod“, erregte, in den darauf folgenden Jahren nicht erfüllte, so ging er für einige Zeit der Gunst des Publikums verlustig. Auch nach seinem Aufenthalt in München, wo er 1833 die Freskomalerei studirte, konnte er sich in seinen Oel- wie in seinen Freskobildern noch nicht von dem konventionellen Pathos lossagen. Erst als er sich der Darstellung des realen Lebens u. der Geschichte zuwandte, gewann sein künstlerisches Schaffen einen festeren Boden. Großen Beifall erwarb er durch seine 1836—38 für Versailles gemalten Bilder, „Die Schlacht von Lawfeldt“, „Die Belagerung von Yorktown“ u. „Die Einnahme von Lerida“, noch mehr aber durch „Die Eröffnung der allgemeinen Reichsstände im J. 1789“, die als sein Meisterwerk zu betrachten ist.

coulant (franz., spr. kulang; meist sagt man jedoch „kulant“), vom franz. Worte couler (fließen), fließend, leicht, geläufig. Im merkantilen Verkehr: entgegenkommend, bereitwillig, gefällig. Coulance (spr. Kulangs, gewöhnlich Kulanz), Gefälligkeit, Rücksicht, schnelle u. leichte Erledigung eines Geschäfts.

Coulissiers (spr. Kulissieh) heißen im Allgemeinen Börsenspekulanten, welche sich mit den Zeitgeschäften in denjenigen Papieren abgeben, um welche sich die Tagesspekulation vorzugsweise dreht. In Wien z. B. bildet die Coulisse den Gegensatz zum „Schranken“, wo die Fonds u. Aktien gehandelt werden, die mehr der Kapitalanlage dienen.

Coulmiers (spr. Kulmieh), Dorf im franz. Dep. Loiret, bekannt geworden durch das im Deutsch-franz. Kriege 9. Nov. 1870 das. stattgefundene Treffen, infolge dessen die Bayern, 17—18,000 Mann stark, unter General v. d. Tann (der, um sich in dem von ihm besetzten Orleans nicht einschließen zu lassen, in der Nacht vorher dasselbe geräumt hatte) von der weit über 60,000 Mann starken franz. Loire-Armee unter General Aurelles de Paladine bis auf St. Péravy zurückgedrängt wurden, mit einem Verluste von 700 Mann, während französischerseits etwa 2000 Mann gefallen waren. Die über diesen angeblich glänzenden Sieg enthusiasmirten u. eine gänzliche Wendung des bisherigen Mißgeschickes hoffenden Franzosen wurden jedoch bald wieder aus ihren siegestrunkenen Träumen aufgerüttelt, als die Deutschen, verstärkt durch die 22. Division unter General Wittich, die Kavalleriecorps unter Prinz Albrecht (Vater) u. die Division des Großherzogs von Mecklenburg, bereits 17. Nov. wieder zum Angriff übergingen u. siegreich vordrangen.

Coulomb (spr. Kulong), Charles Augustin de, geb. 14. Juni 1736 zu Angoulême, trat, nachdem er seine Studien in Paris beendet, in den Militärdienst u. rückte schnell empor. Von Martinique, wo er sich mehrere Jahre aufhielt u. unter Anderem das Fort Bourbon erbaute, kehrte er des ungesunden Klimas wegen nach Paris zurück. Hier trat er in innige Verbindung mit den berühmtesten Naturforschern, denen er sich schon früher (1776) durch seinen Aufsatz über die Statik der Gewölbe sehr vortheilhaft empfohlen hatte. Er erwarb 1779 den doppelten, von der Akademie ausgesetzten Preis für sein vortreffliches Memoire „Théorie des machines simples“. Wegen seiner Ansicht über das Projekt eines Kanalbaues in der Bretagne mußte er, da er sie ohne zuvor die Meinung seines Vorgesetzten einzuholen abgegeben hatte, in das Gefängniß wandern. Den Abschied, den C. daraufhin gefordert hatte, erhielt er nicht, vielmehr wurde er zum Intendanten der Wasserbauten Frankreichs ernannt u. 1787 von der königlichen Akademie in Paris, deren Mitglied er war, nach England gesendet, um dort die Verwaltung der Krankenhäuser kennen zu lernen. Nach Ausbruch der Revolution verzichtete er auf seine Stellen u. Besoldungen u. zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er sich ganz der Erziehung seiner Kinder u. den Wissenschaften widmete. Während er der königlichen Akademie schon vorher sehr ausgezeichnete Memoiren über Mechanik, Reibung u. bes. über Magnetismus übergeben hatte, fing er nun an, sich hauptsächlich mit Elektrizität zu beschäftigen. Er erfand zu seinen Versuchen die nach ihm genannte Drehwage (vgl. C.'sche Drehwage), Balance de torsion, u. entdeckte damit die Gesetze der magnetischen u. elektrischen Attraktion u. Repulsion. Ferner machte er mit derselben Untersuchungen über die Vertheilung der Elektrizität u. des Magnetismus, womit er den Weg bahnte, den nun alle Betrachtungen über die Elektrizität auf Leitern u. Nichtleitern einzuschlagen haben. C. wurde Mitglied des Institut de France gleich bei der Entstehung desselben, u. bald darauf auch einer der „Generalinspektoren des öffentlichen Unterrichts“, zu einer Zeit, wo dieses Amt das höchste war, das ein wissenschaftlicher Mann als solcher im Staate erhalten konnte. Er starb 23. Aug. 1806.

Coulomb'sche Drehwage (Balance de torsion). Dieser nützliche physikalische Apparat besteht im Wesentlichen aus einem lothrecht aufgehängten Faden F' F, an dessen unterem freischwebenden Ende ein in seinem Schwerpunkte befestigter horizontaler Arm B B' angebracht ist, der durch einen Stoß od. irgend eine andere Kraft in Drehung versetzt werden kann. Vermöge der Torsionselastizität wird immer wieder der Faden in seine ursprüngliche Lage zurückkehren wollen u. eine dauernd abstoßend wirkende Kraft kann, wenn die Torsionselastizität des Fadens bekannt ist, in ihrer Stärke aus der Größe des Winkels, den der abgelenkte Balken mit seiner ursprünglichen Lage macht, bestimmt werden.

Nr. 2071. Coulomb'sche Drehwage.

Fig. 2071 stellt eine Drehwage dar, wie sie zu elektrischen Forschungen angewandt werden kann. — Dieser Apparat ist von C. 1777 erfunden worden, indem er Untersuchungen über die Reaktion anstellte, welche gedrehte Haare u. Seidenfäden ausüben. Später wurde er zu elektrischen Forschungen von demselben verwendet u. hat deshalb den Namen der elektrischen Wage erhalten. Michell hat 1768 schon einen ähnlichen

Apparat konstruirt. Für elektrische Untersuchungen hat die Drehwage von Dellmann Abänderungen erfahren, welche ihr eine größere Empfindlichkeit gegeben haben, ohne ihre Genauigkeit für Messungen zu beeinträchtigen.

Counsel (engl., spr. Kaunß'l, Abkürzung von counsellor, Rath) ist die technische Bezeichnung der Advokaten in England. Während bei uns in Deutschland die Bezahlung des Advokaten taxenmäßig geregelt ist, hat der C. keinen Anspruch auf Lohn; die Bezahlung, die er gleichwol in der Regel erhält, wird als Ehrensold od. Geschenk aufgefaßt. Die Würde des Queens (od. Kings) C., einer Art Hofgerichtsadvokaten, ist die Vorstufe zur Generalanwaltschaft, ja selbst zu höheren Würden, wie zu der des Lordkanzlers. Aeußerlich unterscheidet sich der Queens C. vor seinen Standesgenossen durch das Tragen eines seidenen Talars.

County (engl., spr. Kaunti), Grafschaft, ist die in England seit der normännischen Eroberung aufgekommene Benennung der Bezirke, die infolge der damals vorgenommenen Landeseintheilung entstanden. Das Wort ist jetzt gleichbedeutend mit dem seit der angelsächs. Einwanderung gebräuchlichen Shire (s. d.). Die Eintheilung in Counties ging von England auf Schottland u. Irland u. auf die engl. Kolonien über; auch die Staaten der Nordamerikan. Union sind meist in Counties eingetheilt.

Coup (franz., spr. Kuh), ein Schlag, Stoß, Streich, bei uns gewöhnlich in figürlichem Sinne gebraucht, s. v. w. Streich, Wurf, Zug, Griff, listiger Anschlag.

Coup de main (franz., spr. Kuh d'mäng), Handstreich, heißt in der militärischen Sprache Ueberrumpelung, unerwarteter Angriff.

Coup d'état (franz., spr. Kuh detah), Staatsstreich, bezeichnet in der politischen Sprache einen willkürlichen Akt der herrschenden od. zur Herrschaft gelangten Staatsgewalt, durch welchen in deren einseitigem Interesse u. ohne Wahrung der rechtmäßigen Formen die bestehende Verfassung umgestürzt wird. Solcher Staatsstreiche kennt die Geschichte viele. Der bekannteste u. wichtigste in der neuesten Geschichte ist derjenige, durch welchen sich 2. Dez. 1851 der damalige Präsident der franz. Republik, Ludwig Napoleon, zum Herrn von Frankreich machte u. die Errichtung des zweiten Kaiserthums anbahnte.

Coupé (franz., spr. Kupeh), ein bald größerer, bald kleinerer Raum für mehrere Personen im Eisenbahnwagen; ferner die vordere Abtheilung der Schnellpostwagen; dann ein halb offener Wagen ohne Vordersitz, eine Halbkutsche; endlich der sog. Biegeschritt beim Tanzen, bei welchem der Fuß gebogen wird.

Couperin (spr. Kupereng), der Name einer franz. Tonkünstlerfamilie, die beinahe zwei Jahrhunderte lang blühte u. aus Chaume in der Landschaft Brie stammte. Ihr bedeutendstes Glied war François C., von seinen Landsleuten auch „der Große" genannt. Geb. zu Paris im J. 1668, verlor er seinen Vater, den als Orgelspieler berühmten Charles C., bereits in seinem ersten Lebensjahre, fand aber später in dem Organisten Tolin einen treuen Berather, der sich seiner vortrefflichen musikalischen Anlagen ausbildend annahm. Im J. 1696 wurde er Organist an der Kirche St. Gervais, 1701 Klavierspieler bei der Kammermusik des Königs, sowie Organist an dessen Kapelle. Er starb 1733. — Von C.'s Kompositionen sind die Klaviersachen als bes. geist- u. geschmackvoll hervorzuheben, u. nicht wenig spricht für dieselben der Umstand, daß Sebastian Bach sie hochhielt u. sogar viele von den durch C. eingeführten Spielmanieren adoptirte.

coupiren (spr. kupiren), vom franz. couper, schneiden, abreißen, absondern; beim Kartenspiel: abheben; in der Musik: die Noten abstoßen. — **Coupirt,** durchschnitten, z. B. coupirtes Terrain, eine von Gräben, Hecken u. dgl. durchschnittene u. daher einer im Vormarsch begriffenen Armee hinderliche Gegend.

Couplet (spr. Kupleh), der franz., aber auch im Deutschen allgemein gewordene Name für jede Strophe eines Liedes, die zumeist mit witzigem, satirisch pointirtem Refrain endet. Dann nennt man C. auch jene meist in Vaudevilles od. Possen vorkommenden Lieder selbst, insofern alle Strophen derselben nach einer u. derselben Melodie gesungen werden. Endlich werden mit dem Namen C. bezeichnet: im Rondo die zwischen die Wiederholungen der Hauptmelodie tretenden Nebenmelodien, u. in der Chaconne u. Passacaglia die einzelnen Variationen.

Coupons (franz., spr. Kupong). Den Obligationen u. Aktien werden bogenweise Scheine beigefügt, welche abgeschnitten werden (daher

der Name, s. „coupiren"), um die fälligen Zinsen u. Dividenden zu erheben. Dieselben verfallen nach einem gewissen Zeitraum von Jahren, wenn sie während dessen nicht eingelöst werden, u. sind dann ungiltig. — C. nennt man auch ein Theil- od. Reststück bei Ellen- od. Meterwaaren.

Cour (franz., spr. Kuhr), Hof, Gerichtshof; einer Person, nam. einer Dame, die C. machen, den Hof machen, so viel als sich um ihre Gunst bewerben, ihr aufwarten, zu ihrem Befehl stehen. So heißen ferner die Versammlungen an fürstlichen Höfen, wo bei gewissen Veranlassungen, z. B. bei Geburtstagsgratulationen ꝛc., die courfähigen Personen (d. h. solche Personen, denen es erlaubt ist, bei Hofe zu erscheinen) sich dem Fürsten od. den fürstlichen Familiengliedern vorstellen dürfen. Die Tage, an welchen dieses geschieht, heißen Courtage.

Courant, Umlaufsmünze, s. „Kurant".

Courante (franz., spr. Kurangt') od. Corrente (ital.), der Name eines früher gebräuchlichen franz. Tanzmusikstückes, das mit schnellen, „laufenden" Figuren ausgestattet ist (vom franz. courir, laufen). Ein solches besteht aus zwei Reprisen u. ist in einer dreitheiligen Taktart, mit einer kurzen Note im Auftakt, gesetzt. In den Klaviersuiten des vorigen Jahrhunderts findet man die C. noch vielfach; sie folgt hier immer auf die Allemande.

Courbet (spr. Kurbeh), Gustave, einer der talentvollsten franz. Genre- u. Landschaftsmaler, derbnaturalistischer Richtung, der durch seine dieser künstlerischen Richtung od. vielmehr Verirrung entsprechende Lebensrichtung u. seine Theilnahme an den Pariser Ereignissen des Frühjahres 1871 zu einer beklagenswerthen Berühmtheit gelangt ist. Geb. 10. Juni 1819 zu Ornans (Depart. des Doubs), kam er im Alter von 20 Jahren nach Paris u. erregte dort 1849 durch den noch unschuldigen u. gezügelten Realismus des Bildes „Ein Nachmittag in Ornans" vielen Beifall. Dieser verwandelte sich jedoch bald nachher von vielen Seiten in Widerspruch; denn sein „Begräbniß zu Ornans" u. seine „Steinklopfer" brachten in einer bewunderungswürdigen Technik die allergewöhnlichsten Menschen in der ganzen Häßlichkeit der prosaischen Noth des Lebens ohne irgend welche höhere Stimmung auf die Leinwand. So heftig er auch deshalb angegriffen wurde, er fuhr in der Darstellung von Stoffen aus der gemeinen Wirklichkeit fort, ja er ging in seinen „Badenden Weibern" u. den „Beiden Ringern" bis zur äußersten Grenze vulgärer Sinnlichkeit vor. Bei der großen Pariser Ausstellung 1855 vereinigte er seine Bilder in einem abgesonderten Raume. Er gab dem Publikum in einer Denkschrift Rechenschaft über seine künstlerischen Grundsätze u. stellte gleichzeitig ein neues, ziemlich mangelhaft ausgeführtes Werk aus, in welchem er eine Gesellschaft von Proletariern der verschiedensten Art, ohne alle künstlerische Hebung u. Idealisirung, darstellte. Diese grobmaterialistische Richtung, zu der ihn weniger die Absicht, durch Neues u. Pikantes zu fesseln, als eine gewisse natürliche Anlage u. eine angeborene merkwürdige Beobachtungsgabe geführt hatte, verließ er gegen das Ende der Fünfziger Jahre u. wandte sich jetzt wieder edleren Stoffen, nam. Landschaftsbildern u. der Bearbeitung von Thier- u. Jagdstücken, zu. In letzteren weiß C. herrlich die ungebändigte Natur der Thiere zu schildern, noch meisterhafter aber ist er in der damit verbundenen Landschaft, worin er nicht etwa großartige od. besonders anmuthige, sondern die allereinfachsten Motive in ihrer vollsten Frische u. Ursprünglichkeit u. einer wunderbaren Kraft des Kolorits behandelt. Eine seiner besten Landschaften dieser Art ist das 1866 ausgestellte „Rehlager in einem Felsengrund". Derselbe Hang zum Ungezügelten u. Exzentrischen, der sich in C.'s künstlerischem Schaffen kund giebt, zeigt sich auch in seiner politischen Führung. Daß er unter dem zweiten Kaiserreich zur Opposition gehörte u. den Orden der Ehrenlegion zurückwies, war erklärlich u. ehrenwerth. Beklagenswerth aber war seine Betheiligung an den Ausschweifungen der Pariser Commune (1871), deren Mitglied er war u. von der er sich die Direktion der Museen übertragen ließ. Nach Unterdrückung des Aufstandes brachte er mehrere Monate in Gefängnisse St. Pelagie zu, wo er sich mit seiner Kunst beschäftigte. Von der Ausstellung des J. 1872 wies die Republik seine Gemälde zurück.

Courbevoie (spr. Kurb'woah), Ort im franz. Dep. Seine, am linken Ufer der Seine, ¼ M. nordwestl. von der Umwallung von Paris, mit Seinebrücken, Flußhafen u. 9862 Einw. Am 2., 6. u. 7. April 1871 fanden daselbst sehr heftige Kämpfe gegen die Communetruppen statt.

Courbière (spr. Kurbiähr), Guillaume René, Baron de l'Homme, preuß. Feldmarschall, geb. zu Gröningen 25. Febr. 1733, trat 1757 aus holländischen in preußische Dienste u. zeichnete sich im folgenden Jahre als Ingenieurkapitän bei der ersten Belagerung von Schweidnitz aus. Später führte er als Major ein Freibataillon, mit dem er u. A. 1760 gelegentlich der Belagerung von Dresden den Großen Garten eroberte u. sich auch sonst rühmlichst hervorthat; ward 1780 Generalmajor u. 1787 Generalleutnant, als welcher er im Kriege gegen das republikanische Frankreich die preuß. Garde befehligte. Im J. 1797 rückte er zum General der Infanterie auf u. war seit 1798 Gouverneur von Graudenz, das er 1807 mit eben so viel Tapferkeit als Umsicht erfolgreich vertheidigte. Nach dem Tilsiter Frieden zum Feldmarschall erhoben u. zum Gouverneur von Westpreußen ernannt, starb er im Juli 1811. Ihm verdankte die preuß. Armee die Erhöhung des Soldes u. die Einführung der Brotverpflegung.

Courcelles sur Nied (spr. Kurßell für Nieh), Dorf in Deutsch-Lothringen, $1\frac{1}{2}$ M. südöstl. von Metz, an der franz. Nied, mit Eisenbahnstation. Im Deutsch-franz. Kriege von 1870—71 fand bei C. (in der Richtung nach Pange) 14. August 1870 ein Treffen statt, welches die Einleitung zu den Schlachten vom 16. u. 18. Aug. bildete, infolge deren die franz., von Bazaine kommandirte Armee nach Metz hineingeworfen wurde. C. ist noch durch das Ausfallsgefecht vom 27. Aug. dess. J. bekannt. Seit dem Friedensschlusse gehört es zu Deutschland.

Courier (spr. Kuhrieh), Paul Louis, franz. Publizist, geb. zu Paris 4. Jan. 1772, studirte griech. Literatur u. Mathematik, bildete sich in der Artillerieschule zu Châlons weiter aus u. trat 1792 in die reitende Artillerie. Er machte als Escadronschef die ital. Feldzüge mit, nahm aber 1809 seinen Abschied, um sich zunächst in Italien seinem Lieblingsstudium ausschließlich zu widmen. Nachdem er 1812 wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, betheiligte er sich an den polit. Kämpfen seiner Zeit in einer Reihe von Flugschriften, in denen er dem Adel u. der Geistlichkeit scharf u. unerschrocken entgegentrat. Er büßte dafür durch seinen Tod; am 10. April 1825 fand man ihn nahe bei seinem Wohnorte, einem Dorfe in der Umgegend von Tours, meuchlings ermordet. Der Thäter blieb unentdeckt; die eigentlichen Urheber der That suchte man aber nicht ohne Grund in den von C. angegriffenen klerikalen Kreisen. Die vollständigste Sammlung seiner Schriften erschien u. d. Titel „Mémoires, correspondance et opuscules inédites" (Paris 1828). C. ist auch bekannt durch Uebersetzungen u. Textrezensionen älterer Autoren des Longus, z. B. des Heliodor, dessen „Aethiopika" er übersetzte u. Lucian.

Couronnement (frz., spr. Kuronn'mang) bedeutet im Festungskriege (s. d.) die Krönung des Glacis der angegriffenen Front mit Schanzkörben, um in den dahinter ausgehobenen Laufgräben Breschbatterien anzulegen.

Court od. **Courteys** (spr. Kuhr, Kurteh), war im 16. Jahrh. eine Familie von Emailmalern in Limoges, die viele treffliche Arbeiten lieferten. Der bekannteste u. geschickteste derselben war Pierre C., von dem sich noch mehrere Emailmalereien im Hôtel Cluny in Paris befinden.

Court (spr. Kuhr), Josef Désiré, ein franz. Porträt- u. Historienmaler (geb. in Rouen 1797, gest. 1865), der (ein Schüler von Gros) bei seinem ersten Auftreten mit dem Bilde „Der Tod Cäsar's" (1827) große Hoffnungen erregte, die jedoch später immer mehr schwanden, denn seine Porträts wurden immer weichlicher u. charakterloser, wie es seine hübschen Mädchengestalten sind, u. seine Historienbilder, welche meistens Begebenheiten aus der Zeitgeschichte u. insbesondere aus der Julirevolution des Jahres 1830 (Museum in Versailles) behandeln, zeigen nur eine äußerliche Geschicklichkeit u. eine modische Eleganz, der es an jeder tieferen Charakteristik fehlt.

Courtage (frz., spr. Kurtasch', vom franz. Courtier = Makler), d. i. Maklerlohn, diejenige Gebühr, welche der ein Geschäft vermittelnde Makler für seine Mühewaltung erhält. Dieselbe wird entweder von beiden Parteien (Käufern u. Verkäufern) od. nur von einer, nach herkömmlichem Betrage od. laut Abmachung nach Prozenten entrichtet.

Courtine (frz., spr. Kurtihn) heißt in der militär. Sprache die Verbindungslinie zwischen zwei Bastionen (vgl. „Befestigung"). Außerdem bezeichnet C. auch einen Vorhang, nam. einen Theatervorhang.

Courtisan ist ursprünglich ein Hofmann od. Höfling, dann aber auch ein Galan od. Buhler, u. diese letztere Bedeutung haftet nam. an der weiblichen Form „Courtisane", welche die Bedeutung „Hofdame" jetzt ganz verloren hat u. gewisse Damen von vornehmer Haltung u. scheinbar feiner Bildung bezeichnet, welche durch diesen äußern Schein ihre Sittenlosigkeit zu verstecken suchen. C. ist auch der Name eines Rollenfachs auf dem ältern deutschen Theater. Als die Neuberin 1740 den deutschen Hanswurst begraben hatte, verkroch er sich in die Maske des C., Bernardon u. s. w. Der Name war verändert, die niedrigen Späße u. Gemeinheiten aber blieben bestehen.

Courtois (spr. Kurtoa), Jacques, gewöhnlich Le Bourguignon (spr. Burginjong), ital. Borgognone (spr. Borgonjohne) genannt, ein vielgerühmter franz. Schlachtenmaler, geb. zu Saint-Hippolyte (Franche-Comté) 1627, gest. zu Rom 1676. Er kam schon früh nach Italien, schloß sich zunächst in Bologna an Guido Reni u. Albani an, widmete sich aber später der Schlachtenmalerei. In diesem Fache leistete er viel Rühmliches; seine Bilder sind geistreich u. voll Leben, aber oft flüchtig. Im J. 1665 zog er sich von der Welt zurück u. trat in den Jesuitenorden. Seine zahlreichen Gemälde sind in fast allen größeren Galerien Europa's zerstreut.

Courtoisie (spr. Kurtoasih), ein altfranz. Wort, das früh nach Deutschland kam u. bereits im Mittelhochdeutschen eine feinere Bildung u. Sitte bezeichnet, wie sie nam. an Höfen beobachtet wird, ein höfisches Benehmen. Diese „Kurtôsie" zeigte sich vor Allem in dem ritterlichen Benehmen gegen Damen, mit dem sich auch häufig der Begriff des Courtoisirens (des Hofmachens od. geradezu der Liebeshändel) verband.

Courtray (spr. Kurträh), holländisch Kortrijk (spr. Kortreik), das Cortoriacum der alten Römer in Gallia belgica, jetzt Fabrikstadt der belgischen Provinz Westflandern, durchflossen von der schiffbaren Lys, mit breiten Straßen, zahlreichen Kirchen, einem schönen gothischen Rathhause, einer Citadelle, Handelskammer, Börse, einem Handelsgericht, Hospitälern u. s. w. Die Stadt hat über 22,000 E., welche das berühmte holländ. Tafelleinen, Blonden, Spitzen u. s. w. fabriziren u. Färberei u. Bleicherei betreiben. Die zu Gefechten geeignete Umgegend von C. hat häufig als Walplatz gedient. Hier fand 11. Juli 1302 zwischen den Flamländern u. den Franzosen (unter dem Grafen Robert II. von Artois) die berühmte „Sporenschlacht" statt, so genannt, weil über 700 goldene Sporen der erschlagenen franz. Ritter auf dem Schlachtfelde gefunden wurden. Diese Niederlage rächte Karl IV. 12. Dez. (nach Anderen 12. Sept.) 1382 durch Plünderung u. Verbrennung der Stadt. Am 11. Mai 1794 fand hier abermals eine Schlacht zwischen den Franzosen unter Macdonald u. den Oesterreichern unter Clerfayt u. 31. März 1814 zwischen den Russen u. Sachsen unter Thielemann u. den Franzosen unter Maison statt.

Courts (engl., spr. Köhrts) heißen in England Gerichtshöfe. Sie zerfallen in zwei Hauptklassen: in die C. of record (spr. of rikohrd), bei denen schriftliche Verhandlung, u. in die C. of non record, bei denen diese nicht stattfindet. Zu den ersteren gehören das Kanzleigericht, das Schatzkammergericht, der über bürgerliche u. Strafsachen entscheidende C. of Queen's bench (spr. Kwihns bentsch), der auch als Appellationshof dient; zu den letzteren die Grafschaftsgerichte, die Bezirksgerichte u. a.

Cousin u. **Cousine** (franz., spr. Kusäng, Kusihn), Vetter u. Muhme od. Base, Geschwisterkinder.

Cousin, Jean, Glasmaler u. Bildhauer, geb. um 1500 zu Soucy (bei Sens), gest. um 1589. Zuerst scheint er die Glasmalerei bei den Meistern der Glasfenster des südl. Portals der Kathedrale von Sens erlernt zu haben, übertraf aber in den von ihm 1530 ausgeführten Malereien der Fenster dieser Kathedrale, sowie in denen der Kapelle von Vincennes, des Chors der Kirche St. Gervais in Paris (ums Jahr 1551) u. in der Kirche Notre-Dame in Villeneuve sur Yonne seine Lehrer bei Weitem. Seine wenigen historischen Oelbilder sind schwache Leistungen; daß er dagegen als Bildhauer bedeutend gewesen sein muß, beweist u. A. das Grabmal Philipp's von Chabot im Louvre. Auch schrieb er ein Buch über die Perspektive (1560).

Cousin, Victor, berühmter franz. Philosoph u. Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1792 zu Paris, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung im Lyceum Charlemagne u. in der École normale. An letzterer Anstalt war es besonders Roger Collard, der anregend auf ihn wirkte u. ihn zum Studium der schottischen Philosophen anleitete. In den Tagen des Konsulates trat er mit seinem Freunde Odilon Barrot in

die Reihen Derer, die den Feind von den Grenzen des Vaterlandes abwehren wollten. Im J. 1817 ging C. nach Deutschland u. befreundete sich hier mit den Ansichten Kant's, Fichte's, Schelling's u. Hegel's. Er eignete sich die Schlagworte der genannten Philosophen an u. machte sich eine eigene Komposition (eine Art von künstlerischem Pantheismus) zurecht, die seinen franz. Zuhörern recht wohl mundete. In den J. 1824—25 unternahm er eine zweite Reise nach Deutschland u. vertiefte hier seine Kenntniß der deutschen Philosophie. Das gab seinen Vorlesungen, die er nach seiner Heimkehr wieder aufnahm, ein erhöhtes Interesse. Obwol diese von Phrasenhaftigkeit nicht frei waren, wußte er doch durch seine würdige, imponirende Persönlichkeit, seine klangvolle Stimme, seinen warmen, fließenden Vortrag zu gewinnen u. hinzureißen. Der Schauplatz dieser oratorischen Triumphe, in die er sich mit Guizot u. Villemain theilte, war die Sorbonne. Sein Ansehen verschaffte ihm alsbald großen Einfluß auf den gesammten öffentlichen Unterricht. Er wurde Oberaufseher der Schulen, nachdem er bereits früher den Titel eines Staatsrathes erhalten hatte. Im Laufe der Zeit wurde er Offizier der Ehrenlegion, Mitglied der franz. Akademie u. der neugestifteten Akademie der moral. u. polit. Wissenschaften; seine Aemter sicherten ihm eine jährl. Rente von 60,000 Frcs. Sein Glück u. sein Emporkommen blieben aber nicht ohne Einfluß auf seine Philosophie. C. besaß die Schwäche, seine Ueberzeugungen seinem Ehrgeize zu opfern. Seine pantheistische Periode reicht etwa bis zum J. 1833. Von dieser Zeit an wird seine Philosophie immer moralischer u. ängstlicher, er unterdrückt in den neuen Ausgaben seiner Werke jede verfängliche Aeußerung u. endigt schließlich mit einer trocknen u. philisterhaften Lebensweisheit. Man hat diese letztere spottweise eine „Philosophie des pères de famille" (Philosophie für Familienväter) genannt. Nach 1848 zog sich C. vollständig vom öffentlichen Leben zurück. Seitdem versuchte er sich mehrfach in biographischen Essays, in denen er jedoch keine besondere Begabung für die Kunst der historischen Darstellung an den Tag legt. Keine einzige Figur tritt uns deutlich u. lebendig aus der Schilderung entgegen. Dagegen hat C. nambafte Verdienste um die Bildung der franz. Jugend, auf die seine von einem idealen Zuge durchwebten Vorträge großen Eindruck machten. Kein Lehrer der Sorbonne vermochte so eindringlich u. überzeugend wie C. auf die idealen Ziele aller menschlichen Thätigkeit hinzuweisen. Die Hauptwerke C.'s, der 15. Jan. 1867 zu Paris starb, sind: „Cours d'histoire de la philosophie" (Par. 1840); „Cours d'histoire de la philosophie morale au XVIII[e] siècle" (1840—41); „Cours d'histoire de la philosophie moderne" (1841). Werthvoll sind ferner seine Uebersetzung sämmtlicher Werke Plato's u. seine Ausgabe von Abälard's Schriften.

coute que coute (franz., spr. kut ke kut), es koste, was es wolle, um jeden Preis.

Couthon (spr. Kutong), Georges, bekannt durch seinen Revolutionsfanatismus, geb. zu Orsay (Auvergne) 1756, war beim Ausbruch der franz. Revolution Advokat in Clermont. In die Nationalversammlung gewählt, geberdete er sich trotz seiner Gebrechlichkeit stets als der heftigste Jakobiner. Noch schlimmer trieb er es im Wohlfahrtsausschuß, von welchem er mit mehreren anderen Kollegen den Auftrag erhielt, den Aufstand in Lyon zu dämpfen. Nachdem dies gelungen war, kannte C.'s Wüthen gegen die unglückliche Stadt keine Grenzen. Später betrieb er die Verurtheilung Danton's u. Hébert's, ward aber schließlich zugleich mit Robespierre verhaftet u. nach einem vergeblichen Selbstmordversuch 28. Juli 1794 hingerichtet.

Coutume (franz., spr. Kutühm), Gewohnheit, Sitte, Brauch.

Couture (spr. Kutühr), Thomas, geb. 1815, talentvoller franz. Historienmaler, ein Schüler Delaroche's, erweckte durch seine ersten Bilder, „Die Liebe zum Golde" (1844), ein moralisches Tendenzstück, u. noch mehr durch „Die Römer der Verfallzeit" (1847, jetzt in der Galerie des Luxemburg), große Hoffnungen. In letzterem schildert er eine röm. Orgie in großartiger Auffassung, maßloser Sinnlichkeit u. glänzendem Kolorit, aber ohne tieferen geistigen Gehalt. Später wandte er sich der religiösen monumentalen Malerei zu u. führte Fresken in einer Kapelle der Kirche St. Eustache in Paris (die Himmelfahrt Mariä) aus, die schön geformt u. reizend gruppirt sind, aber der religiösen Empfindung entbehren. Auch seine übrigen Bilder behandeln zwar bedeutsamere Motive, gehen aber nur auf äußern Reiz der Sinne aus.

Couvert (franz., spr. Kuwähr), vom franz. couvrir, bedecken, ein Briefumschlag, überhaupt ein Umschlag; ferner ein Gedeck bei Tische. Par c., gewöhnlich abgekürzt p. c. auf Briefen, durch Beischluß od. Einschlag; **couvertiren**, in ein Briefc. stecken.

Covenant, s. „Convenanter".

Coventgardentheater, das größte Theater Londons auf dem Coventgardenplatz. Das alte Gebäude brannte 1856 ab. Neu u. schöner u. größer wieder aufgebaut, wurde es 15. Mai 1858, dem Geburtstage der Königin, wieder eröffnet. Die Hauptfront des Gebäudes liegt nach der Westseite der Bowstreet; in Verbindung mit demselben steht ein Blumenkrystallpalast. C. ist das fashionabelste Theater Londons, das man nur im Ballanzuge besuchen kann; Logen kosten 2 bis 6 Guineen, selbst die höchste Galerie noch 3 Schillinge.

Nr. 2072. Coventgardentheater in London.

Die Bühne ist 30 m. breit; der Zuschauerraum, in Weiß u. Gold, mit seinem 700 Gasflammen tragenden Kronenleuchter, verdunkelt alle Bühnenpracht; 3500 Personen haben in ihm Platz, u. somit ist das C. nächst dem Theater in Moskau u. der Scala in Mailand das größte Theater der Welt.

Coventry, Stadt in der engl. Grafschaft Warwick, an den Flüssen Radfort u. Sherbourne, mit 41,000 Einw. Der Handelsverkehr ist dadurch ein bedeutender, daß C. der Knotenpunkt der London-Birmingham- u. der Oxford-Shrewsbury-Eisenbahnen ist u. an dem C.-Kanal liegt, welcher einerseits nach Branston u. Oxford, andererseits zum Mersey u. Trent führt. Seidenmanufaktur u. Uhrenfabrikation sind Haupterwerbszweige der Einwohner. — C. war schon zu den Römerzeiten eine ansehnliche Stadt u. hatte im Mittelalter Festungswerke. Wegen vieler alterthümlichen Sitten galt die Stadt früher für das engl. Schilda od. Krähwinkel.

Cowley (spr. Kauli), Abraham, berühmter engl. Lyriker, wurde 1618 in London geb., besuchte auf königliche Kosten die Westminsterschule u. gab, angeregt durch Spenser's „Feenkönigin", schon in seinem 15. Lebensjahre eine Sammlung von Gedichten unter dem Namen „Poetische Blüten" heraus. Eines dieser Gedichte, „Die tragische Geschichte von Pyramis u. Thisbe", hatte er schon als zehnjähriger Knabe geschrieben. Die vier Bücher seines unvollendeten epischen Gedichts „Davideis" verfaßte er während seiner Studien im Trinitycollege zu Cambridge, eben so sein Pastoraldrama „Der Liebe Räthsel" u. sein lateinisches Lustspiel „Naufragium joculare". Beide erschienen 1638. Von den Puritanern wegen seiner Anhänglichkeit an Karl I. aus Cambridge vertrieben, flüchtete er nach Oxford, wo er die Satire „The Puritan and the Papist" schrieb. C. begleitete danach auf Lord Falkland's Empfehlung die Königin nach Paris u. blieb 12 Jahre lang als Mitglied ihrer geheimen Kanzlei in ihren Diensten. Er ließ in dieser Zeit eine Sammlung Liebesgedichte unter dem Namen „The Mistress", die Komödie „The Guardian" u. A. m. erscheinen. Als er vor der Restauration nach England zurückkehrte, wurde er verhaftet; erst der Tod Cromwell's löste seine Bande u. er ging dann bis zu der Rückkehr des Königs nach Frankreich zurück. Von dort aus veröffentlichte er eine neue Auslese seiner Dichtungen, von

denen bes. seine „Pindarischen Oden“ Aufsehen erregten. In seinen letzten Jahren bewohnte der Dichter ein ihm vom Hofe geschenktes Landgut, wo er zurückgezogen den Musen lebte. Er starb zu Chertsey an der Themse 28. Juli 1667. C.'s Werke wurden von den Zeitgenossen hoch gefeiert u. den klassischen Dichtungen der Griechen u. Römer an die Seite gestellt. Sie sind denn auch reich an einzelnen Schönheiten; Grazie u. Würde zeichnen bes. die Oden aus, die aber von pindarischem Schwung weit entfernt sind. In seinen Nachahmungen anakreontischer Poesie zeigt er Eleganz u. spielende Leichtigkeit; doch werden diese Reize nur zu häufig durch gelehrten Ballast erdrückt. Jedenfalls hat C. die engl. Lyrik wesentlich gefördert u. ihre Grenzen erweitert. C. schrieb auch eine Reihe prosaischer „Essays“, die sich durch Klarheit u. leichtfließende Darstellung auszeichnen.

Cowley (spr. Kauli), Lord Henry Wellesley, jüngster Sohn Garret Colley Wellesley's (s. d.) u. Bruder des Herzogs von Wellington (s. d.), geb. 20. Jan. 1773, betrat 1795 im Amte des Auswärtigen die Laufbahn eines Diplomaten u. war seit Ende 1797 Sekretär seines Bruders in Ostindien, wo er 1801 durch geschickte Unterhandlung bewirkte, daß der Nabob von Audh sein Gebiet an die Ostindische Compagnie abtrat. C. verwaltete dasselbe hierauf als Vizegouverneur bis 1803, in welchem Jahre er nach England zurückkehrte. Seit 1807 Mitglied des Unterhauses u. Sekretär des Schatzamtes, ward er 1809 an Stelle seines Bruders als Gesandter nach Madrid geschickt, wo er lange Zeit eine wichtige Rolle spielte. Im J. 1823 wurde er zum Botschafter in Wien ernannt, 1828 zum Peer erhoben. Im Aug. 1831 aus Wien abberufen, erhielt er erst 1841 wieder einen Gesandtschaftsposten. Er ging im Auftrag seiner Regierung nach Paris, wo er bis an seinen Tod (27. April 1847) als Gesandter thätig war.

Cowper (spr. Kauper), William, Baron v. Wingham, engl. Staatsmann, trat 1695 ins Parlament ein, wo er sich durch Rührigkeit u. Beredsamkeit auszeichnete, u. wurde 1705 zum Großsiegelbewahrer ernannt, als welcher er eifrig für die Verbindung Schottlands mit England thätig war. Zwistigkeiten mit der Umgebung der Königin Anna veranlaßten ihn, seine Stellung niederzulegen u. sich der Opposition anzuschließen. Georg I. zog ihn (1714) wieder an den Hof, ernannte ihn aufs Neue zum Großkanzler u. erhob ihn in den Grafenstand. Gegen das Ende seines Lebens zog C. sich von den Staatsgeschäften zurück; er starb 10. Okt. 1723.

Cowper, William, engl. Dichter, geb. zu Berthamstead (Hertfordshire) 26. Nov. 1731, studirte die Rechte, ward jedoch durch eine Gemüthskrankheit verhindert, die juristische Laufbahn weiter zu verfolgen, u. widmete sich nach seiner Genesung der Pflege seines dichterischen Talentes. Indeß fiel er, auch nach seiner Verheirathung mit der trefflichen u. geistreichen Mistreß Austen, immer wieder in seine Schwermuth zurück, die durch seinen Verkehr mit Methodisten nur gesteigert wurde u. der er schließlich erlag. Er starb 25. April 1800. Aus seinen Gedichten, von denen eine Prachtausgabe 1815 (Lond., 3 Bde.) u. eine korrekte Sammlung 1819 (Lond. u. Lpzg.) erschien, sind zu nennen: „John Gilpin“, komische Ballade, u. „The task“ (1785); er übersetzte auch den Homer (1791) u. gab Milton's poetische Werke heraus. Vgl. W. Hailey, „William C.'s Life and posthumous works“ (Lond. 1809, 4 Bde.), u. Tayler, „Life of William C.“ (ebd. 1833).

Cox, David, einer der besten engl. Landschaftsmaler der neueren Zeit, geb. 1783 zu Birmingham, wo er Anfangs das Schmiedehandwerk seines Vaters erlernte, später aber sich dem Zeichnen u. Malen zuwandte u. Dekorationsmaler am Theater seiner Vaterstadt wurde. Diese Stelle vertauschte er später mit einer ähnlichen am Astleytheater in London. Als wirklicher Landschaftsmaler trat er erst seit 1813 auf u. erntete alsbald, nam. durch seine naturwahren Aquarellbilder, großen Beifall. Dabei beschränkte er sich ganz u. gar auf die engl. Landschaft. Eines seiner besten Bilder ist die „Hirschjagd in Bolton-Park“. Er starb 1859 zu Harborne bei Birmingham.

Coxcie od. **Coxie,** Michael, niederländ. Maler, geb. 1497 zu Mecheln, bildete sich unter Bernhard von Orley, mit dem er auch eine Kunstreise nach Italien machte. In seine Heimat zurückgekehrt, suchte er mit dem Stile der Schule Rafael's die altflandrischen Eigenthümlichkeiten, z. B. eine tiefe landschaftliche Perspektive, zu verbinden. Da

er selbst wenig Erfindungsgabe besaß, so haben seine Bilder viele Anklänge an Rafael. Zu seinen besten Bildern gehört der „Tod Mariä“ (Museum zu Madrid). Er starb, fast hundertjährig, 1592 zu Antwerpen.

Coypel (spr. Koapel), Antoine, franz. Historienmaler (geb. 1661) kam mit seinem Vater u. Lehrer Noel C. in früher Jugend nach Rom, wo er sich durch das Studium Michelangelo's u. Caracci's weiter bildete. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück u. malte dort ganz im Geschmack der damaligen Zeit, der nur gezierte Grazie u. theatralisches Flitterwesen kannte, für Kirchen u. Paläste eine Menge von Bildern aus dem Alten Testamente u. der alten Geschichte. Ein Hauptwerk dieser Art sind die für den Herzog von Orleans gemalten Bilder aus der Aeneide in der Galerie des Palais Royal, in welcher die Hofdamen als Göttinnen des Olymps erscheinen. Er starb 1722.

Coysevox (spr. Koas'woh), Antoine, ein zu seiner Zeit sehr geschätzter franz. Bildhauer (geb. 1640, gest. 1720), der unter Ludwig XIV. die Pariser Schlösser u. Gärten mit mythologischen u. allegorischen Figuren schmückte u. viele Grabmonumente schuf. Seine Werke zeigen den damals herrschenden Barockstil.

Cr, chemisches Zeichen für Chrom.

Crabholz u. Crabbaum, s. „Carapa“.

Cracovienne (spr. Krakowienn'), ein polnischer, nach Krakau benannter Nationaltanz im 2/4 Takt, der von den Paaren hinter einander aufgeführt u. gewöhnlich vom Gesang der Tänzer begleitet wird. Das Anschlagen der bespornten Hacken ist wie bei der Cosaque u. überhaupt bei den slavischen Nationaltänzen Hauptbedingung. Bei den Polen tanzt in dieser C. ein Jeder gewissermaßen sein Temperament.

Crag (engl., spr. Kräg), ein Tertiärgebilde (s. d.), zumeist aus Grus od. weißem eisenschüssigen Sand bestehend, theilweise zu festem Gestein verkittet u. oft mit deutlicher horizontaler Schichtung. Es enthält eine Menge von organischen Resten u. tritt vorzüglich an der Ostküste Englands bei Norfolk, Suffolk u. Essex u. außerdem an der Nordwestküste Frankreichs u. in den Niederlanden auf, wo es auf der Kreide u. auf dem Londonthon (s. d.) ruht.

Nr. 2073. **Der gemeine Seekohl** (Crambe maritima).
a Blatt u. Blüte. b Befruchtungsorgane. c Samen. d Samen durchschnitten.

Crambe, Meerkohl, Pflanzengattung der Cruciferen, mit mehreren Arten, welche Gemüse liefern. Am bekanntesten ist C. maritima, die sich an den europ. Meeresküsten, bes. häufig in England, angebaut findet. Die jungen Triebe geben ein dem Blumenkohl ähnliches, sehr beliebtes Gemüse. Die Bewohner der Westküste von England bauen die Pflanze seit undenklichen Zeiten; doch ist sie erst seit der Mitte des 18. Jahrh. allgemeiner in der Gartenkultur. Die jungen Sprossen u. Stengel der entfalteten Blätter erinnern in gekochtem Zustande an den Spargel, so daß sie ein vorzügliches Suppengemüse bilden. Ganz besonders zeichnen sich in dieser Beziehung die Rippen der breiten Blätter aus, nachdem dieselben geschält u. geputzt sind, u. dieses Gemüse ist um so werthvoller, als man es in England eingemacht vom November

bis zum Mai haben kann. Der rechte Boden ist ein tiefer Sand, welcher mit Meeresschlamm od. einer ähnlichen Zusammensetzung gemischt wird. Die Pflanze entwickelt sich im Mai u. liefert im 2. od. 3. Jahre brauchbare Schnittlinge. C. tatarica in Mähren u. Ungarn erzeugt sogar eine süße fleischige Wurzel, Tartar genannt, die nebst dem Stengel als Salat u. Gemüse verwerthet wird. In Kleinasien spielt C. Kotschyana eine ähnliche Rolle. Es wäre gut, den Anbau der einen od. anderen Art auch bei uns mehr als bisher zu versuchen.

Cramer, Johann Andreas, Theolog u. Kirchenliederdichter, geb. 29. Jan. 1723 als der Sohn eines armen Predigers zu Jöhstadt im Sächs. Erzgebirge, bezog die Fürstenschule zu Grimma u. 1742 die Universität Leipzig, wo er seinen Unterhalt zum Theil durch Mitarbeit an den „Bremer Beiträgen" erwarb. Im J. 1748 wurde C. Prediger zu Krellwitz bei Magdeburg, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg u. 1754 auf Klopstock's Empfehlung Oberhofprediger zu Kopenhagen. Nach Struensee's Fall fühlte er sich als Deutscher in Dänemark nicht mehr wohl, nahm 1771 den Ruf als Superintendent in Lübeck an, ging jedoch 1774 als erster Professor der Theologie nach Kiel u. starb daselbst 12. Juni 1788. C. war ein eben so tüchtiger Kanzelredner wie Universitätslehrer; ausgestattet mit tiefer Gelehrsamkeit u. nicht unbedeutenden dichterischen Gaben, suchte er in seiner „Uebersetzung der Psalmen" (Leipz. 1762—64) Geist u. Anschauungsweise des Morgenlandes wiederzugeben u. erregte durch Schönheit der Sprache, Schwung u. metrische Gewandtheit gerechtes Aufsehen. Seine Kirchenlieder (z. B. „Gott, wer ist dir zu vergleichen") gehören zu den besten jener Zeit.

Cramer, Johann Baptist, ausgezeichneter Meister des Pianoforte u. Komponist für dieses Instrument, wurde geb. zu Mannheim 24. Febr. 1771 u. kam mit seinem Vater, dem tüchtigen Violinisten Wilhelm C., bereits in seinem zweiten Lebensjahre nach London. Frühzeitig zuerst auf der Violine unterrichtet, überwog doch bald die Lust zum Klavierspielen bei ihm, u. er wurde demnach der Leitung eines gewissen Benser übergeben. Aus dessen Händen ging er 1782 in die Schröter's über, u. von 1783—84 war Clementi sein Lehrer. Nachdem er von 1785 ab unter Karl Friedr. Abel die Tonsetzkunst studirt u. in London durch sein Klavierspiel Aufmerksamkeit erregt hatte, machte er mit 17 Jahren seine erste Kunstreise nach dem Kontinent, welche ihm bedeutende Erfolge einbrachte u. von welcher er 1791 nach London zurückkehrte. Nach Verlauf einiger Jahre machte er eine zweite Reise, erneuerte in Wien die Bekanntschaft mit Josef Haydn (der ihn in England liebgewonnen hatte) u. besuchte auch Italien. Nach London zurückgekehrt, verheirathete er sich daselbst, wurde Mitbegründer der Musikalienhandlung Cramer, Addison u. Beale sowie Professor an der Akademie der Musik. Von 1832—45 lebte er in London; später nahm er seinen Aufenthalt in Paris, kehrte jedoch nach einiger Zeit nach England zurück, wo er 16. April 1858 zu Kensington starb. — C.'s Klavierspiel war höchst ausgezeichnet durch Gediegenheit u. Vollendung der Technik sowie durch Adel des Vortrags. Vornehmlich bewundert wurde immer seine Wiedergabe polyphon gehaltener Stücke (Fugen &c.), wie nicht minder seine Gabe des freien Phantasirens u. sein Vomblattspielen. Als Komponist war C. sehr fruchtbar; doch sind seine 105 Sonaten, 7 Konzerte, 1 Quartett u. 1 Quintett, 2 Duos zu 4 Händen, sowie eine Unmasse kleinerer Stücke verschiedenen Genres, bereits der Vergessenheit anheimgefallen, u. nur seine gleich bei ihrem Erscheinen Epoche machenden Etuden haben noch Lebensfähigkeit u. werden dieselbe auch noch lange behalten; denn eben so schön u. interessant als Musikstücke wie nutzbringend für die Fingertechnik, gehören sie, trotz unzähliger nach ihnen aufgetauchter Schulwerke, nebst Clementi's „Gradus" zu den unentbehrlichen Grundlagen der pianistischen Bildung.

Cramer, Karl Friedrich, Schriftsteller, Sohn des Theologen Johann Andreas C., geb. am 7. März 1752 zu Quedlinburg, studirte in Göttingen, wurde 1775 Professor der Philosophie in Kiel, 1794 aber wegen seiner revolutionären Ansichten entlassen; wandte sich nach Paris, wo er eine Buchhandlung mit Buchdruckerei anlegte u. eine Menge Uebersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche lieferte. Er starb zu Paris am 8. Dez. 1807. Als Mitglied des Hainbundes hat er die poetische Richtung desselben in oft geistloser Weise übertrieben u. mit Ueberspanntheit u. Originalitätssucht ein übergroßes Selbstgefühl vereinigt. Seine Schriften über Klopstock: „Klopstock. Er u. über ihn" (Hamb. 1779—92, 5 Bde.), „Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa" (Hamburg 1777, 2 Bde.) sind Werke abgöttischer Verehrung; sein „Tagebuch aus Paris" (Paris 1800, 2 Bde.) hat Bedeutung für die Geschichte jener Zeit.

Cramer, Karl Gottlob, ein seiner Zeit vielgelesener Romanschriftsteller, geb. 3. März 1758 zu Pödelwitz bei Freiburg an der Unstrut, seit 1795 herzogl. Forstrath zu Meiningen, starb 7. Juni 1817 als Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen. C. hat gegen 100 Bände Romane geschrieben, mit Vorliebe Ritter u. Räubergeschichten, mit niedrigen Gesinnungen, breiter Darstellung u. den unwahrscheinlichsten Verhältnissen. Seine bekanntesten Romane waren: „Karl Saalfeld oder Geschichte eines relegirten Studenten" (Leipz. 1782) u. „Leben u. Meinungen Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus" (Leipz. 1789—91).

Cranach, Lucas, der Aeltere, der bekannte Maler der Reformation, der während seines langen Lebens eine ungemeine, vielleicht zu große Thätigkeit entwickelte u. bei seinen Zeitgenossen in hohen Ehren stand, obwol das übertriebene Lob, das ihm häufig gespendet worden, nicht immer gerechtfertigt ist, weil es ihn mit den größten Meistern seiner Kunst zusammenstellte u. Erwartungen rege machte, die er aus der ihm von der Natur angewiesenen Sphäre seines Talentes u. kraft seiner Bildung nicht erfüllen konnte. In der Großartigkeit der Auffassung, in der stilgerechten Komposition u. noch mehr in der Zeichnung steht er den ersten Meistern seiner Kunst entschieden nach, aber er entwickelt dafür eine große Vielseitigkeit der Erfindungen u. eine ungemein klare, blühende Farbe. Seine Bilder athmen gewöhnlich eine naive, kindliche Heiterkeit u. eine weiche Anmuth, nicht selten durch einen dem derben Volkswitze seiner Zeit entsprechenden Humor gewürzt, so daß er in dieser Beziehung der Hans Sachs unter den Malern geworden ist. In seinen kirchlichen Bildern ist er dagegen recht eigentlich der Maler der Reformation, der, mit Luther und Melanchthon eng befreundet, den Kern der protestantischen Lehre durch die Kunst zu veranschaulichen suchte.

Geboren 1472 zu Kronach, einem Städtchen unweit Bamberg, hatte er den Familiennamen Sunder, doch schrieb er seinen eigenen Namen stets „Lucas Cranach, maler zu Wittenberg". Sein erster Lehrer war sein Vater, ein sonst unbekannter Maler, vielleicht auch Matthäus Grünewald. Nachdem er, wie man sagt, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen durch einige Thierbilder von täuschender Naturwahrheit bekannt geworden war, trat er um 1504 in dessen Dienste u. lebte von der Zeit an bis 1550, abgesehen von einer Reise nach den Niederlanden, fast beständig in Wittenberg, denn auch nach Friedrich's Tode blieb er Hofmaler seiner Nachfolger, Johann's des Beständigen u. Johann Friedrich's des Großmüthigen. Zweimal wurde C. zum Bürgermeister der Stadt erwählt. Wann er die Bekanntschaft Luther's machte, ist ungewiß; jedenfalls wurde er bald innig mit ihm u. mit Melanchthon befreundet, war auch bei der Vermählung Luther's mit Katharina von Bora 1525 zugegen, malte nachher öfter sowol ihn als seine Gattin, u. war sein sachverständiger Beirath bei der Uebersetzung der Bibel. Auch bei dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg u. dem Kardinal Kurfürsten Albrecht von Mainz stand C. in hoher Achtung; bes. innig aber war das Band, welches ihn mit Johann Friedrich d. Großmüthigen verknüpfte. Denn als dieser in Augsburg gefangen saß, folgte der hochbejahrte C. ihm 1530 dorthin, bei welcher Gelegenheit er daselbst Tizian kennen lernte. Im J. 1552 kehrten Beide aus Augsburg zurück u. gingen über Jena nach Weimar, wo C. im Hause seiner dort verheiratheten Tochter 16. Okt. 1553 im Alter von 82 Jahren starb. — C. war 46 Jahre lang glücklich verheirathet mit Barbara, geb. Brengbier aus Gotha, die ihm 5 Kinder gebar, von denen der jüngste Sohn Lucas, geb. 1515, der nachmalige Hofmaler, die künstlerische Erbschaft des Vaters antrat.

C. hat zwar mit der Thier- u. der Porträtmalerei seine Laufbahn begonnen, aber wenn er auch der letzteren sein ganzes Leben hindurch treu blieb u. mit ihr gerade seine schönsten Erfolge erreichte, so malte er doch auch eine Menge von historischen Bildern biblischen Inhalts. Stehen diese nun zwar in Bezug auf poetische Auffassung nicht auf der höchsten Höhe der Kunst, mangelt ihnen eine den Stoff durchdringende Lebendigkeit der Darstellung, bisweilen sogar Geschmack in

der Anordnung der Details, nam. ein durchgängig richtiges Verständniß der menschlichen Gestalten, so sind sie doch überaus verdienstlich durch eine treue u. fleißige Nachahmung der Natur, eine sprechende Wahrheit der Köpfe und ganz besonders der weiblichen Gesichter mit dem klaren, lieblichen Ausdruck von norddeutschem Typus, sowie durch ein leichtes, blühendes Kolorit u. einen bewunderungswürdigen Farbenauftrag, der die Bilder sowol vor dem Abbleichen wie vor dem Nachdunkeln bewahrt hat. Das ganze Berufsleben C.'s war das eines schlichten Handwerkers, der keine Art von Bestellung, selbst nicht auf Häuser- u. Stubenmalerei, verschmähte. Daß bei einer so vielseitigen u. noch dazu so raschen Thätigkeit (er hieß daher celerrimus pictor) u. bei einem so langen Leben die Zahl seiner Werke sehr groß ist, ist nicht zu verwundern. Es sollen im Ganzen 167 Oelbilder, Aquarelle u. Zeichnungen sein, die, wenn auch nicht alle von ihm selbst ausgeführt, doch nach seinen Entwürfen aus seinem Atelier hervorgegangen sind. Dazu kommt noch eine Menge von Kupferstichen u. Holzschnitten.

Nr. 2074. Lucas Cranach der Aeltere (geb. 1472, gest. 16. Okt. 1553).

Aus dieser gewaltigen Menge können wir je nach dem verschiedenen Inhalt der Bilder nur die hervorragendsten bezeichnen. Unter den höchst anmuthigen kleinen Madonnen u. heil. Familien sind es vor allen die heil. Familie im Palast Sciarra (spr. Scharra) in Rom, die aus dem J. 1514 auch als sein frühestes Bild von Interesse ist, die Madonna aus dem J. 1518 im Dom zu Glogau u. eine andere in der Pinakothek zu München, wo die Mutter dem Kinde eine Traube reicht. Ein bei unserem Meister sehr beliebter Gegenstand des Neuen Testamentes ist Christus, die Kinder segnend; die schönsten Bilder dieser Art finden sich in der Stadtkirche zu Naumburg u. in der Sammlung von Th. Baring in London; u. wol eben so oft hat er die Ehebrecherin vor Christo gemalt, wie wir sie z. B. in der Pinakothek in München erblicken. Ganz eigenthümlich in der Auffassung ist ein Christus als Ecce homo zwischen Maria u. Johannes, mit einem Engelchor darüber, im Dom zu Meißen. Für die Mehrzahl solcher größeren Altarwerke, bei denen es auf einen umfassenderen künstlerischen Gedanken ankommt, reichte jedoch das künstlerische Vermögen C.'s nicht aus. Das umfangreichste derselben ist wol das in der Stadtkirche zu Schneeberg, eines der vorzüglichsten das in dem Dom zu Meißen mit dem Mittelbilde der Kreuzigung, das noch eine ganz katholische Haltung hat, also wol in die früheste Zeit des Meisters zu setzen ist; das bedeutendste aber ist das in der Stadtkirche zu Weimar, das, als seine letzte Arbeit, 1553 begonnen, von seinem Sohne Lucas vollendet wurde. Auch das Bild eines Sterbenden im Museum zu Leipzig ist interessant.

Seine mythologischen Gegenstände erscheinen zwar mehr als Parodien, sind aber durch ihre Porträts od. durch die Anmuth ihrer Motive oft sehr ansprechend. Hierher gehören auch die so oft von ihm vorkommenden unbekleideten weiblichen Einzelfiguren, die, durch ihre Attribute bald als Eva, bald als Venus od. Lucretia bezeichnet, sich stets durch ein blühendes Kolorit, aber auch durch einen Mangel an besonderer Charakteristik u. von Gefühl für schöne Körperformen auszeichnen. Durch diese Gestalten, noch mehr aber durch seine in das Gebiet der Travestie u. der Volkswitze gehörenden Darstellungen u. durch die große Zahl seiner Porträts erhielt er schon bei seinen Lebzeiten in Deutschland einen großen Ruf. Unter den letzteren befinden sich die oft von ihm gemalten Reformatoren u. fürstlichen Beschützer der Reformation, wie sie fast jede größere Galerie Deutschlands aufzuweisen hat. — Was C. an Kupferstichen geliefert hat, beschränkt sich fast ganz auf Porträts, u. seine Zeichnungen für Holzschnitte beziehen sich meistens auf volksthümliche Darstellungen, die sogar zu bitterer Satire werden, wenn es ihm darauf ankam, der Reformation Bahn zu brechen. — Vgl. die treffliche Monographie von Chr. Schuchardt, „Lucas Cranach's des Aelteren Leben u. Werke" (Lpz. 1851 flg., 3 Bde.). — Lucas C. der Jüngere (1515—1586), Sohn des Vorigen, war, wie der Vater, gleichfalls Bürgermeister in Wittenberg, steht aber als Maler, wo er selbständig auftritt, diesem entschieden nach u. übertrifft ihn nur in der Korrektheit der Zeichnung. Er malte biblische Gegenstände u. Porträts.

Cranmer (spr. Krämmer), Thomas, Erzbischof von Canterbury, ein Hauptförderer der Reformation in England, war 2. Juli 1489 zu Aslacton geb. Er stammte aus einer altadeligen Familie in der Grafschaft Northampton. Seine Jugendbildung war sehr mangelhaft; er erhielt sorgfältigeren Unterricht im Reiten und Jagen als in den Wissenschaften. Doch holte er das Versäumte eifrig nach, nachdem er 1503 die Universität Cambridge bezogen hatte. Im J. 1510 in das Jesus-Colleg aufgenommen, trieb er eifrig theologische Studien. Er verheirathete sich 1519 u. mußte deshalb aus dem Kolleg treten, ward aber nach dem frühen Tode seiner Frau wieder darin aufgenommen u. erhielt 1523 das Doktordiplom, bald auch die Würde eines Professors. In der Ehescheidungssache des Königs (Heinrich's VIII., s. d.) wurde er von dem Staatssekretär Gardiner zu Rathe gezogen u. meinte, der König sei dazu berechtigt; man solle die Frage den Hochschulen vorlegen. Er wurde darauf an den Hof berufen, mit Aufstellung seines Gutachtens u. Vertheidigung desselben beauftragt. Er that dies mit Erfolg in Cambridge; in Rom dagegen, wohin ihn der König sandte, waren seine Bemühungen vergeblich (1530). Auf der Rückreise hielt er sich längere Zeit in Deutschland auf u. gewann viele Gelehrte für seine Ansicht, nam. den berühmten Osiander in Nürnberg, dessen Nichte er heirathete. Im J. 1533 erhob der König ihn zum Erzbischof von Canterbury. Als solcher erklärte er nunmehr öffentlich die Ehescheidung des Königs u. dessen Vermählung mit Anna Boleyn für giltig, infolge dessen (1534) der Papst den Bann über Heinrich aussprach, der hierauf die päpstliche Gewalt in England für aufgehoben erklärte. C. suchte jetzt Schritt für Schritt die Reformation in England zu verbreiten, doch zeigte er sich in vielen Punkten unentschieden u. ließ selbst die Heiligenverehrung u. die Transsubstantiationslehre bestehen. Er vertheidigte Anfangs die beschuldigte Anna Boleyn, gab aber bald dem Willen seines despotischen Gebieters nach u. willigte in dessen Vermählung mit Anna Seymour. Es gelang ihm, die Uebersetzung der Bibel einzuführen; dagegen blieb das Cölibat bestehen u. er mußte seine Frau nach Deutschland zurückschicken. Indessen gewannen die Katholiken wieder Einfluß, setzten ein Bibelverbot durch u. stellten 6 reformationsfeindliche Artikel auf, die C. im Parlament bekämpfte. Als Heinrich 1547 starb, konnte C. seine reformatorischen Bestrebungen freier fortsetzen, denn der junge König Eduard war sein Zögling. Die 6 Artikel wurden verworfen, die Liturgie revidirt, das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalt angeordnet, der Nürnberger Katechismus eingeführt. Man berief deutsche Theologen nach England u. stellte ein neues Glaubensbekenntniß auf, das jedoch vom Parlament nicht aufgenommen wurde. Nach dem frühen Tode des Königs 1553 bestieg die katholische Maria den Thron, die mit grausamer Strenge die Reformation zu unterdrücken suchte. Unter den Opfern, die ihr Glaubenseifer forderte, war vor Allen C. Er wurde vor die Sternkammer geladen, in den Tower geworfen u. Drohungen brachten ihn dazu, einen Widerruf zu unterschreiben. Als er dies aber öffentlich in der Kirche thun sollte, da erklärte der sonst schüchterne Mann, er habe stets die

Wahrheit gelehrt, u. seine rechte Hand, die den Widerruf unterschrieben, solle zuerst von den Flammen verzehrt werden. Muthig bestieg er 21. März 1556 den Holzstoß u. starb für seine Ueberzeugung.

Craspedoten, s. „Medusen."

craß (vom latein. crassus), dick, derb, grob, grobsinnlich.

Crassula, Fettblatt, der Typus einer eigenen Pflanzenfamilie, der Crassulaceen, wohin Hauslaub (Sempervivum), Mauerpfeffer (Sedum) u. a. gehören.

Crassus, Marcus Licinius, gen. Dives, d. h. der Reiche, ein vornehmer u. reicher Römer, geb. 115 v. Chr., zeichnete sich unter Sulla als Legat aus, erfocht 71 als Prätor einen Sieg über Spartacus u. war im J. 70 Konsul mit Pompejus. Aus Neid gegen diesen schloß er sich dem Cäsar an, dem er wegen seines Reichthums ein schätzbarer Bundesgenosse war. Der Werth seiner Landgüter allein soll 8000 Talente (ungefähr 8 Mill. Thaler) überstiegen haben. Cäsar söhnte ihn (im J. 60) mit Pompejus aus u. bildete mit beiden zusammen das Triumvirat (s. d. u. den Artikel „Cäsar"). Nachdem C. im J. 55 mit Pompejus Konsul gewesen war, ging er im folgenden Jahre als Prokonsul nach Syrien u. bekriegte von dort aus die Parther. Der Kampf fiel unglücklich aus u. C. wurde auf dem Rückzuge nach Syrien meuchlings überfallen u. getödtet (53).

Nr. 2075. Marcus Licinius Crassus, gen. Dives (geb. 115 v. Chr., gest. 53).

Crataegus, Weißdorn, Pflanzengattung der Pomaceen od. Apfelfrüchtigen. Am gemeinsten ist Cr. Oxyacantha, auch Hagedorn, Heckdorn, Mehldorn, Hagebat, Christdorn, Hundedorn, Müllerbrot, Mehlfäßchenstrauch, Unserer-lieben-Frauen-Birnlein; die Früchte in der Nordschweiz: Schmalzöpfeli, Hergottabeeri, Antabällali; der bekannte Heckenstrauch. Andere Arten bilden durch die Schönheit ihrer Früchte u. Blüten beliebte Ziersträucher, z. B. C. monogyna u. pyracantha aus dem Süden Europa's; letztere mit wunderschön roth gefärbten, sehr reichlichen Blüten vielfach bei uns kultivirt, u. a. In C. Azarolus, Azarolbaum, erhebt sich die Gattung zu einem bedeutsamen Obstbaume, da er schon in Südtirol die mispelgroßen, angenehm säuerlichen Früchte reift, die man in Zucker eingemacht genießt.

Crau (spr. Kroh), Plain de C., provençalisch Craou, altrömisch Campi lapidei (Steinfelder), ein Kieselfeld von 9 Q.-M. zwischen dem östl. Arme des Rhonedeltas u. dem Etang de Berre in der Provence. Einst eine Meeresbucht, welche von der Rhone u. Durance mit Geröll angefüllt wurde, worauf sich Tuff ablagerte, ist gegenwärtig dieser Landstrich eine baum- u. wasserlose Erdfläche, in deren sehr dünner Schicht Ackererde die schönsten Futterkräuter wachsen u. deren Ränder von Wein u. Oliven umkränzt sind.

Cravate (franz., spr. Krawatte), Halsbinde, Halstuch; so benannt nach den Kroaten, früher Cravates genannt, deren Halsbekleidung 1636 bei den Kriegen der Franzosen gegen Deutschland sich nach Frankreich verbreitete u. daselbst zur Mode wurde.

Craven (spr. Krehw'n), Lady Elisabeth Berkeley, nachmalige Markgräfin von Ansbach-Bayreuth, geb. als jüngste Tochter des vierten Grafen Berkeley zu London 28. Dez. 1750, vermählte sich 30. Mai 1767 mit Lord William C. Sie gebar diesem 7 Kinder, mußte aber trotzdem eine rohe Behandlung erdulden u. ward schließlich 1781 von ihm durch Intriguen getrennt, worauf sie an verschiedenen Höfen lebte. In Ansbach gewann sie die Freundschaft des Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander, eines Neffen Friedrich's des Großen, u. ward nach dem Tode ihres Gatten 30. Okt. 1791 dessen Gemahlin. Hierauf bewog sie den Markgrafen zur Abtretung seines Landes an Preußen u. begab sich mit ihm nach England, ward jedoch, obwol von Kaiser Franz II. 1793 auch zu einer Prinzessin von Berkeley erhoben, nicht als Fürstin bei Hofe empfangen. Seit 1806 abermals Wittwe, lebte sie abwechselnd in England u. in Neapel, an welchem letzteren Orte sie 13. Jan. 1828 starb. Sie schrieb „Journey through the Crim to Constantinople" (1789) u. „Memoirs of the Margravine of Ansbach" (1825).

Crawford (spr. Kraufohrd), Thomas, ein sehr geschätzter Bildhauer, der, 1814 in New York geboren, schon früh ein großes Talent zur Plastik zeigte u. deshalb zunächst bei einem Holzschnitzer in die Lehre trat. Im J. 1834 ging er nach Rom u. zeichnete sich dort als Schüler von Thorwaldsen aus. Seinen ersten, mit großem Beifall aufgenommenen Arbeiten, „Orpheus" u. „Die Kinder im Walde", folgten Anfangs eine Menge von einzelnen Genregestalten, später auch mehrere monumentale Porträtstatuen, z. B. ein Beethoven für das Athenäum in Boston, das viel bedeutendere Denkmal Washington's in Richmond (Virginia) u. die allegorischen Statuen für das Giebelfeld eines neuen Flügels des Kapitols in Washington. Von einer Krankheit Heilung suchend, starb er in London 1857.

Crayer, Kaspar de, ein niederländischer Historienmaler, der, 1582 in Antwerpen geboren, unter den Zeitgenossen des Rubens eine der ersten Stellen einnimmt. Seinen Lehrer, Raphael Corcie, übertraf er bei weitem; C. trat in freundschaftliche Beziehungen zu Rubens u. van Dyck u. lebte längere Zeit in Brüssel, in hohem Ansehen bei den Statthaltern der Niederlande stehend. In seinen späteren Jahren zog er nach Gent, wo er nach einer rastlosen Thätigkeit erst 1669 im Alter von 87 Jahren starb. Künstlerisch ist er mit Rubens sehr verwandt, bewegt sich aber fast nur in kirchlichen, bisweilen auch in allegorischen Gegenständen u. hat durchaus nicht die Großartigkeit von Jenem, noch dessen leuchtende Manier des Kolorits, dagegen in ruhigen Darstellungen eine größere Milde u. Zartheit.

Crayon (franz., spr. Krejong), ein Schreib- od. Zeichenstift, nam. Farbenstift zur Ausführung kolorirter Zeichnungen. — Crayonmanier (Kreidemanier) heißt in der Lithographie die Nachahmung von Kreide- u. Bleistiftzeichnungen.

Creas, Leder- od. Doppelleinwand, ist eigentl. weißgarnige, d. h. aus schon gebleichtem guten festen Garn dicht gewebte u. nur nachgebleichte Leinwand, die beste u. dauerhafteste Sorte dieser Waarengattung; jetzt werden vielfach Baumwollenzusätze mit hinein verarbeitet. Der Artikel wird in den Sitzen der Leinenindustrie, Oberlausitz, Schlesien, Böhmen, Westfalen, Hannover, seit alten Zeiten gefertigt u. bildet eine gangbare Ausfuhrwaare.

Crébillon (spr. Krebbilljong), Prosper Jolyot de, franz. Schauspieldichter, geb. 13. Jan. 1674 zu Dijon, widmete sich Anfangs jurist. Studien, die er aber bald aufgab, um in Paris seiner Neigung für dramatische Dichtung zu folgen. Mit seinem ersten Stücke („La mort des enfants de Brutus") hatte er wenig Glück, u. auch der Beifall, den seine späteren Schauspiele („Idoménée", „Electre", „Rhadamiste") fanden, enthob ihn nicht drückenden Nahrungssorgen. Auf Verwendung der Frau v. Pompadour fand C. endlich bei der königl. Bibliothek zu Paris eine Anstellung. Er starb 17. Juni 1762. — C. hat nam. Corneille nachzuahmen versucht, steht aber weit hinter diesem in Sprache u. Charakteristik. — Claude Prosper Jolyot de C., franz. Romanschriftsteller, als Sohn des Vorigen geb. 14. Febr. 1707 zu Dijon u. gest. daselbst 12. April 1777, erregte durch sittenlose Schilderungen in seinen Romanen selbst in dem nichts weniger als sittenreinen Paris seiner Zeit solchen Anstoß, daß er wegen eines seiner Romane eine Zeit lang in der Bastille gesessen hat. Trotzdem sind seine Erzählungen von Werth für Denjenigen, welcher die Pariser gesellschaftlichen Zustände des vorigen Jahrhunderts kennen lernen will, u. ausgezeichnet durch leichten, oft witzigen Stil u. Erfindungsgabe („Tanzai et Néadarne" 1734; „Le sopha" 1745; „La nuit et le moment" 1755).

Crecy (Creffy), ein Marktflecken im franz. Dep. Somme, einem Theile der Picardie, welcher in einer Ebene liegt, die noch im 9. Jahrhundert Meeresboden war. Geschichtliche Berühmtheit hat C. durch die mörderische Schlacht, welche hier 26. August 1346 zwischen den Engländern unter Eduard III. u. den Franzosen unter Philipp VI. stattfand, in welcher von diesen letzteren, außer zahlreichen fürstlichen Personen, Bannerherren u. Edelleuten, 30,000 Krieger fielen. Uebertrieben ist die Angabe, daß die Engländer nur einen Verlust von drei Rittern u. wenigen Niederen gehabt haben sollen.

Credé, Karl Sigismund Franz, verdienstvoller Arzt, geb. 23. Dezbr. 1819 zu Berlin, machte daselbst seine Studien u. bereiste bis 1843 Italien, die Schweiz, Frankreich, Belgien, Deutschland u. Oesterreich. Nach seiner Rückkehr wurde er Assistent der geburtshülflichen Klinik zu Berlin. Im J. 1856 folgte er einem Rufe an die Universität Leipzig, wo er die Professur für Geburtshülfe übernahm, am Trier'schen Institute eine Abtheilung für Frauenkrankheiten gründete u. mit Germann die Polyklinik leitete. Im J. 1860, bei Gelegenheit der 50jähr. Stiftungsfeier der Gebäranstalt, erhielt C. den Hofraths-, im J. 1871 den Geheimrathstitel. — C. ist der Hauptrepräsentant der rationellen Geburtshülfe. Auch als medizinischer Schriftsteller ist er von großem Einfluß; außer seinem Hauptwerk, „Die klinischen Vorträge über Geburtshülfe", veröffentlicht er in zahlreichen Gelegenheitsschriften u. Zeitschriften Arbeiten von gediegenstem Werthe. Seit vielen Jahren giebt C., neuerdings in Gemeinschaft mit Spiegelberg, die Zeitschrift für Gynäkologie heraus. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist die Wirksamkeit C.'s als Lehrer durch seine Geschicklichkeit im Operiren, beredte Darstellung im Vortrage u. sein Eingehen auf die geringsten Details der Praxis. Diese Eigenschaften haben C. auch zu einem der berühmtesten praktischen Aerzte gemacht.

Credi, Lorenzo di, ein florentinischer Maler, der, geb. 1454, gest. 1536, nach Anderen 1513), zuerst ein Schüler u. Freund des Andrea del Verrocchio war, aber in seinem künstlerischen Wirken vielmehr ein Nachahmer seines Mitschülers, des Leonardo da Vinci, den er auch manchmal kopirte. Seine eigenen Darstellungen beschränken sich meistens auf den engen Kreis der Madonnenbilder u. der heiligen Familie, die er, an die Weise des Perugino erinnernd, mit einem zarten Schönheitssinne, großer Anmuth u. klarer, leichter Färbung zu malen verstand. Weniger gelungen sind seine männlichen Gestalten. Mehrere seiner besten Bilder sieht man in Florenz, andere in der Galerie der Uffizien; noch bedeutender ist eine Madonna zwischen Heiligen im Dom zu Pistoja. Außerhalb Italiens ist wol sein bestes Bild eine Madonna mit dem Kinde auf dem Throne, im Louvre zu Paris.

Credit in der Buchhaltung od. kaufmännischen Rechnung steht als Haben, Guthaben dem Debet, Soll gegenüber.

Crédit mobilier (spr. Kredih mobilieh). Nach dem Vorgange der berüchtigten Société générale du crédit mobilier, welche die Brüder Pereire unter Protektion der Herrschaft Napoleon's III. Anfang der Fünfziger Jahre ins Leben riefen, versteht man unter dieser Bezeichnung Bankinstitute, die alle möglichen Geschäfte u. Spekulationen treiben dürfen. Statt der einzig fehlenden Berechtigung zur Notenausgabe war der Anstalt der Pereire in den Statuten das Privilegium ertheilt worden, das Fünffache des Aktienkapitals in verzinslichen Obligationen auszugeben, um solcherweise ihre Spekulationsmittel noch vermehren zu dürfen. Indeß die damit verknüpften offenbaren Gefahren gegenüber den verdächtigen Zuständen, in welche das Institut nach einer kurzen Glanzzeit, in der es einmal über 40 Proz. Dividende vertheilte, bereits gerathen war, schreckte die Regierung davor zurück, dies Privilegium zur Wirklichkeit werden zu lassen, u. so ging der Crédit mobilier, nachdem er seine Mittel in unglücklichen Spekulationen festgefahren, zu Grunde, während die Brüder Pereire selbst Schätze zusammengerafft hatten. — Da das Hauptziel von Anstalten dieser Art in Gründung neuer Unternehmungen, mögen sie heißen wie sie wollen, besteht, so kommt Alles darauf an, die dafür auszugebenden Papiere so rasch wie möglich mit Vortheil abzusetzen. Mißlingt dies, so vermindern sich dadurch ihre Hülfsquellen behufs Deckung ihrer sonstigen Verbindlichkeiten, u. wiederholen sich diese Fehlschläge öfter, so ist der Ruin unausbleiblich. Daraus erhellt, wie viele durch Glück begünstigte Geschicklichkeit zur erfolgreichen Leitung von dergleichen Operationen nothwendig ist. — Bekanntlich entstanden während der Fünfziger Jahre nach dem Muster des Pereire'schen Instituts auch in Deutschland u. anderen Ländern eine Menge ähnlicher Anstalten, welche sämmtlich bald auf Sandbänke geriethen u. durch die Kursverluste ihrer Aktien viel Unheil u. Schaden anstifteten. Später machten manche davon sich wieder flott, indem sie ihre eigenen Aktien zu tief unter den Nominalwerth gesunkenen Kursen zurückkauften u. dadurch ihre in bedeutende Defizits gerathenen Bilanzen wieder künstlich herstellten. Allmählig gelang es ihnen sogar im Laufe der Zeit, durch die Erfahrung gewitzigt u. durch äußere Umstände begünstigt, ansehnliche Stellungen in der finanziellen Welt einzunehmen, wie die hohen Kurse der Aktien dieser älteren Institute ausweisen. — In den Jahren 1868 u. 69, zur Zeit des großen Börsenschwindels in Wien, wurden dort gleichfalls viele solcher Crédit mobilier-Banken gegründet, welche, nachdem sie Verderben genug verursacht, theilweise durch Fusion wieder vom Schauplatze verschwanden. Die nach dem Kriege gegen Frankreich auch in Deutschland infolge des neuen Gesetzes über Aktiengesellschaften, welches keine Konzession der Regierung mehr nöthig machte, zahlreich entstandenen Bankinstitute haben zum sehr großen Theile ganz den Charakter des C. m. Welchen von ihnen es gelingen wird, festen Fuß zu fassen, muß der Zeit überlassen bleiben nachzuweisen. Die meisten derselben können allerdings keinen plausiblen Grund des Daseins für sich anführen.

Credner, Karl August, einer der ausgezeichnetsten Bibelforscher dieses Jahrhunderts, wurde 10. Jan. 1797 zu Waltershausen bei Gotha geb. Unter Leitung seines Vaters u. seit 1812 auf dem Gymnasium zu Gotha vorgebildet, studirte er seit 1817 zu Jena u. dann mehrere Jahre in Breslau Theologie u. orientalische Sprachen. Nachdem er hierauf einige Jahre in Göttingen u. Hannover als Hauslehrer thätig gewesen war, habilitirte er sich 1828 als Privatdozent zu Jena, wurde 1830 daselbst außerordentlicher u. 1832 ordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese u. Kirchengeschichte in Gießen. Hier starb er nach höchst segensreicher Thätigkeit, die nur in den letzten Jahren durch einen Schlagfluß beeinträchtigt wurde, 16. Juli 1857. Von seinen zahlreichen Schriften, die sich sämmtlich durch peinliche Genauigkeit der Forschung u. Klarheit auszeichnen, stehen die „Einleitung ins Neue Testament" (1836; blieb jedoch unvollendet) u. die „Geschichte des neutestamentl. Kanon" (nach C.'s Tode 1860 von Volkmar herausgegeben) in vieler Hinsicht bis heute unübertroffen da.

Credo (lat.), d. h. ich glaube, ein Wort, womit die verschiedenen Glaubensbekenntnisse der christlichen Kirche anfangen. Das älteste u. einfachste derselben, das apostolische, beginnt die 3 Artikel: „Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen Schöpfer u. s. f." Wegen der Irrlehre des Arius, der einen Unterschied, eine Stufenfolge der drei göttlichen Personen annahm, wurde 325 das Konzil zu Nikäa berufen u. folgendes C. (Symbol od. Glaubensbekenntniß) aufgestellt: „Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer aller Dinge, den sichtbaren u. unsichtbaren; u. an einen Herrn Jesus Christus, den Eingeborenen, erzeugt vom Vater, das ist aus dem Vater, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahren Gott aus dem wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, gleiches Wesens mit dem Vater u. s. f." Auf dem Konzil zu Konstantinopel 381 wurde das nikänische C. wegen anderer Irrlehren revidirt, erweitert u. angenommen. Es gilt noch jetzt in der abend- u. morgenländ. Kirche u. auch in der protest. als Glaubensnorm. In der kathol. Kirche ist das C. ein wichtiger Bestandtheil der Messe.

Credo quia absurdum (est) (lat.), d. h. Ich glaube es, weil es widersinnig ist — ein dem berühmten Kirchenvater Augustinus zugeschriebener Satz, der auf der Anschauung beruht, daß Glaubenssätze sich nicht durch menschliche Vernunftgründe beweisen lassen, daß religiöse Wahrheiten nicht begriffen, sondern trotz ihrer Unbegreiflichkeit u. scheinbaren Widersinnigkeit geglaubt sein wollen, u. daß Ueberzeugungen, die man sich auf anderem Wege als auf dem des Glaubens gebildet, eben nicht mehr in das Gebiet des Glaubens fallen. Dieser paradoxe Satz, der einen kleinen Kern von Wahrheit enthält, sollte also eigentlich heißen: Ich glaube es, obwol es widersinnig scheint, (z. B. das Dogma von der Dreieinigkeit, die in der Bibel berichteten Wunder u. s. w.). Ein ähnlicher Ausspruch findet sich bei Tertullian (in seiner Schrift „Ueber das Fleisch Christi", Kap. 5: „Certum quia impossibile", d. h.: Es ist gewiß, weil es unmöglich ist).

Creeks u. **Creus,** Indianerstämme, s. „Indianer Nordamerika's."

Crelinger, Auguste (geb. Dühring), berühmte deutsche Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1796, wurde von Iffland, der die Begabung des schönen, für die Bühne schwärmenden Mädchens erkannte, in die Schauspielkunst eingeführt. Sie trat 4. Mai 1812 in Berlin zum ersten Male in Iffland's „Hagestolzen" als Margarethe auf, gefiel u. wußte sich in der Gunst des Publikums zu behaupten, ohne jedoch damals besonders große Erfolge zu feiern. Nach Iffland's Tode interessirte sich der neue Leiter der Berliner Bühne, Graf Brühl, sehr leb-

haft für die junge Künstlerin. Sie verheirathete sich 1817 mit dem in seinem Fach gewandten Schauspieler Stich, u. von eben dieser Zeit erstieg sie zugleich eine neue Stufe in ihrem Kunstlerleben. Sie begann jetzt sowol den rhetorischen als den plastischen Theil ihrer Kunst mit größter Behandlichkeit u. Einsicht zu üben; sie eignete sich jene antike Schönheit der Stellungen, jene feine Ausbildung des Organs u. jenen Wohllaut der Sprache an, wodurch sie bald über alle gleichzeitigen Künstlerinnen hervorragte. Wenige Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten (der infolge eines Duells starb) verheirathete sie sich mit dem Bankier Otto Crelinger, mit dem sie (seit 1824) größere Kunstreisen durch Deutschland, nach Paris u. Petersburg antrat. In Wien kämpfte sie ruhmvoll mit zwei mächtigen Nebenbuhlerinnen, der Schröder u. Sophie Müller. In dieser Glanzperiode entwickelte Auguste C. eine ungemeine Vielseitigkeit. Bes. groß war sie in Rollen, die geistreiche Auffassung, scharfe Charakteristik u. edle Plastik erfordern, wie als Lady Macbeth, Isabelle, Phädra, Lady Milford 2c.; ganz unübertrefflich war aber ihre Darstellung der Goethe'schen Iphigenia. Nicht minder fesselte sie im Lustspiel durch Grazie u. liebenswürdige Beweglichkeit. Erst in hohem Alter zog sie sich von der Bühne zurück; sie starb 1. Nov. 1865. — Schon 1834 waren ihre beiden sehr talentvollen Töchter Klara u. Bertha Stich, welche sich in der Schule der Mutter herangebildet hatten, zuerst auf dem Königstädter Theater in Berlin aufgetreten. Sie machten rasche Fortschritte u. wurden bald Zierden des königl. Schauspielhauses. Klara wurde der Bühne 1. Okt. 1862 durch den Tod entrissen, während Bertha schon früher durch Verheirathung der Kunst entzogen worden war.

Crell, Nikolaus (auch Krell), kursächs. Kanzler, ein Opfer der theologischen Streitigkeiten im 17. Jahrh. wurde um 1550 zu Leipzig als der Sohn eines juristischen Professors geboren. Nach beendigten juristischen Studien trat er zu Leipzig als Dozent auf u. zeichnete sich bald auch als praktischer Jurist in solchem Grade aus, daß er vom Kurfürsten August an den Hof gezogen u. nach dessen Tode von Christian I. 1586 zum Kanzler (ersten Minister) erhoben wurde. In der Ueberzeugung, daß durch die starre lutherische Orthodoxie, wie sie vom Kurfürsten durch die sog. formula concordiae (Eintrachtsformel) 1580 zur Alleinherrschaft erhoben worden war, das wahre Interesse der Religion nicht gefördert werde, begünstigte C. die früher herrschende Richtung der sog. Philippisten (d. h. Anhänger Philipp Melanchthon's), die nicht nur überhaupt milder, sondern auch zur Anerkennung der Reformirten (bes. der Calvinisten) geneigt waren. So gestattete er die Weglassung der Teufelsaustreibung bei der Taufe, verbot alles unnöthige Eifern u. Schmähen der Geistlichen auf der Kanzel u. ließ eine Bibel mit Anmerkungen herausgeben, welche nicht selten den schroffen Lehren der Konkordienformel gegenübertrat. Hatte er sich durch alles dies die strengen Lutheraner zu Feinden gemacht, so erbitterte er andererseits die adeligen Landvorstände durch die Beschränkung ihres Einflusses. Sogleich nach dem Tode Christian's I. (1591) brach daher der Sturm gegen C. los. Die Vormünder des jungen Christian II., Kurfürstin Sophie u. Herzog Friedrich Wilhelm, ließen ihn verhaften u. rotteten mit allen möglichen Mitteln den von ihm begünstigten Kryptocalvinismus (heimlicher Calvinismus) im ganzen Lande wieder aus. Erst 1597 erlangte C., der unterdeß in einem elenden Kerker gesessen hatte, ein Verhör, u. erst zwei Jahre später einigte man sich über die Anklage dahin, daß er seine Pflicht gegen Fürst u. Land vergessen, sich in Religionssachen gemengt habe 2c. Das Schändlichste aber war, daß man ein kaiserliches (also katholisches) Gericht zu Prag wider ihn anrief, weil er angeblich auch Handlungen gegen den Landfrieden unternommen habe. Das Urtheil lautete auf Hinrichtung mit dem Schwert u. wurde trotz aller Protestation gegen den rechtswidrigen Gang des Prozesses 9. Okt. 1601 zu Dresden vollstreckt. Auch die Gegner C.'s haben den Justizmord schließlich einräumen müssen.

Crelle, August Leopold, ausgezeichneter Mathematiker, geb. 11. März 1780 zu Eichwerder bei Wriezen a. d. O., bekleidete bei dem preuß. Staatsbauwesen erst mehrere untergeordnete Stellungen u. ward später Geheimer Oberbaurath u. Mitglied der Oberbaudirektion. Die meisten von 1816—20 im preuß. Staate ausgeführten Kunststraßen wurden unter seiner Leitung u. die Berlin-Potsdamer Eisenbahn nach seinem Entwurf gebaut. Im J. 1849 trat er seiner geschwächten Gesundheit wegen aus dem Staatsdienste. Er hat viele Abhandlungen mathematischen Inhaltes verfaßt u. mehrere Werke franz. Mathematiker übersetzt. Das von ihm geleitete „Journal für die reine u. angewendete Mathematik" (50 Bde., Berlin 1826—55, fortgesetzt von Borchardt) enthält viele Aufsätze von ihm, ebenso sein „Journal für die Baukunst" (30 Bde., Berlin 1829—51). Er starb 6. Okt. 1855.

Crême (franz., spr. Krähm), Pomade u. andere salben- od. rahmähnliche Zusammensetzungen; Milchrahm, Sahne, ferner eine Speise von rahmähnlicher Dichtigkeit aus Eiern, Milch, Zucker, Mandeln, Chokolade, Wein u. dgl., gewürzt mit Vanille od. anderen feinen Substanzen. Figürlich bezeichnet C. die höheren Schichten der Gesellschaft, die gleichsam über dem gewöhnlichen Volke schwimmen.

Crémieux (spr. Krehmiöh), Isaac Adolphe, franz. Advokat, Kammerredner u. Staatsmann, geb. von jüdischen Eltern 30. April 1796 zu Nimes, studirte die Rechte u. ließ sich in Paris als Advokat nieder, wo er sich in polit. Prozessen durch glänzende Vertheidigungsreden hervorthat. Im J. 1830 gehörte er dem Ministerium Odilon Barrot an. Während der Judenverfolgung in Damaskus (1840) vertrat er die Sache seiner Glaubensbrüder mit Begeisterung u. entwickelte, indem er den Orient durchreiste, eine eifrige Thätigkeit, um eine Milderung ihres traurigen Looses herbeizuführen. In der Kammer, in die er 1842 als Vertreter des Arrond. Chinon eintrat, gehörte er zu den beredtesten Stimmführern der Opposition gegen das Ministerium Guizot. Nachdem er sich vollständig der republikanischen Partei angeschlossen hatte, wurde ihm 1848 von der Republik das Portefeuille des Justizministeriums übertragen. Auch er gehörte 1852 zu den Opfern des Staatsstreichs; seiner Haft in Mazas entlassen, kehrte er dem politischen Kampfplatz den Rücken u. widmete sich wieder ganz der advokatorischen Thätigkeit. Erst 1869 nahm er (für Paris) eine Wahl in den Gesetzgebenden Körper an. Nach dem Sturze des Kaiserreichs (Sept. 1870) trat er als Justizminister in die Provisorische Regierung („Regierung der nationalen Vertheidigung"). Vor der Einschließung von Paris übernahm er die Leitung einer Delegation dieser Regierung, die ihren Sitz in Tours aufschlug — ein Posten, den er später wegen allzu schwachen Auftretens an Gambetta abgeben mußte. Doch blieb er bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung, der er auch nach Bordeaux folgte, Mitglied der Regierung. In das von Thiers gebildete neue Kabinet trat er nicht mit ein. C. ist einer der Gründer u. gegenwärtig Präsident der „Alliance israélite universelle" (die sich nam. die Durchführung der Judenemanzipation in den östlichen Ländern Europa's u. im Orient zur Aufgabe gemacht hat).

Cremōna, Provinz in der Lombardei, umfassend die Ebene zwischen dem Oglio, der Adda u. dem Po, 31½ □M. groß, mit 290,700 E. in 209 größeren Ortschaften u. 170 kleineren Dörfern u. Vorwerken. Die Hauptprodukte des äußerst fruchtbaren Bodens sind: Mais, Reis, Flachs, Wein u. Seide. — Die Hauptstadt C., 31,000 E., liegt am Po; sie ist reich an schönen u. alten Bauwerken. Unter den 45 Kirchen zeichnet sich bes. der große Dom aus, dessen Gewölbe auf 40 Marmorsäulen ruht u. dessen schlanker, 132 m. hoher Glockenthurm der höchste in Italien ist. C. treibt lebhaften Handel; berühmt ist es durch die Fabrikation von Geigen u. von Saiten für Streichinstrumente. Die Stadt soll schon 450 v. Chr. von den Cenomanen erbaut worden sein; 219 v. Chr. wurde sie römische Kolonie u. gelangte bald zu Reichthum u. Pracht. Von Vespasian 70 n. Chr. (in dessen Kampfe mit Vitellius) zerstört, erholte sich C. allmählig wieder, wurde aber 630 wiederum von den Gothen vernichtet. Im 12. Jahrh. erhob sich die Stadt von Neuem. Sie wechselte aber im Mittelalter u. in der neuen Zeit häufig ihren Herrn; früher mailändisch, wurde sie später venetianisch, französisch, österreichisch, bis sie infolge des Krieges von 1859 mit der Lombardei dem neuen Königreich Italien einverleibt wurde.

Cremor (lat.), der dicke Saft od. das Milchige aus gewässerten od. ausgedrückten Körnern, kommt meist nur in Zusammensetzungen vor, bezeichnet dann eine dickliche Flüssigkeit u. Ausscheidung fester Stoffe aus Flüssigkeiten auf deren Oberfläche (C. lactis, Milchrahm; C. sulphuris, Schwefelmilch; C. calcis, Kalkmilch; C. hordei, Gerstenschleim).

Cremor tartari, offizineller Name für Weinstein (s. d.).

Creneaux (franz., spr. Krenoh), Mauerscharten für die gedeckte Anwendung von Infanteriegewehren.

crenelirte Mauern, mit Schießscharten durchbrochene freistehende Festungsmauern. In einigen Fällen ist der obere Theil der Eskarpenmauer (d. h. Bekleidung der inneren Grabenböschung) als crenelirte Mauer so weit abgerückt, daß dahinter ein schmaler Rondengang zur Besetzung durch Infanterie entsteht.

crescendo (ital., spr. kreschendo), abgekürzt cresc., in der Musik eine Vortragsbezeichnung, welche bedeutet, daß die Klangstärke eines Tones od. einer Reihe von Tönen anwachsen, zunehmen soll. Bezieht sich das c. auf eine längere Reihe von Tönen, so wird es in getrennten Silben unter diese Reihe gesetzt: cres-cen-do (natürlich richten sich die Zwischenräume zwischen den Silben nach der Länge der Reihe). Für kürzere Stellen od. einzelne Noten gebraucht man das Zeichen: ——. Früher bediente man sich auch des Ausdrucks: il tempo od. il tempo c., wenn die Bewegung beschleunigt werden sollte; jetzt aber benutzt man dafür die Wörter stringendo u. accelerando. — C. ist ferner der Name eines vom Hofrath Bauer in Berlin im J. 1775 erfundenen Klavierinstruments in pyramidalischer Form mit 5 Oktaven Umfang u. 3 Zügen, welche durch den Fuß regiert wurden u. mittels deren drei Veränderungen im Klange hervorgebracht werden konnten; ein vierter Zug verschob die Klaviatur in dem Maße, daß die Stimmung des ganzen Instruments um einen od. zwei Töne höher transponirt erschien. Bauer erfand auch noch ein anderes ähnliches Instrument, welches er C. royal nannte; dasselbe hatte die Gestalt eines kleinen Klaviers u. ging vom großen C bis zum dreigestrichenen F. Es hatte eine Hämmermechanik, vom eingestrichenen c aufwärts waren Flötenstimmen unter dem Corpus angebracht, unter welchen wieder einige Pedale lagen, durch die sich der Ton des Instruments sechsmal verändern ließ.

Crescentia, s. „Calebassenbaum.“

Crescenz, crescentia, vom lat. crescere, Wachsthum, Wachsen, wird nam. vom Jahresertrag der Weinberge gebraucht.

Crescenzi (spr. Kreschenzi), Peter, od. Petrus de Crescentiis, Begründer der Agronomie, geb. 1230 zu Bologna, war das. Sachwalter u. Podestà, wurde durch Unruhen vertrieben u. konnte erst nach einem 30jährigen unsteten Leben in die Heimat zurückkehren. Er saß zuletzt im Senate seiner Vaterstadt u. starb in hohem Alter. In seiner berühmten Schrift: „Ruralium commodorum libri XII.“ (in ital. Uebersetzung Flor. 1478) hatte er nicht blos alles zu seiner Zeit vom Landbau Bekannte gesammelt, sondern auch Theorien aufgestellt, die seiner Zeit weit voraneilten. Das Werk ward in mehrere europ. Sprachen übersetzt (deutsch mit Holzschnitten, Straßb. 1494).

Crespi, Giovanni Batista, nach seinem Geburtsorte il Cerano genannt, geb. 1557, gest. 1653, war einer der bedeutendsten Schüler des Malers Procaccini. Seine Bilder haben eine eigenthümliche, aber etwas manierierte Kraft u. Großartigkeit.

Creswick, Thomas, ein engl. Landschaftsmaler, der, 1811 in Sheffield geb., schon im Alter von 17 Jahren eine Landschaft ausstellte, die sich, wie fast alle seine späteren, durch poetische Stimmung u. schöne Beleuchtung auszeichnete. Nachdem er etwa ums J. 1840 die Höhe seiner Technik erreicht hatte, blieb er sich in seinem Fortgange ziemlich gleich u. malte vorzugsweise ruhige Landschaften im hellen Mittagslicht; mehrere derselben in der Nationalgalerie zu London. Auch radirte er mehrere geistreich ausgeführte Blätter. Er starb 1859.

Cresylalkohol, Cresol- od. Cresylsäure; mit diesen drei Namen belegt man eine u. dieselbe Substanz, eine bei 203° C. siedende ölige Flüssigkeit, die ähnlich wie Kreosot (s. d.) riecht (dessen Hauptbestandtheil sie auch ausmacht) u. in ihren Eigenschaften dem Phenylalkohol od. der Carbolsäure sehr ähnlich ist. Man erhält den C. aus dem Steinkohlentheeröl, durch Rektifikation desselben, indem man den zwischen 200 u. 220° C. übergehenden Theil für sich auffängt. Auch im Holztheer ist er enthalten. Die Formel des C. ist $= C_{14} H_8 O_2$.

Crête (franz., spr. Kräth), Grat, in der militär. Sprache die Linie, in welcher zwei Böschungen zusammenstoßen (vgl. „Feuerlinie“).

Cretin, s. „Kretinismus“.

Cretius, Constantin, ein trefflicher Maler in Berlin, der schon als Schüler von Wach sich durch sein Talent u. seine Leistungen im Genre, auch im historischen Fache, auszeichnete. Seine Bilder sind von sehr gelungener Gruppirung, poetischer Auffassung u. warmem Kolorit. Von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, lieferte er bes. viele Scenen des ital. Volkslebens in landschaftlicher Umgebung u. als er den Orient u. Konstantinopel besucht hatte, schilderte er in vielen Skizzen u. Bildern dortige Scenerien. Eines seiner neuesten u. bedeutendsten historischen Genrebilder behandelt den bekannten Ausspruch Ludwig's XIV: „L'état c'est moi“ im Parlament von Paris 1655.

Creuse (spr. Kröhs), franz. Dep., zusammengesetzt aus Theilen der alten Provinzen Marche, Auvergne u. Berry, liegt zwischen den Dep. Indre, Haute-Vienne, Corrèze, Puy-de-Dome u. Cher, ist $101\frac{1}{2}$ □M. groß u. hat über 278,000 E. in 361 Gemeinden. Das Dep. C. ist eines der ärmsten von ganz Frankreich: es wird mehr Roggen- als Weizenbrot gegessen u. kein Wein gebaut. Alljährlich zieht ungefähr der zehnte Theil der Bewohner in andere Departements, um Arbeit u. Verdienst zu suchen. Die Hauptstadt ist der unbedeutende Ort Guéret. Den Namen hat das Departement von dem Flusse C., der am Fuße des Mont Odouze beim Dorfe Villeferre entspringt u. nach 200 Km. langem Laufe in die Vienne (Nebenfluß der Loire) mündet.

Creuzer, Georg Friedrich, ein berühmter Alterthumsforscher, geb. 10. März 1771 zu Marburg, studirte in seiner Vaterstadt u. in Jena, wirkte von 1800 bis 1804 als Universitätslehrer in Marburg, von da ab bis 1845 in Heidelberg u. starb 16. Febr. 1858. Seine Hauptwerke sind: „Symbolik u. Mythologie der alten Völker“ (Leipzig u. Darmstadt 1810—12, 4 Bde.; 3. Aufl. 1836—43); u. „Plotini opera omnia“ (Oxford 1835, 3 Bde.). Seiner eigenthümlichen (allegorischen) Auffassung der griechisch-römischen Mythenwelt traten G. Hermann, J. H. Voß u. Lobeck entgegen.

Creuzot od. Le Creuzot (spr. Kröhsoh), ein bedeutender Industrieort Frankreichs im Dep. Saône-Loire mit über 16,000 E., in welchem die Verarbeitung der in der Gegend vorkommenden Steinkohlen u. Eisenerze in großem Stile betrieben wird. Es finden sich da Hohöfen, große Gießereien für Kriegsmaterial u. friedliche Zwecke, Maschinenbauanstalten u. Fabriken zur Anfertigung von Eisengeräthen aller Art. Dieser Aufschwung C.s datirt in der Hauptsache seit dem J. 1857, in welchem hier das Haus Schneider u. Comp. seine weltberühmten Etablissements gründete. Dasselbe beschäftigt gegenwärtig in seinen Hohöfen u. Gießereien, im Kohlenbergwerk, beim Maschinenbau, beim Transport 2c. über 6000 Arbeiter. Ein bes. Schienenweg führt von den Eisenwerken nach dem Kanal von Charollois. Mit letzterem ist C. ferner durch den in ihn mündenden Kanal von C. verbunden. Auf der letzten Weltausstellung zu Paris füllten die Erzeugnisse der großartigen Werke von C. allein ein langes Gebäude.

Crève-coeur (franz., spr. Kräwköhr), Kummer, Herzeleid.

Cricket, s. „Ballspiel“.

Crida, Cridar, der Gemeinschuldner beim Konkurse (s. d.).

Crillon (spr. Krilliong), Name einer berühmten, jetzt im Mannesstamme ausgestorbenen provençalischen Familie, welche von dem alten piemont. Geschlechte Balbes abstammte. Aus dem im 15. Jahrh. nach Frankreich verpflanzten Zweige dieses Geschlechts gingen hervor: Louis Berton des Balbes de C., gen. le Brave, der zuerst sich nach der Besitzung Crillon im heut. Dep. Vaucluse nannte. Geb. 1541 zu Murs in der Provence u. als jüngster von sechs Brüdern für den Malteserorden bestimmt, that sich derselbe schon 1558 bei der Belagerung von Calais rühmlichst hervor. Wegen seiner kriegerischen Eigenschaften bald vom ganzen Heere gefeiert u. von Heinrich II. für seine Dienste mit mehreren reichen Kirchenpfründen belohnt, kämpfte er zwar in den Religonskriegen mit gegen die Hugenotten, wie als Malteser gegen die Türken; an der Pariser Bluthochzeit (im Aug. 1572) nahm er jedoch keinen Antheil. Eben so wenig war er Heinrich III. zu Willen, als dieser ihm zumuthete, den Herzog von Guise zu ermorden. Nach Heinrich's III. Tode diente der Held dem vierten Heinrich als treuer Freund u. Waffengefährte. Zuletzt zog er sich auf seine Güter bei Avignon zurück u. starb das. kinderlos 2. Dez. 1615. — Louis Berton des Balbes, zweiter Herzog von C. (die Herrschaft C. wurde 1725 zum Herzogthum erhoben), geb. 1718, trat, nachdem er sich als Soldat in Italien u. Deutschland ausgezeichnet hatte, 1762 in span. Dienste, wo er zum General aufstieg u. 1782 für die Eroberung von Minorca zum Herzog von Mahon ernannt wurde; zuletzt war er Generalkapitän von Murcia u. Valencia. Sein zweiter Sohn, der 1806 den älteren Bruder beerbte, war Generalleutnant u. Pair von Frank-

reich u. nahm noch den Titel eines Herzogs v. Bonsleurs an. Des Letzteren ältester Sohn, Marie Girard Louis Felix Rodrigues Berten des Balbes, Herzog von **C.** u. von **Mahon,** geb. zu Paris 15. Dez. 1782, machte die Napoleonischen Kriege mit, gehörte seit 1814 der Leibgarde Ludwig's XVIII. an, ward 1820 Kommandant der Legion der unteren Alpen, nahm dann am Kriege in Spanien Theil u. erhielt 1823 den Rang eines Marechal de camp. Nachher trat er in die Pairskammer ein, zog sich aber 1830 ins Privatleben zurück u. ward einer der treuesten Anhänger des Grafen von Chambord. Da er nur fünf Tochter hatte u. auch seine vor ihm verstorbenen Brüder keine männlichen Leibeserben hinterließen, so starb er im März 1870 als der Letzte seiner Familie.

Crimen, der lateinische Ausdruck für Verbrechen (s. d.); c. laesae majestatis, Majestätsverbrechen.

Crimmitzschau, Fabrikstadt im Sächs. Erzgebirge mit 15,000 E. (im J. 1794 hatte es nur 1800 E.), an der Pleiße im Kreisdirektionsbezirk Zwickau gelegen, hat in Spinnerei, Weberei, Färberei u. Zeugdruck Bedeutung. Die Hauptkirche ist ein gothischer Bau, dessen älteste Theile aus dem 13. Jahrh. stammen. C. ist erst im vorigen Jahrh. eine Industriestadt geworden u. hat sich damals schon durch seine Webwaarenindustrie, nam. durch Druckerei u. Färberei, ausgezeichnet.

Nr. 2076 — 2084. Crinoiden.
2076. Pentacrinus caput Medusae. 2077. Pentacrinus Zustand von Comatula. 2078. 2079. Platycrinus. 2080. Encrinus liliiformis. 2081. Apiocrinus. 2082. 2083. Pentremites. 2084. Hemicosmites pyriformis.

Crinoiden, Lilienstrahler od. Seelilien, benannt von Miller nach *κρίνον*, Lilie, wegen ihrer Becher- od. Lilienform, bilden eine Klasse von Echinodermen (s. d.) od. Stachelhäutern u. sind seesternähnliche Thiere, die entweder unmittelbar (wie Holopus) od. mittels eines gegliederten, bei manchen bis $1\frac{1}{2}$ m. langen Stieles am Meeresboden, zum Theil in bedeutenden Tiefen, festgeheftet sind u. nur in wenigen Fällen (Antedon) im erwachsenen Zustande sich vom Stiele ablösen, um dann freibeweglich als „Comatula" zu leben. Der Mund liegt zwischen den strahlig gestellten, einfachen, gegabelten od. verästelten, mit Seitenanhängen (pinnulae) besetzten, gegliederten Armen des die Eingeweide enthaltenden, 1 bis 5 cm. großen „Kelchs" u. ist nicht, wie bei den Seesternen, nach unten, sondern nach oben gerichtet, ebenso der an die Seite gerückte After, der jedoch manchen Arten fehlt. Das feste Körpergerüste der C. besteht aus zahlreichen Kalkstücken, u. zwar aus regelmäßig gruppirten Täfelchen auf der Rückseite des becherförmigen Leibes, dessen obere Fläche nur von lederartiger Haut bekleidet wird, bogenförmigen Stücken für die Arme u. meist fünfeckigen Gliedern, die, durch Bandmasse verbunden, den in gewissen Abständen wirtelförmig gestellten, gegliederte Ranken tragenden, von einem centralen Ernährungskanale durchzogenen Stiel zusammensetzen. Die Mehrzahl dieser Thiere, deren man weit über 120 Gattungen mit mehr als fünfmal so viel Arten unterscheidet, ist nur im fossilen Zustande aus den ältesten Perioden der Schöpfung, dem Uebergangsgebirge u. der Steinkohlenzeit bekannt, als „Liliensteine", „Enkriniten", „Pentakriniten"; ihre Stielglieder als „Rädersteine", „Trochiten", „Entrochiten", diese letzteren liegen oft so dicht beisammen, daß über 6 m. dicke Kalkbänke fast nur aus ihnen bestehen, wonach man Trochitenkalke u. Entrochitenkalke (calcaires à entroques) benannt hat. Im lebenden Zustande giebt es nur noch fünf Gattungen mit einigen 40 Arten, von denen zuerst (1755) von Guettard die „Seepalme" od. das Medusenhaupt (Pentacrinus caput Medusae Nr. 2076) des Antillenmeeres bekannt gemacht wurde. Nächst dieser sind mehrere 10—40armige Arten von Antedon zu nennen, die ehemals im gestielten Jugendzustande als Pentacrinus europaeus (Nr. 2077), während als erwachsenes u. vom Stiele abgelöstes, seesternähnliches Thier als Comatula bezeichnet wurden, bis erst neuerdings durch Thompson u. Carpenter nachgewiesen wurde, daß die Entwicklung auf komplizirter Metamorphose beruht. An den Schifferinseln lebt Actinometra, um Ostindien Phanogenia, bei Westindien der stiellose Holopus, während neuerdings im hochnordischen Meere der nur etwa 80 mm. große Rhizocrinus lofotensis aus Tiefen von 300 Klaftern hervorgezogen wurde. Alle diese lebenden Formen gehören der Ordnung der C. im engeren Sinne od. der Brachiaten od. Armlilien, die man als Tesselaten od. Tafellilien, eine sehr umfangreiche, vom unteren Silur bis in die Kreide vertretene Gruppe mit den Gattungen Cyathocrinus, dessen Stiele als „Schraubensteine" in der Grauwacke häufig sind, Rhodocrinus, dessen Stielglieder die Entrochitenkalke des Kohlenkalkes zusammensetzen, Platycrinus, eine charakteristische Form des Steinkohlensystems, u. a.; u. als Articulaten od. Gliederlilien unterscheidet, deren älteste die Encriniten des Trias sind, z. B. der im Muschelkalk überall häufige Encrinus liliiformis, mit seinen als „Spangensteine" bekannten Stielgliedern. Sie bilden Trochitenkalke u. erreichten ihre höchste Entwicklung im Jura (Apiocrinus). Von der Juraperiode nimmt das Auftreten der C. ab, um gegenwärtig nur noch die wenigen schon genannten, lebenden Vertreter aufzuweisen. — Von den Brachiaten unterscheidet sich noch die Ordnung der bes. im Kohlengebirge häufigen Blastoideen durch Mangel der Arme (z. B. Pentremites), u. die der fast ausschließlich im Silur vertretenen Cystideen (od. Cystocriniden) od. „Seeäpfel" durch eigenthümliche Poren, welche die Rückseite des Kelches durchbrechen (z. B. Edriaster, Hemicosmites).

Crispin ist eine komische Maskenrolle des franz. Theaters, welche Raimond Poisson erfunden hat, indem er den ital. Arlechino durchaus französisch zu gestalten suchte. Es ist ein pfiffiger, oft auch tölpelhafter Bedienter, der sich in die Liebesaventuren seines Herrn fortwährend einmischt. Das Kostüm ist schwarz, hohe bis über die Kniee gehende Gamaschen mit Schnallen, ein kurzes Mäntelchen, ein kleiner runder Hut u. ledernes Käppchen, ferner ein breiter Ledergürtel, an dem ein kurzer Stoßdegen hängt. Der C. ist selbst vom franz. Theater fast ganz verschwunden.

Crispinus u. **Crispinianus,** zwei Brüder, Heilige u. Märtyrer der römisch-katholischen Kirche. Als der Kaiser Diocletian in der letzten Hälfte des 3. Jahrh. eine heftige Christenverfolgung im Reiche anordnete, flüchteten sich die beiden aus einer vornehmen röm. Familie entsprossenen Brüder nach Augusta Suessionum (Soissons) in Gallien u. predigten daselbst in der Stille die christliche Lehre mit Erfolg, während sie sich vom Schusterhandwerk ernährten. Die Verfolgung erstreckte sich aber auch über Gallien; die beiden Brüder wurden entdeckt u., nachdem sie längere Zeit im Kerker gemartert worden waren, 287 n. Chr. enthauptet. Sie galten als Patrone des Schusterhandwerks, nam. der 1645 gestifteten Schusterbrüder (frères cordonniers), dann auch der 1647 entstandenen Schneiderbrüder (frères tailleurs), u. wurden in Frankreich u. Italien verehrt. In Soissons weihte man schon frühzeitig dem heil. C. eine Kirche u. feierte seinen Gedächtnißtag (25. Okt.). Bekannt ist die Sage, C. habe den reichen Lederhändlern Leder gestohlen u. davon unentgeltlich den Armen Schuhe gemacht, weshalb man Wohlthaten auf Anderer Kosten Crispinaden nannte.

Crivelli, Carlo, ein Maler aus Venedig, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. blühte. Seine Gestalten sind oft häßlich, aber voll Ausdruck u. inneren Lebens u. von einer eigenthümlich klaren Färbung.

Croce, s. „Santa Croce". — **Crocket,** vergl. „Ballspiel".

Crocus, Safran, Pflanzengattung der Schwertlilien, mit vielen sehr schönen, beliebten Zierblumen in gelben, blauen, violetten, weißen Farben, deren Narben zum größten Theile bei allen zum Gelbfärben

benutzt werden können. Obenan steht hierin C. sativus aus dem Orient, doch schon in Oesterreich im Großen angebaut. Im August legt man die Zwiebeln der Pflanze reihenweise in die betreffenden Felder; im September u. Oktober treiben dieselben ihre Blüten u. diese pflückt man des Morgens, um sie in kühlen Räumen auf Matten auszubreiten u. alsobald ihre dreitheiligen scharlachrothen, stark riechenden Narben abzupflücken, die nun, im Schatten od. in der Wärme des Ofens getrocknet, in Schweinsblasen od. in Steinkruken aufbewahrt werden. Etwa 14 Tage lang währt die Ernte, am ergiebigsten im dritten Jahre, nachdem man die Zwiebeln gelegt hatte. Nach dieser Zeit hebt man die letzteren wieder heraus, trocknet sie u. legt sie von Neuem ein. Man rechnet etwa 200,000 Blumen auf 1 Pfd. Safran alten Gewichtes, auf den Hektar gegen 12 Pfd. Ertrag, das Pfund zu 33 Frcs. gerechnet. Als Zierpflanze kennen wir nam. den C. vernus, Frühlingssafran, eine der ersten Frühjahrsblumen, einheimisch in unseren Alpen, wo die schöne Blume, wie alle Arten, auf höheren Bergwiesen zahlreich vorkommt. In Syrien giebt es eine Art mit eßbarer Zwiebel (C. edulis).

Nr. 2085. Crocus vernus, der Frühlingssafran.

Croisé (franz., spr. kroaseh) heißt eigentlich Köpergewebe überhaupt; indeß ist dies Wort mehrfach zur Bezeichnung einzelner Webwaaren in Wolle u. Seide gebraucht worden. Ein gegenwärtig viel gebrauchtes C. in Wolle bildet einen Rockstoff für Männer, sieht wie leichteres Tuch aus, unterscheidet sich aber von diesem durch die Webart, infolge deren es elastischer ist als dieses.

Croker, John Wilson, engl. Rechtsgelehrter, Parlamentsredner u. Schriftsteller, geb. in Irland 20. Dez. 1780, war erst Advokat in Dublin, vertrat seit 1807 im Unterhause die irische Grafschaft Downe, ward 1809 wegen seiner regierungsfreundlichen Haltung zum Sekretär für Irland, bald darauf zum ersten Sekretär der Administration ernannt. Im J. 1830 verließ er den Staatsdienst u. war dann noch mehrere Jahre im Parlament als Wortführer der Tories thätig, dem er jedoch von 1835 an ebenfalls fern blieb. Er starb auf seinem Landsitze bei Hampton 10. Aug. 1857. C. war nicht nur der Rede, sondern auch der Feder in hohem Grade mächtig u. in seinem Spotte ebenso geistreich wie schonungslos; meisterhaft ist seine Schilderung der Dubliner Sitten: „An intercepted letter from China" (Lond. 1805).

Croma (ital.), Achtelnote; in älteren Tonstücken findet man mit C. zuweilen die Achtelnoten bezeichnet, die als Zweiviertelnoten geschrieben u. durch einen Achtelstrich verbunden sind (s. das angefügte Beispiel).

Cromlech, kelt. Steindenkmäler, s. „Dolmen".

Crompton (spr. Krompt'n), Samuel, ein Weber in der Nähe von Bolton in England (geb. 1753, gest. 1827) einer der drei Männer, die sich durch Erfindung von Spinnmaschinen berühmt gemacht haben, durch welche der Baumwollindustrie die Wege zu ihrer heutigen großartigen Entwicklung eröffnet wurden. Nachdem Hargreaves seine Jennymaschine, Arkwright die Watermaschine zu Stande gebracht, konstruirte C. eine dritte Maschine, bei welcher der Spindelwagen der Jenny mit den Streckwalzen der Watermaschine verbunden war. Diese gleichsam als Bastard aus der frühern hervorgegangene Maschine nannte er Mule-Jenny od. Mule-Maschine (s. d.) (mule = Maulthier); sie ist in der Baumwollspinnerei ganz an Stelle der Jenny getreten, die indeß in der Wollspinnerei (Streichgarn) noch in Anwendung ist.

Cromwell, Oliver, Protektor der Republik England-Irland-Schottland, geb. 25. April 1599 zu Huntingdon, von altadliger, aber verarmter Familie, verlebte eine wüste Jugend (bes. in Cambridge, wo er studirte), bis er heirathete u. der Sekte der Puritaner beitrat, unter deren eifrigste Glieder er bald zählte. Im J. 1625 in das Parlament gewählt, zeichnete er sich Anfangs weder durch Beredsamkeit noch durch hervorragenden Geist aus; um so größer aber wurde sein Einfluß, je mehr sich nach 1640 der Gegensatz zwischen dem Parlament u. dem König Karl I. schärfte. C. hielt mit eiserner Festigkeit die parlamentarischen Rechte hoch u. stand auf Seite derer, welche zur Schwächung des Königthums u. zur Kräftigung der puritanischen Partei selbst vor dem Bürgerkriege nicht zurückscheuten. Als dieser ausbrach, war C. vom Parlament zum Obersten ernannt u. an die Spitze eines Reiterregimentes gestellt, in welchem er einen glühenden Haß gegen die Königlichen u. einen nachhaltigen religiösen Fanatismus zu erregen verstand. Er selbst war der Erste im Gebet u. Gefecht; mit Sprüchen u. Beispielen der Bibel fachte er den Muth an u. hielt strenge Disziplin. Nachdem er den Königlichen schon in den Feldzügen der Jahre 1642 u. 1643 die Spitze geboten, brachte er, von schottischen Hülfstruppen unterstützt, dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz 2. Juli 1644 in der Schlacht von Long Marstonmoore eine vollständige Niederlage bei. „Gott machte", schrieb er, „die Reiterei des Prinzen zu Stoppeln vor unserm Schwert." Er hatte verboten, Pardon zu geben. Der Süden des Landes war für den König verloren. Um nun seine Gegner im Parlament, welche unter gewissen Bedingungen mit dem Könige zu verhandeln geneigt waren, vom Heere auszuschließen, ließ C. eine Bill einbringen, daß kein Parlamentsmitglied ein militärisches Amt verwalten dürfe. Infolge der Annahme derselben wurden Essex u. Manchester, die bisherigen Anführer, ihrer Stellungen enthoben u. Fairfax mit C., der die Bill zu umgehen wußte, an die Spitze des Heeres gestellt. Nachdem C. das königliche Heer 14. Juni 1645 bei Naseby geschlagen, die geheimen Papiere des Königs erbeutet hatte u. in mehreren anderen Treffen ebenfalls Sieger geblieben war, floh Karl I. 27. April 1646 zu den Schotten, welche ihn im nächsten Jahre gegen 100,000 Pfd. Sterling an das Parlament auslieferten.

Nr. 2086. Oliver Cromwell (geb. 25. April 1599, gest. 3. Sept. 1658).

Die presbyterianische Mehrheit des Parlaments, dem der steigende Einfluß C.'s auf das Heer verdächtig wurde, wollte einen Theil des letzteren zur Dämpfung des in Irland ausgebrochenen Aufstandes verwenden. Auf C.'s Betrieb trat aber ein nach Art der engl. Volksvertretung gebildeter u. aus Offizieren, Unteroffizieren u. Gemeinen zusammengesetzter Kriegsrath zusammen, welcher dem Parlamente offen den Gehorsam kündigte, falls man Miene machen sollte, jenen Plan auszuführen. Das Parlament mußte nachgeben u. eine Anzahl von Mitgliedern, welche der Kriegsrath ihm bezeichnete, entlassen. Um sich der Person des Königs zu versichern, ließ C. denselben am 3. Juni 1647 vom Schlosse Holmby in das Lager u. nach einem mißglückten Fluchtversuch nach der Insel Wight bringen, wo er unter die Aufsicht eines zuverlässigen Gouverneurs gestellt wurde. Die Schotten, welche

jetzt wieder für Karl I. die Waffen erhoben, wurden von C. geschlagen u. ein Theil ihres Landes besetzt. Nach seiner Rückkehr ließ C. das Haus des Parlamentes, dessen Mehrheit noch immer zu Unterhandlungen mit dem Könige geneigt war, mit seinen Truppen besetzen (6. Dez. 1648), alle ihm mißliebigen Mitglieder entfernen u. durch die fügsamen Mitglieder des Unterhauses auf Ireton's Antrag die Volkssouveränetät beschließen. Als das Oberhaus diesem Beschlusse nicht beitreten wollte, erklärten die Gemeinen, sie allein seien die rechtmäßigen Vertreter der Nation; die parlament. Macht war in C.'s Händen. König Karl I. wurde vor Gericht 27. Jan. 1649 als Landesverräther u. Tyrann zum Tode verurtheilt u. 30. Januar hingerichtet.

England wurde nunmehr zur Republik erklärt. An die Stelle des Oberhauses trat ein Regierungsausschuß von 38 ergebenen Anhängern C.'s; das Unterhaus aber wurde von allen Mitgliedern gereinigt, welche der neuen Ordnung der Dinge abgeneigt waren, sodaß von 500 nur noch 70 übrig blieben. Einen in Irland ausgebrochenen Aufstand unterdrückte C. auf energische u. grausame Weise; die Iren wurden zu Pächtern engl. Grundherren herabgedrückt. Nicht minder glücklich war er gegen die Schotten, welche Karl II., den Sohn Karl's I., zum König ausgerufen hatten; sie wurden 3. Sept. 1650 bei Dunbar vollständig geschlagen; der Prätendent selbst wurde nach einer zweiten Niederlage bei Worcester (3. Sept. 1651) zur Flucht nach Frankreich gezwungen. Um C.'s Macht zu schwächen, ging das Parlament mit der Absicht um, das Heer zu vermindern; C. ließ jedoch die Sitzung, in der ein hierauf abzielender Antrag gestellt werden sollte (20. April 1653), durch Soldaten aufheben. Kurz nachher stellte auch der Staatsrath auf C.'s Befehl seine Thätigkeit ein. Ein neues, C. ergebenes Parlament von 160 Mitgliedern trat im Juli 1653 zusammen, bestehend aus Unwissenden u. Frömmlern, welche sich in den Sitzungen meist damit beschäftigten, zu beten u. „den Herrn zu suchen.“ Am 12. Dez. 1653 ging es wieder aus einander, nachdem es einige unwichtige u. viele thörichte Beschlüsse gefaßt hatte. In Wirklichkeit lag die gesammte Regierungsgewalt in C.'s Händen, der sich 16. Dezbr. dess. Jahres durch den Conseil der Offiziere zum Protektor der drei vereinigten Reiche ernennen ließ u. nun als König herrschte, ohne es zu heißen. Ihm war das Begnadigungsrecht, außer bei Mord u. Hochverrath, verliehen; ihm stand das Recht zu, den Betrag der Geldstrafen u. Konfiskationen einzuziehen. Die gesetzgebende Gewalt stand beim Parlament, von dem alle Katholiken ausgeschlossen waren. C. bewohnte mit seiner Familie den königlichen Palast von Whitehall u. hielt hier Hof wie früher die Könige. Im Innern wollte der Lord-Protektor England kräftigen durch Niederhaltung der Parteien, welche einer Centralisation der Regierungsgewalt entgegenstanden, nach außen die Herrschaft Englands über die Meere wahren. In einem Kriege, welcher 1652 wegen der Navigationsakte (nach der nur auf englischen Schiffen Waaren aus den außereuropäischen Erdtheilen nach Europa eingeführt werden durften) mit den Holländern ausgebrochen war, mußten letztere der engl. Macht weichen, die Forderungen C.'s annehmen u. sich 1654 zu einem Defensivbündniß verstehen. In demselben Jahre ward an Spanien der Krieg erklärt, um die freie Schifffahrt in Westindien u. die Aufhebung der Inquisition durchzusetzen. Die Insel Jamaica war die Frucht des Sieges. Um sein Protektorat rechtlich zu begründen, berief C. 3. Sept. 1654 ein freigewähltes Parlament, welches zwar sich zur schriftlichen Anerkennung seiner Stellung zwingen ließ, aber infolge seines Widerspruches gegen gewisse Verwaltungsmaßregeln des Protektors im Jan. 1655 aufgelöst wurde. Eine schnell unterdrückte Verschwörung der Königlichen steigerte das Mißtrauen u. die Strenge C.'s; in den Provinzen verfuhren seine Obersten als Militärgouverneure mit rücksichtsloser Härte; ganz bes. litt Irland unter der Verwaltung Fletwood's u. später unter C.'s zweitem Sohne Henry. Ein zweites Parlament trug C., nachdem es die Ansprüche der Stuarts auf den engl. Thron für nichtig erklärt hatte, 18. Febr. 1657 die Königskrone an. C. schlug die Würde aus, wahrscheinlich infolge der Vorstellungen seiner Verwandten; er erhielt aber vom Parlament das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, außerdem ward ihm ein festes Budget für die Staatsausgaben bewilligt. Auf das Recht der unbedingten Gesetzgebung u. der Ausschließung mißliebiger Parlamentsmitglieder mußte er verzichten. Nach Wiedereröffnung des vertagten Parlaments (20. Jan. 1658) fand C. jedoch in demselben so starke Opposition, daß er dasselbe wieder auflöste. Diese u. eine Menge anderer harter u. willkürlicher Maßregeln entfremdeten ihm eine immer größere Zahl früherer Freunde; die republikanische Partei haßte in ihm einen Abtrünnigen, das Heer war mit seiner Behandlung unzufrieden, u. Viele begannen von der Wiedereinsetzung der Stuarts bessere Zeiten zu hoffen. C. umgab sich aus Furcht vor Meuchelmord mit einer Leibwache, jede Nacht wechselte er seine Schlafzimmer, u. ein Panzerhemd bedeckte seine Brust. Diese dauernde Aufregung warf ihn auf das Krankenlager; nachdem er noch seinen Sohn Richard zu seinem Nachfolger ernannt hatte, starb er 3. Sept. 1658, an demselben Tage, der seinem fatalistischen Glauben immer als ein bedeutungsvoller gegolten hatte.

C. war ein Mann von ungemeinen militärischen Fähigkeiten; in ihm vereinigte sich ein überaus energischer Wille mit kluger Berechnung, tiefe Religiosität mit stark hervortretendem Egoismus. Die englische Revolution fand in ihm einen ähnlichen Abschluß wie die französische in Napoleon I.; beide haben die Leidenschaften u. Schwächen des Volkes zu benutzen verstanden, um sich selbst zu erhöhen, doch mit dem Unterschied, daß C. sich scheute, die überlieferte Verfassung des Landes umzustoßen, u. vorzog, jene Seiten derselben in den Vordergrund zu stellen, welche seiner Energie keinen Zwang anlegten, u. daß die religiöse Frage für ihn eine fast größere Bedeutung hatte als die politische. — Richard **C.**, der älteste Sohn u. Nachfolger des Vorigen, geb. 1626, hatte seine Jugend meist auf dem Lande zugebracht u. sich mit Landwirthschaft beschäftigt. Von weicherer Gemüthsart als sein Vater, hatte er sich nicht mit allen Regierungsmaßregeln desselben einverstanden erklären können, wie er denn schon während des Prozesses des Königs für Karl's I. Leben sich bei jenem verwendete. Das Protektorat, welches ihm nach dem Tode seines Vaters übertragen worden war, wurde ihm bald zur Last. Da er sich im Parlamente keine Stütze zu verschaffen wußte u. sich das vom Kriegsrathe berufene lange Parlament als höchste Staatsgewalt konstituirte, so legte C. seine Würde 25. Mai 1659 nieder. Er begab sich nach Karl's II. Thronbesteigung für kurze Zeit nach Frankreich. Später nach England zurückgekehrt, starb er 1712 zu Cheshunt in der Grafschaft Hertford. Gleichzeitig verzichtete auch sein Bruder, Henry **C.**, der mehrere Jahre hindurch die Verwaltung Irlands geleitet hatte, auf das Protektorat. — Vgl. „Memoirs of the Protector O. C. and of his sons Richard and Henry“ (herausg. von O. Cromwell, einem späteren Nachkommen des Protektors) u. Carlyle's Sammlung von C.'s „Letters and speeches“ (2 Bde. Lond. 1845).

Cronegk, Johann Friedrich von, deutscher Dichter, geb. 2. Sept. 1731 zu Ansbach als Sohn des Generalfeldmarschalllieutnants C., studirte in Halle u. Leipzig die Rechte, trat in nähere Beziehung zu Rabener, Gellert u. Weiße, machte eine längere Reise nach Italien u. starb als markgräflicher Hof-, Regierungs- u. Justizrath 31. Dez. 1758 zu Ansbach. Dieser allzufrühe Tod ließ dem talentvollen Dichter leider nicht Zeit, seine vielverheißenden Gaben zu entwickeln. Sein Trauerspiel „Codrus“ brachte ihm einen von Nicolai für die beste deutsche Tragödie ausgesetzten Preis ein. Weniger erfolgreich versuchte er sich im Lustspiel („Der Mißvergnügte“ u. „Der ehrliche Mann“). Seine hinterlassenen Schriften wurden zu Leipzig u. Ansbach 1760 in 2 Bänden von Uz herausgegeben.

Crookesit, der Name eines 1867 von Nordenskjöld entdeckten neuen Minerals, welches insofern hohes Interesse darbietet, als es das von Crookes u. Lamy neuentdeckte Metall Thallium (s. d.) in so reichlicher Menge (etwas über 17 Proz.) enthält, wie zuvor noch kein anderes Mineral. Vorher hatte man das Thallium immer nur spurenweise, in erstaunlich kleinen Mengen, als Gemengtheil einiger Mineralien gefunden. Der C. findet sich in einer Kupfergrube zu Skrikerum in der schwed. Provinz Smaland u. enthält in 100 Theilen $45_{,76}$ Kupfer, $17_{,25}$ Thallium, $3_{,71}$ Silber u. $33_{,28}$ Selen.

Croquis (franz., spr. Krokih), Terrainaufnahme aus freier Hand, meistens zu Pferde, nach dem Augenmaß od. mit leichten Taschen-instrumenten. Das Papier wird auf einem zusammenzuklappenden Brete aufgespannt; ein quadrirtes Netz mit Quadratseiten von einer bestimmten Seitenlänge nach dem zu beobachtenden Maßstabe ist vorher

auf demselben gezogen, um dem Augenmaße zu Hülfe zu kommen, auch einzelne wichtige Punkte werden nach ihrer wahren Lage zu einander, wo möglich nach einer guten Karte, vorher eingetragen. Das Messen der Entfernungen geschieht durch Abreiten od. Abschätzen, das Messen der Winkel mit der Patentboussole (vgl. „Boussole"). Das im Terrain entworfene C. wird von dem Aufnehmer im Quartier mit Farben od. bunten Stiften angelegt u. durch Eintragung der Schrift u. s. w. vervollständigt. Das Croquiren wird im Felde häufig nothwendig bei Rekognoszirungen des Terrains für bestimmte militärische Zwecke, Aufstellung der Vorposten, Gefechtspositionen für kleine selbständige Abtheilungen u. dgl. Allen Gefechts- u. Rekognoszirungsberichten werden zur Veranschaulichung des Terrains C. beigefügt. Jeder Offizier muß im Croquiren geübt sein, um in dringenden Fällen auch auf einem Blatte der Brieftasche schnell ein C. von einer bestimmten Gegend entwerfen zu können.

Croßley (spr. Kroßli), John, Begründer einer Teppichfabrik in Halifax, die jetzt die größte in England ist u. 5000 Arbeiter beschäftigt.

Crotalaria, Klapperhülse, Pflanzengattung der Hülsengewächse, Gruppe der Genisteen, mit einigen bedeutsamen Nutzpflanzen. So ist C. juncea, der sog. bengalische Hanf, Sun u. Janapam aus Ostindien, eine der wichtigsten Gespinnstpflanzen Indiens, aus deren Fasern man Seile, Taue, Netze, Packtuche u. Papier bereitet.

Croton, alte Stadt in Unteritalien (in Bruttium, am Aesarus), einst die blühendste Kolonie der Griechen in Unteritalien, ein Hauptsitz griech. Kultur, wurde um 700 v. Chr. von eingewanderten Achäern u. Dorern gegründet u. behauptete sich glücklich gegen seine eifersüchtigen Nachbarn. Hier verkündete Pythagoras (s. d.) seine Lehren u. stiftete zur Verbreitung u. Verwirklichung derselben den Pythagoräischen Bund. Später kam die Stadt in Verfall durch Kriege mit Syrakus, Pyrrhus u. den Römern, welchen letzteren sie unterthänig wurde.

Nr. 2087. Zweig von Croton Malambo *Krst.*

Croton, Pflanzengattung der Crotoneen unter den Wolfsmilchgewächsen, mit baumartigen Gestalten, welche sämmtlich der Tropenzone Asiens u. Amerika's angehören u. viele werthvolle Nutzpflanzen unter sich zählen. Diejenigen, welche die aromatisch-bittere Cascarille geben, sind schon unter diesem Artikel abgehandelt. Eine andere Art (C. Malambo *Krst.*) liefert die in Neugranada hochgeschätzte Malamberinde (s. Abb.). Dort heißt der Baum Malambo, während er in Venezuela Torco u. Palo Mathias heißt. Seine Rinde benutzt man gegen Durchfall u. Würmer, in einem Spiritusaufguß äußerlich gegen Rheumatismus, aber auch gegen Cholera. Der über 1 m. hohe gerade Stamm ist mit einer gelblichweißen, korkig-höckerigen Rinde bedeckt, welche einen fast kalmusartigen Geruch besitzt. Mit der ästigen ellipsoidischen Krone mißt er 4—5 m. Die Abbildung mag als Beleg für die C.-Arten überhaupt dienen.

Crotonöl (Oleum Crotonis), ein fettes Oel, welches durch Pressen der Samen von Croton Tiglium dargestellt wird. Es ist gelb von Farbe, dickflüssig, hat nur einen ganz schwachen Geruch u. einen brennend scharfen, lange anhaltenden Geschmack. Man wendet es gewöhnlich äußerlich als Reizmittel an, da es, auf die Haut gebracht, dieselbe stark röthet und später kleine weiße Pusteln erzeugt. Innerlich genommen, wirkt es sehr heftig abführend, weshalb es nur tropfenweise u. nur auf ärztliche Verordnung hin angewendet werden darf. In dem C. ist neben anderen Säuren fettiger Natur eine eigenthümliche Säure, die Crotonsäure, enthalten, welche man durch Destillation der durch Verseifung des Oeles mit Natronlauge erhaltenen Seife mit stärkeren Säuren darstellen kann; sie besteht aus farblosen Krystallen, welche bei 72° C. schmelzen u. bei höherer Temperatur verdampfen; in Wasser ist sie ziemlich löslich, läßt sich aber daraus durch zugesetzte Salze abscheiden. Man kann die Crotonsäure auch künstlich darstellen durch Erhitzen von Cyanallyl mit Kalilauge.

Croup (spr. Krup), Bezeichnung 1. eines pathologischen Produktes, 2. einer Krankheit. In ersterem Falle versteht man unter C. eine Ausschwitzung der Schleimhäute, die auf der Oberfläche der letzteren gerinnt u. dann eine aus Fasern bestehende filzartige Haut darstellt, welche schwer löslich ist u. der unterliegenden Schleimhaut fest anhaftet. Die C.-Membran kann überall auftreten, wo es Schleimhäute giebt. So giebt es einen C. der Bindeschleimhaut des Auges, des Mundes, des Rachens, Kehlkopfes, des Darmes (Dysenterie), der Nieren, der Harnblase, der Harnröhre, der Scheide u. s. w. Da ferner die von der Oberhaut abgelöste Haut alle Charaktere der Schleimhaut annimmt, so kann man hier ebenfalls alle Krankheiten der Schleimhäute beobachten u. auch von einem C. der Hautwunden sprechen. — Croupöse Ausscheidung auf den Schleimhäuten des Rachens, des Kehlkopfes u. der Luftröhre sind die Hauptsymptome einer der gefährlichsten Allgemeinkrankheiten, welche davon den Namen C. führt. — Die Behandlung des C. ist, je nach dem Auftreten der Krankheit, bald eine lokale, durch Applikation von Blutegeln, Eisumschlägen, ableitenden Mitteln auf den Hals, ebenso durch Gurgeln od. durch die Operation des Luftröhrenschnittes, bald eine allgemeine durch Quecksilbereinreibungen zc. Der C. ist nahe verwandt mit der Diphtherie u. bildet oft eine Komplikation anderer allgemeiner Erkrankungen, so der Pocken, des Scharlachs, der Masern u. s. w.

Croupier (franz., spr. Krupjeh), der ungenannte (stille) Compagnon eines Geschäftes, an welchem er [illegible]ch eine Kapitalseinlage betheiligt ist; nam. aber bezeichnet man mit C. den Gehülfen des Bankhalters bei einem Hazardspiele.

Nr. 2088. Formen des Crownglases.

Crownglas (engl., spr. Kraunglăß) ist ein kieselsäurereiches Krystallglas, welches vorzüglich zur Herstellung achromatischer Linsen verwendet wird (s. „achromatisch" u. „Linsen"). Es besteht nach Bontems aus 100 Gewichtstheilen weißen Sandes, 11,66 gereinigter Soda, 22,5 kohlensauren Kalks u. 1,66 Arsenits. Die Soda läßt sich mit Vortheil theilweise durch Borax ersetzen. Den Namen C. hat es in England von der ursprünglichen Herstellungsart der aus solchem Glase gefertigten Fenster- u. Spiegelscheiben erhalten. Da man damals das Gießen der Glastafeln noch nicht kannte, erzeugte man sich dieselben aus großen Blasen, welche der Glasarbeiter mit seinem Rohre aus der geschmolzenen Glasmasse aufblies, bis sie eine gewisse Größe erreicht hatten. Hierauf bewirkte er durch eine rasche Schwenkung, daß die Glasblase in die Höhe gerade auf das senkrechte Rohr zu stehen kam. Infolge dessen

senkte sich der mittlere Theil, u. die frühere Kugel nahm die Form einer Krone an, die nun unter fortgesetztem Blasen u. raschem Drehen seitlich immer weiter ausgeschleudert wurde, bis sie eine ganz flache Gestalt erhalten hatte, die, am Rande aufgeschnitten, die Gewinnung tafelförmiger Stücke gestattete.

Croy (spr. Kroa), Name einer alten fürstl. Familie in Franken, den Niederlanden u. Deutschland, aus der sich Folgende bekannt gemacht haben: Wilhelm **v. C.**, Herzog von Soria u. Arci, Herr von Chievres, der am Hofe Kaiser Karl's V. die höchsten Stellen inne hatte u. 1521 starb. — Dessen Neffe Philipp, Graf von Guines u. **C.**, gest. zu Venedig 1595. Im J. 1533 zum Herzog von Arschot erhoben, war er als Statthalter von Flandern ein entschiedener Gegner Wilhelm's von Oranien. — Sein Sohn Karl, letzter Herzog von **C.** u. Arschot, Prinz zu Chimay, geb. 1560, ward aus einem Anhänger des Oraniers gleichfalls ein Verfechter der span. Politik; Heinrich IV. von Frankreich verwandelte die Herrschaft C. in ein Herzogthum; da der Stammhalter jedoch 1612 ohne Leibeserben starb, so fiel ein Theil der C.'schen Besitzungen durch seine Schwester Anna an das Haus Aremberg, u. es bestehen heute nur noch die Seitenlinien **C.-Dülmen C.-Havré.** Die erstgenannte Linie hat ihren Wohnsitz in Westfalen, wo sie 1803 für die auf dem linken Rheinufer verlorenen Güter das ehemalige münster'sche Amt Dülmen zum Ersatz erhielt; ihr jetziger Chef ist seit 1861 Herzog Rudolf, Grand von Spanien erster Klasse u. erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, geb. 13. März 1823. Die zweitgenannte Linie erlosch zwar 1839 im Mannesstamme, Name u. Besitzungen gingen jedoch auf Maximilian, zweiten Sohn des niederländ. Generalmajors Prinzen Ferdinand, Bruders des verstorbenen Herzogs Alfred v. C.-Dülmen über; derselbe ist geb. 21. Jan. 1821.

Nr. 2089. Der ungarische Roßhirt (Csikos).

Crozat (spr. Krosah), Joseph Antoine, französ. Finanzmann u. Kunstsammler, ward nicht, wie Didot's u. Michaud's biograph. Lexika u. Pierer angeben, 1696 zu Toulouse geboren, sondern kam um 1680 als armer Savoyardenknabe dahin, u. schwang sich allmählig zum Bankier u. Rheder auf, als welcher er ganz enorme Reichthümer erwarb. In Paris, wohin er als Intendant des Herzogs von Vendôme, später als Einnehmer des Klerus u. zuletzt (seit 1715) als Schatzmeister des Heiligen Geistordens kam, fand er bald weitere Gelegenheit, sein Vermögen zu vermehren, welches er benutzte, um im großartigsten Maßstabe seiner Kunstliebe zu genügen, indem er Werke der Plastik u. Malerei, geschnittene Steine, Handzeichnungen u. Kupferstiche sammelte, sowie 181 der vortrefflichsten Bilder u. Zeichnungen aus den Sammlungen des Königs, des Herzogs von Orleans, seiner eigenen u. denen anderer Kunstfreunde auf eigene Kosten stechen u. mit einem von Mariette geschriebenen Texte herausgeben ließ. Im J. 1729 erschien der 1. Th. dieses unter dem Namen „Cabinet C." bekannten Prachtwerkes; die Beendigung des 2. Th. aber erlebte er nicht, da er 1740 starb. Seine sämmtlichen Kunstschätze erbte C.'s Bruder, der Marquis Duchatel; nach dessen Tode (1750) wurden sie, mit Ausnahme der Gemäldesammlung, versteigert; letztere ward 1772 von der russ. Kaiserin angekauft. Sehr selten u. gesucht ist jetzt der über die 19,000 Handzeichnungen von Mariette verfaßte beschreibende Auktionskatalog (Jan. 1741). Von Letztgenanntem ward auch eine neue Ausgabe des „Cabinet C." veranstaltet (1742, 2 Foliobände); eine dritte Auflage besorgte der Kupferstecher Basan (1764).

Crozetinseln, eine kleine Inselgruppe, vulkanischen Ursprungs, im N. des Ind. Ozeans zwischen Kerguelensland u. der Prinz-Eduardsinsel, welche 1771 von Marion u. Duclamieux entdeckt worden ist.

Crozóphora tinctoria, Lackmuspflanze, aus der Familie der Wolfsmilchgewächse, Gruppe der Crotoneen, daher früher bei Linné Croton tinctorium genannt, findet sich viel in Südeuropa, in Languedoc u. in Nordafrika angebaut. C. ist ein Sommergewächs der sandigen Meeresküste mit krautartigem, weißem u. haarigem Stengel, rautenförmigen beiderseits weißen Blättern u. traubenartigen Blüten am Ende der Zweige, die nach Art unserer Bingelarten (Mercurialis) gebaut sind. C. ist die Mutterpflanze für den Lackmus in Fleckchen od. Tournesol, Bezetta coerulea, leinenen Läppchen, die man mit dem bläulich-grünen Safte tränkt u. getrocknet der Ausdünstung gährenden Pferdemistes aussetzt, durch dessen Ammoniakdämpfe sie eine schöne blaue Farbe annehmen. Sollen sie stärker gefärbt werden, so taucht man sie aufs Neue in den ausgepreßten Pflanzensaft, der mit Urin versetzt ist, setzt sie dann faulenden Pferdemistdämpfen aus u. erhält schließlich purpurrothe u. grün scheinende Lappen, mit denen man in Holland die Rinde der Käse färbt (s. „Lackmus").

Cruciferen, Crucifloren, Kreuzblätter, eine große Pflanzenfamilie mit vier über Kreuz stehenden Blumenblättern u. Staubfäden, unendlich wichtig wegen ihrer vielen Nutzpflanzen, zu denen Raps, Rübsen, Kohlarten, Lack u. a. gehören.

Cruciger (auch Creuziger u. Creutzinger genannt), Kaspar, ein eifriger Beförderer der lutherischen Reformation, geb. 1. Jan. 1504 zu Leipzig, soll bes. durch die Anhörung der Leipziger Disputation zwischen Luther u. Eck im Juli 1519, welche in seine Studienzeit fiel, für die neue Lehre gewonnen worden sein. Die Uebersiedelung seiner Eltern nach Wittenberg wegen der Pest 1521 gab ihm Gelegenheit, Melanchthon u. dann auch Luther öfter zu hören. Nachdem er seit 1524 als Rektor u. Prediger zu Magdeburg gewirkt hatte, wurde er 1528 Prediger an der Schloßkirche zu Wittenberg u. hielt zugleich Vorlesungen über die Bibel. Bes. aber machte er sich durch seine Mithülfe an Luther's Bibelübersetzung verdient, um so mehr, als ihm nicht blos die Kenntniß des Hebräischen, sondern auch medizinisches u. botanisches Wissen zu Gebote stand. Nicht minder hat er fast bei allen Religionsverhandlungen dieser Zeit nützliche Dienste als Sekretär u. dgl. geleistet, 1539 mit Myconius die Reformation in Leipzig eingeführt u. nach Luther's Tode während des Schmalkald. Krieges die luther. Sache in Wittenberg mit Aufopferung vertreten. C. starb nach schweren Leiden 16. Nov. 1548 u. hinterließ den Ruhm eines der reinsten Charaktere des Reformationszeitalters.

Cruikshank (spr. Krukschänk), George, engl. Karikaturenzeichner, geb. 1792 zu Bloomsbury (n. A. 1794 zu London), zeigte in früher Jugend entschiedenes Talent für Zeichnung u. charakteristische Auffassung der ihn umgebenden Personen u. Gegenstände. Nachdem er schon mit seiner ersten Karikatur, einer Satire auf die Bestrafung der Banknotenfälschung, großes Aufsehen erregt hatte, ließ er eine Reihe von politischen Satiren, u. a. auch gegen Napoleon I. folgen. Seine Zeichnungen sind voll Phantasie sowol im Gebiete des gemeinen Lebens als im Reiche der phantastischen Märchenwelt. Anfangs lieferte er mit leichter, gewandter Hand viele Radirungen, später ergab er sich mehr der Malerei. Zu seinen besten Arbeiten der ersten Art gehören „London im J. 1851", der „Triumph Cupido's" u. der eine ganze Reihe von Darstellungen bildende „Triumph des Bakchos". Viel originelle u. drollige Züge

finden sich auch in seinen Illustrationen zu den Romanen von Dickens. Im J. 1870 erschien der von ihm mit Radirungen u. Holzschnitten geschmückte Katalog seiner zahlreichen Arbeiten.

Crusenstolpe, Magnus Jakob, schwed. Schriftsteller u. Publizist, geb. zu Jönköping 11. März 1795, gest. zu Stockholm 18. Jan. 1865, war seit 1825 Assessor im schwed. Hofgericht, verließ jedoch 1834 den Staatsdienst, um sich ganz dem literarischen Berufe zu widmen. Sein freimüthiges publizistisches Auftreten machte ihn sehr populär, zog ihm aber (1833) gerichtliche Verfolgung u. 3jähr. Festungshaft zu. Nach seiner Freilassung veröffentlichte er noch eine Reihe histor. Romane, unter denen „Morianen" (Stockh. 1840—44, 6 Bde; dtsch., Berl. 1842—44) wol das gelesenste ist.

Crusius, Christian August, lutherischer Theolog, wurde 10. Jan. 1715 zu Leuna bei Merseburg geb., studirte seit 1734 in Leipzig Theologie u. Philosophie, ward 1744 Professor der letzteren, 1750 ordentlicher Professor der Theologie u. starb 18. Okt. 1775 als erster theologischer Professor zu Leipzig. C. bekämpfte nicht ohne Scharfsinn die damals herrschende Wolfische Philosophie, suchte den Einfluß derselben auf die Theologie abzuschwächen u. eine eigenthümliche christliche Philosophie zu begründen, die sich aber nicht selten in Mystizismus verlor, wie in seiner „Prophetischen Theologie" (1764, 3 Theile) u. seinem „Kurzen Begriff der Moraltheologie" (1772 u. 73, 2 Theile).

Crustaceen, s. „Krustenthiere".

Csányi (spr. Tschanji), eifriger Förderer der ungar. Revolution, geb. 1790 zu Csány (Szalader Komitat), machte im österr. Heere die Feldzüge von 1809—15 mit, trat dann in den Civilstand u. war schon vor 1848 als Mitglied der Opposition politisch thätig. Während der 48er Revolution ward er Landeskommissar im südl. Ungarn, begleitete dann die Hauptarmee auf ihrem Zuge gegen Wien, sowie zurück nach Pest, u. ging im Jan. 1849 mit der Regierung nach Debreczin. In Siebenbürgen führte er als Regierungskommissar ein strenges Regiment; 14. April 1849 wurde er Kommunikationsminister. Nach der Katastrophe bei Világos wurde C. 10. Okt. 1849 hingerichtet.

Csardas (spr. Tschardasch), ungar. Nationaltanz (eig. Wirthshaustanz), ist einer der leidenschaftlichsten u. charaktervollsten Tänze, der auch in seiner bühnenmäßigen Veredlung viel Effekt macht. Die klagende, meist von Zigeunern ausgeführte Musik wechselt zwischen $^1/_8$ u. $^2/_4$ Takt u. ist Allegro (frisso, wie der Ungar sagt), beinahe Presto. Der Wechsel der Gemüthsstimmungen, welche die Musik ausdrückt, findet in den Geberden der Tänzers oft eine sehr energische Wiedergabe, die von lautem Jauchzen bis zum Thränenergießen wechseln kann u. von den leidenschaftlichsten Bewegungen begleitet ist. In dem Kostüm der Csikos (s. d.) getanzt, wird er dann wol auch Csikos genannt.

Csepel (spr. Tschepel), wegen der vielen Hasen auch Haseninsel genannt, eine 6 □M. große Donauinsel unterhalb Pest. Im J. 1721 wurde sie von Karl VI. dem Prinzen Eugen von Savoyen geschenkt u.

Nr. 2090. Karte der Insel Cuba.

Cruvelli, Sophie, berühmte Bühnensängerin, geb. 12. März 1826 zu Bielefeld als die Tochter des dortigen Tabakfabrikanten Krüwell, begann, nachdem sie in Paris ihre künstlerische Bildung vollendet hatte, ihre theatralische Laufbahn im J. 1847 zu Venedig. Aber weder hier noch in London, wo sie ein Jahr später auftrat, erregte sie bes. Aufmerksamkeit. Nach mehrjähriger Wirksamkeit in Italien war sie 1851 bei der Ital. Oper in Paris engagirt, ging mit dieser auch nach London, wo sie nunmehr außerordentlichen Erfolg hatte, u. kam endlich im J. 1854 an die Große Oper zu Paris. Dieser gehörte sie als eine Hauptzierde bis Ende des J. 1856 an, worauf sie sich mit dem Baron Vigier verheirathete u. der Bühne gänzlich entsagte. Seit dieser Zeit lebte sie meistentheils in Nizza, nur hie u. da in Konzerten zu wohlthätigen Zwecken noch öffentlich auftretend. Bei vortheilhafter Persönlichkeit wirkte sie auf der Bühne vornehmlich durch den Glanz u. die Wuchtigkeit ihrer umfangreichen Mezzosopranstimme, sowie durch energische u. lebensvolle musikalisch-dramatische Darstellung u. Gestaltung. Ihre Gesangskunst an u. für sich ließ dagegen an Feinheit u. Vollendung zu wünschen übrig. — Marie C., eine 1824 geb. Schwester der Sophie, hat sich ebenfalls als Sängerin (Altistin) nicht unvortheilhaft bekannt gemacht, u. es wurde nam. ihre wahrhaft prachtvolle Stimme bewundert. Eine Reihe von Jahren an der Ital. Oper in Paris u. London engagirt, zog sie sich später von der Bühne zurück u. starb 1872.

hieß deshalb Eugeniusinsel. Seit 1825 ist sie wieder Familiengut des Kaiserhauses; 1848 wurde sie zu militär. Zwecken gebraucht.

Csikos (spr. Ttschikohsch), der ungar. Roßhirte, eine dem ungar. Volksleben eigenthümliche Gestalt, ist ein echter Sohn der Pußta (s. d.), ein verwegener Reiter, der sich zu allerlei kecken Streichen fortreißen läßt u. dabei zwischen Mein u. Dein nicht immer zu unterscheiden vermag. In der unabsehbaren Steppe tummelt er die unruhige Roßherde u. beherrscht sie mit der langen Peitsche am kurzen Stiel. Wind u. Wetter muß er aus halten, wochenlang einsam leben bei Speck u. Brot u. dem schmackhaften Gulasch. Nie läßt er die kurze Thonpfeife ausgehen u. zur Seite hängt die große Holzflasche mit Wein. Weite Leinwandhosen u. ein weitärmliches Hemd sind seine Hauptkleidung; an dem eng anliegenden rothen Tuchleibchen blitzen zahlreiche, in Figuren geordnete Knöpfe, am breitkrämpigen Hute weht ein Blumenbusch, u. die weiten Stiefelschäfte dienen als Geldbeutel u. Pfeifenfutteral; am Gürtel aber hängt der seltsam geformte Tabaksbeutel. Im Reiten u. Einfangen der wilden Rosse ist der C. Meister. Er weiß ein solches Thier geschickt zu beschleichen, wirft ihm die Roßhaarschlinge um, reißt es mit einem Ruck zu Boden, stellt sich dann mit gespreizten Füßen über das Pferd, so daß er bei dessen Aufspringen zu sitzen kommt u. tummelt es so tüchtig, daß es nach einem Ritte sich in des Reiters Willen fügt. Aus diesen Roßhirten rekrutirt Ungarn seine tollkühnen Husaren.

Csongrad, (spr. Tschongrad), ungar. Komitat jenseit der Theiß, hat etwas über 60 □M. Flächeninhalt u. zählt über 186,000 Einw. Das Land ist eine Tiefebene, welche von der Theiß durchflossen wird, die hier den Körös, Korogy u. die Maros aufnimmt. Die Umgebung der Theiß ist sumpfig u. ungesund, sonst ist der Boden sehr gut u. liefert Weizen, Gerste, Hafer, Hanf, Kukuruz, Wein von mittlerer Güte u. ausgezeichneten Tabak. — Die Hauptstadt ist Szegedin (s. d.). — Der Marktflecken C., 14,000 E., liegt an der Mündung des Körös.

Nr. 2091. Die Dumpalme (Hyphaena thebaica).

Cuba, die „Königin der Antillen" u. die größte der Westindischen Inseln, liegt zwischen 23° 12′ u. 19° 48′ nördl. Br. u. zwischen 78° 39, u. 67° 58′ westl. L. mit einer Länge von 143 u. einer durchschnittlichen Breite von 14 M.; ihr Flächenraum beträgt 2240 □M. In einem flachen, nach NW. gerichteten Bogen schiebt sich C. so zwischen die vorspringenden Halbinseln Florida u. Yucatan, daß der mexikanische Busen dadurch nach SO. abgeschlossen wird u. mit dem Ozean nur durch den Nikolas-Kanal u. die Straße von Yucatan in Verbindung steht. Der westlichste Punkt ist das Kap S. Antonio, der östlichste das Kap Maysi. Die Küsten sind theilweise seicht u. sumpfig u. durch Korallenklippen gefährlich; doch giebt es zahlreiche treffliche Häfen. Der größte Theil der Insel hat welligen Boden; die Berge, nur selten höher als 300 m., sind mit Anpflanzungen u. Wäldern bedeckt; an der Südostküste zieht sich aber zwischen dem Vorgebirge Maysi u. dem Kap Cruz ein Gebirge hin, welches sich im Pic de Tarquin zu einer Höhe von 2375 m. erhebt. Die Berge C.'s sind besonders reich an Kupfer. Der westliche Theil der Insel ist wasserarm, am reichsten an Flüssen der Südosten. Die sumpfigen Niederungen an den Küsten sind ungesund u. vom Gelben Fieber häufig heimgesucht; am gesündesten ist das Innere. — Die Eingeborenen sind schon im 16. Jahrh. vollständig ausgerottet, an deren Stelle aber seit 1524 Neger eingeführt worden. Nach der Zählung von 1867 stellt sich die Summe der Bewohner auf 1,370,211, darunter 764,750 Weiße, 225,938 freie Farbige u. 379,523 Sklaven. Die Zahl der letzteren nimmt ab; doch treten für sie chinesische Kuli ein, welche nicht besser als Sklaven behandelt werden u. von denen schon 200,000 in C. eingeführt sein sollen. Die Kreolen beschäftigen sich vorzugsweise mit Landbau; die Fremden, deren größte Zahl aus Spaniern besteht, sind meist Kaufleute, Bankiers od. Handwerker. Die Armee besteht nur aus Spaniern; ebenso werden alle Beamtenstellen nur mit solchen besetzt. Die Haupterzeugnisse der Insel sind: Kupfer (im J. 1867: 123,980 Centner Erz), Zucker (in den Jahren 1864—1868 durchschnittlich jährlich 17,301,281 Centner von 1365 Zuckerfabriken), Kaffee, Baumwolle u. Tabak, das vorzüglichste Produkt C.'s. Im J. 1868 wurden von Havana ausgeführt in Blättern 77,751 Centner u. 180,896,000 Stück Cigarren; dazu kommt noch die große Quantität, welche in C. selbst verbraucht wird, u. die Ausfuhr aus anderen Häfen. Infolge der großartigen Bedeutung C.'s für den Handel Mittelamerika's hat der Verkehr auf der Insel selbst sich so beträchtlich entwickelt, daß 1868 nicht weniger als 168 M. Eisenbahn befahren wurden; die Landstraßen sind aber meist noch in sehr traurigem Zustande. Die Hauptlinien der Eisenbahnen befinden sich in dem westlichen Theile, wo sie die wichtigsten Hafenplätze der Nord- u. Südküste: Habana, Matanzas, Cardenas, Sagua la Grande, Cienfuegos, Bejucal mit einander verbinden. Die erste Stelle nimmt Habana ein, ein Handelsplatz, welcher für sich allein 75 Prozent der gesammten Einfuhr u. 45 Prozent der Ausfuhr in Anspruch nimmt; nach ihm hat eine hervorragende Bedeutung an der Südostseite Santiago de Cuba erlangt. Nach Europa u. den größten Handelsplätzen des nördl. u. mittleren Amerika's ist eine regelmäßige Dampfschiffahrt im Gange; Telegraphenlinien durchziehen die Insel nach verschiedenen Richtungen. — An der Spitze der Regierung steht ein Generalkapitän mit fast absoluter Machtvollkommenheit. Die Insel ist eingetheilt in zwei Bezirke: das Westdepartement mit Habana u. das Ostdepartement mit Santiago als Hauptstadt; in letzterer residirt ein Erzbischof, in Habana ein Bischof.

Geschichte: Columbus entdeckte C. 27. Okt. 1492; doch wurde die Insel erst 1508 von Ocampo umfahren. Im J. 1512 wurde die erste europäische Stadt, wahrscheinlich Baracoa, gegründet. In den nächsten Jahren ging die Unterwerfung der Insel durch die Spanier rasch vor sich, da die Eingeborenen weder sehr zahlreich noch kriegerisch waren. Der einheimische Name Cuba überdauerte aber die verschiedenen Benennungen der Spanier. Schnell nahm die Zahl der Eingeborenen ab, trotz des Schutzes, den die span. Regierung ihnen angedeihen ließ, u. schon im J. 1560 war der letzte Indianer C.'s gestorben. Seit der Mitte des 16. Jahrh. wird Tabak u. Zuckerrohr gebaut; die Kultur des Landes litt aber in diesen u. den folgenden Zeiten schwer durch die Flibustier, gegen welche einzelne Befestigungen angelegt wurden. Die Engländer, welche schon längst nach dem Besitz C.'s getrachtet hatten, eroberten es 1762, vertauschten es aber zwei Jahre später gegen Florida. Negeraufstände wurden 1812, 1844 u. 1848 blutig unterdrückt; trotzdem spielt die Sklavenfrage noch immer eine bedeutende Rolle; drückende Steuern u. willkürliche Verwaltung mehrten die Unzufriedenheit der Bewohner C.'s u. führten im Anschluß an die letzte span. Revolution zu einem Aufstande, welcher auf Selbständigkeit der Insel hinzielte, aber im Anfang des J. 1870 erlosch.

Cubagua, Insel an der Küste von Venezuela im Karibischen Meere zwischen dem Festland u. der Insel Margarita, altberühmt wegen ihrer Perlenbänke, die jedoch schon lange erschöpft sind.

Cubeben (Piper Cubeba *L.*, Cubeba officinalis *Miq.*), die unreif gepflückten Samen einer Pfefferpflanze, häufig in Krankheiten der Geschlechtsorgane benutzt, sind den Pfefferkörnern an Größe ähnlich, doch

mehr grau gefärbt u. mit runzeliger Oberfläche. Sie haben einen Stiel etwas länger als die Frucht u. heißen deshalb auch geschwänzter Pfeffer. Die Mutterpflanze ist ein rankender Strauch, der in Ostindien u. noch viel mehr auf Java kultivirt wird, so daß die Holländer die Waare in größter Menge an den Markt liefern. Die C. kommen in den Apotheken gepulvert zur Anwendung. Das rothbraune Pulver riecht stark u. eigenthümlich gewürzhaft, schmeckt eben so u. dabei pfefferartig brennend.

Cubebin, ein weißer, krystallinischer, in dem Cubebenpfeffer enthaltener Stoff, ohne Geruch u. Geschmack, weder sauer noch alkalisch; löst sich nur sehr wenig in Wasser, leicht in kochendem Alkohol.

Cucífera thebaica, Dumpalme, eine der bekanntesten Palmenarten Nordafrika's, ausgezeichnet durch ihre Verästelung, gegenwärtig Hyphaene thebaica genannt. Sie trägt ihren Namen Dum (Dom-) Palme mit Recht, denn wenn sie gesellschaftlich in mehreren Bäumen neben einander vorkommt, scheint sie, aus der Ferne gesehen, eine einzige hohe Kuppel, einen grünen Dom voll imposanter Wirkung zu bilden. Von dem Schopfe herab hängen zuckerreiche faserige Früchte von der Größe einer Kinderfaust in großen Trauben u. gelbbrauner, fester Rinde. Unter derselben liegt ein eßbares Fleisch, während die Kerne zu Spielsachen, Rosenkränzen u. dgl. verarbeitet werden. Das Nilthal ist ihre hauptsächlichste Heimat.

Cúcumis, Gurke, Pflanzengattung der Kürbisartigen, mit vielen werthvollen Nutzpflanzen. Für uns am werthvollsten ist die gemeine Gurke (C. sativus) aus Asien, die Melone (C. melo) u. der Kürbis (C. pepo) ebendaher. Die erstere kam 1573 aus Ostindien nach England, die letztere wahrscheinlich zunächst aus Persien nach Europa; die Melone war schon den Römern bekannt; bei ihnen hießen die länglichen Pepones, die rundlichen Melones; doch waren dies nur Netzmelonen. Die Cantalupmelonen (gen. nach dem päpstlichen Lustschlosse Cantalupo, wohin sie aus Armenien kamen) sind erst im 15. Jahrh. (1495 unter Karl VIII.) nach Italien u. grüne Melonen erst 1777 durch einen Mönch aus Grammont nach der Gegend von Rouen aus Afrika eingeführt, die übrigen Spielarten durch Kultur u. Kreuzung erzeugt werden. Von Einigen werden die Cantalupen als eigene Art (C. cantalupensis) betrachtet; man baut sie vorzugsweise in Italien. Außerdem kennt man in verschiedenen heißen Ländern noch eine Menge Gurken.

Cucúrbita, Kürbis, Pflanzengattung der Cucurbitaceen od. Kürbisartigen, den heißeren Ländern mit vielen Arten angehörig, von denen einige auch bei uns gebaut werden. Obenan der gemeine Kürbis (C. pepo) u. der Melonenkürbis, auch Türkenbund od. Turbankürbis (C. melopepo), jener aus Südasien, dieser aus einem noch unbekannten Vaterlande, weshalb ihn Manche auch für eine durch Kultur entstandene Art halten. Dagegen ist der Riesenkürbis (C. maxima) eine wirkliche, Asien entstammende Art. Der Flaschenkürbis, gleichfalls ein Asiate, stellt eine eigene Gattung dar, welche man Lagenaria (vulgaris) nennt.

Cudbear (auch Persio u. rother Indig genannt), ist ein gleich der Orseille (s. d.) aus gewissen Flechten (Orseilleflechten) bereiteter Farbstoff. Die Flechten werden in mehreren Arten vielerorts an Seeküsten wie auf dem Festlande in Bergwäldern gesammelt, zu Pulver gemahlen, mit ammoniakalischen Flüssigkeiten u. Kalk eingeteigt u. einer mehrwöchentlichen Gährung überlassen, durch welche in der Masse ein violetter Farbstoff entwickelt wird. Die ohne Weiteres in flüssigem od. teigartigem Zustande in den Handel gebrachte vergohrene Masse bildet die Orseille; der Persio dagegen ist eine trockne, purpurviolettes Pulver u. giebt schönere Farbenauszüge als jene. Die Auszüge aus beiden Stoffen färben Zeuge schön, aber nicht haltbar violett u. lila; man braucht sie jetzt mehr in Kombination mit anderen Farbstoffen, nam. zu modebraunen Nüancen: Grenat, Cerise, Olive u. s. w., für Färberei wie für Druck.

Cudöwa, eine Kolonie böhmischer Auswanderer (Hussiten) im Kreise Glatz der preuß. Provinz Schlesien, am Fuße der Heuscheuer in romantisch schöner Gegend gelegen mit einem Gesundbrunnen von großer Berühmtheit, dessen Stahlwasser die meisten deutschen Mineralquellen an (kohlensaurem) Gasgehalt übertrifft.

Cuença, span. Provinz, das südöstl. Viertheil von Neucastilien bildend, umfaßt einen Flächenraum von 316 □M. mit 229,900 E. in 426 Ortschaften. Sie nimmt den größten Theil der waldigen Sierra de C. u. die östl. Hälfte der neucastilischen Steppe ein, u. ihr Boden ist zur Hälfte gebirgig u. zur Hälfte eben. Unbedeutende Flüsse durchziehen das Land, von dem nur ein kleiner Theil angebaut ist; die ausgedehnten Weiden bieten den großen Schafherden, welche Tag u. Nacht im Freien bleiben, reichlichen Unterhalt. Bodenerzeugnisse sind Weizen, Hanf, Salz u. Braunkohlen. Die Hauptstadt C., 7600 E. zählend, liegt romantisch auf dem Gipfel u. den Abhängen eines Felshügels, zwischen dem Jucar u. dem Huecar in einem von hohen, steilen, dürren Felsbergen eingeschlossenen Thale. Von den 5 Brücken, welche über letzteren Fluß führen, zeichnet sich die auf 5 Bogen ruhende u. in der Mitte 50 m. hohe Paulsbrücke aus. Die Stadt selbst mit ihren steil ansteigenden engen Straßen u. hohen, geschwärzten Häusern hat ein alterthümliches Ansehen. Imposant ist die bischöfliche Kirche, welche auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt u. die herrlichsten Kunstwerke enthält. C. ist einer der Hauptplätze des span. Wollenhandels. Die ursprüngl. von den alten Concanen bewohnte Stadt nahm von diesen den Namen Conca, Concha an. Im Mittelalter wurde sie von den Mauren in Besitz genommen, denen sie 1220 von Alfons IX. entrissen ward.

Nr. 2092. Der Cuguar (Puma concolor).

Cuguar (Puma, Silberlöwe, amerikanischer Löwe, Felis od. Puma concolor), ein in seiner Erscheinung einer Löwin ähnelndes, katzenartiges Raubthier mit kleinem, mähnenlosem Kopf, schlankem Wuchs, kräftigen Beinen u. langem Schwanz. Seine Länge beträgt wenig über 1 m., die Schwanzlänge (0,6 m.) nicht mitgerechnet. Das Fell ist von gelbröthlicher Färbung, mit dunklerem Rücken u. hellerer bis weißer Unterseite. Der C. springt sehr gewandt auf Bäume u. wird, da er sehr blutgierig ist, ein Schrecken der Viehherden wie der Gehöfte, in denen er Nachts das Vieh überfällt. Doch flieht er feige Menschen u. Hunden gegenüber. Er kommt in ganz Südamerika sowol wie in den Vereinigten Staaten Nordamerika's vor, wo man ihn auch Panther nennt. Jung eingefangen, wird er leicht zahm.

Cujacius, Jacobus, latein. Name des berühmten Rechtslehrers Cujas, welcher im J. 1522 als Sohn eines wohlhabenden Tuchwalkers (Cujaous genannt) zu Toulouse geboren wurde. In die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft durch Arnold Perrier eingeführt u. in den alten Sprachen, wie in der Geschichte, Beredsamkeit, Dichtkunst u. Philosophie wohl bewandert, eröffnete C. im J. 1547 einen Lehrkursus über die Institutionen des röm. Rechts; er fand mit seinen Vorlesungen bald so allgemeinen Anklang, daß man ihn den Stolz des Jahrhunderts u. einen Lehrer nannte, dessen Ansicht die Meinungen einer ganzen Universität aufwiege. Zugleich trat er um jene Zeit mit seiner ersten Schrift, „Erläuterungen zu Ulpian's Rechtsausführungen", hervor. Im Nov. 1555 als öffentlicher Lehrer der Rechtswissenschaft nach Cahors berufen, gewann er die Herzogin Magarethe von Berri u. deren Kanzler L'Hopital, deren dauernder Gunst er seine weitere Beförderung

zu Ehrenämtern u. einträglichen Professuren an verschiedenen Hochschulen zu verdanken haben sollte. Unter seinen zahlreichen Zuhörern finden sich berühmte Namen wie Loisel, Pithou, Airault vertreten.

Cujus regio, ejus religio (lat.), d. h. Wer das Land beherrscht, beherrscht auch die Religion, — ein falscher kirchenrechtlicher Grundsatz, nach welchem die Religion am Territorium haften u. das Glaubensbekenntniß des Landesfürsten für seine Unterthanen verbindlich sein soll. Dieser Satz wurde in Deutschland zur Zeit der Religionskämpfe u. auch später noch ziemlich buchstäblich genommen u. führte bei den damals häufig eintretenden polit. Veränderungen u. Gebietswechseln zu den härtesten Folgen.

Cullen (spr. Köll'n), William, berühmter engl. Arzt, geb. 15. Apr. 1710 in einem Dorfe der schott. Grafschaft Lanark, bildete sich in Glasgow zum Wundarzte aus u. ward später als Arzt der Ostindischen Handelscompagnie auf einem Schiffe angestellt. In seine Heimat zurückgekehrt, mußte er mit dem größten Elend kämpfen, gab aber sein Ringen nach weiterer Ausbildung nicht auf. Gleiches Streben u. ähnliche Verhältnisse verbanden ihn mit dem nachmals so berühmten Anatomen Hunter, der anregend auf ihn wirkte. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Edinburgh glückte es C., eine Professur der Chemie, später der Medizin in Glasgow zu erlangen. Seine Beredsamkeit verschaffte ihm große Beliebtheit u. einen Ruf als Prof. der Medizin nach Edinburgh. Diese Stelle trat er 1766 an. Einige Jahre später ward er zum ersten Arzte des Königs von England für Schottland ernannt. Er starb 5. Febr. 1790. C.'s Hauptwerk ist das in viele Sprachen übersetzte „First lines of the practice of physics" (4 Bde., deutsch, Lpz. 1800). In seinem Werke „Treatise of the materia medica" reinigt er die Medizin von vielen Irrthümern. Dies Werk wurde von dem bekannten Homöopathen Hahnemann übersetzt (Lpz. 1790). Unter seinen übrigen Werken sind bes. zu erwähnen: „Synopsis nosologiae methodicae" (deutsch, Lpz. 1786); „Physiology" (1785). Nach seinem Tode erschienen: „Nosology or systematic arrangement of diseases" (London 1800) u. „The Edingburgh practice of physic, surgery and midwifery" (5 Bde., Lond. 1805). Eine Gesammtausgabe von C.'s Werken u. seine Biographie veröffentlichte Thomson (1827 u. 1832).

Culloden (spr. Köllohd'n), Ort in Schottland, historisch merkwürdig geworden durch den Sieg des Herzogs von Cumberland über den Sohn Jakob's III. von Schottland, Karl Eduard, 16. April 1746. Der Letztere versuchte die Ansprüche der Stuarts auf den Thron Englands geltend zu machen u. hatte bereits mit theilweisem Glück gegen die Engländer gekämpft; allein von Cumberland bei C. mit bedeutender Uebermacht u. bes. mit einer wohlbedienten Artillerie angegriffen, erlitt er, trotz der tapferen Gegenwehr seiner kaum 5000 Mann Bergschotten zählenden Armee, eine völlige Niederlage, die seine Hoffnungen auf den Thron vernichtete.

Culpa (Verschulden) bezeichnet im weiteren Sinne eine Handlungsweise, die, weil sie rechtswidrig, den Handelnden jedenfalls zur Ersatzleistung verpflichtet, unter Umständen sogar für ihn Strafe nach sich zieht. Im engeren Sinne hingegen ist C. gleichbedeutend mit Fahrlässigkeit od. Nachlässigkeit u. bildet den Gegensatz zur absichtlichen Verletzung (dolus) u. zu dem Falle, wenn für eine eingetretene Beschädigung überhaupt Niemand in Anspruch genommen werden kann (casus, Zufall). Von einer C. ist sowol im Strafrecht wie im Privatrecht die Rede. Im ersteren wird ein fahrlässiges, culposes Handeln od. Unterlassen nur ausnahmsweise bestraft, z. B. bei Tödtungsfällen, Brandstiftung, Körperverletzung u. s. w. Im bürgerlichen Recht dagegen wird die C. regelmäßig zum vollen Schadenersatze verpflichten. Bei Beurtheilung der Verschuldung kann ein verschiedener Maßstab angelegt werden; es kann Jemand unterlassen, die Sorgfalt eines ganz gewöhnlich gebildeten Menschen anzuwenden, grobes Verschulden, c. lata, — es kann Jemand die Sorgfalt nicht anwenden, die er in seinen eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt, c. levis in concreto, — od. sich einer Nachlässigkeit schuldig machen, deren sich ein vorsichtiger u. einsichtsvoller Mensch nicht schuldig gemacht haben würde, c. levis in abstracto. Für ein schuldvolles Handeln muß man regelmäßig, für ein schuldvolles Unterlassen nur ausnahmsweise haften.

cum (lat. Verhältnißwort), mit; c. laude, mit Lob, mit Auszeichnung; c. infamia, mit Schimpf u. Schande, auf ehrenrührige Weise, mit Verlust der Ehrenrechte; c. grano salis (wörtlich: mit einem Körnchen Salz), mit vorsichtiger Abwägung u. Einschränkung, mit Unterschied; c. beneficio inventarii, mit Vergünnung eines Nachlaßverzeichnisses (eine Rechtswohlthat, welche einem Erben gestattet, die Anfertigung eines Nachlaßverzeichnisses zu beanspruchen u. nicht mehr Schulden des Erblassers zu bezahlen, als mit der Erbmasse getilgt werden können).

Cumä, Stadt in Campanien, 1050 v. Chr. von Kyme im kleinasiatischen Aeolien unweit des Kap Miseno gegründet, legte später seinerseits die Städte Puteoli, Neapel u. Zankle (Messana) an u. dehnte ihre Herrschaft über ganz Campanien aus. Im J. 525 v. Chr. bestanden ihre Einwohner einen Heldenkampf gegen einen aus Etruskern, Umbrern u. anderen verwandten Stämmen bestehenden Völkerschwarm, der sich in Besitz der Stadt setzen wollte. Dieser Krieg begünstigte die Erhebung des Tyrannen Aristodemus, bei dem der vertriebene römische König Tarquinius Zuflucht suchte u. fand. Innere Kämpfe schwächten dann aber die Kraft der Gemeinde, u. der etruskischen Seemacht gegenüber behauptete sie ihre Stellung nur durch die Hülfe des Königs Hiero von Syrakus. Endlich unterlag C. (417 v. Chr.) den Campanern, welche die Stadt eroberten u. die griech. Einwohner niedermetzelten. Unter röm. Herrschaft war die Stadt erst ein Municipium, dann eine Kolonie u. wurde schließlich von Narses gänzlich zerstört. Nach C. verlegte die Sage den Wohnort der Sibylle (s. d.).

Cumaná, früher Neu-Andalusien, Provinz der südamerikan. Republik Venezuela (Flächeninhalt 823 □M.), liegt am Antillenmeer u. am Golf von Paria u. wird durch den Orinoco von Guayana getrennt. Die Küste am Antillenmeer ist hoch u. steil, hat aber viele gute Häfen, dagegen ist die Küste des genannten Golfs flach u. klippenreich; sie ist eine Fortsetzung der Llanos, welche 8 Längengrade weit sich ins Land hinein erstrecken. Gegen O. wird die Provinz von der Cerro del Bergantin durchstrichen; nördlich davon zieht sich die Fortsetzung der Küstencordillere von Venezuela hin. Ein großer Theil des Landes hat ungesundes Klima, bes. die am Golf von Paria gelegenen Striche, sowie die lagunenreichen Ebenen im S. u. O. Gemäßigte Ländereien finden sich auf dem durchschnittlich 1500 m. hohen Plateau des Bergantin. Zu den größeren Flüssen der Provinz gehören der Rio Manzanares, der Rio Guanipa u. der Rio Tigre; von den Mündungsarmen des Orinoco gehören ihr 5 an. Die Bevölkerung ist eine sehr dünne; auf eine Quadratmeile kommen etwa 92 Seelen. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung; Baumwolle, Mais, Kakao, Tabak, Kokosnußöl, Salz u. Fische sind Ausfuhrartikel. Als Handelshäfen sind zu nennen: C., Carupano, Rio Caribe u. Guiria. In der Provinz finden sich noch viele Missionsdörfer, die ihr altes, freundliches Aussehen bewahrt haben, obgleich die Missionen mit der span. Herrschaft aufgehört haben. Eingetheilt ist das Land in 9 Kantone u. 46 Parochien. Die Hauptstadt der Provinz, C. od. Santa Ines de C., ist die älteste Stadt auf der Tierra Firme u. von Jácome Castellan 1521 am Rio C., jetzt Manzanares, unter dem Namen Neu-Toledo gegründet. Sie liegt in einer trocknen Ebene an einem Hügel, nicht weit von dem Meerbusen Cariaco. Nur die Ufer des Manzanares, welcher die Stadt in zwei Theile trennt, sind schön bewachsen, sonst ist ihre Umgebung öde. Erdbeben haben hier wiederholt verwüstend gehaust; bei der Katastrophe von 1853 verloren über 1000 Menschen das Leben. Während die Stadt im J. 1800 noch 12,000 Einw. zählte, umfaßt sie jetzt kaum die Hälfte derselben. Das Klima von C. ist sehr heiß, jedoch infolge der Einwirkung der Seewinde nicht ungesund.

Cumarin od. Coumarin (auch cumarylige Säure od. Tonkakampher genannt), eine Substanz, welche sich in vielen Pflanzen, die zum Theil ganz verschiedenen Familien angehören, findet. Am leichtesten u. in größter Menge wird das C. aus den Tonkabohnen gewonnen, indem man dieselben mit Alkohol auszieht, den Auszug durch Verdunsten krystallisiren läßt u. die Krystalle weiter reinigt. Das C. besitzt einen starken, aromatischen Geruch, der im verdünnten Zustande an den des Waldmeisters erinnert, u. in der That rührt auch der Geruch dieser Pflanze von C. her; eben so der Heugeruch von dem im Ruchgras u. Steinklee enthaltenen C., sowie das Aroma der Tonkabohnen. Die chemische Zusammensetzung dieses Stoffes läßt sich durch die Formel $C_{18}H_6O_4$ ausdrücken. Bei der Behandlung mit konzentrirter Kalilauge geht das C. in die C.säure ($C_{18}H_8O_6$) über.

Cumbanzo, eine fieberwidrige Pflanze, gleichsam der Chinabaum Südafrika's. Sie wächst am Zambesi, von wo sie durch Livingstone bekannt geworden ist, u. bildet zwischen dem 16.—18.° südl. Br. ganze Wälder. Zu der Familie der sonst so giftigen Apocyneen gehörend, ist sie ihrer Naturgeschichte nach nur wenig bekannt.

Cumberland (spr. Kömberländ), Grafschaft in England, hat auf $83^1/_4$ □M. über 205,200 E. u. wird eingeschlossen von Northumberland, Durham, Westmoreland u. Lancashire. Im W. bildet die irische See, im N.W. Schottland die Grenze. Der Fluß Eden theilt das Land in zwei Theile; in dem nordöstlichen liegt die der Kohlenformation angehörende penninische Kette, deren höchster Punkt, der Croß-Fell, 900 m. mißt; der südwestliche Theil umfaßt die silurischen u. granitischen Cumbrian Mountains, die mit ihren schattigen Wäldern, steilen Abhängen, Bergseen u. Sturzbächen eine der schönsten Gegenden Englands bilden. Ihr höchster Punkt, der Sca-Fell, ist 985 m. hoch. Die zwischen beiden Gebirgen liegende Ebene des Eden ist Bunt- u. Rothsandsteinbildung. Weder diese noch jene zeichnen sich durch besondere Fruchtbarkeit aus. Ackerbau u. Viehzucht wird auf rationelle Weise betrieben; Schlachtthiere werden von Schottland eingeführt u., nachdem sie gemästet sind, nach Liverpool verkauft. Das Fabrikwesen ist im Schwunge u. der Bergbau ergiebt Kohlen, Eisen, Blei u. andere zu verwerthende Mineralien. Die Hauptstadt Carlisle ist durch ein Eisenbahnnetz mit den verschiedenen Gegenden des Reiches verbunden. — In Nordamerika kommt C. sehr oft als Name von Orten u. Counties vor. Vor Allem aber führt diesen Namen ein großer Strom, der im Südosten des nordamerik. Staates Kentucky entspringt (am C.gebirge), durch Kentucky fließt, wo er bei Williamsbury einen mächtigen Wasserfall bildet, dann in westl. Richtung Tennessee durchströmt u., nach Kentucky zurückgekehrt, bei Smithland in den Mississippi mündet. Der Strom ist 128 M. lang. — C. ist ferner der Name einer Meeresstraße im Baffin-Parry-Archipel des Arktischen Polarmeeres, einer Halbinsel in Britisch-Nordamerika (zu deren Seiten die Baien Chignecto u. Cobequid liegen) u. eines ($20^1/_2$ engl. M. langen) Kanals zwischen Portland u. Sebago Pond.

Cumberland, Richard, engl. Lustspieldichter u. Schriftsteller, geb. zu Cambridge 19. Febr. 1732, war anfänglich Privatsekretär des Lord Halifax, durch welchen er später eine Anstellung bei der Handelskammer erhielt. Im J. 1780 machte C. im Auftrag der Regierung eine Reise nach Madrid u. Lissabon u. zog sich, als die Handelskammer aufgelöst worden, nach Tunbridge zurück, woselbst er 7. Mai 1811 starb. Von seinen Werken sind zu nennen: „Summer's tale“ (1765); die Lustspiele „The brothers“ (Lond. 1769; deutsch von Dalberg, Frankfurt 1786), „The Westindian“ (deutsch von Bode, Hamb. 1775), „The Jew“ („Der Jude“, ein gleichfalls ins Deutsche übersetztes u. früher oft auf deutschen Bühnen gegebenes Tendenzstück); das Trauerspiel „The battle of Hastings“ u. mehrere Romane: „Memoirs of his own life“ (Lond. 1806—7, 2 Bde.) u. „The Observer“ (ebd. 1810, 3 Bde.).

Cumberland, Herzog William Augustus, von, dritter Sohn König Georg's II. von England, geb. 26. April 1721, verlor als Generalissimus der engl. Truppen in Flandern 1745 die Schlacht von Fontenoy gegen den Marschall von Sachsen; er schlug zwar im folgenden Jahre den Aufstand in Schottland durch die Schlacht bei Culloden nieder, schändete aber den Namen eines Siegers durch seine Grausamkeit. Im J. 1747 erfuhr C. bei Lawfeld eine abermalige Niederlage durch Moritz von Sachsen u. verlor Mastricht. Seinen Mangel an Feldherrntalent bekundete er auch später als Kommandant der Artillerie in Deutschland, wo ihn d'Estrées 1757 bei Hastenbeck schlug. Durch die infolge dessen von ihm 8. Septbr. zu Kloster-Zeven abgeschlossene Konvention fiel Hannover in die Hände der Franzosen. Es war natürlich, daß C. abgerufen wurde. Er entsagte allen militärischen Würden u. zog sich nach Windsor zurück, wo er 31. Okt. 1765 starb. — Den Titel eines Herzogs von **C.** führte auch Prinz Ernst August, der nachmalige König von Hannover, von dem er auf Georg V. (s. d.) überging.

Cumbre de Mulahacen, der höchste Berggipfel des westl. Europa, zur Sierra Nevada in Spanien gehörend, hat eine Höhe von gegen 3600 m. u. ist nam. durch seine an einzelnen Stellen bis 600 m. messenden Abstürze charakterisirt. Den Namen verdankt er dem vorletzten maurischen Könige von Granada, Muley-Hassan.

Cuminol, eine ölige, farblose Flüssigkeit von scharfem, brennendem Geschmack u. starkem, kümmelartigem Geruch, 0,972 spez. Gewicht; siedet bei 320° C. u. destillirt dann über. Das C. ist ein Bestandtheil des Oleum Cumini, des sog. römischen Kümmelöles, welches man durch Destillation der Samen von Cuminum Cyminum erhält. In chemischer Hinsicht verhält sich das C. wie ein Aldehyd, führt daher auch zuweilen die Namen Cuminaldehyd od. Cuminylaldehyd ($C_{20}H_{12}O_2$). Durch alkoholische Kalilösung wird das C. in Cuminsäure u. Cuminalkohol zerlegt. — Die **Cuminsäure** ($C_{20}H_{13}O_3$) findet sich in der Natur nicht fertig gebildet, sondern entsteht nur auf die angegebene Weise od. dadurch, daß man auf schmelzendes Aetzkali Ol. Cumini tröpfeln läßt; sie besteht aus farblosen Krystallen, die bei 113° C. schmelzen, bei höherer Temperatur sublimiren. Bei der trocknen Destillation mit Kalk zerfällt die C.säure in einen Kohlenwasserstoff, das **Cumol**, $C_{18}H_{12}$, u. in Kohlensäure. — Der **Cuminalkohol** ($C_{20}H_{14}O_2$) ist eine farblose, schwach aromatisch riechende Flüssigkeit, die bei 243° C. siedet.

Cuminsäure, s. „Cuminol.“

Cumming (spr. Römming), John, berühmter engl. Kanzelredner, geb. 10. Nov. 1810 in der Grafschaft Aberdeen, kam als ein eifriger Anhänger der von John Knox verfochtenen alten Presbyterialverfassung 1832 als Prediger an die kleine schott. Kirche nach London. Der außerordentliche Beifall, den er daselbst fand, gründete sich weniger auf die Tiefe u. Originalität der Gedanken, als auf die echt methodistische Form seiner Predigten, in welchen er vor Allem auf Aufregung des Hörers u. auf die Erweckung bußfertiger Gesinnungen ausgeht. Diesen Zweck hat C. auch außerhalb Londons auf Rundreisen u. durch Schriften verfolgt, die denselben extravaganten Charakter tragen. Die Nichterfüllung seiner öfteren Prophezeiungen eines nahen Weltuntergangs (bes. auf das J. 1867) vermochte trotzdem sein Ansehen nicht zu untergraben. Von seinen Schriften nennen wir die „Apokalyptischen Skizzen“ (Vorlesungen über die Offenbarung Johannis, 1849) u. die „Bestimmung der Nationen“ (1864). Seine kleineren Erbauungsschriften, wie „Die Stimmen der Nacht“, „Die Stimmen des Tages“, sind noch jetzt in zahllosen Exemplaren verbreitet.

Cumulus (Haufenwolke), s. „Wolke.“

Cunard (spr. Kjunärd), Samuel, ein Canadier, gründete im Verein mit engl. Kapitalisten u. mit Unterstützung der engl. Regierung die erste Postdampferlinie zwischen England u. Nordamerika, welche Bestand hatte. Kurz vorher war dasselbe Unternehmen von einer anderen Gesellschaft in die Hand genommen worden, scheiterte aber nach wenigen Fahrten in den J. 1838 u. 1839 gänzlich. Die C.linie besteht neben vielen neu entstandenen noch jetzt; die Gesellschaft besitzt 38 Dampfer, welche zwischen Liverpool, New-York u. Boston fahren u. Queenstown sowie Halifax anlaufen.

Cundinamarca, von 1857 bis 1861 einer der 8 Staaten der südamerikan. Republik Neugranada, welcher das mittlere Becken des Amazonenstromes u. die Ost-Cordilleren umfaßt u. aus der früheren Provinz C., so wie aus Theilen von Mariquita u. Neiva zusammengesetzt ist. Hauptstadt Bogota. Seit 1861 ist wieder eine Theilung vorgenommen worden, indem aus Mariquita u. Neiva der Staat Tolima gebildet u. Bogota als besonderer Distrikt ausgeschieden wurde. Die Einwohnerzahl beider Staaten beträgt 474,000; die gegenwärtige Hauptstadt von C. ist Funza. — Die Bewohner treiben Ackerbau u. Viehzucht. Hauptausfuhrartikel sind Tabak u. Chinarinde.

Cundurango, eine gegen den Krebs marktschreierisch empfohlene Pflanze aus Guayaquil, die der natürlichen Familie der Asclepiadeen als kletternder Strauch mit Milchsaft nahe stehen soll. Sie wächst, wie man sagt, in der Provinz Lora, der Heimat des Chinabaumes, u. soll ihre Heilkraft in der Rinde ihrer 15 cm. dicken Stämme tragen.

Cunningham (spr. Könninghäm), Allan, schott. Naturdichter, geb. zu Blackwood (Dumfriesshire) 7. Dez. 1784, gest. zu London 29. Okt. 1842, war der Sohn eines Landmanns u. wurde Maurer, ging aber, veranlaßt durch den Erfolg seiner ersten Lieder u. Legenden, bes. seiner Ballade „Bonnie Anne“, 1810 nach London, um sich in Literatur u. Kunst auszubilden. Eine Zeit lang war er hierauf Berichterstatter für mehrere Zeitungen, bis ihn 1814 der Bildhauer Chantrey als Gehülfen in sein Atelier nahm; dort blieb C. auch bis zu seinem Tode, ohne es indeß zur wirklicher Künstlerschaft zu bringen. Dagegen ist er

als Balladen u. Liederdichter neben Burns zu stellen. Er veröffentlichte das dramat. Gedicht „Sir Marmaduke Maxwell" (London 1822); „The legend of Richard Faulder and twenty Scottish songs" (ebd. 1822); „Traditional tales of the English and Scottish peasantry" (ebd. 1822, 2 Bde.); „The songs of Scotland, ancient and modern" (ebd. 1825, 4 Bde.). Eine Sammlung seiner „Poems and songs" (Lond. 1847) veranstaltete sein Sohn Peter C.

Cunninghamia, Pflanzengattung der Coniferen, von ihr nam. bekannt C. sinensis in China, welche dort Harz u. Bauholz liefert.

Cupido, in der röm. Mythologie der Gott des liebenden Verlangens, s. v. w. Amor (s. d.).

Nr. 2093. Cupressus sempervirens.

Cupressus, Cypresse, Pflanzengattung der Coniferen, deren bekannteste Art die südeuropäische C. sempervirens ist, die offenbar erst aus dem Oriente nach Südeuropa geführt wurde. Hier war sie schon den Griechen u. Römern ein heiliger Baum, wie sie es noch im Orient ist, wo sie die Kirchhöfe als Trauerbaum fast durchweg schmückt. Die Zweigbildung erinnert lebhaft an den Wachholder durch die gerade aufwärts wachsenden Aeste u. die über einander liegenden Nadeln; doch trägt der Baum balsamische Zapfen von der Größe einer Walnuß. Rinde, Holz u. Samen waren ehemals gebräuchlich in der Arzneikunde u. sind es bei den Türken noch heute. Das Holz birgt ein ätherisches Oel, das sich auch als Mittel gegen Motten u. Insekten in zerstörbaren Sammlungen bewährt. Eine zweite Art besitzt Nordamerika, die weiße Ceder (C. thyoides, White Cedar), welche das bekannte weiße Cedernholz giebt; eine dritte wohnt in Mexiko (C. thurifera), die Weihrauchc., die ein wohlriechendes, dem Weihrauch ähnliches Harz erzeugt.

Cupuliferen, wörtlich: Näpfchenträger; eine Pflanzenfamilie, welche ihre Früchte in besonderen Hüllen, Schlauen trägt, die bald ein Näpfchen, wie bei der Eiche, bald eine hautartige Hülle, wie bei den Haselnüssen, darstellen; daher besser Schlauenfrüchtler. Zu diesen Gattungen gehören noch: die eßbare Kastanie, die Buche, die Hainbuche, die Hopfenbuche. Da dieselben aber ihre Blumen in Kätzchenform stellen, gehören sie wieder zu einer größeren Gruppe, die man die Kätzchenträger od. Puliflorен nennt, wohin Birken, Weiden, Ulmen, Maulbeeren, Nesselgewächse, Platanen, Hanf u. A. mit gerechnet werden.

Curaçao (Curassao), Insel im Karibischen Meere, zur Gruppe der Inseln unter dem Winde gehörig, ist eine niederländische Besitzung. Ihre Länge beträgt 9 M., ihre Breite gegen 1 M., der Flächenraum 7,7 □M. Unter den Bergen der Insel ist der höchste Punkt 396 m. hoch. Der gut angebaute Boden bringt Tabak, Baumwolle, Tamarinde, Yams u. Pomeranzen hervor; aus letzteren wird der bekannte C.likör bereitet. Das Klima ist gesund; die Zahl der Einwohner betrug 1868 ca. 20,850, darunter mehr als der vierte Theil Sklaven. Die Hauptstadt ist Willemstad an der Südküste mit 8400 E., welche hauptsächlich durch den Handel sich nähren.

Curare od. Urari ist das südamerikan. Pfeilgift der dortigen Eingeborenen, welches, in den Magen gebracht, keine nachtheiligen Wirkungen hervorbringen soll, in Wunden jedoch nach wenigen Minuten tödtet. Ueber seine Abstammung ist noch nichts Sicheres bekannt, doch vermuthet man, daß es von der Paullinia Coruru, einer Pflanze aus der Familie der Sapindaceen, nach Anderen von Cocculus Imene od. verwandten Pflanzen (s. „Cocculus") abstammt. Dieses Gift kommt seit einigen Jahren nach Europa in den Handel, da es medizinische Anwendung gefunden hat; man erhält es in kleinen Originaltöpfchen von 60 gr. Inhalt. Der wirksame Bestandtheil darin ist das Curarin ($C_{20}H_{15}N$), ein Alkaloid, das man in farblosen, bitterschmeckenden, prismatischen Krystallen erhalten kann; es löst sich in Wasser u. Alkohol in jedem Verhältnisse, in Aether u. Benzol dagegen gar nicht.

Curatus (vom lat. curare, besorgen, verwalten), ein Pfarramtsverweser, ein Geistlicher, der ein Pfarramt verwaltet; gleichbedeutend mit dem franz. curé (spr. Küreh). Denselben Titel führt ein Kaplan, der als Seelsorger unter einem vorgesetzten Geistlichen fungirt.

Cúrcuma, Pflanzengattung der Gewürzlilien, Gruppe der Ingwergewächse, nur den Tropen angehörig, mit mehreren Nutz- u. Heilpflanzen, als z. B. C. longa, Gilbwurz, gelber Ingwer, in Ostindien u. Südchina; sie giebt die bekannte Curcumäwurzel, mit einem ingwerartigen, aber gelbfärbenden Stoff, um welcher letzten Eigenschaft willen sie früher gegen Gelbsucht u. Gallenstein angewendet wurde. Eine andere ostindische Art (C. Zedoaria) liefert die Zedoariawurzel, die früher als Reizmittel häufig gebraucht wurde, gegenwärtig aber von den Hindus nur noch zu religiösen Gebräuchen u. Parfümerien angewendet wird. Noch andere Arten Indiens geben Arrow-root, Tickmehl od. Tikur genannt: C. leucorrhiza, angustifolia, rubescens.

Cureton (engl., spr. Kjurt'n), Orientalist, geb. 1808 zu Westbury in Shropshire, ward nach zurückgelegten Studien auf der Universität Oxford 1834 zum Unterbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek ernannt u. 1837 an das Britische Museum berufen, um einen Katalog der arabischen Bücher u. Handschriften anzufertigen. Von diesem erschien der 1. Band 1846; an der Vollendung des 2. Bandes wurde er durch seine Ernennung zum Kaplan der Königin (1847) u. zum Kanonikus von Westminster u. Pfarrer der St. Margarethenkirche (1850) verhindert. Er starb 17. Juni 1864. Seinen Ruf als Orientalist begründete er bes. durch die Herausgabe wichtiger syrischer Schriftwerke des Britischen Museums, nam. der syrischen Version der „Festbriefe des heiligen Athanasius" (Lond. 1850).

Curia hieß bei den alten Römern eine Abtheilung des aus Patriziern bestehenden Volkes. Es gab 30 solcher Curien, u. an der Spitze einer jeden stand ein Curio. Jede C. hatte ihren besonderen religiösen Kultus, eine eigene Kapelle u. ein Versammlungslokal, das ebensowol zu politischen Besprechungen als zu geselligen Zusammenkünften benutzt wurde. Ueber die polit. Bedeutung der C. vgl. den Art. „Comitien". — C. nannte man auch das Versammlungslokal des Senats. Das älteste Gebäude der Art war die von Tullus Hostilius erbaute C. Hostilia, an deren Stelle nach Cäsar's Tode die C. Julia trat.

Curiatier, drei Brüder, Drillinge aus Alba Longa, welches mit seiner Tochterstadt Rom in Fehde begriffen war. Nach der Sage schlug der röm. König Tullus Hostilius dem albanischen Diktator Mettius Fufetius vor, jene albanischen Drillinge sollten mit den röm. Horatiern, die gleichfalls Drillinge waren, statt der Heere durch ihren Kampf die Entscheidung herbeiführen. Die jungen Krieger traten wohlgerüstet in die Schranken u. griffen sich gegenseitig mit den Schwertern an. Zuerst fielen, zum Tode getroffen, zwei Horatier nieder, u. die Albaner erhoben lautes Freudengeschrei. Der noch unverletzte Horatier wendete sich zur Flucht u. wurde von den mehr od. minder verwundeten Gegnern verfolgt, aber in ungleicher Entfernung, wie es ihre Verwundungen mit sich brachten. Nun aber wendete er sich plötzlich, stieß den nächsten Verfolger nieder, dann den zweiten u. endlich den dritten. Stolz auf seinen Sieg, die blutigen Waffenröcke der Feinde auf dem Arm, zog er an der Spitze des Heeres nach Rom. Er begegnete seiner Schwester, die mit Attus Curiatius, einem der Drillinge, verlobt war. Sie erkannte den Waffenrock, den sie selbst gefertigt hatte, u. überhäufte wehklagend den Bruder mit Vorwürfen. Er aber durchbohrte sie im aufwallenden Zorne. Wegen dieser Frevelthat verurtheilte ihn das Blutgericht zum Tode; allein auf die Fürbitte seines greisen Vaters ertheilte ihm die gesammte Bürgerschaft Begnadigung.

Curie, in katholischer Bedeutung, s. „Kurie".

Curius Dentatus, ein röm. Feldherr aus plebejischem Geschlecht (im 3. Jahrh. v. Chr.), von altröm. Gepräge, einfach, uneigennützig, Repräsentant der guten alten Sitte. Er baute bescheiden sein kleines Landgut mit eigenen Händen, trat aber als Volkstribun in den wegen Ungleichheit der Stände entstandenen Unruhen kühn für die Rechte des Volkes gegen den adelsstolzen Appius Claudius Cäcus auf. Nachdem die Gleichberechtigung der Stände durchgesetzt war, gehörte C. zu den ersten Plebejern, welche das Konsulat erhielten. Er siegte über die Samniter, die sich noch immer gegen das röm. Joch sträubten, u. unterwarf die Sabiner. Nach dem Frieden wurden Ländereien an die Bürger vertheilt, er aber nahm nur so viel an, als Jedermann aus dem Volke erhielt. Im J. 275 wurde er zum zweiten Mal Konsul u. besiegte bei Benevent den Pyrrhus, behielt aber von der unermeßlichen Beute ebenfalls nur ein hölzernes Opfergeräth für sich u. kehrte mit der ihm eigenen Anspruchslosigkeit zu seinem Landgut zurück. In seinem dritten Konsulat (274) unterwarf er die Völker Unteritaliens, die sich wieder erhoben hatten, vollständig. Noch kurz vor seinem Tode wurde er mit dem Ehrenamte der Censur betraut; er starb 272 v. Chr.

Currer Bell ist der zwar erst für ihre Schriften angenommene, aber durch diese am bekanntesten gewordene Name der ältesten, auch am längsten am Leben gebliebenen u. bedeutendsten jener drei Töchter des aus einer alten irischen Familie stammenden Pfarrers Patrick Bronte (eigentl. Bronterre), die sich durch ihre Romane u. Gedichte einen Platz in der engl. Literatur erworben haben. C. B. od. Charlotte Bronte ward 21. April 1816 zu Hartshead (Yorkshire) geb. u., gleich ihren älteren Schwestern, die infolge dessen frühzeitig starben, anderthalb Jahre lang der barbarischen Behandlung in Cowans Bridge, einer Erziehungsanstalt für Pfarrerstöchter bei Leeds (dem Lowood in „Jane Eyre"), ausgesetzt. Obgleich auch sie dadurch in ihrer Entwicklung gelitten, schrieb sie doch schon in ihrem 13. Jahre Erzählungen u. Gedichte, im 14. ein Drama u. überhaupt bis Juni 1830 schon 22 (Manuskript gebliebene) Bände. Nachdem sie dann noch das Institut Roe Head bei Heckmondwike (Yorkshire) besucht, auch von 1835—38 als Lehrerin daselbst gewirkt hatte, betrat sie die dornenvolle Laufbahn einer Gouvernante, war 1842—44 an einer franz. Erziehungsanstalt in Brüssel thätig, kehrte aber hierauf in das Haus des Vaters zurück. Hier hatten sich inzwischen auch die beiden jüngeren Schwestern, Emily Jane (geb. 1819 zu Thornton) u. Anne (geb. 1822 zu Haworth in Yorkshire) eingefunden. Auch sie waren Gouvernanten gewesen u. hatten dieselben traurigen Erfahrungen wie Charlotte gemacht; alle Drei wollten sie solche nun der Welt kund thun, sich ihr gegenüber aber unter dem Namen C. B., Ellis Bell u. Acton Bell verbergen. Weit mehr Aufsehen als Ellis durch die Novelle „Weethering Heights" (Lond. 1847) u. Acton durch die Erzählung „Agnes Gray" (ebd. 1847) u. „The Tenant of Wildfell Hall" (ebd. 1848), erregte C. B. durch den bald fast in alle europ. Sprachen übersetzten u. von Charl. Birch-Pfeiffer unter dem Titel „Die Waise von Lowood" dramatisirten Roman „Jane Eyre" (Lond. 1847). Diesem folgten die Romane „Shirley" (ebd. 1849) u. „Vilette" (ebd. 1852) u. nach ihrem Tode die Novelle „Der Professor" (ebd. 1857). Außerdem veröffentlichten die drei Schwestern Gedichte. C. B. verheirathete sich im Juni 1854 mit Arthur Bell Nicholls, dem Hülfsprediger ihres Vaters in Haworth, erlag aber gleich ihren Schwestern (Ellis starb 19. Dez. 1848, Acton 28. Mai 1849) schon 31. März 1855 der von der Mutter ererbten Schwindsucht. Der Vater (geb. zu Ahjelleregh in Downshire 17. März 1777) überlebte seine Gattin u. fünf Kinder bis 7. Juni 1861.

Curschmann, Karl Friedrich, einer der begabtesten u. beliebtesten deutschen Liederkomponisten, geb. zu Berlin 21. Juni 1805, bildete sich in Kassel unter Moritz Hauptmann, lebte dann fast ununterbrochen in dieser Stadt u. starb 21. Aug. 1841 zu Langfuhr bei Danzig. Die Zahl von C.'s Liedern u. Gesängen beträgt 92; dieselben sind zu Berlin (1871) in einer neuen Gesammtausgabe erschienen u. sind durch gefühlvolle u. anmuthige Erfindung ausgezeichnet. Er selber verstand mit seiner schönen Tenorstimme seine Liedschöpfungen so prächtig vorzutragen, daß man ihn in Berlin „die Sonntag des männlichen Geschlechts" nannte. Von seinen sonstigen Kompositionen ist bes. noch ein Singspiel „Abdul u. Erinnieh" zu nennen.

Curtane (spr. Köhrtehn), der Name einer Waffe Eduard's des Bekenners, ein Schwert ohne Spitze, das bei der Krönung eines engl. Regenten vor diesem hergetragen wird.

Curtius, Ernst, verdienter Alterthumsforscher, geb. 2. Sept. 1814 zu Lübeck, studirte seit 1833 in Bonn, Göttingen u. Berlin, bereiste 1836—40 Griechenland u. wurde 1843 Privatdozent u. 1844 außerordentlicher Professor in Berlin. Von 1844—49 war er Erzieher des jetzigen Kronprinzen von Preußen, wurde 1856 ordentlicher Professor in Göttingen u. wirkt seit 1868 als solcher in Berlin. Außer manchen kleineren Schriften gab er heraus: „Peloponnesus" (Gotha, 1851—52, 2 Bde.), ein Werk, welches diese Halbinsel von geographischen, historischen u. kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten aus eingehend behandelt, u. „Griechische Geschichte" (Berlin 1857—61, 2 Bde.), in welcher er die Ergebnisse scharfer u. gründlicher Forschung in ein leichtes, fesselndes Gewand zu hüllen wußte. — Sein Bruder Georg C., ein namhafter Forscher auf dem Gebiete der Sprachvergleichung, geb. 16. April 1820 zu Lübeck, studirte seit 1838 in Bonn u. Berlin, war dann Lehrer am Blochmann'schen Institut in Dresden, 1846 Privatdozent in Berlin u. wurde 1849 außerordentlicher u. 1851 ordentlicher Professor der Philologie in Prag. Von dort erhielt er 1854 einen Ruf nach Kiel u. 1862 nach Leipzig. Hauptwerke von ihm sind: „Schulgrammatik der griechischen Sprache" (Prag 1852, 9. Aufl. 1870) u. „Grundzüge der griechischen Etymologie" (Leipzig, 1858).

Curtius, Marcus, ein Römer ritterlichen Standes, der sich der Sage nach 362 v. Chr. für die Wohlfahrt seiner Vaterstadt dem Tode weihte. Es war in Rom nämlich, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, ein weit klaffender Spalt auf dem Forum entstanden, den man vergeblich durch Erde u. Steine zu füllen suchte. Die Priesterschaft that den Ausspruch, Rom müsse das Edelste, was es besitze, den Unterirdischen darbringen, dann würde der Abgrund sich schließen u. der Staat zu Ruhm u. Ansehen gelangen; sonst aber sei derselbe unrettbar dem Untergange verfallen. Bald darauf erschien C. in voller Rüstung zu Pferde u. sprang in den Schlund, der sich nun leicht schloß.

Curtius Rufus, Quintus, Verfasser einer viel gelesenen Kriegsgeschichte Alexander's des Großen, wurde längere Zeit für eine erdichtete Person gehalten, da das Werk erst im 12. Jahrh. wieder auftauchte. In neuerer Zeit setzt man seine Lebenszeit in die Regierung Vespasian's. Das Werk selbst leidet an mancherlei Fehlern, die seine Glaubwürdigkeit beeinträchtigen u. seine Sprache der sinkenden Latinität zuweisen. Es umfaßte 10 Bücher, von denen uns aber die beiden ersten fehlen.

Curulisch, ein Beiwort zur Bezeichnung der höheren röm. Staatsämter, nam. des Konsulats, der Prätur, der Censur u. der Aedilität. Den Inhabern dieser Ehrenstellen kam auch der curulische Sessel (sella curulis) als Auszeichnung zu, ein vielleicht aus Etrurien eingeführter, wie unsere Klosterstühle zum Zusammenklappen eingerichteter Elfenbeinstuhl mit geschweiften Füßen, der in der Regel vor den Beamten hergetragen wurde.

Curzola, dalmatische Insel im Adriatischen Meere, durch den Kanal C. von der Halbinsel Sabbioncello getrennt; hat 15 M. im Umfang, ist von Gebirgen durchzogen, an deren Abhängen viel Wein gebaut wird, u. hat gute Häfen. Wegen ihrer ehemaligen dunklen Wälder hieß sowol die Insel als die jetzt sehr unbedeutende Stadt C. früher Corcyra Nigra.

Cusa, auch **Cousa** u. **Cuza**, Alexander Johann, der als **Johann I.** sieben Jahre lang auf dem neugegründeten Throne von Rumänien gesessen, stammt nicht aus fürstlichem Geschlecht, sondern nur aus einer mold. Bojarenfamilie zweiten Ranges, aus der vormals noch kein Hospodar gewählt worden war. Geb. 20. März 1820 zu Galacz, ging er, kaum 11 Jahre alt, nach Paris u. verweilte dort zu seiner Ausbildung bis 1839. In die Heimat zurückgekehrt, trat er in den mold. Militärdienst, rückte schnell zum Obersten auf u. wurde dann — ein bezeichnendes Beispiel für die dortigen Zustände — Vizepräsident des Gerichtshofes in seiner Vaterstadt. Im J. 1850 zum Präfekten des Regierungsbezirks Galacz ernannt, blieb er dies bis 1854, wo seine Opposition gegen die österr. Okkupation der Donaufürstenthümer seine Entlassung herbeiführte. Durch seine Frau, eine Tochter des Großbojaren Rosetti, in enge Verbindung mit der liberalen Unionspartei gebracht u. zu großem Einfluß gelangt, ward er von Galacz 1858 zum Abgeordneten in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, trat bald darauf als Kriegsminister in das Kabinet der provis. Kaimakamie für die vereinigten Fürstenthümer u. wurde 17. Jan. 1859 durch den Einfluß der Unionspartei in Jassy zum Fürsten der Moldau, sowie 5. Febr. in Bukarest zum Fürsten der Walachei gewählt u. auf die Konstitution von 1856, bez. auf die Pariser Konvention vom 19. Aug. 1858 vereidigt. Im Okt. 1859 ward er von der Pforte für die Moldau, aber erst im Okt. 1860, nach einem Besuche in Konstantinopel, auch für die Walachei anerkannt, indeß nur für seine eigene Lebenszeit. Am 23. Dez. 1861 langten die Bestätigungsformeln in Bukarest an, u. noch an demselben Tage ward die Vereinigung beider Fürstenthümer unter dem Namen „Rumänien" ausgerufen (vgl. Rumänien, Geschichte). Statt, wie bei seiner Wahl ausbedungen war, nach erfolgter Union von der Regierung zurückzutreten, machte C. vielmehr allerhand Versuche zur Aufhebung der Verfassung u. nahm sich überhaupt den „Retter der Gesellschaft" an der Seine, Napoleon III., zum Muster u. Vorbild, weshalb er, nachdem schon im Aug. 1865, während seines Aufenthaltes im Bade Ems, ein Aufstand in Bukarest ausgebrochen, aber niedergeschlagen worden war, in der Nacht auf den 23. Febr. 1866 durch eine Verschwörung zur Abdankung gezwungen wurde u. außer Landes ging. Da seine Ehe kinderlos geblieben, so adoptirte er im Mai 1865 ein Landeskind als Prinz Alexander.

Cusa, Nikolaus von (auch Nicol. Cusanus; sein eigentlicher Name war Chrypffs, d. h. Krebs), berühmter Kardinal u. Mathematiker, wurde 1401 als der Sohn eines Schiffers zu Kues an der Mosel geboren, bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben zu Deventer erzogen u. bereits 1424 Doktor der Rechte zu Padua. Der ungünstige Ausgang seines ersten Prozesses zu Mainz führte ihn jedoch der Theologie zu. Bald glänzte er auch in dieser, wie überhaupt in allen damals betriebenen Wissenschaften, durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit. Nach Führung mehrerer anderer geistlicher Aemter betheiligte er sich als Protonotar der Stadt Lüttich an dem Konzil zu Basel. Mit Kühnheit trat er hier für die Rechte des Konzils gegenüber den Päpsten ein, verwarf das Anrecht des Papstes auf weltlichen Besitz u. behauptete die Unabhängigkeit der Fürsten vom Papste in allen weltlichen Dingen. Papst Eugen IV. wußte jedoch den kühnen Gegner zu gewinnen u. verwendete ihn seit 1440 zu einer Reihe der wichtigsten Gesandtschaften. Papst Nikolaus V. erhob ihn 1448 zum Kardinal, 1450 zum Bischof von Brixen. Besondere Verdienste erwarb er sich 1451 durch Wiederherstellung der Klosterzucht in Deutschland u. den Niederlanden; er erreichte das Meiste dabei durch Milde u. anspruchloses Auftreten, sowie durch seine deutschen Predigten an das Volk. Auch in den folgenden Jahren war er rastlos für den Papst thätig, bis ihn Erzherzog Sigismund von Oesterreich, gegen dessen Willen er Bischof von Brixen geworden war, wegen vielfacher Streitigkeiten gefangen setzte. Im J. 1458 berief ihn Papst Pius II. zum Statthalter von Rom; in dieser Stellung war er bes. um das Zustandekommen eines Krieges gegen die Türken sowie um eine allgemeine Kirchenreform bemüht, ohne indeß mit seinen Vorschlägen bei Pius II. durchzudringen. Er starb 11. Aug. 1464 zu Todi in Italien u. wurde in Rom begraben. Sein Vermögen sowie seine Bibliothek vermachte er dem von ihm gestifteten Hospital in seinem Geburtsort Kues. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien 1565 zu Basel. Diese sind, abgesehen von der 1433 vollendeten Schrift „Ueber die katholische Einheit" (für das Konzil von Basel geschrieben), fast sämmtlich philosophischen u. mathematischen Inhalts. In seiner Philosophie neigte C. sich abweichend von der damals herrschenden Scholastik mehr dem Mystizismus zu. Von diesem war auch seine Mathematik nicht frei; doch verdient besondere Erwähnung, daß er schon zu Basel eine Verbesserung des julianischen Kalenders vorschlug (die erst 1582 zu Stande kam), sowie daß er zuerst die Bewegung der Erde um die Sonne erkannte (1440).

Nr. 2091. Cuscuta epilinum (Flachsseide).

Cúscuta, Flachsseide, Pflanzengattung der Convolvulaceen, Gruppe der Cuscuteen, mit vielen Arten von gleichem Ansehen u. gleichen Eigenschaften; nämlich Kletterkräuter, die da, wo sie massenhaft auftreten, Alles ersticken u. darum auch wol Teufelszwirn heißen. Sie suchen sich, je nach ihrer Art, gern besondere Pflanzen auf, an denen sie emporklettern u. leben. So lebt auf Nesseln, Hanf 2c. C. europaea (Frauenhaar, Filzkraut, Range, Klebe, Leithar, Stolpkraut, Nesselranke, Nesselseide, Vogelseide 2c.), C. epilinum auf Flachs, C. epithymum auf Feldthymian, Heidekraut 2c., C. racemosa auf Luzerne, die sie oft gänzlich im Wachsthum unterdrückt, C. lupuliformis auf Weiden, Pappeln u. Ahorn.

Cussey sur l'Ognon (spr. Küsseh ßür l'Onjong), Dorf im franz. Depart. des Doubs, links am Ognon, $1^3/_4$ M. nordnordwestl. von Besançon. Im Deutsch-franz. Kriege von 1870—71 fand hier 22. Okt. 1870 ein Gefecht statt.

Custine (spr. Küstihn), Graf Adam Philippe v., franz. General, geb. 4. Febr. 1740 zu Metz, gehörte schon in seinem Knabenalter der Armee an u. war kaum 22 Jahre alt, als er durch die Gunst des Herzogs von Choiseul ein nach ihm benanntes Dragonerregiment erhielt. Nachdem ihm der Siebenjährige Krieg Gelegenheit gegeben, seine militärische Tüchtigkeit zu bethätigen, lockte ihn der Befreiungskampf der Nordamerikaner über den Ozean, um unter Washington gegen die von ihm gehaßten Engländer mit zu kämpfen. Ins Vaterland zurückgekehrt, ward er zum Maréchal de Camp u. Gouverneur von Toulon ernannt. Als Vertreter des Adels von Metz stimmte er in der Versammlung der Generalstaaten für politische Reformen. Seit Anfang des Jahres 1792 wieder aktiver Offizier u. seit Juni desselben Jahres mit dem Oberbefehl am Unterrheine betraut, nahm er die Stadt Landau, die Weißenburger Linien, Speier, Worms, Mainz u. Frankfurt, von wo er jedoch 1793 nach dem Elsaß zurückgedrängt ward. Hier von den Häuptern des Wohlfahrtsausschusses verrätherischer Pläne verdächtigt, ging er nach Paris, um sich zu rechtfertigen. Er wurde aber eingekerkert u. trotz seiner glänzenden Vertheidigung 29. August 1793

guillotinirt. Dasselbe Schicksal hatte 3. Jan. 1794 sein Sohn u. Adjutant **Renaud Philippe de C.**, geb. 1768. Dieser konnte daher des Vaters Wunsch, die zu seiner Ehrenrettung dienenden Briefschaften zu veröffentlichen, nicht erfüllen; statt seiner that dies dann der General Baraguay d'Hilliers unter dem Titel: „Mémoires posthumes du général français comte de C., rédigés par un de ses aides de camp" (Hamb. 1795; deutsch, Berlin 1795, 2 Bde.).

Custine, Astolphe, Marquis von, ein Enkel des Generals C., franz. Reisender u. Schriftsteller, geb. zu Paris 1793, gest. auf seinem Schlosse bei Pau im Sept. 1857, rief bes. durch das Werk „La Russie en 1839" (Paris 1843, 4 Bde.; 3. Aufl., 1846, 4 Bde.; deutsch von Diezmann, 3. Aufl., Leipz. 1847) großes Aufsehen hervor. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Romane u. Novellen.

Custos (lat.), eigentl. Wächter, Hüter, heißt häufig der über eine Bibliothek, Naturalien-, Kunstsammlung u. s. w. gesetzte Aufseher. In der Druckersprache heißen Custoden die am Schluß einer Seite unten hingesetzten Anfangssilben des ersten Wortes der folgenden Seite (jetzt nicht mehr gebräuchlich). In der Notenschrift ist C. dasjenige Zeichen, durch welches zur Erleichterung des Notenlesens beim Wechsel der Zeilen am Ende des Liniensystems die Stelle angezeigt wird, auf welcher in der folgenden Zeile die erste Note steht. Auch heißt C. die gewissen Choralstellen beigefügte Hand, welche den Sängern andeuten soll, wo sie in den Responsorien wieder zu beginnen haben.

Cutch, s. „Katsch".

Cuticula, Oberhäutchen, die äußerste, sehr feine, strukturlose Haut der Pflanzen, die von den Meisten als eine Abscheidung od. Verdickung der äußersten Oberhautzellen (Epidermis) betrachtet wird.

Cutis, Derma, Lederhaut, die innere, gefäß- u. nervenreiche, in ihrer Hauptmasse aus Bindegewebe bestehende Lage der Haut, zerfällt in das zum Theil fettreiche Unterhautbindegewebe od. subcutane Gewebe u. in das Corium od. die eigentliche Lederhaut (s. „Haut").

Cuttack Mehals, s. „Kattack Mehals."

Cuvette od. **Cunette** (frz., spr. Küwett, Künett), ein in der Mitte des Festungsgrabens angebrachter schmaler Abzugsgraben. Die C. dient bei trocknen Gräben entweder zur Abführung des sich ansammelnden Wassers, od. sie soll die Vortheile des nassen Grabens mit dem des trocknen vereinigen; in letzterem Falle muß sie die militärische Wassertiefe (2 m.) haben u. wird dann häufig mit Schleußenspiel in Verbindung gebracht. Bei Wassergräben von geringerer Tiefe wird die C. nöthig, um ihnen wenigstens an einer Stelle die militärische Wassertiefe zu geben.

Nr. 2095. Cuvette.

Cuvier (spr. Küwieh), Baron George Leopold Chrétien Frédéric Dagobert v., epochemachender Naturforscher, wurde 24. Aug. 1769 zu Mömpelgard (damals noch württembergisch) geb. Er stammte aus einer protestantischen Familie, die zur Zeit der Religionsverfolgungen nach Mömpelgard geflohen war. Sein Vater, ehedem Offizier eines Schweizerregiments, hatte außer seiner schmalen Pension kein Vermögen. Die Mutter C.'s war eine geist- u. gemüthvolle Frau, die sich die Erziehung ihres Sohnes sehr angelegen sein ließ. Sie las mit ihm Literatur- u. Geschichtswerke, machte ihn auf alles Interessante u. Bedeutende aufmerksam u. weckte schon in frühester Jugend bei dem Knaben ein vielseitiges Verständniß. Ein Buffon'sches Werk, in dessen Besitz er zufällig kam, gab C. die erste Anregung zum Studium der Naturgeschichte. Er fing an, die beigedruckten Figuren nachzuzeichnen u. nach der Beschreibung zu koloriren. Auf diese Weise hatte er sich bald mit den vierfüßigen Thieren u. den Vögeln vertraut gemacht u. war im Stande, über Lebensweise u. Beschaffenheit der einzelnen Thiere genaue Auskunft zu geben. Nachdem er seine gleichwol noch einige Zeit festgehaltene Absicht, Theologie zu studiren, aufgegeben hatte, erhielt er 1784 durch Verwendung einflußreicher Gönner eine Stelle in der Karlsschule zu Stuttgart. Im ersten Jahre beschäftigte er sich hier fast ausschließlich mit Philosophie u. deutscher Sprache. Dann wählte er die Kameralwissenschaft zu seinem Studium. Nebenbei machte er sich auch mit den Anfangsgründen der Rechtskunde bekannt. Nach 4 Jahren verließ C. die Karlsschule in der Hoffnung, eine Stelle bei der Verwaltung seines Landes zu finden. Da ihm aber seine Vermögensverhältnisse kein langes Zuwarten gestatteten, nahm er 1788 eine Erzieherstelle bei dem Grafen d'Hericy an u. lebte auf diese Weise 6 Jahre hindurch fast ganz zurückgezogen auf dem Schloß Figuainville in der Normandie. Dieser Aufenthalt in der Nähe des Meeres bot ihm reiche Gelegenheit, seine zoologischen Kenntnisse zu erweitern, u. hinreichende Muße, um sich einem Studium hinzugeben, das ihn neben seinen übrigen Arbeiten immer beschäftigt hatte. Einige Abhandlungen, die er in dieser Zeit schrieb, nam. aber die Empfehlung des berühmten Agronomen Tessier, den er in der Normandie kennen gelernt hatte, verschafften ihm günstige Aufnahme, als er 1795 nach Paris kam; seine Vorträge u. Schriften machten bei den dortigen Gelehrten bald ungemeines Aufsehen. Nach kurzer Zeit wurde er zum Gehülfen Mertrud's, des Lehrers für vergleichende Anatomie am Jardin des Plantes, ernannt. Seine erste Sorge in dieser Stellung war die Gründung eines zoologischen Kabinets. Er wollte seine Vorträge durch Vorführung der Gegenstände selbst fruchtbarer machen.

Nr. 2096. Baron George Leopold Chrétien Frédéric Dagobert v. Cuvier (geb. 24. Aug. 1769, gest. 13. Mai 1832).

Fünf schlechte, von Daubenton herrührende Skelete bildeten den Anfang der Sammlung, die im Laufe der Jahre zu einer der größten in Europa anwachsen sollte. Im J. 1796 ward C. Mitglied des neu errichteten Nationalinstituts u. 1800 Daubenton's Nachfolger am Collége de France. Sein Ruhm mehrte sich nun von Jahr zu Jahr. Im J. 1802 ward er, als einer der 6 Generalinspektoren, mit der Organisation der Lyceen zu Bordeaux, Nîmes u. Marseille beauftragt u. gleichzeitig mit dem beständigen Sekretariat des Nationalinstitutes betraut. Im Jahre 1808 zum Rath der neu errichteten kaiserlichen Universität ernannt, hatte er als solcher die Errichtung von Akademien in den neuen Gebietstheilen des Kaiserreiches, in Italien, Holland u. den Hansastädten zu leiten. Ein weiteres Verdienst erwarb er sich durch Gründung der Fakultät der Wissenschaften, einer der vortrefflichsten Unterrichtsanstalten der Hauptstadt. Ludwig XVIII. machte ihn zum Baron; bald darauf wurde er Kanzler der Universität, Mitglied der Akademie u. Großmeister der protestantisch-theologischen Fakultät. Ludwig Philipp belehnte ihn 1831 mit der Pairschaft. Eben als C. seine Bestallung als Minister des Innern erhalten sollte, verfiel er in ein schweres Leiden, das ihn 13. Mai 1832 dahinraffte. — C. hat auf die naturhistorischen Wissenschaften einen gewaltigen Einfluß geübt. Er legte den Grund zu der gegenwärtig allgemein herrschenden zoologischen Methode u. erhob die vergleichende Anatomie zu einem vorzüglichen Hülfsmittel für die Klassifikation. Seine ungewöhnliche umfassende Kenntniß zoologischer u. anatomischer Einzelnheiten befähigte ihn, bahnbrechend auf diesem

Gebiete aufzutreten. Vor Allem machte C. auf die Unterschiede in der Organisation der verschiedenen Thierklassen aufmerksam; er wollte keine Aehnlichkeiten zwischen den 4 großen Typen, die er aufstellte, gelten lassen. Das gesammte Thierreich besteht nach ihm aus Wirbelthieren (vertébrés), Mollusken (mollusques), Gliederthieren (articulés) u. Pflanzenthieren (zoophytes). Nach seiner Ansicht ist jede dieser Typen durch eine Art von Umwallung (circonvallation) von dem andern getrennt; Uebergänge von einem in den anderen giebt es durchaus nicht. Die Stufenleiter der Wesen, wie Linné u. Bonnet sie angenommen, war hiermit verworfen u. durch eine Reihe in sich geschlossener, scharf von einander getrennter Gruppen ersetzt. Dieser Geist des Sonderns u. Auseinanderhaltens hat sich bis auf unsere Tage lebhaft in der Zoologie u. vergleichenden Anatomie erhalten, u. ihm ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß die geistvolle u. einleuchtende Lehre Darwin's von der Veränderlichkeit u. Umwandlung der Arten bei den älteren Naturforschern so beharrlichen Widerstand findet. C. hat, außer seinen Hauptwerken, eine fast unübersehbare Reihe von Abhandlungen, Memoiren, Berichten u. Programmen herausgegeben. Sein erstes größeres Werk waren die „Leçons d'anatomie comparée" (5 Bde., 1804 u. 1805), welche die Werke von Blumenbach u. Vicq d'Azyr sofort in den Hintergrund drängten. Niemand vor C. hatte es verstanden, die Gesetze aller Organisation so klar u. anschaulich zu entwickeln u. in so fesselnder Sprache vorzutragen. Im J. 1817 erschien das berühmte „Règne animal, distribué d'après son organisation" (4 Bde.), ein Werk, das einen wahren Sturm von Beifall u. Bewunderung hervorrief. Es enthielt eine genaue, auf vergleichenden anatomischen Untersuchungen beruhende Klassifikation des gesammten Thierreiches. Es folgte seit 1828 eine „Naturgeschichte der Fische" („Histoire naturelle des poissons"), die nach u. nach einen Umfang von 15 Bdn. erreichte. Vor dem Erscheinen derselben kannte man nur ungefähr 1400 verschiedene Arten von Fischen; C. vermehrte ihre Anzahl auf 5000. Jede Art ist auf das Eingehendste beschrieben u. abgebildet u. in Lebensweise u. anatomischer Beschaffenheit auf das Genaueste charakterisirt. Valenciennes war der Mitarbeiter C.'s bei diesem ungeheuren Unternehmen, dessen letzte Bände erst nach C.'s Tode erschienen. Ein anderes Hauptwerk C.'s waren die „Untersuchungen über die fossilen Knochenreste" („Recherches sur les ossements fossiles", 4. Aufl. 1834), ein Buch, in welchem die Ergebnisse jahrzehntelanger Untersuchungen über paläontologische Funde (Reste untergegangener Schöpfungen) niedergelegt waren. Es konnte C. nicht entgehen, daß die Thierreste aus früheren Schichten mannichfache Aehnlichkeiten mit denen von noch jetzt lebenden Arten zeigen; er war aber der Ansicht von der allmähligen Entwicklung u. Umwandlung der Formen zu abhold, um anzunehmen, daß unsere Thiere die direkten Nachkommen von Vertretern der tertiären Epoche seien. Er nahm vielmehr an, daß jeder geologischen Epoche ihre eigene Thier- u. Pflanzenwelt zukomme, u. daß durch eine Reihe von Revolutionen die Erdoberfläche sammt ihren Bewohnern jedesmal plötzlich verändert worden sei. Diese Anschauung ist jetzt veraltet u. widerspricht dem Geiste der modernen Geologie, welche vielmehr annimmt, daß sich die Erdoberfläche nie plötzlich, sondern ganz allmählig durch dieselben Kräfte, die noch heutzutage wirksam sind, umgewandelt habe. Dennoch enthält das Werk eine Fülle genialer Beobachtungen u. Aufschlüsse, die immer ihren Werth behalten werden. C.'s Schriften zeichnen sich durch ungemeine Klarheit u. Bestimmtheit u. durch einen bei aller Fülle u. Gewichtigkeit der Thatsachen leichten u. eleganten Stil aus.

Cuxhaven, ein Flecken von 1700 E., zum Gebiete Hamburgs gehörig, am linken Ufer der Elbmündung gelegen, hat Wichtigkeit durch seinen Hafen (mit Leuchtthurm), seine Lootsen- u. Quarantäneanstalten u. durch die 1816 eingerichteten, jetzt aber nicht sehr besuchten Seebäder. Großartige Erweiterungen u. Verbesserungen des Hafens mit Docks u. anderen neuen Einrichtungen sind im Werke, um denselben zu einem eisfreien Tiefhafen umzugestalten, sowie auch für atlantische Schiffe der größten Gattung zugängig zu machen. Für den Weltverkehr muß C. auf diese Weise von großer Wichtigkeit werden, zumal der Hamburger Handel gegenwärtig, wegen der geringen Tiefe der Elbmündung, theilweise gezwungen ist, den Verkehr über Belgien u. Frankreich zu suchen.

Cuyp (spr. Keup), Albert, ein ausgezeichneter holländischer Landschafts- u. Porzellanmaler, von dessen Leben wir nur wissen, daß er zu Dortrecht 1606 geb., dort nach 1672 gest. ist u. sich unter der Leitung seines Vaters bildete. In der Geschichte der niederländ. Kunst des 17. Jahrh. bildet er den Uebergang von der Thier- zur Landschaftsmalerei; denn die thierische Staffage spielt zwar oft eine bedeutende Rolle in seinen Bildern, aber sie fehlt in einigen ganz; die Landschaft ist immer die Hauptsache. Doch besitzen wir von seinem Pinsel auch treffliche Thierstücke u. Porträts. Der eigentliche Zauber seiner Landschaften liegt in der Wahrheit u. Schönheit der Lichtwirkung; in dieser Beziehung ist er für die nordische Gegend, was Claude Lorrain für die südliche ist. Dazu kommt aber bei ihm ein besonderes Geschick in der Wiedergabe der Kontraste von Hell u. Dunkel, ein breiter, sicherer Vortrag u. eine treffliche pastöse Untermalung. Die meisten seiner Bildes befinden sich in den Galerien Englands, wo man gegen das Ende der vorigen Jahrhunderts in der Schätzung der Vorzüge dieses Meisters voranging. — Sein obenerwähnter Vater Jakob Gerritz **C.**, geb. zu Dortrecht 1575, malte Porträts von recht lebendiger Auffassung u. großer Wärme der Farbe, indessen kommen seine geistreich behandelten Landschaften in der Lichtwirkung denen seines Sohnes nicht gleich.

Cuzco (spr. Kusko), Dep. der südamerikan. Republik Peru, grenzt im N. u. O. an die Region der Urwälder (Montaña) u. wird noch umschlossen von den Dep. Puno, Arequipa u. Ayacucho. Das Land ist von großartiger Schönheit. In dem Bergknoten von C. vereinigen sich die Binnen- u. Küstencordillere der Anden, auf den Höhen dieser Gebirgsmassen dehnen sich weite Hochebenen od. Puñas aus, welche mit Schneebergen gekrönt sind u. mit einer großen Zahl der mannichfaltigsten Thäler u. schroff eingeschnittener Schluchten in Verbindung stehen. Diese vielfach gegliederte Bodeneigenthümlichkeit bedingt das Klima, welches zwischen feuchter Hitze u. unerträglicher Kälte wechselt. Zerstörenden Erdbeben, von denen das J. 1707 besondere Erwähnung verdient, ist das Land häufig unterworfen. Große Ströme, wie der Apurimak, Vilcamayo, Urubamba u. Paucartambo, welche sämmtlich dem Amazonas zufließen, verleihen dem Lande eine reiche Bewässerung. Der Reichthum an Gold u. Silber ist sehr bedeutend u. wird seit den ältesten Zeiten ausgebeutet, doch liegt jetzt der Bergbau, früher sehr schwunghaft betrieben, danieder. — Die Bewohner, deren Zahl sich auf 346,000 beläuft, beschäftigen sich vorwiegend mit Landbau u. Viehzucht. Kultivirt werden, außer den Nahrungspflanzen der heißen u. gemäßigten Zone, Zucker, Coca, Kaffee, Tabak, Indigo u. Baumwolle. Chinarinde u. andere Arzneistoffe liefern die Urwälder. Die Viehzucht erstreckt sich auf Schafe, Llamas, Rinder u. Pferde; Alpacas, Huanacos u. Vicuñas weiden auf den Hochebenen. Handel u. Industrie sind verhältnißmäßig unbedeutend. — C., Hauptstadt des Dep., liegt unter 13° 30′ 55″ südl. Br. u. 71° 22′ 44″ westl. L. von Paris, 3919 m. über dem Meere, auf einem von den Flüssen Huatanay u. Radadero durchflossenen, unebenen Terrain an der Südseite des steilen Hügels Sacsahuaman, u. ist auf den Trümmern der alten Hauptstadt des Inkareiches erbaut, welche, im 11. Jahrh. gegründet, von den Spaniern 1533 erobert wurde. Sie ist die schönste u. interessanteste Stadt der ganzen Republik. Die Kathedrale, auf dem Hauptplatze, 1654 im Bau vollendet, steht an der Stelle des Palastes des Inka Viracocha. Außer dieser sind in der Stadt noch 20 Kirchen u. viele Klöster. Wohlerhaltene Baudenkmale besitzt C. leider nicht, denn die Spanier haben gleich nach der Eroberung die alten Tempel u. Paläste völlig zerstört u. aus den Trümmern derselben ihre Gebäude errichtet. Deshalb sind von den Inkabauten nur Mauerüberreste vorhanden, welche in die Kirchen u. Klöster hineingebaut sind. Die bedeutendsten derselben, an denen man die genaue Zusammenfügung der Porphyrsteine bewundert, zeigen die Klosterkirche von Santo Domingo, welche auf der Stelle des Sonnentempels (Ynti) an dem ehemaligen Sonnenplatze (Ynti-bamba, jetzt Plazuela de Santo Domingo) steht. Die interessantesten Bauüberreste sind die Ruinen des Inkapalastes am Fuße des Sacsahuaman u. die Festungswerke auf dessen Höhe. In der Nähe der Stadt fangen die großartigen Ueberreste der Kunststraßen an, welche sich einst durch das ganze Land zogen. Die Zahl der Bewohner wird auf 60,000 angegeben.

Cyan, ein farbloses, sehr giftiges Gas, welches im J. 1814 von Gay-Lussac entdeckt wurde; er nannte dasselbe Cyanogen, d. h. Blau-Erzeuger (von *κυανος*, blau, u. *γενναω*, ich erzeuge), weil es im Stande ist, Verbindungen zu bilden, die mit Eisensalzen eine blaue

Farbe, das Berlinerblau, geben; später ließ man die beiden letzten Silben hinweg u. nannte das Gas kurzweg Cyan. Dasselbe besteht in 100 Theilen aus $16_{,15}$ Theilen Kohlenstoff u. $53_{,85}$ Theilen Stickstoff od. aus 2 Aequivalenten Kohlenstoff u. 1 Aequivalent Stickstoff; sein chemisches Zeichen ist demnach C_2N, nach der Typentheorie ist jedoch das freie Cyan $\left.\begin{matrix} C_2N \\ C_2N \end{matrix}\right\}$ = 2 Atome zu einem Molekül vereinigt. Häufiger noch gebraucht man das kürzere Zeichen Cy für Cyan. — Das reine Cyangas hat einen eigenthümlichen, betäubenden u. stechenden Geruch u. ein spez. Gewicht von $1_{,806}$, läßt sich bei einem Drucke von nahezu 3 Atmosphären zu einer wasserhellen, dünnen Flüssigkeit verdichten (flüssiges C.), welche bei 35° Kälte zu einer eisähnlichen Masse (festes C.) erstarrt. Das Gas ist brennbar u. verbrennt, angezündet, mit schöner, purpurrother Flamme unter Freiwerden des darin enthaltenen Stickstoffes zu Kohlensäure. In seinem chemischen Verhalten zeigt das C. große Aehnlichkeit mit dem Sauerstoff, dem Chlor u. dem Brom, es verhält sich ganz wie ein Grundstoff u. bildet, wie diese, zahlreiche Verbindungen, die man mit dem allgemeinen Namen Cyanide belegt u. welche sich den Oxyden, Bromiden u. s. w. ganz ähnlich verhalten. Man kann daher auch basische u. saure Cyanide unterscheiden u. die Vereinigung beider als Cyanosalze bezeichnen. — Die Cyanide waren viel früher bekannt als das reine Cyan; Diesbach u. Dippel entdeckten schon 1704 zufällig das Berlinerblau; Macquer fand, daß sich letzteres durch wässriges Kali in Eisenkalk (Eisenoxyd) u. in eine brennbare färbende Materie zerlegen lasse, welche durch ihre Verbindung mit dem Kali dieses in das phlogistisirte (s. „Chemie", Bd. III., S. 251) Kali verwandle; es war hiermit das Kaliumeisencyanür (Blutlaugensalz) gemeint. Scheele gelang es 1782, aus diesen Verbindungen den Cyanwasserstoff, die Blausäure, im wässerigen Zustande darzustellen u. ihre Bestandtheile zum Theil zu erkennen, indem er als solche Ammoniak, Luftsäure (Kohlensäure) u. Phlogiston angab. Ebenso erkannte Berthollet 1787, der eben aufgekommenen antiphlogistischen Theorie gemäß, die Blausäure als aus Kohle, Stickstoff u. Wasserstoff zusammengesetzt. Proust u. Ittner lehrten viele ihrer Verbindungen kennen; Letzterer stellte zuerst 1809 aus C.-Quecksilber u. Salzsäure die wasserfreie Blausäure dar, während Gay-Lussac durch Erhitzen von C.-Quecksilber das reine C.-Gas zum ersten Male erzeugte u. seine quantitative Zusammensetzung (s. oben) bestimmte.

Die wichtigsten Verbindungen des C. sind folgende: 1. Cyankalium, KaCy (Kalium cyanatum), fälschlich zuweilen blausaures Kali genannt, läßt sich direkt durch Vereinigung von Kalium mit C.-Gas erhalten, wird jedoch gewöhnlich durch Glühen von Blutlaugensalz mit kohlensaurem Kali bereitet. Es bildet weiße, zerfließliche Krystalle, kommt aber häufiger als feste, unkrystallinische Masse (durch Schmelzen erhalten) in den Handel; löst sich leicht in Wasser u. in wässerigem Alkohol, die Lösungen zersetzen sich aber bald unter Bildung von Ammoniak u. ameisensaurem Kali. Das Cyankalium ist ein sehr heftiges Gift; es wird zur galvanischen Versilberung u. Vergoldung benutzt. — 2. Cyanwasserstoff, Blausäure, HCy (s. d.). — 3. Kaliumeisencyanür, Ferrocyankalium, gelbes Blutlaugensalz, ist eine Verbindung von Cyankalium mit einfach Cyaneisen u. Wasser = 2 KaCy, FeCy + 3 HO (s. „Blutlaugensalz"). — 4. Kaliumeisencyanid, Ferridcyankalium, rothes Blutlaugensalz (s. d.), eine Verbindung von Cyankalium mit Anderthalbcyaneisen, ist wasserfrei, = 3 Ka Cy, Fe 2 Cy 3. — 5. Cyangold; man kennt zwei Verbindungen des Goldes mit dem Cyan, nämlich das einfach Cyangold od. Goldcyanür, Au Cy, welches früher als Arzneimittel empfohlen wurde, gelb, im Wasser unlöslich ist, sich dagegen leicht in Cyankalium löst, u. das dreifach Cyangold, Goldcyanid, Au Cy 3, welches ebenfalls gelb gefärbt ist, sich in Wasser leicht löst u. mit Cyankalium eine krystallisirbare Verbindung liefert, welche zur galvanischen Vergoldung verwendet wird. — 6. Cyansilber, Silbercyanid, AgCy, erhält man als einen weißen, flockigen Niederschlag beim Vermischen einer Silberlösung mit Blausäure; seine Lösung in Cyankalium wird zur galvanischen Versilberung verwendet. — 7. Cyansäure, Cy O, HO, eine farblose, sehr bewegliche, flüchtige Flüssigkeit von starksaurer Reaktion u. schwachem, stechendem Geruch; ein Tropfen, auf die Haut gebracht, erzeugt unter heftigen Schmerzen sogleich eine Blase. Die C. Säure, aus C., Sauerstoff u. Wasser bestehend, ist sehr unbeständig, hält sich nur kurze Zeit, wenige Grade über 0° verwandelt sie sich schon unter starker Erhitzung in eine weiße, undurchsichtige Masse (Cyamelid od. unlösliche Cyamursäure), welche dieselbe Zusammensetzung besitzt, wie die C. Säure, u. auch durch Erhitzen wieder in diese übergeführt werden kann. — Das C. läßt sich auch in organische Verbindungen überführen, u. man kennt demnach ebenso, wie man Chloräthyl, Chloramyl &c. hat, auch C. Aethyl, C. Amyl, C. Allyl, C.-Phenyl &c. Ebenso sind Verbindungen des C. mit Chlor, Brom, Jod u. Schwefel bekannt; sie haben jedoch alle nur ein rein wissenschaftliches Interesse, u. wir verweisen deshalb auf die Lehrbücher der Chemie; als spez. Monographie über die zahlreichen C.-Verbindungen ist zu empfehlen: Kühn, Dr. O. B., „Das C. u. seine organ. Verbindungen", Lpzg. 1863.

Cyane (Centauréa Cýanus), die blaue Kornblume der Getreidefelder, ursprünglich wol auch dem Vaterlande unserer Getreidearten, den kaukasischen Ländern, sammt der Klatschrose angehörig, an u. für sich eine Komposite.

Cyanit, eine oft sehr schön blau gefärbte Varietät des Dysthens (s. d.), welche in breitstängligen Krystallen im Glimmerschiefer vorkommt, sich in der Schweiz (St. Gotthard) u. in manchen Gegenden Tirols findet. Bes. gut gefärbte Exemplare werden als Schmucksteine verwendet.

Cyankalium, s. „Cyan".

Cyanometer, ein Apparat, mit Hülfe dessen die blaue Farbe des Himmels zu verschiedenen Zeiten u. an verschiedenen Himmelsorten verglichen werden kann. Derselbe ist von Saussure konstruirt u. besteht aus einem Kreise, der vom reinen Weiß bis zum tiefsten Schwarz 51 verschiedene Abstufungen in Blau enthält. Soll der Grad der Himmelsbläue bestimmt werden, so hält man das Instrument zwischen das Auge u. die zu untersuchende Stelle des Himmels u. probirt so lange, bis man zwischen der Farbe auf einem Felde des C.s u. der des Himmels keinen Unterschied mehr wahrnimmt. Die entsprechende Zahl giebt den Grad der Bläue an. Garrot hat diesen C. vervollkommnet. Arago hat für denselben Zweck die Benutzung des polarisirten Lichtes vorgeschlagen, aber der von Saussure erfundene C. verdient immer noch den Vorzug.

Cyanose (morbus coeruleus, Blausucht), eine durch Störungen u. Stockungen in der Blutcirkulation hervorgebrachte Krankheit. Man unterscheidet eine örtliche C., bei welcher nur die Theile des Körpers, an welchen die Stockungen stattfinden, blau gefärbt erscheinen, u. eine allgemeine, bei welcher Gesicht, Lippen, Nase, Hände u. Fingernägel, wie auch die Schleimhaut des Mundes u. fast die ganze Haut des Körpers, eine bläuliche Färbung annehmen. Meist geben Krankheiten der Athmungswerkzeuge od. Herzfehler Veranlassung zur C. Die Krankheit ist unheilbar u. die von ihr Ergriffenen müssen, um den stets drohenden Erstickungstod zu vermeiden, sorgfältig vor Allem gehütet werden, was eine Beschleunigung des Blutumlaufes veranlassen könnte, daher so viel als möglich sich in einer sauerstoffreichen Luft aufhalten u. wenn auch kräftige, doch sehr leicht verdauliche Speisen genießen. Auch warme Bäder u. Reibungen mit warmen Tüchern vermindern die Gefahr.

Cyanotypen (Blaubilder) sind Photographien in blauer statt schwarzer Farbe, der Farbenkörper ist Berlinerblau. Sie sind auf verschiedenen Wegen darzustellen, haben aber ein mehr theoretisches als praktisches Interesse, da blaue Bilder dem Auge zu ungewohnt u. übrigens auch nicht haltbar sind. Die Thunlichkeit ihrer Erzeugung beruht darauf, daß Blutlaugensalz (rothes) u. ein leicht zersetzbares Eisensalz, in welchem die Säure eine organische ist, zur Darstellung lichtempfindlicher Papiere sich eignen.

Cyáthea, Becherfarrn, eine Pflanzengattung der Farrnkräuter von meist strunk- od. baumartigem Wuchse, darum von prächtiger Gestalt u. gern in unsern Farrnhäusern in vielfachen Arten kultivirt. Wir geben eine solche Art in Abbildung (Nr. 2097), welche in C. bogotensis aus der Provinz Mérida in Venezuela nur eine Form dieser schönen Gattung darstellt. Ein paar Arten sind auch als Nutzpflanzen gefeiert, zunächst C. medullaris, deren Mark dem Neuseeländer ein Leckerbissen, deren Wurzelstock selbst eßbar ist, die bis 6 m. hohe Mamagu ebendaher, dann C. arborea in Westindien, 10—12 m. hoch, Holz zu Pfählen u. zum Brennen, Schößlinge zu Gemüse, alle ihre Theile zu Potasche liefernd.

Cybele, s. „Kybele".

Cycas, Zapfenpalme, Palmenfarrn, Farrnpalme; Pflanzengattung der monokotyledischen Cycadeen, zwischen Coniferen u. Palmen stehend, mit manchen bedeutsamen Nutzpflanzen, die sämmtlich eine palmenartige Tracht haben, aber ihre gefiederten Blattwedel spiralig wie die Farrne entwickeln u. ihre Früchte in Gestalt von Zapfen hervorbringen, woher die obigen Namen. Am bekanntesten ist C. circinnalis *L.* Ostindiens, C. revoluta in China u. Japan, C. inermis in China u. Cochinchina, C. caffra im Kaplande; sie alle liefern in ihrem Stamme ein Stärkemehl, das man als Sago gebraucht. Diejenigen sog. Palmenzweige, die man in Deutschland gern als Trauerzeichen auf die Särge steckt, sind meist von ihr genommen, da sie vielfach in unseren Warmhäusern gepflegt wird. In der Jurabildung waren Cycadeen in ganz Europa u. auch auf deutschem Boden häufig.

Cyclámen, Alpenveilchen, s. dieses.

Cyclamin, ein giftiger Stoff, der sich in den Wurzelknollen von Cyclamen europaeum, dem bekannten Alpenveilchen, findet, jedoch auch in einigen anderen Pflanzen, z. B. in der Wurzel vom Gauchheil (Anagallis arvensis), von Primula veris u. von Limosella aquatica vorkommen soll. Das C. besteht aus kleinen, weißen Krystallen, von scharfem, kratzendem Geschmack; die wässerige Lösung schäumt wie Seifenwasser, trübt sich bei 60—70° C., durch Ausscheidung von geronnenem C., wird jedoch nach dem Erkalten u. mehrtägigen Stehen wieder klar. Die chemische Zusammensetzung des C. wird durch die Formel C_{28} H_{16} O_{12} ausgedrückt.

Nr. 2097. Cyathea bocouensis.

Cydonia, Quitte, Kütte, Pflanzengattung der Apfelfrüchtigen, mit einigen sehr bekannten Arten. C. vulgaris, die gemeine Quitte aus dem südl. Europa, erzeugt die schöne apfelartige, aromatische Quittenfrucht, die man bes. zu Konfekten verarbeitet, unter denen das Quittenbrot am bekanntesten ist. Die Samen geben, mit Wasser geschüttelt, einen dicken Schleim, den man gern als Zusatz zu scharfen Augenwässern gebraucht. C. japonica (Pyrus jap.) liefert in Japan eßbare Früchte, setzt dieselben aber bei uns wenig an u. wird nur wegen seiner prachtvollen scharlachrothen, camellienartigen Blumen, die schon im ersten Frühjahr vor den Blättern kommen, häufig in Anlagen gezogen. C. sinensis in China, mit trocknem, hartem Fleische, wird als Heilmittel in China gegen Erbrechen, Durchfall u. Wassersucht gebraucht.

Cykladen, die südl. vom 38.° nördl. Br. im Archipel gelegene Gruppe griech. Inseln, haben ihren Namen vom griech. Worte *κύκλος*, d. i. Kreis, weil sie rund um das im Alterthum berühmte Delos liegen. Alle diese Inseln sind gebirgig u. können als die Gipfel der unterseeischen Fortsetzungen der Gebirge von Euböa u. Attika angesehen werden; es erheben sich wenige Berge über 930 m. Die leichtsinnige Entwaldung hat die C. wasserarm gemacht u. ihnen jene Fruchtbarkeit genommen, welche die altgriech. Dichter an ihnen priesen. Wein, Oel, Südfrüchte u. etwas Baumwolle sind die Haupterzeugnisse; die vorzüglichste Beschäftigung der Bewohner besteht in Schiffahrt u. Fischfang. Die Bevölkerung ist griechisch, doch mit venetianischen Bestandtheilen untermischt. Venedig hatte zur Zeit des lat. Kaiserthums auf Naxos ein Herzogthum gegründet, dem die Inseln des Archipels unterthan waren. Die ältesten Bewohner waren pelasgischen Stammes gewesen; aber auch die Phönizier hatten sich auf einigen von den C. frühzeitig angesiedelt. Die schon in der mythischen Zeit eingewanderten Griechen bildeten kleine Freistaaten aus, die später in ein Bundesgenossenverhältniß zu Athen treten mußten. — Gegenwärtig bilden diese 60 Inseln eine Nomarchie des Königreichs Griechenland, die in 7 Eparchien zerfällt: Syra, Andro, Tinos, Zea, Milo, Naxia, Thira; die Hauptstadt ist Syra. Der Flächeninhalt der C. beträgt 50 □M. mit 143,000 Einw. Die größte dieser Inseln ist Naxia (Naxos) mit 6 □M. u. 22,000 Einw. Vielgenannt ist Santorin wegen seines Vulkans; für den Handel hat die größte Bedeutung Syra mit Hermopolis.

Cyklische Dichter, s. „Kyklische Dichter".

Nr. 2098. Cykloide.

Cykloide, Radlinie (Trochoide, Roulette), ist diejenige krumme Linie, welche ein Punkt eines Kreises beschreibt, wenn dieser ohne zu gleiten auf einer geraden Linie rollt. Wenn also (so Fig. 2098) AB die feste Gerade u. der Kreis um M der rollende ist, während C der die Linie beschreibende Punkt ist, so stellt die Linie I die C. vor, u. C_1 sind verschiedene Bogen des die Linie beschreibenden Punktes, mit dem Kreise im Zusammenhang dargestellt. — Galilei hat diese Linie (1630) zuerst geometrisch behandelt, zugleich Roberval, dann Descartes, Fermat, Viviani, Wallis. Die C. hieß früher „der Liebling der Geometer", nicht blos wegen ihrer merkwürdigen geometrischen u. mechanischen Eigenschaften, sondern auch bes. deswegen, weil ihre Behandlung mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, die allerdings jetzt mit Anwendung der Infinitesimalrechnung leicht überwunden werden. Eine der merkwürdigsten geometrischen Eigenschaften der C. ist, daß ihre Evolute auch eine C. ist, so daß also das Ende eines Fadens, der an sie angelegt ist u. tangential abgewickelt wird, wiederum eine C. beschreibt. Zwei mechanische Eigenschaften haben derselben noch besondere Namen verschafft. Die C. heißt nämlich auch Tautochrone od. Isochrone, weil ein Körper, der, wie zuerst Huyghens nachgewiesen hat, in einer Rinne, die nach einer C. gekrümmt ist, rollt, einerlei Zeit braucht, um bis zum tiefsten Punkt zu gelangen, von welchem Punkt er auch seinen Fall beginnen mag. Diese mechanische Eigenschaft, verbunden mit der genannten geometrischen, macht es möglich, wie ebenfalls schon Huyghens gefunden hat, ein Pendel zu konstruiren, dessen Schwingungszeit immer dieselbe bleibt (isochrones Pendel). Bernoulli fand, daß zwei Punkte, die weder vertikal unter einander noch horizontal neben einander liegen, durch eine cykloidenförmige Röhre verbunden sein müssen, damit ein mit von der Schwere getriebener Körper in kürzester Zeit von einem Punkte zum andern gelangt. Wegen dieser Eigenschaft hat die C. den Namen Brachystochrone erhalten. — Liegt der die Linie erzeugende Punkt C_2 nicht, wie oben, im Kreisumfange, sondern entweder innerhalb der Peripherie, so entsteht die gestreckte (geschweifte) C., Fig. 2098 II, od. C_3 außerhalb der Peripherie, so entsteht die verschlungene C., Fig. 2098 III. Ist die Linie, auf welcher der Kreis rollt, nicht eine gerade Linie, sondern ein Kreis, so entsteht, je nachdem der Kreis auf der Außen- od. Innenseite rollt, eine Epi- od. Hypocykloide, die aber auch wiederum gestreckt od. verschlungen sein können. Wenn der Halbmesser des sich bewegenden Kreises halb so groß als der des festen Kreises ist, so geht die krumme Linie in eine gerade über, die von dem beschreibenden Punkte hin u. her durchlaufen wird. Dies ist benutzt worden, um bei Dampfmaschinen eine geradlinige Bewegung in eine drehende zu verwandeln. — Früher verstand man unter dem Namen „kleine C." od. „Gefährtin der C." die Linie, welche jetzt Sinuslinie genannt wird (vgl. „Sinuslinie").

Cyklonen, Wirbelstürme, nennt man die in drehender Bewegung fortschreitenden großen Stürme unter den Tropen. Der Wind in allen Wirbelstürmen weht in Kreisbahnen u. das Centrum der C. befindet sich daher in einer Richtung senkrecht gegen die Windrichtung. Der Durch-

messer der C. variirt gewöhnlich zwischen 100—600 Seemeilen, doch ist er bis 1000 Seemeilen beobachtet worden. Im Centrum befindet sich in der Regel eine windstille Kreisfläche von 5—26 Seemeilen Durchmesser; die Stärke des Windes ist aber in der Nähe dieses Centrums am allerheftigsten. Während der C. giebt es heftige Gewitter, Blitz folgt auf Blitz, sonst herrscht innerhalb derselben große allgemeine Dunkelheit; nur im Centrum ist offener, klarer Himmel. Auf der nördl. Halbkugel ist die Zeit der C. von Ende Juni bis gegen Mitte Dez., auf der südl. vom Nov. bis Juni. Alle C., die an der äquatorialen Grenze der Passate entstehen, entfernen sich vom Aequator u. nähern sich den Polen. Die Region der Windstille bildet die Grenze der C. Bemerkenswerth ist, daß im Centrum der C. der Barometerstand um Zolle niedriger ist als außen.

Cyklopen, s. „Kyklopen".

Cyklorama (etwa Drehbild zu übersetzen) ist eine Art malerischer Darstellungen genannt worden, welche sich von Panoramen dadurch unterscheidet, daß sie nicht eine Rund-, sondern so zu sagen eine Langsicht vorführt. Das bisweilen ein paar hundert Meter lange Gemälde wird mit seinen beiden Enden an zwei großen, aufrecht in Zapfen stehenden, dem Beschauer verborgenen Cylindern befestigt u. von dem einen auf den anderen aufgerollt. Das ist das Cyklische an der Sache. Am bekanntesten sind geworden dasjenige C., welches eine Stromfahrt auf dem Mississippi versinnlichte u. bei welchem die Scenerien eines Ufers, Landschaften, Städte, Plantagen, Schiffe, Indianerlager ꝛc. unter Beleuchtungswechsel langsam vor dem Auge des Beschauers vorüberzogen, u. das von Kahleis ausgeführte „3000 Jahre Weltgeschichte", welches eine Folge architektonischer Bilder aus allen Zeitaltern zeigte, um die Entwicklung der Baukunst vor Augen zu stellen.

Cyklus (griech.), d. i. Zirkel, Kreis, bedeutet zunächst eine Reihe von Zahlen, die sich in derselben Folge (cyklisch) wiederholen, wird aber auch auf andere periodisch wiederkehrende Begriffe od. Vorgänge (z. B. Vorlesungen u. dgl.) angewandt. In der Chronologie bedeutet C. eine Periode, eine Reihe von Jahren, welche man immer wieder von vorn zu zählen anfängt, eine Methode, die bes. früher häufig gebraucht worden ist. Bei unserer jetzigen Zeitrechnung sind nur noch drei Cyklen gewöhnlich: der Sonnen-, Mond- u. Indiktionscyklus.

Cylinder (Walze) ist ein geometrischer Körper, welcher begrenzt ist von zwei parallelen Ebenen (Deckflächen, von denen die eine die Grundfläche genannt wird) u. der C.fläche. Eine C.fläche entsteht dadurch, daß eine gerade Linie an einer krummen Linie so fortgleitet, daß sie immer parallel einer ihrer Lage nach bestimmten Geraden bleibt. Je nach Art der krummen Linie unterscheidet man kreiselliptische C. u. a. Meist bezeichnet man mit C. den Kreisc. u. nennt die Verbindungslinie durch Mittelpunkte der beiden Deckkreise dessen Axe u. die senkrechte Entfernung dieser beiden Ebenen die Höhe des C.s, der gerade od. schief ist, je nachdem die Axe desselben senkrecht od. schief auf der Grundfläche steht. Die Oberfläche des geraden C.s zerfällt in zwei Kreisflächen u. die Manteloberfläche. Der abgewickelte Mantel eines geraden C.s ist ein Rechteck, also gleich dem Umfang des Grundkreises multiplizirt mit der Höhe. Der Rauminhalt eines C.s ist das Produkt aus der Grundfläche mal der Höhe. Eine Ebene kann mit dem C. eine gerade Linie, einen Kreis (paralleler u. antiparalleler Schnitt) od. eine Ellipse gemein haben. **Cylinderförmig** heißt ein Körper, wenn er eine dem C. ähnliche Gestalt besitzt. Früher nannte man **Cylindroid** alle diejenigen C., welche nicht Kreisc. sind. — Im gewöhnlichen Leben nennt man ferner C. auch alle geraden, röhrenförmigen Körper, wie die Lampenc. u. dgl. — C. ist auch ein besonderer Theil im Hemmungsmechanismus gewisser Taschenuhren, die daher C.uhren heißen (Näheres s. „Uhr").

Cylindergebläse sind eine gewisse Art von Gebläsen (s. d.), u. zwar solche, bei denen ein in Cylindern arbeitendes Pumpwerk mittels Kolben u. Ventilen die zur Unterhaltung benöthigte Luft schöpft u. durch einen Leitkanal nach der Feuerstelle treibt. Sie werden auf Hüttenwerken u. sonst zur Unterhaltung starker Feuerungen vorzugsweise gebraucht u. durch Wasser- od. Dampfkraft getrieben. In der Regel sind die C. doppeltwirkend, so daß der Kolben bei jedem Zuge einerseits Luft forttreibt, anderseits einzieht. Die beistehenden Abbildungen Nr. 2099 u. 2100 zeigen ein C. mit liegendem Cylinder einmal im Längsdurchschnitt, u. dann von einer seiner beiden übereinstimmend gebauten Stirnflächen. Die durch Stopfbüchsen gehende Kolbenstange trägt den gut anschließenden Kolben A. Die beiden Stirnplatten des Cylinders haben jede zwei konzentrische Kreise von Durchbrechungen a u. a', durch welche die Luft von außen mittels des Kolbens eingesogen wird, u. b u. b', durch welche der Kolben die vorher in den Innenraum gesogene Luft in die nach der Feuerstelle führende Röhrenleitung bei seinem Rückgange hineinpreßt. Jedes System von diesen Oeffnungen ist mit einer ringförmigen Kautschukplatte bedeckt, welche als gemeinsames Klappenventil für alle Löcher dient. Bei dem äußeren Kreise schlägt diese Klappe nach innen; sie läßt Luft ein, wenn der Kolben sich von ihr fort bewegt, aber bei dessen Rückkehr keine hinaus. Dafür öffnet sich jetzt die Klappe des inneren Kreises, welche nach außen schlägt.

Nr. 2099—2100. Cylindergebläse.

Da die Kolbenstangen meist durch Kurbeln getrieben werden, so hat der Kolben zwischen seinen beiden Stillständen (todten Punkten) immerfort wechselnde Geschwindigkeiten, so daß ein einzelner Cylinder einen sehr ungleichen Wind liefern würde; man gebraucht daher wenigstens zwei, deren Kurbelstellungen um ¼ Kreis von einander abweichen, so daß immer die todten Punkte des einen Kolbens mit der größten Geschwindigkeit des anderen zusammenfallen. Durch einen dritten od. noch mehr Cylinder mit entsprechend gestellten Kurbeln, außerdem durch Windkessel-, Wasser- od. Gewichtsregulatoren, läßt sich der Luftstrom noch gleichmäßiger machen. Die Windmenge, die ein C. liefern kann, berechnet sich aus Cylinderweite, Weglänge u. Geschwindigkeit des Kolbens; 25 % gehen aber wol durch Reibung, Undichtheiten ꝛc. verloren.

Cylinderhemmung, s. „Uhr". — **Cylinderuhr**, s. „Uhr".

Cymbel (griech. κύμβαλον, lat. cymbalum), bei den Griechen u. Römern ein Schlaginstrument aus Erz u. zwei hohlen Halbkugeln bestehend, die, mit Handgriffen versehen, wie unsere Becken zusammengeschlagen wurden u. einen grell schallenden Klang gaben. Man gebrauchte das Instrument bei feierlichen Tänzen u. Aufzügen, u. nam. beim Feste der Göttin Kybele. In der Orgel ist C. eine gemischte Flötenstimme von kleinem Pfeifwerke u. sehr starkem, schneidendem Klange.

Cymol od. Cymen (Cymylhydrür), eine ölige Flüssigkeit, die in dem ätherischen Oele der röm. Kamillen, in dem flüchtigen Oel der Samen des Wasserschierlings u. in leichtem Steinkohlentheeröl enthalten ist, findet sich auch im Römisch-Kümmelöl (Oleum Cumini Cymini). Das C. ist ein Kohlenwasserstoff, C_{20} H_{14}, der ein wissenschaftliches Interesse nam. dadurch hat, daß aus ihm zahlreiche andere Verbindungen (Derivate) dargestellt werden können.

Cynanchum Vincetoxicum, Schwalbenwurz, Hundswürger, St. Lorenzkraut, Giftwende; eine einheimische Asclepiadee mit Brechen erregender Eigenschaft, die sie dem bittern Cynanchin od. Asclepin verdankt; früher bei Wassersucht, pestartigen Fiebern, Schlangenbiß ꝛc. angewandt, wäre wahrscheinlich als Hanfpflanze recht gut verwerthbar.

Cýnara, s. „Cardonen". — **Cyniker**, s. „Kyniker".

Cynips, s. v. w. Gallwespe.

Cynoglossum, Hundszunge, Venusfinger; Pflanzengattung der Boragineen. Davon gebräuchlich C. officinale u. a.

Cynomorium coccineum, Hundskolben, Hundsruthe. Eine höchst merkwürdige, pilzähnliche Pflanze der Balanophoren, in Sizilien, Malta u. Nordafrika, mit blutrothem Safte; daher früher als Maltheserschwamm gegen Blutflüsse mystisch gebraucht. Die Blumen stehen auf einem kolbenartigen, pilzähnlichen, scharlachrothen Blumenboden, dessen Blätter sich dachziegelförmig über einander legen.

Cynthia u. **Cynthius** sind die vom Berge Cynthus auf der Insel Delos, dem Geburtsorte der Diana u. ihres Bruders, des Apollo, diesen Beiden beigelegten Beinamen.

Cypern (lat. Cyprus, türkisch Kibris), die größte asiatische Insel des Mittelmeeres, unter türkischer Herrschaft stehend, vor dem Busen von Skanderum gelegen, hat einen Flächeninhalt von 173 □M. Sie wird von zwei mächtigen, durch das Thal des Pedias, des größten Flusses der Insel, getrennten Gebirgsketten durchzogen, deren höchster Berg der Monte Croce ist (der Olympus der Alten). Die Thäler u. Küstenstrecken sind fruchtbar an Wein, Baumwolle, Hanf, Tabak, Oliven u. Getreide. Der Wein von C. war schon im Alterthum berühmt. Cypresse, Cyperkatze u. Kupfer haben ihre Namen von dieser Insel. Von den 120,000 E. machen die Türken etwa den sechsten Theil aus; die übrigen sind Griechen. Die Hauptstadt Lekoscha ist das Nikosia des Alterthums; an der Südküste liegt der wichtige Handelsplatz Larnakka. Die günstige Lage der Insel u. der Reichthum ihres Bodens wie die trefflichen Häfen hatten schon die Phönizier zu Ansiedelungen auf C. bewogen; nach ihnen gründeten jonische Griechen eine Anzahl blühender Pflanzstädte. Felsbauten, Städtetrümmer, Gräber, Bildwerke u. Münzen erinnern noch jetzt an diese Kulturvölker. Vorübergehend war die Herrschaft der Aegypter u. Perser; unter den Nachfolgern Alexander's des Großen kam C. wiederum an Aegypten u. mit diesem Reiche an die Römer. Paulus u. Barnabas brachten hierher das Christenthum. Im Mittelalter folgten sich im Besitz von C. die Byzantiner, die Tempelherren, das Haus Lusignan, die Genuesen u. mit dem J. 1570 die Türken. — Die Herrschaft dieses Volkes ist für C. von keinem Segen gewesen, die Bevölkerung hat sich um das Zwanzigfache vermindert, die Schätze der Natur sind theils vergeudet worden, theils ungehoben geblieben; die Berge sind in gewissenloser Weise entwaldet worden. (F. Unger u. Th. Kotschy, „Die Insel Cypern", Wien 1865.)

Nr. 2101. Cyperus Papyrus, die Papyrusstaude.

Cypérus, Cypergras; Pflanzengattung der Cyperaceen, grasartiger Pflanzen von oft hohem, schilfartigem Wuchse, so daß manche Arten, z. B. C. Hydra in Westindien, sogar das Zuckerrohr an Höhe überholen u. somit erdrücken. Viele Arten entwickeln einen knolligen Wurzelstock, der sie zu Brotpflanzen macht. Der Stengel pflegt kantig zu sein, wie bei allen Cyperaceen (Halb- od. Sauergräsern). Die grasartigen Blumen entwickeln sich in kleinen Aehrchen, die sich schopfförmig am Gipfel des Halmes zusammendrängen, oft so zierlich, daß manche höhere schilfähnliche Arten wahrhafte Zierpflanzen werden, die man häufig in Warmhäusern als Zierde künstlicher Wasserbehälter antrifft. Deutschland kennt nur ein paar kleinere, unscheinbare Arten (C. flavescens, fuscus) im Norden; im Süden treten stattlichere auf, unter denen auch eine Art (C. esculentus) als Erdmandel wegen der Fülle ihrer haselnußgroßen, ölhaltigen Wurzelknollen als Nahrungs- u. Oelpflanze gebaut wird. Die merkwürdigste aller Arten aber ist die berühmte Papyrusstaude (C. Papyrus od. Papyrus antiquorum) Siziliens u. Aegyptens, wo sie heute nam. den Oberen u. Weißen Nil als überaus häufiges Schilfgras begleitet. Aus ihren dicken Stengeln schälten die alten Aegypter das Material zu ihrem Papier, das sie mit Nilwasser leimten u. dann glätteten. Hiervon stammt der Name Papier, das aber damals Biblos genannt wurde, woher der Name Bibel. Noch heute nennen die Araber den Papyrus „Babir" aber auch Burdib, während er im Alten Testamente Home heißt. — Zu den Cyperaceen gehören eine Menge ähnlicher Grasgewächse, in Deutschland bes. Simsen (Scirpus), Wollgräser, Seggen od. Riedgräser u. a.

Cypraea, s. „Porzellanschnecke".

Cypraea moneta, Otterköpfchen od. Kauri, engl. cowries, franz. coris od. bouges, span. bucios, malavisch beya, d. i. Steuer, eine kleine, im Indischen u. Rothen Meere, nach Dunker auch an der Guineaküste lebende Art der Gattung Cypraea (Porzellanschnecke), die nebst verwandten Arten, wie Cypraea caurica, bei den Hindu u. im tropischen Afrika als Scheidemünze gilt u. deshalb von Ceylon u. Bombay tonnenweise nach England verschifft wird, um von da nach Afrika als Tauschmittel gebracht zu werden. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden nach Rennell jährlich 100 Tonnen Kaurimuscheln von England nach Guinea verschifft u. kosteten in Bengalen 2400 Stück 1 Schilling, im Innern Afrika's dagegen das Zehnfache; 1856 galten nach Repin 20 Stück in Waida 1 Sou; 1859 gingen 160 Säcke u. 4245 Centner Kaurimuscheln im Werthe von $6631\frac{1}{2}$ Pfd. Sterl. nach England, u. es kostet die Tonne in Ceylon 70 bis 75 Pfd. Sterl.

Nr. 2102—2105. Cypraea moneta.

Cypresse, s. „Cupressus".

Cyprianus, Thascius Cäcilius, berühmter Kirchenlehrer, wurde zu Anfang des 3. Jahrh. wahrscheinlich zu Karthago in Nordafrika geb. Erst im reiferen Alter, nachdem er seine glänzende Bildung bereits als Lehrer der Beredsamkeit verwerthet, wurde er zum Christenthum bekehrt u. 246 getauft. Schon 248 nöthigte ihn das Volk von Karthago wider seinen Willen zur Annahme des Bischofsstuhles daselbst. Die strenge Zucht, die er im Geiste seines Vorbildes, des Kirchenvaters Tertullian, ausübte, zog ihm viele Feindschaft zu. Diese wuchs, als er sich während der Verfolgung des Decius durch die Flucht rettete. Mit Mühe bewältigte er nach seiner Rückkehr (251) die in Karthago entstandene Spaltung, da die ihm feindseligen Presbyter sogar einen Gegenbischof erwählt hatten. Auch mit dem römischen Bischof Stephanus ward Cyprian in einen Streit über die Ketzertaufe verwickelt. Seine Grundsätze legte er eingehend dar in seinem berühmten Buche „Ueber die Einheit der Kirche"; letztere fand er nicht in einem sichtbaren Oberhaupt, sondern in der Einheit sämmtlicher Bischöfe dargestellt — ein Beweis, wie wenig damals noch die Oberherrschaft des röm. Bischofs anerkannt wurde. C. wurde 257 in der Valerianischen Verfolgung wegen seiner Weigerung, den heidnischen Göttern zu opfern, verbannt u. 14. Sept. 258 wegen seiner Rückkehr nach Karthago daselbst hingerichtet. Die katholische Kirche feiert seinen Gedächtnißtag, als den eines Heiligen, am 26. Sept. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke besorgten die Benediktiner Baluze u. Maran (Paris 1726 u. Venedig 1728).

Cypripédium, Frauenschuh, Pflanzengattung der Orchideen, davon einheimisch nur 1 Art, die zu den schönsten Blumen gehört u. allerdings einem geflügelten Schuhe gleicht, von tiefgoldiger Färbung u. purpurbraunen Blütenhüllen. Das ist C. calceolus, auch Venus-, Marien- u. Pfaffenschuh, hier u. da auf Kalkboden. In wärmeren Ländern treten bei weitem schönere Arten auf (vgl. Abb. Nr. 2106).

Cypselus, s. „Kypselos".

Cyr, St. (spr., Säng-Ssihr), ein Dorf von 1900 E. im Parke von Versailles. Frau von Maintenon gründete hier in einem von ihr erbauten Schlosse eine Augustiner-Frauenabtei mit einer Erziehungsanstalt für 250 junge Mädchen von adeligem Geschlecht. In der Re-

volution wurde dieselbe aufgehoben. Napoleon I. wandelte sie in eine großartige Erziehungsanstalt für 400 Söhne ehrenvoll gefallener Offiziere um, welche später nach La Flèche verlegt wurde.

Cyr, St. (spr. Säng-Ssihr), Graf Laurent (nicht Louis) Gouvion, Marschall von Frankreich, geb. zu Toul (Dep. Meurthe) 13. April 1764, hatte sich erst der Malerei gewidmet, bevor er als Hauptmann 1792 ins Pariser Freiwilligenbataillon eintrat. Schon 1794 rückte er zum Divisionsgeneral bei der Rhein- u. Moselarmee auf. Seit 1797 kommandirte er in Italien, bis er 1800 wieder an den Rhein versetzt wurde, von wo er dann als Gesandter nach Spanien ging. Im J. 1803 ward er mit dem Oberbefehl über die franz. Okkupationsarmee von Neapel betraut; 1805 kämpfte er abermals siegreich gegen die Oesterreicher; 1807 nahm er an den Feldzügen in Preußen u. Polen Theil, war dann eine Zeit lang Gouverneur in Warschau u. führte 1808 ein Corps nach Catalonien, um letzteres bis 1810 besetzt zu halten. Den Feldzug nach Rußland machte er an der Spitze des 9., meist aus Bayern bestehenden Armeecorps mit. Nach einem blutigen, aber unfruchtbaren Siege ward er Marschall (27. Aug. 1812). Mit dem 14. Armeecorps half er nach dem Rückzuge den Sieg bei Dresden erringen, wo er Gouverneur wurde, aber am 11. Novbr. 1813 kapituliren mußte. Seitdem kriegsgefangen in Ungarn, kehrte er erst nach der Restauration der Bourbons nach Paris zurück, worauf seine Ernennung zum Pair von Frankreich erfolgte. Für seine Treue während der Hundert Tage machte ihn Ludwig XVIII. 9. Juli 1815 zum Kriegsminister. Dies blieb St.-C. bis zum Nov. desselben Jahres; dann ging er als Gouverneur nach Straßburg. Am 23. Juni 1817 übernahm er das Marineministerium u. 12. Septbr. desselben Jahres nochmals das Kriegsministerium, um diesem nun bis 19. Nov. 1819 vorzustehen. Er starb zu Hyères bei Toulon (Var) 17. März 1830. Man verdankt ihm folgende Werke: „Matériaux pour servir à l'histoire de la guerre d'Espagne" (Par. 1821); „Mémoires sur les campagnes des armées du Rhin" (4 Bde. 1829); „Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le directoire, le consulat et l'empire" (1831).

Nr. 2106. Typus des Cypripedium.

Cyrene, Cyrenaika, Cyrenaiker, s. „Kyrene", „Kyrenaika", „Kyrenaiker".

Cyrillus (eigentl. Constantinus), Apostel der Slaven. Von der Jugend dieses ausgezeichneten Missionärs ist nur so viel bekannt, daß er um 820 n. Chr. zu Thessalonich geb. wurde u. nach vorübergehender Thätigkeit als Lehrer der Philosophie (daher sein Beiname „der Philosoph") zu Konstantinopel in ein Kloster eintrat. Später zog er sich sogar mit seinem Bruder Methodius in die Einöde zurück. Um das J. 860 begab er sich im Auftrag des Kaisers Michael III. zu dem slavischen Volke der Chazaren im Nordosten des Schwarzen Meeres, predigte ihnen das Evangelium in der Landessprache u. erntete bald große Erfolge. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, war er vor Allem bemüht, den Slaven das Christenthum auch durch die Schrift zugänglich zu machen, zu welchem Behufe er ein Alphabet erfand od. doch ein vorhandenes altslavisches umgestaltete u. die Heilige Schrift wie andere Bücher ins Slavische übersetzte. Um 863 finden wir beide Brüder am Hofe des Slavenfürsten Rastislav in Pannonien (südöstl. von dem heutigen Mähren), wo sie eine so gesegnete Wirksamkeit entfalteten, daß Papst Nikolaus I., zu dessen Bezirk Pannonien gehörte, beide Brüder nach Rom einlud, um sie hier feierlichst zu Bischöfen der Slaven zu weihen u. so die neugestiftete Kirche ausdrücklich für den römischen Katholizismus zu gewinnen. Da Nikolaus I. bereits 867 gestorben war, wurden sie von dessen Nachfolger Hadrian II. ehrenvoll aufgenommen, der Gebrauch der slavischen Uebersetzung u. Liturgie statt der lateinischen gestattet u. ihnen, sowie ihren Schülern, hohe Kirchenwürden verliehen. Aber Constantinus fühlte sich nicht mehr kräftig genug, seine Wirksamkeit aufs Neue anzutreten. Er trat unter dem Mönchsnamen C., den er seither beständig führte, in ein Kloster zu Rom ein u. starb bereits 14. Febr. 869. Die Großartigkeit seiner Erfolge ist, abgesehen von seinem hochgebildeten Geiste u. reinen Charakter, vor Allem seiner Anbequemung an die heidnische Volkssprache u. Sitte zuzuschreiben, während die Päpste dieselbe anderwärts zu unterdrücken suchten. (Die Bezeichnung der beiden Brüder als „Apostel der Mähren" ist eine ungenaue, da ihr Arbeitsfeld weiter nach Südosten lag.)

Cyrillus von Alexandrien, Patriarch dieser Stadt u. Kirchenlehrer, brachte seine Jugendjahre bei den Mönchen der Nitrischen Wüste zu, wurde 412 Patriarch (Oberbischof) in seiner Vaterstadt Alexandrien u. zeichnete sich in dieser Stellung durch maßlose Verfolgungssucht aus. So gebot er 415 die Austreibung der Juden aus Alexandria, hetzte den Pöbel zur Ermordung der edlen heidnischen Philosophin Hypatia auf u. setzte auf der dritten allgemeinen Synode zu Ephesus (431) die Absetzung des Patriarchen Nestorius von Konstantinopel durch, weil dieser das Vorhandensein zweier Naturen in Christus (einer göttlichen u. menschlichen) gelehrt hatte. Als aber der Kaiser Theodosius II. ihm selbst wegen seines gesetzwidrigen u. gewaltthätigen Verfahrens mit Absetzung drohte, wußte er derselben durch die Unterzeichnung eines vermittelnden Glaubensbekenntnisses zu entgehen. Er starb zu Alexandria 444. Er verfaßte zahlreiche dogmatische Streitschriften u. Predigten (bes. zur Verherrlichung der Jungfrau Maria) u. eine „Vertheidigung des Christenthums gegen Julianus" in 10 Büchern. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Joh. Aubert (Par. 1638).

Cyrillus von Jerusalem, Bischof u. Kirchenlehrer, wurde um 315 n. Chr. geb., wirkte in Jerusalem als Presbyter u. Lehrer der Katechumenen (d. h. Derer, die sich zur Taufe gemeldet hatten u. für dieselbe vorbereitet wurden) u. seit 350 als Bischof. Bekannt wurde er durch seine Betheiligung an den sog. arianischen Streitigkeiten (über die Gottheit Christi), welche damals die ganze Kirche spalteten. C. gehörte zu der Mittelpartei der Semiarianer (halben Arianer) u. wurde deshalb 360 zu Konstantinopel abgesetzt, im Jahre darauf aber wieder zurückgerufen. Dagegen schloß er sich auf dem zweiten Großen Konzil zu Konstantinopel (381) der rechtgläubigen Partei an. Sein Tod fällt in das Frühjahr 386. Wichtig für die Kenntniß der Liturgie u. Kirchenlehre jener Zeit sind seine 23 Katechesen (Predigten). Die beste Ausgabe derselben ist die von Touttee u. Maran (Paris 1720).

Cyropädie, ein Werk Xenophon's, die Geschichte des Kyros behandelnd (s. d. u. „Xenophon").

Cyrus, s. „Kyros".

Cystin ist ein Bestandtheil gewisser seltener Blasen- u. Nierensteine, wurde aber in neuerer Zeit auch als Sediment im Harn u. als Bestandtheil der Nieren u. der Leber nachgewiesen. Es bildet farblose, durchsichtige Krystalle, ist geruch- u. geschmacklos, unlöslich in Wasser u. in Alkohol; seine Zusammensetzung wird durch die Formel $C_6 H_7 NS_2 O_4$ ausgedrückt; es ist demnach ein schwefelhaltiger organischer Körper.

Cythera, Beiname der Aphrodite (s. d.) von der Insel Cythera, jetzt Cerigo (s. d.).

Cytinus Hypocistis *L.*, gemeiner Hypocist, Cistuswurz, eine sehr merkwürdige, den Pilzen ähnliche, aber zu den Blumenpflanzen gehörige Art der kleinen Familie der Cytineen, auf den Wurzeln der Cistusarten (s. d.) schmarotzend u. dem Mittelmeergebiete angehörig. Man bereitet aus der Pflanze ein zusammenziehendes Extrakt gegen Blutflüsse, Ruhr u. Durchfälle. An u. für sich gehört sie zu den Parasiten, die wie die Mistel auf den Bäumen nur von schon zubereitetem Pflanzensafte leben. (Abbild. s. Bd. II. Nr. 1156.)

Cytisin, ein sehr giftiges Alkoloid, welches von Husemann u. Marmé als Bestandtheil der reifen Samen des Goldregens (Cytisus Laburnum) entdeckt wurde. Es besteht aus farblosen, leicht zerfließlichen Krystallen, reagirt sehr stark alkalisch u. neutralisirt die stärksten Säuren. Die Samen des Goldregenstrauches sind demnach giftig.

Cytisus, s. „Bohnenbaum".

Cyzikus, Stadt in Kleinasien, s. „Kyzikos".

Czacki (spr. Tschazki), Taddäus, poln. Patriot u. Geschichtschreiber, geb. zu Poryck (Volhynien) 28. Aug. 1765, ward auf dem Reichstage von 1788 zum Mitgliede der Schatzkammer ernannt u. bereiste infolge dessen das Land, um die Mittel zur Hebung des Handels u. der Industrie zu erforschen. Ein Ergebniß dieser Reise war u. A. eine genaue Karte der Flußverbindungen Polens. Nach der zweiten Theilung Polens durch die Konfiskation seiner Güter in Noth versetzt, bewarb er sich um eine Professur in Krakau, die er dann mehrere Jahre inne hatte. Paul I. gab ihm seine Güter zurück, u. seitdem war sein Hauptbestreben, den öffentlichen Unterricht in den altpoln. Provinzen zu heben. Mit Bewilligung Kaiser Alexander's I. errichtete er zu Krzemieniec eine Generalschule für Volhynien; 1807 ward er an des Fürsten Adam Czartorisky (s. d.) Stelle zum Kurator des öffentlichen Unterrichts in Lithauen, Volhynien u. Kiew ernannt u. verwendete aus seinen eigenen Mitteln 500,000 Thaler für Gründung u. Erhaltung der verschiedensten Bildungs- u. Unterrichtsanstalten. Der Krieg von 1812 wirkte sehr nachtheilig auf dieselben. C. selbst zog sich nach Podolien zurück u. starb zu Dubno 8. Febr. 1813. Seine werthvollen Sammlungen gingen in den Besitz des Fürsten Czartoryski über. Die für C.'s umfassende Gelehrsamkeit zeugenden Werke (über die Juden, über die Rechte des Herzogthums Masovien, über die Gesetze Polens u. Lithauens &c.) erschienen gesammelt in 3 Bdn. zu Posen 1843—45.

Czapka (spr. Tschapka), ursprünglich die viereckige Kopfbedeckung für die polnische Nationaltruppe der Ulanen, wurde nach deren Muster später auch bei den Ulanen u. Lanziers der anderen Armeen eingeführt.

Czar, Beherrscher von Rußland, s. „Zar".

Czarniecki (spr. Tscharniezki), Stephan, ausgezeichneter poln. Feldherr, geb. 1599 zu Gardzienice bei Lublin, entstammte einem alten, aber armen Adelsgeschlechte u. blieb daher im Heere, dem er schon seit seinen Jünglingsjahren angehörte, lange Zeit in einer untergeordneten Stellung. Zur Zeit des Königs Johann Kasimir zog er wiederholt gegen die aufständischen Kosaken, leistete 1655 in Krakau muthvoll, wenn auch vergeblich, den Schweden Widerstand, setzte im folgenden Jahre, nachdem die Polen bei Warschau total geschlagen worden, an der Spitze von 5000 in poln. Diensten stehenden Tataren den Krieg allein fort u. führte den geflohenen König in sein Land zurück. Im J. 1658 ging C. mit 6000 Polen nach Dänemark, um dessen König, Polens Bundesgenossen, im Kriege gegen Schweden zu unterstützen. Auch hierbei that er sich aufs Rühmlichste hervor, so insbes. bei der Eroberung der Insel Alsen; dort durchschwamm er, wie er dies auch schon an mehreren Stellen der Weichsel gethan, mit seinen Reitern den Sund; ein anderes mehrmals von ihm ausgeführtes Bravourstück war, in 48 Stunden eine Strecke von 40 M. zurückzulegen. Aus Dänemark rief ihn der Einfall der Russen in Polen ab; C. verband sich mit dem Kosakenhetman Sapieha u. zwang die Russen durch zwei denselben beigebrachte Niederlagen 1661 zum Frieden. Der narben- u. ruhmbedeckte Held, der sich auch durch große Sittenstrenge auszeichnete, ward mit der Starostei Tykocin belehnt, zum Kastellan von Kijew ernannt u. mit dem Range eines Generalfeldmarschalls bekleidet, – letzteres kurz vor seinem Tode, der ihn während eines neuen Kriegs gegen Rußland in einer armseligen Bauernhütte des Dorfes Sokotowo in Volhynien 12. Febr. 1664 ereilte.

Czartoryski (spr. Tschartoriski), alte, von den Jagellonen abstammende poln. Adelsfamilie, die sich anfänglich Sanguszko nannte, später aber nach der Stadt Czartorysk in Volhynien sich den Namen C. beilegte. Seit 1623 in den deutschen Fürstenstand erhoben, erhielt sie 1808 auch die ung. Magnatenwürde. Bis 1810 theilte sie sich in zwei Linien: in die der C.-Sanguszko u. der C.-Korzec; letztere aber ist seit jenem Jahre im Mannesstamme ausgestorben. Gegenwärtig ist das Haupt der Familie Fürst Ladislas **C.**, Herzog von Klewan u. Zukow, der, am 3. Juli 1828 geboren, mit einer Tochter der Königin Christine von Spanien u. des Herzogs von Rianzares vermählte zweite Sohn des Fürsten Adam C. (s. d.). — Als berühmte Persönlichkeiten der Familie sind zu nennen: Fürst Michael Friedrich **C.**, geb. 26. April 1696, gest. 13. Aug. 1775, der zwar als Großkanzler von Lithauen während der poln. Unruhen den russ. Einflüssen zugänglich war, allen seinen Unterthanen aber die Freiheit schenkte. Ferner Fürst August Alexander **C.**, geb. 9. Nov. 1697, gest. 4. April 1782, welcher durch seine Heirath mit der reichen verw. Gräfin Denhoff die Größe seines Hauses begründete u. nach König August's III. Tode um die poln. Krone warb; vor Allem aber die folgenden drei: Der österreich. Feldmarschall u. frühere Generalstarost von Podolien Fürst Adam Kasimir **C.**, geb. 1. Dez. 1734 in der damals durch die Russen belagerten Stadt Danzig, gest. zu Sieniawa in Galizien 19. März 1823. Derselbe trat zwar nach der ersten Theilung Polens in österreich. Dienste, hielt sich aber trotzdem auf dem Reichstage von 1788—91 zu der Adelspartei, welche energisch an der Wiederherstellung Polens arbeitete, übernahm auch eine Sendung nach Dresden, um den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der poln. Krone zu bewegen, u. suchte dann den Wiener Hof für die Sache Polens zu gewinnen. Da Alles vergeblich war, zog er sich auf seine Güter in Galizien zurück. Nur die von Napoleon I. beschützte poln. Konföderation des J. 1812 riß ihn noch einmal aus der Ruhe des Privatlebens. Napoleon ernannte ihn zum Marschall des poln. Reichstages; aber bald sah C., daß er damit nur eine Würde bekleide, die sehr kostspielig war, während seine Güter von den Armeen verwüstet wurden. So kehrte er dahin zurück, um fortan nur noch den Wissenschaften zu leben, für die er stets große Theilnahme hegte, wie denn überhaupt das Haus C. von jeher Kunst u. Wissenschaft gefördert hat, ja noch heute unter dem hohen Adel durch sein Mäzenatenthum hervorleuchtet. Als sich C. in Warschau aufhielt, ward sein Salon zu einer Schule der feinen Sitte u. des veredelten Geschmacks für den jungen Adel. Auch König Stanislaus besuchte sehr oft seine unter dem Namen „Donnerstags-Mahlzeiten" bekannten literar. Versammlungen. Unter seiner Leitung (1765—94) ward das Kadetten-Institut eine Bildungsstätte tüchtiger Offiziere. Er war es ferner, der u. A. die so einflußreiche Erziehungskommission im Königreich Polen ins Leben rief, die berühmte Bibliothek in Pulawy stiftete u. die poln. Nationalbühne begründete. Fürst C. war auch selbst als Dichter u. Schriftsteller thätig; ebenso seine Gemahlin, die 1744 in Warschau geb. Gräfin Elisabeth v. Flemming (gest. zu Wysok in Galizien 17. Juni 1835), nicht weniger bekannt durch ihre Schönheit, als durch Kunstsinn, Geist u. opferfreudigen Patriotismus. — 4. Der älteste Sohn des Vor., Fürst Adam **C.**, geb. zu Warschau 14. Jan. 1770. Nachdem dieser die Universitäten in Edinburgh u. London besucht, kehrte er ins Vaterland zurück, um unter Kosciuszko (s. d.), den sein Vater hatte ausbilden lassen, an dem poln. Freiheitskampfe des J. 1794 theilzunehmen, zu dessen Gelingen des Fürsten Mutter mehrere Millionen Gulden aus ihrem Vermögen hergegeben hatte. Doch führte die Insurrektion nur zur dritten Theilung Polens im J. 1795 u. zur Sequestration des größten Theiles des fürstlichen Vermögens durch die russ. Regierung. Auf Verwenden der österreich. Regierung aber wurde unter der Bedingung, daß Adam u. sein Bruder Konstantin **C.**, (geb. zu Pulawy 28. Okt. 1773, gest. zu Wien 23. April 1860) als Geiseln nach Petersburg kamen, die Sequestration wieder aufgehoben. Am russ. Hofe fanden Beide in der Kaiserin Katharina II. eine sehr geneigte Beschützerin u. insb. Adam im Großfürsten Alexander einen warmen Freund. Kaum jedoch ward Paul I. der Freundschaft seines romant. Sohnes zu dem patriot. Polen inne, so schickte er diesen als Gesandten nach Turin (1795). Nach seiner Thronbesteigung (1802) rief Alexander den Freund sogleich zurück u. machte ihn zum Minister des Auswärtigen. Um aber den von seinen Landsleuten bei Napoleon gethanenen Schritten nicht entgegen handeln zu müssen, nahm C. 1807 seine Entlassung. Mehrere Jahre lebte er in Zurückgezogenheit, bis die Noth seines Vaterlandes ihn drängte, seine Bemühungen für dasselbe bei Alexander zu erneuern. Er folgte 1830 dem Kaiser nach Wien u. Paris, ohne jedoch einen anderen Trost mit heimzubringen, als den der Errichtung eines Königreichs Polen als russ. Provinz. Bald darauf hatte er ein Duell mit dem poln. General Pac, worauf er sich mit der Prinzessin Anna Sapieha, der unschuldigen Ursache des Zweikampfes, vermählte (1818). Sein Amt eines Kurators der Universität Wilna legte er 1821 nieder, weil sein erbitterter Feind Nowosilzoff als Untersuchungsrichter mehr als 60 Studirende, die demagogischer Umtriebe beschuldigt waren, ohne Verhör ins Gefängniß geworfen u. theils als Gemeine in russ. Regi-

menter gesteckt, theils nach Sibirien geschickt hatte. Seitdem lebte er in Pulawy nur den Wissenschaften, bis ihn die Revolution von 1830 wieder in den Dienst des Vaterlandes rief. Der Strom riß ihn mit fort. Chlopicki ernannte ihn zum Minister des Auswärtigen, u. als Jener zur Armee abging, ward C. 30. Jan. 1831 zum Präsidenten der poln. Nationalregierung erwählt. Doch zeigte er sich der Verwaltung seines Amtes nicht gewachsen; im Aug. 1831 trat er zurück u. begab sich zur Armee, wo er als einfacher Soldat in dem Corps des Generals Ramorino an der Schlacht von Miedzirzec (29. Aug. 1831) theilnahm. Nach der Versprengung dieses Corps verließ auch er Polen u. entfloh als ein zum Tode verurtheilter, zuerst nach England. Später ließ er sich in Frankreich nieder u. lebte dort als Haupt der poln. Emigration. Obwol er sein Vermögen größtentheils dem Vaterlande geopfert hatte, blieb sein Haus ein Asyl für die Emigranten, eine Pflegestätte für Wissenschaften u. Künste. Er starb 11. Juli 1861 auf seinem Schlosse Montfermeil bei Paris.

Czastawa (spr. Tscha—) nach slavischer Sage eine berühmte Heldin im Böhmischen Mägdekriege, in welchem sie 7 Jahre lang als tapfere u. treue Kampfgefährtin der Herzogin Wlasda mit unverändertem Glücke focht u. mit ihrer Herrin den mehr durch List als Gewalt herbeigeführten Untergang fand.

Czechen, czechische Sprache u. Literatur, s. „Tschechen, tschechische Sprache u. Literatur".

Czegléd (spr. Tschegled), Stadt von 19,000 E. im ungar. Komitat Pest-Solt, an der Pest-Temesvarer Eisenbahn gelegen. Die Bewohner, meist Reformirte, treiben Ackerbau, Viehzucht u. Weinbau. Hier fand 25. Jan. 1849 ein Treffen gegen die Insurgenten statt.

Czelakowsky (spr. Tschel   ), Franz Ladislaw, böhm. Dichter u. Philolog, geb. zu Strakonitz 7. März 1799, war seit 1821 Erzieher in vornehmen Häusern u. lebte dabei seiner literarischen Neigung, bes. der Poesie u. Sprachkunde. Im J. 1828 trat er in die Redaktion der vom Prager Konsistorium herausgegebenen „Vierteljahrsschrift für die katholische Geistlichkeit" ein, übernahm 1834 die Redaktion der „Böhmischen Zeitung" u. ihrer belletristischen Beilage „Die Biene", u. begann gleichzeitig an der Prager Universität Vorlesungen über die böhmische Sprache zu halten. Aus politischen Gründen ward ihm 1835 die Erlaubniß zu beidem genommen, infolge dessen machte ihn Graf Kinsky zu seinem Bibliothekar. Im April 1842 ging er als Professor der slavischen Sprache u. Literatur nach Breslau, von wo er im Herbst 1849 in sein Vaterland zurückkehrte, um fortan als ordentlicher Professor an der Prager Universität zu wirken. Er starb 5. Aug. 1852. C. ließ erscheinen: eine Sammlung slaw. Volkslieder aller Stämme mit gegenüberstehender Uebersetzung (Prag 1822—27, 3 Bde.); „Vermischte Gedichte" (ebd. 1822; 2. Aufl. 1830); eine „Sammlung lithauischer Volkslieder" (ebd. 1827).

Czermak (spr. Tschermak), Johann Nepomuk, namhafter Arzt u. Physiolog, geb. 17. Juni 1828 zu Prag, studirte in Breslau, Wien u. Würzburg. Von längeren Reisen zurückgekehrt, habilitirte er sich in seiner Vaterstadt für Physiologie u. mikroskopische Anatomie. Im J. 1855 ging er als Professor der Zoologie u. vergleichenden Anatomie nach Graz, 1856 als Professor der Physiologie nach Krakau, 1858 nach Pest. An den beiden letzteren Universitäten gründete er physiologische Laboratorien. Im J. 1860 legte er seine Professur nieder u. lebte nun bis 1865 als Privatgelehrter, bis er einem Rufe nach Jena als Prof. der Physiologie folgte. Im J. 1869 erhielt er einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Leipzig, wo er noch gegenwärtig thätig ist. Die Physiologie verdankt C. eine Anzahl scharfsinniger Untersuchungen u. Experimente. Die praktische Medizin hat er um den Kehlkopfspiegel bereichert, der durch ihn in die Praxis eingeführt worden ist. Neben der Laryngoskopie hat er auch die Rhinoskopie u. eine neue lokale Behandlungsart des Kehlkopfes begründet. C. veröffentlicht die meisten seiner Arbeiten in Zeitschriften. Das bekannteste seiner Werke ist „Der Kehlkopfspiegel u. seine Verwerthung für Medizin u. Physiologie" (Leipzig 1860, 2. Aufl. 1865). Dies Werk ist in fast alle europäische Sprachen übersetzt. In neuerer Zeit hat C. sich zur Aufgabe gemacht, die Physiologie auch Nichtmedizinern zugänglich zu machen, indem er diese Wissenschaft nach Du Bois Reymond's Vorgang in einer für Studirende sämmtlicher Fakultäten verständlichen Weise behandelt. Unterstützt wird er in diesem Bestreben durch eine klare u. anziehende Vortragsweise. — C. gehört einer berühmten ärztlichen Familie an. Sein Vater, Johann Konrad C., wie sein Großvater, Josef C., waren renommirte Aerzte zu Prag. Sein Oheim Josef Julius C., geb. 2. Juni 1799, gest. 1851, war Professor der Physiologie u. höhern Anatomie zu Wien. Sein Bruder Josef C. ist Direktor der Irrenanstalt zu Czernowitz bei Brünn. Sein jüngerer Bruder hingegen, Joroslaw C., ist ein bekannter Historien- u. Porträtmaler. Letzterer wurde gleichfalls in Prag geboren (1830) u. erhielt seine Ausbildung in der Akademie zu Antwerpen. Seine Bilder zeigen eine scharfe Charakteristik der Gestalten, eine breite Pinselführung u. ein kräftiges Kolorit, sind aber oft derb naturalistisch. Mehrere derselben behandeln Stoffe aus der böhmischen Geschichte; sein bedeutendstes Bild ist wol der sehr sinnlich dargestellte Raub montenegrinischer Mädchen durch Türken.

Czernebog (spr. Tschernebog), zusammengesetzt aus dem slavischen tscherni, schwarz, u. Bog, Gott, ist nach der slavischen Mythologie der oberste der finstern Götter der nordischen Wenden u. Slaven. C. ist als böses Prinzip den guten Gottheiten entgegengesetzt, soll aber, nach dem Glauben des Volkes, wider seinen Willen im großen Ganzen zum Guten mitwirken. — Den Namen C. führen jetzt noch einige Berge, wie deren einer z. B. in der Nähe von Bautzen in der sächsischen Oberlausitz liegt.

Nr. 3107 — 3108. Czernebogbilder.

Czernowitz (spr. Tschernowitz), Hauptstadt des österreich. Herzogthums Bukowina, am rechten Ufer des Pruth unweit der moldauischen u. russischen Grenze gelegen, 34,000 Einw. C. ist Sitz eines Landesgerichts, eines Bezirksamts u. der übrigen Landesbehörden, mehrerer höheren Lehranstalten u. s. w. Der meist von den Juden (deren Zahl über 5000 beträgt) betriebene Handel ist nicht unbedeutend. In der Nähe liegt der Berg Cecina, bei welchem 1497 das denkwürdige Treffen zwischen den Moldauern u. Polen stattfand.

Czerny (spr. Tscherni), Karl, ausgezeichneter Klaviermeister u. äußerst fruchtbarer Komponist, wurde 21. Dez. 1791 zu Wien geb., wo sein Vater, Wenzel C., seit 1785 als Musiklehrer lebte. Dieser begann ihn bereits sehr frühzeitig im Klavierspielen zu unterrichten, sowie in die Elemente der Tonsetzkunst einzuführen, u. bereits mit 9 Jahren gab der junge C. öffentlich Proben seiner virtuosen Ausbildung. Auch Beethoven interessirte sich für den talentvollen Knaben. Mit 14 Jahren begann C. seine Thätigkeit als Lehrer u. schwang sich im Laufe der Zeit zum geachtetsten Klavierpädagogen der österreich. Hauptstadt empor. Zu seinen Schülern zählten keine Geringeren als: Liszt, Thalberg, Döhler, Jaëll, Leopold von Meyer, Madame Belleville-Oury u. A. Seine Lehrthätigkeit dauerte in der Hauptsache bis zum J. 1835. Von dieser Zeit an nahm er nur noch in vereinzelten Fällen Schüler an, u. zwar auch nur solche, deren Talent ihm zukunftversprechend erschien. Obgleich er selber stets für einen ausgezeichneten Pianisten galt, hat er doch nie Kunstreisen gemacht; nur zu seiner Erholung ging er 1836 nach Norddeutschland, 1837 nach Paris u. London u. 1846 nach Oberitalien. Seit letzgenanntem Jahre verließ er Wien nicht mehr u. starb daselbst auch 15. Juli 1857, mit Hinterlassung eines Vermögens von 100,000 Gulden, das er — unverheirathet u. geschwisterlos wie er war — nach Abzug einiger kleineren Legate an wohlthätige Anstalten u. Vereine der Stadt Wien vermacht hatte. — C.'s Talent war von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, die um so erstaunlicher ist, als er von 1805 bis 1835 fast den ganzen Tag Unterricht gab. Neben der ungemeinen Leichtigkeit, mit der ihm das Komponiren von der Hand ging, macht fast nur die strikte Regel- u. Gleichmäßigkeit, in der sein Leben sich abspann, es erklärlich, daß er vom J. 1804 ab (wo seine erste Komposition — „Concertante Variationen für Klavier u. Violine über ein Thema von Krumpholz" — erschien) gegen

900 Werke in die Oeffentlichkeit schicken konnte, abgesehen von zahllosen Arrangements von Oratorien, Opern, Symphonien u. s. w. Handschriftlich hinterließ er 24 Messen, 4 Requiems, 300 Gradualien u. Offertorien, verschiedene Symphonien, Konzerte u. zahlreiche Kammermusikstücke; außerdem schrieb er eine große Klavierschule, einen „Umriß der ganzen Musikgeschichte“ (1851 erschienen) u. eine Uebersetzung von Reicha's voluminösem „Traité de haute composition“. Freilich befindet sich unter seinen publizirten Klaviersachen viel Seichtes u. Oberflächliches, u. ist im Allgemeinen die Zeit über C. hinweggegangen, bis auf einige seiner instruktiven Werke, wie vor allen die Schulen der Geläufigkeit, der Fingerfertigkeit, des Virtuosen, welche, von seiner tiefen Kenntniß des Klaviers u. seinem pädagogischen Takt Zeugniß gebend, einen bleibenden Werth behaupten werden.

Czerny (spr. Tscherni), Georg (eig. Georg Petrowitsch), serbischer Freiheitskämpfer u. erster Fürst von Serbien, geb. um 1770 zu Bischevon bei Belgrad, focht 1788 als Führer einer serbischen Freischar unter Laudon gegen die Türken u. kehrte 1801 in sein Vaterland zurück, wo er den Aufstand organisirte. Er vertrieb die türk. Besatzungen aus Serbien, nahm Belgrad ein u. zwang die Pforte, ihn als Fürsten von Serbien anzuerkennen. Vor den 1813 wieder in Serbien eindringenden Türken mußte C. sich nach Oesterreich zurückziehen. Nachdem er längere Zeit gefangen gesessen hatte, begab er sich 1817 nach Serbien zurück, wo er den inzwischen zum Fürsten ernannten Milosch Obrenowitsch für einen umfassenden Revolutionsplan gegen die Pforte zu gewinnen suchte. Milosch verrieth ihn jedoch an den Pascha von Belgrad, der ihn meuchlings ermorden ließ.

Czerski (spr. Tscherski), Johann, Mitbegründer des Deutschkatholizismus, wurde 12. Mai 1813 zu Werlubien an der Weichsel geb. Nachdem er bereits das Gymnasium zu Conitz besucht hatte, nöthigte ihn seine Armuth, als Schreiber bei einem Gericht einzutreten. Doch gelang es ihm später, auf dem bischöflichen Seminar zu Posen seine Studien zu vollenden. Im J. 1842 zum Priester geweiht, wirkte er Anfangs am Dom zu Posen, wurde 1843 Vikar zu Wyrv, 1844 im März Vikar zu Schneidemühl. Die gemischte Gemeinde daselbst war durch den katholischen Eifer des Propstes Busse in Aufregung versetzt worden; eine Gegenpartei hatte sich gebildet u. schloß sich nun an C. an, der schon in Posen durch das Studium der Konzilienschriften am strengen Katholizismus irre geworden war. Dazu kam sein dringender Wunsch, sich zu verheirathen. So schied er 22. Aug. 1844 mit dem größten Theil der Gemeinde aus der röm. Hofkirche aus. Das Verlangen, das er an die Regierung stellte, als „christkatholischer“ Geistlicher mit seiner Gemeinde staatliche Anerkennung zu finden, wurde mit seiner Absetzung u. Exkommunikation beantwortet. Dennoch behielt ihn die nun separirte Gemeinde als Prediger bei. In die kurz darauf durch Ronge hervorgerufene Bewegung hineingezogen, bemühte sich C. vergeblich, andere als religiöse Interessen von der Sache auszuschließen. Obwol er durch ein eigenes Bekenntniß 1846 bezeugte, daß er noch so ziemlich auf christlichem u. katholischem Standpunkte stehe, hatte er doch alle die Verfolgungen mit zu erdulden, die seit 1850 den Deutschkatholizismus trafen. Aber auch die bitterste Armuth, in die er mit seiner zahlreichen Familie verfiel, konnte ihn seinen Gemeinden zu Schneidemühl u. Chodziesen, denen er Jahre lang sogar ohne Entschädigung diente, nicht abwendig machen. Nur bisweilen unterbrach er seine Thätigkeit daselbst, um auswärts in freireligiösen Gemeinden Vorträge zu halten.

Czetz (spr. Zetz), Johann, Chef des siebenbürgischen Generalstabes der Revolutionsarmee in den J. 1848 u. 49, geb. 1822 zu Gidofalva im Szeklerlande, trat 1842 als Leutnant in ein österr. Infanterieregiment u. gehörte seit 1846 dem Generalstab an. Ein Befehl des österr. Generalstabsdirektoriums berief ihn ins ungar. Ministerium, wo er die Berichte u. Instruktionen in Betreff des Krieges mit Serbien zu verfassen hatte. Später ward er Militärreferent im Landesvertheidigungsausschusse u. von Kossuth zum Chef des Generalstabes in Siebenbürgen ernannt, als welcher er sich auch unter Bem (s. d.) rühmlichst hervorthat. Seit Mai 1849 General u. Oberbefehlshaber in Siebenbürgen, hielt er sich nach der Katastrophe von Villagos bei Freunden verborgen, bis es ihm 1850 gelang, nach England zu entfliehen. Noch in demselben Jahre erschien zu Hamburg seine Schrift: „Bem's Feldzug in Siebenbürgen in den J. 1848 u. 49“.

Czörnig (spr. Tschörnig), Karl von, verdienstvoller Statistiker, geb. 5. Mai 1804 zu Tscherabanien in Böhmen, studirte die Rechte, trat in den Staatsdienst u. übernahm 1841 die Leitung des Statistischen Bureau in Wien, das ihm große Förderung verdankt. Mit dieser Stellung verband er später die eines Sektionschefs im Handelsministerium, als welcher er eine sehr eifrige u. erfolgreiche Thätigkeit für die Hebung der österreich. Verkehrsinteressen entwickelte. Außer den fortlaufenden „Mittheilungen“ des Statist. Bureau u. einer großen ethnograph. Karte von Oesterreich gab C. heraus: eine „Ethnographie der österreich. Monarchie“ (3 Bde., Wien 1855—57); „Oesterreichs Neugestaltung“ (2 Bde., Wien 1859); „Statist. Handbüchlein für die österreich. Monarchie“ (4. Aufl., Wien 1861) u. s. w. C. war 1848 Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt.

Czuczor (spr. Zuzor), Gregor, ungar. Dichter u. Revolutionsmann, geb. zu Andod im Neutraer Komitat 17. Dez. 1800, trat 1817 in den Benediktinerorden, studirte Philosophie u. Theologie, erhielt 1824 die Weihen u. wurde Professor der lat. Grammatik am Gymnasium zu Raab. In demselben Jahre erschien sein Heldengedicht „Az augsburgi ütközet“ (der Augsburger Kampf). In den J. 1827 u. 1828 trug C. in Raab Rhetorik, 1829 seinen Ordenszöglingen ungar. Sprachkunde u. Literatur vor; 1830 ward er in Komorn Lehrer der Rhetorik, 1832 Professor der Poetik u. 1835 Notar u. Bibliothekar der ungar. Akademie in Pesth, worauf dieselbe ihn im nächsten Jahre zu ihrem ordentlichen Mitgliede für die historische Abtheilung ernannte. Aus jener Stellung ward er jedoch sehr bald durch Intriguen vertrieben; er wirkte hierauf in der Martinsberger Abtei als Vizekustos der Klosterbibliothek, bis er 1839 eine Professur der ungar. Sprache u. Literatur an der Raaber königlichen Akademie erhielt. Indeß gelang es seinen Feinden, nicht blos das Verbot seiner Schriften zu erwirken, sondern auch ihn aus seinem Lehramt wieder zu verdrängen. Seit 1845 mit der Redaktion des von der Pester Akademie herausgegebenen großen Wörterbuchs beschäftigt, schloß er sich 1848 den revolutionären Bestrebungen an; ein von ihm veröffentlichtes Gedicht „Riadó“ (der Weckruf) veranlaßte im Januar 1849 seine Verhaftung u. Verurtheilung zu 6jähr. Festungshaft; auf Verwendung des Präsidenten der Akademie wurden ihm wenigstens die Eisen abgenommen, u. er durfte auch seine lexikalischen Arbeiten fortsetzen. Bei der Einnahme Ofens durch die Ungarn befreit, stellte er sich später freiwillig den österr. Behörden; er ward nun zu neuer Haft nach Kufstein abgeführt u. erhielt erst durch die Amnestie des J. 1850 seine Freiheit wieder. Jenem ersten Heldengedicht folgte 1828 die Epopöe „Aradi gyülés“ (der Reichstag von Arad) u. 1832 das große Epos „Hunyadi János viselt dolgai“ (Thaten des Joh. Hunyadi). Außerdem dichtete er viele Volkslieder, Balladen, Legenden u. Elegien, die zu den klassischen Produkten der ungar. Poesie gehören; sie erschienen 1835 zum ersten Mal gesammelt. Auch seine prosaischen Schriften (wie bes. „Washington's Leben“, Pest 1845) zeichnen sich durch edle Einfachheit u. gewählte Präzision aus.

Ende des Buchstaben C.

D

D, der vierte Buchstabe im Alphabet, gehört zu den mittels der Zunge u. der Zähne hervorgebrachten Mitlautern, bezeichnet als röm. Zahlzeichen 500, $\overline{D}$ 5000; als Abkürzung Decimus, Dedicavit, Deus, Dictator, Divus, Diva, Dominus, Domina; auf Münzen die Prägstätten (auf älteren preußischen Aurich, auf neueren Düsseldorf; auf österreichischen Gräz; auf französischen Lyon); auf ärztlichen Rezepten Detur, d. i. „es werde gegeben".

D. A., Abkürzung für Divus Augustus; d. a. für dicti anni, d. i. besagten Jahres.

da capo (ital.), abgekürzt D. C., zu Deutsch: vom Anfang, von vorn wieder angefangen, kommt als Vorschrift am Ende von Tonstücken vor, um anzuzeigen, daß der Anfangstheil od. der erste Haupttheil des betreffenden Tonstücks wiederholt werden soll. Die Wiederholung erstreckt sich bis zu derjenigen Stelle, welche durch das Wort Fine, d. i. Ende, od. durch das Zeichen (𝄐) als Schluß gekennzeichnet ist. Der größeren Deutlichkeit wegen schreibt man daher auch mitunter D. C. al Fine od. sin' al Fine (vom Anfange bis zum Worte Fine). Stehend war der Gebrauch des D. C. in der älteren Arie, deren erster Theil nach dem zweiten stets wiederholt wurde. Heutzutage findet man die Bezeichnung D. C. vornehmlich hinter dem Trio der Scherzos (in Symphonien, Sonaten u. sonstigen Kammermusikstücken) u. kleineren Tanzstücke (Galopps, Polkas 2c.). Auch ist D. C. ein den Italienern entlehnter Zuruf seitens des Publikums für Sänger u. Instrumentisten, das vorgetragene Stück zu wiederholen.

d'accord (franz., spr. dakkohr), d. i. einig, einverstanden, eingeräumt, in Uebereinstimmung; d. sein, einmüthig, übereinstimmend sein, einwilligen.

Dach nennt man im weiteren Sinne die oberste Begrenzung eines Bautheiles (Abdachung, Verdachung), im engeren Sinne jeden obersten Theil eins mit Wänden eingeschlossenen Raumes, welcher diesen, sowie das ganze Bauwerk, vor den nachtheiligen Einflüssen der atmosphärischen Niederschläge durch Ableitung derselben schützen soll. Hieraus folgt, daß jedes Bauwerk, welches dem Menschen Schutz vor der Witterung gewähren soll, ein D. besitzen muß, daß dieses D. ein sehr wesentlicher Theil aller Bauwerke ist u. daß die Ausbildung der Dachkonstruktion u. Form der Dächer ganz in derselben Weise wie die der Gebäude erfolgt sein muß (s. Art. „Baukunst"). Wir finden daher bei den Werken derjenigen Baustile, welche sich in wärmeren od. regenärmeren Ländern ausbildeten, wie bei den Baustilen des Alterthums, vorzugsweise niedrige, sog. flache Dächer, bei dem gothischen Baustil Deutschlands hingegen, der Fülle von Regen u. Schneefall entsprechend, nur Dächer von beträchtlicher Höhe, sog. steile Dächer. Selbst bei der Renaissance u. ihren Ausartungen richtet sich die Höhe u. damit das Maßgebende für die Form der Dächer mehr nach dem Klima als nach den antiken Vorbildern; es finden sich daher in Italien mit seinem milden Klima mehr flache, in Frankreich schon steilere, in England u. Deutschland aber vorzugsweise steile Dächer, deren Deckungsmaterial den hier in größerer Heftigkeit auftretenden Schlagregen, den Schneewindwehen 2c. leichter u. vollkommener das Durchdringen verwehren kann. In der Neuzeit richtet man sich bei der Wahl der Dachformen, außer nach der durch den Baustil bedingten Form, zumeist nach dem mit Rücksicht auf den Kostenpunkt anzunehmenden Deckmaterial u. sodann nach dem jeweiligen Zweck, welchem das Dachwerk außer dem Schutz gegen die Witterung dienen soll, z. B. ob ein od. mehrere Speicher nöthig werden, ob es Reserveräume 2c. enthalten soll. — Jedes D. besteht aus dem sog. **Dachgerüste** (Dachwerk, Dachstuhl) u. der Eindeckung (Dachdeckung); ersteres trägt u. unterstützt letztere, welche nach verschiedener Weise auf ihm befestigt wird. Die Dachgerüste kommen von Stein, Holz, Eisen od. von beiden letzteren zusammen konstruirt vor, u. das Material für die Eindeckungen besteht aus Metallblechen, Schiefer, Thondachziegeln, Stroh, Holzschindeln 2c.; neuerdings auch wol aus getheerter Pappe (Dachpappe), aus Asphalt, Cement od. dgl.

Die Konstruktion der Dachgerüste (u. damit im Wesentlichen die Form der Dächer) richtet sich also nach dem Grundplan der Gebäulichkeiten, dem jeweiligen Bedürfniß der dabei zu gewinnenden Räume u. nach der für die einzelnen Eindeckungsmaterialien in dem betreffenden Klima zulässigen Steigung der Dachflächen. Erfahrungsmäßig giebt man am geeignetsten dem Asphalt- od. Cementpappd. $^1/_9$, dem Metallblechd. $^1/_6$, dem Schieferd. $^1/_4$, dem Ziegeld. $^1/_3$—$^3/_8$, dem Strohd. $^1/_2$ der Gebäudetiefe zur Höhe, wenn das Dachwerk ein zweiseitiges, sog. Satteld. werden soll. Wird dasselbe einseitig (Pultd.), so ist natürlich das Doppelte dieser Größe für die Höhe zu nehmen. Aus diesen beiden Dachformen, dem zwei- u. einseitigen D., sind, der äußeren Erscheinung nach, alle übrigen Dachformen zusammengesetzt, wie die nachstehende Uebersicht der am häufigsten vorkommenden Dachformen zeigt. Bei den Bogen- u. Haubendächern u. s. w. hat man es natürlich, statt mit geraden, mit gekrümmten Sparren zu thun. Hiernach ist es klar, daß alles für die Konstruktion des zweiseitigen D.s (Satteld.) Giltige im Wesentlichen auch für die aller übrigen Dacharten anwendbar sein muß. Soll irgend ein mit Wänden umfaßter u. mit Gebälk bedeckter Raum von einiger Größe mit einem Dachwerk versehen werden, so

Nr. 2110—2127. Dachkonstruktionen.

1. Einhängiges od. Pultdach. 2. Zeltdach. 3—5. 7. 8. 11. 12. Zweihängige od. Satteldächer. 13—18. Kegeldächer. 1. 5. 9—12. Giebeldächer. 3. Giebeldach mit Krüppelwalm (Halbwalmdach). 4. 6. 7. Walm od. Schopfdächer. 7. Mansardendach. 8. Einkehle od. Wiederkehr. 6. Abgestutztes Satteldach mit Walmen. 9. Sägedach. 10. Kreuzdach. 11. 12. Bogendächer. 13. 14. Kuppeln od. Hauben. 15. Helmdächer. 16. Hut. 17. Wälsche Haube. 18. Zwiebelhaube.

sind zunächst die stärksten Theile der Umfangswände zur Aufnahme der Hauptstützen des Dachgerüstes (der Dachbinder) in geeigneten Entfernungen von einander (meist 4—4,7 m.) zu bestimmen u. auf diese die Dachbinder aufzurichten. Diese werden durch Langträger, z. B. Rähmen, Dachpfetten rc. der Länge des Gebäudes nach mit einander verbunden, auf welchen dann die sog. Sparren (in Entfernungen von 60—70 cm.) des Leergespärres u. auf diesen die eigentlichen Eindeckungen befestigt werden. Größere Steindächer kommen nur in Gestalt von Thurmdächern, sog. Thurmhelmen od. als flache Decken von freistehenden Gewölben od. Mauern vor. Nr. 2128 bis 2135 geben uns Beispiele von Thurmhelmen, wie solche in der romanischen u. gothischen Baukunst vielfach sogar durchbrochen vorkommen.

Nr. 2128—2135. Helmdächer.

Bei hölzernen u. eisernen Dachgerüsten, sowie bei den Konstruktionen, in welchen Holz u. Eisen gemeinschaftlich verwendet werden, hat man hinsichtlich der Unterstützung der Langträger u. damit der Sparren u. des Deckmaterials zu unterscheiden zwischen stehenden und liegenden Dachstühlen, Hängewerken und Sprengwerken. Die stehenden u. liegenden Dachstühle finden meist über den Räumen Anwendung, welche mit durchgehendem, vollständigem Gebälk (Balkenlage von Holz od. Eisen) versehen sind, u. nehmen dann häufig auch noch weitere Gebälke (sog. Kehlgebälke) in sich auf, die zu Speichern rc. dienen. Die Hängewerke kommen ebenfalls vielfach über Räumen mit geschlossener Balkenlage vor, u. zwar überall da, wo diese Balkenlagen nicht von unten unterstützt u. so groß sind, daß sie sich nicht von selbst tragen, sondern an das Dachwerk gehängt werden müssen. Die Sprengwerke wendet man fast nur bei Dachwerken an, die keine durchgehenden Balkenlagen besitzen. Bei letzteren Konstruktionen, welche meist für Hallen, Maschinenhäuser, große Remisen rc. benutzt werden, wird in neuerer Zeit das Eisen (u. zwar meist das Schmiede- u. Walzeisen, weniger das Gußeisen) fast ausschließlich od. im Verein mit Holz angewandt.

Dachdeckung. Die äußere Schale der Dachflächen, die sog. Eindeckung derselben, welche zunächst Schutz gegen das Eindringen der atmosphärischen Niederschläge zu gewähren hat, ist selbstredend dann am besten, wenn sie diesen Zweck am vollkommensten erfüllt, dauerhaft u. nicht zu theuer ist. Die Eindeckung mit Asphalt kommt fast nur auf Steinunterlagen vor (Asphaltestrich) u. ist sehr dicht u. dauerhaft, wenn sie in genügender Stärke (etwa 1 cm. dick) u. Elastizität ausgeführt u. durch übergelegte Platten, Sand od. Erde vor der Sonne geschützt wird. Die Asphaltpappen- u. Asphaltfilzeindeckungen erfordern Unterlage von Dielen u. versprechen, bei großer Dichtigkeit in den ersten Jahren, keine besondere Dauer, so daß man sie meist nur für provisorische Gebäulichkeiten mit Vortheil verwendet. Die Deckung geschieht einfach mit Tafeln, die einige cm. über einander gelegt, gehörig genagelt od. mittels Rollen, deren Kanten an Leisten aufgebogen u. genagelt u. mit darübergesetzter Leistenkappe in demselben Material, sowie mit einem Anstrich von Theerkalk rc. über das Ganze gedichtet werden. Diese u. ähnliche Arten, wie das sog. Holzcementd. (Häusler'sches rc.), werden meist zu Terrassenanlagen auf Dächern u. zur Abhaltung von Hitze u. Kälte angewendet u. bestehen aus mehreren Lagen Papier u. Holzcementestrich mit starker Kiesbeschüttung. Es ist noch abzuwarten, ob sie sich auf die Dauer besser als die früheren Dorn'schen Lehmd. bewähren werden, u. ist in Fällen der Art meist die Asphaltirung vorzuziehen. Von den Metallblech-Eindeckungen kommen am häufigsten die mit Zinkblech u. die mit Wellenblech (verzinktes Eisenblech) vor, u. ist bes. dabei zu beobachten, daß die betreffenden Tafeln od. Rollen nicht an einander gelöthet, sondern nur durch Falze mit einander verbunden u. mittels Heften auf der Schalung rc. befestigt werden. Bei der Zinkblecheindeckung wird meist das sog. belgische od. Leistensystem angewendet u. bei der Wellenblecheindeckung erfolgt die Befestigung der an den Fugen über einander gelegten Tafeln mittels Heften an die meist eisernen Langträger (Pfetten). Eindeckungen von Bleiblech (d. i. mit Blei überzogenes Eisenblech) kommen ebenfalls vor u. auch solche mit Tafelblei, nam. an Firsten, Gräten u. Kehlen. Die Deckungen mit Kupferblech endlich sind zwar sehr zu empfehlen, aber auch sehr theuer. — Eine der gebräuchlichsten u. besten Eindeckungen ist die mittels Dachschiefers, welcher an vielen Orten vorkommt u. leicht transportirbar ist. Dieselbe erfolgt entweder mittels sog. Schablonenschiefer (engl. u. franz. Dachschiefer, dann auch Nassauer, solcher vom Harz rc.) auf Latten, zumeist aber auf Schalung, u. alsdann gewöhnlich mittels der sog. deutschen Deckungsweise. Die Schablonenschiefer überdecken sich ähnlich wie die Dachziegel, u. bei der deutschen Deckungsweise bilden die sog. Fuß- u. Ortsteine die Anfänge der sog. Gebinde, d. h. der Reihen Schiefersteine, welche in schräger Richtung über die Dachflächen so über einander genagelt werden, daß sie sich etwa 10 cm. überdecken. — Bei der Eindeckung mit Dachziegeln von gebranntem Thon wird am häufigsten der sog. Plattziegel (Flachziegel, Biberschwanz, Dachziegel) verwendet u. entweder in einfachen Reihen mit untergelegten Holzspänen (sog. Spließd.) od. besser als sog. Doppeld. mit einer Eindeckung im Verband, also mit enger Lattung, so daß die Fugen zwischen den Ziegeln jeder einzelnen Reihe von den Ziegeln der nächstfolgenden überdeckt werden. Aehnliches findet statt bei dem sog. Kronend. (Ritterd.), welches sich von dem ebenerwähnten dadurch unterscheidet, daß auf jeder Latte zwei Ziegelreihen über einander in Verband gehängt werden. Die Eindeckung mit Flachziegeln ist in gemäßigtem Klima u. wenn die Ziegel selbst von gehöriger Güte, nam. gut gebrannt sind, zu empfehlen, da sie ein ziemlich dichtes u. nam. fast überall das billigste D. liefert. In rauheren, bes. in hochgelegenen Gegenden, in welchen die Sturmwinde u. Schlagregen heftiger sind, bieten die Plattziegeld. aber dem Durchdringen von Schnee u. Regen wenig Widerstand, u. müssen sie dann entweder im Inneren mit Mörtel verstrichen od. die einzelnen Ziegel in Mörtel gelegt werden (nach der sog. böhm. Deckungsart). Derartige D. sind zwar sehr dicht, aber schwer zu repariren. — Auch die Eindeckung mit Falzziegeln, sog. Dachpfannen, ist vielfach üblich (Rhein, Norddeutschland, Vogelsberg rc.); dieselbe besteht aus ∽förmigen Ziegeln, welche in Reihen eingedeckt werden, aber nur dann eine dichte Dachfläche geben, wenn sie an den Fugen mit Mörtel verstrichen od. durch untergelegte Strohbüschel, die man zweckmäßig zur Verringerung der Feuersgefahr zuvor in steife Lehmbrühe tauchen lassen muß, gedichtet werden. Die Firste der Ziegeld. überhaupt werden meist mit sog. Hohlziegeln eingedeckt, die man früher sogar zum Eindecken ganzer Dachflächen verwendete, indem man sie mit den Höhlungen nach oben neben einander legte u. die Fugen mit verkehrt darüber gesetzten Hohlziegeln überdeckte („Nonne" u. „Mönch"). Die Neuzeit hat auch viele sog. Patent-Thondachziegel gebracht, die aber bis jetzt noch wenig Anklang gefunden haben, weil sie, dicht passend hergestellt, meist zu kostspielig sind u., auf gewöhnliche Weise bearbeitet, meist nicht dicht genug schließen. Wenn man die gewöhnlich nicht viel größeren Kosten nicht allzu sehr anzuschlagen hat, so ist in den meisten Fällen die Schieferbedachung vorzuziehen. — Die Eindeckung mit Stroh ist jetzt fast überall, der Feuergefährlichkeit wegen, verboten, obgleich solche das dichteste u. wärmste D. liefert, überdies leicht reparirbar ist. Weniger feuergefährlich, aber auch leichter vergänglich, ist die Eindeckung mit sog. Lehmschindeln, einer Art mit Lehm durchsetzter Strohdecken u. die mit einfachen Bretern, welche in einander gefalzt werden u. stets gut im Anstrich gehalten werden müssen. — Die Eindeckung mit sog. Holzschindeln endlich (Schweiz, Vogelsberg rc.) kommt nur in ganz holzreichen Gegenden vor, wo solche allerdings ein sehr dichtes u. auch nicht allzu feuergefährliches D. liefert. Zur senkrechten Bekleidung der Fachwerkwände werden die Holzschindeln hier bes. mit Vortheil verwendet.

Dachfenster kommen sehr verschiedenartig vor u. stehen deren Oeffnungen entweder senkrecht od. liegen in derselben schrägen Ebene wie die zugehörige Dachfläche. Die ersteren erhalten geeigneten Anschluß mit der Hauptdachfläche durch kleine Giebeldachflächen, welche in dieselbe einschneiden u. eben so wie die Fenster selbst sehr verschieden geformt u. abgedeckt sein können. Dadurch bekommen sie verschiedene Bezeichnungen, wie Kappfenster, Ochsenaugen, Fledermausfenster, Froschmäuler, Dachnasen rc. Die in der Ebene der Dachflächen liegenden Fenster werden meist von Eisen (Guß-, Schmiede- u. Walzeisen) gefertigt u. würden vollommen ihren Zweck erfüllen, wenn sie nicht den Nachtheil hätten, daß sie in geöffnetem Zustande dem Regen Eintritt gestatten.

Dachfirst ist die oberste, meist wagerecht liegende Kante, in welcher zwei Dachflächen sich schneiden.

Dachgesims. Jeder Bautheil, welcher dazu dient, um den am Dachfirst befindlichen Vorsprung der Dachflächen mit den Umfangswänden des Gebäudes zu vermitteln, u. welcher mehr od. weniger verhüten soll, daß das von demselben abfließende Wasser nicht sofort an diesen Wänden herunterlaufe, heißt Dach- od. Hauptgesims. Er wird konstruirt von Stein od. Holz, od. von diesen beiden Materialien zusammen, u. ist seine Form von jeher bedingt gewesen durch den Baustil, in welchem das Gebäude errichtet werden sollte. Bei den Baustilen des Alterthums bestehen die D. hauptsächlich aus Stein u. ihrer Gestaltung nach aus einer vorstehenden Hauptplatte (Hängeplatte), meist mit Wasserablauf versehen, welche durch geeignete Gesimsglieder (Kymatien, Karniese rc.) bekrönt u. entweder durch eben solche einfach, od. durch sog. Zahnschnitte, Tragsteine rc. reich unterstützt wird. Die Bau-

stile des Mittelalters zeigen ebenfalls fast nur Steinhauptgesimse u. statt der Hängeplatte eine kräftige Hohlkehle, welche oben durch einfache Glieder bekrönt u. am unteren Theil durch eben solche in der senkrechten Wand geschieden wird. Bei größeren Bauwerken wiederholt sich diese ganze Anlage ein od. mehrere Male über einander. Die Renaissance bildete ihre D. meist nach der Antike u. die Ausartungen derselben in ähnlicher Weise. Zu den antiken Hauptgesimsen gehört fast immer der sog. **Fries**, d. i. die horizontale Theilung der Wand unmittelbar unter dem Hauptgesims, u. bei den mittelalterlichen Bauwerken ist dieser Theil ersetzt durch ein Bogengesims (romanischer Stil) od. durch einen Blattkranz (gothischer Stil). Der Fries dient als weitere Vermittlung des vorspringenden Hauptgesimses mit der darunter befindlichen Wand. Die hölzernen D. des Mittelalters u. der Neuzeit sind theils ähnlich wie die bezüglichen steinernen Hauptgesimse gestaltet, theils sind bei denselben die Sparren unten vortretend sichtbar, gewöhnlich zierlich profilirt; durch zwischengesetzte Verschalung ist der Raum zwischen den Sparren geschlossen u. dieser Sparrenschluß ist mittels geeigneter Profilen von der Umfangswand getrennt. Sehr häufig wird auch die Dachrinne als oberstes Gesimsglied gestaltet (Karniesrinne) u. benutzt u. innerhalb derselben die Rinne zur Ableitung des Regenwassers, die sog. Dachkandel, angelegt.

Dachgrat sind die seitlichen Kanten des Durchschnittes zweier Dachflächen, welche über einer nach außen springenden Ecke eines Gebäudes sitzen.

Dachkehle ist die einspringende Ecke zweier Dachflächen, welche über einer einwärts springenden Ecke eines Bauwerkes sich erheben.

Nr. 2136. Dachreiter.

Dachreiter, Aufreiter, ist jeder aus einer Dachfläche sich erhebende thurmartige Aufbau u. wird meist von Holz od. Eisen, selten u. nur dann von Stein ausgeführt, wenn er durch eine Giebelwand unterstützt werden kann. Sie dienen zur Aufnahme kleinerer Glocken, Uhrzifferblätter u. dgl. u. müssen im Inneren, unter den sog. Schallöffnungen, noch ein besonderes D. erhalten, wenn sie den Eintritt der atmosphärischen Niederschläge verwehren sollen. Bei älteren Kirchen fanden derartige D. gewöhnlich auf der sog. Vierung, wo sich Lang- u. Querschiff schneiden, Platz; bei neueren Kirchen, nam. kleinen Dorfkirchen, placirt man sie gewöhnlich hinter den westl. Giebel.

Dachrinne. Außer der bei dem Artikel Dachgesims betrachteten sog. Karniesrinne hat man bei den meisten Gebäulichkeiten die gewöhnliche D., Dachkandel, welche meist aus Metallblech (Zinkweißblech 2c.) konstruirt u. mittels der sog. Dachkandeleisen (Haften) an die Sparren od. die Schalung der Dacheindeckung befestigt werden. Die D. fangen das von der Dacheindeckung strömende Wasser auf u. leiten es zu den sog. Fallröhren, welche es entweder auf die Erde od. in geeignete Behälter (Cisternen), Kanäle 2c. ableiten. Sie werden ebenfalls von Metallblech gefertigt u. mittels der sog. Rohrschellen u. Nasen an den Röhren von der Umfangswand aus befestigt. Früher hatte man keine derartigen Abfallröhren, u. das Wasser der atmosphärischen Niederschläge floß — bei den Griechen mittels Löwenköpfen — im Mittelalter mittels der meist in Gestalt von Thieren gebildeten sog. Wasserspeier od. Abtraufen — weitab vom Gebäude auf das darunter befindliche Straßenterrain, eine Anlage, die aus selbstverständlichen Gründen jetzt polizeilich verboten ist.

Nr. 2137. Dachrinnenausgüsse (Wasserspeier) am Justizpalaste in Rouen.

Dach, Simon, einer der bedeutendsten deutschen Dichter des 17. Jahrh., wurde 29. Juli 1605 zu Memel in Ostpreußen geboren, studirte in Königsberg Theologie u. Philosophie, ward 1633 Kollaborator an der dortigen Domschule u. 1639 Professor der Poesie an der Universität infolge eines poetischen Glückwunsches, welchen D. dem Großen Kurfürsten bei seinem Besuche Königsbergs überreicht hatte. Dieser beschenkte später den Dichter auch mit dem Gute Curheim. Mit Heinrich Albert, Roberthin u. Georg Mylius schloß er einen Dichterbund, welchem viele Poesien ihren Ursprung verdanken u. in welchem nam. auch die Musik gepflegt wurde. Als sein Freund u. Wohlthäter Roberthin gestorben war, gerieth D. in große Schwermuth, welche bis zu seinem nach langem Krankenlager 15. April 1659 erfolgten Tode anhielt. Seine „Poetischen Werke“ erschienen gesammelt Königsberg 1696. — D.'s Verdienst um die deutsche Literatur liegt darin, daß er sich in einer Zeit, wo das Wesen der Dichtkunst in allerhand gelehrtem Wust gesucht wurde, an das Volkslied anlehnte u. in seinen Liedern naiv, frisch u. gewandt die Stimmungen seines Gemüthes ausdrückte. Er hat nur lyrische Gedichte geschrieben, in deren Form man den Einfluß der von ihm fleißig gepflegten Musik leicht erkennen kann. D. war einer der wenigen Dichter seiner Zeit, welche auch in niederdeutscher Sprache schrieben, der einzige, der dies in volksthümlicher Weise that.

Nr. 2138. Simon Dach (geb. 29. Juli 1605, gest. 15. April 1659).

Sein ursprünglich niederdeutsch geschriebenes Lied: „Anke von Tharaw ösz, de my gefällt, Se ösz mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt“ wird jetzt noch als „Aennchen von Tharau“ viel gesungen.

Dachau, Stadt in Oberbayern, nordw. von München an der Amper auf einer Anhöhe gelegen mit Schloß, Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor u. bedeutenden Bierbrauereien, Holz- u. Getreidehandel. Zwischen Amper u. Isar dehnt sich das D.er Moos, eine 5 M. lange u. 1 M. breite Sumpfebene aus, die bes. im Osten theilweise entwässert u. kultivirt worden ist (Kolonien: Augustenfeld, Karlsfeld u. A.). Das D.er Moos ist eine erst theilweise durch Torfstich in Verarbeitung genommene Lagerstätte von Brennmaterial, die für spätere Zeiten noch große volkswirthschaftliche Bedeutung gewinnen wird.

Dachkiemer, s. „Schnecken“.

Dachs (Meles Taxus), aus der Familie der marderartigen Raubthiere, in seinen Bewegungen zwar gewandt, aber von plumper, gedrungener Gestalt, hat einen langen Kopf mit kurzen Ohren u. spitzer Schnauze, kurze, nacktsohlige Beine, deren vordere mit Grabkrallen bewaffnet sind, u. trägt unter dem kurzen, haarigen Schwanze eine Stinkdrüse, von deren „Fett“ er, wie man früher irrthümlicher Weise glaubte, während seines periodischen, d. h. mehrfach unterbrochenen Winterschlafes leben soll. Der D. zeichnet sich aus durch die Größe seines oberen Höckerzahns, vor allen andern Säugethieren aber bes. durch die feste Einlenkung des Unterkiefers in der Gelenkpfanne des Oberkiefers. Er erreicht eine Länge von 80 cm., bis zur Schwanzwurzel, der Schwanz selbst ist 18 cm. lang; sein straffes Haarkleid ist gelblichweiß gefärbt, auf der Unterseite schwarz, über Augen u. Ohren zieht ein schwarzer Streif. In den Wäldern ganz Europa's außer der Polarzone u. außerdem in Nord- u. Mittelasien bis nach Tibet zu lebt der D. unterirdisch u. meist einsam in einem selbstgegrabenen Bau (Dachsbau), der aus dem weichgepolsterten „Kessel“ besteht, mit mehreren Röhren u. Oeffnungen, die theils zur Luftzufuhr, theils als Flucht- u. Sicherheitsröhren dienen u. von denen nur eine od. zwei als gewöhnliche „Fahrröhren“ zum Aus- u. Eingang dienen. Diesen Bau verläßt er Nachts, um seiner Nahrung nachzugehen, die in Mäusen, Schlangen, Fröschen, Insekten, Waldsämerei u. Wurzeln besteht. Die Dächsin wirft im Februar 3—5 Anfangs blinde Junge, die bis zum Herbste den Bau bewohnen u. die sich zähmen lassen. Man schießt den D. vom Oktober an in mondhellen Nächten vor seinen Röhren

od. fängt ihn in einem sackförmigen Netze (Dachshaube) od. in Tellereisen, od. man gräbt ihn aus, nachdem man mit Dachshunden (s. d.) die Stelle ausgemacht hat, an der er festliegt. In manchen Ländern ißt man sein Fleisch, das flüssige „Dachsfett“ ist ein unwirksames Volksheilmittel gegen Schwindsucht, taugt aber vortrefflich zur Seifenfabrikation. Das wasserdichte Fell nimmt man zu Jagdtaschen, Tornistern u. dergl., die Haare zu Malerpinseln. Verwandt ist mit ihm der Sandbär od. amerikan. D. (Meles labradorica) u. der Telagon od. Stinkd. (Mydaus meliceps) der javanischen Gebirge.

Dachsbau, s. „Dachs“.

Dachschiefer od. Tafelschiefer ist im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein Thonschiefer, der zum Uebergangs- od. Grauwackengebirge, nach neuerer Bezeichnung der Geologen zu den Kulm-, bald auch zu den devonischen u. silurischen Gebilden unserer Erdkruste gehört, vorzugsweise aus Kieselerde, Thonerde u. von organischen Ueberresten herrührender Kohle (Bitumen) besteht, bei ausgezeichnetster Schichtung seiner Lagen eine schiefrige Struktur bis zur äußersten Vollkommenheit besitzt u., in Form dünner Platten an einen harten Körper geschlagen, einen hellen Klang von sich giebt. Die Farbe des D. ist blaugrau u. um so geschätzter, je mehr sie sich dem Dunkelblauen nähert; doch giebt es auch grünliche, röthliche u. violette Abänderungen.

Nr. 2139. Schieferbruch zu Angers.

Werden die Schichten des D. durch höheren Kohlengehalt schwarz bei weichem u. abfärbendem Zu ande, so entsteht der Zeichenschiefer; vorherrschend aus Kieselerde mit Thonerde bestehende Bänke u. Lagen liefern den Wetzschiefer; Drehungen od. Windungen in der Schieferung des Gesteins, nam. in der Nachbarschaft plutonischer Gebirgsmassen, verursachen keulen-, scheit- od. griffelförmige Absonderung: den stänglichen Griffelschiefer. An Mineralien führt der D. ganz gewöhnlich Eisenkies (Pyrit), selten gediegen Kupfer, an Nebenbestandmassen sehr häufig Kalksteinwülste; Versteinerungen zeigen sich oft in diesen Wülsten wie in den Schiefern selbst u. zählen z. Th. zu den unanfänglichsten u. unentwickeltsten Pflanzen- u. Thierformen unserer Erdrinde. — Die Gewinnung des D. geschieht durch eine dem Wesen des Gesteins angepaßte Steinbruchsarbeit, u. die Eröffnung eines Schieferbruchs ist zunächst von der günstigen Beschaffenheit u. Menge des D.-Vorkommens im Bereiche des gewöhnlichen Thonschiefergebirges, von der billigen Erwerbung der Oberfläche auch zu Raum für Haldensturz u. Tagesgebäude, wie nicht minder von der Möglichkeit abhängig, die im Bruche sich oft stark ansammelnden Tagegewässer durch eine Röhre (offenen Graben) od. einen (unterirdischen) Stollen abzuleiten. Die dem Erdfesten mittels Bohren u. Schießen od. durch Abtrennung mit Keilen entnommenen Blöcke gelangen, meist auf eisernen Förderbahnen, zunächst in die Spalthütte, um da erst in die wo möglich dünnsten u. leichtesten Platten mit Meißeln zertrennt zu werden; sind diese Platten dann an den Rändern hin mit der Form bezeichnet (gerissen), die sie erhalten sollen, u. ist ihnen diese mittels Scheren ertheilt, so werden die so dargestellten Tafeln je nach Sorten in längeren Reihen auf die Erdoberfläche an einander gelegt u. zur Abfuhr für Schieferdecker, Schiefertafelfabrikanten u. s. w. bereit gehalten. Man giebt den zum Dachdecken bestimmten Tafeln meist $0_{,2}$—$0_{,7}$ m. Länge u. Breite u. werden diese je mit 2 od. 3 Nägeln auf die Verschalungsbreter der Dachsparren aufgenagelt. Ein Centner Schiefer deckt gewöhnlich $1_{,2}$—$1_{,5}$ m. Dach im Quadrat. Im Vergleich zum Ziegeldache verwittert der D. leichter, springt ab, wird rascher glühend u. fliegt umher, das Feuer weiter tragend; gegen Steinpappe ist der D. schwerer u. theurer, aber dauerhafter u. feuersicherer. Letzterer wird auch mit entsprechender Stärke gewonnen, zu Fußböden u. Treppen, zu Sockelverkleidungen, Kanälen, Tischplatten, Gedenktafeln in Kirchen u. s. w. bis zu 3 □m. u. m. verwendet. Der vortrefflichste D. des Kontinents wird bei lehrreichstem Betriebe zu Lehesten im Herzogthum S.-Meiningen, dann zu Wurzbach im Reußischen gewonnen; er kommt auch in Sachsen, Schlesien, Böhmen, zu Angers in Frankreich, viel auch in England (Pennrhyn) vor, von wo er billiger, aber auch von weit geringerer Qualität geliefert wird. Uebrigens wird zum Decken der Dächer u. äußeren Häuserwandungen nicht nur der angeführte spaltungsfähigste Thonschiefer verarbeitet, sondern es werden auch andere Gesteinsarten zu diesem Behuf verwendet. Bei Pyrmont verwendet man eine Art Hornschiefer; unweit Reinhardsbrunn in Thüringen, bei Tabarz u. Kabarz (verstümmelte Namen aus den Worten Tauberz u. Kauferz) wurden dereinst ärmere u. reichere Kupferschiefer aus der dortigen Zechsteinformation verschmolzen, u. noch jüngst benutzte man in Kabarz kleine Kupferschiefertafeln zum Eindecken von Hauswänden.

Nr. 2140. Das Spalten des Dachschiefers.

Dachshaken, ein eiserner, sehr spitziger Haken mit hölzernem Stiel von 1 m. Länge, mit dem man beim Dachsgraben den Dachs aus dem innersten Winkel seines Baues hervorzieht.

Dachshaube, s. „Dachs“.

Dachshund, Dächsel (Canis Vertagus), eine eigenthümliche Rasse kleiner, aber sehr kräftiger Hunde mit kurzen, krummen Beinen u. großem Kopf mit Hängeohren. Das glatte, kurze Haar sieht gewöhnlich schwarz od. braun aus, unterseits röthlich, ändert aber die Farbe mannichfach ab. Feiner Geruch, scharfes Gehör, starkes Gebiß, Muth, Ausdauer u. Klugheit machen ihn zur Jagd geschickt, obschon er wegen seiner Gier oft straffällig wird; seine Gestalt aber macht ihn bes. geeignet zum Austreiben der Dachse u. anderer Thiere aus ihren unterirdischen Bauten. (Abb. s. „Hund“.)

Dachstein, ein über 2900 m. hoher, südlich von Hallstadt, auf der Grenze zwischen Salzburg, Ober-Oesterreich u. Steiermark gelegener, auf der nördl. Seite theilweise mit Gletschern versehener Berg.

Dachstein, Wolfgang, Dichter u. Komponist geistlicher Lieder, trat als katholischer Priester in Straßburg 1524 zum Lutherthum über u. wurde Organist an der dortigen Thomaskirche. Von seinen Liedern finden sich noch jetzt in Gesangbüchern: „O Herre, wer wird Wohnung han“. — „Der Thöricht' spricht: Es ist kein Gott“. — „An Wasserflüssen Babylon“.

Dacien (Dacia) nannten die Römer das zwischen der Theiß, den Karpaten, dem Pruth u. der Donau liegende Land, also das jetzige Ungarn östlich der Theiß, Siebenbürgen, die Bukowina u. das jetzige Rumänien westlich vom Pruth. Die mit den Geten stammverwandten Einwohner waren kriegerisch u. hatten vor Augustus ihre Macht auch auf dem rechten Donauufer ausgebreitet. Zum zweiten Mal überschritten sie den Grenzstrom unter dem Könige Decebalus (s. d.). Erst Trajan gelang es, die röm. Waffen wieder zu Ansehen zu bringen. Er eroberte die Hauptstadt Sarmizegethusa, verwandelte D. in eine röm. Provinz

u. rief Ansiedler aus allen Gegenden des Reiches in das Land. Im J. 274 n. Chr. gab aber Rom den Besitz desselben auf; d. Aurelian versetzte die röm. Bewohner auf das rechte Donauufer.

Dacier (spr. Daßieh), André, franz. Philolog, geb. 6. April 1651 zu Castres in Oberlanguedoc von protestantischen Eltern, genoß zu Saumur den Unterricht des tüchtigen Philologen „Tanneguy-Lefèvre" (Tanaquil Faber), dessen gelehrte Tochter, seine Studiengenossin, er später (1683) heiratete. Nach dem Tode dieses Lehrers ging er 1672 nach Paris, wo ihn der Herzog von Montausier beauftragte, den Pomp. Festus in usum Delphini (zum Gebrauch des Dauphin) herauszugeben. Er trat darauf mit seiner Gattin zur kathol. Kirche über, ward nachher Bibliothekar des Königs u. 1695 Mitglied der Akademie der Inschriften u. der königl. Akademie, zu deren beständigem Sekretär er später ernannt wurde. Er starb 1722. Seine Uebersetzungen u. Ausgaben des Horaz, Valerius Flaccus, der Biographien des Plutarch, des Marc Aurel, einiger Dialoge des Platon, des Oedipus u. der Elektra von Sophokles, des Epiktet u. s. w. machten das franz. Publikum auf die alten Klassiker aufmerksam, waren aber ihrer Mittelmäßigkeit wegen nicht geeignet, die Vorzüge der Alten vor den Neueren zur Anerkennung zu bringen. Seine verhältnißmäßig beste Arbeit ist die Uebersetzung der Poetik des Aristoteles. Noch mehr Aufsehen erregten u. verdienten die Arbeiten seiner Gattin Anna D., geb. 1654 zu Saumur. Ihre Ausgabe des Kallimachos verschaffte ihr einen solchen Ruf, daß ihr der Herzog von Montausier den Auftrag ertheilte, mehrere Klassiker in usum Delphini zu bearbeiten, u. daß sie 1685 eine königl. Pension erhielt. In ihren „Considérations sur les causes de la corruption du goût" vertheidigte sie den Homer, den sie übrigens sehr mangelhaft übersetzt hat, gegen den Kritiker Houdart de Lamotte, der, ebenso wie Perrault, gegen die klassische Literatur der Griechen u. Römer Front machte. Obgleich sie ihre häuslichen Pflichten nicht vernachlässigte, fand sie doch, selbst bis in ihr spätes Alter (sie starb 17. Aug. 1720), Zeit, viele Uebersetzungen klassischer Dichter u. Prosaisten zu liefern, welche bei ihrem Erscheinen Aufmerksamkeit erregten u. sich auch wirklich durch Eleganz der Sprache (freilich nicht durch Genauigkeit) auszeichnen. Gegenwärtig haben diese Arbeiten nur mehr historisches Interesse, u. zwar schon deshalb, weil die D. mehrere alte Autoren, z. B. den Aristophanes zu allererst, andere Dichter, nam. Plautus, Terenz, Horaz u. s. w., zuerst in lesbarer Form französisch wiedergegeben hat.

Dacier, Bon Josef, franz. Philolog u. Literarhistoriker, geb. 1742 zu Valognes in der Normandie, studirte erst Theologie, wandte sich aber später dem Studium der Geschichte u. Literatur zu. Im J. 1772 gab er eine Uebersetzung des Aelian heraus, infolge deren die Akademie der Inschriften ihn zu ihrem Mitgliede, seit 1782 zu ihrem Sekretär ernannte. Bald darauf stiftete er das Comité der Handschriften, welches die „Notices et extraits" aus den ungedruckten Werken der Pariser Bibliothek herausgab. Im J. 1795 wurde D. Mitglied des Nationalinstituts, 1800 erster Vorsteher der Nationalbibliothek, 1802 Mitglied des Tribunats, 1823 der Akademie, später noch Dekan der Fakultäten. D. starb 1833 als 91jähriger Greis. Seine Ausgabe der Kyropädie des Xenophon (1777), zahlreiche Biographien verstorbener Akademiker, seine Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Inschriften, vor Allem aber sein „Rapport sur les progrès des sciences historiques et de la littérature ancienne, depuis 1789 jusqu'à 1808" (Paris 1810) sind sehr beachtenswerth.

Nr. 2141. Eine Dachsfamilie (Meles Taxus).

Da Costa, Isaak, holländ. Dichter, entstammte einer alten, aus Portugal vertriebenen Judenfamilie. Geb. 14. Jan. 1798 zu Amsterdam, kam er früh mit dem Dichter Bilderdijk in Verkehr, der auf seine Dichtungen großen Einfluß geübt hat, studirte in Leiden die Rechtswissenschaften u. vertauschte 1822 den jüdischen Glauben mit dem Christenthum. Er starb als Mitdirektor des Seminars der freien schottischen Kirche 28. April 1860. Seine literarische Thätigkeit war sehr umfangreich u. vielseitig. Neben geschichtlichen Werken, z. B. „Karakter van Prins Maurits" (1824), „Regtopleging van Oldenbarneveld" (1825), verfaßte er auch theologische Schriften über die Apostel Paulus u. Johannes u. ein Buch „Over de waarheid en waardij van het Oude Testament" (1843). Als Dichter folgte er seinem väterlichen Freunde Bilderdijk. Seine Hauptwerke, die zu den hervorragendsten Erscheinungen der neueren holländischen Literatur gehören, sind: „Poëzij" (1821—22, 2 Bde.), „Fustliederen" (1828), „Vijf-entwintig jaren" (1840), „Hagar" (1852).

Dacota, s. „Dakota".

d'acquit (franz., spr. dakih, richtiger pour acquit), franz. Quittungsformel, so viel wie empfangen, bezahlt.

Dacrydium, Nadelholzgattung aus Australien mit verschiedenen Arten, von denen D. cupressinum *Sol.* die bekannteste ist. Die Mannschaft Cook's auf dessen Entdeckungsreise mit den beiden Forster

nach der Südsee nannte den stattlichen Baum, den man auf Neuseeland fand, die Sprossenfichte, weil man aus ihren jungen Sprossen unter Zusatz von Bierwürze u. Sirup ein Bier bereitete, das auf die eben aus dem Eise des Südpolarmeeres Zurückkehrenden u. vom Skorbut Betroffenen äußerst wohlthätig wirkte. Der Baum bildet im Südosten Neuseelands hohe Wälder, indem er mit 3 m. dickem u. einige 30 m. hohen Stamme aufstrebt. Das Astwerk hängt nachlässig, wie bei unseren Tannen, hernieder; dagegen erinnert das Nadelwerk ganz an die Cypresse, indem die kleinen anliegenden Nadeln wachholderartige dünne Zweige bilden, aus denen sich kleine Zapfen entwickeln. Man zählt den schönen Baum zu der Gruppe der Taxusartigen.

Dáctylis, Pflanzengattung der Gräser mit wenigen Arten, von denen D. glomerata, Knäuelgras, hier zu Lande die einzige u. zwar ein gutes Futtergras ist, welches immer einen guten Boden anzeigt. Eine zweite sehr merkwürdige Art ist das berühmte Tussokgras auf den Falklandsinseln (D. cespitosa). In ihr erlangt die Gattung ihre höchste Ausbildung, denn es bildet auf jenen stürmischen Inseln 2—3 m. hohe, dichte Polster, deren Umfang gegen 4—5 m. beträgt. Aus diesen sprossen die Halme schilfartig empor, an ihren Spitzen große, dicke, aber verhältnißmäßig kurze Aehren erzeugend. Hierdurch erlangt das Polster ein palmenähnliches Ansehen, womit es tief in den Landschaftscharakter eingreift. Als Futtergras für Pferde u. Rinder, die dort frei herumschweifen müssen, hat es einen solchen Werth, daß man sogar in England ernstlich daran dachte, es zu akklimatisiren.

Dactylopterus, s. „Flughahn".

Dädalos, der griech. Sage nach ein Künstler, der sich in Architektur u. Bildhauerkunst außerordentlich hervorthat u. dem die Erfindung der meisten in diese Fächer einschlagenden Werkzeuge zugeschrieben wurde.

Nr. 2112. Dädalos u. Pasiphae. Nr. 2113. Dädalos u. Ikaros.

Auch soll er der Erste gewesen sein, der es verstand, den Bildern der Götter u. Menschen Bewegung u. Leben einzuflößen. Nachdem ihn Eifersucht auf seinen Schüler u. Neffen Talos, den Erfinder der Säge, zum Morde hingerissen hatte, flüchtete er aus seiner Heimat Attika nach Kreta. Vom König Minos freundlich aufgenommen, verfertigte er für dessen Tochter Pasiphae die berühmte hölzerne Kuh, in welcher jene den Minotauros empfing, u. erbaute für letzteren das dem ägyptischen nachgebildete Labyrinth. Des Minos Zuneigung verwandelte sich wegen dieser der Pasiphae geleisteten Dienste bald in Zorn, u. D. floh aus Kreta zu Schiffe od. nach einer anderen Sage mittels künstlicher Flügel. Er gelangte glücklich nach Sizilien; sein Sohn Ikaros aber, der ihn begleitete, kam im Fluge der Sonne zu nahe, so daß das verbindende Wachs an seinen Flügeln schmolz u. er selbst in das Meer hinabstürzte. In Sizilien nahm der König Kokalos den flüchtigen Künstler auf, beschützte ihn gegen den mit seiner Flotte heransegelnden Minos u. soll diesen sogar dem D. zu Liebe ermordet haben. Zum Danke dafür schmückte D. die Insel mit wundervollen Bauten u. herrlichen Bildwerken. Auch nach Sardinien, Unteritalien u. Aegypten soll er gekommen sein u. überall Spuren seiner künstlerischen Thätigkeit hinterlassen haben. Wie schon sein Name andeutet (der so viel bedeutet wie der Schnitzer, Kunstarbeiter), hat man sich unter D. keine bestimmte Person zu denken, sondern die Alten bezeichneten damit überhaupt diejenige Periode, in welcher sich Architektur, Holzschneidekunst u. Bildhauerei aus rohen u. steifen Anfängen zuerst künstlerisch zu entwickeln begannen. Darum verehrten ihn auch die Künstlerinnungen zu Athen (die „Dädaliden") als ihren Begründer u. Schutzgott. — Wenn also auch D. selbst eine rein mythische Person ist, so sind doch die erwähnten Werke alter Bildschnitzerei, welche vor Homer's Zeiten schon existirt haben müssen, selbst keine Mythe, sondern sogar von späteren Schriftstellern, z. B. Pausanias, aus eigener Anschauung berichtete Thatsachen. Der Stoff, aus welchem alle auf den Namen des D. zurückgeführte Bildwerke bestanden, war Holz, weshalb er auch der Erfinder aller zur Holzarbeit nöthigen Instrumente genannt wird. Als Gegenstand dieser Bilder werden uns die Götter genannt, außerdem aber auch (Ilias 18, 591) zu Knossos auf Kreta ein Reigentanz, der wahrscheinlich ein ornamentales Relief an einem hölzernen Geräthe war. Die ältesten Bilder werden uns als unschön u. roh beschrieben, als „wunderlich anzuschauen", aber doch nicht ohne Göttlichkeit, wie Pausanias sagt. Der Fortschritt aber, den D. herbeigeführt haben soll, bestand darin, daß er an seinen Statuen die Augen öffnete u. die Beine trennte, die früher an einander geschlossen erschienen. Auch eine Menge von Werken der Architektur in Italien u. Sizilien mißt die Sage dem D. bei, u. zwar solche, die sich durch sinnreiche Erfindung ausgezeichnet haben sollen, aber auch hier ist seine Person durchaus mythisch.

Daege, Eduard, geb. zu Berlin 1805, Historien- u. Genremaler, dessen Bilder eine wohldurchdachte Komposition, einen edlen Stil u. ein klares, harmonisches Kolorit zeigen. Schon 1821 wurde er zur Mitwirkung bei der Ausschmückung des königlichen Theaters in Berlin herangezogen; später betheiligte er sich bei den Malereien in der Schloßkapelle u. im neuen Museum; in den letzten Jahrzehnten war er mit der Leitung der Berliner Akademie beauftragt.

Daendels (spr. Dahndels), Hermann Wilhelm, niederländ. General, geb. zu Hattem (Geldern) 21. Okt. 1762, mußte wegen seiner Betheiligung an dem 1787 gegen den Statthalter der Niederlande gerichteten Aufstande nach Frankreich flüchten, wo er beim Ausbruche der Revolution als Oberst in ein Freicorps trat. Für die dem franz. Heere unter Dumouriez auf seinem Zuge gegen Holland geleisteten Dienste zum Brigadegeneral befördert, blieb er bis nach der Vertreibung des Erbstatthalters von Holland in der franz. Armee. Nachher diente er mit dem Range eines Generalleutnants der Batav. Republik, nahm aber, wegen vielfacher Anfeindungen, 1803 seinen Abschied u. ließ sich erst 1806 vom Könige von Holland wieder anstellen. In demselben Jahre eroberte er Ostfriesland, ward Generalgouverneur von Münster u. bald darauf zum General der holländ. Kavallerie ernannt. Seit Febr. 1807 Marschall von Holland, übernahm er 1808 als Generalgouverneur die Verwaltung der ostind. Besitzungen, die er bis 1811 aufs Verdienstvollste führte; er selbst erstattete darüber Bericht in seinem Werke „Ueber meine Verwaltung in Java" (4 Bde.). Aus Ostindien zurückgekehrt, fand er als Divisionsgeneral bei der Großen Armee aufs Neue Gelegenheit, sich in militärischer Beziehung auszuzeichnen; 1814 ging er als Generalgouverneur nach den holländ. Besitzungen an der afrikan. Küste, wo er 2. Mai 1818 starb.

Dag, od. Dagge, ein kurzes Stück von einem Schiffstau, mit welchem die Seeleute, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, gezüchtigt wurden — eine Strafe, die noch heute nicht bei allen seefahrenden Nationen abgeschafft ist.

Dagged wird der durch Schwelen (trockne Destillation) der Birkenrinde im südl. Rußland gewonnene Birkentheer genannt, der hauptsächlich bei der Darstellung des künstlichen Juchtenleders verwendet wird.

Daghestan (tatarisch, s. v. a. „Gebirgsland"), eine Landschaft, die sich vom östl. Abhange des Kaukasus bis zum Ufer des Kaspisees erstreckt, im N. an Kaukasien, im S. an Schirwan, im W. an Grusien grenzt u. auf etwa 450 □M. eine größere Anzahl von Stammfürstenthümern umfaßt, von denen die meisten, wie die Chanate von Derbent, Kuba, Kaikach u. das Schamchalat von Tarku den Russen unterworfen sind. Der größte Theil des Gebietes ist ein durch den im Schahdagh bis 4250 m. ansteigenden u. 3 Ausläufer nach der Seeküste sendenden Kaukasus u. im N. durch das Audische Gebirge von Thälern durchschnittenes Hochland, das ein ebener sandiger Küstenstreifen vom Kaspisee trennt. Zahlreiche reißende Bergflüsse, unter denen der Sulak u. der Samur die bedeutendsten sind, fließen aus den Gebirgsthälern durch die

Küstenebene zum See. In den Bergen wie in der Ebene finden sich heiße Quellen u. kleine, zum Theil salzige Seen. Die Mineralschätze an Blei, Eisen u. Schwefel werden noch wenig ausgenutzt. Der reichlich bewässerte Boden bietet unter dem milden Klima Korn, Weizen, Reis, Hirse, Obst, Wein, Krapp 2c.; Pferde, Esel, Kameele u. fettschwänzige Schafe finden sich in großen Herden. Die an Zahl über $\frac{1}{2}$ Million starken Daghestaner zerfallen in die den Lesghiern verwandten Gebirgsstämme (Tabasseranen u. a.), die mit den Russen in steter, blutiger Feindschaft leben u. in ihren fast unersteigbaren Bergfesten ihre Unabhängigkeit behaupten; in die tatarischen Stämme der Kumiken, Turkomanen u. Nogaier, welche theils ansässig, theils nomadisirend den Küstenstrich besetzt halten, u. in angesiedelte Araber, Armenier u. Juden. — Derbent (d. i. Engpaß), die wichtigste Stadt mit 11,400 E., hat ihren Namen von dem nahen, 1900 m. breiten Demir-Kapu (Eisernes Thor), bei den Arabern Bab-el-Abuab (Thor der Thore) genannt, dem Albanischen od. Kaspischen Thore, durch welches die große Völkerstraße von Asien nach Europa führte. Als bedeutendere Orte sind außerdem am Meere Tartu, im Inneren Kuba u. Chazrv zu erwähnen.

Dagobert, Name mehrerer fränkischer Könige aus dem Geschlechte der Merovinger. Besonders hervorzuheben ist **D. I.,** von 622 bis 638 König von Austrasien u. seit 628 auch von Neustrien u. Burgund durch Ausschließung seines jüngeren Bruders Charibert II., ein ausschweifender u. grausamer Herrscher, der aber die Macht der Geistlichkeit u. des Adels zu brechen suchte. Er sammelte die alten Gesetze der Baiern u. Alemannen, bezwang die Wenden u. Sachsen u. kämpfte glücklich gegen die Basken u. die Bewohner der Bretagne.

Dagö, russische, zum Gouvernement Estland gehörige Insel der Ostsee (mit der von ihr durch den Selosund getrennten Insel Oesel dem Meerbusen von Riga vorgelagert). Auf der Insel, die $20\frac{1}{2}$ □M. umfaßt, leben etwa 15,000 estnische, schwedische u. deutsche Bewohner, die sich vorzugsweise vom Fischfang u. Ackerbau ernähren. Die Oberfläche von D. ist wellenförmig, im O. fruchtbar, im W. sandig. Die Insel hat nur drei Kirchspiele, Keims, Reits u. Pühalep, u. in Tewenhawen ihren besten Hafen; sie ist 1721 von Schweden an Rußland abgetreten worden.

Dagop heißt das vor dem halbkreisförmigen Abschluß der buddhistischen Tempel befindliche eigenthümliche Heiligthum, bestehend aus einer Halbkugel, die auf einem breiten cylindrischen Untersatze ruht. In dieser Form soll der D. das stets wiederkehrende Symbol des Buddhismus, die Wasserblase, veranschaulichen, mit welcher Buddha das menschliche Leben verglich. Ein solcher D. enthält gewöhnlich eine Reliquie Buddha's od. eines Buddhaheiligen; vor ihm pflegt die Statue Buddha's zu stehen. (Abbild. s. Bd. II. Nr. 1716, vgl. auch die Art. „Boro-Budor" u. „Buddha".)

Daguerre (spr. Dagähr), Louis Jacques Mandé, franz. Maler, berühmt durch die Erfindung der nach ihm benannten Lichtbildnerei (Daguerreotypie, s. d.), geb. 1787 zu Cormeilles bei Paris, genoß eine mangelhafte Erziehung, zeigte aber frühzeitig eine lebhafte Phantasie u. Neigung zur Malerei. Ein feiner Sinn für die Gesetze der Perspektive u. eine ungewöhnliche Fertigkeit in der Behandlung der Lichteffekte machte ihn in seltenem Grade für die Dekorationsmalerei geeignet, in der er es bald zu hoher Meisterschaft brachte, seinen Lehrer Degotti u. alle Kunstgenossen in Schatten stellte u. zu überraschenden Verbesserungen gelangte. Die Arbeiten, welche er für die Große Oper u. andere Pariser Theater lieferte, gaben den Novitäten der Restaurationszeit einen Glanz, der durch seine Neuheit doppelt reizvoll wirkte. Er selbst legte diesen Leistungen weniger Werth bei als der Erfindung des Diorama (s. d.), das seinen Namen weit über sein Vaterland hinaustrug. Die ersten Proben dieser, nachmals mehr u. mehr von ihm vervollkommneten Erfindung führte er dem Publikum 1822 vor. Ehrgeiz u. Wissenstrieb leiteten ihn gleichzeitig auf physikalische Studien u. Versuche, in die er sich mit Eifer vertiefte u. mit denen er seine Erfahrungen in Betreff des Lichtes u. der Lichtwirkungen in Verbindung brachte. Die Lösung des Problems, die Bilder in der Camera obscura (s. d.) zu fixiren, war es namentlich, was ihn beschäftigte, ohne daß er jedoch erhebliche Ergebnisse zu erzielen vermochte. Erst nachdem er die Bekanntschaft des früheren Kavallerieoffiziers Nicéphore Niépce (s. d.) gemacht hatte, der sich selbständig schon längere Zeit mit demselben Problem beschäftigte (Jan. 1826), rückte D. seinem Ziele näher. Sie vereinigten sich endlich zu gemeinschaftlicher Arbeit; am 14. Dez. 1829 wurde ein Vertrag zwischen ihnen abgeschlossen, kraft dessen Beide sich gegenseitig die Ergebnisse ihrer bisherigen Versuche mittheilen u. das zu findende Verfahren gemeinsam benutzen u. ausbeuten sollten. Durch unausgesetztes Arbeiten u. Experimentiren gelang es D., die Erfahrungen seines Partners für die neue Kunst fruchtbar zu machen, aber lange nach Niépce's Tode war er erst in der Lage, der Pariser Akademie durch Arago die ersten Proben vorlegen zu lassen (9. Jan. 1839). Diese zeigten, daß jenes Problem nicht nur gelöst, sondern bereits in einer künstlerisch ziemlich vollkommenen Weise u. auf Grund eines verhältnißmäßig schnellen u. sicheren Verfahrens gelöst war. Auf Arago's Anregung erhielt D. eine jährliche Pension von 6000, die Erben Niépce's eine gleiche von 4000 Frcs., wofür sie auf das Eigenthum an der Erfindung verzichteten u. der Akademie das Recht der Veröffentlichung einräumten. D. war aber auch ferner noch auf Verbesserungen seiner Kunst bedacht, über die er Bericht erstattete in seinen Schriften „Histoire et description des procédés du daguerréotype et du diorama" (Par. 1839) u. „Nouveau moyen de préparer la couche sensible des plaques destinées à recevoir les images photographiques" (Par. 1844). Er starb 12. Juli 1851.

Nr. 2144. Louis Jacques Mandé Daguerre (geb. 1787, gest. 12. Juli 1851).

Daguerreotypie, Daguerre's Kunst u. Erfindung, der ältere Zweig der Photographie, besteht bekanntlich darin, die in der Camera obscura (s. d.) entstehenden Bilder äußerer Gegenstände auf einer Silberschicht aufzufangen u. dauernd zu befestigen. Wenn auch die eigenthümlichen Erzeugnisse dieses Verfahrens von den später erfundenen Bildern auf Papier, welche im gewöhnlichen Sprachgebrauch Photographien genannt werden, besser aber nach ihrem Erfinder Talbotypien heißen sollten, jetzt aus den bürgerlichen Kreisen ziemlich verdrängt sind, so behalten sie doch ihr Interesse nam. für wissenschaftliche Zwecke, indem keine andere photographische Methode sich in Wiedergabe minutiösester Feinheiten der D. vergleichen kann. Die D., wie alle Photographie, beruht darauf, daß es lichtempfindliche Körper giebt, welche durch die mehr od. weniger intensive Einwirkung entsprechend in ihrer Natur verändert werden, diese Veränderung sichtbar u. dauernd sichtbar zu machen gestatten. Die erstlichen empfindlichen Körper, deren praktische Verwendbarkeit zu dem angegebenen Zwecke erkannt, waren gewisse Silberverbindungen, die, an sich weiß od. farblos, durch die Einwirkung des Lichtes gelbe, braune, violette bis schwarze Färbungen unter Veränderung ihrer chemischen Natur annahmen. Solche Verbindungen, welche auch die D. benützt, sind Chlor-, Jod-, Bromsilber u. s. w.

Zur Ausführung der D. gehören folgende Manipulationen: 1. Reinigen u. Poliren der Platte; 2. Empfindlichmachen derselben für die Lichtwirkung; 3. Aufnahme des Bildeindrucks; 4. Entwicklung des Bildes; 5. Firirung desselben. Die photographischen Platten sind von Kupfer u. auf einer Seite versilbert. Die Silberfläche muß vor der Aufnahme unter allen Umständen geputzt, d. h. geschliffen u. wieder polirt werden, da nur auf frischer Silberfläche die weiteren Operationen gut von Statten gehen. Man bearbeitet die Platte erst mit feinstem Tripelflanell u. etwas Salpetersäure, dann mit Flanell resp. Sammt u. präparirter Kohle. Um die solchergestalt hochfein polirte u. chemisch reine Silberschicht lichtempfindlich zu machen, setzt man sie abwechselnd Jod- u. Bromdämpfen aus. Man hat einen Kasten mit 2 Porzellaneinsätzen (Nr. 2148), deren einer trockne Jodkrystalle, der andere Bromkalk enthält; beide Stoffe verrathen durch starken Geruch, daß sie beständig freiwillig verdunsten.

Nr. 2145. Vergoldung der Daguerreotypplatte.

Die Platte ist in einen Rahmen eingespannt, der in einer horizontalen Rinne gleiten u., ohne daß der Kasten geöffnet zu werden braucht, von dem Jodbehälter nach dem Brombehälter befördert werden kann. Ueber den letzteren befinden sich Schieber, welche die Jod- u. Bromdämpfe absperren, sobald die Platte denselben nicht ausgesetzt werden soll. Die Zeit der Einwirkung dieser Dämpfe dauert etwa $^1/_2$ Minute, während derselben durchläuft die Oberfläche der Silberplatte infolge der Bildung von Jod- u. Bromsilber eine

Nr. 2146. Putzbret.

Nr. 2147. Polirbret.

Nr. 2148. Apparat, um die Platte lichtempfindlich zu machen.

Nr. 2149. Quecksilberkasten.

Reihe von Farbentönen, nach welchen der Photograph den Zeitpunkt der Reife bemißt. Die Behandlung der Platte mußte früher im Dunklen bei Lampen- od. Wachslicht geschehen, bis man fand, daß gelb gemachtes Tageslicht keine photographische Wirkung übt. Seitdem hat man helle Ateliers mit gelben Fensterscheiben od. Rouleaux. Mit der erfolgten Bildung einer oberflächlichen Schicht Jod-Bromsilbers ist die Platte lichtempfindlich geworden; sie wird nun in einem Schieber, der sie vor der Einwirkung des Tageslichtes schützt, in die bereits richtig gestellte Camera obscura gebracht, genau an die Stelle, wo das Bild durch die Linsen hingeworfen wird. Nachdem der Verschluß des Linsenkopfes geöffnet ist, beginnt die Lichtwirkung; die passende Dauer derselben ist nur durch Erfahrung zu bestimmen. Das durch die Lichteinwirkung hervorgerufene Bild ist aber ohne Weiteres noch nicht bemerkbar, indessen kann es dadurch sichtbar gemacht werden, daß man die Platte in einem geschlossenen Kasten, wo durch eine Lampe erwärmtes Quecksilber verdampft, den entwickelten Quecksilberdämpfen aussetzt. Zu diesem Behufe wird sie darin in einer Neigung von 45° über der Quecksilberschale aufgestellt, die Bildseite nach unten. Die Wirkung, welche hier hervorgerufen wird, beruht darauf, daß die Quecksilberdämpfe sich an denjenigen Stellen niederschlagen, wo die schützende Decke von Jod-Bromsilber durch die Einwirkung der Lichtstrahlen zersetzt u. die metallische Oberfläche der Silberplatte wieder freigelegt worden ist. An solchen Stellen bildet sich ein Silberamalgam, welches durch seine matte weiße Farbe alle Contouren u. Schattirungen des Lichtbildes mit größter Genauigkeit wiedergiebt. An den Stellen, wo sich noch unzersetztes Jod-Bromsilber befindet, kann sich kein Amalgam bilden. Um dieses zu entfernen, kommt die Platte in ein Bad einer Lösung von unterschwefeligsaurem Natron, welches bewirkt, daß alles noch Lichtempfindliche gelöst wird u. nur das Quecksilber auf der Platte verbleibt. Die Substanz des Bildes besteht demnach aus mehr od. weniger dichtstehenden Quecksilberkügelchen, denen das blanke Silber als dunkler Hintergrund dient. Es ist äußerst leicht verwischbar u. würde, wenn nicht wenigstens unter Glas eingerahmt, bald in der Luft verfliegen. Hiergegen hilft nun die von Fizeau angegebene Firirung durch Gold. Die Platte wird auf einem Stativ (Nr. 2145) wagerecht gelegt, mit Goldsalzlösung bedeckt u. mit einer Spiritusflamme bis zum Sieden der Flüssigkeit erhitzt, dann rasch mit reinem Wasser abgespült u. getrocknet. Der feine Goldniederschlag, der sich im Austausch gegen Silber auf der Platte gebildet hat, macht das Bild nicht nur unverwischbar, sondern erhöht auch die Lichter, vertieft die Schatten u. giebt dem Ganzen einen warmen bräunlichen Ton. Ueber die chem. Vorgänge bei der Lichtbildnerei herrscht noch viel Ungewißheit. (Weiteres s. unter „Photographie“.)

Dahl, Joh. Christ. Claussen, Landschaftsmaler, geb. 24. Febr. 1788 zu Bergen in Norwegen, bildete sich seit 1811 in Kopenhagen, seit 1818 in Dresden aus u. machte seine landschaftlichen Studien in den Alpengegenden, in Italien u. in seinem Vaterlande, dessen großartige Küstenpartien er eigentlich zuerst für die Malerei verwerthete. Seine Bilder zeichnen sich nicht durch stilvolle Komposition od. durch warme poetische Stimmung aus, sondern halten sich an die reine Wirklichkeit u. sind dabei korrekt in der Zeichnung u. von tiefer, kräftiger Färbung. Um die Geschichte der Architektur machte er sich durch sein Werk „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst in den innersten Landschaften Norwegens“ (Dresd. 1837) sehr verdient. Er starb zu Dresden 14. Okt. 1857. — Sein noch lebender Sohn, Siegward Johannes **D.,** geb. 16. Aug. 1827 zu Dresden, ist ein sehr geschätzter Maler von Jagdthieren.

Dahl, Wladimir Jwanowitsch, russ. Schriftsteller, bekannt unter dem Pseudonamen **Kosak Luganski,** war der Sohn eines Dänen, der als Arzt in der russ. Flotte diente; seine Mutter war eine Deutsche u. die Tochter jener Marie Freitag (pseud.), welche die Werke Iffland's ins Russische übersetzt hat. Geb. 1801 zu Petersburg, ward er daselbst im Seekadettencorps erzogen, widmete sich dann dem ärztlichen Studium u. ward, wie sein Vater, Schiffsarzt, als welcher er seit 1819 in der Flotte des Schwarzen Meeres diente. Im J. 1828 machte er den Krieg gegen die Türkei, 1831 den Poln. Feldzug u. nachher eine Expedition nach Khiwa mit. Hierauf nahm er seinen Abschied u. bereiste Rußland nach allen Richtungen, um das Leben der einzelnen Völkerschaften aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dabei sammelte er gegen 4000 Volksmärchen u. Sagen, sowie an 30,000 russ. Sprüchwörter u. Redensarten u. trug den Stoff zu werthvollen lerikalischen Arbeiten zusammen. Seine anderen Forschungen auf dem ethnographischen u. sittengeschichtlichen Gebiete legte er in seinen Volksschriften u. Novellen nieder, die wegen ihrer trefflichen Anlage, ihres naiven Tones u. ihrer großen Sprachreinheit sehr geschätzt sind. D. lebte zuletzt in Moskau, wo er 4. Okt. 1872 starb.

Dahlak, Dahalak, ist der Name einer Inselgruppe im Rothen Meere, in der Nähe der abessinischen Stadt Massaua, bestehend aus etwa 100 stark zerklüfteten, aber zum Theil mit Schorabäumen dicht bewachsenen Koralleneilanden, die unter türkischer Herrschaft stehen. Nur 3 derselben (Nura, Dohul, D.-el-Kebir) sind bewohnt u. treiben Handel mit Perlen, Perlmutter, Schildkrot u. Schwämmen; auf der zuletzt genannten Insel befindet sich der Haupthandelsplatz Dömöllö u. ein alter Kirchhof mit kufischen Inschriften.

Dahlberg, Erik, schwed. Feldherr, geb. 16. Okt. 1625, stieg vom Kammerschreiber zum Generalinspektor aller schwed. Festungen u. Generalgouverneur von Livland mit dem Range eines Feldmarschalls auf. Zuerst hatte er sich zu einem tüchtigen Ingenieuroffizier ausgebildet,

auf dessen Rath Karl Gustav es 1658 unternahm, mit einer Armee über den gefrorenen Belt zu gehen. Im J. 1700 leitete D. die Vertheidigung Riga's gegen die Sachsen u. im nächsten Jahre nahm er noch an dem Feldzuge an der Düna Theil; 1702 trat er jedoch aus der Armee aus, da Karl's XII. Zug gegen Polen seinen Ansichten zuwider lief. Er starb zu Stockholm 16. Januar 1703. Von ihm ward auch unter dem Titel: „Suecia antiqua et hodierna“ (Stockholm 1700, 2 Bde., Fol.) eine Sammlung Kupferstiche herausgegeben.

Dahlgren, John A., nordamerikan. Admiral, geb. 1810 in Pennsylvanien, seit 1820 Midshipman der Unionsmarine, wurde 1837 Leutnant, 1855 Kommandeur. Während des Bürgerkrieges führte er das Kommando über den Kriegshafen bei Washington; 1863 erhielt er den Oberbefehl über die vor Charleston stationirte Flotte. Er starb 11. Juli 1870 zu Washington. Um das Geschützwesen der Flotte hat D. sich namhafte Verdienste erworben; er schuf eine sehr wirksame Bewaffnung der Kanonenboote, indem er sie mit 12—24pfündigen Kartätschen u. Shrapnels werfenden Haubitzen ausrüstete, u. erfand die nach ihm benannten schweren Bombengeschütze (Dahlgren Guns). Von dieser Erfindung handeln seine Schriften: „Report of the 32 pounders of 32 cwt.“ (1850), „System of Boat Armament in the United States Navy“ (1852 u. 56) u. „Shells and Shell-Guns“ (1856).

Nr. 2150. Die gemeine Georgine (Dahlia coccinea).

Nr. 2151. Die durch Zucht veredelte Georgine.

Dahlia variabilis *Desf.*, bekannter unter dem Namen Georgina *Willd.*, ist die seit Jahren beliebte u. überall eingebürgerte Zierpflanze unserer Gärten. Ursprünglich in Mexiko einheimisch, kam sie schon 1789 nach Madrid u. England, ging aber wieder verloren. Erst seitdem Lady Holland 1804 Samen nach England brachte, begann ihre Kultur ernstlicher, die von da ab aus der einfach blühenden Pflanze eines der stattlichsten Gewächse mit rosenartigen, großen, gefüllten Blumen hervorgebracht hat, die ihrerseits wieder in den verschiedensten Farben u. Größen auftreten. Das Schönheitsideal der Georgina besteht aus folgenden Eigenschaften: gleichmäßige Verästelung, reichliche Blumen auf aufrechten, frei über den Blättern stehenden, nicht zu langen Stielen, Kreisform der Blume, scharfe Abrundung jedes Blumenblattes, regelmäßige Schichtung sämmtlicher Blumenblätter, deutliche Farbe. Die Kultur geschieht durch Vervielfältigung der Knollen, welche die Wurzel bringt. Die Pflanze selbst gehört zu der großen Familie der Kompositen, u. zwar zu der Gruppe der Eclipteen. Der Name Georgina wurde zu Ehren Gottl. Georgi's, eines den Ural u. Sibirien bereisenden Petersburger Akademikers, durch Willdenow verliehen.

Dahliaroth od. Parme ist eine prachtvoll violettrothe Farbennuance, die man theils mittels Anilinviolett, theils durch Orseillelack beim Wolldruck erzeugt.

Dahlin ist „Inulin“ (s. d.).

Dähling, Heinr., Historien- u. Genremaler, geb. 1773 zu Hannover, wirkte als Professor an der Akademie zu Berlin, wo er 1850 starb. Seine poetisch gehaltvollen, aber technisch nicht sehr reich ausgestatteten Bilder athmen meistens den Ausdruck einer romantischen Stimmung u. einer heiteren Sentimentalität. Zu den besseren gehören eine „Kreuzabnahme“ in der Garnisonkirche zu Potsdam u. die ihn vorzugsweise charakterisirenden Genrebilder „Der Romanzensänger“, „Der Wettgesang“, „Die Kranzwinderinnen“ u. a.

Dahlmann, Friedrich Christof, hervorragender deutscher Geschichtschreiber u. Politiker, geb. 31. Mai 1785 in dem damals noch schwedischen Wismar, studirte in Kopenhagen Philologie u. begab sich 1803 nach Halle, wo er sich unter Friedr. Aug. Wolf, Schleiermacher u. Steffens bildete. Nachdem er auf kurze Zeit nach Kopenhagen zurückgekehrt war, nahm er seit 1809 seinen Aufenthalt in Dresden, wo er mit dem Dichter Heinrich von Kleist Freundschaft schloß. Die lebendige Theilnahme, mit der er den Gang der öffentlichen Ereignisse verfolgte, regte ihn zum Studium der vaterländischen Geschichte an, in das er sich bald fast ausschließlich vertiefte. Nach kurzer akademischer Lehrthätigkeit in Kopenhagen wurde er 1812 als Professor der Geschichte nach Kiel berufen. Sowol in dieser Stellung wie als Sekretär der schleswig-holst. Ritterschaft fand er Gelegenheit, das damals schroff hervortretende Bestreben Dänemarks, die Elbherzogthümer zu danisiren, entschieden zu bekämpfen u. für eine engere Verbindung Schleswig-Holsteins mit Deutschland zu wirken. Da die Hindernisse, welche die dän. Regierung ihm in den Weg legte, sich von Jahr zu Jahr mehrten, so entschloß er sich 1829, einem Rufe nach Göttingen Folge zu geben.

Nr. 2152. Friedrich Christof Dahlmann (geb. 31. Mai 1785, gest. 5. Dez. 1860).

In der deutschen Gelehrtenwelt hatte er sich schon damals durch historische Arbeiten, die von tief eindringenden Studien zeugten u. in denen der Einfluß der Niebuhr'schen Methode nicht zu verkennen war, einen klangvollen Namen erworben, nam. durch seine „Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte“ (2 Bde., 1822—23). Auch in Göttingen griff er alsbald thätig in die politische Bewegung ein, die er (nach der Julirevolution) vor Ausschreitungen nach der demokratischen wie nach der reaktionären Seite hin zu wahren suchte. Von diesem konservativ-liberalen Geiste war eben so sehr das hannoverische Staatsgrundgesetz von 1833 durchwebt, an dessen Ausarbeitung er wesentlichen Antheil nahm, als sein berühmtes Werk, die „Politik, auf den Grund u. das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“ (Bd. 1, Gött. 1835; 3. Aufl. 1847). Dieses Werk enthält, bei aller Einseitigkeit, mit der es engl. Verfassungszustände auf das ganz anders geartete deutsche Staatsleben angewandt wissen will, eine Fülle historischer Belehrungen u. politischer Anregungen u. hat einen heilsamen Einfluß auf die politische Arbeit der folgenden Jahre geübt. Aber mehr noch wirkte D. durch das Beispiel von Freimuth u. Charakter-

festigkeit, das er einige Jahre später (1837) gab, als König Ernst August von Hannover es wagte, das Staatsgrundgesetz aufzuheben u. alle Beamten ihres Verfassungseides zu entbinden. D. legte gegen diesen Gewaltakt entschieden Verwahrung ein u. erklärte sich, im Verein mit Gervinus, den Brüdern Grimm, Albrecht, Ewald u. W. Weber, die damals gleichfalls in Göttingen lehrten, durch den Verfassungseid gebunden. Die That der „Göttinger Sieben" fand im Volke lebhaften Widerhall, hatte aber an maßgebender Stelle keinen anderen Erfolg, als den der Absetzung u. Ausweisung der wackeren Gelehrten. D. begab sich zunächst nach Leipzig, wo er jedoch seine Vorlesungen bald einstellen mußte, u. von hier nach Jena, wo seine vortreffliche „Geschichte Dänemarks" (3 Bde., Hamb. 1840—43) entstand. Im J. 1842 erhielt er einen Ruf an die Universität Bonn; aus den Vorlesungen, welche er hier über englische u. französische Geschichte hielt, entstanden seine „Geschichte der englischen Revolution" (Lpzg. 1844; 6. Aufl. 1853) u. seine „Geschichte der französ. Revolution" (Lpzg. 1845; 3. Aufl. 1853), die von allen seinen Werken am meisten ins größere Publikum gedrungen sind. Die aus der erregten Stimmung jener Tage hervorgegangenen Germanistenversammlungen, die von Gervinus geleitete „Deutsche Zeitung" u. andere nationale Unternehmungen fanden an D. einen eifrigen Förderer. Aber erst die deutsche Revolution von 1848 gab ihm volle Gelegenheit, seine politische Arbeitskraft zu entfalten. Die preuß. Regierung sandte D. als Vertrauensmann in den Siebzehner-Ausschuß nach Frankfurt; der von diesem ausgearbeitete Entwurf einer gesammtdeutschen Verfassung rührt in seinen Grundzügen von D. her. Die Hauptfrage, ob die Centralgewalt in die Hände Preußens, ob sie in die Oesterreichs gelegt werden solle, war hier noch unklar umgangen; der Verlauf der Bewegung rückte diese Frage aber immer mehr in den Vordergrund, u. D., der im Frankfurter Parlament zu den Führern des rechten Centrums gehörte, entschied sich für das preuß. Erbkaiserthum. Der Waffenstillstand von Malmö, der Schleswig-Holstein Dänemark völlig überantwortete, nöthigte D., sich von seinen bisherigen Parteigenossen zu trennen u. im Vereine mit der Linken u. dem linken Centrum für eine Verwerfung dieses Vertrages zu stimmen. Dies hatte den Rücktritt des Reichsministeriums zur Folge; D. erhielt den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden, was ihm jedoch nicht gelang. Nachdem der König von Preußen die ihm vom Parlament angetragene Kaiserkrone ausgeschlagen (auch D. hatte der hierzu abgeordneten Deputation angehört), schied die Erbkaiserpartei aus dem Parlament aus; D. schloß sich widerwillig diesem Schritte an, nahm jedoch an den neuen Anläufen, die später in Gotha u. Erfurt zur Einigung Deutschlands unter Preußens Führung gemacht wurden, eifrig Theil. Auch diese Versuche schlugen fehl, u. D. zog sich, obwol er die Hoffnung auf eine Wiederbelebung Deutschlands nicht aufgab, vom polit. Kampfplatz zurück. Als akademischer Lehrer fuhr er bis an seinen Tod fort, begeistert für die Sache Deutschlands zu wirken u. die Jugend auf eine bessere Zukunft vorzubereiten. Er starb 5. Dez. 1860. Von seinen Schriften verdient bes. noch die „Quellenkunde der deutschen Geschichte" (Gött. 1830; neue Ausg. von G. Waitz, 1870) genannt zu werden. Eine vortreffliche Biographie D.'s schrieb Springer (2 Bde., Lpzg. 1872).

Dahn, Ludwig Julius Felix, deutscher Rechtshistoriker u. Dichter, geb. 9. Febr. 1834 zu Hamburg, studirte seit 1849 erst zu München, dann zu Berlin die Rechte, habilitirte sich 1857 u. wirkte von 1863—72 als Professor der Jurisprudenz in Würzburg, von wo er 1872 in gleicher Eigenschaft an die Universität Königsberg berufen wurde. D. folgte 1870 in einer Sanitätskolonne 4 Wochen lang dem Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen. Sein Hauptwerk ist „Die Könige der Germanen" (6 Bde., Würzb. 1861—71). Von kleineren Schriften nennen wir „Das Kriegsrecht" (eine volksthümliche Darstellung desselben, Würzb. 1871). — D. hat sich aber auch durch seine lat. Gelegenheitsgedichte (meist politischen Inhalts) u. seine deutschen „Gedichte" (Berl. 1857) einen Namen in der Literaturgeschichte erworben. Kräftige Gesinnung u. gesundes Gemüth spricht sich in ihnen aus: vielfach ist er durch Volkslieder angeregt worden u. weiß dann selbst trefflich den Volkston zu treffen. Sein kleines Epos „Harald u. Theano" (Berl. 1855) schildert mit historischer Treue u. scharfer Charakteristik der handelnden Personen die Verhältnisse der Insel Cypern zur Zeit des sinkenden röm. Kaiserthums.

Dahomeh, westafrikan. Negerstaat in Oberguinea an der Benin- od. Sklavenküste, wird im W. von dem Reiche der Aschanti, im O. von Joruba, im N. vom Konggebirge (od. von den Mahibergen) begrenzt u. umfaßt etwa 180 □M. mit 180,000 Bewohnern. An der Küste, bis zu welcher sich das Reich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts ausgedehnt hat, liegen die Landschaften Ardra u. Whyda, in letzterer die jetzt britische Stadt Whyda (25,000 E.), der wichtigste Handelsort der Sklavenküste. Von dem Meeresufer dehnt sich nach dem Inneren eine 16 Meilen breite Region von Dünen aus, welche durch sumpfige Einsenkungen von einander geschieden sind; dann folgt granitisches Hügelland, in welchem die von einer Erdmauer mit Gräben u. Thoren umgebene Hauptstadt Abome (etwa 30,000 E.) liegt. Der König regiert als völlig absoluter Monarch, u. die vornehmsten der Unterthanen sind seine Sklaven. Doch herrscht um ihn so strenge Etikette, daß er nur das erfährt, was seine Umgebung ihn hören lassen will, weshalb die größte Macht in den Händen der vom Volke gefürchteten hohen Beamten liegt.

Nr. 2153. Der König von Dahomeh.

Wenn der König sprechen will, so bewirkt die Glocke des Großkämmerers die größte Stille; wenn er hustet od. niest, wirft sich der gesammte Hofstaat mit dem Gesichte auf die Erde; wenn er ißt od. trinkt, so wird ihm das Gesicht verhüllt; stets hält ein Sklave einen silbernen Spucknapf bereit u. zwei andere verscheuchen die Insekten vom Throne. Die Frauen haben großen Einfluß u. müssen von den Bittstellern durch Geschenke zur Fürsprache bewogen werden, so daß der Weg zum Ohre des Herrschers äußerst schwierig u. unendlich kostbar ist. Die reguläre Armee wird auf 25—30,000 Mann geschätzt u. ist mit Schloßflinten u. sehr schlechten, im Lande gefertigten Säbeln bewaffnet. Die königliche Garde wird von etwa 5000 Frauen gebildet. (Abb. s. Bd. I. Nr. 437.) Dieselbe besteht aus der mit Säbeln u. kupfernen Tromplons bewaffneten Artillerie, welche etwa 30 Kanonen, eine Menge Musketonner, Höllenmaschinen, Standbüchsen rc. bedient; ferner aus den tapferen u. gewandten Elephantenjägerinnen, welche einen Dolch im Gürtel u. eine lange Flinte führen u. an einem blauen Turbane mit hohen Hörnern kenntlich sind; aus Infanterie, mit Säbel u. Flinte bewaffnet; aus Mäherinnen mit glänzenden europäischen Sturmhauben u. 1—2 m. langen, aufrechtstehenden Klingen, u. endlich aus den Bogenschützen, den jüngsten u. gewandtesten, welche ein Elitecorps bilden u. zugleich die Tänzerinnen ersten Ranges sind; ihre Beine sind bis zum Knie herauf tätowirt u.

die Offiziere durch ein silbernes Armband u. einen Schweif von weißen Baumwollenschnürchen, der ihnen über den Rücken hinabhängt, ausgezeichnet. Diese Weiberarmee gilt für triegerischer, tapferer u. grausamer als die der Männer, ist dem Könige unbedingt ergeben u. opfert sich für ihn willig auf. Kavallerie ist nicht vorhanden, da es an Pferden fehlt. — Die Religion ist der gröbste Fetischismus; die Götter bestehen aus rohen Thonfiguren, nur in Whyda werden auch Schlangen verehrt, deren man Hunderte in einem Hause hegt. Die Priester scheren sich zumeist die rechte Seite des Kopfes u. tragen reiche Gewandung, die Priesterinnen schmücken sich ebenfalls, oft sehr anmuthig. Ein höherer Grad von Sittlichkeit zeichnet die Bewohner von D. vor den übrigen Negervölkern aus; damit ist aber für die Volkszustände Nichts gewonnen, denn nach ihrer eigenthümlichen Anschauung steigt der Ruhm eines Herrschers, der Ruf seiner Religiosität u. der Respekt vor ihm mit der Zahl der Köpfe, welche er den Geistern opfern läßt. Tausende werden an den Küsten von D. alljährlich ins Meer gestürzt, damit der Segen der Dämonen dem Lande dadurch gesichert bleibe. Selbst noch im Herbste 1861 traf der König von D. Vorkehrungen zu einer großen Menschenschlächterei, bei welcher 1500 Opfer den Götzen gebracht werden sollten, zum Dank für die gesegnete Ernte. — Eine ergiebige Quelle des Wohlstandes ist der Ackerbau, welcher Mais, Hirse, Maniok, Bohnen, Yams, süße Bataten, Arachisnüsse u. Baumwolle liefert; doch ist der größte Theil des Landes von mächtigen Wäldern bedeckt. Ein Hauptausfuhrartikel ist die Oelpalme. Beim Säen gräbt ein Mann mit der Degenspitze ein Loch, ein zweiter legt den Samen in dasselbe u. ein dritter deckt ihn mit der Zehe zu. Als Hausthiere zieht man zahlreiche Hammel, Ziegen u. große Schweine, Trut-, Perl- u. Haushühner, Gänse, Enten u. Tauben. Geflügelwild ist sehr reichlich vorhanden, vierfüßiges dagegen selten.

Dajaks, s. „Dayaks“. — **Daimior**, s. „Japan“.

Dainos, Name der lithauischen Volkslieder, von denen eine Anzahl von Nesselmann übersetzt u. 1853 in Berlin herausgegeben wurde.

Dairi, s. „Mikado“.

Dakka, eine der 9 Provinzen der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen (Kalkutta), das Mündungsgebiet der östl. Gangesarme u. des Brahmaputra; es zerfällt in die 5 Distrikte Dakka (600,000 E.), Feriedpur (850,000 E.), Maimansing (1,500,000 E.), Silhet (380,000 E.) u. Batergandsch (735,000 E.) ist ein außerordentlich feuchter u. in der Zeit der Hitze sehr ungesunder Landstrich. Der Hauptstrom ist der Megna. Der Boden ist nur zum Theil fruchtbar u. angebaut u. bietet der Bevölkerung nicht genügende Nahrung. Die Fauna ist reich an großen Vertretern aller Thierklassen; Tiger, Leoparden, Bären, Büffel, Elephanten u. Nashörner, Geier, Fischadler, Habichte, Adjutanten (Argala) u. Kraniche, Kaimane u. Gaviale, große Schlangen u. Fische finden sich in großer Menge. Unter den theils muhamedanischen, theils brahmanistischen Bewohnern zeichnen sich die im N. des Distrikts von D. lebenden Stämme der Kantsch u. Radschbansi durch größere leibliche u. geistige Spannkraft vortheilhaft vor den übrigen aus; vielleicht sind sie anderen Ursprungs als diese. Hauptstadt der Provinz ist das sehr verfallene D., das ehemals der Sitz der feinsten Musselinweberei u. eines bedeutenden Handels war. Jetzt hat die Stadt kaum mehr als 65,000 E.; noch immer aber bietet sie mit ihren brahmanischen Tempeln (über 100), Moscheen (über 150) u. Kirchen, mit ihren zahlreichen Trümmern alter Prachtbauten einen interessanten Anblick; eine Hauptmerkwürdigkeit ist der ungeheuere Elephantenstall. Sonstige größere Städte sind: Feriedpur am Podda, Baiganwari am Brahmaputra, Silhet, Barrisol u. Batergandsch. An der Ausmündung des Megna liegt nebst vielen kleineren, ebenfalls zu der Provinz D. gehörigen Inseln die flache Insel Dethanschabazpur, auf der durch Verdunstung des Meerwassers Salz gewonnen wird.

Nr. 2154. Menschenopfer in Dahomeh, dem Fetisch des Meeres dargebracht.

Dakkeh, ein nubisches Dorf am linken Ufer des Nil, in dessen Nähe sich mitten im Sande der Wüste die Ruinen eines schönen altägyptischen Tempels mit hohen Pylonen befinden. Die Wände sind ursprünglich mit ägyptischen Bildwerken bekleidet, nachmals aber übertüncht u. mit christlichen Heiligenbildern übermalt worden. Der Tempel wurde offenbar in späterer Zeit von koptischen Christen als Heiligthum benutzt. Man vermuthet, daß D. auf der Stätte des alten Pselchis stehe, das auf den Hieroglypheninschriften Pselk, Pserk od. Serk, d. i. Skorpionenstadt, heißt.

Dakotah, Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen $42\frac{1}{2}^0$ u. 49^0 nördl. Br. u. $79\frac{1}{2}^0$ u. $85\frac{1}{2}^0$ westl. L. gelegen, von Minnesotah, Jowa, Nebraska, Wyoming, Montana u. dem britischen Nordamerika begrenzt, ist 7099 □M. groß, wird vom Missouri diagonal durchschnitten, gehört im O. zur nordamerikan. Seenplatte

u. hat im W. Ausläufer des Felsengebirges. Das Land ist meist mit Prärien bedeckt; Holz mangelt, doch finden sich an einzelnen Stellen Steinkohlen. D. ist nicht unfruchtbar; die Thäler des Missouri u. seiner von den Black Hills ihm zuströmenden Nebenflüsse eignen sich zu Ansiedlungen. Die Grenze mit Minnesotah bildet der Red River; zwischen ihm u. dem Missouri liegt der 8 M. lange u. 2 M. breite Teufelssee, der größte von einer Gruppe Salzseen. An Pelzthieren ist D. reich. Die Gesammtbevölkerung, aus Weißen u. Indianern bestehend, betrug im Juni 1870 an 14,181 Seelen. Die Hauptstadt ist Yankton am Missouri, an der Südgrenze des Territoriums. Am Missouri sind mehrere Forts angelegt, theils als Schutz gegen die den Weißen feindlichen Indianerstämme, theils als Stapelplätze für den Pelzhandel.

Nr. 2155. Bewohner von Dalekarlien.

Daktyliothek (griech.) nennt man eine Sammlung von geschnittenen Steinen, insbes. aus dem Alterthum, das die Kunst, Edelsteine zu schneiden u. ganze Becher od. andere Gefäße aus mehrfarbigem Onyx herzustellen, seit Alexander's d. Gr. Zeit zu bedeutender Vollkommenheit brachte. Dergleichen Sammlungen gab es schon im Alterthum selber. So hatte Mithridates, König von Pontus, dessen Reich ein großer Stapelplatz für den Handel mit Edelsteinen war, eine Sammlung von 2000 Bechern aus Onyx mit goldener Einfassung. Pompejus brachte diese Sammlung nach Rom u. stellte sie im Kapitol auf. Auch Cäsar u. M. Marcellus (unter Augustus) veranstalteten solche Sammlungen. Nach der Einführung des Christenthums wurden diese geschnittenen Steine zum Schmuck an allerlei kirchlichen Geräthen u. Deckeln von Ritualbüchern verwendet. Erst im späten Mittelalter legte der pracht- u. kunstliebende Lorenzo dei Medici in Florenz eine D. an, u. seitdem bildet sie einen Theil fast jeder größeren Antikensammlung Europa's. Zu den bedeutendsten gehören jetzt die Sammlungen zu Wien (Katalog von Arneth), Neapel, Florenz, Berlin (ehemalige Stosch'sche Sammlung), Dresden u. a. Mehrere dieser Sammlungen wurden auch in Kupferstichen abgebildet, die jedoch für das Studium der geschnittenen Steine nicht so wirksam u. lehrreich sind, als die Abdrücke od. Pasten (s. d.), wie Lippert deren schon im vorigen Jahrhundert in einer eigenen Masse hatte anfertigen lassen (Lippert'sche D.). Der umfassendste Katalog geschnittener Steine ist wol der von Raspe: „Catalogue des empreintes de Tassie" (2 Bde., 1792).

Daktylos (griech., d. i. Finger), ein dreigliederiger, aus einer langen u. zwei kurzen Silben (_ ◡ ◡) bestehender Versfuß (daher der Name), der sich seines würdigen u. kräftigen Charakters halber vorzugsweise zur Verwendung in epischen Dichtarten eignet. Nam. ist der D. die Grundform des Hexameters, in dem die Odyssee u. Iliade, die Aeneïde u. alle größeren Epen der Alten gedichtet sind. (Vgl. „Hexameter".)

Dalagoabai, s. „Delagoabai". **Dalai-Lama**, s. „Lama".

Dalarna, Landschaft im nordöstlichen Theile der schwed. Provinz Kopparberg, im Durchschnitt 4—500 m. hoch, auf den dem Fulu-Fjell vorgelagerten Plateaus, zwischen dem oberen u. dem westlichen Dal Elf einerseits u. dem Siljansee andererseits gelegen; wird von den Dalkarlar od. Dalekarliern (Thalmännern) bewohnt u. deshalb häufig, aber fälschlich, Dalekarlien genannt. Das Land umfaßt 577 □M. mit ca. 160,000 Einw. u. ist im Ganzen rauh, besonders im Westen; die Höhen sind reich bewaldet, die Thäler fleißig angebaut; reißende Bergströme, klare, tiefe Seen, schmucke Dörfer u. Städte wechseln ab mit wilden Felsgegenden u. unwirthlichen Hochebenen. Das kalte Klima ist dem Ackerbau nicht günstig. Der Hauptreichthum des Landes liegt im Kupfer (bedeutende Kupferlager bei Falun u. Avesta). Die Dalekarlier sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag, still, ernst, betriebsam, ehrlich, abgehärtet. In ihren Wohnungen herrscht große Reinlichkeit; in der Tracht wiegt beim männlichen Geschlechte die schwarze od. weiße, beim weiblichen die weiße Farbe vor. Ihre Mundart weicht von dem Schwedischen sehr ab. Jeder Darlekarlier besitzt ein mehr od. minder großes Stück Land; da ihn aber Viehzucht u. Ackerbau allein nicht ernähren können, so treibt er entweder nebenbei noch ein Handwerk od. wandert im Frühjahr in eine andere schwed. Provinz aus, um im Herbst wieder heimzukehren. Die Dalekarlier verfertigen Webekämme, Sensen, Wanduhren, Schleifsteine u. a. m. Streng halten sie an ihren alten Sitten; noch im vorigen Jahrhundert haben sie den altnordischen Runenstab (s. „Runen") als immerwährenden Kalender gebraucht. Ihre Tapferkeit ist mehrmals entscheidend für das Schicksal schwed. Könige gewesen. Im J. 1467 stellten sie sich an die Spitze Derer, welche an Stelle des dän. Königs Christian u. des Prätendenten Karl Knutson ein Glied aus der Familie Sture an der Spitze Schwedens haben wollten u. erlangten, daß Sten Sture der Aeltere 1471 zum Reichsverweser erwählt wurde. Das Land ist voll von Erinnerungen an Gustav Wasa, der, als er seine Landsleute zum Freiheitskampfe gegen die Dänen aufforderte, nur bei den Dalekarliern Gehör fand, unter denen er in der Tracht eines Bauern umherirrte.

Dalayrac (richtiger d'Alayrac, spr. Dalehrak), Nicolas, franz. Opernkomponist, geb. 13. April 1753 zu Muret unweit Toulouse als Sproß eines adeligen Geschlechts, widmete sich Anfangs dem Willen seines Vaters gemäß dem Rechtsstudium, trieb jedoch nebenbei mit weit mehr Lust u. Liebe Musik. Er brachte es endlich auch dahin, dem juristischen Studium den Rücken kehren zu dürfen, ohne daß ihm indeß gestattet worden wäre, es sogleich mit der Musik zu vertauschen. Vielmehr glaubte sein Vater ihn von der Kunstschwärmerei dadurch zu kuriren, daß er ihm eine Offiziersstelle bei den Gardes du Corps des Grafen von Artois verschaffte. Aber gerade das Gegentheil trat ein. Kaum war der junge D. 1771 zu Paris eingetroffen, als er mit Eifer sein Ziel zu verfolgen begann. Er vertraute sich seinem Lieblingskomponisten Grétry an u. machte seine Kompositionsstudien unter der Leitung Langlé's. Seine ersten Kompositionen erschienen anonym u. fanden Beifall. Im Verlauf von etwa 33 Jahren lieferte er an 60 Opern, Operetten u. Singspiele, die reich an lieblichen u. gefälligen Melodien, wenn auch mitunter leichtfertig u. oberflächlich gearbeitet sind u. ihn nicht nur in Frankreich, sondern theils auch in Deutschland auf längere Zeit zu einem sehr beliebten Komponisten machten. Zu nennen sind: „Adolf u. Klara", „Die beiden Savoyarden", „Zwei Worte", „Raoul von Crequi", „Azemia", „Nina, od. Wahnsinn aus Liebe", „Marianne", „Gulistan", „Die Wilden". Sein letztes größeres Werk, „Dichter u. Musiker", erschien 1807. D. starb 27. Nov. 1809 zu Paris.

Dalberg, urspr. Dalburg, ein altes, seit 6. April 1654 in den Reichsfreiherrenstand erhobenes, in der preuß. Rheinprovinz sowie in Bayern, Böhmen u. Mähren ansässiges Geschlecht. Für das Ansehen desselben zeugt der Umstand, daß sonst nach der Krönung eines jeden deutschen Kaisers der kaiserl. Herold rufen mußte: „Ist kein D. da?", worauf der anwesende D. vortrat, um vom Kaiser den ersten Ritterschlag zu empfangen; zum ersten Mal geschah dies 1446. Lange in mehreren Linien blühend, ward das Geschlecht 1722 nur noch durch die Familie des kaiserlichen Geh. Raths Philipp Franz Eberhard v. D. vertreten; seitdem blühte es aber wieder auf u. theilte sich in die nach dem Pfarrdorfe Hernsheim bei Worms benannte Linie D.-Herns-

heimer u. in die Linie D.-Dalberg. Nachdem auch die erstere wie der erloschen u. letztere im Mannsstamme ausgestorben ist, besteht das Geschlecht nur noch in der Heßlocher Seitenlinie fort; sein gegenwärtiger Chef ist der Kämmerer von Worms u. Besitzer aller D.'schen Herrschaften u. Güter Friedr. Ferd. Franz Egbert, Freiherr von u. zu **D.** (geb. 9. Dez. 1822). — Berühmte Mitglieder des Geschlechts sind: Johann v. **D.**, Kämmerer u. seit 1482 Bischof von Worms, geb. 1445, gest. 1503, stand der von Celtes in Heidelberg gestifteten „Rhein. literarischen Gesellschaft" (Societas literaria Rhenana) vor. Vgl. Zapf, „Ueber Leben u. Verdienste Joh. v. D.'s" (Augsb. 1789). — Wolfgang v. **D.**, Kämmerer von Worms, starb 1601 als Erzbischof u. Kurfürst von Mainz. — Adolph, Freiherr v. **D.**, geb. 29. Mai 1678, gest. 3. Nov. 1737, gründete als gefürsteter Abt von Fulda 1737 die dortige Universität. — Wolfgang Heribert, Freiherr v. **D.**, jüngerer Bruder des Großherzogs Karl v. **D.** (s. d.), geb. 1749, war ein Freund u. Beförderer von Kunst u. Wissenschaft, machte sich insbes. um das Mannheimer Theater als dessen Intendant (bis 1803) verdient, schrieb selbst mehrere Stücke u. starb als bad. Staatsminister zu Mannheim 27. Sept. 1806. An ihn richtete Schiller seine „Briefe an den Freiherrn v. D." (Karlsr. 1819). Vgl. Koffka, „Iffland u. D." (1865). — Des Vorigen Sohn Emmerich Josef, Herzog v. **D.**, Pair von Frankreich, geb. zu Mainz 30. Mai 1773, gewann als bad. Gesandter in Paris die Gunst Talleyrand's u. ward, nachdem er den bad. Staatsdienst verlassen u. franz. Staatsbürger geworden, 14. Aug. 1810 zum Herzog u. Staatsrath ernannt. Nach Napoleon's zweiter Vermählung, zu deren Zustandekommen er beigetragen, wurde er vom Kaiser mit 4 Mill. Fres. beschenkt. Mit dem in Ungnade gefallenen Talleyrand zog auch er sich zurück. Im J. 1814 gehörte er zu Provisorischen Regierung; dem Wiener Kongreß wohnte er als bevollmächtigter Minister Frankreichs bei. Napoleon ächtete ihn nach seiner Rückkehr. Seit der zweiten Restauration der Bourbonen Staatsminister u. Pair, ward er Gesandter in Turin. Er starb auf seinem Erbschlosse Hernsheim 27. April 1833. — Johann Friedr. Hugo, Freiherr v. **D.**, jüngerer Bruder des Großherzogs Karl v. D., geb. 17. Mai 1760, gest. zu Aschaffenburg 26. Juli 1812, war Domkapitular zu Trier, Worms u. Speier, zuletzt kurtrier'scher Geh. Rath u. hat sich als Komponist, Musikschriftsteller u. Alterthumsforscher einen Namen erworben.

Dalberg, Freiherr Karl Theodor Anton Maria von, Kämmerer von Worms, letzter Kurfürst zu Mainz u. Erzkanzler, später Fürst-Primas des Rheinbundes u. Großherzog von Frankfurt, zuletzt Bischof zu Regensburg u. Bischof zu Worms u. Konstanz, geb. zu Hernsheim 8. Febr. 1744 als Sohn des kurmainz. Geh. Raths Franz Heinrich v. D. (geb. 1716, gest. 1776), studirte erst die Rechte, dann Theologie u. entfaltete seit 1772 als kurmainz. Wirkl. Geh. Rath u. Statthalter zu Erfurt nach den verschiedensten Richtungen hin die segensreichste Wirksamkeit. Nachdem er 1787 Koadjutor des Erzstiftes u. Kurfürstenthums Mainz, sowie bald nachher auch Koadjutor der Hochstifter Worms u. Konstanz u. Erzbischof von Tarsus geworden war, erhielt er 25. Juli 1802 die Würde eines Kurfürsten von Mainz u. Erzkanzlers des Deutschen Reiches, nach dem Frieden von Luneville (1803) behielt D. nur noch die letztere Würde u. wurde für das am linken Rheinufer verlorene Gebiet mit Regensburg, Aschaffenburg u. Wetzlar entschädigt. Nach Errichtung des Rheinbundes ernannte Napoleon ihn (1806) zum souveränen Fürst-Primas des Rheinbundes mit dem Vorsitze in der Bundesversammlung. Nachdem er 1810 Regensburg an Bayern abgetreten, bekam er zur Entschädigung Frankfurt, Fulda u. Hanau mit dem Titel eines Großherzogs von Frankfurt. Im J. 1813 mußte er jedoch auf alle seine Besitzungen verzichten u. behielt nur noch die geistliche Gerechtsame als Erzbischof von Regensburg. Dort starb der treffliche Mann, gleich ausgezeichnet als Regent u. Gelehrter wie als Mensch, 10. Febr. 1817. Begraben liegt er im Regensburger Dome, wo ihm seit 1824 ein Denkmal errichtet ist. Von seinen vielen Schriften sind zu nennen: „Betrachtung über das Universum" (Frankfurt 1777; 6. Aufl. 1819); „Grundsätze der Aesthetik" (ebd. 1791); „Von dem Einflusse der Wissenschaften u. Künste in Beziehung auf öffentliche Ruhe" (ebd. 1793); „Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück" (ebd. 1806). Vgl. Krämer, „Karl Theod. v. D." (Lpzg. 1821).

Nr. 2156. Karl Theodor Anton Maria Freiherr v. Dalberg, Großherzog von Frankfurt (geb. 8. Febr. 1744, gest. 10. Febr. 1817).

Dalbergia, Pflanzengattung der Leguminosen, Gruppe der Dalbergieen, mit stattlichen Baumformen, die meist ein werthvolles Holz liefern. So stammt das schwarze Botanyholz od. Blackwood von blauschwarzer, dann tintenschwarzer Färbung in Ostindien von D. latifolia *Roxb.* Wie dieses zu feinen Drechslerarbeiten gebraucht wird, eben so verwendet man in Ostindien das Holz von D. Sissoo *Roxb.* wegen seiner Dauerhaftigkeit zu feinen Möbeln. Die Gattung trägt seit Linné ihren Namen zu Ehren des Nic. Dalberg (1730—1820), welcher früher in Surinam sich mit Botanik beschäftigte u. Linné seine dort gesammelten Pflanzen schenkte, später in Stockholm k. Leibarzt u. Bergrath wurde.

Dalekarlien, s. „Dalarna".

Dal-Elf, Hauptfluß der schwed. Landschaft Dalarna (Dalekarlien), entsteht aus dem am Souku-Fjell entspringenden Oster-D.-E. u. dem vom Städjan-Fjell herabkommenden Wester D.-E. Ersterer durchläuft den Särnasee u. nach der Vereinigung mit dem Ore-Elf den 5 M. langen u. 3 M. breiten Siljansee u. fließt mit dem Wester-D.-E. zusammen. Der Unterlauf ist ausgezeichnet durch die seenartigen Erweiterungen des Flußbettes. Vor seiner Mündung in den Bottnischen Meerbusen bildet er einen der schönsten Wasserfälle Europa's, welcher den Rheinfall durch Wassermasse übertrifft. In zwei, durch eine bewaldete Insel getheilten Armen stürzt er sich 20 m. hoch hinab. Stromschnellen sind der Schiffahrt hinderlich. Die Länge seines Laufes beträgt 61 M.

Dalemincien, ehemaliger slavischer Gau, der zwischen Elbe u. Mulde (im heutigen Königr. Sachsen) gelegen war, nach N. hin, bei Meißen, auch über die Elbe hinaus ragt u. an den Gau Nisana grenzte. Die slavische Hauptfestung war Gana (jetzt Jahna an der Jahne); andere Orte des Gaues waren Grimmi (Grimma), Rochelez (Rochlitz), Oszechs (Oschatz), Doblin (Döbeln), Coloci (Kolditz). Die Bewohner selbst nannten sich Glomazi; unter Ludwig dem Deutschen wurden sie vom Deutschen Reiche abhängig; wiederholte Aufstände führten während des 9. Jahrh. zu blutigen Kriegen mit den westlichen Thüringern. Unter König Heinrich I. gaben die Dalemincier, welche die Ungarn herbeiriefen, Veranlassung zu deren verheerenden Einfällen in Deutschland. Als jedoch 927 ihre Hauptfestung Gana nach zweitägiger Belagerung gefallen war, wurden sie völlig unterworfen u. nach der Errichtung der Mark u. Burg Meißen germanisirt u. zum Christenthume bekehrt.

Dalhousie (spr. Dälhusie), Marquis James Andrew Ramsay von, Generalgouverneur von Britisch-Indien, stammte aus einer alten schott. Familie, ward als der Sohn des achten Grafen von D. 22. April 1812 geb. u. folgte demselben in der Grafenwürde 21. März 1838. Im Parlament zeigte er sich als eifriger Anhänger der Torypartei. Er vertheidigte bes. in der schott. Kirchenfrage das Patronats-

recht, sowie als Präsident des Handelsamts (seit 1845) im Mai 1846 die Aufhebung der Kornzölle. Nachdem er dann im Juli mit dem Ministerium Peel zurückgetreten, ward er an Stelle des Lord Hardinge zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, wo einst sein Vater den Oberbefehl über die brit. Armee geführt hatte. Kaum war er zu Ende 1847 in Indien angekommen, als der zweite Pendschabkrieg ausbrach, nach dessen für England so erfolgreichem Ausgange Lord D. zum Marquis erhoben wurde. Bis 1856 blieb er auf seinem Posten u. verwaltete ihn musterhaft; dann trat er ihn an Canning ab. Nur wenige Jahre lebte er im Genuß der ihm ausgesetzten Pension, denn er starb schon 19. Dez. 1860 zu Dalhousie Castle.

Nr. 2157. Karte von Dalmatien.

Dallas (spr. Dälläs), Alexander James, amerikan. Staatsmann, geb. 21. Juni 1759 auf der Insel Jamaika, studirte die Rechte u. ließ sich hierauf in Philadelphia als Advokat nieder. Im J. 1791 wurde er Staatssekretär des Gouverneurs von Pennsylvanien u. 1814 unter dem Präsidenten Madison Schatzamtsekretär, in welcher Stellung er die finanziellen Verlegenheiten, in denen die Union damals schwebte, durch geschickte u. energische Operationen zu überwinden wußte. Doch schon nach kurzer Zeit erlag er den Anstrengungen, die er sich hierdurch aufgebürdet (Nov. 1816). In seinen früheren Jahren war er auch als Schriftsteller thätig gewesen. — Sein Sohn George Mifflin D., geb. in Philadelphia 10. Juli 1792, hat sich gleichfalls als Staatsmann bekannt gemacht. Unter dem Präsidenten Van Buren (1837) Gesandter am russischen Hofe, wurde er 1844 neben dem Präsidenten James Polk zum Vizepräsidenten gewählt u. war 1856 unter Buchanan Gesandter in London. Später zog er sich vom öffentlichen Leben zurück u. starb in Philadelphia 31. Dez. 1864.

Dalleiochin, Chiningrün, ein sehr schöner grüner Farbstoff, der aus Chinin bereitet werden kann u. zum Färben der Wolle, Seide u. Baumwolle empfohlen worden ist. Die mit diesem Farbstoff gefärbten Gewebe sollen auch bei künstlichem Lichte rein grün erscheinen; einer allgemeineren Verwendung dieses Farbstoffes steht jedoch der zu hohe Preis des Chinins hindernd im Wege. Man bereitet den Farbstoff durch Erhitzen einer schwefelsauren Chininlösung mit Chlorkalk u. Salzsäure u. durch nachherigen Zusatz von Ammoniak, wobei er als eine grüne harzartige Masse sich ausscheidet, die in Alkohol od. Holzgeist löslich ist.

Dalmatien, das südlichste österreich. Kronland, zwischen 44° 45′ 21″ u. 42° 10′ 12″ nördl. Br. u. 32° 25′ 29″ u. 36° 38′ 30″ östl. L. gelegen, grenzt nach O. an Bosnien, die Herzegowina u. Montenegro, nach N. an die kroat. Militärgrenze, ist etwas über 232 □ M. groß, von etwa 500,000 (nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1869 über 454,600) Seelen bewohnt u. erhält seine Bedeutung durch seine Lage am Adriatischen Meere, an welchem es einen hafenreichen Küstenstrich bildet.

Bodenbeschaffenheit. D. ist ein Küstensaum von dreieckiger Form, im N. an der Militärgrenze breit, nach S. spitz zulaufend u. von Bosnien u. Montenegro durch schwer zugängliche Berge geschieden. Doch durchschneiden es zwei schmale, bis zum Meere reichende Streifen türkischen Gebietes: der Klek bei Ragusa u. die Suttorina zwischen Cattaro u. Ragusa. Das Ganze ist ein bergiges Terrassenland, das zur Gruppe der Julischen Alpen gehört. Im N. beginnt die wilde, schroffe Kette des Vellebich, die sich zu Gipfeln von 1250—1750 m. erhebt (Vichtenura, Monte Santo, Seveto Brdo, Socro, Zerropaz u. a.), worauf das Gebirge sinkt, um sich aber alsbald wieder zu einem Südostzug zu erheben, der mit seinen 950—1750 m. hohen Bergen die Ostgrenze bildet (Orlova, Monte Dinara). Diese Dinarischen Alpen bilden ein Gewirr von Bergkesseln, Muldenthälern, tiefeingeschnittenen Flußläufen, verschwindenden Bächen u. Hügeln, in denen sich nur der Einheimische zurecht findet. Ein anderer Bergzug (mit Gipfeln von 1260—1730 m.) läuft als Küstengebirge am Meere entlang u. sendet seine Gruppen schräg gegen dasselbe, so daß zahlreiche Vorgebirge ins Meer ragen u. die Bergzüge in geringer Entfernung als Klippen od. felsige, vegetationsarme Inseln auftauchen, wodurch viele kleinere u. größere Häfen entstehen. Die 75 Meilen lange Küste bildet mit den zahlreichen Inseln u. Felsenklippen (50 an der Zahl) enge, klippenreiche Kanäle von Meilenlänge (der Canale del Quarnarolo bei Zara ist 7 M. lang), welche nur der Eingeborene sicher befahren kann. Für eine fremde Flotte bleibt die Küste schwer angreifbar, weil sie steil u. buchtenreich, klippig u. voll Strömungen u. Gegenströmungen ist. Bei Südwinden steigt die Brandung an 30 m. hoch, wirft Schaum- u. Spritzwellen weit ins Land u. reißt Erdschichten an der Küste mit fort. Nicht minder furchtbar wüthet der Bora (daher gelten die Dalmatier aber auch für die beherztesten u. geschicktesten Seeleute, die auch für italienische Schiffe sehr gesucht u. theuer bezahlt werden). Die Gebirge sind reich an Höhlen, Schlünden u. unerforschten Grotten, von denen man nur die Aeskulapgrotte u. die stalaktitenreiche grotta di Berlizza oberflächlich kennt. Einige Flüsse bilden malerische Wasserfälle, nam. die Kerka mit ihren 5 Wasserstürzen u. die Cettina, die in einer Reihe von Engpässen auf großartige Weise bei Duare das Gebirge durchbricht. Ebenen fehlen fast ganz; die größte (zwischen Knie u. Ostrovizza) ist 2 M. lang u. 1½ M. breit. Dagegen ist an großen Sümpfen kein Mangel; die paludi di Narenta sind 2 M. lang. Von Seen hat nur der von Vrana größeren Umfang; doch giebt es viel periodische Laghi u. Salzwasserteiche am Meeresufer. Da sich das Gebirge nicht weit vom Meere entfernt, so können sich keine bedeutenden Flüsse entwickeln. Diese haben starken Fall, versumpfen aber in tieferem Thale; zuweilen verschwinden sie ganz, z. B. ein Arm der Cettina.

Klima u. Produkte. Das Klima D.s ist ein südliches, selten erreicht an der Küste die Temperatur den Gefrierpunkt. Der Winter besteht aus einer Regenzeit, welche der gefährliche Bora einleitet; der Sommer ist vom Mai bis zum August trocken, doch treten oft plötzliche Windstöße u. Wasserhosen ein, u. die Südküste leidet jährlich an Erderschütterungen. Bis an den Fuß der Gebirge breitet sich eine kahle Wüste aus, dann folgt fetter Mergel. Das Gebirge ist mager, mit dünner Humuskruste überzogen, aus welcher schroff u. kahl die Bergzacken u. Klippen aufsteigen. Nur strichweise sieht man Strandkiefern, Cypressenhaine, Gebüsche von Mastix, Terpentinpistazien, Myrten, Erdbeerbäume, Wachholder, Steinweichsel, Johannisbrot, Mandeln, Rosmarin ꝛc.; im S. Kaktus, Mimosen, Agaven u. Dattelpalmen. Drei Fünftel des Landes werden als Weide für Schafe u. Ziegen benutzt. Geflügel giebt es viel (bes. Wachteln), Mineralien wenig, nur etwas Braunkohlen, Sand, Kalk, Gips ꝛc. Man baut Gerste u. Mais, Zwiebeln, Kohl, Melonen, Wein u. Oel. Manche Ortschaften leben Monate lang fast nur von Feigen, deren es 30 Arten giebt. Aus Kirschen bereitet man den Likör Maraschino, der als Handelsartikel versendet wird. Der Wein, von dem es an 40 verschiedene Sorten giebt, ist stark, aber wegen Mangels an Pflege selten versendbar. Das Meer liefert außer zahllosen Mollusken 18 Arten Sardellen; bei Sebenico bricht man Korallen, bei Narento fängt man Blutegel, in den Gebirgsflüssen Lachsforellen. Bei Pago giebt es Salinen für Seesalz, hier u. da Marmor.

Nr. 2158. Bewohner der Bocca di Cattaro in Dalmatien.

Nr. 2160. Bewohner von Salona in Dalmatien.

Nr. 2159. Gebirgslandschaft der Bocca di Cattaro in Dalmatien.

Nr. 2161. Wasserfall von Scardona in Dalmatien.

Bevölkerung, Verkehrswesen u. Kultur. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch verschiedener Völkerreste, die ihre Sprache u. Sitten zum großen Theil beibehalten haben. Man findet außer 400,000 Slaven, die sich wieder in Kroaten u. Serben scheiden u. verschiedene Dialekte reden, Italiener 15,000), Deutsche, Albaneser, span. Juden (seit 1492). Im Inneren wohnen kroatische Morlachen (halb kroatisch, halb türkisch). Die Häuser sind schlecht gebaut, aber festungsartig, da man dort immer auf Angriffe u. Ueberfälle gefaßt ist. Oft bestehen die Häuser, in denen meist auch die Schweine wohnen, nur aus Holzgeflecht u. Kuhmist. Als Dach dienen Steinplatten od. Schilf; Abtheilungen im Hausraume werden durch Ruthen geflecht hergestellt. Die Wege kann nur ein guter Fußgänger passiren, u. über das Gebirge führen steile, halsbrechende Fußpfade, welche man trotzdem mit schweren Lasten überschreitet. Der Ackerbau wird noch sehr primitiv betrieben. Der Unterricht ist schlecht, ja er fehlt oft ganz, obschon das Land 1 Erzbischof, 5 Bischöfe, 50 Klöster ꝛc. erhalten muß. Die Dalmatier sind offen, gastfrei, ehrlich u. tapfer, aber auch träge, abergläubisch, am Alten hängend u. rachsüchtig. Industrie fehlt fast gänzlich. Die Mühlen sind uralter Konstruktion, Seidenbau ist erst seit 20 Jahren eingeführt. Für den Handel liefert das Land zu wenig, dagegen bringen Küstenschifffahrt u. Schiffbau guten Ertrag. Die Religion ist vorwiegend die römisch-katholische. Die griech. Kirche zählt über 8000, die jüd. Religion nicht viel über 300 Bekenner. Der Seehandel geht nach Triest od. Italien; der Landhandel wird mit Hülfe von Saumthieren betrieben. Die Einfuhr schätzt man auf nahe an 3 Mill. Fl., die Ausfuhr auf dreimal mehr, weil die türk. Hinterländer viel über D. verschicken. Der Werth des gesammten Umsatzes wird auf 15 Mill. Fl. berechnet. Treffliche Häfen sind die von Ragusa, Spalato u. Lissa, der Canale di Calamossa, die Bucht von Grovosa bei Ragusa u. die Bocca di Cattaro.

Verfassung u. Verwaltung. D. hat seinen eigenen Landtag, der auf Grund der Landesordnung vom 26. Febr. 1861 gewählt wird u. aus 43 Mitgliedern besteht. Im Abgeordnetenhause des Reichsraths ist das Land durch 5 Abgeordnete vertreten. Hauptstadt von D. ist Zara, welches Sitz der Statthalterei ist u. von wo aus die Verwaltung des Landes geleitet wird. Dieses zerfällt in die vier Kreise Zara, Spalato, Ragusa u. Cattaro, die wiederum in 27 Bezirke eingetheilt werden.

Die bemerkenswerthesten Städte sind: Zara (mit dem Stadtbezirk) 18,300 E., Spalato 11,000 E., Sign 26,400 E., Imoski 22,600 E., Ragusa (slaw. Dubrovnik) 5400 E., Cattaro 2000 E., Lissa (auf der gleichnamigen Insel im Adriatischen Meere), wichtiger Hafen, befestigter Stationsort der kaiserlichen Flotte, 3300 Einw. Im Ganzen hat D. 15 Städte, gegen 40 Flecken u. über 900 Dörfer. — Ein besonderes Wappen hat D. nicht. — Vgl. Petter, „D. in seinen verschiedenen Beziehungen dargestellt" (2 Thle., Gotha 1857); Noë: D. (1871).

Geschichte. Im Alterthume war D. fast unbekannt. Man zählte seine Bewohner zu den Illyriern, einem pelasgischen Stamme, welchem noch die Albanesen angehören u. deren Urvorfahren von den Hellenen zu den Barbaren gerechnet wurden. Nur ganz vorübergehend kam unter u. nach Alexander, dessen Generale hier Fuß zu fassen suchten, griech. Kultur nach D. Als die Römer Oberitalien erobert hatten, wurden ihnen die illyrischen Seeräuber lästig, gegen welche sie daher 156 v. Chr. eine Flotte aussandten. Auch Cäsar zog zweimal gegen sie aus u. zwang sie zu einem mäßigen Tribute; doch erst nach 40 Jahren unterwarf sie Taurus, worauf die Küste zur Provinz Illyricum gemacht, mit Städten u. Garnisonen versehen wurde u. in das röm. Kulturleben eintrat. Man pflegte Wein u. Ackerbau, unterstützte den Handel u. bezog von dort treffliche Soldaten, von denen einer, Diocletian, sogar die Kaiserwürde erhielt. — Nach des Honorius Tode kam D. an das Byzantinische Reich, von welchem es später an den Gothenkönig Theoderich abgetreten wurde, der von hier aus Italien eroberte. Narses u. Belisar entrissen die Provinz den Gothen wieder; dagegen setzten sich im J. 545 Slavenstämme im Gebirge fest, so daß nur die Küstenstädte byzantinisch blieben. Dann verheerten Avaren das Land; Kroaten nahmen den nördl., Serben den südl. Theil in Besitz, bis Karl d. Gr. es 812 mit dem Frankenreiche vereinigte, dem es jedoch später wieder verloren ging. Infolge von Kämpfen zwischen den sarazenischen Seeräubern u. den Kroaten wurden Letztere Herren des Landes, u. schon 1052 nannte sich ein Kroatenkönig „König von D". (Diesen letzteren Namen hatte das Land früher nach der Stadt Dalminium od. Dalmium an der Kerka erhalten.) Die Kroaten behaupteten sich siegreich gegen die Venetianer, die ihnen den Besitz D.'s streitig machten, erlagen aber den Magyaren. Diesen entriß es 1462 Venedig, das bis 1718 siegreich gegen die vordringenden Osmanen kämpfte. Venedig wußte diese Provinz zu schätzen, weil sie ihm tüchtige Seeleute, treffliches Schiffbauholz, Sand zur Glasbereitung, Oel u. Wein lieferte u. Handelswege nach der Donau eröffnete. Es siedelten sich daher in den Küstenstädten viel Italiener an, weshalb heute noch diese Städte italienische Bevölkerung u. Sprache haben; eine aristokratische Adelsregierung wurde eingeführt u. die Verwaltung in die Hände eines Statthalters gelegt, der unumschränkt schaltete. Dennoch hingen die Dalmatier mit großer Liebe an Venedig u. legten allgemeine Trauer an, als sie 1797 an Oesterreich abgetreten wurden. Von 1805—10 stand Illyrien unter der Herrschaft Napoleon's u. kam 1814 wieder an Oesterreich. Dieses suchte die herabgekommene Provinz durch fürsorgliche, die Eigenthümlichkeit des Landes schonende Verwaltung zu gewinnen. Die Dalmatier sind hierfür auch dankbar, wollen von einer Vereinigung mit Ungarn u. Kroatien nichts wissen u. halten fest zum Kaiserhause.

Dalmatien, Herzog von Soult, s. „Soult".

Dalmatika heißt nicht nur Amtskleid des Diakonus, welches vom Papst Sylvester I. (314—335) eingeführt wurde, sondern auch eines der Pontifikalgewänder des Bischofs, das er aber nur bei feierlichen Gelegenheiten trägt. Beide sind in Form u. Schnitt einander ähnlich; sie haben die Gestalt eines kurzen, bis unter die Kniee reichenden geschlossenen Oberkleides aus farbigem Seidenstoffe, mit Aermeln, die beim Diakonus Anfangs lang u. eng waren, seit dem 14. Jahrh. aber kürzer u. weiter wurden; an der Seite ist ein Einschnitt angebracht, der im späteren Mittelalter bis zum Untertheil der Aermel reicht. Beim Bischof ist die D. aus weißem, zuweilen aus röthlich blauem Seidenstoff mit einem violett rothen Bandstreifen. Eine ähnlich geformte D. von violettem Seidenstoff mit langen Aermeln gehörte auch zum Krönungsornate der deutschen Kaiser. Höchst interessant durch die darauf befindlichen Stickereien ist die sog. Kaiserd. in der Sakristei der Peterskirche zu Rom, ein Diakonengewand aus blauseidenem Stoffe, das frühestens im 11. Jahrh. entstanden ist, vorn mit einer Darstellung der Wiederkunft Christi, während auf dem Rücken die Verklärung u. auf den Schulterstücken das h. Abendmahl abgebildet ist. (Vgl. „Bischof".)

Dalrymple (spr. Dälrimp'l), Alexander, ausgezeichneter Reisender u. Geograph, geb. 1737, stammte aus einer angesehenen schottischen Familie, erhielt in sehr jugendlichem Alter eine Anstellung bei der Ostindischen Compagnie u. wurde von dieser 1759 an die Spitze einer nach dem Indischen Archipel abgesandten Expedition gestellt, die ihm Gelegenheit zu zahlreichen geographischen, nam. hydrographischen Beobachtungen bot. Nach seiner Rückkehr nach England regte er die großen Entdeckungsreisen an, die später Cook, auf Grund der von D. entworfenen Vorarbeiten, antrat. Er starb als königl. brit. Reichshydrograph 19. Juni 1808. Außer mehreren Gelegenheitsschriften u. einer Anzahl trefflicher Seekarten veröffentlichte er: „Discoveries made in the South pacific Ocean" (Edinb. 1767) u. „Historical collection of the several voyages and discoveries in the pacific Ocean" (2 Bde., Lond. 1770).

Dal segno (ital., spr. Dalsenjo), „vom Zeichen", abgek. D. S., in der Musik eine Hinweisung, beim Vortrage eines Musikstückes die mit D. S. bezeichnete Stelle zu wiederholen. Sind diesem Zeichen die Worte „sin al fine" hinzugefügt, so soll dies andeuten, daß die Wiederholung der bezeichneten Stelle des Tonstückes bis zum Schluß desselben ausgedehnt werden soll.

Dalsland, schwed. Landschaft, zwischen Norwegen u. dem Westufer des Wenersees, ein Tafelland mit tiefeingeschnittenen Flußthälern, reichen Waldungen, fruchtbaren Thälern u. einem verhältnißmäßig milden, für den Getreidebau geeigneten Klima. Eisenwerke, Sägemühlen, Holz- u. Getreidehandel ernähren die Bewohner. Hauptort: Amål am Wenersee.

Dalton (spr. Dahlt'n), John, berühmter Physiker u. Chemiker, wurde 5. Sept. 1766 zu Eaglesfield bei Cockermouth in Cumberland in England geboren. Im J. 1781 war er Hülfslehrer in der Schule seines Neffen Bewley in Kendal, dann (1785) mit seinem Bruder Jonathan Vorsteher derselben, darauf (1793) Lehrer der Mathematik u. Physik am New-College zu Manchester bis 1801, von wo an er Privatunterricht in der Mathematik u. Chemie ertheilte u. zeitweise Vorlesungen in London, Glasgow, Edinburgh, Leeds u. Birmingham hielt. Er war Mitglied u. später Vizepräsident der Literarischen u. Philosophischen Gesellschaft in Manchester, wo er 27. Juli 1844 starb. — Er schrieb: „Neues System des chemischen Theiles der Naturwissenschaften", welches Werk, von Wolff übersetzt, 1812 in Berlin erschien, sowie zahlreiche Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften. D. ist der Gründer der für die ganze Entwicklung der Chemie so bedeutungsvoll gewordenen atomistischen Lehre; er stellte die erste Aequivalententabelle auf u. führte viele Bestimmungen des spezifischen Gewichtes u. Prozentgehaltes der Aetzlaugen u. Salzlösungen aus.

Daltonismus od. Chromopsie nennt man diejenige Form von Farbenblindheit, infolge deren man verschiedene Farben verwechselt od. gewisse Nuancen nicht unterscheiden kann, so z. B. Grün u. Blau ꝛc. Sie wird nach dem berühmten engl. Physiker Dalton genannt, der trotz des Ableugnens seiner Landsleute diese Affektion besaß. Der Grund dieser pathologischen Erscheinung ist eben so wenig erklärlich, als die physiologische Farbenwahrnehmung sich erklären läßt. In Deutschland ist die Farbenblindheit wenig verbreitet, in England sehr stark.

Dalwigk, Freiherr Karl Friedrich Reinhardt von, hess. Ministerpräsident, geb. 19. Dez. 1802 zu Darmstadt, studirte die Rechte, zeichnete sich als Provinzialkommissar von Rheinhessen u. als Territorialkommissar der Bundesfestung Mainz in den Bewegungsjahren 1848 u. 1849 durch Thatkraft u. Umsicht aus, fungirte 1850 auf kurze Zeit als Vertreter des Großherzogthums Hessen beim Bundestag in Frankfurt a. M. u. wurde bald darauf mit dem Ministerium des Innern betraut, wozu sich im nächsten Jahre das des Auswärtigen u. der Vorsitz im Ministerium gesellte. D. war einer der entschiedensten Gegner der deutsch-nationalen Bewegung; er meinte nur im Anschluß an Oesterreich die Selbstherrlichkeit Hessens retten zu können. Im Innern regierte er reaktionär, beseitigte das demokratische Wahlgesetz u. andere Reformen aus den J. 1848 u. 1849 u. schloß in Sachen der katholischen Kirche in Hessen einen freiheitswidrigen Vertrag mit dem Bischof von Mainz. Während des Preuß.-Oesterreich. Krieges 1866 nahm D., trotz des entgegengesetzten Votums der Kammern, für Oesterreich Partei. Hessen-Darmstadt mußte dies beim Friedensschlusse mit 3 Mill. Fl. Kriegskosten u. mit der Abtretung mehrerer Kreise an Preußen bezahlen. Auch nach dem Inslebentreten des Norddeutschen Bundes, in den das Großherzogthum nur mit seinem rechtsmainischen Gebiet eintrat, hielt D., der im Amte blieb, an seiner partikularistischen Politik fest, u. selbst beim Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges vermochte er sich nicht zu einem rückhaltslosen u. unzweideutigen Anschluß an die nationale Sache aufzuschwingen. Wol unterzeichnete er im November 1870 zu Versailles den Entwurf einer neuen deutschen Reichsverfassung; im Uebrigen aber änderte er nichts in seiner bisherigen Regierungsweise. Nicht ungern sah man ihn daher gehen, als er 6. April 1871 seine Entlassung erhielt.

Daman, s. „Klippdachs“.

Damas (spr. Damah), François Etienne, franz. General, geb. zu Paris 22. Juni 1764, kämpfte seit 1792 mit Auszeichnung in der republikanischen Rheinarmee u. nahm an der Expedition nach Aegypten Theil, wo er nach Bonaparte's Abgang Divisionsgeneral u. Generalstabschef wurde. Infolge von Verleumdungen fiel er jedoch später bei Napoleon in Ungnade u. wurde sogar im J. 1804 gleich Moreau verhaftet. Nur auf Murat's Verwendung erhielt er seine Freiheit wieder; dieser ernannte ihn auch später als Großherzog von Berg zum Militärkommandanten seines Landes u. zum Staatsrath. Im russ. Feldzuge führte D. die bergischen Truppen; dann kommandirte er als franz. Divisionsgeneral in Mainz, das er 1814 den Verbündeten übergeben mußte. Unter Ludwig XVIII. organisirte er die Garde von Paris u. ward nach den Hundert Tagen, trotz seines Uebertritts zu Napoleon, zum Generalinspektor der Gensdarmerie ernannt, als welcher er 23. Dez. 1828 zu Paris starb.

Nr. 2162. Damaskus.

Damascius, ein Syrer aus Damaskus u. Lehrer der neuplatonischen Philosophie in Athen. Als der Kaiser Justinian 529 n. Chr. die Philosophenschule schließen ließ, wanderte D. zu dem persischen König Chosroes aus, kehrte aber später in das Oströmische Reich zurück. Er schrieb „Zweifel u. Lösungen über die ersten Gründe“.

Damaskus (türk. Dimeschk, arab. e'Scham), Hauptstadt des gleichnamigen türkischen Paschaliks wie der gesammten Provinz Syrien (Soristan) u. Residenz des Seraskiers (Oberbefehlshabers der syrischen Armee), eine der ältesten Städte der Erde u. noch jetzt an Größe u. Bedeutung die fünfte Stadt des Türkischen Reiches; sie liegt am östl. Fuße des Antilibanon, 686 m. über dem Meeresspiegel, in einem herrlichen, üppig fruchtbaren Thalkessel, der durch die zahlreichen Arme des Barrada (Chrysorrhoas) bewässert wird; es gilt den Arabern für das schönste der vier irdischen Paradiese u. wird von ihnen „das Entzücken Muhamed's“, „die Paradiesesduftende“, „das Auge des Ostens“ u. s. w. genannt. Der Eindruck, den die Stadt mit ihrer einem weiten Gartenlande gleichenden, auf allen Seiten von dürren Wüsten umfaßten Umgebung auf den von den öden Päßen des Antilibanon herabsteigenden Reisenden macht, ist ein überwältigender. Eine höchst malerische, bethürmte, verfallende Mauer umgiebt die innere Stadt, deren Gassen

nach orientalischer Sitte krumm, eng u. staubig sind u. zwischen fensterlosen Lehmmauern hinführen; nur eine gerade u. breite Straße, die via recta der Römer (es Sultani der Araber) durchschneidet die Stadt. Das Innere der Häuser u. Höfe ist dagegen oft reich u. überrascht durch Marmor- u. Mosaikboden, Marmorbassins mit Fontänen, Säulenhallen u. Balkone, die mit reichem Baum- u. Blumenflor geschmückt sind; ferner durch schön getäfelte Wände u. mit bunten Arabesken verzierte Decken, durch schwellende Divans u. kostbare Teppiche. An dem Ostende der es Sultani, welche ehemals mit Säulengängen eingefaßt war, steht das mächtige, der Römerzeit entstammende Bab esch-Scharki (Ostthor); ein anderer röm. Bau, das Bab-es-Saghir, findet sich in der schönen Vorstadt Meidan. Im Nordtheile der Stadt liegt der prächtige Khan Assad-Pascha, die Börse von D., in welchem die herbeigereisten fremden Kaufleute ihre Waaren verhandeln; an ihn schließen sich, nach allen Seiten hin verzweigt, zahlreiche, je von einem Gewerbe besetzte, reich ausgestattete Bazars an. Inmitten derselben erhebt sich der mächtige Bau der „Großen Moschee“, welche die Stelle eines verfallenen noch weit größer gewesenen röm. Tempels einnimmt, dessen Säulenreste man noch vielfach in die Mauern der Bazars eingebaut sieht; das höchste Minaret erhebt sich 81 m. hoch. An der Nordwestecke der Stadt liegt das mit starken, bethürmten Mauern versehene Schloß, das jedoch als Befestigung ohne Bedeutung ist; in seiner Nähe steht die Riesenplatane von D., welche über 21 m. im Umfange hat. Neben mehr als 200 Moscheen finden sich 8 Synagogen, eine griechische, eine maronitische, eine syrische u. eine armenische Kirche u. drei römisch-katholische Klöster. Von den Einwohnern, an Zahl etwa 150,000, sind über 100,000 Muhamedaner; der Rest gehört den verschiedenen christlichen Konfessionen, den Juden (6000) u. den Drusen (4—5000) an. Die Industrie erzeugt hauptsächlich Seidenstoffe, Mäntel aus Baumwolle od. Kameelhaar, ausgezeichnete golddurchwirkte Stoffe, Juwelier- u. Silberarbeiten, Teppiche, Lederwaaren, Rosenöl, Bäcker- u. Konditorwaaren. Vor der Zerstörung der Stadt durch Timur (1401) waren auch die Säbelklingen von D. weltberühmt. Der Handel ist noch jetzt bedeutend u. wird mit Europa über den Hafen Beirut, mit Bagdad mittels Karawanen geführt; dreimal monatlich trifft auch eine Karawane aus Aleppo ein u. alljährlich sammelt sich in D. im September die große Karawane von Mekkapilgern, welche dann ihren feierlichen Auszug durch das Bawabet-Allah (das Gottesthor) nimmt. Das alte D., das schon zu Abraham's Zeiten stand, wurde längere Zeit von selbständigen Fürsten regiert, welche in andauernden, wechselvollen Kämpfen mit den Israeliten lagen.

Von David unterworfen, machte sich die Stadt unter Salomo wieder unabhängig, u. ihre Könige wurden durch ihre steigende Macht den Reichen Israel u. Juda gefährlich. Endlich fiel D. in die Hände der Assyrer unter Tiglat-Pilesar (740) u. kam dann an die Perser. Nach der Schlacht bei Issos sammt den Schätzen des Dareios an Alexander von Makedonien verrathen, verlor D. unter den Seleuciden seine Bedeutung als Hauptstadt Syriens u. ward bald von der genannten Dynastie, bald von den ägyptischen Ptolemäern beherrscht. Nachdem es dann wieder kurze Zeit die Hauptstadt eines phönizisch-cölesyrischen Reiches gewesen war, wurde es erst dem Tigranes von Großarmenien, später — seit 64 v. Chr. — den Römern unterthänig. Als der Apostel Paulus seine bekannte Reise nach D. machte, stand dasselbe unter der kurzen Herrschaft des arabischen Königs Aretas III. Später war es Bischofssitz u. gehörte zum oström. Reiche. Im J. 635 wurde es vom arabischen Khalifen Omar erobert, der abwechselnd hier u. in Mekka residirte. Auch die Ommajaden sowie die ersten Abassiden hielten hier Hof, bis Almansor (753) seine Residenz nach Bagdad verlegte. Von den seitdem in D. wohnenden Statthaltern begründeten mehrere eigene Sultanate, u. so ging die Stadt dem Khalifate verloren. Durch die Parteikämpfe der muhamedanischen Sekten wurde D. ganz bes. schwer heimgesucht. Nachdem es während der Kreuzzüge eine Belagerung von Seiten der Christen (1148) glücklich überdauert hatte, gelangte es 1154 in die Gewalt Nureddin's von Aleppo u. nach dessen Tode in die Saladin's von Aegypten. Ein trauriges Geschick ereilte D., als Timur 1401 in seiner Nähe die Aegypter schlug u. die Stadt zwang, sich ihm zu ergeben. Er legte den Einwohnern eine Kontribution von 1 Million Dukaten auf, ließ die Gelehrten, Künstler u. Handwerker (unter diesen die durch die Damaszenerklingen berühmten Stahlarbeiter) nach Samarkand abführen u. gab dennoch schließlich die Stadt seiner Soldateska preis, die Alles mit Feuer u. Schwert verheerte. Später wieder aufgebaut, fiel D. in die Hände der ägyptischen Mamluken, denen es 1516 der türkische Sultan Selim I. entriß. Im J. 1832 eroberte Ibrahim Pascha D. für seinen Vater, Mehemet Ali, Vizekönig von Aegypten, u. erst 1840 erhielt es die Türkei durch Vermittelung der europäischen Großmächte mit dem übrigen Syrien zurück. Im J. 1840 fand in D. eine heftige Judenverfolgung, 1860 eine furchtbare Niedermetzelung der Christen durch die fanatisirten Muhamedaner statt.

Damast heißt eine eigenthümliche Gattung figurirter Köpergewebe, deren Vorbilder im Mittelalter der Orient lieferte. Während dieselben früher nur in Seide ausgeführt wurden, machte man im Abendlande zuerst leinene u. in neuerer Zeit auch wollene, baumwollene, halbwollene u. sonst gemischte, auch mehrfarbige, während im Allgemeinen die Einfarbigkeit vorherrschend geblieben ist. Die Musterung eines einfarbigen Stoffes kann aber nur durch verschiedene u. abwechselnde Verschlingung (Bindung) der Fäden erzielt werden, infolge deren dieselben Figuren auf einer Seite taffetartig glänzend auf mattem Grunde, auf der anderen matt auf glänzendem Grunde erscheinen. Die D. werden jetzt größtentheils auf dem Jacquardstuhl gewoben, durch welchen die Fabrikation sehr erleichtert u. verallgemeinert worden ist. Die Weberei leinener D. hat von Alters her einen Hauptsitz in der sächsischen Oberlausitz (Großschönau &c.). Die mannichfache Verwendung der Damastgewebe zu Tafelzeug, Vorhängen, Möbel- u. Kleiderstoffen &c. ist bekannt.

Damaszirung nennt man verschiedene, ursprünglich orientalische Arten der Verzierung von Stahl u. Eisen, bes. in Anwendung auf Waffenstücke. Die erste Art, die noch jetzt im Morgenlande, nam. in Persien, viel geübt wird, besteht darin, daß die fertigen Klingen u. s. w. durch Graviren resp. Aetzen mit vertieften Linienornamenten bedeckt werden, die man nachgehends mit Gold- od. Silberdraht ausschlägt, zum Theil auch leer läßt. Diese sich in den Grenzen der Gravirkunst haltende Ornamentirung an Luxuswaffen wird im Abendlande ganz eben so gut wie im Orient ausgeführt. — Wesentlich anderer Natur ist aber diejenige D., welche den altberühmten Damaszenerklingen eigen ist, die in Damaskus längst nicht mehr, doch anscheinend bisher in Asien noch gefertigt werden. Hier liegt die Zeichnung in der Metallmasse selbst u. besteht aus einer zarten, verschwommenen Marmorirung od. Wässerung von dunklerem Ton als der Grund. Da die Herstellungsweise dieser Klingen im Abendlande stets unbekannt blieb, so hat sich hier gleichsam als Surrogat ein Verfahren gebildet, wodurch ebenfalls Damast, aber von anderem Charakter als der echte, erhalten wird. Man verbindet durch Schweißen Bänder abwechselnd von Stahl u. Eisen zu Stangen, dreht diese schraubenförmig, zerhackt sie u. verschweißt sie wieder u. s. w. Die aus solcher Masse hergestellten Stücke zeigen, nachdem sie geschliffen u. mit einer Säure angeätzt sind, eine Verschlingung von helleren u. dunkleren Linien. Die Methode findet bes. auf Gewehrläufen Anwendung, die dadurch, zugleich in ihrer Masse verbessert, viel zäher werden. Nach neueren Aufklärungen ist das Metall der alten Damaszenerklingen ein Gußstahl, in welchem während der Abkühlung Partien mit größerem Kohlenstoffgehalt zu besonderen Krystallgruppen zusammengetreten sind, welche eben das Moiré bilden. Ein Russe Anossow hat ein einfaches Verfahren der Herstellung ermittelt u. darauf zu Slatust am Ural eine Klingenfabrik gegründet. Gutes Eisen wird mit Zuschlag von Graphit in kleinen Tiegeln niedergeschmolzen u. unter der Schlacke erkalten gelassen. Die so erhaltenen Kuchen zeigen bereits das Moiré. Die am besten gediehenen geben Damaszenerklingen erster Qualität, die auch den sonst nie erreichten goldigen Schein der Originale haben.

Damböck-Straßmann, Marie, begabte Schauspielerin, geb. 16. Dez. 1827 zu Fürstenfeld (an der Grenze von Steiermark u. Ungarn), zeigte frühzeitig außergewöhnliche mimische Talente, ohne jedoch Gelegenheit zu finden, sich unter kundiger Leitung heranzubilden. Ihre ersten theatralischen Versuche machte sie in Innsbruck u. an einigen anderen österr. Provinzialbühnen. Von Brünn aus, wo sie längere Zeit als tragische Liebhaberin thätig war, folgte sie 1845 einem Rufe an das Hoftheater zu Hannover, welches die eigentliche Wiege ihres Ruhmes wurde. Dieser breitete sich durch ihre Kunstreisen bald über

ganz Deutschland aus, u. 1849 erhielt sie gleichzeitig ehrenvolle Anträge von Berlin, Wien, Stuttgart u. München; sie entschied sich für das letztere. Im J. 1868 übersiedelte sie mit ihrem Gatten, dem gleichfalls an der Münchener Hofbühne angestellten Heldenspieler Straßmann, an das Leipziger Stadttheater, das sie jedoch nach dem Weggange Laube's (im Sommer 1870) wieder verließ, um eine Anstellung am Wiener Burgtheater anzunehmen. Im J. 1872 erhielt sie einen Ruf an das königliche Schauspielhaus in Berlin. Schon in Hannover war die Künstlerin, in richtiger Würdigung ihres Talents, vom Fache der Liebhaberinnen zu dem der Heldinnen u. weiblichen Charakterrollen übergegangen. Angeregt durch Tieck, Sophie Schröder u. A., streifte sie die naturalistische Darstellungsweise, die ihren älteren Leistungen Eintrag gethan, mehr u. mehr ab u. drang mit immer größerer Schärfe in den Geist ihrer Rollen ein. Am besten gelang ihr die Vorführung dämonischer, hochtragischer Gestalten (Antigone, Medea, Iphigenia, Judith, Jungfrau von Orleans, Deborah ꝛc.), die sie, mit Hülfe eines seltenen Vereins äußerer Mittel, kraftvoll u. plastisch hinzustellen wußte. Später wandte sie sich dem Fache der Heldenmütter zu; auch auf diesem Gebiete strebte sie den besten Künstlerinnen, einer Crelinger, Rettich u. A., glücklich nach. Weniger Erfolg hat sie im Lustspiel erreicht, wenngleich sie auch hierin achtungswerthe Leistungen aufzuweisen hat.

Dame (franz., dame, entstanden aus dem lat. domina, d. i. Herrin), ein im Mittelalter in Frankreich aufgekommener Ehrentitel, durch den die Edelfrauen im Gegensatze zu den bürgerlichen ausgezeichnet wurden. Bald wurde D. überhaupt ein ohne Unterschied des Ranges gebrauchter Titel, dessen man sich Frauen gegenüber als Ausdruck bes. Ehrfurcht u. Huldigung bediente; in Minneliedern redete der Sänger die von ihm Gefeierte „meine D.", „D. meines Herzens" an. Auf Frauen niederen Standes wurde die Benennung jedoch nicht ausgedehnt (Frauen aus dem Bürgerstande, ledige u. verheirathete, hießen Demoiselles, jetzt nur für „Fräulein" gebraucht). — Die Bezeichnung „Damen der Halle" (Dames de la Halle), welche die Pariser Marktweiber noch heute führen, hat jetzt mehr einen humoristischen Beigeschmack; ursprünglich war es ein Ehrenname, der daher entstand, daß jene Weiber bei gewissen Feierlichkeiten beim König vorgelassen wurden, um denselben unter Ueberreichung von Geschenken zu beglückwünschen. Diese „D. der Halle" haben bekanntlich in allen Pariser Revolutionen eine sehr hervortretende Rolle gespielt. — In Deutschland fand das Wort D. in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Eingang u. zwar theils als Spottname für verrufene Frauenzimmer, theils als Ehrentitel für vornehme, angesehene, feingebildete Frauen. In der geselligen Sprache, beim Tanz, in Tischreden ꝛc. wird der Unterschied der beiden Geschlechter meist noch durch die Worte „Damen u. Herren" bezeichnet, wiewol das deutsche Wort „Frauen" das franz. „Damen" immer mehr verdrängt. D. ist auch ein Kunstausdruck im Schachspiel, ferner im Kartenspiel (s. d.).

Damen des heil. Herzens Jesu, D. unserer lieben Frau, D. von der christl. Liebe u. den armen Kranken, s. „Orden, geistliche".

Damenspiel, ein nam. in Europa weitverbreitetes Bretspiel, welches von zwei Personen u. in Deutschland gewöhnlich auf einem quadratförmigen Brete von 64 abwechselnd hell u. dunkel gefärbten Feldern mit je zwölf (durch helle u. dunkle Farbe beiderseits unterschiedenen) Steinen gespielt wird.

Die schwarze Partei.

a b c d e f g h

Die weiße Partei.

Nr. 2163. Aufstellung der Damensteine bei Anfang des Spieles.

Von der durch nachfolgendes Diagramm (Fig. 2163) veranschaulichten Aufstellung ausgehend, thun beide Parteien, nachdem über den Anzug Verständigung od. das Loos entschieden hat, abwechselnd je einen Zug, d. h. sie rücken entweder irgend einen ihrer Steine auf ein leeres gleichfarbiges Feld in schräger Richtung vor, od. überspringen einen feindlichen vor dem eigenen Stück befindlichen Stein, hinter welchem in gleicher Richtung ein leeres Feld sich befindet. Im letzteren Falle schlägt die betreffende Partei den übersprungenen feindlichen Stein, indem sie diesen zugleich vom Brete entfernt. Trifft hierbei der eigene Stein auf einen zweiten, gleichfalls zu überspringenden feindlichen Stein, so ist auch dieser in demselben Zuge u. so fort, so lange es geht, zu schlagen. Durch wohlberechnetes Anbieten schlagbarer Steine, die eine Partei behufs Verbesserung ihrer Stellung opfert, kann die Einförmigkeit der Kombinationen dieses Bretspieles sehr an Interesse gewinnen. Daher ist auch jede Partei zum Schlagen, das sich ihr bietet od. offerirt wird, verpflichtet, jedoch wenn zu gleicher Zeit mehrere Schlagfälle offen stehen, zur Auswahl darunter berechtigt. Anderseits braucht die anbietende Partei nicht auf dem Schlagen seitens der Gegenpartei zu bestehen, sondern kann einfach den schlagfähigen feindlichen Stein, welcher das Schlagen versäumte, durch sogenanntes „Blasen" vom Bret entfernen u. dabei zu gleicher Zeit ihrerseits einen beliebigen Zug thun. Der Schlagzwang im D. ersetzt die im Schachspiel, wo nicht geschlagen zu werden braucht, obherrschende Nöthigung, den eigenen König unter allen Umständen einem feindlichen Angriffe zu entziehen. Nach wiederholtem Ziehen u. Schlagen pflegt die Partie ihrem Ende sich zu nähern, u. als Sieger gilt schließlich Derjenige, welcher entweder seinem Gegner sämmtliche Steine geschlagen od. die noch übrigen feindlichen Stücke so festgestellt hat, daß dem am Zuge befindlichen Gegner eine regelrechte Bewegung dieser Steine nicht mehr freisteht. Eine größere Ausdehnung nimmt das Spiel an, wenn es einer der beiden Parteien gelingt, einen od. mehrere Steine bis auf die letzte Felderreihe vorzurücken, wo sie in demselben Augenblicke den Rang einer durch zwei auf einander gelegte Steine bezeichneten Dame erhalten, welche über beliebig viele Felder in derselben ununterbrochenen schrägen Linie sich bewegen darf. Haben beide Parteien sich Damen errungen, so wird der Sieg für die Spieler schwieriger, u. es kann, wie auch in anderen Fällen, dann leicht die Partie unentschieden bleiben, d. h. auf ein sog. Remis hinauslaufen.

Häufig kommt es jedoch, nam. zwischen Spielern von ungleicher Stärke, vor, daß die eine Partei schon sehr bald durch geschicktes Ziehen od. Schlagen einen Stein in die Dame bringt; letztere wird nun oft, vermöge ihrer größeren Zugfreiheit, unter den einzelnen Steinen des Gegners schnell aufräumen u. dadurch den Sieg für ihre Partei herbeiführen, ehe es dem Gegner gelungen, seinerseits einen Stein in die Dame zu führen. Als ein Beispiel möge folgende kurze Partie dienen, bei welcher wir die einzelnen Züge je durch Angabe des Feldes, von welchem u. auf welches ein Stein zieht, bezeichnen u. das Schlagen durch ein angefügtes Kolon hinter dem betreffenden Zuge andeuten:

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	g3—h4	d6—e5	8.	h2—f4:	g7—h6
2.	a3—b4	b6—a5	9.	b2—a3	f8—g7
3.	e3—d4	c7—d6	10.	h4—g5	f6—h4:
4.	d4—c5	d8—c7	11.	c5—b6	a7—c5:
5.	f2—g3	h6—g5	12.	f4—e5	d6—f4:
6.	g3—f4	g5—e3:	13.	b4—d6	f8:D
7.	d2—f4:	e5—g3:		(d. h. wird Dame) u. Weiß gew.	

Die weiße Partei, welche mit ihrem letzten Zuge einen Stein zur Dame gebracht hat, kann nun mit Hülfe der letzteren die feindlichen Steine, wenn sie weiter vorrücken, nach einander schlagen. Von den anderen Arten, die Partie zu entscheiden, zeigen uns folgende Stellungen Beispiele:

a b c d e f g h

Nr. 2164. Endspiel einer Damenspielpartie. Weiß am Zuge gewinnt durch Sperrung der feindlichen Steine.

a b c d e f g h

Nr. 2165. Endspiel einer Damenspielpartie. Weiß am Zuge gewinnt durch Schlagen aller schwarzen Steine.

In der Stellung auf dem Diagramm zur Linken gewinnt Weiß nach den Zügen: 1. c1—b2, Dh8—a1: 2. b4—c5, b6—d4: 3. d2—c3, d4—b2: 4. Dh6—c1 die Partie, also mittels Aufopferung dreier Steine, indem er hierdurch beide feindliche Figuren so sperrt, daß ihr Spieler nicht mehr ziehen kann. In der anderen Stellung, auf dem Diagramm zur Rechten, vermag Weiß durch geschicktes Schlagenlassen schließlich den Gegner aller seiner Steine zu berauben; 1. Dd8—f6, e5—g7: 2. e3—d4, g7—f6. 3. d4—c5, Df8—b4: 4. a3—c5: f6—e5: 5. c5—b6, e5—f4. 6. b6—a7, f4—g3. 7. a7—b8D, g3—f2. 8. g1—e3: h2—g1D. 9. Db8—a7, Dg1—d4. 10. Da7—e3: u. Weiß gewinnt. — In der praktischen Uebung des Damenspieles hat man übrigens an verschiedenen Orten mannichfache Abweichungen von den gewöhnlichen Spielregeln, nam. in Betreff des Vor- u. Rückwärtsschlagens,

sowie hinsichtlich der mehr od. weniger ausgedehnten Gang- u. Schlagweise der Damen, angenommen. Es ist daher, wenn zwei mit einander nicht bekannte Spieler zusammentreffen, für Beide empfehlenswerth, sich vorher über die zu beachtenden Grundregeln ausdrücklich zu verständigen. Eine der in Deutschland gebräuchlichsten Spielweisen (welche dem Selbstmatspiel im Schach entspricht) ist die sog. Schlagdame, bei welcher in umgekehrter Weise derjenige gewinnt, welcher sich zuerst sämmtliche Steine hat schlagen (bez. feststellen) lassen; man sehe folgendes Beispiel:

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	c3—d4	f6—e5	13.	e1—d2	d8—c7
2.	d4—f6:	g7—e5:	14.	e1—f2	f8—g7
3.	g3—f4	e5—g3:	15.	a3—b4	d6—c5
4.	f2—h4:	h8—g7	16.	b4—d6—b8:D	f6—e5
5.	h4—g5	h6—f4:	17.	Db8—f4:	g7—h6
6.	e3—g5:	e7—f6	18.	g3—h4	h6—g5
7.	g5—e7—c5:	b6—d4:	19.	h4—f6:	b6—a5
8.	d2—e3	d4—f2:	20.	c3—b4	a5—c3—a1:D
9.	g1—e3:	g7—f6	21.	f6—g7	Da1—h8:
10.	b2—c3	a7—b6	22.	c3—d4	Dh8—c3—e1
11.	h2—g3	c7—d6			g3—e5:
12.	a1—b2	b8—a7	23.	Weiß hat gewonnen.	

Unter den weitergehenden Abarten des hier vorgeführten einfachen D.es ist namentlich die in Frankreich herrschende Spielweise auf einem hundertfeldrigen Brete mit 20 Steinen für jede Partei hervorzuheben, welche nicht selten als die polnische Dame bezeichnet wird. Diese Art des D.es, bei welcher gewöhnlich die Steine auf die weißen Felder gestellt werden, giebt wegen der größeren Hülfsmittel an Bret u. Steinen zu weit interessanteren Kombinationen Anlaß, u. sollte auch bei uns in Deutschland, wo sie bis jetzt nur selten gepflegt wird, allgemeinere Verbreitung finden; sie würde das Interesse an diesem Spiele gewiß beträchtlich erhöhen u. verbreiten. Als ein Beispiel, zu welchen sinnreichen Wendungen diese Spielweise Anlaß geben kann, diene die Stellung auf Diagramm Nr. 2166. Hier läßt sich Weiß durch 1. h8—g9, f10—h8: 2. g5—f6, Db2—g7: 3. d2—e3, f2—d4: 4. f4—e5, d4—f6: nach einander vier Steine schlagen, um die feindliche Dame innerhalb ihrer eigenen zwei Steine so zu fesseln, daß sie sich nicht entlang der großen Diagonale (a1—k10) bewegen kann u. dann auf die Diagonale (d10—k4) in ihrer Bewegung beschränkt bleibt. Weiß geht nun mit 5. c9—d10 in die Dame u. erobert in dem nächsten Zuge die feindliche Dame, u. darauf auch die beiden noch übrigen Steine des Gegners. Eine ausführliche, wenn auch sehr weitläufig gehaltene Darstellung der verschiedenen bei diesem Spiele üblichen Spielweisen u. Regeln findet man in L. v. Alvensleben's „Encyklopädie der Spiele". Das älteste bekannte Buch über das D., von Peter Mallet verfaßt, stammt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts

Nr. 2166. Endspiel einer Partie nach der franz.-poln. Spielweise. Weiß am Zuge gewinnt.

Damerow, Heinrich, einer der namhaftesten deutschen Irrenärzte, wurde 28. Dez. 1798 zu Stettin geb., besuchte hier das Gymnasium u. widmete sich, nachdem er vorher 2 Jahre (1815—17) bei den Jägern des Kolberg'schen Regiments gedient, dem Studium der Medizin (1817—21). Im J. 1827 habilitirte er sich in Greifswald u. wurde 1830 daselbst zum außerordentl. Professor ernannt. Zwei Jahre später wurde er ins Kuratorium für Krankenhausangelegenheiten nach Berlin berufen. In dieser Stellung nahm er an der Behandlung der Gemüthskranken in der Charité Theil, siedelte jedoch 1836 nach Halle über, um die Direktion der provisorischen Irrenheilanstalt daselbst zu übernehmen. Nachdem er hierauf einige Zeit als berathendes Mitglied im Ministerium für medizinale Angelegenheiten thätig gewesen, kehrte er 1842 nach Halle zurück, um die neue Provinzialirrenanstalt einzurichten u. deren Leitung in die Hand zu nehmen. Die Anstalt, die 1844 theilweise eröffnet, 1857 vollendet wurde, gehört zu den vorzüglichsten Deutschlands. Von D.'s Werken nennen wir: „Ueber Verbindung der Irrenheil- u. Pflegeanstalten" (Berl. 1840) u. „Sefeloge, eine Wahnsinnsstudie" (Berl. 1853). Treffliche Arbeiten legte er in der 1844 von ihm begründeten „Zeitschrift für Psychiatrie" nieder, an der er bis 1857 als Hauptredakteur mitarbeitete. Er starb im Sept. 1866 zu Halle.

Damhirsch (Cervus Dama), „Platyceros" der Alten, ein ursprünglich aus den Küstenländern des Mittelmeeres stammender, jetzt in vielen Gegenden Deutschlands sowie in Frankreich u. England heimischer, u. sogar in Schweden u. Norwegen eingeführter Hirsch, unterscheidet sich vom Edelhirsch nam. durch das am Grunde runde, am Ende schaufelförmige, vielsprossige Geweih, das er im März abwirft u. im Aug. fegt, durch die unbehaarte Nasenspitze u. die das halbe Ohr übertreffende Schwanzlänge. Er ist im Sommer rothbraun gefärbt, mit weißen Flecken auf dem Rücken, im Winter einfarbig graubraun u. kommt auch in ganz dunkler Färbung vor. Die Jagd auf den D. ist dieselbe, wie die auf den Rothhirsch (s. d.).

Damiani, Peter, katholischer Bischof u. Bußprediger, wurde 1007 zu Ravenna in Italien geb. Nach einer traurigen Jugend, die er als Schweinehirt bei einem älteren Bruder zubrachte, erhielt er von einem anderen älteren Bruder, der dem geistlichen Stande angehörte, die Mittel zum Studium der freien Künste. Diesem Bruder zu Ehren nannte er sich nach dem Namen desselben Petrus D. Als er bereits als Lehrer in Ravenna Ansehen u. Wohlstand erlangt hatte, verzichtete er plötzlich auf alles Dieses u. zog sich in eine Büßergemeinde zu Fonte Avellana zurück. Sein Streben war nur noch darauf gerichtet, es den großen Einsiedlern u. Heiligen der früheren Jahrhunderte gleichzuthun. Durch allerlei Selbstpeinigungen, bes. durch Geißeln mit Ruthen od. Lederriemen nach dem Takte des Psalmengesangs, gelangte er bald zu hohem Ansehen u. in den Geruch eines Heiligen u. Wunderthäters. Er forderte sogar Gregor VII. energisch zur Reinigung der Kirche von unwürdigen Priestern auf u. übte auf den von Heinrich III. eingesetzten Papst Clemens II. großen Einfluß. Besonderes Aufsehen erregte sein stark übertreibendes „Liber gomorrhianus", ein Buch, in dem er die Fleischessünden des katholischen Klerus in den schwärzesten Farben malte. Die Partei des nachmaligen Papstes Gregor VII., die schon damals die Alleinherrschaft anstrebte, wußte sich den gefürchteten Mönch dienstbar zu machen. Papst Stephan II. erhob ihn 1058 zum Kardinalbischof von Ostia, Nikolaus II. zum päpstlichen Legaten in Mailand. Kühn vertrat er hier den Gedanken der alleinigen Papstherrschaft, schied aber trotzdem bald darauf im Drange nach der Fortsetzung seiner Bußübungen aus seinen hohen Kirchenämtern wieder aus. Dies hinderte ihn jedoch nicht, auch später in Frankreich u. Deutschland (gegen den jungen Kaiser Heinrich IV.) unermüdlich für die Interessen der strengrömischen Partei thätig zu sein u. seit 1061 den Papst derselben, Alexander II., gegen den kaiserlichen Gegenpapst Honorius II. aufrecht zu erhalten. Doch erlebte er nicht mehr die Stuhlbesteigung Gregor's VII. u. mit ihr die Verwirklichung seiner Lieblingspläne, nämlich des Verbotes der Priesterehe u. des geistlichen Stellenkaufes. Er starb zu Faenza 23. Febr. 1072. Seine zahlreichen Schriften gab der Mönch Cajetanus seit 1606 in 4 Bden. zu Rom heraus.

Damianus, ein berühmter u. reicher Sophist u. Anwalt zu Ephesus zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr.

Damiens (spr. Damiäng), Robert François, bekannt durch seinen Mordversuch gegen Ludwig XV., war 1714 im Dorfe Tieulov bei Arras geb. u. zog sich durch seinen bösartigen Charakter schon früh den Namen Robert le Diable zu. Er desertirte als Soldat, vergiftete als Bedienter einen seiner Herren u. flüchtete deshalb 1756 nach Belgien. Später kehrte D. nach Paris zurück, wo er sich unter falschem Namen herumtrieb u., als er von der schlechten Staatsverwaltung u. den Maßregeln des Hofs gegen das Parlament hörte, den Entschluß faßte, Ludwig XV. zu ermorden. Er erwartete zu diesem Zwecke 5. Jan. 1757 den König vor dem Palaste in Versailles, wo er ihm dann ein kleines Messer in die Seite stieß. Ohne Widerstand ließ er sich hierauf festnehmen, gab auch trotz aller Martern, durch die man ihn dazu zwingen wollte, keine etwaigen Mitschuldigen an u. ward 28. März 1757 auf dem Grèveplatz von vier Pferden in Stücke gerissen. Sein Geburtshaus ward den Flammen übergeben, seine Familie aus Frankreich verbannt.

Damiette, arab. Damjât (im Alterthum Thamiatis), ägyptische Stadt mit 26,000 E., 2 Stunden vor der Mündung des durch 2 Kastelle vertheidigten phatnitischen (Damiette-)Nilarmes an diesem gelegen, hatte früher bedeutenden Handel, der jedoch durch das erneute Aufblühen Alexandriens sehr verloren hat u. nur noch für den Export von an der Luft getrockneten Fischrogens (Butarde) u. des bei D. in größter Menge gewonnenen vortrefflichen Reises von Wichtigkeit ist. Das alte Thamiatis galt zur Zeit der Kreuzzüge für den Schlüssel Aegyptens, wurde deshalb mehrmals belagert u. von Ludwig IX., dem Heiligen, erobert u. geschleift. Die Franzosen stürmten das südlich von den Trümmern von Thamiatis angelegte D. 1798 u. besiegten hier 1. Nov. 1799 unter Kleber die Türken. Von den Briten unter Sidney Smith den Franzosen wieder entrissen, wurde D. den Türken zurückgegeben, von denen es 1833 an Mehemet Ali kam.

Damloper, ein in Nordholland zu Strom- u. Kanalfahrten gebräuchliches Fahrzeug, ein Schwertboot mit flachem Boden u. Verdeck.

Nr. 2167. Der Damhirsch (Cervus Dama).

Damm, eine von Erde, Stein od. Stein u. Erde gebildete Bank, od. ausgedehnte Terrainerhöhung zum Schutz vor Ueberschwemmungen od. zur Ueberführung von Wegen, Straßen, Eisenbahnen über Gewässer, Schluchten od. Thalgründe. Jeder D. besitzt eine je nach seinem Zweck mehr od. minder breite Krone u. zwei je nach dem Material des D.s mehr od. minder geneigte Böschungen. Die Breite der Krone beträgt bei Wasserd. je nach deren Höhe mindestens $1_{,5}$ bis $2_{,5}$ m., bei Straßend. je nach deren Frequenz 5 bis 20 m. u. bei Eisenbahnd. $7_{,5}$ m. für zwei u. 4 m. für ein Geleis. Die Dammböschungen sind entweder eben u. erhalten dann eine Neigung von 1 m. Höhe auf 2 bis $^{1}/_{3}$ m. Ausladung, je nachdem der D. aus urbarer Erde, Lehm, Sand, Thon, Kies, weichem od. festem Gestein besteht. Die Böschungen von über 3 m. hohen D. erhalten nicht selten in lothrechten Abständen von 3 m. Absätze (Bankette) von je $0_{,5}$ m. Breite zum Schutze gegen das Einreißen von Wasserfurchen u. zum Zwecke ihrer wirthschaftlichen Benutzung. Die Bildung des D.s erfolgt entweder durch Auftragen von 20 bis 25 cm. hohen wagrechten Erdschichten, welche durch Abrammen, Befahren od. selbst durch Bewässerung gedichtet werden, od. durch Abstürzen des Auftragbodens vom Dammkopfe herab, die sog. Kopfschüttung. Die flacheren Böschungen der Straßend. werden gewöhnlich durch Bepflanzung mit Rasen od. Klee, die steileren durch Strauchpflanzungen od. Steinbekleidung befestigt. Wo Wasserläufe durch Straßend. abzuführen sind, geschieht dies mittels Durchlässen, kleineren u. größeren Brücken, bei Wasserd. durch überwölbte, mit Schützen od. Klappen versehene Dammsiele od. mit einem zweiflügeligen Thor versehenen Dammschleusen. Wege, Straßen u. Eisenbahnen werden mittels Viadukten unter- od. überführt, durch welche die D. entweder ganz od. nur in ihrem unteren Theile durchbrochen werden.

Die Herstellung der Erdd., insbes. zu Eisenbahnen, bildet einen Hauptfaktor bei der Ausführung der letzteren u. erfolgt mit zunehmender Transportweite des Auftragbodens am zweckmäßigsten mit Schiebkarren, Handkarren, Pferdekarren, Arbeitsbahnen mit Handkippwagen u. Lokomotivbahnen u. wird bei größeren Ausführungen entweder auf dem Wege der großen Entreprise od. in kleineren Akkorden, selten im Taglohn ausgeführt.

Damm, od. Altdamm, Stadt u. Festung in der preuß. Provinz Pommern, östlich von Stettin gelegen, mit welchem D. in alten Zeiten in Handel u. Schiffahrt wetteiferte. Diese Bedeutung hat der Ort längst verloren (3500 E.; Wollenweberei, Fischerei). Durch die unter Friedrich II. angelegten Festungswerke bildet D. den am rechten Oderufer liegenden Brückenkopf von Stettin.

Dammara, Pflanzengattung der Koniferen mit stattlichen Bäumen, welche reichlich Harz erzeugen, darum auch Dammarfichten genannt werden, obgleich ihre Nadeln laubartigbreit sich entwickeln. Das Harz löst sich in Weingeist u. Terpentinöl, den bekannten Dammarlack auf, welcher zum Ueberziehen von Oelgemälden verwendet wird. (Näheres unter „Cawreegum“.)

Dammarlack, s. „Dammara“ u. „Lack“.

Dammerde (Ackerkrume, Erdboden, Gartenerde) bildet die oberste u. jüngste Schicht unserer Erdrinde u. ist, wenn nicht als fremder Gast angeschwemmt, dadurch entstanden, daß das unter ihr vorliegende Muttergestein im Laufe der Zeit verwitterte (sich chemisch zersetzte) od. mechanisch u. gewaltsam zertrümmert u. mit organischen Ueberresten vermengt wurde; es dient zunächst den Gewächsen der Erde zu Grund u. Boden. Die gedachten Ueberreste bestehen in zersetzten pflanzlichen u. thierischen Körpern, in Blättern, Stengeln, Wurzeln, Knochen, Dünger rc., die sich mit den mineralischen Unterlagen zu neuen Verbindungen vereinigen u. je nach dem Einflusse des Klimas, auch nach Art der Vegetation selbst, fortwährenden Veränderungen unterworfen sind. Obschon die D. zu den jüngsten alluvialen (s. „Alluvium“) Gebilden der Erdoberfläche gehört, so ist sie doch in manchen, der Kultur noch fern gebliebenen Strecken so alt, daß der Mensch, dessen Auge an das Maß irdischer Zeitlichkeit gebunden ist, sich vergeblich mühen würde, ihr Alter zu bestimmen; in manchen Gegenden dagegen entsteht sie noch heute, wie z. B. die fruchtbaren Steppenerden Südrußlands. In jedem wirklichen Erdboden, bei jedwedem Klima, liegt die Fähigkeit, für ein organisches Wachsthum die Basis abzugeben. Sache des denkenden Menschen ist es, die Hervorbringungen zu beobachten u. die gesammelten Erfahrungen auf seiner Scholle zu verwerthen. Für den Landwirth tritt dieses Studium seines Erdbodens an u. für sich in den Vordergrund. Er hat 1. die Menge der D. zu untersuchen. Ist sie an u. auf steileren Bergen dünnschichtig vertheilt, so mögen auf ihr Kryptogamen, (Moose u. dgl.) gedeihen, aber Forstwirthschaft, Ackerbau u. Viehzucht sind auf ihr unausführbar, denn je dünner die Schicht der Ackererde, desto früher werden die in derselben Fuß fassenden Wurzeln von der Gesteinsunterlage zurückgewiesen. Er unterscheidet dann 2. die Beschaffenheit der D. nach den hauptsächlichsten Bestandtheilen: Quarzsand, Kalk, Mergel, Thonerde, Gips rc., findet sandige, kalkige, mergelige u. andere Bodenarten. Weitere Betrachtung lehrt ihn, daß sich die D. je nach dem Muttergesteine auch an Farbe, Kern u. Schwere, an Lockerheit, Zähigkeit u. der Kraft, Wasser zu

halten, sehr verschieden gestaltet, daß sie sich im Kalkboden zumeist durch graue Farbe u. eckige Kollstücke, im Granitboden durch Quarzkörner u. Glimmerschüppchen zu erkennen giebt, daß Basaltboden dunkelfarbige u. fette Erden liefert, daß thoniger Boden beim Austrocknen schwindet u. berstet, Sandboden sich locker u. trocken verhält. Manche D. ist geeignet, durch Zusatz zu einer anderen diese zu verbessern; z. B. verbessert Lehm den Sandboden, vorzüglich aber eignen sich Kalk u. Gipsmergel, um vielen anderen Bodenarten zugesetzt zu werden, u. man hat, um den Bezug der letzteren den Landwirthen in der engeren Heimat zu erleichtern, besondere „Uebersichtskarten des Mergelvorkommens" (z. B. im Herzogthum Sachsen Gotha zusammengestellt. Der wesentliche Bestandtheil der D. ist ihr Gehalt an verwesenden organischen Stoffen. Erst durch diese werden die aus der Verwitterung des Muttergesteins übrig gebliebenen Residua fruchtbar. Hat sich die D. erzeugt, so tritt sofort ihre wichtigste Eigenschaft in Wirksamkeit, nämlich die Anziehung der Feuchtigkeit u. die Zurückhaltung derselben, welche nun von den Wurzeln der Pflanzen aufgenommen werden kann. Durch den fortwährenden Zersetzungsprozeß ihrer organischen Bestandtheile erzeugt sie die zur Entwicklung des Vegetabils nöthige Wärme, schützt die unteren Schichten gegen zu starke Ausstrahlung, giebt dem lockeren Boden die nöthige Bindung u. dem bündigen Boden die erforderliche Lockerheit. Die Luft ist ihr ein wohlgefülltes Magazin, aus dem sie die natürlichen Gase aufsaugt, u. aus den atmosphärischen Niederschlägen weiß sie die nährenden Stoffe an sich zu ziehen u. den Wurzeln zuzuführen. Die Gesammtheit dieser Leistungsfähigkeiten macht die D. zu einem sehr nothwendigen Bestandtheile des Ackerbodens; es wird jedoch, je nach den Grundbestandtheilen desselben, ihre Wirksamkeit bedeutend modifizirt. Im Thonboden, aus verwitterten feldspathigen Gesteinen, wie Thonschiefer, Gneis, Granit, Porphyr, Trachyt, Basalt u. dgl., der die Feuchtigkeit begierig anzieht u. lange zurückhält, bei Nässe zusammenschlämmt u. bei anhaltendem Sonnenschein verhärtet, ist die Wirkung der D. eine bedeutend langsamere als in Sand- od. Kalkboden, welche beide die D. zu beschleunigter Thätigkeit reizen, dafür aber auch eine größere Menge derselben verbrauchen, so daß bei ihnen ein schnellerer Ersatz als bei dem Thonboden erfolgen muß. Daß Lage u. Klima hierbei ebenfalls von Einwirkung sind, ist selbstverständlich. Man findet hier u. da Gegenden, wo die D., ohne durch menschliche Beihülfe erzeugt zu sein, der Erdoberfläche in großer Menge beigemengt gefunden wird. Dieser Reichthum an D. findet sich bes. da, wo durch Regulirung der Flußbetten größerer Ströme die ehemals versumpften Ufer trocken gelegt u. der Kultur übergeben wurden, wie z. B. in den Brüchen der Oder, der Weichsel, der Netze, der Elbe 2c. Auch in den Deltabildungen trifft man sie in bedeutender Menge. Wo sie nicht angeschwemmt wurde, auch durch Einwirkung des menschlichen Fleißes nicht entstand, wie z. B. in Wäldern, bildet sich allmählig durch Verwesung des Laubes, der Nadeln u. der schwachen Zweige ebenfalls D., welche nam. durch ihre Fähigkeit, die Feuchtigkeit an sich zu ziehen u. deren Eindringen in die unteren Schichten des Bodens zu vermitteln, der Quellenbildung förderlich wird. Jene D. dagegen, in welcher die festeren erdigen Stoffe fehlen, bildet bei mangelnder Feuchtigkeit einen Boden von zu losem Zusammenhang u. bei fortwährender Feuchtigkeit einen sauren Boden, auf dem nur geringe Gräser u. schlechte Kräuter gedeihen. Den Inbegriff der höchsten Fruchtbarkeit bildet eine D., wie man sie in Laubwäldern in hohlen Baumstämmen zuweilen findet. Die organische Hauptmasse der D. besteht aus Humin, woraus durch einwirkende Salzbasen theils Humuskohle, theils Huminsäure entstehen, ferner aus Ulminsäure, Geinsäure, sowie aus 2 auch im Quellwasser enthaltenen Stoffen u. darnach benannten Säuren, der Quellsäure u. der Quellsatzsäure. Besondere Arten der D. sind noch: Infusorienerde, Marschland u. Moore (s. d.).

Dämmerung nennt man die Helligkeit, welche die Sonne schon einige Zeit vor ihrem Aufgange (Morgend.) u. noch einige Zeit nach ihrem Untergange (Abendd.) verbreitet. Die Ursache derselben ist, daß nicht blos Staub- u. Wassertheilchen, wie Wolken, sondern auch die Gase der Atmosphäre das Licht nach allen Seiten zurückwerfen u. zerstreuen, u. zwar sind es die oberen Luftschichten u. die nach der Sonne zu gelegenen Luftmassen, welche die D. bewirken. Wir unterscheiden zwei Arten, nämlich astronomische u. bürgerliche D. Die astronomische D. hat ihre Grenze in dem Zeitpunkte, wo die kleinsten, mit bloßen Augen sichtbaren Sterne eben am Verschwinden sind; die bürgerliche in dem Zeitpunkte, wo das Lesen im Freien noch möglich ist. Durch Vergleichung des Sonnenstandes mit der astronomischen Dämmerungsgrenze hat sich ergeben, daß diese Grenze dann erreicht ist, wenn die Sonne 18° unter dem Horizont steht. Die Länge der D. nimmt mit der geographischen Breite zu, am Nordpole dauert sie 100 Tage, außerdem ist ihre Länge an verschiedenen Tagen verschieden.

Dämmerungsfalter (vgl. Schmetterlinge) od. Schwärmer (Crepuscularia, Sphingidae), Schmetterlinge von starkem Körperbau mit meist kegelförmig zugespitztem Hinterleib, prismatischen, an der Spitze verdünnten Fühlern, in der Ruhe dem Körper wagerecht aufliegenden Flügeln, deren vorderes Paar schmal u. verlängert, deren hinteres Paar kurz u. stets mit einer sog. Haftborste (Retinaculum) versehen ist, die, in ein Bändchen des Vorderflügels eingreifend, das Zusammenhalten beider Flügel bewerkstelligt. Mit Ausnahme weniger, wie des in der Mittagssonne umherschwirrenden Karpfenschwanzes (Macroglossa stellatarum), besuchen sie erst in der Abenddämmerung starkduftende Blüten, um über ihnen schwirrend mit ihrem langen Rollrüssel den Honigsaft herauszuholen; sie vermögen pfeilschnell zu fliegen, u. es unternehmen einzelne von ihnen, wie der große Weinschwärmer (Sphinx celerio) u. der Oleanderschwärmer (Chaerocampa nerii) in heißen Sommern sogar Wanderungen von Südeuropa u. selbst von Afrika bis nach Norddeutschland. Ihre 16-beinigen glatten Raupen haben meist ein Horn über dem After, sie pflegen mit aufgerichtetem Vorderkörper dazusitzen, so daß sie einer Sphinx ähneln (daher der Name), u. verpuppen sich in einer Erdhöhle. Von den etwa 400 bekannten, meist großen u. zum Theil lebhaft gefärbten Arten dieser Schmetterlinge leben die meisten in Amerika, die wenigsten in Australien; von den bei uns einheimischen nennen wir: den Windig (Sphinx convolvuli), den Ligusterschwärmer (Sph. ligustri), den Todtenkopf (Acherontia Atropos), den Oleanderschwärmer (Chaerocampa nerii), den Weinschwärmer (Chaerocampa elpenor), den Wolfsmilchschwärmer (Deilephila euphorbiae), den Karpfenschwanz (Macroglossa stellatarum), den Abendpfau (Smerinthus ocellatus), den Lindenschwärmer (Smerinthus tiliae), den Pappelschwärmer (Sm. populi) u. Andere. — Früher pflegte man, obschon nur auf Grund schwacher Aehnlichkeit, die Glasschwärmer od. Sesiden ihnen beizuordnen, ebenso die Widderchen od. Blutströpfchen (Zygäniden), sieht sich aber heutzutage veranlaßt, erstere mit gewissen Spinnern, zu denen der Weidenbohrer zählt, als Holzbohrer (Xylotropha) zusammzustellen, u. letztere ebenfalls mit Spinnern, den Bären od. Euprepiden, als Chelonarier. Hierfür sprechen ebensowol Bau u. Lebensweise des Falters u. der Raupe wie zahlreiche in den Tropen vorgefundene Mittelformen.

Dämmerungskreis ist der Kreis parallel dem Horizont 18° unter demselben, von welchem aus die Sonnenstrahlen noch eine dem auf der Erde stehenden Beobachter bemerkbare Reflexion erfahren (s. „Dämmerung").

Dämmerungszone ist die zwischen Horizont u. Dämmerungskreis liegende Himmelszone.

Damm'scher See, östl. von Stettin u. südl. vom Großen Haff gelegen, 2 M. lang, $1\frac{1}{2}$ M. breit, nimmt die Reglitz, Plöne u. Ihna auf u. hat seinen Namen von der an der Mündung der Plöne gelegenen Stadt Damm (s. oben).

Damnum, ist das latein. Wort für Schaden. Nam. wird dadurch ein Vermögensschaden bezeichnet, der entweder im Verlust eines bereits vorhandenen Vermögensobjekts besteht (D. emergens), od. im Wegfall eines Gewinnes, der nach gewöhnlichem Gange der Dinge zu erwarten war (lucrum cessans). Weiteres s. unter „Schaden". Denjenigen, der Schaden zufügt, nennt man **Damnifikant,** dagegen **Damnifikat** den, der Schaden erleidet; **damnifiziren** ist gleichbedeutend mit beschädigen. Der letzteren Ausdrücke bedient man sich insbesondere bei Schäden, die durch Naturereignisse, sog. höhere Gewalt, herbeigeführt werden, z. B. durch Feuer, Hagel, Wasser u. dergl.

Damokles, einer von den Höflingen des älteren Dionysios, des Tyrannen von Syrakus, der seinen Herrn ob seines Glückes in so überschwänglichen Ausdrücken pries, daß dieser sich entschloß, den D. dieses Glück einen Tag lang genießen zu lassen. D. wurde mit fürstlichem Glanz u. Luxus umgeben u. behagte sich Anfangs ganz wohl in dieser Rolle. Plötzlich bemerkte er aber mit Schrecken an der Decke des Saales ein scharfes Schwert, das gerade über seinem Haupte an einem Pferdehaare herabhing. Der Tyrann hatte ihm durch dieses Sinnbild andeuten wollen, wie wenig er um ein so unsicheres Glück zu beneiden sei, auf das D. nun gern verzichtete. Seitdem ist das Damoklesschwert zur sprüchwörtlichen Bezeichnung für Gefahren geworden, von denen menschliches Glück plötzlich wider Erwarten vernichtet werden kann. Die sinnige Geschichte ist von Gellert in einer Fabel behandelt.

Nr. 2168. Der Oleanderschwärmer (Chaerocampa nerec).

Nr. 2169. Raupe des Oleanderschwärmer.

Nr. 2170. Puppe des Oleanderschwärmer.

Nr. 2171. Der Todtenkopf (Acherontia Atropos).

Nr. 2172. Das Abendpfauenauge (Smerinthus ocellatus).

Damon u. **Phintias**, zwei durch treue Freundschaft berühmt gewordene Anhänger des Philosophen Pythagoras. Da einst die Höflinge des jüngeren Dionysios die sprüchwörtliche Freundestreue der Pythagoräer bezweifelten, beschloß man eine Probe anzustellen. Phintias wurde fälschlicher Weise des Hochverraths angeklagt u. zum Tode verurtheilt. Da er nun die Zeit bis zum Sonnenuntergang zum Ordnen seiner Angelegenheiten benutzen wollte, leistete D. mit seinem Leben Bürgschaft für den Freund. Schon bespöttelte man sein Wagniß, als mit dem Sinken der Sonne Phintias zurückkehrte. Spätere Erzähler nennen die Freunde Möros u. Selinuntios. Schiller hat diesen Stoff in seiner Ballade „Die Bürgschaft" behandelt.

Dämon (griech. daimon, lat. genius, d. i. Geist, Schutzgeist), bezeichnet bei Homer eine dunkle, Staunen u. Furcht erregende göttliche Macht. Bei Hesiod erscheinen aber bereits die D.en als eine Art übermenschlicher Wesen. Die Menschen des Goldenen Zeitalters, sagt er, seien nach ihrem irdischen Leben D.en geworden, gute, überirdische Wesen, Hüter der Menschen, welche, unsichtbar überall auf Erden umherschwebend, über Recht u. Unrecht walten, Glück u. Reichthum gewähren. Die spätere Unterscheidung zwischen guten u. bösen D.en wird dem Zaleukos zugeschrieben. Eine weitere Ausbildung erfuhr die Dämonologie (Dämonenlehre) durch Sokrates (s. d.) u. Plato, welcher Letztere jedem Menschen bei der Geburt seinen D. zugesellt. Auch die Römer verstanden unter Genien od. D.en zuerst die abgeschiedenen Geister der Menschen. Auf die Entwicklung der Dämonenlehre hat offenbar der Orient, die eigentliche Wiege der Dämonologie, großen Einfluß geübt. Diese orient. Ideen waren durch die Orphiker u. durch die Mysterien nach dem Abendlande gedrungen. Nach dem theolog. System der alten Aegypter waren die Elemente mit D.en angefüllt, welche die Naturkörper u. die Seelen der Menschen beherrschten. Auch in den ind. Mythen nimmt die Lehre von den D.en, die hier Dewetas heißen, einen großen Raum ein. Die alten Chaldäer verknüpften die Dämonenlehre mit ihrer Astrologie u. Astrognosie. Sie ließen die D.en aus zwei Grundwesen, dem Licht u. der Finsterniß, hervorgehen. Noch weiter ausgebildet u. in ein System gebracht, finden wir diese dualistische Lehre im Parsismus. Dem Ormuzd sind hier außer den 7 Amschaspands noch viele gute Genien, dem Ahriman außer den 7 Dews noch viele böse Geister untergeordnet. Auch bei den Juden fand der Dämonenglaube Eingang, bes. seitdem sie während des babylonischen Exils mit den Geheimnissen der chaldäisch-persischen Magie bekannt geworden waren. Auch sie unterschieden zwischen guten D.en, d. h. höheren, von

Gott geschaffenen, jedoch nicht fehlerfreien Wesen, die den Thron Jehova's umgeben u. die göttlichen Rathschlüsse verkünden u. vollstrecken, u. bösen D.en, an deren Spitze der Satan od. Asmodi (s. d.) steht. Die alten Christen dachten sich, analog den Lehren des Evangeliums u. der apostolischen Briefe, welche das Dasein guter u. böser Geister betonen, unter den D.en vorzugsweise böse Geister u. gaben diesen Namen auch den heidnischen Göttern. Die vollständigste Ausbildung gewann aber die Dämonologie in den gnostischen, rabbinischen u. bes. in den kabbalistischen Lehren. Nach dem Kabbalismus bildeten sowol die guten als die bösen Geister je 10 Ordnungen, von denen jede ihren Dämonarchen od. Fürsten mit genau abgegrenztem Wirkungskreise besaß. Bei den Muhamedanern begegnen wir gleichfalls dem Glauben an gute u. böse D.en. Endlich steht auch der deutsche Volks(aber)glaube an Gespenster, Hexen, Kobolde, Nixen, Bergmännchen, Werwölfe etc. mit der Dämonologie in engster Beziehung. Dem Dämonenglauben erscheint sowol bei morgen- als bei abendländischen Völkern der Wahnsinn häufig als Dämonomanie, d. h. der Wahnsinnige wird als von einem bösen Geiste besessen od. überhaupt mit Geistern im lebhaftesten Verkehr stehend betrachtet. (Die von einem solchen Wesen Befallenen heißen Daemoniaci, Daemoniolepti.) — **Dämonomagie** ist das Vermögen, übernatürliche Erscheinungen mit Hülfe von D.en hervorzubringen; **Dämonolatrie**, die Anbetung u. Verehrung derselben; **Dämonomant** heißt Derjenige, welcher auf Eingebung eines citirten od. in ihm wohnenden Geistes weissagen zu können glaubt, daher **Dämonomantie**, diese Art der Weissagung. Eine **dämonische** Kraft nennt man eine geheimnißvolle, gleichsam unbewußt von einem D. beherrschte Kraft. Dämonisch nennt man jede Erscheinung, die, von scheinbar unerklärlichen Ursachen getrieben, überwältigende, wunderbare Wirkungen vollbringt.

Damophon, ein griech. Bildhauer aus Messene im Peloponnes, der 370 v. Chr. blühte, also ein Zeitgenosse des Skopas u. Praxiteles war, u. in der Kunstgeschichte dadurch von bes. Bedeutung ist, daß er ein Idealbildner im höchsten Sinne war, indem sich seine Thätigkeit nur auf Götterstatuen erstreckte, die er als Tempelbilder in Marmor schuf, od. auch als Akrolithe (s. d.), bei denen er die Bekleidung aus Holz herstellte. Seine Götterstatuen sind sämmtlich verloren gegangen.

Dampf ist der gasförmige Körper, in den gewisse feste od. flüssige Körper übergehen können. Man unterscheidet demnach Wasserd., Alkohold., Jodd. u. dgl. D. ist etwas Anderes als Dunst; denn letzteres sind kleine in der Luft schwebende Tröpfchen. Wasserd. ist nicht wie Wasserdunst sichtbar. Das Verdampfen eines Körpers findet sowol an der Oberfläche als im Inneren desselben statt; das Verdampfen an der Oberfläche nennt man auch Verdunsten, das Verdampfen im Inneren Sieden od. Kochen. Ersteres kann bei jeder Temperatur geschehen, so lange der umgebende Raum noch nicht mit Dämpfen derselben Art gesättigt ist; das Kochen findet erst bei einer bestimmten Temperatur, dem Siedepunkt (s. d.), statt. Bei einer bestimmten Temperatur kann ein gewisser Raum, der nicht allseitig geschlossen ist, nur eine bestimmte Dampfmenge aufnehmen, die von der Natur der Flüssigkeit abhängt u. mit der Temperatur wächst. Enthält der Raum so viel D., als er bei der betreffenden Temperatur aufnehmen kann, so nennt man ihn mit D. gesättigt u. der D. selbst heißt gesättigt od. saturirt. Wenn gesättigter D. in einem allseitig geschlossenen Raume noch weiter erhitzt wird, so daß für den höheren Temperaturgrad der Sättigungspunkt noch nicht mit dem vorhandenen Dampfquantum erreicht ist, so wächst die Spannung des D.s zwar, aber nur in dem Grade, wie die Spannung der Gase mit der höheren Temperatur wächst. Der D. ist in diesem Falle überhitzt. Ueberhaupt verhalten sich Dämpfe, wenn sie nicht mehr mit der Flüssigkeit in Berührung sind, sich also keine neuen bilden können, bei Temperaturerhöhungen, Druckverminderungen u. dgl. ganz wie Gase. Vermehrter Druck, od., was analog wirkend ist, Erniedrigung der Temperatur, hat dagegen eine andere Wirkung auf Dämpfe als auf Gase. Die Ueberführung eines flüssigen od. festen Körpers in D. geht nur unter Drangabe einer gewissen u. fest bestimmbaren Wärmemenge vor sich. Diese Wärmemenge steckt in dem D.e, heißt deshalb latente Wärme (s. „Wärme") u. wird bei der Rückverwandlung des D.es in den festen od. flüssigen Zustand vollständig wieder frei. Sie ist bei der Verdampfung verschiedener Körper verschieden. Um 1 Kg. Wasser von 100° C. z. B. in Dampf zu verwandeln ist 537mal so viel Wärme nöthig, als um 1 Kg. Wasser von 0° auf 1° C. zu erwärmen. Alkohol, Aether, Benzin etc. haben bei Weitem geringere Wärmemengen nöthig, um in den dampfförmigen Zustand überzugehen. — Die Dichtigkeit der Dämpfe ist je nach ihrer Natur verschieden: für Wasserd. ist z. B. die Dichtigkeit = $0_{,625}$ von der atmosphärischen Luft; das spezifische Gewicht gesättigten Wasserd.es von 100° C. = $0_{,0005947}$, wenn das spezifische Gewicht des Wassers = 1 gesetzt wird. Dem Volumen nach nimmt gesättigter Wasserd. von 100° das $1681_{,5}$fache von dem Volumen des Wassers ein, od. 1 Volumen Wasser liefert fast 1700 Volumen gesättigten Wasserd. In der Technik findet das Verhalten der Dämpfe vielfache Anwendung, sowol in mechanischer (Dampfmaschinen) als auch in physikalischer (zur Uebertragung der Wärme) u. chemischer Beziehung (zur Veränderung organischer Gebilde durch überhitzte Dämpfe.) — Wird nämlich gesättigter D. bei gleichbleibender Temperatur zusammengedrückt, so erhöht er nicht, wie es die Gase thun, nach dem Mariotte'schen Gesetze seine Dichte u. seine Spannung, sondern ein Theil des D.es kondensirt zur Flüssigkeit. Wird aber gesättigter D., der noch mit Flüssigkeit in Verbindung steht, ohne Temperaturänderung ausgedehnt, ohne eine Arbeit zu vollbringen, so vermindern sich Spannung u. Dichte nicht wie bei den Gasen, sondern ein Theil der Flüssigkeit geht in D. über. Ueber die Wärme, welche zum Verdampfen verbraucht wird, s. „Verdampfungswärme".

Dampfbad, s. „Bad".

Dampfbleiche heißt ein von Chaptal angegebenes Bleichverfahren, eigentlich eine Abkürzung der Naturbleiche, bei dem die zu bleichenden Stoffe, statt des Auskochens, mit heißen Wasserdämpfen behandelt werden. Dadurch wird die Auflösung u. Entfernung der der Pflanzenfaser anhaftenden gefärbten Stoffe rascher u. sicherer bewirkt. Die Zeuge werden, nach Einweichen in Lauge, in einen großen, verschließbaren Ständer od. in eine gemauerte Kammer locker eingelegt u. die Dämpfe hineingeleitet. Lauge u. Dampf wirken vereint an der Auflösung u. das aus den Dämpfen sich bildende heiße Wasser läuft braun gefärbt ab. Darauf werden die Zeuge gewaschen, auf den Bleichplan ausgelegt u. das Dämpfen u. Auslegen so oft als nöthig wiederholt.

Dampfbodenkultur. Der Gedanke, die Dampfkraft zur Bearbeitung des Bodens zu verwenden, soll schon von dem Erfinder der Dampfmaschine selbst, von Watt, ins Auge gefaßt worden sein. Verwirklicht wurde er in England zuerst im J. 1846 zu Osborne, woselbst der erste Dampfpflug arbeitete; im J. 1858 erhielt J. Fowler, der bedeutendste Maschinenfabrikant in dieser Branche, von der königlichen Ackerbaugesellschaft auf dem Konkurs zu Chester den ersten Preis für die Anwendung der Dampfkraft auf die Bodenkultur; in den Sechziger Jahren arbeiteten schon über 2000 Dampfapparate in England, u. es giebt jetzt daselbst über 100 Gesellschaften, welche ihre Maschinen miethweise über das ganze Land vertheilen. Auch in den Zuckerplantagen von Demerara auf Guyana wurde die D. eingeführt. M. Eyth, ein Ingenieur aus Württemberg, kam 1861 nach Aegypten, woselbst der Vizekönig, die für Aegypten infolge des Amerikan. Krieges günstigen Konjunkturen zur Baumwollenkultur rasch benutzend, im Nildelta, dann auch in Mittel- u. Oberägypten großartige Kulturen ausführen ließ. Eyth wurde Chefingenieur dieser Anlagen, für welche 500 Dampfpflüge angeschafft wurden. In Cuba hob sich mittels des Dampfpflugs der Ertrag um 30—40 Proz., einmal, weil die Arbeitskraft damit billiger wurde, hauptsächlich aber weil durch das nun mögliche tiefere Pflügen der noch nicht erschöpfte Boden an die Oberfläche gebracht werden konnte. Louisiana hat von 1866 an die durch den Bürgerkrieg u. die Emanzipation der Neger in Frage gestellte Bewirthschaftung der Plantagen mittels der Dampfpflüge wieder neu aufleben sehen, Buenos-Aires den Anbau überhaupt damit ermöglicht; für dort sind Apparate konstruirt worden, welche die gesammte Feldbestellung durch Dampfmaschinen besorgen. Es wird gepflügt, geeggt, gewalzt u. gesäet, der Dünger gestreut, geerntet u. gedroschen — Alles mit Dampf, ein bei der dort zu Lande herrschenden enorm theuern Hand- u. Spannarbeit überaus großer Vortheil. Peru folgte seit 1869 dem Beispiele von Aegypten, in Vorderasien zunächst die Umgegend von Smyrna. In Rußland u. Spanien arbeiten die Apparate, eingeführt durch engl. Gesellschaften, in ziemlicher Menge; Frankreich bedient sich ihrer seit 1863, u. in Algier sind sie seit 1866 durch die Regierung verbreitet worden. Oesterreich ist noch im ersten Stadium der Einführung. Deutschland sah den ersten Apparat auf der Versammlung deutscher Land- u. Forstwirthe zu Schwerin (1862); im J. 1868 wurde zuerst durch den Landwirthschaftlichen Verein für Halberstadt u. Wernigerode ein Apparat miethweise bezogen; jetzt darf auch bei uns diese Kulturart als eingebürgert gelten, da schon 32 Apparate thätig sind.

Die Entwicklung der Bodenkultur mit Zuhülfenahme der Dampfmaschine bietet verschiedene Stadien dar. Zuerst spannte man selbstbewegliche Dampfmaschinen vor beliebige Ackerinstrumente, um damit diese auf den Feldern hin u. her zu ziehen; Boydell konstruirte die „Schiene ohne Ende", d. h. er brachte an den Rädern der Dampfmaschinen Bretstücke in der Länge der Radien an, welche durch die Umdrehung stets unter die Räder gelegt wurden u. so der Maschine einen festen Halt gaben. Ein Fortschritt, welcher auch stärkere Maschinen anzuwenden gestattete, aber immer noch die starke Abnutzung u. den hohen Kostenaufwand gegen sich hatte.

Nr. 2173. Anker für die Anhängung der Transmission.

Romaine's Dampfgrabemaschine, Ackerinstrument u. Maschine zusammen darstellend, konnte sich nicht lange erhalten; geringe Leistung bei hohem Kostenaufwand u. bedeutender Abnutzung haben sie bald unmöglich gemacht. Mr. Smith-Woolston, einem Landwirth, u. Mr. J. Fowler, Ingenieur, gebührt das Verdienst, zuerst das Drahtseil zur Anwendung gebracht zu haben; damit war das richtige Medium zur Uebertragung der Kraft gegeben. Smith konstruirte (1860) Lokomobilen mit Seilwinden u. Seiltrommeln, „Umkreisungssystem", Fowler stellte der Lokomobile einen Ankerwagen am anderen Ende des Feldes gegenüber u. ließ das Ackerinstrument dazwischen durchziehen; von 1862 an aber wandte man das sog. „Doppelsystem" an, ein System, welches jetzt schon die Oberhand gewonnen hat u. bei welchem zwei Maschinen sich gegenüber wirken. Fiskin erfand den Balancierpflug, Burton das sog. „Clipdrum", um den Balancierpflug in Bewegung zu setzen, eine unter der Maschine angebrachte horizontale Seilscheibe für das endlose Drahtseil, Erfindungen, welche mit der des Ankerwagens durch Fowler u. der Anwendung des Drahtseils überhaupt die Dampfkultur lebensfähig gemacht haben. In dem sog. „Eddinson'schen System" stellte Fowler gewöhnliche Maschinen auf einen großen, mit einem Clipdrum versehenen Wagen, dessen Räder durch die Maschine in Bewegung gesetzt werden; Colemann's Apparat, von nur vorübergehender Bedeutung (1862 bis 1864), hatte Windetrommeln, selbstbewegliche Lokomobile, Ankerwagen und Smith'sche Kultivatoren. Die besten Apparate im J. 1850 kosteten 2500 Thlr., im J. 1856 kleine Clipdrumapparate und das Umkreisungssystem 3500 bis 4000 Thlr., im J. 1860 die besten Clipdrumapparate bis 6500 Thlr.; im J. 1863 die ersten kleinen Doppelmaschinen bis 8000 Thlr.; im J. 1866 gute schon bis 12,000 Thlr., u. jetzt erlangt man gute Maschinen mit 20 Pferdekraft nicht gut unter 14,000 Thlr. u. baut schon solche mit 30, selbst mit 45 Pferdekraft. Noch vor 20 Jahren galten die Maschinen für zu theuer, jetzt hat man sich längst mit den theuersten Apparaten befreundet, weil sie durch ihre Leistungen sich reichlich bezahlt machen. Perels unterscheidet die noch gebräuchlichen Dampfkulturapparate wie folgt: 1. Das direkte Zugsystem, bei welchem die Dampfmaschine über den zu bearbeitenden Boden fährt u. die Geräthe zur Bodenbearbeitung direkt an der Maschine angebracht sind; dazu gehören a. Dampfpflüge, bei welchen Pflüge gewöhnlicher Konstruktion, in der Regel zu mehreren Säzen vereinigt, durch die Maschine gezogen werden; b. rotirende Kultivatoren, bei welchen die Geräthe zur Bodenbearbeitung auf einer Achse angebracht sind u. diese Achse durch die Maschine in Umdrehung versetzt wird; c. Dampfgrabemaschine u. d. das Hallett'sche System, darauf beruhend, daß das ganze Feld mit parallel liegenden Schienen durchzogen ist, auf denen sich die Maschine auf u. ab bewegt u. das zwischen den Schienen liegende Feld bearbeitet. — 2. Das indirekte System; bei diesem werden die Geräthe mittels Drahtseils von einer während der Arbeit feststehenden od. fortrückenden Maschine über das Feld gezogen. Da, wo die Maschine feststeht, hat man entweder eine Windetrommel, auf welche ein Seil ohne Ende aufgezogen wird, mittels dessen der daran hängende Kultivator nach u. nach bis zur Maschine herangezogen wird. Die Lokomobile steht am Anfang des Feldes vor der Mitte der Anfangsfurche; das Seil geht von hier aus nach rechts u. links an die Ecken der gegenüber liegenden Seite u. mittels Seilscheibe u. Anker quer über die zu ziehende Furche (Howard). Der hin u. her gezogene Pflugkörper legt dann Furche um Furche um, bis zu der letzten, vor der Lokomobile liegenden Anfangsfurche. Man hat Seile bis zu 13,000 m. Länge u. legt in passenden Abständen das Seil über kleine Gestelle mit Rollen (Seilträger), damit es nicht auf dem Lande aufliegt. Fowler dagegen legt an zwei gegenüberliegenden Seiten des Feldes Schienen; auf dem einen Schienengeleise bewegt sich die Lokomobile mit Clipdrum, auf dem anderen der Ankerwagen mit Seilscheibe; das Seil geht von hier bis zur Lokomobile u. zurück. Der Balancierpflug ist an dem Seile angebracht u. wird vom Ankerwagen zur Lokomobile u. zurück gezogen. Er besteht aus zwei Pflugkörpern, von denen der eine nach rechts, der andere nach links gestellt ist, so daß, während der eine seine Furchen zieht, der andere in der Luft schwebt. Der Pflugkörper selbst ist vier- od. dreischarig, zieht also je vier od. drei Furchen hin u. eben so viele zurück. Sind solchergestalt 6 od. 8 Furchen gezogen worden, so müssen Lokomobile u. Ankerwagen um die Breite dieser Furchen weiter vorwärts bewegt werden. Neuerdings wendet man an Stelle des Ankerwagens eine zweite Lokomobile an u. läßt mehr Grubber, Exstirpatoren u. andere Kultivatoren als eigentliche Pflüge arbeiten. Bei dem indirekten System wird also das Feld selbst nur von dem arbeitenden Pflugkörper berührt, ein Vorzug, welcher das direkte System schon ziemlich verdrängt hat. Infolge der bis jetzt erlangten Vervollkommnungen muß man die D. als vollkommen bewährt anerkennen; wenn sie auch nicht, wie ihre eifrigsten Befürworter meinen, überall anwendbar ist, so gehört ihr doch für weitaus die meisten Bodenvorkommnisse die Zukunft, nachdem bereits die schwierigsten Terrainverhältnisse überwunden worden sind (steiniger Grund, Sumpf, welliges u. selbst hügeliges Land, Terrain mit Gräben u. dgl. m.). Unanwendbar muß sie bleiben auf zu leichtem Boden, in eigentlichem Gebirgslande, ferner da, wo nicht Flächen von 10 HA. u. mehr bearbeitet werden sollen, u. da, wo der Zustand der Feldwege den Transport der schweren Maschinen nicht gestattet. Auch da,

Nr. 2174. Der Dampfpflug mit Lokomobile (Fowler's System).

wo die Unterhaltungs- u. Heizmaterialien zu theuer, die Reparaturen nicht ausführbar u. die vorhandenen Arbeiter nicht brauchbar sind, fremde aber nur mit zu hohen Kosten herangezogen werden könnten, stößt ihre Anwendung natürlich auf eben so viel Hindernisse. Die nicht hoch genug zu schätzenden Vortheile aber, welche nam. die tiefe Kultur gewährt, dürften manche Nachtheile mehr als ausgleichen. Ueber die Leistungsfähigkeit der hier in Frage stehenden Maschinen giebt der amtliche Bericht über die Ausstellung der Ackerbaugesellschaft in Wolverhampton 1. Juli 1871 die beste Auskunft. Danach ist die Arbeitszeit pro HA. für Diggers 1 St. 53 M. bis 2 St. 26 M., für Kultivatoren 1 St 58 M. bis 3 St. 18 M., für Pflüge 2 St. 20 M. bis 3. St. 20 M.; der Kohlenverbrauch, je nach Apparat u. Firma, von 78,$_{10}$ Kg. bis 233,$_{15}$ Kg., der Wasserverbrauch 807 bis 1628 Kg., die Tiefe der Bearbeitung 15,$_{0}$ cm. (Digger) bis 22,$_{8}$ cm. (Pflug), das bewegte Gewicht pro HA. 2981,$_{8}$ bis 4380,$_{1}$ metrische Tonnen. Den besten Maßstab zur Beurtheilung der Kosten geben bis jetzt noch die Miethpreise der Gesellschaften; aus den in England veröffentlichten Jahresberichten geht hervor, daß dieselben im Durchschnitt 7 bis 7½ % Dividenden vertheilen u. schon bis 30 % vertheilt haben, daß sie pro Jahr mit 500 HA. pro Apparat zufrieden sind u. daß sie pro HA. bei eigentlicher guter Pflugarbeit auf leichterem Boden 6—8½ Thlr., auf schwerem Boden aber 8½ bis 12½ Thlr. sich bezahlen lassen. Für ganz große Güter rechnet man, daß sie durch den Dampfpflug ihre Gespanne bis auf ⅓ reduziren können, u. daß die Ersparniß an den Unterhaltungskosten der Gespanne auf nur einigermaßen großen Gütern (über 700 HA.) bei weitem die gesammten Kosten für die Apparate übersteigt. Außer der durch keine andere Bearbeitung zu ermöglichenden gründlichen Vertiefung der Felder, gleichbedeutend mit Vermehrung der tragfähigen Schichte u. Verbesserung des Bodens in physikalischer Beziehung, u. bes. beachtenswerth wegen der damit zu erlangenden größeren Widerstandsfähigkeit gegen Vertrocknung u. Erfrieren der Pflanzen, hat man als Hauptvortheile der D. noch geltend gemacht die rasche, leichte u. akkurate Verrichtung aller Feldarbeiten, bes. erwünscht bei regenreichen Jahren wegen besserer Ausnutzung der guten Tage; ferner die Entbehrlichkeit aller Wasserfurchen u. die der Anlage der Felder in Ackerbeete, so daß nur große glatte Gewende bleiben; die erhöhte Wirksamkeit der Drainage u. der Düngung, sowol der mit Stallmist als der mit Handelsdünger, die ausgezeichnete Reinhaltung der Felder, da das Unkraut mehr u. mehr verschwindet; die Möglichkeit, die Felder weit früher u. im Herbste weit länger bestellen zu können; die Entbehrlichkeit der Sommerbrache u. jedweder Brachbearbeitung überhaupt; die Schonung der Kräfte der Arbeiter, die Anwendbarkeit aller Arten von Maschinen für Säen, Mähen u. dgl., da die Dampfarbeit nur glatte Flächen hinterläßt; die gründliche Besiegung der sog. Kleemüdigkeit. Die immer tiefer werdende Krume hat an sich schon mehr Nährstoffe, die Düngemittel aber gelangen auch in die volle Tiefe u. deshalb kann der Klee öfter wiederkehren, als ohne so gründliche Bearbeitung; die Ersparung an Saatgut, weil jedes Korn die vollen Wachsthumsbedingungen findet; endlich den, vermöge aller dieser Vortheile, stets steigenden Ertrag an allen Feldfrüchten, sowol in Qualität als Quantität.

Erfahrene Pächter geben an, daß eine Maschine von 14 Pferdekraft Gleiches u. selbst mehr als 30 Pferde leiste, daß in den Unterhalts- u. Anschaffungskosten wol kein Unterschied sei, daß aber die Maschine den Vortheil biete, auch bei ungünstigem Wetter (im Hofe) voll arbeiten zu können. Richtig ist, daß die Dampfarbeit im Feldbau großartige Veränderungen hervorbringen wird u. muß. Aber man vergesse dabei nicht, daß Vertiefung der Krume u. gesteigerte Erträge auch Vermehrung des Ersatzes bedingen, also größere Düngerproduktion voraussetzen u. gesteigerten Bedarf an Handelsdünger sowie Kraftfutter für das Nutzvieh bedeuten, wenn die erlangten Vortheile recht nutzbar u. nachhaltig sein sollen.

Bis dahin hatte der Gärtner vor dem Landwirthe die bessere Bearbeitung des Bodens mittels Rajolen u. Spatenarbeit voraus; jetzt überflügelt der Landwirth mit den Dampfkultivatoren diese Art der Bearbeitung. Jener gewann die Größe seiner Erträge noch durch Fleiß u. reichliche Düngerzufuhr; dieser wird nur dann, wenn er den Gärtner auch hierin übertrifft, den höchsten Nutzen erzielen. Die Dampfkraft allein thut es nicht.

Dämpfer (franz. sourdine, spr. surdihn'; ital. sordino), eine mechanische Vorrichtung, die den Klang musikalischer Instrumente dämpft, d. h. dahin modifizirt, daß er weicher, schwächer, weniger lautschallend wird. Bei den Geigeninstrumenten wird dies durch einen kleinen Kamm von Holz, Elfenbein od. Metall bewirkt, dessen dreigespaltene Zacken auf den oberen Theil des Steges geschoben werden, ohne daß sie aber die Saiten berühren. Unter den Blasinstrumenten wird nur beim Horn u. der Trompete ein mechanischer D. angewendet. Bei der Trompete besteht der D. in einem ausgebohrten u. gut abgedrehten Holzstück, das in den Schalltrichter geschoben wird. Bei den Rohrinstrumenten kann die Dämpfung mittels eines in den Schalltrichter gesteckten feuchten Schwammes od. zusammengeballter Baumwolle bewirkt werden, bei den Pauken ferner durch einfache Bedeckung des Schlagfelles mit einem Tuche (daher die desfallsige Bezeichnung Timpani coperti, bedeckte Pauken), u. bei den Trommeln endlich, indem man zwischen die sog. Schlagsaiten u. das von denselben berührte Membran ein Tuch klemmt. Doch muß bemerkt werden, daß in unserer heutigen Orchesterpraxis die Dämpfung der Blas- u. Schlaginstrumente fast ganz außer Gebrauch gekommen ist. — Der D. bei den Klavieren u. Fortepianos (die Dämpfung), ist eine Vorrichtung, die das Nachhallen der Saiten, nachdem der Finger schon von der Taste aufgehoben worden ist, verhindert. Bei den alten Flügeln od. Clavicembalos, geschah die Dämpfung mittels eines kleinen Stückchens Tuches, das an den Decken od. Springern angebracht war u. sich nach dem Anschlagen des Tones u. bei dem Zurückfallen der Springer auf die Saiten legte. Bei den neueren Fortepianos ist der D. ein kleines, mit einer bes. Art von Filz belegtes Polster, das auf die Saite fällt, sobald der Finger die Taste verläßt. Die mechanische Einrichtung ist sehr verschieden, jedoch im Ganzen immer so, daß die Taste, wenn sie angeschlagen wird, zugleich auch den D. ihrer Saite hebt, u. daß dieser, sobald der Finger die Taste verläßt, entweder vermöge seiner eigenen Schwere od. vermöge einer entgegenstrebenden Feder augenblicklich wieder auf die Saite fällt, u. zwar so fest u. gleichmäßig, daß durchaus kein Nachhall stattfindet. Bei den älteren Klavierinstrumenten läßt sich die Dämpfung durch einen Zug aufheben, bei den neueren gewöhnlich durch ein am Boden des Instruments u. von dem Spieler mit dem Fuß od. dem Knie regiertes Hebewerk (s. „Pedal"). Bei dem großen Umfang der neueren Fortepianos giebt man den Tönen der höchsten Oktave keine Dämpfung, weil die Saiten so kurz sind, daß ihre Vibration an sich schon nicht lange währt u. also fast gar kein Nachhallen möglich ist.

Dampferlinien (ozeanische). Der erste Dampfer, welcher 1819 den Atlantischen Ozean von New-York aus kreuzte, war die „Savannah", welche nicht weniger als 25 Tage gebrauchte, um nach Liverpool zu gelangen. Sie war ein echtes Uebergangsschiff, welches jedoch keinen Zweifel mehr darüber aufkommen ließ, daß auch auf dem Weltmeer die Fortbewegung der Schiffe mittels Dampfes gelingen werde. Indessen es vergingen 19 Jahre darüber, ehe ein zweiter Versuch, diesmal von engl. Seite, mit glänzendem Erfolge angestellt wurde. Im April 1838 eröffneten der „Sirius" u. der „Great-Western" durch ihre Fahrt von Bristol nach New-York die transatlantische Schiffahrt, die, seitdem regelmäßig von großen Gesellschaften betrieben, rasch zu einer gewaltigen Entwicklung gelangte u. mächtig eingriff in die epochemachenden Umwandlungen des Weltverkehrs unserer Tage. Die Möglichkeit, große Seereisen mit ausschließlicher Anwendung der Dampfkraft auszuführen, war bewiesen, u. sofort schloß die engl. Regierung mit Samuel Cunard in Halifax einen Kontrakt über die Errichtung von Postd., wonach dieser gegen eine jährl. Unterstützung von 65,000 Pfd. Sterl. sich verpflichtete, zweimal monatlich einen Dampfer nach Amerika u. zurück gehen zu lassen. So begann am 4. Juli 1840 die „Britannia" von Liverpool aus die Fahrten der seitdem so berühmt gewordenen Cunardlinie. Schon 1825 war ein Dampfer von London nach Kalkutta, freilich in 113 Tagen, gegangen; allmählig wurden die größeren Häfen des Festlandes, Hamburg, Rotterdam u. s. w. mit London durch Linien verknüpft, u. es regte sich in den fernsten Hafenstädten, um Gesellschaften zu errichten, welche die Herstellung von D. zum Zwecke hatten. Neue Erfindungen im Maschinenwesen förderten die Dampfschiffahrt wesentlich; die alten Raddampfer machten mehr u. mehr den Schraubendampfern Platz. Dampfer von 4000 Tonnen (à 20 Ctr.) Gehalt sind heute keine Seltenheit mehr u. ihre Einrichtung ist, wenigstens in der ersten Kajüte, so elegant wie in einem Hotel. Haben doch die Dampfer der von Liverpool aus gehenden White-Star-Linie seit 1872 Gasbeleuchtung auf ihren Schiffen eingeführt. Im Durchschnitt faßt ein transatlantischer Dampfer 2500 Tonnen bei 600 Pferdekraft. Seine Länge ist 100, seine Breite 12,$_{50}$ m., der Tiefgang 8,$_{15}$ m., die Besatzung 100 Mann. Er nimmt außer den großen Waarenvorräthen 900 Personen an Bord, wovon 600 (gewöhnlich Auswanderer) auf das Zwischendeck u. 300 auf die beiden Kajüten entfallen. Eine Fahrt von Europa nach Nordamerika erfordert etwa 25,000 Ctnr. Kohlen u. 40 Ctnr. Schmieröl auf einem solchen großen Dampfer. Die Reisedauer von den deutschen Häfen nach New-York beträgt 11—12 Tage, von Liverpool aus 9 Tage, doch sind schon oft Damfer in 8 Tagen von England nach Nordamerika gefahren. Der Dampferverkehr hat so zugenommen, daß allein der Nordatlantische Ozean — allerdings die Hauptfahrbahn — jährlich etwa 1400 Mal von den zwischen Europa u. Nordamerika verkehrenden Steamern gekreuzt wird. Mit welcher Gleichmäßigkeit die Dampfer, denen die Post anvertraut ist, verkehren, dafür wollen wir ein Beispiel anführen. Die „Russia" von der Cunard- u. die „City of Paris" von der Inmanlinie verließen an demselben Tage u. nur eine Stunde nach einander New-York u. langten am 20. Febr. 1869 Morgens, das eine Schiff nur 35 Minuten nach dem andern, in Liverpool an; jedes hatte 20 Minuten in Queenstown (Irland) angehalten u. die Fahrt über den Ozean in 8 Tagen u. 18 Stunden gemacht. Am 11., 12., 13. u. 14. Febr. segelten beide Dampfer dicht neben einander u. erst kurz vor Liverpool überholte die „Russia" (3100 Tonnen Gehalt) die „City of Paris" (2875 Tonnen).

Jetzt beherrscht von den arktischen Gewässern bis in die tropischen Meere u. wieder bis zu den Breiten des südl. Eismeeres der Dampf allenthalben die salzigen Fluten, u. kein Hafenort von Bedeutung, gleich viel in welchem Erdtheil, entbehrt der regelmäßigen Dampfverbindung. Rings um die Erde ist seit 1866 — wo die Linie zwischen San Francisco u. Asien hergestellt wurde — der große Kreis der Seepostkurse geschlossen, u. eine Weltumsegelung, zu der 1519—1522 Sebastian d'Elcano, der Gefährte des Magelhaens, 3 Jahre brauchte, legen wir jetzt sicher u. bequem in etwa 100 Tagen zurück. Einem Dampfverkehr rund um den Erdball stellt sich seit der Eröffnung des Sueskanals nur noch der Isthmus von Panama entgegen, den aber seit 1855 eine Eisenbahn überschient. Nur hier braucht der Reisende, wenn er mit dem Dampfschiff unsern Planeten umkreisen will, auf wenige Stunden das Fahrzeug zu verlassen, um sich der ebenbürtigen Lokomotive anzuvertrauen — sonst überall braucht er sich vom Meere nicht zu entfernen. Freilich, kostspielig ist eine solche Fahrt noch, aber die Kosten werden durch den Zeitgewinn aufgewogen. Von Europa zum Sueskanal, Japan, San Francisco, Panama kostet die Fahrt auf dem ersten Platz ca. 1800 Thlr. u. die Zeitdauer beträgt 109 Tage. Indessen seit der Eröffnung der amerikanischen Pacificbahn ist eine bedeutende Abkürzung eingetreten, u. wir vermögen die Reise um die Erde jetzt in 86 Tagen zurückzulegen. Der Reisende hat folgende Stationen zu berühren: Von London bis New-York 12, von da bis San Francisco 7, von da bis Japan 20, von da bis Shanghai in China 5, von da bis Singapur 13, von da bis Point de Galle 7, von da bis Sues 17, von da bis Brindisi 3½, von da bis London 1½ Tage. Es entfallen mithin auf Eisenbahnen 8½, auf Dampfer 77½ Tage.

Die hauptsächlichsten transatlantischen D., denen zahlreiche kleine Verbindungslinien sich anschließen, sind 1872 folgende. 1. Englische Linien. Nach Nordamerika. Die Cunardlinie (British-North-American-Royal-Mail-Steam-Packet-Company) mit 55 Dampfern; die Inmanlinie (Liverpool-New-York and Philadelphia Steamship-Company) mit 16 Schiffen; die National-Steamship-Company; die Anchorlinie (Transatlantic-Steamship-Company); die White-Star-Linie, nur mit 6 Dampfern, aber den schönsten u. größten auf dem Ozean, alle viermastig. Alle diese Linien gehen von Liverpool aus. Die London- and New-York-Steamship-Company; die Allanslinie (Montreal-Ocean-Steamship-Company) von Liverpool nach Canada. Im Ganzen sind etwa 200 britische Dampfschiffe zwischen England u. Nordamerika im regelmäßigen Verkehr. Nach Westindien u. Mittelamerika. Die Fahrten wurden 1849 von Southampton nach St. Thomas (in 15 Tagen) eröffnet von der Royal-Mail-Steam-Packet-Company, von wo Zweigrouten nach den westindischen Inseln u. dem amerikanischen Festlande abgehen. Eine zweite Gesellschaft, die West-India and Pacific-Steamship-Company, vermittelt den Verkehr mit Colon (Aspinwall, Endpunkt der Panamabahn) sowie mit Venezuela, dabei die Westindischen Inseln berührend. Ihr Ausgangspunkt ist Liverpool. — Nach Südamerika. Es bestehen drei direkte Verbindungen von England aus nach der Ostküste. Die Royal-Mail-Steam-Packet-Company geht von Southampton via Lissabon nach Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro bis Buenos-Aires. Fahrtzeit bis Rio 24, bis Buenos-Aires 31 Tage. Mit ihr konkurrirt die Rydelinie (London-Belgium-Brazil and River Plate Royal-Mail-Steamship-Company), welche dieselben Häfen anläuft, aber von London ausgeht. Die Liverpool-Brazil and River-Plate-Steam-Navigation-Company geht direkt auf Bahia u. bis Buenos-Aires. — Die Verbindungen mit der Westküste Südamerika's, mit dem Endpunkte Valparaiso in Chile, besorgen, direkt ums Kap Horn von Liverpool aus, die Pacific-Steam-Navigation-Company u., im Anschluß an die Panamabahn vom Norden her (Guajaquil, Callao, Cabija, Huasco anlaufend), die Royal-Mail-Company. — Nach Afrika besteht seit 1850 direkter Dampfverkehr. Von London in 34 Tagen nach der Kapstadt (Cape of Good Hope-Steamship-Company u. von Southampton nach Natal in 37 Tagen (Union-Steamship-Company). Nach der afrikan. Westküste bis Calabar im Nigerdelta geht die African-Steamship-Company von Liverpool in 21 Tagen. — Nach Australien. Die Hauptroute geht via Brindisi u. Sues-Kanal in 44 Tagen von Brindisi nach Sydney, vermittelt durch die Peninsular and Oriental-Steam-Navigation-Company, eine der bedeutendsten Dampfgesellschaften, die ihren Sitz in Southampton hat u. über 60 Steamer verfügt. Die direkte Segelroute (um das Kap) Liverpool-Melbourne, in 57 Tagen, wird zum Postverkehr nicht benutzt. — Nach Ostasien u. Indien besorgt den Dienst die obengenannte Compagnie, entweder von Brindisi od. Southampton, ausgehend via Sues-Kanal. Die Entfernungen sind: Sues-Aden 6, Aden Point de Galle (Ceylon) 11, Galle-Singapur 7, Singapur-Hongkong 8, Hongkong-Shanghai 5 Tage. Die meisten der erwähnten Gesellschaften sind von England unterstützt; die Subventionen betrugen bis jetzt im Durchschnitte jährlich 100,000 Pfd. Sterl. — 2. Deutsche Linien. Diese erhalten keinerlei Staatsunterstützung, vermögen aber — was um so ehrenvoller für sie ist — mit den engl. vollauf zu konkurriren. Im J. 1847 vermittelten erst zwei Dampfer, „Washington" u. „Hermann", den Verkehr zwischen Bremen u. Nordamerika. Jetzt besitzen wir drei Linien: die Hamburg-Amerikanische Packetfahrtaktiengesellschaft, gegründet 1856 durch Sloman, den „Norddeutschen Lloyd", gegründet 1857 in Bremen durch H. H. Meier, den „Baltischen Lloyd", in Stettin gegründet 1871. Der Nordd. Lloyd besitzt jetzt eine Flotte von 50 Dampfern, die 1871 69 Fahrten mit 39,883 Personen u. 62,551 Tonnen Waaren machten u. eine Einnahme von 4,155,796 Thlrn. erzielten. Die Fahrten gehen nach New-York, Baltimore u. New-Orleans. Seit 1869 resp. 1871 gehen auch die Steamer der Bremer u. Hamburger Gesellschaften nach Westindien u. der Nordküste Südamerika's. — Nach Brasilien geht von Hamburg seit 1869 monatlich einmal die Bolten'sche Linie. — 3. Oesterreichische Linien. Der Oesterreich. Lloyd (Lloyd austriaco), eine Schöpfung des genialen Ministers Bruck, mit dem Sitze in Triest, ein schnell aufgeblühtes Institut, jährl. mit 2 Mill. Gulden subventionirt, beherrscht mit seinen 40 Dampfern den Verkehr im Mittelmeer u. Schwarzen Meer. Seit 1870 monatlich einmal direkte Fahrt via Sueskanal nach Bombay. — 4. Französische Linien. Erst 1862 begannen regelmäßige Fahrten der Compagnie Générale Transatlantique von Havre nach New York, von St. Nazaire nach Westindien u. Colon, sowie von Veracruz in Mexiko mit Zweigrouten. Gleichzeitig übernahmen die Messageries Imperiales (jetzt Messageries maritimes) den Dienst nach Südamerika, Rio Janeiro u. Buenos-Aires mit jährlicher Subvention von 2½ Mill. Francs. Die Messageries maritimes besorgen auch den Verkehr via Sueskanal nach Indien u. Ostasien bis Japan. — 5. Spanische u. portugiesische Linien. Von Cadix aus monatlich zweimal nach der Havana u. Veracruz. — Die portugiesische Companhia geral de navegaçao a vapor expedirt monatlich einen Dampfer via Madeira nach Rio de Janeiro. — 6. Amerikanische Linien. Die Nordamerikaner, welche zuerst einen Dampfer durch den Nordatlantischen Ozean nach Europa sandten, sind von dieser wichtigsten Fahrbahn gänzlich durch Engländer u. Deutsche verdrängt worden. Dafür laufen drei Linien nach Westindien u. Südamerika: die United-States and Mexican-Mail-Steamship-Company (New-York-Honduras), West-India-Mail-Steamship-Company (New-York-St. Thomas) u. die United-States and Brazil-Steamship-Company (New-York-Rio-Janeiro). Sind die Nordamerikaner auch vom Atlantischen Ozean so gut wie verdrängt, so herrschen ihre D. dagegen im Stillen Ozean, u. hier ist das großartig aufblühende San-Francisco der Ausgangspunkt. In durchschnittlich 22 Tagen fahren die Dampfer der Pacific-Mail-Steamship-Company nach Jokohama in Japan, jetzt monatlich zweimal, mit der baldigen Aussicht wöchentlicher Fahrten. Nach den Sandwichinseln (Honolulu) fährt in 8½ Tagen die California-Oregon and Mexico-Steamship-Company. Die Fahrt nach Panama besorgt in 12 Tagen dieselbe Compagnie; endlich sind zu erwähnen die monatlich einmal stattfindenden Fahrten der New-Zealand and Australian-Company von San-Francisco nach Auckland (Neuseeland) u. Sydney, welche an die Stelle der seit Eröffnung der Pacific-Eisenbahn (1869) eingegangenen Linie Sydney-Panama getreten ist. (Karten s. unter „Weltverkehr".)

Dampffeuerspritze, s. „Feuerspritze".

Dampfhammer ist ein Fallwerk, dessen Block durch direkte Dampfwirkung in Gang gesetzt wird. Er bildet in jetziger Zeit eine der wichtigsten Hülfsmaschinen sowol bei Bearbeitung kolossaler Eisen- u. Stahlmassen als auch für kleinere Schmiedeerzeugnisse u. ist in den verschiedensten Formaten vorhanden. Die Einrichtung eines D., wie sie der Erfinder Nasmyth in England gegeben, ist folgende: Zwischen zwei Ständern, die sich nach unten ausbiegen, um dem Amboß Raum zu geben, od. auch nur von einem getragen, steht zu oberst der Dampfcylinder. Seine Kolbenstange geht dampfdicht durch das Bodenstück herab u. an ihr hängt der schwere, in Führungen gleitende eiserne Hammerblock mit stählerner Beschuhung. Die Dampfzuleitung in den Cylinder mündet unterhalb des Kolbens; die Steuerung, d. h. das Ein- u. Auslassen des Dampfes, besorgt der Hammermeister durch Drehen an einem Handgriff. Der eindringende Dampf hebt den Kolben nebst dem Hammer; öffnet man dann dem Dampfe den Austritt, so stürzt der Block mit seinem vollen Gewicht herab. Die Einrichtung ist so getroffen, daß man ihn auf jeder Höhe auslösen, also stärkere u. schwächere Schläge, selbst einen ganz leisen Druck geben, wie auch ihn in jeder beliebigen Höhe unterwegs aufhalten kann. Ein beliebtes Kunststück der Hammermeister ist, daß sie auf den Amboß ein Ei, darauf eine Oblate legen, die an der Oberseite genetzt ist, u. mit dem Hammer die Oblate auftupfen, ohne das Ei zu schädigen. Der D. hat in Form u. Einrichtung verschiedene Abänderungen erfahren. Man hat Hämmer mit Oberdampf, bei denen der Dampf den Hammer nicht blos hebt, sondern ihn, über den Kolben tretend, auch hinabstößt, so daß also Dampf- u. Fallkraft sich summiren. Außer größerer Kraftwirkung gewinnt man damit auch größere Geschwindigkeiten. In der Krupp'schen Anstalt zu Essen, wo die größten D. der Erde aufgestellt sind, gehen auch einige, welche die Form der alten sog. Schwanzhämmer haben. Hier sitzt der Hammerblock an einem mächtigen,

aus Holz gezimmerten Stiel, der hinten in einem Scharnier geht u. noch ein Stück über dasselbe hinausragt. Dieses hintere Ende wird von der Kolbenstange eines Dampfcylinders niedergedrückt u., wenn der Hammer den höchsten Hub erreicht hat, ausgelassen. Hierbei ist also der Amboß noch zugänglicher.

Nr. 2175. Dampfhammer.

Die D. großen Kalibers leisten schon bei Darstellung des Schmiedeeisens durch Bearbeitung der Rohmassen gute Dienste; ganz unentbehrlich sind sie aber bei der weiteren Verarbeitung des Eisens u. Stahls zu den jetzt gebräuchlichen kolossalen Maschinentheilen, den Riesengeschützen, zu deren Handhabung unter dem Hammer selbst schon die kräftigsten Maschinerien angewandt werden müssen. Es giebt für solche Arbeiten Hämmer bis zu 1000 Ctnr. Kraftwirkung.

Dämpfigkeit, auch Dampf (Herzschlag, Herzschlägigkeit, Engbrüstigkeit, Asthma), eine chronische Krankheit der Pferde. Man erkennt sie an einem trocknen, kurzen Husten, am Aufreißen der Nasenlöcher, Flankenschlagen, an Schwerathmigkeit u. bes. an einem auffallenden Hervortreten des Afters. Die D. ist entweder Folge eines organischen Fehlers der Lungen od. des Herzens, od. durch zu kaltes Saufen bei erhitztem Körper u. durch schlechtes Futter (saures Heu) entstanden; sie weicht zuweilen einer veränderten Diät, wobei Heu ganz zu vermeiden ist u. nur Gras, gestampfte Möhren, Weizenkleie, mit Wasser angefeuchtet u. mit Hafer gemischt, als Futter zu reichen sind. In Deutschland gilt die D. für einen Gewährsmangel beim Pferdehandel, d. h. der Verkäufer eines damit behafteten Pferdes muß dasselbe zurücknehmen, wenn er dem Käufer diesen Fehler verschwiegen hat.

Dampfkessel. Die Apparate, um Wasser durch Feuer in Dämpfe zu verwandeln, scheiden sich in zwei natürliche Klassen, je nachdem der Dampf als Wärme- od. als Kraftquelle dienen soll. Ueber die ersteren, für vielfache technische u. ökonomische Zwecke arbeitenden Dampferzeuger s. „Generatoren". Die anderen sind die auf mehr od. weniger hohe Spannungen eingerichteten D., die Haupttheile der Dampfmaschinen. Größe u. Bauart solcher Kessel sind nach den Umständen sehr verschieden. In der Regel bestehen sie aus zusammengenieteten starken Eisenblechplatten, indeß kommen neuerdings auch Stahlbleche in Aufnahme, bes. für Lokomotivkessel. Die anfängliche Befürchtung, daß dies Metall durch Wegbrennen des Kohlenstoffs mit der Zeit sehr an Haltbarkeit verlieren müsse, hat sich in der Praxis als unbegründet erwiesen. Die Hauptforderung an einen D. ist, daß er im Verhältniß zu dem aufgewandten Brennmaterial eine möglichst große Menge Dampf erzeugt. Die Verdampfungsfähigkeit steht aber im geraden Verhältniß zur Heizfläche, d. h. zur Gesammtheit derjenigen Kesselpartien, die innen von Wasser, außen von Feuer od. Feuerluft berührt werden. Das Bestreben, die Heizfläche zu vergrößern, hat zu mancherlei komplizirten Kesselformen geführt; aber je komplizirter die Form, desto mehr verstößt sie gegen die Rücksicht auf möglichste Haltbarkeit des Kessels, u. man hat sich daher neuerlich für die gewöhnliche Praxis wieder mehr den einfacheren Formen zugewandt. Den größten Widerstand gegen Zerspringen würde die reine Kugelform bieten, aber sie gewährt gerade die kleinste Heizfläche u. ist daher nie in Gebrauch gewesen.

Nr. 2176. Walzenkessel mit äußerer Feuerung.

Nr. 2177. Walzenkessel mit innerer Feuerung od. der Cornwallkessel. m n Züge.

Nr. 2178. Wagen- od. Kofferkessel nach Watt. A p n Feuerwege.

Nr. 2179. Kessel mit einer od. mehreren Siederöhren.

Die ersten Kesselformen waren halbkugelig; Watt führte hierauf den sog. Kofferkessel (Nr. 2178) ein, d. i. ein Kasten mit eingebogenen Wänden u. eben solchem Boden. Diese Einbiegungen bilden, wenn der Kessel in seiner Ummauerung steht, die Feuerzüge. Formen solcher Art taugen aber nur für atmosphärische od. Niederdruckmaschinen, bei welchen der Kessel höchstens eine Spannung von 2 Atmosphären auszuhalten hat. Als die Spannung der Dämpfe höher getrieben wurde, mußte man eckige Formen vermeiden, u. so ging man zu den cylindrischen oder Walzenkesseln über, deren beide Enden halbkugelförmig, zuweilen auch hohlrund, die innere Kugelfläche nach außen, gestaltet sind. Die nöthigen Feuerzüge müssen also für solche Kessel in der Ummauerung ausgespart werden. Um die Heizfläche der Walzenkessel zu vergrößern, traf man in der Folge verschiedene Einrichtungen. Nam. waren eine Zeit lang die Sieseröhren sehr verbreitet, von denen man neuerdings mehr u. mehr zurückkommt. Bei diesem System liegen unterhalb des Kessels eine od. zwei geschlossene, durch kurze, aufrecht stehende Hälse mit demselben verbundene Röhren, die also in nächster Berührung mit dem Feuer stehen, während außerdem Boden u. Seiten des Kessels ebenfalls vom Feuer bestrichen werden. Diese Beikammern hatten indeß lange nicht so viel Wirkung, als man erwartet hatte, u. gingen außerdem, weil der stärksten Hitze ausgesetzt, durch Verbrennung rasch zu Grunde. — Als ein anderes Mittel zur Vergrößerung der Heizfläche hat man offene Röhren angewandt, die den Kessel der Länge nach durchziehen u. als Feuerkanäle dienen. Bei dem noch gebräuchlichen Cornwallkessel (Nr. 2177) durchsetzt ein einzelnes weites Rohr den Wasserbehälter, die Feuerung liegt in der Mündung desselben, die durch den Kessel passirte Feuerluft kehrt am hinteren Ende um u. geht in Seitenzügen wieder nach vorn, um dann in den Schlot zu treten. Das andere Extrem bildet der Dampfwagenkessel mit seinen 100—200 Röhren von 3—5 cm. Weite (s. „Abb. unter Dampfwagen"). Dieses System der sog. „Röhrenkessel" ist für den Dampfwagen geradezu eine Existenzbedingung, denn nur in dieser Weise läßt sich rasch die größte Menge Dämpfe erzeugen, freilich nur mit vielem Brennstoffaufwand. Solche Röhrenkessel finden auch bei Lokomobilen, Schiffsmaschinen u. den kleinen sog. transportablen Dampfmaschinen Verwendung. — Während also bei ihnen das Feuer durch das Wasser geleitet wird, giebt es umgekehrt verschiedene Konstruktionen, welche das Wasser in dünnen Röhren durch den Feuerraum leiten, eigentlich das Prinzip der alten Sieseröhren, aber in verbesserter Form. Solche Röhren haben die Kessel von Galloway, Field u. A. Schließlich hat man aber Systeme gebaut, die aus lauter dünnen Röhren bestehen, so daß ein eigentlicher Kessel, d. h. ein Behälter, in welchem beständig eine größere zusammengehaltene Menge Wasser siedet, gar nicht mehr vorhanden ist, also auch statt des Namens Kessel die Benennung Generator Platz greifen muß. Der erste Erbauer eines solchen war Howard in Bedford; sein System von stehenden u. liegenden Röhren erinnert an ein Orgelwerk; mit anderen Anordnungen folgten Belleville in Paris, J. T. Ramming in Dresden, P. C. Möller u. F. Walter in Leipzig mit ihrem Thermophor. Diesen Apparaten wird das Speisewasser in kleinen Portionen in dem Maße

zugeführt, wie es verbraucht wird. Mit dem Kessel ist bei ihnen auch jede Möglichkeit von Explosionen weggefallen, u. die Generatoren haben daher Zutritt in Lokalitäten, wo gewöhnliche D. nicht aufgestellt werden durften. Zur Zeit sind indeß die letzteren noch in größter Majorität; wir wollen an einem solchen unter Hinweis auf die Abb. Nr. 2181 u. 2182, welche einen u. denselben Siederöhrenkessel im vertikalen Längen- u. Querschnitt darstellen, die verschiedenen zum Betriebe erforderlichen Einrichtungen nachweisen. Das Wasser im Kessel muß möglichst auf einer bestimmten Höhe, etwa $^2/_3$, gehalten werden. Das Uebrige ist der Dampfraum. In dem Maße also, wie Wasser verdampft, muß neues zugeführt werden; denn bei zu hohem Stande würde der Dampf zu viel Wassertheile mit in die Maschine reißen u. deren Gang stören; bei zu tiefem könnten die oberen Kesselpartien glühend werden u. nachgehends, wenn sie wieder in Berührung mit Wasser kämen, Explosionen verursachen. Das Verhältniß des Wassers im Kessel ergiebt ein Blick auf den Wasserstandszeiger

Nr. 2180. Wasserstandszeiger.

Nr. 2180, dessen senkrechter Theil ab ein Glasrohr ist, das an seinem oberen u. unteren Ende mit dem Kesselraume in offener Verbindung steht. Wasser u. Dampf stehen in dem Wasserstandszeiger also eben so hoch wie im Inneren. Für den Fall, daß bei Mangel an Aufsicht das Wasser im Kessel zu tief sinken sollte, ist gewöhnlich eine Alarmpfeife, der Speiserufer, vorhanden. Ein Schwimmer in Gestalt einer auf dem Wasser liegenden metallenen Hohlkugel zieht dann an einem Draht u. eröffnet dem Dampf einen Weg in die Pfeife. Das Speisen des Kessels kann bei geringen Spannungen mittels selbstthätigen Nachfüllapparates von oben geschehen; bei den viel gebräuchlicheren höheren Spannungen dagegen gehört dazu eine Kraft, die das Wasser in den Kessel hineinpreßt, in der Regel mittels einer von der Maschine getriebenen kleinen Druckpumpe. Neuerdings ist für diesen Zweck, zumal am Dampfwagen, ein eigenthümlicher Apparat, der Giffard'sche Injektor od. die Dampfstrahlpumpe, in Anwendung gebracht worden. — Von großer Wichtigkeit ist es natürlich, jederzeit den im Kessel herrschenden Dampfdruck zu kennen. Es dienen dazu die Manometer (s. d.); bei Niederdruck Röhren mit Quecksilber, dessen höherer od. tieferer Stand den Grad des Druckes anzeigt, bei Hochdruckmaschinen meistens u. am Dampfwagen immer die metallenen Manometer. Ferner ist das Sicherheitsventil (s. d.) ein nothwendiges Zubehör jedes D.; an großen Kesseln finden sich öfter deren zwei. Gewöhnlich besteht das Sicherheitsventil aus einer auf eine Mündung des Kessels aufschlagenden Klappe, die entweder direkt mit Metallplatten belastet ist od. durch einen Hebel mit angehängtem Gewicht niedergehalten wird. Doch giebt es auch andere Einrichtungen.

Nr. 2181. Dampfkesselanlage für Hochdruckmaschinen. Seitenansicht.

Das Wesentliche aller dergl. kommt darauf hinaus, daß wenn der Druck im Inneren eine gewisse Grenze, bis zu welcher das Ventil schließt, überschreitet, der Dampf dasselbe öffnet u. sich einen unschädlichen Ausgang schafft. An unseren Abbildungen ist A der Hauptkessel, BB sind die Siederöhren, CC die Verbindungsstützen, D ist eine gemauerte Zwischenschicht, E der Rost, F eiserne Stützen für die Sieder. Die Flamme geht von der Feuerstelle aus unter den Siedern hin, biegt nach der Pfeilrichtung in den Kanal G um u. geht nach rechts, dann durch die Seitenkanäle HH (Nr. 2182) wieder nach links u. schließlich in den Schornstein L. M ist der Schieber zur Regulirung des Zuges, a das nach der Maschine gehende Dampfrohr, b das Speiserohr, c das Sicherheitsventil, d das Manometer, e der Schwimmer u. g die zugehörige Dampfpfeife. Bei f ist das Mannloch, eine Oeffnung so groß, daß ein Mann behufs der Reinigung u. Reparatur einsteigen kann. Für gewöhnlich ist dasselbe mit einer Einsatzplatte geschlossen u. diese durch Bügel u. Schrauben festgemacht.

Dampfkochapparate. Wasserdampf wird in mehrfacher Art benutzt, um flüssige od. feste Stoffe bis zum Siedepunkte des Wassers zu erhitzen, u dies kann schon in einem einzelnen Gefäß geschehen. In einem Topfe, in welchen ein Rost eingelegt u. nur so viel Wasser gegeben ist, daß es diesen nicht übersteigt, können Kartoffeln, Fleisch 2c. im Dampfe gekocht werden, wenn der Topf zugedeckt über Feuer gestellt wird. Bei größeren Apparaten wird der Dampf in einem besonderen Kessel od. Generator erzeugt u. zu unterst in den Kocher, oft auch durch ein durchlöchertes Schlangenrohr in demselben herumgeleitet. Der Kocher kann in solchem Falle auch von Holz sein. Indem der Dampf in den kalten Flüssigkeiten sich kondensirt, theilt er ihnen seine Wärme mit, bis das Ganze ins Sieden geräth. In dieser Weise erhitzt man große Quantitäten Wasser, kocht in Volks- u. Militärküchen Suppen u. andere Speisen Die Kartoffeln in Brennereien werden ohne Wasser, mit bloßem Dampf gar gemacht 2c.

Nr. 2182. Dampfkesselanlage für Hochdruckmaschinen. Querdurchschnitt.

Bei einem derartigen Gebrauche des Dampfes wird alles Anbrennen vermieden; ein zweiter wesentlicher Vortheil aber ist der, daß durch einen einzigen Dampferzeuger mehrere Kocher versorgt werden können. Wegen der Sicherheit gegen Anbrennen u. wegen der gleichbleibenden Temperatur benutzt man Dampf auch oft zur äußerlichen Beheizung von Destillirblasen. Die Blase ist dann von einem weiteren Gefäß umgeben u. der Dampf wird in den Zwischenraum geleitet. Das heißt in der technischen Sprache mit Manteldampf arbeiten. Handelt es sich darum, Stoffe mit heißeren u. stärker gespannten Dämpfen als von gewöhnlicher Siedhitze zu behandeln, so gehört dazu ein starkwandiges Metallgefäß mit Sicherheitsventil. Dasselbe kann zugleich der Dampferzeuger sein u. erhält dann das nöthige Unterwasser, sowie die Feuerung von unten. Das Muster dieser Einrichtung gab Papin mit dem nach ihm benannten Topf, der, wie Nr. 2183 zeigt, aus einem eisernen Topfe A besteht, von starken Wänden u. mit einem Deckel versehen ist, der sich dampfdicht aufschrauben läßt. Der Deckel trägt das Sicherheitsventil B, das um so stärker belastet ist, je weiter an demselben das Laufgewicht an dem Hebel hinausgeschoben wird. Mit der Stärke des Druckes wächst im Inneren auch die Hitze des Dampfes u. des Wassers u. die Einwirkung auf die ihm ausgesetzten Stoffe. Die jetzt in Hauswirthschaften gebräuchlichen Dampfkocher sind von ähnlicher Einrichtung, aber auf keine hohen Spannungen berechnet. Das Sicherheitsventil an ihnen, ein konischer metallener Pfropf im passenden Sitz, bildet zugleich die Belastung u. darf nicht weiter belastet od. gar festgemacht werden. Wenn die Dampferzeugung im vollen Gange ist, lüftet sich das Ventil in rascher Aufeinanderfolge, u. es kann daher die innere Spannung nur wenig über eine Atmosphäre steigen.

Nr. 2183. Der papinische Topf.

Dampfkugel im technischen Sinne ist ein Apparat, der bei Glasarbeiten u. dgl. die Stelle einer Gebläselampe vertreten kann. Eine messingene Hohlkugel hat oberhalb ein horizontal umgebogenes enges Röhrchen; eine verschließbare Mündung zum Eingießen von Spiritus befindet sich daneben. Die Kugel wird an den Tischrand befestigt u. durch eine Lampe von unten erhitzt. Wenn der Spiritus siedet, fährt er aus dem Röhrchen als ein Dampfstrahl heraus, welcher angezündet die Arbeitsflamme giebt.

Die von dem griech. Philosophen Hero von Alexandrien angegebene D. ist für uns nur als Kuriosität, u. etwa als physikalischer Apparat zur Nachweisung der Reaktions- od. Rückstoßwirkung merkwürdig. Sie beruht auf demselben Prinzip wie das Segner'sche Wasserrad u. die Turbine (s. d.).

Dampfmaschine. Die Benutzung der Dampfkraft für mechanische Zwecke, diese in das ganze heutige Leben so tief eingreifende Erfindung, ist nicht das Werk eines Einzelnen, doch aber eine Schöpfung der neueren Zeit, u. das Bestreben, die Anfänge der Erfindung bis ins Alterthum zurückzuführen, beruht auf Mißverständniß. Die Alten wußten so wenig vom Dampf, daß sie glaubten, das siedende Wasser verwandle sich in Luft,

Nr. 2184. Newcomen's Dampfmaschine.

u. auch Spätere, die mit Dampf experimentirten, wollten blos seine Stoßkraft beim Heraustreten verwerthen. Die Erfindungsgeschichten des de Caus (s. d.) u. des Marquis v. Worcester gehören mehr od. weniger in das Reich der Fabel. Der Erste, der rationelle Ansichten über die Physik des Wasserdampfes hatte, war der Franzose **Papin**; nach dem, was von seinen in Deutschland betriebenen Versuchen bekannt ist, muß er der Vollendung einer D. nahe genug gewesen sein; Mangel an Unterstützung u. bes. das noch nicht zu Tage getretene Bedürfniß nach einer neuen Triebmaschine ließ bei uns damals die Sache nicht weiter gedeihen. Anders in England. Dort verlangte der Kohlenbergbau für seine immer tiefer werdenden Schachte dringend nach besseren Entwässerungsanstalten, u. der Gedanke, das Wasser durch Feuer zu heben, erfreute sich rascher Zustimmung. Mit einem Apparat in diesem Sinne trat zuerst **Thomas Savery** auf (1699). Seine Vorrichtung bestand darin, daß durch den Dampfdruck einmal Wasser aus einem cylindrischen Hohlgefäß in einer Steigröhre in die Höhe gepreßt u. sodann, wenn der ganze Innenraum des Cylinders mit Dampf erfüllt war, dieser durch Einspritzen von kaltem Wasser kondensirt u. solcher Art ein luftverdünnter Raum erzeugt wurde, welcher durch ein Saugrohr neues Wasser aus der Tiefe heraufhob, worauf das Spiel von Neuem begann. Savery's Apparat fand nur in wenigen Exemplaren Verwendung, gab aber dem Schlosser Newcomen Anlaß, eine besser eingerichtete Maschine nach demselben Prinzip zu konstruiren, die, nachdem sie 1705 zu Stande gekommen u. ihre Zeit in den Bergwerken gedient, wieder der Ausgangspunkt wurde, von dem aus Watt die eigentliche D. schuf. In Newcomen's Maschine (Nr. 2184) erscheint zuerst ein nach oben zu offener, unten mit dem Dampfkessel a in Verbindung stehender Cylinder C mit auf- u. abgehendem Kolben P. Im Cylinderboden sind drei Mündungen u, v, w, deren zwei durch Hähne schließbar sind. Durch v strömt der Dampf aus dem untenstehenden Kessel in den Cylinder, wenn der Hahn geöffnet ist; durch w springt nach Oeffnung des Hahnes t aus dem Reservoir d kaltes Wasser, welches durch das Rohr b zugeleitet wird u. den Dampf niederzuschlagen hat; durch u fließt das eingespritzte u. das aus dem Dampf kondensirte Wasser ab. Der Kolben P hat nur ein kurzes Stück Stange, dann folgt eine Kette, mittels welcher er an dem Balancier i hängt. Auf der linken Seite ist in gleicher Weise die Pumpenstange m angehangen. Die beiden Bogenstücke des Balanciers bewirken, daß die Ketten immer in derselben Linie auf- u. absteigen. Das Pumpengestänge m ist um ein gewisses Gewicht schwerer als die auf der rechten Seite an dem Balancier hängenden Maschinentheile. Wird also unter dem luftdicht schließenden Kolben bei seinem tiefsten Stande Dampf eingelassen, so sinkt das Pumpengestänge nicht durch die Dampfkraft, sondern durch seine eigene Schwere, denn wenn auch der Dampf den Kolben in die Höhe treiben sollte, so kann daraus durch die Ketten hindurch keine Kraftleistung nach der anderen Seite folgen. Der Dampf spielt vielmehr beim Steigen nur die untergeordnete Rolle eines Füllmaterials, welches dem Luftdruck auf die äußere Oberfläche von P das Gegengewicht hält. Ist dann der Kolben auf den höchsten Stand gebracht u. der Cylinder mit Dampf gefüllt, so wirkt die Kaltwasserspritze. Durch das eingespritzte kalte Wasser wird der Dampf kondensirt; es entsteht ein luftverdünnter Raum u. der Luftdruck treibt den Kolben nieder. Die Atmosphäre drückt auf den □cm. Fläche mit dem Gewicht von 2 Kg.; die Leistungsfähigkeit einer solchen Maschine läßt sich also aus der Kolbenfläche berechnen: je größer diese, od., was dasselbe ist, je weiter der Cylinder ist, um so größere Lasten können gehoben werden. Die Newcomen'schen Maschinen machten etwa 10 Hebungen in der Minute; sie brauchten einen Wärter, der die Hähne pünktlich auf- u. zudrehte u. in derselben Zeit also 20 Drehungen zu machen hatte. Ein Wärterjunge, **H. Potter**, hatte den dieses Geschäft besorgenden glücklichen Gedanken, durch wohlbemessene Bindfäden die Enden des Balanciers mit den Hähnen zu verbinden, u. nun ging die Maschine allein; die so wichtige Selbststeuerung war (1718) gefunden. Die Newcomen'sche Maschine war eine **atmosphärische** Maschine. Durch die späteren Leistungen Watt's sind im Allgemeinen zwar die atmosphärischen Maschinen beseitigt worden, doch giebt es noch neue Maschinen für Dampfschiffe bis zu 200 Pferdekraft (von Seaward Capel), die jener sehr nahe kommen, nur daß **drei** Cylinder zusammenwirken u. die Kondensation separat ist. Bedeutende Ersparung an Brennstoff u. völlige Sicherheit sind ihre Vorzüge.

Der geniale **Watt**, Universitätsmechaniker in Glasgow, beschäftigte sich seit etwa 1763 mit der D. Er erkannte sehr bald die Mängel des Newcomen'schen Apparats. Die erste Verbesserung, die er daran anbrachte, war der **Kondensator**, d. h. ein besonderes Gefäß, in welches der Dampf aus

Nr. 2185. Watt's doppeltwirkende Dampfmaschine.

dem unteren Theile des Cylinders entweichen konnte, um erst hier durch kaltes Wasser niedergeschlagen zu werden. Diesem folgten Verbesserungen auf Verbesserungen, so daß endlich die Maschine, welche nach ihm die Watt'sche D. heißt, mit den alten Apparaten durchaus nichts mehr gemein hatte u., statt ein bloßes Pumpwerk zu sein, in die verschiedensten Zweige der Technik als Kraftmaschine einzugehen fähig war. Bei dieser Maschine

ist die Mitwirkung des Luftdrucks ganz ausgeschlossen; der Dampf schiebt in einem beiderseits geschlossenen Cylinder den Kolben sowol in der einen als in der anderen Richtung; ein schweres Schwungrad u. ein besonderer Regulator vermitteln einen gleichmäßigen Gang; eine sinnreiche Einrichtung, das Parallelogramm, ermöglicht, daß die Kolben- u. Pumpenstangen sich immer senkrecht halten, trotzdem die Enden des Balanciers Kreisbogen beschreiben. Die Maschine steuert sich natürlich selbst, versorgt sich mit Speisewasser u. schlägt den verbrauchten Dampf auch selbstthätig durch kaltes Wasser nieder. Nr. 2185 zeigt die Maschine im Durchschnitt. Links steht der Kessel K mit dem Rohre D, welches den Dampf nach dem Cylinder C zu leiten hat. Hier tritt der Dampf zunächst in eine dem Cylinder angegossene Vorkammer, den Schieberkasten S, u. erhält vermöge des hier arbeitenden Steuerungsmechanismus seinen Weg bald über, bald unter den Kolben angewiesen. Diese Partie der Maschine nebst dem Triebwerk für den Steuerungsapparat wird später noch besonders besprochen. In der Abbildung füllt sich eben die obere Cylinderabtheilung u. der Kolben wird niedergetrieben, indeß der Unterdampf durch p nach dem Kondensator Q entweicht. Indem der Kolben vom Dampf auf u. niederbewegt wird, muß der **Balancier** od. **Schwingbaum** dieser Bewegung folgen. An seinem anderen Ende hängt die **Pleuelstange**, welche unten (v) den Kurbelzapfen der Hauptwelle angreift u. diese sammt dem großen Schwungrad umtreibt. Von der Hauptwelle aus wird nun die Arbeitskraft durch Laufriemen od. Wellen dahin geleitet, wo man sie braucht. — Der Deckel des Cylinders wird von der Kolbenstange durchsetzt, ohne daß neben ihr Dampf entweichen kann. Dies verhütet die die Stange umgebende sog. Stopfbüchse, welche im Innern mit geölten Hanfzöpfen gefüttert ist, die durch Schrauben fest an die Stange gepreßt werden. Da letztere äußerst glatt ist, so erfolgt ihr Gang doch ohne bedeutende Reibung. Am Schieberkasten ist für den Schieberstiel ebenfalls eine Stopfbüchse. Da die Kolbenstange nicht anders als in gerader Linie auf- u. niedergehen kann, so bedarf es einer Vermittlung zwischen ihr u. dem bogenschlagenden Balancier u. diese gewährt das Parallelogramm, die Geradführung. Dasselbe wird gebildet durch die in Gelenken an einander hängenden Stücke B A N M; an diesem beweglichen System u. nicht unmittelbar am Balancier hängt die Kolbenstange u. mit ihr auch noch die Stange für die Luftpumpe L. Von einem festen Punkte aus greift eine Stange U N in die Bewegungen des Parallelogramms ein, an denen sie Theil nimmt dadurch, daß das Ende N ebenfalls einen Bogen, der aber dem des Balanciers entgegengesetzt ist, beschreibt. Als mittleres Ergebniß für die Führung der Kolbenstange entsteht eine nur wenig schwankende senkrechte Linie, in welcher jene verbleiben wird, sobald die andern Theile der Ausweichung fähig sind. Die D. hat ferner als wesentlichen Hülfsapparat den Regulator für den Dampfzufluß. Die Feuerung kann nämlich nicht so exakt geführt werden, daß immer gleich viel Dampf entwickelt würde; ferner konsumiren die Arbeitsmaschinen nicht immer gleichviel Kraft, so daß demnach die Maschine bald in schnelleren, bald langsameren Gang verfallen müßte. Der Regulator tritt hiergegen korrigirend ein, indem er nach Bedarf die im Dampfrohr D befindliche, bei K (Nr. 2185) ersichtliche u. ganz der Klappe eines Ofenrohrs gleichende Dampfklappe d je nach Bedarf mehr öffnet od. schließt. Zu der Einrichtung des Regulators gehört die Spindel bei P, welche von der Hauptachse gedreht wird. An ihr hängen in Gelenken zwei Arme mit Schwungkugeln; zwei andere Stangen fassen nach unten an eine Hülse h, die auf der Spindel verschiebbar ist. Von dieser Hülse h geht die Bewegung mittels Hebel u. Zugstange durch f g a b c bis zu dem Stift der Klappe. Fängt die Maschine an schneller zu gehen, so fliegen infolge der erhöhten Centrifugalkraft die Kugeln weiter aus einander, die Hülse wird gehoben, die Klappe entsprechend eingedreht, der Dampfzufluß sofort verringert und die Maschine zu langsamerem Gange veranlaßt. Ein zu langsamer Gang hat die gegentheilige Wirkung auf die Schwungkugeln u. mithin auch auf die Dampfklappe. Die unteren Partien der Maschine dienen zur Niederschlagung des aus dem Cylinder entweichenden Dampfes. Die Räume Z Z heißen die Cisterne; sie werden durch die Kaltwasserpumpe W beständig voll Wasser gehalten. In dem Kondensator Q begegnen sich Dampf u. kaltes Wasser u. bilden zusammen heißes Wasser, das durch die benachbarte Luftpumpe beständig entfernt wird. Luftpumpe heißt diese, weil sie neben dem Wasser auch die in diesem enthaltene u. durch die Hitze ausgetriebene Luft mit fortzuschaffen hat. Von dem abfließenden heißen Wasser entnimmt die kleine Druckpumpe H (Speisepumpe) soviel als zur Speisung des Kessels gebraucht wird u. schafft es auf dem Wege RR an seinen Ort.

Nr. 2187—2189. Schiebersteuerung mittels D-Schieber.

Es ist noch die Dampfsteuerung zu besprechen, die in Abb. Nr. 2185 nicht ausführlich hervortritt. Der Zutritt des Dampfes bald über, bald unter den Kolben wird durch einen Schieber vermittelt, der sich in gleichen Zeiten mit dem Kolben auf u. nieder bewegt, der Schieber immer etwas vorangehend. Die Hauptwelle macht während dieser Doppelbewegung einen ganzen Umlauf; getrieben vom Kolben treibt sie wieder die Steuerung desselben.

Nr. 2186. Excentrik.

Die dazu nöthige Kraftleitung bis unter den Cylinder ist ein Gestänge, das wie eine Kurbelstange hin u. her geht. Den Antrieb auf dasselbe gewann Watt dadurch, daß er eine Scheibe excentrisch auf die Welle setzte u. diese von dem letzten Ringe des Gestänges umfassen ließ. Die breitere Seite der Scheibe bewirkt, wie leicht ersichtlich, die nämliche Führung wie ein Kurbelarm. Am anderen Ende bewegt das Gestänge einen Winkelhebel, der die Schieberstange auf u. nieder treibt. Um zu zeigen, in welcher Art der Dampf im Schieberkasten dirigirt wird, sind in Nr. 2190 u. 2191 zwei Durchschnittsansichten gegeben, welche die beiden Hauptpositionen des Schiebers zeigen. S ist die Ein-, T die Ausmündung für den Dampf. In der ersten Ansicht hat der Schieber die Stellung, bei welcher der Dampf auf dem Wege I herabgeht, um unter den Kolben zu treten; der verbrauchte Oberdampf geht inzwischen durch H hernieder zum Ausgange. In der zweiten Position sind die Dampfwege umgekehrt: der Kolben empfängt Oberdampf durch H u. entläßt den unteren durch I. Der in Nr. 2190 u. 91 dargestellte sog. D-Schieber kommt des beträchtlichen Reibungswiderstandes wegen jetzt höchstens noch bei kleinen Maschinen vor. Nr. 2187 bis 2189 zeigen noch eine andere, gestrecktere Schieberform, u. zwar in den beiden Schieberstellungen u. den D-Schieber abgesondert, in einem Längen- u. Querschnitt dargestellt. Nr. 2187 u. 2188 geben die zwei Durchschnitte des Schieberkastens wie oben. Dieser Schieber bietet zwei Dampfwege, einmal in einer Längsdurchbohrung c, u. dann vermöge des Ausschnittes d. Bei D tritt der Dampf ein, bei C wieder aus. In der ersten Ansicht geht der Dampf durch d über den Kolben, der Unterdampf kann direkt entweichen; bei der zweiten bekommt der Kolben Unterdampf, u. der obere geht ab durch den im Schieber selbst liegenden Kanal c. — Um die Reibung aufzuheben, welche der Schieber auf seine Gleitbahn ausübt, hat man sog. entlastete Schieber konstruirt. Ein solcher besteht aus einem prismatischen Kasten ohne Boden, in zwei Fächer C u. D (Nr. 2192) getheilt; der Dampf strömt durch D bald oben (1), bald unten (2) in den Cylinder u. kehrt durch C u. die Oeffnung 3 in den Kondensator od. in die freie Luft zurück. Da er auf die Wände des Kastens einen gleichen u. entgegengesetzten Druck nach unten u. oben ausübt, so kann ein Druck auf die Gleitbahn nicht bestehen.

Nr. 2190 u. 2191. Der D-Schieber in verschiedener Stellung.

Nr. 2192. Entlasteter Schieber.

Die bisher beschriebenen Maschinen mit Kondensation heißen Niederdruckmaschinen, da sie nur mit etwa 1½ Atmosphäre Druck arbeiten. Bei großer Kolbenfläche können sie aber immer eine starke Arbeitskraft liefern. Sind sie auf eine höhere Spannung, bis zu 4 Atmosphären eingerichtet, so

heißen sie Mitteldruckmaschinen. Durch die Kondensation, welche den Dampf gleichsam abtödtet, wird fast die ganze Dampfkraft nutzbar; die Abschwächung, die daraus erfolgt, daß im Kondensator doch immer ein geringer Gegendruck von Heißwasserdampf herrscht, wird auf $^1/_8$ Atmosphäre angenommen.

Eine andere Klasse bilden die Hochdruckmaschinen, bei denen der Dampf eine Spannung von 4—10 Atmosphären hat. Sie unterscheiden sich wesentlich von den bisher betrachteten u. sind gegen die Watt'schen noch weiter so vereinfacht, daß ihnen nichts bleibt als Kessel, Cylinder, Kolben, Pleuelstange u. Schwungrad, u. auch letzteres nicht immer. Da sie keinen Kondensator haben, müssen sie den Dampf in die Luft entlassen. Der Gegendruck der Atmosphäre, der sich hier geltend macht, bewirkt für die Arbeit einen Verlust von einer Atmosphäre von der Gesammtkraft. Die Hochdruckmaschinen bedürfen einen stärkeren Kessel, können aber einen viel engeren, resp. kurzeren Cylinder haben. Sie kommen in der Technik immer mehr in Aufnahme, da sie wohlfeiler herzustellen sind, weniger Raum einnehmen u. viel Arbeit in raschem Tempo leisten können. Beliebt sind nam. die Maschinen mit liegendem Cylinder, eine Form, die von der Lokomotive (s. d.) her Jedermann bekannt ist.

Nr. 2193. Hochdruckdampfmaschine mit liegendem Cylinder.

Bisher wurde angenommen, die Maschinen arbeiteten mit Volldruck, d. h. der aus dem Kessel dringende Dampf treibe den Kolben immer bis ans Ende seiner Bahn. Dies ist jedoch in der Praxis bei neueren Maschinen fast nicht mehr üblich; man wendet vielmehr mit großer Ersparniß an Dampfkraft bei D. jeder Art das System der Expansion an. Dasselbe besteht darin, daß man den Dampf absperrt, bevor der Kolbenlauf noch ans Ende gelangt ist, u. es dem vorhandenen Dampf überläßt, durch sein Ausdehnungsbestreben die Arbeit schließlich zu vollenden.

Nr. 2194. Pansionsexcentrik.

Die Expansion erfordert eine darauf bezügliche Abänderung an der Steuerung, wie sie mehrfach erfunden worden ist. Für einen einfachen Schieber tritt ein geschweiftes Excentrik auf der Hauptwelle an Stelle der versetzten Kreisscheibe. Die Schubstange hat dann anstatt eines Ringes einen Rahmen, welcher mit zwei Laufrollen des Excentrik übergreift. Dreht sich dieses, so wird die Stange nach Maßgabe der Auslassungen Hin- u. Herschiebungen erleiden, unterbrochen von kurzen Stillständen. Der Schieber macht demnach jeden Hin-, resp. Hergang in zwei Rückungen, indem er beim ersten Vorschritt den Dampfzufluß abschneidet, während der Kolben vielleicht erst die Hälfte seines Ganges gemacht hat. Häufiger ist die Einrichtung, wo die Steuerung durch zwei von besondern Excentriks getriebene Schieber besorgt wird, deren jeder einen anderen Gang hat. Der eine, der Vertheilungsschieber, vermittelt dann das Einströmen des Dampfes unten u. oben, aber ohne Absperrung; der andere dagegen regulirt den Zufluß zum ersten Schieber u. sperrt ihn zeitweise ganz ab. Der Grad der Expansion kann an einer Stellscheibe nach Bedarf verändert werden, selbst während die Maschine im Gange ist. Bei manchen Steuerungen ändert die Maschine selbst die Expansion vom Regulator aus. In Fällen, wo der Kraftverbrauch bei den Arbeitsmaschinen stark u. häufig wechselt, ist diese selbstthätige variable Expansion ein bedeutendes Ersparungsmittel, u. die Tendenz der Maschinenkonstrukteure ist beständig auf immer ökonomischere Verwendung des Dampfes gerichtet. Aus diesem Bestreben sind eine Menge verschiedenener Maschinen u. Steuerungen hervorgegangen. Einen großen, wol nicht ganz verdienten Ruf hat sich neuerdings das System von Corliß erworben. Derselbe hat an Stelle des Watt'schen Kugelregulators nebst Ventilklappe einen direkt vom Dampfsdruck abhängigen Ventilregulator gesetzt, durch welchen sich die Maschine jeden Augenblick den zu einem gleichmäßigen Gange erforderlichen Dampf selber zumißt. Der Cylinder hat zwei Ein- u. zwei Ausgänge für den Dampf; an Stelle von Schiebern wirken Scheiben, welche durch Drehung die Löcher öffnen u. schließen. — In der sehr gebräuchlichen Woolf'schen Maschine ist die Expansion in eigenthümlicher Weise verwerthet. Die Woolf'sche D. hat zwei verbundene Cylinder, deren Kolben an einem Balancier hängen u. gleichzeitig auf- u. niedergehen.

Nr. 2195. Doppelcylinder der Woolf'schen Dampfmaschine.

Der engere Cylinder empfängt Hochdruckdampf, der auf etwa $^2/_3$ des Weges abgesperrt wird. Der zu entlassende Dampf geht in den Niederdruckcylinder, abwechselnd über u. unter den Kolben u. übt da noch eine Arbeit aus. Der expandirende Dampf hat in den beiden jeweilig verbundenen Cylinderhälften, rechts unten u. links oben u. umgekehrt, nothwendig die gleiche Spannung, aber es wird gleichwol ein Nutzeffekt im großen Cylinder erhalten, weil sein Kolben größere Druckflächen bietet als der seines Nachbars. Eine eigenthümliche Art der D. sind die oscillirenden, welche wegen ihrer einfachen u. am wenigsten Raum beanspruchenden Anordnung vielfach Anwendung gefunden haben. Sie waren eine Zeit lang als Schiffsmaschinen in Aufnahme, haben sich aber wegen ihres raschen Defektwerdens nicht behaupten können. Als kleine Triebapparate sind sie eher zu brauchen. Bei ihnen dreht die Kolbenstange direkt den Kurbelarm einer Betriebswelle, was dadurch ermöglicht wird, daß der Cylinder selbst bewegungsfähig ist, um sich nach der jeweiligen Stellung der Kurbel richten zu können. Er ist zu diesem Behufe an zwei hohlen Zapfen drehbar aufgehangen, u. während er durch seine Kolbenstange die Kurbel bewegt, nöthigt ihn diese durch ihren Rundgang zum beständigen Hin- u. Herneigen. Die Kolbenstange bewegt sich mittels ein paar Laufrollen in einer Führung; die Dampfzuleitung geht aus einer Büchse, welche zugleich das Zapfenlager trägt, durch den einen Zapfen in den Cylinder u. verläßt die Maschine durch den anderen. Durch die schwingende Bewegung des Cylinders wird zugleich die Steuerung vermittelt, ohne Anwendung von Schiebern u. dgl.

Eine Klasse von Maschinen, die ihren Entwicklungsprozeß noch nicht vollendet hat, sind die rotirenden D. Es ist ein naheliegender, schon von Watt in Aussicht genommener Gedanke, eine Welle direkt umdrehen zu lassen, etwa durch ein in einer Trommel befindliches, vom Dampf getriebenes, in Fächer abgetheiltes Rad u. dgl. Man hat in verschiedenster Weise die Idee zu verwirklichen gesucht u. nam. in Nordamerika wird noch immer viel in dieser Richtung gearbeitet. Es scheint aber, daß die Kolbenmaschinen, wenigstens für die stationäre Technik, doch das Beste bleiben.

Nr. 2196. Oscillirender Cylinder.

Dampfmesser, richtiger Dampfdruckmesser, s. „Manometer".

Dampframme. Zum Heben von Rammblöcken wird die Dampfkraft in zweierlei Weise benutzt. Erstlich hat man das Rammgerüst nebst Dampfmaschine auf einem Schiffe (s. d. Abb. Nr. 2197), so daß der Apparat nur zu Wasserbauten dient. Die Maschine giebt die Kraft an eine horizontale Welle, die ein Kettenrad trägt; ein eben solches Rad ist im Kopfe des Gerüstes; über beide läuft eine endlose Kette D, welche durch nicht ersichtliche Organe den Block mit in die Höhe nimmt u. oben selbstthätig wieder ausläßt. Der etwa 20 Centner schwere eiserne Rammklotz macht in der Minute 10 Schläge. — Für Brücken- u. Hafenbauten u. dgl., wo die einzurammenden Piloten oft aus den stärksten Baumstämmen bestehen, benutzt man einen Dampfhammer (s. d.) zum Eintreiben. Der Hammerapparat nebst Dampfcylinder kommt mit einem entsprechend eng gebauten Gestell ver-

sehen, auf den Kopf des Baumes selbst zu stehen; der Dampfkessel steht neben bei u. liefert den Dampf durch ein biegsames Rohr, das den Senkungen des Piloten folgen kann. Die Maschine steuert sich selbst u. läßt den Block nach jedem Hube von der höchsten Höhe fallen.

Dampfschiff. Das Treiben von Booten durch Dampfkraft war schon lange vor dem Auftreten der eigentlichen Dampfmaschine versucht worden. Bereits im J. 1543 machte der span. Kapitän Blasco de Garay Probe fahrten mit einem Boot, von dem nur gemeldet ist, daß es einen Kessel mit siedendem Wasser hatte u. von Schaufelrädern getrieben wurde. Im J. 1707 fuhr der durch seine Untersuchungen über die Dampfkraft bekannte Physiker Papin mit einem kleinen Räderboote auf der Fulda von Kassel nach Münden, wo ihm die Schiffer nicht nur die Einfahrt in die Weser verwehrten, sondern auch sein Boot zerstörten. Die Maschinerie desselben soll dem Apparate Savery's (s. „Dampfmaschine“) nachgebaut gewesen sein, allein diese Versuche hatten keine weiteren Erfolge. Nachdem aber Watt seine Dampfmaschine erfunden hatte, kam die Konstruktion von Dampf fahrzeugen dauernd auf die Tagesordnung. In Frankreich experimentirte mit halbem Erfolge Marquis Jouffroy (1776–83), in Nordamerika Fitch u. Rumsey, in England (1802) Symington u. A. Jouffroy u. Fitch hatten ihren Booten mechanische Ruder, gleichsam Schwimmfüße gegeben, Rumsey erfand das Reaktionssystem, das erst in unserer Zeit eine Geltung erlangt hat, Symington baute ein Boot mit einem einzelnen, vorangehenden Rade. Alle diese Anfänge waren nur in kleinem Maßstabe ausgeführt, denn an wirkliche Seefahrzeuge dachte bei ihnen noch Niemand. Als daher in England die Kanalbesitzer den ersten Booten den Zutritt verwehrten, kam dort die ganze Angelegenheit für Jahre wieder ins Stocken. Das Dampfschiff sollte erst in Amerika perfekt werden. Rob. Fulton, ein junger Amerikaner, der sich verschiedener Erfindungsprojekte halber in Europa aufhielt, warf sich hier auf das neue Fach u. baute schon 1803 in Paris ein Räderboot, das auf der Seine gut manövrirte. Die Franzosen blieben indeß theilnahmlos, Bonaparte erklärte Fulton für einen Schwindler, u. so ging dieser in seine Heimat zurück, nachdem er bei Boulton u. Watt in England eine Schiffsmaschine bestellt. In New-York setzte er nun das erste größere Dampffahrzeug ins Werk, den Clermont“, von 47 m. Länge u. einer Maschinenstärke von 18 Pferdekräften. Damit eröffnete er im August 1807 regelmäßige Tageskurse zwischen New-York u. dem 30 Meilen oberhalb am Hudson gelegenen Albany, u. begünstigt durch die großen Ströme u. Seen des Landes, welche der Dampfschiffahrt einen großartigen Spielraum boten, nahm diese eine rasche Entwicklung. In wenigen Jahren durchfurchten die neuen Schiffe aus Fulton's Werkstatt die schönen Wasserstraßen, u. nirgends hat jetzt die Flußfahrt eine so großartige Ausdehnung wie in Nordamerika. Die Engländer ihrerseits, nachdem auch sie allmählig die Sache ernstlich in die Hand genommen, verlegten sich hauptsächlich auf Seedampfer; indeß war das erste D., das (1820) den Ozean überschritt, doch ein amerikanisches. Gegenwärtig hat sich das System der Dampfschiffahrt bereits so verallgemeinert, daß nicht allein alle Kriegs- u. Passagierschiffe darauf eingerichtet sind, sondern auch die Handelsmarine mehr u. mehr zu demselben übergeht, so daß nur eine allerdings schon drohende Kohlenvertheuerung den Segelschiffen wieder einen Vorzug verschaffen könnte. Der größte, aber schon über die praktischen Dimensionen hinausgehende Dampfer ist bekanntlich der Great-Eastern mit einer Länge von ca. 208 m. (680 engl. Fuß bei 85 Fuß Breite) mit 4 Maschinen, 2 riesigen Schaufelrädern u. einer eben so kolossalen Schraube, eingerichtet zur Aufnahme von 3000 Passagieren. Bestimmt zu regelmäßigen Fahrten zwischen England u. Ostindien, ohne unterwegs Kohlen einzunehmen, hat er diesen Dienst zwar niemals angetreten, wol aber bei Legung von unterseeischen Kabeln im Atlantischen u. Indischen Meere u. nach Australien die werthvollste Unterstützung geleistet.

Das erste Fortbewegungsorgan des Dampfschiffes war ausschließlich das Schaufelrad, selbst für Kriegsschiffe; hier hat die Maschine die quer durch das Schiff gehende Welle zu drehen, welche an beiden Enden die Räder trägt. Die einfache Welle ist indeß nur bei kleinen Fahrzeugen statthaft; auf großen Schiffen sind, um sie manövrirfähiger zu machen, die beiden Räder immer selbständig durch eigene Welle u. Maschine; man kann, um zu wenden, das eine Rad anhalten od. auch rückwärts gehen lassen, wo dann die Drehung auf der Stelle erfolgt. Solche Ozeandampfer haben bei schönem Wetter u. glatter See einzelne ausgezeichnet schnelle Ueberfahrten gemacht. Bei unruhiger See dagegen ist ihre Fortbewegung um so schwerfälliger, u. da die Räderdampfer stets flachgehende Schiffe sind, so vermögen sie auch nicht eine regelmäßige Bemastung zu tragen, können also auch mittels der niedrigen Segel, die sie aufzustellen gestatten, aus etwa günstigem Segelwinde nicht viel Beihülfe ziehen. Zur Kriegszwecke war das Räderschiff mit seinen seitlichen Ausbauten offenbar am allerwenigsten geeignet. Es war hiernach nur natürlich, daß, nachdem die Schraube (s. „Schiffsschraube“) als besserer Motor auf kam, sie sehr bald von den Kriegs- u. Seeschiffen adoptirt wurde. Heute werden Räderdampfer für den Seedienst gar nicht mehr gebaut. Dagegen behalten solche von kleinerem Kaliber ihren unbestrittenen Wirkungskreis auf seichten Flüssen u. Küstengewässern, von denen die Schraubenschiffe wegen ihres größeren Tiefganges fern bleiben müssen. Das erste größere Schraubenschiff, der „Archimedes“, wurde 1838 in England gebaut. Durch die Schraube erhielt das Schiff seine schlanke Gestalt wieder; denn der Propeller liegt ganz unter Wasser am Hintertheile des Schiffes.

Nr. 2197. Dampframme auf einem eisernen Boote.

Derselbe wird getragen von einer Fortsetzung der Betriebswelle, welche durch eine Stopfbüchse aus dem Innern heraustritt. Die Umdrehungen der Welle sind sehr rasch, 100 bis 150 in der Minute, u. dadurch wird die geringe Fortschiebung, welche ein nur einmaliger Umgang bewirkt, zu einer namhaften Geschwindigkeit gesteigert. Einen besonderen Werth hat aber die Schraube noch dadurch, daß sie sich leicht mit der Wirkung des Windes kombiniren läßt. Ein Schraubendampfer hat daher ganz die Bemastung u. Betakelung wie ein Segelschiff, u. es geht als solches ohne Dampf, so lange nicht Windstille od. Gegenwind eintreten. Damit die Schraube in den Zeiten, wo sie nicht arbeitet, nicht als Hemmniß wirkt, kann sie aus ihrem Verbande mit der Welle gelöst u. sammt ihrem Rahmen über Wasser emporgewunden werden. Deshalb hat das Schiff eine Art Schlot, den sog. Brunnen, durch welchen man auf die Schraube hinuntersehen kann. Die zur Bewegung des Schiffes dienenden Dampfmaschinen u.

Nr. 2198. Fulton's erstes Dampfschiff der „Clermont“.

Nr. 2199. Maschine eines Raddampfers.

Kessel, nach den nämlichen Prinzipien zwar eingerichtet wie die gewöhnlichen, nehmen aber doch der Raumersparung halber öfter besondere Formen an. Die Watt'sche Maschine wurde verwendbar, indem man statt eines oberen Balanciers deren zwei nach unten verlegte, einen auf jede Seite; von dem Verbindungsstück beider geht dann die Pleuelstange nach der gekröpften Welle. Da die Rotation bei den Schraubenschiffen eine weit raschere ist als bei Räderschiffen, so sind auch die Maschinen auf entsprechend kürzere u. häufigere Kolbengänge eingerichtet. In der Regel wird die Welle von paarweise zusammen wirkenden Kolben gedreht, die entweder horizontal od. schräg aufwärts liegen. Den Schraubendampfern eigenthümlich u. viel gebraucht sind die sog. Trunkmaschinen, die in besonderer Weise noch eine Extraraumersparniß gewähren. Bei ihnen ist die Kolbenstange vertreten durch ein ziemlich weites, offenes, ganz durch den Cylinder gehendes Rohr, in dessen Mitte die Pleuelstange in einem Scharnier angehängt ist. Die Weite des Rohres gestattet der Stange ihren Kurbelkreis zu machen, u. durch die Zurückverlegung des Anhängepunktes ist dieser bis nahe an den Cylinder herangerückt. Die Speisung der Kessel geschieht mit Seewasser, selbstverständlich muß das sich ausscheidende Salz von Zeit zu Zeit ausgeräumt werden; Kondensationsvorrichtungen sind in der Regel nicht angebracht. Manche Schiffe haben jedoch eine besondere, die sog. Oberflächenkondensation, bei welcher der Dampf sich in einer geschlossenen Kammer verdichtet, die mit Rohren durchzogen ist, in welchen kaltes Wasser cirkulirt. Hier wird also destillirtes Wasser erhalten, das mit zur Speisung der Kessel verwendet werden kann u. den Gebrauch von Seewasser beschränkt. Außer dem Rad u. der Schraube ist in letzter Zeit (seit 1861) noch ein dritter Motor aufgetreten, wenn auch erst bei wenigen Schiffen angewandt. Auch hier ist eine Welle, aber eine aufrechte, das treibende Stück. Sie ist hohl u. bildet eine Centrifugalpumpe, die bei raschem Umlauf eine große Menge Wasser durch eine Oeffnung im Schiffsboden ansaugt u. durch zwei an den Schiffsseiten nach hinten laufenden Röhren wieder hinauswirft. Das frei in die Luft ausströmende Wasser bewirkt eine Aufhebung des Druckes an dieser Seite u. der Gegendruck treibt das Schiff nach der anderen vorwärts. Die Rohrenden sind entweder durch Hebel verlegbar od. sie haben ein Ventil, welches den Strahl nach hinten, vorn od. unten zu richten gestattet, infolge dessen das Schiff vor- od. rückwärts geht resp. stehen bleibt. Den ersten dieser sog. Reaktionsdampfer baute Seydell in Stettin 1861 nach den Angaben von Ruthven in Edinburgh, dann folgten zwei in Belgien, ein Personendampfer auf der Themse u. 1867 das engl. Panzerschiff „Waterwitch“.

Nr. 2200. Schraubenschiffsmaschine.

Nr. 2201. Amerikanischer Flußdampfer.

Dampfspannung ist der Druck, den der Dampf vermöge seiner Expansibilität auf seine Umgebung sowie in sich selbst ausübt. Gemäß der modernen Physik hat man sich die Molekule der luftförmigen Körper in fortschreitender Bewegung zu denken, so daß also die Spannung des Dampfes auf die Gefäßwände hervorgebracht wird durch die Reihe der dieselben treffenden Dampfmassentheilchen. Diese Spannung wird demnach vergrößert durch Vergrößerung der lebendigen Kraft. Sie wird gemessen durch die Höhe der Quecksilbersäule, welcher sie das Gleichgewicht zu halten vermag, ebenso wie der Druck der Atmosphäre durch das Barometer gemessen wird (s. „Manometer“). Die D. ist das Agens in der Dampfmaschine.

Dampfwäsche ist die Methode des Waschens, bei welcher die zu reinigenden Zeuge, nachdem sie mit Sodalauge gut eingetränkt sind, der Wirkung heißer Wasserdämpfe ausgesetzt werden, bis sie selbst die Temperatur des siedenden Wassers angenommen haben. Es gehört dazu ein auf den Waschkessel gut passender Kübel mit eisernen Reifen u. durchlöchertem Boden. Die Löcher werden vor dem Einlegen mit Spunden verstopft, die noch etwas höher sind als die Kübelwand, die Zwischenräume dann umsichtig mit der Wäsche gefüllt u. die Spunde ausgezogen. Die an ihrer Stelle bleibenden Zwischenräume dienen als Dampfwege. Der Kübel wird dann mit gut passendem Deckel verschlossen u. der Kessel angefeuert, bis im Innern Siedhitze herrscht. Die aufsteigenden Dämpfe verdichten sich in der Wäsche u. tropfen als mit Schmuz beladenes heißes Wasser in den Kessel zurück. Die nach dem Erkalten herausgenommene Wäsche braucht nur noch gespült zu werden u. findet sich ohne Klopfen u. Reiben besser gereinigt, als es auf anderem Wege zu erreichen ist.

Dampier (spr. Dämpïer), William, engl. Seefahrer, geb. 1652 zu East-Coker (Somerset), verlor frühzeitig seine Eltern, ging zu Schiffe u. gerieth auf einer seiner Seereisen nach Jamaika, wo er auf einer Plantage Beschäftigung fand. Später schloß er sich den Flibustiern an, die damals nach Art der Seeräuber einen unerbittlichen Kleinkrieg gegen die Spanier führten, deren Schiffe kaperten, ihre Seestädte überfielen ꝛc. Zwar hatte er auf diesen Raubzügen Gelegenheit, den Großen Ozean nach den verschiedensten Richtungen hin zu durchschiffen, weniger bekannte Gegenden zu durchforschen u. einige neue Inseln zu entdecken; doch wurde er des Treibens seiner verwilderten Spießgesellen nach längerer Zeit endlich müde.

Er kehrte, nachdem er noch einige Zeit in Amerika u. Ostindien ein abenteuerliches Leben geführt, 1691 nach England zurück. Eine häufig aus Romanhafte streifende Schilderung seiner Fahrten u. Abenteuer gab er in dem seiner Zeit vielgelesenen Werke „New voyage round the world" (3 Bde., Lond. 1697 ff.; deutsch v. Kind, 4 Bde., 1783).

Nr. 2202. Längendurchschnitt der deutschen Schraubenkorvette „Elisabeth".

Die engl. Admiralität nahm den kühnen Seefahrer bald in ihre Dienste; sie stellte ihn an die Spitze einer wohlausgerüsteten Expedition nach Australien, die im Jan. 1699 in See ging. Die Entdeckungsfahrten, die D. mit dieser Expedition machte, gehören zu den hervorragendsten des 17. Jahrh. Er durchkreuzte den ganzen ostasiatischen Archipel, entdeckte, immer weiter nach Osten vordringend, Neubritannien, die nach ihm benannte Dampierstraße (zwischen Neubritannien u. Neuguinea) u.

Nr. 2203. Der „Great Eastern".

eine Menge kleiner Eilande (Dampierinseln) u. Buchten. Auf der Rückreise erlitt er 22. Febr. 1701 bei der Insel Ascension Schiffbruch; er mußte sich mit seiner Mannschaft auf Flößen nach der Insel retten u. 6 Wochen daselbst aufhalten, bis engl. Schiffe ihn abholten u. wohlbehalten in die Heimat brachten. Eine Beschreibung dieser Reise erschien zu London 1701. D. unternahm noch zwei weitere Reisen nach dem Großen Ozean 1704 u. 1708—11. Ort u. Zeit seines Todes ist nicht bekannt.

Dampierre (spr. Dangpierre), Graf Heinr. Duval von, österr. General, geb. um 1560 in der Gegend von Metz, zeichnete sich unter Kaiser Rudolf II. in den Kämpfen gegen Bethlen Gabor, die Türken u. die Venetianer aus, ebenso später beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges in Böhmen. Im J. 1619 half er durch den Sieg, den er mit Wallenstein bei Tein über Ernst von Mansfeld erfocht, Wien befreien; aber schon im folgenden Jahre fiel er im Kampfe gegen Bethlen Gabor bei einem allzu gewagten Sturme auf Preßburg (9. Okt. 1620).

Dampierre, August Henri Marie Picot de, franz. General, geb. 19. Aug. 1756 zu Paris, that sich 1792 unter Dumouriez hervor, rückte infolge seiner muthigen Haltung bei Valmy zum Divisionsgeneral auf u. entschied durch sein kühnes Vorgehen bei Jemappes den Sieg über die Oesterreicher. Dagegen wurde er 1793 von den ihm an Zahl weit überlegenen Oesterreichern bei Aldenhoven geschlagen; auch den unglücklichen Ausgang des Kampfes bei Neerwinden vermochte er nicht aufzuhalten. Nach dem Rücktritt Dumouriez' zum Oberbefehlshaber ernannt, bemühte sich D. vergebens, sein gelichtetes u. zerfahrenes Heer zu reorganisiren; er wurde 6. Mai 1793 bei Quiévrain geschlagen u. starb zwei Tage später an den Folgen einer Verwundung, die er in dieser Schlacht davongetragen.

Dan ist in der jüdischen Patriarchengeschichte der Name eines Sohnes des Jakob (von Rahel's Magd, Bilha), des Stammvaters der 12 Stämme Israel's. Das Wohngebiet des Stammes D. grenzte im W. ans Mittelländische Meer, im N. an Ephraim, im O. an Benjamin u. Juda, im S. an Simeon (vgl. Jos. 19, 41 ff.). — **D.** hieß auch eine vormals phönizische Stadt an der Nordgrenze Palästina's, welche die Daniten eroberten (früher Laïsch, Leschem). Der phönizische Götzendienst, der einst hier einen Hauptsitz gehabt, wurde auch später nie ganz ausgerottet. D. war wichtig als Durchgangspunkt für den Handel zwischen Phönizien u. den Euphratländern.

Dana, James Dwight (spr. Dänä, Dschehms Dweit), amerikan. Naturforscher, geb. 12. Febr. 1813 zu Utica im Staate New-York, studirte Mathematik u. Naturwissenschaften, bereiste 1835 das Mittelmeer u. schloß sich drei Jahre später der Expedition an, die damals von der Union zur Erforschung des Großen Ozeans ausgerüstet

u. unter die Leitung des Kapitäns Wilkes gestellt worden war. Nach seiner Rückkehr (1842) zum Professor am College Newhaven ernannt, übernahm er die Redaktion des „American Journal of science“ u. benutzte die folgenden Jahre dazu, die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise in einer Reihe höchst bedeutsamer Werke zusammenzustellen. Dieselben bilden einen Theil der von der Regierung der Vereinigten Staaten veröffentlichten amtlichen Berichte über die Wilkes'sche Expedition. Dem „Report on the zoophytes“ (Washington 1846, mit Atlas) ließ er 1849 den „Report on the geology of the Pacific“ (ebd.) u. 1852—54 den „Report on crustacea“ (2 Bde., ebd.), gleichfalls mit Atlas versehen, folgen. In dem erstgenannten Werke stellte D. eine ganz neue Klassifikation der Polypen auf. Außerdem schrieb er ein sehr geschätztes Handbuch der Mineralogie („Mineralogy“, 1837), das zahlreiche Auflagen erlebte.

Danaë, die Tochter des archivischen Königs Akrisios, wurde von diesem in einen festen Thurm eingesperrt gehalten, da das Orakel geweissagt hatte, ein Sohn der D. würde seinem Großvater das Leben rauben. Allein Zeus wußte sich, in einen Goldregen verwandelt, der schönen Gefangenen zu nähern u. sie bekam von ihm einen Sohn, Perseus. Akrisios ließ nun zwar Mutter u. Kind in einer Kiste ins Meer werfen; aber in der Nähe der Insel Seriphus wurde dieselbe aufgefangen u. D. fand Schutz bei dem Könige Polydektes. Nachdem Perseus mehrere Heldenthaten verrichtet hatte (s. unter „Perseus“), kehrte D. nach Argos zurück. Die italien. Sage läßt sie im weiteren Verlaufe nach Italien gelangen u. Ardea gründen.

Danaë, eine der Asteroiden od. kleinen Planeten zwischen Mars u. Jupiter. Sein für ihn eingeführtes Zeichen ist (61). Er ist entdeckt 19. Sept. 1860 von Goldschmidt in Paris.

Danaër hießen nach einem einstigen König von Argos die Argiver, u. da diese in älterer Zeit die Führung der griech. Stämme hatten, so hießen auch die Hellenen überhaupt D. (so nam. in der dichterischen Sprache). Die Bezeichnung „Danaërgeschenk“ für ein arglistiges, verhängnißvolles, unheildrohendes Geschenk knüpft sich an die Sage von dem hölzernen Pferd, das die Griechen vor ihrem scheinbaren Abzug von Troja zurückließen u. das die Trojaner zu ihrem Verderben in die Stadt zogen, nicht achtend der warnenden Worte des Laokoon: „Timeo Danaos et dona ferentes“ („Ich fürchte die D., auch wenn sie Geschenke bringen!“).

Danaiden, die fünfzig Töchter eines sagenhaften ägyptischen Königs Danaos, flohen mit ihrem Vater vor den diesen bedrängenden 50 Söhnen des Aegyptos, seines Zwillingsbruders, nach Argos. Als aber die Vettern auch hierher folgten u. von Danaos seine Töchter zur Ehe begehrten, verlobte er sie durch das Loos, gab jedoch jeder einen Dolch mit dem Befehle, in der Hochzeitsnacht ihren Bräutigam zu tödten. Dies thaten sie auch, mit Ausnahme der Hypermnestra. Zur Strafe dafür mußten die D. nach ihrem Tode in der Unterwelt beständig Wasser in durchlöcherte Urnen schöpfen. **In ein Danaidenfaß schöpfen**, ist eine sprüchwörtliche Bezeichnung für eine vergebliche Arbeit geworden.

Danaiden, s. „Tagfalter“.

Danakil, ein afrikanischer Nomadenstamm mit lichter Hautfarbe u. langem, krausem Haare, der einen eigenen Dialekt spricht. Derselbe bewohnt das abessinische Küstenland Samhara (s. d.) von der Straße von Bab-el-Mandeb im S. bis zur Halbinsel Buri im N. Die D. selbst nennen sich Afer. Sie führen als Waffen eine Lanze, ein zweischneidiges Schwert u. einen runden Schild aus Antilopenfell; ihre Tracht ist der abessinischen ähnlich. Sie fristen ihr Leben dürftig durch Ackerbau, zum Theil auch durch Fischfang. Obwol sie dem Islam streng anhängen, sind sie doch als feig, diebisch, träge u. unreinlich verrufen. Seitdem das mächtige Reich, welches sie im 16. Jahrh. beherrschten, durch den ihnen verwandten Stamm der Galla vernichtet worden, sind sie in zahlreiche, von einander unabhängige Stämme zerfallen.

Danaos, s. „Danaïden“.

Dancarville (spr. Dangkarwill), Pierre François Hugues, gelehrter Abenteurer, geb. zu Marseille 1. Jan. 1729 als Sohn eines Kaufmanns, führte ein unstetes Leben u. spielte längere Zeit in Berlin eine Grafenrolle, die er im Gefängniß endete. Später lebte er in Rom als ein Baron du Han, hielt sich dann in Neapel auf u. ging von dort nach Florenz, wo er mit der Aufsicht über die von ihm in einem Kupferwerke beschriebene Mediceische Kupferstichsammlung betraut wurde. Er starb 1800 zu Venedig. Außer dem Hamilton'schen Werke über etrusk. Vasen gab D. einige Werke über verschiedene Gegenstände der antiken Künste heraus, die nicht ohne Werth sind.

Dandin (franz., spr. Dangdäng) heißt im franz. Sprachgebrauch nach einer gleichnam. Figur in einem Racine'schen Lustspiel ein Mensch, der sich nicht zu benehmen weiß, ein Pinsel, ein Tropf. In einem Stücke Molière's heißt D. ein reicher Bauer, der durch Verheirathung mit einer adeligen Dame in ein Wirrsal von Unannehmlichkeiten u. Widerwärtigkeiten geräth u. im Gefühl der Reue öfters ausruft: „Tu l'as voulu, George Dandin!“ („Du hast es gewollt, Georg Dandin!“) eine Phrase, die zur sprüchwörtlichen Bezeichnung für selbstverschuldete Leiden geworden ist.

Dandolo, eine der zwölf venetian. Familien, die den ersten Dogen wählten. Ihr selbst gehörten vier Dogen an, unter denen der berühmteste Enrico **D.** war. Geb. im J. 1106, ward ihm die höchste Würde der Republik übertragen. Er stellte die Herrschaft Venedigs in Istrien u. Dalmatien wieder her, besiegte die Pisaner u. führte 1201 einen Kreuzzug an. Dann eroberte er Triest u. Zara, die albanesische Küste u. die Jonischen Inseln, sowie zweimal — 17. Juli 1203 u. 13. April 1204 — Konstantinopel, wo er das lat. Kaiserthum errichtete u. 14. Juni 1205 starb. Sein Grabmal in der Sophienkirche daselbst ward von den Türken 1453 zerstört. — Die anderen Dogen waren: Giovanni **D.**, 1280—89; Francesco **D.**, 1328—39, u. Andrea **D.**, 1342—54.

Dandŏlo, Graf Vincenzo, ital. Naturforscher u. Nationalökonom, geb. zu Venedig 26. Okt. 1758, gründete in seiner Vaterstadt ein chemisch-pharmazeutisches Laboratorium u. Lehrinstitut u. machte sich um die Verbesserung der Straßen, um die Hebung des Acker- u. Weinbaues, sowie durch Seidenraupenzucht in seiner Heimat verdient. Für seine treffliche Verwaltung von Dalmatien (1800—1809) wurde er von Napoleon in den Grafenstand erhoben. Sein Hauptwerk ist: „Storia dei bachi da seta“ (Mail. 1816—17, 3 Bde.). Er starb zu Varese bei Mailand 13. Dez. 1819. — Sein Sohn, Graf Tullio **D.**, geb. im Sept. 1801 zu Varese, gest. zu Urbino 6. April 1870, hat sich als gewandter Reisebeschreiber bekannt gemacht. Zuerst gab er mehrere Städtebeschreibungen in Briefen heraus: „Rom u. Neapel“ (Mail. 1826), „Florenz“ (ebd. 1827), „Venedig“ (ebd. 1827) u. a. Dann schrieb er: „Viaggio per la Svizzera occidentale“ (Mailand 1829—35, 11 Bde.) u. „Viaggio per la Svizzera orientale“ (ebd. 1836, 2 Bde.). Außerdem verfaßte er eine Reise historisch-philosophischer Schriften.

Dandy (engl., spr. Dändĭ), vom engl. Zeitwort dandle, tändeln, vielleicht auch mit dem franz. dandiner, d. i. schaukeln, schlendern, sich albern geberden, verwandt; wird jetzt allgemein zur Bezeichnung eines Gecken od. Stutzers gebraucht, bedeutet aber ursprünglich einen Menschen, der seine Kleidung u. seine gesellige Führung mit peinlicher u. lächerlicher Sorgfalt regelt, dabei aber eine gewisse Originalität zur Schau trägt u. durch Sonderbarkeiten in Tracht u. Manieren abzustechen u. aufzufallen sucht, während der eigentliche Modeherr od. Fashionable die Befriedigung seiner Eitelkeit darin sucht, daß er sich streng an die Mode hält u. ihren Wandlungen mit protëischer Veränderlichkeit folgt.

Danebrog, die dän. Heerfahne, für Dänemark von ähnlicher Bedeutung wie für das Deutsche Reich das Reichsbanner, für Frankreich die Oriflamme, für die Kreuzfahrer die heilige Lanze. Der Kriegszug des dän. Königs Waldemar II., des Kriegers (1202—1241), gegen die heidnischen Liven u. Esthen, wurde einem Kreuzzuge gleich geachtet. An seinen Sieg bei Reval über die Esthen (1219) knüpft sich die Legende von dieser vom Himmel herniedergefallenen, siegverheißenden Fahne. Sie zeigt ein weißes Kreuz auf blutrothem Grunde. — Zur Erinnerung an denselben Sieg bei Reval wurde von Waldemar II. der **Danebrogorden** gestiftet. Später in Verfall gerathen, wurde der Orden 1671 unter Christian V. erneuert, dann 1808 unter Friedrich VI., auf Grund veränderter Statuten, völlig umgestaltet u. erweitert. Der Orden, dessen Zeichen aus einem länglichen goldenen Kreuze, weiß emaillirt mit rothen Rändern u. goldener Einfassung besteht, zerfällt in 4 Klassen: a) mit Brillanten u. Kronen zwischen den Balken, am Halse zu tragen; b) mit Brillanten, ohne Kronen, am breiten Bande

von der rechten Schulter zur linken Hüfte; c) mit Kronen, ohne Brillanten, auf der linken Brust; d) ohne Brillanten u. Kronen, kleiner, im Knopfloch). — Das Kreuz enthält auf der einen Seite den Buchstaben **W** (Waldemar), auf der anderen die Worte „Gud og Kongen" (Gott u. König) u. die Jahreszahlen der Stiftung (1219. 1671. 1808). Das Band ist weiß mit rothen Rändern. – An die vier Klassen der Danebrogsritter schließt sich als einfachere Dekoration das silberne Kreuz für die Danebrogsmänner.

Dänemark, das kleinste der drei Skandinavischen Reiche, ohne die Nebenländer mit einem Flächeninhalt von $693_{,9}$ □M. u. 1,784,741 Bewohnern, liegt zwischen Nord- u. Ostsee u. scheidet sich nach den physischen Verhältnissen in die zwischen Schweden u. dem Festlande gelegenen Inseln, in das zum Festlande gehörige Jütland u. in die weiter in die Ostsee vorgeschobene Insel Bornholm.

Die Westküste Jütlands bildet einen flachen, nach NO. gekrümmten Bogen, von dem Dorfe Wedstedt bis zum Skagenhorn, einer weit nach NO. vorspringenden Landzunge; die Ostküste hat mehr Entwicklung, wird unter 56° 25′ nördl. Br. durch einen Vorsprung unterbrochen, welcher sich im Vorgebirge Fornaes zum östlichsten Punkt Jütlands zuspitzt, u. bildet eine Menge von Busen, welche den Schiffen die sichersten Ankerplätze gewähren u. für den Fischfang von großer Wichtigkeit sind. Diese Einbuchtungen heißen Fjorde. Diejenigen der Westküste unterscheiden sich dadurch von denen der Ostküste, daß jene, ähnlich den deutschen Haffs, durch einen schmalen Landstreifen vom Meere getrennt, mit diesem nur durch einen engen Kanal in Verbindung stehen u. bei weitem weniger tief in das Festland eindringen (Ringkjöbing od. Stavning- u. Nissum-Fjord), während die östlichen, denen Norwegens u. Schottlands gleichend, bei geringer Breite tief in das Land eindringen u. sich theilweise noch verzweigen (Liim-, Mariager, Randers-, Horsens-, Veile-, Kolding-Fjord). Der größte von ihnen ist der nördlichste, der Liim-Fjord, welcher durch den Durchbruch vom J. 1825 eine Verbindung mit der Nordsee gefunden hat u. Jütland in zwei ungleiche Theile trennt. Der Boden Jütlands steigt von Westen nach Osten an; von Skagenhorn bis nach Schleswig ziehen sich an der Westküste Dünenreihen hin, denen sich ein schmaler Strich Marschlandes anreiht. Wäre dieses von größerer Breite gewesen, so hätten die Meeresfluten an Jütland denselben zerstörenden Einfluß ausgeübt, wie an der schleswigschen Westküste. Das höher gelegene Geestland erstreckt sich bis an die Ostsee; der Boden ist weniger fruchtbar; sandige Heidegegenden wechseln mit Moor, Sumpf u. angebautem Lande. Einzelne Hügel bringen Abwechselung in den im Ganzen sehr einförmigen Charakter Jütlands, unter ihnen erreicht der Himmelsberg eine Höhe von 161 m. u. Eiers Bavnehöi von 158 m. Die Wasserscheide zwischen Nord- u. Ostsee läuft durch die Mitte Jütlands; nach W. fließen: die Kongeaa (Königsau), welche in ihrem Mittellauf die Grenze zwischen Deutschland u. D. bildet, Vardeaa, Skjernaa, Storaa; nach O.: Langaa, Gudenaa, Veileaa. Von den Seen sind die bedeutendsten der Füllsee, unweit der Westküste, der Kolindsee, Juulsee u. Moossee.

Die **Inseln** haben einst die Brücke zwischen der Skandinav. u. Jütischen Halbinsel gebildet. Ihr Bodencharakter ist demjenigen Jütlands ähnlich; an den Küsten u. an den Flüssen Marschen, im Inneren vorherrschend Plateau mit einzelnen Erhebungen. Die Ausdehnung des Marschlandes ist hier verhältnißmäßig gering; auf einzelnen Inseln, wie auf Seeland u. Möen, fällt das Plateau stellenweise steil in das Meer ab. Während die zwischen Schweden u. Schleswig gelegenen dänischen Inseln der Kreideformation angehören, besteht Bornholm aus Granit. Die höchsten Berge Seelands überragen nur wenig die Höhe von 100 m.; der Hjelmsberg auf Möen hat eine Höhe von 128 m. Die Küsten, bes. im N., sind zerrissen; breite Fjorde gehen weit in das Land hinein. Schweden am nächsten liegt **Seeland** (dän. Själland), mit den kleineren Inseln Amager u. Saltholm, mit dem sich vierfach theilenden Ise-Fjord u. vier Halbinseln, drei im N., u. je eine im S. u. W., 128 □M. groß, durch den Sund von Schweden, durch den Großen Belt von Fünen getrennt. Von Jütland ist **Fünen** (dän. Fyen) nur durch den sich fjordartig verengenden Kleinen Belt getrennt, 54 □M. groß, mit dem Odense-Fjord im N. Südlich von Fünen liegt eine große Anzahl von Inseln, unter denen die größten sind: **Langeland** mit 5 □M., Arrö mit $1_{,4}$ □M., Taasinge mit $1_{,75}$ □M.; südlich von Seeland liegen: **Laaland** mit $21_{,5}$ □M., **Falster** mit $8_{,5}$ □M., Möen mit 4 □M.; zwischen Seeland u. Jütland: Samsö mit 2 □M. (dem Großen Belt nördl. vorgelagert); im Kattegat Anholt mit 1 □M. u. Laesö mit 2 □M. Die Insel **Bornholm** hat $10_{,6}$ □M.

Staatliche Verhältnisse. Das eigentliche D. zerfällt administrativ in 19 Aemter, auf Jütland: Aalborg, Hjörring, Thisted, Wiborg, Aarhuus, Randers, Skanderborg, Ripen, Ringkjöbing, Weile; auf den Inseln: Kopenhagen, Frederiksborg, Holbeck, Soröe, Präftö, Bornholm, Odense, Svendborg, Marieboe. – Hierzu kommen noch als europäische Nebenländer: Faröer (17 bewohnte Inseln) mit 24 □M. u. 9992 E. (1. Febr. 1870), Island mit 1870 □M. (davon nur 764 bewohnt) u. 66,987 E u. die amerikan. Kolonien: Grönland mit 9880 E., St. Croix mit 23,194 E auf $3_{,5}$ □M., St. Thomas mit 13,463 E. auf $1_{,1}$ □M. u. St. John mit 1574 E. auf 1 □M.

Nr. 2201. Karte von Dänemark, ohne Island u. die Faröer Inseln.

D. ist seit dem 5. Juni 1849 eine erbliche konstitutionelle Monarchie; nach der am 28. Juli 1866 revidirten Verfassung besteht der Reichstag 1. aus dem Landsthing von 66 Mitgliedern, von denen 12 vom Könige selbst, 7 von Kopenhagen, 1 von Bornholm, 1 von den Faröer u. 45 von den Wahlbezirken der Städte u. des Landes in unmittelbarer Wahl auf 8 Jahre gewählt werden; 2. aus dem Folkething, zu welchem je 16,000 E. einen Abgeordneten in allgemeiner Wahl für 3 Jahre wählen. Die Abgeordneten des Landes erhalten Diäten; der Versammlungsort der beiden Stände ist der Sitz der Regierung, also Kopenhagen; doch kann der König in außerordentlichen Fällen sie auch nach einem anderen Orte des Königreiches zusammenrufen. Die Minister sind der Volksvertretung verantwortlich; das Reichsgericht, welches aus 16 auf 4 Jahre, zur Hälfte von dem Landsthing, zur Hälfte von dem obersten Gerichtshofe des Landes gewählten Mitgliedern besteht, entscheidet die von den Ständen gegen Minister erhobenen Anklagen. Zur Seite des Königs steht ein Staatsrath, gebildet aus den Ministern, dem Erbprinzen u. einem Prinzen des königlichen Hauses. — Freiheit in Glauben u. Kultus ist jedem Staatsbürger gewährleistet; die herrschende Kirche ist die lutherische, zu welcher sich über 99% der gesammten Einwohner bekennen. Der Bischof von Seeland ist Primas der übrigen 6 Bischöfe von Fünen, Laaland, Aarhuus, Ripen, Wiborg u. Aalborg; die Katholiken stehen unter dem Bischof von Osnabrück. — Die Volksbildung steht auf einer hohen Stufe, die Volksschulen sind zahlreich u. gut; hierin sind aber die Inseln Jütlands voraus; Kopenhagen hat eine Universität, eine Polytechnische Schule, Schiffahrtsschule, landwirthschaftliche Akademie u. andere höhere Fachschulen. Nur selten finden sich Leute, welche nicht lesen u. schreiben können. — Die Einnahmen des Landes waren in dem Budget von 1871—1872 auf 20,954,063 Reichsthaler (à 22 Ngr. 8½ Pf.), die Ausgaben auf 20,586,526 Reichsthaler veranschlagt; die Staatsschuld bestand am 31. März 1870 in 116,370,350 Reichsthaler. Die Armee hat auf dem Kriegsfuße 52,656 Mann, die Flotte 1871: 32 Dampfer, worunter 7 Panzerschiffe mit 313 Geschützen. — Den dän. Königsthron nimmt gegenwärtig Christian IX. ein (s. d.). Die dän. Nationalfarbe ist roth u. weiß.

Bevölkerung, Ackerbau, Industrie, Handel. Die Dänen, eng verwandt mit den Norwegern, sind ein germanischer Stamm, kräftig, meist schön gewachsen, fleißig u. nüchtern, von festem Willen u. deshalb manchmal starrsinnig, ruhig im Denken, mehr zur Nachahmung als zu eigener schöpferischer Thätigkeit angelegt, tapfer im Krieg u. von einem lebendigen Nationalgefühl beseelt. Zur dän. Nationalität gehört auch ein Theil der Bewohner Nordschleswigs; die Sprachgrenze geht zwischen Flensburg u. Tondern; Schobull bei Husum ist das südlichste dän. Kirchspiel. — Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau u. Viehzucht; die landwirthschaftlichen Verhältnisse haben sich erst seit diesem Jahrh. günstig entwickeln können, nachdem das Gemeineigen der Dörfer an Grund u. Boden in Sondereigen an die Dorfgenossen ausgetheilt u. hierdurch eine naturgemäße Bewirthschaftung ermöglicht worden war. Das Klima ist dem Ackerbau sehr günstig; die Lage am Meere giebt D. milde Winter u. feuchte Luft, u. die Inseln, insbesondere Seeland u. einzelne kleinere, zeichnen sich durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit aus. Minder gut ist der Boden Jütlands, wo häufig Moor u. Heide abwechseln. Doch kann wol auch hier durch eine günstigere Vertheilung des Wassers den Schwierigkeiten, welche der Landwirthschaft entgegenstehen, einigermaßen noch abgeholfen werden. Der Grund u. Boden ist in einer für den Nationalwohlstand günstigen Weise vertheilt: der Großgrundbesitz ist von eben so geringer Ausdehnung wie das ländliche Proletariat. Die Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgte 1805; schon 30 Jahre darauf waren 40% des ländlichen Grundbesitzes Eigenthum von Bauern, 39% in lebenslänglichem Pacht u. 10% in Erbpacht.

Nr. 2205. Dänische Volkstrachten.

Durch das Gesetz vom 8. April 1851 wurde auf den Staatsgütern der Pacht in freien Besitz umgewandelt. Das meiste Getreide wird auf den Inseln erbaut, daneben Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Raps u. Flachs. Buchweizen liefern Jütland u. Fünen. Gartenbau u. Obstzucht ist wegen der geringen Durchschnittswärme des Sommers von geringerer Bedeutung. Viehzucht wird in allen Theilen D.s in großem Umfange getrieben; die jütischen u. seeländischen Pferde werden wegen ihrer Ausdauer geschätzt, die Rindviehzucht wird bes. auf den Inseln, Schafzucht in Jütland, Schweinezucht in Seeland gepflegt. In Jütland, Seeland u. Fünen bildet auch die Bienenzucht einen Erwerbszweig der Bewohner. Der Fischfang ist geringer als man nach der Lage u. Küstenentwickelung des Landes erwarten sollte; die Fjorde sind günstig für den Fang von Heringen, Thunfischen, Lachsen, Kabeljauen, Aalen, Makrelen; etwa 60—70,000 Menschen beschäftigen sich mit dem Fischfang. — Der Entwicklung der Industrie ist der Mangel an einheimischem Brennmaterial nicht günstig gewesen; Kohlen giebt es nicht, dafür allerdings weitausgedehnte Torflager, bes. in Jütland. Ein großer Theil der Wälder ist niedergeschlagen, Holz muß daher von Norwegen eingeführt werden. Auch ist der Charakter des Dänen mehr der Landwirthschaft als industrieller Thätigkeit zugethan. Die hauptsächlichsten Industrieplätze sind Kopenhagen, Randers, Fridericia, Odense. Nicht unwichtig ist die dän. Fabrikation von Tuch, Segeltuch, Handschuhen; ferner giebt es bedeutende Gerbereien, Branntweinbrennereien u. Webefabriken in Wolle u. Baumwolle; doch wird in den meisten Fabriken fast ausschließlich für den einheimischen Verbrauch gearbeitet. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind die Erzeugnisse der Landwirthschaft; Getreide, Oelkuchen, Hülsenfrüchte, Vieh, Fleisch, Butter u. Käse; Vieh u. Fleisch geht in Menge nach London. Im J. 1869—70 betrug die Ausfuhr 8,220,000 Ctnr.; dagegen die Einfuhr 18,280,000 Ctnr. Die wichtigsten Handelsstädte sind Kopenhagen, Aalborg, Aarhuus, Thisted. Die Handelsflotte zählte 1870 2808 Schiffe mit 178,646 Tonnen. Eisenbahnen durchschneiden Fünen u. Seeland von W. nach O.; von Middelfart, Fridericia gegenüber auf Fünen am Kleinen Belt gelegen, führt die Bahn über Odense nach Nyborg am Großen Belt u. setzt sich dann auf Seeland über Korsör nach Kopenhagen fort; die jütische Bahn führt von Fredericia über Veile nach Horsens u. von Aarhuus über Randers nach Aalborg. Im Ganzen betrugen 1870 die D. durchschneidenden Eisenbahnlinien 90,4 geographische Meilen, die Telegraphenlinien 264,1 M.

Geschichte. Die Dänen, zur großen nordgermanischen Völkerklasse gehörig, sind wahrscheinlich von Schweden eingewandert, wenigstens erinnern an sie in jenem Lande Ortsnamen, wie Danemora, Danmark. Die Inseln wurden zuerst bevölkert; als Jütland durch die Auswanderung der Angeln nach Britannien (449 n. Chr.) sich entvölkerte, fanden die von Schweden nachdrängenden Jüten an der Ostküste dieser Halbinsel Wohnplätze u. trieben, geschützt durch die engen Fjorde, Seeräuberei. Zur Zeit Karl's d. Gr. eroberte der König Gottfried od. Göttrik das Obotritenland (Mecklenburg) u. erbaute gegen die Franken das Danewirk (s. d.). Thronstreitigkeiten lähmten die Kraft des Königthums, waren aber der Ausbreitung des Christenthums günstig, da Harald, welcher 823 zu Ludwig d. Frommen geflohen war, sich taufen u. nach seiner Rückkehr durch die Mönche Ansgar u. Aubert die christliche Religion verbreiten ließ, vorläufig allerdings ohne nachhaltige Wirkung. Im 9. Jahrh. drangen die Dänen als Seeräuber an die Küsten der Ost- u. Nordsee u. des Kanals vor; sie fuhren die Ströme aufwärts u. brandschatzten die Länder, wobei sie eine entschieden feindselige Gesinnung gegen das Christenthum bekundeten. Große Heerfahrten wurden nach England, Frankreich u. Deutschland unternommen. König Alfred bezwang endlich 878 die in England gelandeten Dänen. In D. selbst begründeten indeß kräftige Könige die Einheit des Reichs. Gorm der Alte vereinigte unter seinem Scepter alle dän. Lande, Bornholm ausgenommen, mußte sich aber vor dem deutschen König Heinrich I. 934 beugen, die Neubefestigung des Christenthums u. die Errichtung der dän. Mark an der Eider dulden. Harald Blaatand mußte nach einer entscheidenden Niederlage sein Land sogar von Otto I. als Lehen nehmen. Unter Knut (1018—1035) gelangte das Christenthum in D. zum Siege. England u. Norwegen, die einige Zeit die Oberherrschaft D.'s hatten anerkennen müssen, machten sich 1041 unabhängig. Mit Sven Estritson 1047—1076 beginnt die Dynastie der Ulfinger. Unter diesem u. den folgenden Königen ward die Kirche in D. mit reichen Stiftungen bedacht u. mit Erfolg gegen die südlich wohnenden Wenden Krieg geführt. Im J. 1108 ward Graf Elimer mit Oldenburg u. 1110 Adolf von Schaumburg mit Holstein belehnt. Bürgerkriege um die Thronfolge u. Raubzüge der Wenden verwüsteten in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. das Land, bis in Waldemar I. (1157 bis 1182) D. einen seiner bedeutendsten Könige erhielt, der Rügen unterwarf u. mit D. vereinigte; sein Sohn Knut Waldemarson machte sich auch Mecklenburg abhängig u. nannte sich König der Dänen u. Wenden. Unter Waldemar II. 1202—1241 ward D.'s Hoheit über Pommern befestigt u. nach der Unterwerfung Estlands u. Livlands die Herrschaft über die Ostsee an D. gebracht. Die Machtentwicklung der Hansa schränkte aber diese Herrschaft sehr ein. Estland ward an den Deutschen Orden verkauft u. 1369 im Stralsunder Frieden die Einkünfte von Schonen auf 15 Jahre der Hansa überlassen. Margaretha, die Tochter des dän. Königs Waldemar IV. u. Gattin des Königs Hakon von Norwegen, vereinigte die beiden Reiche, wozu nach einem kurzen u. glücklichen Eroberungskriege 1389 noch Schweden kam. Die Kalmarische Union (1397) bestimmte, daß fortan in ewige Zeiten nur ein König über die drei Reiche Schweden, Norwegen u. D. herrschen solle. Unter Erich erhoben sich aber die Schweden u. machten sich selbständig (1435). Zwar vereinigte Christof III. in den J. 1441—1443 die Kronen der drei Reiche wieder auf kurze Zeit; mit seinem Tode (1447) löste sich aber die Kalmarische Union vollständig. Christian I. von Oldenburg (1448—1481) erwarb von Schottland die Orkney- u. Shetlandinseln; auch ist er der Gründer der Universität Kopenhagen. Unter Friedrich I. (1523—1533) drang die Lutherische Reformation ins Land. Friedrich selbst, der Reformation günstig gesinnt, gestattete beiden Konfessionen freie Religionsübung. Nach seinem Tode brach ein heftiger Bürgerkrieg, die sog. Grafenfehde aus, in welcher Katholiken u. Protestanten, Adel, Bürger- u. Bauernstand gegen einander wütheten. Die Einmischung der Hansa steigerte die Wirren, nach deren Dämpfung Christian III. (1536 bis 1559) den Thron bestieg. Er führte die Reformation durch u. erklärte die lutherische Lehre zur herrschenden. Unter seinen Nachfolgern war der ausgezeichnetste Christian IV. (1588—1648), eben so thätig für Gesetzgebung u. militärische Sicherung des Landes (er errichtete 1615 ein stehendes Heer) als für Hebung des Handels u. der Gewerbe; seine Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege endete jedoch nach der Niederlage bei Lutter am Barenberge (1626) mit dem Frieden zu Lübeck (1629), in welchem er auf die Bisthümer Bremen, Verden u. Halberstadt verzichten mußte.

Unter Christian IV. ward das Schloß Kronenburg am Sund vollendet, wo der Sage nach im tiefen Keller König Holger der Däne sitzt, dessen langer Bart in den Marmortisch hineingewachsen ist u. der sich erheben u. den Tisch zersprengen wird, wenn dereinst D. in ernstliche Gefahr kommt. Die Bemühungen der folgenden Könige, die Herzoge von Schleswig Holstein-Gottorp zu unterwerfen, hatten eine enge Verbindung derselben

Nr. 2206. Schloß Kronenburg.

mit Schweden zur Folge. Friedrich IV. (1699 1730) nahm am Kriege gegen Karl XII. Theil u. gelangte in den Besitz des Gottorpischen Theiles von Schleswig. Andere Theile fielen später an D., so daß dieses 1779 Schleswig-Holstein wieder völlig an sich gebracht hat. Inzwischen war 1702 die Leibeigenschaft aufgehoben, jedoch von Christian VI. (1730 46) wieder hergestellt worden; im Uebrigen that gerade dieser Fürst viel für die geistige u. materielle Kultur seines Landes. Friedrich V. (1746 - 1766) folgte seinem Beispiele. Unter Christian VII. (1766—1808) wurden zuerst durch den Günstling Struensee (s. d.), nach dessen Sturz durch den jüngeren Bernstorff, wenn auch auf despotischem Wege, große Reformen in Gesetzgebung u. Verwaltung durchgeführt (Beschränkung der Adelsvorrechte, Emanzipation des Bauernstandes, Hebung der Industrie u. s. w.). Schon seit 1784 hatte der Kronprinz Friedrich (als König, seit 1808, Friedrich VI. genannt) die Mitregentschaft übernommen. Unter dieser nahm D. 1788 am Russ. Kriege gegen Schweden Theil u. bewirkte durch die mit Rußland gemeinsam erlassene Erklärung der bewaffneten Neutralität gegen England dessen Kriegserklärung, worauf 2. April 1801 Kopenhagen von englischen Schiffen bombardirt wurde. Das Bombardement wiederholte sich in verstärkter Weise 1807. D., auf Frankreichs Seite stehend, verlor in dem am 14. Jan. 1814 zu Kiel geschlossenen Frieden Norwegen gegen Schwedisch Pommern an Schweden; für Pommern erhielt D. auf dem Wiener Kongreß Lauenburg, das nun mit Holstein vereinigt ward, u. eine Million Thaler. Die nächsten Jahrzehnte der dän. Geschichte sind erfüllt mit Verfassungsstreitigkeiten u. den Verhandlungen über die Schleswig-holsteinische Frage. Die Herzogthümer erhielten 1834 eine besondere Provinzialregierung; die unverhältnißmäßige Besteuerung machte schon 1838 den Wunsch einer Trennung der Herzogthümer von D. rege. Dagegen regten sich in D. selbst (unter Christian VIII. 1839—48, s. d.) Ideen von dem Wiederaufleben der Kalmarischen Union, welche vorzüglich in den Kreisen der Studenten Verbreitung fanden, zur Begründung der eiderdänischen (National-) Partei führten u. die deutsche Bewegung in den Herzogthümern noch mehr anfachten. Christian's Nachfolger, Friedrich VII. (1848—63) umgab sich, gedrängt von der Märzbewegung 1848, mit einem eiderdän. Ministerium, das alsbald Schleswig der Monarchie einverleibte. Ueber den hieraus entbrannten Krieg zwischen Deutschland u. D., den Waffenstillstand von Malmö, die Intervention von Preußen u. Oesterreich, die vorläufige Preisgebung der Elbherzogthümer u. deren endliche Losreißung von D. unter Christian IX., der 15. Nov. 1863 den Thron bestieg, s. d. Art. sowie nam. die Art. „Deutschland, Geschichte" u. „Schleswig-Holstein". Die dänische Regierung beabsichtigte laut Vertrag vom 2. Nov. 1867 die ihr zugehörigen Westindischen Inseln St. Thomas u. St. John, letztere gegen die Kaufsumme von 7,500,000 $, an die Vereinigten Staaten von Nordamerika abzutreten, doch verweigerte der Kongreß der Ver. Staaten die Annahme des Vertrages.

Dänische Regententafel.

Könige aus dem Geschlechte Gorm's (900 1041).

900 (?) - 936 Gorm der Alte.
936 986 Harald II. Blaatand.
986—1014 Sven I.
1014 1017 Harald III.
1017 1036 Knut I der Große
1036—1041 Hardiknut.
1041 1047 Magnus von Norwegen.

Könige aus dem Geschlechte der Estritiden (1047—1375).

1047 1076 Sven II. Estritson.
1076 1080 Harald IV. Hein.
1080 1086 Knut II. der Heilige.
1086 - 1095 Olav III.
1095—1103 Erich I.
1103 1134 Niels.
1134 1137 Erich II.
1137—1147 Erich III.
1147—1156 Sven IV.
1156—1182 Waldemar I.
1182—1202 Knut IV.
1202—1241 Waldemar II.
1241—1250 Erich IV.
1250 1252 Abel.
1252—1259 Christof I.
1259—1286 Erich V.
1286—1319 Erich VI.
1319—1326 Christof II.
1326—1332 Waldemar III.

Zwischenreich: 1340—1375 Waldemar IV.

Könige aus verschiedenen Häusern (1375 1448).

1375—1387 Olav IV. v. Norwegen.
1387—1412 Margarethe v. Norweg.
1412—1439 Erich VII. v. Pommern.
1439—1448 Christof III. v. Bayern.

Könige aus dem Hause Oldenburg (1448—1872).

1448—1481 Christian I.
1481—1513 Johann I.
1513—1523 Christian II.
1523 -1533 Friedrich I.
1533—1559 Christian III.
1559—1588 Friedrich II.
1588—1648 Christian IV.
1648 - 1670 Friedrich III.
1670 - 1699 Christian V.
1699 - 1730 Friedrich IV.
1730- 1746 Christian VI.
1746 -1766 Friedrich V.
1766—1808 Christian VII. (seit 1784 Mitregent).
1808—1839 Friedrich VI.
1839—1848 Christian VIII.
1848—1863 Friedrich VII.
1863 Christian IX.

Nr. 2207. Im Hafen von Kopenhagen.

Sprache u. Literatur. Die dän. Sprache gehört zu den „nordischen Sprachen", welchen noch das Schwedische u. Norwegische zugezählt wird. Der Unterschied zwischen diesen Sprachen, welche einer gemeinsamen Muttersprache entstammen, ist so gering, daß Dänen, Schweden u. Norweger sich leicht verständigen können. Die dän. Sprache steht der norwegischen näher als der schwedischen; mit letzterer hat aber die Mundart von Bornholm nahe Verwandtschaft, wie denn auch diese Insel geographisch zu Schweden gehört. Sehen wir von diesem Dialekt ab, so zerfällt die dän. Sprache in zwei Hauptzweige: in die seeländische Mundart, die auf den Inseln zwischen dem Sund u. dem Festlande gesprochen wird u. aus welcher sich die dän. Schriftsprache entwickelt hat, u. in die jütische, die weniger ausgebildet u. in Nord-Schleswig vielfach mit deutschen Elementen versetzt ist. — Die dän. Nationalliteratur ist verhältnißmäßig gering. Aus dem Mittelalter stammen Heldenlieder (Kjämpeviser), welche aber auch erst so spät (meist im 16. Jahrh.) gesammelt worden sind, daß ihr ursprünglicher Charakter zum Theil verwischt u. durch Zudichtungen u. Formveränderungen verunstaltet ist. Neben diesen historischen Volksliedern, die sich theilweise noch lebendig erhalten haben, haben als älteste Denkmale der dän. Sprache die bis in das 12. Jahrh. zurückreichenden Gesetzessammlungen, wie z. B. von Knut d. Gr., ferner das „Skanske Lov" aus der Zeit Waldemar's I. u. das jütische Gesetzbuch, um so größere Bedeutung, als sie Ueberreste vorchristlicher Anschauungen u. Rechtsgebräuche enthalten. Im 15. Jahrh. machte sich schon der deutsche Einfluß bemerklich, bes. in dem Lehrgedicht des Predigers Heinrich Mikkels von Odense „Om Jongfru Mariens

rosenkrands". Die dän. Sprache erfuhr durch die Reformation eine ähnliche Umwandlung wie die deutsche. Verschiedenen, mehr od. minder mißlungenen Versuchen von Bibelübersetzungen folgte die auf Befehl Christian's III. gemachte Bibelübersetzung (Kopenh. 1550), deren meisterhafte Sprache großen Einfluß auf die Dichter des 16. Jahrh. übte. Auch inhaltlich wirkte die Reformation auf die Dichtung, die in diesem Jahrh. einen religiösen od. doch wenigstens didaktischen Charakter trug. Von den massenhaften Gedichten dieser Periode hatte keines bleibende Bedeutung. Wichtig aber war es, daß die altnordischen Heldenlieder durch Jörgen Sörterup (gest. 1722) wiederum bekannt gemacht wurden. Die klassische Zeit der dän. Literatur, wenn man von einer solchen sprechen darf, fällt in die 2. Hälfte des 18. Jahrh.: Ludwig von Holberg (gest. 1774) u. Johannes Ewald (gest. 1781) waren die ersten dän. Dichter, welche vorzüglich durch ihre Schauspiele die dän. Literatur auch im Auslande zu Ehren brachten u. in ihren Dichtungen den Geist ihres Volkes in selbständiger Weise ausprägten. Hervorragende geistliche Dichter waren Ambrosius Stub (gest. 1758) u. Hans Adolf Brorson (gest. 1764); als Satiriker zeichneten sich aus Wilhelm Helt („Poetiske skrifter" 1732) u. Christian Falster (gest. 1752); treffliche Schauspiele schrieben Johann Herm. Wessel (gest. 1785), Johann Klemens Tode (gest. 1806), Christian Olussen (gest. 1822) u. Peter Andreas Heiberg (gest. 1841), welcher das Vaudeville auf die dän. Bühne verpflanzte. Jens Baggesen (gest. 1826), der in deutscher Sprache dichtete, gehört eben so gut der deutschen als der dän. Literatur an. Der Einfluß der altnordischen Heldengesänge u. des skandinavischen Nationalgefühls machte sich bemerklich in Eduard Storm (gest. 1794), welcher die alten Volkslieder nachdichtete, u. in Christian Pram (gest. 1821), der sein Epos „Stärkodder" in altnordischer Zeit spielen läßt. Diese Richtung führten die Romantiker im Beginn dieses Jahrhunderts weiter, vor Allen Adam Oehlenschläger (gest. 1850) u. Henrik Hertz (gest. 1870), der sich eben so sehr als Satiriker wie als Dramatiker bekannt machte, in letzterer Beziehung jedoch von J. L. Heiberg überragt wird. Im Roman, im Märchen u. in der Novelle haben Vorzügliches geleistet Andersen, Heiberg, Engemann. — Die Wiederaufnahme der Studien der nordischen Sprache blieb nicht ohne Einfluß auf die Sprache der Dichter; sie wurde mit einer Menge alter Wörter bereichert u. gewann immer größere Selbständigkeit. Als Förderer der dän. Sprache sind hervorzuheben: Baggesen, Oehlenschläger, Ewald u. Heiberg. — Zur Geschichte D.s vergl. Allen, „Haandbog i Fädrelandets Historie" (deutsch von Falck, Kiel 1842); Dahlmann, „Geschichte von D." (3 Bde., Hamb. u. Gotha 1840—43); zur Literatur vergl. Thortsen, „Historisk Udsigt over den danske Literatur" (5. Aufl. 1850); Fürst, „Briefe über die dän. Literatur" (2 Thle, 1816); Petersen, „Beiträge zur dän. Literatur" (5 Bde., 1853—61).

Danemora, auch Dannemora u. Danmora, schwedisches Dorf, nördl. von Upsala, bekannt u. merkwürdig wegen der eben so zahlreichen als ergiebigen Eisenminen u. Eisenwerke. Hier wird in 80 Minen das beste schwedische Eisen gewonnen, das bes. für die engl. Stahlfabriken sehr gesucht ist. Die Gruben, in welche die Arbeiter theils auf Leitern, theils in an Seilen hängenden Tonnen einfahren, sind von enormer Ausdehnung u. liefern ein Erz, das eine Ausbeute bis zu 75% Eisen giebt. Wenn um Mittag die Arbeiter die Gruben verlassen haben, dann werden sämmtliche Schüsse, mit denen das Erz losgesprengt wird, auf einmal losgebrannt, was ein donnerähnliches Getöse u. erdbebenartige Erschütterungen hervorbringt. Die Gruben, die bereits seit fast 400 Jahren bearbeitet werden, sind in den Händen einer Gewerkschaft u. liefern einen jährl. Ertrag von beinahe einer Million Ctnr. — Der Danemoragranat, eine Abart des braunen Granats mit eigenthümlichen Streifungen auf seinen Flächen, wird ebenfalls hier gefunden.

Dänengelt, eine Kontribution von einem Schilling auf die Hufe, welche die Dänen seit 1003 aus England bezogen u. die von König Stephan im 12. Jahrh. aufgehoben wurde.

Danewerk (dän. Danewirke), uralter Grenzwall der Dänen, von der Einbuchtung der Schlei bis zu den Sumpfgegenden der Treen bei Hollingstedt in der Ausdehnung von etwa zwei Meilen, quer durch die Halbinsel. Der Ursprung des D. reicht wahrscheinlich bis in das 5. Jahrh. zurück. Im 9. Jahrh., als das große Frankenreich Karl's des Großen sich bis an die Eider erstreckte, errichtete König Gottrick von Dänemark hinter dem sog. Kohgraben das eigentliche alte D. Königin Thyra Danebod, die Wittwe Gorm's des Alten, verstärkte im 10. Jahrh. den alten Erdwall durch Mauern u. Thürme. Die deutschen Kaiser Otto I. u. Otto II. fanden an dem D. hartnäckigen Widerstand, drangen indessen mehrmals weit über dasselbe hinaus gegen Norden vor. Neue Verbesserungen erhielt das D. in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. unter Waldemar II. u. später (1250) unter Margaretha Sprenghest (nicht zu verwechseln mit der „Großen Margaretha"), nach welcher ein Theil des D. den Namen Margarethenwall führte. Mit der Erfindung des Schießpulvers u. der Verlegung der Grenze nach der Königsau verlor das D. seinen Werth u. kam nach u. nach in Verfall. Als im J. 1848 der Krieg mit Deutschland drohte, legten die Dänen bei den alten Wällen wieder einige neue Befestigungen an, die aber 23. April von den Preußen in leichtem Kampfe genommen wurden. Nach dem Frieden wurde die Danewerkstellung mit einem ungeheueren Kostenaufwand, den Grundsätzen der neueren Kriegswissenschaft entsprechend, von Neuem befestigt. In der Linie des alten D. waren 18 größere Werke angelegt, die unter einander in Verbindung standen u. sich durch ihr Feuer gegenseitig unterstützten; dieselben waren 1864 mit 80 Geschützen, darunter 16 Vierundachtzigpfünder, armirt. Die dän. Armee unter General de Meza erwies sich aber als nicht ausreichend stark, um diese Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung besetzen u. vertheidigen zu können. Nachdem in den Gefechten der Oesterreicher im Anfang des Monats Februar das Vorterrain u. die Dörfer vor den Schanzen verloren waren u. durch den Schleiübergang des preußischen Corps unter Prinz Friedrich Karl bei Arnis bereits die linke Flanke der Stellung umgangen war, räumte die dän. Armee in der Nacht vom 5. zum 6. Febr. das D. unter Zurücklassung sämmtlicher schweren Geschütze, sowie von Munition, Waffen u. Kriegsvorräthen aller Art. Die Schanzen wurden demnächst abgetragen u. dem Erdboden gleich gemacht.

Danhauer, Porträtmaler, lebte am Hofe Peter's des Großen, lieferte zahlreiche vortreffliche Porträts u. starb 1733 zu Petersburg.

Danhauser, Josef, bekannter Genre- u. Historienmaler, geb. 1805 zu Wien, widmete sich unter der Anleitung von Peter Krafft zunächst der Historienmalerei, wandte sich aber nachher dem Genrefache zu. Von seinen Genrebildern, in denen er sich als ein Sittenmaler im besten Sinne des Wortes bewährte, sind nam. hervorzuheben: eine „Testamentseröffnung" (1834), die als ein Tendenzbild den Sieg der unterdrückten Armuth über den Hochmuth der Reichen schildert, die „Pfändung", ebenfalls ein Tendenzstück, „der Augenarzt" (1837), die „Klostersuppe", die „Malerateliers" u. die „Gratulanten". Diese Bilder zeichnen sich meist durch geistvolle Komposition u. blühendes Kolorit aus; störend ist manchmal nur eine gewisse Absichtlichkeit, die ihn nicht immer den angemessenen Ausdruck finden läßt. D. starb 4. Mai 1845.

Daniel, hebräischer Prophet, u. das **Buch Daniel.** Nach der Darstellung des bibl. Buches Daniel gehörte der junge Daniel zu den Juden, welche nach der (ersten) Eroberung Jerusalems 599 vor Chr. mit dem König Jojachin von dem Chaldäerkönig Nebukadnezar nach Babylon ins Exil geführt wurden. Mit anderen hebräischen Jünglingen für den Hofdienst erzogen, wußte sich D. sorgfältig vor der Befleckung durch den Genuß unreiner Speisen zu hüten u. zeichnete sich in dem Dienst des Königs durch solche Weisheit (bes. als Traumdeuter) aus, daß ihn Nebukadnezar zum Haupte der babylonischen Weisen erhob. Als er später dem König Belsazar die geheimnißvolle Schrift gedeutet, die während eines königl. Gastmahls plötzlich an der Wand des Palastes erschien, stieg er zum dritten Machthaber des Reiches empor u. wußte sich in dieser Stellung auch unter dem Mederkönig Darius zu behaupten. Als der König ihm schließlich die erste Stelle im ganzen Reiche anweisen wollte, erwirkte der Neid seiner Feinde von Darius das närrische Gesetz, daß 30 Tage lang an keinen Anderen als an den König eine Bitte gerichtet werden dürfe. Als D. dennoch zu seinem Gotte betete, ließ ihn der König in die Löwengrube werfen. Doch ging D. unversehrt aus derselben hervor. Statt seiner wurden nun seine Ankläger hineingeworfen u. gleichzeitig von Darius Befehl erlassen, daß der Gott D.'s fortan im ganzen Reiche zu verehren sei. — Gegen die Geschichtlichkeit dieser Erzählung hat die neuere Kritik Zweifel erhoben. Die frühere Annahme von der Abfassung des Buches im 6. Jahrh. v. Chr. ist wissenschaftlich unhaltbar. Schon die Stellung des Buches im bibl. Kanon — an viertletzter Stelle — (nicht bei den übrigen Propheten) läßt auf eine sehr späte Abfassung desselben schließen. Bes. merkwürdig ist aber, daß die gleichzeitigen Geschichtsquellen seiner nicht Erwähnung thun, obschon die oben erzählte Geschichte den Namen D.'s zu einem der berühmtesten seiner Zeit gemacht haben müßte. Endlich

ist hervorzuheben, daß ein großer Theil des Buches bereits in der später herrschenden aramäischen Volkssprache verfaßt ist. Kann aus diesen Gründen von einer Abfassung des Buches durch einen D. im 6. Jahrh. nicht die Rede sein, so giebt doch der Inhalt des Buches selbst über dessen Entstehung zweifellosen Aufschluß. Es ist offenbar in der Zeit der schweren Verfolgungen geschrieben, welche die Juden unter dem grausamen König Antiochus Epiphanes von Syrien zu erdulden hatten. Dies ergiebt sich aus der Auslegung des Gesichtes von den vier Thieren (Daniel Kap. 7), wie sie jetzt fast allgemein als die richtige anerkannt ist (wonach nämlich der Löwe das chaldäische, der Bär das medische, der Panther das persische und das vierte Thier das makadonische Weltreich bedeutet). Die zehn Hörner des letzteren Thieres bedeuten die Reiche, in die das Reich Alexander's des Großen zerfiel; unter dem kleinen Horn, das zwischen diesen hervorwuchs u. sich derart in Lästerungen erging, daß es schließlich dem strengen Gericht Gottes verfiel, ist Antiochus Epiphanes selbst zu verstehen. Ganz dieselbe Bedeutung hat auch das Traumgesicht Nebukadnezar's (Kap. 2) u. auf ebendasselbe Resultat führt uns die berühmte Weissagung von den 70 Jahrwochen (Kap. 9). Jede Woche zu sieben Jahren gerechnet, erhalten wir von der Weissagung des Jeremia (Kap. 25, 11) an bis um die Mitte des 2. Jahrh. den ungefähren Zeitraum von 70 Jahrwochen, wobei nur diese runde Zahl nicht so streng zu betonen ist. Aus Alledem ergiebt sich: der Verfasser des Buches Daniel war ein frommer Israelit des zweiten Jahrhunderts v. Chr., der, im Namen eines alten berühmten Propheten redend, sein Volk zu standhaftem Festhalten an der Religion der Väter ermahnen u. auf den Eintritt der längst verkündigten messianischen Zeit vertrösten wollte. Von dem Vorwurf der Fälschung kann deshalb nicht im Entferntesten die Rede sein, weil eine derartige schriftstellerische Einkleidung damals etwas sehr Gewöhnliches war, um den eigenen Worten desto mehr Nachdruck zu verleihen. Außerdem mochte wol auch die Grausamkeit des Tyrannen eine solche vorsichtige Umkleidung des eigentlichen Zweckes höchst nöthig erscheinen lassen.

Daniel, Hermann Albert, verdienstvoller geograph. u. theolog. Schriftsteller, geb. 18. Nov. 1812 zu Köthen, erhielt seine Vorbildung auf dem Domgymnasium zu Halberstadt u. bezog 1830 die Universität Halle, wo er Theologie u. Philologie studirte. Seit 1834 wirkte er als Lehrer (der Religion, der deutschen Sprache u. s. w.) am Pädagogium zu Halle (später mit dem Titel „Professor"). Nachdem er diese Stellung Jahrzehnte hindurch mit musterhafter Hingebung u. segensreich ausgefüllt, legte er sie 1870 nieder u. zog sich nach Dresden zurück, um hier ganz der Wissenschaft zu leben. Doch starb er bereits im folgenden J. 13. Sept. 1871 zu Leipzig. Die geograph. Lehrbücher D.'s zeichneten sich gleich von vornherein durch eine anziehende Verflechtung geschichtlichen u. kulturgeschichtlichen Stoffes mit dem geographischen aus — ein Vorzug, den er später, bei allen folgenden Auflagen seiner Bücher, immer schärfer u. mannichfaltiger herausarbeitete. Dies gilt nam. von seinem größeren „Handbuch der Geographie" (4 Bde., 3. Aufl. 1870 u. 1871), aber auch von seinem „Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten", das bereits 20 Auflagen, u. von seinem „Leitfaden der Geographie", der mehr als doppelt so viel Auflagen erlebte. Diese Hülfsmittel haben sehr viel zu einer fruchtbareren Pflege der Geographie auf Schulen beigetragen. Außerdem hat er sich durch die Herausgabe der Vorlesungen Karl Ritter's über Europa (1863) verdient gemacht. Die theolog. Wissenschaft hat D., der ein trefflicher Kenner der Kirchengeschichte u. Hymnologie war, durch seinen „Thesaurus hymnologicus" (5 Bände, 1841—56) gefördert. Seine kleineren Abhandlungen u. Gelegenheitsschriften erschienen 1866 gesammelt unter d. Titel „Zerstreute Blätter".

Daniel da Volterra, s. „Volterra".

Daniell, eine engl. Künstlerfamilie, deren Glieder sich in der Malerei u. Kupferstecherkunst hervorgethan haben. Der bekannteste derselben, Thomas **D.**, geb. 1748, machte vom J. 1783 an mit seinem Neffen große Reisen in Ostindien u. führte die Zeichnungen, die er während derselben entwarf, weiter aus in den noch immer mustergiltigen Prachtwerken „Oriental scenery of views in Hindoostan" (London 1795—1807); „Antiquities of India" (London 1799—1808); „Hindoo excavations in the mountains of Ellora" (Lond. 1804). Er starb 1840. Jener Neffe, William **D.**, der, wenn auch nicht als Zeichner, doch als Maler seinem Oheim nachstand, stach mehrere von dessen Zeichnungen u. von den Blättern seines Vetters Samuel **D.** in Kupfer. Letzterer hielt sich als Landschaftsmaler lange am Kap der guten Hoffnung auf u. drang in das Innere Afrika's vor, woher er eine Reihe von Ansichten mitbrachte, die er ebenfalls in mehreren Kupferwerken herausgab.

Daniell, John Frederic, geb. 12. März 1790 zu London, wurde Professor der Chemie am Kings College in London bei der Gründung dieses Instituts im J. 1831, nachdem er sich früher mit verschiedenen industriellen Unternehmungen beschäftigt hatte. Seit 1813 war er Mitglied der Royal Society u. später Sekretär derselben. Er ist 13. März 1845 in London gestorben. Von seinen Erfindungen ist zu nennen ein galvanisches Element u. ein Hygrometer (s. „galvan. Kette, D.'sches Element u. Hygrometer"). In einer Anzahl von Abhandlungen hat er über dieselben berichtet.

Daniell'sches Element ist ein galvanisches Element, bei dem man Zink in Schwefelsäure u. Kupfer in Kupfervitriollösung taucht (s. „galvanische Kette").

Daniels, Alexander Josef Aloys Reinhardt von, namhafter Rechtsgelehrter, geb. 1800 zu Düsseldorf, studirte die Rechte, betrat die Staatscarrière u. rückte allmählig zum Appellationsgerichtsrath in Berlin, später zum Obertribunalrath u. Kronsyndikus auf. Gleichzeitig wirkte er (seit 1844) als Prof. an der Universität Berlin u. lieferte eine Reihe trefflicher Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte. Nicht geringes Aufsehen erregte in der wissenschaftlichen Welt sein Streit mit dem berühmten deutschen Rechtslehrer Homeyer, dem gegenüber er behauptete, der Sachsenspiegel (s. d.) sei aus dem Schwabenspiegel (s. d.) entstanden. In polit. Beziehung war D. (als Mitglied des Herrenhauses) entschieden konservativ. Er starb 4. März 1868 zu Berlin.

Danilo, Fürst von Montenegro, stammte aus der Familie Petrowitsch Njegosch, an welche 1697 mit der Wahl seines gleichnam. Vorfahren die Würde des Vladika od. Metropoliten kam, u. die seitdem die herrschende geblieben ist. D., geb. 25. Mai 1826, folgte seinem Oheim, dem Vladika Peter II., 19. Okt. 1851 in jener Würde nach. Er trennte alsbald die geistliche von der weltlichen Herrscherwürde, erklärte sich als D. I. zum Fürsten u. legte so den Grund zu einer selbständigen u. nach dem Rechte der männlichen Erstgeburt erblichen Dynastie. Fürst D. ward 12. Aug. 1860 in Cattaro von einem flüchtigen Montenegriner durch einen Pistolenschuß verwundet u. starb am Tage darauf. Da er aus seiner 24. Jan. 1855 mit Darinka Kvekićova, der Tochter eines serb. Großhändlers in Triest, eingegangenen Ehe nur eine zweijährige Tochter hinterließ, so wurde durch den Einfluß seiner Wittwe der Sohn seines Bruders Mirko als Nikolaus I. Petrowitsch Njegosch (s. d.) zum Fürsten ausgerufen.

Danjoutin (spr. Dangschutäng), franz. Dorf im Dep. Oberrhein, ¼ M. südl. von Belfort. Im Deutsch-franz. Kriege ward es 7. Jan. 1871 von den Deutschen gestürmt u. am 24. dess. M. mit vier Batterien zur Beschießung des Schlosses von Belfort besetzt. Obwol früher zum Elsaß gehörig, wurde es infolge des Frankfurter Friedensvertrags vom 20. Mai 1871 an Frankreich zurückgegeben.

Dänischer Wohld (dän. Wald), der südöstliche Theil Schleswigs zwischen den Buchten von Eckernförde u. Kiel, theilweise mit Laubwald bestanden.

Dänische Sprache u. Literatur, s. „Dänemark".

Dankberg, Friedrich Wilhelm, ein Berliner Bildhauer u. Stuckateur, der, 1819 zu Halle in Westfalen geb., die Plastik Anfangs bei dem Holzbildner Holbein erlernte u. zuerst einige Statuen modellirte, dann aber sich den ornamentalen Arbeiten zuwandte u. allmählig ein großartiges Institut für architektonische Ornamentik schuf, das von den bedeutendsten Baumeistern beschäftigt wurde u. die architektonischen Ornamente für zahlreiche Schlösser Deutschlands u. des Auslandes (Triest, Stockholm) lieferte. Daneben aber bildete D. auch noch manche Gips- u. Marmorporträtbüsten, Statuen, Reliefs u. s. w., die allgemeine Anerkennung fanden. Er starb 1865 in Berlin.

Dankopfer, s. „Opfer".

Dannecker, Johann Heinrich von, einer der bedeutendsten deutschen Bildhauer, der sich neben Thorwaldsen in den ersten Dezennien unseres Jahrh. eines großen Rufes erfreute. Geb. 15. Okt. 1758

in Stuttgart als Sohn eines herzoglichen Stallknechtes, zeigte er schon früh ein großes künstlerisches Talent, dem es aber zuerst an Anleitung u. Ausbildung fehlte. Erst seit seinem Eintritt in die militärische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitüde bei Stuttgart, wo er in die Bildhauerklasse aufgenommen wurde (seit seinem vierzehnten Lebensjahre), begann sich sein Talent zu entfalten. Im Umgange mit Schiller, mit dem Kupferstecher J. G. Müller, dem Musiker Zumsteeg u. A. entwickelten sich seine Anlagen äußerst rasch. Schon 1780 wurde er als herzoglicher Hofbildhauer angestellt; als solcher reiste er zu seiner weiteren Ausbildung in Begleitung des Bildhauers Scheffauer 1783 nach Paris, wo er unter der Leitung Pajou's arbeitete, u. von da nach Rom, wo er 5 Jahre lang verweilte u. sich eng an Canova anschloß, der auf seine künstlerische Richtung nachhaltigen Einfluß übte u. dessen Fußstapfen er in mancher Beziehung zu sehr folgte. In Rom entstanden seine Marmorstatuen Ceres u. Bacchus (im Residenzschloß in Stuttgart). Als er 1790 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, wurde er als Professor an der Kunstakademie angestellt u. verbrachte dort, fleißig schaffend u. im Verkehr mit anregenden Freunden (wie mit dem Hofrath Rapp u. A.), fast den ganzen übrigen Theil seines Lebens.

Nr. 2208. Johann Heinrich v. Dannecker (geb. 15. Okt. 1758, gest. 8. Dez. 1841).

D., der durch die Trefflichkeit seiner Werke bekannter geworden ist als durch die Zahl derselben, war ein talentvoller, fein fühlender Künstler, dem es aber an großer schöpferischer Kraft fehlte. Wie Canova folgte er, abgesehen von seinen ersten Jugendarbeiten, einer der Antike u. der Natur zugewandten Richtung der Plastik u. zeichnete sich bes. durch große Naturwahrheit, nam. in den weiblichen Körperformen u. im Porträt, aus; auf diesen beiden Gebieten steht er wirklich unerreicht da. Wie auf jenem die herrliche Ariadne auf dem Panther (1816, im Bethmann'schen Museum zu Frankf. a. M., Abbild. s. Bd. I, S. 935) die schönste Blüte seines Genius ist, so auf diesem die geistreiche Büste Schiller's (nach der Natur lebensgroß modellirt 1793, jetzt in der Bibliothek zu Weimar). In seiner künstlerischen Entwicklung läßt sich der Gang beobachten, daß er Anfangs noch den in seiner Jugend herrschenden franz. Stil der gesuchten graziösen Wendungen u. weithin flatternden Gewänder festhielt, wie die von ihm herrührenden Figuren an dem umfangreichen Denkmale des Burgemeister Bonhöfer in Schwäbisch-Hall beweisen, daß er sich dann aber bald in der Wahl der Stoffe dem klassischen Alterthum zuwandte u. sich den Stil desselben immer mehr zu eigen zu machen suchte. Hierher gehören — außer seiner Jugendarbeit eines Milo von Kroton, der von einem Löwen angefallen wird (aus dem J. 1777), den oben erwähnten Statuen der Ceres u. des Bacchus u. dem Meisterwerke „Ariadne" — der energische Hektor, welcher den Paris der Weichlichkeit beschuldigt (nur Gipsmodell), mehrere Nymphen, ein Amor, eine Psyche, eine Klage der Ceres nach Schiller u. A. Erst mit dem hereinbrechenden Alter wandte er sich christlichen Stoffen zu u. begann auf diesem Gebiete mit einer knieenden Gestalt des Glaubens für das Grabmal der beiden Gemahlinnen des Großherzogs von Oldenburg, worauf dann die 1824 vollendete Christusstatue folgte, die zwar nächst der Ariadne wol am meisten zu seinem Ruhme beigetragen hat, aber an dem bedeutenden Fehler leidet, daß die Auffassung eine allzu subjektive, vom Typus der christlichen Kunst allzu sehr abweichende ist. Die erste Ausführung dieser Statue kam nach Petersburg, die zweite in die Familiengruft des Fürsten von Thurn u. Taxis nach Regensburg. Noch weniger glücklich war die für die Grabkapelle der Königin Katharina von Württemberg 1826 vollendete Statue des Johannes, die nebenbei die Aufgabe lösen will, den Johannes im Begreifen des Geheimnisses der Dreieinigkeit darzustellen. In dieselbe Zeit fällt auch die Wiederholung eines seiner wenigen Reliefs, nämlich die bereits 1789 in Rom modellirte tragische Muse (die sich auf die Muse der Geschichte stützt).

Uebermäßige Anstrengungen untergruben D.'s früher so kräftige Gesundheit, so daß er schon seit 1829 kränkelte. Zwar erholte er sich langsam wieder; doch blieb eine Schwächung der Geisteskräfte zurück, die verdunkelnd auf sein Denken u. Empfinden wirkte, bis der Tod ihn 8. Dez. 1841 aus diesem Zustande erlöste.

Dannemarie (spr. Dann'marih, deutsch Damerkirch), Flecken im Elsaß (mit welchem es 1872 von Frankreich an Deutschland abgetreten wurde) zwischen Mülhausen u. Mömpelgard, mit 1146 Einw. Im Deutsch-franz. Kriege war D. ein wichtiger Etappenplatz u. Stützpunkt bei der Belagerung von Belfort.

Danner, Luise Christine, Lehnsgräfin, Gemahlin König Friedrich's VII. von Dänemark, geb. zu Kopenhagen 21. Aug. 1814, entstammte der bürgerl. Familie Rasmussen, war erst Balletttänzerin, dann Putzmacherin u. wurde als solche die Geliebte des seit 1846 von seiner ersten Gemahlin geschiedenen Königs. Als Baronin D. 18. März 1849 zum ersten Male bei Hofe vorgestellt, wurde sie bald nachher zur Lehnsgräfin erhoben u. 7. Aug. 1850 morganatisch mit dem König vermählt. Nach dessen Tode (15. Nov. 1863) zog sie sich nach Cannes zurück, wo sie sich im Febr. 1865 mit dem schwed. Grafen Silfverstolpe wieder vermählt haben soll.

Dantan (spr. Dangtang), Jean Pierre, ein franz. Bildhauer, der sich durch seine geistreichen, oft mit dem feinsten Humor karikirten Porträtstatuetten berühmt gemacht hat. Geb. 25. Dez. 1800 zu Paris, bildete er sich unter Bosio u. lieferte seit 1830 eine Reihe der vollendetsten Statuetten, worin er das physisch Lächerliche in den Gesichtern u. Figuren, bei sorgfältiger Festhaltung der physiognomischen Aehnlichkeit, mit so viel Geist u. Takt karikirte, daß er sich einen außerordentlichen Ruf erwarb, in welchem er um so unangefochtener blieb, als er von seinem Talent keinen gefährlichen od. persönlich beleidigenden Gebrauch machte. Er lieferte solche Statuetten von Talleyrand, Wellington, Victor Hugo, Liszt u. zahlreichen anderen Größen der Zeit. In seinen späteren Jahren nahm er eine ernstere Richtung u. brachte eine Reihe höchst gelungener Porträtbüsten od. Statuen, z. B. das Standbild Boieldieu's in Rouen, die Büste des Fürsten Demidoff, der Tänzerin Fanny Elsler 2c. Er starb 6. Sept. 1869 in Baden-Baden.

Dante (eigentl. Durante) Alighieri, der größte Dichter Italiens, ist wahrscheinlich am 30. Mai 1265 zu Florenz geb.; in der Taufe erhielt er den Namen Durante, welcher in D. abgekürzt wurde. Sein Vater, aus alter, geachteter Familie stammend, war ein Rechtsgelehrter u. gehörte zur Partei der Welfen; nach dessen frühem Tode übernahm seine Mutter Bella die Erziehung des neunjährigen Knaben, welcher in seinen Werken oft mit Begeisterung von ihren edlen Eigenschaften spricht. Die Sorge für seine wissenschaftliche Ausbildung wurde Brunetto Latini, einem angesehenen Lehrer der Philosophie u. Beredtsamkeit, übertragen. In den verschiedensten Wissenschaften u. Künsten übte sich D.'s Geist; Virgil war sein Lieblingsschriftsteller, Musik trieb er fleißig, auch in der Zeichenkunst war er nicht unerfahren. Schon als Knabe lernte er Beatrice Portinari kennen, deren Liebe er treu bewahrt u. in den schönsten Worten besungen hat. Nach ihrem Tode verheirathete er sich 1792 mit Gemma Donati. Seine Studien hinderten ihn nicht, sich als patriotischen Bürger zu bewähren. Er kämpfte 1289 tapfer in der Schlacht bei Campaldino u. nahm 1290 an der Einnahme

von Caprona theil. Nachdem er zu Padua u. Bologna (vielleicht auch zu Paris) seine Studien fortgesetzt hatte, ließ er sich in die Zunft der Aerzte von Florenz aufnehmen. In die Regierung seiner Vaterstadt trat er als Prior zu einer Zeit, wo Florenz durch die Kämpfe zwischen den Parteien der „Schwarzen" u. „Weißen" wild bewegt wurde. Um den Frieden wieder herbeizuführen, betrieb D. die Verbannung der Häupter beider Parteien, wurde aber selbst verbannt (1302), als Karl von Valois, von den „Schwarzen" herbeigerufen, in Florenz erschien. D. begab sich nach Arezzo, von dort nach Verona u. Padua, zuletzt nach Lunigiana, wo sein politischer Gegner, der Marchese Maorello Malaspina, ihn aufnahm. Im J. 1309 ging er nach Paris, wo er sich wieder in das Studium der Theologie u. Philosophie vertiefte.

Nr. 2209. Dante's Geburtshaus in Florenz.

Die Kunde vom Zuge Heinrich's VII. nach Italien bewog ihn zur Rückkehr nach Toskana, wo er sich an verschiedenen Orten aufhielt. Mit Begeisterung begrüßte er die Erfolge des deutschen Kaisers Heinrich VII. u. forderte diesen offen auf, seine ganze Macht gegen Florenz, die Anstifterin alles Uebels, zu richten. Denselben Zweck verfolgte seine Schrift „De monarchia"; sie wollte zeigen, daß Ruhe u. Glück in dem von Parteiungen zerrissenen Italien nur dann eintreten könne, wenn der Kaiser, dessen Macht er von der des röm. Volkes ableitete, die Oberherrschaft über Fürsten u. Freistaaten mit kräftiger Hand führe. Diese Haltung erbitterte seine Freunde so sehr, daß er allein von der später erlassenen Amnestie ausgeschlossen wurde u. aus Florenz verbannt blieb. Als Heinrich VII. nach vergeblicher Belagerung von Florenz 1313 in der Nähe von Siena gestorben war, begab D. sich zunächst nach Lucca, von da nach Verona u. endlich nach Ravenna (1320); hier starb er 14. Sept. 1321. D.'s Ueberreste ruhen zu Ravenna in der Marienkapelle neben der Minoritenkirche. Sein ältester Biograph, Giovanni Boccaccio, der große Novellist, schildert D. folgendermaßen: „Dieser unser Dichter war von mittlerer Größe u. ging im vorgerückten Alter etwas gebückt. Er hatte ein längliches Gesicht, eine Adlernase, die Augen waren eher groß als klein, das Kinn länglich, die Unterlippe etwas vorstehend, die Gesichtsfarbe braun, Bart u. Haar dicht, schwarz u. kraus, sein Aussehen war immer melancholisch u. nachdenklich." In D. vereinigte sich ein außerordentlich scharfer Verstand mit großer Gemüthstiefe, Menschenkenntniß mit umfassender Gelehrsamkeit, Uneigennützigkeit mit Selbstbewußtsein, Parteileidenschaft mit Vaterlandsliebe.

Die Angaben über D.'s Dichtungen, über Ort u. Zeit ihrer Entstehung fließen nur spärlich u. widersprechen sich häufig; selbst ihre

Zeitfolge läßt sich nicht mit vollkommener Sicherheit bestimmen. Das erste selbständige Werk in italienischer Sprache ist: 1. „Vita nuova" („Neues Leben"); es enthält die Geschichte des in der Liebe zu Beatrice wiedergewonnenen neuen Lebens, theils biographisch erzählende, theils lehrhafte (scholastisch didaktische) Prosa, mit Einstreuung von Sonetten, Canzonen u. anderen Gedichten, zu welchen ihn die Liebe begeistert hatte. D. schrieb diese eigenthümliche, aus Wahrheit u. Dichtung gemischte Selbstbiographie wahrscheinlich um das Jahr 1291, sicher vor 1300 (deutsche Uebersetzung von K. Förster, Leipzig 1841). 2. „Il Convito" („Das Gastmahl"), ein unvollendetes Werk, die Erklärung von drei Canzonen mit einer vorausgeschickten Einleitung. Es entstand aus jenen philosophischen Studien, denen sich D. nach Beatrice's Tode hingab, u. bildet eine Art philosophischer Encyklopädie, in welcher eine überraschende Fülle von Gelehrsamkeit aufgehäuft ist. Das „Gastmahl" ist der erste Versuch, die ital. Prosa in einem gelehrten Werke zu gebrauchen. 3. „Le rime di Dante", eine nach D.'s Tode angelegte Sammlung lyrischer Gedichte, übersetzt u. erklärt von Kannegießer u. Witte; 2 Bände, Lpz. 1842). 4. „La divina Commedia" (Die göttliche Komödie), das größte von D.'s poetischen Werken, knüpft an die Schilderung der drei Reiche des Jenseits an, in welche nach katholischem Glauben der Mensch nach dem Tode gelangt: Hölle, Fegefeuer u. Paradies; es zerfällt in drei Theile: „Inferno" (34 Gesänge), „Purgatorio" (33 Gesänge) u. „Paradiso" (33 Gesänge).

Nr. 2210. Dante (Durante Alighieri (geb. 30. Mai 1265, gest. 14. Sept. 1321).

Zu Dante kommt Virgil in Beatrice's Auftrag, um ihm die Orte der Verdammniß, der Reinigung u. der Seligkeit zu zeigen. Die Hölle liegt im Inneren der Erde u. gleicht einem ungeheuren Trichter, dessen Wände stufenförmig emporsteigen u. so den Verdammten nach der Schwere ihrer Verbrechen bestimmte Plätze anweisen. D. u. Virgil überschreiten den Höllenfluß Acheron u. kommen in den ersten Höllenkreis, wo sich die Seelen Ungetaufter u. die edleren Seelen des Alterthums befinden. Die Strafen beginnen erst mit dem zweiten Kreise. So durchschreiten sie nun alle Kreise, sehen die entsetzlichen Strafen der menschlichen Sünden u. Laster u. kommen endlich bis zu Lucifer, an dessen zottigem Leibe sie hinabklettern, um wieder an das Tageslicht zu gelangen. — Aus den Fluten, welche die eine Hälfte der Erde ganz bedecken, erhebt sich der steile Kegelberg des Purgatoriums, eingetheilt in 7 rund umher laufende Terrassen, je nach dem Grade der Büßungen, welche auch D. über sich ergehen läßt, um zu dem Paradies zu gelangen. — Virgil verläßt ihn. Das Paradies liegt auf der Spitze dieses Berges, ein lieblicher Hain, durch den sich Bäche schlängeln.

Nr. 2211. Dante's Grabmal in der Marienkapelle zu Ravenna.

Beatrice führt ihn nun von einem Himmel zum anderen u. verläßt ihn erst im zehnten, um ihren Platz unter den Seligen wieder einzunehmen. D.'s „Göttliche Komödie" wurzelt in der Mystik u. scholastischen Philosophie des Mittelalters; sie geht aber über dessen Anschauungen hinaus, indem sie die große Frage von dem Verhältniß der Kirche zum Staate zu Gunsten des letzteren entscheidet, die Geschichte vom Standpunkte der Politik u. der Nationalität auffaßt u. den Geist des Alterthums von den Banden kirchlicher Autorität frei zu machen sucht. Die Dichtung des Mittelalters gipfelt in diesem Kunstwerke, welches seinerseits in der „Hölle" zur höchsten Schönheit des Inhalts u. der Form sich erhebt. Bewundernswerth ist die Freiheit u. der Muth des Urtheils über Zeitgenossen, die Schilderung des Schreckens der Höllenstrafen, der Reichthum der Phantasie im Wechsel der Situationen, die Fülle von historischen u. theologischen Kenntnissen u. die Kunst, Gelehrsamkeit mit der Poesie zu verschmelzen. Die beiden anderen Theile der „Göttlichen Komödie" stehen dem ersten insofern nach, als hier die Poesie von der Philosophie u. der Dogmatik beherrscht u. durch das Ueberwiegen der Symbolik u. Allegorie der Eindruck geschwächt, das Verständniß erschwert wird. Hier fehlt häufig die Lebendigkeit u. Anschaulichkeit des Ausdruckes, welche den ersten Theil auszeichnet, u. an Stelle des lyrischen Schwunges tritt oft spitzfindiges Philosophiren. Immerhin bieten aber auch „Fegefeuer" u. „Paradies" unnachahmliche Schönheiten, große Gedanken u. eine wunderbar schöne Sprache. — Das Ganze aber stellt das innere Leben des Dichters wie des Menschen im Allgemeinen dar, der aus dem kindlichen Glauben durch Hochmuth u. weltliches Treiben in Sünde u. aus dieser durch Buße zur Erlösung u. Seligkeit gelangt. — D. hat dieses große Gedicht wahrscheinlich schon 1300 u. zwar in lateinischer Sprache begonnen, die „Hölle" nicht vor 1314, das „Fegefeuer" nach 1318 u. die ganze Dichtung kurz vor seinem Tode beendet. Da das Werk einen befriedigenden Abschluß hat, so gab D. ihm den uns befremdlich klingenden Namen „Commedia", indem er hierbei dem Sprachgebrauche seiner Zeit folgte. Nach seinem Tode erhielt es die Bezeichnung „Divina Commedia". Bald fanden sich gelehrte Forscher, welche die dunklen Stellen des Gedichtes erläuterten, u. ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Verfassers waren in mehreren Städten Italiens für die Erklärung der „Göttlichen Komödie" öffentliche Lehrstühle errichtet. (Deutsche Uebersetzungen von L. G. Blanc (Halle 1864), K. Witte (Berl. 1865), Philalethes, König Johann von Sachsen (Lpz. 1865—66.)

D. hat durch seine Dichtungen die Entwicklung der ital. Sprache wesentlich gefördert. Er schuf eine poetische Sprache, indem er die Mundart Toskana's zu Grunde legte, diese aber aus den anderen ital. Dialekten ergänzte. Vor ihm hatte es nur ital. Dialekte gegeben, durch ihn war eine ital. Sprache entstanden. Seine sprachlichen Grundsätze legte er dar in einem lateinisch geschriebenen Buche: „De vulgari eloquentia Libri II" („Zwei Bücher über die Volkssprache"), in welchem er zuerst die ital. Sprache der lateinischen als eine selbständige gegenüberstellte. — Die 600jährige Säkularfeier D.'s wurde im Mai 1865 in Italien als ein Nationalfest begangen; in Deutschland regte sie die Gründung einer „Dante-Gesellschaft" an, welche alle größeren Dante-Forscher Deutschlands in sich vereinigt. — Vgl. K. Witte „Ueber D." (Bresl. 1831) u. dessen „Dante-Forschungen" (Halle 1869); F. R. Wegele „D.'s Leben u. Werke" (Jena 1865); J. A. Scartazzini „D. Alighieri" (Biel. 1869) u. das von der „Deutschen Dante-Gesellschaft" herausgegebene „Dante-Jahrbuch" (1867 ff.).

Danton (spr. Dangtong), George Jacques, einer der gewaltigsten Helden der franz. Revolution, war 28. Okt. 1759 zu Arcis sur Aube geb., wurde in Troyes vorgebildet, studirte zu Paris die Rechte u. war Advokat beim Parlament, als die Revolution ausbrach. Seine reckenhafte Gestalt, sein pockennarbiges, durch Häßlichkeit abstoßendes u. doch imponirendes, ja Furcht einflößendes Gesicht, sein scharfer, durchdringender Blick, seine durch ein mächtiges Organ unterstützte, an ungeheuerlichen Bildern u. überraschenden Wendungen reiche Rede — dies Alles machte ihn wohlgeeignet, auf erregbare Massen zu wirken u. in der Bewegung, in die er alsbald eingriff, eine große Rolle zu spielen. Er trat dem Klub der Jakobiner bei, gründete aber später mit Camille Desmoulins den der Cordeliers, der mit den Jakobinern in Verbindung blieb, sie jedoch an Keckheit u. Fanatismus weit hinter sich ließ. Am 17. Juli 1791 berief D. mit seinen Parteigenossen eine Volksversammlung nach dem Marsfelde, in der er vorschlug, daß der König abgesetzt u. vor Gericht gestellt werden solle. Die aufgereizten Massen waren bereits in Begriff, sich nach den Tuilerien in Bewegung zu setzen, als Lafayette u. Bailly mit bewaffneter Macht einschritten, die Aufrührer aus einander trieben u. D. zur Flucht nöthigten. Seine Freunde bewirkten jedoch bald darauf seine Wahl in die Nationalversammlung; D. kehrte, um seinen Sitz in der Versammlung einzunehmen, nach Paris zurück, gewann bald seinen früheren Einfluß wieder u. nahm seine Angriffe gegen das Königthum wieder auf. Am 10. Aug. 1792 gelang es ihm, den lange vorbereiteten Sturm auf die Tuilerien ins Werk zu setzen u. den König aus dem Schlosse zu vertreiben. In der Provisor. Regierung, die hierauf eingesetzt wurde, übernahm D. das Justizministerium, in welches Amt er sich sogleich mit wüthendem Terrorismus einführte. Ein Revolutionstribunal ward errichtet, Haussuchungen, Verhaftungen, Hinrichtungen in Masse vorgenommen u. die königl. Familie im Temple gefangen gesetzt. Die Schreckenskunde von den Mißerfolgen der franz. Waffen u. von dem Eindringen der feindlichen Scharen auf franz. Gebiet beutete D. zur Festigung seines Schreckensregiments aus, durch das allein er die Republik sicher stellen zu können meinte. Theils durch die Macht seiner Rede, theils durch Gewaltmaßregeln trieb er alle waffenfähige Mannschaft zur Vertheidigung des Vaterlandes an die Grenze. Als nach der Hinrichtung des Königs, die D. natürlich eifrig befürwortete, die Wirren überhand nahmen, strebte er eine Verständigung mit den Girondisten an. Von diesen zurückgewiesen, sah er sich aufs Neue genöthigt, im Bunde mit den Jakobinern gegen die Gironde Front zu machen. Im Jakobinerklub hatte nach Marat's Tode Robespierre die Führerschaft an sich gerissen. Zwistigkeiten mit diesem, denen D. Anfangs kein großes Gewicht beilegte, führten den Sturz des Letzteren herbei. Er wurde 1. April 1794 verhaftet u. zwei Tage nachher mit Desmoulins u. andern Anhängern vor das Revolutionstribunal gestellt. Der Anklage, die auf Hochverrath lautete (Einverständniß mit dem Herzog von Orleans, Theilnahme an den verrätherischen Planen des Dumouriez ꝛc.), setzte D. schneidenden Hohn entgegen. Er wurde zum Tode verurtheilt u. 5. April 1794 hingerichtet, nachdem er bis zu seinem letzten Augenblicke die ihm eigene kaltblütige Entschlossenheit bewahrt hatte.

Nr. 2212. George Jacques Danton
(geb. 28. Oktober 1759, gest. 5. April 1794).

Danubius, lat. Name für „Donau".

Danzel, Theodor Wilhelm, verdienstvoller biograph. Schriftsteller, geb. 4. Febr. 1818 in Hamburg, machte seine philos. u. literar. Studien in Leipzig, Halle u. Berlin u. führte sich durch eine Abhandlung „Ueber Goethe's Spinozismus" (1843) in die Literatur ein, der 1844 eine Schrift „Ueber die Aesthetik der Hegel'schen Philosophie" folgte. Seit 1845 Privatdozent in Leipzig, hielt er daselbst Vorlesungen über neuere deutsche Literatur, aus denen zunächst sein ausgezeichnetes Werk „Gottsched u. seine Zeit" (Lpz. 1848) hervorging. Diese auf gründlichem Quellenstudium beruhende Biographie wies zuerst dem bis dahin mit Unrecht vernachlässigten u. selbst in der Literaturgeschichte von Gervinus ungenügend gewürdigten Gottsched die ihm gebührende Ehrenstelle in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Literatur an. Noch gehaltvoller, geistreicher u. scharfsinniger ist „Lessing, sein Leben u. seine Werke" (1. Bd., Lpz. 1850), ein Werk, dessen

Vorzüge leider durch die etwas formlose Darstellung in Schatten gestellt werden. (Nur in diesem letzteren Punkte wird es von der bekannten Lessing-Biographie von Adolf Stahr übertroffen, die ihm an Gehalt nicht gleichkommt.) Erst nach dem Tode D.'s (er starb, kaum 32 Jahre alt, 9. Mai 1850) gab Guhrauer, mit Benutzung D.'scher Aufzeichnungen, den zweiten Band des Werkes heraus (Lpz. 1852—54). Ferner erschienen nach seinem Tode von ihm „Gesammelte Aufsätze".

Danzi, Franz, Komponist u. Virtuos auf dem Violoncello, geb. 15. Mai 1763 zu Mannheim. Im 15. Lebensjahre bereits als Violoncellist in der Mannheimer Kapelle angestellt, ward er 1778 mit der letzteren nach München versetzt, wo er sich 1790 mit der ausgezeichneten Sängerin, Schauspielerin u. Klaviervirtuosin Margarethe Marchand verheirathete, mit der er Kunstreisen durch Italien unternahm. Im J. 1807 ging er als Hofkapellmeister nach Stuttgart u. später in gleicher Eigenschaft nach Mannheim, wo er 15. April 1826 starb. D. war ein sehr fruchtbarer Komponist, vorzüglich für Kammermusik; von seinen Opern sind „Der Kuß", „Die Mitternachtsstunde" u. „Iphigenia" die gelungensten. Unter seinen geistlichen Kompositionen ist sein „Te Deum" die vorzüglichste.

Danzig (poln. Gdansk), Hauptstadt des preuß. Regierungsbezirkes Danzig, Festung ersten Ranges, mit 94,377 E. (nach der Zählung vom 1. Dez. 1871), liegt am Einfluß der Mottlau in das Neufahrwasser, den westlichsten Mündungsarm der Weichsel, $^{1}/_{8}$ Meile von der Ostsee entfernt, besteht aus Altstadt, Rechtstadt, Vorstadt, Niederstadt u. dem Langgarten u. wird von 9 Vorstädten umgeben, von denen die schönste das durch eine doppelte Lindenallee mit der inneren Stadt verbundene Neu-Schottland ist. Die Mottlau bildet in der Stadt die Speicherinsel, auf welcher sich große Magazine befinden. Unter den 30 Kirchen u. Bethäusern der Stadt sind 6 katholisch; die St. Marienkirche (erbaut zwischen 1343 u. 1506), eine der größten protestantischen Kirchen der Welt, zeichnet sich durch ihre alterthümliche Architektur, durch ein berühmtes Gemälde (ein Jüngstes Gericht von Van Eyck od. Hemling), ein kunstvoll aus Holz geschnitztes Kruzifix u. werthvolle Glasmalereien aus. Unter den weltlichen Bauten nimmt das im 14. Jahrh. in goth. Stile erbaute Rathhaus die erste Stelle ein; merkwürdig ist das große Kaufhaus des Artushofes (Abbild. s. d.), der als Börse benutzt wird. — Unter allen norddeutschen Städten hat D. das Gepräge des Mittelalters am längsten bewahrt; die Häuser der inneren Stadt, vielfach mit Erkern verziert, sind hoch, besitzen lange Hintergebäude u. kehren meist der Straße die Giebel zu. Die engen Straßen sind zu beiden Seiten durch Gräben begrenzt, über welche zu jedem Hause Steinplatten gelegt sind. Zwischen dem Graben u. dem Hause läuft der durch eine niedrige Mauer vom Graben getrennte Steinflies des sogen. „Beischlages" hin, vor dem häufig Linden angepflanzt sind. In neuester Zeit hat die Stadt freilich viel von ihrem alterthümlichen Charakter verloren. — Die Befestigungen D.'s bestehen aus einem die innere Stadt umgebenden Hauptwall mit 20 Bastionen u. aus Außenwerken, welche auf den benachbarten Höhen angelegt sind u. mit den längs der Weichsel bis an ihre Mündung angelegten Werken in Verbindung stehen. An der rechten Seite der Weichselmündung liegt die Festung Weichselmünde zum Schutze der Rhede u. des Weichselausflusses. — An Bildungsanstalten besitzt D. eine Handelsakademie, ein Gymnasium, eine Gewerbeschule, zwei Realschulen, ungerechnet die in letzter Zeit sehr vermehrten Volksschulen; außerdem eine nicht unbedeutende Stadtbibliothek, zwei Theater, eine Gemälde- u. eine Münzsammlung. — In Betreff des Handels ist D. nach Stettin die wichtigste Seestadt Preußens. Der Hauptausfuhrartikel ist Getreide, bes. Weizen, welcher zum größten Theil auf der Weichsel von Polen u. Rußland kommt; außerdem werden ausgeführt Holz, Hülsenfrüchte, Fleisch u. a. In der Industrie D.s nimmt die Fabrikation von Branntweinen u. Likören die erste Stelle ein, daneben sind von Bedeutung: die Bierbrauerei, Zuckerraffinerie, Stärkefabrikation, Potaschesiederei u. Tabaksindustrie. — Die älteste Geschichte D.s ist unaufgeklärt; einige Gelehrte bringen den lateinischen Namen Gedanum in Verbindung mit den Gothen u. möchten in D. eine ursprünglich germanische Niederlassung sehen; wahrscheinlicher ist der slavische Ursprung, auf den schon die slavische Endung des Namens hindeutet. Unter Boleslav Chrobry, am Ende des 10. Jahrh., wurde D. die Hauptstadt von Pommerellen; im 12. Jahrh. wurde es mit Mauern umgeben; im 13. Jahrh. kam es an Polen, 1310 an den Deutschen Orden, 1350 trat es dem Hansabunde bei. Bedrückungen durch die Ordenshochmeister u. Störungen des Handels bewegen D. 1454, sich von dem Deutschen Orden loszusagen u. den König Kasimir von Polen als Schutzherrn anzunehmen; dabei blieb der Stadt aber eine fast republikanische Verfassung, nach welcher sie ihre Einkünfte selbst verwalten, die Gerichtsbarkeit ausüben u. über Krieg u. Frieden u. den Abschluß von Bündnissen frei entscheiden konnte. Streitigkeiten mit Polen, das die Rechte D.s nicht immer achtete, blieben nicht aus; 1577 kam es sogar zum Kampfe mit Stephan Bathori, dem D. die Huldigung versagte; Stephan mußte 200,000 Gulden Entschädigung zahlen u. die Freiheiten der Stadt aufs Neue bestätigen. Dem preuß. Staate wurde D. (infolge der zweiten Theilung Polens) 1793 einverleibt. Im Tilsiter Frieden (1807) ward es zur Republik unter dem Schutze Napoleon's I.

Nr. 2213. Danzig vom Bischofsberge gesehen.

erklärt; 1813 mußte es, als ein Hauptwaffenplatz der Franzosen, eine zehnmonatliche harte Belagerung durch die Preußen u. Russen erdulden. Im Febr. 1814 wurde D. wieder mit Preußen vereinigt, unter dessen Herrschaft es sich bald von den vorangegangenen Drangsalen erholte u. zu neuer Blüte gelangte.

Danziger Bucht, ein nach der Stadt Danzig benannter halbkreisförmiger Busen der Ostsee, zwischen Rixhöft u. Brüsterort. Der nordwestliche, durch die schmale Halbinsel Hela von der Ostsee geschiedene Theil heißt das Putziger Wieck; im S. trennt die Frische Nehrung das Frische Haff von der D. B., die Küste im O. wird von dem bernsteinreichen Samland gebildet. Die D. B. hat eine Breite von 11 M., die Tiefe beträgt an der Küste zwischen 3 u. 19 Faden, nach der offenen See hinaus 20—60 Faden. Leuchtthürme befinden sich zu Brüsterort, Pillau, Neufahrwasser u. Hela.

Danziger Goldwasser, ein fein destillirter Branntwein, der in Danzig zuerst u. von vorzüglicher Güte bereitet wurde. Seinen Namen erhielt er von den zarten Goldblättchen, die in ihm herumschwimmen.

Danziger Nehrung, ein zwischen der Ostsee, dem Frischen Haff u. den beiden westl. Weichselarmen gelegener Landstrich, welcher an der See aus unfruchtbaren Sandflächen (Dünen) besteht, nach dem Innern zu aber theilweise angebaut ist.

Danziger Werder, das Mündungsgebiet der Weichsel zwischen Danzig u. Dirschau, niedriges, durch Anschwemmung der Weichsel entstandenes Marschland, welches durch den Deutschen Orden der Kultur gewonnen worden u. jetzt für Viehzucht u. Ackerbau sehr geeignet ist.

Daphnäus, Beiname Apollo's von der mit seinem Tempel u. Lorberhain geschmückten Vorstadt Antiochia's, Daphne (s. d.).

Daphne, 1. eine Tochter des arkadischen Stromgottes Ladon, wurde von Apollo geliebt u. auf der Flucht vor ihm in den immer grünenden Lorberbaum verwandelt. — 2. **D.** hieß auch eine Vorstadt des syrischen Antiochia, berühmt nicht blos wegen des von Antiochus Epiphanes erbauten Tempels des Apollo u. der Diana, sondern auch wegen seiner anmuthigen Lage u. des dort herrschenden üppigen Lebens.

Daphne, Seidelbast; Pflanzengattung der Thymeläaceen mit durchweg giftigen Arten. Die einzige einheimische des niederen Berglandes ist D. Mezereum *L.*, ein niedriger, höchst eigenthümlicher Strauch unserer Laubwälder, dessen violette Blumen vor den Blättern erscheinen u. sich rings um die Spitze des Stengels stellen, wo später auch die rothen, kirschenartigen Früchte in ähnlicher Weise sich ansetzen. In seiner Rinde herrscht ein blasenziehender Stoff, der den Gebrauch der Pflanze früh schon in die Medizin einführte. Der Name Seidelbast verwandelt sich anderwärts in Sidel-, Zeidel-, Zindel-, Süß- u. Wolfsbast. Sonst kennt man die Pflanze auch als Kellerhals, Kellerkraut, Kellerbeere, Bergpfeffer, Pfefferbeere u. Pfefferstrauch, Rach- od. Rechbeere, Zeiland, Läusekraut, Brennwurz, Ziegling, Damar, in der Nordschweiz als Zilatbluast, Zahnwehholz, Warzebast (weil man die Warzen mit der Rinde vertreibt, indem man die Warzen mit ihr unterbindet), Giftbäumli, Zilander u. s. w. Eine so große Menge von Namen spricht am besten von der Bedeutung, welche diese Pflanze von jeher bei dem Volke besaß. Selbst die Samen verwendete man als Semina Coccognidii, obgleich sie Brechen u. Durchfall erregen, gegen Keuchhusten, Wassersucht u. dergl., während man das Fleisch der Beeren zum Rothfärben benutzte, wie man mit der Rinde gelb färbte. Der giftige Stoff aller Arten ist das Daphnin od. Seidelbastbitter. In der Schweiz u. in Tirol gebraucht man D. alpina, in Mittel- u. Osteuropa D. Laureola, im Mittelmeergebiete D. Gnidium, in Griechenland D. oleoides, u. s. w. Selbst in Ostindien, in Cochinchina, China, Sibirien, Westindien, Neugranada u. anderwärts treten ähnlich wirkende Arten auf.

Nr. 2214. Daphne Mezereum *L.*, Seidelbast.

Daphnis, ein schöner, sizilischer Schäfer (der Sage nach ein Sohn Merkur's), der wegen eines an einer Nymphe begangenen Treubruchs in einen Stein verwandelt od. nach Anderen vor Liebe aufgezehrt worden sein soll. D. galt für den Erfinder der bukolischen Dichtkunst.

Da Ponte, Maler, s. „Bassano".

Dappenthal (Vallée des Dappes), ein sich 1½ Stunden lang erstreckendes Thal im Schweizer-Kanton Waadt, das durch seine Lage von strategischer Bedeutung ist (es liegt dicht an der franz. Grenze u. führt geraden Weges nach Genf u. dem Genfersee) u. daher häufig zu Grenzstreitigkeiten zwischen Frankreich u. der Schweiz Anlaß gegeben hat. Nachdem es 1802 an Frankreich gefallen, wurde es 1814 dem Kanton Waadt wieder zugesprochen. Seitdem hat jedoch Frankreich wieder mehrfache Versuche gemacht, die wichtige Position in seinen Besitz zu bringen, bis eine neue Grenzregulirung zwischen beiden Staaten 1863 den Streit zu Gunsten von Waadt schlichtete.

Dapsang (chin. d. i. „verklärte Erscheinung"), nach den bisherigen Messungen der zweithöchste Berg der Erde, erhebt sich über einem 5317 m. hoch liegenden Plateau der Karakorumkette (im östl. Hochlande von Centralasien) bis zu einer Höhe von 8613 m.

Darboy (spr. Darboa), Georges, Erzbischof von Paris, eines der Opfer der Pariser Commune von 1871; war 16. Jan. 1813 zu Fayl-Billot im Dep. Obermarne geb., entschied sich frühzeitig für den priesterlichen Beruf, machte sich durch einige theolog. Schriften bekannt u. erwarb sich durch die Predigten, die er 1859 in der Tuilerienkapelle zu Paris hielt, auch als Redner einen bedeutenden Ruf. Noch in demselben Jahre wurde er zum Bischof von Nancy ernannt, welche Würde er 1863 mit der eines Erzbischofs vertauschte. Im folgenden Jahre wurde er vom Kaiser in den Senat, 1866 in den Unterrichtsrath berufen. Der Kurie war D. nicht genehm, da er sich ihr zu selbständig gegenüberstellte, für die Erhaltung der weltlichen Gewalt des Papstes fast gar nicht eintrat, die ketzerischen Ausfälle des Paters Hyacinthe (s. d.) gewähren ließ u. s. w. Er gehörte zu den Gegnern des neuen Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit, das er sowol vor dem Zusammentritt des röm. Konzils (in einem Hirtenbriefe vom 18. Okt. 1869), als auf dem Konzil selbst offen bekämpfte. Während des Aufstandes der Commune wurde D. von der letzteren als Geisel verhaftet (5. April 1871) u. 25. Mai im Hofe des Gefängnisses La Roquette erschossen. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Les Femmes de la Bible" (1848; 5. Aufl. 1859); „Les saintes Femmes" (1850); „Vie de Saint Thomas Becket" (1860).

Darbysten od. Plymouthbrüder sind eine religiöse Sekte des 19. Jahrh. Der Stifter derselben, John Darby, der Abkömmling einer vornehmen engl. Familie, war ursprünglich Advokat, studirte aber dann Theologie u. war bereits Geistlicher der Anglikan. Kirche, als ihn Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Kirche überhaupt ergriffen. Um daher bei der Wiederkunft Christi, an deren nahes Bevorstehen er glaubte, unter die Auserwählten zu gehören, stiftete er mit Gesinnungsgenossen aus Irland um 1825 die Gemeinde der „Brüder im Herrn", welche sich rasch verbreitete u. bes. zu Plymouth (daher der Name) zahlreiche Anhänger gewann. Zwar sah sich Darby genöthigt, England zu verlassen, warb aber in Paris u. Genf für seine Lehre u. folgte im J. 1840 einer Einladung der Dissidentengemeinde zu Lausanne, die ihn zu ihrem Prediger ernannte. Nachdem er sich durch Schriften, bes. über die Weissagungen des Alten Testaments, u. durch Predigten großen Anhang verschafft u. sogar in der Nationalkirche vielfache Verwirrung angerichtet hatte, bewirkte doch schließlich die Unhaltbarkeit seiner Lehre, daß die ganze Bewegung wieder in den Hintergrund trat. Doch bestehen noch gegenwärtig in der Schweiz, in Frankreich u. England, ja selbst in Ostindien zahlreiche kleine Darbystengemeinden, die freilich zum Theil wieder unter sich gespalten sind. Ihre Hauptlehre ist, daß mit dem Abfall der ersten Christen von der Kirche diese als Heilsanstalt erloschen sei, eben so wie das geistliche Amt, daher jeder Seele überlassen bleiben müsse, in ihrer Weise u. ohne den Anschluß an äußere Kirchenordnungen zur Seligkeit zu gelangen.

D'Arcet, Jean Pierre Jos., berühmter franz. Chemiker, Sohn des auch als Chemiker bekannten Jean **D'A.** (welcher 7. Sept. 1725 geb. u. als Direktor der Porzellanmanufaktur zu Sèvres 13. Febr. 1801 gest.), wurde 31. Aug. 1777 zu Paris geb. Seit 1801 als Münzwardein angestellt, widmete er sich unausgesetzt der technischen Chemie. Er entdeckte die künstliche Darstellung der Soda aus Kochsalz, verbesserte die Pulverfabrikation, sowie die Darstellung der Bronze, wirkte ein auf Waffenbereitung u. machte eine große Anzahl gesundheitspolizeiliche Vorschläge u. Einrichtungen für Goldarbeiter, Waschanstalten, Hospitäler u. s. w. In den „Annales de chimie et de physique" u. in den „Annales d'hygiène publique" sind seine Leistungen enthalten. — Felix **D'A.**, sein Sohn (geb. 1807, gest. 18. Dez. 1846), ist auch als Chemiker zu nennen.

Darcet's Metall, eine der bekannten leichtflüssigen Legirungen, die zu verschiedenen technischen Zwecken, z. B. zur Herstellung von Platten für den Kattundruck, dienen; es besteht aus 8 Theilen Wismuth, 5 Th. Blei u. 3 Th. Zinn u. schmilzt in der Hitze des siedenden Wassers. Nach neueren Erfahrungen werden durch Einführung von Cadmium alle solche Legirungen noch um mehrere Grade leichtflüssiger.

Dardanariat heißt (nach einem berüchtigten röm. Kornwucherer Dardanarius) ein Unternehmen, welches die Herbeiführung einer künstlichen Preiserhöhung für Gegenstände des gewöhnlichen Handelsverkehrs (nam. Lebensmittel, wie Getreide u. dergl.) durch massenhaften Aufkauf u. Zurückhaltung, also durch Minderung des Angebotes, bezweckt. Die Strafen, welche das röm. Recht u. das ältere deutsche Recht für das D. festsetzten, sind in den neueren Strafgesetzbüchern beseitigt.

Dardanellen, vier feste türkische Schlösser an der nach ihnen benannten Straße der D. (dem alten Hellespont), welche das Aegäische mit dem Marmorameere (der alten Propontis) verbindet. Der Name D. rührt wahrscheinlich von der alten Stadt Dardanos her (s. d.). Die beiden ältesten Schlösser, Kilid-Bahr u. Tschanak-Kalessi od. Kala-Sultanie, liegen an der schmalsten, hier nur eine Viertelmeile breiten Stelle der Meerenge auf europäischer u. asiatischer Seite, wo die alten Städte Sestos u. Abydos lagen, einander gegenüber. Es ist die Stelle, wo Xerxes die berühmte Brücke schlagen ließ u. an die sich die Sage von Hero u. Leander knüpft. Die beiden neuen Schlösser liegen etwa 4 M. südwestl. von den alten entfernt, am Eingange der Meerstraße, Sed-il-Bahr auf europäischer u. Kum-Kale auf asiatischer Seite, etwa 1 M. von einander getrennt, einander gegenüber. Die alten Schlösser wurden nach der Einnahme von Konstantinopel 1453 von Sultan Muhamed II. zur Vertheidigung des Eingangs, die beiden neuen von Muhamed IV. zum Schutze von Konstantinopel angelegt. Um die Befestigung der D. haben sich in neuerer Zeit mehrere preuß. Offiziere, darunter der damalige Major von Moltke, der jetzige Chef des Generalstabs der preuß. Armee, verdient gemacht.

Dardanos, der Stammvater der Trojaner, dessen Vaterland verschieden angegeben wird (Arkadien, Italien, Samothrake u. Kreta), soll nach Troja ausgewandert sein, wo ihm der König Teukros seine Tochter zur Gemahlin gab u. einen Theil seines Landes überließ, das Anfangs Dardanien u. später nach seinem Enkel Tros Troja genannt wurde. Seine Söhne waren Ilos u. Erichthonios. — 2. Den Namen **D.** führte auch eine griech. Stadt an der östl. Küste des Hellespontes. Dort wurde zwischen Sulla u. Mithridates Eupator der Friede geschlossen, der den ersten Mithridatischen Krieg beendigte (84 v. Chr.).

Dareikos, eine altpersische, aus reinem Golde geprägte, bereits den Juden zur Zeit der persischen Herrschaft bekannte u. von ihnen Adarkon, Darkon od. Darkmon genannte Goldmünze, zwei attische Drachmen schwer u. 20 bis 28 Silberdrachmen an Werth (etwa 4 Thlr.). In den Museen von Paris u. Wien findet man noch einige Exemplare dieser Münzen, die auf der Vorderseite das Bild des Königs, auf der Kehrseite das eines Bogenschützen zeigen.

Dareios (lat. Darius, altpersisch Dareiawus, hebr. Darjawesch), Name einiger Könige von Persien aus dem Herrschergeschlechte der Achämeniden. 1. **D. I.,** Sohn des Hystaspes, eines königlichen Leibwächters, gelangte nach der Ermordung des falschen Smerdis, die er im Einverständniß mit sechs anderen Großen des Pers. Reiches bewerkstelligte, 521 v. Chr. durch eine Art von Gottesurtheil auf den Thron. Am Morgen nach der Ermordung des Smerdis soll von den Rossen der sieben Verschworenen das des D. zuerst gewiehert haben, was man als einen Fingerzeig der Götter ansah, daß D. zur Thronfolge berufen sei. Den Glanz seiner Abkunft aus dem Herrschergeschlechte der Achämeniden vermehrte er noch durch Vermählung mit Atossa, einer Tochter des Kyros. Da er zudem mit der Tapferkeit des Kriegers die Klugheit des Staatsmannes vereinigte, so behauptete er sich 36 Jahre lang kräftig u. erfolgreich als Beherrscher des Perserreiches. Er theilte dasselbe in 20 Satrapien od. Statthalterschaften u. brachte Ordnung in Verwaltung u. Steuerwesen. Unter den Empörungen, mit denen er im eigenen Lande zu kämpfen hatte, war die der Babylonier, die sich unter der Führung eines Abkömmlings der chaldäischen Königsfamilie befreien wollten, die hartnäckigste, u. erst nach zwei Jahren konnte die feste Stadt durch die List u. Aufopferung des Persers Zopyros, der sich selbst verstümmelte, um das Vertrauen der Feinde zu gewinnen, wieder erobert werden. Ebenso büßten Milet u. die mit ihm verbündeten übrigen griech. Städte Kleinasiens ihren Befreiungsversuch mit erneuter, noch härterer Knechtschaft. Weniger glücklich waren die Unternehmungen des D. dem Auslande gegenüber. Zwar dehnte er seine Herrschaft im Osten bis an den Indus aus, machte Arabien tributpflichtig u. eroberte das nordafrikan. Barka, aber seine Hauptunternehmung gegen die in den Donauniederungen nomadisirenden Skythen wurde durch das Zurückweichen des Feindes u. die Unwirthbarkeit des Landes vereitelt, u. das persische Heer wäre sicher auf dem Rückzuge aufgerieben worden, wenn sich die Häupter der die Donaubrücke bewahrenden Griechen über deren Abbrechung hätten vereinigen können. Immerhin blieb die Unterwerfung Thraziens u. Makedoniens ein wichtiges Ergebniß der skyth. Expedition. Diese Erfolge nährten in D. den Wunsch, seine Herrschaft auch über die griech. Staaten der Halbinsel auszudehnen, u. als gar Athen u. Eretria (auf Euböa) den aufständischen Griechen Kleinasiens Hülfe gesendet hatten, beschloß D. einen Rachezug gegen die Griechen in Europa. Im J. 495 ging sein Schwiegersohn Mardonios mit einer Flotte u. einem Landheer nach Westen ab. Aber die Flotte erlitt am Vorgebirge Athos, das Landheer in Makedonien empfindliche Verluste, so daß Mardonios nach Asien zurückkehrte. Nach neuen Rüstungen u. gereizt durch die schimpfliche Behandlung seiner Herolde in Sparta u. Athen entsandte D. 490 ein zweites Heer auf 600 Schiffen unter Datis u. Artaphernes, das zwar die Kykladen unterwarf u. Eretria zerstörte, aber bei Marathon in Attika von dem Athener Miltiades auf das Haupt geschlagen wurde.

Nr. 2215. Die Dardanellenschlösser.

Ohne seine Pläne gegen Griechenland aufzugeben, traf D. noch umfassendere Vorbereitungen zum Kriege, als ihn der Tod im J. 485 überraschte. — 2. **D. II.** Ochos auch Nothos genannt, ein außerehelicher Sohn des Königs Artaxerxes Longimanus, nahm nach Besiegung seines Halbbruders Sogdianos im J. 423 v. Chr. Besitz vom pers. Throne. Während seiner schwachen Regierung folgte eine Empörung auf die andere, u. in Aegypten behauptete sich Amyrtäos bis zu dem 404 erfolgenden Tod des D. — 3. **D. III.,** Kodomannos, unter Artaxerxes III. Satrap von Armenien, wurde im J. 336 von dem abscheulichen Eunuchen Bagras (s. d.) auf den Thron erhoben. Er zeichnete sich durch Sanftmuth, Tapferkeit u. häusliche Tugenden aus, mußte aber für die Missethaten seiner Vorgänger büßen. Nachdem er sich des Bagras dadurch entledigt hatte, daß er ihn zwang, den ihm selbst zugedachten Giftbecher zu leeren, führte er die Regierung selbständig mit Mäßigung u. Gerechtigkeit fort. Auch an kriegerischen Erfolgen fehlte es ihm nicht, bis in Alexander von Makedonien ein Stärkerer über ihn kam. Dieser drang infolge der Siege bei Issos (333) u. bei Gaugamela (331) in das Innere des Reiches ein. D. zog sich nach den nördl. Provinzen zurück u. wurde auf der Flucht von Bessos, dem Satrapen von Baktrien, ermordet (330).

Dares, ein troischer Priester des Hephästos, soll noch vor Homer's Zeit eine Ilias auf Palmblätter geschrieben haben. Unter seinem Namen existirt noch eine aus dem sechsten od. siebenten Jahrh. v. Chr. stammende latein. Schrift über den Untergang Troja's, die während des Mittelalters Eingang in die deutsche Volkspoesie gefunden hat.

Darfor od. **Darfur,** ein großer Staat Innerafrika's, im östl. Sudan, liegt zwischen $5\frac{1}{2}°$ bis $15\frac{1}{2}$ nördl. Br. u. $40\frac{1}{2}$ bis $46\frac{1}{2}°$ östl. L.) u. ist im W. durch eine 2—3 M. breite Waldwüste von Wadai, im NW. durch das Thal des Zum von Runga, im O. durch

eine breite, zum Theil mit Buschgestrüpp bedeckte Steppe von Kordofan getrennt, während es im N. in die Sahara, im S. in die feuchten Niederungen des Bum verläuft. Das etwa 5000 □ M. große Gebiet ist von N. nach S. von dem granitischen Marragebirge durchzogen, das reich an Quellen ist u. dem (wol in den Tschadsee mündenden) Bahr Bum sowie den Zuflüssen des Nil zahlreiche Gewässer zusendet; doch verläuft ein Theil dieser Wasseradern im Sande. Die Regenperiode fällt in die Zeit vom Juli bis zum September u. dauert 75 Tage. In den Gebirgsthälern wachsen Dattelpalmen, Bananen, Citronen, rother Pfeffer, Tamarinden, Gurken, Hanf, Baumwolle u. Tabak; die Thierwelt liefert große Herden von Hausthieren, bes. treffliche Pferde, an wilden Thieren Löwen, Hyänen, Elephanten, Nashörner, Affen, wilde Ochsen, Füchse, Gazellen, Hasen, wilde Bienen, welche trefflichen Honig bieten u. s. w. Die Angaben über die Zahl der Einwohner schwanken zwischen 1 u. 5 Millionen, heißen Fari od. Ganjars, sind schwarz, aber nicht negerartig, da sie langes, straffes Haar, ovale Gesichtsform, dünne Lippen u. ein intelligentes Aussehen haben; doch werden die Bewohner des Gebirges als roh, trunksüchtig u. ungastlich, die der Ebene als träge u. schmuzig geschildert. Sie bewohnen runde Strohhütten, welche mit Dornenhecken umgeben sind. Der Handel ist bedeutend u. wird durch Karawanen vermittelt, welche alljährlich Züge nach Aegypten wie nach dem inneren Afrika unternehmen. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Sklaven, Gummi, Elfenbein, Ochsenhäuten u. Straußenfedern; 60—70 Sklavenjagden in den im Süden an D. grenzenden Ländern liefern jährlich große Mengen von Sklaven, von denen jeder für 10—15 Thaler verkauft wird, während für einen der aus Aegypten eingeführten Reitesel oft zehnmal so viel bezahlt werden soll. Die herrschende Religion ist der Islam. Der Sultan (der den Titel „Büffel der Büffel, Stier der Stiere, starker Elephant" führt) regiert das in vier Statthaltereien mit 53 Provinzen getheilte Land völlig despotisch. Hauptstadt u. Residenz ist seit 1791 Tendelty; außer diesem sind Kebkabiseh durch den Handel mit Wadai, Sweini (Suene) als Sammelplatz der nach Aegypten ziehenden Karawane, Dschemaan für den Verkehr mit Kordofan wichtig.

Darien od. Uraba heißt ein Busen des Karibischen Meeres zwischen der Punta Caribana u. dem Kap Tiburon, der im SO. der Landenge von Panama in den südamerikan. Staat Neugranada hineinreicht u. die besten Hafenplätze des Karibischen Meeres an der mittelamerikan. Küste bietet. Der größte der einmündenden Flüsse ist der Atrato.

Nr. 2216. Karte der projektirten Kanalverbindungen zwischen dem Atlantischen u. dem Großen Ozean.

I. II. Isthmus von Tehuantepec. III. IV. Isthmus von Honduras. V. VI. Isthmus von Nicaragua. VII. VIII. Isthmus von Panama. IX. X. Isthmus von Chepo. XI. Caledoniabai. XII. Mündung des Savannaflusses. XIII. Atratomündung. XIV. Cupikabai.

Man hat verschiedene Kanalprojekte in Aussicht genommen, durch welche ein Wasserweg zwischen dem Atlantischen u. Großen Ozean geschaffen werden soll, so z. B. die Durchschnitte der Isthmen von Tehuantepec, von Honduras u. Nicaragua, von Panama u. Chepo, u. einen Kanal von der Caledoniabai zum Savannafluß. Es scheint indessen der Vorschlag, den Atrato u. seinen Nebenfluß Napipi durch einen Kanal mit der Cupika- od. Limonbai des Großen Ozeans zu verbinden od. vom Atrato einen Wasserweg nach dem Busen von San Miguel zu führen, wegen der geringen Höhe der Wasserscheide die größte Aussicht auf Ausführbarkeit zu haben, zumal da die Häfen auf beiden Seiten vortrefflich sind. Vergl. Wilh. Heine „Linien für einen Schiffskanal durch den Isthmus von Darien". Aus allen Welttheilen, 1871, S. 9 ff.

Darlehn (mutuum, res creditae) ist derjenige Vertrag, der durch die Hingabe einer Anzahl vertretbarer Gegenstände (z. B. Geld, Getreide) gegen das Versprechen, dereinst gleich viel u. gleichartige Gegenstände zurückzuzahlen od. zurückzugeben, begründet wird. Der Empfänger der als D. gegebenen Sachen wird unumschränkter Eigenthümer derselben, kann sie verbrauchen, benutzen u. überhaupt nach seinem Belieben mit ihnen schalten u. walten. Wird bedungen, daß die gleichen Sachen, d. h. genau dieselben Stücke, die in Empfang genommen wurden, zurückgegeben werden sollen, so ist der Vertrag kein D.s, sondern ein Leihvertrag, commodatum; der Vertrag gehört zu den sog. Realverträgen, weil eine Verpflichtung zur Rückzahlung erst begründet wird durch die Uebergabe jener Gegenstände, die nach Zahl, Maß od. Gewicht bestimmt werden. Man wird daher von jeder Zahlungspflicht frei, sobald man beweisen kann, daß man zwar einen Schuldschein od. Wechsel ausgestellt, die dadurch betroffene Summe jedoch in Wahrheit nicht erhalten habe, sog. exceptio non numeratae pecuniae. Das D. zieht nicht nothwendig die Verpflichtung zur Zinszahlung nach sich, vielmehr muß letztere ausdrücklich bedungen werden.

Darlehnskassen sind Geldinstitute für kleinere Gewerbtreibende, welche denselben Vorschüsse gegen Bürgschaft gewähren; sie existiren vielfach u. unter mannichfaltigen Formen, indem das Kapital in der Regel von einer Anzahl Personen zusammengeschossen wird. — Anderer Art waren die im Revolutionsjahre 1848 mit dem Zwecke, der Noth der kleinen Gewerbtreibenden abzuhelfen, in Preußen seitens der Regierung errichteten D., welche gegen Unterpfand von Waaren u. inländischen Werthpapieren Darlehen im Minimalbetrag von 100 Thlrn. ertheilten, zu deren Behuf 10 Millionen sog. „Darlehnskassenscheine" geschaffen wurden. Während des Kriegs von 1866 u. wiederum 1870 wurde diese Einrichtung, u. zwar das letzte Mal für den Norddeutschen Bund, wiederholt. Im J. 1866 wurden auch anderweitig D. von Gemeinden für denselben Zweck vorübergehend errichtet.

Darling Mountains (spr. Mauntens), Gebirgskette im südlichen Australien (s. Bd. I. S. 1340).

Darlington, Stadt in der engl. Grafschaft Durham (Northumberland, mit 50,000 E. u. bedeutenden Fabriken in Leinwand, Wollen- u. Baumwollenzeugen, Spinnereien in Wolle, Baumwolle u. Flachs, Eisen- u. Messingwerken.

Darm, d. i. derjenige Theil des thierischen Verdauungskanals, der in vielen Windungen in die Bauchhöhle gelagert ist, beim Magenende beginnt u. am After endet. Er ist demnach die direkte Fortsetzung der mit dem Munde beginnenden chemischen Küche des Organismus u. hat den Zweck, die Speise, die zum Theil bereits durch Mund, Speiseröhre u. Magen verändert ist, noch weiteren chemischen Prozessen zu unterwerfen, die verdaulichen von den unverdaulichen Bestandtheilen zu scheiden, letztere nach außen zu fördern, während erstere schwammartig von bestimmten, hierzu eingerichteten Apparaten aufgesaugt, dann den sog. Lymphwegen überwiesen u. schließlich ins Blut aufgenommen werden. (Abb. s. Bd. II. 353 Art. „Bauch".) Da die Veränderungen der Speisen fortwährend andere sind u. der D., je nach den chemischen Bestimmungen, die er hat, mit verschiedenen Verdauungsapparaten ausgerüstet ist, so ändert sich sowol seine Funktion als auch sein anatomischer Bau eigentlich in verschiedenen Abschnitten, u. man theilt ihn im Allgemeinen ein in Dünn- u. Dickd. Ersterer hat die Aufgabe, den Speisebrei zu bereiten, die Nahrung zu verflüssigen u. sie aufsaugungsfähig zu machen, letzterer die hiervon übrig gebliebenen Theile, die einer Aufsaugung im Organismus unter normalen Verhältnissen nicht fähig sind, mechanisch durchzupressen u. an die Außenwelt abzugeben. Der Dünnd. zerfällt wiederum in drei Theile: 1. den Zwölffingerd., in den durch besondere Kanäle Galle u. Bauchspeichel abfließen; 2. den Jejenum, Leerd., u. 3. das Ileum, Krummd. Auch am Dickd. unterscheidet man drei Theile: 1. den Blindd., Coecum, mit einer Kappe, der valvula Bauhini, u. einem spulwurmförmigen Fortsatz versehen; 2. dem wiederum aus drei Abschnitten, dem aufsteigenden, queren u. absteigenden, bestehenden Grimmd. od. Colon, der wegen seiner Form auch röm. S, S romanum genannt wird, u. 3. dem mit dem After (anus) endenden Mastd. (rectum). Dieser in so viele Theile zerfallende Körpertheil zeigt doch in seinem Bau ein durchgehendes Prinzip. Denn wo man auch im Verdauungskanal einen Querschnitt durchlegen mag, da findet man stets folgende Theile: Am meisten nach dem Innern zu liegt eine mit einem Epithel (s. d.) austapezirte Schleimhaut, sie wird von einer Muskelschicht umschlossen u. diese von dem Bauchfelle überzogen. Letzterer Ueberzug fehlt allerdings an manchen Stellen, nam. an solchen, die dem D. als Angriffspunkte bei seinen mechanischen Operationen dienen.

Jede dieser drei Schichten hat ihre besondere Bestimmung. Die innerste Schicht, die Schleimschicht (mulosa), ist mit vielen Drüsen bewaffnet. Im Zwölffingerd. sind dies meist Schleimdrüsen, die eine Flüssigkeit absondern, welche den D. im Inneren glatt u. schlüpferig erhält. Weiter nach unten im Dünnd. sind die Drüsen in Haufen, die Brunner'schen u. Peyer'schen Drüsen, angeordnet, die nach dem Dickd. zu immer kleiner werden, bis sie endlich als kleine rundliche, ovale Körperchen (Follikel) auftreten. Diese Drüsen ergießen in den D. ein Sekret, welches mit der Galle u. dem Bauchspeichelsafte gemeinsam den verdaulichen Theil der Speisereste verflüssigt, Eiweißkörper u. Zucker löst u. die Fette zerstäubt (emulgirt). Die so zu bereitete Speise gleicht dadurch einem milchigen Brei, wird Chymus (s. d.) genannt u. ist bestimmt, direkt in das Blut überzugehen. Dies geschieht durch die zahlreichen Falten, welche die Schleimhaut nach dem Innern des Rohres zu bildet u. die alle mit zahlreichen Oeffnungen versehen sind, Mündungen der Lymphgefäße, die vermöge ihrer Kapillarität einem Schwamme gleich den Chymus aufsaugen u. ihn den Blutgefäßen schließlich zuführen. Im Blindd., dessen Bestimmung nicht genau gekannt ist, steigt die Schleimhaut in einer Doppelfalte so an, daß dieselbe eine Klappe bildet, die dem Kothe den Rücktritt nach dem Magen zu erschweren soll. an der anderen sich reibt, ist sie stets vom Bauchfell allseitig umgeben, da aber, wo dies nicht geschehen kann, wie z. B. beim Uebergange vom Magen zum Dünnd., umgiebt das Bauchfell nicht den ganzen Querumfang des D.

Der so komplizirte Bau des D. ist keineswegs in allen seinen Theilen bereits durchforscht, namentlich ist man über die Aufgabe des rechts in der Seite gelagerten Blindd. mit seinem wurmförmigen Fortsatz durchaus nicht im Klaren. — Der D. ist allen Thieren eigen. Jedoch nach der Klasse derselben hat er vielerlei Ausnahmen in Einzelnheiten. Beispielsweise variirt seine Länge bald von dem Dreifachen der ganzen Körperlänge, wie beim Menschen, u. einem ganz kurzen, nicht gewundenen Kanal, wie bei niederen Thieren. Bald nimmt er auch den Urin auf, wie bei den Vögeln, bald hat er neben einander Mund- u. Afteröffnung od. eine gemeinsame Oeffnung für beides. Der komplizirte Bau des D. macht es erklärlich, daß seine Erkrankungen sehr mannichfaltig sind. Die Darmkrankheiten treten meist als Theilerscheinungen von Allgemeinleiden auf, wie beim Typhus, Scharlach, bei den Pocken 2c., bald bilden sie eine Krankheitsgruppe für sich. Da der D. drei Schichten hat, so können Krankheiten jeder dieser Schichten für sich auftreten. Wir unterscheiden alle Stadien der kranken Darmschleimhaut von dem einfachen Katarrh an bis zum Croup u. der Diphtherie des D.

Nr. 2217. Darmstadt.

Weiter nach dem Ausgange zu hat die Schleimhaut des D.s weniger Drüsen, u. zwar nur Schleimdrüsen. Hier hat der D. ausschließlich den Zweck, dem Kothe seinen Wassergehalt zu entziehen, ihn dadurch fester zu machen u. hinauszupressen. Weitere chemische Umänderungen gehen mit ihm im Dickd. nicht vor. Die Muskelschicht des Darmschlauches hat die Aufgabe, Bewegungen desselben hervorzubringen, die in der Weise ausfallen, daß sein Durchschnitt sich verengt. Sie treten nicht im ganzen D. auf einmal auf, sondern beginnen am Magen, schreiten dann weiter nach unten fort, während die obere Partie zur Ruhe kommt; dadurch gleichen sie den Windungen eines fortschleichenden Wurmes u. heißen deshalb auch die wurmförmigen od. peristaltischen Bewegungen. Da die zu überwindende Masse im unteren Abschnitte stärker ist als im oberen, so ist die Muscularis des Dickd. stärker ausgebildet u. endet schließlich am Mastd. in einem besonderen starken, stets kontrahirten Muskelring, dem Schließmuskel, sphincter ani. Die Serose od. das Bauchfell endlich ist überall da angebracht, wo der D. sich innerhalb der Bauchhöhle zu bewegen hat; er fehlt also an den Stellen, wo der D. angewachsen ist u. eine Reibung der einzelnen Windungen an einander nicht stattfinden kann. Die Abschnitte des Darmkanals wechseln nämlich ab, darin, daß der eine fest, der andere beweglich ist. So ist die Speiseröhre fest, der Magen beweglich, der Zwölffingerd. wieder fest, der ganze übrige Dünnd. beweglich, der Blindd. fest, der aufsteigende Grimmd. beweglich, der quere fest, der absteigende beweglich u. der Mastd. fest. An solchen Stellen nun, wo eine Darmschlinge

Wir kennen auch Entzündungen des Darmüberzuges, Bauchfellentzündungen, während die Muskelschicht als Darmlähmung erkrankt. Auch nach seinen einzelnen Abschnitten giebt es verschiedene Darmkrankheiten, so einen Katarrh des Dickd., einen solchen des Dünnd. u. s. w. Die Hauptursachen der Darmerkrankungen entstammen seinem Inhalte. Fremde Körper, die nicht hineingehören, können Durchbohrungen u. Tod verursachen. Anstauende Kothmassen können Entzündungen hervorrufen, die zu den heftigsten Symptomen Veranlassung geben. Oft tritt der D. an irgend einer Stelle des Bauches heraus unter die Haut; man nennt diese Erscheinung einen Darmbruch. Die Darmbrüche sind angeboren od. erworben. Kann der Darmbruch in die Bauchhöhle leicht zurückgebracht werden, so ist er ungefährlich, wird er aber plötzlich zurückgehalten u. bleibt draußen, so sagt man, er ist eingeklemmt u. kann den Tod im Gefolge haben. Lagerungsveränderungen des D. innerhalb der Bauchhöhle, das Ineinanderfahren einzelner Knoten bewirken eine gefährliche Erkrankung, die Darmverschlingung. Der Darm kann an Stellen durch Krankheiten verengt sein, u. sogar verschlossen, wie infolge von Verwundungen, bösartigen Gewächsen 2c.

Darmsaiten, s. „Saiten".

Darmstadt, Haupt- u. Residenzstadt des Großherzogthums Hessen, in der Provinz Starkenburg, unter 49°, 52', 20" nördl. Br. u. 26", 19', 16" östl. L., unweit des Flüßchens Darm u. nach diesem benannt. Schon im 8. Jahrh. wird in Urkunden eines Dorfes Darmundestadt

Erwähnung gethan, aus dem die spätere Hauptstadt erwuchs, nachdem der Graf Wilhelm von Katzenellenbogen (s. d.) 1319 jenem Orte Stadt- u. Festungsrechte erworben u. ihn zu seinem Wohnsitze erwählt hatte. Nach dem Erlöschen des Mannesstammes dieser gräflichen Familie kam D. an Hessen. Jetzt besteht die großherzogl. Residenz aus der Altstadt, der Neustadt u. mehreren Vorstädten, deren bedeutendste, die Bessunger Vorstadt, mit dem Dorfe Bessungen u. der Altstadt ganz zusammengeflossen ist. Die Straßen der Altstadt sind eng u. bestehen aus alterthümlichen, meist unansehnlichen Gebäuden, umschließen jedoch einen guten Theil des geschäftlichen u. merkantilischen Verkehrs; die viel weniger lebhafte Neustadt mit ihren luftigen, breiten Straßen, freundlichen Wohnhäusern u. Prachtgebäuden ist der Sitz der Staatsbehörden. Eine Zierde der Stadt bildet die bedeutende Zahl freier Plätze, auf deren größtem, dem umfangreichen, achteckigen Luisenplatze, sich die 42 m. hohe Ludwigssäule mit dem nach Schwanthaler's Entwurfe gegossenen, nahe an 7 m. hohen metallenen Standbilde des Großherzogs Ludwig I. erhebt. Eine Wendeltreppe im Innern der Säule führt zu der Plattform des Kapitäls mit einer herrlichen Aussicht. Zu den ansehnlichsten Gebäuden D.s zählen das großherzogliche Schloß aus verschiedenen Bauperioden, mit einer über 300,000 Bände umfassenden Bibliothek, Antiken-, Kunst- u. Naturalienkabinet, Gemäldegalerie u. physikal. Kabinet (einer der ältesten Schloßbaue enthält ein vielbewundertes Glockenspiel), das großherzogliche Palais am Luisenplatze, die Palais d.s Prinzen Karl u. Alexander, das wegen seiner Dachkonstruktion merkwürdige Zeughaus, das Kanzleigebäude, das Ständehaus u. den Justizpalast, die Münze, die 1827 nach dem Muster des Pantheon erbaute katholische Kirche (welche, sowie das im J. 1871 abgebrannte Theater, Werke von Moller sind), sodann mehrere Kasernen u. s. w. D. ist reich an Unterrichts- u. Wohlthätigkeitsanstalten u. zählt einschließlich Bessungen gegen 36,000 E., welche Fabrikation von Tapeten, Spielkarten, Tabak, chemischen Erzeugnissen, Maschinen, musikalischen u. technischen Instrumenten, Bijouteriewaaren, Eisengießerei u. Handel mit Feld- u. Gartenbauerzeugnissen betreiben. D. ist der Sitz der bedeutendsten Kreditanstalt Deutschlands, der Bank für Handel u. Industrie, sowie der von ihr abhängigen Zettelbank für Süddeutschland, einem Geldinstitute, dem sich kaum noch eine der in den letzten Jahrzehnten gegründeten Anstalten zur Seite stellen kann. Die Umgebungen der Stadt, mit ihren Sandfeldern u. Fichtenwäldern einer norddeutschen Ebene nicht ungleich, sind nach der Rheinseite weniger rühmenswerth. Dagegen bilden auf der Odenwaldseite meilenweit parkartig angelegte Wälder (mit der Fasanerie u. dem Jagdschloß Kranichstein), der Ludwigshof 2c. einen Schmuck, dessen sich nur wenige westdeutsche Städte erfreuen. Schon anderthalb Stunden von D., bei der alten Burgruine Frankenstein, betritt der Wanderer eine der schönsten Gegenden Deutschlands, die Bergstraße; D. bildet weiterhin gewissermaßen auch die Pforte zum Odenwalde (s. d.).

Darnley (spr. Darnli), Lord Henry Stuart, zweiter Gemahl der Königin Maria Stuart von England, durch seinen Vater, den Grafen Lenox, u. seine Mutter, Lady Margarethe Douglas, mit dem schott. u. engl. Königshause verwandt, war 1541 geb., kam als zwanzigjähriger Jüngling an den schott. Hof u. erregte dort durch seine Schönheit u. sein einnehmendes Auftreten das Interesse der Königin Maria. Das Verhältniß zwischen Beiden wurde bald sehr innig u. führte zu ihrer Vermählung (29. Juli 1565). Bald jedoch machte sich D., der den Königstitel annahm, durch sein herrisches Gebaren am Hofe verhaßt, u. auch die Zuneigung Maria's verwandelte sich in Abscheu u. Verachtung. Von D. vernachlässigt, wandte sie ihre Gunst dem Sänger David Rizzio zu, den der eifersüchtige König ermorden ließ. Seitdem kannte Maria's Haß keine Grenzen. Eine Krankheit, von der D. bald darauf befallen wurde, deutete auf einen Vergiftungsversuch hin, den man von der Königin angestiftet glaubte. Diese pflegte, um den auf ihr ruhenden Verdacht zu entkräften, ihren Gemahl sorgsam u. erwies ihm scheinbar viel Zärtlichkeit, während sie in Wahrheit Rache brütete. In der Nacht vom 9. zum 10. Febr. 1567 wurde das Haus des Königs durch Pulver in die Luft gesprengt; D. selbst fand man am nächsten Morgen todt in dem anstoßenden Garten liegen. Allgemein wurde diese Unthat auf die Königin u. ihren Günstling Bothwell zurückgeführt (s. „Maria Stuart").

Darre ist im Allgemeinen eine Vorrichtung zum Austrocknen von Stoffen durch künstliche Wärme; indeß beschränkt sich dieser Name mehr auf landwirthschaftliche u. sonst alte einfache Industrien, während in der modernen Technik mehr von Trockenapparaten, -Oefen, -Stuben 2c. die Rede ist. Man hat sonach Obst-, Flachs-, Malz-, Salz-, Holzdarren u. dgl. Oefter befinden sich die D.n in abgesonderten kleinen Gebäuden; Flachs wird auch in Backöfen gedarrt. Abgesehen von Konstruktionen für Einzelzwecke müssen die Einrichtungen immer so berechnet sein, daß die zu trocknenden Stoffe der heißen Luft möglichst frei u. gleichmäßig ausgesetzt sind (auf Herden, Blechen, Gerüsten, Drahtsieben, in Drahtcylindern 2c.), u. daß die mit Dämpfen beladene warme Luft einen leichten Abzug hat. Früher, bei den sog. Rauchd.n, wurde gleich die direkt vom Feuer kommende Heißluft sammt dem Rauch zu den zu trocknenden Körpern (Malz, Obst) geleitet. — Der jetzt am meisten kultivirte Darrapparat ist die Malzd., die in zahlreichen Konstruktionen gebaut worden ist (s. „Malz"). **Darrmalz** heißt das darin bereitete Malz, im Gegensatz zu Luftmalz, welches nur durch die Luft bei gewöhnlicher Temperatur getrocknet wird.

Darre od. Darrsucht der Stubenvögel ist eine Entzündung der am Bürzel befindlichen Fettdrüse. Die kranken Thiere leiden Schmerzen, sind traurig u. beißen öfter nach der entzündeten Stelle. Behufs der Heilung erweicht man die Drüse mit ungesalzener Butter, reicht viel grünes Futter u. mehrmals des Tages frisches Wasser. Das Aufstechen der Drüse ist weniger rathsam, da die Krankheit zwar sofort verschwindet, jedoch bald u. heftiger wiederkehrt.

Darrlinge heißen in den Kupferhütten Scheiben von Rohkupfer aus silberhaltigen Erzen, denen vor weiterer Bearbeitung der Silbergehalt entzogen wurde. Das Rohkupfer wird zu dem Behuf mit Blei zusammengeschmolzen u. in Scheiben gegossen, die man erstlich zwischen glühenden Kohlen absaigert, wobei silberhaltiges Blei abfließt, u. dann im Flammenofen unter Luftzutritt dem Schmelzen nahe bringt (darrt), wodurch noch ein Rest Blei ausgeschieden wird, das als geschmolzenes Oxyd (Glätte) abfließt.

Darrmalz, s. „Darre".

Darrsucht (Marasmus, Tabes etc.). Mit diesem Namen werden die verschiedensten, von der neueren Pathologie getrennten Krankheitszustände bezeichnet. Die ältere Medizin verstand darunter einen allgemeinen Körperschwund, bei welchem die Abnahme der Körperelemente nicht auf flüssigen Ausgaben beruht, sondern Folge eines Eintrocknens ist. Heutzutage kennt man eine solche Theorie nicht. Der allgemeine Kräfteverfall beruht stets auf einer Störung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen u. Ausgaben, wenn erstere zu klein od. letztere zu groß sind. Man spricht von einem Marasmus senilis, wenn man damit die Abnahme der Kräfte meint, die durch das Alter bedingt ist; von der „Atrophia infantum", wenn der Organismus des Kindes so erkrankt, daß er die Speisen sich nicht assimiliren kann. — Ganz verschieden von diesen Zuständen ist die sog. Rückenmarksd., „Tabes dorsalis". Sie bedingt keinen herabgekommenen Organismus u. kann bei sonst guten Ernährungszuständen bestehen. Dieselbe beruht auf der Erkrankung einer bestimmten Partie des Rückenmarkes (auf einer Entartung der grauen Hinterstränge). Die Folge der Erkrankung zeigt sich darin, daß die Patienten aufhören, die Herrschaft über gewisse Bewegungen zu handhaben, so daß beim Gehen, beim Stehen mit geschlossenen Augen 2c. ein Schwanken eintritt. Die Folge dieser Krankheit ist meist schließliche Allgemeinlähmung u. Tod. Selten nur wird ein Stillstand der fortschreitenden Entartung u. damit eine theilweise Heilung erzielt.

Darstellung ist diejenige Thätigkeit, durch welche der Mensch überhaupt, insbesondere aber der Künstler u. Schriftsteller, innere Vorgänge (Gedanken, Empfindungen) äußerlich wahrnehmbar gestaltet, od. auch das Produkt dieser darstellenden Thätigkeit. Zu dieser gehören zwei Momente: ein subjektives u. ein objektives. Ersteres besteht in der Darstellungsgabe — in dem Vermögen des Menschen, sein Inneres äußerlich wahrnehmbar zu machen; dieses ist zwar allen Menschen gemein, jedoch mit einer überaus großen Mannichfaltigkeit in der Art der D., in der größeren u. geringeren Anschaulichkeit u. Anmuth des Ausdrucks. Gedanken u. Empfindungen lebendig u. schön zu gestalten, darzustellen im engeren Sinne, ist nur dem Künstler gegeben. Dieser bedarf aber dazu außer der ihm einwohnenden Darstellungsgabe zweitens der Dar-

stellungsmittel; solche sind: Worte (Dichtkunst, Redekunst), Töne (Tonkunst), Farben u. Formen (bildende Künste), Bewegungen u. Geberden mit Zuhülfenahme der vorhergenannten Mittel (Schauspielkunst).

Dartmoor (spr. Dahrtmuhr), granitisches Tafelland in Südengland, nördl. von Plymouth in der Grafschaft Devon gelegen, 5—6 M. lang u. fast eben so breit, theils mit Granitblöcken, theils mit Sümpfen bedeckt. In den Thälern begünstigen schöne Marschen die Viehzucht. Die höchste Erhebung, High Wilhays, ist 583 m. hoch. Nach S. fließt der Dart ab.

Daru (spr. Darüh), Graf Pierre Antoine Bruno, franz. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. 12. Jan. 1767 zu Montpellier, schloß sich der Revolution an, war unter der Republik Kriegskommissar (bei der Donauarmee) u. später Generalsekretär des Kriegsministeriums. Napoleon I. ernannte ihn unter Erhebung in den Grafenstand zum Kriegsminister. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde D. seiner Aemter enthoben; erst später söhnte sich die Regierung mit ihm aus u. ernannte ihn zum Pair. Er starb 5. Sept. 1829. Unter D.'s Schriften sind bes. seine Uebersetzung des Horaz (1800; 6. Aufl. 1823) u. „Histoire de Venise" (8 Bde., 1819, deutsch von Bolzenthal 1825—27) zu erwähnen. — Sein Sohn, Graf Napoleon **D.**, geb. 11. Juni 1807 zu Paris, hat sich gleichfalls als Staatsmann bekannt gemacht. Er trat nach der Julirevolution sowol in der Presse als in der Kammer auf die Seite des Bürgerkönigthums. An der Februarrevolution nahm er nicht Theil, ließ sich jedoch in die Konstituirende u. in die Gesetzgebende Versammlung wählen, wo er zur gemäßigt-republikanischen Partei hielt. Seine Opposition gegen den Staatsstreich des 2. Dez. mußte er mit dem Kerker büßen. Aus der Haft entlassen, zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, um erst 1869 wieder hervorzutreten, als er in den Gesetzgebenden Körper gewählt wurde. Hier schloß er sich dem Centrum (der konservativ-liberalen Opposition) an. Im Januar 1870 wußte ihn Ollivier (s. d.) zum Eintritt in das von ihm gebildete Kabinet zu bewegen, in welchem D. das Ministerium des Auswärtigen übernahm, das er jedoch schon nach wenigen Monaten (kurz vor dem Plebiszit) niederlegte. Gegen Ende des Deutsch-franz. Kriegs bekämpfte er die Diktatur Gambetta's u. unterstützte in der Nationalversammlung, in die er im März 1871 gewählt, die neue, von Thiers gebildete Regierung.

Darwar (Dharwar), Distrikt der brit.-ostind. Präsidentschaft Bombai, 181 □M. groß, zählt 760,000 E. u. ist reich an Baumwollenkultur. Die gleichnam. Hauptstadt liegt östl. von Goa, 715 m. über dem Meere.

Darwin (spr. Dahrwin), Charles Robert, hervorragender engl. Naturforscher, geb. 12. Febr. 1809 in Shrewsbury, Sohn des Dr. Robert Waring D., Enkel des Dr. Erasmus D. (s. d.), mütterlicherseits Enkel von Josiah Wedgwood (s. d.), besuchte die Schule in Shrewsbury, welche damals unter der Leitung von Dr. Butler, dem späteren Bischof von Lichfield u. Coventry, stand. Im Winter 1825 bezog er die Universität Edinburgh, blieb dort zwei Jahre u. ging dann auf das Christ College in Cambridge, wo er im Jahre 1831 den Baccalaureatsgrad (Bachelor of Arts) erhielt. Im Herbste desselben Jahres sollte das kgl. Marineschiff „Beagle" auf eine Vermessungsexpedition u. Erdumsegelung ausgeschickt werden, u. der Kapitän dieses Schiffes, Fitzroy, machte bekannt, daß er geneigt wäre, seine eigene Kabine mit einem Naturforscher zu theilen, falls ein solcher an der Expedition Theil zu nehmen wünsche. D. stellte sofort seine Dienste zur Disposition, ohne auf ein Salär Anspruch zu machen; nur daß er über die Sammlungen, die er anlegen würde, frei verfügen dürfe, machte er zur Bedingung. Der „Beagle" (Spürhund) verließ England 27. Dez. 1831 u. kehrte 22. Okt. 1836 wieder dahin zurück. Seine Reiseerlebnisse hat D. in einem sehr anziehenden Werke, „Journal of researches into the Nat. Hist. and Geology of the countries visited by H. U. S. Beagle", 1839, deutsch von Dr. Dieffenbach (Braunschweig 1844) unter dem Titel „Charles Darwin's naturwissenschaftl. Reisen" herausgegeben. Die wissenschaftlichen Resultate seiner Beobachtungen und Forschungen veröffentlichte D. in Verbindung mit einer Reihe von Gelehrten ersten Ranges. Es entstand auf diese Weise ein großes fünfbändiges zoologisches Werk (1840). Die fossilen Säugethiere behandelte Prof. R. Owen, die lebenden Säugethiere Waterhouse, die Vögel J. Gould, die Fische L. Jenyns u. die Reptilien Thos. Jede dieser Abtheilungen ist aber mit Bemerkungen u. Einleitungen von D. selbst versehen. Durch die vielfachen Beobachtungen u. Vergleiche, die D. auf dieser großen Reise anstellte, entstanden in ihm die Grundgedanken seiner Theorie, die er in der Folge nur konsequent weiter entwickelte u. ausarbeitete. Er wurde, wie er selbst erzählt, „von der Wahrnehmung gewisser Thatsachen in der Vertheilung der Bewohner u. in den geologischen Beziehungen zwischen der jetzigen u. der früheren Bevölkerung von Südamerika überrascht, von Thatsachen, welche ihm einiges Licht über die Entstehung der Arten, dieses Geheimniß der Geheimnisse, zu verbreiten schienen". Aber erst nach langjähriger Arbeit, 1859, erschien sein epochemachendes Werk: „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl." Anfangs 1839 heirathete D. seine Cousine Miß Emma Wedgwood u. lebt seit 1842 auf seinem Landsitze Down bei Farnborough in Kent (etwa eine Stunde per Eisenbahn von London) seinem Studium u. seiner zahlreichen Familie; er bekleidet daselbst die Stelle eines Grafschaftsmagistrats (Magistrate for the County). Es hat ihm nicht an Anerkennung gefehlt: die Royal Society verlieh ihm 1853 die Royalmedaille u. 1864 die Copleymedaille; im J. 1859, wo sein zündendes Werk erschien, wurde ihm auch die Wollastonmedaille seitens der Geologischen Gesellschaft zuerkannt. — Als aufmerksamer Beobachter großartiger Naturverhältnisse bekundete sich D. durch wichtige geologische Arbeiten („Ueber den Bau u. die Verbreitung der Korallenriffe"; „Geol. Beobachtungen über die Vulkane Islands"; „Geolog. Beobachtungen in Südamerika"; „Ueber die Geologie der Falklandsinseln" u. s. w.);

Nr. 2218. Charles Robert Darwin (geb. 12. Febr. 1809).

als geschickter Untersucher u. gewandter Experimentator durch botanische Arbeiten („Ueber die Befruchtung der Orchideen"; „Ueber Bewegung der Schlingpflanzen"; „Ueber Di- u. Trimorphismus gewisser Pflanzengattungen") u. seine meisterhafte Bearbeitung der „Cirripedien", die in den Jahren 1851 u. 1854 in 2 Bänden von der Royal Society veröffentlicht wurde. Ein weit allgemeineres Interesse aber nimmt das klassische Werk in Anspruch, in welchem er seine Theorie, als Frucht 20jähriger Studien, 1859 zuerst dargelegt hat. Es führt den Titel: „On the origin of species by means of natural selection" u. erschien bereits in 6 Auflagen, deren letztere stereotypirt ist, u. abgesehen von ital., franz. u. holländ. Uebertragungen in deutscher Uebersetzung zuerst von Bronn: „Ueber die Entstehung der Arten im Thier- u. Pflanzenreich durch natürliche Züchtung od. Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe ums Dasein" (Stuttg. 1860); seitdem bis 1872 in fünf Auflagen von Viktor Carus. Einen reichen Schatz interessanter Belege zu allem in diesem Buche Aufgestellten bietet D. in einem zweibändigen Werke: „Variation of animals and plants under domestication" (1868), deutsch von Viktor Carus unter dem Titel: „Das Variiren der Thiere u. Pflanzen im Zustande der Domestikation" (1868). Die Grundgedanken der sog. „Darwin'schen Theorie" sind sehr einfach u. können durch die Erfahrung bewiesen werden. Daß das Kind seinen Eltern od. Vorfahren gewöhnlich in allen Eigenthümlichkeiten, Defor-

mitäten od. Vorzügen gleicht, wird kaum Jemand bestreiten; aber ebenso wahr ist es auch, daß Kinder derselben Eltern oft sehr beträchtlich von diesen u. von einander verschieden sind. Diese Wahrnehmung kann beim Menschen so gut wie bei den Thieren u. Pflanzen gemacht werden. Und nicht blos in gewissen Eigenthümlichkeiten weichen die Kinder von ihren Eltern ab, sondern sie können von ihnen u. von einander in jedweder Eigenthümlichkeit differiren: in Form, Farbe, Größe, im Bau sowol innerer als äußerer Organe, in jenen Besonderheiten, welche Differenzen der Konstitution hervorbringen, sowie in denen, welche zu Modifikationen des Geistes u. des Charakters führen. Der Erfahrungssatz lautet: „Individuen desselben Namens variiren in jeder möglichen Weise, in jedem Organ u. in jeder Funktion.“ Auf dieser individuellen Variation beruht nun die Fähigkeit der Anpassung der Geschöpfe an veränderte Zustände. Denn jedes Geschöpf, sei es Mensch, Thier od. Pflanze, muß sich in Harmonie mit seiner Umgebung (Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit) befinden, wenn es nicht aus Mangel an Kraft u. Gesundheit zu Grunde gehen soll. Nehmen wir an, ein bestimmtes Thier sei genau dazu geeignet, sich seine Beute zu verschaffen, vor seinen Feinden zu fliehen, den Unbeständigkeiten der Jahreszeit zu widerstehen u. eine zahlreiche, gesunde Nachkommenschaft aufzuziehen. Nun aber kommt eine Reihe kalter Winter, macht die Nahrung spärlich u. bringt die Einwanderung einiger anderer Thiere mit sich, welche mit den früheren Inhabern des Distrikts in Kollision gerathen. Das neu eingewanderte Thier ist vielleicht schnellfüßig u. übertrifft seine Rivalen beim Verfolgen von Wild; die Winternächte sind kälter geworden, sie erfordern einen dickeren Pelz u. mehr nahrhafte Speise, um die Körperwärme zu bewahren. Das vorhin als vollkommen angenommene Thier steht jetzt offenbar nicht mehr in Harmonie mit seiner Umgebung. Es ist sogar in Gefahr, vor Hunger u. Kälte umzukommen. Aber an den Nachkommen des Thieres werden sich nun mehr od. weniger vortheilhafte Abänderungen bemerklich machen. Einige von ihnen werden schneller u. gewandter sein als die übrigen; infolge dessen können sie sich ihre Beute mit leichter Mühe verschaffen. Andere werden vielleicht einen dichteren Pelz haben u. dadurch vor Kälte u. Nässe besser geschützt sein als die dünn bekleideten. Da nun die Kinder von den Eltern gewöhnlich diejenigen Eigenschaften erben, die sich im „Kampfe ums Dasein“, in diesem Kriege Aller gegen Alle, in der Mitbewerbung aller Wesen eines Terrains um die vorhandene leibliche Nahrung als nützlich u. brauchbar erwiesen haben, so wird mit jeder folgenden Generation die Rasse immer schneller, gewandter werden. Und da diejenigen Exemplare am meisten vor dem Erfrieren u. Verkümmern bewahrt bleiben, die den dichtesten Pelz haben, so wird auch diese Eigenschaft im Lauf der Zeit zu einem Charakter der ganzen Rasse werden. D. nennt das „natural selection“ (natürliche Auswahl). Die Natur macht es wie der Thier- od. Blumenzüchter, der auch die zu seinen Zwecken passendsten Individuen zur Fortpflanzung, bezüglich Kreuzung aussucht: die tüchtigsten werden von ihr ausgewählt, indem die minder zweckmäßigen untergehen. Dies ist D.'s Lehre von der „natürlichen Züchtung“ od. „Zuchtwahl“, die Selektionstheorie, die man ganz eigentlich als Darwinismus bezeichnen muß. — Eine wichtige Stütze findet D. ferner in den Erscheinungen der Entwicklungsgeschichte. Ein u. dasselbe Thier durchläuft Entwicklungsstufen, welche in ganz ähnlicher Weise die Gattungen im Laufe grenzenloser Zeiten bei ihrer Entstehung aus tiefer stehenden Ordnungen u. Klassen zu durchlaufen hatten. So zeigt die Entwicklung des Frosches aus der Kaulquappe mit Kiemenathmung u. Ruderschwanz alle die Verhältnisse, wie sie bei gewissen Amphibien bleibend zu finden sind. — Eine weitere Stütze bieten die Erscheinungen des Atavismus (s. d.), wonach Eigenthümlichkeiten fernster Ahnen plötzlich wieder auftauchen u. den ganzen genealogischen Zusammenhang erhellen. Durch die Selektionstheorie hat D. der Lehre von der Abstammung der Arten, der Descendenztheorie (s. d.), die schon älteren Ursprungs ist, erst ihre wahre Begründung gegeben. Der durch Tausende von Generationen fortgesetzte Vererbungs- u. Anpassungsprozeß ruft schließlich zwischen dem Thiere u. seiner Umgebung eine vollkommene Harmonie hervor. Der flüchtige Beobachter allerdings könnte (u. das ist auch der Fall gewesen) zu der Annahme geneigt sein, daß die eigenthümliche Art des Thieres durch seinen besonderen, aber ganz unerklärlichen Schöpfungsakt für diese u. keine anderen Verhältnisse geschaffen worden sei. Mit dieser Annahme hörte aber jedes Interesse an dem Studium der Naturgeschichte auf, denn dann bliebe trotz alles Sammelns u. Vergleichens das Haupträthsel ungelöst — nämlich wie es kommt, daß gewisse Thiere Organe od. Rudimente von Organen besitzen, die ihnen auch nicht den allergeringsten Nutzen bei ihrer gegenwärtigen Lebensweise darbieten. So befinden sich z. B. in dem Oberkiefer des ungeborenen Kalbes Schneidezähne, die aber nie zum Durchbruch kommen; bei Schlangen ist der eine Lungenflügel rudimentär, alle Säugethiermännchen besitzen rudimentäre Zitzen 2c. Das Vorhandensein u. die Beschaffenheit dieser Organe läßt sich aber nur erklären, wenn man annimmt, daß die Vorfahren des Thieres im Besitze derselben waren, u. daß sie diese Organe zu ihrer Lebensweise brauchten. Wer dagegen glaubt, daß jede Thiergattung durch einen besondern Schöpfungsakt entstanden ist, muß auch annehmen, daß die Natur blos der Symmetrie wegen die Schlangen mit einem vollkommenen u. mit einem verkümmerten Lungenflügel geschaffen habe, eine Annahme, die allerdings gezwungener erscheinen würde als diejenige D.'s. Im Laufe der Generationen kann eine Thierrasse durch gehäufte Anpassungen u. Veränderungen unglaublich verändert werden. Unser oben angeführtes Thier wird nach zehntausend Generationen nicht allein schneller, stärker u. pelzreicher geworden sein, es wird sich gewiß

Nr. 2219. Heliconius Melpomene. Nr. 2220. Heliconius Thelxiope.

Nr. 2221. Nr. 2222.

Nr. 2223. Nr. 2224.

Nr. 2221—2224. Uebergangsformen zwischen Heliconius Melpomene u. H. Thelxiope.

auch in Form u. Farbe verändert haben. Es hat vielleicht einen längeren Schwanz u. spitzere Ohren bekommen od. auch noch anderweitige Modifikationen erfahren. Denn es ist eine festgestellte Thatsache, daß, wenn ein Theil eines Thieres sich ändert, sich andere Theile ebenfalls, gleichsam sympathisch mit dem einen, ändern. D. nennt diese Erscheinung „Korrelation des Wachsthums“ u. führt als Beispiele an, daß haarlose Hunde nur unvollkommene Zähne besitzen, daß Katzen mit blauen Augen taub sind u. daß Tauben mit kurzen Schnäbeln kleine Füße haben. Freilich läßt sich im einzelnen Falle schwer nachweisen, von welchem Theile die Veränderung ausgegangen ist, u. wie die anderen dann später in Sympathie gezogen worden sind. Nach D.'s Ansicht hat jede Thier- u. Pflanzenart ihre Geschichte; denn keine ist bei den Wandlungen des Klimas u. der Bodenbeschaffenheit absolut unverändert geblieben. Freilich ist der Nachweis der durchlebten Veränderungen schwer; aber die Wissenschaft hat die Aufgabe, ihn zu liefern. In der That fehlt es nicht an Beispielen, daß neben einer Art die Art, aus der sie durch irgendwie veränderte Lebensbedingungen hervorging, noch lebend gefunden wird. Bates konnte für zwei wohlunterschiedene Tagfalterarten, die sich nicht mit einander paaren, u. von denen die eine, Heliconius Melpomene (Fig. 2219) von schwarzer Farbe mit großem Karmoisinfleck auf den Flügeln, nur in trockenen Gegenden; die andere, mit hellgelben

Flecken u. karmoisinrothen Strahlen gezeichnete Art aber, Heliconius Thelxiope (Fig. 2220), in feuchten Waldungen vorkommt, in Lokalitäten mittlerer Beschaffenheit zahlreiche Uebergangsformen (Fig. 2221 bis 2224) finden, die eine vollständige Kette von Abstufungen bilden u. den Beweis der Abstammung der einen von der anderen Art liefern. Prof. E. Häckel, einer der eifrigsten Anhänger D.'scher Lehre, hat sich bemüht, für mehrere Thierklassen den „Stammbaum“ bis in seine einzelnen Aeste u. Zweige zu verfolgen. Die Urformen bilden den Stamm, die „Ordnungen“, „Gattungen“, „Arten“ seine Aeste u. Zweige; dieser Stamm kommt aus der Tiefe der Gebirgsformationen herauf mit bald einfachen, bald verzweigten, hier abgestorbenen, dort noch lebenden Aesten. Beistehende Tafel zeigt von den in Häckel's berühmtem Werke „Generelle Morphologie“ aufgestellten Stammbäumen der Thier- u. Pflanzenwelt, einigermaßen popularisirt den die Laien bes. interessirenden Stammbaum der Säugethiere mit Einschluß des Menschen. Der Stammbaum beginnt mit Thieren, die sich zunächst als Säugethiere dokumentiren, ohne näher auf die Beschaffenheit dieser Ursäuger einzugehen, od. über ihre Abzweigung aus tieferstehenden, noch älteren Thierformen eine Andeutung zu geben. Sie spalten sich zunächst in Brustlose (Amasta), die heutzutage nur noch durch Schnabelthiere u. Ameisenigel vertreten sind, u. in solche mit Zitzen. Letztere sondern sich einerseits als Beutelthiere (Didelphia), anderseits als monodelphische Säugethiere, die sich mit einem Mutterkuchen (placenta) entwickeln, u. zwar solche, deren Gebärmutter keine „hinfällige Haut“ (decidua) hat (Indecidua), wie die Zahnarmen u. die Derbhäuter, u. in Deciduaten, die wiederum nach der Gestalt der placenta in Zonoplacentale und Discoplacentale zerfallen. Aus dem uralten Stamm der letzteren gingen die Halbaffen hervor, die nach einer Seite hin zu den echten Affen leiten, in deren schmalnasigen Formen der Mensch seine Urahnen zu suchen hat (vgl. „Säugethiere“). Ueber die erste Entstehung organischer Wesen spricht sich D. nicht aus. Er hält es für wahrscheinlich, daß sich die ganze Mannichfaltigkeit der Thierwelt auf 4 od. 5 Urahnen zurückführen lassen werde; über die Entstehung dieser aber zu spekuliren, hält er für nicht an der Zeit. Gleich nach dem Erscheinen des D.'schen Buches über die Entstehung der Arten tauchten auch die Fragen nach dem Ursprunge des Menschen wieder auf, denn nichts erschien gewisser, als daß auch der Mensch dem allgemeinen Entwicklungsgesetze unterworfen gewesen sein müsse. Er konnte auch nicht gleich so vollkommen, wie wir ihn in den historischen Zeiten auftreten sehen, aus der Hand der Natur hervorgegangen sein; wie aber haben wir uns die niederen Formen vorzustellen?

Nr. 2225. Prof. Häckel's Stammbaum der Säugethiere mit Einschluß des Menschen, nach Darwin's Theorie.

D. selbst hatte auf diese Fragen lange keine Auskunft gegeben. Jedenfalls um sein Werk für engl. Leser weniger anstößig zu machen. Die Konsequenz aber der D.'schen Lehre ist es, daß jene obengenannten wenigen, vier od. fünf niederen Formen, aus denen die höheren alle hervorgegangen sind, aus einer niedrigsten Urform stammen, u. daß der Mensch ebenfalls als ein Glied dieser Entwicklungsweise aufgefaßt wird. Nachdem Häckel „die Ahnenreihe des Menschen“, vom vorsilurischen, hirnlosen, fischartigen Wirbelthier beginnend bis zum Menschen u. seinen Seitenlinien, dem Chimpanse u. Gorilla, entworfen, hat sich D. in seiner berühmten Schrift: „The descent of Man and selection in relation to sex“ (Lond. 1869, 2. Aufl. 1871, deutsch von Vikt. Carus, 2 Bde., Stuttg. 1871) für den Ursprung des Menschen von den katarrhinen (schmalnasigen) Affen erklärt. Ein mit Wald bedeckter Landstrich u. ein feuchtes, warmes Klima würden wol zu seinem Gedeihen u. Emporkommen erforderlich gewesen sein. Auch bei ihm habe

natürliche Zuchtwahl bewirkt, daß im Kampfe ums Dasein die vortheilhaften Eigenschaften erhalten worden seien, u. so habe sich im Laufe der Jahrtausende die Menschheit vervollkommnet u. veredelt. Einen wesentlichen Fortschritt bekundet aber dieses neue Werk auch durch die Rücksicht auf die sog. „Geschlechtsauswahl", welche sich auf Abänderungen bezieht, die nicht infolge des Kampfes um das Dasein, sondern infolge der Werbung zwischen Individuen derselben Art entstehen. So entwickeln sich in dem aktiven Kampfe der Männchen mit einander um das Weibchen gewisse Organe u. Eigenschaften (z. B. Greiforgane u. dgl.) stärker, od. dasselbe geschieht in passivem Sinne, sofern gewisse Vorzüge u. Besonderheiten am einzelnen Männchen, z. B. Färbung, Flecke, Federn, Stimme u. s. w. von dem Weibchen bevorzugt u. ausgewählt werden. Derartige Veränderungen, die sich gleichfalls vererben, nennt nun D. „sekundäre Geschlechtscharaktere". Während der große Naturforscher mit Wallace die Entdeckung der natürlichen Zuchtwahl theilt, u. in der konsequenten Durchführung der Descendenzlehre ausdrücklich den deutschen Forscher Häckel als Meister anerkennt, darf er ausschließlich für sich die Entdeckung des Gesetzes der Geschlechtszuchtwahl beanspruchen, denn er allein hat zuerst auf die Wichtigkeit solcher durch Häufung zur Rassenbildung führenden individuellen Eigenschaften nachdrücklich hingewiesen. Die Darstellung der sekundären Geschlechtscharaktere bildet den Haupttheil seines zuletzt genannten Werkes, u. die Bedeutung, die er dem Gegenstande zuschreibt, geht aus den Worten hervor: „Die meisten Merkmale, welche die Menschenrassen von einander unterscheiden, sind nicht durch natürliche Zuchtwahl od. klimatische Ursachen entstanden, sondern sie sind die Folge der Geschlechtsauswahl". — Kritiken u. Streitschriften für u. wider D.'s Ansichten erschienen u. erscheinen noch täglich. Trotz aller gegenseitigen Bestrebungen hat aber D.'s Lehre seit ihrem Auftreten solche Bedeutung erlangt, daß es keinem Naturforscher mehr möglich ist, sich ihr gegenüber indifferent zu verhalten. Die Mehrzahl steht auf Seite D.'s; Einzelne von ihnen, wie bes. Häckel, sind in ihren Konsequenzen weiter gegangen als D. selbst (man vgl. Häckel's „Generelle Morphologie der Organismen"); für die Abstammung des Menschen ist bes. Vogt entschieden eingetreten u. findet in den Mikrocephalen, einer pathologischen Menschenform, die er „Affenmenschen" nennt u. deren Bildung er durch atavistischen Rückschlag erklärt, ein Zwischenglied zwischen dem Menschen u. seinen thierischen Ahnen. Von Gegnern D.'s wollen wir Giebel nennen; ihm ist der Darwinismus eine Lehre, die allen zoologischen Thatsachen Hohn spricht u. mit der Tischrückerei u. dem Od in ein u. dasselbe Gebiet gehört; ferner den weit bedeutenderen Agassiz („Essay on the classification"), der D.'s Theorie einen wissenschaftlichen Mißgriff nennt, unwahr in seiner Methode u. verderblich in seiner Tendenz. Agassiz bietet dagegen die Behauptung absoluter Unveränderlichkeit der Arten, jede sei ursprünglich u. für sich erschaffen, als Ei. — Bei alledem wird die Anerkennung des Darwinismus täglich eine allgemeinere u. scharen sich nicht blos die Naturforscher um die Fahne des geistvollen Briten, der uns soeben durch ein neues interessantes Werk: „The expression of the emotions in man and animals", erfreute, ein Werk, das gleich am ersten Tage seines Erscheinens vom Verleger nur allein an Londoner Buchhändler in 5267 Exemplaren abgesetzt wurde u. denn auch durch Viktor Carus bereits ins Deutsche übertragen ist („Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen u. Thieren"). Kein Gebildeter, gehöre er welchem Lebenskreise er wolle, darf sich heutzutage einer Kenntnißnahme des Darwinismus entziehn, der ja, indem er die Zweckmäßigkeit der Natur als ein genau nachweisbares Resultat mechanischer Kompensationsprozesse erkennen läßt, zugleich die Bedeutung einer eminenten philosophischen That erhält, deren Tragweite für die Umwandlung der philosophischen Systeme sich jedenfalls in eine im Einzelnen bis jetzt noch nicht übersehbare Perspektive ausdehnt.

Darwin, Erasmus, engl. Arzt, Naturforscher u. Dichter, geb. 12. Dez. 1731 zu Elton bei Newark (Nottinghamshire), praktizirte eine Zeit lang in Lichtfield, das ihm auch die Gründung eines Botan. Gartens verdankt, lebte dann in Radbourne u. zuletzt in Derby, wo er 10. April 1802 starb, nachdem bereits das von ihm aufgestellte med. System seinen Ruf, weil unverdient, verloren hatte. Er schrieb: „Zoonomia, or the laws of organic life" (Lond. 1794—97, 2 Bde., deutsch von Brandis, Hamb. 1795—99, 3 Bde.); „Phythologia, or the philosophy of agriculture and gardening" (Lond. 1800, deutsch von Hebenstreit, Leipz. 1801, 2 Bde.); eine von Hufeland übersetzte „Anleitung zur Erziehung des weiblichen Geschlechts" (Berlin 1822), sowie die Lehrgedichte: „The botanic garden" (Lond. 1788, 2 Bde.) u. „The temple of nature" (ebd. 1803, deutsch von Kraus, Braunschw. 1808). Miß Seward gab eine Biographie von ihm (Lond. 1804).

Daschkoff, Fürstin Katharina Romanowna, zu ihrer Zeit, nächst Katharina II. die berühmteste Frau Rußlands, geb. 1744 als Tochter des Grafen Roman Worontzoff (in Wahrheit freilich des Grafen Panin), erhielt von frühester Jugend an eine wissenschaftliche Bildung, heirathete in ihrem 15. Jahre den Fürsten D., verlor ihn aber schon nach 3 Jahren durch den Tod. Seit 1762 Staatsdame der Kaiserin Katharina, wurde sie bald deren vertrauteste Freundin u. nahm später hervorragenden Antheil an der Verschwörung gegen Peter III. In Uniform u. zu Pferde führte die unternehmende Frau die von ihr gewonnenen Truppen der Kaiserin entgegen, die sich dann selbst an deren Spitze stellte. Lange Zeit erhielt sich auch die D. in der Gunst ihrer Herrin, aber sie war zu bedeutend, um nicht von dieser gefürchtet zu werden. So kam es fortwährend zu Reibungen, welche endlich ihren Sturz herbeiführten. Erst nach längerer Abwesenheit von Petersburg kehrte sie dahin zurück u. wurde nun (1783) zum Präsidenten („Madame le président") der neuerrichteten Akademie der Wissenschaft ernannte. Sie erregte jedoch 1794, da sie auf Kosten der Akademie ein der Kaiserin als aufrührerisch geschildertes Buch drucken ließ, abermals deren Unwillen u. nahm ihre Entlassung. Sie zog sich nach Moskau zurück u. starb dort 14. Jan. 1810. Zuletzt machte sie noch durch ihren Geiz viel von sich reden. Ihre interessanten Memoiren gab ihre Freundin, die Mistreß Bradford, heraus (Lond. 1840, 2 Bde.). Auch hinterließ sie einige Lustspiele u. a. kleinere Schriften.

Dase, Zacharias, geb. 23. Juni 1824 zu Hamburg, hat sich durch außerordentliche Leistungen im Schnellrechnen einen Namen erworben. Schon als fünfzehnjähriger Knabe gab er in seiner Vaterstadt eine öffentliche Probe seiner außerordentlichen Rechenfertigkeit. Später trat er auch in anderen deutschen Städten als Rechenkünstler auf, u. seit 1853 wurde er mehrere Jahre hindurch in Berlin von verschiedenen Behörden in Rechnungssachen beschäftigt. Zuletzt erhielt er eine feste Anstellung als Rechnungsbeamter in Hamburg u. verstarb in dieser Eigenschaft daselbst im J. 1861. — D. war nicht nur befähigt, große Zahlenreihen, z. B. aus 64 Ziffern bestehend, welche ihm nur einmal vorgesagt wurden, im Gedächtniß zu behalten, sondern vermochte auch vielstellige Zahlen im Kopfe mit einander zu multipliziren u. zu dividiren; ja er führte diese Operationen mit voller Zuverlässigkeit u. etwa 10 Mal schneller aus, als es die geübtesten Rechner mittels Griffel u. Tafel im Stande waren. Ihm war die besondere Vorstellungskraft eigen, von vielstelligen Zahlengruppen, die er nur einmal flüchtig gesehen, ein deutliches Bild im Geiste festzuhalten u. sie mit solcher Genauigkeit aus dem Gedächtniß zu wiederholen, als sähe er die einzelnen Ziffern an der Wand angeschrieben u. brauche sie von dort nur abzulesen. Bei dieser Leistung unterstützte ihn die Fähigkeit, eine weit größere Menge Einheiten, als es der menschliche Sinn in der Regel vermag, mit einem einzigen Blicke klar u. sicher zu unterscheiden. So konnte er vor einer noch so zahlreichen Versammlung von vielen hundert Menschen, z. B. in einem Saale od. in einer Kirche, nach einem überraschend schnellen Ueberblick die Zahl der Anwesenden möglichst genau angeben. Denn er rechnete nicht, wie es gewöhnlich geschieht, nach einzelnen Köpfen, sondern faßte bei jedem Blick seines Auges eine größere Anzahl zusammen u. zählte vielleicht nach Dreißigen, wo der gewöhnliche Mensch höchstens nach Drei od. Vier zu zählen vermag. D. war ein reines Zahlengenie, dessen hervorragende Begabung sich nur in dieser einen Richtung bekundete; von ihm rührt eine Ausgabe der Tafeln der natürlichen Logarithmen her, die 1850 zu Wien erschienen ist.

Dash (spr. Däsch), Vicomtesse de Saint-Mars (geb. Cisterne de Courtiras), franz. Romanschriftstellerin, geb. zu Paris um 1805, widmete sich dem schriftstellerischen Berufe, u. errang gleich mit ihren ersten, leicht u. fesselnd geschriebenen Romanen großen Erfolg. Der Gehalt ihrer Arbeiten hatte aber in der letzteren Zeit sehr abgenommen. Sie starb im Sept. 1872. Von ihren Romanen, die theils geschichtliche Stoffe, theils das Leben der höheren Gesellschaft behandeln, sind

aus der früheren Zeit zu nennen: „Le jeu de la reine“ (1839), „La chaine d'or“ (1840), „Arabelle“ (1845), aus der späteren „Les dernières amours de Madame Du Barry“ (1864), „Comment tombent les femmes“ (1867) u. s. w. Eine Sammlung ihrer Romane in 34 Bänden erschien 1864.

Dasselbeule, Dasselfliege, s. „Bremsen“.

Dasyprocta, s. „Aguti“. **Dasypus,** s. „Gürtelthier“.

Dat, dicat, dedicat (lat.) „giebt, weiht, widmet“, od. dat, donat, dicat, „giebt, überreicht, weiht“, abgekürzt D. D. D., eine Inschrift, die man im Alterthum bei den Römern auf den Göttern geweihte Gegenstände zu setzen pflegte. Später wurde D. D. D. zur Widmungsformel, die latein. Schriften vorgesetzt wurde.

Datames, von Geburt ein Karier, diente Anfangs in der Palastwache des pers. Königs Artaxerxes Mnemon u. erhielt später wegen kriegerischer Verdienste die Statthalterschaft in Kappadokien. Durch kluge Maßregeln gegen rebellische Kollegen stieg er in der königl. Gunst immer höher, fiel aber endlich als ein Opfer neidischer Höflingsränke, 361 v. Chr.

Dativ (lat. Dativus), Gebefall, der 3. Kasus der Deklination (s. d.), steht auf die Frage: wem? z. B. dem Baum-e, der Pflanz-e, dem Wasser.

Datolith, ein zu den wasserhaltigen Geolithen gehöriges, aus $5,_6$ Wasser, $38,_1$ Silicia, $21,_6$ Borsäure u. $34,_7$ Calcia bestehendes, nach Einigen monoklinisch, nach Anderen rhombisch, jedoch mit monoklinischem Typus u. parallelflächiger Hemiëdrie krystallisirendes Mineral, das seltener wasserhell, meist sich in grünlich-, graulich- u. röthlichweißen Farben zeigt, hat unebenen bis muschligen Bruch, während sein Glasglanz im Bruche Fettglanz wird; dabei ist der D. meist durchscheinend, wenigstens an den Kanten. Das Mineral ist bes. durch seine Krystallformen interessant. Früher war der Wäschgraben bei Andreasberg ein gerühmter Fundort; zu Toggiana im Modenesischen treten wasserhelle Krystalle im Serpentin auf, bei Monti Catini in Toscana im Gabbrogestein, an der Seisser Alpe bei Clausen in Tirol in den Blasenräumen eines Mandelsteins. Neuerdings haben Erdaufschlüsse bei Bergenhill in New-Jersey viel D. gefördert. Aus Chalcedon bestehende Pseudomorphosen (Formnachahmungen) nach D., welche zu Haytor in Devonshire vorgekommen sind, hat man Haytorit genannt.

Datowechsel, ein Wechsel, dessen Fälligkeitstermin auf eine bestimmte Zeit nach einem angegebenen Tage lautet, z. B. 3 Monate a dato.

Dattelpalme (Phönix dactylifera *L.*), der wohlthätigste Fruchtbaum Arabiens u. eines großen Theiles von Nordafrika, an den europäischen Küsten nur fruchttragend um Elcha in Südspanien (Provinz Murcia), wo man einen Wald von etwa 70,000 Palmen kennt, auf welchen die für jene Gegend wichtige Dattelkultur gegründet ist. Sonst kommt der Baum auch noch bei einigen anderen Küstenpunkten des Mittelmeeres, um Nizza, Genua bis Sizilien vor, ohne hier jedoch eine andere als eine landschaftliche Bedeutung zu gewinnen. Wenn man weiß, daß die Dattel das „Brot des Arabers“ heißt, so kennt man damit auch schon die ganze Bedeutung des herrlichen Baumes, der in seiner Heimat an Werth der Kokospalme gleich kommt. Die D. tritt in allen Oasen mitten in den ödesten Wüsten auf, sobald irgend eine wasserreiche Stelle den Boden fruchtbarer macht. Sie u. das Kameel haben die Wüste bewohnbar gemacht. Aus dem Stamme dieses genügsamsten u. ausdauerndsten Fruchtbaumes zimmert der Wüstenbewohner Bauholz zu Wohnungen, Hausgeräth u. Flechtwerk; aus den jungen Trieben weiß er einen nahrhaften Kohl zu bereiten; aus dem Safte des Schaftes macht er sich eine Art Wein; aber die Frucht ist ihm das Höchste: eine stets gern genossene Speise für sich selbst, Futter für Roß u. Kameel, die beide aus seinem eigenen Dattelsack gespeist werden. Im Laufe der Zeit u. infolge der verschiedenen Oertlichkeiten variirt die Dattelfrucht unendlich; von der Gestalt einer Sichel reift sie bis zu der Gestalt einer Pflaume od. einer Maulbeere. Letztere ist die hochgeschätzte süße Helua. Die Lieblingsdattel des Propheten Muhamed aber war eine birnenförmige D. Darum verordnete er auch seinen Glaubensgenossen 7 Stück vor dem Frühstück. Die frische D. heißt Ruteb, die in Körbe gedrückten Adschu; letztere ist dann völlig reif u. hochroth. Diesen Adschu führt der Araber zu Markte, schneidet den festen Teig aus dem Korbe u. verkauft ihn pfundweise. Man rührt den Teig mit Wasser zu einem Breie an u. gewinnt damit ein süßes, erfrischendes Getränk. Am geschätztesten ist der Adschu, den man zur Zeit der Monsuns aus dem Persischen Meerbusen von Bassora nach Dschidda in 5 Kg. schweren Körbchen zum Verkauf bringt. Die nach Europa gelangenden D. kommen von Tunis über Smyrna u. Alexandrien. Unter ihnen schätzt man die großen u. weichen mit glatter rothgelber Schale am meisten. Selbst die Kerne sind noch genießbar, wenigstens für das Vieh; in diesem Falle weicht man sie einige Tage im Wasser auf. Aber nicht nur, daß man die D. als Obst genießt, die arabische Frau hat es auch verstanden, sie in vielerlei Gestalten auf den Tisch zu bringen, da die Frucht mit Milch u. Butter verschiedenfach zubereitet werden kann. Eine tüchtige Hausfrau soll es verstehen, ihren Tisch vier Wochen lang täglich mit einer neuen Speise aus D. zu versorgen.

Nr. 2226. Dattelpalmenwald bei Mursuk in Nordafrika.

Man versteht dies, wenn man weiß, daß das leicht gährende Fruchtfleisch eine Art Palmkäse, eine Würze für viele andere Speisen, ist, u. daß selbst die Kerne noch Oel u. Mehl liefern. In der Regel genießt man die D. als Zumita, d. h. mit Gerstenmehl zu einem Teige geknetet. Außerdem gewinnt man aus den Früchten einen Sirup u. einen Branntwein (Aragi). Kein Wunder, daß der Araber mit höchster Spannung der Entwicklung seiner Dattelernte folgt; ein Mißwachs hat für ihn dieselbe Bedeutung, wie für den Nordeuropäer eine Kartoffel- u. Getreidemißernte. Zum Ueberfluß macht er aus den Blättern noch zierliche Körbe, Bürsten, Dachdecken u. s. w.

Dattelpflaume, die Frucht von Diospyros, einer Gattung der Ebenaceen, einer kleinen ausländischen, nur den wärmeren Ländern angehörenden Pflanzenfamilie. Die uns zunächst wohnende Art ist D. Lotus *L.* in Südeuropa u. Nordafrika, die sog. italienische D.

Sie erzeugt kirschenähnliche schwarzblaue Beeren von großer Süßigkeit, während der Stamm das sog. Lotus- od. grüne Ebenholz liefert. In Nordamerika tritt D. virginiana *L.* auf, deren Früchte, unreif purgirend u. wurmtreibend, nach einigen Nachtfrösten ein angenehmes Obst werden. Diese Art liefert das weiße Ebenholz. In China u. Japan erscheint der Kaki (D. Kaki *L. fil.*) mit pflaumengroßen, angenehm süßen Früchten (Kakifeigen), welche in Zucker u. Mehl eingemacht in den Handel kommen. Außerdem giebt es in Indien noch eine Menge Arten mit eßbaren Früchten, wichtiger aber als Mutterpflanze werthvoller Ebenhölzer. Tiefschwarz, glänzend u. schwer ist das echte Ebenholz von D. Ebenum *Retz.* in Ostindien, schwarz geadert das von D. Ebenaster *Retz.*, schwarz das von D. melanoxylon *Roxb.*, D. Roylii *Wall.*, Tesselaria *Poir.* von den Maskarenen &c.

Nr. 2227. Kärtchen des Datumwechsels auf der Erde.

Datum (lat. datum, d. i. gegeben) nennt man die Angabe der Zeit (u. in der Regel auch der Oertlichkeit), in welcher Briefe, Urkunden u. a. Schriftstücke ausgefertigt sind (daher: **datiren,** Zeit u. Ort angeben; **Data,** Angaben, gegebene Thatsachen). Heutzutage wird in den christl. Kulturländern als D. stets der Monatstag u. das Jahr nach Christi Geburt angegeben; früher datirte man gern nach kirchlichen Festen u. gab statt der Jahre der christl. Zeitrechnung bes. das Regierungsjahr des Kaisers od. Königs an. Zur Zeit der Franz. Republik datirte man vom Tage der Begründung derselben (22. Sept. 1792). Bei der Bestimmung der altgeschichtlichen Daten kommen überdies die verschiedenen Aeren in Betracht (s. d. unter „Chronologie").

Datumwechsel auf der Erde. Wenn wir im Geiste von irgend einem Punkte der Erde am 1. Jan. Mittags 12 Uhr ausgehen u. nach Osten auf demselben Parallelkreise fortschreiten, so ist an allen Orten, wohin wir kommen, der Mittag schon vorüber, u. zwar um so länger, je weiter dieselben in östlicher Richtung von unserm Ausgangspunkte entfernt liegen. Wenn wir solcherart um 180 Längengrade östlich weiter gegangen sind, muß der Zeitunterschied gerade 12 Stunden betragen. Es wird also an jenem Punkte Mitternacht sein, u. zwar müssen wir annehmen, daß an diesem Orte der 2. Jan. beginnt. Gehen wir aber zu derselben Zeit westwärts, so werden wir auf Punkte treffen, an denen man noch Vormittag (1. Jan.) hat, u. 180° westl. muß ein Punkt liegen, zwischen welchem u. unserm Ausgangspunkt die Zeitdifferenz 12 Stunden beträgt, wo also Mitternacht herrschen u. zwar der 1. Jan. beginnen muß. Man gelangt aber offenbar, wenn man auf demselben Parallelkreise um 180° weiter geht, zu demselben Punkte, mag man nun nach Ost od. West gehen, u. für diesen Punkt würden sich also zwei Zeitbestimmungen ergeben, welche gerade um 24 Stunden differiren. Da dies aber so willkürlich nicht stattfindet, so muß auf jedem Parallelkreis eine Stelle festgesetzt sein, wo Datum u. Wochentag wechseln, so daß zwei in geringer Entfernung gelegene Orte, die nahezu gleiche Uhrzeit besitzen, doch um einen Wochentag u. um einen Tag im Datum von einander abweichen. Bei den Seefahrern ist es gebräuchlich, die deswegen nöthige Korrektur beim Ueberschreiten des 180.° von Greenwich anzubringen. Soll nämlich ein Schiff nach einer Reise um die Erde in seiner Zeitrechnung mit dem Abgangshafen übereinstimmen, so ist dies nicht anders möglich, als wenn, falls die Reise nach Westen geht, unterwegs ein Wochen- u. Monatstag ausgeworfen, falls aber die Fahrt nach Osten gerichtet ist, ein Wochen- od. Monatstag zweimal gezählt wird. Was für einen Wochen- u. Monatstag aber ein von Europa entfernter Ort hat, an welchem die christliche Zeitrechnung eingeführt ist, das hängt davon ab, ob jener Ort die europäische Kultur von Osten od. Westen her empfangen hat, denn mit der Kultur ist die Zeitrechnung daselbst eingeführt worden u. hat sich im Laufe der Jahrhunderte erhalten. Es giebt in der That auf der Erde eine Linie des D., welche zugleich über jene Frage der Kulturentwicklung einen interessanten Aufschluß giebt. Diese Linie, welche die Oerter auf der Erde scheidet, die verschiedenes Datum u. verschiedene Wochentage haben, ist auf dem Kärtchen (Nr. 2227) verzeichnet. Infolge der eigenthümlichen Krümmung der Scheidelinie kann es auch kommen, daß zwei nicht zu weit von einander entfernte Orte zeitweilig um zwei Tage im Datum von einander abweichen. Manilla z. B. u. die Insel Gilolo haben eine Zeitdifferenz von ungefähr $^1/_2$ Stunde. Hat man in Manilla Sonntag den 16. Juli Nachts 11 Uhr, so ist auf Gilolo Nachts $11^1/_2$ Uhr aber schon Montag den 17.; $^3/_4$ Stunden später hat man in Manilla Sonntag 16. Juli Nachts $11^3/_4$ Uhr, in Gilolo aber Dienstag, 18. Juli, früh $12^1/_4$ Uhr.

Datura, Stechapfel, Pflanzengattung der Solanaceen od. Kartoffelgewächse, allbekannt als Giftpflanze von unbeständigem Wohnsitze auf Schutthaufen u. dgl. öden Orten, wahrscheinlich durch wandernde Zigeunerhorden aus Indien nach Europa geführt. Das widerlich riechende u. betäubende Kraut schmeckt ekelhaft bitter, wird aber nichtsdestoweniger medizinisch u. auch als Rauchmittel gegen Asthma benutzt. Unsere einheimische Art ist D. Stramonium *L.*; doch giebt es noch mehrere andere Arten von gleicher od. ähnlicher Wirkung in anderen Ländern. So gilt D. Metel in Ostindien als ein vorzügliches Berauschungsmittel, das großes Wohlbehagen nach sich ziehen soll, u. welches sogar von den Dieben benutzt wird, um Diejenigen zu betäuben, die sie bestehlen wollen.

Nr. 2228. Der gemeine Stechapfel, Datura Stramonium *L.*

Als eine Art Augur-Mittel dient den Indianern Peru's D. sanguinea R. & P., bei uns wird als schöne Gartenpflanze D. arborea L. aus Peru u. Columbien gezogen. Uebrigens diente auch unser einheimischer Strauch in früherer Zeit des Aberglaubens als Hexenpflanze, indem man seine Samen auf heiße Ofenplatten legte u. den Dampf einathmete, um alsbald die wunderlichsten Visionen zu bekommen.

Daturin. In den Samen des Stechapfels kommt ein sehr giftiger Stoff vor, der 1833 zuerst von Geiger u. Hesse daraus abgeschieden u. benannt wurde; später wies jedoch v. Planta nach, daß dieser Stoff mit dem in der Tollkirsche enthaltenen Atropin (s. d.) identisch ist.

Daub, Karl, einer der ausgezeichnetsten Vertreter der philosoph. Theologie im Anfange dieses Jahrh., geb. 20. März 1765 zu Kassel, habilitirte sich 1791 in Marburg, wo er Theologie studirt hatte, als Lehrer der Philosophie. Nach kurzer Thätigkeit in Hanau wurde er 1795 zum ord. Prof. der Theologie in Heidelberg ernannt. In seinem Bestreben, Wissen u. Glauben, Philosophie u. Theologie in Einklang zu setzen, schloß er sich der Reihe nach den Grundsätzen Kant's (so in seiner „Katechetik" 1801), dann Fichte's u. endlich Schelling's an (so in den „Theologumena" 1806 u. in der „Einleitung in die christliche Dogmatik", 1809). Die Hinneigung zur Mystik, wie sie in seinem „Judas Ischarioth" (1816) hervortritt, überwand der Einfluß Hegel's, der seit 1816 neben ihm in Heidelberg wirkte. Im Geiste desselben schrieb er noch 1833 eine zwar schwerfällige, aber geistvolle Darstellung der „Dogmatischen Theologie jetziger Zeit." Sein Lieblingswunsch, mitten in der Ausübung seines Lehramtes vom Tode ereilt zu werden, ging buchstäblich in Erfüllung. Am 19. Nov. 1836 wurde er in Heidelberg auf dem Katheder vom Schlage gerührt, nachdem er eben noch die Worte Schiller's angeführt hatte: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht" (22. Nov.). Abgesehen von seinen wissenschaftlichen Leistungen gilt er übrigens mit Recht für einen der charaktervollsten u. frömmsten Männer der Neuzeit.

Dauben heißen die einzelnen gebogenen od. auch geraden Holzstücke, aus denen die Wände der mit Reifen gebundenen Holzgefäße zusammengesetzt werden. Die Herstellung derselben, die in ihrer Form, je nach der Art des beabsichtigten Gefäßes, verschieden sind, war früher lediglich Sache der Handarbeit. Das zu den größeren Fässern geeignete Holz wird schon auf dem Holzschlage ausgesondert u. mit dem Beil aus dem Groben in Form von Dauben gebracht. Solche vorgerichtete Stücke sind Handelswaare u. heißen vorzugsweise Stabholz. Neuerdings sind in Amerika auch Maschinen konstruirt worden, welche selbstthätig das Schneiden der D. fast ganz bewerkstelligen u. nam. in Faßfabriken Anwendung finden.

Daubenhorn u. Daubensee (auch Dubenhorn u. Dubensee), eine Bergspitze u. ein See am Gemmipaß zwischen Bern u. Wallis. Der D. ist 2880 m. hoch u. der See liegt 2206 m. über Meer.

Daubenton (spr. Dobangtong), Louis Jean Marie, geb. zu Montbard 29. Mai 1716, genoß seinen ersten Unterricht im Collége zu Dijon, studirte in Paris u. Rheims bis 1741 Medizin u. wollte sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt niederlassen. Buffon jedoch, der zu seinen umfassenden naturgeschichtlichen Arbeiten einen tüchtigen Mitarbeiter brauchte u. sich seiner als eines trefflichen Anatomen wohl erinnerte, rief ihn 1742 zu sich nach Paris, wo er (1745) die Stelle des Garde-Démonstrateur des königl. Kabinets erhielt. D. hatte das, was Buffon selber abging; Alles, was in den fünfzehn ersten Bänden seiner großen Naturgeschichte von Anatomie steht, ist von D. verfaßt. D.'s Methode ist dabei freilich die Buffon's, d. h. eben keine; sein Verdienst aber liegt darin, daß er mehr als ein Anderer vor Cuvier zum Wiederaufleben der von Aristoteles gegründeten vergleichenden Anatomie beigetragen hat. So sorgfältig er jedoch beschreibt u. vergleicht, er generalisirt nicht, u. Camper konnte von ihm sagen, er habe selbst nicht einmal gewußt, wie viele Entdeckungen er gemacht. Da Buffon nach dem Beenden des Abschnitts über die Säugethiere eine kleinere Ausgabe veranstaltete, in welcher die gesammte Anatomie wegbleiben sollte, fühlte sich D. verletzt u. verweigerte seine Mitarbeiterschaft an der Geschichte der Vögel, die dadurch ihren Hauptwerth verlor. Der für D. jetzt gewordenen Muße verdankt die Wissenschaft einige wichtige Arbeiten, z. B. ein Mémoire, in welchem er nachweist, daß aufgefundene, bisher Riesen zugeschriebene Knochen u. Zähne vielmehr fossile Reste von Elephanten, Nashörnern u. dgl. seien; eine Arbeit über die Lage des Hinterhauptlochs beim Menschen u. bei den Thieren; endlich über Fledermäuse &c. Im J. 1778 wurde im Collége de France ein Lehrstuhl für Naturgeschichte eigens für ihn errichtet; 1783 wurde er Professor an der Veterinäranstalt zu Alfort. Im J. 1793 aber übertrug man ihm die Pflege der Mineralogie an dem zum Museum d'histoire naturelle umgebildeten Jardin du Roi. Bis ins Hochalter rüstig, lehnte der 83jähr. Greis die ihm angebotene Hülfe eines Kollegen mit den Worten ab, er werde ihm gern seine Stelle überlassen, wenn ihn das Alter einmal zum Rücktritt nöthigen würde. — Da, zum Mitglied des Senats ernannt, traf ihn in der Sitzung, die er bei seiner Pünktlichkeit trotz der Winterkälte nicht versäumen mochte, ein tödlicher Schlag 31. Dez. 1799.

Daubigny (spr. Dobinji), Charles François, ausgezeichneter franz. Landschaftsmaler u. Radirer, geb. 15. Febr. 1817 zu Paris, bildete sich unter Paul Delaroche u. erregte seit dem Anfange der Fünfziger Jahre durch seine Bilder die größte Bewunderung. Fast jedes dieser geistreich u. keck gemalten Bilder giebt mit überzeugender Wahrheit u. Anschaulichkeit die erste Frische eines Natureindrucks. Oft ist es ein einfacher, reizloser Naturausschnitt, der, in der Ferne betrachtet, durch die Kraft des Tones u. der Energie der Gesammtstimmung von größter Wirkung ist, sich aber, in der Nähe besichtigt, als eine unterschiedslose Masse von breiten Pinselstrichen erweist. Die meisten dieser der Natur abgelauschten Bilder behandeln franz. Landschaften. Denselben naturalistischen Charakter tragen auch seine Radirungen, von denen er 1862 eine Sammlung unter dem Titel „Voyage en bateau" herausgab.

Daucus, botan. Name der Möhre. — **Daumen,** s. „Hand".

Daumer, Georg Friedrich, philosophischer u. poet. Schriftsteller, geb. 5. März 1800 zu Nürnberg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das damals unter der Leitung Hegel's stand, u. wurde nach Vollendung seiner theologischen u. philosophischen Studien als Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg angestellt. Durch seine ersten Schriften geht eine mystische, schwärmerische Stimmung; sichtlich von Hegel'schen u. Schelling'schen Ideen beeinflußt, enthalten sie manches Wahre u. Poetische, aber auch viel Ueberschwängliches u. Unklares. Hierher gehören seine „Urgeschichte des Menschengeistes" (1827), „Andeutungen eines Systems der Philosophie" (1831), „Philosophie, Religion u. Alterthum" (1833), „Züge zu einer neuen Philosophie der Religion u. Weltgeschichte" (1835). Weit mehr Beachtung als diese nur in engeren Kreisen gelesenen Schriften fanden seine „Enthüllungen über Kaspar Hauser" (Nürnb. 1832), jenen unglücklichen Findling, dessen dunkles Vorleben damals ganz Deutschland in Aufregung versetzte. Die mystische Richtung, die D. bisher eingehalten, schlug plötzlich zu Anfang der 40er Jahre in die entgegengesetzte um. Er schloß sich dem damals aufkommenden kritischen Radikalismus (Strauß, Bruno Bauer u. A.) an, beschuldigte in seinem Werke „Der Feuer- u. Molochdienst der Hebräer" (1842) die Juden, u. in seinen „Geheimnissen des christlichen Alterthums" (1847) die Christen der ersten Jahrhunderte der Menschenopfer, ohne diese Behauptungen beweisen zu können, u. kündigte der Bibel u. den auf sie gegründeten Lehren u. Einrichtungen unversöhnliche Fehde an. Seine eigene Religion, bestehend in einem Kultus der Sinnlichkeit u. Natur, predigte er ausführlich in einem dreibändigen Werke „Religion des neuen Weltalters" (1850). Nebenher vertrat er seine Weltanschauung auch dichterisch in seinem „Mahomed" (1848) u. seinen „Liedern des Hafis" (1846 u. 1851). Letztere, an Goethe's „Divan" anknüpfend, sind die gelungenste Arbeit, die D. geliefert hat. Viel schwächer sind seine „Frauenbilder u. Huldigungen" (1853) u. seine „Polydora" (1855). Mit zunehmendem Alter brachen die pietistischen Stimmungen der Jugendzeit wieder in ihm durch, u. 1859 trat er sogar öffentlich zur katholischen Kirche über. Seitdem lebte er in Frankfurt a. M., später in Würzburg, u. schrieb noch „Das Christenthum u. seine Urheber" (1864), „Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage u. Wirkung" (1867) u. a.

Daumier (spr. Dohmjeh), Honoré, geb. 1810 zu Marseille, ein franz. Zeichner, der sich bes. in den Jahren 1840—50 durch seine Satiren u. Karikaturen für das Pariser Witzblatt „Charivari" einen Namen gemacht hat. Seine Zeichnungen athmen weniger Humor als beißende Schärfe u. karikirenden Spott u. sind oft sehr treffend u. lebendig. Zu seinen originellsten u. ausdrucksvollsten Blättern gehören „Robert Macaire", „Types parisiens", „Don Quixote" u. s. w.

Daun, Graf Wierich Philipp Lorenz, österr. Feldherr, geb. 19. Okt. 1668, stammte aus einem alten, zu Anfang des 17. Jahrh. vom Rhein nach Oesterreich übergesiedelten Adelsgeschlecht. Er that sich im Span. Erbfolgekrieg hervor u. wurde infolge seiner glänzenden Vertheidigung Turins gegen die Franzosen (1706) u. der Eroberung u. Behauptung Neapels (1707) zum Feldmarschall u. Oberbefehlshaber der österr. Armee in Italien ernannt. Als solcher führte er den Krieg Anfangs mit gleichem, seit 1710 mit abnehmendem Glück fort. Im J. 1713 wurde er zum Vizekönig von Neapel erhoben, welche Würde er schon früher vorübergehend bekleidet hatte u. in der er sich großer Beliebtheit erfreute. Im J. 1719 wurde er Kommandant von Wien, später Gouverneur der Niederlande, endlich Statthalter von Mailand. Er starb zu Wien 30. Juli 1741. — Weit größere Berühmtheit erlangte sein Sohn Graf Leopold Josef v. D., der bekannte Zeitgenosse u. mehrmalige Besieger Friedrich's des Großen. Geb. 25. Sept. 1705 zu Wien, trat dieser frühzeitig in die Armee ein, that sich in den Kämpfen gegen die Türken im Oesterr. Erbfolgekriege u. im zweiten Schles. Kriege hervor u. wurde 1745 zum Feldzeugmeister ernannt.

Nr. 2229. Feldzeugmeister Graf Leopold Josef von Daun (geb. 25. Sept. 1705, gest. 5. Febr. 1766).

Weniger erfolgreich operirte er in den folgenden Jahren in den Niederlanden. Dagegen erwarb er sich großes Verdienst durch die Reorganisation des österreich. Heeres, die er 1749 entwarf u. alsbald energisch ins Werk zu setzen begann. Während das „D.'sche Reglement" auf die Einführung einer gesunden Disziplin in der Masse des Heeres hinzielte, war die gleichfalls von D. errichtete u. eingerichtete Militärakademie auf die Steigerung der Intelligenz in den führenden Kreisen berechnet. In verhältnißmäßig kurzer Zeit erntete er die Früchte seines Reformwerks, als er 1757 Friedrich II. in Böhmen gegenübertrat u. diesen durch den glänzenden Sieg bei Kollin zwang, das Land zu verlassen (18. Juni 1757). Noch vernichtender war der Ueberfall bei Hochkirch (14. Okt. 1758), ein strategischer Meisterzug, der leicht den Untergang Friedrich's hätte herbeiführen können, wenn D. sich nicht selbst um den Lohn seines Sieges gebracht hätte. Die allzu vorsichtige, zaudernde Art seiner Kriegführung hatte vielmehr zur Folge, daß die Preußen (21. Okt.) das Lager der Oesterreicher in kühner Wendung umgingen u. ungehindert vorrückten. D. änderte jetzt seinen Plan; er wollte durch eine rasche Besetzung Dresdens einen festen Stützpunkt für seine Bewegungen nach Norden gewinnen — ein Unternehmen, das durch die Wachsamkeit u. Entschlossenheit des in Dresden kommandirenden Generals von Schmettau vereitelt wurde. Einige siegreiche Gefechte, die D. den Preußen bei Maxen (wo General Fink sich mit 11,000 Mann ergeben mußte) u. Meißen lieferte, führten keine durchgreifende Entscheidung herbei; er zog sich nach Böhmen zurück, wo er überwinterte. Im Frühjahr 1760 ging D. wieder angreifend vor; er überschritt die sächs. Grenze u. errichtete bei Pirna ein festes Lager, von wo aus er die Bewegungen Friedrich's scharf beobachtete u. sie durch geschickte Gegenzüge durchkreuzte. Nach dem Mißerfolg Laudon's bei Liegnitz faßte D., der gleichfalls nach Schlesien vorgedrungen war, den Plan, Friedrich von Schweidnitz abzuschneiden u. sich durch dessen Eroberung in Schlesien festzusetzen. Der König war im Begriff, diesen Streich zu pariren, als er von dem viel gefährlicheren Schlage Kunde erhielt, den die vereinigten Oesterreicher u. Russen gegen Berlin ausgeführt hatten (9. Okt.). Er brach in Eilmärschen nach der Hauptstadt auf, hatte aber nicht nöthig, sich mit den Feinden in einen Kampf einzulassen, da schon die Kunde, daß Friedrich herannahe, sie verjagte. D. war dem König mit gewohnter Zähigkeit gefolgt, stellte sich ihm auf seinem Vormarsch gegen Sachsen in den Weg u. erwartete ihn bei Torgau in fester, drohender Stellung. Am 3. Nov. 1760 kam es hier zu einem blutigen Kampfe. Dreimal stürmten die Preußen an; sie wurden immer wieder zurückgeworfen, bis endlich am späten Abend Zieten die Höhen von Süptitz erklomm u. die verwirrten Reihen der Oesterreicher zum Weichen brachte. D., der selbst am Schenkel verwundet worden war, ging noch in derselben Nacht über die Elbe zurück. Im Feldzuge von 1762 behauptete sich D. längere Zeit mit gutem Erfolg gegen Friedrich, mußte diesem aber bei Burkersdorf u. Leutmannsdorf weichen (21. Juli) u. zog sich, als sein Versuch, Schweidnitz zu entsetzen (1. Aug.), mißglückte, in die Grafschaft Glatz zurück. Später übernahm D. das Präsidium des Hofkriegsrathes, in welcher Stellung er 5. Febr. 1766 starb.

Daunen od. Flaumfedern sind die feinfaserigen kiellosen Federn des Vogelkleides, welche zunächst der Haut stehen u. meist von einer gröbern Federlage bedeckt sind. Die D. von Gänsen dienen bekanntlich als leichtes u. weiches Material zur Bettfüllung. Noch vorzüglicher in dieser Hinsicht sind die Eiderdaunen (s. d.). Die D. von Schwänen u. Gänsen finden zum Theil auch eine andere Verwendung. Man enthäutet die für diesen Zweck bes. (in Holland z. B.) gezogenen Thiere, entfernt die Oberfedern u. richtet die Häute mit dem Flaum als Pelzwerk, sog. Vogelpelze, zu.

Daunou (spr. Dohnu), Pierre Claude François, franz. Gelehrter, Publizist u. Staatsmann, geb. zu Boulogne sur Mer 18. Aug. 1761, widmete sich Anfangs dem geistlichen Stande, trat später als Abgeordneter des Dep. Pas de Calais in den Nationalkonvent u. wurde, da er der Bergpartei Opposition machte, ins Gefängniß geworfen. Infolge des Sturzes von Robespierre erhielt er aber seine Freiheit wieder u. gehörte seitdem (1794) abermals dem Konvent an. Als Mitglied des Tribunats, in das D. später gewählt wurde, war er dem Ersten Konsul ein Dorn im Auge; dieser machte ihn daher zum Bibliothekar des Pantheons; seit 1804 Direktor des Archivs des Gesetzgebenden Körpers u. seit 1807 des Reichsarchivs, bekleidete er letztere Stelle bis zur Restauration u. erhielt sie erst nach der Revolution von 1830 zurück. Inzwischen war er (seit 1819) Professor der Geschichte am Collége de France u. redigirte als Sekretär der Akademie der Inschriften u. schönen Künste das „Journal des Savans". Im J. 1834 trat D. in Ruhestand. Er starb zu Paris 20. Juni 1840. Von seinen vielen Schriften sind zu nennen: „Essai sur l'instruction publique" (Par. 1793); „Essai sur la constitution" (ebd. 1793); „Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie" (ebd. 1802); „Mémoire sur les élections au scrutin" (ebd. 1803); „Essai historique sur la puissance temporelle des papes" (ebd. 1810) u. „Cours d'études historiques" (ebd. 1839—49, 20 Bde.). (Vgl. Taillandier „Documents biogr. sur M. D." (ebd. 1841; 2. Aufl. 1847.)

Dauphin (spr. Dohfäng, lat. delphinus) war ursprünglich der Titel der Grafen von Vienne, die einen Delphin im Wappen führten u. deren Besitzthum, die Dauphiné, 1349 durch Schenkung an den franz. Königshof überging, mit der Bedingung, daß allemal der älteste Sohn des Königs den Titel D. führen solle. Die Gemahlin desselben hieß Dauphine (spr. Dohfihn). Dieser Titel wurde nach der Julirevolution beseitigt. — Ludwig XIV. beauftragte Bossuet u. Huet, die Lehrer des D., mit der Bearbeitung einer Ausgabe griech. u. röm. Klassiker, die für das Verständniß jugendlicher Leser, zunächst des D., unter Hinweglassung anstößiger Stellen, eingerichtet sein sollte. Diese Ausgabe erschien unter dem Titel „In usum Delphini" in 64 Quartbänden zu Paris 1674—1730.

Dauphiné (spr. Dossineh), deutsch Delphinat, ehemals Provinz von Frankreich, bestehend aus Oberd. mit den Departements Isère u. Oberalpen (Hautes Alpes) u. aus Unterd. mit dem Departement Drôme; gehört der Hauptsache nach seit dem Jahre 1349 zu Frankreich. Früher ein Theil des alten Burgundischen Reiches, war das Delphinat nach dessen Zerfall eine selbständige Grafschaft geworden, deren letzter Besitzer, Graf (od. „Delphin") Humbert II., nachdem sein einziger Sohn aus seinen Armen vom Fenster hinab in die unter dem Schlosse vorbeifließende Rhone gefallen war im J. 1335), den Entschluß faßte, sein Leben im Kloster zu enden u. sein Land dem Papste zu schenken. Durch geschickte Unterhandlungen wußte König Philipp VI. von Frankreich es dahin zu bringen, daß Humbert sein Land dem königlichen Enkel Karl (nachmals Karl V.) schenkte, der dafür Titel u. Wappen des Dauphin de Viennois führen u. die Landesfreiheiten aufrecht erhalten sollte; das Land dürfe nie mit der franz. Krone vereinigt werden. Ludwig XIV. änderte später den Titel Dauphin de Viennois in Dauphin de France; das Land wurde selbstverständlich mit Frankreich vereinigt. Die Hoheitsrechte, welche Deutschland darüber früher besaß, sind allmählig erloschen. — Die obengenannten drei Departements, welche nicht ganz mit den Grenzen der ehemaligen Grafschaft zusammenfallen, enthalten 371,₈₀ □M., zum größten Theil Alpenland, zum Theil Hügelland u. Ebene in dem Becken der Rhone. Längs der italienischen Grenze zieht die Wasserscheidekette der Cottischen Alpen mit dem Mont Genèvre u. dem Monte Viso (3836 m.); der Hauptgebirgsstock der Cottischen Alpen mit dem Grand Pelvoux de Vallouise (4097 m.), dem Ollan (4212 m.), dem Arsine (4105 m.) gehört der D. ausschließlich an; er bildet mit seinen mächtigen Gletschern, seinen starren Hörnern, seinen tief eingerissenen Felsenschluchten u. grotesken Bergwänden eines der interessantesten Glieder der Alpen. Den aus krystallinischem Gestein bestehenden Cottischen Alpen lagert sich im Westen eine Reihe von Kalkalpenstöcken vor, unter denen der Obiou noch 2912 m., der Embel 1462 m. erreicht. Die Rhone bildet von ihrem Austritt aus Savoyen bis unterhalb Pierrelatte die Grenze gegen N. u. W.; die Südgrenze gegen die Provence zieht sich quer durch die Alpen hindurch. In die Rhone fließen hier die Bourbre, der Lauron, die wasserreiche u. reißende Isère (mit Drac nebst Romanche), die Drôme, der Roubion, der Aigues; die Durance mit der Guisane, dem Guil, dem Buech u. anderen wilden Alpenbächen ist der Hauptfluß des Departements der Oberalpen. Das Klima ist ein ungemein mannichfaltiges u. durchläuft von dem hochgelegenen Alpenstädtchen Briançon an bis zu Valence u. Montélimar im weinreichen Rhonethale eine Reihe von Zonen. Doch wird das Rhonethal oft von rauhen Nordwinden heimgesucht u. der Weinbau ist nicht so bedeutend, als man nach der südlichen Lage erwarten sollte. Die geschätztesten Weine sind der Vin d'érémitage u. Côte rôtie. Die drei Departements enthalten an HA.:

	Isère	Drôme	Oberalpen
Ackerland	317,952	262,292	90,519
Wiesen	69,209	19,911	28,966
Weinboden	25,344	23,643	5,108
Wald	178,117	169,792	94,662
Gärten	5,788	1,004	410
Schilfboden	786	2,966	591
Kastanien u. a. Pflanzungen.	1,420	3,009	
Heideland	168,091	133,526	256,839
Teiche u. s. w.	1,272	166	
ohne Kultur	50,955	35,845	81,836
Gesammtfläche	828,934	652,154	558,961

Der Waldbestand ist umfangreich, aber, wie überall in den Alpen, schlecht gehalten, das unkultivirbare Land (Eisfelder, Felsen u. s. w.) nimmt einen großen Raum ein. Die Provinz muß daher, mit Ausnahme weniger Strecken, als eine arme bezeichnet werden. Auch das Innere der Erde bietet keine großen Schätze: 320,000 Ctr. Eisen, 450,000 Ctr. Steinkohlen, 9000 Ctr. Blei, 100 Ctr. Kupfer sind die jährliche Ausbeute der Bergwerke, dazu im Thale der Romanche 1060 Kgr. Silber u. 36 Kgr. Gold. Die Bevölkerung betrug im J. 1841 1,032,795, im J. 1866 dagegen nur 1,027,734; ist also im Abnehmen begriffen. Die Viehzucht ist durchaus nicht so bedeutend, als man in dem Alpengebiete erwarten könnte; die letzte Zählung ergab 52,220 Pferde, 9203 Esel, 38,540 Maulesel, 195,301 Rinder (im Departement Drôme nur 171 auf 1 □M., in den deutschen Provinzen 700 bis 2700 auf 1 □M.), 871,875 Schafe, 156,600 Schweine, 109,393 Ziegen. — In der Oberd. tritt noch das keltische Element in der Volkssprache hervor; in der Niederd. herrscht das Romanische. Die Städte sind zum großen Theil sehr alt, zum Theil aus keltischer Zeit, zum Theil von den Römern angelegt. Vienna od. Vindobona, jetzt Vienne, einst Hauptstadt der Allobroger, Dea Vocontiorum, jetzt Die, Vapicum od. Vapincum, das heutige Gap, Valentia, jetzt Valence, Gratianopolis, jetzt Grenoble, waren Städte, die zu den Zeiten der Römer in großer Blüte standen. Man redete sonst von sieben Wundern der D.; es waren dies: der Thurm ohne Gift (Tour sans venin); der unersteigliche Berg (Montagne inaccessible, od. Mont aiguille), auch Nadelberg genannt, ein Felsen, der am Gipfel noch einmal so breit ist als am Fuße; der brennende Brunnen (Fontaine brulante); die Höhlen von Sassenage; das Manna von Briançon; die kostbaren Steine auf dem Gebirge in Sassenage u. die Grotte unserer lieben Frauen in Balme. Statt der beiden letzten nennen Andere den Weinbrunnen, dessen Wasser wie Wein schmeckt, u. den Wind von Nions. Sicher ist, daß die Gebirgswelt der Dauphineer Alpen Großartigeres aufzuweisen hat als das Genannte.

Daurien (spr. Da urien), eine Landschaft im südöstl. Sibirien mit wildem Gebirgslande u. weidereichem Steppenboden; erstreckt sich vom Ostufer des Baikalsees bis zum Argun, dem Grenzflusse gegen China hin, u. bildet jetzt die russische Provinz Transbaikalien (s. d.).

Daurisches Gebirge (spr. Da urisches G.), eine weitverzweigte Gebirgsmasse im östl. Sibirien, erreicht im Süden des Baikalsees in dem Kamar-Dawan eine Höhe von 2016 m., zieht sich in mehreren Ketten, deren hauptsächlichste das Aden-Tscholon u. das Nertschinskische (Argunische) Gebirge sind, durch das alte Daurien, östl. vom Baikalsee, u. schließt sich an das Djukdjurgebirge an, welches sich bis an das Ochotskische Meer hinzieht. Die vorherrschenden Gebirgsarten sind Granit, Gneis, krystall. Schiefer u. Diorit; mehrere Theile des Gebirges, bes. die Nertschinskische Bergkette, sind überreich an Gold, Platin, Silber, Blei, Kupfer, Zink, Spießglanz, Quecksilber, Eisen u. Mangan.

Davenport (spr. Dehw'npohrt), rasch emporgeblühte amerik. Stadt, schön gelegen unter 90° 25' westl. L. von Greenwich u. 41° 52' nördl. Br. in der zum Unionsstaate Iowa gehörigen Grafschaft Scott, am rechten Ufer des Mississippi, gegenüber der Insel u. der Stadt Rock Island u. mit dieser durch eine Eisenbahn verbunden. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der meist von Deutschen (Schleswig-Holsteinern) bebauten Gegend hat einen sehr lebhaften Land- u. Produktenhandel zur Entwicklung gebracht, durch den in D. der größte Wohlstand befördert worden ist. D. hat nach dem Census von 1870 über 20,000 E., 19 Kirchen (darunter 5 deutsche), eine große Anzahl von Schulanstalten, steht durch Eisenbahnen mit dem Osten u. Westen in Verbindung u. sieht einer blühenden Zukunft entgegen, wozu der Umstand, daß es jetzt durch eine Brücke für Eisenbahn-, Last- u. Personentransport mit Rock-Island gleichsam zu einer Stadt vereinigt wird, nicht unwesentlich beitragen wird. Von den Einwohnern sind etwa 8000 Deutsche, die sowol im öffentlichen wie auch im Geschäftsleben sich der allgemeinen Achtung erfreuen. Die deutsche Sprache wird deshalb auch in allen 9 Distriktsschulen gelehrt.

David, der zweite König von Israel, der sowol in politischer als in religiöser Beziehung allen späteren Geschlechtern der Juden als das Ideal eines israelitischen Königs erschien, war als der jüngste von den acht Söhnen eines wohlhabenden Judäers Isai zu Bethlehem geboren u. weidete der bibl. Erzählung zufolge als Knabe das Kleinvieh seines Vaters in der Steppe von Juda. Wie er dabei im Kampfe mit reißenden Thieren seine Körperkraft stählte, so bildete sich andererseits in seinem Geiste unter dem Einfluß der ihn umgebenden Oede jene Innerlichkeit aus, welche die Grundlage der poetischen Stimmungen wurde, aus der seine Psalmengesänge hervorgingen. Nach der bibl. Erzählung bestimmte u. salbte der damals an der Spitze der Priesterschaft stehende Richter Samuel den Jüngling, der sein Wohlgefallen erregte, schon lange vor dem Tode Saul's (des ersten Königs) zu Bethlehem zum Könige. Schon in früher Jugend kam D. an Saul's Hof, worüber sich zwei verschiedene Erzählungen vorfinden. Nach der einen wird D. als guter Harfenspieler zu Saul gebracht, um ihm den wachsenden Trübsinn zu verscheuchen; nach der anderen begiebt er sich von der Herde weg ins Feldlager Saul's, der damals im Kampfe mit den Philistern lag, um seine Brüder zu besuchen, erschlägt mit einem Schleudersteine den Israel verhöhnenden philistäischen Riesen Goliath u. gewinnt dadurch die Gunst Saul's u. die innigste Freundschaft Jonathan's, des Sohnes Saul's. Fortan blieb D. in nächster Nähe des Königs (als einer seiner Waffenträger) u. ward bald der gefürchtetste Gegner der damals übermächtigen Philister. Aber der Ruhm D.'s u. die steigende Volksgunst, die ihn sogar über Saul stellte, erregte in solchem Grade die Eifersucht des Königs, daß er sogar mehrmals einen Mordversuch auf D. machte. Zwar gab ihm der König die eigene Tochter Michal

zum Weibe, nöthigte ihn aber schließlich zur Flucht vom Hofe, die ihm nur durch eine List seines Weibes gelang. Er floh nach der einen Erzählung zu Samuel unter die Prophetenschüler von Rama, nach der andern zu dem Oberpriester der Stiftshütte zu Nob, nahm von hier geweihte Brote u. das Schwert Goliath's mit u. begab sich zu dem Philisterkönig Achisch von Gath. Von den Knechten desselben erkannt, rettete er sich nur dadurch, daß er sich wahnsinnig stellte. Aber bald darauf finden wir ihn wieder im südl. Juda (in der Höhle Adullam) an der Spitze einer Schar von Mißvergnügten, mit denen er eine Art Freibeuterleben führte, stets von Saul gesucht u. nie gefunden. In diese Zeit fallen die schönen Erzählungen von dem Spieß u. Wasserbecher u. dem abgeschnittenen Mantelzipfel. Endlich aber wich er doch der Uebermacht u. fand bei Achisch Aufnahme. Dieser hoffte an ihm einen Verbündeten gegen Saul zu gewinnen. Doch begnügte sich D., von der Stadt Ziklag aus, die ihm Achisch verliehen, Streifzüge in das Gebiet der heidnischen Kanaaniter zu unternehmen, wobei er einen Theil der Beute an Achisch ablieferte. Als nach 16 Monaten der entscheidende Kampf der Philister gegen Saul ausbrach, wurde D. durch den Verdacht der übrigen Philisterfürsten vor der Nothwendigkeit bewahrt, gegen sein Volk zu kämpfen. Nach dem Falle Saul's u. Jonathan's in der Ebene Jizreel war D.'s Stunde gekommen; um das J. 1055 wurde er vom Stamme Juda zu Hebron zum König erwählt, während Saul's Feldherr Abner den Jischboschet, den jüngsten Sohn Saul's, im Osten des Jordan als König ausrief. In einer mörderischen Schlacht am Teiche Gibea wurde dieser von Joab, dem Feldherrn David's, besiegt u. Letzterer nach der Ermordung Jischboschet's u. Abner's von ganz Israel als König anerkannt (1048). Nach der Erstürmung der Burg Zion, die sich noch in den Händen der heidnischen Jebusiter befand, verlegte D. die Residenz nach Jerusalem u. entfaltete daselbst einen prachtvollen Hofhalt. Die Reihe der langen Kriege gegen die umliegenden Völker eröffnete er 1046 mit einer zweimaligen Besiegung der Philister u. befreite sich dadurch von der Tributpflichtigkeit an dieselben. Nachdem er hierauf die Bundeslade zu Zion aufgestellt u. den Kultus daselbst geregelt hatte, eröffnete er den Krieg gegen die Ammoniter im Nordosten des Landes mit der Belagerung ihrer äußerst festen Hauptstadt Rabbat-Ammon. Erst nach langwierigen Kämpfen mit den zu Hülfe eilenden Syrern gelang Joab die Erstürmung derselben u. die Bezwingung der Ammoniter. Kaum hatte hierauf D. die Syrer im Norden angegriffen, als sich die Edomiter im Süden erhoben. Doch auch sie wurden von Joab in einer gewaltigen Schlacht im Salzthal besiegt u. gleichfalls hart bestraft. So waren um 1040 fast alle umliegenden Völker von Damaskus bis an die Grenze der arabischen Wüste unterworfen; durch Besatzungen in den größeren Städten wußte D. sie im Gehorsam zu erhalten. Hierauf wandte sich der König der Ordnung der inneren Verhältnisse zu; eine geordnete Rechtspflege u. vor Allem ein sorgfältiges System der Heerfolge zeugen von seinem Regierungstalent. Andererseits aber verursachte die Steuerlast infolge des prunkenden Hofhaltes Unzufriedenheit mit seiner Regierung; der zahlreiche Harem des Königs übte bei seinem zunehmenden Alter Einfluß auf die Regierung aus; die Ränke seiner Weiber riefen häufig Zerwürfnisse in der Familie hervor. Dies Alles benutzte sein Sohn Absalom, um nach klugen Vorbereitungen in Hebron das Banner der Empörung aufzupflanzen. Sein Anhang wuchs mit solcher Schnelligkeit, daß D. genöthigt war, mit wenig Getreuen über den Jordan zu fliehen. Absalom nahm Besitz von Jerusalem (um 1024), unterließ aber, durch den Rath heimlicher Anhänger D.'s verleitet, eine rasche Verfolgung. So gewannen Joab u. D. Zeit, ein Heer zu sammeln; ohnedies neigte sich die Stimmung der Judäer rasch wieder dem geflohenen König zu, u. als es bei Machanaim, jenseit des Jordan, zur Schlacht kam, siegte Joab mit leichter Mühe. Absalom wurde, dem Gebote zuwider, von Joab getödtet. Diese Empörung war indeß nur das Vorspiel zu weiteren Kämpfen gewesen. Noch immer konnten die Benjaminiten, aus deren Stamm Saul hervorgegangen war, die Uebermacht des Stammes Juda nicht ertragen; ebenso regte sich wieder die alte Eifersucht des mächtigsten nördlichen Stammes Ephraim. So hatte Joab nochmals die Aufgabe, den gefährlichen Aufstand des Benjaminiten Scheba niederzuwerfen. Zwar gelang es endlich, die Ruhe äußerlich wiederherzustellen; doch gerieth die Familie D.'s bei dessen zunehmender Altersschwäche infolge von Palastintriguen mehr u. mehr in Zerrüttung. Noch kurz vor D.'s Hinscheiden wußte sein Weib Bathseba (s. d.) ihrem Sohne Salomo die Thronfolge zu sichern; die Bemühungen Joab's, D.'s ältesten Sohn Adonia auf den Thron zu erheben, wurden vereitelt. D. starb um 1015, in einem Alter von 70 Jahren. Die Erinnerung an seine Schwächen wurde im Bewußtsein des Volkes bald durch den Glanz seiner großartigen Verdienste getilgt. Er hatte den Zwist der Stämme gedämpft, den Kultus geregelt u. Israel zu einer ehrfurchtgebietenden Macht in Vorderasien erhoben. So begreift es sich, wie seine Regierung den Späteren in durchaus idealem Lichte erschien, so daß die messianische Zeit geradezu als eine Wiederkehr der Tage D.'s u. der Ausdehnung des Reiches unter seiner Herrschaft dargestellt wurde. Zugleich lebte er als größter Dichter im Herzen des Volkes fort, u. mögen auch von den 73 Psalmen, die ihm zugeschrieben werden, viele nicht von ihm herrühren, so rechtfertigen doch die unzweifelhaft echten, wie das herrliche Lied auf den Tod Saul's u. Jonathan's (2. B. Sam., Kap. 1), das Urtheil, daß er auch als hebräischer Dichter unerreicht dasteht.

David, Christian, Mitbegründer der Brüdergemeinde zu Herrnhut, wurde 1690 zu Senftleben bei Neu-Titschein in Mähren geb. Obwol katholisch erzogen, wurde er doch frühzeitig an den Lehren dieser Kirche irre u. durch heimliche Protestanten in Mähren zum Evangelium hingeleitet. Auf seinen Wanderungen als Zimmermann lernte er dasselbe näher kennen u. trat schließlich in Berlin zum Lutherthum über. Nach langem Umherirren kam er 1717 nach Görlitz u. versuchte von hier aus die Reste der Mährischen Brüder aus der Husitenzeit zu sammeln, wanderte 1722 mit einigen Familien aus u. fand bei dem Grafen Zinzendorf auf dessen Gute Berthelsdorf eine Zuflucht. Im J. 1727 vereinbarte er die „Statuten" mit Zinzendorf, welche die eigentliche Grundlage der Brüdergemeinde geworden sind. Für sein hohes Ansehen in derselben spricht besonders, daß ihn Zinzendorf 1729 nach den Ostseeprovinzen entsandte, um die Verbindung mit den dortigen Pietisten herzustellen. Die gelungene Ausführung dieses Auftrags hatte zur Folge, daß D. seitdem fast beständig als Sendbote im fernsten Auslande thätig war, so in Holland, dreimal in Grönland u. selbst in Pennsylvanien. Immer aber kehrte er dazwischen wieder nach Herrnhut zurück u. starb daselbst 3. Febr. 1751. Noch jetzt stehen einige seiner religiösen Lieder im Gesangbuch der Brüdergemeinde.

David, Felicien, ein hervorragender franz. Tonsetzer der Neuzeit, geb. 8. März 1810 in dem Städtchen Cadenet (Dep. Vaucluse), erlernte die Anfangsgründe der Musik bei seinem Vater, den er aber bereits im Alter von fünf Jahren verlor, u. erhielt seine weitere musikalische Ausbildung als Chorknabe an der Kirche St. Sauveur zu Aix. Mit fünfzehn Jahren trat er zu Aix in das Jesuitenkollegium, verließ dasselbe aber nach drei Jahren wieder, um sich ausschließlich der Musik zu widmen. Seine dürftige Lage zwang ihn jedoch, vorerst als Schreiber bei einem Advokaten einzutreten, bis es ihm nach einiger Zeit gelang, als zweiter Musikdirektor am Theater zu Aix angestellt zu werden. Nachdem er später noch als Kapellmeister an der schon erwähnten Kirche St. Sauveur thätig gewesen, ging er, um seinem Bedürfniß nach gründlicherer musikalischer Fortbildung zu genügen, 1830 nach Paris, wo er Cherubini seine Kompositionsversuche vorlegte u. ins Konservatorium aufgenommen wurde. Hier wurden Fétis, Benoist u. Reber seine Lehrer. Um diese Zeit wußte die Sekte der St. Simonisten den jungen Musiker an sich zu ziehen; bald war er einer der glühendsten Anhänger des Vater Enfantin, u. als sich die Brüderschaft im J. 1832 nach Ménilmontant zurückzog, trat D. aus dem Konservatorium u. war einer der Vierzig, welche dort einen Sitz des neuen Glaubens zu gründen versuchten. Nach der Auflösung der St. Simonistengemeinde gegen Ende d. J. 1832 gehörte D. zu der kleinen Schar, die bis zuletzt treu blieb. Er trat mit elf seiner Genossen eine Reise nach dem Morgenlande an. In Konstantinopel wurden sie jedoch angehalten u. eingekerkert, dann, nach mancherlei anderweitigen Mißhandlungen, nach Smyrna deportirt, u. von dort zogen sie nach Aegypten, wo Mehemed Ali die Fremdlinge wohlwollend aufnahm, ja sogar Einige von ihnen, darunter Vater Enfantin selber, in seine Dienste zu treten überredete. D. jedoch u. der nachherige politische Schriftsteller Barrault setzten die Reise fort, zogen durch die Wüste nach Syrien u.

Palästina u. kehrten nach mancherlei Fährlichkeiten im J. 1835 nach Frankreich zurück. In Paris gab D. nun zunächst die Liedersammlung „Mélodies orientales" heraus, welche indeß unbemerkt blieb, zog aufs Land zu einem Freunde, wo er 2 Symphonien, 24 kleine Streichquintetten, 2 Nonette für Blasinstrumente, sowie verschiedene andere Instrumentalsachen komponirte, u. kam nur dann u. wann nach Paris, um einige Kleinigkeiten zu publiziren. Einige, wenn auch nur vorübergehende Aufmerksamkeit erregte er 1838 durch seine erste Symphonie, welche Valentino in seinen Konzerten aufführte, u. 1839 durch eines seiner Nonette. Einen durchschlagenden Erfolg errang er jedoch erst durch sein 1844 geschaffenes Werk „Die Wüste" („Le désert"), ein Tongemälde, dem ein erklärendes Gedicht zu Grunde liegt, das neben Instrumentalsätzen auch Chöre u. einstimmige Gesänge enthält u. also zur Gattung der sog. Symphoniecantaten gehört (er selbst bezeichnete es als „Ode-Symphonie"). Den Text dazu hatte Augustin Colin verfaßt. Am 8. Dez. 1844 wurde die „Wüste" im Konservatorium zum ersten Male aufgeführt u. mit Enthusiasmus aufgenommen. Der bis dahin fast ganz unbeachtete u. in ärmlichen Verhältnissen lebende Komponist wurde mit einem Male eine gefeierte Berühmtheit. Im J. 1845 bereiste D. Deutschland, wo er sein Werk in allen bedeutenderen Städten zur Aufführung brachte; auch hier verfehlte es kraft seiner glücklichen Tonmalerei, des fremdartig-reizenden Kolorits, der eingewebten orientalischen Weisen seine Wirkung nicht, u. man erkannte an, daß die „Wüste" ein interessantes, geistreiches Erzeugniß sei, ohne jedoch den Künstler mit jener schwärmerischen Hingabe entgegen zu kommen wie in der Heimat. — Von den weiteren Hervorbringungen D.'s sind noch zu nennen: das Oratorium „Moïse au Sinaï" (1846), die Ode-Symphonie „Christophe Colomb", das Mysterium „L'Eden", die Opern „La Perle du Brésil" (1851), „Herculanum" (1859), „Le Saphir" (1860) u. „Lalla Rookh" (1862). So viel Schönes u. Bedeutsames alle diese Sachen auch enthalten — zu einem so entschiedenen u. nachhaltigen Erfolge wie die „Wüste" ist keine derselben gekommen. D. hat seit dem Tode von Berlioz dessen Stelle als Oberbibliothekar am Pariser Konservatorium inne.

David, Ferdinand, vorzüglicher deutscher Violinspieler u. verdienter Komponist, wurde 19. Jan. 1810 zu Hamburg als der Sohn israelitischer Eltern geb. u. erregte schon als zehnjähriger Knabe durch öffentliche Violinvorträge gerechtes Aufsehen. In seinem dreizehnten Jahre ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Kassel, wo er drei Jahre hindurch den Unterricht Spohr's genoß. Nach dieser Zeit machte er mit seiner Schwester Luise (einer Pianistin u. nachherigen Frau Dulcken) einige Kunstreisen u. nahm dann ein Engagement im Orchester des Königstädtischen Theaters zu Berlin an. Dieses gab er nach drei Jahren wieder auf, um als erster Violinist eines Privatquartetts nach Dorpat zu gehen, ein Verhältniß, das ihm Muße genug ließ, einestheils sich durch eifriges Selbstudium in der Komposition auszubilden, anderntheils durch Leitung eines Musikvereins an die Orchesteranführung sich zu gewöhnen. Bis zum Nov. des Jahres 1835 blieb er in Dorpat u. besuchte von dort aus Petersburg, Moskau, Riga u. andere Städte Rußlands, wo er überall unter großer Anerkennung konzertirte. Ende 1835 kehrte er wieder nach Deutschland zurück, wo er zuerst in Berlin u. in anderen Städten Konzerte gab u. dann am 1. März 1836 in die Stellung als Konzertmeister am Stadtorchester zu Leipzig (als Nachfolger des damals verstorbenen Matthäi) trat. Hier lebt D. noch gegenwärtig u. entwickelt als Orchesterführer, Solo- u. Quartettspieler, wie als Lehrer am Konservatorium, eine unermüdliche u. in vieler Beziehung unvergleichliche Thätigkeit. Seine Violinkompositionen — fünf Konzerte, Variationen, Charakterstücke, Capricen 2c. — sind fein u. geschmackvoll u. enthalten für den Musiker im Allgemeinen wie für den Violinspieler im Besondern viel Interessantes u. Dankbares. Große Verdienste hat er sich nam. auch durch seine Bearbeitung von Violinstücken älterer Meister, sowie durch seine treffliche Violinschule erworben. Außerdem schrieb D. eine Reihe von Symphonien u. Quartetten, ein Streichsextett, Konzerte für Viola, Klarinette u. Posaune, ferner Lieder, endlich eine komische Oper „Hans Wacht", welche im Einzelnen zwar mancherlei Gutes enthält, im Ganzen aber von zu wenig dramatischer Wirksamkeit ist u. darum auch bei ihrer Aufführung keinen nennenswerthen Erfolg errang.

David, Jacques Louis, der Begründer der neueren franz. Malerei, geb. 30. Aug. 1748 zu Paris, erhielt seine erste Ausbildung bei dem Maler Joseph Marie Vien, der sich vor den meisten franz. Malern jener Zeit durch eine einfachere u. naturwahrere Auffassung der klassischen Stoffe auszeichnete. Nachdem D. 1774 durch sein Bild „Die Liebe des Antiochus zu Stratonice" den großen Preis der Pariser Akademie erhalten, ging er mit seinem Lehrer Vien, der zum Direktor der Franz. Akademie in Rom ernannt war, nach Italien. Hier widmete er sich, was auf sein späteres Schaffen von großem Einfluß war, mehr dem Studium der Naturalisten des 17. Jahrh. als dem der großen Meister des Cinquecento, daneben aber auch dem durch die damaligen großen Ausgrabungen von Pompeji geweckten Studium der Antike. Die reifste Frucht seines Aufenthaltes in Rom war sein Kirchenbild (1779) „Fürbitte des h. Rochus für die Opfer der Pest". Seit seiner Rückkehr nach Paris 1780 neigte er sich immer mehr den klassischen Stoffen u. ihrer Behandlung im Geiste der Antike zu u. schuf zunächst einen „Belisar, der am Thor um Almosen fleht" u. eine „Andromache, die den Tod Hektor's beweint". Waren diese beiden Bilder in mancher Beziehung noch im Geiste des früheren Stils gehalten, so brach mit diesem völlig sein „Schwur der Horatier" (1784), der trotz des Mangels an einheitlicher Wirkung durch die ergreifende Kraft des Ausdrucks u. durch das plastische Hervortreten der Formen entzückte (jetzt im Louvre). In demselben Geiste wurden gemalt der „Tod des Sokrates" (1787, ebenfalls im Louvre), der ihm vom Könige selber aufgetragene „Brutus nach der Verurtheilung seiner Söhne" u. die im Auftrage des Grafen von Artois entstandene „Liebe des Paris zu Helena", Bilder, in denen stets die Zeichnung u. Modellirung nach klassischen Mustern als Hauptsache erscheint u. alle Details der Antike treu nachgebildet sind, während die Farbe, weil sie dem Meister nur als Mittel zur Hebung der Form galt, oft recht eintönig ist. An der Revolution betheiligte sich D. mit aller Lebhaftigkeit seines Geistes. Ganz begreiflich, daß diese Zeit der politischen Stürme in seiner künstlerischen Thätigkeit eine Pause hervorbrachte. Er wurde Mitglied des Konvents u. des Sicherheitsausschusses, vor Allem aber Jakobiner u. begeisterter Anhänger Robespierre's, u. betrachtete von diesem Standpunkte die Kunst nur noch als ein Mittel zur Verbreitung republikanischer Ideen. Unter seine in diesem Sinne gemalten Revolutionsscenen gehören der „Tod Lepelletier's" u. der „Tod Marat's", welches letztere Bild, frei von allem theatralischen Pathos, eine volle, künstlerisch aufgefaßte Wirklichkeit giebt. Mit dem Sturze Robespierre's od. vielmehr mit dem Ende der darauf folgenden Gefangenschaft D.'s u. der Todesgefahr, aus der ihn nur die Aufopferung seiner Schüler rettete, endete seine Theilnahme an der Revolution. Um diese Zeit entstand der Entwurf zu seinem erst 1800 vollendeten Bilde der Sabinerinnen, ein Gemälde von ruhiger Schönheit, das noch jetzt als sein Meisterwerk gilt. Mit dem Wechsel des Jahrh.s trat in D.'s Leben u. Wirken abermals eine große Wendung ein. Napoleon, aus Aegypten zurückgekehrt u. zum Konsul erhoben, sah sich nach einem Verherrlicher seiner Thaten um. Er richtete sein Augenmerk auf D., der jetzt der Hauptmaler des ersten Kaiserreiches wurde, im Herzen aber seiner republikanischen Gesinnung treu blieb. Nachdem er den ersten Auftrag, das bekannte großartige Reiterbild Napoleon's (im kgl. Schlosse zu Berlin), wie er als General der ital. Armee im Begriff ist die Alpen zu überschreiten, vollzogen hatte, sollten in 4 großen Gemälden die Hauptmomente der Einsetzung der kaiserlichen Macht folgen, aber nur zwei kamen zur Ausführung: die Krönung u. die Vertheilung der Adler auf dem Marsfelde (beide im Museum zu Versailles), die künstlerisch viel unbedeutender sind als fast alle früheren. Dagegen gehört zu seinen besten Arbeiten das erst 1814 vollendete Bild „Leonidas in den Thermopylen" (im Louvre). Nach dem Sturze des Kaisers mußte D. sein Vaterland verlassen; er wandte sich (1816) nach Brüssel, wo er noch eine Anzahl von Bildern nach antiken Motiven schuf, die jedoch ein gewisses Schwanken in seinem Streben u. ein sichtbares Nachlassen seiner Kräfte verrathen. Viele seiner Schüler waren dem Meister nach Brüssel gefolgt, der daselbst 29. Dez. 1825 starb. D. hat die franz. Malerei aus ihrer tiefen Entartung befreit u. sie durch das Studium der Antike wieder zu einem reineren Stile u. einer gesunderen, naturgemäßeren Auffassung zurückgeführt. Sein Streben, den Geist des klassischen Alterthums in sich

aufzunehmen u. zu reproduziren, tritt in der allgemeinen Anordnung seiner Bilder u. dem großartigen Rhythmus, der in den Bewegungen seiner Gestalten herrscht, glücklich hervor, aber bei dieser äußeren Form blieb er stehen u. hauchte ihr sein eigenes, persönliches Pathos an, während die eigentliche Hoheit u. Reinheit der Seele, die aus den Werken des klassischen Alterthums spricht, ihm verschlossen blieb. Seine Zeichnung ist stets genau u. sorgfältig durchgeführt, seine Formen sind elegant; aber seinem Kolorit fehlt es fast durchgehends an Energie u. Naturwahrheit. Seiner Schule war es vorbehalten, auf dem von ihrem Gründer eroberten Standpunkte durch das Verlassen der bloßen äußerlichen Nachahmung der Antike u. des theatralischen Pathos die Malerei zu einer innerlich wahren Auffassung u. einer freieren Vollendung weiter zu führen. Zu diesen seinen nächsten u. bedeutendsten Schülern gehören Girodet, Gros, Gérard, Fabre, Ingres u. Leop. Robert.

Nr. 2230. Pierre Jean David (d'Angers), geb. 12. März 1789, gest. 5. Jan. 1856.

David, Pierre Jean, bekannt unter dem Namen D. d'Angers, berühmter franz. Bildhauer, geb. 12. März 1789 (n. A. 1792) zu Angers, bildete sich unter Roland, errang bereits 1811 mit seinem Basrelief „Der Tod des Epaminondas" den ersten Preis der Akademie u. nahm hierauf einen längeren Aufenthalt in Rom, wo er mehrere Jahre in Canova's Atelier thätig war u. sich durch das Studium der Antike vervollkommnete. Als er 1816 nach Paris zurückkehrte, erntete er mit seinen Arbeiten großen Beifall u. wurde mit Aufträgen aller Art überhäuft. Aehnlich ging es ihm, als er nach Deutschland reiste, wo er eine Menge von bedeutenden Persönlichkeiten porträtirte. In allen seinen Werken zeigt sich ein energisches Streben nach einer bis in die kleinsten Details eindringenden Naturwahrheit. Besonders in den Porträtstatuen suchte er in alle Eigenthümlichkeiten der Personen einzugehen, aber manchmal auf Kosten der Schönheit u. mit einer gewissen Absichtlichkeit, die dem Werke das Gepräge des Forcirten verleiht. Zu den besten seiner durch fast ganz Frankreich zerstreuten u. nam. im Museum seiner Vaterstadt, wenn auch nur im Modell, aufbewahrten Werke gehört, außer Christus, Maria u. Johannes, den zwölf Aposteln u. den Statuen am Triumphbogen zu Marseille, eine Reihe von Statuen bedeutender Persönlichkeiten, die er nach dem Leben od. nach anderen Vorlagen porträtirte. Nicht minder thätig wie in freien Statuen war er in Reliefs, wie sie z. B. das Giebelfeld des Pantheon, der Arc du Carrousel u. nam. das Odeon in Paris, das Schloß zu Fontainebleau u. der Triumphbogen in Marseille aufzuweisen haben. Noch größer aber ist die Zahl der Porträtbüsten, unter denen wir aus Deutschland nur die von Goethe, Alex. von Humboldt, Tieck, Schelling, Dannecker u. Rauch nennen. D. starb 5. Jan. 1856.

Davidoff, Karl, ausgezeichneter Violoncellspieler, geb. 15. März 1838 zu Goldingen in Kurland, erhielt seinen ersten Unterricht in Moskau, wo er neben dem Studium der Musik von 1854—58 auch das der mathematischen Wissenschaften eifrig betrieb. Nachdem er 1858 den Plan, einen gelehrten Beruf zu ergreifen, völlig aufgegeben, widmete er sich fortan ausschließlich der Musik. Er begab sich nach Leipzig, machte hier bei Hauptmann einen Kompositionskursus durch u. trat 1859 als Violoncellist mit ungemeinem Beifall im Gewandhause auf. Sein Auftreten in anderen großen Städten Deutschlands u. des Auslandes befestigte seinen Ruf. Nachdem er von 1859—62 als erster Violoncellist im Leipziger Orchester u. als Lehrer am Konservatorium thätig gewesen, folgte er einem Rufe nach Petersburg, wo er als kaiserl. Kammervirtuos u. Lehrer am Konservatorium wirkt. D. gehört zu den besten Violoncellisten der Gegenwart; schöner u. edler Ton, vollendete technische Durchbildung, durch Geist u. Geschmack anziehender Vortrag sind die Eigenschaften, die sein Spiel auszeichnen. Auch bekundete er in einigen Konzerten u. kleineren Stücken für Violoncell sowie in mehreren Klaviersachen u. Liedern ein angenehmes Kompositionstalent.

Davidsharfe, Harfenschnecke, Harpa ventricosa, eine Schnecke des Indischen Ozeans, deren 9 cm. großes, bauchig eiförmiges Haus helllila gefärbt ist, mit weißen, von braunen Linien eingefaßten bogenförmigen Flecken u. mit purpurrothen Rippen, die wie Saiten einer Harfe über ihre Oberfläche sich hinziehen. Diese Schnecken kriechen an Felsen, die von der Ebbe bloßgelegt werden, man ißt sie u. verarbeitet die Gehäuse zu Schmucksachen. (Abbild. s. Taf. XLIX. Nr. 18.)

Davidson (spr. Dewidß'n), Lucretia Maria, nordamerikan. Dichterin, geb. zu Plattsburg (New-York) 27. Sept. 1808, fing schon im 4. Jahre an, Verse zu machen, die sie in einer selbst erfundenen Hieroglyphenschrift zu Papier brachte, erregte bald die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung, verzehrte sich aber frühzeitig u. starb an ihrem Geburtsorte 27. Aug. 1825. Unter dem Titel „Amir Khan and other poems, the remains of L. M. D., with a biographical sketch" (New-York 1829) gab S. F. B. Morse ihre Gedichte heraus; ihr Leben beschrieb Miß Sedgwick (Lond. 1843; deutsch, Lpz. 1848). Gleich ihr hatte die Schwester, Margaret Miller D., geb. 16. März 1823, frühzeitig heißen Drang u. reiche Begabung zum Dichten; aber auch sie starb bereits 25. Nov. 1838. Ihre Lebensbeschreibung gab Washington Irving heraus (Philad. 1841; deutsch Lpz. 1843).

Davila, Enrico Caterino, ital. Geschichtschreiber, geb. am 30. Okt. 1576 zu Pieve di Sacco bei Padua, ward in der Normandie erzogen, trat, nachdem er am Hofe einige Zeit als Page gelebt hatte, in das franz. Heer u. kämpfte in den Bürgerkriegen, vollendete dann seine wissenschaftlichen Studien u. machte im Auftrage der Republik Venedig mehrere Reisen nach Dalmatien, Cypern u. in Italien. Auf einer dieser Reisen wurde er im Streite 1631 in S. Michele bei Verona getödtet. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich" („Historia delle guerre civili di Francia"; Vened. 1630).

Davis (spr. Dehwis), Jefferson, Präsident der Konföderirten Staaten während des Nordamerikan. Bürgerkriegs, geb. 3. Juni 1808 in Todd County im Staate Kentucky, trat als Kadet in die Militärakademie zu Westpoint, wurde 1828 Offizier u. zeichnete sich in den J. 1831—35 mehrfach, bes. in den Kämpfen gegen die Indianer, aus. Im J. 1845 in den Kongreß gewählt, gehörte er hier zu den eifrigsten Fürsprechern des Krieges mit Mexiko. In letzterem fand er Gelegenheit, seine militärischen Fähigkeiten in hervorragender Weise geltend zu machen. Seit Aug. 1847 gehörte er dem Senat an, in welchem er zum Vorsitzenden des Militärausschusses ernannt wurde. In der damals immer dringender hervortretenden Sklavereifrage nahm er eifrig für die Sklavenstaaten Partei, wie er überhaupt für eine möglichst ungebundene Souveränetät der Einzelstaaten in die Schranken trat. In dem Kampfe, welchen 1852 die Präsidentenwahl erregte, gelang es dem Einflusse u. der Rührigkeit D.'s, einen großen Theil der Bevölkerung in den Staaten Mississippi, Tennessee u. Louisiana für den Kandidaten der demokratischen Partei, General Pierce, zu gewinnen. Dieser ernannte D., nachdem er den Präsidentenstuhl bestiegen, zum Kriegssekretär, als welcher er in den Jahren der Pierce'schen Verwaltung (1853—1857) eine ungemein rege u. energische Thätigkeit entwickelte. Nebenher versäumte D. freilich nicht, der Sache der Sklavenstaaten nach Möglichkeit Vorschub zu leisten, u. zwar oft mit einer Parteilichkeit, welche die republikan. Partei immer mehr gegen ihn u. seine Gesinnungsgenossen erbitterte. Nachdem Pierce durch Buchanan ersetzt

worden war, trat D. (als Vertreter des Staates Mississippi) wieder in den Senat, in welchem er seine förderalistischen Bestrebungen noch schroffer hervorkehrte. Gegen Ende des J. 1860 brachte er einen

Nr. 2231. Jefferson Davis (geb. 3. Juni 1808).

Zusatzantrag zur Verfassung ein, welcher die Sklaverei im gesammten Gebiete der Union für rechtlich zulässig erklärte. Bald darauf, im Jan. 1861, verließ er mit seinen Gesinnungsgenossen den Kongreß, stellte sich an die Spitze der Sezessionsbewegung u. wurde 4. Febr. 1861 von der zu Montgomery (Alabama) versammelten Konvention der Sonderbündler zum Präsidenten der Konföderirten Staaten ernannt. Mit gewohnter Thatkraft u. Schnelligkeit schritt er nun zur Bildung eines Bundesheeres. Bereits im März 1861 standen 100,000 Mann unter den Fahnen, die sich bis zum August bis auf 600,000 Mann vermehrt hatten. Gleichzeitig wußte er mit allen Mitteln der Propaganda die Widerstandslust der Bevölkerung wach zu halten u. den Anschluß mehrerer noch zögernden Südstaaten zu bewirken — abgesehen davon, daß er die Fäden des Kampfes auch in strategischer Beziehung in der Hand hielt u. in kritischen Momenten selbst als Heerführer eingriff. Trotz dieser Anstrengungen u. vereinzelter Erfolge ging aber die Sache des Südbundes immer mehr abwärts; D. mußte Richmond verlassen u. seine Regierung nach Danville an der Grenze von Nordcarolina verlegen. Nach der Waffenstreckung Lee's (9. April 1865) ließ endlich auch D. alle Hoffnung fahren; er schlug sich mit nur schwacher Bedeckung nach Südcarolina durch u. entfloh von hier nach Georgia, wo er 11. Mai 1865 (bei Irwinsville) gefangen genommen wurde. Nach zweijähriger Haft auf der Festung Monroe in Virginia ward er gegen Bürgschaft freigelassen; der gegen ihn erhobene Hochverrathsprozeß schleppte sich lange hin u. wurde später niedergeschlagen.

Davis (spr. Dehwis), John, engl. Seefahrer, geb. zu Sandridge bei Dartmouth in Devon. Während der Jahre 1585—1605 unternahm er, im Dienste einiger Londoner Kaufleute, drei Reisen, um die nordwestl. Durchfahrt aufzufinden. Auf einer dieser Fahrten kam er nordwärts 72° 12′ u. fand zwischen der südwestl. Küste von Grönland u. der südöstl. Küste des Baffinslandes eine Meerenge, welche ihm zu Ehren den Namen Davisstraße trägt. Später unternahm er in holländ. Diensten fünf Reisen nach Ostindien. Am 27. Dez. 1605 ward er in der Nähe von Malakka von japanesischen Seeräubern erschlagen. Vergl. auch „Arktische Länder" Bd. I. S. 969.

Davisstraße, s. „Davis, John".

Davos, Längenthal in den Graubündener Alpen, vom Landwasser durchflossen, das zur Albula (Hinterrhein) geht; in neuester Zeit zu Luftkuren häufig besucht; es ist zugänglich von allen Seiten, am leichtesten von Osten u. Westen. Das Dorf St. Johann am Platz liegt 1556 m. über dem Meere.

Davoust — richtiger **Davout** — (spr. Dawuh), Louis Nicolas, Herzog v. Auerstädt u. Fürst v. Eckmühl, Marschall des ersten franz. Kaiserreichs, geb. 10. Mai 1770 zu Annoux bei Nevers (Burgund), betheiligte sich an den Feldzügen der Franz. Republik von 1792—96 ebenso an den ital. unter Bonaparte u. begleitete diesen nach Aegypten, wo er Abukir einnahm (25. Juli 1799). Im J. 1800 ward er Divisionsgeneral u. nach Napoleon's Thronbesteigung Reichsmarschall sowie Generaloberst der kaiserl. Grenadiergarde (19. Mai 1804). An den Siegen bei Austerlitz, Auerstädt, Eckmühl u. Wagram hatte er den hervorragendsten Antheil, weshalb ihn Napoleon 2. Juli 1808 zum Herzog von Auerstädt u. nach dem Wiener Frieden (1809) zum Fürsten von Eckmühl erhob. Im J. 1811 war D. Generalgouverneur des hanseatischen Departements; 1812 führte er die Trümmer seines Corps aus Rußland nach Sachsen, sprengte hier im März 1813 die Meißner u. Dresdner Elbbrücke u. zog dann nach Mecklenburg. Nachdem er dann das von den Russen unter Tettenborn besetzte Hamburg wieder eingenommen (30. Mai 1813), ließ er daselbst die grausamste Härte walten, legte der Stadt eine Geldbuße von 48 Millionen Frcs. auf, nahm die Bank mit einem Kassenbestande von ca. 7½ Mill. Mk. Banko in Beschlag, ließ 8000 Wohnungen niederbrennen u. A. m. Erst nach Napoleon's Sturz verließ D. die hartgeprüfte Stadt (31. Mai 1814). Während der Restauration ohne Anstellung, ward er nach des Kaisers Rückkehr von Elba Kriegsminister, schloß 3. Juli 1815 die Militärkonvention mit Blücher u. Wellington ab, laut welcher er die franz. Armee hinter die Loire führen mußte, u. unterwarf sich Ludwig XVIII. Seit 1819 Pair von Frankreich, starb D. zu Paris 1. Juni 1823. Seine Lebensbeschreibung gab Chenier (Par. 1866) heraus.

Nr. 2232. Marschall Louis Nicolas Davoust, Herzog v. Auerstädt u. Fürst v. Eckmühl (geb. 10. Mai 1770, gest. 1. Juni 1823).

Davus sum, non Oedipus, d. i. „Ich bin Davus, nicht Oedipus", lat. Sprüchwort, entnommen den Lustspielen des Terenz, in denen ein einfältiger Sklave den Namen Davus führt. Ihm entgegengesetzt ist der Löser des Räthsels der Sphynx, Oedipus, der Meister im Errathen; das Sprüchwort soll demnach so viel heißen als: „Dies kann ich nicht errathen, dazu gehört ein Oedipus."

Davy (spr. Dehwi), Sir Humphry, der berühmteste engl. Chemiker, wurde als der Sohn eines armen Holzschnitzers 1778 zu Penzance in Cornwallis geb. u. kam 1795 zu einem Chirurgen, der zugleich Apotheker war, in die Lehre. Sein rastloser Fleiß, mit dem er sich auf die chemischen Wissenschaften warf, ließ ihn darin solche Fortschritte machen, daß er bereits 1798 zum Chemiker an der Pneumatic Institution des Dr. Beddoes zu Clifton bei Bristol, darauf 1801 zum Hülfslehrer u. 1802 zum Professor der Chemie an der Royal Institution zu London ernannt wurde. Nebenbei hielt er auch Vorlesungen am Board of Agriculture. Diese Stellen legte er jedoch 1812, wo er eine reiche Dame heirathete, nieder u. machte von da ab häufige

Reisen nach dem Festlande. Er starb zu Genf 29. Mai 1829. — D. hat das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, daß sich zusammengesetzte Stoffe durch den galvanischen Strom in ihre Bestandtheile zerlegen lassen, u. er war auch der Erste, welcher auf diese Weise im J. 1807 aus dem früher für einfach gehaltenen Kali das Kaliummetall u. ebenso aus der Soda das Natriummetall darstellte. Besonders wichtig waren auch die Arbeiten D.'s über das Chlor u. die Salzsäure, welch letztere er zuerst richtig als eine Verbindung von Chlor mit Wasserstoff erkannte. Den größten Dienst hat D. der Menschheit durch Erfindung der nach ihm genannten Sicherheitslampe (s. d.) geleistet.

Nr. 2233. Sir Humphry Davy (geb. 1778, gest. 29. Mai 1829).

Dawison, Bogumil, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 15. Mai 1818 in einem Dorfe bei Warschau von jüd. Aeltern, trat, durch Vermögensunfälle, die sein Vater erlitten, dazu gezwungen, als Schreiber bei einem Notar in Dienst. Diesen Posten vertauschte er später mit einem ähnlichen bei der Redaktion der „Warschauer Zeitung"; hier fand der lernbegierige Jüngling Gelegenheit, die Lücken seiner Bildung auszufüllen, so daß er sich bald vom Kopisten zum Mitarbeiter aufschwang. Der fleißige Besuch des Theaters, zu dem er sich frühzeitig hingezogen fühlte, gab seinem angeborenen Nachahmungstalent stets neue Anregung, u. der Beifall, den seine mimischen Versuche im engeren Kreise von Schauspielern u. Kunstfreunden fanden, reifte den Entschluß in ihm, zur Bühne zu gehen. Nach fleißiger Vorbildung unter der Leitung des Theaterdirektors Dmuszewski trat er 1838 zum ersten Mal vor das Publikum, ließ sich, nachdem er einige Zeit an einem kleineren Warschauer Theater gespielt, für das Theater zu Wilna anwerben u. folgte von dort aus einem Rufe an die polnische Bühne in Lemberg. Hier machte er sich bald durch seine Intelligenz bemerkbar; der Eigenthümer des Theaters, Graf Skarbek, zeichnete ihn durch besondere Gunst aus u. betraute ihn mit der Regie des Schauspiels, eine Stellung, welche ihm jedoch bald durch mancherlei Aergernisse u. Zwistigkeiten verleidet wurde, in die er erst mit seinen Kollegen, dann mit dem Publikum gerieth. Dadurch mit veranlaßt, beschloß D., sich von der poln. Bühne ab- u. der deutschen zuzuwenden, auf der sich seiner Kraft ein weit größerer u. dankbarerer Wirkungskreis zu öffnen versprach. Er vertiefte sich mit Eifer in das Studium der deutschen Sprache, machte, von der Freigebigkeit des Grafen Skarbek unterstützt, eine Reise durch Deutschland u. Frankreich, während welcher er die besten lebenden Vorbilder der Schauspielkunst aufsuchte, u. betrat nach seiner Rückkehr 9. Aug. 1841 (in einem Bauernfeld'schen Lustspiel) die deutsche Bühne in Lemberg. Die Angriffe, denen er infolge dieser Fahnenflüchtigkeit von Seiten des poln. Publikums ausgesetzt war, nöthigten ihn, Lemberg völlig den Rücken zu kehren u. sein Glück in Deutschland zu versuchen. Nachdem er bei verschiedenen Bühnen vergebens angeklopft, erhielt er im Febr. 1847 ein Engagement beim Thaliatheater zu Hamburg, wo sein Talent zuerst recht zum Durchbruch gelangte u. nam. in Rollen, die zündendes Temperament, scharfe Auffassung u. seinen Sarkasmus erheischen, glänzende Triumphe feierte. Am Wiener Burgtheater, an das er 1849 berufen wurde, schritt er immer weiter fort u. dehnte sein Repertoire durch das Studium klassischer Rollen von Jahr zu Jahr mehr aus. Doch kam ihm die Kritik nicht ermunternd entgegen, u. auch das Publikum ließ oft die gehoffte Wärme in der Aufnahme seiner Leistungen vermissen. Für diese Ungunst suchte D. in Gastspielen an fast allen größeren deutschen Theatern Ersatz. Ein (wie man sagt, handgreiflicher) Konflikt mit Heinrich Laube, dem Direktor des Burgtheaters, veranlaßte den völligen Bruch des Künstlers mit dieser Bühne, die er 1853 mit der Dresdner Hofbühne vertauschte. Das Jahrzehnt, während dessen er dieser angehörte, ist als die Glanzperiode seiner künstlerischen Laufbahn zu betrachten. Die Rivalität mit dem gleichfalls in Dresden angestellten u. nach anderen Seiten hin nicht minder hochbegabten Emil Devrient (s. d.) trübte zwar einigermaßen diesen Glanz u. bereitete D. manche bittre Stunde, feuerte ihn aber andererseits zu immer ernsterer Arbeit an sich selbst, zu immer schärferer Durchdringung seiner Aufgaben an. Gastspiele im Berliner Schauspielhaus und an anderen größeren Bühnen stellten den Ruhm D.'s als des größten unter den lebenden Charakterspielern Deutschlands fest. Ein Konflikt, in den er während seines Hamburger Gastspiels 1861 mit dem Kritiker Heller gerieth u. der mit einem Duell auszugehen drohte, erregte damals großes Aufsehen. Im J. 1864 gab er seine feste Stellung am Dresdner Hoftheater auf u. führte seitdem ein wanderndes Virtuosenleben, während dessen er auf allen größeren Bühnen des In- u. Auslandes auftrat u. eben so viel klingendes Gold als Lorbern erwarb. Große Summen brachte er nam. aus Amerika mit, das er 1866 u. 1867 in allen großen Mittelpunkten der Union durchzog. Leider nahm er von diesen Triumphzügen auch ein krankhaft überreiztes Nervensystem mit in die Heimat, eine Abspannung u. Verstimmung, die bald zu geistigen Störungen u. zu theilweiser Lähmung seines einst so klangvollen u. beweglichen Organs führte. Von den schweren Leiden, die seine letzten Lebensjahre verfinsterten, erlöste ihn endlich 1. Febr. 1872 der Tod. Bis zuletzt hatte er die Hoffnung auf Genesung u. Wiederaufnahme seiner künstlerischen Thätigkeit nicht aufgegeben. Der ideale Schwung, durch den andere deutsche Künstler, z. B. ein Devrient, glänzten, fehlte dem Talent D.'s; seine Stärke bestand in der scharfen Beobachtung u. anschaulichen Darstellung des wirklichen Lebens. In der Zündkraft, die er in Momenten hoch erregten Affekts entfaltete, in der effektvollen Gruppirung u. Beleuchtung, in der epigrammatischen Schärfe, mit der er ganze Situationen auf gewisse Höhepunkte zuzuspitzen verstand — Alles Eigenschaften, die mit seiner jüdisch-slavischen Abstammung zusammenhängen — steht er unter den deutschen Künstlern der neueren Zeit unerreicht da. Nicht minder glücklich gelang ihm auch die Ausmalung kleiner Züge, wobei er oft die Dichter überraschend ergänzte, nicht selten aber auch über das Ziel hinausschoß u., die Intentionen des Dichters umstoßend, den zu behandelnden Charakter eigenwillig ummodelte. Von seinen tragischen Gestalten sind bes. zu erwähnen sein Richard III., Othello, Antonius, Shylok, Franz Moor, König Philipp, Marinelli, Alba, Narciß u. s. w. Ebenso reichhaltig war die Galerie fein u. geistreich gearbeiteter Kabinetsstücke, die er auf dem Gebiete des Lustspiels lieferte.

Nr. 2234. Bogumil Dawison (geb. 15. Mai 1818, gest. 1. Febr. 1872).

Dawydow, Denis Wasiljewitsch, russ. Kriegsschriftsteller u. Dichter, geb. zu Moskau 27. Juli 1784, ward 1801 Gardekavallerieoffizier, focht 1808 u. 1810 in Finnland, 1809 an der Donau mit u. war 1812 Führer eines Kosakenfreicorps. Nachher befehligte er in Deutschland u. Frankreich ein russ. Husarenregiment, kämpfte 1825 bis 1827 im Kaukasus u. gegen die Perser, 1831 in Polen, wo er Generalleutnant wurde, u. starb 8. Mai 1839 auf seinem Gute bei Moskau. Er dichtete, meist im Bivuak, Satiren, Elegien, Dithyramben u. Episteln, machte sich aber hauptsächlich durch seine Soldatenlieder, wie insbes. durch das Lied „Der Halbsoldat" (Polusoldat), bekannt. Von seinen militärischen Schriften sind zu nennen: „Erinnerungen an die Schlacht bei Preußisch-Eylau" u. „Versuch einer Theorie über die praktische Anwendung der Parteigänger". Seine Werke mit einer Biographie gab Smirdin (Petersburg 1848, 3 Bde., 4. Aufl. 1860) heraus; seine „Memoiren" erschienen 1863.

Dax od. Acqs (das alte Aquae Tarbellicae), Stadt mit 9800 E. im franz. Dep. Landes am Adour, wichtiger Stapelplatz für den Handel nach Spanien. Seine 70° C. heiße Schwefelquelle war schon den Römern bekannt. In der Nähe dieses Ortes befinden sich noch drei andere Schwefelquellen von 25—66° C.

Daxenberger, Sebastian Franz (Karl Fernau), deutscher Dichter, geb. 3. Okt. 1809 zu München, studirte das., dann zu Berlin u. Göttingen die Rechte, trat in den Staatsdienst ein, in welchem er schnell befördert wurde, u. lebt jetzt als bayer. Staatsrath in München. Unter dem Namen Karl Fernau veröffentlichte er „Mythische Gedichte" (Münch. 1835), welche antike Sagen mit Geist behandeln, „Blätter aus dem Leben eines Dichters" (Münch. 1838), meist Liebeslieder, u. „Gedichte" (Regensburg 1845), in denen gelungene Balladen u. Romanzen enthalten sind.

Dayak, Dajak, Dahah, Djak, Namen der ursprünglichen u. ältesten Bewohner der Insel Borneo (s. d.), im Gegensatz zu den eingewanderten Malayen, von denen sie unterworfen u. ins Innere der Insel zurückgedrängt worden sind. Die Eingeborenen selbst legen sich diesen allgemeinen Namen nicht bei, sondern vertheilen sich in zahlreiche Stämme, von welchen jeder einen besonderen Namen trägt; so gehören z. B. zu den D. die Pari od. Kajau an der Ostküste, die Bejadju in Banjermassing, die Manketan u. Punau im Innern u. a. m. Weiterhin unterscheidet man auch Land-Dayaks u. See-Dayaks. Letztere sind von allen Stämmen die wildesten u. verwegensten Piraten, welche den Holländern viel zu schaffen gemacht haben. Die D. sind im Allgemeinen kleiner Statur u. wohlgebaut; die Frauen übertreffen sogar durch ihre schlanke Gestalt, durch Feinheit der Gesichtszüge die malayischen u. javanischen Frauen. Die Hautfarbe ist brauner als die der Malayen, welchem Volke sie übrigens im Ganzen in ihrem Körperbau sehr ähnlich sind.

Das Hauptkleidungsstück der D. ist der Tschawat, ein 3 m. langes u. 1 m. breites Stück Kattun od. dünngeklopfte Baumrinde, welches um die Mitte des Leibes in der Art gebunden wird, daß vorn u. rückwärts ein Ende des Zeuges etwa bis zu den Knieen nach abwärts hängt. Um den Kopf wird ebenfalls ein Kattuntuch od. ein feines, biegsames Stück Baumrinde so gewunden, daß der Scheitel unbedeckt bleibt. Bei stürmischer, feuchter Witterung trägt der D. auch noch eine Art Leibrock von grobem Kattun, welcher Rücken, Brust u. Leib sammt den Armen bedeckt. Zu dieser Kleidung wird auch in Friedenszeiten stets der Parang (ein kurzes, starkes Schwert) getragen, welches nach Art unserer Rasirmesser mit dickem Rücken u. breiter Klinge versehen ist. Außerdem trägt der D. eine kurze, mit Widerhaken versehene Lanze (Sipet), die ihm zugleich als Spazierstock dient. Der Schaft derselben ist inwendig hohl, u. deshalb wird die Lanze auch als Blasrohr gebraucht, um die mit Ipu vergifteten Pfeile, mit welchen der neben dem Parang hängende Köcher stets gefüllt ist, eine ziemliche Strecke weit gegen den Feind zu schleudern. Außer diesen Waffen führt der D. bei seinen gewöhnlichen Ausflügen noch einige kleine Bambuskröcher mit sich, in welchen Tabak, ein kleines Messer u. dgl. enthalten sind. Bei längerer Abwesenheit trägt er auch einen mit Reis u. anderen Lebensmitteln gefüllten Korb auf dem Rücken mit sich. Die meisten Stämme der D. tragen an den Ohren große, sehr geschmacklose Zierrathen, die in ihrer abweichenden Form als Erkennungszeichen der verschiedenen Stämme dienen. Außerdem tragen sie noch kupferne Ringe um Hals, Arme u. Beine, Schnüre von Korallen, od. von Menschen- u. Thierzähnen um den Hals, sowie farbige Federn an dem Parang od. auf dem Kopfe. Das Recht, die Schweiffedern des Nashornvogels zu tragen, kommt nur jenem Manne zu, welcher schon Menschenköpfe abgehauen hat; die Zahl der aufgesteckten Federn entspricht der der erschlagenen Menschen. Der Körper der Frauen bleibt größtentheils nackt; das hauptsächlichste Kleidungsstück besteht in einem eng anliegenden kurzen Rocke, Kain od. Ridang genannt; die langen Haare sind aufgerollt u. gebunden. Kinder gehen meistens nackend. Die Häuser sind fast nie für eine einzige Familie, sondern kasernenartig für mehrere bestimmt. Der Fußboden beginnt, wie bei den malayischen Häusern, erst 2—3 m. über dem Boden. Den unteren Raum zwischen Pfählen nehmen die Hausthiere u. bes. die Schweine ein. Aus Furcht vor Raubthieren od. dem Eindringen feindlicher Stämme baut auch ein Theil der Bewohner seine Häuser inmitten eines nicht allzutiefen, ruhigen Flusses, od. an seichten Meeresstellen (Abb. s. Bd. I. Nr. 873 u. Bd. II. Nr. 1715). Vgl. auch Friedemann, „Ostasiatische Inselwelt" (Lpz. 1868).

Days of humiliation (engl., spr. Dehs of Jumiliehsch'n), Tage der Demüthigung, sind die beiden Bußtage, die man in England 30 Jan., dem Tage der Enthauptung Karl's I., u. 2. Sept., dem Gedächtnißtage des großen Londoner Brandes (1666), feierlich begeht.

D. C., Abkürzung für da capo (s. d.).

Nr. 2235. Dorf der Dayaks auf Borneo.

d. d., auch d. dto, dd., s. v. w. de dato; auch abgekürzt für dicto die.

D. D. D., Abkürzung für Dat, dicat, dedicat (s. d.).

Dea Dia hieß bei den Römern eine Erd- u. Ackergöttin, deren Hain unweit der Stadt Rom am rechten Tiberufer lag u. deren Kultus von der religiösen Brüderschaft der Arvalen versehen wurde (s. „Ambarvalien").

Déak, Franz, ungar. Staatsmann, der Schöpfer des österreichisch-ungarischen Ausgleichs, geb. 17. Okt. 1803 zu Kehida im Komitat Szalad, ist der Sproß eines alten ungar. Adelsgeschlechts. Er genoß eine sorgfältige Erziehung, studirte an der Akademie zu Raab die Rechte, machte sich bald durch eifrige Theilnahme an den öffentlichen Geschäften, wie durch Intelligenz u. Freimuth vortheilhaft bekannt u. wurde 1832 von seinem heimatlichen Komitat in den Landtag gesandt. Hier schloß er sich der Reformpartei an, die im Innern den freisinnigen Ausbau der ungar. Verfassung u. ihre Befreiung von den zahlreichen Resten des alten Feudalwesens, der österreich. Regierung gegenüber die Wahrung der ungar. Nationalität u. Selbständigkeit auf ihr Panier geschrieben hatte. Nach wenigen Jahren schon war D. in dieser Partei zu so hohem Ansehen gelangt, daß er ihre Führung übernehmen, mit ihrer Unterstützung den extremen Parteien gegenüber treten u. einen drohenden Konflikt zwischen Krone u. Volk beschwören konnte (1840).

Weiterhin wirkte er für zeitgemäße Umgestaltung des Strafrechts, der Steuergesetzgebung, der wirthschaftlichen Zustände u. s. w. Kränklichkeit hielt ihn von da an jedoch mehrere Jahre hindurch vom öffentlichen Leben fern, dem er sich erst nach der Märzbewegung von 1848 wieder zuwandte. Graf Batthyany übertrug ihm in der von ihm gebildeten Regierung das Ministerium der Justiz. Leider wurden die Reformpläne, die D. gleich nach seinem Eintritt auszuarbeiten begann, von den immer höher gehenden Fluten der revolutionären Bewegung verschlungen. Nachdem im Sept. 1848 Kossuth an die Spitze getreten war, trat D. aus dem Ministerium aus u. zog sich, da seine vermittelnden Bemühungen auch im Reichstage kein Gehör fanden, bald darauf ganz vom Kampfplatze zurück. Erst als die österreich. Regierung, infolge der Katastrophe des J. 1859, in eine freisinnigere Politik einzulenken begann, trat D. wieder hervor. Er ließ sich im März 1861 von Pest aus in den Landtag wählen, in welchem er der radikalen „Resolutionspartei" gegenüber, die jede Unterhandlung mit Wien abgebrochen wissen wollte, auf die Seite der gemäßigt-liberalen Partei (der sogen. Adreßpartei) trat u. deren Leitung in die Hand nahm.

Nr. 2236. Franz Deák (geb. 17. Okt. 1803).

Eine von D. entworfene u. durch seinen Einfluß im Landtag durchgesetzte Adresse an den Kaiser suchte unter Wahrung der ungar. Volksrechte eine Annäherung an die österreich. Regierung anzubahnen, wurde jedoch vom Kaiser zurückgewiesen. Eine zweite, von D. verfaßte Adresse, in welcher das Oktoberdiplom u. die Reichsverfassung vom Febr. 1861 als unvereinbar mit den verfassungsmäßigen Nationalrechten Ungarns hingestellt wurden, führte die Auflösung des Landtages herbei (22. Aug. 1861). Erst das vollständige Scheitern des Schmerling'schen Reorganisationsprojekts u. der Sturz dieses Staatsmannes bahnte den Weg zur Durchführung des D.'schen Programms. Dieses hatte auf dem 14. Dez. 1865 eröffneten Landtage eine ansehnliche Majorität hinter sich. Der Landtag beauftragte einen größtentheils aus Mitgliedern der Deákpartei bestehenden (Siebenundsechziger-) Ausschuß mit der Ausarbeitung eines Entwurfs, in welchem die Punkte, die fortan noch als gemeinsame Reichsangelegenheiten zu behandeln seien, festgesetzt werden sollten. Dieser Entwurf wurde von der Regierung als Grundlage für den anzustrebenden Ausgleich mit Ungarn angenommen, dessen Zustandekommen die Niederlage Oesterreichs im Deutschen Kriege von 1866 beschleunigte. Durch die hierdurch zur Herrschaft gelangte Politik des Dualismus (s. d.), durch welche Oesterreich in eine cisleithanische u. transleithanische Hälfte zerfiel, wurde die Verfassung Ungarns wiederhergestellt u. diesem seine Selbstständigkeit in allen inneren Fragen zurückgegeben, wobei aber der Zusammenhang mit dem Reiche in einer Reihe gemeinsamer Angelegenheiten, für die ein besonderes Organ — Delegationen (s. d.) — geschaffen wurde, festgehalten ward. In das neugebildete ungar. Ministerium trat D. nicht mit ein; doch blieb er die Seele seiner Partei, aus deren Reihen die neue Regierung hervorging. D. wird von seinen Landsleuten nicht nur als Patriot, als scharfblickender Staatsmann u. eindringlicher Redner, sondern nam. auch als edler u. uneigennütziger Charakter geschätzt.

debacliren (aus dem Franz.), den Hafen von den ausgeladenen Schiffen räumen; dies geschieht unter besonderer Aufsicht der zu diesem Zweck angestellten Personen, der Débâcleurs (spr. Debaklöhr).

debandiren (franz., spr. debangdiren), nicht in geschlossenen Linien, sondern zerstreut u. in Auflösung fechten.

Debardeur (franz., spr. —döhr), d. i. Schiffsauslader, ein in Frankreich aufgekommenes Damenkostüm auf Maskenbällen.

debarquiren (franz., spr. debarkiren), Waaren od. Personen aus dem Schiffe ans Land setzen.

Debatte (aus dem Franz.), d. h. Wortgefecht, Redekampf od. Diskussion, heißen in der parlamentarischen Sprache diejenigen Verhandlungen, die in gesetzgebenden od. sonstigen Versammlungen über die zur Berathung u. Beschlußfassung vorliegenden (auf der Tagesordnung stehenden) Gegenstände in Form von Reden u. Gegenreden geführt werden. Der Gang der D., die Reihenfolge der Redner, die Behandlungsweise der verschiedenen Anträge u. Zusatzanträge, die Art der Abstimmung 2c. wird durch die Geschäftsordnung bestimmt, welche jede parlamentarische Versammlung sich selbst zu geben berechtigt ist. Die Leitung der D. liegt dem Vorsitzenden ob, der vor Allem darüber zu wachen hat, daß die Verhandlungen nicht aus dem Rahmen der Geschäftsordnung u. des zur D. gestellten Gegenstandes heraustreten. Daher besteht in solchen Versammlungen fast ohne Ausnahme der Brauch, daß der Vorsitzende als solcher sich nicht an der D. betheiligen darf, es sei denn, daß er vorher den Vorsitz an seinen Stellvertreter abgegeben habe. Bei wichtigeren Berathungen wird die D. in der Regel eingetheilt: a. in eine Generaldebatte, in welcher über die allgemeinen Gesichtspunkte, die bei dem vorliegenden Antrag od. Gesetzesvorschlag in Frage kommen, über dessen Annehmbarkeit od. Verwerflichkeit überhaupt verhandelt wird; b. in eine Spezialdebatte, in welcher genauer in die Einzelnheiten (in die besonderen Bestimmungen des Gesetzes 2c.) eingegangen wird. (Vgl. auch „Geschäftsordnung".) — Daher: **Debattiren,** sich in einen Redekampf einlassen, eingehend besprechen, verhandeln.

Debauche (franz., spr. Debohsch), Ausschweifung, Schwelgerei; **debauchiren,** eine unordentliche Lebensweise führen.

Debet (lat.), gleichbedeutend mit dem neuerdings vielfach statt seiner gebrauchten „Soll" ist eine in der kaufmännischen Buchhaltung übliche Bezeichnung für das Conto des Schuldners. Die Eintragung in dasselbe heißt debitiren.

Debir (hebr.), eigentlich Redestätte, hieß das Allerheiligste in der Mosaischen Stiftshütte u. im Salomonischen Tempel, weil die darin aufgestellte Bundeslade als die Vermittlerin des Verkehrs zwischen Gott u. der Gemeinde Israel, gleichsam als die Orakelstätte Jehovah's, galt. D. war auch der spätere Name einer ehemaligen kanaanit. Königsstadt bei Hebron (früher Kirjath-Sepher), die zur Zeit Josua's erobert u. dem Gebiete des Stammes Juda einverleibt wurde.

Debit, im Handelsverkehr der Absatz der Waaren u. der Kleinvertrieb derselben an die Konsumenten. **Debitiren** ist so viel wie verkaufen u. absetzen; **Debitant** heißt der Verkäufer der vom Produzenten od. Fabrikanten bezogenen Waaren an die Konsumenten. In der Buchführung bezeichnet außerdem **debitiren** (von debet, soll zahlen) Jemand belasten, eine Schuld auf seinen Namen eintragen. **Debitor** ist der Schuldner überhaupt; **Debitmasse,** die Schuldenmasse eines Falliten.

de bon coeur (franz., spr. d'bong köhr), sehr gern, von Herzen gern.

Deborah (hebr., d. h. die Biene), das Weib des Lappidoth, gefeierte Prophetin u. Richterin der Hebräer um das 13. Jahrh. v. Chr. Sie trat in bedrängter Zeit als Dichterin u. Prophetin auf u. sprach zwischen Rama u. Bethel auf dem Gebirge Ephraim unter einer Palme, die noch lange nachher ihren Namen trug, den Israeliten Recht. Voll muthiger Begeisterung rief sie die nördl. Stämme zum Befreiungskampfe gegen ihren Unterdrücker, den König Jabin von Hazor, auf u. schlug den Feldherrn desselben, Sisera, in einer blutigen Schlacht am Bache Kison.

Das von ihr auf diesen Sieg u. den Tod Sisera's gedichtete Triumphlied (Buch der Richter, Kap. 5) ist eines der ältesten u. schönsten Denkmäler der althebr. Poesie. Dasselbe wird übrigens in der Ueberschrift zugleich dem Naphtaliten Barak, ihrem Mitfeldherrn, zugeschrieben.

Debouché (franz., spr. Debuscheh), die Ausmündung eines Engpasses; debouchiren, das Heraustreten einer Truppe aus einem Engpasse (in freies Feld). Da die Truppen während der Durchschreitung eines Engpasses genöthigt sind, eine schmale Front bei verhältnißmäßig großer Tiefe der Kolonne anzunehmen, so befinden sie sich im Augenblick des Debouchirens in keiner genügenden Gefechtsbereitschaft. Das Debouchiren im Angesicht des Feindes gehört daher zu den schwierigsten Manövern (vgl. „Defilee u. Defileegefechte“).

Debreczin (ungar. Debreczen, spr. Debrezehn), eine der größten Städte Ungarns, Hauptort des Komitats Bihar, 24 M. von Pest, in wasserarmer Ebene gelegen, macht trotz seines Umfangs von etwa 1 M. u. seiner beinahe 40,000 E. einen dorfartigen Eindruck. Die Straßen sind bis auf die Hauptstraße ungepflastert u. staubig, die Häuser meist einstöckig u. ebenerdig. Mehrstöckig sind außer wenigen Bürgerhäusern nur das Rathhaus, die fünf Kirchen u. einige Schulhäuser. Das Kollegium der Reformirten ist eine Art evangelische Fakultät; in einem Hofgebäude desselben steht die Bibliothek mit 40,000 Büchern. Eine Eisenbahn verbindet die Stadt mit Pest u. andern Hauptpunkten des Landes. Viele Bewohner treiben Ackerbau u. Viehzucht; sie besitzen in der Nähe der Stadt Weinberge, Weideplätze u. Meierhöfe. In gewerblicher Beziehung ist nam. die Verfertigung von Leder, Seife, Thonpfeifen, Kämmen, Holz- u. Kürschnerwaaren zu erwähnen. Der Handel mit Getreide, Vieh, Speck, Honig &c. ist nicht unbeträchtlich; die Bedeutung der alljährlich viermal stattfindenden Märkte hat jedoch in letzterer Zeit abgenommen. D. litt viel in den Türkenkriegen, bes. aber in den Religionskriegen, in denen es sich seit 1567 auf die Seite der Reformation stellte (noch jetzt gehört der weitaus größte Theil der Einwohner dem reformirten Glauben an). Im J. 1849 tagte hier mehrere Monate hindurch, nach dem Einzuge der österr. Truppen in Pest, der ungar. Landtag.

Nr. 2237. Debreczin.

Debrecziner Heide, eine 15 □M. umfassende Fläche, mit ausgedehnten Weideplätzen u. Feldern (auf denen Weizen, Tabak, Hafer u. die berühmten Wassermelonen gedeihen). Auch an Waldungen fehlt es nicht. Aus den natronhaltigen Seen gewinnt man in den wärmeren Sommermonaten die aus dem glimmerartigen Quarzsandboden ausschlagende Sodakruste, welche die Seifensieder zur Herstellung der gesuchten D. Seife benutzen. Dieser Seeboden ist vielleicht der Rest eines ehemaligen Meeres. Noch heute erzeugt er eine salzhaltige Vegetation, wie man sie in der Regel nur am Meeresufer findet. Die Hirten- u. Räuberromantik, die sich noch bis in die jüngste Zeit auf dieser weiten, wasserarmen Fläche erhalten hatte, weicht jetzt mehr u. mehr der vordringenden Landwirthschaft u. Industrie.

Debut (franz., spr. Debüh, eigentlich der erste Wurf od. Stoß im Spiele, von but, Ziel) bezeichnet überhaupt den ersten Hervortritt in die Oeffentlichkeit, insbes. das erste Auftreten eines Künstlers, nam. eines Schauspielers od. Sängers auf einer ihm fremden Bühne od. die erste Rolle, in welcher ein Bühnenkünstler sich dem Publikum vorstellt. Das D. ist daher entweder die erste Gastrolle od. die Antrittsrolle in einem neuen Engagement. Erscheint der Debutant überhaupt zum allerersten Male auf der Bühne, so pflegt man dieses D. lieber einen ersten theatralischen Versuch zu nennen.

Deca, s. „Deka“. — **Decade**, s. „Dekade“.

Decadence (franz., spr. Dekadangß'), Verfall, Abnahme.

Decaisne (spr. Dehkähn), Henry, belg. Historien- u. Porträtmaler, geb. 27. Jan. 1799 zu Brüssel, erhielt seine künstlerische Vorbildung in seiner Vaterstadt unter der Leitung des damals in Brüssel lebenden Jacques Louis David (s. d.) u. setzte seine Studien später in Paris unter Girodet u. Gros fort. In letzterer Stadt nahm er seinen bleibenden Wohnsitz u. erwarb sich durch seine elegant ausgeführten Porträts, sowie durch seine geschmackvoll komponirten u. in prächtigem Kolorit leuchtenden histor. Bilder einen geachteten Namen. Er starb 1852. Von seinen Brüdern Joseph u. Pierre **D.** hat sich der Eine als Botaniker, der Andere als Arzt vortheilhaft bekannt gemacht.

Decamps (spr. Dekang), Alexandre Gabriel, einer der berühmtesten Maler der modernen romantischen Schule in Frankreich, geb. 3. März 1803 zu Paris, trat frühzeitig in das Atelier des Malers Abel de Pujol, dessen akademische gezierte Weise ihn aber so sehr abschreckte, daß er es vorzog, sich auf eigene Faust zu bilden. Auf Reisen schärfte sich sein Auge für Natur- u. Menschenleben; nam. gewann er einen tiefen Einblick in das Treiben der niederen Stände. Von einer Reise nach Konstantinopel u. Kleinasien zurückgekehrt, trat er 1831 zuerst mit einer Reihe seltsamer Genrebilder aus dem Leben der Menschen u. Thiere des Orients auf, die sämmtlich entweder in glühendes Sonnenlicht od. in tiefen Schatten getaucht sind. Dahin gehören z. B. eine rastende Gesellschaft von abgerichteten Thieren, eine Orientalenfamilie, einer Stadt zuwandernd, die Runde von Smyrna (la Patrouille turque) u. a. Auch später entnahm er seine Stoffe mit Vorliebe dem Orient u. dem orientalischen Volksleben. Eines seiner berühmtesten Bilder dieser Art ist der türkische Metzger (aus dem J. 1843); von seinen humoristischen Bildern verdienen bes. „Die Affen als Kunstkenner“ (1837) genannt zu werden. In allen diesen Bildern liegt der Hauptnachdruck weniger in den Figuren als in ihrer Licht- u. Luftumgebung u. in der malerischen Wirkung der Scenerien. Aehnlich verhält es sich auch mit seinen Darstellungen aus der biblischen Geschichte, die er stets als farbenreiches Lebensbild des Orients von rein weltlichem Charakter behandelt. Auch in der Lithographie hat er, bes. in seinen früheren Jahren, Treffliches geleistet. Er starb 22. Aug. 1860 zu Fontainebleau.

Decandolle, Aug. Pyrame, berühmter Botaniker, s. „Candolle“.

Decapoda, d. i. Zehnfüßer, 1. eine Abtheilung der Krebse mit zusammengesetzten, auf beweglichen Stielen sitzenden Augen, einem großen Rückenschild über allen Segmenten des Kopfes u. der Brust, u. zehn, oft mit Scheren endenden Gehfüßen. (Weiteres s. unter „Krebse u. Crustaceen“.) — 2. Eine Familie der Cephalopoden od. Tintenfische, die außer den acht mit Saugnäpfen od. Haken besetzten Armen noch zwei längere, nur am Ende mit Saugnäpfen od. Haken besetzte Arme haben (s. „Cephalopoden“).

Decazes (spr. Dekahs), Elie, Herzog v. Glücksburg, franz. Staatsmann, geb. 28. Sept. 1780 zu St. Martin de Laye (Gironde), wurde 1806 Rath am kaiserlichen Gerichtshof, dann Rath der Kaiserin-Mutter u. nachher des Königs von Holland. Nach Napoleon's Sturz schloß er sich den Bourbons an, weshalb ihn der Kaiser in den 100 Tagen aus Paris verwies. Zurückgekehrt wurde D. Polizeipräfekt von Paris, nach seiner Erhebung in den Grafenstand Staatsrath u. Polizeiminister u. 1818 Minister des Innern, als welcher er sich jedoch, dem Schaukelsysteme Ludwig's XVIII. folgend, bei allen Parteien mißliebig machte. Infolge dessen nach der Ermordung des Herzogs von Berry (13. Febr. 1820) zum Rücktritt gedrängt, ging er als Gesandter nach

London, wo er bis 1821 blieb. Später gehörte er als Gegner der Regierung der Pairskammer an, die ihn 1834 zu ihrem Großreferendar wählte. Nach der Revolution von 1848 lebte er in Zurückgezogenheit. Er starb zu Paris 24. Okt. 1860. In zweiter Ehe seit 1818 mit Marie de Sainte-Aulaire, der reichen Schwesterenkelin des vorletzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, vermählt, wurde er vom König von Dänemark zum Herzog von Glücksburg erhoben.

Decebalus, zum König der Dacier zur Zeit des Kaisers Domitian durch König Duras erhoben, der zu jenes Gunsten abdankte. Sofort den Krieg gegen die Römer eröffnend, besiegte u. tödtete er den Statthalter von Mösien u. eroberte viele römische Ortschaften u. Burgen. Domitian zog zweimal gegen ihn zu Felde, kehrte aber das erste Mal bald wieder heim, worauf sein Stellvertreter gegen D. Schlacht u. Leben verlor. Domitian erfocht später zuerst durch einen Unterfeldherrn einen großen Sieg, mußte dann aber, selbst von den Markomannen geschlagen, dem D. Frieden anbieten u. Tribut zahlen. Der kriegerische Trajan machte diesem schmachvollen Zustande ein Ende, indem er 101 n. Chr. gegen D. zog u. ihn durch drei Siege zur Unterwerfung nöthigte. Diesmal brach D. den Frieden; Trajan führte 104 nochmals persönlich Krieg gegen ihn u. brachte ihn nach dem Verlust der Hauptstadt Sarmizegethusa zu dem Entschlusse, sich zu entleiben (s. d. Art. „Dacien").

Decemviri (lat.), Zehnmänner, die Mitglieder eines aus 10 Personen bestehenden obrigkeitlichen Kollegiums. Dergleichen wurden in Rom zu verschiedenen Zwecken errichtet. Es gab nämlich 1. einen solchen Zehnmännerausschuß zur Auslegung der Sibyllinischen Bücher, den Sulla bis auf 15 Mitglieder vermehrte; 2. ein denselben Namen führendes Richterkollegium; 3. eine Behörde von zehn Bevollmächtigten, welche ernannt wurde, um die Vertheilung von Staatsländereien an das Volk zu leiten. Vor Allem aber führte diesen Namen 4. die bekannte, von 453—450 v. Chr. amtirende Gesetzgebungsbehörde, deren Mitglieder unbeschränkt zu gebieten hatten u. die sog. Zwölftafelgesetze zu Stande brachten (s. „Appius Claudius").

decerniren, beschließen, Urtheil fällen.

Dechamps (spr. Deschang), Adolphe, belg. Staatsmann, geb. 17. Juni 1807 zu Melle (Ostflandern), war erst publizistisch thätig, bildete sich seit 1834 als Mitglied der Zweiten Kammer zu einem vortrefflichen Redner aus u. half bes. die Gesetze über den höheren Unterricht (1835) u. über die Gemeindeverfassung (1836) schaffen. Im J. 1837 gründete er mit Decker die kathol. Zeitschrift „Revue de Bruxelles". Seit 1841 Gouverneur der Provinz Luxemburg, betheiligte er sich 1842 auch an den Vorarbeiten zur Organisation des niederen Unterrichts u. ging 1843 in Staatsangelegenheiten nach Paris. Hierauf zum Minister der öffentlichen Bauten ernannt, machte er sich in dieser Stellung hauptsächlich um die Vollendung des belg. Eisenbahnnetzes verdient. Auch hat ihm Belgien die Handelsverträge mit dem Deutschen Zollverein (1. Sept. 1844) u. den Verein. Staaten (30. März 1846) zu verdanken. Von 1845 bis zum Siege der liberalen Partei (Aug. 1847) leitete D. das Ministerium des Auswärtigen. Dann trat er wieder in die Kammer ein u. suchte sowol hier als auf publizistischem Gebiete für sein politisches Programm, das ein Gemisch von ultramontanen u. demokratischen Ideen ist, zu wirken. In letzterer Zeit zog er sich vom polit. Schauplatz zurück.

Dechant, s. „Dekan".

Decharge (franz., spr. Descharsch'), Entlastung; Entledigung, Entbindung von einer Schuld od. Verbindlichkeit. D. ertheilen, die Richtigkeit einer Geschäftsführung (nam. in Kassenangelegenheiten) anerkennen u. die Bescheinigung darüber ausstellen. Außerdem bezeichnet D. das Abfeuern eines Geschützes, die Salve; daher: **dechargiren** (spr. descharschiren), entladen, entbinden, lossprechen, abschießen, eine Salve geben.

Dechen, Ernst Heinrich Karl von, ein namhafter deutscher Geolog, der sich bes. um Aufklärung der geognostischen Verhältnisse der Rheinlande die größten Verdienste erworben hat, ist in Berlin geboren (25. März 1800) u. hat auch daselbst seine Bildung erlangt. Dem Bergfach zugewandt, machte D. einen praktischen Kursus als Bergmann in dem Dortmunder Steinkohlenrevier (1819—1820) u. ward späterhin als Bergeleve den Bergämtern in Bochum u. Essen beigegeben. Eine Studienreise (1823) durch die Rheinlande, Belgien u. Frankreich, auf der er in Paris die Bekanntschaft Alexander von Humboldt's machte, ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Freiberg sowie eine Inspektionsreise in den Bergwerksdistrikten Rheinpreußens gingen seiner Anstellung als Bergassessor voraus, infolge deren er in dem Ministerium des Innern beschäftigt wurde (1826); 1828 zum Oberbergamtsassessor in Bonn, 1831 zum Oberbergrath, 1835 zum Oberbergrath in Berlin u. 1841 zum Berghauptmann u. Direktor des Rheinischen Oberbergamts in Bonn ernannt, blieb er in letztgenannter Stadt bis 1859, wo er nach Berlin berufen wurde, um die interimistische Direktion der Abtheilung für das Bergwesen im Handelsministerium zu übernehmen. Er ging jedoch Ende Mai 1860 wieder in seine Stellung nach Bonn zurück, wo er als Oberberghauptmann noch bis mit Ablauf des Jahres 1863 im Staatsdienste verblieb. Von da ab hat er sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, die ihn in immer rüstiger Theilnahme an Allem finden, was sich auf die geologischen Wissenschaften bezieht. Das jüngste Zeugniß dafür gab die Festrede, welche D. bei der semisäkularen Jubelfeier der deutschen Naturforscherversammlung in Leipzig (1872) „Ueber die Fortschritte der Geognosie im 19. Jahrhundert" hielt.

In Gemeinschaft mit seinem Freunde C. von Oeynhausen u. von Laroche gab D. schon 1825 heraus: „Geognostische Umrisse der Rheinlande" (2 Th., Berlin), denen in demselben Jahre eine „Geogn. Karte der Rheinlande" folgte. Die „Geogn. Karte von Mitteleuropa" datirt von 1839, in neuer Bearbeitung von 1869, inzwischen aber erschienen zahlreiche werthvolle Monographien, so über „Das Siebengebirge" (Bonn 1852); „Die Vulkanreihe der Vordereifel" (Bonn 1861); „Der Laachersee" (Bonn 1864) u. viele Aufsätze berg- u. hüttenmännischen Inhalts, geognostische, mineralogische, technische Gegenstände behandelnd. Die bedeutendste Publikation D.'s aber dürfte die „Geologische Karte der Rheinprovinz u. Westfalens" sein, welche von 1855 bis 1864 in 34 großen Sektionen erschien, mit „Erläuterungen" (Bonn 1870); außerdem verdanken wir ihm noch eine im Auftrage der Deutschen geologischen Gesellschaft bearbeitete „Geologische Karte von Deutschland" (Berlin 1869).

Nr. 2238. Die Dechenhöhle bei Iserlohn.

Dechenhöhle, eine 1868 beim Bau der Eisenbahn von Lethmate nach Iserlohn im mitteldevonischen Kalkstein entdeckte, prachtvolle Stalaktitenhöhle, in welche man bis jetzt auf etwa 282 m. Länge eingedrungen ist. Sie enthält eine Menge Seitengrotten u. durch schmale Gänge verbundene Erweiterungen, einen natürlichen Eingang am östl. u. einen künstlichen am westl. Ende u. ist dem sie vielfach besuchenden Publikum zugänglich gemacht. Bei einer darin angebrachten Beleuchtung von 200 Gasflammen gewähren die in Form u. Größe ungemein mannichfaltigen Bildungen u. Säulen von Kalksinter einen höchst überraschenden, prächtigen Anblick. Die Direktion der Bergisch-Märkischen Eisenbahn benannte die Höhle auf den Wunsch der Aktionäre der bezeichneten Bahn nach dem Oberberghauptmann v. Dechen.

Decher (Dechent), vom altdeutschen dech, zehn, ist eine Abtheilung von 10 Stücken, ein Zehnt. Der Ausdruck ist bes. im Handel mit Häuten und Fellen üblich.

dechiffriren (spr. Desch--), entziffern; **Dechiffreur,** Entzifferer. Die **Dechiffrirkunst,** die Kunst, eine Geheimschrift zu enträthseln, ist mit der Chiffrirkunst od. Geheimschreibekunst eine wichtige Hülfswissenschaft der Diplomatie (vgl. „Chiffre", „chiffriren").

decidiren, abfallen; abschneiden; entscheiden; **decidirt,** bestimmt.

Decime (lat. decima), in der Musik ein Intervall von zehn diatonischen Stufen, od. die zehnte Stufe aufwärts von einem gegebenen Tone. Vom großen C aus gerechnet ist das kleine e die Decime. Wie man sieht, ist die D. nichts Anderes, als die von ihrem Grundton aus um eine Oktave höher gerückte Terz, u. sie wird auch in der Harmonie wie diese Terz gebraucht. Nur im doppelten Kontrapunkt wird sie nicht als Terz betrachtet, weil die Umkehrung einer Stimme in die Terz verschieden ist von der in die D., u. in der Generalbaßschrift wird auch die D. nicht mit 3, sondern mit 10 bezeichnet, wenn die None eine Stufe aufwärts geht.

Decision, Entscheidung, nennt man die durch Gesetz od. Richterspruch erfolgende Feststellung einer zweifelhaften od. streitigen Frage, insbes. einer Rechtsfrage. Eine richterliche Entscheidung heißt auch decisum, Urtheil, Erkenntniß (s. d.), nam. wenn sie von einer Spruchbehörde in Sachen von geringerer Bedeutung abgefaßt ist. Kaiser Justinian (s. d.) ließ seinem ersten Codex nachträglich eine Reihe von zum Gesetz erhobenen D.en folgen — 50 an der Zahl —, die später in den neuen Codex übergingen. Solche Decisionengesetze finden sich noch heute vielfach in deutschen Staaten (nam. in Sachsen). — Ein votum decisivum (eine entscheidende Stimme) hat in Richterkollegien der Vorsitzende dann, wenn die Stimmen stehen, d. i. für jede Meinung gleich viel Stimmen sind; alsdann giebt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag (falls nicht durch Gesetz das Gegentheil bestimmt ist, wie z. B. in Strafsachen, wo in solchen Fällen stets die mildere Meinung den Ausschlag giebt). Eine solche Decisivstimme steht vielfach auch in parlamentarischen Versammlungen im Falle der Stimmengleichheit dem Vorsitzenden zu.

Decius, Name einer röm. Familie, in der sich bes. zwei Mitglieder durch freiwilligen Opfertod für das Vaterland hervorgethan haben: 1. Publius **D.** Mus, der schon im Samnitischen Kriege 343 v. Chr. als Kriegstribun das von den Feinden eingeschlossene röm. Heer durch einen klugen Rath gerettet hatte, entschied drei Jahre später als Konsul die Schlacht bei Capua (gegen die Latiner) zu Gunsten der Römer, indem er sich verhüllten Hauptes in die feindlichen Reihen stürzte u. hierdurch die Seinen zu erneutem Vorrücken anfeuerte. Er selbst fand seinen Tod im Gemetzel. — 2. Publius **D.,** der Sohn des Vorigen, folgte dem Beispiel seines Vaters u. fesselte in der Schlacht bei Sentinum (295 v. Chr.), als die Streitwagen der Gallier bereits Verwirrung in die röm. Reihen zu bringen drohten, durch seinen Opfertod den Sieg an die röm. Fahnen.

Decius, Cajus Messius Quintus Trajanus, röm. Kaiser von 249—251 n. Chr. Geb. um 200 zu Budalia bei Sirmium (in Pannonien), zeichnete er sich frühzeitig im Heere aus u. wurde vom Kaiser Philippus in seine Heimat gesandt, um den Aufstand der dortigen Legionen zu dämpfen (249). Diese nöthigten ihn aber, selbst den Purpur anzunehmen u., nachdem Philippus in der Schlacht bei Verona besiegt u. getödtet worden war, an ihrer Spitze als Kaiser in Rom einzuziehen. Im Kriege mit den über die Donau gegangenen Gothen focht D. mit wechselndem Glücke, wurde aber zuletzt, als die Feinde bereits auf dem Rückzuge waren, durch Verrath in einen Sumpf gelockt, wo er mit seinem Sohne u. einem großen Theile des Heeres den Tod fand (251). D. gehörte zu den kräftigeren unter den späteren Herrschern Roms; seine Verwaltung wird gerühmt; doch wird er von den christlichen Schriftstellern wegen der von ihm ausgegangenen Christenverfolgung (s. d.) heftig getadelt.

Decius, Nicolaus, Kirchenliederdichter, trat aus dem Mönchsstand zu Luther's Partei über, wurde Lehrer zu Braunschweig u. starb 1529 als Prediger in Stettin. Er ist der Verfasser der Gesangbuchslieder: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr"; „O Lamm Gottes unschuldig" u. a.

Deck od. Verdeck im engeren Sinne ist die aus Querbalken u. Längsplanken gezimmerte oberste Decke eines Schiffes, welche über sich den freien Himmel hat u. nur von einer Holzwand (Bord) umgeben ist. Hiernach verstehen sich Ausdrücke wie „sich auf D. begeben, Deckgüter" (obenauf liegende Waaren). Hat ein Schiff mehrere Stockwerke, so sind sie natürlich durch eben solche im Innern liegende Decken getrennt, u. im weiteren Sinne versteht man dann unter D. (nicht unter Verdeck) ganz wie bei einem Hause die Stockwerke des Schiffes selbst. Man hat daher Eindecker, die kleinsten Schiffe, Zwei- u. Dreidecker. Eindecker haben öfter noch ein Halbd., einen Aufbau auf der hinteren Schiffshälfte. Die Dreidecker sind als Seeschiffe für Waaren- u. Personentransport die gebräuchlichsten. Das Unterd. od. der untere Schiffsraum faßt immer nur Güter resp. Ballast, das Mittel- od. Zwischend. der Passagierschiffe dient zum Aufenthalt für Reisende zweiter Klasse u. für die Schiffsmannschaft. Das erste enthält die Kajüten erster Klasse für die Reisenden. Oefter ist das Oberd. kein durchlaufendes (Glattd.), sondern die erste od. zweite Kajüte stehen als salonartige Bauten auf dem Mitteld. — Bei Kriegsschiffen hat man immer die Kanonenreihen als Decke gezählt. Von den gewöhnlichsten heutigen Kriegsdampfern, Korvetten u. Fregatten, haben die ersten nur eine, die anderen nur zwei Geschützreihen, während die Stockwerke im Innern stets zahlreicher sind, schon weil die Maschinerie das unterste beansprucht.

Decke ist jede Ab- u. Einschließung eines Gebäuderaumes nach oben hin, welche die Umfangs- u. Scheidewände des letzteren überlagert, abschließt u. entweder noch zum Fußboden für höher gelegene Abtheilungen od. auch für sich als Dach (s. d.) dient. Der Form nach unterscheidet man 1. wagrechte (Architravend.n), 2. gewölbte (s. „Gewölbe"), 3. theils wagerechte, theils gewölbte u. 4. sog. Dachstuhld.n. Die Konstruktion der D.n überhaupt erfolgt entweder aus Holz, Stein, Eisen od. aus diesen Materialien in Verbindung mit Füllwerk, wie Holz, Lehm, Stein, Tuffstein ꝛc. Die am häufigsten vorkommenden geraden Balken- od. Architravend.n werden entweder so konstruirt, daß man Balken neben Balken von Holz über die zu bedeckenden Räume legt (Döbel- od. Dübelgebälke, Nr. 2239), od. daß man solche in Zwischenräumen von je 0,5—1 m. von einander entfernt aufbringt u. die Zwischenräume entweder ganz offen läßt, so daß die Fußbodendielen auf beziehentlich unter dem Balken allein deren Verschluß bilden.

Nr. 2239. Döbelgebälke.

Nr. 2240. Hohle Decke.

Nr. 2241. Halber Windelboden.

Nr. 2242 a. u. 2242 b. Ganzer Windelboden.

Nr. 2243. Stallgebälke.

Nr. 2244.

Nr. 2246.

Nr. 2245.

Nr. 2247.

Nr. 2244—2247. Eiserne Balkendecken.

Sie werden auch unten mit Bretern verschalt (hohle Decke, Nr. 2240), od. es werden in Nuthen der Balkenseiten sog. Staaken eingetrieben u. auf dieselben Strohlehm, Schotter ꝛc. aufgebracht (sog. halbe Windelböden, Nr. 2241), od. die Staaken werden mit Strohlehm umwickelt, in die Nuthen getrieben u. oben u. unten gleich gestrichen (sog. ganze Windelböden, Nr. 2242). Vielfach werden auch die Balkenfache mit leichten Tuffsteinen ausgerollt od. mit Hohlziegeln ausgesetzt (Stallgebälke, Nr. 2243), u. die halben Windelböden mit ihren Vertiefungen so hergerichtet, daß solche in regelmäßigem Wechsel

(Kassetten) erscheinen: Kassettend.n. Solche D.n werden dann gewöhnlich verschalt (mit Bretern beschlagen), reich verziert mit Schreiner- u. Stuckarbeiten, während die Verkleidung der vorhergenannten D.n meist aus der Verschalung und einem Verputz von Mörtel besteht, der entweder abgeweißt od. tapezirt, od. mit Dekorationsmalerei versehen wird. Die Neuzeit brachte auch, nam. in Frankreich, eiserne Balkend.n, welche Walzeisenträger mit I-Querschnitt in Entfernungen von 75—90 cm. erhalten, deren Zwischenräume ein Netzwerk von Flacheisen aufnimmt, welches dazu dient, eine darauf gebrachte Gipsausfüllung schwebend zu erhalten (Nr. 2244—2247). Auch Balkend.n von Stein kommen vor, wie in Vorhallen ꝛc., u. wurde deren Konstruktion nam. von den Griechen ausgebildet.

Sind die zu überspannenden Räume so groß, daß die einzelnen Balken sich nicht ohne einzusenken tragen können, so legt man an den betreffenden D.n in geeigneten Entfernungen Quer- od. Unterzüge von Holz od. besser von I-Eisen unter, so daß dadurch die Gebälklast auch auf die beiden übrigen Umfangswände des Raumes vertheilt wird.

Die Bildung der D.n mittels der Gewölbe (s. d.) hat meist den Zweck, größere Dauerhaftigkeit u. Feuersicherheit der Raumbedeckung herbeizuführen; sie ist aber ganz bes. dazu geeignet, um eine großartige monumentale Wirkung der Innenräume zu erzielen.

Die theils geraden, theils gewölbt erscheinenden D.n sind meist gerade Balkend.n, bei welchen die Wölbung mittels Holzschalung, Verbreterung, Verlattung, Berohrung u. des Verputzes blind angesetzt worden ist.

Die sog. Dachstuhld.n bilden, wie jedes Dachwerk, die oberste Begrenzung des betreffenden Bauwerkes u. was vom Dachstuhl (s. d.) gesagt wurde, gilt auch für diese. Da jedoch hierbei der Dachstuhl sichtbar bleibt, so muß das Holzwerk ꝛc. desselben geeignet bearbeitet, beziehungsweise angestrichen u. bemalt werden. Die altchristlichen Basilikenbauten zeigen noch heute schöne Beispiele dieser D.n.

Deckengesimse sind entweder Gesimse an einzelnen Theilen der D.n od. an den einspringenden Winkeln zwischen D.n u. Wänden. Sie werden von Holz od. von Gipsmörtel (letztere auf Rohrbüschel od. auf Lattenschalung) ausgeführt, häufig auch auf schräg gesetzte Breter gemalt. Sie dienen hauptsächlich dazu, um Wand u. D.n gehörig mit einander zu vermitteln, u. richtet sich ihre Größe, Gestaltung, Ausstattung ꝛc. nach dem ganzen Charakter des betreffenden Bauwerks u. seiner hauptsächlichsten Theile.

Deckenmalerei, die Kunst, die Decken der Gebäude zu ornamentiren, wird hauptsächlich durch sog. Dekorationsmaler u. Stuckarbeiter ausgeübt u. erfordert außer Kenntniß stilgemäßer Ornamente auch die Fähigkeit, die Verzierungen aufs Wirksamste in Farben od. in Relief herzustellen. Bei wichtigeren Dekorationen wirken gewöhnlich die betreffenden Architekten, sowie zu einzelnen Theilen der Ausführung, wie zu Medaillons u. s. w., tüchtige Maler mit, um Decken sowol als die zugehörigen Wände, dem jeweiligen Zweck entsprechend, zu einer harmonischen Gesammtwirkung zu bringen. — Die einfachsten D.en bestehen aus einer Einfassung mit farbigen Rändern, Streifen, Linien, die sich gewöhnlich in Ornamente u. s. w. verschlingen; farbige sog. Eckstücke, Rosetten in der Mitte (letztere auch in Stuck) vermehren den Reichthum, u. endlich bildet die Eintheilung der Decke in Felder u. die verschiedene, aber doch harmonische Behandlung der einzelnen Theile dieser Felder mit Farben, Ornamenten u. s. w. den reichsten Schmuck der Decken. Die zugehörigen Wände müssen selbstverständlich in ähnlicher Weise, aber stets in dunkleren Farbentönen als die der betreffenden Decken, behandelt werden.

Deckelkiemer, s. „Schnecken“.

decken bedeutet im Allgemeinen, Etwas über einen Gegenstand ausbreiten, um ihn zu verbergen, zu schützen. In der Kriegführung bedeutet d., einen Ort mit Truppen so besetzen, daß seine Einnahme für den Feind sehr schwer od. ganz unmöglich wird; sich d., eine solche Stellung zu gewinnen suchen, daß man von den Angriffen des Feindes nicht getroffen werden kann (s. „Deckung“); in der Fechtkunst: durch wirksames Pariren mit der Waffe sich gegen die Stöße od. Hiebe des Gegners sichern. Bei Wechseln heißt d., den Bezogenen in den Stand setzen, beim Verfalltage des Wechsels Zahlung leisten zu können od. ihn für bereits geleistete Zahlung sicher stellen (s. „Deckung“); in den Zuckerraffinerien: das Bedecken der noch in den Formen hängenden Zuckerbrote mit einer Schicht feinen, eisenfreien Thonbreies, dessen Feuchtigkeit beim allmähligen Durchdringen des Zuckers diesen von allen Sirupstheilen reinigt. Auf der Jagd d. die Hunde das Wildschwein, indem sie dasselbe halten u. niederziehen; eine Flinte deckt gut, wenn sie die Schrotkörner mehr zusammenhält als streut; das Pferd deckt seinen Reiter, wenn es Kopf u. Hals hoch trägt; in der Orgelbaukunst deckt man die Pfeifen (gedeckte Pfeifen klingen eine Oktave tiefer als offene); in der Mathematik d. sich die kongruenten Figuren (s. „kongruent“), u. ein Planet od. ein Mond deckt einen Fixstern od. einen anderen Himmelskörper, wenn er vor ihm vorüberzieht. — Der Freimaurer deckt, wenn er zeitweilig od. für immer aus dem Bunde scheidet.

Decken, Freiherr Karl Klaus von der, verdienstvoller Afrikareisender, stammte aus einer alten hannoverischen Adelsfamilie u. wurde als der Sohn des Kammerherrn Ernst von der D. 8. Aug. 1833 zu Kotzen in der Mark Brandenburg geb. Schon in seinem 15. Lebensjahre trat er ins Heer ein, in welchem er bis 1859 (als Leutnant) beim Königin-Husarenregiment diente. Während dieser Zeit nahm er wiederholt längeren Urlaub, um zunächst Europa nach den verschiedensten Richtungen hin zu bereisen. An diese kleineren Fahrten schloß sich bereits 1854 eine größere Reise durch die Provinzen Oran, Algier, Constantine, die Gebiete der Mozambiten u. Tunis. Beseelt von dem Drange, in das östl. Afrika einzudringen u. dasselbe der Wissenschaft u. dem Weltverkehr zu erschließen, nahm D. 1859 seinen Abschied u. schiffte sich, in Begleitung des Italieners Corolly, nach der Insel Zanzibar ein. Sein nächstes Ziel war der Nyassasee, wo kurz vorher der deutsche Reisende Albrecht Roscher ermordet worden war. D. brach im Oktober 1860 von Zanzibar auf, gelangte in kurzer Zeit nach dem südl. von Zanzibar auf dem afrikan. Festlande gelegenen Orte Kilwa, wußte dort den Häuptling Abd-Allah ben Said für sich zu gewinnen u. trat, begleitet von diesem u. einer größeren Anzahl von Sklaven, 23. Okt. die Reise nach dem Nyassa an. Die treulose Haltung jenes Häuptlings u. allerlei Ränke der Eingeborenen legten ihm aber so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß er sich zur Umkehr nach der Küste entschließen mußte u. Anfang Febr. 1861 wieder in Zanzibar eintraf. Kaum hatte er sich jedoch von den Strapazen der Reise erholt, als er mit erneuter Energie seinen Plan, in das Innere von Ostafrika einzudringen, wieder aufnahm. Diesmal wählte er den Weg über das nördl. von Zanzibar gelegene Mombas. Im Juni 1861 trat D., in Begleitung des engl. Geognosten Thornton u. mehrerer anderer Europäer, die Reise an, welche zunächst die Auffindung u. Erforschung des Kilimandscharo, des vorher vielfach bestrittenen Schneeberges, zum Zweck hatte. Diese Unternehmung war von sehr günstigem Erfolg gekrönt. Obwol es dem Reisenden nicht gelang, den Gipfel des genannten Berges zu ersteigen, so wurde doch dessen geognostische Beschaffenheit festgestellt, seine Höhe gemessen u. die früher angezweifelte Angabe der Missionäre, daß es in Afrika Schneeberge gebe, zur Gewißheit erhoben. Ferner wurde der See von Jipe aufgenommen u. dargethan, daß der durch diesen See fließende Daffeta in Verbindung mit dem Rui u. anderen Flüssen den Ruou (Rufu od. Pangani) bildet. Noch erfolgreicher war eine zweite Expedition, die D. im J. 1862, in Gesellschaft eines jungen deutschen Gelehrten, Dr. Otto Kersten aus Altenburg, unternahm. Die ziemlich zahlreiche Karawane, die 3. Okt. 1862 aufbrach, begab sich über Mombas nach Wanga u. wandte sich dann nach Westen, den Umbafluß hinauf nach Pare u. dem See Jipe. Weiter nach Westen fortgehend, erreichte man die Aruschaberge u. war im Begriff, in das Land der Masai vorzudringen, wurde jedoch von den Eingeborenen daran verhindert. Die Expedition wandte sich hierauf nördl. nach den Dschaggabergen, gelangte in das kleine Königreich Uru, am Fuße des Kilimandscharo, u. bestieg von hier aus (27. Nov. 1862) den Berg bis zu einer Höhe von 4000 m. Am 1. Dez. wurde unter großen Beschwerden der Rückweg nach dem See Jipe angetreten. Von hier aus gingen die Reisenden an den Burabergen hin, über Endara u. Mombas nach Zanzibar zurück, wo sie 31. Dez. wieder eintrafen. Anfang 1863 kehrte D. nach Europa zurück, aber nur um sich zu einer neuen Forschungsreise zu rüsten. Diese wurde im Mai 1863 in Begleitung Kersten's angetreten. Ausgangspunkt der Expedition war wieder Zanzibar, von wo aus die afrikan. Ostküste sorgfältig durchstreift u. an interessanten Punkten derselben längere Zeit verweilt wurde. Ein Besuch Madagaskar's wurde durch die damals dort ausgebrochenen Unruhen vereitelt. Eine weit umfassendere Expedition bereitete D. 1864 vor. Außer Kersten u. einigen befreundeten Adeligen schlossen sich ihm diesmal noch ein Landschaftsmaler (Trenn aus Schlesien), ein Ingenieur (Hitzmann aus Hannover) u. ein Arzt (Link aus Berlin) an. Es galt, den Lauf der Flüsse Dschubu, Dana u. Sabaki zu verfolgen u. entlang derselben tiefer in das Innere vorzudringen. Im Aug. 1865 setzte sich die Expedition, die D. auf eigene

Kosten ausgerüstet u. mit den nöthigen wissenschaftlichen u. technischen Hülfsmitteln versehen hatte, von Zanzibar aus in Bewegung. Die ethnographische u. naturwissenschaftliche Ausbeute, die D., zunächst den Dschubu aufwärts fahrend, bereits in den ersten Monaten der Reise machte, war eine ungemein reichhaltige. Sammlungen u. Berichte, die er nach Europa gelangen ließ, gaben hiervon Kunde. Plötzlich hörten diese Sendungen jedoch auf u. die dunklen Gerüchte von dem Untergange der mit so großen Hoffnungen in Angriff genommenen Expedition, die zu Anfang des J. 1866 nach Deutschland drangen,

Nr. 2248. Karl Klaus von der Decken (geb. 8. Aug. 1833, gest. 3. Okt. 1865). Nach einer Photographie.

wurden leider von einem Theil der Reisegefährten D.'s, der im April desselben J. in Hamburg eintraf, bestätigt. Man erfuhr, daß D., Dr. Link u. der Maler Trenn 3. Okt. 1865 zu Berdera am Dschubu ermordet, die Expedition selbst aber oberhalb der Stadt im Strome festgefahren, von den Eingeborenen überfallen u. genöthigt worden war, mit Zurücklassung des einen Schiffes u. aller Vorräthe u. Instrumente, auf Booten stromabwärts zu fliehen. Die Trauer über den Verlust dieses kühnen Reisenden, der Vermögen u. Leben so aufopferungsvoll für eine Idee hingegeben, war in Deutschland allgemein. Eine sehr werthvolle Bereicherung der Reiseliteratur ist der ausführliche Bericht, den D.'s Freund Kersten im Verein mit anderen Gelehrten über diese Reisen herausgab unter dem Titel: „Reisen in Ostafrika in den J. 1859–65 (4 Bde., Leipz. 1869–71).

Decker, Pierre Jacques François de (Dedecker), belg. Staatsmann, geb. 25. Jan. 1812 zu Zele in Ostflandern, erhielt eine streng kathol. Erziehung, studirte die Rechte u. ließ sich als Advokat in Gent nieder. Nachdem er sich als religiöser Dichter (durch die Gedichtsammlung „Religion et amour") u. als Redakteur der gemäßigt-kathol. „Revue de Bruxelles" in weiteren Kreisen bekannt gemacht, wurde er 1839 vom Bezirk Termonde in die Kammer gewählt, in welcher er gleichfalls eine mittlere Stellung zwischen den extremen Parteien einzuhalten suchte. Nach dem Rücktritt des liberalen Ministeriums Brouckère (im März 1855) übernahm er mit Vilain XIV. die Bildung eines kathol. Kabinets, das jedoch vermittelnd auftreten u. sich mit der liberalen Partei in Fühlung setzen sollte. Trotz der großen Geschicklichkeit, mit der er als Minister des Innern seine schwankende Stellung über den Parteien zu erhalten suchte, gelang es ihm nicht, das Mißtrauen der Liberalen zu entwaffnen, so daß er infolge der Maibewegungen von 1857 zurücktreten mußte. Seitdem hielt er sich fast gänzlich vom polit. Schauplatze fern; die industriellen Unternehmungen, in die er sich verwickelte, nam. seine offenkundige Betheiligung an den Schwindelgeschäften Langrand's (s. d.), warfen kein günstiges Licht auf ihn; u. als gegen Ende Nov. 1871 das klerikale Ministerium d'Anethan es dennoch wagte, D. zum Statthalter von Limburg zu ernennen, führte dieser mißliebige Schritt zu stürmischen Scenen in der Kammer u. zu drohenden Straßenaufläufen in Brüssel, die nicht nur die schleunige Wiederabsetzung D.'s, sondern auch den Sturz des genannten Ministeriums nach sich zogen.

Deckfarben od. Gouachefarben (im Gegensatz zu Lasurfarben), undurchsichtige, meist mineralische Farben, die, mit Gummi od. Leim versetzt, die bereits vorhandene Farbe der Fläche, auf die sie aufgetragen werden, völlig verschwinden lassen u. sich nicht mit ihr verbinden.

Deckfedern, s. „Federn".

Deckflügler, Scheidenflügler, griech. Coleoptera, heißen die Käfer wegen ihrer hornigen od. lederartigen Vorderflügel, die als Flügeldecken od. Flügelscheiden (Elytren) die unter ihnen zusammengefaltet liegenden häutigen Hinterflügel decken, in einzelnen Fällen (Laufkäfer) auch allein entwickelt sind. Weiteres s. „Käfer".

Deckgarn, auch Decknetz od. Tyras genannt (den letzteren Namen führt es beim Rebhühnerfang), ist ein Netz, in welchem man Vögel u. anderes Wild an der Erde fängt. Halten die Rebhühner in vollen, schmalen Grünstücken aus u. liegen sie fest vor dem Hunde, so wird das Netz von zwei Personen über sie gezogen, in welchem sich die aufstehenden Hühner verfangen. Auch Lerchen fängt man im Herbst auf den Stoppelfeldern mit dem D. Das D. zum Fangen des Röhrenwildes ist nur 1–2 m. im Quadrat groß u. an jeder Ecke mit einer Bleikugel versehen. Eine jede Röhre wird damit belegt, u. das durch den Dachshund od. das Frettchen herausgetriebene Röhrenwild fängt sich sofort in den etwa $7\frac{1}{2}$ cm. großen Maschen des Netzes, dessen Bleikugeln sich um den Leib der Thiere schlagen u. deren Entkommen verhindern.

Deckgläschen sind möglichst dünne Plättchen von ganz reinem Glase, welche auf mikroskopische Präparate befestigt werden, um dieselben gegen Schmutz u. atmosphärische Einflüsse zu schützen.

Deckung, ein Begriff von mannichfacher Bedeutung (s. „decken"), wie Unterpfand, Ersatz von Auslagen 2c. Im Börsengeschäft bedeutet D. den Einkauf solcher Aktien, Effekten 2c., welche man selbst auf spätere Lieferung (also auf Zeit), anderwärts schon vorher, verkauft hat.

Deckungen sind Gegenstände, welche die Truppen gegen das feindliche Feuer schützen. Man unterscheidet natürliche D., welche das Terrain bietet, u. künstliche D., welche nach den Grundsätzen der Befestigungskunst (s. d.) angelegt werden. Die letzteren zerfallen wieder, je nachdem sie gegen das Feuer von vorn, von der Seite od. im Rücken decken sollen, in Brustwehren (parapets), Schulterwehren (paraflancs) u. Rückenwehren (parados); endlich giebt es noch granat- u. bombensichere Decken gegen das Wurffeuer von oben. Die absolute Höhe der D. muß etwas größer sein als der zu deckende Gegenstand; die relative Höhe ergiebt sich aus dem Terrain. Für den Gebrauch der Feuerwaffen müssen in die D. entweder Scharten eingeschnitten od. hinter denselben Bänke (für Artillerie) od. Bankets (für Infanterie) angelegt werden. Die im Felde angewandten künstlichen D. sind Schützenlöcher u. Schützengräben für Infanterie, Feldschanzen für Infanterie u. gewöhnlich auch einige Geschütze, eingeschnittene D. für Artillerie u. Epaulements für Kavallerie.

Deckwerke, s. „Deckungen, militärische".

Declaration of Right (engl., spr. Deklärehsch'n of Reit) od. bill of right heißt eines der Grundgesetze, auf denen die engl. Verfassung beruht. Nach der Vertreibung Königs Jakob 22. Jan. 1689 vom Konvent des Ober- u. Unterhauses im Westminster zum Beschluß erhoben, wurde sie von Wilhelm von Oranien bei seiner Berufung auf den engl. Thron ohne Bedingung angenommen (23. Febr. 1689). In ihr waren die Rechte der Nation der königl. Gewalt gegenüber zum ersten Male genau bestimmt. Der König sollte nach dieser Urkunde für die Folgezeit ohne Zustimmung des Parlaments weder Steuern irgend welcher Art ausschreiben noch ein Heer unterhalten dürfen; er sollte nicht mehr das Recht haben, von gewissen Gesetzen zu dispensiren; die Wahlen zum Parlament sollten völlig frei sein, die darin gehaltenen Reden nur der Disziplin des Parlaments unterliegen. Hiermit waren die Grundlinien der engl. Verfassung gegeben.

Decompte (spr. Dekongt), d. i. die Abrechnung über verkaufte Papiere od. Waaren, welche dem Auftraggeber von dem mit dem Verkaufe beauftragten Hause ertheilt wird.

Decort, auch **Decourt** (spr. Dekuhr), wird in der kaufmännischen Sprache im Allgemeinen jeder willkürliche, vereinbarte od. usancemäßige Abzug vom Gewicht od. Betrage der Waaren genannt (vgl. „Rabatt" u. „Diskont"); im Besonderen versteht man darunter den durch Ortsgebräuche bestimmten Abzug, sei es bei Waarenbeträgen, bei Frachtlöhnen od. sonstigen Zahlungsverpflichtungen. In Hamburg ist D. der usancemäßige Nachlaß für sofortige Zahlung, welcher bei den einzelnen Waaren verschieden ist. „Man decortirt" heißt daher so viel als, man bringt etwas in Abzug, ohne dafür eine Gegenleistung zu machen.

Decōrum (lat.) Anstand, Wohlanständigkeit, Schicklichkeit. Das D. bewahren, s. v. w. sich in den Schranken des guten Anstandes od. feinen Tones halten.

Decouvert (spr. Dekuwähr), geläufiger Börsenausdruck für ungedeckte Zeitverkäufe.

decouvriren (franz., spr. dekuwriren), entdecken, offenbaren ꝛc.; sich Jemand entdecken, ihm Etwas bekennen.

Decrement ist die Differenz eines Gliedes u. des nächstvorhergehenden einer fallenden od. abnehmenden Reihe. Man begreift die Größe auch unter den Namen Increment, wenn sie negativ zu nehmen, also eine Abnahme ist. Die Benennung Differenz begreift beides.

decrepitiren nennt man das mit Knistern u. Prasseln verknüpfte Auseinandersprengen von Krystallen beim Erwärmen derselben; es beruht dies auf dem Entweichen der in Dampfform übergegangenen, mechanisch eingeschlossenen Lösungsflüssigkeit. Man kann das D. bes. gut beim Kochsalz beobachten.

Decrescendo (ital., spr. dekresch —), abnehmend, in der Musik eine Vortragsbezeichnung, welche den Gegensatz von Crescendo (s. d.) bildet u. bedeutet, daß die Klangstärke eines Tones od. einer Reihe von Tönen sich nach u. nach vermindern solle. Das für dieses Wort gebrauchte Zeichen ist: $>$

Decticus, s. „Heuschrecken".

Decumatische Aecker war bei den Römern der Name eines Landstrichs östl. vom Rhein u. nördl. von der Donau, welcher nach Auswanderung der germanischen Bewohner ausgedienten Soldaten od. neu sich ansiedelnden Galliern u. Deutschen gegen Abgabe des Zehntens (decuma) überlassen wurde. Nach dem ersten christlichen Jahrhunderte verwandelte sich dieses Zehntland in eine wirkliche Militärgrenze, indem eine 50 M. lange Befestigungslinie, die im S. aus einer Mauer, im W. aus einem Walle bestand, mit dazwischen befindlichen Thürmen u. Kastellen angelegt u. mit Legionen besetzt wurde. Von 234 n. Chr. an begannen die Angriffe der Alemannen auf dieses Vorland röm. Kultur. Nachdem schon ein großer Theil verloren gegangen war, säuberte Kaiser Probus noch einmal die D. A. vom Feinde; aber nach seinem Tode (282) gaben die Römer das Gebiet auf.

Decuria hieß bei den Römern eine Abtheilung von 10 Personen. Die Eintheilung der röm. Ritter u. Senatoren in Decurien wurde später auch auf Richterkollegien u. Körperschaften verschiedener Art übertragen.

Decurio, der Vorsteher einer Decuria, nam. bei der Reiterei. Decurionen hießen aber auch die Senatoren in den Munizipalst dten Italiens u. der Provinzen. Anfangs war der Stand der von den Magistraten u. später von dem Senate selbst gewählten Decurionen sehr angesehen u. mit vielen Auszeichnungen verbunden. Als aber unter den späteren Kaisern ihnen eine Menge Verpflichtungen u. finanzielle Lasten, ja sogar die Haftpflicht für das Aufbringen der Gemeindeabgaben, aufgebürdet wurde, suchten sich die Erwählten unter allerlei Vorwänden der Decurionenwürde zu entziehen, so daß die Kaiser genöthigt waren, die empfindlichsten Strafen auf die Ablehnung der Wahl zu setzen. Nur Verarmung u. Ergreifung eines entehrenden Gewerbes galt als hinreichender Grund für den Austritt.

Dedecker, Pierre Jacques François, s. „Decker".

Dedekind, Friedrich, neulatein. Dichter, geb. um 1525 in Neustadt, studirte in Wittenberg Theologie, wurde 1575 Pastor zu Lüneburg u. starb als Inspektor der Kirchen von Lübeck 27. Febr. 1598. In seinem latein. geschriebenen Hauptwerke: „Grobianus" (1549), welches 8 Aufl. u. viele Nachdrucke u. deutsche Uebersetzungen erlebt hat, schildert er mit moralischer Tendenz die rohen Sitten seiner Zeit. Auch die Fortsetzung u. Ergänzung dieses Werkes: „Grobianus et Grobiana" (1554) hat sittengeschichtlichen Werth. In deutscher Sprache sind von D. einige dramatische Versuche erschienen, wie „Neuchristlich Spiel von einem bekehrten Papisten"; „Christl. Ritter" u. a.

Dedekind, Konstantin Christian, kaiserlicher Poet u. kursächs. Steuersekretär gegen Ende des 17. Jahrh. (er starb 1713), ist der Verfasser von geistlichen Liedern („Heilige Myrrhenblätter", Dresden 1665 u. a.) u. geistlichen Schauspielen („Adam u. Eva", „Isaak", „Abraham" u. A.), die jedoch nur von geringem Werthe sind.

Dedikation (lat.) ist bei den alten Römern ursprünglich die feierliche Einweihung eines öffentlichen Gebäudes, bes. eines Tempels, wodurch dasselbe dem Schutze der Gottheit übergeben wurde. Man pflegte dazu Kommissarien zu wählen, welche nebst einem Priester die Thürpfosten anfaßten, während der Oberpriester eine schriftlich verfaßte Weihformel vorsagte, welche jene Beamten nachsprachen. Häufig gab eine Inschrift auf dem Gebäude den Tag u. das Jahr der D., den Namen des Erbauers u. der weihenden Magistratspersonen an. Jetzt bedeutet D. gewöhnlich die Zueignung od. Widmung von Schriften od. Kunstwerken. Auch das Alterthum kannte bereits diese Art der D., man verstand aber darunter eine wirkliche Schenkung des betreffenden Werkes (des Manuskripts u. s. w.) an eine vom Verfasser hochgeachtete Person, welche dann selbst für die weitere Verbreitung sorgte. In dieser Weise dedizirte der Evangelist Lucas seine beiden Schriften dem Theophilus. Heutzutage pflegt die D. nur figürlich genommen zu werden; sie wird der dedizirten Schrift vorgedruckt, von welcher der mit der D. Beehrte ein Prachtexemplar erhält. Endlich wird dediziren wol auch ganz allgemein in der Bedeutung von „zueignen, widmen, weihen" gebraucht.

deduziren (lat.), darlegen, beweisen, wörtlich herleiten, d. h. aus gegebenen od. anerkannten Sätzen (Thatsachen, Behauptungen) andere Sätze auf vernunftgemäße Weise entwickeln, welche nicht nur den allgemeinen Denkregeln, sondern auch, wo man sich innerhalb einer bestimmten Wissenschaft bewegt, den besonderen Anforderungen der letzteren entsprechen. Derartige Deduktionen od. Darlegungen kommen in allen Geistesgebieten vor, wenn auch dasselbe Wort in einzelnen Wissenskreisen (nam. in der Mathematik, Philosophie u. Rechtskunde) durchgreifender u. bisweilen sogar als bestimmter Kunstausdruck für besondere Arten von Darlegungen gebraucht wird. So versteht man in der Philosophie (gegenüber dem Ausdruck Demonstration) unter Deduktion die Begründung unmittelbarer Annahmen od. diejenige Entwicklung, welche einen Satz aus den höchsten Grundsätzen der Vernunft ableitet, während andererseits manche Philosophen, z. B. Kant, dasselbe Wort noch in einem ganz besonderen Sinne anwenden. Häufig stellt man die Deduktion im Gegensatz zur Induktion, welche zur Begründung eines neuen Satzes nicht von einem od. mehreren anerkannten Sätzen ausgeht, sondern umgekehrt aus der Beobachtung vieler gleichartigen Fälle erst eine demselben gemeinsame Regel folgert u. diese zu einem für alle einschlagenden Fälle geltenden Gesetze erhebt. So hat man aus vielen Wahrnehmungen, daß sich dieselben Körper bei höherer Temperatur ausdehnen u. bei niederer zusammenziehen, überhaupt die Regel, daß Wärme die Körper ausdehne u. Kälte den umgekehrten Erfolg bewirke, hergeleitet. Aber auch bei solchem induktiven Verfahren

fließt eine deduktive Begründung insofern mit ein, als man immer von einem Vernunftgrunde, nämlich von der Voraussetzung, daß die Naturgesetze unwandelbar seien, ausgeht. — In der Rechtswissenschaft nennt man Deduktion im Allgemeinen die Auseinandersetzung eines Rechtsfalles, d. h. die geeignete Darlegung seines Thatbestandes u. dessen überzeugende Unterordnung unter bestimmte Rechtsgrundsätze, deren passende Anwendung auf den gegebenen Fall nicht selten dem Zwecke dient, den Leser der Deduktion für die Sache des Deduzirenden zu gewinnen. In dieser Hinsicht zeichnen sich durch besondere Schärfe die Deduktionen der alten röm. Rechtslehrer aus, weshalb denselben u. A. Leibnitz eine hervorragende Bildungskraft, in ähnlicher Weise wie den mathematischen Studien, für die Schulung des menschlichen Denkens zuerkannte. — Auf dem Gebiete des Staats- u. Völkerrechts kommen in früheren Jahrhunderten unter dem Titel Deduktion häufig ausführliche Abhandlungen vor, welche zur Begründung politischer Ansprüche (bez. deren Abweisung) dienen u. insbesondere die Berufung an die Waffengewalt bei einer Kriegserklärung rechtfertigen sollten; an deren Stelle sind in neuerer Zeit, seit Anfang dieses Jahrh., kurze Proklamationen u. Manifeste üblich geworden. Endlich bezeichnete man früher im bürgerlichen Prozeß mit Deduktionsschriften die letzten schriftlichen Auseinandersetzungen, welche die Parteien am Schlusse der Beweisinstanz (in dem sog. Deduktionsverfahren) kurz vor dem richterlichen Erkenntniß mit einander wechselten, um ihre beiderseitigen Rechtsansprüche ausführlich darzulegen, einerseits durch die sog. Impugnationsschrift zur Anfechtung des gegnerischen Beweises, anderseits durch die sog. Salvationsschrift zur Aufrechterhaltung der versuchten Beweisausführung.

de facto (lat.), der That nach (meist im Gegensatze zu de jure, dem Rechte nach).

defekt (lat.), mangelhaft, d. h. das Exemplar eines Buches, wenn es unvollständig od. beschädigt ist. — Kassendefekt ist die Summe, um welche die Angaben der Rechnungsbücher den thatsächlich vorhandenen Kassenbestand übersteigen.

Defendend (lat.), der zu Vertheidigende; **Defendent, Defensor,** Vertheidiger, s. „Vertheidigung“.

Defensioner, eine Art Landmiliz, welche die Stände in Norddeutschland, insbes. in Sachsen, während der Kriege des 16. u. 17. Jahrh. zur Vertheidigung ihrer Länder aufbrachten. Die Ritterschaft gab die Reiterei, die Städte stellten das Fußvolk. In Gotha u. a. O. bestanden die D. noch bis 1814.

Defensive, Vertheidigung od. Abwehr des Stoßes im Gegensatze zur Offensive, dem Angriff, Austheilen des Stoßes. Jeder Krieg ist für den einen Theil ein Angriffs-, für den anderen ein Vertheidigungskrieg, eine strategische Offensive od. D.; die Kriegführung kann aber auch während des Verlaufs das Prinzip wechseln, d. h. aus der strategischen D. in die Offensive übergehen u. umgekehrt. Je nachdem in der Führung des einzelnen Gefechts die Absicht des Angriffs od. der Vertheidigung vorwaltet, unterscheidet man die taktische Offensive u. D. Dem Abwehren des Stoßes liegt jedoch keineswegs nur ein negativer Zweck zu Grunde, vielmehr wird, in der strategischen wie in der taktischen D., der Vertheidiger die günstige Gelegenheit zum Gegenstoß wahrzunehmen suchen. Diese letztere Auffassung der D. pflegt man als die aktive D. zu bezeichnen, im Gegensatz zu der fehlerhaften rein passiven D., wie sie z. B. von den Dänen bei Düppel 1864, von den Oesterreichern beim Ausbruch des Krieges 1866 zu ihrem Schaden beobachtet ward. Als Hauptvortheile der strategischen D. gelten: 1. die genauere Kenntniß des Kriegsschauplatzes, insbes. der großen strategischen Positionen; 2. der Beistand der Festungen; 3. die leichtere Verpflegung des Heeres, die besseren Nachrichten u. der Beistand des Volkes; 4. die schnellere Heranziehung des Ersatzes u. 5. Zeitgewinn. Die Hauptvortheile der taktischen D. sind: 1. die Wahl des Schlachtfeldes u. Kenntniß des Terrains; 2. die Möglichkeit der zweckmäßigen Benutzung des Terrains zur Deckung gegen das Auge des Gegners u. gegen das feindliche Feuer; 3. die Möglichkeit einer Verstärkung des Terrains durch die Mittel der Befestigungskunst; 4. die Möglichkeit, gegen den Feind, nachdem er sich in vergeblichen Angriffen erschöpft hat, mit Erfolg zur Offensive überzugehen, u. 5. Zeitgewinn. Diesen Vortheilen stehen diejenigen der Offensive gegenüber (s. d.). Aus der Vergleichung beider wird sich die Wahl der Kampfweise ergeben. Für die neuere Kriegführung ist, im Hinblick auf die jetzt übliche Entwicklung gewaltiger Heeresmassen, sowie auf die Vortheile des moralischen Aufschwungs u. der größeren Freiheit der Bewegung, die Bedeutung der strategischen Offensive gestiegen; dagegen hat die Vervollkommnung der Feuerwaffen die Bedeutung der taktischen D. gesteigert, so daß es heutzutage das Bestreben des Feldherrn sein muß, den Gegner durch ein strategisch offensives Verfahren zum taktischen Angriff zu zwingen. In Betreff der **Defensivstellungen** (Stellungen, welche die Vertheidigung begünstigen) sind hauptsächlich folgende Punkte zu berücksichtigen: 1. Ihre Lage muß so gewählt sein, daß der Feind nicht ungestraft daran vorübergehen kann, sondern sie angreifen muß; 2. ihre Ausdehnung muß mit der Stärke der zu ihrer Besetzung verfügbaren Truppen im Verhältniß stehen; 3. Terrainhindernisse vor der Front (Wasserlinien, Sumpfstrecken, Einschnitte im Terrain u. dgl.) müssen die Annäherung u. den Angriff erschweren; 4. die Position muß die Möglichkeit zum Uebergang in die Offensive bieten; 5. sie dürfen nicht im Bereiche überhöhender Punkte liegen, d. h. solcher Positionen, welche dem Feinde gestatten, von höher gelegenem Terrain aus mit seiner Artillerie auf die Defensivstellung zu wirken u. s. w.

Defensivwaffen, s. „Waffen“. – **Defenslinie,** s. „Befestigung“.

Defensor fidei (lat.), Beschützer des Glaubens; ein Titel der Könige von England, den Papst Leo X. dem Könige Heinrich VIII. für seine gegen Luther gerichtete Vertheidigungsschrift der päpstlichen Gewalt, des Ablasses u. der sieben Sakramente beilegte.

deferiren (lat.), Etwas vorbringen, beantragen. Daher im Civilprozeß: einer Partei den Eid d., ihr denselben antragen, zuschieben.

Defilé (franz.), d. i. jede Verengung des Terrains, durch welche Truppen genöthigt werden, ihre breite Gefechtsfront beim Ueberschreiten aufzugeben u. eine schmalere Front bei um so größerer Tiefe anzunehmen, z. B. Brücken, Furten, Dämme, Hohlwege, Gebirgspässe u. dgl. Ein D. kann eine im Vormarsch begriffene Truppe derart hemmen, daß selbst eine weit schwächere feindliche Abtheilung ihr Widerstand zu leisten u. sie längere Zeit am Ueberschreiten zu hindern vermag, weil jene nicht in der Lage ist, das Gefecht in entwickelter Front u. mit allen Kräften zu führen. — **Defilégefechte** spielen eine wichtige Rolle in der Kriegführung. Es handelt sich bei denselben vorzugsweise darum, ob man das D. auf dem Vormarsche zu überschreiten u. durch Angriff zu nehmen hat, ob man sich in Ordnung durch dasselbe zurückziehen u. den nachdringenden Feind in der Verfolgung aufhalten, od. endlich ob man dem vorrückenden Feinde den Uebergang streitig machen, bez. die übergegangenen Abtheilungen mit Verlust wieder in das D. zurückwerfen will. Je nach dem Zwecke richtet sich auch die Aufstellung des Vertheidigers vor, hinter od. in dem D. Die Aufstellung hinter dem D. ist im Allgemeinen die vortheilhafteste; denn sie gestattet, dem in schmaler Front vorgehenden Feinde von verschiedenen Seiten in breiter Front entgegenzutreten; sie wird daher stets da gewählt, wo es lediglich darauf ankommt, dem Feinde den Uebergang zu wehren. Wo jedoch die Truppen das D. selbst zu überschreiten haben, da wird die Aufstellung vor dem D. vorgezogen. Die Aufstellung im D. hat immer etwas Mißliches u. beraubt den Vertheidiger seines Hauptvortheils, des vollen Gebrauchs aller seiner Kräfte gegen den Angreifer; sie wird aber nicht zu vermeiden sein, wo die Länge od. Gestalt des D. (sehr lange Dammwege, gewundene Hohlwege, Dorfstraßen) die Vertheidigung des Eingangs nicht gestatten. Beispiele von Defilégefechten bieten die Kriege der neueren Zeit (wie die Gefechte an den Uebergängen der fränkischen Saale bei Kissingen, das Gefecht bei Podol in Böhmen 1866 u. a.).

defiliren heißt nicht nur der Vormarsch einer Truppe in schmaler Front über ein Defilé, sondern auch der Vorbeimarsch vor einem höheren Befehlshaber unter klingendem Spiel (Parademarsch), sowie die Anlage eines Befestigungswerks in der Weise, daß die langen Linien desselben der Längenbestreichung durch feindliches Feuer entzogen sind.

definiren (lat.), wörtlich abgrenzen, insbes. die bestimmenden Grenzen, welche einen Begriff von einem anderen scheiden, angeben od. durch Angabe seiner wesentlichen Merkmale einen Begriff genau bestimmen. Hiernach liegt die eigentliche Schwierigkeit bei der **Definition** od. Begriffsbestimmung in der rechten, d. h. weder zu engen noch zu weiten Fassung der bezeichnenden Merkmale. So würde die Erklärung, daß das Quadrat ein Viereck von gleichen Seiten sei, zu eng sein, da es hiernach auch schiefwinklige Quadrate geben könnte; andererseits wäre die Bestimmung des Quadrats

als eines gleichseitigen u. gleichwinkligen Vierecks mit rechten Winkeln zu weit, weil die Gleichheit der Winkel schon deren Größe als rechte bedingt; dagegen würde die Definition des Quadrates als eines gleichseitigen u. gleichwinkligen od. auch als eines gleichseitigen rechtwinkligen Viereckes vollständig ausreichen. In anderer Weise hat man sich vor der sog. Zirkeldefinition zu hüten, welche sich insofern im Kreise bewegt, als sie in der Erklärung des fraglichen Begriffes das Wort desselben wiederholt. — Man unterscheidet nun die Verbaldefinition od. einfache Worterklärung (z. B. das Viereck ist eine Figur mit vier Ecken) u. die sog. Nominalerklärung od. Namenerklärung, welche sich an nur äußere Merkmale eines Begriffes im Verhältniß zu anderen hält (z. B. Säugethiere bilden diejenige Klasse der Thiere, in welcher die Weibchen ihre Jungen säugen) von der eigentlichen u. sachlichen, sog. Realdefinition, welche auf die wesentlichen Merkmale des Begriffes eingeht, z. B. das Dreieck ist diejenige Raumfigur in der Ebene, welche von drei Seiten eingeschlossen (begrenzt) wird. Je nachdem die Begriffserklärung einen gegebenen Begriff in seine bezeichnenden Merkmale auflöst od. aus den zusammengestellten Merkmalen einen Begriff begründet, trennt man die analytische (auflösende) von der synthetischen (zusammenstellenden) D.; letztere wird auch genetische genannt, welche an die Entstehung ihres Gegenstandes anknüpft, z. B. das Dreieck ist diejenige ebene Figur, welche sich ergiebt, wenn man die beiden Schenkel eines Winkels an beliebigen Punkten durch eine gerade Linie verbindet.

definitiv (vom Lat.), endgiltig, bestimmt, festgeregelt; Definitivum, ein endgiltiges, dauerndes Verhältniß, im Gegensatze zu dem vorübergehenden, einstweiligen Charakter des Interimistieum od. Provisorium (s. d.), wird nam. in der diplomat. Sprache zur Bezeichnung einer endgiltigen Erklärung od. Abmachung gebraucht.

Defizit (lat.), heißt eigentlich: es fehlt. Im Staatshaushalte insbes. bezeichnet man damit die Summe, welche an der Einnahme fehlt, um sie mit der Ausgabe ins Gleichgewicht zu bringen. Die zur Vermeidung eines solchen D.s zu beobachtenden Staatshaushaltsgrundsätze darzulegen ist Sache der Finanzwissenschaft. Einzelne Länder, wie Rußland, Oesterreich u. die Türkei, leiden fortwährend an D.s. Bei einer Kasse versteht man unter D. die Summe, die dem eigentlichen Bestande einer Kasse, wie er sich aus den Büchern ergiebt, fehlt; im Handelswesen den sich durch die kaufmännische Bilanz ergebenden Verlust.

Defoe, eig. Foe (spr. Defuh, Fuh), Daniel, der bekannte Verfasser des „Robinson", verdienstvoller engl. Schriftsteller u. Publizist, geb. 1661 zu London, wurde von seinem Vater, einem zur Sekte der Puritaner gehörigen Fleischer, zum puritanischen Geistlichen bestimmt und erhielt eine diesem Berufe entsprechende Erziehung. Sein frühzeitig dem öffentlichen Leben u. praktischer Thätigkeit zugewandter Geist verlor aber dieses Lebensziel sehr bald aus dem Auge; er trat bei einem Kaufmann in die Lehre u. eröffnete später selbst ein Strumpfwaarengeschäft. Gleichzeitig verfolgte er mit wachsendem Interesse die religiösen Kämpfe der Zeit. Schon unter Karl II. gab er eine Flugschrift „Speculum crapegownorum" heraus, welche die scheinheilige Verfolgungssucht der herrschenden Hochkirche mit scharfem Witze geißelte. Bald darauf schloß er sich dem vom Prinzen Monmouth erregten Aufstand an, focht bei Bristol u. Bath, mußte nach dem Mißlingen des Aufstandes England verlassen u. durchzog nun unstet Spanien, Frankreich u. Deutschland. Nach mehrjährigem Exil in die Heimat zurückgekehrt (er hatte inzwischen aus unbekannten Gründen seinen ursprünglichen Namen Foe in D. verwandelt), fand er die religiösen Gegensätze schärfer denn je zugespitzt. König Jakob suchte den Zwiespalt zwischen der Hochkirche u. den Puritanern aus vollen Kräften zu steigern, weil er hoffte, durch diese Zersplitterung der Gegner der katholischen Kirche wieder zum Siege zu verhelfen. Die Vertagung des Streites zwischen den nichtkatholischen Parteien, die unter diesen Umständen heilige Pflicht war, fand in D. einen beredten Fürsprecher. Er zog in mehreren trefflichen Flugschriften eben so eifrig gegen die Unversöhnlichkeit u. Unduldsamkeit der Dissenters als gegen die der Hochkirche zu Felde, verfeindete sich dadurch mit beiden Parteien u. wurde nun auch von seinen eigenen Glaubensbrüdern als Ketzer verschrieen. Erst der Sturz Jakob's u. der Regierungsantritt Wilhelm's von Oranien brachte den Namen D.'s wieder zu Ehren. Geschäftliche Wirren nöthigten ihn, sich einige Zeit vom öffentlichen Leben fern zu halten. Doch benutzte er diese unfreiwillige Muße zu gründlichen Studien, aus denen sein „Essay on Projects" hervorging, ein Werk, das für die Entwicklung der neueren Nationalökonomie bedeutungsvoll geworden ist u. z. B. auf Franklin, wie dieser selbst bekennt, sehr anregend gewirkt hat. In den letzten Lebensjahren des Königs Wilhelm stand D. diesem sehr nahe; er hatte seine Gunst durch ein damals viel gelesenes u. gesungenes Gedicht „Der wahre Engländer" („The true born Englishman", 1701) erobert, in welchem er den von den Gegnern des Königs gegen diesen erhobenen Vorwurf, daß er ein Fremder sei, sehr witzig dadurch entkräftete, daß er den Spieß umdrehte u. durchführte, wie ja das englische Volk selbst aus einer Mischung verschiedenartiger Stämme entstanden sei. Wilhelm zog ihn an den Hof u. machte ihn zum Träger wichtiger Geschäfte. Der maßlose Uebermuth, in den die Hochkirche nach dem Tode Wilhelm's (unter der Königin Anna) von Neuem verfiel, veranlaßte D. zur Veröffentlichung der Satire „The shortest way with the Dissenters" („Kurzer Prozeß mit den Dissenters", 1703), die wie ein Blitzstrahl in die Kreise der Finsterlinge einschlug. Der muthige Verfasser wurde vor Gericht gestellt u. zu einer namhaften Geldbuße, zu dreitägigem Pranger u. siebenjährigem Gefängniß verurtheilt. Eine Hymne auf den Pranger, in welcher D. den Muth der Ueberzeugung u. den Ruhm, für die Wahrheit zu leiden, mit begeisterten Worten feierte, gewann ihm die Sympathie des Volkes, das sich um die Schandsäule, an der er ausgestellt war, drängte u. in der unzweideutigsten Weise für ihn Partei nahm. Dennoch mußte er ins Gefängniß wandern, in welchem ihm jedoch vergönnt war, den Gang des öffentlichen Lebens aufmerksam zu verfolgen u. durch Flugschriften u. Aufsätze, nam. durch sein Volksblatt „The Review" (die erste engl. Zeitschrift dieser Art), für Bildung u. Aufklärung zu wirken. Infolge eines Ministerwechsels erhielt er bereits im April 1704 seine Freiheit wieder; ja die Regierung trat wiederum mit ihm in Verbindung u. betraute ihn mit den Unterhandlungen, die der Vereinigung von England u. Schottland vorangingen — ein Auftrag, dessen er sich rasch u. glücklich entledigte (vom Okt. 1706 bis zum Febr. 1707). Die Geschichte dieser Union, die D. 1709 herausgab, wird als der Bericht eines so wohlunterrichteten u. zuverlässigen Zeitgenossen immer von Werth sein. Als sich gegen das Lebensende der Königin Anna, von dieser begünstigt, die Jakobiten wieder regten, trat D. in mehreren Broschüren für die protestantische Thronfolge des Hauses Hannover auf; dafür ward er im Frühjahr 1713 aufs Neue ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch schon im Nov. desselben Jahres wieder entlassen wurde. Die Opfer, die D. für das Haus Hannover gebracht, wurden nach dessen wirklicher Erhebung auf den engl. Thron mit Undank belohnt. Mit stoischer Entsagung, wenn auch nicht ohne ein Gefühl von Bitterkeit, zog sich D. fortan von aller politischen Thätigkeit zurück. Sein späteres schriftstellerisches Wirken nahm, fern von allen Parteizwistigkeiten des Tages, einen mehr volksbildenden u. erzieblichen Charakter an. Dieser Richtung gehören seine Volksbücher „The family instructor" u. „The religious courtship" an, die in England lange Zeit zu den beliebtesten Familienschriften zählten, vor allen aber sein bekanntestes u. am meisten verbreitetes Werk: „The life and surprising adventures of Robinson Crusoe" („Das Leben u. die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoe's"), das im April 1719 erschien. In diesem Buche schilderte D. (auf Grund einer wahren Begebenheit) die Abenteuer eines auf eine wüste Insel verschlagenen Matrosen, seinen Kampf mit der Noth des Lebens, die ihn von Einfall zu Einfall, von Erfindung zu Erfindung drängt, endlich das Hinzutreten von Genossen, mit denen er ein kleines Gemeinwesen gründet u. zu neuen Fortschritten gelangt. Das fesselnd geschriebene Buch kam somit dem abenteuerlichen, unternehmungslustig in die Ferne schweifenden Zuge der Zeit entgegen; daher die außerordentlich rasche u. weite Ver-

Nr. 2219. Daniel Defoe, geb. 1661, gest. 24. April 1731.

breitung des „Robinson", der fast in alle lebenden Sprachen Europa's übersetzt wurde, u. die zahlreichen Nachahmungen, die er hervorrief (vergl. den Art. „Robinson" u. „Robinsonaden"). In diesem individuellen Lebensbilde spiegelte sich aber zugleich die stufenweise Entwicklung des Menschen überhaupt aus rohem Naturzustande zu Bildung u. Gesittung; dies gab dem Buche einen hohen pädagogischen u. kulturgeschichtlichen Werth. Aehnlichen Inhalts, wenn gleich minder bedeutsam, waren seine Romane „Captain Singleton" (1720), „Moll Flanders" (1721), „Colonel Jack" (1722). Großes Talent für genrebildliche Sittenschilderung zeigte er in seiner „Geschichte der großen Pest von London" (1722), in den „Denkwürdigkeiten eines Kavaliers" (1723), in der Schilderung des „engl. Handelsmannes" (1727). Auch durch diese späteren Schriften D.'s geht ein Hauch sittlicher, dabei aber freier u. duldsamer Gesinnung. Obwol D. bis in sein hohes Alter thätig blieb, starb er doch arm u. selbst von seinem Sohne, dem er sein kleines Vermögen abgetreten, verlassen 24. April 1731 zu London. Seine Werke (mit Anmerkungen von Walter Scott u. A.) gab Talboys heraus (20 Bde., Oxf. 1840 u. 41), eine Auswahl veranstaltete Harzlitt (3 Bde., Lond. 1840—43). Vgl. Wilson, „Life and times of D." (3 Bde., Lond. 1831), u. Hettner, „Robinson u. die Robinsonaden" (Berl. 1854).

Deformitäten sind Verunstaltungen des ganzen od. eines Theils des thierischen od. pflanzlichen Organismus. Als D. der ersteren Art sind die Mißgeburten (s. d.) zu betrachten. Die D. einzelner Theile des Körpers sind theils von Einfluß auf das Gesammtbefinden, theils gleichgiltig für dasselbe. Sie treten an den verschiedensten Stellen auf, u. man unterscheidet D. des Gesichtes, der Füße u. s. w., od. aber auch nach den den Körper zusammensetzenden Systemen, D. der Knochen, der Gefäße, der Geschlechtsorgane u. s. w. Manche der D. sind heilbar, so verschiedene Auswüchse der Haut od. der Knochen, Rhachitis, engl. Krankheit, andere unheilbar, z. B. Verkrümmungen der Wirbelsäule (Skoliose, Kyphose). Die D. bildeten früher den Haupttheil der Anatomie u. der anatomischen Sammlungen, heutzutage sind sie Gegenstand der pathologischen Anatomie.

Defraudation, Betrügerei, bezeichnet in der Regel ein Zoll- od. Steuervergehen, nam. eine Hinterziehung indirekter Abgaben. Sie wird meist mit Geld- od. geringer Gefängnißstrafe geahndet, zieht aber auch sehr häufig Konfiskation, nam. der hinterzogenen Waare, nach sich.

Defterdar (pers., von defter, Buch, Register), der Titel des Finanzministers in Persien, welcher, den Privatschatz des Staatsoberhauptes ausgenommen, das gesammte Finanzwesen des Staates unter seiner Leitung hat. Auch in der Türkei führte der Finanzminister früher den Titel D.

degagiren (franz., spr. degaschiren), befreien, losmachen; im Fechten: sich von der Klinge des gegnerischen Fechters losmachen u. auf die andere Seite überspringen, sowol in der Absicht der Deckung als des Stoßes. In ähnlichem Sinne kann ein Truppentheil durch einen anderen degagirt werden, indem dieser durch sein Eingreifen die Aufmerksamkeit u. die Angriffe des Gegners von jenem auf sich ablenkt.

Degen, Stoßwaffe, oft auch gleichzeitig als Hieb- u. Stoßwaffe eingerichtet, wie der Pallasch der Kürassiere, mit gerader, zweischneidiger Klinge u. Korbgriff. Der D. ist bei der Kavallerie fast überall dem gekrümmten Säbel gewichen, der leichter zu führen u. zum Hiebe brauchbarer ist. In vielen Armeen führen die Offiziere der Infanterie, sowie die Aerzte u. Beamten, einen leichten D., der anstatt des Korbes nur einen Bügel hat u. in lederner Scheide getragen wird. Ehrendegen werden zur Auszeichnung für militär. Verdienste verliehen.

Degeneration (Entartung, Entbildung), derjenige gewissermaßen dem Wachsthum entgegengesetzte Prozeß, durch welchen die den Organismus zusammensetzenden Gewebe insoweit verändert werden, daß sie ihre Bedeutung als lebende, leistungsfähige Bestandtheile des Körpers ganz od. theilweise verlieren. Es gehören hierher nächst dem als Brand (Necrose, Gangrän) bezeichneten partiellen Tode od. Absterben einzelner Theile des Organismus die als Involutionszustände zusammenzufassenden Gewebsveränderungen, bei denen eine allmähliche Umwandlung u. schließliche Vernichtung der normalen Form Hand in Hand geht mit einer eben so allmähligen Abnahme u. schließlichen Einstellung der normalen Funktion der Theile: so die fettige D. (Fettd.), der im Greisenalter u. in analogen, durch auszehrende Krankheiten herbeigeführten Schwächezuständen alle Gewebe des Körpers zum Angriffspunkt werden können (Herzverfettung, Hirnerweichung), ferner die schleimige Erweichung der Knorpel u. Knochen, u. die in ihrer Erscheinung ihr ähnliche Colloidentartung der Gewebe. Infiltrationszustände dagegen sind solche D., bei denen die betroffenen Gebilde selbst in vorgerückten Stadien der Veränderung ihre äußere Form wenigstens insoweit bewahren, daß man sie noch wiedererkennen kann, u. deren physiologische Leistung nie vollständig aufzuhören scheint. Aehnliche Vorgänge der D. finden sich auch im Pflanzenkörper (Verdickung der Zellwände, Bildung lufthaltiger Räume u. s. w.). Derselbe Ausdruck wird auch für das Rückschlagen „veredelter" Rassen zur Stammform gebraucht (s. „ausarten").

Degenfeld, urspr. Tägerfeld, altadl. Geschlecht, stammt aus der Schweiz, wo es schon im 9. u. 10. Jahrh. blühte, wanderte aber 1308 nach Schwaben aus, wo Schloß u. Herrschaft D. an der Lauter bei Schwäb.-Gmünd sein Stammsitz wurde. Heute blüht das seit 1625 in den Freiherrnstand erhobene Geschlecht in Baden, Württemberg, Ungarn u. Siebenbürgen in mehreren Linien, von denen die Linie D.-Schonburg (od. Schomberg) 1716 in den Reichsgrafenstand erhoben ward. Geschichtlich merkwürdig u. berühmt sind: Christoph Martin, erster Reichsfreiherr v. D., geb. 1588, gest. 13. Okt. 1653, diente im Dreißigjährigen Kriege unter Wallenstein u. Tilly, dann unter Spinola in den Niederlanden, ging aber nachher zum Schwedenkönig Gustav Adolf über u. kämpfte tapfer gegen die Kaiserlichen. Im J. 1643 trat er in die Dienste Venedigs, um die päpstl. Truppen u. die Türken bekriegen zu helfen. Schließlich zog er sich nach Schwaben zurück. Vgl. Kapff, „C. M., Freiherr v. D." u. s. w. (Ulm 1844, mit Portr.). Seine jüngste Tochter, Maria Susanna Loysa v. D., geb. um 1636, ward Hoffräulein bei der Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der sich, nach Scheidung von seiner Frau, 1657 mit dem ihn durch Schönheit u. Geist anziehenden Fräulein v. D. morganatisch vermählte u. ihr vom Kaiser den Titel einer Raugräfin erwirkte; sie starb, nachdem sie ihrem 14. Kinde das Leben gegeben, 18. März 1677 zu Heidelberg. Vgl. Kazner, „L. v. D., Raugräfin von der Pfalz" (Leipz. 1798, 3 Bde.), u. Lipowsky, „Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, u. M. S. L., Raugräfin v. D." (Sulzb. 1824). — Christoph Martin, erster Reichsgraf v. D., geb. 26. April 1689 als Enkel des oben genannten Feldherrn, war preuß. Generalleutnant der Kavallerie, eine Zeit lang Gesandter in London, dann preuß. Staats- u. Kriegsminister. Er vermählte sich 1717 mit der Prinzessin Maria v. Schomberg u. verband ihren Namen mit dem seinigen; er starb zu Frankfurt a. M. 16. Aug. 1762. — August Franz Johann Christoph, Reichsgraf v. D.-Schönburg, österr. Feldzeugmeister, geb. zu Groß-Kanischa in Ungarn 10. Dez. 1798, half 1849 in der Schlacht bei Novara als Führer der Avantgarde des 4. Armeecorps den Sieg entscheiden, rückte zum Feldmarschallleutnant auf u. wurde später Vizegouverneur der Bundesfestung Mainz. Im J. 1850 als Sektionschef u. Stellvertreter des Kriegsministers nach Wien berufen, wurde er 22. April 1860 zum Kriegsminister ernannt. Am 19. Febr. 1864 erhielt er mit dem Range eines Feldzeugmeisters seine Entlassung.

Nr. 2250. Der Degenfisch (Trichiurus lepturus).

Degenfisch (Trichiurus lepturus), ein gegen 5 m. langer Fisch des Mittelmeeres, von dessen Flossen blos die Rücken- u. Brustflossen entwickelt sind, während die Bauchflossen fehlen u. statt der Schwanzflosse nur eine dünne Spitze zu sehen ist (daher der Name Trichiurus d. h. Haarschwanz).

Deger, Ernst, einer der gediegensten Vertreter der religiösen Historienmalerei, geb. 1809 zu Bockenem bei Hildesheim, bildete sich unter Schadow's Leitung in Düsseldorf, der ihn zu seinen bedeutendsten Schülern zählte, u. wirkt gegenwärtig als Professor an der Düsseldorfer Akademie. Seine Bilder athmen eine tiefempfundene Religiosität, die, eben so frei von religiöser Askese wie von weltlichem Realismus, auf den Beschauer eine überzeugende Kraft ausübt, weil sie den Stempel der inneren Wahrheit an sich trägt. Daher brachen sie sich rasch Bahn u. drangen in das Herz des Volkes. Große Wirkung erzielte er nam. mit einer „Madonna mit dem Christuskinde" (das er als Altarbild für die Andreaskirche in Düsseldorf malte, 1837). Die Erfolge D.'s veranlaßten den Grafen von Fürstenberg-Stammheim, die Freskenausschmückung der in seinen Besitz gelangten, durch Zwirner neu erbauten Apollinariskirche bei Remagen D. zu übertragen. Nachdem der Künstler sich zur Ausführung dieser Arbeit mit den gleichgesinnten Kunstgenossen Ittenbach u. den Brüdern Andreas u. Karl Müller vereinigt hatte, zog er mit ihnen nach Italien u. entwarf dort nach gründlichen Studien Rafael's u. seiner Vorgänger die Cartons zu den Gemälden, deren Ausführung er nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1843 in Angriff nahm. Die von ihm übernommenen Darstellungen aus dem Leben Jesu u. der heiligen Jungfrau gehören zu dem Erhabensten u. Vollendetsten, was die christliche Kunst seit Jahrhunderten hervorgebracht hat. Nach Vollendung dieser Arbeiten, 1851, wurde D. mit der Ausschmückung der Kapelle der Burg Stolzenfels bei Koblenz beauftragt. Die gleichfalls in großem Stile gehaltenen 12 Bilder, mit denen der Künstler die Wandflächen der Kapelle schmückte, behandeln den Gedanken der Erlösung des Menschengeschlechts vom Fluche der Sünde. Trotz dieser vorzugsweisen Pflege, die er der Freskomalerei zuwandte, fand D. Muße, eine Reihe bedeutender Oelgemälde zu schaffen, zu denen er die Stoffe gleichfalls der heiligen Geschichte u. Legende entnahm.

Degérando, Joseph Marie de, franz. Philosoph, geb. 29. Febr. 1772 zu Lyon, trat nach Beendigung seiner Studien als gemeiner Soldat in Massena's Armee ein, wurde von Napoleon I. zum Generalsekretär im Ministerium des Innern ernannt u. starb als Pair u. Vizepräsident des Staatsrathes 12. Nov. 1842 zu Paris. Außer mehreren philosophischen Werken hat D. eine gute Geschichte der Philosophie veröffentlicht unter dem Titel: „Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines" (3 Bde., Paris 1803, deutsch von Tennemann 2 Bde., Marb. 1806—7).

Deggendorf, Stadt in Niederbayern, am Fuße hoher Ausläufer des Bayerischen Waldes u. am linken Ufer der Donau, über welche hier eine $373,_{49}$ m. lange hölzerne Brücke führt. D. ist der Sitz eines Land- u. Bezirksgerichts u. hat ein Schloß, einen Eisenhammer u. eine schöne Pfarrkirche u. über 5000 E., welche lebhaften Handel mit Vieh, Hopfen, Holz, Töpferwaaren u. Leinwand sowie den Anbau von Garten- u. Hülsenfrüchten, Obst u. Flachs betreiben. Auf dem Geierberge daselbst steht eine von jährlich mehr als 30,000 Pilgern besuchte Wallfahrtskirche, deren Gnadenpforte nur einmal im Jahre geöffnet wird, um den Zutritt zu einer „wunderthätigen" Hostie zu gestatten. Früher Hauptort einer Grafschaft, ward D. im 13. Jahrh. von Ottokar von Böhmen erobert u. zerstört, litt sehr im Dreißigjähr. Kriege u. ward 1743 vollständig niedergebrannt. Im J. 1337 wurden daselbst sämmtliche Juden ermordet. Auf der durch den Bayerischen Wald führenden Kunststraße gelangt man von hier zu der Rusel, einem $754,_{19}$ m. über dem Meere, zwischen schroff aufsteigenden Felsen liegenden Wirthshause, von dem man eine herrliche Aussicht ins Donauthal genießt. Ein gleich schöner Blick eröffnet sich von der Burgruine des nahen Natternberges.

Deglutition, s. „Verdauung".

Dégout (spr. Deguh), Widerwille, Abneigung, Abscheu, Ekel.

de grace (franz., spr. de grahß'), mit Erlaubniß, mit Gunst.

Degradation (lat., d. i. Herabsetzung) ist die zwangsweise, meist mit entehrenden Wirkungen verbundene Entziehung eines Amtes od. einer Ehrenstelle. Gewisse Strafen ziehen noch jetzt hier u. dort D., die Ausschließung von gewissen Aemtern od. Ehren nach sich. Im Kriegsrecht ist D. die Zurückversetzung aus einem höheren militärischen Grad in einen niederen. Diese Ehrenstrafe wird gegenwärtig in allen Armeen nur noch auf Unteroffiziere angewendet, die zu gemeinen Soldaten degradirt werden, u. kann nur infolge eines kriegsgerichtlichen Spruches verfügt werden. Im Kirchenrecht tritt D., Entziehung der priesterlichen Würde, als Folge schwerer Vergehen gegen das Gesetz od. den Glauben ein.

Degré (franz., spr. Degreh), eigentl. Grad, bedeutet geographisch den 100sten Theil vom Quadranten des nördl. Erdmeridian. Seine Länge wurde durch unmittelbare Messung bestimmt u. bildet jetzt das Grundmaß der in Frankreich, Deutschland u. mehreren andern Staaten gebräuchlichen Längenmaße. Der D. enthält 10 Mm., 100 Km., 1000 Hm., 10,000 Dm. u. 100,000 m.

Degu (Octodon Cummingii), ein unserer Haselmaus ähnliches, graubraunes, etwa 25 cm. langes u. 8 cm. hohes Nagethier Chile's, das Wintervorräthe einsammelt u. den Pflanzungen sehr schädlich ist.

degummiren, d. i. eine Operation, mittels welcher man die klebrige u. farbige Materie, welche an der Rohseide haftet, entfernt; es geschieht dies durch Kochen in einer Auflösung von Natronseife (vgl. Seide). Die Faser verliert dadurch einen leimartigen Ueberzug u. ihre etwaige, an dem letzteren haftende Färbung wird dünner, geschmeidiger u. glänzender. Für gewisse Zwecke wird das Kochen abgekürzt u. die Faser bleibt steifer u. glanzloser. Dies giebt die sog. halbgekochte od. Soupleseide.

de gustibus non est disputandum (lat.), d. i. „über den (individuellen) Geschmack ist nicht zu streiten."

Dehn, Siegfried Wilhelm, ausgezeichneter Theoretiker u. Musikgelehrter, geb. 25. Febr. 1799 zu Altona als der Sohn eines reichen Bankiers. Musikalischen Unterricht erhielt er ziemlich frühzeitig u. nam. machte er im Violoncellspielen unter des bekannten G. Wineberger Leitung gute Fortschritte; doch durfte er, von Haus aus zum Forstmann bestimmt, erst später seiner Neigung für den Gelehrtenstand folgen. Von 1814 ab besuchte D. das Gymnasium von Plön u. ging dann 1819 auf die Universität Leipzig, wo er bis 1823 blieb, während dieser Zeit Jurisprudenz u. Humaniora studirend, doch aber auch musikalisch sich fortbildend durch theoretischen Unterricht, den ihm der Organist Dröbs ertheilte, sowie durch den Verkehr mit Männern wie Schicht, Friedrich Schneider, Pohlenz ꝛc. Nach Absolvirung seiner Studien u. einer darauf folgenden Reise ließ er sich Ende des Jahres 1823 in Berlin nieder, wo er eine Anstellung bei der schwed. Gesandtschaft fand u. in seinen Mußestunden sich fleißig mit der Pflege der Tonkunst beschäftigte. Diese letztere zu seinem ausschließlichen Lebensberufe zu machen wurde er durch den infolge einer Reihe von unglücklichen Zufällen herbeigeführten Verlust seines Vermögens veranlaßt (etwa 1829). Behufs gründlicher Einführung in den höheren Tonsatz vertraute er sich der Leitung des ihm befreundeten Bernhard Klein an. Bald traten bei ihm auf rein theoretische, musikhistorische ꝛc. Studien gerichtete Bestrebungen in den Vordergrund, sowie er selber auch nach u. nach als Lehrer der Tonkunst sich Hochschätzung erwarb. An seinen richtigen Platz kam er, als er 1842 zum Custos der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek in Berlin ernannt wurde, welchem Institut er durch unermüdliche Sorgfalt zu hoher Bedeutung verhalf. Im J. 1845, nach Grell's Abgang, wurde er als Lehrer des Gesanges beim königlichen Domchor angestellt, legte aber, da ihm das dienstliche Verhältniß nicht zusagte, diese Stelle bald wieder nieder. Sein Tod erfolgte ganz plötzlich 12. April 1858. Von seinen Kompositionen hat D. nichts veröffentlicht, da er selber von seinem Talente in Bezug auf Erfindung nicht viel hielt; hingegen sind von seinen als vorzüglich anerkannten theoretischen u. sonstigen musikwissenschaftlichen Arbeiten erschienen: eine theoretisch-praktische Harmonielehre; ein Lehrbuch des Kanons u. der Fuge; Analysen dreier Fugen aus Seb. Bach's „Wohltemporirtem Klavier" u. einer Vokaldoppelfuge von M. A. Buononcini; eine Neuherausgabe von Marpurg's „Abhandlung von der Fuge"; eine mit Anmerkungen versehene Uebersetzung von Delmotte's „Notice biographique sur Roland de Lattre"; zahlreiche Aufsätze in der ehemaligen von Marx redigirten „Berliner Musikzeitung" u. in der von Gottfried Weber begründeten „Cäcilia" (deren Redaktion D. auch von 1842—48 führte). Schließlich seien noch die hervorragendsten Schüler D.'s genannt: Glinka, Friedr. Kiel, Bernh. Scholz u. Adolf Reichel.

Dehnbarkeit, die Eigenschaft verschiedener Körper, vermöge deren sie infolge mechanischer Krafteinwirkung ihre Form bleibend verändern, ohne zu zerreißen. Die D., welche der Sprödigkeit entgegengesetzt ist,

ist bei verschiedenen Körpern und unter ungleichen Bedingungen auch bei denselben Körpern verschieden, gehört demnach zu den relativen Eigenschaften der Körper. Sie ist nicht zu verwechseln mit Elasticität (s. d.), denn elastische Körper nehmen nach Entfernung der ausdehnenden Kraft ihre vorige Gestalt wieder an, es ist z. B. kaltes Glas sehr elastisch, aber nicht dehnbar. Dehnbar, streckbar, hämmerbar, geschmeidig sind Eigenschaften, welche auf demselben Grunde beruhen. Einige Körper, nam. Metalle, insbes. Platin, Gold, Silber, Messing, Kupfer, Zinn, Blei u. Eisen, sind unter allen Bedingungen dehnbar u. besitzen diese Eigenschaft in einem sehr hohen Grade, andere sind entweder überhaupt od. mindestens bei mittlerer Temperatur gar nicht dehnbar. Manche werden in etwas erhöhter Temperatur dehnbar, z. B. Schellack, Wachs u. Zink, noch andere in der Hitze, z. B. Glas, Harz, thierischer Leim u. s. w. Viele Pflanzenstoffe sowie die Thonerde werden durch Feuchtigkeit dehnbar. Besonders haben die edeln Metalle wegen ihrer großen D. u. Streckbarkeit stets die Aufmerksamkeit erregt. Die Praxis macht davon Gebrauch zur Vergoldung, Versilberung u. Verplatinirung, wobei die edlere Bedeckung zu ganz unglaublicher Feinheit getrieben werden kann, ohne doch den Zusammenhang zu verlieren.

de hodierno die (lat.), d. i. „vom heutigen Tage".

Dehors (spr. Dehohr), der äußere Anstand, die Außenseite.

Dei od. Dey (s. v. a. Heerrufer, vom arab. dâi, zusammenrufen; Andere halten das Wort für türkischen Stammes, wonach es „Oheim von mütterlicher Seite" bedeuten würde) war von 1600—1830 der Titel des Oberhauptes der den Raubstaat Algier beherrschenden christenfeindlichen Janitscharenmiliz. Ueber diesem, von der letzteren gewählten D. stand Anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha, der die Civilregierung des Landes besorgte. Seit 1710 übertrug aber die Pforte auch diese Paschawürde auf den D. Die D.s selbst pflegten sich Wali (Statthalter), Beglerbeg (Fürst der Fürsten), auch wol Seriasker (Heereshaupt) zu nennen. Die Macht der gewöhnlich sehr despotischen u. grausamen D.s war durch einen ihnen zur Seite stehenden Diwan (wenigstens in Friedenszeiten) beschränkt.

Deich, ein künstlicher, in größerer od. kleinerer Entfernung vom Ufer eines Meeres od. Flusses angelegter Erdaufwurf, ein Damm (s. d.), welcher das hinter ihm liegende Land vor den Verheerungen außergewöhnlicher Hochwasser zu schützen bestimmt ist. Um dem Wasser ein Zurücktreten hinter den D. nicht zu gestatten, werden die D. unter sich so in Verbindung gebracht, daß sie geschlossene Systeme, Eindeichungen, bilden. Der Landstreifen, worauf der D. steht, heißt der Grund des D.s, Damm- od. Weyfeld; das Land, welches zwischen D. u. Wasser liegt, das Vorland od. Butenland; das Land, welches hinter dem D. liegt, das Binnenland. Jeder D. enthält eine mindestens 1 m. breite wagrechte Krone od. Kappe, welche $^1/_2$ bis $^1/_4$ m. über dem höchsten Wasserstande angelegt wird, u. zwei Böschungsflächen, wovon die nach der Landseite hin gelegene Landabdachung od. Binnenabdachung die steilere, die nach der Wasserseite hin gelegene Wasserabdachung od. Butenabdachung die flachere, selten über 30° zur Horizontalen geneigte ist. Führt ein Weg über den D., so erhält dessen Krone, je nach dessen Frequenz, eine Breite von 2 bis $2^1/_2$ m. od. von $3^3/_4$ bis 5 m. u. zur Ableitung des Wassers eine Neigung nach außen. Die an beiden Ufern eines Stromes geführten D. dürfen denselben weder zu sehr einengen noch ihm durch zu starke Krümmungen Veranlassung zu Beschädigungen od. Durchbrüchen geben. — Zum Deichbau ist schwerer Boden, also Lehm- od. Thonboden, der geeignetste, während leichter Boden, wie Moor- u. Sandboden, undichte D. geben. Die zum Bau des D.s erforderliche Erde entnimmt man dem Vorlande, weil die hierdurch entstehenden Gruben vor dem Wasser allmählig mit Schlick ausgefüllt werden, während solche auf dem Binnenlande gebildete Gruben leicht das Sickerwasser u. hierdurch die Lockerung des Deichgrundes befördern. Aus demselben Grunde darf das Binnenland keinen Fall nach der Landseite haben. An Stellen, wo der Boden nicht fest genug ist, um den D. zu tragen, wird derselbe mit Holzungen eingefaßt. Zur Durchführung von Quell- u. Regenwasser, Bächen u. kleinen Flüssen sind theils Deichsiele, welche die Deichkrone nicht unterbrechen, theils Deichschleußen, welche dieselben unterbrechen, erforderlich, die bei Hochwasser geschlossen bleiben u. erst nach dem Fallen des Wassers wieder geöffnet werden od. sich selbst öffnen.

Nach der Lage am Meere od. Flusse unterscheidet man Seed. u. Flußd. Die letzteren heißen Winterd., wenn sie das Binnenland vor den höheren Winterfluten, Sommerd. od. Tummeld., wenn sie dasselbe, gewöhnlich Wiesen, nur vor den niedrigeren Sommerfluten schützen sollen. Setzt sich vor dem D. so viel Butenland an, daß hiervon ein zweiter D. erbaut werden kann, so wird dieser zum Hauptd., während jener ältere nur als Reserve dient u. Schlafd., Sturmd. od. Stückd. heißt. Binnen- od. Landd. sind dazu bestimmt, Hauptdeiche vor Ueberschwemmungen durch Regengüsse od. Wolkenbrüche von der Landseite her zu schützen. Laufen dieselben vom Hauptd. aus landeinwärts u. werden sie durch einen zum Hauptd. parallelen D. verbunden, so heißt letzterer ein Querd.

Ueber die Pflichten, D.e zu erhalten u. vor Deichbruch zu schützen, sowie über die Rechte, dieselben zu benutzen, verbreitet sich das **Deichrecht**, welches sich in den am Meere gelegenen Niederungen, bes. der Nord- u. Ostseite, aus dem Gewohnheitsrechte der Seebewohner entwickelte u. in die den lokalen Verhältnissen angepaßten **Deichordnungen** u. **Deichgesetze** der verschiedenen Länder zerfällt. Das Deichrecht verpflichtet Jeden, dessen Grundstück durch die Ueberschwemmung des eingedeichten Wassers leiden würde, zur Mithülfe bei Erhaltung des D.s, u. jede Verbindung von Einzelnen u. ganzen Gemeinden zum Schutz der D.e heißt Deichverband od. Deichband u. ein Mitglied desselben Deichbandgenosse od. schlechthin Deichgenosse. Ihre Verpflichtung zur Mitwirkung bei Erhaltung des D.s od. Deichlast ist schon in dem Sprüchwort enthalten: „Wer nicht will deichen, der muß weichen." Nur besondere Privilegien entbinden von dieser allgemeinen Pflicht u. säumige Deichbandgenossen verfallen dem Spatenrecht, wonach ihr Grundstück nach Verlauf einer bestimmten Frist versteigert werden kann.

Tritt die Gefahr eines Deichbruchs ein, so können alle arbeitsfähigen Bewohner eines Deichbezirks zur Nothhülfe bei den Erhaltungsarbeiten des D.s od. zu der außerordentlichen Deichlast aufgefordert u. angehalten werden. Etwaige über Deichangelegenheiten entstehende Streitsachen werden vor einem besonderen Gericht, dem **Deichgericht**, verhandelt, dessen oberstem Richter, dem **Deichgrafen**, eine Anzahl von Beigeordneten od. **Deichgeschworenen** zur Seite steht. Diese Personen sind es auch, welche zu gewissen Zeiten, bes. dann, wenn die Hochfluten in Aussicht stehen, also im Frühjahr u. Herbst, eine Besichtigung des D.s od. die **Deichschau** vorzunehmen haben.

Deichbau, Deichgesetze, Deichgeschworene, Deichgraf, Deichlast, Deichordnung, Deichschau, s. u. „Deich".

Deichsel ist der doppelte od. einfache, vom Vordertheil eines Wagens ausgehende Baum, an welchen das Zugvieh gespannt wird. Die einfache D. dient für ein Zweigespann, die doppelte (Gabeld., Gabel) für ein einzelnes Pferd. Außer zum Anhängen der Zugthiere dient die D. auch zum Lenken des Fuhrwerks, denn da sie mit dem Vordergestell unbeweglich verbunden ist, so muß dieses folgen, wenn sie aus der geraden Richtung weggedreht wird.

Deidesheim, Städtchen mit altem Schloß an einem Zuflusse des Speierbaches, der, bei Hochspeier in der Senke von Kaiserslautern entsteht u. das schöne Neustädter Thal durchströmt, in dem rheinpfälzischen Bezirk Neustadt an der Hardt. Es hat über 2800 Einw., die sich meist mit dem Bau des nach ihm genannten vortrefflichen Weines beschäftigen. In der Nähe liegen auch die Weinorte Forst, Ruppertsberg rc.

Dei gratia (lat.), d. i. von Gottes Gnaden.

Deinhardstein, Joh. Ludw. Franz, dramatischer Dichter, geb. 21. Juni 1794 zu Wien, studirte daselbst die Rechte u. wurde 1824 Kriminalkommissär. Im J. 1827 zum Professor der Aesthetik an der Theresianischen Ritterakademie ernannt, übernahm er 1829 die Leitung der „Wiener Jahrbücher". Wenige Jahre darauf (1832) trat er als Vizedirektor in die Leitung des Hofburgtheaters; 1848 zum Beirath des Statthalters für literarische Angelegenheiten ernannt, starb er 12. Juli 1859. Schon seine ersten Dichtungen („Dramatische Dichtungen" Wien 1816) u. andere Versuche im Drama gaben den Beweis einer künstlerischen Bildung u. eines feinen Geschmackes; am gelungensten ist sein dram. Gedicht „Hans Sachs" (1828), zu dessen Aufführung in Berlin Goethe einen Prolog dichtete, u. das an feiner Komik reiche Lustspiel „Garrick in Bristol" (1834). — D.'s „Novellen" (Pest 1846) sind einfach u. klar geschrieben, aber von geringem poetischen Gehalte.

Deinokrates, ein berühmter Baumeister zur Zeit Alexander's des Großen. Nachdem er am Wiederaufbau des durch Herostrates eingeäscherten Dianatempels zu Ephesos mit thätig gewesen war, begab er sich an den Hof Alexander's. Als er hier längere Zeit nicht vorkam, kleidete er sich als Herakles u. erregte so die Aufmerksamkeit des Königs, dem er nun den Plan vorlegte, den Berg Athos in eine kolossale Bildsäule zu verwandeln u. derselben in die eine Hand eine Stadt, in die andere eine Schale zu geben, aus welcher sich ein Fluß in das Meer ergösse. Alexander lehnte den Vorschlag zwar ab, benutzte aber den Künstler bei der Anlage Alexandria's.

Deiphobe, Name der Sibylle von Cumä (s. „Sibylla").

Deiphobus, nächst Hektor der tapferste von den Söhnen des Priamos, heirathete nach des Paris Tode die Helena. Bei Troja's Eroberung soll er von seiner Gattin verrathen worden sein.

Deismus (vom lat. „Deus", Gott) od. Theismus (vom griech. „θεός", Gott), d. i. Gottesglaube, heißt im Allgemeinen jede Weltanschauung, nach welcher allen Dingen ein Göttliches zu Grunde liegt. Die neuere Philosophie unterscheidet die beiden genannten Bezeichnungen so von einander, daß sie unter D. die Lehre versteht, nach welcher der überweltliche Gott u. Schöpfer der Welt keinen weiteren Einfluß auf die festbestimmten Naturgesetze ausübt, wogegen der Theismus eine solche fortgesetzte unmittelbare Einwirkung Gottes auf das Weltganze annimmt. Hiervon zu trennen ist der Begriff des D. in geschichtlichem Sinne. In diesem ist D. die Auffassung des Christenthums als einer rein vernunftmäßigen Religion mit Verwerfung alles Dessen, was dem gesunden Menschenverstande widerspricht, also vor Allem aller Wunder u. übernatürlichen Vorgänge. Das Vaterland dieses D. ist England. Nachdem zuerst Thomas Hobbes (gest. 1679) alle Erkenntniß u. allen menschlichen Willen auf sinnliche Empfindungen zurückgeführt hatte, bildete John Locke (gest. 1704) dieses sensualistische System dahin aus, daß er die Offenbarung zwar anerkannte, aber nur als ein Mittel zu schnellerer u. bequemerer Mittheilung von Vernunftwahrheiten, die der menschliche Geist auch ohne sie hätte finden können. Die Reihe der eigentlichen Deisten eröffnet indeß erst Edward Herbert (Lord Cherbury, gest. 1648), der das Christenthum als reine Naturreligion auffaßte u. auf fünf Punkte (Dasein Gottes, Verpflichtung zur Tugend, Gewißheit der Vergeltung etc.) zurückführte. Alles Andere erklärte er für Fälschung der Priester. Die Nachfolger Herbert's, wie Charles Blount (gest. 1693), der Arzt Thomas Brown (gest. 1682) etc., ergingen sich in solchen Verunglimpfungen des Christenthums, daß sie dadurch den D. in England um alles Ansehen brachten. Dennoch schlug derselbe nicht nur in Frankreich Wurzel, wo er freilich in nackte Gottesleugnung ausartete, sondern er leistete auch in Deutschland dem sog. Rationalismus (s. d.) vielfach Vorschub, welcher hier zu einer Zeit in Blüte kam, wo der engl. D. mit Bolingbroke (gest. 1751) bereits wieder erloschen war.

Deister, Gebirgskette zwischen Weser u. Leine, südwestl. von Hannover, in der Richtung von SO. bis NW. parallel mit dem die Weser begleitenden Süntelgebirge laufend. Waldreichthum, Steinkohlengruben u. Sandsteinbrüche geben dem D. eine industrielle Bedeutung. Die Durchschnittshöhe beträgt 300 m.; der höchste Punkt ist der 380 m. hohe Höfeler bei Wennigsee.

Dejanira, Tochter des Königs Oeneus von Kalydon, um deren Besitz der Flußgott Acheloos mit Herakles kämpfte. Als sie Letzterem zugefallen war, folgte sie ihm aus Aetolien nach Trachin am Oeta. Der Kentaur Nessos, der sich ihrer unterwegs beim Uebersetzen über einen Fluß zu bemächtigen trachtete u. von Herakles mit dem Bogen erlegt wurde, gab ihr sterbend den hinterlistigen Rath, etwas von seinem Blut, das durch den in das Blut der lernäischen Hydra getauchten Pfeil des Herakles vergiftet war, zu nehmen, als Mittel, um die erkaltende Liebe des Gemahls wieder neu zu beleben. Als nun Herakles vom Rachezug gegen Oechalia mit der schönen Jole zurückkehrte, sendete ihm D. ein mit dem Kentaurenblut getränktes Festgewand entgegen. Nach seinem dadurch bewirkten gräßlichen Tode nahm sich D. selbst das Leben.

Déjazet (spr. Deschaßeh), Virginie, berühmte Schauspielerin, geb. 30. Aug. 1798 zu Paris, zählte kaum 4 Jahre, als sie bereits auf einem Theater am dortigen Kapuzinerkloster auftrat. Nachdem sie darauf an mehreren kleineren Bühnen mit glänzendem Erfolge gespielt hatte, nahm sie ein Engagement am Variétés-Theater an, wo sie junge Burschen, Schüler etc. in noch nicht dagewesener Vollendung darstellte. Sie ging dann an das Théâtre de la Bourse, an dem ihre Anlagen zur Travestie noch entschiedener hervortraten; seit 1831 wurde sie ein künstlerischer Hauptmagnet des Théâtre du Palais royal. Man schrieb für die D. eigene „Schubladenstücke", in denen sie auf ihren Kunstreisen durch keckes u. schalkhaftes Spiel glänzte. Die Zahl der Rollen, welche sie recht eigentlich geschaffen hat, ist ungemein groß. Ihre jungen Männerrollen u. Grisetten sind für die Pariser Vaudevilles geradezu typisch geworden. Auch im Privatleben war die D. von Verehrern umgeben, die sie durch ihre Anmuth u. ihren sprudelnden Witz zu fesseln wußte. Eine Sammlung ihrer geistreichen Einfälle enthält das Buch: „Le perroquet de D.". In letzter Zeit hat sich die D., die 1859 die Leitung eines eigenen Theaters übernommen hatte, zurückgezogen.

Dejean (spr. Deschang), Graf Pierre François Aimé Auguste, ein als Entomolog berühmter franz. General, geb. zu Amiens 10. Aug. 1780, studirte Medizin, ward aber dann Genieoffizier u. schwang sich schnell zum Brigadegeneral auf, als welcher er den Feldzug nach Rußland mitmachte. Bei Waterloo war er Napoleon's Adjutant. Von den Bourbons aus Frankreich verbannt, benutzte er sein Exil zu entomologischen Forschungen u. zur Vermehrung seiner frühzeitig angelegten u. auch auf den Feldzügen fortgesetzten Sammlungen. Im J. 1818 kehrte er in sein Vaterland zurück, gehörte seit 1824 der Pairskammer an u. ward 1830 als Generalleutnant nochmals aktiv, um am Kriege gegen Belgien theilzunehmen. Er starb zu Paris 18. März 1845. D. förderte in seinen wissenschaftlichen Arbeiten bes. die Käferlehre durch seinen „Catalogue de la collection des coléoptères", Par. 1821; „Species générales des coléoptères", ebd. 1825—37, 6 Bde. etc.

Dejeuner (franz., spr. Deschöneh), das Frühstück, die erste Mahlzeit des Tages; D. à la fourchette (spr. Furschett'), ein Gabelfrühstück, ein Frühstück, bei welchem Messer u. Gabel in Gebrauch kommen u. kalte Speisen genossen werden; D. dinatoire (spr. dinatoar'), ein etwas spät eingenommenes warmes Frühstück, welches die Stelle des Mittagsbrotes vertreten soll. **Dejeuniren**, frühstücken.

Dejotarus, ein Tetrarch (Vierfürst) von Galatien, zeichnete sich durch Anhänglichkeit an die Römer aus u. unterstützte die röm. Feldherren, nam. im Mithridatischen Kriege, so wirksam, daß ihm der Senat den Königstitel u. das Königreich Kleinarmenien zuertheilte. Beim Ausbruch des zweiten Bürgerkrieges stellte er sich auf Seite des Pompejus; Cäsar nahm ihm später Kleinarmenien u. andere widerrechtlich besetzte Landschaften, bestätigte ihn aber in der königlichen Würde. Zwei Jahre später wurde D. von seinem eigenen Enkel vor Cäsar angeklagt, daß er diesen Letzteren während seiner Anwesenheit an seinem Hofe habe ermorden wollen, von Cicero jedoch mit Erfolg vertheidigt. Nach dem bald darauf erfolgten Tode Cäsar's hob Antonius die das Gebiet des D. verkürzenden Verordnungen Cäsar's wieder auf. In der Schlacht bei Philippi standen die galatischen Truppen auf Seite der Republikaner, gingen aber nach dem Tode des Cassius zu Octavian u. Antonius über. D. starb zwei Jahre nach dieser Schlacht (40).

de jure (lat.), von Rechtswegen, häufig im Gegensatze zu „de facto" (s. d.).

Deka (griech., d. i. zehn) wird in Zusammensetzungen gebraucht u. bedeutet dann das Zehnfache des damit verbundenen Begriffes. Dekameter = 10 m., Dekagramm = 10 gr. etc. Fernerhin bedeutet z. B. Dekade einen Zeitraum von 10 Monaten, Wochen od. Tagen; in Frankreich hieß während der ersten Republik so die zehntägige Woche, der darauf gegründete Kalender Décadrier. **Dekagon** ist ein Zehneck. **Dekagonalzahlen** heißt die Reihe jener Zahlen, welche sich aus der Formel $n \times (4n - 3)$ ergiebt, wenn man in derselben successive $n = 1. 2. 3. 4. . .$ setzt; es entsteht dadurch die Reihe 1. 10. 27. 52. 85. 126. . ., deren Differenz selbst eine arithmetische Reihe der ersten Ordnung (1. 9. 17. 25. 33. 41. . .) mit der Differenz 8 ist. — **Dekastichon** ist ein Gedicht von 10 Versen; **Dekameron**, der Titel der bekannten Novellensammlung des Boccaccio, welche die Geschichten enthält, die im Laufe von 10 Tagen von zehn verschiedenen Personen erzählt wurden.

Dekacrylsäure, eine organische Säure, die zu etwa $2\frac{1}{2}$ Prozent in dem Korke der Korkeiche (Quercus Suber) enthalten u. von Siewert 1868 als Bestandtheil derselben nachgewiesen worden ist. Diese

Säure ist eine weiße, nicht krystallinische Substanz, welche bei 86° schmilzt, sich in 52 Theilen kochenden u. 1200 Theilen kalten Alkohols, aber nicht in Wasser löst.

Dekalog ist die griech. Benennung für die mosaischen Zehn Gebote.

Dekan (von dem lat. decem, zehn), deutsch Dechant, heißt eig. ein Aufseher über 10; so bei den Römern der Vorgesetzte einer Abtheilung von 10 Soldaten, in den Klöstern der Vorgesetzte über 10 Mönche ꝛc. Später aber ging der Begriff in den eines Vorstehers überhaupt über. Daher spricht man jetzt von Domdechanten als Vorstehern der Domkapitel nach dem Bischof; in Bayern u. Württemberg heißen so die Vorsteher der geistlichen Sprengel (anderwärts Superintendenten); auf den deutschen Universitäten endlich sind die D. die jährlich von den einzelnen Fakultäten gewählten Vorsitzenden u. Geschäftsführer derselben.

Dekan (Dekhan), das südl. von dem Ganges- u. Industiefland gelegene Gebirgsdreieck Vorderindiens, welches im W. von dem Arabischen Meere, im O. vom Meerbusen von Bengalen begrenzt wird u. im S. im Kap Comorin endigt. Der Name D. hat nur eine geographische, keine politische Bedeutung; die Eingeborenen bezeichnen mit ihm eigentlich nur das Land zwischen den Flüssen Nerbudda, Krischna u. Tumbudra. Dieses Hochland scheidet sich in zwei Theile durch eine tiefe Senke, welche auf der Karte durch die Calicut mit Negapatam verbindende Eisenbahn bezeichnet wird; im S. davon liegt das Aligiri-Gebirge. Die Durchschnittshöhe beträgt 400—800 m. Das Randgebirge im NW., welches parallel mit dem Indus läuft, ist das Arawalli-Gebirge, 900—1200 m. hoch, dem im N. die Wüste Thurr vorgelagert ist. Zur Tiefebene von Hindustan fällt D. stufenförmig ab, an der Westküste zieht sich die etwa 180 M. lange Kette der westl. od. Karala-Ghats in einer Höhe von 1200 m. hin, nur durch einen schmalen Küstensaum vom Meere getrennt, steil nach W., sanfter nach O. sich abdachend. Nördl. von der großen Einsenkung des Kap od. Palghat-Thales erheben sich die West-Ghats im Bonasson zu 2134 m. u. in den Kundabergen sogar zu 2470 m. Höhe. An der Küste Coromandel ziehen sich die Ost-Ghats hin, verbunden mit den westl. Ghats durch das im Durchschnitt 1700—2000 m. hohe Nilagiri-Gebirge, dessen höchster Berg Dodabetta mit einer Höhe von 2593 m. die höchste Erhebung Vorderindiens südl. vom Himalaja bildet. Die Ost-Ghats, im S. nur Hügel, welche sich nach N. zu einer Kette vereinigen, sind durchschnittlich nur 500 m. hoch. — Das sich von W. nach O. abdachende Hochland von D. sendet die meisten Ströme dem Meerbusen von Bengalen zu: den Mahanaddy, Godavery, Kistna, Penner u. Cavery. Nach W. fließt der Nerbudda u. Tapty. — Das Hochland von D. bildet den gesundesten Theil von Vorderindien; meist gut bewässert, bringt es Baumwolle u. Kaffee in großer Menge hervor, die muldenförmigen Thäler sind gut angebaut u. die Berge bes. im NW. mit herrlichen Waldungen bedeckt. — Die Bewohner D.s sind kräftiger Natur; es haben sich hier noch Ueberreste der dunkelfarbigen Urbevölkerung Vorderindiens erhalten. — Die bedeutendsten Städte D.s sind: Udschein, Punah, Heidarabad, Seringapatam.

dekantiren heißt eine Flüssigkeit von einem Bodensatze od. Niederschlage klar abgießen.

dekatiren heißt entglänzen u. wurde früher auf Wolltuche vor ihrer Verarbeitung angewandt, indem man dieselben durchfeuchtete, um den gänzlich unhaltbaren, durch Flohsamen erzeugten Preßglanz (Cati) zu entfernen. Das heutige D., das schon in der Fabrik vor dem schließlichen Pressen geschieht, bezweckt im Gegentheil die Erzeugung eines dauerhaften, wenn auch weniger grellen Glanzes. Das Tuch wird fest auf eine kupferne Hohlwalze gewickelt, deren Mantel mit vielen feinen Löchern durchsetzt ist, u. so im geschlossenen Raum der Einwirkung heißer Wasserdämpfe ausgesetzt. Es erhält hierdurch seinen durch die Presse noch erhöhten Glanz u. ist zugleich gekrumpft, d. h. vor späterem Einlaufen geschützt.

Deken, Agathe, holländ. Dichterin, geb. 10. Dez. 1741 im Dorfe Amstelveen bei Amsterdam, zeigte frühzeitig Anlage zur Dichtkunst u. kam als Gesellschafterin zu Elisabeth Becker, mit der sie gemeinsam eine Anzahl Romane schrieb, die unter dem Namen Becker erschienen. Als im Koalitionskriege die Preußen in Holland einrückten, begaben sich die beiden Frauen nach Frankreich, kehrten jedoch 1795 in die Heimat zurück. A. D. starb 14. Nov. 1804. Außer den mit E. Becker gemeinschaftlich verfaßten Romanen, die sich durch treue Schilderung des holländ. Nationalcharakters auszeichnen, hat A. D. selbständig eine große Anzahl lyrischer Gedichte geschrieben, die sich eben so sehr durch warme Empfindung als durch gelungene Form auszeichnen.

Deklamation (vom lat. declamare, ausrufen) heißt die Kunst des schönen Vortrags poetischer od. prosaischer Werke. Während der blos rezitirende Vorleser seinen Stoff objektiv behandelt u. an dem Inhalte, den er nur genau u. vollständig wiederzugeben hat, sich nicht selbst betheiligt, soll dagegen der Deklamator das Vorzutragende mit innerlicher, persönlicher Theilnahme erfassen u. wiedergeben; er soll die Stimmung, in welcher es verfaßt ist, dem Hörer mitzutheilen suchen u. seine Darstellung überhaupt in Sprache u. Geberde dem Charakter des Deklamationsstücks anpassen. Man hat häufig versucht, diese Kunst in ein System zu bringen, Regeln aufzustellen, deren Befolgung zur Erlangung dieser Fertigkeit führt. Man unterscheidet in dieser Beziehung zuerst die grammatische od. elementare D., die es mit den Elementen der Rede zu thun hat; zunächst kommt es dieser D. auf die Ausbildung der Sprachorgane zu einer vollkommen richtigen u. deutlichen Aussprache der einzelnen Laute u. Silben an, dann aber auch auf eine genaue, mit klarem Bewußtsein ausgeführte Satz- u. Periodenbetonung, wozu auch die Markirung der grammatischen Ruhepunkte od. Pausen durch wohlabgemessene Absätze der Stimme gehört. Diese D. zeichnet also die Sätze u. Perioden in bestimmten Umrissen u. trägt einen logischen Charakter, sie macht den Vortrag verständlich. Es gilt nun aber auch, jenen Umrissen Farbe, dem verständlichen Vortrage Effekt zu geben. Dies bewirkt die oratorische D., indem sie zur genauen Artikulation der Sprachlaute u. zu der taktmäßigen Abmessung der gesprochenen Silben die Modulation der Töne fügt, die den verschiedenen darzustellenden Empfindungen den entsprechenden Ausdruck verleiht. Eine biegsame, klangvolle Stimme, richtig gewählter Tonwechsel nach Höhe od. Tiefe, Stärke od. Zartheit, je nach dem Inhalte der Stelle — gewissermaßen eine tonbildliche Malerei, — ferner eine wohlerwogene Abmessung des Zeitmaßes, rhythmische Gliederung sind Haupterfordernisse dieser Kunst. Neuere Vortragsmeister haben die Kunst der D. durch eine erregtere, schärfer individualisirende u. in ihrer Lebendigkeit u. Anschaulichkeit fast an die dramatische Darstellung streifende Vortragsweise zu höherer Bedeutung zu erheben gewußt. In Deutschland thaten sich durch kunstmäßigen Vortrag nicht nur einzelner Gedichte, sondern ganzer Dramen außer Tieck in neuester Zeit bes. Palleske, Genée u. Türschmann hervor. Eine eigenthümliche Art der D. ist die melodramatische, wo den Vortrag eine sanfte, mit künstlerischem Gefühl angepaßte Musik begleitet u. nam. dessen Pausen ausfüllt (man vgl. Radziwill's Musik zum Faustmonolog). Schon die Alten kannten u. übten diese Art musikalischer D. — Deklamationsübungen sind in neuerer Zeit auch als wichtiges pädagogisches Hülfsmittel zum besseren Verständniß der Klassiker u. als Vorübung zum freien Vortrag erkannt worden. Ueber die Kunst der D. schrieben Tieck, Rötscher („Kunst der dramat. Darstellung"), A. Schebest („Rede u. Geberde") u. A. — Bei den Römern hießen D. gewisse Uebungsreden, wie sie, bes. seit Augustus' Zeit, in den Rednerschulen über allerlei Gegenstände verfaßt u. vorgetragen wurden. Solche oratorische Uebungsstücke besitzen wir von Seneca, Quintilian u. A.

Deklaration, kaufmännisch: ein Verzeichniß von Waaren, die zur Verzollung angemeldet werden.

Deklination (lat.), Abweichung). 1. Astronomisch versteht man unter D. eines Sternes dasjenige Bogenstück des durch den Stern u. den Pol gehenden größten senkrecht auf der Aequatorebene stehenden Kreises, um welchen der Stern über od. unter der Aequatorebene steht. Je nachdem der Stern nördl. od. südl. vom Aequator steht, heißt auch die D. eine nördliche od. eine südliche. Als eine Winkelgröße wird die D. durch Grade gemessen. — 2. Physikalisch ist D. der Winkel, den die Richtung der Magnetnadel, welche horizontal beweglich ist, infolge der Richtkraft des Erdmagnetismus mit dem geographischen Meridian einschließt, also der Winkel, welchen die Nadel des Kompasses mit der Mittagslinie macht. Sie wird bestimmt mit Hülfe der Deklinationsbussole, des Deklinatoriums (s. d.), der Gauß'schen Magnetometer (s. d.) od. des magnetischen Reisetheodolits (s. d.). Die D. ist zu derselben Zeit an verschiedenen Orten u. zu verschiedenen Zeiten an einem Orte ver-

schieden. Ihre Veränderungen nennt man Variationen, dieselben sind entweder regelmäßige od. unregelmäßige (Perturbationen). Letztere treten gewöbnlich zusammen mit Polarlichtern u. scheinen in einem noch unerklärten Zusammenhange mit den Sonnenflecken zu stehen. Die Perturbationen der Deklinationsnadel äußern sich durch unregelmäßige kleine Zuckungen bald nach Osten, bald nach Westen (s. „Magnetismus“). — 3. Grammatikalisch bedeutet D. die Abwandlung eines Nennwortes (Haupt-, Eigenschafts-, Für- u. Zahlwortes), um dessen Beziehung zu einem anderen Satzgliede auszudrücken; die einzelnen Formen der D. werden Casus (s. d.). genannt. Die deutsche Sprache kennt nur zwei D.en, die starke der Wörter, welche mehrere Biegungsendungen, die schwache derjenigen, welche nur die Biegungsendung „en“ haben, z. B.:

Starke D.		Schwache D.	
N. der Stern	N. die Stern-e	N. der Mensch	N. die Mensch-en
G. des Stern-es	G. der Stern-e	G. des Mensch-en	G. der Mensch en
D. dem Stern e	D. den Stern-en	D. dem Mensch-en	D. den Mensch-en
A. den Stern	A. die Stern-e	A. den Mensch-en	A. die Mensch-en

Einige Wörter haben in der Einzahl (Singularis) die Biegungsendungen der starken, in der Mehrzahl (Pluralis) die der schwachen D. Solche Wörter biegen nach der gemischten D., z. B.:

Nom.	der Schmerz	Nom.	die Schmerz-en
Gen.	des Schmerz-es	Gen.	der Schmerz-en
Dat.	dem Schmerz-e	Dat.	den Schmerz-en
Akk.	den Schmerz	Akk.	den Schmerz-en

Deklinationsbussole ist ein älterer Apparat, mit Hülfe dessen man die Deklination der Magnetnadel (s. d.) zu bestimmen suchte. Sie besteht aus einer Magnetnadel od. einem Magnetstabe, der auf einem getheilten Kreise um eine durch seinen Schwerpunkt gehende vertikale Achse schwingen kann. Die Nadeln hatten in der Mitte ein Achathütchen wie der gewöhnliche Kompaß (s. d.) u. wurden auf einer stählernen Spitze balancirt od. waren an einem Coconfaden aufgehängt. Der getheilte Kreis war nach dem astronomischen Meridian eingestellt.

Deklinationskreis (Stundenkreis) ist ein Kreis am Himmel, der durch den Nordpol u. den Südpol geht u. daher auf dem Aequator senkrecht steht. Jedem Punkt am Himmel kommt sein eigener D. zu.

Deklinatorium, im Allgemeinen ein Apparat zur Bestimmung der Deklination wie die Deklinationsbussole (s. d.). Für genaue wissenschaftliche Zwecke hat aber diese ältere Einrichtung mancherlei Abänderungen erfahren, die darauf hinausgehen, einen horizontal möglichst leicht beweglichen Magnetstab herzustellen u. seine Stellung zum geogr. Meridian selbst in den geringsten Abweichungen mit größter Schärfe zu bestimmen. Eine sehr zweckmäßige Konstruktion hat Gambey angegeben.

Dekokt nennt man eine Abkochung von zerkleinerten Wurzeln, Hölzern, Kräutern, Blüten od. Samen mit Wasser.

Dekoration (lat.), im Allgemeinen jede Ausschmückung u. Verzierung eines Gegenstandes od. Raumes, die nam. bei Festlichkeiten angewandt wird, um dem betreffenden Raume ein freundliches u. sinniges, der Gelegenheit angepaßtes Gewand zu verleihen. Der Künstler, der sich mit der Ausübung dieser Kunst beschäftigt, heißt **Dekorateur.** Im Besondern heißt D. die Gesammtheit der äußeren Verzierungsmittel, durch welche die Bühne Ort u. Zeit der auf ihr dargestellten Handlung zur Anschauung zu bringen sucht, also nam. die gemalte Gardine od. Courtine im Hintergrund der neueren Bühne nebst den dieselbe einrahmenden Koulissen, Vor- u. Ansätzen od. Setzstücken u. Soffiten. Schon die antike griechische Bühne hatte ihre D., nur fehlte ihr der Abschluß nach oben. Während der Blütezeit des röm. Weltreiches wurden diese von den Griechen entlehnten Dekorationsanfänge prachtvoll fortentwickelt. Man hatte besondere tragische, komische u. satirische D. Mit dem Aufkommen der weltlichen Theater zeigen sich auch die Anfänge der noch jetzt gebräuchlichen D. Gegen 1600 war das Dekorationswesen in Italien schon sehr entwickelt, während es in England an der Bühne Shakespeare's sich fast nur auf Andeutungen beschränkte. Im 17. Jahrh. begegnen wir in Italien u. Frankreich bereits sehr prächtigen u. im größten Maßstabe ausgeführten D.en. Begabte Maler wandten sich der Dekorationsmalerei zu, die eine phantastische, prunkvolle, hier u. da auch poetische Richtung nahm, deren Produktionen aber doch häufig an Unnatur litten, bes. in der Darstellung der Landschaften. In unserem Jahrhundert hat die Dekorationsmalerei in jeder Beziehung bedeutende Fortschritte gemacht u. zugleich

zur Herstellung der Lichteffekte in den sehr ausgebildeten Leuchtapparaten mächtige Verbündete gewonnen. In neuester Zeit ist man in dieser Beziehung fast zu weit gegangen, da wenigstens im Schauspiel ein Ueberwiegen äußerlicher scenischer Effekte nur störend u. schädlich sein kann. D. bedeutet endlich noch so viel wie Ehrenzeichen, Orden; **dekoriren,** mit einem Ehrenzeichen schmücken.

Dekret (vom lat. decretum) bezeichnet theils eine gesetzliche, theils eine richterliche Verfügung. Besondere Erwähnung verdienen die decreta der röm. Kaiser (die Prozeßentscheidungen des kaiserl. Konsistoriums), die, weil sie meist von den bedeutendsten Juristen des Reiches verfaßt waren, ein Ansehen fast wie die Gesetze genossen; ferner die decreta communia des Reichskammergerichts, mittels deren dieser höchste Gerichtshof des Deutschen Reiches „des Prozeß halben die bestehende Ordnung deklariren u. ordnen“, d. h. Prozeßgrundsätze befolgen u. bekannt machen konnte, die bis zur gegentheiligen Entscheidung der Reichsvisitatoren od. des Reichstages Geltung bei allen deutschen Reichsgerichten haben sollten. Unter D. versteht man ferner im neueren Prozeßrechte alle Erlasse einer Behörde an die Parteien u. theilt dieselben in entscheidende (sententiae, Erkenntnisse, Urthel) u. leitende (interlocutiones, Interlokute). Auch die Erlasse der deutschen Kaiser sowie die Ordonnanzen der franz. Könige heißen D. Endlich heißen D. nam. auch die zustimmenden Erklärungen einer Behörde in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit (s. d.), z. B. die Genehmigung des Vormundschafts- od. Konkursgerichtes zur Veräußerung von Grundstücken od. Sachen, die einem Unmündigen, Bevormundeten od. zur Konkursmasse gehören (s. „Kanonisches Recht“).

Dekretalen (literae decretales) sind Gesetze u. Entscheidungen der Päpste über Gegenstände aller Art, nicht blos dogmatischen u. kirchenrechtlichen, sondern auch strafrechtlichen u. politischen Inhalts. Ob die D. der Päpste Gesetzeskraft haben, wenn sie ohne Genehmigung der Bischöfe erlassen wurden, ist vielfach bestritten worden; die bedeutendsten Sammlungen derselben bilden das sog. kanonische Recht (s. d.). Besondere Erwähnung verdient noch die mit dem Namen „Pseudoisidoriana“ bezeichnete Sammlung. Sie bildet die Hauptstütze des Papalsystems (s. d.) u. ist eine Fälschung im großartigsten Stile; sie enthält eine große Menge unechter D. u. dergl.; sie ist erschienen im 9. Jahrh.; ihr Verfasser ist unbekannt; die Fälschung ist erst im 16. Jahrh. entdeckt worden.

Del., Abkürzung für das lat. deleatur, d. i. „es werde ausgestrichen“. Auf einem Korrekturbogen wird dafür das Zeichen ₰ gesetzt. Findet sich dagegen das D auf Kupferstichen in der linken, unteren Ecke hinter einem Namen, so heißt es delineavit, d. i. „hat gezeichnet“, u. bekundet, daß der Träger des vor ihm stehenden Namens die Zeichnung zu dem Stich entworfen hat.

De la Beche, Geolog, s. „Beche“.

Delaborde, Graf Henri François, franz. General, geb. als Bäckerssohn zu Dijon 21. Dez. 1764, that sich als Offizier des republik. Heeres rühmlich hervor u. wurde 1793 Brigadegeneral, kurze Zeit nachher Generalstabschef bei der Armee vor Toulon, dessen Einnahme hauptsächlich durch sein Eingreifen herbeigeführt wurde. Nachdem er sich dann auch in Spanien ausgezeichnet, führte er 1796 eine Division nach Deutschland, wo er das Breisgau besetzte; auch im russ. Feldzuge nahm er (unter Mortier) rühmlich theil. Trotz der Auszeichnungen, welche ihm von den Bourbons widerfuhren, schloß er sich nach Napoleon's Rückkehr diesem wieder an. Nach der zweiten Restauration infolge dessen vor ein Kriegsgericht gestellt, entging er durch einen angeblichen Formenfehler der Verurtheilung, führte aber seitdem ein zurückgezogenes Leben. Er starb 20. Okt. 1842.

Delacroix (spr. Delakroa), Ferdinand Victor Eugène, berühmter franz. Historienmaler, geb. 26. April 1798 zu Charenton Saint-Maurice bei Paris, trat im Alter von 18 Jahren in das Atelier Guérin's, wo seine Abneigung gegen die damals noch mächtige klassische Schule David's genährt wurde, so daß er dies Fach gar bald abschüttelte u. sich auf eigene Faust fortzubilden unternahm. Bereits 1822 überraschte er die Welt mit einem Bilde, welches gewissermaßen eine offene Kriegserklärung gegen die Schule David's enthielt u. eben darum große Gegner, aber auch große Bewunderer fand. Es war sein „Dante u. Virgil in der Hölle“, ein Bild, das gleich von vorn herein die kräftige

Richtung des jungen Malers zum Außerordentlichen u. Schauerlichen, zur Darstellung furchtbarer Katastrophen des Schicksals od. der menschlichen Leidenschaften kennzeichnete. Noch klarer that sich diese Richtung kund in dem bald nachher (1824) folgenden „Gemetzel auf Scio (Chios)", das bei dem damaligen Interesse für den griech. Befreiungskrieg eine gewaltige Wirkung ausübte u. durch die arge Willkür der Form wie durch die Regellosigkeit der Komposition den Bruch mit der alten Schule nur noch vollständiger machte. Unbeirrt durch die Angriffe der Gegner, ging er auf dem selbstgewählten Wege fort, indem er das Gebiet seines eigenartigen Schaffens mehr u. mehr erweiterte. Biblische u. profane, alte u. neue Geschichte, die Werke Dante's, Shakespeare's, Goethe's u. Byron's waren die Fundgruben, aus denen er den Stoff zu seinen Arbeiten entlehnte, die nicht selten der Korrektheit, Eleganz u. Regelmäßigkeit ermangelten, aber stets durch Großartigkeit der poetischen Anschauung, durch Energie des Ausdrucks u. unbeschreiblichen Reiz der Farbe eine zauberische Wirkung übten. In letzterer Beziehung verdient nam. seine „Enthauptung des Dogen Marino Falieri" (1826) Erwähnung. Ganz besonders sagten seinem Talent solche Stoffe zu, in denen die Aufregung u. der Kampf der Affekte sich bis zur Vernichtung steigert, z. B. in zweien seiner Hauptwerke: „Die Freiheit auf den Barrikaden des Jahres 1830" u. „Die Ermordung des Bischofs von Lüttich", ein Bild, das alle bisherigen Leistungen an gräßlicher Wildheit übertraf. Im J. 1831 einer Gesandtschaft nach Marokko beigegeben, hatte D. Gelegenheit, den Orient kennen zu lernen, dessen Farbenpracht u. buntes Volksleben seiner Phantasie neue Anregung gaben. So entstand eine Reihe von Gemälden, die orientalische Stoffe behandeln, wie die „Algierischen Frauen in ihrem Gemache"; „Jüdische Hochzeit in Marokko", u. „Der religiöse Wahnsinn in Tanger". Bald darauf übertrug ihm die Regierung die malerische Ausschmückung einer Anzahl öffentlicher Gebäude, die Wand- u. Deckengemälde im Palais Bourbon, des Lehrsaales im Luxembourg, der Apollogalerie im Louvre u. s. w. Gleichzeitig mit diesen größeren monumentalen Arbeiten schuf der überaus fruchtbare Künstler noch eine ansehnliche Reihe von selbständigen Bildern der verschiedensten Gattung, vom Altarbild bis zum Thierstück u. zum Stillleben herab, darunter mehrere historische im Auftrage der Regierung, z. B. die Schlacht bei Taillebourg im Kriege Ludwig's IX. gegen die Engländer u. die Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer; andere aus Lord Byron's Dichtungen (wie den Gefangenen von Chillon u. die Schiffbruchsscene aus „Don Juan"), aus Goethe's „Faust" u. aus Shakespeare's „Romeo u. Julie"; ferner aus der heil. Geschichte (Christus am Kreuz, Grablegung u. a.), od. aus der Antike (z. B. Medea vor der Ermordung ihrer Kinder) 2c. Auch die Lithographie hat er durch seine trefflichen Leistungen auf diesem Gebiete erheblich gefördert. D. starb zu Paris 13. Aug. 1863, nachdem ihn die Akademie 1857 zu ihrem Mitglied ernannt hatte.

Delagoabai (Bai de Lagoa), eine geräumige Bucht im Kafferlande, an der Südostküste Afrika's, ist ein Hauptausfuhrplatz für Sklaven.

Delambre (spr. Delangb'r), Jean Baptiste Joseph, franz. Astronom, geb. 19. Septbr. 1749 zu Amiens, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung durch Delisle, ging nach Paris u. beschäftigte sich hier als Hauslehrer, u. nicht selten unter Nahrungssorgen, anfänglich mit der Literatur der Griechen u. Römer, bis ihm 1760 Lalande auf einer Privatsternwarte eine Anstellung verschaffte. Sein Ruf beginnt mit dem Jahre 1782, wo er die Tafeln des neuentdeckten Planeten Venus herausgab. Seine später verfaßten Tafeln vom Jupiter u. Saturn, sowie von der Sonne, werden noch jetzt zu den besten gezählt. Im J. 1802 wurde D. Generalinspektor der Studien u. 1803 Sekretär des Instituts von Frankreich; er war Mitglied des Längenbureau, seit dessen Gründung 1795, u. nach Lalande's Tode 1807 Professor der Astronomie am Collége de France. Im Verein mit Mechain führte D. die große Meridianvermessung Frankreichs aus, deren Resultate im strengen Sinne des Wortes maßgebend für alle Nationen geworden sind, denn auf ihnen beruht das franz. Maßsystem, welches mehr u. mehr zu allgemeiner Annahme sich hindurcharbeitet. D. gab darüber seine „Base du système métrique" (1806—14) heraus. Von seinen astron. Werken ist bes. seine „Hist. de l'astronomie ancienne, moyenne et moderne" in sieben starken Quartbänden (1817—23) zu erwähnen. D. starb 19. Aug. 1822 zu Paris.

Delametherie, Jean Claude, od. auch de la Metherie, geb. 4. Sept. 1743 zu Clayette bei Maçon, widmete sich anfänglich der Medizin, wandte sich aber bald ausschließlich den propädeutischen Wissenschaften derselben, Physik, Chemie u. Naturgeschichte, zu. Seine erste Schrift: „Essai sur les principes de la philosophie naturelle", Genf 1778, enthält seine Ideen über die Natur der Bewegung u. über die Entstehung aller Körper aus der Krystallisation. Im J. 1785 schrieb er seinen „Essai sur l'air pur". Er erzählt hier, daß er, indem er Hydrogengas verbrannte, einen wässerigen Dunst erhielt, eine Bemerkung, die ihn zur Entdeckung der Wasserzerlegung hätte führen können. Im J. 1785 übernahm er die Redaktion des „Journal de Physique", das der Abbé Rozier 1771 angefangen hatte. Von dieser Zeit bis an seinen Tod gab er jährlich zwei Bände in Quart von dieser Zeitschrift heraus, die ein für die gesammten Naturwissenschaften schätzbares Werk geworden ist. Er starb 1. Juli 1817. Von ihm erschienen außer den erwähnten Schriften noch: „Théorie de la terre" (1791, 1797); „Sciagraphie minérale de Bergman" (1792); „Leçon de minéralogie" (1812); „Leçon de géologie" (1816); „Considérations sur les êtres organisés" (1804); „De l'homme considéré moralement" (1802).

Delangle, Claude Alphonse, geb. zu Varzy (Dep. Nièvre) 6. April 1797, war unter den Bourbonen Advokat u. Batonnier der Advokatenkammer, unter Louis Philipp hoher Beamter im Justizdienste. Nach der Februarrevolution schloß er sich sofort Louis Napoleon an, der ihn am Tage des Staatsstreiches zum Mitglied der Konsultativkommission u. bald darauf zum Sektionspräsidenten im Staatsrathe ernannte. Am 30. Dez. 1852 wurde D. erster Präsident des kaiserl. Gerichtshofes in Paris u. zugleich Senator, am 5. Juni 1855 nach dem Rücktritte des Generals Espinasse Minister des Inneren u. 5. Mai 1859 Minister der Justiz. Diese hohe Stellung bekleidete er bis zum 23. Juni 1863. Später wurde er Generalprokurator am Obersten Gerichtshofe u. Vizepräsident des Senates. Er starb 26. Dez. 1869. D. galt für einen der ergebensten Anhänger Napoleon's III.

Delaroche (spr. Delarosch), Paul (eigentlich Hippolyte), einer der gefeiertsten franz. Historienmaler der Neuzeit. Geb. 17. Juli 1797 zu Paris, widmete er sich Anfangs der Landschaftsmalerei, wandte sich aber im Fortgange seiner künstlerischen Ausbildung, die er unter der Leitung von Gros erhielt, der Historienmalerei zu. Daß ihm Anfangs noch Vieles von der Steifheit u. Geziertheit der alten akademischen Schule anklebte, beweist sein erstes größeres Werk, „Die Rettung des Joas durch Josabeth" (1822), dem bald darauf die „Predigt des heil. Vincenz von Paula" u. das „Verhör der kranken Johanna von Orleans" folgten, die sich durch die Naturwahrheit des Ausdrucks u. durch größere Bewegung schon viel mehr der romantischen Richtung näherten. Erst die 1827 erschienene „Ermordung Duranti's" streifte die letzte Spur des klassischen Stiles ab u. trat in voller Energie u. Naturwahrheit der Darstellung auf. Angefeuert durch den dadurch errungenen Beifall, ging D. mit Entschiedenheit auf der betretenen Bahn fort. Er richtete jetzt sein Augenmerk vorzugsweise auf die Katastrophen der englischen Geschichte u. schuf, neben zwei Sittenbildern aus der Geschichte Richelieu's u. Mazarin's, 1831 die viel bedeutenderen, im Charakter großer Geschichtsbilder aufgefaßten „Cromwell am Sarge Karl's I." u. „Die Söhne Eduard's IV. kurz vor ihrer Ermordung im Tower", die den eigentlichen Grundstein seines weit verbreiteten Ruhmes legten. Ihnen folgten in den nächsten Jahren die „Hinrichtung der Jane Gray", „Lord Strafford auf dem Wege zum Schaffot" u. die „Ermordung des Herzogs von Guise", letzteres in dieser Art von Bildern sein vorzüglichstes. Nach einem längeren Aufenthalt in Rom, wo er die geistvolle Tochter des berühmten Malers Horace Vernet heirathete, kehrte D. nach Paris zurück. Hier erhielt er 1837 von der Regierung den Auftrag, den Saal der „Schule der schönen Künste" mit Wandgemälden zu schmücken. So entstand der sog. „Hémicycle", der das Meisterwerk seines Lebens wurde, ein Bild von 15 m. Länge u. $4_{,5}$ m. Höhe, das in 74 Figuren eine Versammlung der Kunstheroen der verschiedenen Zeiten u. Völker bis zum 17. Jahrh. darstellt, die gleichsam als Vorbilder der Preisvertheilung beiwohnen. Die Komposition dieses Werkes ist zwar nicht durchweg einheitlich u. gleichmäßig; aber die koloristische u. technische Behandlung der einzelnen Gruppen ist

vortrefflich. Nach der Vollendung des „Hemicycle" (1841) wandte sich D. immer mehr der religiösen Malerei zu. Während eines zweiten Aufenthalts in Italien schuf er zunächst einige Genrebilder von schöner, idealer Stimmung, z. B. die „Pilger an der Peterskirche" (1842), den „kleinen Bettler" u. s. w. Der Tod seiner Gattin (1845) versetzte ihn in tiefe Trauer u. steigerte seinen Hang zur Verschlossenheit u. stillen Zurückgezogenheit derartig, daß er sich auch in seinen Bildern mehr als früher den Schilderungen tief schmerzlicher Empfindungen u. Begebenheiten, u. insbesondere des Unterganges großer Seelen im Kampfe gegen ein vernichtendes Geschick zuwandte. Dahin gehören der 1845 entstandene „Napoleon in Fontainebleau" (Museum in Leipzig), „Marie Antoinette nach Verkündigung ihres Todesurtheils" u. die „Girondisten im Gefängniß", sowie eine Reihe religiöser Bilder, z. B. „Grablegung Christi", „Maria am Tage der Kreuzigung des Sohnes" u. s. w. In allen diesen Bildern wird die Seelenstimmung der Gestalten durch bes. scharfe Beleuchtung, durch ein effektvolles Spiel von Licht u. Schatten gehoben — eine Eigenheit, die sich noch entschiedener in dem fast zu effektvollen Bilde der „Märtyrerin unter Diokletian" (aus dem J. 1855) ausspricht. D. malte auch eine Anzahl von Porträts großer Staatsmänner, Künstler u. Dichter von meisterhafter Charakteristik. Noch beschäftigt mit einem Bilde „Der Felsen von St. Helena", wurde er 4. Nov. 1856 von einem Herzschlage getroffen, der seinem Leben ein Ende machte. An natürlicher Begabung stand er zwar hinter seinen Kunstgenossen Delacroix u. Ingres zurück, drang aber mit seinen lebendigen, den Stimmungen der Zeit folgenden, sie energisch aussprechenden Werken viel mehr als jene in das Herz seines Volkes ein. — Vgl. De Laborde, „Oeuvres de P. D." (Par. 1858).

Delator nannten die Römer einen Ankläger, der nicht aus Freundschaft od. Patriotismus, sondern um Geldgewinns willen Vergehen, bes. politischer Art, zur Anzeige brachte, welche Geldstrafen u. Vermögenseinziehung nach sich zogen. Unter manchen Kaisern wurde dieses schmachvolle Gewerbe ohne Scheu getrieben. Der Gewinn des D.s bestand gewöhnlich in dem vierten Theile des von dem Verurtheilten dem Fiskus zufallenden Geldes.

Delaunay (spr. Delohneh), Charles Eugène, ausgezeichneter Mathematiker u. Astronom, wurde 9. April 1816 zu Lusigny bei Troyes geb., besuchte in der letztgenannten Stadt das Gymnasium u. ging dann zur Vollendung seiner Studien nach Paris, wo er 1834 in die Polytechnische Schule eintrat. Bereits im J. 1836 erwarb er sich als der Erste den eben erst von der Marquise de Laplace gestifteten Preis, in einem Geschenk der sämmtlichen Werke ihres berühmten Mannes bestehend, u. dies wurde bestimmend für seine Zukunft. Das Studium der Laplace'schen Schriften veranlaßte D., sich fortan gleichfalls der Astronomie zu widmen, in der er seinem bedeutenden Vorbilde mit großem Erfolg nachstrebte. Er wurde 1855 Professor der Mechanik an der Sorbonne, Professor der Mathematik an der Polytechnischen Schule u. Mitglied des Instituts, erhielt 1862 eine Anstellung am Längenbureau (Bureau des longitudes) u. wurde Ende Februar 1870 zum Nachfolger des abgesetzten Direktors Leverrier (s. d.) am kais. Observatorium zu Paris ernannt. Er starb im Aug. 1872 in Cherbourg. Von seinen Schriften ist nam. eine Arbeit „Ueber die Bewegung des Mondes" hervorzuheben.

Delavigne (spr. Delawinj'), Casimir Jean François, franz. Dichter, geb. 4. April 1793 zu Havre, errang schon als 18jähriger Jüngling mit seinem Gedichte über die „Erfindung der Schutzpocken" einen Preis der Franz. Akademie u. gewann durch seine politischen Gedichte „Les trois Messéniennes" (1818) u. „Nouvelles Messéniennes" (1822) schnell große Beliebtheit. Auch seine Dramen „Les vêpres siciliennes" (1819) u. „Le Paria" (1821) machten Aufsehen wegen des Freimuthes, mit dem der Dichter in denselben politische u. soziale Fragen behandelte. D. wurde 1824 Mitglied der Französischen Akademie u. erhielt das Anerbieten eines Jahresgehaltes aus der königlichen Civilliste, das er jedoch ausschlug. Von seinen zahlreichen Arbeiten für die Bühne sind ferner hervorzuheben: „Don Juan d'Autriche" (1835), „Une famille des temps de Luther" (1836) u. der mit seinem Bruder gemeinschaftlich verfaßte Text zu Halévy's Oper „Charles VI." Mehrere seiner Dramen sind auch ins Deutsche übersetzt worden. Er starb auf einer Reise nach Südfrankreich in Lyon 10. Dez. 1843. D. gilt für einen der bedeutendsten Dichter der neueren franz. Literatur, obwol ihm Schwung der Phantasie u. Kraft in der Charakteristik einigermaßen abgingen; er dichtete mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen. Seine Dramen zeichnen sich dagegen durch Feinheit der Sprache u. maßvolle Behandlung des Stoffes aus; er geht mit Glück u. Sicherheit den Mittelweg u. hält sich gleichweit entfernt von den hochtrabenden Redensarten der klassischen wie von der Gefühlsverschwommenheit der romantischen Schule, obgleich er letzterer in vielen Beziehungen nahe steht. D. war in polit. u. poet. Hinsicht der Dichter des Pariser Mittelstandes.

Delaware (spr. Delläwähr), einer der kleinsten unter den Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt zwischen New-Jersey, Pennsylvanien, Maryland u. dem Atlantischen Ozean, von New-Jersey durch die zur Delawarebai sich verbreiternde Mündung des Delawareflusses getrennt, während gerade Grenzlinien im S. u. W. gegen Maryland gezogen sind. Durch den 39. nördl. Parallelkreis geschnitten, liegt er in gleicher Breite mit den Balearischen Inseln od. Calabrien; er umfaßt 99,7 □M. (2120 engl. □M.). Der Staat gehört der Atlantischen Küstenebene an, Hügelland findet sich nur im N. an der Pennsylvanischen Grenze; durch die ganze Halbinsel zwischen der Chesapeakebai, der Delawarebai u. dem Atlantischen Ozean, auf welcher D. liegt, zieht sich eine mit Sümpfen u. Mooren (Swamps) bedeckte Hochfläche von geringer Erhebung; ihr entspringen die Flüßchen, welche gegen O. od. SW. ihren Lauf nehmen. Der Boden gehört den jüngeren Formationen an, ist im N. thonig, im S. sandig, fruchtbares Alluvium begleitet die Ufer des D.; arm ist die sumpfige, auf weißem Meeressande ruhende Hochebene. Weizen, Mais, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Flachs sind Erzeugnisse des Ackers, die Sümpfe des Südens liefern viel Cypressenholz zur Ausfuhr. Die Küste ist ohne natürliche Häfen, doch ist im S. des Staates nordwestlich bei Kap Henlopen durch zwei Hafendämme ein künstlicher Hafen (D.-Breakwater) angelegt worden. Einen guten, natürlichen Flußhafen bildet die Einmündung des Brandywine Creek u. des Christiana in den D. bei Wilmington. Uebrigens kann, da weder Ackerbau u. Viehzucht reiche Produkte zur Ausfuhr liefern, noch ein Hinterland vorhanden ist, der Handel des Staates nie einen großen Aufschwung nehmen. Die Bevölkerung ist weder zahlreich (1254 E. auf die □M.), noch nimmt sie rasch zu, wie folgende Angaben zeigen. Sie erreichte im J. 1790 die Zahl von 59,096 (46,310 Weiße, 3900 freie Farbige, 8886 Sklaven); im J. 1830: 76,748 (57,601 Weiße, 15,855 freie Farbige, 3292 Sklaven); im J. 1870: 125,015 (102,221 Weiße, 22,794 freie Farbige). Wilmington nebst Umgegend hat einige Baumwollen-, Wollen- u. Eisenfabriken. Dem religiösen Bekenntnisse nach bilden Presbyterianer u. Methodisten die Mehrzahl, auch Baptisten, Katholiken u. Quäker sind vorhanden. Der Staat hat zwei höhere Schulen, darunter Newark College (seit 1833), etwa 60 Mittelschulen u. über 450 Volksschulen; die Zahl der unterstützten Armen beträgt noch nicht 1% der Bevölkerung, auch die Zahl der Verbrechen ist verhältnißmäßig gering, so daß die Verhältnisse der Bevölkerung nach Wohlstand, Bildung u. Sittlichkeit als günstige bezeichnet werden können. D. steht von Anfang (1778) als Staat in der Union; die jetzige seit 1838 bestehende Konstitution giebt das Stimmrecht jedem weißen männlichen E., der mindestens 22 Jahr alt ist u. ein Jahr lang in seiner County gewohnt, auch innerhalb zwei Jahren Steuer bezahlt hat. Der Gouverneur wird auf je 4 Jahre gewählt u. ist nicht wieder wählbar; er ernennt selbst seinen Staatssekretär; ein Senat von 9 u. ein Repräsentantenhaus von 21 Mitgliedern, beiderseits auf zwei Jahre gewählt, bilden die gesetzgebende Gewalt. Die Richter werden vom Gouverneur auf Lebenszeit ernannt. Geistliche haben keinen Zutritt in die Gesetzgebende Gewalt. In den Kongreß sendet D. zwei Senatoren u. einen Repräsentanten. Der Staat steht finanziell sehr günstig. Dem Verkehr dienen mehrere Eisenbahnen, nam. die Philadelphia-Wilmingtonbahn, welche weiter nach Baltimore führt, die Bahnen Newcastle nach Elktown u. Frenchtown, die Bahn von Wilmington über Newcastle u. Dover nach Salisbury an der Fishingbai (in Maryland), nebst einer Zweigbahn von Bridge nach Chestertown, sämmtlich zur Verbindung der Delaware- u. Chesapeakebai; endlich ein Kanal von Delaware City nach Back Creek in Maryland. Hauptstadt ist Dover mit 1906 E.; bedeutendster Ort des in 3 Grafschaften od. 24 Hundreds getheilten Staates das rasch anwachsende Wilmington am Delaware mit 30,841 E.; andere Orte: Delaware-City mit 1050, Newcastle mit 1900, Milford mit 1950, Lewis (am Hafen) mit 1090 E. — D. ist zuerst von Schweden u. Finnen unter dem Namen Neu-Schweden kolonisirt worden, 1630 wurde ein Fort bei Lewiston, 1631 ein dgl. bei Wilmington erbaut; 1655 eroberten die Niederländer, 1664 die Engländer diesen Küstenstrich, welchen König Karl II. dem Herzoge von York verlieh. Letzterer übertrug ihn 1682 an William Penn; die „unteren Länder am Delaware", nominell mit Pennsylvanien vereinigt, thatsächlich mit einer selbständigen Regierung, waren 1765 auf dem ersten Kongreß in New-York

vertreten u. sind 1778 als Staat D. in die Union eingetreten. — Den Namen D. führen noch vier Grafschaften in Indiana, Iowa, New York, Pennsylvania, eine Stadt im Staate Ohio, eine Gemeinde (township) in New Jersey u. ein Ort der Grafschaft London in Ober Canada.

Delaware, Fluß in den Vereinigten Staaten, entspringt im Staate New York am Westabhang der Catskillberge 500 m. über dem Meere als Mohawks od. Oquago, nimmt nach einem Laufe von 17 M. an der Grenze von Pennsylvanien den Parallelfluß Popacton auf; 9 M. abwärts kommt von W. der Lackawaxen mit dem Hudson- u. Delawarekanal, welcher letztere nach 4 Meilen beim Einflusse des Nevising das Thal des D. verläßt, um über eine niedrige Senke nach dem Hudson zu ziehen. Mit scharfer Ecke wendet sich der D., die Broad-Mounts durchbrechend, nach SO. u. S., 30 M. weit in verschiedenen Windungen die Grenze zwischen Pennsylvanien u. New-Jersey bildend. Im Water-Gap durchbricht er eine zweite Kette der Alleghanies, die Blauen- od. Kittatinyberge, eine Stunde lang durchbraust hier der tiefe Fluß zwischen 500 m. hohen Wänden die Felsenenge. Gleichwol ist auch hier eine kühne Eisenbahn längs der Felswände hingeführt. Bei Easton, einer Stadt mit 11,000 E., strömt ihm von W. der wasserreiche Lehigh zu u. zugleich kreuzt ihn der für den Kohlentransport wichtige Morriskanal. Noch zwei od. drei geringere Durchbrüche mit zahlreichen, bei niedrigem Wasserstande die Schiffahrt hindernden Stromschnellen durch die äußeren Alleghanyketten, u. der rasch fließende Strom erreicht bei Trenton, einem wichtigen Verkehrsplatze mit 23,000 E., das Tiefland. Im rechten Winkel sich wendend, fließt er nach SO. u. trägt nun die Schiffe selbst, die früher an seiner Seite in Kanälen mit zahlreichen Schleußen fahren mußten. Philadelphia, an seinem rechten Ufer, oberhalb der Mündung des kanalisirten Schuylkill (Ursprung in der Kohlenregion von Pottsville u. Tuscarora) gelegen, ist Mittelpunkt des Verkehrs im Delawaregebiet. Der Unterlauf des Flusses, noch 20 M., erweitert sich, die Grenze zwischen D. u. New-Jersey bildend, allmählig zu einem bis 6 M. breiten Liman, der Delawarebay; Wilmington ist der letzte Ort von Bedeutung. Der an der Mündung angelegte Hafen Lewis, mit einem gegen 500 m. langen Eisbrecher u. einem über 1100 m. langen Flutbrecher, ist unbedeutend geblieben. Kap May im N. u. Kap Henlopen im S., beide flach u. sandig, können als die Mündung des D. angesehen werden; die Tiefe der Bai ist selten über 10 m. Seeschiffe gehen bis Philadelphia, Dampfer bis Trenton, die Länge des Flusses ist 80 M.
Fluß u. Bai haben ihren Namen von dem Gouverneur von Virginien, Lord de la Ware, welcher 1620 zuerst in die Bai eindrang, nachdem Hudson sie elf Jahre früher entdeckt hatte. Auch auf einen Indianerstamm, die Lenape, hat man den neuen Ortsnamen übertragen.

Delbrück, Martin Friedrich Rudolf, Präsident des deutschen Reichskanzleramtes, geb. 16. April 1817 zu Berlin (Sohn des Zeitzer Pastors Joh. Friedr. Gottl. D., Erziehers Friedrich Wilhelm's IV. u. Kaiser Wilhelm's I.), studirte in Bonn, Göttingen u. Berlin die Rechte u. trat 1837 als Auskultator in den preuß. Staatsdienst. Nachdem er zum Referendar u. Assessor aufgerückt war, wurde er 1842 als Hülfsarbeiter in das Finanzministerium, u. zwar in die Generalverwaltung der Steuern aufgenommen. Der Leiter der letzteren, Kühne, wurde bald darauf an die Spitze des neugebildeten Handelsministeriums berufen u. nahm D., dessen Intelligenz u. Arbeitskraft er schätzen gelernt hatte, mit in das neue Ministerium hinüber, in welchem er an der Seite Beuth's in dem ihm angewiesenen Geschäftskreis nam. für eine freiere Entwicklung des Verkehrslebens thätig war. Im J. 1848 wurde D., unter Ertheilung des Titels eines wirkl. Geh. Oberregierungsraths, zum Direktor im Handelsministerium ernannt, u. sein Talent erhielt hierdurch einen breiteren Spielraum. Ein hohes Verdienst erwarb er sich um den Bestand des Zollvereins, dem nicht lange nachher eine große Gefahr von Seiten Oesterreichs drohte, welches immer dringender nach einer Zolleinigung mit Deutschland verlangte. Mit echt staatsmännischer Klugheit durchschaute D. die wahren Absichten dieses Verlangens u. die verderblichen Folgen, von denen eine solche Verbindung für Deutschland begleitet sein würde. Die Hintertreibung dieses Projektes, die hauptsächlich D.'s Verdienst ist, giebt eben so sehr von seiner Vorsicht als von seiner Thatkraft u. Rührigkeit Zeugniß. Er wußte die norddeutschen Mittel- u. Kleinstaaten Hannover, Oldenburg u. s. w., die damals noch einen besonderen Steuerverein bildeten, zum Anschluß an den Zollverein u. die Südstaaten zur Erneuerung des Zollvereinsvertrags auf weitere zwölf Jahre zu bewegen (April 1853). Oesterreich, durch diese Festigung des Zollvereins überrascht, mußte mit diesem einen Handelsvertrag schließen, der dem wohlverstandenen Interesse beider entsprach. Es folgte der Abschluß eines Handelsvertrags mit Frankreich, welches dem Zollverein die Rechte der meistbegünstigten Staaten (England, Belgien) einräumte (29. März 1862). Oesterreich versuchte zwar, den Beitritt der Mittelstaaten zu diesem Vertrage zu hintertreiben u. hierdurch den Zollverein selbst zu sprengen. Aber auch diesmal überwand D., unterstützt von der Politik des inzwischen ans Ruder gelangten Ministeriums Bismarck, alle Hindernisse, u. bis zum 12. Oktbr. 1864 waren sämmtliche Zollvereinsstaaten dem Vertrage beigetreten. Noch in demselben Jahre reihte sich ein neuer Handelsvertrag mit Oesterreich, im folgenden ein Handelsvertrag mit Italien an. Nach der Umwälzung des Jahres 1866 ging D., Hand in Hand mit Bismarck, an eine eingreifende Neugestaltung des Zollvereins, der durch die Schöpfung des Zollparlaments einen nationalen Charakter erhielt. Nicht nur, daß dasselbe den Nordbund ergänzte, war es die einzige politische Institution, in welcher die Einheit des Südens u. des Nordens zum Ausdruck gelangte. Am 12. Aug. 1867 ernannte der Bundeskanzler D. zum Präsidenten des Bundeskanzleramtes u. hiermit zu seinem Stellvertreter u. Bevollmächtigten im Bundesrathe wie im Reichstage; als solcher vereinigte er nam. alle Fäden der inneren Geschäfte des Bundes in seiner Hand.

Nr. 2251. Martin Friedrich Rudolf Delbrück (geb. 16. April 1817).

Im J. 1868 erfolgte die Ernennung D.'s zum preuß. Staatsminister. Während des Deutsch-franz. Krieges leitete er die Unterhandlungen mit den Südstaaten, aus denen der Abschluß der bekannten Verträge mit dem Nordbund u. dessen Erweiterung zum Deutschen Reiche hervorging.

Delcredere wird im kaufmännischen Verkehr eine Vergütung genannt, welche ein Kommissionär beim Verkaufe einer Waare seines Auftraggebers (Kommittenten) diesem dafür berechnet, daß er die Gefahr des Kreditgebens an den Käufer auf sich nimmt. Das D. wird in der Regel nach Prozenten vom Betrage der verkauften Waare berechnet u. schwankt je nach Umständen zwischen ½—3 Prozent; auch ist sie an manchen Orten durch Usance festgesetzt. Im weiteren Sinne wird unter D. die Uebernahme jener Gefahr selbst, d. h. das betreffende Verhältniß der Verbürgung des Kommissionärs für den richtigen Eingang des Kaufpreises, verstanden.

deleatur, s. „Del“.

Delegation (d. i. Abordnung) heißt in der polit. Sprache ein Vertrauensausschuß, der von einer gesetzgebenden Versammlung zur Vorberathung wichtiger, im Plenum schwer zu erledigender Gegenstände niedergesetzt wird. In Oesterreich ernennen sowol der Reichsrath der nicht ungarischen Reichshälfte als der ungarische Landtag D.en, denen die Regelung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten obliegt. — D.en hießen früher im Lombardisch-Venetianischen Königreich u. im Kirchenstaate die Verwaltungsbehörden der einzelnen Pro-

vinzen od. auch die Provinzen selbst. Das Lombardisch-Venetianische Königreich zerfiel in 17 D.en, der Kirchenstaat in 19; von letzteren waren nach den Ereignissen von 1859 u. 1860 nur noch 8 unter päpstlicher Herrschaft geblieben; auch diese wurden 1870 dem Königreich Italien einverleibt. — Juristisch ist D. die seitens der Oberaufsichtsbehörden bewirkte Uebertragung der richterlichen Befugnisse in einem od. mehreren Prozessen, zu deren Verhandlung u. Entscheidung der Richter an sich nicht zuständig u. befugt sein würde. Sie erfolgt insbes. aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, wenn die Beklagten in verschiedenen Gerichtssprengeln wohnen.

Delfosse, August, belgischer Staatsmann, geb. 9. März 1801 zu Lüttich, studirte die Rechte u. ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Seit 1840 vertrat er diese in der Kammer, in welcher er von 1848—52 die Würde eines Vizepräsidenten, von 1852—54 die eines Präsidenten bekleidete. Unter dem klerikalen Ministerium Vilain-Dedecker hielt er zäh u. charaktervoll die Fahne der Opposition hoch. Das Ministerium Rogier-Frère ertheilte ihm (1857) den Titel eines Staatsministers; trotzdem ließ er sich nicht herbei, seinen Unmuth über das Liebäugeln dieses Kabinets mit der Regierung Napoleon's III. zu verhehlen. Infolge eines heftigen Leidens ergriff ihn eine tiefe Verstimmung, die immer mehr zunahm, so daß er sich 22. Febr. 1858 in einem Anfall von Geistesstörung das Leben nahm. D. war eben so sehr als scharfer Kopf u. gewandter Redner wie als Charakter geschätzt.

Delft, Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, von vielen Kanälen durchschnitten, am Flüßchen Schie, mit über 22,000 E. (1869), einem Arsenale, einer Polytechn. Schule, Manufakturen u. Fabriken, die, früher sehr blühend, jetzt etwas zurückgegangen sind. Besonders waren im vorigen Jahrhundert die Delfter Waaren (Delfter Zeug), die Erzeugnisse der dortigen Fayence- u. Steingutfabriken, weithin berühmt u. werden, was davon übrig geblieben ist, jetzt noch mit sehr hohen Preisen bezahlt (s. „Fayence"). In der alten Kirche (Oude Kerk) befinden sich die Denkmäler der Naturforscher Leuwenhoek u. Poot u. der Admirale Tromp u. Peter Hein, in der neuen Kirche (Nieuwe Kerk) die des 1584 daselbst ermordeten Wilhelm v. Oranien u. von Hugo de Groot. Die letztere war außerdem durch ihr tonreiches Glockenspiel berühmt. Das bereits im 11. Jahrh. vom lothringischen Herzog Gottfr. d. Buckligen erbaute D. ist durch einen Kanal mit **Delfshaven**, seiner Hafenstadt, verbunden, einem Orte mit über 4000 E., welche Herings- u. Kabeljaufang u. Geneverfabrikation betreiben. Das um D. liegende Land, **Delftland**, ein äußerst fruchtbares Marschland, erzeugt jährlich Millionen Pfund Butter u. Käse.

Delfzijl (niederl., spr. Delfseil), kleine, wohlbefestigte Hafenstadt in der niederl. Provinz Gröningen mit über 5600 (1864) Schiffahrt u. Fischerei betreibenden Einw. Sie liegt an der Mündung der Fivel in den Dollart u. gilt für den Schlüssel von Gröningen u. Friesland.

Delhi (Schah Dschehanabad), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz der britisch-ostindischen Präsidentschaft Agra, einst die größte Stadt Indiens u. die glanzvolle Residenz des Großmoguls, liegt an einem Arme des Dschamna u. zählt etwa 160,000 E., welche fast zu gleichen Theilen Muhamedaner u. Hindu sind. Die Trümmer des alten D. od. Indraprastha ziehen sich über 6 M. weit am Flusse hin; die jetzige, von Schah Dschehan 1631 gegründete Stadt hat gegen 2 M. Umfang u. ist auf den 3 Landseiten durch eine schöne, 10 m. hohe Mauer u. einen breiten Graben geschützt; 11 mächtige, stark befestigte Thore führen in die Stadt. Die Straßen sind meist eng, nur der Tschandoi-Tschak (Weißer- od. Silbermarkt) ist ziemlich breit, 650 m. lang u. von einem mit rothem Sandsteine eingefaßten Kanale durchflossen. Das lauteste u. bunteste Leben, ein verwirrendes Gedränge von Menschen, Elephanten, Kameelen, Pferden u. s. w. herrscht auf dieser Hauptverkehrsader von D. Am Ende derselben steht der alte Residenzpalast des Schah Dschehan, 1620—30 erbaut, einer der schönsten u. größten Paläste der Welt. Besonders berühmt sind an demselben die beiden prächtigen Thore, sodann der Dewani Khas, das Empfangzimmer, ein Pavillon aus weißem Marmor, mit vier vergoldeten Kuppeln gedeckt, die von 32 Säulen u. Bogen mit vergoldeten Arabesken u. eingelegten Blumen u. Inschriften getragen werden, während die Decke früher mit Silberfiligran-Arbeiten überdeckt war. In diesem Raume stand ehemals der berühmte, auf 150 Millionen Frcs. geschätzte Pfauenthron, dessen Rückseite zwei goldene Pfauen bildeten, deren Schweife aus Perlen, Saphiren, Rubinen u. Smaragden zusammengesetzt waren; der Sitz u. die 6 Füße des Thrones waren aus massivem Gold gearbeitet, mit Rubinen, Smaragden u. Diamanten bedeckt, u. der goldene, mit Perlenfransen umsäumte Thronhimmel wurde von 12 emaillirten, ebenfalls mit Edelsteinen besetzten Säulen getragen. Seit der Eroberung von D. durch Nadir Schah ist dieses Wunderwerk verschwunden. Jene u. auch andere kostbare Bauten sind jetzt völlig verwahrlost. Ein zweites Wunderwerk der Baukunst ist die auf einem 10 m. hohen Unterbau ebenfalls von Schah Dschehan errichtete u. jetzt noch gut erhaltene Dschamna-Moschee, die aus weißem Marmor u. rothem Sandstein erbaut, mit zwei schönen Minarets versehen u. von Arkaden, Freitreppen, Fontainen u. s. w. umgeben ist.

Nr. 2252. Die Ruinen des alten Delhi.

Ueberall gewahrt man aber den Verfall, in den die einstmals glänzende Stadt mit zahlreichen Palästen reicher Hindus gerathen ist. Auf dem weiten Trümmerfelde des alten Indrapat stehen die Ruinen einer mächtigen Citadelle, einer riesigen Sternwarte, herrlicher Grabdenkmäler u. Moscheen u. die berühmte, angeblich zum Andenken an den Sieg des Muhamedanismus über den Brahmanismus Anfang des 13. Jahrh. errichtete Kutb-Minar, wahrscheinlich die höchste Säule der Welt (über 73 m. hoch), von großer Schönheit. Sie befindet sich innerhalb des verfallenen, an Säulen u. Wänden mit reicher phantastischer Skulpturarbeit bedeckten, zum Theil aus riesigen Werkstücken erbauten Hindutempels Bhut-Kanah. Bis zu 54 m. Höhe besteht sie aus rothem Sandsteine u. ist kanellirt, das obere Stück ist aus sehr feinem, weißem Marmor gearbeitet; vier Galerien, die unterste bei 27 m. Höhe, umgeben sie, u. 383 Stufen führen zu dem Gipfel, welcher durch eine kleine, von 8 Säulen getragene Kuppel überwölbt ist. Der Durchmesser beträgt an der Basis, die ein 27-Eck bildet, $14\frac{1}{2}$ m. — Das alte Indraprastha od. Indrapat soll 3101 v. Chr. gegründet worden sein. Obwol wiederholt furchtbaren Verwüstungen ausgesetzt, blieb es doch die glanzvolle Residenz der Dynastien der sagenhaften Pandus, wie der Inderfürsten, der muhamedanischen Ghasnaviden u. Ghuriden u. der afghanischen Familie der Khildschis, bis sie durch den Dschingiskhaniden Timur 1398 vernichtet wurde. Allmählig erhob sich aus den Ruinen die neue Stadt, die 1526 von Babur erobert wurde, dessen Nachkommen unter dem Titel der Großmoguls bis auf unsere Zeit in D. geherrscht u. in den ersten Jahrhunderten ihrer Herrschaft daselbst eine fabelhafte Masse von Schätzen aufgehäuft haben. Seit dem Jahre 1707 verfiel das Mogulreich; D. wurde 1739 von Nadir Schah von Persien verheert, 1756 von Schah Durrani, 1758 von den Mahratten, 1802 endlich von den Engländern besetzt u. der Großmogul mediatisirt; derselbe lebte von da ab mit brit. Jahresgehalte u. unter Aufsicht der brit. Regierung in D., bis sich Muhamed Bahadur an dem großen Aufstande der Hindu 1857 betheiligte u. deshalb 1858 von den Eng-

ländern beseitigt wurde. In der Neuzeit sind von den Briten schöne Neubauten, wie der Gerichtshof, der Palast des Gouverneurs, die Engl. Kirche u. a. errichtet worden; auch ist von ihnen der alte, aus dem 17. Jahrh. stammende Kanal, welcher bis 1820 die Stadt reichlich mit Trinkwasser versehen hatte, dann aber verfallen war, wieder hergestellt worden. Industrie u. Handel von D. sind, obgleich gegen früher sehr gesunken, doch noch beträchtlich, u. die hindostanische Bildung u. Literatur wird hier eifrig gepflegt durch eine von Europäern gestiftete u. von der Regierung unterstützte höhere Schule, die in vier Abtheilungen, eine englische, arabische, persische u. sanskritische, zerfällt.

Delia, Bein. der Göttin Artemis-Diana (s. d.), die der Sage nach auf der Insel Delos geb. war u. dort verehrt wurde. **Delien** hießen die alljährlich auf Delos zu Ehren des Apollo u. der Diana begangenen Feste.

deliberiren, berathschlagen, überlegen.

ergriff ihn mächtig. Sein Gedicht „Sur l'immortalité de l'ame", welches er auf Robespierre's Aufforderung zur Feier des Festes „des höchsten Wesens" in 24 Stunden dichtete, erschütterte selbst die Schreckensmänner, bewog ihn aber, sich nach St. Diez in den Vogesen zurückzuziehen. Von hier begab er sich zuerst nach der Schweiz, nach Basel u. Glarus, später nach Deutschland u. England u. kehrte 1801 nach Paris zurück, wo er eine Professur am Collège de France erhielt u. 1. Mai 1813 starb. Seine letzten Werke waren „L'imagination" (1806), „Les trois règnes de la nature" (1808), u. „La conversation" (1812). D. war häßlich von Gestalt, aber liebenswürdig im Umgange u. mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabt. Er gehört der sogen. klassischen Zeit an; seine Sprache ist rein, gewählt, oft glänzend, seine Gedanken sind aber nicht immer bedeutend, die künstlerische Anordnung derselben ist oft fehlerhaft. Er beschränkte sich nur auf das Lehrgedicht.

Nr. ... Delhi mit der Moschee Alla Djammi

Delice (franz., spr. Deließ), Ergötzung, Wonne.

Delictum ist der lat. Ausdruck für Verbrechen u. Vergehen. Namentlich werden dadurch unerlaubte Handlungen bezeichnet, die nicht mit öffentlicher Strafe, sondern nur mit Privatstrafe geahndet werden od. auch nur zum Schadenersatze verpflichten.

delikat ist so viel wie köstlich, fein fühlend, zart, weiterhin: schwächlich, empfindlich, behutsam zu behandeln. Man versteht unter Delikatesse Zartgefühl, feine Schonung eines Anderen, auch Leckerei, unter Delikatessen im Plural feine u. pikante Eßwaaren, nam. solche, die weither bezogen werden.

Delila (d. h. die Schmachtende) hieß die philistäische Geliebte des jüd. Nationalhelden Simson (s. d.), die diesen, nachdem sie das Geheimniß seiner Kraft erforscht hatte, gebunden an ihre Landsleute überlieferte.

Delille (spr. Delil), Jacques, franz. Dichter, geb. 22. Juni 1738 zu Aigue-Perse bei Clermont in der Auvergne als der natürliche Sohn eines Advokaten, ward in Paris gebildet u. war später dort u. zu Amiens als Gymnasiallehrer thätig. In weiteren Kreisen machte er sich zuerst bekannt durch die Uebersetzung von Virgil's „Georgica" (1769), der er die Uebertragung der Aeneide u. des „Verlorenen Paradieses" von Milton folgen ließ. Nachdem er 1774 Mitglied der Akademie geworden war, ließ er 1780 sein Lehrgedicht: „Les Jardins ou l'art d'embellir les paysages" in vier Gesängen erscheinen, durch das er den Geschmack an den sogen. engl. Gärten zu verbreiten suchte. In die Achtziger Jahre fällt ein Aufenthalt in Konstantinopel. Die Revolution

Delirium (lat.), Irrereden, Phantasiren ist eine Krankheitserscheinung, die im Lautwerden von Wahnvorstellungen, nicht selten zugleich mit unpassenden Willensäußerungen, besteht u. im Gefolge von Gehirnkrankheiten, doch auch von vielen, mit erhöhter Erregung der Hirnnerven verbundenen anderen krankhaften Zuständen auftritt. Insbes. sind es fieberhafte Krankheiten, in deren Begleitung D. vorkommt, z. B. Typhus, hitzige Hautausschläge, Eitervergiftung, Kindbettfieber, Brustentzündung; unter den Gehirnleiden gehen nicht nur die Entzündungen, sondern auch der Blutmangel u. die Erweichung des Hirns mit D. einher. Nervöse Konstitutionen, bes. Frauen u. Kinder, sind vor Allem zu D. geneigt. Man unterscheidet ein stilles (mussitirendes) u. ein wildes (furibundes) D. Im Charakter der Wahnvorstellungen zeigt sich beim D. bisweilen ein schneller Wechsel, andere Male hartnäckiges Verharren auf bestimmten Ideen. Bei manchen Krankheiten gilt das D. als sehr schlimmes Zeichen. Man wendet Eisumschläge auf den Kopf, kühle, nach u. nach kältere Bäder od. kalte Uebergießungen an, bisweilen Blutentziehungen; die größte Ruhe u. ein reizmilderndes Verfahren wirken bei D. besänftigend. — Das D. tremens od. potatorum (Säufer- od. Zitterwahnsinn) besteht in einer durch anhaltenden u. reichlichen Genuß spirituöser Getränke erzeugten eigenthümlichen geistigen Störung mit Zittern der Glieder. Unter den alkoholischen Getränken sind es vor Allem Branntwein u. Rum, sowie sehr schwere Weine, welche den Körper, insbes. das Blut, in einen solchen Zustand versetzen, daß bei irgend einer auf die

Nerven einwirkenden Gelegenheit, od. auch scheinbar ganz von selbst, ja auch bei schneller Entziehung der geistigen Getränke, das D. ausbricht. Große Unruhe, ängstliche Hast bei Allem, was der Kranke vornimmt, gänzliche Schlaflosigkeit, nicht selten aber auch schreckhafte Träume, die der Patient für Wirklichkeit hält, Sinnestäuschungen bei wachen Augen charakterisiren das Uebel. Nam. glaubt der Kranke kleine Thiere, Mäuse, Ratten, Spinnen u. s. w. zu sehen od. von Dieben u. Gespenstern verfolgt zu werden. Dabei ist die Sprache lallend u. alle willkürlichen Muskeln zittern. Große Redseligkeit steigert sich nicht selten bis zum Toben. Die Dauer der Krankheit ist meist kurz; sie geht entweder nach einigen Tagen durch einen tiefen od. ruhigen Schlaf in Gesundheit über, od. sie zieht durch das Auftreten von entzündlicher Gehirn- od. Brustkrankheit den Tod herbei. Bei der Behandlung sucht man vor Allem Schlaf herbeizuführen, insbes. durch große Gaben Opium od. Morphium; neuerlich wendete man zu diesem Zwecke bisweilen Chloralhydrat an. Zwangsmittel u. Blutentziehungen haben selten guten Erfolg. Den gewohnten Genuß von Spirituosen darf man den Kranken nicht sofort entziehen, vielmehr muß man zur Verhütung von D. den Gewohnheitstrinker nur allmählig des Alkoholgenusses entwöhnen.

Delisches Problem ist die bei den alten Mathematikern sehr berühmte Aufgabe, durch Konstruktion die Seite eines Würfels zu finden, welcher dem Inhalte nach doppelt so groß ist als ein gegebener. Der Sage nach soll das Orakel des Apollon, als während einer Pest, welche auf Delos wüthete, die Einwohner dasselbe befragten, die Antwort gegeben haben: man solle den Altar jenes Gottes, der die Form eines Würfels hatte, noch einmal so groß machen. Das habe man gethan, gleichwol habe die Pest nicht nachgelassen, u. bei wiederholter Anfrage habe das Orakel erklärt, daß der Altar die Würfelform behalten müsse u. die vorgenommene Vergrößerung, bei der man dies nicht beachtet, unrichtig sei. Platon, um die Lösung befragt, habe dann den an ihn geschickten Abgeordneten geantwortet: dem Gott sei eigentlich an der Verdopplung seines Altars nichts gelegen; er verweise dadurch nur den Griechen ihre Gleichgiltigkeit gegen die Geometrie, befehle ihnen, den Kriegen zu entsagen, u. ermahne sie, sich der Erwerbung von Kenntnissen mit Ernst zu befleißigen. Vielleicht hat Platon selbst den Ausspruch des Orakels veranlaßt. Die Aufgabe der Duplicatio cubi ist auch älter, da Hippokrates von Chios schon vor Platon's Zeiten darauf gekommen war. Das Problem selbst ist von der größten Wichtigkeit für die Entwicklung der Geometrie geworden, denn es wurde zunächst der Grund zur genaueren Untersuchung der Kegelschnitte (Apollonius). Nikomedes erfand dazu die Conchoide u. Diokles die Cissoide. Die analytische Behandlung der Geometrie, welche Descartes lehrte, gab die völlige Aufklärung über die Beschaffenheit der gedachten Aufgabe.

Delisle, auch **De l'Isle** (spr. Delihl), Claude, franz. Geograph u. Historiker, geb. 5. Nov. 1644 zu Vaucouleurs in Lothringen, war zuerst Advokat, wurde aber später Prof. der Geschichte u. Geographie in Paris u. starb daselbst 2. Mai 1720. Von seinen Werken sind zu nennen: „Atlas hist. et géogr." (Par. 1718) u. „Introduction à la géographie" (ebd. 1746, 2 Bde.). — Guillaume D., ältester Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 28. Febr. 1675, ward der Begründer eines neuen geographischen Systems. Er gab mit Zugrundelegung der bisherigen astronomischen Beobachtungen u. unter Berücksichtigung der zeitgenössischen Reisebeschreibungen schon 1700 eine Weltkarte, Karten von Europa, Asien u. Afrika, sowie einen Himmels- u. einen Erdglobus von 31 cm. im Durchmesser heraus. Ueberhaupt lieferte er 134 Karten; die Ausgabe seines „Atlas géogr." (1789) besorgte Phil. Buache. D. war Lehrer Ludwig's XV. u. starb als „königlicher Geograph" zu Par. 5. Jan. 1726. — Ein zweiter Sohn des Claude D., Joseph Nicolas D., geb. zu Paris 4. April 1688, widmete sich vorzugsweise der Astronomie u. folgte 1726 einem Rufe der Kaiserin Katharina I. nach Petersburg, wo er eine Schule für Astronomie gründete. Nachdem er dann noch Rußland bereist hatte, kehrte er nach Paris zurück, wo er Aufseher der ihm vom König 1747 abgekauften Sammlungen für Astronomie u. Geographie wurde. Er starb 11. Sept. 1768. Von seinen Werken sind zu nennen: „Mémoire sur les nouvelles découvertes au Nord de la Mer du Sud" (Par. 1752; 2. Aufl. 1753); „Mémoires pour servir à l'histoire et au progrès de l'astronomie, de la géographie et de la physique" (unvoll., Petersb. 1738). Auch erfand er ein Thermometer. -- Ein dritter Bruder, Louis D., bekannt auch unter dem Namen **D. de Lacroyère,** war gleichfalls Astronom; er folgte dem Vorigen nach Petersburg, bereiste dann Sibirien u. Kamtschatka, begleitete 1741 Bering auf seiner Reise in die arktischen Länder u. starb 22. Okt. desselben Jahres auf Avatscha. — Der vierte Bruder, Simon Claude D., geb. im Dez. 1675, gest. 1708, hat sich als Historiker einen Namen gemacht.

Delisle, Josef Nicolas, franz. Astronom, geb. 4. April 1688 zu Paris u. ebd. gestorben 11. Sept. 1768, war von 1714 an Mitglied der Akademie der Wissenschaften; 1725 wurde er von Peter d. Gr. nach Petersburg berufen u. blieb daselbst als Mitglied der dortigen Akademie bis 1747, wo er wieder nach Paris zurückkehrte u. seine frühere Stellung einnahm. Er hat eine große Zahl werthvoller Arbeiten veröffentlicht u. soll zuerst Pulversignale zu Längenbestimmungen in Vorschlag gebracht haben.

Delisle Rouget, Dichter u. Komponist d. Marseillaise, s. „Rouget".

Delitzsch, Franz, ausgezeichneter Bibelforscher u. zugleich einer der namhaftesten Vertreter des strengen Lutherthums in Deutschland, wurde 23. Febr. 1813 zu Leipzig geb., besuchte die dortige Nikolaischule u. studirte sodann ebendaselbst Theologie u. unter Fürst's Leitung bes. auch die rabbinische Literatur, deren gründlichster Kenner D. unter den lebenden christlichen Gelehrten ist. Nachdem er 1835 als Doktor der Philosophie promovirt hatte, habilitirte er sich 1842 mit einer Schrift über den Propheten Habakuk als Privatdozent, wurde 1844 außerord. Prof. in Leipzig, 1846 Doktor der Theologie u. Prof. in Rostock, 1850 ord. Prof. zu Erlangen u. 1867 nach Tuch's Tode ord. Prof. der alt- u. neutestamentlichen Exegese zu Leipzig. Ebenso wie als Dozent durch geistvollen u. blühenden Vortrag hat D. auch als theologischer Schriftsteller großen Einfluß auf die jetzige Theologie ausgeübt, vor Allem auf die orthodox-lutherische Richtung derselben, der er mit dem ganzen Gewichte seiner reichbegabten u. dabei tiefsittlichen Persönlichkeit dient. Von seinen Schriften haben vor Allem seine Kommentare die weiteste Verbreitung gefunden u. verdienen dieselbe trotz einer gewissen Hinneigung zum Mystischen durch ihre gründlichen sprachlichen Forschungen u. die originelle Art der Auslegung. So die „Genesis" (erstes Buch Mose) 1852 (4. Aufl. 1872), der „Hebräerbrief", (1857) u. die mit Keil herausgegebenen sog. biblischen „Kommentare", wie Hiob (1864) u. Jesaja (2. Aufl. 1866). Von anderweitigen Schriften nennen wir noch: „Zur Geschichte der jüdischen Poesie" (1836), die „biblisch-prophetische Theologie" (1845), das „System der biblischen Psychologie" (2. Aufl. 1861) u. das „System der christlichen Apologetik" (1869). Zur Förderung der Judenmission giebt D. seit 1863 die Zeitschrift „Saat auf Hoffnung" heraus.

Delius, Nikolaus, bekannter Shakespeareforscher, geb. im Sept. 1813 zu Bremen, studirte zu Bonn u. Berlin Philologie u. vergleichende Sprachwissenschaft, lebte dann einige Jahre in England u. Frankreich u. betrat 1841 die akademische Laufbahn an der Universität Berlin. Seit 1846 ist er an der Universität Bonn, an welcher er 1855 zum außerord. Prof. ernannt wurde, als Lehrer des Sanskrit u. der neueren Literatur thätig. Seine Hauptarbeit ist seine große kritische Ausgabe von „Shakespeare's Werken" (7 Bde., Elberf. 1854—61; 2. Aufl. 1863 fg.). Ferner förderte er die Shakespearekunde durch eine Anzahl von Monographien, wie „Der Mythus von William Shakespeare" (1851), „Ueber das engl. Theaterwesen zu Shakespeare's Zeit" (1833) u. durch sein „Shakespeare-Lexikon" (1852). Von seinen Arbeiten auf dem Gebiete der romanischen Literatur sind bes. seine „Provençalischen Lieder" (1853) hervorzuheben.

Dellamaria (auch Della Maria geschrieben), Domenico, ein gegen Ende des 18. u. zu Anfang des 19. Jahrh. ungemein beliebter Opernkomponist, geb. im J. 1768 zu Marseille von ital. Eltern. (Nach Einigen soll er franz. Herkunft sein u. seinen eigentlichen Namen Lamarie später italienisirt haben.) Schon sehr frühzeitig zeigte er vortreffliche Anlagen für die Musik u. überließ sich seiner Neigung zum Produziren, bevor er durch hinreichende Studien sich dazu das Fundament verschafft hatte. So hatte er bereits mit 18 Jahren eine Oper komponirt, welche auch in Marseille mit Beifall zur Aufführung kam; dieser Erfolg bestimmte ihn, nach Italien zu gehen, um sich dort frische Lorbeern zu holen. Hier lernte er jedoch bald seine

Mängel kennen u. machte sich mit allem Ernst u. Eifer an die Ergänzung des ihm noch Fehlenden. Er studirte unter verschiedenen Meistern gründlich die Komposition, zuletzt unter Paisiello, der eine große Zuneigung zu ihm gefaßt hatte u. unter dessen Augen D. u. A. sechs komische Opern schrieb, von denen drei — darunter der von ihm selber bes. werth gehaltene „Maestro di Capella" — auch mit großem Beifall zur Aufführung gelangten. Um das Jahr 1798 kam D. nach Paris. Die Liebenswürdigkeit seines Wesens erwarb ihm bald Freunde, u. zu diesen gehörte auch der Dichter Duval, welcher ihm das Libretto einer Oper, „Le prisonnier", zur Komposition anvertraute. In Zeit von 8 Tagen hatte D. die Musik fertig, die Oper wurde sofort aufgeführt u. der Erfolg war ein so ungemeiner, daß D.'s Ruf für Paris entschieden war. Seine fast beispiellose Leichtigkeit im Produziren befähigte ihn, noch in dem J. 1798 (wo der „Prisonnier" erschien) die drei Opern „L'Oncle Valet", „Le vieux Château" u. „L'Opéra comique" auf die Bühne zu bringen — Erzeugnisse, welche durch ihre Anmuth Alles bezauberten. Bis in die ersten Monate des Jahres 1800 schrieb er nun ferner noch: „Jacquet", „La Maison du Marais", „La fausse Duègne", „Le Général Suédois" u. „Le Cabriolet jaune", welche ebenfalls viel Liebenswürdiges enthielten, deren Aufführung er aber zum Theil nicht mehr erlebte, denn ganz plötzlich, als er am 19. April 1800 aus einer lustigen Gesellschaft nach Hause ging, überraschte ihn der Tod auf der Straße.

Delle (spr. Dell), deutsch Dattenreit, Städtchen im franz. Dep. Oberrhein, $2^3/_4$ M. südöstl. von Belfort. Im Deutsch-franz. Kriege von 1870/71 fanden hier 2. u. 15. Nov. 1870, sowie 2. Jan. 1871 Gefechte statt u. wurde D. wiederholt von den Deutschen (vom Werder'schen Corps) besetzt. Es gehörte zu den Ortschaften des Elsaß, die infolge des Frankfurter Friedensvertrages vom 20. Mai 1871 an Frankreich zurückgegeben wurden.

Delmont, Deodatus, ein niederländischer Maler, der, 1581 geb. u. 1634 zu Antwerpen gest., mit Rubens befreundet wurde, von diesem die Malerei erlernte u. ihn auf seinen Reisen begleitete. Mehrere seiner Bilder von edler Komposition u. trefflichem Kolorit befinden sich im Museum u. in den Kirchen von Antwerpen.

delogiren (spr. deloschiren), ausziehen, den Platz räumen, vertreiben.

Delolme (spr. Delolm), Jean Louis, verdienstvoller Staatsrechtslehrer, geb. 1750 zu Genf, studirte die Rechte u. lebte einige Zeit als Advokat in seiner Vaterstadt, siedelte aber später nach England über, dessen politisches Leben er mit ernster Theilnahme verfolgte. Aus seiner tief eindringenden u. scharfsinnigen Vergleichung der engl. Verfassungszustände mit denen des europ. Festlandes ging sein Hauptwerk „Constitution de l'Angleterre, ou état du gouvernement anglais comparé avec la forme républicaine et avec les autres monarchies de l'Europe" (1771) hervor, ein Werk, das großes Aufsehen erregte u. von ihm selbst ins Englische (Lond. 1772) u. ins Deutsche (Altona 1776) übersetzt wurde. Auch sein Werk, „Parallel between the English government and the former government of Sweden" (Lond. 1772) trug viel zur Beseitigung der Vorurtheile bei, die damals noch über das engl. Staatsleben im Schwange waren. Ferner schrieb er noch: „History of the flagellants, or memorial of human superstition" (Lond. 1782). Gegen den Abend seines Lebens in seine Heimat zurückgekehrt, starb er das. 16. Juli 1806.

Delorme (spr. Delorm), Marion, franz. Abenteurerin, deren eigentlicher Name Marie Anna **Grappin** war, ward 15. Mai 1601 zu Châlons (Champagne) geb., von wo sie nach Paris kam. Hier fesselte sie durch ihre Schönheit eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten, Staatsmänner, Marschälle, Schöngeister aller Art an sich, so daß sie großen politischen Einfluß gewann. Um ihre Heirath mit dem Großstallmeister Cinq-Mars zu verhindern, ließ dessen Mutter diesen auf einen von Richelieu erbetenen Befehl verhaften; Richelieu that dies um so bereitwilliger, da er selbst zu den Anbetern der D. gehörte. Später wurden ihre Salons Sammelpunkt u. Zufluchtsstätte für die Häupter der Fronde, u. Mazarin beschloß, sie nach Festnehmung Letzterer gleichfalls verhaften zu lassen; diesem Schicksal entzog sich die D. durch freiwilligen Tod 2. Juni 1650. Dieser geschichtlichen Thatsache entgegen erzählt die Sage, die D. habe das Gerücht ihres Todes selbst verbreitet, um glücklich nach England zu entkommen, sei später zurückgekehrt u. habe, nachdem sie drei Männer geheirathet, einen Lord, einen Räuberhauptmann u. einen Finanzprokurator, bis 1706 od. gar 1741 gelebt. Victor Hugo machte sie zum Gegenstand eines historischen Dramas.

Delorme, Philibert, ein franz. Baumeister, der, geb. um 1515 zu Lyon, gest. 1570, sich bes. durch die Einführung eines tüchtigen Renaissancestils in Frankreich u. durch bedeutende Neuerungen auf dem Felde der Konstruktion verdient gemacht hat. Schon in früher Jugend kam er nach Rom, wo er die Werke der Renaissance-Architektur studirte. Als er 1536 nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm ein großer Theil der unter Heinrich II. projektirten Bauten übertragen. Nach seinen Plänen entstanden das Portal der Kirche St. Nizier in Lyon, die jetzt zum Theil verschwundenen Schlösser von Anet (1552; Dep. Eure et Loir) u. von Meudon, der interessante Portikus korinthischer Ordnung an der Kapelle von Villers-Coterets u. das 1719 wieder eingerissene Grabmal der Valois bei der Kathedrale von St. Denis, in welcher auch durch ihn u. Primaticcio das Mausoleum für Franz I. errichtet wurde. Im J. 1564 entwarf er im Auftrage der Katharina von Medicis die Pläne zum Palaste der Tuilerien, von welchem er aber nur den großen mittleren Pavillon, die zwei Galerien u. die angrenzenden kleinen Pavillons ausführte. Obgleich der Bau nachher nach den Plänen anderer Architekten fortgesetzt wurde u. ein großer Theil der Architektur D.'s dadurch verloren ging, so trägt er doch noch immer das originelle Gepräge seines ursprünglichen Planes. Ein fast eben so großes Verdienst, wie durch diese Bauten, erwarb er sich durch zwei Werke: „Nouvelles inventions pour bien bâtir et à petits frais", u. „Le premier tome de l'Architecture de Philibert de l'Orme". D. starb 1577 zu Paris.

Delorme, Pierre Claude François, geb. 1783, gest. 1859, franz. Historienmaler, der als Schüler Girodet's dessen klassischer Richtung in allen seinen Bildern treu blieb. Bekannt von ihm sind „Der Tod Abel's" (1810) u. die „Auferweckung der Tochter des Jairus" (1817), außerdem betheiligte er sich an der Herstellung der Bilder der Kirche Notre Dame de Lorette u. benutzte auch klassische u. romantische Stoffe als Vorwürfe zu Gemälden, an denen korrekte Zeichnung, edle Form u. treffende Charakteristik zu loben sind.

Delos (jetzt Dili), eine der kleinsten unter den Cykladen, im Alterthum aber eine für ganz Griechenland heilige Insel. Nachdem sie der Sage nach als die letzte unter ihren Nachbarinnen durch einen Schlag von Poseidon's Dreizack aus der Salzflut emporgestiegen war, irrte sie unstet auf derselben umher, bis sie Zeus selbst mit diamantenen Ketten am Meeresgrunde befestigte, zum Danke dafür, daß sie der vor Here's Zorn nirgend Ruhe findenden Latona eine Stätte zur Geburt der Zwillinge Apollon u. Artemis gewährt hatte. Fortan war D. ein Lieblingsort Apollon's u. ihr Boden so heilig, daß kein Todter daselbst begraben werden, kein Hund die Insel betreten durfte. Selbst die Perser verschonten D., u. die Athener legten den Schatz der unter ihrer Führung stehenden Inselgriechen dort nieder. Das delische Apollofest fand alle fünf Jahre statt; außerdem sandten die Athener alljährlich eine Festgesandtschaft nach der Insel. Die von Menophanes, einem Feldherrn des Mithridates, verwüstete Insel erhob sich seitdem nicht wieder. Auch jetzt ist sie nur noch vereinzelt von Fischern u. Hirten bewohnt.

Delphi, eine uralte, wegen ihres Apollotempels u. des damit verbundenen Orakels für ganz Griechenland hochwichtige Stadt, lag, von Felsen umgeben, an der südl. Abdachung des Parnaß in der Landschaft Phokis. Der Haupttempel lag oberhalb der Stadt auf einem kleinen Bergplateau, umgeben von Säulenhallen, Priesterwohnungen, Kapellen u. Schatzhäusern mit den Weihgeschenken der einzelnen Staaten, u. umfriedigt von einer Mauer. Der ältere Tempel brannte 546 v. Chr. ab u. wurde durch den Baumeister Spintharos in dor. Stile weit herrlicher erneuert. Die vordere Giebelseite schmückten die 3 Bilder der delphischen Gottheiten Leto, Apollon u. Artemis nebst den Museen, die hintere das des von Bakchantinnen umschwärmten Dionysos. Die Felder der Längenseiten enthielten Darstellungen aus den Kämpfen der Götter mit den Titanen u. Giganten u. aus der Thatenreihe des Herakles. In der Vorhalle des Tempels erblickte man die berühmten Sprüche der Sieben Weisen. Im Innern des Baues befand sich das Allerheiligste, das Adyton, in welches die Quelle Kassotis einströmte u. in welchem über dem berühmten, kalte Dämpfe aushauchenden Erdschlunde der

hohe Dreifuß stand, über dessen Becken der Sitz der Seherin od. Pythia (Delphi selbst hieß Anfangs Pytho) angebracht war. In der ältesten Zeit nur einmal jährlich, später allmonatlich an bestimmten, durch Opferzeichen festgestellten Tagen bestieg eine von den beiden wahrsagenden Priesterinnen, nachdem sie aus der Quelle Kassotis getrunken u. Lorbern in den Mund genommen hatte, unter dem Beistand eines Priesters, des sog. Propheten, den Wahrsagestuhl, während die Befragenden in einem anstoßenden Gemach weilten. Was sie, von dem aufsteigenden Dunste berauscht, in abgebrochenen Worten äußerte, wurde von dem Propheten dann in metrische Form gebracht. Außer der Orakelstätte befand sich im Innern des Delphischen Tempels, gleichfalls von einem Gitter eingeschlossen u. verhüllt, ein kuppelförmiger, weißer Marmorstein zwischen zwei goldenen Adlern, das Symbol des von Zeus selbst dorthin verlegten Erdnabels. Die Gegend von D. gehörte in alten Zeiten zum Gebiete der phokischen Stadt Krissa. Veranlaßt aber durch Eingriffe der Krissäer in die Rechte des unter dem Schutze der amphiktyonischen Staaten (s. d. A. „Amphiktyonen") stehenden Heiligthums, entbrannte der erste Heilige Krieg, der mit der Zerstörung von Krissa endigte u. dessen Gebiet umgekehrt zum Eigenthum des Delphischen Tempels machte. — Der Einfluß des Delphischen Orakels auf das öffentliche u. private Leben der Hauptstaaten Griechenlands kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die lykurgische wie die solonische Gesetzgebung kamen unter seiner Mitwirkung zu Stande, u. nam. unterbreitete man alle Aenderungen in Religion u. Gottesdienst seiner Begutachtung u. Bestätigung. So war denn die Pythia od. vielmehr die Weisheit des Delphischen Klerus eine Macht auf religiösem, politischem u. sittlichem Gebiete, der die großen Geister der Nation ihre Anerkennung nicht versagten. In der späteren Zeit des wachsenden Unglaubens ließ sich die Priesterschaft bei ihren Antworten oft durch unlautere u. parteiische Gründe bestimmen; aber ganz in Mißkredit kam das Orakel nie, u. wenn es auch unter Nero, der den Erdschlund durch Menschenblut entweihen ließ, schwieg, so läßt sich doch seine Thätigkeit bis in die Zeit Konstantin's verfolgen. Die in der Krissäischen Ebene vor dem Heiligen Kriege in jedem neunten, später in jedem fünften Jahre gefeierten, an Ansehen nur den olympischen nachstehenden **pythischen Spiele** hingen ihrem Inhalte nach genau mit der heiligen Sage zusammen, die über den Ursprung des Orakels verbreitet war. Danach hütete ein tückischer Drache, Namens Python, den Erdschlund; dieser ward von dem Lichtgott Apollon erlegt, der dann, in einen Delphin verwandelt, ein kretisches Schiff in den Hafen von Krissa lockte u. dessen Bemannung als seine Priester einsetzte. An den Pythien wurden zwar seit dem Heiligen Krieg auch Wettrennen u. gymnische Preiskämpfe abgehalten, dem Mythus gemäß bildete aber der ältere musikalisch-dramatische Theil die Hauptsache. Er bestand im Vortrag einer Komposition auf der Flöte, die, aus fünf Theilen bestehend, den siegreichen Kampf des Gottes mit dem Lindwurm durch Tonmalerei zur Darstellung bringen sollte. Hierzu kamen dann noch mimische Darstellungen, die gleichfalls die Verherrlichung des Apollo zum Gegenstande hatten. Der Preis des Siegers bestand aus einem Lorberkranz, den ein von einer feierlichen Prozession geleiteter Knabe aus Tempe zu holen pflegte.

Delphine, eine Familie der Walthiere od. Fischsäugethiere, welche sich von den eigentlichen Walfischen (den Bartenwalen) durch einen kleinen Kopf, den Besitz zahlreicher, kegelförmiger Kieferzähne u. die zu einer halbmondförmigen Oeffnung (dem Spritzloch) verschmolzenen stirnständigen Nasenlöcher unterscheiden. Die D. tragen wie die Bartenwale an ihrem Fischkörper kurze Ruderflossen statt der Vorderextremitäten, am Ende eine wagerecht gestellte Schwanzflosse, u. die meisten auch eine Rückenflosse. Sie sind raubgierige, von Seethieren, zumal Fischen, lebende Thiere, die sich mit großer Gewandtheit im Wasser bewegen. Zu ihnen zählen — außer dem Narwal (Monodon monoceros) des nördl. Polarmeeres mit dem kolossalen, über 3 m. langen, schraubenförmig gefurchten Stoßzahn im linken Oberkiefer, der wie Elfenbein verarbeitet wird u. früher als das Horn des fabelhaften Einhorns galt — die eigentlichen D. (Gattung Delphinus, nach dem Gebiß in mehrere Untergattungen geschieden), mit der schnabelförmig verlängerten Schnauze. Am bekanntesten davon sind der $2,_5$ m. lange, ganz schwarze, gemeine D. (Delphinus delphis) od. Tümmler — dann der oben schwarze, unten weiße, in den europäischen Meeren ebenfalls gemeine u. bis weit in die Flußmündungen hinaufsteigende kleinere Braunfisch od. das Meerschwein (D. communis); — der bis 8 m. lange, gelblich weiße Beluga od. Weißfisch (D. leucas) der arktischen Meere (Abb. s. Bd. II. Nr. 1455); — der 6 m. lange Grind- od. Butzkopf (D. globiceps) der nördl. Meere u. der 8 m. lange Blutzkopf od. Schwertfisch (D. orca), der sich an Walfische wagt. Auch einen Süßwasserbewohner, der im Ganges lebt, weist die Gattung auf in dem $2,_{50}$ m. langen Schnabeld. (D. gangeticus), der Platanista des Plinius.

Nr. 2254. Das Meerschwein (Delphinus communis).

Delphinin, ist das scharfe, giftige Prinzip der Stephanskörner, der Samen des in Südeuropa wachsenden Delphinium Staphis agria *L.*; es wurde von Brandes u. von Lassaigne fast gleichzeitig im J. 1819 entdeckt, jedoch von ihnen noch nicht rein erhalten. Im reinen Zustande ist das D. ein weißes, amorphes Pulver von scharfem, anhaltend bittrem Geschmack; es gehört zu den Alkaloiden u. bildet daher mit den Säuren Salze, die ebenso wie das reine Alkaloid giftig sind; $0,_{03}$ gr. können in 30 Sekunden ein Kaninchen tödten; in kleineren Mengen gegeben, hat es die merkwürdige Eigenschaft, ähnlich wie die Quecksilberverbindungen, Speichelfluß zu bewirken. Die Stephanskörner (Semina Staphidis agriae) enthalten ca. 10 % D.

Delphinium, Rittersporn; Pflanzengattung der Hahnenfußgewächse, mit werthvollen Zierpflanzen, welche sich besonders durch stattliche Blumenrispen od. durch prachtvolle Farben, nam. ultramarinblaue, auszeichnen. Eine der gewöhnlichsten Arten, obwol nicht minder schön, ist unser Ackerrittersporn (D. Consolida *L.*) ein Unkraut der Saatfelder, dessen blaue Blumen eine werthvolle, weil unschädliche Farbe für Zuckerbäcker liefern. Unter den Zierpflanzen ist der Gartenrittersporn (D. Ajácis *L.*) aus Südeuropa u. Taurien die gewöhnlichste Art; Sibirien, Nordamerika u. bes. Californien geben in der neueren Zeit andere werthvolle Arten, z. B. D. grandiflorum, elegans, cardinale, nudicaule u. a. Auch Bastarde u. gefüllte Blumen hat die Blumenzucht von dieser Pflanze hervorgebracht.

Delphinsäure ist Baldriansäure (s. d.).

Delta. Mit diesem Namen bezeichnen wir das von fließenden Gewässern an ihren Mündungen abgesetzte, von den Mündungsarmen durchflossene niedrige Schwemmland. Der Name ist von dem griechischen Buchstaben Δ entnommen, obwol die Form nicht immer dieser Gestalt entspricht; man rechnet zum D. nicht blos die von den Mündungsarmen eingeschlossenen Inseln, sondern auch das an den Seiten der Mündungsarme angeschwemmte Land. Die Form dieses Schwemmlandes ist bald gleichschenklig-dreieckig mit kürzeren od. längeren Schenkeln, bald mit parallelen Seiten (von Bergen eingeengt), bald einseitig sich längs der Küsten erstreckend. Die Bedingungen der Deltabildung sind A) solche, die in der Natur des Flusses liegen: 1. die Art u. Menge der von ihm fortgeführten mineralischen Bestandtheile; 2. die Schnelligkeit seines Laufes (das Gefälle); 3. die Größe seines Gebietes u. die Länge seines Laufes; 4. die gleichmäßige Stromentwicklung; B) solche, die in der Natur des Sees od. Meeres liegen 5. die Tiefe des Sees od. Meeres; 6. die Einwirkung von Ebbe u. Flut; 7) die Einwirkung von Meeresströmungen. Jedes Wasser enthält aufgelöste mineralische Bestandtheile. Aber die vollständig aufgelösten mineralischen Bestandtheile werden nicht an den Flußmündungen niedergeschlagen, sondern vermengen sich mit dem Meerwasser; die aufgelösten Kalktheile werden von den Schalthieren aufgenommen u. zur Bildung ihrer

Organismen verwendet. Was das Wasser fortführt u. an geeigneten Orten liegen läßt od. anschwemmt, das sind gröbere u. kleinere Steine (durch gegenseitige Reibung abgerundet), Kies, feinere Sanderden. Gewässer, deren Bett von härterem Gestein gebildet ist, können nicht viele Bestandtheile von ihren Ufern ablösen; anders verhält es sich mit Gewässern, welche durch lockere Schichten neuer Formationen — Konglomerate, Sandstein, Sand, Thon, Lehm, angeschwemmte Erde — hindurchgehen, od. denen (wie dies in Hochgebirgen häufig) durch Bergstürze u. Runsen Schuttmaterial in großen Massen zugeführt wird. — Es kommt nun zunächst auf die Schnelligkeit der Wasserbewegung an. Strömungen von großer Schnelligkeit reißen u. wälzen selbst Felsstücke von bedeutendem Umfange mit sich fort; der Mittellauf u. Unterlauf großer Ströme zeigen auf den am Ufer abgesetzten Bänken immer kleinere Geröllstücke, endlich nur feinen Sand, an den Mündungen nur noch Schlamm. Der Terek führt nach kurzem reißenden Lauf große Massen Schutt u. Erde vom Kaukasus in den Kaspischen See u. hat ein D. von nahe an 60 □ M. gebildet; sein nördlicher Nachbar, der Kuma, der nicht aus dem Hochgebirge kommt, hat ein viel kleineres D. Daß die Menge der zu der Mündung mitgebrachten Schwemmtheile von der Länge der Stromentwicklung u. von der Größe des Stromgebietes abhängt, ist selbstverständlich; ebenso ist es leicht erklärlich, daß ein Strom mit verhältnißmäßig kurzem Lauf, aber breitem Gebiet, wie z. B. der Po, größere Deltas zu bilden im Stande ist als ein Strom mit langgestrecktem Lauf u. Gebiet. Wenn wir aber bei der Betrachtung der einzelnen Stromläufe die D.s außerordentlich verschieden u. oft im Gegensatze zu den angegebenen Bedingungen entwickelt finden, so liegt dies großentheils in der ungleichmäßigen Entwicklung der Stromläufe. Jeder Fluß will nach dieser Beziehung hin einzeln betrachtet u. beurtheilt sein. Wenige Flüsse haben einen gleichartigen Lauf, d. h. annähernd gleichmäßiges Gefälle zwischen gleichmäßiger Oberflächenbildung des umgebenden Landes, wie z. B. die Düna u. der Dniester. Viel häufiger ist, daß ein Strom, wie z. B. die Elbe, nach kurzem, raschem Lauf durch Hochgebirge in ein Thalbecken hinaustritt (Königgrätz-Pardubitzer Becken) u. hier schon seine schwereren Gerölle liegen läßt, daß er über Terrassenstufen (bei Elbeteinitz) in ein tiefer liegendes Becken (Podiebrad-Leitmeritzer Becken) geht, daß er wiederum Gebirge durchbricht (Basaltmassen des Mittelgebirges, Sandstein des Meißner Hochlandes), daß er endlich in Tiefebenen hinaustritt u. hier in verbreitertem Laufe (Torgau-Wittenberg) sowol im Flußbette wie auf den bei Hochwasser überschwemmten Flußauen das ganze gröbere Gerölle, wie die größere Menge der mitgeführten Sand- u. viele Schlammtheile absetzt. Ist nun das weitere Gefälle so gering wie bei der Elbe, so wird die Menge der zur Deltabildung geeigneten Stoffe nur noch eine geringe sein. Aehnliches finden wir in der Entwicklung des Rheins, der Donau u. a. Ströme. Noch ungleichmäßiger gestaltet sich der Lauf eines Stromes, wenn er auf seinem Wege Seen durchfließt. In den Seen lagern sich alle von den oft sehr trüben u. reißenden Zuflüssen mitgebrachten Schwemmtheile ab, aus den Seen fließen die Gewässer klar u. rein in glatten Flußbetten ab (Rhone bei Genf, Limmat bei Zurich, Reuß bei Luzern, Rhein bei Schaffhausen); aus diesem Grunde können mächtige Ströme, wie der St. Lorenz, keine D.s bilden. Wenn die Rhone 24 M., die Elbe 60 M., die Donau 160 M., der Marañon 250 M. brauchen, um die letzten 100 m. ihres Gefälles hinabzufließen, so muß die Schnelligkeit des Laufes eine sehr verschiedene sein. Indessen ist wohl zu beachten, daß zahlreiche Nebenflüsse der unteren Donau von ihrem Austritte aus den Karpaten bis zum Schwarzen Meere nur einen Weg von 30 M. zurückzulegen haben, u. daß das Donaud. größtentheils den Karpatenflüssen u. den mit tertiären u. quartären Schichten bedeckten Stufenländern der Walachei u. Moldau seine Entstehung verdankt.

Die Bedingungen der Deltabildung liegen aber auch in der Art des stehenden Gewässers, in welches ein Fluß mündet. Führt der Fluß einem Binnensee sein Gewässer u. sein Gerölle zu, so geht die Deltabildung ungehindert vor sich, u. der See hat nur durch seine Bodenform eine Einwirkung auf die Gestaltung des D. Der Rhein hat auf eine Länge von 3—4 M. u. in einer Breite von $\frac{2}{3}$—$1\frac{2}{3}$ M. den Bodensee ausgefüllt, eine rechts u. links von den Vorbergen der Alpen eingeschlossene Thalsohle gebildet u. schiebt sein D. immer weiter in den See hinein; aber nur der unterste Theil hat noch Deltagestalt, weiter aufwärts erscheint das Flußd. in Form jener Thalaue, welche durch die häufigen Ueberflutungen mehr u. mehr erhöht wird. Die durch Muhren häufig getrübte Linth hat das einst zusammenhängende Seebecken in den Wallensee u. Zürichersee getheilt; ihr D. ist von den umgebenden Bergwänden begrenzt u. schiebt sich jetzt, dem menschlichen Willen folgend, mittels des Linthkanals in den Wallensee hinein. Aehnlich hat die Lütschine den Brienzer- u. Thunersee getrennt u. s. w. Ein kleines, aber sehr regelmäßiges D. hat der Fedozbach in den Silsersee bei Isola quer hineingetrieben, ein ähnliches der Julierbach in den Silvaplanasee. Ansehnliche D.s haben die Adda im Comersee, der Tessin u. die Maggia im Lago Maggiore, die Rhone im Genfersee gebildet. Ansehnliche D.s haben Wolga, Ural, Terek, Kur, Kisil Usee im Kaspischen See, Syr u. Amu im Aralsee, der Ili im Balkaschsee aufzuweisen. Das größte Binnenlandsd. ist das des Cooper- (im Oberlauf Barcoo-) Flusses im Innern der Kolonie Südaustralien, welches eine Ebene von 1000 □ M. bildet u. von zahlreichen — außer der Regenzeit trocknen — Flußbetten durchzogen wird, die theils in den 180 □ M. großen Eyresee, theils in eine Kette

Nr. 2255. Der gemeine Delphin od. Tümmler (Delphinus delphis).

kleinerer Seen münden. Je seichter ein See, desto rascher kann der Fluß sein D. bilden, je tiefer, desto langsamer; zwischen dem 1–2 m. tiefen Eyresee u. dem bis 278 m. tiefen Bodensee ist ein gewaltiger Unterschied.

Andere Gewalten wirken auf die Deltabildungen im Meere ein. Es sind die großen Bewegungen von Ebbe u. Flut, wie die Meeresströmungen, welche oft den von den Landgewässern herbeigeführten Schwemmtheilen

Nr. 2256. Das Mississippidelta.

eine andere Richtung geben, ja sie wol gar von dannen führen. Ebbe u. Flut wirken am stärksten in Strömen, welche eine trichterförmige Mündung haben, sei es nun daß die Flüsse sich in derart geformte Meerbusen ergießen, od. daß diese Mündungsform sich erst durch die Einwirkung des Wassers gebildet hat. Man hat diese trichterförmigen Mündungen negative D.s genannt, ein Ausdruck, der freilich nicht recht zutreffend ist.

Nr. 2257. Das Orinokodelta.

Wir finden solche Erscheinungen bei dem St. Lorenz, bei dem La Plata, dem Tajo, der Garonne, der Seine, dem Obi, dem Jenisei u. s. w. Regelmäßige Meeresströmungen führen die vom Landgewässer mitgebrachten Meerestheile mit sich fort. So bei dem Marañon, dessen Schlammmassen fort u. fort an den Küsten von Guayana sich anlegen u. dort bereits einen ansehnlichen Streifen Flachlands bilden, in welchem die

Nr. 2258. Deltabildung bei Kap Lopez in Afrika.

Küstenflüsse zu einem der Küste parallelen Lauf umgelenkt werden. So bei dem Mississippi, dessen mächtige Schwemmtheile zu einem nach Südosten gerichteten, seltsam gestalteten D. sich ansetzen. Denn der Golfstrom zieht in westöstlicher Richtung vorüber, der Strom wird nach Südosten gedrängt, häuft an beiden Seiten Schlammbarrieren an, setzt jährlich in seiner Mündung eine Schlammbarre ab, welche das nächste Hochwasser wieder zerstört, um weiter hinaus eine neue Barre zurückzulassen, bricht bisweilen an der rechten (gegen die Strömung des Meeres gerichteten) Seite in sog. Bayou's durch, ohne hier eigentliche Nebenarme zu bilden, u. theilt sich an den weit vorgeschobenen Enden des D.s in mehrere Arme (sog. Pässe), von denen einzelne schließlich wieder ausgefüllt werden. Die Meerestiefe vor den Mündungen wechselt zwischen 20 u. 50 m., sinkt aber in einiger Entfernung zu 200 m. u. weiter hinaus zu 1000 m. u. tiefer hinab. — Längs der portugiesischen u. spanischen Westküsten geht eine Meeresströmung nach Süden; daher haben der Minho, der Duero, der Tajo, der Guadiana, der Guadalquivir keine D.s; was sie mit sich führen, mag sich südlich an der Mündung längs der Küsten ansetzen. Nur der Tajo hat den oberen Theil seines Haffs (als solches muß der Liman bezeichnet werden) ausgefüllt u. sich hier ein D. angebaut. Der Adour, ein rasch fließender Pyrenäenfluß, die Garonne, die Loire haben keine D.s; eine Meeresströmung kreist an den Gestaden des Golfs von Biscaya u. führt die Schwemmtheile jener Flüsse längs der Küsten nord- u. nordwestwärts. Der Rhein hat ein D. aus alter Zeit, an welchem zugleich Maas u. Schelde mitgebaut haben; es entstand, als die Straße von Calais noch nicht geöffnet, das Meer an jenen Küsten noch ruhiger war. Die viel bewegte Nordsee hat nicht eine einzige Deltabildung an ihren Küsten; was die Elbe mit sich führt, setzt sie längs der Westküsten von Dithmarschen ab, wo sich in den letzten Jahrzehnten eine neue Insel, dann Halbinsel, der Friedrichskoog, gebildet hat; Weser, Themse, Ouse, Nen, Welland, Humber müssen sich damit begnügen, zahlreiche Schlamm- u. Sandbänke vor ihren Mündungen aufzubauen. – Wenig Deltabildung zeigt die Ostsee. Die Oder setzt ihr Schwemmland am Damm'schen See u. Papenwasser wie auf dem Boden des Haffs ab, in welchem seichten Gewässer stets viel ausgebaggert werden muß; bei der Weichsel ist es eigenthümlich, daß der linke Arm in der Ostsee kein D. angesetzt hat, während die beiden rechten Arme ihre D.s jährlich weiter hinein ins Frische Haff treiben, u. auch die Memel eine sehr bedeutende Deltabildung im Kurischen Haff aufzuweisen hat. Und die Ostsee hat weder Ebbe u. Flut noch bedeutende Strömungen!

Unter den afrikanischen Strömen haben Nil (Abb. Bd. I. Nr. 268. 269) u. Niger gleich große D.s unter verschiedenen Bedingungen, doch beide bei starkem Gefälle, gebildet. Ohne die westöstliche Meeresströmung vor den Mündungen würde das Nild. nach außen eine andere Form haben; das Wasser der einzelnen Mündungsarme setzt den mitgebrachten Schlamm östlich längs der Küsten ab. Alexander, der geschickte Städtegründer, baute daher die nach seinem Namen benannte Stadt an die Westspitze des D. Ein starkes D. hat den Ogowai, die an der Küste von Niederguinea von Süd nach Nord flutende Strömung hat die Spitze des D., Kap Lopez, gegen Nordwest gerichtet. Dagegen haben der Kongo, der Koanza, der Kunene, der Gariep (Oranje) keine D.s, wol aber der Zambesi an der Ostküste.

An den Südküsten Asiens füllt der Schatt el Arab (Euphrat-Tigris) mit seinem D. den Innenwickel des Persischen Meeres aus; der eben so reißende Indus setzt ein starkes D. an. Nicht so Nerbudda u. Tapti an der Westküste Vorderindiens. Der Golf von Bengalen ist überreich an Deltabildungen; Cavery, Kistna, Godavery, Mahanaddah, Ganges, Brahmaputra, Irawaddi, Menam, Mekhong entwickel mächtige D.s an ihren Mündungen. Zum Verständnisse dieser Thatsache müssen wir bedenken, welche ungeheuren Regenmengen die Monsune über jene Gegenden herabschütten, so daß die ohnehin reißenden Flüsse jährlich sehr ansehnliche Hochwasser haben. Selbst die Flüsse auf Sumatra u. Borneo folgen diesem Beispiele nach, eben so die chinesischen Flußriesen Jantsekiang u. Hoangho.

In Amerika besteht das D. des Marañon, wie schon erwähnt, aus dem längs der Küste von Guayana angeschwemmten Lande, während der Orinoko — dessen südliche Nebenflüsse allerdings ein starkes Gefälle u. einen verhältnißmäßig kurzen Weg zum Meere haben — ein von zahlreichen Armen durchzogenes großes D. entwickelt hat. Daß der Magdalenenstrom u. der Atrato, zwei Gebirgsströme mit raschem Gefälle, D.s ansetzen, wird den Kundigen eben so wenig Wunder nehmen, wie die starken D.s der cilicischen Flüsse Saros u. Pyramos (Seihûn u. Dschihân) od. des Aspropotamo in Hellas. Von den nordamerikanischen Flüssen münden die zahlreichen Gewässer des atlantischen Abhanges ohne D.s in das von dem Golfstrom bewegte Meer; der Colorado des Westens u. der San Sacramento füllen allmählig die innersten Winkel der Meerbusen aus, in welche sie münden; der große Fischfluß, reich an Seen, führt keine Schwemmtheile mit sich, wohl aber der Mackenzie, der sein Gewässer zwar im Großen Bärensee u. Großen Sklavensee klärt, aber im Turnagain u. Peel neue geröllführende Zuflüsse erhält.

Erwähnung verdienen endlich noch die Schuttkegel, welche von schnellfließenden Gewässern, die aus dem Gebirge unmittelbar in Ebenen austreten, aufgeführt werden: so die zahlreichen Bäche des Wasgenwaldes bis zu ihrem Eintritte in die Rheinfläche. Zum Begriffe des D. fehlt hier nichts als die Auffüllung der Rheinfläche mit Wasser; zugleich lehren uns diese Schuttkegel, welche Gestalt die D.s haben, wenn man sich das umgebende Wasser hinwegdenkt.

Deltamuskel (vgl. „Muskeln"), ein starker, dreieckiger, nach seiner dem griech. Delta (Δ) ähnelnden Gestalt benannter Muskel, der den Oberarmkopf umhüllt, indem er das Schultergelenk vorn, außen u. hinten bedeckt. Mit seiner Basis oben ans Schulterblatt geheftet, reicht er mit seiner stumpfen Spitze bis zur Mitte des Oberarmknochens u. hat die Aufgabe, den Oberarm nach außen in die Höhe zu heben. Bei Vögeln theilt sich der D. in mehrere Abtheilungen, bei manchen Säugethieren verschmilzt er mit dem Kappenmuskel zu einer Masse.

Deluc (spr. Delück), Jean André, schweiz. Geolog u. Meteorolog, geb. 1727 zu Genf, ward 1770 Mitglied des Großen Raths seiner Vaterstadt, ging aber bald darauf nach London, wo ihn die Königin 1773 zu ihrem Vorleser ernannte. Nachdem er hierauf längere Zeit in Deutschland gelebt, kehrte er 1806 nach England zurück u. starb zu Windsor 8. Nov. 1817. Als Physiker machte er sich um die Verbesserung des Barometers u. durch Untersuchungen über das Thermometer verdient. Sein geologisches System suchte er mit der Bibel in Einklang zu bringen, weshalb er viele Gegner fand. Er gab u. a. heraus: „Recherches sur les modifications de l'atmosphère" (1772, 2 Bde.), „Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme" (1779—80, 6 Bde.); „Nouvelles idées sur la météorologie" (1786, 2 Bde.) u. „Elementary treatise on geology" (1809).

Delvaux (spr. Delwoh), Laurent, ein niederländischer Bildhauer des 18. Jahrh., der, 1695 in Gent geb., 1778 zu Nivelles starb. Er arbeitete anfänglich mehrere Jahre in London für Kirchen u. Paläste, hielt sich dann vier Jahre in Italien auf, wo er bes. die Antiken studirte, u. wurde, 1724 zurückgekehrt, zum Hofbildhauer Kaiser Karl's VI. ernannt, als welcher er viele Arbeiten der Skulptur u. dekorativen Architektur in Brüssel, Gent u. Nivelles ausführte.

Delvauxit von Visé in Belgien, Leoben in Steiermark u. s. w. ist ein dem Phosphoreisensinter od. Diadochit (von Garnsdorf bei Saalfeld) nahestehendes Mineral, nur ganz kastanienbraun bei Undurchsichtigkeit u. geringem od. keinem Glanze.

Demagogen (griech.), d. i. Volksführer, hießen in den alten griech. Staaten, nam. bei den alten Athenern, solche Männer, die durch Klugheit, Beredsamkeit u. einnehmendes Wesen das Volk für sich zu gewinnen, dadurch auf die Beschlüsse der Volksversammlungen bestimmend einzuwirken u. die Staatsgeschäfte in ihrem Sinne zu lenken wußten. Solch ein von der Gunst der Massen getragener Machthaber konnte seine Gewalt entweder zum Besten des Volkes benutzen od. zu eigennützigen Zwecken mißbrauchen. In letzterem Falle wurden die D. zu Volksverführern; sie suchten die Menge zu verwirren u. irrezuleiten, indem sie ihre schlechten Leidenschaften, ihre Unwissenheit u. Wankelmüthigkeit ausbeuteten. Unter den D. im edlen Sinne des Wortes ist Perikles (s. d.) die glänzendste Gestalt. Nach dessen Tode rissen D. im schlechten Sinne (in letzterem ist das Wort bei uns in Gebrauch geblieben), wie der Gerber Kleon, der Viehhändler Lysikrates u. A., die Herrschaft über die Massen an sich. In Rom traten zur Zeit der Republik ebenfalls solche D. auf, u. zwar waren es hier häufig ehrgeizige, von ihren Standesgenossen zurückgesetzte Patrizier, die aus Rache in das plebejische Lager übergingen, sich bei den Massen einschmeichelten u. den Widerstand derselben gegen die Aristokratie organisirten. In neuerer Zeit sind in allen revolutionären Bewegungen, in polit. od. sozialen Krisen Wühler u. Aufwiegler aufgetaucht, deren Gebaren an das der alten D. in schlechtem Sinne erinnerte u. die daher von den sie durchschauenden Gegenparteien diesen Namen erhielten, so bes. in den Revolutionen von 1789 u. 1848 u. in der sozialen Bewegung der neuesten Zeit. — Zu trauriger Berühmtheit sind die angeblichen „demagogischen Umtriebe" gelangt, deren Verfolgung der alte Deutsche Bundestag von 1819 an Jahrzehnte hindurch mit so fanatischem Eifer betrieb, als gälte es wirklich, einer großen, durch ganz Deutschland verbreiteten Verschwörung auf die Spur zu kommen u. Einhalt zu thun. D. waren in den Augen des Bundestags alle Diejenigen, die nach den schmerzlichen Enttäuschungen des J. 1815 dennoch den durch die Freiheitskriege angefachten Glauben an ein einiges Deutschland aufrecht hielten u. sich für eine freiere Gestaltung der politischen Zustände begeisterten. Die Ermordung Kotzebue's durch den jugendlichen Schwärmer Sand (s. d.) u. ähnliche vereinzelte Verirrungen mußten den Vorwand zu einer eben so brutalen als kleinlichen Jagd auf offene od. verkappte D. hergeben, zu deren Ermittlung in den einzelnen Bundesländern besondere Kommissionen niedergesetzt wurden; die Centraluntersuchungskommission hatte ihren Sitz in Mainz (später in Frankfurt a. M.). Unter diesen Demagogenhetzen, mit denen ein widerliches Denunziations- u. Ueberwachungssystem verbunden war, hatten nam. die Burschenschaften viel zu leiden; aber auch Männer in Amt u. Würden, Gelehrte u. hochverdiente Patrioten, wie Arndt u. Jahn, wurden als D. verfolgt, in peinliche Untersuchungen verwickelt, abgesetzt u. s. w. In der Reaktion, die nach der Julirevolution von 1830 eintrat, wurde die Demagogenhetze mit ungeschwächten Kräften wieder aufgenommen; dieselbe verlief aber wiederum, da das angebliche „Komplot" nicht nachgewiesen werden konnte, kläglich im Sande u. hatte im Gegentheil zur Folge, daß die Idee eines einigen u. freien Deutschlands, welche die Regierungen zu unterdrücken trachteten, immer mehr im Volke an Boden gewann.

Demarātos, spartan. König (um 500 v. Chr.), wurde auf Anstiften seines Mitkönigs, Kleomenes I., gestürzt, lebte dann einige Zeit als Privatmann in Sparta u. entfloh endlich an den Hof des persischen Königs Dareios, der ihn gnädig aufnahm u. den er auf seinem Zuge gegen Griechenland begleitete.

Demarkationslinie, Scheidelinie zwischen zwei Armeen. Sie wird gewöhnlich bei Waffenstillstandsabschlüssen vereinbart, um den Raum abzugrenzen, auf welchem jede der beiden Armeen ihre Quartiere zu beziehen, Lieferungen auszuschreiben hat u. s. w. Mitunter werden auch zwei D. gezogen, so daß zwischen beiden Armeen eine neutrale Zone bleibt.

Demarne, Jean Louis, ein Landschaftsmaler u. Kupferätzer, geb. 1744 in Brüssel, gest. 1829 in Paris, ist ein aus der Schule David's hervorgegangener gewandter Darsteller des dörflichen Lebens franz. Gegenden, der fein beobachtet u. bes. durch den lichten, warmen Ton seiner landschaftlichen Hintergründe reizvoll wirkt. In der Weise, wie Menschen u. Thiere sich harmlos in seinen Landschaften bewegen, erinnert er an Berghem. Er ätzte 38 Blätter, Viehstücke u. Landschaften in Kupfer.

Demawend, der höchste Gipfel des Elbursgebirges im nördl. Persien, liegt nordöstl. von Teheran u. ist weit herab mit ewigem Schnee bedeckt. Die seine Höhe betreffenden Angaben schwanken zwischen 5600 u. 6880 m. Auf der Spitze befindet sich ein zwischen 100 u. 180 Schritt im Durchmesser haltender, mit Schnee erfüllter Krater, aus welchem an einzelnen Stellen unablässig Schwefeldämpfe aufsteigen. Auch an dem Abhange geben bedeutende Schwefelablagerungen, heiße Quellen u. Mofetten, Schlacken- u. Bimssteinmassen Zeugniß von dem Wirken vulkanischer Kräfte im D. An dem Fuße des Berges liegt die kleine Stadt D.

Dembinski, Heinrich, poln. General u. Insurgentenführer in der ungar. Revolution von 1849, geb. als Sohn des Landboten Ignaz D. u. einer Tochter des sächs. Obersthofmeisters Grafen Moszynski, im Krakauer Gebiete 16. Jan. 1791, kämpfte unter Napoleon I. 1812 in Rußland sowie dann bei Leipzig mit, kehrte 1815 nach Polen zurück u. gelangte durch verschiedene Unternehmungen zu einem beträchtlichen Vermögen. Im J. 1825 ward D. Mitglied des Landtages u. in der poln. Revolution von 1830—31 erwarb er sich als Brigadegeneral den Namen des „poln. Xenophon". Im Aug. 1831 zum Gouverneur von Warschau u. Oberbefehlshaber der Armee erhoben, wurde er schon wenige Tage darauf von Krukowiecki abgesetzt u. mußte sich nach heldenmüthigster Anstrengung, die Hauptstadt gegen die Russen zu behaupten, auf preuß. Gebiet begeben. Nachher hielt sich D. größtentheils in Frankreich auf, bis ihn 1849 die Revolution nach Ungarn rief, wo ihm Kossuth 5. Febr. den Oberbefehl über die Hauptarmee anvertraute. Nach der verlorenen Schlacht bei Kapolna (26. bis 28. Feb.) mußte er jedoch wieder abdanken; er erhielt zwar im Juni 1849 das Kommando der ungar. Nordarmee, legte aber dieses bald darauf nieder u. ward Görgey's Generalquartiermeister. Bei Temesvar von den vereinigten Russen u. Oesterreichern abermals geschlagen, rettete er sich auf türk. Gebiet, von wo er sich nach Frankreich einschiffte. Er starb zu Paris 13. Juni 1864. Ueber seine früheren Feldzüge ließ er u. a. „Mémoires" (Par. 1833) erscheinen.

Demêlé (franz., von mêler, mischen) ein Handgemenge, kleiner Streit, Zank, Zwist, eine Verwicklung.

dementiren (spr. demangtiren, vom franz. dementir), widersprechen, widerrufen, widerlegen, einer Unwahrheit zeihen. — **Dementi** (spr. Demangtih), die Beschuldigung einer Unwahrheit, eine Lügenzeihung; Jemand ein D. geben, ihn einer Unwahrheit zeihen, ihm widersprechen; sich ein D. geben, sich in Widerspruch verwickeln, das früher Gesagte bestreiten, sein Wort zurücknehmen.

Demerara, Fluß in Britisch-Guayana (s. „Guayana").

Demeter, griech. Name für Ceres (s. d.).

Demetrios Poliorketes (d. h. der Städtebelagerer), König von Makedonien u. Syrien, geb. als Sohn des Antigonos (s. d.) 337 v. Chr., nahm von seinem zwanzigsten Jahr an theil an den Kämpfen der makedonischen Feldherren um das Weltreich Alexander's des Großen u. bewies dabei außerordentliche Kühnheit u. Tapferkeit. Nachdem er sich in mehreren Kämpfen hervorgethan, überließ ihm Antigonos das Kommando in Syrien gegen Ptolemäos Lagi. Von diesem bei Gaza geschlagen, rächte er sich bald durch einen glücklichen Ueberfall. Nach dem Frieden 311 wandte er sich nach Osten gegen Seleukos, vermochte aber diesem nicht beizukommen. Als hierauf der Krieg mit Ptolemäos wieder ausbrach, gelang es, diesem einige kleinasiatische Städte zu entreißen. Mit viel größerer Begeisterung aber unterzog er sich dem Befehle seines Vaters, Hellas von dem Joche der Makedonier u. Aegypter zu befreien. Mit 250 Schiffen traf er 307 im Piräeus ein, u. als er den Zweck seiner Sendung verkündete u. den Athenern außerdem die Wiederherstellung der alten Verfassung u. ein bedeutendes Geschenk an Getreide u. Schiffsbauholz versprach, gab ihm das Volk durch alle nur erdenkliche Ehrenbezeigungen u. Huldigungen seine Freude zu erkennen. Im Taumel der Vergnügungen rückte indeß das Werk der Befreiung Griechenlands nicht vorwärts, u. kaum hatte D. erst Athen u. Megara auf seine Seite gebracht, als ihn Antipater abrief, um die Operationen gegen die Insel Cypern zu leiten. Hier entfaltete D. in glänzender Weise sein Feldherrntalent, indem er nicht nur die mit großer Ausdauer vertheidigte Hauptstadt Salamis mit außerordentlicher Geschicklichkeit belagerte, sondern auch den zum Entsatze herbeieilenden Ptolemäos mit einer schwächeren Flotte vollständig schlug. Hierauf nahm Antigonos den Königstitel an u. ertheilte seinem Sohne D. dieselbe Ehre. Beide unternahmen nun einen Zug gegen Aegypten, der aber eben so erfolglos blieb wie die Belagerung von Rhodos (304). Unterdessen war Kassander drohend gegen Athen vorgerückt. D. eilte nach Griechenland, wo er in kurzer Zeit die makedonischen Truppen überall verjagte, in Korinth zum Feldherrn aller griechischen Staaten ernannt wurde u. Kassander in dessen eigenem Lande bedrohte. Dieser brachte daher ein Bündniß zwischen Syrien, Thrakien, Aegypten u. Makedonien zu Stande, infolge dessen Antigonos seinen Sohn zurückrief. D. verließ Griechenland u. nahm 301 an der Schlacht bei Ipsos theil, deren unglücklichen Ausgang er durch zu hitzige Verfolgung der feindlichen Reiterei verschuldet haben soll. Er verlor durch diesen Schlag sein väterliches Reich; aber noch blieb ihm Cypern, Phönikien, Griechenland u. die Herrschaft zur See u. über die Inseln des Aegäischen Meeres. Zwar fiel Athen von ihm ab, doch erhielt seine Macht Festigung durch seine Aussöhnung mit Seleukos, der D.'s Tochter Stratonike heirathete. Er wußte die Athener erst einzuschüchtern, dann zu begütigen u. wieder auf seine Seite herüberzuziehen (297). Dann schlug er die Spartaner, eroberte den Peloponnes, rückte auf die Kunde von dem Tode Kassander's, dessen Söhne sich um den Thron stritten, in Eilmärschen nach Norden u. ließ sich zum König der Makedonier ausrufen. Nachdem er hierauf die abgefallenen Böotier unterworfen, Theben eingenommen (290) u. sich mit Pyrrhos, der die gegen ihn kämpfenden Aetolier unterstützte, ausgesöhnt hatte, traf er (288) umfassende Vorbereitungen, um das asiatische Reich seines Vaters wiederzugewinnen, u. brachte sein Landheer auf 98,000 Mann u. 12,000 Reiter, seine Flotte auf 500 große Schiffe mit mehr als 100,000 Ruderknechten. Ein neues Bündniß, das Ptolemäos u. Seleukos mit Lysimachos gegen ihn schlossen, in das auch Pyrrhos eintrat, hielt ihn jedoch in Makedonien fest. Die längst über seinen Hochmuth erbitterten Makedonier liefen in Masse zu Pyrrhos über u. begrüßten diesen als König (287). Verkleidet floh D. aus seinem eigenen Lager u. begab sich nach Griechenland, das sein Sohn Antigonos in Gehorsam erhalten hatte. Von dort aus brach er nach Asien auf, um Lysimachos anzugreifen. Hier kämpfte er Anfangs mit Glück, wurde aber von Agathokles, dem Sohne des Lysimachos, geschlagen u. zur Flucht nach Kilikien genöthigt, wo er sich, von dem letzten Rest seiner Truppen verlassen, dem Seleukos ergeben mußte (286). Dieser wies ihm Apamea am Orontes als Wohnort an; dort starb er 283.

Demetrios Phalereus, ein ausgezeichneter athenischer Staatsmann, Redner u. Philosoph, war um 345 v. Chr. im attischen Flecken Phaleros geb., bildete sich in der Schule des Theophrast u. gewann so hohes Ansehen bei seinen Landsleuten, daß ihn Kassander 317 v. Chr. zum Regenten von Athen ernannte. Zehn Jahre lang stand er zu all gemeiner Zufriedenheit an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, mußte aber Athen bei der Annäherung des Demetrios Poliorketes verlassen, worauf das wankelmüthige Volk die ihm gesetzten 360 Statuen umwarf u. ihn zum Tode verurtheilte. Er ging nach Theben u. von da nach Aegypten zu Ptolemäos Lagi, der ihn hoch ehrte u. in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog. Von dessen Nachfolger, Ptolemäos Philadelphos, zurückgesetzt u. nach Oberägypten verwiesen, soll er daselbst (283 v. Chr.) am Bisse einer Schlange gestorben sein. Von seinen Reden, die von den Zeitgenossen sehr geschätzt wurden, hat sich nichts erhalten; ebenso kennen wir von seinen vielen philosoph. Werken nur die Titel.

Demetrios Soter (d. h. der Retter), Sohn des syr. Königs Seleukos IV. Philopator, wurde 175 v. Chr. von diesem als Geisel nach Rom gesendet u. blieb dort ungefähr 14 Jahre lang während der Regierung seines Oheims Antiochos Epiphanes. Nach dessen Tode wußte D. sich heimlich aus Rom zu entfernen u. nach Syrien zu gelangen, wo er schnell Anhang fand u. den unwürdigen König Antiochos V. alsbald beseitigte. Hierauf besiegte er den Statthalter von Babylon u. den sich gegen die syrische Herrschaft auflehnenden Juda Makkabäus. Seine Regierung war eine Kette grausamer u. wahnwitziger Handlungen; fast den ganzen Tag brachte er im Rausche zu. Infolge einer von Alexander Balas gegen ihn angestifteten Empörung kam es zum Bürgerkriege, in welchem D. Thron u. Leben verlor (150 v. Chr.).

Demetrius heißen mehrere russ. Großfürsten: **D. I.** Alexandrowitsch, Sohn des Großfürsten Alexander I. Newski, war seit 1258 Fürst von Nowgorod u. seit 1276 auch von Wladimir, lebte nach des Vaters Tode mit seinem Bruder Andreas in stetem Kriege u. starb 1294. — **D. II.** Michailowitsch, Sohn des Großfürsten Michael, ward nach dessen Ermordung 1320 Fürst von Nowgorod. Von Georg III. vertrieben, mußte er zu den Tataren flüchten u. wurde hier, da er den gleichfalls verjagten u. zu diesen geflohenen Georg III. ermorden ließ, 1326 hingerichtet. — **D. III.** Konstantinowitsch, ward 1360 von den Tataren zum Großfürsten von Moskau gemacht, schon 1363 aber wieder vom Thron gestoßen u. starb 1383. — **D. IV.** Iwanowitsch, gen. Donski, erhielt nach des Vorigen Vertreibung schon als 12jähr. Knabe das Großfürstenthum Moskau durch die Mongolen, vermählte sich mit seines Vorgängers Tochter, führte glückliche Kriege, auch gegen die Tataren, die er am Don besiegte (daher sein Beiname), wurde aber später von diesen geschlagen u. starb 1389. — **D. V.** Iwanowitsch, jüngster Sohn Iwan's des Schrecklichen, geb. 1582, ward von seinem mütterl. Oheim Boris Fedorowitsch, dem Mitregenten des Zaren Fedor Iwanowitsch, nach dessen Tode mit seiner Mutter Marfa nach Uglitsch verwiesen u. 1591 ermordet. Das Gerücht, daß dieses Schicksal einem untergeschobenen Kinde zu Theil geworden sei, veranlaßte später das Auftreten sog. falscher Demetrier. Der Erste, der sich 1602 aus dem Tschudowkloster zu Moskau seinen abenteuerlichen Weg zum Thron zu bahnen suchte, war Jurij Otrepjew. Auf eine Insel des Weißen Meeres verbannt, wußte er nach Polen zu entrinnen, wo er von den Jesuiten einem Fürsten Wischnewezky empfohlen ward, der ihn in Dienste nahm, seinen Vorspiegelungen Glauben schenkte u. sowol den kriegslustigen poln. Adel als auch den König Sigismund für den angeblich wahren D. zu gewinnen wußte. Nach Boris Godunow's Tode schickte er die Fürsten Massalsky u. Galizyn nach Moskau, um den bereits von den Aufrührern entthronten Sohn Boris', Fedor II., u. dessen Mutter zu tödten. Dann zog er selbst in Moskau ein (1605), zwang die Mutter des wahren D. durch Drohungen zu der Erklärung, daß er ihr Sohn sei, u. ließ sich krönen. Aber der Leichtsinn, mit dem er sich über russ. Art u. Sitte hinwegsetzte, beschleunigte seinen Sturz. Die Ankunft seiner Braut Marina, der kathol. Tochter des Woiwoden Mnischek von Sandomir, mit einem Gefolge von 2000 Polen, u. der Uebermuth, mit dem diese auftraten, rief die höchste Erbitterung hervor. Als sich 17. Mai 1606, früh 4 Uhr, nach einem der glänzenden Feste, die auf die Vermählung mit Marina folgten, D. in den Hof hinab begab, um frische Luft zu schöpfen, ertönte Sturmgeläute von Moskau's Glockenthürmen; Bewaffnete drangen in die Höfe des Kremls; D. flüchtete sich in den Palast zurück u. zu einem Fenster hinaus auf ein für die Festillumination bestimmtes Gerüst, von dem er aber über 30 m.

hoch hinunterstürzte. Wieder ins Leben gerufen, ward er von Bojaren dem wüthenden Volke entrissen, beharrte zwar dann auf seiner Aussage, mußte sich aber nunmehr von der Zarin Marfa als Betrüger entlarven lassen u. ward erschossen. Seine Leiche wurde erst außerhalb des Thores verscharrt, dann aber wieder ausgegraben u. öffentlich verbrannt; die Asche lud man in eine Kanone, welche in der Richtung nach Polen abgeschossen ward. Als dann Wasili Schuiski den Thron bestiegen, trat 1607 der zweite falsche D. auf, der sich wieder mit dem Vorigen für eine u. dieselbe Person ausgab, in Wirklichkeit aber ein Jude od., nach einer anderen Angabe, der Sohn des Fürsten Andrei Kurbski war. Auch diesen unterstützten die Polen, zumal ihn Marina nach ihrer Befreiung als ihren Gemahl anerkannte. Im Begriff, Moskau anzugreifen, ward er 1610 von den Tataren in Kaluga ermordet. Als ein Sohn Otrepjew's wollte ein dritter falscher D. gelten; ihn lieferte aber schließlich der Herzog von Holstein an den Zaren aus, der ihn erdrosseln ließ. Ein vierter falscher D., ursprünglich Diakon, gab sich für D.'s V. Sohn aus; er bemächtigte sich der Stadt Pleskow, wurde aber von den Einwohnern vertrieben u. nach Moskau gebracht, wo er 1613 durch den Strang endete. — Die Geschichte des ersten falschen D. ist vielfach dichterisch bearbeitet worden. Das genial angelegte Schiller'sche Drama „D." ist leider Bruchstück geblieben; von den ergänzenden Bearbeitungen neuerer Dichter hat sich die Laube'sche am meisten Bahn gebrochen.

Demidow, ein reiches russisches Adelsgeschlecht, gegründet von Nikita D., einem Hammerschmied in Tula (geb. 1665), der reichhaltige Metallgruben in Sibirien entdeckte u. 1720 geadelt wurde. Sein Sohn Akinfij D. legte 1725 das erste Eisenwerk in Sibirien an. Dessen Sohn Prokopij D. (gest. 1786) errichtete mit 1,100,000 Rubel ein großartiges Waisenhaus in Moskau. — Durch glänzende Freigebigkeit u. Unterstützung gemeinnütziger Zwecke zeichneten sich die Brüder Paul u. Anatol D. aus. Ersterer, geb. 17. Aug. 1798 zu Petersburg, bekleidete längere Zeit bedeutende Verwaltungsposten in seinem Vaterlande, opferte namhafte Summen für wohlthätige Zwecke u. zur Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen u. starb 5. April 1840 zu Mainz. — Sein jüngerer Bruder Anatol D., geb. 1812, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung u. begab sich, von Wissenseifer getrieben, nach Paris, wo er, an den zerstreuenden u. entnervenden Vergnügungen der Weltstadt gleichgiltig vorübergehend, sehr gründliche u. vielseitige Studien machte. Nachdem er Frankreich u. Italien durchreist hatte u. mehrere Jahre als Attaché bei der russ. Gesandtschaft in Wien thätig gewesen war, unternahm er mit großen Geldopfern, begleitet von mehreren Gelehrten, Künstlern u. Technikern, eine umfassende Forschungsreise durch das südliche Rußland, die er eingehend darstellte in dem werthvollen Reisewerke „Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie" (4 Bde., Par. 1839—42), welches später durch eine Sammlung prächtig ausgeführter Illustrationen ergänzt wurde („Album du voyage", Paris 1849). Seine Vermählung mit der Prinzessin Mathilde, der Tochter des Jerome Bonaparte, im Okt. 1841, verwickelte ihn in unerquickliche Streitigkeiten mit der russ. Kirche u. zog ihm die Ungunst des Kaisers zu, den er sich jedoch bald wieder geneigt zu machen wußte. Schon wenige Jahre nachher (1845) löste er selbst die Verbindung mit Mathilde wieder auf u. lebte fortan fast ausschließlich der Pflege künstlerischer u. wissenschaftlicher Interessen. Den größten Theil des Jahres brachte er auf seinem Lustschlosse San Donato bei Florenz zu, wo er einen erlesenen Kreis von Künstlern um sich scharte u. eine der kostbarsten Kunstsammlungen Europa's anlegte. Auf den Reisen, die er alljährlich unternahm, war er hauptsächlich darauf bedacht, diese Sammlung immer mehr zu vervollständigen. Aber auch für humane u. patriotische Zwecke opferte er große Summen; so schenkte er beim Ausbruch des Krimkrieges dem russ. Staatsschatz 1 Mill. Rubel. Er starb zu Paris 29. April 1870.

Demi-monde (franz., spr. D'mimongd), d. i. Halbwelt, ein zuerst von dem jüngeren Alexander Dumas in einem gleichnamigen Bühnenstück (1855) gebrauchter u. bald allgemein angenommener Ausdruck zur Bezeichnung jener zweideutigen, meist aus abenteuernden u. verkommenen Existenzen bestehenden Kreise, die in allen Großstädten, nam. in Paris, ihr Wesen treiben u. äußerlich die Manieren u. das Genußleben der vornehmen Welt nachzuahmen suchen, ohne in Wahrheit zu ihr zu gehören. Ganz bes. werden mit diesem Ausdruck Frauen von verdächtigem Rufe bezeichnet. Die D. in diesem Sinne fängt nach Dumas „da an, wo die rechtmäßige Gattin aufhört, u. hört da auf, wo die käufliche Gattin anfängt. Von den anständigen Frauen ist sie durch den öffentlichen Skandal, von der Courtisane durch das Geld getrennt". Im weiteren Sinne aber werden, nam. in Deutschland, mit dem Worte D. alle Frauen belegt, die ein unkeusches Leben führen u. die Kosten ihres Unterhaltes durch schamlose Preisgebung ihrer physischen Reize bestreiten. Die Stufenleiter der Halbwelt ist mannichfaltig gegliedert je nach dem Grade von Geist, Gewandtheit u. Anmuth, mit dem diese „Damen" sich zu bewegen wissen. Gar manche Dame der Halbwelt hat in Frankreich durch den Reiz, den sie auf Männer ausübte, großen Einfluß nicht nur auf deren Privatleben, sondern auch auf das öffentliche Leben gewonnen.

Demiurgos (griech.), d. i. Handwerker, Werkmeister, ist bei Plato u. a. alten Philosophen eine Bezeichnung des göttlichen Wesens als des Baumeisters u. Bildners der Welt. Die christlichen Gnostiker (s. d.) unterschieden zwischen dem D. u. dem höchsten göttlichen Wesen; Ersterer ist bei ihnen der jüdische Gott, dem (nach der mosaischen Schöpfungsgeschichte) als dem Weltschöpfer Verehrung zu zollen sei, der jedoch selbst erst seine Kraft von jenem höchsten Wesen herleite.

Demme, Hermann Christoph Gottfried, geistlicher Liederdichter u. Romanschriftsteller, geb. zu Mühlhausen 7. Sept. 1760, ward Subkonrektor am Gymnasium seiner Vaterstadt u. 1796 Superintendent daselbst, leitete seit 1801 als Konsistorialrath u. Generalsuperintendent die Kirchen- u. Schulangelegenheiten des Herzogthums Sachsen-Altenburg u. starb zu Altenburg 26. Dez. 1822. Theils unter dem Namen Karl Stille, theils anonym gab er heraus: „Pächter Martin u. sein Vater" (2 Bde., Lpz. 1792—93), „Erzählungen" (2 Bde., Riga 1792—93), „Abendstunden" (2 Bde., Gotha 1804), „Predigten für häusliche Andacht" (ebd. 1808) u. a. m. In den von ihm neu bearbeiteten Gesangbüchern für Altenburg finden sich gemüthvolle Lieder von ihm. — Sein Sohn Wilhelm Ludwig D., geb. 20. März 1801 zu Mühlhausen, ließ sich 1826 als Advokat in Altenburg nieder, trat als gewandter u. freimüthiger Publizist auf u. gab eine Fortsetzung der Hitzig'schen „Annalen für deutsche u. ausländ. Kriminalrechtspflege" (1837—45) u. das „Buch der Verbrechen" (8 Bde., 1851—53) heraus. — Hermann D., jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 1808, wirkte bis zum Herbst 1864 als Professor der Medizin an der Universität zu Bern, wo er 18. Jan. 1867 starb. — Sein Sohn Karl Hermann D., geb. 1831, machte sich als Arzt u. medizin. Schriftsteller bekannt (bes. als Verf. der „Militärchirurgischen Studien", 2 Thle., Würzb. 1861), gelangte aber zu trauriger Berühmtheit, als er im Okt. 1864, des Giftmordes angeklagt, vor die Assissen gestellt wurde (Prozeß Demme-Trümpi). Zwar wurde er (wegen Mangels an Beweis) freigesprochen, er floh aber bald darauf nach Italien, wo er im Nov. dess. J. sich u. seine Braut zu Nervi bei Genua ermordete.

demobilisiren, Zurückführen einer mobil gewesenen Truppe auf den Friedensfuß. Die Geschäfte der Demobilmachung bestehen in der Entlassung der Ergänzungsmannschaften, Ablieferung der überzähligen Waffen u. Ausrüstungsstücke, Munition, dem Verkauf der Pferde, ferner in der Auflösung der nur für den Krieg gebildeten Kommandos, Stäbe u. Truppenkörper.

Demochares, ein Neffe des Demosthenes, der sich unter Leitung seines Oheims zum Redner ausbildete u. dessen nationale Politik redlich in der schwierigen Diadochenzeit fortsetzte. Er schrieb auch eine umfangreiche Geschichte seiner Zeit.

Nr. 2259. Die Haarbalgmilbe (Demodex folliculorum) in 250facher Linearvergrößerung u. in verschied. Entwicklungsstufen.

Demodex, die Haarbalgmilbe, eine kleine Milbe mit langgestrecktem, wurmförmigem, quergeringeltem Leibe mit Saugrüssel u. stiletförmigen Kiefern u. mit 4 Paar kurzen Stummelfüßen, lebt in den Haarbälgen von Hausthieren u. in denen des Menschen (D. folliculorum), wo sie Ursache der „Mitesser" wird. Von den eigentlichen Milben unterscheidet sie sich durch den langgestreckten, mit Eiern erfüllten Hinterleib. Die „Mitesser" erscheinen nicht selten als schwarze, ausdrückbare Punkte auf der Nase u. sind in der Regel erkrankte Haarbälge, welche

statt eines einzigen gesunden Haares ein ganzes Bündel von kleinen, unvollkommenen Härchen u. darunter gemengten Haarmilben enthalten. Desgleichen findet sich diese Milbe nicht selten in den sogen. Finnen, welche besonders die Stirn verunstalten.

Demoiselle (franz., spr. Demoasell), auch Mademoiselle, eigentlich der Abstammung von Dame nach Damoiselle (als Femininum von Damoiseau, früher Edelknappe od. Junker, jetzt Stutzer), bezeichnete ursprünglich die Frau eines Edelknappen, später ein adeliges Fräulein; in neueren Zeiten wird in Frankreich ein jedes unverheirathete Mädchen von Stande D. genannt. In Deutschland waren im vor. Jahrh. die Benennungen „Jungfer", „Jungfrau", „Fräulein" von dem franz. D. verdrängt worden, nur für adelige Mädchen war der Titel „Fräulein" in Gebrauch geblieben. Derselbe wird jetzt wieder jedem unverheiratheten Mädchen ertheilt, während man mit „Mademoiselle" od. vielmehr der korrumpirten Form „Mamsell" eine Wirthschaftsführerin in einem Hotel, einer Landwirthschaft u. s. w. od. eine Verkäuferin in einem Geschäft bezeichnet.

Demokratíe (griech.), d. i. Volksherrschaft, ist diejenige Staatsform, in welcher die öffentliche Gewalt weder in den Händen eines Einzelnen (des Monarchen), noch in denen einer mit Vorrechten ausgestatteten Minderheit (einer Aristokratie) liegt, sondern von der Gesammtheit des Volkes (dem Demos) ausgeübt wird. In dieser Staatsform giebt es demnach keinen Gegensatz zwischen Regierung u. Regierten; die Regierungsorgane sind nur im Auftrage des Volkes thätig, das sich gewissermaßen selbst beherrscht, selbst Souverän ist.

Wie schon der Name andeutet, ist die D. im alten Griechenland erwachsen, wo die meisten Staaten Gemeindestaaten waren, wo also schon die äußere, einfache Form des Gemeinwesens die reine Durchführung der Volksherrschaft ermöglichte. In den regelmäßig auf dem Markte stattfindenden Volksversammlungen, bei denen jeder volljährige, freie Bürger Zutritt u. Stimme hatte, wurde über alle äußeren u. inneren Angelegenheiten, über Krieg u. Frieden, über Gesetzgebung u. Finanzen, über Bauten u. sonstige Unternehmungen berathen u. Beschluß gefaßt. Die Behörden, in deren Händen die Vorbereitung dieser Beschlüsse, die Leitung der Volksversammlung u. die Ausführung der laufenden Geschäfte lag, waren nur Organe des Volkswillens, mußten der Volksversammlung über ihr Thun u. Lassen Rede stehen, wurden (um dem Prinzip der allgemeinen Gleichheit nicht zu nahe zu treten) meist durch Loos, seltener durch Wahl eingesetzt u. waren an der Erlangung eines für die Volksfreiheit gefährlichen Einflusses durch die Kürze der Amtsdauer gehindert. Ausgezeichnete Männer, die trotzdem auf dem Wege waren, solch einen Einfluß zu gewinnen, wurden durch Verbannung mittels des Scherbengerichts (Ostrakismos, s. d.) unschädlich gemacht. Von allen griech. Republiken hat Athen diese Staatsform am ausgeprägtesten entwickelt; aber auch hier artete die D. schon nach kurzer Blütezeit in Pöbelherrschaft u. Demagogie aus. — Auch in Rom ging aus den Kämpfen zwischen Patriziern u. Plebejern eine demokratische Verfassung hervor, die, vielfach durch aristokratische Elemente beschränkt, den Keim von Parteiungen in sich trug; diese führten zu Bürgerkriegen, die den Verfall der Republik zur Folge hatten u. der Militärdespotie, dem Cäsarismus (s. d.), den Weg bahnten.

Die **modernen** D. haben zwar mit den antiken das gemein, daß sie gleichfalls auf der Anschauung von der Souveränetät des Volks, von der Gleichheit aller Staatsbürger in Rechten u. Pflichten u. von der Herrschaft des Volks durch das Volk beruhen; doch wird diese hier nicht unmittelbar vom Volke (von der Volksversammlung) selbst ausgeübt, sondern von Vertretern des Volks, die in dessen Namen regieren, Gesetze geben u. Justiz üben (**Repräsentativdemokratie**). Die aus allgemeinen u. direkten Wahlen mit Stimmenmehrheit hervorgehenden Vertreter des Volks sind die Träger der Volkssouveränetät; sie üben die Staatsgewalt kraft der ihnen übertragenen Vollmacht, aber auch nur so weit, als ihre Vollmacht reicht. Eine prinzipielle Scheidung zwischen der regierenden u. der gesetzgebenden Gewalt, eine selbständige Stellung der ersteren od. gar eine Ueberordnung derselben (wie dies vielfach in konstitutionellen Monarchien der Fall ist), kennt auch die Repräsentativdemokratie nicht. Die logisch strengste, aber freilich auch in praktischer Beziehung unvollkommenste Form derselben ist vielmehr dann vorhanden, wenn die Volksvertretung beide Gewalten in sich vereinigt u. neben der Gesetzgebung auch die Regierung selbst besorgt od. durch aus ihrer Mitte gewählte Ausschüsse besorgen läßt (Beispiele sind das Lange Parlament in England u. der Konvent in der ersten Franz. Republik). Unzweckmäßig ist diese Form der D. darum, weil hierzu das unausgesetzte Tagen (Permanenz) der Volksvertretung erforderlich ist, u. weil ein so vielköpfiger Regierungskörper einerseits der oft nöthigen Schnelligkeit u. Präzision des Handelns entbehrt, andererseits sich leicht zu überstürzten Maßnahmen u. Beschlüssen hinreißen lassen kann. Zweckmäßiger ist diejenige Form der D., in welcher thatsächlich die Ausübung der regierenden Gewalt von derjenigen der gesetzgebenden abgezweigt ist, sei es nun derart, daß erstere der letzteren untergeordnet wird (wie nam. dort, wo die vollziehende Gewalt aus der Wahl der Volksvertretung selbst hervorgeht), sei es derart, daß sie ihr beigeordnet mit einer gewissen Selbständigkeit an die Seite gestellt wird (wie dies dort der Fall ist, wo die Exekutive — also nam. der Präsident — unmittelbar aus der Wahl des Volkes selbst hervorgeht, z. B. in Nordamerika). Unter diesen beiden Arten der D. ist wiederum aus Gründen der Zweckmäßigkeit die letztere vorzuziehen, bes. dann, wenn die Regierungsgewalt nicht in den Händen einer Mehrheit von Personen (Ausschuß, Direktorium u. dgl.), sondern in der Hand eines Einzigen, eines auf Zeit gewählten Präsidenten liegt. Einen monarchischen Anstrich erhält die D., wenn der Präsident auf Lebenszeit gewählt wird, od. wenn seine Amtsdauer nicht genau begrenzt ist.

Einer mißbräuchlichen Anwendung der den Volksvertretungen übertragenen Gewalt hat man in vielen Repräsentativdemokratien dadurch vorzubeugen gesucht, daß man die Giltigkeit von Verfassungsänderungen von der nachträglichen Zustimmung des Volkes selbst, der in Urversammlungen zusammentretenden Wähler, abhängig machte. In manchen Republiken bestehen in dieser Beziehung auch noch die Beschränkungen des Referendum, kraft dessen jedes Gesetz der nachträglichen Zustimmung des Volkes bedarf, u. des Veto, kraft dessen ein Gesetz durch die verneinende Abstimmung einer gewissen Anzahl von Bürgern angefochten werden kann (so nam. in mehreren Kantonen der Schweiz). Durch diese Einrichtungen werden freilich die Vortheile der Repräsentativverfassung, die einer möglichst sorgfältigen u. sachgemäßen Durchberathung der Gesetze Vorschub leisten, sehr beeinträchtigt; die Gesetzgebung wird den wechselnden Strömungen des Tages, den Stimmungen der ohne die nöthige Sachkenntniß an die Fragen herantretenden Massen preisgegeben.

Neuerdings sind in demokratischen Kreisen Vorschläge aufgetaucht, die auf eine Wiederaufnahme des Prinzips der alten Republiken, der unmittelbaren Theilnahme des Volkes an den politischen u. legislativen Arbeiten in der Volksversammlung, hinauslaufen (Johann Jacoby u. A.). — Vorschläge, deren Verwirklichung an den thatsächlichen Verhältnissen, an dem komplizirten Charakter des modernen Staates, im Gegensatze zu den auf weit einfachere u. engere Grundlagen gebauten antiken Staaten, scheitern mußten.

In neuester Zeit hat in den roman. Ländern u. in Deutschland eine Spielart der D. um sich gegriffen, für welche das demokratische Prinzip der politischen Gleichheit nur Mittel zu dem eigentlichen Zwecke ist, eine soziale Gleichheit aller Menschen durchzuführen, also den Gegensatz zwischen Besitzenden u. Besitzlosen, zwischen der angeblich die übrige Masse des Volkes ausbeutenden Kaste der Bourgeois u. dieser Volksmasse selbst abzuschaffen. Es ist dies die **Sozialdemokratie**. Die sozialdemokratische Partei strebt die Errichtung einer sozialen (rothen) Republik an, in welcher alle Besitzunterschiede aufgehoben sein sollen. Als Führer dieser Partei sind in Deutschland Lassalle, nach ihm Bebel u. Liebknecht aufgetreten (s. „Sozialdemokratie").

Demokritos, griech. Philosoph, geb. um 460 v. Chr. zu Abdera in Thrakien (nach Anderen zu Milet), vertiefte sich mit Eifer in die älteren griech. Systeme u. hatte auf weiten Reisen durch den Orient, nam. während eines längeren Aufenthaltes in Aegypten u. Indien, Gelegenheit, die morgenländischen Geheimlehren kennen zu lernen u. diese mit den heimischen Anschauungen zu vergleichen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat trat er daselbst als Lehrer auf u. schwang sich zu einer geachteten Stellung empor; vom öffentlichen Leben hielt er sich fern, da er die mit politischen Kämpfen verbundenen Aergernisse scheute u. ein mit behaglicher Gleichmäßigkeit dahinfließendes Leben vorzog. Sein eigenes System, das sich an die Atomenlehre des Leukippos anschloß, diese jedoch selbständig weiter ausbaute, legte er in zahlreichen Schriften nieder, die sich über die verschiedensten Gebiete menschlichen Denkens verbreiteten, aber leider bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen sind. Nur aus letzteren u. aus Berichten späterer Schriftsteller ist Kunde von seinen Ansichten zu uns gedrungen. Er nahm an, daß das All u. alle darin begriffenen Dinge aus Atomen, d. h. aus untheilbaren, für sich bestehenden Urbestandtheilen zusammengesetzt seien. Diese letzteren seien von so feiner Substanz u. Bildung, daß sie von den groben Sinnen der Sterblichen nicht wahrgenommen werden können. Die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, die nur Modifikationen der Atome seien, erkläre sich aus deren verschiedenartiger Gestaltung, Zusammenstellung u. Lage. Die Bewegung u. der Zusammenstoß der Atome, durch welche das Weltall seine bestimmten Formen u. Gesetze erhalte, erfolge nicht durch äußere Hebel, durch zufällige Anstöße,

sondern mit Nothwendigkeit von innen heraus. Das Fortrücken, Aufeinanderwirken u. Zusammenfließen der Atome werde theils durch die ihnen einwohnende Beweglichkeit, theils infolge vorangegangener Bewegungen bewirkt. Dieser Atomismus D.'s erinnert an die berühmte Monadenlehre des deutschen Philosophen Leibnitz (s. d.), wie denn auch die psychologischen Ansichten dieser beiden Denker manche Aehnlichkeiten haben. D. war einer der ersten Denker, die nach dem Ursprung der Erkenntniß forschten. Die Hauptquelle derselben war ihm die sinnliche Wahrnehmung; doch unterschied er schon scharf zwischen dieser u. dem Nachdenken, welches die sinnliche Wahrnehmung beaufsichtige, zur Gewißheit erhebe, reinige, ja oft über sie hinaus u. im Gegensatze zu ihr zur Erkenntniß führe. Auch die sinnliche Wahrnehmung selbst nahm er, abweichend von der Gewohnheit früherer Denker, nicht als eine Thatsache hin, sondern suchte sie zu erklären. Seiner Annahme zufolge werfen die Dinge unaufhörlich eine Art von Abglanz od. Abbild von sich ab; dieses Abbild dringt, von der Luft aufgenommen u. fortgetragen, durch die Poren des empfindenden Organs in die Seele des Menschen — eine noch ziemlich rohe, aber jedenfalls originelle u. sinnreiche Erklärung. Von seiner Ethik ist wenig mehr bekannt, als daß dieselbe auf Mäßigkeit, Gleichmuth u. ruhigen Genuß ausging. Seinem heiteren, lachlustigen Temperament u. seiner Gewohnheit, die Thorheiten der Menschen mehr zu verspotten, als ernsthaft zu zergliedern u. zu bekämpfen, verdankt er den Beinamen des „Lachenden" (ὁ γελασῖνος). (Nach ihm benannte der deutsche Schriftsteller Veit Weber [Wächter] sein bekanntes Buch „D. od. die Kunst zu lachen"). D. starb hochbetagt um 360 v. Chr. Die Bruchstücke seiner Schriften sammelte Mullach („Democriti Abderitae operum fragmenta", Berl. 1843).

demoliren (franz.), niederreißen, abbrechen; von Festungswerken: schleifen, abtragen.

demonetisiren heißt, Münzen derart in ihrer Form durch Zerschneiden, Einschmelzen 2c. verändern, daß sie nicht mehr als Geld umlaufen können, sondern zunächst nur ihr Metallwerth in Betracht kommen kann. Angewendet wird das D. bes. bei fremden od. zu leicht gewordenen Münzen.

Demonstration (lat.), Darlegung, Beweis, bes. ein auf Anschauung gegründeter (z. B. in der Mathematik); im Rechtswesen, die einem Rechtsgeschäft beigefügte Beschreibung; in polit. Hinsicht, eine massenhafte öffentliche Kundgebung polit. Ansichten, um die Regierung für dieselben zu gewinnen, in ihren Bestrebungen zu unterstützen od. einzuschüchtern; im Kriegswesen, eine Scheinunternehmung, die den Zweck hat, die Aufmerksamkeit des Feindes von dem wirklich bedrohten Punkte ab-, nach einem anderen hinzulenken u. ihn dadurch zu ihm nachtheiligen Maßregeln, nam. zu einer Theilung seiner Streitkräfte, zu verleiten. So wurde z. B. Napoleon auf dem bekannten Marsche, den er 1814 im Rücken der Verbündeten nach dem Rhein unternahm, ein starkes Kavalleriecorps unter General von Winzingerode nachgeschickt, um ihn durch diese D. in dem Glauben zu bestärken, als folge ihm die ganze Armee der Verbündeten nach dem Rhein, während sie in Wahrheit den Marsch nach Paris fortsetzte. Während des Sturmes auf die Düppeler Schanzen 18. April 1864 erhielt der preuß. General von Goeben den Auftrag, mit einem besonderen Corps eine D. am Alsensund auszuführen, um die Dänen glauben zu machen, die Preußen beabsichtigten einen Uebergang nach Alsen, u. sie dadurch abzuhalten, Verstärkungen von der Insel in die Düppeler Schanzen zu werfen.

demontiren heißt das Unbrauchbarmachen feindlicher Geschütze od. Zerstören der Scharten durch Geschützfeuer. Die für diesen Zweck im Festungskriege vom Belagerer erbauten u. armirten Batterien werden Demontirbatterien genannt.

Demoralisation (vom Lat.), Entsittlichung, Sittenlosigkeit.

de mortuis nil nisi bene, d. i. „von Todten nichts als nur Gutes" nämlich reden, ein lat. Sprüchwort mit der Bedeutung, daß man der Todten nur im Guten gedenken soll.

Demos, im Griech. das Volk, nam. die Volkspartei im Gegensatze zur Aristokratie. In Attika hieß auch so der ländliche Distrikt od. Gau.

Demosthenes, der berühmteste griech. Redner, wurde geb. 385 od. 381 v. Chr. Sein Vater, D., starb, als der schwächliche Knabe erst acht Jahre alt war, u. setzte im Testament drei Vormünder ein, die jedoch das ziemlich bedeutende Vermögen der Familie durch eigennützige Ausbeutung bis auf einen geringen Rest zusammenschmelzen ließen. In der Seele des jungen D. reifte der Plan, dereinst als Anwalt der Familie aufzutreten u. das väterliche Vermögen von den ungetreuen Verwaltern zurückzufordern; frühzeitig war er bemüht, sich die dazu gehörige rednerische Fähigkeit anzueignen. Einen regelmäßigen rhetorischen Kursus scheint er nicht durchgemacht zu haben, sondern mußte sich wol bei der Geringfügigkeit seiner Mittel auf eigene Uebungen u. schriftliche Anweisungen des Isokrates beschränken. Gleich mit Eintritt seiner Volljährigkeit verlangte D. Rechenschaft von seinen Vormündern. Zwei Jahre lang wurde die Sache vor dem Schiedsgerichte ohne Resultat verhandelt. D. benutzte jedoch diese Zeit zu seiner praktischen Ausbildung in der Schule des Redners Isäos. Endlich reichte er gegen Aphobos, den einen Schuldigen, eine gerichtliche Klage ein; die Entschädigungssumme, zu welcher dieser verurtheilt wurde, war aber nicht von ihm zu erlangen. Von allen Mitteln entblößt, begann nun D. Reden für Solche um Geld zu schreiben, die in Rechtsstreitigkeiten geriethen u. keine Rednergabe besaßen. Als er aber, dem inneren Drange folgend, auch zum Volke zu sprechen versuchte, hatte er wenig Glück u. wurde verlacht, weil sein kurzer Athem, seine schwache Stimme u. seine schwere Zunge die Zuhörer unangenehm berührten. Anstatt sich aber durch dieses Mißgeschick von dem Berufe eines Volksredners abschrecken zu lassen, begann er mit außerordentlicher Willenskraft gegen seine ungünstige Naturanlage zu kämpfen, suchte Stimme u. Brust durch Laufen und Bergsteigen zu kräftigen, das Stammeln der Zunge durch kleine Steinchen, die er in den Mund nahm, zu beseitigen u. durch Deklamiren am Strande des brandenden Meeres Auge und Ohr an das Toben einer erregten Volksversammlung zu gewöhnen. Die Fertigkeit, unvorbereitet zu sprechen, hat er auch später nicht erlangt, u. ein Witzbold sagte deshalb von ihm, seine Reden röchen nach der Lampe! Dafür enthalten sie aber auch nicht flüchtige Eingebungen des Augenblicks, sondern die Ergebnisse tiefen Nachdenkens u. redlicher Ueberzeugung. Den öffentlichen Angelegenheiten widmete sich D. vom J. 354 an. Der schlaue Philipp von Makedonien hatte damals bereits das ehemals zu Athen gehörige Amphipolis, aber auch Pydna, Methone u. Potidäa seinem Reiche einverleibt. War schon diesem perfiden Gegner gegenüber der mit ehrenhaften Waffen kämpfende Redner im Nachtheil, so fand er außerdem in der Selbstsucht u. Bestechlichkeit der anderen Volksführer u. in der Stumpfheit der Masse schwer zu bewältigende Feinde. Offen trat D. gegen Philipp zuerst im J. 349 auf, als derselbe die Städte der Chalkidischen Halbinsel u. namentlich Olynth angriff. Seine olynthischen Reden hatten den Erfolg, daß die Athener ihre Verbündeten unterstützten. Freilich thaten sie dies mit zu wenig Nachdruck, u. bald fiel Olynth dem Feinde in die Hände. Da jedoch Philipp, aus Furcht vor einer Koalition der griech. Staaten, friedliche Anerbietungen machte, so ließen sich die Athener u. selbst D. täuschen, der sogar theil an der Friedensgesandtschaft nahm. Bei dieser Gelegenheit wurden seine beiden Mitgesandten, Philokrates u. der Redner Aeschines, durch makedonisches Geld gewonnen, u. von da an arbeitete eine starke Partei in Athen heimlich daran, den Staat dem Feinde in die Hände zu spielen. Während Athen die Rüstungen einstellte, blieb Philipp unter den Waffen, u. als D. nebst anderen Gesandten wieder nach

Nr. 2260. Statue des Demosthenes.
(D. geb. 381 od. 385 v. Chr., gest. 14. Okt. 322).

Makedonien ging, um die Eidleistung des Königs wegen des Friedens in Empfang zu nehmen, befehdete derselbe die athenischen Verbündeten in Thrakien. Vergebens suchte D. dem verblendeten Volke über die wirklichen Absichten Philipp's die Augen zu öffnen; dieser eroberte plötzlich Phokis ohne Schwertstreich u. ließ sich an Stelle der Phokier in den Rath der Amphiktyonen aufnehmen. Noch rieth D. zum Frieden, da von den uneinigen griech. Staaten keine Hülfe zu erwarten war; doch benutzte er die augenblickliche Ruhe, um das Bündniß der peloponnesischen Staaten mit Philipp zu hintertreiben u. seine Landsleute zu gerechtem Argwohn gegen die Führer der makedonischen Partei anzustacheln. Der Krieg brach endlich infolge der Anschläge Philipp's auf dem thrakischen Chersonnes u. auf Euböa wieder aus. D. setzte es durch, daß nach den bedrängten Gegenden Hülfstruppen entsendet wurden, u. befreite dadurch Euböa u. Byzanz. Die letzte Entscheidung rückte aber heran, nachdem (339) die makedonische Partei im delphischen Amphiktyonenrath Philipp die Exekution gegen das die Heiligkeit des Tempelgebiets mißachtende Amphissa übertragen hatte. Als Philipp wieder in Phokis einrückte, gelang es den rastlosen Bemühungen des D., ein Waffenbündniß zwischen Athen u. Theben zu Stande zu bringen. Die Folge davon war die unglückliche Schlacht bei Chäronea (4. Aug. 338), an welcher D. persönlich theilnahm. Die Freiheit war nun dahin. Gleichwol gab D. die Hoffnung auf Wiederbefreiung des Vaterlandes nicht auf, die durch den 336 eintretenden Tod Philipp's neu belebt wurde. Das bloße Erscheinen des bis dahin von den Griechen verkannten jungen Alexander reichte aber hin, die im Entstehen begriffene Empörung zu ersticken; Theben, das offenen Widerstand wagte, wurde von Athen im Stich gelassen. Alexander übte Milde gegen die Nationalpartei, u. während der Eroberung Asiens herrschte tiefe politische Ruhe in Athen. Dagegen wurde D. nunmehr in einen heftigen Streit mit seinem Nebenbuhler Aeschines verwickelt. Dieser reichte eine Klage gegen Ktesiphon ein, weil derselbe es einst beim Volke durchgesetzt hatte, daß dem D. für seine beim Festungsbau gebrachten Opfer ein goldener Kranz zuerkannt wurde. Der Kampf der beiden größten Redner ihrer Zeit, welcher das Interesse von ganz Griechenland erregte, endigte mit der wohlverdienten Niederlage des frechen Aeschines, der freiwillig in die Verbannung ging. Schlimmer war für D. der Ausgang eines anderen Handels. Er wurde nämlich angeklagt, unter den von Harpalos, einem aus Babylon entflohenen Schatzmeister Alexander's, Bestochenen sich befunden zu haben, u. zur Zahlung einer Summe von fünfzig Talenten verurtheilt. Er entfloh mit Hülfe einiger Freunde aus dem Kerker u. mußte sich in Aegina u. Trözene verborgen halten (323). Nach dem Tode Alexander's zurückgerufen, nahm D. aufs Neue die Vorbereitungen für den Befreiungskampf auf. Als jedoch in dem unter glücklichen Auspizien begonnenen Kriege mit Antipater die Schlacht bei Kranon den Hoffnungen der Patrioten wieder ein Ende machte, flüchtete sich D. in den Tempel des Poseidon auf Kalauria bei Trözene u. nahm beim Herannahen der von Antipater ausgesendeten Schergen Gift (14. Okt. 322).

Trotz der Flut von Schmähungen u. Verleumdungen, die seine Neider u. Gegner über ihn ausgegossen haben, steht die sittliche Größe seines Charakters u. der Adel seiner Gesinnung fleckenlos da. Daß ihm unter den Meistern der Redekunst der erste Platz gebühre, geben die Kenner aller Zeiten zu, u. nur ästhetisch verbildeten Leuten war er einerseits zu einfach u. schlicht, andererseits zu derb u. rücksichtslos. Von den Demosthenischen Reden, deren bei den alten Schriftstellern 65 erwähnt werden, sind 61 auf uns gekommen, unter denen sich jedoch manche unechte befinden. Die erste Ausgabe der Reden erschien 1504 zu Venedig. Neuere Gesammtausgaben besorgten Bekker, Sauppe u. Baiter, Dindorf u. A. Uebersetzungen erschienen von Jacobs u. Becker. Vgl. A. Schäfer, „D. u. seine Zeit“ (3 Bde., Lpz. 1856—58).

Demotisch, Kurrentschrift der alten Aegypter, s. „Hieroglyphen“.

Demoustier (spr. Demust'jeh), Charles Albert, franz. Lustspieldichter, geb. 11. März 1760 zu Villers-Coterets. Von väterlicher Seite ein Abkömmling Racine's, von mütterlicher Lafontaine's, verließ er bald seine juristischen Studien, um sich in Paris schönwissenschaftlichen Arbeiten hinzugeben. Er hielt Vorlesungen u. schrieb Vieles in Prosa u. Versen, bes. für das Theater; doch nahm der Beifall, welchen das Publikum Anfangs seinen Schauspielen im vollsten Maße spendete, schnell ab. Am 1. März 1801 starb er in seinem Geburtsorte, wo er Heilung von einer Brustkrankheit suchte. Von seinen Lustspielen, die auch in die deutsche Sprache übertragen worden sind, wurden am bekanntesten: „Les femmes“, „Les deux Suisses“ u. „Le conciliateur ou l'homme aimable“. Beliebt u. auch in Deutschland viel gelesen waren seine „Lettres à Emilie sur la mythologie“ (übersetzt von Schaller 1792 u. Rostitz 1803).

Demuth. Wie das althochdeutsche deomuotî zeigt, woraus im Mittelhochdeutschen dêmuot od. diemuot wurde, ist die Grundbedeutung des Wortes eigentlich „Knechtsgesinnung“ (von dem althochdeutschen deo, Knecht), d. h. Gefühl der Unterwürfigkeit unter einen Höheren. Daneben findet sich allerdings auch die Bedeutung „Herablassung“, aber durch den Gebrauch jenes Wortes in der Bibelübersetzung Luther's siegte die Bedeutung „Gefühl der Abhängigkeit“, bes. von Gott, verbunden mit dem Bewußtsein der eigenen Schwäche u. Gebrechlichkeit. In dieser Bedeutung bildet das Wort den Gegensatz zu Hoffart, Hochmuth u. Selbstüberhebung, wie z. B. in dem Spruch: „Gott widerstehet den Hoffärtigen (d. h. eigentlich Hochfahrenden), aber den Demüthigen giebt er Gnade.“ So ist das Wort bei den neueren christlichen Ethikern fast gleichbedeutend mit echter, innerer Frömmigkeit, im Gegensatz zu der falschen D., die mit dem äußeren Scheine der Niedrigkeit prunkt, wie z. B. manche Mönchsorden, dabei aber von der echten D., d. h. dem wirklichen Bewußtsein sittlicher Gebrechlichkeit, weit entfernt ist. Schon Luther bemerkte, daß die echte D. gar wohl mit einem „heiligen Trotz“ verbunden sein könne, u. ähnlich bemerkt Kant, die rechte D. sei immer zugleich mit einer hohen sittlichen Erhebung verbunden.

Denaisius, Peter, Jurist u. Dichter, geb. 1. Mai 1561 zu Straßburg, studirte daselbst u. in Basel die Rechte, wurde von Friedrich V. von der Pfalz zum kurfürstlichen Rathe ernannt u. zu diplomatischen Sendungen benutzt. D., welcher 20. Sept. 1610 zu Heidelberg starb, war nam. von Einfluß auf die poetische Entwicklung des ihm an Jahren nachstehenden Martin Opitz u. ist einer der Ersten gewesen, welche der Poesie eine regelmäßige Form zu geben suchten.

Denar, vom lat. denarius (zehn enthaltend), eine altröm. Silbermünze = 10 bis 16 As u. etwa 5 Sgr. an Werth. Später gab es auch Gold-D. = 10 Silber-D., die noch zu den Zeiten der Karolinger im Umlauf waren u. $^1/_{12}$ Solidus galten. Der franz. D., hier Denier (spr. Denieh) genannt, war eine kupferne Scheidemünze, $^1/_{240}$ Livre Tournois an Werth. Der ital. Denaro von $^1/_{12}$ Soldo Werth ist seit der Dezimaleintheilung der Münze außer Kurs. Im Orient verbreitete sich dagegen durch die Araber der röm. Gold-D. unter dem Namen Dinar, in Persien noch jetzt als Dinar-Bisti = $^1/_{1000}$ Dukaten u. als Husäer-Dinar $^1/_{10}$ Dukaten u. als Peng-sid-Dinar = $^1/_{20}$ Duk. geltend. Rußland verwandelte den D. in Denga u. prägte ihn früher in Silber, später in Kupfer zu $^1/_2$ Kopeke an Werth.

denaturiren, die natürliche Beschaffenheit benehmen, ist eine Steuermaßregel, die in Anwendung auf die geringeren Sorten gewisser Waaren verhindern soll, daß sie an Stelle der höher besteuerten, nam. als Genußmittel, verbraucht werden. So werden zur Zeit noch in Deutschland Viehsalz mit Pulver von bittern Kräutern, Gewerbesalz mit Thran, beide außerdem noch mit indifferenten, nur dunkler färbenden Pulvern gemischt. Von Baumöl sind die geringeren Sorten als „Fabriköl“ steuerfrei, erhalten aber dann einen Zusatz von Rosmarin- resp. Terpentinöl. Aus anderer Rücksicht nämlich, um unversteuert eingehen zu können, wird der zur Raffinirung u. Wiederausfuhr bestimmte indische Rohzucker mit Braunkohle u. dgl. vermischt.

Denbigh, Landschaft im nördlichsten Theile des engl. Fürstenthums Wales, 28 □M., mit 104,000 E., ist ein durch Naturschönheiten ausgezeichnetes Gebirgsland, welches im N. vom Meere, im O. von der Landschaft Flint, im S. von Merioneth, im W. von Caernarvon begrenzt u. von den Thälern der Flüsse Dee u. Elwy, in welchen der Clwyd mündet, durchschnitten wird. Die Berge, welche treffliche Weideplätze bieten, umschließen D. kesselförmig u. erreichen im Caern-David eine Höhe von 1000 m. Die Einwohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Landwirthschaft u. Viehzucht, daneben aber auch mit der Ausbeutung der vorhandenen Steinkohlen-, Eisen- u. Bleilager. Die Hauptstadt D. (6300 E.) ist berühmt durch das jährliche Wettsingen der Harfner von Wales.

Denderah, Dorf in Oberägypten am linken Ufer des Nil, der Stadt Kenneh gegenüber, hat seinen Namen von dem alten Tentyra, dessen Ruinen etwa eine Stunde westl. von D. auf dem Rande des Wüstenplateau liegen. Von diesen ist nur noch ein Tempel der Hathor, der Göttin der Unterwelt, erhalten, welcher jedoch zu den besterhaltenen u. sehenswerthesten Bauresten Aegyptens gehört. Säulen, Wände u. Decken, selbst die ausgedehnten unterirdischen, jetzt von zahllosen Fledermäusen bewohnten Gänge dieses Gebäudes sind mit fein gearbeiteten Bildwerken u. Hieroglyphen bedeckt; doch sind durch die Barbarei späterer Zeit die Gesichter der Figuren meist weggemeißelt. Der innere, eigentliche Tempel, der wol aus der Zeit der Kleopatra stammt, ist mit den Bildnissen dieser u. ihres Sohnes Cäsarion geschmückt; die Vorhalle wurde wol erst unter der Herrschaft des röm. Kaisers Tiberius errichtet. Das größte Interesse der Gelehrten u. lebhaften Streit haben die beiden an den Decken der Vorhalle u. des einen Zimmers aufgefundenen Thierkreisdarstellungen hervorgerufen, deren eine sich jetzt in Paris befindet.

Dendermonde (franz. Termonde), Stadt u. Festung in der belg. Provinz Ostflandern, am rechten Ufer der Schelde, an der Einmündung der schiffbaren Dender in die erstere. Bei feindlichen Angriffen kann die Festung unter Wasser gesetzt werden. D. hat über 8600 E., die Salzraffinerie, Leindwandbleicherei u. Baumwollenweberei, sowie bedeutenden Handel mit Spitzen, Getreide u. Hanf betreiben; auch wird in der Umgegend der feinste Flachs in Flandern gezogen.

Nr. 2261. Dendrit auf Solenhofener Schiefer.

Dendriten (aus dem griech. Dendron, Baum) sind gewöhnlich sehr zarte u. oft äußerst zierliche, baum- u. strauch-, zweig- u. moosähnliche Zeichnungen, die im Inneren der Gesteine auf Klüften u. Fugen vorkommen u. sich höchst wahrscheinlich dadurch gebildet haben, daß metallhaltige Salze führende Gebirgswässer auf den Klüftungsflächen zum Absatz gelangten u. daselbst metallische Niederschläge bewirkten, die bei allmähliger Erkaltung od. Trocknung u. damit zusammenhängender Zusammenziehung der Gesteine gewissermaßen wie Abdrücke auf beiden Flächen verblieben. Diese von der Art des Gesteins ganz unabhängigen Bildungen, die wir in massigen Porphyren eben so häufig wie in geschichteten Sandsteinen beobachten, wurden früher von vielen der Form wegen für Pflanzenversteinerungen ausgegeben, dem freilich schon das Vorkommen in plutonischen Gebirgsmassen hätte widersprechen sollen. Ihre Masse besteht in der Regel aus Mangan- u. Eisenoxyd, wie auch Eisenoxydhydrat, daher sie bald schwarz, bald braun, roth od. gelb erscheinen. Man kann sie in **plattliegende** u. **aufragende** eintheilen. Erstere erscheinen als unter Mitwirkung der Kapillarität entstandene Zeichnungen mit sehr dünn aufgetragenem Pigmente, letztere erstrecken sich so zu sagen massiger nach allen Richtungen u. stellen nicht hauptsächlich in die Länge u. Breite, sondern ebenso in die Höhe od. Dicke Nachahmungen von Pflanzenformen vor. So sind z. B. auf den Kluftflächen des Porphyrs bei Elgersburg in Thüringen ährenähnliche Psilomelan-D. vorgekommen, die 2—3 mm. Dicke erreichten, u. Moosachate sind ganz gewöhnliche hierher gehörige Erscheinungen, die eine braune Farbe dem Eisenoxydhydrat, eine grüne dem Chlorit od. der Grünerde verdanken.

Dendrocalaptes, s. „Baumläufer". — **Dendrocoela,** s. „Strudelwürger". **Dendrocygna,** s. „Baumente".

Dendrometer (Baummesser) heißt ein Meßstab od. Kaliberstab, mit welchem man einen gefällten Stamm nach der Länge sowie nach dem unteren u. oberen Durchmesser ausmißt, um daraus den Kubikinhalt zu berechnen; ferner ein Visirstab, der bei Ermittlung der Höhe eines stehenden Baumes durch Dreieckrechnung dient.

Dendronotus, eine an den nordischen Küsten ziemlich häufige, 3 mm. lange Nacktschnecke, aus der Familie der Aeolidier, die man wegen ihres schlanken Baues, der zarten fleischrothen Färbung u. bes. wegen der zierlichen, baumartig verzweigten Anhänge, die zu 5—6 Paaren auf ihrem Rücken u. im Halbkreis auf ihrem Vorderrande stehen, als eines der schönsten Seethiere bezeichnen muß.

Nr. 2262. Die gemeine Baumschnecke (Dendronotus arborescens).

Dendrophila, Eidechsenart, s. „Agamen".

Dendrophis, der Schokari der Indier, eine etwa $1,_{25}$ m. lange, auf Bäumen lebende, indische Schlange, mit langem, peitschenförmig zugespitztem Schwanze u. einer Reihe sehr großer Schuppen längs des Rückens, ist bräunlich od. grün gefärbt, jederseits mit einer weißen, dunkel gesäumten Längsbinde.

Dendrophyllia, s. „Baumkoralle".

Dengelgeist (Sensengeist), nach der schwäbischen Volkssage das Bild des Todes, welcher an Kirchhöfen u. Kreuzwegen seine goldene Sense auf silbernem Amboß schärft (dengelt).

dengeln, die durch längere Benutzung zu dick gewordene Schneide einer Sensenklinge wieder dünn klopfen. Man bedient sich dabei des Dengelzeugs, das aus einem an beiden Seiten verstählten Hammer, dem Dengelhammer u. dem Dengelklotze (Böllchen), einem am unteren Ende zugespitzten Holze, besteht, auf dessen oberer Fläche ein kleiner stählerner Amboß befindlich ist. Man befestigt das spitze Ende des Dengelklotzes in der Erde, legt die Schneide der Sensenklinge auf den Amboß, klopft mit dem Hammer dieselbe wieder dünn u. entfernt dabei alle Unebenheiten u. Scharten, welche den Schnitt beeinträchtigen.

Denham (spr. Denhäm), Sir John, engl. Dichter, geb. 1615 zu Dublin, studirte in Oxford die Rechte u. wurde Bachelor of Arts. Man hielt ihn im Allgemeinen für einen beschränkten Kopf, u. wegen seiner starken Neigung zum Spiel lief er Gefahr, enterbt zu werden. Da überraschte er das Publikum 1641 durch sein Trauerspiel „The Sophy", in welchem er ein gewisses dramatisches Talent zeigte. Bedeutender ist sein beschreibendes Gedicht „Cooper's Hill" (1642), durch welches D. der Schöpfer einer neuen Gattung von poetischen Landschafts- u. Naturgemälden ward. Ferner schrieb er eine große Anzahl lyrischer Gedichte. Nachdem er einige Zeit als Gesellschafter des vertriebenen Königs von England in Frankreich gelebt, kehrte er 1652 nach England zurück u. bekleidete nach der Restauration mehrere Aemter. Er starb 19. März 1668 im Wahnsinn, in den er infolge einer unglücklichen zweiten Heirath verfallen war.

Denier (spr. Denieh), Name eines ehemaligen franz. Pfennig- od. Hellerstücks, $^1/_{12}$ Sou, abgeleitet von denarius (s. d.).

Denierwage, eine Wage zur Ermittlung der Schwere u. damit des Feinheitsgrades der Seide. Sie trägt eine kleine Weife, auf welche der Faden aufgewunden wird. Nach je 100 Umgängen giebt die Weife ein hörbares Zeichen, u. ein Zeiger auf einem Zifferblatt rückt um einen Schritt vor. Aus dem größeren od. geringeren Gewicht des Aufgewundenen ergiebt sich unmittelbar die gröbere od. feinere Beschaffenheit.

Denina, Giovammaria, ital. Geschichtschreiber, geb. 28. Febr. 1731 zu Revel in Piemont, bildete sich auf der Turiner Universität;

nachdem er die höheren Weihen empfangen, wurde er 1754 Prof. der Philologie zu Pignerol. Diese Stelle verlor er jedoch infolge einer von ihm gedichteten u. von den Schülern aufgeführten Komödie, welche der Geistlichkeit anstößig erschien. D. lebte hierauf als Privatgelehrter in Turin, wo er später eine Professur an der Universität erhielt. Seine freisinnigen Schriften zogen ihm aber auch dort den Haß des Klerus zu, bes. als er gegen die in den Klöstern herrschende Trägheit u. Unwissenheit seine Stimme erhob. Er verlor seine Professur wieder u. wurde nach seinem Geburtsort verbannt. Da lud ihn Friedrich der Große ein, nach Berlin zu kommen, indem er ihn zum Mitglied der Akademie ernannte. D. traf 1782 in Berlin ein u. wurde vom Könige freundlich aufgenommen. Er blieb hier bis 1804, in welchem Jahre Napoleon ihn als Bibliothekar nach Paris berief, wo er 1813 starb. D. war der einzige unter den von Friedrich II. nach Deutschland gezogenen fremden Schriftstellern, der der deutschen Sprache mächtig war. Er schrieb: „Rivoluzioni d'Italia“ (4 Bde., 1768–1770); eine „Geschichte Griechenlands“ (3 Bde., 1781–82) u. einen „Essai sur la vie et le règne de Fréderic II.“.

Denis, Johann Michael Kosmas, deutscher Dichter, geb. 27. Sept. 1729 zu Schärding, gebildet auf dem Jesuitengymnasium zu Passau, trat 1747 in Wien in den Jesuitenorden, wurde als Lehrer u. Prediger in verschiedenen Provinzen Oesterreichs verwendet u. 1759 zum Professor der schönen Wissenschaften an dem von den Jesuiten geleiteten Theresianum in Wien ernannt. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 blieb D. in seinem Amte; als aber 1784 das Theresianum aufgehoben wurde, erhielt er die Stellung eines Kustos an der Hofbibliothek u. starb 29. Sept. 1800. — D. erkannte rückhaltlos das Uebergewicht des protestantischen Nordens in der Literatur an, suchte die literarischen Beziehungen Oesterreichs zu dem übrigen Deutschland fester zu knüpfen u. den Einfluß der Mundart auf die Schriftsprache in Oesterreich zu beseitigen. Als Dichter folgte er Klopstock u. Ossian, den er übersetzte; er trat unter dem Namen „Sined“ als Barde auf u. suchte das Gefühl für das gemeinsame deutsche Vaterland in Oesterreich zu heben. Sein Hauptwerk ist „Ossian's u. Sined's Lieder“ (6 Bde., Wien 1791). Außerdem war D. auch bibliographisch thätig; er schrieb einen „Grundriß der Bibliographie u. Bücherkunde“ (Wien 1774) u. einen „Grundriß der Literaturgeschichte“ (Wien 1776), ein Werk von Gelehrsamkeit u. gutem Urtheil.

Denis, Paul, Erbauer der ersten deutschen Eisenbahn, geb. 1796 zu Mainz. Gebildet in der Polytechnischen Schule zu Paris u. seit 1817 im bayerischen Staatsdienste, bereiste er 1833 Belgien, Frankreich, England u. Nordamerika, leitete nach seiner Rückkehr 1834 den Bau des Main-Donaukanals, 1835 den der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, der ersten deutschen, später den der München-Augsburger u. 1838 bis 1840 den der Taunusbahn. Seit 1841 Vorstand der Kommission für den Bau bayerischer Staatsbahnen, erbaute er 1844—49 die Pfälzische Ludwigsbahn, deren Direktor er 1849 wurde.

Denken (von Ding, s. v. w. Dinge bilden) bezeichnet die Thätigkeit des Verstandes, durch welche die Eindrücke u. Vorstellungen, die sich von den uns umgebenden Dingen in unserem Inneren bilden, zum Bewußtsein erhoben u. in Begriffe verwandelt werden, die dann wieder die Grundlage für Urtheile u. Schlüsse bilden. Der Prozeß dieser Umwandlung von Sinneseindrücken in Begriffe, also der Denkprozeß, ist äußerst schwer, wenn überhaupt zu erklären. Mit den Gesetzen der Denkthätigkeit u. mit den Regeln, die zum richtigen Gebrauche des Denkvermögens anleiten, beschäftigt sich die **Denklehre** od. Logik, als die Lehre von dem Verfahren der Seele bei ihrem Gewinnen von Abbildern äußerer Wirklichkeiten u. bei der ordnenden Verwendung dieser Bilder, beziehentlich Begriffe in deren Verbindung zu Urtheilen u. zu Schlüssen. Näheres über diese drei Denkformen (Begriff, Urtheil, Schluß), sowie über die Grundgesetze des D.s, zu denen in erster Linie das Gesetz der Identität (A ist = A) u. des Widerspruchs (A ist B, u. A ist nicht B) gehört, sehe man unter dem Artikel „Logik“. Das durch diese Wissenschaft geschulte D. läßt uns die gesammelten geistigen Bilder u. Thatsachen richtig benutzen; es lehrt uns Irrthümer thunlichst entdecken u. vermeiden, die Wissenschaften aufbauen u. studiren; es zeigt dem Menschen seine Schwäche u. seine Grenzen, hemmt den ungeordneten Flug seiner Phantasie wie die Voreiligkeit vorgefaßter Meinung; es macht den Menschen klar u. wahr, giebt ihm Selbständigkeit u. Charakter. Das Vermögen zu denken, ist dem Menschen vor allen übrigen irdischen Wesen eigenthümlich, es macht ihn zum Menschen; daher der berühmte Ausspruch von René Descartes: „Ich denke, also bin ich“ (Cogito, ergo sum). Das D. äußert sich in der Sprache; Worte sind nichts als Zeichen für Begriffe (daher auch die Sprache unter allen irdischen Wesen nur dem Menschen gegeben ist). Gleichwol sind die Worte zum D. nicht durchaus nothwendig; denn der Begriff an sich war schon vor dem Worte u. mußte erst zum Worte werden. — In anderem (mehr populärem) Sinne wird der Ausdruck D. für das Suchen der Seele nach einem bestimmten Begriffsbilde od. für das Lenken der Seelenthätigkeit (mittels des Vermögens der Erinnerung bez. des Gedächtnisses) auf ein schon einmal erfaßtes Gedankenbild gebraucht. Man denkt an Etwas, d. h. man richtet seine Gedanken auf Etwas. D. in diesem Sinne ist gleichbedeutend mit Erinnerung, wie z. B. in den Worten: Denkblatt (Gedenkblatt), Denkbuch, Denksteine, Denkmal, letzteres gewöhnlich ein Erzeugniß der bildenden Kunst, welches zur Wahrung des Gedächtnisses an einen verdienstvollen Mann dessen Gestalt darstellt od. an ein geschichtlich bedeutungsvolles (d. h. denkwürdiges) Ereigniß durch allegorische od. sonstige Darstellung die Gedanken der Anschauenden darauf hinlenkt. In ähnlichem Sinne spricht man von einer Denkschrift, als einer Schrift, welche einen Gegenstand, z. B. ein Unternehmen, behufs Anregung der Gedanken des Lesers u. dessen Willensbestimmung erläutert, ferner von einem Denkspruch, als einem Spruch, welcher die Handlungsweise des Menschen regeln soll. Endlich hat man den Ausdruck D., wie auf die Gedankenrichtung, so auch auf die Richtung des Charakters übertragen u. spricht von edler Denkart u. Denkungsweise, welche gleichwie die Wendung „dieser Mensch denkt edel“ sich auf die Gesinnung u. Handlungsweise bezieht.

Denkmal; eine Zusammenstellung der bekannteren D.e folgt in dem nachstehenden Verzeichnisse:

Abkürzungen. Bz = Bronze. Ba = Baldachin. Br = Brunnen. Bst = Büste. Er = Erinnerungsmal. E = Eisen. G = Grabdenkmal. M = Marmor. R = Reiterstandbild. S = Säule. St = Statue. Z = Zink.

Personen u. Begebenheiten.		Ort u. Zeit der Aufstellung.	Künstler.
Addison	MSt.	Westminsterabtei in London. 1809.	Westmacott.
Albert von Brandenburg.	St.	Dom zu Mainz. 1515.	
Albert, Prinz.	BzSt.	Koburg. 1865.	Theed.
Albert, Prinz. . .	MSt. u. Ba.	London. 1. Juli 1872.	G. Scott und Toley.
Albrecht I, Herzog . . .	G.	Dom in Königsberg.	
Alten, General	BzSt.	Hannover. 1848.	Kümmel.
Anna, Kurfürstin. . . .	BzSt.	Dresden. 1870.	Henze.
Arndt, E. M.	BzSt.	Bonn.	Afinger.
Artevelde	BzSt.	Gent. 14. Sept. 1863.	
August II., der Starke .	R.	Dresden. 1736.	Widnmann.
August III. von Polen. .	MSt.	Artushof in Danzig.	
Bach, J. S.	Bst u. Ba.	Leipzig. 23 Apr. 1843.	Knaur.
Balbo, Cesare.	MSt.	Turin. 1856.	Vela.
Bart, Jean	BzSt.	Dünkirchen. 1845.	David.
Bavaria.	BzSt.	München. 1850.	Schwanthaler.
Beauharnais, Eugen . .	MG.	München, Michaeliskirche.	Thorwaldsen.
Beethoven	BzSt.	Bonn. 12. Aug. 1845.	Hähnel.
Berna	BzSt.	Bern. 23. Sept. 1864.	R. Christen.
Berzelius	BzSt.	Stockholm. 1855.	Quarnström.
Beuth	BzSt.	Berlin. 13. Mai 1861.	Kiß.
Blücher	BzSt.	Berlin. 18. Juni 1826.	Rauch.
Blücher	BzSt.	Breslau.	Rauch:
Blücher	G.	Krieblowitz. 1852.	Strack.
Blücher	BzSt.	Rostock. 1819.	Schadow.
Bolivar	BzR.	Lima. 1859.	Tadolini.
Bonifacius	BzSt.	Fulda. 17. Aug. 1842.	
Börne	Bst.	Père la Chaise in Paris.	David d'Angers.
Bouillon, Gottfried v. .	BzR	Brüssel. 15. Aug. 1848.	E. Simonis.
Brandenburg, Graf v. .	BzSt.	Berlin. 1859.	H. Hagen.
Bülow	MSt.	Berlin. 18. Juni 1822.	Rauch.
Byron, Lord	MSt.	Universität in Cambridge. 1845.	Thorwaldsen.
Chatham, Lord	MG.	London, Westminsterabtei.	Bacon.
Christine, Erzherzogin .	MG.	Hofkirche in Wien. 1805.	Canova.
Dante	St	Florenz. 14. Mai 1865.	E. Pazzi.
Deutsche, für große . . .	MBst.	Walhalla bei Regensburg.	Versch Künstler
Dietzmann, Markgraf. .	G.	Paulinerkirche in Leipzig. 1841.	Rietschel.
Drake, Franz.	St.	Offenburg. 1854.	A. Friedrich.
Düppeler Schanzen, Einnahme der	Er.	Düppel. 30. Sept. 1872.	Strack.
Dürer, A.	BzSt.	Nürnberg. 21. Mai 1840.	Rauch.
Eberhard im Bart . . .	BzR.	Stuttgart. 10. Dez. 1859.	Hofer.
Eilau, Schlacht bei . . .	Er.	Eilau. 1857.	Stüler, Drake, Möller.
Ernst August	BzR.	Hannover. 1860.	A. Wolff.

Personen u. Begebenheiten	Ort u. Zeit der Aufstellung	Künstler
Ernst v. Sachsen Koburg BzSt.	Koburg. 1849.	Schwanthaler.
Erthal, Fürstbischof . . BzSt	Bamberg. 29. Mai 1865.	Widnmann.
Eugen, Prinz. . . . . . BzR	Wien. 1865.	Fernkorn.
Erwin v. Steinbach. . St.	Erwinshöhe bei Steinbach. 29. Aug. 1844.	Friedrich.
Fox . . . . MSt.	London, Westminsterabtei.	Westmacott
Francke, A. H. . . . . BzSt	Halle, im Hof des Waisenhauses. 5. Nov. 1829.	Rauch.
Franklin. . . . . BzSt.	Boston. 17. Sept. 1856.	Greenough.
Franz I. von Oesterreich BzSt	Wien. 16. Juni 1846.	Pompeo, Marchesi.
Freiheitskriege . . EEr. u. St.	Kreuzberg bei Berlin. 30. Mai 1821.	Schinkel und Rauch.
Friede, 25jähriger . . S.	Berlin. 3. Aug. 1843.	Rauch u. Cantian.
Friedrich von Bayreuth BzSt.	Erlangen. 24. Aug. 1843.	Schwanthaler.
Friedrich I. . . . . MSt.	Königsberg. 1801.	
Friedrich II., der Große BzR.	Berlin. 31. Mai 1851.	Rauch.
Friedrich II., der Große BzR.	Breslau. 1842.	Kiß.
Friedrich II., der Große MSt.	Stettin. 1793.	Schadow.
Friedrich III., der Kaiser MG.	Stephansdom in Wien. 1513.	Lerch.
Friedrich Aug. d. Gerechte MSt.	Leipzig.	Oeser.
Friedrich Aug. d. Gerechte BzSt.	Dresden. 1843.	Rietschel
Friedrich August II. . . BzSt.	Dresden. 3. Aug. 1867.	Hähnel.
Friedrich Franz I. von Mecklenburg. . . . . BzSt.	Ludwigslust. 24. August 1869.	A. Wolff.
Friedrich Wilhelm der große Kurfürst . . . . BzR.	Berlin, auf der Langen Brücke. 12. Juli 1703.	Schlüter.
Friedrich Wilhelm I. St. auf S.	Rügen. 1855.	Stürmer.
Friedrich Wilhelm III. . BzR.	Berlin. 16. Juni 1871.	A. Wolff
Friedrich Wilhelm III. . MSt.	Berlin, im Thiergarten. 18. Okt. 1849.	Drake.
Friedrich Wilhelm III. . BzR.	Breslau. 12. Nov. 1861.	Kiß.
Friedrich Wilhelm III. . BzSt.	Kolberg.	Drake.
Friedrich Wilhelm III. . BzR.	Königsberg. 1851.	Kiß.
Friedrich Wilhelm III. . BzSt.	Potsdam. 3. Aug. 1845.	Kiß.
Friedrich Wilhelm III. . MSt	Stettin. 1849.	Drake.
Friedrich Wilhelm III. u. Louise. . . . . MSt.	Mausoleum bei Charlottenburg.	Rauch.
Fürsten, die für Deutschland gefallenen . . . . . . BzS	Braunschweig. 1822.	
Fugger, Jakob . . . . . BzSt.	Augsburg. 1857.	
Gardeschützen, Gefallene der, trauernder Löwe. Z.	Karlsgarten bei Berlin. 30. Okt. 1871.	
Garrick . . . . MSt.	London, Westminsterabtei.	Webber.
Gellert. . . . . MSt.	Leipzig.	Knaur.
Gluck . . . . BzSt.	München. 15. Okt. 1848.	Brugger.
Gneisenau. . . . . BzSt.	Berlin. 21. Mai 1851.	Rauch.
Gneisenau. . . . . BzSt.	Gut Sommerschenburg. 1841.	Rauch.
Goethe. . . . . BzSt.	Frankfurt a. M. 22. Okt. 1844.	Schwanthaler.
Goethe. . . . . BzSt	München. 28. Aug. 1869.	Widnmann.
Goethe u. Schiller. . . . BzSt.	Weimar. 4. Sept. 1857.	Rietschel.
Grafen, Württemberger, von 1255—1519. . . 11 St.	Stiftskirche in Stuttgart. 16. Jahrh.	
Großbeeren, die Schlacht bei . . . . . . EEr. mit St.	Großbeeren. 1817.	Schinkel und Rauch.
Gustav Adolf . . . . . . BzSt.	Gothenburg. Nov. 1854.	Fogelberg.
Gustav Adolf . . . . . . BzR.	Stockholm.	
Gustav Adolf . . . . . . BzSt.	Helgoland.	
Gutenberg . . . . BzSt.	Mainz. 14. Aug. 1837.	Thorwaldsen.
Gutenberg . . . . BzSt.	Straßburg. 1840.	
Gutenberg-Schäffer-Fust BzSt.	Frankfurt a. M. 1858.	E. v. d. Launitz
Händel . . . . BzSt.	Halle. 1. Juli 1859.	Heidel.
Händel . . . . MSt.	London, Westminsterabtei.	Roubiliac.
Hahnemann. . . . . . . St.	Leipzig. 10. Aug. 1851.	Steinhäuser.
Hahnemann. . . . . . . St.	Köthen. 10. April 1855.	Schmitz.
Hofer, Andreas. . . . . MSt.	Hofkirche in Innsbruck. 5. Mai 1834.	Schaller.
Heinrich I. . . . . St.	Meißen. 1863.	Henze.
Heinrich IV. . . . . . . BzR.	Paris. 1614, vernichtet 1792, erneuert 1818.	
Heinrich der Löwe . . . ZSt.	München. 1864.	Knoll.
Herder . . . . BzSt.	Weimar. 25. Aug. 1850.	Schaller.
Humboldt, A. v. . . . . MBst.	New-York. 1869.	Bläser.
Humboldt, A. v. . . . . MSt.	Versailles. 1869.	
Humboldt, A. u. W. v. S u. St.	Tegel.	Thorwaldsen.
Jahn BzSt. auf eingesendeten Steinen.	Hasenheide bei Berlin. 10. Aug. 1872.	Enke.
St. Jakob, Schlacht bei St.	Basel. 26. Aug. 1872.	Schloth.

Personen u. Begebenheiten	Ort u. Zeit der Aufstellung	Künstler
Iffland . . . BzSt	Mannheim	Widnmann
Johann von Schweden Bernadotte . . . BzR	Stockholm 185[illegible]	Fogelberg
Johann Cicero . . BzG	Dom in Berlin	Johann Vischer
Johann Friedrich der Großmüthige . . . . BzSt.	Jena 15. Aug 1858	Drake
Johann Wilhelm, Kurfürst BzR	Düsseldorf. 1711	Grupello
Josef, Erzherzog . . BzSt.	Pest. 25. April 1869.	Halbig
Josef II . . . . BzR	Wien. 24. Nov 1807	Zauner
Julirevolution . BzS mit St	Paris 28. Juli 1840	
Julius II., Papst. . . . BzSt.	Bologna 1506.	Michel Angelo
Julius II., Papst. . . . MG.	Kirche S. Pietro ad Vincula in Rom. 1545.	Michel Angelo
Kant, Immanuel . BzSt.	Königsberg	Rauch.
Karl, Erzherzog . . BzR	Wien. 22 Mai 1860	Fernkorn.
Karl I. . . . . BzR.	London. 1676.	Le Soeur
Karl III von Neapel . BzR	Neapel. 1757.	
Karl IV. . . . . BzSt u. Ba	Prag. 31. Jan 1849.	Hähnel
Karl XII. . . . . . . BzSt	Stockholm 30. Nov. 1869.	Molin
Karl Friedrich von Baden BzSt	Karlsruhe. 1844.	Schwanthaler.
Karl der Große. . . . . St.	Frankfurt a. M. 1845.	Wendelstadt
Karl der Große. . . . . BzSt.	Aachen. 1620.	
Keith . . . . BzSt.	Berlin.	
Kepler. . . . . BzSt	Weil. 24 Juni 1870	A. v. Kreling
Kleber. . . . . BzSt.	Straßburg.	Graß.
Kopernikus . . . . . . BzSt	Thorn. 25 Okt. 1853	Tieck
Körner, Theodor . . . . BzSt	Bremen. 1865.	Deneys.
Körner, Theodor . . . . BzSt.	Dresden 18. Okt 1871.	Hähnel
Kreittmayr . . . . BzSt.	München. 27. Okt. 1845.	Schwanthaler
Krieger, die 1848 gefallenen ES.	Invalidenpark bei Berlin. 1854.	Brunkow.
Kutusow . . . . BzSt.	Petersburg. 1837.	
Lasso, Orlando di . . BzSt.	München.	Widnmann.
Leibnitz . . . Bst. in Tempel.	Hannover. 1846.	
Leopold I. . . . BzSt. auf S.	Antwerpen. 1859.	
Leopold I. . . . . BzR.	Antwerpen. 2. Aug. 1868.	Geefs.
Leopold von Dessau . . M[illegible] erneuert BzSt.	Berlin. 1800.	Schadow.
Leopold von Dessau. . . BzSt.	Dessau. 18. Okt. 1860.	Nach Schadow.
Leopold Friedrich Franz von Dessau . . . . . . BzSt.	Dessau. 20. Okt. 1858.	Kiß
Lessing . . . . BzSt.	Braunschweig. 29. Sept. 1859.	Rietschel.
Linné . . . . MSt.	Upsala.	Byström
List . . . . BzSt.	Reutlingen. 6. Aug. 1863	Kietz.
Londoner Brand von 1666 S.	London. 1677.	Wren.
Ludwig I. . . . . BzSt.	München. 25. Aug 1862.	Widnmann.
Ludwig I. von Darmstadt. BzSt auf S.	Darmstadt. 1844.	Schwanthaler.
Ludwig XIII. . . . . . BzR.	Paris. 1639, umgestürzt 1793, wieder aufgestellt 1829.	
Ludwig XIV. . . . . . BzR.	Paris. 1822.	Bosio.
Ludwig der Bayer . . . MG.	Frauenkirche in München. 1625.	Hans Krumper.
Ludwig der Bayer . . . ZSt.	München. 1864.	Knoll.
Ludwig der Reiche . . . BzSt.	Landshut. 17. Juni 1858.	Brugger.
Louise Henriette, Kurfürst. BzSt.	Oranienburg. 18. Juni 1858.	F. W. Wolff.
Luther . . . . BzSt.	Möhra. 25. Juni 1861.	Müller.
Luther . . . . . BzSt. u. Ba.	Wittenberg. 31. Okt. 1821.	Schadow.
Mansfield, Lord . . . . MSt.	London, Westminsterabtei.	Flaxman
Marcus Aurelius . . . BzR.	Rom. Antike.	Aufgestellt von Michel Angelo
Maria Theresia . . . . BzSt.	Wiener-Neustadt. 31 Aug. 1862.	Gasser.
Mark, Graf von der . . MG	Dorotheenkirche in Berlin.	Schadow.
Martin V., Papst . . . MSt.	Dom in Mailand.	Giacopino di Tradate.
Maximilian I., Kaiser . MG.	Hofkirche in Innsbruck. 1582.	L. del Duca u. Alex. Colin.
Maximilian I., Kurfürst BzR.	München. 12. Okt. 1839.	Thorwaldsen.
Maximilian I. v. Bayern BzSt.	Lindau. 1856.	Halbig.
Maximilian II. v. Bayern MSt.	Kissingen. 25. Aug. 1869.	M. Arnold.
Max Josef . . . . BzSt.	München. 1835.	Rauch.
Medici, Johann u. Gabriel di . . . . MBzG.	Dom in Mailand. 1564.	Michel Angelo u. Leo Leoni.
Medici, Lorenzo u. Giulio di . . . . MG.	Kirche S. Lorenzo in Florenz.	Michel Angelo.
Melanchthon . . . . . . St.	Nürnberg. 23. Mai 1826.	Heideloff.
Melanchthon . . BzSt. u. Ba.	Wittenberg.	Drake.
Mickiewicz . . . . St.	Posen. 7. Mai 1859.	Oleszczynski.

Personen u. Begebenheiten.	Ort u. Zeit der Aufstellung.	Künstler.
Mieszyslaw I. u. Boleslaw I. . . . . BzSt.	Dom in Posen.	Rauch.
Molière . . BzSt. mit Br	Paris 1844.	
Moritz, Landgraf . . MG.	Martinskirche in Kassel. 1662.	
Möser, Justus . . BzSt	Osnabrück. 12 Sept 1836.	Drake.
Mozart . . . . BzSt.	Salzburg. 4. Sept. 1842.	Schwanthaler.
Müller J. v. MEr mit Bst	Kassel. 1852.	Brugger.
Müller Regiomontanus St. u. Br	Königsberg in Franken. 12. Sept. 1871.	Maier.
Napoleonstein . . . Er.	Leipzig.	
Nelson . . . . . . St. auf S.	London. 1849.	Bailey.
Newton . . . . . MG. mit St.	London, Westminsterabtei.	Kent, Rysbrach
Ney . . . . BzSt.	Paris 1854.	Rude.
Niebuhr . . . . MG.	Kirchhof zu Bonn.	Rauch.
Nikolaus I . . . . BzR	Petersburg.	
Nordamerika, Befreiung v. S.	Boston.	
O'Connell . . . . MSt	Dublin. 1847.	Hogan.
Olbers . . . . MSt.	Bremen. 1850.	Steinhäuser.
Oken . . . . BzBst.	Jena. 1857.	Drake.
Otto der Große . . . R. mit Ba.	Magdeburg. 13. Jahrh.; erneuert 1540, 1579, 1651, 1750, 1817, 1859.	Neu hergestellt von Holbein.
Paul Friedrich . . . . BzSt.	Schwerin. 1849.	Rauch.
Peter der Große . . . BzR.	Petersburg. 7. Aug. 1782.	Falconet.
Pfeffel . . . . St.	Kolmar	Friedrich.
Philipp der Großmüthige MG	Martinskirche in Kassel.	
Philipp der Großmüthige St.	Darmstadt. Aug. 1853.	Scholl.
Philipp II. von Spanien St	Mailand.	
Pitt . . . . MG. u. St.	London, Westminsterabtei.	Westmacott.
Platen . . . . MBst.	Syratus im Park Landolina. 24. Okt. 1869.	Schöpf.
Preußen, die in Baden gefallenen . . . . . Er. mit St.	Karlsruhe. 1851.	Entworfen von Friedr. Wilhelm IV.
Radetzky . . . . BzSt.	Prag. 10. Nov. 1858.	Josef u. Emanuel Max.
Rapp . . . . BzSt.	Kolmar. 15. Aug. 1855.	Bartholdi.
Reformation, die . . . BzSten.	Worms. 25. Juni 1868.	Rietschel u. seine Schüler.
Ressel . . . . BzSt.	Wien. 18. Jan. 1863.	Fernkorn.
Richard Löwenherz . . . BzR.	London. 1860.	
Richter, Jean Paul . . BzSt.	Bayreuth. 14. Nov. 1841.	Schwanthaler.
Ritter, Karl . . MBst. u. Ba.	Quedlinburg. Aug. 1865.	Sieger u. Uhlenhut.
Roth, Bischof . . . . . . BzG	Dom in Breslau. 1496.	Peter Vischer.
Rothschild, A. v. . . . . MG.	Kirchhof zu Frankfurt a. M. 1861.	Launitz.
Rousseau . . . . St.	Genf. 1833.	Pradier.
Rubens . . . . BzSt.	Antwerpen. 1840.	
Rückert . . . . MBst.	Neuseß. 1869.	E. Conrad.
Rudolf von Habsburg . MSt.	Münster in Speyer. 1843.	Schwanthaler.
Rußland, tausendjähriges Bestehen . . . . BzEr	Nowgorod. 26. Aug. 1862.	Miteschin.
Ruyter, M. A. de . . . St.	Rotterdam. 1856.	Stracken.
Sailer, Bischof . . . . . BzSt.	Regensburg. 20. Mai 1868.	Widnmann.
Scharnhorst . . . . MSt.	Berlin. 18. Jan. 1822.	Rauch.
Schelling . . . . MG.	Ragatz. 1856.	Ziebland und Kuntner.
Schiller . . . . MSt.	Berlin. 10. Nov. 1871.	Begas.
Schiller . . . . BzSt.	Frankfurt a. M. 9. Mai 1864.	Dielmann.
Schiller . . . . BzBst	Jena.	Dannecker.
Schiller . . . . BzSt.	Mainz. 20. Okt. 1862.	Scholl.
Schiller . . . . BzSt.	Mannheim. 10. Nov. 1862.	Cauer.
Schiller . . . . BzSt.	München.	Widnmann.
Schiller . . . . BzBst	New York. 1862.	Miller.
Schiller . . . . BzSt.	Stuttgart. 1839.	Thorwaldsen.
Schmid, Chr. v. . . . . BzG.	Dinkelsbühl. 6. Okt. 1859.	Widnmann.
Schmidt, Bürgermeister MSt.	Rathhaus in Bremen. 1860.	Steinhäuser.
Schubert, Franz . . . . . St.	Wien, im Stadtpark. 15. Mai 1872.	Kundmann.
Schwarz, Berthold St. mit Br	Freiburg. 1854.	Knittel.
Schweizer, die im J. 1792 gefallenen Sterbender Löwe.	Luzern.	Thorwaldsen u Ahorn.
Schwerin . . . . BzSt.	Berlin.	Kiß.
Scott, Walter Thurm mit St	Edinburg. 15. Aug. 1849.	Steell.
Scott, Walter . . . . . BzSt	New-York. 2. Nov. 1872.	Steell.
Sebaldus, der heilige . BzG.	Sebalduskirche in Nürnberg. 1519.	Peter Vischer.
Sempach, Schlacht bei . MEr.	Stans.	Schlöth.
Seydlitz . . MSt. erneuert BzSt.	Berlin. 1778.	Tassaert.
Seydlitz . . . . St.	Calcar. 25. Aug. 1860.	Bayerle.
Shakespeare . . . . . . MSt.	Westminsterabtei in London. 18. Jahrh.	Kent.
Silvio Pellico . . . . . . St.	Saluzzo. 14. Jan. 1863.	Simonetta.
Stein . . . . MSt. u. Ba.	Nassau. 9. Juli 1872.	J. Pfuhl.
Suwarow . . . . St	Petersburg.	
Tell . . . . St.	Altdorf.	Vogel.
Thär . . . . BzSt.	Berlin. 5. Nov. 1860.	Rauch.
Thär . . . . BzSt.	Leipzig. 28. Sept. 1850.	Rietschel.
Tilly . . . . BzSt.	München. 8. Dez. 1844.	Schwanthaler.
Vendômesäule . . BzS. mit St.	Paris. 1810, zerstört 1871.	Chaudet und Seurre.
Vesalius . . . . St	Antwerpen.	
Viktor Amadeus I. . . . . R.	Turin.	Frisio.
Volta . . . . St.	Como. 1838.	
Washington . . . . . . BzR.	Boston. 3. Juli 1869.	Thomas Ball.
Washington . . . . BzSt.	Baltimore. 19. Okt. 1830.	
Washington . . . . St.	Raleigh.	Canova.
Washington . . . . St.	Washington. 1860.	Mills.
Waterloo, Schlacht bei . BzS	Hannover.	
Weber, C. M. v. . . . . BzSt.	Dresden. 11. Okt. 1860.	Rietschel.
Weißen Berg, Sieg beim MS. mit St.	München. 1638.	
Welden, L. v. . . . . . BzSt.	Gratz. 1859.	Gasser.
Welfenstamm, neun Fürsten aus dem . . . . . 9 St.	Rathhaus in Braunschweig.	
Wellington . . . . BzR.	London.	
Westenrieder . . . . . . BzSt.	München.	Widnmann.
Wieland . . . . BzSt.	Weimar. 4. Sept. 1857.	Gasser.
Wilhelm von Oranien . BzR.	Haag.	Nieuwerkerke.
Winckelmann . . . . . . BzSt.	Stendal. 18. Okt. 1859.	L. Wichmann.
Winterfeld . . . . BzSt.	Berlin.	Kiß.
Wittelsbacher Fürsten 12 St.	Thronsaal im Königsbau zu München.	Schwanthaler.
Wolfram v. Eschenbach . ZSt.	Eschenbach in Mittelfranken. 1. Mai 1861.	Knoll.
Wrede . . . . BzSt.	München. 8. Dez. 1844.	Schwanthaler.
York . . . . BzSt.	Berlin. 21. Mai 1851.	Rauch.
York, Herzog v. BzSt. auf S.	London.	Westmacott u. Wyatt.
Zieten . . MSt. erneuert BzSt.	Berlin. 27. Febr. 1794.	Schadow, erneuert v. Kiß.

Denkmünze, s. „Medaille“.

Denner, Balthasar, ein bekannter Porträtmaler, der sich durch die bis ins Kleinste gehende Sorgfalt u. die frappante Naturwahrheit seiner Bilder auszeichnete, geb. 15. Nov. 1685 zu Hamburg. D. war Anfangs für den kaufmännischen Beruf bestimmt, kehrte aber demselben bald den Rücken u. widmete sich der Porträtmalerei, in der er rasch große Fortschritte machte. Die Porträts der holsteinischen Fürstenfamilie, die er 1709 malte, begründeten seinen Ruf, verschafften ihm rühmliche Auszeichnungen u. reichen Lohn. D.'s Ruhm beruht namentlich auf den mit großer Naturtreue ausgeführten Bildnissen alter Männer u. Frauen, in welchen nicht allein alle kleinen Hautfalten u. Runzeln mit ihren geringsten Zufälligkeiten, sondern jedes Härchen mit einer Genauigkeit wiedergegeben ist, daß es, selbst mit der Loupe betrachtet, noch als natürlich erscheint. Dabei behalten seine Bilder, auch aus der Ferne betrachtet, immer noch ihre Kraft u. Wirkung; aber sie sind weit entfernt von der geistvollen Auffassung eines van Dyck, Rubens od. Rembrandt. D. starb 14. April 1747 zu Hamburg.

Denner, Johann Christoph, der Erfinder der Klarinette, geb. 13. August 1655 zu Leipzig, von wo aus er aber bereits im achten Lebensjahre mit seinem Vater, einem Horndreher, nach Nürnberg kam. Johann Christoph trieb dieses Handwerk ebenfalls einige Zeit, bis er sich der Anfertigung von Flöten u. anderen Blasinstrumenten zuwandte u. darin bald zu tüchtigem Rufe gelangte. Durch Verbesserungsversuche, die er mit der Schalmei vornahm, wurde er im J. 1700 (nicht bereits 1690, wie früher immer behauptet wurde) auf die Erfindung der für unsere moderne Orchestration so hochwichtig gewordenen Klarinette geführt. Jedoch überlebte er diese seine Erfindung nicht lange; er starb 20. April 1707 zu Nürnberg. Seine daselbst begründete Blasinstrumentenfabrik, die seine Söhne übernahmen, hat sich bis auf die neueste Zeit in gutem Ansehen erhalten.

Dennewitz, Dorf bei Jüterbogk, im Regierungsbezirke Potsdam, bekannt durch die Schlacht vom 6. Sept. 1813, in welcher Bülow mit Tauenzien u. Borstell den an der Spitze franz. u. rheinbündlerischer Truppen gegen Berlin vordringenden General Ney schlug. Der Sieg wurde ausschließlich von den preußischen Truppen erfochten, indem der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, als Oberbefehlshaber der verbündeten Nordarmee in dem entscheidenden Augenblicke seine Unterstützung verweigerte. Der Verlust der Franzosen in der Schlacht u. auf der Verfolgung betrug gegen 20,000 Mann, darunter die Hälfte Gefangene, 3 Fahnen, 80 Geschütze u. s. w.; die Preußen verloren gegen 9000 Mann an Todten u. Verwundeten. Dem Siege verdankte Bülow den Beinamen von Dennewitz.

Denon (spr. D'nong), Baron Dominique Vivant, berühmter franz. Kunstschriftsteller u. Künstler, geb. 4. Jan. 1747 zu Châlons an der Saone, studirte anfänglich in Paris die Rechte u. widmete sich der diplomatischen Laufbahn, zeigte aber daneben große Neigung zur Malerei u. Kupferstecherkunst. Nachdem er einige Jahre als Gesandtschaftsattaché in Petersburg u. Neapel thätig gewesen u. mit dem Abbé Saint-Non das Prachtwerk „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile" (Paris 1788 ff.) herausgegeben, widmete er sich in Venedig ganz dem Studium der Künste. Durch die Revolution veranlaßt, kehrte er nach Frankreich zurück, stach für den Maler David dessen Kostümzeichnungen u. ging als Bewunderer Napoleon's mit diesem nach Aegypten. Hier sammelte er das Material zu seinem Hauptwerke: „Voyage dans la Basse- et la Haute-Egypte" (Par. 1802), dessen Kupferstiche sein seltenes Zeichentalent bekundeten, u. betheiligte sich als Mitglied des Aegyptischen Instituts bei der Herausgabe der „Description de l'Egypte". Im J. 1803 von Napoleon zum Generaldirektor der Museen ernannt, entwickelte er als solcher eine große Thätigkeit, bes. bei der Auswahl u. Wegführung der Kunstwerke aus den besiegten Ländern, veranlaßte die Errichtung mehrerer Pariser Denkmale (Vendomesäule) u. ließ Münzen zum Andenken an die Tage der Revolution prägen. Auch als Direktor der Porzellanfabrik in Sèvres machte er sich verdient. Da er nach der zweiten Restauration sich für Napoleon erklärte, verlor er seine Aemter u. zog sich ins Privatleben zurück, um seine reiche Kunstsammlung zu beschreiben u. eine Geschichte der Kunst zu verfassen. So entstanden die erst nach seinem 27. April 1825 zu Paris erfolgten Tode von Amaury-Duval herausgegebenen „Monuments des arts du dessin chez les peuples anciens et modernes, recueillis par le baron de Denon, pour servir à l'histoire de l'art" (4 Bde., 1829). Von seiner Thätigkeit als Kupferstecher u. Radirer (in Rembrandt's Manier) geben mehr als 300 Blätter Zeugniß.

Dent (franz., spr. Dang), „Zahn", Bezeichnung für gewisse Bergformen, s. „Berg".

[2263 u. 2264. 2265. 2266. 2267. 2268.

Nr. 2263–2268. Dentalium elephantinum.

Dentalium, Zahnschnecke od. Meerzahn, eine die Abtheilung der Röhrenschnecken od. Solenoconchen, od. auch der Larventöpfe, Prosopocephalen bildende Gattung, wenn nicht der Schnecken, so doch der Kopfmollusken, deren Gehäuse eine langgestreckte, etwas gekrümmte u. nach oben zugespitzte, offene Röhre bildet, aus welcher der dreilappige Fuß hervorragt. Den Kopf vertritt ein eiförmiger Fortsatz, an dessen Spitze die von acht blattähnlichen Lippenanhängen umstellte Mundöffnung liegt. Diese Thiere sind getrennten Geschlechts, sie leben im Schlamm der Meeresküsten von Infusorien u. kriechen mittels des Fußes langsam umher; man kennt an 50 lebende u. noch mehr fossile Arten. Nr. 2263 zeigt die Schale der im Indischen Ozean lebenden Elephantenzahnschnecke (D. elephantinum). Will das Thier sich bewegen od. Nahrung zu sich nehmen, so schiebt sich der eingerollte Vordertheil, wie ihn Fig. 2264 bei der absichtlich zerbrochenen Schale zeigt, weit hervor, u. es erscheint der Fuß u. Mantelrand wie in Nr. 2265. In Nr. 2266 sehen wir das vergrößerte Thier, aus der Schale hervorgezogen, von der Bauchseite; Nr. 2267 zeigt das Thier vom Rücken aus gesehen, u. Nr. 2268 das dem Rücken entlang gespaltene Thier, um den inneren Bau zu zeigen.

Dentaria (Zahnwurz), eine zu der Familie der Cruciferen gehörende Pflanzengattung mit vierblättriger Blumenkrone, lanzettlich linealen Schoten mit einreihigen Samen u. gefingerten od. gefiederten Blättern, welche in dem gemäßigten Europa verbreitet ist. Von D. bulbifera, welche als besondere Eigenthümlichkeit in den Blattachseln Zwiebelbildungen zeigt, wurde die schuppige fleischige Wurzel sonst gegen Kolik der Rinder u. Ruhr angewendet.

Dentirostres, s. „Zahnschnäbler".

Dentist, s. „Zahnarzt u. Zahnkünstler".

Denunziation ist das latein. Wort für Anzeige od. Anklage. Man versteht darunter den von einer Privatperson, nicht von einem Beamten bei einer Behörde gestellten Antrag auf Einschreiten wider den eines Vergehens od. einer Uebertretung Bezüchtigten, den Denunziaten. Soll eine derartige Anzeige bei der Behörde Beachtung finden, so ist regelmäßig die Nennung des Namens des Anklägers, Denunzianten, in der Anzeigeschrift, Denunziationsschrift, erforderlich; doch sind auch bei anonymen D., wenn sie gemeine Verbrechen betreffen, Erörterungen über den Grund od. Ungrund der Anzeige anzustellen. Dem Angeschuldigten ist in der Regel der Denunziant zu nennen. Während hiernach D. oft nur die äußere Veranlassung eines Prozesses, insbes. eines Untersuchungsverfahrens bezeichnet, versteht man in einem engeren Sinne darunter auch die Geltendmachung eines gestörten Rechtes od. einer Verletzung, an deren Beseitigung nicht der Staat, sondern nur der Einzelne ein Interesse hat, z. B. D. in Nachdrucksachen, bei Gewerbebeschränkungen, bei Verletzung von Taxen, Gebrauch unrichtigen Maßes, Gewichtes u. dgl. Bei dieser Art von D. kann die Anzeige in der Regel jederzeit, in anderen Fällen aber nur bis zur Eröffnung des Urtheils zurückgenommen werden. Wer von der Begehung eines schweren Verbrechens glaubhafte Kenntniß erhält, muß dies bei Vermeidung von Gefängnißstrafe anzeigen. Die wissentliche Erhebung einer falschen Anklage (Calumnie) wird als Verleumdung od., wenn der Angeklagte bereits darauf hin eingesperrt worden, als Freiheitsberaubung streng bestraft.

Denzinger, F. J., einer der bedeutendsten Architekten der Gegenwart, geb. 1821 zu Lüttich, machte seine Studien zu Würzburg u. an der Akademie zu München. Nachdem er Anfangs bei den Eisenbahnbauten thätig gewesen, wurde er 1854 Civilingenieur in Regensburg u. 1859 Dombaumeister für den Neubau des Domes u. insbes. der Thürme. Letztere wurden unter seiner Leitung in herrlichem gothischen Stil aufgeführt u. 1869 vollendet. Nach einem von ihm abgegebenen Gutachten über den Ausbau des Domes in Frankfurt a. M. wurde er 1870 auch dort zum Dombaumeister ernannt.

Departement (franz., spr. mang) bezeichnet im Allgemeinen eine Abtheilung, einen Bezirk, insbesondere den Geschäftskreis eines Amtes. Die Regierung u. Verwaltung eines Landes theilt sich in D., denen die einzelnen Ministerien vorstehen (D. des Auswärtigen, des Innern, der Finanzen, des Kultus u. s. w.). — In Frankreich ist D. der Name der Verwaltungsbezirke, in die das Land seit der ersten Republik (1791) zerfällt. Diese Departementaleintheilung, die nur nach der Kopfzahl bemessen wurde, riß Gebiete, die in geographischer, ethnographischer od. wirthschaftlicher Beziehung zusammengehörten, aus einander, während sie umgekehrt Gebiete, deren Geschichte, Sitten u. Interessen aus einander gingen, gewaltsam zusammenschweißte. Die Urheber jener Eintheilung verfolgten aber damit gerade den Zweck, das Sonderleben u. die Selbständigkeit der alten Provinzen zu brechen u. eine möglichst straffe Centralisation herzustellen. Das Kaiserreich, die Restauration, das Bürgerkönigthum, die zweite Republik u. das zweite

Kaiserreich ließen diese bequeme Verwaltungsmaschinerie bestehen; jedes dieser Systeme beutete sie (mit Hülfe der Departementalpräfekten) zu seinen Zwecken aus, wodurch der Sinn für Selbstregierung in Frankreich immer mehr abgestumpft wurde (vgl. „Centralisation"). Ueber die Zahl der (ihrerseits wieder in Arrondissements u. Kantons zerfallenden) D., die häufig wechselte, s. „Frankreich". Auch die Verwaltungsbezirke, in welche die mittel- u. südamerikan. Republiken zerfallen, führen meist den Namen Departimientos.

Depense (franz., spr. Depangß'), Ausgabe, Aufwand; depensiren, unnöthige Ausgaben machen, durchbringen, verschwenden.

Depeschen (vom franz. dépêche, d. i. Eilbrief) heißen in der diplomat. Sprache die Berichte, die von Gesandten, Konsuln od. sonstigen diplomat. Vertretern an ihre Regierung erstattet werden, od. umgekehrt die Instruktionsschreiben, die von dieser (vom Minister des Auswärtigen) an die betreffenden diplomat. Vertreter erlassen werden. Sie vermitteln häufig den Verkehr zwischen zwei Regierungen u. erheischen ihres wichtigen Inhalts halber schleunige Besorgung (daher der Name). — Heutzutage werden auch sonstige Berichte, die schnell zu befördern sind, nam. telegraphische Nachrichten, D. genannt (s. „Telegramm"). — Depeschiren, schleunigst mittheilen, telegraphisch melden.

Dephlegmator, ein Zwischenapparat in den Destillirapparaten nam. des Spiritus (s. d.), welcher das mit den Alkoholdämpfen noch mit übergehende Wasser (das Phlegma) von diesen möglichst vollständig abscheidet u. wieder in die Destillirblase zurückführt.

dephlogistisirte Luft, s. „Phlogiston".

Deployement (franz., spr. Deploamang), d. i. Entfaltung, Aufmarsch, heißt die Entwicklung einer Frontlinie aus tiefer Kolonne. Die Infanterie deployirt (marschirt aus der Kolonne in Linie auf) zum Salvengeben, um möglichst viel Feuergewehre zur Geltung zu bringen; die Kavallerie deployirt zur Attake, um sich schneller bewegen zu können u. mehr blanke Waffen in Anwendung zu bringen.

Deponens heißt in der lat. Grammatik ein Zeitwort mit passiver Form, aber aktiver Bedeutung; im Deutschen giebt es keine solchen Zeitwörter.

Deponent, deponiren, s. „Depositum".

Deportation ist die zwangsweise Fortschaffung von Verbrechern an einen entfernten Strafort zum dauernden Aufenthalt daselbst. Dieselbe hatte sich schon unter dem röm. Kaiser Tiberius aus der Untersagung des Aufenthaltes auf dem Festlande u. der Verbannung auf eine Insel zu einer regelmäßigen Strafe entwickelt, welche unter den späteren Kaisern häufig zur Anwendung kam. Jedoch hat die antike D. nicht entfernt die Bedeutung der modernen erhalten. Vorzüglich sind es die Engländer, Franzosen u. Russen, welche dieselbe in der Form der Strafkolonisation (auch Transportation genannt) entwickelt haben.

Nachdem verschiedene Versuche, Verbrecher nach Nordamerika zu deportiren, ohne durchgreifenden Erfolg geblieben, ermächtigte im J. 1784 das Parlament den König Georg III. zur Auswahl geeigneter Deportationsorte jenseit des Ozeans. Zwei Jahre später wurde die Gründung einer Ansiedlung in Botanybay an der Ostküste Australiens, welche Cook 1770 für England in Besitz genommen hatte, beschlossen u. 1787 unter Kapitän Philipp mit etwa 800 Verbrechern ein Versuch gemacht. Die neue Strafkolonie hatte mit vielen Schwierigkeiten, Hungersnoth, Mangel an allen gesellschaftlichen Einrichtungen, Feindseligkeit der Eingeborenen u. Widerspenstigkeit einzelner Sträflinge zu kämpfen. Dennoch blühte bei der Umsicht der Leiter u. der Zähigkeit des angelsächsischen Charakters die junge Ansiedlung auf. Von 1832 bis 1851 wurden etwa 65,000 Sträflinge nach Neu-Südwales deportirt. Als neuer Deportationsort trat Port Jackson u. 1804 die südlich von Australien gelegene, große, fruchtbare Insel Vandiemensland hinzu. Im J. 1793 langten die ersten freien Ansiedler aus England an, bei denen Deportirte mit segensreichem Erfolge in Arbeit ausgethan wurden. Je weniger im Ganzen das Mutterland für die Strafkolonie that, um so mehr wurde diese zur Selbsthülfe angespornt; es bildete sich mit der Zeit eine Mittelklasse freier Personen, welche den engl. Behörden gegenüber auf Selbständigkeit drang. Als der Gouverneur Macquarie 1822 von Neu-Südwales fortging, verließ er die Kolonie, welche er als einen bloßen Kerker gefunden, als ein emporblühendes Gemeinwesen, in welchem Sydney — vor seiner Ankunft ein ärmliches Dorf — zur Hauptstadt emporgewachsen war. Vandiemensland zählte schon damals 3400 E., wovon 2740 auf die aufstrebende Hauptstadt Hobarttown kamen. Unablässige Klagen bewirkten, daß im J. 1840 die D. hinsichtlich Neu-Südwales' beschränkt wurde. Auch im engl. Parlament schwankten die Ansichten über den Werth der D. als Strafe, u. man neigte jedenfalls der Ansicht zu, daß sie mit der Zunahme der freien Bevölkerung u. mit der steigenden Schwierigkeit bezüglich der Isolirung u. Ueberwachung der Sträflinge ihren sittlichen Werth mehr u. mehr einbüße. Dennoch wurde in dem, freilich sehr entlegenen, Westaustralien noch 1850 ein neuer Versuch mit der D. gemacht, während die übrigen Strafkolonien, nam. unter dem schädlichen Einfluß der Entdeckung der australischen Goldfelder (1851), sämmtlich eingingen. Neu-Südwales wurde 1851 aus der Liste der Strafkolonien gänzlich gestrichen, Vandiemensland 1854 als freie Kolonie anerkannt, endlich durch eine Akte vom 26. Juni 1857 die D. als richterlich zu erkennende Strafe gänzlich abgeschafft.

Die segensreichen Erfolge der engl. D. sind nicht zu leugnen; der fünfte Erdtheil ist durch sie in die Kultur hineingezogen u. in ein blühendes staatliches Gemeinwesen, welches mit dem Mutterlande freundliche Beziehungen pflegt, verwandelt worden.

Die franz. D. bietet in mancher Beziehung das Kehrbild der englischen. Während diese außer dem Straf- u. Sicherungszweck vornehmlich das Ziel anstrebte, die rettungsfähigen Elemente der Deportirten zu erhalten u. zu einer neuen sittlichen Gemeinschaft heranzubilden, erscheint die franz. D. lediglich als eine Maßregel, Massen von politischen Verbrechern od. auch nur Verdächtigen unschädlich zu machen. Mit bitterer Ironie hat man die durch das Gesetz vom 8. Juni 1850 eingeführte D., weil sie nach sehr ungesunden Theilen von Algerien (Lambessa) u. von Guayana (Cayenne) gerichtet war, die trockne Guillotine genannt. Ihr Wesen besteht aus lebenslänglicher Freiheitsentziehung in einem entlegenen überseeischen Orte ohne Arbeitszwang, aber mit bürgerlichem Tode (also völliger Rechtslosigkeit) verbunden. Später ist die franz. D. überhaupt auf die zu langwieriger Zwangsarbeit Verurtheilten ausgedehnt u. als neuer Strafort die Insel Neu-Kaledonien im Stillen Ozean hinzugetreten, wo das gesundere, wenngleich warme, Klima dauernde europäische Ansiedelungen zu erlauben scheint. Bisher sind die Resultate jedoch nicht sehr günstig. Ob der Massentransport von Führern u. Anhängern der Commune von 1871, der nach der Niederwerfung derselben nach Neu-Kaledonien dirigirt wurde, der Kolonie förderlich sein wird, ist sehr zweifelhaft.

Die russische D. nach Sibirien, wo der ungeheure Landweg die Trennung durch Meere reichlich ersetzt, hat hinsichtlich bürgerlicher Verbrecher theilweise nicht ungünstige Resultate erzielt, wogegen viele altruss. Stimmen gegen die D. politischer Verbrecher laut werden, da diese (nam. die D. der Polen) bereits höchst feindselige Elemente in Sibirien herangebildet habe, welche in später Zukunft, zumal bei der durch den Verkehr zwischen Californien u. Japan wachsenden Bedeutung der südöstlichen sibirischen Häfen, gefährlich werden können.

Deutschland hat aus Mangel kolonialen Besitzes in der D. keine eigenen Erfahrungen, indem ein Vertrag, den Preußen 1802 mit Rußland wegen Ansiedelung von Verbrechern in Sibirien abschloß, nicht zur Ausführung kam; doch ist neuerdings in Deutschland die Frage in ernsthaftere Erwägung gezogen worden, ob in einer verständigen D. nicht ein Ersatz für die abzuschaffende Todesstrafe zu suchen sei.

Deportgeschäft, s. „Börse".

Depositenschein ist eine auf den Namen des Empfängers lautende Urkunde eines Bankinstitutes über bei ihm niedergelegte Gelder od. Werthpapiere. — Ueber Depositengeschäft, d. h. das Geschäft der Banken, Gelder auf Verzinsung anzunehmen, um dieselben in eignem Umsatz zu verwerthen, s. den Art. „Bank".

Depositum, Hinterlegungsvertrag, wird geschlossen, wenn eine bewegliche Sache (z. B. Geld, Schmucksachen) Jemandem zum Zwecke der unentgeltlichen Aufbewahrung übergeben wird, od. wenn der dermalige Inhaber der Sache sie unentgeltlich für den Eigenthümer aufzubewahren verspricht. Im heutigen Recht nimmt man ein D. selbst dann an, wenn eine Gebühr für die Aufbewahrung bedungen worden ist, falls nur die Parteien gerade diesen Vertrag einzugehen beabsichtigten, wie z. B. bei der Deposition von Vermögen bei einer Bank. Besondere Wirkung hat das Deponiren bei Gericht; dieses steht in vielen Fällen, nam. bei verweigerter Annahme, der Zahlung u. Erfüllung an den Gläubiger gleich. Doch muß das Gericht den Gläubiger vom D. benachrichtigen. In diesem Falle wird namentlich auch der Schuldner von der Verbindlichkeit, Zinsen zu zahlen, frei. Derjenige, welcher Sachen zur Aufbewahrung übergiebt, heißt Deponent; Derjenige, welcher sie empfängt, Depositar. Die Klage auf Rückgabe des D. ist im Rechte gegen Ausflüchte des Schuldners bes. geschützt. — Deposition bedeutet jedoch nicht blos die Hinterlegung von Sachen, sondern auch Ablegung eines Zeugnisses u. Entsetzung vom Amte. Im letzteren Sinne ist das Wort nam. bei Geistlichen gebräuchlich.

depossediren (vom Lat.), d. i. außer Besitz setzen. Die Depossedirung ist bei politischen Veränderungen meist eine Folge der Annexion.

So wurden 1866 bei der Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau die Fürsten dieser Länder depossedirt, d. h. sie gingen des Besitzes der mit der Landeshoheit verbundenen Krongüter verlustig.

Depot (franz., spr. Depoh) bedeutet die Ansammlung militärischer Hülfsmittel irgend welcher Art (seien diese nun Streitkräfte od. Kriegsmaterial). Man spricht von Truppen-, Pferde-, Waffen-, Artillerie-, Train-, Munitions-D. 2c. — In merkantiler Bedeutung bezeichnet D. eine Waarenniederlage, einen Zollspeicher, ein Kommissionswaarenlager, ein Magazin; auch eine Niederlegung von Werthpapieren od. Waaren, welche häufig als Unterpfand für Kredit zu neuen Geschäften dient.

Depping, Georg Bernhard, französisch-deutscher Historiker, geb. 11. Mai 1784 zu Münster, begab sich als Begleiter eines franz. Emigranten nach Frankreich, wo er sich theils als Lehrer an Pariser Unterrichtsanstalten, theils mit literarischen Arbeiten beschäftigte, u. starb 6. Sept. 1853 zu Paris. Seine Werke, meist in franz. Sprache geschrieben, enthalten wichtige Beiträge zur Geographie, Ethnographie u. Geschichte Europa's; der Stoff ist gedrängt u. klar dargestellt, die Forschung fleißig, sorgfältig u. kritisch. Sein erstes größeres Werk: „Merveilles et beautés de la nature en France" erlebte von 1819 bis 1836 8 Auflagen; ihm folgten Schriften über Griechenland u. die Schweiz; eine „Histoire du commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique" (2 Bde., Par. 1832), „Die Juden im Mittelalter" (Stuttgart 1834), „Geschichte des Krieges der Münsterer u. Kölner gegen Holland 1672 bis 1674" (Münster 1840). Seine 1811 begonnene „Histoire générale de l'Espagne" blieb unvollendet; außerdem gab D. Quellenschriften zur Geschichte von Paris u. der Staatsverwaltung Ludwig's XIV. heraus, setzte Liquet's „Histoire de la Normandie" fort u. lieferte Beiträge für einige größere deutsche Zeitschriften.

depraviren (aus dem Lat.), verderben. — **Depravation**, Verderbniß, Zerrüttung, Sittenverderbniß.

Depression (aus dem Lat.), Herabdrückung, wird von der sich verringernden Höhe der Quecksilbersäule im Barometer, von der Dampfspannung, in der Heilkunde bei der Operation des grauen Staares von dem Herabdrücken der undurchsichtig gewordenen Linse in den unteren Theil des Auges gebraucht, beim Geschützwesen u. s. w. D. heißt auch der Zustand gehemmter Nerventhätigkeit, der durch eine bedeutende Herabsetzung des Fühlens u. Bewegens charakterisirt ist.

Depression des Horizontes. Infolge der Kugelgestalt der Erde ist für einen über der Oberfläche erhabenen Beobachtungspunkt die Ebene des äußersten Horizontes auf dem Meere eine andere als die durch den Beobachtungspunkt gedachte Horizontalebene. Dieser Unterschied heißt die D. des H.; sie richtet sich nach der Höhe des Beobachtungsortes über dem Meere u. muß bei allen bezüglichen Rechnungen berücksichtigt werden.

Depressionslaffeten sind Laffeten, deren Konstruktion für einen größeren Depressionswinkel eingerichtet ist; sie kommen insbesondere in Bergfestungen in Anwendung (Gibraltar, Königstein, Ehrenbreitstein, Fort St. Quentin bei Metz), um auf verhältnißmäßig kurze Entfernungen aus der Höhe in die Tiefe schießen zu können.

Depressionswinkel ist der Winkel, welchen die Seelenachse eines Geschützrohres mit der Horizontalen, bei der Neigung des Rohres nach unten, d. h. bei Schüssen aus der Höhe in die Tiefe, bildet.

Deptford, s. „London".

Depurantia (lat., von purus, rein), medizinischer Ausdruck für reinigende Mitttel; Substanzen, durch deren Anwendung das Blut von scharfen, schädlichen Beimischungen gereinigt wird, wie z. B. Sassaparilla, Species lignorum 2c.

Deputat, Deputatwirthschaften. Bei Bauerngütern kommt es häufig vor, daß der Bauer und seine Frau sich nicht mehr kräftig genug fühlen, um den Hof ferner zu bewirthschaften. Sie übergeben dann bei Lebzeiten einem ihrer Söhne, dem Anerben, die Wirthschaft und behalten sich nur die lebenslängliche Versorgung vor. Der Betrag dessen, was sie zu erhalten haben u. der meist genau bestimmt wird, ist ein Deputat; eine Wirthschaft, bei der ein solches Verhältniß stattfindet, heißt Deputatwirthschaft.

Deputate (kirchl.) werden zunächst in der römisch-katholischen Kirche die Vorsteher gewisser Bezirke eines Dekanats genannt, welche als Geschäftsträger des Dekans unmittelbar unter diesem stehen. Denselben Titel führen in der griech. Kirche gewisse niedere Beamte, die bei feierlichen Gelegenheiten die Geistlichen mit brennenden Kerzen begleiten u. ihnen den Weg bahnen; auch werden in der reformirten Kirche an einigen Orten der Schweiz (nam. in Basel) D. die weltlichen Mitglieder des Kirchenrathes betitelt, die mit der Aufsicht der Schulen betraut sind.

Deputation heißt in der parlamentarischen Sprache die Abordnung von Personen aus der Mitte von Versammlungen od. Körperschaften zur Besorgung gewisser Geschäfte, deren Behandlung sich für das Plenum nicht eignet. Nam. werden in Kammern solche Deputationen ernannt, theils auf Zeit u. für einzelne Fragen (zur Entwerfung von Adressen 2c.), theils ständige Deputationen, welche das Material für die im Plenum zu behandelnden Gegenstände zu bearbeiten u. für die öffentliche Berathung vorzubereiten haben. Ueber die Deputationen u. Deputationstage zur Zeit des alten Deutschen Reichs s. „Reichsdeputationen". — In der Regel ordnen auch Behörden u. Kollegien (Magistrate 2c.) einzelne ihrer Mitglieder zur Bearbeitung eines gewissen Geschäftszweiges ab, die dann Deputirte heißen (Deputirte für das Schulwesen, Bauwesen 2c.); vor Allem aber führen diesen Namen die erwählten Vertreter des Volkes, die Abgeordneten.

Deputat-Wirthschaften, s. „Deputat".

derangiren (franz., spr. derangschiren), in Unordnung bringen, verwirren; derangirt sein, sich in Unordnung befinden, in zerrütteten Vermögensumständen sein; Derangement (spr. Derangsch'mang), Unordnung, Verwirrung.

Derbend, auch Derbent, stark befestigte Küsten- u. Hafenstadt am westl. Ufer des Kaspischen Meeres u. Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, das auch wegen seiner bergigen Beschaffenheit Daghistaa genannt wird. Das Gouvernement D. enthält 349 □M. u. über 400,000 E., von denen die meisten nur dem Namen nach russ. Unterthanen sind, da sie sich in ihren unzugänglichen Thälern u. ihren hohen, schwer ersteigbaren Bergen bisher ihre alte Freiheit zu erhalten wußten. — Die Stadt D., früher der glänzende Sitz eines Tatarenchans, hat über 15,000 E., die Seide- u. Wollweberei betreiben u. Wein u. Safran bauen. Bei D. beginnt die 9¼ m. hohe u. 30 Meilen lange sog. Derbend'sche od. Alexandermauer, der Sage nach schon von Alexander dem Großen zum Schutze Persiens gegen die nördlichen Völkerstämme erbaut, jetzt aber bedeutend verfallen. Ferner ist D. ein stark besuchter Wallfahrtsort der Muhamedaner, die hierher zum Grabe der Kirklar od. der vierzig Helden pilgern.

Derbent, türk. Name für Straße und Paß, sowie auch für die an den Landstraßen liegenden Häuser, die zum Aufenthalte der Derbentschilen, d. h. solcher bewaffneten türk. Beamten dienen, denen unter dem Oberbefehle eines besonderen Anführers, des Derbenti-Pascha, der Schutz der Landstraßen gegen räuberische Ueberfälle obliegt.

Derby, Grafschaft im nördl. England, 48,5 □M. mit über 339,300 E., reich an Mineralschätzen u. Mineralquellen, sehr fruchtbar u. meist eben im Osten u. Süden, dagegen im Nordwesten gebirgig, aber wegen der zahllosen Einschnitte, Klüfte und Höhlen ihrer Berge sehr anmuthig u. romantisch. Merkwürdig sind die Peakshöhle im Middletonthale, die Eldon- u. die Poolshöhle bei Burton u. die Stalaktitenhöhle Bradwell-Cavern. Die gleichnamige Hauptstadt am hier schiffbar werdenden Derwent u. am Derbykanal ist schön gebaut u. hat 43,100 E., die außer der bedeutenden Seidenindustrie bes. die Fabrikation von Farben- u. Marmorwaaren u. bedeutenden Handel mit Mineralien (nam. mit Steinkohle u. Marmor) betreiben, der durch die günstige Lage der Stadt an zwei Wasserstraßen sehr gefördert wird.

Derby, Graf Edward Geoffrey Smith Stanley (spr. Stänli) von, engl. Staatsmann, geb. 29. März 1799 zu Knowsley-Park (Lancashire), stammte aus einer alten, streng konservativ gesinnten Adelsfamilie, schloß sich der Torypartei an u. wurde mit Unterstützung derselben 1820 ins Unterhaus gewählt, wo er mit Energie u. Beredsamkeit für seine Gesinnungen eintrat, die sich später mehr den Ansichten der Whigs zuneigten. Im J. 1827 wurde er unter Canning Unterstaatssekretär für die Kolonien, mehrere Jahre darauf erster Sekretär für Irland. Die Verwaltung dieses Landes war eben damals, wo die von O'Connel geführte Opposition einen bedenklichen Grad erreicht hatte, schwieriger denn je. D. hielt die Opposition mit kräftiger Hand

nieder, wehrte im Parlament die von O'Connel angestrebte Trennung Irlands von Großbritannien ab u. wußte die Verwaltung des Landes, die Gerechtigkeitspflege, das Erziehungswesen u. s. w. durch zweckmäßige Einrichtungen nachhaltig zu heben. Auch das irische Kirchenwesen reformirte er durchgreifend durch Aufhebung von 2 Erzbisthümern u. 10 Bisthümern, wodurch auch Erleichterungen in den Kirchenabgaben herbeigeführt wurden. Im J. 1833 wurde er Staatssekretär für die Kolonien, in welcher Stellung er die beim Parlament eingelaufenen Petitionen um Aufhebung der Sklaverei in den britischen Besitzungen unterstützte u. ein dieselbe aussprechendes Gesetz durchbrachte. Aber schon im folgenden Jahre kehrte er, nachdem er inzwischen sein Amt niedergelegt, zur Torypartei zurück, in der er alsbald eine führende Stellung errang u. an deren Spitze er 1841 das whigistische Ministerium Melbourne stürzte. In dem von Robert Peel neugebildeten Torykabinet übernahm D. das Ministerium der Kolonien,

Nr. 2269. Edward Geoffrey Smith Stanley Graf von Derby (geb. 29. März 1799, gest. 23. Okt. 1869).

das er nach mehrjähriger umsichtiger Verwaltung im Nov. 1845 niederlegen mußte, da er ein hartnäckiger Gegner der von Peel gebilligten Aufhebung der Kornzölle war. Später unternahm er wiederholt — in den J. 1851, 1852, 1855 u. 1858 — die Bildung torystischer Kabinette, behauptete sich jedoch immer nur vorübergehend an der Spitze der Geschäfte. Einen letzten u. glücklicheren Versuch machte er 1866, in welchem Jahre er wiederum als Premierminister ans Staatsruder trat. In seine Amtsführung fiel die Beschwichtigung Indiens, die Reform der indischen Verwaltung u. der Abessinische Krieg. Nachdem er 1868 wegen Krankheit zurückgetreten und von D'Israeli abgelöst worden war, starb er 23. Okt. 1869 auf seinem Stammsitze Knowsley. D. verband mit staatsmännischer Klugheit u. glänzender Redegabe eine umfassende wissenschaftliche Bildung; er gab u. A. eine sehr gelungene Uebersetzung der Iliade heraus (2 Bde., London 1864). — Sein Sohn, Lord Edward Henry Smith Stanley, Graf von **D.**, geb. 21. Juli 1826 zu Knowsley, hat sich gleichfalls als Staatsmann, zu dem er sich unter seines Vaters Leitung bildete, hervorgethan. Nachdem er sich seit 1850 im Unterhause bei mehrfachen Gelegenheiten als Redner bemerkbar gemacht hatte, wurde er 1852 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, 1858 Staatssekretär für Indien, in welcher Stellung er die Reorganisation der Ostindischen Compagnie leitete. Im J. 1866 trat er in das von seinem Vater neugebildete Kabinet als Minister des Auswärtigen ein. Als solcher war er für eine friedliche Lösung der Luxemburger Frage, die sich zu einem Kriege zwischen Preußen u. Frankreich zuzuspitzen drohte, erfolgreich thätig. Er trat nach dem Sturze D'Israeli's (Dez. 1868) mit seinen konservativ gesinnten Kollegen von der Regierung zurück.

Derfflinger, Reichsfreiherr Georg von, kurbrandenburgischer Generalfeldmarschall, geb. 20. März (?) 1606 zu Neuhofen im Traunkreise in Oesterreich ob der Enns von protestantischen Bauersleuten. Seine Eltern wanderten um ihres Glaubens willen aus u. gingen nach Böhmen (nach Anderen ins Brandenburgische). Ueber die Jugendzeit D.'s ist wenig bekannt. Daß er — wie früher angenommen wurde — ein Schneidergeselle gewesen, hat sich nach neueren Forschungen als sehr zweifelhaft herausgestellt. Jedenfalls ging er frühzeitig zum Kriegshandwerk über, trat 1621 in das Dragonerregiment des Grafen Thurn

Nr. 2270. Generalfeldmarschall Georg v. Derfflinger (geb. 20. März 1606 gest. 14. Febr. 1695). Nach einer Originalzeichnung von H. Luders.

ein u. nahm an den Kämpfen desselben gegen die Kaiserlichen in Schlesien während des Dreißigjährigen Krieges bis zur Auflösung des Regimentes Theil, stand von seinem 17. bis 24. Jahre in sächs. Diensten u. wurde daselbst zum Offizier befördert. Im J. 1630 verließ D. den sächs. Dienst u. trat in die schwed. Armee Gustav Adolf's ein, in der er rasch von Stufe zu Stufe stieg, wurde 1638 Oberst eines Reiterregimentes u. nahm als solcher unter Baner, Torstenson u. Wrangel an allen Wechselfällen des schwedischen Waffenglückes bis zum Ende des Krieges thätigen Antheil. Nach dem Kriege vermählte sich der nunmehrige General D. mit Margarethe v. Schaplow, der Tochter u. Erbin seines reichbegüterten Kriegskameraden, des aus schwedischen in brandenburgische Kriegsdienste übergegangenen Oberstleutnant v. Schaplow, u. brachte die nächstfolgenden Jahre theils auf den Gütern in der Mark, welche seine Gemahlin ihm zugebracht hatte, theils in Berlin zu. Beim Ausbruch des Schwedisch-polnischen Krieges gelang es dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm v. Brandenburg nicht ohne Schwierigkeiten, den erfahrenen Kriegsmann für seine Dienste zu gewinnen. Am 26. Aug. 1655 trat D. als ältester General-Wachtmeister in die kurbrandenburgische Armee. Hier fand er fortan seinen eigentlichen Wirkungskreis. Das ganze Geschäft der Werbung u. Organisirung der neuen Heeresmacht wurde in seine Hände gelegt; er ist als der Schöpfer des brandenburgischen Heeres in Reiterei u. Infanterie zu betrachten u. stand im besonderen Vertrauen des Kurfürsten, an dessen Kriegszügen er hervorragenden Antheil nahm. Er half 1656 die Schlacht bei Warschau gewinnen, wurde 1670 zum Generalfeldmarschall, 1678 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, „allermaßen Er — wie das Ernennungsdekret sagte — von Jugende auf Profession

von einem Soldaten gemacht, u. von der Musketen, als niedersten, bis zu dem höchsten Staffel der Ehren u. Obrist Feld Marschallen Stelle gestiegen". Im J. 1674 überrumpelte der 69jährige Feldmarschall durch Kriegslist die schwed. Besatzung in Rathenow; 1675 gewann er mit dem Großen Kurfürsten die Schlacht bei Fehrbellin u. drang bei demselben auf eine rasche Verfolgung der Schweden mit den Worten: „Ei wat! mit de Eier in de Pann, eh Küken darut kommen!" Im J. 1677 leitete er die Belagerung von Stettin, wobei die Stettiner ihn dadurch höhnten, daß sie am Marienthurm eine mächtige Puppe, einen Schneider mit Schere u. Elle darstellend, hinaushängten. Zum Dank für die Eroberung dieser Stadt ernannte ihn der Kurfürst 1678 zum Statthalter von Pommern. Bei dem berühmten Winterfeldzuge des J. 1679 gebührte ihm nach dem Urtheil Friedrich's des Großen das Verdienst, „die außerordentliche Schnelligkeit der Brandenburger beschleunigt zu haben". Noch im J. 1690 begleitete D. als 84jähriger Greis seinen Kurfürsten Friedrich III. in den Feldzug am Rhein. Er starb 14. Febr. 1695. Ohne irgend eine wissenschaftliche Grundlage, allein durch seinen hellen, klaren Verstand, durch Entschlossenheit, Unternehmungsgeist u. seinen allezeit siegesfreudigen Muth erlangte D. den Ruhm eines der größten Kriegshelden seiner Zeit.

Derivation (lat.), in grammatikalischer Bedeutung die Ableitung eines Wortes von einem andern, wie z. B. doctor, Lehrer, vom lat. docere, lehren. D. als medizinischer Ausdruck bezeichnet das Verfahren, durch Anwendung gewisser ableitender Mittel (Derivantia) dem Strom der Säfte eines Körpers eine andere Richtung zu geben, ihre Qualität zu verbessern od. ihre für den augenblicklichen Zustand zu bedeutende Quantität zu vermindern. In der Sprache der Artillerie bedeutet D. die Abweichung, welche das aus einem gezogenen Rohre geschleuderte Geschoß mit der Achse des Rohres infolge des Dralles (der schraubenförmig gewundenen Züge im Innern) macht. Die D. erfolgt selbstverständlich nach der Seite, nach welcher der Drall hingeht, bei fast allen gezogenen Kanonen daher nach rechts.

Derivationsrechnung nennt man eine Methode der höheren Analysis, mit deren Hülfe man eine Funktion einer od. mehrerer veränderlichen Größen so in eine Reihe entwickelt, daß die Glieder derselben nach einem bestimmten Gesetze aus einander abgeleitet werden. Die Glieder der Reihe, in die nach dem binomischen Lehrsatze die Potenz eines Binoms entwickelt werden, sind ein Beispiel einer einfachen Derivation. Seien nämlich von $(a + b)^m$ zwei auf einander folgende Glieder $Pa^{m-n}b^n$ und $Qa^{m-n-1}b^{n+1}$, so ist $Q = \frac{P(m-n)}{n+1}$. Diese Methode ist zuerst von Segner (Mitte des 18. Jahrh.) angenommen, ausführlich begründet worden aber von Arbogast (1800), Prof. in Straßburg. Ein fruchtbares Beispiel dazu ist der Taylor'sche Lehrsatz (s. d.).

Derma, Dermatologie, v. griech. Derma, die Haut (s. d.).

Dermatoptera od. Dermaptera, eine die Familie der Ohrwürmer (s. d.) od. Forficulinen umfassende Abtheilung der Orthopteren.

Dermoplastik, d. i. die Versetzung der Haut von einer Stelle des Körpers auf die anderen. Es können durch sie viele Schäden gehoben werden, die sonst nicht zu heilen sind. Die D. befolgt in der Hauptsache zwei Methoden. Die eine besteht darin, die Haut so zu verpflanzen, daß man sie von einem benachbarten Theile auf den zu heilenden herüber nimmt, den gebildeten Lappen durch eine schmale Brücke im Zusammenhange mit den früheren Theilen läßt, bis er am neuen Orte anheilt u. dann jede Verbindung mit der früher angehörigen Stelle löst. Dies ist die gebräuchlichste Methode bei Bildung von Nasen (Rhinoplastik) aus Stirnlappen. Die andere Methode besteht in einer Abtragung u. vollständigen Trennung eines Hautlappens u. dessen Auflegen auf eine Wunde. Der Lappen kann von einer beliebigen Hautstelle des Körpers stammen. — D. bezeichnet außerdem noch eine gewisse Art der Behandlung von abgezogenen Thierhäuten, die, verschieden von dem Ausstopfen der Thierhäute mit weichem Material, jene über eine feste Grundlage feucht ausspannt, so daß sie sich beim Trocknen glatt darüber legen u. so die Natur weit getreuer wiedergeben, als es bei anderen Methoden möglich ist.

Dermoptera od. Pelzflatterer, Säugethiere mit einer zwischen den Extremitäten bis zu den Krallen ausgespannten Flughaut, die sich, abgesehen davon, daß sie beiderseits behaart ist, auch dadurch von der der Fledermäuse unterscheidet, daß sie nicht gegen den Leib nach Art des Vogelflügels zurückschlagbar ist, u. daß auch die Vorderzehen nicht verlängert sind. Die D. sind nächtliche Thiere mit spitzer Schnauze u. kammförmig gespaltenen Vorderzähnen; sie leben von Früchten u. Insekten u. bedienen sich ihrer Flughaut fast nur als Fallschirm.

Derogation (lat.) bedeutet die Aufhebung einer Gesetzesvorschrift od. eines Gewohnheitsrechtes durch eine neue gesetzliche Bestimmung od. ein neu entstandenes Herkommen. Nach Ansicht der neueren Rechtslehrer u. Gesetzbücher kann eine D. nur auf gesetzlichem Wege herbeigeführt werden. Der Ausdruck findet darin seine Erläuterung, daß bei den Römern durch Rogiren das Durchbringen eines Gesetzes, durch Derogiren aber die Beseitigung desselben bezeichnet wurde.

Deroute (franz., spr. Derut'), d. i. Abweg, Verfall, Zerrüttung, insbesondere die durch eine unordentliche Flucht entstandene Verwirrung einer geschlagenen Armee.

Dershawin, Gawril Romanowitsch, russ. Lyriker, geb. zu Kasan 3. Juli 1743, trat 1762 in das Preobraschenski'sche Garderegiment, in welchem er 1771 als Leutnant gegen Pugatschew focht, ging 1777 in Civildienst u. sah sich hier schnell befördert. Seit 1800 Reichsschatzmeister, wurde D. 1802 Justizminister, zog sich aber schon im folg. J. ins Privatleben zurück, um sich fortan nur noch der Dichtkunst zu widmen. Er starb 6. Juli 1816 auf seinem Landgute Swanka bei Nowgorod. In Kasan wurde ihm 1817 ein Denkmal gesetzt. D. war einer der bedeutendsten russ. Dichter seiner Zeit. In vielen seiner Oden zeigt er sich als begeisterter Bewunderer der Kaiserin Katharina. Seine schönste u. bekannteste Ode, „An Gott", ist von Kotter ins Deutsche übersetzt worden. Seine gesammelten Schriften erschienen in Petersburg (5 Bde., 1810—15).

Derwisch (vom pers. derwêsch, arm, arab. fakir, der bes. für Indien gebräuchliche Name für D.) ist der Name der mohamedanischen Mönche, deren Leben u. Treiben vielfach an das der christlichen erinnert. Auch die D. zerfallen in zahlreiche Orden (Tarîk), die sich sowol durch die Tracht (bes. durch deren Farbe) als durch ihre meist wunderlichen Ceremonien unterscheiden. Im Allgemeinen wohnen die D. zusammen in Klöstern (Tekkije od. Khangah); einige sind auch verheirathet u. leben dann außer dem Kloster, in welchem sie nur wöchentlich einige Nächte schlafen müssen. Die D. fasten häufig, kasteien sich u. führen gewisse religiöse Tänze auf, wobei sie sich genau auf derselben Stelle

Nr. 2271. Derwische in Bokhara.

herumdrehen, indem sie dabei abwechselnd die Arme über die Brust kreuzen u. über den Kopf emporheben, so daß ihr weiter u. langer gelöster Rock einen Kreis um sie bildet. Sie führen eine Art Skapulier (Tesoi) mit 33, 66 od. 99 Kügelchen bei sich, die sie nach Art eines Rosenkranzes abbeten, u. tragen auf dem geschorenen Kopfe eine zuckerhutähnliche, spitze, meist mit arabischer Schrift durchwirkte Mütze (Kulah). In ihren Lehren sind sie orthodox, zum Theil mystisch, die gebildeteren

sind mild u. wohlthätig, sogar tolerant gegen die Christen. Die große Mehrheit führt ein an die christlichen Bettelmönche erinnerndes enthaltsames Leben, sie dürfen aber mit Ausnahme der Bektaschi eigentlich nicht betteln. Mehrere Orden geben sich auch mit allerhand Gaukeleien u. Taschenspielereien ab. Die Vorgesetzten der D. heißen Scheikh od. Pir. Als Stifter der ältesten Orden werden entweder Abubekr u. Ali od. Dschelal ed Din zu Konieh betrachtet. In dem 500 Zellen enthaltenden Kloster zu Konieh in Kleinasien residirt noch jetzt der General der D. (Schelabi ed Din). Von dort aus sind stets an 400 Mönche auf Missionen unterwegs. Von dort gehen auch alle Ernennungen der Ordensscheikhs aus. In gleich hoher Blüte steht das Derwischthum in Aegypten. Man begegnet dort den Rifajeh mit ihren schwarzen Fahnen u. dunkelblauen Turbanen, ferner den Koderijeh mit weißen Fahnen u. Turbanen. Mancher Derwischorden hat in erregten Zeiten politischen Einfluß zu gewinnen gewußt. Nam. gilt dies von dem weit verbreiteten u. wohlorganisirten Orden der Bektaschi, der seiner freieren Tendenzen halber nicht selten von der Pforte verfolgt worden ist. Der ungarische Reisende Vambery erzählt, daß in Bokhara in Centralasien die D.e als öffentliche Deklamatoren auftreten u., umdrängt von zahlreichen Zuhörern, in Vers u. Prosa die Heldenthaten berühmter Krieger u. Propheten feiern. Weiterhin berichtet er, wie die zum Orden Naktschbende gehörigen D.e, mit hohen kegelförmigen Mützen auf fliegenden Haaren u. langen Stäben in den Händen, allwöchentlich einmal sich versammeln, in fanatischem Entzücken im Kreise tanzen u. ihrem graubärtigen Führer strophenweise vorgesungene Hymnen nachbrüllen.

Desaix de Voygoux (spr. Desäh d'Woaguh), Louis Charles Antoine, franz. General, geb. zu Saint-Hilaire d'Avat (Auvergne) 17. Aug. 1768, trat schon mit dem 15. Jahre ins Heer ein u. ward beim Ausbruch des Revolutionskrieges Adjutant des Generals Victor. Erst zum Brigade-, dann zum Divisionsgeneral befördert, focht er 1795 unter Jourdan, 1796 unter Moreau u. vertheidigte in letztgenanntem Jahre den Brückenkopf bei Kehl gegen den Erzherzog Karl aufs Hartnäckigste. Bei der Ueberschreitung des Rheins in der Nacht vom 20. Jan. 1797 wurde er, wie schon 1793 bei Lauterburg, verwundet. Nach seiner Wiederherstellung begab er sich nach Italien zu Bonaparte, ging mit diesem nach Aegypten, wo er sich aufs Neue rühmlichst hervorthat, kehrte im Febr. 1800 nach Frankreich zurück u. fiel an der Spitze zweier Divisionen 14. Juli 1800 in der Schlacht bei Marengo.

Desarmirung, d. i. Entwaffnung, die zwangsweise od. freiwillige Beseitigung der Waffen, nam. die Rückkehr einer Festung aus dem Kriegs- in den Friedenszustand; zu letzterer gehört die Zurückziehung der Geschütze von den Wällen, die Aufbewahrung des Pulvers in den Friedensmagazinen, das Entfernen der Palissadirungen, die Trockenlegung des überschwemmten Vorterrains ꝛc.

Desault (spr. Desoh), Pierre Joseph, berühmter franz. Chirurg, wurde 6. Febr. 1744 zu Magny Vernais (Franche-Comté) geb. Er begann seine Laufbahn bei einem Barbier, kam sodann in ein Kriegsspital zu Belfort als Feldscher u. hatte hier Gelegenheit, sich bes. in der Behandlung von Schießwunden zu üben. Im J. 1764 ging D. nach Paris, um den berühmten Petit zu hören; schon 1766 wurde er selbst Lehrer der Anatomie. Bei aller Genialität hatte er es in der Kunst des Vortrags nie zu besonderer Meisterschaft gebracht; dies sowol als seine Verachtung der inneren Medizin u. eine gewisse autokratische Einseitigkeit dürfte auf Rechnung seines eigenthümlichen Entwicklungsganges zu schieben sein. Nichtsdestoweniger war D. bald der gesuchteste Chirurg u. verehrteste Lehrer in Frankreich. Im J. 1782 wurde er erster Chirurg an der Charité, im J. 1788 am Hotel Dieu, wo er bis zu seinem Tode, 1. Jan. 1795, wirkte. Sein Hauptverdienst hat er sich durch Behandlung der Knochenbrüche erworben. Viele seiner Verbände u. Schienen sind noch nicht durch bessere ersetzt. Schriftstellerisch ist er wenig thätig gewesen. Seine Lehren sind im „Journal der Chirurgie" u. in den von Bichat unter D.'s Namen herausgegebenen „Oeuvres chirurgicales" enthalten.

Desavantage (franz., spr. Desawangtahsch), Nachtheil, Schaden, Verlust, bes. Spielverlust. — **desavantageux** (spr. —taschöh), unvortheilhaft, nachtheilig, mißlich. — **desavantagiren,** verkürzen, benachtheiligen, in Schaden bringen, beeinträchtigen.

desavouiren (franz.), verleugnen, in Abrede stellen, ist ein nam. in der politischen Sprache gebräuchlicher Ausdruck für Maßregeln, durch welche eine Regierung gewissen Handlungen eines diplomatischen od. militärischen Vertreters od. sonstigen Verlautbarungen eines ihrer amtlichen Organe (z. B. offizieller od. offiziöser Preßorgane) ihre Anerkennung verweigert, die Verantwortlichkeit dafür ausdrücklich von sich weist, sich offen u. feierlich davon lossagt.

Descamisados (span., d. i. Ohnehemden), eine überspannte radikal demokratische Partei, die sich 1820 in Spanien bildete u. in Kleidung u. Manieren die franz. Sansculottes nachahmte.

Desbordes-Valmore (spr. Däbord Wallmohr), Marcelline, franz. Dichterin, geb. 10. Mai 1787 zu Douai, ging in ihrem 16. Jahre an das Theater Feydeau, trat aber von der Bühne zurück, nachdem sie sich mit einem gewissen Valmore verheirathet hatte, u. lebte seitdem, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, abwechselnd in Lyon u. Paris. Sie starb 23. Juli 1859 zu Douai. Melancholische Stimmung u. ein lebhaftes Gefühl geben ihren Gedichten u. Novellen ein eigenthümliches Gepräge. Erstere erschienen gesammelt als „Poésies" (Paris 1841) u. fanden wegen der Gemüthstiefe, die sich in ihnen offenbarte, große Verbreitung; ihre Romanzen wurden von hervorragenden Komponisten in Musik gesetzt. Von ihren Novellen wurde „Violette" von Winter ins Deutsche übersetzt (2 Bde. 1840).

Descamps (spr. Däkang), Jean Baptiste, bekannter Maler u. Kunstschriftsteller, geb. 1711 in Dünkirchen, gest. 1791 in Rouen, dankt seinen Ruf weniger seinen Genrebildern als seinen Werken. Er schrieb „La vie des peintres flamands, hollandais et allemands" (4 Bde., Par. 1753—63) u. „Voyage pittoresque de la Flandre et du Brabant" (ebd. 1769). Nam. wurde ersteres Werk eine Zeit lang sehr geschätzt; neuere Forschungen haben jedoch die vielen Unrichtigkeiten u. Mängel desselben nachgewiesen.

Descartes (spr. Dätart), René (Renatus Cartesius), der bedeutendste franz. Philosoph u. einer der ersten Vertreter der neueren Philosophie, geb. 31. März 1596 zu La Haye in der Touraine als der Sproß einer altadeligen Familie, ward im Jesuitenkollegium zu La Flèche erzogen, wo er sich mit Vorliebe mathematischen Studien hingab. Mit 21 Jahren nahm er als Freiwilliger Kriegsdienste, kämpfte unter Moritz von Oranien in den Niederlanden, unter Tilly in Deutschland, focht in der Schlacht am Weißen Berge mit u. folgte Bouquoi nach Ungarn. Doch nahm er 1624 seinen Abschied, um philosophische Untersuchungen zu treiben, denen er selbst auf seinen Kriegszügen nicht vollständig entsagt hatte. Nachdem er Holland, Italien u. Frankreich bereist u. an der Belagerung von La Rochelle rühmlich Theil genommen hatte, ließ er sich 1629 dauernd in Holland nieder, wo er die verschiedensten Wissenschaften eifrig studirte u. emsig die Grundlagen zur Errichtung eines neuen philosophischen Systems zusammentrug. Diese Studien wurden durch Reisen nach Deutschland, Dänemark u. England nur vorübergehend unterbrochen. Einem Rufe zur Rückkehr nach Frankreich, den Richelieu an ihn ergehen ließ, folgte er nicht, nahm aber später ein Jahrgehalt von Frankreich an. Die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz genoß seinen Unterricht, u. die Königin Christine von Schweden, welche mit ihm in Briefwechsel gestanden, berief ihn 1649 nach Stockholm; er starb dort aber schon 11. Febr. 1650. Sein Leichnam ward 1666 nach Paris gebracht.

D. geht in seinem philosophischen Systeme davon aus, daß es für den denkenden Geist nur eine Erfahrung von absoluter Gewißheit gebe, sein eigenes Denken, u. er stellt demnach an die Spitze seiner Philosophie den berühmten Satz: „Cogito, ergo sum" (Ich denke, folglich existire ich); indem er aber die Art u. den Umfang des Denkens untersucht, kommt er zu dem Resultate, daß dasselbe ein unvollkommenes, beschränktes sei. Dieser Beschränktheit steht eine Unbeschränktheit in Raum u. Zeit gegenüber, welche wir Gott zuschreiben müssen. Dieses vollkommenste Wesen ist die Ursache unseres Seins, das Bewußtsein seiner Existenz dem Menschen aber angeboren, weil es zusammenhängt mit dem Bewußtsein unseres eigenen beschränkten u. unvollkommenen Seins u. Denkens. Da das vollkommene Wesen als solches die Eigenschaft der Wahrheit hat, unser Denken aber ein Ausfluß des göttlichen Denkens ist, so muß auch das Resultat unseres Denkens, vorausgesetzt daß dies ein wirkliches, sich nicht widersprechendes

ist, wahr sein. Wir erkennen nun vor Allem den Gegensatz zwischen Geist u. Materie, zwischen dem Unbegrenzten u. dem Beschränkten, ein Gegensatz, der nur durch Gott u. in Gott vermittelt u. aufgehoben wird. Das Wesen der begrenzten Materie muß aber die Ausdehnung sein, nicht Farbe, Härte od. eine andere Eigenschaft noch Form, denn diese Eigenschaften treten an der Materie selbst verschiedenartig auf. Die Seele ist aber nur dem Menschen eigenthümlich, welcher sich durch dieselbe eben so sehr vom Thiere unterscheidet, wie Gott nähert.
Dies die Grundzüge der cartesianischen Philosophie, welche dadurch, daß sie die Voraussetzungslosigkeit als Anfang u. das Selbstbewußtsein als Grund aller Philosophie hinstellte, sich in schroffen Gegensatz zu dem herrschenden scholastischen Dogmatismus setzte u. trotz ihres unhaltbaren Gottesbegriffes, mit welchem D. eine Brücke zu den religiösen Dogmen schlagen wollte, die Feindschaft der strengkirchlichen Parteien sich zuzog. In Italien wurden 1643, in Holland 1656 durch die Synode zu Dortrecht Verbote gegen seine Philosophie erlassen; doch fand sich in Holland u. Frankreich eine große Anzahl von bedeutenden Gelehrten, welche seine Lehren annahmen, verbreiteten u. ausbildeten.

Nr. 2272 René Descartes (Renatus Cartesius) (geb. 31. März 1596, gest. 11. Febr. 1650).

Sein System ist niedergelegt in seinen Schriften: „Meditationes de prima philosophia“ (Amsterd. 1641), „Principia philosophiae“ (ebd. 1644), „Traité des passions“ (ebd. 1649). — Als Mathematiker hat sich D. fast noch größeren Ruhm erworben als durch seine philosophischen Untersuchungen. Er hat zuerst durch Einführung der Exponenten auf die noch jetzt gewöhnliche Art die Potenzlehre selbst erweitert; sein Hauptverdienst liegt aber in der Anwendung der Algebra auf die Geometrie, so daß er als der eigentliche Begründer der analytischen Geometrie zu betrachten ist. D. lehrte zuerst die Natur einer krummen Linie durch eine Gleichung zwischen ihren Koordinaten auszudrücken, wodurch der Fortgang der Mathematik u. aller von ihr abhängigen Wissenschaften mehr als durch irgend eine andere Entdeckung gefördert wurde. Diese mathematische Untersuchung ist enthalten in „Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences; plus la Dioptrique, les Météores et la Géometrie“ (1637), wo sich auch das fälschlich ihm zugeschriebene Refraktionsgesetz vorfindet, welches er unzweifelhaft von Snell entlehnt, aber zuerst in der jetzt gebräuchlichen besseren Form hingestellt u. auch auf die Theorie des Regenbogens angewandt hat. D. war in Bezug auf mechanische Untersuchungen den Ansichten Galilei's meistentheils entgegen; doch hat er auch darin manches Bedeutende geleistet. Ihn als Erfinder des Prinzips der virtuellen Geschwindigkeiten (welches früher oft als das D.'sche Prinzip bezeichnet wurde) zu betrachten, ist wol nicht richtig, da in Bezug darauf Galilei vor ihm Genaueres gab. D. u. Leibniz sind die Anführer der beiden Parteien, in die sich längere Zeit die Mathematiker theilten. Die Anhänger D.'s nahmen als mechanisches Prinzip die Quantität der Bewegung an, die Anderen nach Leibniz die lebendige Kraft. — Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke von D. veranstaltete V. Cousin (11 Bde., Par. 1824–26). Eine eingehende u. klare Darstellung der D.'schen Philosophie giebt Kuno Fischer im 1. Bde. seiner „Geschichte der neueren Philosophie“.

Descendent, Descendenten ist der latein., insbes. in der Rechtswissenschaft übliche Ausdruck für Kinder in weiterem Sinne, od. Nachkommen, die sogen. absteigende Linie; Genaueres siehe unter „Verwandtschaft“.

Descendenztheorie, d. i. Abstammungstheorie (od. Transformations- od. Transmutationstheorie, d. i. Umwandlungs-, Umbildungstheorie), die Lehre, daß alle Organismen, welche die Erde bewohnen od. einst bewohnten, im Laufe sehr langer Zeiträume durch allmählige Umgestaltung u. langsame Vervollkommnung aus einer geringen Zahl von gemeinsamen Stammformen, vielleicht selbst aus einer einzigen, hervorgegangen sind, welche als höchst einfache Urorganismen aus unbelebter Materie entstanden. Es erging dieser Lehre wie anderen epochemachenden Entdeckungen u. Fortschritten, daß sie mehr od. weniger bestimmt geahnt u. angedeutet wurde, ehe sie zu einer vollständig klaren Fassung gelangte. Ursprunge ähnlicher Ideen, wie sie die D. ausspricht, wurzeln schon in früheren Jahrhunderten; selbst Philosophen des Alterthums haben mehr od. weniger bestimmt den Gedanken ausgesprochen, welcher der D. zu Grunde liegt. Indeß waren derartige Aeußerungen immer nur ganz allgemein gehalten; erst im J. 1809 präzisirte der Franzose Jean Baptiste Pierre Antoine Lamarck (s. d.) in seinem klassischen Buche „Philosophie zoologique“ den Grundgedanken der Umwandlung der Spezies mit allen seinen Konsequenzen u. erhob ihn zu einer wissenschaftlichen Theorie. Von ihm ist also die D. zu datiren. Durch ein sorgfältiges Studium der niederen Thierwelt, bes. der lebenden Weichthiere, u. die gewonnene Erkenntniß ihrer Verwandtschaft mit fossilen Arten bildete sich bei ihm die Vorstellung eines genealogischen Zusammenhangs, mit der Konsequenz, daß alle höher organisirten Thiere u. Pflanzen von einigen höchst einfachen, durch Urzeugung hervorgebrachten Formen abstammen. Aus diesen Stammformen bildete sich nach Lamarck im Laufe der Zeit die ganze Zahl der mannichfach gestalteten Arten (Spezies), in der nämlichen Weise wie die Hausthierrassen u. die Kulturpflanzen, durch Einwirkung äußerer Lebensbedingungen, Kreuzung u. Bastardirungen, nam. aber durch die Macht der Gewohnheit, den Gebrauch u. Nichtgebrauch der Organe („Anpassung“). Die Umwandlung ging ganz allmählig, allerdings in sehr großen Zeiträumen, vor sich. Die Art (Spezies) ist also nicht unveränderlich, sie dauert als solche nur so lange, als die äußeren Lebensumstände die nämlichen bleiben. Lamarck ging noch weiter! Er bereits zog die Konsequenz u. behauptete die gemeiniglich Darwin so hämisch vorgeworfene Umwandlung des Affen in den Menschen, was ihm freilich die Ungnade Napoleon's I. zuzog. — Lamarck war mit seiner Lehre seiner Zeit vorausgeeilt; er fand kein Verständniß, ja selbst ein Cuvier hielt es nicht der Mühe werth, sein Buch zu besprechen! — Ebenso war Cuvier (1830) auch der siegreiche Gegner eines anderen franz. Forschers, Geoffroy Saint Hilaire's, welcher ebenfalls die Ueberzeugung auszusprechen wagte, daß die „Arten“ nicht von Anfang in unveränderter Weise existirt hätten, nur nahm er die Ursache der Umbildung der Arten in Veränderungen der Außenwelt, nam. der Atmosphäre, an u. behauptete z. B.: aus eidechsenartigen Reptilien seien Vögel geworden durch den infolge des verminderten Kohlensäuregehalts der Luft gesteigerten Athmungsprozeß. — Cuvier's Lehre von den gewaltsamen, alles Leben vernichtenden geologischen Katastrophen, deren jede eine neue Schöpfung nöthig gemacht hätte, wurde dagegen durch den Engländer Lyell („Principles of geology“) vollständig umgestoßen, indem dieser nachwies, daß vielmehr alle geologischen Veränderungen aus den noch heute ununterbrochen u. allmählig wirkenden Kräften, freilich unter Zuhülfenahme gewaltiger Zeiträume, zu erklären seien. Durch Lyell ist die Kontinuität des Lebendigen für die auf einander folgenden Perioden der Erdbildung dargethan, u. seit nun mit dem Fallen der gewaltsamen Umwälzungen die Voraussetzung wiederholter Schöpfungsakte mehr als willkürlich geworden ist, ist es eine Nothwendigkeit, die Veränderlichkeit der Arten, die Entstehung neuer aus älteren Stammformen im Laufe grenzenloser Zeiträume anzunehmen. In weit strengerer u. eingehenderer Weise als Lamarck führte endlich der Engländer Charles Darwin (s. d.) die Abstammungslehre durch, nicht allein das inzwischen massenhaft gehäufte Material aus allen Gebieten der Biologie in umfassendster Weise benutzend, sondern insbes. auf einen reichen Schatz von Erfahrungen gestützt, die er seiner mit Admiral Rob. Fitzroy (1831–36) unternommenen Weltreise an Bord des „Beagle“ verdankte. Das Hauptverdienst Darwin's, der mit seinem klassischen Buche über die Entstehung der Arten 1859 hervortrat, liegt darin, daß er zeigt, wie der Prozeß der Transmutation vor sich geht, daß er ihn erklärt, indem er seine mechanischen

Ursachen zeigt. Er thut dies durch Aufstellung der Selektionstheorie der Lehre von der natürlichen Züchtung der Organismen, od. der Lehre von der Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe ums Dasein, od. der Lehre von der Zuchtwahl (natural selection), die man ganz speziell als Darwinismus bezeichnen muß, während allerdings oft die gesammte D. so genannt wird, die man eben so gut Lamarckismus nennen kann. Gleichzeitig mit Darwin entwickelte dessen Landsmann Alfred Russell Wallace (s. d.), auf Grund seines Studiums der Naturgeschichte des Malayenarchipels, das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl u. seinen Einfluß auf die Entstehung der Arten, während lange vor ihm in Deutschland Goethe die Grundgedanken der D. erfaßt, diese seine Ideen von der ursprünglichen Einheit der Form u. der Abstammung (Urtypus) sogar schon vor Lamarck niedergeschrieben, freilich aber erst später veröffentlicht u. nie in der Form eines wissenschaftlichen Systems ausgeführt hat. Auch Lorenz Oken (s. d.) förderte ähnliche Gedanken, aber auch er wußte sie nicht wie Lamarck auszubauen. Ebenso wurden andere deutsche Gelehrte, wie Karl Ernst von Bär, Viktor Carus, Schleiden u. A., durch ihre Forschungen zum Ausspruche von Grundgedanken der D. geführt.

Descension (Absteigung), d. i. der Bogen des Aequators, der zwischen dem Frühlings-Nachtgleichepunkte, von wo an man die Grade des Aequators zählt, u. dem mit einem Gestirn zugleich untergehenden Punkte des Aequators liegt.

Descente (franz., spr. Dessangt), der bedeckte Niedergang aus dem Couronnement (s. d.) in den Festungsgraben, welchen der Belagerer in der letzten Periode der Belagerung anlegt, um an den Fuß der Breche zu gelangen. Derselbe besteht aus einer Minengalerie od. einer bedeckten Sappe (s. d.), deren Eingang im Couronnement, deren Mündung bei trocknem Graben auf der Grabensohle, bei nassem auf dem Wasserspiegel dem Fuße der Breche gegenüber liegt. — Im Minenbau nennt man D. auch jeden absteigenden unterirdischen Gang, welcher von der Oberfläche der Erde nach einem Punkte unter derselben führt.

Descoudres (spr. Dähkud'r), Louis Philipp, Historien- u. Genremaler, geb. zu Kassel 1820, kam nach den nöthigen Vorstudien auf der dortigen Akademie u. nach einer Reise in Italien 1848 auf die Akademie in Düsseldorf, wo er zunächst außer einigen ital. Genrebildern eine büßende Magdalena von idealer Auffassung, korrekter Zeichnung u. trefflichem Kolorit malte. Im J. 1855 wurde er als Prof. der Akademie nach Karlsruhe berufen u. wandte sich vorzugsweise der Darstellung religiöser Stoffe zu. Seine „Grablegung Christi", „Anbetung der Hirten", „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten" u. s. w. fanden eben so großen Beifall wie seine 1867 ausgestellte „Iphigenie".

Desertion, Verlassen der Fahne, die unerlaubte Entfernung vom Truppentheil in der Absicht, sich der Dienstpflicht zu entziehen. Bei den geworbenen Heeren in früherer Zeit war die D. ein nicht seltenes Vergehen u. unwürdige Behandlung gewöhnlich der Beweggrund dazu. Die Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung der D. wurden in der preuß. Armee noch zu Friedrich's des Großen Zeiten vollständig systematisch betrieben, u. für das Einbringen eines Deserteurs war ein bestimmtes Fanggeld ausgesetzt. Die Strafen für D. waren ungemein hart, im Kriege gewöhnlich die Todesstrafe. In den gegenwärtigen nationalen Heeren sind die Desertionsfälle selten. Nach dem Strafgesetzbuch für das deutsche Heer wird im Frieden die Absicht der D. nur dann angenommen, wenn der Entwichene länger als 18 Stunden fern bleibt. Freiwillige Rückkehr gilt auch dann noch als Strafmilderungsgrund.

Desfontaines (spr. Däfongtähn), Pierre François Guyot, franz. Schriftsteller, geb. 1685 zu Rouen, erzogen in einem Jesuitenkollegium, trat selbst in diesen Orden ein, 1715 aber aus demselben wieder aus u. machte sich einen Namen durch seine literar. Streitigkeiten mit Voltaire, der, obgleich er ihn selbst vielfach unterstützt hatte, doch von ihm in seinen „Observations sur les écrits modernes" (Par. 1735) angegriffen wurde. D. starb zu Paris 16. Dez. 1745. Sein sittliches Leben war nicht fleckenrein. D. war ein vorzugsweise kritischer Schriftsteller, auch übersetzte er Gulliver's „Reisen", den Horaz, Virgil &c.

Deshoulières (spr. Däsuljär), Antoinette du Ligier de la Garde, franz. Dichterin, geb. 1634 zu Paris, genoß eine gelehrte Bildung u. wurde frühzeitig der lat., ital. u. span. Sprache kundig. An Gaston de Boisguerin Seigneur D. verehelicht, welcher mit dem Prinzen von Condé in die Niederlande ging, kam sie dort aus unbekannten, wahrscheinlich politischen Gründen in das Staatsgefängniß. Von ihrem Gatten befreit, kehrte sie nach Frankreich zurück u. trat mit den namhaftesten Männern der literarischen u. politischen Welt in lebhaften Verkehr bis zu ihrem Tode, 17. Febr. 1649. Unbedeutend im Drama („Genserie"), wurde sie viel gefeiert wegen der Anmuth ihrer Idyllen; franz. Schriftsteller nannten sie „Die zehnte Muse" u. Friedrich II. gab einen Auszug aus ihren Gedichten heraus (Berl. 1777).

Desiderius, der letzte König der Langobarden, welcher 756 Aistulf folgte, trotz einer starken Partei, die dessen Bruder Rachis auf den Thron erheben wollte, suchte im Gegensatze zur Politik seines Vorgängers durch Anschluß an das Reich der Franken eine Stütze für seine Regierung zu gewinnen. Auf Betrieb Bertha's, der Mutter Karl's des Großen, wurde dieser u. sein Bruder Karlmann mit langobardischen Prinzessinnen u. ihre Tochter mit dem Sohne des D. verheirathet. Karl verstieß aber seine Gattin Desiderata schon nach einjähriger Ehe 771, zur großen Freude des Papstes Stephan III. Dieser war zwar gegen den Willen des D. gewählt worden; dennoch hatte er Letzteren gegen eine feindliche Partei in Rom zu Hülfe gerufen, wollte dann aber die in dem Gebiete der Langobarden gelegenen Kirchengüter dem D. nicht als Kriegskostenentschädigung überlassen. Mit Stephan's III. Nachfolger, Hadrian I., u. dem Frankenkönige Karl brach D. vollständig, als Letzterer seine Gemahlin verstoßen, nach dem Tode seines Bruders Karlmann dessen Land in Besitz genommen u. dessen Kinder zur Flucht nach Pavia, zu ihrem Großvater D., gezwungen hatte, der Papst aber die Kinder Karlmann's nicht als rechtmäßige Erben des Landes ihres Vaters anerkennen wollte. D. nahm diesem nun den größten Theil des Kirchenstaates weg. Karl rückte 773 über die Alpen. Ein Theil des Langobardenheeres ging alsbald zu ihm über; Verona u. die langobardische Hauptstadt Pavia wurden zur Uebergabe gezwungen u. D. 774 gefangen nach Frankreich gebracht, wo er als Mönch im Kloster Corbie starb; sein Land aber wurde mit dem Frankenreiche vereinigt.

Designation bezeichnet die Ernennung zu einem Amte, ohne daß gleichzeitig die Einführung in das Amt erfolgt. Zwischen dem Zeitpunkte der D. u. der Amtseinweisung pflegt immer ein kürzerer od. längerer Zeitraum zu liegen. Nam. gebraucht man diesen Ausdruck bei neu ernannten Geistlichen u. Professoren. Doch versteht man auch unter D. od. Deklaration zollamtliche Verzeichnisse von Waaren u. dgl., sowie Verzeichnisse, die von Kaufleuten den Zollbehörden gleichzeitig mit zu versendenden Waaren übergeben werden. Durch Designationsurtel wird im Konkurse bestimmt, in welcher Reihenfolge die Gläubiger befriedigt werden sollen.

Desinfektion (aus dem Lat., Aufhebung der Ansteckung, infectio), bezeichnet das Unschädlichmachen od. auch die Zerstörung gewisser, der Gesundheit schädlicher Stoffe, die theils zeitweilig in der Luft enthalten sind, theils verschiedenen Körpern anhaften können. Obwol man die Natur der meisten Ansteckungsstoffe noch nicht kennt, so hat man doch Mittel gefunden, letztere in vielen Fällen unschädlich zu machen (Desinfektionsmittel). Sie wirken entweder durch chemische Zersetzung od. dadurch, daß sie die Fäulniß aufhalten u. die Keime (Sporen) mikroskopisch kleiner Pilze, welche sehr häufig die Träger der Ansteckungsstoffe, wenn nicht gar die Ursache vieler Krankheiten sind, in ihrer Entwicklung dadurch gehemmt werden. Bei der zweifellos günstigen Wirksamkeit der D. muß diese demnach möglichst überall da angewendet werden, wo es sich darum handelt, der Verbreitung ansteckender Krankheiten bei Menschen u. Thieren entgegen zu wirken, u. eine unerbittliche Strenge in der Einhaltung der von den Behörden angeordneten Maßregeln ist ganz gerechtfertigt. — Aus Obigem geht hervor, daß man die Desinfektionsmittel in solche eintheilen kann, welche eine chemische Wirkung äußern, u. in solche, welche durch ihre bloße Gegenwart wirken, indem sie dem Leben mikroskopisch kleiner Thiere u. Pflanzen hemmend entgegenwirken u. ihren Tod veranlassen. Zu letzteren gehören: die Carbolsäure (Phenylsäure), die Cressylsäure (Cressylalkohol) u. eine Mischung beider, das käufliche Kreosot, ferner das Thymol (Thymylalkohol), Holztheer, Steinkohlentheer u. s. w.; zu ersteren nam. das Chlor (u. solche Mischungen, die Chlor entwickeln), das Ozon od. der aktive Sauerstoff, das übermangansaure Kali u. ähnliche Körper. Diese chemisch wirkenden Stoffe sind insofern sämmtlich kräftig wirkende Desinfektionsmittel, als sie nicht allein viele übelriechende Gase, wie Ammoniak, Schwefelwasserstoff u. dgl., zersetzen u. geruchlos machen, sondern auch fast alle organischen Verbindungen, faulende Körper, Pilzsporen u. dgl., zerstören, u. zwar das Chlor durch Wasserstoffentziehung, das Ozon u. das übermangansaure Kali durch Oxydation der betreffenden Substanzen. Chlor u. Ozon wirken aber sehr reizend auf die Respirationsorgane u. können, wenn sie zur D. bewohnter Räume benutzt werden, schädlich, in größerer Menge sogar gefährlich werden; sie dürfen daher, wenn in den betreffenden Räumen sich gleichzeitig Menschen aufhalten, nur

in geringer Menge entwickelt werden, andernfalls sind die Räume nach einer solchen starken Durchräucherung, bevor sie wieder bewohnt werden, gut zu lüften. Auch schweflige Säure (der Dampf des brennenden Schwefels) wird zuweilen zum Desinfiziren benutzt; ferner sehr häufig auch Kalk, Eisenvitriol, Zinkvitriol, Chlormangan, Chlorkupfer, Chlormagnesium u. dgl.; während man die schweflige Säure zum Desinfiziren von Kleidungsstücken, Betten, wollenen Decken u. dgl. verwendet, werden die anderen letztgenannten Mittel mehr zum Geruchlosmachen von Schleußen, Aborten, Gruben u. s. w. genommen; man erreicht durch diese Mittel nicht eine vollständige D., d. h. Zerstörung der Ansteckungsstoffe, sondern nur eine Verbesserung der Luft durch Entfernung übelriechender Gase. Die sog. Süvern'sche Desinfektionsmasse, welche zu diesem Zwecke ebenfalls häufig verwendet wird, besteht aus Kalk, Chlormagnesium u. Theer. — Räucherungen von aromatischen Stoffen (Wachholder, Räucheressenz, Räucherkerzchen, Bernstein u. dgl.) wirken nicht desinfizirend u. zerstören auch nicht vorhandene üble Gerüche, sondern verdecken dieselben nur durch ihren starken, angenehmeren Geruch, sie verbessern eigentlich nicht die Luft, sondern verschlechtern dieselbe vielmehr.

Deskription, s. v. w. Beschreibung (s. d.).

deskriptive Geometrie, s. „Geometrie“.

Desman (od. Bisamrüßler, Wüchuchol, Myogale moschata), ein in Erdlöchern an Gewässern des südöstl. Rußlands lebender, 20 cm. großer Insektenfresser mit langem, aus zwei knorpligen Röhren bestehendem, stets bewegtem Rüssel. An den fünfzehigen, starkbekrallten Füßen hat er Schwimmhäute, u. unter seinem langen, glatten, schuppigen Ruderschwanze liegt eine Doppelreihe Moschusdrüsen. Der D. taucht u. schwimmt gut u. nährt sich bes. von Igeln. Am Fuße der Pyrenäen lebt eine kleinere Art.

Nr. 2273. Desman (Myogale moschata).

Desmanthus virgatus *Willd.*, eine bekannte Gespinnstpflanze Westindiens u. des entsprechenden amerikan. Festlandes aus der Familie der Hülsengewächse, Gruppe der Mimoseen, krautartig.

Desmidium u. **Desmidiaceen**, wörtlich: Bandalgen, weil manche dieser einzelligen Gewächse ihre Zellen bandartig an einander reihen. Vgl. Art. „Bacillarien“, wo auch die Abbildungen zu finden sind.

Desmin, auch Strahlzeolith genannt, ein rhombisch krystallisirendes Mineral, das nicht mit dem monoklinisch krystallisirenden Stilbit verwechselt werden darf, meist farblos od. weiß, aber auch roth, grau, gelb u. braun gefärbt. Die Krystalle sind meist breit säulenförmig u. vertikal gestreift u. treten sehr häufig in bündel-, fächer-, garben- u. knospenförmigen Gruppen zusammen, bisweilen von reizend schönem Ansehen. Die prachtvollsten Exemplare liefern die Faröerinseln in Blasenräumen plutonischer Gesteine, auch Island u. das Fassatal; er kommt auch auf Erzlagern in Arendal in Schweden u. auf Gängen zu Andreasberg am Harz, hier ziemlich häufig mit Flußspathkrystallen, vor.

Desmodium, Süßklee, Pflanzengattung der Hülsengewächse, Gruppe der Hedysareen, der Tropenzone Amerika's u. Asiens, nur ausnahmsweise auch dem Norden Amerika's angehörig. Die tropischen Arten sind zum Theil vortreffliche Heil- u. Wundmittel, D. canadense sogar ein geschätztes Futterkraut. Am bekanntesten ist D. gyrans aus Bengalen mit violetten, später mennigrothen u. blaugerandeten Blumen in Rispenform, merkwürdig durch ihre sensitiven Blätter, von denen wenigstens sich das Endblatt im Sonnenschein auf- u. abbewegt. (Abbildung s. Nr. 2271.)

Desmologie (von desma, griech., die Bänder), d. i. die Lehre von den Bändern des thierischen u. menschlichen Körpers, ein Theil der Anatomie. Der Organismus besteht aus vielfachen Gliedern, die gegen einander bewegt werden können. Diese Bewegungen werden durch die Muskeln (s. d.) bewirkt. Daß jedoch die Gliedmaßen stets wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückkehren, bei vollständiger Muskelruhe, ist das Werk der Bänder. Sie befinden sich stets zwischen zwei Knochen. So würde das Skelet durchaus nicht aus einander fallen, selbst nachdem alle weichen Theile getrennt sind, wenn nur seine Bänder erhalten blieben. Wo Gelenke zwischen den Knochen sind, da gehen die Bänder über dieselben hinweg von einem zum andern. Wo solche fehlen, wie bei den Wirbeln zwischen den beiden Schenkelbeinen, sind diese Knochen durch Bandmassen an einander gekettet. Da die Bänder eben so fest wie vollkommen elastisch sind, so gestatten sie eine geringe Bewegung der Knochen gegen einander, bringen aber die Theile sofort wieder in ihre frühere Lage zurück; sie gehören zu den festesten Theilen des Körpers u. bieten der Verwesung am längsten Trotz. (Weiteres s. unter den Art. „Bänder“, „Bänderlehre“.)

Nr. 2271. Empfindlicher Wandelklee (Desmodium gyrans).

Desmoulins (spr. Dämuläng), Bénoit Camille, hervorragender franz. Revolutionsmann, geb. 1762 zu Guise in der Picardie, machte seine Studien in Paris u. hatte eben die juristische Laufbahn betreten, als die große revolutionäre Bewegung ausbrach, der er sich alsbald mit begeisterter Hingebung anschloß. Schon in der Agitation, die zu der epochemachenden Erstürmung der Bastille führte, fand Danton in D., der ihm auch in Bezug auf sein häßliches Aeußere ähnlich sah, einen feurigen u. entschlossenen Bundesgenossen. In Wort u. Schrift, nam. in seinem Journal „Révolutions de France et de Brabant“, kündigte D. dem Königthum u. der gesammten bestehenden Ordnung erbitterten Krieg auf Tod u. Leben an u. predigte mit hinreißender Leidenschaft die Idee der Volkssouveränetät. Die schonungslose Sprache, mit der er den Verfechtern des konstitutionellen Königthums in der Konstituirenden Versammlung gegenübertrat, die Drohungen gewaltsamer Selbsthülfe u. blutiger Sühne, die er ihnen im Namen des Volkes entgegenschleuderte, hätten beinahe seine Verhaftung herbeigeführt, wenn er sich dieser nicht durch die Flucht entzogen hätte (3. Aug. 1790). Später nach Paris zurückgekehrt, bereitete er im Verein mit Danton den entscheidenden Schritt des 10. Aug. 1792 vor. Die Greuel der Septembertage sind weniger ihm als Danton zur Last zu legen, mit dem er in diesem Punkte nicht einverstanden gewesen sein mag. Sonst unterstützte er Danton im Konvent, in welchen er als Vertreter der Stadt Paris eintrat, aus allen Kräften; er stimmte natürlich auch für die Hinrichtung Ludwig's XVI. Ungern willigte er in den Vernichtungskampf, welchen die Bergpartei gegen die Girondisten eröffnete, denen er seine Achtung u. Theilnahme nicht versagen konnte. Er nahm nur mit Widerstreben daran Theil u. ward nach ihrer Hinrichtung von den heftigsten Gewissensbissen gequält. In seinem Blatte „Le vieux cordelier“ (begründet zu Ende des Jahres 1793) redete er freimüthig, der immer mehr um sich greifenden Zügellosigkeit u. den Ausschreitungen des Wohlfahrtsausschusses gegenüber, einer stetigeren u. maßvolleren Entwicklung das Wort. Er machte sich hierdurch den Schreckensmännern, bes. dem am schärfsten von ihm angegriffenen Hébert, verhaßt. Dieser verbündete sich insgeheim mit Robespierre u. Saint-Just, um den Sturz D.'s herbeizuführen. Am 30. März 1794 wurde er mit Danton u. a. Freunden verhaftet. Vor Gericht gestellt, vertheidigte er sich muthig u. gefaßt. Auf die Frage nach seinem Alter antwortete er: „Dreißig Jahre, wie der Sansculotte

deine Christus." Weniger ruhig zeigte er sich, als er, zum Tode verurtheilt, 4. April desselben Jahres das Schaffot besteigen mußte. Der Gedanke, sich von seiner Gattin, an der er mit inniger Verehrung u. Treue hing, trennen zu müssen, bewegte ihn tief u. erschwerte ihm das Scheiden vom Leben. Diese (eine geborene Duplessis), ein eben so schönes als geist- u. charaktervolles Weib, setzte vergeblich Alles daran, ihren Gatten zu retten, u. folgte ihm 14 Tage später auf dem Schaffot nach.

Desnoyers (spr. Dänoajeh), Aug. Gaspard Louis Boucher, einer der besten Kupferstecher der neueren Zeit, geb. 20. Dez. 1779 in Paris, wollte sich Anfangs der Historienmalerei widmen, wandte sich aber dann ganz der Kupferstecherkunst zu, worin er von Tardieu unterrichtet wurde. Schon sein erstes Werk, die „belle Jardiniere" nach Rafael (1805), begründete seinen Ruf u. brachte ihn zu hohen Ehren. Er fuhr deshalb mit den ihm am meisten zusagenden Werken Rafael's fort u. stach dessen „Transfiguration", die „Madonna di Foligno", die „Vierge au linge" u. a. Unter seinen übrigen Kupferstichen sind die bedeutendsten die „Vierge aux rochers" von Leonardo da Vinci, „Belisar", „Napoleon", „Alex. von Humboldt" von Gerard, „Eliezer u. Rebekka am Brunnen" von Poussin, „Amor u. Psyche" von Ingres. Seine Arbeiten, die von einem feinen, tief in den Geist der Originale eindringenden Verständniß zeugen, sind von harmonischer Abwechslung der Töne u. malerischer Wirkung. Er starb 15. Febr. 1857 zu Paris.

desolat (vom lat. solus, „allein"), verlassen, vereinsamt, verödet.

Desor, Eduard, ein deutscher Geolog, der sich nam. um die Erforschung der Schweizer Gebirgsverhältnisse große Verdienste erworben hat, wurde zu Friedrichsdorf, Hessen-Homburg, 1811 geb. Auf dem Gymnasium zu Hanau vorgebildet, studirte er zuerst in Gießen, dann in Heidelberg die Rechtswissenschaften, ging aber, wegen seiner Theilnahme am Hambacher Feste zur Untersuchung gezogen, nach Paris, wo er durch eine Uebersetzung von Ritter's „Erdkunde", von der er den 1. Band herausgab, der Geologie sich zuwandte. Im Verkehr mit Elie de Beaumont u. Prevost, späterhin mit Vogt, bei welchem er einige Zeit in Bern verlebte, u. Agassiz nahmen seine Studien bald eine bestimmte paläontologische Richtung, von der seine „Monographie" über die Meerigel u. seine „Geologischen Alpenreisen" (deutsch von Vogt, Frankf. 1847) Zeugniß ablegen. Der Weggang Agassiz' nach Amerika bestimmte auch D. zur Uebersiedelung nach der neuen Welt, wo er die geologische Aufnahme der Umgebung der obern Seen u. 1850 u. 51 die des Staates Pennsylvanien mit ausführte. Im nächsten Jahre in die Schweiz zurückgekehrt, erhielt er in Neufchatel die Professur der Geologie u. wurde, auch außerhalb seiner Fachwissenschaft in hohem bürgerlichen Ansehen stehend, einige Jahre später erst zum Abgeordneten, dann zum Präsidenten des Großen Rathes ernannt. Seine wissenschaftlichen Arbeiten bezogen sich vorzugsweise auf Fragen, welche die Schweizernatur ihm nahe legte; denn wenn D. auch — wie er schon vor seiner Abwesenheit in Amerika die skandinavische Halbinsel bereist hatte — im Winter 1843—44 mit seinen Freunden Escher von der Linth u. Martins einen Ausflug nach Algier u. der Sahara machte, so war seine Thätigkeit in der Zwischenzeit mit der Geologie der Schweiz beschäftigt, zu deren Aufklärung er Bedeutendes beigetragen hat. Und selbst die afrikanische Reise steht insofern in Beziehung mit derselben, als für die Beantwortung der Frage nach dem ursachlichen Zusammenhange des Föhns mit den heißen Saharawinden wichtiges Material gesammelt wurde. Von den Werken D.'s erwähnen wir: „Synopsis des échinides" (1854); „Geolog. Beschreibung des Neufchateller Jura (mit Greßli)"; „Ueber den Gebirgsbau der Alpen" (1865); „Aus Sahara u. Atlas" (1866); „Monographie über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees" (1867); „Echinologie helvetique" (1869), zwischen denen zahlreiche Abhandlungen erschienen.

Desorganisation (vom franz. desorganiser, zerrütten, in Unordnung versetzen), Zerrüttung, Unordnung, Entartung, normwidrige Veränderung eines Organs u. Zerstörung der Lebensthätigkeit desselben.

Desoria, s. „Springschwänze".

Desoxalsäure, eine in farblosen Krystallen erscheinende organische Säure, die sich bildet, wenn man Natriumamalgam auf Oxalsäureäther einwirken läßt. Diese Säure ist insofern interessant, als sie beim Erwärmen in Kohlensäure u. Traubensäure zerfällt, aus welch letzterer man wieder Weinsäure darstellen kann. Da die Oxalsäure sich aus rein anorganischen Verbindungen bilden u. diese auf die eben angegebene Weise in Weinsäure sich überführen läßt, so kann man auch bei der Weinsäure von einer künstlichen Bildung ohne Mitwirkung der Lebensthätigkeit reden.

desoxydiren, Desoxydation, ein chem. Vorgang, bei dem einer sauerstoffhaltigen Substanz entweder ein Theil od. auch der gesammte Sauerstoff entzogen wird; es entsteht hierbei entweder eine niedrigere Oxydationsstufe des Körpers od. (bei Metalloxyden) es scheidet sich ein Metall ab. Als desoxydirende Körper benutzt man in der Regel Wasserstoff od. Kohle im glühenden Zustande.

desperat (vom lat. sperare, „hoffen"), hoffnungslos, verzweifelnd.

Desportes (spr. Däpohrt), François, ein sehr fruchtbarer Thier- u. Landschaftsmaler, geb. 1661 zu Champigneul in der Champagne, gest. 1743 zu Paris. Seine Jagdstücke u. Landschaften sind von korrekter Zeichnung u. lebhaftem, harmonischem Kolorit.

Despotie (griech.), Gewaltherrschaft, ist diejenige Art der Alleinherrschaft (Monarchie), in welcher der Herrscher nicht nach Gesetzen, nach über ihm stehenden, von ihm unabhängigen Normen, sondern unumschränkt nach seiner Willkür regiert (Absolutismus, absolute Monarchie). Dem Despoten (Gewaltherrscher) gegenüber giebt es keine freien Staatsbürger, sondern je nach dem strengeren u. milderen Grade der D. nur Sklaven od. Unterthanen. Ihr Eigenthum ist direkt od. indirekt, wie das Staatsgebiet selbst, Eigenthum des Despoten, in welchem der Begriff des Staates vollständig aufgeht (Ludwig XIV. hat dies treffend u. ohne jede Umschweife in dem bekannten Schlagwort ausgedrückt: „L'état c'est moi!", d. i. der Staat bin ich!). In vielen modernen Staaten hat der Despotismus den Beruf gehabt, die der fortschreitenden Entwicklung widerstrebenden Reste des mittelalterlichen Staates, die feudalen u. klerikalen Sondergewalten, zu brechen, um der Errichtung des Rechtsstaates u. der Einführung konstitutioneller Verfassungszustände Bahn zu machen. Die willkürlich durchgreifende Gewaltherrschaft, die sich rücksichtslos über bestehende Rechte u. Machtverhältnisse hinwegsetzt, kann also, weise gehandhabt, auch Gutes wirken, jedoch nur auf einer gewissen geistigen u. politischen Entwicklungsstufe des Volkes. Als die edelsten Vertreter dieses „aufgeklärten Despotismus" ragen die deutschen Fürsten Friedrich II. von Preußen u. Josef II. von Oesterreich hervor. Leider gingen die Reformen des Letzteren bekanntlich bald nach dessen Tode in Stücke — ein Beweis, wie wenig selbst die besten Schöpfungen, wenn sie dem individuellen Willen u. Belieben eines Despoten ihren Ursprung verdanken, die Gewähr der Dauer u. nachhaltiger Wirkung in sich tragen.

Despretz (spr. Däpreh), César Mansuète, franz. Physiker, geb. 10. Mai 1792 zu Lessines in Belgien, studirte Physik u. Chemie zu Paris u. lehrte dieselbe am Collége Heinrich's IV. von 1827 an. Seit 1841 wirkte er als Professor der Physik an der Sorbonne. Die Pariser Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Seine physikalischen Arbeiten befaßten sich bis Ende der vierziger Jahre vorzugsweise mit den Wärmeerscheinungen; späterhin erstreckten sie sich mehr auf Untersuchung des Galvanismus, u. ihnen verdankt die Wissenschaft eine reiche Folge trefflicher Werke u. Aufsätze, von denen wir besonders hervorheben: „Recherches expérimentales sur les causes de la chaleur animale" (Paris 1824); „Eléments de chimie théorique et pratique" (1828—30); „Traité élémentaire de physique (1825); „Sur la chaleur développée par la combustion" (1828); „Sur la propagation de la chaleur dans les liquides" (1839); „Recherches sur la chaleur absorbée dans la fusion des corps" (1840); „Sur l'électricité développée dans la contraction musculaire"; „Sur l'action chimique de la pile" u. s. w.

Dessalines (spr. Dessalihn), Jean Jacques, unter dem Namen **Jakob,** erster Kaiser von Haiti, war ein Neger von der Goldküste u. beim Ausbruche des Befreiungskampfes gegen die Franzosen (1790) Sklave auf dem westl. Theile S. Domingo's. Wegen seiner ausgezeichneten Haltung in diesem Kampfe machte ihn später Toussaint l'Ouverture (s. d.) zum Divisionsgeneral. Während sich dieser Letztere vom General Leclerc, dem Befehlshaber der franz. Expedition, täuschen ließ u. den Widerstand einstellte, setzte D. den Vertilgungskrieg gegen die Weißen fort. Auch gelang es ihm 1802, die durch Klima u. Krankheiten dezimirten Franzosen vor Kap Français zu schlagen u. sie zur Räumung der Insel zu zwingen. Nur eine kleine Zahl blieb unter

dem General Ferrand im span. Theile zurück; sie wehrte sich tapfer u. nöthigte D. zum Abzug von der Stadt S. Domingo. Trotzdem u. trotz der Abneigung des Negergenerals Christoph, der seine Blutthaten mißbilligte, äffte D. dem ersten Konsul in Paris nach u. ließ sich 8. Okt. 1804 als Jakob I. zum Kaiser von Haiti krönen, welchen alten Namen er der Insel wiedergab. Als Kaiser machte er sich aber durch sein würdeloses Benehmen eben so lächerlich, als er sich vorher durch seine Grausamkeit verhaßt gemacht. Der Mulatte Petion rief die Besatzung von Port-au-Prince zur Empörung auf, während deren D. 17. Okt. 1806 niedergemacht wurde.

Dessau, die Haupt- u. Residenzstadt des Herzogthums Anhalt, liegt unter 51° 49′ 12″ nördl. Br. u. 29° 56′ 46″ östl. L. am linken Ufer der Mulde, fast $^{3}/_{4}$ Stunden vor der Einmündung derselben in die Elbe, in einer anmuthigen Ebene. Die Stadt ist wahrscheinlich aus einem slavischen Dorfe Dissouwe (Dessowe, Desso) entstanden, in welchem sich 1165 unter Albrecht dem Bären Flamänder ansiedelten, u. wird 1213 zuerst urkundlich erwähnt. Selbst nachdem sie 1603 Residenz der Fürsten von Anhalt-Dessau (vgl. Anhalt, I., S. 654) geworden war, blieb die Stadt unbedeutend, wurde aber ein Jahrhundert später durch den Fürsten Leopold, zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den Fürsten Leopold Friedrich Franz erweitert u. verschönert u. hat bes. nach der Wiedervereinigung von D. u. Bernburg unter dem Herzog Leopold (1863) u. seit dem Regierungsantritt des Herzogs Friedrich (1871) einen neuen Aufschwung genommen, so daß sie jetzt 1400 Häuser

Nr. 2275. Dessau.

u. beinahe 18,000 E. zählt. An diese Hauptmomente in der Entwicklung der Stadt erinnern die Standbilder der Fürsten Leopold u. Franz u. ein am Tage des 50jährigen Regierungsjubiläums des Herzogs Leopold Friedrich (1867) enthülltes schönes Denkmal auf dem Kleinen Markte mit den Statuen Albrecht's des Bären, des Fürsten Heinrich I., des Fürsten Joachim Ernst u. des Herzogs Leopold Friedrich, mit vier allegorischen Figuren der Hauptstädte Anhalts, Reliefs 2c., entworfen u. ausgeführt von dem Hofbildhauer Franz Schubert in Rom. Die Stadt macht bes. in ihren neueren Partien mit ihren breiten, reinlichen Straßen einen freundlichen Eindruck. Die früheren Thore sind größtentheils zu offenen Durchgängen geworden, die alte Stadtmauer ist vielfach durchbrochen. D. hat 4 Kirchen (unter denen sich die 1857 eingeweihte katholische durch Reinheit des Stils auszeichnet) u. eine Synagoge. Die bereits 1263 erwähnte Marienkirche enthält Bilder von dem älteren u. jüngeren Lucas Kranach. Auch das herzogliche Schloß ist sehr reich an bedeutenden Kunstschätzen. Von Interesse ist das mit einer Gedenktafel geschmückte Häuschen, in welchem der jüdische Philosoph Moses Mendelssohn geboren wurde. Als Residenz des Herzogs ist D. zugleich Sitz der obersten Landesbehörden, welche zum Theil in einem großartigen, im Bau begriffenen Gebäude vereinigt werden sollen. Unter sonstigen Neubauten sind zu erwähnen, eine geräumige Kaserne mit schöner Front, die Landesbank (seit 1848), das Schauspielhaus (das nach dem Brande von 1855 prachtvoller wieder ausgebaut wurde), die geschmackvollen Lokalitäten der Kontinental-gasgesellschaft (1872) 2c. D. ist reich an milden Stiftungen, Unterrichts-, wissenschaftlichen u. Kunstanstalten. Dem Gymnasium, der Realschule u. einer Vorschule ist das Palais überlassen, welches Fürst Leopold 1739 seinem Sohne Moritz erbauen ließ. Gegen das Ende des 18. Jahrh. erfreute sich Basedow's Philanthropin einer freilich nicht lange dauernden Berühmtheit. Auch die jetzt zur Realschule umgestaltete Franzschule wurde eine Zeit lang als Handelsschule, bes. von Kindern jüdischer Konfession, stark besucht. Die herzogliche Bibliothek zählt über 40,000 Bände. Das Theater ist von den kunstsinnigen Herzogen seit Jahrzehnten reich unterstützt worden. Seine Leistungen u. nam. auch die der zahlreichen herzogl. Hofkapelle sind als sehr tüchtig bekannt. Ueberhaupt wird die Musik seit der Zeit, wo der berühmte Hofkapellmeister Friedrich Schneider hier wirkte, in D. sehr gepflegt (Singakademie, Liedertafel 2c.). Der Anhaltische Kunstverein veranstaltet ansehnliche Gemäldeausstellungen. Der Gartenbau wird in u. um D. eifrig betrieben (Wörlitzer Park, Georgium, Luisium). Auch in gewerblicher Beziehung hat D. sich in den letzten Jahrzehnten lebhaft entwickelt, wie die verhältnißmäßig zahlreichen u. blühenden Fabriken beweisen. Der Handel, an welchem sich die Juden, deren Zahl über 600 beträgt, stark betheiligen, wird durch die hier einmündenden Chausseen, Eisenbahnen (Berlin-Anhalt'sche Bahn) u. durch den Walwitzhafen der Elbe (mit seinem überaus starken Speditionsverkehr) wesentlich gefördert.

Dessauer, der Alte, s. „Leopold, Fürst von Dessau".

Dessauer Marsch, eine bekannte volksthümliche Marschmelodie, welche ihren Namen von dem Fürsten Leopold von Dessau (dem „Alten Dessauer") hat. Sie ist aber keineswegs deutschen, sondern italienischen Ursprungs; der genannte Feldherr wurde bei seinem Einzug in Turin (nach der Erstürmung dieser Stadt, 7. Sept. 1706) damit empfangen. Seit dieser Zeit führt der Marsch seinen Namen; doch war er schon früher komponirt, denn bereits nach der Schlacht bei Cassano (16. Aug. 1705) ertönte er zur Siegesfeier. Er war übrigens nächst der Choralmelodie „Ein' feste Burg" (die er „unsres Herrgotts Dragonermarsch" nannte) die Lieblingsmelodie des alten Haudegens, welcher alle möglichen Texte — man sagt sogar Kirchenlieder — nach ihr sang.

Dessert (spr. Dessähr) ist der Nachtisch, der am Schluß einer Mahlzeit aufgetragen wird. Das D. besteht meist aus feinen Obstarten, Südfrüchten u. Confitüren, feinem Gebäck, Cremen, Eis od. anderen Leckereien. Man pflegt dazu kleine Dessertteller zu geben. Die süßen, od. ausgesucht kostbaren Weine, welche zum D. gereicht werden, heißen Dessertweine.

Desservant (franz., spr. Desserwang), so viel als Succursalpfarrer, wird in Frankreich u. in einzelnen Ländern, wo das franz. Gesetzbuch des Code civil herrscht, der an einer Nebenkirche angestellte Geistliche genannt, im Gegensatz zu den Geistlichen an der Hauptkirche od. an der Pfarrkirche eines Ortes.

Dessin (franz., spr. Dessäng) bedeutet im Allgemeinen eine Zeichnung, abgesehen von der etwaigen Kolorirung derselben; im Deutschen insbes. das Muster, d. h. die einem Ornament, einer Stickerei, Weberei u. dgl. zu Grunde liegende Zeichnung.

Dessoir (spr. Dessoahr), Ludwig, ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 1809 zu Posen als Sohn jüd. Eltern, machte seine ersten theatralischen Versuche als 16jähr. Jüngling auf dem Stettiner Theater u. schloß sich später herumziehenden Schauspielertruppen an, bei denen er die vielseitigste Gelegenheit fand, sein Talent frei zu entfalten. Erst 1831 erhielt er eine feste Anstellung am Mainzer Theater, dessen Direktor, August Haake, ein Schüler Iffland's, erheblichen Einfluß auf D.'s künstlerische Ausbildung übte. Im J. 1833 folgte er einem Rufe nach Leipzig; er lernte hier die talentvolle Schauspielerin Therese Reimann kennen, mit der er sich verheirathete u. 1834 nach Breslau übersiedelte. Die Ehe war leider keine glückliche u. wurde nach kaum zweijähriger Dauer wieder aufgelöst. Nachdem D. mehrere Jahre in Pest gespielt, wurde er 1839 ans Hoftheater zu Karlsruhe berufen, dessen Mitglied er 10 Jahre lang blieb. Von hier aus drang der Ruf D.'s als eines der besten Helden u. tragischen Liebhaber in immer weitere Kreise. Noch glänzendere Erfolge erntete er, als er später von diesem Rollenfache zu dem eines Charakterspielers überging. In dieser letzteren Eigenschaft wurde er 1849 für die Hofbühne zu Berlin ge-

wonnen, deren Zierde er zwei Jahrzehnte hindurch blieb; erst in aller jüngster Zeit hat er sich gänzlich von der Bühne zurückgezogen. Sowol durch seine Thätigkeit in Berlin als durch seine Gastspiele hat D. sich um die Einbürgerung des klassischen Dramas große Verdienste erworben. Seine Charakterbilder waren von geistvoller u. tiefsinniger Auffassung getragen u. zeichneten sich durch leidenschaftliche Bewegung, Kraft u. Anschaulichkeit aus. Als seine besten Rollen werden Othello, Hamlet u. Mephistopheles gerühmt; seine zündende Darstellung des „Narciß“ hat Brachvogel's gleichnamiges Stück rasch zu einem gern gesehenen Repertoirstück gemacht. — Sein Sohn Ferdinand D., geb. 1835 zu Breslau, hat sich gleichfalls als begabter Schauspieler bekannt gemacht. Nachdem er mehrere Jahre hindurch als beliebter Komiker am Leipziger Theater thätig gewesen, bildete er sich später in Weimar unter Dingelstedt weiter aus, wurde 1864 an der Berliner Hofbühne angestellt u. folgte 1870 einem Rufe ans Dresdner Hoftheater, wo er noch gegenwärtig als Komiker u. Charakterspieler wirkt.

Nr. 2276. Ludwig Dessoir (geb. 1809).

Dessoles (spr. Dessohl), Marquis Jean Jos. Paul Augustin, franz. General u. Staatsmann, geb. 3. Okt. 1767 zu Auch, that sich in den Kriegen der Republik hervor, focht nam. unter Bonaparte in Italien mit Auszeichnung u. rückte 1798 zum Divisionsgeneral u. Stabschef in der ital. Armee auf. Im J. 1800 leistete er der Rheinarmee, zu deren Generalstabschef ihn Moreau gewählt, bes. in der Schlacht von Hohenlinden u. beim Innübergang, große Dienste. Seine Anhänglichkeit an Moreau machte ihn Bonaparte verdächtig; beide söhnten sich jedoch später wieder aus. D. wurde 1805 mit dem Gouvernement von Versailles betraut u. 1808 als Divisionsgeneral nach Spanien gesandt. Im J. 1812 begleitete er die Armee des Vizekönigs von Italien als Chef des Generalstabs nach Rußland, verließ jedoch schon im Beginne des Krieges die Armee, weil seine Ansichten über den Feldzugsplan von denen des Kaisers erheblich abwichen. Nach der Restauration erhielt er den Oberbefehl über die Nationalgarden u. wurde zum Staatsrath u. Staatsminister ernannt. Unzufrieden mit der bourbonischen Mißregierung, legte er diese Aemter jedoch bald nieder u. schloß sich in der Pairskammer der Opposition an. Im Dez. 1818 wurde ihm in dem von Decazes gebildeten Ministerium die Würde eines Präsidenten u. Ministers des Auswärtigen übertragen. Seine auf Herstellung konstitutioneller Zustände gerichteten Bemühungen scheiterten an dem Widerstreben des Hofes, so daß er schon nach zweimonatlichen vergeblichen Versuchen zurücktreten mußte. Er starb 3. Nov. 1828 zu Paris.

D'Ester, Karl Ludwig Johann, deutscher Demokrat, geb. 1811 zu Valendar im Kreise Koblenz, wurde 1848 von Köln aus, wo er als praktischer Arzt lebte, ins Vorparlament gesandt u. vertrat später den Kreis Mayen in der preuß. Nationalversammlung. Hier trat er als einer der kühnsten Wortführer der radikal-demokratischen Partei hervor. Nach der Auflösung der Kammer eilte er nach der Pfalz, wo er sich in hervorragender Weise an dem kurz vorher ausgebrochenen Aufstande betheiligte. Das Scheitern desselben nöthigte ihn 1849 zur Flucht nach der Schweiz. Er ließ sich im Städtchen Châtel St. Denis (Kanton Freiburg) als Arzt nieder u. starb daselbst 11. Juni 1859.

Destillation, destilliren ist eine sehr wichtige chemische Operation, bei welcher eine Flüssigkeit durch Wärmezuführung in Dampf verwandelt, u. der so gebildete Dampf durch Abkühlung in einem anderen Raume wieder verdichtet wird. Es beruht die D. darauf, daß der durch die Wärme entstandene Dampf der zu destillirenden Flüssigkeit einen viel größeren Raum einnimmt als letztere selbst u. infolge dessen durch die in dem Destillationsgefäße befindliche Oeffnung entweicht. Man kann ihn nun in einen kalten Raum leiten, wo er die Wärme, die er zum Beharren im dampfförmigen Zustande nöthig hat, abgiebt u. wieder zu Flüssigkeit verdichtet wird. Zweck der D. ist, flüchtige Stoffe von nichtflüchtigen, od. leichter flüchtige von schwerer flüchtigen zu trennen u. auf diese Weise gewisse Flüssigkeiten von einander zu scheiden u. rein darzustellen od. sie von Beimischungen verschiedener Art zu befreien. Es lassen sich auch viele starre od. feste Körper in Dampf verwandeln, u. man kann auch diese Dämpfe durch Abkühlung wieder zu den ursprünglichen starren Körpern verdichten; diese Art der D. bezeichnet man jedoch mit dem besonderen Namen Sublimation; hierbei ist also das Produkt nicht wie bei der eigentlichen D. flüssig, sondern fest, u. man nennt es Sublimat im Gegensatz zu **Destillat,** mit welchem Namen man die aus den verdichteten Dämpfen entstandene Flüssigkeit bezeichnet. Von dieser eigentlichen D. u. der Sublimation ist noch die sog. trockene D. zu unterscheiden, bei welcher organische Substanzen, wie Holz, Zucker u. dgl., in Destillationsgefäßen so stark erwärmt werden, daß hier eine Zersetzung eintritt; die flüchtigen Zersetzungsprodukte werden auch hier, so weit sie nicht permanente Gase sind, durch Abkühlung verdichtet. Der Unterschied von der eigentlichen D. liegt also darin, daß das Destillat ganz anderer Natur ist als der zu destillirende Körper. — Die Gefäße, in denen man die D. vornimmt, sind je nach der Beschaffenheit der zu destillirenden Substanzen u. der Menge derselben verschieden; im Kleinen benutzt man gewöhnlich nur Glasgefäße, sog. Retorten hierzu, im Großen werden Apparate von Metall angewandt. Die Retorten sind kugel- od. birnförmig gestaltet (Nr. 2277)

Nr. 2277. Einfacher Destillirapparat.

u. mit einem nach abwärts gekrümmten Rohre, Hals, versehen. In diesen Retorten wird die zu destillirende Flüssigkeit zum Kochen erhitzt, u. die Dämpfe werden entweder in eine an den Hals der Retorte befestigte kugelförmige Vorlage von Glas (Rezipienten) geleitet u. dort abgekühlt, od. sie werden mittelst einer langen Glasröhre durch den Liebig'schen Kühler (s. „Kühlapparate“) geführt u. hier verdichtet; in diesem Falle wendet man zum Auffangen des Destillates nur eine gewöhnliche Flasche an. Das Erhitzen der Glasretorten geschieht nur selten über freiem Feuer, häufiger im Sandbade (s. d.) u. im Wasserbade (s. d.), od. auch mittels Dampf. In ganz besonderen Fällen benutzt man auch bei der D. im Kleinen Retorten von Porzellan, Blei od. Platin, die letzteren beiden nam. bei der D. der Flußsäure. — Bei D. im Großen verwendet man gewöhnlich kugelige od. cylinderförmige Gefäße von Kupfer (Destillirblasen), Eisen, Chamotte u. s. w., dieselben sind jedoch von verschiedener Gestalt u. Einrichtung, je nach dem Zwecke, dem sie dienen (vgl. Spiritus, Leuchtgas u. dgl.)

destillirte Wässer heißen in der Pharmazie diejenigen Wässer, welche durch Destillation von Wasser mit verschiedenen Pflanzentheilen, z. B. Pfeffermünzkraut, Hollunderblüten u. dgl., erhalten worden sind; sie besitzen den spezifischen Geruch der betreffenden Pflanzentheile u. führen deren Namen, so Aqua Menthae piperitae, Aqua sambuci, u. s. w. Reines destillirtes Wasser (Aqua destillata) wird in Laboratorien u. von Photographen in großer Menge verwendet. Dasselbe darf sich weder mit salpetersaurem Silber noch mit oxalsaurem Ammoniak, noch mit Chlorbaryum trüben, sondern muß nicht allein mit diesen, sondern auch mit allen den anderen gewöhnlichen Reagentien klar ohne Niederschlag bleiben.

Destouches (spr. Dätuhsch), André Cardinal, franz. Opernkomponist, zu Paris im J. 1672 geb., verdankte seinen Ruf der 1699 aufgeführten Oper „Issé“, welcher bis 1726 noch die dramatisch-musikalischen Schöpfungen „Amadis de Grèce“, „Marthésia“, „Omphale“, „Le Carnaval et la Folie“, „Calirrhoë“, „Télémaque“, „Sémiramis“, „Les Eléments“ (in Gemeinschaft mit Lalande komponirt) u. „Les Stratagèmes de l'Amour“ folgten. Von 1713–31 war D. königlich franz. Oberkapellmeister (od. Surintendant der Musik des Königs, wie die Stelle eigentlich hieß) u. General-Inspektor der Pariser Großen Oper. Kurz nachdem er von einer Reise nach Siam zurückgekehrt war, die er in Gesellschaft des Abbé Choisy gemacht hatte, starb D. 1749 zu Paris — Franz **D.**, ebenfalls Komponist, wurde am 14. Okt. 1774 zu München geb. u. erhielt den ersten musikalischen Unterricht von dem Augustinerpater Grünberger, ward dann aber von seinem Vater, Hofkammerrath u. Fiskal zu München, zur ferneren Ausbildung im J. 1787 nach Wien geschickt, wo er Haydn's Schüler wurde. Nach seiner Rückkehr nach München im J. 1791 komponirte er die von seinem Bruder gedichtete Oper „Die Thomasnacht“, die 1792 mit Beifall aufgeführt wurde. Nach mehreren Kunstreisen als Klaviervirtuos kam er als Musikdirektor nach Erlangen, von da 1799 als herzoglicher Konzertmeister nach Weimar an Göpfert's Stelle. Die Musiken zu verschiedenen Schiller'schen Tragödien, zu den „Hussiten vor Naumburg“ von Kotzebue, zu „Wanda“ von Zacharias Werner, sowie die Oper „Das Mißverständniß“ entstanden hier. Im J. 1810 ging D. wieder nach München zurück, erhielt später den Titel eines bayer. Hofkapellmeisters u. starb am 9. Dez. 1844. Außer den angeführten Kompositionen hat er noch Klaviersachen verschiedener Art geliefert, die heutzutage jedoch verschollen sind.

Destouches, Paul Emile, franz. Genre- u. Historienmaler, geb. 1794 zu Dampierre (Dep. Seine inférieure), widmete sich zuerst, als Schüler David's, Guérin's u. Gros', der Historienmalerei, worin er aber weniger Lorbern erntete als nachher in seinen Sittenbildern, die er in der Weise wie Greuze (s. d.) malte, dem er freilich an Geist u. Lebendigkeit nachsteht. Seine Bilder sind glücklich erfunden, leider aber von allzu pathetischer od. sentimentaler Färbung im Geschmack des 18. Jahrh. Als seine bedeutendsten Arbeiten nennen wir die „Rückkehr der gefallenen Tochter ins elterliche Haus“, die „Unterbrochene Unterzeichnung eines Ehekontrakts“, „Die Liebe als Arzt am Bett eines reichen Muttersöhnchens“ u. „Eine Gesellschaft von Näherinnen“.

Destouches, Philippe Néricoult, franz. Lustspieldichter, geb. 22. Aug. 1680 zu Tours, wurde in Paris erzogen u. widmete sich, nachdem er einige Zeit im Heere gedient hatte, der diplomatischen Laufbahn. Er wurde erst Gesandtschaftsattaché in der Schweiz, 1717 Gesandter in England, zog sich aber nach dem Tode des Regenten, der ihn sehr begünstigt hatte, auf sein Landgut bei Melun zurück u. beschäftigte sich mit Landbau u. literarischen Arbeiten. Er starb 4. Juli 1754. — Eine heimliche Ehe, die er in London einging, gab ihm Anregung zu seinem Lustspiel: „Le philosophe marié“; unter seinen übrigen dramatischen Arbeiten, die mehr durch den Stil als durch feine Charakterzeichnung glänzen, sind die besten „Le glorieux“ u. „La fausse Agnèse“. Die letzte Gesammtausgabe seiner Schriften erschien zu Paris 1841 (2 Bde.).

Destra (ital.), nämlich mano, rechte Hand, abgekürzt d. m., zuweilen auch colla destra (mano) mit der rechten Hand; d. i. eine musikalische Vorzeichnung, nach welcher die damit bezeichneten Noten mit der rechten Hand gespielt werden sollen.

Destruktion (lat.), Verwüstung, Verheerung, Zerstörung, gänzlicher Verfall; destruktive Tendenzen, Bestrebungen, die auf Zerstörung des Bestehenden gerichtet sind.

Desultores hießen in Rom Reiter, die im Cirkus mit 2 Pferden auftraten, u. deren hauptsächlichstes Kunststück darin bestand, daß sie in vollem Jagen sich von einem Pferd auf das andere schwangen.

Detachements (franz., spr. Detasch'mang) sind Truppenabtheilungen, welche zu bestimmten militärischen Zwecken von dem Hauptcorps abgezweigt u. entsendet werden. Die Bestimmung derselben ist am häufigsten Deckung der Flanken, Begleitung von Transporten, Besetzung entlegener, aber wichtiger Terrainpunkte, Fourragirungen, Requisitionen u. dgl. Da der Zweck meistens Schnelligkeit u. Beweglichkeit der Truppe erfordert, so werden zu den D. vorzugsweise leichte Truppen, Kavallerie, Jäger, auch Infanterie auf Wagen, verwendet. Die eigenthümlichen Lagen u. Gefechte, in welche die D. verwickelt werden, begreift man unter dem Namen Detachementskrieg u. stellt gewisse wissenschaftliche Grundsätze für denselben auf. Unter Detachementsübungen versteht man Feldmanöver in zwei Abtheilungen gegen einander, welche für diesen Zweck bes. zusammengestellt u. aus den verschiedenen Waffengattungen gemischt werden. Dieselben pflegen den größeren Truppenübungen (in Brigaden, Divisionen, Corps) vorauszugehen.

Detachirte Forts sind außerhalb der Hauptbefestigung auf Geschützschußweite vorgeschobene selbständige Werke. Sie sind gewöhnlich in der Grundrißform von Lunetten (s. d.) erbaut mit krenelirten Kehlmauern K u. mit Grabenvertheidigung durch gemauerte Caponnieren C. Zur Unterbringung der Mannschaften dienen größtentheils Defensionskasernen D in der Kehlseite, die so gebaut sind, daß sie mit ihrer breiten Front den inneren Raum der Forts vertheidigen u. dadurch den Feind, nachdem er sich des Walls bemächtigt hat, an der Festsetzung hindern können. Die d. Forts gewähren zunächst den Vortheil, daß sie den Angreifer in größerer Entfernung von der Festung halten, daher die Einschließung erschweren u. das Bombardement verhindern. Ferner wird der Angreifer genöthigt, ehe er den förmlichen Angriff auf die Festung selbst eröffnet, sich der vor der angegriffenen Front liegenden d. Forts zu bemächtigen. Den Grundsätzen der neueren Befestigungskunst gemäß werden nicht allein alle neuen Festungen mit d. Forts erbaut, sondern auch die älteren nachträglich durch solche verstärkt (vgl. „Befestigung“, Bd. II., S. 579).

Nr. 2278. Detachirtes Fort. C Große Caponnieren. D Defensionskaserne. E Kleine Caponnieren. K Kehlmauern.

Detail (franz., spr. Detaj), das Einzelne, das Genauere, der Theil eines größeren Ganzen, das Ausführliche, Umständliche. — **Detailhandel** bezeichnet, im Gegensatz zum Handel en gros, den Verkauf im Kleinen, den Ausschnitthandel, Stückhandel u. die Krämerei. — **detailliren,** einzeln verkaufen, umständlich aus einander setzen; detaillirt, nach allen Umständen, umständlich, vereinzelt, stückweise; **Detaillist,** ein Kleinhändler, Krämer. — In der Kunst bildet Detail den Gegensatz von Ensemble, indem man mit dem ersteren die einzelnen Partien od. die Theile eines Ganzen, mit dem letzteren das Ganze der Darstellung bezeichnet. Der Künstler soll charakteristische Einzelheiten des zu schildernden Gegenstandes genau berücksichtigen; doch darf er die Ausmalung des Beiwerks (Detailmalerei) nicht allzu weit treiben, damit er den eigentlichen Inhalt des Kunstwerkes hierdurch nicht verdeckt od. in den Hintergrund drängt. Letzteres gilt eben so sehr von der Poesie als von den bildenden Künsten.

Detensorium, ein Instrument zum Herabstoßen jener Gegenstände in den Magen, die beim Verschlucken im Schlunde od. in der Speiseröhre stecken geblieben sind; gewöhnlich ein langes Stück Fischbein, an dessen in die Speiseröhre einzubringendem Ende ein kleiner Schwamm befestigt ist.

Detention (lat.), Inhaberschaft od. Gewahrsam an einer Sache, wird von dem Detentor, d. h. Demjenigen ausgeübt, welcher nicht die Absicht hat, für sich selbst, wie es der Besitzer thut, über die Sache zu verfügen. Man vgl. die Art. „Besitz“ u. „Inhaber“.

Deterioration (vom lat. deteriorare, verschlechtern), die Versetzung einer Sache in einen schlechteren Zustand, die Entwerthung derselben.

Determinante bezeichnet eines der wichtigsten Instrumente der Algebra u. Analysis. Wenn n^2 Zahlen (Elemente) u. zwar je n in n Reihen geordnet sind, die man am einfachsten durch doppelte Ordnungszahlen (Suffixe) bezeichnet, z. B.

$$\begin{array}{cccc} a_{,1} & a_{1,2} & \ldots & a_{1,n} \\ a_{2,1} & a_{2,2} & \ldots & a_{2,n} \\ \ldots & \ldots & \ldots & \ldots \\ a_{n,1} & a_{n,2} & \ldots & a_{n,n} \end{array}$$

so versteht man unter der D. dieses Systems das Aggregat der Produkte von je n solchen Elementen, die sämmtlich verschiedenen Zeilen u. Kolonnen angehören. Die Bezeichnungsweise ist von Cauchy, Jacobi u. Vandermonde eingeführt. Die erste Idee, der Algebra durch die D. zu Hülfe zu kommen, ist von Leibnitz, die zweite Erfindung derselben ist Cramer (1750) zuzuschreiben. Den wichtigsten Anstoß zur weiteren Ausbildung hat Gauß („Disquisitiones arithmeticae“ 1801) gegeben, u. als weitere Vervollkommner dieser Theorie sind zu nennen Binet, Cauchy, Jacobi, Baltzer, Briochi, Salmon.

Determination (lat.), d. i. Bestimmung, wird in der Logik die Hinzufügung von Merkmalen genannt, durch welche ein Allgemeinbegriff näher bestimmt, enger begrenzt wird. Tritt z. B. zum Begriffe „Mann“ das Merkmal „weise“, „thöricht“ u. s. f., so wird jener Begriff determinirt, zum Begriff „Weiser“, „Thor“ u. s. f. verengert. — In der Umgangssprache bedeutet **determinirt** so viel wie bestimmt, entschlossen, willensstark.

Detmold, Haupt- u. Residenzstadt des Fürstenthums Lippe-D., an der Werra u. am östl. Fuße des Teutoburgerwaldes, aus der Altstadt, Neustadt u. einer Vorstadt bestehend u. freundlich an einem grünen Hügel gelagert, zählt etwa 6470 Einw. Bemerkenswerth ist das im mittelalterlichen Stil erbaute Residenzschloß, die Alexanderburg, ferner der mit Baumgruppen, Rasen- u. Blumenplätzen verzierte Schloßplatz, das Lustschloß Friedrichsthal u. die ½ Stunde von der Stadt entfernt liegende Grotenburg mit dem Hermannsdenkmal. Der Ursprung D.s führt bis in die Zeiten Karl's des Großen zurück, wo Thiatmelle, Theotmalli, d. i. Gerichtsstätte am Teut, oft genannt werden; 783 fand hier eine blutige Schlacht zwischen den Franken u. Sachsen statt. D. ist der Geburtsort Grabbe's.

Detmold, Johann Hermann, deutscher Schriftsteller u. Politiker, geb. 1807 zu Hannover, war daselbst seit 1830 als Advokat thätig u. wurde 1848 von Osnabrück aus ins Frankfurter Parlament gewählt. Hier schloß er sich zuerst dem Centrum an, ging jedoch später zur äußersten Rechten (Partei Radowitz-Vincke) über u. setzte den Bestrebungen der Mehrheit der Versammlung, die Neugestaltung Deutschlands durch das Parlament selbst u. durch dessen Beschlüsse herbeizuführen, die schneidigste Kritik u. rücksichtslosen Spott entgegen. Nach Gagern's Rücktritt (im Mai 1849) erhielt D. vom Reichsverweser den Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums. In diesem übernahm er selbst das Portefeuille der Justiz, mit welchem er später noch das des Innern verband. Er blieb in dieser Stellung bis zum Rücktritt des Reichsverwesers (21. Dez. 1849). Nach der Wiederherstellung des Bundestags ernannte ihn der König von Hannover zum Gesandten bei demselben, welchen Posten er jedoch schon im Juli 1851 wieder aufgab. Er starb zu Hannover 17. März 1856. Seine Schriften, „Anleitung zur Kunstkennerschaft“ (1833), „Randzeichnungen“ (1843), „Thaten u. Meinungen des Herrn Piepmeier“ (1849), zeigen eine nicht gewöhnliche humoristisch-satirische Begabung.

Detonation, detoniren, bezeichnet die mit mehr od. weniger Geräusch vor sich gehende Zersetzung einer chemischen Verbindung oder auch die Bildung einer solchen unter Geräusch.

detoniren od. distoniren, ein vornehmlich in Bezug auf das Singen gebrauchter Ausdruck, welcher das Abweichen vom richtigen Ton, das Kommen aus dem Ton, das Unreinnehmen (zu hoch od. zu tief) eines Tones bedeutet. An dem D. trägt theils ein schlecht gebildetes Gehör, theils die Organisation der Stimmwerkzeuge, nam. der Stimm- u. Taschenbänder, theils das Mißverhältniß zwischen dem Umfang der Stimme, der Kraft der über dem Kehlkopf gelegenen Stimmorgane u. der Fülle u. Schnelligkeit des Athems, endlich aber auch eine fehlerhafte Methodik beim Gesangsunterricht die Schuld.

de tripode dictum (lat.) „vom Dreifuß herab verkündet“. So nannte man die Sprüche u. Verkündigungen des Orakels zu Delphi, die von der von ihrem Gotte begeisterten Pythia, der Priesterin des Apollo, von ihrem Dreifuße herab ertheilt wurden.

Detroit (spr. Ditreut), die bedeutendste Stadt des Unionsstaates Michigan, in der Grafschaft Wayne, am rechten Ufer des Detroit River, einer den St. Clairsee mit dem Eriesee verbindenden Wasserstraße, hat über 80,000 E., darunter 20,000 Deutsche. Im J. 1610 von franz. Händlern gegründet, kam es nach dem Franz.-indianischen Kriege in den Besitz der Engländer, die es 1783 an die Ver. Staaten abtraten. Im J. 1805 brannte D. fast gänzlich nieder, wurde jedoch sofort wieder aufgebaut u. ist jetzt eine schöne, mit breiten Straßen, imposanten öffentlichen u. Privatgebäuden geschmückte Stadt. Bedeutend ist die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten u. Schulen; bes. befindet sich das deutsche Schulwesen in blühendem Zustande. Unter den 54 Kirchen der Stadt sind 3 katholische (darunter eine schöne Kathedrale) u. 9 protestantische. Handel u. Industrie sind sehr lebhaft. Es erscheinen in D. 17 Zeitungen u. Zeitschriften, worunter 3 in deutscher Sprache.

Detto (ital., von dire, „sagen“), das Gesagte, Vorhergenannte, desgleichen; kommt gewöhnlich in der unrichtigen Form dito od. ditto vor. A detto in der Kaufmannssprache, desselben Tages.

Detur (vom lat. dare, „geben“), eine Formel auf ärztlichen Rezepten mit der Bedeutung „Es werde gegeben“.

Deukalion, nach der griech. Mythologie ein Sohn des Prometheus u. Herrscher in Phthia, der, als Zeus das frevelhafte Geschlecht der Menschen durch eine Wasserflut von der Erde zu vertilgen beschloß, auf seines Vaters Rath sich ein Fahrzeug erbaute u. sich u. seine Gattin Pyrrha in demselben vor dem Untergange rettete (eine Sage, die an die biblische Geschichte von der Arche Noah's anklingt). Als nach neun Tagen die Fluten zurückwichen, landeten D. u. Pyrrha am Parnaß; sie opferten daselbst dem Zeus u. erhielten auf ihre Bitte, die Erde wieder bevölkert zu sehen, die Weisung, die Gebeine ihrer großen Mutter hinter sich zu werfen. D. bezog dies auf die Erde u. ihre Steine, befolgte den Befehl, u. aus den von ihm geworfenen Steinen erstanden sofort Männer, aus denen der Pyrrha Frauen. Durch seinen Sohn Hellen ward D. Stammvater der Hellenen.

Deus ex machina (lat.) „der Gott aus der Maschine“, eine aus der antiken Tragödie hergeleitete Redensart. In dieser ward nämlich die dramatische Verwicklung häufig dadurch gelöst, daß ein mittels einer Maschine auf die Bühne herabgelassener Gott durch seine hülfreiche Einwirkung das Unheil abwendete, das den Personen des Stückes verderblich zu werden drohte, wonach das Stück zur Befriedigung der Zuschauer schloß. Im modernen Schauspiel od. Lustspiel vertritt die Stelle dieses rettenden Gottes vielfach ein mächtiger Fürst, ein reicher Oheim od. sonst eine einflußreiche Person, durch deren Dazwischentreten häufig die Lösung des Knotens auf künstliche Weise bewirkt wird. Solch eine äußerliche Lösung ist stets als ein Fehler zu betrachten.

Deut (holl. Duijt), eine früher in Holland in Umlauf befindliche Kupfermünze, etwa 2 Pfennige an Werth, die infolge ihrer massenhaften Verbreitung fast allen Werth verlor, so daß man, um einen werthlosen Gegenstand zu bezeichnen, von ihm zu sagen pflegte, er sei keinen Deut werth.

Deuteronomion (griech.), d. i. „Wiederholung des Gesetzes“, ist der Name des fünften Buches Mose. Es enthält eine Wiederholung u. zum Theil weitere Ausführung des mosaischen Gesetzes, mit besonderer Hervorhebung der Verheißungen u. Drohungen, in Gestalt einer Rede Mosis an das Volk. Doch muß es als höchst wahrscheinlich bezeichnet werden, daß nur die letzten Kapitel vom 32. an den Schluß der vier alten Bücher Mosis gebildet haben, während Kapitel 1—31 ein zusammenhängendes Ganze bilden, dessen Abfassung mit der sogen. Wiederauffindung des Gesetzbuches u. der Tempelreinigung durch König Josia (624 v. Chr.) in Zusammenhang stehen dürfte, u. welches dem Mose nach damaliger Sitte beigelegt wurde, um die Geltung der darin enthaltenen Mahnungen zu erhöhen. Andere nehmen an, das Buch sei zur Zeit des Hiskia verfaßt. Mose selbst schreiben es von neueren Bibelerklärern nur noch Hengstenberg u. seiner Schule zu.

Deuteroskopie, s. „zweites Gesicht“.

Deutsch (althochdeutsch diutisc, mittelhochdeutsch diutisch), ursprünglich „volksgemäß“, da es von goth. thiuda „Volk“ abstammt. Erst im 12. Jahrhundert kommt das Wort Deutsch in der besonderen nationalen Bedeutung vor. Die Schreibart „teutsch“ (die man vom Namen des Gottes „Teut“ hat ableiten wollen) ist unrichtig u. mit Recht außer Gebrauch gekommen.

Deutschland. Bodenbeschaffenheit. Der geographische Begriff „Deutschland“ reicht weiter als der politische „Deutsches Reich“. Die Geographie versteht unter dem „deutschen Lande“ jenen mitleren Theil Europa's, welcher, zwischen den Alpen u. dem Meere, zwischen der Mosel u. dem Niemen gelegen, so recht geeignet erscheint, auch in geistiger Hinsicht eine eben so sehr vermittelnde als bestimmende Stellung einzunehmen. Bei der Betrachtung der Bodenverhältnisse D.s müssen wir deshalb auch jene Länder berücksichtigen, welche zwar außerhalb der politischen Grenzen des deutschen Reiches, aber innerhalb der natürlichen Grenzen D.s liegen: Deutsch-Oesterreich mit Ausschluß Istriens, die nördliche Schweiz, Luxemburg u. Holland.

In der Bodengestaltung zeigt D. eine Mannichfaltigkeit der Formen wie kein anderes Land Europa's außer Frankreich. Während Osteuropa eine weit ausgedehnte, nur durch geringe Bodenanschwellungen unterbrochene Tiefebene ist, die pyrenäische Halbinsel große Hochebenen trägt, die durch einförmige Gebirgssysteme getrennt u. begrenzt werden, die Halbinseln des Apennin u. des Balkan von einem Gebirgszuge beherrscht werden, die skandinavische Halbinsel nur aus einer zerklüfteten, von einer Tiefebene umsäumten Felsenplatte besteht, zeigt D. einen wunderbaren Wechsel der verschiedenen Formen, von denen keine einzige vorherrscht u. den ganzen Charakter des Landes bedingt. Von selbst ergeben sich vier Hauptformen: das Hochgebirge der Alpen, die ihm vorgelagerten Hochebenen der Schweiz u. Süddeutschlands, das deutsche Mittelgebirge u. die diesem vorgelagerte norddeutsche Tiefebene.

I. Das deutsche Hochgebirge. Von dem gewaltigsten Gebirge Europa's, den Alpen, gehören, wenn wir die auch in physischen Verhältnissen begründete Eintheilung in Westalpen, Centralalpen u. Ostalpen beibehalten, die Westalpen nicht, die Centralalpen zur Hälfte u. die Ostalpen zu $^3/_4$ zum deutschen Gebiete: also das Stromgebiet des Rheines, der Donau u. der Etsch bis zur Veroneser Klause; vom Rhonegebiet aber nur der südliche Abhang des sog. Berner Oberlandes u. Wallis bis Martigny. Ausgeschlossen als zu Italien gehörig bleibt das Gebiet des Po u. der Küstenflüsse des Adriatischen Meeres. Dieser Theil des Alpengebietes zerfällt nun in folgende Gebirgsstöcke u. Ketten: Berner u. Walliser Alpen, St. Gotthard, Tödikette, Graubündner, Rhätische, Vierwaldstätter, Schwyzer Alpen, Tiroler Alpen mit der Ortlergruppe, einem Zweige der Rhätischen Alpen, den Oetzthaler u. Zillerthaler Fernern, den Allgauer u. Bayerischen Alpen u. den Trientiner Kalkalpen; die Tauernkette mit den Salzburger u. Oesterreichischen Voralpen u. den Steierischen Alpen, die Karnischen Alpen u. das Krainer Kalkplateau. Die äußerste Westgrenze der deutschen Alpen würden demnach die Diablerets u. der Große St. Bernhard bilden; die östlichsten Punkte wären dann der Wiener Schneeberg u. der Schneeberg zwischen Adelsberg u. Fiume. An der letzteren Stelle kommen die deutschen Alpen dem Mittelmeer am nächsten (s. Näheres, bes. Höhenangaben, unter „Alpen“, „Schweiz“, „Tirol“, „Salzburg“, „Steiermark“, „Kärnthen“). — Wir nennen diese Alpen deutsche Alpen nicht blos deshalb, weil sie zum bei Weitem größten Theile zum deutschen Sprachgebiet gehören u. deutsche Namen tragen, sondern auch weil von ihnen her die beiden größten deutschen Strome, Rhein u. Donau, ihre bedeutendsten Zuflüsse erhalten, weil die Geschichte ihrer Bewohner von jeher auf das Engste mit der deutschen verknüpft u. die Kultur der nichtdeutschen Bestandtheile der Bevölkerung von der deutschen beeinflußt gewesen ist. Die überwiegende Mehrzahl der Bergnamen hat deutschen Ursprung; die schroffsten Berggipfel werden in der deutschen Schweiz u. auch in Tirol „Hörner“ genannt, in den französischen Theilen dagegen „Aiguilles“ (Nadeln) od. „Dents“ (Zähne); kegelförmige Erhebungen bezeichnet der Tiroler als „Kogel, Kofel“, dagegen der Franzose als „Tour“ (Thurm) u. der Graubündner als „Piz“; breitere Höhen führen den Namen „Kulm“, entsprechend dem französischen „Tête“ (Kopf); längere, scharf abfallende Felsenmauern heißen „Grate“, woraus die Welschen „Crête“ gebildet haben. Die Ostalpen sind ärmer an charakteristischen Bezeichnungen der Bergformen; hier herrscht der Name „Ferner“ für Bergzüge vor, deren höchste Gipfel über der Schneegrenze liegen. — Die ausgedehntesten Eisfelder, deren Gesammtheit in den Alpen mehr als 100 □M. bedecken, liegen in den Centralalpen in den Gebirgsgruppen der Jungfrau, des Monterosa u. der Bernina, in Tirol in den Ortler, Oetzthaler u. Zillerthaler Alpen u. in den Ostalpen in der Tauernkette; die Gletscher werden im östlichen Tirol „Käse“ genannt, die ihnen vorgelagerten Steinwälle, welche die wissenschaftliche Erdkunde als Stirnmoränen bezeichnet, heißen dort „Kare“. Der nördlichste Gletscher der Alpen, der einzige im Deutschen Reiche, liegt am nördlichen Abfalle der Zugspitze in Oberbayern. Die aus Urgestein bestehende Mittelkette der deutschen Alpen wird im N., S. u. O. von Kalkalpen eingeschlossen. Die Alpen des Allgau, Oberbayerns u. Nordtirols, Salzburgs u. Oesterreichs, des größten Theiles von Steiermark, Kärnthen u. Krain bestehen aus Kalk u. bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu dem mittleren Theile des deutschen Hochgebirges. Im Durchschnitt nur 2000–2500 m. hoch, zeigen sie überaus schroffe Felsbildung, steile Abfälle, bei geringerer Plateauentwicklung öde Felsmeere u. jene eigenthümlich zackige, zerrissene Gipfelbildung, welche am großartigsten u. eigenthümlichsten in den Dolomiten Südtirols auftritt. Die Zerklüftung der Kalkalpen ist der Bildung von Eis- u. Schneefeldern nicht günstig; deshalb sind auch die Flüsse dieser Alpenregion wasserärmer als die der Centralalpen. Die Alpen bergen verhältnißmäßig weniger Erze als die Mittelgebirge Deutschlands. Die vor Jahrhunderten berühmten Bergwerke Tirols im Inn- u. Zillerthale werden mit der Zeit eingehen, da der Ertrag den Kosten nicht mehr entspricht. Steiermark besitzt ergiebige Erzgruben, Kärnthen im Bleiberger Thale ausgedehnte Bleierzlagerstätten u. bei Idria gewinnreiche Quecksilbergruben. Der Marmor Tirols u. Salzburgs findet vielfache Verwendung, auch zu Bildhauerarbeiten, u. der Name des Salzkammergutes weist schon auf den Reichthum an Steinsalz u. Salzquellen hin. — Die Thäler der Centralalpen unterscheiden sich von denen der Ostalpen dadurch, daß in diesen die Querthäler in eben so ausgeprägter Weise vertreten sind als die Längenthäler, während in jenen letztere vorherrschen. Die Thäler des Rheines, der Rhone u. ihrer Nebenflüsse öffnen dem Verkehre die günstigsten Wege nach allen Richtungen bis in das Herz des Landes; die Zuflüsse der Donau (Inn, Sau, Drau ꝛc. folgen dagegen in einem großen Theile ihres Laufes den Alpenketten. Die bedeutendsten Querthäler sind die der Salzach von St. Johann u. der Enns vom Dorfe Hilflan an. Hieraus ergiebt sich die bedeutsame Folge, daß der Verkehr bei der südwestlich-nordöstlichen Richtung der Alpen von N. nach S. durch die Querthäler, der von W. nach O. durch die Längenthäler im Allgemeinen vermittelt wird, u. daß jener Theil des deutschen Alpengebietes, wo beide Thalformen sich am meisten entwickelt haben, also die Schweiz, der materiellen u. geistigen Kultur die wenigsten Hindernisse in den Weg legt. Der wichtigste Kreuzungspunkt von Thälern ist der St. Gotthard, von dem vier Hauptgebirgszüge strahlenförmig auslaufen; nimmt man nun die Wegsamkeit dieses Passes hinzu, so wird die Bedeutung dieses Gebirgsstockes für die Geographie u. Ethnographie klar. Wo die Thäler für den Verkehr nicht ausreichen, wird die tiefste Einsenkung im Kamme der Gebirgskette benutzt, um von einem Thale in das andere zu gelangen. Es sind dies die Pässe u. Joche. Die deutschen Alpen sind reich an Pässen, am reichsten in der Schweiz, u. um so ärmer, je weiter nach Osten. Nach N. führt der Julier, der Albula u. Flüelapaß in das Gebiet des Rheines, nach W. der Malojapaß zum Comersee, nach S. die Berninastraße in das Veltlin. Vom oberen Rheinthale bildeten die Pässe des Splügen, Bernhardin u. Lukmanier, vom Reußthal die Gotthardstraße, vom Wallis der Simplonpaß u. Große St. Bernhard bequeme Verbindungen mit dem Stromgebiet des Po, mit Italien. Aus dem Rhonethal steigt man nach N. über die Berner Alpen auf den Wegen der Gemmi u. Grimsel in das Reußthal über die Furka. Einer so großen Anzahl fahrbarer Pässe kann sich Tirol nicht rühmen, dafür aber der höchsten Alpenstraße, des Wormser Joches, welches die Etsch mit der Adda verbindet, u. der tiefsten Einsenkungen in der Centralkette der Mittelalpen, des Passes über die Malser Heide zwischen Inn u. Etsch, des Brenners zwischen Sill (Inn) u. Eisack (Etsch) u. des Toblacher Feldes zwischen Drau u. Rienz (Etsch). Letzteres ist so flach, daß der Wanderer die Wasserscheide unmerklich überschreiten kann. In den Voralpen führt ein Paß über den Arlberg aus dem Thale des Inn in das des Rheines. Die wichtigsten Uebergänge über die Ostalpen sind die Pässe über die Radstädter u. die Rottenmanner Tauern u. über den Semmering, welcher den zweiten Schienenweg über die Alpen trägt. Die Voralpen sind viel wegsamer. Aus dem Tiroler Innthal führen nicht weniger als vier Fahrwege über die Gebirgskette, welche den Fluß nördlich begleitet, nach Bayern. Die Hauptverkehrsadern bleiben die Ströme. Daß von allen Alpenländern die Schweiz die höchste Kultur aufzuweisen hat, verdankt sie nicht allein dem Umstande, daß der Verkehr zwischen den einzelnen Thälern durch verhältnißmäßig niedrige Pässe außerordentlich erleichtert ist, sondern wol in demselben Grade dem so außerordentlich reich entwickelten Flußsystem des Rheines. Dadurch ist eine so große Mannichfaltigkeit der Thalbildungen entstanden, wie sie sich in keinem anderen Theile des Alpengebietes vorfindet. Bis Chur durchfließt der Rhein ein Längenthal, dann ein Querthal bis zum Bodensee, indem er seine ursprünglich nordöstliche Richtung in eine nördliche umändert; die Längenachse des Bodensees geht von SO. nach NW.; von Konstanz, wo der Fluß erst den Zellersee bildet, läuft er nach W. bis Schaffhausen, welches unter demselben Längengrade wie seine Quelle liegt. Einer kurzen Strecke südlichen Laufes folgt dann die westliche Richtung bis Basel. Ihm fließen auf der rechten Seite zu: Albula (in den Hinterrhein), Landquart, Ill; auf der linken: Tamina, Thur, Aar mit Saane u. Zihl, Emmen, Reuß u. Limmat. So beherrscht der Rhein infolge seiner Biegungen $^2/_3$ der Schweiz. Der zweite deutsche Alpenstrom ist die Donau; obgleich selbst nicht im

Hochgebirge entspringend, erhält sie doch von diesem alle größeren Nebenflüsse des rechten Ufers bis zur Mündung der Sau. Iller, Lech u. Isar fließen ihr von den nördlichen Kalkalpen, Inn, Salzach u. Enns von der Centralkette, Drau u. Sau von den östlichen Kalkalpen zu. Die Entwicklung des Oberlaufes der Donau ist jedoch bei Weitem einfacher als das System des Oberrheines, da die Flußthäler nur in den Hauptrichtungen von W. nach O. u. von S. nach N. streichen, langgestreckte Längenthäler vorherrschen u. nur die an der Centralkette entspringenden Nebenflüsse in wichtigen Querthälern die Voralpen durchbrechen. Zu diesen gehört in den Ostalpen auch die Mur, der Nebenfluß der Drau, welcher, bei Bruck durch die Steierischen Alpen brechend, hierdurch von großer Wichtigkeit für den Verkehr zwischen Wien u. Triest geworden ist. An ihr hin geht die über den Semmering geführte Eisenbahn nach Gratz u. Marburg. Für den südlichen Theil der östlichen Centralalpen ist die Etsch von Bedeutung; ihr Flußgebiet nimmt die Straßen auf, welche, über die Pässe des Toblacher Feldes, des Brenners u. der Malser Heide von O., N. u. W. kommend, sich bei Botzen vereinigen; an ihr hin führt der direkte Weg zwischen D. u. Italien. Von der Natur waren jene Stellen der Alpenthäler für Stadtanlagen am meisten begünstigt, wo mehrere Paßstraßen sich vereinigten u. die von O. nach W. u. von N. nach S. führenden Straßen sich durchschnitten. Basel u. Konstanz, Chur u. Genf mußten wichtige Stapelplätze für die von D. nach Frankreich u. Italien od. in umgekehrter Richtung gehenden Waaren werden; ebenso wie Innsbruck nördlich, Brixen u. Botzen südlich vom Brenner; Gratz vermittelte den Verkehr mit Ungarn, Oesterreich u. dem Adriameer, Laibach zwischen diesem u. Tirol. – Die Alpen sind die gewaltige Mauer, welche D. von Italien u. den Ländern der Südslaven scheidet; eben so wichtig für die Geschichte u. Ethnographie, als für den Verkehr u. die Strategie. Ihre Schneefelder u. Gletscher sind Wasserbehälter für D.s größte Ströme, ihre Matten die Stätten trefflicher Viehzucht, ihre Thäler u. Berge Erholungsplätze für Geist u. Körper. Eine unerschöpfliche Wasserkraft bergen sie, welche die Zukunft noch weit ausgiebiger ausnutzen wird als die Gegenwart, u. ihr Holzreichthum, der sich freilich von Jahr zu Jahr mindert, versorgt die holzarmen Vorländer des Nordens u. Südens.

II. Die schweizerische u. schwäbisch-bayerische Hochebene. Wie den deutschen Alpen im S. die Tiefebene des Po vorgelagert ist, so liegt vor ihnen im NW. u. N. eine von dem Jura, der Schwäbischen Alp, dem fränkischen Jura, dem Bayerischen Wald u. den Manhartsbergen Oberösterreichs eingeschlossene Hochebene, 500–600 m. über dem Meere, welche durch den Bodensee u. Rhein in den schweizerischen u. den schwäbisch-bayerischen Theil getrennt wird. Ihre Breite nimmt nach der Mitte zu; in der Schweiz, wo die Alpen sich dem Jura bis auf 5–8 M. nähern, ist sie eine von massigen Erhebungen durchzogene Landschaft; in Oberbayern dagegen hat sie den Charakter einer weiten Ebene, deren Einförmigkeit nur bisweilen durch Hügelketten unterbrochen wird, welche meist von SW. nach NO. streichen. – Die schweizerische Hochebene erstreckt sich von SW. nach NO., wird von dem Genfersee u. Bodensee, von dem Jura u. den Voralpen begrenzt u. ist der bevölkertste, industriellste u. fruchtbarste Theil der Schweiz. Sie gehört geologisch den jüngsten Ablagerungen unseres Erdkörpers, den tertiären Formationen, der Molassebildung u. dem Diluvium an. Die Bergketten sind durch mechanische Einwirkung u. Zersetzung mittels des Wassers, der Gletscher u. der Verwitterung entstanden. Noch erkennt man deutliche Zeichen von Gletschern, welche in der Eiszeit einen großen Theil dieses Plateau überlagert haben, in Steinwällen, welche einst Stirn- od. Seitenmoränen gewesen sind, u. in den häufig sich vorfindenden erratischen od. Findlingsblöcken, an deren Gestein man ihre Herkunft von dem Urgebirge der Centralalpen nachweisen kann. Die Gewässer der schweizerischen Hochebene gehören dem Rheingebiete an; der sie beherrschende Strom ist jedoch nicht der Rhein selbst, sondern die Aar mit der Saane, welche nach ihrem Austritt aus den Voralpen bei Bern in einem weiten Bogen sich dem Jura zuwendet u. diesen bis zu ihrer Mündung begleitet. Einen besonderen Reiz verleiht diesem westlichen u. nördlichen Theile der Schweiz der Seengürtel, welcher die Hochebene nach den Alpen zu abschließt; außer den größeren Seen, dem Genfer-, Boden-, Züricher-, Vierwaldstätter- u. Neuenburgersee, haben die übrigen für den Verkehr keinen unmittelbaren Nutzen, für das Land aber mittelbar dadurch, daß sie die Wassermenge der ihnen entströmenden Flüsse regeln, die Flüsse selbst abklären u. beruhigen u. ihnen als großartige Becken dienen, in welchen diese ihr Geröll absetzen. Die schweizerische Hochebene ist für Ackerbau u. Viehzucht eben so geeignet wie für Industrie u. Gewerbe. Getreide, Wein, Obst u. Vieh wird in Menge ausgeführt, u. die Kraft der Alpengewässer treibt Hunderte von Fabriken. Hier ist der Hauptsitz der schweizerischen Wollwebereien u. Garnspinnereien (Zürich, Aarau, Solothurn, Bern u. s. w.). — Die schwäbisch-bayerische Hochfläche od. die oberdeutsche Hochebene, im Durchschnitt höher, in den höchsten Erhebungen niedriger als ihre Fortsetzung im SW. des Bodensees, ist ebenfalls eine tertiäre Bildung, zum Theil aus einer ungeheueren Schuttmasse bestehend, welche die Alpenflüsse herabgebracht u. abgelagert haben. Unfruchtbare, mit Sand u. Steingeröll bedeckte Flächen wechseln ab mit waldbewachsenen Hügeln, sumpfige, an den Flüssen sich hinziehende Niederungen mit dem fruchtbarsten Ackerlande. Hunderte von größeren u. kleineren Seen, Weihern u. versumpften Seekesseln sind Ueberreste ehemaliger großer Wasserbecken, welche im Laufe der Jahrtausende von dem Flußgeröll ausgefüllt worden sind. Jeder Fluß wird von einem „Moose" (Plural Möser) begleitet, von denen einzelne ausgetrocknet u. der Kultur übergeben sind, die meisten aber halb Sumpf-, halb Moorland bilden u. nur durch ihre Torflager einen geringen Ertrag gewähren. Der südwestliche, an den Bodensee stoßende Theil gehört zum Rheingebiet; der bei Weitem größte Theil sendet seine Gewässer zur Donau, welche, die nördlichen Grenzgebirge begleitend, in einem flachen Bogen diese größte der deutschen Hochebenen umschließt. Ihr strömen zu: Iller u. Lech aus den Allgauer Alpen, aus den tirolischen Kalkalpen Isar, Inn u. Alz, außerdem eine große Anzahl kleinerer Flüsse. Keiner der Hauptnebenflüsse durchströmt einen See; sie lagern deshalb ihr Geröll im Flußbett selbst ab, das in die Hochebene einen tiefen Einschnitt macht u. von sehr bedeutender Breite ist. Diese Flüsse sind nicht schiff-, sondern nur flößbar, in letzterer Eigenschaft aber für den Holztransport von großer Wichtigkeit; sie sind mehr Zerstörer als Förderer der Kultur; sie scheiden Länder (die Iller Bayern u. Württemberg, der Inn mit der Salzach Bayern u. Oesterreich) u. Völkerstämme (der Lech Schwaben u. Bayern) u. haben ihre strategische Bedeutung immer bewahrt. Die wichtigsten Städte der oberbayerischen Hochebene liegen am Unterlaufe der Nebenflüsse der Donau; an diesem Strome selbst aber bis Regensburg an dem höheren linken, von Regensburg an dem niederen rechten Ufer: Ulm, wo die Donau durch die Iller schiffbar wird, an einem wichtigen Knotenpunkt von Straßen; Ingolstadt, die Hauptfestung Bayerns; Augsburg, an der Vereinigung bedeutender Alpenstraßen mit der alten, von Nürnberg durch das Rednitzthal führenden mitteldeutschen Centralstraße; Regensburg, an dem am weitesten nach Norden vorspringenden Donauwinkel; Passau, an der Mündung des Inn, u. München, welches nur dadurch zu einer Bedeutung gekommen, daß es in der Mitte der Hochebene liegt.

III. Das deutsche Mittelgebirge. Wie in der Schweiz von dem Massengebirge des St. Gotthard vier gewaltige Gebirgszüge ausgehen, so bildet in Mitteldeutschland das Fichtelgebirge einen Gebirgsknoten; nach SW. zieht sich von ihm der deutsche Jura, nach SO. der Böhmerwald, nach NW. der Frankenwald u. Thüringerwald u. nach NO. das Erzgebirge. Hierdurch entstehen zwei Flügel des deutschen Mittelgebirges; die beiden ersten der genannten Gebirge bilden mit der Rhön, dem Spessart, Odenwald u. Schwarzwald u. den von letzterem durch die oberrheinische Tiefebene getrennten Vogesen, an die sich das Plateau von Lothringen anschließt, das südwestdeutsche Bergland, während der östliche Flügel sich zusammensetzt aus dem Erzgebirge, Lausitzergebirge, den Sudeten, dem böhmisch-mährischen Terrassenlande u. dem Böhmerwald mit dem ihm parallelen Bayerischen Walde. Das nordwestdeutsche Bergland wird durch den Rhein getheilt; westlich von diesem schließt sich an den Hunsrück die Eifelplatte, östlich an den Taunus der Westerwald u. das rheinische Schiefergebirge, dessen nördlichste Kette der Haarstrang; zwischen Elbe u. Weser liegt das Massengebirge des Harzes, jenseit der Weser das hessische Bergland u. die am weitesten nach NW. vorgeschobenen Ketten des Wesergebirges u. Teutoburger Waldes, die nördlichsten deutschen Gebirge. — Die deutschen Mittelgebirge erreichen im Riesengebirge ihre höchste Höhe (1600 m.).

a) Die südwestdeutschen Gebirge. Die oberbayerische Hochebene wird im NW. von dem schwäbisch-fränkischen (deutschen) Jura, einer nordöstlich streichenden Fortsetzung des schweizerischen Jura, umschlossen; nach den Volksstämmen scheidet man ihn in einen schwäbischen u. fränkischen Theil. Der schwäbische Jura (Rauhe Alp), 16–18 M. lang, 2–4 M. breit, bildet in seinem mittleren Theile ein 600–850 m. hohes, ödes, unfruchtbares Plateau, welches sowol auf seinem Rücken wie in den nach W. vorspringenden Vorgebirgen, bes. an den rechten Zuflüssen des obersten Neckars, Berge bis 970 m. aufweist (Oberhofenberg, Schafberg, Plettenberg), steil zum Neckar, sanft zur Donau abfällt, in seinem westlichen u. nördlichen Theile getreide- u. obstreiche Thäler hat u. in seinen Vorketten herrliche, meist mit Schlössern u. Burgruinen gekrönte Kegelberge aus Basalt u. Phonolith enthält (Hohenzollern, Hohen-Neuffen, Hohe Stauffen, Hohen-Rechberg 7–800 m. hoch). An den westlichen Abhängen des schwäbischen Jura entspringt der Neckar mit seinen rechten Nebenflüssen Fils, Rems, Kocher u. Jagst. Bis zum Fichtelgebirge zieht sich nun bogenförmig der fränkische Jura hin, 35 M. lang u. im Durchschnitt 4 M. breit, ein nur an wenigen Stellen sich über 300 m. erhebendes Plateau, dessen höchste, 600 m. übersteigende Gipfel in der Gegend von Amberg liegen. Der nördliche, sich an das Fichtelgebirge anschließende Theil führt den Namen der fränkischen Schweiz. Der fränkische u. schwäbische Jura ist reich an Tropfsteinhöhlen. Tiefe Einschnittsthäler bilden Altmühl, Rezat u. Pegnitz; das Nabthal trennt den fränkischen Jura von den Ausläufern des Böhmerwaldes. Als Verbindungsglied des deutschen Jura mit

Schwarzwald u. Odenwald ist die schwäbisch fränkische Terrasse zwischen dem Quellgebiet des Neckars u. dem Main anzusehen, ein reich bewässerter, fruchtbarer Landstrich mit herrlichen obst u. rebenbewachsenen Thälern, welche vom Neckar u. seinen Nebenflussen durchströmt werden, mit etwa 300 m. Durchschnittshöhe. Der südliche Theil, welcher Jura u. Schwarzwald verbindet, heißt die Baar, auf welcher der Neckar entspringt. Nach N. schiebt sich gegen den Main, als Fortsetzung der schwäbisch fränkischen Terrasse, der Steigerwald vor. Langsam erhebt sich das Land nach W. zum Schwarzwald u. Odenwald, dem östlichen Seitenwall der oberrheinischen Tiefebene, welcher sich 30 M. lang u. 5 6 M. breit von Basel bis Darmstadt, vom Rhein bis zum Main erstreckt. Der Schwarzwald besteht in seinem oberen Theile aus Granit u. Gneis; in seinem unteren bildet er ein Plateau von buntem Sandstein. Vom Rheinthal steigt er steil zu einer mittleren Höhe von 900—1000 m. empor, um sich sanft zur Schwäbischen Alp abzudachen. Die höchste Erhebung, der Feldberg (1495 m.), liegt im S.; von ihm gehen 3 Bergäste ab, welche den Erzkasten, Belchen u. Hohen Blauen tragen, Berge zwischen 1200 u. 1400 m. Höhe. Unterhalb Rastatts sind die höchsten Gipfel der Hochkopf (1283 m.) u. der Hornisgrind (1169 m.). Eine Anzahl kleiner Seen ist über das Gebirge verstreut; der wichtigste Paß ist der Kniebis, über welchen eine Straße im Renchthal abwärts Straßburg zu führt. An den Vorbergen, entlang dem Rheinthale, gedeiht Obst u. Wein in Fülle; die Mittelregion hat herrliche Waldungen u. Matten; auf dem Kamme dehnen sich öde Hochflächen mit kümmerlichem Gras- u. Baumwuchs aus. Jenseit des Neckars liegt der Odenwald, ein 9 M. langes u. 5—6 M. breites, plateauartiges Hügelland von 400—500 m Mittelhöhe, das steil nach dem Main, Neckar u. Rhein zu abfällt, nach O. zu aber allmählig in das fränkische Terrassenland übergeht. Der Odenwald besteht theils aus Syenit u. Granit, theils aus Sandstein. In einem merkwürdigen Parallelismus mit dem Schwarzwald ziehen die Vogesen (Wasgau) westlich von der rheinischen Tiefebene von S. nach N. Auch bei ihnen fällt die größte Erhebung in den südlichsten Theil (Sulzer Belchen, 1432 m. hoch); auch hier sind, wie beim Schwarzwald, über den Kamm einzelne Seen verstreut, ist der Abfall zum Rheinthale steil, sanft dagegen zu der im W. liegenden Hochebene. Die tiefste Senke zwischen Zabern u. Saarburg hat eine Höhe von 400 m.; die mittlere Höhe beträgt 7- 800 m. Wie sich an den Schwarzwald der Odenwald im N. anschließt, so an die Vogesen die Hardt, ein breites Sandsteinplateau, welches nach W. allmählig in die lothringische Hochebene übergeht u. im N. mit der nur 220 m. hohen Senke von Kaiserslautern endigt. Jenseits erhebt sich die Porphyrgruppe des Donnersberges, 694 m. hoch. Zwischen diesen Gebirgen liegt die oberrheinische Tiefebene, 45 M. lang u. 6—8 M. breit, in der Mitte durchschnitten vom Rhein, welcher von Basel bis Bingen einen fast nördlichen Lauf einschlägt, sich in viele Arme theilt u. seine beiderseitigen Ufer versandet u. versumpft. Auf der linken Seite nimmt er die Ill auf, welche für den oberen Elsaß eine bedeutend größere Wichtigkeit hat als der Rhein. An ihr liegen die Städte Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt u. Straßburg. Auf dem rechten Ufer strömen zum Rhein die Elz, welche aus dem Höllenthale des Schwarzwaldes hervorbricht, die Kinzig, die bei Kehl mündet, die Rench, Murg, an welcher Rastatt liegt, der Neckar, welcher bei Mannheim, u. der Main, der bei Mainz einfließt. Ein isolirtes, aus Basalt bestehendes Massengebirge, der Kaiserstuhl, 580 m. hoch, liegt mitten in der Tiefebene, am rechten Ufer des Rheines, zwischen diesem u. der Dreisam. Die oberrheinische Tiefebene ist durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet; an den Ufern des Rheines strecken sich aber sandige u. sumpfige, theilweise mit Kieferwäldern bedeckte Niederungen hin. Zwischen Heidelberg u. Darmstadt zieht sich durch reiche Obst- u. Rebengelände die Bergstraße hin. Diese Tiefebene hat eine sehr reiche, wechselnde Geschichte gehabt; seit der Römer Zeiten ist um dieses strategisch wichtige Becken viel gekämpft worden. Die Städte haben sich in vier ziemlich gleichlaufenden Reihen entwickelt, an den beiden Ufern des Stromes u. dann längs des Fußes des Schwarzwaldes u. der Vogesen. Am Rheine liegen Breisach, in alten Zeiten der „Schlüssel des Deutschen Reiches", Germersheim, mit bequemem Stromübergang, Speier, eine der ältesten Städte Deutschlands, Worms, an Alter jenem gleich, an geschichtlicher Bedeutung ihm voranstehend, ferner das moderne, gewerbfleißige Mannheim u. die gewaltige Feste Mainz. Am Ausgang der Schwarzwaldthäler aber liegt Freiburg, die alte Hauptstadt des Breisgaues, Baden, der uralte Badeort, die Festung Rastatt u. Karlsruhe, eine Schöpfung fürstlichen Willens; im Neckarthal das vielbesungene Heidelberg. Wichtiger sind noch die elsässischen Städte: Mülhausen, einer der bedeutendsten Industrieorte, die alte freie Reichsstadt Kolmar u. endlich Straßburg, einst das Bollwerk der Franzosen gegen Deutschland, jetzt der Deutschen gegen ihren westlichen Nachbar. In der Pfalz ist noch die Festung Landau zu nennen. Von jeher hat das linke, höher gelegene Ufer des Rheins eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung, bedeutendere Städte u. stärkeren Verkehr aufzuweisen gehabt. Im Norden bildet die oberrheinische Tiefebene vier Busen: in der Wetterau, dem Thale der Kinzig bis Gelnhausen, dem Mainthale u. dem Rheinthale bis Bingen. Letzterer heißt der Rheingau u. wird im N. abgeschlossen durch den Taunus. Das Plateau von Lothringen, zwischen der Saar u. Maas, den Ardennen u. dem Plateau von Langres gelegen, hat eine Mittelhohe von 200 250 m. u. wird von Bergrucken, die sich 300 450 m erheben, meist in der Richtung von S nach N durchzogen Seine Thäler sind muldenformig u gehoren zu den Flußgebieten der am Sulzer Belchen entspringenden Mosel u. der vom Plateau von Langres herabströmenden Maas. Die Mosel empfängt von diesem Plateau die Meurthe, Seille, Saar u. Orne. Die Maas wird auf dem rechten, die Mosel auf dem linken Ufer von strategisch wichtigen Hohenzugen begleitet; an letzterem Flusse liegt Metz, der Schlüssel Frankreichs, die stärkste Festung Deutschlands, u. die minder bedeutende Festung Diedenhofen (Thionville).

b) Die ostdeutschen Gebirge. Den Centralpunkt der mitteldeutschen Gebirge bildet das Fichtelgebirge, welches aus 3 Ketten besteht, von denen die südwestlichste die höchsten Punkte (Schneeberg, 1062 m., u. Ochsenkopf, 1018 m. hoch) u. die Quellen des Maines, der Naab u. Eger tragt, während die Saale auf der nördlichen Kette des Waldsteins entspringt. Diese Ketten umschließen die durch das Egerthal sich nach O. öffnende Hochebene von Weißenstadt. Durch das Plateau von Waldsassen hängt mit dem Fichtelgebirge der Böhmerwald zusammen, der sich in mehreren Parallelketten von NW. nach SO. bis zu der tiefen, zwischen Linz u. Budweis liegenden Senke hinzieht, in der Mitte durch den wichtigen Paß von Tauß in zwei Theile geschieden wird u. in dem südlichsten Theile die höchsten Erhebungen hat (Arber 1472 m., Rachel 1449 m., Heidelberg 1397 m., Kubani 1395 m.). Der Böhmerwald bildet die Wasserscheide zwischen Elbe u. Donau u. die Völkerscheide zwischen Deutschen u. Tschechen. Zur Elbe fließt von ihm ab die Moldau, deren oberer Lauf eine beim Rachel sich abzweigende Parallelkette vom Hauptkamme trennt, mit ihren Nebenflüssen Wattawa u. Mies. Der Bayerische Wald (Klingeberg 1217 m., Hirschenstein 1085 m. hoch) wird vom Böhmerwald durch die Thäler der Ilz u. des Regen getrennt u. begleitet die Donau in der Richtung nach SO. von Regensburg bis Passau. Den östlichsten Theil des Böhmerwaldes bilden die Donauberge u. Karlsberge. Die wirthschaftliche Bedeutung dieses Gebirges liegt in seinem außerordentlichen Holzreichthum; an einzelnen Stellen findet man noch wirklichen Urwald. — Vom Fichtelgebirge zieht sich nach NO. das Erzgebirge, zwischen der Elsterquelle u. der Elbe, dem Kapellenberg u. dem Schneeberg, nach N. sich sanft abdachend, nach S. steil abfallend, mit einer mittleren Kammhöhe von 800 m. u. im Keilberg bis 1208 m., im Fichtelberg bis 1235 m. ansteigend, bis an seinen Scheitel angebaut, stark bevölkert u. sehr industriereich (Bergbau in Freiberg, Altenberg, Zwickau). Die Vorberge reichen im N. bis in die Nähe von Wurzen u. Leipzig, wo die norddeutsche Tiefebene beginnt. Der Wasserreichthum dieser nördlichen Thäler hat die Industrie sehr begünstigt (Annaberg, Chemnitz, Glauchau, Meerane). Das Erzgebirge gehört zum Elbgebiet, nach N. fließen die Freiberger Mulde mit der Zschopau u. die Zwickauer Mulde mit der Chemnitz, welche sich südlich von Grimma vereinigen. Längs des böhmischen Südflusses fließt die Eger u. die Biela. Westlich vom Thale der Zwickauer Mulde dehnt sich das vogtländische Bergland aus, ein Verbindungsglied zwischen dem sächsischen u. dem thüringischen Berglande, in der Bodengestaltung den nördlichen Vorbergen des Erzgebirges ähnlich; östlich schließt sich an das Erzgebirge das sächsische Elbsandsteingebirge (die Sächsische Schweiz) an, welches durch das schmale Elbthal durchschnitten wird u. ein weites, durch tiefe Einschnittsthäler (Gründe) unterbrochenes Plateau bildet, das von einzelnen Tafelbergen überragt wird (Königstein, Lilienstein). Der höchste Punkt ist der Große Winterberg (557 m.). Das Lausitzer Bergland bildet im S. die durch einzelne Basalt- u. Phonolithberge unterbrochene östliche Fortsetzung des Elbsandsteingebirges, während der nördliche Zug zwischen Bischofswerda u. Löbau zum größten Theil aus Urgestein besteht. Der südliche Theil zwischen Tannenberg (771 m.) u. Jeschken (996 m.) heißt im Besonderen das Lausitzer Gebirge. Das Thal der Görlitzer Neiße trennt dasselbe von den Sudeten, dessen westlichen Theil das Isergebirge bildet (Tafelfichte 1125 m.). An dieses schließt sich das Riesengebirge an, das höchste der deutschen Mittelgebirge, welches in den steilen Abfällen der Schneegruben, des Aupagrundes u. der Teiche, in dem plateauartigen, über der Baumgrenze liegenden, mattenreichen Kamme, in der an die Sennhütten erinnernden Baudenwirthschaft u. auch in der Flora schon einen alpinen Charakter trägt. Es läuft parallel mit dem Böhmerwald u. umschließt Böhmen im NO. Der nordöstliche Abhang sendet seine Gewässer (Bober mit Queis) zur Oder, der südöstliche zu der auf dem Kamme selbst entspringenden Elbe (Aupa). Den 1200 m. hohen Kamm überragen die Gipfel des Reifträgers (1413 m.), der Großen Sturmhaube (1482 m.), des Hohen Rades (1504 m.) u. der Schneekoppe (1601 m.). Den Hauptzug begleitet im S. eine parallele Kette, die mit jenem durch Querriegel u. Plateaus verbunden ist. Nach NO. flacht es sich ab zur schlesischen Tiefebene, nach SO. setzt es sich fort im Heuscheuergebirge, u. dieses

steht wiederum in Verbindung mit dem Glatzer Gebirgslande, das Eulengebirge, Habelschwerdter Gebirge u. der Schneeberg umschließen den Kessel der Glatzer Neiße, in dessen Mitte die Festung Glatz wichtige Pässe von Böhmen nach Schlesien vertheidigt. Den südöstlichen Abschnitt der Sudeten bildet das Mährische Gesenke, ein etwa 10 M. breites Plateau, dessen Hauptberg, der Altvater, 1491 m hoch ist, u. auf dessen südwestlichem Theile, dem Odergebirge, die Oder entspringt. Das Thal der Oder trennt das Gesenke von den Ausläufern der Kleinen Karpathen. Die Verbindung zwischen dem Gebirgssystem der Sudeten u. dem Böhmerwalde stellt das Mährische Scheidegebirge dar, ein terrassenförmig nach Böhmen u. Mähren abfallendes Plateau, welches von wellenartigen Bergen u. Thalmulden unterbrochen wird u. an keiner Stelle den ausgeprägten Charakter einer Gebirgskette zeigt. Die von S. nach N. sich absenkende Mittelhöhe beträgt 700 m.; die der höchsten Gipfel (Jägerberg, Spitzberg) wenig über 1000 m. — Umschlossen von dem Böhmerwalde, dem Erzgebirge, den Lausitzer Bergen, den Sudeten u. dem Mährischen Scheidegebirge, bildet Böhmen ein Terrassenland, in welches Ebenen u. Kessel eingesenkt sind, das sich nach den Thälern der Moldau, Elbe u. Eger absenkt u. durch einzelne Höhenzüge u. meist aus plutonischen Gesteinsarten bestehende isolirte Bergen unterbrochen wird. Moldau u. Elbe theilen Böhmen in eine westliche u. östliche Hälfte; bald nach ihrer Vereinigung bei Melnik durchbricht der Strom das an Basalt u. Phonolithkegeln reiche Mittelgebirge (Milleschauer 835 m. hoch). Diese eigenthümliche Gestaltung des Landes verhindert nicht einen lebhaften Verkehr mit den Nachbarländern; eine Menge trefflicher Straßen führt über die Grenzgebirge, u. die Elbe selbst ist eine wichtige Wasserstraße, auf welcher die Erzeugnisse Böhmens ausgeführt werden. Nur der NO. gehört durch die Neiße (Reichenberg) zum Odergebiet, das ganze übrige Land zum Gebiete der Elbe. — Das Mährische Scheidegebirge fällt nach O. stufenförmig zum Marchthal ab, welches im O. von den Kleinen Karpathen begleitet wird u. sich im S. mit der oberösterreichischen Tiefebene vereinigt. Diese wird durch die Donau in eine nördliche u. südliche Hälfte geschieden u. im S. vom Wiener Wald u. dem Leitha-Gebirge begrenzt. Die Thäler der March u. ihres Nebenflusses Thaya mit der Iglawa, Zwittawa u. Schwarza bilden wichtige Verkehrsstraßen zwischen Böhmen (Brünn) u. Schlesien (Olmütz) auf der einen, u. Niederösterreich u. Ungarn auf der anderen Seite. Wo sie sich mit dem Wasserwege der Donau u. der über den Semmering in die Tiefebene hinabführenden Alpenstraße vereinigen, liegt Wien; die Schlachtfelder von Austerlitz, Wagram, Aspern u. dem Marchfelde beweisen die strategische Bedeutung dieser Gegend.

c) Die nordwestdeutschen Gebirge. Vom Fichtelgebirge streicht nach NW. der Frankenwald, ein mit Nadelholz bestandenes Grauwackenplateau von 650 m. Mittelhöhe, von steilen, vielfach gewundenen Thälern durchschnitten u. von einzelnen flachen Berghöhen nur um Weniges überragt. Unmerklich ist der Uebergang zu dem meist aus Porphyr u. Granit bestehenden Thüringerwald, einem Kammgebirge, das nach S. u. N. Seitenäste von bedeutender Höhe aussendet, eine Kammhöhe von etwa 750 m. besitzt u. seine größten Erhebungen im Beerberg mit 995 m., Schneekopf mit 988 m. u. Inselsberg mit 927 m. hat. Der Thüringerwald, ausgezeichnet durch seine herrlichen Waldungen u. tief in das Gebirge einschneidenden, reich angebauten Thäler ist eins der wegsamsten Gebirge Deutschlands; über den Kamm führt der 22 M. lange Rennstieg, auf der Grenze zwischen den Volksstämmen der Franken u. Thüringer; am Nordwestende erhebt sich die Wartburg. Der östliche Theil mit Ilm, Gera u. Unstrut gehört zum Elbgebiet, der westliche u. südliche zum Gebiet der Werra. Thüringerwald u. Harz sind durch das Bergland von Thüringen verbunden, dessen westlichsten Theil das Eichsfeld bildet. Die Mittelhöhe dieser aus buntem Sandstein, Muschelkalk u. Keuper bestehenden Platte beträgt 200—250 m.; unter den Bergzügen, welche meist mit dem Thüringer Walde parallel laufen, sind am bekanntesten die sagenreichen Hörselberge, 450 m. hoch), die drei Gleichen bei Arnstadt u. der Kyffhäuser, 477 m. hoch. Der Hauptfluß dieser Hochebene ist die Unstrut, ein Nebenfluß der Saale; sie bildet ein wichtiges Thal, welches bei Weißenfels an einer historisch u. strategisch bedeutsamen Stelle in die Tiefebene mündet. Auf diesem Plateau liegen die Städte Jena, Weimar, Erfurt u. Gotha. Das Thal der Werra, welche längs des südwestlichen Abhanges des Thüringer Waldes hinfließt, trennt von diesem das düstere Gebirge der Rhön mit seinen moorigen Hochflächen, wild zerklüfteten Berggipfeln u. unfruchtbaren Thälern, die aber reich an Mineralquellen sind (Kissingen). Vom Kreuzberg (920 m. hoch) beginnend, zieht sich die Hohe Rhön als plateauartiger Rücken von S.SO. nach NNW., mit scharf geformten u. von Flußthälern zerrissenen Seitenwällen, während die Vordere Rhön (Milseburg 862 m. hoch) aus isolirten, oft kegelförmigen Felskuppen besteht. Der höchste Rhöngipfel ist die Große Wasserkuppe (938 m. hoch); an diesem Berge entspringt die Fulda, deren Thal zwischen der Rhön u. dem Vogelsberge liegt, der größten Basaltmasse der Erde, welche sich bei einer Flächenausdehnung von 30 □M. im Sieben Ahorn bis zu 814 m erhebt. Die Thäler laufen strahlenförmig von der Mitte aus u. werden getrennt durch gewölbte Rücken, welche Lavaströmen gleichen. Im S. vom Vogelsberge liegt das Massengebirge des Spessart, ein hochbewaldeter u. wilder Landstrich mit einer Mittelhöhe von 550 m. u. der höchsten Erhebung im Geiersberg von 620 m. Rhön, Vogelsberg u. Spessart werden durch das etwa 350 m. hohe Hügelland der Fulda'schen Höhen mit einander verbunden. — Die höchste Erhebung in Norddeutschland bildet der Harz, einen Flächenraum von 36 □M. ausfüllend, nach N. zur deutschen Tiefebene, nach S. zu einer bis zum Thüringerwalde sich erstreckenden Hochebene abfallend, ein Massengebirge, das sich in Oberharz u. Unterharz scheidet u. im Brocken zu 1140 m. emporsteigt. Die mächtigen Berge, welche den Brocken umgeben, kommen ihm an Höhe nahe. Der Ostharz gehört zum Elb-, der Westharz zum Wesergebiete. — Westlich vom Thüringerwalde, nördlich vom Vogelsberge u. der Rhön erhebt sich das hessische Bergland, aus buntem Sandstein, Basalt u. Muschelkalk bestehend, bis zu einer Höhe von 700—750 m. Den drei Flüssen Rhein, Maas u. Mosel ist von SSW. nach NNO. ein 40—50 M. langes u. 20 M. breites wellenförmiges Plateau von 450 m. Mittelhöhe vorgelagert, welches die Gesammtbezeichnung des rheinischen Schieferplateau erhalten hat; Grauwackenschiefer, durchsetzt von Basalt, Trachyt u. vulkanischen Gesteinen, ist überwiegend. Die Ränder des Plateau sind an vielen Stellen von reichen Kohlenlagern begleitet. Der Rhein durchbricht das Plateau in einem schmalen, tiefen Spalt u. scheidet es in einen östlichen u. einen westlichen Flügel. Letzterer geht in die Ardennen aus, welche breite, sanftwellige Bergflächen mit tief u. steil eingeschnittenen Thälern bilden u. eine Mittelhöhe von 550 m. haben. An dieselben schließt sich im N. das Hohe Venn, eine öde, waldlose Hochfläche von 600 m. Höhe an, mit welcher die Eifel zusammenhängt, rauh u. ärmlich, theilweise mit Torfsümpfen u. Mooren bedeckt, geologisch interessant durch ihre ausgebrannten Vulkane, deren man über 80 zählt; deutlich unterscheidet man Krater, welche theilweise mit Wasser ausgefüllt sind (Maare), u. Lavaströme. Der Laacher See ist das Centrum der vulkanischen Region. Zwischen Mosel, Nahe u. Rhein liegt der Hunsrücken, d. h. der hohe Rücken, ein Grauwackenplateau von 600 m. Höhe mit Quecksilbergruben, Achatgruben u. Salinen (Erbeskopf 818 m. hoch); gegen SW. nach der Saar zieht sich der Hochwald, nördlich schließt sich daran der Idarkopf. — Der Ostflügel wird im S. nach der oberrheinischen Tiefebene abgeschlossen durch den Taunus, zwischen Rhein, Lahn, Main u. Wetter gelegen, u. steil zur Mainebene abfallend. Seine Hauptgipfel liegen im SO. (Großer Feldberg 881 m., Kleiner Feldberg 806 m. hoch). Mehr als 40 Mineralquellen entspringen im u. am Taunus (Homburg, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Ems, Selters). Der Eifel gegenüber liegt zwischen Rhein, Lahn u. Sieg der Westerwald mit 450 m. Mittelhöhe, in seinem Charakter der Eifel sehr ähnlich. Aus dem höchsten, moorigen Plateau erheben sich der Salzburger Kopf 693 m. u. der Brimwalder Stein 682 m. hoch. Nordwestlich vom Westerwald am Zusammenfluß von Rhein u. Sieg erheben sich die Basalt- u. Dolomitkegel des Siebengebirges zu einer Höhe von wenig über 300 m., unter denen der Oelberg mit 463 m. Höhe der höchste Punkt ist. — Der nördlichste Abschnitt des Ostflügels des rheinischen Schiefergebirges wird unter dem Namen Niederrheinisch-westphälisches Gebirge zusammengefaßt, als dessen Centralknoten der Kalte Astenberg (851 m.) gilt; die Züge des Sauerlandes mit 600 m. Erhebung u. der kahle Kreiderücken des Haarstranges (250—300 m.), welcher zum Thal der Lippe u. zur norddeutschen Tiefebene abfällt, haben eine Richtung von W. nach O. Die Hauptflüsse dieses Theiles des niederrheinischen Plateau sind Ruhr mit Lenne u. Wupper. Einem Vorgebirge gleich schiebt sich das Weser-Bergland in die Tiefebene, im Sooling bis 550 m., im Köterberg bis 500 m. ansteigend. Am weitesten nach NW. ziehen sich die parallelen, durch das Thal der Else geschiedenen Ketten des Teutoburger Waldes mit 250 m., u. der Weserkette mit 300 m. Mittelhöhe. Zwischen ihnen liegt das Hügelland von Pyrmont, welches die Weser durchbricht. Eine nördliche Parallelkette der Weserkette ist der Deister, südlich von Hannover.

IV. Die norddeutsche Tiefebene. Die norddeutsche Tiefebene ist den deutschen Mittelgebirgen im N. vorgelagert in einer Länge von 150 M. u. in einer nach O. zunehmenden Breite. Begrenzt wird sie im N. von der Nord- u. Ostsee, im S. vom Haarstrang, Teutoburger Wald, der Weserkette, Harz, sächsischem, dem Lausitzer u. schlesischem Berglande; im W. setzt sie sich über die Niederlande nach Nordfrankreich fort, im O. geht sie in die große sarmatische Niederung über. Ihre Grundlage, Kreide, Jura- u. Muschelkalk, wird von Diluvialschichten bedeckt u. tritt nur an einzelnen Stellen zu Tage.

a) Das nordwestliche deutsche Tiefland. Die Abdachung zur Nordsee läßt vier Bodenarten unterscheiden: die Börden, Uferlandschaften mit schwerem Boden, welchen die aus den Gebirgen austretenden Flüsse abgelagert haben; Geestland, bestehend aus Sand, Moor u. Heide; die Marschen, der fruchtbare Küstensaum, welchen das Meer angeschwemmt

hat, u. die Watten, gleichsam Marschen unter der Meeresoberfläche, die durch die Elbe trocken gelegt werden. Das Deltaland des Rheines u. der Schelde ist die größte Marschenlandschaft des deutschen Nordens; doch befindet sich der Mensch in fortdauerndem Kampfe mit der Natur. Das Land liegt theilweise tiefer als die Meeresoberfläche u. muß gegen die Flut durch Deiche geschützt werden. Durch Deichrisse des Jahres 1225 entstand der Zuidersee, welcher 57 □M. bedeckt. Der Dollart bildete sich durch die Flut von 1362, der Jadebusen auf gleiche Weise nach u. nach im 13. u. 14. Jahrhundert. Die friesischen Inseln sind ebenfalls Ueberreste versunkenen Landes. Die Marsch ist wasserreich u. fruchtbar, die Geest meist trocken u. öde; doch liegen auch auf ihr weit ausgedehnte Moore, bewachsen mit kurzem, schilfigem Gras u. Binsen u. stellenweise überdeckt von braunem, übelschmeckendem Wasser. Theils werden sie zu Torfstichen benutzt, theils brennt man das Moor (Höhenrauch), theils versucht man sie durch Anlage von Kanälen urbar zu machen. Besonders reich an solchen Mooren ist die holländische Landschaft Ober Yssel u. Oldenburg. In die norddeutsche Tiefebene fällt der Unterlauf unserer deutschen Ströme, mit Ausnahme der Donau. Der Rhein tritt in dieselbe bei Bonn, um sich kurz nach Ueberschreitung der holländischen Grenze in ein Delta zu theilen, an welchem Maas u. Schelde theilnehmen. Die am Teutoburger Walde entspringende Ems gehört vollständig der Tiefebene an, die Weser erst von Minden an, wo sie die Weserkette durchbricht. Zu dem nordwestlichen Theile des deutschen Tieflandes gehören die Inseln Borkum, Juist, Norderney, Langeroog, Spickeroog u. Wangeroog, Neuwerk u. Helgoland.

b. Das östliche deutsche Tiefland reicht von der Mündung der Elbe bis zu der des Niemen (Memel) u. unterscheidet sich durch das Auftreten zweier Landrücken, des uralisch karpathischen u. des uralisch baltischen, wesentlich von dem westlichen Theile. Der uralisch-baltische Landrücken hat eine Richtung von SO. nach NW., beginnt in Oberschlesien mit dem Tarnowitzer Plateau, bildet die Höhen von Trebnitz (220 m.) u. wird von der Oder bei Leubus durchbrochen; auf dem linken Oderufer folgen die Hügel von Grüneberg, Muskau u. Sorau u. der etwa 180 m. hohe wasserarme Fläming am rechten Ufer der Elbe, welche den Landrücken unterhalb Magdeburg durchbricht; auf dem linken Elbufer erreicht er nur die Höhe von 150 m. u. endet in der Lüneburger Heide. Der uralisch-baltische Landrücken zieht der Ostsee parallel u. endet auf der jütischen Halbinsel; seine größten Erhebungen sind der Birkhöfer Berg in Pommern (257 m.), das Plateau von Rummelsburg (170 m.) u. der Heilige Berg (257 m.); er zeichnet sich durch eine außerordentliche Menge von Seen aus. Am weitesten tritt dieser Landrücken von der Ostsee in Pommern zurück, um dann in den Richtungen nach NW. u. NO. sich ihr wieder zu nähern. Die Küstenentwicklung der Nordsee zeigt tief eingerissene Busen, die flachere Küste der Ostsee Haffbildungen vor den Mündungen der Oder, Weichsel u. Memel. Die Westküste Schleswigs war einst weiter in das Meer hinausgeschoben, bis die einbrechende Flut das tiefer liegende Land unter Wasser setzte u. nur noch die ostfriesischen Inseln (Föhr, Sylt, Amrum, die Halligen) verschonte. Von den deutschen Inseln der Ostsee: Alsen, Fehmern, Rügen, Usedom u. Wollin, ist Rügen die größte.

Uebersicht der bekanntesten Berge des Deutschen Reiches.

	Höhenangabe in m.		Höhenangabe in m.		Höhenangabe in m.		Höhenangabe in m.
Achalm, schwäb. Jura	701	Golmenberg, Pr. Brandenburg	190	Königsstuhl, Rügen	133	Rugard, Rügen	102
Acht, hohe, Eifel	755	Greifenstein, Isergebirge	423	Kranichberge, Pr. Brandenbrg.	109	Ruhnerberg, Mecklenburg	187
Alpspitz b. Garmisch, bayer. Alp.	2600	Gröditzberg, Isergebirge	408	Kyffhäuser, Thüringen	477	Schafberg, schwäb. Jura	1017
Altkönig, Taunus	798	Hagelsberg, Pr. Brandenburg	235	Kynast, Riesengebirge	589	Schmiedeberg. Kamm, Riesengeb.	1219
Altvater, großer, Sudeten	1491	Havelberge, Pr. Brandenburg	97	Landskrone bei Görlitz	434	Schmücke, Thüringer Wald	917
Arber, großer, Böhmerwald	1472	Heiligenborn, Westerwald	695	Lausche, Lausitzer Gebirge	795	Schnecke, Algäuer Alpen	2288
Bastei, Sächs. Schweiz	305	Helpterberg, Mecklenburg	200	Lilienstein, Sächs. Schweiz	416	Schneeberg, Fichtelgebirge	1062
Beerberg, Thüringer Wald	995	Heuscheuer, großer, Sudeten	922	Melibokus, Odenwald	528	Schneeberg, Glatzer Gebirge	1427
Belchen, Schwarzwald	1415	Heuscheuer, kleiner, Sudeten	877	Milleschauer, böhm. Mittelgeb.	839	Schneekopf, Thüringer Wald	988
Belchen, Elsaßer, Vogesen	1170	Hochkalter Gipfel, bayer. Alpen	2620	Neuffen, Hohen-, schwäb. Jura	731	Schneekoppe, Riesengebirge	1601
Belchen, Sulzer, Vogesen	1432	Hochvogel, Algäuer Alpen	2588	Niederwald, Taunus	330	Stauffen, Taunus	417
Brocken, Harz	1140	Hockenhöhe, Spessart	585	Ochsenkopf, Fichtelgebirge	1018	Sturmhaube, große, Riesengeb.	1482
Dachsberg, Märk. Schweiz	109	Höllenberg, Prov. Preußen	257	Oybin, Lausitzer Gebirge	503	Sturmhaube, kleine, Riesengeb.	1417
Daumen, Algäuer Alpen	2373	Hohenstaufen, schwäb. Jura	682	Pferdekopf, Rhön	950	Tafelfichte, Isergebirge	1125
Dörenberg, Teutoburger Wald	356	Hohentwiel, Hegau	719	Platte, Taunus	491	Teufelshorn, bayer. Alpen	2356
Dombrowaberg, Prov. Preuß.	253	Hohenzollern, schwäb. Jura	865	Porsberg, Sächs. Schweiz	358	Thurmberg bei Danzig	341
Donnersberg, pfälz. Gebirge	691	Inselsberg, Thüringer Wald	927	Rad, hohes, Riesengebirge	1504	Viktorshöhe, Harz	562
Drachenfels, Siebengebirge	270	Josefshöhe, Harz	563	Rammelsberg, Harz	630	Viehkogel, bayer. Alpen	2293
Dreitorspitz, bayer. Alpen	2692	Kaiserstuhl, Breisgau	580	Randen, hohe, schwäb. Jura	822	Watzmann, bayer. Alpen	2740
Erbeskopf, Hunsrück	818	Katzenkopf, Schwarzwald	1184	Rechberg, schwäb. Jura	706	Wendelstein, bayer. Alpen	1842
Feldberg, Schwarzwald	1495	Kickelhahn, Thüringer Wald	875	Reifträger, Riesengebirge	1413	Winterberg, groß., S. Schweiz	557
Feldberg, großer, Taunus	881	Königstein, Sächs. Schweiz	354	Revekol, Prov. Pommern	164	Ziegenrücken, Riesengebirge	1403
Fichtelberg, Erzgebirge	1208	Königsstuhl bei Heidelberg	571	Roßtrappe, Harz	401	Zwiesel, bayer. Alpen	1349

Die deutschen Flüsse.

Fluß (mündet in)	Stromgebiet in geogr. Qu.-Meil.	Länge des Laufes in geogr. Meilen.	Schiffbarkeit von
Aar (Rhein)	315	37	
Aller (Weser)	316	27	Celle
Altmühl (Donau)	70	28	Dietfurt
Beraun (Moldau)	85	23	Beraun
Bober (Oder)	119	35	
Bode (Saale)	60	20	
Donau (Schwarzes Meer)	14,500	400	Ulm Marburg
Drau (Donau)	800	100	—
Eger (Elbe)	124	27	
Elbe (Nordsee)	2,800	84	Melnik
Elster, schwarze (Elbe)	80	24	
Elster, weiße (Saale)	85	26	
Ems (Dollart)	250	45	Greven
Enns (Donau)	90	27	Weißenbach
Etsch (Adriat. Meer)	400	60	Botzen
Fulda (Weser)	120	24	Hersfeld
Havel (Elbe)	479	47	Preuß. Grenze
Iglava (Thaja)	53	23	
Iller (Donau)	120	27	Kempten
Inn (Donau)	857	68	Hall
Isar (Donau)	171	47	München

Fluß (mündet in)	Stromgebiet in geogr. Qu.-Meil.	Länge des Laufes in geogr. Meilen.	Schiffbarkeit von
Iser (Elbe)	40	17	
Lahn (Rhein)	150	29	Gießen
Lech (Donau)	140	35	Schongau
Leine (Aller)	142	25	Hannover
Leitha (Donau)	80	25	—
Lippe (Rhein)	90	31	Lippstadt
Main (Rhein)	600	66	Bamberg
March (Donau)	450	52	Göding
Moldau (Elbe)	560	44	Budweis
Mosel (Rhein)	500	75	Pt. à Mousson
Mulde (Elbe)	130	33	Jeßnitz
Mur (Drau)	230	60	Judenburg
Rab (Donau)	80	22	
Nahe (Rhein)	60	16	Kreuznach
Neckar (Rhein)	193	53	Kannstadt
Neiße, Glatzer (Oder)	94	26	
Neiße, Lausitzer (Oder)	100	25	Guben
Netze (Warthe)	253	45	Nakel
Njemen (Memel) (Ostsee)	2011	115	Grodno
Oder (Ostsee)	2300	120	Ratibor
Oker (Aller)	50	15	—

Fluß (mündet in)	Stromgebiet in geogr. Qu.-Meil.	Länge des Laufes in geogr. Meilen.	Schiffbarkeit von
Pleiße (Weiße Elster)	75	12	—
Pregel (Frisches Haff)	300	26	Bubainen
Rega (Ostsee)	70	20	Labes
Regen (Donau)	70	22	—
Regnitz (Main)	80	28	Forchheim
Reuß (Aar)	80	21	—
Rhein (Nordsee)	4000	175	Bodensee
Ruhr (Rhein)	120	30	—
Saale (Elbe)	400	49	Naumburg
Saar (Mosel)	141	30	Saarbrücken
Salzach (Inn)	106	28	Hallein
Sieg (Rhein)	70	18	Siegburg
Spree (Havel)	172	48	Kostenblatt
Stolpe (Ostsee)	70	20	Stolpe
Thaja (March)	212	38	
Traun (Donau)	70	20	Hallstadt
Trave (Ostsee)	50	16	
Unstrut (Saale)	80	23	Artern
Warthe (Oder)	832	95	Kollo
Weichsel (Frisch. Haff)	3500	135	Devory
Werra (Weser)	180	35	Wanfried
Weser (Nordsee)	1000	70	Münden

Deutsches Volk, d. i. der Inbegriff aller der Menschen, welche die deutsche Sprache als Familiensprache gebrauchen u. sich ihrer gemeinsamen Abstammung u. ihrer nationalen Zusammengehörigkeit bewußt sind. Dieses Nationalgefühl kann infolge politischer Verhältnisse abgeschwächt, durch partikularistische Sonderbestrebungen verdunkelt worden sein, ohne daß dadurch ein Volksstamm aus der Nation ausscheidet. Die Holländer, die vlämischen Belgier, die deutschen Schweizer u. die Deutschen der russi Ostseeprovinzen gehören zum deutschen Volke, obgleich in ihnen das Widerstreben gegen eine etwaige Vereinigung mit dem Deutschen Reiche sich zum Theil recht stark bemerklich macht; sie fühlen sich aber sofort als Deutsche im Gegensatz zu anderen Nationalitäten, zu den Romanen u. Slaven. Das deutsche Nationalgefühl ist erwacht u. erstarkt im Kampfe mit anderen Völkern, nicht sowol mit den Römern vor u. während der Völkerwanderung — denn in jenen Zeiten stritten die deutschen Stämme gesondert, ohne gemeinsamen Zweck u. Plan, ohne einheitliche Leitung —, als vielmehr in dem langen Streit gegen die Romanen zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser; das Reformationszeitalter schärfte das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes, u. die Führer der antipäpstlichen u. antirömischen Bewegung, nam. Hutten u. Luther, trugen zur Hebung desselben außerordentlich viel bei. Bald aber sank das deutsche Nationalgefühl durch die Politik der deutschen Kaiser u. Fürsten, welche die Interessen ihrer Hausmacht über die Wünsche u. die Ehre des deutschen Volkes stellten. Der Dreißigjährige Krieg machte nicht nur das deutsche Reich, sondern auch Sprache, Sitte u. Kultur der Deutschen abhängig vom Auslande. Die klassische Literaturperiode des 18. Jahrh. ließ aber unser Volk wieder zum Bewußtsein seiner eigenartigen Kultur u. seiner geistigen Bedeutung kommen. Die Befreiungskriege endlich einigten das Deutsche Volk wenigstens im Haß gegen Frankreich. Das 19. Jahrh., das Zeitalter der nationalen Umwälzungen, hat auch im Deutschen Reiche einen nationalen Staat entstehen lassen, freilich nicht in der Weise, daß derselbe das zusammenhängende deutsche Sprachgebiet vollständig umfaßte u. alle fremden Elemente ausgeschieden hätte, aber doch so, daß sowol die fremden Nationalitäten innerhalb dieses Reiches, wie die deutschen Stämme außerhalb desselben, von der Entwicklung dieses Staates auf politischem, sozialem u. materiellem Gebiete mehr od. minder abhängig sind. — Das Wohngebiet der deutschen Nation liegt in der Mitte der großen Völkerstämme Europa's; im W. u. S. zusammentreffend mit den Franzosen u. Italienern, den beiden Kulturvölkern romanischer Zunge, im O. begrenzt von Südslaven, Magyaren u. Nordslaven u. im N. Schleswigs das Gebiet der nordgermanischen Sprachfamilie berührend. Der Einfluß dieser Nationen auf unser deutsches Volksthum ist zu allen Zeiten sehr bedeutend gewesen; den romanischen Völkern gegenüber hat das deutsche Volk an Gebiet verloren, während es nach O. in das Gebiet slavischer Sprachen seit Jahrhunderten immer weiter vordringt. Deshalb hat sich denn auch das deutsche Volk am reinsten im W. erhalten, wo es nicht angreifen, sondern sich nur hat vertheidigen können; dagegen ist die Bevölkerung östlich der Elbe u. Saale außerordentlich versetzt mit slavischen Elementen, zu denen sich im NO. noch lettische Bestandtheile gesellen. Die Grenzen des deutschen Sprachgebietes sind nie feststehende gewesen; sie haben sich verschoben zu Gunsten od. Ungunsten unseres Volksthumes in allen geschichtlichen Zeiträumen je nach den Machtverhältnissen des Deutschen Reiches u. seiner Nachbarn u. sind oft verändert worden durch kirchliche u. soziale Umwandlungen in den gemischten Landestheilen. Im N. hat die dänische Sprache deutsches Gebiet sich unterworfen zu jenen Zeiten, als Dänemark Schleswig-Holstein beherrschte; im O. haben die Kriege der deutschen Kaiser während des Mittelalters, die Entwicklung des hanseatischen Handels u. der Macht des Deutschen Ordens, der massenhafte Zuzug deutscher Kolonisten, bes. im 12., 13. u. 14. Jahrh., die slavischen Länder bis an die Weichsel, welche in ihrer politischen Zersplitterung keinen dauernden Widerstand zu leisten vermochten, zum Theil vollständig germanisirt, zum Theil wenigstens unter den Einfluß der deutschen Kultur gestellt, u. weder der polnische Sieg über den Deutschen Orden noch die russischen Versuche, das Deutschthum der Ostseeprovinzen zu slavisiren, noch die nationalen Erfolge der Hussitenkriege haben in jenen slavisch-lettischen Gebieten das Deutschthum mit der Wurzel auszurotten vermocht, wenn auch infolge dieser nationalen Kämpfe die Grenzen unserer Nationalität heute beträchtlich weiter nach W. geschoben erscheinen, als vor einem halben Jahrtausend. — Das Deutsche Reich in seinem gegenwärtigen Umfange zählt 36,825,000 Deutsche, denen gegenüber stehen 2,415,000 Polen, 138,000 Wenden, 50,000 Tschechen (in Schlesien), 147,000 Lithauer, 266,000 Franzosen, 147,000 Dänen, zusammen 3,163,000 Glieder fremder Nationen, noch nicht einmal 8 Prozent der Gesammtbevölkerung (nach der Zählung von 1867). Den größten Antheil an zusammenhängendem deutschen Sprachgebiete haben nächst dem Deutschen Reiche die vormals zum Deutschen Bunde gehörigen Länder Oesterreichs, die unter einer Gesammtbevölkerung von 14,177,000 Seelen 7,020,000 Deutsche aufweisen, allerdings auch nur zwei rein deutsche Provinzen in Oberösterreich u. Salzburg besitzen. Ungünstiger gestaltet sich das Verhältniß der Deutschen zu den fremden Nationen in den übrigen ungarischen u. slavischen Kronländern; von einer Gesammtbevölkerung von 21,323,000 Seelen sind 2,020,000 deutsch. Nur im Westen Ungarns ragt zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet in magyarisches hinein; in den anderen Theilen dieser Länder tritt das Deutschthum nur in Sprachinseln auf, so vorzüglich im Banat, in Siebenbürgen, in den Nordkarpathen; bei Weitem geringere Ausdehnung haben die deutschen Kolonien Galiziens. Von der gesammten Bevölkerung der österreich.-ungarischen Staaten ist demnach etwas mehr als der vierte Theil deutscher Abstammung; an Zahl werden die Deutschen Oesterreichs von den Slaven übertroffen, welche, wenn wir die Einwohnerzahl auf 36,000,000 veranschlagen, über 16,000,000 zählen; das Verhältniß fällt aber zu Gunsten der Deutschen aus, wenn in Betracht gezogen wird, daß die Slaven bei dem Mangel einer gemeinsamen Schriftsprache nach Stämmen gezählt werden müssen; dann ergiebt sich, daß die Deutschen in der österreich.-ungarischen Monarchie die relative, in den früher deutschen Bundesländern die absolute Mehrheit bilden. Den 9 Millionen Deutschen folgen 6,730,000 Tschechen, 5 Millionen Magyaren, 4,230,000 Südslaven, 3,500,000 Romanen. Bedeutsam für die Kulturentwicklung ist es gewesen, daß Deutsche über alle Theile Oesterreich-Ungarns verbreitet sind, daß sie in den außerdeutschen Ländern einen beträchtlichen Theil der städtischen Bevölkerung bilden, u. daß die bes. in den slavischen Provinzen sehr zahlreichen Juden deutsch sprechen. In entschiedener Abnahme begriffen ist das Deutschthum in Siebenbürgen, wo es dem Romanenthum unterliegen wird, in den Karpathenländern, wo es den Slaven keinen erfolgreichen Widerstand leistet, u. in Südtirol, wo soziale u. kirchliche Verhältnisse das Vordringen italienischen Wesens begünstigen. Von der Bevölkerung **Rußlands** (67 Millionen) bilden die Deutschen kaum $1\frac{1}{2}$ Prozent (933,000); hiervon kommt der dritte Theil auf das Königreich Polen, der fünfte auf die Baltischen Provinzen. St. Petersburg hatte nach der letzten Zählung (1872) unter seinen 668,000 E. nicht weniger als 46,500 Deutsche. In den Ostseeprovinzen gehören Adel u. Bürgerthum zum größten Theile der deutschen Nationalität an. Die städtische Bevölkerung von Esthland, von Semgallen u. Kurland ist zu zwei Dritteln, die von Livland fast zur Hälfte deutsch; dagegen bilden die Deutschen auf dem Lande dieser Provinzen nur etwa 2—3 Prozent der Gesammtbevölkerung. Im W. bedeckt das deutsche Sprachgebiet die Niederlande vollständig, von Belgien mehr als die Hälfte. Die Holländer gehören dem friesischen u. friesisch-sächsischen Stamme an; zwischen ihrer Sprache u. derjenigen der benachbarten preußisch-deutschen Landestheile giebt es keine scharfe Grenzlinie. In **Belgien** ist von 4,800,000 Einwohnern mehr als die Hälfte (2,667,000) vlämisch, u. selbst von der Bevölkerung der Hauptstadt sind gegen 60 Prozent deutscher Abstammung. Zwar hatte in der Literatur u. im Verkehr die französische Sprache eine solche Ausbreitung gewonnen, daß die Belgier den überwiegend deutschen Charakter ihres Landes vergessen zu haben schienen; in den letzten Jahrzehnten hat sich aber das vlämische Element wieder gekräftigt, seinen Zusammenhang mit dem Deutschthum erkannt u. eine reiche u. schöne Literatur entwickelt. An der Nordsee erstreckt sich das deutsche Sprachgebiet über Belgien hinaus nach **Frankreich**, wo es den größten Theil der Departements Nord u. Pas-de-Calais mit etwa 215,000 Seelen einnimmt. Von einem vlämischen Stammesbewußtsein ist dort, in der Gegend von Dünkirchen u. St. Omer, keine Rede; die französische Sprache rückt von den Städten aus immer weiter in das Land hinein. Die Deutschen in Elsaß u. Lothringen (1,385,486 Seelen) sind durch den Frieden von 1871 mit dem Deutschen Reiche vereinigt worden. In der **Schweiz** bilden die Deutschen die Mehrheit der Bevölkerung; von 2,510,494 Einwohnern sind 1,764,761 deutsch, 577,613 französisch, 129,930 italienisch u. 38,090 rhätoromanisch. Durchaus deutsch sind 14 Kantone; die geringste deutsche Bevölkerung im Verhältniß zur Einwohnerzahl besitzt der Kanton Waadt. Mit Ausnahme der deutschen Bevölkerung des Hinterrheinthales, welche vollständig von Rhätoromanen eingeschlossen ist, hängt das deutsche Sprachgebiet der Schweiz zusammen; im Süden des Kanton Wallis überschreitet es sogar die eidgenössischen Grenzen u. umfaßt den oberen Theil der am Südabhange des Monte Rosa gelegenen, zum Königreich **Italien** gehörigen Thäler mit etwa 3000 deutschen Bewohnern. Die nördlich von Verona u. Vicenza liegenden sette u. tredeci Communi (s. „Communi") sind zum großen Theil verwelscht.

Das deutsche Volk ist keine gleichartige Nation, sondern zusammengesetzt aus einer Anzahl von Stämmen, welche von einander verschieden sind in Sprache, Geschichte u. Sitte. Diese Stämme, welche im Mittelalter unter eigenen Herzögen standen, sind jetzt durch politische u. administrative Grenzen zerrissen u. zerspalten, ohne daß jedoch dadurch das Bewußtsein der Stammesgemeinschaft vollständig vernichtet worden wäre. Noch heute wissen die Leute am Lech gar wohl, daß dieser Fluß die Schwaben von den Bayern trennt, u. immer noch gilt der Rennstieg auf dem Thüringer Walde im Volke als Grenzscheide des thüringischen u. fränkischen Stammes. Die großartigen Verkehrswege der Gegenwart verwischen aber diese Unterschiede

u. Eigenthümlichkeiten immer mehr, indem sie zuerst der städtischen Bevölkerung durch Beimischung fremder Bestandtheile die Stammeseigenthümlichkeit nehmen u. von den Städten aus nivellirend auch auf das Landvolk einwirken. Die holländisch-deutschen Inseln, Helgoland u. einen schmalen Saum an der Küste der Nordsee nehmen die **Friesen** ein. Diese bilden einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung Nordhollands; sie haben sich am reinsten auf den Inseln erhalten, auf dem Festlande dagegen vielfach mit Sachsen vermischt; sie sind muthig u. umsichtig im Kampfe mit dem Meere, freiheitsliebend, willensstark, aber auch phantasiearm u. den Künsten abhold. Weit ausgedehnter ist das Gebiet des **sächsischen Stammes** in Westfalen, Hannover, im südlichen Theil Oldenburgs, in Braunschweig u. Schleswig-Holstein. Wie bei den Friesen die Seefahrt, so bildet bei den Sachsen der Ackerbau die Hauptbeschäftigung; Weichheit des Gefühls ist ihnen nicht eigen, aber ein kräftiger, fast wortkarger Humor, der sich in kurzen Schlag- u. Sprüchwörtern äußert, treue Gesinnung bei oft einsilbiger Abgeschlossenheit u. ein den Worten entsprechendes Handeln. Bei allem Vorwiegen des Verstandes ist die Religiosität im sächsischen Charakter tief begründet u. nicht immer frei von Frömmelei (Wupperthal). Zum sächsisch-niederdeutschen Sprachgebiet, aber nur uneigentlich zum Stamme der Sachsen, gehören die Bewohner der deutschen Ostseeländer; ihnen ist viel slavisches Blut beigemischt. Südwestlich schließt sich an die Sachsen der Stamm der **Franken**, der in den ersteren übergeht in den vlämischen Belgiern, in der Bevölkerung der Eifel, des Westerwaldes u. des nördlichen Hessens. Die staatliche Zersplitterung war der Stammesentwicklung nachtheilig u. hat das Stammesgefühl im Westen vollständig vernichtet. Heiterkeit u. Leichtlebigkeit, Begabung für Wissenschaft u. Kunst, Fügsamkeit in fremde Verhältnisse, Gewandtheit im Verkehr sind Haupteigenschaften der Franken. Der Stamm der **Thüringer** hat sich nur zwischen dem Thüringer Walde u. dem Harz rein erhalten, östlich von der Saale dagegen sich vermischt mit slavischen Elementen u. so die Bevölkerung Meißens, der Lausitz u. Schlesiens gebildet. Der Thüringer ist von herzlicher Biederkeit, ein Freund des Gesanges, genügsam u. sparsam. Anders sind die Meißner geartet, höflich im Umgang, unternehmend in Handel u. Industrie, aber auch nüchtern in ihren Anschauungen u. begabter für die Wissenschaft als für die Kunst. Der Lausitzer ist nicht ohne Schroffheit u. Derbheit im Verkehr, von geringem Sinn für die Poesie, aber auch gerade u. offen, fleißig u. ausdauernd. Aehnliche Charaktereigenthümlichkeiten besitzt der Schlesier. Eng verwandt im Volkscharakter sind **Alemannen** u. **Schwaben**; bei jenen beherrscht der Verstand das Gefühl; der Trieb nach materiellem Besitz ist dem Alemannen im Elsaß wie in der Schweiz mehr eigen als dem Schwaben, beiden Stämmen gemeinsam aber Gemüthstiefe u. Lebendigkeit der Empfindung. Für die Künste sind die Länder zwischen Rhein u. Lech, Schwarzwald u. Vogesen zu allen Zeiten sehr fruchtbar gewesen; doch läßt eine gewisse Lust am Widerspruch den Schwaben häufig schroff u. eckig erscheinen. Der **Bayer**, in manchen Stücken dem Sachsen ähnlich, hat wenig Anlage zu Industrie u. Kunst; er ist stolz auf seinen Besitz, ein Freund materieller Genüsse, im Umgang ohne weitschweifige Formen, von schlagfertigem Witz u. religiösem Gefühl. Größere Lebendigkeit des Geistes zeigen der stammverwandte Tiroler u. Oesterreicher, denen die Beimischung romanischen u. slavischen Blutes einen mehr sanguinischen Charakter verliehen hat. – Diese verschiedenen Stämme sind zum größten Theil im neuen deutschen Reiche vereinigt, das nicht, wie die romanischen Staaten, darauf ausgeht, die Stammeseigenart zu vernichten, sondern vielmehr innerhalb eines einheitlichen Rahmens jedem Gliede der Nation, den Stämmen wie den einzelnen Bürgern, die Freiheit der Entwicklung zu wahren sucht.

Vertheilung der Deutschen in Europa nach Stammesgruppen, in Tausenden geschätzt (nach Richard Böckh).

Europäische Staaten.	Gesammtbevölkerung.	Anzahl der Deutschen.	Oberdeutsche Stämme im zusammenhängenden deutschen Sprachgebiete.						Mitteldeutsche Stämme im zusammenhäng. deutsch. Sprachgebiete.				Niederdeutsche Stämme im zusammenhängenden deutschen Sprachgebiete.				
			Burgunder.	Alemannen.	Schwaben.	Bayern.	Vorwiegend bayerisch.	innerhalb fremder Sprachgebiete.	Franken.	Thüringer.	Vorwiegend thüringisch.	innerhalb fremder Sprachgebiete.	Fränkisch sächsisch.	Friesen u. friesisch sächs.	Sachsen.	Vorwiegend sächsisch.	innerhalb fremder Sprachgebiete.
Preußen	22,737,000	20,022,000			64		620	34	2438	650	2872	178	1861	364	5085	5270	282
Oesterreichs deutsche Länder	13,468,800	6,782,000		143	16	1400	3584	334	610	—	545		—				—
Galizien u. Bukowina	5,464,600	191,000	—			—		108				50				—	10
Ungarn u. Dalmatien	15,045,000	1,651,000	—				275	943				125	—				257
(Oesterreich-Ungarn)	33,978,400	8,624,000		143	16	1400	3859	1385	610		545	175					267
Bayern	4,657,700	4,656,000		28	540	1400			2629								
Niederlande	3,372,700	3,366,000											800	2502			
Belgien	4,782,300	2,667,000							26			3	2599				38
Sachsen	2,225,200	2,169,000							—		2167						
Schweiz	2,510,500	1,765,000	787	927				47									
Württemberg	1,720,700	1,719,000			1500				208								
Elsaß u. Lothringen	1,500,000	1,360,000		880				80	340			40					
Rußland	67,121,800	933,000						300				154					400
Hessen-Darmstadt	820,400	819,000							790								—
Mecklenbg.-Schwer. u. Strelitz	647,500	647,300													643		
Oldenburg	307,500	307,000							34					52	220		
Braunschweig	281,700	281,700													281		
Hamburg	274,700	272,600								—					267		
Thüringische Herzogthümer	742,200	742,000							212	383	141						
Luxemburg	197,700	194,700							194						—		
Fürstenthümer Lippe	137,600	137,600													137		
Bremen	98,600	98,300													98		
Fürstenthümer Reuß	125,500	125,500									125						
Fürstenthümer Schwarzburg	136,800	136,800								137							
Waldeck	58,600	58,600							10						48		
Lübeck	50,700	50,600													51		
Anhalt	181,000	181,800									130					50	
Liechtenstein	7,200	7,200		7													
Frankreich		200,000											130				70
Britisches Reich	29,486,400	41,000												2			39
Italien	24,332,000	23,300	3				1	19	—								—
Dänemark	1,681,000	11,000															11
Rumänien	3,864,800	10,000						10									
Schweden u. Norwegen	5,477,000	3,000						3									3
Türkei	10,587,000	2,000						2									2
Spanien	15,408,000	1,000						1									1
Serbien	1,078,000	800						—						—			
Portugal	3,694,900	300						—					—	—	—		
Griechenland	1,329,800	200				—				—		—	—		—		
Montenegro	195,000	—								—	—	—					—
Europa	245,897,700	44,376,000	790	2700	2230	2800	4480	1880	8000	1170	5980	550	5390	2920	6830	5320	1110

DEUTSCHLAND zur Zeit der Römerherrschaft.

DEUTSCHLAND zur Zeit der Völkerwanderung. (500 n. Chr.)

DEUTSCHLAND zur Zeit der Karolinger.

DEUTSCHLAND unter d. sächs. u. fränk. Kaisern um das Jahr 1000.

DEUTSCHLAND zur Zeit der Hohenstaufen.

DEUTSCHLAND zur Zeit der Habsburger Mitte d. XV. Jahrh.

DEUTSCHLAND zur Zeit der Reformation

DEUTSCHLAND zur Zeit des Dreissigjährigen Kriegs.

DEUTSCHLAND zur Zeit Napoleon's I.

DEUTSCHLAND von 1815-1866.

DEUTSCHLAND nach 1866

DEUTSCHLAND 1870.

Deutsche Geschichte. I. Zeitraum. Bis zum Ende der Völkerwanderung. Die Herkunft der deutschen Volkerstämme, ihre Wanderungen u. Wohnsitze vor den Zeiten, in welchen die Römer mit ihnen in kriegerische Berührung kamen, sind dunkel; nur das steht fest, daß die Bewohner Germaniens in vorhistorischer Zeit mit den Völkern der nordischen Halbinseln eine gemeinsame Nation von gleicher Sprache, Sitte u. Religion gebildet haben (s. „deutsche Mythologie“), daß die „Germanen“, mit welchem Namen die alten Deutschen von den Römern bezeichnet wurden, zwischen Rhein, Donau u. Weichsel wohnten u. im W. u. S. von keltischen, im O. wahrscheinlich von slavischen Völkerschaften umgeben waren. Nachdem die Kimbern u. Teutonen, welche aus unbekannten Gründen in Italien einfallen wollten, durch Marius (s. d.) 113 u. 102 v. Chr. geschlagen u. der Rhein u. die Donau zu Grenzen des röm. Reiches gemacht worden waren, drangen die Römer unter der Herrschaft des Augustus selbst in Deutschland ein, wurden aber durch den Sieg des Cheruskerfürsten Armin (Hermann) am Teutoburger Walde im Jahre 9 n. Chr. auf ihre früheren Grenzen beschränkt. Der röm. Geschichtschreiber Tacitus giebt in seinem kleinen Werke „Germania“ zuerst eine Schilderung der politischen u. gesellschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen deutschen Stämme. An den Nordseeküsten saßen die Bataver, Friesen u. Sachsen, am Harz die Cherusker, im heutigen Hessen die Chatten, zwischen Werra u. Saale die Hermunduren, in Böhmen die Markomannen, in Schlesien die Vandalen, in der Mark Brandenburg die Semnonen, in Mecklenburg die Langobarden u. östl. von diesen an der Ostsee die Burgunder, Rugier u. Heruler, an der Weichsel die Gothen u. am Oberrhein ein Gemisch suevischer Stämme. Einem fast nomadischen Ackerbauleben, wie es Cäsar noch vorfand, folgte die Seßhaftigkeit der Deutschen auf einzelnen Gehöften, außerhalb deren sich der Gemeinbesitz der Mark (s. d.) hinzog; unumschränkte Gewalt über Haus u. Familie übte das Oberhaupt der letzteren, u. ihm folgte der älteste Sohn im Besitz. Jagd u. Kampf war die Arbeit des Mannes, das Weib besorgte die häusliche Wirthschaft; die Ehe wurde rein bewahrt u. spät geschlossen. Volksversammlungen gewährten Jedem freien Antheil an der Regierung, an den Beschlüssen über Krieg u. Frieden; in solchen wurden die Herzoge, die Anführer im Krieg, aus edlen Freien gewählt, welche jedoch nach dem Frieden ihre Macht u. Würde niederlegten. Schutz nach außen u. Ordnung der Gemeinderechte fanden die Germanen in den Markgenossenschaften; mehrere von diesen schlossen sich zu Gaugenossenschaften zusammen. Keuschheit, Treue, Tapferkeit u. Gastlichkeit waren germanische Haupttugenden, Spiel- u. Trunksucht aber weitverbreitete Uebel, welche oft ganze Familien in Knechtschaft gestürzt haben. Handel u. Gewerbfleiß verabscheuten die Deutschen, ebenso städtische Gemeinwesen, welche sie als Burgen der Unfreiheit betrachteten. Doch haben Römer u. Etrusker schon früh gewerbliche Erzeugnisse Italiens über die Alpen gebracht, u. der Bernsteinhandel hat eine gewisse Verbindung des nordöstl. Germaniens mit den Kulturvölkern des Mittelmeeres hergestellt. Unmerklich war der Einfluß der röm. Militärstädte auf das deutsche Wesen; doch nach dem Untergange des röm. Reiches bewahrten die Städte Köln (Colonia Agrippina), Mainz (Moguntiacum), Trier (Augusta Trevirorum), Straßburg (Argentoratum), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Regensburg (Reginum) in Bevölkerung, Verfassung u. bürgerlichem Rechte noch romanischen Charakter. — Die Zersplitterung des deutschen Volkes in einzelne Stämme begann durch die Bildung von Völkerbündnissen im dritten Jahrh. n. Chr. (der Bund der Alemannen seit 214, der Franken seit 238, der Gothen seit 215) theilweise zu schwinden; diese griffen nun selbst das röm. Reich an, dessen Natursegen u. Anbau die Raubzüge reichlich lohnte. Die Entartung des röm. Volkes, das sich daran gewöhnt hatte, deutsche Heerhaufen in Sold zu nehmen u. diesen den Schutz der Grenzen anzuvertrauen, konnte den vordringenden deutschen Völkern, welche in den Kriegen mit den Römern ihr eigenes Kriegswesen umgestaltet hatten, keinen erfolgreichen Widerstand leisten. Die Völkerwanderung (375—476, s. d.), hervorgerufen durch die in das südliche Rußland einbrechenden Hunnen, machte in 100jähr. Kampfe dem zweigetheilten Römerreiche ein Ende u. ließ neue germanische Staaten in früheren röm. Provinzen entstehen; über Italien selbst herrschte der Deutsche Odoaker (s. d.) als König. In Afrika bildete sich das Vandalenreich, welches 534 durch Belisar (s. d.), den Feldherrn des griech. Kaisers Justinian, zerstört ward; Spanien u. das südwestliche Frankreich umfaßte das 415 von Wallia gegründete Reich der Westgothen; in dem einstigen Gallien entstanden die Reiche der Franken u. Burgunder; Britannien ward 449 von den Angelsachsen erobert u. in sieben Königreiche getheilt, u. in Italien folgten den Ostgothen die Langobarden. Doch bildeten die Germanen die Minderheit der Bevölkerung u. hatten auch nur einen Theil der Länder in Besitz genommen. Nach u. nach vollzog sich nun eine nationale Umwandlung der Germanen, welche von den Romanen, als den Gebildeteren, obgleich Unterworfenen, Sprache, Recht u. Sitte annahmen, in den röm. Städten sich niederließen u. Künste, Handel u. Gewerbe zu pflegen begannen. Von den Römern empfingen die Germanen, zuerst die Gothen, das Christenthum (Ulfilas, der Bibelübersetzer um 360) u. die Schrift, indem sie ihre ursprünglichen Zauberrunen nach dem Muster der röm. Buchstaben umformten. Durch die Annahme des röm. Rechtes ging aber auch ein großer Theil ihrer alten Freiheiten verloren u. das Königthum gewann an Macht u. Bedeutung.

II. Zeitraum. Vom Untergang des röm. Reiches bis zum Vertrag zu Verdun (476—843 n. Chr.). Am längsten bewahrte deutsches Wesen das Reich der Franken im nordöstlichen Gallien, welches der Merovinger Chlodwig (481—511, s. d.) durch die Vereinigung der einzelnen Stämme der Franken gründete u. durch die Vernichtung des letzten Restes der röm. Herrschaft wie durch die Besiegung der Alemannen, der Westgothen u. Burgunder vergrößerte. Unter ihm, der selbst erst vor der Schlacht bei Zülpich (496) Christ geworden, breitete sich das Christenthum auch über das Frankenreich aus. Die Macht der merovingischen Könige sank aber schnell; denn Theilungen des Reiches u. grausame Familienkriege verringerten das Ansehen des Königthums in gleicher Weise, als die Macht der Bischöfe u. des Adels wuchs. Die Großhofmeister (majores domus), deren Würde unter Pipin von Heristal erblich wurde u. von denen Karl Martell durch den Sieg über die Araber bei Poitiers (732) den Glanz seines Geschlechtes vermehrte, gewannen endlich, obgleich sie ursprünglich nur Verwalter der königlichen Domänen gewesen waren, so viel Einfluß u. Vorrechte, daß Pipin der Kleine 752 den schwachen König Childerich III. seiner Würde entsetzen u. sich selbst vom Papst Stephan II. zum Könige der Franken salben lassen konnte. Sein Sohn Karl der Große (768—814, s. d.) vereinigte in einem gewaltigen Reiche, welches vom Ebro bis an die Weichsel u. von der Eider bis zum Tiber sich erstreckte, die Franken, Burgunder, Bayern, Alemannen, Thüringer u. Sachsen u. gründete ein großgermanisches Reich nach dem Vorbilde der röm. Kaiser. Am längsten widerstanden seinen Eroberungsplänen die norddeutschen Sachsen, welche weder ihre Freiheit noch ihren heidnischen Glauben aufzugeben willens waren. — Das Christenthum, unterstützt von den fränkischen Waffen, machte auch in jenen deutschen Gegenden jetzt bedeutende Fortschritte, welche die Bestrebungen früherer Missionäre abgewiesen hatten. Von Irland aus waren christliche Sendboten schon zwei Jahrhunderte früher in die südwestlichen u. südlichen Gegenden gekommen u. die von ihnen gegründeten Klöster (Reichenau, St. Gallen, Regensburg) hatten als Stützpunkte des neuen Glaubens gedient; im N. hatte Bonifacius (s. d.) ohne Erfolg gepredigt; mit dem Untergange der sächsischen u. friesischen Freiheit kam aber jetzt die christliche Religion auch in die Länder an der Weser u. Ems. Die Vereinigung so vieler selbständiger Stämme zu einem Staate erforderte bald auch eine Umgestaltung der Rechtsverhältnisse; zwar blieben im Großen u. Ganzen die Stammesrechte noch in Kraft, doch wurden die Volksherzöge abgeschafft u. die Gaueintheilung über das ganze Reich ausgedehnt. Zur Beaufsichtigung der Grafen, welche an der Spitze der Gaue standen u. den Gaugerichten vorsaßen, wurden Sendboten ausgeschickt, von deren Ausspruch an die Pfalzgrafen appellirt werden konnte. Auch das Finanzwesen wurde centralisirt u. durch herumreisende königliche Beamte beaufsichtigt. Bedeutsam war die Gründung der Ostmark gegen die Avaren, aus der sich später Oesterreich entwickelte. Die Kriegskraft des Reiches hob Karl durch die Umwandlung der bisherigen Majorität der Heere aus Infanterie in Kavallerie u. durch die Einrichtung einer Landwehr, die alle waffenfähigen Männer zum Heerdienst verpflichtete. Doch trug Karl nicht minder Sorge für die geistige Kultur des Landes; durch eingehende Verordnungen (Capitulare de villis) u. die Musterwirthschaft seiner eigenen Domänen suchte er einen rationellen Betrieb der Landwirthschaft anzubahnen; mit den neu gegründeten Bisthümern waren Klosterschulen verbunden, unter denen die von Corvey bes. hervorragte; eine Akademie gelehrter Männer (s. „Alkuin“) scharte sich um ihn an seinem Hofe, u. er selbst zeigte seinen nationalen wissenschaftlichen Sinn in der Sammlung deutscher Heldenlieder u. Volksrechte. In den Städten blühte Handel u. Gewerbfleiß. Der große Plan, den Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu verbinden, kam aber leider nicht zur Ausführung. (Die Porträts Karl's des Großen sowie der übrigen deutschen Kaiser (s. Nr. 2291—2342), sind nach den bekannten Kaiserbildern im Römersaale zu Frankfurt a. M. — mit Zugrundelegung eines bei Georg Wigand in Leipzig erschienenen Cartons — angefertigt). Als Karl der Große starb, hinterließ er seinem Sohne Ludwig dem Frommen (814—840, s. d. ein Reich, welches in seiner gewaltigen Ausdehnung u. bei seiner vielfachen Völkermischung eines groß angelegten Herrschers bedurfte u. zerfallen mußte unter der Regierung eines Mannes, welcher nur Sinn für kirchliche Angelegenheiten besaß. Die schon bei dessen Lebzeiten ausgebrochenen Kriege unter seinen Söhnen, hervorgerufen durch Theilungspläne des Vaters, fanden ihren Abschluß durch den Vertrag zu Verdun (843), kraft dessen sich aus dem Reiche Karl's des Großen nach den Nationalitäten drei Reiche bildeten. — Lothar erhielt als Kaiser Italien u. Mittelfranken (Lotharingen); Karl der Kahle Westfranken (Frankreich) u. Ludwig Ostfranken (Deutschland), d. i. die Lande östl. vom Rhein u. die Städte Speier, Worms u. Mainz.

Nr. 2291. Karl der Große. 768—814.
(Von Philipp Veit.)

Nr. 2292. Ludwig der Fromme. 814—840.
(Von J. J. Jung.)

Nr. 2293. Ludwig der Deutsche. 840—876.
(Von Karl Trost.)

III. Zeitraum. Die karolingischen u. sächsischen Kaiser (843—1024). Die Zeiten der karolingischen Kaiser (843—911) bezeichneten auch für Deutschland den Verfall der inneren, von Karl dem Großen geschaffenen Rechtsverhältnisse u. der Macht nach außen. Besonders unter der Regierung Karl's des Dicken (876—887, s. d.) kamen in den alten deutschen Volksherzogthümern die Herzöge zu neuer Macht, indem zuerst den Sachsen u. Thüringern, dann auch den Lothringern, Schwaben, Bayern u. Franken zur Vertheidigung gegen äußere Feinde u. zur Aufrechthaltung des Friedens königliche Statthalter gegeben wurden, die sich immer unabhängiger von dem Reichsoberhaupte zu machen wußten. Das Gefühl der eigenen Schwäche zwang außerdem die Könige, sich durch Rechtsverleihungen u. Länderschenkungen unter den Großen des Reiches eine ergebene Partei zu erwerben, die freilich nur so lange treu blieb, als nicht von anderer Seite größere Erwerbungen in Aussicht gestellt wurden, u. die an sich schon Ansehen u. Macht des Königs gefährdete. Den Gemeinfreien mangelte aber der Rechtsschutz, u. die Zahl der Leibeigenen überwog bald die der freien Grundeigenthümer. Der allmählige Verfall der Einrichtungen Karl's des Großen machte sich vorzüglich im Kriegswesen fühlbar; das Deutsche Reich konnte sich lange Zeit nicht der andrängenden Slaven u. der Einfälle der kriegstüchtigen u. räuberischen Normannen erwehren, von denen Karl der Dicke durch einen Tribut den Frieden erkaufte. Vorübergehend hob sich nach Karl's Absetzung das Reich unter Kaiser Arnulf (887—899), welcher die Normannen in entscheidender Schlacht besiegte u. gegen das großmährische Reich die Ungarn herbeirief.

Nr. 2294. Karl der Dicke. 876—887.
(Von Karl Trost.)

Nr. 2295. Arnulf. 887—899.
(Von J. J. Jung, nach Phil. Veit's Carton.)

Nr. 2296. Ludwig das Kind. 900—911.
(Von J. J. Jung, nach Phil. Veit's Carton.)

Unter Ludwig dem Kinde (899—911, s. d.) u. Konrad I. (911—918, s. d.) brachen aber letztere selbst verwüstend in Süddeutschland ein; die deutschen Herzoge erhoben sich zu Empörungen gegen den Kaiser u. zu Fehden unter sich, u. der Herzog von Lothringen riß sich (912) ganz von Deutschland los, um sein Land mit Frankreich zu vereinigen. Erst dem Herzog Heinrich I. von Sachsen, der 919 von den Großen zum Kaiser erwählt worden war, u. seinem Sohne u. Nachfolger Otto I. (936—973, s. d.) gelang es, das königl. Ansehen wieder zu heben, den Frieden im Inneren des Reiches wieder aufzurichten u. die Grenzen nach außen zu erweitern u. zu sichern. Das Herzogthum Lothringen ward wieder an Deutschland gebracht u. die Wehrkraft des Landes durch den Bau von Burgen, die Herstellung des Heerbanns u. die Bildung von Burgmannschaften aus dem neunten Theile der Lehnsleute, wie auch durch Umwandlung eines großen Theiles des Fußvolkes in Reiterei gehoben. Die Schlachten bei Merseburg (933) u. auf dem Lechfelde (955) wiesen die Angriffe der Ungarn erfolgreich ab, u. das Deutsche Reich konnte sich nun auch nach Osten weiter ausdehnen, slavische Gebiete wie Böhmen u. Polen von sich abhängig machen, die Ostmark wieder herstellen u. in den Ländern zwischen Elbe u. Oder das Christenthum durch Gründung neuer Bisthümer (Magdeburg, Brandenburg u. Havelberg) verbreiten u. befestigen. Das königliche Ansehen wurde aber durch Otto I. bes. dadurch gehoben, daß er, um die Macht der Herzoge zu schwächen, die meisten Herzogthümer an seine Verwandten vergab, andere theilte u. endlich die lombardische u. Kaiserkrone mit der deutschen Königskrone wieder vereinigte (962). Dies hatte allerdings zur Folge, daß in den späteren Zeiten die deutschen Kaiser über den Römerzügen allzuhäufig die Ordnung der inneren deutschen Verhältnisse versäumten, daß bei der oft jahrelangen Abwesenheit des deutschen Reichsoberhauptes die Macht der Fürsten sich steigerte u. die italienischen Besitzungen meist nur durch lange Kriege beim Reiche erhalten werden konnten. Im 10. Jahrh. war aber die Verbindung mit Italien für die Entwicklung der deutschen Kultur von bedeutendem Nutzen; italienische Bildung u. Kunst fand den Weg über die Alpen u. auch am Kaiserhofe Verständniß u. Pflege; der Handel bes. der süddeutschen Städte hob sich, u. deutsche Wissenschaft u. Literatur zeigten vielversprechende Anfänge. Otto II., (973—983, s. d.) u. Otto III. (983—1002, s. d.) ließen aber schon die Nachtheile dieser Länderverbindung erkennen; jener, stark genug, um die Angriffe der Franzosen auf das deutsche Lothringen zurückzuweisen u. die deutschen Heerscharen bis vor die Mauern von Paris zu führen, war unglücklich im Kampfe für die Erwerbung Süditaliens, u. Letzterer sah sich durch einen Aufstand der Römer verhindert, Rom selbst zur Hauptstadt des Reiches zu machen. Zwar hob sich unter diesen beiden Kaisern die Bildung in den höheren Kreisen des deutschen Volkes durch die Bekanntschaft mit griechischem Wesen — eine Folge der Vermählung Otto's II. mit der griechischen Prinzessin Theophia —; es trennten sich aber auch die Stände immer mehr durch die Veränderungen der Kriegsverfassung, welche das Lehnswesen begünstigte u. die „Ritter" als geschlossene Kaste von den übrigen Stadt- u. Landbewohnern absonderte. Dieser Ritterstand gewann unter Heinrich II. (1002—1024, s. d.) immer größere Bedeutung gegenüber den großen Lehnsträgern des Reiches. Die Nachtheile der allmählig eingetretenen Erblichkeit der großen Lehen wollte dieser Kaiser durch die Erblichkeit der kleinen theilweise heben, er verstärkte aber dadurch im Grunde nur die Macht des Adels, ohne der Krone dauernden Nutzen zu schaffen. Heinrich's kirchliche Befangenheit, welche er von Otto III. geerbt hatte, u. seine Schwäche gegenüber den deutschen Fürsten, die er lieber durch Verträge zu gewinnen als durch Waffengewalt einzuschüchtern versuchte, ließen Deutschland nicht erstarken u. erschwerten die Germanisation der slavischen Theile des Reiches.

IV. Zeitraum. Die fränkischen u. hohenstaufischen Kaiser (1024—1254). Als Heinrich II. kinderlos gestorben u. der sächsische Königsstamm erloschen war, erhoben die deutschen Fürsten den Herzog des zweitmächtigsten deutschen Stammes, den Franken Konrad II. (1024—39, s. d.), auf den Kaiserthron. Unter ihm u. seinem Sohne u. Nachfolger Heinrich III. (1039—1056, s. d.) war die Blüte der deutschen Kaisermacht u. erlangte das Deutsche Reich die größte Ausdehnung; ging auch die Mark Schleswig Deutschland verloren u. in dänischen Besitz über, so herrschte doch der deutsche Kaiser jetzt über ein Reich, welches über die Länder von der Rhone bis an die Weichsel, von der Eider bis an den Tiber sich erstreckte; deutsche Bischöfe saßen auf dem päpstlichen Stuhl, u. der polnische König mußte dem deutschen Kaiser den Lehnseid leisten. Zwar drang im Westen, bes. in Lothringen, romanisches Wesen in deutsches Gebiet ein; dafür wurden aber die Länder zwischen Elbe u. Oder dem Deutschthum gewonnen, u. selbst in Ungarn verbreitete sich durch deutsche Mönche u. Bürger christlicher Glaube, bürgerliches Gewerbe u. eine halb deutsche, halb lateinische Bildung unter den nun seßhaften Magyaren. Der Gottesfriede (1043) schränkte das ritterliche Fehdewesen zum Nutzen der städtischen u. ländlichen Bevölkerung ein, u. die vollständige Durchführung des Lehnswesens (s. d.) regelte die Pflichten u. Rechte der königlichen Vasallen u. ihr Verhältniß zur Krone wie zu ihren Hintersassen. Alles dies änderte sich aber unter Heinrich IV. (1056—1106, s. d.). Die Macht der deutschen Stammesherzöge war zu bedeutend, als daß die Bedrückung der Sachsen durch den fränkischen Kaiser u. die willkürliche Einziehung u. Besetzung einiger Herzogthümer nicht auf erfolgreichen Widerstand hätte stoßen müssen, der für den Kaiser um so verderblicher wurde, als der Investiturstreit (s. d.) die Kräfte der Krone zersplitterte u. dem Papst Gelegenheit bot, wirksam in die Verwicklungen im Deutschen Reiche einzugreifen u. die unzufriedene Partei der deutschen Fürsten für sich zu gewinnen. Papst Gregor VII. (s. d.) konnte zwar seinen Plan, die Kirche vollständig vom Deutschen Reiche unabhängig zu machen, ja dieses selbst der Kirche unterzuordnen, nicht durchführen, doch war Heinrich's IV. Buße zu Canossa (1077) eine so bedeutende

Nr. 2297. Konrad der Erste. 911—918.
(Von Karl Ballenberger.)

Nr. 2298. Heinrich der Erste. 919—936.
(Von J. B. Zwecker.)

Nr. 2299. Otto der Große. 936—973.
(Von Philipp Veit.)

Nr. 2300. Otto der Zweite. 973—983.
(Von Adolph Teichs.)

Nr. 2301. Otto der Dritte. 983—1002.
(Von Joseph Settegast.)

Nr. 2302. Heinrich der Zweite. 1002—1024.
(Von Johann David Passavant.)

Schädigung des kaiserlichen Ansehens, daß dieses im zwiesachen Kampfe gegen fürstlichen Partikularismus u. päpstliche Anmaßung unterlag. Heinrich V. (1106—1125) legte endlich den Streit mit dem Papst durch das Wormser Konkordat (1122) bei: die Wahl der Bischöfe u. Aebte sollte durch die Kapitel, ohne Einmischung, aber in Gegenwart des Kaisers geschehen; der Papst behielt die Belehnung mit Ring u. Stab, u. der Kaiser ertheilte die Regalien (s. d.) mit dem Scepter. — Diese Kämpfe hatten die Kaiser verhindert, ihre eigene Hausmacht zu vergrößern u. die Gewalt der Herzöge zu beschränken. Diese erlangten jetzt auch die Verwaltung der Grafschaften, die in ihrem Gebiete lagen, u. Bischöfe u. Aebte brachten die Hoheitsrechte über ganze Gaue an sich; nur ein sehr geringer Theil des Bodens war noch Eigenthum des Reiches, der bei weitem größere war als Lehen an geistliche u. weltliche Herren vergeben. Gegenüber dem Uebergewicht der Territorialherren über die kaiserliche Gewalt bildeten die Städte für letztere eine Macht, auf die sie sich stützen konnte, u. gerade in den unruhigen Zeiten der Regierung Heinrich's IV. begannen die an den großen deutschen Strömen gelegenen Städte, vorzüglich jene, welche sich aus römischen Ansiedlungen entwickelt hatten, zu heben. Dafür gerieth aber der Bauernstand, welcher gegen die Bedrückungen der Vasallen von den Kaisern nicht mehr geschützt wurde, fast überall in Hörigkeit u. mußte außerordentlich durch die Fehden, die Deutschland trotz des noch giltigen Landfriedens verwüsteten, leiden. — Von den Ländern, aus welchen das Reich unter den sächsischen und fränkischen Kaisern bestand, ist zunächst das Herzogthum Sachsen zu nennen, das fast alle Länder des jetzigen Preußens zwischen Rhein u. Oder mit Ausnahme Holsteins, Schleswigs u. Schlesiens umfaßte; westlich lag Frisien, das heutige Holland u. die Küstenländer der Ostsee umfassend, südlich das Herzogthum

Nr. 2303. Konrad der Zweite. 1024—1039.
(Von Lorenz Clasen.)

Nr. 2304. Heinrich der Dritte. 1039—1056.
(Von H. Stilke.)

Nr. 2305. Heinrich der Vierte. 1056—1106.
(Von Ihlee aus Cassel.)

Franken zwischen der Weser u. dem Neckar, dem Hardt u. Fichtelgebirge, Thüringen östl. vom Thüringerwalde u. die Mark Meißen östl. von der Mulde; daran schlossen sich im Süden Lothringen, das bis über die Maas nach Westen reichte, Alemannien zwischen Vogesen u. Lech, Odenwald u. Engadiner Alpen, Bayern von der Eger bis zur Etsch, vom Lech bis zur Enns, Böhmen mit Mähren, die Ostmark zwischen Enns u. Leitha u. im Süden Kärnten. Dazu kamen noch die Lande Burgund u. Arelat zwischen Rhone u. Alpen, Nord- u. Mittelitalien mit Sardinien u. Corsika als dem römischen Kaiser unterworfen. Die Verschmelzung kirchlicher u. politischer, italienischer u. deutscher Parteien, die schon unter Heinrich IV. das Deutsche Reich u. die kaiserliche Macht tief geschädigt hatte, prägte sich bald darauf noch stärker im Kampfe der Ghibellinen (s. d.) u. Welfen (s. d.) aus, der in Deutschland über ein Jahrhundert andauern sollte u. schon unter dem sächsischen Kaiser Lothar (1125—1137, s. d.) begann. Den Höhepunkt erreichte dieser Streit unter den Hohenstaufen (1138—1251). Der Welfe Heinrich der Stolze (s. d.), Herzog von Sachsen u. Bayern, verweigerte bei Konrad's III. (s. d.) Erwählung 1138 die Huldigung; der mächtigste deutsche Territorialherr wollte sich dem minder mächtigen Kaiser nicht beugen, der nun Heinrich ächtete u. seine Herzogthümer weiter vergab, aber 1142 Sachsen an Heinrich den Löwen, den Sohn Heinrich's des Stolzen, wieder verlieh. Dieser, der unter Friedrich I. (1152—1190, s. d.) auch das Herzogthum Bayern zurück erhielt, setzte aber den Kampf fort.

Italien, die Herrschaft des Kaisers über romanische Landestheile (z. B. Burgund) ließen romanische Bildung in Deutschland immer größeren Einfluß gewinnen; das Ritterthum erhielt durch die Kreuzzüge, an denen Konrad III. u. Friedrich I. selbst Theil nahmen, eine religiöse Weihe, u. in ähnlicher Weise wie in Italien hoben sich auch die deutschen Städte zu Wohlstand u. Macht u. gewährten hinter ihren Mauern den Gewerben u. Künsten Schutz u. Pflege. Unter Heinrich VI. (1190—1197, s. d.) erreichte die hohenstaufische Macht ihren höchsten Gipfel, doch mißlang sein Plan, die deutsche Krone in seiner Familie erblich zu machen. Deutschland blieb ein Wahlreich. Der König, welcher erst durch die Krönung in Rom zum Kaiser wurde, ward von den geistlichen u. weltlichen Territorialherren, welche zu diesem Zwecke der Erzbischof von Mainz binnen Jahresfrist nach Erledigung des Thrones auf einen bestimmten Tag — in der Regel in die Gegend von Mainz — zusammenberief, gewählt; ein Ausschuß, in welchem wol selten die höchsten Reichsbeamten, der Reichskanzler, Reichsmarschall, Kämmerer, Schenk u. Truchseß fehlten, hielt gewöhnlich eine Vorwahl. Der neugewählte König wurde in Aachen von einem der drei rheinischen Erzbischöfe gekrönt, schwur dort dem Reich den Eid der Treue, empfing den Huldigungseid von allen Fürsten, Herren u. Rittern u. durchzog hierauf Deutschland, um den Zustand der Reichsverfassung zu untersuchen u. die Reichslehen zu vertheilen. In Pavia od. Mailand wurde er dann von dem dortigen Erzbischof zum lombardischen König, in Rom endlich vom Papst zum römischen Kaiser

Nr. 2306. Heinrich der Fünfte. 1106—1125. (Von P. Joseph Kiederich.)

Nr. 2307. Lothar von Supplinburg. 1125—1137. (Von Ed. Bendemann.)

Nr. 2308. Konrad der Dritte. 1138—1152. (Von Dr. Ferd. Fellner.)

Doch auch er wurde geächtet u. seiner Länder beraubt. Es vollzog sich nun unter Friedrich I. u. seinen Nachfolgern eine wichtige Umwandlung der inneren Verhältnisse Deutschlands; die Kaiser begünstigten die Auflösung der großen Herzogthümer, welche ihre eigene Macht gefährdeten, u. so entstand eine Menge kleiner Territorien, indem die Bischöfe, Mark-, Pfalz- u. Landgrafen sich von der herzoglichen Gewalt frei machten, selbständig wurden u. zum Theil selbst den Herzogstitel annahmen. Dies ist die Ursache der Zersplitterung des Deutschen Reiches, welche im 12. Jahrh. nothwendig war, um die kaiserliche Macht zu heben, in der Folgezeit aber unendliche Nachtheile für die Entwicklung des deutschen Volkes mit sich führte. Ohne Widerstand der Herzöge, welche durch diesen Umwandlungsprozeß bes. stark betroffen worden, ging diese Auflösung der Territorien u. der alten Gauverfassung nicht vor sich, u. bes. hemmend wirkte die thatkräftige Opposition der welfischen, d. i. kaiserfeindlichen Partei auf die Unternehmungen Friedrich's I. gegen die norditalischen Städtebünde u. den Papst ein. Den republikanischen Geist dieser Städte konnte Barbarossa nicht brechen; er mußte ihnen in dem Frieden zu Konstanz (1183) Heerbann, Gerichtsbarkeit, Münzen u. Zölle überlassen u. sich mit dem Vorrecht begnügen, daß die Bürger dem Kaiser huldigten u. in streitigen Fällen an ihn appellirten. Trotz dieser inneren u. äußeren Kämpfe zeigte sich im deutschen Volke eine große geistige Regsamkeit u. gerade in die Zeit Friedrich's I. fallen großartige soziale Umwandlungen. Die Verbindung mit

gekrönt; bei diesem Römerzuge mußten ihn alle Reichsvasallen begleiten. Diese Wahlform führte natürlich zu mannichfachen Parteiumtrieben; nach Heinrich's VII. Tode fiel die Wahl zwiespältig aus, denn die ghibellinische Partei erklärte sich für Heinrich's Bruder, Philipp von Schwaben (1198 bis 1208, s. d.), die welfische für Otto IV. von Braunschweig (1298 bis 1215, s. d.), Heinrich's des Löwen Sohn. Der Papst, Anfangs auf Seite der Welfen, belegte aber nach Philipp's Ermordung Otto IV. mit dem Bann, weil dieser päpstliche Rechte u. Besitzungen in Italien antastete, u. gab ihm in dem jungen Friedrich II. (1212—1250, s. d.) einen Gegenkönig. Wenn auch Friedrich viel für die innere Ruhe Deutschlands that, nam. dem Fehdewesen steuerte, einen Hofrichter zur Ausübung der höheren königlichen Gerichtsbarkeit ansetzte, die Bündnisse, welche die Städte 1241 im nördlichen Deutschland (die sog. Hansa, s. d.) u. 1247 am Rhein zum Schutze ihrer Rechte gegen Landesherren u. Ritterschaft geschlossen hatten, an Eingriffen in die kaiserliche Gewalt zu hindern bestrebt war u. in kirchlichen Beziehungen Ketzereien, welche dem Staate u. der Gesellschaft gefährlich werden mußten, verfolgte, so war doch sein Hauptstreben darauf gerichtet, seine äußere Herrschaft immer weiter auszubreiten. So nahm er auf einem Kreuzzuge selbst den Titel eines Königs von Jerusalem an u. suchte bes. in Italien die kaiserlichen Rechte weiter auszudehnen. Zwar wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. die Mark Brandenburg nach Osten bedeutend ausgedehnt, das Deutschthum in slavischen u. magyarischen Ländern durch

Nr. 2309. Friedrich der Erste, der Rothbart. 1152—1190. (Von Karl Friedrich Lessing.)

Nr. 2310. Heinrich der Sechste. 1190—1197. (Von J. B. Zwecker.)

Nr. 2311. Philipp von Schwaben. 1197—1208. (Von Adolf Rethel.)

die Städtegründungen der Hansa, die Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden (s. d.) u. die große Menge deutscher Kolonisten, welche nach Polen, Böhmen, Ungarn u. Siebenbürgen gerufen wurden, ausgebreitet u. gestärkt u. der König von Dänemark genöthigt, alle seine Besitzungen südlich der Eider, also Holstein, Mecklenburg u. Pommern an das Deutsche Reich zurückzugeben; auch glänzte gerade in diesem Zeitraume Deutschland durch hervorragende Erzeugnisse der Architektur u. Dichtkunst, u. sein Handel u. Gewerbsfleiß entfaltete sich in kräftiger Weise im Norden u. Süden; doch war die Regierung Friedrich's II. nicht im Stande, den Verfall des Reiches aufzuhalten; derselbe wurde vielmehr noch beschleunigt durch des Kaisers Streben, die Unabhängigkeit der lombardischen Städte zu vernichten, den Einfluß des Papstes auf die deutschen Verhältnisse zu brechen u. den Schwerpunkt des röm.-deutschen Kaiserthums nach Sizilien zu verlegen. Der Papst Innocenz IV. betrieb 1246 die Wahl des Landgrafen Heinrich Raspe (s. d.) von Thüringen als Gegenkönig, der jedoch schon 1247 starb; auch der Gegenkönig Wilhelm von Holland (1247—1256) konnte zu keinem Ansehen gelangen; die Verwirrung im Reiche wurde noch durch den Einfall der Mongolen (1241) u. die Aufreizungen der Bettelmönche vermehrt. Mit Mühe behauptete Konrad IV. (1250—1254), Friedrich's II. Sohn, das väterliche Erbe in Deutschland u. Italien; vergebens kämpften aber sein Bruder Manfred u. sein Sohn Konradin auf italienischem Boden; ihr heldenmüthiger Untergang ließ das Kaisergeschlecht der Hohenstaufen erlöschen.

V. Zeitraum. Vom Zwischenreich bis zur Reformation (1254—1517). Die nächsten zwei Jahrzehnte, das Zwischenreich (Interregnum) genannt, weil keiner der gewählten Parteikönige, weder der engl. Prinz Richard von Cornwall (seit 1257), noch der Spanier Alfons von Castilien, thatsächlich herrschte, vollendeten die Umwandlung der hohen geistlichen u. weltlichen Reichsstände zu Landesherren mit fürstlicher Hoheit.

Nr. 2312. Otto der Vierte. 1197—1215. (Von Moritz Oppenheim.)

Nr. 2313. Friedrich der Zweite. 1215—1250. (Von Philipp Veit.)

Nr. 2314. Rudolf von Habsburg. 1273—1291. (Von Gustav Lasinsky.)

Die letzten Kaiser hatten, um sich eine Partei im Reiche zu schaffen, zu dem verderblichen Mittel der Vergebungen von Reichsgütern gegriffen u. dadurch selbst den Rest der kaiserlichen Gewalt in die Hände der Territorialherren gelegt. Während die Reichsaristokratie sich gegenseitig befehdete u. das Faustrecht gegen alle Stände in Anwendung brachte, bildeten die Städte in ihren Vereinigungen, obgleich sie von den letzten hohenstaufischen Kaisern in ihrem Streben nach Selbständigkeit benachtheiligt worden waren, eine politische Macht, die freilich einer kräftigen kaiserlichen Centralregierung nicht günstig sein konnte; sie waren aber zugleich auch die Burgen der Kultur, ihre Bürger gründeten im Auslande Handelscomptoire, sie bauten die herrlichsten Dome gothischer Baukunst, pflegten die Dichtkunst, welche von dem Adel mißachtet wurde, u. übten Recht in strengen Formen. Mit der Wahl **Rudolf's von Habsburg** (1273—1291, s. d.) endete die „kaiserlose, die schreckliche Zeit". Er ließ mehrmals den Landfrieden von den Reichsständen beschwören, durchzog das Reich fortwährend, sprach häufig persönlich Recht, verfolgte die Raubritter, zerstörte viele Burgen u. zog die in unrechtmäßige Hände gelangten Reichsgüter wieder ein. Die Kämpfe mit König Ottokar von Böhmen (s. d.), dem mächtigsten Fürsten des Reiches, welcher dem Grafen von Habsburg die Anerkennung versagte, weil er selbst nach der Krone gestrebt hatte, endeten mit dessen Tode in der Schlacht auf dem Marchfelde (1278); der Kaiser, erkennend, daß seine Macht sich auf eigenen ausgedehnten Länderbesitz gründen müsse, wenn er nicht eine machtlose Kreatur der deutschen Territorialfürsten sein wolle, theilte die Länder Ottokar's, überließ Böhmen zwar dessen Sohne Wenzel, zog Mähren aber auf fünf Jahre ein u. belehnte mit den übrigen Ländern seine Söhne. Rudolf's Politik beschränkte sich nur auf Deutschland; in die italienischen Angelegenheiten hat er nie eingegriffen. Sein Nachfolger, **Adolf von Nassau** (1292—1298, s. d.), war mit weniger Glück als Jener bemüht, sich eine Hausmacht zu gründen; die deutschen Fürsten wollten nur einen Schattenkaiser haben; sie betrachteten die Einziehung von Reichsgütern, nam. der damals erledigten meißnischen u. thüringischen Länder, als Verbrechen, saßen über ihn zu Gericht u. setzten ihn ab. Die Seele der gegen ihn wirkenden Partei war **Albrecht von Oesterreich** (s. d.), der Sohn Rudolf's, welcher sich selbst in der Schlacht von Göllheim, in der Adolf fiel (1298), die deutsche Kaiserkrone erkämpfte. Trotz seiner Strenge u. Thatkraft mißlangen seine Versuche, die habsburgische Hausmacht zu vergrößern, u. führten zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft (s. d.) u. endlich zu seiner Ermordung durch seinen Neffen Johann von Schwaben (1308), dem er sein Erbe vorenthalten hatte. Wiederum wählten die deutschen Fürsten in **Heinrich VII. von Luxemburg** (1308—1313, s. d.) einen Kaiser, welcher nicht im Stande zu sein schien, sich auf eigene Hausmacht zu stützen; die Erwerbung Böhmens machte aber sein Geschlecht zu dem bedeutendsten der deutschen Fürstenhäuser, u. obwol er von den fünf Jahren seiner Regierung drei darauf verwandte, in Italien die kaiserlichen Rechte wieder zur Anerkennung u. die lombardischen Städte zur Unterwerfung zu bringen, so wahrte doch der ritterliche Kaiser auch in Deutschland das Ansehen der Krone. Nach Heinrich's Tode bildete sich unter den deutschen Fürsten eine österreichische u. eine luxemburgische Partei; letztere wählte **Ludwig von Bayern** (1313—1346), jene **Friedrich von Oesterreich** (1313—1330). In dem Kriege, welcher sich hierauf erhob, ward zwar Friedrich gefangen genommen; da aber sein Bruder Leopold den Kampf fortsetzte u. der Papst sich gegen Ludwig erklärte, so söhnte sich dieser mit Friedrich aus u. räumte ihm den Titel „Römischer König" u. das Reichsverweseramt für die Zeit seiner Abwesenheit in Italien (1327—1329) ein. Als nun der Papst aber, unterstützt von Frankreich, das einen französischen Prinzen auf den deutschen Kaiserthron zu erheben trachtete, Ludwig's Wahl für ungiltig erklärte, so traten die Reichsstände im Kurverein zu Rhense bei Koblenz (1328) zusammen u. beschlossen, die Rechte des Reichs u. ihr Wahlrecht mit aller Kraft zu handhaben u. zu schützen u. sich dabei im Nothfalle wechselseitig beizustehen; sie erklärten, die Kaiserwürde komme unmittelbar von Gott, der von den Kurfürsten gewählte König bedürfe zur Ausübung der Reichs- u. Kaiserrechte nicht der Bestätigung des Papstes; wer dagegen handle, solle als Majestätsverbrecher bestraft werden. Thatsächlich hatte sich das Wahlrecht auf die sieben Kurfürsten, die ursprünglichen Verwalter der Reichsämter, beschränkt, rechtlich aber wurde die Art der Königswahl, über die in der letzten Zeit viele Streitigkeiten entstanden waren, durch die „Goldene Bulle" geregelt, welche der Luxemburger **Karl IV.** (1346—1378, s. d.) nach den Beschlüssen zweier zu Nürnberg u. Metz 1356 gehaltener Reichstage erließ. Das Recht, den König zu wählen, ward, wie es seit dem Ende des 12. Jahrhunderts immer beobachtet worden, nur sieben Fürsten, nämlich den drei Reichserzkanzlern (den Erzbischöfen von Köln, Mainz u. Trier), dem Reichserzmarschall (Sachsen-Wittenberg), dem Truchseß (Rheinpfalz), dem Schenken (Böhmen) u. dem Kämmerer (Brandenburg) zugesprochen. Damit in Zukunft kein Streit über die Kurstimmen bei Theilung eines Kurlandes entstehe, wurden diese als auf dem Lande haftend, die weltlichen Kurlande in ihrem damaligen Bestande für untheilbar u. nur auf den Erstgeborenen vererblich erklärt. Die Kurfürsten von der Pfalz u. von Sachsen sollten außerdem, jener im südlichen, dieser im nördlichen Deutschland, von der Thronerledigung an bis zur Wiederbesetzung Reichsverweser sein. Im Uebrigen war Karl IV. vorzüglich bestrebt, sein eigenes Land Böhmen zu heben, Gewerbe u. Handel, Bildung u. Kunst durch deutsches Bürgerthum zu fördern u. Böhmens Verfassung denen der anderen deutschen Länder zu nähern. Unter ihm u. seinen Nachfolgern hörte die Wandelbarkeit des kaiserlichen Hofes auf; die Hauptstadt des Landes, welches der Kaiser als Landesherr beherrschte, wurde zugleich auch die des Reiches; auch wurde es Grundsatz, daß nur ein Fürst von bedeutender Hausmacht zum Kaiser gewählt wurde. Als Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht erscheint die Gewalt der Kurfürsten, welche jetzt mehr als früher in allen

Nr. 2315. Adolf von Nassau. 1292—1298.
(Von H. K. A. Mücke.)

Nr. 2316. Albrecht der Erste. 1298—1308.
(Von Eduard Steinle.)

Nr. 2317. Heinrich der Siebente. 1308—1313.
(Von Philipp Veit.)

Nr. 2318. Friedrich der Schöne. 1314—1330.
(Von Dr. Ferd. Fellner.)

Nr. 2319. Ludwig der Bayer. 1314—1347.
(Von Karl Ballenberger.)

Nr. 2320. Karl der Vierte. 1347—1378.
(Von Franz Brentano.)

wichtigeren Verhältnissen ihre Stimmen zur Geltung brachten, u. der Reichstage, zu denen jetzt auch die Abgeordneten der Reichsstädte zugelassen wurden. Durch das rasche u. kräftige Aufblühen des Handels u. Gewerbes waren die Bewohner der Städte bald zu bedeutendem Reichthum u. damit zu immer größerer Unabhängigkeit gelangt. Die Könige u. Landesherren fuhren fort, ihnen Befreiungen von den Lasten der Unfreiheit, die noch aus der älteren Zeit sich erhalten hatten, zu ertheilen, u. so erlangten nam. die Handwerker, doch oft erst nach blutigen Aufständen, durch welche die Macht der städtischen Aristokratie gebrochen wurde, das Recht, ihre Zunftvorsteher selbst zu wählen, die Waffenfähigkeit u. endlich auch Antheil an Gericht u. Verwaltung der Stadt. Hatten sich schon in der Mitte des 13. Jahrh. Städte zu großen Bündnissen zusammengeschlossen, um sich gegen die Uebergriffe der kleineren Territorialherren zu vertheidigen, ihren Handel zu schützen u. die Wege von Räubern zu reinigen, so vereinigten sich die schwäbischen, fränkischen u. rheinischen Städte unter Wenzel's Regierung (1378—1411) zum „Schwäbischen Städtebunde", um ihre Rechte auch gegen die größeren Landesfürsten geltend zu machen u. ihren Einfluß auf die innere u. äußere Politik des Kaisers zu stärken. Doch vermochten die Städte ein Uebergewicht über die fürstliche Aristokratie des Reiches nicht zu erlangen; letztere siegte in dem großen Städtekriege, u. in Oberdeutschland wurde das Bürgerthum an jener machtvollen Entwicklung gehindert, welche in Niederdeutschland der „Hansa" eine über Deutschland hinaus reichende politische Bedeutung gab. Wenzel (1378—1400, s. d.), Karl's Sohn, wurde nach einer kraftlosen Regierung abgesetzt, u. auch sein Nachfolger, Ruprecht von der Pfalz (1400 bis 1410), welcher vorzüglich an Wenzel's Sturz thätig gewesen war, konnte weder in Italien noch in Deutschland Erfolge erringen, sondern war ge-

Nr. 2321. Günther von Schwarzburg. 1349.
(Von Karl Ballenberger.)

Nr. 2322. Wenzel. 1378—1400.
(Von Wilhelm Hensel.)

Nr. 2323. Ruprecht von der Pfalz. 1400—1410.
(Von Karl Ballenberger.)

zwungen, das gefährliche Recht der Reichsstände, Bündnisse ohne Genehmigung des Königs zu schließen, ausdrücklich anzuerkennen.

Unter Sigismund (1410—1437, s. d.), Wenzel's Bruder, ward der Drang nach kirchlichen Reformen so stark, daß der Kaiser selbst die Eröffnung einer neuen Kirchenversammlung auf deutschem Boden betrieb. Das Konzil zu Konstanz (1414—1418) stellte wiederum die Einheit der päpstlichen Gewalt her, indem es die drei thatsächlich existirenden Päpste absetzte u. einen neuen wählte, u. suchte durch die Verbrennung der böhmischen Reformatoren Johann Hus (s. d.) u. Hieronymus (s. d.) den bes. in Mittel- u. Süddeutschland überhand genommenen Ketzereien ein Ende zu machen. Doch hatte die Bewegung in Böhmen schon ihren rein kirchlichen Charakter aufgegeben u. sich auf soziale u. nationale Ziele gerichtet, u. die kirchlichen Gegenmaßregeln trugen nur dazu bei, den Ausbruch der Revolution zu beschleunigen. Das Aufgebot der Volksmassen, Ziska's Neuerungen im Kriegswesen u. der fanatische Haß der Husiten gegen Deutschthum u. Katholizismus führten wiederholte Niederlagen der kaiserlichen Heere herbei, zwangen das Baseler Konzil (1431—1438) zur Anerkennung der von der gemäßigten Partei der Utraquisten (s. d.) aufgestellten Forderungen des Kelches beim Abendmahl u. der Predigt in der Landessprache u. wandelten Böhmen in einen slavischen Staat um. Sowol Sigismund als sein Nachfolger Albrecht II. (1438—1439, s. d.) waren bestrebt, den Zustand des öffentlichen Rechtes zu bessern u. den reichsständischen Gerichten eine größere Macht zu verleihen; allein kriegerische Ereignisse verhinderten die Reformen, u. Friedrich III. (1440—1493, s. d.) war zu schwach, dem Bedürfnisse des Volkes nach einer Sicherung des Rechtswesens zu genügen. Sein Versuch, das Faustrecht abzuschaffen u. ein höchstes Reichsgericht anzuordnen, war erfolglos; das altdeutsche Gerichtsverfahren schwand immer mehr, theilweise durch Schuld der rechtsunkundigen Schöffen, das römische Recht fand um so schneller Verbreitung, als die Einführung desselben der landesherrlichen Gewalt günstig war, u. der Adel hielt nach wie vor an dem Vorrechte der Selbsthülfe fest. Schon unter Friedrich III. zeigten sich bedeutsame Anzeichen einer unter den südwestdeutschen Bauern weitverzweigten Verschwörung, welche die Wiederherstellung der alten Markverfassung (s. d.), die Errichtung eines einheitlichen Deutschen Reiches u. die Abschaffung der Leibeigenschaft bezweckte u. der selbst kommunistische Ziele nicht fremd waren. Dazu erhob sich immer lauter u. dringender der Ruf nach einer kirchlichen Reform u. nach einer Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung. Der Humanismus (s. d.) gab der Opposition gelehrte Waffen, die Buchdruckerkunst verbreitete die Bildung in immer weitere Kreise, das Ritterwesen hatte durch die Erfindung des Schießpulvers einen tödlichen Stoß erlitten; kurz — die mittelalterlichen Formen des kirchlichen, staatlichen u. gesellschaftlichen Lebens waren dem Zusammenbruche nahe. Den Uebergang zur neuen Zeit bezeichnet die Regierung Maximilian's I. (1493—1519, s. d.), des ersten deutschen Königs, welcher ohne päpstliche Krönung den Titel „Römischer Kaiser" führte. Für die Vergrößerung seiner Hausmacht u. hierdurch unmittelbar auch des deutschen Reiches hatte Maximilian schon vor seinem Regierungsantritt gesorgt; er hatte durch Heirath die meisten zum ehemaligen Herzogthum Nieder-Lothringen gehörigen Länder u. die eine Zeit lang ganz vom Deutschen Reich getrennt gewesene Grafschaft Hoch-Burgund (Franche-Comté, s. d.) erworben, Ungarn u. Böhmen an das Haus Habsburg gebracht u. seinem Enkel Karl die spanische Krone verschafft. Doch lag die Bedeutung seiner Regierung mehr in dem Streben nach einer einheitlicheren Gestaltung der deutschen Reichsverfassung. Auf dem Reichstage zu Worms (1495) ward festgesetzt, daß von nun an auf ewig hin in ganz Deutschland bei Strafe der Reichsacht Keiner mehr den Anderen befehden, sondern daß alle Streitigkeiten der Landesherren unter sich u. der Unterthanen mit den Landesherren vor das kaiserliche Reichskammergericht gebracht werden sollten („ewiger Landfriede"). Dies war der erste Schritt zu einer Rechtseinheit für das Deutsche Reich; daß aber diese auf dem römischen Rechte beruhen mußte, lag daran, daß sich das arg zersplitterte, allzu stark zur Individualisirung neigende deutsche Recht hierzu nicht eignete. Zum Zwecke der Kontrole u. Urtheilsvollstreckung des Reichskammergerichts ward eine Kommission eingesetzt, die aus 6 Kreisen gewählt wurde. Mit Ausnahme der österreichischen, burgundischen u. kurfürstlichen Lande, deren Herren an u. für sich schon Mitglieder des Reichsregiments waren, u. der Schweizer Eidgenossenschaft, welche sich dem Kammergerichte nicht unterwerfen wollte, wurde das Deutsche Reich in den fränkischen, schwäbischen, bayerischen, oberrheinischen, niederrheinischen u. sächs. Kreis eingetheilt, denen später noch der österreichische, burgundische, kurrheinische u. kursächsische Kreis hinzugefügt wurde. Böhmen ward nicht in die Kreiseintheilung aufgenommen, weil es damals unter dem Könige von Polen stand. Allerdings erreichte Maximilian dadurch nicht eine Vermehrung der politischen Macht des Deutschen Reiches; denn die einzelnen Territorien hatten sich mit Hülfe der Landstände in einer vom Reiche fast unabhängigen Weise entwickelt u. einzelne Länder, wie die Schweiz u. die burgundischen u. italienischen Besitzungen, standen nur in sehr lockerer Verbindung mit dem Oberhaupte des Reiches.

Nr. 2324. Siegmund. 1410—1437. (Von Philipp Floß.)

Nr. 2325. Albrecht der Zweite. 1437—1439. (Von Josef Binder.)

Nr. 2326. Friedrich der Dritte. 1440—1493. (Von Julius Hübner.)

VI. Zeitraum. Vom Beginn der Reformation bis zum Westfälischen Frieden (1517—1648). Luther's Auftreten bewog eine Anzahl der deutschen Fürsten u. die große Masse des deutschen Volkes, die kirchlichen Reformen, für welche sich die Vertreter der Kirche selbst entweder unfähig od. unwillig gezeigt hatten, selbst in die Hand zu nehmen. Der Ablaßhandel (1517) stellte zuerst Luther in Gegensatz zu der Praxis der päpstlichen Partei; bald wurde er aber von seinen Gegnern dahin gedrängt, daß er die Berechtigung des Papstthums in Frage stellte u. in den Lehren von den Sakramenten, dem freien Willen u. den guten Werken, wie in der Auffassung des Priesterthums, den Anschauungen der römischen Kirche vollständig widersprach. Maximilian I. hatte diesen dogmatischen Streitigkeiten

Nr. 2327. Maximilian der Erste. 1493—1519.
(Von Alfred Rethel.)

Nr. 2328. Karl der Fünfte. 1519—1556.
Von Alfred Rethel.)

Nr. 2329. Ferdinand der Erste. 1556—1564.
(Von Johann Ender.)

geringes Gewicht beigelegt; Karl V. (1519—1556, s. d.) erkannte aber, daß diese Bewegung von den deutschen Fürsten gegen die kaiserliche Macht u. von dem Volke gegen die Landesfürsten ausgenutzt werden konnte, u. ließ durch den Reichstag zu Worms über Luther die Acht aussprechen. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen schützte ihn aber, u. nun vollzog sich eine Scheidung zwischen den lutherischen u. katholischen Reichsfürsten. Seit 1524 fingen einzelne weltliche Landesherren an, in ihren Gebieten zu reformiren u. die Kirchengüter einzuziehen; 1525 ward sogar schon ein geistliches Territorium, das Ordensland Preußen, von seinem damaligen Hochmeister, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, durch Uebertritt desselben zur neuen Lehre in ein erbliches Herzogthum des brandenburgischen Hauses verwandelt, u. in demselben Jahre schlossen die der Reformation geneigten deutschen Fürsten ein Schutzbündniß zu Torgau gegen die der alten Kirche zugethanen Fürsten, mittelbar gegen den Kaiser. Durch die Säkularisation der Kirchengüter u. die Besitzergreifung der bischöflichen Rechte stieg die Macht der protestantischen Fürsten außerordentlich. Im Bauernstande des südlichen u. mittleren Deutschlands hatte die neue Lehre einen allgemeinen Aufstand gegen die Gutsherrschaften zur Folge. Der Bauernkrieg (s. d.) war eine eminent demokratische Bewegung, an welcher auch das städtische Proletariat u. ein Theil der Reichsritterschaft thatkräftigen Antheil nahm. Die Pläne Hutten's u. Sickingen's (s. d.), die sich ebensowol gegen die Macht der Landesfürsten wie gegen die alte Kirche richteten, sollten jetzt auch mit Hülfe der Bauern verwirklicht werden. Die Hauptforderung der „Zwölf Artikel" war die Wiederherstellung der alten Dorfverfassung u. die Abschaffung der Frohnden. Gegen die vereinigte Macht der Fürsten u. Gutsherren konnten die ungeübten bäuerlichen Scharen sich nicht behaupten

Nr. 2330. Maximilian der Zweite. 1564—1576.
(Von Alfred Rethel.)

Nr. 2331. Rudolf der Zweite. 1576—1612.
(Von Karl Hemerlein.)

Nr. 2332. Matthias. 1612—1619.
(Von Josef Danhauser.)

u. die Schlacht von Frankenhausen (1525) beendete diesen großartig angelegten Kampf, welcher zwei Jahre lang Franken, Thüringen, Schwaben, Bayern u. Oesterreich verheert hatte; schwerer als vorher lastete die Leibeigenschaft auf der bäuerlichen Bevölkerung. – Prediger u. Lehrer, welche von Luther u. Melanchthon in Wittenberg gebildet waren, verbreiteten jetzt über alle Theile Deutschlands in den Kirchen u. den nach Luther's Mahnungen u. Vorschriften gegründeten Schulen die neue Lehre, u. Luther's Bibelübersetzung befestigte in allen Ständen den evangelischen Glauben. Der Kurfürst Johann von Sachsen u. der Landgraf Philipp von Hessen standen an der Spitze der Partei, welche auf dem Reichstage zu Speier (1529) gegen das Verbot weiterer Verbreitung der Reformation protestirte (Protestanten), 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg ihr von Melanchthon verfaßtes Glaubensbekenntniß (Augsburgische Konfession) dem Kaiser überreichte u. sich zur Vertheidigung ihres Glaubens 1531 zum Schmalkaldischen Bunde vereinigte. Der Angriff der Türken bewog Karl V. 1532, den Religionsfrieden zu Nürnberg einzugehen, durch welchen den Protestanten freie Religionsübung bis zur Eröffnung eines allgemeinen Konzils zugestanden ward. Selbst die Gründung eines auf kommunistischer Grundlage beruhenden Reiches der Wiedertäufer (s. d.) zu Münster, welches 1533 unterdrückt wurde, konnte der Entwicklung des Protestantismus nicht schaden. Das von den Protestanten Anfangs geforderte Konzil trat 1545 zu Trient zusammen, kurz vor Luther's Tod (18. Febr. 1546), ward aber von ihnen nicht beschickt, da die päpstliche Partei das Uebergewicht hatte.

Orden der Jesuiten mit reißender Schnelligkeit um sich gegriffen u. infolge seiner straffen Organisation, der geistigen Bedeutung vieler seiner Mitglieder u. seines Einflusses auf die einflußreichsten Persönlichkeiten, auf Politik u. Schulwesen viele schwankende Gemüther wieder der katholischen Kirche zugeführt u. eine Gegenreformation eingeleitet hätte. Verderblich wirkten auch die sog. „kryptocalvinistischen" Streitigkeiten, welche innerhalb des Protestantismus ausbrachen; mit fast größerem Eifer u. oft mit ausgesucht grausamen Maßregeln wurde jetzt von der strenggläubigen Richtung der Lutheraner gegen alle Diejenigen vorgegangen, welche im Verdacht standen, in irgend einer Lehre von den Satzungen der „Symbolischen Bücher" (s. d.) abzuweichen u. sich dem reformirten Glauben zuzuneigen. Die Universitäten, Kirchen u. Schulen waren Schauplätze dieser widerwärtigen Zänkereien, welche auf die Wissenschaften drückten u. den Geist der Nation abzogen von jenen Gefahren, die von Seiten der Türken u. Franzosen drohten. Maximilian's Toleranz erbte sich nicht auf seinen von den Jesuiten erzogenen Nachfolger **Rudolf** II. (1576—1618) fort, u. obgleich dieser den Böhmen im „Majestätsbrief" (1609) freie Religionsübung zusicherte, so war doch die Gründung einer protestantischen Union u. einer katholischen Liga das Anzeichen eines neuen großen Religionskrieges.

Die Verletzung des Majestätsbriefes unter der Regierung des Kaisers **Matthias** (1612 1619, s. d.) war die äußere Ursache des Dreißigjährigen Krieges (s. d.). **Ferdinand** II. (1619—1637, s. d.), von Jesuiten in finsterer Frömmelei erzogen, warf mit Hülfe der von Maximilian von Bayern u.

Nr. 2333. Ferdinand der Zweite. 1619—1637
(Von Peter Kraft.)

Nr. 2334. Ferdinand der Dritte. 1637—1657.
(Von Eduard Steinle.)

Nr. 2335. Leopold der Erste. 1657—1705.
(Von Leopold Kupelwieser.)

Im Gegensatz zum Schmalkaldischen Bunde hatte sich 1532 in Süddeutschland die katholische Liga gebildet, u. als die Kriege zwischen Karl V. u. Franz I. von Frankreich beendet waren, griff der Kaiser in Verbindung mit dem nach der Kurwürde strebenden Herzog Moritz von Sachsen (s. d.) die protestantischen Fürsten 1546 an, schlug den Kurfürsten von Sachsen bei Mühlberg (1547) u. brachte diesen u. den Landgrafen Philipp von Hessen in seine Gefangenschaft. Sein Versuch, durch das Augsburger Interim (1548) eine Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken herbeizuführen, scheiterte jedoch, u. Moritz von Sachsen griff im Bündniß mit Frankreich, an welches er die Bisthümer Metz, Toul u. Verdun verrieth, 1552 den Kaiser an u. zwang ihn zur Freilassung der gefangenen Fürsten u. zum Passauer Vertrag, der 1555 im Religionsfrieden von Augsburg bestätigt wurde. Die Protestanten erhielten die Zusicherung freier Religionsübung u. gleicher Rechte mit den Katholiken. Im nächsten Jahre legte Karl V. die Regierung in die Hände **Ferdinand**'s I. (1556 1564, s. d.); Nord- u. Mitteldeutschland war mit Ausnahme der Bisthümer protestantisch geworden; in Süddeutschland hatten die meisten Reichsstädte die lutherische Lehre angenommen, u. in Böhmen, Oesterreich u. Steiermark war ein bedeutender Theil der Bevölkerung ihr zugethan; der Südwesten Deutschlands hatte sich aber für den calvinistischen Glauben entschieden. Der Protestantismus hätte sich auch unter Ferdinand I. u. **Maximilian** II. (1564—1576, s. d.) noch weiter ausgebreitet, wenn nicht der 1540 gestiftete

Tilly geführten Truppen der Liga die empörten Böhmen nieder, vertrieb den von diesen gewählten König Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz u. begann eine wilde Gegenreformation in seinen Erblanden, welche die Glaubenstreuen mit den härtesten Strafen bedrohte u. Tausende zur Auswanderung zwang. Die Union mußte sich auflösen. Die Siege des Kaisers, welcher dieselben zur Herstellung eines deutschen Einheitsstaates auszunutzen zu wollen schien, gaben jedoch dem Auslande Veranlassung, sich in die inneren deutschen Verhältnisse zu mischen. Christian IV. (s. d.) von Dänemark ward aber durch Wallenstein u. Tilly geschlagen, u. im Restitutionsedikt (1629) konnte der Kaiser die Zurückgabe aller seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter fordern. Die Absetzung Wallenstein's, welcher den katholischen Fürsten wegen seines Strebens nach Landerwerb gefährlich war, schwächte jedoch die Kräfte der kaiserlichen Partei, u. Gustav Adolf drang 1632 bis München vor; Wallenstein's Ernennung zum Generalissimus u. die glücklichen Schlachten von Nürnberg u. Lützen konnten das schwedische Uebergewicht nicht mehr brechen, u. Wallenstein selbst, der als kaiserlicher Feldherr seine ehrgeizigen Pläne nicht erreichen zu können hoffte, trat mit den Schweden in verrätherische Unterhandlungen, die seinen Sturz u. Tod (1634) herbeiführten. Zwar gelang es dem Kaiser, durch den Prager Frieden (1635) Sachsen von Schweden zu trennen, dafür griffen aber jetzt die Franzosen in die deutschen Kriegshändel ein. Nach Ferdinand's II. Tode wüthete der Kampf unter **Ferdinand** III.

(1637—1657, s. d.) noch 11 Jahre in allen Theilen Deutschlands fort, bis er seinen Abschluß im Westfälischen Frieden fand (1648), der, zu Münster u. Osnabrück abgeschlossen, Frankreich u. Schweden mit deutschem Lande für die Kriegskosten entschädigte, im Innern des Reiches einen Ländertausch mit sich brachte, durch den vorzüglich Brandenburg, Mecklenburg u. Hessen gewann, die Niederlande u. die Schweiz für immer von Deutschland trennte u. den Reichsständen mit der Landeshoheit auch das Recht zusicherte, selbstständig Bündnisse mit fremden Mächten zu schließen, wenn diese nur nicht gegen den Kaiser u. das Reich gerichtet waren. Die kaiserliche Macht beschränkte sich nunmehr auf die Leitung der Reichsgeschäfte, u. zwar dergestalt, daß der Kaiser nur mit Einwilligung des seit 1659 in Regensburg permanenten Reichstages Krieg, Frieden u. Bündnisse beschließen u. Steuern ausschreiben konnte.

VII. Zeitraum. Vom Westfälischen Frieden bis zum Tode Friedrich's II. (1648—1786). Durch den Westfälischen Frieden waren auf der einen Seite die Rechte, die den Landesherren in ihren Ländern, auf der anderen die, welche ihnen rücksichtlich der Reichsregierung zustanden, so fest u. in so ausgedehntem Umfang bestimmt worden, daß der Reichsverband schon jetzt äußerst lose zu werden u. die bedeutenderen Fürsten immer mehr als ganz unabhängige Mächte aufzutreten begannen. Für einzelne Fürsten ward überdies später die Unabhängigkeit ihrer Stellung gegen das Reich noch dadurch erhöht, daß sie auf auswärtige Königsthrone erhoben wurden. Rücksichtlich der inneren Verfassung äußerte sich die größere Selbständigkeit der Landesherren bes. darin, daß die Landstände in ihrer Wirksamkeit in der Regel sehr beschränkt wurden, die Städte ihre frühere freie Stellung immer mehr verloren u. theilweise ihre Gerichtsbarkeit dem Landesherrn übertragen mußten, u. daß die stehenden Heere an die Stelle der früheren Soldtruppen traten. Dem Kaiser aber lag die Regierung seiner Erblande näher als die Reichsgeschäfte; so kam es, daß die Reichspolitik unter dem Einflusse fremder Mächte stand, die großen europäischen Fragen auf deutschem Boden ausgefochten u. dem Deutschen Reiche weitere Länder entfremdet wurden. Das Uebergewicht, welches Frankreich unter Ludwig XIV. erhielt, machte sich auch in Deutschland entschieden geltend; dennoch wurde trotz französischen u. schwedischen Widerspruches Leopold I. (1657—1705, s. d.) zum Kaiser erwählt. Die Kriege mit den Türken, welche 1683 bis Wien vordrangen, dort aber durch Johann Sobieski u. Karl von Lothringen geschlagen wurden, u. mit den Franzosen hatten eine glückliche Umwandlung des Reichskriegswesens hervorgerufen. Das Reichsheer wurde künftig nach den Kreisen u. nicht mehr nach dem Range der Reichsstände geordnet. Bei der Ohnmacht des Reiches hatte Ludwig XIV. bereits 1670 Lothringen ganz an sich gerissen; im Frieden zu Nimwegen 1679 fielen an Frankreich die Grafschaft Burgund, zwölf Festungen in den Niederlanden u. die Stadt Freiburg im Breisgau; durch die sog. „Reunionskammern" (s. d.) u. Verrath kam 1681 Straßburg u. nach u. nach das ganze linke Rheinufer in französischen Besitz; entsetzlich waren die Verwüstungen der Rheinpfalz 1689. Doch das Deutsche Reich ließ sich aus seiner trägen Ruhe nicht aufrütteln; nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg kämpfte wacker für die deutsche Ehre u. schlug die Schweden, Frankreich's Verbündete, bei Fehrbellin (1675). Das Erlöschen des Mannesstammes der spanisch-habsburgischen Linie (1700) war Ursache zu neuen Kämpfen zwischen Oesterreich u. Frankreich, zum „Spanischen Erbfolgekrieg", der zum größten Theile auf deutschem Gebiete zum Austrag kam, obgleich weder das Deutsche Reich noch das Deutsche Volk an dieser spanischen Erbfolgefrage ein Interesse hatte; Deutschland mußte auch im Rastatter Frieden (1714) Theile der Pfalz (Landau mit drei Dörfern) an Frankreich abtreten. Die Verbindung der sächsischen u. polnischen Krone zog Deutschland im „Nordischen Kriege" (1700—1721, s. „Karl XII.") ebenfalls in Mitleidenschaft u. gab Frankreich neue Gelegenheit, sich in die deutschen Händel einzumischen, infolge dessen das Deutsche Reich (1735) die Herzogthümer Bar u. Lothringen an Frankreich abtreten mußte. Unter der Regierung der Kaiser Josef I. (1705—1711) u. Karl VI. (1711—1740) hatte in den deutschen Ländern der Absolutismus immer größere Ausdehnung u. Kraft gewonnen, u. französischer Einfluß war, wie in Politik u. Staatsverwaltung, so auch in Sprache u. Sitte der Höfe zur vollständigen Herrschaft gelangt. Nur Preußen, das sich 1701 aus einem Kurfürstenthum zu einem Königreiche erhoben hatte, stand insofern im Gegensatze zu dieser Regierungs- u. Lebensweise der übrigen deutschen Fürstenhöfe, als dort ein despotisch-militärisches Regiment eine staatliche Ordnung schuf, die an innerer Kraft, an Geldmitteln u. Kriegstüchtigkeit den übrigen deutschen Territorien weit überlegen war. Brandenburg hatte sich durch vielfache Erwerbungen in Krieg u. Frieden (s. „Brandenburg") zu einem der mächtigsten deutschen Staaten ausgebildet; Friedrich Wilhelm I. hinterließ 1740 einen durch Gewerbfleiß reich gewordenen Staat, eine Kriegsmacht von 80,000 M. u. einen Staatsschatz von 9 Mill. Thlr. (s. „Preußen, Geschichte"). Als mit Kaiser Karl VI. der habsburgische Mannesstamm (1740) ausgestorben war u. Maria Theresia auf Grund der „Pragmatischen Sanktion" (s. d.) den Thron bestieg, erhob Friedrich II. der Große (s. d.) Ansprüche auf

Nr. 2336. Josef der Erste. 1705—1711. (Von Leopold Kupelwieser.)

Nr. 2337. Karl der Sechste. 1711—1740. (Von Waldmüller.)

Nr. 2338. Karl der Siebente. 1742—1745. (Von M. Heiler.)

Nr. 2339. Franz der Erste. 1745—1765. (Von Natale Schiavoni.)

die schlesischen Fürstenthümer, die er im ersten Schlesischen Kriege eroberte, im zweiten Schlesischen u. im Siebenjährigen Kriege behauptete (1740—1763). Preußen ging aus diesen Kämpfen als eine Großmacht hervor, welche durch die Theilungen Polens (s. „Polen, Geschichte") noch verstärkt wurde, u. die in sich die Kraft zu selbständiger Politik, auch gegen Kaiser u. Reich, besaß. Ohne Einwirkung auf die inneren Verhältnisse des Deutschen Reiches war die kurze Regierung des Kaisers Karl VII. (1742—1745, s. d.), dessen Bewerbung als Kurfürst von Bayern von Frankreich u. Preußen unterstützt worden war; nach ihm wurde Franz I. (1745—1765, s. d.), Maria Theresia's Gemahl, einstimmig zum Kaiser erwählt. Bis zum Tode Friedrich's II. genoß Deutschland eine ununterbrochene Ruhe, welche von Josef II. (1765—1790, s. d.) dazu benutzt wurde, die Verfassung des Reichs zu befestigen u. die seiner Erbstaaten zu verbessern. Eine Reform der Reichsgerichte war dringendes Bedürfniß, doch hinderten die Streitigkeiten der Reichsstände jede wirksame Thätigkeit einer dafür eingesetzten Kommission. Die Versuche Josef's II., die kaiserliche Gewalt zu heben, seine Ansprüche auf erloschene Kronrechte u. einzelne Eingriffe in die Rechte der Reichsstände veranlaßten aber 1785 den König von Preußen, den Kurfürsten von Sachsen u. den Herzog von Braunschweig zum Abschluß des „Fürstenbundes", angeblich zum Zwecke der Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung, in Wirklichkeit aber zur Gründung einer engeren Vereinigung der meisten kleineren deutschen Fürsten unter Preußens Führung. Bei dem Uebergewichte der österreichischen Monarchie in Deutschland konnte dieser Plan aber nicht vollständig zur Ausführung gelangen. Durch diesen Fürstenbund wurde auch Josef's Plan, Bayern gegen die Niederlande umzutauschen u. auf diese Weise den größten Theil Süddeutschlands zu einer österreichischen Provinz umzugestalten, vereitelt. Die österreichischen u. preußischen Länder hoben sich in diesem Zeitraum durch eine aufgeklärte u. einsichtsvolle Regierung. Josef II. war bedacht, durch die Einführung gleicher Gesetzgebung die verschiedenen Provinzen seines Reiches in einen einheitlichen Staat umzuwandeln, die Verwaltung zu vereinfachen, die Abgaben zu regeln u. gerecht zu vertheilen, durch Aufhebung der Leibeigenschaft das Loos der bäuerlichen Bevölkerung zu erleichtern, die Todesstrafe u. Tortur abzuschaffen, durch Aufhebung der Klöster die politische Macht der römischen Kirche zu beschränken u. in einem Toleranzedikt das Prinzip der Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen zur Geltung zu bringen; das Deutschthum machte in Böhmen u. Ungarn dadurch bedeutende Fortschritte, daß die Staatsämter mit deutschen Beamten besetzt u. weite Strecken im Banate deutschen Kolonisten angewiesen wurden. Friedrich II., obgleich selbst ein durch u. durch absolutistischer Herrscher, ließ sich doch von den freisinnigen Grundsätzen der französischen Staatsphilosophie in seiner Regierung beeinflussen; auch er war bestrebt, den Rechtszustand seines Landes zu heben (Corpus juris Fridericianum 1749), die Rechtspflege menschlicher zu gestalten (Abschaffung der Folter 1740), den Staat in Heerwesen u. Verwaltung einheitlich zu organisiren u. die Politik von religiösen u. kirchlichen Interessen zu befreien. Die neuerworbenen Landestheile sahen bald Gewerbe u. Handel blühen, den Verkehr auf neuangelegten Straßen u. Kanälen wachsen, auf wüsten Flächen stattliche Dörfer sich erheben u. mit der deutschen Sprache auch Bildung u. Wohlstand immer weiter nach Osten dringen.

VIII. Zeitraum. Vom Tode Friedrich's II. bis zur Errichtung des Deutschen Bundes (1786—1815). Als die französische Revolution dem absoluten Königthum u. der Ständeherrschaft ein Ende machte, fanden ihre Ideen auch im deutschen Volke, bes. in den Rheinlanden u. den Gebieten der geistlichen Kurfürsten, eine beträchtliche Zahl schwärmerischer Verehrer (wie Georg Forster u. A.), während die deutschen Fürsten rüsteten, um das Königthum als solches zu stützen u. die deutschen Grenzen zu vertheidigen. Kaiser Leopold II. (1790—1792, s. d.) starb noch vor Beginn des Kampfes, sein Sohn u. Nachfolger Franz II. (1792—1835) sollte in demselben den Untergang des deutschen Reiches erleben. Schon der erste Feldzug (1792) endete mit dem Rückzug der Deutschen aus der Champagne u. dem Verluste von Mainz, Worms u. Frankfurt, u. die folgenden Jahre brachten dem deutschen Reiche noch weniger Erfolg; Preußen sah sich zum Abschluß des Baseler Friedens (1795) gezwungen, in welchem es den Franzosen das linke Rheinufer abtrat u. sich selbst Vortheile zusichern ließ, u., obwol der Erzherzog Karl die unter Moreau tief in Süddeutschland eingedrungenen Franzosen zum Rückzug nöthigte, so mußte doch Oesterreich nach entscheidenden Niederlagen, die ihm Napoleon Bonaparte in Oberitalien beigebracht hatte, den Frieden von Campo Formio (1797) schließen. Im J. 1799 ging Oesterreich ein neues Bündniß mit Rußland u. England ein, eroberte auch bes. mit russischer Hülfe Oberitalien wieder, ward jedoch durch Bonaparte, der kühn in Schwaben u. Bayern vordrang, zum Frieden von Luneville (1801) gezwungen, an dem auch das Reich theilnahm u. durch den die Etsch als Süd- u. der Rhein als Ostgrenze des deutschen Reiches festgestellt u. den Reichsständen, die durch Abtretung des linken Rheinufers Verluste erlitten hatten, Entschädigungen im inneren Deutschland zugesagt wurden. Zur Bestimmung dieser Entschädigungen wurde 1802 eine Reichsdeputation niedergesetzt, welche 1803 ein Reichsgesetz, den „Reichsdeputations-Hauptschluß", erließ, zufolge dessen alle Reichsstädte mit Ausnahme von Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurt, Bremen u. Hamburg, Landesherren untergeben, alle geistlichen Güter u. Territorien mit Ausnahme des Kurfürsten von Mainz, der den Titel Kurerzkanzler erhielt, eingezogen u. vertheilt, an der Stelle der aufgehobenen Kurfürstenthümer Trier u. Köln vier neue: Baden, Hessen-Kassel, Württemberg u. Salzburg (jetzt ein weltliches Territorium für den ehemaligen Großherzog von Toskana), errichtet u. endlich die bisherigen Rheinzölle abgeschafft wurden. — Ein neuer Krieg (1805) zwischen Oesterreich u. Frankreich sah auf des letzteren Seite auch Bayern, Baden u. Württemberg. Wien wurde eingenommen, die verbündeten Oesterreicher u. Russen bei Austerlitz geschlagen u. im Preßburger Frieden an Bayern Tirol, an Baden u. Württemberg die österreichischen Besitzungen in Schwaben, an Oesterreich Salz-

Nr. 2340. Josef der Zweite. 1765—1790. (Von Moritz Oppenheim.)

Nr. 2341. Leopold der Zweite. 1790—1792. (Von Leopold Kupelwieser.)

Nr. 2342. Franz der Zweite. 1792—1806. (Von Leopold Kupelwieser.)

burg, dessen Kurfürst sich durch Würzburg entschädigt fand, abgetreten. Preußen mußte das Bündniß mit Napoleon durch die Abtretung von Ansbach an Bayern, von Kleve an Murat u. Neufchatel an Berthier erkaufen u. erhielt Hannover; Bayern u. Württemberg wurden Königreiche. Am 12. Juli 1806 traten dann 16 deutsche Fürsten, vor allen die Könige von Bayern u. Württemberg, der Großherzog von Baden u. Landgraf von Hessen, zu denen später noch der König von Sachsen kam, mit Frankreich in ein Schutz- u. Trutzbündniß (den sog. Rheinbund, s. d.), erklärten sich für souverän u. eigneten sich die in ihren Gebieten liegenden Territorien der kleineren Fürsten, Grafen u. Reichsritter an. Im August legte Franz II., der sich schon 1804 den Titel eines Kaisers von Oesterreich beigelegt hatte, die deutsche Kaiserwürde förmlich nieder. Der Rheinbund hatte jedoch auch gute Folgen; eine Anzahl unbedeutender schwächlicher Staatskörper war durch ihn vernichtet, u. mit der französischen Verwaltung waren mancherlei Fortschritte in dem Rechtszustande (Code Napoléon) herbeigeführt worden; bes. fand die ländliche Bevölkerung in dem neuen Zustand eine merkliche Erleichterung ihrer drückenden Lasten. Dafür erbitterte französische Willkür, die nie endende Einquartierung u. hohe Kontributionen das Volk, u. die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands trat ein, als Preußen nach den Schlachten von Jena, Eilau u. Friedland zu Tilsit (1807) Frieden schließen mußte u. die Hälfte seines Landes einbüßte. Aus den Ländern zwischen Elbe u. Rhein, sowie aus Hessen u. Braunschweig, wurde das Königreich Westfalen für Hieronymus Bonaparte, aus Südpreußen u. Posen das Großherzogthum Warschau für den König von Sachsen gebildet.

Die preußischen Staatsmänner, Stein u. Hardenberg, erkannten nun, daß eine Neugestaltung der Verwaltung u. des Kriegswesens Preußens nöthig sei, wenn ein neuer Krieg Aussicht auf Erfolg bieten sollte. Es begann jene großartige Wiedergeburt Preußens (s. „Preußen, Geschichte"), durch welche die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, den Städten eine freiheitliche Städteverfassung gegeben, die Staatsämter den bevorzugten Klassen genommen u. die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde. Oesterreich war 1809 von Napoleon, vorzüglich mit den deutschen Rheinbundstruppen, aufs Neue niedergeworfen worden, der Aufstand der Tiroler (s. „Andreas Hofer") gegen Bayern war mißglückt, u. der letztere Staat hatte sich durch Salzburg vergrößert. Napoleon stand (1810) auf dem Gipfel seiner Macht; da vernichtete der Krieg mit Rußland (1812) den größten Theil seiner Armee, u. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (s. d.) erließ am 17. März 1813 den „Aufruf an mein Volk", welcher in allen Theilen Preußens, die von den Franzosen nicht besetzt waren, die Bildung von Freiwilligencorps zur Folge hatte. Die Jugend war durch die Turnkunst gekräftigt (s. „Jahn"), Fichte's „Reden an die deutsche Nation", Arndt's, Körner's, Schenkendorf's Lieder, unzählige, ohne Angabe des Verfassers u. des Druckortes erschienene Flugschriften (s. „Palm") riefen das ganze deutsche Volk zum Freiheitskampfe auf, u. auch in den Rheinbundsstaaten erwachte das Nationalgefühl. Mecklenburg-Strelitz u. Dessau gingen zu Preußen über, das in Rußland u. später in Oesterreich mächtige Verbündete erhielt. Anfangs infolge der Zersplitterung der Streitkräfte weniger glücklich im Kampfe gegen die trefflich geführten französischen Armeen, brachen die Verbündeten durch die Schlacht bei Leipzig (16. bis 18. Okt. 1813) Napoleon's Herrschaft über Deutschland u. lösten den Rheinbund auf. Im nächsten Jahre wurde von ihnen der Krieg nach Frankreich selbst getragen, die französische Hauptstadt zur Uebergabe gezwungen u. Frankreich durch den ersten Pariser Frieden auf die Grenzen von 1792 beschränkt.

Der Wiener Kongreß (s. d.) sollte die Neugestaltung der europäischen Staaten feststellen; da kehrte Napoleon von Elba, wohin er verwiesen worden war, nach Frankreich zurück. Die Deutschen u. Engländer schlugen ihn bei Waterloo, u. die Verbündeten nahmen Paris zum zweiten Male. Napoleon wurde nach St. Helena verbannt u. im zweiten Pariser Frieden die französischen Grenzen nach dem Stande des Jahres 1790 bestimmt. Der Wiener Kongreß konnte sein Werk ungestört fortsetzen. Die österreichische u. preußische Monarchie wurde wieder hergestellt; Oesterreich erhielt von seinen früheren deutschen Besitzungen Tirol u. Salzburg zurück; Preußen wurde vergrößert durch einen Theil der Oberlausitz u. die Provinz Sachsen, welche Länder vom Königreich Sachsen abgetrennt wurden, u. erhielt außerdem das Großherzogthum Posen, Jülich, Berg, Westfalen u. Schwedisch Pommern. Hannover wurde Königreich u. erhielt von Preußen Ostfriesland u. Hildesheim, Bayern bekam Würzburg, Aschaffenburg, den Rheinkreis Ansbach u. Bayreuth; Hessen-Darmstadt Rheinhessen; Kurhessen Fulda; Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin u. M.-Strelitz wurden Großherzogthümer; Frankfurt, Bremen, Hamburg u. Lübeck freie Städte. Die deutschen Staaten wurden in dem „Deutschen Bund" vereinigt u. die Verfassung desselben durch die Bundesakte vom 8. u. die Wiener Schlußakte vom 15. Juni 1815 bestimmt. Die Staaten, welche während der franz. Herrschaft auch französische Organisation erhalten hatten, kehrten zu ihrer alten Verfassung zurück; nur die französischen Gesetzbücher erhielten sich in den Ländern des linken Rheinufers unverändert, in Baden als badisches Landrecht bearbeitet, in fortwährender Anwendung.

IX. Zeitraum. Von der Gründung des Deutschen Bundes bis zur Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches u. bis auf die Gegenwart. Der Deutsche Bund erfüllte die Erwartungen nicht, die das Volk auf ihn gesetzt hatte. Man hatte sich die Verwirklichung des Traumes von einem wieder geeinten Deutschland unter der Form eines festen Bundesstaates gedacht, über dessen Spitze man freilich noch unklar war. Statt dessen war aus den Berathungen des Wiener Kongresses ein Staatenbund, ein lockerer völkerrechtlicher Verband, hervorgegangen, der die Souveränetät der Einzelstaaten gänzlich unangetastet ließ u. sich immer mehr als eine dynastische Anstalt, als eine Verbindung der Fürsten gegen das Volk herausstellte. Nur in den süddeutschen Staaten blieb, zum Theil infolge der näheren Berührung mit Frankreich u. mit den Ideen der franz. Revolution, noch längere Zeit ein freier Geist rege u. führte zum Erlaß konstitutioneller Verfassungen (in Bayern 1818, in Baden u. Württemberg 1819). Fast alle anderen Staaten aber, nam. Preußen, auf das man so hoffnungsvoll hingeblickt hatte, ließen es bei leeren Versprechungen bewenden. In den nationalgesinnten Kreisen nährte diese Enttäuschung ein Gefühl der Bitterkeit, das sich nam. bei der studentischen Jugend in schwärmerischen u. überspannten Kundgebungen äußerte. Das Wartburgsfest (1817), die Ermordung Kotzebue's durch Sand (1819) u. a. Symptome dieser Stimmung verschärften nur das gegenseitige Mißtrauen u. führten zu den „Karlsbader Beschlüssen" (20. Sept. 1819), durch welche die Freiheit der Universitäten gebrochen, die Censur wieder eingeführt u. dem konstitutionellen System offene Fehde angesagt wurde. Eine in Mainz niedergesetzte Centraluntersuchungskommission hatte die Aufgabe, den angeblich über ganz Deutschland verbreiteten „demagogischen Umtrieben" auf die Spur zu kommen u. durch radikale Maßnahmen zu steuern (s. den Art. „Demagogen"). Die bei Gründung des Bundes in Aussicht gestellte Ergänzung der Bundesverfassung erschien endlich in der Wiener Schlußakte vom 8. Juni 1820; sie war im Geiste der Grundzüge gehalten u. brachte keine Besserung. Preußen, das sich auch nach dem Kriege eine Zeit lang eine gewisse Selbstständigkeit Oesterreich gegenüber gewahrt hatte, schmiegte sich der reaktionären Politik Metternich's immer ängstlicher u. williger an, u. beide zusammen hielten die freien Regungen, die hier u. dort noch in den Kleinstaaten auftauchten, gewaltsam nieder.

Von nur kurzer Dauer war die Unterbrechung, welche das Herüberwirken der franz. Revolution von 1830 nach Deutschland in diese Stagnation brachte. Die Bewegung, von der wiederum die Südstaaten am unmittelbarsten ergriffen wurden, pflanzte sich auch nach Mittel- u. Norddeutschland fort. In Kurhessen u. Sachsen, in Braunschweig u. Hannover gelangte das konstitutionelle System zum Siege. Nach wie vor aber verharrten Preußen u. Oesterreich in ihrer fortschrittsfeindlichen Haltung, u. vereinzelte Ausschreitungen, wie das Frankfurter Attentat vom 3. April 1833, genügten, um sowol am Bundestage, der schon zu schwanken begann, als in den Einzelstaaten rasch eine Gegenbewegung herbeizuführen u. die Zustände in das Fahrwasser der Reaktion zurückzuleiten. Der letzte Rest der Hoffnungen auf den Bundestag schwand bei Gelegenheit des Verfassungsbruches in Hannover (1837), zu dessen Sühne der Bundestag vergeblich von den hannoverischen Ständen angerufen wurde.

Der einzige Lichtblick in diesen Wirren war die von Preußen in die Hand genommene Gründung des Zollvereins (s. d.), dem sich bis 1835 alle Mittel- u. Südstaaten angeschlossen hatten. Oesterreich, das außerhalb des Zollverbandes blieb, betrachtete diesen ersten gesunden Keim einer Einigung unter den deutschen Staaten mit Neid. Die inneren Zustände in Preußen boten jedoch fortdauernd wenig Aussicht auf Besserung; erst der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. (im Juni 1840) schien den Anfang eines neuen Zeitalters zu verkündigen u. gab den Hoffnungen der Patrioten frischen Schwung. Schon die Persönlichkeit des neuen Herrschers u. die Art, wie er sich einführte, berührte sympathisch; das ideale Gepräge, das seinen ersten Regierungshandlungen aufgedrückt war, u. die Förderung, die er den edelsten Bestrebungen in Kunst u. Wissenschaft verhieß u. zuwandte, ließen das Beste hoffen. Leider verflochten sich in der Sinnesart des Königs mit diesem hohen Wollen gewisse nicht minder festgewurzelte romantische Neigungen, die sein Urtheil über die realen Verhältnisse u. Bedürfnisse trübten. Die Umwandlung des Feudalsystems, auf dem der preußische Staat noch immer aufgebaut war, in das moderne Repräsentativsystem, die Reformen in der Verwaltung, die durch langen Aufschub immer dringender geworden, blieben fromme Wünsche. Nur zu bald verkehrte sich das Vertrauen, mit dem man der neuen Regierung entgegen gekommen war, in Mißvergnügen. Sowol in Preußen als in den kleineren Staaten gewann die liberale Gegenströmung im Volke immer mehr an Umfang u. Schärfe. In engster Beziehung zu diesen Kämpfen standen die kirchlichen Bewegungen, die durch die Uebergriffe der katholischen Hierarchie u. der mit dieser liebäugelnden protestantischen Orthodoxie angeregt waren.

Nur vorübergehend wurde die Aufmerksamkeit von den inneren Kämpfen hinweg auf Fragen der auswärtigen Politik hingelenkt, unter denen die immer kritischer werdende Stellung Schleswig-Holstein's zu Dänemark am meisten in den Vordergrund trat. Das schroffe Auftreten der eiderdän. Partei, die ganz offen auf eine völlige Verschmelzung der Elbherzogthümer mit Dänemark u. auf deren Entdeutschung lossteuerte, stieß bei den Schleswig-Holsteinern auf hartnäckigen Widerstand. Die Hülfe des Vaterlandes, auf welche der gedrückte Stamm rechnete, blieb freilich vorläufig aus. Die Trägheit u. Zaghaftigkeit, mit welcher der Bund diese Frage behandelte, bestärkte Dänemark in seinem Trotz u. warf ein grelles Licht auf die Unzulänglichkeit dieser angeblich zum Schutze der deutschen Gesammtinteressen geschaffenen Institution.

Die Hoffnungen auf eine friedliche Lösung dieser Wirren, die bereits sehr herabgestimmt waren, belebten sich wieder, als Friedrich Wilhelm IV., der zunehmenden Gährung nachgebend, das Verfassungspatent vom 3. Febr. 1847 (mit seinen freilich nur kärglichen Zugeständnissen an das konstitutionelle System) erließ u. den ersten Vereinigten Landtag nach Berlin berief (11. April 1847). Die Forderungen, welche die sehr maßvolle Mehrheit dieser Versammlung aufstellte, wurden jedoch abschläglich beschieden; die Regierung verharrte in ihrer Halbheit, u. die demokratische Opposition, die auf dem Landtage in der Minderheit geblieben war, hatte nun im Lande selbst um so leichteres Spiel.

Da brach in Paris die Februarrevolution von 1848 aus: das Bürgerkönigthum brach zusammen, die Republik wurde aufgerichtet. Rasch pflanzte sich vom Rheine her über Baden u. Bayern die Erregung durch ganz Deutschland fort, u. ein Monat genügte, um fast überall das alte System niederzuwerfen u. den Forderungen der konstitutionellen Partei den Sieg zu verschaffen. Revolutionäre Ausschreitungen kamen fürs Erste fast nirgends vor, da die bestehenden Gewalten ohne vieles Widerstreben dem Strome folgten. Selbst der Bundestag ließ sich von demselben mit fortreißen; er gab die Beschränkungen preis, denen die Presse von Bundes wegen in den deutschen Ländern unterlag, u. erkannte offiziell die Nothwendigkeit einer Bundesreform an.

Zu ernsteren Konflikten gab die Bewegung in den Großstaaten Anlaß. In Oesterreich wich das Metternich'sche System, das sich starr abweisend verhielt, erst einem blutigen Aufstande, der sich vom 13. bis 15. März in Wien abspielte. In Berlin brachen in denselben Tagen Unruhen aus, die zwar durch scheinbare Nachgiebigkeit der Regierung beigelegt wurden, denen aber am 18. u. 19. März viel heftigere Kämpfe folgten. Der König stillte endlich den Aufruhr, indem er auf die Forderungen der Volkspartei einging, mit der schwarzrothgoldenen Fahne in der Hauptstadt umherzog (21. März) u. ein freisinnigeres Ministerium (unter dem Vorsitze Camphausen's) berief (29. März).

Die neue Regierung erhielt alsbald Gelegenheit, ihren nationalen Charakter zu bekunden. In Dänemark war nach dem Tode Christian's VIII. (s. d.) die eiderdän. Partei ans Ruder gelangt (23. März 1848), u. in Schleswig-Holstein brach sich rasch die Erkenntniß Bahn, daß der nun unmittelbar hereindrohenden Dänisirung nur durch Trennung der Herzogthümer von Dänemark zu entrinnen sei. Es erfolgte die Einsetzung einer provisorischen Regierung (unter Beseler's Vorsitz) u. die Berufung einer Landesversammlung, in welcher die Untheilbarkeit Schleswig-Holsteins u. seine Zugehörigkeit zu Deutschland als unveräußerliche Rechte feierlich zum Ausdruck kamen. Preußen säumte nicht, diese Rechte anzuerkennen u. deren Wahrung für seine Pflicht zu erklären.

Inzwischen hatte im Süden das Streben nach Errichtung einer Volksvertretung für die gesammte deutsche Nation greifbare Formen angenommen. Eine Anzahl namhafter Abgeordneten aus verschiedenen deutschen Ländern hatte 5. März in Heidelberg getagt u. einen Siebener-Ausschuß niedergesetzt, der eine Versammlung aller aktiven od. gewesenen Mitglieder deutscher Kammern, verstärkt durch eine Reihe anderer bedeutender Vertrauensmänner, nach Frankfurt a. M. berief. Diese Versammlung, bekannt unter dem Namen des „Vorparlaments", trat 30. März 1848 in Frankfurt zusammen. Sie beschloß die Einberufung eines deutschen Parlaments auf Grund allgemeiner Wahlen u. beauftragte einen Fünfziger-Ausschuß mit der Ausführung der einleitenden Schritte. Dieser Ausschuß setzte sich mit dem Bundestag in Verbindung u. beseitigte glücklich die Hindernisse, die von einzelnen Regierungen der Vornahme der Wahlen entgegengesetzt wurden. Nicht so erfolgreich war der Ausschuß in seinen Bemühungen, die revolutionäre Bewegung zu beschwören, die im April (unter Hecker u. Struve) in Baden ausbrach. Der Aufstand mußte mit Waffengewalt unterdrückt werden u. steigerte nicht nur die Erbitterung zwischen Volk u. Regierung, sondern erweiterte auch die Kluft zwischen den radikalen u. gemäßigten Elementen der liberalen Partei.

Gleichwol ging 18. Mai die Eröffnung des Parlaments vor sich, das in der Paulskirche zu Frankfurt tagte. Nachdem die Versammlung Heinrich von Gagern zum Präsidenten ernannt, ging sie an die Errichtung einer provisorischen Centralgewalt, eine Frage, die sofort zum Zankapfel der Parteien wurde. Sowol die Zusammensetzung u. die Befugnisse einer solchen Behörde als ihr Verhältniß zu den Regierungen war längere Zeit Gegenstand heftiger Debatten. Endlich brachte Gagern den Antrag ein, daß die Centralgewalt, bestehend aus einem Reichsverweser u. einem verantwortlichen Ministerium, über die Regierungen hinweg u. in der Hoffnung auf ihre Zustimmung durch die Versammlung selbst zu schaffen sei (der bekannte Gagern'sche „kühne Griff"). Dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen, u. 29. Juni ward mit nicht minder großer Mehrheit der Erzherzog Johann von Oesterreich (damals einer der populärsten deutschen Prinzen) zum Reichsverweser erwählt, nachdem bereits am Tage vorher die Auflösung des Bundestages beschlossen worden war. Nachdem hierauf viel Zeit u. Kraft auf die Berathung der deutschen Grundrechte (s. d.) verwandt worden war, trat man im Dez. an die eigentliche Verfassungsfrage heran. Die Versammlung war bereits erschöpft; fortdauernde Fehden, Reibungen u. äußere Einflüsse hatten die Parteigegensätze geschärft, u. schroff stand die republikanische Minderheit der konstitutionellen Mehrheit gegenüber. Dazu hatte sich in den letzten Monaten die politische Lage sehr zu Ungunsten der nationalen Sache verändert. In Preußen wie in Oesterreich hatte nach erneuten Unruhen, die niedergeschlagen worden waren, die absolutistische Gegenströmung reißende Fortschritte gemacht. Zwar war Preußen in der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit, seinem Versprechen getreu, Anfangs kräftig vorgegangen. General Wrangel hatte 23. April das Danewerk erstürmt, hierauf Schleswig besetzt u. Anfang Mai die Grenze Jütlands überschritten. Die Einmischung Rußlands u. Schwedens hatte jedoch den Rückzug der Preußen u. die Räumung Jütlands zur Folge, u. obwol Wrangel die wieder vorrückenden Dänen schlug (bei Hadersleben, 29. Juli), glaubte Preußen doch, von den Großmächten gedrängt u. eingeschüchtert, in den unter den damaligen Umständen schimpflichen Waffenstillstand von Malmö (26. Aug.) willigen zu müssen. Kraft dieses Waffenstillstandes blieben die Herzogthümer, mit Ausnahme eines Theils von Holstein, vorläufig in der Gewalt Dänemarks, welches in die neue schleswig-holsteinische Regierung Männer abordnete, die zu den ausgeprägtesten Vertretern des Eiderdänenthums gehörten.

Diese Wendung weckte tiefe Entrüstung in den Reihen der Nationalgesinnten; das Frankfurter Parlament, auf dessen Autorität bei der ganzen Angelegenheit nicht die geringste Rücksicht genommen worden war, faßte 5. Sept. auf den Antrag Dahlmann's mit einer allerdings nur geringen Majorität den Beschluß, daß der Waffenstillstand für ungiltig anzusehen u. die Feindseligkeiten fortzusetzen seien. Das Reichsministerium trat infolge dieses Beschlusses zurück; mit der Bildung einer neuen Regierung wurde Dahlmann beauftragt, der sich jedoch vergebens bemühte, eine solche zu Stande zu bringen. Die früheren Minister blieben daher vorläufig im Amte, u. die Nationalversammlung sah sich genöthigt, ihren Beschluß in Betreff des Waffenstillstandes dahin zu ändern, „daß die Vollziehung desselben nicht zu hindern, aber die Reichsregierung aufzufordern sei, auf eine Modifikation des Vertrages hinzuwirken" (16. Sept.). Die radikal-demokratische Partei ließ jetzt ihrem Unmuthe freien Lauf. Sie erregte in Frankfurt selbst einen Aufstand, dem die Parlamentsmitglieder General von Auerswald u. Fürst Lichnowsky zum Opfer fielen, u. den die Centralgewalt durch aus Mainz herbeigeholte Truppen unterdrücken mußte (18. Sept.). Die revolutionäre Bewegung pflanzte sich nach Baden fort, wo Struve das Banner der Republik erhob; aber auch hier wurde das Militär des Aufstandes bald Meister. Die Erbitterung der Gemüther hielt zwar noch einige Zeit an u. gab den radikalen Strömungen Raum; diese boten aber den alten Autoritäten nur willkommenen Anlaß, in der Wiedereinnahme ihrer früheren Positionen rücksichtslos vorzugehen.

Viel zu spät war es daher, als das Parlament unter so mißlichen Umständen nach Durchberathung der Grundrechte (als Reichsgesetz publizirt 28. Dez. 1848) den eigentlichen Verfassungsfragen näher trat. Zunächst mußte das Verhältniß der beiden Großstaaten, von denen keiner dem anderen untergeordnet werden konnte, klar gestellt werden. Nach langem, leidenschaftlichem Kampfe fand endlich das Gagern'sche Programm eines engeren Bundes unter Preußen, der dann wieder in eine weitere völkerrechtliche Verbindung mit Oesterreich treten sollte, Annahme (13. Jan. 1849). Da Oesterreich diese Lösung der Frage verwarf, so bildete sich im weiteren Verlaufe aus verschiedenen liberalen u. gemäßigten Elementen in der Paulskirche eine große Partei, welche die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung mit vorläufigem Ausschluß Oesterreichs offen auf ihre Fahne schrieb. Nach heftigen Debatten u. unter lebhaften Protesten von Seiten der Gegenpartei (der „Großdeutschen") gingen nunmehr die Anträge durch, nach welchen die deutschen Mittel- u. Kleinstaaten zu einem Bundesstaate unter Preußens Leitung vereinigt, u. auf dieses die erbliche Kaiserwürde übertragen werden solle. König Friedrich Wilhelm IV., der 28. März zum deutschen Kaiser erwählt wurde, gab jedoch der Deputation, die ihm im Auftrage der Nationalversammlung hiervon Mittheilung

machte, eine ablehnende Antwort (3. April). Diesem Schlage folgte bald darauf ein zweiter. In einer Erklärung vom 28. April verweigerte die preuß. Regierung entschieden die Zustimmung zur Reichsverfassung, wie sie aus den Berathungen des Parlaments hervorgegangen war. Die meisten übrigen Regierungen folgten nach; in Bundesländern, in denen die Reichsverfassung bereits publizirt war, wurde sie willkürlich wieder aufgehoben. Die Versuche des Parlaments, die Verfassung trotzdem durchzuführen, scheiterten an der Hartnäckigkeit der Regierungen u. an der Lässigkeit, mit der die Bevölkerungen das Parlament unterstützten. Nachdem eine große Anzahl von Abgeordneten ausgeschieden, siedelten die Trümmer des Parlaments (das „Rumpfparlament") nach Stuttgart über (30. Mai), wo sie aber schon 18. Juni mit Waffengewalt auseinandergesprengt wurden. Preußen hatte inzwischen die Lösung der deutschen Einheitsfrage selbstständig in die Hand genommen, u. auf dem bekannten Wege der von Radowitz (s. d.) vertretenen **Unionspolitik**, die sich jedoch nach wenigen schwachen Anläufen gleichfalls als erfolglos erwies, obwol ihr die in Gotha versammelten Mitglieder der Erbkaiserpartei („Gothaer") ihre Unterstützung zugesagt hatten (26. bis 29. Juni). Das zwischen Preußen, Hannover u. Sachsen abgeschlossene „**Dreikönigsbündniß**" blieb isolirt u. fiel auseinander; weder das **Erfurter Parlament** (April 1850) noch der Fürstenkongreß zu Berlin (im Mai) führten zu praktischen Ergebnissen, u. Oesterreich, das alle diese Einigungsversuche erfolgreich durchkreuzt hatte, berief, kraft seiner Befugnisse als Präsidialmacht, den Bundestag im Sept. 1850 wieder nach Frankfurt ein.

Preußen schien zwar Anfangs gewillt, sich Oesterreich gegenüber selbstständig zu behaupten u. dem von diesem als Werkzeug benutzten Bundestag Widerstand entgegenzusetzen. Es begann bereits in dem eben damals entbrannten kurhessischen Verfassungsstreit, in welchem der Bund sich auf die Seite des Ministeriums Hassenpflug (s. d.) gestellt hatte, energisch zu Gunsten der verletzten Verfassung einzugreifen. Das Einrücken eines Bundesexekutionscorps in Kurhessen beantwortete Preußen mit der Besetzung Kassels durch eine preußische Heeresabtheilung (2. Nov. 1850). Leider verlief aber die so kräftig begonnene Aktion äußerst kläglich. Radowitz mußte bald darauf zurücktreten u. Manteuffel das Feld räumen; dieser ordnete nach dem famosen Scheintreffen bei Bronzell (s. d.) den Rückzug der preuß. Truppen an (18. Nov.). Infolge des österr. Ultimatums vom 25. Nov. fand die für Preußen schmachvolle Konferenz zu **Olmütz** statt, auf welcher sich Manteuffel den von Oesterreich gestellten Bedingungen unterwarf u. nam. seine Zustimmung zur Bundesexekution in Hessen gab, die nun ohne Widerstand vor sich ging. Der Bundestag, den auch Preußen seit Mai 1851 wieder beschickte, wurde nun ganz in der alten Weise restaurirt. Derselbe schritt alsbald in Schleswig-Holstein zu Gunsten Dänemarks ein, setzte die deutschen Grundrechte außer Kraft u. ließ 2. April 1852 die in den Bewegungsjahren begründete deutsche Flotte (durch Hannibal Fischer) öffentlich versteigern.

Es folgte nun eine lange Zeit politischer Erschlaffung u. trauriger Reaktion, während deren die Einheit Deutschlands fast nur auf wirthschaftlichem Gebiete Ausdruck fand. Die Versuche Oesterreichs, den Zollverein zu sprengen od. Eintritt in denselben zu erlangen, scheiterten an der Umsicht, die Preußen wenigstens in dieser Beziehung entfaltete; es traten im Gegentheile Hannover, Oldenburg u. einige kleinere Staaten, die bisher dem Zollverein widerstrebt hatten, diesem bei.

Erst der Regierungswechsel, der in Preußen mit der Regentschaft des Prinzen Wilhelm (8. Okt. 1858) eintrat u. der für Oesterreich demüthigende Verlauf des Italienischen Krieges 1859 belebte aufs Neue die Hoffnung auf eine Aenderung der politischen Zustände in Deutschland. Am 14. Sept. 1859 wurde zu Frankfurt a. M. der **Nationalverein** begründet, der die Errichtung eines einigen Deutschlands mit preußischer Spitze u. mit einem Volksparlament anstrebte. Die Gefahr eines franz. Eroberungskrieges gegen Deutschland lag damals in der Luft; unter dem Eindruck dieser Gefahr faßte der Verein schnell Boden u. wuchs auf 30,000 Mitglieder an. Die Bewegung kam jedoch wieder ins Stocken durch den Verfassungskonflikt, der 1862 in Preußen gelegentlich der Armee-Reorganisationsfrage zum Ausbruch kam. Dagegen war Oesterreich in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten u. begann sich wieder in der öffentlichen Meinung zu heben. Durch diesen Umschlag ermuthigt, beschloß Oesterreich die Lösung der deutschen Frage von sich aus in die Hand zu nehmen. Es berief im Aug. 1863 einen **Fürstenkongreß** nach Frankfurt, dem das von Schmerling (s. d.) ausgearbeitete Projekt einer Bundesreform (Einsetzung eines Bundesdirektoriums mit einer aus Delegirten der Ständekammern zu bildenden Nationalvertretung) vorgelegt wurde. Dieser mit großem Pomp in Scene gesetzte Kongreß hatte jedoch infolge der Nichtbetheiligung Preußens kein Ergebniß. Dem österr. Delegirtenprojekt stellte der preuß. Ministerpräsident v. Bismarck (s. d.) die Forderung eines aus unmittelbaren Wahlen zu bildenden Parlaments gegenüber.

Die Lösung der deutschen Frage sollte auf einem ganz anderen Wege zu Stande kommen als auf dem bisher von den liberalen Parteien verfolgten. Was die „Revolution von unten herauf" nicht vermocht hatte, sollte eine „Revolution von oben" bringen. Die schleswig-holsteinische Frage barg den Keim dieser Lösung in sich. Durch den Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark (15. Nov. 1863) wurde diese Frage wiederum zu einer brennenden. Von immer mächtiger anwachsender Bewegung für die Losreißung der Herzogthümer mit fortgerissen, erklärte sich der Bund für die Erbansprüche des Prinzen von Augustenburg, der als Friedrich VIII. in Schleswig-Holstein zum Herzog ausgerufen wurde. Oesterreich u. Preußen, die der Bewegung Anfangs widerwillig gegenüberstanden, nahmen jetzt selbst, um sich nicht durch den Bund majorisiren zu lassen, gemeinsam die Angelegenheit in die Hand. Sie verdrängten die Exekutionstruppen u. führten auf eigene Faust den Kampf gegen Dänemark siegreich durch. Der Erbprinz von Augustenburg zögerte jedoch, auf die Ansprüche, die Preußen im Interesse seiner Machtstellung im Norden machte, einzugehen u. in die von ihm geforderten Beschränkungen seiner Souveränetät zu willigen. Nicht nur der Bund, sondern auch Oesterreich unterstützte ihn in diesem Widerstande. Die Herzogthümer blieben daher vorläufig im gemeinschaftlichen Besitze der Großmächte. Die Mißhelligkeiten, zu denen dieses „Condominium" Anlaß gab, führten zum Abschlusse des **Gasteiner Vertrages** (Aug. 1865), nach welchem Schleswig ausschließlich von Preußen, Holstein ausschließlich von Oesterreich besetzt werden sollte, Lauenburg endlich gegen eine Geldentschädigung vollständig an Preußen abgetreten wurde. Oesterreich u. sein Schützling, der Erbprinz Friedrich, zeigten sich jedoch nach wie vor nicht gewillt, die von Preußen geforderten Zugeständnisse zu bewilligen; aus der drohenden Haltung Oesterreichs ging vielmehr klar hervor, daß dasselbe sich auf einen Krieg mit Preußen vorbereite (das Nähere über alle diese Vorgänge s. unter „Schleswig-Holstein"). Um sich nicht überraschen zu lassen, begann Preußen jetzt gleichfalls zu rüsten, nachdem es vorher (9. April 1866) beim Bundestage einen Antrag auf Einberufung eines Parlaments (auf Grund allgemeiner u. direkter Wahlen) gestellt, mit welchem eine Reform der Bundesverfassung zu vereinbaren sei. Diesem Antrage wurde keine Folge gegeben. Durch die Erklärung Oesterreichs, daß es die Regelung der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit dem Bunde überlasse (1. Juni 1866) hielt Preußen den Gasteiner Vertrag, der eine solche Einmischung des Bundes ausdrücklich ausschloß, für zerrissen. In der Bundesversammlung vom 14. Juni 1866, in welchem der Antrag Oesterreichs auf Mobilmachung sämmtlicher nichtpreußischer Bundesarmeecorps angenommen wurde, that Preußen endlich den entscheidenden Schritt: es trat aus dem Bunde aus od. erklärte denselben vielmehr durch den erwähnten Beschluß für gebrochen, indem es gleichzeitig die Grundzüge einer neuen nationalen Einigung vorlegte, die im Wesentlichen auf die Errichtung eines parlamentarisch organisirten Bundesstaates unter Preußens Führung, mit Ausschluß Oesterreichs, hinausliefen. Dem österreichischen Kriegsmanifest (17. Juni) u. der preußischen Kriegserklärung (18. Juni) folgte alsbald der Beginn des Preußisch-österreichischen Krieges (s. d.). In unerwartet raschen Schlägen wurde Oesterreich auf den Schlachtfeldern Böhmens niedergeworfen; schon am 3. Juli 1866 war durch die Schlacht bei Königgrätz der Kampf zu Gunsten Preußens entschieden, dessen Intelligenz sich eben so glänzend bewährt hatte wie seine Heereseinrichtungen. Dem Waffenstillstand vom 22. Juli folgte vier Tage später die Vereinbarung von Friedenspräliminarien, die 23. Aug. durch den Abschluß des **Prager Friedensvertrages** besiegelt wurden. In diesem Vertrage war die Ausscheidung Oesterreichs aus dem Verbande mit Deutschland ausgesprochen, dessen politische Neugestaltung sich fortan unabhängig von Oesterreich vollziehen sollte; dieses gab ferner seine Zustimmung zu einem durch Preußen u. unter dessen Führung nördl. vom Main zu begründenden nationalen Bunde, der mit einem etwa sich bildenden Vereine der Südstaaten in eine engere Verbindung treten sollte. Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau u. Frankfurt a. M. sollten dem preuß. Staate einverleibt, das Königreich Sachsen zwar in seinen bisherigen Grenzen erhalten bleiben, jedoch dem zu begründenden neuen Bunde beitreten. Mit den übrigen Verbündeten Oesterreichs, deren Widerstand ebenfalls nach einem kurzen Feldzuge gebrochen worden war, wurden Separatverträge abgeschlossen. Die nördlichen Staaten verpflichteten sich zum Eintritt in den Nordbund; ebenso Hessen-Darmstadt bezüglich seines nördlich vom Main gelegenen Gebietes. Sowol dieser Staat als Bayern traten außerdem einige Grenzgebiete an Preußen ab, welches alsbald die Errichtung des **Norddeutschen Bundes** in Angriff nahm (der alte Bund wurde durch den Bundestag, der sich während des Krieges nach Augsburg geflüchtet hatte, daselbst 24. Aug. 1866 auch formell für aufgelöst erklärt). Nachdem die nöthigen Vereinbarungen mit den einzelnen Regierungen vorangegangen waren, wurde dem auf Grund allgemeiner u. direkter Wahlen nach Berlin einberufenen **Konstituirenden Reichstag** (24. Febr. 1867) der Entwurf einer Verfassung des Norddeutschen Bundes vorgelegt. Dieser

wurde nicht ohne wesentliche Aenderungen angenommen, u. nachdem die Volksvertretungen der einzelnen Bundesländer gleichfalls ihre Genehmigung ertheilt, trat die Verfassung 1. Juli 1867 in Kraft (Näheres hierüber s. unter „Norddeutscher Bund").

Den außerhalb des Bundes gebliebenen süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden u. Hessen Darmstadt war durch Art. 79 der Verfassung der Eintritt offen gelassen. Aber nur langsam brach sich im Süden die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines engeren Anschlusses an den Norden Bahn. Die süddeutschen Regierungen ließen sich an den Schutz- u. Trutzbündnissen genügen, die sie gleichzeitig mit den Friedensverträgen im Aug. 1866 insgeheim mit Preußen abgeschlossen hatten. Eine rühmliche Ausnahme machte nur Baden, das seine Aufnahme in den Nordbund eifrig anstrebte u. sich in der Gesetzgebung eng an diesen anschloß.

Frankreich hatte diesem plötzlichen Umschwung der deutschen Verhältnisse eifersüchtig zugesehen. Schon während der Friedensunterhandlungen hatte es das unterlegene Oesterreich u. seine Bundesgenossen gegen Preußen zu unterstützen gesucht. Bald darauf kam es auf seine bereits früher gestellten „Kompensationsforderungen" zurück; Bismarck wies jedoch das Ansinnen, Frankreich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, standhaft zurück. Die Sonderstellung des mit dem Königreich der Niederlande verbundenen Großherzogthums Luxemburg, das nicht mit in den neuen Bund eingetreten war, bot Frankreich neuen Anlaß, auf sein Verlangen zurückzukommen. Es wurden mit der niederländischen Regierung Unterhandlungen eingeleitet, die auf den Verkauf Luxemburgs an Frankreich abzielten. Dieser wurde jedoch durch Preußens Dazwischentreten vereitelt u. Luxemburg für neutral erklärt (März 1867). Eben so wenig war Bismarck zu bewegen, Napoleon III. zur Eroberung Belgiens die Hand zu reichen. Das Kaiserreich, das seine Machtstellung nach außen geschmälert u. infolge dessen auch im Innern erschüttert sah, machte sich immer mehr mit dem Gedanken eines Krieges gegen Preußen vertraut. Es wiegte sich vielleicht in der Hoffnung, den jungen Bund, den es noch nicht hinlänglich gefestigt glaubte, im Keime zerstören u. die süddeutschen Staaten auf seine Seite herüberziehen zu können. Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Der Deutsch französische Krieg (s. d.), den Frankreich im Juli 1870 in der übereiltesten u. frivolsten Weise herbeiführte, hatte im Gegentheil den siegreichen Durchbruch der nationalen Idee in Deutschland u. die Vollendung des Einheitswerkes zur Folge. Noch während des Kriegs traten die süddeutschen Staaten selbst, die sich sofort dem Kampfe gegen Frankreich angeschlossen hatten, mit Vorschlägen in Betreff einer Erweiterung des Norddeutschen Bundes zu einem allgemeinen Deutschen Bunde an Preußen heran. Aus den Verträgen, die zu Versailles mit Baden u. Hessen 15. Nov., mit Bayern 23. Nov., mit Württemberg zu Berlin 25. Nov. 1870 abgeschlossen wurden, ging eine Gesammtverfassung hervor, die zwar in vieler Beziehung den streng bundesstaatlichen Charakter des Norddeutschen Bundes lockerte, in fast allen wesentlichen Punkten aber: in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, in der militärischen Führung u. in den großen Gebieten der Gesetzgebung u. Volkswirthschaft, eine Einigung herstellte, die in einer deutschen Centralregierung, vertreten durch die Krone Preußens, u. in einem deutschen Parlament ihren Ausdruck fand. Diese Verfassung wurde 9. Dez. vom Norddeutschen Reichstage genehmigt. Die übrigen Landesvertretungen folgten rasch nach, die bayerische erst nach heftigem Kampfe (21. Jan. 1871). Inzwischen hatte König Ludwig von Bayern unter Zustimmung der übrigen Fürsten dem König von Preußen den deutschen Kaisertitel angetragen, u. dieser war 18. Jan. 1871 im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles, umgeben von vielen Fürsten u. Vertretern der deutschen Heere, zum Deutschen Kaiser ausgerufen worden. Der erste Deutsche Reichstag trat 21. März zu Berlin zusammen; dieser nahm eine nochmalige Redaktion der Reichsverfassung vor, die in der von ihm beschlossenen Form 16. April verkündigt wurde (s. „Deutsches Reich"). Das Reich hat seitdem die bei seinem Inslebentreten von ihm angekündigte Politik des Friedens treu verfolgt u. durch unzweideutige Kundgebungen dargethan (Begegnungen des deutschen u. des österreichischen Kaisers in Ischl u. Salzburg, 11. Aug. u. 6. bis 8. Sept. 1871; Dreikaiserzusammenkunft in Berlin im Herbst 1872). Dagegen hat es den ihm von der röm. Kirche angebotenen inneren Kampf mit aller Energie aufgenommen u. den durch die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas entstandenen Wirren u. Uebergriffen entgegenzuwirken gesucht. Die aufrührerische Haltung eines großen Theils der katholischen Geistlichkeit, die Ausschreitungen, die sich dieselbe gegen die neu sich bildenden altkatholischen Gemeinden u. — nam. von der Kanzel herab — gegen das Reich u. die Einzelregierungen zu Schulden kommen ließ, führten zum Erlaß des bekannten „Kanzelparagraphen" (eines Zusatzparagraphen zum Reichsstrafgesetzbuch, der die betreffenden Kanzelausschreitungen mit Strafen belegte) u. weiterhin zu strengen Maßregeln gegen unbotmäßige Geistliche. Dem vom Reiche gegebenen Anstoß folgten mehr od. minder eifrig auch die Einzelstaaten; Preußen selbst ist seit der Ersetzung des Kultusministers v. Mühler durch Dr. Falk auch auf diesem Gebiete rühmlich vorangeschritten.

Vgl. Menzel, „Geschichte der Deutschen" (8 Bde., 1815—22) u. „Neuere Geschichte der Deutschen" (12 Bde., 1826—48); Luden, „Geschichte des deutschen Volks" (12 Bde., 1825—39); Wirth, „Geschichte der Deutschen" (4 Bde., 4. Aufl. 1860—63); Rochau, „Geschichte des Deutschen Volks" (1871 u. 72); Eichhorn, „Deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte" (4 Bde., 5. Aufl. 1845—47); Waitz, „Deutsche Verfassungsgeschichte" (4 Bde., 1844—61); Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen" (6 Bde., 4. Aufl. 1870, 71 u. 72); Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (3 Bde., 3. Aufl. 1862—68); Ranke, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (6 Bde., 4. Aufl. 1867); Häusser, „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes" (4 Bde., 3. Aufl. 1861—63); Arnd, „Geschichte der neuesten Zeit" (4 Bde., 1870) u. dessen „Geschichte der Jahre 1860—67" (2 Bde., 1869, beide als Ergänzung zu Becker's Weltgeschichte); Treitschke, „Historische u. politische Aufsätze" (4. Aufl. 1870). Zur Quellenkunde vgl. Dahlmann, „Quellenkunde der deutschen Geschichte" (neue Ausg. von Waitz 1870) u. Wattenbach, „Deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter" (1858).

Deutsche Kultur. I. Die ältesten Zeiten. Als die Römer in den Kriegen mit den Kimbern u. Teutonen zum ersten Mal Germanen erblickten, waren sie erstaunt über die Riesenhaftigkeit ihres Wuchses, über ihre gewaltige Stärke u. das Ebenmaß ihres Gliederbaues, u. alle jene römischen Schriftsteller, welche die Zustände der deutschen Völker schildern, sind einig in der Bewunderung der urwüchsigen Kraft, welche den germanischen Männern u. Frauen gleich eigen gewesen zu sein scheint. Diese körperlichen Eigenschaften verdankten die alten Deutschen ihrer naturwüchsigen Erziehung u. Lebensweise; wilde u. zahme Thiere, auch das Pferd u. besonders das Schwein, lieferten ihnen die Fleischnahrung; Brot, Haferbrei, Sauermilch, Fische u. Eier waren ihre hauptsächlichsten Speisen u. Bier u. Meth ihre Lieblingsgetränke. Ihre Kleidung bestand in Mänteln aus Thierfellen od. Wolle u. im Winter aus wärmeren Pelzen. Das Haupt blieb in der Regel unbedeckt; im Kriege waren aber Helme mit den Köpfen wilder Thiere, deren Haut über den Rücken hing, nicht ungebräuchlich. Die Wohnungen waren aus Holzwerk gezimmert, mit Stroh, Zweigen u. Rohr bedeckt u. nur stellenweise mit glänzenden Thonfarben bestrichen. Ihre Häuser standen einzeln, umgeben von dem dazu gehörigen Felde; in Städten zu wohnen, galt den alten Deutschen als ein Zeichen der Knechtschaft. Viehzucht u. Ackerbau bildeten ihre Hauptbeschäftigung, doch lag dieselbe mehr den Weibern als den Männern ob, welche Krieg u. Jagd liebten u. ihre Mußestunden häufig mit dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke u. dem Spiel ausfüllten. Der Handel bestand in Tauschhandel; Geld kam von den Römern u. war zuerst in den Grenzlanden üblich. Als Handelsartikel galten besonders Vieh, Menschenhaare, welche in großen Mengen von den Römerinnen gekauft wurden, Gänse, Schinken, Bernstein u. a. Unbedeutend war die Gewerbsthätigkeit u. erstreckte sich nur über die Anfänge in der Gieß- u. Schmiedekunst u. im Handwerk des Zimmermanns u. Wagenbauers. Das Familienleben beruhte auf sittlicher Grundlage; das Weib stand dem Manne gleich; die Ehe selbst war heilig, doch war es nicht selten, daß das Oberhaupt im Spiele seiner u. seiner Familie Freiheit verlor. Hart war das Loos der Leibeigenen, welche ihren Herren gegenüber jedes Schutzes entbehrten u. gesetzlich nicht höher als das Vieh standen. Die Rechte der Vollfreien waren aber an den Grundbesitz geknüpft, der sich schied in das jedem einzelnen Hofe zugetheilte Sondereigenthum u. in das aus den ungetheilten Wässern, Wäldern u. Weiden bestehende Gesammteigen der „Mark". Die Nutzung derselben stand nur den in einer Markgenossenschaft geeinigten Vollfreien zu.

Einen thatsächlichen u. historischen Vorrang hatten wol einzelne Geschlechter erlangt, die als „Adel" bezeichnet werden könnten, doch standen sie rechtlich nicht über den Vollfreien, u. für den Mord eines solchen Edlen wurde kein höheres Wergeld (s. „Sühngeld") als für letzteren gezahlt. Das Königthum war den meisten deutschen Völkerstämmen in der ältesten Zeit unbekannt u. wurde erst infolge römischen Einflusses eingeführt. Das politische Leben ruhte in der Volksversammlung, zu deren Besuch alle Vollfreien verpflichtet waren; hier wie in den beschränkteren Dorf- u. Gemeindeversammlungen wurden besonders rechtliche Fragen entschieden. Hundert Dorf- od. Markgenossenschaften bildeten eine Hundertschaft, u. die Gesammtheit der Hundertschaften, die eine abgesonderte, politisch selbständige Völkerschaft ausmachten, stellte den Gau derselben dar, der so weit reichte, als die Wohnsitze dieser Völkerschaft sich erstreckten. Die Volksversammlungen waren nun zum größten Theil auf den Gau beschränkt, in ihnen wurde aus der Zahl der Freien od. Edlen der Anführer im Kriege gewählt, schwere Verbrechen abgeurtheilt, allgemeine Gesetze festgestellt u. über Krieg u. Frieden entschieden. Die Kriegspflicht war eine allgemeine; Jeder, der zur Waffenführung berechtigt war, mußte am Volkskriege theilnehmen, nur die Schwäche der Kindheit u. des Alters entband von dieser Pflicht. Die altdeutschen

Waffen waren entweder für den Kampf Mann gegen Mann berechnet, wie Streitaxt, Speer u. Streithammer, od. für den Fernkampf, wie die Schleuder, der Wurfspieß, die „Franu"; Bogen und Pfeil waren seltener in Gebrauch; das Fußvolk bildete die Hauptstärke des Heeres. Die Rechtspflege, welche in der Hand der Gesammtheit einer Gemeinde lag, war öffentlich u. mündlich; die Gemeindeglieder saßen unter freiem Himmel zu Gericht, u. wenn der Angeklagte einer dreimaligen Ladung nicht Folge leistete, so wurde er für friedlos erklärt u. durfte ungestraft getödtet werden. Die Religion (s. „Deutsche Mythologie") entbehrte der Götterbilder; heilige Haine ersetzten die Tempel, hier wurden den Göttern Thier und auch Menschenopfer dargebracht, bis das Christenthum, welches an den Kultus des Allvaters u. an den Unsterblichkeitsglauben anknüpfen konnte, diesen Greueln ein Ende machte. Die Priestermacht war so wenig entwickelt, daß selbst jeder Hausvater im Kreise seiner Familie gottesdienstliche Handlungen vornehmen konnte; doch standen die Priester in allgemeinem Ansehen; sie waren die Hüter der Zucht u. Ordnung in Haus u. Gemeinde, in Volksversammlungen u. auf den Feldzügen; ihre Gabe, aus dem Schnauben der heiligen Rosse, aus dem Fluge und Geschrei der Vögel u. anderen Wahrzeichen die Zukunft zu verkünden, u. ihre Kenntniß der heiligen Runenschrift hob ihren Stand in den Augen der Gemeinde.

II. Die Zeit Karl's des Großen. Die Deutschen hatten in den Zeiten der Völkerwanderung fast alle europäischen Länder des römischen Reiches erobert u. sich in denselben niedergelassen u. Staaten gebildet. Das Zusammenleben mit der auf einer bei weitem höheren Kulturstufe stehenden unterworfenen Bevölkerung ließ die Deutschen mit römischem Rechte, römischer Sprache u. Sitte bekannt werden, sich an städtisches Leben gewöhnen, ihre Verfassungen nach römischem Muster umwandeln u. auch in den Künsten u. Handwerken dem römischen Einflusse folgen. Das Christenthum zu Zeiten des Bischofs Ulfilas (um 360), des ersten deutschen Bibelübersetzers, bei den Gothen eingeführt, verbreitete sich in den drei nächsten Jahrhunderten über die mittel- u. westeuropäischen germanischen Staatswesen u. wurde durch Sendboten, bes. durch Columban, Gallus u. Bonifacius (gest. 755), auch in dem eigentlichen Deutschland mit Erfolg verkündet. Die Wissenschaften fanden frühzeitig in den Klosterschulen zu St. Gallen, Reichenau, Regensburg u. an anderen Orten Schutz u. Pflege. Von den Einwirkungen des Romanenthums haben sich am längsten die Völker nördlich von der Loire und der Donau frei gehalten, zumal da hier die römische Herrschaft nur vorübergehend Wurzeln gefaßt hatte, u. gerade die Franken waren es, von denen unter Chlodwig die Gründung eines großen germanischen Reiches ausging, das sich unter Karl dem Großen noch über den größten Theil der im heutigen Deutschland wohnenden Volksstämme erstreckte. Bei den Franken waren die zur Zeit der Völkerwanderung theilweise verwüsteten, von den eingedrungenen Germanen aber bald wieder aufgebauten Städte viel früher als unter den deutschen Stämmen des Ostens zu großer Bedeutung für Kunst, Handel und Gewerbfleiß gelangt. Auch in der Architektur zeigte sich Karl's Streben, römisches u. germanisches Wesen zu vereinigen; die Palastkapelle im Münster zu Aachen (von 796–804 erbaut), zu welcher Ravenna den Grundplan u. Marmorsäulen lieferte, die Königsburgen zu Aachen, Ingelheim u. Nimwegen gaben der weltlichen u. geistlichen Baukunst würdige Muster, u. wenn auch der Glanz, welchen die aus Italien nach Paris gerufenen u. zu einer Akademie vereinigten Gelehrten auf Paris u. den Kaiser warfen, nicht von Dauer war, wenn auch Karl's großer Gedanke an die Einführung eines allgemeinen Volksunterrichtes keine thatsächlichen Folgen haben konnte, so wirkte doch auch nach ihm sein Geist durch einzelne gelehrte Männer (Hrabanus Maurus) u. die von ihm gegründeten Domschulen (Tours, Fulda, Corvey) in beschränkten Kreisen segensreich fort. Das Christenthum, dessen Verbreitung unter den deutschen Völkern Karl auch aus politischen Gründen mit Waffengewalt förderte, schritt nur langsam nach Osten vor u. war häufig nichts als Schein, hinter dem sich noch eine Fülle heidnischen Aberglaubens barg (s. Walpurgisnacht, Johannisfeuer). Doch diente die Menge von Heiligen, in welche sich leicht altgermanische Götter verwandelten, dazu, den Sinn des Volkes langsamer für den Monotheismus zu gewinnen. Die Staatseinheit, die Karl herzustellen bestrebt war, vernichtete die nationalen Unterschiede der unterworfenen Völker nicht; vielmehr blieben die alten Volksrechte in Kraft, nur so, daß die Stämme, welche ihre Rechtssätze in mündlicher Ueberlieferung fortpflanzten, von nun an auch geschriebene Gesetzessammlungen erhielten. Doch wurde der Einfluß der Volksgemeinde auf das Gericht beschränkt u. nach römischen Begriffen der Kaiser u. die von ihm gewählten Beamten als letzte Quelle und höchste Instanz alles Rechtes hingestellt. Auch auf Milderung der Sitten suchte der große Kaiser durch die Abschaffung der alten barbarischen Todesstrafen, wie des Lebendigverbrennens u. Pfählens, hinzuwirken. Die alten republikanischen Freiheiten schwanden immer mehr, seitdem der in der Merovingerzeit entstandene Hof- u. Dienstadel zu den Staatsämtern befördert, die Gemeinfreien nach u. nach aus den Volks- u. Gerichtsversammlungen verdrängt wurden u. die königlichen Vasallen ein auf Grundbesitz fußendes Uebergewicht über die Freien erlangten. Der Landbau wurde durch das Vorbild der königlichen Maierhöfe gehoben; die Anfänge des Bergbaues in Deutschland, bes. auf die Gewinnung von Eisen u. Blei gerichtet, datiren aus dem 8. Jahrhunderte; auch wird vereinzelte Goldwäscherei erwähnt. Die Küstenbewohner, vorzüglich die Friesen, führten Deiche auf, Grund u. Boden zu gewinnen u. zu sichern. Die Gewerbskenntniß der Italiener ward auch von den Deutschen benützt u. das unfreie Hofgesinde auf weltlichen Herrensitzen u. in geistlichen Stiftern, in Klöstern vorzüglich die Laienbrüder, zu getheilter Werkthätigkeit, als Bäcker, Müller, Schmiede, Gerber, Schuhmacher, Horn- u. Metallarbeiter, Pelzbereiter, Weber, Töpfer, Kesselmacher, Faßbinder u. s. w. angewiesen. Karl ließ selbst von den Frauen des Hofes Kleider weben u. nähen, u. seine Kleidung war die eines gewöhnlichen Franken, aus einheimischem Linnen u. Tuch bestehend. In der Bereitung starker Tuche standen die Friesen allen anderen Stämmen voran. Doch war die Hauptbeschäftigung der Deutschen immer noch auf Viehzucht u. Ackerbau gerichtet; die ursprüngliche Markverfassung stand bei den meisten Stämmen noch in Kraft. Die höhere geistige Kultur war vorzüglich durch den Klerus vertreten; epische Volkslieder, welche die Großthaten heldenhafter Vorfahren feierten u. die Karl sammeln ließ, waren wol im Volksmunde lebendig, doch war die große Masse des Volkes noch unkundig der Schrift u. gebrauchte wol gar noch zu geheimnißvoller Zauberei die Runen. Schon unter Karl d. Gr. hatte der größte Theil des auf dem Gebiete des alten Galliens wohnenden Frankenvolkes seine deutsche Sprache abgelegt u. eine romanische Mundart ausgebildet, aus der die heutige französische Sprache entstand. Der Vertrag von Verdun (843) trennte nun diesen romanisirten Westen von dem rein deutschen Osten.

III. Die Zeit der Hohenstaufen. Die mitteralterliche Kultur des deutschen Volkes erreichte im Zeitalter der Hohenstaufen ihren Höhepunkt. Weit über die Grenzen des Reiches war deutscher Einfluß mächtig u. das deutsche Schwert gefürchtet; auf der Ostsee breitete die Hansa ihre Macht aus und erschien gleich kräftig gegen die Räuber zur See wie gegen die zu Lande; der Deutsche Orden trug mit dem Christenthume auch deutsches Recht, Bürgerwesen u. Kapital nach den slavisch-lettischen Ländern im Nordosten, u. in Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen u. Polen entstanden inmitten slavischer Unkultur, Oasen gleich, deutsche Städte u. Dörfer, deren Bewohner, herbeigerufen von geistlichen u. weltlichen Herren, durch Landschaft u. Bergbau, Gewerbe u. Handel Wohlstand u. Einfluß zu mehren wußten. Während in den vorhergegangenen Zeiten der geistliche Stand, als Träger der höheren geistigen Bildung, Kunst, Wissenschaft u. Literatur fast ausschließlich gepflegt hatte, erschienen im 12. u. 13. Jahrhundert der Ritterstand u. das Bürgerthum von gleicher, wenn nicht höherer Bedeutung für die Kultur. Aus dem Lehnswesen, das unter den fränkischen Kaisern feste staatsrechtliche Formen angenommen, hatte sich das Ritterthum entwickelt, dadurch, daß ihm, infolge der Kreuzzüge, des Uebergewichtes der Kirche u. des religiösen Sinnes, der die Massen beherrschte, eine ideale Weihe gegeben u. die Ritterbürtigkeit, die edle Abkunft, als Grundbedingung für den Ritterschlag angesehen ward. Als in den geistlichen Orden der Templer u. Johanniter sich die Blüte kirchlich-ritterlichen Geistes entfaltet hatte, erhielt das Ritterthum überhaupt einen religiösen Charakter; Gott u. die Frau, Religion u. Liebe beherrschten den Ritter u. bestimmten seine Handlungen. In den äußeren Formen war das deutsche Ritterwesen von dem romanischen beeinflußt worden u. hatte von Frankreich, wo dasselbe sich zeitiger u. bestimmter ausgebildet hatte, vielfach Tracht, gesellschaftliche Vorschriften u. selbst Ausdrücke entlehnt. Aeußere Abzeichen (Wappen) galten schon im 13. Jahrhundert als Symbole der Ritterbürtigkeit, doch während ursprünglich diese abhängig war vom Grundbesitz, wie denn auch die Namen vom Stamm- oder Lehnssitz entnommen zu werden begannen, bildete sich am Ende dieses Zeitraumes der Briefadel aus (s. Adel, Ritterwesen) u. bezeichnete schon den Anfang des Verfalles der ganzen Einrichtung. Friedrich Barbarossa gab dem Stand der Ritterbürtigen die rechtliche Begrenzung seiner Macht u. Ausdehnung, erweiterte aber auch die Kluft zwischen dem ausschließlichen Waffenberuf u. der Gewerbthätigkeit. Ziemlich frei vom Lehnsadel hatten sich nur die Niederlande u. Friesland erhalten, dort konnten auch Bauern zum Adel gelangen, hier blieb der Stand der Freien in ungeschmälertem Rechte; in allen übrigen deutschen Stämmen sank mit der aufblühenden Macht des Lehnswesens der Bauernstand in Hörigkeit u. Leibeigenschaft. Mit dem Lehnswesen bekam natürlich der Reiterdienst den Vorzug vor dem Fußdienst, in natürlicher Entwicklung der Reformen des Kriegswesens, welche Heinrich I. dadurch angebahnt hatte, daß er wegen der Kämpfe mit den Magyaren in die Reiterei den Schwerpunkt des Heeres legte. Zugleich wurde der Burgenbau mit Eifer betrieben, sowol auf Bergen u. Hügeln als in der Niederung. Fehdewesen, hervorgegangen aus dem altgermanischen Rechte der Selbsthülfe, u. Raubzüge bildeten die Schattenseite des Ritterthums u. schädigten mehr die Bauern als die Städter, welche hinter ihren Mauern u. Städtebündnissen (s. „Deutsche Geschichte") sich zu schützen wußten. Einen ritterlich-höfischen Cha-

ralter zeigte auch die Poesie; obgleich die Kunst des Schreibens nur wenigen Rittern eigen gewesen, so gehörten doch die bedeutendsten Dichter dieser Zeit edlen Geschlechtern an: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach (1201 „Parcival") u. Gottfried von Straßburg zeichneten sich als Epiker, Walther von der Vogelweide (1190—1230) als Minnesänger aus, u. selbst die volksthümlichen Epen des Nibelungenliedes u. der „Gudrun" sind von höfischen Sängern nach der Ueberlieferung des Volkes verfaßt worden. Die deutsche Prosa gewann jetzt größere Bedeutung. Durch die Bettelorden kam deutsche Predigt auf, u. die Schriften der Mystiker verliehen der in abgestandenen Formen verkommenen Theologie ein neues, eigenthümliches Leben, während durch die Aufzeichnung des Sachsenspiegels (1221—1233) das deutsche Recht gegenüber dem römischen eine größere Stärke erhielt. Die deutschen Städte, bes. die süddeutschen: Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Ulm, Straßburg, u. die norddeutschen des hanseatischen u. rheinischen Bundes: Hamburg, Lübeck, Bremen, Köln u. Mainz, waren bedeutend durch Gewerbfleiß u. Kunst, durch Reichthum u. kriegerische Tüchtigkeit; konnte doch Nürnberg allein über 50,000 Mann geübten Fußvolkes ins Feld stellen. Die Verbindungen mit Italien u. den nordischen Ländern ließen auch außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches deutschen Handel zu Ansehen gelangen; der Bau von Chausseen (in den Niederlanden seit 1140), die Einführung des Bank- u. Wechselwesens (in Deutschland seit dem 13. Jahrh.), festbestimmte Handelsordnungen sicherten u. förderten den Verkehr, doch dienten ausgedehnte Monopole mehr zur Bereicherung einzelner Städte u. Personen als zur Hebung des Nationalwohlstandes. Die Einführung des Indigo (im 13. Jahrh.) gab der Färberei neuen Aufschwung, in der Tuchweberei zeichneten sich die Niederlande, in Erzarbeiten Augsburg bes. aus. Das Zunftwesen gelangte jetzt auch zu politischer Bedeutung u. bewährte seine kraftvolle Organisation bes. in den bischöflichen Städten in häufigen Kämpfen gegen die kirchliche Macht. — Großartige Kirchen- u. andere Bauten zeugten ebensowol von dem Reichthum als von dem Kunstsinn der Städte (s. „Deutsche Kunst").

IV. Die Zeit der Reformation. Im 15. Jahrh. war die Macht des feudalen Ritterthums gebrochen u. an die Städte übergegangen. Die Erfindung des Schießpulvers (um 1350) hatte die Bedeutung der Reiterei außerordentlich abgeschwächt u. ein leichtes Mittel zur Zerstörung der festen Burgen den Landesherren u. Städten in die Hand gegeben, u. im Heere trat der Edelmann hinter den Landsknecht zurück. Nicht minder hatte der Adel durch die Universitäten u. die Verbreitung des römischen Rechtes an Einfluß bei Hofe u. auch die Regierung verloren; juristische Bildung galt jetzt als Hauptbedingung für eine Anstellung im Staatsdienste, u. der Zorn Hutten's u. Sickingen's gegen die „römischen Doktoren" war Neid über die Bevorzugung des gelehrten Standes. In den Städten lag jetzt der Schwerpunkt der deutschen Kultur; Buchdruckerkunst (seit 1450), Universitäten (die ersten zu Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386) u. lateinische Schulen übten ihren Einfluß vorzugsweise in städtischen Kreisen aus, u. nur in diesen fand die Kunst u. Literatur Pflege u. Vertretung. Der bürgerliche Meistergesang u. das Volkslied traten an die Stelle des ritterlichen Minneliedes; Edelleute ergriffen jetzt selbst häufig bürgerliche Erwerbszweige, u. das Faustrecht, welches die Macht der Städte bedeutend eingeschränkt hatte, fand durch den Ewigen Landfrieden von 1495 einen glücklichen Abschluß. Unter der städtischen Bevölkerung fanden denn auch die neuen Ideen, welche die Gelehrten aus den wiedererwachten Studien der alten Dichter u. Philosophen schöpften, u. die Pläne einer Reform der Kirche u. des Staates begeisterte Aufnahme, u. als Luther das Papstthum selbst angriff u. für seine Lehre die Errichtung von Schulen allen Gemeinden anempfahl, da ließen sich die meisten Städte Deutschlands Prediger u. Lehrer von Wittenberg kommen u. wendeten bedeutende Summen auf die Gründung lateinischer Schulen. Die Reformation stärkte das deutsche Nationalgefühl durch den Gegensatz zur römischen Kirche; Luther's Schriften, insbesondere die Bibelübersetzung (seit 1523) u. das Kirchenlied, brachten die deutsche Sprache zu Ansehen u. bildeten Muster des Stiles, an denen sich die Prosa des 16. Jahrhunderts hätte fortentwickeln können, wenn nicht die Gelehrten nur lateinisch geschrieben u. die deutschen Schriftsteller geglaubt hätten, ihren Büchern durch einen gelehrten Wust größeren Reiz geben zu können. Auch der deutschen Poesie war der religiöse Lehrton nicht von Vortheil, doch steht als Dichter des Bürgerthums Hans Sachs (gest. 1576) hoch. Nürnberg, seine Vaterstadt, wurde im 16. Jahrhundert von der größten Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Kunst (s. d.). — Auf das sittliche Leben der Nation übte die Reformation eine höchst wolthätige Einwirkung aus; die Klöster, welche meist der Scheinheiligkeit u. den verschiedensten Lastern eine Zufluchtsstätte geboten, verschwanden in den protestantischen Ländern u. ihre Güter wurden für Privatzwecke der Fürsten od. zur Errichtung von Schulen verwendet; die Geistlichen traten durch ihre Familie (Luther heirathete 1525) der Gemeinde näher, u. der deutsche Gottesdienst war allem Volke verständlich, die Bibel in Aller Händen. Die Abschaffung der vielen Feiertage, Prozessionen u. anderer kirchlicher Feste vermehrte die Arbeitszeit des Volkes u. hierdurch auch den Wohlstand u. die Bildung, u. der reformatorische Grundsatz von der „freien Forschung" schien auch den Wissenschaften neue Bahnen zu öffnen u. neues Leben zu verleihen, zumal der Humanismus die Kenntniß des Alterthums erschlossen u. die Entdeckungen (s. d.) des 15. Jahrhunderts die Geographie, Astronomie u. Naturwissenschaft in großartiger Weise gefördert hatten. Doch entwickelte sich nur die Mathematik u. Astronomie (Kopernikus, s. d., 1473—1541) in freier u. bedeutsamer Weise. Auf den übrigen Wissenschaften lastete theologischer Druck; denn seit Mitte des 16. Jahrhunderts verknöcherte sich der Protestantismus in Dogmen, führte zu Intoleranz u. inneren Spaltungen (s. „Kryptocalvinismus") u. hatte die Freiheit der Forschung aufgegeben. Außer den Städten griffen aber auch die Reichsritterschaft u. der Bauernstand thatkräftig in die reformatorische Bewegung ein; Franz von Sickingen u. Ulrich von Hutten (s. d.) waren die letzten Ritter, welche ihrem Stande bei der Reform des Deutschen Reiches eine neue selbständige Stellung verschaffen wollten; es mißlang; der Adel wurde nun abhängig vom Hofe u. verlor seine Bedeutung. Die Bauern waren eben so unglücklich im Kampfe für ihre alten Freiheiten, welche ihnen die Gutsherrschaften mit Gewalt genommen hatten; sie unterlagen vollständig im großen Bauernkriege u. mußten die hart auf ihnen lastenden Frohnden nach wie vor tragen. Das städtische Proletariat, aus mißverstandenen Bibelstellen kommunistische Ideen schöpfend, versuchte wenigstens in Münster, u. zwar mit vorübergehendem Erfolge, im „Neuen Jerusalem" einen Staat auf der Grundlage der Gütergemeinschaft zu errichten, doch wurde mit der Einnahme Münsters der wiedertäuferische Kommunismus für immer erstickt. Die Fürstengewalt war aber aus dem Reformationszeitalter politisch u. materiell gestärkt hervorgegangen.

V. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Der Dreißigjährige Krieg, nur zum Theil ein religiöser, weit mehr ein politischer Kampf, war für die Entwicklung des deutschen Volkes wie Reiches gleich verderblich: die staatliche Einheit Deutschlands, wie sie doch trotz aller seiner Schwächen das Kaiserthum darstellte, war vollständig vernichtet, u. alle Zweige des öffentlichen Lebens wurden niedergedrückt durch den Einfluß des Auslandes. Frankreich beherrschte die Politik u. Mode, die Sprache u. Sitte, die Literatur u. Kunst., u. nur wenige Stimmen bezeichneten diese fremde Vormundschaft als einer großen Nation unwürdig. Mit dem Deutschen Reiche war auch das deutsche Nationalgefühl untergegangen; nur in vielbändigen Romanen, die das Volk nicht lesen konnte, wurde mit unzähligen Citaten aus den römischen Schriftstellern von dem alten Helden Arminius u. seiner Frau Thusnelda erzählt, u. einige wenige satirische Schriftsteller, wie Logau u. Moscherosch, eiferten gegen die schamlose Tracht, in welcher die deutschen Frauen den Französinnen nachahmten, gegen die Sprachmengerei u. die Nachäffung des Fremden. Paris galt auch in Deutschland für die hohe Schule der Wissenschaft u. Lebensart; von Frankreich kam die Titelsucht nach Deutschland: es wurde das „Sie" als Anrede zwischen Kindern u. Eltern Sitte, u. auf den Reichstagen verdrängte der unfruchtbare Zank um den Excellenztitel die wichtigsten Geschäfte. Der glänzende Absolutismus Ludwig's XIV. wurde an jedem kleinen deutschen Hofe nachgeahmt; es galt für fein, verächtlich von den Rechten des Volkes zu sprechen, u. eine servile Dienstfertigkeit nach oben u. herrschsüchtige Anmaßung nach unten zur Schau zu tragen; Maitressen, prunkende Feste, italienische u. französische Schauspieler u. Tänzer fraßen die Erträge des Landes, über deren Verwendung den Landständen keine Kontrole mehr zustand, u. stehende Heere (in Sachsen seit 1613, in Brandenburg seit 1611) stützten die unumschränkte Gewalt der Fürsten. Die langen Kriegswirren ließen weder die bildenden Künste noch die Literatur zu selbständiger Entwicklung gelangen; überall Abhängigkeit von dem Auslande, in der Malerei u. Musik von Italien, in der Architektur von Frankreich, in der Poesie von beiden Völkern u. vom klassischen Alterthum; überall Abwendung von der Natur u. vom Volksthümlichen u. Pflege manierirter, unwahrer Formen (s. „Deutsche Literatur" u. „Deutsche Kunst"). Auch das wissenschaftliche Leben siechte dahin; nur die Naturwissenschaft fand durch Otto von Guericke (1602—1686) u. die Astronomie durch Johann Kepler (1571—1631), glänzende Vertretung. — Das sittliche u. materielle Elend des deutschen Volkes, welches der Dreißigjährige Krieg zur Folge hatte, war grauenhaft. Die Heere, aus Söldnerscharen zusammengesetzt, welche kein Vaterland kannten u. um höheren Sold ihren Kriegsherrn verließen, verübten meist straflos die größten Grausamkeiten gegen Landmann u. Städter, gegen Freund u. Feind; viele entlassene oder entlaufene Soldaten vermehrten die Scharen räuberischen Gesindels, welche die Straßen unsicher machten. Das wilde Faustrecht des Bewaffneten wider den Unbewaffneten ward auf bestialische Weise geübt. Von den Kaiserlichen weiß man, daß sie die armen Leute in Backöfen gebraten oder am Feuer geröstet, ihnen die Augen ausgestochen, Riemen aus dem Rücken geschnitten u. die Glieder einzeln vom lebendigen Leibe getrennt haben. — Die Heere wurden noch in ähnlicher Weise wie im 14. u. 15. Jahrhundert geworben; die Zahl ihrer Truppen überstieg selten 30—40,000 Mann, nur Wallenstein hat mehrmals über 100,000 Mann

vereinigt; doch hing sich ein gefräßiger Lagertroß an die Armee an, da sehr viele Soldaten Weib u. Kind mit sich führten u. liederliches Gesindel beiderlei Geschlechts dem Heere folgte. Mangelhafte Pflege, unmäßige Genüsse u. fehlerhaftes Medizinalwesen beförderten den Ausbruch u. die Verbreitung seuchenartiger Krankheiten in den Heeren u. die Verschleppung derselben durch diese. Dazu kam Hungersnoth, weil die Felder durch den Krieg verwüstet u. wegen Menschenmangels nicht bestellt wurden. Einzelne Theile Deutschlands glichen einer Wüste. Die Gesammtbevölkerung hatte um 30 – 40 Prozent abgenommen. Augsburg war von 80,000 auf 18,000, Frankenthal von 18,000 auf 324 Einwohner gesunken. In Württemberg waren 1641 von 400,000 Einwohnern noch 48,000 übrig, in der Pfalz 1648 nur noch der 50. Theil der Bevölkerung; in Hessen waren 17 Städte, 47 Schlösser u. 400 Dörfer verbrannt. – Die Unsicherheit des Besitzes entwerthete denselben u. beförderte die Verschwendung u. die Trägheit; der Stillstand der Schulen u. der Anblick grauenhaften Unglückes war dem Aberglauben u. der Mystik (Jakob Böhme) günstig. Der Hexenwahn forderte zahllose Opfer, obgleich der edle Jesuit Friedrich von Spee u. A. gegen die Hexengerichte ihre Stimmen erhoben. Der Bischof von Würzburg ließ in den Jahren 1627 – 1629 in seinem Stifte 900 „Hexenleute" zum Tode führen, u. in der Grafschaft Neiße wurden 1640 – 1651 an 1000 Hexen verbrannt. Daß der Handel u. Gewerbfleiß in einer Zeit der wildesten Soldatenherrschaft nicht gedeihen konnte, ist selbstverständlich. Die Verwirrung aller Rechtsbegriffe äußerte sich auch verderblich im Münzwesen, u. das Kipper- u. Wipperwesen (s. d.) vollendete die Verkommenheit des deutschen Volkes.

VI. Die Zeit Friedrich's des Großen. Nur langsam erholte sich das deutsche Volk von den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges; lange herrschte in den höheren Ständen Roheit u. Barbarei auf der einen Seite; auf der anderen gekünsteltes Wesen u. geschmacklose Pracht, während das Volk durch die Sorge um die Nothdurft des Lebens abgezogen wurde vom Erwerb der Bildung u. von edleren geistigen Genüssen. An den meisten deutschen Höfen ward in Sprache u. Sitte nur das Französische geachtet, großartige u. verschwenderische Hoffeste stachen grell ab von der Armuth des Volkes, u. von den Steuern, welche auf den verarmten Unterthanen schwer lasteten, wurden nach französischem Stile prunkvolle Fürstenpaläste errichtet (s. „Baukunst", Tafel XXXIV, Nr. 7, Dresdner Zwinger), italienische Opern- u. Tanzgesellschaften besoldet u. Maitressen unterhalten. Dabei verschmolz sich in den Hofkreisen Unsittlichkeit mit Frömmelei, u. fürstliche Intoleranz gegen andere Richtungen des Glaubens hatte massenhafte Auswanderungen zur Folge. So vertrieb 1731 ein fanatischer Erzbischof 30,000 fleißige protestantische Unterthanen aus Salzburg, die in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. Wohnsitze erhielten. Dieser preußische Fürst, obgleich im Grunde eben so despotisch wie seine anderen fürstlichen Zeitgenossen, hielt aber doch deutsches Wesen in Ehren, lebte sparsam, begünstigte die Gewerbe u. verachtete das Titel- u. Rangwesen seiner Zeit. Sein Hofstaat war mehr bürgerlich als fürstlich eingerichtet, u. seine größte Sorge wandte sich nicht auf Hoffeste u. Prunkbauten, sondern auf den Staatsschatz u. das Militär. Das preußische Heerwesen erhielt jene straffe Organisation u. Disziplin, welche Friedrich den Großen in den Stand setzte, seinem Lande die Großmachtstellung zu erobern (Leopold von Dessau führte 1730 die eisernen Ladestöcke ein); doch zeigte das allgemeine Werbesystem, welches oft in Menschenraub ausartete, die Geringschätzung der Freiheit u. Rechte der Unterthanen. Die stehenden Heere verlangten eine bessere u. vor Allem gleichmäßige Ausrüstung u. ließen eine Kriegswissenschaft sich entwickeln, deren praktischer Meister Friedrich der Große war; Gewehrfabriken u. Kanonengießereien entstanden; Berlin erhielt 1717 das erste Kadettenhaus; Invalidenhäuser u. Pensionen suchten die Schäden des Krieges einigermaßen zu heilen. Doch erschien auch Friedrich d. Gr. nur der Edelmann für den Offizierstand befähigt. Anders geartet als sein Vater, hielt Friedrich II. französische Bildung hoch; er, der erste deutsche Fürst, welcher zugleich Schriftsteller war, schrieb nur in französischer Sprache u. sah selbst auf das Nibelungenlied verächtlich herab. Doch führten ihn die Ideen der Aufklärung, welche den größten Theil der damaligen Literatur beherrschten, zu einer würdigen Auffassung des Staates, als dessen ersten Diener er sich betrachtete, zu religiöser Toleranz, u. zu humanen Reformen des Rechtswesens (Abschaffung der Folter 1740). Von ähnlichen aufgeklärten Grundsätzen beseelt war Josef's II. Regierung (Einziehung der Klöster, Verbesserung der Gefängnisse, Findelhäuser, Abschaffung der Folter u. der Leibeigenschaft). — Die Volksbildung hob sich durch das Schulwesen, das, den Prinzipien französischer Philosophie folgend, nicht mehr blos das Gedächtniß des Kindes mit Lehrstoff füllte, sondern auch erziehlich wirkte (Francke 1663 – 1727, Gründer des hallischen Waisenhauses, s. d.). — Die Wissenschaften befreiten sich von der Uebermacht der Theologie; Christian Heyne (1729 – 1812) u. Johann Winckelmann (1717 bis 1768) eröffneten der Alterthumswissenschaft neue Bahnen u. machten die klassischen Studien auch für die Künste nutzbar. Die deutsche Literatur richtete sich an den Mustern der griechischen, römischen u. modernen Dichtkunst zu eigener Klassizität durch Klopstock (1724 – 1803), Lessing (1729 – 1781) u. Wieland (1733 – 1813), wieder auf, nachdem Lessing den überwiegenden Einfluß der französischen Poesie gebrochen hatte; selbst einzelne, wenn auch nicht die bedeutendsten Werke Schiller's u. Goethe's fallen in das Zeitalter Friedrich's d. Gr. (Schiller's „Räuber" 1781; Goethe's „Götz" 1773, „Werther" 1774). Die Thaten Friedrich's II. kräftigten das fast erstorbene Nationalgefühl, u. die Entdeckung des Nibelungenliedes u. der Minnelieder gaben der zeitgenössischen Literatur einen nationalen Inhalt, welcher der vorhergehenden Periode gefehlt hatte; während die Zeitungen des 17. Jahrhunderts (1615 „Frankfurter Journal", die erste gedruckte Zeitung Deutschlands) des politischen Urtheils entbehrten, so pflegten jetzt Möser u. Moser die Publizistik nach englischem Vorbild u. in freisinniger Weise zur Belehrung des Volkes, u. staatswissenschaftliche Schriften von Schlözer u. A. trugen politische Kenntniß über die Kreise der gelehrten Zunft hinaus. — Die Philosophie eines Leibnitz (1646 – 1716), welcher jedoch nicht minder groß war als Staatsmann, Geschichtsforscher u. Mathematiker (Differenzial- u. Integralrechnung, 1682 gleichzeitig mit Newton erfunden), beherrschte auch diesen Zeitraum; die Physik u. Technologie, welche schon der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch zahlreiche Erfindungen (Guericke, Luftpumpe, 1650, Barometer als Wetterglas 1661; Tschirnhausen, Brennspiegel 1687) gefördert worden, waren auch im 18. Jahrhundert fruchtbar an neuen Erfindungen (Müller, Stereotypie, 1709; Böttcher, Porzellan, 1709, Berliner Blau 1710, Blausäure 1782). — Unter den Künsten gelangte die Musik zur höchsten Blüte durch die Meisterwerke von Sebastian Bach (gest. 1750), Händel (gest. 1759), Gluck (gest. 1787), Mozart (gest. 1791) u. Haydn (gest. 1809); einer der größten Baumeister u. Bildhauer seiner Zeit war Andreas Schlüter (s. „Deutsche Kunst"). — Der Handel nahm zu trotz der Hemmungen der Handelspolitik, welche die Ausfuhr beschränkte u. durch Monopole den Nationalwohlstand heben wollte. Friedrich d. Gr. ließ Kanäle bauen, Flüsse schiffbar machen u. auf Staatskosten Fabriken anlegen (Berliner Porzellanfabrik); unter ihm wurde in Berlin (1747) die erste Realschule eröffnet. Die Gewerbe machten sich neue Erfindungen dienstbar (Pianoforte durch Schröder 1717; Bleicherei mit Chlor durch Scheel 1775; Kreissäge durch Gervinus 1780). — Die Landwirthschaft, obgleich unter den Folgen der Leibeigenschaft darniederliegend, fing doch an, sich einer rationelleren Methode zuzuwenden (Aufhören der Dreifelderwirthschaft, Anbau von Kartoffeln u. Futterkräutern, Klee seit 1765 in Sachsen gebaut), u. auch der Bergbau wurde nach wissenschaftlichen Grundsätzen getrieben (Bergakademie zu Freiberg 1765 gegründet).

VII. Das neunzehnte Jahrhundert. Die moderne Kultur trägt einen internationalen Charakter; sie verwischt so sehr die Unterschiede der Völker, daß die Gebildeten sich häufig nur durch die Sprache als Glieder einer bestimmten Nation zu erkennen geben. Daß diese Ausgleichung u. Abschleifung der Kulturunterschiede am stärksten in Mitteleuropa stattfindet, hat seine Ursache in den geographischen Verhältnissen u. in der Bildungsfähigkeit der Völker, welche diese Länder bewohnen, der Deutschen, Engländer, Franzosen u. Italiener. Die großen Verkehrsmittel unserer Zeiten beschleunigen diesen Prozeß, u. ihnen ist es zum Theil mit zu verdanken, daß Deutschland das große Kulturcentrum Europa's geworden. Am meisten zur Entwicklung unserer Kultur haben Frankreich u. England beigetragen, jenes in geistiger, dieses in materieller Beziehung. Doch hing das deutsche Volk nicht mehr sklavisch vom Auslande ab; sein nationales Gefühl war erstarkt durch die klassische Periode seiner Dichtkunst u. die gewaltigen Erfolge des Befreiungskrieges. Zwar folgte die Mode der Kleidung den Pariser Vorbildern u. die französische Tracht drang unter Zerstörung der Volkstrachten in immer tiefere Schichten des Volkes; doch machte sich die deutsche Literatur frei von der Bevormundung des Auslandes, indem sie die fremden Elemente selbständig verarbeitete, das Schöne zwar von allen Völkern aufnahm, zugleich aber auch die nationale Gesinnung zu fördern bestrebt war. Diese organische Mischung des Heimischen u. Fremden gewann die schönste künstlerische Gestaltung in den Werken Schiller's u. Goethe's, während die Romantiker über der Sehnsucht nach dem Mittelalter die Gegenwart, über dem Auslande die Heimat zu vergessen in Gefahr kamen u. die politische Bewegung in der Mitte unseres Jahrhunderts der Dichtkunst theilweise außer ihr liegende Tendenzen unterschob. Wie in der Literatur, so stellte das 19. Jahrhundert Deutschland auch in den bildenden Künsten u. in den Wissenschaften allen anderen Völkern voran. Winckelmann u. Lessing hatten die Kunst von der Manier befreit, sie auf das Alterthum hingewiesen u. der Natur zurückgegeben. Auf dieser Grundlage entfaltete sich nach den Befreiungskriegen eine nationale deutsche Kunst. (Ueber die neuere deutsche Baukunst, Plastik u. Malerei siehe das Nähere im Art. „Deutsche Kunst"). Nicht minder bedeutend als in den bildenden Künsten sind Deutschlands Leistungen auf dem Gebiete der Musik, an deren Pflege alle Schichten der Bevölkerung gleich regen Antheil nehmen; L. v. Beethoven, Weber, Wagner, Meyerbeer, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann u. Schubert sind nur einige der glänzendsten Namen aus der langen Reihe musikalischer Größen, die das deutsche Volk in diesem Jahrhundert aufzählen kann.

Die Kunst ist in der Gegenwart im eminenten Sinne des Wortes volksthümlich; die Melodien unserer besten Tonkünstler leben im Volksmunde, die vervielfältigenden Künste gestatten auch dem Unbemittelten die Anschaffung von Kopien bedeutender Werke der bildenden Kunst, u. das Theater macht die weitesten Kreise der Bevölkerung mit den Schätzen unserer Literatur bekannt. – Auch in der Form der wissenschaftlichen Darstellung hat sich eine bedeutsame Umwandlung vollzogen; der Gelehrte schreibt jetzt nicht mehr, wie im vorhergegangenen Jahrhundert, ausschließlich für die Genossen seiner Zunft, sondern zum Theil auch im Allgemeinen für die Kreise der Gebildeten; dazu arbeitet die wissenschaftliche Forschung jetzt weit freier von politischen u. religiösen Rucksichten als fruher. Die Universalität des deutschen Geistes hat sich am glänzendsten darin gezeigt, daß jede Wissenschaft in Deutschland durch Größen ersten Ranges vertreten gewesen ist od. noch vertreten wird: die Philosophie durch Hegel, Schelling u. Schopenhauer; die Geschichtschreibung durch Niebuhr, Schlosser u. Ranke; die Rechtswissenschaft durch Savigny, Mittermaier u. Wächter; die Sprachkunde durch die Brüder Grimm, durch Böckh, Hermann u. Rietschl, durch Bopp u. Diez, durch Lassen u. Max Müller; die Theologie durch Schleiermacher, Strauß, Baur u. Döllinger. — Am großartigsten aber sind die Fortschritte der Naturwissenschaften, welche deutsche Gelehrte durch epochemachende Untersuchungen u. Entdeckungen förderten; so Alexander von Humboldt, „Kosmos"; Gauß u. Weber, „Erdmagnetismus"; Bessel, „Berechnung der Existenz des Uranus"; Mädler, „Mondkarte"; Kirchhoff u. Bunsen „Spektralanalyse"; Mayer, „Wärmetheorie"; Liebig, „chemische Physiologie"; Helmholtz, „Tonempfindungen"; Zöllner, „Natur der Kometen, Astrophysik"; Sömmering, Gauß, Weber u. Steinheil, „Telegraph"; Frauenhofer, „Fernrohr". — Die geographische Wissenschaft wurde erst durch Karl Ritter u. Alexander von Humboldt begründet u. durch Entdeckungen deutscher Gelehrten wesentlich erweitert (s. „Entdeckungen, geographische"). — Dieser rege wissenschaftliche Geist, welcher allen deutschen Stämmen eigen ist, ist aber ein Ergebniß der allgemeinen Volksbildung, welcher umgekehrt wieder die Resultate der Wissenschaft zu Gute kommen. Die Schulbildung steht unter allen europäischen Staaten am höchsten im Deutschen Reiche, u. als mustergiltig werden die preußischen Mittelschulen u. die sächsischen Volksschulen auch im Auslande angesehen. Die Universitäten zu Leipzig u. Berlin sind die bedeutendsten europäischen Hochschulen. Ein wesentlicher Vortheil für die wissenschaftliche Bildung ist die Decentralisation des höheren Unterrichtswesens, infolge deren kein deutsches Land, keine deutsche Provinz ohne höhere Bildungsanstalten geblieben ist u. eine Menge kleinerer Universitäten das wissenschaftliche Leben in allen Theilen Deutschlands rege erhält. Das Deutsche Reich zählt 20 Universitäten, wozu noch 4 in Deutschösterreich kommen. — Der Nationalwohlstand hat sich in diesem Jahrhundert außerordentlich gehoben durch die Abschaffung der Leibeigenschaft, wodurch eine Fülle von Arbeitskraft entfesselt wurde, durch Freihandelspolitik u. Freizügigkeit, einen durch die Gründung des Norddeutschen Bundes angebahnten Fortschritt, durch Gewerbefreiheit u. Koalitionsrecht der Arbeiter, durch Erleichterung des Verkehrs im Post-, Eisenbahn- u. Telegraphenwesen u. durch die Machtstellung des Deutschen Reiches. Im Beginn des Jahres 1871 hatten Deutschlands Eisenbahnen eine Länge von 26,669 Meilen, seine Telegraphendrähte von 14,581 Meilen — in ersterer Hinsicht nur übertroffen von England, in letzterer aber auch von Frankreich. Doch übertraf der deutsche Depeschenverkehr den englischen um ein Drittel, den französischen um das Doppelte. Die erste Pferdebahn kam 1828 zwischen Budweis u. Linz, die erste Dampfbahn 1835 zwischen Nürnberg u. Fürth in Betrieb; letzterer folgten 1837 die Leipzig-Dresdner u. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. — Die Industrie hat sich infolge der wissenschaftlichen Fortschritte, ganz besonders der Anwendung der Dampfkraft u. der Freiheiten im Handels- u. Gewerbswesen ungemein gehoben; so ist die Baumwolleneinfuhr, welche 1835 nur 120,000 Ctnr. betrug bis 1868 auf 2,300,000 Ctnr. gestiegen; die Steinkohlenproduktion des Zollvereingebietes betrug 1860 an 247,000,000 Ctnr., 1869 an 535,500,000 Ctnr.; verhältnißmäßig noch bedeutender ist das Wachsthum der deutschen Maschinenindustrie in den beiden Jahren 1868 bis 1869. Die Einfuhr stieg von 217,000 Ctnr. des Jahres 1868 auf 293,000 Ctnr. 1869; die Ausfuhr dagegen von 280,000 Ctnr. auf 411,000 Ctnr. Am meisten entwickelt ist die deutsche Industrie in den Rheinlanden, Westfalen, Schlesien, der Provinz u. dem Königreich Sachsen, in Württemberg u. Elsaß-Lothringen; am wenigsten in Mecklenburg, Schleswig-Holstein u. Schaumburg-Lippe; diese Länder zeichnen sich dagegen durch ihre Bodenkultur aus u. haben in den Kornfrüchten den wichtigsten Ausfuhrartikel. In der Landwirthschaft wird Deutschland nur von England in Betreff des rationellen Betriebes übertroffen, zum Theil deshalb, weil dort der Großgrundbesitz die Verwendung theurer Maschinen erleichtert und bei uns die Folgen der Leibeigenschaft noch jetzt zum Theil auf der ländlichen Bevölkerung lasten (Ablösungsgelder). Doch sind gerade von den Deutschen wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Chemie gemacht u. wie in keinem anderen Lande für die theoretische Ausbildung der Land- u. Forstwirthe durch eine außerordentliche Menge höherer u. niederer Fachschulen Sorge getragen worden. Für den Bergbau u. das Hüttenwesen sind gegenwärtig im Deutschen Reiche 3 Bergakademien (Berlin, Klausthal u. Freiberg) u. 14 Bergschulen vorhanden, welche durch ihren wissenschaftlichen Charakter allen ähnlichen Anstalten des Auslandes voranstehen. — Der Handel hat durch den Zollverein (s. d.) eine kräftige Organisation u. infolge dessen einen außergewöhnlichen Aufschwung gewonnen; ein Beweis hiervon ist die Steigerung der Gesammteinnahme des Zollvereins von 11,800,000 Thlrn. im Jahre 1830 auf 34,100,000 Thlr. im Jahre 1867. Der deutsche Buchhandel hat wahrhaft riesige Dimensionen angenommen. Während 1750 Berlin nur 6, Leipzig nur 31 Buchhandlungen zählte, hatte Berlin Anfang 1871 412, Leipzig 237 Buch-, Kunst- u. Musikalienhandlungen. – Das sittliche Leben hängt eng zusammen mit der Volksbildung; es ist dort am stärksten entwickelt, wo die wenigsten Menschen ohne Schulbildung aufgewachsen sind, d. h. in den rein deutschen Landestheilen, u. wo die Geistlichkeit den geringsten Einfluß auf das Schulwesen hat, d. h. im protestantischen Norddeutschland. Ausnahmen bilden übermäßig bevölkerte Fabrikgegenden u. große Städte, in denen das enge Zusammenleben einzelne sittliche Vergehen u. Verbrechen besonders begünstigt.

Gerade in diesen Gegenden (Rheinlande, Westfalen, Schlesien, Sachsen) hat sich der Sozialismus u. in letzterer Zeit auch der Kommunismus unter dem Proletariat sehr stark ausgebreitet; doch ohne Gefahr für die Gesellschaft, so lange im deutschen Volke noch ein kräftiger Bürgerstand die Kluft zwischen Reichthum u. Armuth ausfüllt. Wie die soziale Frage, so wartet auch die religiöse noch auf eine Lösung durch Staat u. Volk. Gerade das deutsche Volk mit seiner starken konfessionellen Mischung (im Ganzen 62 % Protestanten u. 36½ % Katholiken) bedarf des religiösen Friedens, der empfindlich gestört worden ist durch das Dogma der Unfehlbarkeit u. das Vorgehen der Ultramontanen gegen die Altkatholiken, die sich der neuen Glaubenslehre nicht unterwerfen wollten. Wissenschaft, Presse u. Schule werden auch in diesem Kampfe der Aufklärung u. dem Fortschritt den Sieg miterringen.

Deutsche Sprache u. Literatur. I. Geschichte. Die d. S. gehört zu der großen Familie der indogermanischen Sprachen u. ist verwandt mit den Sprachen der Inder, Perser, Slaven, Kelten, Lateiner, Griechen. Eine große Anzahl von Wörtern hat die ursprüngliche indogermanische Form ziemlich rein bewahrt, bes. solche, welche Familienbeziehungen bezeichnen, z. B. indogerman. patars (Beschützer, Vater), lat. pater, griechisch pater, deutsch vater; indogerman. matars (Schaffende, Mutter), lat. mater, griech. mētēr, deutsch muoter, mutter; indogerman. sunus (der Gezeugte, Sohn), sanskr. sunus, lithauisch sunus, slavisch synu, deutsch sunus, son. — Von dem indogermanischen Sprachstamme trennten sich die germanischen Sprachen, zu denen außer der deutschen, gleichsam als deren Schwestern, die dänische, norwegische, schwedische u. isländische gehören. — Als älteste Form der d. S. im engeren Sinne ist das Gothische zu betrachten, welches wir ausschließlich aus den umfangreichen Bruchstücken der Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Ulfilas (318—388) kennen. Früh theilte sich die d. S. in zwei Abtheilungen, das Niederdeutsche u. Hochdeutsche, ersteres wiederum in die Unterabtheilungen des Altsächsischen, Angelsächsischen u. Friesischen; der neueren Zeit gehört die Scheidung der niedersächsischen Mundart in die plattdeutsche u. holländische an. Das Holländische, eine durchaus deutsche Mundart, hat nur infolge der politischen Trennung der Niederlande vom deutschen Reiche u. der Entwicklung eines eigenartigen holländischen Schriftthums den Charakter einer selbständigen Sprache angenommen. Das beigegebene Schema wird die Verzweigung der d. S. veranschaulichen.

Die althochdeutsche Sprache ist uns überliefert in den deutschen Schriftwerken des 7.—11. Jahrhunderts, allerdings nicht mehr in einer einheitlichen Form, sondern schon mundartlich gebrochen, so daß wir schon in diesem Zeitraume die Dialekte der Bayern, Schwaben u. Franken unterscheiden können. Eine Abschwächung gegenüber dem Gothischen ist leicht zu bemerken; so wird aus der gothischen vollen Infinitivendung — an, schon im Althochdeutschen ein tonloses – en, z. B. sendan — senden; auch in einigen Vorsilben tritt diese Abschwächung ein: gawisso gewisso; das farblose e tritt an die Stelle der ursprünglichen Flexionsvokale a, i, o, u; die Diphthonge vereinfachen sich u. die Worte erfahren Zusammenziehungen, z. B. goth. saivala, sêla, von Hochdeutsch Seele; goth. snaivs,

a b c d e f g h i k l

Nr. 2343. Verzweigung der deutschen Sprache.

a Gothisch. b Deutsch. c Nordisch. d Hochdeutsch. e Niederdeutsch. f Friesisch. g Sächsisch. h Angelsächsisch. i Altsächsisch. k Plattdeutsch. l Holländisch.

ahd. snêo, nhd. Schnee. In Betreff der Konsonanten herrscht das Gesetz der Lautverschiebung, nach welchem die Tenuis (t, p, k) zur Aspirata (z, ph, ch), die Media (d, b, g) zur Tenuis u. die Aspirata zur Media wird, ein Gesetz, das durch die ganze d. S. geht, z. B. goth. dreiban, ahd. trîban, nhd. treiben; goth. thanjan, ahd. denjan, nhd. dehnen; goth. gasts, ahd. kasts, nhd. Gast; goth. reiki, ahd. rîchi, nhd. Reich. Als Probe der althochdeutschen Sprache möge der Anfang der Uebersetzung des Vaterunsers dienen (8. Jahrh.): Fater unser, dû pist in himilum. Kauuîhit sî nams dîn. Pighueme rîhhi dîn. Unesa dîn unillo, sama sô in himile ist, sama in erdu. Pilipi unsraz emizzîgaz kip uns êogauuama. Enti flaz uns unsrô sculdi, sama sô unis flâzzamês unsrêms colôm.

Die mittelhochdeutsche Sprache erhebt sich über das mundartliche Althochdeutsche, indem sie einen Dialekt, den schwäbischen, zur Herrschaft im Schriftthum gelangen läßt. Dieser kommt auch in jenen Gegenden, wo er nicht vom Volke gesprochen wird, in den höfischen Kreisen zur Geltung u. entwickelt aus sich eine überaus reiche Literatur. Das Gesetz der Lautverschiebung u. die Vokalabschwächung, bes. in Vor- u. Endsilben, verleiht dem Mittelhochdeutschen eine größere Weichheit u. Biegsamkeit; die Sprache eignet sich mehr zu kunstvollem Versbau u. zur Bildung von Perioden. Die Bedeutung der Flexionen entschwand zum Theil dem Volksbewußtsein; da mußte eine Fülle von Füge- u. Bindewörtern, Fürwörtern u. Artikeln aushelfen; dazu kam mit der Zeit eine Verarbeitung u. Vergröberung in den Konsonanten u. eine Abschleifung der Vokale u. Diphthonge. In den volksthümlichen Dichtungen erhielten sich noch ältere, vollere Formen, die höfische Sprache gefiel sich dagegen oft in Neubildungen, welche zwar den Wortschatz vermehrten, aber oft den Sprachgesetzen widersprachen. Frankreich, welches auf die Entwicklung der deutschen Kultur u. Literatur des Mittelalters so bedeutsam eingewirkt hat, ist auch von großem Einfluß auf die mittelhochdeutsche Sprache gewesen. Schon im 13. Jahrh. tritt die Neigung stark hervor, französische Worte in deutsches Gewand zu hüllen; nicht blos die Bezeichnungen für Gegenstände u. Begriffe des ritterlichen Lebens, die französischen Ursprungs waren, sondern auch solche, für welche die d. S. schon längst gute u. passende Wörter besaß, wurden jetzt dem Französischen entlehnt, um die Feinheit u. Zierlichkeit des Stiles zu vermehren. Selbst die großen Dichter Wolfram von Eschenbach u. Gottfried von Straßburg mischen mit Vorliebe eine Menge solcher romanischer Fremdwörter ein, Jener aus Muthwillen u. Lust am Wunderlichen, Dieser, weil er es in allem Ernste für schöner hält. — Mit der Ausartung des Ritterthums nahm auch die Feinheit u. Formgewandtheit der mittelhochdeutschen Sprache ab; die Dichter ließen die Mundarten ihrer Heimat wieder gelten; die Prosaisten, welche keine Vorbilder aus der klassischen Zeit der deutschen Literatur des Mittelalters vor sich hatten, konnten sich am leichtesten u. schnellsten von der höfischen Sprache frei machen. Gerade dieser Umstand sollte für die Entwicklung der d. S. von großer Wichtigkeit werden. In Obersachsen bildete sich eine eigenthümliche Rechtssprache aus, die in den Handschriften des „Sachsenspiegels" u. der verschiedenen Stadtrechte, bes. des von Magdeburg, ihre vorzüglichsten Denkmale hat. Diese Prosa, entstanden auf der Grenze des Niederdeutschen u. vielfach beeinflußt von den benachbarten Slaven, gewann auch in Süddeutschland, vorzüglich in den Kanzleien, Boden; daneben gebrauchten die mystischen Prediger, z. B. der wahrscheinlich selbst aus Obersachsen stammende Meister Eckart, in ihren Reden u. Schriften im Gegensatze zu den Mundarten die obersächsische Sprache. So wurde deren Anwendung schon im 14. u. 15. Jahrh., nachdem die Kanzleien, die Schöppen in den Städten u. eine Menge Prediger vorangegangen waren, auch dem Volke, zuerst allerdings nur dem Bürgerstande, bei schriftlichen Aufzeichnungen geläufig, u. es bildete sich schon vor Luther, der in seiner Bibelübersetzung für die neuen Formen ein allgemeines Muster bot, jene Sprache aus, die mit dem Namen der neuhochdeutschen bezeichnet wird. Als Probe der mittelhochdeutschen Sprache fügen wir das Bruchstück eines geistlichen Liedes aus dem 12. Jahrh. bei:

> Wurze des waldes
> und erze des goldes
> und ellin apgrunde
> diu sint dir, hêrre, kunde,
> diu stênt in dîner hende,
> allez himelischez her
> daz enmohte dich niht vol loben an ein ende.

Die neuhochdeutsche Zeit. Wie in der Politik u. in der allgemeinen Kultur während der Zeit der Hohenstaufen u. der österreichischen Kaiser der deutsche Süden über alle anderen Gegenden Deutschlands das Uebergewicht hatte, so herrschte in dieser Zeit auch die schwäbische Mundart an den Höfen, auf den Burgen, in der Literatur vor. Schon im 15. Jahrh. gab aber Schwaben diese Herrschaft an den Nordosten ab, u. von da an entwickelt sich eine Schriftsprache, welcher der Süden ebenso wie der Norden unterthänig wurde. Durch Luther's Schriften, vorzüglich durch die Bibelübersetzung, kam diese Sprache in das Volk; die Schulen lehrten sie, in den Kirchen hörte sie die Gemeinde von den Geistlichen u. gebrauchte sie selbst im Gesange. Der Dialekt verlor im Schriftthum immer mehr an Boden; er erhielt sich am längsten im Süden, während infolge der Reformation das Schriftwesen des plattdeutschen Nordens, mit Ausnahme der Niederlande, bald vollständig der Sprache Luther's folgte. Die Sprache hatte durch Luther einen einheitlichen u. nationalen Charakter gewonnen. Die Pflege mundartlicher Dichtung war in den beiden auf die Reformation folgenden Jahrhunderten fast nur auf das Volkslied beschränkt, bis in der neueren Zeit gerade die Dialektpoesie wiederum zu bedeutendem Ansehen gelangt ist. Der Einfluß des Niederdeutschen war schon durch die räumliche Nähe begünstigt; hier sei nur auf einige Einzelheiten hingewiesen. Die Verkleinerungsendung des Niederdeutschen ist ken, chen, die hochdeutsche lein, el, le, die neuhochdeutsche Schriftsprache nahm nun jene sehr bald an u. schrieb „Mädchen" u. nicht mehr „Maidlein"; ferner: das Wort „schleppen" ist niederdeutsch, hochdeutsch heißt es „schleifen". Eine Menge neuer Worte gelangte aus dem Norden jetzt durch Vermittlung der Schrift auch in die Volkssprache des Südens, so „Flotte" (hochdeutsch „Floß"), „Tau", „Hafen", „Theer" u. a. m. Der Wortschatz mehrte sich, zumal auch jene Schriftsteller, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. unmittelbar auf das Volk zu wirken bedacht waren, aus dem immer frischen, unerschöpflichen Born der Mundart schöpften. Die Sprache verlor aber an Feinheit u. Durchsichtigkeit der Flexionen u. an Farbe u. Volltönigkeit.

Auch in Bezug auf den Satzbau sind manche Verluste eingetreten. Die Sprache hat sich aber für diesen Schaden selbst Ersatz geschafft. Dem Mittelalter war die Nachahmung antiker Versformen unmöglich; die neuhochdeutsche Sprache hat darin eine Vollendung gezeigt wie keine andere Sprache; die bedeutendsten Vorzüge zeigt aber die Prosa. Allerdings sind einfachere Flexionen u. kürzere Konstruktionsweisen der mittelhochdeutschen Zeit außer Gebrauch gekommen, u. dafür ist die Nöthigung eingetreten, nach anderen Auskunftsmitteln zu greifen, nach Präpositionen, Adverbien, Füge-, Für- u. Hülfszeitwörtern, nach ganzen Nebensätzen anstatt eines Wortes. Trotzdem hat sich die deutsche Prosa schon im 16. Jahrh. unter den Händen eines Luther, Sebastian Frank, Fischart u. A. zu einer Formschönheit herausgebildet, deren Erreichung dem Mittelalter nicht möglich gewesen wäre. Das neuerweckte Studium der klassischen Schriften des Alterthums ist dabei nicht ohne nutzbringende Einwirkung gewesen. Wichtig wurde auch die Einführung der Interpunktion. Das Mittelalter hatte nur den Punkt gebraucht, jetzt wurde durch Einfügung der anderen Satzzeichen dem Auge die Gliederung des Satzes kenntlich gemacht. — Die erste Hälfte des 16. Jahrh. zeigt in der deutschen Schriftsprache, selbst in den katholischen Theilen Deutschlands, den Einfluß Luther's; als aber die reformatorische Bewegung zum Stillstand kam, da verlor auch die d. S., soweit sie in der Literatur zum schriftlichen Ausdruck gelangte, viel von ihrer Frische, Beweglichkeit, Gewandtheit u. Selbständigkeit. Die Sitte, daß die gelehrten Kreise die lateinische Sprache in ihren Schriften fast ausschließlich gebrauchten, war nicht geeignet, die d. S. weiterzubilden, u. so riß Roheit u. Ungefügigkeit der Formen ein. Unter der politischen Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande verwilderte die d. S. immer mehr; aus der französischen, spanischen, italienischen, griechischen u. lateinischen Sprache entlehnten die Schriftsteller am Ausgang des 16. u. zu Anfang des 17. Jahrh. eine solche Menge von Wörtern u. Redensarten, daß die deutsche Schriftsprache jener Zeiten einem bunten Narrenkleide glich. Große Schuld trugen an diesem Uebel die sog. höheren Stände, in denen die d. S. ein Gegenstand der Verachtung war; die Gelehrten verkehrten unter sich u. schrieben nur in lat. Sprache, die Kreise der Höfe u. Diejenigen, welche ihnen nachahmten, bedienten sich mit Vorliebe des Französischen; die Geistlichen auf der Kanzel sprachen angeblich deutsch, aber, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, mit Anführung lateinischer, griechischer, hebräischer Wörter u. Sätze. So verlernte das Volk selbst seine Muttersprache u. glaubte endlich, daß es ein Zeichen von Bildung sei, möglichst viele Fremdwörter einzumischen. Am schlimmsten herrschte dieses Unwesen in den beiden ersten Jahrzehnten des 30jähr. Krieges. Unter den Männern, die diesem Unfuge kühn entgegen traten, sind nam. die Satiriker Moscherosch u. Logau zu nennen. Martin Opitz zeigte, daß die d. S. ihre Kraft u. Feinheit nicht verloren habe, u. die Sprachgesellschaften machten sich mit Eifer daran, die d. S. von allem fremden Flitter u. Unrath zu reinigen. Schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. zeigte die deutsche Schriftsprache ein nationaleres Gewand. — Den Höhepunkt erreichte aber die d. S. in Lessing's Prosa u. Goethe's u. Schiller's Dichtungen. Lessing hatte sich an den Werken der Griechen u. Römer emporgebildet; begeistert für die Formschönheit dieser Sprachen u. eben so bekannt mit den Feinheiten des Französischen, wie durchdrungen von dem Bewußtsein der Kraft des Englischen, vereinigte er alle diese Vorzüge in seinem Stile; Goethe aber gab der deutschen Dichtkunst jene einfache, natürliche Anmuth, die er in der griechischen Poesie u. im Volksliede be-

wundert hatte, u. Schiller zeigte seinem Volke, daß auch die Darstellung gewaltiger Gemüthsbewegungen der schönen Form nicht ermangeln dürfe. Auf die Schriften dieser Männer wird immer als auf Muster des sprachlichen Ausdruckes hinzuweisen sein. Dennoch ist zu berücksichtigen, daß diesen Mustern, weil sie zum Theil um ein volles Jahrhundert hinter uns liegen, nicht unbedingt zu folgen ist. Die d. S. hat sich auch nach Goethe u. Schiller weiter entwickelt. Die syntaktische Ausbildung hat gewonnen durch die Uebersetzungen aus fremden Sprachen, welche seit Voß viel mehr als früher bestrebt sind, die nationalen Eigenheiten des Originales wiederzugeben; die Formenlehre hat durch die wissenschaftliche Behandlung, welche ihr die Brüder Grimm zuerst haben angedeihen lassen, eine feste, unverrückbare Grundlage erhalten. Der Wortschatz ist vermehrt worden durch Neubildungen, welche sich auf bestimmte Sprachgesetze gründen, u. durch Entlehnungen aus den Mundarten, gegen welche die deutsche Schriftsprache sich jetzt bei Weitem weniger schroff abschließt als vor hundert Jahren. Selbst die Kanzleisprache, welche sich aus den abgestandenen, aus dem 17. Jahrh. stammenden Formen u. Formeln lange Zeit nicht hatte herauswinden können, wird jetzt einfacher, durchsichtiger u. verständlicher. Größer ist aber noch der Fortschritt der Sprache der Wissenschaften. Jetzt fordert man auch von einem streng wissenschaftlichen Werke formelle Schönheit, wie sie Ranke u. Gervinus in der Geschichtschreibung, Strauß in der Theologie, Schopenhauer u. Lotze in der Philosophie, Helmholtz in der Naturwissenschaft erreicht haben. Neben der Schriftsprache besteht jedoch noch jetzt eine Volkssprache mit geschichtlicher Berechtigung, die aber keine einheitliche, sondern je nach den einzelnen Volksstämmen in verschiedene Dialekte od. Mundarten zerfällt, die wiederum in sich mannichfach abgestuft sind.

II. Die deutschen Mundarten scheiden sich in niederdeutsche u. hochdeutsche (oberdeutsche); ihre Grenze wird etwa bezeichnet durch eine Linie, welche von Köln bis Schönebeck (südlich von Magdeburg) an der Elbe in der Richtung nach NO., von da bis Guben nach O. u. weiter bis an die Warthe bei Wronki nach NO. läuft; das deutsche Sprachgebiet östl. vom 34. Längengrad ist durchaus niederdeutsch od. plattdeutsch. Hierzu ist nun noch zu rechnen außerhalb Deutschlands der vlämische Theil Belgiens u. Hollands.

Eigenthümlichkeiten der niederdeutschen Mundarten sind, daß auslautendes s gern in t sich umwandelt, z. B. dat für das, hitt für hiesz; so wird auch anlautendes z zu t in to für zu, auslautendes f zu p, z. B. up für auf, riep für reif, dagegen auslautendes b zu f, z. B. lief für lieb. Der naive Charakter des Niederdeutschen ist am besten aus den Dichtungen Fritz Reuter's zu erkennen, welcher den Dialekt seiner Heimat zu literarischer Bedeutung erhoben hat. Seit dem Erscheinen des „Reineke Vos" hatte die deutsche Literatur kein größeres Werk in plattdeutscher Sprache hervorgebracht, u. es schien, als ob dieser lebenskräftige Ast des deutschen Sprachstammes ferner ohne Blüte u. Frucht bleiben sollte, als durch Klaus Groth u. in viel bedeutsamerer Weise durch Fritz Reuter das Interesse der Oberdeutschen in vollem Maße für die Mundarten des deutschen Nordens geweckt u. zu mehr od. minder glücklichen Nachahmungen Anregung gegeben ward. Die niederdeutsche Sprache gliedert sich weiter in eine Anzahl Unterdialekte; mit ihr verwandt, aber den nordischen Sprachen näher stehend, behauptet das Friesische auf deutschem Sprachgebiete eine selbständige Stellung; doch droht dieser alterthümlichen, auf die Nordsee-Inseln beschränkten Sprache ein baldiger Untergang durch das Aufgehen in die niederdeutsche Sprache.

Niederdeutsch.

Sprüchwörter aus Oldenburg.

Lär um Lär, sleist du mi, sla ick di wär.
(Leder um Leder, schlägst du mich, schlag' ich dich wieder.)
Givt Gott Jungens, givt he ook Bücksen.
(Giebt Gott Jungen, giebt er auch Hosen.)
Vor Geld kann man'n Düvel danssen sehn.
(Für Geld kann man den Teufel tanzen sehn.)
Alles mit Maaten, sä de Snider und slog sien Wyf mit de Ähle.
(Alles mit Maß, sagte der Schneider u. schlug sein Weib mit der Elle.)

Friesisch.

Wegenleed.
(Wiegenlied.)

Sü! Sü! mien söte Kind!
(Sü! sü! mein süßes Kind!)
Dien Vader geev m'n golden Ring;
(Dein Vater gab mir einen goldenen Ring;)
Een golden Ring hebb' ick hüm dahn,
(Einen goldenen Ring hab ich ihm gethan [geschenkt],)
So rund un blank as Sünn un Mahn.
(So rund u. blank wie Sonn u. Mond.)

Sü! sü! noch't Kindje waakt?
(Sü! sü! noch das Kindchen wacht?)
Een Engelke het dat Ringelke maakt,
(Ein Engelchen hat das Ringlein gemacht,)
De nehm uut Sünn- un Mahnenschien
(Das nahm aus Sonn- und Mondenschein)
Dat Gold so week un warm un fien.
(Das Gold so weich und warm und fein.)

Sü! sü! schlap in, mien Kind!
(Sü! sü! schlaf ein, mein Kind!)
Wat Sünn un Mahn givt, wasst un winnt,
(Was Sonn' und Mond giebt, wächst und gewinnt [gedeiht],)
Dar duukt dat Grasje uut de Grund,
(Da taucht das Gräschen aus dem Grund,)
Un't Blömtje ook so söt un bunt.
(Und's Blümchen auch so süß und bunt.)

b) Die oberdeutschen od. hochdeutschen Mundarten zerfallen in die beiden großen Gruppen der mittel- u. süddeutschen. Zu den mitteldeutschen Dialekten gehört im Westen der fränkische. Dieser umfaßt das Egerland (Nordböhmen), die Oberpfalz, die Landschaften, welche im NO. begrenzt werden von dem Frankenwald, Thüringerwald u. der Werra (bis Münden), im N. von Eder, Sieg u. Rhein (bis Düsseldorf), ferner die deutschen Länder auf dem linken Rheinufer mit Einschluß Luxemburgs u. Deutsch-Lothringens bis zum Einfluß der Sauer in den Rhein. Am nächsten ist die fränkische Mundart mit der schwäbischen u. bayerischen verwandt; so findet sich in den südlichen Theilen des fränkischen Sprachgebietes, z. B. in der Umgegend von Speyer, schon die schwäbische Aussprache des sp u. st als schp u. scht, im Norden, bei Aachen u. Eupen, machen sich niederdeutsche Einflüsse geltend; so erscheint dort z. B. t im Auslaut u. Inlaut häufig für s, z. B. Water = Wasser, et = es. Eben so wenig scharf geschieden ist die Grenze zwischen dem fränkischen u. thüringischen Dialekte. Innerhalb der fränkischen Mundart treten die Dialekte einzelner Gegenden bes. scharf u. charakteristisch hervor; im Hennebergischen, d. h. an der oberen Werra u. oberen Saale, wird das hochdeutsche au in u, das anlautende w in b verwandelt (Hus = Haus, bie = wie); die Endsilbe ing wird zu ung (Méning = Meinung); die Frankfurter Mundart hat in der Literatur vielfache Anwendung gefunden; ihr eigenthümlich ist der Nasenlaut in den Endungen auf an, än, en, die scharfe, fast wie k lautende Aussprache des g im Anfange u. der Konsonanten p, t, k wie p'h, t'h, k'h. Hier einige Proben:

Volkslied aus der Gegend von Darmstadt.

Ich wollt' e Bäämche staije,
Das net ze staije wor,
Do baikte sich die Ästercher,
Ich fiel in's grine Gras.

Ach, wenn es nor mei Schätzche wisst,
Dass ich gefalle wär,
Da däht se gleich en weite Sprung,
Bis dass se bei mer wär.

Mundart von Trämersdorf bei Koburg.

Unner Gemee (Gemeinde) hat amal a schös Siegel. Da is die Sunn draf un a Stag un a Ma, das schlöft unnern Stag. Dös kümmt oder dahar. Amal is haltig Ener nei die Nacht g'kumme, un da hat er net weiter fort gekünnt, un hat sich unnern Stag gelegt. Da hat er geträmt, er wär in'n Durf, un wie er derwacht, sieht er a Mühl net weit dervo, wu er gelagen is; er is ah ser hungrig gewast, un is nei gange un hat sich a Brot gehescht (gewünscht), just wie die Sunn afgange is. Der Müller hat ne bewillkummt, un hat zu ne gesagt: er sollt da blei, er möcht en Nachbar gehab. Da hat der Ma nu ah a Haus gebaut, un da der Träm (Traum) ne derzu verholfen hat, hat er sei Haus un dös Mühlhaus „Trämersdorf" gehessen.

Bauernregeln aus der Grafschaft Tambach.

März — muss der Bauer den Pflug sterz.
April — jägt er ne widder hinner die Hell.
Märzenschnia — thut där Soot wiah.
Där Mai is necks ze gut,
Er schnet den Schafer af'n Hut.
Der Prahler hot kei Broad,
Der Kläger hot kei Noath.

Die thüringische Mundart umfaßt die östliche Gruppe der mitteldeutschen Dialekte; zu ihr gehören außer den Landschaften zwischen Harz u. Thüringen das meißnische Gebiet mit dem Osterlande u. Voigtlande u. in weiterer Verwandtschaft die Lausitz, Nordböhmen u. Niederschlesien,

während Oberschlesien dem bayerisch-österreichischen Dialekte näher steht. Der Unterschied zwischen der meißnischen u. thüringischen Mundart besteht darin, daß letztere ei als Diphthong erhält u. die Tennis (t, p, k, pf) bestehen läßt, während erstere dafür in vielen Fällen ee u. die Media (d, b, ch, g, f) setzt. Beiden gemein ist aber ein eigenthümlich singender Ton, welcher im Gebirge mehr als im Flachlande vorherrscht. Wohlklingend ist die schlesische Mundart, welche durch Holtei's Gedichte weit bekannt geworden ist. Der Dialekt von Rudolstadt ist am treuesten wiedergegeben in Anton Sommer's „Bilder u. Klänge aus Rudolstadt".

Schneederlied.

(Aus der Gegend von Kirchscheidungen an der Unstrut.)

De Schneeder wullt'n sich lustig mache
Un hielen enen Schmaus;
Da knupperten erer neunzig,
Neunmal neun un neunzig,
An ener gebratnen Laus.

Als nu der Schmaus zu Enne war,
Da hielten se enen Tanz;
Da tanzten erer neunzig,
Neunmal neun un neunzig
Uff enen Zickchenschwanz.

Un wie se im besten Tanze war'n,
Da kriggten se heesses Blut;
Da suffen erer neunzig,
Neunmal neun un neunzig
Aus enen Fingerhut.

Un als de Schneeder gesuffe hatt'n,
Da zegte sich ene Maus;
Da fuhren alle neunzig,
Neunmal neun un neunzig
Zum Schlisselluch hinaus.

Ä Miszverständgen.

(Aus dem Sächsischen Erzgebirge.)

Zwee Bossen (Burschen) — Guttlieb un Guttlob wellmer se hess'n woar'n mittenanna uf d'r Ärbt (Arbeit). Wie's nu Zoit woar, 's Murngbrud z'näm, do hult Lieb ä Roampf (Stück) Brud aus sanna Ficke (Tasche). „Haste Brud? 'ch hoa kas" — sott Lob. „Do wellmer theel'n" — sott Lieb. Hä loangt a Loben gloi d' Hälft vun sann Brud hii un däz froass's risch (schnell) uf. „Nu herrschte, äwu is'n d'r Kas?" sott Lieb. „Ich hoa käu'n" — sott Lob. Do spürte Lieb wul, dass hä Loben net racht vastan'n hot, un runksten runger (schalt ihn aus) un hiess'n en schlachten Dingrich; odda (aber) uf de Letzt loacht hä a mit.

Von den süddeutschen Mundarten ist die alemannische die westlichste; sie wird gesprochen im Elsaß bis Hagenau u. in Baden bis Rastatt, in den mittleren u. östlichen Theilen der Schweiz, in Liechtenstein u. Vorarlberg. Bekannt ist dieser Dialekt bes. geworden durch Hebel's „Alemannische Gedichte". Am Oberrhein tritt diese Mundart mit einer gewissen Weichheit auf, weit rauher dagegen erscheint sie — nam. in den Hauch- u. Zischlauten — in der Schweiz. In vielen Formen hat sie sich ein alterthümliches Gepräge bewahrt; so lautet ei, wo es dem mittelhochdeutschen î entspricht, noch immer wie i, z. B. Wib = Weib; eigenthümlich ist die Aussprache des k vor l, n, r am Anfang der Wörter als ch mit tiefem Kehllaut.

Volkslied.

(Aus der Gegend von Straßburg.)

Ha gemeint, i ha d'Rewe (Reben)
Vun Drywel (Trauben) so voll,
S'isch e Ryffe (Reif) driwwer gange,
Un d' Spatze hänn's geholt.

Ha gemeint, ih hab e Schätzel
So klar als wie Gold,
Es haet mi verlosse,
Isch me (einem) Andere hold!

Appenzeller Volksreime.

Goh-ni ui, goh-ni ai,
Goh-ni hin, goh-ni her,
Denk i gad alawil:
Wenn no's Schätzeli bimmer wär.

Den südwestlichen Theil der deutschen Schweiz, zwischen der Rhone u. der Aar, Bern in der Mitte, mit den auf italienischem Gebiete an dem Südabhange des Monte-Rosa gelegenen deutschen Dörfern, umfaßt die burgundische Mundart, an Umfang des Sprachgebietes die ärmste, ihrer süddeutschen Schwestern.

Volkslied.

(Aus der Gegend von Bern.)

„Gute-n Abe, Vreneli!
Chönnt i nit chly weneli,
Chönnt i nit chly weneli
Zu der yne cho?" (kommen).

„„Chumm mer mit vor myni Thür,
Oll i thu der Riegel für!
Chumm mer mit vor mynes Huus,
Oll i la der Pudel uus!""

„„He, so chumm fry z'Abesitz! (Abendzeit)
D' Leitere-n-roch a d' Laube g'stützt,
Un e nagels neui Thür,
Un e strauigs (strohernes) Riegeli für.""

Das Gebiet der schwäbischen Mundart liegt zwischen dem Schwarzwalde, dem Lech u. der Wörnitz, dem Bodensee u. der Lechquelle u. einer Linie, welche von Karlsruhe nach O. bis zur Wörnitz läuft. Ulm liegt ziemlich in der Mitte. Der schwäbische Dialekt ist zu außerordentlicher literarhistorischer Bedeutung dadurch gekommen, daß er in der mittelhochdeutschen Zeit in ähnlicher Weise zur herrschenden Schriftsprache geworden ist, wie im Neuhochdeutschen die obersächsische Mundart. Dieser Dialekt scheidet sich wieder in das härtere Oberschwäbische u. das breitere Unterschwäbische. An Stelle der alemannischen Gurgeltöne treten hier eigenthümliche, durch die Schrift kaum wiederzugebende Nasenlaute. Im Allgemeinen ist die schwäbische Mundart gedehnt u. reich an Vokalen, Diphthongen u. Konsonantenverbindungen.

Schwäbisches Volkslied.

Jetz gang i an's Brünnele, trink aber net,
Do such i mein herztausiga Schatz, find'n aber net,
Do lass i mein Aeugele rund um mi gehn,
Do sieh i mein herztausiga Schatz bei me Andre stehn.

Und bei me Andre stehe sehn, däs thut weh!
Jetz b'hüt di Gott, herztausiger Schatz, di sieh i nimme meh!
Jetz kauf i mer Feder und Dinten und Papier,
Und schreib meim herztausiga Schatz ein Abschiedsbrief.

Jetz leg i mi nieder auf Heu und auf Stroh,
Do falle drei Röselc mir in den Schooss.
Und diese drei Rösele sen roseroth;
Jetz weiss i net, lebt mei Schatz, oder ischt er todt?

Den größten Theil Süddeutschlands umfaßt die bayerische Mundart; Oberbayern östlich vom Lech u. südlich von der Donau, Tirol, Salzburg, Ober- u. Niederösterreich, das südwestliche Böhmen, Steiermark u. die deutschen Gebiete Kärnthens u. Krains gehören ihr an; verwandt mit ihr ist die Sprache der 7 u. 13 Gemeinden nördlich von Verona u. Vicenza (s. d. Art. „Communi"), die Sprache der Deutschen von Gottschee u. die Mundart der Gebirgsbewohner Oberschlesiens. Die Sprache der Bayern ist näselnd u. dumpf; sie gebraucht z. B. nie das reine a des Hochdeutschen, sondern verwandelt dasselbe in einen Mittellaut zwischen o u. a u. giebt von allen Vokalen nur i klar u. scharf wieder; deutlich u. kräftig ist die Sprache der Tiroler, die aber, wie die Mundarten aller Gebirgsbewohner, sich wieder in eine Menge Unterdialekte gliedert. Am schönsten klingt die bayerische Mundart in Oberösterreich; hier ist sie weich u. biegsam

Schnodahüpfl.

(Aus den bayerischen Alpen.)

O du liaba Gerstnsoft,
Gibst mein Glidan so vil Kraft!
Foll i's Togs wol neumol nida,
Steh ollamol auf und sauf glei wida.

(Aus Salzburg.)

A schweinanö Wurst
Und a frischö Moss Bier,
Und a schwarzaugats Dierndl,
Dos schodat ma nie.

(Aus Tirol.)

Wos hilft mi mai Manan (Mähen),
Wenn die Sögas (Sense) nit schneit?
Wos hilft mar a Madt,
Wenns nit ba miar bleibt?

Du flachshaarigs Deanal (Dirnlein),
I hun di so gearn,
Und i kannt wögn dinar
Glei a Spinn-Radl wearn.

Volkslied.

(Aus Steiermark.)

Zu dir bin i gongen,
Zu dir hot's mi g'frait,
Doh zu dir geh i niamer,
Der Weg ös mer z'wait.

Der Weg ös mer z'wait
Und der Wald ös mer z'dick,
B'hüat di Gott, main liab's Schotzel,
I wünsch dir viel Glück.

I wünsch dir viel Glück,
Und es sull dir guat gian;
Für die Zeit, ols d'mi g'liabt host,
Bedonk i mi schian.

Volkslied.

(Aus Niederösterreich.)

Ich hob mein klan Dirndl
Mei Liab no nid g'sogt;
I hob mi nid traut,
Und i hob mi nid gwagt.

Wia togatzt (klopft) mei Herzerl
Und gibt ma kan Frid;
Sie hearts wohl ah selber,
Drum sog' i's ah nid.

Mei Herz mocht an Lärm,
Wiar in Müller sein Haus,
Heart sie nid dös Pempan (Pochen),
Schaut's schlecht mit mir aus.

b. **Deutsche Literatur.** Die d. L. ist der Inbegriff aller derjenigen Schriftwerke des deutschen Volkes, durch welche das innerste Wesen desselben, sein nationaler Charakter, am bestimmtesten zur Erscheinung gekommen u. entwickelt worden ist. Vor Allem gehören hierher die Schöpfungen der Dichtkunst. Die Geschichte der d. L. hat zu zeigen, wie sich die Dichtung der Deutschen entfaltet, welche Einflüsse sie auf der einen Seite empfangen, auf der anderen ausgeübt hat, wie sie emporgestiegen u. wieder niedergegangen ist. Die d. L. darf sich eines Vorganges rühmen, dem die Literatur anderer Völker nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat: sie hat zwei klassische Perioden aufzuweisen, die eine zur Zeit der Hohenstaufen, wo die Lieder Walther's von der Vogelweide ertönten u. das Nibelungenlied gedichtet ward, die andere in der Zeit Lessing's, Schiller's u. Goethe's. Was zwischen beiden Perioden liegt, ist die Zeit der Nachahmung u. Vorbereitung, der Schwächung u. Sammlung. In der Geschichte der d. L. unterscheiden wir drei Hauptabschnitte: I. die althochdeutsche Zeit (600 n. Chr. bis 1100), II. die mittelhochdeutsche Zeit (1100—1400), III. die neuhochdeutsche Zeit. Diese Zeiträume sind aber nicht scharf geschieden, sondern gehen langsam in einander über.

I. Die althochdeutsche Zeit. Die ältesten Zeiten der deutschen Dichtkunst sind in Dunkel gehüllt; wir wissen nur aus Andeutungen des römischen Geschichtschreibers Tacitus, daß die Deutschen zu seiner Zeit, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ihre Götter, Helden u. Stammväter in Liedern gefeiert: „sie besingen", sagt er, „den Herkules (wahrscheinlich einen Kriegsgott), wenn sie in die Schlacht gehen wollen, als den ersten aller tapferen Männer. Sie besitzen auch solche Gesänge, durch deren Vortrag, den sie barditus (Schildgesang) nennen, sie die Geister anfeuern; dabei ahnen sie das Schicksal der künftigen Schlacht aus dem Gesange selbst; denn sie erschrecken od. sind freudigen Muthes, je nachdem der Schlachtgesang ertönt." Auch Armin's, des Cheruskerhelden, Andenken lebte im Gesange fort. Dies waren Volkslieder, von unbekannten Einzelnen gedichtet, von der Gesammtheit gesungen; keines ist uns erhalten geblieben. Da die Buchstabenschrift dem Volke unbekannt war, so wurden diese Lieder nur mündlich fortgepflanzt. Vielen Stoff zu solchen halb lyrischen, halb epischen Gedichten gab die Völkerwanderung, u. frühzeitig nahmen die Sagen von Attila (Etzel), Theodorich dem Ostgothen (Dietrich von Bern) poetische Form an. — Das älteste germanische Sprachdenkmal rief das Christenthum hervor: die Bibelübersetzung des westgothischen Bischofs Ulfilas (Wulfila-Wölflein), der um 348 Bischof der arianischen Gothen ward u. 388 starb. Von dieser trefflichen, aber ziemlich freien Uebertragung besitzen wir noch Bruchstücke aus dem Alten Testament, den größten Theil der 4 Evangelien u. die paulinischen Briefe. Die ältesten Denkmale der deutschen Poesie tragen noch heidnisches Gepräge; es sind das die zwei Merseburger Zauberlieder in alliterirender Form (Stabreim), welche etwa im 7. Jahrh. entstanden sein mögen. Das älteste deutsche Heldengedicht, das Lied von Hildebrand u. Hadubrand, in Hessen gedichtet u. von zwei Mönchen des Klosters Fulda nach alten Erinnerungen im 9. Jahrh. aufgezeichnet, schildert eine einzelne Begebenheit aus dem Sagenkreise, der sich um Dietrich von Bern gebildet hat, den Zweikampf des von den Hunnen zurückkehrenden alten Hildebrand mit seinem an der Grenze wachenden Sohne Hadubrand, der seinen Vater nicht erkennt. Das Gedicht ist uns nur in einem Bruchstücke erhalten; die Sprache lebendig, die Schilderung kräftig u. anschaulich, die Form alliterirend. Geistliche Dichtungen der ersten Zeit der althochdeutschen Periode sind das Wessobrunner Gebet, welches im bayerischen Kloster Wessobrunn aufgefunden worden ist, Muspilli (das Feuer des Weltbrandes), ein Gedicht über das Jüngste Gericht, in welches sich noch heidnische Elemente mischen, u. das große, nach dem Evangelium Matthäi in altsächsischer Sprache geschriebene Gedicht Heliand (Heiland) aus dem 9. Jahrh., welches zu den besten Erzeugnissen der geistlichen Poesie in Deutschland gehört. Während diese Dichtungen noch die uralte Form der Alliteration hatten, gehört die „Evangelienharmonie" od. der „Krist", eine poetische Lebensbeschreibung Christi von Otfried, einem Mönche des Klosters Weißenburg (um das Jahr 868) schon ganz der Reimpoesie an. — Die Geistlichkeit war fast allein für die deutsche Dichtkunst thätig, u. selbst der größte Theil dessen, was wir von Prosa aus der althochdeutschen Zeit besitzen, stammt aus jenen Kreisen; es sind dies Theile des Katechismus, Glossen od. Worterklärungen, zwischenzeilige Uebersetzungen lateinischer Schriften u. s. w. Karl d. Gr. hatte an der deutschen Poesie ein lebhaftes Interesse, u. sehr zu bedauern ist es, daß eine auf seine Anregung veranstaltete Sammlung alter deutscher Heldenlieder verloren gegangen ist. Von einem Geistlichen verfaßt ist das zur Verherrlichung des Sieges Ludwig's III. über die Normannen bei Saucaut (881) gedichtete „Ludwigslied" ein wichtiges Denkmal weltlicher Poesie aus der karolingischen Zeit. Unter den Ottonen blühte die lateinische Poesie wieder auf; der St. Gallener Mönch Gerald entlehnte in Verbindung mit Eckehard I. der deutschen Heldensage den Stoff zu seinem lateinischen Epos „Waltharius"; auch die Thiersage ward von Klostergeistlichen lateinisch behandelt. Im Ganzen ist die politisch glänzende Zeit der Ottonen für die eigentliche deutsche Dichtkunst arm gewesen. In der Prosa wurde von Geistlichen die deutsche Sprache viel benutzt; besonders zeichnet sich auch in dieser Beziehung das Kloster von St. Gallen aus.

II. Die mittelhochdeutsche Zeit. Das 12. Jahrh. brachte eine bedeutsame Wendung in die Geschichte der d. L. Infolge der Kreuzzüge machte sich der Einfluß des Morgenlandes auf Anschauungen, Sprache u. Form der Poesie bemerklich; das Ritterthum spiegelte sich in der Dichtkunst ab, die nun nicht mehr allein von der Geistlichkeit gepflegt u. in kirchlichem Geiste behandelt ward, sondern an den Höfen u. Burgen weit mehr Pflege fand als in den Klöstern; die Einwirkungen der ritterlichen Dichtung der Franzosen gab der deutschen Literatur u. Sprache jetzt ein anderes Gepräge, nahm ihr theilweise sogar den nationalen Charakter. Während in der althochdeutschen Zeit eine didaktische Richtung vorherrschte, trat jetzt die Epik u. Lyrik in den Vordergrund. Im 12. Jahrh. waren der Südosten Deutschlands, Oesterreich, Steiermark u. Kärnthen, u. die Frankreich u. Flandern näher liegenden Gegenden am Niederrhein Stätten reger poetischer Thätigkeit, in welche sich Geistlichkeit u. Adel theilten. Darauf wurden neben Oesterreich Schwaben u. Thüringen Mittelpunkte der deutschen Dichtkunst, eine große Anzahl sangeskundiger Ritter übte Poesie u. die schönsten Erzeugnisse der mittelalterlichen Lyrik u. Epik entstanden jetzt. Mit dem Niedergang des Ritterthums verfiel aber auch die höfische Dichtkunst. An die Formen der letzteren lehnte sich die Dichtung des emporkommenden Bürgerthums, der Meistergesang, an, wenngleich in diesem ein anderer Geist herrschte; seine ganze dichterische Kraft u. die Tiefe seines Gemüthes zeigte das Bürgerthum im Volksliede. Die Epik stumpfte sich zu trockener Geschichtsdichtung ab u. nahm einen lehrhaften Ton an. Dagegen schritt die Prosa fort u. gewann an Selbständigkeit u. Kraft. Das Drama, eine Dichtungsart, welche der Blütezeit der mittelalterlichen deutschen Literatur fremd geblieben war, begann sich am Ausgange der mittelhochdeutschen Zeit unter kirchlichen Einflüssen zu entwickeln. In der Epik tritt der Gegensatz der Volkspoesie zur Kunstpoesie hervor. Die epische Volkspoesie, an welcher das 12. Jahrh. bes. reich gewesen, entnahm ihre Stoffe meist der allgemeinen Heldensage, seltener kirchlichen Ueberlieferungen, u. wurde von fahrenden Sängern u. Spielleuten gepflegt. Es ist uns wenig von der echten Volksepik dieses Zeitraumes erhalten, das Meiste aus dem 14. u. 15. Jahrh. (Herzog Ernst — Lieder von Tannhäuser). Die epische Kunstpoesie lag in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. noch in den Händen der Geistlichkeit, welche weltliche Stoffe verachtete, vielmehr fast ausschließlich die biblische Geschichte u. Legenden behandelte. Gegen Ende des 12. Jahrh. erhob sich aber die höfische Epik u. verdunkelte die Dichtkunst der Geistlichen u. der fahrenden Sänger; ihre Stoffe holte sie sich mit Vorliebe bei den Franzosen u. Briten, wo sich die ritterliche Dichtung reich entwickelt hatte. Indem sich aber die höfische Poesie der Heldensage zuneigte, verlieh sie volksthümlichen Stoffen eine kunst-

gemäße Form u. ließ eine volksmäßige Epik entstehen, die in Oesterreich ihren Ausgang nahm. – Die von Geistlichen herrührenden epischen Dichtungen haben meist nur geringen poetischen Werth u. gehen häufig in einen langweiligen Lehrton über. Nicht ohne Bedeutung ist das um 1170 verfaßte „Annolied", das sich durch großartige Schilderungen u. eine hohe Auffassung des Gegenstandes auszeichnet. Trefflich sind die legendenartigen Dichtungen des Ritters Hartmann von Aue (1170–1220?): der „heilige Gregor auf dem Stein" u. der „arme Heinrich", ausgezeichnet durch tiefreligiöse Stimmung u. anmuthige Erzählungsgabe. Ein anderer Ritter, Rudolf von Ems, verfaßte um 1220 drei Gedichte, welche geistliche Stoffe behandeln: „Barlaam u. Josaphat", „Guter Gerhart" u. „St. Eustachius". Von Konrad von Würzburg (gest. 1287) wurden die Legenden von dem heil. Sylvester, dem heil. Alexius u. dem heil. Pantaleon umgedichtet. Unter den antiken Stoffen reizte bes. die Gestalt Alexander's des Großen zu epischer Verherrlichung, in welcher die Franzosen vorangegangen waren. Ein treffliches Werk voll Kraft u. Gemüth ist des Pfaffen Lamprecht „Alexander" aus dem 12. Jahrh. Hieran reiht sich die Aeneide des Westfalen Heinrich von Veldeke, welche um 1180–89 nach einem franz. Vorbilde entstand u. sich durch Glätte der Sprache u. der Verse wie durch eine gewisse Zierlichkeit des Stiles auszeichnet. Die Sage von Troja fand in Herbort von Fritzlar, Rudolf von Ems u. Konrad von Würzburg Bearbeiter. Der franz. Einfluß machte sich ganz bes. in der Wahl der Sagenstoffe merklich; Karl der Große war als franz. Nationalheld vielfach in Dichtungen verherrlicht worden, seine Paladine, bes. Roland, nicht minder; jetzt bemächtigte sich auch die deutsche Poesie dieses Sagenkreises, u. der Weltgeistliche Konrad dichtete um 1173–77 ein Rolandslied nach franz. Quellen, welches Nachahmungen hervorrief. Die Schicksale karolingischer Helden behandelte aber Wolfram v. Eschenbach in „Wilhelm von Oranse". Bretonischen Ursprungs ist die Sage vom König Artus u. dem heil. Gral, in welche sich christliche u. ritterliche Romantik mischte. Die herrlichsten Blüten der Dichtkunst, die dem Boden dieses Sagenkreises entsprossen, sind Hartmann von Aue's „Erec" u. „Iwein" (um 1200), Wolfram von Eschenbach's „Parcival" (um 1204) u. Gottfried von Straßburg's „Tristan" (um 1210). Diese drei Namen bezeichnen den Höhepunkt der höfischen Dichtkunst des Mittelalters; sie sind die klassischen Vertreter dieser Richtung. Ein anderes Epos Wolfram's, „Titurel", kennen wir nur aus einigen durch Formschönheit ausgezeichneten Bruchstücken. Abgewandt von heimischen Stoffen, berichtet diese Kunstdichtung von romantischen Abenteuern (aventiure), von Kämpfen u. Liebeshändeln in fremden Ländern, indem sie jedoch die aus der Fremde überkommenen Stoffe selbständig umarbeitet u. weiterführt. Manches erscheint jetzt in diesen Gedichten dunkel, was jenen Zeiten klar war; daneben aber tritt das rein Menschliche in so schöner Form, in so gemüthvoller Weise auf, daß der Einfluß, den diese Dichtungen auf ihre Zeit ausgeübt haben, leicht erklärlich ist. Die Sprache, obgleich nicht immer frei von Fremdwörtern, hat an Feinheit gewonnen, die Verse sind kunstvoll gebildet aus kurzen Reimpaaren, von denen jede Zeile vier Hebungen enthält. – Die Kreuzzüge hatten die Blicke nach dem Morgenlande gelenkt u. die Phantasie mit Wundermärchen erfüllt, die in den Gedichten vom „König Rother", welches ein fahrender Sänger vom Niederrhein verfaßte, u. vom „Herzog Ernst", welches Einige Heinrich von Veldeke zuzuschreiben geneigt sind, zum Ausdruck gelangen. Das Volk nahm so inniges Interesse an diesen poetischen Erzählungen, daß der „Herzog Ernst" nicht nur in der sog. Berner Weise ein lang gesungenes Volkslied ward, sondern auch gerade diese Weise davon den Namen „Herzog Ernst's Ton" erhielt. Die fahrenden Sänger nahmen diese Stoffe mit Vorliebe auf, bes. in der zweiten Hälfte des 13. u. im 14. Jahrh.; ihre Dichtungen, wie „Ortnit" (um 1250) u. „Hugdietrich" u. „Wolfdietrich", tragen viele Züge, welche der Heldensage eigen sind.

Die Heldensage. Was in dem Volksmunde sich erhalten hatte von dem altnordischen Sigurd u. seinen Abenteuern, was überliefert worden war von Sagen aus der Zeit der Völkerwanderung, mythische Bestandtheile u. selbständige Erfindung, findet sich zusammen in der deutschen Heldensage. Die Einzelsagen verschiedener Gegenden Deutschlands, verschiedener Volksstämme, der Burgunder u. Ostgothen, der Niedersachsen u. Normannen, fließen in ein Ganzes zusammen. Das „Hildebrandslied" u. ein Lied vom „Rosengarten zu Worms" sind die einzigen Ueberreste der älteren volksmäßigen Behandlung der Heldensage; als fahrende Sänger u. Spielleute sie am Anfang des 13. Jahrh. an die Höfe u. Burgen brachten, da griffen auch die höfischen Dichter zu ihr u. machten daraus kunstmäßige Epen, indem sie Volkslieder umarbeiteten u. zu einem Ganzen verschmolzen. Die Sagen von Siegfried u. dem Untergange des Burgundenreiches bilden den Mittelpunkt. So entstand wahrscheinlich in Oesterreich um das Jahr 1210 die große Epopöe von „der Nibelunge not", das vorzüglichste Werk der volksmäßig-höfischen Kunstepik u. neben dem Parcival das bedeutendste Epos der Deutschen, von meisterhaftem Aufbau u. feinster Charakterzeichnung. Alles gruppirt sich um Krimhild, eine wahrhaft tragische Persönlichkeit, welche die große Kraft des Willens mit bewundernswerther Gemüthstiefe vereinigt. Als schwächere Fortsetzung schließt sich an das Nibelungenlied die „Klage" an, worin die Bestattung der an Attila's Hof Gefallenen u. die Botschaft ihres Todes nach der Heimat geschildert wird. Abgesehen von kleineren Gedichten über den „Hörninen Sifrit" u. „Siegfried's Hochzeit", fand die Siegfriedsage keinen höfischen Bearbeiter mehr; desto eifriger behandelte man den Sagenkreis Dieterich's von Bern, bes. in Süddeutschland. Dahin gehört die „Rabenschlacht" (Schlacht von Ravenna) u. die Dichtungen Albrecht's von Kemenaten: „Sigenot", „Ecke" u. „Goldemar" aus dem 14. Jahrh., das „Buoch von Berne" u. „König Laurin" od. der kleine Rosengarten, wahrscheinlich in Tirol im 13. Jahrh. gedichtet. — An die Gedichte der deutschen Heldensage reiht sich das Lied von „Gudrun" an, welches Sagen behandelt, die, an den norddeutschen Uferlanden entstanden, schon vor 1150 sich nach dem südlichen Deutschland verbreiteten u. in den Zwanziger Jahren des 13. Jahrh. in Oesterreich od. Steiermark einen Bearbeiter gefunden haben. Die Nibelungenstrophe wurde umgebildet u. die einzelnen Lieder so zusammengefaßt, daß das Gedicht sich in drei Menschenalter gliederte. Trotz vieler Schönheiten steht das Gedicht dem Nibelungenliede doch bedeutend nach.

Zu den volksmäßigen Epen sind auch die sog. Novellen zu zählen, die, wie die Geschichten vom Pfaffen Amis, vom Pfaffen vom Kalenberge, von Otto mit dem Barte, die niedere Komik pflegen u. zur Schwankdichtung überleiten.

Von den Epen, welche Geschichtliches vorwalten ließen, sei nur erwähnt Ulrich von Lichtenstein's „Frauendienst" (um 1255), eine Art poetischer Selbstbiographie, Gottfried Hagen's „Reimchronik von Köln" (1250–70) u. eine Weltchronik von Rudolf von Ems. Im 14. u. 15. Jahrh. verfiel das Epos, indem es sich wieder in einzelne Gesänge u. Lieder auflöste, in Umdichtungen (Kaspar von der Roen) einen bänkelsängerischen Ton annahm, in Geschmacklosigkeiten sich verlor u. schließlich die poetische Form aufgab, um zum Volksbuche zu werden.

Die Lyrik scheidet sich auch in Volkspoesie u. Kunstpoesie. Das Volkslied erreichte seine Höhe erst im 15. Jahrh. u. ging im 16. wieder abwärts; aus dem 13. u. 14. Jahrh. haben wir nur wenige Proben, welche das lange Leben einzelner dieser Lieder beweisen. Historische Volkslieder wurden nur in den seltensten Fällen gesungen; der Gesang gehört aber zum Wesen des Volksliedes. Die Kunstlyrik entfaltete sich am schönsten im Minnelande, welches sich theilweise (z. B. in den Tag- u. Wächterliedern) an das Volkslied anschloß, meist aber sich durch eigenthümlichen, oft sehr kunstvollen Strophenbau auszeichnete, den Frauendienst verherrlichte u. nur von höfischen Dichtern gepflegt wurde. In Thüringen, Schwaben u. Oesterreich ertönten die meisten Minnelieder, die zu den schönsten Blüten der Lyrik gehören. Durch mannhafte Gesinnung, Gemüthstiefe u. Formvollendung ausgezeichnet steht Walther von der Vogelweide (um die Wende des 12. u. 13. Jahrh.) an der Spitze der Minnesänger; bedeutend sind auch Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Neuffen, Heinrich von Meißen (Frauenlob), Friedrich von Hausen u. Nithard, der das Bauernleben besang. Durch Burkart von Hohenfels u. Tanhuser wurde das Minnelied obszön, Ulrich von Lichtenstein dichtete ohne Wärme. — Als das Bürgerthum dem Ritterthum Macht u. Ansehen nahm, griffen die Meistersänger die Formen der Minnesänger auf od. ahmten sie nach; dieselben fanden auch Anwendung auf die geistliche Poesie, wie ja der Marienkultus nur ein göttlicher Frauendienst war.

Das Lehrgedicht erschien als Spruchpoesie in Freidank's „Bescheidenheit", verfaßt am Beginn des 13. Jahrh.; mehr als gereimte Predigt in Hugo's von Trimberg „Renner" (1260—1309), als weit ausgesponnene Allegorie in Konrad's von Würzburg „Goldener Schmiede", als Fabel im „Edelstein" von Boner (1324—49); den Niedergang des Ritterthums beklagen am Ende des 14. Jahrh. Heinrich der Teichner u. der österreichische Wappendichter Peter Suchenwirt.

Die Prosa entwickelte sich in Predigten, bes. der Mystiker (Berthold, Tauler, Suso, Eckhard); in Rechtsbüchern (Schwaben- u. Sachsenspiegel aus dem 13. Jahrh., Stadtrechte, Weisthümer) u. Chroniken.

III. Die neuhochdeutsche Zeit. A. Das 15. u. 16. Jahrhundert. Der Uebergang des Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen erfolgte langsam schon im 15. Jahrh. Die Poesie nahm, indem sie aus den Kreisen des Adels in das Bürgerthum überging, andere Formen u. andern Inhalt an; sie entsagte nach u. nach den alten Stoffen, wurde nüchterner u. verlor sich gern in Allegorien; die Reinheit der Reime schwand, an die Stelle der Kunst trat Künstelei, die Minne wurde in das Gemeine gezogen, grobe Späße fanden das meiste Verständniß; Lieblingsdichtungen waren die Schwanksammlungen (Tyll Eulenspiegel um 1490 niederdeutsch aufgezeichnet). An Stelle des Minnegesanges trat der meist lehrhafte Meister-

gesang in den alten Reichsstädten Nürnberg, Ulm, Straßburg, welcher mit der Zeit immer größeres Gewicht auf die Form legte u. nur wenig wirklich Poetisches schuf; das Volkslied nimmt aber dafür einen immer größeren Aufschwung, in nachlässiger Form die Gefühle zu schönem, naturwahrem Ausdruck bringend u. die Großthaten des Volkes verherrlichend (Lied auf die Sempacher Schlacht). Schon im 15. Jahrh. wurde eine Sammlung volksthümlicher Sprüche u. Lieder veranstaltet von der Augsburger Nonne Klara Hätzlerin (1471); als selbständige geistliche Dichter traten auf Heinrich Laufenberg (um 1440) u. der Mystiker Johannes Tauler. Das bedeutendste epische Erzeugniß des 15. Jahrh. ist das niederdeutsche Thierepos „Reineke Vos“ (gedruckt 1498); als Satiriker ragten hervor Sebastian Brant durch sein „Narrenschiff“ (1494) u. Thomas Murner durch die „Narrenbeschwörung“ u. andere Dichtungen. Das Drama gewann jetzt eine selbständige Entwicklung; hervorgegangen aus den kirchlichen Darstellungen biblischer Geschichten u. Anfangs halb lateinisch, wurde es im 14. Jahrh. schon ganz deutsch u. nahm, auch räumlich aus der Kirche verlegt, bald einen halb weltlichen Charakter an; so entstanden die volksthümlichen Passionsspiele (ein Innsbrucker Passionsspiel schon von 1391). Die Fastnachtsspiele blühten vorzüglich zu Nürnberg durch Folz u. Rosenblüt. Die Prosa ward noch ohne Kunst angewendet in Uebersetzungen (Nikolaus von Wyle, Albrecht von Eyb), an denen sich auch fürstliche Frauen betheiligten, in Chroniken (die Elsasser Chr. des Twinger von Königshofen 1346—1414), Predigten, Erbauungsschriften (deutsche Theologie, hrsg. 1516 v. Luther) u. Reisebeschreibungen.

Auch in der d. L. war das 15. Jahrh. Vorbereitung auf das 16.; dieses aber war in seinem Charakter bedingt durch die reformatorische Bewegung u. durch die Neubelebung der klassischen Studien. Charakteristisch ist, daß die Poesie immer mehr in den Dienst der Gelehrsamkeit u. der Kirche trat, daß sie sich ihres volksthümlichen Wesens nach u. nach vollständig entkleidete u. daß der Norden auch in literarischer Hinsicht ein Uebergewicht über den Süden erhielt. Luther's Bibelübersetzung wurde Richtschnur für die Sprache; die Mundart beschränkte sich schließlich nur auf das Volkslied. Die Lyrik fand im Kirchenlied ihren Höhepunkt; die deutschen geistlichen Lieder der vorhergegangenen Zeit wurden vielfach benutzt u. der neuen Lehre gemäß umgedichtet, lateinische Hymnen übertragen u. von Luther selbst u. Nikolaus Decius (gest. 1541), Paul Speratus (gest. 1554), Justus Jonas (gest. 1555), Paul Eber (gest. 1569), Johann Matthesius (gest. 1565), Nikolaus Hermann (gest. 1561) u. A. neue gedichtet, zu kirchlichem Gebrauche für die Gemeine u. zur stillen Erbauung des Einzelnen. An Kraft nahmen sie aber bald ab; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. trat an die Stelle der reformatorischen Begeisterung vielfach ein trockner Lehrton u. die kleinlichen Streitigkeiten der verschiedenen Kirchenparteien spiegelten sich auch im Kirchenliede ab. — Dem Volksliede war die Schulgelehrsamkeit u. Dogmatik nicht günstig, doch fand es in Sammlungen Rettung vor völligem Untergange. Der Meistergesang konnte trotz Hans Sachs (1494—1576) zu keinem rechten Leben u. Einfluß gelangen, vorzüglich nachdem er sich mit Vorliebe dem Lehrgedichte hingegeben. Dagegen gewinnt das Drama an Umfang u. künstlerischer Gestaltung, theils durch die freilich meist lateinischen u. an antike Vorbilder sich anlehnenden Schulkomödien, theils durch die Fastnachtsspiele, welche Hans Sachs mit großem Geschick u. poetischer Gestaltungsgabe behandelte, die Stoffe zum guten Theile der reichen Uebersetzungsliteratur seiner Zeit entlehnend. Die englischen Komödianten, welche auch Shakespeare'sche Stücke nach Deutschland brachten, übten schon auf Jakob Ayrer (gest. 1605) einen bedeutsamen Einfluß u. bewirkten eine kunstgemäße Umgestaltung der Dramatik u. die Errichtung stehender Bühnen. Das biblische Drama behielt dabei, dem Geiste der Zeit gemäß, noch lange Geltung. Die Neigung zu lehrhaften Poesien nahm zu, ohne Hervorragendes zu leisten; originell ist Fr. Dedekind's „Grobianus“, welcher ursprünglich lateinisch geschrieben, bald in Kaspar Scheidt einen deutschen Uebersetzer fand. Höher hob sich die erzählende Prosa durch Fischart (gest. 1590), dessen „Geschichtklitterung“ zu den bedeutendsten Werken der deutschen Prosa zählt u. ein Zeugniß ist ebenso von der Sprachgewandtheit als von der Gelehrsamkeit u. dem Witze des Verfassers. Die Schwankdichtungen in gebundener u. ungebundener Form waren beliebt; sie richteten sich gegen die Gebrechen ganzer Stände wie Einzelner, nicht selten in köstlicher Satire, häufig aber auch mit Vorliebe für das Rohe u. Unflätige: Pfaffen u. Bauern waren bes. die Zielscheibe des Spottes. Hans Sachs behandelte sie in poetischer Form; Sammlungen von Prosaschwänken gab der Mönch Johann Pauli unter dem Titel „Schimpf u. Ernst“ (1518) u. Jörg Wickram im „Rollwagenbüchlein“ (1555). Eine prosaische Volksliteratur erschien in den Volksbüchern, welche theils fremde Stoffe wiedererzählten (Genoveva, Haimonskinder u. A.), theils heimische Sagen behandelten (Lalenbuch, die Geschichten vom Doktor Faust, vom ewigen Juden u. a.). — Die Prosa fand in Luther's Schriften mustergiltige Vorbilder des Stiles; die Geschichtsdarstellung gewann durch die Reformation an Gedankentiefe, durch welche alle Zeitgenossen Sebastian Frank in seinem „Zeitbuch“ (1531) u. „Weltbuch“ (1534) überragte. Die Weltbeschreibung war vertreten durch Sebastian Münster's „Kosmographie“ (1553). Die Vorliebe zu sprüchwörtlichen Redensarten führte zu den wichtigen Sprüchwörtersammlungen des Johann Agricola (gest. 1566) u. Sebastian Franck (1542).

B. Vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zu Gottsched's Auftreten (1618—1725). Die d. L. dieses Zeitraumes gleicht dem sozialen u. politischen Leben des deutschen Volkes; das Nationale u. das Volksthümliche verschwindet, Gelehrsamkeit u. Nachahmung des Fremden herrschen. Die Abhängigkeit von den Literaturen der romanischen Völker, welche schon im letzten Drittel des 16. Jahrh. einzureißen begann, die Herrschaft französischen Wesens, giebt dem deutschen Schriftthum einen undeutschen Charakter u. bringt eine Sprachmengerei hervor, welcher nur durch das Auftreten Opitz' u. die „Fruchtbringende Gesellschaft“ wirksam gesteuert werden kann. Ausschließlich in den Händen der Gelehrten liegt die Dichtkunst, die nun fremde Formen aus Frankreich u. Italien, aus Rom u. Griechenland entlehnt. Gereimte Gelehrsamkeit gilt als Poesie, der Verstand dichtet, nicht das Gemüth, u. dogmatisches Formelwerk macht sich auch in der Dichtkunst breit. Unwahre Empfindungen werden gepflegt in den Dichtergenossenschaften der „Pegnitzschäfer“ u. ähnlichen Gesellschaften, u. auf die Zierlichkeit der Sprache wird ein übermäßiges Gewicht gelegt. Die Dichtkunst steht unter dem bestimmenden Einfluß von Martin Opitz (1597—1639), welcher in der „Deutschen Poeterei“ (1624) den Deutschen neue metrische Regeln gab, die er freilich den Franzosen entlehnte u. diese Regeln selbst in seinen Gedichten meisterhaft zur Anwendung brachte. Aber auch bei ihm überwuchert trockene Gelehrsamkeit das poetische Talent, u. die selbständige Produktion tritt zurück hinter Nachahmung u. Uebersetzung; auch seine eigenen Gedichte tragen fremdes Gewand u. bringen die Formen des Sonettes u. Alexandriners zu einflußreicher Geltung. Seine Sprache aber ist rein von fremden Bestandtheilen, sein Stil oft von großer Glätte u. Gewandtheit. Seine Nachahmer werden unter dem Namen der Ersten schlesischen Dichterschule zusammengefaßt. Zu dieser gehören Tscherning, Scultetus, Scherffer, Buchner, Dietrich von dem Werder, vor allen Anderen aber Paul Flemming (1609—40), der in seinen weltlichen u. geistlichen Liedern, ohne die Form zu vernachlässigen, das Gemüth wieder zur Geltung brachte. Eigene Wege ging Andreas Gryphius (1616—64), eine glühende Seele von düsterer Stimmung, nicht weniger bedeutend als Lyriker denn als Dramatiker, als welcher er auf der einen Seite Seneca als Vorbild folgte, aber auf der anderen auch echt volksthümlich wurde, indem er zeitgemäße Stoffe behandelte u. sogar den Volksdialekt anwandte.

In Königsberg bildeten Simon Dach, Albert u. Roberthin einen engeren Kreis, welcher Musik u. Poesie mit Glück pflegte. Die Vorliebe, welche Opitz u. seine Nachahmer für das Epigramm u. die epigrammatisch zugespitzte Redeweise hatten, führte zu einer ausgedehnten Behandlung dieser Dichtungsart, in welcher Friedrich von Logau (1604—56) Vorzügliches leistete, der durch Charaktertüchtigkeit, Witz u. Formgewandtheit sich vor seinen Zeitgenossen auszeichnete. — Der nüchternen, verstandesmäßigen Richtung der Opitzischen Schule folgte bald eine Reaktion, zuerst auf dem Gebiete des Kirchenliedes, vorzüglich durch Paul Gerhard (1607—76); dann bes. durch den in einem pantheistischen Mystizismus befangenen Katholiken Johann Scheffler (gest. 1677), dessen Sinnsprüche („Cherubinischer Wandersmann“) ein tiefreligiöses u. poetisches Gemüth zeigen, u. den edlen Jesuiten Friedrich von Spee (gest. 1635), welcher in seiner Liedersammlung „Trutznachtigall“ viel Innigkeit des Gefühls zeigt. Die mystisch-pantheistische Richtung verfolgten Knorr u. Rosenroth (gest. 1689) u. Quirinus Kuhlmann bis zum Extrem. Trocken u. u. kalt waren die Gedichte Johann Rist's u. Philipp's von Zesen; Letzterer wirkte aber anerkennenswerth, freilich oft zu weit gehend, für die Reinigung der deutschen Syrache. In plattdeutscher Sprache dichteten die Niederdeutschen Joachim Rachel (gest. 1669) u. Wilhelm Lauremberg (gest. 1659) u. weckten durch ihre Satiren den nationalen Sinn auch im deutschen Norden. — Der Einfluß Italiens bewirkte die Aufnahme der Schäferpoesie, welche besondere Pflege fand bei den „Pegnitzschäfern“ Harsdörffer (1607—59), Joh. Claj (1616—56) u. Sigmund von Birken (gest. 1681). — Die sog. Zweite schlesische Dichterschule, an deren Spitze Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79) u. Daniel Kaspar von Lohenstein standen, betonte, im Gegensatz zu der durch Opitz zur Herrschaft gelangten verstandesmäßigen, gelehrten Richtung der Poesie, den Grundsatz, daß die Dichtkunst nicht blos belehren, sondern auch erfreuen solle, befleißigte sich deshalb einer blühenden Schreibweise, verfiel aber auch in Schwulst, der für den Ausdruck einer hochgehenden Phantasie gehalten wurde, in Frivolität u. Formlosigkeit. Indem diese Dichter die Sinnlichkeit wieder in ihre Rechte einsetzen wollten, wurden sie schamlos, u. ihren Mangel an Phantasie suchten sie zu ersetzen durch eine Häufung

unnatürlicher u. ungeheuerlicher Bilder; dies war der Fall ebensowol in der Lyrik wie im Roman u. Drama. In letzterem erwarb sich Christian Weise (1642–1708) dadurch Bedeutung, daß er mehr den Engländern als den Italienern als Vorbildern folgte u. die Sprache von Unnatur u. Verkünstelung befreite. Der italienische Einfluß, unterstützt durch die Oper (die erste deutsche Oper „Daphne", 1627 komponirt von Schütz), wurde jedoch dadurch nicht vollständig gebrochen. Der bedeutendste deutsche Dichter am Schlusse dieser Periode war Christian Günther (1695–1723), der allerdings auch nicht frei war von den Geschmacklosigkeiten seiner Zeit, aber doch an Schwung der Phantasie seine Zeitgenossen Aßmann von Abschatz, Benj. Neukirch, Christian Wernicke, an Selbständigkeit der Gedanken die Hofdichter Besser u. König bei Weitem übertraf, jedoch infolge seines zügellosen Lebens zu keiner vollkommenen Ausbildung seiner dichterischen Anlagen kommen konnte. Barthold Heinrich Brockes (1680–1747) folgte theils den Franzosen, theils den Italienern, brachte aber mehr Abwechslung in die Sprache als die Opitzische Schule u. gewann das Naturgefühl wieder für die Poesie. Der Roman des 17. Jahrh. war fast durchaus vom Auslande abhängig u. bestand theils in Uebersetzungen, theils in Nachahmungen franz. u. italien. Muster; es wurde mehr Gewicht auf den didaktischen Zweck als auf Charakterzeichnung u. Formschönheit gelegt, die Handlung in ferne Gegenden versetzt u. die Personen ausschließlich den höheren Gesellschaftskreisen entnommen. Diese vielbändigen Romanungeheuer wimmeln von Unwahrscheinlichkeiten u. Abgeschmacktheiten, mit Ausnahme der satirischen Werke des Hans Michael Moscherosch (1601–69) u. des zeitgeschichtlichen Romanes „Simplicissimus" von Christof von Grimmelshausen (1618–76), welcher zuerst die Gattung des spanischen Schelmenromans in Deutschland einführte. Voll gesunden Sinnes sind die prosaischen Schriften von Johann Balthasar Schupp (1610–61), voll Witz u. Satire die Werke des Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle 1642–1709).

C. Von Gottsched bis auf Klopstock. Eine ähnliche Stellung, wie Martin Opitz während des 30jähr. Krieges in der d. L. einnahm, war ein Jahrhundert nach ihm Johann Christof Gottsched (1700–1766) beschieden, welcher, mit mehr Gelehrsamkeit als dichterischen Anlagen ausgerüstet, dem Formelkram u. Schwulst der Nachahmer Lohenstein's mit kritischer Schärfe entgegentrat, von der Dichtkunst Einfachheit u. Klarheit des Gedankens forderte, dem Opernunwesen zu steuern suchte, die geistlosen Hanswurstiaden als einer dramatischen Kunst unwürdig bezeichnete u. auf die Franzosen, denen er seine poetischen Regeln entlehnte, als Muster hinwies. Er wirkte mehr durch Kritik als eigene Schöpfungen u. trug viel zur Läuterung des Geschmackes bei; indem er aber für seine u. seiner Partei poetische Grundsätze die Unfehlbarkeit beanspruchte, wurde er lächerlich u. verhaßt u. brachte jene Dichter gegen sich auf, welche in der Phantasie die schöpferische Kraft der Dichtkunst sahen. An seinen literarischen Bestrebungen u. Streitigkeiten nahm auch seine Frau Luise Victorie Adelgunde Gottsched lebhaften Antheil. Seine Hauptgegner fand Gottsched in den Schweizern Bodmer u. Breitinger, denen sich der Satiriker Liskow u. Drollinger beigesellten; sie verwiesen auf die phantasievolleren Engländer, bes. Milton, auf den Zusammenhang der Malerei mit der Poesie u. stellten in Breitinger's „kritischer Dichtkunst" eine auf selbständigen Forschungen beruhende Poetik den von den Franzosen entlehnten poetischen Lehren Gottsched's entgegen. Während der eine rhetorisch didaktische Richtung der Poesie pflegende Albrecht von Haller aus Bern (1708–1777) u. der heitere Friedrich von Hagedorn (1708–1756) in seinen Schwänken u. Fabeln auf Seite keiner dieser beiden Parteien standen, verbreiteten Johann Joachim Schwabe (1714–85) u. Karl Christian Gärtner (1712—91) die Lehren Gottsched's in Zeitschriften, an denen sich der sentimentale Johann Arnold Ebert (1723–95), der gutmüthige Satiriker Gottlieb Wilhelm Rabener (1714–1771) u. auch Christof Fürchtegott Gellert (1715–69) betheiligte; Letzterer hatte sein bedeutendes Ansehen mehr seinem persönlichen Einflusse als den meist einen nüchternen Rationalismus vertretenden Kirchenliedern, den wenig geistreichen Fabeln u. den moralisirenden Romanen zu verdanken. Zu diesem Kreise gehört noch der als Dramatiker nicht unbedeutende Johann Elias Schlegel (gest. 1749), der witzige Epigrammatiker Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800) u. der geistliche Liederdichter Nikolaus Dietrich Giesecke (gest. 1765). Die Zeitschrift, welche diese Männer vereinigte, hieß: „Beiträge zum Vergnügen des Verstandes u. Witzes" (Bremer Beiträge). — Der Einfluß Gottsched's wirkte nach Klopstock's Auftreten noch fort in dem Kreise von Dichtern, welche sich an den menschenfreundlichen, zu sentimentaler Ueberschwänglichkeit geneigten Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803) anschlossen, in Johann Georg Jakobi (1740—1814), Eberhard Schmidt (gest. 1824), Johann Benjamin Michaelis (gest. 1772). In der Odendichtung thaten sich hervor: Johann Peter Uz (1720–96) u. vorzüglich Ewald Christian v. Kleist (1715–59); in der Nachbildung antiker Dichtungsformen Karl Wilhelm Ramler (1725–98); in der Fabel u. poetischen Erzählung Gottfried Lichtwer (gest. 1783) u. Gottlieb Konrad Pfeffel (gest. 1809); im geistlichen Liede Nikolaus Graf Zinzendorf (1700–60) u. Gerhard Tersteegen (gest. 1769).

D. Die Zeit Klopstock's, Wieland's u. Lessing's. Die d. L. war zwei Jahrhunderte lang ohne nationalen Charakter, ohne nationales Ansehen geblieben. Die wenigen Dichter, welche in vaterländischem Sinne die deutsche Poesie von den fremden Einflüssen zu befreien trachteten, hatten ihr Ziel nicht erreichen können, weil ihnen selbst die dichterische Bedeutung abging, u. weil in formaler Beziehung die Abhängigkeit von der Fremde für die Fortentwicklung der deutschen Dichtkunst fast nothwendig war. Die deutsche Poesie aus diesen fremden Einflüssen heraus zur nationalen Selbständigkeit zu bringen, war Klopstock, Wieland u. Lessing beschieden. Klopstock (1724–1803) ergoß in antiken Metren die ganze Fülle seines überschwänglichen Dichtergeistes, welcher tiefe Religiosität mit begeisterter Vaterlandsliebe, Kraft der Gesinnung mit Gefühlszartheit verband; die hochtönenden, oft schwerverständlichen Redeformen seiner Oden, das Pathos seines „Messias" verfehlten nicht, auf die junge Generation bleibenden Eindruck zu machen, u. die nationalen Gesinnungen, die er, anknüpfend an die Gestalten einer eingebildeten deutschen Vorzeit, freilich meist nur zu wesenlosem, halbdunklem Ausdruck brachte, erfüllten die deutsche Poesie mit neuen Ideen, die ihr Jahrhunderte lang gefehlt hatten. Allerdings beförderte sein Einfluß auch die Herrschaft der tönenden Phrase, welcher die Bardenpoeten Michael Denis (1729—1800), Karl Friedr. Kretschmann (1738—1809), Hans Wilhelm von Gerstenberg (1731—1823) vor allen Anderen huldigten, er war aber doch auch von wohlthätiger Wirkung auf das Kirchenlied, welches von J. A. Cramer (1723—1788) u. Karl von Moser bes. gepflegt wurde. Durch Klopstock angeregt, verherrlichte Salomon Geßner (1730—1787) in seinen Idyllen das Scheinleben eines Naturzustandes, der nie existirt hat, u. fand in Jakob Friedrich Schmidt u. Franz Xaver Bronner unselbständige Nachtreter seiner Richtung. — Christof Martin Wieland (1733 bis 1813) führte die Dichtkunst aus der Welt der Ideen, in die sie Klopstock versetzt, in das Reich der heiteren Sinnlichkeit zurück, an Stelle des asketischen Christenthums die fröhliche Lebensphilosophie eines Horaz lehrend u. in die Literatur den feinen Gesellschaftston, allerdings auch die leichten Sittlichkeitsbegriffe, welche die Franzosen ihn gelehrt hatten, verpflanzend. Weniger national als Klopstock verschaffte er der Poesie gerade in den Kreisen der Gebildeten eine viel größere Anzahl von Verehrern als Jener, wie er denn auch, vorzüglich durch sein „Attisches Museum", Kenntniß u. Verständniß des Alterthums erleichtern u. verbreiten wollte. Das, was Wieland fehlte, der feste Charakter als Mensch u. als Schriftsteller, das besaß Gotthold Ephraim Lessing (1729—81) im höchsten Grade, u. gerade dadurch wurde er Bahnbrecher u. erster Vertreter der klassischen Periode der d. L. Mehr kritisch zersetzend als poetisch schaffend, begabt mit ungewöhnlichem Scharfsinn u. der Fähigkeit, die verschiedensten Wissenschaften sich zu eigen zu machen, in rücksichtsloser Wahrheitsliebe u. einem an den antiken Meisterwerken geschulten Schönheitssinn, u. in der Darstellung seiner Gedanken eben so klar als anmuthend, wirkte er dadurch reformatorisch für die deutsche Literatur, daß er endlich dem müßigen ästhetischen Gerede feste poetische Prinzipien entgegenstellte, den übermächtigen Einfluß des französischen Dramas brach u. auf Shakespeare hinwies, das Schauspiel wieder zur Darstellung des bürgerlichen Lebens machte u. ihm einen nationalen Hintergrund verlieh. Seine prosaischen Schriften sind unübertroffene Muster des deutschen Stiles; die kühne Freisinnigkeit u. der rücksichtslose Muth, mit welchem er der aufgeblähten Scheinwissenschaft gelehrter Cliquen zu Leibe ging, wirkte wie ein Gewitter reinigend u. befruchtend. Kühn erhob Karl Friedrich von Moser (1701–85) sein Wort gegen fürstliche Willkür; Justus Möser (1720 bis 1794) forderte germanisches Recht u. Freiheit u. stellte wie Helferich Peter Sturz (1736–79) die englische Verfassung als Vorbild hin. Friedrich Christof Nikolai (1733—1811) verfocht, wenn auch nicht tiefsinnig, doch geschickt die Sache der Aufklärung, u. in der Philosophie wie in der Kritik unterstützten Lessing sein Freund Moses Mendelssohn (1729—86), eine der edelsten Persönlichkeiten unserer Literatur, der kräftige Thomas Abbt (1738—66), der feine Stilist Johann Jakob Engel (1741—1802), Christian Garve (1742—98) u. Johann Georg Zimmermann (1728—95). Johann Georg Sulzer (1720 bis 1779) verfolgte in seinen Schriften zur Poetik mehr die von Bodmer u. Breitinger eingeschlagene Richtung. — Der Roman zeigte die Einwirkung Wieland's, für ihn hatte Lessing wenig gethan; seine bedeutendsten Vertreter sind Moritz August von Thümmel (1738—1817), Karl August Musäus (1735–87), Johann Timotheus Hermes (1738 bis 1821) u. Adolf von Knigge (1731—1807).

E. Vom Jahre 1760 bis zu Goethe's Tod. Der klassischen Zeit Goethe's u. Schiller's ging eine Zeit der Gährung voraus, welche man

mit dem Namen der „Sturm u. Drangperiode" bezeichnet. Die Regel wurde verschmäht, die Originalität übersprang jede Schranke; Shakespeare wurde der Prophet der neuen Dichtergeneration, dazu Homer, den man als Vater der Naturdichter verehrte. Mächtig wirkte auch in der Literatur der Drang nach politischer Freiheit, bes. auf den maßlosen u. leidenschaftlichen Christian Friedrich Daniel Schubart (1735 bis 1791). Johann Georg Hamann (1730–88) vertritt diese Gährungsperiode auf religiösem Gebiete, im Drama Reinhold Lenz (1750–92), u. Friedrich Maximilian Klinger (1743–1831); im Roman Wilhelm Heinse (1749–1803); in der Popularphilosophie Johann Kaspar Lavater (1741–1801) u. Friedrich Heinrich Jacobi (1743 bis 1819). In der Weise Klopstock's einer sentimentalen Begeisterung für Vaterland, Freiheit, Freundschaft u. Natur huldigend, lebten u. dichteten die Glieder des Göttinger Dichterbundes, zu dem Heinrich Christian Boie (1744–1806), Gottfried August Bürger (1748–94), ausgezeichnet durch Phantasie, Wohllaut der Sprache u. volksthümliche Darstellung, Johann Heinrich Voß (1751–1826), der formgewandte Uebersetzer antiker Dichtungswerke u. glückliche Bearbeiter der Idylle, die Brüder Friedrich Leopold u. Christian Grafen zu Stolberg, der schwermüthige Lyriker Christof Hölty (1748–1776) u. der sentimentale Romanschriftsteller Johann Martin Miller (1750–1814) gehörten. In naher Beziehung zu diesem Dichterbunde stand auch der gemüthvolle Matthias Claudius (1743–1815) u. der Dramatiker Johann Anton Leisewitz (1752–1806). — Nicht unberührt von dem herrschenden Drange nach neuen Formen u. neuem Inhalte blieben die Humoristen Friedrich Müller (1750–1825) u. Johann Heinrich Merck (1742–91). — Vermittler zwischen der Kritik u. der schöpferischen Originalität wurde Johann Gottfried Herder (1744–1803), eine milde, vielseitige, philosophisch durchgebildete Persönlichkeit, darin Lessing ähnlich, daß er, selbst ohne bedeutende dichterische Anlagen, fruchtbringend für die verschiedenen Seiten der Poesie wurde, durch seine kritischen u. ästhetischen Schriften nachhaltig anregte u. die Geister in neue Bahnen lenkte; darin aber unterschied er sich von Lessing, daß er Poesie u. Wissenschaft oft mit einander vermischte, wo der Verstand allein entscheiden sollte, die Phantasie mitsprechen ließ u. in seiner Kritik weder durchaus klar noch entschieden war. Seine Begeisterung für Shakespeare, Ossian u. die Volkspoesie im Allgemeinen pflanzte sich fort auf das jüngere Geschlecht, auch auf Goethe, u. trug herrliche Früchte; mit poetischem Verständniß, ohne die trockene Alltagsnüchternheit des Rationalismus u. fern von orthodoxer Beschränktheit, faßte er die poetische Seite der Bibel auf u. suchte die Geschichte der Menschheit nach popularphilosophischen Grundsätzen zu konstruiren u. dadurch eine tiefere Auffassung der Weltgeschichte anzubahnen. Er erschloß die reiche poetische Welt des Orientes u. machte auf den Reichthum der Poesie des deutschen Mittelalters aufmerksam; als Theolog war er aber der Vertreter der echten, edlen Humanität. Herder u. Wieland, Goethe u. Schiller vereinigten sich in Weimar, das mit dem Jahre 1775, in welchem Goethe nach Weimar gekommen war, der Mittelpunkt des literarischen Lebens in Deutschland wurde. Was Gottsched vorbereitet u. Lessing angestrebt hatte, das gelangte durch Goethe u. Schiller zur Vollkommenheit. Wolfgang von Goethe (1749–1832) bezeichnet den Höhepunkt der deutschen Dichtung. Er besaß die durchsichtige Plastik der Griechen, die glühende Phantasie der Orientalen, die melodische Form der Italiener u. das deutsche Gemüth, wie kein Anderer vor od. nach ihm; bei aller Bewegung der Gedanken u. Gefühle liegt über seinen Dichtungen eine wolthuende harmonische Ruhe, darin sind sie das Spiegelbild seines Lebens, seiner Persönlichkeit, deren Entwicklung vom Schicksal in einer seltenen Weise begünstigt worden war. Ihm war Klopstock's Schwung, Wieland's Anmuth, Lessing's Geschmack eigen; seiner Sprache merkt man den Einfluß der griechischen Klassizität an, u. wie Lessing für die Prosa, so ist Goethe für die Poesie mustergiltig. Am bedeutendsten in Lyrik u. Drama, hat er aber auch im Epos ein Vorbild von ewiger Schönheit, im Roman Werke von tiefer Menschenkenntniß geliefert. Die Naturwissenschaft hat Goethe manche neue Anregung zu verdanken; die Kunstgeschichte bereicherte er durch neue Ideen. Und in all dieser Vielseitigkeit war er doch ein einheitlicher Charakter. Goethe hatte sich vollständig aus der Sturm- u. Drangperiode, zu der seine Jugendzeit gehörte, herauszuarbeiten gewußt zu einer wunderbaren Klarheit der Empfindung u. Plastik der Darstellung, indem er Natur u. Idee zu vermitteln verstand. An seiner Seite steht Friedrich von Schiller (1759–1805), in vielen Beziehungen ihm ebenbürtig. Er ging von der philosophischen Idee aus, nicht wie Goethe von dem natürlich Gegebenen. Kant war sein Meister, die sittliche Freiheit des Menschen sein Ideal, welches zu verherrlichen u. zu erreichen die Dichtkunst ihm diente. Diese Idealität der Gesinnung u. die streng ethische Richtung hob ihn hoch über die gemeine Sinnlichkeit, ließ ihn aber auch da in Abstraktionen verfallen, wo er die Wirklichkeit zu schildern versuchen wollte. Sein edler Charakter leuchtet aus allen

seinen Dichtungen hervor; sein Einfluß auf die politische Gesinnung des deutschen Volkes war, obgleich von ihm nicht angestrebt, ein außerordentlicher, sein Ansehen im Auslande noch zu seiner Zeit größer als das Goethe's. Er dichtete nicht für eine Partei, sondern für die Menschheit; einer engherzigen Vaterlandsliebe stand er eben so fern wie Goethe. Schiller's größte Leistungen liegen auf dem Gebiete des Dramas, der Tragödie; für die Lyrik fehlte ihm die Unmittelbarkeit der Empfindung, für die Epik der leichte Fluß der Darstellung. Seine Sprache ist glänzend, oft prunkvoll; seine Prosa bewies, wie man philosophische u. historische Stoffe in klassisch schöner Form behandeln könne. — Zu dem weimarischen Dichterkreise gehörten auch Johann Daniel Falk (1770–1826) u. Karl Ludwig von Knebel (gest. 1834). — Goethe's „Götz" folgte eine große Anzahl von Ritterschauspielen, wie Lessing's „Miß Sarah Sampson" die Anregung zu einer wahren Flut von Rührdramen gab, deren beste von August Wilhelm Iffland (1759–1814) u. August von Kotzebue (1761–1819) stammen. Die vorzüglichsten Verfasser von Ritterromanen waren Christian Heinrich Spieß (1755–99) u. Christian August Vulpius (1763–1827). Die humoristische Dichtung fand ihre Vorbilder bes. in England; einer der bessern deutschen Humoristen war Johann Karl Wezel (1747–1817), bedeutender als dieser Theodor Gottlieb von Hippel (1741–96), der größte aber Jean Paul Friedrich Richter (1763–1825), der aber von Sucht nach Sonderlichkeiten u. mangelhafter Charakterzeichnung nicht freigesprochen werden kann; an ihn schloß sich der Salonhumorist Ernst von Bentzel-Sternau (1767–1847) an. Für das Volk schrieb mit unnachahmlichem Reiz in alemannischer Mundart Johann Peter Hebel (1760–1826); als Lyriker überragt die meisten seiner Zeitgenossen Christian Friedrich Hölderlin (1770–1843), der begeisterte Verehrer altgriechischer Dichtkunst; einer weichlich sentimentalen Richtung huldigte Friedrich von Matthisson (1761–1831); wehmüthig u. zart sind die Lieder von Johann Gaudenz von Salis-Seewis (1762–1834); kernig in Gedanken u. Form die Schriften von Johann Gottfried Seume (1761–1831). Das Lehrgedicht „Urania" von Christian August Tiedge (1752–1841) ist bei mancher formellen Schönheit seicht u. langweilig; die bändereichen Werke Aug. Friedr. Ernst Langbein's (gest. 1835) sind angefüllt von geistlosen Frivolitäten, Konrad Arnold Kortüm's (gest. 1824) „Jobsiade" u. Aloys Blumauer's (gest. 1798) „Travestirte Aeneide" sind dagegen Versuche im komischen Heldengedicht.

Das Wiedererwachen des deutschen Nationalbewußtseins führte zur Versenkung in jene Zeiten der deutschen Geschichte, in welchen das deutsche Reich die kraftvollsten Persönlichkeiten aufzuweisen, die größte Ausdehnung besessen hatte, das Mittelalter. Dieses in der Poesie neu zu beleben, bezweckte die Schule der Romantiker; zugleich aber sollte die deutsche Literatur zu einem Brennpunkt aller anderen Literaturen werden. Der Einfluß der philosophischen Systeme Fichte's u. Schelling's wirkte hierbei mit. — Eine Hauptthätigkeit der Romantiker war die Kritik, welche durch sie wieder zu einer literarischen Macht wurde. Die Brüder August Wilhelm (1767–1845) u. Friedrich von Schlegel (1772–1829), als Dichter ohne hervorragende Leistungen, waren groß als Uebersetzer u. Literarhistoriker. Ludwig Tieck (1773–1853), eine eben so phantasievolle wie kritisch zersetzende Natur, that viel zur Läuterung des dramatischen Geschmackes, ohne in seinen eigenen Dichtungen zu klarer Durchbildung gelangen zu können. Friedrich von Hardenberg (Novalis 1772–1801), Klemens Brentano (1777–1842) u. Achim von Arnim (1781 bis 1831) hätten Bedeutenderes leisten können in Lyrik u. Roman, wenn ihre Anschauungen nicht in einer mystischen Phantastik befangen gewesen wären. E. T. Amadeus Hoffmann (1776–1822) verlor sich in unheimliche Spukgeschichten. Die Dramatiker Zacharias Werner (1768–1823), Adolf Müllner (1774–1829), Franz Grillparzer (1790–1872) u. Christof von Houwald (1778–1845) waren die Vertreter der „Schicksalstragödie". Selbst der talentvolle Heinrich von Kleist (1775 bis 1811) hielt sich von den Auswüchsen der Romantik nicht frei. — Großes Verdienst erwarben sich die Romantiker aber durch ihre Uebersetzungen aus der englischen (Shakespeare) u. den romanischen Sprachen (Calderon, Petrarca), durch die Sammlung von deutschen Volksliedern („Des Knaben Wunderhorn") u. den Hinweis auf die reichen Schätze der persischen u. indischen Literatur; ihre Hinneigung zum Katholizismus entsprang ihrer Vorliebe für die großen geistigen Schöpfungen des Mittelalters; indem sie aber die untergegangene Größe des Deutschen Reiches priesen, trugen sie zur Stärkung des deutschen Nationalgefühls bei. Im engen Anschluß an die romantische Schule standen die Sänger der Befreiungskriege, der gewaltige Ernst Moritz Arndt (1769–1860), der idealistische Theodor Körner (1791–1813), der gefühlvolle Max von Schenkendorf (1784–1814); daneben der vielseitige, formgewandte Friedrich Rückert (1789–1866), der sittlich ernste Ludwig Uhland (1787–1862), welcher in unübertrefflicher Weise den Volkston traf u. zur Kenntniß der älteren deutschen

Poesie außerordentlich viel beitrug, Joseph von Eichendorff (1783 bis 1857), ein bedeutendes lyrisches Talent, Justinus Kerner (1786 bis 1861), der Geisterseher von Weinsberg, u. der geniale, aber in sich zerfallene Heinrich Heine (1799—1856), der größte deutsche Lyriker nach Goethe. — In bewußtem Gegensatze zur Romantik standen der witzige Ludwig Börne (1786—1837) u. der formvollendete August Graf Platen (1796—1826). Als Lyriker nehmen hervorragende Stellungen in der Geschichte der d. N. ein: Adalbert von Chamisso (1784 bis 1838), Wilhelm Müller (1794—1827), Gustav Schwab (1772 bis 1850); als Epiker: Ernst Schulze (1789—1817) u. Ladislaus Pyrker (1772—1847); als Dramatiker: Chr. Dietrich Grabbe (1801—36), Karl Immermann (1796—1840) u. Ferdinand Raimund (1791 bis 1836); Immermann war als Romanschriftsteller fast noch bedeutender.

F. Von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Die neueste d. L. trägt einen überwiegend politischen u. sozialen Charakter; die deutschen Dichter, zur klassischen Zeit den vaterländischen Verhältnissen fremd u. kalt gegenüberstehend, in der romantischen Periode an der Vergangenheit sich erhebend u. nur während der Befreiungskriege vorübergehend an den großen Fragen des Tages Antheil nehmend, traten jetzt der Tagespolitik nahe u. trugen einen weit nationaleren Charakter als die Poeten früherer Perioden. Es gab jetzt politische Tendenzpoesie, liberale u. reaktionäre Strömungen in derselben. Eingeleitet wurde diese Bewegung durch die Dichter des „Jungen Deutschlands" (Laube, Gutzkow, Wienbarg, Theodor Mundt), welche, indem sie die freie Individualität vertheidigten, in der Form des Romanes die sozialen Fragen u. Gegensätze in freisinniger Weise zu behandeln begannen. Die ungemein große Zahl der modernen Schriftsteller läßt an dieser Stelle nur eine beschränkte Auswahl der bedeutendsten zu. Aus Preußen stammen: Gaudy, Jordan, Kopisch, Reinick u. Gruppe; aus Pommern: Kugler, Lembke, Prutz, Scherenberg; aus Schlesien: Gottschall, Holtei, Max Waldau, Kopisch, Kalisch, T. Ulrich, Laube, Sallet, Strachwitz, Ida v. Düringsfeld; aus der Lausitz: Minckwitz, Kauffer, Ettmüller; aus der Mark Brandenburg: Fontane, Glasbrenner, Gutzkow, Heyse, Putlitz, W. Wackernagel, Marggraff, Schrader; aus Niedersachsen u. den Hansastädten: Geibel, Peters, Dreves, Raabe; aus Schleswig-Holstein: Groth, Storm, Zeise, Strodtmann; aus Mecklenburg: Gräfin Hahn-Hahn, von Schack; aus Hannover: Bodenstedt, Goedecke, Eckermann, Hoffmann von Fallersleben; aus der Provinz Sachsen: Banck, Hesekiel, Meyern, Pröhle; aus Westfalen: Freiligrath, v. Strauß, Annette von Droste-Hülshoff; vom Niederrhein: Rittershaus, Schults, Siebel, Becker, Kinkel, Simrock, Wehl, Hackländer; aus Hessen: Dieffenbach, Dingelstedt, Rodenberg, Löwe, Mosenthal, O. Müller, H. König; aus Thüringen: L. Bechstein, Bube, Gerstäcker, Förster, J. Grosse, Sigismund, Träger, Ortlepp, L. Storch, O. Ludwig; aus dem Meißnerlande: Benedix, Böttger, Genast, Hammer, Horn, Meerheimb, Stolle, Stern, Anna Löhn, Luise Otto; aus dem Vogtlande: Heubner, Mosen, Sturm, Schanz; aus Franken: Barth, Daumer, Puchta, Redwitz, Scherer, Rau; vom Mittelrhein: Pfarrius; aus Schwaben: Gerok, Hertz, Herwegh, Lingg, Meyr, Mörike, Pfau, Pfizer; aus Bayern: Kobell, Pocci, Dahn, Daxenberger; aus Tirol: Pichler, Gilm, Weber, Zingerle, Flir, Schneller; aus Steiermark: Prokesch-Osten, Streiter, Leitner; aus Kärnthen: Tschabuschnigg, Rauscher; aus Krain: Wurzbach, Anastasius Grün; aus Oesterreich: Bauernfeld, Duller, Eckardt, Feuchtersleben, Hamerling, Braunthal, Levitschnigg; aus Böhmen: Frankl, Hartmann, Herloßsohn, Meißner, Stifter; aus dem Elsaß: August u. Ad. Stöber, Zetter; aus der Schweiz: G. Keller; aus Ungarn: Saphir, Karl Beck, Nikolaus Lenau; aus Polen: Dräxler-Manfred, Münch-Bellinghausen, Roquette. — Kein deutscher Stamm steht dem anderen an poetischer Schöpferkraft nach; die bedeutendsten Namen hat allerdings der Süden u. Westen unseres Vaterlandes aufzuweisen; alle Klassen u. Stände nahmen an der Dichtkunst Antheil, selbst fürstliche Persönlichkeiten, wie Ludwig von Bayern, der König Johann u. die Prinzessin Amalie von Sachsen; die Frauen waren dichterisch fast mehr als wünschenswerth thätig; periodische Zeitschriften förderten die Menge, aber nicht den Werth der Dichtungen. Die neueste Zeit ist bes. fruchtbar in der Lyrik u. Dramatik gewesen; vom Epos fand nur die Gattung des Romanes eine durch die Leihbibliotheken begünstigte Pflege. Von den Schauspieldichtern nennen wir: Franz Grillparzer, einen der idealsten und gedankenvollsten, wenn auch mehr lyrisch als dramatisch angelegten Dichter der nachklassischen Periode, den in der Versifikation und scenischen Gruppirung gewandten Dichter der Hohenstaufischen Kaiser, Raupach, den österreichischen Lustspieldichter Eduard Bauernfeld, ferner Karl Gutzkow, welcher in seinen Dramen die Konflikte sozialer Gegensätze in meisterhafter Sprache ausführt, den überaus fruchtbaren Roderich Benedix, die Schauspielerin Charlotte Birchpfeiffer, welche Romane aus dem bürgerlichen Leben mit großem Geschick zu dramatisiren verstand, den sprachgewandten, aber allzu lyrischen Friedrich Halm, den genialen Friedrich Hebbel, den durch Kraft der Sprache u. Charakteristik ausgezeichneten O. Ludwig, Gustav Freytag, welcher bes. im Lustspiel (mit seinen „Journalisten") einen glücklichen Griff that, Heinrich Laube, Rudolf Gottschall, der gedankenreich u. formgewandt mit feiner Charakteristik zeichnet. — Die Romanliteratur ist in den letzten Jahrzehnten übermäßig angeschwollen; sie hat aus allen Jahrhunderten, aus allen Völkern, aus allen Erdtheilen ihre Stoffe geholt; es giebt ethnographische, historische, politische, religiöse, soziale u. s. w. Romane; jede politische u. religiöse Partei hat ihre Romanschriftsteller. Aber unter diesen giebt es nur wenige wirkliche Dichter. Als solche sind zu nennen: Charles Sealsfield (Karl Postel), welcher in genialer Weise amerikanische Zustände schildert; Adalbert Stifter, ein dichterischer Landschaftsmaler voll Naivetät u. Weichherzigkeit; Paul Heyse, dessen Sprache einen unnachahmlichen Reiz besitzt; Fritz Reuter, ein Dichter von der glücklichsten Gestaltungsgabe u. gesundem Humor, der das Plattdeutsche auch in hochdeutschen Landen zu Ansehen gebracht hat, u. Viktor Scheffel, der große Meister im kulturhistorischen Romane. Daneben seien erwähnt der fruchtbare schlesische Romanschriftsteller Karl Spindler, Friedrich Wilhelm Hackländer, Fanny Lewald, Berthold Auerbach, der berühmte Dichter der „Dorfgeschichten", neben ihm Bitzius (Jeremias Gotthelf), Gustav Freytag, dessen Romane meistens in den Kreisen der Kaufmanns- u. der Gelehrtenwelt spielen, neuerdings aber auf breiter kulturgeschichtlicher Grundlage angelegt sind, Friedrich Gerstäcker, der seine Reiseerlebnisse in allen 5 Erdtheilen mit Geschick zu Buch gebracht hat, Fr. Spielhagen, der Meister im sozialen Romane, W. Alexis, (W. Häring), der deutsche Walter Scott, L. Schücking, der im historischen Roman Nennenswerthes geleistet hat, Corvinus (Raabe), der feinsinnige Zeichner des kleinbürgerlichen Lebens, Th. Mügge, der gewandte Schilderer ferner Länder und Zeiten, O. Müller, Verfasser mehrerer trefflicher kulturhistorischer Romane. — Die epische Poesie, sehen wir ab von der Ballade u. Romanze, fand in der neuesten Zeit, wo die Subjektivität in der Dichtkunst zu unumschränkter Herrschaft gelangt zu sein scheint, keinen bes. günstigen Boden; die Gegenwart lebt zu schnell, um größere Epen schaffen u. lesen zu können; ein bedeutendes Talent zeigte Karl Beck, der Land u. Volk seiner Heimat Ungarn mit warmen Farben zu zeichnen verstand; große Schönheiten besitzen auch die epischen Dichtungen Alfred Meißner's, Gottfried Kinkel's, Otto Roquette's, Paul Heyse's, Viktor Scheffel's, August Becker's, Friedrich Bodenstedt's, Gregorovius', Adolf Stern's u. J. Grosse's; in genialer Weise hat aber nur Einer, Robert Hamerling, das Epos behandelt. — Die neueste Zeit der d. L. trägt noch einen zu epigonenhaften Charakter; sie ist noch zu wenig abgeklärt, zu unruhig im Versuchen, zu wenig geneigt, bestimmten poetischen Prinzipien zu folgen; doch sind auf allen Gebieten der Poesie große Erscheinungen erstanden, welche die Hoffnung berechtigt erscheinen lassen, daß das neue Deutsche Reich auch in der Literatur die tonangebende Stellung in Europa sich sichern wird.

Vgl. Gervinus „Geschichte der deutschen Dichtung", 5 Bände; Vilmar „Geschichte der d. L.", 2 Bände; Julian Schmidt „Geschichte der d. L. seit Lessing's Tode", 3 Bde. Heinrich Kurz „Geschichte der d. L.", 4 Bde.; Hettner, „Literaturgeschichte des 18. Jahrh."; Gottschall, „Geschichte der d. L. in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.", 3 Bde., u. W. Wackernagel, „Geschichte der d. L." (leider unvollendet).

Bildende Künste. Die Geschichte der d. K., der an Bedeutsamkeit u. organischer Entwicklung, wenigstens während des Mittelalters, nur die italienische Kunst gleich kommt, greift nicht wie diese ins klassische Alterthum zurück, sondern beginnt erst mit der Einführung des Christenthums. Weder schriftliche noch monumentale Zeugnisse reden von einer Kunstübung der alten Germanen. Sie hatten weder Tempel noch Statuen; denn dem heil. Heroenbild der Sachsen, der Irminsul, auf deren Zerstörung Karl d. Gr. drei Tage verwandte, läßt sich kein Kunstwerth beimessen. Eben so wenig hatten sie kunstreiche Grabmale, „denn sie verwarfen", sagt Tacitus, „die zu hohe u. mühsame Ehre der Denkmale, als wäre sie dem Bestatteten drückend". Was wir von ihren Gräbern finden, beschränkt sich auf die sog. Hünenbetten, die, in Norddeutschland, Frankreich, England u. Skandinavien ziemlich verbreitet, ohne alle künstlerischen Merkmale sind. Erst das Christenthum brachte den alten Deutschen den Begriff einer Kirche, nicht nur als der Gemeinde selbst u. als eines Gebäudes für die Gottesverehrung, sondern auch als eines einzelnen Heiligen u. Märtyrern geweihten Raumes, der zugleich ihr Grab war. Diesen Erfordernissen der Kirche entsprach aber nicht der heidnische Tempel, sondern die Basilika (s. d.), die Kauf- u. Gerichtshalle der Alten; sie wurde mit geringen Abänderungen den gottesdienstlichen Gebäuden des Abendlandes zu Grunde gelegt.

Das eigentliche Leben der d. K. beginnt erst mit Karl dem Großen,

der, wie er sich zum Apostel des Christenthums machte, auch durch Kirchen- u. Palastbauten die Künste zu beleben verstand u. als entschiedener Gegner der Bilderstürmer die Kunst vorzugsweise in Verbindung mit dem Gottesdienst setzte. Obgleich er für die Ausführung seiner Kunstwerke die Meister u. das Material häufig aus Italien kommen ließ, so konnte es doch nicht fehlen, daß sein Streben die künstlerischen Kräfte, die in der deutschen Nation schlummerten, weckte u. allmählig einen neuen Kunststil schuf, der als eine Mischung od. Durchdringung germanischer u. römischer Elemente der romanische heißt u. unter mancherlei Umgestaltungen im christlichen Europa die Herrschaft behauptete, bis gegen Ende des 12. u. in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. das germanische Element die Oberhand erhielt. Der romanische Stil hielt sich in der Baukunst an die überlieferten Formen der Basilika u. des Centralbaues, vorzugsweise an erstere, schmückte dieselbe weiter aus u. verlieh ihr als neuen Bautheil die Thürme. Fast das einzige Denkmal, das sich von den Bauten Karl's des Großen erhalten hat, ist das der Kirche St. Vitale zu Ravenna nachgebildete Münster in Aachen (von 796–804), in seiner ursprünglichen Anlage ein Achteck von 15 m. Durchmesser mit niedrigerem, in zwei Stockwerke getheiltem 16 stufigen Umgange. Während dieser karolingischen Zeit standen Skulptur u. Malerei noch ganz im Dienste der Kirche, u. zwar so, daß für die christlichen Gestalten heidnische Vorbilder nachgebildet wurden, denen dann einfach ein christlicher Name beigelegt ward. Man richtete sich nach Künstlern Italiens od. des oströmischen Reiches, od. nahm häufig zur Ausschmückung des inneren Kirchenraumes geradezu zu Künstlerwerken aus Byzanz selbst seine Zuflucht. Hierher gehören vor Allem die Reliquienkästen u. die sonstigen aus edlerem Metall bestehenden Altargeräthe, die Bilderhandschriften, die damals als Altarbilder dienenden Diptychen (s. d.), die Bischofsstühle, die Kanzeln u. ihr musivischer od. plastischer Schmuck. An selbständigen Statuenschmuck dachte die Kirche noch nicht. Eins der merkwürdigsten der uns erhaltenen Werke dieser Zeit ist das vom Abt Tuotilo in St. Gallen geschnitzte Diptychon, das mit seinem christlichen Inhalt die Auffassung u. den Kunststil jener Zeit sowie deren Zusammenhang mit der Darstellungsweise des Alterthums klar veranschaulicht.

Nach dem Aussterben der Karolinger sehen wir uns für die Geschichte der d. K. vorzugsweise an die Sachsen u. die Unternehmungen der Kaiser aus dem sächsischen Hause gewiesen. In der Baukunst hielt man sich mit völliger Verzichtleistung auf die byzantinische Kirchenanlage des Centralbaues an die Basilikenform mit Krypta u. östlichem Chor, gab derselben ein Querschiff u. ließ dieses häufig vor dem Langhause vorspringen, so daß sich dadurch die Form des Kreuzes deutlich herausstellte. Auch wurde häufig ein zweiter (westlicher) Chor angeordnet für einen zweiten Kirchenheiligen u. unter diesem Chor eine zweite Krypta. Das Mittelschiff erhielt gewöhnlich eine flache Holzdecke, die Seitenschiffe eine Bedeckung von Kreuzgewölben, bisweilen auch eine Empore, die sich gegen das Mittelschiff durch Bogen öffnete. Als Träger der Arkaden des Mittelschiffes wählte man vorzugsweise den viereckigen Pfeiler, entweder allein od. mit der runden Säule abwechselnd; die Westseite der Kirche wurde zu einem förmlichen Thurmbau umgestaltet, mit mehr od. weniger reich ausgestattetem Portal. (S. die Beispiele der bedeutendsten Kirchen dieser Zeit unter „Baukunst“ Bd. II. Sp. 389, 403, 404.) Von den Skulpturwerken dieser Zeit sind vor Allem die Arbeiten des Bischofs Bernward von Hildesheim zu nennen, bes. die ehernen Thürme des dasigen Domes (1015) u. die sog. Bernwardssäule auf dem Domhofe mit ihren spiralförmig sich herumziehenden Reliefdarstellungen aus dem Leben Christi. In der Steinskulptur ist das Relief der Externsteine bei Horn im Lippischen, aus dem J. 1115, mit einer sehr interessanten Darstellung der Abnahme vom Kreuz zu erwähnen; in der Elfenbeinskulptur eine Reihe kunstvoll verzierter Decken von Evangelien- u. Meßbüchern, nam. aus dem Domschatz zu Bamberg. Viel unbedeutender ist die Auswahl in den Werken der Malerei jener Zeit, denn außer der (nachher übermalten u. in unseren Tagen restaurirten) Holzdecke der Michaeliskirche in Hildesheim sind wir in dieser Beziehung auf die kleineren Darstellungen in Bilderhandschriften beschränkt.

Mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. erwächst der romanische Stil in Deutschland zu seiner höchsten Blüte u. reichsten Entwicklung, ganz bes. in der Baukunst. Der Grundplan der Basilika bleibt zwar so ziemlich derselbe wie in der vorigen Periode, außer daß auch dem Mittelschiff ein halbkreisförmiger Schluß gegeben wird, so daß die Kirche eine kleeblattförmige östliche Hälfte erhält. Aber das Innere erscheint durch die überhand nehmende Einwölbung u. die Einführung des Spitzbogens wesentlich umgestaltet, u. auch das Aeußere wird reicher ausgebildet, indem zu den zwei Thürmen der Westseite häufig noch zwei andere an der Ostseite treten. (S. die einzelnen Gebäude im Artikel „Baukunst“.)

Diese höchste Blüte des romanischen Stils ist zugleich die höchste Blütezeit der Klöster u. Abteien. Die Kirchengebäude derselben weichen nur darin von der herrschenden Form ab, daß sie im Westen eine Vorhalle u. an einer der Langseiten den einen viereckigen Begräbnißplatz umschließenden Kreuzgang erhalten. Um diesen reihen sich viele andere wichtige Klosterräume, wie der Kapitelsaal, das Refektorium od. der Speisesaal, u. in den oberen Geschossen die Zellen der Klostergeistlichen u. ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer (Dormitorium). Das in allen seinen Theilen am vollständigsten erhaltene deutsche Kloster dieser Zeit ist wol Maulbronn in Schwaben.

Einer raschen Entwickelung geht in dieser Periode die Plastik entgegen. Sie fügte zu den Gegenständen ihrer früheren Thätigkeit die Ausschmückung größerer Mauerflächen u. vor Allem die der Kirchenportale hinzu, worin sie oft eine tiefe, schwer verständliche Symbolik der Gestalten entfaltet. In der Steinskulptur zeichneten sich damals Bamberg, dessen Dom höchst bedeutsame Kunstwerke besitzt, u. mehrere Gegenden Sachsens aus. Unerheblich blieb nach wie vor der Aufschwung der Malerei, die sich fast nur auf die Ausschmückung der Handschriften od. auf die Decken- u. Wandgemälde beschränkte, von denen viele im Laufe der Zeit verloren gegangen sind. Das wichtigste hier in Betracht kommende Denkmal ist der sog. Verduner Altar in Klosterneuburg bei Wien, der, 1181 von Meister Nikolaus von Verdun verfertigt, aus 51 vergoldeten Bronzeplatten besteht, in denen die eingeschnittenen Umrisse mit rother od. blauer Masse ausgefüllt u. die Gründe mit derselben blauen Farbe bedeckt sind; es ist eine interessante typologische Zusammenstellung von Scenen des Alten u. Neuen Testaments.

Eine völlig neue Periode der d. K. beginnt mit dem 13. Jahrh. Es ist die Blütezeit der mittelalterlichen Kultur in Deutschland. Damals entstanden jene Dome gothischen Stils, in denen die christliche Baukunst ihre höchsten Triumphe feierte. Dieser Stil gelangte aber nur nach allmähligen Uebergängen u. unter langsamer Verdrängung des Romanismus zur vollen Ausprägung. Aus der Verschmelzung ging zunächst ein Uebergangsstil hervor, als dessen Hauptvertreter in Deutschland die Kirche zu Helmhausen, der Dom zu Limburg, sowie Chor u. Mittelschiff von der Kirche St. Sebaldus in Nürnberg anzusehen sind.

Auch Plastik u. Malerei machen sich bereits im Anfang des 13. Jahrh. von den bis dahin noch festgehaltenen byzantinischen Formen allmählig los, sich in der Nachahmung der Antike zu einer freieren Thätigkeit emporschwingend.

Gegen die Mitte des 13. Jahrh. hatte sich der erwähnte Umschwung in der deutschen Baukunst allmählig so weit vollzogen, daß von der allgemeinen Anlage des Kirchengebäudes nur noch die Grundzüge, Langhaus, Chor u. die durch das Querschiff scharf ausgeprägte Kreuzform blieben, obgleich letztere nicht mehr als nothwendiges Erforderniß. Die Krypta dagegen fiel weg, der Chor erhielt einen vieleckigen Schluß u. wurde durch einen Umgang als Fortsetzung der Seitenschiffe mit diesen verbunden. Größere Bauten bekamen nach französischem Muster einen Kranz von Kapellen als östlichen Abschluß. Die spitzbogigen Gewölbe erhalten birnenförmige Gurten od. Rippen, die Arkadenpfeiler werden vielfach gegliedert u. erhalten die gurttragenden kleinen Rundsäulen (Dienste), das Kapitäl wird von einem Blätterkranz umgeben. Die Fenster erhalten eine neue, weitere Form, für deren Haltbarkeit das Maßwerk eingespannt wird; infolge dessen entfaltet sich die Glasmalerei zu ihrer vollen Blüte. Das Aeußere der Kirchen erhält als Widerlager gegen den Gewölbeschub die Strebepfeiler u. bei überhöhtem Mittelschiffe die Strebebogen. Und wie die Gesimse u. Ornamente umgeformt werden u. die Portale in reicherem Schmuck auftreten, so erhält das Gebäude seine höchste Vollendung im Thurm, der, an der Westseite sich erhebend, aus einem viereckigen Unterbau, einem Achteck u. einer durchbrochenen Pyramide besteht u. oft in doppelter Form auftritt. Aber nicht nur der Dom u. seine Theile, ferner eine Menge kleinerer kirchlicher Gebäude u. dekorativer Werke, sondern auch die Gebäude der Profanarchitektur, Schlösser u. Ritterburgen, Rath- u. Wohnhäuser, ja sogar die Gegenstände des gewerblichen Lebens, Brücken u. Brunnen, Treppengeländer, Schränke u. Truhen, Tische u. Stühle u. s. w., athmen denselben Stil u. Formensinn. Ueberall sehen wir den Geist jener Zeit geschäftig, die materiellen Bedürfnisse in seinem Sinne zu verklären u. die Werkzeuge dieser Bedürfnisse zugleich zu Trägern der Unterhaltung u. Belehrung zu erheben. Diese künstlerische Sprache der gothischen Zeit fand ihren besonderen Halt- u. Stützpunkt in der eigenthümlichen Einrichtung der Bauhütten (s. d.).

Indem wir in Bezug auf die hauptsächlichsten der Blütezeit der Gothik angehörenden kirchlichen u. profanen Gebäude abermals auf den Artikel „Baukunst“ (Bd. II. Sp. 389, 390, 404) verweisen, wenden wir uns zur Plastik u. Malerei. Die erstere erblicken wir noch immer völlig im Dienste der Baukunst; sie schmückt vorzugsweise die Façaden, Portale u. Vorhallen der Kirchen, also solche Räume, die keine völlig freie Entwicklung der Gestalten u. Bewegungen gestatten, die aber ein Element aufkommen lassen, das allerdings auf keinen großen Raum Anspruch macht: den Humor, der sich gar häufig in komischen Gestalten ergeht, in welchen die sittlichen Gebrechen der Zeit, nam. auch der Geistlichkeit, gegeißelt werden. Ein anderes Feld eröffnet sich der Skulptur, u. zwar in Deutschland vorzugsweise der Holzskulptur, in dem Altar; dazu kommen Grabmonumente mancherlei Art. In Bezug auf den Stil der Plastik läßt sich während der gothischen

Zeit nicht nur ein früherer, der etwa zwei Jahrhunderte (1220–1420) umfaßt, von einem späteren, der bis in die ersten Dezennien des 16. Jahrh. reicht, genau unterscheiden; es entwickelten sich auf diesem Gebiete auch provinziell verschiedene Schulen. Jener ältere Stil hält sich an eine überwiegend ideale Auffassungsweise der Gestalten u. Formen u. strebt mehr nach Schönheit als nach Charakter; er liebt in den Gewändern große Flächen, langgezogene, reiche Falten mit möglichst wenig Brüchen. Dieser Art sind mehrere Gruppen von Bildwerken an den Kirchenfaçaden, z. B. an der Liebfrauenkirche in Trier, an der Westseite des Straßburger Münsters, am Freiburger Münster u. s. w.

Die Malerei erreichte zwar im Allgemeinen eine höhere Stufe, sah sich aber ebenfalls durch die Formen der gothischen Baukunst auf kleinere Flächen beschränkt u. selbst in der durch die Gothik zur Blüte kommenden Glasmalerei bei der Schwierigkeit dieser Technik auf kleinere Figuren angewiesen. Dagegen zog sie für die Altarbilder den Kreis ihrer Gegenstände sehr weit u. suchte hierin nicht selten das ganze Erlösungswerk in seinen Hauptpunkten u. Verzweigungen zur Anschauung zu bringen. Stilistische Eigenthümlichkeiten dieser Bilder sind eine möglichst großartige Modellirung der Gestalten u. ein leuchtendes, kräftiges Kolorit. Unter den Malerschulen dieses Zeitraumes sind insbes. zu nennen: die böhmische des 14. Jahrh., welche unter Karl IV. blühte, die schwäbische, die bayerische, die fränkische, die pommersche u. als die bedeutendste von allen die kölnische. Diese erhielt ihren Hauptaufschwung durch Meister **Wilhelm aus Herle** (bei Köln) u. durch seinen noch bedeutenderen Schüler, den gemüthvollen Meister **Stephan Lochner**, der um 1426 das herrliche Dombild in Köln schuf.

Reicher an Thätigkeit u. an Schöpfungen auf dem Gebiete aller drei Künste ist der Zeitraum der späteren Gothik, von 1420 bis etwa 1530. Die Baukunst hat ihren Höhepunkt erreicht u. läßt eine Abschwächung der Gedanken sowie eine Vernachlässigung der Formen u. der Technik erkennen, wofür sie in einer oft ungehörigen Mannichfaltigkeit u. Ueberladung Ersatz zu bieten glaubt. Dagegen mehren sich die Werke dekorativer Architektur.

Eine tiefgehende Veränderung geht in den ersten Dezennien des 15. Jahrh. in der Plastik vor sich. Diese strebt zwar mit Glück nach einer mehr realistischen Naturnachahmung u. nach gesteigerter Lebendigkeit des Ausdrucks, geht aber darin zu weit, indem sie zu scharf markirten Formen mit eckigen Bewegungen, zu scharf gebrochenen Falten der Gewänder greift, den Reiz ihrer Gebilde durch vollere Färbung u. Vergoldung zu erhöhen u. die Natur allzu täuschend nachzuahmen sucht.

Diese realistische Richtung, die von Flandern ausgegangen zu sein scheint, zeigt sich vorzugsweise in der während dieses Zeitraumes entstandenen großen Fülle von Altarschnitzwerken, die sich allmählig fast über ganz Deutschland verbreiteten. Die schönsten derselben sieht man wol in Schwaben, nam. zu Rothenburg a. d. Tauber u. Nördlingen. Eine andere Schule ist die fränkische, repräsentirt durch **Michael Wohlgemuth** (von 1431–1514), **Krafft** u. A., bes. aber durch die Rothgießerfamilie Vischer zu Nürnberg, deren Hauptträger **Peter Vischer** war (von dem u. a. das weltberühmte Sebaldusgrab herrührt), u. **Albrecht Dürer**, der bekanntlich nicht blos als Maler, sondern auch als Bildschnitzer höchst bedeutende Werke geschaffen hat.

Einen überraschenden Aufschwung nahm in dieser Periode die Malerei in den deutschen Niederlanden, in Brabant u. Flandern. Dort wurde **Hubert van Eyck** der Erfinder der Oelmalerei, u. zugleich mit seinem jüngeren Bruder **Jan van Eyck** der Begründer einer neuen, weitverzweigten Schule u. eines vollkommen veränderten, im besten Sinne des Wortes realistischen Stiles der Malerei. Das Hauptwerk Beider ist das berühmte Genter Altarbild, die sog. „Anbetung des Lammes". Von manchen ihrer bedeutendsten Zeitgenossen, Schülern u. nächsten Nachfolgern sind herrliche Werke auf uns gekommen. Eben so groß war der Einfluß dieser Schule auf die Malerei in allen Theilen Deutschlands, zunächst am Niederrhein u. in Westfalen, dann aber auch am Oberrhein (in Kolmar u. Basel), an verschiedenen Punkten Schwabens, in Ulm, Nördlingen u. Augsburg (wo außer der berühmten Familie **Holbein** nam. **Hans Burgkmaier** bemerkenswerth ist). Den größten, wenn auch nicht einen erfreulichen Einfluß aber übte der Realismus der niederländischen Schule auf die Malerei in Franken aus, die hin u. wieder in einen allzu derben Naturalismus ausartete. Zu dieser Schule gehörte der oben als Bildschnitzer genannte Michael Wohlgemuth. Weit über diesen hinaus ging sein großer Schüler Albrecht Dürer, einer der gedankenvollsten Meister d. K., wenngleich in der Ausführung ebenfalls nicht frei von gewissen Derbheiten. Endlich sind noch die sächsischen Lande zu erwähnen, wo sich die Ausübung der Malerei in diesem Zeitraum fast nur an einen, dafür aber um so bedeutenderen Namen knüpft, an den **Lucas Cranach's** (s. d.).

In diese Zeit der späten Gothik fällt auch die Entstehung der Kunst des **Bilddruckes**, d. h. der Vervielfältigung von Zeichnungen, u. zwar vermittels des **Metallschnittes**, des **Holzschnittes** u. des **Kupferstiches**. Der älteste von diesen dreien ist der Metallschnitt (Messingschnitt), bei welchem die Zeichnung auf die Platte gebracht wird, die Stellen, welche weiß bleiben sollen, ausgegraben u. die stehengebliebenen Stellen geschwärzt u. abgedruckt werden, wodurch sehr tiefe Eindrücke auf dem Papier entstehen (die Anfänge dieser Kunst zeigen sich in den ersten Dezennien des 15. Jahrh.). Etwas später als zum Metallschnitte gelangte man zum Holzschnitte, der, im technischen Verfahren dem Metallschnitt ganz ähnlich, diesen bald verdrängte. (Die erste datirte Leistung des Holzschnittes ist ein heiliger Christof aus dem J. 1423; doch scheint er nicht zu den allerfrühesten Versuchen dieser Kunst zu gehören.) Das entgegengesetzte Verfahren beobachtet der Kupferstich, indem er die in die Platte gemachten Einschnitte schwärzt u. abdruckt. Dieses Verfahren ist in technischer Beziehung den gravirten Zeichnungen des Alterthums vergleichbar, nur daß diese nicht zum Abdruck bestimmt waren. Eben diese Bestimmung aber erhielt er um die Mitte des 15. Jahrh. Bei Weitem die Mehrzahl der ältesten Kupferstiche u. Holzschnitte sind aber nicht Nachbildungen vorhandener Gemälde, sondern selbständige Kompositionen der Verfertiger, die allerdings oft geringe künstlerische Befähigung zeigen, daher auch etwaige Mängel an Deutlichkeit u. Ausdruck durch lange Beischriften ergänzen. Die Ehre der Erfindungen des Metallschnittes u. des Holzschnittes gehört unbezweifelt den Deutschen, höchst wahrscheinlich auch die der wirklich zum Abdruck bestimmten, in Metall vertieften Zeichnungen.

Schon gegen die Mitte des 16. Jahrh. tritt in der Entwicklung der d. K. ein sichtbarer Verfall ein; ein Mangel an innerer Belebung u. an Bestimmtheit der Auffassung macht sich bemerklich. Der Geist des Mittelalters, d. h. der Geist der Kirche, hatte seine Aufgaben gelöst; die aufgehende Neuzeit brachte andere, meist außerhalb der Kirche stehende Ziele u. Ideen. Durch diese Strömung der Zeit sah sich die Kunst aus der engen Verbindung mit der Kirche herausgerissen. Ein neuer Weg war in Italien bereits beschritten worden. Er bestand in der Rückkehr zu den Kunstformen der Alten, mit einem Worte in der **Renaissance**. Diese begann nunmehr auch auf die d. K. herüber zu wirken. Aber nur allmählig ließ sich die Gothik von diesem neuen Geiste verdrängen; sie gab sich nicht völlig auf, sondern verband sich mit ihm zu den wunderlichsten Formen, wie wir sie noch bis gegen das Ende des 16. Jahrh. an Gebäuden mehrerer deutschen u. niederländischen Städte sehen. Selbständig tritt die Renaissance nicht etwa an kirchlichen Gebäuden auf, sondern nam. an fürstlichen Schlössern, aber auch an Rath- u. Wohnhäusern (s. „Baukunst", Sp. 413) u. an Arbeiten der sog. kleinen Architektur u. der Gewerke. In der Skulptur äußert sich der Geist der Renaissance darin, daß bei stets großer technischer Geschicklichkeit statt der früher freier waltenden Phantasie u. Natürlichkeit der kalte, nüchterne Verstand eintritt, der sich in Allegorien u. mythologischen Anspielungen gefällt. Hauptsitz der Skulptur des 16. u. der ersten Hälfte des 17. Jahrh. war München. Denselben Weg wie die beiden anderen Künste verfolgt die Malerei dieser Periode. Die Unterschiede der verschiedenen Schulen weichen immer mehr dem Streben, die italienischen Vorbilder nachzuahmen. Statt der allmählig in Verfall gerathenden eigentlichen Historienmalerei gelangt das Genrebild als selbständige Gattung immer mehr in Aufnahme u. das Porträt zu immer größerer Vollkommenheit. — Einen besonders wohlthätigen Einfluß übt die Renaissance auf das Kunsthandwerk aus. Hauptsitze desselben waren Nürnberg u. Augsburg.

Noch mehr als im sechzehnten verloren die bildenden Künste, insbes. die Baukunst, in den folgenden Jahrhunderten ihren spezifisch deutschen Charakter. Es ist die Zeit des **Rococo** od. des **Barockstils**, der sein Unwesen auf dem Gebiete der Baukunst mehr als 1½ Jahrhundert bes. darin treibt, daß er eine Menge älterer Kirchengebäude in willkürlicher, auf äußeren Prunk gerichteter Verzerrung antiker Formen umwandelt. Die einzige rühmliche Ausnahme unter den (im Art. „Baukunst", Sp. 423 genannten) Baumeistern dieser Zeit macht **Andreas Schlüter** (s. d.). Fast noch schärfer u. ausgeprägter als in der Baukunst tritt dieser Barockstil in der während des 17. u. 18. Jahrh. höchst vielseitigen Thätigkeit der Skulptur hervor. Diese diente hauptsächlich ornamentistischen Zwecken aller Art, brachte ihre Produkte im Aeußeren u. im Inneren der Gebäude oft auf die geschmackloseste, überladenste Weise an u. steigerte die Lust an geistlichen u. weltlichen Prachtgeräthen bis ins Ueberschwängliche. Auch hier ist als rühmliche Ausnahme der eben genannte Schlüter zu erwähnen, der sich bei seinen Skulpturarbeiten als ein Meister ersten Ranges bewährt (Erzdenkmal des Großen Kurfürsten in Berlin).

Ganz anders verhält es sich mit der **Malerei**. Ihre bisherigen Wege verlassend, erhob sie sich in der Verfolgung einer rein realistischen Richtung zu einer Höhe, auf der sie vorher in Deutschland nie gestanden hatte. Die Architektur- u. Thiermalerei sowie das Stillleben gelangten zu ungeahnter Pflege u. Blüte. Die früher so eng begrenzte u. fast nur auf die biblische Geschichte u. Legende beschränkte Historienmalerei erweiterte den Kreis ihrer Stoffe auch auf weltliche Gegenstände u. strebte, dem auf Glanz u. Pracht gerichteten Zeitgeschmack entsprechend, in technischer Ausführung nach einer größerer Vollendung des Kolorits. Hauptschauplatz der Malerei sind die Niederlande, wo gleich zu Anfang dieser Periode ein

Meister auftrat, der den Höhepunkt der von ihm vorgezeichneten Richtung selbst erreichte u. als eine der vielseitigsten Erscheinungen in der Kunstgeschichte dasteht: Peter Paul Rubens (1577–1640). Dieser Künstler, dessen Thätigkeit nicht allein die religiöse u. Profangeschichte, sondern auch das Genre des Porträts, die Landschaft, die Thierwelt u. das Stillleben umfaßte, lieferte eine solche Fulle von Werken, daß wir sie nur durch die theilweise Mitwirkung einer großen Zahl von Gehülfen u. Schülern erklären können. Unter Letzteren ragt als der bedeutendste Anton van Dyck (1599–1641) hervor. Neben Rubens u. van Dyck, aber verschieden von Beiden, steht der noch naturalistischere Paul Rembrandt (1608–69, s. d.), der nordische Meister des Helldunkels, der zahlreiche Nachfolger u. Nachahmer fand. Während diese Meister vorzugsweise die Historienmalerei, daneben aber auch noch andere Gebiete ausbildeten, ragen die übrigen meist nur in einzelnen Fächern hervor; so im Porträt Michael Miereveld (1567–1651), Franz Hals (1584–1666), Theodor de Keyser (1590–1660), Barthol. v. d. Helst (1613–1670) u. Balthasar Denner; in niederem Genre die beiden David Teniers, Vater u. Sohn, Adrian Brouwer, Adrian v. Ostade, David Ryckaert (1615 bis 1677), Jan Steen u. Peter v. Laar, der Vater der Bambocciadenmalerei (s. „Bamboccio"); im höheren Genre des feineren Lebens Gerhard Terburg, Gerhard Dow, Peter v. Slingelandt, Gabriel Metzer u. Dow's Schüler Franz Mieris, Kaspar Netscher. In Lichteffekten glänzen Gottfr. Schalken u. Peter de Hoogh, der Maler des Sonnenlichtes; in Kriegs- u. Jagdscenen Peter Snayers (1593 bis um 1662), der geniale, talentvolle Philipp Wouverman, Franz v. d. Meulen (1634–1690) u. der Augsburger Georg Philipp Rugendas (1666 bis 1742); in der Landschaftsmalerei die Brüder Matthias (1550–1585) u. Paul Bril (1556–1625), sodann der unvergleichliche Idealist Claude Lorrain u. seine Nachfolger u. Nachahmer Hermann v. Swaneweldt, Joh. Both u. der höchst eigenthümliche Hermann Saftleven (1609 bis 1685); diesen sind als reale Darsteller nordischer Gegenden gegenüber zu stellen: Jan van Goyen (1596–1656), van der Neer (1619–1683), vor Allen aber Jakob Ruysdael, der eigentliche Darsteller der nordischen Natur, dem sich sein trefflicher Schüler Hobbema (1638–1668) u. der ihm kunstverwandte Everdingen (1621–1675) anschließen. Eben so groß stehen in ihren der Landschaft verwandten Fächern da: die Seemaler Wilhelm v. d. Velde u. Ludolf Backhuysen, die Architekturmaler Steenwyck u. sein Schüler Peter Neefs, die Thiermaler Berghem, Adrian v. d. Velde, Albert Luyp, Melchior Hondekoeter, der unvergleichliche Paul Potter, Franz Snyders u. Joh. Wernix, u. die Stillebenmaler Joh. Breughel, Daniel Seghers, Johann David de Heem (1600–1674) u. Rafael Ruysch (1664–1750).

Die Kunst des Bilddrucks beschränkte sich während dieser Periode bis zur Mitte, ja bis an das Ende des 18. Jahrh., auf den Kupferstich. Die von Albr. Dürer erfundene Kunst des Radirens wurde aber in so ausgedehnter Weise getrieben, daß die besten Maler dieses Zeitraums sich meist selbst der Radirnadel bedienten, um ihre eigenen Zeichnungen zu vervielfältigen. Eine förmliche Umwälzung in der Kupferstecherkunst bewirkte der große Rubens, dessen Streben dahin ging, die Glut des Kolorits durch den Grabstichel wiederzugeben. Hauptschüler u. Verbreiter seiner Werke waren Lucas Vorstermann, Paul Pontius u. Bolswert, denen sich andere treffliche Künstler anschl eßen.

Erst als — um die Mitte des 18. Jahrh. — der Genius der deutschen Nation sich ermannt u. in Wissen chaft u. Literatur jene epochemachenden Geister hervorgebracht hatte, welche auf ihren Gebieten völlig neue Wege einschlugen, erst als in der Musik Gluck, Haydn u. Mozart, in der Literatur Klopstock, Wieland u. vor Allem Lessing in der Erforschung u. Erkenntniß des Alterthums Winckelmann erschienen waren, schlugen auch die bildenden Künste neue Bahnen ein.

Das Verd enst, die klassische Periode der neueren deutschen Malerei begründet zu haben, gebührt dem Schleswiger Asmus Jakob Carstens, dem sich als Gleichgesinnte in der Historienmalerei Josef Anton Koch, Gottlieb Schick, Eberhard Wächter u. in der Landschaftsmalerei Joh. Christ. Reinhardt anschlossen. Die polit. Umwälzungen zu Ende des 18. u. im Beginn des 19. Jahrh. blieben nicht ohne Rückwirkung auf die Kunst. Aus der Stimmung, die nach dem Befreiungskampfe Deutschlands gegen den Erbfeind Platz griff, ging in der Kunst wie in der Literatur die Romantik hervor, d. h. das Zurückgehen auf das Mittelalter, auf seine christliche Weltanschauung, auf seine von sagenhaftem Nimbus umflossenen Ritter- u. Heldengestalten. Von diesem Geist der Romantik sind die Werke der deutschen Künstler getragen, die im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrh. in Rom versammelt waren. Von diesen nahmen Overbeck, Philipp Veit u. Wilh. Schadow eine streng religiöse, Cornelius u. Schnorr eine freiere patriotische Richtung ein; Beiden künstlerisch mehr od. weniger verwandt waren Franz Pforr, Karl Fohr Ludw. Vogel u. Riepenhausen.

Aus Rom verpflanzte sich dann der Geist der Romantik nach Deutschland u. faßte zunächst durch Cornelius festen Fuß in München. Dorthin folgte ihm aus Rom u. Düsseldorf eine Schar von Jüngern, die in Gemeinschaft mit ihrem Meister die von König Ludwig beabsichtigte künstlerische Ausschmückung der Isarstadt begannen. Es entfaltete sich ein Kunstleben, das an die Zeit Rafael's u. Michelangelo's erinnerte, u. in welchem nach dem Willen des königlichen Schutzherrn Baukunst, Bildnerei, Malerei u. alle verwandten Künste zur Ausführung neuer, selbständiger Aufgaben zusammenwirkten. Daß die Resultate dieser Arbeiten wenigstens in der Skulptur u. Malerei von einem gemeinsamen Geiste religiöser, patriotischer u. poetischer Anschauung beseelt sind, ist nicht zu verkennen; leider aber läßt sich dasselbe von den Werken der Architektur nicht sagen. Zwischen den verschiedenen Stilarten, deren sie sich bedient, ist keine Einheit hergestellt. Oft ist der betreffende Stil ohne innere Nothwendigkeit gewählt u. bildet zu dem des Nachbargebäudes einen unangenehmen Kontrast. Als die tüchtigsten Künstler, die als Gehülfen des Cornelius bei der Ausführung seiner großen Freskocyklen thätig waren, sind zu nennen: Karl Hermann, Hiltensperger, Stilke, Wilh. Lindenschmit, Ad. Eberle, Stürmer, Karl Schorn, Ernst Förster u. der „Arabeskenkönig" Eug. Neureuther. Unabhängig von Cornelius wirkten in München auch Schnorr (von 1827–1846), als dessen begabtester Schüler der 1869 verstorbene Gustav König anzusehen ist, Heinrich Heß u. sein Schüler Joh. Schraudolph, ferner Moritz v. Schwind, Bonaventura Genelli, Wilh. v. Kaulbach, dessen größere Thätigkeit im Fache der monumentalen Malerei Berlin angehört, u. eine bedeutende Reihe anderer Historien-, Genre- u. Landschaftsmaler, unter Letzteren vor allen Karl Rottmann.

Neben dieser Blüte der Malerei in München sind es bes. die Städte Berlin, Düsseldorf, Dresden, Wien, Frankfurt a. M., in jüngster Zeit auch Stuttgart, Karlsruhe u. Weimar, wo die Malerei in ausgedehnter Weise betrieben wird. Die vorherrschende Richtung derselben ist weder die klassische des alten Carstens, noch die romantische eines Overbeck, Cornelius u. Schnorr, sondern einerseits eine klar ausgesprochene realistische, welche den Gegenstand, mag er dem Menschenleben od. der Natur angehören, in seiner Wahrheit u. Wirklichkeit aufzufassen u. darzustellen sucht, andererseits eine koloristisch-naturalistische, welche auf den Farbenglanz des oft unkünstlerischen Gegenstandes mehr Gewicht legt als auf Komposition u. geistige Behandlung desselben. Einer der Hauptvertreter der letzteren Richtung ist Karl Piloty in München.

Fast gleichzeitig mit dem seit der Mitte des 18. Jahrh. eingetretenen Umschwung in der Malerei vollzieht sich ein ähnlicher in der Plastik. Doch sind hier die Grenzen zwischen klassischer, romantischer u. realistischer Richtung weniger scharf gezogen. Wie dort Rafael Mengs als Vorläufer von Carstens auftrat, so kann in der Skulptur der Italiener Canova als Vorgänger des unvergleichlichen u. unerreichten Thorwaldsen angesehen werden, der, die antike wie die christliche Welt mit gleichem Verständniß umfassend, seine Kunstgedanken in der Statue wie im Relief gleich wirkungsvoll ausprägte u. die deutsche Skulptur auf ihre heutige Höhe gebracht hat. Neben ihm stehen der zwar mit geringerer Schöpferkraft begabte, aber überaus fein fühlende Dannecker, sein Landsmann Ohmacht, der weniger der Antike nachstrebende gelehrte Joh. Martin v. Wagner u. der an künstlerischer Bedeutung die zuletzt genannten Künstler weit überragende Joh. Gottfr. Schadow. Mehr als Diese nähern sich der Romantik Konrad Eberhard, Rudolf Schadow (Sohn des genannten Joh. Gottfried u. Bruder des Malers Wilhelm S.), u. vor allen Anderen der phantasiereiche, durchaus romantische Ludwig Schwanthaler, unter dessen Nachfolgern Widnmann Brugger, Halbig u. Andere, die sich in Wien niederließen, die bedeutendsten sind. Hierher gehört auch, wenigstens mit seinen früheren Arbeiten, der große Begründer der Berliner Bildhauerschule, Chr. Rauch (s. d.), der als Hauptmeister der monumentalen historischen Porträtstatue so viele Schüler gebildet hat, wie kaum ein anderer Bildhauer der Neuzeit. Unter diesen ragen hervor: Drake, Bläser, Kiß, Alb. Wolff, Schievelbein, Heidel, Wilh. Wolff, die fast alle in Berlin thätig waren od. sind, während Ernst Rietschel in Dresden eine weitverzweigte Schule (Hähnel u. A.) gründete.

Langsamer u. später als in der Malerei u. in der Skulptur ging in der Baukunst die Rückkehr vom Barockstil des 18. Jahrh. einerseits zum klassischen Stile des Alterthums, andererseits zum romanischen u. gothischen Stile des Mittelalters vor sich. Einzelne Versuche machten schon Weinbrenner aus Karlsruhe u. Karl Gotthard Langhans, der Erbauer des Brandenburger Thores in Berlin. Den entscheidenden Schritt aber that erst Karl Friedrich Schinkel, der das unsterbliche Verdienst hat, die altgriechischen Bauformen wieder als kanonisches Gesetz für die Schönheit der architektonischen Verhältnisse, Formen u. Ornamente aufgestellt zu haben. Aus seiner Schule gingen hervor: A. Stüler, J. H. Strack,

Hitzig, Stier, Soller, Pertius. Etwas später, als Schinkel's Thätigkeit begann, geschah in München die Wiederbelebung der Baukunst vermittels der zahlreichen u. verschiedenartigen Aufgaben, die König Ludwig I. ihr stellte. Hier repräsentirt Leo von Klenze (s. d.) vorzugsweise den klassischen Stil (Glyptothek, Walhalla bei Regensburg, Ruhmeshalle, Propyläen); ihm gegenüber stehen Friedr. von Gärtner, in dessen Werken meistens der romanische Stil maßgebend ist, u. Ohlmüller, der in der Aukirche die Gothik in vollendeter Meisterschaft wieder aufleben ließ. Das größte Werk aber, welches wir der Wiedergeburt der Baukunst in Deutschland verdanken, ist der bereits erfolgte Ausbau des Kölner Domes u. die nahe bevorstehende Vollendung seiner Thürme.

Daß bei diesem Wiederaufblühen der bildenden Künste die Kunst auf das Volk einzuwirken, auch die vervielfältigenden Künste nicht zurückblieben, ist leicht erklärlich. Die Jünger derselben kehrten im Kupferstich zu den großen Meistern des 16. Jahrh. zurück, deren Leistungen sie eifrig studirten. Ihre Bestrebungen erhielten einen neuen Schwung durch die Erfindung der Lithographie (s. d. u. „Senefelder"). Vor Allem aber kam seit den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts der vom Ende des 16. bis nach der Mitte des 18. Jahrh. gänzlich vernachlässigte Holzschnitt als ein Hauptmittel zur Entwicklung des Kunstsinns u. zur Verbreitung von Zeitanschauungen u. Zeitgedanken wieder zu Ehren. Das Verdienst, dieser Kunst zuerst wieder ein eigenthümlich deutsches Gepräge mit einfacher, kräftiger Bezeichnung von Form u. Ausdruck gegeben zu haben, gebührt im Norden dem Berliner Friedr. Wilhelm Unzelmann, der als der Vater des modernen Holzschnitts in Deutschland angesehen werden kann, u. im Süden der xylographischen Anstalt von Braun u. Schneider in München.

Deutsche Musik, d. i. diejenige Abzweigung der musikalischen Gesammtkunst, welche sich auf Grund der Einwirkung des deutschen Nationalcharakters, des deutschen Denkens u. Fühlens, der deutschen Sitte u. Kultur rc. ergeben u. entwickelt hat, od. der Inbegriff u. die Summe alles Desjenigen, was durch Deutsche in der musikalischen Kunst geleistet worden ist. — So weit nur einigermaßen beglaubigte Nachrichten über die Deutschen reichen, so weit erstrecken sich auch die Angaben, daß unter ihnen Musik gebräuchlich war. Tacitus schreibt den Germanen Gesänge zu, die sie zu Ehren ihrer Götter u. Helden sangen. Nicht nur in ihren heiligen Hainen, bei ihren Schlachten u. Volkszusammenkünften, sondern auch bei ihren Gastmählern liebten sie Musik. Von der eigentlichen Beschaffenheit dieser altgermanischen Musik ist indeß nicht die leiseste Spur mehr vorhanden; jedoch ist anzunehmen, daß sie der Hauptsache nach in Gesängen bestanden hat, welche von stark tönenden Instrumenten sehr primitiver Art, vielleicht auch von Harfen begleitet wurden, u. daß sie, analog dem kriegerischen Charakter der alten Deutschen, mehr in der Gewalt des Rhythmus u. der Stärke des Klanges, als in der Schönheit der tonlichen Gestaltung ihre Wirkung suchte u. fand. Auch daß von eigentlicher Selbständigkeit der Musik bei den alten Deutschen (wie bei allen alten Völkern) nicht die Rede gewesen sein kann, u. daß diese nur in inniger Vereinigung mit dem Worte (der Dichtung) gedacht u. geübt wurde, ist nicht zu bezweifeln; waren doch bis in eine ziemlich späte Zeit Sänger u. Dichter immer in einer u. derselben Person vereinigt, u. „Singen" u. „Sagen" brauchte man demgemäß in gleichartiger Bedeutung; ja selbst die Begleitung zum Tanz bestand aus gesungenen Worten. — Mit der Einführung des Christenthums wurde dem rohen deutschen Volksgesang der römische od. sog. Gregorianische Kirchengesang entgegengestellt, u. mit der Verbreitung des christlichen Glaubens war die künstlerische Ausbildung der Kirchenmusik überhaupt verbunden, welche zuerst durch Bonifacius (den Apostel der Deutschen) u. Rhabanus Maurus (seit 813 Abt zu Fulda) eifrige Förderer, u. in den Klöstern Eichstädt, Würzburg, St. Gallen, Reichenau, Hirschau, Corvey, Mainz, Trier, Regensburg rc. fruchtbringende Lehr- u. Pflegstätten fand. Seit dem 9. Jahrh. war auch bereits die Orgel (natürlich in noch sehr unvollkommener Gestalt) zur Begleitung des Gesanges in die deutschen Kirchen eingeführt worden, u. schon zu Ende des genannten Jahrhunderts hatten es die Deutschen so weit gebracht, daß selbst Papst Johannes VIII. (872—880) den Bischof Hanno von Freysing bitten konnte, er möge ihm eine gute Orgel u. einen Künstler, der sie zu verfertigen u. zu spielen vermöge, nach Rom senden. Ebenso zeichneten sich schon damals die Deutschen hauptsächlich im Blasen der Posaunen, Hörner u. Zinken aus, u. es wurde der Anfang zum professionsmäßigen Betriebe der außerkirchlichen Musik (welche, wie gleich hier bemerkt werden soll, ziemlich das ganze Mittelalter hindurch nicht als Kunst im höhern Sinne betrachtet wurde) gemacht. Nach u. nach fingen auch die Vornehmen unter den Deutschen an, sich mit Musik zu beschäftigen, u. vereinigten sich unter dem Namen der „Minnesänger" zu dichterisch-musikalischen Wettkämpfen (z. B. im Sängerkrieg auf der Wartburg im J. 1206). Auch waren um diese Zeit schon immer mehr veredelte Tonwerkzeuge in Gebrauch gekommen, u. es entstanden nachweislich Anfänge von Orchestern in unserm heutigen Sinne, deren Musiker, der Zeitsitte gemäß, eine Zunft bildeten. Ein Ausfluß dieser Zünftigkeit war das Ober-Spiel Grafen-Amt, welches im 14. Jahrh. zu Wien errichtet wurde, u. unter dessen Gerichtsbarkeit bis in die Neuzeit hinein die Musikanten u. Schauspieler Oesterreichs standen. — Wie früher die Fürsten u. Adligen, so thaten sich seit dem 14. Jahrh. Bürgerliche zur Pflege der Musik u. Dichtkunst zusammen u. nannten sich „Meistersänger"; hervorragend unter ihnen war der Nürnberger Hans Sachs. Mittlerweile hatten sich auch die Deutschen die Entwicklung der Mensuralmusik u. der daraus resultirenden mehrstimmigen u. contrapunktischen Setzweise, sowie die Erfindung der Notenschrift wacker zu Nutze gemacht, u. im 15. Jahrh. traten schon neben den berühmtesten anderer Nationen deutsche Tonsetzer (z. B. Heinrich Isaac, Adam de Fulda, Stephan Mahn) mit künstlerisch bedeutsamen, mehrstimmigen Werken — hauptsächlich für die Kirchen — auf. Um die Mitte dieses Jahrhunderts erfand Bernhard der Deutsche (Organist zu Venedig) das Orgelpedal, es traten Virtuosen auf verschiedenen Instrumenten auf (z. B. Artus u. Konrad Paulmann), u. als in dem ersten Drittel des 16. Jahrh. der Notendruck durch bewegliche Typen (zuerst um 1503 durch den Venetianer Petrucci da Fossombrone aufgestellt u. 1511 von Peter Schöffer nachgeahmt) sich in Deutschland verbreitete, kam diese Erfindung schon großen Tonmeistern, wie Benedict Ducis, Sixtus Dietrich, Adam Renner, Hulderich Brätel, Thomas Stolzer, Martin Agricola, Josef Stahl, Joseph Walther, Ludwig Senfl u. A. m. zu Statten. Als ein mächtiger Hebel für die deutsche Musik muß auch die Reformation angesehen werden; bahnbrechend war auch auf diesem Felde Luther selbst, der durch den Choral einen Volksgesang in der Kirche schuf u. die eigentliche Choralkunst hervorrief, ein echt protestantisches Erzeugniß, das über 200 Jahre lang die schönsten Blüten trieb. Auch der figurirte Gesang wurde neben dem Choral nicht vernachlässigt, wie die Werke eines Jacob Gallus, Schütz, Schein, Vulpius, Prätorius u. s. w. beweisen. — Als der Dreißigjährige Krieg über Deutschland kam, mußte sich freilich die Kunst schüchtern zurückziehen; aber durch das Waffengetöse u. allen Jammer, der über den deutschen Gauen lag, drang doch die Kunde von der in Italien entstandenen Oper herüber; Martin Opitz hatte Rinuccini's Operntext „Daphne" nachgebildet; Heinrich Schütz, Kapellmeister in Dresden, hatte ihn komponirt, u. 1627 wurde die Oper in genannter Stadt aufgeführt. Nach dem Kriege erhob die Kunst wieder kühner ihr Haupt; die Beziehungen zu anderen Musikländern, nam. zu Italien, wurden immer lebhafter, das Kirchenkonzert, das Madrigal fanden Eingang; aber es kann auch nicht verschwiegen werden, daß die italienische Weise auf Kosten der deutschen, nam. von den Fürstenhöfen, bevorzugt wurde, u. daß nur gut schien, was von Italienern komponirt u. gesungen war. Doch haben trotz alledem auch in der Epoche von 1680—1725 sich einige Deutsche Geltung zu verschaffen gewußt: der berühmte Theoretiker u. Komponist Fux in Wien u. der Opernkomponist Keyser in Hamburg. — Das 18. Jahrhundert war reich an großen musikalischen Erscheinungen; in der Epoche von 1725—60 erhob sich die deutsche Kirchenmusik noch einmal zu einer Höhe, die bis jetzt nicht wieder erreicht worden ist, auch wol für die Zukunft schwerlich wird erreicht werden: die Namen Bach u. Händel sind die unvergänglichen musikalischen Wahrzeichen dieser Epoche. An sie reihen sich auf dem Felde der Oper, Cantate rc. Namen wie Hasse, Graun, Telemann, u. auch der theoretische, ästhetische u. polemische Schriftsteller auf dem Felde der Musik, Mattheson, ist mit Ehren zu nennen. Von 1760 bis 1780 macht sich Phil. Emanuel Bach als reformirend auf dem Gebiete des Klavierspiels u. der Instrumentalkomposition bemerklich, Gluck wird der Schöpfer eines neuen Opernstils; nebenbei dürfen auch die Theoretiker Kirnberger u. Marpurg, sowie auch Hiller u. Dittersdorf, die Schöpfer der deutschen komischen Oper, nicht vergessen werden. Die Epoche 1780—1800 wird bes. durch die Namen Haydn u. Mozart verherrlicht; auf allen Gebieten wurde Unvergängliches geleistet (Opern, Oratorien, Quartetten, Symphonien), u. als der Heros Beethoven als Dritter im Bunde hinzutrat, wurde die deutsche Musik auf ihre höchste Höhe gebracht. Das Uebergewicht, welches sie durch die ebengenannten Meister der sog. Wiener Tonschule über die französische u. italienische Musik erlangt, wurde in der Neuzeit durch die Leistungen eines Franz Schubert, Spohr, Weber, Marschner, Fr. Schneider, Mendelssohn, Schumann u. v. A. aufrecht erhalten. — Was die allerneueste Zeit bringt u. noch bringen wird, ist vorläufig noch nicht abschließend u. endgiltig zu beurtheilen; theils ist es epigonenhaft verflacht u. theils ringt es experimentirend nach neuen, sehr häufig noch nicht klar erschauten Zielen. Auch die von Richard Wagner angebahnten reformatorischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Oper, welche nun seit einigen Dezennien schon die musikalische Welt in zwei feindliche Lager spalten, können doch kaum anders als im Lichte eines Experimentes angesehen werden. Ob ein vernünftiger Kern in der ganzen Bewegung ist, od. ob sie in ihren letzten Konsequenzen kunstauflösend wirkt — das muß die Zeit lehren.

Deutsches Theater. Wie das griech. u. röm. Theater, so ist auch das deutsche auf religiösem Boden erwachsen. An die kirchlichen Umzüge u. Prozessionen schlossen sich schon im Mittelalter, nam. um die Osterzeit, theatralische Aufführungen, die meistens die Leidens- u. Auferstehungsgeschichte Jesu, aber auch andere biblische u. legendarische Stoffe behandelten. Diese kirchlichen Trauer- u. Festspiele (Mysterien), die sich möglichst eng an den heiligen Text anschlossen, waren in der Regel von Geistlichen gedichtet u. wurden theils in der Kirche selbst, theils vor derselben zur Aufführung gebracht.

Anfangs bestanden diese kirchlichen Spiele aus Wechselgesängen zwischen dem Priester u. der Gemeinde; ersterer stellte den Evangelisten dar, welcher denjenigen Theil aus der Lebensgeschichte Jesu vortrug, der dem betreffenden Kirchenfeste zu Grunde lag; letztere bildete den Chor, der an passenden Stellen einfiel. Nur langsam hoben sich diese unbeholfenen Anfänge zu dramatischer Gestaltung empor, indem einzelne Stimmen aus dem Chore heraus u. in Rede u. Gegenrede einander gegenüber traten. Dabei war von einem einheitlichen Gang der Handlung keine Rede; dieser wurde vielmehr häufig von längeren Episoden u. allerlei komischen Zwischenspielen unterbrochen, die dazu dienen sollten, die Zuschauer anzulocken. In solchen Episoden führte man als komische Figuren ein: den Teufel u. seine Gesellen, die Juden, die Wächter am Grabe des Heilands, die Marktschreier u. Salbenverkäufer — Alles Gestalten, durch welche diese Spiele ein volksthümliches Gepräge erhielten, wobei aber die drolligsten Anachronismen mit unterliefen u. weder an historisch treue Zeitfärbung noch an Charakterzeichnung zu denken war.

Von diesen Mysterien, in denen kirchliche Tendenzen u. klerikal-salbungsvoller Ton mit derbem, oft ans Rohe u. Gemeine grenzendem Volkswitz sich seltsam mischten, zweigten sich jedoch schon gegen Ende des 15. Jahrh. als besondere Gattung die Faschingsschwänke u. Fastnachtsspiele ab, die sich bald von der Beaufsichtigung u. Mitwirkung der Geistlichen losmachten u. unter der Pflege des aufstrebenden Bürgerthums zu selbständiger Entwicklung u. Blüte gelangten. Fast in allen größeren Reichsstädten bildeten sich im 15. u. 16. Jahrh. Dichtergilden, die, meist aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, in ihren derb realistischen, drastischen, oft freilich auch vulgären Fastnachtsspielen das Volksleben darzustellen, die Schwächen u. Gebrechen der Zeit zu geißeln suchten (so nam. in Augsburg u. Nürnberg, in welch letzterer Stadt der Schuhmacher Hans Sachs diesen Zweig der Poesie mit großer Gewandtheit u. Vielseitigkeit ausbildete). Die bald darauf ausbrechenden religiösen Wirren u. Kämpfe wirkten hemmend auf die weitere Entwicklung des d. Th., u. selbst die Anregungen, die von den engl. Komödianten ausgingen (englische od. nach englischem Muster gebildete Schauspielertruppen, welche die Stoffe u. Ueberlieferungen des bereits weiter vorgeschrittenen engl. Theaters nach Deutschland verpflanzten), hatten nur geringen Erfolg.

Auch die Bemühungen der schlesischen Dichterschule u. ihrer Nachfolger, das d. Th. wieder zu beleben, fruchteten wenig; ihre Erzeugnisse fanden wenig Eingang im Volke, da die meist dem Alterthum entlehnten Stoffe zu fremdartig, die Sprache zu künstlich u. geschraubt war. Die an Gelehrtenschulen u. Universitäten aufkommenden Darstellungen u. Nachahmungen altklassischer Komödien (Schulkomödien) blieben gleichfalls auf einen engen Kreis beschränkt. Der Anschluß fahrender Schüler u. Studenten an umherziehende Komödiantenbanden brachte hier u. dort frische Anregungen in das handwerksmäßige Treiben dieser Leute; doch gingen diese Keime immer wieder unter dem Mangel an künstlerischer Schulung u. Regelung verloren. Die höheren Kreise der Gesellschaft befriedigten im 17. u. zu Anfang des 18. Jahrh. ihr Bedürfniß nach theatralischer Unterhaltung an franz. u. ital. Stücken, nam. an ital. Opern, die von eingewanderten Truppen aufgeführt wurden. Unter den wenigen deutschen Gesellschaften, die im Anschluß an den durch romanische Vorbilder gehobenen Geschmack das d. Th. selbständig fortzubilden suchten, ist die Veltheim'sche Truppe in Leipzig besonders hervorzuheben. In dieser wurde die begabte Schauspielerin Karoline Neuber gebildet, die im Verein mit dem Dichter Gottsched die Neugestaltung des d. Th. in die Hand nahm, den Hanswurst von der Bühne verbannte (1737) u. eine gewisse Ordnung u. Regelmäßigkeit in den Gang der Vorstellungen brachte — ein Vorgang, der bald auf anderen Bühnen Nachahmung fand.

Als der eigentliche Schöpfer des d. Th. ist jedoch Lessing zu betrachten, der zuerst der sklavischen Nachäffung französischer Vorbilder einen Damm setzte, die dramatische Poesie auf nationale Stoffe u. auf das Studium der Engländer hinwies, in seinen eigenen Dramen Musterstücke dramatischer Technik u. Charakterzeichnung darbot und in seinem kritischen Wirken die Gesetze dramatischer und mimischer Kunstthätigkeit feststellte. Gleichzeitig hob sich die darstellende Kunst durch Talente ersten Ranges auf eine bisher in Deutschland unerreichte Stufe. Eckhoff wurde der „Vater der deutschen Schauspielkunst" u. bereitete im Verein mit seinem Gesinnungsgenossen Ackermann die Gründung eines deutschen Nationaltheaters vor, das in Hamburg ins Leben trat (1767) u. Lessing zur Abfassung seiner epochemachenden „Dramaturgie" anregte. Obwol das Nationaltheater wegen ungeschickter Leitung alsbald wieder zerfiel, blieb Hamburg doch auch fernerhin lange Zeit eine einflußreiche Pflanzstätte deutscher Schauspielkunst. Hier wirkten Schröder, Brockmann, Sophie Charlotte Ackermann, deren Tochter Charlotte u. a. bedeutende Kräfte; von hier aus wurde, dank den Bemühungen Schröder's, Shakespeare auf dem d. Th. eingebürgert. Auch die Fürsten folgten jetzt dem Beispiele der Privatunternehmer u. errichteten an ihren Höfen deutsche Bühnen, welche die ital. u. franz. Truppen zum Theil verdrängten. Kaiser Josef II. gründete 1776 in Wien ein Nationaltheater, dem er eine musterhafte Organisation u. eine fachmännische, künstlerisch geschulte Leitung gab. Dalberg schloß sich 1779 mit der Errichtung eines Nationaltheaters in Mannheim an, für welches er die begabtesten Schüler Eckhoff's, einen Beil, Beck, Iffland zu gewinnen wußte. Durch Letzteren, der auch selbst als Dichter (bürgerlicher Dramen) auftrat, wurde Mannheim der Sitz einer neuen Schule deutscher Schauspielkunst. Diese erhielt durch die großen Aufgaben, die Goethe u. Schiller ihr bereits in ihren Erstlingsdramen stellten („Götz von Berlichingen", „Räuber", „Fiesko" u. s. w.), neuen Schwung. Mit dem Schauspiel, das auch in technischer Beziehung, in scenischer Ausstattung, Kostümirung u. s. w. große Fortschritte machte (Berlin seit 1773), wetteiferte die Oper, für die damals Gluck u. Mozart ihre schönsten Werke schufen.

Leider gerieth das Theater durch den herrschenden Einfluß, den der Vielschreiber Kotzebue seit 1790 auf das Repertoire gewann, u. durch die Entartung des Ritterdramas in eine seichte u. platte Richtung. Dieser wurde zwar durch das Eingreifen Schiller's u. Goethe's (welch Letzterer 1791 die Leitung des weimarischen Theaters übernommen hatte) eifrig entgegengewirkt. Doch knüpfte diese neue Weimarische Schule nicht wieder an die Bestrebungen der verflossenen Glanzperiode an, deren gesunden Realismus sie vielmehr durch einen vornehmen Idealismus verdrängte. Der edle, der Antike nachstrebende, aber durchaus nicht volksthümliche Stil dieser Schule verlor sich allmählig in ein hohles Pathos; eine rein rhetorische u. deklamatorische Richtung nahm überhand. Das Aufkommen der Schicksalstragödie (Werner, Müller, Grillparzer) u. der flach sentimentalen Stücke Houwald's u. A. verschlimmerte diesen Zustand, u. das vereinzelte Auftreten großer Künstler, wie Eßlair, Sophie Schröder, welche die Traditionen der klassischen Schule aufrecht hielten u. fortbildeten, konnte den allgemeinen Verfall nicht aufhalten; eben so wenig die urwüchsige Genialität eines Ludwig Devrient. Die Leitung wurde eine bureaukratische; die künstlerischen Direktoren wurden entweder beseitigt od. durch eine vorgesetzte Verwaltungsbehörde (Intendanz) beschränkt. Diese Wendung kam mehr der Oper u. dem Ballet als dem Schauspiele zu Gute. Ueber der glanzvollen Entfaltung der äußeren scenischen Mittel wurden die Forderungen einer kunstmäßigen, harmonisch abgerundeten Darstellung vernachlässigt. Dem verlockenden Beispiel des Berliner Hoftheaters, das seit 1815 Graf Brühl in der angedeuteten Richtung leitete, folgten bald auch viele andere. Nur das Wiener Burgtheater behielt standhaft die künstlerische Leitung bei u. gelangte unter Schreyvogel (1814—32) zu großem Aufschwunge. In Wien war es auch, wo die volksthümliche Posse sich (auf den Vorstadttheatern) erhalten hatte u. bis in die neueste Zeit hinein sowol in Bezug auf Produktion als auf Darstellung originelle Kräfte und Leistungen hervortrieb.

Die reiche epigonische Schauspielliteratur der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts brachte zum Theil vielversprechende Ansätze, die sich jedoch wieder verliefen u. dem in der Technik weit vorausgeeilten franz. Drama das Feld räumten. Nur auf dem Gebiete des Lustspiels wurde durch Benedix, Bauernfeld u. A. diesem franz. Einfluß einigermaßen gesteuert. Es ist das Verdienst des „jungen Deutschland", nam. Gutzkow's u. Laube's, die Bühne für die zeitgemäßen Bestrebungen begabter Dichter erobert zu haben. Auch der darstellenden Kunst bemächtigte sich neuerdings diese tendenziöse, auf überraschende Effekte u. pikante Pointen hinzielende Richtung. Diesem Zuge folgten fast alle großen Schauspieler der neueren Zeit, Dawison, Dessoir, Haase u. A., während Emil Devrient als Vertreter der deutsch idealen Richtung in letzter Zeit fast isolirt dastand.

In neuester Zeit hat sich hierin wenig geändert. Die Hoftheater verharren mit wenigen Ausnahmen in der verschwenderischen Pflege der äußeren Ausstattungsmittel u. bevorzugen Oper u. Ballet auf Kosten des Schauspiels.

Die Stadttheater, die fast sämmtlich in den Händen von Privatpächtern sind, ahmen meist in kleinerem Maßstabe das Beispiel der Hoftheater nach u. kultiviren nebenbei die Posse, in welcher Berlin u. Wien noch immer tonangebend sind. Dennoch läßt sich nicht sagen, daß das Interesse am Theater abgenommen hätte; die große Zahl neuer Theater, die seit dem Inslebentreten der Theaterfreiheit aufgetaucht sind, beweist das Gegentheil. Ob die in jüngster Zeit begründeten Organisationen („Genossenschaft dramatischer Autoren u. Komponisten", „Deutscher Bühnenverein", „Verein deutscher Bühnenangehöriger") u. die in Leipzig, Wien, Berlin &c. eingeführten Theaterschulen zu einer Reform der Theaterzustände führen werden, muß die Zukunft lehren. — Vgl. Ed. Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (4 Bde., 1848—61).

Nr. 1. Krieger.
Nach einem Miniaturgemälde.

Nr. 3. Horn Karl's des Großen.
Im Schatze zu Aachen.

Nr. 4. Abendmahl.
Nach einer Darstellung auf einem Pulpitum in der Kirche des heil. Ambrosius zu Mailand.

Nr 2. Edelmann.
Nach einem Miniaturgemälde.

Nr. 6. Münzen aus der Zeit Karl's des Großen.

Nr. 7. Münzen aus der Zeit Heinrich's I.

Nr. 8. Meßopfer. Nach einem Miniaturgemälde.

Nr. 5. Büchse aus Elfenbein aus dem IX. Jahrhundert.
In St. Gereon in Köln.

Nr. 9. Miniature aus einem Evangeliarium Karl's des Großen.

Nr. 10. Kaiser Heinrich II. auf dem Throne.
Nach einem Miniaturgemälde in einem Evangelienbuch, früher in Bamberg.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Nr. 11. König im Wagen.

Nr. 12. Belagerung einer Burg.

Nach Bildern in der Handschrift des Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg.

Nr. 13. Gedeckter Tisch.
Nach einem Bilde in der Handschrift des Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg.

Nr. 18. Romanische Altarleuchter.

Nr. 16. Feldarbeiter.
Nach dem Bilde einer alten Handschrift.

Nr. 19. Romanischer Altarleuchter.

Nr. 17. Grabplatte Rudolf's von Schwaben im Dom zu Merseburg.

Nr. 14. Marionettenspiel.

Nr. 15. Ein König auf seinem Bette.

Nach Bildern in der Handschrift des Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg.

Nr. 20. Tanz.

Nr. 21. Zweikampf.

Nr. 22. Bad.

Nr. 23. Minnesinger.

Nr. 24. König Wenzel umgeben von seinen Beamten

Nr. 25. Darreichung des Turnierpreises.

Sämmtliche Holzschnitte nach Bildern in gleichzeitigen Minnesingerhandschriften.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Nr. 26. Tanz der Patrizier.
Nach einem Kupferstiche des Meisters M. Z. vom Jahre 150[illegible]

Nr. 27. Turnier.
Nach einem Kupferstiche des Meisters M. Z. vom Jahre 150[illegible].

Nr. 28. Taufe eines Prinzen.

Nr. 29. Schul-Unterricht.

Nr. 30. Kinderspiele.

Nr. 31. Fürstliches Zimmer.

Nr. 32. Trauung.

(Sämmtlich nach Holzschnitten von Hans Burgmeier im „Weiß-Kunig".)

Nr. 33. Gastmahl.

Nr. 34. Landsknechte. (Nach H. S. Beham.)

Nr. 35. Kampf der Landsknechte. (Nach H. Holbein.)

Nr. 36. Landsknechte. (Nach H. S. Beham.)

Nr. 37. Gastmahl Vornehmer. (Nach H. S. Beham.)

Nr. 38. Tanz der Bauern. (Nach H. S. Beham.)

Nr. 39. Lustbarkeit auf dem Eise. (Nach N. de Bruyn.)

Nr. 40. Fürstliches Wohnzimmer. Nach Veit Pirkner 1630.

Nr. 41. Kindbettstube. (Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche

Nr. 42. Landhaus bei Nürnberg. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Nr. 43. Tanzgesellschaft. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Nr. 44. Sommervergnügen in einem herrschaftlichen Garten. (Nach einem Kupferstiche von Chodowiecki.)

Nr. 45. Kavaliere in einem fürstlichen Park. (Nach einem Kupferstiche aus dem Anfange dieses Jahrhunderts.)

Nr. 46. Bürger in einem Bierlokale.

Nr. 47. Auf der Reise.

(Nach Zeichnungen von [illegible].)

Vergleichende Tabellen zur deutschen Geschichte.

I. Zeitraum. Von der ältesten Zeit bis zum Ende der Völkerwanderung (476 n. Chr.).

Deutsche Geschichte.

Jahr	Ereignis
Vor Christus.	
113	Die Kimbern erscheinen an den Alpenpässen. Vereinigung mit den Teutonen.
102	C. Marius schlägt die Teutonen bei Aquä Sextiä (Aix).
101	Marius u. Catulus vernichten die Kimbern bei Verona u. Vercelli.
55—53	Cäsar dringt über den Rhein nach Deutschland ein.
50	Das linke Rheinufer römisch.
15	Das rechte Donauufer römisch.
12—9	Feldzüge des Drusus bis zur Weser u. Elbe.
9—7	Feldzüge des Tiberius.
Nach Christus.	
6	Cheruskerbund durch Armin.
9	Schlacht im Teutoburger Walde.
69	Aufstand der Bataver am unteren Rhein unter Claudius Civilis.
167—180	Kriege Kaiser Marc Aurel's gegen die Deutschen.
214	Bund der Alemannen.
215	Bund der Gothen.
238	Bund der Franken.
c. 250	Einführung des Christenthums bei den Gothen.
375—476	Völkerwanderung.
378	Die Westgothen siegen in der Schlacht bei Adrianopel.
400—403	Die Westgothen in Italien.
406	Die Scharen des Rhadagais von Stilicho bei Fäsulä geschlagen.
410	Alarich der Westgothe erobert Rom.
449	Angeln u. Sachsen gehen nach Britannien.
451	Attila des Hunnenkönigs Zug durch Deutschland.
476	Odoaker entthront den röm. Kaiser Romulus Augustulus.

Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.

Jahr	Ereignis
Vor Christus.	
c. 500	Die Germanen verdrängen die Kelten.
c. 200	**Asiens Luxus kommt nach Rom.**
c. 150	**Eindringen griech. Bildung in Rom.**
c. 120	Große Meeresfluten zwingen norddeutsche Völker, südlich zu ziehen.
89	**Das röm. Bürgerrecht verbreitet sich über Italien.**
c. 50	Die Deutschen haben noch keine festen Wohnsitze. Jagd überwiegt den Ackerbau.
43	**M. Tullius Cicero ermordet. Virgil (70—19) u. Horaz (65—8).**
15	Drusus gründet Augsburg. — Römer legen Militärkolonien, Straßen 2c. an.
Nach Christus.	
c. 3	Römisches Recht den unterworfenen Deutschen aufgezwungen.
33	**Jesus Christus wird gekreuzigt. — Erste Christengemeinde in Jerusalem.**
50	Julia Agrippina, Gemahlin des Kaisers Claudius, gründet Köln.
64	**Erste Christenverfolgung unt. Nero.**
c. 100	Tacitus verfaßt die „Germania".
276	Kaiser Probus fördert den Weinbau am Rhein.
354—430	**Augustin, Bischof von Hippo.**
361	**Julianus Apostata stellt vorübergehend das Heidenthum her.**
c. 370	Ulfilas übersetzt die Bibel.
c. 380	Deutsche, die Grundmasse der röm. Heere, erhalten Einfluß auf die Regierung des Röm. Reiches.
c. 400	Die Deutschen gewöhnen sich an städtisches Leben.
c. 400	**Das Heidenthum wird im Röm. Reiche verfolgt.**
c. 450	Erbkönigthum unter den Gothen. — Einfluß römischer Kultur auf die siegreichen Deutschen.
450	**Leo der Große, Bischof von Rom; steigendes Ansehen der Bischöfe.**
c. 470	Deutsche herrschen in fast allen Ländern West-, Mittel- u. Südeuropa's.

Allgemeine Geschichte.

Jahr	Ereignis
Vor Christus.	
121	Der römische Volkstribun Cajus Sempronius Gracchus wird im Straßenkampf erschlagen.
88—82	Bürgerkrieg in Rom zwischen Marius u. Sulla.
63	Verschwörung des Catilina.
60	Erstes Triumvirat zwischen Pompejus, Cäsar u. Crassus.
58—50	Cäsar's gallische Kriege.
49	Bürgerkrieg in Rom zwischen Cäsar u. Pompejus.
43	Zweites Triumvirat zwischen Octavius, Antonius u. Lepidus.
30	Octavian Alleinherrscher des Römerreiches.
Nach Christus.	
14	Tod des Octavianus Augustus.
14—37	Tiberius, römischer Kaiser.
54—68	Nero, Kaiser.
78—81	Titus, Kaiser.
98—117	Trajanus, Kaiser.
161—180	Marc Aurel, Kaiser.
284—305	Diocletian, Kaiser.
375—476	**Kämpfe der Römer gegen die vordringenden Germanen.**
378	Kaiser Valens fällt bei Adrianopel.
395	Theodosius der Große theilt das Röm. Reich unter seine Söhne Arkadius u. Honorius; der Vandale Honorius Minister von Kaiser Honorius.
412	Das Westgothenreich in Spanien u. Südfrankreich.
429	Vandalenreich in Afrika.
451	Attila, auf den Katalaunischen Feldern besiegt.
452	Zerstörung Aquileja's durch Attila. — Gründung Venedigs.
455	Die Vandalen plündern Rom.
457—461	Kaiser Majorianus. — Ricimer der Sueve.
476	Ende des Weströmischen Reiches.

II. Zeitraum. Von dem Untergange des Weströmischen Reiches bis zum Vertrage von Verdun (476—843).

Deutsche Geschichte.

Jahr	Ereignis
481—511	Chlodwig, Stifter des Frankenreiches.
534	Burgund wird dem Frankenreich einverleibt. Ende des Thüringer-Reiches.
c. 650	Steigende Macht der Hausmaier.
687	Pipin wird Hausmaier.
717—741	Karl Martell.
752—768	Pipin der Kleine, zum Frankenkönig erwählt.
768—814	**Karl der Große.**
772—803	Sachsenkriege.
774	Eroberung des Langobardenreiches.
778	Zug nach Spanien.
791	Zug gegen die Avaren. — Gründung der Ostmark.
800	Karl d. Gr. von Leo III. zum röm. Kaiser gekrönt.
814—840	**Ludwig der Fromme.**
840	Bruderkriege.
843	Theilung des Reiches im Vertrag zu Verdun.

Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.

Jahr	Ereignis
480—543	**Benedikt von Nursia, Begründer des abendländischen Mönchswesens.**
490	Chlodwig wird Christ.
550	**Corpus juris civilis. — Seidenwurm in Europa.**
610—650	Columban, Gallus u. Kilian. — Christl. Sendboten i. Süddeutschland.
c. 600	**Gregor d. Große ordnet den Gottesdienst der abendländischen Kirche.**
c. 630	Ausbildung d. Lehnswesens in Westeuropa. — **Arabien muhamedanisch.**
c. 740	Bonifacius († 755) bekehrt die Hessen u. Thüringer. — Klostergründungen fördern die Kultur.
757	**Blüte arabischer Kunst u. Wissenschaft, bes. in Spanien.**
c. 800	Stiftung von Bisthümern in Deutschland. — Ordnung des Rechtswesens durch Hof- u. Sendgerichte. — Hebung der Landwirthschaft. — Beförderung der Bildung durch Schulen u. Akademien (Alcuin).
c. 830	Ansgar, Erzbischof von Hamburg.
843	Trennung der Reiche nach der Nationalität.

Allgemeine Geschichte.

Jahr	Ereignis
527—565	Justinian I. der Große.
555	Ende des Ostgothenreichs. — Italien wird oströmische Provinz.
568	Gründung des Langobardenreiches in Italien durch Alboin.
590—604	Papst Gregor der Große.
622	Muhamed's Flucht von Mekka nach Medina (Hedschra).
711	Die Araber machen durch die Schlacht bei Xeres de la Frontera dem Westgothenreich ein Ende.
732	Karl Martell siegt über die Araber bei Tours.
752	Entstehung des Kirchenstaates durch Pipin's Schenkung des Exarchats an den Papst.
756	Abderrhaman stiftet das Khalifat Kordova.
786—809	Harun al Raschid. Blüte des Khalifates von Bagdad.
827	Egbert, erster König von England.

III. Zeitraum. Die karolingischen u. sächsischen Kaiser (843—1024).

Deutsche Geschichte.

843—911	Karolingische Kaiser.
843—876	**Ludwig der Deutsche.**
876—887	**Karl der Dicke.**
884	Karl vereinigt nach des französischen Konigs, Karlmann's, Tode die Länder Karl's des Großen.
886	Frieden mit den Normannen gegen bestimmten Tribut.
887—899	**Arnulf.**
891	Niederlage d. Normannen bei Löwen.
896	Kaiserkrönung in Rom.
899—911	**Ludwig das Kind.**
900	Einfälle der Magyaren.
911—918	**Konrad der Franke.**
919—1024	Sächsische Kaiser.
919—936	**Heinrich I.**
928—932	Slavenkriege. Böhmen unter deutscher Oberhoheit.
933	Niederlage der Magyaren bei Merseburg.
934	Dänenkönig Gorm tributpflichtig.
936—973	**Otto I., der Große.**
941	Die Slaven zwischen Elbe u. Oder unterworfen.
951	Zug nach Italien.
955	Niederlage der Magyaren auf dem Lechfelde.
962	Kaiserkrönung in Rom.
965	Zug nach Italien. — Polen lehnspflichtig.
973—983	**Otto II.**
977—980	Krieg mit Frankreich um Lothringen.
982	Zug nach Süditalien. — Niederlage in Calabrien.
983—1002	**Otto III.**
984	Oesterreich an die Babenberger.
996—998	Römerzüge.
1002—1024	**Heinrich II., der Heilige.**
1014	Kaiserkrönung in Rom. — Krieg mit Polen.

Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.

863—870	Die Slavenapostel Methodius u. Cyrillus in den Süddonauländern u. Mähren.
868	Otfried's Krist, erstes deutsches Epos.
885	Der Böhmenherzog Boriwoy Christ. — **Alfred der Große sammelt die altsächsischen Volkslieder.**
c. 900	Steigende Macht der deutschen Herzöge von Franken, Schwaben, Sachsen, Bayern u. Lothringen. — Die gemeinfreie deutsche Landbevölkerung kommt großentheils in Hörigkeit.
911	Deutschland ein Wahlreich.
925	Stärkung der deutschen Wehrkraft durch Burgen u. Schanzen. — Reiterei u. regelmäßiger Kriegsdienst.
928	Beginn der Germanisation slavischer Gebiete. — **Entstehung der Baubrüderschaften zu York.**
937	Witichind, Abt von Korvey, vollendet seine Geschichte der Sachsen. — **Odo, Abt zu Clugny, erweitert die Benediktinerregel.**
946—949	Sieg des Christenthums in Böhmen. — **Eindringen des Christenthums in Rußland u. Ungarn.**
968	Bei Goslar erstes deutsches Silberbergwerk. — Pflege der Wissenschaften in Klosterschulen. — Hroswitha (gest. 980) Nonne zu Gandersheim, lateinische Dichterin.
c. 990	Griechische u. lateinische Wissenschaft am Kaiserhofe, durch Erzbischof Gerbert (gest. 1003 als Papst Sylvester II.).
c. 1000	Romanischer Baustil in Deutschland.
1004—1014	Bau des Domes zu Bamberg. — **Bau von Sct. Marko in Venedig (vollendet 1071).**
1022	Tod Ditmar's von Merseburg, Geschichtsschreiber.

Allgemeine Geschichte.

862	Rurik gründet das Großfürstenthum Rußland.
871—900	Alfred d. Große von England.
890	Die Magyaren unter Arpad an der Donau.
c. 900	Gorm der Alte von Dänemark. — Verfall des großmährischen Reiches. — Kämpfe zwischen den christlichen Staaten u. den Arabern in Spanien.
901—924	Eduard I. von England. — Aufblühen Venedigs.
911	Die Normannen in der Normandie.
926—945	Hugo von der Provence, König von Italien.
936	Der Khalif Khadi ernennt einen Emir al Omra für die weltliche Regierung. — Der Khalif bleibt nur geistliches Oberhaupt.
961—976	Hakem II. Blüte des spanischen Khalifats.
970	Aegypten wird der Sitz des Fatimiden-Khalifats.
972	Gründung Kairo's.
972—997	Geisa, erster christlicher König von Ungarn.
978—1016	Ethelred II. von England. — Die Dänen erzwingen von den Engländern Tribut.
980—1015	Wladimir der Große, erster christlicher Beherrscher Rußlands.
986—1328	Das Haus Capet in Frankreich.
c. 1000	Olaf, Schoßkönig, erster christlicher König von Schweden. — Stephan der Heilige, König von Ungarn.
1002	Ermordung der Dänen in England.
1013	Eroberung Englands durch den Dänenkönig Suen.
1017—1036	Kanut der Große König von Dänemark u. England.

IV. Zeitraum. Die fränkischen u. hohenstaufischen Kaiser (1024—1250).

Deutsche Geschichte.

1024—1125	Fränkische Kaiser.
1024—1039	**Konrad II.**
1027	Römerzug; die Eider Deutschlands Nordgrenze.
1032	Burgund kommt an das Reich.
1039—1056	**Heinrich III.**
1041	Böhmen Theil des Deutschen Reiches.
1043	Ungarn unter deutscher Lehnshoheit.
1050	Der Polenkönig deutscher Vasall.
1056—1106	**Heinrich IV.**
1073	Aufstand der Sachsen.
1077	Des Kaisers Buße in Canossa. — Rudolf von Schwaben Gegenkönig.
1081—1088	Hermann von Luxemburg Gegenkönig.
1084	Heinrich vom Gegenpapst Clemens III. in Rom gekrönt.
1093—1106	Kämpfe des Kaisers gegen seine Söhne.
1106—1125	**Heinrich V.**
1115	Sieg am Welfsholze über die Sachsen.
1122	Konkordat von Worms.
1125—1137	**Lothar von Sachsen.**
1127	Heinrich der Stolze (der Welfe) erhält Sachsen. — Konrad von Wettin erblicher Markgraf von Meißen.
1138—1254	Hohenstaufische Kaiser.
1138—1152	**Konrad III.**
1138—1142	Kampf der Welfen u. Ghibellinen in Deutschland.
1140	Belagerung von Weinsberg.
1147	Konrad's Kreuzfahrt.
1152—1190	**Friedrich I. Barbarossa.**
1154	Krönungszug nach Italien.
1158	Zweiter Zug nach Italien.
1162	Zerstörung Mailands.

Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.

1024	Tod Ekkehard's, Mönches in St. Gallen, Bearbeiter des Walthariliedes. — **Firdusi, persischer Dichter, gest. 1030). — Guido von Arezzo Erfinder der Notenschrift.**
1043	„Gottesfriede" (Treuga Dei) deutsches Reichsgesetz. — **Handelsmacht der norditalienischen Städte. — Ausbildung des französischen Ritterwesens (Turnierordnung von Gottfried v. Preuilly, gest. 1068) u. der provencalischen Minnepoesie (Troubadours).**
1074	**Gregor's VII. Verbot der Priesterehe u. Laieninvestitur. — Höchste Blüte des Papstthums. — Ausbildung u. Feststellung der abendländischen Kirchenlehre in der Scholastik.**
c. 1130	**Trennung der Scholastiker in Nominalisten (Peter Abälard, gest. 1142) u. Realisten (Anselm von Canterbury, gest. 1109).**
c. 1140	**Ausbreitung des Deutschthums in Ungarn u. Siebenbürgen.**
c. 1145	Chausseen in Niederdeutschland.
c. 1150	Anfänge des Zunftwesens in Deutschland (Köln). — Der Doppeladler im Reichswappen.
c. 1170	Sektenbildung in Deutschland. — **Petrus Waldus in Lyon (Bibelübersetzung).**

Allgemeine Geschichte.

1038	Die Seldschucken erobern Persien u. Indien.
1054	Trennung der griechischen u. römischen Kirche. — König Macbeth in Schottland wird von Malcolm IV. gestürzt.
1066	Wilhelm von der Normandie landet in England. — Siegreiche Schlacht bei Hastings.
1066—1087	Wilhelm der Eroberer, König von England.
1073—1085	Papst Gregor VII.
1078	Die Seldschucken erobern nach heftigen Kämpfen Palästina.
1095	Die Kirchenversammlung zu Clermont beschließt den Kreuzzug nach dem heiligen Grabe.
1096—1099	Erster Kreuzzug.
1099	Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer unter Gottfried v. Bouillon's Führung.
1118	Stiftung des Ordens der Tempelherren.
1130	Stiftung des Ordens der Johanniterritter.
1139	Portugal ein Königreich.
1147	Zweiter Kreuzzug.
1154—1159	Papst Hadrian IV.
1155	Arnold von Brescia erleidet den Feuertod auf dem Scheiterhaufen in Rom.
1160—1181	Papst Alexander III.
1167	Lombardischer Städtebund.

Deutsche Geschichte.		Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.		Allgemeine Geschichte.	
1166	Dritter Zug nach Italien u. Krönung.	c. 1175	Blüte des deutschen Ritterthums. – Erstes Tournier in Deutschland. Raubburgen.	1172	Island wird von den Engländern unterworfen.
1174	Vierte Heerfahrt über die Alpen.	1191	Stiftung des Deutschen Ritterordens.	1171–1193	Saladin, Sultan von Aegypten.
1176	Niederlage bei Legnano.	c. 1200	Bank- u. Wechselwesen in Deutschland.	1187	Saladin erobert Jerusalem.
1177	Friede mit dem Papste zu Venedig.	c. 1220	Blüte der höfischen Dichtkunst in Nibelungenlied, Gudrun, den Epen Wolfram's von Eschenbach u. Gottfried's von Straßburg, in der Lyrik Walther's von der Vogelweide (1190 bis 1230). **Bologna u. Paris berühmte Universitäten.**	1189–1192	Dritter Kreuzzug.
1180	Heinrich der Löwe geächtet. — Bayern an Otto von Wittelsbach.	c. 1230	Aufzeichnung des „Sachsenspiegels". — Vehmgerichte in Deutschland. **Ausbildung des Mönchswesens durch die Dominikaner (seit 1216), die Franziskaner (seit 1223) u. die Inquisition (seit 1229).**	1189–1199	Richard Löwenherz König von England.
1190	Friedrich's Tod auf dem Kreuzzug in Kilikien.	1230–1240	Ausbreitung deutschen Rechtes u. Städtewesens an der Ostsee. **Blüte der gothischen Baukunst in Frankreich (Kathedralen von Rheims u. Rouen).**	1197–1250	Friedrich II. König beider Sizilien.
1190–1197	**Heinrich VI.**	1241	Hansa zwischen Hamburg u. Lübeck.	1198–1216	Papst Innocenz III.
1192	Richard Löwenherz von England in deutscher Gefangenschaft.	1247	Rheinischer Städtebund.	1202	Vierter Kreuzzug.
1197	Philipp von Schwaben von der ghibellinischen, Otto IV. von Braunschweig von der welfischen Partei gewählt.	1248	Der Bau des Kölner Domes begonnen. — **Alhambra, der Gipfel arabischer Architektur.**	1202–1241	Woldemar II. (der Siegreiche) König von Dänemark.
1208	Philipp ermordet durch Otto von Wittelsbach.			1204–1261	Lateinisches Kaiserthum.
1215	Otto's IV. Absetzung.			1210	Dschingis-Khan, der Mongolenführer.
1215–1250	**Friedrich II.**			1212	Kinderkreuzzug.
1228	Kreuzzug. — Der Deutsche Orden in Preußen.			1215	Magna Charta in England.
1241	Mongolenschlacht bei Liegnitz.			1228	Fünfter Kreuzzug.
1246–1247	Heinrich Raspe, Gegenkönig.			1229	Ende des Albigenserkrieges.
1247	Wilhelm von Holland, Gegenkönig.			1240	Rußland unter der Mongolenherrschaft.
1250–1254	**Konrad IV.**			1243–1254	Papst Innocenz IV.
				1248	Sechster Kreuzzug.
				1250–1254	Konrad König beider Sizilien.
				1252–1284	Alfons der Weise König von Castilien.

V. Zeitraum. Vom großen Zwischenreich bis zur Reformation (1254–1517).

Deutsche Geschichte.		Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.		Allgemeine Geschichte.	
1254–1273	Zwischenreich (Interregnum).	1254–1273	Im Zwischenreich Fehdewesen u. Raubritterthum.	1258	Ende des Khalifats Bagdad.
1257	**Richard von Cornwallis u. Alfons von Castilien deutsche Kaiser.**	1280	Tod Albertus' Magnus, des ersten deutschen Naturforschers. **Roger Baco (gest. 1294), englischer Naturforscher. Thomas von Aquino u. Duns Scotus, Scholastiker.**	1270	Siebenter Kreuzzug.
1268	Untergang Konradin's, des letzten Hohenstaufen.	1282	Hansa der Deutschen in London.	1285–1314	Philipp IV., der Schöne, von Frankr.
1273–1291	**Rudolf von Habsburg.**	c. 1300	Verfall der ritterlichen Dichtkunst. — **Dante Alighieri (1265–1321).**	c. 1300	Vordringen der Türken unter Osman nach Kleinasien.
1278	Tod Ottokar's von Böhmen in der Schlacht auf dem Marchfelde.	1302	**Erfindung des Kompaß durch Flavio Gioja in Amalfi.**	1309	Papst Clemens VII. in Avignon.
1291–1298	**Adolf von Nassau.**	1303	**Anfänge der Renaissance in Italien durch Giotto (1276–1336).**	1312	Aufhebung des Templerordens.
1298	Schlacht bei Göllheim.	1318	Tod Erwin's von Steinbach, des Meisters des Straßburger Münsters.	1328	Moskau wird russische Residenz.
1298–1308	**Albrecht I.**	1340	**Linnenpapier in Italien.**	1328–1589	Das Haus Valois auf Frankreichs Thron.
1308	Schweizerbund (Sage von Tell). — Albrecht's Ermordung.	1348	Erste deutsche Universität zu Prag. — **Petrarka, Boccaccio.**	1333–1382	Kasimir der Große, der polnische Bauernkönig.
1308–1313	**Heinrich VII.** der Luxemburger.	c. 1350	Erfindung des Schießpulvers.	1346	Schlacht bei Crecy.
1310	Römerzug.	c. 1360–80	Kampf der Zünfte u. Geschlechter in den deutschen Städten. — Ritterbündnisse gegen dieselben.	1354	Cola Rienzi ermordet.
1314–1347	**Ludwig der Bayer.**	1365	Universität zu Wien.	1355	Die Türken setzen nach Europa über.
1314	**Friedrich von Oesterreich** Gegenkaiser.	1377	Münster zu Ulm begonnen.	1360	Adrianopel, Residenz des Sultan Amurath.
1315	Sieg der Eidgenossen bei Moorgarten.	1386	Universität zu Heidelberg. — **Dom zu Mailand begonnen.**	1363	Philipp der Kühne erhält Burgund.
1322	Friedrich bei Mühldorf gefangen.	1409	Vertreibung der deutschen Studenten aus Prag (Joh. Hus). — Gründung der Universität Leipzig. — **Manuel Chrysoloras lehrt Griech. i. Italien.**	1370	Timur, Khan der Mongolen.
1325–1330	**Friedrich Mitkaiser.**	1414–1418	Kirchenversammlung zu Konstanz.	1378	Zwei Päpste zu Rom u. Avignon. Kirchenspaltung (Schisma).
1338	Kurverein zu Rense.	1419–1434	Sieg der Tschechen über die Deutschen in Böhmen. — Johann van Eyck, niederländischer Maler (gest. 1445).	1389	Die Serben von den Türken auf dem Amselfelde geschlagen. — Einführung des Christenthums in Lithauen durch Großfürst Jagiello.
1347–1378	**Karl IV. von Böhmen,** der Luxemburger.	c. 1440	Guttenberg (gest. 1467) erfindet die Buchdruckerkunst. **Entdeckungen der Portugiesen in Westafrika.**	1397	Union der drei nordischen Reiche zu Kalmar.
1349	**Günther von Schwarzburg** Gegenk.	c. 1450	Stehende Heere in Frankreich.	1399	Timur in Delhi.
1356	Goldene Bulle.	c. 1470	Ausbildung des deutschen Meistergesanges. — **Florenz, die Pflanzschule humanistischer Bildung.**	1409	Drei Päpste.
1378–1400	**Wenzel von Böhmen.**	1483	**Inquisition in Spanien. — Hexenprozesse. — Branntwein.**	1410	Schlacht bei Tannenberg: Sieg der Polen über die Ordensritter.
1386	Sieg der Eidgenossen bei Sempach.	1486	**Bartholomeo Diaz entdeckt das Vorgebirge der guten Hoffnung.**	1415	Schlacht bei Azincourt.
1389	Auflösung des Schwäbischen u. Rheinischen Städtebundes.	1492	**Columbus entdeckt Amerika.**	1429	Johanna, die Jungfrau von Orleans.
1400–1410	**Ruprecht von der Pfalz.**	1496	**Cabot u. Columbus in Amerika.**	1429–1464	Cosmo von Medici in Florenz.
1410	**Drei Kaiser: Wenzel, Sigismund u. Jost von Mähren (gest. 1411).**	1498	**Vasco de Gama entdeckt den Seeweg nach Ostindien.**	1453	Eroberung Konstantinopels durch die Türken. — Ende des Französisch-englischen Krieges.
1410–1437	**Sigismund.**			1459–1485	Krieg der Rothen u. Weißen Rose in England.
1415	Brandenburg an die Hohenzollern. — Hus wird in Konstanz verbrannt.			1460	Tod Heinrich des Seefahrers.
1419–1434	Husitenkrieg.			1461–1483	Ludwig XI. von Frankreich.
1431–1448	Kirchenversammlung zu Basel.			1467–1477	Karl der Kühne von Burgund.
1433	Baseler Kompaktaten mit den Husiten.			1472–1492	Lorenzo von Medici in Florenz.
1438–1806	Oesterreichische Kaiser.			1480	Befreiung Rußlands von den Tataren.
1438–1439	**Albrecht II.**			1492	Eroberung von Granada.
1439–1493	**Friedrich III.**			1508	Ligue zu Cambrai.
1455	Sächsischer Prinzenraub.			1509–1547	Heinrich VIII. von England.
1466	Frieden zu Thorn: Westpreußen polnisch.			1515–1547	Franz I. von Frankreich.
1484	Theilung Sachsens.				
1488	Gründung des Schwäbischen Bundes.				
1493–1519	**Maximilian I.**				
1499	Die Schweiz unabhängig vom Reich				

VI. Zeitraum. Von der Reformation bis zum Westfälischen Kriege (1517–1648).

	Deutsche Geschichte
1517	Ablaßstreit zwischen Martin Luther u. Tetzel.
1519	Disputation zu Leipzig
1519–1556	**Karl V.**
1520	Verbrennung der Bannbulle.
1521	Reichstag zu Worms. Luther geächtet auf der Wartburg.
1525	Bauernkrieg. Thomas Münzer. Herzogthum Preußen unter Albrecht von Brandenburg.
1529	Reichstag zu Speier. Protestation der lutherischen Fürsten u. Städte. Die Türken vor Wien.
1530	Reichstag zu Augsburg. Augsburger Konfession.
1531	Schmalkaldischer Bund.
1532	Religionsfriede zu Nürnberg.
1534	Georg Wullenweber von Lübeck.
1535	Wiedertäufer zu Münster.
1546	Tod Luther's 18. Febr. — Schmalkaldischer Krieg.
1547	Schlacht bei Mühlberg.
1552	Moritz von Sachsen liefert Metz, Toul u. Verdun an Frankreich aus. Passauer Vertrag.
1555	Religionsfriede zu Augsburg.
1556	Abdankung Karl's V.
1556–1564	**Ferdinand I.**
1564–1576	**Maximilian II.**
1566	Grumbach'sche Händel.
1576–1612	**Rudolf II.**
1608	Evangelische Union.
1609	Katholische Liga. — Majestätsbrief.
1611	Rudolf tritt an Matthias Böhmen ab.
1612–1619	**Matthias.**
1618–1648	Dreißigjähriger Krieg.
1618–1620	Böhmischer Krieg.
1618	Fenstersturz im Prager Schloß.
1619–1637	**Ferdinand II.**
1619	Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen.
1620	Schlacht am Weißen Berge.
1620–1624	Pfälzischer Krieg.
1622	Tilly, geschlagen bei Wiesloch, siegt bei Wimpfen u. Höchst.
1623	Die pfälzische Kurwürde an Bayern.
1625–1629	Niedersächsischer Krieg.
1625	Wallenstein kais. Generalissimus.
1626	Mansfeld bei Dessau, Christian von Dänemark bei Lutter geschlagen.
1628	Die Oberpfalz an Bayern, Mecklenburg an Wallenstein.
1629	Friede zu Lübeck mit Dänemark. — Restitutionsedikt.
1630–1635	Schwedisch-deutscher Krieg.
1630	Gustav Adolf landet in Pommern.
1631	Zerstörung Magdeburgs. — Schlacht bei Breitenfeld.
1632	Gustav Adolf in Bayern. — Tilly's Tod. — Schlacht bei Lützen. — Gustav Adolf's Tod.
1633	Oxenstierna schließt den Oberdeutschen Bund zu Heilbronn.
1634	Wallenstein's Ermordung. — Niederlage der Schweden bei Nördlingen.
1635	Prager Frieden zwischen dem Kaiser u. Sachsen.
1636–1648	Französisch-schwedischer Krieg.
1636	Baner siegt bei Wittstock.
1637–1657	**Ferdinand III.**
1639	Tod Bernhard's von Weimar. — Baner in Sachsen, Böhmen, Schlesien u. Oesterreich.
1640–1688	Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg.
1641	Baner's Tod.
1642	Torstensohn siegt bei Leipzig.
1646–1648	Wrangel u. Turenne in Bayern.
1648	Westfälischer Friede.

	Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.
c. 1518	**Blüte der italienischen Kunst (Raphael Sanzio. — Leonardo da Vinci. Michel Angelo. Tizian. Correggio).**
1519–1522	**Magelhaens umsegelt die Erde.**
c. 1520	Deutscher Humanismus (Reuchlin. Erasmus).
1523	Tod Ulrich's von Hutten u. Sickingen's. — Luther's Bibelübersetzung.
c. 1526	Blüte der deutschen Kunst (A. Dürer. P. Vischer. — H. Holbein).
1528	Luther's Katechismus. Volksschulen. Kirchenlied.
c. 1530	Hans Sachs, deutscher Meistersänger. **L. Ariosto, ital. Epiker. — Fr. Rabelais, franz. Satiriker.**
1540	**Loyola stiftet den Jesuitenorden.**
1541	Tod Theophrastus' Paracelsus u. Nikodemus Kopernikus'.
1546	Erster Kalender nach gegenwärtiger Einrichtung. — Weitverbreiteter Glaube an Alchemie u. Astrologie.
c. 1550	Merkator's Seekarten.
c. 1560	Verfall der bildenden Künste in Deutschland. — **Benvenuto Cellini, ital. Goldschmied; Paolo Veronese, ital. Maler.**
c. 1570	**Palestrina, ital. Kirchenmusiker.**
1580	**Franz Drake's Weltumseglung.**
1585	Kartoffeln in Europa.
c. 1590	Einfluß der Jesuiten auf das deutsche Schulwesen. — Kryptocalvinistische Verfolgungen.
c. 1600	Johann Kepler in Deutschland. — **Tycho de Brahe in Dänemark, Galilei in Italien.**
1606	**Australisches Festland entdeckt.**
c. 1610	Jakob Böhme, deutscher Mystiker. — **Bacon von Verulam, Naturphilosoph. — W. Shakespeare. — Cervantes, span. Romanschriftsteller.**
1611	Stehendes Heer in Brandenburg.
1615	Erste deutsche Zeitung.
c. 1620	Fremdherrschaft in deutscher Sitte, Sprache, Kunst, Wissenschaft u. Politik. — **Nachblüte italienischer Kunst (Guido Reni).** — Höhepunkt der bildenden Künste in den Niederlanden (Rubens, van Dyk).
c. 1624	Martin Opitz von Boberfeld. — Erste schlesische Dichterschule. Sprachgesellschaften.
c. 1626	Bogislav von Chemnitz, Hugo Grotius als Forscher auf dem Gebiete des Staatsrechtes berühmt.
1628	**Harvey entdeckt den Kreislauf des Blutes.**
c. 1630	**Descartes, franz. Philosoph u. Mathematiker. — Calderon de la Barca, span. Dramatiker.**
1631	Der Jesuit Friedrich von Spee bekämpft die Hexenprozesse.
1632	Höhepunkt des deutschen Söldnerheerwesens unter Wallenstein.
c. 1633	Seuchen u. Hungersnoth entvölkern Deutschland.
1638	**Drebbel erfindet das Thermometer.**
1639	Tod Martin Opitz'. — **Corneille (1606–1684), franz. Dramatiker.**
	Amos Comenius (Orbis pictus). — **Die Engländer in Ostindien.**
1643	**Erfindung des Barometers durch Torricelli. — Rembrandt (1606 bis 1674) holländ., Salvator Rosa (1615–1673) italienischer Maler.**
1644	Deutsche literarische Gesellschaft des Pegnitzer Blumenordens.
c. 1648	Paul Gerhard (1606–1676), deutscher Kirchenliederdichter. **John Milton (1608–1674), englischer Dichter (Verlorenes Paradies).**

	Allgemeine Geschichte.
1516–1556	Karl I. (V.) von Spanien.
1520	Stockholmer Blutbad.
1521–1526	Erster Krieg zwischen Franz I. u. Karl V.
1525	Schlacht bei Pavia.
1526	Sieg der Türken bei Mohacz.
1527–1529	Zweiter Krieg zwischen Franz I. u. Karl V.
1528	Andreas Doria, Doge von Genua.
1531	Zwingli fällt in der Schlacht bei Kappel.
1534	Heinrich VIII. von England sagt sich vom Papste los.
1535	Zug Karl's V. nach Tunis. — Pizarro erobert Peru.
1536	Johann Calvin in Genf.
1536–1538	Dritter Krieg zwischen Franz I. u. Karl V.
1541	Zug Karl's V. gegen Algier.
1542–1544	Vierter Krieg zwischen Franz I. u. Karl V.
1544	Friede zu Crespy.
1545	Eröffnung der Kirchenversammlung von Trient.
1556–1598	Philipp II. von Spanien.
1558	Tod Karl's V. im Kloster San Juste.
1558–1603	Elisabeth von England.
1568	Egmont u. Hoorn in den Niederlanden hingerichtet.
1572	Bartholomäusnacht in Paris.
1587	Hinrichtung der Maria Stuart.
1588	Die spanische Armada gegen England.
1598	Edikt von Nantes.
1600	Gründung der Ostindischen Compagnie.
1610	Ermordung Heinrich's IV. durch Ravaillac.
1610–1643	Ludwig XIII. von Frankreich.
1611–1632	Gustav Adolf von Schweden.
1621	Gustav Adolf im Kriege mit Polen. — Krieg gegen die franz. Hugenotten.
1624	Kardinal Richelieu franz. Premierminister.
1625–1649	Karl I. von England.
1625–1647	Heinrich II. von Oranien, Statthalter der Niederlande.
1628	Eroberung von La Rochelle. — Die Macht der Hugenotten gebrochen.
1629	Wegnahme der spanischen Silberflotte durch die Niederländer. — Waffenstillstand Gustav Adolf's mit Polen.
1629–1640	Karl I. von England regiert ohne Parlament.
1630	Lord Strafford, Minister Karl's I. — Verfolgung der Puritaner in England.
1631	Bündniß zwischen Frankreich u. Schweden. — Niederlage der Spanier auf der Schelde durch die Niederländer.
1632–1654	Christine Königin von Schweden.
1638	Unruhen in Schottland.
1640	Portugal reißt sich von Spanien los.
1640–1653	Das Lange Parlament in England.
1641	Hinrichtung Lord Strafford's.
1642	Ausbruch des Bürgerkrieges in England. — Oliver Cromwell. — Richelieu's Tod.
1643–1715	Ludwig XIV. von Frankreich. — Mazarin Premierminister.
1645	Schlacht bei Naseby. — Karl I. flieht zu den Schotten.
1647	Auslieferung Karl's I. an das Parlament. — Empörung des Masaniello in Neapel.
1648	Cromwell's Feldzug gegen die Schotten. — Das englische Rumpfparlament. — Niederlande u. Schweiz vom Deutschen Reiche rechtlich unabhängig.

VII. Zeitraum. Vom Westfälischen Frieden bis zum Tode Friedrich des Großen (1648—1786).

Deutsche Geschichte.

1658—1705	**Leopold I.**
1663—1806	Ständiger Reichstag zu Regensburg.
1675	Sieg des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg über die Schweden bei Fehrbellin.
1681	Straßburg französisch.
1683	Die Türken vor Wien geschlagen.
1688	Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen.
1688—1713	Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg.
1692	Hannover erhält die Kurwürde.
1701	Preußen ein Königreich.
1704	Prinz Eugen u. Marlborough siegen über die Franzosen bei Höchstädt.
1705—1711	**Josef I.**
1706	Karl XII. in Sachsen. Frieden zu Altranstädt.
1711—1740	**Karl VI.**
1713—1740	Friedrich Wilhelm I. König von Preußen.
1714	Friede zu Rastatt u. Baden.
1733	August III. von Sachsen König von Polen.
1740—1786	Friedrich II. der Große.
1740—1780	Maria Theresia.
1740—1742	Erster schlesischer Krieg.
1741	Schlacht bei Mollwitz.
1742	Schlacht bei Chotusitz. — Friede zu Breslau.
1742—1745	**Karl VII.** (von Bayern).
1744—1745	Zweiter schlesischer Krieg.
1745	Preußens Siege bei Hohenfriedberg, Sorr u. Kesselsdorf. Friede zu Dresden.
1745—1765	**Franz I.** (von Lothringen).
1748	Friede zu Aachen.
1756—1763	Siebenjähriger Krieg.
1756	Schlacht bei Lowositz.
1757	Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach u. Leuthen.
1758	Schlachten bei Zorndorf u. Hochkirch.
1759	Schlachten bei Minden u. Kunersdorf.
1760	Schlachten bei Liegnitz u. Torgau.
1762	Friede u. Bündniß Friedrich's II. mit Peter III. von Rußland.
1763	Friede zu Hubertusburg.
1765—1790	**Josef II.**
1778—1779	Bayerischer Erbfolgekrieg.
1785	Deutscher Fürstenbund.
1786	Tod Friedrich des Großen.

Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.

1654	Erfindung der Luftpumpe durch Otto von Guericke.
1656	Huygens erfindet die Pendeluhren.
c. 1670	**Baruch Spinoza (1632—1677).**
c. 1685	Leibnitz (1646—1716). — **Newton (1642—1727), engl. Physiker.**
1687	Vervollkommnung der Brennspiegel durch Tschirnhausen.
c. 1690	Jakob Spener (1635—1705), Pietist. — **Racine (1639—1699), franz. Dramatiker.**
1694	Universität Halle.
c. 1700	**Anfänge der Dampfmaschine (Papin 1690, Newcomen 1711).**
1706	Bottiche̲r erfindet das Porzellan.
1709	Müller erfindet die Stereotypie.
1722	Zinzendorf gründet die Brüdergemeinde zu Herrnhut. — Christian Wolf (1679—1754), Philosoph.
1730	Gottsched, Professor in Leipzig. — **Voltaire (1694—1778), Edward Young (1681—1751).**
c. 1740	Klassische Zeit der deutschen Musik durch Sebastian Bach († 1750), Händel († 1759), Gluck († 1787). Gellert's († 1769) Fabeln.
1747	Erste Realschule zu Berlin.
1752	**Franklin erfindet den Blitzableiter.**
1763	Joh. Winckelmann's Kunstgeschichte.
1765	Gründung der Freiberger Bergakademie. — **James Watt erfindet die Dampfmaschine.**
1768—1771	**Cook's erste Erdumsegelung.**
c. 1770	Klopstock (1724—1803). — Lessing (1729—1781). — **Die franz. Literatur der Aufklärung: Diderot († 1784), d'Alembert († 1783), Holbach († 1789), Rousseau († 1778).**
1772	Göttinger Dichterbund.
1773	Goethe's „Götz von Berlichingen." — **Aufhebung des Jesuitenordens.**
1774	Goethe's „Werther".
1776	Herder, Goethe u. Wieland in Weimar. — Stiftung des Illuminatenordens. — Rosenkreuzer.
1781	Schiller's „Räuber". — **Alfieri (gest. 1803), ital. Dramatiker. — Beaumarchais (gest. 1799), franz. Lustspieldichter.** — Kant's „Kritik der reinen Vernunft".
1783	**Erfindung des Luftballons durch Montgolfier.**
1786	**Galvani entdeckt den Galvanismus.**

Allgemeine Geschichte.

1648—1653	Bürgerkrieg der Fronde in Frankreich.
1649	Hinrichtung Karl's I. von England.
1653—1658	Cromwell Protektor.
1660—1685	Karl II., König von England.
1672—1678	Krieg Frankreichs u. Englands gegen die Niederlande.
1678	Friede zu Nimwegen.
1680	Reunionskammer Ludwig's XIV.
1685	Aufhebung des Ediktes von Nantes.
1689—1725	Peter der Große von Rußland.
1697	Friede zu Ryswick.
1697—1718	Karl XII. von Schweden.
1700—1718	**Nordischer Krieg.**
1701—1714	**Spanischer Erbfolgekrieg.**
1703	Gründung Petersburgs.
1706	Marlborough besiegt die Franzosen bei Ramillies. — Eugen von Savoyen siegt bei Turin.
1708	Eugen u. Marlborough siegen bei Oudenarde.
1709	Karl XII. bei Pultawa geschlagen. — Schlacht bei Malplaquet.
1713	Friede zu Utrecht.
1715—1774	Ludwig XV. von Frankreich.
1718	Karl XII. fällt bei Friedrichshall.
1733—1735	Polnischer Erbfolgekrieg.
1741—1762	Elisabeth Kaiserin von Rußland.
1744	Die Pompadour am Hofe Ludwig's XV.
1747	Die Statthalterwürde der Niederlande wird erblich im Hause Oranien.
1755	Pascal Paoli in Corsica.
1756—1763	Krieg zwischen Frankreich u. England.
1757	William Pitt englischer Minister.
1760	Canada den Franzosen entrissen.
1761	Die Engländer vernichten die franz. Macht in Indien.
1762—1796	Katharina II. von Rußland.
1763	Friede zu Paris.
1768	Corsica von Genua an Frankreich abgetreten.
1768—1774	Russisch-türkischer Krieg.
1772	Erste Theilung Polens.
1774—1782	Krieg Englands gegen die nordamerikanischen Kolonien.
1774—1793	Ludwig XVI. von Frankreich.
1783	Friede zu Versailles.

VIII. Zeitraum. Vom Tode Friedrich des Großen bis zum Schluß des Wiener Kongresses (1787—1815).

Deutsche Geschichte.

1790—1792	**Leopold II.**
1792—1802	Revolutionskrieg.
1792—1806	**Franz II.** letzter deutscher Kaiser.
1792	Krieg in der Champagne. — Custine nimmt Mainz.
1793	Sieg der Preußen bei Kaiserslautern (30. Nov.).
1795	Friede zu Basel zwischen Frankreich u. Preußen.
1797	Friede zu Campo Formio zwischen Frankreich u. Oesterreich.
1797—1840	Friedrich Wilhelm III. von Preußen.
1798	Zweite Koalition gegen Frankreich.
1800	Erzherzog Johann bei Hohenlinden (3. Dez.) besiegt.
1801	Friede zu Lüneville zwischen Frankreich, Oesterreich u. dem D. Reiche.
1804	Franz I. Erbkaiser von Oesterreich.

Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.

1787	Goethe in Italien: „Iphigenie", „Egmont", „Tasso". — Schiller's „Don Carlos". — W. A. Mozart's (1756 bis 1791) Opern.
1792	Clubisten in Mainz (G. Forster, Böhmer).
1794	Fichte's Wissenschaftslehre. — Die Philologen F. A. Wolf in Göttingen u. Gottfried Hermann in Leipzig. — Erfindung des Steindruckes durch Senefelder.
1796	**Jenner entdeckt das Schutzmittel der Kuhpockenimpfung.**
1797	Goethe's „Hermann u. Dorothea". — Romantische Schule. — Schelling's (1775—1854) Naturphilosophie. — Haydn's (1731—1809) „Schöpfung". — **Canova (1757—1822), ital. Bildhauer.**

Allgemeine Geschichte.

1789	Erstürmung der Bastille in Paris. — Jakobiner.
1791	Flucht Ludwig's XVI. — Eröffnung der Gesetzgebenden Versammlung. — Girondisten.
1792	Erstürmung der Tuilerien. — Nationalkonvent. — Frankreich eine Republik. — Dumouriez in Belgien.
1793	Hinrichtung Ludwig's XVI. — Aufstand in der Vendee. — Schreckensherrschaft. — Robespierre. Zweite Theilung Polens.
1794	Sturz des Schreckenssystems. — Vordringen der Franzosen in Italien. — Kosziusko in Polen.
1795	Dritte Theilung Polens. — General Bonaparte. — Direktorium in Paris.

Deutsche Geschichte.

1805	Dritte Koalition gegen Frankreich. — Uebergabe von Ulm (20. Okt.). Schlacht bei Austerlitz (2. Dez.). Friede zu Preßburg.
1806	Rheinbund. Auflösung des Deutschen Reiches. Treffen bei Saalfeld (10. Okt.). Schlacht bei Jena u. Auerstädt (14. Okt.).
1807	Schlacht bei Eilau (8. Febr.) u. Friedland (14. Juni). — Friede zu Tilsit. — Jérôme, König von Westfalen.
1808	Stein u. Scharnhorst in Preußen.
1809	Aufstand der Tiroler. Andreas Hofer. Einzug der Franzosen in Wien (13. Mai). Erzherzog Karl siegt bei Aspern u. Eßlingen (21.—23. Mai). — Napoleon siegt bei Wagram (5. 6. Juli). — Friede zu Wien.
1810	Hardenberg in Preußen, Metternich in Oesterreich. — Königin Luise stirbt. — Die Weser-, Elbe- u. Travemündungen französisch.
1812	Kongreß zu Dresden. Konvention des preußischen Generals York mit den Russen zu Tauroggen.
1813	Bündniß zu Kalisch zwischen Preußen u. Rußland. — Erhebung des preußischen Volkes. — Schlacht bei Lützen (2. Mai), bei Bautzen (20. Mai). — Waffenstillstand (17. Aug.). — Oesterreich tritt den Verbündeten bei (19. Aug.). — Bülow siegt bei Großbeeren (23. Aug.), Blücher an der Katzbach (26. Aug.). — Napoleon bei Dresden (26—27. Aug.), Bülow bei Dennewitz (6. Sept.). — Völkerschlacht bei Leipzig (16—19. Okt.). — Napoleon's Rückzug. — Schlacht bei Hanau (28—29. Okt.). — Zerfall des Rheinbundes.
1814	Die Verbündeten in Frankreich. Schlacht am Montmartre (30. März). — Einzug in Paris (31. März). — Friede zu Paris (30. Mai).
1814—1815	Kongreß zu Wien.
1815	Deutsche Bundesakte (8. Juni). — Schlacht bei Waterloo (18. Juni). — Einzug in Paris (16. Juli). — Zweiter Friede zu Paris (20. Nov.).

Kulturgeschichte Deutschlands u. der **anderen Länder.**

1799	Schiller's „Wallenstein" u. Lied von der Glocke. — Jean Paul Fr. Richter's (1763—1825) Romane. — **Erfindung der Volta'schen Säule. — Jacquard erfindet den Kunstwebstuhl.**
1799—1804	Alexander von Humboldt's u. Bonpland's Reisen in Südamerika. — Blüte der Naturwissenschaften: Olbers, Gauß, Leopold von Buch.
c. 1800	Ludwig Tieck's (1773—1853) u. A. W. Schlegel's (1767—1845) Kritik. — Shakespeare's Uebersetzung.
1801	Schiller's „Wilhelm Tell". — Beethoven's (1770—1827) Symphonien.
1804	Heinrich Pestalozzi (1746—1827), Pädagog.
1805	Schiller's Tod. — **A. Thorwaldsen, dänischer Bildhauer.**
1808	Städteordnung u. allgemeine Wehrpflicht in Preußen.
1809	Galvanischer Telegraph von Sömmering.
1810	Universität zu Berlin: W. von Humboldt, Niebuhr, Fichte, Schleiermacher, Savigny, Eichhorn. — Turnvater Jahn.
c. 1812	Schicksalstragödie (Zacharias Werner, Müllner, Grillparzer).
c. 1813	Patriotische Dichtungen von E. M. Arndt (1769—1860). — Theodor Körner (1791—1813) u. Max von Schenkendorf (1784—1817). — **Walter Scott (1771—1832), engl. Dichter: Balladen u. Romane. — Laplace (1749—1827), franz. Mathematiker u. Astronom. — Decandolle (1778—1841), Botaniker.**
1814	Joseph Görres u. Friedrich Gentz deutsche Publizisten. — **Benjamin Constant.** — Erklärung der Mächte des Wiener Kongresses gegen den Sklavenhandel.
1815	Ludwig Spohr Opernkomponist. — **Lord Byron (1788—1824), engl. Dichter. — Sicherheitslampe erfunden von Davy.**

Allgemeine Geschichte.

1796	Bonaparte in Italien. — Siege bei Lodi u. Arcole. — Französischer Staatsbankerutt.
1797	Bonaparte siegt bei Rivoli.
1798—1800	Expedition nach Aegypten.
1798	Römische Republik. — Pyramidenschlacht. — Seeschlacht bei Abukir.
1799	Bonaparte erster Konsul. — Suwarow's Zug durch Graubündten.
1800	Schlacht bei Marengo.
1801—1825	Alexander I. von Rußland.
1802	Bonaparte lebenslänglicher Konsul. — Friede zu Amiens.
1804	Frankreich unter Napoleon ein Kaiserreich.
1805	Seeschlacht bei Trafalgar.
1806	Josef Bonaparte, König v. Neapel. Louis Bonaparte, König v. Holland.
1807	Die Engländer bombardiren Kopenhagen.
1808	Krieg der Spanier gegen die Franzosen.
1810	Bernadotte, Kronprinz von Schweden.
1811	Ausrottung der Mameluken in Aegypten.
1812	Russisch-französischer Krieg: Schlacht bei Borodino, Brand von Moskau, Uebergang über die Beresina. — Wellington siegreich in Spanien. — Kriegserklärung des nordamerikan. Kongresses gegen England.
1813	Bündniß Dänemarks mit Frankreich — Erhebung Hollands gegen Napoleon. — Wellington's Sieg bei Vittoria.
1814	Norwegen von Dänemark an Schweden abgetreten. — 6. April Ludwig XVIII. König von Frankreich. — 4. Mai Napoleon auf Elba.
1815	1. März landet Napoleon bei Cannes. — 20. März Ankunft in Paris. — Achtserklärung gegen Napoleon. — 18. Okt. Ankunft auf St. Helena. — Unabhängigkeitserklärung von Mexiko. — Stiftung des Heiligen Bundes.

IX. Zeitraum. Von der Gründung des Deutschen Bundes bis auf die Gegenwart.

Deutsche Geschichte.

1816	Frankfurter Bundesversammlung. — Sachsen-Weimar erhält eine landständische Verfassung.
1817	Wartburgsfest (18. Okt.).
1818	Bayern erhält eine landständische Verfassung.
1819	Verfassungen in Baden u. Württemberg. — Ermordung Kotzebue's durch Sand. — Karlsbader Beschlüsse. — „Demagogen"-Verfolgung.
1820	Wiener Schlußakte (8. Juni).
1821	Verfassung in Hessen-Darmstadt.
1828	Anfänge des deutschen Zollvereins.
1830	Unruhen in Deutschland. — Verfassung in Braunschweig.
1831	Verfassungen in Kurhessen u. Sachsen.
1832	Hambacher Fest.
1833	Frankfurter Attentat; Reaktion; Wiener Konferenzen; Beschränkung der Presse u. der landständischen Gerechtsame.
1833—35	Beitritt sämmtlicher mittel- u. süddeutschen Staaten (außer Oesterreich) zum Zollverein.
1835	Kaiser Franz I. von Oesterreich stirbt; ihm folgt Ferdinand I. (bis 1848).

Kulturgeschichte Deutschlands u. der **anderen Länder.**

1817	Reformationsjubiläum. — Universität Halle-Wittenberg.
1818	Stiftung der Universität Bonn. — Hegel als Lehrer der Philosophie in Berlin. — **Erste Nordpolfahrt des Kapitän Roß.**
1819	Stein gründet die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. — Jakob Grimm's „Deutsche Grammatik".
1820	**Oersted entdeckt den Elektromagnetismus.**
1821	**John St. Mill.** — Schleiermacher's Werk „Der christliche Glaube". — **Auftauchen des St.-Simonismus.**
1822	Union der evangelischen Kirche in Preußen. — 1. Naturforscherverf.
1824	**Byron's Tod.** — Herbart.
1825	Ludwig I., König von Bayern, begründet die Glyptothek u. Pinakothek in München. — Kunstschulen in Düsseldorf u. München. Heß, Schadow, Lessing, Kaulbach. — Jean Paul stirbt. — **Victor Hugo, Hauptvertreter der romantischen Dichterschule in Frankreich.**
1826	Universität in München. — Platen's Lustspiele; Heine's „Reisebilder".

Allgemeine Geschichte.

1818	Kongreß zu Aachen. — Aufnahme Frankreichs in den Heiligen Bund.
1820	Aufstände in Italien u. Spanien.
1821	Griech. Freiheitskampf; Philhellenen. Kongreß zu Laibach (Abänderung der Verfassung in Neapel zu Gunsten des Königs).
1822	Kongreß zu Verona (Verfassungsänderung in Spanien).
1824	Tod Ludwig's XVIII. von Frankreich; Thronbesteigung Karl's X.
1826	Pedro, Sohn Johann's VI. von Portugal, Kaiser von Brasilien.
1827	Seeschlacht bei Navarin, in welcher die türk. Flotte vernichtet wird (20. Okt.). — Befreiung Griechenlands.
1828	Krieg Rußlands mit der Türkei.
1829	Friede von Adrianopel; Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands. — Emanzipationsakte in England; Canning.
1830	Juliordonnanzen in Frankreich (Aufhebung der Preßfreiheit, Auflösung der Kammern, Umänderung des Wahlgesetzes; Ausbruch der Julirevolution (28. Juli); Vertreibung der Bourbons; Ludwig Philipp von

Deutsche Geschichte.

1837 Ernst August, König von Hannover; Verfassungsbruch; Protest u. Entlassung der Göttinger Sieben (die Brüder Grimm, Gervinus, Dahlmann u. s. w.).

1840 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Versuche einer Reorganisation des preuß. Staates mit ständischer Gliederung. Streitigkeiten mit der kathol. Kirche u. Nachgiebigkeit gegen dieselbe.

1841—43 Reaktionäre Ministerien in Bayern (Abel), Baden (Blittersdorf), Hessen-Darmstadt (Hassenpflug u. s. w.). Wachsen der demokrat. Opposition.

1846 „Offener Brief" Christian's VIII. von Dänemark (8. Juli); Danisirungsversuche u. oppositionelle Bewegung in Schleswig-Holstein. — Sänger- u. Turnvereine in Deutschland.

1847 Verfassungspatent in Preußen (3. Febr.); Zusammentritt des Vereinigten Landtags (11. April). — Sturz des ultramontanen Ministeriums Abel in Bayern (Febr.); liberales Ministerium in Baden.

1848 Revolution in Wien (13.—15. März); Entlassung Metternich's u. Sedlnitzky's. Unruhen in Berlin (13. März). — Aufstand (18. u. 19. März); Neubildung des Ministeriums unter Camphausen (29. März). — Abdankung König Ludwig's von Bayern (20. März). — In Schleswig-Holstein wächst nach dem Tode Christian's VIII. von Dänemark (20. Jan.) die antidänische Bewegung; Einsetzung einer Provisorischen Regierung (24. März). — Vorparlament in Frankfurt (31. März). — Niederwerfung des bad. Aufstandes u. Erstürmung des Danewerks (im April). — Zusammentritt des deutschen Parlaments in Frankfurt (18. Mai). — Erzherzog Johann von Oesterreich, Reichsverweser; Waffenstillstand von Malmö (26. Aug.). — In Preußen oktroyirt das neue Ministerium Brandenburg-Manteuffel eine Verfassung (5. Dez.). Publizirung der deutschen Grundrechte (28. Dez.). — Revolution in Wien, durch Windischgrätz niedergeworfen (29. Okt.); Robert Blum erschossen (9. Nov.); Kaiser Ferdinand dankt zu Gunsten Franz Josef's I. ab.

1849 Friedrich Wilhelm IV. wird vom Frankfurter Parlament zum deutschen Kaiser erwählt (27. März), lehnt diese Würde jedoch ab (3. April). — Republikanische Erhebungen in Süddeutschland. — Wiederaufnahme des Schleswig-Holsteinischen Krieges; Schlacht bei Eckernförde (5. April), bei Düppel (13. April), bei Kolding (23. April). — Uebersiedelung des Parlaments nach Stuttgart. — Auflösung desselben (18. Juni). — Preußens Unionspolitik (Radowitz); Dreikönigsbündniß (26. Mai).

1850 Erfurter Parlament (20. März bis 29. April). Wiederherstellung des Bundestages. Verfassungsstreit in Kurhessen; Ministerium Hassenpflug (seit Febr. 1850); Oesterreich u. der Bund interveniren zu Gunsten des letzteren, Preußen zu Gunsten der Verfassung. Manteuffel preuß. Minister des Auswärtigen; Zusammenstoß bei Bronzell (8. Nov.); Preußens diplomat. Niederlage in Olmütz.

Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.

1827 Beethoven's u. Pestalozzi's Tod.

1829 Christian Grabbe; Börne's dramaturgische Schriften. **Alexander Dumas.**

1831 Goethe's „Faust" 2. Theil. Hegel's Tod (14. Nov.).

1832 Goethe's Tod (22. März). Wilh. v. Humboldt's sprachvergleichende Studien. **Walter Scott stirbt.**

1833 Gründung des Oesterreich. Lloyd in Triest.

1835 Eröffnung der ersten (Dampf-)Eisenbahn in Deutschland (von Nürnberg nach Fürth). — Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen"; Dahlmann's „Politik"; D. F. Strauß' „Leben Jesu". „Das junge Deutschland" (Gutzkow, Laube, Mundt u. A.).

1836 Errichtung der deutschen Buchhändlerbörse in Leipzig.

1837 **Carey (amerik. Nationalökonom),** „Grundsätze der polit. Oekonomie".

1838 Dampfschiffahrt auf deutschen Flüssen. **Erfindung der Daguerreotypie.**

1840 Berufung von Schelling, Tieck u. A. nach Berlin. Liebig's „Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur rc."

1842 Der Ausbau des Kölner Doms wird mit Unterstützung Friedrich Wilhelm's IV. in Angriff genommen.

1843 Berthold Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten". — L. A. Feuerbach's (1804—72) „Grundsätze der Philosophie der Zukunft".

1844 Deutschkatholische Bewegung. Eröffnung des Ludwig-(Donau-Main-)Kanals.

1845 Alexander v. Humboldt's „Kosmos".

1846 Erste Germanistenversammlung (im Sept. zu Frankfurt a. M.). — Erfindung der Schießbaumwolle (durch Schönlein). — Tod des Nationalökonomen Friedrich List (geb. 1789).

1847 **Das Projekt des Suezkanals.** — Mendelssohn-Bartholdy's Tod. — Stahl's „Lehre vom christlichen Staat". — Gutzkow's „Uriel Acosta"; Laube's „Karlsschüler". — Vischer's „Aesthetik".

1848 **Ausbeutung des Elektromagnetismus für den Weltverkehr (Telegraphenlinien).** — Berzelius (berühmter Chemiker, Entdecker des Selen, Lithion u. s. w., geb. 1779) stirbt.

1849 Heinrich Barth tritt seine Reise nach Afrika an. — Richard Wagner stellt die Theorie des „Musikdramas" auf u. gründet die neue Schule der Zukunftsmusiker.

1850 Schulze-Delitzsch regt die Gründung von Vorschußvereinen in Deutschland an. — **Erster unterseeischer Telegraph zwischen Dover u. Calais.** — **Entdeckung von Gold in Australien** (Melbourne).

1851 **Weltausstellung in London.**

1852 J. u. W. Grimm's „Deutsches Wörterbuch".

1854 Eröffnung der Semmeringbahn (15. Juli). — Gust. Freytag's „Journalisten"; Mommsen's „Römische Geschichte"; W. Roscher's „System der Volkswirthschaft". — Proklamation des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariä (8. Dez.).

1855 Freytag's Roman „Soll u. Haben". — **Erste Weltausstellung in Paris.**

Allgemeine Geschichte

Orleans, König von Frankreich (Bürgerkönigthum, 9. Aug.). — Losreißung Belgiens von Holland. Polnische Revolution. Wilhelm IV., König von England.

1832 Otto von Bayern, König von Griechenland. — Polen verliert seine Verfassung u. wird russische Provinz.

1833 Ferdinand VII. von Spanien stirbt; Kampf zwischen den Karlisten u. Christinos.

1836 Südaustralien englische Kolonie. Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte in Straßburg.

1837 Victoria I., Königin von England. Bewegung in Irland (O'Connel), Ausdehnung der engl. Herrschaft in Ostindien, Kämpfe mit China (1839 bis 1842), Oeffnung chinesischer Häfen, Milderung der Korngesetze unter dem Ministerium Peel.

1840 Frankreich unterstützt Aegypten gegen die Türkei u. droht Deutschland mit einem Rheinkriege.

1841 Königin Christine von Spanien entsagt der Regentschaft, die Espartero übernimmt.

1843 Narvaez vertreibt Espartero; Isabella tritt die Regierung an.

1846 Papst Pius IX. Einverleibung Krakau's in den österreich. Kaiserstaat. — Abschaffung der Korngesetze in England.

1848 Aufstände in Sizilien (12. Jan.) u. Neapel (29. Jan.); Karl Albert von Sardinien stellt sich an die Spitze der nationalen Bewegung. — Februar-Revolution in Frankr.; Vertreibung Ludwig Philipp's (24. Feb.) u. Verkündigung der Republik; sozialist. Aufstand, durch Cavaignac unterdrückt (im Juni). — Windischgrätz bewältigt den Aufstand der Tschechen (15.—17. Juni). — Konflikt zwischen Ungarn u. Kroatien (Jellachich). — Radetzky schlägt Karl Albert bei Custozza (25. Juli). — Revolution in Ungarn (im Sept.; Kossuth — Haynau). — Flucht des Papstes (im Nov.); Rom wird zur Republik erklärt. — Prinz Ludwig Bonaparte Präsident der Franz. Republik (10. Dez.).

1849 Sturz der röm. Republik durch die Franzosen (im Juni). — Schlacht bei Novara; Thronentsagung Karl Albert's; Victor Emanuel II., König von Sardinien.

1851 Staatsstreich des Prinz-Präsidenten Ludwig Napoleon (2. Dez.).

1852 Londoner Konferenzen u. Protokoll vom 8. Mai (in welchem das Thronfolgerecht der — dänischen — Glücksburger Linie in Schleswig-Holstein festgesetzt wird). — Napoleon III. Kaiser der Franzosen. — Wiedereintritt Palmerston's ins engl. Ministerium.

1853 Rußland nimmt das Protektorat über die christl. Unterthanen der Pforte in Anspruch (im März) u. besetzt die Moldau u. Walachei (im Juli). — Beginn des Krimkrieges (im Okt.), den Rußland gegen die mit England, Frankreich u. Sardinien verbündete Türkei führt.

1854 Belagerung von Silistria (April bis Juni); Schlacht an der Alma (20. Sept.) u. bei Interman (5. Nov.).

1855 Tod des Kaisers Nikolaus (2. März). — Regierungsantritt Alexander's II. Einnahme von Sebastopol (8. Sept.).

Deutsche Geschichte

1851 Preußen beschickt den Bundestag wieder; Schleswig-Holstein an Dänemark preisgegeben; Reaktion.

1853 Handelsvertrag des wiederhergestellten Zollvereins mit Oesterreich.

1855 Konkordat Oesterreichs mit dem Papst.

1857 Prinz Wilhelm von Preußen übernimmt die Regentschaft (23. Okt.) u. beruft das liberale Ministerium Auerswald-Schwerin.

1859 Gründung des Nationalvereins.

1860 Verkündigung eines Staatsgrundgesetzes in Oesterreich (20. Okt.).

1861 Friedrich Wilhelm IV. stirbt (2. Jan.) Wilhelm I., König von Preußen. Bildung der deutschen Fortschrittspartei.

1862 Verfassungskonflikt in Preußen. v. Bismarck, preuß. Ministerpräsident.

1863 Fürstenkongreß in Frankfurt (17. Aug.). Lassalle stellt sich an die Spitze der sozialdemokrat. Bewegung.

1864 Schleswig-holsteinischer Krieg u. Erstürmung der Düppeler Schanzen. Dänemark tritt im Wiener Frieden (30. Okt.) die Herzogthümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg an Oesterreich u. Preußen ab.

1865 Im Gasteiner Vertrag (14. Aug.) verzichtet Oesterreich zu Gunsten Preußens auf Lauenburg; Schleswig-Holstein bleibt vorläufig im gemeinschaftlichen Besitze beider Staaten.

1866 Preußen weigert sich, den Erbprinzen von Augustenburg anzuerkennen. Mobilisirungsbeschluß in der Bundestagssitzung vom 14. Juni. Preußisch-österreichischer (Deutscher) Krieg. — Schlacht bei Königgrätz (3. Juli). Prager Frieden (23. Aug.). — Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Hessen-Homburg, Nassau u. Frankfurt in Preußen. — Begründung des Norddeutschen Bundes.

1867 Konstituirender Reichstag des Norddeutschen Bundes (24. März).

1868 Deutsches Zollparlament.

1870 Frankreich erklärt Preußen anläßlich der Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern für den span. Thron (19. Juli) den Krieg (Deutsch-französ. Krieg), an welchem nebst sämmtlichen Norddbundstaaten auch Bayern, Württemberg u. Baden unter Preußens Führung theilnehmen. — Schlachten bei Wörth u. Spichern (6. Aug.), bei Metz (14., 16. u. 18. Aug.) u. Sedan (1. Sept.); Kapitulation von Sedan (Gefangennahme Napoleon's III. 2. Sept.); Einnahme von Straßburg (28. Sept.), von Orleans (11. Okt.), von Metz (27. Okt.).

1871 Ausrufung des Deutschen Kaiserreiches im Schlosse zu Versailles (18. Jan.). — Uebertritt der Bourbaki'schen Armee auf Schweizer Gebiet (1. Febr.). Kapitulation von Belfort (16. Febr.). — Friedenspräliminarien von Versailles (26. Febr.). Einzug in Paris (1. März). Eröffnung des ersten deutschen Reichstags in Berlin (21. März). — Frankfurter Frieden (20. Mai; Frankreich zahlt 5 Milliarden Kriegskosten u. tritt Elsaß-Lothringen an das Deutsche Reich ab). Erneuerung des Handelsvertrags zwischen Deutschland u. Frankr.

1872 Schulaufsichtsgesetz u. Inangriffnahme der kirchenpolitischen Gesetzgebung in Preußen (Kultusminister Dr. Falk).

1873 Graf Roon preuß. Ministerpräsident

Kulturgeschichte Deutschlands u. der anderen Länder.

1856 **Reformen in Rußland: Aufhebung der Leibeigenschaft.** — Robert Schumann (deutscher Komponist; geb. 8. Juli 1810) stirbt 29. Juli.

1857 Erster Kongreß deutscher Volkswirthe zu Gotha (Schulze-Delitzsch). **Buckle's Geschichte der Civilisation in England (— 1861).**

1858—65 „Geschichte Friedrich des Großen" von **Thomas Carlyle (engl. Kulturhistoriker, Biograph u. ausgezeichneter Kenner der deutschen Literatur, geb. 1795).** — Bunsen's „Bibelwerk".

1859 **Darwin's Lehre von der „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl"** (in Deutschland hauptsächlich durch Karl Vogt verbreitet).

1860 Der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer (geb. 1788) stirbt. — Friedrich Spielhagen Romanschriftsteller (geb. 1829).

1862 **Zweite Weltindustrieausstellung zu London.**

1864 Genfer Konvention (22. Aug.). Der Komponist G. Meyerbeer (geb. 1794) stirbt (2. Mai). — **Im Syllabus u. in der Encyklika Pius' IX. wird der modernen Kultur der Krieg erklärt u. das Unfehlbarkeitsdogma angekündigt (8. Dez.).**

1866 Diesterweg, deutscher Pädagog, stirbt (7. Juli). — **Livingstone tritt seine große Afrikareise an.**

1867 Eröffnung der Brennerbahn (24. Aug.). — **Zweite Weltausstellung in Paris.**

1868 Erste deutsche Nordpolexpedition (unter Koldewey). Bonaventura Genelli (deutscher Maler) stirbt 13. Nov.

1869 Zweite deutsche Nordpolfahrt (unter Koldewey). — **Eröffnung der Pacificbahn** (Verbindung des Stillen mit dem Atlantischen Ozean, 10. Juni) u. **des Suezkanals** (17. Nov.). **Direkte Telegraphenverbindung zwischen England u. Ostindien.** — **Eröffnung des Vatikan. Konzils (8. Dez.).** — **Dickens (engl. Romanschriftsteller) stirbt (9. Juni).** E. v. Hartmann's „Philosophie des Unbewußten".

1870 **Proklamirung des Dogmas von der päpstl. Unfehlbarkeit (18. Juli).** Altkatholische Bewegung (Döllinger, Friedrich Michelis, Schulte u. s. w.). — **Eröffnung des Mont-Cenistunnels (17. Sept.) u. der Mont-Cenisbahn (16. Okt.).** Gründung einer „deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie u. Urgeschichte".

1871 Tod des franz. Komponisten **Auber,** des franz. Romanschriftstellers **Paul de Kock,** der deutschen Maler P. v. Heß u. M. v. Schwind.

1872 Vertreibung des Jesuitenordens aus Deutschland. — Eröffnung der deutschen Reichsuniversität Straßburg (1. Mai). — Gründungen in Deutschland u. Oesterreich. — Der Soziale Kongreß in Eisenach („Kathedersozialisten").

1873 **Bulwer (engl. Romanschriftsteller) stirbt (18. Jan.).** Wiener Weltausstellung.

Allgemeine Geschichte.

1856 Pariser Frieden (30. März).

1857 Aufstand in Indien; Erstürmung von Delhi.

1858 Attentat Orsini's auf Napoleon III.

1859 Napoleon III. unterstützt Cavour's italienische Einheitspolitik; Vertreibung der Fürstenfamilien von Toskana, Parma u. Modena — Italienischer Krieg, geführt von Frankreich u. Sardinien einerseits u. Oesterreich andererseits. Oesterreich wird bei Magenta (4. Juni) u. Solferino (24. Juni) geschlagen u. tritt im Frieden von Villafranca (12. Juli) die Lombardei an Sardinien ab.

1860 Toskana, Parma u. Modena fallen an Piemont, welches Savoyen u. Nizza an Frankreich abtritt. Garibaldi's **Feldzug in Unteritalien; Neapel u. Sizilien, Umbrien u. die Marken werden Piemont einverleibt.**

1861 Victor Emanuel nimmt den Titel eines Königs von Italien an. — Cavour stirbt. — Französische Expedition nach Mexiko. — Ausbruch des nordamerikan. Bürgerkriegs (im April).

1863 Erzherzog Maximilian von Oesterreich läßt sich unter franz. Schutze zum Kaiser von Mexiko ausrufen.

1864 Beendigung des nordamerik. Bürgerkriegs (im Mai; Präsident Lincoln ermordet).

1865 Palmerston (engl. Ministerpräsident 1855—58 u. 1859—65) stirbt (18. Okt.).

1866 Allianzvertrag Italiens mit Preußen; ersteres greift Oesterreich an, wird aber bei Custozza geschlagen (24. Juni). — Intervention Napoleon's III.; Einverleibung Venetiens in das Königreich Italien. — Beust, österreich. Minister des Auswärtigen; Ausgleichung mit Ungarn (Dualismus).

1867 Abzug der Franzosen aus Mexiko u. Erschießung des Kaisers Maximilian. — Wahlreform in England; abessinischer Feldzug.

1868 Vertreibung der Königin Isabella von Spanien (im Sept.).

1870 Ministerium Ollivier u. Plebiszit in Frankreich. — Sturz des Kaiserreichs u. Einsetzung einer provisorischen Regierung unter Vorsitz Louis Trochu's (4. Sept.). — Einverleibung des Kirchenstaates in das Königreich Italien, zu dessen Hauptstadt Rom erklärt wird (im Okt.). — Herzog Amadeus von Aosta wird zum König von Spanien erwählt (im Nov.).

1871 Die 12. Febr. in Bordeaux eröffnete Nationalversammlung ernennt Thiers zum Chef der Exekutive. — Uebersiedelung der Regierung u. Nationalversammlung nach Versailles (im März). — Die Pariser Kommune (vom 18. März bis Ende Mai). — Thiers Präsident der Republik (21. Aug.). — Armeereorganisation in Frankreich u. England. — Entlassung des österreich. Reichskanzlers Graf Beust u. Ernennung des ungar. Ministerpräsidenten Andrássy zum Minister des Auswärtigen (Nov.). — Londoner Pontusvertrag.

1872 Dreikaiser-Zusammenkunft in Berlin.

1873 Napoleon III. stirbt (9. Jan.) im Exil. Abdankung des Königs Amadeus u. Proklamirung der Republik in Spanien.

Deutsches Reich. Ueber das alte Deutsche Reich s. „Deutschland, Geschichte". Gegenwärtig versteht man unter diesem Namen den neuen Bundesstaat, der während des Deutsch-französischen Krieges u. infolge desselben aus einer Verbindung der süddeutschen Staaten mit dem 1866 ins Leben getretenen Norddeutschen Bunde hervorgegangen ist. (Ueber die Vorgänge u. Verhandlungen, die zur Gründung des neuen Deutschen Reiches geführt haben, ist das Nähere unter „Deutschland, Geschichte" gegen den Schluß mitgetheilt worden.) Zu diesem Reiche gehören somit außer sämmtlichen norddeutschen Staaten, die früher den Nordbund gebildet haben, die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Südhessen (der nördlich vom Main gelegene Theil des Großherzogthums Hessen war bereits dem Nordbunde beigetreten), ferner aber noch das im Friedensvertrag vom 10. Mai 1871 von Frankreich an Deutschland abgetretene Reichsland Elsaß Lothringen. Von den zum alten Deutschen Bunde gehörigen Gebieten sind außerhalb des Reiches geblieben: die ehemaligen deutschen Bundesländer Oesterreichs, die mit den Niederlanden verbundenen Länder Luxemburg u. Limburg u. das Fürstenthum Liechtenstein.

Nr. 2344. Der Adler des heil. röm. Reichs Deutscher Nation.
(Nach Siebmacher's Wappenbuch.)

Das D. R. erstreckt sich von 47° 20′ bis 55° 50′ n. Br. u. von 23° 30′ bis 40° 30′ ö. L. von Ferro (also durch $8\frac{1}{2}$ Breiten- u. 17 Längengrade. Die nördlichste Spitze befindet sich bei Polangen, die östlichste bei Lyk (beide Orte in Ostpreußen), die südlichste am Ursprunge der Iller in den Allgäuer Alpen (Bayern), die westlichste bei Metz (Elsaß-Lothringen). Das Reich grenzt im Norden an Dänemark u. Rußland (Nord- u. Ostsee), im Osten an Rußland u. Oesterreich, im Süden an Oesterreich, die Schweiz u. Frankreich, im Westen an Frankreich, Luxemburg, Belgien u. die Niederlande. Es umfaßt einen Flächenraum von $9812_{,443}$ □ M., auf dem nach der Volkszählung von 1871: 41,058,196 Menschen lebten (nähere statistische Angaben über die Bevölkerungsdichtigkeit u. s. w. s. in der unten folgenden Tabelle).

Nr. 2345. Der Adler des neuen Deutschen Reiches.
(Nach Stillfried.)

Seiner **Verfassung** nach ist das Reich ein Bundesstaat, an dessen Spitze der jeweilige König von Preußen steht, der als Präsident des Bundes den Namen „Deutscher Kaiser" führt. Dieser übt in Gemeinschaft mit dem aus Vertretern der einzelnen Staaten gebildeten Bundesrathe die Funktionen der Reichsgewalt u. in Gemeinschaft mit diesem u. dem Reichstage die Gesetzgebung aus. Letzterer geht aus allgemeinen u. direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor, u. zwar dergestalt, daß auf durchschnittlich 100,000 Seelen je ein Abgeordneter gewählt wird. (Die auf die einzelnen Staaten entfallende Zahl der Stimmen im Bundesrath u. der in den Reichstag zu wählenden Abgeordneten s. in der Tabelle). Der Gesetzgebung des Reiches sind ausschließlich unterstellt: das Heer- u. Marinewesen, das Reichsfinanzwesen, das Post- u. Telegraphenwesen, das Zollwesen. In letzterer Beziehung läßt die Reichsverfassung den durch den Vertrag vom 8. Juli 1867 garantirten Zollverein (s. d.) fortbestehen.

Hiernach gehört Luxemburg noch gegenwartig dem deutschen Zollverbande an, in den nunmehr auch Elsaß-Lothringen hereingezogen ist; dagegen sind Bremen u. Hamburg nach wie vor außerhalb des Zollverbandes geblieben. Der Reichsgesetzgebung unterliegt ferner die Besteuerung von Salz, Tabak u. Zucker, Branntwein u. Bier, soweit diese Erzeugnisse innerhalb des Reichsgebietes gewonnen u. hergestellt werden; doch haben sich Bayern, Württemberg, Baden u. Hessen (für den südlichen Theil dieses Landes) das Recht der Besteuerung von Bier u. Branntwein vorbehalten; dafür nehmen sie aber auch nicht theil an dem in die Bundeskasse fließenden Ertrag der Steuern an Bier u. Branntwein. Aehnliche Ausnahmebestimmungen bestehen in Betreff des Post u. Telegraphenwesens. Bayern u. Württemberg sind zwar in dieser Beziehung vollständig der Reichsgesetzgebung untergeordnet; doch hat sich ersteres die Verwaltung, letzteres die Reglements- u. Tarifbestimmungen für diese Verkehrsanstalten vorbehalten; sie nehmen an den betreffenden Einnahmen des Reiches nicht theil. Weiterhin gehören zur Kompetenz der Reichsgesetzgebung das Strafrecht, ein großer Theil des bürgerlichen Rechtes (Obligationenrecht, Handels- u. Wechselrecht) u. das gerichtliche Verfahren, der Schutz des geistigen Eigenthums u. die Erfindungspatente, die Bestimmungen über Presse u. Vereinswesen, Staatsbürgerrecht u. Freizügigkeit, die Regelung des Paß- u. Heimatswesens, des Gewerbebetriebes, des Bankwesens, des Maß-, Münz- u. Gewichtssystems. In allen zuletzt genannten Angelegenheiten ist das Gesetzgebungsrecht kein ausschließliches; das der Einzelstaaten besteht neben ihm fort, doch nur in der Weise, daß die Reichsggesetzgebung der Landesgesetzgebung vorgeht, also diese beseitigen od. abändern, nicht aber umgekehrt von ihr beseitigt od. abgeändert werden kann. Aenderungen der Reichsverfassung können sowol auf Antrag des Bundesraths als des Reichstags vorgenommen werden; doch gilt ein solcher Antrag als abgelehnt, wenn er im Bundesrathe 14 Stimmen gegen sich hat. — Zu den wichtigsten politischen Rechten, welche durch die Reichsverfassung verbürgt sind, gehört außer dem allgemeinen Wahlrechte die Bestimmung, nach welcher die Ausübung der bürgerlichen u. staatsbürgerlichen Rechte im gesammten Gebiete des D. R. nicht mehr an die Konfession geknüpft sein soll.

Nr. 2346. Die Krone des heil. röm. Reichs Deutscher Nation.

Nr. 2347. Die Krone des neuen Deutschen Reiches.

Die Regierungsgeschäfte des Reiches werden durch den Reichskanzler geleitet, der vom Kaiser ernannt wird u. in dessen Auftrage den Vorsitz im Bundesrathe führt. Ein Reichsministerium besteht zur Zeit (1873) noch nicht, sondern nur ein unter der Leitung des Reichskanzlers stehendes Reichskanzleramt, das aus einem Präsidenten, vier Räthen u. einer Anzahl von Beamten u. Hülfsarbeitern zusammengesetzt ist. In den Bereich dieser obersten Verwaltungsbehörde des Reiches gehören: das Generalpostamt, an dessen Spitze der Generalpostdirektor steht, die Generaldirektion der Telegraphen, die Reichshauptkasse, der Reichsrechnungshof, das Bundesamt für Heimatswesen u. das Reichsoberhandelsgericht, das nicht blos in Handelssachen, sondern auch in Sachen des geistigen Eigenthums (des Urheberrechts an Schrift-, Ton- u. Bildwerken u. an dramatischen Erzeugnissen), für Elsaß-Lothringen in allen Rechtssachen als oberstes Reichsgericht zuständig ist; dasselbe hat seinen Sitz in Leipzig. Die auswärtigen Geschäfte des Reiches werden durch das unter der unmittelbaren Leitung des Reichskanzlers stehende „Auswärtige Amt des Deutschen Reiches" besorgt, dessen erste Abtheilung die eigentlich politischen Angelegenheiten, den diplomatischen Verkehr mit den fremden Staaten u. die damit zusammenhängenden Geschäfte versieht, während die zweite sich mit den staats- u. civilrechtlichen Geschäften, den Privatangelegenheiten der Reichsangehörigen im Auslande, dem Konsulatswesen u. s. w. befaßt. In ersterer Beziehung stehen unter dem „Auswärtigen Amt", in dessen Leitung der Reichskanzler durch einen Reichsstaatssekretär unterstützt wird, die Botschafter, Gesandten u. sonstigen diplomatischen Vertreter des Reiches. — Die **Attribute** des Reiches sind:

1. Der Reichsadler (Nr. 2345). Derselbe ist — im Gegensatze zum doppelköpfigen Adler des alten D. R. (Nr. 2344) — einköpfig. Auf seiner Brust liegt der königl. preuß. Wappenschild, darin ein gekrönter Adler, der mit der rechten Klaue das Königsscepter, mit der linken den Reichsapfel hält u. auf der Brust den Hohenzollern'schen Stammschild trägt. Ueber dem Haupte des Reichsadlers schwebt, von zwei goldenen Bändern umflattert, die Reichskrone.

2. Die Reichskrone (Nr. 2347) besteht aus einem goldenen Stirnreif, der aus vier größeren u. vier kleineren, mit Brillanten eingefaßten Goldschildchen gebildet ist. Die größeren Schildchen sind mit Kreuzen geziert, die kleineren mit Reichsadlern. Aus einem Blattornament, in welches die auf den größeren Schildchen ruhenden Bügel münden, erhebt sich der goldbereifte, bekreuzte u. mit Steinen geschmückte Reichsadler. (Die alte, gegenwärtig in der Hofburg zu Wien aufbewahrte Kaiserkrone — Nr. 2346 — besteht aus 8 Goldplatten, die theils mit Edelsteinen besetzt, theils mit bildlichem Schmucke, nam. mit dem Bilde des zwischen zwei Cherubim thronenden Heilands — links vom Kreuze — geziert sind).

Nr. 2348. Das große Wappen des deutschen Kaisers. (Nach Stillfried.)

3. Das große Wappen des Kaisers (Nr. 2348). Dasselbe besteht aus einem goldenen, mit dem Reichsadler gezierten Schilde, das von zwei Schildhaltern getragen wird, von denen der eine die preußische, der andere die brandenburgische Standarte hält. Ueber dem Wappen erhebt sich in Kuppelform das Kaiserzelt, das mit dem preuß. Wahlspruch „Gott mit uns", der Reichskrone u. dem Reichsbanner geschmückt ist.

Nr. 2349. Die kaiserlich deutsche Reichsstandarte. (Nach Stillfried.)

4. Die kaiserliche Standarte (Nr. 2349). Diese trägt auf goldgelbem Grunde das Eiserne Kreuz, in dessen Mitte das mit der Reichskrone bedeckte kleinere Kaiserwappen ruht u. das den Wahlspruch „Gott mit uns" u. die Jahreszahl des Deutsch-franz. Krieges (1870) trägt. Nach den Rändern hin ist die Standarte abwechselnd mit dem Reichsadler u. der Reichskrone bestreut.

Die Farben des Reiches sind Schwarzweißroth (wie die Farben des ehemaligen Norddeutschen Bundes). Zur Reichsverfassung vgl. Rönne, „Das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches" (Lpz. 1871), Auerbach, „Das neue Deutsche Reich u. seine Verfassung" (Berl. 1871), u. Hirth's „Annalen des Deutschen Reiches" (1871 fg.). — Zu den Attributen vgl. Stillfried, „Attribute des neuen Deutschen Reiches" (Berl. 1872).

Statistik des Deutschen Reiches.

Staaten.	Areal in geograph. Quadrat Meilen.	Bevölkerung. Census vom 1. Dez. 1871.	Bevölkerung. 1871 auf 1 Qu. M.	Bevölkerung. Zunahme auf 1000 von 1867 bis 1871.	Stimmen im Bundesrath.	Abgeordnete zum Reichstag.	Matrikularbeiträge von 1872.
Preußen u. Lauenb.	6320,967	24,691,203	3,906	+ 28	17	236	17,238,810
Bayern	1377,78	4,861,402	3,529	+ 8	6	48	5,671,353
Württemberg	354,288	1,818,541	5,133	+ 22	4	17	2,121,221
Baden	278,061	1,461,428	5,256	+ 18	3	14	1,633,876
Sachsen	271,83	2,556,244	9,404	+ 54	4	23	1,776,807
Elsaß-Lothringen	263,185	1,549,459	5,887	— 30	–		1,216,333
Mecklenb.-Schwerin	241,65	557,897	2,309	— 5	2	6	419,055
Hessen	139,409	852,843	6,117	+ 25	3	9	610,065
Oldenburg	116,22	316,641	2,724	+ 2	1	3	208,990
Braunschweig	67,022	311,715	4,651	+ 29	2	3	205,000
Sachsen-Weimar	66,03	286,183	4,334	+ 12	1	3	139,906
Mecklenbg. Strelitz.	49,49	96,982	1,960	— 18	1	1	72,817
Sachsen-Meiningen	44,97	187,884	4,182	+ 35	1	2	88,885
Anhalt	42,183	203,354	4,821	+ 32	1	2	89,832
S.-Koburg-Gotha	35,772	174,339	4,874	+ 33	1	2	41,293
Sachsen-Altenburg.	24,00	142,122	5,922	+ 5	1	1	72,599
Lippe-Detmold	20,60	111,153	5,396	— 7	1	1	59,386
Waldeck	20,359	56,218	2,760	— 22	1	1	29,027
Schwzb.-Rudolstadt	17,58	75,523	4,296	+ 5	1	1	33,124
„ -Sondershausen	15,63	67,191	4,299	— 13	1	1	37,036
Reuß j. Linie	15,06	89,032	5,912	+ 11	1	1	43,315
Schaumburg-Lippe.	8,05	32,051	3,981	+ 7	1	1	15,919
Hamburg	7,442	338,974	45,549	+106	1	3	180,366
Lübeck	5,21	52,158	10,011	+ 60	1	1	22,699
Reuß ält. Linie	4,99	45,094	10,040	+ 27	1	1	22,439
Bremen	4,662	122,565	26,211	+111	1	1	65,631
Deutsches Reich	9812,443	41,058,196	4,184	+ 24	58	382	32,216,054

Bevölkerung der deutschen Städte mit mehr als 10,000 Einwohnern

(einschließlich des Militärs, nach der Zählung vom 1. Dez. 1871).

Stadt	Einwohner
Aachen, Rheinland	74,238
Altenburg, S.-Altenburg.	19,966
Altendorf-Frohnhausen-Holsterhausen, Rheinland	10,407
Altenessen, Rheinland	10,099
Altona, Schleswig-Holstein	74,131
Amberg, Oberpfalz	11,688
Anklam, Pommern	10,739
Annaberg, Sachsen	11,693
Ansbach, Mittelfranken	12,635
Apolda, S.-Weimar	10,507
Aschersleben, Pr. Sachsen	16,734
Augsburg, Schwaben	51,284
Baden, Baden	10,083
Bamberg, Oberfranken	25,748
Barmen, Rheinland	74,496
Bautzen, Sachsen	13,165
Bayreuth, Oberfranken	17,837
Berlin, Brandenburg	825,389
Bernburg, Anhalt	15,715
Beuthen, Ober-Schlesien	17,946
Bielefeld, Westfalen	21,803
Bochum, Westfalen	21,193
Bonn, Rheinland	26,020
Borbeck, Rheinland	16,857
Brandenburg, Brandenb.	25,828
Braunsberg, Pr. Preußen	10,471
Braunschweig, Braunschw.	57,782
Bremen, Freie Stadt	82,950
Bremerhafen, Bremen	10,594
Breslau, Schlesien	208,025
Brieg, Schlesien	15,367
Bromberg, Posen	27,734
Burg, Pr. Sachsen	15,184
Burtscheid, Rheinland	10,079
Celle, Hannover	16,147
Charlottenburg, Brandenb.	19,518
Chemnitz, Sachsen	68,229
Danzig, Pr. Preußen	89,121
Darmstadt, Großh. Hessen	39,584
Dessau, Anhalt	17,464
Deutz, Rheinland	11,881
Döbeln, Sachsen	10,078
Dorp, Rheinland	10,690
Dortmund, Westfalen	44,454
Dresden, Sachsen	177,089
Düren, Rheinland	12,850
Düsseldorf, Rheinland	69,351
Duisburg, Rheinland	30,520
Eilenburg, Pr. Sachsen	10,135
Eisenach, S.-Weimar	13,967
Eisleben, Pr. Sachsen	13,434
Elberfeld, Rheinland	71,394
Elbing, Pr. Preußen	31,162
Emden, Hannover	12,588
Erfurt, Pr. Sachsen	43,616
Erlangen, Mittelfranken	12,511
Eschweiler, Rheinland	15,550
Essen, Rheinland	51,526
Eßlingen, Württemberg	17,941
Eupen, Rheinland	14,696
Flensburg, Schlesw.-Holst.	21,325
Frankfurt a. M., Hess.-Nass.	90,922
Frankf. a. d. O., Brandenb.	43,211
Freiberg, Sachsen	21,673
Freiburg, Baden	24,599
Fürth, Mittelfranken	24,569
Gebweiler, Elsaß-Lothr.	11,338
Gera, Reuß j. Linie	17,871
Gießen, Gr. Hessen	12,245
Gladbach, Rheinland	26,326
Glatz, Schlesien	11,541
Glauchau, Sachsen	22,036
Gleiwitz, Schlesien	12,939
Glogau, Schlesien	18,265
Gmünd, Württemberg	10,739
Görlitz, Schlesien	42,224
Göttingen, Hannover	15,841
Gotha, S.-Gotha	20,591
Graudenz, Pr. Preußen	15,559
Greifswald, Pommern	17,208
Greiz, Reuß ält. Linie	11,582
Großenhain, Sachsen	10,438
Grünberg, Schlesien	11,735

Guben, Brandenburg	21,423	Neustadt Magdeb., Pr. Sachs.	20,401
Güstrow, Meckl.-Schwerin	10,575	Nordhausen, Pr. Sachsen	21,273
Hagen, Westfalen	13,115	Nürnberg, Mittel-Franken	82,929
Hagenau, Elsaß-Lothr.	11,331	Oberhausen, Rheinland	12,758
Halberstadt, Pr. Sachsen	25,421	Offenbach, Gr. Hessen	22,691
Halle, Pr. Sachsen	52,639	Oldenburg, Oldenburg	13,574
Hamburg, Freie Stadt	240,251	Oppeln, Schlesien	11,879
Hamm, Westfalen	16,914	Osnabrück, Hannover	23,306
Hanau, Hessen-Nassau	20,278	Paderborn, Westfalen	13,727
Hannover, Hannover	87,641	Passau, Nieder Bayern	13,389
Harburg, Hannover	16,506	Pforzheim, Baden	19,801
Hardenberg, Rheinland	10,390	Plauen, Sachsen	23,355
Heidelberg, Baden	19,988	Posen, Posen	53,392
Heilbronn, Württemberg	18,955	Potsdam, Brandenburg	43,784
Herford, Westfalen	10,968	Prenzlau, Brandenburg	14,931
Hildesheim, Hannover	20,804	Quedlinburg, Pr. Sachsen	16,402
Hirschberg, Schlesien	11,773	Rastatt, Baden	11,559
Hörde, Westfalen	12,266	Ratibor, Schlesien	15,323
Hof, Ober-Franken	16,010	Rawitsch, Posen	10,671
Ingolstadt, Ober Bayern	13,164	Regensburg, Oberpfalz	29,224
Iserlohn, Westfalen	15,763	Reichenbach, Sachsen	12,942
Kaiserslautern, Pfalz	17,867	Remscheid, Rheinland	22,017
Kanstatt, Württemberg	11,804	Rendsburg, Schlesw.-Holst.	11,514
Karlsruhe, Baden	36,625	Reutlingen, Württemberg	14,237
Kassel, Hessen-Nassau	46,372	Rheydt, Rheinland	13,762
Kempten, Schwaben	10,982	Rostock, Meckl.-Schwerin	30,980
Kiel, Schleswig-Holstein	31,747	Ruppin, Brandenburg	11,592
Koblenz, Rheinland	33,363	Sagan, Schlesien	10,433
Koburg, S.-Koburg	12,819	Schleswig, Schlesw.-Holst.	13,821
Köln, Rheinland	129,233	Schweidnitz, Schlesien	16,998
Königsberg, Pr. Preußen	112,123	Schweinfurt, Unterfranken	10,325
Königshütte, Schlesien	19,546	Schwerin, Meckl.-Schwerin	26,804
Köslin, Pommern	13,360	Siegen, Westfalen	11,070
Köthen, Anhalt	13,563	Simianowitz, Schlesien	11,623
Kolberg, Pommern	13,130	Soest, Westfalen	12,400
Kolmar, Elsaß-Lothr.	23,045	Solingen, Rheinland	14,041
Konstanz, Baden	10,052	Sorau, Brandenburg	12,349
Kottbus, Brandenburg	18,916	Spandau, Brandenburg	19,013
Krefeld, Rheinland	57,128	Speyer, Pfalz	13,241
Kreuznach, Rheinland	12,874	Spremberg, Brandenburg	10,198
Krimmitzschau, Sachsen	15,280	Stargard, Pommern	17,274
Küstrin, Brandenburg	10,122	Staßfurt, Pr. Sachsen	10,330
Landsberg, Brandenburg	18,531	Stettin, Pommern	76,149
Landshut, Nieder-Bayern	14,141	Stollberg, Rheinland	10,087
Leipzig, Sachsen	106,925	Stolp, Pommern	16,280
Leobschütz, Schlesien	10,689	Stralsund, Pommern	26,731
Liegnitz, Schlesien	23,124	Straßburg, Elsaß	85,529
Linden (Vorort), Hannover	16,607	Straubing, Nieder-Bayern	11,151
Lissa, Posen	10,635	Stuttgart, Württemberg	91,623
Luckenwalde, Brandenb.	13,527	Thorn, Pr. Preußen	16,620
Ludwigsburg, Württemberg	11,785	Tilsit, Pr. Preußen	10,440
Lübeck, Freie Stadt	39,743	Torgau, Pr. Sachsen	10,867
Lüneburg, Hannover	16,284	Trier, Rheinland	21,421
Magdeburg, Pr. Sachsen	84,452	Ulm, Württemberg	26,290
Mainz, Gr. Hessen	53,918	Viersen, Rheinland	18,474
Mannheim, Baden	39,614	Waldenburg, Schlesien	10,313
Markirch, Elsaß-Lothr.	12,319	Wandsbeck, Schlesw.-Holst.	10,939
Meerane, Sachsen	19,187	Weimar, S.-Weimar	15,998
Meißen, Sachsen	11,455	Weißenfels, Pr. Sachsen	15,443
Memel, Pr. Preußen	19,019	Werdau, Sachsen	11,216
Merseburg, Pr. Sachsen	13,364	Wesel, Rheinland	18,519
Metz, Elsaß-Lothr.	51,388	Wiesbaden, Hessen-Nassau	35,463
Minden, Westfalen	16,593	Wismar, Meckl.-Schwerin	13,883
Mühlhausen, Pr. Sachsen	19,516	Witten, Westfalen	15,160
Mühlheim a. Rh., Rheinld.	13,511	Wittenberg, Pr. Sachsen	11,567
Mülhausen, Elsaß	52,825	Wolfenbüttel, Braunschw.	10,457
Mülheim a.d.Ruhr, Rheinld.	14,267	Worms, Gr. Hessen	14,484
München, Ober-Bayern	169,478	Würzburg, Unterfranken	40,008
Münster, Westfalen	24,815	Zeitz, Pr. Sachsen	15,417
Naumburg, Pr. Sachsen	15,120	Zerbst, Anhalt	11,957
Neiße, Schlesien	19,376	Zittau, Sachsen	17,869
Neuß, Rheinland	13,992	Zwickau, Sachsen	27,322
Neustadt, Ober-Schlesien	10,941		

Deutsches Heer. Geschichtliches. Die Entwicklung des deutschen Heerwesens steht im engen Zusammenhang mit der Geschichte des deutschen Reiches. Im Mittelalter war der Waffendienst fast ausschließlich ein Vorrecht des Adels. Die reichsunmittelbaren Fürsten, Grafen u. Herren entboten ihre Vasallen, diese ihre adeligen Lehnsträger mit Reisigen u. Knechten zu Heerfolge u. Kriegsdienst. Mit der Einführung des Pulvers für den Kriegsgebrauch, dem Verfall des Lehenwesens u. Ritterthums hörte diese Art des Kriegsdienstes auf. Als Kaiser Maximilian I. (1493 bis 1519) das Erbe seiner Gemahlin, Maria von Burgund, in Anspruch nahm, erkannte er die Nothwendigkeit einer neuen Heereseinrichtung. Er übertrug erfahrenen Kriegsmännern u. Feldobersten, wie Georg Frundsberg, Sebastian Schärtlin u. A. mittels Patents die Befugniß zur Werbung rüstiger u. wehrhafter Bursche gegen Handgeld u. Sold, welche, bekleidet mit Wamms u. Schuhen, bewehrt mit Harnisch, Schwert, Spieß od. Hellebarde od. auch mit Armbrust u. Hakenbuchse, in geschlossenen Haufen (Fähnlein) unter Führung von meist adeligen Hauptleuten zusammengestellt wurden. Gleichzeitig ließ er den Feldobersten die Artikelsbriefe zufertigen, welche die Verfassung, das Rechts u. Strafverfahren ordneten, sowie die Anzahl u. Stärke der zu werbenden Fähnlein bestimmten. Diese Schöpfung Maximilian's I. führte den Namen der „frommen Landsknechte", welche mit ihrer rauhen eisernen Tapferkeit, mit ihrer Abenteuerlust, aber auch mit ihren Ausschweifungen u. Lastern, ihrer Spiel- u. Trunksucht weltbekannt wurden. Manche Einrichtungen aus der Zeit der Landsknechte, wie z. B. die Besetzung u. Benennung der Aemter u. Stellen bei den Fähnlein (Hauptmann, Fähnrich, Feldwebel u. s. w.) haben sich bis auf unsere Zeit erhalten; selbst unser heutiges Rechtsverfahren im Kriegs- u. Standrecht erinnert noch in vieler Beziehung an das Gerichtswesen der Landsknechte. Die im 30jähr. Kriege aufgestellten Söldnerhaufen hatten nur noch wenig mit der einfachen u. edlen Verfassung der Landsknechte unter Maximilian u. Frundsberg gemein. Den unter Tilly u. Wallenstein aufgebrachten Heeren fehlte jedes sittliche Band. Die von den Landesfürsten während des 30jähr. Krieges geworbenen Soldtruppen wurden auch nach dem Friedensschluß beibehalten u. bildeten bei der Heranbildung der modernen Staaten u. der landesfürstlichen Gewalten den Kern zu den stehenden Soldheeren. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ging seit 1640 mit der Gründung eines eigenen, von ihm in Eid u. Sold genommenen stehenden Heeres voran; auch Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover u. Hessen folgten bald mit der Errichtung stehender Heere nach, aus welchen zugleich die Kontingente für das deutsche Reichsheer gestellt wurden. Das Reichsheer aber war bei seiner schwerfälligen Verfassung u. Zusammensetzung, seiner verschiedenartigen Ausrüstung u. Uniformirung ein Bild des absterbenden Reiches selber u. ward, wo es wirklich auf der Kriegsbühne erschien, wie in den Kriegen Friedrich's des Großen, zum Gegenstande des Spottes der eigenen Landesleute. In den Kriegen Napoleon's I. löste sich mit den letzten lockeren Banden der Reichsverfassung auch das Reichsheer völlig auf. Die Fürsten des Rheinbundes vereinigten in den Kriegen von 1806—7, 1809, 1812 u. bei Beginn des Krieges 1813 ihre Kontingente mit dem Heere Napoleon's, so daß in dieser Zeit oft Deutsche gegen Deutsche die Waffen kehrten. In der Zeit von 1807—13 ging Preußen, welches in dem unglücklichen Kriege von 1806—7 die Mangelhaftigkeit u. das Unzeitgemäße seiner Heeresverfassung erkannt hatte, mit der Bildung eines Heeres auf nationalen Grundlagen voran. Die Armee sollte fortan nur aus Inländern bestehen; das Ehrgefühl sollte die Hauptsäule der Disziplin bilden, die entehrenden Strafen wurden abgeschafft. Im Offiziercorps fiel die Rücksicht auf adelige Geburt fort, nur wissenschaftliche Bildung u. die Leistungen vor dem Feinde sollten den Maßstab für die Beförderung abgeben. Später wurden die Befreiungen vom Kriegsdienste aufgehoben, die allgemeine Wehrpflicht 1813 zunächst für die Dauer des Krieges eingeführt u. am 3. Sept. 1814 durch ein Gesetz geregelt. Die preuß. Armee bestand nunmehr aus dem stehenden Heere, d. h. den schon in Friedenszeit „unter der Fahne" befindlichen Mannschaften im Alter von 20—23 Jahren nebst den nach 3jähr. Dienstzeit in die Heimat entlassenen „Reservemannschaften" im Alter von 23—25 Jahren, u. der Landwehr, welche sämmtliche ausgediente Reservemannschaften, u. zwar im „ersten Aufgebot" diejenigen von 25—32, im „zweiten Aufgebot" diejenigen von 32—39 Jahren, umfaßte, u. welche im Frieden nur durch Stämme vertreten war, im Kriege zunächst zur Besatzung des Landes u. der Festungen, dann aber auch zur Verstärkung der Feldarmee dienen sollte. Alle waffenfähigen Leute vom 17. bis 49. Jahre, die weder im stehenden Heere, noch in der Landwehr dienten, bildeten den Landsturm, der im Nothfall zur Vertheidigung des eigenen Herdes gegen den eingedrungenen Feind aufgeboten werden sollte. Diese Bestimmungen, welche durch das Institut der „Einjährig-Freiwilligen" (s. d.) noch eine wesentliche Ergänzung erhielten, bildeten seit 1815 die Grundlage der preuß. Heeresverfassung. Die Reorganisation von 1859—60 änderte in dem Wesen derselben nichts, sondern sie bezweckte nur, die infolge der Zunahme der Bevölkerung seit 1815 in Wirklichkeit nicht mehr im vollen Umfange bestehende allgemeine Wehrpflicht wieder über alle waffenfähigen Männer auszudehnen u. durch Verstärkung des stehenden Heeres bei längerer Dienstzeit in der Reserve die Dienstzeit in der Landwehr herabzusetzen u. die Ansprüche an die Leistungen derselben zu verringern. Der Widerspruch des preuß. Abgeordnetenhauses, welches eine Herabsetzung der Dienstpflicht unter der Fahne von 3 Jahren auf 2 verlangte, hinderte indessen das Zustandekommen eines neuen Gesetzes bis zur Organisation der Kriegsmacht des Norddeutschen Bundes.

Während Preußen auf seine vortreffliche Heeresverfassung seine Machtstellung begründete u. in seinem wohlbewaffneten u. wohlgeschulten nationalen

Heere den Kern zu der späteren Kriegsmacht des Deutschen Reiches schuf, war die Kriegsverfassung des 1815 ins Leben gerufenen Deutschen Bundes nicht geeignet, das Ansehen Deutschlands nach außen zu vertreten. Ueberall, wo der Bund zu einem militärischen Einschreiten genothigt war, zeigte

Nr. 2350—2352. Kriegsvolk aus der Zeit der deutschen Landsknechte.
a. Regulärer Büchsenschütze. b. Gensdarm. c. d. Trommler und Pfeifer. e. Hauptmann vom Fußvolk. f. g. Pikenmänner. h. Schweizer Landsknechte.

sich die Mangelhaftigkeit derselben, welche bes. in dem Umstande ihre Ursache hatte, daß es im Frieden an jeder einheitlichen Oberleitung fehlte, u. daß es jedem Landesherren überlassen war, hinsichtlich der Bewaffnung, Ausrustung, Bekleidung, sogar des Exerzirreglements seinen willkürlichen

Nr. 2351.
i. Musketier. k. Fahnenträger. l. Hauptmann. m. Oberster n. Hellebardier. o. p. Trommler u. Pfeifer. q. Regularer Buchsenschütze.

Neigungen zu folgen. Schon bei der Gründung des Norddeutschen Bundes 1866 bis 1867, noch mehr aber bei der des Deutschen Reiches 1871 war daher ein Hauptaugenmerk auf die Organisation eines einheitlichen deutschen Heeres gerichtet.

Nr. 2352.
r. Mannschaft zur Bedeckung der Geschütze. s. Hauptmann derselben. t. Artilleriepark.

Grundzüge der gegenwärtigen Heeresverfassung des Deutschen Reiches. Die wesentlichsten Bestimmungen der preuß. Heeresverfassung wurden durch Gesetz vom 9. Nov. 1867 auf das Heer des Norddeutschen Bundes u. durch Reichsgesetz vom 1. Nov. 1871 auf die Kriegsmacht des Deutschen Reiches ausgedehnt.

Nach Artikel 63 der deutschen Reichsverfassung bildet die gesammte Landmacht ein einheitliches Heer, welches in Krieg u. Frieden unter Befehl Sr. Maj. des Kaisers steht. Das ausführende Organ des Kaisers für die Verwaltung der Landmacht ist theils der Bundesrathsausschuß für das Landheer u. die Festungen, theils das preuß. Kriegsministerium zu Berlin. Die Regimenter führen fortlaufende Nummern durch das ganze d. H. Für die Bekleidung sind die Grundfarben u. der Schnitt der königl. preuß. Armee maßgebend. Den betreffenden Kontingentsherrn bleibt es überlassen, die besonderen Kennzeichen (Kokarden 2c.) zu bestimmen. Der Kaiser hat die Pflicht u. das Recht, dafür Sorge zu tragen, daß innerhalb des d. H. alle Truppentheile vollzählig u. kriegstüchtig vorhanden sind u. daß Einheit in der Organisation u. Formation, in Bewaffnung u. Kommando, in der Ausbildung der Mannschaften, sowie in der Qualifikation der Offiziere hergestellt u. erhalten wird. Zu diesem Behufe ist der Kaiser berechtigt, sich jederzeit durch Inspektionen von der Verfassung der einzelnen Kontingente zu überzeugen u. die Abstellung der dabei vorgefundenen Mängel anzuordnen. Der Kaiser bestimmt den Präsenzstand, die Gliederung u. Eintheilung der Kontingente des Reichsheeres, sowie die Organisation der Landwehr, u. hat das Recht, innerhalb des Bundesgebietes die Garnisonen zu bestimmen, sowie die kriegsbereite Aufstellung eines jeden Theiles des Reichsheeres anzuordnen.

Art. 64 lautet: Alle deutschen Truppen sind verpflichtet, den Befehlen des Kaisers unbedingte Folge zu leisten. Diese Verpflichtung ist in den Fahneneid aufzunehmen. Der Höchstkommandirende eines Kontingents sowie alle Offiziere, welche Truppen mehr als eines Kontingents befehligen, u. alle Festungskommandanten werden von dem Kaiser ernannt. Die von demselben ernannten Offiziere leisten ihm den Fahneneid.

Die Beziehungen zwischen Preußen u. den anderen deutschen Staaten sind durch Militärkonventionen noch besonders geregelt. Solche Konventionen sind mit mehreren Staaten in der Weise abgeschlossen, daß ihre Kontingente ganz in der preuß. Armee aufgehen; andere haben sich durch Militärkonventionen zwar gleichfalls enger an Preußen angeschlossen, jedoch ihre eignen Kontingente beibehalten.

Wehrpflicht u. Ersatz. Die wesentlichsten Bestimmungen über Wehrpflicht u. Ersatz sind in Art. 57, 58 u. 59 der deutschen Reichsverfassung enthalten u. lauten: Art. 57. Jeder Deutsche ist wehrpflichtig u. kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht mehr vertreten lassen. Art. 58. Die Kosten u. Lasten des gesammten Kriegswesens des Reichs sind von allen Bundesstaaten u. ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen, so daß weder Bevorzugungen noch Praegravationen (Mehrbelastungen) einzelner Staaten grundsätzlich zulässig sind.... Art. 59. Jeder wehrfähige Deutsche gehört sieben Jahre lang, in der Regel vom vollendeten 20. bis zum beginnenden 28. Lebensjahre, dem stehenden Heere — u. zwar die ersten drei Jahre bei den Fahnen, die letzten vier Jahre in der Reserve u. die folgenden fünf Lebensjahre der Landwehr — an .....

Das Gesetz betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste (vom 9. Nov. 1867), welches den deutschen Heereseinrichtungen zu Grunde liegt, besagt: § 2. Die bewaffnete Macht besteht aus dem Heere, der Marine u. dem Landsturm. § 3. Das Heer wird

eingetheilt in 1. das stehende Heer, 2. die Landwehr; die **Marine** in 1. die Flotte, 2. die Seewehr. Der **Landsturm** besteht aus allen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 42. Lebensjahre, welche weder dem Heere noch der Marine angehören. § 4. Das stehende Heer u. die Flotte sind beständig zum Kriegsdienste bereit. Beide sind die Bildungsschulen der ganzen Nation für den Krieg. §. 5. Die Landwehr u. die Seewehr sind zur Unterstützung des stehenden Heeres u. der Flotte bestimmt ..... § 6. Die Verpflichtung zum Dienst im stehenden Heere, beziehungsweise in der Flotte beginnt mit dem 1. Jan., u. zwar in der Regel desjenigen Kalenderjahres, in welchem der Wehrpflichtige das 20. Lebensjahr vollendet, u. dauert 7 Jahre. Während dieser 7 Jahre sind die Mannschaften die ersten 3 Jahre zum ununterbrochenen **aktiven Dienst** verpflichtet. (In Wirklichkeit wird die Dienstzeit bedeutend verringert, da die Rekruten erst 2 bis 3 Monate nach dem 1. Okt. eingestellt werden, während die Dienstzeit vom 1. Okt. an berechnet wird, u. da ein großer Theil der Mannschaften schon nach dem zweiten Dienstjahr auf unbestimmten Urlaub entlassen wird). ...... Während des Restes der siebenjährigen Dienstzeit sind die Mannschaften **zur Reserve beurlaubt**, insoweit nicht die jährlichen Uebungen, nothwendige Verstärkungen od. Mobilmachungen des Heeres, beziehungsweise Ausrüstungen der Flotte, die Einberufung zum Dienst erfordern ...... § 7. Die Verpflichtung zum Dienst in der Landwehr u. in der Seewehr ist von fünfjähriger Dauer. Der Eintritt in die Land- u. Seewehr erfolgt nach abgeleisteter Dienstpflicht im stehenden Heere, beziehungsweise in der Flotte ...... § 11. Junge Leute von Bildung, welche sich während ihrer Dienstzeit selbst bekleiden, ausrüsten u. verpflegen, u. welche die gewonnenen Kenntnisse in dem vorschriftsmäßigen Umfange dargelegt haben, werden schon nach einer **einjährigen Dienstzeit** im stehenden Heere — vom Tage des Diensteintritts an gerechnet — zur Reserve beurlaubt. Sie können nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten u. Leistungen zu Offizierstellen der Reserve u. Landwehr vorgeschlagen werden (vgl. „Freiwillige").

Der Ersatz der Mannschaften erfolgt aus ständigen Ersatzbezirken. Das Gebiet des Reiches zerfällt zu diesem Zwecke in Armeecorpsbezirke; die Staaten, deren Kontingente besondere, abgetrennte Armeetheile bilden, sind in sich als solche zu betrachten. Jeder Corpsbezirk zerfällt in die 4 Bezirke der zum Corps gehörenden 4 Infanteriebrigaden. Jeder Brigadebezirk besteht aus den Bezirken der zu dieser Brigade gehörenden Landwehrbataillone. Jeder Landwehrbataillonsbezirk steht unter einem besonderen Bezirkskommandeur, welcher gewöhnlich aus den mit Pension zur Ruhe gestellten Offizieren gewählt ist, u. wird wieder in Aushebungsbezirke eingetheilt. Die Bezirkskommandos bleiben bei eintretender Mobilmachung zurück; sie haben die Listen der militärpflichtig gewordenen Mannschaften in ihren Bezirken aufzustellen u. richtig zu erhalten, die Kontrole über sämmtliche Mannschaften des Beurlaubtenstandes — Reserve u. Landwehr — auszuüben, nöthigenfalls die Einberufungsordres ergehen zu lassen u. die Verhältnisse der Invaliden zu regeln. Zum Ersatz der Unteroffiziere, welcher durch Kapitulanten (d. h. solche Leute von guter Führung, die sich freiwillig über die gesetzliche Dienstzeit hinaus zu dienen verpflichten) erfolgt, tragen die fünf Unteroffizierschulen (zu Potsdam, Jülich, Bieberich, Weißenfels u. Ettlingen in Baden) bei, auf welchen junge Leute, die sich freiwillig melden, Unterricht u. Ausbildung erhalten. Die Offiziere ergänzen sich theils aus den Kadettencorps (s. d.), theils aus jungen Leuten gebildeter Stände, welche auf Avancement als Gemeine bei den Truppen eintreten u. nach abgelegtem Fähnrichs- u. Offizierexamen u. erfolgter Wahl durch die Offiziercorps zu Offizieren in Vorschlag gebracht werden. Bei Mobilmachungen u. zu größeren Uebungen wird das Offiziercorps durch Reserveoffiziere vervollständigt. Auch werden im Kriege Unteroffiziere, die sich vor dem Feinde auszeichnen, zu Offizieren ernannt. Die Landwehroffiziere ergänzen sich theils durch Uebertritt von aktiven u. Reserveoffizieren in das Landwehrverhältniß, theils durch Beförderung geeigneter Mannschaften der Landwehr.

Kosten. Die Friedenspräsenzstärke des stehenden Heeres wird gemäß der Reichsverfassung durch Gesetz bestimmt. Dieselbe ist bis auf Weiteres auf 1 Prozent der Bevölkerung (nach der Zählung von 1867) festgesetzt worden, u. zwar sind dem Kaiser nach Art. 62 der Verfassung für jeden Kopf der Friedensstärke bis zum 31. Dez. 1871 pro Kopf 225 Thaler zur Verfügung zu stellen. Dieses Pauschquantum ist durch Beschluß des Reichstages auch auf weitere 3 Jahre bewilligt worden. Die Verausgabung dieser Summe für das gesammte Reichsheer wird durch das Etatsgesetz festgesetzt. Die Volkszählung vom 3. Dez. 1867 ergab in Deutschland 40,165,900 Seelen; hiernach betrugen die Einnahmen der Militärverwaltung 90,373,275 Thaler. Der Etat der Verwaltung des Reichsheeres pro 1872 ergiebt als a) fortlaufende Ausgaben 77,641,493 Thaler, b) einmalige Ausgaben 1,500,000 Thlr.; dazu Militärverwaltung in Bayern: 10,900,999 Thlr. Dies ergiebt ein Militärbudget des deutschen Reiches von circ. 90 Millionen Thaler.

Organisation u. Eintheilung. Die Stärke des d. H. beträgt im Frieden circ. 15,000 Offiziere, 390,000 Mann. Die Organisation ist schon im Frieden der Kriegsformation möglichst entsprechend, so weit dies die Rücksichten auf die taktische Ausbildung innerhalb der einzelnen Waffengattungen u. auf die Verwaltung zulassen. Das ganze Heer wird in 18 Armeecorps getheilt, davon kommen auf Preußen u. die mit ihm durch Militärkonvention enger verbündeten Staaten nebst Herzogthum Braunschweig 12, auf Sachsen 1, Baden (unter Hinzurechnung preußischer Truppentheile) 1, Württemberg 1, Bayern 2, Elsaß-Lothringen 1 Corps. Dieselben vertheilen sich nach den verschiedenen Staaten u. Provinzen, wie folgt:

Preuß. Garde-Corps: (aus allen Landestheilen des Königreichs Preußen).

I.	Armee Corps	Provinz Preußen.
II.	„	„ Pommern u. Regierungsbezirk Bromberg.
III.	„	„ Brandenburg.
IV.	„	„ Sachsen; Herzogthum Anhalt u. Sachsen-Altenburg; Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg Sondershausen, Reuß j. L. u. Reuß ä. L.
V.	„	Regierungsbezirke Posen u. Liegnitz.
VI.	„	Provinz Schlesien excl. Reg. bez. Liegnitz.
VII.	„	„ Westfalen (mit Ausnahme einiger Kreise), der größte Theil des Regierungsbezirks Düsseldorf; Fürstenthum Lippe-Detmold u. Schaumburg-Lippe.
VIII.	„	Rheinprovinz; das oldenburg. Fürstenth. Birkenfeld.
IX.	„	Provinz Schleswig-Holstein mit Lauenburg; Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin u. Mecklenburg-Strelitz; das oldenburger Fürstenthum Lübeck; die Freien- u. Hansastädte Hamburg, Lübeck u. Bremen.
X.	„	Provinz Hannover; Großherzogthum Oldenburg; Herzogthum Braunschweig.
XI.	„	Provinz Hessen-Nassau, einige westfälische Kreise, der Kreis Wetzlar; Großherzogthum Sachsen-Weimar; Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen Meiningen u. Fürstenthum Waldeck; ferner Großherzogth. Hessen (25. Division).
XII.	„	Königreich Sachsen.
XIII.	„	„ Württemberg.
XIV.	„	Großherzogthum Baden.
XV.	„	Reichsland Elsaß-Lothringen.
XVI.	„	(I. Bayerisches) das südliche Bayern, die Regierungsbezirke Oberbayern, Niederbayern, Schwaben u. Neuburg, der südliche Theil von Oberpfalz, Regensburg u. Mittelfranken.
XVII.	„	(II. Bayerisches) das nördl. Bayern, die Regierungsbezirke Oberfranken, Unterfranken, Pfalz, der nördl. Theil von Oberpfalz, Regensburg u. Mittelfranken.

Das Armeecorps besteht aus 2 Infanteriedivisionen (das XI. aus 3 Infanteriedivisionen), die Division aus 2 Infanteriebrigaden u. 1 Kavalleriebrigade (die 3 Kavalleriebrigaden des Garde-Corps u. die 2 Kavalleriebrigaden des XII. Corps bilden jedoch je eine besondere Kavalleriedivision für sich). Zu jeder Infanteriebrigade gehören in der Regel 2 stehende Infanterieregimenter u. die beiden entsprechenden Landwehrregimenter, zu jeder Kavalleriebrigade 2—3 Kavallerieregimenter. Zu jedem Armeekorps gehören außer den Divisionen noch 1 Jägerbataillon (beim Gardecorps 1 Garde-Jäger- u. 1 Garde-Schützenbataillon, beim IX. Corps 2 incl. 1 mecklenburgisches, beim XI. 3 incl. 2 hessische, beim XII. 2, beim XVI. u. XVII. je 5, beim XIII. u. XIV. kein Jägerbataillon), 1 Artilleriebrigade, 1 Pionierbataillon u. 1 Trainbataillon. Beim Garde-, XII., XVI. u. XVII. Corps stehen die Jäger- u. Schützenbataillone im Verbande der Infanteriedivisionen u. Brigaden, bei den übrigen unmittelbar unter den Generalkommandos der Armeecorps.

Die **Infanterieregimenter** bestehen sämmtlich aus je 3 Bataillonen; auch in denjenigen Staaten, wo bisher die Eintheilung zu je 2 Bataillonen bestand (Hessen, Württemberg) ist gegenwärtig die zu 3 Bataillonen angenommen u. in der Ausführung; das Bataillon zu 4 Compagnien.

Die **Kavallerieregimenter** bestehen aus je 5 Eskadrons, von denen jedoch nur 4 ins Feld rücken, die fünfte als Ersatzeskadron im Standquartier zurückbleibt.

Die **Artillerie** wird eingetheilt in **Feld**- u. **Fuß**- (früher Festungs-) **Artillerie**. Die **Feldartillerie** besteht für das Garde-, I., XII. u. XIV. Corps in je einer **Brigade** zu 2 **Feldartillerieregimentern**. Von diesen besteht je ein Feldartillerieregiment als „Corpsartillerie" aus 2 Feldabtheilungen à 3 schweren Batterien u. 1 reitenden Abtheilung à 3 Batterien (die Corpsartillerie des XIV. Corps besteht aus 1 Feldabtheilung à 4 schweren u. 1 Feldabtheilung à 3 schweren u. 1 reitenden Batterie). Das andere Feldartillerieregiment als „Divisionsartillerie" besteht aus 2 Feldabtheilungen à 4 Batterien (2 schwere u. 2 leichte Batterien).

Dragoner. Garde-Husar. General. Stabsoffizier. Garde du Corps, Stabsoffizier. Garde-Infanterist. Linien-Soldat.

Nr. 2353. Preußische Truppen. Zeichnung von H. Scherenberg.

Ulanen: Gemeiner. Offizier. Kürassier. Husar. Jäger. Bespannter Sechspfünder.

Nr. 2354. Preußische Truppen. Zeichnung von H. Scherenberg.

Hufschmied. Infanterist. Pionier. Reiteroffizier. Reitende Artillerie.

Nr. 2355. Sächsische Truppen. Zeichnung von A. Beck.

Infanterist. Jäger. Offizier der Kürassiere. Chevauxleger.
Im Hintergrund Artillerie und Kürassiere.

Nr. 2356. Bayerische Truppen. Zeichnung von A. Beck.

zum XI. Corps gehört außerdem die großherzoglich-hessische Feldartillerie-Abtheilung à 6 Batterien. Die Feldartillerie des XV. Corps besteht nur aus einem Regiment zu 2 Abtheilungen à 4 Batterien.

Das württembergische Feldartillerieregiment Nr. 13 hat 3 Abtheilungen à 4 Batterien. Die bayerische Artillerie besteht aus 2 Festungs- u. 4 Feldregimentern, jedes Feldartillerieregiment zu 6 Fuß- u. 2 reit. Batt.

Das Fußartillerieregiment besteht aus 2 Bataillonen zu je 4 Compagnien. Das Pionierbataillon hat 4 Compagnien (1 Pontonnier-, 2 Sappeur-, 1 Mineurcompagnie), das sächsische Pionierbataillon hat nur 3 Comp. (die Mineure fehlen); die bayerischen Pionierbataillone haben 5 Compagnien. Das Trainbataillon besteht aus 2 Compagnien u. 1 Depot.

Von der Landwehr bestehen im Frieden nur Stämme bei den Bezirkskommandos. Die Stellen der Kommandeure, Compagnieführer u. s. w. werden erst bei der Mobilmachung aus den dafür bestimmten Offizieren des stehenden Heeres od. des Beurlaubtenstandes besetzt. Im Allgemeinen korrespondirt mit jedem Linien-Infanterieregiment mit Ausnahme der 13 Füsilierregimenter, welche ihren Ersatz aus dem ganzen Corpsbezirk beziehen, ein gleichnamiges Landwehrregiment à 2 Bataillonen. Die Garde bildet gegenwärtig 9 Garde-Landwehrregimenter à 2 Bataillone, nämlich 4 Garde-Landwehrreg., 1 Garde-Landw.-Füsilierreg. u. 4 Garde-Gren.-Landwehrreg.). Dazu kommt bei jedem Armeecorps — korrespondirend dem Füsilierreg. — 1 Reservelandwehrbataillon, welches die überschießenden Mannschaften aufzunehmen hat u. zur Ausgleichung u. Ergänzung der übrigen Landwehrregimenter innerhalb des Armeecorps dient. Die Jäger u. Schützen der Landwehr bilden im Kriegsfall bei jedem Jäger- u. Schützenbataillon des stehenden Heeres eine Compagnie; aus mehreren Compagnien werden nach Bedürfniß neue Jägerbataillone formirt. Die Landwehrmannschaften der Kavallerie dienen theils zur Ergänzung des Train- u. Fuhrwesens, theils werden aus ihnen im Kriegsfall nach Bedürfniß Landwehrkavallerieregimenter 1 od. 2 für jedes Armeecorps gebildet. Die Landwehrmannschaften der Artillerie u. Pioniere werden theils zur Ergänzung der Festungsartillerie eingezogen, theils bei der Bildung von Reservefußbatterien u. Festungs-Pioniercompagnien verwendet.

Außer den Generalkommandos der Armeecorps, den Kommandos der Divisionen u. Brigaden bestehen zur Befehligung der Truppen, beziehungsweise der Spezialwaffengattungen noch folgende Inspektionen u. Behörden:

Die Armee-Inspektionen, u. zwar die erste für das I., V. u. VI., die zweite für das IV., VII. u. IX., die dritte für das VIII., XII., XIV. u. XV., die vierte für das XI., XIII., XVI. u. XVII. Corps; das II., III. u. X., so wie das Gardecorps sind zur Zeit keiner Inspektion zugewiesen; ferner die Generalinspektion der Artillerie (unter derselben stehen die 4 Artillerie-Inspektionen, jede über 3 Artilleriebrigaden; in Bayern besteht eine besondere Inspektion der Artillerie u. des Trains); die Generalinspektion des Ingenieurcorps u. der Festungen, unter derselben die 4 Ingenieurinspektionen, jede zu 2—3 Festungs- u. 6 Pionierinspektionen (in Bayern besteht eine besondere Inspektion des Ingenieurcorps u. der Festungen); der Generalstab; die Generalinspektion des Militär-, Erziehungs- u. Bildungswesens mit der Ober-Militär-Studien-Kommission; die Inspektion der Jäger u. Schützen; die Traininspektion; die Inspektion der Gewehrfabriken. Zur Militärverwaltung gehören die Intendantur, das Militär-Medizinalwesen, das Militär-Justizwesen u. das Militär-Kirchenwesen.

Als Anstalten zur Förderung besonderer Dienstzweige sind zu nennen: Das Lehrinfanteriebataillon zu Potsdam, die Militärschießschule zu Spandau, das Militärreitinstitut zu Hannover, die sächsische Militärreitanstalt zu Dresden, die bayerische Equitationsanstalt zu München, die Artillerieschießschule zu Berlin, die bayerische Militärschießschule zu München, die Centralturnanstalt zu Berlin.

Endlich sind noch die militärischen Fabriken zu erwähnen, nämlich die Gewehrfabriken zu Spandau, Erfurt, Danzig, Sömmerda, Suhl u. die bayerische Gewehrfabrik zu Amberg; die vier Artilleriewerkstätten zu Spandau, Deutz, Danzig u. Straßburg; die vier Pulverfabriken zu Spandau, Neiße, München u. Metz u. die Geschützgießerei zu Spandau.

Bad. reit. Artillerie. Hess. Artill. Offizier. Württemberger Generalstabs-Offizier. Hess. Chevauxleger. Württemberger Infanterist. Wurt. Feldjäger. Badischer Dragoner. Bad. Infanterist. Bad. Fußartillerist.

Nr. 2357. Badische, Württembergische und Hessische Truppen. Zeichnung von A. Beck.

Bewaffnung. Die Infanterie, mit Ausnahme der bayerischen, ist durchgängig mit dem preuß. Zündnadelgewehr (s. „Handfeuerwaffen"), die bayerische mit dem bewährten Werdergewehr (s. „Handfeuerwaffen") bewaffnet. Die Einführung des aptirten Zündnadelgewehres (d. h. des nach den Modellen von 1862, des Füsiliergewehres von 1860 u. der Zündnadelbüchse von 1865 mit mehreren Verbesserungen umgeänderten Zündnadelgewehres), wird in kurzer Zeit bei der gesammten Infanterie des stehenden Heeres, mit Ausnahme Bayerns, beendigt sein, ist jedoch nur als Uebergangsstadium bis zur vollendeten Herstellung der nöthigen Anzahl Mausergewehre (vergl. „Handfeuerwaffen") zu betrachten, welche demnächst die Waffe der Infanterie des d. H. werden sollen. Außerdem ist die Infanterie noch mit dem Faschinenmesser od. Seitengewehr versehen.

Von der Kavallerie führt die leichte (Dragoner, Husaren, Reiter u. Chevauxlegers) Säbel u. Karabiner (die preuß. Zündnadelkarabiner, die sächs. Hinderladungskarabiner nach anderem System, die bayer. Werderkarabiner), die Kürassiere Pallasch u. Pistole, die Ulanen Lanze mit Lanzenflagge, Säbel u. Pistole.

Die Feldartillerie führt folgende Kaliber: a) leichte, 8 cm. Stahlkanone, 8 cm. Bronzekanone (beide früher vierpfündige Kanone genannt); b) schwere, 9 cm. Stahlkanone mit Kolbenverschluß, 9 cm. Stahlkanone mit Keilverschluß, 9 cm. Bronzekanone (alle früher sechspfündige Kanone genannt). (Die verschiedenen Kaliber der Festungs- u. Belagerungsartillerie s. unter „Geschütz").

Die Pioniere haben das Zündnadel-Pioniergewehr u. das Pionier-Faschinenmesser zum Aufpflanzen; das sächs. Pionierbataillon hat noch Vorderladungsgewehre mit Podevilsgeschoß; die Einführung eines anderen, kürzeren Pioniergewehres ist im Gange. Die Fußmannschaften des Trains führen Infanterie-Seitengewehre, die berittenen Kavalleriesäbel. Die Krankenträger führen Infanterie-Seitengewehre u. Revolver.

Ueberſicht der Friedensstärke des deutschen Heeres.

	A. Stehendes Heer	Preußen u. s. w.	Hessen	Sachsen	Baden	Bayern	Württemberg	Elsaß-Lothring.[1]	Summa
148 Infanterie-Regimenter	Garde-Inf.-Reg.	9							9
	Grenadier- u. Inf.-Reg.	83[2]	4	9	6	16	8		126
	Füsilier-Reg.	12[3]		1					13
28 Jägerbataillone	Garde-Jäger-Bat.	1							1
	Garde-Schützen-Bat.	1							1
	Jäger-Bat.	12[4]	2	2		10			26
93 Kavallerie-Regimenter	Garde du Corps	1							1
	Garde-Kürassiere	1							1
	Kürassiere	8				2			10
	Garde-Dragoner	2							2
	Dragoner	19[5]	2		3		2		26
	Garde-Reiter		1						1
	Reiter		3						3
	Garde-Husaren	1							1
	Husaren	17[6]							17
	Garde-Ulanen	3							3
	Ulanen	16		2		2	2		22
	Chevauxlegers					6			6
34 Feld-Artillerie-Regimenter	Garde-Feld-Art.-Reg.	2							$1^1/_3$
	Feld-Art.-Reg.	22[7]	1 Abth.	2	2	4	1	1	19
10 Regimenter u. 6 Bataillone Fußartillerie	Garde-Fuß-Art.-Reg.	1							1
	Fuß-Art.-Reg.	9							9
	Selbständ. Fuß-Art.-Bat.	1		1	1	2	1		6
19 Pionier-Bataillone u. 1 Comp.	Garde-Pionier-Bat.	1							1
	Pionier-Bat.	11		1	1	2	1	1	17
	Selbständ. Pionier-Comp.		1						1
	Eisenbahn-Bat.	1							1
18 Train-Bataillone u. 1 Abth.	Garde-Train-Bat	1							1
	Train-Bat.	11		1	1	2	1	1	18
	Selbständ. Train-Abtheilung		1						1

[1]) Die Truppen des XV. Corps für Elsaß-Lothringen sind noch nicht formirt, sondern das XV. Corps ist zunächst nur durch Abkommandirungen aus anderen Corpsbezirken gebildet worden, für welche seiner Zeit Neuformationen eintreten werden; nur die an das XV. Corps abgegebenen Batterien sind in den betreffenden Armeecorps bereits durch Neuformationen ergänzt.

[2]) Hiervon stellt: Mecklenburg-Schwerin 2 Bat., Mecklenburg-Strelitz 1 Bat. (Gren.-Reg. Nr. 89), Oldenburg, Braunschweig, Anhalt u. Sachsen-Weimar je 1 Regiment (Nr. 91—94), Sachsen-Meiningen u. Sachsen-Koburg-Gotha zusammen 1 Regiment (Nr. 95), Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Rudolstadt u. die beiden Reuß zusammen 1 Regiment (Nr. 96). Die Nummern 97—99 sind noch offen.

[3]) Hiervon stellt: Mecklenburg-Schwerin 1 Füs.-Reg. (Nr. 90).

[4]) Hiervon stellt: Mecklenburg-Schwerin 1 Jägerbataillon (Nr. 14).

[5]) Hiervon stellt: Mecklenburg-Schwerin 2 Dragoner-Reg. (Nr. 17 u. 18), Oldenburg 1 Dragoner-Reg. (Nr. 19).

[6]) Hiervon stellt: Braunschweig 1 Husaren-Reg. (Nr. 17).

[7]) Hiervon stellt: Mecklenburg-Schwerin 3 Batterien (zum Feld-Artill.-Reg. Nr. 9), Mecklenburg-Strelitz 1 Batt. (zum Feld-Art.-Reg. Nr. 9), Braunschweig 1 Batt. (zum Feld-Art.-Reg. Nr. 10), Oldenburg 2 Batt. (zum Feld-Art.-Reg. Nr. 10).

	B. Landwehr Eintheilung (die Truppentheile sind im Frieden nicht formirt)	Preußen u. s. w.	Hessen	Sachsen	Baden	Bayern	Württemberg	Elsaß-Lothringen	Summa
Infanterie	Garde-Landwehr-Bataillone	12							12
	Provinzial-Landwehr-Bataill.	166	7	8	10	32	16	11 Bezirks-Commando[8])	239
	Reserve-Landwehr-Bataillone	11		1					12
	Jäger-Compagnien	12—18							12—18
Kavall.	Regimenter	12—24							12—24
	Eskadrons				3	10	4		17

Ueberſicht der Kriegsstärke des deutschen Heeres.

	Truppentheil	Offiziere	Köpfe	Pferde	Geschütze	Fahrzeuge
Feldtruppen	444 Bataill. Infanterie	c. 10,500	460,000	17,000		2,500
	28 Jäg.- od. Schützenbat.	c. 500	29,000	800		200
	93 Regiment. Kavallerie	c. 2,100	59,000	55,000		650
	296 Batt. Feldartillerie	c. 1,600	65,000	64,000	1776	6,600
	52 Comp. Pioniere mit 15 Ponton-Trains	c. 390	16,000	7,600		1,000
	12 Feld-Eisenb.-Comp.	c. 108	2,500	240		48
	12 Feld-Telegr.-Abth.	c. 48	1,600	1,000		91
	1 Feld-Munitions-Reserve-Park	c. 27	1,410	1,150		
	3 Res.-Munit.-Depots	6	252	6		
	Trains u. Administrat.	c. 900	50,000	50,000		10,000
	Kommandos u. Stäbe	c. 833	5,170	5,070		230
	Kais. Hauptquartier ꝛc.	c. 100	1,200	1,500		60
	Gesammtstärke	**c. 18,000**	**700,000**	**200,000**	**1776**	**22,000**
Ersatztruppen	148 Bataill. Infanterie	c. 2,800	180,000	500		
	28 Jäger- od. Schützen-Compagnien	c. 112	7,500			
	93 Eskadrons Kavallerie	c. 450	24,000	20,000		
	56 Batterien	c. 300	14,000	4,000	350	
	18 Pionier-Compagn.	c. 72	4,800			
	1 Eisenbahn-Abtheilung	4	200			
	18 Train-Abtheilungen	c. 200	10,000	3,300		
	Gesammtstärke	**c. 4,000**	**250,000**	**27,000**	**350**	
Besatzungstruppen	274 Bataill. Infanterie	c. 4,000	180,000	800		
	12 (—18) Jäger- oder Schützen-Compagn.	c. 48	3,000			
	12 (—24) Reg. Kavall.	c. 400	10,000	11,000		
	176 Comp. Fußartillerie	c. 700	35,000			
	56 Reserve-Fußbatter.	c. 250	8,000	20,000	336	480
	37 Comp. Fest.-Pion.	c. 160	8,000			
	18 Bataillons-Stäbe der Fußartillerie	36	36	54		
	Kommandanturen	c. 800	1,600	300		
	Gesammtstärke	**c. 6,000**	**250,000**	**23,000**	**336**	**480**
	Stellvertretende Stäbe	c. 375	2,400	520		
	Kriegsminist., Landw.-Bezirks-Kommandos ꝛc.	c. 850	10,000	1,800		
	Gesammtstärke d. Heer.	**c. 30,000**	**1,250,000**	**250,000**	**2400**	**22,500**

Mit der obigen Zahl sind indessen die Streitkräfte des Deutschen Reiches noch nicht erschöpft; denn da bei einer dreijährigen Dienstzeit jährlich nur ein Drittel Friedensstärke eingestellt zu werden brauchte, um das Heer auf dem Friedensstande vollzählig zu erhalten, die Zahl der wirklich eingestellten Ersatzmannschaften aber mehr als ein Drittel beträgt (etwa 140,000 Mann), wofür eben so viel ausgebildete Mannschaften mehr zur Entlastung kommen bez. zur Disposition beurlaubt werden, so ergiebt dies einen Ueberschuß an waffengeübten Mannschaften, die im Kriege bei der Bildung von Truppenkörpern in Betracht kommen. So wurde es in den Kriegen von 1866 u. 70 möglich, auch einen großen Theil der Ersatzbataillone als sog. vierte Bataillone auf den Kriegsschauplatz nachrücken zu lassen u. an deren Stelle wieder neue Garnisonbataillone zur Besatzung des Landes zu errichten.

[8]) Nach der Landwehr-Bezirks-Eintheilung für den Bereich des XV. Armeecorps vom 19. Februar 1872, nämlich zu Diedenhofen, Metz, Saarburg, Saargemünd, Hagenau, Straßburg, Molsheim, Schlettstadt, Kolmar, Mülhausen u. Altkirch.

Friedensstärke verschiedener Truppentheile.

Truppentheil	Stabsoffiziere	Hauptleute	Prem.-Leut.	Sek.-Leut.	Unteroffiziere	Spielleute	Gemeine	Summa Offiziere	Summa Mannschaften	Lazarethgehülfen	Oekonomie-Handwerker	Aerzte	Roßärzte	Zahlmeister	Büchsenmacher	Sattler	Dienstpferde	Geschütze	Fahrzeuge
Bataillon eines alten Garde-Infanterie Regiments	1	4	4	13	69	17	576	22	662	4	16	2	–	1	1	–	–	–	–
Linien-Infanterie Bataillon (die bayer Bat. zu 575 Köpfen)	1	4	4	9	53	17	436	18	506	4	12	2	—	1	1	–	—		
Jäger od. Schützen-Bataillon (die bayer. Bat. zu 578 Köpfen)	1	4	4	13	53	13	440	22	506	4	12	2	—	1	1		–		
Kavallerie Regiment	2	5	5	13	76	16	585	25	677	5	20	3—5	6	1	1	1	672		
Feldabtheilung der Divisionsartillerie	1	6	4	9	73	8	356	20	437	4	—	} 2	1			–	160	16	
Reitende Abtheilung der Corpsartillerie	1	3	3	7	43	6	222	14	271	3	–	}	3				216	12	
Fußartillerie Bataillon	1	5	4	9	61		412	19	473	4	–	2	–	–	—	–	–		
Pionnier Bataillon	1	4	4	9	68	13	402	18	483	4	12	2	–	1	1			—	
Train-Bataillon	1	2	2	5	46	2	165	10	213	2	10	1	1	1	—	—	121		

Kriegsstärke verschiedener Truppentheile.

Truppentheil	Stabsoffiziere	Hauptleute	Prem.-Leut.	Sek.-Leut.	Unteroffiziere	Spielleute	Gemeine	Summa Offiziere	Summa Mannschaften	Lazarethgehülfen	Trainsoldaten	Aerzte	Roßärzte	Zahlmeister	Büchsenmacher	Sattler	Dienstpferde	Geschütze	Fahrzeuge
Infanterie-Bataillon	1	4	4	13	81	17	904	22	1003	4	15	1	—	1	1	—	34	—	6
Jäger- od. Schützen-Bataillon	1	4	4	13	81	17	904	22	1003	4	20	2	—	1	1		36	—	10
Kavallerie-Regiment	2	4	4	13	61	13	528	23	602	4	38	3	3	1	1	1	705	—	7
Schwere Batterie		1	1	2	14	2	129	4	145	1	4	—	—	—	–	1	126	6	10
Leichte "	—	1	1	2	14	2	123	4	139	1	4	—	—	—	—	1	124	6	10
Reitende "	—	1	1	2	12	2	129	4	143	1	4	—	—	—	–	2	207	6	10
Infanterie-Munitionskolonne	—	1	—	2	13	2	71	3	86	1	92	—	—	—	—	1	188	—	27
Artillerie- " "		1	–	2	13	2	71	3	86	1	79	—	–	—	—	1	162	—	24
Pionnier-Compagnie	—	1	1	3	20	3	177	5	200	1	11	1	—	—	—	—	17	—	3
Leichter Feldbrücken-Train	—	1	1	—	6	2	3	2	11	—	40	—	—	—	—	—	87	—	13
Schanzzeug-Kolonne	—	–	–	—	6	—	1	—	7	—	11	—	—	—	—	—	30	—	6
Ponton- { Train	–	1	1	1	16	3	—	3	19	–	141	1	—	1	—	—	275	—	41
Kolonne { Pionniere	—	—	1	1	7	—	54	2	61	—	2	1	—	—	—	—	2	—	—

a. b. c. d. e. f. g. h. i.

a. Seesoldat. b. Matrose. (Paradeanzug.) c. Major des Seebataillons. d. Contre-Admiral. (Galauniform.) e. Leutnant zur See. (Jacke.) f. Kapitän-Leutnant. (Gala.) g. Deckoffizier. h. Matrose. (Gefechtsausrüstung.) i. Kadet.

Nr. 2358. Uniformirung der deutschen Marine.

Deutsche Marine. Geschichtliches. Die Tage der Hansa haben bewiesen, daß das deutsche Volk, so wie es zu Lande als ein tüchtiges u. streitbares Volk galt, so auch unter den seefahrenden Nationen einen hohen Rang einzunehmen berufen sei. Dieses Bewußtsein ist auch während der politischen Zerfahrenheit Deutschlands im deutschen Volke nicht erloschen u. hat mit jedem nationalen Aufschwung lebendigen Ausdruck erhalten. Als 1848 das kleine Dänemark die deutschen Küsten blockirte, rief der Unwille darüber in allen Theilen Deutschlands sog. Flottensammlungen hervor, welche den Ankauf einer Anzahl Räderdampfer u. den Bau einer Reihe von Ruderkanonenbooten zur Folge hatten. Diese Errungenschaft des Bewegungsjahres hatte indessen nur ein kümmerliches Dasein, u. nachdem an Stelle des gehofften deutschen Einheitsstaates der Deutsche Bund wieder ins Leben gerufen war, erhielt der ehemalige oldenburgische Regierungsdirektor Hannibal Fischer von demselben den Auftrag, die angeschafften Schiffe öffentlich zu versteigern. Bei der mangelnden politischen Einheit Deutschlands hätte eine deutsche Flotte auch keinen praktischen Zweck zu erfüllen gehabt. Preußen konnte bei der Energie, mit welcher es an der Stärkung seiner Landmacht arbeitete, der Heranbildung seiner Flotte nur im geringeren Grade seine Aufmerksamkeit zuwenden. Dennoch bildeten die Schiffe, welche Preußen in den letzten Jahrzehnten erbauen ließ, den Kern zu einer recht ansehnlichen Seemacht u. bewährten sich 1864 beim Schutze der deutschen Küsten. Seit der Gründung des Norddeutschen Bundes wurde die Erweiterung der Kriegsmarine mit größeren Mitteln planmäßig betrieben u. dabei als nächstes Ziel ins Auge gefaßt, den Seemächten zweiten Ranges gleichzukommen. Dieser Plan ist dann auch für die deutsche Reichsmarine, in welche die norddeutsche Bundesflotte übergegangen ist, angenommen worden.

Grundzüge der Verfassung der deutschen Reichsmarine. Der Art. 53 der deutschen Reichsverfassung lautet: „Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche unter Oberbefehl des Kaisers. Die Organisation u. Zusammensetzung derselben liegt dem Kaiser ob, welcher die Offiziere u. Beamten der Marine ernennt u. für welchen dieselben nebst den Mannschaften eidlich in Pflicht zu nehmen sind. Der Kieler Hafen u. der Jadebusen sind Reichskriegshäfen. Der zur Gründung u. Erhaltung der Kriegsflotte u. der damit zusammenhängenden Anstalten erforderliche Aufwand wird aus der Reichskasse bestritten ....“ — Die gesammte seemännische Bevölkerung des Reiches ist zum Dienst in der kaiserlichen Marine verpflichtet. Die Dienstpflicht in der Flotte u. der Seewehr ist auf 7 resp. 5 Jahre

analog dem Dienst im stehenden Heere festgesetzt. Die oberste Behörde bildet das Marineministerium, der Marineminister ist zugleich Chef der Marine. Die regelmäßigen Inspizirungen finden durch den Generalinspekteur der Marine, der den Rang eines Admirals bekleidet, statt. Zu wichtigen Fragen organisatorischer od. technischer Natur tritt der Admiralitätsrath unter Vorsitz des Ministers zusammen; der Generalinspekteur der Marine ist ständiges Mitglied desselben. Zur Heranbildung der Seeleute dienen 2 Flottenstammdivisionen zu Kiel u. Wilhelmshaven, zur Bildung der Handwerker, Heizer, Maschinisten u. s. w. 2 Werftdivisionen (ebendaselbst). Das Offiziercorps der Marine entspricht im Rangverhältniß den Offizieren des Heeres:

Marine.	**Heer.**
I. Admirale od. Flaggoffiziere . .	I. Generale.
1. Admiral	1. Generalfeldmarschall.
2. Vice Admiral	2. General der Inf. (od. Kavall.).
3. Contre Admiral	3. Generalleutnant.
	4. Generalmajor.
II. Stabsoffiziere	II. Stabsoffiziere.
1. Kapitän zur See	1. Oberst.
2. Korvetten Kapitän m. Oberstleutnants- od. Majorsrang .	2. Oberstleutnant. 3. Major.
III. Kapitän Leutnants	III. Hauptleute od. Rittmeister.
IV. Subaltern Offiziere	IV. Subaltern Offiziere.
1. Leutnant zur See	1. Premier resp. Ober-Leutn.
2. Unterleutnant zur See . . .	2. Sekonde Leutnant.

Das Seebataillon thut den Wachtdienst an Bord der größeren Schiffe u. in den Marine-Etablissements u. zählt 32 Offiziere 1030 Mann in 5 Compagnien. Die Seeartillerie-Abtheilung führt die artilleristischen Arbeiten aus u. fertigt die Munition; sie zählt 11 Offiziere 157 Mann. Die Torpedo-Abtheilung zählt 1 Kapitän zur See, 2 Kapitän Leutnants, 7 Leutnants, 5 Deckoffiziere, 30 Matrosenoffiziere, 200 Matrosen u. Handwerker.

Uniformirung. Die Uniform der Marineoffiziere gleicht im Schnitt dem Civilanzuge, sie ist durchweg dunkelblau; die verschiedenen Gradstufen unterscheiden sich nach den silbernen Achselstücken u. Epauletten ähnlich wie bei den Offizieren des Landheeres.

Die Uniform des Seebataillons u. der Seeartillerie-Abtheilung gleicht nach Farbe u. Schnitt derjenigen der Infanterie u. Artillerie, der Waffenrock hat eine weiße Passepoilirung (Kragen u. Brustbesatz); die Kopfbedeckung besteht in einem Käppi mit fliegendem Adler u. einem Anker. Die Offiziere führen den Säbel, die Mannschaften das Zündnadelgewehr. Außerdem haben die Offiziere noch eine große u. eine Gala-Uniform. Der gewöhnliche Dienstanzug der Unteroffiziere u. Matrosen ist ein blauwollenes, die Brust freilassendes Hemde mit weit überfallendem Kragen u. weiten Aermeln. Die Beinkleider sind von blauem Tuch od. Segeltuch, je nach der Jahreszeit. Die Kopfbedeckung ist eine blaue Tuchmütze ohne Schirm, mit schwarzem Seidenband, auf dem in Goldbuchstaben der Name des betr. Schiffes gedruckt ist. Die Fußbekleidung sind Schuhe u. Strümpfe; wenn irgend die Witterung es erlaubt, wird jedoch barfuß gegangen.

Die Flagge der Kriegs- u. Handelsmarine ist schwarzweißroth. Der weiße Grund wird durch ein schwarzes Kreuz in vier gleiche Felder getheilt. Auf der Mitte des Kreuzes liegt ein rundes weißes Feld, das den preuß. Adler trägt. Das Feld in dem linken oberen Viertel zeigt die wagerecht laufenden Reichsfarben Schwarzweißroth u. enthält in der Mitte das Eiserne Kreuz. (Abb. s. Flaggenkarte.)

Die Kosten der Reichsmarine betragen nach dem Etat von 1872:

a. im Ordinarium . . . . 3,760,000 Thlr.

Darunter befinden sich:

für das Ministerium . . .	100,000 Thlr.
" Militär Personal .	1,120,000 "
" Indiensthaltung der Fahrzeuge	890,000 "
" Material	1,250,000 "
" Torpedowesen	55,000 "

b. im Extraordinarium . . . . 4,570,000 "

Darunter befinden sich:

Bauliche Einrichtungen von Wilhelmshaven	1,000,000 Thlr.
Befestig. v. Wilhelmshaven	200,000
Bauten von Kiel	200,000
Befestigung d. Kieler Hafens	100,000
Land- u. Wasserbauten . .	300,000
Bau und Armirung von Kriegsschiffen	2,240,000
Torpedowesen	432,000

Summa . . . . . 8,330,000 Thlr.

Gegenwärtiger Bestand an Kriegsschiffen.

		Name	Geschütze
43 Dampfschiffe	Panzer-Fregatte . . .	König Wilhelm	23
	" . . .	Friedrich Karl	16
	" . .	Kronprinz	16
	Panzer Fahrzeug . .	Arminius	4
	" . .	Prinz Adalbert	3
	Gedeckte Korvette . .	Elisabeth	28
	" . .	Hertha	26
	" . .	Vineta	28
	" . .	Arcona	28
	" . .	Gazelle	28
	Glattdecks Korvette .	Medusa	17
	" .	Nymphe	17
	" .	Augusta	11
	" .	Victoria	11
	Aviso	Preußischer Adler	4
	"	Loreley	2
	"	Grille	2
	Transportfahrzeug .	Rhein	9
	Schleppdampfer . . .	Jade } zum Hafendienst;	
	" . . .	Greif	
	Transportschiff . . .	Neptun	
	Kanonenboote I. Kl.	Basilisk, Blitz, Chamäleon, Komet, Cyclop, Delphin, Drache, Meteor, à 3 Gesch.	24
	Kanonenboote II. Kl.	Fuchs, Habicht, Hay, Hyäne, Jäger, Natter, Pfeil, Salamander, Schwalbe, Skorpion, Sperber, Tiger, Wespe, Wolf, à 2 Gesch.	28
11 Segelschiffe	Fregatte (Artillerie Uebungsschiff)	Gefion	48
	Fregatte	Thetis	38
	" . . . . . . (Uebungsschiff für Kadetten)	Niobe	26
	Brigg (Uebungsschiff für Schiffsjungen)	Mosquito	16
	Brigg (desgl.)	Rover	16
	Brigg	Hela	6
	Kasernenschiff	Barbarossa	9

Außerdem die Tonnenleger Iltis u. Leopard, das Lootsenfahrzeug Wangeroge u. das Fahrzeug Königin Marie, die Avisos Falke u. Pomerania.

36 Ruderfahrz.	32 Kanonen-Schaluppen mit je 2 Geschützen	64
	4 Kanonen-Jollen mit je 1 Geschütz	4

Im Bau begriffen sind:

Panzer-Schrauben-Fregatte . . .	Großer Kurfürst mit	4 Geschützen,
Glattdecks-Schrauben-Korvette . .	Ariadne . . . "	6 "
Panzer-Schrauben-Korvette . . .	Hansa	8 "
Schiffsjungen-Brigg	Undine	8 "
Schraubendampf-Aviso	Albatros	4 "
desgl.	Nautilus	4 "
Raddampf-Aviso	Loreley	4 "

In Ausrüstung und Armirung begriffen:

Das von England angekaufte Schrauben-Linienschiff Renown.

Im Ganzen 98 Schiffe mit 594 Geschützen.

Deutscher Bund, s. „Deutschland", Geschichte IX.

Deutscher Krieg (von 1866), s. „Preußisch-österreichischer Krieg".

Deutsche Mythologie, d. i. die Kunde von den Mythen der alten Germanen, d. h. von den Anschauungen, Darstellungen u. Erzählungen, welche Gegenstände ihres religiösen Glaubens u. ihrer Verehrung betreffen. Die Welt, ihr Entstehen u. Vergehen, die göttlichen Wesen, deren Schalten u. Walten, bes. ihr Einfluß auf die menschlichen Schicksale, sind solche Gegenstände des Glaubens u. der Mythen. Lange Zeit bot diese Wissenschaft nur eine spärliche Anzahl von unzusammenhängenden Bruchstücken dar, die wenig Interesse erregten. Eigentlich deutsche Quellen aus heidnischer Zeit flossen nur dürftig, da das Christenthum fast durchweg noch vor der Verbreitung der Schrift bei den deutschen Stämmen Aufnahme fand, u. da der Eifer christlicher Priester möglichst alle Spuren des alten Glaubens zu vertilgen suchte. Erst die Forschungen Jakob Grimm's u. nach ihm die von Ettmüller, Mannhardt, Simrock u. A. haben durch vergleichende Heranziehung der nordischen (skandinavischen) Göttersagen mehr Licht u. Vollständigkeit in die Kenntniß der d. M. gebracht. Hierher gehört nam. das in der Edda (s. d.) aufbewahrte nordische Mythensystem.

Die Grundzüge dieses Mythensystems stammen aus der Urheimat der Germanen, die ein Zweig der großen Völkerfamilie der Arier (s. d.) im inneren Hochasien waren. Alle Völker dieser Familie weiheten ihren Dienst den Lichterscheinungen des Himmels; doch erhielt derselbe unter dem Einfluß der großen Verschiedenheit in den klimatischen Verhältnissen, die immer eindringlich auf die Gemüthswelt wirken, eine sehr

Nr. 2359. Welttafel der Edda. (Aus Wägner „Nordisch-Germanische Vorzeit".)

mannichfaltige Gestaltung. Die fruchtbaren Thäler u. Ebenen, die diese Völker bewohnten, waren auf der einen Seite von glühenden Sandwirbeln der Wüste gefährdet, auf der anderen von heftigen Schneestürmen, ein Umstand, der die zwiespältige Weltanschauung von Licht u. Finsterniß,

Nr. 2360. Trinkgelage der nordischen Götter. (Aus Wägner „Nordisch-Germanische Vorzeit".)

Gut u. Böse, wenn nicht hervorrief, so doch begünstigte. Doch schimmert überall mehr od. minder klar der schließliche Durchbruch des guten Prinzips, als des eigentlichen Urwesens, hervor. Diese Lehre von der Bezwingung u. Läuterung des bösen Prinzips u. von dem Dasein eines Urwesens nahmen die Germanen aus ihrer asiatischen Heimat mit auf ihre Wanderung u. bewahrten sie in ihren Mythen, wenn auch in veränderter Form. In ihrer neuen, viel rauheren Heimat erhielten ihre religiösen Anschauungen durch den Einfluß des Klimas u. der Oertlichkeit eine andere Gestalt. Jenes Urwesen blieb unbestimmt, wie der Geist der Natur, den der Mensch nur in dunkler Ahnung fühlt, nicht erkennt. Doch tritt es hin u. wieder in den Dichtungen als Allvater hervor. Die Asen (s. d.), die Götter des Lichtes u. der sittlichen Ordnung, sind in stetem Kampfe mit den Sturm-, Berg u. Frostriesen begriffen, die auf ihr u. der Menschen Verderben sinnen. Der Kampf wird mit materiellen Waffen geführt. Die Welt ist aus dem Chaos hervorgegangen durch Eisströme, welche den unendlichen Abgrund (Ginungpagap) füllen. Der dort hausende Urriese Ymir, gezeugt aus der Begegnung des Reifs u. der Glut, wird von Odin, Wili u. We, den Stammvätern der Asen, den Söhnen Bör's u. der Riesin Bestla, getödtet. Der Vater des Ersteren ist entstanden dadurch, daß die Kuh Audhumbla ihn aus den Eisblöcken herausgeleckt. Die drei Götter wälzen den Riesenleib Ymir's in den Abgrund u. bilden daraus die Welt: aus seinem Blute Meer u. Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Zähnen u. zerbrochenen Gebeinen die Steine. Das Weltmeer od. der Strom Ifing umgab die Erde (s. Nr. 2359). Aus ihm bildeten sie den Himmel u. erhoben ihn über die Erde mit vier Ecken od. Hörnern; unter jedes dieser Hörner setzten sie einen Zwerg (Austri, Westri, Nordri, Sudri). Dann nahmen sie Feuerfunken, welche, von Muspelheim ausgeworfen, umherflogen, u. setzten sie an den Himmel. Rund um die Erde machten sie einen Burgwall von den Augenbrauen Ymir's gegen die Einfälle der Riesen, der urweltlichen Nachkommen desselben, die jenseits des Meeres in Utgard wohnten. Die Burg selbst nannten sie Midgard. Am Strande fanden Bör's Söhne zwei Bäume, daraus schufen sie Menschen; den Mann nannten sie Ask u. die Frau Embla. Von ihnen stammt das Menschengeschlecht ab, welchem Midgard zum Wohnsitz angewiesen ward. Innerhalb der Menschenheimat liegt Asenheim; darin erhebt sich die Burg Asgard. Die Esche Yggdrasil, der Weltbaum, grünt immer fort, obgleich der Hirsch Eikthyrnir u. die Ziege Heidrun, die den Asen den Lebensmeth liefert, an seinen Blättern u. Knospen zehren u. Gewürm an seinen Wurzeln nagt. Die Nornen od. Schicksalsgöttinnen Urd, Verdanda, Skuld (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) begießen den Baum mit dem Wasser des Urdberns, daß er nicht verdorre; denn aus der Vergangenheit entsteht, was ist u. sein wird. Weit gen Mittag ist Muspelheim, die glühende Südwelt, der Mittel- u. Ausgangspunkt aller Wärme, wo Surtur, der Schwarze, mit dem Flammenschwert u. die feurigen Muspelsöhne drohend sich für den letzten Kampf rüsten, während sich nordwärts der Schlund öffnet, der nach Helheim u. dem noch tieferen Nifelhal führt, wo die finstere Hel über die Todten herrscht. Die Asen wohnen in prächtigen Palästen in Asenheim, sich ergötzend an Trinkgelagen u. Freudenfesten. Auf dem Hochsitz Hlidskialf, welcher in Asgard steht, thront Wodan, nordisch Odin, der vornehmste Ase, der auch oft Allvater genannt wird. Er überschaut die neuen Welten u. waltet über alle Dinge. Er ist der Sturm- u. Himmelsgott, der auch den Sturm kriegerischer Begeisterung in der Brust der Helden erregt u. den Ausgang der Schlachten entscheidet. Er entsendet die Walküren, die Schlachtjungfrauen — Gestalten, die wahrscheinlich aus den germanischen Veleden od. Seherinnen hervorgegangen sind. Wodan's Hauptfeste wurden zur Erntezeit u. zur Wintersonnenwende begangen (Nachklänge der Wodansagen haben sich in manchen Ernte- u. Weihnachtsgebräuchen u. in der Sage vom „wilden Jäger" erhalten). Die Himmelskönigin Frigga, identisch mit der germanischen Frea od. Fria, ist Odin's Gemahlin u. theilt mit ihm den Hochsitz Hlidskialf u. seine Macht u. Weisheit. Sie fördert bes. das eheliche Glück. Erinnerungen an diese Göttin, die vielfach auch Holda (die Holde) genannt wurde, leben in den Sagen von der „Frau Holle" u. von der „weißen Frau" fort. Der Himmelsgott war früher mit der Mutter Erde vermählt, die nach Tacitus Nerthus, in Skandinavien aber Jörd hieß. Mit ihr zeugte er den starken Thunar, nordisch Thor, der in Deutschland wie in Skandinavien hoch verehrt wurde. Thor ist von unverwüstlicher Kraft u. immer auf der Ostfahrt, um Riesen u. Ungeheuer mit dem Hammer Miölnir zu bekämpfen u. dem Ackerbau urbares Land zu erwerben. Denn er ist zwar der Gott des Gewitters, aber auch der

Beschützer der Bauern. Viele Mythen erzählen seine Kämpfe u. Abenteuer mit den Riesen, wobei er zwar bisweilen durch List u. Zauberei getäuscht wird, aber auch oft den Betrug mit den zerschmetternden Blitzschlägen Miölnir's rächt. Die herrlichste u. anmuthigste unter den Asinnen ist neben Frigga die Göttin der ewigen Jugend, Iduna; in ihrer Obhut befinden sich die Aepfel der Verjüngung, die Speise der Götter u. der unter diese aufgenommenen Helden (s. Nr. 2361). Eine besondere Gruppe der Asen sind die Vanengötter: Niörder u. dessen Kinder, der lichte Sommergott Freyer, die liebliche Freya u. Heimdal, der einst ins Giallarhorn stößt, wenn die feindlichen Mächte gegen Asgard ziehen. Zu Letzteren ist der listenreiche Loke zu zählen. Dieser ward als ein Bruder Odin's u. Hönir's angesehen, denen Luft u. Wasser zugetheilt war; sein Element war das Feuer, dessen zerstörende Wirkungen man ihm zuschrieb. Mit einer Riesin zeugte er drei Scheusale: Fenrir, den Wolf der Vernichtung, die Midgardschlange od. Jörmungander, welche auf dem Grunde des Meeres liegt, die Erde umschlingend, u. die bleiche Hel. Ein anderer Mythenkreis sammelt sich um den allgeliebten Lichtgott Balder, der den Frühling u. Sommer bringt u. die sittliche Ordnung erhält. Er wird auf Loke's Anstiften von dem blinden Höder, dem Gott der nordischen Winternacht, getödtet; seine Gattin Nanna (die Blüte) folgt ihm mit gebrochenem Herzen ins Todtenreich. Mit diesem Gotte ist aber auch die sittliche Ordnung aus der Welt gewichen. Loke wird zwar gefesselt; allein da die sittliche Ordnung gelöst ist, treten in der Natur, wie unter Asen u. Menschen, die Wahrzeichen der Götterdämmerung (Ragnarök) hervor: Stürme, drei Jahre dauernder Winter, Verwandtenmord, Eidbruch, Brüderkriege. Endlich erscheint die verhängnißvolle Zeit des Weltbrandes. Sonne u. Mond werden von den Wölfen, ihren Verfolgern, verschlungen. Die Erde bebt, der Weltbaum zittert, alle Bande reißen, Loke u. der gräßliche Fenrir werden frei, Jörmungander wälzt sich mit der eindringenden Meeresflut aufs Land. Von Osten segeln die Hrimthusen heran, von Süden Surtur mit dem Flammenschwert u. die feurigen Muspelsöhne. Diese reiten über die Brücke Bifröst, die unter ihnen bricht, nach dem Wigridfelde, während Heimdal in's Giallarhorn stößt u. die Götter weckt. Auf dem Wigridfelde treffen die Scharen auf einander. Thor zerschmettert der Midgardschlange den Kopf, stirbt aber durch ihr Gift; Odin erliegt gegen Fenrir, dieser aber wird von dem rächenden Widar mit dem Schwert zu Boden gestreckt. Loke u. Heimdal fallen beide im Zweikampf, ebenso Tyr u. der Höllenhund Garm, Freyer fällt durch Surtur's Schwert. Berge stürzen ein, Sterne fallen vom Himmel; endlich schleudert Surtur Feuer über die Kampfstätte, über Himmel, Erde u. Meer, u. die Welt geht in Flammen unter. — Jahre, vielleicht Jahrhunderte verfließen, da geht eine neue Sonne, die Tochter der vorigen, auf, u. aus den Gewässern erhebt sich eine neue Erde. Auch Menschen finden sich ein, Lif u. Lifthrasir, die sich in Hoddmimir's Holz am Weltebaum geborgen u. friedlich wie Kinder unter den Schrecknissen geschlummert hatten. Die Asen sammeln sich, geläutert durch die Flammen des Weltbrandes u. versöhnt, auf dem Idafelde u. spielen wieder harmlos mit den aufgefundenen goldenen Scheiben wie in den Tagen der Unschuld, u. ein neues Leben beginnt.

Dies sind die Grundzüge der nordischen Mythologie, deren Gestalten, zum Theil von den Germanen geschaffen, nach dem Norden getragen u. in Götter- u. Heldenliedern auf den Kriegszügen durch die römische Welt besungen wurden. Selten wurde in den Kampf gezogen, ohne daß die Götter angerufen u. die Seherinnen gehört worden wären, die den Verkehr mit den Göttern vermittelten, den Ausgang der Schlacht verkündeten u. die Sterbenden auf den Eintritt in die grüne Heimat der Götter vorbereiteten. Denn die Germanen glaubten an ein Fortleben der von der Erde abgerufenen Helden, die droben in Wodan's Halle (Walhalla, ein goldener Palast, in Asgard stehend) von den Göttern u. Göttinnen empfangen wurden u. an deren Mahlen theilnahmen (s. Nr. 2360 u. 2361). Die religiösen Ideen fanden in sehr einfachen Kultusformen ihren Ausdruck. Die wenigen Feste, welche die alten Deutschen feierten, waren Naturfeste. Besonders gab die Mitte des Sommers u. Winters, der Beginn der

Nr. 2361. Odin, Frigga u. Iduna empfangen einen Helden. (Aus Wägner „Nordisch-Germanische Vorzeit“.)

Feldarbeit u. die Ernte Gelegenheit zu Opfern, Aufzügen u. Liedern. Als Opfer wurden erlesene Früchte u. Thiere dargebracht; Tacitus berichtet sogar von Menschenopfern, die sich jedoch auf bes. feierliche u. dringliche Anlässe beschränkt haben sollen. Götterbilder u. Tempel kannte man in der Vorzeit nicht. Die Andachtsübungen hielt man in versteckten Hainen, an geweihten Bäumen od. Quellen ab. Alles, was uns über den Gottesdienst der Germanen berichtet wird, trägt den Stempel eines tief religiösen Ernstes, lebhaften Naturgefühls u. warmer Empfindung. — Vgl. außer der Aeltern u. Jüngern Edda Jakob Grimm's „Deutsche Mythologie“, Wolf's „Deutsche Götterlehre“ (ein kurzer Auszug des Grimm'schen Werkes), Simrock's „Handbuch der deutschen Mythologie“.

Deutscher Orden (Deutsche Ritter, Deutsche Herren), der aus Deutschen bestehende geistliche Ritterorden, welchen Friedrich von Schwaben, der Sohn Kaiser Friedrich's I., 1190 in Palästina stiftete zum Schutze der heiligen Stätten, zum Kampfe gegen die Mohammedaner u. zur Unterstützung der deutschen Wallfahrer. Schon 1128 war in Jerusalem ein Hospital für Deutsche errichtet worden, nach der Eroberung durch Saladin aber wieder eingegangen. Bei der Belagerung von Akkon vereinigte sich nun eine Anzahl der vertriebenen Hospitalbrüder mit Bürgern von Bremen u. Lübeck, unter Führung Meister Sibrand's, sich der Pflege der erkrankten deutschen Kreuzfahrer in einem aus Segeltuche errichteten Zeltspitale zu widmen. Aus dieser Vereinigung entstand der D. O., welchen

Papst Clemens III. 1191 bestätigte u. dem Heinrich I. Waldbott von Bassenheim als erster Ordensmeister vorstand. Die Gelübde der Templer u. Johanniter: Keuschheit, Gehorsam, Armuth u. Kampf für die Kirche, Sorge für Kranke, für Wittwen u. Waisen, waren auch die der Deutschen Ritter, ihre Tracht bestand in einem weißen Mantel mit schwarzem Kreuz. Nur deutsche Männer aus freiem, edlem Stamme wurden in den D. O. aufgenommen, welcher zwei Klassen von Mitgliedern hatte. Ritter u. barmherzige Brüder, zu denen später zur Besorgung des Gottesdienstes noch Priester u. für die weltlichen Geschäfte nichtadelige „Halbbrüder“ kamen. Anfangs wenig beachtet, hob sich der D. O. unter dem Großmeister Hermann von Salza 1209–1239 durch die Gunst des Kaisers u. Papstes u. die Stiftungen reicher Gönner zu außerordentlicher Bedeutung, bes. als der Orden nach der Räumung Damiette's nach Europa übersiedelte. Schon 1211 waren vom ungarischen Könige Andreas II. Deutsche Ritter in das siebenbürgische Burgenland berufen worden, „um die Grenzen zu schirmen“, u. ihre Kolonien mit großen Rechten u. Freiheiten ausgestattet worden. Der heimische Adel war aber dem D. O. mißgünstig, u. der König vertrieb die Ritter 1225, obgleich sie sich im Kampfe gegen die heidnischen Kumanen wie in der Kultivirung des Landes ausgezeichnet hatten, angeblich weil sie ihre Lehenspflichten gegen die ungarische Krone nicht erfüllt hätten. Im nächsten Jahre wurde der D. O. vom Herzog Konrad von Masovien um Hülfe gegen die heidnischen Preußen angegangen. Gegen die definitive Belehnung mit dem Kulmerlande, aus dem der Deutsche Ordensstaat in Preußen erwuchs, verstand sich Hermann von Salza dazu. Der Kampf gegen die Preußen, zu welchem sich später auch die livländischen Schwertritter mit dem D. O. verbanden, begann 1230, wurde sehr energisch u. blutig geführt u. endete 1283 weniger mit der Christianisirung als mit der vollständigen Ausrottung der Ureinwohner (vgl. „Preußen“). Die Kriege mit Lithauen, welche bis zum Ende des 14. Jahrh. dauerten, endeten für den D. O. günstig, ungünstig aber der Kampf mit Polen. Die Schlacht von Tannenberg (1410) schwächte seine politische Macht, u. im Frieden zu Kalisch (1466 mußte sogar der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen Westpreußen an Polen abtreten u. die Lehnshoheit Polens anerkennen. Albrecht von Brandenburg, seit 1511 Hochmeister, verwandelte das Ordensland in ein erbliches Herzogthum seiner Familie. Nach 1527 residirte der Hochmeister in Mergentheim; immer noch hatte der D. O. einen Besitz von 40 □M. mit 88,000 Bewohnern, der in Komthureien eingetheilt war. Im J. 1805 wurden dem Kaiser von Oesterreich die Würde, die Rechte u. Einkünfte des Hochmeisters übertragen, am 24. April 1809 der D. O. aber von Napoleon zu Regensburg aufgehoben u. seine Güter den Fürsten zugetheilt, in deren Gebiet sie lagen; einer der österreichischen Erzherzoge führt den Titel eines Großmeisters des D. O. fort. – Durch den D. O. wurden die preuß. Länder der deutschen Kultur gewonnen; deutsche Bauern gründeten dort schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. eine Menge Dörfer nach deutschem Rechte; innerhalb weniger Jahre erhoben sich dort deutsche Städte u. Burgen, am frühesten 1232–1237 Thorn, Kulm, Marienwerder, Reden, Elbing. Unter dem Schutze des Ordens entstanden die deutschen Städte Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Dorpat, welche sich zu blühenden Handelsplätzen entwickelten u. den Verkehr zwischen Deutschland, Skandinavien u. Rußland vermittelten. Auch Memel, Tilsit u. Marienburg sind aus deutschen Ordensburgen entstanden; letztere Stadt, deren imposante Hochburg von 1306–09 erbaut worden ist, war lange Zeit der Sitz des Hochmeisters. Im 14. Jahrh. wurde der D. O. sogar eine Art Handelsgenossenschaft, wozu sein Bernstein-Monopol den entscheidenden Anlaß gab. Durch weitgehende Handelsvorrechte konnte er leicht mit den Hansastädten der Ostseeküste konkurriren. Die Ausnutzung seiner Macht u. Privilegien brachte aber den Orden häufig in Zwist mit den Städten u. verringerte seine Macht. — Mit dem Untergang der Herrschaft des D. O. in Preußen erlitt auch das Deutschthum in jenen Ländern einen harten Schlag; die polnische Herrschaft gewann bes. auf dem Lande an Ausbreitung; nur in den Städten erhielt sich die deutsche Nationalität kräftig. — Vgl. Vogt, „Geschichte des Deutschen Ritterordens“ (2 Bde., 1857–59).

Nr. 262. Ritter vom deutschen Orden.
(Facsimile eines Holzschnittes von Jost Amman aus dem J. 1585.

Deutsche Ritter, s. „Deutscher Orden“.

Deutscher Zollverein, s. „Zollverein“.

Deutsches Recht. Unter diesem Ausdruck hat man zunächst das in Deutschland geltende Recht überhaupt zu verstehen. Allein dieses Recht ist nur zum geringsten Theile in Deutschland entstanden. Der größte Theil unseres Rechtes ist fremden (römischen, italienischen, französischen) Ursprungs. Im Gegensatz zu diesen fremdländischen Rechten bezeichnet man durch „d. R.“ das in Deutschland entstandene u. entwickelte Recht. Eine neue Quelle des d. R. ist geschaffen worden durch die norddeutsche u. die Reichsverfassung; erst durch diese ist in Deutschland wieder ein gemeines, alle Staaten des deutschen Reiches unbedingt bindendes Recht aufgekommen. Vor dieser Zeit bestand nur ein gemeinsames, d. h. der Bundestag ließ die Gesetze zwar entwerfen u. anfertigen, doch blieb es dem Belieben der einzelnen Regierungen anheimgestellt, ob sie diese Gesetze in ihren Staaten veröffentlichen wollten, u. erst durch die Veröffentlichung im einzelnen Staate wurde das Gesetz bindend, dies aber auch nur in dem betreffenden Staatsgebiete. Im alten, 1806 zusammengebrochenen deutschen Reiche gab es zwar auch eine deutsche Reichsgesetzgebung; nur wenige deutsche Kaiser haben sich jedoch um die Gesetzgebung des Reiches gekümmert, u. die Reichsstände waren der Reichsgesetzgebung theils geradezu entgegen, theils erschien ihnen diese Thätigkeit zu unbequem u. anstrengend. Aus jenem Zeitraume von fast tausend Jahren besitzt Deutschland eigentlich nur ein einziges, gutes deutsches Reichsgesetz, die Carolina (s. d.). Der Zustand des d. R. war daher bis in die neueste Zeit ein überaus kläglicher; eine wissenschaftliche Bearbeitung desselben hat erst seit den Ende des vorigen Jahrhunderts begonnen. Die Lehrer des d. R. (sog. Germanisten), haben jedoch in den letzten 50 Jahren Außerordentliches geleistet; in Wort u. Schrift ist die Erkenntniß deutscher Rechtsanschauung u. die Entwicklung des d. R. gepflegt u. hierdurch eine deutsche Gesetzgebung angebahnt worden. Männer wie Eichhorn, Grimm, Homeyer, Walter, Zöpfl, Albrecht, Renaud, Gerber u. Bluntschli haben sich auf diesem Gebiete große Verdienste erworben. Besondere Erwähnung verdient das deutsche Privatrecht. Demselben fehlt es fast vollständig an Gesetzesquellen einheimischen Ursprunges; es besteht fast nur aus Gewohnheiten, die im Volksleben od. in einzelnen deutschen Partikulargesetzgebungen ihren Ausdruck fanden. Trotzdem ist dasselbe von der größten Bedeutung; in ihm findet sich die gemeinsame Grundlage aller deutschen Partikularrechte, in ihm besitzen wir die unentbehrliche Einleitung in das Studium einer jeden deutschen Partikulargesetzgebung, zugleich aber auch das warnende Beispiel, zu welchem Zustande der Rechtszerfahrenheit selbstsüchtige Einzelbestrebungen u. Mangel an politischem Gemeinsinn zu führen vermögen. – Vgl. J. Grimm, „Deutsche Rechtsalterthümer“; Eichhorn, „Deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte“; Zöpfl, „Deutsche Rechtsgeschichte“ u. Walter, „Deutsche Rechtsgeschichte“.

Deutsch-französischer Krieg.

— **Veranlassung.** Die großen Erfolge Preußens im J. 1866 hatten in Frankreich Mißgunst u. Eifersucht erregt. Seit Jahrhunderten war Frankreich gewohnt gewesen, aus Wirren u. Zwiespalt im Deutschen Reich Vortheil für sich zu ziehen. Zum ersten Male war ein großer Krieg, der Kampf der beiden Großmächte um die Vorherrschaft, in Deutschland beendigt worden, ohne daß Frankreich einen Gewinn dabei erzielt hatte. Daß die franz. Regierung die Bildung einer geschlossenen deutschen Macht, des Norddeutschen Bundes, nicht hatte verhindern können, hatte der Opposition im Innern Veranlassung zu lebhaften Angriffen gegeben. Durch die friedliche Haltung Preußens war die Gefahr eines Konflikts einige Jahre hindurch abgewendet worden. Als indessen politische u. soziale Fragen im Innern die Herrschaft der Napoleonischen Dynastie immer mehr gefährdeten, glaubte Napoleon dieselbe durch nichts mehr befestigen zu können, als durch einen erfolgreichen Krieg, der den alten franz. Gelüsten nach der Rheingrenze Rechnung trug u. daher den Schein eines nationalen Krieges für sich hatte. Bei dem Fehlen einer wirklichen Veranlassung mußte die span. Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern den Vorwand bieten. Die franz. Regierung machte aus einer Angelegenheit, die lediglich zwischen Frankreich u. Spanien hätte in Frage kommen dürfen, sogleich einen Kriegsfall zwischen Frankreich u. Preußen.

Prinz Leopold v. Hohenzollern, aus der jüngeren, schwäbischen Linie, die seit 1226 von der in Preußen regierenden älteren, fränkischen Linie getrennt ist, u. durch seine Abstammung mütterlicherseits der Napoleonischen Dynastie fast näher verwandt als der preußisch-hohenzollernschen, hatte der Deputation der Provisorischen Regierung von Spanien für den Fall seiner Wahl durch die Cortes seine Bereitwilligkeit zur Annahme der span. Königskrone erklärt. Am 9. Juli 1870 stellte darauf der franz. Gesandte Benedetti, abweichend von den im diplomatischen Verkehr herkömmlichen Formen, unmittelbar an die Person des Königs Wilhelm von Preußen zu Ems die Forderung, daß er dem Prinzen Leopold die Annahme der span. Königskrone verbieten solle, eine Anmuthung, welche dieser eben so wenig erfüllen zu können erklärte, als er vordem die Annahme befohlen hatte. Da-

gegen ließ Prinz Leopold 12. Juli aus freien Stücken erklären, daß er von der Thronkandidatur zurückträte. Obgleich damit der Kriegsvorwand beseitigt schien, forderte jetzt die franz. Regierung durch ihren Gesandten vom Könige die Erklärung, daß er auch in Zukunft niemals den Prinzen zu dieser Thronkandidatur ermächtigen würde. Der König erkannte in diesem neuen Ansinnen die klare Absicht, ihn zum Kriege herauszufordern od. zu demüthigen, u. ließ den Gesandten mit seinem Anliegen auf den geschäftsmäßigen Weg durch das Auswärtige Ministerium verweisen. Statt dessen kündigte der franz. Minister des Auswärtigen, Herzog v. Gramont, in der Sitzung des Senats u. des Gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli unter Einbringung der Kreditvorlagen den Entschluß der kaiserlichen Regierung zum Kriege an. Am 19. Juli ward zu Berlin die förmliche Kriegserklärung übergeben.

Die Gefahr, welche aus dem Vorgehen Frankreichs gegen Preußen für die Unabhängigkeit u. Ehre von ganz Deutschland drohte, fand bei dem seit den letzten Jahren mächtig erstarkten Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme im ganzen Volke volle Würdigung. Die Fürsten Süddeutschlands zögerten nicht, in dieser gemeinschaftlichen Sache Deutschlands ihr Zusammengehen mit Preußen u. dem Norddeutschen Bunde auf Grund der Schutz- u. Trutzbündnisse von 1866 zu erklären.

Kriegsrüstungen u. Streitkräfte. Am 14. Juli hatten die franz. Kriegsrüstungen begonnen. In der Nacht vom 15. zum 16. Juli erließ König Wilhelm, der am 15. von Ems nach Berlin zurückgekehrt war, den Befehl zur Mobilmachung des norddeutschen Bundesheeres. In derselben Nacht wurde die Mobilmachung im Großherzogthum Baden befohlen. Am 16. erfolgte die Mobilmachung in Bayern, am 17. in Württemberg. In Frankreich war das Material an Waffen u. Bekleidung nur für die Feldarmee ausreichend u. in gutem Stande; für eine zweite Armee, die nach dem Organisationsplan aus der garde nationale mobile neu zu bilden war, fehlte es noch an Allem. In Deutschland hatten die Erfahrungen von 1866 zu zweckmäßigen Verbesserungen auf dem Gebiete der Organisation u. Verwaltung geführt u. eine Annäherung der süddeutschen Staaten an die Heereseinrichtung Preußens u. des Norddeutschen Bundes zur Folge gehabt. Sogleich nachdem die Mobilmachung der Feldarmee vollendet war, wurde ein großer Theil der Landwehr mobil gemacht u. in besonderen Divisionen auf den Kriegsschauplatz nachgeschickt. Auf Grund der preuß. Heereseinrichtungen u. der fürsorglichen Verwaltung im Frieden ward es möglich, mit der Nachsendung wohlausgerüsteter Truppenkörper bis zum Ende des Krieges fortzufahren u. den erhöhten Anforderungen zu genügen, welche bei den wachsenden Ausdehnungen des Kriegsschauplatzes u. der Betheiligung des franz. Volkes am Kriege an die militärische Leistungskraft Deutschlands gestellt wurden.

Am 19. Juli trat der Reichstag des Norddeutschen Bundes behufs Genehmigung der Kreditvorlagen zusammen. An demselben Tage erneuerte König Wilhelm die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes.

Die Stärke der beiderseitigen Streitkräfte beim Beginn des Krieges erhellt aus nachfolgender Uebersicht:

A. Deutsches Heer.

Oberbefehlshaber: König Wilhelm von Preußen.
Chef des Generalstabs: General der Infanterie, Frhr. v. Moltke.

Armee	Truppenkörper	Bataillone.	Schwadronen.	Batterien.	Geschütze.
Erste Armee. Oberbefehlshaber General d. Infant. v. Steinmetz. Chef d. Gen. Stab: Generalmajor v. Sperling.	VII. Armeecorps (v. Zastrow)	25	8	14	84
	VIII. „ (v. Goeben)	25	8	15	90
	3. Kavalleriedivision (Graf v. d. Groeben)		16	1	6
	Summa	50	32	30	180
Zweite Armee: Oberbefehlshaber: General der Kavallerie Prinz Friedrich Karl v. Preußen. Chef des Generalstabes Generalmajor v. Stiehle.	Garde Corps (Prinz August von Württemberg) . .	29	32	15	90
	III. Armeecorps (v. Alvensleben II.) .	25	8	14	84
	IV. „ (v. Alvensleben I.) .	25	8	14	84
	IX. „ (v. Manstein) . . .	23	12	15	90
	X. „ (v. Voigts-Rhetz) . .	25	8	14	84
	XII. „ (Kgl. sächs.) (Kronprinz von Sachsen) . .	29	24	16	96
	5. Kavalleriedivision (v. Rheinbaben)		36	2	12
	6. „ (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin) .		20	1	6
	Summa	156	148	91	546
Dritte Armee. Oberbefehlshaber: General der Infanterie Kronprinz von Preußen. Chef des Generalstabs: Generalmajor v. Blumenthal.	V. Armeecorps (v. Kirchbach) .	25	8	14	84
	XI. „ (v. Bose)	25	8	14	84
	I. bayer. Corps (v. d. Tann)	25	20	16	96
	II. „ „ (v. Hartmann) . . .	25	20	16	96
	Württemb. Felddivision (v. Obernitz)	15	10	9	54
	Badische Felddivision (v. Beyer) . .	13	12	9	54
	1. Kavalleriedivision (Prinz Albrecht von Preußen) . .		24	2	12
	Summa	128	102	80	480
Gesammtstärke der Feldarmee		334	282	201	1206
Es folgten später auf den Kriegsschauplatz:					
Zur I. Armee	I. Armeecorps (v. Manteuffel) . . .	25	8	14	84
	1. Kavalleriedivision (v. Hartmann) .		24	1	6
Zur II. Armee:	II. Armeecorps (v. Fransecky) . .	25	8	14	84
Zur III. Armee	VI. Armeecorps (v. Tümpling) . . .	25	8	14	84
	2. Kavalleriedivision (Gr. zu Stolberg)		24	2	12
An sonstigen Feldtruppen:	4 Landwehrdivisionen ꝛc.	65	28	18	108
Gesammtstärke des deutschen Heeres auf dem Kriegsschauplatz.		474	382	264	1584

B. Französisches Heer (Rheinarmee).

Oberbefehlshaber: Kaiser Napoleon III.
Major général: Marschall Leboeuf.

	Bataillone.	Schwadronen.	Batterien.	Geschütze: Kanonen	Geschütze: Mitrailleusen
Kaisergarde (Bourbaki)	24	24	12	60	12
I. Corps (Mac Mahon) . .	52	28	20	96	24
II. „ (Frossard)	39	16	15	72	18
III. „ (Bazaine) . .	52	28	20	96	24
IV. „ (Ladmirault)	39	16	15	72	18
V. „ (Failly)	39	16	15	72	18
VI. „ (Canrobert)	49	24	20	114	6
VII. „ (Douai)	38	20	15	72	18
Kavalleriereserve.		48	6	36	6
Artilleriereserve		—	16	96	
Summa	332	220	151	780	144
				924	

Es folgten später auf den Kriegsschauplatz aus dem Innern Frankreichs, aus Algier u. Italien: 3 Bataillone leichte Infanterie (Algier), das Fremdenregiment aus Algier, 4 Infanterieregimenter (Algier), 4 Infanterieregimenter (Toulouse), 2 Infanterieregimenter (Civita vecchia), 115 in der Formation begriffene (vierte) Bataillone aus dem Innern, 6 Kavallerieregimenter (Algier), 2 Kavallerieregimenter (Toulouse u. Civita vecchia), 8 Batterien (Algier), 2 Batterien (Civita vecchia).

Mithin betrug die Gesammtstärke des französischen Heeres auf dem Kriegsschauplatz: 183 Bataillone, 252 Schwadronen, 161 Batterien mit 984 Geschützen (einschließlich 144 Mitrailleusen).

Aufmarsch der Heere an der Grenze. Kriegspläne. (Als vorzüglichste Quelle für diesen u. den folg. Abschnitt wurde das vom preuß. Generalstab herausgegebene Werk: „Der Deutsch-französische Krieg“ benutzt.) Der Aufmarsch der franz. Hauptkräfte (III., IV. Corps u. Garden) sollte auf der Linie Diedenhofen-Metz-Nancy an der Mosel erfolgen, unter Verschiebung eines Corps (II.) gegen St. Avold, während zwei Corps (I. u. VII.) sich im Elsaß bei Straßburg u. Belfort sammelten. Zur Unterhaltung der Verbindung zwischen den Corps an der Mosel u. denjenigen im Elsaß wurde das V. Corps in Bitsch aufgestellt. Eine allgemeine Reserve bildete das VI. Corps in Chalons. Dem Plane gemäß, von welchem der Kaiser in Paris nur den Marschällen Mac Mahon u. Leboeuf Mittheilung machte, beabsichtigte derselbe, nach erfolgtem Aufmarsch der Corps die Armee von Metz an diejenige von Straßburg näher heranzuziehen, in einer Stärke von 250,000 Mann den Rhein bei Maxau zu überschreiten, dadurch die süddeutschen Staaten zur Neutralität zu zwingen u. demnächst die preuß. Armee aufzusuchen u. zu bekämpfen. Während dieser Operationen fiel dem aus dem Lager von Chalons auf Metz dirigirten

Reservecorps die Aufgabe zu, den Rücken der Armee zu decken u. die Nordostgrenze zu überwachen. Gleichzeitig erwartete man, daß das Erscheinen der Flotte im Baltischen Meere einen Theil der deutschen Streitkräfte zur Sicherung der Küsten festhalten würde. Der Aufbruch der Truppen wurde mit solcher Hast betrieben, daß denselben ihre Reserven u. Kriegsbedürfnisse

Nr. 2363. Karte der Schlachtfelder um Wörth.

erst nach der Grenze nachgeschickt werden konnten. Auch zeigte sich schon bei der ersten Ansammlung der Truppen an der Grenze, daß man die Leistungskraft der Eisenbahnen für den Transport so großer Truppenmassen nebst Kriegsmaterial bedeutend überschätzt hatte, wie auch das Bahnnetz die Konzentrirung u. Aufstellung keineswegs in dem Maße, wie an-

Nr. 2364. Karte der Umgebung von Metz.

genommen war, begünstigte. „Als Kaiser Napoleon 28. Juli bei der Armee eintraf, fand er kein einziges Corps in voller Stärke, keins in wirklich operationsfähigem Zustande vor. Dabei standen die Armeetheile, welche zu gemeinschaftlichem Handeln bestimmt waren, auf der Strecke Sierck, Bitsch, Hagenau, Colmar, also auf 32 Meilen aus einander, ihre letzten Abtheilungen bis Chalons u. Paris zurück." Verhinderte also schon die Aufstellung des Heeres die Ergreifung einer kräftigen Offensive, so riefen auch die deutscherseits getroffenen Maßregeln schon während des Aufmarsches der Armeen Schwankungen u. Aenderungen im franz. Kriegsplan hervor. „Der mächtige Magnet eines Heeres zwischen Koblenz u. Mainz zog die franz. Waffen unwiderstehlich auf sich." Nicht die um Metz versammelte Streitmacht marschirte nach dem oberen Rhein, sondern das dort aufgestellte Corps Mac Mahon's wurde nach Norden herangezogen. Der Vorsprung, welchen die franz. Armeen durch den unfertigen Ausmarsch der Truppen aus den Friedensgarnisonen gewonnen hatten, wurde durch die Klarheit u. Planmäßigkeit der Kriegsvorbereitungen auf deutscher Seite eingeholt. Schon im Winter 1868/69 hatte der preuß. General v. Moltke in einer Denkschrift die Grundzüge für die Sammlung aller deutschen Streitkräfte u. für Aufstellung und Gliederung der einzelnen Armeen als Basis jeder weiteren Operation niedergelegt. Dieselbe bildete unverändert die Grundlage für die bei dem plötzlich entbrennenden Kriege zu treffenden Maßnahmen. Die Denkschrift hebt hervor, wie wichtig es sei, die gleich Anfangs sich ergebende Ueberlegenheit an Kräften zu einer energischen Offensive auszunutzen. „Es leuchtete ein, daß bei **direkter** Vertheidigung des oberen Rheines u. des Schwarzwaldes Norddeutschland eine wirksame, unmittelbare Hülfe im ersten Augenblicke, schon der Entfernung nach, nicht zu leisten in der Lage sei, daß eine weit größere Sicherung des deutschen Südens aus der Vereinigung aller Streitkräfte am mittleren Rhein erwachse, welche von dort, sei es auf dem rechten od. dem linken Ufer, offensiv in die Flanke der feindlichen Invasion vorgingen u. diese nothwendig sehr bald zum Stehen od. zur Umkehr zwingen mußten. . . . . Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die süddeutschen Fürsten, diesen Ansichten beipflichtend, in Hingebung an die gemeinsame Sache u. im Vertrauen auf die obere Heeresleitung nicht zögerten, das eigene Landesgebiet von ihrer aktiven Militärmacht zu entblößen, um sie dem norddeutschen Heere unmittelbar anzureihen. Um so schwerer wog dabei die Verantwortung, welche der Norden übernahm."

Hierauf begründet, fand die Ansammlung der deutschen Streitkräfte südl. der Mosel u. in der bayer. Pfalz statt, u. zwar für die **erste Armee** als rechter Flügel bei **Wittlich** an der Mosel zwischen Trier u. **Koblenz**; für die **zweite Armee** im Centrum bei **Neunkirchen-Homburg** in der Pfalz; für die **dritte Armee** als linker Flügel bei **Landau u. Rastatt**. Am 3. Aug. traf König Wilhelm im Hauptquartier zu Mainz ein. Der 3. Aug. wurde von den Oberkommandos der Armee als der Tag bezeichnet, an welchem die Trains u. Kolonnen eingetroffen u. somit die Armeen operationsfähig sein würden.

Uebersicht der wichtigsten Kriegsereignisse. Im Verlaufe des Krieges lassen sich sowol nach der historischen Folge der Ereignisse als nach dem Charakter der Kriegführung drei Hauptperioden unterscheiden.

Die **erste Periode** reicht vom Beginn des Krieges bis zur Kapitulation von Sedan, vom 2. Aug. bis 2. Sept., u. zeigt uns die Bekämpfung zweier regelmäßigen Armeen in offenem Felde. Beide Armeen genießen des Rufes außerordentlicher kriegerischer Tüchtigkeit. Was bei dem deutschen Soldaten als Vorzug gilt: die gründliche Ausbildung für den Krieg, wird auf der anderen Seite ausgeglichen durch die kriegerischen Anlagen des franz. Soldaten. Ein Uebergewicht der Bewaffnung — etwa der franz. Chassepots u. Mitrailleusen od. der deutschen Artillerie — kommt auf keiner Seite wesentlich in Betracht. Wenn wir dessenungeachtet in dieser Periode die deutschen Waffen auf allen Schlachtfeldern über die französischen in vernichtenden Schlägen obsiegen sehen, so ist der Grund hierfür hauptsächlich in der planvollen u. genialen Heeresleitung u. in dem größeren moralischen Werth des einzelnen Mannes auf deutscher Seite zu suchen.

Der Krieg begann mit zwei großen Waffenerfolgen der deutschen Armeen, zu denen das siegreiche Gefecht bei **Weißenburg** (4. Aug.), in welchem Theile der dritten Armee gegen die Division **Douai** vom Corps Mac

Mahon's kämpften, das Vorspiel bildete. Am 6 August schlug der Kronprinz von Preußen mit der dritten Armee die Armee Mac Mahon's in der Schlacht bei Wörth vollständig, u. an demselben Tage erfochten Theile der ersten u. zweiten Armee einen gleich glänzenden Sieg bei Saarbrücken u. Spichern über das II. Corps (Frossard). Infolge der ersteren Niederlage wurde die Armee Mac Mahon's von der Hauptarmee getrennt u. zum Rückzug über Luneville nach Chalons gezwungen, wo sie im befestigten Lager Schutz suchte u. sich mit den aus Paris in der Eile herangezogenen Verstärkungen vereinigte. Infolge des Treffens bei Saarbrücken Spichern wurde das Corps Frossard auf die Hauptarmee zurückgeworfen, welche jetzt in ihrer ganzen Stärke bei Metz vereinigt stand, aber auch die Mosellinie nicht mehr gegen die siegreich nachrückenden deutschen Armeen zu behaupten wagte, sondern ihren weiteren Rückzug nach Chalons antreten sollte. Den Oberbefehl hatte der Kaiser Napoleon (12. Aug.) infolge der ersten Unglücksschläge niedergelegt u. dem Marschall Bazaine übertragen, dessen nächste Aufgabe nun war, die Armee über die Mosel zurückzuführen. Auf deutscher Seite rückte die erste Armee auf dem kürzesten Wege über St. Avold gegen Metz vor, die zweite marschirte südlich davon auf Pont-à-Mousson, um an diesem Orte über die Mosel zu gehen u. von Süden her gegen die Rückzugslinie der Franzosen von Metz auf Verdun zu wirken; die dritte Armee ging noch weiter südlich über Luneville u. Nancy u. hatte den weitesten Vorsprung in der Richtung nach der franz. Hauptstadt. In den Tagen vom 14. bis 18. Aug. bestanden die erste u. zweite Armee die blutigen Kämpfe bei Metz. Durch den entschlossenen Angriff eines Theils der ersten Armee zwischen Courcelles u. Pange 14. Aug. wurde die Armee Bazaine's in dem beabsichtigten Uebergang über die Mosel gestört u. mit einem Theile auf dem rechten Ufer festgehalten. Dadurch gewann Prinz Friedrich Karl Zeit, mit der zweiten Armee bei Pont-à-Mousson die Mosel zu überschreiten, sich mit den Spitzen derselben der Rückzugsstraße Bazaine's von Süden her zu nähern u., als dieser endlich 16. Aug. auf der genannten Straße Metz-Verdun den Rückzug antreten wollte, ihn durch die mörderische Schlacht bei Mars-la-Tour od. Vionville gegen eine dreifache Uebermacht an der Benutzung dieser Straße für seinen Rückzug zu hindern. Nachdem am folgenden Tage auch die übrigen Truppen der zweiten u. ein Theil der ersten Armee auf das linke Ufer der Mosel gezogen waren, wurde Bazaine 18. Aug. in der von ihm gewählten, 1½ Meile langen Vertheidigungsstellung von St. Privat über Armanvillers bis zu dem Plateau mit den Meierhöfen Moskau, Leipzig u. St. Hubert, Front gegen Westen, Rücken gegen Metz, mit vereinten Kräften unter Oberbefehl des Königs Wilhelm in der sog. Königsschlacht bei Gravelotte u. Rezonville angegriffen, auf Metz zurückgeworfen u. auch seiner letzten Rückzugsstraße nach Westen über Briey u. Etain beraubt. Die Verluste in diesen dreitägigen Kämpfen betrugen auf beiden Seiten im Ganzen mehr als 70,000 Todte u. Verwundete. Nach diesen blutigen Schlachttagen wurde die Armee Bazaine's unter den Mauern der Festung Metz von Theilen der ersten u. zweiten Armee eingeschlossen (die Corps der ersteren waren, nachdem der General von Steinmetz des Kommandos derselben enthoben, unter den direkten Befehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt worden) u. von allen Zufuhren u. Verbindungen nach außen abgeschnitten. Die dritte Armee, welche während der Schlachttage in zuwartender Stellung zwischen Nancy u. Toul gestanden hatte, nahm sogleich darauf ihre Operationen gegen die bei Chalons versammelten, durch 3 Corps verstärkten Streitkräfte Mac Mahon's über Commercy u. Bar-le-Duc wieder auf. Gleichzeitig wurde durch Abgabe von drei Corps (IV., XII. u. Garde) u. zwei Kavalleriedivisionen (5. u. 6.) von der Armee des Prinzen Friedrich Karl eine neue, die Maasarmee, unter Befehl des Kronprinzen von Sachsen gebildet, welche auf dem mehr nördl. Wege von Metz über Clermont u. St. Menehould dasselbe Operationsobjekt verfolgen sollte. Der Ausfall der zur Maasarmee abgegebenen Corps wurde bei der zweiten Armee durch nachrückende Landwehr (Reservedivision v. Kummer) u. Truppen der ehemaligen Küstenbesatzung (Division des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin) theilweise gedeckt. Der Marschall Mac Mahon hatte unterdessen von Paris her die Weisung erhalten, mit seiner ganzen Armee aus dem Lager von Chalons über Rheims u. Réthel nach der belgischen Grenze abzumarschiren u., gedeckt durch den Ardennenzug, gestützt auf die Festungen an der Grenze, von Norden her über Thionville gegen die deutsche Einschließungsarmee vor Metz vorzugehen u. hierdurch der in Metz eingeschlossenen Armee Bazaine's Luft zu machen. Sobald die Nachricht hiervon im Hauptquartier der deutschen Armeen bekannt wurde, änderten die beiden Armeen ihre Marschrichtung u. drangen — die dritte von Chalons in nordöstl. Richtung über Suippes u. Vouziers, die vierte von Clermont in nördl. Richtung — gegen die Armee Mac Mahon's vor. Nachdem das V. Corps Failly in der Schlacht bei Beaumont 30. Aug. durch Theile der vierten Armee überfallen u. bei dem Rückzuge auf das rechte Ufer der Maas beinahe vernichtet worden war, sah sich Mac Mahon immer mehr gegen die belgische Grenze zurückgedrängt u. endlich genöthigt, unter den Mauern der kleinen Festung Sedan 1. Sept. die Entscheidungsschlacht anzunehmen, welche, nachdem er von allen Seiten — im Süden u. Osten von der vierten, im Norden u. Westen von der dritten Armee — angegriffen u. umzingelt war, seine vollständige Niederlage u. die Kapitulation der ganzen Armee (unterzeichnet am 2. Sept.) zur Folge hatte. Außer 2165 Offizieren mußten sich 84,450 Mann ergeben u. wanderten in die Gefangenschaft nach Deutschland; 500 Geschütze, 70 Mitrailleusen, 10,000 Pferde, eine Menge von Adlern u. s. w. wurden erbeutet, nachdem schon während der Schlacht 2 Adler u. 25 Geschütze erobert u. 25,000 Mann zu Gefangenen gemacht waren. Dem Kaiser Napoleon, der gleichfalls mit in Kriegsgefangenschaft gerieth, wies König Wilhelm in einer Begegnung, die 2. Sept. zwischen Beiden im Schlosse Bellevue bei Sedan stattfand, das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltsort an.

Nr. 2365. Karte der Umgegend von Sedan.

Die gleichzeitigen Versuche, welche Bazaine in Metz vom 31. Aug. bis 1. Sept. Abends unternahm, — gewöhnlich unter dem Namen der Schlacht bei Noisseville zusammengefaßt, — um sich durch die Cernirungsarmee hindurch einen Weg auf dem rechten Ufer der Mosel zu bahnen u. über Thionville der Armee Mac Mahon's die Hand zu reichen, scheiterten an dem tapfren Widerstande des I. Corps (v. Manteuffel) u. der Division v. Kummer.

So waren am Schlusse der ersten Periode die Haupttheile der franz. regulären Armee in Trümmer zerschlagen u. entweder in deutscher Kriegsgefangenschaft od. in ihren eigenen Hauptfestungen Metz u. Straßburg eingeschlossen u. umlagert.

Die zweite Periode umfaßt die Zeit von der Kapitulation von Sedan bis zu derjenigen der Armee Bazaine's in Metz vom 2. Sept. bis 27. Okt. Die nächste Rückwirkung der Katastrophe von Sedan auf die inneren Zustände Frankreichs war die Abschaffung des Kaiserthums u. die Proklamation der Republik (4. Sept.). Die provisorische „Regierung der nationalen Vertheidigung" (Jules Favre, Gambetta, Trochu 2c.)

erklärte „keinen Fuß breit Landes u. keinen Stein der Festungen“ abtreten zu wollen u. erließ ein Massenaufgebot zur Bildung neuer Heere. Der Schwerpunkt der Landesvertheidigung lag in der befestigten Hauptstadt Paris, zu deren Vertheidigung drei Armeen — nämlich die Reste der Linienarmee unter General Ducrot in 3 Corps, zusammen 60,000 Mann, die Mobilgarden unter General Vinoy, zusammen 150,000 Mann, u. die seßhaften Nationalgarden unter General Thomas in 276 Bataillonen mit nahezu 300,000 Mann — gebildet wurden u. deren Befestigung durch allerlei künstliche, in der Kriegführung noch nie angewandte Mittel verstärkt ward. Außerdem hielt die Regierung noch immer eine Einwirkung der in Metz eingeschlossenen Armee Bazaine's auf die Operationen der deutschen Heere für möglich u. hoffte auf die Widerstandsfähigkeit ihrer Festungen, insbesondere Straßburgs. Zur Organisation der noch vorhandenen Streitkräfte des Landes wurden vier Militärgouvernements zu Lyon, Bourges, Brest u. Lille errichtet, welche eben so viel neue Heere zu bilden hatten. Bei den Schwierigkeiten, auf welche die Regierung indessen bei der Organisation u. Bewaffnung dieser Massen stieß, verging noch geraume Zeit, ehe diese Neubildungen einen Einfluß auf die deutsche Kriegführung ausüben konnten, u. wir sehen in dieser Periode erst die Spitzen der neugeschaffenen Heere im Gesichtskreis des Kriegsschauplatzes auftauchen. Dagegen nahm unter der Begünstigung der Regierung, bes. in den Vogesen u. im oberen Elsaß, das Unwesen der Francstireurs-Banden immer mehr zu, welche eine Art von Guerillakrieg im Rücken der deutschen Armeen trieben, deren Verbindungen sie zu bedrohen u. denen sie die Zufuhren abzuschneiden suchten.

Nr. 2366. Uebersichtskarte von Paris u. Umgegend.

Deutscherseits bestanden die Aufgaben der Heerführung in dieser Periode des Krieges im Wesentlichen darin, die befestigte Hauptstadt Paris zu cerniren u. von ihren Verbindungen mit den übrigen Landestheilen zu isoliren, die Armee Bazaine's in Metz durch fortgesetzte Einschließung zur Kapitulation zu zwingen u. durch die Einnahme der wichtigsten Festungen, bes. in Elsaß u. Lothringen, die Verbindungen der eigenen Heere zu sichern u. die militärische Beherrschung des besetzten Landes zu vollenden. Obwol es demnach in dieser Periode nicht zu entscheidenden Schlägen auf offenem Felde kommen konnte, so legten doch die deutschen Heere bei dem äußerst beschwerlichen u. anstrengenden Dienste während der Umlagerung der befestigten Hauptplätze Paris, Straßburg u. Metz glänzende Proben ihrer Mannszucht, Ausdauer u. Tüchtigkeit ab. Im Festungskriege zeigte sich das Uebergewicht der deutschen Artillerie u. die Nutzlosigkeit der kleinen franz. Festungen.

Schon wenige Tage nach der Schlacht bei Sedan nahmen die dritte u. vierte Armee die Operationen gegen Paris wieder auf, u. zwar die vierte Armee (Kronprinz von Sachsen) auf dem nördl. Wege an der Aisne entlang über Chateau Porcien, an der Festung Soissons vorüber, über Villers-Cotterets, Crespy u. Senlis, die dritte Armee (Kronprinz von Preußen) über Rheims, Epernay, Chateauthierry, Montmirail, La Ferté sous Jouarre u. Coulommiers. Nachdem 19. Sept. durch den gleichzeitigen Anmarsch beider Armeen von allen Seiten die vollständige Cernirung der Hauptstadt bewerkstelligt war (bei welcher Gelegenheit im Gefechte bei Sceaux od. Villejuif der gerühmte Heldenmuth der Armee von Paris — hier sogar Linientruppen unter Führung des Gen. Ducrot — sich in keinem glücklichen Lichte zeigte u. die Bayern das wichtige Plateau von Plessis Piqué eroberten, war die Thätigkeit der deutschen Truppen vor Paris für die nächste Zeit vorzugsweise auf Befestigung der eingenommenen Stellungen u. auf wachsame Beobachtung der Hauptstadt gerichtet. Sämmtliche Demonstrationen u. Ausfälle der Pariser Armee gegen die Cernirungstruppen wurden von diesen stets mit großen Verlusten für die Franzosen zurückgewiesen. Dasselbe Schicksal erfuhr auch ein größerer Ausfall 21. Okt., welcher mit einer heftigen Kanonade vom Mont Valérien eingeleitet, mit bedeutenderen Kräften, unterstützt von Kanonenbooten auf der Seine, in südwestl. Richtung gegen die preuß. Verschanzungen bei Malmaison u. Bougival versucht wurde u. das Hauptquartier des Königs Wilhelm zu Versailles zum letzten Ziel zu nehmen schien. Am 28. Okt. griffen die Franzosen die Vorposten des preuß. Gardecorps bei Le Bourget, vor der Nordfront von Paris an der Straße nach Senlis, an, setzten sich in Besitz der kleinen Stadt u. richteten sie sofort zur hartnäckigen Vertheidigung ein. Am 30. Okt. wurde der Ort von der preuß. 2. Gardedivision in einem der glänzendsten u. blutigsten Gefechte des Krieges nach erbittertem Straßenkampfe wiedererobert. So standen am Schlusse des Okt. die deutschen Heere noch in denselben Positionen vor Paris, die sie 19. Sept. eingenommen, aber sie hatten die Zeit benutzt, um sich in den ihnen zugetheilten Terrainabschnitten einzurichten, sich durch Schanzen u. Verhaue in ihren Stellungen zu sichern, Verbindungen unter einander herzustellen sowie Geschütz u. Munition heranzuziehen, u. standen bereit, sowol jeden feindlichen Ausfall zurückzuweisen, als auch, wenn der Kriegszweck es erfordern sollte, aktiv zum Artillerieangriff gegen die Forts überzugehen.

Bereits im Anfange des Okt. wurde durch die weit ins Land streifende deutsche Kavallerie die Nachricht gebracht, daß Theile der zu Bourges neu gebildeten Loire-Armee über Orleans im Anmarsch gegen Paris wären. Ernsthafte Absichten, Paris zu entsetzen, konnte der Führer dieses in der Stärke von etwa 30,000 Mann vorgeschobenen Corps, General de Lamotte Rouge, wol nicht hegen; dennoch hätte es ihm gelingen können, die Cernirungsarmee vorübergehend durch Demonstrationen in ihrem Rücken zu beunruhigen. Es wurde ihm deshalb von dieser ein gemischtes Corps (I. bayer. Corps u. 22. Division) unter Kommando des Generals v. d. Tann über Arpajon u. Etampes entgegengeschickt. Am 10. Okt. traf dieses Corps bei Artenay auf die feindliche Vorhut u. schlug dieselbe in die Flucht. Dem glücklichen Gefecht folgte 11. Okt. die Schlacht bei Orleans, welche zur Einnahme u. Besetzung dieser Stadt durch die Bayern führte. Die 22. Division (v. Wittich) erstürmte 18. Okt. das stark verbarrikadirte Städtchen Chateaudun am Loir u. besetzte 21. Okt. Chartres.

Von hoher Wichtigkeit war die 23. Sept. nach lebhaftem Bombardement erfolgte Kapitulation der Festung Toul an der einzigen Eisenbahnverbindung nach Paris. — Am 27. Sept. kapitulirte endlich auch nach 45tägiger Cernirung u. 30tägiger regelmäßiger Belagerung durch die badische Division u. preuß. Truppen unter General v. Werder die wichtige Festung Straßburg mit einer Besatzung von nahezu 18,000 Mann u. 1070 Geschützen.

Das aus dem Belagerungscorps gebildete XIV. Corps (v. Werder) erhielt die Bestimmung, dem Unwesen der Francstireurs im oberen Elsaß u. in den Vogesen ein Ende zu machen u. den Vortruppen der bei Lyon sich bildenden Armee des Generals Cambriels die Spitze zu bieten. Dasselbe drang unter mehreren siegreichen Gefechten über Vesoul u. Epinal bis Dijon vor, welchen Ort es 31. Okt. nach blutigem Kampfe besetzte. — Gleichzeitig mit dem Vorgehen des Werder'schen Corps begannen die Operationen gegen die Festungen im oberen Elsaß durch die Reservedivision v. Schmeling. Am 24. Okt. kapitulirte nach zweitägiger Beschießung Schlettstadt. Die Festung Soissons hatte sich bereits 15. Okt. dem Großherzog von Mecklenburg übergeben. Ungleich wichtiger war endlich die noch vor Ablauf des Okt. erfolgende Kapitulation der Armee Bazaine's u. der Festung Metz. In verschiedenen Kämpfen hatte Bazaine seit der Schlacht bei Noisseville sich einen Weg zwischen den einzelnen Corps der Cernirungsarmee hindurch zu öffnen gesucht. Alle diese Ausfälle, wie auch nam. derjenige, welchen er 7. Okt. mit seinen besten Truppen in nördl. Richtung über Woippy unternahm, wurden blutig zurückgewiesen. Nachdem die Lebensmittel beinahe vollständig aufgezehrt, der größte Theil der Pferde geschlachtet u. gegessen waren, schloß Bazaine 27. Okt. die Kapitulation von Metz ab, derzufolge die ganze Armee — 3 Marschälle, 50 Generale, 6000 Offiziere, 173,000 Mann mit 541 Feldgeschützen u. 66 Mitrailleusen, — sowie die ganze Festung mit ihrem reichen Kriegsmaterial, darunter gegen 300,000 Chassepotgewehre, dem Prinzen Friedrich Karl übergeben wurde. Es war dies ein Erfolg, wie er in der Kriegsgeschichte aller Zeiten einzig dasteht, u. nur durch die vorzügliche Heer-

führung u. die bewunderuswürdigen Leistungen der Truppen, sowol in Ansehung ihrer Tapferkeit als ihrer unerschütterlichen Ausdauer unter Krankheit u. Beschwerden aller Art, errungen werden konnte.

Die dritte Periode reicht von der Kapitulation von Metz bis zu derjenigen von Paris, od. bis zum Ende des Krieges, vom 27. Okt. 1870 bis 28. Jan. 1872. In diesem Zeitraume nimmt die Kriegführung französischerseits unter dem treibenden Einflusse des in Tours mit diktatorischer Willkür schaltenden Kriegsministers, des ehemaligen Advokaten Leon Gambetta (s. d.), einen revolutionären Charakter an. Die in vier verschiedenen Gegenden, an der unteren Loire, in der Bretagne, im franz. Flandern u. bei Lyon, neu gebildeten Volksheere treten in die kriegerische Aktion ein u. werden sämmtlich zum Entsatz der bedrängten Hauptstadt aufgeboten. Ihre Operationen sollen durch Monstre=Ausfälle der Armeen von Paris, welche inzwischen gleichfalls eine größere Kriegsübung sich angeeignet haben, unterstützt werden, um den Deutschen unter den Mauern von Paris entscheidende Niederlagen zu bereiten. In Ansehung dieser aus dem Anmarsch weit überlegener Heeresmassen gegen den Rücken der Cernirungsarmee für dieselben drohenden großen Gefahren wird im Hauptquartier zu Versailles die Frage in ernste Erwägung gezogen, ob es nicht gerathen sei, die Umschließung von Paris zeitweise aufzuheben u. sich mit den Hauptkräften gegen die Loire=Armee nach Süden zu wenden. Dennoch entscheidet sich das Oberkommando für die Fortsetzung der Cernirung u. entsendet nur eine Armeeabtheilung (17. Division, 2. u. 5. Kavalleriedivision) unter dem Großherzog v. Mecklenburg=Schwerin, um nach Vereinigung mit dem v. d. Tann'schen Corps den Rücken der Cernirungsarmee gegen Süden u. Westen zu decken. Um dieselbe Zeit ist aber auch durch die Kapitulation Bazaine's in Metz die bis dahin dort festgehaltene Einschließungsarmee des Prinzen Friedrich Karl zur Bildung neuer Armeen verfügbar geworden, welche nun — u. zwar die erste Armee (I. u. VIII. Corps) unter General v. Manteuffel im nordöstl. Frankreich, franz. Flandern u. Picardie, gegen die franz. Nordarmee unter Farre, später Faidherbe, die zweite Armee (III., IX. u. X. Corps) unter Prinz Friedrich Karl gegen die Loire=Armee unter Aurelles de Paladine — den Kampf mit den franz. Volksheeren aufnehmen. Schon in den ersten Begegnungen zeigt es sich, wie wenig diese bewaffneten Massen selbst unter umsichtigen Führern dem Kampfe mit wohldisziplinirten u. geschulten Heeren gewachsen sind. Obgleich mit anerkennenswerther Bravour ins Feuer rückend, müssen sie doch auf allen Feldern trotz großer numerischer Ueberlegenheit u. guter Bewaffnung unter großen Verlusten den kriegsgewohnten deutschen Armeen erliegen. Ihre Niederlagen werden um so verderblicher, als die franz. Regierung wol für Menschen u. Waffen, nicht aber für die wesentlichen Bedürfnisse kriegführender Armeen, für Bekleidung, Verpflegung, Lazareth= u. Sanitätswesen, Fürsorge zu treffen verstand. Nach schweren u. blutigen Niederlagen müssen alle Versuche zum Entsatz der Hauptstadt durch die Volksheere aufgegeben werden. Auch die Massenausfälle der Besatzungsarmeen werden unter großen Verlusten für diese zurückgeschlagen. Durch den immer fühlbarer werdenden Mangel an Lebensmitteln u. die Artillerieangriffe der Deutschen gegen die Forts der Süd= u. Ostfront, sowie gegen einen Theil der Stadt wird endlich die letzte Widerstandskraft der Hauptstadt gebrochen u. die Uebergabe sämmtlicher Forts herbeigeführt. Die vollständige physische Erschöpfung Frankreichs hat den Abschluß des Waffenstillstandes u. demnächst der Friedenspräliminarien zur Folge.

Schon zu Anfang des Nov. hatte General v. der Tann bei Orleans erfahren, daß die Loire=Armee in größerer Stärke im Anrücken sei. Er räumte daher diese Stadt, um die 22. Division (v. Wittich) von Chartres an sich zu ziehen; aber noch ehe diese zu ihm stoßen konnte, wurde er 9. Nov. bei Coulmiers von der beinahe um das Vierfache überlegenen Loire=Armee angegriffen u. zog sich nach tapferem Widerstande in der Richtung auf Artenay u. von da auf Toury zurück. Am folgenden Tage wurde Orleans von den Franzosen wieder besetzt. General Aurelles versuchte darauf, durch eine Vorbewegung seines linken Flügels die Verbindung mit den aus der Bretagne im Anmarsch begriffenen Mobilgarden des Generals Kératry zu erreichen u. die rechte Flanke des Tann'schen Corps zu umgehen, stieß jedoch auf die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg u. wurde durch die Gefechte bei Dreux (17. Nov.), bei Châteauneuf aux Thymerais (18. Nov.) u. mehrere kleine Gefechte wieder in westlicher Richtung zurückgedrängt. Die Hauptmasse der Loire=Armee in der Stärke von 250,000 Mann sammelte sich unterdessen in einer durch Schanzen u. Verhaue gesicherten Stellung auf der Linie Montargis=Orgères, um den Hauptstoß in der Richtung auf Paris auszuführen. Um diese Zeit war aber auch bereits der seit der Kapitulation von Metz zum Feldmarschall ernannte Prinz Friedrich Karl mit der zweiten Armee von Metz über Pont=à=Mousson, Commercy, Troyes (10. Nov.), Sens u. Nemours näher gerückt u. hatte 22. Nov. die Linie Pithiviers=Montargis gegenüber der Loire=Armee erreicht. Nach lebhaften Vorpostengefechten kam es 28. Nov. zur Schlacht bei Beaune la Rolande, in welcher das X. Corps den Angriff eines großen Theiles der Loire=Armee mit bedeutenden Verlusten zurückschlug. Am 2. Dez. stellte der Großherzog von Mecklenburg durch die siegreiche Schlacht bei Bazoches les Hautes die Verbindung mit der zweiten Armee her. Am 3. Dez. drang Prinz Friedrich Karl nunmehr mit vereinigten Kräften auf mehreren Straßen konzentrisch gegen Orleans vor. Auf beiden Flügeln wurde lebhaft gekämpft; doch erlahmte allmählig der Widerstand der Loire=Armee, u. schon 4. Dez. gelang es den Deutschen, den Wald von Orleans, die Vorstadt St. Jean u. den nördl. Bahnhof zu nehmen. Schon in der Nacht zum 5. Dez. wurde die Stadt von den deutschen Truppen besetzt. Die Zahl der gefangenen Franzosen während der Kämpfe vor Orleans belief sich auf 18,000; 77 Geschütze waren erobert u. 4 bewaffnete Kanonenboote auf der Loire genommen worden. Die Trümmer der Loire=Armee flohen theils nach Süden durch die sumpfige Sologne in der Richtung auf Bourges, wo Bourbaki dieselben sammeln u. für neue Operationen bereit stellen sollte, theils wandten sie sich unter Chanzy auf dem rechten Loire=Ufer nach Westen. Dem letzteren Theil wurden aus dem Lager von Conlie 2 Corps zur Verstärkung entgegengeschickt, gegen welche die verfolgende Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg schon in den nächsten Tagen (7. Dez. bei Meung u. Beaugency, vom 9.—12. Dez. am Walde von Marchenoir u. 15. Dez. bei Vendome) Gefechte zu liefern hatte. Die Hauptmacht des Prinzen Friedrich Karl blieb um Orleans versammelt, um nach Umständen die Operationen gegen Bourbaki od. gegen Chanzy aufzunehmen.

Mit den Bewegungen der Loire=Armee stand ein Monstre=Ausfall vor der Südostfront von Paris 29. u. 30. Nov. unter Führung des Generals Ducrot, hauptsächlich gegen die Stellungen der Württemberger u. Sachsen in Champigny u. Brie, unter gleichzeitigen Scheinangriffen auf verschiedene andere Punkte der Cernirungslinien, im Zusammenhange. Erst 2. Dez. erfolgte die blutige Wiedereroberung der genannten Dörfer durch die Deutschen, nachdem es den Franzosen an keiner Stelle gelungen war, über die ersten Linien der Cernirungsfronten hinaus vorzudringen. Die Todten, Verwundeten u. Gefangenen, welche die Franzosen einbüßten, zählten nach Tausenden; aber auch die Württemberger u. Sachsen sowie das II. (pommersche) Corps erlitten schwere Verluste.

In denselben Tagen fanden auch die ersten Zusammenstöße der ersten Armee unter Manteuffel mit der franz. Nordarmee statt. Jene war nach der Kapitulation von Metz über Laon u. St. Quentin nach Norden aufgebrochen u. stieß nach mehreren kleinen Scharmützeln südlich Amiens auf die feindliche Hauptmacht, welche 27. Nov. in mehrstündiger Schlacht bekämpft u. zurückgeworfen wurde. General v. Manteuffel konnte die Vortheile seines Sieges nicht verfolgen, da auch in Rouen feindliche Truppenansammlungen gemeldet waren, welche er zunächst in mehreren kleinen Gefechten zu zerstreuen hatte. Am 5. Dez. wurde Rouen besetzt.

Während Manteuffel sich mit seinen Hauptkräften nach der Normandie wandte, betrieb General Faidherbe als neu ernannter Oberbefehlshaber die Neuorganisation der Nordarmee u. brach mit derselben entlang der franz. Nordbahn gegen Paris auf. Sogleich wandte sich Manteuffel von der Normandie aus gegen ihn u. schlug ihn 23. Dez. in einer zweiten Schlacht bei Amiens aus seinen Stellungen hinter der Hallue, einem Zufluß der Somme. Faidherbe trat darauf über Bapaume seinen Rückzug hinter die flandrischen Festungen an, wo er aufs Neue Verstärkungen an sich zog.

Nachdem ein erneuter Ausfall vor der Nordfront von Paris zurückgeschlagen u. die Aussichten auf einen Entsatz der Hauptstadt von außen immer mehr geschwunden waren, setzte die Regierung der nationalen Vertheidigung, von welcher die außerhalb Paris befindlichen Mitglieder nach der Schlacht bei Orleans ihren Sitz von Tours nach Bordeaux verlegt hatten, ihre ganze Hoffnung auf eine große Unternehmung des Generals Bourbaki, welcher die Trümmer der Loire=Armee bei Bourges gesammelt, bedeutende Verstärkungen erhalten hatte u. nun, unterstützt durch die sogenannte Vogesenarmee — d. h. die Freischaren, welche sich unter dem Oberbefehl Garibaldi's in den Departements Cote d'or u. Doubs gesammelt hatten — u. verstärkt durch die in Lyon gebildeten Corps, das kleine Werder'sche Corps bei Dijon überrennen, Belfort entsetzen u. über den Oberrhein in Süddeutschland einfallen sollte. Die drohende Gefahr wurde durch den heldenmüthigen Widerstand des Werder'schen Corps in den dreitägigen Kämpfen an der Lisaine, einem kleinen Zufluß des Doubs, 15.—17. Jan. 1871 gegen eine mehr als dreifache Uebermacht siegreich abgewandt. Sogleich auf die Nachricht von dem Abmarsche Bourbaki's gegen Werder hatte sich von Paris aus eine neue Armee, die Südarmee (II. u. VII. Corps), unter General v. Manteuffel, bisherigem Oberbefehlshaber der ersten Armee (an dessen Stelle General v. Goeben, bisheriger kommandirender General des VII. Corps, getreten war), in Bewegung gesetzt. Ehe dieselbe indessen zur Wirksamkeit gelangte, traten auch auf den anderen Kriegsschauplätzen Ereignisse von entscheidender Wichtigkeit ein. Sobald Prinz Friedrich Karl den Ab=

marsch Bourbaki's gegen Werder erfahren hatte, wandte er sich mit ganzer Heeresmacht gegen Chanzy, welcher seinen Hauptstützpunkt in dem befestigten Lager von Le Mans hatte. Unter täglichen Gefechten in dem durchschnittenen u. unwegsamen Terrain zwischen den Flüssen Loir u. l'Huisne in den Tagen vom 6. 11. Jan. erreichte Prinz Friedrich Karl 12. Jan. die Gegend von Le Mans, wo ihn Chanzy in vortheilhafter Stellung erwartete. Mit der Eroberung von Le Mans durch Truppen des X. Corps war die Schlacht entschieden. Das franz. Heer floh in voller Auflösung theils nordwärts auf Alençon, theils westwärts auf Laval, verfolgt von der deutschen Kavallerie.

Auch Faidherbe hatte mit dem neuen Jahre im nördlichen Frankreich wieder die Offensive ergriffen, gelangte indessen nur bis Bapaume, wo er nach lebhaftem Gefechte gegen Theile der ersten Armee unter General v. Goeben am 3. Jan. abermals zum Rückzuge hinter die Festungen genöthigt wurde. Auf die Nachricht von wichtigen Ereignissen, die sich auf dem südlichen Kriegsschauplatze vorbereiteten, entschloß sich Faidherbe, sich unter Umgehung der rechten Flanke der ersten Armee in den Rücken derjenigen Corps zu werfen, welche aus den Linien vor Paris zur Unterstützung des Werder'schen Corps gegen Bourbaki abgeschickt waren. Der an Manteuffel's Stelle zum Oberbefehlshaber der ersten Armee ernannte General v. Goeben vereinigte auf die Meldung von dem abermaligen Aufbruch Faidherbe's sofort alle verfügbaren Kräfte, ging ihm entgegen u. schlug ihn in der Schlacht bei St. Quentin 19. Jan. vollständig in die Flucht (auf Cambray u. Lille).

Vor Paris war schon 27. Dez. 1870 der Artillerieangriff gegen den Mont Avron eröffnet u. mit solchem Erfolge geführt worden, daß 29. Dez. die Besitznahme dieses befestigten Postens vor der Ostfront durch Truppen des XII. Corps stattfinden konnte. Nach der Einnahme desselben richteten die deutschen Batterien ihr Feuer gegen die Forts der Ostfront Nogent, Rosny u. Noisy, bald darauf auch gegen die südlichen Forts Issy, Vanvres u. Montrouge u. endlich gegen die Stadttheile auf dem linken Ufer der Seine. Unter dem Eindruck, welchen das Bombardement hervorbrachte, beschloß Trochu noch einen Massenausfall mit 100,000 Mann, um die Cernirungslinien in der Richtung auf Versailles zu durchbrechen. Auch dieser Ausfall, von den Franzosen die Schlacht am Mont Valérien genannt, 19. Jan., scheiterte an den festen Stellungen der Deutschen u. der Wirkung ihrer Artillerie, welche furchtbare Verheerungen in den franz. Reihen anrichtete. Die Reihe der Kämpfe vor Paris war hiermit abgeschlossen. Die Unmöglichkeit eines längern Widerstandes sprang in die Augen. Am 28. Jan. wurde zu Versailles eine dreiwöchentliche Waffenruhe unter der Bedingung der Uebergabe sämmtlicher Forts verabredet. Nur Belfort u. die Bourbaki'sche Armee standen außerhalb des Waffenstillstandes.

Unter den franz. Festungen waren die wichtigsten im Elsaß u. Lothringen — Verdun seit 8. Nov., Neu-Breisach seit 10. Nov., Thionville seit 24. Nov., Pfalzburg seit 12. Dez. —, sowie an der franz. Nordostgrenze — Montmedy seit 14. Dez. 1870, Mézières seit 2. Jan. 1871, Rocroy seit 6. Jan., Peronne seit 10. Jan., Longwy seit 25. Jan., — endlich La Fère seit 27. Nov. 1870 in Händen der Deutschen. Nur die seit 3. Nov. cernirte wichtige Festung Belfort mit verschanztem Lager u. Außenforts war bis jetzt vergeblich belagert worden u. kapitulirte erst 16. Febr. unter ehrenvollen Bedingungen für die Besatzung.

Zwei Tage nach Abschluß des Waffenstillstands entschied sich das Schicksal der letzten franz. Feldarmee. Durch die Bewegungen der Südarmee unter Manteuffel gegen ihre einzige Rückzugslinie auf Besançon wurde diese Armee, nachdem sie eine große Anzahl von Geschützen, Fuhrwerk u. s. w. nebst mehreren tausend Gefangenen bereits auf dem Rückzuge verloren u. ihr Führer Bourbaki einen Selbstmordversuch gemacht hatte, unter General Clinchart in der Stärke von 84,000 Mann 1. Febr. bei Pontarlier zum Uebertritt auf das neutrale Schweizer Gebiet genöthigt, wo sie der abgeschlossenen Konvention gemäß entwaffnet u. in den verschiedenen Kantonen internirt wurde.

Frieden. Rückblick. Zu den wichtigsten Aufgaben der franz. Regierung während der Waffenruhe gehörte die Berufung einer Nationalversammlung, welche die Regierungsgewalt zu konstituiren u. durch diese das Friedenswerk einzuleiten u. zu fördern hatte. Am 13. Febr. fand die erste Sitzung der konstituirenden Nationalversammlung zu Bordeaux statt. Am 16. Febr. wurde Thiers zum Chef der Exekutivgewalt der Republik gewählt. Nach mehrfachen persönlichen Besprechungen des Grafen Bismarck mit den franz. Unterhändlern Thiers u. Favre, u. nachdem der (21. Febr. ablaufende) Waffenstillstand zuerst um 3 Tage (bis 24.), dann wieder um 2 Tage (bis 26. Febr.) verlängert worden war, kamen am 26. die Friedenspräliminarien von Versailles zu Stande, welche demnächst der Versammlung zu Bordeaux behufs Ratifikation zugingen. Zu diesem Zwecke war der Waffenstillstand abermals (bis 12. März) mit der Zusatzbestimmung verlängert worden, daß die deutschen Truppen in Paris einziehen sollten. Der Einzug, zu welchem das VI. u. XI. sowie das II. bayerische Corps bestimmt waren, fand 1. März nach einer Heerschau auf dem Longchamps durch die Siegesstraße, abgesehen von einigen Pöbelaufläufen, ohne wesentliche Störung statt. Auf die Nachricht von der 1. März erfolgten Ratifikation der Friedenspräliminarien durch die Versammlung zu Bordeaux verließen die deutschen Truppen 3. März wieder die Hauptstadt. Der wesentliche Inhalt der Friedensbestimmungen war die Abtretung des Elsaß, mit Ausnahme von Belfort, u. Deutsch-Lothringens, einschließlich Metz u. Thionville (Diedenhofen), an das Deutsche Reich u. die Zahlung von 5 Milliarden Francs Kriegskosten, bis zu deren Erlegung franz. Landestheile von den deutschen Truppen besetzt bleiben sollten; den Einwohnern der an das deutsche Reich abgetretenen Länder wurde die Berechtigung gewahrt, bis zu einer gewissen Frist auszuwandern. Als bei den Berathungen über die Ausführung der Friedensbestimmungen zwischen den Bevollmächtigten beider Theile zu Brüssel neue Schwierigkeiten u. Verschleppungen eintraten, erledigte Graf Bismarck die schwebenden Fragen durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem franz. Bevollmächtigten Jules Favre zu Frankfurt a. M., welche den endgiltigen Friedensabschluß 10. Mai zur Folge hatte.

Nirgends hat die Weltgeschichte Begebenheiten aufzuweisen, welche sich diesem Kriege vergleichen ließen, sowol in Betracht der unmittelbaren Erfolge auf den Kriegsschauplätzen u. Schlachtfeldern, als in Bezug auf die großen weltgeschichtlichen Folgen. Der eigentliche Krieg umfaßt der Zeit nach noch nicht volle 6 Monate, vom 4. Aug. bis 1. Febr. In dieser Zeit waren außer etwa 20 großen Schlachten mehr als 150 Treffen u. Gefechte geliefert u. 26 Festungen zur Kapitulation gezwungen worden. Die Zahl der nach Deutschland gebrachten Gefangenen belief sich auf etwa 400,000, darunter 11,000 Offiziere u. unter diesen 4 Marschälle u. 147 Generäle; hierzu kam die durch die Einnahme von Paris in Kriegsgefangenschaft gerathene Besatzungsarmee mit 170,000 Mann, die nach der Schweiz übergetretene Armee Bourbaki's mit 84,000 Mann u. endlich 6000 Mann, die in Belgien entwaffnet u. internirt wurden. Die Zahl der eroberten Geschütze belief sich auf mehr als 4000 Festungs- u. 2400 Feldgeschütze, diejenige der erbeuteten Adler u. Fahnen auf 120.

Deutschland war aus dem opfervollen Kampfe nicht nur als Sieger hervorgegangen, sondern hielt in dem zurückeroberten Reichsgrenzlande Elsaß-Lothringen mit den Festungen Straßburg u. Metz eine sichere Bürgschaft gegen die Wiederkehr ähnlicher Ueberfälle seitens des eroberungslustigen u. auf Rache sinnenden Nachbars in Händen. Die wichtigste Frucht des Krieges war aber die Gründung des einigen Deutschen Reiches unter dem erblichen Kaiserthum der in Preußen regierenden Dynastie der Hohenzollern, die mitten im Kriege (18. Jan. 1871) durch die Ausrufung des Königs Wilhelm zum deutschen Kaiser im Hauptquartier zu Versailles erfolgt war.

Deutschkatholizismus ist der Name einer zunächst aus dem Schoße der römischen Kirche hervorgegangenen religiösen Richtung, die nach kurzer Blüte gegenwärtig nur noch in wenigen Gemeinden vertreten od. auf andere Gebiete übergegangen ist. Zwei besondere Veranlassungen waren es, die bei der allgemeinen politischen u. religiösen Gährung seit der Mitte der Vierziger Jahre in Deutschland zur Idee des D. führten: einmal die Vorgänge mit dem Prediger Czerski (s. d.) in Schneidemühl u. dann vor Allem ein offener Brief von Johannes Ronge an den Bischof Arnoldi von Trier, in welchem er den Aberglauben an den damals in Trier ausgestellten Rock Christi schonungslos geißelte. Ronge, bis 1843 katholischer Kaplan zu Grotkau in Schlesien, dann wegen einiger freimüthigen Schriften abgesetzt, hatte diesen Brief 16. Okt. 1844 in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" veröffentlicht, ohne den ungeheuren Erfolg desselben zu ahnen. Dieser war um so größer, je größeres Aufsehen die Ausstellung des heiligen Rockes selbst u. die Wallfahrt vieler Tausenden zu demselben verursacht hatten. Zwar wurde Ronge sofort von der katholischen Kirche in den Bann gethan, aber dies steigerte nur die allgemeine Begeisterung für ihn; schon im Winter 1844—45 bildeten sich zahlreiche deutschkatholische Gemeinden, u. Ronge hielt einen wahren Triumphzug durch Deutschland. Unterdessen war auch Czerski aus der römischen Hofkirche ausgeschieden u. hatte mit der Begründung einer christkatholischen Gemeinde den Anfang gemacht. Ronge trat mit ihm in Verbindung u. suchte zugleich durch aufreizende Schriften bes. auf die niedere katholische Geistlichkeit einzuwirken. Allgemein glaubte man die geeignete Zeit zur Begründung der deutschen Nationalkirche gekommen. So eröffnete denn Prof. Wigard aus Dresden 23. März 1845 zu Leipzig ein Konzil, welches von den ungefähr 100 deutschkatholischen Gemeinden etwa 20 beschickten; Ronge u. Czerski nahmen nur zum Schluß daran Theil. Die Meinungsverschiedenheiten, die sich schon hier zwischen dem mehr konservativen Czerski u. dem freieren Ronge herausstellten, wurden in einem Bekenntniß, dem „allgemeinen Inhalt der Glaubenslehren der Deutschkatholiken", ausgeglichen, in das man die Hauptsätze des apostolischen Glaubensbekenntnisses aufnahm. Bald aber fanden sich Schwierigkeiten, theils infolge der mangelnden

staatlichen Anerkennung, theils infolge innerer Zerwürfnisse. Zwar waren bis Ende 1845 fast 300 Gemeinden gebildet u. vielfach von den städtischen Behörden thatkräftig unterstützt worden; Männer wie Gervinus in Heidelberg hatten sich warm für „die Mission der Deutschkatholiken", ausgesprochen; aber schon der Protest eines Theiles der Berliner Gemeinde vom 15. Mai 1845 u. das neue, strengere Glaubensbekenntniß Czerski's auf der Synode zu Schneidemühl im Juli 1846 verriethen den inneren Zerfall. Auf dem Berliner Konzil im Mai 1847 zeigte sich trotz der Vertretung von 151 Gemeinden, daß die ganze Bewegung im Sinken begriffen sei, u. als sich vollends die Partei Ronge's 1848 u. 49 mit in den wildesten Revolutionsstrudel stürzte, gab sie so den Regierungen willkommenen Anlaß zu polizeilichem Einschreiten. Obwol später unter gewissen Beschränkungen hier u. da geduldet, hat sich doch der D. nicht wieder zu erholen vermocht. Die Gemeinden kehrten entweder wieder in die Staatskirche zurück od. gingen in die freireligiösen Gemeinden (s. d.) über, indem zugleich allmählig der letzte Rest des positiven Christenthums in ihnen schwand od. sogar in Feindschaft gegen die herrschende Form desselben ausartete.

Deutsch-Lothringen, s. „Elsaß-Lothringen".

Deutz, im Alterthum Tuitium od. Duitium, befestigte Stadt in der preuß. Rheinprovinz, am rechten Ufer des Rheins, der Stadt Köln gegenüber u. mit dieser durch eine Schiff- u. eine feste Gitterbrücke verbunden. D., das 11,881 E. zählt (1871), besitzt einen Hafen, bedeutende Eisengießereien, Maschinenfabriken u. Artillerie-Werkstätten, eine Porzellanfabrik u. s. w. u. treibt lebhaften Handel.

Deutzia, eine Pflanzengattung der Philadelpheen mit beliebten Ziersträuchern aus Japan, die sich theils für das freie Land (D. scabra), theils für das Zimmer (D. gracilis) vortrefflich eignen u. durch das frische Grün ihres Laubes ebenso wie durch den Schnee ihrer zahlreichen weißen Blumen wirksam sind. Von der ersten, am frühesten bei uns eingeführten Art benutzt man in Japan die rauhen Blätter zum Poliren, die innere Rinde zu medizinischem Gebrauch.

Devalvation, die Herabsetzung des Umlaufswerthes einer Münze auf den Metallwerth. Zur Bestimmung des Metallwerthes der Münzen nach dem geltenden Münzfuße dienen die Devalvationstabellen.

Devanagări (sanskr., „die in der Götterstadt Gebräuchliche"), die Stammschrift aller in Indien gebräuchlichen Alphabete, in welcher auch das Sanskrit geschrieben wird.

Devastation (lat.), Verwüstung, Verheerung, Zerstörung.

Devaux (spr. D'woh), Paul Louis Isidor, belg. Publizist u. Staatsmann, geb. 10. April 1801 zu Brügge, studirte die Rechte u. ließ sich als Advokat in Lüttich nieder, wo er alsbald eines der thätigsten Mitglieder der liberalen Partei wurde. Die Revolution von 1830 brachte ihn in den Kongreß, wo er jedoch die republikanische Partei eifrig bekämpfte u. sich streng zur konservativ-liberalen Partei der sog. „Doktrinärs" hielt. Nachdem diese ans Ruder gelangt waren, trat D. als Staatsminister ohne Portefeuille in die Regierung ein (März 1831) u. unterstützte in dieser Stellung nachdrücklich die Kandidatur des Prinzen Leopold, nam. auf den Londoner Konferenzen, an denen er als Vertreter Belgiens theilnahm. Nach dem Regierungsantritt Leopold's gab er seine amtliche Stellung auf, übte aber auch weiterhin theils als Abgeordneter, theils als Publizist bedeutenden Einfluß aus. Die katholische Partei, die er in seinem Journal „Revue nationale" (seit 1840) scharf angriff, sah in ihm einen ihrer gefährlichsten Gegner u. brachte ihm bei den Wahlen von 1863 eine Niederlage bei, seit welcher er sich fast ganz vom polit. Kampfplatze zurückzog.

developpable Fläche (abwickelbare), d. i. eine Fläche, die aus einer Geraden entstanden gedacht werden kann, wenn dieselbe sich so bewegt, daß je zwei benachbarte Lagen derselben einen gemeinsamen Punkt haben. Es ist dies eine besondere Art der Linealflächen. Eine d. F. ist z. B. eine Kegelfläche, bei der sich die Geraden in ihren verschiedenen Lagen in der Spitze treffen, ferner eine Cylinderfläche, bei welcher der gemeinsame Schnittpunkt allerdings unendlich weit liegt.

Deventer (meist Demter genannt), befestigte Hauptstadt der niederlädischen Provinz Ober-Yssel, an der Yssel, zählt 18,250 E., besitzt einen Hafen u. treibt bedeutenden Handel (Lein- u. Teppichweberei, Tapetenfabrikation, Eisengießerei, berühmte Lebkuchenfabrikation 2c.).

Dévéria, Achille, Lithograph u. Maler, geb. 1801, machte sich zuerst einen Namen durch Lithographien, in denen er mit großem Geschick frivole Stoffe u. Situationen der verschiedensten Art behandelte. Später malte er auch religiöse Bilder, die, seiner Richtung entsprechend, wenig Religion, aber viel weltliche Eleganz u. Süßlichkeit zur Schau tragen, u. eine Zeit lang als sog. Andachtsbilder in Privatkapellen u. Boudoirs sehr beliebt waren. D. starb 1857. — 2) Eine edlere, wenn auch künstlerisch nicht viel höhere Stellung nimmt sein jüngerer, der romantischen Richtung der franz. Historienmalerei angehörender Bruder Eugène D. ein (geb. 1805). Dieser erregte durch sein Erstlingswerk „Die Geburt Heinrich's IV." (1827) große Erwartungen, denen er aber in seinen späteren Arbeiten nicht entsprach. Der Mangel an Erfindung u. Charakter wird in denselben nur durch eine gewisse äußere Eleganz verdeckt. Zu erwähnen sind außer einem großen Deckengemälde im Louvre seine historischen Bilder für das Museum in Versailles u. — eine seiner letzten Arbeiten — „Der Empfang des Columbus durch Ferdinand u. Isabella". Er starb 1865.

Devexa, eine Familie der Wiederkäuer mit abschüssigem Rücken; Weiteres s. unter „Giraffe".

Deviation (lat.), Abweichung eines Körpers von seiner Bahn od. seiner Richtung, Abirrung; Versegelung eines Schiffes u. dgl.

Devise, ursprünglich ein Denk- od. Wahlspruch, der durch ein Sinnbild dargestellt ist. Diesem Sinnbilde wurde später der Deutlichkeit wegen, nam. in den Wappen, der betreffende Wahlspruch hinzugefügt, in welchem Falle man das Bild od. die Figur den Körper, den Spruch die Seele der D. nannte; od. man begnügte sich auf dem Wappenschilde mit dem bloßen Spruche, den man dann ebenfalls D. nannte. Dergleichen D. haben zunächst den Zweck, den Stand, den Charakter od. eine Hauptbegebenheit aus dem Leben der betreffenden Person od. Korporation, od. das Wesen des Gegenstandes zu bezeichnen, dem die D. angehört. Häufig aber wurde die D. auch gewählt, um den leitenden Gedanken, die Richtschnur für die Lebensführung der betreffenden Person auszudrücken.

Schon in der frühesten Zeit des klassischen Alterthums führten Fürsten u. Feldherren auf ihren Schilden bestimmte D., wozu sie wirkliche Gegenstände aus der Natur wählten, z. B. die Sonne od. den Blitz, aus dem Thierreiche nam. den Adler od. den Löwen. Besonders war es der Adler, der sich das ganze Mittelalter hindurch als Zeichen der Herrschaft erhielt u. sich bekanntlich zu Anfang des 14. Jahrh. in Deutschland zur Darstellung des doppelköpfigen Reichsadlers gestaltete, der das ost- u. weströmische Reich bezeichnen sollte. Sehr häufig wurde ferner das Schwert in mannichfachen Formen u. Umgebungen als D. gebraucht. Die Kirchenfürsten führten ein flammendes Schwert als Symbol für die Waffen des Geistes u. Glaubens (Nr. 2367). Ein Schwert, besteckt mit einer Krone u. mit zwei Lilien zu beiden Seiten, führte auch die Jungfrau von Orleans als Zeichen der Vertheidigung u. Beschirmung Frankreichs (Nr. 2368). Aus dem Pflanzenreiche kommen mancherlei Blumen u. aus dem Mineralreiche der Feuerstein u. der Diamant als D. vor; von sonstigen Gegenständen noch die Krone, der Anker, der Schlüssel u. andere symbolisch leicht zu deutende Dinge. Was die D. u. ihre Sinnsprüche für die Kulturgeschichte so lehrreich u. bedeutungsvoll macht, ist, daß sich in ihnen der Charakter des jedesmaligen Volkes u. der jedesmaligen Zeit in deutlichster Weise ausprägt. So enthalten die D. aus dem Zeitalter der Kreuzzüge eine Reihe von schönen Sprüchen, theils aus orientalischen Quellen, theils aus der deutschen Ritterpoesie geschöpft. (Aus dieser Zeit — aus dem J. 1229 — stammt die in Nr. 2369 abgebildete D. eines deutschen Ritters, die eine Harfe darstellt; die darunter gesetzten Zeilen sind Freidank's „Bescheidenheit" entnommen.) Bei der allgemeinen Theilnahme an den Kreuzzügen gingen die D. bald auf die Handwerker u. Bauern über. Mehr noch nahm der Gebrauch der D. im 14. Jahrh. zu, also in einer Zeit, in welcher auch das deutsche Sprüchwort sich zu entfalten begann; aber völlig populär wurde sie erst gegen das Ende des 15. u. im Anfang des 16. Jahrh., wo sich auch die Volkspoesie zur herrlichen Blüte erschloß. Diese Glanzperiode dauerte bis in die erste Hälfte des 17. Jahrh. Viele dieser D. sind in den aus jener Zeit herrührenden Stammbüchern aufbewahrt; darunter befindet sich eine Menge kerniger, oft sinnreich illustrirter Sprüche. (Solchen Stammbüchern sind die D. in Nr. 2369 u. 2370 entlehnt, erstere die Ver-

Nr. 2367. Schwert i. d. Devise der Kirchenfürsten.

Nr. 2368. Devise der Jungfrau v. Orleans.

gänglichkeit des Menschen, letztere das darunter gesetzte Sprüchwort durch Verbindung eines Schmetterlings mit einem Taschenkrebs originell symbolisirend.) Der allmählige Verfall der D. tritt erst in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. ein. Vgl. Radowitz „Die D. u. Motto's des späteren Mittelalters“ (Stuttgart 1850).

Nr. 2369. Deutsche Volksdevise aus dem 15. Jahrhundert.
Sich selber nieman loben sol,
Swer frum ist, gelobt man wol.

Nr. 2370. Devise Heinrich Bebel's in Tübingen (1794).
Ich stirb u. weiss nit wann
ich far u. weiss nit wo hin
mich nempt wunder das
ich frelich bin.

Nr. 2371. Devise von Christoph Benedictus (1516).
Eile mit Weile

Devon (spr. Dew'n) od. Devonshire (spr. Dew'nschier), Grafschaft im südwestl. Theile Englands, zwischen dem Bristolkanale, dem Aermelkanale u. den Grafschaften Cornwall, Somerset u. Dorset gelegen, mit 122 □M. Flächeninhalt u. 601,000 Bewohnern (1871). Das Land ist hügelig u. die Küste meist steil; im Innern erhebt sich das öde Tafelland von Dartmoor (s. d.) im High Wilhays bis zu 621 m. (1913 Par. F.). Mit Ausnahme der Moor- u. Heidestriche des Innern ist der Boden fruchtbar, doch günstiger für die Viehzucht als für den Ackerbau. Die Schafzucht u. die Ausfuhr von Butter, Käse u. Milch ist bedeutend; der Westen von D. ist an Obst reich u. der Bergbau auf Kupfer, Silber, Steinkohlen, Porzellanerde u. andere feine Thonarten von beträchtlichem Ertrage. Die Fabrikthätigkeit ist im Allgemeinen gering u. nur in Segeltuch u. Eisenwaaren nennenswerth. Die früher hervorragende Produktion von Wollwaaren u. Tuchen ist in der neuesten Zeit sehr heruntergegangen. Dagegen sind die Schiffswerften von Plymouth (68,000 E.) u. Devonport (50,100 E.) von großer Bedeutung; diese beiden Schwesterstädte haben den besten Hafen u. den größten Handelsverkehr von D.

Devonische Formation, von Devonshire in England so genannt, wo sie bes. charakteristisch auftritt, bildet die obersten u. jüngsten Glieder des sog. Uebergangsgebirges od. der Grauwackengruppe (s. d.), welche der Urformation auf- u. der Steinkohlenformation untergelagert ist. Die D. F. besteht in England aus braunrothen Konglomeraten, Sandsteinen, sandigen u. thonigen Schiefern mit Einlagerung von Mergel- u. Kalksteinen u. führt an Versteinerungen fast nur Ueberreste von Meeresthieren. Auf dem Kontinente findet sie sich im Rheinischen Schiefergebirge, im Thüringer- u. Frankenwalde, an der Beraun in Böhmen u. in a. Gegenden vertreten. Eine große Anzahl Dachschieferlager gehört im Nassau'schen, Meiningen'schen ꝛc. ihr an.

Devonshire u. **Devon,** ein der gleichnam. Grafschaft entlehnter Grafen- bez. Herzogstitel mehrerer engl. Geschlechter, der zuerst von Richard v. Redvers zu Anfang des 12. Jahrh. geführt wurde, u. der später durch Verheirathung auf die Familie Courtenay überging. Der letzte Graf von D. aus dieser Familie, Edward Courtenay, starb unvermählt Okt. 1556 zu Padua; wenigstens ward mit dessen Tode der Titel als erloschen angesehen, u. infolge dessen zuerst Lord Charles Blount, der Besieger Irlands, u. als dieser 1618 gest. war, die Familie Cavendish damit beliehen. Indeß pflanzte ein entfernter Verwandter Edward Courtenay's das Geschlecht desselben fort u. als Viscount William Courtenay nachwies, daß auch Seitenverwandte den Titel erben könnten, ward seine Familie durch einen Beschluß des Oberhauses vom 15. März 1831 in ihre alte Würde wieder eingesetzt; nur nennt sie sich zum Unterschiede von den Cavendish blos Devon. Der jetzige (elfte) Graf v. D. aus der Familie Courtenay, William Reginald, geb. 1807 zu London, war vom Mai 1867 bis Dez. 1868 Präsident des Armeegesetz-Kollegiums. Der vierte Graf v. D. aus der Familie Cavendish, William, ward als eifriger Anhänger des Prinzen von Oranien 12. Mai 1694 zum Marquis v. Hartington u. zum Herzog v. D. erhoben. Hervorragende Persönlichkeiten dieser im Uebrigen fast nur durch ihren kolossalen Reichthum merkwürdigen Familie sind: Die erste Gemahlin des am 14. Dez. 1748 geb. u. 19. Juli 1811 gest. fünften Herzogs v. **D.,** Georgiana, die eben so schöne u. liebenswürdige, wie geistreiche u. hochgebildete Tochter des Grafen Spencer, geb. 9. Juni 1757, gest. 30. März 1806. An den polit. Angelegenheiten aufs Regste theilnehmend, agitirte sie einmal für Fox' Wahl zum Parlamentsdeputirten für Westminster so leidenschaftlich, daß sie einem Fleischer für seine Stimme einen Kuß versprach u. dann auch wirklich gab. Ein schönes poet. Talent bekundete sie in dem beschreibenden Gedicht „Der Uebergang über den St. Gotthard“. — Elisabeth Hervey, des fünften Herzogs v. **D.** zweite Gemahlin, Tochter des vierten Grafen v. Bristol, die, nach einer 20jähr. Ehe mit John Thomas Foster 1796 zur Wittwe geworden, 1809 die Nachfolgerin ihrer Freundin Georgiana wurde. Sie stand mit den bedeutendsten Staatsmännern Englands in Verbindung, sah sich aber 1815 durch ärgerliche Familienauftritte veranlaßt, London den Rücken zu kehren. Sie nahm ihren Aufenthalt in Rom, wo ihr Haus bald zum Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer, insbes. der Künstler u. Gelehrten, wurde. Sie gab Annibale Caro's Uebersetzung von Virgil's „Aeneide“ mit Kupferstichen (2 Bde., Rom 1818), sowie Illustrationen zur fünften Satire des Horaz heraus u. war gerade mit der Vorbereitung von Illustrationen zum Dante beschäftigt, als sie 30. März 1824 plötzlich starb. — William Spencer Cavendish, sechster Herzog v. **D.,** einziger Sohn des fünften Herzogs u. der Georgiana Spencer, geb. 21. Mai 1790, ging 1826 als außerordentlicher Botschafter zur Krönung des Kaisers Nikolaus nach Moskau, war 1830—34 Lordkämmerer u. starb unvermählt 18. Jan. 1858 auf dem Schlosse Hardwickhall (Derbyshire). Er gab unter dem Tit.: „Handbook of Chatsworth and Hardwick“ (1846) eine Beschreibung der nam. durch ihre Kunstsammlungen u. Treibhäuser berühmten alten Familiensitze seines Hauses heraus. — William Cavendish, siebenter Herzog von **D.,** Sohn des Grafen Henry Cavendish v. Burlington, geb. 27. April 1808, war 1836 bis 1856 Kanzler der Universität London, folgte 1858 dem Vor., seinem Vetter, in der Herzogswürde u. wurde 31. Dez. 1861 an Stelle des verst. Prinzen Albert zum Kanzler der Universität Cambridge ernannt. — Der einstige Erbe seines Namens ist sein ältester Sohn Spencer Compton, Marquis v. Hartington, geb. 1833; dieser veranlaßte als Parlamentsmitglied für North-Lancashire (1857—68) durch sein 7. Juni 1859 beantragtes Mißtrauensvotum den Sturz des Ministeriums Derby, war seit 1863 Unterstaatssekretär, bez. Staatssekretär im Kriegsdepartement, wurde 9. Dez. 1868 Generalhofmeister u. ist seit 1871 Obersekretär für Irland.

Devotion (lat.), d. i. Gelobung, Weihung; freiwillige Aufopferung. Jetzt versteht man unter D. meistens Ehrerbietung, Ehrfurcht, völlige Ergebenheit; in schlechtem Sinne auch Unterwürfigkeit, Frömmelei.

Devrient (spr. Dewriäng), berühmte Schauspielerfamilie. 1. Ludwig **D.,** geb. 15. Dez. 1784 zu Berlin, wurde von seinem Vater, einem Seidenhändler, für den kaufmännischen Beruf bestimmt fühlte sich aber frühzeitig zur Bühne gezogen u. schloß sich als siebzehnjähriger Jüngling einer umherziehenden Truppe an. Schon während seines ersten Engagements (in Dessau) entwickelte er ein überraschendes, ungemein vielseitiges Darstellungstalent, das sich in tragischen wie in komischen Situationen mit gleicher Sicherheit bewegte u. durch einen seltenen Verein äußerer Mittel, durch eine imponirende Gestalt, edle Bewegungen u. ein eben so kraftvolles als biegsames Organ unterstützt wurde. Schon damals glänzte er in einer Anzahl größerer u. kleinerer Rollen, die entweder durch dämonische Kraft u. Leidenschaft od. durch einen glücklichen, frisch aus der Persönlichkeit hervorquellenden Humor packend auf die Zuschauer wirkten. Leider gerieth er aber auch schon damals durch ungeordneten Lebenswandel in zerrüttete Verhältnisse, die seinen Studiengang hemmten u. ihm nicht gestatteten, alle in ihm schlummernden Gaben durch sorgfältige Pflege zu entfalten. Seine Ehe mit Margarethe Neefe, der

Tochter des Dessauer Kapellmeisters (1807), unterbrach seine regellose Lebensweise nur auf kurze Zeit; sie wurde nach kaum einjähriger Dauer durch den Tod seiner Gattin gelöst. Nachdem die immer drückender gewordene Last seiner Schulden ihn genöthigt hatte, Dessau heimlich zu verlassen, nahm er eine Anstellung in Breslau an, von wo aus sein Ruf sich bald in weitere Kreise verbreitete. Iffland lernte

Nr. 2372. Ludwig Devrient (geb. 15. Dez. 1784, gest. 30. Dez. 1832).

hier auf der Durchreise sein Talent kennen u. bewundern, u. auf seine Verwendung hin wurde D. 1815 an die Berliner Hofbühne berufen. Gleich bei seinem ersten Auftreten (als Franz Moor) eroberte er im Sturme die Gunst des Publikums, die ihm bis zu seinem Tode treu blieb. Dieser trat bereits 30. Dez. 1832 ein. Uebermäßiger Genuß geistiger Getränke (er pflegte in Gesellschaft lustiger u. geistvoller

Nr. 2373. Karl August Devrient (geb. 5. April 1798, gest. 3. Aug. 1872).

Gesellen, darunter der Humorist E. T. A. Hoffmann, meist die Nächte zu durchschwelgen) hatte seine Kräfte vor der Zeit aufgerieben. Nur von wenigen Schauspielern läßt sich sagen, daß ihre Leistungen sie selbst überlebt haben; D. gehört zu diesen wenigen. Der ideale Stil, das heroische Pathos lag seiner Begabung ferner; dagegen ist er auf dem Gebiete des Dämonischen u. Komischen sowie des gemüthlichen Humors mit schöpferischer Genialität aufgetreten. Sein Franz Moor, sein Richard III., Lear, Shylock, Falstaff u. viele andere Figuren leben noch heute in zahlreichen mehr od. minder gelungenen Abbildern fort; sie sind geradezu typisch für die deutsche Bühne geworden. Näheres über D.'s Persönlichkeit u. Lebensgang theilt Holtei im zweiten Bande seines Romans „Die Vagabunden" mit; vgl. auch Funck, „Aus dem Leben zweier Schauspieler" (Leipz. 1838). —

Nr. 2374. Philipp Eduard Devrient (geb. 11. Aug. 1801).

2. Karl Aug. **D.**, ein Neffe des Vorigen, geb. 5. April 1798 zu Berlin, machte den Feldzug von 1815 mit, trat 1819 zuerst auf der Braunschweiger Bühne auf, an welcher er bald darauf eine feste Anstellung erhielt u. mehrere Jahre lang als Heldenspieler glänzte. Im J. 1822 an die Hofbühne zu Dresden berufen, verheirathete er sich daselbst mit der gefeierten Sängerin Wilhelmine Schröder, von der er sich jedoch 1828 wieder trennte. Am Hoftheater zu Hannover,

Nr. 2375. Gustav Emil Devrient (geb. 4. Sept. 1803, gest. 7. Aug. 1872).

an welchem er seit 1839 thätig war, ging er zum Fache der Heldenväter über, in welchem er gleichfalls Hervorragendes leistete. Als Charakterspieler ließ er häufig Schärfe u. Sorgfalt der Ausarbeitung vermissen. Er starb 3. Aug. 1872 im Badeort Lauterberg im Harz, wo er zuletzt Hülfe von einem langwierigen Leiden gesucht hatte. — Auch sein Sohn Friedrich **D.** erwarb sich als Heldenspieler einen

geachteten Namen, wirkte seit 1848 am Wiener Burgtheater, wechselte dann häufig seinen Aufenthalt u. wurde zuletzt am Deutschen Theater in St. Petersburg angestellt, wo er am 19. November 1871 starb. — 3. **Philipp Eduard D.**, ein jüngerer Bruder von Karl D., steht an Begabung u. Feuer hinter diesem zurück, ist ihm aber an Bildung u. gediegenem Streben weit überlegen. Geb. 11. Aug. 1801, war er seit 1819 Hofschauspieler in Berlin u. wurde 1844 als Oberregisseur an der Dresdner Hofbühne angestellt. Da er seine Laufbahn als Opernsänger begonnen hatte, so trug er einen gewissen getragenen, deklamatorischen Ton in seine schauspielerische Thätigkeit über, der bei ihm selbst selten die Grenze überschritt, seine zahlreichen Nachahmer aber nur zu häufig zur Vernachlässigung der Charakteristik verleitete. Neben seiner sehr vielseitigen reproduktiven Wirksamkeit entfaltete Eduard D. auch eine fleißige schriftstellerische Thätigkeit. Seine Stücke „Das graue Männlein", „Die Gunst des Augenblicks", „Verirrungen" u. a. m. haben sich lange Zeit auf der Bühne erhalten. Das Opernrepertoire bereicherte er durch den Text zu Marschner's „Hans Heiling". Weit werthvoller sind seine dramaturgischen Arbeiten. Seine „Briefe aus Paris" (1840), seine Schriften „Ueber die Gründung einer Theaterschule" (1840) u. „Das Nationaltheater des neuen Deutschland" (1848) enthielten fruchtbare Anregungen zu einer Reform des Theaters. Er war der Erste, der den Entwicklungsgang des deutschen Theaters zusammenhängend schilderte in seinem Hauptwerke „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (4 Bde., 1848—61). Im J. 1852 übernahm er die Oberleitung des Hoftheaters zu Karlsruhe, wo er bis ins hohe Alter (bis 1869) eine rüstige u. erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. — 4. **Gustav Emil D.**, der jüngste der drei Brüder, eine der edelsten u. beliebtesten Erscheinungen auf dem modernen deutschen Theater, geb. 4. Sept. 1803, begann seine Laufbahn gleichfalls (am Braunschweiger Theater) als Opernsänger u. ging erst während seines Engagements in Leipzig (wo er sich 1825 mit der liebenswürdigen Soubrette Doris Böhler verheirathete) zum Schauspiel über. Seine Entwicklung fällt in die Zeit seiner Thätigkeit am Hamburger Theater (bis 1831), wo er sich unter Schmidt u. Lebrun bildete. Seine Glanzperiode beginnt mit seiner Anstellung am Dresdner Hoftheater, wo er sich als einer der glänzendsten Vertreter des jugendlichen Helden- u. Liebhaberfaches Jahrzehnte hindurch mit erstaunlicher Unverwüstlichkeit u. Elastizität behauptete. Zahlreiche Gastspielreisen, die D. von Dresden aus unternahm, gestalteten sich zu Triumphzügen u. machten ihn bald zu einem Liebling des deutschen Publikums. Ein Aufenthalt in Paris, während dessen D. Gelegenheit hatte, das pathetische, pointenreiche Spiel der Rachel zu bewundern u. die Feinheiten des französischen Schauspiels näher kennen zu lernen, trug viel zur Erweiterung seines Rollenkreises bei, in welchem nunmehr auch Konversations- u. Salonrollen eine hervorragende Stelle fanden. Derselbe vornehme Wurf, dieselbe Grazie u. Noblesse, durch die sein Posa u. Tasso, sein Hamlet u. Uriel Acosta so hinreißend wirkten, adelte auch seine Lustspielgestalten, seinen Bolingbroke in Scribe's „Glas Wasser", seinen Bolz in Freytag's „Journalisten". Der Zauber einer poetischen, harmonisch durchgebildeten Persönlichkeit, durch die D. so große Erfolge erzielte, ging seinem großen Zeitgenossen Bogumil Dawison (s. d.) ab, der seit 1852 gleichfalls an der Dresdner Hofbühne wirkte; dagegen ließ dieser D. im Dämonischen, in scharf markirender Charakteristik u. geistreicher Dialektik weit hinter sich. Hieraus ergab sich von selbst eine Rivalität zwischen den beiden Künstlern, die zu manchen Mißhelligkeiten führte. Auch im häuslichen Leben mußte D. das Glück, das ihm als Künstler beschieden war, durch schmerzliche Vorfälle getrübt sehen; von seiner Gattin hatte er sich schon 1842 getrennt. Seit 1856 gehörte D. der Dresdner Bühne nur mehr als Ehrenmitglied an; einen großen Theil des Jahres verbrachte er auf Gastspielreisen, auf denen er bis in sein spätes Alter die idealen Gestalten der Schiller'schen u. Goethe'schen Dramen mit jugendlicher Wärme zur Anschauung brachte. Erst 1868 zog er sich infolge längerer Krankheit ganz von der Bühne zurück. Er starb zu Dresden 7. Aug. 1872.

De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, einer der einflußreichsten Theologen des 19. Jahrh., wurde als der älteste Sohn eines Pfarrers 12. Jan. 1780 zu Ulla bei Weimar geb., erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Weimar u. bezog 1799 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Nachdem er sich 1805 mit einer kritischen Untersuchung über das 5. Buch Mosis als Privatdozent in Jena habilitirt hatte, wurde er 1807 als Prof. der Theologie nach Heidelberg, 1810 als Amtsgenosse Schleiermacher's an die neugestiftete Universität Berlin berufen. Ein Trostbrief, den er 1819 an die Mutter Sand's, des Mörders von Kotzebue, schrieb, zog trotz der Fürbitte des akademischen Senats von Berlin seine Entlassung nach sich. (De W. hatte übrigens in diesem Briefe die That Sand's nicht etwa gerechtfertigt, sondern vielmehr als eine unsittliche u. ungesetzliche bezeichnet, sie aber doch zugleich wegen ihrer reinen u. schönen Beweggründe entschuldbar gefunden.) Unter Verzichtleistung auf eine ihm angebotene Geldentschädigung wandte sich De W. jetzt nach Weimar u. begann die erst viel später vollendete Herausgabe der Briefe u. Sendschreiben Luther's. Im J. 1822 folgte er einem Rufe als Professor der Theologie zu Basel. In dieser Stadt hat De W. bis zu seinem Tode (16. Juni 1849) in vielseitiger Thätigkeit als Dozent u. Mitglied des Erziehungskollegiums, sowie durch Vorlesungen vor größeren Kreisen u. durch Predigten höchst anregend u. segensreich gewirkt. — Die Bedeutung De W.'s war eine doppelte. Sie beruhte einmal in seiner Begabung für eine kritisch scharfe u. zugleich gedrungene Darstellung gelehrter theologischer Stoffe. Daher sind viele seiner Lehrbücher noch jetzt überaus geschätzt. Wir nennen von seinen kritischen Arbeiten nur die „Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament" (Jena 1806 u. 1807), in denen er gegenüber dem herrschenden Rationalismus ganz neue Bahnen einschlug; ferner die Auslegung der Psalmen (1811) u. vor Allem sein Hauptwerk auf diesem Gebiete, das „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen u. apokryphischen Bücher des Alten Testaments" (1. Aufl. 1817), noch jetzt das am meisten gebrauchte Lehrbuch dieser Wissenschaft (8. Aufl. 1869 von Schrader herausgegeben). Die Fortsetzung dieses Werkes, die „Einleitung in das Neue Testament", erschien 1826 (6. Aufl. 1860). Ebenso erlebte sein „Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie" vom Jahre 1814 noch 1864 eine 4. Aufl. Großes Verdienst erwarb sich De W. auch durch die 1809 mit Augusti unternommene Bibelübersetzung, die sich eben so sehr durch Treue wie durch geschmackvolle Sprache auszeichnet (4. Aufl. 1858). Die Auslegung des Neuen Testaments förderte er durch das geschätzte „Kurzgefaßte exegetische Handbuch zum Neuen Testament" (1836—48 in 11 Theilen). Von der oben erwähnten vortrefflichen Sammlung der Briefe Luther's erschien der 1. Band 1825, der fünfte 1826 (ein sechster nach De W.'s Tode 1856). — Abgesehen von diesen Verdiensten um die gelehrte Theologie ist aber auch der Einfluß De W.'s auf die ganze Richtung der Theologie seiner Zeit nicht gering anzuschlagen. Wie Schleiermacher suchte er eine Versöhnung von Glauben u. Wissen herbeizuführen. Obgleich er in seinen kritischen Arbeiten das Streben nach Wahrheit über Alles setzte u. dieser auch die liebsten Vorurtheile zu opfern bereit war, hielt er doch andererseits an der Ueberzeugung fest, daß der Kern des Christenthums keine noch so kühne Forschung zu scheuen brauche. Denn das eigentliche religiöse Leben hat nach De W. nichts mit dem Verstande zu thun, sondern beruht auf dem Gefühl, welches ahnungsvoll u. gläubig das Unendliche in sich aufnimmt. Von dem Rationalismus unterscheidet sich De W. darin, daß er Christus nicht blos als den Verkündiger einer Sittenlehre auffaßt, sondern als den nothwendigen Vermittler jener Ahnung des Unendlichen. Die Wunder der Bibel betrachtete er ebenso wie die Dogmen der Kirche als nothwendige Symbole zur Veranschaulichung übersinnlicher Geheimnisse. Doch legte er in seinen religiösen Ansichten den Hauptwerth auf die sittliche Gesinnung, wie er denn auch selbst sein ganzes Leben hindurch diesen Grundsatz in der edelsten Weise bethätigte. Von den hierher gehörigen Werken sind hervorzuheben das „Lehrbuch der christlichen Dogmatik" (1813—16 u. öfter); die „Christliche Sittenlehre" (1819) u. der didaktische Roman „Theodor od. des Zweiflers Weihe" (1822), in welchem er den Entwicklungsgang eines evangelischen Geistlichen darzustellen suchte. Ein vollständiges Verzeichniß seiner sehr zahlreichen übrigen Schriften, Predigten u. s. w. enthält die „akademische Gedächtnißrede" auf De W. von seinem Amtsgenossen Hagenbach (Leipz., 1850).

Dexippos, ein attischer Lustspieldichter, von dessen Dramen nur einige Titel übrig sind. Ebenso hieß auch ein berühmter Arzt aus der Schule des Hippokrates u. ein zur Sekte der Peripatetiker gehöriger Philosoph. Eine größere Rolle als die Genannten spielte Publius Herennius **D.**, ein aus Athen stammender Feldherr, der 269 n. Chr. die Gothen schlug, aber auch mehrere historische Werke verfaßte, von denen noch einige Bruchstücke vorhanden sind.

Dextrin, Stärkegummi, eine Substanz, die die gleiche chemische Zusammensetzung wie die Stärke u. das arabische Gummi hat ($C_{12} H_{10} O_{10}$), sich jedoch durch ihre chemischen u. physikalischen Eigenschaften von diesen beiden Körpern unterscheidet. Das D. ist in chemisch reinem Zustande ganz weiß, löst sich leicht in Wasser zu einer klebrigen Flüssigkeit auf, wird aber durch starken Alkohol daraus wieder ausgefällt; seine Lösung dreht die Ebene des polarisirten Lichtes stark nach rechts (daher der Name, von dexter = rechts). Man stellt es aus Stärke dar durch Behandlung derselben mit sehr verdünnter Salpetersäure od. mit Malz; auch durch bloßes Erhitzen der Stärke auf 210° C. kann man das D. bereiten, wobei es jedoch weniger rein u. von gelblicher Farbe erhalten wird. Solches D. kommt unter dem Namen Leiocome od. Leiogomme in den Handel u. wird, anstatt Gummi, als Verdickungsmittel der Farben beim Kattun- u. Wolldruck u. in der Tapetenfabrikation verwendet. Reines D. wird auch medizinisch benutzt, dasselbe soll nach der neuen Pharmacopoea Germanica aus Kartoffelstärke mittels Oralsäure bereitet werden. Das D. ist ein Bestandtheil des Brotes u. Bieres.

Dextroracemsäure nennt man diejenige Weinsäure (s. d.), welche die Ebene des polarisirten Lichtes nach rechts dreht.

Dezem, s. „Zehnt".

Dezember (von decem, zehn) war im altrömischen Jahre, das mit dem ersten März begann, der zehnte Monat; Romulus gab ihm 30, Numa 29, Julius Cäsar 31 Tage. Er war dem Saturnus geweiht, weshalb in ihm (am 17.) die Saturnalien gefeiert wurden. Im Julianischen u. Gregorianischen Kalender ist er der zwölfte Monat, weil später vor dem März die Monate Januar u. Februar eingefügt wurden. Da im christlichen Kalender die Advents- u. Weihnachtszeit in den D. fällt, nannte ihn Karl der Große den „heiligen Monat"; später ist er auch „Christmonat" genannt worden. In unserer nördlichen Hemisphäre ist der D. (da das Wintersolstitium auf den 21. od. 22. D. fällt) der Monat der längsten Nächte, während dessen auch die mittlere Temperatur in Deutschland durchschnittlich 3 Grad niedriger steht als im November. Der mittlere Barometerstand im D. liegt unter dem Jahresmittel u. zeigt bedeutende Schwankungen.

Dezembristen, Dezembermänner, Vertheidiger des Staatsstreiches vom 2. Dez. 1851, durch welchen der Prinz-Präsident Ludwig Napoleon die franz. Republik stürzte u. das Zweite Kaiserreich begründete.

Dezennium (lat.), Frist von 10 Jahren.

dezent (lat.), anständig, ehrbar, schicklich.

Dezi bezeichnet in Zusammenstellung mit einem Maße od. einem Gewichte den 10. Theil desselben, wie z. B. Dezimeter den 10. Theil des Meter, Dezigramm den 10. Theil eines Gramm.

Dezimalbrüche im Gegensatz zu gemeinen Brüchen sind Brüche, deren Nenner Potenzen der 10 sind. Sie werden ohne Nenner geschrieben u. die Ganzen von dem Bruch durch ein Komma getrennt. In der Regel wird der Bruch durch kleinere Schriftzeichen von der ganzen Zahl unterschieden. Die Ziffern rechts vom Komma heißen Dezimalstellen (Dezimalen). Sie sind in derselben Weise nach rechts in absteigenden Potenzen von 10 geordnet, wie die ganzen Zahlen von den Einern aus nach links in Gruppen nach aufsteigenden Potenzen von 10 geordnet werden; so daß also die erste Stelle rechts vom Komma die Zehntel, die zweite Stelle die Hundertstel, die dritte die Tausendstel 2c. bedeutet. 5,2583 sind also 5 Ganze, 2 Zehntel, 5 Hundertstel, 8 Tausendstel u. 3 Zehntausendstel. Gelesen wird der Bruch fünf, zweitausendfünfhundertdreiundachtzig Zehntausendstel. Die Stellen, welche keine Zähler enthalten, werden mit 0 ausgefüllt. 3,04 sind 3 Ganze u. 4 Hundertstel. Die Rechnungsoperationen mit D. werden wie mit gewöhnlichen ganzen Zahlen ausgeführt, nur hat man auf die Stellung des Einerzeichens zu achten. Man unterscheidet endliche u. unendliche D., je nachdem die Anzahl der Dezimalstellen eine endliche Zahl od. unendlich groß ist, wie z. B. bei 0,33333... (1/3). Die unendlichen heißen **periodische**, wenn sich dieselben Zahlen in derselben Reihenfolge (Periode) wiederholen, z. B. 0,142857142857142... (1/7). Bei jedem unendlichen D. hat man bei dem Abbrechen desselben darauf zu achten, daß der Fehler weniger beträgt als eine halbe Einheit der letzten angegebenen Einheit; dies erreicht man dadurch, daß man die letzte zu behaltende Stelle um 1 vermehrt, wenn in der folgenden Stelle eine 5 od. mehr als 5 steht, unter 5 aber sie unverändert läßt. Die D. werden in der Mathematik bes. benutzt zur Angabe von Irrationalzahlen (s. d.). Die Rechnung mit D. nach unserer Bezeichnung hieß ursprünglich Algorithmus, welches Wort später für jede Art von Rechnungsoperationen gebraucht wurde. Regiomontan vertauschte um 1464 die aus dem Alterthum gebräuchlichen Seragesimalbrüche mit den bequemeren D. In allgemeineren Gebrauch kamen die D. seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., nam. durch Stevin 1585. Die Abkürzung der Dezimalbruchrechnung hat Keppler 1623 durch Prätorius (von Altdorf) gelernt.

Dezimalmaß ist jedes Maß, dessen einzelne Maßgruppen nach oben u. unten hin durch Dezimalpotenzen der Maßeinheit bestimmt sind, also Zehner, Hunderter — beziehentlich Zehntel, Hundertstel u. s. w. der Einheit darstellen. Die Eintheilung nach dem Dezimalsystem ist wegen der Uebereinstimmung mit unserem Zahlensystem die einfachste. Man ist nach derselben jeder umständlichen Reduktion überhoben, indem dieselbe Stufenfolge der Werthe von einem Maße zu dem nächst größeren od. kleineren befolgt wird wie in unserem gewöhnlichen Zahlensysteme. So wie man weiß, daß die 4 in zweiter Stelle stehend 40, also zehnmal so viel bedeutet, eben so gut weiß man auch, daß beispielsweise 4 Meter = 40 Dezimeter sind. Bei dem D. fällt also die Nothwendigkeit weg, die verschiedenen Maßabtheilungen gesondert niederzuschreiben. 1871 Millimeter kann sofort abgelesen werden 1 Meter, 8 Dezimeter, 7 Centimeter, 1 Millimeter. Diese nicht hoch genug zu schätzende Uebersichtlichkeit u. Zeitersparniß bei jeder Rechnungsoperation müssen dem D. immer mehr Eingang verschaffen. In Bezug auf manche Maße giebt es jedoch nicht unwichtige Gründe, welche andere Eintheilungen vortheilhafter erscheinen lassen, u. es konnte sich z. B. die Eintheilung der Winkel nach dem Dezimalsystem nicht einbürgern; man bleibt immer noch bei der Eintheilung des Kreises in 360 Grade, ebenso wie man dabei bleibt, den Tag in 24 Stunden zu theilen, die Stunde in 60 Minuten u. die Minute in 60 Sekunden.

Dezimalsystem (Dekadik, dekadisches Zahlensystem) ist das Zahlensystem, welches die Zahlgröße in Gruppen nach Potenzen von Zehn ordnet u. nach welchem die Zahlen mit den neun Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 u. einem Zeichen für Null, 0, geschrieben werden. Man unterscheidet den Werth der Zahlen durch ihre Stellung mit Zugrundelegung der Zehn als Grundzahl, so daß zehn Einheiten einer Ordnung eine Einheit der nächst höheren Ordnung geben. Die Ordnungen steigen von links nach rechts zu immer höherem Werthe u. fallen von rechts nach links zu immer niedrigerem ab. Fehlen Einheiten irgend einer Ordnung, so wird die Stelle derselben durch eine 0 besetzt. Die Einheiten der vier ersten Ordnungen heißen: Einer (1), Zehner (10), Hunderter (100), Tausender (1000). Die Tausende zählen wir wie Einer bis zu tausend Tausenden, das ist einer Million (1,000,000). Eine Million Millionen sind eine Billion (1,000,000,000,000). Eine Milliarde sind tausend Millionen. Trillion, Quadrillion, Quinquillion u. s. f. sind Einheiten, deren jede millionmal größer ist als die nächst vorhergehende. Wie man von rechts nach links von den Einern weiter geht, so kann man auch rechts zu kleineren Größen weitergehen, wir erhalten dann Zehntel, Hundertstel, Tausendstel u. s. w. (s. „Dezimalbrüche"). Wird eine Dezimalzahl verzehnfacht, so werden alle Ziffern in die nächst höhere Stellung (nach links) versetzt, u. umgekehrt rücken sie in die nächst rechte Stelle, wenn der 10. Theil gesucht wird. Diese bequeme Schreibweise großer Zahlen mit nur wenigen Ziffern war den Griechen u. anderen alten Völkern unbekannt; sie ist wahrscheinlich von den Indiern erfunden u. von diesen durch die Araber nach Europa gekommen. Daß gerade die Zehn als Grundzahl genommen worden, hat keinen inneren Grund u. ist wol nur bedingt durch die Anzahl unserer Finger. Die Abtheilung der Zahlen in Millionen Billionen, Trillionen u. s. f. rührt von dem niederländischen Mathematiker Albert Girard (1629) her. Wie die Zehn als Grundzahl für

das D., so sind auch auf andere Zahlen Zahlsysteme gebaut worden, ohne daß jedoch dieselben eine praktische Bedeutung für unsere Kultur gewonnen hätten (s. „Dyadik", „Dodekagonalzahl").

Dezimalwage, s. „Wage".

Dezimeter, der 10. Theil eines Meters.

Dezimiren, eine in alter Zeit angewandte militärische Strafe bei Vergehungen, deren sich ein ganzer Truppenkörper schuldig gemacht hatte, wie Meutereien, Flucht u. dgl. Dieselbe bestand darin, daß je der zehnte Mann (nach Umständen auch der fünfte, zwölfte u. s. w.) durch das Loos herausgenommen u. an ihm die Todesstrafe als warnendes Beispiel vor den Augen der übrigen Soldaten vollstreckt wurde. Seit dem 17. Jahrh. ist diese Strafart völlig abgekommen.

Dhawalagiri (Dhaulagiri, d. i. weißer Berg), einer der höchsten Gipfel des Himalaja, liegt in Nepal u. erhebt sich über 4 benachbarte Gipfel von 6800—7000 m. Höhe bis zu 8177 m.

Diabas u. Diabasschiefer, auch Pyroxenschiefer u. gleichzeitig mit den Dioritgesteinen auch Grünstein genannt, besteht der Hauptsache nach aus Felsitmasse mit Augit od. Pyroxen, auch mit Chlorit, u. gehört im Allgemeinen zu den quarzfreien Massengesteinen. Je nach der Grobkörnigkeit theilt man von ihm den Gabbro u. Aphanit ab, mit welch letzterem Namen man die in ihren einzelnen Bestandtheilen nicht erkennbaren od. ununterscheidbar dichten Arten des Gesteins andeuten will. Außer diesem giebt es noch schiefer-, porphyr- u. mandelsteinartige Abänderungen des D. Führt der D. ja einmal Quarz u. Glimmerblättchen, so ist das nur dann der Fall, wenn er quarz- u. glimmerhaltige Gesteinsarten, z. B. Granit, durchbrochen hat. Seine Erzführung bilden am gewöhnlichsten Magneteisenerz mit Kupfer- u. Eisenkies, seltner Zinnerz u. Magnetkies, nebenher laufen Bleiglanz u. braune Blende, Granat, Prasem, Strahlstein u. a. Mineralien; nam. nimmt das erstgenannte Erz sehr oft nicht allein den Charakter der vorwaltenden Beimengung an, sondern es tritt auch in solchem Reichthume auf, daß allmählig ein völliger Uebergang des erzführenden Gesteins in fast reine Erzmasse, d. h. in körnigen Magneteisenstein, stattfindet. Eine auffallende Eigenthümlichkeit des D. ist noch sein Synchronismus, d. h. sein gleichzeitiges Auftreten mit den Thon- u. Grauwackenschiefern des sog. Uebergangsgebirges, indem er dieselben bald gang-, bald stockförmig durchbricht, od. deren Schieferung sich ihnen parallel einlagert. Doch giebt es auch Fälle, wo er, wie in der Lausitz, im Fichtelgebirge u. s. w., den Granit durchsetzt. Bisweilen muß er bei hoher Temperatur aus dem Erdinnern emporgedrungen sein, denn an den Hühnbergen bei Tambach in Thüringen ist er an den Schieferthonen des Rothliegenden aufgebrochen u. hat diese auf beträchtliche Erstreckung hin in schwarzen Jaspis verwandelt.

Diabasporphyr ist Diabas, welcher in einer feinkörnigen bis dichten Haupt- od. Grundmasse einzelne seiner Bestandtheile als mehr od. weniger selbständig ausgebildete Mineralkörper, häufig sehr deutlich ausgebildete Krystalle enthält. Dieselben können verschiedener Art, Feldspath, Augit, Quarz u. s. w., sein.

Diabasschiefer ist Diabas mit parallelen Absonderungsflächen u. darauf beruhender schiefriger Spaltbarkeit.

Diabētes (mellitus), die Harnruhr od. Zuckerkrankheit, ist eine Krankheit, deren Hauptsymptom in einem starken Zuckergehalte des Harnes besteht. Die anderen Symptome des D. sind sehr starke Ausscheidungen eines klaren, hellen Urins, die oft das Vierfache der normalen Urinmenge übersteigen, sowie Durst u. Trockenheit aller Gewebe u. infolge dessen Neigung zu trockenen Abschuppungen der Haut. Ueber die Ursachen der Harnruhr ist man noch sehr im Unklaren. Im normalen Harne der Säugethiere kommt kein Zucker vor; infolge der Verletzung einer bestimmten Stelle des Gehirnes aber, des Bodens des vierten Ventrikels, treten bedeutende Zuckermengen im Harne auf. Auf diese Beobachtung hin war man geneigt, alle Fälle der Harnruhr auf eine Veränderung dieser Stelle zurückzuführen. Jedoch widersprechen dem die Sektionsresultate, welche bisweilen bei Harnruhr den vierten Ventrikel durchaus unverletzt zeigen. Die anderen Ursachen aber, welche Zucker im Harn zu erzeugen vermögen, sind bei pathologischen Fällen selten klar nachweisbar. Die Harnruhr tritt entweder als selbständige Krankheit od. nur als Symptom neben anderen Krankheiten auf. So z. B. erscheint sie konstant neben Karbunkeln, neben Pyämie, oft bei Krankheiten des Hirnes, des Rückenmarkes, der Leber u. s. w. Sie ist chronisch u. kann dann Jahre lang dauern, od. akut u. verläuft in diesem Falle oft in ein paar Tagen. Ihre Behandlung ist meist eine diätetische. Einzelne Aerzte nehmen an, daß der D. eine Beraubung des Organismus an Zucker sei, u. führen behufs der Heilung demselben daher möglichst große Mengen zuckerbildender Substanzen zu. Andere hingegen, von der Annahme ausgehend, daß die Neigung Zucker zu bilden nur dann vorliege, wenn Zuckerbildner zugeführt werden, stützen ihre Therapie auf Entziehung aller Zuckerbildner. Beide mit einander entgegengesetzten Theorien haben namhafte Vertreter, beide glückliche u. unglückliche Erfolge.

Diablerets (Teufelshörner), schroff aufsteigende, zerrissene Gipfel u. Hörner des die Grenze der schweizerischen Kantone Bern u. Waadt bildenden Gebirgsstockes, die sich bis zu 3285 m. Höhe erheben. Die D. sind bekannt geworden durch die beiden furchtbaren Bergstürze im J. 1714 u. 1749, welche viele Wälder zerstörten u. den bewohnten Thalkessel von Derborence in eine traurige Wüste verwandelten.

Diabŏlus (vom griech. diaballein, verleumden, fälschlich beschuldigen), eigentlich Verleumder, Bösewicht; Teufel; **diabolisch**, teuflisch, niederträchtig, schurkisch; auch verleumderisch.

Diadēm (griech.), eine schmale, nur in der Mitte über der Stirn breitere Stirnbinde, meist von Seide, Wolle u. Garn u. mit Perlen od. Edelsteinen verziert; wurde im Alterthum bes. von königlichen u. anderen angesehenen Personen als Zeichen fürstlicher Würde getragen u. ist insofern ebenso als Vorläufer der Krone anzusehen, wie der lange Herrscherstab als Vorläufer des Scepters. Die jüdischen Hohenpriester trugen das D. in Form einer emporragenden goldenen Stirnplatte vorn an der eigentlichen Kopfbedeckung. Bei den Persern wurde

Nr. 2377. Nr. 2378. Nr. 2379. Nr. 2380.

Nr. 2381. Nr. 2382. Nr. 2383. Nr. 2384.

Nr. 2377. 2378. Altgermanische, Nr. 2379—2383. Griechische Diademe.
Nr. 2384. Perlendiadem vom Kaiser.

das D. um die Tiara geschlungen u. war von blauer, weiß durchwirkter Farbe. In Rom brachten die Kaiser das während der Republik verpönte D. wieder auf; nam. trugen die griech. Kaiser sehr reich ausgestattete, mit kostbaren Perlen u. Edelsteinen geschmückte D. Als Damenschmuck ist das D. ein Kopfreif, der sich in der Mitte zu einer kleinen, gewöhnlich reich verzierten Spitze erhebt.

Diadŏchen (griech.), d. i. Nachfolger, heißen in der Geschichte die Erben der Alexandrinischen Monarchie, meist Generale u. hohe Würdenträger Alexander's d. Gr., die sich nach dessen Tode um die Herrschaft stritten (**Diadochenkämpfe**) u. in das große Reich theilten, das in eine Anzahl selbständiger Monarchien zerfiel. Makedonien mit Griechenland fiel infolge jener Kämpfe an Kassander, Thrakien an Lysimachos, Aegypten an Ptolemäos, Syrien mit Babylonien u. Indien an Seleukos. Außerdem bildete sich eine Anzahl kleinerer Reiche in Vorder- u. Mittelasien, die jedoch nach einer Reihe weiterer Fehden u. Eroberungskriege zum großen Theil in die Hauptreiche Makedonien, Syrien u. Aegypten aufgingen. Vgl. Droysen, „Geschichte Alexander's d. Gr.".

Diadumĕnos (Diadumenianus), Sohn des Kaisers Opilius Macrinus, wurde 218 n. Chr. sammt diesem von Heliogabal besiegt u. getödtet. Denselben Namen führte auch eine berühmte Statue des Polyklet, die einen zarten Jüngling darstellte, welcher sich als Sieger im Wettkampf selbst die Stirne mit der Siegerbinde umwindet.

Diagnōse (aus dem Griech.) bezeichnet die Erkennung u. Feststellung eines Dinges od. eines Zustandes u. seine bestimmte Unterscheidung von anderen. Die D. hat es, um zu ihrem Schlusse zu

kommen, zuerst mit der Sammlung der charakteristischen Merkmale des fraglichen Gegenstandes zu thun, welche derselbe in gleicher Vereinigung mit anderen Gegenständen nicht gemein hat, dadurch die Verschiedenheit von ähnlichen Gegenständen nachzuweisen u. somit die eigenartige Stellung zu bestimmen. In der Naturkunde ist die D. das wesentlichste Hülfsmittel der Systematik, weil sie die Merkmale an die Hand giebt, aus deren Zusammenfassung die Begriffe der Klassen, Familien, Gattungen, Arten u. s. w. gebildet werden. In der Heilkunde ist D. die Kunst, eine Krankheit aus gewissen, durch die Sinne wahrnehmbaren Anzeichen, den Symptomen (s. d.), zu erschließen. Die Wissenschaft, welche diese Kunst lehrt, ist die *Diagnostik*. Um zu einer D. zu gelangen, bedarf der Arzt zuvörderst der Anamnese, d. h. des Berichtes über Alles, was mit dem Kranken geschehen, bis zu dem Augenblicke, wo er vor den Arzt tritt, dann des Status praesens, d. h. der Feststellung des gegenwärtigen Zustandes der einzelnen Organe des Patienten. Das Zusammenhalten der Anamnese u. des ein- od. mehrmalig aufgenommenen Status praesens führt den Arzt zur D. Die Untersuchung od. Aufnahme des Status praesens wird vermittels verschiedener Methoden ausgeführt. Zuerst erfolgt die *Inspektion*, d. h. man besieht jeden einzelnen Theil des Körpers auf seine Abnormitäten. Hierdurch werden die Farbe der Haut, der Bau u. die Art u. Weise der Hebung u. Senkung des Brustkastens, alle Auswüchse, Geschwüre, Verletzungen u. s. w. entdeckt. Sodann schreitet man zur *Palpation*. Dieselbe entdeckt die Anheftungsweise, die Temperatur, den Feuchtigkeitsgrad, die Elastizität der Haut, etwa vorhandene Geschwülste od. Flüssigkeiten unter der Haut u. im Unterleibe u. an verschiedenen anderen Körpertheilen. Sodann folgt die *Perkussion*, d. h. die Untersuchung gewisser Körperpartien auf ihre Dichtigkeit, die dadurch geprüft wird, daß man über ihnen einen Schall durch Klopfen erzeugt u. nach seiner Volltönigkeit, Hohlheit, Tiefe, Höhe, Länge, Kürze u. s. w. den Schluß auf ein lufthaltiges, luftleeres, gespanntes, schlaffes u. s. w. Gewebe zieht. Der Perkussion folgt die *Auskultation* (s. „Auskultiren"), d. h. das Behorchen der Brust, zuweilen auch anderer Körpertheile mittelbar od. unmittelbar mit dem Ohre. Den Theil der Untersuchung bis hierher begreift man unter dem Namen des „*physikalischen*", welcher auch das Zählen der Pulsschläge u. die Feststellung seiner Qualität, ob der Puls hart, weich, doppelschlägig, klein, groß u. s. w. ist, sowie das Zählen der Athemzüge eines Menschen u. die Untersuchung mit Hülfe der Elektrizität in Bezug auf die Reizbarkeit der Nerven u. Muskeln einschließt. Der physikalischen Untersuchung folgt die „*chemische*". Man untersucht die Auswurfstoffe des Organismus, als: Speichel, Auswurf, Schweiß, Urin u. Koth, auf ihre chemischen Bestandtheile. An diese schließt sich die *mikroskopische* Untersuchung an. Ferner folgt bei gewissen Krankheiten auch die Feststellung der geistigen Fähigkeiten eines Menschen. Schließlich giebt es eine Untersuchung, die man füglich als die „*chirurgische*" bezeichnen könnte, da sie mit Instrumenten, die sonst in der Chirurgie gebräuchlich sind, geschieht. Hierzu gehört das Sondiren, Katheterisiren, Spekuliren (Untersuchung mit dem Spiegel, Mutterspiegel, Ohrenspiegel, Augenspiegel, Kehlkopfspiegel u. s. w.). Je weiter die Medizin fortschreitet, um so mehr Mittel zur Untersuchung der Körperzustände findet sie auf, u. mehrere der wichtigsten Hülfsmittel der D. sind erst in der Neuzeit in Anwendung gekommen. So ist z. B. die Perkussion u. Auskultation erst in diesem Jahrh. eingeführt worden, die Thermometrie erst in den letzten Jahrzehnten. — Erst durch die physikalische D., d. h. die auf konkreten Fakten basirende Schlußfolgerung, tritt die Medizin aus der Reihe der spekulativen Disziplinen in diejenige der Naturwissenschaften. Sie bleibt das Ziel eines jeden Arztes u. ist der einzige Weg, der zu einer richtigen Therapie führen kann. Unter den Aerzten ist der gewiß richtige Spruch gang u. gäbe: „Qui bene diagnoscit, bene medebitur." (Wer gut diagnostizirt, wird gut heilen.)

Diagonale ist eine gerade Linie, welche zwischen zwei Endpunkten einer geometrischen Figur, die nicht schon durch eine Seite od. Kante verbunden sind, gezogen werden kann. In einer ebenen Figur lassen sich von einer Ecke aus drei Diagonalen weniger, als es Eckpunkte giebt, zeichnen; überhaupt ist die Anzahl der möglichen Diagonalen gleich der Hälfte des Produktes der Eckenzahl mit der um 3 verminderten Eckenzahl: also, wenn n die Zahl der Ecken bedeutet $= \frac{n}{2} \cdot (n - 3)$.

Diagonalfläche bedeutet in der Stereometrie jede Ebene, welche durch zwei Kanten eines Polyeders gelegt werden kann.

Diagonalkraft, s. „Parallelogramm der Kräfte".

Diagoras, ein griech. Philosoph aus Melos, Schüler des Demokrit u. Zeitgenosse des Aristophanes u. Pindar (im 5. Jahrh. v. Chr.), beschäftigte sich in seinen früheren Jahren mit lyrischer Poesie, trat aber später in Athen mit solcher Rücksichtslosigkeit gegen die Volksreligion u. gegen die Mysterien auf, daß er der Verurtheilung nur durch die Flucht entgehen konnte u. ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Die verneinende Stellung, die er dem Götterglauben gegenüber einnahm, brachte ihm den seitdem häufig gebrauchten Beinamen „Atheos", d. i. Gottesleugner, ein. Er soll zu Korinth gestorben sein; seine Schriften sind wahrscheinlich infolge seiner Verdammung vernichtet worden. — Ein anderer **D.,** der aus Rhodos stammte, war als Faustkämpfer berühmt u. trug als solcher wiederholt in den Olympischen, Isthmischen, Nemëischen u. Pythischen Spielen den Preis davon. Seine Söhne u. Enkel zeichneten sich gleichfalls als Athleten aus.

Diagramm ist eine geometrische Figur zur Erläuterung eines Satzes od. überhaupt ein Abriß, ein Entwurf; in der Musik heißt D. das System der Notenlinien, od. die Vorzeichnung, wol auch die Partitur.

Diagraph, s. „Storchschnabel".

diakaustische Linien sind die bei der Brechung der Strahlen eines Lichtbündels entstehenden Linien, welche von sämmtlichen gebrochenen Strahlen berührt werden. Bei der Reflexion vermittels gekrümmter Flächen treten ähnliche Erscheinungen als *katakaustische* Linien auf; die ersteren kann man beobachten, wenn man Sonnenlicht durch ein stark gekrümmtes Brennglas gehen läßt u. den Gang der Lichtstrahlen durch Tabaksdampf- od. aufgewirbelten Staub sichtbar macht; es sind dann die diak. L. die Contouren des gebrochenen Strahlenbündels, welche nicht als ein gradlinig begrenzter Kegel, sondern eingeschweift erscheinen, weil die am Rande des Brennglases hindurchgehenden Strahlen nach einem Punkte gebrochen werden, der näher dem Glase zu liegt als diejenigen Punkte, nach denen die mehr in der Gegend der Mitte durchgehenden Strahlen gebrochen werden.

Diakōn, *Diakŏnus*, ein griech. Wort, das eigentlich Diener, Helfer bedeutet, in der christlichen Kirche aber ausschließlich zur Bezeichnung geistlicher Helfer in Gebrauch gekommen ist. Der Ursprung des Diakonats fällt nach Apostelgeschichte Kap. 6, 1—6 bereits in die allererste Zeit der Kirche. Dort wird erzählt, daß die Apostel, um nicht durch die Almosenvertheilung u. andere Liebeswerke allzu sehr in der Lehrthätigkeit behindert zu werden, von der Gemeinde zu Jerusalem sieben D. bestellen ließen u. dieselben durch Handauflegung weihten. Zu ihrer eigentlichen Thätigkeit des Aufwartens bei den Liebesmahlen (Agapen) u. der Ueberbringung der Hostie an die Kranken gesellte sich bald auch die Lehrbefugniß. Als sog. kanonisches Alter für das Diakonat galt ursprünglich das von mindestens 25 Jahren (in der katholischen Kirche jetzt das von 22 Jahren). Seit dem Anfang des 4. Jahrh. erscheint das Ansehen der D. um Vieles gestiegen; sie treten sogar nicht selten als Stellvertreter des Bischofs auf. Wo mehrere nöthig waren, stand an ihrer Spitze der Archidiakonus, d. h. erster D., wie noch jetzt in der evangelischen Kirche. In der röm.-katholischen (nicht in der griech.) Kirche ist der D. als unterstes Glied der sog. oberen Rangordnung zur Ehelosigkeit verpflichtet u. hat bestimmte Amtsbefugnisse, während er sich in der evangelischen Kirche von dem eigentlichen Pfarrer nur durch den Rang unterscheidet. Hier u. da werden der erste u. zweite D. derselben Kirche noch als D. u. Subdiakonus (Unterdiakonus) unterschieden. (In Süddeutschland u. in der Schweiz ist dafür der deutsche Name „Helfer, Oberhelfer" u. s. w. gebräuchlich.) — *Diakonissinnen*, d. h. weibliche Gehülfen bei kirchlichen Liebeswerken, werden bereits im Neuen Testament erwähnt, indem Röm. 16, 2 die Phöbe als Dienerin bei der Gemeinde zu Kenchrea bezeichnet wird. Verschieden davon ist das Amt der „Wittwen" von mindestens 60 Jahren, welches 1. Tim. 3, 11, 5, 9 u. Titus 2, 3 erwähnt wird. Wie die D. wurden auch diese weiblichen Helfer in der ersten Zeit der Kirche durch Handauflegung geweiht, diese Weihe aber durch das Konzil zu Nicäa (325) beseitigt, weil sie ihnen priesterliche Vorrechte zu verleihen schien. Ihre Thätigkeit erstreckte sich auf Armen-, Kranken- u. Gefangenenpflege, bes. bei dem weiblichen

Geschlecht. Doch verlor sich das ganze Institut schon im frühen Mittelalter, u. der Name blieb höchstens für die Vorsteherinnen von Nonnenklöstern im Gebrauch. Ganz neuen Ursprungs ist das Institut der Diakonissen in der evangelischen Kirche. (S. darüber den folg. Art.) — Die von den Reformatoren dringend gewünschte Einsetzung von Laiendiakonen zur Verwaltung u. Beaufsichtigung der Kirchengemeinde ist theils unter anderem Namen (Aelteste, Kirchenvorstände u. s. w.) erfolgt, theils weit hinter dem eigentlichen Zweck zurückgeblieben. Doch hat der Krieg von 1870 das Institut der sog. Felddiakonen zum Zweck der Krankenpflege u. dergl. geschaffen.

Diakonen- u. Diakonissenhäuser. Diese Anstalten sind eine Schöpfung der neuesten Zeit im Dienste der sog. Inneren Mission. Als man nämlich erkannte, daß es Pflicht der Kirche sei, das Gebiet der sog. Liebeswerke, d. h. der Armen- u. Krankenpflege, der Rettung von Waisen u. sittlich Verwahrlosten, nicht dem Staate allein zu überlassen, sondern als ein besonderes geistliches Gebiet wieder für die Kirche in Anspruch zu nehmen, die es vor der Reformation fast ausschließlich (in den Klöstern) innegehabt hatte, da zeigte sich auch die Nothwendigkeit, zur Ausbildung geeigneter Pfleger eigene Anstalten zu gründen. So entstanden die sog. Diakonenhäuser (gewöhnlich Brüderhäuser genannt) u. etwas später die Diakonissenanstalten. Das älteste Institut dieser Art ist das 1820 gegründete Brüderhaus zu Beuggen in Baden, dessen Zöglinge sich ausschließlich dem Beruf der Armenbildung u. Armenerziehung widmen u. unter den Deutschen aller Welttheile segensreich wirken. Denselben Zweck verfolgt die Armenschullehranstalt zu Lichtenstern in Württemberg seit 1836. Weit umfassender ist die Thätigkeit des berühmten „Rauhen Hauses" bei Hamburg (gestiftet 1833), geleitet von Wichern, der sich überhaupt um das Gebiet der Inneren Mission die größten Verdienste erworben hat. Das Rauhe Haus unterhält nicht nur selbst eine blühende Schule für Arme u. Verwahrloste, sondern bildet auch Leute aller Berufsklassen für den Dienst der Inneren Mission aus als Vorsteher von Waisen-, Rettungs- u. Armenhäusern, von Gefängnissen. als Krankenpfleger u. s. w. Alle Brüder bleiben auch in den fernsten Ländern in enger Verbindung mit dem Mutterhause. Die späteren Brüderhäuser, wie das zu Duisburg (1844) mit dem Asyl für entlassene Sträflinge zu Lintorf, das zu Düsselthal (1847), zu Züllchow u. zu Reinstedt (1850), sind fast sämmtlich nach dem Muster des Rauhen Hauses gegründet. — Die Diakonissenhäuser verfolgen genau dieselben Zwecke, nur daß sich ihre Thätigkeit naturgemäß mehr dem weiblichen Geschlecht zuwendet. Die älteste Anstalt dieser Art ist die noch blühende zu Kaiserswerth (seit 1836) mit Krankenhaus, Lehrerinnenseminar, Waisenhaus u. s. w. Die Diakonissen („Schwestern") sind jedoch vielfach auch außerhalb der Anstalt in Krankenpflege u. dgl. thätig, sogar weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, Nach dem Muster von Kaiserswerth entstand 1842 die Dresdner Anstalt, 1847 das großartig angelegte Stift „Bethanien" zu Berlin u. a. Auch in Frankreich (Paris u. Straßburg), der Schweiz, Holland, England u. Nordamerika hat das Institut seit dem Anfang der vierziger Jahre Eingang gefunden. Je unzweifelhafter der Segen ist, der schon von diesen Häusern ausgegangen (wie sich denn die Diakonissen in dem Kriege 1870 vorzüglich bewährt haben), um so mehr ist zu beklagen, daß das große Publikum nicht selten durch den engherzig konfessionellen Standpunkt einzelner dieser Anstalten mit Vorurtheilen gegen das ganze Institut erfüllt u. von lebhafterer Betheiligung an dem Liebeswerke abgehalten wurde.

Dialekt, s. „Mundart".

Dialektik (griech.), ist eigentlich die Kunst der Unterredung, die Kunst, ein Gespräch in geordneter Gedankenreihe zu führen. In diesem Sinne wurde sie von Zeno (s. d.) aufgefaßt, der für den Erfinder der D. gilt. In der Philosophie aber bezeichnete man als D. das wissenschaftliche Verfahren mit Begriffen, also was wir gewohnt sind unter Logik zu verstehen. Plato sah in ihr die Methode des höchsten spekulativen Denkens; Aristoteles aber faßte den Begriff der D. anders: er unterschied zwischen wissenschaftlichen Schlüssen u. dialektischen, u. verstand unter letzteren bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse. Allmählich hatte sich der Sprachgebrauch dahin umgebildet, daß man unter D. die Kunst verstand, durch logischen Schein dem Gegner beizukommen, mittels Anwendung formal richtiger Denkformen Falsches zu beweisen. Diese Methode war vorzüglich den Sophisten (s. d.) eigen, u. so ist es gekommen, daß lange D. u. Sophistik für gleichbedeutend galten. Noch Kant gebraucht das Wort in diesem Sinne, während die neuere Zeit, nam. unter Hegel's Einfluß, zu der alten Bedeutung des Wortes zurückgekehrt ist. Auch Schleiermacher behandelte die D. im Sinne eines allgemeinen Organs für das richtige wissenschaftliche Verfahren.

Diallag, ein grasgrünes Mineral, daher auch Smaragdit genannt, ist einestheils als eine besondere Form des Pyroxens od. Augits, anderntheils als eine solche des Amphibols od. der Hornblende, endlich auch als ein Gemenge beider erkannt worden u. tritt als wesentlicher Gemengtheil mancher Gesteine, bes. des grobkörnigen Diabases od. des Gabbro (s. d.), auf. Neuerdings trennt man den D. vom Smaragdit u. belegt mit seinem Namen nur diejenigen Einschlüsse des Gabbro u. a. Gesteine, welche eine nicht frei auskrystallisirte Form des Augits bilden.

Dialōg (griech.), Gespräch, Unterredung; dialogisiren, die Darstellung in die Form eines Gespräches einkleiden. Den Gegensatz zum D. bildet, bes. im Drama, der Monolog, das Selbstgespräch. Der D. hat sich in der Wissenschaft u. Poesie zu einer bestimmten Form der Gedankendarstellung ausgebildet. Zuerst versuchte Sokrates, durch den D. seine Schüler zu folgerichtigem Denken anzuleiten u. zur Erkenntniß philosophischer Wahrheiten zu bringen; nach ihm hat Plato unter den Griechen u. Cicero unter den Römern diese Form zur Darstellung u. Erläuterung philosophischer Begriffe mit besonderer Kunst angewandt. In die deutsche Literatur ist der D. in diesem Sinne durch Lessing („Ernst u. Falk") u. Mendelssohn („Phädon") eingeführt worden. Lucian u. unter den neueren deutschen Dichtern Wieland haben den D. auch für die Satire benutzt. Zur größten Bedeutung gelangt der D. im Schauspiel, denn durch ihn vorzüglich werden die Charaktere gezeichnet u. die Motive der Handlungen entwickelt.

Dialyse nennt man eine von dem englischen Chemiker Graham aufgefundene Methode der Trennung chemischer Körper, welche auf die sogenannte Diffusion (s. d.) zurückzuführen ist. Wenn man die Lösung irgend eines Körpers in dünner Schicht auf den Boden eines ziemlich hohen Cylinders bringt u. diesen alsdann vorsichtig mit reinem Wasser füllt, so beobachtet man nach einiger Zeit, daß die Substanz sich mehr od. weniger schnell durch die ganze Wassersäule verbreitet. Mittels einer Pipette od. eines feinen Hebers kann man Proben der Flüssigkeit aus verschiedenen Höhen der Wassersäule entnehmen u. ihren Gehalt an gelöster Substanz durch Eindampfen zur Trockene bestimmen. Es zeigt sich dann, daß diejenigen Substanzen, welche sehr geneigt sind zu krystallisiren, wie Alaun, Kochsalz, Salpeter, arsenige Säure, Zucker, die sogenannten Krystalloide, weit rascher von unten nach oben wandern als die nicht krystallisirenden od. Colloide, Leim, Eiweiß, Gummi, Caramel u. s. w. Wenn man einen Glasring an der unteren Seite mit Blase od. besser noch mit Pergamentpapier verbindet u. ihn, nachdem man das zu dialysirende Gemisch hineingebracht, auf einem größeren Volumen Wasser schwimmen läßt, so dringen fast nur die Krystalloide durch das Pergamentpapier u. lösen sich in dem reinen Wasser auf. Graham gelang es auf diese Art, z. B. in Vergiftungsfällen arsenige Säure od. Strychnin aus den Speiseresten fast rein darzustellen, ferner die ausgezeichnet colloidale Kieselsäure, eben so Thonerdehydrat u. Eisenoxydhydrat vollkommen von beigemischten Säuren u. Salzen zu befreien, aus dem Darmschleim von Cholerakranken Alloxan in reinen Krystallen zu erhalten u. s. w. Auch zur Trennung von Zucker u. Alkalisalzen in der Melasse hat Dubrunfaut die D. im Großen benutzt.

dialytische Fernröhre sind solche Fernröhre, bei denen das eigentliche Objektivglas blos aus Crownglas besteht u. zur Aufhebung der Farbenzerstreuung eine Flintglaslinse von viel kleinerem Durchmesser in einiger Entfernung davon angebracht ist. Plößl hat auf Littrow's Vorschlag 1830 zuerst solche Fernröhre konstruirt u. damit die erhebliche Schwierigkeit der Herstellung großer Flintglaslinsen umgangen.

Diamagnetismus bezeichnet eine zuerst von Faraday 1845 beobachtete u. untersuchte Einwirkung starker Magnete auf andere als eisenhaltige Körper. Die meisten Körper sind entweder paramagnetisch, d. h. sie werden von beiden Polen eines gewöhnlichen Magneten

angezogen, od. diamagnetisch, d. h. sie werden von beiden Polen abgestoßen. Am geeignetsten für die Untersuchung erweist sich ein starker Hufeisenmagnet, dessen Schenkel etwa 400 mm. Länge u. mindestens 25 mm. Dicke haben u. auf ihrer ganzen Länge vielfach mit dickem Kupferdrahte umwunden sind, während auf den nach oben gerichteten ebenen Polflächen eiserne, spitz zulaufende Aufsätze liegen, deren die Pole bildende Spitzen einander beliebig genähert werden können. Durch die Kupferdrähte läuft der Strom einer starken galvanischen Batterie; durch seine Einwirkung wird das Eisen zu einem Magnet. Zwischen dessen Pole werden in Stabform, an einem Cocon- oder Seidenfaden hängend u. durch ein Glasgehäuse vor Luftzug geschützt, die zu untersuchenden Körper gebracht. Ein Eisen-, Nickel- od. Kobaltstäbchen stellt sich in die Verbindungslinie der Spitzen od., wie Faraday sagt, axial, weil es selbst ein Magnet mit entgegengesetzten Polen wird, während ein Wismuthstäbchen sich auf die Verbindungslinie senkrecht od. äquatorial stellt u. sogar eine kleine Wismuthkugel aus der Verbindungslinie herausgeworfen werden kann. Ausführliche Untersuchungen haben ergeben, daß paramagnetisch sind: Eisen, Nickel, Kobalt, Platin, Palladium, Titan, Mangan, Chrom, Cerium, Osmium, die meisten Salze dieser Metalle, Flußspath, Turmalin, Porzellan, Tusche, Papier &c., u. diamagnetisch: Wismuth, Antimon, Zink, Zinn, Cadmium, Quecksilber, Blei, Silber, Kupfer, Gold, Arsen, Uran, Rhodium, Iridium, Wolfram, deren Salze, Phosphor, Schwefel, Tellur, Jod, Flintglas, Fett, Fleisch, Holz, Elfenbein, Eis. Die Flüssigkeiten werden ebenfalls vom Magnet affizirt. Plücker legte auf die Halbanker Uhrgläser, in welche die zu untersuchende Flüssigkeit gebracht war. Wasser erwies sich als diamagnetisch, ebenso Schwefelkohlenstoff, Alkohol u. s. w. Auch wurden Gase untersucht u. daß der Magnet auf dieselben ebenfalls eine besondere Einwirkung ausübt, beweist die eigenthümliche Gestalt, welche die Flamme einer Stearinkerze sofort annimmt, wenn sie in gleiche Höhe zwischen die Spitzen der Halbanker eines starken Elektromagneten gebracht wird. In Bezug auf die interessante Wirkung des Magneten auf das polarisirte Licht vgl. „Polarisation". — Mit Hülfe des Diamagnetometers hat W. Weber gefunden, daß das Verhalten der diamagnetischen Körper darin seinen Grund hat, daß diese Substanzen ebenfalls polar, aber entgegengesetzt magnetisch wie das Eisen werden. Auch hat derselbe gezeigt, daß die diamagnetische Polarität sich mit der Ampère'schen Theorie des Magnetismus vereinigen läßt, wenn man nur die Annahme macht, daß die Moleküle des Wismuth nicht drehbar sind, u. daß um dieselben in ganz bestimmten, nicht drehbaren Bahnen jene Ströme stattfinden können, die ohne Widerstand zu finden die Moleküle dauernd u. so lange umkreisen, bis eine äußere Kraft dieselben aufhören macht.

Diamagnetometer ist ein von W. Weber konstruirter Apparat zur Untersuchung der verschiedenen Körper auf ihr diamagnetisches Verhalten.

Diamant, auch „Demant" genannt, der kostbarste Edel- u. Schmuckstein, leitet seinen Namen ab von dem griechischen ἀδάμας, d. h. unbezwingbar, wenn auch diese Bezeichnung im hohen Alterthume zunächst jedem Körper von bes. Härte u. Festigkeit beigelegt ward, wie denn Hesiod, Pindar u. A. adamantne Waffen erwähnen u. von adamantner Festigkeit bildlich reden. In dem griech. Namen wurde später das ἀ weggelassen, u. im 13. Jahrhundert gebrauchte Albertus Magnus die Form „diamas"; noch später (1498) schrieb Walter von der Vogelweide „diemant" u. Dr. Martin Luther „demant". Letztere Ausdrucks- u. Schreibweise haben auch bedeutende Mineralogen wie A. Breithaupt beibehalten. — Wenn Plinius den D. nach seinem Vorkommen od. den Bezugsquellen in sechs Klassen brachte, so geschah das willkürlich u. ungerechtfertigt, denn bis zur Entdeckung Südamerika's (Brasiliens) u. Australiens stammten alle nach Europa gebrachten D. aus Hinterindien od. Borneo, Ceylon, Sumatra, Celebes. Die Entdeckung der Verbrennlichkeit des nur aus Kohlenstoff bestehenden D. wurde zu Florenz unter Cosmos III. im J. 1694 gemacht, blieb aber lange Zeit bestritten. Die meisten D. sind farblos, nur zum Theil wasserhell; von den gefärbten sind die meisten wiederum graulich u. gelblich-weiß, grau od. braun, nam. nelkenbraun, auch grün; sehr selten citrongelb, roth, blau od. schwarz. Der D. besitzt einen ganz eigenthümlichen Glanz im höchsten Grade, den die Mineralogen deshalb auch Diamantglanz nennen. Er ist ferner bis zum höchsten Grade durchsichtig, hat ein sehr starkes Lichtbrechungsvermögen u. zeigt demzufolge ein unübertreffliches Farbenspiel,

Nr. 2384—2388. Größe der Brillanten von 1, 2, 4, 5, 6 Karat.

sein Strich od. Pulver bewegt sich zwischen Hellgrau u. Schwarz; dabei ist er spröd bei muschligem Bruche, u. seine Spaltbarkeit entspricht seiner krystallographischen Haupt- od. Grundform, dem regelmäßigen Oktaeder. Er wird fast nur in Krystallen od. deren Bruchstücken gefunden, welche, wenn sie ganz klein, sandartig sind, Diamantbrot heißen. Eine häufig vorkommende Form ist die des Rhomboidal-Dodekaeders, d. h. eines Zwölfflächners, dessen Flächen lauter Rhomben darstellen; auch 24- u. 48-Flächner kommen vor, mit allen Flächen od. nur zu einem Theile bisweilen in Zwillingsform ausgebildet; das Oktaeder ist noch ziemlich häufig, das Hexaeder aber, d. h. der Sechsflächner (Würfel), höchst selten. Die Form des letztern ausgenommen, zeichnen sich alle Krystalle des D. durch ihre Krummflächigkeit (Bauchigkeit) aus. Die Härte des D. ist im Naturreiche unübertroffen, so daß man ihn an die Spitze der sog. Härteskala (s. d.) für alle Mineralien stellt u. seine Härte mit 10 (nach Anderen mit 12) bezeichnet. In Bezug auf sein spez. Gewicht, das zwischen 3,5 u. 3,6 schwankt, kann er nur mit Topas verwechselt werden. Eine besondere Varietät des D. ist der von den Steinschleifern sog. „Karbonat", aus feinkörnigen, bisweilen porösen,

Nr. 2389—2391. Größe der Brillanten von 50, 10, 100 Karat.

Nr. 2392. Der Großmogul. Nr. 2393. Der Orloff. Nr. 2394. Der Florentiner od. Toscaner.

Nr. 2395. Der Regent od. Pitt. Nr. 2396. Der Stern des Südens. Nr. 2397. Der Kohinoor.

Nr. 2398. Diamant der Exkaiserin Eugenie. Nr. 2399. Der Polarstern. Nr. 2400. Der Sancy.

Nr. 2392—2400. Die größten bekannten Diamanten der Welt.

zusammengebackenen, sandähnlichen Aggregaten eines schwarzen, hin u. wieder bräunlich schwarzen D. bestehend. Er ist nur aus Brasilien bekannt, wo er in den im Norden der Provinz Minas Geraes gelegenen Seifenwerken in oft verhältnißmäßig großen Stucken gewonnen u. als Schleifmittel zu Markt gebracht wird. Ueber die Entstehung des D. ist viel gestritten worden; nach Prof. G. Bischof ist er aus organischen Ueberresten mittels Einwirkung anorganischer Stoffe auf nassem Wege abgeschieden worden, während Andere seine Bildung aus organischen Stoffen zugeben, die Umwandlung aber nur bei sehr hoher Temperatur u. auf trockenem Wege annehmen zu müssen glauben. Bis jetzt ist der D. nur in an u. aufgeschwemmtem Lande, als loses Geröll, in den sog. Diluvialgebilden (s. d.), dem „Seifengebirge", gefunden worden, u. zwar stets in Begleitung anderer Mineralien, von welchen Gold und Magneteisenerz für Ostindien u. den Ural, Zirkon, Korund u. Spinell für Borneo u. Ceylon, Brauneisenerz, Bergkrystall, Turmalin, Chrysolith, wasserheller u. blaßblauer Topas für Brasilien charakteristisch sind. Daß das Muttergestein des D. der Itakolumit ist, ein glimmerreicher, talkiger, in dünnen Lagen biegsamer, oft stark mit Brauneisenerz versetzter Sandstein, ist wenigstens für Brasilien durch Handstücke, die D. eingewachsen enthalten, erwiesen; auch bei der D.-Grube „Adolph" im Ural steht Itakolumit in den Nachbarbergen an.

Nr. 2401. Befestigung des Steines in der Dogge. Nr. 2402. Schleifscheiben u. Gabel.
Nr. 2401—2402. Maschine zum Schleifen der Diamanten.

Fundorte u. Gewinnung. Der älteste Fundort der D. war Indien, Golkonda in Dekhan, Bengalen u. die Insel Borneo; 1728 wurden die Diamantfelder in Brasilien, Provinz Minas Geraes in der Gegend von Tejucas, später auch in der Provinz Bahia entdeckt; dann erwies sich der Ural als D. führend; in den Goldfelderdistrikten von Californien u. Australien ist der kostbare Edelstein auch gefunden worden, ganz bes. aber haben die vor wenig Jahren erst entdeckten Diamantfelder in der Orangefluß- u. Transvaal-Republik, nördlich vom Kaplande, von sich reden gemacht. Indessen sind die an letztgenannter Stelle gefundenen Steine, wenn auch von oft sehr bedeutender Größe, so doch fast durchgängig gelblich od. bräunlich gefärbt, so daß sie den guten Steinen aus Indien bisher noch keine Konkurrenz machen konnten. — An allen diesen Fundstätten kommen die D. im angeschwemmten Lande vor u. werden mittels Waschens gewonnen. In Brasilien, wo die Regierung früher die Wäscherei sowie den D.handel monopolisirt hatte, waren die Einrichtungen ganz militärisch getroffen. Die Arbeit wurde von Schwarzen besorgt, die für das Auffinden größerer Steine durch kleine Geschenke belohnt wurden; wer einen D. von 17½ Karat fand, erhielt die Freiheit. Zu Anfang der fünfziger Jahre war die durchschnittliche Ausbeute gegen 300,000 Karat jährlich, sank jedoch später bedeutend. Jetzt ist das Diamantenwaschen Jedem gestattet, der einen Erlaubnißschein von der Regierung gelöst hat. Das Technische der Gewinnungsweise ist sehr einfach. Eine Partie des D. führenden Gerölles wird, nachdem sie gehörig von Wasser durchweicht worden ist, in einer Waschschüssel od. mittels einer Wiege von den leichteren Bestandtheilen durch Abschlämmen befreit, wozu ein vorbeiführendes Gerinne das Wasser liefert. Die zurückbleibenden schwereren Bestandtheile, worunter sich die D. mit befinden, werden auf einer schiefen Ebene ausgebreitet, u. während sie dieselbe passiren, gemustert. Die Waschherde befinden sich zu je 24 od. 48 in großen Schuppen. In den afrikanischen D.feldern, welche wenig Wasser haben, macht der Transport des Erdreiches bis an den Fluß große Schwierigkeiten, zumal da sich Claim an Claim (so heißen die einzelnen Gruben) befindet u. Wege zu bauen Niemandem einfällt. Man schätzt die Gesammtmenge der bisher auf der Erde gefundenen D. dem Gewicht nach auf etwa 90 Centner, doch ist ein solcher Ueberschlag immer sehr vage, da man zwar eine ungefähre Kenntniß derjenigen Quantitäten haben kann, die sich in den uns zugänglichen Ländern befinden, über die Juwelenschätze der asiatischen Reiche jedoch durchaus nichts Bestimmtes weiß. Indien, China, Persien aber sind gerade diejenigen Länder, in denen der Reichthum den Besitz von Edelsteinen namentlich anstrebt, weil diese sich vor der Habsucht tyrannischer Herrscher am leichtesten verbergen lassen.

Die bekannten **größten Diamanten der Welt** sind folgende: 1. Der Orloff, 194¾ Karat, auch der Amsterdamer genannt, bildet die Spitze des russischen Reichsscepters. In Indien gefunden, soll er der Sage nach eine der Augenhöhlen der Sheriganstatue im Tempel des Bramah ausgefüllt haben. Nach der Ermordung des Schah Nadir, der seinen Thron damit geschmückt hatte, wurde er von einem französischen Grenadier, der dort Dienste genommen hatte, gestohlen. Ein Schiffskapitän kaufte den Stein für 14,000 Thlr. u. verhandelte ihn an einen Juden, welcher ihn an den armenischen Kaufmann Schafras abließ; von dem Letzteren erlangte ihn 1772 die Kaiserin Katharina II. für 450,000 Rubel, außerdem wurde der Zwischenhändler Lazaref in den Adelstand erhoben. Der Stein ist wasserhell. Seine eigenthümliche Gestalt (Nr. 2393) läßt es wahrscheinlich finden, daß er identisch ist mit dem von dem Reisenden Tavernier abgebildeten Diamanten, welcher den Namen Großmogul führt u. der nach der Beschreibung Tavernier's 279 Karat wiegen soll. Nr. 2392 giebt eine Ansicht nach T. in natürlicher Größe, die aber wahrscheinlich übertrieben ist. — 2. Der Florentiner od. Toscaner (Nr. 2394), im österreichischen Schatze, 139,5 Karat schwer, von schöner Farbe, aber etwas gelblich, wird auf 700,000 Thlr. Werth geschätzt. Es ist dies derselbe Stein, den Karl der Kühne mit anderen Kostbarkeiten in der Schlacht bei Granson verlor. Ein Schweizer, der ihn gefunden, verkaufte ihn um einen Gulden an einen Geistlichen, dieser um 3 Franken an die Berner. Der nächste Besitzer, der schon 5000 Gulden dafür gab u. außerdem noch ein Geschenk an den Schultheiß May, verkaufte den Stein an einen Genueser, von dem ihn Lodovico Moro Sforza für ungefähr 10,000 Gulden erwarb. Papst Julius II. aber gab 20,000 Dukaten dafür, als der Mailänder Schatz verhandelt wurde. — 3. Der Pitt od. der Regent (Nr. 2395), 136,75 Karat, Brillant vom reinsten Wasser, prachtvoll geschliffen, wog roh 410 Karat; das Schleifen kostete 27,000 Thaler, man brauchte dazu für über 10,000 Thlr. Diamantbort, u. die abgefallenen Stücke hatten einen Werth von 48,000 Thalern. Er stammt aus den Minen von Parteal, 20 M. von Masulipatam. Der Sklave, welcher ihn fand, verbarg ihn, indem er sich selbst verwundete u. den Stein in den Verband steckte; er wurde von dem Matrosen, dem er sich anvertraute, um durch ihn seine Flucht zu ermöglichen, hinterlistig über Bord gestürzt. Thomas Pitt, damals Gouverneur von Madras, kaufte den Stein von Jamchund, einem indischen Diamantenhändler, für 312,500 Frcs. (wie Andere wollen, direkt von jenem Matrosen für 1000 Pfund Sterl.). Um den Preis von 135,000 Pfund kam der Pitt in den franz. Schatz. Während der Schreckenstage von 1792 war er mit den übrigen Krondiamanten verschwunden, fand sich indeß später wieder. Unter der Republik war er einmal in Berlin verpfändet. Napoleon I. trug ihn an seinem Degengriff. — 4. Der Stern des Südens (Nr. 2396), jetzt noch 125 Karat schwer, wog vor dem Schleifen 254 Karat. Er ist von einer Negerin 1853 in der Provinz Minas Geraes gefunden worden u. der größte der aus Brasilien bekannten Steine. Ein Brillant vom reinsten Wasser, dessen Farbe etwas ins Rosenrothe spielt, befindet er sich im Besitz eines Herrn Halphen. — 5. Der Kohinoor od. „Berg des Lichtes" (Nr. 2397), jedenfalls der berühmteste D., der seinen europäischen Ruf seinem ersten Erscheinen auf der Londoner Ausstellung von 1851 verdankt, in seinem Heimatslande Indien aber bereits eine Geschichte hat, die ihre sagenhaften Wurzeln bis in das graueste Alterthum treibt. Die ersten historischen Nachrichten von dem Kohinoor stammen aus dem 14. Jahrh., wo er durch Ala-ed-din in den delhi'schen Schatz kam (1304). Als der Sultan Baber sich 1526 zum Herrscher von Hindostan machte, wurde ihm der D. mit anderen Kostbarkeiten von den damaligen Besitzern freiwillig aus Dankbarkeit dafür verehrt, daß sie nicht geplündert worden waren. Er war damals 186 Karat schwer, eben so viel, wie er wog, als er in Besitz der Engländer kam. Nach Tavernier jedoch, der den Stein im Schatze Aureng-Zeb's 1665 gesehen u. gemessen hat, soll er früher 793 Karat gewogen haben. Der Kohinoor war nämlich schon einmal von dem venetianischen Steinschneider Hortensio Borgio geschnitten worden, freilich aber so ungeschickt, daß der Schleifer um sein ganzes Vermögen gestraft wurde. Von der Moguldynastie überkam ihn der Eroberer Nadir Schah den Stein 1739 durch List. Der unglückliche Mohammed Schah, dem Nadir Schah den Thron Indiens zurück gab, pflegte das Juwel in seiner Kopfbedeckung, die er nie ablegte, zu verbergen; bei der Abschiedsceremonie aber, als die beiden Herrscher die Versicherungen ewiger Freundschaft u. Treue nochmals austauschten, nahm Nadir Schah, wie um durch ein äußeres Zeichen seine Betheuerungen zu bekräftigen, seine mit den kostbarsten Perlen geschmückte Schaffellmütze vom Kopfe u. setzte sie

Mohammed Schah auf, indem er dessen Turban sich dafür aufs Haupt stülpte. In dem Turban aber stak der Kohinoor, zu dessen Verlust Mohammed nach der strengen Etikette seines Landes nicht einmal eine saure Miene machen durfte. Die wechselreichen Zeiten, welche über Indien hereinbrachen u. sich oft um das Kleinod drehten, machten auch sein Schicksal zu einem abenteuerlichen. Durch Achmed Schah kam der Kohinoor nach Peschawer, wo ihn die englische Gesandtschaft zuerst an der Brust Schah Schuza's erblickte. Der unglückliche König rettete den D. nach Kaschmir, mußte ihn aber endlich (1. Juni 1813) seinem Besieger Rundschit-Singh ausliefern, der sich bei allen öffentlichen Gelegenheiten mit ihm schmückte. Der Stein befand sich von jetzt ab in Lahore, wo er bei Niederwerfung der bekannten Empörung der Sikhtruppen mit den übrigen Kronjuwelen den englischen Truppen zur Beute wurde. Die Ostindische Compagnie schenkte ihn 3. Juni 1850 der Königin Viktoria. Nachdem er einen Hauptanziehungspunkt der ersten Weltausstellung 1851 gebildet hatte, wurde er dem bekannten Diamantschleifer Coster (Amsterdam) zum Schleifen übergeben, da er immer noch die von Borgio ihm ertheilte ungünstige Form besaß. Das Schleifen selbst erfolgte durch Voorsanger im Atelier des Kronjuweliers zu London u. nahm 38 Tage in Anspruch. Das Gewicht hatte sich von $186\frac{1}{10}$ auf $106\frac{1}{16}$ Karat vermindert, allein seine Schönheit war unvergleichlich gesteigert, denn es giebt keinen nur annähernd so großen D., der dem Kohinoor, was edle Form, Reinheit, Glanz u. Feuer anbelangt, an die Seite gestellt werden könnte. — 6. Der **Sancy** (Nr. 2400), durch seine wunderlichen Schicksale berühmt, ist tropfenförmig facettirt, von reinstem Wasser u. wiegt 53,5 (nach Anderen 33) Karat. Er gehörte Karl dem Kühnen von Burgund, der ihn in der Schlacht bei Nancy, wo er fiel, an seinem Leibe trug. Die Sage erzählt eine ähnliche Geschichte wie von dem Toskaner. Der Stein sei von einem Schweizer Soldaten gefunden, an einen Geistlichen für einen Thaler verkauft worden u. nach Luzern gekommen; hier habe ihn Diebold Glaser für 5000 Gulden gekauft u. nach Portugal verhandelt u. s. w. Den Namen soll er nach einem seiner Besitzer, einem Herrn zu Sancy, erhalten haben, der ihn seinem König Heinrich III. anbot, um diesen aus Geldverlegenheiten zu retten. Man erzählt, daß der Bote, welcher den Edelstein dem König überbringen sollte, von Räubern getödtet wurde, daß es ihm aber vorher geglückt sei, den Stein zu verschlucken, den man dann auch bei der Oeffnung der Leiche im Magen gefunden habe. Sicher ist, daß Jakob II. von England im Besitz des Sancy war, u. daß er von diesem an Louis XIV. für 625,000 Frcs. verkauft wurde. In der Revolution von 1792 verschwand er, später jedoch kam er wieder zum Vorschein u. war 1867 auf der Pariser Ausstellung zu sehen, nachdem er vor dieser Zeit mehrmals den Besitzer gewechselt hatte. — 7. Der D. der Exkaiserin Eugenie (Nr. 2398), wiegt 51 Karat. — 8. Der **Polarstern** im russischen Schatze (Nr. 2399), ein schöner Brillant, wiegt 40 Karat. — 9. Der **Schah**, ebenfalls im russischen Schatze, wohin er als ein Geschenk des Sohnes von Abbas-Mirza, des persischen Prinzen Cosrhoes, gekommen, ist von höchster Reinheit u. wiegt 86 Karat, ist aber nur theilweise geschliffen. — 10. Der **Piggot** od. **Lotteried.**, von einem Grafen gleichen Namens aus Ostindien nach England gebracht u. in einer Lotterie ausgespielt, wiegt 82,25 Karat. — 11. Der **Nassak**, dem Marquis von Westminster gehörig, der ihn aufs Neue schleifen ließ, wobei der Stein von 89,34 Karat auf 78,5 Karat im Gewicht reduzirt wurde. — 12 u. 13. Zwei D. von 84 u. 147 Karat im Besitz des türkischen Sultans. — 14. Der **Pascha von Aegypten**, ein achtseitig geschliffener schöner D. von 40 Karat Gewicht. Ganz unvergleichlich sind einige farbige D., wie der des Parlamentsmitgliedes Hope, von reinstem Blau in der Farbe u. einem Gewicht von 44,25 Karat. Seiner Schönheit wegen wird er im Preise viel höher geschätzt als ein wasserheller Stein von gleicher Größe. Ferner der grüne D. im Grünen Gewölbe zu Dresden, in welcher berühmten Sammlung sich überhaupt einige namhafte, bes. 4 sehr schöne gelbe Steine finden. Der größte davon hat 48,5 Karat. Der russische Schatz enthält einen prachtvoll rubinrothen D., der seinesgleichen nicht hat, obwol er nur 10 Karat wiegt. Es giebt gewiß noch viele Steine, die manchen der hier angeführten an die Seite gestellt werden können, einzelne vielleicht sogar an Größe übertreffen, indessen sind sie, wenn bekannt, so ungenau untersucht, daß sich bestimmte Angaben darüber nicht machen lassen. Im portugiesischen Schatze befinden sich einige sehr merkwürdige Steine; ein in Brasilien 1775 von einem Neger gefundener Stein wiegt 138,5 Karat; ein anderer, unter dem Namen „Braganza“ bekannt, 1741 gefunden, soll sogar ein Gewicht von 1680 Karat haben. Doch muß man wol gerechte Zweifel in diese Angabe setzen. Der Radscha von Mattan auf Borneo soll im Besitz eines Diamanten von 367 Karat sein, welcher eine birnförmige Gestalt mit einer einspringenden Höhlung an dem kürzeren Ende hatte. Dies würde wol der größte D. sein, den man kennt. — Der **Handel** mit D. ist bes. in Händen der Juden, u. sind Paris, London, Leipzig zur Zeit der Messe, Antwerpen 2c. die Hauptorte dafür. Der Werth eines Steines richtet sich nach seiner Schönheit u. nach seiner Größe. Vollkommene Durchsichtigkeit u. Reinheit (das sog. **Wasser**), lichtbrechende Kraft (das **Feuer** des D.), entschiedene Farblosigkeit od. schöne tiefe Färbung sind Hauptelerfordernisse für die erstere. Die Größe wird durch das Gewicht in Karat bestimmt, u. steigt der Preis nicht in einfachem Verhältniß mit dem Gewicht, sondern nach allgemeiner Annahme im Verhältniß der Quadrate, so daß, wenn ein reiner Brillant von 1 Karat 100 Thaler kostet, ein solcher von 2 Karat nicht 200, sondern 400 Thaler taxirt werden würde. Indessen ist diese Regel keine allzustrenge, sie unterliegt vielmehr großen Beeinflussungen durch die Mode, das Angebot u. andere Faktoren. Im Allgemeinen sind die Preise reiner D. von mittlerer Größe, 1—5 Karat, in der Neuzeit sehr in die Höhe gegangen, während große Steine (die jetzt vielfach aus den Kapfeldern, wenn auch nicht in hochfeiner Qualität in den Handel kommen) verhältnißmäßig billiger sind. Seine volle Schönheit erhält der D. erst durch das **Schleifen**. Seiner Natur entsprechen diejenigen Formen am besten, welche von ebenen, das Licht entweder voll reflektirenden od. prismatisch brechenden Flächen begrenzt werden, u. sind die gebräuchlichsten der **Brillant** (Nr. 2403—2406), die **Rosette** (Nr. 2407—2408) u. der **Tafelstein** (Nr. 2409—2410). Der breiteste Theil, der Rand, welchen diese Formen haben, u. an dem sie in der Regel gefaßt werden, heißt die **Rundiste**, der **Gürtel** od. das **Rondell**. Bei dem Brillant liegt von dem Rande nach oben zu der Oberkörper, Obertheil, der **Pavillon** od. die Krone; der nach unten zu liegende Untertheil, der Unterkörper od. die Culasse, ist in der Regel nicht sichtbar. — Der **Brillantschnitt**, von Ludwig von Berguen 1475 erfunden, eignet sich für den D. deswegen am besten, weil dieser von Haus aus in seiner oktaedrischen Form schon eine annähernde Gestalt hat u. so bei gut ausgebildeten Krystallen am wenigsten Material verloren geht. Die der Rundiste parallele obere Fläche, die Tafel, muß die Form eines regelmäßigen Achteckes u. in ihrem Durchmesser $\frac{4}{9}$ vom Durchmesser der Rundiste haben, während die unterste Fläche nur $\frac{1}{5}$ vom Durchmesser der Tafel haben soll. Der Obertheil beträgt $\frac{1}{3}$, der Untertheil $\frac{2}{3}$ der ganzen Dicke des Steines. Der Oberkörper ist seitlich von 16 dreiseitigen od. von 16 dreiseitigen u. 8 rhomboidalen Facetten begrenzt u. heißt im ersten Falle zweifacher Brillant od. zweifaches Gut, im anderen dreifacher Brillant od. dreifaches Gut. Größere Brillanten erhalten wol auch mehr Facetten, immer aber muß die Zahl derselben am Oberkörper mit 8 theilbar sein. Die **Rosette**, **Rose** od. der **Rautenstein** hat die Form eines Konus od. einer Pyramide, die sich über einer breiten Grundfläche erhebt; diese Form soll um 1520 zuerst geschnitten worden sein. Die Grundfläche ist rund od. elliptisch, die Zahl der meist dreiseitigen Facetten 24, deren 6 sich in der Spitze wie ein Stern vereinigen. Der **Tafelstein**, gewissermaßen ein Fournir, wird nur aus sehr flachen Steinen geschnitten u. mit einem Körper aus einem ähnlichen billigeren Materiale zusammengekittet. Neben diesen Formen des D.schnittes geben wir (in Nr. 2411—2416) der Zusammenstellung wegen noch einige Formen, welche bei anderen, nam. farbigen, Edelsteinen angewandt werden. Es sind dies der **Puppenschnitt** (Nr. 2411—2414), mit Obertheil, Rundiste u. Untertheil wie der Brillant, jedoch mit Facetten, die der Rundiste parallel laufen, u. der **Capuchonschnitt** od. muschelige, mugelige Schnitt (Nr. 2415—2416), der aber gewöhnlich nur bei dunkel gefärbten od. undurchsichtigen Steinen angewandt wird.

Nr. 2403. Brillant (dreifaches Gut) von der Seite. Nr. 2405. Zweifach. Brillant von der Seite. Nr. 2407. Rosette v. d. Seite. Nr. 2409. Der Tafelstein von der Seite. Nr. 2411. Der Puppenschnitt von oben. Nr. 2413. Der Puppenschnitt von oben. Nr. 2415. Der Capuchonschnitt od. muschelige Schnitt.

Nr. 2404. Brillant von oben. Nr. 2406. Brillant v. oben. Nr. 2408. Rosette v. oben. Nr. 2410. Tafelschnitt v. oben. Nr. 2412. Puppenschn. v. d. Seite. Nr. 2414. Puppenschnitt von der Seite. Nr. 2416. Capuchonschnitt von d. Seite.

Nr. 2403—2416. Die gebräuchlichsten Formen des Edelsteinschnitts.

Das Schleifen der D. ist eine Kunst, die nam. in London, Antwerpen u. Amsterdam betrieben wird. In letzterer Stadt beschäftigt die D.schneidecompagnie zwischen 4- u. 500 Schleifmühlen mit gegen 1000 Arbeitern. Daneben bestehen noch Privatetablissements, unter denen das des Herrn Coster weltberühmt ist.

Die erste Arbeit, welche mit dem rohen Steine vorgenommen wird, ist eine genaue Untersuchung seiner natürlichen Form. Denn da der D. in der Richtung seiner natürlichen Oktaederflächen spaltbar ist, so kann man sich die Arbeit sehr erleichtern, wenn man ihm eine solche Gestalt zu geben sucht, bei deren Herstellung jene Spaltbarkeit benutzt werden kann. Das Spalten selbst setzt ziemliche Geschicklichkeit voraus. Der D. selbst wird in eine Hülse mit einer erhärtenden Harzmasse, aus Mastix u. feinem Sande bestehend, fest eingedrückt, so daß die Spaltungsrichtung im Krystall senkrecht auf der oben hervorstehenden Fläche steht. Der Arbeiter nimmt nun die Hülse mit der linken Hand u. drückt sie gegen eine kleine Gabel, welche neben einem Kästchen mit durchlöchertem Boden angebracht ist, um die abspringenden Splitter aufzufangen. Mit der rechten Hand reibt er mittels eines scharfkantigen D. in der Spaltrichtung eine Kerbe aus; in diese setzt er sodann die Schneide eines kleinen scharfen Messers, auf dessen Rücken er kurze Schläge mittels eines Eisenstabes führt, bis die Spaltung erfolgt ist. Auf diese Weise erhält der Stein oft schon ziemlich seine Gestalt im Rohen. Was aber durch Spalten nicht zu erreichen ist, das muß durch Abreiben mittels eines zweiten D. bewirkt werden. Es ist diese Arbeit eine sehr schwierige, weil sie bei allem Kraftaufwande doch die sicherste Führung der Hand voraussetzt, damit kein Materialverlust stattfinde u. die Steine so weit fertig in ihrer Form werden, daß die einzelnen Flächen nur noch polirt zu werden brauchen. Die beiden Steine sind während des Abreibens in die sog. **Doggen** mit langem Handgriff eingekittet u. werden der eine in der rechten, der andere in der linken Hand gehalten. Das Poliren endlich erfolgt auf horizontalen Scheiben, gegen deren Oberfläche der Stein angepreßt wird, während die Scheibe sich mit großer Geschwindigkeit dreht. Die Polirscheiben sind entweder von Gußeisen od. von weichem Stahl u. messen ungefähr 0,4 m. im Durchschnitt. Das mit feinem Mandelöl abgeriebene Diamantpulver od. der Karbonat bildet das Schleifmittel. Der D. wird in eine Dogge mittels einer Legirung von Blei u. Zinn so befestigt, daß die zu polirende Fläche genau nach oben u. horizontal zu liegen kommt; beim Poliren selbst aber wird jene Fläche auf die Polirscheibe aufgesetzt u. der Hals der Dogge in einem gabelartigen Gestell so befestigt, daß der Stein seine Lage während der Arbeit nicht verändern kann. Der Druck aber wird durch Auflegen von Gewichten auf das Gestell hervorgebracht (Nr. 2402). Wenn die eine Fläche polirt ist, wird die Legirung durch Hitze erweicht u. dem D. eine geeignete andere Lage gegeben.

Diamant heißt eine Schriftart, die, kleiner als Perlschrift und Nonpareil, nur wenig in Gebrauch ist. Es giebt D.-Fraktur, D.-Antiqua u. s. w., wie bei jeder andern Schriftart.

Diamante, Juan Bautista, war um die Mitte des 17. Jahrh., ein sehr beliebter spanischer Theaterdichter, dessen dramatische Werke 1670 u. 1674 in 2 Bdn. zu Madrid erschienen. Unter seinen Schauspielen, die manchmal sehr flüchtig hingeworfen sind, verdienen bes. seine historischen noch heute Beachtung. Sein berühmtes, der Cidsage entnommenes Werk „El Honrador de su padre“ trägt so entschieden die Züge eines Originals, daß wir annehmen müssen, Corneille habe in seinem (1636 erschienenen) „Cid“ einige Scenen, die eine auffallende Uebereinstimmung zeigen, diesem Drama entlehnt. Als eine Fortsetzung dieses den Stoff sehr kunstvoll anordnenden Dramas ist D.'s „El cerco de Zamora“ zu betrachten. Weiterhin schrieb D. eine „Jüdin von Toledo“, eine „Maria Stuart“ u. a. m.

Diamantspath od. Demantspath, ist ein Korund, der den ungeeigneten Namen seiner hohen Härte verdankt. Er heißt auch gemeiner Korund, bildet meist derbe, rauhe u. matte, graue, braune u. blaue, undurchsichtige, kaum am Rande durchscheinende Massen, die als Schleifmaterial dienen. China u. Bengalen liefern den meisten D., doch kommen rauhe Krystalle als Geschiebe auch aus Piemont.

Diamantvogel (Pardalotus punctatus), ein kleiner südaustralischer Singvogel von 8—10 cm. mit sehr buntem Gefieder u. einem kurzen, dicken, vor der übergebogenen Spitze tiefgekerbten Schnabel. Nach Meisenart klettert das hübsche Thier im Gezweig umher, nährt sich von Insekten u. gräbt eine $0_{,5}$—1 m. tiefe Höhle im Boden, in deren Grunde er sein zierliches kugeliges Nest aus Rindenstreifen der Gummibäume erbaut.

Diameter, s. v. w. Durchmesser.

Diamine od. **Diaminbasen** nennt man in der organischen Chemie eine Anzahl stickstoffhaltiger Verbindungen, in denen der Wasserstoff ganz od. nur zum Theil durch ein-, zwei- od. auch dreiwerthige Alkoholradikale ersetzt ist, u. denen der doppelte Ammoniaktypus $\left.\begin{matrix}H_2\\H_2\\H_2\end{matrix}\right\}N_2$ zu Grunde liegt. Diese Körper sind sämmtlich, wie das Ammoniak, stark basisch u. bilden daher mit den Säuren Salze, die wie die Ammoniaksalze zusammengesetzt sind.

Je nachdem nur ein-, zwei- od. drei Doppelatome des Wasserstoffes (H_2) in obiger Formel durch jene Alkoholradikale ersetzt sind, unterscheidet man primäre, sekundäre u. tertiäre D. Die Zahl derselben ist sehr groß, Beispiele derartiger D. sind folgende:

Aethylendiamin: Diäthylendiamin: Diäthylenphenyld.:

$$\left.\begin{matrix}C_4 H_4\\H_2\\H_2\end{matrix}\right\}N_2 \qquad \left.\begin{matrix}C_4 H_4\\C_4 H_4\\H_2\end{matrix}\right\}N_2 \qquad \left.\begin{matrix}C_4 H_4\\C_4 H_4\\C_{12} H_5\end{matrix}\right\}N_2$$

(primäres Diamin) (sekundäres Diamin) (tertiäres Diamin).

Diana, ursprünglich die weibliche Form zu Janus, dem altitalischen Licht- u. Sonnengott, also eine Mondgöttin, wurde von den alten Sabinern u. Latinern in ihrer Beziehung auf Jagd, Krieg u. körperliche Rüstigkeit der Jugend sowie auf das weibliche Geschlechtsleben verehrt u. später ganz u. gar mit der griechischen Artemis (s. d.) verwechselt. Berühmte Kultusstätten hatte sie zu Aricia am See von Nemi, am Berg Tifata, auf dem Aventinischen Berg zu Rom. — In den Schriften der alten Chemiker u. Alchemisten bezeichnet D. das Silber, in der Seemannssprache die Wachtstunden von 4 bis 8 Uhr Morgens; Dianaschlagen, die Schiffsmannschaft des Morgens durch Trommeln u. Pfeifen zur Morgenwache rufen; Dianaschuß, der vom Admiralschiff des Morgens abgefeuerte Signalschuß.

Diana v. Poitiers (spr. Poatieh), Herzogin v. Valentinois (spr. Walangtinoa), Maitresse König Heinrich's II. von Frankreich, geb. 3. Sept. 1499, war die Tochter des Johann v. Poitiers, Grafen v. St. Vallier, der wegen Begünstigung der Flucht des Connetable von Bourbon hingerichtet werden sollte. D. v. P. rettete ihn aber durch einen Fußfall bei Franz I. vom Tode. Damals war sie Hoffräulein der Königin, als welches sie sich bald darauf mit dem Großseneschall der Normandie, Louis de Brézé, vermählte. Seit 23. Juli 1531 Wittwe, erregte die schöne u. geistreiche Frau noch in ihrem 40. J. bei Heinrich II. die glühendste u. bis an dessen Ende währende Zuneigung. Er erhob sie 1548 zur Herzogin v. Valentinois u. schenkte ihr das eigens für sie erbaute Schloß Anet bei Dreux (Eure-et-Loire), wo sie 22. April 1566 starb. Sie war die einzige Maitresse eines Königs von Frankreich, der zu Ehren Denkmünzen geprägt worden sind. Vergl. Capefigue: „Diane de Poitiers“ (Par. 1860).

Dianenaffe od. Rolowai, eine hübsche Meerkatze.

Dianenbaum. Mit diesem allerdings nicht recht passenden Namen hat man die aus Silberauflösungen mittels leicht oxydirbarer Metalle bewirkten, innerhalb der Flüssigkeit stattfindenden krystallinischen u. baumartig aussehenden Ausscheidungen des metallischen Silbers belegt. Man erhält einen solchen Dianenbaum, wenn man in eine Auflösung von Höllenstein (salpetersaurem Silber) in reinem destillirten Wasser einen Streifen Zink- od. Kupferblech stellt.

Dianenohr (Strombus Auris Dianae), eine an der ostindischen Küste häufige Schnecke der Gattung Flügelschnecke, von welcher man einige 60 Arten kennt. Sie hat ein bis 80 mm. großes, länglich eiförmiges Gehäuse, das der Quere gestreift u. mit kleinen Höckern besetzt, bräunlich od. grau, an der Mündung aber hellroth gefärbt ist, u. dessen Außenlippe nach oben in einen fingerförmigen Lappen ausgezogen ist.

Dianenorden, s. „Orden“.

Dianthus, Nelke, Pflanzengattung der Caryophylleen od. Nelkenartigen, mit vielen für die Blumenzucht werthvollen Arten, meist von schöner Farbe u. köstlichem Wohlgeruche. Obenan steht die bekannteste aller, die **Gartennelke** (D. Caryophyllus). Sie stammt aus Südeuropa, dem Lande der Nelken u. Lippenblütler, u. war schon den Alten bekannt. Gleich der Rose, der Levkoje, dem Lack u. A. wurde sie mit der Zeit eine Lieblingsblume Vieler, bes. der nordeurop. Völker, unter denen man sie bis in die kleinsten Gärten verbreitet findet. Durch fortgesetzte Aussaaten erzeugte man eine unendliche Zahl von Abarten. Neben ihr gewann auch die chinesische N. (D. chinensis *L.*), welche 1713 in England aus China eingeführt wurde, vielen Anklang, u. zwar wegen ihrer Neigung, sehr buntgefleckte Blumen in prachtvollen Farben zu erzeugen. Noch viel verbreiteter u. der Gartennelke an Werth gleichkommend ist die Feder-

nelke (D. plumarius), welche schon in Unterösterreich, in Steiermark u. Mähren wild vorkommt; jedenfalls die wohlriechendste Art u. bes. für Gruppen od. Einfassungen in Gärten geeignet. Eine dritte einheimische Art ist die Bartnelke (D. barbatus L.), ebenfalls mehr dem Süden angehörig u. durch büschelförmige Blumen ausgezeichnet. Sehr wohlriechende Blumen erzeugt auch die bei uns in Wäldern vorkommende Prachtnelke (D. superbus L.) mit außerordentlich schön geschlitzten Blumenblättern. Ueberhaupt würden sich fast sämmtliche ein-

Nr. 2420.

Nr. 2417. Nr. 2419. Nr. 2121. Nr. 2418.

Nr. 2417. Blüte von D. Sinensis Heddewigii. Nr. 2418. Blüte von D. S. laciniatus. Nr. 2419. Pflanze von D. Caryophyllus (wilde Form). Nr. 2420. Blüte von D. C. Souvenir de la Malmaison (1/3 nat. Größe). Nr. 2421. Blüte von D. plumarius.
Nr. 2417—2421. Dianthus.

heimische Arten auch für die Gartenkultur eignen: die Karthäusernelke (D. Carthusianorum *L.*), die Reifnelke (D. caesius Sm.), die Heidenelke (D. deltoides *L.*) u. a. Selbst auf den Alpen bilden noch Nelken eine wesentliche Zierde der trockenen Grasgehänge. Wenig bekannt ist die eigenthümliche japanische N. (D. japonicus Thunb.), eine niedrige Art mit flachen u. spatelförmigen Blättern, zwischen denen die dunkelrothen Blumen in dichten Endbüscheln stehen.

Diapāson (wol auch Diaspason, aus dem Griech. von dia, durch, hindurch, u. pās, alle), also durch alle, d. h. der Einklang, die Uebereinstimmung, daher früher die Oktave, jetzt die Stimmung, der Tonumfang einer Stimme od. eines Instrumentes, die Tonhöhe, im Französischen speziell die Stimmgabel. — Die absolute Höhe eines Notentones, d. h. aus wie viel Schwingungen in der Sekunde derselbe besteht, ist nichts von der Natur Gegebenes, sondern etwas willkürlich Angenommenes, das im Laufe der Zeit daher auch Wandlungen erfahren kann. In der That haben diese auch stattgefunden, u. aus dem Bestreben, den Tonstücken eine brillantere Färbung zu geben, ist die allgemeine Stimmung der Instrumente nach u. nach eine höhere geworden, bis sie in unserer Zeit auf einen Punkt gelangte, welcher für die Ausführenden, nam. für die Sänger, die größten Schwierigkeiten bot. Beispielsweise zeigte das eingestrichene A in Paris im J. 1680: 808 Schwingungen in der Sekunde; Paris 1774: 820; Wien in der Gluck'schen Zeit: 832; Paris 1807: 840; ältere Mozartstimmung 843, spätere Mozartstimmung 850; Paris 1829: 860; Dresden 1860: 892; Orchesterstimmung der Wiener u. Berliner Oper 1860: 932. Derselbe Ton, der vor zweihundert Jahren a hieß, war 1860 im Berliner u. Wiener Orchester fis; es war natürlich, daß viele Musikstücke den Sängern ohne Uebertragung nicht mehr ausführbar waren. Aus diesem Grunde trat auf Geheiß Napoleon's III. eine Kommission Sachverständiger zusammen, welche eine normale, fortan unabänderliche Tonhöhe festzusetzen die Aufgabe hatte; Namen wie Halévy, Auber, Meyerbeer u. A. gehörten ihr an. Dieselbe setzte fest, daß der Ton, welcher 870 Schwingungen mache, das eingestrichene A sein solle. Das ist das Diapason-Normal, der neue Konzertton, den viele der bedeutendsten Musikinstitute schon angenommen haben. — D. heißt auch der von Marloye angegebene Apparat, um die Schwingungszahl jeden Tones genau zu bestimmen. Es besteht aus zwei Stimmgabeln, die eine gleiche Anzahl Schwingungen in einer Sekunde machen, z. B. 256, u. auf hohle Kästchen von dünnem Holz in gewissem Abstande von einander festgeschraubt sind. Die auf einer Seite offenen Enden dieser Kästchen stehen einander gegenüber; die Kästchen selbst ruhen auf Richtschallleitern. Wenn nun eine der Stimmgabeln angestrichen wird, so tönt die andere mit u. der Ton bleibt mehrere Minuten lang hörbar, während er sich bei Anwendung von nur einer Stimmgabel viel früher verliert. Nach diesem Tone stimmt man ein Monochord, dessen Saite genau in 1000 Theile getheilt ist. Aus der Verkürzung der Saitenlänge nun, die man eintreten lassen muß, um den fraglichen Ton, dessen Schwingungszahl man finden will, hervorzubringen, kann man die letztere berechnen.

diaphān, aus dem Griech., heißt durchscheinend, transparent, u. bezeichnet den Zustand gewisser Körper, in welchem dieselben, ohne durchsichtig zu sein, doch dem Lichte den Durchgang zum Theil gestatten, jedoch nicht ohne daß dasselbe auf seinem Wege von der geraden Richtung vielfach abgelenkt u. durch die eigenthümlichen Strukturverhältnisse im Innern des Körpers hin- u. hergeworfen wird. Diaphanbilder, wol auch Diaphanien genannt, sind Bilder, die erst gegen das Licht gehalten zur Wirkung gelangen, wie die bekannten aus Porzellanmasse od. Wachs hergestellten Lichtbilder, bei denen die Licht- u. Schattenpartien der Zeichnung durch Schichten von verschiedener Dicke ausgedrückt werden.

Diaphanometer ist ein zuerst von Saussure konstruirter Apparat, um die Durchsichtigkeit der Luft zu messen. Er besteht aus einer Anzahl von weißen Kreisflächen, auf welche schwarze Scheiben von verschiedenen Durchmessern aufgeklebt sind. Aus der Größe der Scheibe, die in einer bestimmten Entfernung außer den kleineren eben noch verschwindet, schließt man auf die Durchsichtigkeit der Luft.

Diaphoresis ist die Hautausdünstung, s. „Ausdünsten".

Diaphoretica, schweißbefördernde Mittel (s. d.).

Diaphragma, eine Blendung, bes. in Fernröhren, um die seitlich eintretenden störenden Lichtstrahlen abzuhalten; in der Anatomie „das Zwerchfell" (s. d.).

Diarbekr (Kara-Amid), Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks in der Asiatischen Türkei, liegt 650 m. ü. M. auf einer hohen, schroff abfallenden Basaltkette unfern des oberen Schatt (Tigris), hat etwa eine Meile im Umfange u. 45,000 E., die zum größten Theile Türken, zum kleineren Christen verschiedener Bekenntnisse sind. Die Häuser mit flachen Dächern steigen terrassenförmig an u. werden von der mächtigen Citadelle überragt; eine hohe u. starke, zum Theil aus der Römerzeit stammende, mit 72 Thürmen besetzte Mauer aus Lavastücken, an welcher sich kufische u. arabische Inschriften sowie Basreliefs von Thierformen erkennen lassen, umzieht die Stadt. Das Klima ist durch starken Temperaturwechsel ungesund; im Winter friert der Schatt nicht selten zu. Früher wurde in D. bedeutende Wollenweberei u. schwunghafter Handel betrieben; Hauptgewerbe der heutigen, auf 1/5 der früheren Größe gesunkenen Stadt ist Seidenweberei.

Diärĕsis, die getrennte Aussprache zweier neben einander stehender Vokale in einem Worte, die sonst als Diphthong ausgesprochen werden. Man bezeichnet die D. durch 2 Punkte über dem letzten Vokal (puncta diaereseos), wie z. B. in Deïsmus, Deïphobus. — In medizinischer Bedeutung bezeichnet D. eine Trennung zusammenhängender Theile des Körpers entweder durch äußere od. auch durch innere Ursachen (durch zu große Anstrengung, Blutflüsse u. dgl.).

Diārium (lat.), d. i. Tagebuch, eine Sammlung von Aufzeichnungen über tägliche Erlebnisse u. Arbeiten, Einnahmen u. Ausgaben, empfangene od. gegebene Aufträge u. dgl.

Diarrhöe, s. „Durchfall".

Diarthrosis, s. „Gelenke".

Dias, Antonio Gonçalves, ein brasil. Dichter, der, 1823 zu Caxias in der Provinz Maranhão geb., seine Ausbildung in Portugal erhielt u. sich in Coimbra der Jurisprudenz widmete. Mit großem poetischen Talent begabt, begründete er 1846 seinen Ruf als lyrischer Dichter durch seine „Primeiros cantos", denen 1848 die „Segundos" u. 1851 die „Ultimos cantos" folgten. Als Lehrer der brasilianischen Geschichte in Rio-Janeiro bereiste er von 1850 an

Deutschland u. Frankreich, um die wissenschaftlichen Anstalten kennen zu lernen, kehrte 1858 nach Brasilien zurück u. durchwanderte dort zu wissenschaftlichen Zwecken mehrere Provinzen, nam. die Ufer des Amazonenstromes. Zur Wiederherstellung seiner dadurch angegriffenen Gesundheit wandte er sich wiederum nach Europa, starb aber auf der Rückreise nach Brasilien im Sept. 1864. Seine gesammten lyrischen Werke unter dem Titel „Cantos" erschienen 1857 in Leipzig.

Diaspor, ein chemisch sehr einfach zusammengesetztes, nur aus 85 Prozent Thonerde mit 15 Prozent Wasser bestehendes Mineral, trägt seinen Namen von *διασπείρω*, ich zerstreue, weil es, der Löthrohrflamme ausgesetzt, zerknistert, ohne zu schmelzen. Zu Mramorsk bei Kassoibrod im Ural ist es in krystallinisch-blättrigen, glimmerähnlichen Massen, auf Naxos mehr in fasrigen Stengeln, Begleiter des Smirgels; in meist weißen, glas- u. perlmutterglänzenden Krystallen tritt es im Dillnit bei Schemnitz, dann im Dolomit zu Campo longo am St. Gotthard, auch zu Miask, am schönsten zu Unionville in Pennsylvanien auf; die Pyramiden auf den rhombischen Säulen des D. zeichnen sich durch Krummflächigkeit aus.

Diaspŏra (griech.), d. i. Zerstreuung, ist im Neuen Testament der Name für die hier u. da außerhalb Palästina's, also unter Heiden, wohnenden Juden. Der erste Brief des Petrus u. der des Jakobus sind nach dem ersten Verse ausdrücklich an solche jüdische (d. h. judenchristliche) Diasporagemeinden gerichtet. Neuerdings spricht man auch von einer evangelischen D., bes. im Schooße des Gustav-Adolfvereins, weil dieser Verein sich vorwiegend mit der Unterstützung evangelischer Gemeinden, die hier u. da zerstreut in katholischen Staaten od. Distrikten wohnen, beschäftigt.

Diastāse ist ein stickstoffhaltiger, löslicher Stoff, der sich beim Keimen der Gerste u. anderen Getreidearten bes. in der Nähe des Keimes bildet u. durch seine Fähigkeit auszeichnet, die Stärke bei 60—70° C. zu verflüssigen u. in Gummi u. Traubenzucker überzuführen. Payen u. Persoz stellten dieselbe aus einem lauen Malzaufguß durch Erhitzen auf 70° C. u. Niederschlagen mit Alkohol dar. Man kann auch erst mit Phosphorsäure u. Kalk fällen, mit mehr Phosphorsäure den abfiltrirten Niederschlag lösen u. von Neuem mit Alkohol fällen. 1 Theil der trockenen Substanz vermag mindestens 2000 Theile Stärke zu verflüssigen. Die D. spielt nicht allein bei der Bereitung des Bieres u. Branntweines, sondern auch bei der Ernährung der Hefe, endlich in der Entwicklung der Pflanzen aus dem Keim eine wichtige Rolle. Auch im Speichel u. im Pankreassafte ist ein analoger Stoff enthalten, der die Lösung der stärkehaltigen Nahrungsstoffe behufs der Verdauung übernimmt. Die hierzu nöthige Temperatur übersteigt indeß nicht die des menschlichen Körpers (37° C.).

Diastŏle od. Ektasis (griech., d. i. Auseinanderziehung) nennt die Metrik die durch den rhythmischen Tonfall erzeugte Dehnung einer Silbe zu Anfang eines Wortes; der Gegensatz hierzu ist die Systole (Verkürzung einer langen Silbe). — Ueber D. in medizinischem Sinne s. „Herzbewegung".

Diät (vom griech. *δίαιτα*, die Lebensweise), ist die Bezeichnung für eine bestimmte, ärztlich geregelte Art der Ernährung u. der Beschäftigung, überhaupt der Lebensweise. Die D. ist heutzutage der wichtigste Theil der Heilkunst (Therapie), da man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ein glückliches Heilresultat nur dann zu Stande kommt, wenn das ganze Thun u. Treiben eines Patienten neben der Anwendung der Arzneimittel ärztlich geordnet wird. Somit ist eigentlich jede Kur zugleich eine diätetische. Dennoch versteht man im gewöhnlichen Sprachgebrauche unter D. etwas ganz Besonderes, nämlich das Bestreben, durch eine konsequente Entziehung od. Zuführung gewisser Arten von Speisen eine völlige Umstimmung des Organismus hervorzurufen. Eine der bekanntesten diätetischen Kuren, die Bantingkur, gründet sich beispielsweise darauf, daß dem Organismus sämmtliche Fettbildner in der Speise entzogen werden; umgekehrt ist die Traubenkur ein Beispiel für das konsequente Zuführen von einer bestimmten Speise. Und es giebt solcher Kuren eine Unmenge: die Apfel-, die Apfelwein-, die Kumiß-, die Kur von verschiedenen Bierpräparaten u. s. w. Daß diese Kuren alle zu einem Ziele führen, ist eben so thöricht anzunehmen, als der Glaube an die Unfehlbarkeit irgend eines anderen Heilmittels, dennoch ist diese Art der Heilkunst von hoher Bedeutung für die Wissenschaft u. deren Geschichte geworden, da sie durch ihre zuweilen glänzenden Resultate den Beweis für die Entbehrlichkeit der medikamentösen Kur, im Sinne der alten Schule, geliefert haben. Die diätetischen Kuren stammen aus der ältesten Zeit her, wo die Medizin lediglich in den Händen der Priester war. Die heidnischen Tempel mit ihren prächtigen Hainen u. Gärten waren diätetische Krankenhäuser im schönsten Sinne des Wortes. Die Siechen u. Kranken, welche die Gastfreundschaft eines Tempels aufsuchten, wurden durch die reine Waldesluft, durch die täglichen Bäder, die vorgenommen werden mußten, durch die Mäßigkeit u. Enthaltsamkeit in den Genüssen des gewöhnlichen Lebens zu gesunden, kräftigen Menschen. Die Quacksalberei des Mittelalters hatte die D. völlig vernachlässigt. Hier ging das Bestreben dahin, für jede Krankheit ein Specificum zu finden, ein eben so unnützes als verderbliches Unternehmen, welches nur das Vertrauen zu den Aerzten erschütterte u. die Laien verdummte. Erst die neuere Zeit nahm die diätetischen Kuranschauungen des Griechenthums wieder auf, u. es hat an dieser Rückkehr zur richtigen Anschauung den größten, wenn auch unwillkürlichen Antheil die Homöopathie (s. d.). Da diese nämlich Medikamente anwendet, deren Wirksamkeit nach Anschauungen der Wissenschaft u. des gesunden Menschenverstandes gleich Null sein muß, so kam man zu der Ueberzeugung, daß man auch ohne Apotheke heilen könne. Den Männern, die im Kampfe gegen die Homöopathie den wahren Kern der Erfolge derselben, nämlich die D. entdeckten, vor Allem C. Bock (s. d.), verdankt daher die Praxis mehr als den größten Pharmakologen. Freilich ging man vielfach auch zu weit, indem man alle Medizin verwarf. Denn wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß die Medizin eine Krankheit nur in den seltensten Fällen zu unterdrücken im Stande ist, so kann sie jedenfalls unangenehme Symptome, wie Schmerz, Unruhe u. sonstige unangenehme Empfindungen, mildern u. auslöschen u. ist somit im Stande, die Wiedergenesung zu beschleunigen.

Die D. kann, den verschiedenen Körperzuständen gemäß, je nach den krankhaft ergriffenen Organen des Patienten, eine sehr verschiedene sein. Bei hitzigen Krankheiten (Typhus, Scharlach, Masern u. dergl.) ist die sogen. blonde D. geboten: Vermeidung aller reizenden, scharfen Speisen, Darreichung von Milch od. deren Präparaten, Buttermilch u. s. w. Bei akuten Krankheiten, die eine rasche Abnahme der Kräfte befürchten lassen, ist neben der blonden auch eine existirende, d. h. eine den raschen Stoffverlust ersetzende D. erforderlich, neben der Milch also vor allen Dingen Wein. In der Rekonvaleszenz bedarf es einer D., die den großen Stoffverlust wieder ersetzt. Hier würde neben Milch, Wein auch Fleischdiät am Platze sein. Bei chronischen Krankheiten, die den Charakter der Atrophie (der Abzehrung) haben, wirkt diejenige D., die leicht verdauliche Stoffe vorschreibt; hier ist Leberthran (das leicht verdaulichste Fett), Milch u. Molken geboten. Bei chronischen Krankheiten, die hingegen eine Zunahme des Körpers dokumentiren, als z. B. allgemeine Fettsucht, ist entziehende D. das Beste. Dergleichen Patienten müssen wenig Fette u. Fettbildner zu sich nehmen; ihre Kost muß vegetabilisch sein. Es bewähren sich hier die Bantingmethode, die verschiedenen Brunnenkuren, bei denen nebst viel Aufnahme von Wasser eine mäßige Kost genommen wird. Bei Krankheiten, die auf einem Mangel von Knochensalzen beruhen, der sog. englischen Krankheit, Rhachitis, ist eine Zuführung dieser Salze in der Speise nöthig. Bei chronischen Leiden, denen eine bekannte Infektion zu Grunde liegt, z. B. Syphilis, ist Hungerkur, die sog. Wassersuppendiät, wirksam. Bei Zuckerkrankheit wird bald eine Zucker ersetzende, bald eine Zuckerbildung verhindernde D. befolgt (s. „Diabetes"). Bei Herzkrankheiten ist eine D. zu befolgen, bei welcher das Herz möglichst wenig Arbeit zu verrichten hat, also Vermeidung von erhitzenden Speisen u. Getränken. Bei Leberleiden u. Hämorrhoiden ist die Karlsbader Kur, also die Abführdiät, sehr üblich. Daß viel Mißbrauch durch unverständige Aerzte mit der D. getrieben wird, daß z. B. die Leberthrankur oft angewendet wird ohne Zweck u. Erfolg, ist leider wahr; indessen erlaubt die junge diätetische Praxis es noch nicht, allgemein giltige Sätze aufzustellen.

Diäten (griech.), d. i. Tagegelder, heißen die (nach Tagen berechneten) Entschädigungsgelder, die den Beamten, den Angestellten eines Geschäftshauses (Reisenden u. s. w.), nam. aber den Mitgliedern der Volksvertretung, für die Unkosten gewährt werden, welche ihnen aus der Entfernung von ihrem regelmäßigen Aufenthaltsorte erwachsen, soweit diese Entfernung durch ihre amtliche, bez. geschäftliche od. parlamentarische Thätigkeit geboten ist. Ob den Abgeordneten D. zu gewähren seien od. nicht, ist noch immer eine Streitfrage, die je nach dem verschiedenen Parteistandpunkte verschieden beantwortet wird. Da die parlamentarische Thätigkeit in der Regel einen längeren Aufenthalt am Versammlungsorte des betreffenden Landtags erfordert, so würde durch Verweigerung von D. dem Minderbemittelten, der sich nicht ohne schwere Opfer von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort u. der an diesen gebundenen Geschäftsthätigkeit entfernen kann, der Zugang zum Parlament erschwert od. gänzlich verschlossen sein. Vom freisinnigen Standpunkt aus ist daher die Gewährung von D. entschieden gefordert, deren Nichtgewährung geradezu als ein Privilegium der besitzenden Klassen erklärt worden (in diesem

Sinne haben sich in Deutschland nam. auch Welcker u. Dahlmann ausgesprochen. Andererseits ist geltend gemacht worden, daß, bes. in Ländern, wo das allgemeine Stimmrecht eingeführt ist, die Verweigerung von D. ein heilsames Gegengewicht bilde, welches geeignet sei, dem Hereindringen zerstörender anarchischer, sozialistischer Bestrebungen in das Parlament zu wehren. Von diesem Gesichtspunkt geht die Verfassung des neuen Deutschen Reiches aus (Art. 32), nach welcher die Mitglieder des Reichstages keine D. beziehen. Die auf Abänderung dieses Artikels gerichteten wiederholten Bemühungen der liberalen Parteien sind bis jetzt (1873) erfolglos geblieben. Auch in England erhalten die Parlamentsmitglieder keine D. Dagegen sind dieselben in Preußen wie in den meisten deutschen Einzelstaaten eingeführt; ebenso in Nordamerika, Frankreich, Oesterreich, Belgien, in der Schweiz u. s. w. — Diätarien sind Personen, die gegen Entschädigung auf Zeit bei Behörden beschäftigt, aber nicht dauernd angestellt sind, Beamte auf Zeit.

diatherman heißt der Zustand solcher Körper, die sich gegen Wärmestrahlen so verhalten, wie die durchsichtigen Körper gegen die Lichtstrahlen, während im Gegentheil atherman die sind, welche den undurchsichtigen Körpern entsprechen. Dieser Unterschied ist zuerst von Melloni festgestellt worden. Wie nun die Körper sich verschieden verhalten gegen die Lichtstrahlen verschiedener Farbe, so hat man auch in Bezug auf die diathermanen Körper verschiedene Arten der Wärmestrahlen zu unterscheiden. Denn während z. B. eine 2,6 mm. starke Platte von Steinsalz die von der Locatelli'schen Lampe ausgehenden Wärmestrahlen eben so leicht durch sich hindurch gehen läßt, wie die Strahlen von einer glühenden Platinspirale, od. die von geschwärztem u. bis 400° erhitztem Kupferblech, od. von geschwärztem, 300° heißem Messingblech, nämlich alle zu 92%, so absorbirt eine eben so starke Platte Kalkspath von der ersteren Wärmeart (Locatelli'sche Lampe) 61%, von der Wärme der Platinspirale 72%, von der des Kupferblechs 94%, des Messingblechs 100%. Andere Körper verhalten sich wieder anders.

Diatomeen (auch Diatomaceen) bezeichnet eine entweder aus einem festen od. gallertartigen, mit einer Schale od. einem Kieselpanzer umgebenen Körper bestehende, zur Klasse der Algen gehörige Pflanzenfamilie. Man findet diese Organismen, deren Kieselbedeckung der Verwitterung widersteht, häufig fossil in früher vom Wasser bedeckter Dammerde, in welcher jene Pflanzen vegetirten.

diatonisch nannten die Griechen dasjenige ihrer drei Klanggeschlechter, welches sich in Fortschreitungen durch ganze u. große halbe Töne bewegte, u. dem ziemlich analog bezeichnet man heutzutage mit d. eine solche Folge von Tönen, in der alle Intervalle ausgeschlossen sind, die kleiner sind als der große halbe Ton, also auch der kleine halbe Ton, welcher, durch chromatische Erhöhung od. Erniedrigung derselben Tonstufe entstanden, mit seinem diatonischen Tone auf einer Stufe liegt (f-fis od. g-ges). So lange sich demnach eine Melodie durch ganze u. große halbe Töne fortbewegt, so lange behauptet sie auch den Charakter des D., mögen dabei Versetzungszeichen vorkommen, vor welchem Tone sie wollen; die Tonfolgen cis, d, e, fis u. des, es, fes, ges z. B. sind eben so gut diatonisch wie die Tonfolge c, d, e, f. — D. Tonleiter heißt diejenige Reihe von Tönen, die innerhalb des Raumes einer Oktave aus fünf ganzen u. zwei großen halben Tönen besteht. Jede Tonleiter der zwölf harten u. zwölf weichen Tonarten der modernen Musik ist eine d. Tonleiter. — D.-chromatische Tonleiter nennt man die Tonleiter, in welcher große u. kleine halbe Töne mit einander abwechseln, z. B. c cis d dis e f fis g gis a ais h c od. c des d es e f ges g as a b h c.

Diatrībe (griech.), eine gelehrte Auseinandersetzung, eine Schulschrift; bes. auch eine Schrift polemischen Inhalts, eine Schmähschrift.

Diaz, Bartolomeo, berühmter portugiesischer Seefahrer, wurde wegen seiner nautischen u. astronomischen Kenntnisse von Johann II. von Portugal hochgeschätzt u. mit der Leitung einer Expedition zur Erforschung der Südwestküste Afrika's betraut. Das kleine Geschwader, bestehend aus zwei Fahrzeugen von 50 Tonnen u. einem Vorrathsschiffe, segelte Anfang August 1486 ab. Als die Expedition am St. Helenagolf anlangte, brach ein heftiger Sturm aus, der drei Tage lang wüthete. Das Geschwader suchte die hohe See zu gewinnen; als es aber wieder dem Lande zusteuerte, bemerkte D., daß die Küste nicht mehr nach Süd, sondern nach Nord-Ost streiche u. daß er die Südspitze des afrikanischen Festlandes umsegelt hatte. Auf der Fahrt nach Norden erreichte er eine Bucht, welche wegen der zahlreichen Rinderherden, die dort angetroffen wurden, den Namen „Kuhhirtenbucht" erhielt, errichtete Wappenpfeiler, um für Portugal von dem neu entdeckten Lande Besitz zu ergreifen, u. drang an der Küste bis zum Buschmännerfluß vor, welcher nach dem zweiten Befehlshaber des Geschwaders „Rio del Infante" genannt wurde. Da die Offiziere nunmehr auf Rückkehr drangen, mußte D. nachgeben; auf der Rückfahrt sah man die geheimnißvolle Südspitze Afrika's, welcher einstimmig der Name des „stürmischen Vorgebirges" (Cabo tormentoso) verliehen wurde, das aber von Johann II. die Bezeichnung des „Vorgebirges der guten Hoffnung" (Cabo de buena esperanza) erhielt. Im Dez. 1487 erreichte das Geschwader die Heimat wieder. D. ward aber von Portugal nicht nach Verdienst belohnt u. bald Vasco da Gama nachgestellt. Diesen begleitete er auf einem Theile seiner Fahrt nach Indien, nahm als einfacher Schiffskapitän auf dem Geschwader unter Cabral an der Entdeckung Brasiliens theil u. fand bei der Ueberfahrt nach dem Kap der guten Hoffnung 29. Mai 1500 mit vier Schiffen u. Mannschaft bei einem Sturme im Atlantischen Ozean sein Grab.

Diaz, Michael, ein aus Aragonien stammender Reisender, begleitete den Columbus auf dessen zweiter Entdeckungsfahrt u. machte 1495 auf Hispaniola Goldminen ausfindig, die Veranlassung zur Gründung von Neu-Isabella (San Domingo) wurden. Später wurde er Statthalter auf Portorico. Seine Feinde schwärzten ihn jedoch bei der span. Regierung an, die ihn lange Zeit gefangen hielt. Er wurde zwar endlich begnadigt, starb aber bald darauf 1512.

Diaz de la Peña, Narcisse, geb. zu Bordeaux 1807, ein franz. Genremaler, der, mit großem koloristischen Talent begabt, sich von der in seiner Jugendzeit herrschenden romantischen Strömung der Malerei u. der Dichtung hinreißen ließ u. seit den 40er Jahren durch seine in leichtem Farbenspiel hingegossenen Bilder großes Entzücken erregte. Anfangs versuchte er sich in morgenländischen Scenen, wandte sich aber später vorwiegend dem Gebiete der Nymphen- u. Zauberwelt zu. Bald sind es Zigeuner, die er darstellt, bald Nymphen od. Begleiterinnen der Diana, bald Liebesgötter u. dgl., fast lauter frivole Gestalten, deren Formen u. Bewegungen im Nebel zerfließen od. von einer üppigen Vegetation umrahmt sind; fast immer aber erscheinen sie in harmonisch gestimmten Farbentönen, die aus dem von einfallendem Sonnenlicht erhellten Dunkel des Waldes hervorleuchten.

Dibbeln u. Dibbelmaschinen. Unter D. versteht man das Einlegen einzelner Samenkörner in regelmäßig quadratisch von einander abstehende Löcher od. Grübchen. Zweck dieser, der breitwürfigen u. der Reihensaat gegenüberstehenden Saatmethode ist nicht eine Ersparung an Saatzeit, sondern die Gewährung der günstigsten Wachsthumsbedingungen für die einzelnen Pflanzen. Jede einzelne Kulturpflanze hat ein absolutes Raumbedürfniß, dem man sowol beim Ackerbau im Großen als bei der Gärtnerei möglichst gerecht zu werden suchen muß. Soll jedes Saatkorn diesen Raum auch wirklich erhalten, so muß der Same in gleichen Abständen in Reihen eingelegt werden u. jede Reihe gleich weit von der anderen entfernt bleiben. Reihensaaten kennt man schon seit über 100 Jahren, sie gewähren den Saatkörnern mehr Spielraum nach rechts u. links, als es bei breitwürfig ausgestreuter Saat möglich ist; in den Reihen selbst aber kann die beste Maschine u. die größte Achtsamkeit beim Samenfall es doch nicht vermeiden, daß die Körner bald zu dicht, bald zu weit aus einander liegen. Nach dem absoluten Raumbedarf allein sind z. B. erforderlich pro Hektare an Weizen 63, an Roggen 40, an Gerste 175, an Hafer 25, an Mais 15, an Erbsen 102 kg. Saatgut. Man giebt aber der breitwürfigen Saat im Durchschnitt bei Weizen 150, bei Roggen 140, bei Gerste 160, bei Hafer 145, bei Mais 50, bei Erbsen 200 kg.; bei der Reihensaat wendet man im Durchschnitt schon nur 110 kg. beim Weizen, 90 beim Roggen, 115 bei der Gerste, 95 beim Hafer, 35 beim Mais u. 145 kg. bei Erbsen an. Mit der Dibbelkultur läßt sich das Aussaatquantum bis fast dem absoluten Raumbedarf entsprechend reduziren; vollständig kann es auch hier nicht geschehen, weil man etwas mehr geben muß, um bei allenfalls unkeimfähigen od. verderbenden od. sonst wie zu Grunde gehenden Körnern keine Fehlstellen zu erhalten. Man rechnet beim D. pro Hektare z. B. für Weizen 80, für Roggen 70, für Mais bis 25, für Erbsen bis 100, für Gerste 58, für Hafer 70 kg., kann aber herunter gehen bis auf selbst noch 30% unter diesem Quantum. Die große Schwierigkeit, die Samenkörner alle in die gewünschte Lage zu bringen, welche diesen Säemethoden gegenüber steht, hat zur Erfindung zweckmäßiger Maschinen geführt; für die Reihensaat werden die sog. Drills in so vorzüglicher Weise gefertigt, daß auch der

Kostenaufwand, trotz des hohen Preises der Maschinen, nicht mehr in Betracht kommen kann. Brauchbare Dibbelmaschinen aber giebt es bis jetzt nur noch wenige, u. solche, welche allen Anforderungen, die zu stellen wären, entsprechen, noch so gut wie gar nicht. Alle bis jetzt vorhandenen Maschinen der Art legen die Körner mehr in langgezogenen Häufchen, als, wie zu verlangen wäre, einzeln in den entsprechenden Abständen aus. Die besten unter den vorhandenen sind die von R. Sack in Plagwitz bei Leipzig (für Hand- u. Zugarbeit), die Walz'sche od. Hohenheimer u. die von J. Smith u. Söhne (England) konstruirten. Im Kleinen (in der Gärtnerei) hat man Pflanzstöcke od. andere Vorrichtungen, welche nach der Schnur die Löcher, alle in gleicher Tiefe, machen, so daß dann die Körner mit der Hand

Nr. 2422. Sack's einreihige Drill- u. Dibbelmaschine.

eingelegt od. mittels einer besonderen Art von Säehorn eingefüllt werden können. Auch hier ist ganz exakte Saat nicht möglich. Soll jedes Korn den ihm zugewiesenen Raum auch vollständig ausfüllen, so muß der Boden höchst sorgsam präparirt sein, vorzüglich gepulvert od. gelockert, reich an allen nothwendigen Nährstoffen in richtiger Mischung u. aufnahmefähiger Form, rein von Unkraut, Steinen u. anderen Hindernissen, kurz: gartenähnlich vorbereitet. Die Ergebnisse sind dann aber auch um so überraschender; so berichtet Sinclair über einen Versuch mit Versetzen von gedibbeltem Weizen; gesäet war im Juni, man hob im August einen Stock aus u. theilte ihn in 18 Theile, Mitte Sept. u. Okt. theilte man abermals, so daß man schließlich 67 Stöcke erhielt, welche von der Hälfte März bis zum halben April 500 Pflanzen trieben. Ein Korn gab so 21,109 Aehren u. 576,840 Körner mit zusammen 20 kg. Gewicht.

Dibdin, 1. Charles, ein origineller u. vielseitig begabter, aber unsteter engl. Schriftsteller u. Künstler. Geb. um 1745 in Southampton, war er ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, folgte aber seiner Lieblingsneigung zur Musik u. errichtete ein kleines Theater, für das er dichtete u. komponirte u. auf dem er spielte u. sang. Später setzte er die Lieder patriotischer Volksdichter in Musik u. errang sich während des Krieges mit Frankreich durch seine eigenen patriotischen Gesänge Beifall. Auch veranstaltete er unter der Ankündigung „Readings and Music“ musikalisch-deklamatorische Soiréen, die großen Zuspruch fanden. Die Erlebnisse einer größeren Kunstreise, die er 1787 unternahm, schilderte er in seinem interessanten Buche „Musical tour“. D. schrieb gegen 100 kleine Opern, mehrere Romane u. eine Geschichte der engl. Bühne in 5 Bdn. Trotz dieser fleißigen Thätigkeit u. einer ihm erst von der Regierung, dann durch Subskription gewährten Unterstützung starb er 1814 in großer Dürftigkeit. — 2. Thomas Frognall **D.**, engl. Bibliograph, Neffe des Vorigen, geb. 1776 zu Kensington, gab seine 1804 erworbene Stellung eines anglikan. Geistlichen bald wieder auf u. wurde Bibliothekar des Grafen Spencer in Althorp, auf dessen Kosten er 1818 auch eine Reise durch Frankreich u. das südl. Deutschland machte. Wie diese galt die von ihm 1836 durch das nördl. England u. einen Theil von Schottland unternommene Reise bibliographischen Zwecken. Zuletzt war D. königlicher Kaplan u. Inhaber der reichen Pfründe von St. Mary, befand sich aber dennoch, da er Alles seiner merkwürdigen Bücherliebhaberei geopfert, in bedrängten Verhältnissen, als er 18. Nov. 1847 zu Kensington starb. Er gab eine große Zahl von Werken heraus, von denen wir nur erwähnen: „Introduction to the knowledge of rare and valuable editions of the Greeks and Latin classics“ (Glocester 1802); „Specimen bibliothecae Britannicae“ (Lond. 1808); „The bibliomania, or book madness“ (ebd. 1809); „Typographical antiquities“ (ebd. 1810—19, 4 Bde.); „Bibliotheca Spenceriana“ (ebd. 1814—15, 4 Bde.); „Aedes Althorpianae“ (ebd. 1821); „Bibliographical Decameron“ (ebd. 1817, 3 Bde.). Seine Reisen beschrieb er in den beiden Werken „A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany“ (ebd. 1821, 3 Bde.; 2. Aufl., 1829) u. „A bibliographical etc. tour in the northern counties of England and Scotland“ (ebd. 1838). Fast sämmtliche dieser Bücher waren typogr. Meisterleistungen u. mit prachtvollen Kupfer- od. Holzschnitten geziert. D. schrieb auch eine Selbstbiographie u. d. Tit.: „Reminiscenses of a literary life“ (Lond. 1836, 2 Bde.).

Dibráchys (griech.), ein aus zwei kurzen Silben bestehender Versfuß: ◡◡

Dibranchiata, d. i. Zweikiemer, s. „Kopffüßer“.

Dichotomíe (griech.), d. i. Zweitheilung; in der Botanik: gabelförmige Theilung der Aeste; in der Grammatik: Eintheilung eines Satzes in zwei Glieder mit je zwei Untergliedern u. s. w.

Dichroismus ist eine Eigenschaft mancher Körper, in verschiedenen Richtungen verschiedene Farben zu zeigen. Namentlich tritt diese Eigenschaft in der Richtung der Krystallachsen hervor u. ist bes. auffallend bei den Krystallen des Peliom od. Cordierit (s. d.) ausgeprägt, welches Mineral davon auch den Namen Dichroit erhalten hat. Der Dichroit läßt nämlich in der Richtung seiner Hauptachse nur gelbliches, dagegen senkrecht auf dieselbe nur blaues Licht durch sich hindurch, so daß eine aus einem solchen Krystall geschliffene Kugel nach der einen Richtung gelb, nach der anderen blau erscheint u. dazwischen die entsprechenden Uebergangsnüancen zeigt. Das Vermögen, nach drei verschiedenen Richtungen drei verschiedene Farben hindurchzulassen, heißt Trichroismus, für mehr Farben bezeichnet man es mit dem Namen Pleochroismus. Zur Untersuchung der Körper auf diese Erscheinungen hat Haidinger ein besonderes Instrument konstruirt, welches er „dichroitische Lupe“ genannt hat. Unter derselben erscheinen nach verschiedenen Richtungen: Apatit, berggrün, entenblau; Beryll v. Sibirien, grünlich, himmelblau; Glimmer v. Vesuv, lavendelblau, rosenroth; Sapphir v. Ceylon, blaßblau, gelblichweiß; Turmalin v. Brasilien, indigoblau, blaßgrün; Turmalin v. Böhmen, dunkelbläulichgrün, haarbraun; Turmalin v. Elba, ölgrün, grünlichweiß; Turmalin v. Sibirien, schwarz, ölgrün; Amethyst, roth, bläulich, ꝛc.

Dichroit, s. „Cordierit“.

Dichroitgneiß, ein Gneiß mit viel Dichroit od. Cordierit in seiner Masse, wie er z. B. bei Rochsburg in Sachsen, sonst sehr selten vorkommt. Aehnliche Bewandtniß hat es mit Dichroitgranit, in welchem der Quarz der Granitmasse mehr od. weniger zurücktritt, wie im Böhmerwald, bei Bodenmais in Bayern, gegen Aufnahme von Dichroit u. Cordierit.

dichten heißt: ein sprachliches Kunstwerk hervorbringen, welches sowol das Gemüth u. die Phantasie als auch den Geist befriedigt; deshalb sprechen wir von einer Dichtkunst (griech. Poesie), welche ebenbürtig neben den bildenden Künsten u. der Musik steht. Statt des Gesteins, der Farben u. der Töne, die das Material der zuletzt genannten Künste bilden, bedient sich die Dichtkunst der Sprache, bei deren Handhabung sie jedoch nicht unwillkürlich verfährt, sondern an die Regeln u. Vorschriften der Metrik (Verslehre) u. Poetik (Lehre von der Dichtkunst) gebunden ist (s. diese beiden Art.). Im Gegensatze zur Dichtkunst od. Poesie steht die Prosa, die nicht, wie die Poesie, schöne Empfindungen zu erregen, sondern nur ihren Stoff klar darzustellen beabsichtigt. Der ästhetische Genuß, welchen die Dichtkunst hervorrufen will, ist aber nicht nur durch die künstlerische Form bedingt, sondern ebenso durch den Gedankengehalt, der sich durch Lebendigkeit, Klarheit u. rhythmische Geschlossenheit auszeichnen muß. Die Stoffe, welche der Dichter behandelt, sind entweder seiner Erfahrung entnommen, od. in der Geschichte gegeben, od. nur Gebilde seiner Phantasie; aber ebenso, wie die bildenden Künste die Wirklichkeit nicht lediglich in naturgetreuem Abbilde, gleichsam photographisch, darstellen, sondern dieselbe ihrer zufälligen Mängel entkleiden u. zu einer idealen Vollkommenheit erheben, so muß auch das Gedicht idealisiren, weil es nicht blos Wahrheit, sondern vor Allem Schönheit darstellen soll. Die drei Hauptgattungen des dichterischen Ausdruckes sind die Lyrik (s. d.), welche Gefühle u. Stimmungen schildert, die Epik (s. d.), welche Thatsachen als vergangen (in erzählender Form) darstellt, das Drama (s. d.), welches Thatsachen als gegenwärtig (in lebendiger Handlung) vorführt. Die älteste Gattung dichterischer Erzeugnisse ist das Epos, welches bei jugendlichen Völkern die Geschichtschreibung ersetzt, die jüngste das Drama, dessen Wiedergabe das harmonische Zusammenwirken verschiedener Künste erfordert. Zu dem Epos gehört der Roman (s. d.) u. die Novelle (s. d.), eine Abart der Lyrik bildet die didaktische Poesie (s. „Lehrgedicht“).

Verzeichniß einiger der namhafteren Dichter aller Zeiten u. Völker.

v. Chr. A. Alterthum.

um 950 **Homer**, griech. Epiker (Ilias, Odyssee).
um 850 **Hesiod**, griech. Didaktiker (Theogonie, Werke u. Tage).
um 670 **Simonides** aus Amorgos, griech. Satiriker.
um 650 **Archilochos**, griech. Fabeldichter u. Lyriker.
um 610 **Alkäos**, griech. Lyriker. **Sappho**, griech. Odendichterin.
um 600 **Arion**, griech. Lyriker (Dithyramben).
um 580 **Aesop**, griech. Fabeldichter.
539 478 **Anakreon**, griech. Lyriker.
556 468 **Simonides** aus Keos, griech. Lyriker (Elegien, Epigramme).
525 456 **Aeschylos**, griech. Tragiker (Prometheus, Perser, Sieben gegen Theben, Agamemnon, Eumeniden).
521 441 **Pindar**, griech. Hymnendichter (Siegeslieder).
496 405 **Sophokles**, griech. Dramatiker (Ajax, Elektra, Oedipus, Antigone).
480 406 **Euripides**, griech. Dramatiker (Hekate, Orestes, Medea, Iphigenia).
um 420 **Aristophanes**, griech. Lustspieldichter (Acharner, Ritter, Wolken, Vögel).
342 290 **Menander**, griech. Lustspieldichter.
um 280 **Theokrit**, griech. Idyllendichter.
um 240 **Livius Andronicus**, lat. Dramatiker.
234 204 **Cn. Nävius**, lat. Dramatiker u. Epiker (Gedichte über den 1. Pun. Krieg).
um 210 **Qu. Emeius**, lat. Epiker (Annalen, Scipio).
um 200 **M. Accius Plautus**, lat. Lustspieldichter.
um 175 **Bion** u. **Moschus**, griech. Idyllendichter.
149 — 103 **C. Lucilius**, lat. Satiriker.
116 27 **Terentius Varro**, lat. Lustspieldichter.
95 51 **T. Lucretius Carus**, lat. Didaktiker (Natur der Dinge).
70 19 **P. Virgilius Maro**, lat. Epiker (Aeneide).
65 — 8 **Qu. Horatius Flaccus**, lat. Lyriker (Oden, Satiren, Briefe).
54 16 **Albius Tibullus**, lat. Lyriker (Elegien).
52 16 **Aurelius Propertius**, lat. Lyriker (Elegien).
um 50 **Kalidasa**, ind. Dramatiker (Sakuntala).
43 — 17 n. Ch. **Publius Ovidius Naso**, lat. Lyriker (Amores, Klagelieder) u. Epiker (Verwandlungen).
n. Chr.
42 — 120 **Decimus Junius Juvenalis**, lat. Satiriker.
um 70 **Valerius Martialis**, lat. Epigrammatiker.
um 150 **Lukianos**, griech. Satiriker. — **Appulejus**, lat. Romanschriftsteller.
309 — 392 **Decimus Ausonius**, lat. Idyllendichter (die Mosel).
333 — 397 **Ambrosius**, Bischof von Mailand, lat. Hymnendichter (Te Deum laudamus).
um 390 **Claudius Claudianus**, lat. Didaktiker u. Epiker. — **Heliodoros**, Bischof zu Trikka, griech. Romanschriftsteller (Aethiopische Geschichten).

B. Mittelalter.

um 400 **Longus**, griech. Romandichter (Daphnis u. Chloë).
630 † **Caedmon**, angelsächs. Epiker.
um 800 **Tu-Fu**, chines. Didaktiker.
um 868 **Otfried**, Mönch von Weißenburg, deutsch. Epiker (Krist).
915 — 965 **Mutanabbi**, arab. Lyriker.
980 † **Hroswitha**, Nonne v. Gandersheim, lat. Dichterin (Dramen).
1030 † **Firdusi**, pers. Epiker (Königsbuch).
1054 — 1121 **Hariri**, arab. Makamendichter.
1133 † **Sämund**, Sigfus' Sohn, Bearbeiter der Edda.
1180 † **Nisami**, pers. Lyriker u. Epiker (Leila u. Medschan, Schirin).
um 1190 **Bertran de Born**, **Raimund v. Toulouse**, provençalische Troubadours. — **Chrétien v. Troyes**, nordfranz. Epiker (Lanzelot). **Heinrich v. Veldeke**, deutsch. Epiker (Aeneide).
um 1205 **Wolfram v. Eschenbach**, deutsch. Epiker (Parcival). **Walther v. der Vogelweide**, deutsch. Minnesänger.
um 1210 **Gottfried v. Straßburg**, deutsch. Epiker (Tristan).
um 1220 **Peire Cardinal**, provençal. Troubadour.
1235 — 1300 **Jakob v. Maerlant**, niederländ. Didaktiker (Reimbibel).
1241 † **Snorri Sturluson**, isländ. Epiker (Heimskringla).
1265 — 1321 **Dante Alighieri**, italien. Didaktiker (Göttliche Komödie).
1279 1308 **Jean de Meung**, franz. Epiker (Roman de la Rose).
1304 1374 **Petrarca**, ital. Lyriker (Sonette).
1313 — 1375 **Giovanni Boccaccio**, ital. Novellendichter (Decamerone).
1318 † **Heinrich Frauenlob**, deutsch. Minnesänger.
um 1350 **Vasco de Lobeira**, portug. Romanschriftsteller (Amadis).
1389 † **Hafis**, pers. Lyriker (Divan).
1400 † **Geoffrey Chaucer**, engl. Novellendichter (Canterbury Erzähl.).
1405 1495 **Clotilde de Vallon Chalys**, franz. lyrische Dichterin.
um 1494 **Sebastian Brant**, deutsch. Satiriker (Narrenschiff).

C. Neuere Zeit.

1474 1533 **Lodovico Ariosto**, ital. Epiker (Rasender Roland).
1483 1546 **Martin Luther**, deutsch. Kirchenliederdichter.
1483 1553 **François Rabelais**, franz. Satir. (Gargantua, Pantagruel).
1490 — 1547 **Vittoria Colonna**, ital. lyrische Dichterin (Elegien).
1494 — 1576 **Hans Sachs**, deutsch. Meistersänger.
1495 1554 **Clement Marot**, franz. Lyriker (Psalmen, Episteln).
1520 1575 **Jorge de Montemayor**, span. Dichter von Schäferromanen.
1524 1585 **Pierre de Ronsard**, franz. Lyriker (Oden).
1527 1591 **Ponce de Leon**, span. Lyriker.
1529 1579 **Luis de Camoens**, portug. Epiker (Lusiaden).
1537 — 1612 **G. Battista Guarini**, Verf. ital. Hirtenged. (Der treue Schäfer).
1544 1595 **Torquato Tasso**, ital. Epiker (Das befreite Jerusalem).
1547 — 1616 **Miguel de Cervantes**, span. Romanschriftsteller (Don Quijote).
1556 1628 **François Malherbe**, franz. Didaktiker.
1562 1635 **Lope de Vega**, span. Dramatiker.
1563 — 1593 **Christopher Marlow**, engl. Dramatiker (Faust).
1564 1616 **William Shakespeare**, engl. Dramatiker.
1565 — 1635 **Alessandro Tassoni**, ital. Epiker (Der geraubte Eimer).
1577 — 1660 **Jakob Cats**, niederl. Lyriker u. Didaktiker.
1587 — 1679 **Joost van den Vondel**, niederl. Dramatiker.
1589 † **Johann Fischart**, deutsch. Satiriker (Geschichtsklitterung).
1597 — 1639 **Martin Opitz**, deutsch. Lyriker u. Didaktiker.
1600 † **Baki**, türk. Lyriker.
1601 — 1681 **Calderon de la Barca**, span. Dramatiker.
1604 — 1655 **Friedrich von Logau**, deutsch. Epigrammatiker.
1606 — 1654 **Pierre Corneille**, franz. Dramatiker (Cinna, Pompejus).
1606 — 1640 **Paul Flemming**, deutsch. Lyriker.
1608 — 1674 **John Milton**, engl. Epiker (Verlorenes Paradies).
1612 — 1680 **Samuel Butler**, engl. Epiker (Hudibras).
1616 1664 **Andreas Gryphius**, deutsch. Lyriker u. Dramatiker.
1621 — 1695 **Jean de la Fontaine**, franz. Fabeldichter.
1622 — 1673 **Jean Baptiste Molière**, franz. Lustspieldichter (Tartuffe, Der Geizige).
1639 — 1699 **Jean Racine**, franz. Dramatiker (Phädra, Athalia).
1642 — 1707 **Vincenzio Filicaja**, ital. Lyriker.
1651 — 1715 **François de Fénélon**, franz. Romanschriftsteller (Telemach).
1663 — 1731 **Daniel Defoë**, engl. Romanschriftsteller (Robinson).
1667 — 1745 **Jonathan Swift**, engl. Satiriker (Gulliver's Reisen).
1675 — 1755 **Scipio Maffei**, ital. Dramatiker.
1676 † **Christoph v. Grimmelshausen**, deutsch. Romanschriftsteller (Simplicissimus).
1684 — 1754 **Ludwig Holberg**, dän. Lustspieldichter u. Satiriker.
1688 — 1744 **Alexander Pope**, engl. Satiriker (Lockenraub).
1689 — 1771 **Samuel Richardson**, engl. Romanschriftsteller.
1694 1778 **François Voltaire**, franz. Epiker u. Dramatiker.
1695 — 1723 **Christian Günther**, deutsch. Lyriker.
1698 — 1782 **Pietro Metastasio**, ital. Operndichter.
1700 — 1748 **James Thomson**, engl. Didaktiker (Jahreszeiten).
1700 1766 **Joh. Chr. Gottsched**, deutsch. Didaktiker.
1707 — 1793 **Carlo Goldoni**, ital. Lustspieldichter.
1707 — 1754 **Henry Fielding**, engl. Romanschriftsteller.
1708 — 1744 **Fürst Kantemir**, russ. Satiriker.
1712 — 1784 **Denis Diderot**, franz. Romanschriftsteller.
1712 — 1778 **Jean Jacques Rousseau**, franz. Romanschriftsteller.
1713 — 1768 **Lorenz Sterne**, engl. Humorist (Tristram Shandy).
1714 — 1771 **Gottl. Wilh. Rabener**, deutsch. Satiriker.
1715 — 1769 **Chr. Fürchteg. Gellert**, deutsch. Lyriker u. Fabeldichter.
1715 — 1759 **Ewald v. Kleist**, deutsch. Didaktiker (Frühling).
1724 — 1803 **Fr. Gottl. Klopstock**, deutsch. Lyr. u. Epiker (Oden, Messiade).
1729 — 1774 **Oliv. Goldsmith**, engl. Romanschr. (Landprediger v. Wakefield).
1729 — 1781 **Gotth. Ephraim Lessing**, deutsch. Dramatiker u. Fabeldichter.
1729 — 1799 **Giuseppe Parini**, ital. Lyriker.
1733 1813 **Chr. Mart. Wieland**, deutsch. Romanschriftsteller u. Epiker.
1735 — 1792 **Daniel Schubart**, deutsch. Lyriker.
1737 1814 **Bernardin de St. Pierre**, franz. Idyllend. (Paul u. Virginie).
1742 — 1799 **Christoph Lichtenberg**, deutsch. Satiriker.
1743 — 1813 **Matthias Claudius**, deutsch. Lyriker.
1744 — 1803 **Joh. Gottfr. Herder**, deutsch. Lyriker u. Didaktiker.
1748 — 1794 **Gottfr. Aug. Bürger**, deutsch. Lyriker.
1749 — 1803 **Vittorio Alfieri**, ital. Tragiker.
1749 — 1832 **Wolfgang Goethe**, deutsch. Lyriker, Epiker u. Dramatiker.

1751 — 1826 **Joh. Heinr. Voß**, deutsch. Lyriker u. Epiker.

1753 — 1831 **Maximilian Klinger**, deutsch. Dramatiker.

1759 — 1805 **Friedr. Schiller**, deutsch. Lyriker, Didaktiker u. Dramatiker.

1759 — 1814 **Aug. Wilh. Iffland**, deutsch. Dramatiker.

1759 — 1796 **Robert Burns**, schott. Lyriker.

1760 — 1835 **Rouget de l'Isle**, franz. Lyriker (Marseillaise).

1761 — 1819 **Aug. Ferdin. v. Kotzebue**, deutsch. Lustspieldichter.

1762 — 1794 **André Chénier**, franz. Lyriker.

1763 — 1825 **Jean Paul Friedr. Richter**, deutsch. Humorist (Flegeljahre).

1764 — 1811 **Marie Joseph Chenier**, franz. Dramatiker.

1766 — 1817 **Anne Louise Germaine de Staël**, franz. Romanschriftstellerin.

1767 — 1845 **Aug. Wilh. v. Schlegel**, deutsch. Lyriker u. Uebersetzer Shakespeare's.

1768 — 1848 **Vicomte de Chateaubriand**, franz. Romanschriftsteller.

1769 — 1860 **Ernst Moritz Arndt**, deutsch. Lyriker.

1770 — 1850 **William Wordsworth**, engl. Lyriker.

1770 — 1843 **Friedr. Hölderlin**, deutsch. Lyriker.

1771 — 1832 **Walter Scott**, engl. Romandichter.

1772 — 1829 **Friedrich v. Schlegel**, deutsch. Lyriker.

1773 — 1827 **Ugo Foscolo**, ital. Dramatiker u. Romanschriftsteller.

1773 — 1853 **Ludw. Tieck**, deutsch. Lyriker u. Novellist.

1776 — 1811 **Heinrich v. Kleist**, deutsch. Dramatiker.

1779 — 1849 **Adam Oehlenschläger**, dän. Lyriker u. Dramatiker.

D. Neueste Zeit.

1780 — 1852 **Thomas Moore**, irischer Lyriker.

1781 — 1838 **Charles Adelaide de Chamisso**, deutsch. Lyriker.

1782 — 1846 **Esaias Tegnér**, schwed. Epiker.

geb. 1784 **Alessandro Manzoni**, ital. Romanschriftsteller.

1785 — 1854 **John Wilson**, schott. Lyriker.

1786 — 1857 **Pierre Jean Béranger**, franz. Lyriker.

1787 — 1862 **Ludw. Uhland**, deutsch. Lyriker.

1788 — 1824 **Lord Byron**, engl. Lyriker u. Epiker.

1789 — 1851 **James Cooper**, amerik. Romanschriftsteller.

1789 — 1866 **Friedrich Rückert**, deutsch. Lyriker u. Didaktiker.

1790 — 1871 **Franz Grillparzer**, deutsch. Dramatiker u. Lyriker.

1790 — 1851 **D. A. Atterbom**, schwed. Lyriker.

1792 — 1813 **Theodor Körner**, deutsch. Lyriker u. Dramatiker.

1792 — 1822 **Percy Shelley**, engl. Lyriker u. Epiker.

1792 — 1850 **Gustav Schwab**, deutsch. Lyriker.

1792 — 1869 **Alphonse de Lamartine**, franz. Lyriker.

1794 — 1835 **Felicia Hemans**, engl. Liederdichterin.

1794 — 1846 **Casimir Delavigne**, franz. Dramatiker u. Romanschriftsteller.

1796 — 1835 **August Graf Platen**, deutsch. Lyriker u. Dramatiker.

1798 — 1839 **Giacomo Leopardi**, ital. Lyriker.

1798 — 1863 **Alfred de Vigny**, franz. Romanschriftsteller u. Lyriker.

1798 — 1848 **Annette v. Droste-Hülshoff**, deutsche Liederdichterin.

geb. 1798 **Hoffmann v. Fallersleben**, deutsch. Lyriker.

1799 — 1837 **Alexander Puschkin**, russ. Lyriker u. Romanschriftsteller.

1799 — 1856 **Heinrich Heine**, deutsch. Lyriker.

1802 — 1850 **Nikolaus Lenau** (Niembsch v. Strehlenau), deutsch. Lyriker.

1802 — 1865 **Friederike Bremer**, schwed. Romanschriftstellerin.

geb. 1802 **Victor Hugo**, franz. Lyriker, Dramatiker u Romanschriftsteller.

1803 — 1870 **Alexander Dumas**, franz. Romanschriftsteller.

1804 — 1857 **Eugen Sue**, franz. Romanschriftsteller.

geb. 1804 **George Sand** (Frau Dudevant), franz. Romanschriftstellerin.

1805 — 1873 **E. G. Bulwer-Lytton**, engl. Romanschriftsteller.

geb. 1805 **H. Christ. Andersen**, dän. Novellist u. Märchendichter.

geb. 1805 **August Barbier**, franz. Satiriker.

geb. 1806 **Anastasius Grün** (Graf Auersperg), deutsch. Lyriker u. Epiker.

geb. 1806 **Heinrich Laube**, deutsch. Dramatiker u. Romanschriftsteller.

geb. 1807 **H. Longfellow**, amerik. Epiker.

geb. 1810 **Ferd. Freiligrath**, deutsch. Lyriker.

geb. 1810 **Fritz Reuter**, plattdeutsch. Novellist.

1811 — 1865 **W. M. Thackeray**, engl. Humorist.

geb. 1811 **Karl Gutzkow**, deutsch. Dramatiker u. Romanschriftsteller.

1812 — 1870 **Charles Dickens** (Boz), engl. Humorist.

geb. 1812 **Berthold Auerbach**, deutsch. Novellist.

1813 — 1863 **Friedrich Hebbel**, deutsch. Dramatiker.

geb. 1815 **Emanuel Geibel**, deutsch. Lyriker.

geb. 1815 **Gottfried Kinkel**, deutsch. Lyriker u. Epiker.

1816 — 1872 **Robert Prutz**, deutsch. Lyriker.

geb. 1816 **Gustav Freytag**, deutsch. Dramatiker u. Romandichter.

geb. 1822 **Alfred Meißner**, deutsch. Epiker u. Lyriker.

geb. 1823 **Rudolf Gottschall**, deutsch. Lyriker u. Dramatiker.

geb. 1830 **Paul Heyse**, deutsch. Novellist.

Dichtigkeit od. Dichte ist ein physikalischer Begriff u. bedeutet die in der Raumeinheit enthaltene Masse eines Körpers. Von zwei Körpern nennen wir denjenigen den dichteren, von welchem in demselben Volumen die meisten Massentheilchen enthalten sind. Das Verhältniß der verschiedenen Dichtigkeiten der Körper giebt das spezifische Gewicht (s. Gewicht) derselben an. Denn obwol beide Begriffe nicht identisch sind, so fallen sie doch hierin soweit der Sache nach zusammen, als Masse u. Gewicht der Körper zu einander im Verhältniß stehen.

Dickdarm, s. „Darm“.

Dickens, Charles (bekannt unter dem Schriftstellernamen Boz), berühmter engl. Humorist u. Romanschriftsteller, geb. 7. Febr. 1812 zu Portsmouth, wo sein Vater ein Amt in der Marineverwaltung bekleidete, erhielt seine erste Erziehung im väterlichen Hause u. besuchte später die Privatschule eines Geistlichen in Chatham, wo er mit größerem Fleiße als die meisten seiner Schulgenossen die Klassiker studirte, mit besonderem Eifer aber die älteren engl. Novellisten las. Nachdem er hierauf kurze Zeit eine Schule in London besucht, trat er (als 16jähriger Jüngling) als Schreiber bei einem Londoner Advokaten in Dienst. Bereits hier hatte er Gelegenheit, das bunte Treiben der Weltstadt genau kennen zu lernen u. tiefe Blicke in das Volksleben zu thun, das später eine so unversiegliche Quelle für seine schriftstellerische Thätigkeit werden sollte. Aber nicht lange hielt es der junge D. in dieser trotz mancher interessanten Erlebnisse beschränkten u. unbehaglichen Stellung aus. Schon 1830 ging er zur journalistischen Laufbahn über, indem er bei einigen seitdem längst eingegangenen Zeitungen als Reporter u. parlamentarischer Berichterstatter eintrat. Die Bahn selbständigen Schaffens betrat D. erst in seinem 23. Lebensjahre. Er führte sich mit einer Reihe humoristischer Skizzen ein, die er zu Ende des Jahres 1834 im „Old Monthly Magazine“ veröffentlichte u. im folgenden Jahre im „Morning Chronicle“ fortsetzte (das Pseudonym „Boz“, das D. hierbei annahm, war der Spitzname eines seiner jüngeren Brüder). Diese Skizzen, in denen das bunte Gewimmel des Londoner Volkslebens mit eben so vieler Feinheit u. Schärfe als Behaglichkeit u. frischer Laune abgebildet erschien, gab D. 1836, gesammelt (in 2 Bdn.) u. mit Illustrationen des geistreichen Karikaturenzeichners Cruikshank geschmückt, u. d. Titel „Sketches of London“ heraus; sie wurden bald eines der beliebtesten Bücher in England. Noch glänzender war der Erfolg der „Pickwick Papers“, die D. 1837 u. 1838 heftweise erscheinen ließ, u. die mit ihren köstlichen Typen des engl. Volkshumors, mit ihren launigen, zwanglos hingeworfenen Schilderungen heimischer Sitten u. Zustände, mit ihrer frischen u. ursprünglichen Sprache gleich anheimelnd auf die höheren Kreise der Gesellschaft wie auf die Massen wirkten u. bis heute ein Lieblingsbuch der Nation geblieben sind. D., dessen Dichterberuf durch dieses Werk so entschieden verbürgt war, gab jetzt die Reporterthätigkeit völlig auf, um sich ausschließlich dem literarischen Schaffen zu widmen. Sein nächster Roman war „Oliver Twist“ (1838), ein Kulturgemälde, in welchem die heitere Färbung der „Pickwick Papers“ mit einer grellen u. düsteren Beleuchtung vertauscht war, da es dem Dichter darauf ankam, das soziale Elend, die Mißbräuche, Irrungen u. Verbrechen, wie sie aus den Zuständen des modernen Lebens hervorwachsen, in scharfen u. erschütternden Zügen vorzuführen. Gleichwol fehlte es auch diesem Roman, der in Bezug auf Sorgfalt der Charakteristik u. künstlerische Einheit die „Pickwick Papers“ bedeutend überragte, nicht an humoristischen Schlaglichtern u. komischen Figuren der ergötzlichsten Art. Schon 1839 folgte ein neuer Roman, „Nicholas Nickleby“, in welchem der Zusammenhang sozialer Mißstände mit der Verwahrlosung des Erziehungswesens in drastischen Bildern vorgeführt wurde. Der sittliche Ernst, der auch hier hinter den drolligsten Vermummungen hervorsah, machte einen tiefen Eindruck, u. die mancherlei Anregungen u. Versuche zur Hebung des englischen Volksschulwesens, die seit jener Zeit auftauchten, sind zum nicht geringen Theil auf Rechnung dieses Buches zu schreiben. Rasch hinter einander folgten „Master Humphrey's Clock“ (1840), „Barnaby Rudge“ (1841) u. „Martin Chuzzlewit“ (1843). Letzterer Roman erhielt einen besonderen Reiz durch die eingestreuten Episoden aus dem amerikanischen Volksleben, das der Dichter auf einer kurz vorher unternommenen Reise durch die Union kennen gelernt u. in seinem

geistreichen Memoirenbuche „American notes" geschildert hatte. Die feine Ironie, mit der in diesem Buche das amerikanische Industrieritterthum verspottet wurde, die scharfe Satire, mit der die Sklavenhalterpartei gegeißelt wurde, verletzte das Selbstgefühl der Nordamerikaner tief u. brachte den Dichter vorübergehend um seine bisherige Beliebtheit in der Union, trug aber Manches zur Besserung der dortigen Zustände bei. Um dieselbe Zeit betrat D. eine neue Bahn in seinem reizenden, phantasievollen Weihnachtsmärchen „Christmas Carol" (1843), das sofort die Gunst des Publikums errang. D. baute diese Literaturgattung in der Folge weiter an („Chimes" 1844, „Cricket on the hearth" 1845, „Battle of life" 1846) u. weckte zahlreiche Nachahmungen, die jedoch selten den feierlich ernsten u. dabei doch volksthümlich frischen, kindlich frohen Ton trafen, der so anmuthend aus D.' Weihnachtsbüchern sprach.

Nr. 2423. Charles Dickens Boz, geb. 7. Febr. 1812, gest. 9. Juni 1870.

Bei dem echt demokratischen Geiste, der D.' Schriften durchwebt, kann es nicht Wunder nehmen, daß die politischen Kämpfe, deren Schauplatz England gerade damals war (Chartistenbewegung, Kampf gegen die Korngesetze u. s. w.) ihn lebhaft interessirten u. zu thätigem Eingreifen herausforderten. Er gründete im Jan. 1846, nachdem er von einer italienischen Reise zurückgekehrt war, im Verein mit Gleichgesinnten die „Daily News", ein großes Organ der entschieden freisinnigen Partei, das ihm Gelegenheit gab, seine Stimme in wichtigen Fragen des öffentlichen Lebens zu erheben. Sehr bald wurde der Dichter jedoch inne, daß das Geschäft eines Zeitungsredakteurs nicht für ihn tauge; er zog sich daher von der Leitung des Blattes zurück, mit dem er aber in Verbindung blieb u. für das er u. A. seine ital. Reisebilder „Pictures from Italy" schrieb. Sein eigentliches Gebiet betrat er wieder in seinem nächsten größeren Roman „Dombey and son" (1847), in welchem dem Dünkel, der Hartherzigkeit u. Selbstsucht der modernen Geldfürsten scharf zu Leibe gerückt wurde, wobei es aber wiederum nicht an heiteren Ruhepunkten, an allerlei lustigen Genrebildern aus dem Kaufmannsleben fehlte. Sowol dieser Roman als die folgenden, „David Copperfield" (1849 u. 50), „Bleakhouse" (1853) u. „Little Dorrit" (1856) fanden großen Anklang. Gleichzeitig sorgte D. für das Bildungs- u. Unterhaltungsbedürfniß des Volkes durch die musterhaft geleitete u. später vielfach nachgeahmte Wochenschrift „Household Words" (seit 1851). In dieser veröffentlichte er zuerst seine originelle, in derb naivem Tone geschriebene „Geschichte Englands für Kinder", „Child's History of England", die später als besonderes Werk in drei Bänden erschien (1851 u. 52). An Stelle der „Household Words" trat seit 1859 die Monatsschrift „All the Year round", welche aus D.' Feder die historisch-sozialen Romane „Tale of two cities" (1859) u. „Great Expectations" (1861), dann eine Anzahl kleinerer Arbeiten u. endlich den Roman „Our mutual Friend" brachte.

Fast eben so glänzend wie seine schriftstellerischen Triumphe waren diejenigen, die er als Vorleser u. Kunstredner davon trug. D.' Persönlichkeit, unterstützt von einem Verein seltener mimischer Talente, eignete sich trefflich zu diesen kunstmäßigen Vorlesungen seiner eigenen Dichtungen, die er seit 1852 fast alljährlich auf größeren Rundreisen durch Großbritannien hielt u. durch die er in unmittelbare u. lebendige Berührung mit dem Publikum trat, wie wenige moderne Schriftsteller. (Ein großer Theil des Ertrages dieser Vorlesungen floß in die Kasse der Literary Guild, eines 1851 mit D.' Unterstützung gegründeten Pensionsvereins für Schriftsteller u. Künstler.) Auch in Amerika, wohin ihn gegen Ende des Jahres 1867 freundliche Einladungen von allen Seiten riefen, fanden seine Vorträge begeisterte Aufnahme. Die Mißliebigkeit, der D. einst durch sein Auftreten gegen die Sklaverei in der Union verfallen war, hatte inzwischen, nachdem der große Bürgerkrieg durchgekämpft u. die Sklavenemanzipation zur Thatsache geworden war, einer Zuneigung Platz gemacht, die sich in jubelnden Begrüßungen Luft machte. Das Vaterland wollte nicht zurückstehen, u. kaum war D. in die Heimat zurückgekehrt, als er dem allgemeinen Verlangen, auch in England wieder einen größeren Cyklus von Vorlesungen zu halten, nachgeben mußte. Diese Vorlesungen, die D. selbst als „Farewell readings" (Abschiedsvorlesungen) ankündigte u. in allen größeren Städten Großbritanniens hielt, zerrütteten seine Gesundheit. Zwar erholte er sich scheinbar wieder u. ging im Anfang des J. 1870 an die Abfassung seines Romanes „The Mystery of Edwin Drood", der aber sein Schwanengesang werden sollte u. leider unvollendet blieb. Er starb, allgemein betrauert, 9. Juni 1870 auf seinem Landhause Gadshill bei Rochester u. wurde im Dichterwinkel der Westminsterabtei beigesetzt. (Vgl. John Forster „Life of D.", deutsch von Althaus, 2 Bde. 1873.)

Dickfuß, s. „Brachvogel".

Dickgroschen nannte man ehemals verschiedene (z. B. Prager od. sächsische), 2—5 Rlth. schwere Silbermünzen, für die später, ebenso wie für die Guldengroschen, die Bezeichnung (Joachims-) Thaler gebräuchlich wurde. Die ersten starken Silbermünzen, welche seit dem 13. Jahrh. nach den Brakteaten entstanden, nannte man auch Dickpfennige. Dickthaler ist = Ducaton, alter spanischer Thaler, auch „dicke Tonne" genannt.

Dickhäuter (Pachydermen), große, schwerfällige Landsäugethiere von plumper Körpergestalt, mit großem Kopfe, welcher eine vorragende, zuweilen Rüssel tragende Schnauze hat. Sie charakterisiren sich durch kurzen Hals, kurzen Schwanz u. eine dicke, fast nackte od., bei den kleineren Formen, dicht beborstete Haut, haben gewöhnlich alle 3 Arten Zähne (2—6 Vorderzähne, große Eckzähne (Hauer) u. schmelzfaltige od. zusammengesetzte Backzähne) u. 3—5 von eben so vielen Hufen umschlossene Zehen (deshalb „Vielhufer", Multungula), die meist neben einander stehen u. gleichzeitig auftreten; bei den Schweinen jedoch stehen dieselben paarweise hinter einander, die äußeren hinter den mittleren, u. als Afterklauen über dem Boden erhoben (deshalb „Paarzeher", Zygodactyla); ihre Mittelfußknochen sind getrennt u. wie die Zehenknochen kurz. Die meisten dieser Thiere nähren sich von Pflanzenkost, einige zugleich auch von thierischer, sie leben herdenweise, die großen Formen in sumpfigen Tropengegenden, nur wenige in der gemäßigten Zone. In der Vorzeit kamen sie im jetzigen hohen Norden vor, wie aus Skeleten u. anderen im nördlichsten Theile Asiens aufgefundenen Resten ihrer riesigen Gestalten geschlossen werden muß. Die Ordnung der D. umfaßt die Familien 1. der Flußpferde od. Obesa, d. h. der Plumpen, die im Nilpferd (Hippopotamus) ihren Vertreter finden, 2. der Nashörner (Nasicornia) mit der afrikanischen u. asiatischen Gattung Rhinoceros, 3. der Schweine (Setigera, d. h. Borstenträger), 4. der Tapire (Nasuta, d. h. Großnasige), zu denen auch das fossile Palaeotherium zählte, u. 5. der Elephanten (Proboscidea, d. h. Rüsselträger), mit dem ausgestorbenen Mammuth, Mastodon od. Ohiothier u. Dinotherium.

Dickhorn, s. „Bighorn".

Dickkopf, ein in der Thierkunde mehrfach verwendeter Ausdruck,

ist der Name 1. einer nordischen Moorente, der Schellen- od. Klangente (Fuligula clangula *L.*), die zur Winterzeit häufig nach Deutschland kommt u. bis zum Mittelmeere geht. Die Weibchen sehen dunkelaschgrau, an Kopf u. Hals braun aus, die Männchen sind weißgefärbt, auf Rücken u. Schultern schwarz u. schillern an Kopf u. Hals grün, mit einem weißen Fleck am Mundwinkel. — 2. Dickkopfwürger (Pachycephali) sind gewisse Vögel Neuseelands von gedrungenem Bau, mit starkem Kopf u. kräftigem Schnabel, die sich von Insekten, bes. von Raupen nähren, in den Baumkronen leben u. sich nach Art der Meisen durch die Zweige bewegen, aber schwerfällig fliegen. — 3. Dickkopf, Döbel, Aitel, Altel, Schuppfisch, engl. chub, franz. meunier, chevaine (Squalius cephalus *L.*), ein in Mitteleuropa ziemlich gemeiner, bis 4 kg. schwerer Süßwasserfisch aus der Karpfenfamilie, von cylindrischer Gestalt. Sein großer breiter Kopf hat ein sehr weites, schiefstehendes Maul, das ihm selbst Frösche u. Mäuse zu verschlingen erlaubt (daher auch „Musebyter, Mäusefresser" in Norddeutschland genannt). Auf dem Rücken ist er schwarzgrün, an den Seiten silberweiß od. goldgelb gefärbt, durch schwarze Einfassung der sehr großen Schuppen netzartig gezeichnet, mit rothen Flossen. — 4. In der Insektenklasse bezeichnet man als D. gewisse Tagschmetterlinge (Hesperia), welche sich ebenfalls durch einen großen Kopf auszeichnen; derselbe trägt dickkeulige Fühler, außerdem haben sie zwei Sporenpaare an den Hinterschienen; die Flügel tragen sie in der Ruhe halb aufgerichtet; ihre nach beiden Enden etwas verdünnten, fast nackten Raupen leben in einem Gewebe zwischen zusammengewickelten Blättern. Hierher gehören der Malvenfalter (Hesp. malvarum), die verschiedenen Strichfalter (Hesp. comma u. s. w.) u. andere gemeine kleine Europäer, in Amerika dagegen mehrere große Arten. — 5. Auch ein Spinner, der Schwamm- od. Rosenspinner (Liparis dispar), heißt D., weil seine graue, mit rothen u. blauen, borstig behaarten Knopfreihen besetzte, nach der letzten Häutung über 5 cm. lange Raupe einen sehr dicken Kopf hat; dieselbe ist äußerst gefräßig u. richtet nicht blos an Pappeln, Weiden u. Eichen, sondern auch an Obstbäumen u. Rosensträuchern namhafte Verheerungen an. Der lebhafte männliche Schmetterling ist braungelb, mit schwärzlichen, zackigen Querlinien auf den Vorderflügeln, u. hat große gefiederte Fühler; das träge, doppelt so große Weibchen hat schmuzigweiße Flügel mit schwarzen Zickzackquerlinien u. einen braunwolligen After, mit dessen Haar es seine abgesetzten Eier deckt, die so einen schwammartigen Haufen bilden (daher der Name). — 6. Dickkopffliegen (Conopiden) sind gewisse Zweiflügler (Dipteren) mit dickem Kopfe u. vorgestreckten dreigliederigen Fühlern. Sie haben einen dicken, fleischigen, vorgestreckten Rüssel, aufliegende Flügel, unbedeckte Schwinger, einen ringligen Hinterleib; sie saugen Blumensäfte u. schmarotzen als Larven an Aderflüglern, zumal Hummeln. — 7. Dickkopfkäfer (Apoderus coryli), ein in Deutschland gemeiner schwarzer Rüsselkäfer mit rothen Flügeldecken, lebt auf Buchen, Erlen u. Haseln, deren Blätter er dütenförmig zusammenwickelt, um seine Eier hineinzulegen.

Nr. 2424. Der Dickkopf (Squalius cephalus L.).

Nr. 2425. Puppe. Nr. 2426. Raupe vor der letzten Häutung.

Nr. 2427. männlicher, Nr. 2428. weiblicher Schmetterling.
Nr. 2425—2428. Der Dickkopf od. Rosenspinner (Liparis dispar).

Dickpfennig, s. „Dickgroschen".

Dickschnabel, s. „Kernbeißer".

Dicksonia, eine Pflanzengattung der Farrnkräuter, benannt nach dem englischen Botaniker Dickson, mit vielen Arten, welche sämmtlich den wärmeren Ländern angehören, durch baumartigen Wuchs ausgezeichnet u. darum häufig in Farrnhäusern gepflegt. Die Wedel bilden ihre letzten Fiederchen zu klappenartig vorspringenden Kapseln um, wodurch eine Fieder auf der Rückseite wie mit kleinen Knöllchen besäet erscheint. Zur besseren Vorstellung geben wir in der Abbildung die prächtige D. gigantea Karst. aus Neugranada, wo sie in einer Meereshöhe von 2600 m. so kräftig wächst, daß sie nach dem Entdecker (Hermann Karsten) der kräftigste Farrnbaum von ganz Südamerika ist, indem ihr Stamm 3 m. hoch, bis 20 cm. dick wird u. auf dem Scheitel gegen 40 frische mächtige Wedel treibt, die sich nach dem Ableben zurückschlagen u. somit wie ein mächtiger Schirm nach unten hängen.

Nr. 2429. Stamm, Nr. 2430. Wedel
der Dicksonia gigantea (riesige Dicksonie).

Dickthaler, s. „Dickgroschen".

Dickzüngler (Crassilinguia), eine Abtheilung der Eidechsen (s. d.), mit kurzer, dicker, fleischiger, am Ende abgerundeter Zunge u. vier oft sehr langen, fünfzehigen Beinen. Zu ihnen gehören die Agamen, wie z. B. der Drache, der Basilisk, der Leguan, der Hardun sowie auch die Geckonen od. Haftzeher.

Dicotyles, s. „Bisamschwein".

dicto die (lat.), am besagten od. genannten Tage.

dictum (lat.), eigentl. „das Gesagte", ein Spruch, Ausspruch.

dictum factum (lat.), gesagt, gethan.

Didaktik (griech.), d. i. Lehr- od. Unterrichtskunst, ist derjenige Theil der Erziehungslehre, der sich mit dem Zwecke, den Mitteln u. der Methode des Unterrichts beschäftigt u. Regeln hierfür aufstellt. Die Behandlung der verschiedenen Unterrichtsfächer stützt sich theils auf die Natur der Lehrgegenstände selbst, theils auf die Entwickelungsgesetze des menschlichen Geistes, theils auf die Ansprüche, welche das Leben an den durch die Schule gebildeten Menschen macht. Diese drei Gesichtspunkte hat die D. ins Auge zu fassen. Ein Haupttheil der D. ist die Methodik, die Kunde von den Behandlungsweisen od. Methoden der verschiedenen Lehrgegenstände, die aber mehr durch angeborenen Takt u. durch längere Uebung als durch die Theorie zu erlangen ist.

didaktische Poesie, s. „Lehrgedicht".

Didaskalia hieß in Athen die Unterweisung, welche die dramatischen Dichter den Schauspielern und dem Chor vor Aufführung

ihrer Stücke zu Theil werden ließen. Auch die Aufführung dieser Stücke selbst u. die auf den großen Festspielen üblichen dramatischen Wettkämpfe (zwischen je drei tragischen u. drei komischen Dichtern) nannte man D. Endlich verstand man darunter das zum Andenken an die Aufführung im Festraume angebrachte Verzeichniß der aufgeführten Stücke, mit Angabe der kämpfenden Dichter u. der Zeit der Aufführung. Später fanden sich Schriftsteller, welche diese Tafeln zusammenstellten u. nebst eigenen Erläuterungen in besonderen Schriften veröffentlichten, die wiederum denselben Namen führten. Der erste Sammler dieser Art war Aristoteles. Dieselbe Sitte ging später auf die Römer über.

Diday (spr. Dideh), François, ein trefflicher Landschaftsmaler, der, geb. 1802 zu Genf, seit den Dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts auf den Ausstellungen durch seine Bilder großen Ruhm erwarb. In rein naturalistischer Auffassung u. Durchführung u. mit meisterhafter Technik, aber allerdings zuweilen mit allzu pastösem Farbenauftrage behandelt er vorzugsweise die großartige Alpennatur der Schweiz. Sein bedeutendster Schüler war Calame (s. d.).

Didelphys, s. „Beutelthiere“.

Diderot (spr. Dideroh), Denis, franz. Encyklopädist, geb. 5. Okt. 1712 zu Langres in der Champagne, erzogen von den Jesuiten, trieb neben juristischen vorzugsweise philosophische u. mathematische Studien u. machte sich zuerst bekannt durch seine „Pensées philosophiques“ (Paris 1746), deren Spitze gegen die christliche Religion gerichtet ist. Nachdem er an einem großen medizinischen Lexikon mitgearbeitet hatte, gab er in Verbindung mit den bedeutendsten Schriftstellern seiner Zeit, wie Rousseau, d'Alembert u. A., die große „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“ (Paris 1751—65, 17 Bde.) heraus u. schrieb selbst dazu die Artikel über Gewerbe u. Kunst. Ein kurzer Aufenthalt in Petersburg unterbrach sein Pariser Leben. Er starb zu Paris 31. Juli 1784. D. war ein vielseitig gebildeter Geist. Seine Romane („Bijoux indiscrets“, „La religieuse“) sind weniger ausgezeichnet durch Handlung als durch geistreiche Charakterzeichnung u. witzige, wenngleich oft frivole Schreibart; als Lustspieldichter („Fils naturel“, „Père de famille“) brachte er das rührende, bürgerliche Drama in Frankreich in Aufnahme; seine Kunstkritiken sind von schonungsloser Schärfe u. erscheinen trotz leichter Form als das Ergebniß tiefgehender Studien. Einzelne seiner Dramen sind von Lessing, „Rameau's Neffe“ von Goethe übersetzt worden. D. gilt als einer der hervorragendsten französischen Encyklopädisten, welche durch scharfe Kritik auf dem Gebiete der Politik, der Religion u. des sozialen Lebens die große Revolution des J. 1789 vorbereiteten.

Didius, Salvius Julianus, röm. Kaiser nach Pertinax im J. 193 n. Chr. Im J. 132 geb., hatte er alle Ehrenstufen bis zum Konsulat durchlaufen u. war Statthalter von Dalmatien, Germanien, Afrika u. Bithynien gewesen, als die Prätorianer Pertinax ermordeten u. den Kaiserthron dem Meistbietenden zu geben versprachen. Von einem Zechgelage weg eilte D. zum Lager u. bot mit seinem Nebenbuhler Sulpician um die Wette, bis ihm die Prätorianer für den Kaufschilling von 25,000 Sesterzen für den Mann die Herrschaft zuschlugen. Doch gelang es ihm nicht, das Volk für sich zu gewinnen; auch die Heere in den Provinzen waren unzufrieden. Endlich rückte der Statthalter Pannoniens, Septimius Severus, auf Rom los, u. da auch die Prätorianer von dem unfähigen D. abfielen, so ermannte sich der Senat, erwählte Septimius Severus zum Kaiser u. verurtheilte D. zum Tode. Ein gemeiner Soldat tödtete den Greis, der nur 66 Tage regiert hatte.

Dido od. Elissa, eine als Gründerin Karthago's bekannte phönizische Prinzessin, soll der Sage nach, als ihr Vater, Mutgo (nach Anderen Agenor), König von Tyrus, gestorben war, ihren Oheim Acerbas (nach Anderen Sichäus) geheirathet haben, während ihr Bruder Pygmalion die Regierung übernahm. Gierig nach den Schätzen des Schwagers, ermordete Pygmalion denselben; D. aber entkam mit dem Gelde u. vielen ihr folgenden Tyriern nach Cypern u. dann nach Afrika. Hier kaufte sie von dem numidischen König Hiarbas ein Stück Land zur Gründung einer Stadt. Der Name der Burg, Byrsa (im Semitischen Burg, im Griechischen Rindshaut), veranlaßte die Griechen zur Erfindung der Fabel, D. habe sich so viel Land erhandelt, als sie mit einer Rindshaut bedecken könnte, dann aber die Haut in lauter dünne Riemen zerschnitten u. einen großen Raum damit umzogen. Als die Stadt, Karthago (eigentlich Karthada, d. i. Neustadt), in Kurzem zu Blüte u. Macht gelangte, entbot Hiarbas zehn vornehme Punier zu sich u. warb unter Bedrohung mit Krieg um die Hand D.'s. Die Abgesandten wagten es nicht, der Königin offen den Antrag mitzutheilen, sondern meldeten ihr nur, Hiarbas wünsche Jemand, der ihn u. sein Volk mit den Sitten civilisirter Nationen bekannt mache, es werde sich aber wol Niemand finden, der sich dies Verdienst unter Verlust des Vaterlandes erwerben möchte. Als aber D. ihnen vorstellte, wie nützlich die Mission für das Vaterland sein werde, dem man doch Alles verdanke, so eröffneten sie ihr die Wahrheit u. fügten hinzu, es wäre nun an ihr, dem Vaterlande das bezeichnete Opfer zu bringen. Sie gab sich scheinbar gefangen. Als aber die von ihr verlangte Frist abgelaufen war, ließ sie sich am Ende der Stadt einen Scheiterhaufen errichten, als wollte sie dem ersten Gatten ein Sühnopfer darbringen, stürzte sich aber bald darauf selbst in die Flammen. In Karthago genoß sie nach ihrem Tode göttliche Verehrung. Der röm. Dichter Virgil gestaltete diese Sage in seiner Aeneïde so um, daß er nach der Landung des Aeneas bei Karthago die Königin D. in Liebe zu seinem Helden erglühen, später aber, als Aeneas, dem Rufe des Schicksals folgend, sich aus ihren Armen losreißt, auf dem Scheiterhaufen ihr Leben endigen läßt.

Didot (spr. Didoh), berühmte franz. Buchdrucker- u. Buchhändler-Familie, deren Ruf zu Anfang des vor. Jahrh. durch den unternehmenden François D. (geb. 1689, gest. 1757) begründet wurde. Nach dessen Tode übernahm sein Sohn François Ambroise D. (geb. 1730) das Geschäft, das er durch Erfindung der Pressen mit Einem Zuge, durch Einführung neuer schöner Typen u. durch die Sorgfalt, die er im Verein mit seinem Bruder Pierre François D. (geb. 1732, gest. 1795) der Verbesserung der Papierfabrikation zuwandte, rasch in Flor zu bringen wußte. Die aus seiner Offizin hervorgegangenen Ausgaben des Homer, des Tasso u. s. w. zeichneten sich eben so sehr durch typographische Schönheit u. Sauberkeit als durch Korrektheit des Textes aus. — Sein Sohn Pierre D., geb. 1760, eiferte dem Vater in der Einführung typographischer Verbesserungen glücklich nach u. stellte mit großen Opfern eine Reihe glänzend u. geschmackvoll ausgestatteter Ausgaben alter u. neuer Klassiker her. Typographische Meisterwerke waren nam. seine Folio-Ausgaben des Virgil, des Horaz, des Racine. Die beiden ersteren Werke begleitete er mit lateinischen Vorreden aus seiner Feder, wie er denn überhaupt mehrfach schriftstellerisch thätig war. Er schrieb einen „Essai de fables nouvelles“ u. übersetzte das erste Buch der Horazischen Oden u. Theile der Aeneïde. Nach seinem Tode (31. Dez. 1853) führte sein Sohn Jules D. das Geschäft in demselben großen Stile fort. — Firmin D., Bruder des Pierre D., geb. 1764, leitete seit 1789 mit vielem Erfolg die mit der Offizin verbundene Schriftgießerei, errichtete später selbst eine Buchdruckerei, aus der vorzügliche Drucke hervorgingen, u. erfand ein neues Verfahren im Stereotypendruck. Auch er hat sich außerdem durch literarische Arbeiten, Uebersetzungen u. s. w. bekannt gemacht u. gehörte 1830 zu den Deputirten, die gegen die berüchtigten Juliordonnanzen Protest einlegten. Er starb 24. April 1836. — D. Saint Léger, ein Vetter des Vorigen, machte sich um die Hebung der Papierfabrikation verdient u. erfand das Papier ohne Ende. — Ambroise Firmin D., Sohn Firmin D.'s, geb. 20. Dez. 1790, trat 1827 als tüchtig vorgeschulter u. durch Studien wie durch weite Reisen vielseitig gebildeter Mann in das Geschäft seines Vaters, das er im Verein mit seinem Bruder Hyacinthe Firmin D. (geb. 11. März 1794) den wachsenden Anforderungen der Zeit u. dem schnellen Fortgange der Technik gemäß entwickelte. Später traten auch die Söhne von Ambroise u. Hyacinthe, Paul D. (geb. 1826) u. Alfred Firmin D. (geb. 1828) als Theilhaber in das Geschäft ein. Das Haus D. nimmt noch gegenwärtig eine der ersten Stellen in der Buchdruckerwelt ein. In seinen Werkstätten, deren es außer in Paris auch in der Provinz mehrere besitzt (Arbeiterkolonien zu Sorel u. Mesnil im Eure-et-Loiredepartement), werden außer der Buchdruckerei Papierfabrikation, Schriftgießerei, Buchbinderei, kurz alle auf die Anfertigung von

Büchern bezüglichen Operationen in großartiger Weise betrieben. Von den großen Pracht- u. Sammelwerken, die in neuerer Zeit von dieser Firma ausgingen, nennen wir: die sog. Louvre-Ausgabe der franz.

Nr. 2131. Ambroise Firmin Didot (geb. 20. Dez. 1790).

Klassiker, die Bibliothek griech. Klassiker mit latein. Uebersetzung (50 Bde.), die latein. Bibliothek mit franz. Uebersetzung (27 Bde.), die „Encyclopédie moderne", die „Nouvelle biographie générale", das „Univers pittoresque" — sämmtlich groß angelegte, bändereiche u. mit prachtvollen Kupfern gezierte Werke.

Didrick, s. „Goldkukuk".

Didron (spr. Didrong), Adolphe Napoléon, franz. Archäolog, geb. 13. März 1806 zu Hautvillers im Dep. Marne, machte sich nam. durch seine „Annales archéologiques" (seit 1844) um das Studium der Archäologie des Mittelalters verdient. Von 1836—43 war er an der königlichen Bibliothek angestellt gewesen; er gründete 1849 ein Institut für Glasmalerei, 1858 eine Fabrik für mittelalterliche Bronze- u. Goldschmiedarbeiten. Außer den „Annalen" gab er heraus ein „Bulletin archéologique", eine „Histoire de Dieu", ein „Manuel d'iconographie chrétienne etc." u. a. archäologische Arbeiten. Er starb 13. Nov. 1867.

Didunculus strigirostris Gould, der „Manumea" der Upolu-Insulaner, eine kräftig gebaute, langhalsige Taube von grünschwarzer u. kastanienbrauner Färbung, deren stark gewölbter Oberschnabel mit hakiger Spitze übergreift, u. deren schief abgestutzter Unterschnabel jederseits zwei Zähne hat (Brehm's Zahntaube). Sie bewohnt, gesellig auf dem Erdboden sich haltend, die Bergwälder der Samoa-Inseln, wo man sie auch in Gefangenschaft hält u. ihres guten, wohlschmeckenden Fleisches wegen schätzt. Infolge der Nachstellungen, denen sie deshalb ausgesetzt ist, ist sie auch auf Upolu nach u. nach fast ganz u. gar ausgerottet worden.

Didus, s. „Dronte".

Didym, eins der seltener vorkommenden Elemente, welches mit Zirkonium, Yttrium, Terbium, Thorium, Cer, Lanthan u. s. w. zu der Aluminiumgruppe, d. h. zu denjenigen Elementen gehört, welche mit ihren Verbindungen in chemischer Beziehung gewisse Uebereinstimmung mit dem metallischen Elemente der Thonerde zeigen. Das D. wurde von Scheerer in Christiania entdeckt u. erhielt seinen Namen von seiner nahen Verwandtschaft mit dem Cer u. Lanthan, welche diese Metalle gleichsam wie Zwillinge mit einander verwechseln läßt.

Didyma (vom griech. didymoi, d. i. Zwillinge), Beiname der Diana als Zwillingsschwester des Apollo. — Denselben Namen trug ein Ort, südlich von Milet, mit einem dem Apollo geweihten Tempel mit einem berühmten Orakel. Wie zu Delphi, so ertheilte hier eine von den aufsteigenden Dünsten einer Quelle in Aufregung versetzte Pythia von ihrem Dreifuße herab Orakelsprüche. Dareios Hystaspis, angelockt von den reichen Schätzen des Heiligthums, plünderte u. zerstörte dasselbe (494 v. Chr.). Die Milesier stellten es später mit noch größerer Pracht wieder her. Noch heute zeigt man bei Jeronda od. Joran — dies ist der jetzige Name des Ortes — ansehnliche Trümmer des alten Heiligthums.

Didymit wurde von Schafhäutl ein glimmerähnliches Mineral genannt, welches außer Kieselsäure u. Thonerde Kali u. Natron zugleich enthält; es ist also ein Kali-Natronglimmer; wegen seines fettigen, talkähnlichen Aussehens wurde es früher unter dem Namen Talkschiefer aufgeführt; er findet sich im Zillerthale in Tirol.

Didymos, alexandrinischer Grammatiker zur Zeit des Julius Cäsar, berühmt wegen seines eisernen Fleißes u. seiner außerordentlichen Vielschreiberei. Von seinen kritischen u. exegetischen Schriften, deren er angeblich gegen 4000 verfaßt haben soll, sind nur spärliche Bruchstücke auf uns gekommen.

Dié (franz. spr. Dieh), Stadt im franz. Dep. Drôme mit 3762 (1866) E., die Seiden- u. Wollenweberei, Seidenspinnerei, Fabrikation von Tuch, Papier, Leder u. Weinhandel betreiben. D. ist eine sehr alte Stadt u. bekannt wegen des in ihrer Nähe wachsenden u. nach ihr benannten vortrefflichen Muskatweines (Clairette de Dié), sowie wegen des sog. unersteiglichen Berges (Montagne inaccessible) u. des in Form einer umgestürzten Pyramide aufsteigenden Mont-Aiguille. Beide Berge, die in geringer Entfernung von D. liegen, werden zu den „7 Wundern der Dauphiné" gezählt.

Diebitsch-Sabalkanski, Graf Hans Karl Friedrich Anton v. Diebitsch u. Narden, deutscher Feldherr in russischen Diensten, geb. auf dem Rittergute Großleippe in Schlesien 13. Mai 1785, ging 1801 nach Rußland, machte als Offizier im Semenow'schen Grenadierregiment den Feldzug von 1805 mit u. ward 1812 Generalmajor, als welcher er den General York zum Abschluß der Konvention von Tauroggen bewog u. mit demselben in Berlin einrückte. Dann nahm er an den Schlachten bei Bautzen, Dresden u. Leipzig theil, wurde hierauf Generalleutnant, 1822 Generaladjutant des Kaisers u. Chef des großen Generalstabs u. 1826, nach der Unterdrückung des Petersburger Dezemberaufstandes, General. Im türk. Feldzuge 1829 eroberte er Varna u. überschritt als Oberbefehlshaber des russ. Heeres den Balkan (hiervon sein Beiname). Nach Ausbruch der poln. Revolution von 1830 wieder mit dem Oberbefehl betraut, rückte er 6. Febr. 1831 in Polen ein, war aber hier weniger glücklich u. starb bereits 10. Juni 1831 zu Kleczewo bei Pultusk an der Cholera. Vgl. Belmont, „Graf D.-S." (Dresd. 1830).

Diebstahl ist ein Verbrechen, das Derjenige begeht, der wissentlich u. widerrechtlich eine fremde bewegliche Sache ohne Gewaltanwendung hinwegnimmt, um sich od. Anderen durch Zueignung dieser Sache einen unerlaubten Vermögensvortheil zu verschaffen. Die Wegnahme muß ohne Genehmigung des Eigenthümers od. des dermaligen Inhabers erfolgen; sie muß ferner in einer Entziehung aus fremdem Besitze bestehen. Wird Gewalt angewendet, so liegt nicht D., sondern Raub vor; Unterschlagung dagegen, wenn der Entziehende selbst sich im Besitze der betr. Sache befindet; ist Derjenige, der sich einer in fremdem Besitze befindlichen Sache gewaltsam bemächtigt, selbst Eigenthümer derselben, so liegt nur Selbsthülfe vor, die als solche straflos ist. Der D. ist ein Eigenthumsverbrechen u. fast ausnahmslos strafbar, straflos lediglich dann (nach §. 247 des deutschen Strafgesetzbuches), wenn er von Verwandten aufsteigender Linie (Eltern, Großeltern u. s. w.), gegen Verwandte absteigender Linie (Kinder, Enkel u. s. w.) od. von einem Ehegatten gegen den anderen begangen wird. Die regelmäßige Strafe des D. ist Gefängniß. Die Schwere der Strafe u. die Höhe des Strafmaßes ist jedoch verschieden je nach dem schwereren od. geringeren Grade des D. Zu dem ersteren gehören folgende Fälle: 1. wenn aus einem zum Gottesdienste bestimmten Gebäude zum Gottesdienste bestimmte Gegenstände od. aus einem anderen Gebäude Sachen mittels Einbruchs, Einsteigens od. Erbrechens von Behältnissen gestohlen worden; 2. wenn ein verschlossener Raum od. Behältniß mittels falscher Schlüssel od. anderer zum Oeffnen nicht bestimmter Werkzeuge eröffnet u. aus demselben gestohlen worden ist; 3. wenn an öffentlichen Orten (Straße, Post, Bahnhof) Reisegepäck od. sonstige zu befördernde Gegenstände in gleicher Weise od. mittels Abschneidens od. Ablösens der Befestigungs- od. Verwahrungsmittel gestohlen worden; 4. wenn der D. mit Waffen, od. von einer Bande, d. h. von Mehreren, die sich zur fortgesetzten

Begehung von Raub od. D. verbunden haben od. zur Nachtzeit in einem bewohnten Gebäude od. Schiffe begangen wurde. Alle diese Verbrechen werden meist mit Zuchthausstrafe geahndet. Zu den milder beurtheilten D. gehören solche, die gegen Angehörige, Vormünder, Erzieher od. solche Personen, in deren Lohn od. Kost sich der Dieb befindet, begangen wurden. Bei diesen tritt nach dem deutschen Strafgesetzbuche nur dann Bestrafung ein, wenn von dem Bestohlenen ein Strafantrag gestellt wird. Der Dieb kann übrigens außer mit Freiheitsstrafe auch noch durch Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte u. durch Stellung unter polizeiliche Aufsicht bestraft werden. Der D. gehört zu den Verbrechen, bei denen ausnahmsweise der Rückfall, d.h. die Wiederbegehung eines Eigenthumsverbrechens, nach zweimaliger Vorbestrafung zu einer nicht unbeträchtlichen Verschärfung der Strafe Veranlassung giebt.

Diebsinseln, s. „Ladronen“.

Dieckhoff, August Wilhelm, einer der Hauptvertreter des streng lutherischen Konfessionalismus, geb. 5. Febr. 1823 in Göttingen, wurde 1854 Prof. daselbst u. wirkt seit 1860 als Prof. der Kirchengeschichte in Rostock. Er machte sich bes. als Redakteur der streng gläubigen „Theologischen Zeitschrift“ bekannt, die er 1860—65 im Verein mit Kliefoth herausgab. Geschätzt sind seine beiden dogmengeschichtlichen Arbeiten: „Die Waldenser im Mittelalter. Zwei historische Untersuchungen“ (Göttingen 1851) u. „Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter“ (1. Bd., Göttingen 1854).

Diedenhofen (franz. Thionville, spr. Thiongvill'), Festung in Deutsch-Lothringen (vor dem Deutsch-franz. Kriege zu Frankreich — Moseldep. — gehörig), am linken Ufer der Mosel u. an der Eisenbahn von Metz nach Luxemburg, mit bedeutenden Bastionen, 6 Ravelins, mehreren Außenwerken u. einem Hornwerke am rechten Moselufer, hat 7376 E., welche Fabrikation von Oel, Pech, Kienruß, Berlinerblau, Eisen- u. Blechwaaren, sowie Branntweinbrennerei, Gerberei u. Handel betreiben. Schon im Mittelalter war D. unter dem Namen Theodonis villa ein so angesehener Ort, daß Pipin von Heristall daselbst Hof hielt u. Karl der Gr. 806 eine große Reichsversammlung dahin berief. Später im Besitz der Spanier u. 1558 vom Herzog von Guise für Frankreich erobert, bald aber wieder in spanischen Händen, kam es 1643 durch Kapitulation wieder an Frankreich, unter dessen Herrschaft es bis zum Deutsch-franz. Kriege blieb. In diesem wurde die Festung seit dem 4. Okt. 1870 locker cernirt, später von der 14. Infanteriedivision (unter General Kameke) enger eingeschlossen, vom 13. Nov. an beschossen u. am 22. Nov. bombardirt. Schon am folgenden Tage verlangte der Festungskommandant einen 24stündigen Waffenstillstand, um Frauen u. Kinder aus der Festung zu entfernen. General Kameke verweigerte denselben u. bewilligte der Festung eine 4stündige Frist zur Kapitulation. Als diese Frist ohne Erfolg verstrichen war, begann um 6½ Uhr Abends das Bombardement von Neuem u. ward bis zum anderen Morgen 11 Uhr fortgesetzt, wo die weiße Fahne aufgezogen wurde. Abends 7 Uhr fand die Ratifikation im Dorfe Terville statt, u. am 25. Nov. zogen die Deutschen ein. — D. ist Kreisstadt, Sitz einer höheren Lehranstalt (Collége) u. einer Gesellschaft für Ackerbau.

Diefenbach, Lorenz, deutscher Sprachforscher, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim im Großherzogthum Hessen, studirte in Gießen, wurde Pfarrer u. Bibliothekar zu Solms-Laubach, lebte dann abwechselnd an verschiedenen Orten Deutschlands, bereiste die Schweiz, Belgien u. Frankreich u. hielt sich dauernd zu Frankfurt auf. Neben Gedichten, Novellen u. einer großen Anzahl von Aufsätzen in Zeitschriften veröffentlichte D. mehrere kleinere Schriften linguistischen Inhalts, ein bedeutendes Werk über die keltischen Sprachen „Celtica“ (3 Bde., Stuttgart 1839—42), ein „Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache“ (3 Bde., Frankfurt 1846) u. „Origines Europaeae“ (Frankf. 1860).

Dieffenbach, H. Anton, bekannter Genremaler aus Wiesbaden, bildete sich unter Knaus u. lebte lange Zeit in Paris. Seine bisweilen landschaftlich gehaltenen Genrebilder sind von trefflicher, energischer Ausführung; das bekannteste derselben ist wol „Der Tag vor der Hochzeit“, im Besitz des Königs von Württemberg.

Dieffenbach, Johann Friedrich, einer der genialsten Chirurgen der Neuzeit, im 1. Febr. 1792 in Königsberg i. R. geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung verdankt er dem Gymnasium u. der Universität Rostock, woselbst er Theologie studirte. Zur Fortsetzung seiner Studien ging er nach Greifswald u. lehrte, nachdem er als Freiwilliger an den Befreiungskriegen theilgenommen hatte (1813 in Holstein, sodann in Frankreich 1814), auch wieder zu seinen theologischen Studien zurück, die er erst 1816 mit den medizinischen vertauschte. In Königsberg, wohin er sich hierauf begab, zeigte er sich als eifriger Turner u. ertheilte in seinen freien Stunden nebenher sogar Unterricht in den körperlichen Uebungen, als Reiten, Fechten, Turnen. Angezogen durch den Ruf des daselbst lehrenden Chirurgen Walther ging D. 1820 nach Bonn, wo sein hervorragendes Talent sehr bald von Walther erkannt wurde. Dieser empfahl D. einer erblindeten Dame als Reisebegleiter nach Paris. Nach Deutschland zurückgekehrt, promovirte D. 1822 mit seiner Epoche machenden Dissertation: „Nonnulla de regeneratione et transplantatione“ u. ging dann nach Berlin, wo er bald großen Ruf u. eine ausgedehnte Praxis erwarb. Im J. 1830 wurde er dirigirender Wundarzt der Charité; 1832 außerordentlicher, 1840 ordentlicher Professor u. Direktor der chirurgischen Klinik. D. war ein chirurgischer Virtuos, u. in der Fertigkeit das Messer zu führen, kam ihm Keiner gleich. Daneben aber eröffnete er der Chirurgie völlig neue Gebiete, u. nam. wurde sein Verfahren der Transplantation, d. h. der Ueberpflanzung der Haut zur Bildung von Nasen, Lippen, Wangen u. s. w., seine Methode der Heilung des Schielens u. Stotterns durch Muskel-Durchschneidungen geradezu Epoche machend. Sein Hauptwerk ist „Die operative Chirurgie“ (2 Bde.; Leipzig 1844—48). Unter den anderen Schriften verdienen hervorgehoben zu werden: „Chirurgische Erfahrungen“ (Berl. 1829—34, 4. Abth.); Fortsetzung des Scheel'schen Werkes: „Die Transfusion des Blutes u. die Einspritzung der Arznei in die Adern“ (Berlin 1828); „Ueber die Durchschneidung der Sehnen u. Muskeln“ (Berl. 1841); „Ueber die Heilung des Stotterns“ (Berl. 1841); „Der Aether gegen den Schmerz“ (Berl. 1847). Während der Cholera-Epidemie schrieb er „Physiologisch-pathologische Betrachtungen bei Cholerakranken“ (Berl. 1834, 2. Aufl.). Seine „Chirurgische Vorträge“ gab Meyer (Berl. 1840) heraus. — In Berlin ist D. auch geblieben, einige Reisen nach Paris 1836, London 1837, Wien 1841, Petersburg 1845 u. a. abgerechnet. Seit seiner Rückkehr aus St. Petersburg kränkelte er aber fortwährend u. erlag seinen Leiden 11. Nov. 1847. D.'s vorwiegend praktische Richtung ließ ihn zuweilen einseitige Urtheile aussprechen, so z. B. gegen das minutiöse anatomische Studium, indessen war nichtsdestoweniger der Einfluß, den er auf seine Schüler übte, infolge der genialen Einfachheit seiner Anschauungen, ein überaus bedeutender u. fruchtbarer. — Ernst **D.**, ein Verwandter des Vorigen, Geograph u. Naturforscher, seit 1850 Prof. der Geologie in Gießen, wo er 7. Jan. 1811 geboren wurde. D. machte 1839 die Expedition nach Neuseeland mit, welche eine zum Zweck der Kolonisation dieser Insel in England gebildete Gesellschaft entsandte. Er erwarb sich um die Kolonisation Neuseelands große Verdienste u. bereicherte die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaft, nam. die Ethnographie, Geographie u. Geognosie, um werthvolle Entdeckungen. Seine Beobachtungen hat er in den „Travels of New-Zealand“ (2 Bde., Lond. 1843) niedergelegt.

Diego Rodriguez, die östlichste der Mascareñasinseln im Indischen Ozean, hat ein sehr gesundes Klima, zählt 1570 Bewohner u. ist wichtig als Schiffsstation der Engländer, nicht minder durch sehr ergiebigen Fischfang.

Dielmann, Jakob, ein talentvoller Genremaler der Düsseldorfer Schule, geb. 1811 zu Sachsenhausen, bildete sich Anfangs im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M., nachher viele Jahre auf der Düsseldorfer Akademie u. lebt jetzt wieder in Frankfurt. Seine meist in geringem Umfange gehaltenen Bilder sind anspruchslose, liebliche Kabinetstücke, voll Einfachheit u. Poesie u. von höchst sorgfältiger Ausführung. Seine größeren Werke gehören mehr dem landschaftlichen Genre an. Fast noch ausgezeichneter sind seine kleinen Aquarelle.

Diemen, Anton van, holl. Verwaltungsbeamter, geb. 1593 zu Cuylenburg, ließ sich in der Ostindischen Compagnie anstellen, ward 1625 Mitglied des Hohen Rathes im holländischen Indien, 1632 Generaldirektor u. später Generalgouverneur mit dem Titel eines Ad-

mirals. Er beauftragte 1642 Abel Tasman mit einer Reise nach Süden, auf welcher dieser den dann zu Ehren v. D.'s Van-Diemensland (das jetzige Tasmanien, s. d.) benannten Theil Australiens entdeckte. D. starb in Batavia 16. April 1645.

Dienende Brüder sind in den geistlichen Ritterorden die niederen, nicht adeligen Brüder, die als gemeine Soldaten dienten od. bei der Krankenpflege beschäftigt waren; in den Mönchsklöstern sind sie s. v. a. Laienbrüder (Fratres conversi), die sich blos zu Gehorsam verpflichtet haben, od. Donaten, die sich, ohne ein vollständiges Gelübde zu thun, mit ihrem Vermögen in ein Kloster begeben u. dort verschiedene Dienste verrichten. In Nonnenklöstern giebt es in ähnlicher Weise dienende Schwestern. Bei den Freimaurern sind d. B. die Mitglieder des Bundes, die in den Logen aufwarten od. sonstige Dienste verrichten.

Dienstag, der zweite Wochentag (lat. dies Martis, Tag des Mars, althochdeutsch diestag, mittelhochdeutsch zistac), der Tag des altdeutschen Kriegsgottes Zio, der dem Mars entspricht, formell aber mit dem griechischen Zeus (Dios) zusammenhängt. Die Ableitung von Ding, Gericht, ist zu verwerfen, obgleich in niederdeutschen Urkunden u. im Niederländischen die Form dingstag vorkommt. In Altbayern zeigen sich vom 13. Jahrh. an die Formen Eritag, Erchtag, Erichtag u. s. w., welche mit einer zweiten Benennung des altdeutschen Kriegsgottes, Eor, Ear od. Er, zusammenhängen.

Dienstboten, s. „Gesinde“.

Dienstmanninstitute heißen diejenigen öffentlichen Verkehrsanstalten der Neuzeit, welche die in früheren Zeiten zersplitterte Thätigkeit der Lohnboten, Eckensteher, Lastträger, Kärrner u. s. w., kurz der sog. Dienstmänner, organisiren, d. h. unter einer einheitlichen Leitung vereinigen u. hierdurch sowie durch Einrichtung fester Normen u. Taxen u. durch Uebung einer strengen Kontrole zu einem wichtigen Bindeglied für den Verkehr in größeren Städten geworden sind. Das erste derartige Institut rief 1858 der Kaufmann Eduard Berger zu Bromberg ins Leben; daher nannte man dort die Dienstmänner anfänglich „Bergerleute“, welcher Name jedoch mit der bald eintretenden Konkurrenz in Vergessenheit gerieth. Fast in allen größeren Städten Deutschlands wurden binnen wenigen Jahren D. mit Kommanditen in Fabrikdörfern, in Badeorten, an Eisenbahnstationen u. s. w. errichtet, ja sie verbreiteten sich sogar in die Nachbarländer. Der Nutzen dieser D., deren Mitglieder sich dem Publikum durch eine Uniform u. eine Aufschrift am Mützenschilde leicht kenntlich machen, gründet sich vornehmlich auf das dabei zur Geltung kommende Prinzip der Arbeitstheilung, welches, richtig angewandt, jedem Dienstmanne diejenigen Verrichtungen zuweist, für welche derselbe bes. geeignet ist. Nicht minder fällt in volkswirthschaftlicher Beziehung die durch diese Institute ermöglichte Zeitersparniß ins Gewicht. In großen Städten ist, bei den zeitraubenden Entfernungen u. der Kostspieligkeit eines zahlreichen Gesindes, die Uebertragung kleinerer Lastarbeiten, Botengänge u. ähnlicher Dienstleistungen an jederzeit bereit stehende, zuverlässige Leute geradezu als ein pekuniärer Gewinn zu betrachten. In sozialer Hinsicht bieten die D. ein Mittel, eine Menge Unbeschäftigter dem Mangel u. der Unthätigkeit zu entreißen, u. tragen auf diese Weise dazu bei, dem Umsichgreifen des so gefährlichen Proletariats vorzubeugen. Haupterfordernisse eines gut organisirten D. sind: 1. ein fest bestimmter Lohn für die Arbeiter; 2. gute, nicht allzustrenge, die Dienstmänner nicht zu Sklaven herabwürdigende, aber ein richtiges Maß von Disziplin schaffende Instruktionen; 3. ein fester, jede Willkür abschneidender Tarif, u. 4. eine unbedingt festzuhaltende Kontrole mittels der Garantiemarken. Daß die Handhabung dieser Grundsätze einen energischen, kaufmännisch gewandten, mit den lokalen Gewohnheiten u. Verkehrsverhältnissen vertrauten Dirigenten verlangt, ist selbstverständlich. Die erwähnten Garantiemarken, die außer der Nummer des betreffenden Dienstmannes das vom Auftraggeber geleistete Bestellgeld u. die Höhe der Garantie angeben, sind eine Art von Quittungen, die der Besteller dem Dienstmann bei jeder Bestellung abzufordern hat u. durch die dem Publikum ein Mittel in die Hand gegeben ist, dem D. die Kontrole zu erleichtern. Die Polizei hat dieselbe durch strenge Prüfung der Statuten u. durch Fernhaltung notorisch unzuverlässiger Individuen vom Personal der D. zu unterstützen. Diese können entweder das Unternehmen eines od. mehrerer Kapitalisten od. von einer Vereinigung von Dienstmännern selbst ins Leben gerufen sein. Wesentlich ist dabei nur die strenge Beachtung der oben angeführten Grundsätze u. die Auszahlung eines festen Lohnes. Wohl zu unterscheiden sind von Instituten dieser Art solche Dienstmann- od. Packträgervereine, bei denen der Verband zwischen dem Institut, bez. dessen Direktor u. den Dienstmännern, fast nur darin besteht, daß der Erstere den Behörden u. dem Publikum gegenüber seinen Namen od. seine Firma leiht, während der Dienstmann an den Vorstand (für das Leihen der Geräthschaften, der Bekleidung u. s. w.) eine Abgabe entrichten muß, mit seinem Verdienst aber ganz u. gar auf Das angewiesen bleibt, was ihm der Zufall bringt. Dergleichen Vereine, die in der Regel kein Interesse daran haben, ob der Auftraggeber sich durch Abnahme der Marken eine Garantie verschafft od. nicht, das Unterlassen dieser Vorsichtsmaßregel vielleicht sogar gern sehen u. der Unzuverlässigkeit u. Unsolidität des Arbeiters jederzeit eine offene Thür lassen, haben in der letzten Zeit, unterstützt durch die Lässigkeit u. Bequemlichkeit des Publikums, den D. der ersteren Art eine verderbliche Konkurrenz gemacht. Dieser „wilden Konkurrenz“ ist es größtentheils zuzuschreiben, daß der Aufschwung, den das Dienstmannwesen durch den von dem Kaufmanne Eduard Geucke u. dem Buchhändler Julius Heinze, den Direktoren des ersten Dresdner Dienstmanninstituts, gegründeten Verband deutscher D.-J. (Expreß-Compagnie) genommen hatte, einem Stillstande Platz gemacht hat. Den genannten Männern war es gelungen, ihr Institut (nach der Farbe der Mützen auch „das rothe“ gen.) zu einem mustergiltigen zu machen. Mit 50 Mann am 15. Sept. 1861 eröffnet, schaffte es bereits drei Jahre später 320 unbemittelten Arbeitern Brot u. sicheren Verdienst, u. mit diesen hatten noch 25 Inspektoren, Contoristen, Aufseher u. s. w. eine einträgliche u. gesicherte Stellung erhalten. Der Mobiliarbestand an Wagen, Karren u. sonstigen Geräthen aller Art, Sommer- u. Winterkleidung, Montirungsstücken u. s. w. hatte einen Werth von über 10,000 Thalern; die Abnutzung u. Erneuerung, nam. der letzteren, erforderten jährlich gleichfalls ansehnliche Summen. Der Bedarf an Löhnen für die Mannschaft u. das übrige Personal belief sich monatlich auf 3500, jährlich auf über 40,000 Thlr. Dazu kamen noch die Ausgaben für Reparaturen, Miethzins für 11 Contore u. Remisen, die Herstellung der Marken (von denen jeder Dienstmann täglich 22 Stück zu verschiedenen Beträgen od. allesammt im Jahr 2,569,600 erhielten, u. die allein einen Aufwand von circ. 1200 Thlrn. verursachten), für sonstige Druckkosten u. Inserate, sowie alle weiteren Geschäftsspesen. Damit begnügten sich die Unternehmer jedoch noch keineswegs. Sie sorgten vielmehr in jeder Weise für ihre Leute: nächst einem festen, angemessenen Lohne erhielten diese eine zweckmäßige u. gleichförmige Kleidung; die Unternehmer gründeten eine Kranken- u. eine Pensionskasse, führten für die jüngeren, unverheiratheten Mannschaften ein Kasernirungssystem ein u. sorgten nicht nur durch Errichtung eines Proviantmagazins für gute u. wohlfeile Nahrungsmittel, sondern auch für gesellige Zusammenkünfte. Diese Blüte ist aber leider seit dem vor einigen Jahren erfolgten Rücktritt der Gründer u. ersten Leiter dahin, u. auch anderwärts ist das Dienstmannwesen in Deutschland sowol in seiner Organisation als in Bezug auf Präzision u. Zuverlässigkeit zurückgegangen.

Diepenbeck, Abraham van, ein holländischer Maler aus der Schule des Rubens. Geb. 1607 in Herzogenbusch, betrieb er Anfangs die Glasmalerei, deren Technik er aber nicht recht zu beherrschen verstand. Er wandte sich daher zur Oelmalerei u. schloß sich sowol in der realistischen Richtung als in der Färbung eng an Rubens an. Seine zahlreichen Bilder religiösen, allegorischen od. historischen Inhalts zeigen eine glückliche Erfindung, eine lebendige Komposition u. ein energisches Kolorit; aber die Zeichnung ist nicht immer korrekt. Zu den bedeutendsten derselben gehören eine „Verzückung des h. Bonaventura“ (im Museum zu Antwerpen), eine „Darstellung der Nichtigkeit alles Irdischen“ (im Belvedere zu Wien), u. eine „Clölia, die dem Porsenna entflieht“, im Museum zu Berlin. In seinen späteren Jahren lieferte er für Kupferstecher viele Zeichnungen, die von reicher Erfindungsgabe zeugen. D. starb 1675 zu Antwerpen.

Diepenbrock, Melchior, einer der bedeutendsten katholischen Kirchenfürsten der Neuzeit, wurde geb. 6. Jan. 1798 zu Bocholt im

Fürstenthum Salm-Salm (Westfalen) als Sohn eines fürstlichen Kammerrathes, durchlebte zu Bonn eine wilde Jugend u. mußte aus dem militärischen Lyceum, das er daselbst besuchte, entlassen werden. Nachdem er hierauf in einem Domänenbureau seiner Heimat angestellt gewesen, trat er ins Heer ein u. machte als Leutnant den Befreiungskrieg mit, mußte jedoch wegen mehrfacher Ausschreitungen bald wieder aus dem Heere ausscheiden. Ein Besuch des berühmten kathol. Theologen Sailer im elterlichen Hause D.'s war Veranlassung zu einer völligen Umstimmung des Letzteren. Durch Sailer's bedeutende Persönlichkeit angezogen, folgte D. diesem 1818 an die Universität Landshut, wo er Cameralia studirte, u. entschloß sich 1820 sogar zum Uebergang in die geistliche Laufbahn. Nach kurzem Aufenthalt im bischöflichen Seminar zu Mainz, dann zu Münster, siedelte D. 1821 nach Regensburg über, wo Sailer unterdeß Bischof geworden war. Im J. 1823 zum Priester geweiht, lebte er längere Zeit als Privatsekretär in Sailer's Hause, wurde 1830 Domkapitular, 1835 Dekan zu Regensburg u. 1845, nachdem er bereits 1812—14 das Amt eines bischöflichen Generalvikars bekleidet hatte, Fürstbischof zu Breslau. Vom König Ludwig v. Bayern in den Freiherrnstand erhoben, 1850 zum Kardinalpriester ernannt, starb D. 1853 zu Breslau. Die große Hochachtung, die ihm von allen Seiten, bes. auch von Friedrich Wilhelm IV., gezollt wurde, war durch die ausgezeichnete Fürsorge dieses Mannes für die geistige u. sittliche Hebung seines Sprengels völlig gerechtfertigt. Von seinen Schriften ist „Heinrich Suso's Leben u. Schriften" (1829; 2. Aufl. 1837) hervorzuheben.

Diepholz, Grafschaft in der preuß. Provinz Hannover, zwischen Westfalen u. Oldenburg, mit 11,57 □M. (meist völlig ebener Heide-, Moor- u. Torfgrund, Diepholzer Moor). Die Einwohner (etwa 21,000) ernähren sich von Ackerbau, nam. Flachsbau, Heideschnucken-, Bienen- u. Gänsezucht. Der gleichnamige Hauptort der Grafschaft, an der Hunte, der Sitz des Amtes D., hat ein Schloß u. etwa 2500 E., die Ackerbau, Viehzucht u. Fabrikation grober Wollenzeuge betreiben.

Nr. 2132 Dieppe.

Dieppe (spr. Di-epp), Seestadt u. vielbesuchter Badeort im franz. Dep. Nieder-Seine an der Mündung des Arques in den Kanal, mit vortrefflichem Hafen, einem festen Schlosse, schönen Kirchen, Theater, Börse, Stadthaus, Obertribunal, Handelskammer u. Handelsgericht, Bibliothek, Schiffahrtsschule u. über 20,000 E., die Fischfang, Schiffbau, Austernfang, Fabrikation von Tabak, Zucker, Spitzen, künstl. Elfenbeinwaaren, Bierbrauerei u. lebhaften Handel betreiben. Die geschmackvoll eingerichteten Seebäder locken, nam. in den Sommermonaten, zahlreiche Bade- u. Vergnügungsreisende an. Im Deutsch-franz. Kriege von 1870—71 ward D. 9. Dez. 1870 von Truppen der 1. deutschen Armee besetzt, dann wiederholt verlassen u. aufs Neue besetzt, jedoch vom 22. Febr. 1871 ab unausgesetzt bis zum Juli 1871 okkupirt, wo nach Zahlung eines Theils der Kriegskontribution vertragsmäßig D. von den deutschen Truppen geräumt wurde.

Diergardt, Freiherr Friedrich v., namhafter deutscher Industrieller, geb. 25. März 1795 zu Mörs im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, trat seine Lehrzeit bei dem Seidemanufakturisten Deussen in Süchteln an, der später sein Schwiegervater wurde, gründete 1. Jan. 1813 im Verein mit seinem Schwager Kaenbeler in St.-Tönis bei Krefeld eine Sammet- u. Sammetbandfabrik, die 1816 nach Viersen verlegt ward, führte nach Kaenbeler's Tode das Geschäft allein fort u. gab demselben eine solche Ausdehnung, daß in fast 50 Städten u. Dörfern der Umgegend Tausende lohnende Beschäftigung fanden. Auch für andere gemeinnützige Unternehmungen zeigte D., dessen Waarensendungen auf allen größeren Ausstellungen prämiirt wurden, die regste Theilnahme; insbes. ward er der Hauptgründer der Gladbacher Spinnerei u. Weberei. Von seinem Reichthum machte er den umfassendsten wohlthätigen Gebrauch; u. A. errichtete er bei seinem 50jähr. Fabrikjubiläum eine Stiftung von 10,000 Thlrn. für arbeitsunfähige, hülfsbedürftige Arbeiter seiner Fabrik. Nachdem er 1843 u. 1845 Mitglied des rhein. Provinziallandtags, später des preuß. Abgeordnetenhauses gewesen, ward er 1860 in den preuß. Freiherrenstand erhoben u. auf Lebenszeit ins Herrenhaus berufen, wo er sich an allen das Vaterland u. das materielle Wohl des Volkes berührenden Fragen mit Eifer betheiligte. Er starb zu Morsbroich bei Köln 3. Mai 1869.

dies (lat.), d. i. der Tag, nam. Gerichtstag, Termin. D. diem docet, ein Tag belehrt den anderen, d. h. die Erfahrungen des heutigen Tages, der Gegenwart, können nutzbringend für morgen, für die Zukunft sein. D. irae, d. i. der Tag des Zornes, des ewigen Gerichts, sind die Anfangsworte eines von Thomas a Cellano um 1250 gedichteten Kirchenliedes (einer sog. Sequenz), welches in die Todtenmesse (Missa pro defunctis, Requiem) aufgenommen worden ist u. bei der musikalischen Behandlung den zweiten Satz derselben bildet.

Nr. 2133. Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg (geb. 29. Okt. 1790, gest. 7. Juli 1866).

Diesterweg, Friedrich Adolf Wilhelm, hervorragender deutscher Schulmann u. pädagogischer Schriftsteller, wurde 29. Okt. 1790 zu Siegen in Westfalen geboren, wo sein Vater damals als Advokat lebte. Nach Beendigung seiner Studien zu Herborn u. Tübingen wirkte er zuerst als Hauslehrer in Mannheim, dann an öffentlichen Schulen zu Worms, Frankfurt u. Elberfeld, bis ihm 1820 die Stelle eines Seminardirektors zu Mörs übertragen wurde. Während bis dahin die Volksschullehrer nur auf Gymnasien od. Mittelschulen ausgebildet worden waren, machte D. geltend, daß die Pädagogik (Erziehungskunde) als selbständige Wissenschaft zu pflegen sei. Dabei schloß sich D. eifrig den Grundsätzen Rousseau's u. Pestalozzi's an, nach welchen nicht die Einprägung bestimmter Kenntnisse, sondern die Ausbildung der ganzen Persönlichkeit des Kindes (die Erziehung) die Hauptaufgabe des Unterrichtes ist. In diesem Sinne bildete D. nicht

allein zahlreiche Schüler aus, sondern suchte auch als Schriftsteller zu wirken, bes. durch die seit 1827 herausgegebenen „Rheinischen Blätter für Erziehung u. Unterricht". Nicht minder veranschaulichte er seine Unterrichtsmethode in einer Reihe von Lehrbüchern (der Geometrie, Arithmetik, Geographie u. s. w.). Sein pädagogisches Hauptwerk ist der „Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer" in 2 Bdn. Im J. 1832 wurde D. als Direktor des Seminars für die Lehrer der Stadtschulen nach Berlin berufen. Der Eifer, mit dem er hier für Trennung der Schule von der Kirche (d. h. der geistlichen Beaufsichtigung) kämpfte, u. sein Widerwille gegen den konfessionellen Religionsunterricht hatten zur Folge, daß D. im J. 1847 (jedoch unter Belassung seines Gehaltes) von dem Minister Eichhorn suspendirt u. 1850 völlig pensionirt wurde. Aber auch nach dieser Zeit ist D. durch Wort u. Schrift (so bes. seit 1851 im „Jahrbuch für Lehrer u. Schulfreunde") für die Verbreitung seiner Grundsätze thätig gewesen, u. die gegenwärtigen Kämpfe zur Befreiung der Schule von dem geistlichen Einfluß werden von seiten der Lehrer fast durchweg mit den Waffen D.'s ausgefochten. D. starb 7. Juli 1866 zu Berlin. — Vgl. Langenberg, „D., sein Leben u. seine Schriften", 3 Bde., Berl. 1867—68.

Dieterici, 1. Karl Friedrich Wilhelm, deutscher Volkswirthschaftslehrer u. Statistiker, geb. 23. Aug. 1790 zu Berlin, studirte in Königsberg u. Berlin die Rechte, nahm an den Befreiungskriegen 1813 u. 14 als Offizier im Hauptquartier Blücher's theil u. trat nach dem Friedensschlusse 1815 in den Staatsdienst. Nachdem er seit 1818 als Regierungsrath in Potsdam thätig gewesen, trat er 1820 als Hülfsarbeiter ins Kultusministerium, in welchem er allmählig zum vortragenden Rath u. wirkl. Geh. Oberregierungsrath aufrückte. Mit dieser Stellung im Ministerium verband er seit 1834 die Thätigkeit eines Prof. der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, seit 1844 die eines Direktors des Statistischen Bureaus. In dieser letzteren Eigenschaft gab er regelmäßig heraus die „Mittheilungen des Statistischen Bureaus" (seit 1848) u. die „Tabellen u. Nachrichten über den preuß. Staat" (seit 1851). Außerdem veröffentlichte er eine „Statist. Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs u. Verbrauchs im preuß. Staate u. im deutschen Zollverbande" (1838 u. 1841—53) u. begann ein „Handbuch der Statistik des preußischen Staates", welches nach seinem Tode (29. Juli 1859) sein Sohn Karl D. fortsetzte (Berl. 1861). D. ist als der Begründer der amtlichen Statistik in Preußen anzusehen. — 2. Friedrich **D.**, Sohn des Vorigen, verdienstvoller Orientalist, geb. 6. Juli 1821 zu Berlin, studirte anfänglich zu Halle u. Berlin Theologie, dann orientalische Sprachen, bes. das Arabische, unter Leitung Fleischer's zu Leipzig. Nachdem er sich sodann 1846 zu Berlin habilitirt, begab er sich 1847 zur Benutzung der dortigen Bibliotheken nach London u. Paris u. in demselben Jahre nach Aegypten, um daselbst seine arabischen Studien bei einheimischen Gelehrten fortzusetzen. Von dort aus besuchte er 1848 den Sinai u. durchwanderte Palästina bis nach Damaskus. Eine Frucht dieser Reise sind die 1853 in Berlin erschienenen „Reisebilder aus dem Morgenlande", deren erster Theil Aegypten schildert, während der zweite den Sinai, Petra u. Palästina behandelt. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde D. 1850 außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen, speziell der arabischen Literatur. Schon 1847 hatte sich D. durch die Schrift „Mutanabbi u. Seifuddaula, aus der Edelperle des Thaālibi dargestellt" als tüchtigen Schüler Fleischer's erwiesen; nach seiner Rückkehr erschien von ihm die treffliche Ausgabe der „Alfijjah", eines Gedichtes über arabische Grammatik von Ibn Malik mit dem Kommentar des Ibn Akil (Leipz. 1851), u. im folgenden Jahre eine deutsche Uebersetzung desselben Werkes. Im J. 1854 gab D. eine türkische Chrestomathie („Chrestomathie ottomane") mit türkisch-französischem Lexikon heraus. Seitdem hat sich D. fast ausschließlich der Bearbeitung der arabischen Philosophie im 10. Jahrh. nach Chr. gewidmet. Hierher gehören: „Die Naturanschauung u. Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrh." (Berlin 1861); „Die Propädeutik der Araber im 10. Jahrh." (Berl. 1866) und „Die Logik u. Psychologie der Araber im 10. Jahrh." (Leipzig 1866). Den Abschluß dieser Untersuchungen bildet „Die Lehre von der Weltseele bei den Arabern im 10. Jahrh." (Leipz. 1872).

Dietlieb von Steiermark, einer der 12 Recken des sagenhaften Dietrich von Bern, der Sohn Biterolf's, des Königs zu Tolet, zieht, kaum zum Jüngling herangewachsen, in das Ungarland, um seinen Vater zu suchen, wird auf dem Zuge von Gunther, dem Burgunderkönig, beleidigt u. findet endlich seinen Vater in Etzel's Diensten. Mit diesem u. einer Hunnenschar zieht D. vor Worms u. besiegt den König Gunther, darauf wenden sich Vater u. Sohn wieder zu Etzel, der D. mit der Steiermark begabt.

Dietmar (Thietmar), Bischof von Merseburg, einer der bedeutendsten Geschichtschreiber des Mittelalters, geb. 976 als Sohn Siegfried's von Wallbeck, wahrscheinlich zu Hildesheim, ward 1002 Propst zu Wallbeck, 1009 Bischof von Merseburg, nahm an den Wendenkriegen theil u. starb 1. Dez. 1018. Sein „Chronicon", welches in 8 Büchern die Geschichte der Jahre 908—1018 umfaßt, zeigt D. als einen wahrheitsliebenden, unterrichteten, aber auch in thörichtem Wunderglauben befangenen Schriftsteller.

Dietmar von Aist (Eist, Eiste), deutscher Minnesänger in der Mitte des 12. Jahrh., aus einem zu jener Zeit im Thurgau ansässigen Geschlecht stammend, zeichnet sich in den wenigen Liedern, die in der sog. Manessischen Handschrift von ihm erhalten sind, durch volksthümliche Sprache u. tiefes, inniges Gefühl aus.

Dietrich, ein Sperrhaken zum Aufbrechen von Schlössern.

Dietrich der Bedrängte, Markgraf von Meißen, Sohn Otto's des Reichen, war von seinem Vater zum Nachfolger in der Markgrafschaft bestimmt worden, mußte jedoch nach dessen Tode (1190) außer Landes gehen, da sein älterer u. eigentlich zur Erbfolge berechtigter Bruder, Albrecht der Stolze (s. d.), sich inzwischen mit Waffengewalt der Herrschaft bemächtigt hatte. Zwar kehrte D. später zurück u. schlug im Verein mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen einen Angriff seines Bruders siegreich ab; doch ließ er diesen ungestört im Besitze des Thrones. Auch nach Albrecht's Tode (1195) konnte D. sich der Herrschaft nicht freuen, da Kaiser Heinrich VI. ihm diese streitig machte. Erst nachdem Letzterer gestorben war (1197), durfte D. sein Erbe antreten. In seine Regierungszeit fiel der Kampf Philipp's von Schwaben mit dem Gegenkönig Otto von Braunschweig, in welchen D. zu Gunsten des Ersteren eingriff. Seine Vorliebe für die Mönche verwickelte ihn in heftige Fehden mit dem Adel des Landes u. mit der Stadt Leipzig, die er durch Errichtung des Thomasklosters (1212) zur Empörung reizte u. lange vergebens belagerte. Nur durch List gelang es ihm 1212, die Stadt einzunehmen; er legte dieser u. den mit ihr verbündeten Edeln harte Strafen auf u. suchte den aufrührerischen Sinn der Bürgerschaft durch den Bau mehrerer Kastelle zu zügeln. Er starb 17. Febr. 1221, wie man sagt, durch Gift, das ihm sein vom Adel od. von den Leipzigern gewonnener Leibarzt beigebracht. Ihm folgte sein Sohn Heinrich der Erlauchte.

Dietrich von Bern ist der Name, den der Ostgothenkönig Theoderich in der deutschen Heldensage führt, nach seiner Hauptstadt Verona (Welsch-Bern od. Bern). D. ist der Sage nach von einem Geiste gezeugt; deshalb schießt Feuer aus seinem Munde, wenn er zornig wird. Er kämpfte schon als Jüngling mit dem Riesen Sigenot u. mit dem Recken Ecke, später im Rosengarten bei Worms auch mit Siegfried. Vor Ermenrich, seines Vaters Bruder, hat er nach Ungarn fliehen müssen, wo er von Etzel (Attila) gastlich aufgenommen wird. Ein Kriegszug gegen Ermenrich, zu dem ihm Etzel ein stattliches Heer gegeben, mißglückt, u. er muß wieder zu den Hunnen zurückkehren. Mit einem neuen Heere rückt er später nach Italien, erobert nach einer gewaltigen Schlacht die Stadt Raben (Ravenna), vertreibt Ermenrich u. nimmt sein Reich wieder in Besitz. Im Laufe der Zeit sammelte sich um diesen Helden ein großer Sagenkreis, dem die Dichter des Mittelalters mit Vorliebe ihre Stoffe entnahmen.

Dietrich, Anton, ein in Dresden unter Schnorr's Leitung ausgebildeter Historienmaler (geb. 1833), trat zuerst mit einem Carton „Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokar's von Böhmen" auf, lebte dann eine Zeit lang in Düsseldorf, bereiste Italien u. hat sich vorzugsweise durch seine Wandgemälde kulturhistorischen Inhalts in der Aula der Kreuzschule zu Dresden einen Namen gemacht.

Dietrich (auch Dietricy), Christian Wilh. Ernst, ein durch seltenes Nachahmungstalent ausgezeichneter Maler des 18. Jahrh. Geb. 30. Okt. 1712 zu Weimar, bildete er sein Talent zunächst unter

der Leitung seines Vaters aus, der weimarischer Hofmaler war, dann unter dem Landschaftsmaler Alexander Thiele in Dresden. Hier gewann er die Gunst des Ministers Grafen von Brühl u. durch ihn die des Königs August II., der ihn zu seinem Hofmaler machte u. viel beschäftigte. Nachdem er dann eine Zeit lang in Weimar gearbeitet u. Italien besucht hatte, wurde er 1745 Inspektor der Bildergalerie in Dresden u. 1765 Professor an der dortigen Akademie. Er starb 21. April 1774. In seinen zahlreichen Bildern zeigt er eine große Vielseitigkeit (Historien-, Genre- u. Landschaftsbilder) u. eine merkwürdige Gabe, die Manieren anderer Künstler verschiedener Zeiten u. Völker nachzuahmen, was ihm bes. mit den holländischen Meistern des 17. Jahrh. gelang. Seine Arbeiten fanden trotz der Schwächen, die ihnen nam. in der Färbung anhafteten, vielen Beifall u. sind in fast allen Galerien vorhanden, am zahlreichsten im Museum zu Dresden (52 an der Zahl). Vortheilhafter als in allen diesen Produkten erscheint D. in seinen gleichfalls zahlreichen Radirungen, die sowol in Bezug auf geistreiche Erfindung als auf Mannichfaltigkeit der Ausführung an Ostade u. Rembrandt erinnern.

Dietrich, Dominicus, der letzte deutsche Ammeister (Bürgermeister) Straßburgs, geb. zu Straßburg 27. April 1620, ward von seinen Mitbürgern, die ihn seiner Charakterfestigkeit u. Biederkeit halber schätzten, 1660 zum Bürgermeister ernannt u. trug kein Bedenken, dieses damals doppelt schwierige u. gefährliche Amt anzunehmen. Um seinen den französischen Eroberungsgelüsten hinderlichen Einfluß auf die Bevölkerung zu brechen, ließen Ludwig XIV. u. sein Minister Louvois Intriguen gegen ihn anzetteln, u. Georg Obrecht, ein Winkeladvokat, gab sich dazu her, den edlen Mann in anonymen Schriften als Verräther zu verleumden. Obrecht's Schlechtigkeit kam jedoch an den Tag, u. er ward trotz der Fürbitten D.'s hingerichtet. Um seinen Vater zu rächen, trat nun auch Obrecht's Sohn in den Sold Frankreichs u. half seine Vaterstadt dem Reichsfeind überliefern. Als dieselbe zu Ende Sept. 1681 wirklich eine Beute Ludwig's XIV. ward, erlangte D. zwar die Zusage, daß der fast durchweg evangelischen Bevölkerung alle alten Gerechtsame, Statuten u. Gewohnheiten, sowie insbes. die freie Religionsübung gewahrt bleiben sollten; kaum waren aber die franz. Gewalthaber im Besitze der Stadt, als sie alle diese Versprechungen vergaßen. Das Münster ward vor Allem von der kathol. Geistlichkeit in Beschlag genommen, u. binnen 14 Tagen zog eine Schar von Mönchen, Nonnen u. Priestern in die Stadt ein, um die Straßburger mit allen Mitteln zu bekehren. Auch bei D. ließ man Nichts unversucht, um ihn zum Glaubenswechsel zu bewegen. Man suchte durch seine Familie einen Druck auf ihn auszuüben u. schickte ihn selbst zweimal in die Verbannung (nach Guéret u. nach Vesoul). Trotzdem blieb der charakterfeste Mann seinem Glauben treu. Erst 1690 durfte D. nach Straßburg zurückkehren, wo er 9. März 1694 starb.

Dietrich, Johann Friedrich, begabter Historienmaler, geb. 1789 zu Biberach, erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei Heideloff u. v. Wächter u. ging 1820 nach Rom, wo er sich mehr als 5 Jahre lang dem Studium der klassischen Meisterwerke, insbesondere der vorrafaelischen Maler, widmete. Hier war es auch, wo er 1823 sein erstes bedeutendes Bild, „Abraham's Einzug in das Gelobte Land", malte, das zu den größten Hoffnungen berechtigte, die aber später nur theilweise in Erfüllung gingen. Nachdem er in Rom noch andere Historienbilder biblischen Inhalts ausgeführt hatte, kehrte er nach Stuttgart zurück u. nahm 1826 an der Freskoausschmückung des Lustschlosses Rosenstein theil. Von seinen späteren Bildern kann nur sein „Christus am Oelberge" seinem „Abraham" an die Seite gestellt werden.

Dietrich, Veit (auch nach der Sitte der Zeit mit latinisirtem Namen Vitus Theodorus), bekannt als Privatsekretär Luther's, wurde 1506 zu Nürnberg geboren. Nachdem er daselbst seine Vorbildung erhalten, machte er 1523 die persönliche Bekanntschaft Luther's u. Melanchthon's auf der Universität zu Wittenberg, wurde 1527 Luther's Sekretär u. Reisebegleiter u. kehrte erst 1535 nach Nürnberg zurück, wo er seit 1536 als Prediger an der Sebalduskirche wirkte. Der Magistrat von Nürnberg bewies ihm sein Vertrauen durch den Auftrag, eine Agende für die Stadt u. deren Gebiet zu verfassen. Dieselbe erschien zuerst 1543 unter dem Titel „Agendbüchlein für die Pfarrherrn auf dem Land" u. ist bis ins 18. Jahrh. hinein in Gebrauch geblieben. D. starb 24. März 1549, voller Kummer über die Einführung des Augsburger Interims (s. d.) in Nürnberg, die er vergeblich zu vereiteln gestrebt hatte. Als Schriftsteller machte er sich besonders durch die Herausgabe u. Uebersetzung zahlreicher Schriften Luther's u. Melanchthon's verdient. Von ihm selbst besitzen wir eine erbauliche Auslegung des Jesaja (1548).

Dietrichstein, ein uraltes gräfliches, in einer Linie später fürstliches Geschlecht in Oesterreich, das von den ehemaligen, mit den Herzogen von Kärnten blutsverwandten Grafen v. Zeltschach abstammte. Dietrich v. Zeltschach soll im 9. Jahrh. eine Burg, „Dietrich's Stein" genannt, erbaut u. diesen Namen auf seine Nachkommen übertragen haben. Pankraz v. D. (gest. 1508), der die Stammburg gegen die siegreichen Ungarn bis aufs Aeußerste vertheidigte, ward 1506 vom Kaiser Max I. mit dem kärntn. Erbmundschenkenamt belehnt. Seine Söhne Franz u. Sigmund v. D. stifteten die Weichselstätt-Rabenstein'sche u. die Hollenburg-Finkenstein'sche Hauptlinie; diese theilten sich dann wieder in mehrere Seitenlinien, die aber sämmtlich im Mannesstamme erloschen sind. Die berühmtesten Glieder der Familie D. sind: Sigmund v. **D.-Hollenburg,** geb. 1484, gest. 20. Mai 1540, Kaiser Maximilian's I. Liebling, der an der Seite Georg's v. Frundsberg, Rudolf's von Anhalt u. Bayard's gegen die Venetianer focht, sowie in den damals beginnenden Bauernunruhen mitkämpfte u. 1517 den Orden des heil. Christoph wider das Laster des Trinkens u. Fluchens zu Graz stiftete. Der Kaiser erhob ihn 1514 in den Freiherrnstand u. traf in seinem Testament die Verfügung, in Todtenmesse u. Gebet eben so oft seines Lieblings als seiner selbst zu gedenken. Die beiden ältesten Söhne Sigmund Georg u. Karl v. **D.** wurden protestantisch; der dritte, der sich nach der Erwerbung der Herrschaft Nikolsburg (1575) Adam v. **D.-Nikolsburg** nannte, blieb katholisch. — Letzterer, geb. zu Graz 7. Okt. 1527, war nicht blos ein ausgezeichneter Staatsmann u. Diplomat, als welcher er u. A. beim Passauer Vertrage (1552) u. beim Augsburger Religionsfrieden (1555) thätig war u. mehrmals als Gesandter an dem Hof Philipp's II. von Spanien u. nach Rom geschickt wurde; er war auch ein Freund der Wissenschaft, stand mit dem kaiserlichen Bibliothekar Hugo Blotius in lebhaftem Briefwechsel u. ward der Lehrer Kaiser Rudolf's II. Er starb 5. Febr. 1590. Sein älterer Sohn, Sigismund (gest. 1602), erhielt 1600 die Reichsgrafenwürde; sein jüngerer Sohn, Franz v. **D.-Nikolsburg,** geb. zu Madrid 22. Aug. 1570, welcher die Größe seines Hauses begründete, erhielt als Kardinal, Bischof zu Olmütz u. Statthalter in Mähren von Ferdinand II. 1621 die Reichsfürstenwürde mit dem Titel „Oheim des Kaisers". Er verweigerte hartnäckig die Ausdehnung des Majestätsbriefes u. der Toleranz auf Mähren, bediente sich aber zur Unterdrückung des Protestantismus daselbst keiner Gewaltmittel. Er starb 19. Sept. 1636. — Sein Urenkel Fürst Franz Josef von **D.,** geb. 28. April 1767, nahm 1792 ruhmvollen Antheil am Kriege gegen Frankreich, führte durch seine umsichtige Leitung die Einnahme von Valenciennes herbei u. schloß 15. Juli 1800 den Parsdorfer Waffenstillstand ab. Später bekleidete er die Stellungen eines Obersthofmeisters des Erzherzogs Franz v. Modena u. eines bevollmächtigten Hofkommissars in Galizien. Nach dem Wiener Frieden zog er sich ins Privatleben zurück. Er starb 5. Juli 1854 zu Wien in dem Rufe eines edlen Menschenfreundes u. eines werkthätigen Förderers von Kunst u. Wissenschaft. — Da 27. Aug. 1864 mit dem kunstsinnigen u. vielseitig gebildeten Grafen Moritz v. **D.** (geb. 19. Febr. 1775) der Letzte dieser Linie starb, so übertrug Kaiser Franz Josef 1868 den Titel „Fürst D. zu Nikolsburg" nach dem Rechte der Erstgeburt auf den Grafen Alexander v. Mensdorff-Pouilly.

Dietsch, Heinrich Rudolf, deutscher Philolog u. Pädagog, geb. 16. März 1814 zu Mylau im Voigtlande, machte seine Studien in Leipzig unter Gottfried Hermann, wurde 1836 Lehrer an der Lat. Hauptschule in Halle, 1837 am Gymnasium in Hildburghausen, 1840 Oberlehrer an der Landesschule in Grimma. Nachdem er von 1861–66 als Direktor des Gymnasiums u. der Realschule in Plauen thätig gewesen, wurde er in letzterm Jahre als Rektor u. erster Professor an die Landesschule zu Grimma berufen. Hier wirkte er bis 1872; seitdem lebt er zurückgezogen in Leipzig. Unter seinen kritischen Ausgaben klassischer Autoren verdienen bes. die des Sallust Erwäh-

nung (2 Bde., Leipzig 1859; mit Kommentar, 2 Bde., Leipzig 1843 u. 1864 fg.). Für die Teubner'sche Sammlung von Klassiker-Ausgaben bearbeitete er den Cornelius Nepos, Eutrop u. Herodot. Eine ebenso verdienstliche Thätigkeit entfaltete er auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur; sein „Lehrbuch der Geschichte" (3 Bde., Leipzig 1847—1851; 2. Aufl. Leipzig 1863 fg.) u. sein „Grundriß der Geschichte" (3 Thle., Leipzig 1851; 5. Aufl. 1865) fanden als treffliche Hülfsbücher an vielen deutschen Gymnasien Aufnahme. Die „Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik", an deren Leitung er von 1817—62 theilnahm, verdanken ihm manchen werthvollen Beitrag.

Dietz, Feodor, berühmter Schlachten- u. Historienmaler der Gegenwart, geb. 1813 im badischen Dorfe Neuenstetten, zeigte schon früh große Vorliebe für die Malerei u. ging, nachdem er zeitig das Polytechnikum in Karlsruhe durchgemacht, 1831 nach München, wo er sich unter der Leitung von Philipp Foltz an der Ausschmückung der Zimmer des neuen Residenzschlosses betheiligte. Damals entstanden auch seine bekannten Bilder „Max Piccolomini's Tod", „Pappenheim's Tod" u. „Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen". Nach einem fast dreijährigen Aufenthalte in Paris, wo er sich dem Studium der Werke des Horace Vernet widmete, kehrte er in seine Heimat zurück u. ließ sich dann in München nieder, wo er sich nun fast ausschließlich der Malerei des Kriegslebens zuwandte — ein Feld, auf welchem er weniger durch schöpferische Phantasie als durch richtiges Verständniß in der Wahl der Momente, durch Wahrheit u. Lebendigkeit, Sorgfalt in der Ausführung u. meisterhaftes Kolorit bedeutende Erfolge erlangte. Durch seine Ernennung zum badischen Hofmaler angeregt, behandelte er zuerst einige Begebenheiten aus der früheren Kriegsgeschichte seines engeren Vaterlandes u. schuf dann sein bekannt gewordenes Bild der „Zerstörung von Heidelberg" durch die Franzosen unter Melac. Im J. 1848 folgte er den deutschen Truppen im Schleswig-Holsteinischen Kriege u. brachte den Feldzug sowol in einem Album als in dem größeren Bilde vom „Kampfe bei Eckernförde gegen das dänische Kriegsschiff Christian VIII." zur Anschauung. Später ließ er die „Nächtliche Heerschau" (nach Zedlitz), die sehr ausdrucksvolle Episode aus der „Schlacht vor Leipzigs Thoren", „Blücher's Uebergang über den Rhein bei Caub", mehrere Wandgemälde im bayerischen Nationalmuseum zu München u. die mit vielem Humor ausgeführten „lustigen Schlachten des 18. Jahrh." folgen. Im J. 1862 als Prof. der Kunstschule nach Karlsruhe berufen, malte er auch hier mehrere bedeutende Schlachtenbilder, nam. Scenen aus dem Kriege von 1866. Ein 1870 begonnenes Bild „Pfahlbau-Bewohner der Urzeit zu Schiffe im Kampfe mit Bären" war noch unvollendet, als D. sich im August 1870 den deutschen Truppen nach Frankreich anschloß. Er starb aber auf dem Heimwege von dort an einem Herzschlage 18. Dez. 1870. D., der auch organisatorisches Talent besaß u. der Rede in nicht gewöhnlichem Grade mächtig war, war viele Jahre hindurch mit der Leitung der Angelegenheiten der deutschen Kunstgenossenschaft bei deren Jahresversammlungen u. Festen betraut.

Dietzsch od. Dietsch, eine Nürnberger Künstlerfamilie, deren Haupt Johann Israel D. (geb. 1681, gest. 1754) sich als Historien- u. Landschaftsmaler bekannt machte u. 5 Söhne u. 2 Töchter hinterließ, die sämmtlich die Malerei ausübten. Jene sind Johann Christoph (1710—1769), Johann Sigmund (1711—1779), Georg Friedrich (1707—1755), Johann Jakob (1713—1776) u. Johann Albrecht (1720—1782); diese: Barbara Regina (1706—1783) u. Margaretha Barbara (1726—1795). Fast alle Söhne, unter denen der älteste der bedeutendste war, malten vorzugsweise Landschaften, die Töchter Blumen u. Vögel.

Dieu (spr. Diöh), Ludovicus od. Louis de, Orientalist u. Bibelforscher, geb. 7. April 1590 zu Vliessingen in der niederländischen Provinz Zeeland, wirkte nach Beendung seiner Studien zu Leyden eine Zeit lang als reformirter Prediger in Middelburg, wurde 1619 Professor der Exegese u. der orientalischen Sprachen am sogen. wallonischen Colleg zu Leyden u. starb daselbst 23. Dez. 1642. Die Bedeutung seiner noch heute geschätzten Auslegungsschriften beruht darauf, daß er, wie die meisten gelehrten Holländer seiner Zeit, allein auf die Auffindung des einfachen Wortsinnes ausging, im Gegensatz zu der sonst herrschenden dogmatisch-kirchlichen Erklärung. D. war hierzu durch eine sehr umfassende Kenntniß der orientalischen Sprachen befähigt, die er unausgesetzt zur Vergleichung heranzog. Von seinen (sämmtlich lateinisch geschriebenen) Schriften nennen wir „die Auslegung zu den vier Evangelien" (1631) u. die besonders geschätzten „Anmerkungen zu allen Büchern des Alten Testaments" (1648). Seine sämmtlichen Auslegungsschriften erschienen gesammelt in der „Critica sacra" (Amsterd. 1693). Seine „Grammatik der orientalischen Sprachen" (1628) ist einer der ersten Ansätze zu einer vergleichenden Bearbeitung der semitischen Sprachen.

Dieu et mon droit (franz., spr. Diöh e mong droa), d. i. „Gott u. mein Recht", ist der Wahlspruch der engl. Krone im engl. Landeswappen.

Dieuze (franz., spr. Diöhs), früher Decem pagi (die 10 Gaue) genannt, Stadt im franz. Dep. Meurthe, an der Seille, bekannt wegen der sehr alten Salzwerke, hat 3203 E., die Strumpfwaaren-, Soda-, Leinwand- u. Hutfabrik, sowie Handel mit Salz u. Soda treiben.

Diez, Friedrich Christian, der Begründer der vergleichenden romanischen Philologie, geb. 15. März 1794 zu Gießen, studirte dort die klassischen Sprachen, nahm am Befreiungskriege thätigen Antheil u. wandte sich nach seiner Rückkehr dem Studium der romanischen Philologie zu. Im J. 1822 habilitirte er sich in Bonn u. wurde dort 1830 ordentlicher Professor. Seine Hauptwerke: „Grammatik der romanischen Sprachen" (3. Aufl., Bonn 1870—71, 2 Bde.) u. „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen" (Bonn 1855) behandeln zuerst diese Sprachen vom vergleichenden historischen Standpunkte u. sind dadurch für die romanische Philologie eben so epochemachend geworden als die Werke der Gebrüder Grimm für die germanistische. Außerdem schrieb D. neben eine Anzahl kleinerer Abhandlungen „Die Poesie der Troubadours" (Zwickau 1826) u. „Leben u. Werke der Troubadours" (Zwickau 1829), zwei Arbeiten, in denen das Wesen u. die Entwicklung der provençalischen Lyrik des Mittelalters zuerst wissenschaftlich dargestellt worden ist.

Diezmann, Landgraf von Thüringen, Sohn Albrecht's des Unartigen u. Margaretha's, der Tochter des Kaisers Friedrich II., geb. um 1260. Als sein Vater Margaretha wegen seiner Zuneigung zu dem Hoffräulein Kunigunde von Eisenberg zurücksetzte u. schlecht behandelte, floh diese mit ihren Söhnen Friedrich u. Heinrich, welche von ihrem Oheim, dem Markgrafen Dietrich von Landsberg, erzogen wurden. Ein blutiger Krieg zwischen dem Vater u. den Söhnen wurde hervorgerufen durch des Ersteren Bestreben, Apitz, dem Sohne Kunigunden's, die Erbfolge in Thüringen zu sichern. Durch den Erwerb des Pleißnerlandes (1279), der Lausitz (1288) u. des Osterlandes (1291) wurde D.'s Macht so gestärkt, daß der Kampf zu Gunsten der Brüder ausschlug (1293); doch mußten diese bald darauf dem Heere des Kaisers Adolf weichen, dem Landgraf Albrecht das Erbrecht in Thüringen gegen Zahlung von 12,000 Mark Silber u. unter Enterbung seiner Söhne zugesichert hatte. Zwar gelang es D. u. Friedrich, nach Adolf's Tode sich eines Theiles der thüringischen Länder wieder zu bemächtigen u. das Heer des Kaisers Albrecht (1307) bei Luckau vollständig zu schlagen; doch konnte sich D. der Folgen des Sieges nicht erfreuen, denn er starb, nach einer späteren Sage von Philipp von Nassau ermordet, noch in demselben Jahre in Leipzig, wo er in der Paulinerkirche beigesetzt wurde.

Diezmann, August Johann, deutscher Schriftsteller, geb. 1. Sept. 1805 im Dorfe Gaazen bei Groitzsch in Sachsen, studirte 1824—28 in Leipzig Medizin u. Naturwissenschaften, wandte sich aber dann ausschließlich der literarischen Thätigkeit zu. Er gründete 1830 in Leipzig die Zeitschrift „Blätter aus der Gegenwart" u. übernahm 1834 die Redaktion der „Allg. Modenzeitung", die er bis an sein Ende fortführte. Seit 1854 redigirte er mit Ferd. Stolle die Keil'sche „Gartenlaube". In den Bewegungsjahren gab er die „Neue Leipziger Zeitung" heraus; in den fünfziger Jahren endlich übernahm er die Redaktion des „Leipziger Tageblattes". D. war einer der beliebtesten Uebersetzer; eine große Anzahl neuerer franz. u. engl. Romane ist von ihm in geschmackvoller Form übertragen worden; auch eine Menge wissenschaftlicher od. volksthümlich belehrender Schriften übersetzte er. Außerdem lieferte er selbständige Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten u. schrieb die Romane: „Leichtes Blut" (3 Bde., Jena 1864) u. „Frauenschuld" (ebd. 1866). Die Goethe- u. Schillerliteratur be-

reicherte er durch eine Reihe schätzbarer Beiträge, von denen nur „Aus Weimars Glanzzeit" (Leipz. 1855), „Goethe u. die lustige Zeit in Weimar" (ebd. 1857) u. „Friedrich v. Schiller's Denkwürdigkeiten" (ebd. 1862) erwähnt sein mögen. D. starb trotz seiner rastlosen Thätigkeit fast mittellos 26. Juli 1869 in Schloßchemnitz bei Chemnitz.

Diffamation (lat.), Verleumdung; Verbreitung einer falschen u. übeln Nachrede; insbes. in der Rechtssprache die verleumderische Behauptung, gegen einen Anderen eine Forderung zu haben. Der Verleumdete (Diffamat) ist dabei berechtigt, von dem Verleumder (Diffamanten) die Anstellung einer Diffamationsklage (Provokationsklage) zu verlangen, um auf gerichtlichem Wege den wahren Thatbestand, bez. den Ungrund der Verleumdung, zu konstatiren.

Differential. Ist y eine Funktion von x, also $y = f(x)$, u. läßt man die Differenzen Δy u. Δx unendlich abnehmen, so nennt man dieselben Differentiale. Jedes D. ist demnach nichts weiter als eine gegen die Null konvergirende Differenz. Bezeichnet werden dieselben durch dx, dy.

Differentialgleichung ist eine Gleichung zwischen den Veränderlichen u. den Differentialquotienten. Die D.en werden klassifizirt nach der Ordnung des höchsten vorkommenden Differentialquotienten, indem man sagt, daß die Differentialgleichung von der n^{ten} Ordnung sei, wenn der höchste in ihr enthaltene Differentialquotient von der n^{ten} Ordnung ist. — Auf D. führen die meisten mechanischen, astronomischen u. physikalischen Probleme, u. die Integralrechnung hat dann die gesuchte Funktion zu bestimmen.

Differentialquotient ist der Werth des Differenzenquotienten, wenn man von den Differenzen zu den Differentialen übergeht. Bezeichnet wird derselbe durch $\frac{dy}{dx}$. Betrachtet man $\frac{dy}{dx}$ wiederum als eine Funktion u. geht in derselben Weise zu dem D. derselben über, so ist dies der zweite D. der ersteren, bezeichnet durch $\frac{d^2y}{dx^2}$ u. s. w. Allgemein der n^{te} D. $\frac{d^ny}{dx^n}$.

Differentialrechnung. Ist der Zusammenhang von Größen, die so beschaffen sind, daß die Veränderung der einen od. einiger von ihnen die der anderen bestimmt, durch eine Gleichung zwischen denselben gegeben (Funktion), so werden auch die Veränderungen dieser Größen durch eine Gleichung zusammenhängen. Ist z. B. der Zusammenhang von y u. x gegeben durch $y^2 = px$, so wird auch, wenn y um Δy u. x um Δx zunimmt, die Gleichung bestehen $(y + \Delta y)^2 = p(x + \Delta x)$ od. $y^2 + 2y\Delta y + \Delta y^2 = px + p\Delta x$, woraus folgt $2y\Delta y + \Delta y^2 = p\Delta x$. Geht man dann zu gegen die Null konvergirenden Zunahmen (Differentialen), so wird man erhalten $dy = \frac{p}{2y}$, u. s. w. Diesen Uebergang von den Funktionen zu den Differentialen nennt man Differenziren u. den Inbegriff der Regeln, welche bei dem Differenziren aufgestellt werden, die Differentialrechnung. Das Umgekehrte, von dem Differential zur Funktion überzugehen, lehrt die Integralrechnung, welche beide Rechnungen zusammen die Infinitesimalrechnung genannt werden. Die Differentialrechnung ist nicht nur ein sehr wichtiger Theil der Analysis des Unendlichen, sondern auch eine Rechnung, durch deren Anwendung die meisten mechanischen Probleme, deren Behandlung vor deren Erfindung unmöglich schien, oft leicht gelöst werden können; sie findet auch zahlreiche Verwendung in der Physik, Astronomie u. Meteorologie, so daß wir einen großen Theil der sich schnell ausbildenden Kenntnisse der theoretischen Physik auf die Verwendung der D. auf Physik schreiben müssen. — Ueber die erste Erfindung derselben ist von zwei Gelehrten, Newton u. Leibniz, ein heftiger Streit geführt worden. Richtig dürfte es sein, wenn man annimmt, daß Beide unabhängig von einander u. zwar auf völlig verschiedenen Wegen ihre im Wesen übereinstimmenden Methoden fanden, wie es wol öfter in der Geschichte der Wissenschaften sich ereignet, daß, wenn die Vorbereitungen getroffen sind, eminente Geister den neuen Weg zur weiteren Forschung gleichzeitig entdecken. Newton nannte seine Methode die der Fluxionen u. war durch die Geometrie u. allgemeine Bewegungslehre darauf gekommen, während Leibniz durch die Unterschiede u. Summen in den Reihen der Zahlengrößen auf seine D. geleitet wurde.

Differentialtarif heißt derjenige Frachttarif bei Eisenbahnen, welchem eine Entfernungsberechnung zu Grunde liegt, wonach für bedeutend längere Strecken eine verhältnißmäßig geringere Fracht berechnet wird als für kürzere; ein Umstand, der dem Durchgangsverkehr zu Gute kommt, u. es ermöglicht, denselben gegen Konkurrenzen aufrecht zu erhalten. Es versteht sich von selbst, daß dadurch äußerlich scheinbare Widersprüche zwischen Transportkosten u. Entfernungen einzelner Ortschaften entstehen u. ein Einfluß auf den Verkehr in einzelnen Branchen geübt wird, indem Konkurrenzen ermöglicht werden, die sonst nicht stattfinden könnten. Die Angelegenheit hat daher vielfach Kontroversen seitens der interessirten Parteien veranlaßt, ohne daß indeß für dieselben bisher ein Erfolg erwachsen wäre.

Differentialthermometer ist ein Apparat, mit dem noch die kleinsten Temperaturdifferenzen gemessen werden können. Das bekannteste ist das Leslie'sche D. Es besteht aus einer zweimal im rechten Winkel ⊔förmig gebogenen Glasröhre, deren Enden in zwei hohle Glaskugeln ausgehen. Der Schenkel der Röhren ist bis zu einem gewissen Punkte mit gefärbter Schwefelsäure angefüllt, der untere horizontale Theil der Röhre selbstverständlich auch. Wirken auf die beiden Glaskugeln verschiedene Temperaturen, so dehnt sich die darin enthaltene Luft verschieden aus, u. aus dem Stande der Schwefelsäure, der in diesem Falle in der wärmeren Röhre niedriger ist, kann man auf den Unterschied der Wärme einen Schluß machen.

Differentialzölle heißen die von einer Regierung nicht für alle Nationen gleich normirten Zollansätze. Dem Differentialzollsystem liegt als Motiv zu Grunde: die Begünstigung der heimischen Handels-, Industrie- u. Schiffahrtsverhältnisse. Da durch die D. die freie Bewegung des Handels gehindert, die Rohstoffe u. Waaren vertheuert werden, so werden sie von den Anhängern des Freihandelssystems entschieden verworfen.

Differenz (lat.) d. i. der Unterschied, die Verschiedenheit, auch in übertragener Bedeutung von Verschiedenheit der Meinungen gebraucht, bezeichnet in der Mathematik im Allgemeinen das Resultat einer Subtraktion u. dann auch Rest od. Unterschied. In der Analysis versteht man unter D. speziell die Veränderung der Funktion einer veränderlichen Größe, welche jener zukommt, wenn diese um einen beliebigen Theil vermehrt od. vermindert wird. Die dafür eingeführte Bezeichnung ist Δ. Bei den arithmetischen Progressionen bezeichnet D. den Unterschied je zweier auf einander folgender Glieder.

Differenzgeschäft heißt ein Geschäft, bei welchem es sich nicht um Ablieferung der bedungenen Werthpapiere od. Waaren, sondern blos um den Gewinn der Differenz zwischen dem Abschlußpreise u. dem zur Erfüllungszeit eintretenden Preise des betreffenden Geschäftsobjektes handelt. (S. „Börse" u. „Börsenspiel".)

difficil (lat.), schwer, schwierig, bedenklich. Difficile est satiram non scribere (lat.), d. h. es ist schwer, keine Satire zu schreiben — eine Redensart, die häufig Personen, Dingen od. Zuständen gegenüber gebraucht wird, bei denen man nur mit Mühe ruhig bleiben kann, die durch ihre Unzulänglichkeit u. Lächerlichkeit von selbst zur Satire herausfordern.

Difflugia, eine Gattung Süßwasser-Rhizopoden, sehr einfach organisirter mikroskopischer Urthiere, aus deren flaschenförmiger, aus feinen Sandkörnchen u. dgl. gebildeter Schale (a) die veränderlichen Fortsätze (b c) des halbflüssigen Körpers hervorragen, die ihnen theils zur Bewegung, theils zur Nahrungsaufnahme dienen, während man im Innern einen Kern (d) erkennt.

Nr. 2134. Difflugia.

Diffraktion od. Beugung ist eine aus der Wellennatur des Lichtes hervorgehende Erscheinung, die nam. zu beobachten ist, wenn Licht durch enge Oeffnungen hindurchgeht. Nach der gradlinigen Fortpflanzung der Lichtstrahlen müßten dieselben auf einem der Oeffnung gegenüberstehenden Schirme ein Bild dieser letzteren hervorbringen, geometrisch genau von derselben Größe u. Form wie die Oeffnung selbst. Dem ist aber nicht so, vielmehr zeigt sich das Lichtbild um so größer, je weiter der Schirm von der Oeffnung entfernt ist, auch sind seine Umrisse nicht scharf, sondern sie verlaufen allmählig mit regenbogenfarbigen Umgrenzungen. Grimaldi hat diese Erscheinung 1665 zuerst beobachtet, Schwerd (1835) eine vollständige Erklärung davon gegeben. Bei Anwendung sehr feiner Oeffnungen, Gitter, lassen sich im Fernrohr diese Beugungserscheinungen ganz

besonders prächtig herstellen. Aus der D. erklären sich auch die Farben, die man beim Augenzwinkern gegen Lichtpunkte sieht, die Farben, die durch Musselin, Flor u. andere Zeuge sowie durch die Flügel u. Schwanzfedern kleiner Vögel gesehen werden können, wenn man durch diese Gegenstände nach hellem Licht blickt u. s. w. Die Erklärung dieser Erscheinungen liegt in der Thatsache, daß die in einem Medium (der Luft u. s. w.) fortschreitenden Wellen nach allen Richtungen hin sich ausbreiten u. daher die einzelnen Randpunkte der Oeffnung die Ausgangspunkte neuer Wellensysteme werden, welche durch Interferenz (s. d.) helle u. dunkle (farbige) Partien zeigen. Danach ist die D. auch nicht blos eine Eigenthümlichkeit des Lichtes, sondern es giebt eben so wohl eine D. des Schalles wie auch eine D. der Wärme, u. endlich entsteht auch eine D. der Wasserwellen, wenn dieselben an einem Rande vorbeigehen. Hieraus erklären sich die kleinen Wirbel, welche hinter den Brückenpfeilern entstehen u. welche man hinter rasch bewegten Rudern beobachten kann.

Diffusion (s. auch Endosmose) ist die Fähigkeit gasförmiger u. flüssiger Körper, feinporige Scheidewände mit größerer od. geringerer Schnelligkeit zu durchdringen. Wenn man ein Glas- od. Metallgefäß mit einer Platte von Gips, Marmor, Schiefer, einer Blase, einem dünnen Kautschukblatt u. s. w. verschließt, od. einfach eine poröse Thonzelle einer galvanischen Batterie durch einen mit Siegellack überzogenen Kork absperrt u. diese mit Luft gefüllten Apparate in einen Raum bringt, der Leucht- od. Grubengas enthält, so findet ein Austausch der Gase statt. Eine doppelte Strömung tritt ein, Leuchtgas tritt in den Apparat, Luft heraus. Das leichtere Gas, welches schneller enge Oeffnungen zu passiren vermag, tritt eben deshalb in größerer Menge ein, wodurch die Spannung sehr erheblich steigt. Man kann dieselbe durch ein angebrachtes Manometer sichtbar machen; bei einem Kautschukblatt verräth sie sich durch die nach außen gewendete Wölbung. In Kohlensäure würde umgekehrt die innere Spannung geringer sein. Der Engländer Ansell hat hiervon zur Erkennung des gefährlichen Grubengases Gebrauch gemacht. Das steigende Quecksilber im Manometer schließt einen galvanischen Strom, der dann einen Wecker an einer sicheren Stelle in Thätigkeit setzt. Selbst Metalle, wie Stahl u. Platin, lassen bei Rothglut Gase diffundiren. So geht durch die Wandungen glühender gußeiserner Oefen das gefährliche Kohlenoxydgas durch, was diese Art Heizung sehr ungesund macht. Erzeugt man hinter einem dünnen Kautschukblatt eine Luftleere, so tritt aus der Luft vorzugsweise Sauerstoff hindurch; man kann so ein Gasgemisch gewinnen, das mehr als 40 % Sauerstoff enthält. Graham nimmt an, daß sich der Sauerstoff zuerst an der Oberfläche verflüssigt, ehe er sich kondensirt. Ein Gleiches scheint bei glühendem Platin od. Palladium in Bezug auf Wasserstoff vor sich zu gehen. Die D. von Flüssigkeiten, die durch eine dünne Membran getrennt sind, welche sie benetzen, findet in ähnlicher Weise statt. Ist auf der einen Seite der Membran eine Kochsalzlösung, auf der anderen, äußeren, reines Wasser, so dringt das Salz nach außen, das Wasser nach innen, u. zwar so lange, bis beide Flüssigkeiten gleichartig zusammengesetzt sind. Die Wanderung des Pflanzensaftes in den Zellen, die sog. Endosmose, die Absorbtion des Nahrungssaftes durch den Darm, das Austreten von Wasser aus Fleisch, aus saftigen Früchten, wenn man sie mit Salz, Zucker od. Alkohol umgiebt, das Gerben der Häute, endlich auch die Konzentration des wässerigen Alkohols, sobald man ihn in eine Thierblase einschließt, die an einem warmen Orte hängt, sind Alles Erscheinungen der D. u. in den verschiedensten Richtungen von größter Wichtigkeit. Die krystallinischen Substanzen passiren dünne Wandungen leichter als die coloiden (s. „Dialyse"). Hierauf beruht auch die moderne Methode der Rübensaftgewinnung aus Schnitzeln, das sog. Diffusionsverfahren. — D. der Licht- od. Wärmestrahlen ist die unregelmäßige, nach allen Richtungen gehende Zerstreuung derselben (diffuses Licht).

digeriren; unter diesem Ausdruck versteht man die Behandlung eines od. einer Mischung mehrerer fester, aber zerkleinerter Körper mit einer Flüssigkeit bei einer Temperatur, die gewöhnlich 30 bis 60° C. nicht überschreitet. Das D. od. die Digestion geschieht in der Regel, um die auflöslichen Theile verschiedener Pflanzentheile, wie Wurzeln, Blätter, Blüten, Früchte u. s. w. mittels eines Lösungsmittels (Wasser, Spiritus, Aether u. dgl.) auszuziehen. Man wendet es daher gewöhnlich bei der Bereitung pharmaceutischer Tinkturen, Essenzen, Elixire sowie der Liköre an.

Digesten od. Pandekten heißt ein Gesetzbuch des römischen Kaisers Justinian aus dem Jahre 533 n. Chr. Geburt, ein Theil des sog. Corpus juris civilis. Es ist von einer Kommission von 16 Mitgliedern zusammengestellt worden, an deren Spitze Tribonianus stand. Das Werk enthält Bruchstücke aus den Werken der sog. klassischen Juristen, die zum Theil, um eine Uebereinstimmung derselben untereinander zu erzielen, etwas abgeändert (interpolirt) worden sind; es zerfällt in 50 Bücher, jedes Buch in Titel, die Titel in leges od. fragmenta, diese wiederum in Paragraphen. Die D. sind in latein. Sprache geschrieben u. enthalten nur wenige griechische Stellen. Sie bilden den Grundstock der römischen Rechtswissenschaft, wie denn auch die Vorlesungen über röm. Recht nach diesem Werke „Pandekten" genannt werden. Es sind Schriften von 39 Juristen darin aufgenommen; angeblich beträgt die Zahl der Bruchstücke 3 Millionen, die aus 2000 verschiedenen Werken zusammengetragen sein sollen. Die älteste u. wichtigste Handschrift der D. ist die mit kalligraphischer Schönheit u. auf feinem Pergament geschriebene Florentina, die sich früher in Pisa befand u. seit 1406 in Florenz aufbewahrt wird. Sie rührt nicht aus Justinian's Zeit her, sondern ist wahrscheinlich im 7. Jahrh. in Konstantinopel geschrieben.

Digestion u. Digestionsorgane, s. „Verdauung". — D. in chemischer Bedeutung s. „digeriren".

Digestivmittel (digestiva) nennt die Heilkunde sowol solche Substanzen, welche die Verdauung befördern, den Schleim auflösen u. eine allgemeine, den Organismus stärkende Wirkung äußern, wie z. B. die mit bitteren u. gewürzhaften Stoffen gemischten Neutralsalze, als auch solche, die äußerlich zur Erzeugung einer gesunden Eiterung der Geschwüre u. deren Zeitigung angewendet werden, wie z. B. die zum größten Theil aus Terpentin bestehende Digestivsalbe.

Digestivsalz ist ein veralteter Name für das Chlorkalium.

Digestor, d. i. ein Apparat zum Digeriren; gewöhnlich wird unter diesem Namen der Papinische Topf verstanden (s. „Dampfkochapparate").

Diggers, engl. Name für Goldgräber, s. „Gold".

Digitalin; unter diesem Namen kommt im Droguenhandel ein Präparat vor, welches aus den Blättern des Fingerhut (Digitalis purpurea) auf verschiedene Weise bereitet wird; es ist gewöhnlich ein weißes, zartes Pulver u. stellt das wirksame, giftige Prinzip dieser Pflanze dar; man verwendet es in Apotheken. Dieses D. des Handels ist jedoch noch keine chemisch reine Substanz, sondern nach Nativelle's neuesten Untersuchungen ein Gemenge verschiedener Substanzen, von denen nam. das eigentliche krystallisirte D., aus feinen, weißen, seidenglänzenden Krystallnadeln bestehend, u. das Digitaleïn, ein amorpher, farbloser Körper, zu erwähnen sind. Von diesem krystallisirten D. erhielt Nativelle aus den Blättern nur 1/10, von Digitaleïn etwa 1, aus den Samen dagegen von letzterem 2 Prozent. — Das D. wirkt nam. auf das Herznervensystem, indem es, in geringen Dosen genommen, schon eine Verlangsamung des Herzschlages hervorbringt.

Digitalis, Fingerhut; Pflanzengattung der Personaten od. Maskenblütigen, mit vielen, meist stattlichen Arten, der gemäßigten Zone angehörig. Am bekanntesten ist die rothe F. (D. purpurea *L.*) auf frischen Waldschlägen der Bergregion, eine der schönsten Charakterpflanzen derselben, aber auch Giftpflanze zugleich, u. zwar durch ein eigenthümliches Alkaloïd, das Digitalin (s. d.). Auch die übrigen Arten wirken ähnlich; so D. micrantha in Italien, D. laevigata in Krain u. Kroatien, D. ferruginea in Griechenland u. dem Kaukasus, D. ochroleuca in Mitteldeutschland u. A. Ihrer Stattlichkeit wegen kultivirt man auch verschiedene Arten in den Gärten als Zierpflanzen, obenan die deutschen genannten Arten nebst D. purpurascens aus Westdeutschland u. D. aurea aus dem Orient; um so mehr, als diese Arten neben rothen auch gelbe u. andere Blumen hervorbringen.

Digitata, Zehensäugethiere, sind diejenigen Säugethierordnungen, deren Vorder- u. Hintergliedmaßen freie, bewegliche, mit Plattnägeln od. Krallen bewaffnete Zehen haben; Digitigrada, Zehengänger, aber die nur mit den Zehen auftretenden Raubsäugethiere zum Unterschied von den Sohlengängern (Plantigrada).

Nr. 2135. Fingerhut. (Digitalis purpurea).

Dignitare (lat.), Würdenträger, Inhaber vornehmer Hof- u. Kirchenwürden (Dignitäten). Im Mittelalter waren alle obersten Staatsbeamten zugleich Hofwürdenträger, wie dies noch heute in der Türkei u. im Orient überhaupt der Fall ist. Im modernen Staat, in welchem Staats- u. Hofdienst streng aus einander gehalten werden, sind nur die obersten Hofbeamten im engsten Sinne des Wortes, nam. die Ceremonienmeister bei Hoffesten, als D. zu betrachten. In der kathol. Kirche führen diesen Namen nach dem kanonischen Recht die Inhaber der obersten Kirchenwürden (von den Bischöfen bis zu den Oberen der Stifte u. Klöster).

Digression bedeutet in der Astronomie den Winkel, welcher von einer von der Erde nach der Sonne u. einer von der Erde nach der Projektion eines Planeten auf die Ekliptik gezogenen Linie gebildet wird, also den Winkelabstand des Planeten von der Sonne, wie er von der Erde aus erscheint. Der Ausdruck wird vorzüglich gebraucht von den Planeten Merkur u. Venus. Bei der Venus beträgt dessen Maximum $46\frac{1}{2}°$, so daß der ganze Raum, innerhalb dessen ihre scheinbare Bewegung vor sich geht, 93° umfaßt.

Dii (lat.), Götter, d. majorum gentium, Götter höherer Ordnung, sprüchwörtl. Redensart zur Bezeichnung von Persönlichkeiten höheren Ranges; d. minorum gentium, Götter niederer Ordnung, Halbgötter, auch s. v. w. Leute niederen Ranges, mittelmäßige, unbedeutende Leute.

Dijon (spr. Dischong), Hauptstadt des franz. Departem. Côte-d'Or, am Einflusse des Suzon in die Ouche u. am Austritt des Ouchethals in das weite u. fruchtbare Saône-Bassin, mit Schloß, Dom u. gegen 40,000 E., welche Fabrikation von Oel, Leder, Senf Essig 2c. u. Handel mit den erwähnten Erzeugnissen, sowie mit Hanf, Mehl, Likör u. Wein betreiben. D., das alte Dibio od. Divio der Römer, ist eine schöne, große u. reiche Stadt mit einer höheren Bildungsanstalt für Literatur, Kunst, Medizin u. Rechtswissenschaft, einer Akademie für Wissenschaft u. Literatur, Bibliothek, Sternwarte, Bildergalerie, botan. Garten u. s. w. Im späteren Mittelalter war es Residenz der Herzöge von Burgund u. fiel nach deren Aussterben an Frankreich. Im Deutsch-franz. Kriege von 1870—71 ward D. 30. Okt. 1870 vom General v. Werder nach scharfem Gefecht angegriffen, kapitulirte 31. Okt., mußte jedoch, da Werder's Zug nach Belfort nöthig wurde, 27. Dez. von den Deutschen wieder geräumt werden. Am 8. Januar 1871 zog Garibaldi in die unbesetzte Stadt ein, rückte von da bis Dôle vor, zog sich jedoch beim Anrücken des zweiten Corps rasch nach dem Süden zurück, worauf D. nach leichtem Gefecht von den Deutschen wieder besetzt wurde.

Dikäarchos, aus Messana in Sizilien gebürtig, ein Schüler des Aristoteles u. Freund des Theophrast (um 300 v. Chr.), war ein im Alterthum hochgeehrter Gelehrter u. Schriftsteller, der sich nam. um die damals noch auf sehr niedriger Stufe stehende Geographie durch Höhenmessungen u. Entwerfung von Landkarten verdient machte. Von seinen nur den Titeln u. wenigen Bruchstücken nach bekannten Werken war das wichtigste eine Charakteristik des geographischen, politischen u. moralischen Zustands von Griechenland in drei Büchern. Als Philosoph beschäftigte er sich bes. mit der Psychologie; er leugnete das Vorhandensein eines besonderen seelischen Wesens, indem er die bezüglichen Erscheinungen als körperliche Regungen u. Stimmungen erklärte. Die Fragmente seiner Schriften sammelte Fuhr (Darmst. 1841).

Dikasterium (griech., d. i. Gericht, Gerichtshof) heißt ein Kollegium von Rechtsgelehrten, das nicht amtlich als Gerichtshof fungirt, sondern nur auf Anrufung eines Gerichts od. auch der Parteien selbst Gutachten u. Urtheile in Rechtssachen abgiebt. Als solche Dikasterien od. Spruchkollegien waren früher die Juristenfakultäten in Deutschland vielfach thätig.

Dikē (griech. Mythologie), die Tochter des Zeus u. der Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, die über die strenge Ausübung des Rechtes in den Gerichten wacht u. sich klagend dem Throne ihres Vaters naht, wenn dasselbe gebeugt wird (wogegen Themis mehr die Idee des Rechts selbst personifizirt).

Dikotyledonen, besser Dikotylen, heißen diejenigen Gewächse, deren Samen meist, aber nicht durchweg, mit 2 Samenlappen keimen; zum Unterschiede von Akotyledonen od. Akotylen (ohne S. keimend), u. Polykotylen (mit vielen S. keimend). Zu den ersteren gehören unsere sämmtlichen Laubbäume, zu den letzteren, den Monokotyledonen (mit einem S.), Nadelbäume, zu den Monokotylen Gräser, Palmen u. s. w., zu den Akotylen sämmtliche Kryptogamen.

Diktator hieß ein mit unumschränkter Vollmacht versehener Beamter der römischen Republik, welcher in Zeiten schwerer innerer Unruhen od. von außen drohender Gefahren an die Spitze des Staates gestellt zu werden pflegte. Der erste Fall der Ernennung eines D. soll sich 9 Jahre nach der Vertreibung der Könige zugetragen haben. Gewöhnlich wurde der D. aus der Zahl der gewesenen Konsuln genommen, u. die Ernennung erfolgte durch einen der Konsuln nach vorangegangenem Senatsbeschlusse, ohne daß jedoch der Konsul sich in Bezug auf die Person an die Meinung des Senats zu binden brauchte. Die Dauer der Diktatur war auf sechs Monate beschränkt. Die übrigen Staatsbeamten, auch die Konsuln, blieben während dieser Zeit in ihrem Amte; aber ihre Selbständigkeit hörte auf u. sie mußten sich der höheren Machtvollkommenheit des D. unterordnen. Derselbe war außerdem unabhängiger vom Senate als die Konsuln u. hatte eine so ausgedehnte Strafgewalt, daß weder von ihm an das Volk appellirt, noch von den Volkstribunen gegen ihn eingeschritten werden konnte. Als Zeichen seiner Vollgewalt schritten dem D. 24 Liktoren mit Ruthenbündeln u. Beilen voraus. Außer der eigentlichen, die oberste Leitung der Staatsgeschäfte betreffenden Diktatur kam es aber auch vor, daß zur Besorgung einzelner Geschäfte Diktatoren ernannt wurden. Am häufigsten geschah dies, wenn die Konsuln auswärts beschäftigt waren, zur Abhaltung von Wahlversammlungen u. dgl. Seit dem J. 202 v. Chr. verschwindet die Diktatur ganz. Man suchte sie seitdem in Zeiten der Gefahr durch eine außerordentliche Vollmacht zu ersetzen, welche der Senat den beiden Konsuln durch die Formel ertheilte: „Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat" („Die Konsuln mögen zusehen, daß die Republik nicht Gefahr laufe!") Sulla's u. Cäsar's Diktatur war nur ein Name für die Monarchie, ohne sich auf das alte Recht zu stützen, u. nach Cäsar's Tod wurde das verhaßte Amt für immer abgeschafft. — In der heutigen polit. Sprache versteht man unter Diktatur kein von Rechtswegen bestehendes Staatsamt, sondern eine Gewalt, die sich in Zeiten der Unruhe u. Verwirrung auf eigene Faust der Herrschaft bemächtigt od. dieselbe mit Hinwegsetzung über die Verfassung u. sonstige gesetzliche Autoritäten u. mit Ausschluß jeder Berufung an eine höhere Macht ausübt. Die Diktatur, die in kritischen Zeiten ein nothwendiges Uebel sein kann, ist auch der neuesten Geschichte nicht fremd. So übte während des Deutsch-franz. Kriegs der Advokat Léon Gambetta die Diktatur über

Frankreich aus. Das infolge jenes Kriegs an Deutschland abgetretene Reichsland Elsaß-Lothringen befindet sich im gegenwärtigen Uebergangsstadium (1873) nicht im normalen Verfassungszustande, sondern unter der Herrschaft der Diktatur.

Diktion (lat.), Redeweise, Ausdrucksweise, Schreibart, bedeutet die Art der Darstellung in Bezug auf die äußere Form, auf die Wahl der Ausdrücke u. s. w., während der Stil (s. d.) im engeren Sinne des Wortes sich mehr auf den Gang der Darstellung, dessen inneren Zusammenhang u. künstlerische Gestaltung bezieht.

Dilatio (lat.), bezeichnet die Verlängerung od. Erweiterung einer Frist im Prozesse. Sie kann erfolgen seitens des Gerichtes aus eigenem Antriebe (von Amtswegen) od. auf Antrag der Parteien. Auch können nam. im Civilprozesse die Parteien ohne Vermittelung u. Genehmigung des Gerichts in vielen Fällen die Fristen durch Uebereinkommen (Kompromiß) verlängern. Die Fristverlängerung ist stets vor Ablauf der Frist rechtzeitig nachzusuchen, die Nichtbeantwortung eines derartigen Gesuches gilt nicht als Genehmigung, sondern als Ablehnung.

Dilatorisch nennt man eine richterliche Verfügung, deren Nichtbeachtung nur die Verpflichtung zur Erstattung der fruchtlos aufgelaufenen Unkosten nach sich zieht, ferner eine Klage, die in kurzer Zeit, (in ein od. drei Jahren z. B.) durch Verjährung erlischt. Unter dilatorischer Einrede versteht man eine Ausflucht im Civilprozesse, durch welche die Entscheidung über den eigentlichen Streitpunkt hinausgeschoben wird. Meist betrifft ein derartiger Einwand lediglich Formenmängel, bis zu deren Beseitigung der Prozeß ruht.

Dilemma (griech.), d. i. Doppelannahme, Doppelschluß, eine logische Schlußart, deren Obersatz aus einem hypothetischen u. einem disjunktiven Theil besteht, also aus einer bedingungsweisen Annahme u. aus einer hieraus folgenden Möglichkeit zweier einander entgegengesetzter Folgerungen (Wenn A ist, so muß es entweder B od. C sein), wogegen der Untersatz diese Folgerungen aufhebt, wodurch im Schlußsatze die Annahme des Obersatzes von selbst zusammenfällt (A ist aber weder B noch C, folglich ist A überhaupt nicht); z. B.: Wenn es einen Teufel gäbe, so müßte er entweder von Gott gewollt od. nicht von Gott gewollt sein (Obersatz); nun kann aber das Urprinzip des Bösen nicht von Gott gewollt, noch kann ein von Gott nicht gewolltes Wesen bestehen (Untersatz), folglich giebt es keinen Teufel (Schlußsatz). Da der Gegner, der zwischen ein D. gestellt wird, sich in die Enge getrieben u. gewissermaßen zwischen zwei Hörner genommen sieht, so heißt solch ein verfänglicher Schluß auch syllogismus cornutus, gehörnter Schluß. — In der Umgangssprache bedeutet demgemäß D. s. v. w. Verlegenheit, Wahl zwischen zwei unangenehmen Dingen, Klemme.

Dilettant (ital.), d. i. Liebhaber, heißt im Gegensatze zum berufsmäßigen Künstler od. Gelehrten Derjenige, der einer Kunst od. Wissenschaft Neigung u. Pflege zuwendet, der er seinem Beruf u. Bildungsgange nach nicht angehört. Die große Mehrzahl der D. kann sich der Natur der Sache nach nicht zu Leistungen aufschwingen, die vor einer streng wissenschaftlichen u. künstlerischen Kritik bestehen können; doch bilden sie in der Regel den für die ausübenden Meister der Kunst u. Wissenschaft empfänglichsten Theil des Publikums. Der Dilettantismus, der meist in den höheren u. materiell gut gestellten Kreisen der Gesellschaft zu suchen ist, bemächtigt sich je nach den augenblicklich vorherrschenden Kunst- u. Geistesrichtungen mit Vorliebe bald dieser, bald jener Zweige künstlerischer u. wissenschaftlicher Thätigkeit. So verbreitete sich zur Zeit der Restauration fast über ganz Europa ein ästhetisch-literarischer Dilettantismus. In der englischen Aristokratie ist bis in die neueste Zeit der archäologisch-philologische Dilettantismus gepflegt worden. Gegenwärtig hat der naturwissenschaftliche, musikalische u. theatralische Dilettantismus überhand genommen.

Diligence (franz., spr. Dilischangß'), Fleiß, Emsigkeit, Eilfertigkeit. Den gleichen Namen führen die zu Ende des 18. Jahrh. in Deutschland zuerst in Gebrauch gekommenen Personenpostwagen, die, bedeckt u. in Federn hängend, die Meile gewöhnlich in einer Stunde zurücklegen u., wenn sie täglich dieselbe Reise zu derselben Zeit machen, auch Journalièren genannt werden.

Dilke, 1. Charles Wentworth, bekannter engl. Literat, geb. 8. Dez. 1789, war Mitarbeiter am „Westminster Review“ u. am „Retrospective Review“, schrieb mehrere Werke über engl. Literatur u. machte seit 1830 sein eigenes Literaturblatt „Athenaeum“ zu einem der bedeutendsten engl. Organe für Kunst u. Wissenschaft. Im J. 1846 gab er die Redaktion dieses Journals auf u. wurde Mitbegründer der „Daily News“, eines politischen Blattes, das in kurzer Zeit weite Verbreitung gewann u. für das D. mehrere Jahre ungemein fleißig arbeitete. Er starb 10. Aug. 1864 auf seinem Landgute in Surreyshire. — 2. Noch bekannter ist sein gleichnamiger Sohn Charles Wentworth D., der, geb. 18. Febr. 1810 zu London, eine vortreffliche Erziehung genoß u. schon früh das regste Interesse für Kunststudien zeigte. Nachdem er 1826 von einer Reise nach Italien zurückgekehrt war, studirte er in Cambridge die Rechte u. wurde später ein fleißiger Mitarbeiter an seines Vaters „Athenaeum“, das er durch seine trefflichen Kunstberichte ungemein förderte. Als Mitglied der „Society of Arts“ (seit 1844) war er überaus rührig u. bewirkte 1847 die erste Ausstellung britischer Fabrikate in den Sälen dieser Gesellschaft. Der glänzende Erfolg dieses Unternehmens veranlaßte dann den großartigen Plan einer allgemeinen Weltindustrie-Ausstellung zu London (1851), einen Plan, für dessen Durchführung D. eine sehr rege Thätigkeit entfaltete, so daß man ihn als einen Haupturheber dieser großartigen, seitdem häufig wiederholten u. immer mehr entwickelten Unternehmungen betrachten kann.

Dill, s. „Anethum“.

Dillens, Adolf, belg. Genremaler, geb. 1821 zu Gent, versuchte sich Anfangs mit Glück im historischen Genre, wandte sich aber nachher mehr der Malerei des niederländischen Volkslebens zu u. stellte dieses in Bildern dar, die sich durch Gemüthlichkeit, echten Humor, Naturwahrheit u. warmes Kolorit auszeichnen.

Dillis, Johann Georg von, geb. 1759, wurde 1822 Direktor der Kunstsammlungen in München u. machte sich 1836 bei der Aufstellung der Gemälde der (alten) Pinakothek sehr verdient. Die wenigen landschaftlichen Bilder, welche seine amtliche Stellung auszuführen ihm gestattete, zeigen ein nicht unbedeutendes Talent. Er starb 1841 zu München.

Dillmann, Christian Friedrich August, Orientalist u. Bibelforscher, wurde 23. April 1823 zu Illingen in Württemberg geb., erhielt seine Vorbildung zu Stuttgart u. Schönthal u. studirte dann 1840—45 zu Tübingen, bes. unter der Leitung Ewald's, zu dessen treuesten Schülern D. noch heute zählt. Nach kurzer Thätigkeit als Pfarrvikar unternahm er 1846—48 Reisen nach Paris, London u. Oxford zur Ausbeutung der handschriftlichen Schätze dieser Städte u. wurde 1848 Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, wo er sich 1852 habilitirte u. ein Jahr darauf zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. In gleicher Eigenschaft siedelte er 1854 nach Kiel über u. erhielt daselbst 1860 die ordentliche Professur für orientalische Sprachen. Im J. 1864 ward er als Professor der alttest. Exegese nach Gießen berufen, 1869 an Hengstenberg's Stelle nach Berlin, obschon er der entgegengesetzten (kritisch freieren) Richtung angehört. Eine Frucht seiner alttestamentlichen Studien ist die Neubearbeitung von Hirzel's Kommentar zum Buch Hiob (1869). Große Verdienste hat sich D. vor Allem um die Bearbeitung der seit fast 200 Jahren vernachlässigten äthiopischen od. Geezsprache erworben. Hierher gehört seine Herausgabe des „äthiop. Henochbuches“ (1851) nebst Uebersetzung (1853), des „Buches der Jubiläen“ (1859), die Uebersetzung des „Adambuches“; ferner die Herausgabe der „äthiopischen Uebersetzung der Bibel“ (Octateuch 1853—55, „Bücher der Könige“ (1861) u. vor Allem die ausgezeichnete „Grammatik der äthiopischen Sprache“ (1857), welchen 1865 ein großartig angelegtes „Aethiop. Lexikon“ u. 1866 eine „Chrestomathie mit Lexikon“ folgte.

Diluvialbildungen od. Diluvium, auch quartäre Formation genannt; erstere sind die aus Gesteinsbruchstücken jeder Art bestehenden Ergebnisse großartiger Fluten u. Ueberschwemmungen, welche den größten Theil unsers Planeten, außer den höchsten Gebirgsketten wahrscheinlich die ganze Außenfläche desselben, bedeckten, ganze Gebirgstämme mit ihren Einschlüssen an Edelmetallen u. Edelsteinen zertrümmerten, eine bereits zahlreiche Pflanzen- u. Thierwelt begruben u. nach Verlauf der Strömungen, die in eine Umbildungsepoche zusammenfallen dürften — mitten zwischen dem Abschlusse der sog. Tertiärzeit u. der heutigen od. der historischen Zeit — unserem Festlande u. unseren Meeren im großen Ganzen die gegenwärtige Ausdehnung u. Gestalt verliehen haben. Dafür, daß die

Fluten gerade die höchsten Gebirgsketten der Erde erreicht u. überströmt hätten, liegt kein Beweis vor; daß sie aber auf die Gestaltung mittelhoher Gebirge einwirkten, beweist z. B. der Ural, welcher D. in unablässiger Aufeinanderfolge durch fast 10 Breitengrade hindurch aufzuweisen hat u. dabei mit Ausnahme einzelner Zacken eine so abgeriebene od. abgerundete Gestalt besitzt, daß die an ihm wohnenden Russen ihr berühmtes Gebirge botschka, Faß, nennen. Die diluvialen Trümmer u. Rollstücke der zerstörten Gebirgsgipfel u. Kämme finden sich heute oft in der Nähe ihrer primitiven od. uranfänglichen Standorte zusammengeschwemmt, Thalebenen wie Gebirgsspalten u. Höhlen ausfüllend; bisweilen aber sehen wir sie auch, selbst über heutige Meere, in ferne Gegenden getragen. Für die außerordentliche Gewalt, mit der die Flutmassen wirkten, sprechen schon die Niederwerfung ganzer ausgedehnter Wälder, deren Stämme z. B. bei Cromer in Norfolk, ohne Ausnahme etwa in halber Meterhöhe über der Wurzel umgebrochen u. horizontal hingestreckt wurden, noch mehr fortbewegte Felsblöcke, sog. erratische Blöcke, von solcher Größe u. Schwere, daß unsere heutigen bedeutendsten Ströme sie nicht zu tragen vermöchten; daher die Ansicht der Geologen, daß sie nur vermittels kolossaler Eisschollen so zu sagen verflößt worden sein können. Während aus der Vertheilung u. Schichtung der D. für die Flutmassen in Schottland eine Strömung aus NW. u. im Rheinthale eine solche von S. nach N. wahrgenommen wird, scheinen sie sich am Ural, vom Hauptgebirgsstocke der ehedem in den oberen Krusten Gold führenden Gänge von Beresowsk aus, gleichzeitig nach N. u. S. gewendet zu haben. Das Bett der Diluvialfluten hatte mit den Betten der heutigen Flüsse, den Gerinnen der heutigen Thäler nichts gemein; wir finden z. B. bei Olahpian in Siebenbürgen die Goldseifenlager nicht in den Thälern, sondern in den obersten Horizonten der die Gegend beherrschenden Berge. Aus dem Umstande, daß die diluvianische Wasserbedeckung, wie z. B. in den durch sie veranlaßten Lößbildungen des Rheines, von der Entwicklung eines untermeerischen Thierlebens kaum Spuren hinterlassen hat, hat man wol mit Recht auf eine verhältnißmäßig kurze Dauer der Diluvialzeit geschlossen, immerhin aber müssen die Fluten lange genug gestanden haben, um ganze Gebirgstheile erweichen zu können. Die D. schließen auf ihren heutigen (sekundären) Lagerstätten eine Menge Pflanzen- u. Thierversteinerungen ein, welche durch sie ihrem primitiven Standorte entführt wurden; letztere dürfen den Beobachter nicht verleiten, das Alter der D. selbst irrig aufzufassen. Sie besitzen aber auch ihre eigenen organischen Ueberreste, d. h. solche, die ihnen in ihrer eigenen Bildungsperiode als lebendige Zeugen derselben einverleibt wurden, u. gehören dieselben heute noch lebenden, z. Th. aber auch bereits ausgestorbenen Arten an. Meist sind es Knochen u. Zähne vom Mammuth, Bär, Pferd, Hirsch u. s. w. — Die Ursachen der Diluvialflut mit Sicherheit zu erforschen, wird schwerlich gelingen. Wahrscheinlich bleibt, daß die Gegenden am Nordpol die Ausgangspunkte der Fluten u. Eismassen waren, u. ihr Erguß mit der Erhebung Skandinaviens aus dem Meere zusammenhing.

Von den D. verdienen besondere Betrachtung: 1. Gebirgsschutt, Massen sandiger Beschaffenheit, Gerölle, Kies, Grus, nam. der Löß, ein lehmiges, gelbgraues Gemenge von Thon-, Kalk- u. Kieselerde, das gewöhnlich unmittelbar unter der Dammerde u. über verschiedenen Gesteinsunterlagen eine Seehöhe von 200 m. erreicht u. dem Thale des deutschen Rheinstromes, bes. von Basel abwärts, eigenthümlich zu sein scheint. Bei starker Düngung liefert der Löß einen lockeren, für Getreide- u. Wein-, Espen- u. Luzernebau vortrefflichen Boden. Mit ihm von ganz gleichem Alter. 2. zusammengeschwemmte **Mangan- u. Brauneisenerze** in der Lindener Mark bei Gießen u. bei Dohrn u. a. O. an der Lahn in Nassau. Sie führen in ihren oft unter dem Rasen schon beginnenden u. mehrere Lachter mächtigen, meist auf Dolomit ruhenden Ablagerungen Bruchstücke aller Mineralien, welche im anstehenden Dolomit der Gegend gefunden zu werden pflegen. Häufig sehr beträchtliche Lignitmassen sind gleichzeitig mit eingeschlämmt worden. 3. **Erratische od. Wanderblöcke**, auch **Findlinge** genannt. In der ganzen norddeutschen Ebene von Holland bis Lithauen, ebenso in England sind sie es, die größtentheils als Bruchstücke skandinavischer Gebirge zweifellos erkannt sind; nam. sind es Blöcke von Granit, Gneiß, Glimmerschiefer u. Diorit, welche jetzt mit einheimischen Gesteinsbrocken zusammen begraben liegen. Diese nordischen Geschiebe reichen bis nach Mitteldeutschland, doch kommen Findlinge auch aus andern Gegenden vor. Von regelloser Form, oft viele Meter im Durchmesser, erreichen sie oft sehr beträchtliche Schwere. Die ersten Urbarmacher des Landes trugen sie nach Kräften zusammen; die Befestigungsmauern uralter nordischer Städte, viele Kirchen, Rathhäuser sind aus ihnen erbaut. Im Süden dasselbe. Como ist fast ganz mit Granitquadern gepflastert, u. großartige Bauten sind mit Findlingen ausgeführt, deren Gestein nirgends in der Nähe anstehend gefunden wird. Der Schwedenstein bei Lützen ist ein Findling, desgleichen der Granitblock, auf dem sich Peter's des Großen Monument zwischen Newa u. Isaakskirche in Petersburg erhebt; er wurde aus dem Dorfe Lachta, 12 Werst von Petersburg, herbeigeschafft u. hat nach der Bearbeitung an Ort u. Stelle noch eine Höhe u. Breite von 6 m bei doppelt so großer Länge. Eine vollständige Beschreibung der in den

Nr. 2136. Schwimmende Eisberge mit Felsblöcken im nördlichen Polarmeere.

südbaltischen Ländern auftretenden Findlinge hat Klöden geliefert. 4. **Knochenbreccien**, d. s. mit Schlamm, Kalk, Sand u. Lehm mehr od. weniger fest verbundene Zusammenhäufungen meist scharfkantiger, selten etwas abgerundeter Knochenreste von vorweltlichen Säugethieren, Vögeln u. Reptilien. Ihr Vorkommen scheint sich auf die Küstengegenden des Mittelmeeres zu beschränken; nam. hat man sie am Schloßberge bei Nizza, bei Cette, auf Sardinien, Corsica u. Sizilien, auch an der dalmatinischen Küste gefunden. Sie sind Spalten- u. Höhlenausfüllungen, die sich selten zu beträchtlicher Höhe erheben. Charakteristisch für sie sind bes. in großen Mengen auftretende Zähne kleiner Nager, Mus, Hypudaes, Lagomis u. s. w., denen sich Reste von größeren Fleischfressern, von Löwe u. Tiger, ferner Schildkröten u. Schlangen mit Meereskonchylien, wie Murex brandaris, anschließen. 5. Die Ablagerungen in den **Knochenhöhlen**; sie stehen letzteren am nächsten; es sind Zusammenhäufungen von Schädeln, Zähnen u. Knochen großer Fleischfresser: Ursus spelaeus (Höhlenbär), priscus, Hyaena spelaea, Meles, Gulo u. s. w., sowie von Fledermäusen, Affen (diese bes. in Brasilien) mit Ueberresten von Nagern u. Koprolithen (Fischexkrementen). Reich an solchen Höhlen ist der Jurakalk von Schwaben (Epfingen) u. Franken (Muggendorf, Rabenstein), in Belgien u. England. 6. **Eisschichten** im hohen Norden Skandinaviens u. Sibiriens; dort hat man in den Schollen fortgeführte Gesteinsbruchstücke gefunden, hier den Einschluß ganzer, noch unverwester Mammuthe entdeckt, welche Zeugniß für das Alter der Eisschichten abgeben. 7. **Gold-, Platin- u. Edelsteinsande.** Der Goldsand besteht überall aus Bruchstücken der die ehemaligen Goldquarzgänge umschließenden Gebirgsmassen u. aus den die ehemaligen Ganggesteine selbst bildenden Mineralien. Am Ural sind es vorzugsweise Talk-, Chlorit- u. a. Schiefer, auch Augitporphyre, die gewöhnlich als Gerölle in Sandform bis zur Größe von Handstücken auftreten, dann Gangquarzbrocken u. zunächst Gold, überwiegend in Blättchen u. Körnchen, selten in nußgroßen, äußerst selten in centnerschweren Stücken als Zertrümmerungs- u. Zerreibungsprodukt mit lehmiger

Nr. 2137. Erratischer Granitblock bei Monthey in der Schweiz.

Sandkäre als Bindemittel. Die Gold- u. Platinsandzonen, die bald unmittelbar unter dem Rasen anstehen, so daß dieser mit verwaschen wird, bald mehrere Lachter (1 L. = 2 m.) in die Tiefe, in der Mitte immer tiefer als an den Rändern niedergehen, dehnen sich bisweilen meilenweit in die Breite u. Länge, aber nam. nach letzterer aus, so daß z. B. auf der Grube Säwerne bei Krestowosdwischensk am Ural die das edle Metall führende Zone mit einer Reihe von 116 Schächten aufgeschlossen u. auf einer über ½ Meile langen Eisenbahn gefördert wurde. In den mit dem Golde in den Seifenlagern vergesellschafteten Mineralien ist Magneteisenerz in Sandform sein steter Begleiter. Das Platin findet sich in ganz ähnlichen Form u. Gehaltsverhältnissen in den Sänden vor wie das Gold, nur ist es stets an Bruchstücke von Serpentin mit mehr od. weniger Diorit gebunden u. der dasselbe gleichfalls begleitende Magneteisensand immer mit viel Chromeisensand vermengt. Es giebt Goldseifen, die von allem Platin frei sind, aber nicht umgekehrt. An Edelsteinen führen die Goldseifen bes. Diamanten, Topase, Spinelle, Amethyste rc. 8. Zinnseifen, die seltensten Metallseifenlager der Erde, meist im Bereiche solcher Granitablagerungen, welche Zinnerz führende Gänge von Quarz, Greisen od. Schorlquarzit u. dgl. umschließen; wie z. B. in Cornwall, Sachsen, auf der Malayischen Halbinsel u. auf der Insel Banka. Das Seifenzinn selbst besteht aus den sog. Zinngraupen in Körnern wie in abgerieben, eckigen Stücken, die in St. Austall bei Pentuan bis an 5 kg. Gewicht erreichen; sonst sind die Cornwall'schen Seifen durch das Vorkommen der feinfasrigen Erzabänderungen u. des rundabgerollten sog. Holzzinnerzes ausgezeichnet. Die engl. Zinnseifen befinden sich z. Th. 16 m. u. darüber über dem jetzigen Meeresspiegel, während unter demselben auf gleiche Tiefe Wurzelstöcke von Eichen gefunden werden, so daß sich Schwankungen im Meeresstande von einigen u. 30 m. ergeben. Auf der Halbinsel Malacca u. auf Banka liegen die Zinnsände in wirklich unerschöpflichen Mengen. Auf Banka erreichen die Schächte 6 bis 20 m. Tiefe; hier wie anderwärts sind die untersten Schichten die reichsten. 9. Bohnerzablagerungen, von denen es jedoch auch welche älteren Ursprungs giebt. Sie bestehen aus ockergelben Thonen u. braunen eisenschüssigen Lehmlagern in Verbindung mit Myriaden von Körnern u. Kugeln thonigen Brauneisensteins, dem sog. Bohnerz. Die erste Entstehungsstätte dieser diluvialen Flutlandgebilde lag wol stets im Bereiche der Jurakalke, denn die einzelnen Schwämmlagen, die Thone u. Lehme, wie die Erze, führen ziemlich häufig die in den Jurakalken vorwaltenden paläontologischen Formen. An heutiger Lagerstätte erscheinen sie uns als mit Ackerboden od. anderem Alluvium bedeckte Ausfüllungen von geräumigen kessel- u. trichterförmigen Ausweitungen od. Spalten meist im Juragebirge. Sie sind für die Gegenden ihres Vorkommens im S., W. u. N. des Schwarzwaldes, in der Franche Comté u. s. w. durch ihren reichen Eisengehalt, durch die leichte Gewinnung u. durch ihr die Verschmelzung begünstigendes, kalkiges Bindemittel von hoher metallurgischer Wichtigkeit. 10. Braunkohlen u. zwar sog. Schieferkohle, wie z. B. bei Utznach, wo sie harzähnliche Mineralien wie Dopplerit einschließen.

Diluvialstier (Bos primigenius Bojan.), eine im Diluvium, bes. in Torfmooren, in fossilen Resten erhaltene Rinderart, die erst in historischer Zeit ganz ausgestorben ist u. noch zu Cäsar's Zeit in Deutschland u. England lebte als Urus, Ur des Nibelungenliedes, u. von welcher mehrere unserer Rinderrassen, wie das Holsteiner, Frieslandrind u. s. w. u. das halbwilde Rind der Parks von Millingham abstammen; während das Schweizer Braunvieh u. andere Rassen von einer anderen Art, Bos longifrons *Ow.* abstammt, die ebenfalls in Diluvialschichten u. in Pfahlbautenresten vorkommt.

Diluvium, s. „Diluvialgebilde".

Dime (spr. Deim), nordamerikan. Silbermünze im Werth von $\frac{1}{10}$ Dollar = 10 Cent, demnach 1 Sgr. $3\frac{3}{7}$ Pf. preuß.

Dimension, heißt 1. in der Geometrie die Ausdehnung einer Raumgröße. Es kann deren höchstens drei geben: Länge, Breite u. Höhe. Eine Linie ist eine Größe von nur einer D., nämlich Länge; die Fläche hat zwei Dimensionen, nämlich Länge u. Breite; während der Körper nach drei D., Länge, Breite u. Höhe, ausgedehnt ist. 2. Arithmetisch gebraucht man D. in einem weiteren Sinne. Algebraische Ausdrücke sind von sovielter D., als Faktoren vorkommen; es werden die Funktionen auch nach D. eingetheilt; so ist z. B. $y = ax^3 + bx^2 + c$ eine Funktion der dritten D.

Diminuendo, eine musikalische Vortragsbezeichnung, heißt sich vermindernd, abnehmend, schwächer werdend, u. wird entweder durch ⟩ od. durch das Wort *dim.* angedeutet.

Diminutivsilben (lat.), Verkleinerungssilben, heißen in der Grammatik diejenigen Endsilben, welche die Bedeutung eines Begriffes verringern, ein Ding der äußeren Größe od. dem inneren Werthe nach verkleinern. Die deutsche Sprache hat zwei D.: chen, ursprünglich niederdeutsch, doch jetzt in der hochdeutschen Schriftsprache vorherrschend, z. B. Mäd-chen (Stamm: Maid, Magd), u. lein, die oberdeutsche Form, welche sich häufig in el abschwächt, z. B. Mägd-lein, Aerm-el (Stamm: Arm). Ein so verkleinertes Wort heißt **Diminutivum.**

Dimission (lat.), Entlassung, ein bei Verabschiedung höherer Staatsbeamten, Minister, Gesandten u. s. w., gebräuchlicher Ausdruck. Ein Beamter kann entweder selbst seine D. geben, d. h. freiwillig bei der Regierung um Entlassung einkommen, od. er kann sie ohne sein Zuthun erhalten; letzteres geschieht gewöhnlich in der Weise, daß der Betreffende veranlaßt wird, scheinbar selbst seine Entlassung nachzusuchen.

Dimissoriāle (lat., Mehrz. Dimissorialien), Entlassungsschreiben, eine kirchenrechtliche Urkunde, durch welche ein geistlicher Oberer die Entlassung eines Geistlichen od. eines Laien aus seiner kirchlichen Gerichtsbarkeit od. aus seinem Parochialverbande zu dem Zwecke bescheinigt, daß der betreffende Angehörige in eine andere Gerichtsbarkeit od. in eine andere Gemeinde übertreten könne, bez. eine bestimmte kirchliche Handlung entweder selbst dort vollziehen, od. durch den Geistlichen eines andern Sprengels verrichten lassen dürfe. In der Regel soll nur der Bischof den seinem Bisthum Angehörigen ein D. ertheilen, vornehmlich auch in dem Falle, wo es sich um sog. temporale D. handelt, welche sich auf Ertheilung der Ordination eines Klerikers durch einen fremden Geistlichen beziehen. Ausnahmsweise ist diese Befugniß auch dem bischöflichen Generalvikar in Vertretung des Bischofs, ferner für gewisse Fälle den Aebten u. Kardinälen gewährt worden. — In der evangel. Kirche wird mit D. die schriftlich zu ertheilende Einwilligung eines Pfarrers bezeichnet, daß eine zu seinem Pfarrsprengel gehörende Person irgend eine geistliche Amtshandlung durch einen fremden Geistlichen vollziehen lasse. Diese Einwilligung darf in der Regel nicht versagt werden, dem berechtigten Pfarrer steht jedoch gesetzlich die Forderung der ordnungsmäßigen Stolgebühren zu. Unumgänglich ist sie z. B., wenn Verlobte aus verschiedenen Pfarrsprengeln eine Ehe schließen wollen u. das Gesetz für den besonderen Fall keine Bestimmung getroffen hat, ob dem Pfarrer der Braut od. dem des Bräutigams die Trauung obliegt. In Preußen ist für den Fall, daß bei einem protestantischen Eingepfarrten eine Amtshandlung von einem kath. Geistlichen od. umgekehrt verrichtet werden soll die staatliche Genehmigung erforderlich, welche für die evang. Geistlichen vom Provinzialkonsistorium, für die kath. Geistlichen vom Oberpräsidenten der betr. Provinz zu ertheilen ist.

Dimorphie, Dimorphismus. Es giebt gewisse Stoffe, welche, nam. bei verschiedener Temperatur, ohne materielle Aenderungen zu erleiden, verschiedene Krystallformen annehmen, z. B. Kohlenstoff als Graphit u. Diamant, Schwefel in zwei Krystallsystemen, kohlensaurer Kalk als Kalkspath u. Aragonit. Solche Stoffe nennt man dimorphe. Andererseits giebt es Körper, welche bei Ungleichheit der Grundstoffe gleiche Krystallform besitzen; diese heißen amorphe.

Dinarchos, griech. Redner, geb. um 360 v. Chr. zu Korinth, kam frühzeitig unter Demetrios Phalereus nach Athen u. verfertigte dort Reden für Andere, wodurch er sich Vermögen erwarb. Als Demetrios von der Regierung zurücktrat, wurde auch D., der gleichfalls makedonisch gesinnt war, verbannt u. lebte 15 Jahre lang auf Euböa. Auf Theophrast's Verwendung kehrte er zurück u. gerieth dann in Prozeß mit dem ungetreuen Verwalter seines Vermögens. In der Redekunst suchte D. den Demosthenes nachzuahmen. Im Alterthum wurden ihm 160 Reden zugeschrieben, von denen jedoch die Kenner nur ungefähr 60 als echt anerkennen wollten. Von allen sind nur noch drei vorhanden.

Dinarische Alpen, s. „Alpen" u. „Dalmatien".

Dindorf, Wilhelm, verdienstvoller Philolog, geb. als der Sohn des Orientalisten Gottlieb Immanuel D. 2. Jan. 1802 zu Leipzig, wo er nach Beendigung seiner klassischen Studien (unter Hermann u. Beck) 1828 Professor der Literaturgeschichte wurde. Aus dieser Stellung schied er jedoch 1833 wieder aus, um ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben zu können. Schon 1819 hatte er sich durch seine Erläuterungen zur Invernizzi'schen Ausgabe des Aristophanes vortheilhaft eingeführt. Seinen Ruf begründete er durch eine neue kritische u. nach dem vorgerückten Standpunkt der Wissenschaft um-

gearbeitete Ausgabe von Stephanus' „Thesaurus linguae Graecae" — eine weitschichtige Arbeit, bei welcher er durch seinen jüngeren Bruder, den gleichfalls als trefflichen Philologen, als Herausgeber des Xenophon, des Diodoros Siculus, des Dio Cassius u. s. w. bekannten Ludwig D. (geb. 3. Jan. 1805) unterstützt wurde. Von W. D.'s durch umfassende Beherrschung der einschlagenden Literatur, sowie durch scharfe u. feinsinnige Durchdringung des Stoffes ausgezeichneten Ausgaben klassischer Autoren nennen wir die des Demosthenes (9 Bde., Par. 1846—51), ferner die des Sophokles, Aristophanes, Lukianos u. Aristophanes (die einen Theil der Didot'schen „Bibliothèque des classiques grecs" bilden), u. die „Poetae scenici Graeci" (Lpz. u. Lond. 1830; 2. Aufl., Par. 1851). Ein Meisterwerk der Kritik u. des Gelehrtenfleißes ist sein „Kommentar zu Aeschylos, Sophokles, Euripides u. Aristophanes" (7 Bde., Par. 1836—42).

Diner (franz., spr. Dineh), das Mittagessen, überhaupt die Hauptmahlzeit des Tages. In Deutschland verbindet man gewöhnlich mit D. den Begriff eines vornehmen, großen Mittagessens mit außergewöhnlichen Speisen u. Delikatessen. Der Zeitpunkt für den Beginn des D. schwankt in Deutschland zwischen 1 u. 3 Uhr, während er in Frankreich in die späteren Nachmittagsstunden (5 u. 6 Uhr) fällt. Auch in England wird das D. erst in so später Stunde eingenommen, da es dort Sitte ist, um die eigentliche Mittagszeit ein Frühstück einzunehmen u. den Geschäftsgang nicht durch ein Mittagmahl zu unterbrechen.

Ding bezeichnet in der Sprache der Philosophie Alles, was Gegenstand des Bewußtseins werden kann, also auch den reinen Begriff; im engeren Sinne ist D. das, was nicht bloß gedacht zu werden braucht, sondern wirklich da ist u. Realität hat. Das Ding an sich ist nach dem Sprachgebrauche von Kant dasjenige, was den Erscheinungen od. Erfahrungssätzen als bleibend zu Grunde liegt, die Substanz im Gegensatz zum Accidens od. den Eigenschaften, die den Dingen nur beziehungsweise zukommen, wie z. B. Farbe, Bewegung ꝛc.

Ding (niederdeutsch Thing) hieß im deutschen Mittelalter ursprünglich der Ort, wo Gericht gehalten wurde; später nannte man so auch die Gerichtsversammlung (die zum Gericht zusammentretende Volksversammlung) od. das Gericht selbst. Eine besonders zu erwähnende Art der D. sind die Echtedinge, Hauptversammlungen, die jährlich wenigstens dreimal abgehalten u. in denen die wichtigsten Civil- u. Kriminalsachen verhandelt wurden. — Dingpflichtig hieß der der Gerichtsbarkeit eines bestimmten Gerichts Unterworfene; Dingstätte, der Ort, wo Recht gesprochen wurde.

Dingelstedt, Franz von, geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg in Hessen, besuchte das Gymnasium zu Rinteln, studirte in Marburg Theologie u. Philologie u. wirkte dann als Lehrer in Hannover u. Fulda, machte sich aber durch die freisinnigen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (1840) mißliebig u. nahm 1841 seine Entlassung, um in die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" einzutreten. Nachdem er als deren Korrespondent einen großen Theil von Mitteleuropa bereist hatte, übernahm er in den Diensten des Königs von Württemberg die Leitung von dessen Privatbibliothek u. trat später in die Stellung eines Dramaturgen des Stuttgarter Hoftheaters. Im J. 1850 wurde er als Intendant des Hoftheaters nach München u. 1857 in gleicher Stellung nach Weimar berufen. Im J. 1867 übernahm D., nachdem er vom König von Bayern in den Adelstand erhoben war, die Direktion des Hofoperntheaters zu Wien, 1870 die des Hofburgtheaters (als ein Nachfolger Heinrich Laube's). Als Lyriker („Gedichte", 2. Aufl. 1858) ist D. bei großer Formgewandtheit u. bei aller Zierlichkeit der Sprache meist kühl u. nüchtern; seine politischen Lieder, deren Tendenz er in späteren Jahren untreu wurde, sind jedoch oft von treffender Charakteristik der Zeitverhältnisse u. lebhafter Empfindung. Als Dramatiker machte er sich bekannt durch sein in edlem Stil gehaltenes Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt" (1850), welches einen Stoff aus der niederländischen Geschichte behandelt. Seine Uebersetzungen u. Bearbeitungen von Shakespeare's geschichtlichen Dramen mit besonderer Berücksichtigung der heutigen Bühnenverhältnisse haben auf vielen Bühnen Eingang gefunden. Seine Romane „Die neuen Argonauten" (Fulda 1839), „Unter der Erde" (2 Bde., Lpz. 1840), u. seine Novellen sind in dem Tone der feinen Gesellschaft geschrieben u. ziehen mehr durch elegante Form als durch ihren Inhalt an. Der Einfluß der Romantik ist in diesen Werken eben so wenig als im „Wanderbuch" (2 Bde., Lpz. 1839 bis 1843) zu verkennen.

Nr. 2438. Franz v. Dingelstedt (geb. 30. Juni 1814).

Dingler, Johann Gottfried, der technischen Welt bekannt durch das von ihm 1820 begründete „Polytechnische Journal", welches bis Ende 1872 die Zahl von 206 Bänden erreicht hatte. D. war 2. Januar 1778 zu Zweibrücken geboren, promovirte, nachdem er seine chemischen u. pharmazeutischen Studien gemacht, 1800 u. wurde Apotheker in Augsburg. Im J. 1806 errichtete er eine Fabrik chemischer Produkte, wie er späterhin zeitweilig eine Kattundruckerei in Betrieb hatte. Neben rein praktischer Thätigkeit, die er erst 1845 aufgab, war seine literarische Thätigkeit eine eminente. Außer einer Anzahl vorzüglich Gegenstände der Färberei u. Druckerei behandelnder Einzelwerke war es nam. die Herausgabe des seinen Namen tragenden „Polytechnischen Journals", die ihn in Anspruch nahm. Von 1820—31 war D. alleiniger Herausgeber; mit dem 40. Bande trat sein Sohn Dr. Emil Maximilian D. mit in die Redaktion u. setzt seit 1840 das verdienstliche Werk allein fort. D. starb 9. Aug. 1855 zu Augsburg.

dingliche Rechte nennt man diejenigen Rechte, deren unmittelbarer Gegenstand eine bewegliche od. unbewegliche Sache ist. Wenn eine Sache in jeder Beziehung dem Willen einer Person unterworfen ist, so bezeichnet man das dingliche Recht durch Eigenthum (s. d.); alle anderen Rechte an Sachen bestehen in einer mehr od. minder weitgreifenden Beschränkung des Eigenthums; sie heißen d. R. an fremden Sachen. Hierher gehören z. B. Pfandrechte, Dienstbarkeiten u. s. w. Die eigenthümliche Natur der d. R. besteht darin, daß sie mit einer Klage gegen Jedermann geltend gemacht werden können (dingliche Klagen), u. daß sie stärker sind als bloße Forderungenrechte, indem der dinglich Berechtigte an vertragsmäßige Verpflichtungen seines Rechtsvorgängers gar nicht od. nur dann gebunden ist, wenn er dieselben ausdrücklich übernommen hat. Wer daher an einer Sache ein dingliches Recht erwirbt, z. B. ein Grundstück kauft, braucht Mieth- od. Veräußerungsverträge seines Vorgängers nicht anzuerkennen od. fortzusetzen. Einzelne Partikularrechte haben dies bei Miethverträgen über Grundstücke zu Gunsten der Abmiether geändert.

Dingo (Canis dingo Shaw), der wilde, od. vielmehr höchst wahrscheinlich verwilderte u. vom Schäferhund abstammende Hund Australiens, dessen Einführung jedenfalls aus einer sehr frühen Zeit datirt. Er hat eine lange, spitze Schnauze, kurze Ohren, einen buschigen Hängeschwanz, sieht gewöhnlich röthlichbraun aus, variirt aber oft in der Färbung; in seiner Lebensweise ähnelt er dem Fuchse, er geht Nachts auf Raub aus u. wird dadurch ein Feind der schafzüchtenden Ansiedler.

Dinkel, auch Spelt, Spelz, Dinkel, Besen, Fäsen, Wessen,

Körner, Krull u. Korall Weizen, in der Nordschweiz Chorn (Korn) u. Fäsa (Triticum Spelta) genannt. Eine der eigenthümlichsten Weizenarten, welche die alemannischen Stämme aus Italien mitbrachten u. bis auf den heutigen Tag mit Vorliebe bauen. Obgleich sie auch im Norden von Deutschland, nam. in neuester Zeit, angebaut worden ist, so reicht ihre uralte Verbreitung doch nur bis Dinkelsbühl auf der süddeutschen Hochebene. Man schätzt an der Frucht ihr feines Mehl, welches ein sehr schmackhaftes Brot, vortreffliche Nudeln u. Confituren giebt u. unter dem Namen Nürnberger od. Frankfurter Mehl im Handel bekannt ist. In Schwaben sowie am Mittel u. Oberrhein gehört der D. zu der beliebtesten aller Weizenmehlarten. Die unreifen Körner verwendet man zu schmackhaften u. nahrhaften Suppen. Aeußerlich zeichnet sich der D. aus durch brüchige Spindeln, gerade abgestutzte Klappen von verschiedener Gestalt u. mit verschieden langen Grannen, sowie mit schalenartig in den verhärteten Spelzen eingeschlossenen Körnern. Man unterscheidet das weiße u. rothe Korn, die am meisten angebauten Sorten; eine dritte Abart ist das Schlegelkorn mit dichter stehenden Spelzen. Der D. verträgt mehr Winterkälte als der Weizen, nimmt mit einem trockneren, leichteren u. weniger kräftigen Boden, der aber am besten Kaltboden ist, vorlieb, bestaudet sich im Frühjahr besser, lagert auf fetterem Boden seltener, fällt bei der Ernte nicht aus, kann von den Vögeln nicht angegriffen werden u. ist dem Roste u. Brande weit weniger unterworfen. Bei späterer Aussaat kann er dennoch früher als der Weizen geerntet werden, u. zwar, wenn die Aehren noch grünlich sind, wobei jedoch die Halme schon weiß gebleicht dastehen. — Eine nahe verwandte Art ist der Emmer od. Ehmer, auch Demer, Amer-, Amelkorn, Zweikorn, Reis- od. russ. Mehl-Dinkel, Schwadengerste 2c. (Tr. dicoccum). Während die Aehre des D. lockrer, gleichsam lappig getheilt ist, erzeugt der Emmer eine dichte, welche darum voller erscheint, obgleich beide Arten 2 Körner hervorbringen. Der Emmer wird in der Schweiz u. in Schwaben als Sommer- u. Winterfrucht gebaut; um so mehr, da er noch genügsamer als der D. ist. Das Mehl selbst ist nicht so weiß wie das von D. u. Weizen. — Eine dritte nahe verwandte Art ist das Einkorn, auch Eicher, Spelzreis, Schwabenweizen, Blick, Peterskorn u. Dietel in der Nordschweiz (Tr. monococcum). Es gedeiht noch in gebirgigen, steinigen Lagen, wobei es selbst eine sehr späte Aussaat verträgt. Zeitig im Frühjahr bestellt, kann man es auch als Sommerfrucht bauen.

Dinomé, Sylvain Emery Achille, franz. Geograph, geb. zu Orleans 5. Okt. 1787, war Pfarrer in Romorantin, dann Kanonikus in Blois u. trat seit 1844 als geographischer Schriftsteller auf; nam. verdanken ihm die „Annales des voyages" zahlreiche Beiträge. Er starb 21. Jan. 1871 zu Orleans.

Dinornis, eine Gattung ausgestorbener, bis 3 m. hoher Riesenvögel, die ihren im Schwemmland Neuseelands aufgefundenen Resten nach den Straußen u. Kasuaren verwandte dreizehige Laufvögel waren, u. auf welche sich wahrscheinlich die Sagen der Eingeborenen vom Riesen Moa beziehen.

Nr. 2139. Dinornis, aufgefundenen Resten nachgebildet.

Dinosaurier, kolossale, zum Theil über 13 m. lange Eidechsen des Jura, der Wealdenbildung u. untern Kreiden, die in ihrem Bau mancherlei Beziehung zu den Säugethieren, bes. den Dickhäutern, zeigen. Ihr gewaltiger Rumpf wurde von kräftigen, kurzzehigen Beinen getragen, ihre Zähne besaßen eine spitze, schneidende od. gezackte Krone u. waren in Alveolen eingekeilt; sie nährten sich von Fleischkost, nur das riesige Iguanodon war Pflanzenfresser.

Dinotherium giganteum, ein, dem Baue des Schädels nach zu schließen, theils den Seekühen, theils bes. den Dickhäutern u. zwar den Tapiren verwandtes Säugethier, das in der Tertiärzeit lebte. In seinem Oberkiefer fehlen die Schneidezähne; sein Unterkiefer ist nach abwärts gebogen u. trägt zwei mächtige, nach unten ragende Hauer, ähnlich denen im Oberkiefer des Walrosses. Die jederseits zu je fünf stehenden Backzähne haben 2—3 quere Schmelzhöckerreihen. Die Knochenreste dieses Thieres wurden zuerst bei Eppelsheim unweit Mainz aufgefunden, später auch anderwärts, selbst in Ostindien u. Australien.

Nr. 2140. Schädel des Dinotherium giganteum

Dinte, s. „Tinte".

Dinter, Gustav Friedrich, bekannter Pädagog u. Schriftsteller, wurde als der Sohn eines Rechtsgelehrten 29. Febr. 1760 zu Borna geboren. Nachdem er theils von seinem Vater, theils von Hauslehrern vorgebildet worden war, besuchte er von 1773 an die Landesschule zu Grimma; 1779 bezog er die Universität zu Leipzig, auf welcher damals die Theologie durch Ernesti, Morus u. Dathe, die Philosophie durch Platner u. a. treffliche Lehrer vertreten war. Nachdem er vorübergehend als Hauslehrer thätig gewesen, übernahm D. 1787 das Pfarramt zu Kitzscher bei Borna. Schon hier trat seine Neigung zur pädagogischen Thätigkeit zu Tage, die sein ganzes Leben hindurch vorwiegend der Vorbildung junger Männer für den Volksunterricht galt.

Nr. 2141. Gustav Friedrich Dinter (geb. 29. Febr. 1760, gest. 29. Mai 1831.)

Er gründete eine Art von Privatseminar u. brachte darin die damals noch neuen Grundsätze Pestalozzi's so glücklich zur Geltung, daß er 1797 als Direktor des Friedrichsstädter Lehrerseminars nach Dresden berufen wurde. Trotz der Anregung, die D. dort durch den Umgang mit hochgebildeten Männern, nam. mit dem Oberhofprediger Reinhard, empfing, gab D. doch diese Stellung nach 10 Jahren wieder auf u. ging (1807) als Pfarrer nach Görnitz bei Borna, ohne indeß damit seinen pädagogischen Neigungen zu entsagen. Vielmehr stiftete er auch hier wieder eine höhere Bildungsanstalt, in der die reifere Jugend für die verschiedenartigsten Berufsklassen, bes. aber wiederum für den Beruf des Volkslehrers, herangebildet wurde. D.'s Ruf drang in immer weitere Kreise; im J. 1816 berief ihn die preuß. Regierung als Schul- u. Konsistorialrath nach Königsberg. In dieser Stellung, mit der er seit 1822 noch die eines Professors der Theologie verband, wirkte er

segensreich bis zu seinem Tode (29. Mai 1831). Wenige Männer sind bei Lebzeiten so geehrt, nach ihrem Tode aber so herabgesetzt worden wie D. Um ihn gerecht zu beurtheilen, muß man sich durchaus auf den Standpunkt seiner Zeit versetzen. D. ist ein letzter konsequenter Ausläufer jener theologischen Richtung, die noch das reformatorische Christenthum festzuhalten glaubte, wenn sie sich lediglich an die moralischen Ideen der Bibel hielt, alles Uebrige aber (bes. die Wunder u. dergl.) für bedeutungslos erklärte. Er stellte den Unterricht aus der Bibel als den Mittelpunkt der Volksbildung hin, während er es für gleichgiltig erachtete, „wenn seine Bauernknaben die Schildkröte für ein Insekt hielten". Daß aber sein Wirken nicht etwa blos auf geschäftsgewandtem Wesen od. einer steten Heiterkeit u. Frische des Gemüths beruhte, die die Jugend anzog, sondern auf wirklicher pädagogischer Begabung u. einem scharfen Blick für die geistigen u. sittlichen Bedürfnisse des niederen Volkes, das haben seine gereifteren Schüler anerkannt. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Malwina, ein Buch für gebildete Mütter" (1819; 5. Aufl. 1860) — ein merkwürdiges Gemisch von Sentimentalität u. wirklicher Erziehungsweisheit — u. die sog. „Schullehrerbibel", das Haupt- u. Lieblingswerk D.'s. Von derselben erschien zuerst das Neue Testament in 4 Theilen (1824—25), dann das Alte Testament in 5 Theilen (1826—28). Nach kurzen einleitenden Betrachtungen wird jedesmal der Bibeltext mitgetheilt u. Vers für Vers mit Erklärungen, praktischen Winken u. dergl. begleitet. Diese praktische Einrichtung verschaffte der „Schullehrerbibel" bei Lehrern u. Geistlichen eine außerordentliche Verbreitung; andererseits rief aber auch die Plattheit u. Seichtigkeit, die nur zu oft in den Anmerkungen zu Tage tritt, den schärfsten Widerspruch hervor, der allmählig zu einem Verdammungsurtheil führte, wie es D. nicht durchweg verdient hat. In seinem Privatleben war D. ehrenwerth, stets uneigennützig u. wohlthätig, in seinem Aeußeren vielleicht allzu nachlässig. Seine „Selbstbiographie" (1829, 5. Aufl. 1860) enthält manche charakteristische Züge, ist aber im Ganzen mehr eine Anekdotensammlung als die Erzählung eines bedeutenden Lebens. Eine Gesammtausgabe von D.'s Werken hat sein Pflegesohn Wilhelm in 4 Abtheilungen (exegetische, katechetische, pädagogische, asketische Schriften, zusammen 42 Bände, 1840—51) veranstaltet.

Dinür (chald.) heißt der nach einer rabbinischen Sage unter dem Throne Gottes fließende Feuerstrom, aus welchem die Seelen der Gerechten geläutert hervorgehen, während die der Frevler von ihm in die Hölle hinabgezogen werden.

Dio, gen. Chrysostomos (Goldmund), der Großvater des Geschichtschreibers Dio Cassius, stammte aus Prusa in Bithynien, nahm nach Vollendung seiner Studien dort eine angesehene Stellung ein u. beschäftigte sich viel mit Rhetorik u. Philosophie. Im J. 94 n. Chr. begab er sich nach Rom, mußte dasselbe aber bald meiden, weil er dem Kaiser Domitian verdächtig geworden war. Das Delphische Orakel gab ihm hierauf den merkwürdigen Rath, im Bettlergewande die im Norden u. Osten des röm. Reichs wohnenden Barbaren zu besuchen. Er befolgte ihn u. hielt sich längere Zeit in den Niederdonauländern auf. Der Tod des Tyrannen u. die Erhebung seines Freundes Nerva führte ihn wieder in die Hauptstadt, wo er den Rest seiner Tage zubrachte, wegen seiner schönen Stimme, seines glänzenden Vortrags u. seiner Gewandtheit im Improvisiren allgemein bewundert. Die noch von ihm vorhandenen 80 Kunstreden (politischen, moralischen u. philosophischen Inhalts) zeichnen sich durch geschmackvolle Form u. eine den besten klassischen Mustern nachgebildete Sprache aus.

Dio Cassius (Cassius Dio), griech. Geschichtschreiber, geb. um 155 n. Chr. zu Nicäa in Bithynien, erhielt seine Bildung zu Athen u. begann unter Commodus seine öffentliche Laufbahn. Unter Pertinax wurde er Prätor; unter Caracalla gehörte er zu den Senatoren die den kaiserlichen Hof auf Reisen begleiten mußten; unter Macrinus erhielt er die Verwaltung von Pergamus. Dann wurde er Konsul u. Prokonsul von Afrika u. stand als Legat in Dalmatien u. Pannonien. Unter Kaiser Alexander Severus verlangten die über seine Strenge erbitterten Prätorianer seinen Tod. Der Kaiser ernannte ihn jedoch 229 zu seinem Kollegen im Konsulat, bat ihn aber, seiner Sicherheit wegen von Rom fern zu bleiben. D. kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, wo er sein Leben beschlossen zu haben scheint. An seinem großen röm. Geschichtswerk hat er 22 Jahre gearbeitet. Das Ganze war in 80 Bücher eingetheilt u. umfaßte die Zeit von der Landung des Aeneas in Latium bis zum J. 229 n. Chr. Wir besitzen nur noch Buch XXXVII bis LIV vollständig, außerdem bedeutende Stücke des 35. od. 36. Buches. Von den 34 ersten Büchern sind nur schwache Bruchstücke vorhanden, bedeutendere vom 55. bis 60. Buche. Die letzten 29 Bücher kennen wir fast nur durch einen von Xiphilinos im 11. Jahrh. gemachten Auszug. D. C. arbeitete mit großer Emsigkeit u. Sorgfalt, indem er, seinen Vorbildern Thukydides u. Polybios folgend, auf die letzten Ursachen der Begebenheiten zurückging u. zwischen eigentlicher Geschichte u. Memoirenschreiberei die rechte Mitte zu halten suchte. Die engherzige Gesinnung u. abergläubische Beschränktheit, die sich vielfach in seinem Werke ausspricht, muß zu einem großen Theile auf Rechnung der Zeit geschrieben werden, in deren Anschauungsweise D. C. befangen war. Gute Ausgaben besorgten J. Bekker (2 Bde., Lpz. 1849) u. Dindorf (4 Bde., Lpz. 1864). Eine deutsche Uebersetzung gab Tafel heraus (16 Bde., Stuttg. 1831—44).

Diöcese (lat. Verstümmelung des griech. dioikesis, Bezirk) war ursprünglich der Name für die Bezirke, in welche das röm. Reich nach der Eintheilung Konstantin's des Gr. (um 320) zerfiel. Da man unter diesem Kaiser die kirchliche Eintheilung mit der politischen in Einklang zu setzen suchte, erhielten diesen Namen auch die größeren Kirchensprengel, die unter der Leitung u. Gerichtsbarkeit eines Erzbischofs od. Bischofs standen; die von diesen veranstalteten Synoden wurden daher Diöcesansynoden, die Glieder des Sprengels selbst Diöcesanen genannt. Seit der Reformation wurde der Name D. auch auf die unter einem evangelischen Superintendenten od. Dekan stehenden Bezirke übertragen, die dann wieder in Parochien od. Pfarreien zerfallen.

Diocletiānus, Cajus Aurelius Valerius (Jovius), einer der kraftvollsten unter den späteren röm. Kaisern, der seinen Namen von seiner Geburtsstadt Dioklea in Dalmatien (in der Gegend des heutigen Cattaro) erhielt, war der Sohn eines freigelassenen Sklaven. Er trat frühzeitig ins Heer ein u. stieg durch Geschicklichkeit, Umsicht u. Thatkraft rasch von Stufe zu Stufe, so daß er nach dem Tode der Kaiser Carus u. Numerianus von der allgemeinen Stimme als Thronfolger bezeichnet u. 17. Sept. 284 in Chalkedon von den einflußreichsten Feldherren zum Kaiser ausgerufen wurde. Trotz des großen Ansehens, dessen D. sich im Heere erfreute, u. trotz des ihm eigenen Selbstvertrauens erkannte er bald, daß die Regierung eines so ungeheuren Reiches unter den damaligen Umständen eine für die Kraft eines Einzelnen kaum zu bewältigende Aufgabe sei. Er nahm daher nicht lange nach seiner Thronbesteigung (285) den Aurelius Maximianus, einen ihm ergebenen trefflichen Feldherrn, zum Mitregenten an, indem er ihm den Titel „Cäsar" u. den Beinamen Herculius ertheilte. Diesem gelang es, dem von den Bagauden (Bauernbanden) in Gallien erregten Aufstande ein Ende zu machen. Zum Lohn für diesen werthvollen Dienst ernannte D. ihn zum Mitkaiser. Gleich erfolgreich focht Maximian gegen die Alemannen u. Burgunder, welche damals weiter denn je vorgedrungen waren u. die Grenze unsicher machten (288). Dagegen richtete er gegen Britannien, das sich unter dem tapferen Carausius vom Reiche losgerissen hatte, trotz langjähriger Anstrengungen so gut wie gar nichts aus. Gleichzeitig brachen die Franken plündernd in Gallien ein, u. drohend erhoben sich die Perser im Osten des Reichs. D. entschloß sich daher, noch zwei bewährte Heerführer, Galerius Maximianus u. Constantius Chlorus, zu Cäsaren u. Mitregenten zu erheben, indem er zugleich, abweichend von der Politik aller seiner Vorgänger, eine räumliche Theilung des Reichs vornahm. Maximian erhielt Italien u. Afrika, Galerius Griechenland, Makedonien u. Illyrien, Constantius Gallien, Spanien u. Britannien; D. selbst behielt sich Thrakien u. den Osten sowie die oberste Leitung vor. Durch diese Theilung der Reichsgewalt gelang es, der überhand genommenen Zersetzung entgegen zu wirken. Freilich wurde aber damit

Nr. 2442. Diocletianus. Nach einer antiken Büste.

auch die Stadt Rom völlig aus ihrer centralen Stellung verdrängt u. der letzte Rest römisch-republikanischen Geistes erstickt. Der Senat sank zu einer gänzlich bedeutungslosen Scheinbehörde herab; Zahl u. Vorrechte der Prätorianer (Kaisergarde) wurden eingeschränkt. Dagegen umgab D. seine Person mit einem den oriental., nam. den persischen Hofsitten entlehnten Pomp u. peinlichen Ceremoniell. Er nahm als ein Zeichen unumschränkter Gewalt das bis dahin noch immer verpönte Diadem an u. führte statt des einfachen Grußes, mit dem man sich dem Kaiser zu nahen pflegte, die knechtische Ceremonie der Adoration (Niederwerfung auf den Boden) ein. Der Glanz, der am Hofe entwickelt wurde, u. die zahlreichen Kriege verursachten immer neue Auflagen, die schwer auf die Provinzen drückten. Zwar wurde allerorten die Ruhe hergestellt, Britannien wieder unter das römische Joch gebeugt, ein mit großem Kraftaufwand unternommener Aufstand in Aegypten niedergeworfen, die Nordgrenze gegen die Barbaren sichergestellt u. der Perserkönig Narses nach mehreren glänzenden Siegen zur Abtretung wichtiger Grenzgebiete gezwungen; dennoch fühlte D., daß er den Verfall des Reichs nicht werde aufhalten können, u. legte, von Unlust u. Ueberdruß übermannt, 1. Mai 305 freiwillig die Regierung nieder. Das Gefühl der Reue über die grausame Christenverfolgung, zu welcher er auf Anregung seines Mitregenten Galerius zu Anfang des Jahres 303 seine Zustimmung gegeben hatte, mag ihn in diesem Entschlusse bestärkt haben. D. zog sich auf ein stilles Landgut zu Spalatum (Spalato), bei Salona in Dalmatien, zurück, wo er den Rest seiner Tage verbrachte u. im J. 313 starb. Man sagt, er habe seinem Leben durch Gift ein Ende gemacht. — Vgl. Vogel, „Der Kaiser D."

Diodon, s. „Igelfisch".

Diodōros, Siculus od. „der Sizilianer" genannt, ein Geschichtschreiber zu Cäsar's Zeit, war aus Agyrium in Sizilien gebürtig, hielt sich aber später längere Zeit in Rom auf u. machte von hier aus weite Reisen, um Stoff für sein großes Geschichtswerk zu sammeln, auf welches er nach eigener Angabe 30 Jahre verwendete. Das in griech. Sprache geschriebene Werk, das eine allgemeine Weltgeschichte sein sollte u. daher den Titel „Bibliothek" führte, bestand aus 40 Büchern u. umfaßte einen Zeitraum von 1100 Jahren. Wir besitzen nur noch die 5 ersten Bücher u. das 11.—20. Buch. D. hat in diesem Werke eigentlich nur Auszüge aus früheren Geschichtswerken chronologisch an einander gereiht. Trotz der Planlosigkeit u. dem Mangel an Kritik, mit der die „Bibliothek" gearbeitet ist, hat dieselbe dennoch hohen Werth, da ein großer Theil der darin benutzten Quellen verloren gegangen ist. Dem Inhalt nach enthält der vorhandene Rest die ältere Geschichte Aegyptens, Aethiopiens, Assyriens u. der Griechen, dann die Geschichte vom Beginne des zweiten Perserkriegs bis zu den Kämpfen unter den Erben Alexander's von Makedonien. — Kritische Ausgaben veranstalteten Dindorf (5 Bde., Lpz. 1828—32) u. J. Bekker (4 Bde., Lpz. 1853—54); eine deutsche Uebersetzung lieferte Wurm (14 Bde., Stuttg. 1826).

Diodoros von Tarsus, hervorragender Kirchenlehrer. Von seinen Lebensumständen ist nur bekannt, daß er zu Antiochien geboren, dort bis 378 Presbyter war u. dann den Bischofsstuhl von Tarsus bestieg. Er starb das. um 394. Wie viele der bedeutenderen Kirchenlehrer, hatte er seine Studien bei den Rhetoren zu Athen gemacht u. war dann durch den Kirchenlehrer Eusebius von Emesa zum Dienst der Kirche gebildet worden. Schon in Antiochien trat er als eifriger Vertheidiger der rechtgläubigen (nicaeischen) Lehre bes. eifrig gegen die Arianer auf, was ihm mehrmals Verbannung zuzog. Aber auch in dieser wirkte er insgeheim durch die Kraft seiner Beredsamkeit u. durch sein Beispiel; denn er übte mit solchem Eifer die Enthaltsamkeit von irdischen Genüssen, daß ihn seine Schüler einen Schatten in Menschengestalt nannten. Später wurde er der Ketzerei in Bezug auf die Lehre von der Person Christi beschuldigt, weshalb im folgenden Jahrhundert viele seiner dogmatischen Schriften verbrannt wurden. Dafür aber lebten seine vernünftigen Grundsätze der Bibelauslegung in seinen Schülern fort, welche gleich ihm die sog. allegorische Auslegung verwarfen u. vor Allem auf die Erforschung des einfachen sprachlichen Sinnes drangen. Daher hat man D. auch als den Vater dieser Richtung (der sog. antiochenischen Schule) bezeichnet.

Diogenes, der berühmte kynische Philosoph, stammte aus Sinope, einer Stadt in Paphlagonien, wo er um 412 v. Chr. geb. war, floh von dort nach Athen, weil er mit seinem Vater, einem Geldwechsler, Falschmünzerei getrieben haben sollte. Aus Noth wie aus Grundsatz schloß er sich in Athen dem Antisthenes an, welcher unter allen Schülern des Sokrates am nachdrücklichsten die Bedürfnißlosigkeit als die höchste menschliche Vollkommenheit betonte. Mit der ihm eigenen Energie u. gänzlichen Gleichgiltigkeit gegen die Meinung der Welt suchte D. diese unter dem Namen des Kynismus bekannte philosophische Richtung in seiner ganzen Lebensführung geltend zu machen. Er erbettelte sich seinen geringen Unterhalt, wohnte in einem Fasse u. besaß weiter nichts als einen Brotsack, einen Mantel u. einen Stock; selbst den Trinkbecher warf er von sich, als er einst einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sah. Er setzte sich über alle Schranken des Anstandes u. der herkömmlichen Sitte hinweg, predigte das Weltbürgerthum u. die Gütergemeinschaft u. eiferte gegen den Aberglauben, aber auch gegen alle wissenschaftlichen u. künstlerischen Bestrebungen, insoweit dieselben nicht mit dem Streben nach Tugend in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Auf einer Fahrt von Athen nach Aegina gerieth er in die Hände von Seeräubern, die ihn mit sich nach Kreta nahmen. Nachdem er schon unterwegs seine Leidensgefährten durch seine Fassung ermuntert u. ihnen Trost zugesprochen hatte, bot er auf dem Sklavenmarkt in völliger Gemüthsruhe sich selbst feil mit den Worten: „Wer braucht einen Herrn?" Xeniades, ein edler Korinther, kaufte ihn, vertraute ihm die Erziehung seiner Söhne an u. ließ ihn später frei. D. lebte hierauf in seiner alten Weise theils in Korinth, theils in Athen, u. erreichte ein Alter von 90 Jahren. In Korinth besuchte auch Alexander der Große den berühmten Philosophen; dieser lag vor seinem Fasse wie ein Bettler am Boden hingestreckt u. ließ sich von der Sonne bescheinen. Als Alexander ihm freistellte, sich eine Gnade auszubitten, verlangte D., der König möge ihm aus der Sonne treten, worauf dieser, über eine so beispiellose Genügsamkeit verwundert, ausgerufen haben soll: „Wahrlich, wäre ich nicht Alexander, so möchte ich D. sein!" Die Korinther errichteten ihm nach seinem Tode (324 v. Chr.) eine Säule auf dem Isthmos; ebenso ehrten ihn die Einwohner von Sinope durch eine Statue. Die unter des D. Namen auf uns gekommenen 51 Briefe sind entschieden unecht.

Diogenes Laërtius, von seinem Heimatsort, der kilikischen Stadt Laërte, so genannt, wird von den meisten Gelehrten in die Zeit des Kaisers Septimius Severus od. in das Ende des 2. Jahrh. n. Chr. gesetzt. Außer einer verloren gegangenen Sammlung von Epigrammen auf berühmte Männer schrieb D. unter dem Titel „De vitis, dogmatibus et apophthegmatibus clarorum virorum" eine Art von Geschichte der Philosophie in Biographien, die einer gebildeten Dame, entweder der Arria, einer Freundin des platonischen Systems, od. der Gemahlin des Severus, Julia Domina, gewidmet war. Obgleich das Buch ziemlich geistlos, ohne Sinn für Ordnung u. Kritik aus allerlei Quellen zusammengetragen ist, so ist es doch von außerordentlicher Wichtigkeit für die Geschichte der griech. Philosophie, da ein großer Theil der von D. benutzten Werke verloren gegangen ist; zudem enthält es manche interessante Züge aus dem hellenischen Privatleben. Das Werk zerfällt in zehn Bücher u. schließt mit dem Leben u. der Philosophie des Epikur, die am ausführlichsten behandelt sind. Eine deutsche Uebersetzung lieferte Snell (2 Bde., Gieß. 1806).

Diogeneskrebs, s. „Eremitkrebs".

Diomedea, s. „Albatros".

Diomēdes, Sohn des Ares u. der Kyrene, eine Gestalt der griech. Heldensage, war König der thrakischen Bistonen u. durch seine mit Menschenfleisch gefütterten Rosse berüchtigt, die Herakles auf des Eurystheus Befehl entführte, wobei D. erschlagen ward. — **D.** hieß ferner auch ein homerischer Held, Sohn des Tydeus, Nachfolger des Adrastos auf dem Königsthrone von Argos. Nachdem dieser am Zuge der Sieben gegen Theben theilgenommen hatte, zog er mit 80 Schiffen gegen Troja, wo er sich durch besondere Stärke u. Tapferkeit hervorthat u. mit Odysseus das trojanische Palladium raubte, das er aber auf der Heimkehr wieder verlor. Während seiner Abwesenheit hatte sein Weib Aegialea die Ehe gebrochen. Von dieser bei seiner Ankunft überlistet u. zur Flucht gezwungen, ging D. nach Aetolien u. verhalf dort seinem

entthronten Großvater Oeneus wieder zu seinem Königreiche. Auf der Rückkehr von dort nach Italien verschlagen, stand er dem Könige Daunos in mehreren Fehden bei u. ward dessen Schwiegersohn u. Nachfolger. Nach einer anderen Angabe verschwindet er auf den Diomedischen Inseln u. seine um ihn trauernden Gefährten verwandeln sich in Vögel. — Von einem lat. Grammatiker **D.**, der um die Zeit der Geburt Christi lebte, ist ein Werk über die Redekunst vorhanden.

Dion, Schwager des älteren Dionysios, stammte aus einer vornehmen u. reichen Familie zu Syrakus u. war mit glücklichen Gaben des Geistes u. einem angenehmen Aeußern ausgestattet. Schon frühzeitig der Philosophie ergeben u. mit den Lehren der pythagoraeischen Schule vertraut, schloß er sich eng an Platon an, als dieser den Hof von Syrakus besuchte. Als der jüngere Dionys den Thron bestieg, wollte D. denselben zu seinen philosophischen Ansichten bekehren u. rief Platon wieder an den Hof; allein seine Absicht, dem Geiste des jungen Herrschers durch die Berührung mit der platonischen Philosophie eine edlere Richtung zu geben, scheiterte an den Ränken seiner Gegner. D. wurde verbannt (366), ging zunächst nach Korinth u. später nach Athen, wo er durch seine vorzüglichen Charaktereigenschaften u. sein einnehmendes Wesen rasch die allgemeine Gunst gewann. Die wiederholten Bitten Platon's um D.'s Zurückberufung fruchteten nichts. Da beschloß D. seine Rückkehr mit Gewalt zu erzwingen, landete (357) mit 800 Söldnern in Sizilien u. fand gleich so viel Zulauf von allen Seiten, daß er bald mit 20,000 Mann vor Syrakus erscheinen konnte. Das Volk, das ihm freudig die Thore öffnete, übertrug ihm u. seinem Bruder Megakles die oberste Feldherrenwürde mit unumschränkter Gewalt. Dionysios, der während dieser Vorgänge abwesend gewesen war, eilte zwar herbei u. suchte von der Burg von Syrakus aus, die ihm treu geblieben war, D. zu verdrängen. Doch wurde er bald zur Flucht genöthigt. Aber auch D. sank nicht lange nachher in der Gunst des Volkes, da er sich dem von dem Demagogen Herakleides gemachten Vorschlag einer allgemeinen Gütertheilung widersetzte; er mußte sogar auf einige Zeit der Stadt fern bleiben. Die von einem Sohne des Dionys befehligte Besatzung der Burg erregte aber bald durch glückliche Ausfälle solche Verwirrung u. Furcht unter den Bürgern, daß diese D. um Verzeihung u. Hülfe baten. Er erschien u. bedrängte die Eingeschlossenen so tapfer, daß sie sich ergeben mußten. Mit außerordentlicher Klugheit, Mäßigung u. Freigebigkeit leitete D. fortan die Angelegenheiten des Staates. Seinem Streben nach Herstellung einer aristokratischen Verfassung stellte sich jedoch Herakleides durch demokratische Umtriebe in den Weg, u. D. ließ sich endlich verleiten, einigen Feinden desselben zu erlauben, ihn aus dem Wege zu räumen. Reue ob dieser Uebereilung u. Kummer über seinen Sohn, der seinem lasterhaften Leben selbst ein Ende machte, raubten D. seine frühere Thatkraft u. verbitterten die letzten Jahre des edlen Mannes, der, noch ehe er seine Verfassungsreform hatte ausführen können, von einem treulosen Freunde, dem Athener Kallippos, ermordet wurde (353). — Sein Leben beschrieben Plutarch u. Cornelius Nepos.

Dionaea (muscipula L.), Fliegenfalle, eine reizende, zu den Droseraceen od. Sonnenthau-Gewächsen gehörige Sumpfpflanze der südl. Ver. Staaten, bes. Carolina's, ist merkwürdig durch die Reizbarkeit ihrer Wurzelblätter, die sich bei Berührung durch Insekten zusammenlegen u. letztere gefangen halten. Diese Eigenschaft besitzen übrigens auch mehrere unserer kleineren Sonnenthauarten; nur äußert sie sich dort stärker, weil die Blattstiele schon blattartig erweitert, die eigentlichen Blattflächen aber zu einer gewimperten Klappe nach Art der bekannten Venusmuschel umgewandelt sind. Man kultivirt die D. häufig in Warmhäusern, obgleich ihre in Dolden gestellten weißen Blumen nichts Ausgezeichnetes an sich tragen. Durch ihre seltsame Blattbildung erinnert sie übrigens an **Nepenthes**, **Cephalotus** u. Sarracenia, Pflanzenfamilien zum Theil anderer Länder.

Dionysia, Feste des Dionysos, s. „Bakchos".

Dionysios Areopagita (d. h. Mitglied des athenischen Gerichtshofs, des Areopag) heißt Apostelgesch. 17, 34 ein vom Apostel Paulus bekehrter Athener. Nach einer späteren Sage war er erster Bischof von Athen u. soll daselbst den Märtyrertod erlitten haben. Größere Bedeutung erlangte der Name erst im 6. Jahrh., indem ihm von den Monophysiten in Persien eine Anzahl mystischer Schriften zugeschrieben wurde, die bald in der ganzen griech. Kirche u. später auch in der röm. großes Ansehen erlangten u. als eine der wichtigsten Quellen der mystischen Theologie betrachtet wurden. Neuere Forschungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß diese Schriften der späteren neuplatonischen Philosophie zu Ende des 5. Jahrh. ihren Ursprung verdanken.

Nr. 2443. Die Fliegenfalle (Dionaea muscipula L.).

Dionysios aus Halikarnaß (in Karien), ein bedeutender Geschichtschreiber, kam gegen 30 v. Chr. nach Rom u. blieb dort 22 Jahre, um sich mit der röm. Sprache u. mit der älteren Geschichte der Stadt vertraut zu machen. Daneben scheint er in der Redekunst Unterricht ertheilt zu haben, über welche er auch mehrere Schriften verfaßte. Man nimmt an, daß er um das J. 8 v. Chr., kurz nach Vollendung seines großen Geschichtswerkes, gestorben ist. Dasselbe führte den Titel „Römische Archäologie" u. behandelte in 20 Büchern, von denen elf noch vorhanden sind, die Schicksale Roms von der Gründung der Stadt bis zum Anfang der Punischen Kriege. Als Hauptzweck seines Werkes giebt D. an, daß er darin die Vorurtheile seiner griech. Landsleute gegen die röm. „Barbaren" entkräften u. darthun wolle, wie die Römer, die selbst griechischen Ursprungs seien, sich durch Tapferkeit u. kluge Politik ihrer großen Erfolge würdig gezeigt hätten. Da er zu diesem Behufe sich über die Verfassung, den Kultus u. das ganze Leben der Römer weitläufig verbreitet, so ist sein Geschichtswerk für die Kenntniß der röm. Sitten u. Einrichtungen von großer Wichtigkeit. Die „Archäologie" erschien zum ersten Mal 1546 zu Paris im Drucke. Von neueren Ausgaben nennen wir die von Kießling (Lpz. 1860), von Uebersetzungen die von Schaller (4 Bde., Stuttg. 1827).

Dionysios der Aeltere, Tyrann von Syrakus, stammte aus ganz niederer Familie, wußte sich aber bald durch geschickte Anfeindung der Aristokraten bei dem Volke so beliebt zu machen, daß er zum Feldherrn gewählt wurde. Durch Verdoppelung des Soldes brachte er die Truppen auf seine Seite u. durch das Vorgeben, seine Feinde trachteten ihm nach dem Leben, erwirkte er sich eine besondere Leibwache. So trat er endlich in seinem 25. Jahre (406 v. Chr.) als Alleinherrscher auf. Da er jedoch die Anerkennung seiner Herrschaft von den Karthagern durch Preisgebung befreundeter Städte erkaufte, so brach in Syrakus ein Aufstand aus. Es gelang ihm zwar, diesen zu unterdrücken, doch wiederholte sich die Empörung im Heere selbst, u. D. zog sich in seine neu erbaute Burg zurück. Von hier aus machte er sich, den Zwist der Bürger geschickt benutzend, aufs Neue zum Herrn der Stadt. Nach-

dem er hierauf die benachbarten sizilischen Städte unterjocht hatte, faßte er den Plan, die karthagischen Besitzungen auf der Insel an sich zu reißen. Zu diesem Zwecke vermehrte er die Befestigungen von Syrakus nach der Landseite hin u. brachte seine Flotte auf 310 Kriegsschiffe. Er kämpfte Anfangs glücklich gegen den karthag. Feldherrn Hamilko. Dieser erhielt aber 396 so bedeutende Verstärkungen aus Afrika, daß er D. alle eroberten Städte wieder entriß u. ihn in Syrakus selbst belagerte. Der Tyrann, von dem ein Theil des Heeres abgefallen war, u. dessen sich die Bürger selbst zu entledigen trachteten, schwebte in der äußersten Gefahr, als eine verheerende Seuche unter den feindlichen Truppen ausbrach. Dies Mißgeschick benutzte er, um die punische Flotte in Brand zu stecken u. das Lager des Landheeres zu erobern, worauf er dem Himilko gegen eine Entschädigung von 300 Talenten freien Abzug gewährte. Später bekriegte D. die unteritalische Stadt Rhegium u. das mit diesem verbündete Kroton u. besiegte beide 389. Ein neuer Kampf gegen Karthago, den D. 383 begann, nahm einen für den Tyrannen günstigen Anlauf, endete aber damit, daß D. empfindlich geschlagen wurde u. die Kriegskosten bezahlen mußte. Ein vierter, 368 ausbrechender Krieg mit Karthago dauerte bis zum Tode des Tyrannen (367). Um den Glanz seines Hofes zu steigern, hatte er die berühmtesten Philosophen u. Dichter um sich geschart. Er selbst hatte die Schwäche, sich für einen begabten Dichter zu halten, u. gerieth in grenzenlose Wuth, als seine Gedichte bei den olympischen Spielen statt des erwarteten Preises allgemeine Verhöhnung ernteten. Gegen das Ende seines Lebens hin erlangte endlich ein Trauerspiel von ihm in dem damals mit ihm verbündeten Athen den Preis; aus Freude hierüber zechte er so übermäßig, daß er in eine heftige Krankheit verfiel. Ueber die an seinem Hofe herrschende Pracht, über seinen Argwohn u. die Vorkehrungen, die er zu seiner persönlichen Sicherheit traf, erzählte man sich im Alterthum viele Anekdoten (vgl. „Damokles").

Dionysios der Jüngere, des Vorigen Sohn, war nicht unbegabt, aber von seinem Vater mit Absicht in seiner Erziehung vernachlässigt worden, da dieser argwöhnte, sein Sohn möchte bei seinen Lebzeiten die Herrschaft an sich reißen. Als er daher aus der Tischlerwerkstätte hinweg, wo er nach seines Vaters Willen die meiste Zeit zugebracht hatte, nach dessen Tode (367) den Thron bestieg, begann er sein Regiment mit einem 90tägigen Zechgelage. Die Bemühungen des Dion (s. d.) u. des mit diesem befreundeten Philosophen Platon, ihn auf bessere Wege zu lenken, waren vergeblich. Von Dion vertrieben, begab D. sich 356 nach Lokri. Nach Dion's Tod unternahm er 346 einen Angriff auf das von Uneinigkeit zerrissene Syrakus, bemächtigte sich desselben u. behandelte fortan die Bürger mit unerhörter Strenge. Endlich kam der Korinther Timoleon den Syrakusanern zu Hülfe, besiegte den Tyrannen u. sandte ihn nach Korinth in die Verbannung (343). Dort führte D. ein tolles, verschwenderisches Leben, brachte in kurzer Zeit das bedeutende Vermögen durch, in dessen Besitz ihn Timoleon gelassen hatte, u. mußte durch Ertheilung von Elementarunterricht sein Leben kümmerlich fristen. Sein Todesjahr ist unbekannt.

dionysische Aera heißt die Zeitrechnung von Christi Geburt, so genannt nach Dionysius Exiguus, d. i. der Geringe, einem um 530 n. Chr. in Rom lebenden röm. Abt, der sich selbst aus Bescheidenheit diesen Beinamen gab u. zuerst die Zeitrechnung von Christi Geburt (754 nach Erbauung Roms) anwandte, während man bis dahin in der Kirche das Todesjahr Christi als Ausgangspunkt für die Zeitrechnung angenommen hatte. Die d. A. wurde jedoch erst lange nach dem Tode ihres Urhebers, der sich auch durch eine Sammlung von Dekretalen (s. d.) bekannt machte, etwa seit dem 8. Jahrh. gebräuchlich.

Dionysos s. „Bakchos".

diophantische Gleichungen od. unbestimmte Gleichungen sind solche Gleichungen, welche mehr als eine Unbekannte enthalten, od. ein System von Gleichungen, wenn deren Anzahl geringer ist als die der darin enthaltenen Unbekannten. Die d. Gl. werden wie die algebraischen in solche des 1., 2. u. s. w. Grades eingetheilt. Es ist dann die diophantische Aufgabe, wenn die Koeffizienten der Gleichungen ganze (rationale) Zahlen sind, die ganzen (rationalen) Werthe der Unbekannten zu finden, die den Gleichungen genügen. Die Beantwortung dieser Frage ist der Gegenstand der unbestimmten Analytik, welche mit der höheren Arithmetik (Zahlenlehre) im engsten Zusammenhange steht. Auf eine solche Gleichung führt z. B. folgende Aufgabe: Jemand hat zwei Arten von eisernen Kugeln; von der einen Art wiegt jede 7 kg., von der andern aber 10 kg.; wie viel von jeder Art muß er nehmen, um eine Last von 4 Ctnr. 25 kg. zu erhalten? Auflösung: Nennen wir die gesuchte Zahl Kugeln der ersten Art x, die Zahl der zweiten Art y, so muß gemäß der Aufgabe sein $7x$ kg. $+ 10y$ kg. $= 225$ kg. Hieraus folgt $x = \frac{225 - 10y}{7} = 32 - y + \frac{1 - 3y}{7} = 32 - y + n$, wenn $n = \frac{1 - 3y}{7}$, wo n wiederum eine ganze Zahl sein muß. Mithin $y = \frac{1 - 7n}{3} = -2n + \frac{1 - n}{3} = -2n + v$, wenn $v = \frac{1 - n}{3}$, wo v wiederum eine ganze Zahl sein muß. Daraus ergiebt sich $n = 1 - 3v$. Rechnen wir nun rückwärts mit dem Werth n, so ist $y = 7v - 2$ u. $x = 35 - 10v$. Je nachdem man nun für v die einzig möglichen Werthe 1, 2, 3 nimmt, für die auch x u. y positiv werden, erhält man 1. $y = 5$, $x = 25$; 2. $y = 12$, $x = 15$; 3. $y = 19$, $x = 5$.

Das älteste Werk über Auflösung unbestimmter Aufgaben sind die 6 Bücher arithmetischer Aufgaben von dem Griechen Diophantus (s. d.). Gewöhnlich hält man ihn für den Erfinder der unbestimmten Analytik, es ist aber die Lösung der Gleichung $ax + by = c$ im Occident zuerst von Bachet (1624) gegeben worden. An die weitere Ausbildung der unbestimmten Analytik knüpfen sich rühmlichst die Namen Fermat (1590—1663), ferner Euler, Lagrange, Legendre u. Gauß durch ihre Untersuchungen über allgemeine Eigenschaften der Zahlen. — Eine besondere interessante d. Gl. ist die Pythagoräische Gleichung $x^2 + y^2 = z^2$ (s. „Pythagoräischer Satz") u. deren Verallgemeinerung, $x^n + y^n = z^n$, von der Fermat, aber ohne es zu beweisen, behauptet hat, daß sie in ganzen Zahlen nicht auflösbar sei.

Diophantos, ein berühmter Mathematiker aus Alexandria, der im Zeitalter der Antonine (innerhalb 150—200 n. Chr.), nach Anderen zur Zeit des Kaisers Julian (in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh.) gelebt haben soll. Von seinem großen, ursprünglich aus 13 Büchern bestehenden arithmetischen Werke („Arithmetica") sind noch die 6 ersten Bücher vorhanden (Ausg. von Bachet, Par. 1621; deutsche Uebersetzung von Schulz, Berl. 1821). Man hält ihn für den Erfinder der Algebra u. wenn ihm der Ruhm auch nicht in diesem Umfange zu Theil werden kann, so hat ihm die Arithmetik jedenfalls die Erfindung mancher neuen Methode zu verdanken (s. „Diophantische Gleichungen").

Diopsid s. „Augit".

Dioptas od. Kupfersmaragd, von den Russen Aschirit genannt, ein wegen seiner schönen smaragdgrünen Farbe, großen Seltenheit u. eigenthümlichen Krystallisation hochgeschätztes Mineral, welches bei großer Sprödigkeit nur eine Härte = 5 erreicht. Die mit ausgezeichnetem Glasglanz ausgestatteten Krystalle des D. bestehen aus hexagonalen, d. h. sechsseitigen Säulen u. stumpfen Rhomboëdern, letztere mit z. Th. eigenthümlichen Flächen. Die chemische Zusammensetzung aus 50 Kupferoxyd, 39 Kieselerde u. 11 Wasser ist auch eine ganz besondere. Der jetzt größtentheils durch sibirische u. andere Mineralienjäger abgetragene Kalksteinberg Karkarlinsk (—aia gora) in der Kirgisensteppe galt als der einzige Fundort; neuerdings soll aber auch in den Goldseifen des Oni D. gefunden worden sein.

Diopter, Diopterlineal (Visirlineale mit Dioptere) ist ein Lineal aus Holz od. Messing, an dessen Enden zwei umlegbare schmale Metallplatten senkrecht errichtet sind (Diopter), deren eine genau in der Mitte eine feine Durchbohrung od. eine feine Ritze zum Durchsehen, die andere ein senkrecht ausgespanntes Pferdehaar enthält. Wenn man durch das erstere D., das Okulard., nach einem fernen Gegenstande sieht u. das Lineal so stellt, daß das im zweiten, dem Objektivd., ausgespannte Pferdehaar genau auf die Mitte des Gegenstandes fällt, so muß die Richtung des Lineals genau die Richtung nach dem visirten Gegenstande angeben. Für geodätische Aufnahmen ist das D. daher ein sehr brauchbares Hülfsmittel.

Dioptrik ist die Lehre von der Brechung des Lichtes (s. „Licht").

dioptrische Farben sind Farben, die durch Brechung, beim Durchgehen des Lichtes durch durchsichtige Körper entstehen, im Gegensatz zu den katoptrischen Farben, welche durch Zurückwerfung des Lichtes entstehen. Die Farben z. B., in welche das Sonnenlicht durch ein Prisma zerlegt werden u. das Sonnenspectrum bilden, sind d. F.

dioptrische Fernröhre (Linsenfernröhre, Refraktoren) sind Fernröhre, in denen Glaslinsen die dioptisch wirkenden Körper sind, im Gegensatz zu den Reflektoren, bei denen Hohlspiegel diese Wirkung ausüben (s. „Fernrohr").

Diorāma (aus dem Griech. von dia, hindurch, u. oran, sehen, hindurchsehen). Man bezeichnet mit diesem Namen Gemälde, angebracht auf beiden Seiten eines durchscheinenden Stoffes, welcher bei wechselnder Beleuchtung, die von vorn od. von hinten, auch von beiden Seiten zugleich auffallen kann, bald das auf der Vorderseite Gemalte, bald das Bild der Rückseite vorwiegend zur Wirkung kommen läßt. Gegenstände für diese Darstellung sind vorzüglich Landschaften, in denen überraschende Beleuchtungseffekte hervorgebracht werden können. Die Erfindung des D. wurde von den franz. Malern Daguerre u. Bouton 1822 gemacht, welche dieselbe zum Zweck öffentlicher Schaustellungen auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachten u. nam. durch die ganz unmerklich vor sich gehende Verwandlung eines Bildes in ein anderes von ganz verschiedenem Charakter viel Aufsehen erregten.

Diorit u. Dioritschiefer, auch Grünstein u. Grünsteinschiefer genannt, stehen, ihrem Ursprunge u. ihren Bestandtheilen nach, dem Diabas u. dessen Schiefern am nächsten, jedoch mit dem hauptsächlichen Unterschiede, daß sie der Grundmasse nach ebenfalls aus Felsitgestein, aber nicht in Gemeinschaft mit Augit, sondern mit Hornblende bestehen. Meist von dunkelgrüner bis fast schwarzer Farbe, treten sie bald körnig, bald schiefrig auf, u. je nach der Stärke des Korns unterscheidet man Gabbroit u. D., während des letztern feinkörnige Unterarten, wenn sie in dichte Massen übergehen, wiederum als Aphanit bezeichnet werden (vgl. Diabas). Von verwendbaren Erzen führt der D. am häufigsten Magneteisenerz, auch Eisenkies u. Magnetkies, sonst finden sich in ihm noch Epidot, Titanit u. Rutil, Glimmer aber nur dann, wenn er glimmerhaltige Gesteine bei seinem Emporsteigen aus dem Erdinnern durchbrochen hat. Einen D. mit konzentrisch-schaliger Anordnung seiner Gemengtheile hat man Kugelfels genannt. Geognostisch interessante Lokalitäten seines Vorkommens sind der Kyffhäuser, die Roßtrappe, die Oberlausitz, wo z. B. bei Belmsdorf unweit Bischofswerda ein über 6 m. mächtiger Dioritgang in Granit aufsetzt.

Nr. 2141. Die Yamswurzel (Dioscorea sativa).

Dioscoreen, eine monokotylische Pflanzenfamilie, welche zwischen den Taccaceen u. Smilacineen steht u. in der Regel fleischige Wurzelknollen bildet, welche, da die Stengel meist windend sind, in den Blattachseln dieser Stengel gleich Kartoffeln erscheinen u. durch dieselben für den Haushalt der betreffenden Völker von der größten Bedeutung geworden sind. Hauptgattung ist Dioscorea mit vielen Arten; man kennt sie meist unter dem Namen der Yamswurzel. Schon in Nordamerika beginnt ihr Gebiet durch D. villosa *L.*, die aber mehr medizinisch als zur Nahrung benutzt wird. Brasilien kultivirt D. confecta, sativa, cinnamomifolia, dodecandra, piperifolia u. A., welche z. Th. auch in anderen Gegenden Südamerika's vorkommen. Asien ist wahrscheinlich am reichsten an Arten. Obenan stehen: D. alata *L.* mit 15—20 kg. schweren Wurzeln in Ostindien u. auf den Molukken, D. bulbifera *L.* ebendaselbst, bes. aber D. Batatas Decne. aus China u. Japan. Mit dieser Art spielen die Yams in das Geschlecht der Bataten über, wie wir umgekehrt in dem Artikel über Bataten (vgl. II. Bd. S. 333 u. fg. nebst Abbild.) in die Yams hinübergestreift sind.

Dioskorides, griech. Arzt u. medizinischer Schriftsteller, gebürtig aus Anazarba in Kilikien, wahrscheinlich ein Zeitgenosse Nero's, hatte als Militärarzt Gelegenheit, auf den weiten Länderstrecken, welche die röm. Heere durchzogen, eine Fülle botanischer u. pharmakologischer Kenntnisse zu sammeln. Die Frucht seiner Beobachtungen u. Forschungen war eine aus 5 Büchern bestehende „Materia medica" od. „Heilmittellehre", ein Werk, das beinahe 17 Jahrhunderte lang bei den Gebildeten aller Nationen als Hauptquelle dieser Wissenschaft gegolten hat u. heute noch im Orient in ungeschmälertem Ansehen steht. Noch vor zwei Jahrhunderten glaubte man, daß D. alle Arzneipflanzen beschrieben habe, die sich in England, Deutschland u. Frankreich vorfinden, während wir bei dem Mangel an Genauigkeit, an welchem seine Beschreibungen leiden, umgekehrt den vierten Theil seiner Gewächse gar nicht kennen (Ausg. von Sprengel, 2 Bde., Lpz. 1829 u. 30).

Dioskūren, d. h. „Söhne des Zeus", heißen in der griech. Mythologie die Zwillingssöhne der Leda, Kastor u. Polydeukes (Pollux), als deren Vater bald Tyndareus, bald der in einen Schwan verwandelte Zeus selbst bezeichnet wird. Die Sage gedenkt ihres Zuges gegen Athen, ihrer von Theseus geraubten Halbschwester Helena zur Befreiung. Ferner nahmen sie theil am Argonautenzuge u. an der Eberjagd zu Kalydon. Im Kampfe mit den Söhnen des messenischen Königs Aphareus, deren Schwestern sie entführt hatten, wurde Kastor getödtet, während Polydeukes in den Olymp aufgenommen werden sollte. Da er aber nicht von seinem Bruder getrennt leben wollte u. deshalb die Unsterblichkeit verschmähte, so gestattete Zeus beiden Brüdern, gemeinsam einen Tag im Olymp, den andern in der Unterwelt zu verleben. Nach einer anderen Ueberlieferung versetzte Zeus sie als Zwillinge unter die Gestirne (Morgen- u. Abendstern). Sie wurden als Schutzgötter der Schiffahrt u. Gastfreundschaft u. als Vorsteher der Kampfspiele verehrt. Auf Bildwerken u. Münzen erschienen sie als behelmte Reiter.

Diosmeen od. Götterduftgewächse, zum größten Theile Südafrika, zum kleineren Theile Australien u. Südamerika, Europa u. Asien mit nur einer Art angehörig, bilden viele Gattungen, deren einzelne Arten in der Regel einen durchdringenden, aromatischen Geruch erzeugen, infolge dessen manche als werthvolle Arzneimittel betrachtet wurden. Im Ganzen steht die Familie den Rautengewächsen (Rutaceen) am nächsten. Charaktergattung ist Diosma. Die Arten zeichnen sich durch einen heideartigen Wuchs u. wohlriechende Blumen aus, weshalb manche auch bei uns in Kalthäusern gepflegt werden (D. ambigua, ericoides, rubra u. A.).

Diospyros s. „Dattelpflaume".

Diphenylamin. Man erhält diese Substanz, wenn man Anilin mit gleichviel seines salzsauren Salzes in einer Retorte mit aufwärts gerichtetem Kühler od. in einem geschlossenen Gefäße etwa auf 210°C erhitzt. Es entsteht dann unter Ammoniakentwicklung salzsaures D., das durch Wasser zersetzt u. durch Umkrystallisiren in wohl ausgebildeten Krystallen erhalten wird. Das D. ist ein Anilin, in welchem 1 Aeq. Wasserstoff durch 1 Aeq. Phenyl $C^{12}H^5$ ersetzt ist u. hat die Formel $\left.\begin{matrix} C^{12}H^5 \\ C^{12}H^5 \\ H \end{matrix}\right\} N.$

Für die Technik hat es bes. dadurch Bedeutung gewonnen, daß man daraus durch dieselben Oxydationsmittel, welche mit dem käuflichen Anilin Anilinroth geben, ein ungemein schönes Blau erhält, das mit dem aus dem Anilinroth durch Anilin erhaltenen, wenn nicht identisch, doch nahe verwandt ist.

Diphtheritis. Aus dem griech. διφθέρα, die Haut, ist eine sehr gebräuchliche, aber durchaus falsche Bezeichnung einer allgemeinen Erkrankung, welche richtiger Diphtherie od. brandige Bräune genannt werden müßte. Sie ist nahe verwandt mit dem Croup (s. d.). Viele Kliniker machen zwischen beiden Krankheiten gar keinen Unterschied. Die D. ist hauptsächlich eine Krankheit des Kindesalters; während das Säuglingsalter fast durchgängig von derselben verschont ist, erliegt zu-

weilen noch das Jünglings- u. Mannesalter dieser Krankheit, welche im Greisenalter zu den größten Seltenheiten gehört. Sie führt häufig zum Tode durch Erstickung, Herzlähmung, Blutvergiftung 2c. Auch in den Fällen, die günstig verlaufen, hinterläßt sie oft monatelange, zuweilen lebenslängliche Lähmungen verschiedener Nervenbahnen, so z. B. Erblindung, Schwerhörigkeit 2c. Die Symptome der D. sind geschwollene, entzündete Theile des Rachens, bes. die Tonillen (Mandeln), der weiche Gaumen 2c. Diese belegen sich mit einer weißen, schmuzigen Haut, die zum allmähligen Schrumpfen der ergriffenen Theile durch Brand führt. Schreitet der Belag nach oben der Nase, nach unten dem Kehlkopf zu, so liegt die Gefahr der Erstickung nahe. Der D. gegenüber ist die Medizin oft ohnmächtig. Brechmittel, Aetzen der belegten Stellen, Luftröhrenschnitt führen zuweilen, aber nicht immer, zum gewünschten Resultat.

Diphthóng (griech.), d. i. Doppellauter, heißt in der Grammatik ein aus zwei verschiedenen Vokalen zusammengesetzter, aber gleich einem einfachen Vokal ausgesprochener Laut (wie im Deutschen au, ai, ei, eu); aus dem D. au entsteht durch den Umlaut äu. Ursprünglich sind die beiden Vokale der D. entweder einfache Vokale, od. durch Konsonanten getrennt gewesen u. in letzterem Falle auch getrennt gesprochen worden. Die altdeutsche Sprache hatte außer den genannten auch den D. ou, welcher in den meisten Fällen unserem au entspricht.

Diplóm (griech.), eigentl. eine zusammengefaltete Schrift, eine aus zwei Blättern zusammengesetzte Schreibtafel, kam in der röm. Kaiserzeit als offizieller Name für die vom Kaiser od. in dessen Auftrag ausgestellten Amtsschreiben, Ernennungs- od. Entlassungsdekrete, Gnaden-, Freiheits-, Geleitsbriefe u. dgl. auf. Nachdem das Wort während des Mittelalters in der amtlichen u. wissenschaftlichen Sprache außer Gebrauch gekommen u. durch andere Ausdrücke, wie charta (s. d.), litterae u. s. w., ersetzt worden war, gelangte es erst im 17. Jahrh. wieder in Aufnahme, u. zwar zunächst für kaiserliche u. königliche Erlasse, später aber auch in erweiterter Bedeutung für amtliche od. amtlich beglaubigte Schriftstücke u. Urkunden aller Art. In neuerer Zeit ist in Deutschland die Bedeutung des Wortes D. auf Ehren- u. Ernennungsschreiben eingeschränkt worden, welche die Aufnahme in höhere gesellschaftliche, akademische od. sonstige wissenschaftliche Kreise bezeugen (Adelsdiplom, Doktordiplom u. s. w.); an die Stelle des Wortes D. im weiteren Sinne ist das Wort Urkunde getreten.

Diplomatarium (von „Diplom"), Urkundensammlung, Sammlung von Originalen od. Kopien alter Urkunden.

Diplomatie bedeutet sowol die Summe der zur Gesandtenthätigkeit u. zu den Geschäften der auswärtigen Politik überhaupt nothwendigen Kenntnisse, als die kunstfertige Ausübung dieser Kenntnisse (also die Gesandtschafts- od. Staatsgeschäftskunde). Ihren Namen hat die D. von der am Beginne der neuen Zeit entstandenen Diplomatik (s. d.) od. Urkundenlehre, weil die richtige Behandlung staatlicher od. sonstiger öffentlicher Schriftstücke damals noch als eins der Haupterfordernisse für die diplomatische Thätigkeit angesehen wurde. Letztere war im Alterthum u. im Mittelalter mehr eine Sache der persönlichen Begabung, der Erfahrung u. Ueberlieferung gewesen, als ein auf wissenschaftlicher Ausbildung fußender Beruf. Eine praktische D. kannten u. übten sowol die Kulturvölker des Orients als auch die Griechen u. Römer. Im Mittelalter war die Kirche, die auch in dieser Beziehung die Erbschaft des röm. Weltreichs antrat, hauptsächliche Trägerin u. Pflegerin der D. Selbst die weltlichen Diplomaten entstammten zu jener Zeit größtentheils den Kreisen der Geistlichkeit od. waren doch aus der diplomatischen Schule der Kirche hervorgegangen. Die Umwälzungen, die mit der Zertrümmerung des mittelalterlichen Feudalstaates, mit der Loslösung vieler Staaten von der Kirche u. ihrer selbständigen Neugestaltung eintraten, dehnten den Kreis der zur diplomatischen Thätigkeit erforderlichen Kenntnisse erheblich aus. Die mehr u. mehr heraustretende Eigenart der einzelnen Völker, die Zustände im Innern der Staaten, ihre wirthschaftlichen u. geistigen, ihre sozialen u. politischen Verhältnisse, die Beziehungen der Staaten zu einander mußten sorgfältig studirt u. stetig beobachtet werden. Geographie, Statistik u. Geschichte, die Kunde des öffentlichen Rechts u. der Politik wurden wichtige Hülfswissenschaften der D. Die Anstöße zu dieser aus der Bildung des modernen Staates erwachsenen modernen D. gingen von Italien aus; die großartigste Ausbildung erhielt sie jedoch in Spanien u. Frankreich, von wo aus sie sich über ganz Europa verbreitete. Das durch das 16. u. 17. Jahrh. andauernde Ueberwiegen span. u. franz. Einflüsse u. Ueberlieferungen machte freilich bei aller Uebung in den feinen Künsten der Beobachtung, Ueberredung u. Unterhandlung einen Wust platter Formen u. Formeln, ein bis in die peinlichsten Einzelheiten abgestuftes Etiketten- u. Ceremonienwesen in der europ. D. heimisch, so daß diese einen Anstrich von lächerlicher Pedanterie erhielt u. sich häufig in kleinlichen Ränken u. Kunststücken gefiel, statt nach großen staatsmännischen Gesichtspunkten zu arbeiten. Einen bedeutsamen Umschwung brachte hierin zwar die französische Revolution; sie führte in den diplomatischen Verkehr eine an die altrömische D. erinnernde Formlosigkeit u. Rauheit ein, die von Napoleon theilweise adoptirt u. auf die von ihm abhängigen Staaten ausgedehnt wurde. Die meisten anderen Staaten aber verharrten in den hergebrachten Formen; selbst in Preußen wirkte das Beispiel Friedrich's des Großen, der sich in vieler Beziehung von dem alten Schlendrian losgemacht hatte, nicht lange nach. Am hartnäckigsten hielten die österreichischen Diplomaten an den Ueberlieferungen der alten Schule fest, die nach der Restauration auch in Frankreich wieder ihren Einzug hielt. Durch die politischen Umgestaltungen des 19. Jahrh. verlor sie jedoch Schritt für Schritt an Boden. Gegenwärtig befindet sich die D. in einem Umbildungsprozesse. Die Entwicklung des parlamentarischen Lebens, die fortschreitende Verwirklichung des Prinzips der Oeffentlichkeit in politischen Dingen weist auch der D. freiere Bahnen an; sie fordert von ihr eine gründliche Einsicht in die großen politischen, sozialen u. volkswirthschaftlichen Bewegungen, in die Kämpfe der Parteien im öffentlichen Leben, in der Presse u. s. w. Ob sich mit dieser Wandlung auch die bisherige Gewohnheit der D. sich in der Regel aus den Kreisen der Aristokratie zu rekrutiren, verlieren wird, muß die Zeit lehren. — Als einer internationalen Verkehrssprache bediente sich die D. seither der französischen; doch haben sich England u. in neuester Zeit auch Deutschland von diesem Brauche freigemacht. — Vgl. Winter, „Système de la diplomatie" (Berl. 1830); Martens, „Guide diplomatique" (2 Bde., 4. Aufl., Lpz. 1851).

Diplomátik (von „Diplom") od. Urkundenlehre, die Wissenschaft vom richtigen Gebrauche, von der Prüfung u. Auslegung alter Urkunden, ist eine wichtige Hülfswissenschaft der Geschichte, die jedoch als solche erst der neueren Zeit angehört. Die zahlreichen Rechtsstreitigkeiten, die infolge der kirchlichen u. politischen Wirren des 16. u. 17. Jahrh. ausbrachen, legten eine sorgfältigere Sammlung u. Sichtung beweiskräftiger Urkunden u. die Aufstellung fester Grundsätze für deren wissenschaftliche Behandlung nahe. Solche Grundsätze stellten z. B. der Staatsrechtslehrer Hermann Conring u. der Jesuit Dan. Papebroch auf. Als der eigentliche Begründer der D. ist aber der Benediktiner Mabillon anzusehen, dessen Werk „De re diplomatica" (Par. 1681; mit Suppl. 1704) der Urkundenlehre nicht nur den Namen gab, sondern sie überhaupt erst zur Wissenschaft erhob. Weitere Förderung fand die D. als Ganzes od. in ihren einzelnen Theilen (Sphragistik od. Siegelkunde, Heraldik od. Wappenkunde, Schriftkunde, Formelkunde u. s. w.) durch die Deutschen Heineccius, Bessel u. Joachim, den Engländer Madox, die Franzosen Montfaucon u. Charpentier. Neue systematische Darstellungen gaben dann die Benediktiner in ihrem noch immer viel benutzten Handbuche „Nouveau traité de diplomatique" (6 Bde., Par. 1750–65; deutsch von Adelung u. Rudolf, 9 Bde., Erf. 1759–69). Ihnen folgten die Deutschen Gatterer „Elementa artis diplomaticae" (Gött. 1765), Gruber (1783), Zinkernagel (1800) u. A. In neuerer Zeit ist die D. ungemein bereichert worden, theils durch treffliche Urkundensammlungen u. Regesten (Böhmer, Raumer, Erhard, Pertz, Voigt, Jaffé u. A.), theils durch gründliche Bearbeitungen einzelner Disziplinen (der Schriftkunde durch Kopp, Pertz, Wuttke, Wattenbach, die Sphragistik u. Heraldik durch Melly, Bernd u. A.); doch fehlt es an einer diese Spezialstudien zusammenfassenden Gesammtdarstellung vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft.

Diplomatiker, Urkundensammler, Urkundenkenner.

diplomatisch (von Diplomatie), zur höheren Staatskunst gehörig, das Gesandtschaftswesen betreffend, staatsklug, verschlagen, höfisch, gewandt; (von Diplomatik:) urkundlich, urkundenmäßig, aus Urkunden erwiesen od. erweislich. — **Diplomatisches Corps**, s. „Corps". — **Diplomatisiren**, diplomatisch vorgehen, unterhandeln.

Diplopoda, s. „Myriapoden".

Dipneúmones, s. „Spinnen".

Dipodíe (griech.), d. i. Doppelfuß, nennt man in der Verskunst die Verbindung zweier Versfüße zu einem Versgliede. So giebt es eine jambische, trochäische, anapästische D. Die jambische D. od. der Dijambus (⏑ – ⏑ –) eignet sich bes. für leichte, tändelnde Stimmungen, z. B.:

⏑ – ⏑ –
Was machst du hier
Vor Liebchens Thür? –
O laß mich ein,
Schnell, schnell hinein! (Goethe, „Faust.")

Etwas getragener, aber gleichfalls für leichtere Schilderung u. Betrachtung geeignet ist die trochäische D. (– ⏑ – ⏑), z. B.:

– ⏑ – ⏑
In die Blüten,
In die Blätter
Rauscht das erste
Frühlingswetter. (Leopold Schefer.)

Dagegen hat die anapästische D. (   ) einen kraftvoll gedrungenen, lebhaft springenden Charakter, z. B.:

˘ ˘ – ˘ ˘
Und er keuche: dem Stier,
Dem verachteten gleich:
Ihr pflanzt das Panier
In der Freiheit Reich! (Platen.)

Dipönos u. Skyllis, zwei griech. Bildhauer aus Kreta, die im 6. Jahrh. v. Chr. lebten u. zu den ältesten Vertretern der Schule des Dädalos gehörten. Beide werden als die ersten wirklichen Marmorbildner genannt; auch sollen sie die ersten Muster für die Bildnerei in Gold u. Elfenbein geliefert haben, in welcher später Phidias zu so hoher Meisterschaft gelangte. Letzterer Art war nam. die von ihnen verfertigte Gruppe der Dioskuren in deren Tempel zu Argos. Andere Werke dieser Künstler waren aus Erz gefertigt. Sie scheinen am meisten in Sparta gewirkt zu haben, wo sie auch eine Kunstschule gründeten.

Dippel, Johann Konrad, religiöser Schwärmer, Alchemist u. Schriftsteller, wurde 10. Aug. 1673 auf dem Schlosse Frankenstein in Hessen als der Sohn eines evangelischen Geistlichen geboren. Früh zeitig in religiöse Grübeleien verfallen, bezog er bereits 1689 die Universität Gießen. Schon hier offenbarten sich die merkwürdigen Gegensätze seines Lebens; durch ein wüstes Treiben suchte er seine Verachtung des Pietismus zu bekunden, verfiel aber trotzdem selbst in religiöse Schwärmerei. Nachdem er 1693 Magister geworden, wandte er sich nach Wittenberg, dann nach Straßburg, um für die lutherische Orthodoxie gegen die Pietisten zu kämpfen. Wegen seines wüsten Lebenswandels aus Straßburg vertrieben, trat er 1697 in der (lateinischen) Schrift „Orthodoxia orthodoxorum" (die Orthodoxie der Orthodoxen) u. 1698 im „gestäupten Pabstthum der Protestanten" unter dem Namen eines „christlichen Demokrit" gegen die lutherische Kirchenlehre auf, indem er diese in der wegwerfendsten Weise für Priesterbetrug erklärte u. an die Stelle des Bibelwortes das innere, im Herzen des Menschen wirkende Wort Gottes setzte. Letztere Schrift wurde mit Beschlag belegt. D. führte von dieser Zeit an ein höchst abenteuerliches Leben u. vergeudete sein Vermögen mit alchemistischen Versuchen. Diese führten ihn indeß zur Entdeckung des sog. Dippel'schen Oels (s. d.); in seinem Laboratorium zu Berlin war es auch, wo 1704 das Berlinerblau (s. d.) entdeckt wurde. Wegen religiöser Streitigkeiten aus Berlin vertrieben, ging D. 1707 nach Amsterdam, wo er als Arzt auftrat. Später tauchte er in Altona auf u. gerieth daselbst gleichfalls in Konflikte mit den Behörden. Er wurde sogar in eine langwierige politische Untersuchung verwickelt u. sieben Jahre lang auf der Insel Bornholm gefangen gehalten. Im J. 1727 finden wir ihn in Stockholm, wo er eine große Rolle spielte u. sogar nahe daran war, zum Bischof von Upsala ernannt zu werden, gleichfalls aber wegen seiner überspannten Ansichten wieder vertrieben wurde. Nachdem er längere Zeit umhergeirrt, fand er endlich Zuflucht beim Grafen von Wittgenstein. D. starb 25. April 1734 auf dem Schlosse Wittgenstein. Im Jahre vorher hatte er unter dem Namen „Hauptsumme der theologischen Grundlehren des Christian Demokrites" sein System veröffentlicht. Seine Schriften, die er größtentheils unter dem erwähnten Pseudonym „Demokrit" herausgab, erschienen gesammelt unter dem Titel „Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott u. allen Kreaturen" (3 Bde., Berleburg 1747). — Sein Leben beschrieb K. Buchner (Raumer's Histor. Taschenb., Jahrg. 1858, S. 207 ff.).

Dippel's Oel, Oleum animale Dippelii, ist eine farblose od. schwach gelbliche Flüssigkeit von äußerst starkem, widerlichem Geruch u. 0,75 spez. Gewicht, sehr flüchtig u. brennbar, stark alkalisch reagirend; sie enthält mehrere stickstoffhaltige organische Basen u. wird gewonnen durch sorgfältige Rektifikation des rohen Knochenöls. Das Dippelöl wurde früher oft innerlich gegen Bandwurm verordnet, ist aber jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen, da man wirksamere u. weniger unangenehme Arzneimittel gegen denselben hat.

Dipsăcus (Fullonum L.), Karde, Kardendistel, Weberkarde, Kratzdistel, Igelkopf u. s. w.; eine in Südeuropa heimische, bei uns seit langer Zeit kultivirte Pflanze aus der kleinen Familie der Dipsaceen, deren Fruchtköpfe mit so eigenthümlichen elastischen Stacheln bewehrt sind, daß man dieselben seit früher Zeit zum Abkratzen der überflüssigen Wolle auf rohen Tuchen verwandte, daher auch der Name Kratz- oder Kardätschentuch. Sie hat bis jetzt noch nicht durch künstliche Kratzvorrichtungen ersetzt werden können. Der Landwirth sucht die größte Härte und Elastizität der Kardenzähne zu erzielen. Klima u. Boden haben darauf natürlich Einfluß; man baut die besten Karden in Frankreich um Rouen u. Sedan, in Italien um Bologna, in England in der Grafschaft Essex; weniger gute werden in Holland u. Deutschland gebaut. Die Weberkarde nimmt mit dem schlechtesten Boden vorlieb, bevorzugt sie einen lehmig sandigen,

Nr. 2445. Die Weberkarde (Dipsacus Fullonum L.).

auf welchem schon die Kornstoppel hinreichend düngt. Nichtsdestoweniger sind selbst bei den vorzüglichsten Kardenpflanzen nur die Karden des Hauptgipfels die besten, und man klassifizirt sie auch nach dieser verschiedenen Güte in Barchentk., Mittelk. u. Spitzkarden. Die erstern sind die besten u. stammen vom Gipfel; die Mittelk. sind die häufigsten, da sie von den Zweigen kommen; die Spitzk. sind zum Ausfüllen der Lücken auf der Rauhmaschine vorhanden. Darum kauft man letztere auch nach Centnern, die übrigen nach Tausenden. Die Pflanze selbst ist zweijährig u. liefert zur Blütezeit den Bienen reichlich Honig, zur Fruchtzeit in ihrem Samen den Vögeln ein gutes Futter. Neben ihr giebt es in Deutschland noch zwei, aber für besagten Zweck unbrauchbare Arten (D. pilosus u. sylvestris).

Dipsektor, ein von Wollaston 1817 erfundenes Instrument zur Bestimmung der Depression des Meereshorizontes od. der sog. Kimmtiefe. Es ist nach dem Prinzip des Spiegelsextanten konstruirt, umfaßt aber nur wenige Grade.

Dipteren, d. i. Zweiflügler oder Fliegen, Insekten mit zwei meist glasartigen, bei einigen aber auch ganz od. theilweise dunkelfarbigen, häutigen, geaderten Vorderflügeln, hinter welchen zwei, oft von einer durch Einschnitt am Innenrande des Flügels abgesonderten Schuppe bedeckte, gestielte, sehr bewegliche, mit dem Athemapparat in Verbindung stehende Knöpfchen, die Halteren, Schwinger od. Schwingkölbchen, stehen, die man als die verkümmerten Hinterflügel anzusehen hat. Die Fühler sind lang und vielgliedrig (bei den Mücken; Langhörner, Nematocera) u. dann oft, besonders bei den Männchen, zierlich gefiedert od. kurz u. meist dreigliedrig, meist mit einem Griffel od. einer Borste (Fühlerborste) am Endgliede (Brachycera). Die Mundtheile bestehn aus einem fleischigen, oft knieförmig gebogenen, einziehbaren, in eine schwammig aufgetriebene Zunge endenden Saug- od. Schöpfrüssel (proboscis, haustellum), zum Saugen von pflanzlichen u. thierischen Säften. Dieser Rüssel wird aus der mit ihrer konkaven Innenseite einander zugewandten halbröhrenförmigen Ober- u. Unterlippe gebildet u. enthält die beiden, in vier Borsten od. messerförmige Stechorgane umgewandelten Kieferpaare (Mandibeln u. Maxillen) eingeschlossen. Außer diesen vier Stechborsten findet sich konstant ein ähnlich geformtes, der Oberlippe ansitzendes, unpaares Gebilde (Gerstäcker's Epipharynx). Außer den beiden zusammengesetzten, großen, facettirten, bisweilen behaarten Augen, die oft, besonders bei Männchen, so groß sind, daß sie den größern Theil der Körperoberfläche einnehmen, haben die meisten D. auf dem Scheitel noch drei Neben- od. Punktaugen. Wie bei anderen Insekten unterscheiden wir am Körper der Fliege außer dem Kopfe ein Bruststück und den aus 5—8

Ringeln zusammengesetzten sitzenden od. gestielten Hinterleib; keine einzige D. aber ist am Hintertheile nach Bienenart mit einem Stachel bewaffnet. Das Klauenglied der fünfgliedrigen Füße (Tarsen) hat meist zwischen den beiden Klauen 2–3 Afterklauen od. Fußballen (Pelotten). Die D. gehören zu den Insekten mit vollkommener Verwandlung; sie legen Eier, aus welchen die meist kopf- u. fußlosen Larven od. Maden hervorkriechen, die meist an feuchten Orten, im stehenden Wasser, wie die Mückenlarven, od. in Pflanzentheilen, im Aas, im Dünger u. s. w. sich entwickeln; manche auch als Parasiten in anderen Insekten (die Conops-Larven in Hummeln, die von Tachina setipennis in Ohrwürmern ꝛc.), od. wie die der Dasselfliegen in Säugethieren, während die Lausfliegen äußerlich am Körper von Säugethieren und Vögeln schmarotzen. Bei der Verpuppung schrumpft entweder die Larvenhaut zur Tonnenpuppe zusammen, aus welcher das ausgebildete, geflügelte Insekt nach Abtrennung des vorderen Theils wie eines Deckels hervorkommt, oder es bilden sich, wie z. B. bei den Mücken, mit Abstreifung der Larvenhaut bewegliche, oft frei im Wasser schwimmende Puppen, die mit Kiemen versehen sein können. Bei einigen, z. B. bei den Tachinen, Östriden, den Lausfliegen od. Pupiparen, kommen die Eier bereits im Mutterleibe aus. Diese Insekten gebären also, wie man sagt, lebendige Junge, und bei den Lausfliegen werden die Larven sogar zur Verpuppung reif geboren. Die Dauer der Entwicklung ist bei den Fliegen sehr kurz, bei Stuben- u. Schmeißfliegen nur 3–5 Wochen. Neuerdings ist, zuerst von Wagner, für manche (Cecidomyia, Miastor) die merkwürdige Entwicklung mittels viviparer Larven nachgewiesen! –

Nr. 2116. Dipteren, Entwickelung der Wasserlarven aus den Eiern der Stechmücke.

Viele D. gehören zu den nützlichen Thieren, ihre Larven vertilgen verwesende Thier- u. Pflanzenstoffe, die Schwebfliegen (Syrphiden) verzehren Blattläuse, die Mordfliegen (Tachinen) sind Schmarotzer in Raupen. Freilich gehören auch viele von ihnen zu den dem Menschen wie dem Vieh lästigsten Insekten, so namentlich gierige u. z. Theil selbst gefährliche Blutsauger, wie die Flöhe (Pulicinen), die man, obgleich sie ungeflügelt sind, doch zu den D. rechnen muß, die Stechmücken od. Schnaken (Culicinen), die Kriebelmücken (Simulia), die Moskitos der Tropenländer (theils Culex, theils Simulia), die Bremsen (Tabaniden), die Dassel- od. Biesfliegen (Oestriden); andere D. schaden, indem sie ihre Eier („Geschmeiß") an Fleischwaaren u. s. w. legen, wie die Fleischfliegen (Sarcophaga), die Schmeißfliegen (Musca vomitoria), od. in Pflanzen, wie die Gallmücken (Cecidomyia), zu denen auch die Hessenfliege (the Hessian fly, od. der Weizenverwüster, Cec. destructor) gehört.

Die Artenzahl der D. ist nicht so bedeutend wie die der Hymenopteren, u. mehr zu schätzen als genau zu bestimmen; Meigen, ein berühmter Dipterolog (geb. 1763, † 1845), hat in seiner „systematischen Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten (7 Theile, 1818–38) 4500 Arten unterschieden, etwa den dritten Theil der jetzt überhaupt bekannten D. Von fossilen D. giebt es namentlich im Bernstein viele. Von neueren Dipterologen sind Loew u. Schiner zu nennen, um die Entwicklungsgeschichte aber hat sich besonders Weismann verdient gemacht.

Dipterix, Pflanzengattung der Hülsengewächse, Gruppe der Dalbergieen, mit ein paar Arten (D. odorata, oppositifolia *Willd.*) des heißen südamerikan. Niederlandes (Guayana's u. Brasiliens), welche die äußerst wohlriechenden Tonkabohnen erzeugen, die man bekanntlich dem Schnupftabak beilegt, um ihm Wohlgeruch zu verleihen. Aus gleichem Grunde trägt man sie in Guayana in der Form von Halsketten an sich. Am besten sind die Früchte des erstgenannten Baumes, kleiner die des zweiten, die man auch engl. Tonkabohnen nennt. Beide haben, nur intensiver, denselben Geruch, welchen frisches Heu entwickelt u. der von einer kampherartigen Substanz, dem Cumarin (s. d.) od. Coumarin, herrührt. Die D. heißt bei den Eingeborenen Guayana's Coumarou.

Dipterocarpeen, eine höchst merkwürdige Pflanzenfamilie Indiens mit hohen, äußerst stattlichen Baumarten, ausgezeichnet durch die Früchte, welche auf einer Nuß flügelartige Kelchblätter tragen, so daß dieselben die Nuß entweder unverwachsen od. mit ihr verwachsen umgeben. Meist sind es zwei Flügel, mitunter aber auch mehrere, so daß der Name der Familie (Zweiflügelfrucht) nicht buchstäblich zutrifft. Hauptgattung ist Dipterocarpus, mit den übrigen Gattungen (Vateria, Vatica, Shorea, Dryobalanops u. A.) der heißen Zone Ostindiens u. der umliegenden Archipele angehörig. — Kampher u. andere balsamische Stoffe sind die hervorragenden Erzeugnisse der D.

Diptychon (griech.) hieß bei den Alten eine doppelte, zum Zusammenklappen eingerichtete Schreibtafel, die gewöhnlich aus Holz gefertigt wurde, auswendig glatt war u. inwendig einen erhöhten Rand hatte, innerhalb dessen die Platte mit Wachs überzogen war, auf welches mit einem Griffel geschrieben wurde. Später bestanden diese Schreibtafeln auch aus Elfenbein od. edlem Metall u. waren dann auf den Außenseiten mit Reliefs geschmückt. In Rom war es Brauch, daß solche Tafeln von den Konsuln u. Prätoren am Tage ihres Amtsantritts in großer Anzahl verschenkt wurden. Diese diptycha consularia wurden schon im frühen Mittelalter als Einbanddeckel für die christlichen Ritualbücher benutzt u. haben sich als solche noch in mehreren Exemplaren erhalten. In den älteren Zeiten der christlichen Kirche wurden die Namen der Kirchenfürsten, der Märtyrer u. der weltlichen Wohlthäter der Kirche in ähnliche Doppeltafeln geschrieben, die auf dem Altar aufgestellt wurden; die Außenseiten waren mit Reliefs biblischen od. legendarischen Inhalts geschmückt. Erst später, als die Altäre größere Schmuckgegenstände erhielten, wurden auch diese D. zu Buchdeckeln benutzt. Wegen der Aehnlichkeit nennt man auch ein zum Zusammenklappen eingerichtetes Altarbild D.

Directrice (franz., spr. —trihß), Leiterin, Vorsteherin (eines Geschäfts u. s. w.); militärisch: die Mittellinie der Schießscharten.

direkt (lat.), in gerader Richtung; ohne Umschweif; unmittelbar; gerades Weges. — **Direkter Beweis** ist ein Beweis, bei dem die Wahrheit der Behauptung bewiesen wird im Gegensatz zum indirekten (apagogischen) Beweis, bei dem die Unmöglichkeit des Gegentheils nachgewiesen wird. – **Direkte Steuern** sind solche, die unmittelbar von der Person gefordert werden, welche sie nach Absicht der Behörde tragen soll, bei denen also der Steuerzahlende zugleich der wirklich Belastete ist (Grundsteuern, Gewerbesteuern, Klassensteuern), wogegen die **indirekten Steuern** in der Erwartung u. Absicht gefordert werden, daß sich der Besteuerte auf Kosten eines Anderen entschädige, also sämmtliche Zölle u. Verbrauchsteuern (Mahl- u. Schlachtsteuer, Salz- u. Tranksteuern, Tabak- u. Rübenzuckersteuer u. s. w.).

Direktion (lat.), Richtung, Leitung, Oberleitung, Verwaltung (z. B. einer Schule, eines Theaters). — **Direktionslinie**, die Richtung, in der ein Körper in seiner einfachen Bewegung fortgeht; militärisch: die Marschrichtung einer Truppe.

Direktor (lat.), Leiter, Aufseher, nam. der Vorsteher einer öffentlichen Anstalt (einer Schule, eines Theaters) od. einer Gesellschaft (Aktiengesellschaft 2c.). In der franz. Revolution hießen so die Mitglieder des Direktoriums. Das Amt des D.s heißt Direktorat.

Direktorium (lat.), Leitung, Führung; dann eine Aufsichtsbehörde, ein Ausschuß, der mit der Leitung einer Anstalt, einer Gesellschaft 2c. betraut ist. — Diesen Namen führte insbes. der Regierungsausschuß, der in der ersten franz. Republik nach dem Sturze des Schreckensregiments (kraft der neuen Verfassung von 1795) 1. Nov. 1795 an die Spitze Frankreichs trat u. sich in dieser Stellung bis zum 10. Nov. 1799 behauptete. Das D. bestand aus 5 Mitgliedern (Direktoren) u. wurde zuerst gebildet aus Barras, Rewbell, Lareveillère, Letourneur u. Carnot. Der kräftige Anlauf, mit dem das D. in die Geschäfte eintrat, führte zwar Anfangs zu einigen bedeutenden Erfolgen nach außen; doch wurde seine Thätigkeit theils durch Volksunruhen, theils durch das Wiederemporkommen der Royalistenpartei sehr bald gelähmt; diese wußte sich sogar in großer Zahl in den Rath der Fünfhundert u. in den Rath der Alten einzudrängen, die dem D. beigegeben waren. Es kam nach kurzem Kampfe zum Staatsstreiche des 18. Fructidor (4. Sept. 1797), infolge dessen eine Anzahl von Mitgliedern aus den beiden Räthen ausgestoßen, aber auch das D. einer theilweisen Neubildung unterzogen wurde. Auch weiterhin traten Veränderungen in der Zusammensetzung des D. ein, das jedoch, in sich selbst zwiespältig, der Wirren im Lande, die mit den sich häufenden äußern Mißerfolgen immer mehr um sich griffen, nicht mehr Herr zu werden vermochte. So fiel es denn Napoleon Bonaparte nach seiner Rückkehr aus Aegypten nicht schwer, das D. im Verein mit Sieyès, der 1797 in dasselbe eingetreten war, zu stürzen (18. Brumaire — 9. Nov. 1799).

Dirichlet, Peter Gustav Lejeune-D., einer der bedeutendsten Mathematiker, geb. 13. Febr. 1805 zu Düren (Regierungsbez. Aachen), machte seine Studien in Paris, wohin er sich 1822 wandte u. bei seinem Aufenthalte im Hause des Generals Foy Gelegenheit fand, zu den mathematischen Berühmtheiten der franz. Hauptstadt in Beziehungen zu treten. Seine außergewöhnliche Befähigung dokumentirte ein Memoire „Sur l'impossibilité de quelques equations determinées du 5me dégré", u. nam. war es Fourier, der sich für den jungen Gelehrten interessirte u. ihn der Berücksichtigung Alex. v. Humboldt's empfahl. Auf Empfehlung desselben wurde D. nach Preußen berufen. Er lehrte als Dozent 1827—29 an der Universität Breslau, hierauf in Berlin, wo er sich mit einer Schwester Mendelssohn-Bartholdy's (1858 gest.) vermählte, 1829—31 als Dozent an der Kriegsschule, 1831—39 als außerordentlicher u. von da ab als ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität. Im J. 1855 übernahm er die durch Gauß' Tod erledigte Professur der höheren Mathematik in Göttingen u. begann im Wintersemester seine Vorlesungen. Berufen, wie kein Anderer, die Arbeit seines großen Vorgängers aufzugreifen u. weiter zu führen, war seiner Thätigkeit leider ein sehr frühes Ziel gesteckt. Er starb 5. Mai 1859. Seine Arbeiten beziehen sich vorzugsweise auf die abstraktesten Materien der Mathematik, u. nam. ist es die Zahlenlehre, welche er durch seine Untersuchungen gefördert hat, dann aber hat er durch Ausbildung der Theorie der partiellen Differentialgleichungen der periodischen Reihen u. bestimmten Integrale der mathematischen Physik sehr werthvolle Werkzeuge bearbeitet. Zahlreiche Abhandlungen, von denen die meisten in Crelle's „Journal für Mathematik", andere in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen sind, beziehen sich auf Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten der mathematischen Wissenschaften. D. war Mitglied der Berliner Akademie seit 1832, auswärtiges Mitglied der Pariser Akademie seit 1854.

Dirk bezeichnet beim Seewesen das zum Richten des Gaffelsegels bestimmte Tau u. außerdem den bei den Bewohnern des schottischen Hochlandes gebräuchlichen Dolch.

Dis od. **di** (vor einem mit f beginnenden Worte dif —), lat. Präposition, die jedoch nie getrennt, sondern stets nur in Zusammensetzung mit einem andern Worte vorkommt. Sie drückt meist das Gegentheil der Bedeutung des mit ihr verbundenen Wortes aus, entspricht also etwa den deutschen Vorsetzsilben zer-, ent- u. s. w., wie z. B. in den Fremdwörtern: dismembriren (zerstückeln), dissentiren (verschiedener Ansicht sein), differiren (verschieden sein, abweichen).

Disagio (spr. disadschio), zusammengesetzt aus di- (s. d.) u. Agio (s. d.), der Gegensatz von Agio, nämlich der Verlust beim Umwechseln einer wenig gangbaren Geldsorte gegen gangbare Münze.

Disciplina clericalis ist der Titel einer Sammlung von prosaischen Erzählungen, welche Petrus Alfonsus (Moses von Huesca), ein spanischer Jude, der zu Anfang des 12. Jahrh. zum Christenthum übertrat u. bei dessen Taufe König Alfons I. von Aragonien Pathenstelle vertrat, nach arabischen Quellen zusammenstellte. Diese Erzählungen, 39 an der Zahl, verfolgten eigentlich didaktische Zwecke: sie waren dazu bestimmt, für die Lehren u. Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn als erläuternde Beispiele zu dienen, aber in den meisten herrscht ein galanter u. leichtfertiger Ton. Die D. cl. u. die gleichfalls aus orientalischen Qellen hergeleiteten Sieben weisen Meister (s. d.) bilden recht eigentlich das Grundkapital, mit dem die gesammte Novellistik des Mittelalters wirthschaftete; wir finden dieselben Stoffe in gleicher Behandlung, theils direkt entlehnt, theils nachdem sie zuvor noch durch die Gesta Romanorum (s. d.) hindurchgegangen waren, wieder in den Cento Novelle Antiche, in den Cent Nouvelles Nouvelles, im Heptameron der Margarethe von Navarra 2c., u. auch für Boccaccio u. Bandello sind sie eine der wichtigsten Quellen. — Das Original ist lateinisch geschrieben u. führt den Titel: „Alfonsus de Clericali Disciplina" (Unterweisung des Schülers); eine altfranzösische gereimte Bearbeitung gab Barbazan 1760 zum ersten Male heraus: „Le Castoiement ou Instructions d'un pere à son fils".

Discontobank, s. „Diskont".

Discophora, d. i. Scheibenträger, ist sowol der Name der Hirudineen od. Blutegel wegen der Saugscheiben, als auch der der Scheibenquallen od. Medusen wegen ihres mehr od. weniger scheibenförmigen Körpers.

Disgrace (franz., spr. Disgraß'), im Gegensatz von grace (Gnade, Gunst): Ungnade, Ungunst, Mißfallen.

Disjunktion (lat.), Trennung, gegenseitige Ausschließung, Gegensatz. Disjunkte Begriffe nennt die Logik solche, die unter einander einen Gegensatz bilden, zusammen aber in einem dritten höheren Begriffe aufgehen, wie Mann — Weib, Mensch, od. Adel — Bürgerthum, Volk. — Ein disjunktives Urtheil ist ein solches, das eine Mehrheit von Prädikaten enthält, die sich gegenseitig ausschließen, z. B. ein Deutscher ist entweder ein Preuße od. ein Bayer od. ein Sachse 2c. (die Partikeln „entweder — oder" heißen daher disjunktive — trennende — Partikeln). — Ein disjunktiver Schluß ist ein solcher, dessen Obersatz in einem disjunktiven Urtheil besteht, z. B.: Du bist entweder gesund od. krank — Nun bist du aber gesund (nicht krank) — Folglich bist du nicht krank (gesund).

Diskant, s. „Sopran".

Diskont bedeutet den Abzug bei Zahlungen, welche vor ihrer Fälligkeit geleistet werden. Das Diskontiren eines Wechsels besteht also in der Zahlung desselben vor seinem Fälligkeitstermin. Dies geschieht durch Privatkapitalisten, Bankiers od. Banken (D.banken), welche dem Inhaber eines Wechsels den Betrag desselben gegen Abzug der Zinsen bis zum Verfalltage auszahlen u. dagegen ihrerseits an letzterem den Betrag des Wechsels von dem Bezogenen einkassiren. Der D. repräsentirt also den Gewinn, den diese Kapitalisten od. Banken für die Auslage des Geldes erhalten. Der Zinsfuß, welcher beim Diskontiren zu Grunde gelegt wird, wechselt je nach den allgemeinen Kreditverhältnissen u. dem vorhandenen Bedürfnisse (im gegebenen Falle auch nach dem Kredit der Person des Ausstellers u. des Acceptanten). Die Bestimmung des D.satzes geht von den großen Notenbanken aus, welche ein bestimmtes Verhältniß zwischen ihrem Notenumlauf u. dessen Metalldeckung einzuhalten gesetzlich angewiesen sind, u. dieses durch D.erhöhungen gegen das Anstürmen der Kreditsuchenden zu wahren suchen. Ganz bes. hängt natürlich die Höhe des D. von der vermehrten od. verminderten Nachfrage ab. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Preis einer Waare, die gesucht wird, demgemäß steigt, u. umgekehrt. Es sind Fälle vorgekommen, wo z. B. der D. der Bank von England in kurzer Zeit von 3 auf 10 Prozent stieg. Gewöhnlich sind Börsen- od. Handelskrisen die Veranlassung zu außerordentlichen Steigerungen des D. In der Regel differiren schon der Solidarität wegen die D.sätze der bedeutendsten Wechselplätze Eu-

ropa's nicht über 1 Prozent. Als gewöhnlicher D.satz in Deutschland sind 1—5 Prozent anzusehen.

Diskos (griech., lat. discus) nannten die Griechen u. Römer eine steinerne od. metallene Wurfscheibe von Linsengestalt, welche bereits der frühesten Heroenwelt zu einer Art gymnastischer Uebung diente. Der D. wurde von einem kleinen erhöhten Standorte (Balbis) aus, nicht nach einem bestimmten Ziele geworfen, sondern nur die Entfernung der zu Boden fallenden Scheibe vom Standpunkte des Werfenden entschied den Sieg. Die Bildwerke der Alten stellen Diskoswerfer in mannichfacher Haltung vor, als Antretende, als Werfende u. als mit der Siegespalme Geschmückte. Die berühmteste Statue eines in Ausführung des Wurfs begriffenen Diskoswerfers (**Diskobolos**) führte der Erzgießer Myron von Eleutherae aus.

Nr. 2447. Der Diskoswerfer des Myron aus Eleutherae.

Diskrasit od. Antimonsilber, s. „Antimon".

Diskret (lat.), getrennt; in sich unterschieden; dann aber auch unterscheidend (sich in Urtheil u. Handlungsweise den Umständen anpassend); vorsichtig; schonend (Gegentheil: indiskret, unvorsichtig, unzart, rücksichtslos). — **Diskretion,** Vorsicht, Rücksichtsnahme; Verschwiegenheit. Sich auf D. ergeben, sich auf Gnade od. Ungnade ergeben. — **Diskretionäre Gewalt,** eine Gewalt, bei welcher auf die Diskretion des mit derselben Bekleideten gerechnet u. diesem, im Vertrauen auf seine Umsicht u. rücksichtsvolle Erwägung der obwaltenden Umstände, der freieste Spielraum gelassen wird.

Diskretionstage, s. v. w. Respekttage.

diskurrīren (lat.), sich ergeben, sich im Gespräch ergehen, unterreden, unterhalten. **Diskurs,** Unterredung, Gespräch, Erörterung. **Diskursiv,** gesprächsweise; **diskursive Erkenntniß,** das durch Begriffe vermittelte Erkennen, im Gegensatze zur intuitiven, d. h. durch unmittelbare Anschauung gegebenen Erkenntniß.

diskutīren (lat.), zergliedern, auseinandersetzen, erörtern, besprechen, häufig s. v. w. debattiren, eine Sache im Redekampfe nach verschiedenen Seiten hin beleuchten. Davon: Diskussion, Erörterung, Besprechung, wissenschaftlicher od. parlamentarischer Kampf (in letzterm Sinne häufig für Debatte gebraucht).

Dislokation, die Vertheilung der Truppen in Cantonnements od. Marschquartiere. Für die Anordnung der Dislokationsbezirke sind theils taktische Rücksichten — auf die Schlagfertigkeit der Truppen —, theils ökonomische — auf die bequeme Unterkunft u. gute Verpflegung derselben —, theils endlich statistische — auf die Bevölkerung u. Erzeugung des Landes u. den Wohlstand der Bewohner — maßgebend. In taktischer Beziehung gilt der Grundsatz, auf dem Marsche die Truppen in möglichster Nähe der Hauptstraßen zu disloziren, in Cantonnements dagegen in der Weise, daß sie an dem wichtigsten Punkte in möglichst kurzer Zeit konzentrirt werden können. Das Dislokationstableau nimmt daher in jenem Falle die Gestalt eines Rechtecks, in diesem die eines Kreises an. In ökonomischer Beziehung ist zu beobachten, daß Artillerie u. Fuhrwerk am besten an die großen Straßen, Kavallerie in Dörfer mit guten Stallungen, in die Nähe von Gewässern u. Wiesen, Infanterie in die dazwischen liegenden Ortschaften, bei den anderen Waffen vertheilt, dislozirt werden.

Dismembration ist die Theilung großer Gutskomplexe in kleinere Güter od. die Theilung größerer Güter in kleinere Theile behufs der Vertheilung der einzelnen Stücke od. Güter an je besondere Besitzer mit dem Rechte völlig freier od. beschränkter Verfügbarkeit. In früheren Zeiten waren die Güter untheilbar, u. noch jetzt giebt es Länder, in welchen die freie Theilbarkeit mehr oder weniger gesetzlich erschwert, selbst ganz verboten ist. Zur Zeit der französischen Revolution wurde die völlig freie Verfügung über das Grundeigenthum gesetzlich anerkannt; da, wo das französische Recht (Code Napoléon) sich hinverbreitet hat, lernte man auch an diese Bestimmung sich gewöhnen und behielt sie, selbst als Frankreich in seine ehemaligen Grenzen zurückgewiesen war. In England hat man die freie Theilbarkeit, es entspricht aber dem Herkommen unter den Großen des Landes, die Güter dem ältesten Sohne zu überlassen, also sie nicht zu theilen; Belgien hat die freie Theilbarkeit. Eine gewisse Beschränkung der letzteren findet ihre Rechtfertigung in der Natur der Bewirthschaftung. Gartenbau kann auch auf einzelnen Aeckern betrieben werden; die eigentliche Landwirthschaft aber, als die Verbindung von Ackerbau u. Viehzucht, setzt immer eine gewisse Größe des Areals voraus, wenn sie den Mann selbständig ernähren soll. Diese Größe ist jedoch außerordentlich verschieden, je nach Klima, Boden, Landesart, auch je nach der irgendwo herrschenden Betriebsweise. In Deutschland strebte man deshalb dahin, gesetzlich ein Minimum festzustellen, unter welchem nicht mehr getheilt werden durfte; diese Minima glaubte man einheitlich bestimmen zu können, rief aber dadurch vielfach größere Uebelstände als die zu beseitigenden hervor.

Unter der höchst intensiven Betriebsweise am Rhein, wo fast gartenbaumäßiger Feldbau sich findet und man bis zu 5000 Thlr. u. mehr pro Hektare Feld zahlt, können Komplexe von einer Hektare u. selbst darunter zum Unterhalt einer Familie genügen, während in Mecklenburg u. Holstein, in Ost- u. Westpreußen ꝛc. Güter unter 100 Hektaren als solche kaum in Betracht kommen u. erst 30—50 Hekt. einen Bauerhof darstellen können. Mit der Untheilbarkeit muß die Unsitte verbunden sein, daß nur ein Kind (der älteste od. der jüngste Sohn) das väterliche Gut ererbt u. die Geschwister alsdann zu entschädigen hat, wobei mit Rücksicht auf die erforderlichen Betriebsmittel diese Entschädigungen gering genug veranschlagt werden. Zum mindesten ist der Gutserbe außerordentlich begünstigt, trotzdem aber dadurch wieder sehr benachtheiligt, daß er in Zeiten steigenden Bedarfs die zum Betrieb erforderlichen Mittel neben denen zur Herauszahlung od. zum Unterhalt der Geschwister nur schwer od. oft gar nicht beschaffen kann, da kein Gut über eine gewisse Grenze hinaus mit Schulden belastet zu werden vermag. Völlig freie Theilung kann andrerseits zum Mißbrauch führen, u. da sie ohnedies das Heirathen erleichtert, das Land mit einer zu großen Zahl unselbständiger Existenzen erfüllen, ja selbst, gar zu weit getrieben, zum völligen landwirthsch. Proletariat führen, wodurch wieder das Zusammenkaufen der kleinern, den Mann nicht mehr ausgiebig ernährenden Parzellen begünstigt, also der große Grundbesitz in einer Hand erleichtert wird.

Ohne Zweifel ist das freie Verfügungsrecht über das Eigenthum eine Forderung der Zeit u. die Beschränkung mit der Begünstigung nur eines Erben ein Unrecht u. die Quelle zahlreicher Vergehen; die Lösung der hier sich bietenden Widersprüche ist jedoch nicht überall gleich leicht, nicht überall nach gleicher Schablone zu machen.

Es ist zu unterscheiden zwischen Ländern mit hochentwickelten Verhältnissen u. solchen, wo die Bedingungen zum intensiven Landbau sowie zur hochentwickelten Industrie, Volksbildung, gutes Verkehrsleben, gute Geldcirkulation u. dgl. m. noch nicht gegeben sind, wo man in der Landwirthschaft also extensiv zu wirthschaften gezwungen ist.

Da, wo die intensive Landwirthschaft am Platze ist, steigt der Werth des Bodens, in noch höherem Grade aber der Bedarf an Betriebsmitteln zu seiner Bewirthschaftung, die Güter müssen kleiner werden, weil nur noch sehr Wenige so große Mittel haben, zugleich den Werth des Bodens bezahlen u. die erforderlichen Betriebsmittel beschaffen zu können. Die Pachtungen, auch im Kleinen, fangen an, zu überwiegen. Umgekehrt wird dort, wo die Bedingungen zur intensiven Landwirthschaft fehlen, der Großgrundbesitz dominiren müssen, nur mit großem Areal landwirthschaftlich zu existiren möglich sein, — Großgrundbesitz u. Häuslerthum stabil bleiben. Hier bedarf die Landwirthschaft noch des Schutzes durch das Gesetz, dort muß sie die volle Freiheit der Bewegung haben, hier muß die Erschwerung der Theilbarkeit, dort die volle Freiheit Regel werden u. bleiben. Alle Uebelstände, welche da u. dort mit der freien Theilbarkeit sowol wie mit der Untheilbarkeit sich im Verlaufe der Zeit herausgestellt haben, sind auf das Vorkommen dieses Grundsatzes zurückzuführen. Geschadet hat die Theilbarkeit nur da, wo der kleinere Bauer noch nicht herangebildet genug war od. die Bedingungen zu gedeihlicher Existenz noch nicht fand, die Untheilbarkeit aber dann, wenn der Betrieb sich vertheuerte u. die Bevölkerung wuchs od. doch hätte wachsen sollen. Dann schafft die Untheilbarkeit die Auswanderung, die Wohnungsnoth in den Städten, die Verödung auf dem Lande od. begünstigt doch diese krankhaften sozialen Zustände.

Dispache (spr. Dispahsch) heißt die Auseinandersetzung über die Summe, die jede kontraktlich verpflichtete Person bei eingetretenem Seeschaden eines Schiffes zur Vergütung desselben beizutragen hat. **Dispacheurs** heißen die mit der Ermittelung u. Erledigung dieser Angelegenheit beauftragten Personen.

disparat (lat.) unvereinbar; ungleichartig. Disparate Begriffe sind solche, die, an sich ungleichartig, sich nur in einem dritten Begriffe mit einander verbinden lassen, wie: Thier, Vernunft, Mensch.

Dispens (s. v. w. Dispensation), (lat.), d. i. Nachsichtsertheilung, ist die vom Regenten, von der obersten Staatsbehörde od. von einer geistlichen Behörde ausgesprochene Entbindung von einer gesetzlichen od. kirchlichen Pflicht, od. die angeordnete Beseitigung der Schranken, die von seiten des Gesetzes od. der kirchlichen Vorschriften einer Handlung im Wege stehen. Sie kommt nam. bei Eheverboten vor, wenn den betr. Personen untersagt ist, überhaupt od. einander zu heirathen. Doch kann auch D. von Amtspflichten, od. vom Nachweis besonderer Erfordernisse bei Prüfungen, Stipendien u. dergl. ertheilt werden. Sie wird bald entgeltlich, bald unentgeltlich ertheilt. In der Regel hängt es vom freien Ermessen des Dispensberechtigten ab, ob er den nachgesuchten D. ertheilen will. Die Urkunde, in der ein Regent D. ertheilt, heißt Gnadenbrief (rescriptum gratiae). Die katholische Kirche legt das weitgehendste Dispensationsrecht dem Papste bei; es besteht zu diesem Behufe in Rom eine eigene Behörde unter dem Vorsitz eines Kardinals, an die man sich schriftlich zu wenden hat. In minder wichtigen Fällen üben aber auch die Bischöfe dieses Recht. Dasselbe hatte im Mittelalter unzählige Mißbräuche u. Gelderpressungen nach sich gezogen, die besonders von den Reformatoren heftig angegriffen wurden. Zwar schränkte das Konzil zu Trident die Ausübung dieser Befugniß ein u. forderte deren Unentgeltlichkeit. Doch schlich sich der Mißbrauch vielfach wieder ein, u. noch jetzt werden die Sporteln, wenn auch großentheils unter anderem Namen, erhoben. In der lutherischen Kirche, in welcher die Landesherren als an die Stelle der Bischöfe getreten angesehen wurden, fiel nun diesen od. den von ihnen beauftragten Konsistorien das Dispensationsrecht zu. Obschon jetzt meist auf wenige minder bedenkliche Fälle, z. B. den Erlaß des Examens bei Geistlichen u. dgl., beschränkt, erstreckt es sich doch manchmal auch auf wichtigere Dinge, wie den Erlaß des dreimaligen Aufgebots vor der Trauung, u. giebt dann gerechten Anlaß zu der Klage, daß noch immer durch eine Art von Ablaßhandel Umgehung des Gesetzes möglich sei — wenigstens so lange, als nicht eine Aufhebung der oft sehr hohen Taxe für den allerdings bisweilen unvermeidlichen D. stattfindet.

Dispensatorium (lat.), s. v. w. Apothekerbuch, Pharmakopöe.

dispensiren, von einer gesetzlichen od. sonstigen Verpflichtung entbinden (s. „Dispensation").

Dispersion (Zerstreuung) ist die durch Brechung bewirkte Zerlegung eines Lichtes in seine einzelnen nicht weiter zerlegbaren Bestandtheile; im engeren Sinne versteht man darunter den Unterschied zwischen dem Brechungsexponenten der rothen u. violetten Strahlen, der sich in der Breite des Spektrum bei sonst entsprechend gleichen Verhältnissen bemerklich macht. Ein Mittel besitzt eine um so größere D., je größer diese Differenz ist. Folgende Tabelle enthält diese Differenz für einige Stoffe:

Flintglas	0,043313	Alkohol	0,011	Steinsalz	0,029
Wasser	0,013242	Aether	0,012	Schwefelkohlenstoff	0,0308
Terpentinöl	0,023378	Diamant	0,056		
Crownglas	0,020372	Phosphor	0,156		

Unregelmäßigkeiten in der D. finden bei den Metallen statt, indem das Licht kürzerer Wellenlängen weniger gebrochen wird als dasjenige längerer. Alle Körper, die im festen Zustande eine deutliche Oberflächenfarbe zeigen, geben in sehr konzentrirter Lösung eine anomale D., d. h. die Reihenfolge der Farben im Dispersionsspektrum stimmt nicht mit der gewöhnlichen Anordnung überein. Die Gleichheit der D. verschiedener Mittel, welche trotzdem verschiedene Brechungskoëffizienten haben, hat die Möglichkeit zur Konstruktion achromatischer Linsensysteme an die Hand gegeben.

Disponenda, d. i. verfügbare Sachen, heißen im Handelsverkehr solche Gegenstände od. Waaren, die man wegen Nichtbestellung, wegen schlechter od. der vorausgegangenen Abmachung nicht entsprechender Beschaffenheit nicht behalten will u. demnach dem Uebersender behufs Zurücknahme zur Verfügung stellt. Im Buchhandel sind D. die zum Verkauf zwar übernommenen, aber nicht abgesetzten u. demnach zur Verfügung des Verlegers gestellten Druckwerke u. Bücher.

Disponent, Einer, der über einen Gegenstand, eine Anstalt, ein Etablissement verfügt (disponirt), nam. die in Vertretung des Inhabers mit der Leitung des Geschäfts betraute Person, der Geschäftsführer.

disponibel (lat.), verfügbar, zu Gebote stehend. Disponiren, anordnen, bestimmen, verfügen. Disponirt sein, gestimmt sein, aufgelegt sein.

Disposition (lat.), Bestimmung, Anordnung, bedeutet in der Rhetorik u. Stilistik die folgerechte Anordnung u. Gruppirung des Stoffes zu einer Rede od. literarischen Arbeit od. den Entwurf zu einer solchen Arbeit, d. i. die logische Aufreihung der bei der Ausarbeitung näher aufzuführenden u. in einander zu fügenden Hauptpunkte u. Theile. — In militärischer Beziehung bezeichnet man mit diesem Namen die Anordnungen für den Marsch od. das Gefecht der Truppen. Eine Marschdisposition enthält die Bestimmungen über Anzahl u. Zusammensetzung der Marschkolonnen, Benennung der Führer, Sammelplätze, Zeit des Eintreffens der Truppen auf denselben u. des Abmarsches, die einzuschlagenden Wege, Sicherheitsmaßregeln, Bestimmungen über Munitionskolonnen u. Bagage, Aufenthalt des Führers. Eine Gefechtsdisposition enthält in möglichster Klarheit u. Kürze den Plan des Oberbefehlshabers, nach welchem die Unterbefehlshaber während des Gefechts zur Erreichung des ausgesprochenen Gefechtszwecks zusammenwirken sollen. Da aber im Verlaufe des Gefechts die Maßregeln des Feldherrn durch diejenigen des Feindes fortwährend gekreuzt werden, so kann sich die D. im Wesentlichen nur auf die Einleitung, die ersten Maßregeln u. den Zweck beziehen. Außer dem Obigen werden auch noch gewisse formelle Bedingungen über Stärke u. Zusammensetzung der einzelnen Kolonnen, Zeit des Anmarsches, des Einrückens in die Stellungen od. des Angriffs, die Rückzugslinie u. s. w. in die D. aufgenommen. — In der Medizin nennt man D. die Neigung zu einer bestimmten Krankheit. Sie ist der Immunität (s. d.) entgegengesetzt. Jedes Lebensalter disponirt zu gewissen Krankheiten, so z. B. ist die D. des Kindesalters zu Darm- u. Lungenleiden größer, während das Mannesalter zu Rheumatismen disponirt. Einfluß auf die D. haben ferner das Geschlecht — das Frauengeschlecht neigt zu nervöser Affektion (Hysterie, s. d.) — ferner Beruf, Wohnung ꝛc. Glasschleifer erlangen D. zur Schwindsucht. In gewissen Gegenden erkranken fast alle Fremden an der Ruhr, am gelben Fieber ꝛc. Es giebt Momente, die die D. für eine Krankheit zu erhöhen im Stande sind. So hat Jeder, der einen Rheumatismus überstanden, eine erhöhte D. zur überstandenen od. einer analogen Krankheit. Andere Bedingungen löschen die D. aus. So ist es bekannt, daß einmal überstandene Pocken vor der Wiederkehr derselben Krankheit schützen. Dieselbe Eigenschaft haben die Masern, Scharlach, Typhus ꝛc. Die Ursachen der D. gewisser Personen zu gewissen Krankheiten sind zuweilen ganz klar, zuweilen aber auch höchst dunkel. So ist durchaus keine Erklärung für die Thatsache möglich, warum die Wöchnerinnen so ungeheure Neigung zu Cholera haben, während sie zu einer, der Cholera sehr verwandten Krankheit, der Dysenterie, gar keine D. besitzen. — In der Rechtswissenschaft heißt D. jede Verfügung über Vermögensrechte, sowol unter Lebenden (Kauf, Schenkung) als Todes halber (Testament). Dispositionsfähigkeit, Verfügungsfähigkeit, besitzt Derjenige, der frei über sein Vermögen verfügen, Verträge aller Art giltig u. mit rechtlicher Wirkung abschließen kann. Voraussetzung derselben ist regelmäßig geistige Gesundheit u. ein gewisses Alter (Volljährigkeit, in Preußen u. Sachsen z. B. das vollendete 21. Lebensjahr). Die Dispositionsfähigkeit kann entweder überhaupt od. in einzelnen Augenblicken, bei einzelnen Handlungen fehlen. Eine Handlung, die von einer nicht dispositionsfähigen Person ausgeht, hat in der Regel keine rechtliche Wirkung.

Disputa od. Disputa del Sacramento, eins der 4 großen Freskobilder Rafael's in der Stanza della Segnatura des Vatikans, welche das gesammte Leben des Geistes unter dem Schutze der Kirche darstellen. Das Bild zerfällt in zwei Haupttheile. Die obere Hälfte stellt die Dreieinigkeit im Himmel dar: in der Mitte der Erlöser auf Wolken thronend, über ihm als halbe Gestalt Gott-Vater u. unter ihm

die Taube des heiligen Geistes; rechts vom Erlöser Maria in inniger Verehrung des göttlichen Sohnes, links Johannes der Täufer. Diese Gruppe ist von den in einem Halbkreise auf Wolken thronenden Patriarchen des Alten Bundes, von den Propheten u. Märtyrern umgeben; über ihnen auf jeder Seite 3 reizende Engelgestalten, unter ihnen 4 Cherubim mit den 4 Evangelien zu den Seiten der Taube. Die untere Hälfte des Ganzen bildet eine Versammlung von Repräsentanten der Erforscher des Mysteriums der Dreieinigkeit, 43 Personen, die sich um den Altar schaaren, auf welchem die Monstranz als Bezeichnung der körperlichen Gegenwart des Erlösers auf Erden aufgestellt ist; zunächst an beiden Seiten des Altars die 4 großen lat. Kirchenväter, neben u. hinter ihnen andere Lehrer der Kirche, u. weiter zurück auf beiden Seiten Gruppen von Jünglingen u. Männern, die sich zu der Offenbarung des göttlichen Geheimnisses hinzudrängen (darunter Dante, Savanarola u. Fiesole). Die bes. im Ausdrucke des Gesichts aufs Sorgfältigste individualisirten Gestalten, die Kraft u. Harmonie der Farben u. die ganze, dem geheimnißvollen Inhalte angemessene Durchführung machen das Bild zu einem der vorzüglichsten des Meisters, das er im Alter von 25 Jahren wahrscheinlich unter Beihülfe eines od. mehrerer Theologen aus der Umgebung des Papstes Julius II. malte. Das Werk ist durch den trefflichen Stich von Josef Keller (Düsseld. 1859) größeren Kreisen zugänglich gemacht worden. Vgl. Rafael's D. (Bonn 1860).

Disputation (lat.), eine Streitrede od. Streitschrift über ein wissenschaftliches Thema, ein öffentlicher Redekampf über einen gelehrten Gegenstand, wobei von der einen Seite (dem Respondenten od. Defendenten) gewisse Behauptungen (Thesen) aufgestellt u. vertheidigt, von der andern Seite (dem Opponenten) bestritten werden. Solche D. waren im Alterthum u. Mittelalter sehr häufig u. beliebt, theils als Denk- u. Redeübungen, theils als Mittel der Verständigung über schwierige Streitfragen, nam. philosophische u. religiöse. Heutzutage sind sie nur noch an Universitäten üblich, sowol als Uebungsmittel für die studirende Jugend, als zur Erlangung akademischer Grade u. Aemter (Promotions-, Inaugural-, Habilitations-D.). — **Disputatorium** (Mehrzahl Disputatoria), wissenschaftliche Streitübung, Uebung in der Besprechung wissenschaftlicher Gegenstände in Form von Reden u. Gegenreden. — **Disputiren,** wissenschaftlich streiten, eine Streitübung anstellen. — **Disputabel,** streitig, bestreitbar. — **Dispute** (franz., spr. Dispüht), Wortwechsel, Wortstreit.

D'Israeli (spr. Disrihli), Isaac, engl. Schriftsteller, geb. im Mai 1766 bei Enfield, stammte von einer durch die Inquisition aus Spanien vertriebenen jüd. Familie ab, widmete sich dem kaufmännischen Berufe u. hielt sich längere Zeit in Geschäften in Holland u. Frankreich auf, wo er sich eine genaue Kenntniß der altklassischen u. der franz. Literatur erwarb. Die Gunst der Umstände setzte ihn nach seiner Heimkehr in den Stand, sich ausschließlich seinen literarischen Neigungen u. der Ausarbeitung einer Reihe literaturgeschichtlicher Arbeiten hinzugeben, die durch ihre leichte u. gefällige Schreibart einen großen Leserkreis anzogen. Seinen „Curiosities of literature“ (3 Bde., Lond. 1791—1817; neue Aufl., 2 Bde., Lond. 1863) ließ er die „Literary miscellanies“, „Quarrels of authors“, „Calamities of authors“ u. „Amenities of literature“ folgen. Bei der Redaktion dieses seines letzten Werkes (3 Bde., Lond. 1841) war ihm nach seiner 1839 eingetretenen Erblindung seine Tochter behülflich. Er starb 19. Jan. 1848 auf seinem Landgute Bradenhamhouse in Buckinghamshire. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften nebst einer biographischen Einleitung veranstaltete sein Sohn, der berühmte engl. Schriftsteller u. Staatsmann **Benjamin D.** (Disraeli). — Dieser, geb. zu London 21. Dez. 1805, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung u. sollte nach dem Wunsche seines Vaters die juristische Laufbahn betreten, widmete sich aber mit Vorliebe literarischen Studien u. erregte schon als 21jähriger Jüngling durch seinen Roman „Vivian Grey“ (5 Bde., Lond. 1826—27) die allgemeine Aufmerksamkeit. Diese Dichtung zeichnete sich durch eine feurige Phantasie, lebendigen Stil u. treffliche Schilderungen aus der vornehmen engl. Gesellschaft aus. Fast noch größeren Anklang fand sein psychologischer Roman „Contarini Fleming“, den er nach seiner Rückkehr von einer längeren Rundreise durch Europa u. den Orient veröffentlichte (4 Bde., Lond. 1832). Bald darauf wandte er sich der Politik zu u. trat in den damals heftig entbrannten Kampfe um die Reformbill mit eigenem entschieden demokratischem Programm ein. Dieses Programm legte er nieder in der Flugschrift: „What is he?“ u. in der „Revolutionary epick“ (Lond. 1834; neue Aufl. 1864). Gleichzeitig ließ er sich von den Liberalen als Kandidat für Marylebone aufstellen, verließ diese Partei jedoch, nachdem er bei der Wahl unterlegen war. Erst 1837 gelang es ihm, als Vertreter für Maidstone Eintritt ins Unterhaus zu erlangen. Er beeilte sich, in die Debatten einzugreifen, machte aber mit seiner Jungfernrede, die mit ihrem phantastischen Bilderschmuck an die orientalische Redeweise gemahnte, kein besonderes Glück. Fortan stellte sich D. die Aufgabe, die Stimmung der Versammlung genau zu studiren u. sich in die Regeln u. Bräuche der parlamentarischen Kriegführung einzuleben.

Nr. 2418. Benjamin D'Israeli (geb. 21. Dez. 1805).

Sein Bemühen war von Erfolg gekrönt, u. schon in der nächsten Session (1841), in welcher er das inzwischen ans Ruder gelangte konservative Ministerium unter Führung Robert Peel's eifrig unterstützte, gehörte er zu den gewandtesten Rednern des Unterhauses. Seine Verbindung mit den Peeliten sollte jedoch diese Session nicht lange überleben. Bald nach dem Schluß derselben griff er wieder zur Feder, um in einer Reihe glänzend geschriebener politisch-sozialer Romane die Lehre einer neuen Partei, die er das „Junge England“ nannte, zu predigen [„Coningsby, or the new generation“ (3 Bde., Lond. 1844); „Sybil, or the two nations“ (3 Bde., Lond. 1845); „Tancred, or the new crusade“ (3 Bde., Lond. 1847)]. Klar war diese neue Lehre nur in der Verneinung, in ihrem vornehmen Absprechen über alle bestehenden Parteien, über die Tories so gut wie über die Whigs u. die Radikalen. In positiver Beziehung bot sie ein in romantischen Schimmer gehülltes, durch paradoxe Spielereien blendendes Gemisch feudal-katholischer u. modern sozialer Ideen. Wie für alles aus grauer Vorzeit u. aus dem Mittelalter Ueberkommene, so nahmen diese Dichtungen ganz bes. für den jüd. Stamm mit feuriger Beredsamkeit Partei — eine Neigung, die mit der Abstammung D.'s im innigsten Zusammenhange stand u. schon in einem seiner früheren Romane, „The wondrous tale of Alroy“ in poetisch verklärender Form zum Ausdruck gelangt war. Der Uebergang Peel's in das Lager der Freihändler (in der Session von 1846) gab D. willkommenen Anlaß zu den schärfsten Angriffen auf den großen Staatsmann u. diejenigen Elemente der konservativen Partei, die ihm gefolgt waren. Das System des Freihandels gelangte zwar zum Siege, doch wußte D. den Groll der dem Schutzzollsystem ergebenen Aristokratie gegen Peel geschickt zu nähren u. dessen Stellung so sehr zu unterwühlen, daß dieser den epochemachenden Schritt mit seinem Sturze bezahlen mußte. Nunmehr übernahm D. im Verein mit

Lord George Bentinck die Führung der konservativen Partei, die nach des Letzteren Tode (1848) D. allein zufiel, obwol er weder der Geburt noch dem Besitze nach zur Aristokratie gehörte. Er verstand es, wieder Halt u. Zucht in die zerfahrene Partei zu bringen u. sie immer aufs Neue gegen die zur Regierung gelangten Whigs u. die Peeliten in den Kampf zu führen. Im Febr. 1852 mußte das whigistische Ministerium Russel zurücktreten, u. D. übernahm in dem von Lord Derby neugebildeten Torykabinet die Finanzen. In dieser Stellung ließ er zwar seine schutzzöllnerischen Neigungen fallen; doch war er in seinen finanziellen Operationen nicht glücklich. Ein von ihm vorgeschlagener neuer Besteuerungsmodus, der die ländliche Bevölkerung auf Kosten der städtischen begünstigte, wurde verworfen u. hatte bereits im Dez. dess. J. den Rücktritt des Ministeriums Derby zur Folge. Erst im Febr. 1858 gelang es den Tories wieder, sich der Regierung zu bemächtigen; D. übernahm von Neuem das Departement der Finanzen, das er diesmal mit günstigerem Erfolg leitete. Aber schon im folgenden Jahre wurde er in den Sturz des toryistischen Kabinets verwickelt u. stand seitdem (unter dem Ministerium Palmerston) fünf Jahre lang an der Spitze der Tories, von denen er sich jedoch in manchen wesentlichen Fragen trennte. So trat er nach wie vor eifrig für die volle Emanzipation der Juden ein u. verfocht während des nordamerikan. Bürgerkrieges mit rühmlicher Unabhängigkeit die Sache der Union u. die Abschaffung der Sklaverei. Als nach dem Tode Palmerston's das Ministerium Russell-Gladstone die Regierung übernommen hatte, glückte es D., dieses durch die von ihm geleitete Opposition gegen die Reformbill zu Falle zu bringen. Er trat als Lord-Schatzkanzler in das neue toryistische Kabinet, in welchem er die eben noch von ihm bekämpfte Parlamentsreform selbst in die Hand nahm u. trotz des Widerstrebens seiner Parteigenossen siegreich durchführte (1867). Nach dem Ausscheiden Derby's (im Febr. 1868) übernahm D. die Führung des Ministeriums, mußte aber wegen seiner trotzigen Haltung gegen die liberale Partei u. seines Widerstandes gegen die Reform der irischen Kirchenverfassung im Dez. 1868 zurücktreten. D., der die ihm damals von der Königin angebotene Erhebung in den Peersstand für seine Person ausschlug, für seine Gattin jedoch annahm, trat nun wieder an die Spitze der konservativen Opposition u. ist seit dem Tode des Grafen Derby (Okt. 1869) das Haupt der Torypartei. Erstaunlich ist, wie er bei seiner unermüdlichen Thätigkeit auf der politischen Arena auch späterhin Muße zu größeren schriftstellerischen Arbeiten fand, von denen nam. sein Roman „Lothair" (3 Bde., Lond. 1870) zu erwähnen ist. Vgl. Mill, „D., the author, orator and statesman" (Lond. 1863).

Dissens (lat.), Meinungsverschiedenheit im Gegensatz zu Consens, Uebereinstimmung.

Dissenters (vom lat. dissentire, d. h. anderer Meinung sein) heißen in England alle Die, welche sich nicht zu der englischen Staatskirche bekennen, wie sie seit der Annahme der 39 Artikel (1562) zu Recht besteht. Die Zahl der D., welche längst durch Parlamentsbeschlüsse den Anhängern der Staats- od. Hochkirche in ihren bürgerlichen Rechten gleichgestellt sind, beträgt mehr als ein Drittel der Hochkirchlichen, nämlich über 5½ Million. Diese Zahl vertheilt sich auf etwa 40 verschiedene Kirchen u. Sekten.

disseriren od. dissertiren (lat.), erörtern, wissenschaftlich behandeln, abhandeln. — **Dissertation**, Erörterung, Abhandlung, wissenschaftliche Streitschrift, nam. bei einer akademischen Promotion. An den deutschen Universitäten ist zur Erlangung der Doktorwürde außer der Ablegung einer mündlichen Prüfung die Einreichung einer Abhandlung über ein wissenschaftliches Thema — Doktordissertation — erforderlich (s. „Doktor"). Früher mußte eine solche Abhandlung in lat. Sprache abgefaßt sein, was jedoch gegenwärtig fast nur noch bei philologischen Dissertationen der Fall ist.

Dissidenten wurden ursprünglich in Polen Diejenigen genannt, welche sich zur Zeit der Reformation u. später von der katholischen Landeskirche lossagten. Neuerdings wird der Name in der Schweiz, in Deutschland u. Oesterreich als Bezeichnung Solcher gebraucht, die aus der Landeskirche austreten, ohne in eine andere kirchliche Gemeinschaft einzutreten. Die staatliche Genehmigung einer solchen Ausnahmestellung, wie sie z. B. auch im neuen Deutschen Reiche besteht, hat die sog. Dissidentengesetze (bes. zur Regelung der Eheschließungen) hervorgerufen.

Dissolving views (engl. spr. wjuhs), s. v. w. „Nebelbilder" (s. d.).

Dissonanz ist in der Musik der technische Ausdruck für das Verhältniß zweier od. mehrerer Töne, deren Zusammenklang ein Gefühl des Unbefriedigtseins, des Unabgeschlossenen hervorruft (keineswegs aber, wie der Wortsinn vielleicht vermuthen läßt, der Ausdruck für direkt Uebel- od. Mißklingendes); die Harmonielehre speziell versteht unter D. den Ton eines Intervalls od. die Töne eines Akkords, welche durch ihre Eigenschaften als strebende Töne (Töne, welche eine bestimmte Fortschreitung eine Stufe auf- od. abwärts erheischen) eben jenes Unbefriedigende, Unbeschlossene u. Ungesättigte verursachen. Man theilt die D. gewöhnlich in wesentliche u. zufällige; die ersteren sind solche, welche das Bestimmende u. Wesenheitliche eines Akkords ausmachen, die letzteren jedoch solche, die nur durch einen zufälligen, nicht in dem Wesen des Zusammenklangs bedingten Umstand in letztern aufgenommen werden. Zu den wesentlichen D. werden gezählt: die verminderte Quinte u. deren Umkehrung: die übermäßige Quarte; die übermäßige Quinte u. deren Umkehrung: die verminderte Quarte; die übermäßige Serte, die kleine, große u. verminderte Septime, die große, kleine u. übermäßige Sekunde, die große u. kleine None, die Undezime u. Terzdezime. Zufällige D. sind: Durchgänge, sowol diatonische wie chromatische, Vorhalte, Antizipationen u. Retardationen. Die Harmonielehre stellt für die D. im Allgemeinen die Regel auf: daß dieselben vorbereitet sein müssen, d. h. daß derjenige Ton, der in einem Akkord als D. auftritt, in dem vorhergehenden Akkord schon als Konsonanz vorhanden sein muß, u. zwar in ein u. derselben Stimme, in welcher er als D. erscheint.

Dissoziation nennt man das Zerfallen verschiedener, schwer zersetzbarer Körper in ihre Bestandtheile (Elemente), sobald sie auf eine ungemein hohe Temperatur gebracht werden. Man wurde hierauf zuerst durch ein eigenthümliches Experiment Grove's aufmerksam. Dieser goß im Knallgasgebläse geschmolzenes Platin in kaltes Wasser u. beobachtete dabei das Auftreten permanenter Gase, die aus Wasserstoff u. Sauerstoff bestanden. Derselbe Temperaturgrad, der durch Vereinigung von Wasserstoff u. Sauerstoff zu Wasser entsteht, bewirkt auch wieder das Zerfallen des Wassers in seine Bestandtheile. Dies ist nur dadurch möglich, daß die im kalten Wasser aufsteigenden Gase dadurch so plötzlich abgekühlt werden, daß ihre Wiedervereinigung unterbleibt. St. Claire, Deville u. Troost, die sich mit diesen Erscheinungen eingehender beschäftigten, wiesen nach, daß man die mannichfachen D.erscheinungen, die durch exzessive Temperaturen eintreten, nur deswegen nicht früher bemerkte, weil man nur das Endglied der Operation, das abgekühlte Gasgemisch, untersuchte. Es mag dann an einem Punkte des Apparates in der That die D. eingetreten sein, an dem naheliegenden kälteren Punkte ist aber die Wiedervereinigung eingetreten. Nur dadurch, daß man entweder die stärkere Diffusion des einen Gases zu Hülfe nimmt od. für plötzliche Abkühlung sorgt, od. endlich durch starke Verdünnung mit indifferentem Gase die Wiedervereinigung verhindert, vermag man wenigstens einen kleinen Theil der D.produkte zu gewinnen. Deville steckt ein unglasirtes in ein weiteres glasirtes Porzellanrohr u. erhitzt beide zu heftigem Glühen. In das innere Rohr leitet er Wasserdampf, ins äußere einen raschen Strom Kohlensäure. Es diffundirt dann der erzeugte Wasserstoff zur Kohlensäure, der Sauerstoff bleibt im inneren Rohr zurück. Vereinigt man beide Gasströme u. nimmt die Kohlensäure aus den aufgefangenen Gasen hinweg, so bleibt Knallgas in geringer Menge zurück. Leitet man Wasserdampf über geschmolzenes Silber, so nimmt es Sauerstoff auf, den es beim Erkalten entläßt; beim Kondensiren des Wasserdampfes bleibt Wasserstoff zurück. Wird das oben erwähnte innere Porzellanrohr durch ein Messingrohr ersetzt, das man durch durchgeleitetes kaltes Wasser kühl erhält, so zerfällt in den ringförmigen Raum geleitetes Kohlenoxydgas in Kohlensäure u. Kohle, die sich als Ruß in dem inneren Rohre absetzt. Kühlt man das aus dem Gestelle eines Hohofens gesaugte Gas plötzlich ab, so enthält es Kohlensäure, daneben aber auch Kohlenoxyd u. Sauerstoff, in welche bei dieser hohen Temperatur die Kohlensäure zerfallen ist. Selbst bei 300° zerfällt das Kohlenoxyd in fein vertheilte Kohle u. Kohlensäure, sobald es mit Eisenerzen zusammenkommt. Es ist dies eine wichtige Vorbereitung der Erze in den oberen Theilen des Hohofens. Jeder Temperatur entspricht nach Deville eine bestimmte Dissoziationsspannung, d. h. ein bestimmter Antheil der Elementarbestandtheile, welche mit der Verbindung gemischt sind. Je höher die Temperatur, desto größer dieser Antheil. Dies hat wichtige Konsequenzen. Die Temperatur der Knallgasflamme wurde zu 6300° C. angenommen. Sie ist sicher nicht zu hoch, vielleicht nur 2500° C., darüber hinaus würde D. eintreten. Es verbinden sich also die Gase nur in dem Maße, als durch die Abkühlung nach außen die Temperatur

wieder sinkt. Auf der D.spannung beruht auch das sehr zweckmäßige Pyrometer von Lamy. Marmor, in eine glasirte Porzellanflasche eingeschlossen, die mit einem Druckmesser (Manometer) in Verbindung steht, zeigt durch die Höhe des Druckes der entwickelten Kohlensäure die Temperatur an. Vermindert sich letztere, so wird die entwickelte Kohlensäure wieder vom Aetzkalk gebunden. Wenn man den Marmor durch eine Verbindung von Chlorcalcium mit Ammoniak ersetzt, so erhält man ein Instrument für niedrigere Temperaturen. Auf der Sonne sind die Elemente im Kern wahrscheinlich alle im freien Zustande vorhanden. Sobald sie sich an der Oberfläche durch Ausstrahlung abkühlen, verbinden sie sich unter neuer Wärmeerzeugung. Die Verbindungen sinken zurück u. werden im Innern aufs Neue dissoziirt.

Distanz (franz. distance, spr. Distangs), Abstand, Entfernung; bei Truppenaufstellungen werden die Abstände der hinter einander stehenden Abtheilungen D., die Zwischenräume zwischen den neben einander stehenden Abtheilungen dagegen Intervalle genannt.

Distanzmesser. Sowol zu Lande als zu Schiffe ist es oft von Wichtigkeit, die Entfernung von dem Standorte nach einem Gegenstande zu kennen, ohne daß dieselbe durch direkte Messung (mit der Meßkette od. durch Abschreiten) vermittelt werden kann. Diese Wichtigkeit ist in militärischer Beziehung durch die Vervollkommnung der Feuerwaffen noch gesteigert worden, weil von der Entfernung des Ziels das zu nehmende Visir u. die dem Rohre zu gebende Erhöhung (vgl. „Elevation") abhängig ist. Ein geübtes Auge vermag zwar schon nach der scheinbaren Größe u. der Deutlichkeit des Gegenstandes einigermaßen die Entfernung zu schätzen, doch genügt die Schätzung nach dem Augenmaß, bei welcher ohnehin den Verhältnissen der Witterung (Nebel, helles Wetter) u. der Bodengestaltung Rechnung getragen werden muß, nicht der geforderten Genauigkeit. Für den Artilleristen, der sich feuernden Geschützen gegenüber befindet, bietet die Zeitdifferenz zwischen Blitz und Knall derselben, bei der verschiedenen Geschwindigkeit des Lichts u. des Schalls, einen Anhalt zur Berechnung der Distanz nach der Sekundenuhr od. nach Pendelschwingungen; indessen ist diese Berechnung, da auch die Windrichtung u. die Temperatur der Luft auf die Schallgeschwindigkeit von Einfluß sind, nicht ganz zuverlässig u. hat außerdem das Mißliche, daß man genöthigt ist, den feindlichen Schuß abzuwarten. — In militärischen Kreisen hat man sich daher schon seit längerer Zeit künstliche Instrumente zum Messen der Entfernungen zu konstruiren bemüht, aber die bisher erfundenen D. sind nur als Hülfsmittel für das Auge beim Schätzen der Entfernungen zu betrachten. Die meisten dieser D. nehmen das Verhältniß der wahren Größe eines Gegenstandes zu der Größe, in welcher derselbe in einer nahe vor das Auge gehaltenen Visireinrichtung erscheint, als Maßstab zur Ermittelung seiner Entfernung. Setzt man die wahre Größe eines Gegenstandes als bekannt voraus, z. B. die Mannshöhe od. die Höhe eines Reiters, so läßt sich nach dem Raume, welchen derselbe in der Visireinrichtung ausfüllt, die Entfernung berechnen od. die schon vorher berechnete Entfernung in einer Eintheilung an der Visirstange ablesen. Nach diesen Grundsätzen sind verschiedene D. eingerichtet. Wichtig ist es dabei, die Visireinrichtung stets in derselben Entfernung vom Gesicht zu halten, zu welchem Zwecke sich an den in Preußen u. Bayern angewandten D.n ein Faden mit einer Kugel befindet, welche der Beobachter beim Visiren in den Mund nimmt, während er den Faden anspannt. Bei anderen Konstruktionen hat eine Metallplatte auf der Visireinrichtung od. ein durch zwei horizontal u. parallel ausgespannte Fäden begrenzter Raum eine bestimmte Höhe; u. die Entfernung, in welcher diese Einrichtung vom Auge zu halten ist, um das entfernte Objekt genau zu decken od. scharf zu begrenzen, giebt den Maßstab zur Berechnung der Entfernung des letzteren. Dem entsprechend ist der D. des Erzherzogs von Este, bei welchem eine Klappe auf einer Stange mit Eintheilung sich hin- u. herschieben läßt, u. der von Romershausen eingerichtete, welcher fernrohrartig auszuziehen ist u. in dem dem Auge abgewandten Ende des Rohrs mehrere horizontal u. parallel ausgespannte Fäden enthält, zwischen die man den Gegenstand hineinspielen läßt. Man benutzt zum Messen weiterer Entfernungen auch sog. dioptrische D. od. Distanzfernröhre mit ähnlicher Einrichtung, wie oben beschrieben. Das Unvollkommene dieser sämmtlichen D. liegt darin, daß sie für das entfernte Objekt stets eine gewisse Höhe voraussetzen, während auch die Größe des Infanteristen od. Reiters nicht immer die gleiche ist, u. daß sie stets die Sichtbarkeit des ganzen Gegenstandes vom Scheitel- bis Fußpunkt erfordern, um seine Entfernung messen zu können. — Wo Zeit u. Mittel zum genauen Messen größerer Entfernungen vorhanden sind, bei Terrainaufnahmen, trigonometrischen Vermessungen u. s. w., bedient man sich der Winkelmeßinstrumente (Theodolit, Kippregel, Reflektor, Spiegelsextant u. a. — vgl. daselbst).

Distel, s. „Carduus".

Distelfalter od. Venus (Vanessa cardui), ein über alle Erdtheile verbreiteter, von Mai bis Septbr. an sonnigen Plätzen umher fliegender u. gern auf Distelblüten u. Klee sitzender Tagschmetterling. Seine oben rothgelben, schwarz u. weiß gefleckten, unten sehr bunten Flügel haben ausgespannt eine Breite von etwa 6 cm. Die schwarzgraue, gelb gestreifte Dornraupe lebt einsam auf Disteln, Nesseln u. Schafgarbe u. verwandelt sich in eine graue, gold- u. silber-punktirte Puppe.

Distelfink, Stieglitz (Fringilla carduelis *L.*), eine 12—14 cm. große, in Europa u. Kleinasien verbreitete Finkenart von sehr bunter Färbung. Der Kopf ist vorn hochroth, an den Seiten weiß, nach hinten schwarz eingefaßt, über die schwarzen Schwingen zieht sich eine goldgelbe Binde, der Rücken ist hellbraun, Brust u. Bürzel sind weiß, der Gabelschwanz schwarz. Dieser schöne Vogel lebt in Wäldern u. Obstgärten, frißt gern den Samen von Disteln (Carduus), wonach er auch benannt ist, u. baut ein dicht verfilztes Nest. Er ist ein gelehriger Singvogel u. wird deshalb häufig in Gefangenschaft gehalten.

Disteli, Martin, Maler u. Karikaturenzeichner, geb. 1802 zu Olten im schweiz. Kanton Solothurn, zeigte frühzeitig ein ungewöhnliches Zeichentalent u. bezog, nachdem er von der Universität Jena wegen seiner Theilnahme an der Burschenschaft relegirt worden war, die Akademie zu München, wo er sich gar bald durch geistreiche Kompositionen humoristischen u. satirischen Inhalts auszeichnete. Unter diesen erwarben ihm vor Allem die Blätter zu Fröhlich's „Fabeln" einen Namen. Am bekanntesten wurde er durch seinen zuerst 1839 herausgegebenen Schweizer Bilderkalender („Distelikalender"), der alljährlich die witzigsten politischen Karikaturen brachte. D. starb zu Solothurn, wo er eine Zeichenschule gegründet hatte, 18. März 1844. Vgl. Hartmann „Martin D., ein Künstlerleben." (Solothurn 1861).

Distelorden, s. „Orden".

Disthen ist ein im triklinoëdrischen System krystallisirendes Mineral, das namentlich in den Glimmerschiefern u. Quarzgesteinen der Schweiz (St. Gotthard), Tirols, Sachsens (bei Penig ꝛc.) u. a. O. vorkommt. Es bildet langgestreckte, breitgedrückte Säulen, die häufig mit einander zwillingsartig verwachsen sind, u. besteht aus Kieselsäure u. Thonerde, ist daher auch eigentlich farblos, aber in der Regel bläulich, grünlich od. bräunlich gefärbt. Die schön blauen Varietäten heißen Cyanit, ihr Werth als Schmucksteine ist nicht sehr hoch, da der Stein eine geringe Härte (5 bis 7) hat, sein spez. Gew. ist 3,5. Die nicht blau gefärbten Varietäten heißen Rhätizit.

Distĭchŏn (griech.), d. i. Doppelzeile, zweizeiliger Vers, heißt in der Metrik ein aus einem Hexameter u. Pentameter zusammengesetzter u. die beschleunigte Bewegung des einen mit der gesetzteren Tonart des anderen verbindender Vers:

‒◡◡ ‒◡◡ ‒ ◡◡ ‒◡◡ ‒◡◡ ‒◡
‒◡◡ ‒◡◡ ‒ ‒◡◡ ‒◡◡ ‒

Den Charakter des D. malt am anschaulichsten Schiller's berühmtes D.:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Das D. wurde von den Griechen u. Römern am häufigsten in der Elegie angewandt. In die deutsche Literatur wurde es von Goethe u. Schiller eingeführt („Röm. Elegien", „Der Spaziergang", „Xenien").

distínkt (lat.), abgesondert, unterschieden, deutlich. Distinktion, Absonderung, Unterscheidung, Auszeichnung. Distinktiv, auszeichnend, unterscheidend.

Distoma, d. i. Doppelmund, eine Gattung Saugwürmer (s. d.) od. Trematoden, benannt nach den beiden Saugnäpfen, deren einer den Mund umgiebt, während der andere dahinter auf dem Bauche steht. Von hohem Interesse ist der Entwicklungsgang dieser Thiere. Aus dem Ei geht zunächst ein mit Wimpern bedeckter, flott im Wasser umherschwimmender Embryo hervor, der, in eine Schnecke einwandernd, zur Großamme wird, indem sich in seinem Innern ein Keimschlauch bildet, welchen man selbst als Amme anzusehen hat; dieser Keimschlauch bringt durch Keimkörner in seinem Innern eine neue Distomengeneration hervor, die sich aber erst, nachdem sie als sog. Cercarien aus- u. in ein anderes Thier (Schnecke, Wasserinsekt ꝛc.) wieder eingewandert sind, vollständig entwickeln können. Um ihre Wanderung auszuführen, ist die Cercarie mit Bohrstachel u.

Nr. 2149. Der Leberegel u. Larve (Distoma hepaticum).

Ruderschwanz ausgerüstet; beide Werkzeuge werden als Larvenorgane, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben, abgeworfen, u. die Cercarie kapselt sich ein. In diesem Zustande verhält sie sich passiv, bis sich ihr die Gelegenheit bietet, dadurch daß ihr dermaliger Wirth von einem entsprechenden Thiere, z. B. einem Wasservogel, gefressen wird, in die Eingeweide des letzteren zu gelangen, um hier endlich als geschlechtsreifer Eingeweidewurm zu leben. Von Distomen-Arten erwähnen wir bes. den in unsern pflanzenfressenden Haussäugethieren, bisweilen auch im Menschen schmarotzenden Leberegel (Distoma hepaticum) u. das im menschlichen Pfortaderblute lebende, nur 15 mm. große D. haematobium Aegyptens.

distribuiren (zusammengesetzt aus dem lat. dis [s. d.] u. tribuĕre, beilegen, geben, zueignen), vertheilen, eintheilen, austheilen.

Distributivgenossenschaften sind eine Art der Erwerbs- u. Wirthschaftsgenossenschaften; sie haben den Zweck, ihren Mitgliedern in der Befriedigung gewisser Bedürfnisse, in der Beschaffung gewisser Waaren u. Hülfsmittel die Vortheile des Engrosbetriebs u. billiger Bezugsquellen, wie sie sonst nur dem Kapitalisten zustehen, zu gewähren, ihnen also die Vorbedingungen für einen vortheilhaften Gewerbebetrieb zu schaffen; während eine andere Art der Wirthschaftsgenossenschaften, die Produktivassoziationen, in unmittelbare Konkurrenz mit dem Kapital treten u. auf gemeinsame Rechnung u. Gefahr ihrer Mitglieder sowie unter Benutzung aller dem Großbetrieb verfügbaren Hülfsmittel die Produktion selbst betreiben. Zu den D. gehören die Konsumvereine, die Genossenschaften zum gemeinsamen Gebrauch von Maschinen, Werkzeugen u. s. w., die Baugenossenschaften, die Magazin- u. Rohstoffvereine u. für die Vermittlung von Kapital u. Kredit die Volksbanken. Vgl. die betreffenden Art. u. den Art. „Genossenschaften".

Distrikt (lat.), Bezirk, Landstrich, Unterabtheilung eines größeren Kreises od. einer Provinz. **Distriktsgericht,** Bezirksgericht.

Disziplin (lat.), d. i. Lehre, Unterweisung, bedeutet in der wissenschaftlichen Sprache s. v. w. Wissenschaft u. wird bes. zur Bezeichnung der Einzelfächer gebraucht, in welche eine Wissenschaft zerfällt (so ist z. B. die Logik eine D. der Philosophie). In der Pädagogik ist D. s. v. w. Zucht, Anweisung der Schüler zur Ordnung u. guter Sitte. Auf das Militärwesen übertragen, bedeutet das Wort in ähnlicher Weise die Gewöhnung des Soldaten an militärische Zucht u. Ordnung. Diese bildet die Grundlage jeder Heeresverfassung u. wird mit großer Strenge gehandhabt. Die früher gleichfalls sehr strenge Kirchend. beschränkt sich jetzt in der Hauptsache auf Vergehen der Geistlichen gegen ihre Amtspflicht. Auch die Staatsdiener sind in Betreff ihrer amtlichen Führung einer mehr od. minder strengen D. unterstellt. Ueber die zur Aufrechthaltung der D. angewandten Mittel vgl. den folg. Art.

Disziplinargewalt ist die Befugniß des Vorgesetzten, durch Befehle u. Strafen zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung (der Disziplin) einzuschreiten. Die vermöge dieser Gewalt von den Vorgesetzten verhängten Strafen werden zum Unterschiede von den gerichtlichen Strafen Disziplinarstrafen genannt. Dieselben bestehen in Warnung, Verweis, Geldstrafen, in einzelnen Fällen auch in Gefängniß, zeitweiliger Enthebung vom Amte (Suspension) u. Dienstentlassung; die militärischen Disziplinarstrafen bestehen in Verweisen u. Arreststrafen. Das Disziplinarverfahren erfolgt nach bestimmten gesetzlichen Formen u. Regeln, welche bei der Verhängung von Disziplinarstrafen in Bezug auf die Feststellung des Vergehens, die Vertheidigung des zu Bestrafenden u. die Verkündigung des Urtheils zu beobachten sind. Das militärische Disziplinarverfahren ist sehr einfach u. besteht nur in der Verpflichtung der Befehlshaber, nach Feststellung des wahren Thatbestandes u. gewissenhafter Prüfung die für das Vergehen im Allgemeinen vorgeschriebene Strafe dem besonderen Fall entsprechend zu bemessen. Ueber eine ihm unbillig scheinende Strafe darf der Bestrafte erst nach Abbüßung derselben im Dienstwege Beschwerde führen. Das Disziplinarverfahren wird durch die zuständige Behörde od. auch durch besondere Gerichtshöfe geleitet, so bei Disziplinarvergehen der Richter in Preußen durch das Obertribunal, bei solchen der Verwaltungsbeamten durch den aus höheren Beamten gebildeten Disziplinargerichtshof; auch darf der Angeklagte gegen das Urtheil vor dessen Vollstreckung Berufung an eine höhere Instanz einlegen. Für Verwaltungsbeamte bildet gewöhnlich das Staatsministerium die zweite u. letzte Instanz.

dithionige Säure unterschweflige Säure (S_2O_2); **Dithionsäure** Unterschwefelsäure (S_2O_5); s. „Schwefel".

Dithmarschen (d. i. deutsche Marschen, ursprünglich Ditmars-Gau), der nordwestl. Theil Holsteins zwischen Eider, Elbmündung u. Nordsee, ein $23\frac{1}{2}$ □M. mit etwa 70,000 Bewohnern umfassender Landstrich. Der fette, vielfach mit Kanälen durchzogene Marschboden eignet sich trefflich für die Viehzucht; Pferde, Rindvieh, Schweine u. Schafe bilden den Hauptreichthum des Landes. Die alte Eintheilung in Norder-D. u. Süder-D. wird in administrativer Beziehung noch aufrecht erhalten. Hauptort des ersteren ist Heide; die wichtigsten Orte von Süder-D. sind Hemmingstedt, Brunsbüttel u. Meldorf. Sachsen u. Friesen bilden die ursprünglichen Bewohner dieses Landes. Nach den Sachsenkriegen Karl's d. Gr. wurde D. dem Frankenreiche einverleibt; doch vermochten die Markgrafen von Nordhausen die republikanische Freiheit dieses Bauernvolkes nicht zu brechen, das unter häufigen Kämpfen seine alten Rechte zu behaupten verstand. Unter Friedrich Barbarossa kam D. an das Bisthum Bremen. Zwar machten die D. bald darauf mit den Dänen gegen Bremen gemeine Sache; doch fielen sie von jenen in der Schlacht bei Bornhöved (1227) wieder ab u. führten in dieser die Entscheidung dadurch herbei, daß sie den dänischen Scharen in den Rücken fielen. Das alte Verhältniß zu Bremen wurde wiederhergestellt, doch so, daß das Land eine Art Bauernrepublik unter der Oberhoheit des Bisthums bildete. Es zerfiel in 4 Gaue, denen je ein vom Erzbischof von Bremen eingesetzter Vogt u. 12 aus dem Gau selbst gewählte Aelteste vorstanden. Diese 48 Aeltesten bildeten im Verein mit den 4 Vögten die oberste Landesbehörde. Die D. wachten eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit u. vertheidigten diese kräftig gegen den Adel, welcher in einzelnen Gegenden Fuß fassen wollte, u. gegen die Grafen von Holstein, die auf das Land Ansprüche erhoben. Verwüstend drangen die kampfgeübten Bauern in Holstein ein u. schlugen, begünstigt von der Oertlichkeit u. Jahreszeit, das Ritterheer, welches Gerhard von Holstein gegen sie geführt hatte (1322). Den hanseatischen Kaufleuten aber wurden die D. durch den Seeraub furchtbar, welchen sie auf ihren kleinen Schiffen gewerbsmäßig trieben. Kaiser Friedrich III. wollte D. 1474 mit Holstein vereinigen, das zum Herzogthum erhoben wurde; der Kaiser belehnte damit den Dänenkönig Christian I.; doch konnte weder dieser noch sein Sohn Johann von dem Lande thatsächlich Besitz ergreifen. Mit unerhörter Grausamkeit eröffnete Letzterer den Eroberungskrieg, erlitt aber bei Hemmingstedt (1500) eine solche Niederlage, daß er sich zum Friedensschlusse genöthigt sah. In diesem Befreiungskampfe spielten der tapfere Landesälteste Wolf Isebrand u. die begeistert mit der Fahne voranziehende Jungfrau Else aus Hohnwörden eine hervorragende Rolle. Noch ein halbes Jahrhundert behauptete das Land seine Unabhängigkeit. Nachdem jedoch 1548 Kaiser Karl V. den Dänenkönig Christian III. mit D. belehnt hatte, überfiel dessen Nachfolger Friedrich II. (1559) das Land, welches auf einen Angriff nicht vorbereitet war, u. brachte es nach zweimonatlichem Kampfe in seine Gewalt. Die letzten Haufen hatten sich unter der Führung des tapferen Bauers Rhode 3. Juni 1559 bei Heide mit verzweifelter Todesverachtung gewehrt. Das Land mußte die Oberlehnsherrlichkeit des Königs von Dänemark anerkennen u. wurde in 3 Bezirke eingetheilt, von denen der eine unter die unmittelbare Herrschaft des Dänenkönigs, die beiden anderen unter die der Herzöge von Holstein fielen. Doch wurde den Bewohnern ein Theil ihrer alten Freiheiten gelassen, insbes. wurde auch weiterhin nach dem Dithmarsischen Landbuch (entworfen 1321) Recht gesprochen. Seitdem bildet D. einen Theil von Holstein, mit welchem es infolge des Schleswig-Holsteinischen Kriegs von 1864 an Preußen fiel. — Vgl. Adolfi, „Chronik des Landes D." (herausg. von Dahlmann, 1827); Michelsen, „Urkundenbuch zur Geschichte des Landes D." (1834).

Dithyrambos (griech.), ein Beiname des Gottes Dionysos od. Bakchos, zugleich aber auch die Benennung des mit dem Dienste desselben Gottes in genauer Verbindung stehenden Chorliedes. Dieses trug seinem Zusammenhange mit den Festen des Weingottes gemäß den Charakter der ausgelassensten u. ungebundensten Freude, u. als der D. in seiner weiteren Ausbildung sich auch über andere Gegenstände als den bakchischen Mythenkreis verbreitete, behielt er gleichwol jenen hinreißenden Schwung, jene wilde Kühnheit u. Regellosigkeit der Rhythmen bei. Die Orte Naxos, Theben u. Korinth stritten sich um die Erfindung der Dichtungsart. Außer den alten Lyrikern Arion u.

Lasos machten sich um die Ausbildung des D., der dem siegenden Dichter einen Dreifuß, dem siegenden Chor im Liederkampf einen Stier eintrug, bes. Pindar, Simonides u. Batchylides verdient. In späterer Zeit trat an die Stelle kühner Begeisterung u. echt poetischer Kraft unnatürlicher Bombast u. Schwulst.

Ditters von Dittersdorf, Carl, ein fruchtbarer u. hochbegabter Komponist, der bes. als Vervollkommner der durch Joh. Adam Hiller geschaffenen national deutschen komischen Oper in der Musikgeschichte eine wichtige Stellung einnimmt. Er hieß ursprünglich blos Ditters u. war zu Wien 2. Nov. 1739 geb. Seine frühzeitig sich kundgebende Neigung zur Musik veranlaßte seinen Vater, ihm eine sorgfältige musikalische Erziehung zu geben. Im J. 1751 erregte sein Violinspiel die Aufmerksamkeit des Generalfeldzeugmeisters Prinzen Josef Friedrich von Hildburghausen, welcher ihn als Kammerknaben u. Mitglied seiner Kapelle zu sich nahm. Zehn Jahre beinahe lebte er bei seinem Patron in den glücklichsten Verhältnissen, in welcher Zeit er vielfache Gelegenheit fand, sich in jeder Weise u. nam. auch in seiner Kunst auszubilden. Als der Prinz im J. 1760 nach Hildburghausen zurückging u. darum seine Privatkapelle entließ, bewirkte er noch, daß D. ins Hoforchester aufgenommen wurde. Eine Reise mit Gluck nach Italien, wo er durch sein vortreffliches Violinspiel Aufsehen machte, bewirkte eine Unterbrechung seiner Orchesterfunktion, welche er 1764 ganz aufgab, um der Nachfolger Michael Haydn's als Kapelldirektor des Bischofs von Großwardein zu werden. Hier komponirte er u. A. für ein von ihm errichtetes kleines Theater die Oper „Amore in Musica" (sein erster musikalisch-dramatischer Versuch); ferner das Oratorium „Isacco, figura del Redentore" (Text von Metastasio). Im J. 1769 sah sich der Bischof veranlaßt, Kapelle u. Theater aufzugeben, u. D. beschloß, auf Reisen sein Glück zu versuchen. In Schlesien lernte ihn der damals zu Johannisberg residirende Fürstbischof von Breslau, Graf Schafgotsch, kennen, welcher ihn an seinen Hof zu fesseln suchte u. ihm noch in demselben Jahre den Posten eines Forstmeisters des Fürstenthums Neiße verlieh. D. errichtete in Johannisberg ein Theater (für das er Personal aus Wien verschrieb, u. A. Fräulein Nicolini, seine nachherige Frau), brachte die Privatkapelle des Fürstbischofs auf einen guten Fuß u. komponirte das Oratorium „Davidde", die Oper „Il Viaggiatore americano". Besonders brachte ihm das Oratorium „Esther" großen Ruhm, so daß 1773 D. unter dem Namen Ditters von Dittersdorf in den österreichischen Adelsstand erhoben wurde. Zugleich verlieh ihm auch sein Fürstbischof die Stelle eines Landeshauptmanns von Freyenwaldau. Im J. 1786 war er wieder zu einem längern Aufenthalt in Wien, führte daselbst sein Oratorium „Giobbe" (Hiob), sowie seine zwölf nach Ovid's „Metamorphosen" komponirten Sinfonien auf. Bei alledem fand er noch Zeit, die Opern „Doktor u. Apotheker" (noch heutzutage hin u. wieder gegeben), „Betrug durch Aberglauben", „Die Liebe im Irrenhause" u. „Democrito" zu verfassen (zum Theil auch dem Text nach), welche — mit Ausnahme des „Democrito" — ganz ungemeines Glück machten. Den „Hiob" u. mehrere seiner Opern führte er auch mit großem Erfolg im J. 1789 in Berlin auf, wo er speziell vom König Friedrich Wilhelm II. (der ihn das Jahr vorher in Breslau kennen gelernt hatte) viele Auszeichnungen erfuhr. Nach dieser Zeit gestaltete sich jedoch sein bislang so glückliches Leben immer trüber. Kränklichkeit u. der im J. 1795 erfolgte Tod des Fürstbischofs Schafgotsch, infolge dessen er aus seinen Aemtern entlassen u. erst im J. 1797 einer magern Pension theilhaftig wurde, die ihn u. seiner unversorgten Familie kaum das zum Lebensunterhalte Nothwendigste gewährte, hatten den Komponisten, welcher Tausenden seiner Zeitgenossen Freude u. Ergötzen bereitet hatte, bis auf den Punkt gebracht, sammt seiner Familie im bittersten Elend unterzugehen, als ihn ein edelmüthiger Kunstfreund, Ignaz Freiherr von Stillfried, zu sich auf seine Herrschaft Rothlhotta (unweit Neuhaus in Böhmen, Kreis Tabor) nahm. Hier beschloß D. sein Leben 31. Okt. 1799, zwei Tage nach Vollendung seiner Selbstbiographie, die er seinem Sohne in die Feder diktirt hatte, u. die 1801 zum Besten seiner Familie bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig herauskam. — Außer den bereits angeführten Werken hat D. noch geliefert: die Opern „Lo Sposo burlato"; „Hieronymus Knicker"; „La Contadina fedele"; „Orpheus der Zweite"; „Das rothe Käppchen"; „Der Schiffspatron, od. der neue Gutsherr"; „Hokus Pokus"; „Das Gespenst mit der Trommel"; „Gott Mars od. der eiserne Mann"; „Der gefoppte Bräutigam" (vielleicht identisch mit dem „Sposo burlato"); „Don Quixote"; „Der Ternengewinnst"; „Der Mädchenmarkt"; „Terno secco" (vielleicht identisch mit dem „Ternengewinnst"); „Der Durchmarsch"; Die „Opera buffa"; „Don Coribaldi"; „Il Mercato delle ragazze" (vielleicht identisch mit dem „Mädchenmarkt"); ferner in die vierzig Sinfonien, viele Streichquartette u. Violin-Duette, Messen, Motetten u. Kantaten, Lieder u. Gesänge, Divertimenti, Konzerte für verschiedene Instrumente, Klaviersachen verschiedener Art ꝛc. — Der Grundzug von D.'s musikalischem Wesen ist eine an Haydn gemahnende Jovialität u. Kunstheiterkeit bei großem Reichthum an Erfindung u. außerordentlicher kunsttechnischer Gewandtheit. Speziell herrscht in seinen Opern, die alle der komischen Gattung angehören, eine unverwüstliche naturwüchsige u. dabei deutsch-gemüthliche Laune.

Diu, eine den Portugiesen gehörige Insel unter 20^0 42′ n. Br. u. 88^0 40′ östl. L. an der Südküste von Katjawar in Vorderindien. Nur durch einen schwachen Meeresarm vom Festlande getrennt, ist die Insel, die $1\frac{1}{2}$ M. lang u. $\frac{1}{2}$ M. breit ist u. etwa 11,000 E. zählt, im Besitze eines guten Hafens. Die gleichnamige Stadt ist gut befestigt; auch befindet sich am westl. Ende der Insel noch eine kleine Festung. Der einst ziemlich bedeutende Handelsverkehr der Stadt ist in den letzten Jahrhunderten mehr u. mehr gesunken.

Diurna, s. „Tagfalter".

Divergenz (von divergiren, auseinandergehen, davon auch divergirend u. divergent), wird in räumlichem Sinne in der Geometrie gebraucht, wo Divergiren dem Konvergiren, dem Zusammenlaufen, entgegengesetzt ist. Linien, die sich ihrer Entstehungsweise gemäß immer weiter von einander entfernen, speziell gerade Linien, die sich schneiden, sind jenseit des Schnittpunktes divergirend. In der Analysis unterscheidet man konvergente u. divergente Reihen. Konvergent sind dieselben, wenn sie einen bestimmten Werth haben, der durch Summirung von je mehr Gliedern desto genauer gefunden wird; im Gegentheil divergent. Eine Funktion heißt konvergent od. divergent, je nachdem sie bei einer Zunahme der Veränderlichen bis ins Unendliche sich einem bestimmten Werthe nähert od. nicht. So konvergirt $\frac{a}{x} + b$ für $x = \infty$ dem Werthe b. Figürlich heißt divergiren so viel als verschiedener Meinung sein.

Diversion, eine taktische u. strategische Bewegung in der Flanke od. im Rücken der feindlichen Armee, durch welche diese von ihrem Operationsobjekt abgezogen werden soll. Als die Verbündeten 1814 gegen Paris vorrückten, suchte Napoleon I. durch eine D. in ihrem Rücken nach dem Rhein sie von der franz. Hauptstadt ab u. sich nachzuziehen. Die Bewegungen der franz. Loirearmee 1870 waren eine D. im Rücken der deutschen Cernirungsarmee vor Paris.

divertiren (aus dem Lat. divertere, zerstreuen), belustigen, ergötzen; danach ital. divertir, divertire.

Divertissement (franz., spr. Diwertiss'mang), Divertimento (ital.), die Namen für eine Gattung vornehmlich der Unterhaltung gewidmeter Tonstücke. Speziell unter Divertimento verstand man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus mehreren Sätzen bestehende u. für mehrere Instrumente (Streich- od. Blasinstrumente, od. beide vermischt, die aber in der Ausführung nur einfach besetzt waren) komponirte Stücke. Die Zahl der Sätze betrug theils vier, theils mehr (sogar bis sieben), u. die verschiedenen Sätze selbst waren der Form u. dem Charakter nach als Allegros (wie in der Sonate u. Sinfonie), Andantes, Adagios, Variationen, Menuette, Rondos ꝛc. gehalten, aber dem allgemeinen Zweck gemäß Alles in leicht faßlicher, eingänglicher Weise der stilistischen Behandlung. Wenn auch im Grunde genommen D. dasselbe wie Divertimento ist, so gab man doch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erstern Namen nur Klavierstücken, die ebenfalls aus mehreren kurzen Sätzen in eingänglicher, mit Rücksicht auf Entfaltung glänzenderer Technik gewählter Satzart bestanden. Ferner bezeichnete D. ehedem in Frankreich eine od. mehrere mit Gesang verbundene Tanzscenen, welche zwischen die einzelnen Akte der Oper eingeschoben wurden, u. heutzutage benennt man kleinere,

anspruchslosere Ballete, sowie speziell in Frankreich die in der Oper vorkommenden Balletscenen mit jenem Namen.

dīvīde et imperā (lat.), d. i. theile u. herrsche! — eine verwerfliche, nam. in despotischen Staaten häufig zur Anwendung gekommene Regierungsmaxime, nach welcher die Bürger durch möglichst scharfe Hervorhebung u. eifrige Pflege der sie trennenden Eigenthümlichkeiten, Neigungen, Gewohnheiten u. Bedürfnisse gegen einander aufgereizt u. in Zwiespalt erhalten werden sollen, um ihre Widerstandskraft gegen die auf Alle gemeinsam drückende Herrschaft abzulenken u. zu schwächen. Diese Politik wurde früher bes. in Staaten, die verschiedene Nationalitäten in sich vereinigen, wie in Oesterreich, befolgt.

Dividende (lat., d. i. das zu Vertheilende) heißt die periodisch bei Kapital- u. Industrie-Unternehmungen (Eisenbahnen, Banken u. s. w.) an die Theilhaber u. Mitunternehmer zur Vertheilung kommende Summe, also der Gewinnantheil. Bei den Aktiengesellschaften geschieht die Vertheilung der D. an die Aktionäre gewöhnlich jährlich gegen Einlieferung der an den Aktien befindlichen Dividendenscheine; sie repräsentirt in ihrer Gesammtheit den Nettoertrag eines Unternehmens nach Abzug aller andern Ausgaben. Bei Aktiengesellschaften werden außer der jährlichen D. noch halbjährliche Zinsen bezahlt (Abschlagsdividenden). Die D. heißt dann auch Superdividende. Da die Höhe der D. den Werth eines Aktienunternehmens repräsentirt, so richtet sich danach auch der Kurs desselben, u. nicht selten ist daher die Vertheilung höherer D., als nach genauer Rechnung der Ueberschuß eines Unternehmens ergiebt, als Mittel angewandt worden, um den Kurs der Aktien künstlich zu steigern. — Bei den Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit besteht die D. aus der jährlich erfolgenden Rückzahlung des Ueberschusses aus den seitens der Versicherten eingezahlten Prämiengeldern, nach Abzug aller Ausgaben. Bei Konkursen bedeutet D. den Antheil, der bei der Vertheilung der Gelder aus dem Ertrage der Konkursmasse auf die einzelnen Gläubiger entfällt.

Dividendus, s. „Division“.

Dividivi, auch Libidivi, Gerbschoten, sind die Hülsenfrüchte eines in Columbien u. den nahe gelegenen Westindischen Inseln wachsenden Strauches Caesalpinia coriaria. Sie enthalten einen eigenthümlichen Gerbstoff u. werden in Pulverform als Ersatz der Galläpfel gebraucht. Sie geben braunroth gefärbte, weiche Leder u. werden auch in der Zeugfärberei zum Schwarzfärben verwendet.

dividiren, s. „Division“.

Divina commedia (ital.), d. i. „Göttliche Komödie“, das größte Werk des ital. Dichters Dante (s. d.).

Divination (lat.) nannten die Römer die Deutung der Wahrzeichen, aus denen man im heidnischen Alterthum den Willen der Götter u. die Zukunft errathen (**diviniren**) zu können glaubte (Wahr- od. Weissagung). Wind u. Wetter, Träume u. Visionen, der Flug der Vögel, die Eingeweide der Opferthiere (vgl. „Auguren“ u. „Auspicien“), Stellung u. Bewegungen der Himmelskörper waren die Quellen jener alten Wahrsagung. Cicero hat über diesen Gegenstand ein bes. Werk geschrieben („De divinatione“), in welchem er die verschiedenen Arten der D. u. die Ansichten der alten Philosophen über dieselbe vorführt. Die der D. zu Grunde liegenden abergläubischen Vorstellungen erhielten sich, wenn auch zum Theil unter anderen Formen, das ganze Mittelalter hindurch u. ragen selbst in die neue Zeit herein, in welcher sie nur allmählig durch das Fortschreiten der Naturwissenschaften u. das Eindringen naturwissenschaftlicher Bildung in die unteren Schichten des Volkes verdrängt werden. In unsere Umgangssprache ist das Wort D. in der Bedeutung von Vorgefühl, Ahnung, Vermuthung übergegangen. Divinationsgabe ist die Fähigkeit, auf Grund gewisser Umstände durch kühne u. glückliche Vermuthung weit entlegene od. zukünftige Vorgänge zu errathen od. lückenhafte Berichte über Vergangenes zutreffend u. einleuchtend zu ergänzen. Durch solches Divinationsvermögen, eine Art von Sehergabe, sind zuweilen scharfsinnige Beobachter, Forscher u. Kritiker, große Staatsmänner u. Feldherren ausgezeichnet. — **Divinatorisch**, ahnungsvoll, mittels einer glücklichen Vermuthung, kraft eines durchdringenden Seherblickes.

Division ist die vierte arithmetische Grundoperation, welche angewendet wird, entweder um von einer bestimmten Größe den Werth eines gewissen Theiles (also z. B. den Werth des fünften Theiles von 35) zu finden, od. um zu finden, der wievielste Theil eine gewisse Größe von einer andern Größe ist (also der wievielste Theil z. B. 5 von 35 ist); bei unbenannten Zahlen kommen beide Aufgaben auf dasselbe hinaus. Die Operation wird angedeutet durch 35 : 5 u. kurz gelesen 35 durch 5. Die Zahl 35 heißt der **Dividendus**, die Zahl 5 der **Divisor** od. Theiler. Das Resultat der D. heißt **Quotient**. Das Dividiren ist dem Multipliziren entgegengesetzt, u. wie dieses ein wiederholtes Addiren ist, so ist das Dividiren ein wiederholtes Subtrahiren. Als Probe zum Dividiren ergiebt sich demnach das Multipliziren; es muß nämlich Quotient mal Divisor gleich dem Dividend sein. — Bleibt beim Dividiren ein Rest, welcher also kleiner als der Divisor ist, so kann diesem gegenüber die D. nur angedeutet werden, indem man den Divisor durch einen Strich getrennt unter den Rest-Dividendus setzt, z. B.

$8 : 3 = 2\,{}^2/_3$; eine solche Größe ist ein Bruch u. zwar ein gemeiner Bruch im Gegensatz zu den Dezimalbrüchen (s. d.).

$\underline{6}$

${}^2/_3$

Ueber das Dividiren mit Buchstaben s. „Partialdivision“. — In der militärischen Sprache ist D. ein größerer Truppenkörper, entweder aus allen drei Waffen gemischt od. auch nur aus Kavallerie mit reitender Artillerie gebildet (Kavalleriedivision). In Deutschland bestehen die meisten Armeecorps aus 2 D. In Oesterreich nennt man auch die nächste Unterabtheilung (2 Escadrons) eines Kavallerieregiments D.

Diwan, pers. diwân, erscheint in verschiedenen Bedeutungen, denen aber der Begriff des Sammelns stets zu Grunde liegt; so bezeichnet es vor Allem eine Rathsversammlung, nam. die geheime Rathsversammlung des Sultans, das oberste türkische Staatskollegium; ferner eine Zusammenhäufung von Ruhekissen, ein mit kostbaren Polstern u. Teppichen ausgestattetes Ruhebett, auf welchem der vornehme Türke bei feierlichen Gelegenheiten Platz nimmt, Besuche empfängt 2c. (daher bei uns D. s. v. w. Sopha); im weiteren Sinne auch das Empfangszimmer selbst; dann eine Zusammenstellung von öffentlichen Rechnungen, Listen, Tabellen, Steuerverzeichnissen des Zollamts 2c.; aber insbes. auch eine Sammlung von Schriften, Aufsätzen od. Gedichten, nam. Ghaselen. Diesen D., in denen ein leichtspielender Ton behaglichen Genusses vorherrscht u. die zu dem Besten gehören, was die orientalische Literatur hervorgebracht hat, ist Goethe's „Westöstlicher D.“ nachgebildet, ein Büchlein, in welchem der Dichter die Anschauungsweise des Ostens mit der des Westens sehr glücklich zu vermählen gewußt hat.

dixi (lat.), d. h.: „ich habe gesprochen“, eine Formel, mit welcher die altröm. Redner das Ende ihrer Reden anzukündigen pflegten. Sie setzten zuweilen noch hinzu: „et animam salvavi“ (Ich habe es gesagt) „u. meine Seele gerettet“; d. h.: ich habe gesagt, was mir auf der Seele lag; ich habe mich ausgesprochen u. bin nun beruhigt. —

Dixon (spr. Dicks'n), William Hepworth, engl. Kulturgeschichtschreiber u. Sittenschilderer, geb. 30. Juni 1821 zu Newton-Heath in der Grafschaft York. Als der Sprößling eines alten puritanischen Geschlechts war D. Anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, betrieb aber frühzeitig literarische Studien u. ging zur journalistischen Laufbahn über. Nachdem er in seinen Biographien „William Penn“ (Lond. 1850) u. „Robert Blake“ (Lond. 1852) kritische Schärfe u. ein glückliches Darstellungstalent bekundet hatte, übernahm er 1853 die Oberleitung des „Athenäum“, an welchem er schon vorher als eifriger Mitarbeiter thätig gewesen war, u. dem er bis 1869 vorstand. In weitere Kreise drang sein Name durch eine Reihe kulturgeschichtlicher u. ethnographischer Arbeiten, deren erste, „The Holy Land“ (2 Bde., Lond. 1865), die Ergebnisse einer orientalischen Reise zusammenfaßte. Von einer amerikanischen Rundreise zurückgekehrt, veröffentlichte er „New America“ (2 Bde., Lond. 1867; 8. Aufl. 1869; deutsch von Richard Oberländer, 1869), in welchem Werke er in höchst spannender Weise das Wesen u. Leben der religiösen Sekten Amerika's schildert. Noch größeres Aufsehen als diese Schrift erregten die „Spiritual wives“ (2 Bde., Lond. 1868; deutsch u. d. Tit. „Seelenbräute“ von Frese, Berl. 1868), in denen D. gleichfalls krankhafte Auswüchse des pietistischen Sektenlebens mit schonungsloser Hand bloßlegte. Diesem Werke reihte sich „Free Russia“ (2 Bde., Lond. 1870; deutsch 1871) an, das Land u. Leute, nam. das Sektenwesen, in Rußland eingehend darstellt. Werthvolle historische Arbeiten sind ferner seine Biographie des engl. Philosophen Bacon („Personal history of Lord Bacon“,

Lond. 1861) u. „Her majesty's Tower“ (4 Bde., Lond. 1869—71; deutsch 1870 u. 1871), eine auf gründlichen Quellenstudien beruhende, lebendig gehaltene Geschichte des Tower von London.

Dizier, St. (spr. Säng Disieh), Stadt im franz. Dep. Obermarne, an der von hier aus schiffbaren Marne, mit lebhafter Industrie in Kattun u. Baumwollengarn, mit Eisengießerei u. Schiffbau u. mit 10,170 Einw., die Handel mit Eisenwaaren, Holz, Getreide u. Baumwollenwaaren betreiben. Die Stadt, die früher St. Desiderii hieß (Bischof Desiderius ward hier von den Vandalen erschlagen), war einst eine wichtige Festung. Jetzt sind die Werke verfallen. Im J. 1814 (27. Jan. u. 26. März) fanden hier sehr lebhafte Gefechte zwischen den Alliirten u. Franzosen statt.

Djokjokarta (d. i. blühende Macht), niederländ. Residentschaft auf Java, eine meist bergige Landschaft, deren Hauptprodukt das Teakholz ist. Ehemals ein Theil des mächtigen Mataram, steht es jetzt unter der Herrschaft eines von Holland abhängigen Sultans. Die Haupt- u. Residenzstadt D. hat eine schöne Lage am Upak u. zählt 50,000 Einw. Das merkwürdige „Wasserkastell“ ist ein auf einer künstlichen, terrassenförmigen Insel angelegtes Gebäude von 2 Stockwerken, zu welchem ein submariner, durch 4 über das Wasser ragende Thürme mit Luft versehener Gang führt; Spuren reicher Vergoldung u. Skulptur verrathen die frühere Pracht desselben. Beliebte Zerstreuungen am Hofe des Fürsten sind Tiger- u. Büffelkämpfe.

Dlugosz (spr. Dlugosch), Jan, der älteste poln. Geschichtschreiber, geb. zu Brzeznica 1415, war Pfarrer u. später Domherr zu Krakau, er ward von Kasimir IV. zu verschiedenen diplomatischen Sendungen gebraucht. Zwar zog er sich durch sein Vorgehen bei der Besetzung des Krakauer Bisthums die Ungnade des Königs zu, doch gewann er nach dreijähriger Gefangenschaft die königliche Gunst wieder u. erhielt sogar die Aufsicht über die Kinder des Königs. D. starb 10. Mai 1480. Von seinem poln. Geschichtswerke („Historiae Poloniae usque ad annum 1480“) sind bes. die letzten Bücher werthvoll, da D. hier als Augenzeuge u. Zeitgenosse berichtet (neue Ausg., veranstaltet vom Grafen Plater, 1858).

D. m., Abkürzung in der Musik für destra mano (ital.) od. dextra manu (lat.), d. i. mit der rechten Hand, s. „Destra“. Zuweilen ist D. m. auch Abkürzung von Diis manibus, den verklärten Seelen (geweiht), u. für Doctor medicinae (Dr. med.), Doktor der Heilkunde.

Dmitrijeff, Iwan Iwanowitsch, russ. Staatsmann u. Dichter, geb. 1760 im Gouv. Simbirsk, diente bis zur Thronbesteigung Paul's im Semenow'schen Garderegiment u. verwaltete als verabschiedeter Oberst das Amt eines Oberprokurators im Senat. Später war er unter Alexander I. vier Jahre lang Justizminister u. starb zu Moskau 15. Okt. 1837. Als Schriftsteller begründete er mit seinem Freunde Karamsin (s. d.) eine neue, freiere Periode für die russ. Literatur. Diese verdankt ihm viele treffliche Fabeln, Satiren u. Volkslieder; auch sein episch-dramatisches Gedicht „Jermak“ ist hervorzuheben. Seine gesammelten Schriften erschienen 1823 in 6. Aufl. (2 Bde., Petersb.).

Dnjepr (der Borysthenes der Alten), südrussischer Strom, nach der Wolga der zweitgrößte Rußlands, mit einem 240 M. langen Lauf u. einem 10,500 □M. umfassenden Stromgebiet, entspringt im Gouvernement Smolensk, auf der Südabdachung der Waldaihöhe, fließt nach kurzem südl. Lauf westl. bis Orscha, dann wieder südl. durch das Gouvernement Mohilew, wo er bei der gleichnam. Hauptstadt schon schiffbar ist, bis Kijew, von da nach SO. bis Jekaterinoslaw u. endlich nach kurzer südl. Richtung in scharfer Biegung nach SW. dem Schwarzen Meere zu, in welches sein breiter Strom bei Otschakow übergeht. Die Schiffahrt auf dem D., welche seit 1838 mit Dampfschiffen auf dem oberen Theile des Flußlaufes betrieben wird, findet in den Felsenbarrièren zwischen Krementschug u. Jekaterinoslaw u. in den Stromschnellen südlich von letzterer Stadt bedeutende Hindernisse. Dennoch ist der D. infolge seines weit ausgreifenden Stromsystems, seiner großen schiffbaren Nebenflüsse u. der Kanäle, welche sein Gebiet mit anderen Strömen verbinden, die wichtigste Verkehrsader Rußlands. Auf der rechten Seite nimmt der D. die Beresina u. den Przypiec auf, welche ihm den ungeheueren Wasserreichthum der Sümpfe in den Gouvernements Minsk u. Volhynien zuführen; auf der linken Seite münden die Sosch (Soza), die 120 M. lange Desna, die Sula, der Psiol, die Worskla u. die Samara; an der Mündung des D. nimmt der Bug theil. Durch den Beresinakanal steht der D. mit der Düna, durch den Oginskikanal mit dem Niemen, durch den Königskanal mit der Weichsel in Verbindung. Für Getreide- u. Holztransporte ist der D. von besonderer Wichtigkeit; in seinem Mündungsgebiete wird ein ergiebiger Fischfang, vorzüglich auf Störe u. Heringe, getrieben. — D.-Gebirge heißt jene Hügelreihe, welche den D. von Kijew bis Nikopol begleitet u. den Abfall des süduralischen Steppenplateau zum Flußthale bildet. Auf der rechten Seite des Stromes erheben sich diese Höhen in der Nähe der Stadt Kanew bis zu 242 m. (746 Par. F.), fallen aber nach S. ab u. sind im W. von Nikopol nur noch 96 m. (297 Par. F.) hoch.

Dnjestr, Fluß im südwestl. Rußland, mit einem 170 M. langen Laufe u. einem Stromgebiet von 1500 □M., entspringt in Galizien auf der Ostseite der Karpaten, durchfließt den südl. Theil Galiziens, bildet die Grenze der russ. Gouvernements Podolien u. Cherson auf seiner rechten u. Bessarabien auf seiner linken Seite, durchschneidet in vielfachen Windungen den süduralischen Landrücken u. bildet vor seiner Mündung in das Schwarze Meer einen gewaltigen Liman (meerartige Ausbreitung), an dessen westlichem Ufer Akjerman liegt. Die Schiffbarkeit des D. beginnt erst bei Bendery für kleinere Fahrzeuge bei hohem Wasserstande; der Fischfang ist nur im Liman von Bedeutung. Die größten Nebenflüsse strömen dem D. auf der linken Seite zu, so der Sereth, der Sbrutsch u. der Smotritsch.

Do, dico, addico (lat., d. h. ich gebe, ich sage, ich spreche zu), drei dem röm. Prätor zustehende Rechtsformeln. Mit der ersten derselben gab er seine Zustimmung zur Einleitung der Klage, mit der zweiten sprach er das Urtheil aus u. mit der dritten sprach er die Güter des Schuldners dem Gläubiger zu od. sanktionirte die Abtretung irgend eines Rechts.

Doab, d. i. Zweistromland, hindostanische Bezeichnung eines Landstrichs zwischen zwei sich gabelnden Flüssen, wird vornehmlich von dem Gebiete zwischen Dschamna u. Ganges gebraucht.

Dobberan, auch Doberan, berühmter Seebadeort im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, mit etwa 4000 E., $^1/_2$ M. von der Ostsee, gewöhnlich Sommerresidenz des Großherzogs. Obgleich nur Marktflecken, hat D. wegen vieler palastähnlicher Gebäude das Aussehen einer freundlichen, schönen Stadt. Von den Gebäuden treten bes. hervor: das im ital. Stil aufgeführte großherzogl. Schloß mit schönem Park, das Kaufhaus, das Theater u. die große gothische Kirche, eine der schönsten Norddeutschlands. D. war früher der Sitz eines reichen, 1773 von Pribislaw II. gegründeten Cisterzienserklosters, das 1552 säkularisirt u. später in ein fürstliches Jagdschloß verwandelt wurde. Das 1793 hier angelegte Seebad, das erste in Deutschland, war einst sehr besucht; in neuerer Zeit hat jedoch die Frequenz etwas abgenommen. Das eigentliche Seebad ist beim sog. Heiligen Damm, eine Stunde von D., wo ein lose über einander liegendes Steingeröll den vortrefflichsten Badegrund bildet. Ganz in der Nähe der Stadt entdeckte man 1829 auch eine Schwefel-, eine Bittersalz- u. eine Stahlquelle.

Döbel, auch Dübel, Dobel od. Dollen, gewöhnlich ein Stück in eine Mauer getriebenes Holz, bestimmt, einem Haken, einer Schraube od. einem starken Nagel, die in der bloßen Mauer leicht locker werden würden, eine größere Festigkeit zu geben.

Döbel s. „Dickkopf“.

Döbeln, sächs. Stadt im Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der Mulde gelegen, mit etwa 10,000 E., ist der Sitz einer Amtshauptmannschaft u. hat sich als Kreuzungspunkt der Leipzig-Dresdner u. Chemnitz-Riesaer Eisenbahnen zu großer industrieller Bedeutung erhoben. Tuch-, Filz- u. Wollenwaarenmanufaktur, Gerberei u. Cigarrenfabrikation sind die hauptsächlichen Industriezweige D.s. Die Umgebung ist sehr getreidereich, u. die Märkte dieser Stadt sind für die Produkte der Landwirthschaft von Wichtigkeit. Mit der Realschule von D. ist auch eine landwirthschaftliche Lehranstalt verbunden.

Döbereiner, Joh. Wolfgang, verdienstvoller Chemiker, wurde 1780 zu Bug bei Hof in Bayern geb. u. kam 1795 in die Apotheke zu Münchberg als Lehrling. Nach Vollendung seiner Lehrzeit arbeitete er als praktischer Pharmazeut in Karlsruhe u. Straßburg, wo er auch studirte. Im J. 1805 ging er zur praktischen Chemie über, wurde 1810 Professor der Chemie in Jena u. starb das. 1849. — D. hat

sich nam. durch Untersuchungen in dem Gebiete der Gährungschemie sowie der Luftarten bekannt gemacht; er entdeckte die gasverdichtende Eigenschaft des schwammförmigen Platins; nach ihm benannt das bekannte D.'sche Feuerzeug (s. „Feuerzeuge"). Von ihm erschienen zahlreiche Schriften, von denen folgende hervorgehoben werden mögen: „Lehrbuch der allgemeinen Chemie", (3 Thle. Jena 1811); „Zur Gährungschemie", (Jena 1812); „Zur pneumatischen Chemie", (4 Thle., Jena 1821—25); „Zur Chemie des Platins", (Stuttg. 1836). — Sein Sohn Franz **D.** machte sich nam. durch sein „Deutsches Apothekerbuch" bekannt, später erschien von ihm „Grundriß der Pharmazie", (Pforzheim 1848), u. seine „Nahrungsmittellehre", (1856) sowie einige agrikulturchemische Schriften.

Dobóka, Komitat in Siebenbürgen, mit 45,31 □M. u. 115,000 E. Im NW. gebirgig, jedoch mit fruchtbaren Thälern, wird D. von der Kleinen Szamos u. ihren Nebenflüssen, die sämmtlich sehr fischreich sind, bewässert u. ist reich an Obst. Der Hauptort ist Szek.

Dobrowsky, Josef, slav. Geschichts- u. Sprachforscher, geb. 17. Aug. 1753 zu Györmet bei Raab in Ungarn, studirte an der Prager Hochschule Poesie, Rhetorik u. Philosophie u. hielt sich dann in Brünn auf, wo er dem Jesuitenorden bis zu dessen Aufhebung (1773) angehörte. Nachdem er hierauf in Prag theolog. Studien mit vorzugsweiser Berücksichtigung der orientalischen Sprachen getrieben, ward er 1776 Lehrer im gräflich Nostitz'schen Hause. Seit 27. März 1786 theologischer Censor in Prag u. 1787 zum Priester geweiht, erhielt er 1789 die Leitung des Hradischer Generalseminars. Nach der Aufhebung dieses Instituts kehrte er nach Prag zurück, wo er den Wissenschaften lebte. Er starb zu Brünn 6. Januar 1829. Von seinen zahlreichen Schriften, durch die er zuerst eine wissenschaftliche Behandlung der slavischen Sprache, Literatur u. Geschichte anbahnte, heben wir nur folgende hervor: „Scriptores rerum Bohemicarum" (2 Bde. Prag 1783—84); „Geschichte der böhm. Sprache u. Literatur" (ebd. 1792; 2. umgearb. Aufl. 1818); „Die Bildsamkeit der slavischen Sprache" (ebd. 1799); „Deutsch-böhmisches Wörterbuch" (2 Bde., ebd. 1802—21); „Lehrgebäude der böhmischen Sprache" (ebd. 1809; 2. Aufl. 1819). Auch gab er eine Sammlung böhmischer Sprüchwörter heraus (ebd. 1804). — Vgl. Rittersberg, „Abbé Jos. D." (ebd. 1829) u. Palacky, „Leben u. gelehrtes Wirken des Jos. D." (ebd. 1833).

Dobrudscha, die Scythia minor des Alterthums, der nordöstl. Theil des türk. Bulgariens zwischen dem Schwarzen Meer u. der untern Donau, 200 □M. groß, wasserarm u. meist Steppe. Ungesund, unwirthbar u. schwach bevölkert, ist die D. doch in militärischer Beziehung von Bedeutung, da von hier aus die Donaumündung leicht zu beherrschen ist. Diese strategische Wichtigkeit trat im Anfang des Krimkriegs 1854 hervor, als die Russen die D. besetzten. Im S. der D. befindet sich die starke Festung Basardschik.

Dobyaschofsky, Franz, ein Historienmaler der österr. Schule, geb. 1818 zu Wien, ein Schüler von Führich u. Kupelwieser, trat zuerst 1843 mit einem „St. Johann" u. im folgenden Jahre mit einem zweiten Bilde „Der heil. Bonifazius den Deutschen predigend" hervor u. behandelte auch nachher vorwiegend Stoffe aus der religiösen Historie, auf welchem Gebiete er zu den bedeutendsten unter den jüngeren österr. Malern gehört; aber er schuf auch Bilder aus der profanen Geschichte u. dem historischen Genre, in denen eine ruhige Darstellung u. gedämpfte Stimmung vorherrscht. Eine seiner letzten bedeutenden Arbeiten ist das Altarbild der „heil. Elisabeth inmitten der Armen" für die Elisabethkirche auf der Wieden in Wien. Er starb 1867.

docéndo discímus (lat. Sprüchwort), indem wir Andere belehren, lernen wir selbst.

Docke, auch Dogge, ein Bündel, Zapfen, Ständer, speziell die kleinen Säulen von verschiedener Form, die man anwendet, um Geländer um Plattformen, Treppen &c. herzustellen. D. heißt auch ein Rasenstück zum Belegen von Böschungen u. Beeten; das Gesenk am Schlüssel zwischen Ring u. Stab; an Leuchtern der Schaft der Leuchtersäule, die bei der Ernte über die zusammengelegten Garben, als Decke mit den Aehren nach unten gestürzten, dicken Garben; beim Garn- u. Seidenhandel ein Pack Seide (Dockenseide) u. s. w.

docken, ein Schiff in die Docks bringen, um es daselbst auszubessern od. zu kalfatern.

Docks, künstlich hergestellte Bassins an Häfen, mit mehreren Abtheilungen, auf 3 Seiten von Gemäuer od. Dämmen eingeschlossen, mit Schleußenthoren nach der vierten, der Wasserseite; zuweilen auch offen. Man hat nasse u. trockne D.; in die ersteren bringt man die Schiffe, die beim Eintritt der Ebbe auf den Grund gerathen würden, indem man sie zur Flutzeit einlaufen läßt, dann die Schleußenthore schließt, um beim Eintritt der Ebbe das Wasser in den D. zurückzuhalten. Diese nassen D. vertreten mehr die Stelle der Häfen, in denen die darin gegen Strömung u. Flutwasser, Schiffsdiebe u. dgl. geschützten Schiffe in größerer Sicherheit ausgerüstet, beladen od. entlöscht werden können. Die trocknen D. dagegen haben die Bestimmung, der Ausbesserung bedürftige Schiffe aufzunehmen. Man läßt die letzteren zur Flutzeit einlaufen u. bei eintretender Ebbe allmählig aufs Trockne sinken, wobei man sie in die zur Ausbesserung erforderliche Lage bringt. Leeren sich die D. während der Ebbe nicht vollständig, so werden sie durch Maschinen leer gepumpt, während die verschlossenen Schleußenthore das Eindringen des Flutwassers verhindern. In neuerer Zeit hat man auch schwimmende D. hergestellt, an welchen Luftkasten befindlich sind, die mittels Hahnen beliebig mit Wasser gefüllt werden können. In diesem Zustand sinkt das D. auf den Grund, nimmt

Nr. 2450. Schwimmender Dock.

das Schiff auf, u. nun werden durch Hochdruckmaschinen die Kasten geleert, die Luft füllt dieselben u. hebt das D. mit dem Schiffe, welches auf diese Weise trocken gelegt wird. Dergleichen schwimmende D. hat man in neuester Zeit auch von Eisen konstruirt. Die größten nassen D. besitzt England, bes. bei London.

Dodd, Robert, engl. Maler u. Kupferstecher, geb. 1748, machte sich durch eine Reihe trefflicher Bilder bekannt, in denen er mit großer Naturwahrheit die Gefahren u. Schrecknisse der Seestürme u. Seekämpfe schilderte. Zu erwähnen sind nam. ein 1796 ausgestelltes Oelgemälde von kolossaler Größe, das die britische Flotte zeigt, wie sie einem brennenden Linienschiff entflieht, u. die 10 Jahre später ausgestellte „Seeschlacht bei Trafalgar". Auch stach er mehrere seiner Bilder in Kupfer. Er starb um 1810.

Dodd, William, engl. Geistlicher u. Schriftsteller, geb. 1729, war der Sohn eines Geistlichen zu Bourn in Lincolns-Shire. Nach Beendigung seiner Studien in Cambridge wurde er 1752 geistlicher Vikar in der Nähe von London u. stieg trotz seines anstößigen Wandels allmählig bis zur Würde eines königlichen Hofpredigers empor (1765). Der Versuch, durch Bestechung zu einem Bischofsstuhle zu gelangen, zog 1774 seine Absetzung nach sich. Drückende Schulden verleiteten ihn schließlich zu einer großartigen Wechselfälschung, nach deren Entdeckung er 27. Juni 1777 mit dem Strange gerichtet wurde. Von seinen zahlreichen Schriften, die in Bezug auf Frivolität u. Hohlheit seinem Charakter ebenso entsprachen wie dem damaligen Geschmacke, sind, abgesehen von den Romanen u. Gedichten sowie von den im Gefängniß geschriebenen Betrachtungen, nur die Monatsschrift „Das christliche Magazin" (1759—67) u. der dreibändige „Neue Kommentar zur Bibel" (1765—70) zu erwähnen.

Dodekadisches Zahlensystem od. Dodekadik ist ein Zahlensystem, das nicht wie das Dezimalsystem von 10 zu 10, sondern von 12 zu 12 fortschreitet, so daß 12 Einheiten einer niederen Klasse eine Einheit der nächst höhern Klasse ausmachen u. das, was nach dem Dezimalsystem 100 geschrieben wird, 144 Einheiten hat.

Nr. 2451. Rhombendodekaëder. Nr. 2452. Trigondodekaëder. Nr. 2453. Deltoiddodekaëder. Nr. 2454. Pentagondodekaëder.

Dodekaëder, von dem griech. Zahlwort dodéka, zwölf, ist ein von 12 Flächen regelmäßig begrenzter Körper; diese Flächen können sehr verschiedener Art sein. Das reguläre Pentagond. wird von 12 gleichseitigen, regelmäßigen Fünfecken begrenzt, es kommt als Krystallform in der Natur nicht vor, da die Pentagond. der Krystalle zwar symmetrische, aber nicht gleichartige Flächen zur Begrenzung haben. Die D. können auch von Dreiecken eingeschlossen sein (Trigond.) od. von Vierecken (Rhombend., Deltoidd.); es sind diese Formen unter den Krystallen des tesseralen Systemes nicht selten.

Dodekaëmerön (griech.), eine Zeit von 12 Tagen, heißt in der griech. Kirche die Zeit von Weihnachten bis 6. Jan., dem Dreikönigstage.

Döderlein, Wilh. Ludwig, nambafter deutscher Philolog u. Schulmann, ein Sohn des bekannten Theologen Joh. Christ. D. (gest. 2. Dez. 1792), wurde 19. Nov. 1791 zu Jena geb. u. nach dem frühen Tode seines Vaters von seinem Stiefvater, dem Theologen Niethammer, sorgfältig erzogen. Er besuchte zuerst das Gymnasium zu Windheim, dann (1807) die Fürstenschule Schulpforta, studirte seit 1810 in München, Heidelberg, Erlangen u. Berlin u. wurde 1815 Professor der Philologie zu Bern. Seit 1819 wirkte er in Erlangen als Professor der Philologie u. Rektor des dortigen Gymnasiums. Besonders in letzterer Stellung hat D. bis zum Jahre 1862 überaus anregend u. segensreich gewirkt, ebenso durch seine philologische Gelehrsamkeit wie als Erzieher u. praktischer Schulmann. D. starb zu Erlangen 9. Nov. 1863. Von seinen zahlreichen Schriften sind neben den Ausgaben des Horaz u. Tacitus u. dem „Homerischen Glossarium" (3 Bde., Erl. 1850—58) vor Allem das „Handbuch der lat. Synonymik" (Lpz. 1839, 2. Aufl. 1849) u. das „Handbuch der lat. Etymologie" (Lpz. 1841) zu nennen. Großen Anklang fand auch die „Sammlung seiner Schul- u. Gelegenheitsreden" (2 Bde., Erlangen 1843—47 u. Frankf. 1860).

Dodo, Dudu, s. „Dronte".

Dodona, eine Stadt in Epirus, im Alterthum hochberühmt durch das dort befindliche alte Orakel des Zeus, das schon in den Homerischen Gesängen erwähnt wird. Der Umstand, daß die (der delphischen Pythia entsprechende) Priesterin, die den göttlichen Willen u. die Zukunft aus dem Rauschen einer heiligen Eiche deutete, einen Namen trug, welcher dem einer gewissen Taubenart gleich war, hat zu der Fabel Veranlassung gegeben, daß in D. die Zeichen auch durch Tauben gegeben worden wären. Neben den Priesterinnen, die aus einer am Fuße der heiligen Eiche entspringenden Quelle besondere Erleuchtung schöpften, gab es, wie in Delphi, noch Priester, hier Hypopheten genannt, die den Befragenden das Orakel verkündigten. Außer dem Rauschen der Eiche scheint auch ein mit besonderen Ceremonien verbundenes Loosen in D. zur Weissagung benutzt worden zu sein. Das Orakel zu D. erreichte zwar nie das Ansehen des Delphi'schen, wurde aber dennoch von nah u. fern beschickt. Die Stadt wurde 219 v. Chr. von den Aetolern verwüstet. Doch stand noch zu Hadrian's Zeit die heilige Eiche, u. noch Kaiser Julian soll sich dort nach Persien Raths erholt haben.

Dodwell (spr. Doduell), Edward, engl. Alterthumsforscher, geb. 1767, gest. zu Rom 13. Mai 1832, hielt sich längere Zeit in Griechenland auf u. förderte die Archäologie durch seine werthvollen Reisewerke „Classical and typographical tour through Greece" (2 Bde., Lond. 1819; deutsch von Sickler) u. „Views in Greece".

Dodwell, Henry, engl. Philolog u. Kirchenschriftsteller, wurde im Okt. 1641 zu Dublin geb. Nach dem Tode seines Vaters, eines franz. Offiziers, gerieth er in eine höchst bedrängte Lage, bis sich 1654 ein Verwandter seiner annahm. Nachdem er von 1656 an im Trinitycolleg zu Dublin seine Studien gemacht, wurde er 1688 Professor der Geschichte zu Oxford, bes. infolge von Schriften, in denen er sich als eifrigen Verfechter der anglikanischen Kirche gezeigt hatte. Seine Weigerung, Wilhelm III. statt des vertriebenen Jakob II. den Eid der Treue zu leisten, zog 1691 seine Absetzung nach sich. Aus Zorn über die zu Wilhelm III. übergetretenen Bischöfe trat er sogar aus der anglikanischen Kirche aus, welchen Schritt er erst kurz vor seinem Tode zurücknahm, der am 7. Juni 1711 zu Shottesbrook in Berks erfolgte. Verdienstvoller als seine theologischen Arbeiten sind seine Forschungen über die Sprache, Geschichte u. Geographie der klassischen Völker. Den Vorwurf der Gottlosigkeit zog er sich mehr durch seine Schriften als durch seinen äußeren Lebenswandel zu, der vielmehr ein streng religiöser war.

Does (spr. Duhs), Jakob van der, holländ. Thier- u. Landschaftsmaler, geb. im März 1623 zu Amsterdam, gest. 17. Nov. 1673 in Haag, war ein Schüler von Nikolaus Moyaert, nahm aber in Rom mehr den Peter von Laar zum Vorbild. Seine ital. Landschaften sind meist mit Geschmack komponirt u. durch passende Staffage aus der Thierwelt belebt. Von seinen seltenen Bildern befindet sich eines der besten im Belvedere zu Wien. Außerdem lieferte er auch Kupferstiche, von denen sich jedoch nur ein einziges Blatt erhalten hat. Seine Söhne Jakob van der D. der Jüngere (geb. 1654, gest. 1699) u. Simon van der D. (geb. 1653, gest. 1717) haben sich gleichfalls als Landschafts- u. Thiermaler bekannt gemacht.

Doge (ital., spr. Dohdsche, vom lat. dux, Herzog) war der Titel des höchsten Staatsoberhauptes in den Republiken Venedig u. Genua. In Venedig, wo die Würde aus dem 8. Jahrh. stammte, war die Herrschergewalt des D. ursprünglich fast unumschränkt. Erst im 12. Jahrh. wurde dem D. ein Großer u. Kleiner Rath beigegeben, von denen der erstere sich an der Gesetzgebung, der letztere an der Verwaltung betheiligte. Die Wahl des D., die früher unmittelbar vom Volke selbst vorgenommen worden war, wurde ein Privilegium des Großen Raths. Der erste vom Großen Rath gewählte D., Sebastian Ziani, wurde zum Zeichen der Herrschaft über das Meer vom Papst Alexander III. mit einem Ring beliehen; eben dieser D. war auch der Erste, der bei seinem Amtsantritt die seitdem zum stehenden Brauch gewordene symbolische Vermählungsfeier mit dem Meere beging. In den folgenden Jahrhunderten wurde die Machtvollkommenheit des D.

immer mehr eingeschränkt; ein 1310 eingesetzter Rath der Zehn, bestehend aus Repräsentanten der vornehmsten Geschlechter Venedigs, hatte das Recht, seine Maßnahmen zu überwachen, Rechenschaft von ihm zu fordern, ja Gericht über ihn zu halten. Der D. mußte sich in seiner Tracht u. in seiner ganzen äußeren Führung der peinlichsten Einfachheit befleißigen. Dennoch behielten die Behörden ihm gegenüber die überkommenen Ehrfurchtsbezeigungen bei. Zum Zeichen der mit seinem Amte verbundenen Herzogswürde (daher der Name) trug er bei öffentlichen Handlungen eine gehörnte Mütze. Die Eifersucht der venetianischen Patrizierfamilien führte in der Folge zu immer schärferen Beschränkungen, die jedoch nicht hinderten, daß selbst in der neuen Zeit noch mancher D. großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gewann. Völlig beseitigt wurde die Würde erst durch den Sturz der Republik selbst (1797; s. „Venedig"). In **Genua** wurde die D.würde 1339 eingesetzt. Auch hier ging sie ursprünglich aus unmittelbaren Volkswahlen hervor; doch unterlag sie nachmals sowol in dieser Beziehung als bezüglich ihrer Dauer u. ihres Umfanges mannichfachen Wandlungen. Erst die Befreiung Genua's vom französischen Joche durch den D. Andrea Doria (1528) führte zu einer festeren Begrenzung des Amtes. In ähnlicher Weise wie in Venedig wurden dem D. der Große u. Kleine Rath beschränkend an die Seite gestellt; die Amtsdauer wurde auf zwei Jahre festgesetzt. Nach der Niederwerfung Genua's durch die Franzosen (1797) erlosch die D.würde, um nur noch einmal vorübergehend wieder aufzuleben (1802 bis 1805); in letzterem Jahre wurde die Ligurische Republik, in welche die Franzosen den alten Freistaat Genua verwandelt hatten, dem franz. Kaiserreich einverleibt.

Dogge, eine Rasse muskulöser, untersetzt gebauter, den Bullenbeißern verwandter Hunde, mit stumpfer Schnauze, kleinen halbhängenden Ohren u. aufgerichtetem Schwanze. Sie haben ein tückisches Ansehn u. sind bissig, ihrem Herrn aber treu, wachsam u. muthig, u. haben eine bedeutende Körperkraft, zum Jagen aber wenig Neigung. Gleichwol wurden sie schon im Alterthum u. später in England, wo man vier auf einen Löwen u. drei auf einen Bär rechnete, zu Kampfspielen verwendet. — Die englische D. (Bulldog) sieht lederfarben aus (bisweilen auch gefleckt), Schnauze u. Ohren dunkelgefärbt, die dicken Hängelippen schließen vorn den Mund nicht ganz, so daß man das Gebiß sieht. Für Bastarde derselben hält man die Bernhardshunde (s. d.). Die große tibetanische D., die schon auf einem uralten assyrischen Grabdenkmale abgebildet ist, ist ein guter Wächter der Herden.

Dögling, s. „Delphin".

Dogma (vom griech. Worte δοκεῖν, scheinen, Mehrz. Dogmen) bedeutet eigentlich Etwas, was Jemand gut scheint, eine Meinung. Daher hieß bei den alten Griechen D. eine philosophische Lehrmeinung, ein Lehrsatz, aber auch eine obrigkeitliche Satzung. Später ging das Wort auch in den Sprachgebrauch der christlichen Kirche über, als Bezeichnung für einen festen Glaubenssatz, der dem Christen als etwas Ausgemachtes, für Alle Verbindliches zu gelten hat. Bisweilen steht D. auch geradezu für die Gesammtheit der Glaubenslehren einer Kirche. In neuerer Zeit pflegt man das Wort bes. auf die übersinnlichen Glaubenslehren der Kirche, z. B. auf die Lehre der Dreieinigkeit, der unbefleckten Empfängniß der Maria (in der kathol. Kirche) u. s. w., zu beziehen, im Gegensatz zur Sittenlehre des Christenthums. Auch die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes ist ein D., d. h. eine unantastbare Glaubenslehre, im letztgenannten Sinne.

Dogmatik heißt in der Theologie die Wissenschaft von den Dogmen od. kirchlichen Glaubenslehren. Sie unterscheidet sich von der Symbolik, der Wissenschaft von den Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchen, dadurch, daß sie jedesmal das System einer bestimmten Kirche (lutherische, reformirte D. u. s. w.) darstellt. Die neuere Theologie theilt die D. in drei Haupttheile: 1. die biblische D. od. biblische Theologie, die den Lehrinhalt der Bibel allein, ohne Rücksicht auf die kirchlichen Systeme, untersucht; 2. die kirchliche D., die das Lehrsystem einer einzelnen Kirche entwickelt u. als vernünftig u. schriftgemäß rechtfertigt; 3. die philosophische D., die das kirchliche Lehrsystem vom philosophischen Standpunkte aus prüft u. theils billigt, theils abändert. Die alte Kirche, die Zeit der Kirchenschriftsteller, beschäftigte sich mehr mit der Untersuchung einzelner Dogmen als mit der Zusammenfassung der Kirchenlehre zu einer wirklichen D. Doch liegen auch aus jener Zeit einzelne Versuche dazu vor, bes. in den Schriften des Augustinus. Die kathol. Kirche des Mittelalters konnte es deshalb nicht zu einer wissenschaftlichen D. bringen, weil überall die strenge Formel der Kirchenlehre als unantastbar galt. Daher befaßten sich die Theologen des Mittelalters mehr mit den schulgemäßen (scholastischen) Folgerungen aus der Kirchenlehre als mit ihrer Rechtfertigung u. Entwicklung. Dasselbe gilt noch von den dogmatischen Schriften der Zeit nach der Reformation, weil hier die reformatorischen Bekenntnißschriften (Symbole) gleichfalls als unbedingt bindend gelten. Erst in neuerer Zeit ist bes. durch den Einfluß des großen Theologen Schleiermacher die D. von diesem Zwange befreit u. die Nothwendigkeit einer stets erneuten Untersuchung u. philosophischen Beurtheilung der Glaubenslehren schärfer betont worden. Allerdings hängt das System der einzelnen Dogmatiker immer von ihrer mehr od. minder strengen Auffassung der Kirchenlehre selbst ab. — Vgl. Herrmann, „Geschichte der protest. D." (Lpz. 1842); Gaß, „Gesch der protest. D." (3 Bde., Berl. 1854 62); ferner Lange's „Philosophische D." (2 Bde., Heidelb. 1849 51) u. Weiße's gleichnam. Werk (2 Bde., Lpz 1855 57).

dogmatisch (Eigenschaftsw. von Dogma, s. d.) heißt Alles, was mit dem Dogma od. der Kirchenlehre zusammenhängt. Man braucht dies Wort besonders, wenn man von d.en Voraussetzungen od. Vorurtheilen spricht, d. h. solchen, die sich ohne Rücksicht auf die geschichtliche Möglichkeit streng an die Satzungen der Kirchenlehre halten. Von d.en Voraussetzungen z. B. geht Derjenige aus, der in der Bibel überall genaue Uebereinstimmung mit den Lehren seiner eignen Kirche findet u. eine solche (oft gegen den Wortlaut der Bibel selbst) nachzuweisen sucht. In weiterem Sinne spricht man auch von d.en Systemen, d.en Streitigkeiten u. s. w.

Dogmengeschichte heißt die theologische Wissenschaft, welche die Entstehung u. geschichtliche Entwicklung der Dogmen od. kirchlichen Lehrmeinungen u. Glaubenssätze im Zusammenhange nachweist. Sie hat nicht nur die Entstehungszeit der einzelnen Dogmen u. ihre allmählige Ausbildung zu untersuchen, sondern auch den Einflüssen nachzuforschen, die in jedem Zeitalter auf die Gestaltung der Dogmen eingewirkt haben. Dabei hat sie auch die von der Kirchenlehre abweichenden (ketzerischen) Lehrmeinungen zu berücksichtigen. So steht die D. in der Mitte zwischen der Kirchengeschichte, zu der sie sonst gewöhnlich gerechnet wurde, u. der eigentlichen Dogmatik, deren geschichtliche Erläuterung sie bildet. Neben den größeren Lehrbüchern der D., deren bedeutendste die von Münscher (seit 1797), Augusti (1805), Baumgarten Crusius (1832), in neuerer Zeit die von Hagenbach (2 Bde., Lpz. 1840 41; 4. Aufl. 1857) u. Baur (Tüb. 1847; 2. Aufl. 1858) sind, giebt es noch eine große Zahl von Schriften über einzelne Dogmen, bes. die Lehre vom Abendmahl, den Begriff Gottes u. a.

Dohle (Corvus monedula), ein wohlbekannter Strichvogel Europa's u. Sibiriens, aus der Familie der Raben (Corvinae), hat wie ihre Verwandten (der Rabe u. die Krähen) einen starken, vorn etwas gekrümmten, leicht ausgebuchteten Schnabel u. schwarze Füße. Oberhals, Wangen u. Unterseite sind aschgrau, das übrige Gefieder glänzend schwarz; doch giebt es auch weiße u. gefleckte Varietäten. Diese Vögel leben gesellig u. bauen sich besonders auf alten Thürmen an; sie fressen Insekten, Kirschen, Mäuse, junge Vögel, werden zahm u. lernen sprechen, sind aber diebisch. Die in den Alpen über 3000 m. hoch lebende Alpen- od. Steind. (Corvus graculus) sieht violettschwarz aus, an Schnabel u. Füßen roth.

Döhler, Theodor, einer der vorzüglichsten modernen Klaviervirtuosen, geb. von deutschen Eltern zu Neapel 20. April 1814. Den ersten Musik-, resp. Klavierunterricht erhielt er frühzeitig von seinem Vater, einem Musiker, u. als um 1824 Julius Benedict nach Neapel kam, nahm dieser sich der weiteren Ausbildung des talentvollen Knaben an, der auch bald durch öffentliches Auftreten als Klavierspieler von sich reden machte. Im J. 1827 zog die Familie D. nach Lucca, wohin der Vater als Lehrer des Erbprinzen berufen worden war, u. von hier wurde Theodor 1829 nach Wien geschickt, wo er im Klavierspiel der Rathschläge Czerny's u. in der Tonsetzkunst der Unterweisung Simon Sechter's theilhaftig wurde. Nach erfolgreichem öffentlichen Auftreten verließ er Wien im J. 1834 u. begab sich, mit dem Titel eines Kammervirtuosen des Herzogs von Lucca, auf Kunstreisen, die ihn durch einen großen Theil von Europa führten u. die er 1845 in Rußland beschloß. In Petersburg war es auch, wo er die Liebe der Gräfin Elisa Tscheremeteff gewann, mit der er, nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten u. nachdem er von Lucca aus geadelt worden, im J. 1846 sich vermählte. Bis zum J. 1848 lebte er theils in Moskau, theils in Paris u. Genua; später ließ er sich in Florenz nieder, doch mit bereits stark erschütterter Gesundheit. Er starb an einem Rückenmarksleiden 21. Febr. 1856. — D.'s Spiel war ausgezeichnet durch Vollendung der Technik u. durch Geschmack u. Eleganz des Vortrags. Seine Klavierkompositionen — Fantasien über Opernmotive, Salon- u. Charakterstücke 2c. — können auf Bedeutsamkeit u. Tiefe keinen Anspruch machen, sind aber wohlklingend u. dankbar für den Spieler.

Dohm, Christian Konrad Wilhelm von, deutscher Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. 11. Dez. 1751 zu Lemgo, studirte zu Leipzig erst Theologie, dann die Rechte, zuletzt Staatswissenschaften u. Geschichte u. wurde 1773 Pagenhofmeister des Prinzen Ferdinand zu Berlin. Später nahm er seine Studien in Göttingen wieder auf u. ward nach einem kurzen Aufenthalte in Kassel infolge seiner „Geschichte

des bayer. Erbfolgestreites nebst Darstellung der Lage desselben" (Frankf. 1779), welche die Aufmerksamkeit des preuß. Hofes erregte, zum preuß. Kriegsrath u. Archivar ernannt. Während der franz. Revolutionskriege wußte er in seinen Schriften u. in diplomatischer Thätigkeit Oesterreich gegenüber das Interesse Preußens geschickt zu vertreten. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. wurde er von dessen Nachfolger in den Adelstand erhoben u. zum Gesandten beim Rastatter Friedenskongreß ernannt (1797). Im J. 1806 trat D. in franz. Diensten an die Spitze der Verwaltung von Eichsfeld mit Erfurt u. Hohenstein; nach dem Frieden von Tilsit wirkte er für den König Hieronymus von Westfalen. Nach der Schlacht bei Leipzig erbot sich D., wieder in den preuß. Staatsdienst einzutreten, ward aber zurückgewiesen. Er starb 29. Mai 1820 auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen, auf welchem er lange Zeit in Zurückgezogenheit gelebt hatte. Sein Werk: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit od. Beiträge zur Geschichte vom letzten Viertel des 18. u. vom Anfange des 19. Jahrh." (5 Bde., Lemgo 1814—19) ist eine wichtige Quelle zur Kenntniß der deutschen Geschichte jener Zeit.

Dohm, Ernst, geistreicher Humorist u. Redakteur des Berliner Witzblattes „Kladderadatsch", studirte in Halle unter Tholuck u. Wegscheider Theologie u. nahm eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Berlin an. Später siedelte er nach Berlin über, wo er sich von der Theologie ab- u. literarischen Studien u. Arbeiten zuwandte. Nachdem er längere Zeit als Mitarbeiter am „Magazin für die Literatur des Auslandes", dem „Gesellschafter" von Gubitz u. s. w. thätig gewesen, trat er zu Anfang der 50er Jahre in die Redaktion des „Kladderadatsch". D., der mit großer Vertrautheit mit den antiken u. modernen Klassikern u. einem feinen kritischen Takt eine seltene Formgewandtheit verbindet, hat theils durch seine poetischen Beiträge, theils durch seine scharf sichtende redaktionelle Thätigkeit sehr viel zum Aufschwunge des berühmten Witzblattes beigetragen.

Dohna, ein altes Grafengeschlecht, das früher in Sachsen einheimisch war u. seinen Namen von der dortigen Reichsburggrafschaft D. erhielt. Als Stammvater wird ein franz. Graf Aloys von Urpach bezeichnet, der unter Karl d. Gr. aus Languedoc in Sachsen eingewandert u. dort mit Grundbesitz belehnt worden. Jedenfalls gab es regierende Burggrafen v. D. schon seit 846, u. vom Kaiser Sigismund ward das Geschlecht 28. Dez. 1423 aufs Neue mit der genannten Reichsburggrafschaft belehnt. Als es sich dann mehr u. mehr verzweigt u. Güterbesitz in Schlesien, in der Lausitz u. in Böhmen erworben hatte, erfolgte eine neue Anerkennung der betreffenden Familienglieder als Reichsburggrafen u. Grafen vom Kaiser Ferdinand III. u. vom Kurfürsten von Brandenburg (1648). Heute blühen nur noch die im 15. Jahrh. von Stanislaus von D. gestifteten preuß. Linien, u. diese theilen sich: 1. in eine ältere Hauptlinie mit den Speziallinien D.-Lauck u. D.-Reichertswalde u. 2. in eine jüngere Hauptlinie mit den Speziallinien D.-Schlobitten u. D.-Schlodien; letztere zerfallen wieder in das Haus Schlodien-Carwinden u. in das Haus Kotzenau. Die jedesmaligen Besitzer der Majorate Lauck, Reichertswalde, Schlobitten-Pröckelwitz u. Schlodien-Carwinden sind seit 12. Okt. 1854 erbliche Mitglieder des preuß. Herrenhauses u. durch eine Kuriatstimme aus ihrer Mitte auf dem Provinziallandtage der Provinz Preußen vertreten. Hervorragende Persönlichkeiten dieses Geschlechts sind: Abraham II. v. **D.**, einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, der kaiserlicher Rath, Botschafter in Polen u. Rußland, sowie seit 1611 Kammerpräsident in Böhmen war u. 1600 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde; er starb 1613. — Sein Sohn, Karl Hannibal I. von **D.**, diente dem Kaiser Ferdinand II. bei den wichtigsten Unterhandlungen; er starb 1633. Fabian von **D.**, geb. 1550, gest. 1621, hat sich bes. dadurch bekannt gemacht, daß er dem König Heinrich IV. von Frankreich zweimal deutsche Hülfstruppen zuführte; zuletzt trat er in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, der ihn zum Oberburggrafen von Preußen ernannte. Von seinen zwei Neffen stammen die oben aufgezählten Linien ab; auch verzweigte sich die Linie D.-Schlodien durch den nachmaligen Generalfeldmarschall Christoph Delphicus von **D.** (gest. 1668) nach Schweden; wie dieser, machten sich dessen Sohn, der preuß. Generalleutnant Christoph Friedr. von **D.**, (gest. 1727) u. sein Enkel, der preuß. Generalfeldmarschall Friedr. Ludw. von **D.** (geb. 1697, gest. 1749), durch ihre Kriegsthaten berühmt. — Alexander von **D.-Schlobitten** (geb. 1661 im Schlosse Coppet am Genfersee, gest. 1728 in Preußen) war Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. u. wurde später Feldmarschall u. Staatsminister. — Christoph von **D.-Schlodien,** Bruder des Vorigen, geb. 1665, gest. 11. Okt. 1733, preuß. General der Infanterie, Wirkl. Geh. Staats- u. Kriegsrath, war der Verfasser der „Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I, roi de Prusse" (Berl. 1833). Vgl. „Des Grafen Christ. v. D. Hof- u. Gesandtschaftsleben" in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (1853). — Christ. von **D.-Schlodien,** Sohn des Vorigen, geb. 25. Okt. 1702, gest. zu Berlin 19. Mai 1762, that sich als preuß. Generalleutnant im Siebenjährigen Kriege ruhmvoll hervor. — Friedrich Ferdinand Alexander, Reichsburggraf u. Graf von **D.-Schlobitten,** Enkel des obengenannten Alexander, geb. zu Schloß Finckenstein in Preußen, 29. März 1771, gest. zu Königsberg 21. März 1831, ward 1808 an Stelle Stein's preuß. Staatsminister u. machte sich während seiner zweijährigen Amtsführung durch mannichfache, freilich meist schon von Stein vorbereitete Reformen in der Gesetzgebung u. Verwaltung verdient. Nachher war er eine Zeit lang Civilgouverneur der Provinz Preußen u. zuletzt Generallandschaftsdirektor von Ostpreußen. (Sein Leben beschrieb Voigt, Lpz. 1833.) — Karl Friedrich Emil, Burggraf von **D.-Schlobitten,** Bruder des Vorigen u. Schwiegersohn Scharnhorst's, geb. 4. März 1784, gest. zu Berlin 21. Febr. 1859, ein Schüler Schleiermacher's, verließ nach Erneuerung des preuß.-franz. Bündnisses den preuß. Kriegsdienst u. ging nach Rußland, half als Oberstleutnant der russisch-deutschen Legion zwischen York u. Diebitsch den Abschluß der berühmten Konvention von Tauroggen (30. Dez. 1812) herbeiführen, nahm dann im Walmoden'schen Corps an den Schlachten von 1813 u. 1814 theil u. trat 1815 wieder ins preuß. Heer ein. Er war zuletzt Kommandirender des 1. Armeecorps u. wurde, als er im März 1854 seinen Abschied nahm, zum Feldmarschall erhoben.

Nr. 2455. Dohnen- u. Drosselfang.

Dohnen, zum Fangen gewisser Zugvögel, namentlich der Krammetsvögel u. Drosseln, bestimmte Schlingen von Pferdehaaren, die man auf verschiedene Weise an den Bäumen anbringt; demgemäß unterscheidet man Bügel-, Ringel-, Hänge-, Bast- u. Laufdohnen. Am häufigsten benutzt man die Hänged. aus Ruthen, die in Form eines gleichschenkeligen Dreiecks zusammengebogen werden. An den beiden Schenkeln, zuweilen auch noch an der untern Seite des Dreiecks nach innen zu befestigt man die Schlingen u. die Lockspeise, gewöhnlich die rothreifen Ebereschenbeeren, nach denen die Vögel lüstern sind, begierig danach fliegen, dabei in die Schlingen gerathen u. sich erdrosseln. Die Laufd. werden theils nahe über der Erde an einem Stabe od. an einem Bügel befestigt, theils an Büschen od. jungen Bäumen in der Höhe von 1,5 m. u. in möglichst gerader Linie u. solcher Entfernung von einander aufgehängt, daß die Vögel von der einen D. die nächste sehen können. Ein solcher Weg heißt Dohnenstrich, auch Dohnensteig u. Schneuße. Der Vogelfang mit D. dauert vom August bis Anfang November u. ist am ergiebigsten, wenn des Morgens dichte Nebel herrschen.

Doketen (von dem griech. δοκεῖν, scheinen) hießen in der alten christlichen Kirche die Irrlehrer, welche behaupteten, Jesus Christus habe blos in einem Scheinleibe auf Erden gewandelt, da sich mit einem wirklichen Leibe seine göttliche Natur nicht vereinigen lasse. Diese Lehre, der sogenannte Doketismus, wird bereits im Neuen Testamente bekämpft (vergl. z. B. 1. Joh. 4, 2). Eine große Rolle spielte der Doketismus bei den sogenannten Gnostikern, den Geheimlehrern des zweiten und dritten Jahrh. nach Chr., indem dieselben gewöhnlich lehrten, der Gott Christus habe sich (bei der Taufe durch Johannes) nur zum Scheine mit dem Menschen Jesus verbunden, denselben aber vor der Kreuzigung wieder verlassen. Der Doketismus hat, wenn auch in den verschiedensten Formen, allezeit seine Anhänger gehabt, wurde aber stets von der Kirche als Irrlehre verworfen.

Doktor (doctor, lat.), d. h. Lehrer, war bei den Römern der Titel der Lehrer, die öffentliche Vorträge über philosophische Gegenstände, über Grammatik, Rhetorik u. s. w. hielten. Im Mittelalter (seit dem 12. Jahrh.) kam das Wort als Ehrentitel für Gelehrte auf. So führten z. B. Thomas von Aquino, Duns Scotus, Roger Bacon u. a. berühmte Scholastiker diesen Titel. Zu einer akademischen Würde wurde das Doktorat an italienischen Universitäten (Bologna) gestempelt, die zuerst im Auftrage des Kaisers Doctores legum (Gesetzeslehrer) ernannten. Bald darauf ertheilten auch die Päpste den Universitäten das Recht, Doctores canonum et decretalium (Lehrer des kanonischen Rechts) zu ernennen. Diese beiden Titel verschmolzen später, als das Studium beider Rechtsgebiete mit einander verbunden wurde, zu dem Titel „D. utriusque juris" (D. beider Rechte). Nach diesem Vorgange wurde dann auch in den anderen Fakultäten das Doktorat als Ehrentitel beim Abschluß der akademischen Lehrzeit eingeführt (Doctores theologiæ u. Doctores medicinæ). Nur die philosophischen Fakultäten behielten für diesen Zweck noch lange Zeit den Titel „Magister" bei, den sie größtentheils erst im Laufe des 18. Jahrh. mit dem D.titel vertauschten. In früherer Zeit nahmen die D. als solche eine sehr hohe Stufe in der gesellschaftlichen Rangordnung ein; sie waren nach Reichsrecht adelig u. den Rittern gleichgestellt. Zur Erlangung des Doktorats ist in der Regel die Ausarbeitung einer Dissertation (s. d.) u. die Ablegung einer Prüfung erforderlich, die sich auf dem wissenschaftlichen Gebiete bewegt, für welches die D.würde ertheilt werden soll. Die Sitte der D.disputation od. der öffentlichen Vertheidigung der in der Dissertation aufgestellten Behauptungen (s. „Disputation") ist mehr u. mehr außer Gebrauch gekommen; ebenso die Förmlichkeiten, die den Akt der eigentlichen, durch den Dekan der betreffenden Fakultät erfolgenden Erhebung zum D. — die D.promotion — zu begleiten pflegten. Nam. gehört der (meist viereckig geformte und purpurrothe) D.hut, den der Dekan dem Promovirten aufsetzte, bereits der Geschichte an. Gegenwärtig ist die Förmlichkeit fast nur noch auf eine kurze Anrede des Dekans, auf einen Handschlag u. auf die Ausfertigung einer Urkunde über die ertheilte Würde (D.diplom) beschränkt. In seltenen Fällen wird das Doktorat auch ohne vorangegangene Prüfung als Zeichen der Anerkennung für bereits bekannte wissenschaftliche Leistungen od. für anderweitige Verdienste (honoris causa, ehrenhalber) ertheilt. Die früher mehrfach übliche Ertheilung des D.titels an Abwesende (in absentia, ohne Ablegung einer Prüfung u. lediglich auf Grund einer eingesandten Dissertation) ist mit Recht als Mißbrauch fast an allen deutschen Universitäten abgeschafft worden. — Seitdem in neuester Zeit auch Frauen als Studirende an den Universitäten Zutritt haben, ist die Ertheilung des D.titels an Frauen nichts allzu Seltenes mehr. In Nordamerika giebt es bereits eine ziemliche Anzahl weiblicher D., nam. der Medizin. Aber auch an schweizer. u. deutschen Universitäten sind in jüngster Zeit solche Fälle vorgekommen.

Nr. 2456. Der Doktorfisch od. Chirurg (Acanthurus).

Doktorfisch (oder Chirurg, Acanthurus), eine Gattung Bruststachelflosser, aus der Familie der Teuthiden oder Stachelschwänze, charakterisirt durch den aufrichtbaren, einer Lanzette ähnlichen, scharfrandigen Stachel, der an jeder Seite des Schwanzes sitzt u. bei dessen Bewegung gefährliche Wunden beibringen kann (daher der Name). Von zahlreichen, meist wohlschmeckenden, indischen Arten ist der gelbe, braungebänderte Ac. chirurgus zu nennen, u. Ac. cœruleus; sie nähren sich von Pflanzenstoffen.

Doktrin (lat.), Lehre, Wissenschaft, Gelehrsamkeit; **doktrinär**, wissenschaftlich, gelehrt, meist in üblem Sinne gebraucht für: gelahrt, pedantisch, hartnäckig an einem bestimmten Lehrbegriffe festhaltend, unpraktisch. — **Doktrinärs** wurden daher auch in Frankreich die Mitglieder der konstitutionellen Vermittlungspartei genannt, die das reaktionäre Regime der Restauration auf Grund konstitutioneller Theorien bekämpfte u. zwar den Sturz der Bourbonen u. die Einsetzung des Bürgerkönigthums herbeiführte, dann aber, nachdem sie selbst die Regierung übernommen hatte, Bedenken trug, die früher von ihr verfochtenen Grundsätze folgerichtig durchzuführen. Der Herzog von Broglie, Royer Collard u. Guizot waren Hauptvertreter dieser Richtung, die durch ihr schwankendes, einseitiges u. schablonenhaftes Verfahren einerseits dem Scheinkonstitutionalismus u. der Korruption, andererseits der radikalen Strömung Vorschub leistete u. den Ausbruch der Februarrevolution veranlaßte. Ein Theil der Doktrinärs ging später zum Kaiserthum über, während ein anderer die Führung der Orleanisten übernahm, bei denen die Ueberlieferungen jener alten Schule noch immer eine große Rolle spielen. **Doktrinarismus**, einseitiges, unpraktisches Verfahren, Pedanterie.

Doktrinarier (von Doktrin), ist der Name eines katholischen Ordens, der die Belehrung des Volkes über den Glauben zum Zwecke hat. Die französischen D. wurden 1592 durch den Priester Cäsar von Bus gestiftet zu dem Zwecke, dem Volke allenthalben den römischen Katechismus einzuprägen. Papst Clemens VIII. bestätigte sie 1597 als wirkliche Ordensbrüderschaft. Die Gesellschaft der italienischen D. wurde bereits 1562 in Rom durch den Mailänder Marcus de Sadis Cusani gegründet, erhielt eine große Verbreitung u. hat noch heute namentlich in Rom viele Mitglieder.

Dokument (lat.), Urkunde; **dokumentiren**, beurkunden, rechtsgiltig beweisen.

Dolch, kurze Stoßwaffe mit Handgriff u. zweischneidiger, zuweilen auch dreischneidiger, scharfgespitzter Klinge. Schon die römischen Centurionen führten den D. (pugio) als Waffe. Im Mittelalter wurde er vielfach getragen, sogar von vornehmen Frauen als Zier am Gürtel. Beim franz. Adel erhielt er den Namen miséricorde (Gnade), weil der Sieger im Zweikampf den zu Boden gestreckten Gegner, wenn er nicht um Gnade bat, damit tödtete. In späterer Zeit verschwand der D. aus der Bewaffnung der europäischen Heere u. wurde theilweise durch das Bajonnet ersetzt; nur die Marineoffiziere tragen ihn jetzt noch. Bei vielen asiatischen Völkerschaften, Tscherkessen, Turkmanen, Persern u. s. w., wird der lange D. noch als Hauptwaffe u. zugleich als Zeichen der Unabhängigkeit im Gürtel getragen. Aehnliches gilt von dem langen D. (Dirk) der Hochschotten. Zu der kleinsten Art des D. gehört das Stilet, wie es in manchen Gegenden Italiens u. Spaniens als Mordwaffe noch vorkommt.

Nr. 2457. Carlo Dolce (geb. 25. Mai 1616, gest. 1686).

Dolce (spr. Doltsche), Carlo, auch Carlino Dolci, berühmter Maler der florentinischen Schule, geb. 25. Mai 1616 zu Florenz, zeigte frühzeitig ein großes Talent zur Malerei u. ging bei Matteo Rosselli in die Schule. Er bewegte sich, wie manche seiner Zeitgenossen, im engen Kreise der Madonnen- u. Heiligenbilder, in denen er eine eigenthümliche Milde, Anmuth u. Zartheit entwickelt, die aber bisweilen auch in Sentimentalität u. Süßlichkeit ausartet. Dabei wiederholt er sich nicht selten, bekundet aber immer religiöses Gefühl u. großen Fleiß in der Ausführung. Außer seinen Madonnen gehören zu seinen berühmtesten Bildern: Cäcilia, Christus Brot u. Kelch segnend (in Dresden) u. Christus am Oelberge (in Paris). Von den äußeren Lebensverhältnissen dieses Künstlers ist fast gar keine Kunde zu uns gekommen. D. starb 1686 zu Florenz.

dolce (ital., spr. doltsche), süß, sanft. Als musik. Vortragsbezeichnung bestimmt d., daß die damit bezeichneten Notenstellen sanft, mit zartem Ausdruck vorgetragen werden sollen. — Dolce far niente (ital.), das süße Nichtsthun, Müßiggang.

Dolcino (spr. tschino), Haupt der Apostelbrüder (s. d.).

Dolde (Umbella), ein Blumenstand, bei welchem sämmtliche Blütenstielchen wie Strahlen aus einem Mittelpunkte hervorgehen. Der sehr charakteristische Blumenstand gehört einer ganzen Familie, wenn auch nicht ausschließlich an, den Doldengewächsen. Daher Umbelliferen (Dill, Fenchel, Kümmel, Bärenklau, Pastinake, Mohrrübe u. s. w.). Sie sind über die ganze Erde verbreitet, kommen aber meist in der gemäßigten u. kältern Region vor.

Dôle (spr. Dohl), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im franz. Dep. Jura, am rechten Ufer des schiffbaren Doubs u. an dem Rhone-Rheinkanal, hat einen schönen Dom, eine Bildergalerie, ein Kabinet röm. Alterthümer u. s. w. Die Einwohner (11,093) treiben ziemlich bedeutenden Handel mit Korn, Mehl, chem. Erzeugnissen 2c. D. ist das Dola Sequanorum der alten Römer, u. man findet daselbst noch Ueberreste zweier Wasserleitungen, eines Amphitheaters, einiger Tempel u. einer von Lyon nach dem Rhein führenden Straße. Später als Hauptstadt u. Festung der Franche-Comté stets ein Gegenstand der Kämpfe zwischen den Spaniern u. Franzosen, kam D. 1674 definitiv in den Besitz Frankreichs, das die Festungswerke schleifen ließ. Im Deutsch-franz. Kriege hatte Garibaldi sein Hauptquartier in D., das er jedoch räumen mußte, da die Deutschen die Stadt wiederholt besetzten.

dolénte (ital.), d. h. schmerzlich, klagend, musikalische Vortragsbezeichnung, welche ausdrückt, daß die betreffenden Notenstellen mit tiefer, schmerzlicher Empfindung vorgetragen werden sollen.

Dolerit, früher für Basalt gehalten, ist ein krystallinisch-körniges, basaltartiges Gestein, welches bald grau, bald schwarz, bald massig, bald körnig auftritt, in feinkörnigem Zustande Anamesit u., wenn mit Blasenräumen ausgestattet, D.lava genannt wird. Wie Diabas u. Diorit führt auch der D. vorzugsweise Magneteisenerz, dann Olivin, Rubellan, Hornblende 2c. Er bildet häufig isolirte Kegelberge u. findet sich am Kaiserstuhl im Breisgau, bei Schandau, bei Aussig in Böhmen u. s. w. Die D.lava geht, bei steter Verbindung mit Olivin u. Magneteisenerz, aus den blasigen auch in feinkörnige u. dichte Varietäten über u. tritt am Aetna u. auf Stromboli auch säulenförmig auf. Durch konstante Beimengung von Nephelin, wie am Capo di Bove bei Rom, entsteht der Nephelind., von welchem ein ausgezeichnetes Vorkommen am Löbauer Berge in der sächs. Oberlausitz zu beobachten ist; auf den Kyklopen herrscht der Analcimd. vor, in welchem der Analcim sogar zwei Drittheile der Gesammtmasse ausmacht.

Doles, Johann Friedrich, verdienter deutscher Kirchenkomponist, geb. 1715 zu Steinbach im Herzogthum Sachsen-Meiningen, studirte, nachdem er das Gymnasium zu Schleusingen besucht u. daselbst den ersten gründlichen Musikunterricht erhalten hatte, in Leipzig Theologie u. bildete sich in der Komposition unter Joh. Seb. Bach. Vielleicht haben die italien. Opernaufführungen, welche der Dresdner Hof damals im Hubertusburger Schlosse veranstaltete u. welche D. von Leipzig aus häufig besuchte, ja in denen er sogar zuweilen als Tenorist im Chor mitwirkte, Einfluß auf seine spätere Richtung gehabt, die bei aller Gediegenheit den tiefsinnigen Ernst Bach's weniger erkennen läßt. Im J. 1744 wurde D. Kantor in Freiberg, u. 1756 erhielt er die Stelle als Kantor an der Thomasschule u. Musikdirektor der beiden Hauptkirchen zu Leipzig (als Harrer's Nachfolger). Hier blieb er bis 1789, wo er vorgerückten Alters wegen in Pension trat. D. starb 8. Febr. 1797. Von seinen zahlreichen Kompositionen ist nur wenig im Druck erschienen, darunter der 46. Psalm; die Cantate „Ich komme vor dein Angesicht" (merkwürdig bes. dadurch, daß er, der Schüler Bach's, in einer Vorrede zu dem Werke für die Verbannung der Fuge aus der Kirchenmusik plaidirt); im Manuskript hinterließ er zahlreiche größere u. kleinere Kirchensachen aller Art. — Ein Sohn, Johann Friedrich D., geb. zu Freiberg 26. Mai 1746, gest. 6. April 1796, war Doktor der Rechte u. machte sich als Dilettant in der Musik nicht unvortheilhaft bekannt. Einige Klavier- u. Gesangsachen von ihm sind in Leipzig erschienen.

Dolgorúki, eine der ältesten russischen Fürstenfamilien, von deren zahlreichen Sprossen nam. folgende bemerkenswerth sind: Marie D., seit 1624 die Gemahlin Michael's Feodorowitsch, des ersten Zaren aus dem Hause Romanow. — Michael D., Minister u. Freund des Zaren Feodor, kam nebst seinem Vater, dem Kriegshelden Georg D., bei der Vertheidigung Peter's I. gegen die aufständischen Strelitzen ums Leben. — Jakob D., geb. 1639, gest. 1720, gerieth bei Narwa in schwed. Kriegsgefangenschaft, in der er 10 Jahre lang blieb, war zuletzt Senator unter Peter I. u. benutzte das hohe Ansehen, in welchem er bei diesem stand, zur wohlthätigsten Einwirkung auf dessen leidenschaftlichen Charakter. — Iwan D., Günstling Peter's II., welcher Letztere sich im Nov. 1729 mit dessen Schwester Katharina verlobte; der zur Hochzeit anberaumte Tag wurde aber sein Todestag, u. die Kaiserin Anna hatte nichts Eiligeres zu thun, als die ganze Familie D. nach Sibirien u. Katharina in ein Kloster zu schicken; erst mit der Thronbesteigung Elisabeth's erhielt Letztere ihre Freiheit wieder, worauf sie sich mit dem Grafen Bruce, Gouverneur von Moskau, vermählte; sie starb im Febr. 1747. Ihre Brüder u. Verwandten wurden zwar nach 9 Jahren aus der Verbannung zurückberufen, aber nur, um bald darauf theils hingerichtet, theils in Schlüsselburg gefangen gesetzt zu werden. — Wasil D., Oberbefehlshaber unter Katharina II., eroberte 1771 die Krim u. erhielt infolge dessen den Beinamen Krimski. — Wladimir D., war 25 Jahre hindurch Katharina's II. Gesandter am Hofe Friedrich's des Gr., der ihm sehr gewogen war. — Michael Petrowitsch D., geb. 1766, ein ausgezeichneter Heerführer, fiel 1808 in Finnland gegen die Schweden. — Iwan Michailowitsch D., geb. 1764, gest. zu Petersburg 1823, zählt als Dichter zu den russ. Klassikern; eine neuere Auflage seiner Werke erschien in 2 Bdn. 1849 zu Petersburg. — Peter Wladimirowitsch D., geb. zu Moskau 8. Jan. 1817, zog sich durch seine Schrift: „Notice sur les principales familles de la Russie" (Brüss. 1833; 3. Aufl. 1858) die Ungnade des Kaisers Nikolaus u. durch „La Vérité sur la Russie" (1859; 2. Aufl. 1871) Verbannung zu, ward 1861 in einen Verleumdungsprozeß mit dem Fürsten Woronzoff verwickelt, der gleichfalls zu seinen Ungunsten auslief, lebte dann in Brüssel u. in England u. starb 18. Aug. 1868 in Bern. Er gab auch ein russ. Adelslexikon heraus (4 Bde., 1854—57). Seine Memoiren erschienen 1867—71 (2 Bde.).

Dolichocephalen (wörtlich „Langköpfe", vom griech. dolichos, lang, u. kephale, Kopf), nach A. Retzius' Eintheilung der Menschenformen diejenigen Schädel, bei denen der Längsdurchmesser den Querdurchmesser bedeutend überwiegt (100 : 65). Wie die Brachycephalen sind sie theils orthognath, mit nicht vorspringenden Kinnladen u. mit senkrecht stehenden Zähnen, theils prognath, mit vorspringenden Kinnladen u. schiefen Zähnen. Die orthognaten D. entsprechen ziemlich Blumenbach's Kaukasiern u. die prognathen D. dessen Aethiopiern. Näheres u. Abb. s. „Mensch".

Dolichos, Fasel; Pflanzengattung der Hülsengewächse, die häufig in den wärmeren u. heißen Ländern unsere Bohne (Phaséolus) vertritt, welcher sie vollkommen ähnelt. Bei Linné war die Gattung umfassender als heute, wo sie von verschiedenen Botanikern in mehrere Gattungen zerlegt ist (D., Vigna, Lablab, Pachyrhizus, Psophocarpus u. a.). Schon Portugal kultivirt eine Art (D. monachalis); auf den Kanarischen Inseln herrscht D. heterophyllus, in Aegypten D. Lubia, niloticus u. Lablab vulgaris, in Italien D. melanophthalmus (Fagiolo del Occhio bas.) 2c.

Dolium, Tonnenschnecke, eine Gattung Seeschnecken. Die größte Schnecke des Mittelmeeres, D. galea, gehört ihr an; sie erreicht die Größe eines Menschenkopfes, ihr kuglig eirundes, dünnschaliges Haus ist blaß braungelb gefärbt u. hat gewölbte Querrippen; der große, länglich eiförmige Fuß ist vorn etwas geöhrt u. kann durch Wasseraufnahme stark gebläht werden; bes. lang ist der Rüssel, aus dem sie, gereizt, das ätzende (2,7 % Schwefelsäure u. 0,3 % Salzsäure haltende) Sekret ihrer umfangreichen Speicheldrüsen spritzt. Nach v. Zahn gab das Haus dieser Schnecke das Vorbild der Ornamentik der ionischen Säulen.

Dollar, vom deutschen Thaler (dänisch u. schwedisch daler, holl. daalder, span. dalera), die sowol in Münzen als in Papier dargestellte Rechnungseinheit der Vereinigten Staaten Nordamerika's, welche in 100 Cents getheilt wird. Der D. wurde zuerst in Papier, bald darauf aber schon als Silbermünze hergestellt, welche 24,05 Gramm fein Silber enthielten, so daß ein Silberdollar damals 4,314 deutsche Mark od. 1 Thlr. 13½ Gr. (2 Fl. 16 Neukr. österr. od. 2 Fl. 31 kr. rheinisch) gleichkam. Nach Einführung der Goldwährung (1853) hat man die Prägung der ganzen Dollarstücke in Silber allmählig aufgegeben u. nur noch Theilstücke zu 50, 25, 10, 5 u. 3 Cents geschlagen. In diesen weniger feinhaltigen Stücken hat aber der D. nur einen Werth von etwa 4 Mark, genauer 1 Thlr. 10 Sgr. 2½ Pf. Von den seit 1853 ausgeprägten Golddollars gehen etwa

$332\frac{1}{3}$ Stück auf das deutsche Münzpfund (=etwa 457 Thlr.), so daß hiernach der Golddollar (1,6718 Gramm schwer) 4,15 deutsche Mark od. 1 Thlr. $11\frac{1}{2}$ Gr. gleichkommt. In größeren Goldmünzen prägt man 10-Dollarstücke, sog. Eagles (d. i. Adler (s. d.), nach dem Bildniß auf dem Revers so genannt); ferner 5- u. $2\frac{1}{2}$ Dollarstücke (sog. Halb- u. Viertel-Eagles), weiterhin auch Doppeleagles od. 20 Dollarstücke. Beim Ausbruch des nordamerikan. Bürgerkrieges (1861) kamen neue Papierdollars, u. zwar in 1-, 2-, 5- u. s. w. bis 1000-Dollarscheinen in Gebrauch, die wegen ihrer grünen Rückenfarbe vom Volke spottweise „Greenbacks" genannt wurden. In England u. Amerika werden häufig auch spanische u. amerikan. Piaster sowie andere ähnliche Münzen mit dem Worte D. bezeichnet, was mitunter zu unangenehmen Verwechselungen Anlaß giebt.

Dollart, Meerbusen zwischen Ostfriesland u. der holländ. Provinz Gröningen am Ausfluß der Ems, mit 6 □M. Flächeninhalt, ist durch Meereseinbrüche in das von Deichen nicht genügend geschützte, tiefer als der Meeresspiegel gelegene Land entstanden. Schon in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrh. wurden infolge von Deichbrüchen 30—40 Dörfer u. 3 Klöster, später die reiche friesische Stadt Torum zerstört; 1362 verschlang eine andere Sturmflut 30 Kirchspiele mit allen Bewohnern, u. die bisherige Mündung der Ems erweiterte sich zu einem seichten Meerbusen. Einige kleine Inseln sind die Ueberreste dieser reich angebauten Uferlandschaften. Durch spätere Springfluten, bes. die vom J. 1570, ist der D. noch erweitert worden.

Döllinger, Ignaz, berühmter Physiolog u. Naturphilosoph, geb. 24. Mai 1770 zu Bamberg, wo sein Vater Professor der Medizin u. fürstbischöflicher Leibarzt war, widmete sich in Bamberg, sodann in Würzburg, Pavia u. Wien den medizinischen Studien u. promovirte 1793 in Bamberg. Sehr bald zum Professor der Physiologie ernannt, kam D. nach Aufhebung der Bamberger Universität 1803 nach Würzburg in gleicher Eigenschaft. Im J. 1823 wurde er Mitglied der bayrischen Akademie u. 1826 Professor der Anatomie zu München. Er starb hier 14. Jan. 1841. Sein physiologisches System stützt sich auf die Lehren der Schelling'schen Naturphilosophie u. ist niedergelegt in seinem „Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus" (Bamb. 1803) u. in den „Grundzügen der Physiologie", von denen jedoch nur das erste Heft erschien (Regensb. 1835). Von seinen kleineren Schriften ist bes. hervorzuheben „Ueber den Werth u. die Bedeutung der vergleichenden Anatomie" (Würzb. 1814), als eine neue Richtung in den naturwissenschaftlichen Disziplinen fördernd. — Sein Sohn **Johann Josef Ignaz von D.**, gelehrter katholischer Theolog u. bisher geistiges Haupt der sog. Altkatholiken, geb. 28. Febr. 1799 zu Bamberg, erhielt nach Beendigung seiner Studien zu Würzburg u. Bamberg 1822 die Priesterweihe u. begann seine geistliche Laufbahn als Kaplan zu Marktscheinfeld. Nachdem er seit 1823 als Professor am Lyceum zu Aschaffenburg gewirkt, wurde er 1826 außerordentlicher, 1827 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität München, 1847 infulirter Probst des Stiftes Cajetan. Die Energie, mit der er in der bayer. Kammer (als Abgeordneter der Universität) während des bayer. Kirchenstreites für die katholische Kirche eintrat, zog 1847 seine Entlassung von der Professur nach sich; doch wurde er, nachdem er 1848 in das Frankfurter Parlament, 1849 wiederum in das bayer. Abgeordnetenhaus gewählt worden war, in seine Professur wieder eingesetzt. Seit 1851 trat er von der öffentlichen Thätigkeit zurück u. widmete sich seinem Lehramte u. gelehrten Arbeiten, durch die er schon früher seinen Ruf als ausgezeichneter Gelehrter begründet hatte; so bes. durch sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte" in 2 Bdn. (2. Aufl. 1843) u. sein Werk über „Die Reformation, ihre innere Entwicklung u. ihre Wirkungen" (3 Bde., 1846—48). Dazu kamen jetzt „Luther, eine Skizze" (1851), ein Zerrbild des Reformators, das vielfach gerechte Entrüstung hervorrief; ferner: „Hippolyt u. Kallistus od. die röm. Kirche im 3. Jahrh." (1853), sowie „Heidenthum u. Judenthum, als Vorhalle zur Geschichte des Christenthums" (1857). An den öffentlichen Streitfragen betheiligte er sich seit 1861 wieder durch Vorträge über die Säkularisirung des Kirchenstaats, aus denen die Schrift „Kirche u. Kirchen, Papstthum u. Kirchenstaat" (1861) hervorging. Seine „Papstfabeln des Mittelalters" (1863) ließen ahnen, wie er sich zur Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit verhalten würde. In der That nahm er nach der Einberufung des röm. Konzils 1869 sogleich Stellung gegen das neue Dogma der Unfehlbarkeit; seine Beziehung zu den vielbesprochenen Briefen über das Konzil in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" („das Konzil u. die Civilta") ist jetzt dadurch erwiesen, daß er Hauptverfasser des Aufsehen erregenden Buches „Der Papst u. das Konzil von Janus" (1870) gewesen ist, welches den Gedankengang jener Briefe in weiterer Ausführung u. mit Quellennachweisen wiedergiebt. Aber auch persönlich trat D. bald in den Vordergrund der antiinfallibilistischen (gegen das Dogma der Unfehlbarkeit gerichteten) Bewegung. Im Juli 1870 schloß er sich dem Protest der 50 Münchener Professoren gegen die Beschlüsse des Konzils an. Vergebens bot der Erzbischof Scherr von München alle Mittel auf, den bedeutenden Mann zu gewinnen, u. drohte schließlich mit der Exkommunikation; die letzte Antwort D.'s an Scherr vom 28. März 1871 bewies seine Unbeugsamkeit. Seine Betheiligung an der Versammlung der Altkatholiken zu München (10. April), die dort angenommene Adresse an den König von Bayern u. endlich D.'s Eintritt in das altkatholische Aktionscomité hatte bereits in der folgenden Woche seine wirkliche Exkommunikation durch den Bischof zur Folge. Trotz alledem hoffte u. glaubte D. noch an einen Ausgleich; seine nach der Pfingstversammlung der Altkatholiken erlassene Erklärung ließ einen solchen offen. Auch auf dem Kongreß zu München (22.—24. Sept. 1871) widersetzte sich D. lange dem Drängen der

Nr. 2459. Joh. Jos. Ignaz von Döllinger (geb. 28. Febr. 1799).

übrigen Führer, die nunmehr mit der Bildung altkatholischer Gemeinden Ernst gemacht wissen wollten. Erst nach längerem Zögern gab D. seine Unterschrift zu dem Programm des Kongresses. Dasselbe erkennt übrigens noch immer die Oberherrschaft des Papstes an, jedoch unter Betonung der Rechte der Bischöfe. Im Frühjahr 1872 vertrat D. als Rektor die Universität München bei deren 400jährigem Jubiläum. Die weitere Entwicklung des Altkatholizismus hat gelehrt, daß D. seinen Widerwillen gegen ein thatsächliches Schisma (Kirchenspaltung) nicht aufgegeben hat, indem er seither die Bildung altkatholischer Gemeinden den energischeren Führern (Reinkens, Huber, Michelis, Schulte, Friedrich u. A.) überließ u. sich an dem großen Kongreß der Altkatholiken zu Köln im Spätjahr 1872 persönlich nicht betheiligte. Im J. 1873 wurde D. an Stelle des verstorbenen Justus von Liebig zum Präsidenten der Münchener Akademie ernannt.

Dollond (wahrscheinlich eine Verstümmelung von d'Holland) ist der Familienname des Erfinders der achromatischen Fernröhre, die daher in früherer Zeit selbst schlechthin Dollond's genannt wurden. Die Familie stammt aus der Normandie, woher der Vater des John D. bei Aufhebung des Ediktes von Nantes nach England geflohen war. — John D., geb. 10. Juni 1706 zu Spitalfields, einem Stadtviertel Londons, wurde Seidenweber, welches Gewerbe er auch bis 1752 betrieb. Frühzeitig aber schon mathematischen u. physikalischen Studien

zugeneigt, legte er 1752 in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne Peter, welchen er zu einem Mechaniker in die Lehre gegeben hatte, eine optische Werkstatt an, in welcher nam. die Vervollkommnung der Linsenfernröhre ins Auge gefaßt wurde. Durch eine Behauptung Euler's, welche von Klingenstierna bewiesen worden war, daß nämlich Lichtstrahlen Ablenkung ohne Zerstreuung erfahren könnten, war die von Newton geleugnete Möglichkeit, achromatische Linsen herzustellen, den Optikern zur Verwerthung übergeben worden. D. fand 1757 die Lösung des Problems in der Kombination eines Linsensystems aus verschiedenen Glassorten (Crownglas u. Flintglas). Außerdem aber erwarb er sich durch manche andere Verbesserungen hohe Verdienste um die praktische Optik, infolge deren er 1761 zum Mitgliede der Royal Society ernannt wurde. Er starb 30. Nov. 1761. — Sein Sohn Peter **D.**, geb. 1730, setzte nach des Vaters Tode das Geschäft fort u. hat über mehrere von ihm zur Vervollkommnung der Fernröhre gemachte Erfindungen Abhandlungen veröffentlicht. Er starb 2. Juli 1820 zu Kensington. Ein jüngerer Bruder John u. später sein Vetter Georg D. (der eigentlich Huggins hieß) waren ebenfalls Theilhaber des Geschäfts, das unter ihnen an Berühmtheit nicht verlor. Der Letztgenannte ist durch seine vortrefflichen Chronometer u. viele Beiträge zu den „Philosophical Transactions" bekannt.

Dolman (ungarisch dolmány) heißt bei den Ungarn das kurze, knapp anliegende, mit einem Gurt befestigte Unterkleid, über welchem in der Regel noch ein Ueberrock od. ein Pelz getragen wird; D. ist ferner der Name für die knappe, mit Schnuren besetzte Husarenjacke. Auch bei den Türken heißt dôlâman das mit einem Gurt befestigte Kleid über dem Hemd, ebenso bei den Böhmen.

Nr. 2459. Gewöhnliche Form eines Menhir.

Dolmen (bretonisch, d. i. Steintische) bezeichnen im Allgemeinen diejenigen vorgeschichtlichen Denkmäler, welche aus aufgerichteten großen Steinblöcken bestehen u. vornehmlich der letzten Epoche der Steinzeit (s. d.) angehören, od. auch jüngeren Entstehens sind. Gewöhnlich nennt man diese megalithischen Monumente Druden- od. Druidensteine, indem man sie mit der Religion der alten Kelten in Zusammenhang bringt; jedoch ist diese Ansicht u. somit auch letztere Benennung eine falsche; jene Denkmäler finden sich einerseits an Orten, wohin nie Kelten gekommen sind, u. waren andererseits bereits vor der Einwanderung dieser Völker vorhanden; die Druidenaltäre sind Ruinen der D. Dessenungeachtet ist man über die Bedeutung derselben noch nicht vollständig aufgeklärt: Einige sehen in ihnen Altäre für Menschenopfer; Andere halten sie für Gräber od. Siegesdenkmäler. Unter vielen D. finden sich Grabstätten, die Geräthe enthalten, welche der Zeit der polirten Steingeräthe angehören; außerdem Thongeschirre mit rohen Verzierungen. In einem dieser D. (auf der Insel Möen), der eine Länge von 5 m. hat, fand man 22 Lanzenspitzen, mehr als 40

Nr. 2460. Cromlech bei Peschawar in Ostindien.

Steinmesser, 3 flache Aexte, 3 Meißel, 1 Steinhammer, 3 Feuersteinknollen, wie sie oft auf Feuerstellen vorkommen, einige Bernsteinperlen u. 40 mit der Hand angefertigte Thongefäße. Wegen der verschiedenen Form u. Zusammensetzung haben die D. verschiedene Namen bekommen. Bestehen dieselben nur aus einem einfachen rohen Steinpfeiler, der sich gleich einem Obelisken 2–20 m. erhebt, so nennt man sie **Menhirs**; bilden sie große Steintische, indem auf einem od. mehreren aufgerichteten Blöcken eine wagerechte Steintafel liegt, so führen sie speziell den Namen D. od. **Lichaven**, wenn auf nur zwei senkrecht stehenden Steinen ein dritter liegt; sind es endlich weitläufige Monumente, welche aus kreisförmig zusammengestellten Steinpfeilern bestehen, die mit od. ohne Platten bedeckt sind, so heißen sie **Cromlechs**. Der berühmteste solcher Steinkreise ist das **Stonehenge** (angelsächsisch Steingalgen) von Salisbury, welchen man für einen Sonnen-

Nr. 2461. Dolmen bei Castle Wellan in Irland.

tempel der Phönizier hält. Die sogenannten **Ganggräber** u. **Riesenkammern** (Jaettestuer), welche sich im Norden von Europa finden, stehen offenbar auch mit den D. im Zusammenhang. Es sind dies Begräbnißräume, in denen man Männer u. Frauen, Erwachsene u. Kinder bei einander findet. In einer seeländischen Riesenkammer fand man gegen fünfzig Skelette u. daneben Waffen, Schmucksachen u. sonstige Gegenstände. Bei einigen dieser Bauten ist der innere Raum längs der Wände in kleine Zellen getheilt, so daß jede Leiche zusammengekauert in einem besonderen Raume sitzt (Nr. 2462). Die meisten D. hat Frankreich aufzuweisen; sie finden sich dort nam. in der Bretagne; das Departement Finisterre allein enthält über 500 D. Auch in Belgien kommen D. vor. In großer Zahl kommen sie in Großbritannien, bes. in Irland vor, ebenso in Dänemark u. Schweden. In Deutschland finden sie sich an der Küste der Ostsee, in Schleswig-Holstein, Friesland u. s. w., aber auch weiter südlich bis nach Thüringen u. Schlesien. Eigenthümlich ist die massenhafte Verbreitung der D. um das ganze Mittelmeer herum; in geringer Entfernung von Konstantine finden sich viele Hunderte solcher Denksteine. Außer Europa u. Nordafrika hat bes. auch Ostindien eine große Zahl von D. aufzuweisen. Nach den Mittheilungen des Professor Hooker (auf der Naturforscherversammlung zu Norwich 1868) werden noch heute ähnliche Steinmonumente von den Khasias, einem in Ostbengalen, 3000 engl. Meilen von Kalkutta, wohnenden

Nr. 2462. Stellung der Todten in einer schwedischen Riesenkammer.

Volke errichtet. Das ganze Land ist dort mit einzelnen aufgerichteten Steinen, Steintischen u. Steinkreisen bedeckt. Jahr für Jahr werden der gleichen Denksteine auf den Gräbern od. auf Plätzen errichtet, wo irgend eine wichtige Begebenheit stattgefunden hat. Diese Angaben finden in den Berichten der Reisenden Schlagintweit u. Sale über jenes wahrscheinlich

der indochinesischen Rasse angehörige Volk Bestätigung. Die sog. Hünengräber (s. d.) sowie Schwank-, Wackel- od. Rindsteine werden von Einigen ebenfalls zu den D. gerechnet; erstere sind jedoch entschieden jüngeren Ursprungs. Vgl. Bär, „Der Vorgeschichtliche Mensch“. Lpz. 1874.

dolmetschen (nach Einigen aus dem Slavischen, nach Anderen aus dem Niederdeutschen hergeleitet), aus einer fremden Sprache mündlich in eine bekannte übersetzen; daher **Dolmetscher,** ein Uebersetzer, ein Sprachvermittler zwischen Leuten verschiedener Nationalität u. Zunge. Solche D., für deren Anstellung, Prüfung u. Ueberwachung die Behörden zu sorgen haben, sind, namentl. an großen Handelsplätzen, zur Vermittelung von Handelsgeschäften u. zur Erörterung von Streitigkeiten unentbehrlich.

Dolomieu (spr. Dolomiöh), Deodat Guy Silvain Tancrède Gratet de, ein als Mineralog u. Geolog berühmter franz. Gelehrter, der merkwürdige Schicksale erlebte. Er war zu Dolomieu in der Dauphiné 24. Juni 1750 geb. u. wurde sehr zeitig in den Malteserorden aufgenommen, so daß er noch nicht achtzehn Jahre alt war, als er seine Prüfungszeit antrat. Er war aber kaum ein Jahr Malteserritter gewesen, als er einen Offizier seiner Galere im Streite tödtete. Zum Tode verurtheilt, seiner Jugend wegen jedoch von dem Großmeister begnadigt, ging er zurück nach Frankreich, wo er kurze Zeit als Offizier in Metz in Garnison stand, bald aber, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen hingeben zu können, seinen Abschied nahm u. von da an auf langjährigen Reisen die geognostischen Verhältnisse Südeuropa's untersuchte, für welche Unternehmung ihn seine physischen u. moralischen Eigenschaften bes. geeignet machten. Im J. 1796 wurde er Ingénieur des mines u. Professor an der Ecole des mines in Paris, somit auch Mitglied des Instituts, u. begleitete bald darauf die Expedition nach Aegypten als Naturforscher. Seine Rückkehr, die er 1799 antrat, wurde aber dadurch unterbrochen, daß das Schiff einen Leck bekam u. mit genauer Noth Tarent erreichte, hier aber die Mannschaft kriegsgefangen gemacht wurde. D., den man erkannt hatte, erhielt seine Freiheit selbst dann noch nicht, als man die Andern entließ, u. mußte eine harte Gefangenschaft aushalten, die fast zwei Jahre währte. Erst 1801 kam er wieder nach Paris, wurde Professor der Mineralogie am Museum der Naturgeschichte, starb aber schon desselben Jahres 26. Nov. auf einer Studienreise in die Alpen zu Chateauneuf. Er hat die geologischen Wissenschaften mit vielen glücklichen Beobachtungen bereichert, über die er zahlreiche Abhandlungen bes. in dem „Journ. phys.“ veröffentlichte. Den Dolomit (s. d.), der nach ihm den Namen erhielt, hat er zuerst (1791) am Brenner beobachtet u. als eine eigenthümliche Gesteinsart erkannt.

Dolomit zu Ehren des französischen Naturforschers Dolomieu (s. d.) in die geologische Nomenklatur eingeführt, bezeichnet sowol ein Mineral wie eine Gesteinsart. Das Mineral D., auch Bitterspath, Braunspath, Perl- u. Rautenspath, nach bez. Fundorten auch Tharandit u. Miemit gen., ist wesentlich eine Verbindung von kohlensaurer Kalkerde mit kohlensaurer Magnesia, krystallisirt rhomboëdrisch, u. zwar ist die ganz gewöhnliche Form seiner Krystalle das Rhomboëder selbst; interessante Kombinationen kommen vor zu Traversella in Piemont, zu Teruel bei Sct. Jago di Compostella, Hall in Tirol und Kittelsthal bei Eisenach. Auch halbkugelförmige, traubige, nierenförmige Anhäufungen finden sich (Koloseruk in Böhmen und Miömo in Toscana, sowie in den heißen Quellen von Siakowatz in Syrmien u. a. O.). Die Krystalle des D. sind höchst selten einzeln eingewachsen, sondern stehen gewöhnlich in Drusen zusammen; sie sind meist hellgrau, gelb od. braun, glasglänzend u. durchscheinend.

Die Gesteinsart D. ist ein in einander nahe stehenden Abstufungen des Korns mehr od. weniger feinkörniges, selten ins Erdige od. Dichte, bisweilen ins Schuppige übergehendes, im großen Ganzen undeutlich geschichtetes od. massiges Gestein, welches in meist weißen, gelblichen u. grauen Farben das Vorkommen des Minerals D. in Form von Bergen u. Gebirgen darstellt. Hin und wieder wird seine Struktur in nicht ganz geeigneter Weise als eine zuckerkörnige bezeichnet. Der D. wird stets durch eine gewisse Porosität charakterisirt, der zufolge er leicht verwittert, zerbröckelt u. zu Sand zerfällt. Diese Eigenthümlichkeit u. der Umstand, daß der D. oft große kompakte Massen kohlensauren Kalkes eingelagert enthält, welcher viel leichter löslich ist als die kohlensaure Magnesia oder Talkerde, die im D. im Verhältniß wie 45 : 55 enthalten ist, bewirken seinen außerordentlichen Reichthum an hohlen Räumen, die ihm auch den Namen Höhlenkalk eingebracht haben, sowie die überaus pittoreske Gestaltung seiner Gebirge, die am imposantesten im südlichen Tirol (Gruppe des Schlern, der Marmolatta, des Rosengarten, der Toffana, des Antelao u. s. w.) auftreten, so daß die Dolomit-Alpen nicht blos geognostisch, sondern auch landschaftlich einen ganz besonderen Begriff bilden. Der D. tritt gewöhnlich als Begleiter der aus Kalkstein bestehenden Formationen Glieder unserer Erdrinde auf; so besitzt z. B. der Muschelkalk seinen besondern D., die sog. Rauhwacke. Wie höhlenreich die Jura- u. Zechstein-D. sind, daran erinnern uns Muggendorf bei Streitberg, Gleichsbrunn bei Liebenstein, die Altenburg bei Pößneck. Das Zusammenvorkommen des D. mit Erzen ist selten u. beschränkt sich fast auf Galmei, Bleiglanz u. dergl.; bei Campo Longo am Sct. Gotthard finden sich schöne Turmaline in ihm. D. tritt auch im Schiefergebirge auf, wo er bisweilen, wie bei Heidelbach unweit Wolkenstein i. S., gleich dem Kalksteine als Brennkalk abgebaut wird; andererseits schließt sich mancher Marmor ihm an, wie der berühmte auf der Insel Paros in Griechenland. Früher wurde das Gestein zur Darstellung von Bittersalz und kohlensaurer Magnesia verwendet, jetzt benutzt man gewisse Arten nur noch zu hydraulischem Mörtel und als Baustein. Die festen u. trocknen Massen liefern ein vorzügliches Material zu Grundmauern. Der aus zersetztem D. hervorgegangene Erdboden ist locker u. eignet sich zu Getreide- u. Kleebau, bleibt aber immer von nur mittlerer Fruchtbarkeit.

doloroso (ital.), schmerzhaft, schmerzlich (musikalische Vortragsbezeichnung).

dolos (lat. dolosus), d. i. böswillig, handelt nach juristischen Begriffen, wer bewußt etwas Widerrechtliches begeht. Nam. begreift man darunter auch ein Verfahren, das aus betrügerischer Absicht entspringt und eine Täuschung über Dinge enthält, deren Verschweigen nach den Grundsätzen von Treue und Glauben nicht zu erwarten war od. deren Vorhandensein im Zweifel angenommen werden konnte.

Dolus (lat.), böser Vorsatz, böse Absicht, ist eine Unterart des widerrechtlichen Willens, dessen thatsächliche Aeußerung zum Verbrechen wird. Eines D. macht sich schuldig, wer bei Vornahme einer verbrecherischen Handlung wußte, daß er im Begriff stehe, ein Strafgesetz zu übertreten u. ein Verbrechen zu begehen, trotzdem aber das Verbrechen wollte. Es genügt übrigens das allgemeine Bewußtsein des Unrechts, um Jemand wegen D. zur Verantwortung zu ziehen; die Widerrechtlichkeit der Handlung u. die Strafbarkeit u. Strafhöhe des Verbrechens braucht der Verbrecher nicht gekannt zu haben. Diese Kenntniß des Unrechts wird jedoch im Zweifel bei allen Verbrechern u. bezüglich jedes Verbrechens angenommen werden können; es kann sich z. B. Niemand mit dem Einwande schützen, er habe geglaubt, Entführung sei erlaubt, Unterschlagung kein Verbrechen u. dergl. Nur bei Personen unter 18 Jahren hat der Richter im einzelnen Falle zu entscheiden (Deutsch. Straf-Gesetzb. §. 57), ob der Angeschuldigte bei der Vornahme der betr. Handlung die zur Erkenntniß ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht besessen habe, u. hat im Falle der Verneinung von einer Bestrafung abzusehen. Die meisten Verbrechen werden nur dann bestraft, wenn der Thäter dolos gehandelt, d. h. das Unrechte seiner Handlungsweise gekannt hat. Den Gegensatz zu den dolosen Verbrechen bilden die sog. culposen Vergehen, die nicht mit dem Bewußtsein der Widerrechtlichkeit, sondern aus Fahrlässigkeit (culpa, s. d.) begangen sind. Die letzteren werden, da der widerrechtliche Wille hier weniger intensiv ist, geringer bestraft.

D. O. M., Abk. für Deo Optimo Maximo (lat.), dem besten und höchsten Gotte.

Dom, v. domus, δῶμα, das Haus, ursprüngliche Bezeichnung für jedes Gotteshaus, wird seit Entwicklung des Christenthums im Abendland gebraucht für die Hauptkirche am Sitze des Bischofs, Domkirche, Kathedralkirche (von kathedra, der Sitz). Steht ein Kloster damit in Verbindung, so bezeichnet man die betr. Domkirche als Münster. Zu allen Zeiten der christlichen Baukunst hat man sich bemüht, die D. stets aufs geräumigste, großartigste u. prächtigste herzustellen, u. dieselben sind daher die edelsten Zeugnisse für die Ausbildung der christlichen Baukunst. In der altchristlichen Zeit (s. d. Art. „Baukunst“) traten zuerst die größern flachgedeckten Basiliken als D. auf, so die alte St. Peterskirche zu Rom (eine fünfschiffige Basilika aus der Constantinischen Zeit, die im 16. Jahrh. der jetzigen weichen mußte), der D. zu Ravenna (5. Jahrh.), der D. v. Parenzo (Istrien, 6. Jahrh.), der D. zu Trier (6. Jahrh.), der D. v. Torcello (7. Jahrh.), dann auch gewölbte Portal- od. Kuppelbauten, wie der D. zu Brescia (7. Jahrh.), das Münster zu Aachen (8. Jahrh., s. d. Art. „Aachen“). Die hauptsächlichsten D. aus der Zeit der romanischen Bauweise sind aus dem 11. Jahrh.: die alten D. zu Hildesheim, Mainz u. Speier (s. „Baukunst“ Tafel XXXII), aus dem 12. Jahrh. die zu Worms, Bern, Würzburg, Freising, Gurk in Kärnthen, Schaffhausen, Konstanz, Braunschweig, Naumburg, Brandenburg, Lübeck zc., aus dem 13. Jahrh. die D. zu Magdeburg, Merseburg, Bremen, Freiberg, Limburg a. d. Lahn, Wetzlar, Bamberg (s. „Baukunst“), der Mittelbau des D. zu Freiburg i. B., Chor des Münsters zu Straßburg, Münster zu Basel, St. Stephan zu Wien, D. zu Münster, Osnabrück, Paderborn, Hersfeld, Soest zc.; in Italien die D. zu Pisa, Prato, Pistoja, Ancona, Palermo, Monreale

Cefalu, Salerno, Amalfi, Ravello, dann zu Parma, Casale Monferrato, Novara, Verona, Piacenza ꝛc.; in Frankreich die D. zu Autun, zu Langres, Bayeux ꝛc.; in Spanien die Münster v. Santiago de Compostella, Salamanca, Seguenza, Tarragona, Lerida, Tudela ꝛc.; in England die Kathedr. zu Durham, Gloucester, Peterbourgh, Norwich ꝛc.; in Skandinavien die D. zu Roeskild u. zu Drontheim u. a. Die gothische Bauweise (1250—1550) zeigt uns die prächtigsten D. aller Zeiten u. aller Völker in Deutschland, vor Allem die D. zu Köln, Straßburg (s. „Baukunst" Tafel XXXII) u. Wien (St. Stephan). Eine große Anzahl der früher begonnenen wird vollendet, wie die D. zu Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, Halle, Erfurt, Freiberg, Münster, Frankfurt, Wetzlar ꝛc., außerdem die D. zu Regensburg, Augsburg, Freiburg i. Br., Ulm, Ueberlingen, Prag ꝛc.; in Frankreich die Kathedr. z. Noyon, Laon, Paris, Sens, Senlis, Bourges, Rheims, Chartres, Amiens, Le Mans, Coutances, Auxerre, Bayeux, Séez, Alby, Bordeaux, Limoges, Clermont, Narbonne, Dijon, Lyon, Genf, Lausanne ꝛc.; in Belgien die D. zu Antwerpen, Brügge, Brüssel ꝛc.; in England die Kathedr. zu Salisbury, Canterbury, Lichfield, Worcester, Lincoln, Ely, York, Exeter ꝛc.; in Italien die D. zu Florenz, Siena, Lucca, Orvieto, Como, Bologna, Mailand ꝛc.; in Spanien die Kathedr. v. Toledo, Leon, Burgos, Valencia, Barcelona, Avila, Gerona, Palma, Oviedo, Sevilla, Salamanca ꝛc. (s. „Baukunst"). Mit der Renaissancezeit (v. 1500—1648) sind es, wie die profanen Werke dieser Zeit, besonders die D. Italiens, welche sich durch Großartigkeit u. Pracht auszeichnen, obgleich sie nicht so hoch gestellt werden wie die der vorangegangenen Epoche, der Gothik. Die D. zu Florenz, Pavia, Piacenza u. besonders St. Peter zu Rom (1506 beg.) sind in ihrer Art Wunderwerke der Baukunst, und letzterer ist namentlich das Muster für die D. der spätern Zeit geworden, wie der St. Pauls-Kirche zu London (1675—1710), des D. zu Fulda ꝛc. Die neueste Zeit hat in Bezug auf neue Dombauten bis jetzt nichts Hervorragendes zu Wege gebracht u. sind unter Anderm auch die Versuche des Baues einer größeren Domkirche zu Berlin, bereits unter dem früheren Könige begonnen, ebenfalls bis jetzt resultatlos geblieben.

Dom, portugiesischer Titel, s. „Don".

Domäne (vom mittellat. domanium, altlat. dominium), Eigenthum, Herrschaft, im weiteren Sinne alles Eigenthum des Staates, das dieser zum Zwecke des Erwerbes besitzt. Zu den D. gehören folglich nicht: Staatsgebäude, Museen, Bibliotheken u. dgl., eben so wenig das etwa vorhandene werbende mobile Staatsvermögen u. die Regalien (s. d.); dagegen die im Besitze des Staates befindlichen Landgüter, Wälder, Berg- u. Hüttenwerke, Fischereien (nach Manchen auch Eisenbahnen, Telegraphen u. dgl., die jedoch bei strenger Festhaltung des geschichtlichen Begriffs der D. nicht dazu gerechnet werden können). In den Staaten des Alterthums bildeten die D. lange Zeit die einzige, später neben den Steuern die vornehmste Einnahmequelle zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse. Zuwachs erhielten die D., nam. bei den Römern, durch Eroberung, indem sämmtliches erobertes Land dem Staate zufiel, der es dann verpachtete, meist zum Unheil der betreffenden Provinzen, welche von den Generalpächtern aufs schonungsloseste ausgesaugt wurden. Zuletzt wurde die Bestreitung der öffentlichen Ausgaben ausschließlich den Steuerzahlern aufgebürdet u. vom Kaiser Diocletian das Staatsgut als Krongut erklärt. In den german. Staaten gab es anfänglich kein Staatsgut im heutigen Sinne; die Fürsten stützten ihre Herrschermacht auf theils ererbten, theils eroberten Privatbesitz an liegenden Gütern. Karl der Große besaß sehr umfangreiche Hausgüter, die er durch eigens dazu angestellte Beamte bewirthschaften ließ u. deren Erträge er theils für seinen Hofhalt, theils für staatliche Zwecke verwandte. Unter seinem Nachfolger gelangte ein Theil dieser Güter durch fromme Schenkungen in den Besitz der Kirche; die übrigen fielen, soweit sie an Ludwig den Deutschen mit übergegangen waren, nach dem Aussterben der Karolinger an das Reich. So entstanden die deutschen Reichs-D., die theils zur Bestreitung des Hof- u. Staatshaushalts, theils zur Gewinnung einflußreicher Vasallen benutzt wurden. Letztere Verwendung ward seit der Einführung des Wahlkaiserthums die vorherrschende. Die ursprünglich nur als Nutznießer eingesetzten Fürsten vermischten die D. allmählig mit ihrem Privatbesitz, sie veräußerten u. verpfändeten sie, ohne sie wieder einzulösen. Einzelne D. wurden mit der Zeit zu Freien Städten. Mit der zunehmenden Auflösung des Reiches in einzelne landesherrliche Gebiete ging jede Verbindung der D. mit der Kaiserwürde verloren; im 18. Jahrh. befanden sich die meisten als sog. Kammergüter im Besitze der souverän gewordenen Fürsten. England verkaufte zu Cromwell's Zeit seine D., um die Wiederherstellung des Königthums zu erschweren. In ähnlicher Absicht machte die erste franz. Republik die Güter der Emigranten u. das Besitzthum der Bourbonen zu D., um sie sofort wieder zu verkaufen. Bei den Mediatisirungen, die infolge der Revolutionskriege in Deutschland eintraten, wurden die D. als reines Privateigenthum betrachtet u. als solches den in den Privatstand tretenden Fürstenfamilien überlassen. Den Privatbesitz der souveränen Fürsten vom Staatseigenthum zu sondern, blieb dem gegenwärtigen Zeitalter der konstitutionellen Regierungsform vorbehalten. In allen konstitutionellen Staaten ist dem Regenten zur Bestreitung seiner persönlichen Bedürfnisse u. seines Hofhaltes statt der auf den Staat selbst übergegangenen Nutzungsrechte an den D. eine bestimmte Jahressumme, die Civilliste (s. d.), ausgeworfen. Die Frage nach der rechtlichen Natur der D. war bes. in den deutschen Kleinstaaten schwer zu entscheiden; daher wurden sie in einigen Staaten nach bestimmten Quoten zwischen der Dynastie u. dem Staate getheilt, in anderen unter Vorbehalt des fürstl. Eigenthumsrechtes bez. des Ertrages ganz dem Staate zugewiesen. In Preußen wurden die D. reines Staatsgut, das nicht ohne Zustimmung der Landesvertretung u. nur zur Befriedigung allgemeiner Staatsbedürfnisse mit Schulden belastet od. veräußert werden darf; indessen bezieht der Kronfideikommiß-Fonds aus ihrem Ertrag eine Rente von 2,500,000 Thlrn. Nach Abzug der letzteren betrugen die Einnahmen aus den D. Preußens im J. 1871: 21,691,691 Thlr., die Ausgaben für dieselben 8,940,520 Thlr. Unter D. sind hier die landwirthschaftlichen Staatsgüter u. die Staatsforsten zu verstehen, wie denn überhaupt die Budgets unter D.erträgen in der Regel nur die Einkommen aus dem ländlichen Grundbesitze des Staates sowie aus den Staatswaldungen und deren Nebennutzungen, wie Jagd u. Fischerei, nur selten auch die aus den Staatsbergwerken begreifen. Am umfangreichsten sind die D. der Ver. Staaten von Nordamerika, die aber nicht bewirthschaftet werden, sond. durch ihren Verkauf einen Erlös liefern. In zweiter Linie steht Rußland, wo die D. indeß noch Krongüter sind; ihr Bruttoertrag belief sich 1871 auf $43\frac{1}{2}$ Mill. Rubel. Gegen die Selbstverwaltung der D. seitens des Staates werden neuerdings vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus erhebliche Einwendungen gemacht.

Dombrowski (eigtl. **Dabrowski**), Jan Henryk, poln. General, geb. zu Pierzchowiec bei Krakau 29. Aug. 1755, war der Sohn eines kursächs. Obersten u. trat selbst 1770 in sächs. Militärdienste. Im J. 1792 kehrte er nach Polen zurück und wurde im Kampfe gegen Rußland 1793 Generalmajor. Im folgenden Jahre ging er zur Unterstützung des dortigen Aufstandes nach Posen, mußte sich aber nach Kosciuszko's Gefangennehmung u. infolge der Einnahme Warschau's durch die Russen ergeben. Später nahm er bis 1801 an der Spitze einer poln. Legion an den Waffenthaten der franz. Heere in Italien theil. Von Napoleon ermuntert, erregte er nach der Schlacht bei Jena einen Aufstand in Polen, zog mit zwei Legionen in Warschau ein u. belagerte, von sächs. u. bad. Truppen unterstützt, die Stadt Danzig. Nach dem Falle Polens trat er wieder ins franz. Heer ein u. gab in den Kämpfen von 1812 u. 1813, namentlich bei Leipzig, glänzende Proben seines Muthes. Nach Napoleon's Abdankung in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er vom Kaiser Alexander zum General der Kavallerie u. Senator-Wojwoden der poln. Landstände ernannt, zog sich jedoch schon 1816 ins Privatleben zurück. Er starb auf seinem Landgute Winna-Góra im Großherzogthum Posen 6. Juni 1818.

Dombrowski, Ladislas, bekannter Vorkämpfer der Pariser Kommune von 1871, geb. zu Warschau, betheiligte sich 1860 an der von Garibaldi unternommenen Expedition gegen Sizilien u. Neapel, kehrte kurz nach dem Ausbruche der poln. Revolution von 1863 in sein Vaterland zurück u. spielte während derselben eine hervorragende Rolle. Nach der Niederwerfung des Aufstandes entfloh er nach Paris, von wo aus er mit den übrigen Häuptern der poln. Emigration eine hartnäckige Agitation gegen Rußland betrieb. Nach den ersten, für Frankreich unglücklich ausgefallenen Schlachten des Deutsch-franz. Krieges wurde er von der franz. Regierung mit der Bildung einer poln. Legion in Lyon beauftragt, nach deren Durchführung er sich nach Paris zurückbegab. Durch die bald darauf eintretende Belagerung in der Hauptstadt zurückgehalten, schloß er sich 18. März 1871 dem sozialistischen Aufstande an u. erhielt 7. April von der Kommune den Oberbefehl über die rechts von der Seine aufgestellten Truppen. Nachdem er eine Zeit lang erfolgreich gegen die Regierungstruppen vorgegangen war u. sich in fester Stellung bei Asniers behauptet hatte, mußte er diese Stellung 20. April räumen. Auch die Vertheidigung der Westseite von Paris, die ihm Anfang Mai übertragen wurde, eröffnete er mit Geschick u. Entschlossenheit, vermochte jedoch eben so wenig in dieser Stellung wie später als Oberbefehlshaber sämmtlicher Kommunetruppen (seit 9. Mai) dem Regierungsheere nachhaltige Erfolge abzuringen. Von General Douay immer weiter zurückgedrängt, wehrte er sich mit verzweifelter Tapferkeit, mußte jedoch eine Stellung nach der andern aufgeben u. starb 23. Mai an den Folgen einer Wunde, die er einige Stunden vorher im Barrikadenkampfe erhalten.

Domenichino od. Dominichino, eigentlich Domenico Zam-

pieri, aus Bologna, geb. 1581, ein der eklektischen Richtung der Caracci angehörender talentvoller Maler, bildete sich in der Schule der Letzteren, studirte dann in Parma u. Modena die Werke Correggio's u. ließ sich später in Rom nieder, wo er sowol Oelbilder als Fresken ausführte. Unter ersteren ist als sein Hauptwerk die „Kommunion des h. Hieronymus" zu nennen, die dem Geiste seiner Zeit gemäß in der Darstellung der sehnsüchtigen Entzückung eines den letzten Trost empfangenden Greises u. im lebendigen Ausdrucke des Mienenspiels der umgebenden Gruppen eine der höchsten Aufgaben der Kunst löst. Wunderbar schön sind auch seine Fresken in S. Andrea della Valle: „die vier Evangelisten", in Auffassung u. vollendeter Zeichnung der von Rafael u. Michelangelo gegebenen Vorbilder würdig. Andere Bilder zeigen oft in den Hauptgestalten eine gewisse Kälte u. Absichtlichkeit, während die Nebenpersonen von großer Anmuth u. edler Schönheit sind. Dieser Art sind die Fresken aus dem Leben der h. Cäcilia in einer Kapelle von S. Luigi dei Francesi u. ebenso das Freskobild der Geißelung des h. Andreas (Kapelle S. Andrea in S. Gregorio Magno), das er im Wettstreit mit Guido Reni malte. Zu seinen schönsten Arbeiten gehört ferner ein Oelbild im Palast Borghese, die „Diana mit ihren Nymphen", eine liebliche Komposition von reichgegliederter Bewegung. Weltbekannt durch den Stich von Müller ist auch die begeisterungsvolle Halbfigur des Evangelisten Johannes (Eremitage in Petersburg u. Castle Howard in England). Ebenso ausgezeichnet war D. auf dem Gebiete der Landschaften mit historischer Staffage u. in den architektonischen Theilen seiner Bilder, wie er denn überhaupt der Architektur kundig war, selbst die Entwürfe zu mehreren kleinen Bauten in Rom entwarf u. längere Zeit unter Gregor XV. als Architekt des Vatikans angestellt war. Später folgte er einem Rufe nach Neapel, wo er, von neidischen Nebenbuhlern verfolgt, 1641 in Kummer u. Einsamkeit starb.

Domestikation. Es ist nicht schlechthin die Macht des Menschen, welche das Thier domestizirt, d. h. unterjocht, zum Hausthier macht, wie z. B. Buffon noch annahm, indem er sagte: „Der Mensch verändert den naturgemäßen Zustand der Thiere, indem er sie zwingt, ihm zu gehorchen, u. sie zu Diensten benutzt", es ist vielmehr hierzu nöthig, wie das besonders Fr. Cuvier erkannte, daß die Thiere von Natur gesellige sind. Alle unsre Hausthiere stammen von ursprünglich in Gesellschaft lebenden Thieren, so das Pferd, das Schaf, die Ziege, das Rind, das Schwein, das Kaninchen, der Hund, u. wenn die Katze, die man gewöhnlich auch zu den Hausthieren rechnet, eine Ausnahme macht, indem sie im Naturzustande einsam lebt, so muß hervorgehoben werden, daß sie auch nicht wirklich unterjocht ist. Zähmen u. Unterjochen ist Zweierlei; gezähmt werden auch die einsamsten u. wildesten Thiere, durch die Macht der Gewohnheit; unterjocht wird nur das gesellige Thier. Es betrachtet den Menschen als Mitglied seiner Gesellschaft, u. Sache des Menschen ist es, dieser Gesellschaft sich einzureihen, sich so zu ihr zu stellen, daß er vom Thiere als Haupt der Herde od. Familie anerkannt wird. Das Naturell der Thiere wird nicht verändert, wie das Buffon behauptete, der Mensch benutzt vielmehr den natürlichen Trieb. Und so ist die D. weiter nichts als eine Form der Geselligkeit, eine bestimmte Folge des sozialen Triebes. Die D. unserer Hausthiere verliert sich ins Alterthum. Der Mensch hat nur solche Thiere domestizirt, die sich ihm irgendwie nützlich erwiesen u. sich in der Gefangenschaft leicht fortpflanzten. Mit nur wenigen Ausnahmen haben sie im Laufe der Zeit bedeutend variirt, bedeutender als im Naturzustand, gleichviel, unter welchem Klima u. zu welchem Zwecke sie gehalten wurden; in manchen Fällen ist der ursprüngliche, elterliche Stamm ausgestorben od. kann wegen der bedeutenden Veränderung der Nachkommen nicht mit Sicherheit erkannt werden. Die D. ist noch nicht abgeschlossen, ja es ist sehr wohl möglich, daß noch fernerhin gesellige Thiere domestizirt werden; sie gehört zu den Aufgaben der Akklimatisationsvereine.

Dominante, von älteren Tonlehrern auch Quinta toni genannt, ist die fünfte Stufe (Quinte) der Leiter einer Tonart, insofern dieselbe als Grundton eines Akkords betrachtet wird. Den Namen D. — der wichtigste, herrschende Ton (vom lat. dominare) — führt sie deshalb, weil sie mit den Akkorden (D. Akkorden, D.-Dreiklängen, D.-Septimenakkorden ꝛc.), denen sie zur Basis dient, bei der Schlußbildung u. der Modulation eine Hauptrolle spielt. Die D. der Tonarten, in welche im Verlaufe eines Tonstückes ausgewichen (modulirt) worden ist, werden Neben-D. genannt, während die D. der Haupt- u. Stammtonart die tonische D. heißt. Unter-D. od. Sub-D. heißt die Quinte, welche vom Grundton einer Tonart abwärts gezählt wird; die eigentliche D. heißt auch Ober-D. So ist z. B. vom Ton c abwärts der Ton f die Unter-D., aufwärts der Ton g die Ober-D.

Domingo, s. „San Domingo".

Dominica (franz. Dominique, spr. -nik), eine in engl. Besitz befindliche Insel der Kleinen Antillen, zwischen Marie Galante u. Martinique gelegen, mit 13,7 □M. Flächeninhalt u. 27,000 zum größten Theil farbigen Einwohnern (1869), wurde 1493 von Columbus entdeckt, war lange Zeit Gegenstand des Streites zwischen England u. Frankreich, bis die Franzosen es 1811 definitiv an England abtraten. Das Gebirge, welches D. von N. nach S. durchzieht u. sich bis zu 1835 m. erhebt, ist vulkanisch u. an Solfataren reich, die einen trefflichen Schwefel liefern. Der Werth der Einfuhr betrug 1868: 57,181 Pfd. St., der der Ausfuhr 70,924 Pfd. St. Ausgeführt wurden vorzüglich Kaffee, Zucker, Kakao, Baumwolle u. Schwefel. Die Küstenstrecken sind fruchtbar, für europäische Ansiedler aber ungesund. Die Hauptstadt von D. ist Roseau od. Charlotteville an der Südwestküste; ein wichtiger Hafenplatz Portsmouth an der Nordwestküste.

Dominicalien (Einzahl Dominicale, lat.) hießen in der alten kathol. Kirche die Kopfbedeckungen von weißer Leinwand, deren sich die Frauen beim Herantreten an den Altar während der Abendmahlsfeier zu bedienen hatten. — Ferner heißen so die Wochenabschnitte aus der Bibel, die an Sonntagen in den Kirchen verlesen werden.

Dominicum (lat.), Kirchenvermögen, Kirchenschatz; auch s. v. w. Abendmahlsfeier od. Messe.

Dominikaner, die Glieder des 1215 von Dominicus gestifteten Mönchsordens. — **Dominicus,** fälschlich Guzmann genannt, geb. 1170 zu Calaruejo in Altkastilien, erhielt seinen Namen nach dem heiligen Dominicus v. Silos, der seiner Mutter, als sie an dessen Grabe betete, die einstige Größe ihres bald darauf geborenen Kindes offenbart haben soll. Der Knabe zeichnete sich schon in früher Jugend durch seine Neigung zu mönchischem Wesen u. bald auch als Schüler der Universität Valencia durch Gelehrsamkeit aus. Sein Eifer um das Seelenheil u. die Bekehrung Anderer bewog 1194 den Bischof Diego von Osma, ihn zum Domherrn seines Stiftes zu ernennen, als welcher er sich bes. der Bekehrung von Ketzern u. Mohammedanern widmete. Als er 1205 auf einer Reise nach Rom durch Südfrankreich zog u. den allgemeinen Abfall des Volkes von der katholischen Kirche gewahrte, beschloß er, sich von nun an allein der Bekehrung desselben hinzugeben. Aus einem Asyl für Mädchen zu Prouille bei Toulouse erwuchsen die ersten Anfänge des Ordens; ein ihm geschenktes Haus zu Toulouse wurde der Sammelplatz u. Zufluchtsort der Missionsprediger. Im J. 1215 begab er sich zum lateran. Konzil nach Rom, um von Innocenz III. die Vollmacht zur Stiftung eines Ordens zu erwirken, der vor Allem über die Reinhaltung des katholischen Glaubens wachen sollte. Infolge eines Beschlusses jenes Konzils, daß keine neuen Mönchsorden mehr gestiftet werden dürften, soll der Papst die Erlaubniß nach langem Widerstreben nur mündlich ertheilt haben, u. zwar unter der Bedingung, daß sich der Orden an eine der schon vorhandenen Ordensregeln anschließe. Innocenz III. ahnte nicht, daß gerade dieser neue Orden dem Papstthum auf Jahrhunderte hinaus die wichtigsten Dienste erweisen werde. D. entschied sich mit 16 Genossen für die sog. Regel des heil. Augustinus, wie sie bes. in dem Orden der Prämonstratenser ausgebildet war. Die Hauptvorschriften waren: stetes Schweigen, so lange nicht die Vorsteher zu reden geboten, äußerst strenges Fasten u. Enthaltung von weltlichem Besitz. Als Kleidung diente ein langer schwarzer Talar mit weißem Ueberwurf. Im J. 1216 wurde der Orden von Papst Honorius III. als der der „Predigerbrüder" (Fratres praedicatores) bestätigt u. erlangte bald ausgedehnte Privilegien. Von ihrem Kloster St. Jakob zu Paris erhielten sie in Frankreich den Namen Jakobiner. D. selbst dehnte seine Thätigkeit sogar auf Rom selbst aus, wurde dort magister sacri palatii (d. h. päpstlicher Hof- od. Palastprediger, eine Würde, die seitdem den Dominikanern verblieben ist) u. übte als solcher großen Einfluß. Im J. 1219 begann er, ohne Zweifel unter dem Eindruck des unterdeß gestifteten Franziskanerordens, eine Umgestaltung seines Ordens, nahm die Tracht der Karthäuser an (schwarze Kutte u. Kapuze) u. machte auf dem ersten Generalkapitel des Ordens in Bologna (1220) denselben gleichfalls zu einem Bettelorden, d. h. die Glieder des Ordens hatten unter gänzlichem Verzicht auf allen Besitz ihren täglichen Bedarf selbst zu erbetteln. Nur so vermochte der Orden die Rivalität mit den rasch beliebt gewordenen Franziskanern aufzunehmen. Auf dem zweiten Generalkapitel zu Bologna 1221 zählte der Dominikanerorden bereits 60 Klöster in acht Provinzen. D. selbst starb noch in demselben Jahre (im Aug.) zu Bologna; Papst Gregor IX. sprach ihn 1233 heilig. — Nach dem Tode des Stifters schritt der neue Bettelorden vor Allem insofern auf der Bahn desselben fort, als er sich wesentlich die Sorge für die reine katholische Lehre angelegen sein ließ. Schon 1228 gelang es den Dominikanern, einen theolog. Lehrstuhl an der Universität Paris zu begründen, dem bald andere nachfolgten. Sie erkannten wohl, daß die Pflege der Gelehrsamkeit ihnen zur Ausübung ihres Bekehrungswerkes unentbehrlich sei. Sie vor Allem haben, vielfach im Streit mit den

Franziskanern, das System der mittelalterlichen Scholastik (d. h. der wissenschaftlichen Rechtfertigung der Kirchenlehre bis in die kleinsten Einzelheiten) geschaffen u. zählten viele der größten Gelehrten des Mittelalters, z. B. Albrecht den Großen, Thomas von Aquino, die sog. Mystiker Ekkard, Johann Tauler u. Heinrich Suso, desgleichen den Reformator Savanarola zu ihren Mitgliedern. Zahllose hohe Geistliche sowie vier Päpste sind aus dem Orden hervorgegangen; auch mehrere weibliche Heilige, wie Katharina von Siena, werden ihm zugezählt. Gegen das Ende des 15. Jahrh. entartete der Orden mehr u. mehr; bereits 1425 hatte Papst Martin V. das Verbot des Besitzes für den Orden aufgehoben: Ueppigkeit u. Ueberfluß trat an die Stelle der früheren Armuth. Zwar beherrschten sie zum Theil noch die Universitäten (in Deutschland bes. Köln u. Leipzig) u. übten als Beichtväter der Fürsten ungeheueren Einfluß; aber ihre Unwissenheit u. Intoleranz war zur Zeit der Reformation sprüchwörtlich, Ablaßhandel u. grausame Ketzerverfolgung machten ihre Hauptbeschäftigung aus. Vergebens suchten einzelne Zweige des Ordens der Verderbniß durch Reformen zu steuern; der Orden als solcher hatte sich seit der Reformation überlebt u. wurde mehr u. mehr von den Jesuiten verdrängt. Zwar strebten sie durch eifrige Mission, in Asien u. Amerika, sich das alte Ansehen zu erhalten, u. erfüllen ihren eigentlichen Beruf noch bis heute durch die Verwaltung des sog. Index (des röm. Verzeichnisses der verbotenen Bücher). Der Verfall des Ordens ist immer weiter fortgeschritten; bes. ist er von den Revolutionen in Italien (seit 1859) u. Spanien (1869) hart betroffen worden. Abbild. der Tracht der Dominikaner s. „Orden".

Dominion of Canada, s. „Canada".

Dominium (lat.), Hausgewalt, Herrschaft, Eigenthum (s. d.).

Dominium fundātur in gratia (lat.), d. h. die Herrschaft ist auf Gnade gegründet — ein Satz, durch welchen der Absolutismus zu seiner eigenen Rechtfertigung die weltliche Herrschergewalt auf die göttliche Gnade zurückführen u. erstere als eben so unbedingt u. unbeschränkt hinstellen will wie das göttliche Recht.

Domino (ital.), Nebenform für dominio, Herrschaft, Herrentracht, war früher eine Art Wintermantel geistlicher Herren, welcher nur bis über die Brust hinabreichte u. Gesicht u. Schultern bedeckte. Jetzt heißt D. eine Maskentracht, die aus einem langen seidenen Mantel mit weiten Aermeln u. einer Kapuze besteht. — **D.** heißt auch marmorirtes, türkisches Papier u. Dominoterie der Handel mit demselben. — **D.** ist ferner der Name eines unter zwei od. mehreren Personen, vornehmlich in Kaffeehäusern, üblichen Spieles, dessen Material aus kleinen Täfelchen von Bein od. Ebenholz besteht, den sog. D.-Steinen, welche auf der Vorderseite je in zwei Felderflächen mit einer verschiedenen Anzahl darauf markirter Punkte (Augen) getheilt sind. Der Name D. für dieses aus Italien stammenden u. zu Anfang des 18. Jahrh. über Frankreich nach Deutschland verbreiteten Spieles soll von dem angeblichen Erfinder, einem Abbé Domino, herrühren (nach einer anderen Ueberlieferung von der erwähnten Markirung, welche ähnlich wie bei den Würfeln in Weiß od. Roth auf Schwarz, od. in Roth bez. Schwarz auf Weiß geschieht u. in der Zusammenstellung auf den doppelten Felderflächen an das früher gebräuchliche Gewand D. erinnert; s. oben).

Die Anzahl der markirten Augen geht von 1 aufwärts bis 6, zuweilen auch bis 7 od. 8, u. dazu kommt noch die 0, vertreten durch leer gelassene, sogenannte blanke Felderflächen. Die Zusammenstellung der Augenziffern auf den Doppelflächen der einzelnen Steine erfolgt hierbei dergestalt, daß jede Zahl zunächst mit sich selbst (Pasch genannt), sodann einmal mit jeder höheren zusammenkommt: 0—0 (Blankpasch), 0—1, 0—2 bis 0—6, sodann 1—1 (Einspasch), 1—2 ff.; die höchste Ziffer schließt endlich in ihrer Zusammenstellung mit sich selbst (z. B. Sechspasch) die Anzahl der Steine ab. Hiernach umfaßt das bis zur Ziffer 6 reichende D.-Spiel im Ganzen 28, das siebenziffrige 36, das achtziffrige 45 Steine. Behufs des Spielens werden zunächst sämmtliche durch einander gemischte Steine mit ihrer Kehrseite nach oben in einen Haufen zusammengelegt, aus welchem sich jeder Mitspielende eine vorher bestimmte Anzahl (gewöhnlich sechs) auswählt, um sie vor sich auf die hohe Kante zu stellen, während der Rest als sogen. Talon zurückgeschoben wird. Hierauf beginnt in der Regel derjenige, welcher den höchsten Pasch unter seinem Steinvorrath aufweisen kann, die Partie, indem er einen seiner Steine mit der Vorderseite nach oben auflegt; an letzteren fügen sich sodann, bei abwechselnder Reihenfolge der Spielenden, Stein für Stein unter der Bedingung, daß nur Felderflächen von gleicher Augenzahl an einander kommen (vgl. die Abbildung).

Falls einem Spieler, den die Reihe des Setzens trifft, ein geeigneter Stein dazu fehlt, so hat er (was ihm übrigens auch sonst frei steht) zu kaufen, d. h. aus dem Talon zu nehmen, od. er „paßt", d. h. läßt die Reihenfolge des Setzens an sich vorübergehen. Wer zuerst seine sämmtlichen Steine ordnungsgemäß abgesetzt hat, erklärt sich unter dem Rufe „Domino" als Herr od. als Gewinner der Partie. Vermag indessen ein Spieler nicht weiter zu setzen, u. kann od. will er nicht kaufen, so gewinnt derjenige, bei welchem die Augenzahl der noch nicht abgesetzten Steine die geringste Summe ergiebt. In der Erzielung eines solchen Ergebnisses (Schließung des Spiels) zeigt sich oft die besondere Kunstfertigkeit eines Spielers, welcher zu diesem Zwecke auf die rechte Art u. zur rechten Zeit aus dem Talon kauft u. dabei nicht nur auf Erwerbung einer Force (größere Anzahl gleichziffriger Augen), sondern auch auf passende Absetzung der Steine zu sehen hat, um möglichst viele Chancen zum ungestörten späteren Fortsetzen zu behalten u. somit jederzeit Herr der Situation zu bleiben. —

Nr. 2163. Dominospiel.

Das D. unter zwei Personen kann bei geeignetem Kaufen mehr od. weniger zu einem reinen Rechenexempel sich gestalten, weshalb man hier, um dem Zufall eine weitere Chance zu gönnen, den Kauf aus dem Talon gewöhnlich nur bis auf zwei verdeckt liegen zu bleibende Steine zuläßt. Sehr interessant, weil dem Zufall wie der Berechnung gleiche Chancen gestattend, ist das D. unter drei Spielern, während zwischen vier Personen die Spielweise der sogen. „Partie-Voleur" Empfehlung verdient. Hierbei wirken nämlich, in gleicher Weise wie beim Whist, je zwei einander gegenüber sitzende Partner zu gemeinschaftlichem Gewinn od. Verlust zusammen. Jeder Partner nimmt 6 Steine u. die übrigen vier Steine bilden den Talon. Es kommt nun für eine Partei darauf an, zuerst 100 Points zu erzielen, indem jedes Mal die Gewinnpartei, deren einer Partner D. gemacht hat, so viel Points für sich notirt, als die Augen der sämmtlichen noch nicht abgesetzten Steine der Gegenpartei betragen. Erreicht die eine Partei bereits 100 Points, ohne daß die Gegner nur einen Point notirt haben, so gilt dies für die große „Bredouille", welche dreifach bezahlt wird, während die kleine, zweifach zu bezahlende Bredouille dann stattfindet, wenn eine Partei zwar einmal markirt hat, darauf aber die Gegner hinter einander ihre 100 Points erzielen.

Dominus (lat.), Herr. — D. ac Redemtor noster (lat., d. i. Unser Herr u. Erlöser), Breve Papst Clemens' XIV., durch welches der Jesuitenorden aufgehoben wurde (21. Juli 1773). — D. vobiscum (lat., d. i. „Der Herr sei mit euch"), Begrüßungsworte, mit denen der kathol. Priester beim Beginn des Altardienstes das Volk anredet, worauf die Gemeinde u. der Chor antworten: Et cum spiritu tuo („Und mit deinem Geiste!").

Domitiānus, Titus Flavius, röm. Kaiser, Sohn des Kaisers Vespasianus, geb. 51 n. Chr. zu Rom, bestieg nach dem Tode seines Bruders Titus (13. Sept. 81) den Thron u. zeigte Anfangs eine gewisse Milde u. Mäßigung, die jedoch schon nach kurzer Zeit in finsteren Argwohn u. brutale Tyrannei umschlug. Von Mißtrauen u. Neid getrieben, ließ er unter nichtigen Vorwänden viele angesehene Männer, darunter seine eigenen Verwandten, festnehmen u. hinrichten. Eifersucht war es auch, die ihn bewog, den trefflichen Feldherrn Agricola, der im Begriffe war, Britannien völlig zu unterwerfen, mitten in seinem Siegeslaufe zurückzurufen (85), nachdem ein Feldzug, den D. selbst gegen die Katten geführt hatte, erfolglos verlaufen war (84). Ein anderer Krieg, den D. 86—91 gegen die Dacier, Markomannen u. Quaden führte, ging noch unglücklicher für Rom aus; D. schloß einen schimpflichen Frieden u. mußte sich zur Zahlung eines jährlichen Tributs an den siegreichen Feind verstehen, was den eiteln Kaiser jedoch nicht abhielt, nach seiner Rückkehr einen glänzenden Triumph in Rom zu feiern. Die verschwenderische Pracht seines Hofhaltes leerte rasch seinen Schatz u. führte zu den grausamsten Erpressungen. Ein von dem germanischen Statthalter L. Antonius Saturninus erregter Aufstand (93) steigerte die Verfolgungswuth des Tyrannen aufs Höchste, bis endlich seine nächsten Diener sich gegen ihn verschworen u., im Einverständniß mit seiner Gemahlin Domitia, seinem Leben durch Ermordung ein Ziel setzten (18. Sept. 96).

Domitius, Name eines plebejischen Geschlechts in Rom, das sich durch die Beinamen Calvinus u. Ahenobarbus in zwei Linien theilte. Zur ersten gehörte unter Anderen Cnejus **D.** Calvinus, der, nachdem er als Konsul im J. 53 v. Chr. eine klägliche Rolle gespielt hatte, auf Cäsar's Seite in Makedonien u. Afrika mit wenig Glück kämpfte u. später von Pharnazes bei Nikopolis geschlagen wurde. Im J. 40 zum zweiten Male zum Konsul erwählt, führte er dann gegen die Cäretaner in Spanien Krieg u. erreichte die Ehre des Triumphs. — Von der anderen Linie der Domitier ist am bekanntesten Lucius **D.**

Ahenobarbus. Dieser trat 53 v. Chr. offen auf die Seite des Pompejus u. wurde beim Ausbruch des Bürgerkriegs zum Nachfolger Cäsar's in Gallien ernannt, von diesem aber gefangen genommen u. begnadigt. Er wurde nach der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus auf der Flucht von Cäsar's Reiterei niedergehauen. Sein Sohn Cnejus D. Ahenobarbus, ein Parteigänger des Brutus u. Cassius, setzte nach der Schlacht bei Philippi mit 70 Schiffen u. 2 Legionen den Krieg selbständig fort, bis eine Aussöhnung zwischen ihm u. Antonius zu Stande kam, worauf er längere Zeit Statthalter von Bithynien war. Später ging er zu Octavian über.

Domizil (lat.), Wohnort, der Ort, wo Jemand seinen dauernden Aufenthalt hat, wo er durch Geburt, Ansässigmachung od. langjährigen Aufenthalt Heimatsrecht erworben hat. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß Jeder den Gesetzen u. Gerichten seines D. unterworfen ist. Die Pflicht der Armenunterstützung, die früher ausschließlich auf dem Heimatsorte des betreffenden Unterstützungsbedürftigen lastete, ist in Deutschland durch das Bundesgesetz vom 6. Juni 1870 dem Heimatsort als solchem abgenommen u. auf den Unterstützungswohnsitz übertragen worden, dessen Erwerbung nur durch zweijährigen Aufenthalt bedingt ist. Domiziliren, dauernd an einem Orte wohnen, ansässig sein. — Domizilirte Wechsel sind solche, die auf einen anderen Zahlungsort als den Wohnort des Bezogenen lauten; der angewiesene Bezahler solches Wechsels heißt Domiziliät.

Domkapitel. Kapitel hießen in der christl. Kirche ursprünglich alle geistlichen Vereinigungen, die sich auf die Abschnitte (Kapitel) einer sog. geistlichen Regel verpflichteten. Bald beschränkten sich solche Vereinigungen von Geistlichen (abgesehen von den Klöstern) meist auf die Umgebung des Bischofs. Sie lebten in dessen Hause (lat. domus, daher Domkapitel, obschon das Wort „Dom" zugleich auch für die bischöfliche Hauptkirche in Gebrauch kam), dienten ihm als Gehülfen u. bildeten seinen geistlichen Rath. Fast allgemein galt seit 760 für dieselben die sog. „geistliche Regel" des Bischof Chrodegang von Metz. Dieselbe enthielt die einzelnen Bestimmungen über das „kanonische Leben", daher die Mitglieder des Kapitels auch Kanoniker genannt wurden. An ihrer Spitze stand ein Dekan (Domdechant) od. Propst u. ein Scholastikus (Aufseher über die damit verbundene Domschule). Das wichtigste Recht der Kapitel war die Wahl des Bischofs u. die Verwaltung des Bisthums im Fall der Erledigung des bischöflichen Stuhles. Die ungeheuren Reichthümer der Domstifte zogen bald den sprüchwörtlich gewordenen Hang der Domherren zu Luxus u. Ueppigkeit nach sich; die Besetzung der Domherrenstellen war der beständige Zankapfel zwischen dem Papst u. den weltlichen Fürsten. In den protestantischen Ländern wurden die Bisthümer im 16. Jahrh. meist säkularisirt, d. h. zu Staatseigenthum gemacht; aus den Einkünften wurden theils die Kirchen des Ortes unterhalten, theils Gelehrte u. andere Staatsbeamte besoldet, die auch den Titel „Domherren" fortführten; so z. B. in Sachsen, wo noch jetzt einige theologische u. juristische Professoren der Universität Leipzig sowie gewisse adelige Personen Domherren der Stifte Meißen u. Wurzen sind (bis 1866 auch der Stifte Zeitz u. Merseburg). An andern Orten (z. B. in Berlin) hat sich wenigstens die Bezeichnung Propst als Titel für höhere protestantische Geistliche erhalten. Die katholischen Domkapitel, die nach der Aufhebung von Reichswegen (1803) in Deutschland erst allmählig durch Einzelverträge des Papstes mit den Fürsten wieder aufgerichtet worden sind, bestehen jetzt außer dem Bischof, dem Propst u. Dechanten aus 4—10 Domherren, zu denen bisweilen noch sog. Ehrenkanoniker kommen. Sie müssen mindestens 30 Jahre alt, Priester u. am Orte selbst wohnhaft sein. Außer dem Rechte der Bischofswahl (jedoch nicht in Oesterreich u. Bayern) erstreckt sich ihre Befugniß nur auf rein geistliche Dinge. An der Ernennung der Domherren haben meist die Fürsten, die Bischöfe u. der Papst gleichmäßigen Antheil. Solcher Stifte giebt es jetzt im Deutschen Reich 23 (einschließlich der fünf Erzbisthümer).

Domleschg, die unterste Stufe des Hinterrheinthals im kl. Graubünden, von der Via mala bis zum Rhein; Thusis der wichtigste Ort.

Domo d'Ossola, Bergstädtchen in der ital. Schweiz, 296 m. über d. M. an der großen Simplonstraße u. am rechten Ufer der Tosa, mit gegen 2000 Einw. Seiner schönen Lage wegen, im Kreuzungspunkte mehrerer Thäler, des Val d'Antigoria, des Vigezzathales u. des Val Bugnanco, die sich hier zum Val d'Ossola vereinigen, ist es das Ziel vieler Alpenreisenden u. als Centralpunkt mehrerer Hauptstraßen ziemlich belebt. Im Alterthum als die Hauptstadt der Lepontier Oscela genannt, erhielt der Ort nach Karl's des Gr. Zeit den Namen Domo, später wurde er befestigt u. hieß Corte di matarello, bis er endlich seinen heutigen Namen erhielt.

Dompfaff, s. „Gimpel".

Domrémy-la-Pucelle (spr. Dongremi la Püßell), Dorf im nordwestl. Theile des franz. Dep. der Vogesen (im N. von Neufchateau), mit 400 E., ist der Geburtsort der Jeanne d'Arc, der bekannten Jungfrau von Orleans. Das Geburtshaus derselben ist durch eine Inschrift vom J. 1461 bezeichnet. Der Jungfrau von Orleans sind hier ferner drei Denkmale errichtet: das eine im Innern des Geburtshauses, das andere, ein schöner Brunnen, vor demselben, das dritte am Eingange der Dorfkirche.

Domschulen, mittelalterliche höhere Lehranstalten, welche mit Domstiften od. Kathedralen verbunden waren u. die wissenschaftliche Bildung junger Geistlichen zum Hauptzweck hatten. Die ersten D. wurden von Karl d. Gr. gegründet u. nach dem 787 erlassenen Schulstatut eingerichtet. Noch unter den späteren Karolingern wurden viele Lehrer für die D., deren Zahl sich immer vermehrte, aus Italien berufen u. selbst einzelne griech. Gelehrte angestellt. In den D. sollten die sieben freien Künste gelehrt werden: Grammatik, Rhetorik, Dialektik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Musik u. Astronomie (Quatrivium); doch erstreckte sich nicht immer der Lehrplan auf alle diese Wissenschaften. Die berühmtesten D. des Mittelalters waren die zu Tours, welche Alcuin, der Freund Karl's d. Gr., eingerichtet hatte, zu Fulda, welche unter Hrabanus Maurus blühte, zu Corvey u. St. Gallen. Doch kamen viele D. schon im 11. Jahrh. in Verfall. Einzelne von ihnen, wie die zu Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, wurden später in Gymnasien umgewandelt u. heißen noch jetzt D.

Don (span.) od. Dom (portug.), entstanden aus dem lat. dominus, Herr, eine Ehrenbenennung in Spanien u. Portugal für Männer von vornehmem Stande. Donna (ital. u. span.), doña (portug., spr. Donja), aus dem lat. domina, Herrin, Gebieterin, entstanden, ist ebenfalls die Ehrenbenennung für wohlanständige Damen in Italien, Spanien u. Portugal. Dieselbe wird stets vor dem Namen gebraucht.

Don (im Alterthum Tanais), südruss. Strom, mit einem 240 geogr. M. langen Laufe u. einem Stromgebiete von 10,000 □M., entspringt südl. von Moskau, im Gouvernement Tula, unweit des Iwan-Sees, durchfließt die Gouvernements Rjäsan, Tambow, Woronesch u. das Land der Donischen Kosaken u. mündet in das Schwarze Meer. Links strömen ihm der Woronesch, der Choper, die Medwjediza, der Sal u. der Manytsch, rechts der Donetz zu. Seine anfängliche Richtung von N. nach S. verändert der D. bei seinem Eintritt in das südrussische Steppengebiet nach SO. u. nähert sich bei Kalatsch der Wolga, von welcher er durch die nach W. sich sanft abdachenden Wolgahöhen getrennt wird, bis auf 8 Meilen; die Hügel, welche ihn bisher begleitet haben, treten zurück, der Strom, sich nach WSW. wendend, theilt sich in eine Menge durch Sümpfe verbundene Arme u. mündet in einem Delta, welches bei Rostow beginnt u. etwa 3½ M. breit ist. Der Hauptarm strömt bei Asow in den Theil des Schwarzen Meeres, welcher von jener Stadt den Namen führt, seine Schlammmassen weithin in das Meer vorschiebend; der nördl. Arm wird der „Todte D." genannt; eine große Menge Wasseradern durchzieht dieses morastige Deltaland u. verbindet die Hauptarme. Von Dackow aus ist der D. auf 94 M. seines Laufes schiffbar. — **Donische Steppe,** das von D. u. Donetz durchflossene südrussische Steppengebiet, im südl. Theile des Gouvernements Charkow, im östl. des Gouvernements Jekaterinoslaw u. im Land der Donischen Kosaken, liegt auf dem süduralischen Landrücken, welcher sich an einzelnen Stellen bis zu 350 m. erhebt, ist in den Flußthälern an Getreide, Obst u. Gartenfrüchten reich, eignet sich in fast allen Theilen zur Viehzucht u. hat ein trockenes, aber ziemlich mildes Klima, das in verschiedenen Gegenden den Weinbau sehr ergiebig macht. — **Donische Kosaken,** der dritte Theil der irregulären Truppenmacht Rußlands, bewohnen ein eigenes Gouvernement am unteren Laufe des D., welches einen Flächenraum von 2943 □M. u. 794,000 E. umfaßt. Sie stellen 42,000 Mann Kavallerie in 58 Regimentern u. 14 Batterien mit 112 Geschützen. Von den Bewohnern des Gouvern. sind ungefähr 700 Mohammedaner u. 20,000 Heiden; zu Letzteren gehören bes. die im südl. Theile nomadisirenden, aber zum Kosakenheere zählenden Kalmüken. Das Land der Donischen Kosaken wird in 6 nach ihren Flüssen u. einen nach seiner Hauptstadt benannten Bezirk u. in 119 Stanizen od. Kosakenstädtchen eingetheilt; Sitz des Ordnungsrichters des Heeres ist Nowo-Tscherkask. Die Donischen Kosaken beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, Viehzucht u. am Meere u. an den großen Flüssen auch mit Fischerei. Die Fabrikthätigkeit ist unbedeutend u. auf Gerberei u. Talgsiederei beschränkt. Weinbau u. Bienenzucht ist jedoch nicht unwichtig u. der Kaviar ein hervorragender Handelsartikel.

Donacia, s. „Rohrkäfer".

Doña Francisca (portug., spr. Donja), deutsche Kolonie in der bras. Provinz Sta. Catarina, zwischen dem 26. u. 27.° südl. Br. u. unterm 32.° westl. L. zwischen dem Rio Cubattas u. Rio do Itapocu. Sie wurde 10. März 1851 vom Hamburger Kolonisationsverein gegründet und 1868 zum Munizipium erhoben. Der zuerst erbaute Ort heißt Joinville, eine später erbaute Stadt Annaburg. Das Klima ist angenehm u. gesund, der fruchtbare Boden trägt Kaffee, Zucker, Reis, Mais, Tabak, Oel- u. Gespinnstpflanzen. Im J. 1868 bestand die Zahl der Einwohner aus 4506 Protest. u. 734 Kathol. u. hatte sich seit 1867 um 570 Köpfe vermehrt.

Donar (altnordisch Thor), deutscher Gott, der Sohn der Erde (Jördh), der allgemeinen Göttermutter, hat von dem Donner den Namen erhalten. Während alle anderen Götter reiten, fährt er allein auf einem Wagen, welchen Ziegenböcke ziehen; aus seinen mit Eisenhandschuhen bedeckten Händen schleudert er die Blitze, u. wenn er einherfährt, steht die Erde in Flammen u. bersten die Berge. Sein Hammer (Miölnir) kehrt nach jedem Wurfe in seine Hand zurück; mit ihm spaltet er das Haupt der Riesen, welche den Menschen u. Göttern gleich feindlich gesinnt sind, der Riesen des Winters, der Gluthitze, der Berge Dieser Hammer ist aber auch ein weihendes, heiligendes Geräth, das Brautpaare weiht, Leichen einsegnet, das Eigenthum begrenzt u. schirmt. Ueberhaupt ist D. den Menschen gewogen u. ein Förderer menschlicher Kultur. Bald wird D. als Jüngling, bald als Greis dargestellt, immer aber mit rothem Bart, denn die Farbe des Blitzes ist roth. Der Fuchs, das Eichhörnchen, Rothkehlchen u. Rothschwänzchen u. von den Bäumen die Eiche sind dem D. heilig. Bisweilen trägt er statt des Hammers eine Keule in der Hand, weshalb ihn auch die Römer als den germanischen Herkules bezeichnet haben. An seinen Dienst erinnert der Donnerstag u. die mehrfach vorkommenden Donnersberge.

Nr. 2464. Donar, der deutsche Donnergott. (Aus Wägner, „Nordisch Germanische Vorzeit".)

Donatello, dessen eigentl. Name Donato di Betti Bardi ist, geb. 1383 in Florenz, gest. 1466 das., war ein ausgezeichneter Bildhauer, der, wie er selbst von kecker Energie, hitzigem Temperament u. nachlässiger Lebensart war, die der Feinheit der Kultur Hohn sprach, so auch in der Kunst nicht dem milden idealischen Typus u. der Feinheit seiner Zeit- u. Kunstgenossen Brunelleschi u. Ghiberti nachstrebte, sondern einem Naturalismus, der Allem, was er schuf, das Gepräge der Ursprünglichkeit, des feurigen Geistes u. der elementarischen Gewalt aufzudrücken verstand. Als solcher ist er das Vorbild Michelangelo's, der seinen Stil nach dem des D. herausgebildet hat, u. eben dadurch auch einer der Begründer des modernen Stils der Bildnerei geworden. Mit größter Vorliebe studirte er die Antike u. gab den Stil derselben bes. in denjenigen Arbeiten wieder, welche griech. Motive behandeln, aber auch in Darstellungen christlicher Gegenstände giebt er nichts als Nachahmungen antiker Gottheiten, ist daher nicht im Stande, die Gestalt des Erlösers würdig darzustellen. Unter den zahllosen größeren u. kleineren Arbeiten, die er größtentheils in seiner Vaterstadt od. auch während eines zweimaligen Aufenthalts in Rom ausführte, sind die ihn am besten charakterisirenden folgende: das im Geiste der Antike gehaltene Relief einer Verkündigung in St. Croce in Florenz, eine stark naturalistische büßende Magdalena in Holz (Baptisterium St. Giovanni), die Bronze-Statue Johannes des Täufers (Dom v. Siena), der in Konkurrenz mit Brunelleschi geschaffene Crucifixus in St. Croce, als Gewandstatue die beiden an der Außenseite der Kirche Orsanmichele in Florenz stehenden Markus u. Petrus; ferner die bronzene Grabstatue des Papstes Johann XXIII. im Baptisterium; die heroische Gestalt des heil. Georg an Orsanmichele u. a. Eins seiner Meisterstücke u. zugleich in der Technik des Erzgusses ein neues Wagstück ist die Reiterstatue des Gattamelata vor der Kirche S. Antonio in Padua, u. mehrere in die Spätzeit seines Lebens fallende Arbeiten in derselben Kirche. — Sein muthmaßlicher Bruder Simone D., der ebenfalls Bildhauer u. Erzgießer war, goß mit Antonio Filarete um 1440 die ehernen Hauptpforten der Peterskirche in Rom.

Donati, Alessandro, Astronom zu Florenz, geb. 1811, bekannt als Entdecker des nach ihm benannten Kometen, welcher im J. 1858 wegen der Größe u. Pracht seiner Erscheinung allgemeine Aufmerksamkeit u. Bewunderung erregte. Am 2. Juni jenes Jahres zuerst von D. bemerkt u. Anfangs nur durch Fernröhre sichtbar, entwickelte sich dieser Komet von Tag zu Tag in wachsender Größe u. steigendem Glanze, bis er während der Monate Sept. u. Okt. seine höchste Ausdehnung u. Helligkeit erreichte. Bei genauer teleskopischer Betrachtung zeigte sich der ganze Kern des D.'schen Kometen aus mehr od. weniger dichtem Nebel bestehend u. mannichfachen Schwankungen hinsichtlich seiner Ausdehnung unterworfen. Nach der scheinbaren Bahn, welche wir für die Zeit vom 12. Sept. bis 14. Okt. in unserer Karte mit Darstellung von Kopf u. Schweiflage an verschiedenen Tagen andeuten, durchlief der Kopf dieses Kometen, nachdem er das Sternbild des großen Bären verlassen, die Grenzregion zwischen den Sternbildern der Jagdhunde u. des Haares der Berenice, trat alsdann in das Sternbild des Bootes ein u. gelangte hierauf durch das südwestl. Eck der Schlange in das Sternbild des Skorpions. — Von den letzten Tagen des Sept. 1858 an war die scheinbare Bewegung des Kometen eine so rasche, daß er im Durchschnitt einen Weg von mehr als 4 Grad täglich zurücklegte. Die größte Lichtstärke zeigten Kern u. Schweif zu Ende Septbr. u. Anfang Okt.; ersterer erschien in eigenthümlicher Weise auf der der Sonne abgewendeten Seite am hellsten. Mehrere Beobachter haben, ähnlich wie bei dem Halley'schen Kometen, auf der entgegengesetzten, der Sonne zugewendeten Seite eine Zeit lang (um die Mitte Sept.) eine Ausströmung von Kometenstoff wahrgenommen, welcher ihnen zu beiden Seiten gleichsam zurückgekrümmt in den Schweif überzugehen schien. Der Letztere, hinter welchem selbst die kleinsten Sterne noch sichtbar waren, erreichte eine Länge von $3^1/_2$ Mill. Meilen zu Ende der ersten Woche des Oktober. — Berechnet ist der D.'sche Komet von verschiedenen Astronomen (Bruhns, Stampfer), namentlich von Asten. Nach Letzterem beträgt die (von Anderen auf etwa 2000 Jahre angesetzte) Umlaufzeit dieses rückläufigen Kometen 1880 Jahre, die Neigung der Bahn gegen die Ebene der Ekliptik $63^0\ 1'\ 47''$, ferner die Lage des Durchschnittspunktes bei der Ebene d. h. der Abstand der Kometen von dem Frühlingspunkt od. die Länge des aufsteigenden Knotens $165^0\ 19'\ 22''$ weiterhin der Abstand des Kometen von der Sonne in seiner Sonnenferne 6800 Mill. Meilen, in seiner Sonnennähe 11,900,000 Meilen u. die Lage dieses Punktes gegen die Ekliptik od. die Länge des Perihel $36^0\ 12'\ 38''$. Der Durchgang durch das Perihel fand am 29. Sept. 1858 nach mittlerer Pariser Zeit um 11 Uhr 19′ 13″ Abends statt.

Donatio, s. „Schenkung".

Donatisten war der Name einer kirchlichen Sekte in Nordafrika, die von ihren Mitgliedern eine bes. strenge Zucht u. Glaubensfestigkeit verlangte u. sich in der Ueberzeugung, daß die Kirche nur aus den wahrhaft Bekenntnißtreuen bestehen dürfe, von der allgemeinen Kirche lossagte. Die Partei, die ihren Namen von ihrem 313 erwählten ersten Bischof Donatus Magnus erhielt, verbreitete sich bald über ganz Nordafrika; um 330 gab es bereits gegen 270 donatistische Bischöfe. Der Anhang der D.

wuchs durch den Zulauf zahlreicher mißvergnügter Elemente, welche die neue Lehre als Deckmantel für politische Zwecke mißbrauchten. Mehrere Aufstände der D. mußten blutig unterdrückt werden; doch erstarkten sie wieder durch die Gunst des heidnischen Kaisers Julianus, da dieser grundsätzlich alle Ketzer gegen die katholische Kirche unterstützte. Erst dem berühmten Kirchenlehrer Augustin, Bischof von Hippo in Nordafrika, gelang es, das Schisma zu beseitigen. Er berief im J. 411 eine Versammlung von 286 katholischen u. 279 donatistischen Bischöfen nach Karthago u. setzte hier eine Disputation in Scene; trotz der tapferen Vertheidigung ihrer Wortführer Petilian u. Primian wurden die D. nach dreitägigem Streite von dem kaiserlichen Kommissar für besiegt erklärt. Insgeheim lebte aber die Sekte noch lange fort. Ihre letzten Reste wurden um 700 bei der Eroberung Nordafrika's durch die Araber vernichtet. — Noch jetzt versteht man unter Donatismus die Ansicht, daß in der wahren Kirche Niemand geduldet werden dürfe, der eine sog. Todsünde begangen hat.

Donatus, Aelius, röm. Grammatiker u. Erklärer des Terenz, lehrte um 350 n. Chr. zu Rom u. soll hierbei auch den heil. Hieronymus zum Schüler gehabt haben; seine aus drei Theilen bestehende „Grammatik" ist die Grundlage aller lat. Sprachlehren des Mittelalters gewesen. In übertragenem Sinne werden noch jetzt kleinere lat. Sprachlehren als Donate, u. Fehler gegen die Grundregeln der lat. Formenlehre als Donatschnitzer bezeichnet.

Donau, nach der Wolga der längste Strom Europa's u. zugleich der einzige, welcher von W. nach O. fließt. Bei einem Laufe von 396 M. hat die D. ein Stromgebiet von 14,517 □M., welches fast ganz Süddeutschland, die sämmtlichen deutschen Kronländer Oesterreichs mit Mähren u. Krain, Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, die Bukowina, Serbien, die Walachei, die Moldau u. den größten Theil von Bulgarien umfaßt. Aus der Vereinigung der von der östl. Abdachung des Schwarzwaldes herabkommenden Brege u. Brigach entstanden, windet sich die D. in engen Einschnittsthälern durch den schwäbischen Jura u. tritt dann in die schwäbisch-bayerische Hochebene ein, von weit ausgedehnten Mooren begleitet. Bei Ulm macht die rechts einmündende Iller die D. schiffbar, doch erlangt die Schiffahrt erst bei Donauwörth, wo die Dampfschiffahrt beginnt, eine Bedeutung. Auf der bayerischen Strecke bis Passau ist die D. noch ein minder bedeutender Fluß von 130—200 m. Breite u. 2—4 m. Tiefe, trotz des Zuflusses des Lech u. der Isar, der Altmühl, der Nab u. des Regens. Die von Süden kommenden Nebenflüsse sind wilde Alpengewässer, nur streckenweise flößbar u. die Ufer eher trennend als verbindend. Zwischen Ulm u. Passau hat nur Regensburg Bedeutung dadurch erlangt, daß an diesem Punkte die D. sich am weitesten nach der Mitte Deutschlands wendet. Gegenwärtig können auf der Strecke Donauwörth-Regensburg Dampfboote von 25 bis 50 Pferdekraft u. von da bis Passau Remorqueurs von 80—100 Pferdekraft ohne Anstand fahren. Von den letzteren werden bei höheren Wasserständen bis 9000, bei kleinen jedoch nur 4000 Zollcentner stromauf- u. stromabwärts gezogen. Von Regensburg an ändert die D. ihre anfänglich nordöstliche Richtung in eine südöstliche, um dann bis Waitzen in Ungarn ziemlich direkt nach O. zu strömen; bevor sie aber in das enge Bett zwischen den Ausläufern des Böhmerwaldes u. der Alpen tritt, nimmt sie auf dem rechten Ufer bei Passau den Inn auf, welcher die Wassermenge der D. fast verdoppelt. Auf dem linken Ufer fließt ihr an demselben Punkte die Ilz zu. Schon auf dieser Durchbruchsstrecke hemmen Geröllinseln den Lauf des Stromes u. die Schiffahrt u. bewirken die Theilung der D. in mehrere Arme, deren Richtung, Tiefe u. Breite fast alljährlich durch die Hochfluten verändert werden. Je näher die D. der ungarischen Grenze kommt, desto stärker treten diese Alluvialbildungen auf; in der niederösterr. Tiefebene ist an einzelnen Stellen der Hauptarm nicht mehr zu erkennen. Bei Ebersdorf, unweit Wien, beträgt die Breite des Donaubettes, einschließlich der Inseln, ¾ Meilen. Schon im 16. Jahrh. ist das Projekt einer Donauregulirung bei Wien aufgetaucht, dessen Durchführung jetzt endlich der Vollendung nahe ist. Nicht blos die Förderung der Schiffahrt, sondern auch der Gewinn anbaufähigen Landes u. der Schutz Wiens vor Ueberschwemmungen wird die Folge dieser großartigen Wasserbauten werden. Auf der Strecke Passau-Wien sind die Zuflüsse der D. minder bedeutend als im oberen Laufe; für den Verkehr werthvoll ist nur die rechts einströmende Traun u. Enns; unterhalb Wiens führt die March dem Strome eine gewaltige Wassermenge zu. Bei Preßburg durchbricht die D. die Kleinen Karpaten u. beginnt ihren Unterlauf. Die Verminderung des Gefälles ist auf der 10 M. langen Strecke von Preßburg bis Gönyö der Inselbildung sehr günstig gewesen; die D. theilt sich in 3 Hauptarme u. das mit Sandbänken angefüllte Hauptbett schlängelt sich in vielfältigen Serpentinen, sodaß die Schiffahrt mit großen Hindernissen zu kämpfen hat. Der von einem Remorqueur aus der unteren Stromgegend nach Gönyö gebrachte Convoi von 8—10 Schleppschiffen mit einer Fracht von 40,000—55,000 Centnern muß dort beim Eintritt kleiner Wasserstände getheilt u. mit 4—5 Dampfbooten nach Wien gebracht werden. Bei Gönyö mündet der Wieselburger Donauarm mit dem Raabflusse u. bei Komorn der Neuhäusler Arm mit der Waag in den Hauptstrom; letzterer, nun in einem Bette konzentrirt, setzt seinen regelmäßigen Lauf fort, windet sich zwischen Gran u. Waitzen durch die Ausläufer der Karpaten u. des Bakonywaldes u. tritt in die niederungarische Tiefebene ein, indem er seinen Lauf nach S. richtet. In den 107 M. langen Stromlauf von Gönyö bis Bazias münden viele wasserreiche Flüsse (Drau, Sau u. Theiß) in die D., welche in ihrem Hauptarme genügende Breite u. Tiefe besitzt, so daß auf dieser Strecke Dampfboote bis zu 200 Pferdekraft u. Remorqueurs, welche bis 40,000 Centner zu Berg schleppen, ohne Schwierigkeit verkehren konnen. Die Breite des Stromes beträgt bei Peterwardein 1100 m., die Tiefe 12 m., bei Semlin ist die D. sogar 1500 m. breit u. 14 m. tief. Von Vukovar bis Belgrad läuft die D. nach Südost, von da bis Orsova nach Osten. Zwischen Bazias u. Orsova durchbricht die D. verschiedene Ketten der Südkarpaten, wird bis auf 250 m. Breite eingeengt u. außerdem von mehreren Reihen Klippen durchsetzt. Dadurch entstehen Stromseichten u. Stromschnellen, Wirbel u. Widerströme, welche die Dampfschiffahrt bei niedrigem Wasserstand unmöglich machen. Der gefährlichste Katarakt befindet sich unterhalb Orsova, das Eiserne Thor genannt; die Dampfboote müssen an dieser klippen- u. strudelreichen Stelle bei jeder Wasserstandsänderung einen anderen Weg nehmen u. erst bei einer Wasserhöhe von wenigstens 2½ m. über Null am Pegel zu Orsova können Dampfschiffe mit 1,50 m. Tiefgang die Fahrten durch das Eiserne Thor beginnen. Seit etwa 40 Jahren hat Oesterreich durch Sprengungen an der Beseitigung dieser Hindernisse gearbeitet, doch wird erst ein gemeinsames, zwischen Ungarn u. der Türkei vereinbartes Vorgehen diesen Gefahren u. Störungen ein Ende machen. Die letzte Strecke der D. von Orsova bis zur Mündung bietet dem Verkehr keine Schwierigkeiten mehr; der Strom, bei Silistria 4000 Schritt breit, 20mal breiter als am Eisernen Thor, wendet sich in der Dobrudscha nach Norden, theilt sich in eine Unzahl Nebenarme, Werder auf Werder umschließend, u. mündet, bei Galatz nach Osten umbiegend, in einem 13 M. breiten Delta. Der nördlichste Mündungsarm ist die an 2 Stellen sich seenartig ausbreitende Kilia-D., der mittlere, von den Schiffen am meisten benutzte die Sulina-D., der südliche die St. Georgs-D. Jeder dieser Mündungen liegen Sandbänke vor; der Sulinaarm hat aber je nach dem Wasserstande immer 3—4,5 m. Tiefe. Auf der Strecke Belgrad-Sulina nimmt die D., abgesehen von der serbischen Morava, nur auf der linken Seite bedeutende Nebenflüsse auf, Aluta, Sereth u. Pruth, von denen letzterer bis Jassy mit Dampfschiffen befahren wird. — Die D. ist der einzige Strom, welcher für den orientalischen Handel von Wichtigkeit ist. Durch den Ludwigskanal steht sie mit dem Rhein u. der Nordsee in Verbindung, durch die Drau u. Sau wird der Verkehr der Süddonauländer mit Triest erleichtert, durch die Theiß

Nr. 2465. Scheinbarer Lauf des Donati'schen Kometen vom 12. Sept. bis 14. Okt. 1858.

nähert sie sich dem Gebiete der Oder u. Weichsel. Das Holz der Alpen u. des Bohmerwaldes, das Getreide u. Vieh Ungarns u. der Walachei, das Salz u. die Erze der Karpaten haben in der D. die bequemste u. billigste Verkehrsstraße. Im J. 1870 beförderte die Donaudampfschiffahrts Gesellschaft 1,520,233 Personen u. 20,292,926 Centner Guter in 155 Dampfern u. 547 Schleppbooten; daneben sind aber noch eine Anzahl anderer Gesellschaften mit ähnlich hohen Zahlen an dem Verkehr auf der D. betheiligt.

Donaueschingen, badische Stadt, im Kreise Villingen unweit der Vereinigung der beiden Quellflüsse der Donau, Brege u. Brigach, gelegen, mit 3000 E., deren größter Theil Landwirthschaft treibt, besitzt ein großartiges Residenzschloß des Fursten von Fürstenberg, dessen Stammburg Fürstenberg (unweit der Stadt) in Trümmern liegt. Das Schloß ist berühmt durch seine, vorzüglich an Handschriften reiche Bibliothek u. seine Kunstsammlungen. D. hat außerdem ein Gymnasium u. ein fürstliches Archiv aufzuweisen. Die Stadt bestand schon zur Zeit der Karolinger, war später der Kirche zu Reichenau lehnspflichtig u. kam 1488 in den Besitz der Grafen von Fürstenberg.

Donaufürstenthümer, s. „Rumänien".

Donaugesellschaft, ein von Konrad Celtes begründeter Verein von humanistischen Gelehrten, welcher 1493 von Ofen nach Wien verlegt ward.

Donaukreis, die südlichste der vier Provinzen, in welche Württemberg seit 1817 eingetheilt ist, besteht außer einigen altwürttembergischen Aemtern zumeist aus Territorien, welche in den Jahren 1803—10 an das Land gekommen sind; aus dem österr. Schwaben, elf einst reichsunmittelbaren Abteien, 8 ehemaligen Reichsstädten, darunter Ulm, Ravensburg, Biberach u. aus mediatisirten weltlichen Herrschaften. Der D. umfaßt 113¾ □M. mit 427,280 E. (1867), darunter etwas mehr als die Hälfte Katholiken; er ist der am dünnsten bevölkerte Kreis Württembergs; während in ihm auf der □M. durchschnittlich 3755 Menschen wohnen, kommen auf die □M. des Neckarkreises 8671 Bewohner. Er zerfällt in 16 Oberämter mit der Kreishauptstadt Ulm u. zählt 28 Städte (Ulm 26,300, Ravensburg 8400, Biberach 7100 E.). Die Donau durchschneidet ihn in der Mitte; der im N. dieses Stromes gelegene Theil gehört zur „Rauhen Alp", der südliche Theil zur schwäbisch-bayerischen Hochebene; die Iller bildet die Grenze zwischen dem D. u. Bayern, im S. erheben sich einzelne Höhenzüge, die nordwestl. Ausläufer der Algäuer Alpen, u. bei Friedrichshafen stößt der D. an den Bodensee, welcher ihn von der Schweiz u. von Vorarlberg trennt. Die Bevölkerung schwäbischen Stammes nährt sich vorzugsweise von Landbau u. Viehzucht; die „Rauhe Alp" bietet jedoch geringen Ertrag, während die südlichen Gegenden in der Nähe des Bodensees sich durch Fruchtbarkeit des Bodens u. größere Milde des Klimas auszeichnen. Neben Getreide wird Hanf, Hopfen u. am Bodensee auch Wein u. Obst für die Ausfuhr gebaut; bedeutend ist die Rindviehzucht, die Torfstiche sind ergiebig. In der Industrie steht der D. den übrigen Theilen Württembergs nach; die Thäler der „Rauhen Alp" sind reich an Spinnereien u. Webwaarenfabriken, Geißlingen produzirt Drechslerwaaren, Göppingen Baumwollen- u. Schafwollenwaaren, Kirchheim u. Ravensburg sind bedeutend durch Spinnerei, Ulm u. Friedrichshafen die wichtigsten Handelsplätze des D.s.

Donaumoos, eine moorige, kahle u. ebene Landstrecke südl. von Neuburg u. Ingolstadt, von Donau u. Paar begrenzt, 8 Stunden lang u. durchschnittlich 3 Stunden breit, gehört zu jenen ausgedehnten Moorlandschaften, welche die meisten oberbayerischen Flüsse begleiten, durch Grundwasser, das sich in den durchlässigen Molasseschichten weithin verbreitet, entstanden sind u. durch die Ueberschwemmungen der Flüsse erhalten werden. Wassertümpel, todte Flußarme, Sümpfe wechseln mit weiten Geröllstrecken, spärlich bewachsenen Wiesen u. Erlengebüschen ab. Das D. hat in der Schornreiter Ache seinen Hauptentwässerungskanal; 1796 begannen unter dem Kurfürsten Karl Theodor die Arbeiten zur Trockenlegung des D., u. auf dem etwa 4 □M. umfassenden kulturfähigen Boden, den man gewonnen hat, sind blühende Ortschaften entstanden, von denen Karlshuld u. Karlsfeld mehr als 1200 E. zählen. Viehzucht, Ackerbau u. Torfstich geben reichen Ertrag.

Donauwörth, Stadt im bayerischen Kreise Schwaben-Neuburg, an der Mündung der Wörnitz in die Donau gelegen, mit 3600 Einw., welche erheblichen Handel auf der Donau u. Obst-, Getreide-, Flachs-, Hanf- u. Hopfenbau treiben; ist der Hauptort des gleichnamigen Verwaltungsbezirkes (11½ □M.). Entstanden aus einer Ansiedelung der um 900 erbauten Burg Wörth, deren Trümmer jetzt gänzlich verschwunden sind, ward D. im 13. Jahrh. Residenz der Herzöge von Oberbayern, 1348 freie Reichsstadt u. 1607 vom Herzog Maximilian von Bayern in Besitz genommen, als Vollstrecker der Reichsacht, die über D. wegen der Störung einer Prozession durch die protestantischen Bürger verhängt worden war. Das Benediktinerstift ward 1803 zu Gunsten des Fürsten Wallerstein säkularisirt. Außerhalb der Stadt liegt der Schellenberg, wo im spanischen Erbfolgekrieg, 2. Juli 1704, die Bayern u. Franzosen durch das kaiserliche Heer unter Ludwig von Baden u. die Engländer unter Marlborough geschlagen wurden; am 6. Okt. 1805 wurden bei D. die Oesterreicher unter Mack von den Franzosen unter Soult zum Rückzuge über die Donau gezwungen. D. ist eine der wichtigsten bayerischen Handelsstädte an der Donau; seine Märkte sind für Wolle, Flachs, Leinwand u. Vieh bedeutend.

Doncheri (spr. Dongscherih), Flecken am rechten Ufer der Maas, im franz. Dep. der Ardennen, 2 M. östlich von Mezières mit etwa 2000 E., welche Fabrikation von Wollen- u. Baumwollenzeugen, Leinwand u. Spitzen betreiben. D. ist historisch merkwürdig geworden durch die Zusammenkunft, welche am Tage nach der Schlacht von Sedan (1. Septbr. 1870) Napoleon III. mit dem damaligen Grafen Bismarck in dem Hause eines dicht an der Chaussee wohnenden Webers hatte. Am entgegengesetzten Maasufer, ¼ M. entfernt, liegt beim Dorfe Frenois das Schlößchen Bellevue, in welchem sich an demselben Tage Napoleon dem König Wilhelm als Gefangener vorstellte.

Donders, Franz Cornelius, Prof. der Physiologie u. berühmter Augenarzt zu Utrecht. Geb. 27. Mai 1818 in Tilburg (Nord-Brabant), studirte er an der Militärarzneischule u. Universität zu Utrecht u. wurde 1842 Lehrer an der erstgenannten Anstalt, nachdem er inzwischen 1840 einige Zeit als Militärarzt in Vliessingen, später in Haag gelebt hatte. Im J. 1847 wurde für ihn an der Universität zu Utrecht ein physiologischer Lehrstuhl errichtet; daneben eröffnete D. ein physiologisches Laboratorium u. lehrte außer Physiologie auch Augenheilkunde. Im J. 1851 ging er nach London, wo er mit Adolf v. Gräfe, seinem nachmaligen intimen Freunde, zum ersten Mal zusammentraf. Eine Augenklinik, welche er nach seiner Rückkehr in die Heimat gründete, wird von vielen In- u. Ausländern besucht. Zum ordentlichen Prof. der Physiologie 1865 ernannt, erhielt D. 1866 von der Regierung die Mittel zur Errichtung eines den modernen Anforderungen entsprechenden neuen Laboratoriums, u. die hohe Anerkennung, die er in Utrecht als Arzt, Operateur, als Gelehrter u. Schriftsteller gefunden, hat ihn alle, oft glänzenden Anerbietungen von auswärts ausschlagen lassen. Seine Werke u. Forschungen sind sehr zahlreich. Er schreibt in holländischer, deutscher u. englischer Sprache. Unter den von ihm konstruirten Apparaten erfreut sich sein Augenspiegel großer Verbreitung. Ferner der Noëmatochograph u. der Noëmatochometer zur Messung der Dauer rein physiologischer Prozesse, u. seine Theorien über Akkommodation, über Augenmuskelbewegungen 2c. sind werthvoll für die Wissenschaft geworden.

Dongŏla, nubische Landschaft, die früher ein selbständiges Reich bildete, jetzt aber, wie ganz Nubien, Aegypten unterworfen ist, umfaßt das zum Theil, wie die Nilinseln, sehr fruchtbare Nilthal zwischen dem 18. u. 20°. n. Br. Dasselbe besitzt an einzelnen Stellen eine bedeutende Breite u. wird hier u. da von Sandhügelketten durchzogen, die von den benachbarten Wüsten ausgehen. Hyänen, Löwen u. Gazellen streifen von den Wüstenrändern in das Land, Krokodile bevölkern in großer Zahl den Strom. Neben der Dattelpalme ziert die mehrästige Dumpalme die Landschaft; auf den Feldern werden Korn, Baumwolle, Indigo, Opium, Safran u. Saubohnen gewonnen. Die unter dem Drucke der ägypt. Regierung leidende Bevölkerung gehört zumeist dem Stamme der bronzefarbigen, gut gebauten Dongolawi an, die, mit Ausnahme eines Lendenschurzes, nackt gehen, als träge, sittenlos u. habsüchtig verrufen sind u. einen Dialekt der nubischen Sprache reden; sie ziehen treffliche Pferde, Rinder u. Schafe. D. hat ein sehr heißes, jedoch nicht ungesundes Klima. Hauptstadt ist Kassr-D. (bei den Eingebornen El Ordeh) am linken Nilufer, mit 6000 Einw., die in lebhafter Handelsverbindung mit Kairo stehen; der alte, weiter südlich gelegene Hauptort D.-Adschus liegt seit seiner Zerstörung durch die Mamluken im J. 1820 fast ganz in Trümmern.

Dönhoff, ein altes, aus Westfalen stammendes, später nach Osten übersiedeltes u. noch jetzt in Ostpreußen ansässiges Adelsgeschlecht, das 1635 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Von den vier Linien der Familie (Friedrichstein, Dönhoffstädt, Beinunnen u. Krafftshagen) blühen nur noch die erste u. die letzte. Hervorragende Persönlichkeiten der Familie sind: Graf Otto Magnus von D.-Friedrichstein, der Stifter der gleichnam. Linie u. Erbauer des Schlosses Friedrichstein bei Königsberg, geb. zu Berlin 18. Okt. 1665, war 1711 preuß. Gesandter beim Utrechter Friedenskongreß, wurde später Geh. Staats- u. Kriegsminister u. starb 14. Dez. 1717. Nach ihm ist der Dönhoffsplatz in Berlin benannt. — Graf Christian Ludwig August Karl v. D.-Friedrichstein, geb. zu Berlin 12. Febr. 1742, gest. das. 30. März 1803, war gleichfalls preuß. Staats- u. Kriegsminister (1786—91) u. wurde dann Gesandter in

Stockholm. — Graf August Heinrich Hermann v. D.-Friedrichstein, Enkel des Vorigen, der jetzige Chef des Hauses, geb. zu Potsdam 10. Okt. 1797, machte 1815 als Freiwilliger den Feldzug gegen Frankreich mit, trat 1821 in preuß. Staatsdienst, ging 1833 als Gesandter nach München u. wirkte seit 1842 als Gesandter beim Bundestage im nationalen Sinne, ließ sich aber im Frühjahr 1848 abberufen u. zog sich auf seine Güter zurück. Dasselbe that er, nachdem er von Anfang Sept. bis Mitte Nov. 1848 interimistischer Minister des Auswärtigen gewesen war. Im Febr. 1849 in die Erste preuß. Kammer gewählt, wurde er von dieser 1850 ins Erfurter Staatenhaus entsandt. Seit 1854 gehört er dem Herrenhause an; auch ist er Obergewandkämmerer. Die in seinem Besitz befindliche Herrschaft Friedrichstein umfaßt ein Areal von 23,000 Morgen.

Donische Kosaken u. **Donische Steppe**, s. „Don“.

Donizetti, Gaëtano, sehr fruchtbarer u. beliebter italienischer Opernkomponist, geb. zu Bergamo 25. Septbr. 1797. Auf dem Lyceum seiner Vaterstadt vorgebildet, wurde D. von Simon Mayr in der Komposition unterwiesen u. machte endlich noch in Bologna unter des Padre Mattei u. Piloti's Leitung ernste Studien. Im J. 1814 wieder in Bergamo, wurde er als Baßsänger an der Kirche Sta. Maria Maggiore angestellt u. komponirte fleißig, namentlich Messen u. sonstige Kirchensachen, wie er sich überhaupt damals fast ausschließlich des strengen u. ernsten Stils befleißigte. Seine erste Oper — „Enrico di Borgogna“ — datirt aus dem Jahre 1818, in welchem sie in dem kleinen Theater San Luca zu Venedig aufgeführt u. nicht ungünstig aufgenommen wurde. Mehr od. weniger war dies auch der Fall mit neunzehn anderen Opern, die er zunächst bis zum J. 1828 für verschiedene Theater Italiens lieferte, u. von denen „L'Ajo nell' imbarazzo“, „Elvida“, „Alfredo il Grande“, „Olivo e Pasquale“, „Alahor in Granata“, „Chiara e Serafino“, „Il Falegnamo di Livonia“ angeführt sein mögen. Mit dem im J. 1828 zu Neapel aufgeführten „Esule di Roma“ entschied sich sein Erfolg, der zunächst durch „Alina, regina di Golconda“ (Genua, 1828) u. dann durch „Gianni di Calais“ u. „Il Giovedi grasso“ (beide in ebendemselben Jahre zu Neapel auf die Bühne gebracht) noch gesteigert wurde. Für Neapel schrieb er in den Jahren 1829—31 allein sechs Opern u. ein Oratorium. Die Periode von D.'s reichstem Schaffen beginnt aber mit dem J. 1831 u. speziell mit der für Mailand komponirten „Anna Bolena“, welche ungewöhnliches Furore machte u. seinen Ruf auch ins Ausland trug. Kraft seiner ans Unglaubliche grenzenden Leichtigkeit im Produziren ließ er in den nächsten fünf Jahren über zwanzig andere Opern folgen, von denen hauptsächlich zu nennen sind: „L'Elisire d'amore“, „Fausta“, „Il Furioso di San Domingo“ (sämmtlich 1832); „Torquato Tasso“, „Parisina“ (1833); „Lucrezia Borgia“ (1834); „Gemma di Vergy“, „Marino Faliero“, „Belisario“, „Lucia di Lamermoor“ (sämmtlich im J. 1835 zuerst aufgeführt). Inzwischen war D. 1834 zum Kapellmeister u. Kompositionsprofessor am Konservatorium zu Neapel ernannt worden, fungirte als stellvertretender Direktor dieser Anstalt für den alten Zingarelli u. wurde, als der Ebengenannte im J. 1838 starb, wirklicher Direktor. Bis 1840 blieb er in diesen Verhältnissen, dann aber legte er seine Aemter nieder u. ging nach Paris, wo er zunächst — mit theilweiser Ummodelung u. Vertiefung seiner Manier — der Großen Oper „Les Martyrs“ (ital. auch als „Polinto“ gegeben) u. „La Favorite“, dann der Opéra-comique die prächtige „La Fille du Régiment“ u. endlich dem Théâtre de la Renaissance „L'Ange de Nisida“ u. „La Fiancée de Tyrol“ schrieb; außerdem kamen bis 1842 auf ital. Bühnen „Adelia“, „Maria Padilla“ u. „Emma di Liverpool“ ans Licht. Für Wien schrieb er „Linda di Chamouny“, welche 1842 auch dort zur Aufführung kam u. ihm die Ernennung zum k. k. Hofkapellmeister u. Kammerkompositeur einbrachte. Nachdem er 1843 in der österreichischen Hauptstadt noch „Maria di Rohan“ u. den köstlichen „Don Pasquale“ auf die Bühne gebracht hatte, begab er sich in demselben Jahre nach Paris, ließ dort den „Dom Sebastian“ an der Großen Oper in Scene gehen u. ging dann im J. 1844 nach Neapel, wo er „Caterina Cornaro“ aufführte. Dies sollte aber seine letzte künstlerische That sein; denn nach Paris zurückgekehrt u. sich zu neuen Arbeiten anschickend, verfiel er in Wahnsinn. Uebermäßiges Arbeiten (er hatte seit 1818, manche kleinern Sachen nicht gerechnet, fast 70 Opern zuwege gebracht!), dabei, wie man sagt, übermäßige Hingabe an die Freuden des Lebens, hatten seine geistige Kraft vernichtet. In vollständigem Stumpfsinn hinvegetirend war er bis zum Sommer 1847 theils in Paris, theils in Nizza u. theils in der Irrenanstalt zu Ivry (bei Paris); dann auf den Einfluß seiner Vaterstadt mit ihrem Klima u. ihren Erinnerungen an seine Jugend Hoffnung bauend, nahmen ihn seine Verwandten im September 1847 nach Bergamo in Pflege, allein nur um den Komponisten in seiner Vaterstadt sterben zu lassen (8. April 1848).

Nr. 2466. Gaetano Donizetti (geb. 25. Sept. 1797, gest. 8. April 1848).

D. steht, ebenso wie Bellini, auf dem Boden der von Rossini ideell u. formell normirten Italienischen Oper. Weniger genial als Rossini u. weniger eigenartig als Bellini, ist er doch wiederum vielseitiger u. gestaltenreicher als Letztgenannter u. steht so in der Mitte zwischen Beiden, zum Theil in seinen Produktionen eine Verschmelzung der Manieren jener Tonsetzer darstellend. Bei allen Leichtfertigkeiten, Oberflächlichkeiten u. Trivialitäten, die sich in seinen Werken allerdings finden, bekundet sich doch auf Tritt u. Schritt ein reiches Talent u. — was für die Italiener, für die er doch zumeist schrieb, die Hauptsache ist — ein üppig strömender Born reizender Melodik. Ja, in seinen besseren, großentheils noch immer auf den Repertoiren ital. u. außeritalienischer Bühnen befindlichen Opern (z. B. „Lucia“, „Lucrezia“, „Favorite“, „Liebestrank“, „Regimentstochter“, „Don Pasquale“ „Belisario“ etc.) ist sogar nicht wenig von wirklich dramatischer Lebendigkeit u. Wirksamkeit Zeugendes enthalten. — **D.**, Giuseppe, ein jüngerer Bruder des Vorhergehenden, geb. 1802 zu Bergamo, machte seine ersten musikalischen Studien ebenfalls auf dem Lyceum seiner Vaterstadt u. wurde 1825 Musikmeister eines österreichischen, in Italien garnisonirenden Regiments. Dann ging er 1832 nach Konstantinopel, wo er die Musik der türkischen Oper auf europäischen Fuß einrichtete u. beim Sultan in hohe Gunst kam. Gest. ist er daselbst am 10. Febr. 1856, zahlreiche Kompositionen für Militärmusik hinterlassend.

Donjon (franz., spr. Dongschóng), ursprünglich der Hauptthurm alter Befestigungen, der zugleich als letzter Zufluchtsort u. als Gefängniß diente. Gegenwärtig führen diesen Namen noch die thurmartigen Werke im Innern von Bergfestungen.

Don Juan (spr. Don Chúan) ist der Held einer alten spanischen Sage, die als romanisches Seitenstück zur deutschen Sage vom Doktor Faust (s. d.) gelten kann. Letztere stellt die geistige, erstere die sinnliche Seite der menschlichen Doppelnatur dar. Während die Faustsage zeigt, wie die einseitige Dahingabe an den dem Menschen eingeborenen idealen Zug, die Versenkung in eine vom praktischen Leben abgewandte übersinnliche Welt

ihn aus seinem natürlichen Zusammenhange mit der Schöpfung heraus u. ins Verderben reißt, führt die D. J. Sage das Leben eines Menschen vor, der, von maßlosem Sinnenrausche fortgerissen, sich mit wildem Uebermuth über jede geistige u. sittliche Schranke hinwegsetzt u. daran zu Grunde geht. Die D. J.-Sage knüpft an eine historische Gestalt an. D. J., ein Sprößling des berühmten Geschlechts Tenorio zu Sevilla, war ein Zeitgenosse u. Günstling Peter's des Grausamen, mit dem er gemeinsam auf Abenteuer ausgegangen sein, sträflichen Lüsten gefrohnt u. die frechsten Schandthaten begangen haben soll. Eine derselben setzte diesem frivolen Treiben der Sage nach ein jähes Ziel. Ein Versuch, die Tochter eines Gouverneurs von Sevilla, der aus vornehmer Familie stammte, zu verführen, brachte den Wüstling in Konflikt mit dem heftig ergrimmten Vater des Mädchens. D. J. erstach ihn u. war frech genug, in die Gruft des Ermordeten hinabzusteigen u. das diesem errichtete Standbild zu einem Zechgelage einzuladen. Zum Entsetzen des Schändlichen erschien aber der „steinerne Gast" wirklich an dessen Tafel, um ihn mit sich aus dem Leben hinweg zu ziehen u. in die Hölle zu senden. Später verflochten sich mit dieser Sage Züge einer anderen Wüstlingssage, deren Held, ein gewisser Juan de Maraña, gleichfalls einen ausschweifenden u. sündhaften Lebenswandel führt u. in die Hölle fahren soll, sich jedoch diesem Schicksal durch Reue u. strenge Buße entzieht u. als Heiliger stirbt. Die Literatur der roman. Völker weist zahlreiche Bearbeitungen der D. J. Sage auf. Dramatisch behandelte sie zuerst der Spanier Tirso de Molina; ital. u. franz. Schauspieldichter folgten nach; von den Bearbeitungen der Letzteren ist die des Molière am bekanntesten geworden. Auch ital., franz. u. deutsche Komponisten (so u. A. Gluck) bemächtigten sich des Stoffes, der seine genialste u. reizvollste Gestaltung in Mozart's berühmter Oper erhielt; das Textbuch zu dieser schrieb Lorenzo Daponte, im Anschluß an die Zamora'sche Umarbeitung des alten Molina'schen Stücks. Auch in neuerer Zeit ist die Sage vielfach, theils in dramatischer, theils in epischer Form behandelt worden: in Deutschland von Grabbe, der sie mit der Faustsage in Verbindung brachte, von Lenau, Holtei u. A., in Spanien von Zorilla, in Frankreich von Alexander Dumas u. Mérimée. Byron's (s. d.) komisches Epos „Don Juan" knüpft nur an den Namen des Helden an, hält sich im Uebrigen aber nicht an die Sage. — Vgl. Scheible, „Das Kloster" (Bd. 3, Abth. 2, Stuttg. 1846).

Don Juan d'Austria, s. „Johann von Oesterreich".

Donna, Frau aus höherem Stande, s. „Don".

Donndorf, Adolf, ein tüchtiger Bildhauer aus der Schule Rietschel's, geb. 1835 zu Weimar, machte sich durch die meisterhafte Ausführung mehrerer Figuren des 1868 in Worms aufgestellten großen Lutherdenkmals (nämlich der Statuen von Petrus Waldus, Savonarola, Friedrich dem Weisen, Reuchlin u. der Stadt Magdeburg) bekannt. Sein erstes größeres Werk eigner Komposition ist die noch (1873) unvollendete Reiterstatue Karl August's für Weimar.

Donner ist das bei Entladung der Gewitterwolken zu beobachtende Geräusch, welches in der Nähe des Blitzes als ein Krachen gehört wird u. in der That auch, ganz entsprechend dem Geräusch, welches den elektrischen Funken begleitet, nur von ganz kurzer Dauer ist. Infolge der bedeutenden Geschwindigkeit des Blitzes, die für die gewöhnliche Beobachtung unendlich groß ist, u. der viel geringeren Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles gelangen aber die Schallwellen um so später in unser Ohr, je weiter ihr Ursprungsort von uns entfernt ist, so daß bei den in der Regel sehr weithin sich erstreckenden Blitzen der Donner nicht als ein einmaliges Krachen, sondern als ein andauerndes rollendes Getöse vernommen wird. Bekannt ist, daß man aus der Zeit, die zwischen dem augenblicklich bemerkbaren Blitze u. dem Eintreffen des in der Sekunde nur 332 m. durchlaufenden Schalles vergebt, die Entfernung der Gewitterwolken berechnen kann. Die Ursache des D.s liegt in der gewaltsamen Ausdehnung, welche die dem Blitz zunächst gelegenen Luftschichten durch die enorme Erhitzung erleiden, u. der eine sofortige Zusammenziehung u. ein Nachstürzen der äußeren Luftmassen folgt, da die ungleiche Erwärmung sich sehr rasch ausgleicht.

Donner, Joh. Jak. Christian, trefflicher Uebersetzer griech. u. lat. Dichter, geb. 10. Okt. 1799 zu Krefeld, studirte in Tübingen Philologie u. Philosophie u. wirkte seit 1827 als Lehrer am Gymnasium zu Ellwangen, von 1843 an am Gymnasium zu Stuttgart; seit 1852 lebt er in letzterer Stadt zurückgezogen als Privatgelehrter. Seinen ersten Arbeiten, Uebersetzungen des Juvenal u. des Persius, folgte 1839 seine meisterhafte Nachdichtung der Tragödien des Sophokles (5. Aufl. 1863). Sowol diese als seine später erschienenen Uebersetzungen des Euripides, des Aeschylos, der Iliade u. Odyssee, des Aristophanes u. des Pindar halten sich treu an den Text u. die Versmaße des Originals u. zeichnen sich meist durch edle, von poetischer Wärme durchhauchte Form aus.

Donnerbüchsen wurden in Deutschland die ältesten Geschütze von großem Kaliber genannt.

Donnerfisch, s. „Zitterwels".

Donnerkeile, s. „Belemniten".

Donnerlegion (Legio fulminatrix) war in der röm. Kaiserzeit (schon unter Nero) der Name der zwölften röm. Legion. Die christl. Sage setzt jedoch die Entstehung dieses Namens in die Regierungszeit des Marc Aurel. Dieser war während des Feldzuges gegen die Markomannen u. Quaden 174 mit seinem durch große Hitze erschöpften Heere in eine sehr bedrängte Lage gerathen, als plötzlich auf das Gebet der meist aus Christen bestehenden zwölften Legion ein Gewitter losbrach, das sich gewaltig über dem feindlichen Heere entlud u. dasselbe verscheuchte, während der Regen die Römer erfrischte, die neuen Muth schöpften u. siegreich vorgingen. Auch die heidnischen Geschichtschreiber erwähnen dieses rettenden Gewitters, das sie natürlich nicht auf das Gebet einer christlichen Legion zurückführen.

Donnersberg, Berg im nördl. Theile des Haardtgebirges, südl. von Kreuznach in der bayerischen Rheinpfalz gelegen, 691 m. hoch, 3 Stunden lang u. 2 Stunden breit, an seinen Abhängen mit schönem Laubwalde, Wiesen u. Feldern bedeckt, ein Tafelberg von sargähnlicher Gestalt, welcher von seiner 120 Morgen umfassenden Hochfläche aus eine weite Aussicht auf das Pfälzer Bergland eröffnet. Der Name rührt von dem altdeutschen Gotte Donar (s. d.) her; die Reste einer ehemaligen Ringmauer, die noch heute einen Theil des Plateau umschließen, bezeichnen wahrscheinlich den Platz, der einst dem heidnischen Gottesdienste geweiht war; noch im späteren Mittelalter ist auf der Höhe des D. von Kaisern u. Herren Gericht gehalten worden. — D. heißt auch der Milleschauer, der höchste Berg des böhmischen Mittelgebirges, 846 m. hoch.

Donnerstag (lat. dies Jovis), ist der deutsche Name für den fünften Wochentag, der daher früher im südl. Deutschland auch Pfinztag od. Pinztag (vom griech. pente, fünf, wie Pfingsten von pentekoste) genannt wurde. Das Wort stammt (wie das engl. thursday) von dem heidnischen Donnergott (Donar od. Thor), dem dieser Tag heilig war. Noch jetzt zeigen sich Spuren dieser Heilighaltung im Volksleben des germanischen Nordens. So werden z. B. im südl. Schweden Begräbnisse, Taufen u. Hochzeiten an diesem Tage nicht vorgenommen. Der **Grüne D.**, der D. in der Charwoche, hat seine Benennung wahrscheinlich von dem ersten Grün, das man an diesem Tage zu genießen pflegte. Es war dies wol ein Rest des in Erstlingen des Pflanzenreichs bestehenden Opfers, das man einst dem Donnergotte brachte, um ihm für die Ueberwindung des Winters zu danken. An diesem Tage, welchen die Kirche dem Gedächtniß der Einsetzung des Abendmahls widmete, findet in kathol. Ländern die fromme Sitte der Fußwaschung u. Armenspeisung statt.

Dönniges, Wilhelm v., deutscher Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. 1814 bei Stettin, entdeckte auf einer Reise durch Italien 1838 in Turin die Rechtsbücher Kaiser Heinrich's VII., welche er als „Acta Henrici VII." (2 Bde., Berl. 1839) herausgab u. in einer „Geschichte des deutschen Kaiserthums in Italien" (2 Bde., ebd. 1841—42) verarbeitete. Seine schon früher begonnenen staatswissenschaftlichen Vorlesungen an der Universität zu Berlin nahm er nach seiner Rückkehr wieder auf; auch leitete er 1842—45 die staatswissenschaftlichen Studien des damaligen bayerischen Kronprinzen Maximilian u. gab die epochemachenden Schriften über „Das System des freien Handels u. der Schutzzölle" (Berl. 1847) u. „Die deutsche Schifffahrtsakte u. die Differentialzölle" (ebd. 1848) heraus. Dem Standpunkte eines gemäßigten Freihandelsmannes u. konservativ-liberalen Politikers blieb er auch treu, nachdem er 1841 in bayerische Dienste getreten war. Er war nach einander bayerischer Bundestagsgesandter, Ministerialrath im Ministerium des Aeußern u. Attaché der bayer. Gesandtschaft in Turin. Nachdem er dann eine Zeit lang als Privatmann in der Schweiz gelebt hatte, wurde er 1860 in den bayer. Ritterstand erhoben, war 1862—65 bayer. Geschäftsträger bei der Eidgenössischen Regierung, ging 1867 in gleicher Eigenschaft wieder nach Turin u. im Febr. 1870 nach Rom, wo er 4. Jan. 1872 starb. Er gab u. a. noch heraus: „Jahrbücher unter der Herrschaft Kaiser Otto's I." (Berl. 1840) u. „Altschott. u. altengl. Volksballaden" (Münch. 1852). — Seine Tochter Helene, um derer willen Ferd. v. Lassalle im Zweikampf tödlich verwundet wurde, widmete sich der Bühne u. ist jetzt unter dem Namen Helene Friedmann Mitglied des Wiener Hofburgtheaters.

Donoso Cortés, Juan Francisco Maria de la Salud, span. Publizist u. Rechtsgelehrter, geb. 6. Mai 1809 zu Valle de la Sarena in Estremadura, ward 1829 Prof. der schönen Wissenschaften am Kollegium zu Caceres, trat in den Staatsdienst, machte sich um die Dämpfung des Aufstandes in Estremadura verdient u. wurde 1835 zum Sektionsvorstand im Ministerium der Justiz, später zum Sekretär des Ministerraths ernannt. Seiner strengmonarchischen Gesinnung halber mußte er 1840 Spanien verlassen. Nach seiner Rückkehr schloß er sich der Reaktionspartei an; er war zuletzt Gesandter in Paris, wo er 3. Mai 1853 starb. D. war ein eben so bedeutender Publizist als Redner. Von seinen Schriften nennen wir: „Consideraciones sobre la diplomacia“ (Madr. 1835) u. „Essai sur le catholicisme, le libéralisme et le socialisme“ (Par. 1851).

Don Quixote de la Mancha (spr. Don Kichote de la Mandscha), der Held des satirischen Romans, in welchem Cervantes das Ritterthum geißelt, daher s. v. w. Zerrbild des Ritterthums, Ritter von der traurigen Gestalt, Abenteurer, Prahler; **Donquichoterie** (französirt, spr. Donkischot'rih), abenteuerlicher Streich. S. „Cervantes“.

Doppel-B (𝄫), franz. bouble bémol, heißt in der Musik das Zeichen für die Erniedrigung eines Tones um zwei halbe Stufen. Setzt man z. B. 𝄫 vor die Note h, so wird damit angedeutet, daß der Ton jetzt wie a klingt (wenigstens nach unserm heutigen sog. temperirten Tonsystem). Zur Benennung einer solchen doppelt erniedrigten Note gebraucht man die Silben es-es, die dem Namen der ursprünglichen Note angefügt werden, z. B. d durch 𝄫 erniedrigt heißt des-es, u. s. w.; nur bei dem doppelt erniedrigten Ton h sagt man b-es, weil schon in der einfachen Erniedrigung der Ton h nicht hes, sondern einfach b heißt. —

Doppelbrechung ist eine sehr interessante optische Erscheinung, welche zuerst 1669 von Erasmus Bartholinus an isländischem Kalkspath, der dieser Eigenschaft wegen Doppelspath genannt wird, beobachtet worden ist. Während nämlich beim Uebergang eines Lichtstrahles aus einem Mittel in ein anderes der Strahl gewöhnlich als ein einziger weitergeht, haben viele Körper die merkwürdige Eigenschaft, den einfallenden Lichtstrahl in zwei Strahlen zu spalten u. beide von der ursprünglichen Richtung abzulenken. Diese Eigenschaft zeigen die Krystalle aller Systeme mit Ausnahme der des regulären, ebenso gepreßte u. ungleichmäßig erhitzte u. abgekühlte Gläser, am besten aber der durchsichtige Doppelspath (s. d.), der in geeigneter Lage jeden Punkt od. Strich einer untergelegten Zeichnung doppelt erscheinen läßt (Nr. 2467). Wenn man hinter eine kleine runde Oeffnung im Fensterladen einen Doppelspathkrystall hält, so kann man den Gang der beiden Lichtbündel in den Sonnenstäubchen des verfinsterten Zimmers beobachten. Nur in der Richtung der Achse, welche die beiden stumpfen Ecken eines Kalkspath-Rhomboëders verbindet, erfolgt blos einfache Brechung; jene Achse heißt deshalb auch die optische Achse des Krystalls. Außer den Krystallen des hexagonalen Systems haben auch die des tetragonalen eine optische Achse, die mit der Richtung der krystallographischen Achse zusammenfällt, d. h. es existirt eine Richtung, in der nur einfache Brechung stattfindet, während die doppelt brechenden Krystalle der andern Systeme optisch zweiachsig sind, u. zwar so, daß deren Achsen die verschiedenste Neigung gegen einander haben, die nicht in einfacher Beziehung zu den krystallographischen Achsen steht. Die Erklärung dieser Erscheinung hängt zusammen mit der Anordnung der Moleküle in den Krystallen u. der damit verbundenen verschiedenen Elastizität des Aethers innerhalb derselben. — Analoge Erscheinungen bieten auch die Wärmestrahlen. Knoblauch hat 1848 nachgewiesen, indem derselbe ein sehr schmales Sonnenstrahlbündel durch ein Kalkspathrhomboëder gehen ließ u. dessen andere Seite mittels einer Thermosäule untersuchte, daß in demselben zwei wärmere, durch einen kalten Zwischenraum getrennte Stellen vorhanden sind.

Nr. 2467. Doppelbrechung u. Doppelspath.

Doppelgänger, eine Art des „zweiten Gesichts“ oder Doppelsehens (engl. second sight). Infolge von Nervenüberreizung od. krankhaft gesteigerter Phantasiethätigkeit glaubt man sich selbst zu sehen, eine Art Vision, welcher der Aberglaube eine für den Beobachter verhängnißvolle Bedeutung beilegt. — D. nennt man auch eine Person, die einer andern zum Verwechseln ähnlich sieht.

Doppelhaken hießen im 14. Jahrh. die langen Feuergewehre, welche auf Gestelle aufgelegt u. vorzugsweise im Festungskriege angewandt wurden. Auch die schweren Handfeuerwaffen wurden zum Unterschiede von den leichteren, einfachen Haken u. Arkebusen im 16. Jahrh. D. genannt, bis der Name Muskete dafür aufkam.

Doppelkreuz, (X, seltener ♯♯), franz. Double-dièse, ist in der Musik ein Zeichen, welches vor einen Ton behufs dessen doppelter Erhöhung (um zwei halbe Stufen) gesetzt wird. So bedeutet z. B. X vor f, daß dieser so erhöhte Ton wie g klingen soll (nach unserm heutigen temperirten Tonsystem wenigstens). Als Wortbezeichnung für einen dergestalt erhöhten Ton braucht man die Doppelsilbe is-is, welche der ursprünglichen Note angehängt wird, z. B. f durch X erhöht heißt fis-is.

Doppelqualle (Diphyes), Röhrenpolypen mit zwei großen Schwimmglocken, zwischen denen der röhrenförmige Stamm mit Gruppen von je einem durch gemeinschaftliches Deckstück geschützten Nährthier mit Fangfaden u. einem Geschlechtsthiere sich befindet. Oft lösen die Kolonien sich in die einzelnen Individuengruppen auf. Nr. 8. Taf. XLVII Coelenteraten in 1/2 der natürl. Größe zeigt eine über 1 m. lange Doppelqualle der Gegend von Nizza (Praya diphyes).

Doppelsalze sind chemische Verbindungen zweier Salze, in welchen der Regel nach die Basen verschieden, die Säuren gleichartig sind; doch kommen auch Fälle vor, wo das Umgekehrte stattfindet. Man erhält die D. gewöhnlich dadurch, daß man die Säuren mit zweierlei verschiedenen Basen sättigt, od. daß man die betreffenden einfachen Salze in äquivalenten Verhältnissen in Wasser löst, die Lösungen mischt u. zusammen krystallisiren läßt. Die Zahl der bekannten D. ist sehr groß und jedenfalls lassen sich noch viel mehr herstellen, als bereits bekannt sind. Eins der wichtigsten ist der gewöhnliche Alaun, welcher aus den beiden einfachen Salzen, schwefelsaures Kali u. schwefelsaure Thonerde, besteht u. außerdem noch Wasser enthält; seine Formel ist:

$$\underbrace{\underset{\text{Einfaches Salz.}}{KaO, SO_3} + \underset{\text{Einfaches Salz.}}{Al_2 O_3, \quad 3SO_3}}_{\text{Doppelsalz.}} + 24\ HO$$

Doppelschleiche s. „Amphisbaena“.

Doppelschnepfe, s. „Brachvogel“.

Doppelspath (isländischer) ist eine Art durchsichtiger Kalkspath, der in besonders schönen Krystallen auf der Insel Island gefunden wird. Der Kalkspath ist nach drei verschiedenen Richtungen sehr vollkommen spaltbar, u. dadurch ist es möglich, aus dem D. Rhomboëder zu sprengen, welche, wie Nr. 2467 zeigt, sich vorzugsweise zu Versuchen über Doppelbrechung (s. d.) eignen u. der praktischen Optik für die Herstellung mancher wichtiger Apparate ein werthvolles Material sind (s. „Calcit“).

Doppelsterne sind solche Sterne, welche für unsere Beobachtung nahe bei einander stehen; vgl. „Astronomie“.

Doppelthier (Diplozoon paradoxum), ein an den Kiemen verschiedener Karpfenarten schmarotzender, von Nordmann entdeckter merkwürdiger Saugwurm (Trematode), dessen wahre Natur erst klar wurde, als v. Siebold in seiner Gesellschaft einen auffällig mit ihm übereinstimmenden, bisher als Diporpa (vom griech. porpe, Schnalle) bezeichneten Wurm vorfand, welcher vorn mit zwei seitlichen Saugnäpfen, hinten mit zwei hornigen, Schnallen ähnlichen Klammerorganen ausgerüstet ist u. in der Mitte der Bauchseite noch einen Saugnapf trägt. Je zwei Diporpen saugen sich mit diesem Bauchnapfe an einander u. verschmelzen zum Doppelthiere, das nun erst geschlechtsreif wird.

Nr. 2468. Das Doppelthier (Diplozoon paradoxum). (Natürl. Größe u. vergrößert).

Doppelzeug heißt in der Jägersprache ein Gewehr mit zwei Läufen, von denen der eine ein gewöhnlicher Flintenlauf, für den Schrotschuß, der andere ein Büchslauf, für das Schießen mit Kugeln, ist.

Doppler, Christian, ein bekannter Physiker, der, 29. Nov. 1803 zu Salzburg geb., zuerst 1829—33 Assistent der Mathematik am Polytechnischen Institut in Wien war, 1841 als Prof. der Mathematik an der ständisch technischen Lehranstalt in Prag angestellt

wurde u. 1847 als Bergrath u. Prof. an die Bergakademie zu Schemnitz ging. Er kehrte aber schon 1850 nach Wien zurück, zuerst an das Polyt. Institut, bald jedoch übernahm er die Professur für Physik an der Universität, nachdem er bereits 1848 Mitglied der Akademie geworden war. Er starb 17. März 1853 zu Venedig. Seine Arbeiten erstrecken sich auf verschiedenartige Gebiete der mathematischen Physik, u. ein von ihm entdecktes interessantes Prinzip trägt als **Doppler'sches Prinzip** seinen Namen. Dasselbe besteht darin, daß, wenn wir uns dem Ursprungsorte einer Wellenbewegung nähern, od. derselbe auf uns zukommt, wir in einer gewissen Zeit mehr Erschütterungen erfahren, als wenn die Entfernung dieselbe bleibt; umgekehrt weniger, wenn sich die Entfernung vergrößert. Dieses Prinzip ist bestätigt für den Schall namentlich durch genaue Versuche von Ballot auf Eisenbahn-Lokomotiven in Belgien. Es erklärt sich hieraus die Erscheinung, daß bei annähernder Lokomotive der Pfeifenton höher ist als bei stehender Lokomotive u. daß bei sich entfernender Lokomotive der Pfeifenton tiefer wird. Dieses Prinzip hat D. angewendet zur Berechnung der Bewegung der Fixsterne, da die verschiedenen Farben bekanntlich verschiedenen Wellenlängen entsprechen, die mit verschiedener Geschwindigkeit einander folgen.

Dopplerit, ein harzähnliches Mineral, das nur in derben Massen, im Bereiche einiger Torflager, auch in tertiären u. noch jüngern Braunkohlen vorkommt (Aussee, bei Gonten unweit Appenzell ꝛc.), bräunlichschwarz, im Striche holzbraun, fettartig, aber geruchlos ist u. für eine sehr homogene Torfmasse angesprochen werden kann.

Dora Baltea, Fluß in Oberitalien, der sich am südöstl. Abhange der Montblanc-Gruppe durch die Vereinigung der Dora des Val de l'Allée blanche u. der Dora des Val Ferrer bei Entrèves bildet. Durch ein gletscherreiches Gebiet u. das Thal von Aosta strömend, nimmt der Fluß eine große Zahl von Alpenflüssen auf u. tritt bei Ivrea in die Ebene, wo ein Theil seines Wassers in zahlreichen Kanälen sich meilenweit in die Felder verbreitet, während der Hauptfluß unterhalb Chivasso in den Po mündet.

Dorade (vom franz. dorer, vergolden), ein als gefräßiger Verfolger der fliegenden Fische den Seefahrern in mehreren europäischen Arten wohlbekannter Fisch (Coryphaena, der Stutzkopf) aus der Familie der Makrelen (Scomberoidei) von langer, schmaler Gestalt mit abgestutztem, scharfkantigem Kopf u. einer über den ganzen Rücken ziehenden Rückenflosse. Die Goldmakrele (der Goldkarpfen, Cor. hippurus) des Mittelmeeres gehört beispielsweise dazu. Sie erreicht bis 1,5 m. Länge, hat oben eine grünlichblaue Grundfarbe mit gelben Flecken, goldgelben Flossen u. ist unten silberglänzend. Den Namen D. (ital. Orada) führt auch der Goldbrasse (Crysophrys aurata), ein 0,5 m. langer, bis 8 kg. schwerer, goldig längsgestreifter, delikater Mittelmeerfisch der Familie der Meerbrassen (Sparoidei).

Dora d'Istria ist der angenommene Schriftstellername der Fürstin Helena Koltzoff-Massalsky, einer der hervorragendsten, geistvollsten Schriftstellerinnen unserer Zeit, welche theils als Vorkämpferin für die völlige Gleichstellung der Frauen mit den Männern, theils als Trägerin europäischer Kultur nach dem Osten thätig gewesen ist. Als Tochter des Fürsten Michael Ghika u. Nichte der walach. Fürsten Gregor IV. u. Alexander X. 3. Febr. 1828 zu Bukarest geboren, erhielt sie eine sorgfältige Erziehung, bildete sich 1841—48 im Auslande weiter aus u. vermählte sich 5. Febr. 1849 mit dem russ. Fürsten Alex. Koltzoff-Massalsky, mit dem sie zunächst in Rußland lebte. Seit 1855 hielt sie sich in der Schweiz, besonders am Genfersee auf, unternahm 1860 eine Reise nach Griechenland u. lebt seitdem in Italien, vorzugsweise in Livorno u. Venedig. Seit April 1868 ist sie Großbürgerin Griechenlands; auch haben ihr viele gelehrten Gesellschaften, nam. in Italien u. dem griech. Orient, die Ehrenmitgliedschaft ertheilt. Die Geograph. Gesellschaft zu Paris nahm sie an Stelle der Ida Pfeiffer in ihre Reihen auf. Ihre schriftstellerische Thätigkeit ist ungemein ausgedehnt; sie steht mit der Presse fast aller Länder in Verbindung. Von ihren durch Wissenschaftlichkeit, freisinnige Anschauung u. eine ungewöhnliche Gabe der Darstellung ausgezeichneten Werken nennen wir: „La vie monastique dans l'église orientale" (Brüss. 1855; 2. Aufl. Genf 1858); „La Suisse allemande" (4 Bde., Genf 1856; deutsch, 3 Bde., Zürich 1857—58); „Les femmes en Orient" (2 Bde.; ebd. 1860); „Des femmes par une femme" (2 Bde., Par. 1864). Vgl. „D. d'I." (Mail. 1860), Arm. Pommier, „La comtesse D. d'I." (Brüss. 1863) u. „D. d'I. e la poesia albanese" (Ven. 1871).

Dorat (spr. Dorah), Claude Josef, franz. Dichter, geb. 31. Dez. 1734 zu Paris, studirte die Rechte, wandte sich aber später ganz der Dichtkunst zu. Den größten Theil seines bedeutenden Vermögens verwandte er auf die glänzende äußere Ausstattung u. den kostspieligen Druck seiner Werke. Er starb zu Paris 29. Apr. 1780. D. hat sich in den verschiedensten Gattungen der Poesie versucht. Von seinen Lustspielen gelten als die besten: „La célibataire" u. „La feinte par amour"; seine lyrischen Gedichte sind nicht ohne Witz u. Geist geschrieben u. die Theorien der Dramaturgie in dem Lehrgedicht „La déclamation théâtrale" poetisch behandelt. D.'s Schrift „L'idée de la poésie allemande" verdient insofern Anerkennung, als der Verfasser einer der ersten Schriftsteller in Frankreich gewesen, welcher seine Landsleute auf die Bedeutung der deutschen Literatur aufmerksam zu machen versucht hat.

Dorchester (spr. Dortschest'r), früher sehr stark befestigte Hauptstadt der südengl. Grafschaft Dorset, am Frome, mit Resten eines röm. Amphitheaters (genannt Maumbury). Ehemals wichtig wegen seiner Wollmanufakturen, ist D. in neuerer Zeit durch seine großen Alebrauereien berühmt geworden. — Den gleichen Namen führt eine Grafschaft im nordamer. Unionsstaate Maryland mit etwa 25,000 E.

Dordogne (spr. Dordonj'), der größte Nebenfluß der Garonne im südwestl. Frankreich. In diese mündet die D. auf der rechten Seite unterhalb Bordeaux in der Nähe von Blaye ein; nach ihrer Vereinigung erhält die Garonne den Namen Gironde. Die D. entspringt auf dem Hochlande der Auvergne an den Monts Dores, 1364 m. über dem Meere, bildet die Grenze der Depart. Puy-de-Dôme, Cantal u. Corrèze, wird bei Souillac schiffbar u. durchfließt in der Richtung nach W. die Depart. Lot, Dordogne u. Gironde. Ihr Lauf ist 50 Meilen lang; die bedeutendsten ihrer Zuflüsse sind: die Cère, welche im Cantal entspringt, die Vezère, welche vom Plateau des Milles-Vaches herabkommt u. theilweise schiffbar ist, u. die wasserreiche Isle von dem Gebirge von Limousin. Die Wassermenge der D., welche bei ihrer Mündung 1400 m. breit ist, gestattet Seeschiffen bis Libourne aufwärts zu fahren. — Von diesem Flusse hat das Depart. **D.** seinen Namen. Dieses umfaßt 167 □ M. mit 500,000 E., begreift die ehemalige Landschaft Perigord in sich u. wird in 5 Arrondissements, 47 Kantone u. 582 Gemeinden eingetheilt. Das Dep. D. ist im N. Berg-, im S. Hügelland u. nur auf geringen Strecken fruchtbar. Die Thäler sind durch Bergströme wild zerrissen, u. Sümpfe nehmen einen guten Theil der Niederungen ein. Wein u. Kastanien sind die Hauptprodukte; Gewerbe u. Handel sind wenig entwickelt, u. fast die Hälfte der Bewohner wächst ohne Schulbildung auf. Die größten Städte sind die Hauptorte der Arrondissements: Périgueux (20,000 E.), Bergerac (12,000 E.), Nontron (3600 E.), Ribérac (3600 E.) u. Sarlat (6600 E.).

Nr. 2169. Dordrecht.

Dordrecht (od. Dortrecht), alte Handelsstadt in der niederländ. Provinz Süd-Holland mit 24,900 E., liegt an der Maas (Merwe), auf einer Insel im Biesbosch, war 1572 der erste Versammlungsort der

Freien Staaten von Holland u. von 1618—1619 der Sitz der Synode, welche die belgische Konfession und den Heidelberger Katechismus als Grundlage der reformirten Kirche Hollands festsetzte. Die aus dem 14. Jahrh. stammende Liebfrauenkirche, das Rathhaus, das sog. „Butterhaus" (früher Kirche der Wiedertäufer) der Kolveniers Doelen (Bürger Schützenhaus) sind die hervorragendsten Bauwerke. D. hat ein Gymnasium u. eine Irrenanstalt. Der Handel D.'s, das einen geräumigen Hafen hat, ist beträchtlich. Wichtige Ausfuhrartikel sind Zimmerholz, Rheinweine, Getreide, Leinwand, Tabak 2c. Auch in industrieller Beziehung hat die Stadt Bedeutung.

Doré (spr. Doreh), Paul Gustave, ein äußerst talentvoller Zeichner der Gegenwart, geb. im Jan. 1832 zu Straßburg, kam schon in seinem 14. Jahre nach Paris, wo er sein Talent zu verwerthen u. auszubilden wußte. Anfänglich lieferte er Zeichnungen der verschiedensten Art zu Holzschnitten für Journale, später auch für Romane, Jugendschriften, Reisebeschreibungen u. s. w. Einen größeren Namen aber erwarb er sich, als er anfing, sich der Illustrirung klassischer Dichter (so nam. des Dante, 1861 u. 1868) u. der Bibel (2 Bde., 1865—66) zu widmen. Er zeichnet mit beispielloser Leichtigkeit u. ungemein lebendiger Phantasie; letztere verführt ihn aber häufig zu einem Haschen nach Effekt vermittels einer Beleuchtung, die weder dem Wesen des Holzschnittes noch dem darzustellenden Gegenstande angemessen ist.

Nr. 2170. Paul Gustav Doré (geb. Januar 1832).

Die Illustrationen zur Bibel tragen den gemischten Charakter eines volksthümlichen Realismus u. eines Reichthums an phantastischer Erfindung, aber nicht den der biblischen Einfachheit u. Erhabenheit. Dem Inhalt entsprechender sind seine Zeichnungen zu Dante's „Göttlicher Komödie", zu Lafontaine's „Fabeln" (1867) u. zum „Don Quixote" (2 Bde., 1868). D. hat auch Oelbilder geschaffen, denen es nicht an Phantasie u. kecker Pinselführung, wol aber an Harmonie des Kolorits fehlt.

Dorer, griech. Stamm, s. „Doris".

Dorer, Robert, ein Bildhauer aus der Schule Rietschel's, geb. 1830 zu Baden in der Schweiz, bildete sich in München unter Schwanthaler u. arbeitete dann in Dresden im Rietschel'schen Atelier. Seine erste Arbeit war die Statue eines sterbenden Kriegers. Sein Hauptwerk ist das 1869 enthüllte Genfer Nationaldenkmal.

Dorer-Egloff, Eduard, schweizerischer Dichter, geb. 7. Nov. 1807 zu Baden im Kanton Aargau, war längere Zeit Mitglied des Großen Rathes u. Landammann, lebte aber später zurückgezogen in seiner Vaterstadt, wo er 27. März 1864 starb. Seine kleine Schrift „Ueber Goethe's Jery u. Bätely" (1852) zeigt ein tiefes Verständniß der Goethe'schen Dichtungen; aus demselben Studienkreise ist sein gehaltvolles Buch „Lenz u. seine Schriften" (Baden 1857) hervorgegangen. Als dramatischer Dichter hat sich D.-E. in dem Fastnachtsspiel „Der Affe von Arezzo" (1852) mit Glück versucht; große Sprachgewandtheit bekunden seine „Volkslieder aus Italien" (Baden 1860).

Dorf ist die Vereinigung einer Anzahl von Landgrundstücken zu einer Gemeinde (Landgemeinde). In Deutschland sind die Dörfer älter als die Städte; die Regelung der Verhältnisse der Landgemeinden ist aber von jeher weit hinter den Städteverfassungen zurückgeblieben. Früher gehörten zur Dorfgemeinde nur die Eigenthümer von Landgrundstücken; selbst die Häusler, d. h. die ein Haus ohne Feld besaßen, waren von der Theilnahme an den Gemeinderechten u. Versammlungen ausgeschlossen. In neuerer Zeit steht die Mitgliedschaft in Landgemeinden in der Regel denjenigen selbständigen Personen zu, welche entweder Grundstücke im Gemeindebezirke besitzen od. innerhalb derselben, ohne Grundbesitz, ihren bleibenden Wohnsitz haben. Bis zu Ende des vorigen Jahrh. befanden sich die Dorfgemeinden meist in großer Abhängigkeit von den Gutsherren. Die Rechte der Dorfmitglieder sind zu Anfang dieses Jahrhunderts durch eine große Anzahl von Landgemeinde- u. Dorfordnungen geregelt worden. Die Gemeindeangelegenheiten werden in der Regel durch einen Gemeinderath besorgt, an dessen Spitze ein Gemeindevorstand od. Gemeindeältester zu stehen pflegt.

Doria, Name eines der ältesten Adelsgeschlechter Genua's, dem seit dem 12. Jahrh. eine große Zahl geschichtlicher Persönlichkeiten, bes. viele Seehelden, entstammt sind. Wegen ihrer Parteinahme für die Ghibellinen in deren Kämpfen mit den Guelfen standen sie bei den Hohenstaufen in großer Gunst. Mit den Spinola verbunden, rangen sie gegen die Grimaldi u. Fieschi um die Herrschaft in der Republik, der sie im 16. u. 17. Jahrh. mehrere Dogen gaben. Der erste war Oberto D., der die genuesische Flotte zur ersten ihrer Zeit machte u. die der Pisaner in der Schlacht bei Meloria 2. April 1284 vollständig vernichtete. Unter seinem Sohne u. Nachfolger, Corrado D., wurde die Seemacht Venedigs vom Admiral Lamba D. 8. Sept. 1297 bei Curzola gleichfalls zu Grunde gerichtet. Ein zweites Mal bereitete dieses Schicksal Paganini D. 4. Nov. 1354 der venetian. Flotte. Den Brüdern Ceva, Matteo u. Ludovico D. hatte Genua gegen Ende des 15. Jahrh. die Befreiung von der Oberherrschaft Mailands zu verdanken. Der Sohn des Ceva, Andrea D., Fürst von Melfi, geb. 30. Nov. 1468 zu Carrascosa im Genuesischen, war als Seeheld u. Staatsmann sowie als Charakter der bedeutendste Sproß seines Geschlechts, ja einer der größten Männer seines Jahrhunderts.

Nr. 2171. Andrea Doria (geb. 30. Nov. 1468, gest. 25. Nov. 1560).

Zuerst diente er unter dem päpstlichen Feldherrn Domenico D., seinem Verwandten, u. anderen ital. Fürsten; 1513 kämpfte er als Oberbefehlshaber der genuesischen Galeeren erfolgreich gegen die Franzosen u. säuberte den Golf von Genua von den Seeräubern. Als sich nachher Genua unter die Schutzherrschaft der Franzosen gestellt, trat auch er in franz. Dienste, worauf ihn Franz I. 1524 zum Admiral der vereinigten Flotten ernannte. Als solcher erfocht er 1528 einen großen Sieg über die Spanier u. nahm deren Admiral gefangen. Tief verletzt durch die Willkür, welche die Franzosen in Genua übten, verließ er jedoch bald darauf die franz. Fahne u. trat zu Kaiser Karl V. über.

Rasch gelang es ihm jetzt, die Franzosen aus Neapel u. Genua zu vertreiben, u. leicht wäre es ihm geworden, sich zum Beherrscher der Republik aufzuwerfen. Statt dessen aber war er nur darauf bedacht, ihren Bestand durch Ordnung der genuesischen Verfassung zu befestigen. Dagegen nahm er die Ernennung zum Oberbefehlshaber über die kaiserliche Flotte u. zum Großkanzler des Königreichs Neapel an; auch wurde er vom Kaiser mit dem Fürstenthum Melfi beschenkt. Hierauf unterdrückte D. die Seeräuberei, schlug 1532 die türk. Flotte an der griech. Küste, leitete 1535 die Expedition gegen Tunis u. rettete 1542 vor Algier die sehr in die Enge gerathenen Streitkräfte des Kaisers vor gänzlichem Untergange. Der Uebermuth seines Neffen u. Erben **Gianettino D.** veranlaßte die Verschwörung des Fiesco (s. d.), die zwar die Ermordung aller D. zum Zweck hatte, der aber nur Gianettino zum Opfer fiel (3. Jan. 1547). Nachdem dann der hochbetagte Andrea D. noch mehrere Seezüge persönlich geleitet u. die Franzosen aus Corsica vertrieben hatte, starb er 15. Nov. 1560. Gianettino's Sohn, **Giovanni Andrea D.**, der nunmehr das Erbe seines berühmten Großoheims antrat, befehligte seit 1556 die in span. Diensten stehende genuesische Flotte, überwand 1560 den berüchtigten Seeräuber Dargut, bewährte sich auch sonst mehrfach als tüchtiger Seeheld, hätte aber durch seine Haltung in der Seeschlacht bei Lepanto (5. Okt. 1571) beinahe den Türken zum Siege verholfen. Er starb 1606. Jetzt ist die Familie der D. in viele Zweige getheilt, deren Besitzthümer in ganz Italien zerstreut liegen. Der reichste u. bedeutendste ist der der **D.-Pamfili-Landi** in Rom; das Haupt derselben ist gegenwärtig Don **Philipp D.-P.-L.** (Fürst von Valmontone, San Martino, Torriglia, Melfi ꝛc.), geb. 18. Sept. 1813.

Dorier, griech. Stamm, s. „Doris".

Dorigny (spr. Dorinji), Nicolas, franz. Zeichner u. Kupferstecher, geb. 1658 zu Paris, verweilte 22 Jahre lang in Italien, wo er sich dem Studium der großen Meisterwerke widmete u. viele derselben in Kupfer stach. Bald nachher wandte er sich nach England, wo er ebenfalls viele Jahre blieb u. sein Meisterwerk, Rafael's Cartons (in Hamptoncourt) schuf. Leichtigkeit u. Strenge, Kraft u. Milde sind in diesen von Rafael's Geist belebten Blättern aufs Glücklichste vereint. Zu seinen besten Arbeiten gehören ferner die „Kreuzabnahme" nach Daniel da Volteira u. die „Verklärung" nach Rafael. Er starb 1746 zu Paris, wohin er 1724 zurückgekehrt war. — Auch sein Vater **Michel D.** (1617—1665) u. sein älterer Bruder **Louis D.** (1654—1742) waren Kupferstecher u. Maler, aber von geringerer Bedeutung.

Döring, Friedrich Wilhelm, deutscher Philolog, geb. 9. Febr. 1756 zu Elsterberg im Vogtlande, ward 1782 Rektor des Lyceums zu Guben, kam 1784 in eine gleiche Stellung nach Naumburg u. 1786 nach Gotha, wo er 27. Nov. 1837 starb. Außer lat. Schulbüchern hat er neue Ausgaben von Catull, Livius u. Horaz erscheinen lassen.

Döring, Georg Christ. Wilhelm Asmus, deutscher Romanschriftsteller, geb. 11. Dez. 1789 zu Kassel, ließ sich nach einem wechselvollen Leben in Frankfurt a. M. nieder, bereiste später die Schweiz u. Italien, hielt sich seit 1820 in Bonn auf u. starb 10. Okt. 1833 zu Fulda. D. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, doch von geringem poetischen Talent; er verfaßte Schauspiele, lyrische Gedichte u. zahlreiche Romane u. Novellen, die jedoch fast ganz vergessen sind.

Döring, Heinrich, deutscher Schriftsteller, geb. 1789 zu Danzig, brachte den größten Theil seines Lebens als Privatgelehrter in Jena zu, wo er 1864 starb. Er schrieb Biographien von Schiller, Goethe, Herder, Klopstock, Bürger, Jean Paul, Gellert u. anderen Dichtern, gab „Schiller's Briefe" (3 Bde., Zeitz 1835), „Goethe's Briefe" (Lpz. 1837), u. eine „Nachlese zu Schiller's Werken" (Lpz. 1835) heraus u. übersetzte viele Werke aus dem Französischen u. Englischen.

Döring, Theodor, ausgezeichneter deutscher Charakterdarsteller, geb. 9. Jan. 1803 zu Warschau, war von seinen Eltern für den Kaufmannsstand bestimmt, fühlte sich aber frühzeitig zur Bühne hingezogen u. schloß sich von Bromberg aus, wo er 1823 die theatralische Laufbahn betrat, einer wandernden Truppe an, mit der er mehrere Jahre in Ostpreußen umherzog. Erst 1826 erhielt er ein festes Engagement in Breslau, wo er Gelegenheit fand, seine Begabung für komische Rollen zu entfalten. Nachdem er sodann seinen Aufenthaltsort mehrmals gewechselt hatte, nahm er 1836 eine Anstellung in Hamburg an u. folgte 1838 einem Rufe nach Stuttgart (als Seydelmann's Nachfolger). Diese Stellung vertauschte er 1841 mit einem Engagement an der Hofbühne zu Hannover, von wo aus er 1845 nach dem Tode Seydelmann's an das Berliner Hoftheater berufen wurde, dessen Zierde er noch gegenwärtig (1873) ist. Schon in Hamburg u. Stuttgart hatte D. seinen Rollenkreis wesentlich erweitert u. seiner Galerie köstlicher komischer Typen eine Reihe ernster u. stilvoller Charakterfiguren hinzugefügt. D. ist mit einer reichen Phantasie ausgestattet, die durch ein ungemein bewegliches u. vielseitiges Individualisirungstalent unterstützt wird. Seine großen Erfolge verdankt er weniger einem scharf

Nr. 2172. Theodor Döring (geb. 9. Jan. 1803).

eindringenden, geistreich zergliedernden Kunstverstande, als vielmehr den Eingebungen einer glücklichen Natur, in der sich Kraft der Empfindung u. Frische des Gemüths mit einem keck ausgreifenden, behaglich spielenden Humor vereinigen. Als seine Hauptrollen nennen wir: Nathan, Franz Moor, Mephistopheles, Lear, Shylock u. Falstaff.

Doris, eine kleine griech. Berglandschaft zwischen dem Parnaß, dem Oeta u. dem Korar, ostwärts an Phokis grenzend, zählte vier Städte: Böon, Kytinion, Erineos u. Pindos. D. war die alte Heimat des dorischen Stammes. Dieser, einer der vier Hauptstämme des griech. Volkes, leitete seinen Ursprung der Sage nach von Doros, einem Sohne Hellen's (des Stammvaters der Griechen), ab. Die Dorier wanderten später nach dem Peloponnes aus, wo sie nam. in Sparta zur Herrschaft gelangten. Das zäh am alten Herkommen festhaltende, ernste u. rauhe Wesen dieses Stammes findet seinen Ausdruck bes. in dem harten dorischen Dialekt u. in dem eigenthümlichen, strengen u. gedrungenen dorischen Baustil (bes. in der dorischen Säule, s. „Baukunst"). Vgl. O. Müller, „Die Dorier" (2. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1844). — Den Namen D. führten auch die dorischen Kolonien an der karischen Küste u. auf den benachbarten Inseln mit den zu einem Bunde vereinigten Städten Jalysos, Lindos u. Kamiros auf Rhodos, Kos, Knidos u. Halikarnassos. Ihre Bundesfeste feierten diese kleinasiatischen Dorier auf dem triopischen Vorgebirge in der Nähe von Knidos. — Im heutigen Königreich Griechenland ist D. eine Eparchie des Gouvernements Phokis.

Doris, einer der zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planetoiden. Am 19. Sept. 1857 von Goldschmidt in Paris entdeckt, führt er die Zahl 48 u. steht zwischen Leukothea u. Themis.

Doritis (Parnassius) **Apollo**, ein 7 cm. spannender weißlicher Tagfalter mit schwarzen Flecken auf den abgerundeten Vorderflügeln u. karminrothen, schwarz umringten Augenflecken auf den Hinterflügeln, der in Schweden in Gärten der Ebene, in Mitteleuropa nur auf bedeutenden Höhen, außerdem auch am Himalaja lebt u. dessen schwarze, weiß u. orange betüpfelte Raupe sich von den saftigen Blättern der

Hauswurz (Sedum album) u. anderer Sedumarten nährt. Die Weibchen des Schmetterlings haben einen eigenthümlichen taschenförmigen Hinterleibsanhang.

Nr. 2473 Doritis Apollo.

Dorkinghühner, eine englische Rasse sehr großer, gedrungen gebauter Hühner von verschiedener Färbung des Gefieders, mit wohl entwickeltem, aber verschieden gestaltetem Kamm, gut entwickelten Lappen, einer überzähligen Zehe u. einem zwischen den Augenhöhlen sehr verbreiterten Schädel.

Dormitiv, s. „Schlafmittel".

Dormitor, der höchste Berg in der Herzegowina, unweit der montenegrinischen Grenze, 2408 m. hoch, besteht aus wild zerrissenen, in Nadeln u. Pyramiden auslaufenden grauweißen Dolomitmassen mit unwegsamen Schluchten u. ausgedehnten Geröllhalden. Die Gipfel sind völlig kahl u. auch die Abhänge wegen des Wassermangels pflanzenarm. In den höchsten Schluchten liegt ewiger Schnee. Der D. wird im O. u. W. von den Flußthälern der Tara u. Piwa begrenzt.

Dormitōrium (lat.), Schlafzimmer, der gemeinschaftliche Schlafraum in Klöstern.

Dorn (spina), ein harter u. spitziger Auswuchs des Holzkörpers, wohl zu unterscheiden von dem Stachel (aculius), welcher, wie bei den Rosen, der Rindenschicht angehört u. darum leicht von derselben gelöst werden kann. Wirkliche Dorne findet man bei Berberitzen, Weißdornen, Gleditschien, Ginsterarten, Akazien ꝛc.

Dorn, Heinrich, verdienter deutscher Tonsetzer u. gewandter musikalischer Schriftsteller, wurde zu Königsberg i. Pr. am 14. Nov. 1804 geb. In seiner sehr musikliebenden Familie wurden seine Talente frühzeitig geweckt u. durch gute Lehrer gefördert. Vor Allen hatte sein Oheim, der tüchtige Musiker Joh. Friedr. D., auf seine erste Entwicklung Einfluß. D., der seinen Vater, einen wohlhabenden Kaufmann, frühzeitig u. auch seinen Stiefvater, den Rentier Schindelmeißer, mit dem sich seine Mutter verheirathet hatte, bald verloren hatte, faßte zwar zeitig den Plan, sich der Musik ganz zu widmen, absolvirte aber die juristischen Studien auf der Universität seiner Vaterstadt von 1823 an u. ging, nachdem er auf einer Reise in Leipzig, Dresden, Prag u. Wien die bedeutendsten Tonkünstler kennen gelernt hatte, nach Berlin, wo er durch Ludwig Berger im Klavierspielen, sowie durch Zelter u. später durch Bernhard Klein in der Komposition seine höhere Ausbildung empfing. Hier brachte D. seine erste Oper „Roland's Knappen" zur Aufführung u. fing auch mit musikalischer Schriftstellerei sich zu beschäftigen an (in der „Berl. musikalischen Zeitung"). Im J. 1827 folgte er einem Rufe nach Frankfurt a. M., ging aber bereits nach einem halben Jahre als Musikdirektor an das Theater nach Königsberg, wo er seine zweite Oper „Die Bettlerin" in Scene gehen ließ. Von 1829 an begleitete er dieselbe Stellung in Leipzig, brachte 1831 die Oper „Abu Kara" zur Aufführung, siedelte aber das Jahr darauf nach Riga über, hier bis 1843 theils als Kapellmeister am Theater, theils als Musikdirektor an der Peterskirche wirkend. Dieser Zeit gehören an „Der Schöffe von Paris" (1838) u. „Das Banner von England" (1841). Im J. 1843 wurde D. an Conradin Kreutzer's Stelle nach Köln berufen, erhielt 1847 von Berlin aus den Titel eines königlichen Musikdirektors u. kam endlich 1849 an seines Landsmanns Otto Nicolai Stelle als Kapellmeister an die königliche Oper nach Berlin. In dieser Stellung wirkte er mit Auszeichnung bis zum J. 1869, wo er mit dem Titel eines königlichen Professors pensionirt wurde. In die Zeit seiner Amtsthätigkeit fallen noch die Opern „Die Nibelungen" (1854) u. „Ein Tag in Rußland" (1856). Nach seinem Rücktritt von der Berliner Oper kehrte er mit verdoppeltem Eifer zur Lehr- u. schriftstellerischen Thätigkeit zurück u. lebt gegenwärtig noch in dieser Weise beschäftigt in der deutschen Reichshauptstadt. An sonstigen Kompositionen sind von ihm noch zu nennen: Kirchensachen, weltliche Kantaten, Sinfonien u. andere Orchesterwerke, Klavierstücke u. nam. ein- u. mehrstimmige Lieder u. Gesänge. Seine schriftstellerischen Arbeiten hat er in verschiedenen musikalischen u. anderen Zeitungen niedergelegt u. außerdem bietet sein mehrbändiges Buch „Aus meinem Leben" (Berl. 1870—72) interessante Aufzeichnungen aus seiner reichbewegten Künstlerlaufbahn. — Sein Sohn u. Schüler, Alexander D., geb. zu Riga am 8. Juni 1833, von 1855—66 aus Gesundheitsrücksichten in Aegypten, dann als Musikdirektor in Crefeld u. jetzt als geschätzter Musiklehrer in Berlin lebend, hat sich als Komponist u. Klavierspieler bekannt gemacht.

Dorn, Johannes Albrecht Bernhard, bedeutender Orientalist, geb. 11. Mai 1805 zu Scheuerfeld (Sachsen-Koburg), studirte in Halle u. Leipzig Theologie u. orientalische Sprachen, ward 1825 an letztgenannter Universität Privatdozent, hielt sich 1826—29 in England u. Frankreich auf, ging dann als Professor der morgenländischen Sprachen nach Charkow, folgte 1835 einem Rufe an das Orientalische Institut nach Petersburg, wo er die Professur der Geschichte u. Geographie Asiens erhielt, u. ist seit 1843 Oberbibliothekar der kaiserlichen Bibliothek, sowie Direktor des Asiatischen Museums mit dem Range eines Wirkl. Staatsraths. Er gab heraus: „Grammatische Bemerkungen über die Sprache der Afghanen" (Petersb. 1840), „Das Asiatische Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" (ebd. 1846), „Mohammedanische Quellen zur Geschichte der südl. Küstenländer des Kaspischen Meeres" (4 Bde., 1855—61) u. a. m.

Dornburg, ein im Großherzogthum Sachsen-Weimar, $1\frac{1}{2}$ M. von Jena, auf einem 79 m. hohen Felsen am linken Saalufer liegendes Städtchen mit 630 Einw. Die drei auf der Kante des Felsens stehenden großherzoglichen Schlösser bieten eine reizende Aussicht in das Saalthal. Das eine dieser Schlösser, das sog. alte Schloß (jetzt der Sitz des Amtes), soll auf den Ueberresten eines bereits im 10. Jahrh. errichteten kaiserlichen Palatium, der oftmaligen Residenz der Ottonen, erbaut sein. Das sog. neue Schlößchen, das 1728—48 vom Herzog Ernst August in italienischem Stil erbaut u. oft von demselben bewohnt wurde, war ein Lieblingsaufenthalt Goethe's.

Dorndreher (Neuntödter od. rothrückiger Würger), Lanius collurio (od. spinitorquus), ein fast in ganz Europa bekannter, in Deutschland von April bis Sept. häufiger Zugvogel aus der Familie der Zahnschnäbler (Dentirostres), mit rostrothem Rücken, aschgrauem Kopf u. Nacken u. an der Spitze hakenförmig übergreifendem Schnabel, der ihm das Ansehen eines Raubvogels giebt, wie er denn auch räuberisch genug ist, indem er kleine Vögel, Frösche u. zahlreiche (nicht gerade neun) Insekten tödtet, die er auf Dorne an den Gebüschen spießt, um sie gelegentlich zu verzehren. Abb. s. „Würger".

Dorner, Johann Jakob, Landschaftsmaler u. Konservator der Münchner Gemäldegalerie, geb. 1775 zu München, bildete sich unter der Leitung seines Vaters, des Malers u. Galeriedirektors Jakob D., u. wandte sich mit Vorliebe der Landschaftsmalerei zu. Seine Gebirgslandschaften zeigen viel Gefühl für Schönheit der Komposition u. für Anordnung der Massen, weniger für die Feinheit der Farbe. D. starb 1852 zu München.

Dornhai, s. „Hai".

Dornenstein od. Dornstein; mit diesem Namen bezeichnet man die krustenartigen Bildungen, die sich auf den aus Dornenreisig bestehenden Wänden der Gradirhäuser (s. „Salz") infolge der Verdunstung des Wassers ablagern, so daß die Dornen ganz inkrustirt erscheinen. Der D. besteht hauptsächlich aus Gips (schwefelsaurem Kalk) sowie etwas kohlensaurem Kalk u. wenig Eisenoxyd.

Dorothea, die katholische Heilige des 6. Febr., soll in den ersten Jahrhunderten u. Chr. in Kappadokien (Kleinasien) den Märtyrertod erlitten haben. — Bekannter als diese ist in Norddeutschland unter dem Namen der heiligen D. eine Frau aus Danzig, die seit 1394 im Dome

zu Marienwerder als Heilige lebte u. noch aus ihrem Grabe heraus solche Wunder verrichtet haben soll, daß zwar nicht der Papst, wol aber das Volk sie heilig sprach u. als Schutzheilige verehrte.

Dorothea Sibylla, die jüngste Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, geb. 19. Okt. 1590, ward 12. Dez. 1610 mit dem Herzoge Johann Christian von Liegnitz vermählt u. erwarb sich als treffliche Fürstin u. Gattin bei ihren Unterthanen den Beinamen „das liebe Dorel"; sie starb zu Liegnitz 19. März 1625. Vgl. Koch, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin D.-S." (Brieg 1830), u. George Hesekiel, „Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg" (Berl. 1850).

Dorow, Wilhelm, deutscher Schriftsteller u. Alterthumsforscher, geb. 22. März 1790 zu Königsberg, wurde 1812 in der preuß. Gesandtschaft angestellt u. nahm an den Schlachten des Jahres 1813 als freiwilliger Jäger Theil. Nachdem er von 1815—17 als Gesandtschaftssekretär in Dresden u. Kopenhagen gelebt hatte, begab er sich nach Bonn, wo er das Museum vaterländischer Alterthümer gründete. Nach Hardenberg's Tode nahm er seinen Abschied, bereiste 1827 Italien u. starb 16. Dez. 1846 in Halle, wo er sich kurz vor seinem Tode niedergelassen hatte. D.'s Schriften enthalten wichtige Beiträge zur deutschen u. röm. Alterthumskunde, nam. die Werke: „Opferstätten u. Grabhügel der Germanen u. Römer am Rhein" (2 Bde., Wiesb., 1819—1821), „Etrurien u. der Orient" (Heidelb. 1829). Als geschichtliche Quellen sind von Werth: „Erlebtes aus den J. 1813—20" (2 Bde., Lpz. 1843), u. „Denkschriften u. Briefe" (5 Bde., Berl. 1836—41).

Dorpat od. Dörpt, russ. Gurjew, zweitgrößte Stadt des russ. Gouvernements Livland, am Embach, westl. vom Peipussee gelegen, mit 21,000 größtentheils lutherischen E. (1867), wurde im 11. Jahrh. von Russen gegründet, verdankt aber seine städtische Entwicklung dem Deutschen Orden, welcher sich 1223 in den Besitz von D. setzte, u. der Hansa, welcher die Stadt später bis zur Eroberung durch Iwan IV. (1558) angehörte. Im J. 1582 kam D. an Polen, 1625 an Schweden; im Nordischen Kriege unter Peter dem Gr. fiel es an Rußland. Kriege u. Brände hatten diese blühende Stadt fast vollständig verwüstet, als die Kaiserin Katharina deren Wiederaufbau befahl. — D., von dessen Einwohnerzahl 45 Proz. deutsch, 46 Proz. estnisch u. nur 9 Proz. russisch sind, liegt in reizender Hügellandschaft u. macht im Innern den Eindruck einer deutschen Stadt; bemerkenswerth ist der schöngebaute Marktplatz mit dem prachtvollen Universitätsgebäude u. der steinernen Brücke über den Embach. Die Universität (die berühmteste Rußlands), die 1630 von Gustav Adolf gestiftet u. 1802 reorganisirt wurde, besitzt außer einer reichhaltigen Bibliothek u. sonstigen wissenschaftlichen Sammlungen ein treffliches Entbindungsinstitut, einen botanischen Garten u. eine Sternwarte, welche sich durch ihre Leistungen unter dem Astronom Mädler einen europäischen Ruf erworben hat; an der Universität wirken größtentheils deutsche Professoren. Seit 1846 besteht neben der Universität auch eine Veterinärschule. D. hat 4 Kirchen, ein Gymnasium, eine Kreisschule, 12 Elementarschulen, ein Lehrerseminar u. ist Sitz der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, eines landwirthschaftlichen Vereins, einer Naturforschergesellschaft u. s. w. D.s Handel war im Mittelalter bedeutender als jetzt; doch sind seine drei Märkte noch immer von Wichtigkeit; in der letzten Zeit hat D.s Tuchfabrikation großen Aufschwung genommen.

Dorsch (Gadus callarias), ein beliebter 30 cm. langer, 0,5—1 kg. schwerer Fisch der Nord- u. Ostsee, wurde lange Zeit für eine besondere Art der Schellfische gehalten u. mit dem obigen lat. Namen bezeichnet, ist aber blos der Jugendzustand des Kabljau (s. d.), des getrocknet als Stockfisch wohlbekannten Gadus morrhua.

Dorset war früher der Titel der engl. Familien Beaufort u. Grey, später der der Familie Sackville, die aus der Normandie stammte. Erster Graf v. **D.** war der Staatsmann u. Dichter Thomas Sackville, geb. 1527; er fungirte im Prozesse der Maria Stuart als Richter, stand bei der Königin Elisabeth in besonderer Gunst u. wurde 1598 Großschatzmeister. König Jakob I. erhob ihn zum Grafen v. D. Als Dichter hat er sich nam. durch die erste kunstgerechte engl. Tragödie „Ferrex and Porrex" bekannt gemacht. Er starb 1608. — Edward Sackville, Graf v. **D.**, Enkel des Vorigen, geb. 1590, ein treuer Anhänger Jakob's I. u. Karl's I., war während des Letzteren Abwesenheit in Schottland (1640) Reichsverweser; er starb 1652. — Charles Sackville, Graf v. **D.**, Staatsmann u. Dichter, geb. 1637, zeigte sich als entschiedener Gegner despotischer Gelüste der Regierung, ward unter Wilhelm III. Lordkämmerer u. starb 1705 zu Bath. Seine gesammelten Gedichte finden sich in Johnson's „Ausgabe brit. Dichter" (Lond. 1794). Sein Sohn Lionel Cranfield, geb. 1688, gest. 1785, wurde 13. Juni 1720 in den Herzogsstand erhoben. — Von John George Frederick, dem vierten Herzog v. **D.**, geb. 1793, gest. (unvermählt) 14. Febr. 1815, gingen Güter u. Titel auf dessen Vetter Charles Sackville Germain über, der, geb. zu London 27. Aug. 1767, Oberstallmeister Georg's IV. u. Wilhelm's IV. war u. unvermählt als der letzte Herzog v. **D.** 22. Juli 1843 starb.

Dortmund, die größte Stadt in der preuß. Provinz Westfalen (Regierungsbez. Arnsberg), zählte 1864: 27,356 E., 1871: 44,541 Einw. An der Emscher, zwischen den schiffbaren Flüssen Lippe u. Ruhr u. am Rande des Ruhr-Kohlengebirges gelegen, hat sich D. zu einer großen industriellen Bedeutung entwickelt. Oelfabrikation, Baumwollen- u. Leinenweberei, Gußstahlfabrikation, Eisengießerei u. die Gewinnung u. Verarbeitung der reichhaltigen Eisenerze, welche das Kohlengebirge führt, beschäftigen den größten Theil der Einwohner; D. ist Sitz des westfälischen Oberbergamtes, des Landrathamtes, eines Kreisgerichts, eines Hauptsteueramtes u. eines Gymnasiums, das in der Reformationszeit gegründet wurde. D., das schon zur Zeit der Karolinger bestand, hatte im Mittelalter als freie Reichsstadt u. Mitglied der Hansa große Bedeutung. Sein Stadtrecht, dessen erste Aufzeichnung in die Mitte des 13. Jahrh. fällt, wurde von vielen in den slavischen Theilen des Deutschen Reiches gegründeten Städten angenommen. In D. stand ein Hauptfreistuhl des Fehmgerichts. An dieses erinnern noch zwei alte Linden, die unweit der kombinirten Bahnhöfe der Köln-Mindener u. Bergisch-Märkischen Eisenbahn stehen. Auf dem Tische, der von dem Lindenpaar beschattet wird, ist noch der Reichsadler zu sehen, neben dem an Gerichtstagen die Insignien der heiligen Fehme lagen. Die Stadt kam 1802 unter die Herrschaft des Fürsten von Nassau-Oranien u. wurde nach der Besetzung durch franz. Truppen 1808 mit dem Großherzogthum Berg, 1815 mit Preußen vereinigt. Die großartige Vermehrung der Bevölkerung D.'s hat der Stadt mehr u. mehr den Charakter der mittelalterlichen Reichsstadt genommen, an den nur noch einige interessante mittelalterliche Baudenkmäler (St. Reinoldikirche, Marienkirche) erinnern. An die Stelle der eingerissenen Stadtmauern sind Promenaden getreten, u. weite Vorstädte umschließen die enggebaute Altstadt. D. ist der Geburtsort des Buchhändlers F. A. Brockhaus.

Dos, lat. Wort für Mitgift (s. „Dotation").

Dos à dos (franz., spr. Dos a doh), Rücken gegen Rücken, eine Stellung beim Tanzen.

Dos d'âne (franz., spr. Doh'dahn), Eselsrücken, nennt man in der Baukunst einen oben spitz zulaufenden Gewölbebogen in Gestalt eines Esels.

Dosen nennt man die kleinen, mit einem in der Regel in Charnieren gehenden Deckel verschließbaren Gefäße, welche zur Aufbewahrung trockener Substanzen in zerkleinertem Zustande dienen. Besonders sind die Schnupftabaksd. verbreitet, u. durch die Verschiedenartigkeit ihrer Ausführung nach Form u. Material haben sie sogar kulturgeschichtliche Bedeutung erlangt. Aus edlen Metallen oft mit künstlerischer Vollendung gefertigt, mit Juwelen, kostbaren Emaillen od. Mosaiken verziert, dienten sie früher häufiger noch als jetzt als Ehrengeschenke, u. die Mode u. der Luxus sahen in ihnen passende Objekte für ihre veränderlichen Launen. Der in Sachsen einst allmächtige Minister Brühl hinterließ mehrere Hunderte der kostbarsten Dosen, die derselbe bei Lebzeiten zum größten Theil als Geschenke von fürstlichen Personen erhalten hatte. Andererseits führte die Verbreitung des Tabakschnupfens in den niedersten Volksschichten zu fabrikmäßiger Herstellung billiger D. Es werden solche aus den verschiedensten Materialien gefertigt, u. namentlich sind es Berlin, Braunschweig, Schmölln bei Altenburg u. a. Orte, wo dieser Industriezweig sich zu besonderer Ausbildung erhoben hat. Berühmt sind die Stobwasser'schen, dann die sog. Müllerdosen, welche aus Papiermaché her-

gestellt werden u. sich durch vortreffliche Lackirung u. sichre Charniere auszeichnen. Die schottischen D. werden aus Birkenholz geschnitzt, mit den Charniertheilen aus einem Stück, so daß zur Befestigung des Deckels an das Gefäß nur das Hindurchschieben eines Stiftes durch das Charnier nöthig ist, u. mit dem in den eigenthümlichen schottischen Mustern bedruckten Papier überzogen, dessen Vorzug ebenfalls in dem überaus dauerhaften Lack besteht. Die sog. Tulad. bestehen, wenigstens wie sie jetzt gefertigt werden, nicht aus Silber u. Stahl, sondern aus massivem Silber, in welchem das vertieft eingravirte Muster mittels eingeschmolzenen Schwefelsilbers ausgefüllt worden ist u. also

Nr. 2474. Nr. 2475. Nr. 2476

Nr. 2477. Nr. 2478. Nr. 2479. Nr. 2480.

Nr. 2474—2480. Dosen.
2474—2476 Englische D. aus der Zeit Karl's II. 2477. Schottische D. 2478. D. aus der Zeit Ludwig's XIV. 2479. Robert Burns' D. 2480. Chinesisches Schnupftabaksgefäß.

schwarz auf weißem Grunde erscheint. Das verschiedenartige Interesse an künstlerischer od. blos technischer Ausführung, an der durch Geschmack, Mode od. Nationalität bedingten Form, an dem Besitzer, dem Urheber, Schenkgeber u. dgl., hat zu D.sammlungen geführt, von denen die des verstorbenen österreichischen Dichters Castelli eine der reichsten gewesen sein dürfte.

Dosenschildkröte (od. Klappbrust, Kinosternon glaucum), eine in Sümpfen und im Trocknen lebende, 15 cm. große amerikanische Schildkröte, hat ihren Namen von dem eigenthümlich geformten Brustschild, welches vorn u. hinten eine bewegliche Klappe hat, wodurch das Thier die Schale ganz abschließen kann (vgl. „Schildkröten“). —

dosiren nennt man in der Champagnerfabrikation das Zusetzen des Likörs (Abb. s. unter „Champagner“ Nr. 1920).

Dosis (griech.), Gabe, bes. Arzneigabe, Gewichts- od. Maßmenge eines Arzneimittels, die dem Kranken auf einmal gegeben werden soll.

Dositheos, aus Samaria, erklärte sich (ungefähr gleichzeitig mit Jesus) für den 5. Mos. 18, 18 verheißenen Propheten. Sein Eifer für die buchstäbliche Erfüllung des Gesetzes Mosis war so groß, daß er zuletzt, in einer Höhle fastend, verhungert sein soll. Doch gab es noch im 6. Jahrh. Anhänger des D.

Dossi, Dosso, ital. Maler, geb. 1479 unweit Ferrara, suchte die Vorzüge der älteren Schule von Ferrara mit denen der Venetianer zu vereinigen. Diesen reiht er sich in der Färbung würdig an; die Köpfe seiner Figuren sind meist sehr ausdrucksvoll, seine Motive manchmal bedeutend u. ansprechend, oft aber auch absonderlich u. ungeschickt gewählt. Berühmt sind sein „Bakchanal“ (im Palast Pitti zu Florenz), seine „Kirke“ (Palast Borghese zu Rom) u. die „Träume“, ein Bild von wilder Phantasie (Dresdner Museum). Bedeutende Bilder religiösen Inhalts sind das in der Galerie zu Ferrara befindliche Altarbild einer thronenden Madonna mit Engeln u. Heiligen (darüber ein auferstandener Christus) u. die 4 Kirchenväter im Dresdner Museum, beide im Stile Tizian's. In den letzten Jahren seines Lebens, von 1554 an, schmückte er mit seinem gleichfalls als Maler bekannten Bruder Giovanni Battista D. mehrere Gemächer des herzoglichen Palastes (jetzigen Schlosses) in Ferrara mit Bildern, die leider nur zum Theil noch erhalten sind. D. D. starb 1560 zu Ferrara.

Dossier (franz., spr. Dossieh), Aktenstoß, alle zu einer Sache gehörigen Akten u. Dokumente, bes. die zu einer Anklage dienen können, das schwarze Buch.

Dost (Origanum vulgare L., auch brauner Dost, Walddost, Wohlgemuth, wilder Majoran, Orant, Konstenz, Schusterkraut, wilde Maseron in der Nordschweiz. Eine höchst aromatische Lippenblütlerin, von welcher das Dosten-, Hopfen- od. Thymianöl des Handels stammt; einheimisch in Bergwäldern von ganz Europa. Im Süden desselben sowie im Orient wird sie vertreten durch den Kretischen D. (O. creticum) u. einige andere aromatische Arten (O. hirtum, megastachyum, heracleoticum u. a.). Diese sind meist als „Spanischer Hopfen“ bekannt, so daß ihr Oel auch als „Spanisches Hopfenöl“ in den Handel kommt.

Dotation (dos) ist der lat. Ausdruck für Aussteuer, Ausstattung, Mitgift, d. i. der Inbegriff der Vermögensobjekte, die der Ehemann von der Frau od. für dieselbe von einem Dritten erhält, um ihm die Bestreitung der ehelichen Last zu erleichtern. Doch bezeichnet man durch D. auch den Akt, durch welchen der Mann in den Besitz jener Vermögensvortheile gesetzt wird. — In abgeleitetem Sinne spricht man auch von der D. einer Kirche, einer Stelle u. s. w., indem Derjenige, welcher einer Kirche, Gemeinde u. dgl. Vermögen übergiebt, anweist od. hinterläßt, zur Errichtung od. Erhaltung gemeinnütziger Anstalten, zur Bestreitung der Kosten für ein Amt od. eine sonstige öffentliche Stellung die betr. Anstalt od. Stelle dotirt. — Endlich ist in neuerer Zeit das Wort D. gebraucht worden, um damit die schenkungsweise Zuwendung bedeutender Summen an Männer zu bezeichnen, die sich Verdienste um den Staat erworben haben. Diese durch Napoleon I. eingeführte Einrichtung ist gewissermaßen ein modernes Lehen (s. d.). Solche Dotationen wurden nach den siegreich durchgeführten Kriegen von 1866 und 1870/71 an die hervorragendsten Staatsmänner u. Feldherren des Norddeutschen Bundes bz. des Deutschen Reiches vertheilt. Noch bedarf einer kurzen Erwägung das Wort: „aut duc aut dota.“ Wer nämlich ein Mädchen, das noch Jungfrau ist, zum außerehelichen Beischlaf mißbraucht, muß dieselbe entweder ehelichen od ausstatten, d. h. ihr eine Geldsumme bezahlen, damit sie sich damit einen Mann verschaffen kann. Dieser durch das kanonische Recht eingeführte Grundsatz findet sich noch heute in vielen Gesetzbüchern.

Dotter, s. „Ei“.

Dotter (Camelina sativa), eine früher u. auch jetzt noch vielgebaute Oelfrucht aus der Familie der Kreuzblütler (Cruciferen), mit kleinen aufspringenden, eiförmigen u. anschwellenden Schötchen. Da man aber auch den Sommerrübsen als D. bezeichnet, so hat man unsre Art den Beindotter (auch Dottersamen, Schmalz, Raps u. s. w.) genannt. Der Stengel wird flachsähnlich, ziemlich hoch u. ästig, der Same soll 38 Prozent Oel liefern, weshalb die Frucht als Oelfrucht sehr geschätzt ist. Nur sagt man ihr nach, daß sie den Boden schnell erschöpft; sie verlangt ein trockenes u. ziemlich warmes Klima. Man unterscheidet mehrere Abarten: den gemeinen, chinesischen, großkörnigen, kleinfruchtigen, Riesen- u. Winter-D. Der erste wird in Deutschland fast ausschließlich gebaut, der zweite in Frankreich; die übrigen Spielarten sind weniger in Kultur. Man rühmt an dem gemeinen D., daß er als Lückenbüßer für ausgewinterte Oelsaaten gut geeignet ist, daß er auch mit schlechteren Bodenarten vorlieb nehme, wenig von Insekten zu leiden habe, daß seine Einerntung leichter sei, weniger Verlust ergebe u. der Ertrag sicherer sei. Sein Oel wird ausschließlich zum Fetten der Schafwolle verwendet, während Stroh u. Samenhülsen ein gutes Viehfutter sind.

Dotzauer, Justus Johann Friedrich, einer der ausgezeichnetsten deutschen Violoncellisten sowie Komponist u. Lehrer für sein Instrument, geb. am 20. Jan. 1783 zu Hässelrieth bei Hildburghausen, wo sein Vater Pfarrer war. Derselbe brachte ihn, der schon als Knabe Neigung u. Anlage zur Musik zeigte, nach Hildburghausen, wo er guten Musikunterricht erhielt, u. später nach Meiningen zu dem verdienten Kriegk. Nach tüchtigen Studien bei demselben erhielt D. im J. 1801 eine Anstellung in der Meiningen'schen Hofkapelle, blieb in diesem Verhältnisse bis zum J. 1805 und ging dann an das Gewandhaus- u. Theaterorchester nach Leipzig. Von hier aus schickte ihn ein Verein von Kunstfreunden im J. 1806 nach Berlin, wo grade Bernhard Romberg sich aufhielt, von dessen Spiel sich D. mächtig angeregt u. zu einer ganz neuen Richtung getrieben fühlte. Im J. 1811 erhielt er die Stelle eines ersten Violoncellisten in der Hofkapelle zu Dresden, machte von hier aus größere Kunstreisen durch Deutschland u. die Niederlande u. trat erst im J. 1850 in Pension. Gestorben ist er in Dresden

am 6. März 1860. Aus der reichen Zahl von D.'s Schülern sind besonders Kummer, Drechsler, Carl Schuberth u. sein eigner Sohn Louis D. zu nennen. Seine Thätigkeit als Komponist bezeichnen werthvolle Arbeiten für Violoncello (Concerte, Fantasien, Studien, Variationen, Duetten 2c.), dann Messen, Sinfonien, Ouverturen u. die 1841 in Dresden aufgeführte Oper „Graziosa". Endlich ist er auch noch als Verfasser einer sehr guten Violoncell-Schule anzuführen.

Douai (Douay, spr. Duäh), befestigte Hauptstadt eines Bezirks im franz. Nord-Dep., an der schiffbaren Scarpe u. dem Kanal Sensée. Sie bestand schon zur Zeit der Römer, war im Mittelalter der Sitz des flandr. Parlaments, erhielt 1562 von Philipp II. eine Universität und kam im Frieden von Utrecht (1714) an Frankreich. Jetzt ist D., das 24,105 E. zählt, der Sitz eines Obergerichtshofs, einer Artillerieschule, eines Arsenals, einer Kanonengießerei; außerdem besitzt es ein Lyceum, eine Rechtsschule, eine Bibliothek, ein Museum für Alterthümer. Handel und Industrie sind ziemlich lebhaft.

Douane (franz., spr. Duahn), Zollhaus, Lagerhaus, Mauthbureau; bezeichnet auch die Gesammtheit des Zollbeamtenpersonals. **Douanenlinie,** Zollgrenze; **Douanier** (spr. Duahnjeh), Zollbeamter.

Douay, Charles Abel, franz. General, geb. im März 1809, trat frühzeitig ins Heer ein, zeichnete sich durch besondere Tapferkeit aus u. machte als Brigadegeneral den Krimkrieg mit. Im ital. Feldzuge half er als Kommandant der 1. Division des 4. Armeecorps durch geschickte Operationen den Sieg bei Solferino herbeiführen; im J. 1866 stieg er zum Divisionsgeneral auf. Beim Beginn des Deutsch-franz. Krieges befehligte er die Avantgarde des 1. Armeecorps (unter Mac Mahon), an deren Spitze er (4. Aug. 1870) bei Weißenburg, nachdem die Schlacht einen für die Franzosen ungünstigen Verlauf genommen, in ehrenvollem Kampfe fiel. — Sein Bruder, Felix Charles D., hat sich gleichfalls als tapferer General bekannt gemacht. Nachdem er sich im ital. Feldzug u. in Mexiko (als Divisionsgeneral) ausgezeichnet, ernannte ihn Napoleon III. zu seinem Adjutanten und übergab ihm den Oberbefehl über die Truppen von Paris. Im Deutsch-franz. Kriege nahm er als Kommandant des 7. Armeecorps an den Kämpfen um Sedan theil und wurde dann nach der Kapitulation (2. Sept. 1870) als Kriegsgefangener nach Deutschland abgeführt. Nach seiner Freilassung erhielt er ein größeres Kommando in der von der Regierung zu Versailles gegen die Pariser Kommune vorgeschobenen Armee; er war der Erste, der nach heftigen Kämpfen mit dem Kommune-General Dombrowski in die Hauptstadt eindrang, wie er denn auch den Louvre rettete und Belleville, wo sich die Aufständischen verschanzt hatten, erstürmte.

Doublette (franz., spr. Dublett'), ein Gegenstand, der in gleicher Form, gleicher Größe und mit gleichen Eigenschaften doppelt vorhanden ist. Der Juwelier bezeichnet mit D. einen Stein, der aus zwei mit Mastix zusammengekitteten Hälften besteht, von denen die eine gewöhnlich dem Material nach geringer ist. Doch können auch beide Hälften aus dem gleichen Steine bestehen.

dubliren (aus dem Franz., spr. dubliren), verdoppeln, zweimal nehmen; kommt beim Billardspiel (s. d.) vor; in der Seemannssprache heißt d.: Etwas umsegeln, z. B. eine Landzunge, ein Vorgebirge.

Doubs (spr. Duhb), ein im Juragebirge entspringender Fluß in Frankreich, der nicht fern von seinen Quellen den Lac de St. Point, später den Lac de Brenets, in seinem weiteren Laufe (im Schweizerkanton Neufchatel, bei Morteau) einen schönen 25 m. hohen Wasserfall, den Saut du D., bildet. Von hier bis etwa nach Delemont Grenzfluß zwischen Frankreich u. der Schweiz, wendet er sich nordwestl. nach Montbéliard und beginnt hier, fast parallel mit seinem Oberlaufe, seinen Unterlauf in südwestl. Richtung, um bei Verdun in die Saône zu münden. Besondere Wichtigkeit erhält der D. durch den Kanal, der von Dôle an der Saône bis in die Ill bei Straßburg führt u. die Rhône mit dem Rhein verbindet. — Nach diesem Flusse ist das Dep. D. benannt, das in O. u. S. an die Schweiz, im NO. an Deutschland, im N. an das Dep. der oberen Saône, im W. an das des Jura grenzt u. 95,29 □ M. mit etwa 296,280 E. umfaßt. Das Departement ist sehr gebirgig, bes. im SO., wo die Höhen 7—8 Monate hindurch mit Schnee bedeckt sind; dagegen zeichnen sich die Thäler durch außerordentliche Fruchtbarkeit aus. Die Einwohner betreiben Eisen- u. Glasfabrikation, Uhrmacherei u. s. w. Das Departement zerfällt in vier Arrondissements (Besançon, Baume-les-Dames, Montbéliard, Pontarlier); Hauptstadt des Dep. ist Besançon.

Douche (franz., spr. Dusch), Sturzbad, s. „Bad".

Douglas (spr. Dögglähß), Hafenstadt auf der Südostküste der engl. Insel Man im Irländ. Meere, Hauptort der Insel, mit dem schönen Schlosse Mora Castle, der Residenz der Herzöge von Athol (9880 E.).

Douglas, altes schott. Adelsgeschlecht. In Schottland thaten sich bes. hervor: James D., gen. „der gute Lord D.", war seit 1306 der heldenmüthige Gefährte Rob. Bruce's (s. d.) im Kampfe gegen England u. nahm später an einem Kriege der Spanier gegen die Mauren theil, in welchem er fiel. Schon 1318 hatte das Parlament seiner Familie die Anwartschaft auf den schott. Thron zugesprochen. Daher ward sein Bruder Archibald D. 1333 wegen Minderjährigkeit des Königs Edward Bruce zum Regenten ernannt; er fiel aber bald darauf in der Schlacht von Halidon Hill. Sein Nachfolger wurde William, erster Graf **D. and Mar,** gest. 1384, der siegreich gegen England kämpfte. Sein Sohn erster Ehe, James, zweiter Graf D., entsagte seinem Anspruch auf die Krone zu Gunsten Rob. Stuart's u. fand 19. Aug. 1388 im Treffen von Otterburn seinen Tod. Archibald, vierter Graf D., geb. um 1374, wurde wiederholt von den Engländern geschlagen, erhielt von Karl VII. von Frankreich das Herzogthum Touraine, wurde aber von den Engländern 17. Aug. 1424 bei Verneuil besiegt u. in diesem Treffen auch getödtet. William, achter Graf D., wußte sich von Jakob II. die Ernennung zum Statthalter von Schottland zu erzwingen, versetzte aber durch sein trotziges Gebaren den König in solche Wuth, daß dieser ihn 1452 bei einem Hoffeste erstach. Sein Bruder James, neunter und letzter Graf D., wollte ihn rächen, wurde jedoch 1455 geschlagen, später gefangen genommen u. starb 1488 im Kloster Lindores. — Ein Sohn zweiter Ehe des ersten Grafen, George D., erhielt 1389 die Grafschaft Angus u. vermählte sich mit einer Tochter König Robert's III. Von seinen in hohem Ansehen stehenden Nachkommen empörte sich Archibald D., fünfter Graf Angus, gegen Jakob III., dessen Liebling Cochrane er 1480 tödten ließ u. den er mit entthronen half. Sein Sohn Gavin D. seit 1516 Bischof von Dunkeld, geb. 1474, gest. zu London 1522, gehörte zu den ältesten schott. Dichtern u. hat sich nam. durch eine Uebersetzung der Aneide bekannt gemacht. Archibald D., sechster Graf Angus, Neffe des Vorigen, vermählte sich 1514 mit der Witwe Jakob's IV., Margaretha von England, u. ward Großkanzler von Schottland, mußte aber seit 1528 als ein Geächteter außer Landes leben u. erhielt erst 1543 seine Würden u. Güter zurück. Seine Tochter wurde die Gemahlin des Grafen Lennox u. somit die Mutter Darnley's, des Gemahls der Maria Stuart. — James D., Graf v. Morton, geb. 1530, war seit 1572 Regent von Schottland, ward aber wegen seiner Mitschuld an der Ermordung Darnley's 2. Juni 1581 mittels der von ihm selbst eingeführten Maiden (einer Art Guillotine) hingerichtet. Von Robert D. endlich, der in die Dienste Schwedens trat, sich im 30jährigen Kriege als Soldat wie als Diplomat auszeichnete u. 1654 zum Grafen v. Skönningen erhoben ward, stammen die noch heute in Schweden u. Deutschland ansässigen Grafen D. ab.

do ut des (lat.) ich gebe, damit du Etwas giebst; do ut facias (lat.), ich gebe, damit du Etwas thust — die römisch rechtlichen Formeln des Kauf- u. Dienstkontrakts; beim ersteren besteht die Gegenleistung in einem Objekt (Werthgegenstand), beim letzteren in einer Handlung.

douze et le va (franz., spr. duhs e le wa), zwölf u. der Einsatz (va, eigentl. vade, der Imperat. vom lat. vadere, gehen — es gehe, es gilt, der Einsatz), eine beim Pharospiel gebräuchliche Bezeichnung für einen Einsatz, der durch wiederholtes Gewinnen des ursprünglichen Satzes (des va) angewachsen ist u. anstatt durch baares Geld durch Einbiegen der Markirungskarte angedeutet wird.

Dove, Heinr. Wilh., einer der hervorragendsten neueren Physiker, ist zu Liegnitz 6. Oktbr. 1803 geb. u. erhielt auf der Ritterakademie das. seine erste wissenschaftliche Bildung. Auf der Universität Breslau (1821—24) u. von da an zu Berlin studirte er die physikalischen Wissenschaften, promovirte in letztgenannter Stadt mit der Schrift: „De barometri mutationibus" und ließ sich 1826 als Privatdozent in

Königsberg nieder, wo er zwei Jahre darauf außerordentlicher Professor wurde. Schon das folgende Jahr folgte er jedoch einem Rufe nach Berlin. Außer an der Universität hielt er hier Vorträge über Physik am Werder'schen Gymnasium, am Friedrich-Wilhelm's-Gymnasium, an der

Nr. 2481. Heinr. Wilh. Dove (geb. 6. Oktbr. 1803).

Artillerieschule, später an der Allgemeinen Kriegsschule u. am Königl. Gewerbeinstitut. Nachdem er schon 1837 Mitglied der Akademie der Wissensch. geworden war, erhielt er 1845 die ordentliche Professur für Physik an der Univ., welche er noch bekleidet. Zugleich ist D. Direktor des preuß. Meteorol. Institutes u. nach den verschiedensten Seiten hin lehrend u. leitend gleich thätig. Die ersten Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, die Royal-Society in London ertheilte ihm die Copley-Medaille für 1853. Seine Arbeiten erstrecken sich über die verschiedensten Gebiete der Physik, die er alle in bedeutender Weise gefördert hat; in „Poggendorf's Annalen", in den „Abhandlungen der Akademie" u. in andern physikalischen, statistischen u. geographischen Journalen sind sie niedergelegt. D. war es, der zuerst den beim Schließen der galv. Kette entstehenden Extrastrom experimental nachwies; die Optik hat er durch scharfsinnige Theorien, neue Versuche u. geistreiche Apparate bereichert, die sich auf Beugungserscheinungen, Stereoskopie, Polarisation, Farbenlehre u. a. beziehen. Ueber Maße u. Messen gab er 1833 ein Werk heraus, u. seine akustischen Versuche enthält die Schrift „Ueber Wirkungen aus der Ferne". Den bedeutendsten Einfluß aber hat D. durch seine meteorologischen Arbeiten gewonnen, welche diesem Theile der physikalischen Disziplinen erst eine sichere wissenschaftliche Basis gegeben haben. In dem epochemachenden Werke „Meteorologische Untersuchungen" (1837) entwickelte er das nach ihm benannte Drehungsgesetz der Winde, zu welchem er 1841 in seinem „Gesetz der Stürme" eine Erweiterung gab, deren praktische Anwendung für die Schiffahrt außerordentlich segensreich geworden ist; außerdem sind die Resultate seiner Untersuchungen enthalten in den Hauptwerken „Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde" (1852), „Ueber die nicht periodischen Aenderungen der Temperatur-Vertheilung auf der Oberfläche der Erde" in den Abhandlungen der Berl. Akad. (1835—59), „Temperaturtafeln" (1848), „Darstellung der Wärmeerscheinungen durch fünftägige Mittel von 1782—1855 mit besondrer Berücksichtigung strenger Winter" (1856), „Berichte über die auf den Stationen des Meteorol. Institutes im preuß. Staat angestellten Beobachtungen" (2 Foliob. 1851 u. 58), „Klimatologische Beiträge" (1857) und in zahlreichen Abhandlungen und Darstellungen geringeren Umfanges. Die mustergiltige Schreibweise D.'s, die Klarheit, mit der er den immer reichen Stoff anzuordnen weiß, die Fruchtbarkeit der Schlußfolgerungen, die sich aus seinen Theorien ergeben, haben seine Werke auch weit außerhalb der Kreise der Fachmänner anregend wirken lassen, u. der Ruhm des Schriftstellers darf hinter dem des Forschers nicht zurückstehen. — 2. **Richard Wilhelm D.**, Sohn des Vorigen, verdienstvoller Kirchenrechtslehrer u. Reichstagsabgeordneter, geb. 27. Febr. 1833 zu Berlin, studirte in seiner Vaterstadt u. in Heidelberg die Rechte, habilitirte sich 1859 in Berlin u. trat im folgenden Jahre als Hülfsarbeiter in den Evangelischen Oberkirchenrath. Um dieselbe Zeit gründete er die „Zeitschrift für Kirchenrecht", deren Redaktion er anfangs allein, später im Verein mit Friedberg führte. Im J. 1862 wurde er außerordentlicher, 1863 ordentlicher Professor des Kirchenrechts u. des Deutschen Rechts in Tübingen. Diese Stellung vertauschte er 1865 mit einer Professur in Kiel, wo er einer der eifrigsten Vorkämpfer der preuß.-nationalen Partei war. Im J. 1868 als Professor an die Universität Göttingen u. als außerordentliches Mitglied in das evangelische Landeskonsistorium von Hannover berufen, trat er in diesen Stellungen den Umtrieben der Welfenpartei u. der lutherischen Orthodoxie entschieden entgegen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten legte er größtentheils in der „Zeitschrift für Kirchenrecht" nieder; außerdem verdient seine dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angepaßte Umarbeitung von Richter's berühmtem „Lehrbuch des evang. u. kathol. Kirchenrechts" (6. Auflg., Lpz. 1867) Erwähnung. D. wurde 1871 als Abgeordneter für den Kreis Duisburg in den deutschen Reichstag gewählt.

Dover (spr. Dohwer), befestigte Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, an der Meerenge von Calais mit etwa 25,400 E., bekannt als Hauptüberfahrtsort nach Calais u. Boulogne u. als sehr besuchtes Seebad. Der nur zur Flutzeit befahrbare Hafen erstreckt sich bis mitten in die offene, von steilen Kreidewänden eingeschlossene, anmuthig gelegene Stadt. Die alte, bereits von den Römern erbaute Burg, Dover Castle, u. eine geräumige Kaserne bieten Raum für eine größere

Nr. 2482. Dover.

Besatzung; außerdem sind die Kreidefelsen unterminirt u. zu Munitionsgewölben eingerichtet. Die erste Befestigung erhielt D. von Julius Cäsar; später ward es von Wilhelm dem Eroberer mit neuen Werken versehen; die gegenwärtigen starken Befestigungen rühren aus dem J. 1811 her (als Napoleon I. England mit einer Landung bedrohte). D. treibt bedeutenden Schiffsbau u. einen einträglichen Einfuhrhandel. Im Südosten der Stadt befindet sich der berühmte, aus „König Lear" bekannt gewordene Shakespeare-Felsen.

Dow, Dou od. **Douw** (spr. Dau), Gerard, berühmter holländ. Genremaler, geb. 1613 zu Leyden, bildete sich in der Schule Rem-

brandt's, unter dessen Leitung er rasch vorschritt u. mit dessen Vorzügen (nam. in der Behandlung des Helldunkels) er die äußerste Feinheit verband. D. starb 1680. Seine Genrebilder, die meist Scenen aus dem Leben der mittleren u. der unteren Stände behandeln, erregen eigentlich kein höheres geistiges Interesse, aber eine sehr gemüthliche Stimmung; sie zeigen ein feines Gefühl für den Zauber des Helldunkels u. für Naturwahrheit. Trotz der Sorgfalt, mit der er arbeitete, hat er doch über 200 Bilder gemalt. Zu den vorzüglichsten gehören das Bild eines lesenden Mannes (in der Eremitage zu Petersburg), noch ganz in der Weise Rembrandt's, sein großer „Tobias", sein Selbstporträt (in der Bridgewater-Galerie in London), eine alte Frau,

Nr. 2483. Gerard Dow (geb. 1613, gest. 1680). Nach dessen Selbstporträt in der Bridgewater-Galerie in London.

die ihrem Manne aus der Bibel vorliest (im Louvre), die „Wassersüchtige" (ebendort), „die Abendschule" (in Amsterdam), „der alte Schreibmeister", „der geschickte Zahnarzt", „die einfädelnde Alte" (in Dresden) u. „die Heringsverkäuferin" (in Kassel).

Doxologie (griech.), d. i. „Lobpreisung", bezeichnete ursprünglich alle Schlußformeln von Gebeten, die einen Preis Gottes enthalten, z. B. den Schluß des Vaterunsers: „denn dein ist das Reich" u. s. w. Ganz besonders aber hieß so der Engelsgesang Luc. 2, 14: „Ehre (doxa, lat. gloria) sei Gott in der Höhe u. Friede auf Erden u. den Menschen ein Wohlgefallen" — ein Satz, der bei keinem Gottesdienst u. keiner Messe fehlen durfte. Die lutherische Kirche nahm das lateinische „Gloria" mit in ihren Gottesdienst auf, erst später wurde dasselbe mit dem deutschen „Ehre sei Gott in der Höhe" vertauscht. Als sogenanntes „kleines Gloria" gilt daneben der kurze Satz: „Ehre sei dem Vater u. dem Sohne u. dem heiligen Geiste in Ewigkeit."

Doyen (spr. Döajäng), Gabriel François, franz. Historienmaler, geb. 1726 zu Paris, bildete sich in Rom u. Neapel aus u. trat nach seiner Heimkehr mit einem Bilde („der Tod der Virginia") auf, das großen Beifall fand. Nachdem er noch andere Gegenstände des klassischen Alterthums hatte folgen lassen, wandte er sich mehr der kirchlichen Malerei zu. Im J. 1786 wurde er als Prof. der Akademie nach Petersburg berufen, wo er 5. Juni 1806 starb.

Doyle, Richard, engl. Karikaturenzeichner, geb. 1826 in London, erlernte die Kunst zuerst von seinem Vater John D. (1796—1867), der selber ein geschickter Maler u. Zeichner war. R. D. war Jahre lang der Hauptzeichner für die Holzschnitte des „Punch", für den er eine große Reihe von Sittenbildern schuf. Im J. 1850 zog er sich vom „Punch" zurück u. widmete sich der Illustration engl. Volksschriften.

Dozent (vom lat. docēre, lehren), Lehrer, bes. akademischer Lehrer. Das Wort begreift die ord. u. außerord. Professoren, wie die Privatdozenten in sich. Letztere sind Lehrer, die an der Universität Vorträge halten dürfen, ohne jedoch als öffentliche Lehrer angestellt zu sein. Die Privatdozentur ist meist die nothwendige Vorstufe zum öffentlichen Lehramt der Professur. — **Doziren,** lehren, unterrichten.

Dracaena, Drachenbaum, Pflanzengattung der Liliengewächse, Gruppe der spargelartigen, mit palmenartig wachsenden Baumgestalten von großer landschaftlicher Wirkung, gewissermaßen baumgewordene Lilien, deren schöner u. dichter Schopf von säbelförmigen Blättern auf einem weichen u. häufig doch außerordentlich dicken Stamm malerisch absticht. Man hat die Gattung in der neueren Zeit in mehrere selbstständige zerlegt: Calódracon, Charleswoodia, Cordyline, Dracaena, Dracaenopsis, die sich über Neuseeland, Nordaustralien, Ostindien, China u. Japan, die Mascarenen, Madagascar, Südafrika, Sierra Leone u. Quiura, endlich über Südamerika u. die Kanarischen Inseln verbreiten. Hier lebt der gemeine **Drachenbaum** (D. draco), der Typus aller übrigen Arten, mögen sie kraut-, strauch- od. baumartig werden. Er erlangt in einzelnen Individuen eine Kraft u. Stärke, die ihn zu den Riesen des Pflanzenreichs stellt. Berühmt ist z. B. der D. auf Teneriffa zu Orotowa (Abb. Bd. II. Nr. 1345). Als ihn Humboldt 1799 maß, hatte er gegen 13 m. im Umfange über der Wurzel, während er nach Staunton in 3 m. Höhe noch an 3,5 m. im Durchmesser hielt, bei einer Gesammthöhe von 18 m. Leider wurde dieses prachtvolle Denkmal der Pflanzenwelt 2. Jan. 1868 von einem Sturme umgeworfen. — Auch die Gartenkunst hat sich der D. bemächtigt u. kultivirt eine Menge von Arten, von denen viele selbst in den Zimmern wirksame Zierpflanzen sind. — Ein Erzeugniß der D. ist das Drachenblut (s. d.).

Drache (lat. draco), ein fabelhaftes Ungeheuer, dessen Geschichte bis in die höchsten Zeiten des Alterthums hinauf reicht, wie das Sternbild des D. beweist, als welches der Sage nach das die goldenen Aepfel der Hesperiden bewachende, von Herkules getödtete Ungethüm von Juno an den Himmel versetzt wurde. Sein Wohnsitz wird in die verschiedensten Länder verlegt und seine Gestalt möglichst schrecklich dargestellt, meistens aber als geflügelte Riesenschlange, od. zusammengesetzt aus Schlange, Fledermaus u. Löwe. In jener Gestalt wurde der D. schon im Alterthum als Wappen u. Schildzeichen häufig verwendet, um dadurch das Furchtbare des Helden anzudeuten; von daher stammt das Heerzeichen mehrerer Völker, z. B. der Dakier, u. ging von den Römern auch in das germanische Alterthum über. Mit Konstantin d. Gr. aber u. dem Christenthum

Nr. 2484. Drache auf König Gorm's Grabstein (12. Jahrh.). Nach „Nord. Old.-Kund." XII. 1852.

Nr. 2485. Heraldischer Drache aus dem frühen Mittelalter.

Nr. 2486. Heraldischer Drache aus dem spätern Mittelalter.

trat an die Stelle des D. bei den Römern das Labarum als Heerzeichen. Wegen der vernichtenden Gewalt, die man dem fabelhaften Thiere zuschrieb, galt der D. bei den Römern auch als Sinnbild des Bösen, also später im Gegensatz gegen Christus u. die Heilslehre als Sinnbild des Antichrist und des Teufels. So ist der Sieg Michael's über den D. der Sieg Christi über den Teufel u. in seiner weiteren Bedeutung der Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Die Engel des Satans erscheinen auf D. sitzend (Off. Joh. 12, 7). Statt des Erzengels Michael stellt die christl. Kunst das mit der Sonne bekleidete Weib der Offenbarung,

also die h. Jungfrau, die der Schlange den Kopf zertreten soll, als Besiegerin des D. dar; Christus hat den D., das überwundene böse Prinzip, zu seinen Füßen. Ebenso erscheinen viele Heilige in der Legende im Kampfe gegen den Drachen als Besieger desselben, wobei bisweilen heidnische Motive mit unterlaufen, namentlich in der Sage vom heil. Georg, der eine christliche Prinzessin vom D. befreit, was offenbar an Perseus u. Andromeda erinnert. In den meisten Fällen ist aber durch den siegreichen Kampf nur die Besiegung des Heidenthums durch die Predigt des Evangeliums ausgedrückt. Dieselbe Bedeutung hat es, wenn im Mittelalter bei Prozessionen die Soldaten das Bild eines D. unterhalb eines Kreuzes trugen. Die Profansagen von D. od. Lindwürmern haben in dem Vorkommen fossiler Riesenеidechsen für manche Gegenden einen scheinbaren Hintergrund, u. es ist nicht zu verwundern, daß sie in Gegenden, wo dergleichen Funde gemacht wurden, besonders gern Fuß faßten. Wie im Alterthum als Schildzeichen, so wird nachher in der Heraldik der D. als Wappenfigur verwendet, mit großem spitzen Kopf, offenem Rachen, aus dem manchmal Flammen hervorgehen, fledermausartigen Flügeln, löwen- od. adlerartigen Vorderfüßen u. oft mit stachelbesetztem Schwanze dargestellt. Hat er löwenartige Hinterfüße u. keine Flügel, so heißt er Lindwurm. — In der Naturgeschichte heißt D. (Draco volans) eine $^1/_3$ m. große Eidechse aus der Gruppe der Dickzüngler, Familie

Nr. 2487. Der ostindische Drache (Draco volans).

der Leguane od. Baumagamen mit spitzem Kehlsack u. einer zwischen den an den Seiten abstehenden falschen Rippen ausgespannten Flughaut, deren sie sich als Fallschirm bedient. Sie lebt in Ostindien u. auf den Sunda-Inseln auf Bäumen von Insekten. — In der Physik heißt elektrischer D. das bekannte Spielwerk des Knaben, wenn dessen Schnur durch Einflechten eines feinen Drahtes leitend gemacht worden ist, um das Vorhandensein freier atmosphärischer Elektrizität in den höheren Luftschichten nachzuweisen. Zu solchen Untersuchungen hat Franklin den Papierd. zuerst benutzt.

Drachenblut, Sanguis draconis; diesen Namen führt im Droguenhandel ein Harz von braunrother Farbe, welches von verschiedenen Bäumen der Tropengegenden gewonnen wird. Nach seiner Abstammung unterscheidet man gewöhnlich drei Sorten: 1. das ostindische D. von den in Hindostan, Cochinchina u. den Molukken heimischen Drachenbäumen Dracaena D., Calamus Draco u. Calamus Rotang abstammend. Man gewinnnt es theils aus dem Stamme, in welchen man Einschnittte macht, theils aus den Früchten dieser Bäume auf verschiedene Weise. Die Früchte werden entweder heißen Wasserdämpfen ausgesetzt u. die auf der Oberfläche befindlichen, dadurch weich gewordenen Harztheile abgeschabt, od. sie werden auf Reismühlen so lange bearbeitet, bis das spröde Harz abfällt, welches man durch Zusammenschmelzen vereinigt; man bringt es dann noch weich auf Schilfblätter u. umwickelt es mit diesen derart, daß dünne Stengelchen entstehen, deren Umhüllung mit Fäden zusammengehalten wird. Es ist dies die feinste Sorte. Eine geringere wird aus den von ihrem Ueberzuge befreiten Früchten dadurch gewonnen, daß man letztere über schwachem Feuer erhitzt, wobei das noch in ihnen enthaltene Harz ausschmilzt u. in dicke Brote od. Kuchen geformt wird. 2. Afrikanisches D., wird aus dem Stamme des gemeinen Drachenbaumes, Dracaena draco L. (s. d.), gewonnen, aus dessen Stamm es freiwillig ausfließt; es kommt von Madagascar, Madeira u. den Kanarischen Inseln in mehr od. wenigen großen unförmlichen Stücken zu uns. 3. Amerikanisches D., von dem in Südamerika wachsenden Flügelfruchtbaum, Pterocarpus draco, wird durch Einschnitte in die Rinde gewonnen u. als eine gute Sorte angesehen. Im Allgemeinen ist das D. dunkelrothbraun, spröde, giebt beim Zerreiben ein helleres, zinnoberrothes Pulver; es ist geruch- u. geschmacklos, in Wasser nicht, in Alkohol u. ätherischen Oelen leicht mit rother Farbe löslich; sein spezifisches Gewicht ist 1,19—1,20. Beim Erhitzen od. Verbrennen entwickelt es einen vanilleartigen Geruch; es besteht aus einem wirklichen Harze u. enthält gegen 3 Prozent Benzoësäure. Man benutzt das D. theils in Apotheken, theils zur Herstellung rother Lacke u. Firnisse.

Drachenfels, ein steil aufsteigender Bergkegel des Siebengebirges, dicht am Rhein, 314,41 m. hoch. Sein Gipfel trägt die malerischen Ruinen des zu Anfang des 12. Jahrh. erbauten Schlosses D. (früher Drachenburg). Außerdem befindet sich oben ein zum Andenken an den Rheinübergang von 1814 errichteter Obelisk, u. die Höhe gewährt eine weite, prachtvolle Aussicht. Die Rheinseite des D. bringt die unter dem Namen „Drachenblut" bekannten Rothweine hervor.

Drachenfisch (Petermännchen, Trachinus draco), ein 30 cm. langer europäischer Seefisch der Barschfamilie, braunroth mit schwarzen Flecken u. schrägen Querstreifen, dessen Bauchflossen vor den Brustflossen stehen u. dessen kleine erste Rückenflosse handförmig (drachenflügelartig) ausgespreizt ist u. deshalb leicht verwundet. Die zweite Rückenflosse ist sehr lang u. 30 strahlig. Den Namen Petermännchen, bei den Holländern St. Peterfisch, hat auch der Sonnenfisch (Zeus faber) des Mittelmeeres u. der Nordsee.

Nr. 2488. Der Drachenfisch od. das Petermännchen (Trachinus draco).

Drachme, in dem attischen Gewichtssystem der 6000. Theil eines Talentes, der 1000. Theil einer Mine, od. ungefähr 4 Gramm. Als Silbermünze hatte die D. einen Werth von 7 Sgr. 10 Pf. Die neuere griechische D. (zu 100 Lepta) steht dem Franc an Geltung gleich. — In England u. Nordamerika ist die D. als Gewicht = $^1/_{256}$ Pfd.; als Apothekergewicht hat sie 60 Gramm u. ist = $^1/_8$ Unze.

Draco, s. „Drache."

Dragoman (vom arab. tardschumân), Ausleger, Erklärer, Dolmetscher, insbesondere der Pforten-D., der früher die diplomatischen Verhandlungen der Pforte mit den europ. Mächten vermittelte. Auch die einzelnen europäischen Mächte hielten zur Unterstützung ihrer Gesandtschaften u. Konsulate in der Türkei einen od. mehrere D., welche die Rechte der Unterthanen der betr. Macht vor der türkischen Behörde zu vertreten hatten, im Auftrage des Gesandten od. Konsuls mit den türk. Regierungs- u. Verwaltungsbehörden verhandelten u. s. w. Die Wichtigkeit dieses Amtes hat in neuerer Zeit mehr u. mehr abgenommen, da die im Orient thätigen europ. Diplomaten in der Regel der oriental. Sprachen mächtig sind, wie auch umgekehrt die Kenntniß der europ. Sprachen unter den Beamten der Pforte häufiger geworden ist.

Dragonaden heißt das gewaltsame Bekehrungsmittel, das unter Ludwig XIV. gegen die Protestanten angewandt wurde u. darin bestand, daß den Ketzern die wegen ihrer Roheit u. Grausamkeit berüchtigten Dragoner als Zwangseinquartierung in die Häuser gelegt wurden.

Dragoner kommen als Mittelgattung zwischen Infanterie u. Kavallerie zuerst im 16. Jahrh. in Frankreich vor, wo die beritten gemachten Arkebusiere die doppelte Bestimmung erhielten, je nach Umständen zu Fuß od. zu Roß zu kämpfen. Der Name D. wurde ihnen wahrscheinlich nach dem Feldzeichen des fliegenden Drachen (lat. draco, franz. dragon) beigelegt. Berühmt waren die brandenburgischen D. des Großen Kurfürsten mit an der Seite aufgeschlitztem Filzhute u. reich gesticktem blauen Waffenrocke, die Aermel mit dunkeln Querbändern benäht; dieselben zeichneten sich besonders bei Fehrbellin aus. Später verloren die D. ihre eigentliche Bestimmung u. wurden ganz der Kavallerie beigezählt.

Dragonne (Thorictis Dracaena) od. der Landkaiman, eine 1,25 bis 2 m. lange Eidechse des heißen Amerika, eine der wenigen, die sich gern in sumpfigem Wasser aufhalten, obschon sie nicht schwimmen. Fleisch u. Eier werden gegessen.

Dragun od. Estragon, s. „Beifuß".

Draht nennt man das fadenartig in die Länge gezogene Metall, welches zu verschiedenen Zwecken Verwendung findet. Dem Querschnitt nach giebt es Rundd. u. Façond., von dem der letztere bald mehr od. weniger kantig, gerifselt, halbmondförmig u. s. w. gestaltet ist. Sehr feiner Rundd., der nachträglich noch durch Quetschwalzen abgeplattet worden ist, heißt Lahn, er hat einen hohen Glanz u. wird bes. in der Tressenfabrikation gebraucht. Die Stärke des D. variirt von der Dicke zarter Coconfäden bis zu einem Durchmesser von 20 mm. Das hauptsächlichste Drahtmaterial ist das Eisen, doch giebt es auch D. aus Stahl, Blei, Kupfer, Zink, Silber, Gold, Platin, Aluminum, sowie aus Legirungen, Messing u. dgl. Die krystallinischen, spröden Metalle Zinn, Antimon u. Wismuth eignen sich nicht zur Drahtbereitung. Bestand dieselbe in früheren Zeiten der Metallbearbeitung in einem fortgesetzten Aushämmern, so ist doch sehr bald die eigenthümliche Methode des Drahtziehens erfunden worden. In Augsburg kommen Drahtzieher u. Drahtmüller schon um 1350 vor, Nürnberg hatte 1360, Breslau 1447, Zwickau 1506 bereits Drahtmühlen. Das Drahtziehen besteht darin, daß eine cylindrische Stange Metall durch eine Anzahl immer enger werdender Löcher gezogen u. dadurch in ihrem Durchmesser immer mehr verringert wird. Diese Löcher (Ziehlöcher) sind in eine harte Stahlplatte (das Zieheisen) eingebohrt u. auf der einen Seite, wo das Metall eingeführt wird, trichterförmig etwas erweitert, während sie am schwächeren Ende cylindrisch verlaufen; für ganz feine Drähte u. für gewisse Metalle bedient man sich sehr harter, gebohrter Edelsteine (Rubine, Saphire) als Ziehlöcher, die eine viel geringere Abnutzung erfahren u. daher lange D. von gleichbleibender Stärke geben, während die Stahlziehlöcher viel eher sich ausweiten. Zu dem Durchziehen des Metalles gehört eine ziemliche Kraft, die auf verschiedene Weise angreifen kann. Entweder wird das zugespitzte Ende des durch das Ziehloch gesteckten D. von einer Zange gefaßt, die auf einem Tische, der Ziehbank, sich schlittenartig bis ans Ende bewegt, den gezogenen D. dann freiläßt, zurückgeführt, ihn aber am Zieheisen wieder faßt u. wieder eine Banklänge davon auszieht. (Nr. 2489 zeigt eine solche Ziehbank, u. Nr. 2490 den Mechanismus, mit Hülfe dessen man den Widerstand der Ziehlöcher überwindet), oder aber der D. wird auf Trommeln gewickelt, die durch Räderwerk in Bewegung gesetzt werden (Nr. 2491); das sind die sog. Leierwerke, deren Umdrehung bei feinerem D. durch Handkurbeln bewirkt wird.

Drahtziehbank.
Nr. 2489. Stoßzug. Nr. 2490. Schleppzug.

Durch das Ziehen wird die Struktur des Metalles verändert, es wird hart u. spröde u. muß daher, nachdem es eine Anzahl Ziehlöcher passirt hat, ausgeglüht werden. Eine dritte u. neuerdings mehr als früher, aber nur für Eisend. in Anwendung gebrachte Herstellungsmethode ist die auf Walzwerken. Die Walzenpaare sind mit halbkreisförmigen, genau auf einander passenden Riefen versehen, welche das weißglühende Eisen, auf Walzen mit immer schwächer werdenden Riefen übergehend, passiren muß. Je mehr dadurch der Durchmesser des D. sich verringert, um so mehr muß die Umdrehungsgeschwindigkeit der Walzen wachsen, da der D. sich entsprechend verlängert. — Der Gold u. Silberd. wird auf Handmaschinen hergestellt. In der Regel ist auch der sog. Goldd. seiner innern Masse nach Silber u. nur äußerlich mit einer Goldschicht überzogen. Man zieht ihn aus Silberstangen, die man mit Goldblech umkleidet, u. selbst bei der weitgehendsten Verfeinerung bildet das dünne Goldhäutchen noch eine zusammenhängende Schicht, die das weiße Silber nicht hindurchscheinen läßt. Auf solche Weise hergestellter D. von 0,05 mm. Durchmesser sieht noch wie Gold aus, obwol dessen Ueberzug oft nicht mehr als 0,0001 mm. Dicke hat. In ähnlicher Weise wird auch plattirter Silberd. hergestellt. Nachahmungen von Gold- u. Silberd. aus unedlen Metallen heißen leonischer D. Die verschiedenen Drahtsorten werden im Handel nach ihrer Stärke unterschieden u. mit Nummern bezeichnet, zur Bestimmung dienen sog. Drahtleeren, Maßeisen von starkem Stahlblech mit genau ausgefüllten Ausschnitten, in welche der D. eingepaßt wird, od. Maßringe von starkem Eisend., die an einer Stelle einen Spalt von der entsprechenden Weite haben. — Unter den zahlreichen Verwendungen des D. sind von besonderem Interesse die zu Drahtgeweben für Gitter, Siebe, Papierformen u. dgl., welche auf Webstühlen, ganz den Leinweberstühlen entsprechend, aus feinem Eisen od. Messingdraht fabrizirt werden.

Nr. 2491. Leierwerk.

Man hat solche D.gewebe hergestellt, welche auf den Quadratcentimeter bis zu 19,000 Oeffnungen hatten; ferner die zu Telegraphenleitungen, wozu man in der ersten Zeit Kupferdrähte nahm, die jetzt von dem billigeren Eisend. verdrängt worden sind; für unterirdische od. submarine Leitungen werden die Drähte auf verschiedene Weise mit isolirenden Hüllen versehen (s. „Kabel"). Zu den gewöhnlichen elektrischen Leitungsdrähten verwendet man Kupferd., den man der Isolirung halber mit Seide umspinnt (übersponnener D.). Endlich verwendet man den D. zu Drahtseilen, die ihrer großen Festigkeit halber immer mehr in Bergwerken als Förderseile, im Maschinenwesen als Transmissionen, bei der Kettenschleppschiffahrt u. s. w. in Aufnahme kommen. Wie die Hanfseile werden auch die D.seile gesponnen durch schraubenförmiges Zusammendrehen einzelner schwächerer Elemente (Drähte von $^1/_2$—2 mm. Durchmesser aus dem besten Schmiedeeisen häufig verzinkt), gewöhnlich um ein schwaches Hanfseil als Kern (die Hanfseele), wozu besondere Maschinen konstruirt worden sind. Durch weiteres Zusammendrehen solcher Litzen werden stärkere Seile von runder od. bandartiger Beschaffenheit erzeugt. Die Drahtseile sind eine Erfindung des Oberbergraths Albert in Klausthal, der dieselben 1834 zuerst zur Anwendung brachte.

Drahtseile, s. „Draht".

Nr. 2492. Werkzeuge zum Auswerfen der Draingräben (Spaten, Grabgabel).

Drainage (engl., spr. eigentl. Drehnedsch, vulg. Drenahsche vom engl. drain, d. h. Wasserleitungskanal) od. Drainirung nennt man das Verfahren, aus Acker- u. Wiesenboden das überflüssige, einer gedeihlichen Vegetation nachtheilige Wasser zu entfernen. In früheren Zeiten suchte man diesen Zweck durch offene Gräben zu erreichen; da jedoch deren Anlage u. Unterhaltung nicht allein sehr kostspielig, die Gräben selbst bei der Ackerbestellung u. Ernte sehr hinderlich waren, auch viel Boden durch sie verloren ging, so versuchten die Engländer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch mit groben Steinen, Reiswellen u. dgl. ausgefüllte, mit Erde od. Rasen wieder bedeckte Kanäle, od. durch eingelegte Flach- u.

Hohlziegel, schräg gegen einander gestellte Steinplatten, wie auch durch große Steine, einen unten u. zwei darüber, dem Wasser Abfluß zu verschaffen. Diese Anlagen genügten jedoch wegen ihrer geringen Dauer nicht; von dem Engländer Smith zu Deanstone in der Grafschaft Suffolk wurde 1827 zuerst die Entwässerung mittels eingelegter gebrannter Thonröhren u. zwar mit so ausnehmend günstigem Erfolge unternommen, daß sich dieses Verfahren mit großer Schnelligkeit auch auf dem Kontinente ausbreitete. Die belgische Regierung war die erste, welche die D. in ihrem Lande begünstigte; ihr folgte die franz. Regierung, u. in Deutschland ward sie seit 1850 in größter Ausdehnung vorgenommen. Die Drainröhren, etwa 30 cm. lang u. etwa 4 cm. im inneren Durchmesser, werden in nach unten schräg zulaufenden, etwa 1—1,3 m. tiefen, entweder mit der gewöhnlichen Hacke u. dem Spaten od. mittels eigener Drainwerkzeuge hergestellten Gräben, deren Sohle nur so breit ist, daß sie von der Röhre ausgefüllt wird, eine dicht an die andere gelegt, wol auch bis auf 2 cm. in einander geschoben. Nach Einlegung der Röhren werden die Gräben wieder zugeworfen; das vorhandene Wasser, entweder Tagquell od. Grundwasser, dringt nun sowol durch die feinen Zwischenräume der Verbindungsstellen der Röhren als auch durch die Wandungen derselben in die Röhren ein u. fließt durch deren Gefälle ab, welches letztere durch genaues Nivellement herausgesucht werden u. auf 30 m. wenigstens 6—7 cm. betragen muß. Reicht ein solcher Röhrenstrang zur vollständigen Entwässerung des Bodens nicht aus, selbst wenn durch in ihn rechtwinklig einmündende Nebenstränge seine Ableitungsfähigkeit vergrößert wird, so legt man je nach der Dichtigkeit des Bodens in geringerer od. größerer Entfernung einen zweiten Strang u. fährt damit fort, bis der Zweck erreicht ist. Zuweilen ist es auch nöthig, diese einzelnen Stränge in einen aus Röhren mit größerem Durchmesser bestehenden sog. Sammeldrain einmünden zu lassen, der die gesammte Wassermasse abführt. Ist die D. nach richtigen Grundsätzen u. sorgfältig ausgeführt, so kann ihre Wirkung nur eine vortheilhafte sein, indem nur das überflüssige Wasser aus dem Boden entfernt, eine befruchtende Luftcirkulation bis zur Röhrenlage durch sie bewerkstelligt, das Anstauen des Grundwassers u. das hieraus folgende Versauern des Bodens verhütet u. die Entwicklung der Vegetation durch Sonne u. Wärme begünstigt wird. Die auf die D. verwendeten Kosten werden durch bessere Ernten schon in wenigen Jahren ersetzt, u. wenn auch in Deutschland noch keine Erfahrungen über die Dauer dieser Bodenmelioration gemacht worden sein können, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß sie auf mehrere 100 Jahre veranschlagt werden kann. Die zur D. nöthigen Thonröhren werden auf besonderen Maschinen, Drainröhrenpressen, hergestellt, u. um die beschwerliche Arbeit des Grabenziehens abzukürzen, bedient man sich, wo die Lokalität es gestattet, des von Fowler u. Fry in Bristol erfundenen Drainirpflugs. Dieser wird durch eine feststehende, mittels 2 Pferde u. eines Göpelwerks in Bewegung gesetzte Winde durch das Land gezogen, durchschneidet mit einem etwa 2 m. langen Sech (s. d.) u. bohrt in der Tiefe von 1,3 m. einen Kanal, in den die Drainröhren sofort durch den Pflug selbst eingeschoben werden.

Nr. 2493. Legen der Drainröhren.

Drainröhrenpresse, s. „Ziegelbrennerei".

Draisine, ein Fuhrwerk, das seine Bewegung durch eine darin sitzende Person erhält, benannt nach seinem Erfinder, dem 1851 verstorbenen badischen Forstmeister K. v. Drais. Es giebt drei- u. vierrädrige D. deren Mechanismus verschiedenartig eingerichtet sein kann: die Kraft wird entweder durch ein Trittbret od. durch eine mit der Hand zu drehende Kurbel auf die Räder übertragen, von denen das hintere Paar bloße Laufräder sind. Diese Art Wagen hat eine praktische Bedeutung sich nie zu erringen vermocht, nur beim Eisenbahnbau sind jetzt noch ähnliche Fahrzeuge zum Befahren der Strecken in Gebrauch, deren Räder in den gelegten Eisenbahnschienen laufen. Auch hat man hier die Dampfkraft in Mitwirkung gezogen u. damit eine Art leichten Dampfwagens zuwege gebracht. Zwar in den letzten Jahren (1867) tauchte von Frankreich aus der alte Scherz als zweirädriges **Velociped** (s. d.) nochmals auf, doch ist auch diese Form schon wieder auf dem Wege, vergessen zu werden.

Drake (spr. Drehk), Francis, berühmter engl. Seemann, geb. 1545 als Sohn eines Matrosen zu Tavystock (Devonshire), focht seit 1567 mit großer Tapferkeit gegen die ihm verhaßten Spanier u. erhielt 1576 von der Königin die Mittel zur Ausrüstung von fünf Schiffen, mit denen er durch die Magelhaensstraße in die Südsee dringen wollte, um dort die Spanier von Neuem anzugreifen. Am 13. Dez. 1577 ging D. von Plymouth ab, kam auf jenem Wege 20. Nov. 1578 bei der Insel Mocha, südl. von Chile, an, segelte nach Norden weiter, indem er die Küsten von Chile u. Peru plünderte, u. entdeckte Kap Horn, die Elisabethinseln u. Neu-Albion. — Dann kehrte er über Ostindien nach England zurück (1580). Von der Königin Elisabeth zum Ritter geschlagen u. mit dem Oberbefehl über eine Flotte von 25 Schiffen betraut, ging er im Sept. 1585 wieder unter Segel, nahm San Jago auf den Inseln des Grünen Vorgebirges, dann San Domingo u. Cartagena u. zerstörte die span. Forts in Ostflorida. Im J. 1587 befehligte D. eine Flotte, welche im Hafen von Cadiz einen Theil der span. Armada verbrannte. Im J. 1588 zum Admiral ernannt, unternahm er 1594 einen neuen Raubzug nach Westindien. Da er aber auf diesem nur wenig Erfolg hatte, verfiel er in tiefen Unmuth u. in ein Fieber, dem er 30. Dez. 1596 erlag. Sein größtes Verdienst erwarb sich D. wol dadurch, daß er die Kartoffel nach Europa brachte, weshalb ihm 1853 in Offenburg in Baden ein Denkmal gesetzt ward. Vgl. J. Barrow, „Life of D." (Lond. 1843; 2. Aufl. 1861).

Nr. 2494. Sir Francis Drake (geb. 1545, gest. 30. Dez. 1596).

Drake, Friedrich, bedeutender Bildhauer, geb. 23. Juni 1805 zu Pyrmont, bildete sich in Rauch's Atelier zu Berlin u. errang sich bereits durch seine erste größere Arbeit aus dem J. 1833 die Gruppe eines sterbenden Kriegers die höchste Anerkennung. Er ließ rasch nach einander die Statue einer Winzerin, die in zahlreichen Abgüssen verbreitete Statuette einer Madonna mit dem Kinde u. eine Reihe von Porträtstatuetten (Rauch, Schinkel, Goethe, Schiller, Humboldt u. A.) folgen. Die erste seiner größeren monumentalen Arbeiten war die Erzstatue Justus Möser's in Osnabrück (1836), der sich 1844 acht kolossale Statuen in Stuck, die (damaligen) 8 Provinzen Preußens darstellend, (für den Weißen Saal des Berliner Schlosses) anreihten. Eins seiner vollendetsten u. populärsten Werke ist das 1842 begonnene, 1849 im Thiergarten bei Berlin aufgestellte Marmordenkmal Friedrich Wilhelm's III. mit einem runden Postament, auf welchem im Hautrelief die lieblichste Darstellung eines Kreises glücklicher Menschen enthalten ist. Von eben so geistvoller wie energischer Auffassung sind ferner die Monumentalstatuen Rauch's u. Schinkel's, eine der 8 Gruppen auf der Schloßbrücke in Berlin (Nike krönt den Krieger), die eherne Reiterstatue König Wilhelm's I. auf der Kölner Rheinbrücke, das Denkmal für die 1866 gefallenen Krieger in Aachen u. die kolossale Gestalt der Borussia für das Siegesdenkmal in Berlin. Fast alle Gebilde D.'s zeichnen sich durch eine seltene Mischung von Anmuth u. Energie u. durch künstlerisch gehobene Naturwahrheit aus.

Drako, Verfasser der ersten schriftlichen Gesetzgebung in Athen, erhielt im J. 621 v. Chr. als Archon von seinen adeligen Standesgenossen den Auftrag, Verfassung u. Gesetzgebung des Staates zu fixiren. Seine politischen Einrichtungen änderten nichts an dem Verhältnisse

der Stände zu einander u. scheinen sich blos auf eine Beschränkung der richterlichen Willkür erstreckt zu haben. Die privatrechtlichen Bestimmungen werden von den Alten wegen ihrer außerordentlichen Härte getadelt, da selbst auf geringe Vergehen, wie Felddiebstahl, dieselbe Strafe gesetzt gewesen sein soll wie auf Tempelraub u. Mord, nämlich der Tod. Die Strenge seiner Gesetzgebung machte D. so mißliebig, daß er vor dem Zorn des Volkes entfliehen mußte. Die bald darauf folgende Solonische Gesetzgebung brachte die des D. bald in Vergessenheit.

Drama (griech. d. i. Handlung) heißt eine der drei Hauptgattungen der Dichtkunst. Es vereinigt das subjektive Element der Lyrik, der Poesie der Empfindung, mit dem objektiven Element der Epik, der erzählenden, vergangene Thaten u. Ereignisse schildernden Poesie zu einer höheren Einheit, indem es eine Handlung mit unmittelbarer Lebendigkeit als gegenwärtig vorführt u. hierbei zugleich die Triebfedern der Handlung, das Denken u. Empfinden der handelnden Charaktere, anschaulich darlegt. Die Handlung, welche den Inhalt des D. ausmacht, vollzieht sich in der Form eines Kampfes zwischen dem Helden, d. h. derjenigen Hauptperson, welche die Handlung vorzugsweise in Bewegung setzt u. mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft auf ein bestimmtes Ziel hin drängt, u. den ihn umgebenden Verhältnissen, mit welchen der Held in der Verfolgung seines Zieles in Streit (Konflikt) geräth. Je nach der Verschiedenheit des Zweckes, um den sich der Kampf dreht, je nach der Art u. dem Ausgange des Kampfes, unterscheidet man drei Arten des D.: die Tragödie (Trauerspiel), das D. od. Schauspiel im engeren Sinne u. die Komödie (Lustspiel). In der Tragödie geht der Held in seinem Kampfe gegen die bestehende Ordnung zu Grunde; in der Auflehnung seines individuellen einseitigen Wollens u. Thuns gegen das Allgemeine, Bestehende u. darum Berechtigte u. Heilige liegt seine Schuld. Dennoch können wir dem Leiden und dem Untergang, die einen großen Menschen um einer großen Sache willen treffen, unsere Theilnahme nicht versagen; hierin liegt das tragische Moment, während zugleich die Anschauung des Triumphes, den das Allgemeine u. Ewige über das troß aller Größe vergängliche u. beschränkte Individuum davonträgt, versöhnend u. läuternd wirkt. In dieser läuternden Wirkung („Katharsis", d. i. Reinigung der Leidenschaften durch Furcht u. Mitleid) liegt nach der Theorie des Aristoteles u. fast aller nachfolgenden Aesthetiker der Hauptzweck der Tragödie (s. d.). Das D. oder Schauspiel im engeren Sinne ist eigentlich nur eine abgeschwächte Art der Tragödie, indem sich zwar auch hier ein ernster Konflikt entspinnt, der sich jedoch nicht so scharf u. tragisch zuspitzt u. einen glücklichen Verlauf annimmt. Die Komödie endlich führt uns in eine Welt des heiteren Scheines u. zeigt uns die Verwicklungen von Absicht u. Zufall; Widersprüche u. Verkehrtheiten, Launen u. Intriguen kreuzen sich, verwirren sich in heiterer Weise, um sich in eben so heiterer, Behagen erweckender u. das sittliche Bewußtsein befriedigender Weise wieder aufzulösen (s. „Komödie").

Jedes regelrecht gebaute D. zerfällt in drei Haupttheile: 1. die Exposition od. Einleitung, die den Zweck hat, den Zuschauer mit den Vorbedingungen der im D. vorzuführenden Handlungen vertraut zu machen u. auf das Kommende vorzubereiten. Da die Exposition selbst ein Theil des D. ist, so darf sie sich nicht in epischer (erzählender) Breite ergehen, sondern muß vielmehr den Zuschauer mit unmittelbarer Lebendigkeit sofort mitten in die Handlung selbst versetzen. 2. Die Verwicklung; in diesem Theile kommt der Konflikt, welcher den Inhalt des D. bildet, zum Ausbruche („der Knoten wird geschürzt") u. steigert sich in anschwellender Spannung bis zum entscheidenden Wendepunkte (Peripetie). 3. Die Entwicklung, welche durch mancherlei Verschlingungen u. Entwirrungen die Lösung des dramatischen Konflikts, seinen ernsten od. heitern Ausgang (Katastrophe) herbeiführt. Nach diesen Haupttheilen bestimmt sich die Zahl der technischen Abschnitte (Akte od. Aufzüge), in die sich jedes dramatische Kunstwerk naturgemäß zerlegt. Solcher Akte hat ein D. in der Regel drei od. fünf, wobei auf die Exposition der erste, auf die Verwicklung der od. die mittleren (3) Akte, auf die Entwicklung der letzte Akt kommt. Bei kürzeren Stoffen lassen sich jedoch die erwähnten drei Haupttheile recht wohl auch in einen einzigen scharf gegliederten Akt zusammenfassen. Jeder Akt zerfällt wiederum in eine Anzahl von Unterabtheilungen (Scenen od. Auftritte), in denen sich in der Form von Monolog u. Dialog (Einzelrede u. Wechselrede) die Handlung abspielt, wobei der Dichter zugleich Gelegenheit hat, die Triebfedern der Handlung bloßzulegen u. die Charaktere zu entwickeln. Oft geht dem D. ein Prolog (Vorwort od. Vorspiel) voran, od. es folgt demselben ein Epilog (Nachwort od. Nachspiel).

Ein eben so wesentliches Grundgesetz wie das der Dreigliederung in Exposition, Verwicklung u. Entwicklung ist aber das der Einheit der Handlung, d. h. ein D. darf nicht in zwei od. mehrere, von einander verschiedene Handlungen (mit mehreren sich ablösenden Helden, die verschiedene Zwecke verfolgen) auseinanderfallen; eine Nebenhandlung ist nur dann zulässig, wenn sie aufs Engste mit der Haupthandlung verknüpft ist. Hiermit hängt natürlich zusammen, daß auch der Grundgedanke des D. ein einheitlicher sein muß. Die klassischen Dramatiker der Franzosen beobachteten außer der Einheit der Handlung noch zwei andere Einheiten mit peinlicher Strenge, die des Ortes und der Zeit, d. h. sie spannten die Handlung in den Rahmen eines oder mehrerer Tage u. ließen sie auf einem u. demselben Boden (ohne jede scenische Veränderung) abspielen. Dies beruhte jedoch, wie Lessing nachgewiesen, auf einer falschen Auffassung vom Wesen des D. u. von den Gesetzen, die Aristoteles darüber aufgestellt. Nur insoweit als die Einheit der Handlung es verlangt, ist die Einheit von Ort u. Zeit zu beobachten; schon aus technischen Gründen ist ein allzu häufiger Scenenwechsel vom Uebel.

Die angeführten Gesetze u. Kennzeichen gelten nur von den erwähnten drei Hauptarten des D.; in den Ab- u. Mischarten der dramatischen Poesie: Posse, Singspiel, Melodrama (dramatisches Gedicht mit musikalischer Begleitung), Vaudeville, kommen sie nur sehr mangelhaft zur Erscheinung. Die Oper, die man in neuester Zeit nach dem Vorgange Richard Wagner's gleichfalls als D. hat auffassen wollen („Musikdrama"), gehört nicht mehr in das Gebiet der Poesie, sondern gehorcht zum größten Theil den Gesetzen einer anderen Kunst, der Musik (s. die betr. Art.). — Vgl. A. W. v. Schlegel, „Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur" (3 Bde., Heidelberg 1809—11; 2. Aufl. 1817); Hettner, das „moderne D." (Braunschw. 1852); Freytag, die „Technik des D." (Lpz. 1863), Gottschall, „Poetik" (Bd. 2, 2. Aufl. Bresl. 1870) u. Klein, „Geschichte des D." (7 Bde., Lpz. 1864—69).

dramatisiren, einen durch die Phantasie, Sage od. Geschichte gegebenen Stoff dramatisch gestalten, nam. einen schon in anderer poetischer Form (Epos, Roman 2c.) bearbeiteten Stoff zu einem Drama umformen.

Dramaturgie (griech.) bedeutet im weiteren Sinne die Theorie des D., sowol in Bezug auf die Dichtung als auf die Aufführung. Jetzt wird das Wort gewöhnlich im engeren Sinne zur Bezeichnung der Wissenschaft gebraucht, die sich mit der Aufstellung von Regeln für die dramatische Darstellung beschäftigt. Den Grund zu dieser Wissenschaft legte in Deutschland Lessing durch seine „Hamburgische Dramaturgie" (1768). Die in dieser, im Anschluß an die „Poetik" des Aristoteles aufgestellten Theorien wurden später durch Börne, Tieck, Gutzkow u. Rötscher fortgebildet. Letzterer suchte in seinem Werke „Die Kunst der dramatischen Darstellung" (3 Thle., 2. Aufl. Berl. 1864) ein förmliches System der Schauspielkunst zu geben, während Laube in seinen Werken „Das Burgtheater" (Lpz. 1868) u. „Das norddeutsche Theater" (Lpz. 1872) zahlreiche praktische Erfahrungen u. Anregungen niederlegte. — **Dramaturg** heißt Derjenige, der sich mit der Theorie der dramatischen Dichtung u. Darstellung beschäftigt, insbesondere ein wissenschaftlich u. künstlerisch gebildeter Bühnenleiter od. dasjenige Mitglied der Bühnenleitung, welches mit der Wahl der Stücke, der Besetzung der Rollen, der künstlerischen Anleitung u. Fortbildung der Darsteller, der Leitung der Proben u. s. w. betraut ist.

Drap, (franz., spr. Drah), Tuch, gewebter Stoff. — D. d'argent (spr. darschang), Silberstoff, Silberbrokat; D. d'or, Goldstoff, Goldbrokat; D. croisée (spr. kroaseh), Köpertuch; D. de soie (spr. söah), schweres geköpertes Seidenzeug, schwerer Seidenstoff.

Drapeau (franz., spr. Drapoh), Fahne, Panier. — D. blanc, die weiße Fahne mit den Lilien, das Panier der Bourbonen.

Draperie, s. „Faltenwurf" u. „Gewandung."

Dräseke, Johann Heinrich Bernhard, einer der bedeutendsten Kanzelredner der neueren Zeit, geb. 18. Januar 1774 in Braunschweig, studirte nach einer kümmerlichen Jugend zu Helmstedt Theologie, wirkte seit 1804 als Pfarrer in Ratzeburg u. erregte durch patriotische Predigten den Zorn der Franzosen in solchem Grade, daß sie seine Wohnung plünderten; er selbst war mit Mühe entflohen. Im J. 1814 erhielt er einen Ruf an die Ansgariuskirche zu Bremen; aber erst 1832 trat er als Domprediger zu Magdeburg u. evangelischer Bischof der Provinz Sachsen das Amt an, in welchem er theils durch persönliche Würde, theils durch seine großartige Beredsamkeit Erfolge errang, wie vielleicht kaum ein protestantischer Geistlicher seit den Zeiten der Reformation. Seine Stellung gegenüber der damals herrschenden freisinnigen (rationalistischen) Theologie zog ihm jedoch seit 1840 heftige Angriffe zu. Schon 1843 wurde er auf wiederholte Bitten ehrenvoll pensionirt u. siedelte sich auf den Wunsch Friedrich Wilhelm's IV. bei Potsdam an, um dem Könige nahe zu sein. Hier starb er 8. Dez. 1849. Von seinen Predigten sind zu nennen: „Ueber Deutschlands Wiedergeburt" (3 Bde., 1814), u. die „Gemälde aus der Heiligen Schrift" (4 Sammlungen, 1821—28).

Drastica (lat.), energisch abführende Heilmittel. — **Drastisch** (in medizin. u. übertragenem Sinne), stark, kräftig wirkend.

Drau (Drave), Nebenfluß der Donau mit 100 M. Lauflänge in einem Stromgebiet von 800 □ M., entspringt auf dem Toblacher Felde in Ost-Tirol 1228 m. über dem Meere, nimmt bei Linz die viel stärkere Isel auf der linken Seite auf u. durchfließt darauf in östlicher Richtung Kärnthen, wo sie bei Villach nach der Einmündung der Gail schiffbar wird, u. Steiermark. Bei Friedau an der ungarischen Grenze verläßt die D. das Gebiet der östlichen Kalkalpen u. tritt in die große Donautiefebene ein; hier strömt ihr die Mur, als ihr größter Nebenfluß, zu. In südöstlichem Laufe durchzieht die vielfach gewundene D. die Tiefebene, welche dies Gebirge Slavoniens von dem südwestungarischen Hügellande trennt, bildet die Grenze zwischen Ungarn auf der einen Seite u. Kroatien, der Warasdiner Militärgrenze u. Slavonien auf der anderen u. mündet unterhalb Essek in die Donau, welche durch die D. in eine östliche Richtung gedrängt wird.

Drawing-room (engl., spr. dräïng-ruhm) heißt in England das Gesellschaftszimmer in den Wohnungen der vornehmen Welt, in welchem gewöhnlich künstlerischer Schmuck, nam. ein Bildertisch (Drawing-table spr. dräïng-täb'l) angebracht ist, auf dem Bilder u. Bücher für die Gäste zur Ansicht ausliegen. — D. heißt insbesondere der Bildersaal, in welchem die Galakuren am engl. Hofe abgehalten werden; auch für diese Gallakouren selbst wird das Wort gebraucht.

Dräxler-Manfred, Karl Ferdinand, geb. 17. Juni 1806 zu Lemberg in Galizien, genoß eine polnische Erziehung u. erlernte erst später in Prag die deutsche Sprache. Er bereiste Deutschland, Belgien, England u. Frankreich, übernahm dann in Darmstadt die Redaktion der „Darmstädter Zeitung" u. wurde 1854 Dramaturg des dortigen Hoftheaters. D.-M. hat sich in seinen „Gedichten" (Frankf. 1838) nicht zu voller poetischer Selbständigkeit zu erheben gewußt, indem er die bedeutendsten Dichter seiner Zeit, bes. Rückert, nachahmte; doch ist er klar, frei von ungesunder Sentimentalität u. von dem Streben nach reinen Formen geleitet. Seine Novellen sprechen durch frische Lebendigkeit an.

Drebbel, Cornelius, gewöhnlich als Erfinder des Thermometers genannt, war zu Alkmaar 1572 geb. u. nach Einigen eines Bauern Sohn, nach Andern selbst ein Bauer, doch wird die letztere Angabe auch bestritten. Jedenfalls ist sicher, daß er studirt hat, Erzieher der Prinzen des Kaisers Ferdinand II. war, 1620 von den Truppen des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz gefangen und beraubt ward; auf Verwendung des Königs Jakob I. von England (des Schwiegervaters Friedrich's) erhielt er seine Freiheit, worauf er sich an den Hof seines Gönners begab u. es hier zu hohem Ansehen brachte. Er starb 1634 zu London. Seine Ansprüche auf die Erfindung des Thermometers betonte er selbst in einem zu Hamburg 1621 erschienenen Buche: de natura elementorum etc.; indessen waren vordem schon derartige Wärmemeßapparate in Gebrauch u. wahrscheinlich hat D. nur eine unwesentliche Abänderung angegeben. Nach Beckmann's „Geschichte der Erfindungen soll D. auch der Erfinder der Scharlachfarbe aus Cochenilletinktur u. der Zinnsolution sein, was aber ebenfalls bestritten wird.

Drechselbank, s. „Drehbank".

Drehbank, eine der ältesten u. vielseitigsten Arbeitsmaschinen zur Formung von Metall, Holz, Elfenbein, Horn u. ähnlicher Materialien da es kaum eine Körpergestalt giebt, welche nicht auf der D. herzustellen wäre; außerdem aber kann dieselbe zur Verzierung der Körperoberflächen mannichfach benutzt werden. Die Einrichtung der D. ist, je nach dem Zwecke, eine sehr verschiedenartige, bes. in Rücksicht auf Form u. Größe u. die einzelnen Hülfsapparate, welche damit in Verbindung gebracht werden können. Das Wesentliche ist jedoch in allen Fällen übereinstimmend u. danach besteht eine D. aus einem länglichen, tisch- od. bankartigen Gestell, auf welchem in einem geeigneten Lagerbocke eine mit dem Arbeitsstück in Verbindung gebrachte Achse od. Spindel in drehende Bewegung versetzt werden kann, wobei das Werkzeug mit der Hand od. einer mechanischen Vorrichtung gegen das sich drehende Arbeitsstück so geführt wird, daß letzteres auf die gewünschte Form abgearbeitet wird. Das Arbeiten an der D. nennt man Drehen od. Drechseln. Nr. 2495 stellt eine gewöhnliche Drechsler- od. schlechtweg Drechselbank dar, wie solche insbes. zum Holzdrehen benutzt wird. Sie wird, wie auch die kleineren Drehbänke der Metallarbeiter, durch den Fuß des Arbeiters betrieben. Zu den Hauptheilen sind zu rechnen der Spindelstock, in welchem die mit einem Schnurlauf od. Wirbel versehene Spindel P ein gelagert ist; der Reitstock C sammt der Gegenspitze, mit deren Hülfe gewisse Arbeitsstücke eingespannt werden u. von welcher noch die Rede sein wird; die Vorlage S, auf welcher der Arbeiter den Drehstahl od. ein anderes geeignetes Werkzeug stützt, um dasselbe auf das Arbeitsstück einwirken zu lassen, welch letzteres in unserer Abbildung in ein auf das Spindelende aufgeschraubtes Futter befestigt ist. Nr. 2496 zeigt das Obertheil einer D. für Metallarbeiter mit dem zwischen Spitzen eingespannten Arbeitsstück N. Hier ist AA die sog. Wange, PP' der Spindelstock, o die Spindel, ppp der Wirbel, der als kleine Stufenscheibe für Riemenbetrieb geformt ist. a ist der Mitnehmer, welcher das mit einer Klemme b (Herz genannt) versehene Arbeitsstück NN' zwingt, an der Umdrehung der Spindel theilzunehmen, P' der Reitstock mit der Gegenspitze. Das zwischen den Spitzen eingespannte Arbeitsstück ist in diesem Falle ein Stück Rundeisen, das bei N bereits abgedreht ist, bei N' dagegen noch die rauhe Oberfläche hat. Nr. 2497 zeigt eine große D., wie solche in den Maschinenbauwerkstätten zum Abdrehen stangenförmiger u. scheibenförmiger Maschinentheile, sowie zum Schneiden langer Schraubenspinden benutzt werden. Hier wird der Drehstahl nicht mit der Hand, sondern mit Hülfe eines Supports geführt, welchen der Arbeiter mittels zweier kleinen Kurbeln so regieren kann, daß er denselben an der richtigen Stelle zum Angriff zu bringen vermag; es kann außerdem aber die Einrichtung so getroffen werden, daß der Support mit dem Drehstahle sich ohne Beihülfe des Arbeiters in der ganzen Drehbanklänge verschiebt, was mittels einer Zahnstange od. einer langen starken, durch ein Räderwerk (links in Nr. 2497) gleichmäßig umgedrehten Schraube geschieht. Auf diese Weise kann in eine zwischen die Drehbankspitzen eingespannte, vorher genau cylindrisch abgedrehte Eisenstange auch ein Schraubengewinde eingeschnitten werden. Auf einer vollständig ausgerüsteten Maschinenbaudrehbank kann überhaupt selbstthätig lang od. parallel gedreht, plan gedreht, konisch gedreht, gebohrt u. Gewinde geschnitten werden, außerdem kann man aber auch noch Nuthen in lange Wellen einhobeln; bei gewissen Spezialvorrichtungen kommt hierzu noch das Curven-, Kugel- u. Ovaldrehen u. s. w. Außerdem hat die D. noch ihre spezielle Bedeutung für eine ziemliche Anzahl von Arbeitszweigen, so für die Fabrikation von Schuh- u. Stiefelschäften, für die Herstellung von Gewehrschäften, für die Spielwaarenfabrikation u. s. w. Die Guillochirmaschine selbst (s. d.) ist eigentlich nur eine D., jedoch von ziemlich komplizirter Einrichtung, indem sie mit zwei bis drei Oval-

Nr. 2495. Gewöhnliche Drechselbank zum Holzdrehen.

Nr. 2496. Drechselbank für Metallarbeiter.

werken u. zahlreichen Zahnrädern ausgerüstet ist, um die vielfachsten, durch einander wirbelnden Bewegungen des Gravirstahles hervorzubringen.

Drehbasse, ein leichtes Geschütz auf dem Deck im Vorder- od. Hintertheil eines Schiffes, welchem alle möglichen Höhen- u. Seitenrichtungen gegeben werden können. Zu diesem Zwecke liegt das Rohr der D. mit seinen Schildzapfen in einer Gabel (Schwanenhals), deren Fuß drehbar ist. Sie wird mit 2pfündigen Kugeln od. mit Kartätschen geladen u. nur auf nahe Ziele gebraucht.

Nr. 2497. Drehbank für Maschinenbauer.

Dreher, Anton, einer der hervorragendsten Industriellen Oesterreichs u. Begründer der weltberühmten Bierbrauerei zu Klein-Schwechat bei Wien. Geb. 10. (nach Andern 7.) Juni 1810, als Sohn eines wohlhabenden Bierbrauers (gest. 1820) zu Kl.-Schwechat, erwählte er den Beruf seines Vaters u. erlernte die Bierbrauerei zu Simmering, wobei ihm bald die Mängel des damals üblichen Verfahrens auffielen. Nachdem er auf mehrjährigen Reisen seine Kenntnisse durch Besichtigung fremder Brauereien, besonders in England, bereichert, übernahm er 1836 das alte, seit 1632 bereits zum Brauerbetriebe benutzte Brauhaus zu Kl.-Schwechat, wo er statt des bisherigen obergährigen Bieres durch Anwendung der engl. Art der Malzbereitung ein untergähriges Lagerbier von lichter, klarer Farbe u. lieblichem Geschmack braute, das sich in zweckmäßig erbauten Kellern länger als ein Jahr aufbewahren ließ u. einen erstaunlichen Absatz fand. Der frühere Handbetrieb, bei welchem in den Wintermonaten von 1836—37 nur 20,560 Eimer erzeugt werden konnten, wurde bei der bedeutenden Erweiterung des Geschäfts 1850 den Dampfmaschinen übertragen, u. durch Neubauten, großartige Kelleranlagen u. Verbesserungen aller Art ist die Erzeugungfähigkeit des Etablissements so riesig gesteigert worden, daß jetzt die tägliche Produktion 3800 Eimer beträgt. Außerdem legte D. 1859 noch eine Filialbrauerei zu Michalup bei Saaz u. 1862 eine gleiche zu Steinbruch bei Pest an, von denen die erstere jährlich 35,000 u. letztere 110,000 Eimer Bier erzeugen. Leider wurde jedoch D., welcher als Mitglied des Reichsrathes auch politisch wirksam war, bereits 27. Dez. 1863 seiner rastlosen Thätigkeit durch einen plötzlichen Tod entrissen u. hat die seitdem in erhöhtem Maße erfolgte Ausdehnung seines Geschäfts nicht mehr erlebt.

Drehhals s. „Wendehals“.

Drehkrankheit, Schöpsdrehe (le tournis), die durch den Drehwurm od. die Schafquese (coenurus cerebralis vgl. „Bandwürmer“ S. 194) bewirkte Krankheit der Schafe, die langsam zum Tode führt, wenn nicht eine glückliche Operation den Wurm entfernt. Zunächst treten bei dieser Krankheit Erscheinungen der Gehirnreizung auf, die Lämmer heben, senken u. wenden den Kopf, mit Zunahme des Leidens drehen sie sich im Kreise, laufen stolpernd durch die Herde u. verfallen dann in Stumpfsinn, sie verdrehen die Augen u. knirschen mit den Zähnen. Manchmal tritt eine scheinbare Besserung auf 3—6 Monate ein, aber nur um die Krankheit um so schlimmer zurückkehren zu lassen. Unter der Schädeldecke, besonders im Großhirn der Stirngegend solcher Schafe finden sich ein od. mehrere bis eigroße Blasenwürmer, deren Eier jene auf der Weide aufgelesen haben, wo ihr Hüter, der Hund, die reifen Bandwurmglieder verlor. Der dem Ei entschlüpfte Embryo hat sich durch den Magen gebohrt u. ist schließlich in die Schädelhöhle gelangt, wozu er 12—18 Tage braucht. Im Hirn entwickelt er sich zur Finne. Einen Schutz gegen die Drehwürmer gewährt nur die Vorsicht, mit Würmern behaftete Hunde zu entfernen u. andererseits das Hirn kranker Schafe nicht den Hunden zu fressen zu geben.

Drehorgel od. Leierkasten, das bekannte zur Straßenmusik od. zum Aufspielen in Dorf- u. Winkelkneipen benutzte Instrument. Es besteht aus einem meist bequem tragbaren viereckigen Kasten, in welchem zwei bis drei Register Pfeifen liegen, die einen Tonumfang von zwei od. drei Oktaven u. darüber ergeben. Vermittels einer Walze, auf welcher die Melodie u. Harmonie eines vorzutragenden Tonstückes durch eingeschlagene kleine Stifte dergestalt geordnet ist, daß diese Stifte, sobald die Walze gedreht wird, die Ventile einer Windlade immer zur rechten Zeit u. für die erforderliche Dauer des Tones öffnen, werden die Pfeifen zur Ansprache gebracht, indem diese Walze an ihrem einen Ende mit einem kleinen Faltenbalge in Verbindung steht, der zugleich mit ihr durch das Drehen jener Kurbel (vulgo Kreckel genannt) in Bewegung gesetzt wird. Zuweilen sind auch freischwingende Zungen, nach Art der Physharmonika, die Klangerreger. Es können nur soviel Tonstücke auf dem Instrumente hervorgebracht werden, als auf der Walze durch die eingeschlagenen Stifte geordnet sind. Welches von den Stücken nun abgeleiert werden soll, bestimmt die Verschiebung u. gehörige Stellung der Walze, die durch einen außen an der Seitenwand befindlichen Zapfen geschieht, auf welchem die Ordnung der Tonstücke angemerkt ist. Bei den größeren Drehorgeln bestehen die Stimmen gewöhnlich in einer gedeckten Flöte von 8' u. drei offenen Kernpfeifen-Registern von 4', 2' od. 1' Ton. In kleineren Drehorgeln hat jenes Flötenregister wol auch nur 4' od. fehlt ganz. Die kleinste Gattung, welche die Franzosen Serinette (Vogelorgel) nennen, u. welche nur zum Spielwerk für Kinder od. dazu dient, künstlich abzurichtenden Singvögeln Melodien beizubringen, hat nur 9 bis 10 kleine Kernpfeifen, die in einer beliebigen Tonart gestimmt sind.

Drehungsgesetz der Winde, s. „Wind“.

Drehwage, s. „Coulom'sche Drehwage“.

Drei, die erste ungerade Zahl nach der Einheit, galt von jeher als vorzugsweise heilige Zahl, der man sowol in der körperlichen wie in der geistigen Welt eine hohe Bedeutung beilegte. Die auf die indifferente Eins folgende Zwei giebt Gegensätze, welche namentlich den dualistischen Lehren zu Grunde liegen, durch die Drei aber wieder zur höhern Einheit verbunden werden. Schon die Pythagoräer sahen in der Trias (Dreizahl) eine Vereinigung der Monas u. Dyas (Einzahl u. Zweizahl), als die beiden von ihnen angenommenen Grundprinzipien aller Dinge. Im altindischen Brahmaismus finden wir diese Trias als Brahma (Weltschöpfer) Wischnu (Erhalter u. Beschützer) u. Schiwa (die Feuerkraft als Beleberin u. Zerstörerin des Weltalls. Wir begegnen ihr ferner bei den alten Aegyptiern, wo die drei Grundvokale i, a, o zur symbolischen Bezeichnung einer Dreieinigkeitslehre gebraucht wurden, die von dort in das neuplatonische System übergingen. Auch in neueren philosoph. Systemen (bei Fichte, Hegel u. s. w.) spielt die Dreizahl eine Rolle. In der Logik werden Satz u. Gegensatz (Thesis u. Antithesis) in der Synthesis verbunden. Ueber die christliche Dreieinigkeitslehre s. „Dreieinigkeit.“ — In der Musik braucht man das Zeichen der D. (3) als Baßbezifferung der Terz u. als Bezeichnung des vollkommenen Akkords u. der Triole.

Dreidecker, s. „Deck“.

Dreieck (Triangel) ist eine von drei Linien (Seiten) eingeschlossene Figur. Die Planimetrie beschäftigt sich mit den D., deren Seiten gerade Linien sind, die Stereometrie mit solchen, deren Seiten Bogen größter Kugelkreise sind. Letztere heißen auch Kugeld. od. sphärische D. Die ebenen D. werden eingetheilt a) nach den Seiten in gleichseitige, d. s. solche, bei denen alle drei Seiten einander gleich sind, gleichschenklige, d. s. solche, bei denen nur zwei Seiten (Schenkel) einander gleich u. von der dritten (Basis, Grundlinie) verschieden sind, u. ungleichseitige, bei denen nicht zwei Seiten einander gleich sind. b) nach den Winkeln in rechtwinklige, stumpfwinklige, spitzwinklige, je nachdem in denselben enthalten ist ein rechter, ein stumpfer mit zwei spitzen Winkeln od. drei spitze Winkel. In der Planimetrie wird untersucht die Abhängigkeit der drei Seiten u. Winkel unter einander u. deren vollständige Uebereinstimmung (Kongruenz der D.), dann die Gestalt (Aehnlichkeit der D.), endlich noch vergleicht man die D. ihrem Flächeninhalte nach. Der

Theil der Planimetrie, welcher lehrt mit drei gegebenen Stücken eines D. die anderen berechnen, heißt **Trigonometrie** (s. d.). Besonderer Betrachtung wird das rechtwinklige Dreieck unterworfen, dessen Seiten Katheten u. Hypothenuse genannt werden. Die Hypothenuse ist die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite. (s. „pythagoräischer Lehrsatz").

Dreieckige Zahlen sind eine spezielle Art der Polygonalzahlen (s. d.), welche erhalten werden, indem man die natürliche Zahlenreihe addirt. z. B. 1; 1+2=**3**; 1+2+3=**6**; 1+2+3+4=**10**; 1+2+3+4+5=**15**..... $1+2+3+4...+n=\frac{n(n+1)}{2}$ Die Summenzahlen 1. 3. 6. 10. 15... $\frac{n(n+1)}{2}$ sind dann die d. Z. Den Namen haben sie erhalten, von der Form, in der man sie, wenn die Einheiten mit Punkten bezeichnet werden, zusammensetzen kann (., .·., .·:·., .·:·:·. 2c.)

Dreieinigkeit, deutsche Uebersetzung des lateinischen „Trinitas" (Trinität), bezeichnet Gott in der Kirchenlehre als eine Zusammensetzung von drei „Personen" (Vater, Sohn, Heiliger Geist), die aber doch nur ein „Wesen" ausmachen. Obschon das Alte Testament ausdrücklich die Einheit Gottes lehrt, daher die späteren Juden die Stelle 5. Mose 6, 4 geradezu zu ihrem Glaubensbekenntniß erhoben, fanden sich doch auch in ihm Anknüpfungspunkte für die christliche Lehre von der D., z. B. die Stellen, wo von dem Engel Gottes die Rede ist (in welchem man Christus erblickte), u. ebenso die Aussagen über den Geist Gottes. Schon das Neue Testament enthält an drei Stellen (Matth. 28, 19; 3 Cor. 13, 13; 1 Petr. 1, 2) eine Aufzählung aller drei Personen der D.; doch dachte man in den drei ersten Jahrhunderten der Kirche Gott den Sohn meist dem Vater untergeordnet u. faßte den Heiligen Geist mehr als eine Kraft Gottes, denn als selbständige Person. Erst nach zahllosen erbitterten Streitigkeiten kam es zur endgiltigen Festsetzung der rechtgläubigen Lehre in dem sog. „athanasianischen Symbol", wonach Gott der Sohn „von Ewigkeit her" vom Vater gezeugt ist, der Heilige Geist aber von Beiden ausgeht. Letztere Bestimmung, die erst später eingeschaltet wurde, hinderte vor Allem die Vereinigung der römisch katholischen u. griechisch-katholischen Kirche, welche letztere den Heiligen Geist nur vom Vater ausgehen läßt. Seit diesen Festsetzungen beschäftigte sich die Kirchenlehre theils mit der Frage, wie die einzelnen Heilswerke an die drei Personen der D. zu vertheilen seien (gewöhnlich im Anschluß an das apostolische Symbol, wonach Gott dem Vater die Schöpfung, dem Sohne die Erlösung, dem Heil. Geiste die Heiligung zufällt), od. sie suchte nach Bildern u. Vergleichen, um das Geheimniß der D. dem menschlichen Verstande begreiflich zu machen. Die neuere Philosophie dagegen hat die Lehre von der D. meist nur als ein tiefsinniges Symbol gelten lassen wollen u. dasselbe in verschiedener Weise auszulegen versucht. Nicht minder haben gewisse moderne Sekten (z. B. die Unitarier) das Dogma von der D. geradezu als unbegreiflich gestrichen, während die katholische u. evangelische Kirche noch heute die Giltigkeit der Taufe davon abhängig macht,

Nr. 2498. Symbolische Darstellung der Dreieinigkeit im Mittelalter.

daß sie auf die D. geschehe (nach Matth. 28, 19); in der That ist diese Taufformel ohne Zweifel der Ausgangspunkt für die ganze Entwicklung dieses Dogmas geworden. — In der christlichen Kunst kommt die D. schon im 5. Jahrh. vor, als wirkliches Hauptmotiv aber erst in den Mosaiken des 7. u. 8. Jahrh., wo Christus als menschliche Gestalt erscheint, über ihm die Taube des Heil. Geistes u. die eine Krone haltende Hand Gottes. In der romanischen Kunst bildete sich die Darstellung entweder so aus, daß alle drei Personen als menschliche Gestalten einander vollkommen ähnlich sind, wobei Gott Vater die Mitte einnimmt, der Sohn zu seiner Rechten, der Heil. Geist zu seiner Linken sich befindet, od. symbolisch in Form eines gleichseitigen Dreiecks. Die Frühzeit der Gothik treibt beide Darstellungsweisen noch weiter u. geht zu einer völligen Identität über, so daß alle drei Gestalten nur Ein Körper mit drei Köpfen u. drei Gesichtern sind, wobei die Symbolik dahin ausgedehnt wird, daß statt des Dreiecks drei in einander verschlungene Kreise erscheinen, auf welche das Wort tri-ni-tas vertheilt ist, während in der Mitte das Wort unitas steht (Nr. 2498). Diese Darstellungsweisen erhielten sich bis ins 16. Jahrh., verbanden sich auch so mit einander, daß Gott Vater als Kopf od. Büste od. als ganze Figur, der Sohn als der Gekreuzigte, der H. Geist als Taube erscheint u. daß das Dreieck sich mit dem Kreise verband. In der gothischen Periode hat der Vater als Attribut den Reichsapfel (die Weltkugel), der Sohn das Kreuz, u. der H. Geist ein Buch; od. Vater u. Sohn haben Beide die päpstliche Krone u. zwischen ihnen schwebt der Heil. Geist als Taube, die mit den Spitzen der Flügel die Lippe des Vaters u. des Sohnes berührt, weil der Heil. Geist von Beiden ausgeht. Zu den schönsten Darstellungen gehört die im Breviarium Grimani (im Dogenpalast zu Venedig aus dem J. 1500), wo der Sohn, zur Linken des Vaters sitzend, in der Linken ein großes Kreuz hält u. Beide gemeinschaftlich ein Scepter führen.

Dreifaltigkeit, s. v. w. „Dreieinigkeit".

Dreifelderwirthschaft, ein sehr altes u. in seiner ursprünglichen Form fast nirgends mehr gebräuchliches Ackerbausystem, bei welchem man das gesammte Ackerland eines Landgutes in drei möglichst gleiche Theile od. Schläge theilte, auf dem einen Wintergetreide, dem andern Sommergetreide baute u. den dritten Schlag brach (unbebaut) liegen ließ. Man bemerkte jedoch bald, daß bei diesem System der **reinen** D. der Acker durch den Bau von zwei unmittelbar auf einander folgenden Körnerfrüchten stark angegriffen wurde u. bei dem mangelnden Futterbau die Düngerproduktion nicht ausreichte, dem Boden die entzogene Tragfähigkeit zu ersetzen, u. nam. da, wo eine entsprechende, das nöthige Futter liefernde Wiesenfläche nicht vorhanden war, welche die Haltung eines zahlreichen Viehstandes gestattete, sah man sich endlich genöthigt, das System der reinen D. zu verlassen u. zu dem der **verbesserten** überzugehen, zu dem System der D. mit **besömmerter Brache**. Bei dieser baute man in dem zur Brache bestimmten Schlage die sog. Brachfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Klee u. Hülsenfrüchte, u. führte bei dem durch den Bau dieser Brachfrüchte herbeigeführten Verlust der Ackerweide die Stallfütterung ein. Wenn nun zwar hierdurch die Düngerproduktion bedeutend vermehrt wurde, so häufte sich zu gewissen Zeiten, bes. im Frühjahr, die Arbeit so unverhältnißmäßig, daß die vorhandenen Spannkräfte oft nicht ausreichten, sie zu bewältigen. Dieser Uebelstand, sowie der Nachtheil der ungleichmäßigen Erschöpfung des Bodens durch die beiden hinter einander folgenden Körnerfrüchte, sowie die beim Bau der Brachfrüchte unvermeidliche Schmälerung der Schafweide, haben allmählig die Anhänger der D. bewogen, von diesem keineswegs empfehlenswerthen System ab-, u. zu einem rationelleren überzugehen (s. „Fruchtwechselwirthschaft").

Dreifuß, ursprünglich der dreifüßige Siedekessel des häuslichen Herdes, spielte schon früh eine Rolle bei gewissen religiösen Kulten u. später in ausgedehnterem Maße als Schmuck- u. Luxusstück. Bei dem kolossalen D. zu Delphi (s. d.) trugen oberhalb des Kessels drei Ringe od. Handhaben eine platte Erzscheibe, auf welcher die Pythia saß. Dreifüße wurden nicht nur sehr häufig als Weihgeschenke den Göttern dargebracht, sondern auch bei Festspielen als Kampfpreise ausgetheilt, u. sind deswegen von der bildenden Kunst vielfach in bedeutender Weise behandelt worden.

Dreiherrenspitz (bisweilen auch Feldspitz genannt), der westlichste Berg der Tauernkette in den Ostalpen, ½ M. westl. vom Groß Venediger, mit 3687 m. Höhe, gehört zu den Krimler Tauern, wird durch das Joch des „Krimler Thörli" von den Zillerthaler Alpen getrennt. Auf der Grenze zwischen Salzburg u. Tirol liegend, speist der Berg aus seinen Gletschern den Weißbach, den Quellfluß der Salzach u. den Ahrenbach. Der Name D. rührt aus jenen Zeiten her, wo hier die Gebiete des Erzbisthums Salzburg, der gefürsteten Grafschaft Tirol u. des Bisthums Brixen zusammenstießen.

Dreiklang nennt die musikalische Theorie denjenigen Akkord, welcher aus Grundton, dessen Terz u. Quinte besteht. Er kommt vor: 1. als **Dur-** od. **harter** D. (mit großer Terz u. reiner Quinte); 2. als **Moll-** od. **weicher** D. (mit kleiner Terz u. reiner Quinte); 3. als **übermäßiger** D. (mit großer Terz u. übermäßiger Quinte); 4. als **verminderter** D. (mit kleiner Terz u. verminderter Quinte). Die Hinzufügung der Oktave, wie überhaupt die Verdoppelung eines der Intervalle des D. (also seine vier- u. mehrstimmige Behandlung) ändert nichts an dem Charakter desselben. Ebenso ergiebt sich auch nur eine Modifizirung seines Ausdrucks, aber nicht eine Veränderung seines Wesens, wenn er in einer andern als der Grundlage vorkommt, d. h.

wenn nicht der Grundton seine tiefste Stimme (den Baß) bildet, sondern die Terz od. die Quinte. In Beziehung darauf ergeben sich zwei Umkehrungen od. Verwechslungen des Stammd.: liegt die Terz des letzteren im Basse (also z. B. $\begin{smallmatrix}c\\g\\e\end{smallmatrix}$ statt $\begin{smallmatrix}g\\e\\c\end{smallmatrix}$) so entsteht der **Sextakkord** (in der sog. Generalbaßschrift mit 6 bezeichnet), u. liegt die Quinte im Basse (z. B. $\begin{smallmatrix}e\\c\\g\end{smallmatrix}$ statt $\begin{smallmatrix}g\\e\\c\end{smallmatrix}$), so ergiebt sich der **Quartsext-Akkord** (generalbaßmäßig mit $\frac{6}{4}$ signirt). Daß sich auf jeder Stufe der Tonleiter D. mit ihren Umkehrungen od. Verwechslungen bilden lassen, ist selbstverständlich.

Drei Könige. Die Sage von den „heiligen drei Königen" beruht auf der biblischen Erzählung Ev. Matth. 2, 1–12, obschon dort nur von „Weisen aus dem Morgenlande" die Rede ist, welche, durch einen Stern geleitet, nach Bethlehem kommen, um den neugebornen Jesus anzubeten. Erst im 5. Jahrh. schloß man aus der Dreizahl der Gaben, daß es drei gewesen seien, ebenso wurden sie auf Grund der Weissagung Jesaja 60, 6 zu Königen gemacht. Im 8. Jahrh. kamen für die D. K. die Namen „Caspar, Melchior, Balthasar" auf. Im J. 1162 fand man sogar in einer mailändischen Kirche ihre Gebeine; dieselben kamen dann als Geschenk Kaiser Barbarossa's nach Köln, wo sie noch jetzt als gefeierte Reliquien liegen. Der Volksglaube denkt sie sich übrigens von verschiedener Hautfarbe, als Vertreter der weißen, schwarzen u. braunen Rasse. — Zu Ehren dieser Heiligen wird in der katholischen Kirche das **Dreikönigsfest** (6. Jan.) begangen. An diesem pflegten schon im Mittelalter als Könige verkleidete Personen mit einem Stern an einem Stocke (daher „Sternbuben" genannt) von Haus zu Haus zu ziehen, Gaben einzusammeln u. Possenspiele dabei aufzuführen. Aehnliche Bräuche leben noch in vielen Gegenden Deutschlands u. Frankreichs fort.

Dreikönigsbündniß heißt das 26. Mai 1849 von Preußen, Hannover u. Sachsen geschlossene Bündniß, welches, unabhängig vom Frankfurter Parlament, eine Einigung Deutschlands unter Preußens Leitung u. die Einführung einer Reichsverfassung anbahnen wollte, die, mit Zugrundelegung der Frankfurter, die demokratischen Bestimmungen derselben in konservativem Sinne umgestalten sollte. Die Ausführung dieses Planes wurde jedoch von Hannover u. Sachsen hingehalten, die bald darauf völlig aus dem Bündniß ausschieden.

Dreißigjähriger Krieg heißt die Reihe von Kämpfen, welche in den Jahren 1618—48 Deutschland erschütterten.

Ursache. Unter der Regierung der Kaiser Ferdinand I. (1558–64) u. Maximilian II. (1564—76) hatte der Protestantismus trotz der Gegenwirkung des Jesuitenordens auch in Oesterreich immer größere Fortschritte gemacht. Nicht blos Deutsch-Oesterreich war zum guten Theile lutherisch geworden, sondern auch in Böhmen hatte die neue Lehre großen Anhang gefunden; nur Tirol blieb eine feste Burg des Katholizismus. Als aber Rudolf II. (1576—1612) zur Regierung kam, gewann der bis dahin nur geduldete Jesuitenorden auch am kaiserlichen Hofe einen Einfluß, welcher die Rechte der Protestanten gefährdete. Die Unfähigkeit des Kaisers bewog die Stände (1606), seinem Bruder Matthias die Regierungsgeschäfte zu übertragen, der, um sich auf eine mächtige Partei zu stützen, den österreichischen Protestanten bes. in den Städten große Freiheiten verlieh. Die Böhmen ertrotzten nun von Rudolf II. den „Majestätsbrief" (1609), welcher ihnen vollständig freie Religionsübung verhieß, die Leitung der protestantischen Kirche in die Hände eines Konsistoriums in Prag legte u. zum Schutz dieser Rechte eigene, von den Protestanten zu erwählende Defensoren bestätigte. Durch diesen Majestätsbrief war Böhmen eine Selbständigkeit gegeben worden, die für den österreichischen Staat verhängnißvoll werden sollte. Die katholischen Reichsstände beschwerten sich beim Reichsregiment über die Einziehung geistlicher Güter; die Protestanten Steiermarks, Kärnthens u. Krains fanden sich dagegen durch die unduldsamen Maßregeln des von den Jesuiten erzogenen Erzherzogs Ferdinand in ihren Rechten gekränkt, u. die gewaltsame Verdrängung des protestantischen Magistrats der Reichsstadt Aachen durch einen katholischen fand ein Gegenstück in der gewaltsamen Störung einer Prozession in Donauwörth durch den lutherischen Theil der dortigen Bevölkerung. Der letztere Vorfall war von wichtigen Folgen begleitet. Donauwörth wurde geächtet, von Maximilian I. von Bayern eingenommen u. mit dem Verluste seiner Selbständigkeit bestraft (1607). Dies war der Anlaß zur Bildung einer protestantischen Union calvinistischer u. protestantischer Fürsten u. Städte, an deren Spitze der Kurfürst Friedrich von der Pfalz u. der Fürst Christian von Anhalt standen (1608). Diesem Bunde trat die katholische Liga (1609) entgegen, gebildet von Maximilian von Bayern, den geistlichen Kurfürsten u. süddeutschen Bischöfen. Der Jülich-Cleve'sche Erbfolgestreit hätte leicht zu dem ersten Waffengange dieser beiden politisch-kirchlichen Parteien führen können, wenn nicht der mit der Union verbundene franz. König Heinrich IV. von Ravaillac ermordet u. dadurch die Union zum Frieden mit der Liga geneigter geworden wäre. Dagegen führten die katholisirenden Bestrebungen Ferdinand's, den Matthias zu seinem Nachfolger in Böhmen, Ungarn u. Oesterreich bestimmt hatte, die Verletzung des Majestätsbriefes durch die Sperrung der Kirche in Braunau u. die Zerstörung derjenigen in Klostergrab nicht lange nachher zum Aufstande in Böhmen, aus welcher der D. K. hervorging.

I. **Zeitraum. Der böhmische Krieg** (1618—20).

Die böhmischen Stände, welche in dem erwähnten Verfahren einen Eingriff in die Rechte der böhmischen Nation u. in die urkundlich verbriefte Religionsfreiheit sahen, beschwerten sich schriftlich beim Kaiser, der aber alle weiteren Versammlungen verbot. Da wurden die kaiserlichen Räthe Martinitz u. Slavata u. der Geheimschreiber Fabricius (23. Mai 1618) aus einem Fenster des Prager Schlosses hinabgestürzt, unter dem Grafen Matthias von Thurn eine provisorische Regierung eingesetzt u. die Landesvertheidigung organisirt. Nur drei Städte blieben dem Kaiser treu. Die Nachricht von den böhmischen Unruhen bewirkte in Wien den Sturz des Kardinals Khlesel, welcher seinen großen Einfluß auf den Kaiser Matthias zu selbstsüchtigen diplomatischen Ränken u. zu geheimen Unterhandlungen mit der utraquistischen Partei mißbraucht hatte, u. die Aufstellung zweier Heere unter Boucquoi u. Dampierre, die in Böhmen einrückten, aber von den utraquistischen Truppen geschlagen wurden. Die Union bewog nun den Grafen Ernst von Mansfeld, sich mit 1000 Reitern den Böhmen anzuschließen. Von ihm wurde Pilsen, die stärkste Stadt, die dem Kaiser in Böhmen ergeben war, erobert. Zu gleicher Zeit stellten die Schlesier den Böhmen 3000 Mann zur Verfügung, u. auch die Stände Oesterreichs nahmen für die Utraquisten dadurch Partei, daß sie dem kaiserlichen Heere weder zu werben noch zu requiriren gestatteten; die Stände von Mähren u. der Oberlausitz drohten in gleicher Weise mit Abfall. Da starb der Kaiser Matthias (20. März 1619) u. Ferdinand trat an die Spitze der Regierung. Verhandlungen mit den Böhmen, in welchen Ferdinand die Bestätigung des Majestätsbriefes u. des Rechtes der Königswahl versprach, zerschlugen sich; Thurn besetzte Mähren mit seinen Truppen, ließ dort ein Direktorium von 24 Mitgliedern ernennen u. marschirte gegen Wien, während Boucquoi abermals in Böhmen eingerückt war u. eine Stadt nach der anderen eingenommen hatte. Thurn stützte sich auf Bethlen Gabor von Siebenbürgen, welcher von Osten heranrücken sollte, u. auf die Stimmung der Wiener Bevölkerung, welche stürmisch Religionsfreiheit forderte. Er wurde jedoch durch Verhandlungen aufgehalten u. unterdessen ward ein Regiment Kürassiere nach Wien gezogen, das Ferdinand vor seinem eigenen Volke schützte. Ungünstige Witterung, Mangel an Geld u. Lebensmitteln u. die Kunde von dem Vordringen des kaiserlichen Heeres gegen Prag nöthigten Thurn zur Rückkehr; Ferdinand konnte sich ungehindert nach Frankfurt begeben, wo er am 27. Aug. 1619 zum Kaiser gewählt wurde, nachdem er wenige Tage vorher in Böhmen förmlich abgesetzt u. Friedrich V. von der Pfalz zum König ernannt worden war. Dieser gewann dort aber keine Partei für sich, da er von der Mitregierung des Adels nichts wissen wollte u. bei seiner streng religiösen Umgebung durch lockeres Leben Anstoß erregte. Ferdinand schloß 8. Okt. 1619 ein Bündniß mit Maximilian von Bayern, dem Haupte der Liga, zur Bekämpfung des ketzerischen Gegenkönigs in Böhmen u. erkaufte Sachsens Neutralität durch die Zusicherung der Lausitz. Die Union that nichts für Friedrich V., hielt aber Versammlungen ab u. ließ sich von Maximilian durch einen Neutralitätsvertrag täuschen. Am Weißen Berge vor Prag wurde Friedrich von der Pfalz u. Christian von Anhalt von dem ligistischen Heere, das Tilly anführte, 7. Nov. 1620 geschlagen. Der „Winterkönig" floh, verfolgt von der Achtserklärung des Kaisers, nach den Niederlanden; die Aufständischen in Böhmen u. Mähren unterwarfen sich sofort, u. im Juni 1621 begann mit der Hinrichtung von 27 der vornehmsten Ketzer jene wüthende Gegenreformation in Böhmen, welche Tausende zur Auswanderung zwang, die Gefängnisse füllte u. das Land wieder vollständig dem Katholizismus u. Jesuitismus unterwarf.

II. **Zeitraum. Der Krieg in der Rheinpfalz** (1621—23).

Das Land u. die Kurwürde Friedrich's V. war Maximilian von Bayern zugesichert worden; um thatsächlich Besitz von der Rheinpfalz zu ergreifen, rückte Spinola mit einem wilden Heere unter schonungslosen Verwüstungen in das Land ein. Unter Mansfeld's Schutz kehrte zwar der vertriebene Kurfürst auf kurze Zeit wieder in seine Erblande zurück; Mansfeld u. der Markgraf Georg Friedrich von Baden schlugen den in die Pfalz eingerückten Tilly bei Wiesloch (Mingolsheim) 29. Apr. 1622; nach den Niederlagen des Markgrafen bei Wimpfen u. Christian's von Braunschweig bei Höchst wurde Friedrich V. jedoch genöthigt, sein Heer zu entlassen u. die Pfalz zu räumen, die nun vollständig von Tilly unterworfen wurde (1622). An die Stelle der reformirten Geistlichen traten bald katholische, u. die Bekehrung des durchaus protestantischen Volkes wurde gewaltsam durchgeführt. Auf dem Fürstentage zu Regensburg (1623) erhielt der Herzog von Bayern die feierliche Bestätigung des Besitzes der Pfalz mit der Kurwürde.

III. Zeitraum. Der dänische Krieg (1624—29).

Die Erfolge der katholisch-kaiserlichen Partei bewirkten einen Umschlag der Stimmung in den außerdeutschen protestantischen Staaten. Jakob I. von England, der Schwiegervater des geächteten Kurfürsten von der Pfalz, versicherte dem zustimmenden Parlament, „daß er mit Leib u. Leben die wahre Religion u. das Recht der königlichen Kinder zu vertheidigen bereit sei." Christian IV. von Dänemark erklärte sich für ein Einschreiten zu Gunsten der Protestanten; im Haag kam (9. Dez. 1625) ein Vertrag zwischen England, Holland u. Dänemark gegen Oesterreich zu Stande u. mit Schweden wurde über den Beitritt unterhandelt. Jakob I. setzte durch Truppen u. Geld Mansfeld in den Stand, aufs Neue ins Feld zu rücken; auch Christian von Braunschweig erschien an der Spitze neuer Söldnerscharen wieder in Norddeutschland. Der Kaiser war mächtig u. klug genug, ein eigenes Heer aufzustellen, welches seinen Unternehmungen auch der Liga gegenüber eine größere Selbständigkeit verleihen konnte. Albrecht von Wallenstein, ein böhmischer Edelmann, wurde mit der Bildung einer Armee beauftragt, welche ausschließlich aus Söldnern bestand u. sich durch den Krieg selbst ernährte. Wallenstein, der schon früher zum Herzog von Friedland, später in den Reichsfürstenstand erhoben worden, brachte 50,000 Mann zusammen, während der ligistische Feldherr Tilly den Feldzug gegen den von den niederdeutschen Ständen zum Kriegsobersten erwählten Christian IV. von Dänemark eröffnete (1624). Mansfeld wurde von Wallenstein bei Dessau (25. April 1626) geschlagen u. zum Rückzug durch Schlesien nach Ungarn gezwungen; vor der beabsichtigten Vereinigung mit Bethlen Gabor starb er in Dalmatien (30. Nov. 1626). Christian von Braunschweig hatte wenige Monate vorher sein abenteuerliches junges Leben geendet, u. Christian IV. ward (27. Aug. 1626) bei Lutter am Barenberge von Tilly geschlagen. Wallenstein rückte von Schlesien aus wieder nach dem Norden, vertrieb die beiden Herzöge von Mecklenburg wegen ihrer Theilnahme am dänischen Kriegszuge aus ihren Ländern, legte in alle festen Plätze kaiserliche Besatzungen u. begann nun, mit Tilly vereinigt, eine gemeinsame Operation gegen Holstein u. Schleswig, das völlig in seine Hände fiel. Wallenstein's Hausmacht war durch die Verleihung des Herzogthums Sagan u. der Herrschaft Priebus bedeutend angewachsen; jetzt setzte er beim Kaiser durch, daß ihm Mecklenburg erst als Pfand, dann als Fürstenthum zugesprochen u. die Herzöge geächtet u. ihres Landes verlustig erklärt wurden. Er trachtete darnach, eine große Macht an der Ostsee zu gründen, um den außerdeutschen Seemächten, Dänemark u. eventuell Schweden, auch auf dem Meere begegnen zu können. Der Herzog von Pommern mußte sein Land den kaiserlichen Truppen einräumen; als aber Stralsund die friedländische Besatzung aufzunehmen sich weigerte, schritt Wallenstein zur Belagerung, welche ihm 12,000 Menschenleben kostete, ohne daß die von Dänemark u. Schweden unterstützte Stadt sich ergab. An Stralsund scheiterte der große Plan Wallenstein's, der kaiserlichen Macht auch die Ostsee zu unterwerfen; er rieth zum Frieden mit Dänemark, welcher im Mai 1629 zu Lübeck abgeschlossen wurde u. in welchem beide Theile auf Entschädigung verzichteten. Am 6. Mai 1629 hatte der Kaiser, welcher fast ganz Deutschland zu seinen Füßen liegen sah, auf Betrieb der Liga u. besonders der geistlichen Kurfürsten das „Restitutionsedikt" erlassen, in welchem verordnet wurde, daß alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen mittelbaren Stifter, Klöster u. andere Kirchengüter den Katholiken zurückgegeben werden, alle unmittelbaren, in protestantische Hände gekommenen Stifter mit katholischen Prälaten besetzt werden sollten, daß die katholischen Reichsstände das Recht hätten, ihre Unterthanen zu ihrer Religion zu zwingen oder sie im Falle der Weigerung gegen Abzugsgeld aus dem Lande zu schaffen, u. daß der Religionsfriede nur für die Katholiken u. die Bekenner der unveränderten Augsburger Konfession Geltung habe. Durch den letzten Artikel wurden große Gebiete in Westdeutschland, welche dem reformirten Bekenntniß anhingen, der schrankenlosen Gewalt katholischer Reaktion preisgegeben. — Die beabsichtigte Einziehung der Kirchengüter trieb jetzt auch Staaten, wie Brandenburg u. Sachsen, die sich passiv verhalten hatten, so lange nur die Religion sich in Gefahr befunden, in das Lager der Gegner. Während so auch die zahmsten Glieder des Protestantismus gegen den Kaiser in Harnisch gebracht wurden, sah sich jetzt auch der treueste Diener des Kaisers, Wallenstein, von katholischer Seite in seiner machtvollen Stellung angegriffen. Die Art seiner Truppenwerbung u. Kriegführung, sein Streben nach fürstlicher Souveränetät, seine Absicht, die Macht der deutschen Kurfürsten zu Gunsten einer kräftigen kaiserlichen Centralregierung zu kürzen u. die Macht der Liga bei Seite zu schieben, waren Ursache zu Beschwerden, welche auf dem Fürstentage zu Regensburg (1630) vorgelegt wurden u. seine Entlassung zur Folge hatten.

IV. Zeitraum. Der schwedische Krieg (1630—35).

Während so der Kaiser seinen begabtesten Feldherrn aus dem Heere entfernte, erstand ihm in Gustav Adolf von Schweden der gefährlichste Feind. Schweden hatte mit Mißtrauen der Stärkung der habsburgischen Macht zugesehen u. mußte fürchten, daß ihm die Herrschaft auf der Ostsee von den Deutschen streitig gemacht werden könnte. Mehr deshalb als aus religiösen Gründen beschloß Gustav Adolf den Krieg gegen den Kaiser Ferdinand. Die schwedischen Stände bewilligten bedeutende Mittel für Flotte u. Landheer, der Streit mit Polen wurde beigelegt u. ein Bündniß mit Frankreich geschlossen, das ebenso wie Schweden aus der Niederwerfung des deutschen Kaisers Vortheile zu ziehen hoffte; deutsche Länder am linken Rheinufer u. an der Ostsee sollten der Siegespreis sein. Gustav Adolf landete 24. Juni 1630 an Pommerns Küste, bewog den Herzog Bogislaw zum Bündniß, nahm Stettin ein u. besetzte das ganze Land. Doch bewahrten die meisten protestantischen Fürsten in diesem Kampfe zwischen Schweden u. dem Kaiser eine neutrale Stellung, obgleich sie Willens waren, die Durchführung des Restitutionsediktes mit den Waffen zu hindern. Nur Bernhard von Weimar u. Wilhelm von Hessen traten alsbald zu den Schweden über. Der Kurfürst von Brandenburg sah sich dazu gezwungen. Während der Unterhandlungen mit Letzterem u. Johann Georg von Sachsen wurde Magdeburg, das sich dem Restitutionsedikte nicht unterwerfen wollte, von Tilly u. Pappenheim eingenommen u. zerstört (Mai 1631). Als Tilly sich hierauf gegen Sachsen wendete, schloß auch dieses mit Schweden ein Bündniß; Gustav Adolf schlug Tilly bei Breitenfeld (7. Sept. 1631), zog darauf nach Westen, um sich seinen französischen Bundesgenossen zu nähern, besetzte die Pfalz u. ließ sich in den eroberten Ländern als Lehnsherrn huldigen, was bewies, daß seine Pläne weiter gingen als auf eine Besitznahme der Ostseeländer. Unterdessen waren die Sachsen unter Arnim in Böhmen eingerückt u. hatten Prag eingenommen. Ueber Nürnberg ging im Frühjahr 1632 Gustav Adolf's Siegeszug nach Bayern; Tilly wurde bei Rain am Lech geschlagen u. zum Tode verwundet u. hierauf München besetzt, das der kurfürstliche Hof verlassen hatte. Wallenstein, welcher schon mit den Schweden in Unterhandlungen gestanden, wurde jetzt abermals vom Kaiser zum Generalissimus ernannt mit der Vollmacht, in den eroberten Ländern mit einer fast an Souveränetät grenzenden Machtvollkommenheit zu verfahren u. seine Generäle selbst anzustellen, u. zugleich mit der Zusicherung des Besitzes von Mecklenburg od. eines anderen Reichslandes mit gleichem Einkommen. Anstatt aber sogleich Bayern zu Hülfe zu kommen, zog Wallenstein nach Böhmen, wo er die Sachsen vertrieb, u. dann nach Franken, um die Rückzugslinie der Schweden zu bedrohen. Seine feste Stellung bei Nürnberg konnte von Letzteren nicht eingenommen werden; Gustav Adolf mußte sich nach Süden wenden, während Wallenstein in Sachsen einfiel, dessen Kurfürst den ihm angebotenen Friedensbedingungen nicht zugestimmt hatte, u. Leipzig eroberte. In Eilmärschen rückte jetzt Gustav Adolf über den Thüringer Wald heran. Bei Lützen (6. Nov. 1632) kam es zur Schlacht, in welcher Wallenstein geschlagen ward; der Schwedenkönig fand in der Schlacht seinen Tod. Die kaiserliche Armee zog sich nach Böhmen zurück. An die Spitze des schwedischen Heeres trat jetzt der mit Franken, Bamberg u. Würzburg belehnte Bernhard von Weimar u. General Horn; die diplomatischen Geschäfte leitete während der Minderjährigkeit Christina's, der Tochter Gustav Adolf's, der Reichskanzler Axel Oxenstierna. Nur die protestantischen Stände von Schwaben, Franken, Ober- u. Niederrhein schlossen mit Schweden einen neuen Bund zu Heilbronn (13. Apr. 1633); die Kurfürsten von Brandenburg u. Sachsen verhehlten dagegen keineswegs ihre Absicht, sich selbständig mit dem Kaiser aus einander zu setzen. Die Schweden errangen nicht unwesentliche Erfolge in Bayern; Bernhard von Weimar eroberte Regensburg u. Georg von Braunschweig u. Lüneburg kämpfte gegen die kaiserlichen Truppen in Norddeutschland; unterdessen blieb Wallenstein längere Zeit unthätig in Böhmen, betrieb den Krieg lässig in Schlesien u. der Lausitz u. trat endlich sogar mit Sachsen, Brandenburg u. Schweden in Verhandlungen, welche den Frieden herbeiführen sollten, ohne hierzu des Kaisers Einwilligung zu haben; die Schweden blieben unbehelligt in Bayern, obgleich der Kaiser ein energisches Vorgehen gegen sie anbefohlen hatte. Wallenstein hoffte, für sich durch den Frieden ein bedeutendes Reichsland zu gewinnen; seines Heeres glaubte er sicher zu sein u. mit demselben dem Kaiser trotzen zu können. Da erfolgte seine Absetzung nach kaiserlichem Befehl, der Abfall des größten Theils seiner Generale u. der Truppen u. seine Ermordung zu Eger am 25. Febr. 1634. Ferdinand, des Kaisers Sohn, übernahm den Oberbefehl; unter ihm hatte Gallas den größten Einfluß auf die Kriegführung. Regensburg wurde erobert, die Schweden in der Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634) geschlagen, Horn gefangen genommen u. Bernhard von Weimar gezwungen, nach Lothringen zu ziehen, wo er französische Hülfe erwartete. Um Schweden von seinen Bundesgenossen zu trennen, widerrief der Kaiser das Restitutionsedikt; nun schloß der Kurfürst von Sachsen den Frieden zu Prag (1635), der ihm die Ober- u. Niederlausitz einbrachte u. dem später die übrigen protestantischen Fürsten u. Reichsstände, außer Hessen-Kassel, Baden u. Württemberg, beitraten.

V. Zeitraum. Der schwedisch-französische Krieg (1635–48).

Bernhard von Weimar warf sich den Franzosen in die Arme. Richelieu hatte den Krieg gegen die Hugenotten beendet u. fand sich jetzt bereit, das protestantisch schwedische Heer zu unterstützen, wenn ihm bedeutender Landerwerb in Aussicht gestellt würde; Frankreich hatte sein Auge auf das Elsaß gerichtet, dafür zahlte es ein für allemal 500,000 Livres, verpflichtete sich, 12,000 Mann zu besolden, u. erklärte Oesterreich den Krieg. Am Rheine konnten Bernhard von Weimar u. die Franzosen keine Erfolge erringen; in Norddeutschland aber schlug Baner, der schwedische General, die Sachsen bei Dömitz (1635), die Kaiserlichen bei Wittstock (1636) u. verheerte nun Pommern, Thüringen u. Sachsen in der entsetzlichsten Weise. Dafür drang aber Johann von Werth mit seinen wilden Reiterscharen bis vor die Thore der französischen Hauptstadt (Sommer 1636) u. setzte die Pariser in namenlosen Schrecken. Am 15. Febr. 1637 starb Kaiser Ferdinand II. u. sein Sohn Ferdinand III. folgte ihm. Das erste Jahr seiner Regierung war für die kaiserlichen Waffen nicht ungünstig. Kurbrandenburg nahm jetzt auf Seiten des Kaisers am Kriege Theil u. Baner wurde zum Rückzug nach der Ostsee gezwungen, wo er sich mit den unter Wrangel stehenden schwedischen Streitkräften vereinigte. Bernhard von Weimar, der kraft des Vertrags von St. Germain vollständig in französische Dienste getreten u. dem von Frankreich der Besitz der Landgrafschaft Elsaß nebst der Vogtei Hagenau in Aussicht gestellt worden war, errang zwar am Oberrhein einen bedeutsamen Waffenerfolg über Johann von Werth bei Rheinfelden (1638), eroberte Breisach u. Freiburg, starb aber plötzlich an Gift (8. Juli 1639), wahrscheinlich auf Richelieu's Betrieb, der damit umging, Elsaß, gegen den mit Bernhard abgeschlossenen Vertrag, mit Frankreich zu vereinigen. Sein Heer wurde dem französischen, das unter dem Herzog von Enghien (Prinzen Condé) stand, einverleibt. Indessen war auch Baner wieder nach Süden gezogen u. Sachsen, Böhmen, Schlesien, Mähren, Oesterreich u. Thüringen, wo er überwinterte (1639–1640), litten unter den Greueln der schwedischen Kriegführung. Sein kühner Plan, sich mit der in Süddeutschland kämpfenden französischen Armee zu vereinigen u. die in Regensburg mit dem Kaiser versammelten Kurfürsten aufzuheben, scheiterte (Jan. 1641) an der Ungunst der Witterung u. an der Nähe des Feindes. Die beiden Armeen trennten sich, u. als Baner starb (21. Mai 1641), war sein Heer der Auflösung nahe. Torstensohn, der Letzte aus Gustav Adolf's Feldherrnschule, welcher jetzt die Führung der Schweden übernahm, benutzte die letzten Monate dieses Jahres zu einer durchgreifenden Reform seines Heeres u. faßte dann den Plan, durch Schlesien unmittelbar nach den österreichischen Erblanden vorzudringen. Während die Franzosen im Westen glücklich gegen die Kaiserlichen kämpften (Schlacht bei Krefeld 17. Jan. 1642), eroberte Torstensohn Schlesien, wandte sich dann nach Sachsen u. schlug die feindliche Armee bei Leipzig (2. Nov. 1642). Süddeutschland lag ihm offen, als er sich gegen Dänemark wenden mußte, das, eifersüchtig auf die Erfolge der schwedischen Waffen, sich mit dem Kaiser verbündet hatte. In Eilmärschen rückte der schwedische Feldherr gegen Norden, drang bis nach Jütland vor, überließ aber dann Wrangel u. Horn die Fortsetzung des Krieges gegen Christian IV., um aufs Neue die Kaiserlichen aufzusuchen. Der glänzende Sieg bei Jankowitz (6. März 1645) unterwarf ihm Böhmen u. Oesterreich bis an die Donau u. brachte ihn in die Nähe von Wien. Da aber die Franzosen nicht ähnliche Erfolge in Franken errangen u. trotz des Sieges bei Nördlingen (1645) unfähig zu einem Vorstoß gegen Osten waren, zog Torstensohn wieder nordwärts. Ein schweres Körperleiden zwang ihn, das Kommando in die Hände Wrangel's zu legen (Dez. 1645). Sachsen, Brandenburg u. Bayern sahen sich zum Abschluß von Waffenstillständen genöthigt; als aber letzteres bald darauf wieder offen Partei für Oesterreich ergriff, rückten schwedische u. französische Truppen abermals in Bayern ein, verwüsteten das Land u. zwangen den Kurfürsten zur Flucht nach Salzburg. Unterdessen hatte der schwedische General Königsmark das nördliche Böhmen besetzt u. die Kleinseite von Prag erobert, als der Abschluß des Westfälischen Friedens (24. Okt. 1648) dem D. K. ein Ende machte.

Der Westfälische Friede.

Schon 1640 hatten die Friedensunterhandlungen begonnen; doch waren sie in den ersten Jahren hauptsächlich an der von Brandenburg aufgestellten Forderung einer allgemeinen Amnestie gescheitert. Seit 1643 war sodann zu Osnabrück zwischen dem Kaiser, den Schweden u. den protestantischen Reichsfürsten u. zu Münster zwischen dem Kaiser u. Frankreich unterhandelt worden; doch verzögerten die schwedischen u. französischen Ansprüche u. die Kriegswirren selbst den Abschluß der Verhandlungen um 5 Jahre. Endlich einigte man sich über folgende Punkte: Gebietsveränderungen: Schweden erhielt Vorpommern u. einen Theil von Hinterpommern mit Stettin u. der Odermündung, Rügen, Wismar, die Bisthümer Bremen u. Verden mit Ausnahme der Stadt Bremen, u. Sitz u. Stimme auf dem deutschen Reichstage; Frankreich außer der Bestätigung des Besitzrechtes von Metz, Toul u. Verdun, die österreichische Landgrafschaft im oberen u. unteren Elsaß, die Landvogtei der 10 elsässischen Reichsstädte u. das Besatzungsrecht von Philippsburg. — Für die inneren Gebietsgestaltungen in Deutschland war die allgemeine Amnestie maßgebend, aus welcher die bedingungslose Wiedereinsetzung aller Geschädigten in ihren früheren Stand u. ihr Besitzthum folgte. Bayern behielt die Kurwürde u. die Oberpfalz; der Pfalz wurde die Rheinpfalz zurückgegeben. Brandenburg erhielt die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Camin u. Minden; Mecklenburg für das abgetretene Wismar die Bisthümer Ratzeburg u. Schwerin; Sachsen die Lausitz u. 4 magdeburgische Aemter; Hessen die Abtei Hersfeld u. Schaumburg. Die Schweiz u. die Niederlande wurden als selbständige Staaten anerkannt. — Auf die österreichischen Lande, insbesondere auf Böhmen, fand die allgemeine Amnestie nur eine sehr beschränkte Anwendung. Politisch-kirchliche Bestimmungen: In Betreff des Verhältnisses zwischen Katholiken u. Protestanten (mit Einschluß der Reformirten) wurde den Reichsständen u. Reichsrittern völlige Rechtsgleichheit zugesichert; die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe über protestantische Unterthanen wurde aufgehoben u. rücksichtlich des Güterbesitzes der Bestand am 1. Jan. 1624 als maßgebend hingestellt. Den Reichsständen wurde gestattet, auch mit auswärtigen Mächten Bündnisse abzuschließen, wenn dieselben nicht gegen Kaiser u. Reich u. den Landfrieden gerichtet wären. Das Reichskammergericht wurde mit Richtern beider Konfessionen besetzt und den Reichsstädten Stimmrecht auf den Reichstagen zuerkannt. Mit Einschluß der 8 Kurstimmen gab es fortan 240 Reichstagsstimmen, wovon die geistlichen Fürsten 69, die weltlichen 96, die Reichsstädte 61 vertraten.

Folgen. Der D. K. war ein eminent politischer Kampf, in welchem die kirchlichen Interessen nur insoweit maßgebend für die Stellung der einzelnen Parteien waren, als sie zugleich eine politische Bedeutung hatten. Das Deutsche Reich war in sich zusammengebrochen, große Strecken seines Gebietes an fremde Fürsten gefallen. Frankreich u. Schweden trugen den Löwenantheil der Beute davon; das Landesfürstenthum hatte die Macht des Kaisers lahm gelegt, u. die Reichseinheit stellte sich nur in einem lockeren Verbande dar, bestehend aus einer bunten Masse von Gebieten, in denen nur Brandenburg, Bayern, Sachsen u. Oesterreich in sich abgeschlossene Staaten von politischer Bedeutung bildeten. Die stehenden Heere stärkten die absolute Fürstenmacht u. schwächten den Einfluß der Stände auf die Regierung. Die Religion verlor aber mehr u. mehr ihren bestimmenden Einfluß auf die Politik. Ueber den geistigen u. moralischen Verfall, den der D. K. zur Folge hatte, s. „Deutschland, deutsche Kultur“. — Vgl. Schiller, „Geschichte des D. K.“ (2 Bde., Lpz. 1802; fortgesetzt von Woltmann, 2 Bde., Lpz. 1808–1809) u. Hauser, „Deutschland nach dem D. K.“ (Lpz. u. Heidelb. 1862).

dreistimmig (triphonisch) nennt man einen Tonsatz, in welchem sich eine Ober-, Mittel- u. Grundstimme harmonisch vereinigen, sei es nun, daß diese Vereinigung auf einem Instrumente (z. B. Klavier od. Orgel) od. auf verschiedenen Instrumenten hergestellt wird (Trio), od. daß drei Singstimmen das dreistimmige Verhältniß ergeben (Terzett). Die Behandlung der drei Stimmen kann entweder so sein, daß die Oberstimme die Melodie führt u. die beiden anderen Stimmen sich nur ausfüllend od. begleitend verhalten (homophone Satzart), od. daß alle drei Stimmen auf eine mehr od. minder selbständige — polyphone — Weise sich aussprechen.

Dreizack, die dreizackige Thunfischharpune, ein am Ende mit drei doppelhakigen Zinken versehener Stab, war in der griech.-röm. Mythologie das Attribut des Meergottes Poseidon-Neptun. Mit einer ähnlichen Waffe war auch eine Klasse von Gladiatoren bewehrt.

Drell, Drill od. Drillich, eine Gattung geköperter Gewebe aus gedrilltem, gedrehtem Garne, theils glatt, theils gemustert in meist gradlinigen Figuren, doch ist für die gemusterten Waaren dieser Art mehr der Name Zwillich in Gebrauch. Früher ausschließlich aus Leinen, werden die D. jetzt auch ganz od. theilweise aus Baumwolle, besonders in der sächs. Oberlausitz, dem nördlichen Böhmen sowie in Nordfrankreich hergestellt u. besonders zu Bettwäsche, Tischzeug, Handtüchern u. Beinkleidern (Hosend.) verarbeitet.

dreschen, die Arbeit, durch welche die Körner der Getreidearten u. Hülsenfrüchte aus der Umhüllung, in welcher sie zur Reife kamen, herausgebracht wurden. Gewöhnlich geschieht dies durch Schlagen mit dem Dreschflegel auf der Scheunentenne, die zu diesem Zwecke entweder gedielt od. von fest geschlagenem Lehm zu einer ebenen Fläche (Estrich) zubereitet worden ist. Die Arbeit wird in der Regel durch Menschenkraft ausgeführt. In manchen Theilen von Oesterreich überläßt man sie einem oberschlächtigen Wasserrade, welches die Flegel in Bewegung setzt. Eine zweite Art des Dreschens ist das Auswerfen, wobei man die Aehren der Garben so lange auf den Rand eines in der Mitte der Tenne gestellten, bottenartigen u. etwa $^3/_4$ m. hohen Gefäßes schlägt, bis sämmtliche Körner in dasselbe hineingefallen sind. Ein noch primitiveres Verfahren ist das Ausreiten

der Körner durch Pferde, wie es in Chile z. B. heute noch gebräuchlich ist. Bei uns besorgt das Entkörnen jetzt vielfach die Dreschmaschine (s. d.).

Dreschmaschine, eine von dem Schotten M. Menzies 1732 erfundene, in England sowie in Amerika allmählig bedeutend vervollkommnete landwirthschaftliche Maschine zum Entkornen des Getreides. Sie wurde anfänglich durch Zugvieh mittels eines Göpelwerks in Bewegung gesetzt; in neuerer Zeit bedient man sich hierzu jedoch meist der Lokomobile. Die D. hat der bequemeren Fortbewegung wegen gewöhnlich die Form eines vierrädrigen Wagens, der einen Kasten trägt, in welchem der das Entkörnen des Getreides, das Reinigen der Körner von Spreu u. das Sortiren derselben nach ihrer Qualität verrichtende Mechanismus enthalten ist. Das Getreide wird oben in den Kasten mit der Hand eingeführt, eine mit schmalen Leisten belegte, sich schnell drehende Trommel faßt es sofort u. schlägt es mit großer Gewalt gegen den die Trommel umgebenden Mantel, wodurch die Körner u. die Spreu aus den Aehren herausgeschlagen u. von dem Stroh getrennt werden. Die ersteren nebst der Spreu fallen in einen Kanal, aus welchem sie durch einen Ventilator in einem zweiten Kanal nach oben getrieben u. dabei von einander gesondert werden; die Körner, nach Qualität geschieden, fallen in angehängte Säcke, u. die Spreu wird auf entgegengesetztem Wege aus dem Kasten herausgetrieben. Das Stroh, allerdings von der Maschine sehr zerrissen u. zu Seilen od. zum Häckselschneiden nicht mehr brauchbar, wird von derselben am Vordertheil herausgeschüttelt. Diese D. haben die Benutzung der mit Göpelwerk getriebenen sehr eingeschränkt, zumal seit selbst die kleineren Landwirthe angefangen haben, sich behufs gemeinsamer Maschinenbeschaffung zu vereinigen, u. andererseits von Maschinenbauanstalten landwirthschaftliche Maschinen vermiethet werden.

Nr. 2499. Dreschmaschine mit Lokomobile.

Dresden, Haupt- u. Residenzstadt des Königreichs Sachsen, an beiden Ufern der Elbe u. der in diese mündenden Weißeritz gelegen, mit 177,089 E. (1871), besteht aus der durch die Weißeritz geschiedenen Alt- u. Friedrichsstadt auf dem linken u. der Neustadt, Antonstadt, Oppelvorstadt u. Neudorf auf dem rechten Stromufer. Seit 1866 ist D. befestigt durch einen Schanzengürtel, welcher die äußersten Punkte der Vorstädte umschließt, doch sollen nach dem Beschluß des Generalkommandos alle diejenigen Schanzen abgetragen werden, welche nicht zu städtischen Zwecken als Niederlagsräume benutzt werden, so daß D. wieder eine offene Stadt ist. D.s reizend schöne u. volkswirthschaftlich bedeutsame Lage an der schiffbaren Elbe, im Mittelpunkte Sachsens, an einer Vereinigung wichtiger Straßen über das Erzgebirge, in der Nähe ergiebiger Steinkohlenlager des Plauen'schen Grundes u. der durch den Wasserweg leicht heranzuschaffenden böhmischen Braunkohlen, ist neben den großartigen Kunstsammlungen, deren Sitz die Stadt ist, die Ursache ihres schnellen Wachsthums, ihrer kommerziellen Bedeutung u. ihres regen Fremdenverkehrs gewesen. D. bildet den Knotenpunkt von vier, fast rechtwinklig auf einander stoßenden Eisenbahnlinien, von denen drei sich in kurzen Entfernungen von der Stadt mehrfach spalten; die Schiffahrt auf der Elbe vermittelt vorzugsweise den bedeutenden Transport von Sandstein, Kohlen, Holz, Obst, Eisen, chemischen Produkten u. s. w.; eine Pferdeeisenbahn u. Omnibuslinien durchschneiden die Stadt u. verbinden sie mit den nächsten Dörfern, deren Lage, Bauart u. Einwohnerschaft sie als erweiterte Vorstädte erscheinen lassen; zwei Brücken, von denen die westliche (Marienbrücke) zugleich der Eisenbahn dient, führen über die Elbe; eine dritte ist in Vorbereitung begriffen. Die wichtigste Verkehrsader D.s besteht aus einer fast in gerader Linie von S. nach N. laufenden Reihe von Straßen, welche im S. vom Bismarckplatze ausgeht, über die Prager u. Seestraße, den Altmarkt, die Schloßstraße u. den Schloßplatz, die Augustusbrücke, den Neustädter Markt u. die Hauptstraße führt u. im N. im Albertplatz endet. Außer den genannten sind als bedeutende Plätze noch der Kaiser Wilhelm- u. der Georgplatz zu nennen.

In architektonischer Beziehung macht D. weder einen einheitlichen noch irgend bedeutenden Eindruck; das Innere der Stadt weist noch viele enge u. krumme Straßen auf, u. nur wenige Gebäude der älteren Zeit zeigen einen ausgeprägten Stil. Das in der Nähe des linken Elbufers gelegene königliche Schloß hat mehrere Höfe mit reicher Renaissance-Architektur; die nahe Sophienkirche, für das Kloster der Grauen Brüder 1351—57 im gothischen Stile erbaut, hat seit 1861 eine wenig gelungene Restauration erfahren. Nur die Bauwerke des Rokokostiles u. einzelne Gebäude aus der neuesten Zeit sind von hervorragender künstlerischer Bedeutung. Zu jenen ist vor allen anderen der Zwinger zu zählen, ein 1711 nach dem Plane Pöppelmann's begonnener Prachtbau, welcher den Vorhof eines Schlosses bilden sollte, das sich bis an die Elbe erstreckt hätte, — das großartigste Denkmal des Rokoko in Deutschland; neben demselben ist die in gleichem Stile 1737—56 nach dem Plane Gaetano Chiareri's vorzüglich von italienischen Bildhauern u. Baumeistern aufgeführte katholische Hofkirche bes. sehenswerth; außer diesen Gebäuden sind noch zu nennen als Bauwerke des Zopfstiles das Japanische Palais in der Neustadt, das Marcolini'sche Palais in der Friedrichstadt u. die Frauenkirche, ein 1726—38 vom Rathsbaumeister Bähr aufgeführter Kuppelbau. Einen bedeutenden Eindruck macht das 1846 von Semper begonnene u. nach seinem Plane 1855 von Krüger im edelsten Renaissancestil vollendete Museum, das die Ostseite des Zwingerhofes abschließt. Das von demselben Meister erbaute Theater ist mit einem großen Theile seines trefflichen plastischen Schmuckes 1869 durch Feuer vollständig zerstört worden. Pläne von Semper liegen außerdem dem Konzerthause auf der Brühl'schen Terrasse, der Synagoge u. dem Oppenheim'schen Palais auf der Bürgerwiese zu Grunde. Schöne Renaissance-Bauten zeigen ferner die Straßen im südöstl. Theile der Stadt, in der Nähe der Bürgerwiese u. des Großen Gartens.

D. ist außerordentlich reich an hervorragenden Werken der Bildhauerkunst u. Malerei. Aus den Ateliers der D.er Bildhauer Rietschel, Hähnel, Schilling, Donndorf u. A. sind Kunstwerke hervorgegangen, welche zu dem Besten gehören, was die moderne Skulptur hervorgebracht hat. Unter den öffentlichen Skulpturen D.s sind hervorzuheben: die Körnerstatue von Hähnel auf dem Georgplatze, die „Vier Tageszeiten" von Schilling an der Treppe der Brühl'schen Terrasse, die Skulpturen am Zwingerbau von Rietschel u. Hähnel, die Statue Friedrich August's von Hähnel auf dem Neumarkt ꝛc. — Unter allen Kunstsammlungen D.s behauptet den ersten Platz die Gemäldegalerie, die zugleich eine der vorzüglichsten unter ähnlichen Sammlungen Europa's ist. Unter ihren ungefähr 2000 Gemälden sind die Niederländer (Rubens, van Dyck, Rembrandt, Ruysdael, Dow, Ostade u. A.) u. Italiener (Correggio, Tizian, Andrea del Sarto, Rafael) durch eine überraschend große Anzahl von bedeutenden Meisterwerken vertreten: die „Sixtinische Madonna" von Rafael, die „Büßende Magdalena" u. die „Heilige Nacht" von Correggio, der „Zinsgroschen" von Tizian sind einzelne dieser Perlen. Weniger glänzend sind die Spanier u. die Deutschen vertreten, unter Letzteren Holbein mit seiner viel besprochenen Madonna. Die Kupferstichsammlung, welche sich in demselben Gebäude des Zwingers befindet, enthält gegen 400,000 Stiche, Radirungen, Holzschnitte u. Handzeichnungen. Die bekanntesten der in D. lebenden u. an der seit 1764 bestehenden Kunstakademie wirkenden Maler sind: Hübner, Scholz, Ludw. Richter, Gonne, Kummer. — Die übrigen Sammlungen, wie die der Gipsabgüsse, der reichhaltigen, aber

schlecht untergebrachten Porzellan- u. Gefäßsammlung, das historische Museum, das Antiken-Kabinet, das Grüne Gewölbe, die Gewehrgalerie u. eine Anzahl Privatsammlungen enthalten eine Fülle von werthvollen Kunstwerken.

Nach dem Brande des Hoftheaters ist ein hölzernes Interimstheater zwischen dem Zwinger u. Stallgebäude errichtet worden; trotz des provisorischen Charakters dieses Gebäudes, welcher der Aufführung einzelner großer Opern Schwierigkeiten bereitet, hat das D.er Theater seinen guten Ruf bewahrt, wenn auch gerade in der letzten Zeit der Tod schwer auszufüllende Lücken in die Reihen seiner Mitglieder gerissen hat (Schnorr, Emil Devrient, Dawison). Neben dem Hoftheater in der Altstadt besitzt D. in der Neustadt noch das 1873 vollendete Alberttheater für das Schauspiel u. feinere Lustspiele, sowie ein Sommertheater im Großen Garten.

Von wissenschaftlichen Bildungsanstalten giebt es in D. auch eine polytechnische Schule, zwei Gymnasien in der Altstadt, wozu bald ein drittes in der Neustadt kommen wird, zwei Realschulen, ein katholisches Progymnasium u. zahlreiche Privatinstitute, von denen mehreren das Recht der Prüfung zum einjährigen Freiwilligendienst eingeräumt ist; außerdem zwei Seminare, ein Kadettenhaus, eine Handelsschule, eine Turnlehrerbildungsanstalt u. ein Konservatorium für Musik u. Theater. Eine große Anzahl von Vereinen legt von dem wissenschaftlichen Geiste der Bewohner D.s Zeugniß ab, so die kaiserliche Leopoldo-Carolinische Akademie der Naturforscher, die Isis, der Verein für Erdkunde, der Alterthums-Verein, der Pädagogische Verein; der Gewerbeverein sorgt segensreich für die Verbreitung einer tieferen Bildung unter dem Bürgerstande. — Die königliche öffentliche Bibliothek im Japanischen Palais ist bes. reichhaltig in Geschichte, Geographie, Staatswissenschaft deutscher u. ausländischer Literatur, Kartenwerken u. werthvollen Handschriften; in den Bibliotheken der polytechnischen Schule u. der Leopoldo-Carolinischen Akademie sind Naturwissenschaften u. Mathematik vorzüglich vertreten; die Privatbibliothek des Königs enthält viele seltene musikalische Werke.

D.s Industrie hat in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen: Bier, künstliche Blumen, Federschmuck, Strohgeflechte, Gold- u. Silberwaaren, chemische Produkte, Chokolade, Musikinstrumente, gegerbte Felle sind die hervorragendsten Erzeugnisse der D.er Gewerbthätigkeit; eine beträchtliche Anzahl von Banken dient dem Geldverkehr. Der Bau eines großartigen Börsengebäudes steht in Aussicht.

D., dessen Name auf eine slavische Dorfansiedelung deutet, findet sich als Stadt urkundlich zuerst 1216 verzeichnet; 1270 wurde es Residenz des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen; bei der Theilung zwischen Albert u. Ernst (1475) fiel es an die Albertinische Linie, deren Residenz es fortan blieb. Die Befestigungen, von Georg dem Bärtigen 1520—28 angelegt u. 1547 von Kurfürst Moritz erweitert, wurden zum Theil 1810 wieder abgetragen. Die Glanzperiode D.s bildet die Regierungszeit der beiden Auguste, die zugleich über Polen herrschten; Brände verwüsteten 1686, 1758 u. 1760 große Theile der Stadt; 1813 litt sie erheblich durch die vor ihren Mauern geschlagene Schlacht. Nach dem Frieden entwickelte sich D. in überraschender Weise: die Einwohnerzahl hat sich von 1815—65 verdreifacht. Hierzu trugen bes. die Fremden bei, welche sich zu Tausenden auf längere od. kürzere Zeit niederlassen.

Die Umgebung D.s ist reich an Naturschönheiten; die mit Landhäusern, Weingärten u. schmucken Dörfern gezierten Ufer der Elbe, die zerklüfteten Sandsteingebilde der Sächsischen Schweiz, die tiefen, meist felsigen Einschnittsthäler der Hochebenen, welche die beiden Seiten des Stromes einschließen, die fürstlichen Lustschlösser u. die entzückenden Aussichten, welche fast jeder höher gelegene Punkt in der Nähe D.s erschließt, haben der Hauptstadt Sachsens eine große Anziehungskraft verliehen. Viele polnische, russische, englische u. amerikanische Familien haben in ihr einen dauernden Aufenthalt genommen. Die Engländer besitzen eine eigene, in gothischem Stil erbaute Kirche auf der Wiener Straße; der Bau der russischen Kirche auf der Reichsstraße ist der Vollendung nahe.

Dreyer, Joh. Matth., deutscher Satiriker, geb. 1706 zu Hamburg u. gest. das. 1769 als fürstlich-holstein. Sekretär, trat in Gottsched's Streite mit Bodmer u. Breitinger auf des Ersteren Seite, arbeitete an den „Bremischen Beiträgen" u. veröffentlichte eine Gedichtsammlung: „Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof u. Krambambuli", die der Hamburger Magistrat konfisziren u. öffentlich verbrennen ließ. Seine „Teutschen Gedichte" erschienen 1771.

Dreyschock, Alexander, einer der ausgezeichnetsten Pianoforte-Virtuosen der neuern Zeit, geb. 15. Okt. 1818 zu Zack in Böhmen, wo sein Vater gräflich Thun'scher Güterdirektor war. D. erhielt frühzeitig Klavierunterricht u. konnte sich bereits mit 8 Jahren öffentlich hören lassen. Im J. 1833 kam er nach Prag zu Tomaschek, der seine höhere Ausbildung im Klavierspielen leitete u. ihn auch in der Komposition unterwies, u. im J. 1838 machte D. seine erste Kunstreise durch Deutschland. In den nächsten Dezennien bereiste er, mit glänzendem Erfolge konzertirend, wiederholt fast ganz Europa. Sein Domizil hatte er hauptsächlich in Prag, wo er in den Pausen zwischen seinen Reisen sich mit der höhern Ausbildung talentvoller Schüler befaßte u. von wo aus er 1862 einem Rufe als Professor des Klavierspiels an das neuerrichtete Konservatorium zu St. Petersburg Folge gab; späterhin wurde er in letztgenannter Stadt auch Direktor der kaiserlichen Theater-Musikschule. Das nordische Klima übte jedoch mit der Zeit einen schlimmen Einfluß auf ihn aus u. beförderte nam. die Entwicklung einer Lungen-Tuberkulose, von welcher er im Winter 1868 in Italien Heilung suchte; doch schon 1. April 1869 erlag er zu Venedig seinen Leiden. — Die hervorstechendste Eigenschaft von D.'s Spiel war eine kolossale Bravour (bes. auch der linken Hand), nam. in der Spezialität einer erstaunlichen Oktaven-, Terzen- u. Sextenfertigkeit. Seine Kompositionen, außer einer Sonate, einem Rondo mit Orchester, einem Streichquartett u. einer Ouverture für Orchester, in Salon- u. Charakterstücken, Etuden, Fantasien, Variationen 2c. bestehend, sind zahlreich u. bekunden, wenn auch keine leuchtende Erfindung, doch Geschmack, Sinn für solide Ausarbeitung u. sind dankbar für den Spieler. — Ein jüngerer Bruder Alexanders, **Raymund D.**, geb. zu Zack am 20. Aug. 1820, bildete sich unter Pixis in Prag zu einem trefflichen Violinspieler, machte mit seinem Bruder Alexander mehrere Kunstreisen u. wurde 1850 als zweiter Konzertmeister am Theater- u. Gewandhausorchester zu Leipzig wie als Lehrer am Konservatorium daselbst angestellt. In diesen Verhältnissen wirkte er mit Nutzen bis ins Jahr 1868, wo er an einer Gehirnkrankheit 6. Febr. 1869 zu Stötteritz bei Leipzig erlag.

Dreyse, Johann Nikolaus von, geb. 20. Nov. 1787 zu Sömmerda, Sohn eines Schlossermeisters, kam 1802 als Lehrling in die Werkstatt seines Vaters, arbeitete seit 1806 als Geselle in Altenburg u. Dresden u. ging 1809 nach Paris, wo er Anfangs in einer Wagenfabrik, später an der von Napoleon I. begünstigten Gewehrfabrik des Schweizer Obersten Pauly Beschäftigung fand. Hier widmete er der Technik der Handfeuerwaffen seine besondere Aufmerksamkeit u. soll von Napoleon selbst die erste Anregung zu dem System der Hinterladung erhalten haben. Im J. 1814 nach Sömmerda zurückgekehrt, übernahm er 1818 das Geschäft seines Vaters u. beschäftigte sich mit der Herstellung von Maschinen aller Art, begründete unter der Firma D. u. Kronbiegel ein noch jetzt bestehendes Etablissement zur Herstellung von Eisenwaaren auf sog. kaltem Wege u. errichtete 1824 unter der Firma D. u. Collenbusch eine Zündhütchenfabrik. Die damaligen Versuche zur Vervollkommnung der Handfeuerwaffen durch Verbesserung der Zündung, welche zur Umwandlung der alten Steinschloß- in Perkussionsgewehre führten, lenkten auch die Aufmerksamkeit D.'s auf diesen Gegenstand u. erweckten in ihm die Idee, die ganze Zündung in den inneren Theil des Gewehrs zu legen u. eine Patrone anzuwenden, welche die sämmtlichen für den Schuß nöthigen Theile — Pulver, Zündsatz u. Geschoß — vereinigte. Dies führte 1827 zur Erfindung des Zündnadelgewehrs, das aber in seiner ersten Einrichtung noch seine Ladung von vorne erhielt. Nach unausgesetzten rastlosen Bemühungen zur Vervollkommnung seines Gewehrs u. nachdem es ihm gelungen war, das Interesse der preuß. Regierung für seine Erfindung zu erregen u. deren Unterstützung zu verschiedenen Prüfungsversuchen zu erlangen, gelang ihm 1836 die Herstellung eines von hinten zu ladenden Zündnadel-Infanteriegewehres, welches seit 1840 in der preuß. Armee, zunächst bei den Füsilierbataillonen, zur Einführung kam. Gleichzeitig errichtete D. zu Sömmerda seine große Gewehr- u. Munitionsfabrik, welche, im Herbst 1841 in Betrieb gesetzt, bis 1863 bereits 300,000 Zündnadelgewehre geliefert hatte u. 1865 an 1500 Menschen beschäftigte. Das Ausland urtheilte damals über die D.'schen Gewehre noch wenig günstig. Der „Spectateur militaire" 1867 nennt die Erfindung eine barocke Idee, welche den Staaten Europa's an Kosten eine Milliarde verursache. D. arbeitete unermüdlich an Verbesserungen u. erzielte auch mit gezogenen Geschützen wichtige Erfolge. In Anerkennung der vortrefflichen Dienste, welche das D.'sche Zündnadelgewehr in dem Feldzuge gegen Dänemark 1864 geleistet hatte, wurde D. am 22. März 1864 in den Adelstand erhoben.

Nr. 2500. Aufgang zur Brühl'schen Terrasse in Dresden.
Nach einer Photographie von F. u. O. Brockmann's Nachf. in Dresden.

Nr. 2501. Der Zwinger u. die Sophienkirche in Dresden.
Nach einer Photographie von F. u. O. Brockmann's Nachf. in Dresden.

Vor dieser Erhebung hatte er bereits die Titel eines Kommissionsraths (1846) u. Geheimen Kommissionsraths (1854) nebst verschiedenen Ordensdekorationen erhalten. D. erlebte 1866 noch die großen Erfolge der von ihm erfundenen Waffe, welche seitdem die Waffe der Infanterie in ganz Deutschland, mit Ausnahme Bayerns, wurde. Er starb am 9. Dez. 1867 in Sömmerda.

Nr. 2502. Joh. Nikolaus v. Dreyse (geb. 20. Nov. 1787, gest. 9. Dez. 1867).

Dri, ein eigenthümliches Vergiftungsmittel, das ein Geheimniß der Zigeuner sein soll. Nach den Untersuchungen englischer Aerzte besteht dasselbe aus einem braunen Pulver, das aus einer Fungusart genommen wird, u. enthält eine enorme Anzahl von Pilzsporen, welche die Eigenthümlichkeit besitzen, daß sie sich in Berührung mit lebenden animalen Substanzen (also wenn sie verschluckt werden) weiter entwickeln u. unzählige grünlichgelbe Fasern von 30—50 cm. Länge treiben. Das Pulver wird gewöhnlich in ein lauwarmes Getränk gemischt, mit dem dann die Sporen unbemerkt verschluckt werden. Diese heften sich an den Schleimhäuten fest, keimen u. treiben jene Fasern zu Millionen, welche, überaus schnell wachsend, zuerst Symptome von hektischem Fieber, Husten u. nicht selten fortwährendes Blutspucken erzeugen, bis nach 2—3 Wochen der Tod eintritt.

Driburg, eine ihrer Mineralquellen wegen bekannte Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, anmuthig gelegen in einem Thale des Teutoburgerwaldes u. 188 m. hoch über der Meeresfläche, zählt gegen 2300 Einw. Die Quellen enthalten erdig-salinisches Eisenwasser, welches, gleich dem der ½ M. von D. entfernten Hersterquelle, vorzüglich in Verbindung mit Bädern eines in der Nähe vorkommenden Schwefelschlamms, gegen chronisch-rheumatische Schmerzen, Schwellungen, Lähmungen, Gicht, Knochen- u. Gelenkverbildungen, chronische Ausschläge u. Krankheiten der Harnwerkzeuge von Wirksamkeit ist. Es wird innerlich u. äußerlich angewendet. Von der Trinkquelle werden jährlich etwa ½ Million Flaschen versendet. In der Nähe von D. sind die Ruinen der alten sächs. Veste Iburg, die 775 von Karl d. Gr. erobert u. dem Stift Paderborn geschenkt wurde.

Driftströmungen (engl. Drifts) werden in der physischen Geographie des Meeres von den eigentlichen Meeresströmungen (engl. Currents) unterschieden. Denn während die letzteren ihre bestimmten, durch die Jahreszeiten allerdings bisweilen wie beim Golfstrom modifizirten Bahnen mit zu Zeiten bedeutender Geschwindigkeit verfolgen u. Bewegungen darstellen, auf welche Wind u. Wetter im Ganzen nur einen unwesentlichen Einfluß ausüben, u. an denen, weil sie von stetig wirkenden Ursachen abhängen, mehr od. weniger sich die ganze Wassermasse des Meeres betheiligt, zeichnen sich die D. dadurch aus, daß sie 1. nur an der Oberfläche od. bis zu geringer Tiefe stattfinden, 2. von den Winden, bes. von den längere Zeit hindurch konstant wehenden Passaten, abhängen, 3. eine langsamere, schwächere, aber doch wegen ihrer Ausdehnung über große Meeresflächen sehr massenhafte Bewegung besitzen, 4. eine viel unbestimmtere Begrenzung zeigen als die Currents. Die D. bestehen also in einer langsamen Verschiebung der Meeresoberfläche, die offenbar mit dem Wechsel der Temperatur in Beziehung steht u. durch abnorme Erwärmung od. Erkältung großer Wasserflächen beschleunigt wird. Besonders behandelt sind die D. in Maury's „Physischer Geographie" (deutsch bearbeitet von C. Böttger).

Drill, Cynocephalus [Papio] leucophaeus, ein kurzschwänziger Pavian Westafrika's von gelbgrauer, fast grünlicher Färbung mit schwarzem Gesicht, der in der Jugend ziemlich gelehrig ist, im Alter aber tückisch wird.

drillen, von Haus aus so viel wie drehen, herumdrehen, eine Bedeutung, die in jener alten Strafe zu Tage tritt, bei welcher der Sträfling in einen auf einem Pfeiler stehenden Käfig, der sich um einen senkrechten Zapfen drehen ließ, das sog. Drillhäuschen, gesteckt u. öffentlich ausgestellt wurde. In übertragener Bedeutung u. mit einem spöttischen Nebenbegriff pedantischen Wesens heißt es bei den Soldaten das Einexerziren des einzelnen Mannes (Rekruten). — In der Landwirthschaft nennt man D. ein Säeverfahren, bei welchem, im Gegensatz zu der gewöhnlichen breitwürfigen Säeart, die Körner in Reihen gesäet werden u. zwar entweder mit der Hand in eine zuvor mit dem Häufelpflug od. einem andern dazu passenden Ackerwerkzeuge gezogene Rinne, od. mit einer zu diesem Zweck bes. konstruirten, je nach ihrer Breite von einem od. zwei Pferden gezogenen Drillmaschine, welche die Rinne zieht, die Körner in dieselbe streut u. sofort mit Erde bedeckt. Dieses Säeverfahren, die Drillkultur, bei rationellen Landwirthen vielfach gebräuchlich, erspart an Saatkorn, begünstigt, da die Körner in gleiche Tiefe zu liegen kommen, ein gleichmäßiges Aufgehen derselben u. bringt infolge der unverhinderten Einwirkung des Luftzugs u. der Sonnenstrahlen innerhalb der Reihen, sowie auch, weil es eine Auflockerung des Bodens in den Zwischenräumen des gedrillten Getreides mit der Drillsaathacke gestattet, viel größere Aehren u. kräftigere Halme hervor als die breitwürfige Säeart. Am meisten wird die Drillkultur bei Oelfrüchten, Bohnen, Mais u. Weizen angewendet. Ihr Erfinder ist der Engländer Tull.

Nr. 2503. Die Drillmaschine.

Drilling (Dreiling), ein mit 2 andern Kindern von einer Mutter zu gleicher Zeit geborenes Kind. Eine Geburt dieser Art kommt ziemlich selten vor, u. man kann nur auf etwa 6500 einfache Geburten eine Drillingsgeburt rechnen. Selten werden alle 3 Kinder lebensfähig geboren, meist sind sie in der Entwicklung zurückgeblieben. — In der Krystallographie bezeichnet man mit D. einen Krystall, der aus drei gesetzmäßig mit einander verwachsenen Krystallindividuen entstanden ist. — Drilling (Drehling, auch Trilling) heißt ein bei manchen Maschinen, bes. bei Mühlen, vorkommender Theil des Getriebes. Er besteht aus zwei hölzernen Scheiben, zwischen denen gerade Stäbe von hartem Holze eingelassen sind, in welche die Zähne des Treibrades od. Kammrades eingreifen u. auf diese Art den D. in raschen Umschwung versetzen. Mit dem D. ist der oberste der linken Mühlsteine, der Läuferstein, verbunden.

Drillkultur, s. „drillen“.

Drillmaschine, s. „drillen“.

Drobisch, Moritz Wilhelm, Mathematiker u. Philosoph, ist 16. Aug. 1802 zu Leipzig geb. u. auf der Nikolaischule vorgebildet worden. Nachdem er noch die Fürstenschule zu Grimma absolvirt, bezog er 1820 die Universität seiner Vaterstadt, habilitirte sich daselbst 1824 in der philosophischen Fakultät, ward 1826 zum außerordentlichen Prof. der Philosophie, 1827 zum ordentlichen Prof. der Mathematik u. 1842 zum ordentlichen Prof. der Philosophie ernannt. Zu der am 200jährigen Geburtstag Leibniz' begründeten königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften gab D. die erste Veranlassung. Die Mathematik u. Philosophie sind von ihm mit gleichem Erfolge angebaut worden. Seine Schriften, die sich an die Herbart'sche Philosophie anlehnen, tragen den Stempel ernster, exakter Forschung u. zeichnen sich durch Schärfe u. streng methodischen Gang aus. Unter seinen philosophischen Werken sind bes. zu nennen: „Beiträge zur Orientirung über Herbart's System der Philosophie“ (1831), „Neue Darstellung der Logik“ (1836, 1851), „Grundlehren der Religionsphilosophie“ (1840), „Empirische Psychologie“ (1842), „Erste Grundlehren der mathematischen Psychologie“ (1850) u. mehrere Programme. Von seinen mathematischen Schriften erwähnen wir „Grundzüge der Lehre von den höheren numerischen Gleichungen“ (1834), „Ueber die Bestimmung der musikalischen Intervalle“ (1846), „Zusätze zum Florentiner Problem“ (1852), „Ueber musikalische Tonbestimmung u. Temperatur“ (1855), „Ueber die Wellenlängen u. Oscillationszahlen der farbigen Strahlen im Spectrum“ (1853) u. s. w. — Sein Bruder Karl Ludwig D., geb. 24. Dez. 1803 zu Leipzig, gest. 26. Aug. 1854 als Chordirektor der evangelischen Kirche in Augsburg, hat als Kirchenkomponist sich einen guten Namen gemacht.

Droguen, Drogueriewaaren, sind im engeren Sinne alle rohen Medizinalwaaren, die von Händlern (Droguisten) an die Apotheker u. in beschränkter Weise auch an das Publikum direkt verkauft werden; im weiteren Sinne rechnet man zu den D. auch noch die Chemikalien, welche zu gewerblichen u. industriellen Zwecken verwendet werden, sowie die Farbewaaren, Gewürze u. dgl. mehr. Hinsichtlich der eigentlichen D. sind die Händler in den meisten Ländern einer ähnlichen Kontrole unterworfen wie die Apotheker, dürfen jedoch nur rohe, nicht verarbeitete u. zusammengesetzte Medizinalwaaren an das Publikum verkaufen, ebenso ist ihnen der Verkauf der Gifte an letzteres untersagt. Der Handel mit D. ist ein sehr bedeutender. Die an den Seeplätzen aus fernen Ländern ankommenden D. werden gewöhnlich auktionsweise an Großhändler verkauft, welche die kleineren Droguisten u. die Apotheker damit versorgen. Das Einsammeln von einheimischen D., als Wurzeln, Blätter, Blüten, Samen u. dgl. der offizinellen wildwachsenden Pflanzen, bildet für viele, nam. gebirgige Gegenden einen wichtigen Erwerbszweig der armen Bevölkerung, vorzüglich der Frauen u. Kinder. Dieselben verkaufen die gesammelten Vegetabilien an die Droguisten od. Apotheker. Diese Vegetabilien müssen zur passenden Zeit (z. B. die Wurzeln im Frühjahre od. Winter, die Blätter zur Zeit ihrer vollkommensten Entwicklung) gesammelt u. an einem warmen, luftigen Orte, aber nicht an der Sonne getrocknet werden. Die Aufbewahrung muß ferner in möglichst trockenen Räumen geschehen, u. die Vegetabilien müssen womöglich alljährlich durch neue ersetzt werden. — Zur Bezeichnung der Drogueriewaaren bedient man sich fast ausschließlich der lat. Sprache.

Drohne, das Männchen der Bienen (s. d.).

Drohung ist ein Vergehen, welches darin besteht, daß man in einem Anderen ungerechtfertigter Weise Furcht vor einem zukünftigen Uebel od. dem Mißbrauche eines Rechtes erregt, indem man ihm eines von beiden in sichere Aussicht stellt. Die D. ist theils ein eigenes Verbrechen, theils nur das Mittel, um ein anderes Verbrechen, z. B. eine Erpressung, Nothzucht, Nöthigung u. dgl., zu begehen. Das deutsche Strafgesetzbuch straft ersteres nur dann, wenn mit der Begehung eines Verbrechens gedroht worden ist — u. auch hier nur auf Antrag — mit geringer Geld- od. Gefängnißstrafe.

Drollinger, Karl Friedrich, deutscher Dichter, geb. 26. Dez. 1688 zu Durlach in Baden, studirte 1704—10 in Basel die Rechte, wurde Registrator am Geheimen Archiv zu Durlach, später Geheimer Archivar das. u. starb zu Basel 1. Juni 1742. In seinen Gedichten, die nach seinem Tode (1743) erschienen, zeigt D. sich als einen der begabtesten Lyriker, welche die deutsche Literatur vor Klopstock aufzuweisen hat; er gab der geistlichen Poesie einen höheren Gedankenschwung u. eine feinere Form als die meisten Kirchenliederdichter seiner Zeit; in seinen Lehrgedichten u. Oden war er bestrebt, den Schwulst der Zweiten schlesischen Dichterschule zu vermeiden. Sein Grablied auf den Tod eines Rattenfängers ist eine der ältesten deutschen Romanzen.

Drôme (franz., spr. Drohm), ein auf den Dauphinéer Alpen entspringender Nebenfluß der Rhone im SO. Frankreichs; zuerst bis Die sich nordwestl. u. von hier aus westl. wendend u. einige Seen bildend, mündet er unterhalb Valence bei La Voulte in die Rhone. Das nach ihm benannte, aus 5 Landschaften der ehemaligen Dauphiné gebildete Departement ist im W. von der Rhone, im N. u. NO. vom Isèredepart., im O. von dem der Niederalpen u. im S. von dem der Vaucluse begrenzt, enthält 118,11 □M. u. (1861) etwa 327,000 E., die Ackerbau u. Viehzucht, Weberei grober Tücher, Seidenspinnerei u. Seidenweberei, Woll- u. Baumwollspinnerei, u. Fabrikation von Seidenstoffen betreiben.

Dromedar (vom griech. dromos, Lauf, also „Läufer“), Camelus dromedarius, das arabische einhöckerige Kameel (s. d.), der „Gamal“ der Heiligen Schrift, ein wichtiges Lastthier in Arabien u. Nordafrika, dessen ursprüngliche Heimat unbekannt ist u. das auch in Morea, Italien u. auf Java eingeführt wurde. Abb. s. „Kameel“.

Drömling, eine wasserreiche Niederung zwischen den Flußgebieten der Aller (Weser) u. Ohre (Elbe) von 4 M. Länge u. 1 M. Breite im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg (Kreis Salzwedel u. Gardelegen). Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts theils mit Sumpf, theils mit Wald bedeckt, war der D. nur auf geringe Strecken kulturfähig; eine Unzahl Wasseradern durchzog ihn, welche meist mit der Ohre in Verbindung standen; von 1788—96 wurde unter Friedrich Wilhelm III. ein großer Theil entwässert u. in Wiesen- u. Weideland verwandelt. Die D.er Bauern sind meist wohlhabend, treiben Pferde- u. Rindviehzucht u. galten früher als ein streitbares Geschlecht; im 30jährigen Kriege haben sie an den Kämpfen gegen die Schweden, bes. 1632 u. 1642, ruhmreichen Antheil genommen.

Nr. 2501. Dronte (Didus ineptus).

Dronte Dodo, Dudu, Didus ineptus, Walckvogel, d. h. Ekelvogel, franz. oiseau de nausée, woraus entstanden das Wort Nazarvogel, was eine besondere Art, Did. nazarenus, irrthümlicher Weise sein sollte), ein plumper graulicher Vogel von mehr als Truthohngröße, mit verkümmerten Flügeln, großem Kopf, der einen starken, hakig gekrümmten Geierschnabel hat, mit kräftigen Scharrfüßen, aber ohne Schwanz. Zur Zeit Vasco da Gama's auf den Mascarenen häufig, ist er seit fast zwei Jahrhunderten ganz ausgerottet; Harry fand 1681 die letzten lebenden D., denn 1693 waren nach Leguat keine mehr zu sehen. Nur wenige Reste (Schädel, Schnabel, Beine) gab es in Oxford, Kopenhagen u. Prag, bis neuerdings reiche Sendungen ausgegrabener Knochen aus Mauritius u. Bourbon in Europa ankamen u. Owen in den Stand setzten, das Skelet des merkwürdigen Vogels, den man am sichersten zu den Tauben rechnet, zusammenzustellen. Außerdem existiren im brit. Museum, im Haag, vom

holländ. Thiermaler Roelandt Savery mehrere interessante D.bilder, das älteste vom Jahre 1626; bes. wichtig aber erscheint der Fund des Ritters von Frauenfeld in der Privatbibliothek des Kaisers Franz von Oesterreich, indem jenes beistehend kopirte D.bild höchst wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. vom Maler Höfnagel nach einem in der kaiserlichen Menagerie gehaltenen lebenden D. gemalt ist.

Drontheim (norw. Throndhjem), Hauptstadt des gleichnamigen norwegischen Stiftes mit 19,300 E. (1865) an der Südseite des Throndhjem-Fjords u. der Nid-elv gelegen, ist Sitz des Bischofs u. Stiftamtmanns, hat schöne, breite Straßen, treffliche Schulen, Anstalten für Armenwesen u. Gesundheitspflege, darunter ein Taubstummeninstitut u. eine Irrenanstalt, ein Museum, eine nicht unbedeutende Bibliothek u. nimmt auch in Betreff der Industrie u. des Handels einen hervorragenden Platz in Norwegen ein. Erstere umfaßt Schiffsbau, Seilerei, Tabakfabrikation, Bierbrauerei, Reepschlägerei u. Zuckersiederei. Bedeutender ist der Handel: Holz, Kupfer u. Fische (Heringe, Stockfische) sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr. Der Hafen von D. ist geräumig u. durch das an der Stelle eines Mönchsklosters angelegte Fort Munkholm geschützt. Die 1688 auf einem hohen Berge angelegte Festung Christiansteen ist in Verfall. D. ist die älteste Stadt Norwegens; erbaut 997, ward es im 12. u. 13. Jahrh. die Residenz der norwegischen Könige, seit 1152 Sitz des Erzbischofs des Reiches u. seit 1164 Krönungsstadt. D. hat oft von Bränden gelitten, u. nur wenige Gebäude haben einen alterthümlichen Charakter, darunter der Dom, einst die größte u. schönste Kirche in Skandinavien, in ihrem nördlichen Theile dem romanischen, im Uebrigen dem gothischen Stile angehörend, der Krönungsort der norwegischen Könige u. angesehen wegen der in ihr verwahrten Gebeine des heil. Olaf. – Das Stift D. hat auf 1012½ □M. 295,000 E. (1865) u. besteht aus den Aemtern Romsdal, Süd-D. (Sondre-Thr.) u. Nord-D. (Nordre-Thr.). Die Bewohner nähren sich vorzugsweise von Fischfang; der Boden ist ziemlich fruchtbar, der Bergbau auf Kupfer an mehreren Stellen sehr ergiebig (z. B. bei Röras).

Droschke, ein ursprünglich russisches Fuhrwerk, gewöhnlich unverdeckt, mit niedrigen, von Kothflügeln bedeckten Rädern ohne Thüren, mit einem Sitze für 2 Personen im Fond u. einem Quersitze für eine dritte. In den Kriegsjahren von 1812—1814 von den durch Deutschland ziehenden Russen auch hier in Gebrauch gebracht, findet sich dieses Fuhrwerk in der ursprünglichen Form bei uns fast gar nicht mehr. Unsere D. (od. Fiaker) sind meist einspännige Miethfuhrwerke, die in größeren Städten an öffentlichen Plätzen, ihren Haltestellen, aufgestellt werden, zur Beförderung von Personen innerhalb der Stadt u. in deren nächster Umgebung bestimmt sind u. unter polizeilicher Kontrole an ein bestimmtes Fahrreglement gebunden sind. In größeren Städten ist den D. neuerdings in den weit billigeren Verkehrsmitteln der Omnibusse u. Pferdebahnen eine erhebliche Konkurrenz erwachsen.

Nr. 2505. Drosera rotundifolia (Sonnenthau).

Drosera, Sonnenthau, Pflanzengattung der Droseraceen, mit vielen merkwürdigen Arten, die sich durch die knopfförmigen gestielten Drüsen der reizbaren Blätter auszeichnen u. an Sumpfboden gebunden sind. Auf den Schleimtropfen, welche die purpurknöpfigen Drüsen ausscheiden, fangen sich kleine Insekten, wenn sich die Blättchen zusammenrollen. Die klebrigen Tröpfchen selbst haben einen etwas säuerlichen Geschmack. Man schrieb der Pflanze aus mystischen Gründen Heilkräfte mancherlei Art zu, bes. gegen Wassersucht u. Wechselfieber. Sie war ein Hauptingredienz des berühmten Goldwassers, eines Lebenselixirs, welches der Italiener Rosoglio (von ros solis) nannte. Namentlich stand der rundblättrige Sonnenthau D. rotundifolia in Ansehen, einheimisch sind die Arten D. anglica, longifolia, intermedia. Uebrigens giebt es auch in heißen Ländern ähnliche, z. Th. sehr wunderbare Arten. Im westlichen Australien am Schwanenfluße findet sich eine Art (D. gigantea) von bedeutender Größe, deren rothe Blattdrüsen eine prachtvolle Purpurfarbe geben. An u. für sich bildet die Gattung den Typus einer kleinen, schon genannten Familie, mit wenigen Gattungen (Dionaea, Sondera, Drosophyllum, Parnassia, Aldrovanda, Byblis, Rocidula).

Drosometer (aus d. Griech. von drosos, der Thau, u. metrein messen), der Thaumesser, ein Instrument, um die Menge des in der Nacht gefallenen Thaues zu bestimmen (s. Thau).

Drosseln, eine Gattung mittelgroßer Singvögel aus der Familie der Pfriemenschnäbler (Subulirostres), mit 10 Schwingen in den zugespitzten Flügeln, von denen die dritte am längsten ist, u. mit einem vorn seitlich zusammengedrückten Schnabel. Ebenso wie sie als Sänger beliebt sind, machen sie sich als Insektenvertilger nützlich, werden aber wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches doch überall verfolgt u. in „Dohnenstiegen“ (s. d.) in Schlingen gefangen, woher auch die Namen „Drossel“, „Turdus“, „iliaca“, „pilaris“ stammen. Die deutschen Arten wandern im Winter nach Südeuropa.

Nr. 2506. **Drosseln.**

a Die Zippe (Turd. musicus). b. Die Heidedrossel (Turd. iliacus). c. Ring- oder Schildamsel (Turd. torquatus). d. Die Spottdrossel (Orpheus polyglottus). e. Der große Krammetsvogel (Turd. viscivorus). f. Der Krammetsvogel (Turd. pilaris).

Wir unterscheiden folgende: Schwarzgefiedert, mit gelbem Schnabel ist die von März bis Oktober in allen deutschen Wäldern anzutreffende, bei uns meist überwinternde, 24 cm. große Amsel, Merle od. Schwarzd. (Turdus merula, Abb. s. Nr. 478 unter „Amsel“) u. die auf der Oberbrust mit weißer Querbinde gezeichnete, 27 cm. große Ring- od. Schildamsel (Turd. torquatus, Fig. c.) der europäischen Gebirgsgegenden. Die anderen Arten sind mehr od. weniger bräunlich gefiedert u. unterseits weißlich, dunkelgefleckt; es sind die eigentlichen D., insgesammt gewöhnlich Wachholderd. oder Krammetsvogel genannt, so der 26 cm. lange Ziemer (die eigentliche Wachholderd. od. der Krammetsvogel, Turd. pilaris, Fig. f.), der Wachholder- u. Vogelbeeren liebt, auf dem Kopf aschgrau, auf dem Rücken braun gefärbt, am gelblichen Vorderhals schwarz gefleckt, unten weiß aussieht u. einen schwarzen Schwanz hat; ferner die Misteld. od. Schnarre od. Schacker (nach ihrem Lockton), der große Krammetsvogel (Turd. viscivorus, Fig. e), der besonders die Beeren der Mistel schätzt u. die Verbreitung dieser Schmarotzerpflanze vorzugsweise

vermittelt, ist bis 29 cm. groß, oben hellolivengrau mit hellen Querbinden über die Flügel, unten weiß, mit braunen Flecken u. hat einen braunen Schwanz, dessen äußere Spitzen weiß sind; sodann die Zippe, Sing-, Weiß- od. Graudrossel (T. musicus, Fig. a), 22 cm. groß, oben olivengrau, unten gelblichweiß mit dreieckigen braunen Flecken; sie hat rostrothe untere Flügeldeckfedern; mit eben solchen u. auch rostrothen (nicht weißen) Weichen ausgestattet, ist die oben olivenbraune, unten weiße, braun längsfleckige kleine (21 cm. große) Roth-, Wein- od. Heidedrossel (Turd. iliacus, Fig. b.), die aus Weinbergen gern die Schnecken holt. Endlich lebt in den felsigen Gebirgsgegenden Südeuropa's die große Steindrossel (Turd. saxatilis) u. die wenig größere Blaumerle (T. cyaneus), beide durch den längeren Schnabel u. die nicht zugespitzten, sondern abgerundeten Schwanzfedern von den vorigen unterschieden. Die erstere hat einen rostrothen, letztere einen schiefergrauen Schwanz. Für Nordamerika ist die Wanderdrossel (Turd. migratorius) zu erwähnen, die im Sommer bis zur Hudsonsbai wandert, und die durch ihren Gesang berühmte Spottdrossel (Orpheus polyglottus).

Drosseladern (Jugularvenen), zur rechten u. linken Seite des Halses herablaufende Blutadern (Venen), die sich zur obern Hohlvene verbinden u. mittels dieser das Blut aus Kopf, Hals, Brust u. Oberextremitäten zum Herzen leiten. Man unterscheidet die beiden „gemeinschaftlichen D." u. als deren Zweige je eine „äußere" u. eine „tiefe" D.

Drosselmaschine heißt eine in der Baumwollspinnerei angewandte Feinspinnmaschine. Sie ist an die Stelle der von Richard Arkwright 1768 erfundenen Watermaschine getreten u. unterscheidet sich in ihrer Wirkung von der Mulemaschine dadurch, daß sie dem Vorgespinnste eine bei Weitem festere Drehung giebt als jene, weswegen die Watergarne vorzugsweise zu Ketten-, Strick-, u. Nähgarn verwendet werden. (Vgl. Art. „Baumwolle".)

Drosselventil, s. „Ventil".

Drost hieß früher in Niedersachsen der adelige Verwalter einer Vogtei od. eines Kreises; später wurde es bloßer Titel für Adelige. In Hannover führten seit 1822 die Regierungspräsidenten den Titel Landdrost; der ihnen unterstellte Regierungsbezirk hieß Landdrostei.

Droste, altes Adelsgeschlecht in Westfalen, das sich in die Linien D.-Hülshoff u. D. zu Vischering theilt. Als Glieder der ersteren sind zu erwähnen: Clemens August von D.-Hülshoff, deutscher Kirchenrechtslehrer, geb. 2. Febr. 1793 zu Coesfeld, studirte zu Münster u. Göttingen, habilitirte sich an der Universität Bonn, die ihn 1825 zum ordentlichen Professor ernannte, u. starb 13. Aug. 1832 zu Wiesbaden. D.'s erster bedeutender Schritt war ein „Lehrbuch des Naturrechts u. der Philosophie" (Bonn 1823), sein Hauptwerk „Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken u. Evangelischen in Deutschland" (3 Bde. Münster 1828—33). — Annette Elisabeth v. D.-Hülshoff, deutsche Dichterin, geb. 12. Juni 1798 auf dem Schlosse Hülshoff bei Münster, lebte theils zu Köln, theils zu Rischhaus bei Münster in stiller Abgeschiedenheit, mit der Dichtkunst u. wissenschaftlichen Studien beschäftigt, u. starb 24. Mai 1848 auf dem Schlosse Mörsburg am Bodensee, wohin sie übergesiedelt war. D. ist eine der wenigen deutschen Schriftstellerinnen, welche in lyrischen Gedichten einen scharf ausgeprägten, originellen Charakter gezeigt u. sich von weichlicher Sentimentalität fern gehalten haben. Die „Gedichte" (Stuttg. 1844) u. die aus ihrem Nachlaß herausgegebenen Liedersammlungen: „Das geistliche Jahr, nebst einem Anhang religiöser Gedichte" (Stuttgart 1852) u. „Letzte Gaben" (Hannov. 1860) sind von großer, fast männlicher Kraft der Gesinnung u. seelenvoller Empfindung, oft unmelodisch u. hart, aber selten unbedeutend. Zu den modernen geistigen Bestrebungen stand die Dichterin in schroffem Gegensatze; mit der innigsten Liebe hing sie aber an der westfälischen Heimat, deren eigenthümliche Reize sie sinnig u. lebensvoll zu schildern verstand. — Unter den Gliedern der anderen Linie des Hauses D. machte sich nam. bekannt: Freiherr Clemens August D. zu Vischering, Erzbischof von Köln. Geb. 22. Januar 1773 zu Vorhelm bei Münster, wurde er in letzterer Stadt für den geistlichen Stand erzogen u. 1805 zum Generalvikar des Hochstiftes Münster gewählt; 1813 wich er zwar auf Befehl Napoleon's I. dem Grafen Spiegel, trat aber 1815 auf Verlangen des Papstes seine Stellung wieder an. Als dann infolge des Wiener Kongresses Preußen wieder in den Besitz der Rheinlande gelangt war, widerstrebte D. nach Kräften dem staatlichen Einfluß auf das Schulwesen u. verbot den Theologen seines Sprengels den Besuch der neugestifteten Universität Bonn. Die Regierung antwortete mit der Schließung der theologischen Vorlesungen zu Münster. Durch die hartnäckige Forderung D.'s, daß in gemischten Ehen zwischen Katholiken u. Protestanten alle Kinder katholisch erzogen werden müßten, wurden weitere Konflikte erzeugt, bis er endlich 1820 sein Amt niederlegte u. sich ins Privatleben zurückzog. Als er jedoch 1. Dez 1835 nach dem Tode Spiegel's zum Erzbischof von Köln ernannt worden war, nahm er nicht nur seinen strengen Standpunkt in der Frage der gemischten Ehen wieder auf, sondern schürte den Unfrieden besonders durch die Verfolgung der zahlreichen Anhänger des 1831 verstorbenen freisinnigen Bonner Theologen u. Philosophen Hermes, der ihm schon früher ein Dorn im Auge gewesen war. Als er aber schließlich von seinen Theologen forderte, daß sie ausdrücklich nur dem Papste u. ihm Gehorsam geloben sollten, nach Gutdünken die Vorlesungen ihm mißliebiger Professoren verbot u. die Rücksicht u. Versöhnlichkeit des preußischen Ministeriums nur mit neuen Schroffheiten beantwortete, ließ ihn die Regierung 20. November 1837 nach der Festung Minden abführen u. den Geistlichen jeden amtlichen Verkehr mit ihm untersagen. Eine ungeheure Aufregung war die Folge dieses Schrittes, der in zahllosen Schriften bald gepriesen, bald verdammt wurde. Die Regierung beruhigte zwar das fanatisirte Volk durch kluges Nachgeben in verschiedenen Punkten, gestattete auch D. 1839 den Aufenthalt in Münster, nöthigte ihn aber, den Bischof von Speyer, von Geissel, als Koadjutor (Beihelfer) anzunehmen u. ihm in Wahrheit die erzbischöflichen Geschäfte zu übertragen. D. starb zu Münster 19. Oktbr. 1845.

Drouet (spr. Drueh), Jean Baptiste, franz. Demagog, geb. 7. Jan. 1763, war Postmeister in St. Menehould, wo er 1791 den fliehenden Ludwig XVI. erkannte, worauf die Verhaftung des Königs zu Varennes erfolgte. D. ward durch die Summe von 30,000 Frcs. u. durch seine Wahl in den Konvent belohnt, in welchem er für den Tod des Königs stimmte. Im J. 1793 zur Nordarmee geschickt, fiel er in österr. Gefangenschaft u. ward nach dem Spielberg in Mähren gebracht. Nach seiner Auswechselung gegen die Herzogin von Angoulême trat er in den Rath der Fünfhundert. Wegen seiner Betheiligung an der Verschwörung Babeuf's gefänglich eingezogen, entfloh er nach der Schweiz, ward aber freigesprochen u. nach seiner Rückkehr zum Unterpräfekt in St. Menehould ernannt. Während der Hundert Tage saß er in der Deputirtenkammer; 1816 aber ward er als sog. Königsmörder verbannt. Heimlich zurückgekehrt u. dann unter dem angenommenen Namen Merger in Macon lebend, starb er daselbst im April 1824.

Drouet (spr. Droueh), Louis François Philippe, ein ausgezeichneter Flöten-Virtuos, geb. zu Amsterdam im J. 1793. Mit sieben Jahren trat er in Paris im Konservatorium u. in der Großen Oper auf, u. wurde, nachdem er mit seinem Vater mehrere Kunstreisen gemacht hatte, 1808 erster Solo-Flötist des Königs von Holland (Ludwig Bonaparte's), kam dann 1811 in gleicher Eigenschaft an den Hof des Kaisers Napoleon u. nach der Rückkehr der Bourbonen zur Kammermusik Ludwig's XVIII. Während seiner Wirksamkeit an den Bonaparte'schen Höfen fungirte D. auch als musikalischer Sekretär der Königin Hortense u. der Prinzessin Pauline (Schwester Napoleon's I.), indem er die Melodien, welche diese Damen zu irgend einer Romanze erfanden u. ihm vorträllerten, aufschrieb, gehörig formirte, mit Begleitung versah 2c. 2c. Auf diese Art ist u. A. auch das bekannte „Partant pour la Syrie" (von der Königin Hortense) entstanden. Seit 1817 machte D. große, an Ruhm u. Geld einträgliche Kunstreisen durch fast ganz Europa u. unterbrach dieselben nur, um die Stelle eines General-Direktors am San Carlo-Theater in Neapel, eines ersten Flötisten bei der Privatmusik des Königs der Niederlande u. eines Theaterkapellmeisters im Haag zu bekleiden. Im J. 1836 kam er als herzogl. Hofkapellmeister nach Koburg, verwaltete dieses Amt bis 1854, wo er in Pension trat, u. machte dann eine Reise nach Amerika. Von dort zurückgekehrt, lebte er theils privatisirend in Gotha, theils in Frankfurt a. M. — Unzweifelhaft ist D. zu den größten Flöten-Virtuosen zu zählen, die es je gegeben hat, u. unübertrefflich war besonders sein Passagenspiel mit der sogenannten Doppelzunge. An Kompositionen für sein Instrument hat er gegen 150 Werke (Konzerte, Fantasien, Variationen, Etuden, Duos 2c.) geliefert; sie sind glänzend u. dankbar, wenn auch ohne tieferen Gehalt.

Drouet d'Erlon (spr. Drueh d'Erlóng), Graf Jean Baptiste, franz. Marschall, geb. zu Rheims 29. Juli 1765, nahm als Frei-

williger an den Feldzügen von 1783—1796 theil, ward 1799 Brigade- u. 1805 Divisions-General, als welcher er bis 1809 den Krieg in Deutschland mitmachte. Von 1810—1811 zeichnete er sich unter Massena in Spanien aus. Unter der ersten Restauration befehligte er die 16. Militärdivision; doch trat er nach Napoleon's Rückkehr wieder auf dessen Seite u. ward von diesem zum Pair ernannt. Nach der Uebergabe von Paris zog er sich mit den Resten des von ihm bei Waterloo befehligten ersten Armeecorps hinter die Loire zurück, floh aber dann nach Bayern, wo er bis zur Julirevolution auf einem Landgute bei Bayreuth lebte. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er 1822 Oberbefehlshaber in der Vendée u. im Sept. 1834 Generalgouverneur in Algier, von wo er im Aug. 1835 wieder nach der Vendée versetzt wurde. Nachdem er 1843 zum Marschall ernannt worden war, starb er 25. Jan. 1844.

Drouyn de l'Huys (spr. Druäng dö l'Uih), Edouard, franz. Diplomat, geb. 19. Nov. 1805 zu Paris, trat unter dem Bürgerkönigthum in die Kammer ein, wo er sich der Opposition anschloß, gehörte 1848 zu den Hauptvertretern in der Nationalversammlung u. wurde vom Präsidenten Ludwig Napoleon erst zum Minister des Auswärtigen, später zum Gesandten in London ernannt. Diesen Posten vertauschte er jedoch nach kurzer Zeit wieder mit dem Ministerium des Auswärtigen, in welcher Stellung er der Vorbereitung des Staatsstreichs vom 2. Dez. Vorschub leistete. Nachdem er 1850 zurückgetreten, berief ihn der Kaiser in den Senat, in welchem er einige Zeit als Vizepräsident fungirte, u. betraute ihn später noch zwei Mal (1852 bis 55 u. 1862—66) mit Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Droysen, Johann Gustav, vorzüglicher deutscher Geschichtschreiber, geb. 6. Juli 1808 zu Treptow in Pommern, wurde auf dem Gymnasium zu Stettin vorgebildet u. studirte zu Berlin Philologie u. Alterthumskunde. Seine gewandten u. mit geistreichen Einleitungen versehenen Uebersetzungen des Aeschylos (2 Bde., Berl. 1832; 3. Aufl. 1868) u. des Aristophanes (3 Bde., Berl. 1835 fg.; 2. Aufl. 1869), sowie seine „Geschichte Alexander's des Großen" (Berl. 1833), in der D. sich als einen der begabtesten Schüler Ranke's zeigte, trugen ihm eine außerordentliche Professur der Geschichte an der Universität Berlin ein, in welcher er sich schon 1833 als Privatdozent habilitirt hatte. Seinem ersten Geschichtswerke ließ er in den folgenden Jahren eine Arbeit über die Nachfolger Alexander's (1836) u. eine „Geschichte des Hellenismus" (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1836—1843) folgen. Im J. 1840 vertauschte er seine Stellung in Berlin mit einer ordentlichen Professur in Kiel, wo er sich in Wort u. Schrift eifrig an der Schleswig-Holstein'schen Bewegung betheiligte u. sich auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten mehr u. mehr der neueren u. neuesten Geschichte zuwendete. Von großer Wirkung waren nam. seine von warmer Gesinnung getragenen u. lebendig gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege, die unter diesem Titel auch im Druck erschienen (2 Bde., Kiel 1845—46). Im J. 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, schloß er sich hier aufs Entschiedenste der (preuß.) Erbkaiserpartei an u. wurde zum Schriftführer des Verfassungsausschusses ernannt, dessen Verhandlungen er später veröffentlichte. Der Agitation gegen Dänemark gab er Nachdruck durch die von ihm u. Samwer verfaßte „Geschichte der dän. Politik gegen die Herzogthümer Schleswig-Holstein von 1815—48" (Hamb. 1849), die rasch nach einander drei Auflagen erlebte. Nach dem Scheitern der nationalen Bewegung nahm D. 1851 einen Ruf als Prof. der Geschichte in Jena an; seit 1859 wirkt er in gleicher Stellung an der Universität Berlin. Bald nach seiner Uebersiedlung nach Jena erschien sein „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" (3 Bde., Berl. 1851—52; 4. Aufl. 1863), ein Musterstück biographischer Darstellungskunst. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der preußischen Politik" (4 Bde., Berl. 1854—70; Bd. 1 u. 2 in 2. Aufl. 1860 fg.), in welcher er auf Grund reichen u. geistvoll gruppirten Stoffes nachzuweisen sucht, wie die Hohenzollern sich schon frühzeitig darauf hingedrängt sahen, das Haus Habsburg aus seiner beherrschenden Stellung im Reiche zu vertreiben u. statt seiner die Führung in Deutschland zu übernehmen. Ein sehr verdienstliches Werkchen D's ist ferner noch sein „Grundriß der Historik" (Berl. 1858; 3. Aufl. 1869).

Droz (spr. Drohs), Pierre Jacquet, berühmter Mechaniker, geb. zu La Chaux de-Fonds (Neufchatel) 28. Juli 1721, wurde Uhrmacher u. vervollkommnete nicht blos einzelne Theile des Uhrwerks, sondern erfand u. verbreitete auch eine Reihe mechanischer Kunstwerke, von denen der Schreibautomat das meiste Aufsehen gemacht hat; mit einer astron. Uhr beschäftigt, starb er zu Biel 28. Nov. 1790. Sein Sohn, Henri Louis Jacquet D., geb. zu La Chaux-de-Fonds 13. Okt. 1752, brachte es in der Kunst seines Vaters noch weiter u. erntete überall, wo er seine Automaten sehen ließ, in Frankreich, Spanien, Italien u. s. w. die größte Bewunderung; sein hauptsächlichstes Kunstwerk stellte ein Mädchen dar, das mehrere Stücke auf dem Klavier spielte, den Noten mit Augen u. Kopf folgte, nach Beendigung des Spiels sich erhob u. die Gesellschaft grüßte. Auch verwendete er seine Kunst zum Ersetzen der fehlenden Gliedmaßen bei verstümmelten Menschen. Er starb 18. Nov. 1791 in Neapel. Die Automaten der beiden D. befinden sich jetzt in Amerika.

Druck ist diejenige Kraftäußerung, welche ein Körper, auf den eine Kraft wirkt, die ihn in Bewegung setzen möchte, auf einen anderen Körper ausübt, der ihn an dieser Bewegung hindert, wenn jene Kraft auf Verkleinerung des Volumens hinwirkt. Dem Druck entgegen wirkt der Zug, bei welchem unter sonst gleichen Verhältnissen die bewegende Kraft eine Vergrößerung des Volumens anstrebt. Man mißt den Druck, indem man ihn mit der Schwerkraft vergleicht, die in dem Drucke, den jeder Körper auf seine Unterlage ausübt, das allgemeinste Beispiel dieser Kraftäußerung giebt, u. spricht von einem Drucke von 10, 20, 100 kg., je nachdem 10, 20, 100 kg. Zug in entgegengesetzter Richtung nöthig sein würden, um die Wirkung aufzuheben. In Bezug auf die Fortpflanzung des Druckes unterscheiden sich die festen Körper von den flüssigen dadurch, daß letztere den D. nach allen Seiten fortpflanzen, während die ersteren dies nur in der Richtung der wirkenden Kraft thun.

Drucken von Zeugen. Die Gewandung des Menschen hat dem Schönheitssinne zu allen Zeiten u. bei allen Nationen Gelegenheit zu den mannichfaltigsten Versuchen der Verzierung dargeboten. Dahin gehört auch das Bestreben, sie zu färben u. zu bedrucken, d. h. sie über die ganze Fläche od. nur lokal mit Farben zu verzieren. Die alte, unvollkommene Methode, diese Verzierung durch Aufmalen von Farben zu bewirken, ist seit

Nr. 2507. Drucken der Zeuge mit erhabenen Druckmodeln. Handdruck.

längerer Zeit durch den Zeugdruck vollkommen verdrängt. Er bedient sich einerseits der wichtigsten Methoden der mechanischen Wiedergabe von Zeichnungen, wie sie die vervielfältigenden od. die graphischen Künste in Anwendung haben, andererseits aller Hülfsmittel der Chemie und ist derzeit zu einem der wichtigsten Industriezweige erwachsen. Je nachdem man für die Herstellung der Druckformen die Holzschnitt- od. Kupferstichmanier anwendet, kommen die erhabenen od. vertieften Theile der Druckform zum Abdruck. Im ersten Falle wird überhaupt die Farbe nur auf den vorspringenden Theilen haften, in letzterem Falle wird sie von den ebenen Theilen durch Abwischen entfernt werden müssen u. das in die Vertiefungen eindringende elastische Zeug entnimmt dann diesen die sitzen gebliebene

Farbe durch seine stärkere Adhäsion. Wir können somit zwei Arten von Zeugdruck unterscheiden, die mit erhaben ausgearbeiteten Druckformen (**Modeldruck**) u. die mit Druckformen, in denen das Muster vertieft ist. Die letztere Art ist der Hauptsache nach auf den **Walzendruck** beschränkt, da das anfängliche Druckverfahren mit gravirten Kupferplatten jetzt wol gar nicht mehr geübt wird. — Die **Druckformen** der ersten Art (die **Modeldrucke**) werden aus Holzplatten hergestellt, aus denen die nicht zum Abdruck kommenden Partien herausgeschnitten werden. Wo der meist auf Birnbaumholz ausgeführte Holzschnitt nicht ausreicht, bei Punkten u. dünnen Strichen, bildet man die Zeichnung durch Messingdrähte u. Bleche, die zugeschärft in das Holz eingetrieben u. dann auf die richtige Höhe abgeschliffen werden; solche Muster lassen sich durch Stereotypie vervielfältigen. Der Originalholzschnitt wird in Gips abgegossen u. die Gipsform wieder mittels einer leichtflüssigen Legierung abgeklatscht. Auch mittels Punzen, die durch ein Gasflämmchen glühend gehalten u. durch einen Hebel ins Holz getrieben werden, kann man analoge Gußformen darstellen. Die zweite Manier erfordert ein sehr dichtes u. gut polirtes Kupferblech als Unterlage. Man wendet, wie schon erwähnt, fast ausschließlich hohl gegossene Kupferwalzen an, die ganz blasenfrei sein müssen, durch Hämmer verdichtet, gut abgedreht u. geschliffen werden. Eine vorher eingetriebene runde Eisenstange dient hierbei, wie später, als Drehungsachse. Die Gravirung erfolgt durch den Grabstichel, durch die Aetzmanier, auch durch gravirte Punzen, wo es sich um die Wiedergabe sehr oft sich wiederholender Muster handelt. In diesem Falle wendet man auch sehr häufig die sog. **Molette** an. Dies ist eine kleine Stahlwalze, auf der man mittels einer genau gleichen, vertieft gravirten u. gehärteten Stahlpatrizenwalze, durch Abrollen derselben unter großem Druck, eine erhabene Gravirung hergestellt hat. Nach der Härtung wird diese Gravirung in gleicher Art auf die Kupferwalze vertieft übertragen, u. zwar so oft, als es Umfang u. Länge derselben erfordern. Die Kombination mehrerer einfacher Strich- od. Punktmoletten giebt eine große Anzahl der verschiedenartigsten sog. chinirten Muster. Ein sehr werthvoller Hülfsapparat, besonders zur Wiedergabe verkleinerter Zeichnungen bei ganz genauer Eintheilung, ist der Pantograph u. selbst der Elektromagnetismus ist zur Gravirung der Druckwalzen angewendet worden.

Der Druck selbst erfolgt nun mittels der Hand od. mittels Maschine. Im ersten Falle wird die Form zuerst durch Auflegen auf das Drucktuch od. Chassis mit Farbe versehen, dann auf das faltenlos ausgebreitete Zeug aufgesetzt u. der Abdruck durch einen Schlag mit der Faust od. einem durch Blei beschwerten Holzhammer bewirkt. Der richtige Anschluß der einzelnen Abdrücke wird durch Rapportstifte erhalten. Die Farbe enthält genügend Verdickungsmittel, Gummi, Traganth, geröstete Stärke rc., um weder auf Form noch auf Zeug auseinander zu fließen, u. das Drucktuch wird mittels Pinsel u. Bürste gleichmäßig damit überzogen. Es liegt auf einem Kasten auf, der mit einem dicken Schleim (von Flöhsamen) bis obenhin gefüllt ist. Der Handdruck kommt jetzt wesentlich nur bei dem Einpaßen der letzten Farben zur Verwendung. Sonst ist er meistens durch die **Perrotine** (s. d.) verdrängt. Bei derselben wird eine Anzahl ebener Druckplatten durch leises Aufsetzen auf ein vorgeführtes Drucktuch mit Farbe bekleidet u. nach Entfernung des letzteren auf das ruckweise vorübergezogene Zeug aufgepreßt. Mittlerweile bekleidet sich das Drucktuch durch eine Walze, die im Farbtroge sich dreht, aufs Neue mit Druckfarbe. Alle diese Vorgänge verrichtet die Perrotine selbstthätig. In der Regel sind drei od. vier Platten in einer Maschine vereinigt, deren jede eine andere Farbennüance druckt. Bei dem **Walzendruck** werden die gravirten Walzen durch Farbwalzen gleichmäßig mit Farbe bekleidet. Eine elastische gerade Stahlschiene, die durch einen Gewichtshebel angepreßt wird, streicht von der sonst ebenen Oberfläche der Druckwalze alle überflüssige Farbe weg; das hierauf zwischen der gravirten u. einer glatten Preßwalze durchgeführte Zeug nimmt dann die in den Vertiefungen sitzen gebliebene Farbe auf, was durch das Einschalten einer sehr elastischen Unterlage von Wollenstoff erleichtert wird. Ist der Aufdruck einer Farbe erfolgt, so kann von einer zweiten Walze daneben eine zweite Farbe aufgedruckt werden, u. man hat in der That Walzendruckmaschinen, welche bis zu 12 verschiedenen Farben bei einem Durchgange auf das Zeug aufdrucken. Nur müssen die Muster so eingerichtet sein, daß die nassen Farben nicht auf, sondern neben einander zu stehen kommen u. nicht in einander verlaufen können. Nr. 2508 zeigt eine solche Walzendruckmaschine, mit welcher 14 Farben auf einmal gedruckt werden können. Das bedruckte Zeug kommt hierauf in ausgebreitetem Zustande zum Trocknen, wobei zu berücksichtigen ist, daß die verschiedenen Lagen nicht eher sich gegenseitig berühren dürfen, bis die Farben sich nicht mehr verwischen können, u. erfährt nach Befinden noch eine Behandlung mit Dampf (Dämpfe), wodurch gewisse Farben fixirt werden. — Die Herstellung der verschiedenen Druckgenres gehört wesentlich in das Gebiet der Chemie. Man kann unterscheiden Druck a. **farbiger Figuren auf weißem Grunde**, b. **weißer Figuren auf farbigem Grunde**, c. **farbiger heller od. dunkler Figuren** entweder auf dem Grunde von derselben Farbe od. aber auf **andersfarbigem Grunde**. Das erste Genre ist am einfachsten herzustellen. Man druckt entweder Beizen (s. d.) auf, fixirt diese durch Aufhängen an der Luft, Oxydation, Behandeln mit Kreide, Sodalösung rc. u. färbt die Zeuge endlich aus; oder man mischt Beize u. Farbe mit einander, druckt das Gemisch auf u. fixirt durch Hängenlassen an der Luft od. Behandlung mit Dampf, od. endlich mischt man die pulverige Farbe in Form eines Lackes od. einer Erdfarbe mit einem Bindemittel, das durch Dämpfen, Austrocknen rc. unlöslich wird. Die erstere häufig angewendete Methode giebt die solidesten Farben. Der ganze Krappdruck beruht darauf. Die sog. **Tafel-** od. **Applikationsfarben**, bei denen sich aus dem

Nr. 2508. Walzendruckmaschine zu 14 Farben.

aufgedruckten Gemisch von Beize u. Farbstoff ein unlöslicher Lack auf dem Zeuge selbst bildet, dienen meistens, wie auch die eigentlichen Dampffarben, zum Aufsetzen der letzteren Farbennüancen in komplizirten Mustern; doch werden sie jetzt auch für sich in ausgedehnter Weise angewendet. Als Hauptfixirungsmittel der Erdfarben muß das Eiweiß genannt werden, das bekanntlich bei ca. 70° C. koagulirt u. die damit gemischten Farben auf der Zeugfaser fest kittet. — Beim zweiten Genre handelt es sich zuerst um die Herstellung des farbigen Grundes nach den Methoden der Färberei (s. d.) u. dann um das Einbringen der weißen Figuren des Musters. Diese können auf verschiedene Weise, z. B. mittels sog. Reservage, durch die Druckform selbst, durch Wegätzen der Beize od. der fertigen Farbe erhalten werden. Zur Reservage benutzt man mechanische Schutzmittel, wie Wachs u. Thon, od. chemische wie organische Säuren, wodurch die Aufnahme von Beize resp. Farbe an der

betreffenden Stelle verhindert wird. Dasselbe erreicht man durch Formen mit vertieften Figuren. Man kann auch auf gebeiztes Zeug verdünnte organische Säuren aufdrucken, welche das abgesetzte Oxyd lösen, od. die fertige Farbe lokal durch Bleichmittel zerstören. Wird z. B. türkisch rothes Zeug mit Säure bedruckt u. dann durch Chlorkalklösung genommen, so wird die Farbe durch das Chlor nur dort zerstört, wo freie Säure vorhanden ist. Zeuge, mit Kupfervitriol bedruckt, nehmen in der Indigoküpe an den bedruckten Stellen kein Blau auf. Das Kupfervitriol wirkt hier als Reservage. Druckt man andrerseits Zinkpulver auf indigblauen Grund, so wird beim Durchnehmen durch Alkali das Indigblau an den bedruckten Stellen durch Reduktion löslich gemacht (Aetzen der Farbe). — Beim dritten Genre, wo sich die Figur von dem Grunde nur durch geringere od. stärkere Intensität unterscheiden soll, kann man z. B. durch Aufdrucken reinen Gummiwassers auf den frisch gebeizten Grund die Intensität vermindern, durch Aufdrucken neuer u. konzentrirterer Beize erhöhen, auch durch andere Salze mehr Beize fixiren. Dient z. B. ein Gemisch von essigsaurer u. salpetersaurer Thonerde zum Beizen des Grundes, so giebt nur das erstere Salz für sich seine Thonerde ab, das zweite erst, wenn man es mit essigsaurem Natron bedruckt. Bei den mit Farbhölzern hergestellten Farben bewirkt das Aufdrucken von saurem chromsauren Kali diese sog. Konversion; sein Sauerstoff macht den Farbstoff dunkler u. das entstandene Chromoxyd wird gleichzeitig als Beize fixirt. — Sollen endlich Grund u. Figur verschiedene Farben zeigen, so kann man dunkle Farben unmittelbar auf den gefärbten Grund setzen; für hellere Farben ist es nöthig, die Figuren in Weiß auszusparen od. wegzuätzen u. dann die neue Farbe einzupassen. Manchmal liefert das Aetz- od. Reservagemittel für Weiß gleich die Beize für Figurenfarbe.

In neuerer Zeit spielen die Applikations- u. Dampffarben die Hauptrolle. Sie eignen sich bes. zur Befestigung der schönen Erdfarben, auch des jetzt rein dargestellten Krapppigments, der Anilinfarben u. s. w. — Leinwand u. Seide werden seltener bedruckt, häufiger schon die glatten Kammwollstoffe. Die eigentliche Domäne des Zeugdrucks machen aber die glatten Baumwollstoffe, die Kattune aus.

Druckpumpe, s. „Pumpe“.

Druden hießen bei den alten Deutschen mythische Gestalten, die als Mittelwesen zwischen Göttern u. Menschen gedacht u. später in böse Geister u. Hexen verwandelt wurden, die zur Nachtzeit, meist auf Bergen u. in Wäldern, ihr Wesen trieben. Noch bis in die jüngste Zeit hinein bezeichnete der Volksaberglaube mit „Drudenstein“ u. „Drudenbaum“ gewisse Stellen, wo Hexenzusammenkünfte stattfinden sollen.

Drudenfuß, auch Pentalpha, Pentagramm, Alpenkreuz (d. h. Elfenkreuz) od. Ring Salomo's genannt, eine Figur, die im Mittelalter eine mystische Bedeutung hatte u. als Schutzmittel gegen böse Geister galt. Sie besteht aus einem fünfeckigen Stern, aus einem regelmäßigen Fünfeck gebildet, dessen 5 Seiten alle verlängert werden, bis sie im spitzen Winkel zusammenstoßen.

Nr. 2509. Drudenfuß.

Drudenmehl, auch Hexenmehl genannt, s. „Bärlapp“.

Druiden hieß zu Cäsar's Zeit in Gallien der zweite Stand neben dem Adel, welcher die Priester umfaßte, die zugleich Lehrer, Aerzte u. Richter waren. Die D. bildeten keine Kaste, wol aber einen geschlossenen, von allen Staatslasten befreiten Orden. Ein sorgfältiger, rein mündlicher Unterricht bereitete die Novizen vor u. erstreckte sich auf sämmtliche Kenntnisse in Religion u. weltlichen Dingen. Ihre Sittenlehre gebot Frömmigkeit gegen die Götter, Vermeidung des Bösen u. Uebung der Tapferkeit; auch nahmen sie eine über die Schicksale der Menschen waltende Vorsehung an. Ihre Götter stellten sie in menschlicher Gestalt dar u. verehrten sie in dichten Eichenhainen. Aus dem Fluge der Vögel, den Eingeweiden der Thiere, selbst den Zuckungen geopferter Menschen suchten sie den göttlichen Willen u. die Zukunft zu erkennen. Vor dem Altar standen sie weißgekleidet u. mit Eichenlaub bekränzt; sonst trugen sie ein kurzes, vorn geschlossenes Unterkleid mit engen Aermeln u. einem Kapuzenmantel. Der Stand der D. war in verschiedene hierarchische Grade gegliedert u. gipfelte in einem Oberpriester. Die D. besaßen außerordentlichen Einfluß auf das Volk; sie leiteten die Beschlüsse desselben, schlichteten alle Rechtsstreitigkeiten, übten das Strafrecht u. ertheilten Belohnungen, ja ernannten sogar bei manchen Stämmen auch das weltliche Oberhaupt. Auch Druidinnen finden sich als Wahrsagerinnen erwähnt. Kaiser Claudius hob das Institut der D. u. den damit zusammenhängenden Kultus durch ein förmliches Verbot auf. — **Druden- od. Druidensteine.** Dieser Name bezeichnet im Volksmunde eigenthümliche megalithische Bauwerke aus der ältesten Zeit (s. „Dolmen“).

Drumann, Karl Wilhelm, deutscher Geschichtsforscher, geb. 11. Juni 1786 zu Danstedt bei Halberstadt, studirte seit 1805 zu Halle u. Helmstedt zuerst Theologie, später fast ausschließlich Geschichte u. Alterthumskunde, ward 1812 Privatdozent an der Universität Halle, 1817 außerordentlicher, 1821 ordentlicher Professor der Geschichte zu Königsberg u. starb das. am 29. Juli 1861. D.'s erstes größeres Werk „Ideen zur Geschichte des Verfalls der griech. Staaten“ (Berl. 1815) sucht den engen Zusammenhang u. die Wechselwirkung der Politik u. Kultur der Griechen nachzuweisen; sein Hauptwerk „Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung od. Pompejus, Cäsar, Cicero u. ihre Zeitgenossen“ (6 Bde., Königsb. 1834—44) behandelt einen kurzen Zeitraum der röm. Geschichte in breiter Ausführlichkeit u. bringt gründlich gesichtetes Material für die Geschichte der röm. Patriziergeschlechter, erschwert aber den Gebrauch durch eine willkürliche Anordnung des Stoffes u. durch spröde, ungefällige Darstellung. Diesem Werke folgte ein „Grundriß der Kulturgeschichte“ (Königsb. 1847), „Bonifacius VIII.“ (2 Bde., Königsb. 1852) u. als letztes Werk „Die Arbeiter u. Kommunisten in Griechenland u. Rom“ (Königsb. 1860).

Drummond'sches **Licht** nennt man nach seinem Erfinder das äußerst helle Licht, welches entsteht, wenn man die Flamme des Knallgases (s. d.) auf ein Stückchen Kalk od. Kreide, das dadurch weißglühend wird, einwirken läßt. Man benutzt dieses Licht gewöhnlich zur Beleuchtung von mikroskopischen Objekten im Hydrooxygengasmikroskop, wo die Bilder auf eine große weiße Wandfläche geworfen werden.

Druse nennen die Bergleute u. Mineralogen eine Anhäufung neben einander entstandener Krystalle, welche sich, ohne eine bestimmte Anordnung unter einander, auf eine gemeinschaftliche mineralische Unterlage dergestalt stützen, daß ihre Stützpunkte auf der ganzen Unterlage vertheilt sind, gleichviel ob letztere aus dem gleichen od. aus einem fremden Mineralkörper besteht. Häufig kleiden die D. blasenförmige Räume im Gestein aus. Eine Menge kleiner, ziemlich gleich großer, dicht an einander stehender Krystalle bilden einen drusigen Ueberzug u., sind die Krystalle sehr klein, eine Drusenhaut. — D. heißt man auch die bei der Weinbereitung fallende Hefe, welche bei der Destillation einen Branntwein liefert, der sehr reich an Aroma ist u. Drusenbranntwein genannt wird. Das ätherische Drusenöl, welches man daraus darstellen kann, wird zur Bereitung des künstlichen Cognaks gebraucht (Cognaköl).

Druse, eine schnupfenartige Krankheit der Einhufer, Pferde, Esel u. Maulthiere. Gewöhnlich Folge einer Erkältung, befällt sie nur junge Thiere u. diese meist auch nur einmal. Sie erscheint in zwei Hauptformen, als gutartige u. bösartige D. Die Symptome der ersteren sind: Mangel an Freßlust, Traurigkeit, Röthung der Nasenschleimhaut, Husten, sehr konsistenter Schleimausfluß aus der Nase, erschwertes Schlingen u. Anschwellung der Lymphdrüsen im Kehlgange. Diese Anschwellung bildet sich in 6—8 Tagen zu einem reifen Geschwür aus, das entweder von selbst ausbricht od. geöffnet werden muß, um dem Eiter Abfluß zu verschaffen. Hat dieser nach einigen Tagen zu fließen aufgehört, so beginnt die Heilung, indem sich allmählig der Eitergang schließt. Vernachlässigt man die sorgfältige Behandlung des Thieres, so nimmt die Krankheit leicht einen bösartigen Charakter an; es entsteht oft die schleichende D. mit Erscheinungen der Bräune, Entzündung der Schleimhäute, der Lunge ꝛc. der gefährlichsten Art. Zuweilen entsteht die wandernde od. herumschweifende D., indem sich der Nasenausfluß plötzlich verliert u. Geschwüre an Brust, Hals u. zwischen den Hinterschenkeln sich bilden, die sich nach einigen Tagen verlieren, um an anderen Orten wieder hervorzubrechen. Oft wird die Krankheit in dieser Periode zur verschlagenen D., indem sie sich auf ein inneres Organ, meist die Lunge, wirft. In bes. schlimmen Fällen kann die D. auch in den Rotz übergehen u. bei der großen Ansteckungsfähigkeit des letzteren ist die ängstlichste Vorsicht geboten.

Drusen ist der Name einer aus dem Mohammedanismus hervorgegangenen fanatischen Sekte, richtiger eines Geheimbundes, der bes. unter den tapferen Bergvölkern im Libanongebirge u. dessen Umgebung seine Anhänger hat u. an dessen Spitze ein weltliches u. ein geistliches Oberhaupt steht. Ersteres, der Großemir, wohnt im Mondkloster am Libanon; letzteres führt den Titel Scheikh el Akkal, d. h. Fürst der Wissenden od. Eingeweihten. Erst in neuerer Zeit ist es gelungen, Genaueres über diese merkwürdige Genossenschaft zu erfahren, die ihre Gebräuche u. Religionsbücher sorgfältig geheim hält. Ihren Namen hat sie von einem gewissen Mohammed ben Ismael Darasi, der zuerst den Lehrsatz aufstellte, daß in dem Khalifen Hakim (der in Aegypten um das J. 1000 regierte) Gott leibhaftig erschienen sei. Von dem erzürnten Volk trotz der Gunst des damals noch lebenden Khalifen aus Kairo vertrieben, sammelte er in der Nähe von

Damaskus Anhänger. Der eigentliche Stifter der D. war aber der Perser Hamza, der um 1014 nach Aegypten kam u. 1017 offen mit dieser Lehre hervortrat. Der Khalif Hakim begünstigte dieselbe natürlich aus allen Kräften, da sie ihn selbst zum Gotte machte. Sein geheimnißvolles Verschwinden (er wurde um 1020 auf Anstiften seiner Schwester ermordet) steigerte den Fanatismus seiner Anhänger. Unter den nachfolgenden Leitern der Sekte hat sich bes. ein gewisser Moktana od. Beha eddin ausgezeichnet; aber bereits seit der Mitte des 11. Jahrh. ist die innere Geschichte der Sekte in Dunkel gehüllt. Sie selbst nennen sich „Bekenner des Einen Gottes" u. geben sich für gute Mohammedaner aus. Nur leugnen sie im Gegensatz zu diesen, daß der „Eine Gott" irgendwie begriffen u. definirt werden könne; wol aber sei er zu verschiedenen Zeiten, zuletzt in Hakim, in menschlicher Gestalt erschienen. Hakim sei nicht gestorben, sondern habe sich verborgen, um einst wiederzukommen, sein Reich über die ganze Erde zu verbreiten u. seine Anhänger selig zu machen. In Hamza, dem Hauptlehrer der Sekte, sei das erste Geschöpf Gottes, die „allgemeine Vernunft", leiblich erschienen; von ihm gehe alle Wahrheit aus, er sei (wie auch seine Nachfolger) Vermittler zwischen Gott u. den Gläubigen. Letztere erlangen durch Unterwerfung unter den Willen Gottes, durch Bruderliebe u. Wahrhaftigkeit das Aufrücken in eine höhere Stufe im Verlauf der Seelenwanderung. Ihre Gottesdienste, die zugleich politische Versammlungen sind, werden am Freitag in einfachen Tempeln gehalten u. bestehen in Vorlesungen aus ihren heiligen Büchern, in Psalmengesang u. gemeinsamen Mahlzeiten. Ihre Zahl mag gegenwärtig am Libanon etwas über 110,000 betragen; an vielen Orten leben sie mit den Maroniten vermischt. Jeder Versuch, ihre Unabhängigkeit noch weiter als nur durch Tributzahlung an den Sultan zu beschränken, hat stets zu blutigen Aufständen geführt. Im J. 1862 entlud sich ihr Fanatismus durch die grausame Ermordung der christl. Missionäre.

Drüsen (glandulae) sind Organe des thierischen, bezüglich menschlichen Körpers von verschiedener Größe, Form u. Lage, die gewisse Flüssigkeiten aus dem Blute abscheiden u. diese durch besondere Kanäle od. Ausführungsgänge an der äußeren Körperoberfläche od. in mit Schleimhaut ausgekleidete Körperhohlräume entleeren. Zu den Dr. im weitern Sinne gehören auch die „Blutdrüsen" (Milz, Schilddrüse, Lymphdrüsen, Thymusdrüse, Nebennieren), welche keine Ausführungsgänge für Abfuhr der aus dem Blute od. anderen Säften bereiteten Stoffe besitzen, diese vielmehr durch den bloßen Säfteaustausch abgeben. Was den Bau der mit Ausführungsgängen versehenen D. im engern Sinne betrifft, so sind sie entweder einfache Drüsenbälge (Follikel, Krypten), die im Grunde weiter nichts als kleinere od. größre Vertiefungen der Haut od. Schleimhaut, — zu diesen gehören z. B. die verschiedenen Schleimdrüsen des Darmes, u. die Talgdrüsen der Haut mit den Ohrenschmalzdrüsen u. den Meibom'schen D. der Augenlider, — od. sie sind zusammengesetzte D. Diese zusammengesetzten Dr. mit langem, verzweigtem Ausführungsgange sind ihrerseits wieder theils traubige D., wo an den letzten Enden der Ausführungsgänge Häufchen rundlicher u. länglicher Drüsenbläschen wie Beeren sitzen; zu diesen zählen die Thränendr., die Speicheldr., die Bauchspeicheldr. (das Pancreas), die Vorsteherdr. (die Prostata), die Milchdr. u. die Lungen; theils sind sie röhrenförmige D. (Drüsenschläuche), wie die Schweißdr., die Nieren, die Leber, die Hoden. Das Wesentlichste aller sind die die Hohlräume der Drüsenelemente auskleidenden Drüsenzellen. Das durch sie Abgesonderte ist entweder Exkret, das im Blute gebildet als vollständig unbrauchbarer Stoff aus dem Körper entfernt wird, — hieher gehört z. B. der Schweiß, der von den Schweißdrüsen, der Harn, der von den Nieren geliefert wird, — od. es ist Sekret u. hat dann noch besonderen Zwecken zu dienen, wie die Galle und der Speichel, welche die Verdauung zu unterstützen haben, ferner die Thränen u. die Milch. Das Abgeschiedene ist eine tropfbare Flüssigkeit von verschiedener Konsistenz u. Zusammensetzung, bei der Lunge jedoch gasförmig (Kohlensäure). — Die mancherlei D. finden sich auch bei verschiedenen Thierklassen, oft allerdings wesentlich verändert od. vereinfacht. So haben z. B. Würmer u. Gliederthiere statt einer zusammenhängenden Leber nur Leberzellen, die unmittelbar in der Magen- od. Darmwand sitzen; die Speicheldr. der Schnecken, der Insekten, der Blutegel sind aus einer einzigen flaschenförmigen Zelle gebildet, deren Körper secernirt u. deren in einen Hals ausgezogenes Ende den Ausführungsgang vorstellt. Auch anderwärts kommen solche einzellige D. bei niederen Thieren vor. Die ganz allgemein verbreiteten, den Magensaft (Lab) liefernden Labdr. sind in ganz besonderer Menge entwickelt im Drüsenmagen der Vögel u. im Labmagen der Wiederkäuer. Bezüglich der Drüsenprodukte bietet die Thierreihe eine reiche Mannichfaltigkeit, u. es sind da z. B. die Farbdr. u. die Byssusdr. der Weichthiere zu nennen, die Spinndr. der Spinnen, die Giftdr. der Skorpione, Bienen ꝛc., die Kalkdr. u. Eiweißdr. des Vogeleileiters, die Moschusdr. der Krokodile u. Schildkröten ꝛc. — Seit Joh. Müller's klassischer Arbeit über die Struktur der D. (1830) haben sich namhafte Anatomen um die Erforschung des feineren Baues, wie Physiologen um die Kenntniß ihrer Thätigkeit verdient gemacht, sind aber noch keineswegs zum Endziel ihrer Arbeit gekommen, so daß in der Drüsenlehre (Adenologie) noch mancherlei Dunkel herrscht. Manche Gebilde fraglicher Natur sind als „Drüsen" bezeichnet worden, ohne es überhaupt zu sein, so die „Pacchionischen D." der Hirnhäute u. die „Zirbeldrüse," in die man ihrer dunkeln Natur wegen den Sitz der Seele verlegen zu müssen geglaubt hat. Der gemeine Mann versteht unter „Drüsen" Lymphdrüsen. Drüsenkrankheiten s. u. „Skrophulose". — Auch bei Pflanzen spricht man von D. u. Drüsenhaaren, u. bezeichnet so Zellanhäufungen od. knopfige Haare, die eine meist klebrige Flüssigkeit absondern, wie auf Erlenblättern, auf jungen Birkenzweigen, an Stengeln der Pechnelke ꝛc.

Drüsenbeutel, s. „Beutel".

Drusenbranntwein u. Drusenöl, s. „Druse".

Drusus war der Beiname einer Linie des röm. Geschlechts der Livier u. einiger Claudier. Claudius Nero **D.**, röm. Feldherr, Sohn des Tiberius Claudius Nero u. Bruder des Kaisers Tiberius, wurde von seiner Mutter Livia im Hause Octavian's, ihres zweiten Gemahls, 38 v. Chr. geboren. Zur Berühmtheit gelangte er durch seine Feldzüge in Deutschland, auf denen er weiter als alle römischen Feldherren vor u. nach ihm in dieses Land eindrang. Nachdem er in Gemeinschaft mit Tiberius Rhätien u. Noricum erobert u. die Donau zur Reichsgrenze gemacht hatte (15 v. Chr.), wurde ihm von August die Provinz Gallien u. der germanische Krieg übertragen. Zuerst bekriegte er die auf dem rechten Ufer des Niederrheins seßhaften Usipeter u. Sigambrer. Dann verband er den Rhein durch einen Kanal (fossa Drusi) mit der Yssel, um mit der Rheinflotte durch die Zuydersee in die Nordsee gelangen zu können, u. griff (12 v. Chr.) die an der nördlichen Küste wohnenden Chauken u. Brukterer zu Wasser u. zu Lande an. Dieses Vordringen der römischen Waffen veranlaßte mehrere deutsche Stämme zu einer engeren Verbindung unter einander. Im J. 11 drang deshalb D. wieder bis an die Weser vor, wurde aber auf dem Rückzuge von den Verbündeten in einem Engpaß überfallen u. verdankte seine Rettung nur der Ordnungslosigkeit des Angriffs. Für diesen Feldzug erhielt D. die Ehre des Triumphs u. den Titel Prokonsul. Da unterdessen auch die Chatten von den Römern abgefallen waren, wandte sich D. im J. 9 gegen diese, drang bis an die Grenze der Sueven u. später über die Weser bis an die Elbe vor. Hier soll ihm ein barbarisches Weib von übermenschlicher Größe in den Weg getreten sein u. sein nahes Ende prophezeit haben. Noch ehe er den Rhein erreichte, starb er in Folge eines Sturzes vom Pferde od. an einer Krankheit im 30. Lebensjahre. D. war seines edlen Charakters wegen bei Heer u. Volk sehr beliebt gewesen. — **D.** Cäsar, einziger Sohn des Kaisers Tiberius, geb. 9 v. Chr., erwarb sich Verdienste in mehreren Kriegen mit den Donauvölkern, fiel aber endlich als Opfer der Ränke Sejan's. Dieser elende Günstling des Kaisers, neidisch auf die Gunst, in welcher D. bei Tiberius stand u. von demselben persönlich beleidigt, verführte dessen Gemahlin u. ließ ihm endlich (23 v. Chr.) durch deren Vermittlung Gift reichen. — **D.** Germanicus, wurde ebenfalls von Sejanus ins Verderben gestürzt u. starb nebst seiner Mutter Agrippina u. seinem Bruder Nero im Gefängnisse den Hungertod.

Dryaden od. Hamadryaden, die Nymphen der Bäume u. Wälder, von denen die Griechen glaubten, daß ihre Lebensdauer mit dem Dasein der Gewächse eng zusammenhänge.

Dryden (spr. Dreid'n), John, berühmter engl. Dichter, geb. 9. Aug. 1631 zu Aldwincle in der Grafschaft Northampton, machte sehr sorgfältige Studien an der Universität Cambridge u. schloß sich zuerst an Cromwell's Partei an, den er in seinen „Heroic stanzas" (1658) verherrlichte, ging aber später zur Hofpartei über u. feierte in seiner „Astraea Redux", (nur zwei Jahre später!) Karl II. In seinem historischen Gedichte „Annus mirabilis" (1666) trat zum ersten Male jene Schönheit des Stils, aber auch jene klug berechnende Verständigkeit hervor, durch welche D. weit mehr glänzt, als durch Tiefe der Empfindung u. durch wahre poetische Kraft. Von 1666 bis zu seinem Tode (1701) war nun D. fortwährend literarisch thätig. Er schrieb 8 größere u. viele kleinere Gedichte, ferner 28 Dramen, die reich sind an glänzenden Bildern, aber arm an frisch pulsirendem, dramatischem Leben, endlich Uebersetzungen aus Boccaccio, Ovid, Horaz, Juvenal, Virgil u. a. Auch lieferte er eine Anzahl prosaischer Aufsätze, die sich durch seine kritische Bemerkungen auszeichnen. Im J. 1668 zum Hof-

dichter ernannt, ließ D. sich durch seine servilen Rücksichten gegen den Hof, in dessen Sinne er mehrere Satiren schrieb, sogar zum Uebertritt zur katholischen Kirche bestimmen. Doch verlor er nach Jakob's II. Entfernung seine Stellung u. gerieth in Dürftigkeit. Gleichwol gehören seine besten Erzeugnisse, z. B. seine berühmte von Händel komponirte Ode auf den St. Cäcilientag („Alexander's Feast") gerade diesen letzten Lebensjahren an. Er starb 1. Mai 1700 u. ward in der Westminsterabtei beigesetzt. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften veranstaltete W. Scott (18 Bde., Lond. 1808; 2. Aufl. 1821).

Nr. 2510. John Dryden (geb. 9. August 1631, gest. 1. Mai 1700).

Dryophis, s. „Baumschlange".

D-S, in der Musik Abkürzung für dal segno (s. d.); auf ärztlichen Rezepten für da, signa, od. detur, signetur d. i. „Gieb u. bezeichne" od. „es werde gegeben u. werde bezeichnet".

Dschaga (Dschagga), ein kleines, interessantes Bergland an der Suaheliküste, in welchem sich aus einem bergigen Plateau mächtige Bergmassen erheben, welche in dem schneebedeckten Kilimandscharo (s. d.) gipfeln. In dieses Land scheint man das Mondgebirge des Ptolemäos u. das Komrgebirge der arabischen Geographen verlegen zu müssen. Wasserreiche, nie versiegende Ströme u. schöne Seen bewässern die Thaleinsenkungen, in denen mildes, gesundes Klima herrscht u. üppige Vegetation den fruchtbaren Boden bedeckt, während unmittelbar darüber, in wunderbarem Kontraste, eine ewige Schnee- und Eisdecke sich ausbreitet. Die reinlichen, gewerbfleißigen u. in Handarbeiten geschickten Bewohner (Wakilemas) sind den benachbarten Wakamba verwandt u. stehen unter despotischer Herrschaft ihrer Herrscher (Mangi). Das von Rebmann entdeckte Land ist in neuerer Zeit von v. d. Decken bereist worden.

Dschagannath auch Dschaggernauth od. Puri, in der Provinz Orissa der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, an dem südlichen Mündungsarme des Mahanaddi, ist ein schön u. gesund gelegener Ort mit 3000 E. u. einer der heiligsten Plätze der Hindus. Herrliche Haine u. Baumpflanzungen mit trefflichen Früchten u. große, schöne Teiche begrenzen die Stadt auf der Landseite. Zahlreiche alte, wunderliche Tempelreste ragen nur zum Theile aus dem Sande der Küste hervor. Die weite Hauptstraße der Stadt besteht fast ganz aus heiligen Gebäuden, Raths genannt, u. zwischen denselben liegenden Baumgärten; am Südende ragt majestätisch der Tempel Bara Dewal, der Hauptwallfahrtsort D's, empor. Der malerische Eindruck, welchen die Stadt selbst macht, wird wesentlich beeinträchtigt durch den Schmutz, welcher in den Straßen wie unter den zahllosen Wallfahrern herrscht. Der genannte Haupttempel des Krischna, auch Tempel des Dschagannath (Weltenherr) genannt, steht auf einem quadratischen, mit hoher Mauer umgebenen Platze, besteht aus einer Pagode, die sich auf einer Basis von nur 10 m. Quadrat bis zu einer Höhe von 65 m. erhebt, u. stammt wol aus dem J. 1198. Zahlreiche kleinere Tempel, den anderen Hindu-Gottheiten geweiht, umgeben die Hauptpagode, in welcher drei 2 m. hohe hölzerne Blöcke mit fratzenhaften Menschengesichtern u. blauer, weißer u. gelber Bemalung als Abbilder der Götter Krischna u. Siva u. der Göttin Subhadra stehen. Jedes der Bilder hat einen hohen, roh gearbeiteten Wagen, der des Krischna ist 14 m. hoch, mißt über 11 m. im Geviert u. steht auf 16 Rädern, von denen jedes 2 m. Durchmesser hat. An dem großen Feste Rath Dschatra werden die Götzenbilder, auf diesen Raths stehend, von Tausenden der auf das Höchste erregten Hindus unter dem Gesange der Braminen nach ihrem 1½ Meil. entfernten Landhause gezogen. Früher opferten sich bei dieser Gelegenheit Fanatiker, indem sie sich von den Rädern der Raths zermalmen ließen.

Dschajapura (Siegesstadt), ehemals Amber genannt, ein unter britischem Schutze stehender Radschputenstaat im nördlichen Ostindien, umfaßt 700 Quadratmeilen mit gegen 2 Millionen E. u. bildet eine öde, sandige oder mit Gras bedeckte Ebene, welche im Norden von Granithügeln begrenzt wird. Die Bodenkultur, früher viel ausgedehnter, ist jetzt sehr beschränkt. Außer den als Eingeborenen geltenden Minas bewohnen das Land die den Ackerbau pflegenden Dschats. Der herrschende Stamm der Radschputen zählt etwa 30,000 Waffenfähige u. hat an seiner Spitze einen Radscha, dessen Würde erblich ist. Das an England zu zahlende Schutzgeld beträgt 40,000, die Staatseinkünfte 45,000 Pfd. Strl. Der berühmte indische Astronom Dschai Singh war Radscha von D. u. Minister Mohammed Schah's, des Kaisers von Delhi. – Die gleichnamige Hauptstadt (ca. 60,000 E.) gilt als die regelmäßigste u. schönste Stadt der Hindus u. ist gut befestigt. Paradiesische Gärten, gut gebaute Steinhäuser, zahlreiche Tempel u. Moscheen, eine ziemlich erhaltene, aber unbenutzte Sternwarte u. die an der Nordseite der Stadt auf einem mehrere Hundert Fuß hohen Berge liegende Citadelle erhöhen den Glanz des Ortes.

Dschats, ein Volksstamm der arischen Inder im nordwestlichen Theile Ostindiens, besonders im Pendschab wohnend, sind dunkelfarbig, kräftig gebaut u. tapfer u. bildeten früher den Kern der Sikhs u. ihrer Heere; in neuerer Zeit haben sie sich dem Ackerbau zugewandt, allenthalben das ihnen gehörige Land trefflich kultivirt u. sich dadurch zur wohlhabendsten Klasse unter der Bevölkerung jener Landstriche emporgeschwungen. Sie selbst nennen sich Singh, d. i. Löwen, u. behaupten Nachkommen der Kschetriyas (Kriegerkaste) zu sein; doch werden sie von den Andern nur als ein ursprünglich niedriger Stamm von Sudras betrachtet. Ein großer Theil von ihnen gehört dem Islam an.

Dschebel (türk.), Bergspitze, Gebirge, Gipfel, kommt meist nur in Zusammensetzung vor, wie z. B. D. al Tarik, Gibraltar; D. al Kasan, Athos; D. Kurun, Taurus; D. Tailamum, Libysches Gebirge.

Dschelâl-ed-Din-Rumi, berühmter persischer Dichter u. Mystiker, geb. 1207 zu Baluk, scharte als Lehrer der Philosophie u. Rechtswissenschaft zu Konijah in Kleinasien viele Schüler um sich, stiftete den Derwischorden der Mewlewi. Seine unter dem Sammeltitel „Diwan" vereinigten lyrischen Dichtungen zeichnen sich durch Schwung u. Gedankenfülle aus; eine Auswahl hat Rosenzweig (Wien 1837) herausgegeben. Noch berühmter ist sein „Mesnewi" (das doppeltgereimte Gedicht), das in mehr als 40,000 zweizeiligen Strophen moralische Lehren u. Bußbetrachtungen giebt, in welche allegorische Erzählungen u. Legenden eingeflochten sind. Dieses Werk betrachten die Mohammedaner als ein unmittelbar von Gott eingegebenes, dem Koran fast gleich zu schätzendes Erbauungsbuch. Eine vollständige Ausgabe mit türkischer Uebersetzung u. Kommentar erschien 1836 in Baluk, Proben in deutscher Uebersetzung haben Hussard u. Hammer mitgetheilt, am gelungensten G. Rosen („Mesnewi", Lpz. 1849).

Dschemschid ist der Name eines alten Perserkönigs, von dem die Perser ihre Größe u. Kultur herleiteten u. dessen Geschichte sie mit vielen Sagen ausschmückten. D. soll Hamadan gegründet, die tausendsäulige Stadt Isthakhor (Persepolis) vollendet, ungeheure Paläste, deren Wände er mit mythologisch-allegorischen Figuren bedeckte, erbaut, den Sonnendienst eingeführt, seinem Volke vortreffliche Gesetze gegeben u. als Förderer von Kunst u. Wissenschaft (bes. der Astronomie), von Wein- u. Bergbau wie auch als Begründer der Perlenfischerei für Persien segensreich gewirkt haben. Bekannt ist der Dsami Dschemschid od. Becher D.'s, in welchem sich der Sage nach alle Vorgänge der Welt mikrokosmisch abspiegelten u. der zugleich eine weissagende, die Zukunft offenbarende Kraft besaß. Er soll, mit dem Unsterblichkeitstranke gefüllt, bei der Gründung von Persepolis gefunden worden sein.

Dschidda od. Dschetta („reich"), der Hafenort Mekka's, liegt zwei Tagereisen westl. von dieser Stadt auf schräger Küstenebene am Rothen Meere, auf der Landseite durch eine neue Mauer, im S. durch ein kleines Fort geschützt. Der Ort hat ungepflasterte breite Straßen mit

hohen steinernen Häusern; die Vorstädte aber bestehen nur aus elenden Erdhütten u. sind von öder Wüste begrenzt. Die wichtigsten Gebäude bilden neben jenem Kastelle die Residenz des Gouverneurs, das Zollhaus u. mehrere Khans. Die 20,000 Bewohner sind nur zum Theil reine Araber, meist Mischlinge der verschiedensten orientalischen Völker. Der äußerst lebhafte Handel D.'s erstreckt sich betreffs der Einfuhr auf Korn, Reis, Butter, Tabak, Oel, Moschus, Räucherwerk, Kokosnüsse, Shals, Kleider u. Sklaven, hinsichtlich der Ausfuhr bes. auf Korallen, Datteln, Kaffee u. Mekkabalsam, geht nach Aegypten, Abessinien, Indien, Mosambik u. den Malavischen Inseln u. hat D. zu einer der reichsten Städte der Türkei gemacht. Tausende von Mekkapilgern, von Sues u. Kosseir kommend, landen daselbst. Am 15. Juni 1858 trieb der Fanatismus die Mohammedaner zu einer furchtbar blutigen Niedermetzelung der dort lebenden Christen, weshalb D. 3 Tage lang von einem englischen Kriegsschiffe bombardirt wurde.

Dschiggetai (d. h. Langohr bei den Mongolen), Equus hemionus, ein isabellfarbener Einhufer mit schwarzer Mähne u. Rückenlinie, hält die Größe zwischen Pferd u. Esel u. lebt herdenweise in den Sandwüsten Mittelasiens.

Dschingis-Khan, Temudschin, mongolischer Eroberer, geb. 1155 als Sohn des mongolischen Häuptlings Yesukai in der östl. Tatarei, folgte seinem Vater im Alter von 13 Jahren u. mußte sehr bald gegen die Anführer der von seinen Vorfahren unterworfenen Stämme die Waffen kehren. Trotz einiger Erfolge im Anfange des Kampfes war D. bald genöthigt, zu den karaitischen Mongolen zu fliehen. Ung-Khan, das Haupt dieses Stammes, nahm ihn auf, gab ihm, nachdem er seine kriegerischen Talente erprobt hatte, seine Tochter zur Frau u. stellte ihn an die Spitze seiner Heere. Doch entzweite D. sich später mit seinem Schwiegervater, u. es kam zwischen beiden zum Krieg, in welchem die meisten Truppen zu D. übergingen, Ung-Khan auf der Flucht nach Tibet sein Leben verlor u. dessen Reich mit der Hauptstadt Karakorum an D. fiel. D. hielt 1204 eine feierliche Versammlung der mongolischen u. türkischen Häuptlinge, auf welcher seine Oberherrschaft anerkannt u. die Prophezeiung eines Schamanenpriesters verkündigt wurde, daß D. zur Herrschaft über die ganze Erde bestimmt sei. D. erklärte nun auch die Lehre von Einem Gotte unter Beibehaltung des alten Naturdienstes zur Staatsreligion u. gestattete vollständige Freiheit der religiösen Ueberzeugung. Nachdem D. auch das Land der Uiguren u. mit diesem den größten Theil der Tatarei unterworfen hatte, brach er 1209 gegen den Kaiser des nördlichen chinesischen Reichs auf, dessen Vasallen seine Vorfahren u. er selbst früher gewesen waren, eroberte Peking 1215 u. wandte sich dann gegen Turkestan, dessen Hauptstädte Bokhara u. Samarkand 1219 in die Gewalt des Siegers kamen. Schonungslos wurden die Schätze der Kunst u. Wissenschaft vernichtet, Tausende von Menschenleben geopfert u. das Reich D.'s bis zum Dnjepr ausgedehnt; nach Süden wurden die Länder bis an den Indus verwüstet. Die letzten Jahre seines Lebens füllte ein neuer Krieg gegen China aus. Im J. 1225 wurde der Kriegszug gegen den König von Si-Hia eröffnet, im Winter die Wüste Gobi durchzogen, das feindliche Heer auf dem See Kokonor geschlagen u. die Hauptstadt Ning-Hia erobert. Um weiter nach Süden vordringen zu können, hatte D. sich mit dem Kaiser von Südchina verbunden; da setzte 1227 der Tod seinem Siegeslaufe ein Ziel. Das gewaltige Reich D.'s fiel an seine Söhne. Die Kriege D.'s haben nicht nur das Leben von mehreren Millionen Menschen gekostet, sondern auch der alten Kultur Turkestans u. Persiens Wunden geschlagen, welche die kommenden Zeiten nicht mehr heilen konnten. Vgl. Erdmann, „Temudschin, der Unerschütterliche" (Lpz. 1862).

Dschodpur, d. i. Kriegerstadt, früher Marwar genannt, ist der größte der unter britischem Schutze stehenden Radschputenstaaten in Vorderindien, umfaßt 1600 □M. mit 1,800,000 E. u. zerfällt in 2 Theile, von denen der nordwestliche der dürren indischen Wüste angehört, während der südöstliche sehr fruchtbar ist. Das Klima ist sehr heiß, doch gesund. Aus vielen zum Theil umfangreichen Seen gewinnt der Fürst Salz in großen Massen; außerdem liefert D. trefflichen Marmor, Blei u. Eisen. Der Ackerbau erzeugt Baumwolle u. Getreide, die Viehzucht Kamele, Pferde, Rinder u. Schafe; die wilde Thierwelt ist dieselbe wie im übrigen Indien. Die Bevölkerung besteht zu 5/8 aus Dschats, zu 2/8 aus Radschputen, zu 1/8 aus Brahmanen od. Dschains, spricht das dem Hindi verwandte Marwari u. treibt lebhaften Handel, für welchen sie Salz, Baumwollenstoffe, berühmte Elfenbeindrechslerwaaren u. Schwerter liefert; zur Ausfuhr des Salzes sollen Karawanenzüge von ca. 40,000 Ochsen aufgeboten werden. Dem Opiumgenusse ist sie leidenschaftlich ergeben. Die 1519 durch Maharadscha Dschanda gegründete Hauptstadt D. etwa 100,000 E., liegt am Saume einer waldigen Ebene, ist überragt von der Citadelle u. dem fürstlichen Residenzpalaste u. gewährt einen überaus schönen Anblick. 2 Stunden nördlich von ihr liegen die malerischen Ruinen der alten Marwarhauptstadt Mandore.

Nr. 2511. Pagode in Dschagannath.

Dschonke, ein chinesisches Fahrzeug, dessen Vorder- u. Hintertheil sich weit über den Wasserspiegel erhebt. Die D. führt 2 Masten mit je einem großen, aus Binsenmatten zusammengesetzten Segel, das sich, um die Wirkung des Windes zu erhöhen, beim Aufziehen in eine Reihe Falten legt. Als Beleg der Vortrefflichkeit chinesischer Schiffbaukunst kann die D. jedoch nicht dienen, denn ihre Rippen u. Streben sind mit den Balken so nachlässig verbunden, daß ein wohlgezielter Schuß in den Rumpf des Schiffes dieses sofort der größten Gefahr aussetzt.

Dschungel, auch Dschungeln, heißen die weiten mit Rohr od. hohem Grase bewachsenen Sümpfe Indiens, welche bes. da sich bilden, wo die wasserreichen Bergströme zuerst in ebenes Land heraustreten; in ihnen

hausen Krokodile, Schlangen, Tiger u. Elefanten, doch wird auch ein Theil der weniger verwachsenen Grasdickichte als Viehweide benutzt, u. selbst einzelne Dörfer finden sich inmitten weiter Dschungeldistrikte.

Dschungelhuhn (Gallus Stanleyii), eine auf Ceylon lebende Hühnerart, ähnlich dem Bankivahuhn. Dschungelvögel heißen ferner hühnerartige Vögel Australiens u. der umliegenden Inseln, die Megapodiden od. Großfußhühner, die ihre Eier in eigenthümlichen, mit Hülfe ihrer großen, kräftigen, langkralligen Füße von ihnen erbauten Hügeln von Erde, Laub, Zweigen ꝛc. legen. In diesen Hügeln, welche oft eine Höhe von 1–5 m. u. einen Durchmesser bis zu 6 m. erreichen, überlassen die Vögel das Ausbrüten allein der Gährungswärme der aufgehäuften organischen Stoffe. Die Eingebornen graben diese wohlschmeckenden Eier aus. Man unterscheidet mehrere Arten: Talegalla Lathami, Leipoa ocellata, Megapodius tumulus.

Nr. 2512. Der australische Dschungelvogel (Talegalla Lathami)

Dsungarei, nordwestl. Provinz China's, ist in neuerer Zeit theils selbständig geworden, theils von Rußland besetzt (vgl. „China").

Du, Pronomen der zweiten Person, war in den ältesten Zeiten, wie bei den meisten unkultivirten Völkern noch jetzt, die gewöhnliche Form der Anrede; in Deutschland herrschte dieselbe bis in das 9. Jahrh. n. Chr. in allen Ständen, selbst die Fürsten wurden „geduzt"; jetzt aber findet man sie im allgemeinen Gebrauch nur noch in einzelnen abgeschlossenen Alpenthälern; eine ausgedehntere Verwendung als im gewöhnlichen Leben findet das Du in der Poesie. Im 9. Jahrh. erscheint „Ihr" für „Du" in der Ansprache an höher stehende Personen häufiger, u. letzteres nahm immer mehr den Charakter der Vertraulichkeit an, die den Angeredeten eben so wol als gleichstehend, wie als niedriger bezeichnen konnte. In einzelnen Landgemeinden herrscht noch heute die Sitte, daß der Pastor die Gemeindemitglieder mit D. anredet, während diese ihm gegenüber „Ihr" gebrauchen; erst nach der Aufhebung der Leibeigenschaft ist das Du aus dem Verkehr zwischen der Gutsherrschaft u. dem Bauer geschwunden, u. noch länger hat es sich im Militär als Anredeform für den gemeinen Soldaten von Seite des höheren erhalten. „Ihr" drückte die Hochachtung aus; so nannte Luther seinen Sohn Hans „Ihr", als er Magister geworden war. Am Ende des 16. Jahrh. ersetzte in gewissen Fällen auch das Pronomen der dritten das der zweiten Person: „Er" u. „Sie" trat für „Du" u. „Ihr" ein — ein Gebrauch, der in der Literatur fast ausschließlich nur von Höherstehenden gegen Untergebene stattfindet, dagegen unter den Landleuten noch heute weit verbreitet ist. Bis in die Reformationszeit herrschte das „Du" im Verkehr zwischen Seitenverwandten u. den in Alter u. Stellung gleichstehenden Gliedern des niederen Volkes vor. Auch wurde es von den Eltern gegen die Töchter u. unmündigen Söhne gebraucht, in der Anrede der Kinder an die Eltern aber, wie überhaupt im Verkehr gegen Höherstehende, durch „Ihr" ersetzt. Seit dem 17. Jahrh., nachdem infolge des franz. Einflusses eine schärfere Scheidung der Stände u. eine stärkere Hervorhebung der gesellschaftlichen Abstufungen eingetreten war, wurde auch die dritte Person der Mehrzahl für die zweite, „Sie" für „Ihr" gebraucht u. das Zeitwort dieser Aenderung angepaßt. Die romanischen Sprachen zeigen keine ähnliche Erscheinung, obgleich gerade der sog. „Pluralis majestaticus" in den lat. Erlassen der Kaiser zu dieser deutschen Eigenthümlichkeit Veranlassung gegeben hat. Man ließ nämlich auch bei der Anrede auf die in der Einzahl stehenden Titel, wie „Majestät, Gnade, Durchlaucht" u. s. w. das Prädikat im Plural folgen, z. B. „Eure Majestät haben geruht." An die Stelle des Titels trat sodann das Pronomen „Sie" u. gewann schon in der Mitte des 18. Jahrh. im geselligen Verkehr das Uebergewicht über „Ihr", während die Poesie an letzterem festhielt. Für „Du" giebt es in der Schweiz eine diminutive Koseform „duli", in niederdeutschen Dialekten „duking".

Dual (lat.), Zweizahl, heißt in der Grammatik die Deklinations u. Konjugationsform, durch welche, im Gegensatz zu der Einheit des Singular u. der Vielheit des Plural, die Zweiheit von Gegenständen od. handelnden Personen bezeichnet wird. Der D., eine der ältesten Sprachformen, hat sich in den meisten lebenden Sprachen verloren; er war der Ursprache der Indogermanen eigen, hat sich im Sanskrit, im Griechischen u. Gothischen noch erhalten, z. B.: gothisch Sing. it (ich), D. vit (wir beide), Plur. veis (wir). Im Neuhochdeutschen findet sich der D. nur noch im Pronomen der 2. Person in oberdeutschen Mundarten, als: es (ihr Beide), enker (euer Beider), enk (euch Beiden). Auch die semitischen Sprachen, nam. das Hebräische u. Arabische, kennen den D.

Dualin; diesen Namen führt ein von C. Dittmar erfundenes u. fabrizirtes neues Sprengmittel, welches als ein gelblichbraunes Pulver erscheint, an offener Luft entzündet ohne Explosion verbrennt, in beschränktem Raume dagegen wie gewöhnliches Sprengpulver zur Explosion gebracht werden kann. Seine Wirkung soll jedoch bedeutend größer sein als die des letzteren, dagegen bei gleichem Volumen um 50 Proz. hinter der des Dynamites zurückstehen. Das D. scheint nur eine mit Nitroglycerin getränkte Nitrocellulose zu sein.

Dualismus (lat.), Zweiheit, Zweierleiheit, ein Wort, das bes. in der Religionsgeschichte u. Philosophie gebraucht wird. In ersterer bezeichnet es die Annahme zweier in schroffem Gegensatze stehender Grundprinzipien eines guten u. bösen Prinzips. So ist z. B. die Religion des Zoroaster eine dualistische, indem sie die Existenz zweier in gegenseitiger Feindschaft lebender Grundprinzipien, eines Lichtgottes u. eines Gottes der Finsterniß, lehrt. Auch die christliche Lehre von dem Widerstand des Teufels gegen Gott, überhaupt die Annahme eines selbständigen Reiches des Teufels, wird mit Recht oft als D. bezeichnet. In der Philosophie versteht man unter D. bes. die schroffe Unterscheidung des Geistes u. der Materie (des Stoffes) als gänzlich verschiedene Dinge. Philosophischer D. ist auch die Annahme des Idealen u. Realen als zweier gegensätzlicher Grundprinzipien, auf welche alle übrigen Gegensätze zurückzuführen seien. Den Gegensatz zum D. bildet der Monismus, die Annahme der Einheit; eine monistische Philosophie z. B. nimmt an, daß Leib u. Seele nur verschiedene Erscheinungsformen desselben Wesens seien. — In der Sprache der Politik bezeichnet D. eine Zweitheilung der Staatsgewalt, z. B. das Nebeneinanderstehen einer geistlichen u. weltlichen Macht, od. die Theilung der Staatsgewalt zwischen Regierung u. Volksvertretung. Insbes. heißt D. die 1867 (infolge des österreichisch-ungarischen Ausgleichs) vollzogene Zweitheilung des österr. Kaiserstaates in eine cis- u. eine transleithanische Hälfte, die nur durch das gemeinsame Herrscherhaus u. durch gewisse gemeinsame Angelegenheiten zusammenhängen, im Uebrigen aber als selbständige Staaten neben einander bestehen.

Duban (spr. Dübang), Felix, ein franz. Architekt der Gegenwart, der sich vorzüglich durch seine im edelsten Renaissancestil durchgeführten Bauten, nam. durch die École des beaux arts in Paris, durch die heil. Kapelle im Schlosse zu Blois, durch die Galerie d'Apollon im Louvre u. mehrere andere Bauten einen bedeutenden Namen erworben hat. Er starb im Okt. 1871 zu Paris.

Dubarry (spr. Dübarry), Gräfin Marie Jeanne, die letzte Geliebte Ludwig's XV. von Frankreich, geb. als die Tochter des Steuerbeamten Gomart de Vaubernier zu Vaucouleurs 19. Aug. 1746, ging nach dem Tode ihres Vaters nach Paris, wo sie Anfangs als Putzmacherin ihren Unterhalt verdiente, aber bald durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit der Wüstlinge auf sich zog u. ein unzüchtiges Genußleben zu führen begann. Unter ihrem Courtisanennamen L'Ange dem fast 60jährigen Könige zugeführt, fesselte sie diesen so sehr, daß er sie zum Scheine an den Grafen Guillaume D. verheirathete, um sie bei Hofe einzuführen u. an Stelle der verstorbenen Pompadour treten zu lassen. Sie beherrschte den schwachen König völlig, stürzte den Minister Choiseul u. brachte den Herzog von Aiguillon ans Ruder, kümmerte sich aber im Uebrigen wenig um die Politik, sondern lebte nur dem Vergnügen, wobei ihre Gutmüthigkeit nur von ihrer Verschwendungssucht übertroffen ward. Nach Ludwig's XV. Tode hielt sie sich auf ihrem Schlosse bei Marly auf. Während der Revolution des Einverständnisses mit den Emigranten angeklagt, ward sie 6. Dez. 1793

guillotinirt. Auf ihrem letzten Gange legte sie die größte Feigheit an den Tag, u. als sie schon den Kopf unters Beil legen sollte, flehte sie: „Encore un moment, Monsieur le bourreau!“ (Noch einen Augenblick, Herr Scharfrichter!). Die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren sind unecht u. haben eine Madame Guénard zur Verfasserin.

Dublin (spr. Döbblin), Hauptstadt Irlands mit 295,900 E. (1871), an beiden Ufern des Liffey u. an der irischen See gelegen, ist Sitz des Vizekönigs, eines katholischen u. eines protestantischen Erzbischofs u. der höchsten Verwaltungsbehörden. D. ist eine der schönsten Städte Europa's; seine Häusermassen erheben sich im Hintergrunde einer fast 2 M. langen u. 1 M. breiten Bai, von welcher zwei gewaltige Molen, der Bull Wall u. South Wall, einen geräumigen u. sicheren Hafen abschneiden. Die Umgegend ist im N. u. W. eben, nur im S. hügelig. Der Fluß theilt die fast kreisrunde Stadt in zwei Hälften, welche durch 9 Brücken verbunden sind; seine Ufer werden von schönen Granitkais eingefaßt, seine Mündung dient als Hafen, u. der Royal Canal u. Grand Canal, welche die eigentliche Stadt von den nördl. u. südl. Vorstädten trennen, verbinden ihn mit dem Innern des Landes. Die östl. Stadttheile sind neueren Ursprungs u. werden von den reicheren Klassen der Bevölkerung bewohnt; in den westl., alterthümlich gebauten Vierteln wohnen die ärmeren Leute. Die schönste Straße D.'s ist Sackville Street mit glänzenden Hotels, großartigen Palästen, dem Generalpostamt u. der 1808 errichteten, 40 m. hohen Nelson Säule. Der Phönix Park im W. der Stadt enthält die Residenz des Vizekönigs, ein Militärhospital, den zoologischen Garten, einen 62 m. hohen Obelisk zur Erinnerung an die Siege Wellington's u. eine Säule zu Ehren Lord Chesterfield's. Die hervorragendsten öffentlichen Gebäude D.s sind: das im ältesten Theile der Stadt gelegene Schloß (the Castle), eine im Anfang des 15. Jahrh. angelegte, in den späteren Zeiten vielfach erweiterte Burg, in welcher die obersten Landesbehörden ihren Sitz haben, die von der Königin Elisabeth gegründete Universität mit einer Bibliothek von 16,000 Bänden, der Gerichtshof u. das Stadthaus, vor welchem Georg's I. Bildsäule steht. Unter den 95 Kirchen D.s, von denen 85 der protestantischen Konfession dienen, sind die merkwürdigsten die alte gothische St. Patrick's-Kathedrale mit dem Grabmale des Dechanten Swift u. die neue St. Georgs-Kirche. — Die Bildungsanstalten D.'s sind zahlreich; von den 3 Universitäten ist Trinity College protestantisch, Roman-Catholic-University in Stephens Green katholisch u. Queens-University konfessionslos; medizinische Studien werden an dem Kolleg der Aerzte u. Wundärzte getrieben. Unter den wissenschaftlichen Vereinen zeichnen sich aus die Royal Society (gegründet 1709) mit einer bedeutenden Bibliothek u. einem Museum, u. die Irische Akademie (gegründet 1786). Der Bildungszustand der niederen irischen Bevölkerung ist noch ein sehr mangelhafter u. die Armuth in den west. Stadttheilen, trotz der zahlreichen, gut eingerichteten Wohlthätigkeitsanstalten, oft entsetzlich. Der Gegensatz zwischen irischem u. englischem Wesen prägt sich gerade in D. sehr scharf aus sowol in religiöser, wie in sozialer u. politischer Beziehung. Das Feniertum zählt hier eine große Masse von Anhängern. Die Industrie D.s ist unbedeutend u., nam. in Bezug auf Leinenfabrikation, von Belfast überflügelt worden; nur die Brauereien u. Whiskybrennereien sind von Wichtigkeit. Als Handelsplatz ist D. aber immer noch nennenswerth; Schiffe von 1400 Tonnen können bis zur Stadt gelangen; doch ziehen viele von den größeren Seeschiffen den mit D. durch eine Eisenbahn verbundenen Hafen von Kingstown an der Südseite der Dublin-Bai vor, welcher vor den Ostwinden besser geschützt ist als der von D.

Dublone, auch Doblone (Doppelstück), eine in Spanien, Amerika, Afrika, auf Haiti u. in mehreren andern Ländern gangbare Goldmünze von verschiedenem Werthe. Selbst in Spanien ist dieser verschieden, je nach der Zeit der Prägung. Die vor 1848 geprägte D. ist = 9,816 Thlr. Gold (Friedrichsdor zu 5 Thlr.), die nach 1848 geprägte dagegen = 6,219 Thlr. Gold (Doblon de Isabel). Jn Fez u. Marokko = 14 Thlr. 14 Sgr. 1¼ Pf. preuß. Auf Haiti = 22 Thlr. 29 Sgr. 2¾ Pf. preuß. Jn Südamerika ist die D. einer Onza gleich u. beträgt diese in Bolivia = 22 Thlr. 15 Sgr. 7 Pf. preuß.; in Buenos Aires = 20 Thlr. 21 Sgr. 6½ Pf.; in Chile = 22 Thlr. preuß. Cour.; in Columbia wie in Bolivia; in Guatemala = 21 Thlr. 4 Sgr. 7⅓ Pf. preuß. Cour. — Der russ. Doppeldukaten wird ebenfalls Platina-Dublone genannt.

Dübner, Joh. Friedrich, verdienstvoller Philolog, geb. 21. Dez. 1802 zu Hörselgau, bildete sich auf dem Gymnasium in Gotha u. an der Universität Göttingen, war 1826—31 Professor am Gymnasium zu Gotha u. wurde 1832 von Didot zur Bearbeitung des „Thesaurus“ von Stephanus nach Paris berufen. Jn den Ausgaben, die er für Didot's „Bibliotheca graeca“ lieferte, nam. in der 1864 herausgegebenen griech. Anthologie, zeigte er ein reiches Wissen u. kritischen Scharfblick. D. hat sich außerdem eifrig um die Hebung der franz. Gelehrtenschulen bemüht, für deren Gebrauch er eine Anzahl kritischer Schulausgaben griech. u. röm. Klassiker ausarbeitete. Er starb 13. Okt. 1867 zu Montreuil sur bois.

Dubois (spr. Düboah), Frédéric, schweizerischer Naturforscher, geb. 28. Mai 1798 zu Motiers-Travers, war Hauslehrer bei einem Edelmann in Litthauen, studirte aber, nachdem er ausgedehnte Reisen in Polen u. im nördl. Rußland gemacht, noch in Berlin Geologie u. veröffentlichte 1831 eine Schrift über „Fossile Conchyliologie“. Jn den J. 1832—34 bereiste D. die Küstenländer des Schwarzen Meeres u. gab später darüber eine für die Naturgeschichte werthvolle Reisebeschreibung heraus; 1843 wurde D. Professor der Archäologie an der Akademie von Neuchatel, wo er 7. Mai 1849 starb.

Dubois (spr. Düboah), Guillaume, franz. Kardinal u. Staatsmann, geb. 6. Sept. 1656 zu Brive-la-Gaillarde in der Auvergne, kam nach Beendigung seiner Studien als Hofmeister in das Haus des Herzogs von Orleans, wo er durch seine Begabung u. Gewandtheit bald großen Einfluß gewann. Er wußte die Verheirathung des seiner Erziehung anvertrauten jungen Prinzen von Orleans mit einer natürlichen Tochter Ludwig's XIV. durchzusetzen u. erwarb sich dadurch die besondere Gunst des Königs. Nachdem er als Gesandtschaftsattaché in London Gelegenheit gehabt, seine diplomatischen Talente zu zeigen, diente er dem Herzog von Orleans als Sekretär u. wurde 1715, als dieser die Regentschaft übernahm, zum Staatsrath ernannt. Die Geschicklichkeit, mit welcher er die von dem schlauen Kardinal Alberoni gelenkte spanische Politik durchkreuzte u. dieser gegenüber eine Koalition zwischen Frankreich, England u. Holland bewirkte (1718), befestigte das uneingeschränkte Vertrauen, das der Herzog-Regent in ihn setzte, u. trug ihm das Ministerium des Auswärtigen, das Erzbisthum von Cambrai u. den Kardinalshut ein. Jm J. 1722 zum Premierminister ernannt, ließ er seiner Herrschsucht rücksichtslos die Zügel schießen u. ergab sich einem wüsten Genußleben, das seine Kräfte aufrieb u. rasch seinen Tod herbeiführte (10. Aug. 1723). Die seinen Namen tragenden Memoiren (4 Bde., Paris 1829) sind unecht.

Nr. 2513. Emil Du Bois Reymond (geb. 7. Nov. 1818).

Du Bois Reymond (spr. Dübea Rehmong), Emil, einer der berühmtesten Physiologen der Gegenwart, wurde 7. Nov. 1818 zu Berlin geb., wo sein Vater höherer Verwaltungsbeamter war. Seine Vorbildung erhielt er in seiner Vaterstadt auf dem franz. Gymnasium u. bezog auch daselbst 1837 die Universität als Student der Theologie u. Philosophie. Bald jedoch entsagte er diesem Studium u. folgte seiner Neigung für die Naturwissenschaften, indem er 1838 in Bonn vorzugsweise Geologie, sodann in Berlin Anatomie u. Physiologie unter der Leitung Johannes von Müller's studirte. Auf Anregung seines berühmten

Lehrers begann er 1841 seine Untersuchungen über die elektrischen Erscheinungen im thierischen Körper. Die erste Veröffentlichung seiner in dieser Richtung mit größtem Scharfsinn u. erstaunlicher Genauigkeit ausgeführten Versuche erschien in Poggendorff's Annalen (1843, Bd. 58). Zusammengefaßt enthält aber die Ergebnisse seiner Arbeiten das epochemachende Werk „Untersuchungen über thierische Elektrizität“ (von 1848—60, bisher 2 Bde.). Die ersten Veröffentlichungen D. B. R.'s fielen in eine Zeit, wo der Streit über das Vorhandensein der thierischen Elektrizität zu Ungunsten der letzteren entschieden schien. D. B. R. jedoch gelang es nachzuweisen, daß unabhängig von Metallerregern die Nerven u. Muskeln von bestimmt angeordneten Strömen durchzogen werden, u. dadurch eroberte er der Physiologie ein Gebiet wieder, das durch freiwillige Aufgabe fast schon verloren gegangen war. Er eroberte es nicht nur, sondern er übergab es der Wissenschaft kultivirt u. beleuchtet. Stieß er auch in der ersten Zeit auf lebhaften Widerstreit, so wußte er denselben doch bald zu beseitigen. Für das Ausland haben dazu nam. seine Reisen nach London u. Paris (1850 bis 53) beigetragen. Außer dieser seiner ganz speziellen Domäne hat D. B. R. aber auch die physikalische Anschauung der menschlichen Funktionen wesentlich gefördert, indem er immer das mechanisch-mathematische Prinzip herauszufinden weiß. Die Apparate, welche er für seine Untersuchungen selbst erfunden hat, wie z. B. der D. B. R.'sche Schlittenapparat, sind mustergiltig. Eine außerordentliche Gelehrsamkeit, durch glänzende Beredsamkeit gehoben, hat die Vorlesungen D. B. R.'s zu den besuchtesten an der Berliner Universität gemacht, an welcher er seit 1858 die durch Johann v. Müller's Tod erledigte ordentliche Professur für Physiologie bekleidet, nachdem er 1849 schon an der Berliner Kunstakademie als Lehrer der Anatomie, später als außerordentlicher Professor an der Universität thätig gewesen war. Mitglied der Berliner Akademie ist er seit 1851.

Dubois-Pigalle, Paul, ein sehr geschätzter franz. Bildhauer der Gegenwart, geb. 18. Juli 1829 zu Nogent-sur-Seine, der seine Kunst zwar unter Armand Toussaint erlernte, sich aber mehr nach Michelangelo u. Donatello ausbildete. Schon seine erste Schöpfung, ein Mandolinspieler (Bronzestatue), wurde sehr beifällig aufgenommen. Von wunderbarer Energie ist seine Marmorfigur eines dem Bade entsteigenden Narciß, u. von tiefer Empfindung die Bronzefigur des Täufers Johannes als Kind (1863). D. betheiligte sich namentlich auch bei der plastischen Ausschmückung der Façade der Großen Oper zu Paris.

Dubs, Jakob, schweiz. Staatsmann, geb. 1822 zu Affoltern am Albis (Kanton Zürich), betrat nach Beendigung seiner jurist. Studien (an den Universitäten Bern, Heidelberg u. Zürich) in seiner Heimat die richterliche Laufbahn u. wurde 1855 zum Mitglied, 1857 zum Präsidenten des eidgenössischen Bundesgerichts ernannt. Gleichzeitig entfaltete er auf politischem Gebiete, als Mitglied des Großen Raths von Zürich, als Regierungspräsident u. Direktor des Erziehungswesens, sowie als Mitglied des National- u. des Ständerathes, welchen Versammlungen er wiederholt präsidirte, eine eifrige u. freisinnige Thätigkeit. Im J. 1861 in den Bundesrath gewählt, machte er sich als Leiter des Justizdepartements nam. um die Einführung eines schweiz. Handelsgesetzbuches mit Wechselordnung verdient. Als Bundespräsident (1864) wirkte er für den Abschluß eines Handelsvertrags zwischen der Schweiz u. Frankreich u. für die rechtliche Gleichstellung der Juden. Die Bundespräsidentschaft wurde ihm 1868 zum zweiten, 1870 zum dritten Male übertragen. Von seinen jurist. Arbeiten verdient bes. der „Entwurf eines Strafgesetzbuches für den Kanton Zürich“ (Zürich 1855) Erwähnung.

Dubufe (spr. Dübühf), Claude Marie, franz. Porträtmaler, geb. 1790 zu Paris, gest. das. 21. April 1864, war ein Schüler David's u. hat sich nam. durch seine Porträts aus der Frauenwelt bekannt gemacht, in denen er, dem Geschmack der vornehmen Pariser Welt huldigend, entweder Koketterie, Frivolität u. nackte Sinnlichkeit, od. umgekehrt eine gesuchte Melancholie herrschen ließ. — Auch sein Sohn Edouard **D.**, ein Schüler seines Vaters u. Paul Delaroche's, ist ein Hauptvertreter des eleganten Modeporträts.

Duc (franz., spr. Dück, im Italien. Duca, im Span. Duque, im Engl. Duke, vom lat. dux, Heerführer, Feldherr, später auch für Statthalter gebraucht), soviel wie Herzog, ein theils erblicher, theils nur persönlicher, zwischen prince u. comte stehender Adelstitel in Frankreich, wie z. B. Herzog von Richelieu, von Choiseul 2c. Unser deutsches Wort „Herzog“ entspricht jedoch dem Titel D. nicht vollständig, indem dasselbe den Begriff der Souveränetät nicht ausschließt.

Du Cange, s. „Du Fresne“.

Duccio di Buoninsegna (spr. Duttscho di Boninsenja), ein ausgezeichneter Maler, der am Ende des 13. u. im Anfange des 14. Jahrh. in Siena blühte. Fast alle seine sicher beglaubigten Bilder sind verloren gegangen, bis auf ein Hauptaltarbild im Dom zu Siena, ursprünglich eine auf beiden Seiten bemalte Holztafel: auf der Vorderseite eine Madonna mit dem Kinde, umgeben von vielen Engeln u. Heiligen, auf der Rückseite die Leidensgeschichte Christi in 26 Bildern, vom Einzug in Jerusalem bis zur Begegnung in Emmaus; dazu kamen noch die 18 Bilder des Untersatzes aus der Geschichte des Heilandes vor u. nach seinem irdischen Leben, sowie die bemalten Giebel. Später wurde die Tafel durchgesägt u. in selbständige Bilder zerlegt; die vordere u. die hintere Seite erhielten an zwei sich gegenüber stehenden Wänden des Domes ihren Platz, Giebel u. Untersatz wurden in der Sakristei untergebracht. Die Darstellung der Vorderseite zeichnet sich durch Ebenmäßigkeit u. feierliche Stimmung aus, während die Rückseite eine mehr dramatische Behandlung zeigt. In beiden bekundet D. trotz mancher Fehler in der Zeichnung eine Klarheit der Anschauung, eine Tiefe der Empfindung u. einen Schönheitssinn, daß man sich in die Zeit der vollendetsten Kunst versetzt glaubt. Vgl. E. Braun, „Die Passion des D. d. B. Nach Zeichnungen von Bartoccini“ (26 Bl., Lpz. 1850).

Du Chaillu (spr. Dü Schalljü), Paul Belloni, bekannter Afrikareisender, Franzose, ward geb. in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts u. in Newyork unter dem Namen Chaylion naturalisirt. D. hielt sich längere Zeit am Flusse Gabun in Afrika auf, unternahm seit 1851 mehrere Reisen landeinwärts von der Gabun-Bucht aus u. durchstreifte dann im Auftrage der Academy of Natural sciences in Philadelphia vier Jahre lang das Kongogebiet. Der von ihm über diese Streifzüge veröffentlichte, seiner Zeit vielbesprochene Reisebericht „Explorations and adventures“ (Lond. 1861; deutsch. Berl. 1862) war reich an neuen u. wichtigen Ergebnissen, vornehmlich betreffs der in der Gegend des Gabun einmündenden Küstenflüsse. Bedeutend war nam. die zoologische Ausbeute; D. Ch. war es, der Europa mit dem Gorilla, dem er mit besonderem Eifer nachgestellt, näher bekannt gemacht hat. Eine zweite Reise trat er 1863 an, drang diesmal noch tiefer in das Innere von Westafrika vor, wurde aber 1865 durch den Ausbruch einer Epidemie u. die feindselige Haltung der Eingeborenen zu schleuniger Rückkehr genöthigt. Sein Reisebericht „A journey to Ashango-Land“ (Lond. 1867) brachte viele neue Auskünfte über Land u. Leute von Westafrika, nam. über den Wanderstamm der Obongo, eine Art von Negerzigeunern mit behaartem Körper u. von ungewöhnlich kleinem Wuchs ($1^1/_3$—$1^2/_3$ m.). Vgl. Oberländer, „Westafrika“, Lpz. 1874.

Duchâtel (spr. Düschatél), Graf Charles Marie Tanneguy, franz. Staatsmann u. volkswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. als Sohn des von Napoleon I. zu hohen Stellen u. Würden beförderten Grafen Charles Jacques Nicolas D., aus dessen Ehe mit der durch ihre Schönheit berühmten Gräfin Papin, zu Paris 19. Febr. 1803, war zuerst Advokat u. auf dem Gebiete der Nationalökonomie im Sinne der doktrinären Schule thätig. So empfahl er in seiner Schrift: „De la charité dans les rapports avec l'état moral et le bien-être matériel des classes inférieures de la société“ (Paris 1829, 2. Aufl. 1836) als Heilmittel für die Leiden der armen Klassen die Praxis der dreifachen Formel: „Arbeit, Sparsamkeit u. Klugheit in der Heirath.“ Nach der Julirevolution ward D. als Staatsrath im Finanzministerium angestellt, u. als er diesen Posten im Okt. 1832 niedergelegt, vom Dep. Nieder-Charente in die Kammer gewählt. In den J. 1834 bis 1848 war er nach einander Handelsminister, Finanzminister u. Minister des Innern. Ihm vor Allem schreibt man es zu, daß das letzte Ministerium Ludwig Philipp's gegen alle Reformforderungen taub blieb u. durch sein halsstarriges Pochen auf die Macht die Februarrevolution herbeiführte. Nach seinem Sturze ging D. nach England, von wo er aber schon nach einigen Monaten wieder nach Paris zurückkehrte u. 5. Nov. 1867 starb. Außer obiger Schrift gab D. noch heraus: „Documents statistiques sur la France“ (Par. 1833).

Duché (franz., spr. Düschéh), in Frankreich eine zur Würde eines Herzogthums (jedoch nicht in der deutschen Bedeutung) erhobene Herrschaft (s. „Duc").

Duchesne (spr. Düschähn), André, einer der ältesten franz. Geschichtschreiber, geb. 1584 zu Isle-Bouchard in der Touraine, studirte zu London u. Paris, wurde unter dem Ministerium Richelieu königl. Historiograph u. starb 30. Mai 1640. Seine Hauptarbeit ist das großartige Quellenwerk: „Historiae Francorum scriptores" (5 Bde., Paris 1636—1649), welche sein Sohn François, der ihm im Amte des königl. Historiographen folgte, vom 3. Bande an fortsetzte. Werthvoll sind ferner D.'s Arbeiten auf dem Gebiete der franz. Adelsgeschichte u. seine „Historiae Normannorum scriptores antiqui" (Par. 1619).

Duchoborzen (Duchoborzi), d. i. Geisteskämpfer, eine seit 1750 bekannte, an die engl. Quäker erinnernde Sekte der russ.-griech. Kirche. Die D. nehmen, unter Verwerfung der äußeren Kirche u. ihrer Sakramente, nur die unsichtbare Kirche an, zu welcher auch Andersgläubige, wie z. B. Mohammedaner u. Juden, gehören können. Sie haben keine fest bestimmten gottesdienstlichen Tage, sondern versammeln sich je nach Bedürfniß zum Gebete. Sie verweigern Eides- u. Kriegsdienstleistung, erkennen keine Standesunterschiede an, leben einfach u. streng sittlich u. wählen, anstatt der Priester, gemeinsam aus ihren Aeltesten die Leiter ihrer öffentlichen u. religiösen Angelegenheiten, indem sie ihnen durch Handauflegen die Weihe hierzu ertheilen. In ihren Glaubenssätzen zwar nicht ganz entschieden u. klar, stimmen sie jedoch überein in der Nichtanerkennung der Lehre von der Göttlichkeit Christi u. der Trinität. Die Sekte ist den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Zwar sicherte ihr Alexander I. 1804 Duldung zu u. wies ihr im Gouvernement Taurien Wohnsitze an; doch hatte sie noch unter Nikolaus u. selbst in neuester Zeit viel von Seiten der Regierung zu leiden. Der Hauptstamm der Sekte (etwa 3000 Mitglieder) wohnt in dem hoch u. einsam gelegenen Bezirk Achalkalaki in Transkaukasien, der jetzt nach ihnen Duchoborze heißt.

Duckwitz, Arnold, deutscher Politiker, geb. 27. Jan. 1802 zu Bremen, ließ sich in seiner Vaterstadt als Kaufmann nieder, wurde 1841 Senator, gehörte 1848 dem Vorparlament u. dem Fünfzigerausschuß an u. wurde zum deutschen Reichsminister des Handels ernannt, in welcher Stellung er die Gründung einer deutschen Flotte anzubahnen suchte. Nach dem Scheitern der nationalen Bewegung kehrte er nach Bremen zurück, wo er wieder in den Senat eintrat, den Abschluß des Vertrags zwischen Bremen u. dem Zollverein bewirkte (1856) u. 1857—63 den Posten eines Bürgermeisters bekleidete.

Duclerc (spr. Düklärk), Charles Théodore, franz. Publizist, geb. 9. Nov. 1812 zu Bagnères de Bigorre, studirte zu Paris, wandte sich aber bald der Journalistik zu. Am 25. Febr. 1848 wurde er Maire von Paris, im März desselben Jahres Untersekretär im Finanzministerium u. im Mai Finanzminister; doch legte er 1849 sein Amt nieder u. zog sich von aller politischen Thätigkeit zurück. Mit Garnier-Pagès gab D. eine „Histoire de la politique financière de la France depuis Henri IV." (Paris 1846) heraus.

Ducornet (spr. Dükorneh), Louis César Joseph, franz. Maler, geb. 10. Jan. 1806 zu Lille als der Sohn eines armen Schuhmachers. Ohne Arme u. mit verkrüppelten Füßen zur Welt gekommen, brachte er es durch eisernen Fleiß dahin, die mangelnden Hände durch die Füße zu ersetzen, mit deren einem er die Palette hielt, während er mit dem andern den Pinsel führte. Er lieferte eine Reihe trefflicher Bilder historischen u. religiösen Inhalts, namentlich aber wohlgelungene, in großem Stil ausgeführte Porträts (wie das von Ludwig Philipp) wurde mehrfach ausgezeichnet, starb jedoch in sehr kümmerlichen Verhältnissen 27. April 1856 zu Paris.

Ducos (spr. Dükoh), Jean Etienne Théodore, franz. Staatsmann, geb. zu Bordeaux 22. Aug. 1801, gehörte seit 1834 der Deputirtenkammer an, wo er sein Augenmerk bes. auf die Mängel der Kriegs- u. Handelsflotte richtete, ward im März 1848 in die Konstituirende u. später auch in die Gesetzgebende Versammlung gewählt u. verwaltete vom 9. bis 24. Jan. 1851 das Marineministerium. Dasselbe Amt übernahm er nach dem Staatsstreiche im Dez. 1851 aufs Neue; im März 1853 wurde er Senator, erhielt dann auch für einige Zeit das Kriegsministerium u. starb zu Paris 18. April 1855.

Ducos (spr. Dükoh), Graf Roger, franz. Staatsmann, geb. 1754 in der Nähe von Bordeaux, studirte die Rechte, wurde 1792 in den Nationalconvent gewählt, wo er für die Hinrichtung Ludwig's XVI. wirkte u. stimmte, führte 1794 den Vorsitz im Jakobinerklub u. war 1799 Mitglied des Direktoriums. Nach dem Staatsstreiche des 18. Brumaire bildete er mit Sieyès u. Bonaparte das provisorische Konsulat. Letzterer betraute ihn nach der Errichtung des Kaiserthums mit hohen Aemtern, verlieh ihm den Grafentitel u. ernannte ihn zum Pair. Nach der Restauration aus Frankreich vertrieben, starb D. in der Verbannung unweit Ulm im März 1816.

Ducpétiaux (spr. Dückpehtioh), Edouard, belg. Schriftsteller, geb. 29. Juni 1804 zu Brüssel, machte sich als Advokat durch eine Schrift gegen die Todesstrafe (1827) bekannt, nahm Theil an der belg. Revolution, wurde Generalinspektor der Gefängnisse u. Wohlthätigkeitsanstalten Belgiens, legte aber dieses Amt 1861 freiwillig nieder. Er starb 21. Juli 1868 zu Brüssel. D. war bes. für eine praktische Lösung der sozialen Frage u. für materielle u. geistige Hebung der arbeitenden Klassen. Er schrieb: „De la condition physique et morale des jeunes ouvriers" (2 Bde., Brüss. 1843), u. „Enquête sur la condition des classes ouvrières et sur le travail des enfants dans les manufactures" (3 Bde., Brüss. 1846).

Ducq od. Duc (spr. Dück), Jan le, holländ. Thier- u. Genremaler, geb. 1636 im Haag, gest. 1672, lieferte einige ausgezeichnete Thierstücke, nam. aber Darstellungen aus dem Soldatenleben, die mit großer Wahrheit u. feiner Färbung ausgeführt sind. Auch radirte er eine Reihe von Blättern mit Hundedarstellungen.

Ducrot (spr. Dükroh), Etienne, franz. General, zeichnete sich im ital. Feldzug 1859 in der Schlacht bei Solferino aus, rückte zum Divisionsgeneral auf u. kommandirte beim Ausbruch des deutsch-franz. Krieges die 1. Division des 1. Armeecorps unter Mac Mahon, in dessen Niederlagen bei Wörth u. Sedan er verwickelt wurde. Kriegsgefangen an die Grenze gebracht, auf Ehrenwort einige Zeit entlassen, brach er dasselbe, entkam nach Paris u. betheiligte sich im Sept. bis Dez. 1870 an den Ausfallversuchen der Belagerten. D. veröffentlichte einen Bericht über die Kapitulation von Sedan (Paris 1871).

Ducrotay de Blainville (spr. Dükrotäh dö Blängwill'), Marie Henri, franz. Zoolog, geb. zu Arques 17. Febr. 1777, aus einem Geschlecht, das seine Abstammung aus dem 14. Jahrh. von einem schottischen Edelmann Ducrotay (richtiger Du Crottoy, nach einem kleinen Hafen an der Sommemündung) ableitet, verlor seinen Vater Pierre D. in früher Jugend. Als jüngerer Sohn von der Mutter etwas zu nachsichtig erzogen u. durch die Revolution in seinen Studien, die er in der Militärschule von Beaumont-en-Auge begonnen hatte, unterbrochen, ging er, in der Absicht ins Geniecorps einzutreten, mit 19 Jahren auf die Zeichenschule nach Rouen; nach dem Tode seiner Mutter jedoch sich selbst überlassen, führte er in Paris ein ziemlich lockeres Leben, aus dem heraus er plötzlich als bereits 28jähriger Mensch sich mit aller Energie auf ernste Studien warf, so daß er bereits nach zwei Jahren durch eine wichtige Arbeit über die Athmung 1808 den Doktorgrad erlangte. Bei aller Vielseitigkeit seiner Studien widmete er seine Hauptarbeit doch der Zoologie, u. hier hat er einen außerordentlichen Scharfsinn entwickelt; 1816 veröffentlichte D. die Grundzüge einer neuen Klassifikation des Thierreichs, worin er zum ersten Male die Gesammtgestalt des Thieres zur Charakterisirung größerer Abtheilungen benutzt u. den späterhin vielgebrauchten Ausdruck Typus einführt. Wichtig ist sein „Manuel de Malacologie" (erst 1825 erschienen) u. der „Manuel d'actinologie ou de zoophytologie", deren Hauptinhalt er bereits im „Dictionnaire des sciences naturelles" veröffentlicht hatte, worin überhaupt zahlreiche Artikel von ihm erschienen sind. Trotz der rücksichtslosen Offenheit, mit welcher D. die Arbeiten Cuvier's kritisirte, sorgte letzterer für Blainville's Zukunft; er überließ ihm zunächst seine Stelle im Athenäum, später übertrug er ihm die Stellvertretung seiner Lehrkanzel im College de France, dann im Museum, u. als die Fakultät der Wissenschaften eine Professur für Anatomie u. Zoologie errichtete, bewirkte er, daß D. sie erhielt. Aber dieser, obwol durch glänzende Rednerbegabung, überzeugendes Darstellungstalent u. strenge Methode für seine Wirksamkeit durchaus geeignet, war doch daneben von einer

hartnäckigen Streitsucht beseelt, die schließlich sogar einen Bruch mit Cuvier herbeiführte. Im J. 1822 veröffentlichte D. den ersten (u. einzigen, Haut u. Sinne umfassenden) Theil seiner vergleichenden Anatomie (de l'organisation des animaux). Seine in Wort u. Bild vortreffliche Osteographie comparée blieb auch unbeendet, weil er zu stolz war, die Regierung um Subvention zu bitten. Im J. 1825 wurde er Mitglied der Akademie, 1830 erhielt er eine der beiden neu begründeten Professuren für die Lehre von den niedern Thieren am Museum, u. als 1832 Cuvier starb, wurde er sein Nachfolger im Museum, dessen Sammlungen freilich durch ihn in vorübergehenden Verfall geriethen. Blainville befaßte sich auch mit Paläontologie, u. wie er trotz Cuvier für die lebende Thierwelt eine wenn auch nicht lückenlose série continue vom Einfachen zum Vollkommenen annahm, so bekämpfte er Cuvier's successive Schöpfung u. nahm eine einzige, simultane Schöpfung an. So wenig umgänglich D. im wissenschaftlichen Verkehre war, so liebenswürdig wußte er zu sein, wenn er auf seinem ländlichen Stammsitze in der Normandie Gäste bewirthete. Er starb 1. Mai 1850 auf einer Reise von Paris nach Rouen.

Ductus (vom latein. ducere, führen, leiten), die Führung, Leitung; die Schreibmanier; die Art, Schriftzüge zu bilden. — Anatomisch ist D. der Ausdruck für einen Ausführungsgang od. Kanal, gleichviel von welcher Dimension, der zur Leitung der in den Drüsen abgeschiedenen Flüssigkeiten auf die innere od. äußere Oberfläche des Körpers bestimmt ist. Er wird näher bezeichnet nach Lage u. Funktion, z. B. D. lacrymalis, der Thränengang; D. choledochus, der Gallengang, od. nach Forschern, wie z. B. der Wharton'sche, der Bartholin'sche D. u. s. w.

Dudelsack od. Sackpfeife (ital. Cornamusa, auch Zamboja, franz. Cornemuse, engl. Bag-pipe), ein uraltes, schon den Hebräern u. Griechen bekannt gewesenes Blasinstrument, das gegenwärtig noch Nationalinstrument der schottischen Hochländer ist u. auch häufig bei den ital. Gebirgsvölkern sowie auch in anderen Ländern (in Deutschland am wenigsten) zu finden ist. Er besteht aus einem ledernen Schlauche od. Sacke, in welchen der Spieler durch eine daran befestigte Röhre Wind hineinbläst, den er komprimirt, indem er den Schlauch mit dem Arme an den Körper drückt. Aus dem Schlauche strömt der Wind in eine an der dem Anblaserohre entgegengesetzten Seite mit sechs od. acht Tonlöchern versehene, im Schlauche selbst befestigte Schalmeienröhre. Außerdem sind meistens noch mehrere andere Röhren, genannt Hummeln od. Stimmer, die in einem u. demselben Tone (dem Grundtone meistens, auch wol zusammen mit der Quinte) fortschnurren u. summen, an dem Schlauche angebracht.

Dudevant, Amantine Lucile Aurore, s. „Sand, George."

Dudley (spr. Döddli), Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, nordwestlich von Birmingham, an dem nach ihr benannten Kanal u. mitten in einer an Eisen u. Kohlen reichen Gegend. Diese Lage macht D. zu einem der Hauptsitze der Eisenindustrie Englands; ganz in der Nähe befindet sich das berühmte Eisenwerk Bradley. Auf einer Anhöhe über der Stadt ragen die Ruinen des alten Schlosses D. Castle hervor, das zur Zeit Heinrich's II. erbaut wurde. D. hat etwa 45,000 E., deren Gewerbthätigkeit u. Handel, begünstigt durch Wasser u. Eisenbahnstraßen, sich in schwunghafter Blüte befinden.

Dudley (spr. Döddli), engl. Familienname, der im 14. Jahrh. durch Heirath auf die Suttons u. im 17. Jahrh. auf die Wards überging. Hervorragende Träger desselben sind: Edmund **D.**, geb. 1462, bedeutender Jurist u. einer der Minister Heinrich's VII., der aber wegen seines willkürlichen Gebahrens zu Gunsten der königl. Schatzkammer vom Volke bitter gehaßt u. auf dessen Andrängen nach Heinrich's VII. Tode 18. Aug. 1510 hingerichtet wurde. Sein Sohn, John **D.**, geb. 1502, ward von Heinrich VIII. 1543 zum Viscount Lisle u. Großadmiral, von Eduard VI. zum Grafen v. Warwick u. zum Herzog von Northumberland erhoben. Er bewog König Eduard, seine Cousine Jane Grey zur Thronerbin einzusetzen, mit der er seinen jüngsten Sohn, den Lord Guilford D., vermählte, wurde aber, als er nach dem Tode des Königs seine Schwiegertochter zur Königin ausrufen wollte, von den Truppen der rechtmäßigen Thronerbin Maria (Eduard's Schwester) gefangen genommen u. starb zugleich mit seinem Vater 22. Aug. 1553 durch die Hand des Henkers. — Einer seiner Söhne war der berüchtigte Günstling der Königin Elisabeth, Robert **D.**, Graf v. Leicester. Geb. 1531, sollte er des Vaters Schicksal theilen; aber schon die Königin Maria hatte an ihm Wohlgefallen gefunden u. ihm die Freiheit geschenkt. In noch weit höherem Grade gewann er dann die Zuneigung ihrer Schwester u. Nachfolgerin Elisabeth. Er wußte seine Stellung als Oberstallmeister u. Geh. Rath auszubeuten u. intriguirte, da er selbst auf die Hand Elisabeth's rechnete, gegen die Vermählungsanträge des österr. u. franz. Hofes. Elisabeth erhob ihn 1564 zum Grafen v. Leicester u. Baron von Denbigh u. wollte ihn mit Maria Stuart vermählen; da aber diese zur Bedingung stellte, daß Elisabeth sie als Thronerbin einsetzen solle, so zerschlugen sich die Unterhandlungen, u. seitdem zählte D. zu Maria Stuart's erbittertsten Feinden. Im J. 1585 ernannte ihn Elisabeth zum Oberbefehlshaber der den Niederländern gegen Spanien gesandten Hülfstruppen. D. spielte jedoch seine Rolle mit eben so großer Ungeschicklichkeit wie Anmaßung u. Willkür, so daß ihn Elisabeth im Dez. 1587 zurückrufen mußte. Trotz seiner militärischen Unfähigkeit ward er im nächsten Jahre an die Spitze des zur Vertheidigung Londons gegen die Spanier bestimmten Heeres gestellt. Bald nach dem Untergange der span. Armada starb D. zu Cornbury-Park (Oxfordshire) 4. Sept. 1588. In der Gunst Elisabeth's beerbte ihn sein Stiefsohn, Graf Robert v. Essex (s. d.). Da 1643 die männliche Nachkommenschaft des ersten D. ausstarb, so gingen Titel u. Güter durch Heirath auf Humble Ward, den Sohn eines Londoner Goldschmieds, u. auf dessen Nachkommen über. Zu letzteren gehörte John William Ward, Graf v. D., geb. 9. Aug. 1781, gest. 6. März 1833, einer der vorzüglichsten Redner der whiggistischen Partei u. längere Zeit Staatssekretär im Ministerium Canning. Dieser hinterließ keine männlichen Nachkommen; daher erlosch mit ihm der Titel D., während die Güter an einen entfernten Seitenverwandten der Familie Ward fielen, die seit 1860 den Namen D. wieder angenommen hat.

Dudu, s. „Dronte".

Duell (lat. von duo, zwei, daher Zweikampf), ein verabredeter u. vorbereiteter Kampf zwischen zwei Personen mit gleichen tödlichen Waffen nach hergebrachten od. vereinbarten Regeln zum Zwecke der Genugthuung für eine vorgefallene Ehrenkränkung. Näheres s. unter „Zweikampf".

Duenna (span., spr. Duenja), Ehrendame, Hofmeisterin, Erzieherin.

Duero (span.), Douro (portug.), spanisch-portugiesischer Strom von 100 M. Länge u. einem Stromgebiet von 1800 □ M., entspringt in Alt-Castilien am Monte Urbion im Idubeda-Gebirge, einem nach N. sich erstreckenden Aste des castilianischen Scheidegebirges; fließt Anfangs gegen S.-O., dann nach W, behält diese Richtung bis zur Grenze Portugals bei, die sein südwestl. Lauf 12 M. lang bildet, biegt dann wieder nach W. ab u. erreicht den Atlantischen Ozean bei S. Joao de Foz, 3 M. unterhalb Oporto. Die bedeutendsten Zuflüsse strömen dem D. auf der rechten Seite zu, als der Pisuerga, Valderaduey, Esla u. Tamega; auf der linken der Adaja, Tormes, Agueda u. Coa; der in der Nähe der Ebroquelle entspringende Pisuerga ist der wasserreichste u. von seiner Mündung bei Simancas dem D. fast gleich. Auf den Hochebenen von Castilien u. Leon fließt der D. in einem engen, felsigen, von steilen Ufern begrenzten Bette; an der spanisch-portugiesischen Küste ist sein Lauf tief eingeengt u. reißend; er wird erst in Portugal bei Torre de Moncorvo schiffbar u. hat selbst in seinem unteren Theile noch Stromschnellen u. Strudel. Bei Oporto beträgt seine Breite etwa 300 M., an seiner Mündung 1000 M. Diese letztere, von felsigen Hügeln begrenzt u. wegen der darin liegenden Sandbank gefährlich zu passiren, erweitert sich landeinwärts beckenförmig. Die Uferlandschaften des unteren D. sind die Distrikte des eigentlichen Portweins, des hauptsächlichsten Ausfuhrartikels von Oporto.

Düesberg, Franz Xaver Gerhard v., deutscher Staatsmann, geb. 11. Jan. 1793 zu Borken (Westf.), stammte aus einer kathol. Bürgerfamilie, wurde aber gelegentlich seiner Ernennung zum preuß. Finanzminister, was er 1846—48 war, von Friedrich Wilhelm IV. geadelt. Vorher war er Direktor der kathol. Abtheilung im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten gewesen. Zum Oberpräsidenten der Provinz Westfalen wurde D. 1850, zum Mitglied des Herrenhauses u. zum Kronsyndikus 1854 ernannt. Er starb zu Münster 11. Dez. 1872.

Duett (ital. Duetto, franz. Duo), ein Tonstück für zwei Stimmen, von denen jede gleich der anderen Hauptstimme ist, indem sie ebendenselben gleichen Antheil an der Durchbildung u. Ausgestaltung der musikalischen Gedanken nimmt, also nicht derjenige zweistimmige Satz, welcher nur eine harmonische Verstärkung einer Melodie durch eine in den natürlichen Intervallen mit ihr fortschreitende zweite (sekundirende) Stimme darstellt. Das Vokalduett ist bezüglich der Form, je nach seiner textlichen Grundlage, entweder lied- od. arienartig u.

hat meist eine Instrumentalbegleitung. Das Instrumental-Duett tritt seiner äußeren Form nach als Sonate, Konzert u. Rondo auf, od. es schließt sich den kleineren tanz-, etuden-, fantasieartigen u. dergl. Formen an. In seinem Grundwesen kommt es mit dem Vokalduett vollständig überein, u. wenn dort von Unterschieden zwischen beiden Gattungen die Rede ist, so gründen diese sich nur auf die Verschiedenheit von Stimme u. Instrument als Klangwerkzeuge u. auf die aus dieser Verschiedenheit resultirende Behandlungs- u. Verwendungsart.

Dufaure (spr. Düfohr), Jules Armand Stanislas, franz. Rechtsgelehrter u. Staatsmann, geb. 4. Dez. 1798 zu Saujon (Charente-Inférieure), ward 1821 Advokat in Bordeaux, wurde unter dem Ministerium Thiers 1836 zum Staatsrath ernannt, nahm jedoch beim Rücktritt des Kabinets in demselben Jahre gleichfalls seine Entlassung. Im Jahr 1839 übernahm er im Ministerium Soult das Portefeuille der öffentlichen Bauten, das er aber schon im folgenden Jahre wieder abgab. Obgleich im Allgemeinen der konservativen Politik zugeneigt, trennte er sich später doch in mehrfacher Beziehung von seiner Partei. Seit 1844 war er Vizepräsident der Kammer. Nach der Februarrevolution erklärte sich D. offen für die Republik u. ward in der konstituirenden Versammlung einer der Führer der gemäßigten Linken. Unter Cavaignac leitete er vom 3. Oktober bis gegen Ende des J. 1848 das Ministerium des Innern, welchen Posten er vom 2. Juni bis 31. Oktober 1849 auch unter der Präsidentschaft Louis Napoleon's bekleidete. Wegen seines Protestes gegen den Staatsstreich im Dez. 1851 verhaftet, aber dann wieder freigelassen, verweigerte er den Eid auf die neue Verfassung, zog sich ins Privatleben zurück u. nahm seine advokatorische Praxis wieder auf. Nach der Konvention von Versailles (28. Jan. 1871) in die Nationalversammlung gewählt, übernahm D. 19. Febr. 1871 die Leitung des Justizministeriums u. unterstützte den Präsidenten Thiers eifrig in dessen Vermittlungspolitik wie in dem Bestreben, die konservative Republik zu begründen. Als im Mai 1873 die Nationalversammlung Mac Mahon an Stelle Thiers' zum Präsidenten ernannte, trat auch D. zurück. Seit 23. April 1863 ist D. auch Mitglied der Franz. Akademie.

Dufay (spr. Düfeh), Guillaume, einer der ältesten geschichtlich beglaubigten Kontrapunktisten u. Mitbegründer der sog. Tonschule. Er wurde um 1350 od. 1355 zu Chimay im Hennegau geb., war von 1380 ab Sänger in der päpstlichen Kapelle zu Rom u. starb in dieser Stadt im J. 1432. D. gehörte zu denjenigen Meistern, welche in ihren Werken schon eine vollkommen ausgebildete Kontrapunktik u. selbst schon manche jener „Künste" des Kontrapunkts zeigen, die man bis auf Kiesewetter u. Baini dem beträchtlich spätern Ockenheim als Erfinder zuzuschreiben, od. doch aus dessen Epoche zu datiren gewohnt war. Messen von D. befinden sich im Mskrpt. im Archiv der päpstlichen Kapelle zu Rom, u. aus ihnen haben Kiesewetter in seiner „Geschichte der europäisch-abendländischen Musik" u. Ambros in seiner „Geschichte der Musik" Einiges mitgetheilt.

Dufour (spr. Düfuhr), Wilhelm Heinrich, schweizerischer General, geb. 15. Sept. 1787 zu Konstanz, trat 1807 in die Polytechnische Schule zu Paris, wurde 1809 Genieoffizier u. zeichnete sich 1815 bei der Vertheidigung von Grenoble aus. Nach der Wiedervereinigung Genfs mit der Schweiz trat er in schweizerische Dienste. Im J. 1847 zum Oberbefehlshaber des eidgenössischen Heeres gegen den Sonderbund ernannt, warf er die Insurrektion in einem raschen u. glücklichen Feldzuge nieder. Vielfach mit Sendungen an Napoleon III. betraut, wußte er die guten Beziehungen zwischen diesem u. der Schweiz aufrecht zu erhalten. Bei dem 1856 drohenden Kriege mit Preußen (wegen Neuenburg) wurde er zum Oberbefehlshaber des eidgenössischen Heeres ernannt; inzwischen war er für eine diplomatische Lösung des Konflikts thätig u. wußte den Zweck, Neuenburg der Schweiz zu erhalten, durch geschickt geführte Verhandlungen mit Napoleon zu erreichen. Er trat 1866 in den Ruhestand u. hat die Kriegswissenschaft durch eine Reihe werthvoller Werke gefördert.

Dufrenoysit, ein dem Naturforscher Dufrenoy zu Ehren sog., in kleinen tesseralen Krystallen mit Binnit, Realgar, Zinkblende u. Pyrit im Dolomit des Binnenthales in der Schweiz vorkommendes Mineral, besteht aus Kupfer, Arsen u. Schwefel mit nur geringen Antheilen von Blei u. Silber.

Nr. 2514. Wilh. Heinr. Dufour (geb. 15. Sept. 1787).

Dufresne (spr. Düfrähn), Charles Sieur du Cange (spr. Dükanjch), franz. Gelehrter, geb. 18. Dez. 1610 zu Amiens, studirte im Jesuitenkolleg das. u. zu Orleans die Rechte u. wurde 1631 Advokat zu Paris, ohne jedoch seinen gelehrten Studien zu entsagen, die sich bes. auf die Geschichte des Mittelalters bezogen. Im J. 1645 erhielt er die Stelle eines Finanzdirektors zu Amiens, die er jedoch später wieder aufgab. Seine letzten Jahre brachte er in Paris zu, wo er 23. Okt. 1688 in der Abtei zu St. Germain verschied. D. hat sich um verschiedene Zweige der Wissenschaft außerordentliche Verdienste erworben. Neben seinen geschichtlichen Arbeiten sind vor Allem seine beiden lateinisch geschriebenen großen Wörterbücher zu nennen, das der mittleren u. neuesten Latinität (3 Bde., Par. 1678), u. das der mittleren u. jüngsten Gräcität (2 Bde. Par. 1688), welche noch jetzt unentbehrliche Hülfsmittel für das geschichtliche Studium des Mittelalters sind. Merkwürdig ist, daß der rastlos fleißige Mann nur schwer zur Veröffentlichung seiner Studien zu bringen war. Dabei aber theilte er seine Sammlungen Andern mit der größten Uneigennützigkeit mit.

Dughet, s. „Poussin, Gaspard".

Nr. 2515. Der Dugong (Halicore indica).

Dugong (Dujung, Dügong, Halicore indica), eine pflanzenfressende Cetacee od. Seekuh des Indischen u. Rothen Meers, welche bis 3 m. lang wird. Sie ist von bläulicher Färbung mit dunklen Flecken u. hat eine dicke, spärlich behaarte Haut, zwei große, hauerartige Vorderzähne im Oberkiefer u. handartig endende, doch nagellose Armflossen, mit denen sie den schwerfälligen Körper ans Ufer schleppen kann. Diese Thiere leben paar- od. familienweise, ihr weißes Fleisch wird gegessen, der Speck liefert eine Art Leberthran.

Duisburg, Stadt im Düsseldorfer Regierungsbezirke der preuß. Rheinprovinz, an dem den Rhein mit der Ruhr verbindenden Kanal mit etwa 11,300 E., deren Gewerb- u. Fabrikthätigkeit eine sehr lebhafte ist. Baumwollenzeuge, chemische Produkte, Strümpfe, Leder, Tuch, Seife, Tabak, Stärke, Zucker u. Essig sind die Haupterzeugnisse, mit denen ein lebhafter, von der Schifffahrt beförderter Handel getrieben wird. Diese Stadt ist sehr alt u. Karl d. Gr. soll sie schon befestigt haben. Bis 1802 befand sich daselbst eine 1665 gegründete Universität. Ein schönes spätgothisches Bauwerk besitzt D. in der St. Salvatorkirche.

Duilius, Name eines plebejischen Geschlechts in Rom, aus welchem sich bes. Cajus D., der 260 v. Chr. das Konsulat bekleidete, berühmt gemacht hat. Derselbe wurde zum Befehlshaber der ersten röm. Flotte ernannt u. erfand Vorrichtungen, mittels deren er die karthagischen Schiffe entern ließ u. den ersten röm. Seesieg (bei Mylä) errang.

D. u. j. (lat.), d. h. doctor utriusque juris, „Doktor beider Rechte“.

Dujardin ((spr. Düschardeng), Karel (Karl), holländ. Maler u. Kupferstecher, geb. um 1625 in Amsterdam, gest. 1678 in Venedig, soll ein Schüler von Berghem gewesen sein, bildete sich aber in der Thiermalerei nach Potter aus. Man rühmt seine italischen Scenerien u. Genrebilder. Weniger gelungen sind seine biblischen Scenen. Die meisten u. besten seiner Werke enthält das Museum des Louvre; andere bedeutende befinden sich in Amsterdam, Haag, München, Dresden, Kassel. Trefflich sind auch seine vorzugsweise Thiere enthaltenden 52 Radirungen.

du jour (franz.), wörtl. „des Tages“, an der Tagesordnung; an der Reihe sein von Offizieren od. Beamten, den Tagesdienst haben.

Dukaten. Name einer bestimmten Geldmünze, welche zuerst im J. 1140 unter Roger II., Herzog von Apulien, geprägt wurde. Von der Inschrift: Sit tibi Christe datus, quem tu regis iste ducatus („Das Herzogthum, das du regierst, sei dir von Christus übergeben“), erhielten jene u. die späteren Goldmünzen dieser Art, welche sich nach u. nach über ganz Europa verbreiteten u. in allen Ländern geschlagen wurden, den Namen.

Nr. 2516. Eduard Duller (geb. 8. Nov. 1809, gest. 21. Juli 1853).

Die bekanntesten Sorten sind: holländische D. (23 Karat 7 Gr. fein, 67 auf die rauhe, 68½ auf die feine Mark); Kremnitzer D. (23 Karat 9 Gr. fein, 66[illegible] auf die kölnische Mark); kaiserl. D. (23 Kar. 8 Gr. fein). Außerdem existiren mancherlei eigenthümliche D., z. B. Schaudukaten, auf gewisse Begebenheiten geprägt, die meist sehr selten sind. Ihres feinen Goldgehalts wegen unterliegen die D. häufig der Beschneidung u. bedürfen daher zur Ermittlung ihres Werth der Wägung. D., welche nur wenig beschnitten sind, an denen nicht mehr als zwei As fehlen, heißen Passirdukaten, weil sie für voll passiren. Ducato (Plur. ducati) hieß auch die Einheitsmünze des Königreichs beider Sizilien, welche bis 1860 geprägt wurde. Sie theilte sich in 10 Carlini od. 100 Grani, hatte einen Werth von 1 Thlr. 4 Sgr. 4 Pf. preußisch u. war in Silber ausgeprägt.

Dukatenvogel, Lycaena (Polyommatus) virgaureae, ein kleiner vom Juli bis zum September auf Bergwiesen fliegender Tagfalter, dessen Raupe im Frühlinge bes. auf Goldruthe (Solidago Virgaurea) lebt. Seine lebhaft rothen, goldglänzenden Flügel sind schmal schwarzgerandet, beim Weibchen mit schwarzen Fleckenbinden; auf der Unterseite sind sie orangegelb, die vorderen mit schwarzen, die hintern mit milchweißen Flecken.

Duke (engl., spr. Djuhk), „Herzog“, Adelstitel in England, so viel wie in Frankreich duc (s. d.).

Duliamara, s. „Bittersüß“.

dulce est, desipere in loco (lat.), Sprichwort aus Horaz Oden IV, 12, 28), d. h. „Es ist angenehm, am rechten Orte närrisch zu sein.“

Dulcinus, Stephanus (Fra Dolcino), Haupt u. Märtyrer der Apostelbrüder (s. d.), die nach ihm auch Dolcinisten hießen.

Duller, Eduard, deutscher Dichter u. Geschichtschreiber, geb. 8. Nov. 1809 zu Wien, studirte daselbst Philosophie u. Rechtswissenschaft, wandte sich aber bald literarhistorischen u. poetischen Arbeiten zu. Seine Theilnahme an der deutsch-katholischen Bewegung führte ihn 1849 auf das theologische Gebiet u. bewog ihn, eine Stelle als deutsch-katholischer Prediger in Mainz anzunehmen; er starb zu Wiesbaden 24. Juli 1853. An den geschichtlichen u. dichterischen Werken D.'s ist seine gute Meinung anzuerkennen, nam. an letzteren; erstere („Geschichte des deutschen Volkes“, „Geschichte der Jesuiten“ u. „Erzherzog Karl von Oesterreich“) zeichnen sich durch Freimuth u. volksthümliche Darstellung aus.

Dult, Abkürz. vom lat. Indultus, Nachsicht, Verwilligung, Ablaß – in Bayern gleichbedeutend mit Messe, Jahrmarkt. Diese letztere Bedeutung entstand in gleicher Weise wie die des Wortes „Messe“, indem an den Orten, wo zu gewissen Zeiten Ablaß ertheilt wurde, gewöhnlich viel Menschen zusammenströmten, so daß die Kaufleute, angelockt hierdurch, Absatz für ihre Waare zu finden, sich ebenfalls dahin begaben u. auf diese Weise die Entstehung der Jahrmärkte veranlaßten.

Dulys, Adelsname der Jeanne d'Arc (s. d.).

Nr. 2517. Alexandre Dumas, Vater (geb. 24. Juli 1803, gest. 5. Dez. 1870).

Dumas (spr. Dümah), Alexandre, franz. Dramatiker u. Romanschriftsteller, geb. 24. Juli 1803 zu Villers-Cotterets in der Picardie als Sohn des Divisionsgenerals Alexandre D., ward in ärmlichen Verhältnissen von seiner Mutter erzogen, nahm 1823 die Stelle eines Schreibers im Sekretariat des Herzogs von Orleans an u. wurde von diesem 1829 zum Bibliothekar ernannt. Im J. 1846 bereiste er in Begleitung des Herzogs von Montpensier Spanien u. einen Theil Nordafrika's. Nach seiner Rückkehr eröffnete er ein Theater, das er jedoch 1852 wegen pekuniärer Verlegenheiten schließen mußte. Er ging nach Belgien, kehrte aber bald nach Paris zurück, wo er fortan, abgesehen von einem kurzen Aufenthalte in Italien (1860), fast ausschließlich lebte. Er starb 8. Dez. 1870 zu Puys bei Dieppe. D. ist einer der berühmtesten u. fruchtbarsten Vertreter der romantischen

Schule in Frankreich. Die Gesammtzahl seiner Werke umfaßt an die 4—500 Bände, bei denen er die Hülfe von Mitarbeitern geschickt zu verwenden verstand. Seine Romane brachten ihm viel Ruhm u. Geld ein, fesseln durch einen leichten, oft witzigen Dialog, durch spannende Handlung u. lebhafte Charakterzeichnung u. wurden in die meisten europ. Sprachen übersetzt. In seinem Nachlasse fand sich das Manuskript eines umfangreichen Kochbuchs, welches 1872 im Druck erschien u. das Entzücken aller Eßkünstler bildet. Sein Sohn Alexandre **D.** (der Jüngere) hat sich ebenfalls als Roman- u. Bühnendichter bekannt gemacht. Geb. zu Paris 28. Juli 1824, wandte er sich frühzeitig der Schriftstellerei zu, begleitete seinen Vater 1846 nach Spanien, machte später selbst Reisen u. lebt gegenwärtig in glänzenden Verhältnissen, zu welchen ihm seine Schauspiele u. Romane verholfen haben. D. schildert das Pariser Leben u. bes. die Verhältnisse der von ihm zuerst sog. „Halbwelt“ (Demi-monde, s. d.), welche er in einem verführerischen Lichte darzustellen weiß. Er hat durch seine Schriften einen mehr od. weniger verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit in Literatur u. Leben ausgeübt.

Dumas, Jean Baptiste, berühmter französischer Chemiker, wurde 1800 zu Alais geboren; nachdem er pharmazeutische Studien in Genf gemacht, ging er 1821 nach Paris, wo er 1823 Repetitor an der Polytechnischen Schule u. Professor am Athenée, später auch an der Universität wurde. Seine geistreichen u. von glänzender Beredsamkeit gehobenen Vorträge haben der Chemie viele begeisterte Jünger in Frankreich zugeführt. Das erste große Werk D.'s: „Traité de chimie appliquée aux arts“, erschien in 8 Bdn. von 1838 bis 1845 u. wurde von Engelhart u. Buchner jun. ins Deutsche übersetzt. Im J. 1842 erschien von ihm „Essai de statique chimique des êtres organisés“ (D.'s Versuch einer chemischen Statik der organischen Wesen, aus dem Franz. von C. Vieweg, Leipzig 1844). Von seiner Thätigkeit als Forscher geben zahlreiche, in Zeitschriften veröffentlichte Arbeiten rühmliches Zeugniß, so die Arbeiten über die Alkaloide, Aetherverbindungen ꝛc., u. ganz bes. auch über die Atomgewichte der Elemente, über Indigo, Weinsäure, Wolframsäure ꝛc. — Von 1849—51 war D. Minister des Ackerbaues u. des Handels, 1852 trat er in den Senat ein u. wurde 1856 Vizepräsident des Oberrathes des öffentlichen Unterrichtes.

Dumas, Graf Matthieu von, franz. General, geb. zu Montpellier 23. Dez. 1753, nahm am Freiheitskriege der Nordamerikaner Theil, machte später die Feldzüge unter Bonaparte mit. Im J. 1830 gehörte er zu den 221 Deputirten, welche durch ihre Adresse die Julirevolution einleiteten; nach deren Gelingen wurde er zum Befehlshaber sämmtlicher Nationalgarden u. zum Pair ernannt. Er starb 16. Okt. 1837. D. schrieb: „Précis des événements militaires ou essai sur les campagnes de 1799 à 1814“ (19 Bde., Paris 1816—26). Seine Memoiren gab sein Sohn heraus (3 Bde., Paris 1830).

Dumba, das fettschwänzige Schaf (s. d.).

Dumbarton (spr. Dömbart'n), schott. Grafschaft, zwischen der Mündung des Clyde, dem Loch Long u. dem Loch Lomond gelegen, mit 59,000 E. (1871) auf 15 □M., ist im S. Hügelland, im N. gebirgig; der Ben Vorlich, der höchste Berg von D., übersteigt 1000 Meter; die in ihren untern Abhängen angebauten, auf ihren Hochflächen mit Heide bewachsenen Gebirge gehören zu den Süd-Grampianketten; der 2 □M. große, durch seine großartigen Ufer u. seinen Inselreichthum ausgezeichnete Loch Lomond, der größte See Schottlands, bildet die Ostgrenze u. sendet seine Gewässer durch den klaren Fluß Leven in den Clyde. Der Ackerbau, welcher 27 % der Oberfläche in Anspruch nimmt, beschränkt sich fast nur auf die Ufer der Flüsse u. Seen; Viehzucht bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner, daneben herrscht in den Ortschaften eine ziemlich rege Industrie in Glasfabrikation (Dumbarton), Baumwollenweberei (Duntocher, Balloch) Bleicherei u. Kattundruckerei (Bonhill, Kirkintilloch). Der Boden liefert Steinkohlen, Kalk, Eisenerze u. Schiefer. Die Hauptstadt gleiches Namens zählt 6100 Einw.

Dumfries (spr. Dömfris), Grafschaft in Südschottland, mit 74,800 E. (1871) auf 52 □M., liegt im N. des Solway Firth, eines Busens der Irischen See, ist am Meere u. am Unterlaufe der Flüsse Annan u. Nith eben, im Innern hügelig u. steigt im N. u. O. zu Berghöhen von 700 bis 800 m. empor. Das milde, feuchte Klima begünstigt Ackerbau u. Viehzucht. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, Blei, Silber, Kalk u. Gips. Die Industrie der Städte beschränkt sich meist auf die Fabrikation von wollenen u. baumwollenen Waaren; der Handel ist nicht bedeutend. Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft D. mit 12,300 E., am linken Ufer der schiffbaren Nith, treibt Wollindustrie u. Küstenhandel; in der St. Michaelskirche befindet sich das Mausoleum des 1796 hier verstorbenen schottischen Dichters Robert Burns (s. d.). Die zweitgrößte Stadt ist Annan mit 1600 Einw. Im S. an der engl. Grenze liegt das durch seine „Heirathsschmiede“ bekannte Gretna Green.

Dumont d'Urville (spr. Dümong Dürwill), Jules Sébastien César, franz. Weltumsegler, geb. zu Condé sur Noireau (Dep. Calvados) 21. Mai 1790, diente in der franz. Marine, in der er 31. Dez. 1840 Contreadmiral wurde, besuchte 1819 u. 20 die Inseln des Mittelmeeres u. die Küstenländer des Schwarzen Meeres u. machte drei Reisen um die Welt (1822, 1826—29 u. 1834). Auf diesen entdeckte er zahlreiche Inseln u. antarktische Länder, deren eines er nach seiner Gemahlin Adélie benannte u. durchforschte gefährliche u. wenig bekannte Gewässer. D. verunglückte auf der Paris-Versailler Eisenbahn 8. Mai 1842. In seiner Vaterstadt steht sein Denkmal. Er schrieb „Voyage pittoresque autour du monde“ (2 Bde., Par. 1834).

Dumortier (spr. Dümortieh), Charles Barthelomé, belg. Naturforscher u. Publizist, geb. 1797 zu Tournay, wandte sich neben seinen naturwissenschaftlichen Studien eifrig der Politik zu, machte der Regierung energische Opposition u. veranlaßte jenen Sturm von Petitionen, welcher zu den Ereignissen von 1830 führte. Verdient machte sich D. um die Reorganisation der wissenschaftlichen Akademie in Brüssel. Von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten nennen wir die „Commentationes botanicae“ (Tour. 1822), worin er ein neues, vielfach angefochtenes Pflanzensystem aufstellte.

Dumouriez (spr. Dümurieh), Charles François, franz. General, geb. 25. Jan. 1739 zu Cambrai, trat frühzeitig ins Heer ein, in welchem er rasch aufrückte, schloß sich nach dem Ausbruche der Revolution den Jakobinern an, ging aber später zu den Girondisten über, mit deren Unterstützung er 1791 Generalleutnant u. 1792 Minister des Auswärtigen wurde. In dem bald darauf entbrennenden Kampfe gegen Oesterreich übernahm er an Lafayette's Stelle den Oberbefehl über dessen Armeeabtheilung. Nach einigen geschickten Operationen gegen den österr. General Clairfait führte er in den Niederlanden vernichtende Schläge gegen das Gros der Oesterreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen (5. u. 6. Nov. 1792 bei Jemappes) u. bewirkte hierdurch die Eroberung Belgiens. Weniger glücklich war er im folgenden Jahre, in welchem er nach einigen unentschiedenen Kämpfen vom Herzog von Sachsen-Koburg (18. März bei Neerwinden) gänzlich geschlagen wurde. Da der Konvent, der ihn schon längst argwöhnisch überwachen ließ, strenge Rechenschaft von ihm forderte, so beschloß D., denselben mit Hülfe der Armee zu stürzen u. den Thron der Bourbonen wieder aufzurichten; zu diesem Zwecke knüpfte er Verbindungen mit der österreichischen Armee an. Da jedoch die franz. Truppen seinem Aufrufe zum Kampfe gegen den Konvent nicht folgten, so mußte er, von wenigen Getreuen begleitet, ins österr. Lager flüchten. Vom Konvent verfolgt u. als Landesverräther gebrandmarkt, irrte er lange Jahre unstet umher, bis er sich endlich in England niederließ, wo er 14. März 1823 unweit London starb. Vgl. „Mémoires du général D.“ (Hamburg 1794) u. „La vie du général D.“ (Hamb. 1794).

Dumpalme, s. „Cucifera“.

Dumreicher von Oestreicher, Johann Friedrich Freiherr v., berühmter österr. Wundarzt u. Prof. der Chirurgie in Wien. Geb. 1813 zu Triest, besuchte er die Gymnasien von Graz u. Verona u. widmete sich darauf zu Wien den medizinischen Studien. Im J. 1838 promovirte er mit der Dissertation: „De unione medicinae et chirurgiae u. habilitirte sich 1864 als Dozent für Chirurgie. Kurz darauf wurde er praktischer Arzt einer Abtheilung am kk. allgemeinen Krankenhause, überdies 1848 von seinen Kollegen zum Direktionsadjunkten des Krankenhauses erwählt. Im J. 1849 wurde er Vorstand des Operateur-Institutes, ordentlicher Prof. der Chirurgie u. Direktor der chirurgischen Klinik. In dieser Stellung verblieb D. bis heute. Im J. 1866 stellte er sich mit 20 Zöglingen seiner Schule zur Verfügung der Nordarmee u. erhielt nach erfolgtem Waffenstillstand die Aufgabe, die Sanitätspflege der österr. Verwundeten in verschiedenen Festungen u. preuß. Lazarethen zu leiten. Die Kommission, welche 1869 zur Reform des österr. Sanitätswesens niedergesetzt wurde,

berief ihn zu ihrem Präsidenten. D. ist auch schriftstellerisch thätig gewesen; seine Arbeiten sind in Fachjournalen abgedruckt.

Düna, der bedeutendste Strom des nordwestl. Rußlands, von den Russen westl. Dwina, lett. Daugawa genannt, hat einen 140 M. langen Lauf u. ein Stromgebiet von 2000 □M., entspringt auf dem südwestl. Abhange der Waldaiplatte in der Nähe der Wolgaquellen im Gouvernement Pskow, fließt, indem sie die Grenze zwischen diesem u. dem Gouvernement Smolensk bildet, nach S., dann nach SW. durch das Gouvernement Witebsk u. von dessen gleichnamiger Hauptstadt auf der Grenze von dem Gouvernement Witebsk u. Livland auf der rechten u. Wilna u. Kurland auf der linken Seite in der Richtung nach WNW. dem Riga'schen Meerbusen zu, in den sie bei Riga mündet, nachdem sie mehrere kleine Flüsse aufgenommen. Von Welisch an ist die D. schiffbar. Seeschiffe fahren bis Riga, die Flußschifffahrt findet mannichfache Störungen durch Strudel u. Stromschnellen, welche infolge des Durchbruches der D. durch den baltischen Landrücken häufig auftreten; im unteren Theile des Laufes ist das Bett der D. stellenweise durch große Sandbänke unterbrochen, u. die Ufer sind durch die Ueberschwemmungen, welche im Frühjahr einzutreten pflegen, theilweise versumpft.

Dünaburg, stark befestigte Kreisstadt im westrussischen Gouvernement Witebsk, zählte 1855 nur 11,500, dagegen 1866 schon 28,500 E., ist von dem livländischen Ritterorden 1277 angelegt, 1576 von Iwan IV. erobert u. zerstört worden u. durch die erste Theilung Polens 1772 an Rußland gekommen. D. ist ein ziemlich bedeutender Handelsplatz, besitzt 4 Kirchen, ein Gymnasium u. eine Lancasterschule, hat aber seine größte Bedeutung als Festung. Den Brückenkopf an der D. bildet ein einziges Gebäude, dessen Mauern eine Länge von gegen 750 m. u. eine Stärke von über 2 m. haben; er wurde von den Franzosen am 13. 14. Juli 1812 mehrmals vergebens gestürmt u. erst am 31. Juli eingenommen.

Dünamünde, Festung im russischen Gouvernement Livland, am linken Ufer der Düna gelegen, vertheidigt den Eingang in den Strom u. dient zugleich als Seehafen von Riga für die größten Schiffe, welche die D. nicht aufwärts fahren können; die übrigen müssen hier ihre Pässe revidiren lassen. D. ist aus einem im 13. Jahrh. erbauten Cisterzienserkloster entstanden, welches später der Deutsche Orden befestigte; die wenigen Häuser außerhalb der Festung werden von Hafenarbeitern bewohnt. Ein großer, von Katharina II. erbauter Molo mit einem Leuchtthurm schließt den seit 1852 von der Kaufmannschaft angelegten Winterhafen ab.

Duncan (engl., spr. Dönnkänn), Name zweier schottischen Könige. D. I. wurde König, nachdem König Malcolm 1034 durch Mörderhände gefallen war, u. fiel selbst wieder 1041 durch die Hand seines Verwandten Macbeth, eines der vornehmsten schottischen Häuptlinge. — **D.** II., ein natürlicher Sohn Malcolm's III., suchte seine Rechte auf den Thron von Schottland gegen seines Vaters Bruder Donaldbane geltend zu machen u. gelangte auch zur Regierung, ward aber nach zweijähriger Herrschaft auf Anstiften Donaldbane's 1099 ermordet.

Duncan, John, engl. Reisender, geb. in Schottland, begleitete 1842 die Gebrüder Lander auf ihrer Nigerexpedition u. erhielt von der Geograph. Gesellschaft in London den Auftrag, eine Reise von Whydah durch das Königreich Dahomeh nach Addafudia im Innern von Afrika zu machen. Er vollführte diesen Auftrag 1845—46 u. gab einen Bericht über diese Reise 1847 heraus. Er starb auf einer Seereise 3. Nov. 1849 in der Bucht von Benin.

Duncker, Maximilian Wolfgang, deutscher Geschichtschreiber, geb. 1812 zu Berlin, studirte zu Bonn u. Berlin, büßte seine Theilnahme an der Burschenschaft mit halbjähriger Haft, wurde 1839 zu Halle Privatdozent, 1842 außerordentlicher Professor der Geschichte u. nahm als Abgeordneter des Saalkreises an den Verhandlungen der Frankfurter Nationalversammlung, des Volkshauses zu Erfurt u. der preuß. Kammer von 1849—52 Theil. Im J. 1857 folgte er einem Rufe an die Universität Tübingen, bald darauf einem andern als Hülfsarbeiter in das preußische Staatsministerium. Im J. 1861 erhielt er die Würde eines vortragenden Rathes beim Kronprinzen; seit 1867 ist er Direktor preuß. Staatsarchive. D.'s erstes bedeutendes Werk sind die „Origines germanicae" (Berl. 1840); sein Hauptwerk, die „Geschichte des Alterthums" (4 Bde., 3. Aufl., Berl. 1864), das leider unvollendet ist u. nur die Völker des Orients u. Griechenlands behandelt, zeichnet sich eben so wol durch gründliches Quellenstudium u. scharfsinnige Kritik als durch glänzenden Stil aus. — Karl **D.**, Vater des Vorigen, geb. 25. März 1781, trat 1803 in die Verlagshandlung von G. Voß in Leipzig u. 1806 in die von Fröhlich in Berlin, welche 1809 sein Eigenthum wurde, indem er sich mit Humblot assoziirte. Auch nachdem dieser 1828 gestorben, setzte er das Geschäft unter der Firma D. u. Humblot fort, welches er zu einem der bedeutendsten in Deutschland erhob. Das Sortimentsgeschäft übernahm 1837 sein jüngerer Sohn, Alexander **D.**, der auch ein neues Verlagsgeschäft gründete. Ein dritter Sohn, Franz **D.**, geb. 4. Juni 1822 zu Berlin, hat sich als Mitbegründer u. eifriger Wortführer der deutschen Fortschrittspartei (sowol im preuß. Landtage, dem er seit 1861 angehört, als im Norddeutschen u. Deutschen Reichstage) bekannt gemacht. Durch seine Wirksamkeit für den seit Jahren von ihm geleiteten Berliner Handwerkerverein u. für die Bildung von Gewerkvereinen erwarb er sich Verdienste um die Hebung der arbeitenden Klassen. Im J. 1870 regte er die Gründung eines „Vereins für konfessionslose Schulen" an. In der ihm gehörenden u. seinen Namen tragenden Verlagsbuchhandlung erscheint seit 1853 die (zuerst in den Bewegungsjahren als „Urwählerzeitung" gegründete) demokratische Berliner „Volkszeitung". Ein vierter Sohn, Hermann **D.**, war seit 1846 Stadtrath, seit 1856 Syndikus im Magistrat zu Berlin. Er war 1848 Mitglied der preuß. Nationalversammlung u. vertrat 1858—61 im Hause der Abgeordneten die Stadt Berlin.

Dundee (spr. Dönndih), Stadt in der schott. Grafschaft Forfar, an der Nordseite des Taybusens, zeichnet sich eben so sehr durch seine schöne Lage wie durch die Gewerb- u. Fabrikthätigkeit seiner 119,000 Einw. (1871) aus, nach deren Zahl sie für die 3. Stadt Schottlands gilt. D. ist einer der Hauptplätze der Leinenindustrie u. betreibt außerdem noch die Fabrikation von Segeltuch u. Shirting. Der Handel mit den Leinenerzeugnissen ist ungemein lebhaft u. größtentheils überseeisch. D. hat sehr ansehnliche Gebäude, eine Akademie für Sprachen, Literatur u. Mathematik, ein physikalisches Kabinet, 2 Banken, einen guten Hafen, 3 Docks u. 2 Leuchtthürme auf dem nahen isolirten Felskegel, dem 160 m. hohen Law of Dundee.

Dundonald, Graf, s. „Cochrane".

Dunen, s. „Daunen".

Dünen sind Hügel u. Anhäufungen von Sand, welche von Wind u. Wellen am Strande des Meeres gebildet werden u. die häufig das Ufer wie mit einem Wall umsäumen, der dann entweder durch die auf seiner Oberfläche wurzelnden Gräser u. Sträucher gefestigt ist oder auch nur aus losem Sande besteht u. dann mit der Zeit, langsam den herrschenden Luftströmungen folgend, landeinwärts rückt. An einzelnen Stellen bilden die D. doppelte, ja sogar vierfache Reihen von Sandhügelketten, die von Quer- u. Längenthälern durchschnitten werden u. nach dem Meere zu steil, nach dem Lande sanfter abfallen; ihre Höhe schwankt zwischen 3 u. 30 m.; in Holland u. Jütland kommen D. bis zu 80 m., an der NW.-Küste Afrika's bis zu 200 m. Höhe vor. Der Wind u. das Wasser bewirken an der beweglichen Masse der D. vielfache Veränderungen; hohe Fluten unterwühlen sie u. verursachen theilweise Einstürze dem Meere zu; die Seewinde treiben den Sand der Uferseite über den Kamm nach dem Binnenabhang u. lassen das hinter den D. liegende Land nach u. nach versanden u. die D. weiter rücken; Stürme u. Springfluten können große D.-reihen durchbrechen u. niederlegen. Während die festen D. im Verein mit den Deichen (s. d.) dem angebauten Lande dauerhafte Schutzwälle gegen die anstürmenden Meereswogen darbieten, werden die Wanderd. dadurch gefährlich, daß sie weite, fruchtbare Landstrecken, Wälder u. selbst ganze Dörfer zerstören können. Von 4 Dörfern der Kurischen Nehrung an der Ostsee, von denen das Dorf Kunzen im Anfange dieses Jahrhunderts noch aus 40 Haushaltungen bestand, ist jetzt gar nichts mehr zu sehen; ihre Stelle nehmen mehr als 30 m. hohe D. ein; in Jütland, auf den Friesischen Inseln u. in Holland ist an verschiedenen Stellen Aehnliches geschehen. Die D. rücken aber weiter über die verschütteten Dörfer hinaus, u. dann kommt es wol vor, daß das Mauerwerk der zerstörten Häuser, die sanderfüllte Kirche, welche einst hinter den D. gelegen waren, vor denselben wieder zu Tage kommen. — Der Nutzen der D. hat es räthlich erscheinen lassen, die Bildung solcher Sandwälle zu unterstützen u. zu erleichtern; auf den Friesischen Inseln sind Zäune von etwa 2 m. Höhe angelegt worden, welche parallel mit dem Meeresufer laufen, in Zwischenräumen von 2—10 m. sich wiederholen u. dazu dienen, die Sandkörner, welche der Wind landeinwärts treibt, zu einer D. ablagern zu lassen u. vor dem Wegspülen durch die Meereswogen zu schützen. Eine so angelegte D. hatte in 10 Monaten eine Grundfläche von 30 m. u. eine Höhe von 3 m. erreicht. — Die Wanderung der D. wird am besten durch die Bepflanzung aufgehalten, denn obgleich aus reinem Sande bestehend, sind die D. nicht unfruchtbar; schon wenige Zoll unter der Oberfläche findet sich Feuchtigkeit, und bei größerer Ausdehnung derselben schon in geringer Tiefe Wasser vor, so daß sorgfältige Pflege selbst Feldbau auf den D. gestattet; auf vielen D. in Jütland, auf den Friesischen Inseln u. in Holland wird Gartenzucht getrieben u. sind mit

dem günstigsten Erfolge weite Strecken bewaldet worden. Auch ohne der Menschen Zuthun bedecken sich bald die D. mit einer eigenthümlichen Grasvegetation; solche D. mit fester Oberfläche nennt man „gedämpfte".

Mit dem Namen D. werden häufig auch vom Wind aufgeworfene Sandberge im Binnenlande bezeichnet; derartige D. kommen vor an den flachen Ufern großer, viel Sand führender Ströme, z. B. an der Elbe bei Wittenberge (d. h. weiße Berge), in den Heidengegenden Jütlands, in der Lüneburger Heide u. am großartigsten in den Wüsten, z. B. in der Sahara, wo sie eine Höhe von 200 m. erreichen u. in der vorherrschenden Windrichtung langsam von NO. nach SW. weiterrücken.

Dünger. Die Pflanzen nehmen ihre Nahrung theils aus der Atmosphäre, theils aus dem Boden auf. Auf letztere Quelle sind sie nicht allein in Beziehung auf die Aschensalze (Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisen, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Salzsäure, Kieselsäure), sondern auch auf Ammoniak, Salpetersäure u. Kohlensäure angewiesen, obwol letzterwähnte Substanzen auch aus der Luft entnommen werden können. Die wichtigsten Aschenbestandtheile, z. B. Kali u. Phosphorsäure, sind aber im Boden entweder in geringer Menge od. (wie das Kali in vielen Gesteinen) in schwer löslicher Form enthalten; alle aber würden bei fortgesetzten Ernten ohne Ersatz sich allmählig ganz erschöpfen. Daher müssen dem Boden die Stoffe, welche ihm die Pflanzen entzogen haben, wenn er sie nicht durch Verwitterung aus seinen Gesteinsbestandtheilen in genügender Menge freimachen kann, von außen zugeführt werden. Diese Zufuhr ist der D. Derselbe muß vor allen Dingen jene Aschenbestandtheile enthalten, wenn eine ertragreiche Vegetation hervorgerufen werden soll; enthält er außerdem auch noch Stickstoff in aufnehmbarer Form u. kohlenstoffhaltige Substanzen, die bei ihrer Verwesung dem Boden Ammoniak u. Kohlensäure liefern, — um so besser, denn Ammoniak u. Kohlensäure wirken nicht nur direkt als Pflanzennahrung, sondern auch indirekt, indem sie andere im Boden enthaltene Dungesalze löslich machen und die Verwitterung befördern. Man unterscheidet Stalld. od. Mist u. Kunstd. Ersterer besteht aus den festen u. flüssigen Exkrementen der Thiere u. Menschen, die von der Streu (Stroh, Laub, Erde) absorbirt sind. Die Thiere verzehren die Pflanzen, sie erzeugen in ihrem Körper Wärme u. Kraft, indem sie den Kohlenstoff und Wasserstoff der Nahrung verbrennen. Wenn das Thier nicht mehr wächst, so scheidet es allen Stickstoff u. alle Aschenbestandtheile der verzehrten Pflanzen wieder aus. Ganz naturgemäß ist also der so produzirte Stallmist als Normaldünger, als Normal-Pflanzennahrungsmittel zu betrachten. Um dem D. seinen ganzen Werth zu erhalten, bis man ihn dem Boden einverleiben kann, muß man sowol das Auslaugen durch das Regenwasser als die Verflüchtigung des durch die Fäulniß entstehenden kohlensauren Ammoniaks vermeiden. Wo man die Mistjauche aus den Höfen abrinnen sieht, oder wo der Mist vollkommen austrocknet, ist der landwirthschaftliche Betrieb jedenfalls schlecht. Durch Zusammendrücken in wasserdichte Gruben, mäßige Feuchtigkeit und nöthigenfalls durch Zusatz von Gips, Kohlenabfällen, Torfstaub 2c., die das Ammoniak binden, behält der Mist seinen vollen Werth. — Unter den erst seit den letzten Jahrzehnten mehr in Aufnahme gekommenen Kunstdüngern muß man die Stickstoff-, die Phosphorsäure- u. die Kalidünger unterscheiden, je nachdem einer od. der andere dieser Bestandtheile darin überwiegt. — Zu den Stickstoff-Kunstdüngern rechnet man vor Allem das rohe schwefelsaure Ammoniak aus dem Waschwasser der Gasanstalten, den dasselbe Salz enthaltenden Steinkohlenruß, Natron-, selten Kalisalpeter, ferner getrocknetes Blut, Fleisch von gefallenen Pferden, Fischen u. a. Thieren, Leder- u. Hornabfälle, endlich den Peruguano, der in Form von Harnsäure, kohlens. u. oxals. Ammoniak bis 14% Stickstoff, daneben freilich noch 30% Kalkphosphat enthält. Endlich gehören hieher auch die Oelkuchen, die 4—5% Stickstoff enthalten. — Unter den Phosphatdüngern stehen die Knochen in ihren verschiedenen Zubereitungen obenan. Sie werden im rohen u. gedämpften Zustande gemahlen, oder man benutzt den Abfall der daraus durch Erhitzung dargestellten Knochenkohle, stellt auch aus den erwähnten Präparaten durch Behandeln mit Schwefelsäure, seltner Salzsäure, das sogenannte gesäuerte Knochenmehl od. Superphosphat dar. Die rohen Knochen enthalten 50—60% basisch phosphorsauren Kalk u. in 25—30% Knorpelsubstanz noch 3—4% Stickstoff. Dieser fehlt der Knochenkohle, die dafür viel reicher an phosphorsaurem Kalke ist. Durch Einwirkung der Schwefelsäure entsteht Gips u. löslicher saurer phosphorsaurer Kalk, der im Boden sich vertheilt u. leichter von den Pflanzen assimilirt wird. Bei der Wichtigkeit der Phosphorsäure hat man auch stickstoffarme Guanosorten, wie den von den Baker- und Lobosinseln, von der Soldanhobay, ferner die sog. Koprolithen (Exkremente vorweltlicher Thiere), den natürlichen phosphorsauren Kalk (Apatit von Estremadura u. Canada, Phosphorit aus Nassau), endlich auch phosphorsaure Thonerde als Düngmittel benützt. Die dichte Struktur der Mineralien muß möglichst durch feines Pulvern u. reichlichen Säurezusatz zur Aufschließung gebracht werden. Am schwersten ist der Gehalt an Phosphorsäure in manchen Eisensteinen für den Landbau nutzbar zu machen. — Zu den Kalidüngern gehören frische u. ausgelaugte Holzasche, die Tange u. ihre Asche (Kelp u. Varec), ferner feldspathhaltige Gesteine, nachdem man sie durch Pulvern u. Glühen mit Kalk aufgeschlossen hat, u. vor allen Dingen die Abraumsalze, die namentlich bei Staßfurth in der preuß. Provinz Sachsen, bei Kalusz in Galizien u. andern Orten vorkommen. Zahlreiche Fabriken stellen daraus jetzt mehr od. weniger reine Kalisalze dar, die nun unter anderm auch zum Düngen, bes. von Rüben, Kartoffeln, Klee, Tabak 2c., Anwendung finden u. glänzende Resultate ergeben. Das in Ostfriesland übliche Moorbrennen beispielsweise ist durch die dort versuchte Anwendung der Kalisalze unnöthig gemacht u. das Schicksal der Moorbewohner dadurch wesentlich gebessert worden. Wo dem Boden Kalk fehlt, wird endlich auch die Zugabe von Kalk in der Form von Mergel, zerfallenem Kalk od. Gips zweckmäßig.

Dungkäfer, 1) Copriden, d. h. Mistkäfer, sind blatthornige Käfer (s. d.) od. Lamellicornen, deren Oberlippe nicht wie bei Scarabäiden vorragt, sondern vom Kopfschilde bedeckt wird, deren Mittelbeine an der Einlenkungsstelle weit von einander entfernt sind u. deren Hinterschienen einen einzelnen Enddorn haben. Es gehören hieher die Pillenkäfer (Copris, Sisyphus), deren Weibchen ihre Eier in Mistkugeln legen, auch der berühmte Ateuchus sacer (s. d.). — 2) Aphodiden, das sind Lamellicornen mit genäherten Mittelbeinen u. 2 Enddornen an den Schienen. Von der Gattung Aphodius giebt es über hundert europäische Arten.

Dunin, Martin von, Erzbischof von Gnesen-Posen, wurde 11. Nov. 1774 im Dorfe Wal bei Rava in Polen geboren, studirte von 1793—97 im Deutschen Colleg zu Rom, erhielt daselbst die Priesterweihe u. stieg allmählig zur Stellung eines Erzbischofs von Posen auf (1831). Bald nach seinem Amtsantritte begann er, im Gegensatze zu der herrschenden milderen Praxis, den gemischten Ehen (zwischen Katholiken u. Protestanten) Schwierigkeiten zu bereiten u. fuhr hierin trotz des Einspruchs der preuß. Regierung fort. Das Ministerium sah sich schließlich genöthigt, ihn zur Verantwortung nach Berlin zu laden. Das Oberappellationsgericht zu Posen verurtheilte ihn im Febr. 1839 wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt zu Amtsentsetzung u. halbjähriger Festungsstrafe. Obgleich aber der König an die Stelle der letzteren im Gnadenwege den Aufenthalt zu Berlin setzte, kehrte D. doch ohne Erlaubniß nach Posen zurück, um sein Amt wieder zu verwalten. Nun ließ die Regierung ihn verhaften u. auf die Festung Colberg bringen; erst nach Friedrich Wilhelm's III. Tode wurde er von dessen Nachfolger gegen das Versprechen, seine früheren Erlasse abzuändern, wieder eingesetzt. Die Art, wie dies geschah, war freilich in der Hauptsache ein Sieg des Erzbischofs, indem er zwar nicht mehr die katholische Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen forderte, sich aber den Ausschluß der in solcher Ehe lebenden Katholiken von den Sakramenten vorbehielt. D. starb zu Posen 26. Dez. 1842.

Dunkelmänner (viri obscuri) hießen in den 1515 u. 1517 erschienenen satir. Briefen „Epistolae obscurorum virorum" (s. d.), zu deren Hauptmitarbeitern Ulrich von Hutten gehörte, die in diesen Briefen bekämpften lichtscheuen Römlinge u. Papisten. Seitdem wurden mit diesem Namen alle Feinde der Aufklärung u. der modernen Bildung belegt.

Dünkirchen, franz. Dunkerque (spr. Dünkerk'), feste Seestadt im Nord-Departement mit Kriegs- u. Handelshafen, Rhede, Schiffswerften, Leuchtthurm u. s. w., Eisenbahnverbindung mit Paris u. Lille u. Dampfschiffverbindung mit den wichtigsten nördl. Seeplätzen. Die Stadt ist eine der ersten Handels- u. Fabrikstädte Frankreichs u. zählt über 33,000 Einw. Im J. 960 von Balduin v. Flandern gegründet, in den folgenden Jahrhunderten mit Wällen u. Thürmen umgeben, wurde der Platz seit dem 15. Jahrh. ein Gegenstand der Eifersucht zwischen Engländern, Franzosen u. Spaniern. Ludwig XIV., der die Stadt 1659 um 5 Mill. Livres von den Engländern zurückkaufte, hatte sie 1665—71 auf das Stärkste befestigen lassen, mußte aber im Frieden zu Utrecht 1713 sich zur Schleifung der Werke verstehen. Im J. 1740 wurde die Festung hergestellt u. 1793 von Engländern u. Holländern unter dem Herzog v. York vergeblich belagert. Im J. 1666 erfocht hier der holländ. Admiral Ruyter seinen berühmten Seesieg über die Engländer.

Dünndarm, s. „Darm".

Dünnschnäbler (Tenuirostres), eine Familie der Gangvögel, charakterisirt durch den, meist den Kopf an Länge übertreffenden, sehr dünnen u. mehr od. weniger gebogenen, scharf zugespitzten Schnabel, durch Wandelfüße od. Spaltfüße mit langer Hinterzehe. Sie fressen Insekten u. schließen sich durch ihre Bewegungsweise zum Theil den Klettervögeln an. Hierher zählen die Spechtmeisen (od. Kleiber, Sitta), mit geradem Schnabel, die Baumläufer (Certhia), der Wiedehopf (Upupa), endlich die Kolibris (Trochilus, s. d.) u. die Honigsauger (Cinnyris).

Dünnwald, Graf Joh. Konrad Heinrich von, kaiserlicher Generalfeldmarschall, geb. zu Dünnwald im Bergischen 21. Febr. 1618, kämpfte mit Auszeichnung im Reichsheere gegen die Türken, trat dann in die Dienste des Kaisers u. ward für seine Verdienste im Kriege in den Grafenstand erhoben. Später half er als Feldmarschallleutnant das von den Türken belagerte Wien entsetzen, schlug die Türken zwei Mal u. eroberte Slavonien. Im J. 1688 trat er als Generalfeldmarschall an die Spitze der Reiterei im Heere des Herzogs von Lothringen; 1689 entsetzte er gegen die Franzosen Heidelberg, kämpfte später mit großer Tapferkeit gegen die Türken, ward wegen seines angeblich zweideutigen Verhaltens bei Beginn der Schlacht von Salankemen nach Wien beschieden, starb aber unterwegs zu Essek 31. August 1691.

Dunois (spr. Dünoa), Graf Jean von, Bastard von Orleans, geb. 23. Nov. 1402, als der natürliche Sohn des Herzogs Ludwig v. Orleans u. der Frau des Ritters de Cany, erwarb sich die Gunst des Dauphin u. des Königs, die ihn reich beschenkten, that sich im Kriege gegen die Engländer hervor u. vertheidigte nam. Orleans, bis 1429 Jeanne d'Arc zum Entsatz der Stadt herbeieilte. Er erhielt vom König die Grafschaft D., nach der er sich dann nannte, ward 1442 für seinen siegreichen Kampf gegen Talbot mit der Grafschaft Longueville belohnt u. vertrieb die Engländer aus der Normandie u. Guyenne. Aus Argwohn u. Eifersucht von Ludwig IX. seiner Güter u. Aemter beraubt, trat D. an die Spitze eines gegnerischen Bundes „Pour le bien public". Erst 1465 erhielt er seine Güter wieder u. starb 24. Nov. 1468. D.'s Nachkommen erhielten den Herzogstitel (s. unter „Longueville").

Duns Scotus, Johannes, berühmter Kirchenlehrer (Scholastiker) des Mittelalters, von dessen Lebensumständen wenig Sicheres bekannt ist. Daß er zu Dunse in Südschottland geboren ist (um 1270), wird durch seinen Beinamen Scotus, d. h. der Schotte, wahrscheinlich. Andere nennen Dunston in Northumberland als seinen Geburtsort. Nachdem er anfänglich zu Oxford gelehrt, kam er um 1301 an die damals hochblühende Universität Paris u. trat als eifriger Franziskaner mit solchem Erfolge gegen das Haupt der Dominikaner, Thomas von Aquino, auf, daß sich fortan die ganze Theologie in die zwei Parteien der Thomisten u. Scotisten spaltete. Aeußerlich drehte sich der Streit besonders um die unbefleckte Empfängniß (also eine Art Göttlichkeit) der Jungfrau Maria, welche D. S. gegen die Thomisten vertheidigte; in Wahrheit aber handelte es sich um die alte Eifersucht der beiden Bettelorden. Er starb 1308 zu Köln. D. S. war vielleicht der bedeutendste philosophische Kopf des Mittelalters; doch stellte auch er seinen Scharfsinn u. seine Gelehrsamkeit durchaus in den Dienst der Theologie, d. h. der philosophischen Begründung der Kirchenlehre. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die des Franziskaners Wadding (12 Bde., Lyon 1639).

Dunstan (spr. Dönstän), der Heilige, Erzbischof von Canterbury, geb. um 920 in der Nähe des Klosters Glastonbury, kam frühzeitig an den Hof des Königs Ethelstan, wurde aber durch neidische Gegner bald wieder von da vertrieben. Er kehrte in das Kloster Glastonbury zurück, wo er sich neben gelehrten u. künstlerischen Studien den frommen Uebungen mit großem Eifer hingab. Vom König Edmund abermals an den Hof berufen, mußte er wieder dem Neide seiner Feinde weichen. Im J. 942 od. 43 zum Abt von Glastonbury ernannt, begann er sofort das Werk seines Lebens, die Herstellung der verfallenen Klosterzucht nach der Mönchsregel des heiligen Benedikt. Zugleich übte er als vertrauter Rathgeber des Königs Edred großen Einfluß auf das Reich. Nach dessen Tode aber verfeindete er sich mit dem Nachfolger, König Edwig, u. floh nach dem Kloster Blandinium bei Gent in Flandern. Als aber 957 Edwig's Bruder, Edgar, im nördlichen England zum König ausgerufen ward, kehrte D. zurück, wurde 958 Bischof von Worcester u. London u. 959 nach Edwig's Tode Erzbischof von Canterbury. In dieser wichtigen Stellung wirkte er sehr segensreich u. betrieb mit großem Eifer die Reformation der Klöster u. Geistlichen.

Dunstkreis, s. „Atmosphäre".

Düntzer, Johann Heinrich Joseph, deutscher Philolog u. Literarhistoriker, geb. zu Köln 12. Juli 1813, studirte in Bonn u. Berlin altklassische u. orientalische Sprachen, habilitirte sich in Bonn für klassische Philologie u. wurde 1846 Bibliothekar an der Bibliothek des kathol. Gymnasiums seiner Vaterstadt. Von D.'s Arbeiten, in denen er seinen Sprachsinn u. scharfe Kritik bekundet, nennen wir „Homer u. der epische Kyklos" (Köln 1839), „Kritik u. Erklärung der Horazischen Gedichte" (5 Bde., Braunschw. 1840—44) u. „Die römischen Satiriker" (Braunschw. 1846). Für die Geschichte der Aesthetik ist werthvoll: „Rettung der Aristotelischen Poetik" (Braunschw. 1840). Als deutscher Literarhistoriker hat sich D. fast ausschließlich auf die klassische Zeit des vorigen Jahrhunderts beschränkt; außer einer Reihe von historischen, kritischen u. ästhetischen Schriften über einzelne Dichtungen Goethe's (Faust, Tasso, Götz, Egmont, Iphigenia) u. Erläuterungen zu Lessing's Dramen, Klopstock's Oden u. Wieland's „Oberon", hat D. wichtige Beiträge zur Geschichte der Weimar'schen Literaturperiode veröffentlicht: „Briefwechsel zwischen Goethe u. Staatsrath Schultz" (Lpz. 1853), „Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund" (Lpz. 1856), „Aus Herder's Nachlaß" (3 Bde., Lpz. 1856—57), „Von u. an Herder" (3 Bde., 1861—62), „Aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette" (Jena 1858).

Duo (ital.) s. v. w. „Duett".

Duodezformat (vom lat. duodecim), kleines Bücherformat, bei welchem der Bogen in 12 Blätter gebrochen wird.

Duodezimalmaße sind solche Maße, deren Größen immer aus 12 der nächst kleineren Maßgrößen bestehen, z. B. der Fuß zu 12 Zoll à 12 Linien; das Gros zu 12 Dutzend à 12 Stück u. s. w. Diese Eintheilung ist in neuester Zeit fast durchgehends verworfen, trotz des Vortheils, daß sich 12 ohne Bruchtheile in 2, 3, 4, u. 6 gleiche Theile theilen läßt. — **Duodezimalsystem** heißt diejenige Gruppirung der Einheiten, bei welcher zwölf Einheiten irgend einer Ordnung eine Einheit der nächst höheren Ordnung geben. In diesem Zahlensystem sind noch zwei neue Ziffern nöthig. Bezeichnen wir zehn mit ε u. elf mit ζ, so würde die Zahl 1ε4ζ57 dasselbe sein, was im dekadischen Zahlensystem ist 464755.

Duo si faciunt idem, non est idem (lat. Sprüchwort): Wenn zwei dasselbe thun, so ist's nicht immer dasselbe.

Dupanloup (spr. Düpanglu), Felix Antoine Philibert, Bischof von Orleans u. eines der Häupter der legitimistischen Partei in Frankreich, geb. 3. Jan. 1802 zu St. Felix in Savoyen, wurde in Paris erzogen, erhielt 1825 die Priesterweihe, wurde 1827 Beichtvater des Herzogs von Bordeaux, 1828 Erzieher der Prinzen von Orleans u. 1830 Almosenier der Kronprinzessin. Nach der Julirevolution wandte sich D. mit besonderem Eifer dem Unterrichtswesen zu, begründete 1831 die Akademie von St. Hyacinthe u. übernahm 1837 das Direktorat des sog. kleinen Seminars. Im J. 1841 erhielt er die Professur für kirchliche Beredsamkeit an der Sorbonne (der theologischen Universität zu Paris); eine Rede über Voltaire, die großes Mißfallen erregte, bewog ihn jedoch zur Aufgebung dieser Stellung. Die Predigten, die er als Kanonikus an der Notredamekirche hielt, machten großes Aufsehen. Am 6. April 1849 wurde er zum Bischof von Orleans ernannt. Seine angestrengte Thätigkeit in diesem Amte kam wiederum besonders dem Unterrichtswesen zu Gute. Abgesehen von seiner Fürsorge für das Priesterseminar zu Orleans, begründete er selbst eine Schule in dem bischöflichen Palaste. Sein Eifer für die Einführung der heidnischen Klassiker zog ihm heftige Angriffe von Seiten der ultramontanen Partei zu, obwol er in anderen wesentlichen Beziehungen mit ihr übereinstimmte. Seit dem ital. Feldzug 1859 trat D. immer unverhohlener gegen die Politik Napoleon's III. auf, weil er in der Unterstützung der Italiener eine Gefährdung des päpstlichen Stuhles erblickte; ja er hatte den Muth, in seinem „Brief an einen Katholiken" vom 25. Dez. 1859 äußerst scharf gegen die Broschüre „Der Papst u. der Kongreß" zu Felde zu ziehen, als deren Verfasser allgemein Napoleon III. selbst galt. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs trat D. in der Nationalversammlung (seit 1871) als Führer der legitimistischen Partei in den Vordergrund, offenbar weil er von einer Wiedereinsetzung der Bourbonen die Herstellung der weltlichen Herrschaft der Papstes hofft. Im Widerspruch mit seiner früheren Wirksamkeit bekämpft er neuerdings bes. eifrig die Einführung des obligatorischen Unterrichts u. die Befreiung desselben von dem geistlichen Einfluß. Von seinen Schriften nennen wir: „Exposition des principales vérités de la foi catholique" (2 Bde., Par. 1832) u. „De l'Education" (3 Bde., ebd. 1855—57).

Dupetit-Thouars (spr. Düp'ti Thuahr), Aristide Aubert, franz. Seefahrer, geb. zu Boumois bei Saumur 31. Aug 1760, erhielt 1783

das Kommando eines Kriegsschiffes gegen die Engländer, ward auf seiner Fahrt zur Aufsuchung Lapeyrouse's von den Portugiesen gefangen genommen, ging später nach Nordamerika, wo er vergeblich versuchte, die Nordwestküste zu Lande zu erreichen; befehligte auf dem Zuge nach Aegypten ein Schiff von 80 Kanonen u. fiel bei Abukir 1. Aug. 1798. Sein Sohn, Abel Aubert **D.=T.**, geb. 3. Aug. 1793, machte auf einem franz. Kriegsschiffe 1837—39 eine Reise um die Welt, nahm Besitz von der Insel Tahiti, kehrte aber, da er sie gegen eine Empörung der Eingeborenen nicht behaupten konnte, nach Frankreich zurück, wo er zum Contreadmiral ernannt wurde u. 17. März 1864 starb. Seine Weltumsegelung beschrieb er in „Voyage autour du monde sur la frégate la Vénus“ (10 Bde. mit Atlas, Par. 1840 fg.).

Dupin (spr. Düpäng), André Marie Jean Jacques, franz. Staatsmann, geb. 1. Febr. 1783 zu Varzy, zeichnete sich während der Restaurationszeit als gewandter Advokat aus u. wurde unter Ludwig Philipp zum Generalprokurator am Kassationshofe ernannt. Die Kammer, in der er erst zu den Anhängern des Bürgerkönigthums, später zu der gemäßigten Opposition gehörte, wählte ihn acht Mal zu ihrem Präsidenten. Die nach dem Staatsstreiche des 2. Dez. 1851 angeordnete Konfiskation der Güter der Familie Orleans veranlaßte ihn zur Niederlegung seines Postens am Kassationshofe. Doch söhnte er sich später mit Napoleon III. aus, trat 1857 seine Stelle als Generalprokurator wieder an, wurde zum Senator ernannt u. gehörte seitdem zu den eifrigsten Verfechtern des Kaiserreichs. Er starb 10. Nov. 1865. — Sein Bruder Baron Charles **D.**, ein verdienstvoller Polytechniker, hat sich gleichfalls auf polit. Gebiete bekannt gemacht. Geb. 6. Okt. 1784 zu Varzy, wurde er unter dem ersten Kaiserreich Marineingenieur, später Lehrer am Konservatorium der Künste u. Handwerke. In der Kammer, der er seit 1828 angehörte, schloß er sich der Linken an; nach der Julirevolution stimmte er meist mit der gemäßigten Opposition. Nach dem Staatsstreiche ging er zum Kaiserreich über u. wurde zum Senator ernannt. Von seinen zahlreichen Schriften, die sich meist auf Technik u. Industrie beziehen, nennen wir: „Géometrie et mécanique des arts et métiers“ (3 Bde., Par. 1825—27) u. „Forces productives et commerciales de la France“ (2 Bde., Par. 1827).

Duplik, s. „Replik“.

Duplikat, ein zweites Exemplar, nam. einer Schrift.

Dupont (spr. Düpong), Jacques Charles (genannt de l'Eure), franz. Staatsmann, geb. 27. Febr. 1767 zu Neubourg in der Normandie, gehörte während der Revolution zum Rathe der Fünfhundert, wurde 1811 Präsident am Gerichtshofe zu Rouen, 1813 Vizepräsident des Gesetzgebenden Körpers. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen trat er als Hauptwortführer der Opposition hervor. Nach der Julirevolution wurde er zum Justizminister ernannt; er trat jedoch nach nur sechsmonatlicher Amtsführung in die Kammer zurück, wo er sich der Linken zugesellte. Im Febr. 1848 stellte sich D. an die Spitze der Provisorischen Regierung; auch wurde er in die Konstituante gewählt. Der hereinbrechenden Anarchie u. den immer stärker auftretenden gegenrepublikanischen Bestrebungen gegenüber zeigte D. mehr Muth u. Charakterfestigkeit, als politische Klugheit u. Energie. Nach dem Staatsstreiche zog er sich gänzlich zurück; er starb 3. März 1855 in Rougepierre in der Normandie.

Dupont, Graf Pierre (genannt de l'Etang), geb. 14. Juli 1765 zu Chabannais, trat 1791 in die franz. Armee u. rettete durch seine klugen Anordnungen 1793 Dünkirchen vor dem Ueberfall des Herzogs von York. Zum Generalleutnant aufgerückt, zeichnete D. sich in den Feldzügen Napoleon's aus u. erhielt 1808 das Kommando einer Division in Spanien; doch mußte er 1808 die Kapitulation von Baylen abschließen, gerieth in Untersuchung u. wurde bis 1813 von Napoleon gefangen gehalten. Erst nach der Rückkehr der Bourbonen trat er wieder in Dienst u. war unter Ludwig XVIII. kurze Zeit Kriegsminister, dann Kommandeur einer Militärdivision. Von 1815—30 gehörte er der Deputirtenkammer an. Er starb 16. Febr. 1838 zu Paris.

Dupont, Pierre, franz. Volksdichter, geb. zu Lyon 23. April 1821, vertauschte den Priesterstand, für den er anfangs bestimmt war, mit der kaufmännischen Laufbahn, die er jedoch gleichfalls verließ, als seine 1839 veröffentlichten Erstlingsdichtungen Anklang fanden. Seine Idyllen machten ihn schnell populär. Nach der Februarrevolution (1848) verließ er aber die leidenschaftslose Sphäre des Landlebens u. ward der Sänger des Sozialismus. Infolge dessen ward er nach dem Staatsstreiche des 2. Dez. 1851 verhaftet u. zu siebenjähriger Verbannung nach Lambessa verurtheilt, indeß gleich darauf begnadigt. Seitdem ist er der Politik fern geblieben. D., der zugleich ein geschickter Komponist ist, hat seine Lieder in verschiedenen Sammlungen herausgegeben („Cahier de chansons“, „La Muse populaire“, u. a. m.).

Dupont, gen. de Nemours (spr. d' Nemuhr), Pierre Samuel, franz. Nationalökonom u. Menschenfreund, geb. zu Paris 14. Dez. 1739, wurde 1789 Mitglied der Nationalversammlung u. erstrebte nicht nur eine gesunde Lösung der Finanzfrage, sondern suchte auch durch Wort u. Schrift dem Strom der Revolution entgegen zu arbeiten. Infolge dessen mußte er sich seit Aug. 1792 verborgen halten u. entging nach seiner Entdeckung nur durch Robespierre's Sturz dem Tode. Ein Jahr darauf zog ihm sein Auftreten im Rathe der Alten gegen die demokrat. Partei abermals Verfolgungen zu, denen er durch die Flucht nach Amerika auswich. Im J. 1802 ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er Direktor der Handelskammerbank. Die Rückkehr Napoleon's von Elba veranlaßte ihn jedoch, wieder nach den Vereinigten Staaten zu gehen, wo er mit seinen Söhnen am Delaware industrielle Unternehmungen gründete u. bis zu seinem Tode, 5. Aug. 1817, leitete. Außer zahlreichen Denkschriften verfaßte er eine „Physiocratie, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain“ (2 Bde., Par. 1768).

Duport (spr. Düpohr), zwei Brüder, ausgezeichnete u. berühmte franz. Violoncell=Virtuosen, von denen der ältere, Jean Pierre **D.**, zu Paris 27. Nov. 1741 geb., seine Ausbildung durch den verdienten Bertaut erhielt u. nachher bei der Privatmusik des Prinzen v. Conti angestellt wurde. Nachdem er 1769 England, zwei Jahre Spanien bereist hatte, wurde er 1773 an die Hofkapelle nach Berlin berufen, wo er in der Folge auch beim König Friedrich Wilhelm II. als dessen Lehrmeister u. Kammermusik=Intendant große Auszeichnung genoß. Im J. 1805 pensionirt, starb er in der preußischen Hauptstadt am 31. Dez. 1818. Sein Spiel war durch Noblesse des Tons u. Vortrags sowie durch Fertigkeit gleich ausgezeichnet, u. seine im Druck erschienenen Kompositionen (nam. die für zwei Violoncelli) waren ihrer Zeit sehr geschätzt. — Der Jüngere, Jean Louis **D.**, geb. zu Paris 4. Okt. 1749, hatte anfänglich die Violine zu seinem Hauptinstrument gewählt, wandte sich aber nachgehends, angeregt durch die Erfolge seines Bruders, dem Violoncell zu u. wurde auf diesem Instrument auch seines Bruders Schüler. Nachdem er in Frankreich u. England bereits einen berühmten Namen sich erworben hatte, trat er 1789 neben seinem Bruder in die Berliner Hofkapelle, gab aber nach Friedrich Wilhelm's II. Tode seine Stellung auf. Später trat D. in die Dienste des Exkönigs Karl IV. von Spanien, der damals in Marseille residirte; 1812 aber, nachdem der genannte Fürst nach Rom gegangen, kehrte D. nach Paris zurück u. wurde hier als Solo=Violoncellist in der Kapelle des Kaisers Napoleon, auch als Mitglied der Kammermusik der Kaiserin Louise u. als Professor am Konservatorium angestellt. Seinen Platz in der Hofkapelle behielt er auch nach der Rückkehr der Bourbons. Er starb zu Paris 7. Sept. 1819. In technischer Beziehung seinem ältern Bruder vollkommen ebenbürtig, wollte man dem Vortrag Jean Louis' seiner Zeit noch den Vorrang betreffs des Geschmackes zuerkennen. Violoncell=Kompositionen sind auch von dem jüngeren D. im Druck erschienen.

Düppel, Dorf im Amt Sonderburg, auf der Halbinsel Sundewitt in der preuß. Provinz Schleswig. Am 28. Mai 1848 hatten die Truppen des Deutschen Bundes bei D. ein nachtheiliges Gefecht gegen die Dänen. Am 13. April 1849 nahmen Sachsen u. Bayern die von den Dänen bei D. aufgeworfenen Schanzen u. warfen die Dänen nach Alsen zurück. Während der Streitigkeiten zwischen Dänemark u. dem Deutschen Bunde wegen Schleswig-Holstein (1860 bis 63) wurde die Düppelstellung von den Dänen mit allen Mitteln der neuen Befestigungskunst verstärkt. Die Brücke nach der Insel Alsen war durch einen großen Brückenkopf geschützt; bei der Vertheidigung konnte auch die Flotte mitwirken. Die Annäherung an die Schanzen war außerdem durch zahlreiche künstliche Hindernisse erschwert. In diese Stellung zog sich die dänische Armee nach dem Verlassen der Danewerke (6. Febr. 1864) zurück. Das preuß. Corps Prinz

Friedrich Karl's erschien 11. Febr. Angesichts der Schanzen. Nach einer Reihe von Rekognoszirungsgefechten begann 1. April die regelmäßige Belagerung u. Beschießung der Schanzen aus schwerem Geschütz; am 18. April die erfolgte Erstürmung sämmtlicher Werke durch die Preußen.

Dupré (spr. Düpreh), Giovanni, ital. Bildhauer, geb. zu Siena 1. März 1817, schuf eine „sterbende Sappho", eine „Pieta", einen „auferstandenen Christus" u. vor Allem das große Cavour-Denkmal in Florenz, dessen Hauptbestandtheil die Figur des Staatsmannes zeigt, der die zu Boden gesunkene Italia aufrichtet.

Duprez (spr. Düpreh), Gilbert Louis, ausgezeichneter franz. Tenorist, geb. zu Paris 6. Dez. 1806, zeigte zeitig gute Anlagen u. kam mit dem zehnten Jahre auf das Konservatorium u. 1817 in die Musikschule des berühmten Choron. Letzterer stellte ihm das Prognostikon, daß er (Duprez) wahrscheinlich ein großer Musiker, aber kein bedeutender Sänger werden würde, ein Prognostikon, das sich auch insofern zu bewahrheiten schien, als er weder in Italien noch in Paris zuerst sich Geltung verschaffen konnte. Im Winter 1829 bis 30 war D. in Venedig u. Mailand engagirt, aber er gefiel auch hier noch nicht. Erst von Turin aus, wohin er von Mailand ging, datiren sich seine Erfolge; er fand die glänzendste Aufnahme, u. es begann nunmehr für ihn eine ununterbrochene Reihe von Triumphen, die er bis ins Jahr 1836 auf den bedeutendsten ital. Theatern feierte. In sein eigentliches Fahrwasser kam er aber doch erst 1837 mit seinem Engagement an der Großen Oper in Paris. Hier war seine mächtige, umfangreiche u. allen Affekten willig gehorchende Stimme, vor Allem aber seine eminent dramatische Manier am Platze, u. hier wirkte er denn auch als eine Hauptstütze u. Zierde des Instituts bis zum J. 1849, wo er der Bühnenthätigkeit Valet sagte, um sich fortan ausschließlich dem Gesangslehrfache zu widmen, zuerst bis 1850 sein seit dem J. 1842 innegehabtes Professorat am Konservatorium beibehaltend u. dann einer Privat-Gesangsbildungsanstalt vorstehend, welche auch gegenwärtig noch besteht. D. gab 1846 eine große Gesangsschule („L'Art du chant") heraus u. hat sich auch als Komponist (nam. der Opern „Joanita", „Samson", „La Lettre au bon Dieu" u. des Oratoriums „Le Jugement dernier") vortheilhaft bekannt gemacht.

Dupuytren (spr. Düpüitrang), Guillaume, Baron, franz. Chirurg u. Anatom, der, 6. Okt. 1777 zu Pierre-Buffière in Haute Vienne geb., seit 1789 in Paris studirte u. 1795 Prosektor in Montpellier wurde. Im J. 1801 zum Ober-Aufseher der anatomischen Arbeiten zu Paris ernannt, kam er 1803 als zweiter u. 1815 als erster Wundarzt an das Hotel Dieu, an dem 1818 ein klinischer Lehrstuhl errichtet wurde, den D. faktisch schon seit 1813 inne gehabt hatte. In derselben Zeit wurde er Mitglied der Akademie u. 1823 Leibarzt des Königs. Durch einen Schlagfluß schon 1833 in seiner Thätigkeit gehemmt, starb D. 8. Febr. 1835. D. war berühmt durch die Schärfe, Sicherheit u. geniale Kühnheit seiner Operationen u. durch die Ruhe, mit der er sie ausführte. Die Chirurgie verdankt ihm verschiedene Operationsmethoden u. Instrumente; auch in der pathologischen Anatomie hat er einige werthvolle Entdeckungen gemacht.

Duquesne (spr. Dükähn), Marquis von, Abraham, einer der größten Seehelden Frankreichs, geb. 1610 zu Dieppe, ging zur franz. Marine u. zeichnete sich seit 1637 im Kriege gegen Spanien aus. Später trat er in schwed. Dienste über, wurde daselbst Vizeadmiral u. schlug als solcher 1643 die dänische Flotte bei Gothenburg. Seit dem Westfälischen Frieden nach Frankreich zurückgekehrt, zwang er 1650 mit einem aus eigenen Mitteln aufgebrachten Geschwader Bordeaux, das im Kriege der Fronde von der franz. Regierung abgefallen war u. von den Spaniern unterstützt wurde, zur Unterwerfung; 1672 u. 73 schlug er die holländische Flotte unter Tromp u. Ruyter in den niederländischen Gewässern u. 1676 die vereinigte holländisch-spanische Macht bei Catanea. Ludwig XIV. trug Bedenken, dem ausgezeichneten Vizeadmiral, als einem Protestanten, den höchsten Rang in der Flotte, die Admiralswürde zu verleihen. Bei der Aufhebung des Edikts von Nantes wurde D. jedoch von der Vertreibung der Protestanten allein ausgeschlossen. Seine letzte Heldenthat war die Demüthigung Genua's. Er starb zu Paris 2. Febr. 1688.

Duquesnoy (spr. Dükänoa), François, franz. Bildhauer, geb. 1594 zu Brüssel, 1646 von seinem Bruder, dem gleichfalls als Bildhauer bekannten Jerome D., zu Livorno vergiftet. D.'s Arbeiten trugen, ganz gegen die Weise der damaligen Zeit, den Charakter der Natürlichkeit, der Lieblichkeit u. des Naiven; besonders wußte er kleine Figuren u. Gruppen von Kindern in den verschiedensten Situationen mit großer Naturwahrheit in reicher Behandlung darzustellen.

Dur (vom lat. durus = hart), in unserer heutigen Musik Bezeichnung a) für diejenige Tonart u. deren Transpositionen, in denen die große Terz u. Sexte des Grundtons herrschend sind (also spricht man z. B. von C-dur, G-dur 2c. od. von der Tonart C-dur, G-dur 2c.). Demnach auch b) für diejenige diatonische Skala, in welcher der diatonische Halbton auf der 3. u. 7. Stufe sich befindet u. die den Toninhalt der Durtonart in stufenweiser Ordnung vom Grundton zur Oktave auf dem Liniensystem darstellt, mithin ebenfalls mit großer Terz u. Sexte erscheint. Diese Tonleiter heißt diatonische Durtonleiter, c) Für denjenigen Dreiklang, welcher neben der reinen Quinte die große Terz enthält (so heißen z. B. die Dreiklänge c-e-g, g-h-d, h-d-f 2c. Dur-Dreiklänge). — Ehedem bezeichnete man mit D. die um einen kleinen halben Ton erhöhte Stufe B, unser heutiges H. Im alten Tonsystem nämlich hatte keine Stufe zwei verschiedene Saiten, ausgenommen eben die Stufe B; die tiefere von beiden Saiten betrug gegen den Grundton A eine kleine Sekunde, entsprach also unserm heutigen B, die höhere dagegen eine große Sekunde, unserm heutigen H gleichkommend. Jene, mit ♭ (b rotundum od. molle) bezeichnet, wurde B molle, diese, durch ♮ (b quadratum od. durum) ausgedrückt, B durum genannt. Wenn nun ein Gesang den Ton b enthielt, wurde er Cantus mollis od. Cantus b mollis, hingegen, wenn nicht der Ton ♭, sondern ♮ (h) in ihm vorkam, Cantus durus od. Cantus ♮ duri genannt. Die Bedeutung, weche das Wort Dur bei den Alten hatte, weicht also von der, welche wir Neueren damit verbinden, völlig ab.

Duran, Augustin, span. Literarhistoriker, geb. 14. Oktbr. 1789 zu Madrid, war längere Zeit königl. Oberbibliothekar zu Madrid, legte aber 1855 dieses Amt nieder u. lebte als Privatgelehrter bis zu seinem Tode (1. Dez. 1862). D. war ein ausgezeichneter Kenner des altspan. Dramas u. der Romanpoesie; er gab heraus: „Romancero general" (5 Bde., Madr. 1828–32) u. „Talia española" (3 Bde., Madr. 1834), letzteres eine Sammlung altspanischer Schauspiele.

Durango, Bundesstaat von Mexiko, früher auch Nueva Biscaya, grenzt gegen O. an Cohahuila, gegen SO. an Zacatecas, gegen SW. an Xalisco, gegen W. an Sinaloa u. gegen N. an Chihuahua; jedoch sind die Grenzen gegen Cohahuila u. Chihuahua nicht ganz bestimmt. Das Land ist größtentheils gebirgig u. von großem Metallreichthum, welcher aber viel erfolgreicher ausgebeutet werden könnte, wenn nicht das Land durch die Raubzüge der wilden Indianer unsicher gemacht würde. Die ergiebigsten Minenreviere sind die von Gavilanes, Guarisamey u. San Dimas, von Durango u. Guanaveji, El Oro, Cuencamé u. Mapimi; die 3 ersteren im W., die 5 letzteren im O. der Cordilleren. Der Cerro del Mercado, ein ganz aus Magneteisenstein bestehender Berg in der Nähe von D., liefert eine Ausbeute von 70–75 % Eisen. Trotz des Mangels an größeren Flüssen, (die bedeutendsten sind der Rio Nazos, der Rio Culiacan u. der Rio del Tunal) ist das Land gut bewässert u. zur Landwirthschaft u. Viehzucht wohlgeeignet. Mais, Weizen, Hülsenfrüchte, Garten u. Baumfrüchte, auch Baumwolle gedeihen sehr gut, werden jedoch nur zu eigenem Bedarf gebaut. Bedeutender dagegen ist die Kultur der zur Branntweinfabrikation verwendeten Maguenpflanze. Von den 144,400 Einw. des Landes zeichnen sich die Nachkommen der aus den gewerbthätigsten Provinzen Spaniens, Biscaya, Navarra u. Catalonien, Eingewanderten, die sich von Vermischung mit den Indianern rein erhalten haben, durch Einfachheit u. Arbeitsamkeit sehr vortheilhaft vor den Mischlingen aus. — Die gleichnamige Hauptstadt des Landes, auch Guadiana u. in letzter Zeit zu Ehren des Präsidenten von Guadelupe, Victoria, Ciudad de Victoria genannt, unter dem 24.° 25.' n. Br. u. dem 85.° 55.' w. L. u. 2086 m. über dem Meere, ward 1559 als Militärposten gegen die Chichimeken angelegt, gelangte erst nach Entdeckung der reichen Gruben von Guarisamey zur Blute u. hat jetzt etwa 12,500 Einw. Bemerkenswerth ist die in der Nähe der Stadt aufgefundene Meteorsteinmasse von 20,900 Kilogr.

Durante, Francesco, einer der größten Kirchenkomponisten aller Zeiten wie auch bedeutender Tonlehrer, wurde geb. am 15. März 1684 zu Frattamaggiore im Königreich Neapel u. kam als Knabe zuerst auf das Konservatorium Dei Poveri di Giesù Cristo zu Neapel, wo Gaëtano Greco sein hauptsächlichster Lehrer wurde, sodann nach Aufhebung dieser Anstalt auf das Konservatorium di S. Onofrio,

wo ihn Alessandro Scarlatti in der Komposition unterwies. (Ob er nachgehends noch, wie von einigen Seiten behauptet wird, in Rom bei Pitoni Gesangs- u. bei Pasquini Kontrapunkts Studien gemacht hat, ist nicht erwiesen.) Um 1718 wurde er Kapellmeister (Direktor) am Konservatorium von S. Onofrio u. 1742 trat er, als Porpora's Nachfolger, in vorerwähnter Eigenschaft an das Konservatorium von S. Maria di Loreto (ebenfalls zu Neapel) über, hier bis zu seinem am 13. Aug. 1755 erfolgten Tode wirkend. — In Bezug auf Lehrthätigkeit kann wol Niemand einen glänzendern u. stolzern Kreis von Schülern aufweisen als er; denn Meister wie Pergolese, Duni, Terradeglia, Traëtta, Vinci, Jomelli, Piccinni, Sacchini, Paesiello u. Guglielmi der Aeltere sind von ihm gebildet worden u. machen mit ihm, Aless. Scarlatti, Porpora, Leo u. Greco jene glanzvolle neapolitanische Tonschule aus, welche während des 18. Jahrhunderts dem musikalischen Europa Gesetz u. Richtschnur war. — D.'s Kirchentonwerke (außer denen man an Kompositionen von ihm nur noch einige Klaviersonaten u. sonstige ihrer Zeit verfallene Kammermusiksachen kennt) sind sehr zahlreich u. gehören kraft der ihnen innewohnenden hehren Schönheit, Tiefe u. Würde zu den erhabensten Meister- u. Musterwerken dieser Kunstgattung. Die vollständigste Sammlung davon besitzt wol die Bibliothek des Pariser Konservatoriums.

Durchfall od. Diarrhöe nennt man die zu häufigen u. zu wässerigen Abgänge aus dem Darme, deren Ursache in der Regel in einer Entzündung der Darmschleimhaut zu suchen ist, infolge deren die Schleimabsonderung in gesteigerter Weise stattfindet, der Schleim selbst auch dünner ist als in gesundem Zustande. Erkrankungsursachen giebt es sehr verschiedene, die theils selbständig für sich, theils als Theilerscheinungen der Allgemeinkrankheit auftreten, u. man kann aus der Farbe, der Menge u. der Konsistenz des durchfälligen Stuhles auf die Erkrankungsart des Darmes Folgerungen machen. Man kann Durchfall auch künstlich durch verschiedene Medikamente, besonders Salze, hervorrufen. In solchem Falle beruht der D. dann nicht auf einer Erkrankung der Darmschleimhaut, sondern darauf, daß die Ansaugungsfähigkeit dieser Stoffe für das Wasser (ihre Hygroskopie) so stark ist, daß das aus dem Speisebrei sonst in den Organismus übergehende Wasser von ihnen festgehalten wird. Die Mittel, den Durchfall zu stopfen, sind mannichfach, je nach der Ursache desselben. Sie sind theils ableitend, wie z. B. Wärme, Reiben des Bauches u. s. w., u. beruhen auf einem stärkeren Zuflusse des Blutes zur behandelten Körperstelle u. einem Abflusse vom Darme, theils gehen sie wie die Opiate u. a. direkt aus auf eine Herabsetzung der beim D. überaus gesteigerten Darmthätigkeit, kraft deren der Darminhalt zu rasch durch den Darm hindurchgetrieben wird.

Durchforstung, ein Verfahren in der Forstwirthschaft, bei welchem man in gewissen Zeitabschnitten auf gutem Boden z. B. in dreißigjährigen, auf geringem Boden in vierzigjährigen Beständen das unterdrückte u. überwipfelte Holz herausnimmt, dadurch den Zutritt der Luft u. der Sonnenstrahlen zu den stehengebliebenen Stämmen befördert u. auf diese Weise einen kräftigeren Wuchs derselben veranlaßt.

Durchgang, 1) s. v. w. Vorübergang der unteren Planeten (Merkur u. Venus) vor der Sonne, D. durch die Sonne. Ein solcher D. tritt allemal ein, wenn einer dieser Planeten in der geraden Verbindungslinie der Sonne u. Erde sich befindet. Da die Ebenen der Bahnen dieser Planeten gegen die Ebenen der Erdbahn geneigt sind, so kann ein solcher D. nur stattfinden, wenn die Planeten entweder in einem Knoten ihrer Bahn od. wenigstens in dessen Nähe stehen, ähnlich wie bei den Sonnenfinsternissen die Stellung des Mondes. Die Beobachtung dieser D. ist für die Astronomie sehr wichtig; denn sie ermöglicht, die Entfernung der Sonne zu berechnen. Die nächsten D. des Merkur finden statt 1878, 1881, 1891, 1894 u. die der Venus 1874 u. 1882. 2) Der D. eines Gestirnes durch den Meridian wird mit dem D.-Fernrohre beobachtet. Der D. der Sonne durch den Meridian eines Ortes bezeichnet den wahren Mittag. (s. „Kulmination").

Durchlaucht, Titel für fürstliche Personen in Deutschland. Das Prädikat Durchlauchtig (das eine Uebersetzung von serenus, sowie Durchlauchtigst von serenissimus sein soll) ertheilte Kaiser Karl IV. 1375 zuerst den Kurfürsten; von 1664 an erhielten es aber auch andere Fürsten, nam. Herzoge. Durch einen Beschluß der deutschen Bundesversammlung wurde auch den vormalig reichsständischen, jetzt standesherrlich untergeordneten Fürsten das Prädikat D. ertheilt. In neuerer Zeit haben die regierenden Herzoge den Titel „Hoheit" angenommen, u. nur die regierenden Fürsten u. Häupter nicht souveräner Fürstengeschlechter führen jetzt noch den Titel D.

Durchmesser (Diameter). 1) In der Planimetrie ist D. diejenige Linie, welche die Mittelpunkte aller einander parallelen Sehnen einer krummen Linie verbindet, so daß also derselbe sowol eine krumme als gerade Linie sein kann. Beim Kreis wie bei der Ellipse u. Hyperbel sind die D. gerade

Linien, welche durch einen Punkt (Mittelpunkt, Centrum) gehen. Alle D. eines Kreises sind einander gleich u. stehen senkrecht auf den halbirten Sehnen. Bei der Ellipse u. Hyperbel sind immer nur zwei D. einander gleich. Bei der Ellipse heißen der größte u. der kleinste D. die große u. kleine Achse der Ellipse, sie stehen aufeinander senkrecht; bei der Hyperbel ist von den beiden aufeinander senkrecht stehenden D. der eine der kleinste, der andere imaginär. Bei der Parabel sind alle D. parallel der Achse, also liegt deren Mittelpunkt im Unendlichen. Konjugirte (zugeordnete) D. heißen bei der Ellipse u. Hyperbel solche, von denen der eine die dem anderen parallelen Sehnen halbirt. — 2) In der Stereometrie heißt D. eine Gerade, welche alle Sehnen, die einer Ebene parallel gehen, halbirt. Die eben angegebenen Sätze lassen sich dann auf die Körper übertragen.

Durchmesser, scheinbarer, heißt der Winkel, unter dem der D. eines Körpers aus der Ferne gesehen erscheint, od. der größte Winkel, den zwei von einem Punkte aus nach zwei Punkten eines Körpers gezogene Visirlinien mit einander bilden können. Kennt man dann außer diesem Winkel die Entfernung des Körpers, so kann dessen wirklicher D. berechnet werden.

Nr. 2518. Scheinbarer Durchmesser des Mondes.

Der Begriff kommt vorzüglich in der Astronomie vor, die nur Winkelgrößen mißt. Die häufig vernehmbare Vergleichung von Himmelskörpern (z. B. des Mondes) der Größe nach mit irdischen runden Körpern hat keinen Sinn. Der Vollmond z. B. hat unten am Horizont denselben scheinbaren Durchmesser (d. h. die Visirlinien ergeben denselben Gesichtswinkel) wie über unsern Häuptern. Daß er das eine Mal trotzdem größer erscheint als das andre Mal, hat seinen Grund in einer Täuschung, die von dem Beobachter selbst ausgeht u. infolge deren derselbe die Mondscheibe sich an ein Himmelsgewölbe angeheftet denkt, das ihm nicht kugelförmig erscheint, sondern dessen senkrechter Abstand seiner Meinung nach geringer ist als der horizontale.

durchschlagen, das gewaltsame Bahnbrechen eines abgeschnittenen od. umgangenen Heertheils durch die feindlichen Linien. Dasselbe wird durch List u. Ueberraschung, sowie durch entschlossenes u. rücksichtsloses Draufgehen mit der blanken Waffe im entscheidenden Augenblick bewerkstelligt. Die Infanterie bedient sich dabei der Viereckformation, indem sie die Führer, Geschütz u. Bagage in ihre Mitte nimmt. Alle entbehrliche Bagage muß vorher verbrannt od. versenkt werden. Die Kavallerie hat dabei die Aufgabe, durch Scheinmanöver die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken u. an dem wirklichen Angriffspunkte durch ungestüme Angriffe den nachfolgenden Truppen die Bahn zu öffnen. Die Flanken werden durch Kerntruppen gedeckt und der Rücken durch eine starke Nachhut gesichert.

Durchschnitt bedeutet arithmetisch das Mittel aus mehreren Zahlen, d. h. die Zahl, welche man aus den gegebenen findet, indem man deren Summe durch ihre Anzahl dividirt. Die D.-Berechnung spielt eine große Rolle in der Statistik sowie in den Naturwissenschaften, wo der D. aus einer möglichst großen Zahl von Beobachtungen der Wahrheit am nächsten kommen muß, wenn man annehmen darf, daß die Beobachtungsfehler gleichmäßig auf die eine u. auf die andere Seite fallen. Geometrisch versteht man unter D. entweder den Schnittpunkt mehrerer Linien unter einander od. auch mit Flächen, dann die Figur, in der ein Körper von einer Fläche geschnitten wird. Ist der D. von einer Ebene gebildet, welche senkrecht zur Längsrichtung eines Körpers durch diesen hindurchgeht, so nennt man ihn Querschnitt. Unter D. eines Körpers begreift man in der Zeichenkunst die Abbildung der Ansicht, welche der Körper geben würde, wenn derselbe von einer Ebene nach einer bestimmten Richtung durchschnitten gedacht wird.

Durchsichtigkeit ist die Eigenschaft mancher Körper, nach der sie dem Lichte den Durchgang gestatten, so daß man durch sie hindurch deutlich die Gestalt der Gegenstände erkennen kann. Gase, Flüssigkeiten, die meisten krystallisirten Körper scheinen vollkommen durchsichtig zu sein, wenn man sie in dünnen Schichten beobachtet; die durchsichtigsten Körper jedoch erscheinen gefärbt, wenn sie eine hinlängliche Dicke haben, ein Beweis, daß sie einen Theil des Lichtes absorbiren. Ein Tropfen Wasser z. B. erscheint farblos, während das Wasser in dicker Masse eine entschieden grüne Farbe zeigt. Das Gegentheil der D. ist Undurchsichtigkeit. Sie scheint eben so wenig absolut zu existiren, wie die D., denn selbst die Metalle, die undurchsichtigsten Körper, lassen Licht durch ihre Masse hindurchgehen, wenn man sie nur in hinreichend dünne Platten verwandelt. Gold z. B., in feinen Blättchen gegen eine intensive Lichtquelle gehalten, läßt grünes Licht durch sich hindurchgehen. — **Durchscheinend** heißen die Stoffe, welche zwar nicht alle auf sie auffallenden Lichtstrahlen verschlucken od. zurückwerfen, davon aber doch nur einen geringen Theil hindurchlassen u. so, daß man durch sie hindurch Gestalt u. Farbe dahinter liegender Gegenstände nicht unterscheiden kann.

Dürer, Albrecht, wol der umfassendste u. größte aller deutschen Künstler u. zugleich der Träger der ganzen geistigen Richtung seines Volkes u. seiner Zeit. Sein Vater, gleichfalls Albrecht mit Vornamen, der aus Ungarn stammte u. seines Zeichens ein Goldschmied war, ließ sich 1455 in Nürnberg nieder, wo er 1467 die Tochter des berühmten Goldschmieds Hieronymus Haller heirathete, eine Ehe, die mit 18 Kindern gesegnet wurde, von denen die meisten früh starben. Das dritte Kind, geb. 21. Mai 1471 zu Nürnberg, erhielt des Vaters Vornamen Albrecht u. wurde, zumal da es große Wißbegierde u. Geschicklichkeit zeigte, dessen Liebling. Er begann mit der Goldschmiedekunst u. machte hierin Fortschritte, die auf ein entschiedenes, allgemein künstlerisches Talent schließen ließen. Davon zeugt das interessante Selbstporträt, eine Handzeichnung, die er als 13jähriger Knabe machte u. mit einer Unterschrift versah. Mit 15 Jahren schickte ihn der Vater in die Lehre zu Michael Wohlgemuth, dem damals bedeutendsten Künstler Nürnbergs, bei dem er freilich nur das Handwerksmäßige der Malerei erlernte. Nachdem er vom 19. bis 23. Jahre auf der Wanderschaft gewesen war u. dabei in Basel, Colmar, Straßburg u., was für seine spätere Entwicklung folgenreich war, auch in Venedig gelebt hatte, kehrte er nach Nürnberg zurück, schön von Gestalt, mit vollen kastanienbraunen Lockenhaaren u. einem Haupte, das an die Darstellungen des griech. Zeus wie des Christusantlitzes erinnerte. Sein Vater war darauf bedacht, ihn bald zu verheirathen u. erkor zu seiner Gattin die Tochter eines seiner Freunde, Agnes Frey, eine prosaische Natur, die von dem wahren Wesen eines Künstlers keinen Begriff hatte u. mit der D. kein sehr glückliches eheliches Leben führte. Die Thätigkeit D.'s war anfänglich keine glänzende. Erst als 1497 sein Jugendfreund Wilibald Pirkheimer voll hoher Kunstbegeisterung aus Italien zurückkehrte u. sich eng an D. anschloß, beginnt die erste Periode von D.'s wirklich künstlerischer Thätigkeit. Sie reicht bis 1505, in welchem Jahre er seine größere Reise nach Italien antrat. Dieser Periode geistigen Ringens u. Gährens verdanken wir unter anderen Werken die merkwürdigen Bilder zur Offenbarung Johannis, eine Reihenfolge von 15 Holzschnitten aus dem J. 1498, in denen er — was auch nachher alle seine folgenden religiösen u. biblischen Darstellungen kennzeichnet — jede streng kirchliche Form u. jede Tradition abstreift, die Begebenheiten u. Personen in rein natürliche lokale Verhältnisse bringt u. diese in das Gewand der poetischen Gemüthlichkeit u. Herzlichkeit kleidet. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen erregten die Bilder gewaltiges Aufsehen; denn niemals hatte irgend Jemand gewagt, die Apokalypse so real aufzufassen u. darzustellen. In technischer Beziehung tritt schon hier die Zeichnung als dasjenige hervor, worin sich D. von den zeitgenössischen Malern unterschied, indem er schon hier weit weniger durch die Farbe, durch den Wechsel von Licht u. Schatten, als durch die Linie seinen Gedanken Ausdruck gab. Im J. 1505 brach D. nach Italien auf. Mit einer ihm von Pirkheimer vorgeschossenen Summe Geldes u. einigen kleinen Kunstwerken, die er zu verkaufen hoffte, machte er sich zu Pferde auf den Weg u. zwar nach Venedig, wo sein Name nicht mehr unbekannt war. Das Glück war ihm günstig; er erhielt den Auftrag, für die dortige deutsche Kirche eine Altartafel zu malen, zu der er den Stoff selber wählte. Es ist das 1506 gemalte, im Prämonstratenser-Stift Strachow zu Prag noch vorhandene sog. Rosenkranzfest, das eine die heil. Jungfrau anbetende glänzende Versammlung weltlicher u. geistlicher Personen zeigt, die sämmtlich mit Rosenkränzen gekrönt werden, der Papst vom Christuskinde, der Kaiser Maximilian von der heil. Jungfrau, alle Uebrigen von Engelgestalten. Im Vergleich mit den Bildern aus der Offenbarung Johannis herrscht hier schon eine viel höhere Idealität, die den Einfluß des Aufenthalts in Italien verräth, aber doch dabei von echt deutschem Charakter ist.

Nr. 2519. Albrecht Dürer (geb. 21. Mai 1471, gest. 6. April 1528).
(Nach Rauch's Statue des Künstlers in Nürnberg.)

Das Bild gefiel so, daß man D. gern an Venedig gefesselt hätte u. ihm glänzende Anerbietungen machte. Aber er schlug sie aus u. wandte sich, nachdem er dort in regem Verkehr mit Giovanni Bellini u. Tizian gestanden, aber auch von Neidern manche Anfeindungen erduldet hatte, nach Nürnberg zurück. Jetzt begann hier die Blütezeit seines Wirkens (1505—20), eine so anhaltende u. vielseitige Thätigkeit, wie wenige Künstler sie entwickelt haben. Denn außer einer bedeutenden Zahl von Oelgemälden führte er in den nächsten Jahren eine solche Menge von Zeichnungen, Kupferstichen u. Holzschnitten u. so mühevolle plastische Arbeiten in Buchsbaum u. Speckstein aus, daß man die Fülle des darin niedergelegten Geistes, die immer neu u. frisch sprudelnde Kraft ihres Urhebers bewundern muß. Und dieser Kraft wurde von Außen keine entsprechende Förderung zu Theil, wie sie z. B. Rafael von Seiten Leo's X. genoß. Nur hin u. wieder erhielt er von einigen Fürsten künstlerische Aufträge, z. B. vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen, der das Martyrium der zehntausend Christen bei ihm bestellte (1508, jetzt im Belvedere zu Wien). Auch zum Kaiser Maximilian stand er seit 1512 in ziemlich nahem Verhältnisse, das zwar ehrenvoll für ihn war, ihm aber keinen großen Nutzen brachte. Er erhielt wiederholt den Auftrag, den Kaiser zu porträtiren (als Zeichnung, als Holzschnitt u. als Oelbild); aber für diese Arbeiten lief die Be-

zahlung in der Regel nur nach langem Petitioniren spärlich ein. Einen künstlerischen Wirkungskreis erhielt er durch den Kaiser nicht. Daß gerade diese zweite Periode seiner Thätigkeit weniger mit Oelgemälden als mit Holzschnitten u. Kupferstichen ausgefüllt ist, findet in D.'s Charakter seine ganz natürliche Erklärung. Die Oelmalerei war ihrem Wesen nach nicht geeignet, rasch u. allgemein die Gedanken zu veranschaulichen, die durch die gährenden Elemente seiner Zeit fort u. fort in ihm geweckt u. durch seinen regen Eifer, an der Gestaltung der Zustände u. insbes. an den reformatorischen Bestrebungen mitzuwirken, genährt wurden. Die dritte Periode der Dürer'schen Thätigkeit beginnt (1520) ebenfalls mit einer Reise, u. zwar nach den Niederlanden. Ueberall, wo er sich auf der Durchreise aufhielt, wurde er mit Freundschafts- u. Ehrenbezeigungen überhäuft. In Brüssel wurde er dem Kaiser Karl V. vorgestellt u. machte die für ihn höchst wichtige Bekanntschaft des eifrigen Beförderers der Reformation, Erasmus von Rotterdam, durch den er für Luther's Lehre gewonnen wurde, obgleich er sich noch nicht offen von der katholischen Kirche lossagte. Ueber Antwerpen, wo er die ihn sehr betrübende Nachricht von Luther's Wegführung nach der Wartburg erhielt, ging er nach Mecheln u. begab sich, arm im Beutel, aber reich an inneren u. äußeren Erfahrungen, auf den Heimweg nach Nürnberg. Dort gestalteten sich seine Verhältnisse infolge der Reformationsbewegung noch ungünstiger als bisher. Der Kampf gegen die alte Kirche führte nothwendig auch zu einem Kampfe gegen die Kunst, als die Dienerin der alten Kirche. Bei diesem Kampfe betheiligte sich auch Nürnberg, wo sich die einsichtsvollsten Männer für Luther's Sache erklärten, während die Behörden schwankten, so daß es zu mancherlei Zerwürfnissen kam. Die beiden bedeutendsten Männer, mit denen D. damals in freundschaftlichem Verhältnisse stand, waren Melanchthon, dessen dortiger Aufenthalt freilich von nicht langer Dauer war, u. Hans Sachs, mit dem D. bis an sein Lebensende Freundschaft hielt. Nur wenige Oelbilder, aber wiederum viele Holzschnitte u. Kupferstiche stammen aus dieser Zeit, darunter zahlreiche Schöpfungen seiner freien Phantasie, aber auch manche religiöse Gegenstände, aus denen hervorgeht, daß er noch nicht die Dogmen der alten Kirche, sondern nur ihre Mißbräuche bekämpfte. Zwei der schönsten u. bekanntesten Arbeiten dieser Zeit, beide aus dem J. 1526, sind das berühmte Porträt des Hieronymus Holzschuher (jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg) u. die inhaltlich viel bedeutenderen sog. „Vier Apostel" (Johannes u. Petrus, Marcus u. Paulus, Pinakothek in München), die nicht nur als ein redendes Glaubensbekenntniß, sondern als der Inbegriff u. Höhepunkt seines protestantisch gewordenen Künstlerthums anzusehen sind. So ungefähr beurtheilte er selber diese Gestalten in der Schrift, die er ihnen beifügte, als er sie seiner Vaterstadt zum Geschenk machte. Es war ein Akt von Schlußrechnung, die er ihr vor seinem Abscheiden vorlegte. Dies Abscheiden war näher, als er geglaubt hatte. Ein Fieber, das er sich von seiner letzten Reise geholt hatte, u. das Uebermaß geistiger Anstrengung, das er sich zuletzt auferlegt, hatten ihm eine Art von Auszehrung zugezogen, die seiner irdischen Laufbahn ein schnelles Ende bereitete. Er starb am Charfreitag, 6. April 1528, zu Nürnberg. Was D. zu einem Künstler von universeller Bedeutung machte, war nicht nur der unerschöpfliche Reichthum seiner Erfindungsgabe, sondern auch sein tiefer Ernst u. sein treues Streben — Eigenschaften, in denen er den größten Künstlern aller Zeiten gleichsteht. Zwar erscheint Manches in seinen Arbeiten schwach od. unschön; dies war theils die Folge seines Hanges zum Phantastischen, theils aber auch die des Druckes der äußeren Verhältnisse, der ihn das schön Gedachte nur selten wirklich schön ausführen ließ. Daher auch das Ungleichartige in seinen Gestalten, die zuweilen von überraschender Schönheit, oft aber auch von abstoßender Häßlichkeit sind. Größere Verdienste als um die Entwicklung der Malerei hat er entschieden einestheils um die Kupferstecherkunst, die er durch die Richtigkeit u. Gründlichkeit seiner Zeichnung, durch die Ausbildung der Linienmanier u. die Vervollkommnung des Helldunkels sehr förderte, anderntheils um die Holzschneidekunst, indem er alle Eigenschaften einer ausgebildeten u. kräftigen Federzeichnung auf den Formschnitt übertrug, u. um die Holzschnitzerei. Weniger bekannt ist die schriftstellerische Thätigkeit, die er in den letzten Jahren seines Lebens entwickelte u. die sich auf die Lehre von der Perspektive, auf die bürgerliche Baukunst, die Kunst der Ingenieure u. Festungsbaumeister u. insbes. auf die Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers erstreckte („Vier Bücher menschlicher Proportion", 1528). D. nimmt in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Kunst eine höchst einflußreiche Stellung ein, u. unter seinen Zeitgenossen u. nächsten Nachfolgern gab es nur Wenige, die nicht von seinem Kunststile Vieles annahmen. Es giebt keinen Künstler, dessen Werke das Wesen der deutschen Kunst im Gegensatze zu der der anderen Nationen so klar aussprechen, wie D. — Das seinen Kunstwerken gewöhnlich von ihm beigefügte Monogramm ist AD od. AD. — Vgl. A. v. Eye, „Leben u. Wirken D.'s" (Nördlingen 1860); „D.'s Briefe, Tagebücher u. Reime", hrausg. v. Thausing (Wien 1872).

Durham (spr. Dörrem), Grafsch. in Nordengland, zwischen Northumberland, Cumberland, Westmoreland, Yorkshire u. der Nordsee gelegen, mit 685,000 E. (1871) auf 45¼ □M., ist im SO. eben, im W. durch die Ausläufer der Penninischen Kette gebirgig (Kilhope Law, 670 m.); der nördl. Theil der Meeresküste wird von steilen Kalkfelsen gebildet. Die Thäler der in ihrem Unterlaufe selbst für Seeschiffe fahrbaren Flüsse Derwent, Wear u. Tees trennen die Hauptketten des Gebirges. Das Klima ist im W. u. N. rauh, in der Nähe des Meeres mild u. feucht. Die Viehzucht ist bedeutender als der Ackerbau; die Ebenen liefern ausgezeichnetes Rindvieh von eigenthümlicher Rasse (Durham Rind); an den kahlen Bergabhängen wird viel Schafzucht getrieben. Von der größten Wichtigkeit sind aber die Schätze des Bodens, bes. die Steinkohlen. Das gewaltige Steinkohlenfeld im NW. von D., welches sich an den Sandstein der penninischen Gebirge anlehnt, reicht nach Northumberland über, bedeckt 22 □M. u. liefert den 5. Theil der gesammten Kohlenausbeute der vereinigten Königreiche; die Eisenproduktion liefert 10 Prozent der Gesammtproduktion Großbritanniens; dazu kommen noch silberhaltige Bleierze in beträchtlicher Menge vor. Der Hüttenbetrieb u. die Industrie D.'s sind demnach von der größten Bedeutung; obenan stehen Eisengießerei u. Stahlproduktion (Wolsingham, Hylton, Winlaton) u. die Glasfabrikation (Sunderland); außerdem ist nennenswerth die Flachsspinnerei, Wollen u. Leinenweberei, Fabrikation von Thonwaaren, chemischen Produkten, Papier u. der Bau von Dampfmaschinen. — Die Hauptstadt D. liegt am linken Ufer des Wear auf einem Hügel, dessen Spitze durch die von 1093 bis 1220 erbaute Kathedrale u. das alte Schloß gekrönt wird, hat 14,000 E., ist Bischofssitz u. führt Kohlen, Eisen u. Messingwaaren, Bier, Teppiche, Papier u. a. aus. Darlington, mit 16,000 E., hat lebhaften Verkehr u. produzirt Flachs- u. Wollgespinnste, Eisen- u. Messingwaaren, optische Gläser u. a. Die größte Stadt von D.shire ist Sunderland (s. d.) mit 100,000 E. an der Mündung des Wear, zugleich der bedeutendste Hafenplatz der Grafschaft South Shields mit 40,000 E., hat wichtige Fabriken in Glas, Thonwaaren u. Chemikalien; Gateshead, ebenfalls mit 40,000 E., besitzt Eisengießereien, Anker- u. Kettenschmiede, Glashütten u. Schiffswerfte.

Duriang (Durio zibethinus L.), eine der merkwürdigsten Früchte der Erde, wächst auf Malakka u. den indischen Inseln bis zu dem Sunda-Archipel u. hat die Gestalt eines mit Stacheln bewehrten Kürbis von der Größe eines Menschenkopfes. Sie springt in drei Klappen auf. Das Fruchtfleisch riecht so unangenehm nach Zwiebeln od. Asa foetida, daß Fremde sich nur ungern zu seinem Genusse entschließen, während es von den Eingeborenen leidenschaftlich geliebt wird. Das Fleisch selbst schmeckt rahmartig, der widrige Geruch desselben verschwindet aber sofort, wenn man Wasser nachtrinkt. Die in dem Fruchtfleische liegenden Samen von der Größe eines Taubeneies bereitet man zu verschiedenen Speisen zu u. benutzt sie auch gegen Asthma. Der Baum empfing von Linné obigen Beinamen, weil die Zibethkatzen nach den Früchten sehr lüstern sein sollen. Er gehört zu der schönen, malvenverwandten Familie der Sterculiaceen; sein schweres Holz verwendet man zu Särgen für die Leichen der Könige des Battalandes auf Sumatra.

Nr. 2520. Frucht des Duriang (Durio zibethinus).

Düringsfeld, Ida von, deutsche Schriftstellerin, geb. 12. Nov. 1815 zu Militsch in Schlesien, ergänzte die Lücken einer mangelhaften Schulbildung durch eifriges Selbststudium u. trat frühzeitig schriftstellerisch auf. Im J. 1845 heirathete sie den gleichfalls als Schriftsteller

bekannten Freiherrn Otto von Reinsberg, mit welchem sie 1846 bis 1850 Italien u. die Schweiz bereiste, darauf 2 Jahre in Schlesien lebte, u. die späteren Jahre theils in Dalmatien, Frankreich u. Belgien, theils in Oesterreich u. Deutschland zubrachte. Ida v. D. ist eine fruchtbare Schriftstellerin. Ihre Reiseerfahrungen u. Volksstudien legte sie in einer Anzahl von Schriften nieder, von denen „Aus Dalmatien" (3 Bde., Prag 1855–57) u. „Von der Schelde bis zur Maas" (3 Bde., Lpz. 1861) den meisten kulturgeschichtlichen Werth besitzen. „Böhmische Rosen" (Bresl. 1851) u. „Lieder aus Toskana" (Dresden 1851) sind Sammlungen czechischer u. italien. Volkslieder. Im Verein mit ihrem Mann hat sie in den letzten Jahren eine Reihe von Werken über Sprüchwörter erscheinen lassen (z. B. „Die Frau im Sprüchwort", „Das Sprüchwort als Humorist", „Das Sprüchwort als Philosoph"), denen sich die umfassendere Sammlung: „Sprüchwörter der germanischen u. romanischen Sprachen" (1. Bd., Lpz. 1872) anschloß. Einer besonderen Beliebtheit hat sich ihre anziehend geschriebene Biographiensammlung „Das Buch berühmter Frauen" (2. Aufl., Lpz. 1872) zu erfreuen. Auch als Dichterin hat sie, in der Lyrik wie im Roman, nicht Unbedeutendes geleistet. Durch ihre Romane, die häufig psychologische Schärfe u. plastische Darstellungsgabe vermissen lassen, geht ein bei Schriftstellerinnen seltener energischer Zug u. eine verständige, der Sentimentalität abholde Auffassung der menschlichen Verhältnisse. Ihr sozialer Roman „Die Literaten" (Wien 1863) macht allzu sehr den Eindruck eines Pasquills.

Dürkheim (an der Haardt), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Pfalz, an der Isenach (Eisbach) u. dem östl. Fuße des Haardtgebirges, mit dem ehemaligen Residenzschlosse des Fürsten von Leiningen, hat 3 evangelische Kirchen u. eine katholische, eine lat. Schule, eine Handels- u. Gewerbeschule u. über 5600 E., die Wein- u. Getreidebau u. Handel mit diesen Produkten, sowie Glas- u. Papierfabrikation betreiben. Die 3 Salzquellen der nahen Saline Philippshall enthalten Kochsalz, Eisen, Jod u. Bromnatrium u. werden innerlich u. äußerlich angewendet. Nahe bei D. befinden sich die Ruinen der Benediktinerabtei Limburg, die sog. Heidenmauer, Reste eines Lagers aus der Römerzeit, u. der Teufelsstein.

Durlach, Stadt im bad. Mittelrheinkreise an der Pfinz u. am Fuße des jetzt ganz bebauten Thurmbergs, 1/2 M. östl. von Karlsruhe, mit einem vom Markgr. Karl III. von Baden Durlach 1565 erbauten Schlosse (jetzt Kaserne), einem alten Rathhause, einem Naturalienkabinet, einem Standbilde des Markgr. Karl II. u. etwa 5800 E., welche letztere Fabrikation von Cichorien, Tabak, Maschinen, Zündhölzchen, Leim, Fayence u. Getreide-, Krapp-, Obst- u. Weinbau betreiben. Im J. 1565 verlegte Markgr. Karl II. seine Residenz von Pforzheim nach D., wo sie bis 1715 blieb, in welchem Jahre Karlsruhe dazu erwählt wurde. D. ist sehr alt u. existirte schon zur Zeit der Römer. Im 11. Jahrh. Eigenthum der Grafen von Hennegau, später zum Reich gehörig, ward es von Kaiser Friedrich II. dem Markgr. Hermann IV. von Zähringen überlassen. Als die Franzosen 1689 die Pfalz u. das Rheinland verwüsteten, ward auch D. bis auf 5 Häuser niedergebrannt. Wieder aufgebaut, ist es dennoch, aller Anstrengungen des Markgr. Friedrich Magnus u. späterer Herrscher ungeachtet, nicht wieder zur früheren Blüte emporgekommen.

Dürnstein, auch Dürrenstein, Stadt an der Donau im österr. Kreise Obermanhartsberg (Bezirk Krems), mit fürstl. stahrembergischem Schlosse, einem ehemaligen Augustinerstifte, einer Pfarrkirche u. etwa 550 E., die bedeutenden Weinbau u. Weinessigfabrikation betreiben. In der Nähe liegen auf einem schroffen Felsen die Ruinen der alten Burg D., in welcher Richard Löwenherz von Hadmar II. von Knauring 15 Monate lang gefangen gehalten, dann von Herzog Leopold dem Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert u. nach Trifels in Rheinbayern gebracht.

Duroc (spr. Düròck), Michel, Herzog von Friaul, Lieblingsgeneral Napoleon's I., geb. zu Pont-à-Mousson 25. Okt. 1772, machte die ersten Feldzüge im Revolutionskriege mit, wurde 1797 von Bonaparte zum Bataillonschef ernannt u. nahm am Zuge nach Aegypten theil. Nach dem Sturze des Direktoriums verwendete ihn der Erste Konsul zu diplomat. Sendungen, für deren Erfolg er ihm den Rang eines Divisionsgenerals verlieh. Bei Napoleon's Thronbesteigung zum Großmarschall erhoben, benutzte D. die Gunst des Kaisers fast immer, um einen vermittelnden Einfluß auf ihn auszuüben. Nach der Schlacht bei Jena leitete er die Friedensunterhandlungen mit Sachsen u. nach der Schlacht bei Friedland (1807) vermittelte er den Waffenstillstand, worauf seine Erhebung zum Herzog von Friaul erfolgte. Am Abend nach der Schlacht bei Bautzen, 22. Mai 1813, ward er, an der Seite des Kaisers stehend, auf der Höhe von Markersdorf (Oberlausitz) durch eine Kanonenkugel getödtet. Seine Leiche wurde 1845 im Invalidendome zu Paris beigesetzt. Napoleon ehrte das Andenken seines Lieblings noch auf St. Helena dadurch, daß er der Tochter D.'s ein bedeutendes Vermächtniß aussetzte.

Durragras, Durrahirse, Durrha, Kaffernhirse, s. „Sorghum".

Dürrner, J. Rupprecht, vortrefflicher deutscher Gesangskomponist, geb. zu Ansbach am 15. Juli 1810, machte höhere Kompositionsstudien in der Musikschule Friedrich Schneider's zu Dessau u. wurde dann 1831 Kantor an der Stadtkirche seines Geburtsortes; 1842 ging er nach Leipzig, um daselbst noch der Rathschläge Mendelssohn's u. Hauptmann's theilhaftig zu werden, u. zwei Jahre darauf siedelte er nach Edinburgh über, wo er nach verdienstlicher Lehrer- u. Dirigententhätigkeit am 10. Juni 1859 starb. Seine vierstimmigen Männerlieder sind es besonders, die ihm einen geachteten Komponisten-Namen verschafft u. sich in den besseren deutschen Gesangvereinen eingebürgert haben.

Durst, wie Hunger, Ekel 2c. eine Qualität des Gemeingefühls (s. d.), besteht in der zur Aufnahme von Getränk treibenden Empfindung von Trockenheit u. Brennen im Schlunde, dem weichen Gaumen u. auf der Zunge; dieselbe steigert sich, wenn dem Bedürfniß nicht abgeholfen (der Durst nicht „gestillt", „gelöscht") wird, zum brennenden Schmerze, wobei die Zunge am Gaumen klebt, das Sprechen erschwert ist, Puls u. Athem beschleunigt sind, die Absonderungen stocken, u. kann schließlich unter den qualvollen Erscheinungen des „Verdurstens" einen tödlichen Ausgang nehmen. Da eine Durchfeuchtung der Schlund- u. Gaumenschleimhaut, – ja schon eine bloße Anfeuchtung derselben mit Essigsäure — den Durst stillt, ist anzunehmen, daß die Durstnerven, deren Erregung das Durstgefühl, dies Gefühl der Trockenheit hervorruft, in jenen Schleimhautabschnitten enden. Erregt aber werden diese Nervenenden infolge der Wasserentziehung, u. zwar entweder infolge einer blos örtlichen Vertrocknung der Schleimhaut durch den Luftstrom bei anhaltendem Sprechen, Singen, durch Tabaksrauch, od. einer allgemeinen Wasserentziehung des Gesammtblutes durch Schweiße, durch starke Salzaufnahme u. hierdurch gesteigerte Harnabsonderung, durch wässrige Stühle u. s. w. Daraus ergiebt sich, daß der Durst auch gestillt werden kann durch unmittelbare Einführung von Wasser in das Blut mittels Einspritzung in die Adern, — womit Gewohnheitstrinker freilich nicht zufrieden sein möchten.

Duruy (spr. Dürüi), Victor, verdienstvoller franz. Pädagog u. Unterrichtsminister, geb. 11. Sept. 1811 zu Paris, wirkte längere Zeit als Lehrer der Geschichte zu Rheims, später zu Paris u. machte sich durch eine Reihe trefflicher Lehrbücher der Geschichte u. Geographie für höhere Unterrichtsanstalten bekannt. Eine umfassende Darstellung der Weltgeschichte in 20 Theilen gab er unter dem Titel „Histoire universelle" seit 1853 heraus. Seine Mitwirkung an Napoleon's III. Werke über Julius Cäsar brachte ihn in nähere Berührung mit dem Kaiser, der ihn 23. Juli 1863 zum Unterrichtsminister ernannte. In seinem ersten amtlichen Bericht an den Kaiser legte er ehrlich die Mängel des franz. Unterrichtswesens bloß, schlug eine Anzahl durchgreifender Reformen vor u. forderte nam. die Einführung des Schulzwanges u. der Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts. Die Verwirklichung dieses Programmes scheiterte jedoch an dem hartnäckigen Widerstande der klerikalen Partei u. an der lässigen Unterstützung von Seiten der Liberalen; D. mußte endlich den heftigen Angriffen, die im Senat u. im Gesetzgebenden Körper gegen ihn geschleudert wurden, weichen u. im Juli 1869 seine Entlassung nehmen. Nur auf dem Gebiete des höheren Unterrichts u. des weiblichen Erziehungswesens war es ihm gelungen, einzelne erhebliche Verbesserungen durchzuführen.

Dusart (spr. Düsart), Cornelius, holländ. Genremaler, geb. zu Harlem 1665, gest. 1704, ein vorzüglicher Schüler Adrian's v. Ostade, malte gleich diesem Kirchweihen, ländliche Scenen, Trinkgelage mit meisterhaftem Pinsel, obwol seine Figuren bisweilen auch in Karikaturen ausarten. Er radirte auch in der Weise seines Meisters 16 Blätter.

Dusommerard (spr. Düsomm'rahr), Alexandre, franz. Kunsthistoriker, geb. 1779, nahm als Freiwilliger an den Revolutionskriegen theil, wurde 1801 Mitglied der Rechnungskammer u. starb 19. Aug. 1842 in St. Cloud. — D. hat sich durch seine großartige Sammlung antiker u. mittelalterlicher Kunstwerke, die er in dem Hotel Cluny (s. d.) zu Paris aufstellte u. welche später vom Staate angekauft wurden, sowie durch das Prachtwerk „Les arts au moyen-âge" (5 Bde., Par. 1839 bis 43) um die Kunstgeschichte Frankreichs große Verdienste erworben.

Dussek, Johann Ludwig, ausgezeichneter Pianofortespieler u. Komponist für sein Instrument, wurde geb. zu Czaslau in Böhmen 9. Febr. 1761 als der Sohn des Organisten u. Chorregenten Johann Joseph **D.**, der ihn auch zuerst in der Musik unterrichtete. Nachdem Johann Ludwig als Chorknabe in Iglau Unterweisungen des Pater Spenar in der Tonsetzkunst erhalten, bekleidete er etliche Jahre einen Organistenposten in Kuttenberg u. machte während der nächsten zwei Jahre seine Studien zu Prag. Von dem Grafen Männer mit nach den Niederlanden genommen, war er zeitweilig in Mecheln u. Berg-op-Zoom Organist u. machte sich schon hier als Klavierspieler einen Namen. Trotz der bereits errungenen Erfolge ging D. aber 1783 doch noch einmal nach Hamburg, um bei dem berühmten Phil. Emanuel Bach sich klavierspielerische Rathschläge zu erholen. Von da ab konzertirte er mit großem Beifall in Berlin u. Petersburg auf dem Klavier sowol wie auf der Harmonika u. nahm dann ein Engagement beim Fürsten Karl von Radziwill an, auf dessen Gütern in Lithauen er bis ins J. 1786 blieb, um dann nach Paris u. Italien zu gehen. 1788 wieder in Paris, vertrieb ihn die ausbrechende Revolution nach London. Hier verheirathete er sich u. legte mit seinem Schwiegervater Corri eine Musikalienhandlung u. Notenstecherei an, die aber bald wieder einging. Später lebte D. einige Jahre an der dänischen Grenze auf den Besitzungen einer hochgestellten Dame, die sich für ihn interessirte, u. ging 1802 mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der sein Schüler wurde, nach Berlin. Nachdem er von 1806 ab noch einige Zeit als Hof- u. Hausmusiker bei dem Fürsten von Isenburg gelebt, begab sich D. 1808 wieder nach Paris, wo er in ein ähnliches Verhältniß beim Fürsten von Talleyrand eintrat. Gest. ist er zu St. Germain en Laye 20. März 1812, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens unförmlich dick u. unbehülflich geworden war u. seinen Tod durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke sehr beschleunigt hatte. D.'s zahlreiche Klavierkompositionen, Konzerte, Quintetten, Quartetten, Trios, Sonaten, Fugen, Rondos u. s. w. zeichnen sich durch die Fülle ihrer Erfindung u. ihre geistvolle Behandlungsart aus, u. viele derselben stehen heute noch in Geltung. Breitkopf & Härtel in Leipzig haben eine Gesammt-Ausgabe davon veranstaltet. – Franz Seraphin **D.**, ein jüngerer Bruder des Vorgenannten, geb. zu Czaslau 22. März 1765, zuerst von seinem Vater, sodann in Prag gebildet, war ein sehr guter Klavier-, Violin-, Violoncell- u. Orgelspieler, wie auch talentvoller, wenn auch nicht eben origineller Komponist, der sich durch eine ziemliche Anzahl in Italien geschriebener u. daselbst zumeist nicht ohne Glück aufgenommener Opern bekannt gemacht hat (z. B. „La Caffettiera di spirito", „L'Impostore", „L'Incantesimo senza magia", „Il fortunato successo", „Matrimonio e divorzio in un sol giorno" etc.).

Nr. 2521. Düsseldorf.

Düsseldorf, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes in der Rheinprovinz, am rechten Rheinufer mit 69,351 E. (1871), von denen ^{1}, katholisch sind, besteht aus der Altstadt, der von dem Kurfürsten Karl Theodor 1787 angelegten Karlsstadt u. der von dem Kurfürsten Johann Wilhelm 1690—1710 erbauten Neustadt; die Vorstädte schließen die ehemaligen Dörfer Bilk u. Pempelfort ein. D. ist 1288 durch den Grafen Adolf vom Berg zur Stadt erhoben worden, nach Aussterben des Fürstenhauses Jülich-Kleve-Berg 1612 an die Kurpfalz gekommen, längere Zeit Residenz des Kurfürsten gewesen u. kam 1815 an Preußen. In der Hauptpfarrkirche befinden sich die Grabmäler der Herzöge von Jülich-Kleve-Berg; das alte Schloß, welches durch die Beschießung der Franzosen 1795 zur Ruine geworden war, ist wiederhergestellt u. enthält jetzt die Bildergalerie. D. ist schön u. regelmäßig gebaut u. macht den Eindruck eines wohlhabenden, rasch aufblühenden Platzes, zu dessen Bedeutung eben so viel die Kunst als die Industrie beigetragen hat. Die Kunstakademie, gestiftet 1767 von Kurfürst Johann Wilhelm und neu begründet durch Friedrich Wilhelm III. 1822, blühte schnell auf unter der Leitung von Peter v. Cornelius, dem 1826 v. Schadow aus Berlin folgte; seit 1860 steht Bendemann an ihrer Spitze. Sie hat die Entwicklung der modernen Malerei außerordentlich gefördert; zur sogen. D.er Schule gehören als die hervorragendsten Maler Lessing, Achenbach, Schirmer, Knaus, welche vorzugsweise die Landschafts- u. Genremalerei pflegen. Die großartige Bildersammlung D.'s ist 1805 nach München gekommen, doch haben sich nachträglich noch einige werthvolle Gemälde aus derselben in D. aufgefunden, die jetzt in der meist aus Bildern neuerer Meister bestehenden Bildergalerie aufbewahrt werden. Die Sammlung von Kupferstichen u. Handzeichnungen umfaßt 38,000 Blatt u. ist eine der reichsten in Deutschland; bedeutend ist auch die Sammlung von Gipsabgüssen. Bei dem Brande des Akademiegebäudes am 20. März 1872 wurden viele vollendete od. in Ausführung begriffene Werke jetziger Meister u. eine Anzahl äußerst werthvoller Kupferstichplatten vernichtet. Der Künstlerverein „Malkasten" (begründet 1848), in den weitesten Kreisen durch die von ihm veranstalteten Feste bekannt, ist von belebendstem Einfluß auf das gesellige

Leben D.'s. Die D.er Künstler unterhalten eine permanente Kunstausstellung. D. ist Mittelpunkt des Kunstvereins für die Rheinlande u. Westfalen.

Der Handel u. die Industrie D.'s haben sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gehoben; die D.er Schleppdampfer beförderten 1871 auf dem Rheine 663,771 Ctr. Güter; im Ganzen wurden zu Wasser 1871 eingeführt: 2,852,931 Ctr., ausgeführt 3,607,133 Ctr., u. es passirten in demselben Jahre nicht weniger als 15,382 Fahrzeuge die D.er Schiffbrücke. Der Eisenbahnverkehr ist so gestiegen, daß die D.-Elberfelder Bahn nicht mehr genügt u. ein zweiter Schienenweg zwischen beiden Städten hergestellt werden soll. Die Eisenwerke, deren D. 27 von größerem Umfange zählt (1871), beschäftigen die meisten Arbeiter; von großer Ausdehnung ist ferner die Spinnerei, Weberei u. Türkischroth-Garnfärberei.

Die Umgebung von D. ist nicht reizlos; das Schloß Pempelfort liegt anmuthig in Gärten u. war die Residenz des verstorbenen Prinzen Karl Friedrich von Preußen; vom 65 m. hohen Grafenberg hat man eine schöne Aussicht auf das Rheinthal, u. das Thal des Düsselbaches weist eine Anzahl Höhlen auf, von denen die Neanderhöhle die größte u. bekannteste ist. — Zu Bilk, in der Nähe von D., liegt die Sternwarte, welche 1846 Professor Friedr. Benzenberg der Stadt nebst den Instrumenten, der Bibliothek u. einem Kapitale zum Geschenk gemacht hat u. von der unter dem Astronomen Luther wichtige Entdeckungen ausgegangen sind.

Dutenkalk s. „Calcit".

Duumvĭri (lat.), d. h. Zweimänner, hießen in den ital. Städten u. in den röm. Kolonien die beiden obersten Magistratspersonen, nach denen auch, wie in Rom nach den Konsuln, das Jahr benannt wurde. Ihnen stand die Berufung des Senats, der Vorsitz in demselben u. die Gerichtsbarkeit zu.

Duval (spr. Düwal), Valentin, franz. Gelehrter, geb. 12. Jan. 1695 zu Artonay in der Champagne, verlebte in bitterer Armuth eine traurige Jugend, hütete den Mönchen des Klosters Ste. Anne bei Luneville die Kühe, trieb aber dabei allerhand Studien, bis die jungen Prinzen von Lothringen auf ihn aufmerksam wurden u. ihm besseren Unterricht bei den Jesuiten in Pont-à-Mousson ertheilen ließen. Herzog Leopold machte ihn 1718 zu seinem Bibliothekar u. zum Prof. der Geschichte an der Ritterakademie zu Luneville. Nach 10jährigem Aufenthalt als Bibliothekar zu Florenz wurde D. vom Kaiser Franz zum Vorstand der Münz- u. Medaillensammlung zu Wien ernannt u. starb dort 13. Sept. 1775. Seine Werke erschienen in 2 Bdn. zu Straßburg 1784. Vgl. Kaiser, „Leben D.'s" (Nürnb. 1788).

Düvcke, s. „Dovete".

Duveyrier (spr. Düwerieh), Henri, franz. Reisender, geb. 28. Febr. 1840 zu Paris, hat sich bes. um die Erforschung der westl. Sahara verdient gemacht, indem er in den J. 1859 u. 1860 die Grenzgebiete von Algier, Tunis u. Tripolis gründlich durchforschte u. die gemachten Beobachtungen in seinem Werke „Exploration du Sahara" (Bd. 1), „Les Touaregs du Nord" (Par. 1864) veröffentlichte.

Duyse (spr. Deuse), Prudens van, vlämischer Dichter, geb. 28. Sept. 1804 zu Dendermonde, gest. 13. Nov. 1859 als Stadtarchivar zu Gent. Seine Dichtungen, von denen „Vaterlandsche Poëzij" (Gent 1839, 3 Bde.) u. „Natalia" (Gent 1842) hervorzuheben sind, waren auf die vlämische Bewegung von Einfluß.

Dwernicky (spr. Dwernitzky), Joseph, poln. General, geb. 14. März 1779 zu Warschau, rüstete 1809 eine Schar freiwilliger Reiter aus, mit der er sich dem poln. Heere unter Poniatowski anschloß, u. wurde später Kommandeur eines Ulanenregiments. Beim Ausbruch der Revolution im Nov. 1830 mit der Organisation der 3. Reiterdivision betraut, führte er diese gegen die Russen in den Kampf. Die Division wurde nach Galizien gedrängt u. dort entwaffnet. D. selbst erhielt Laibach als Aufenthaltsort angewiesen. Später lebte er theils in Frankreich, theils in England, bis er 1848 nach Lemberg zurückging. Er starb im Nov. 1857 auf seinem Landgute Lopatyn in Galizien.

Dwina, der größte nordrussische Strom, mit einem Lauf von 200 M. u. einem Stromgebiet von 6000 □M., entsteht aus dem Zusammenfluß der Suchona u. Wytschegda. Die Suchona bildet den schiffbaren Abfluß des Kubenskischen Sees, welcher in der Kubina seinen Hauptzufluß hat, nimmt bei Weliki Ustjut auf der rechten Seite den Jug auf, empfängt von da an schon den Namen D. u. vereinigt sich dann nach einem nordöstl. Laufe von 75 M. mit der Wytschegda, welche auf dem Otsch Parma-Plateau entspringt, zuerst nach S., dann nach W. fließt, rechts den Wym, links die Syssola aufnimmt u. unter einem sehr stumpfen Winkel mit der Suchona zusammenstößt. In der Richtung nach NW. strömt die D. dem Weißen Meere zu; sie hat in der Waga u. der Pinega ihre bedeutendsten Nebenflüsse u. mündet unterhalb Archangelsk in den Golf von Archangelsk, nachdem sie sich schon bei der Pinegamündung in eine Anzahl Arme getheilt u. bei Archangelsk ein 5 M. breites Delta gebildet hat, dessen 4 Hauptarme durch eine Unzahl natürlicher Kanäle verbunden sind. Mit dem Wolgagebiet steht die D. durch den Katharinenkanal u. den Kubenskischen Kanal in Verbindung. Die Schiffbarkeit der D. wird sehr gehemmt durch das Eis, welches von Mitte Oktober bis Ende April den Fluß bedeckt; doch ist ihr Gebiet historisch wichtig, wegen der beiden Handelsstraßen, welche von dem nordwestl. Europa über Nowgorod nach den Ländern an u. hinter dem Ural u. von Moskau über das Weiße Meer nach dem Westen führten.

dyadisches Zahlensystem (Dyadik) ist ein Zahlensystem, dessen Grundzahl die Zwei ist, in welchem also schon zwei Einheiten einer Klasse eine Einheit der nächst höheren Klasse bilden, u. für dessen Zahlbezeichnung nur zwei Ziffern 1 u. 0 nothwendig sind. Die Null dient blos zur Stellenbezeichnung, so daß 10=2, 100=4, 1000=8, 1001=9 u. s. w. ist; die dyadische Zahl 101101101 würde nach dem Dezimalsystem sein 1+4+8+32+64+256=365. Diese Schreibweise ist wegen der vielen Stellen unpraktisch. Als Erfinder gilt Fohi, Kaiser von China, der vor 4000 Jahren gelebt haben soll. Auch Leibnitz hat sich damit beschäftigt.

Dyce (spr. Deiß), Alexander, engl. Literarhistoriker, geb. 1797 zu Edinburgh, widmete sich der Herausgabe älterer engl. Schriftsteller (Collins, Beaumont u. Fletcher, Marlowe u. A.) u. half 1840 die Percy-Society zur Sammlung altengl. Lieder, Balladen u. Schauspiele begründen. Auch mit Shakespeare hat er sich viel beschäftigt u. bes. die Ausgaben von Collier u. Knight einer scharfen Kritik unterworfen.

Dyce, William, engl. Historienmaler, geb. 1806 zu Aberdeen, ging 1825 u. später noch einmal nach Rom, wo er sich dem Studium der Vorgänger Rafael's widmete, deren Stil er sich aneignete. Von 1831—37 widmete er sich der Porträtmalerei u. gründete eine Zeichenschule, der er bis 1843 vorstand. D. lieferte eine Reihe in strengem Stile durchgeführter Bilder historischen u. religiösen Inhaltes. Am bekanntesten ist er durch seine Fresken im Westminsterpalast u. in der Allerheiligenkirche zu London geworden. Er starb 1864.

Dyck (spr. Deik), Anton van, berühmter niederl. Porträt- u. Historienmaler, geb. 22. März 1599 zu Antwerpen, wurde schon mit 11 Jahren der Schüler Heinrich's van Balen u. seit 1615 Schüler des Rubens. Als solcher entwickelte er sich so rasch, daß er bald alle Mitschüler übertraf u. 1620 an den Hof von London berufen wurde, wo er wahrscheinlich bis 1622 blieb. Dann ging er nach kurzem Aufenthalt in seiner Vaterstadt nach Italien, u. zwar zunächst nach Venedig, später nach Rom u. Palermo u. für längere Zeit nach Genua. Erst gegen Ende des J. 1626 scheint er nach Antwerpen zurückgekehrt u. dort etwa 6 Jahre, welche eine Hauptepoche seiner Thätigkeit bilden, geblieben zu sein. Im J. 1632 trat er in die Dienste Karl's I. von England, der ihn in den Ritterstand erhob u. ihm eine jährliche Rente von 200 £. aussetzte. D. erhielt vom König u. vom Adel zahlreiche Aufträge u. entwickelte eine sehr rege Thätigkeit. Doch verführte ihn sein reichliches Einkommen zu einem allzu genußsüchtigen Leben, dem seine Freunde ihn durch die Verheirathung mit der schönen Marie Ruthven, der Tochter eines schottischen Grafen, entrissen. Nicht lange nachher gerieth Karl I. in solche Geldnoth, daß er weder dem Künstler den Jahrgehalt zahlen noch die beabsichtigte malerische Ausschmückung des Bankeтsaales in Whitehall ausführen konnte. D. begab sich nach Paris, wo er jedoch ebenfalls keine Beschäftigung fand. Tief verstimmt wandte er sich nach England zurück, wo das über König Karl I. hereingebrochene Mißgeschick ihn dermaßen niederdrückte, daß er schon 9. Dez. 1641 einer Krankheit erlag. D. war nur klein von Statur, aber von schöner Körperbildung, von klarem Verstande u. großer Feinheit der Manieren; er liebte die Frauenwelt u. den äußeren Glanz des Lebens. Als Künstler stand er zwar nicht in der Leichtigkeit des Schaffens, wol aber an erfinderischer Phantasie u. an Glanz des Kolorits seinem Lehrer Rubens nach; überlegen war er ihm in der Korrektheit der Zeichnung u. im Ausdruck des Gefühls, insbes. des Schmerzes. Dieser Eigenthümlichkeit gemäß behandelte er in der Historienmalerei gern Gegenstände wie die Kreuzigung Christi, die Abnahme vom Kreuz, die Beweinung des Leichnams Christi u. dgl. Viel größeren Ruhm erlangte er auf dem Gebiete der Porträtmalerei, auf welchem er eine der ersten Stellen einnimmt. Fast alle seine Bildnisse, deren man über 250 zählt, sind von edler Auffassung, feiner Zeichnung u. trefflicher Färbung. Aus seinem verhältnißmäßig langen Aufenthalt in Eng-

land erklärt es sich, daß gerade dort die meisten seiner Bilder zu finden sind; das Schloß Windsor allein besitzt deren 21, darunter das berühmte Porträt Karl's I. zu Pferde. Aber auch fast alle übrigen größeren Museen Europa's haben Bilder D.'s aufzuweisen; Berlin zählt 11, Dresden 18, München sogar gegen 40. Ein großes Verdienst erwarb sich D. durch die Herausgabe einer Sammlung der von ihm gemalten Porträts seiner Zeitgenossen, zum Theil von ihm selbst radirt, zum Theil von Anderen gestochen („Icones principum virorum doctorum, pictorum" etc., Antw. 1636). Vgl. Szwykowski, „D.'s Bildnisse bekannter Personen" (Lpz. 1859). D.'s Memoiren gab Carpenter heraus (Lond. 1844).

Nr. 2522. Anton van Dyck (geb. 22. März 1599, gest. 9. Dez. 1641.) (Selbstporträt des Künstlers. Original in der Herzogl. Gothaischen Bildergalerie).

Dyck (spr. Deik), Philipp van, holländ. Genre- u. Historienmaler (zum Unterschied von seinem berühmten Vorgänger der kleine v. D. genannt), geb. zu Amsterdam 10. Jan. 1680, war längere Zeit Hofmaler in Kassel u. starb 2. Febr. 1752 im Haag. Er schuf eine Anzahl von Genrebildern, die oft eine glückliche Erfindung u. feine Ausführung zeigen, aber nicht immer in der Färbung gelungen sind.

Dynamik (von dem griech. dynamis, die Kraft), hieß früher die Lehre von den Kräften u. ihren Wirkungen; derjenige spezielle Theil dieser Wissenschaft, welcher von dem Gleichgewichte der Kräfte handelte, führte den Namen Statik. Im Laufe der Zeit hat der Begriff, den man dem Ausdruck D. unterlegt, insofern eine Wandlung erlitten, als man dem letzteren jetzt die Bedeutung „Bewegungslehre" beilegt u. die ganze Mechanik in zwei Theile trennt, die sich logisch nicht ganz gegenüberstehen, in die Lehre vom Gleichgewicht nämlich (die Statik) und in die von der Bewegung (die D.) — Je nachdem es sich nun um die Betrachtung der festen, tropfbarflüssigen u. luftförmigen Körper handelt, unterscheidet man Geo-, Hydro- (Hydraulik u. Aërodynamik. Neuerdings wendet man den Ausdruck D. in seinem etymologisch richtigen Sinne an, wie es oben angegeben ist, u. theilt dann die D., welche mit der Kinematik die gesammte Mechanik bildet, in Statik u. Kinetik, wo der letztere Ausdruck dasjenige bezeichnet, was bisher unrichtig D. genannt worden ist.

Dynamit, ein beim Steinbruch- u. Bergwerksbetrieb jetzt vielfach verwendetes Sprengmaterial. Es wird erhalten durch Vermischen von Nitroglycerin (s. d.) mit Kieselguhr od. fein gemahlenem Feuerstein. Nobel, der Erfinder des Dynamits, hat diese Form der Anwendung des Nitroglycerins in Vorschlag gebracht, um den grauenerregenden Wirkungen der Fortpflanzung des Stoßes in dem flüssigen Nitroglycerin zu begegnen, u. in der That ist auch die Wirkung des Nitroglycerins durch diesen Zusatz von Kieselsäure eine schwächere. Der D. kommt in Form von Patronen in den Handel, deren Hülle aus grauem Papier besteht, mehrere solcher Patronen, deren Durchschnittsgewicht 71 gr beträgt, werden in Kisten von 25–30 kgr. verpackt. — Die Fabrikation des zu dem D. gehörigen Nitroglycerins ist sehr gefahrvoll: so explodirten im Laufe des J. 1870 in Deutschland u. Oesterreich allein nicht weniger als sechs Fabriken.

Dynamometer, d. i. Kraftmesser, nennt man eine Vorrichtung, durch welche Kräfte ihrer absoluten Stärke od. ihrer Wirkung nach gemessen werden. Die eigentl. D. dienen zum Messen von direkten Zug- u. Druckkräften, u. dazu gehört z. B. die Federwage, welche in verschiedenen Ausführungen bekannt ist; streng genommen kann man alle Wagen sowie Barometer u. Manometer zu den D. rechnen. Der Physiker bezeichnet im engern Sinne mit D. einen Apparat, der ihm zur Messung der Kraftwirkung, welche galvanische Ströme auf einander ausüben, dient. — Den Nutzeffekt einer Kraft bestimmt man mit Hülfe von Effektmessern; das Bremsdynamometer od. der Prony'sche Zaum ist einer der wichtigsten davon. Er beruht darauf, die Wirkung der Kraft an einer sich drehenden Welle durch Reibung zu kompensiren; aus dem Grade des aufgewendeten Druckes läßt sich die Stärke der Kraft berechnen.

Dynast (griech.), Herrscher; Dynastie (griech.), Herrschaft, Herrschergewalt, bedeutet in der heutigen politischen Sprache s. v. w. Herrschergeschlecht, Regentenhaus. In Europa giebt es gegenwärtig 21 regierende u. daneben eine nicht geringe Anzahl entthronter Dynastien (unter letzteren nam. die Häuser Bourbon u. Bonaparte).

Dyskrasie, fehlerhafte Blutmischung, s. „Blutkrankheiten".

Dyveke (d. h. Täubchen), das Täubchen von Amsterdam, die Geliebte des dänischen Königs Christian II., geb. 1488 zu Amsterdam, wurde in Bergen, wo ihre Mutter Sigbrit Wolms eine Schankwirthschaft hatte, mit dem damaligen Prinzen Christian bekannt, der sich in das schöne Mädchen verliebte, erst heimlich zu Opslo u. nach seiner Thronbesteigung (1513) öffentlich zu Kopenhagen mit ihr lebte. D.'s Mutter gewann bald großen Einfluß auf die Regierung des jungen Königs, welcher sich zu Ungerechtigkeiten gegen den Adel u. die Beamten verleiten ließ. Um die Gewalt D.'s zu schwächen, bewog der Reichsrath den König, sich mit der Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich, Schwester Karl's V., zu vermählen. Doch setzte Christian II. auch nach seiner Vermählung den Umgang mit D. fort u. bestrafte sogar die Räthe, die ihm Vorstellungen darüber machten. Als D. im Sommer 1516 plötzlich starb, lag der Verdacht nahe, daß sie durch Kirschen vergiftet worden, die der Schloßhauptmann Ore ihr gereicht hatte. Derselbe wurde auf Christian's II. Befehl hingerichtet. Die Schicksale D.'s sind mehrfach dichterisch behandelt worden, z. B. von Schefer, Tromlitz u. Marggraff.

Dzierzon, Johann, berühmter Bienenzüchter, geb. 16. Jan. 1811 zu Lowkowitz in Oberschlesien, ist seit 1835 Pfarrer in Karlsmarkt bei Brieg. Durch seine „Theorie u. Praxis des neuen Bienenfreundes" (Berl. 1848, Nachtrag dazu Nördl. 1852), den von ihm seit 1854 herausgegebenen „Bienenfreund aus Schlesien" u. seine „Rationelle Bienenzucht" (Brieg 1860) hat er sich um die Bienenkunde u. Bienenzucht in Deutschland sehr verdient gemacht. — (Vgl. „Bienen".)

Ende des Buchstaben D.

Erklärung der zum Artikel „Deutschland" gehörigen Tonbilder.

(Taf. L bis LVII.)

Die dem Artikel „Deutschland" beigegebenen acht Tontafeln haben den Zweck, auf kleinstem Raume eine Uebersicht der Entwicklung der allgemeinen Kultur unseres Vaterlands von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart zu geben. Es wurden zu diesem Zwecke Darstellungen ausgewählt, welche neben der Abbildung von Gebäuden, Möbeln, Geräthen, Waffen, Kostümen ꝛc. zugleich eine Anschauung von den Sitten u. Gebräuchen, von der Art zu leben, sich zu bewegen, von den Neigungen u. Beschäftigungen der Menschen in den verschiedenen Jahrh. geben. Da für sämmtliche Bilder grundsätzlich nur gleichzeitige Darstellungen in getreuer Wiedergabe benutzt wurden, ist es gelungen, zugleich den allgemeinen Geist der verschiedenen Jahrhunderte kurz zu charakterisiren.

Taf. L. Nr. 1 u. 2 zeigen Kostüme zur Zeit Karl's des Großen, welche in vielen Beziehungen noch Aehnlichkeit mit den altrömischen haben. Nr. 3 ist das aus einem Elephantenzahn geschnittene sog. Jagdhorn Karl's des Großen, jetzt im Schatz des Münsters zu Aachen. Die jener Zeit eigenthümliche Ornamentik tritt noch charakteristischer an dem untern Theile des Reliefs hervor, welches uns Nr. 4 zeigt. In dem obern Theile ist eine Mahlzeit dargestellt, bei welcher wir den Gebrauch verschiedenartiger Gefäße u. den von Messern bemerken. Nr. 5 stellt eine Büchse aus Elfenbein im Schatz der Kirche St. Gereon zu Köln dar, welche ursprünglich als Reliquienbehälter diente. Der Typus der Münzen des frühen Mittelalters, den wir aus Nr. 6 u. 7 erkennen, ist im Allgemeinen mehrere Jahrhunderte lang festgehalten worden. — Die Miniaturen, welche die alten Meßbücher, Evangeliarien u. s. w. schmücken, sind für uns die hauptsächlichsten, oft die einzigen Belegstücke für die Entwicklung der damaligen Kunst; sie sind für die Kulturgeschichte von um so höherem Werthe, als ihre Darstellungen in Bezug auf alle nebensächlichen Dinge, wie Kostüm, Geräthe, Baukunst u. Ornamentik, häusliche Verrichtungen u. s. w., der Zeit entnommen sind, in welcher die Bilder gemalt wurden. Solche Bilder treten uns in Nr. 8, 9 u. 10 gegenüber. Das Miniaturgemälde, von welchem Nr. 8 eine Nachbildung giebt, stammt aus dem 9. Jahrh., u. wir sehen daraus, daß bei dem Gottesdienst damals bereits Glocken in Gebrauch waren. Die Form des Altars mit seinen Vorhängen, die heiligen Gefäße, Ampeln sowie die Tracht der Frauen lernen wir ebenfalls aus diesem Bilde kennen. Um auch einige andere Einzelheiten namhaft zu machen, so finden wir auf den folgenden Bildern Thronsessel mit gesticktem (Zeugdruck gab es noch nicht) Sitzkissen, Wandmalerei, Getäfel (?), Form der Buchstaben, gebundene Bücher, kaiserliche Tracht, Krone, Reichsapfel u. Scepter u. s. w. Rechts von dem Kaiser auf Nr. 10 stehen zwei Priester in ihrem Ornate, links Soldaten mit Schild, Speer, Schwert, Beinschienen u. dgl. — die wichtigsten Stände der damaligen Zeit.

Taf. LI giebt uns Darstellungen aus dem 12. Jahrh., von denen die hauptsächlichsten (Nr. 11—15) dem berühmten „Hortus deliciarum" entnommen sind, jenem didaktischen Werke, welches Herrad von Landsperg, Aebtissin zu Hohenburg im Elsaß, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. geschrieben u. mit zahlreichen Abbildungen versehen hat. Das Manuskript befand sich in der Bibliothek zu Straßburg u. ist während der Belagerung des J. 1870 wahrscheinlich verbrannt. Die Bilder sind ursprünglich bestimmt, biblische Geschichten u. Allegorien darzustellen, u. es gilt von ihnen dasselbe, was wir schon bei Taf. L von derartigen Darstellungen im Allgemeinen sagten. Wir sehen einen Fürsten des 12. Jahrh., reich gekleidet mit Krone u. Scepter in einem buntbemalten Wagen, die Art der Bespannung mit Kummet u. Stricken, den Rosselenker mit einer Geißel die Thiere antreibend (Nr. 11). Den kaiserlichen Ornat zeigt uns in sorgfältiger Wiedergabe Nr. 17 in einer bronzenen Grabplatte, welche uns einen guten Begriff von der Ausbildung der Erzgießerei jener Zeit beibringt, einer Kunst, welcher u. A. auch die in romanischem Stil ausgeführten Altarleuchter, die in zahlreichen Exemplaren noch auf uns gekommen sind (Nr. 18 u. 19), ihre Entstehung verdanken. Panzerhemden u. die Beine vorn schützende Panzer, Panzerhaube mit Helm, der in eine Nasenschiene ausläuft, Schärpe, Schwert, Speer, gemalte od. gestickte Fähnlein u. Standarten, lange Schilde bildeten die Bewaffnung im Kriege, wie wir aus N. 12 ersehen. Dagegen geben uns Nr. 13—16 Bilder des Friedens, der Art u. Weise der Feldbestellung, Form u. Handhabung des Pfluges, Ochsenbespannung im Joch, Antreiben mittels des Stachels; ferner einen gedeckten Tisch, der uns den Gebrauch eines mit verzierter Borde versehenen Tischtuches zeigt, Schüsseln, Gläser, Messer, Gabeln, Brezeln u. dgl.; ein Paar Marionettenspieler (Nr. 14) u. ein reichverziertes längliches Bett mit kostbarer Decke u. kunstvollem Schnitzwerk.

Taf. LII. Die Darstellungen dieser Tafel sind sämmtlich nach Bildern in Handschriften deutscher Dichter aus dem 13. u. 14. Jahrh., u. bes. der berühmten Manessischen Handschrift (gesammelt zwischen 1280—1328, jetzt in Paris) entnommen. Nr. 20 stellt den Ritter Heinrich v. Strechlingen dar, welcher singend u. in tanzenden Geberden vor seiner Geminnten steht. Auf der Abbildung Nr. 21 kämpfen zwei Ritter ohne Rüstung, nur mit Schwert u. Buckelschild bewaffnet, mit einander, daneben Wappenschild u. Helm mit Zier. Der Dichter- u. Frauenkultus, der bei vielfacher Rohheit häufig in das Sentimentale verfiel, spricht sich charakteristisch in Nr. 22 aus, wo uns ein Ritter im Bade, von Frauen bedient, neu gestärkt, bekränzt u. mit Blumen überschüttet, vorgeführt wird. Eine Versammlung von Minnesingern, von welchen der in der Mitte sitzende Schreibtafel u. Griffel in den Händen hat, ist in Nr. 23 abgebildet. In Nr. 24 erblicken wir den Böhmenkönig Wenzel II., umgeben von seinen vornehmsten Beamten, sämmtlich in vollem Ornate. Besonders charakteristisch ist die in Nr. 25 dargestellte Scene des „Dankes", den der Ritter, von seiner Dienerschaft gefolgt, aus den Händen seiner Dame empfängt. (Schild mit Wappenthier, Turnierhelm, Pferderüstung, Sattel u. Zäumung, Hufeisen — für die Frauentracht ist nam. das Haarnetz charakteristisch, das auch bei Nr. 22 an der Figur links zu bemerken ist.)

Taf. LIII. Beide Bilder dieser Tafel sind nach sehr seltenen Kupferstichen des Meisters M. Z. (sein Name ist nicht bekannt) aus dem Jahre 1500 gefertigt u. veranschaulichen in lebendigster Weise das Leben der bessern Gesellschaft am Ende des 15. Jahrh. in friedlichen u. kriegerischen Beschäftigungen, durch Darstellung eines Tanzes in einem öffentlichen Saale, wahrscheinlich des Rathhauses, u. eines auf dem Markte abgehaltenen Turniers. Beide Bilder zeigen zugleich die Profan-Architektur jener Zeit im Innern u. Aeußern, die mit Teppichen belegten Ruhebänke an den Wänden, Möbel, Geräthe, das Kostüm ꝛc. u. bes. auch die Art des geselligen Zusammenseins. (Fußboden des Saales mit Steinplatten belegt, geschnitzter Tisch, Orchester mit verschiedene Instrumente spielenden Musikanten, Festkleidung der Gäste, Kartenspieler, Prachtpokal u. s. w. auf dem einen — Hausflur mit Einblick in den Hof, Kaufläden, gothischer Brunnen, Häuser mit Balkon u. offener Galerie, Trommler u. Querpfeifer zu Pferde u. s. w. auf dem anderen Bild.)

Der Anfang des 16. Jahrh. hat eine Schilderung in Wort u. Bild erfahren, wie kaum ein anderes des vergangenen Jahrhunderts, durch ein Werk, welches Kaiser Maximilian I. selbst entworfen, von seinem Geheimschreiber Marx Treizsauerwein hat ausführen u. von Hans Burgkmaier mit 237 Holzschnitten des verschiedenartigsten Inhalts verzieren lassen („Weißkunig"). Das Buch enthält eine poetische Darstellung des Lebens dieses Kaisers u. giebt zugleich eine getreue Schilderung der gesammten Kultur jener Zeit. Ihm sind die sechs Abbildungen von **Taf. LIV** entnommen. Wenn diese mehr das Leben der vornehmen Kreise zur Darstellung bringen, so führt uns dafür die folgende **Taf. LV.** in die verschiedensten Schichten der übrigen Gesellschaft unmittelbar nach Einführung der Reformation. Sie zeigt uns die Landsknechte in ihrer tollen Tracht u. tollen Arbeit, die in ihren Sitten gelockerte vornehme Gesellschaft, daneben auch die Bauern, welche in dieser Zeit zuerst zu größerer Geltung gelangten. Nr. 39 schildert das bunte Leben, welches sich in einer norddeutschen Stadt während des Winters auf dem Eise entwickelt. In Architektur, Kostüm, Art des Lebens ꝛc. ist der Einfluß Hollands bemerkbar. Während uns auf **Taf. LVI** Nr. 40 u. 41 die Einrichtung der Wohnzimmer der bessern Klassen der Gesellschaft, die Art der Wanddekoration, die Form der Oefen, Möbel, Geräthe u. das Kostüm ꝛc., Fig. 42 die äußere Architektur u. einen Lustgarten in der Mitte des 17. Jahrh. zeigen, veranschaulicht Nr. 43 uns das Leben in einer adeligen Tanzgesellschaft am Ende dieses Jahrh., als der Einfluß von Frankreich hier schon bestimmend geworden war. Die letzte **Taf. LVII** aber führt uns in Nr. 44 in einen ganz nach französischer Weise zugestutzten mit Statuen u. s. w. geschmückten Park in der Mitte des 18. Jahrh. Nach französischer Mode gekleidete Gesellschaft belustigt sich auf leichte französische Manier, des guten deutschen Kernes vielfach vergessend. Da brachte die franz. Revolution selbst den gewaltigen Umschwung, der auch Deutschland ergriff. Man war bestrebt, von der Ueberkultur zur reinen Natur zurückzukehren, u. gerieth dabei durch Nachahmung theils des Alterthums, theils englischer Sitten auf Abwege. Nachdem die Befreiungskriege dann ein erhöhtes Vaterlandsgefühl erzeugt hatten, wollte man zum echten Deutschthum zurückkehren, verfiel aber dabei vielfach in das Philisterthum, welches hier u. da auch heute noch nicht ganz überwunden ist, u. welches die beiden letzten Bilder in sehr charakteristischer Weise darstellen.

E

E, E, e, e, der fünfte Buchstabe in den Alphabeten der meisten europäischen Sprachen, bedeutet als latein. Zahlzeichen E 250 u. bezeichnet als Münzstätte auf österr. Münzen Karlsberg in Siebenbürgen, auf preuß. Königsberg, auf franz. Tours, in der chem. Zeichensprache das Element „Erbium"; in der Musik die große Terz von C.

Eagle (engl., spr. Ihg'l, d. h. Adler), Name einer Goldmünze der Nordamerik. Union (s. „Dollar" u. „Adler").

Earl (engl., spr. Aerl), ein dem dänischen „Jarl" nachgebildeter, im 11. Jahrhundert durch die Normannen nach England verpflanzter Adelstitel, unserm deutschen „Graf" entsprechend, anfänglich die höchste Adelsstufe, von 1355 ab, als der sog. Schwarze Prinz zum Herzog (Duke) ernannt wurde, die zweite, u. nach der Erhebung Robert de Vere's zum Marquis von Dublin durch Richard II. (1385) die dritte Adelsstufe bezeichnend (S. „Alderman").

Earlom (engl., spr. Aehrl'm), Richard, einer der besten Kupferstecher in Schwarzkunst, geb. 1728 in Somersetshire, gest. 1794 (nach Andern erst 1822) in London. Er vervollkommnete diese Kunst dadurch, daß er mit der Nadel geätzte Striche u. Punkte in das Geschabte einmengte, wodurch die Blätter eine größere Kraft u. Bestimmtheit bekommen. Die Zahl seiner Schwarzkunstblätter beläuft sich auf 58, darunter wol die besten ein Blumen- u. Fruchtstück nach Jan v. Huysum u. die sog. Küchenmärkte nach Snyders u. Rubens. Auch gab er eine Sammlung von 300 Originalzeichnungen Claude Lorrain's im Stiche heraus, die er nach dessen Vorgange „Liber veritatis" benannte (3 Bde., Lond. 1777 u. 1819).

East (engl., spr. Ihst), das deutsche „Ost".

Easter-Island (spr. Ihster-Eiländ), engl. Name für Osterinsel.

Eastlake (spr. Ihstlehk), Sir Charles Locke, engl. Maler u. Kunstgelehrter, geb. 17. Nov. 1793 in Plymouth, bildete sich in der Londoner Kunstakademie u. auf Reisen durch Italien u. Griechenland. Einen längeren Aufenthalt nahm er in Rom, wo er viele Genrebilder aus dem italienischen Volksleben u. landschaftliche Skizzen malte. Seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie in London (1830) bewog ihn zur Rückkehr nach England. Nun entstand eine Reihe von Bildern, von denen einige ihn besonders beliebt machten (z. B. Byron's Traum, die Pilger beim Anblicke Roms, Christus über Jerusalem weinend), u. die fast alle gestochen u. mehrmals von ihm wiederholt wurden. Im J. 1850 wurde er Präsident der Akademie (wobei er die Ritterwürde erhielt) u. 1855 Direktor der Nationalgalerie. Mit einem Brustleiden behaftet, ging er nach Italien, starb aber in Pisa 21. Dez. 1865. E. war kein Künstler von bedeutender Schöpferkraft, aber von großer Zartheit des Gefühls u. des Ausdrucks. Als Kunstgelehrter von gründlichen Kenntnissen übersetzte er 1839 Goethe's „Farbenlehre", u. 1842 Kugler's „Gesch. der Malerei" (Italienische Schule) mit Anmerkungen (3. Aufl. 1855) u. schrieb „Materials for a history of oil-painting" (1. Bd. Lond. 1847; der 2. Bd. erschien kurz nach seinem Tode).

East-Meath (engl., spr. Ihstmihth) od. Meath, Grafschaft in der irischen Provinz Leinster mit der Hauptstadt Trim. Sie enthält 42½ □ M., 110,600 Einw., hat fruchtbaren Boden, schöne Weiden, lebhaften Ausfuhrhandel in Mehl, Malz, Mastvieh, Butter u. Käse, betreibt Viehzucht u. Ackerbau. Die Zahl ihrer Bewohner vermindert sich infolge der bedeutenden Auswanderung fortwährend.

Eau de Cologne (spr. Oh d' Kolonj'), kölnisches Wasser, ein sehr beliebtes Parfüm, das aus einer Auflösung von ätherischen Oelen in reinstem Sprit besteht. Es wird seit sehr langer Zeit von Köln aus in den Handel gebracht; besonders ist der Name Farina mit seiner Geschichte verknüpft, da sich Träger dieses Namens rühmen, zur Familie des ersten Herstellers zu gehören u. das ursprüngliche Geheimniß der Zusammensetzung zu besitzen. Der Name Farina ist daher zur Begründung von Konkurrenzgeschäften sehr gesucht, ebenso wie die Geschäftslage am, bei, in der Nähe, nahe, gegenüber dem Jülichsplatz. Die Zusammensetzung des E. d. C. wird geheim gehalten, indessen beruht sie der Hauptsache nach in der Mischung von Pomeranzen-, Bergamott-, Citronen-, Limetten-, Cedern-, Cedrat-, Neroli-, Rosmarin-, Thymianöl. Das Geheimniß besteht mehr in dem richtigen Verhältniß u. in der sorgfältigen Zubereitung; deswegen könnte anderwärts fabrizirtes E. d. C. eben so gut sein wie das echte — ist es aber doch nicht.

Eau de Javelle (spr. Oh de Schawell), Javell'sche Lauge, ist eine chlorkaliumhaltige Auflösung von unterchlorigsaurem Kali in Wasser, die man erhält, wenn man eine Lösung von Chlorkalk mit einer Lösung von Potasche (kohlensaurem Kali) vermischt u. die klare Flüssigkeit von dem hierbei sich bildenden weißen Niederschlage (kohlensauren Kalk) abzieht od. abfiltrirt. Man benutzt das E. d. J. zum Bleichen, da es Pflanzenfarbstoffe schnell zerstört. Das Wirksame darin ist die unterchlorige Säure. Der Name rührt von dem kleinen Orte Javelle bei Paris her, wo diese Lauge zuerst angefertigt wurde.

Ebbe, s. „Flut".

Ebel, Johann Gottfried, berühmter Arzt u. Geograph, geb. 6. Oktbr. 1764 zu Züllichau, studirte in Frankfurt a. d. O., Wien u. Zürich, bereiste hierauf die Schweiz u. siedelte 1792 nach Frankfurt a. M. über, wo er 1793 sein großes Werk: „Anleitung, auf die nützlichste u. genußvollste Art die Schweiz zu bereisen", das erste gute Reisehandbuch für die Schweiz, vollendete. Die Wirren der Revolutionskriege bewogen ihn, seine ärztliche Praxis in Frankfurt aufzugeben u. sich 1796 nach Paris zu wenden, wo er bis 1802 als Attaché der Frankfurter Gesandtschaft lebte; in letzterem Jahre kehrte er nach Frankfurt zurück, besuchte von hier aus häufig die Alpen u. legte die Resultate seiner Studien in dem 1808 erschienenen Buche nieder: „Ueber den Bau der Erde im Alpengebirge"; 1810 begab er sich nach Zürich, wo er bis zu seinem Tode als Arzt lebte; E. starb 8. Okt. 1830.

Ebel, Johann Wilhelm, eines der Häupter der u. d. Namen der „Königsberger Mucker" bekannten Pietistensekte, geb. 1784 zu Passenheim in Ostpreußen, wurde 1816 Prediger der altstädtischen Gemeinde in Königsberg, schloß sich daselbst dem Mystiker J. H. Schönherr an u. benutzte den Einfluß, den er durch seine Persönlichkeit u. Beredsamkeit auf seine Gemeinde ausübte, zur Ausbreitung der genannten, von Schönherr begründeten mystisch-pietistischen Sekte, die unter dem Deckmantel der Frömmigkeit der gröbsten Sinnlichkeit fröhnte. Die skandalösen Ausschreitungen, zu denen diese Sekte sich hinreißen ließ, führten 1835 zur Einleitung einer langwierigen u. an

peinlichen Enthüllungen reichen Untersuchung gegen E. u. dessen Hauptmitschuldigen, den Prediger Distel, die beide 1842 ihres Amtes entsetzt wurden. E. starb 18. Aug. 1861 auf der Besitzung der Gräfin v. d. Gröben in Ostpreußen. Der engl. Schriftsteller Hepworth Dixon (s. d.) hat das Treiben der Königsberger Mucker in seinem Roman „Spiritual wives“ (Seelenbräute) behandelt.

Ebenaceen od. Dattelpflaumenartige, eine Pflanzenfamilie mit stattlichen Bäumen u. Sträuchern, von denen viele Arten theils wegen ihrer eßbaren Früchte (saftiger Beeren mit einem od. mehreren Samen), theils wegen des in diesen Samen enthaltenen fetten Oeles, theils wegen der Vorzüglichkeit u. Härte ihres Holzes zu bedeutsamen Nutzpflanzen geworden sind. Wie schon der Name bezeugt, ist es gerade diese Familie, aus welcher vorzugsweise verschiedene Arten des Ebenholzes gewonnen werden. Bekannte Gattungen dieser Art sind: Maba, Diospyros, Cavanilla, Royena, Thuraria, Euclea, sämmtlich Bewohner von warmen u. heißen Ländern, besonders Ostindiens; nur eine Art, die italienische Dattelpflaume (Diospyros Lotus L.) gehört Südeuropa, eine andere, die Persimonpflaume (D. virginiana L.), dem wärmeren Süden der Vereinigten Staaten an (s. „Dattelpflaume“).

Ebenbürtigkeit, d. i. Gleichheit des Geburtsstandes, ein Rechtsverhältniß germanischen Ursprungs; früher beim Adel Bedingung einer rechtmäßigen Ehe u. der Uebertragung der Rechte des Adels auf die Nachkommen, jetzt nur noch bei souveränen Familien u. beim hohen Adel von Bedeutung. Bei letzterem treten die Folgen einer Mißheirath wegen mangelnder E. auch nur insofern ein, als die aus einer solchen Ehe entsprossenen Kinder nicht den höheren Geburtsstand u. Rang des Vaters theilen u., wie die Mutter, nur zu denjenigen Ansprüchen an dessen Hinterlassenschaft berechtigt sind, zu deren Begründung die E. nicht erforderlich ist. Die von souveränen Fürsten od. Prinzen geschlossenen Ehen ohne E., vor deren Eingehung über die Wirkungen der Mißheirath vertragsmäßige Bestimmungen erfolgt sind, heißen Ehen zur linken Hand od. morganatische.

Ebene heißt in der Geometrie eine Fläche, welche die Eigenschaft hat, daß eine gerade Linie, die zwei beliebig in ihr gewählte Punkte mit einander verbindet, mit allen ihren Punkten in diese Fläche fällt. Eine E. kann entstanden gedacht werden durch stetige Fortbewegung einer geraden Linie in einer Richtung, die nicht die Richtung jener Geraden ist. Zwei E., die nicht parallel sind, schneiden sich in einer geraden Linie u. unter einem Winkel, der gebildet wird durch die beiden Senkrechten, welche sich in den beiden E. auf jener Durchschnittslinie errichten lassen. — Eine E., die gegen den Horizont geneigt ist, heißt eine schiefe E. Sie ist eine der einfachsten Maschinen, der sog. physikalischen Potenzen. Liegt nämlich ein Körper auf einer schiefen E., so kann er durch eine Kraft, welche geringer ist, als sein Gewicht in Ruhe gehalten werden. Meistentheils wird man die Kraft parallel der schiefen E. od. horizontal anbringen. Bedeutet in Nr. 2523 ABC den Durchschnitt einer schiefen E., auf welcher ein Körper mit dem durch die Lothlinie GD ausgedrückten Gewichte lastet, so zerlegt sich nach dem Gesetz des Parallelogramms der Kräfte (s. d.) diese Kraft GD in eine parallel u. eine senkrechte zu AB stehende. Von diesen beiden Kräften wird die letztere FG durch die Festigkeit der E. aufgehalten u. nur die erstere, GE, kommt zur Wirkung. Da nun $\triangle ACB \sim \triangle GED$ ist, so ist $GD : GE = AB : AC$, od. $GE = GD. \frac{AC}{AB} = GD. \sin ABC$; je kleiner also der Winkel ABC ist, desto geringere Kraft ist zur Herstellung des Gleichgewichtes nöthig. Wird eine Kraft angebracht, die wenig größer als GE ist u. derselben entgegengesetzt wirkt, so muß von derselben die Last längs der schiefen E. hinaufbewegt werden, wenn man von den nicht zu vermeidenden Widerständen absieht. — Die schiefe E. findet in der Technik vielfache Verwendung. Der Keil, infolge dessen auch die schneidenden Werkzeuge u. verschiedene Schraubenarten beruhen in ihrer Wirkungsweise darauf, u. bei Anlegung von Straßen u. Eisenbahnen spielt sie eine große Rolle. Man sucht durch Schlangenlinien die Neigung der Bahn möglichst gering zu machen. — In der Geographie bezeichnet man mit E. ausgedehnte Landstrecken ohne od. mit nur geringen Erhöhungen über ihre Fläche, u. man unterscheidet je nach der absoluten Höhe Hochebenen u. Tiefebenen.

Nr. 2521 Wirkungsweise der Kraft an der schiefen Ebene.

Ebenholz, s. „Ebenaceen“ u. „Dattelpflaume“.

Ebenisten, Kunsttischler, die besonders ausländische Hölzer u. kostbare Materialien zu Kunstwerken der Tischlerei u. Drechslerei verarbeiten.

Ebenmaß, s. „Symmetrie“.

Eber, s. „Wildschwein“.

Eber, Paul, lutherischer Theolog u. Liederdichter, geb. 8. Nov. 1511 zu Kitzingen in Franken, bezog 1532 die Universität Wittenberg, wo damals Luther u. Melanchthon lehrten. An Letzteren schloß sich E. innig an. Seit 1556 Prediger an der Schloßkirche, seit 1559 Generalsuperintendent, trat er im folgenden Jahre als Professor in die theolog. Fakultät zu Wittenberg ein u. entwickelte seitdem eine umfassende Thätigkeit, durch welche er sich den Gründern der lutherischen Kirche ebenbürtig an die Seite stellt. Als erster Geistlicher zu Wittenberg gewann er großen Einfluß auf die kirchlichen Wirren; er verhinderte die Einführung des Augsburger Interim von 1547 in Kursachsen u. trat dann auch in den kryptocalvinistischen Streitigkeiten in einer Weise vermittelnd auf, daß die strengen Lutheraner ihn allzugroßer Nachgiebigkeit gegen die Calvinisten beschuldigten. Von seinen zahlreichen theolog. Schriften ist die berühmteste der „Unterricht über das h. Abendmahl“ (1562) u. die Herausgabe eines korrigirten Textes der lateinischen Bibel nebst Luther's Uebersetzung. Von seinen vortrefflichen Kirchenliedern hat sich bes. eines: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein“ (1547 während der Belagerung von Wittenberg gedichtet) bis heute in den Gesangbüchern erhalten. E. starb 10. Dez. 1569 zu Wittenberg.

Eberesche (Sorbus Aucuparia L.), auch Abresche, Arossel, Elmrasche, Eschrüssel, Arschrösel, Aressel, Eisch- u. Eibischbeere, daraus Erschenbaum, ferner Ebschen, Vogel-, Pill-, Maas- u. Quickenbeere, daraus Quitschern u. Quitzen, ferner Drossel-, Maisch-, Schneusen-, Dohnen- u. Zippenbeere, Vogel- u. Waldesche, Güresch- u. Limbaum, auch Sperberbaum, in der Nordschweiz Moosesch, Stintesche; Wiel- u. Wüelescha, auch Schwiescha u. s. w., ein schöner Charakterbaum unserer Gebirgsländer, aus denen er sich in die Ebene verbreitet hat, überall durch die Fülle seiner hochrothen Beeren, welche gegen den Herbst in reichen Trauben erscheinen, ein wahres Prachtbild der Landschaft bildend. Diese Beeren enthalten so viel Zucker u. Aepfelsäure, daß man in den Gebirgsländern hier u. da (z. B. in Tirol) einen bittern Branntwein od. Essig aus ihnen bereitet. Namentlich sind sie im Norden von Europa wichtig für den Haushalt des Menschen; denn da sie durch den Frost mürbe u. genießbar werden, mästet man nicht nur Hausthiere mit ihnen, sondern verbäckt sie auch in das Brot. Daneben dienen sie manchen Vögeln, besonders den Drosseln, zur Speise, weshalb man sie als Lockspeise bei deren Fange gebraucht. Im tirolischen Rosennathale unterwirft man den Baum seiner Beeren wegen einer geordneten Kultur. Die Wurzel liefert ein blausäurereiches Oel, die Rinde Gerbstoff, der Stamm ein schönes festes Holz zu Tischler- u. Drechslerarbeiten; um so mehr, als er in geeigneten höheren Gebirgslagen ein höchst stattlicher wird, der bei etwa 10—15 m. Höhe die Kraft der Eiche erlangt. Nahe verwandt mit ihm ist der Speierlingsbaum (Sorbus domestica) unserer südlicheren Gebirge. Dieser, sowie noch 4 andere Arten, welche aber keine gefiederten Blätter hervorbringen (S. Aria, latifolia, torminalis, Chamaemespilus), nähern sich in ihren Früchten den Weißdornen u. bilden mit diesen, sowie mit Aepfeln, Birnen, Quitten u. Mispeln, unser einheimisches Kernobst od. die Familie der Apfelfrüchtigen (Pomaceen).

Nr. 2525. Die Eberesche (Sorbus aucuparia): a. Zweig mit Blüte, ⅓ der nat. Größe. b. Frucht in nat. Größe. c Dieselbe im Längsdurchschnitt, dreimal vergr. d. Dieselbe im Querdurchschnitt, dreimal vergr. e. Längsdurchschnitt des Samens, fünfmal vergr. f. Querdurchschnitt desselben.

Eberhard der Greiner (d. i. Zänker), Graf von Württemberg, ein streit- u. kampflustiger Fürst, der während des größten Theils seiner Regierungszeit (1343—92) mit Kaiser u. Reich in Fehde lag.

Eberhard im Bart, erster Herzog von Württemberg, geb. 1445 war noch minderjährig, als sein Vater, Graf Ludwig von Württemberg mit Tode abging, u. wurde daher der Vormundschaft seines Oheims, des Grafen Ludwig, der über die andere Hälfte der württembergischen Lande herrschte, unterstellt. Doch trieb er, nachdem er kaum das 14. Lebensjahr erreicht hatte, mit Unterstützung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz seinen Oheim gewaltsam aus dem Lande u. ergriff nun selbst die Zügel der Regierung, die er anfangs sehr roh u. nachlässig führte, in-

dem er selbst sich wilden Vergnügungen hingab. Von einer Wallfahrt nach Palästina, die er 1468 unternahm, kehrte er jedoch wie verwandelt zurück. Er heirathete die charaktervolle Prinzessin Barbara von Mantua, mit der er ein glückliches Eheleben führte, u. begann eine energisch durchgreifende u. segensreiche Herrscherthätigkeit zu entwickeln. Er vereinigte zunächst, mit Zustimmung seines Vetters, des zu seinem Nachfolger erkorenen jüngeren Eberhard, sowie des Kaisers u. der Landstände, beide Hälften des württemberg. Landes wieder zu einem Ganzen, schuf aber gleichzeitig eine ständische Verfassung, durch welche die fürstliche Gewalt

Nr. 2526. Eberhard im Bart (geb. 1445, gest. 24. Febr. 1496). (Nach dem Standbild in Stuttgart.)

wesentlich beschränkt wurde. Die Wissenschaft, mit deren vornehmsten Vertretern, wie Reuchlin, er in freundlichem Verkehr stand, förderte er durch die Stiftung der Universität Tübingen (1477); in den Klöstern führte er eine strengere Zucht ein. Seine Machtstellung als Oberhaupt des Schwäbischen Bundes benutzte er zur Aufrechthaltung der Ordnung u. zur Stärkung der Reichsgewalt. Durch sein kräftiges u. doch zugleich friedliebendes u. wohlwollendes Regiment erwarb er sich nicht nur die Gunst seiner Unterthanen, sondern auch die seiner Mitfürsten u. des Kaisers Maximilian I., der ihm 1495 die Herzogswürde verlieh. Doch starb er bereits 24. Febr. 1496 auf seinem Schlosse zu Tübingen. Sein Leben beschrieb Pfister (Tüb. 1822).

Eberhard, Konrad, berühmter Bildhauer, geb. 25. Nov. 1768 zu Hindelang im Algäu, kam 1796 nach München, wo er seine Kunst bei Roman Boos erlernte, bis der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern, der sein Talent für plastische Komposition erkannte, ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom sandte. Mehr dem Herkommen der damaligen Zeit als seiner Neigung folgend, wählte er anfangs seine Stoffe aus der Mythologie. Von einer zweiten Reise nach Italien (1820) nach München zurückgekehrt, wandte er sich der Behandlung religiöser Stoffe zu, die seinem künstlerischen Naturell viel angemessener waren. Er begann mit dem Alten Testamente, zu dessen Geschichten er eine Reihe von Zeichnungen machte, in welchen das patriarchalische Leben der Vorzeit phantasievoll geschildert ist. Im J. 1825 schmückte er das Grabmal der Prinzessin Karoline in der Theatinerkirche, später das Portal der Allerheiligenkirche, das Isarthor u. den Dom zu Regensburg mit Reliefs u. anderem plastischen Schmuck. In allen diesen Arbeiten herrscht eine Wärme der Empfindung u. eine Formengebung, die an die besten ital. Meister erinnert. E., der außerdem als Professor an der Akademie zu München wirkte, starb daselbst 12. März 1859.

Eberle, Adam, talentvoller Historienmaler, geb. zu Aachen 26. März 1805, schloß sich in Düsseldorf u. München mit inniger Verehrung an Cornelius an, dessen Lieblingsschüler er wurde, u. behandelte mit Vorliebe histor. u. biblische Gegenstände. Im J. 1829 ging er nach Rom, wo er, mit Farbensinn wenig begabt, sich mit desto größerem Erfolge der Zeichnung religiöser Gegenstände widmete. Dahin gehören seine Sepiazeichnungen: „Reise der Apostel Petrus u. Paulus nach Rom", u. bes. „die babylonische Gefangenschaft". E. starb 18. Dez. 1831 in Rom.

Eberle, Robert, ausgezeichneter Thiermaler, geb. 22. Juli 1815 zu Meersburg am Bodensee, bildete sich in München unter Cornelius u. entwickelte bes. in der Malerei von Schafherden eine seltene Meisterschaft. Er starb zu Eberfing in der Pfalz 19. Sept. 1860.

Eberreis (*Artemisia Abrótanum L.*), auch Eberisch, Eberritten, Eberrente, Aberrente, Afrusch, Abrand, Stabwurzmännlein, Besen-, Gart-, Citronen-, Küttel-, Kampfer- u. Gansertraut, Gartbagen, Gartheil, Girtwurz, Gurtel, Gartel, Bartbün, Herrgottbölzl, Schoßwurzel u. s. w., eine Art des Beifußes aus Kleinasien u. Südeuropa von höchst aromatischem Geruche, daher allgemein, nam. in Bauerngärten, als Gartenkraut gebaut u. vielfach angewendet als Motten- u. Riechkraut, ja selbst als Wurmkraut u. als sonstiges Heilmittel (s. „Beifuß").

Ebers, Georg Moritz, verdienstvoller Aegyptolog, geb. 1. März 1837 zu Berlin, studirte in Göttingen u. Berlin klassische u. orientalische Philologie u. wandte sich unter der Leitung von Lepsius u. Brugsch mit Vorliebe der ägypt. Sprache u. Alterthumskunde zu. Nachdem er von 1865—69 als Lehrer dieser Wissenschaft an der Universität Jena gewirkt, trat er in letztgenanntem Jahre eine Forschungsreise nach Aegypten, Nubien u. Arabien an, nach deren Beendigung er 1870 als ord. Prof. der Aegyptologie an der Universität Leipzig angestellt wurde. In seinem Hauptwerke „Die Bücher Moses. Sachlicher Kommentar zu Genesis u. Exodus" (Bd. 1, Lpz. 1868) wandte er die Ergebnisse seiner Studien mit Erfolg auf die biblische Geschichte an. Sein Kulturroman „Eine ägyptische Königstochter" (3 Bde., Stuttg. 1864; 2. Aufl. 1868) schildert (nach Art des Becker'schen „Charikles") in fesselnder Darstellung das ägyptische Volksleben zur Zeit des persischen Eroberungskriegs. Von einer zweiten Reise, die E. im J. 1872 unternahm, brachte er u. a. aus der Gräberstadt bei Theben in Aegypten einen wohlerhaltenen Papyrus mit, auf dem wichtige Aufschlüsse über die Arzneikunde der Alten verzeichnet sind. Dieser Papyrus Ebers befindet sich in der Bibliothek der Universität Leipzig.

Ebert, Friedrich Adolf, gelehrter Bibliograph, geb. 9. Juli 1791 zu Taucha bei Leipzig, studirte zu Leipzig u. Wittenberg Theologie u. Geschichte, wurde 1814 Sekretär an der Königl. Bibliothek zu Dresden, 1823 Bibliothekar in Wolfenbüttel, 1828 Oberbibliothekar in Dresden, wo er 13. Nov. 1834 starb. Außer mehreren literarhistorischen Werken schrieb E.: „Die Bildung des Bibliothekars" (Lpz. 1820), „Geschichte u. Beschreibung der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden" (Lpz. 1822), „Allgemeines bibliographisches Lexikon" (2 Bde., Lpz. 1821—30), durch welche Werke er wesentlich zu einer wissenschaftlichen Behandlung des Bibliothekwesens beigetragen hat.

Ebert, Johann Arnold, deutscher Dichter u. Uebersetzer, geb. 1723 zu Hamburg, besuchte daselbst das Gymnasium, wurde durch Hagedorn zu poetischen Produktionen u. zum Studium der englischen Sprache ermuntert u. studirte seit 1743 zu Leipzig zuerst Theologie, später die schönen Wissenschaften. Seit 1748 wirkte er als Lehrer am Carolinum zu Braunschweig, wo er 19. März 1795 starb. In seinen „Episteln u. vermischten Gedichten" (Hamb. 1789) zeigt E. einen heiteren, zum Scherz geneigten Charakter. Doch hielt er sich selbst für keinen Dichter. In seinen Uebersetzungen engl. Werke, nam. von „Young's Nachtgedanken" (4 Bde., Braunschw. 1760—71) zeigt er ein feines poetisches Verständniß u. glückliches Sprachtalent.

Ebert, Karl Egon, deutscher Dichter, geb. 5. Juni 1801 zu Prag, machte seine Studien in seiner Vaterstadt, ward 1825 Bibliothekar u. Archivar des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg u. lebt seit 1857 zurückgezogen in Prag. Er trat 1824 mit einer Sammlung „Dichtungen" hervor, die vorzügliche Balladen enthalten. Ferner schrieb er

ein Heldengedicht „Wlasta" (Prag 1828), ein Drama „Bretislav u. Jutta", ein idyll. Epos „Das Kloster" (1831) u. „Fromme Gedanken eines weltl. Mannes" (1859).

Eberwein, eine ziemlich weitverzweigte thüringische Musikerfamilie, deren bedeutsamste Vertreter wol die Brüder Traugott Maximilian u. Karl **E.** sind. Der erstere wurde geb. 27. Okt. 1775 zu Weimar, wo sein Vater Hof- u. Stadtmusikus war. Bei diesem lernte er fast alle gangbaren Instrumente spielen u. machte frühzeitig Kompositionsversuche, welche Aufmunterung fanden. Von 1792 an studirte er eine Zeit lang bei Kunze in Frankfurt a. M. die Theorie der Tonsetzkunst, nahm auch bei Schick in Mainz noch Violinunterricht u. wurde 1797 als Hofmusikus zu Rudolstadt angestellt. Von einer längeren Reise nach Italien, wo er bei Fenaroli in Neapel noch kontrapunktische Studien machte, im J. 1804 nach Rudolstadt zurückgekehrt, wurde ihm daselbst 1809 die Leitung der Hofkapelle übertragen. Von 1817 ab mit der Stellung als wirklicher Hofkapellmeister betraut, starb E. zu Rudolstadt 2. Dez. 1831. Von seiner Tüchtigkeit u. Fruchtbarkeit als Tonsetzer zeugt eine große Zahl von Opern u. Singspielen („Claudina von Villabella", „Pedro u. Elvira", „Firdusi", „Das goldene Netz", „Die Fischerin", „Das Storchnest" 2c.), Kirchensachen verschiedener Art (darunter besonders eine große Messe in As), zahlreiche Entr'actes, Sinfonien, Ouverturen, Konzerte für die gangbarsten Instrumente, Lieder u. Gesänge 2c. — Karl **E.**, geb. zu Weimar 10. Nov. 1786, erhielt ebenfalls von seinem Vater den ersten Musikunterricht, lernte aber späterhin noch in vielfacher Beziehung von seinem Bruder Traugott Maximilian. Sein Wirkungskreis war u. blieb ausschließlich seine Vaterstadt Weimar, wo er lange Zeit hindurch erst Kammermusikus u. dann Musikdirektor war u. hochbetagt 2. März 1868 starb. Von seinen Kompositionen, die mehr Genialität verrathen als die seines Bruders, sind anzuführen die Opern: „Die Heerschau", „Der Graf von Gleichen", die sehr populär gewordene Musik zu Holtei's „Lenore", viele Entr'actes, eine Ouverture zu Goethe's „Proserpina", Lieder u. Gesänge, Instrumentalsachen verschiedener Art 2c. Seine Frau, Emilie **E.**, eine Tochter Wilhelm Häßler's aus Erfurt, war bis 1837 als Hofopernsängerin in Weimar sehr geschätzt, u. sein Sohn Maximilian Karl **E.** hat als von Hummel gebildeter Klavierspieler sich einen guten Namen gemacht.

Eberwurz, s. „Carlina".

Ebioniten (von dem hebr. Wort ebjon, arm) ist der Name einer urchristlichen Sekte. Ursprünglich ohne Zweifel Bezeichnung aller Christen im Munde der Heiden, wurde es im zweiten Jahrh. Sektenname für diejenige Partei unter den Judenchristen, welche nicht nur am jüdischen Gesetz, der Beschneidung u. s. w. unbedingt festhielt (daher sie den Apostel Paulus verabscheuten), sondern auch sonst in der Auffassung des Christenthums immer mehr von der übrigen Kirche abwichen. Sie hielten Jesus für den Sohn Josef's u. nur in dem Sinne für den Messias, daß er bei seiner Taufe besondere Kräfte von Gott empfangen habe. Als das Wesentliche in der Sendung Jesu erblickten sie die Erweiterung u. Vertiefung des mosaischen Gesetzes, beklagten aber seinen Kreuzestod als ein Hinderniß für die Aufrichtung des messianischen Reiches; um so mehr hofften sie auf die Wiederkunft Jesu zu diesem Zweck. Wenn die Kirchenväter einen bestimmten Mann, Namens Ebion, der zuerst nach der Zerstörung Jerusalems (70) zu Pella gelehrt habe, zum Stifter der Sekte machen, so ist daran nur so viel richtig, daß erst nach diesem Zeitpunkte die schroffere Abschließung der Judenchristen von den übrigen stattfand. Die Ausbildung zur Sekte fällt aber in viel spätere Zeit u. wurde erst durch das Eindringen gnostischer Lehren beendigt. So entstand eine ebionitische Geheimlehre, deren Verständniß noch heute mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Sie ist niedergelegt in den sog. Pseudoclementinen, die gegen Ende des 2. Jahrh. verfaßt u. eine Art von Roman sind, in welchem ein gewisser Clemens als Begleiter u. Gehülfe des Petrus die Hauptrolle spielt. Die Grundlage dieser Schriften bilden die griech. geschriebenen Homilien des Clemens. Der Hauptinhalt dieses Werkes ist der Nachweis, daß das echte Christenthum mit dem echten Judenthum gleichbedeutend sei; letzteres besteht in Enthaltung von Fleischnahrung, in Armuth, häufigem Fasten u. Waschen, im Glauben an den Urpropheten Adam, der auch in Noah, Abraham, Mose, Christo wiedererschien u. s. w. Trotzdem ist die Auffassung der Sekte von Gott eine rein pantheistische; er ist das „reine Sein", das sich durch Zerlegung in seine Gegensätze offenbart.

Eboli, Anna de Mendoza, Fürstin von, geb. um 1535, verheirathete sich in sehr jugendlichem Alter mit dem ungleich älteren Rui Gomez de Sylva, einem zum Fürsten von E. erhobenen Günstling König Philipp's II. von Spanien. Die mit Schönheit, Geist u. allen Künsten der Koketterie u. Intrigue ausgerüstete Frau gelangte bald zu großem Einfluß am Hofe. Ihre Ränke richteten sich bes. gegen die Königin Elisabeth, welcher sie eben so verhaßt war wie dem Prinzen Don Carlos. Sie galt offen als Mätresse des Königs, unterhielt aber außerdem noch insgeheim ein Liebesverhältniß mit dem Staatssekretär Antonio Perez, das durch eine Intrigue dem König verrathen wurde u. den Sturz der E. zur Folge hatte. Schiller hat die Gestalt der E. in seinem „Don Carlos" idealisirt auf die Bühne gebracht.

Ebonit wird ein bei hoher Temperatur vulkanisirter Kautschuk wegen seiner schwarzen, dem Ebenholze ähnlichen Farbe genannt. Man verwendet diesen Stoff zu vielerlei Gegenständen, nam. zu Kämmen, Federhaltern, Scheiben für Elektrisirmaschinen u. s. w. (Vgl. „Kautschuk.")

Ebro, einer der bedeutendsten Ströme Spaniens, mit einem Stromgebiet von 1200 □ M. u. einer Länge von 90 M., entspringt auf der Terrasse von Reynosa unter dem 13.° 41.' östl. L., scheidet mit seinem klaren Gewässer in zahlreichen Stromschnellen die Hochebenen von Altcastilien u. Alava u. schlängelt sich von Logrono aus in trägem Laufe durch den nördl. Theil des iberischen Tieflandes, wobei er eine gelblich graue Färbung annimmt. Durch den Zufluß des Aragon, Gallego u. Segre auf der linken u. des Jalon u. Guadeloupe auf der rechten Seite gewinnt er erheblich an Mächtigkeit. Schiffbar wird der E. zwischen Logrono u. Tudela, jedoch nur für kleinere Fahrzeuge u. für kurze Strecken, da die große Verschiedenheit des Gefälles, die fortwährende Versandung, gegen welche nichts geschieht, die zahllosen Windungen des Stromes u. die vielen Stromschnellen einer ausgedehnteren Schiffahrt hinderlich sind. Zu seinen beiden Seiten sind deshalb auch links der Kanal von Tauste, rechts der Kanal Imperial angelegt worden. Von Zaragoza aus bis Mequinoza vergrößern sich die Windungen des Stromes, der unterhalb letzteren Ortes seinen bisherigen östl. Lauf ändert, sich südlich wendet u., unterhalb Amposta das öde, weit ins Meer sich erstreckende Ebrodelta bildend, sich ins Mittelmeer ergießt.

Ecarté, ein Kartenspiel um die meisten Stiche für 2 Personen, welches mit der Piketkarte von 32 Blättern gespielt wird. Die höchste Karte bestimmt für das erstemal den Geber, in der Folge wechselt das Geben. Jeder Spieler erhält 5 Karten, vom Talon wird die 11. als Trumpffarbe umgeschlagen. Getraut sich die Vorhand nicht, mindestens 3 Stiche zu machen, so proponirt sie u. kauft, wenn dies angenommen wird, vom Talon nach Belieben 1—5 andere Karten, nachdem sie vorher eben so viel weggelegt hat; dem Geber steht dasselbe frei. Gekauft kann so lange werden, als der Talon noch Karten hat, od. bis es der Gegner verbietet. Dann spielt die Vorhand aus, wobei König, Dame, Bube, As, Zehn 2c. die Reihenfolge der Karten ist u. Farbe bekannt werden muß. Wer die meisten Stiche gemacht hat, legt eine Marke, macht er alle 5 Stiche, 2 Marken an; wer von den beiden Spielern zuerst 5 Marken anlegt, hat damit die Partie gewonnen. Wird gleich das erstemal Proponiren abgeschlagen, ohne daß der Kartengeber nachgehends die meisten Stiche macht, so gewinnt der Andere eine Marke extra. Hat der Gegner keine Marke angelegt, so ist er Matsch u. zahlt die Partie doppelt. Der Spieler, der den Trumpfkönig aufschlägt od. in die Hand bekommt u. dies, bevor er eine Karte zugiebt, anzeigt, darf eine Marke anlegen. Die große Einfachheit dieses Spieles hat es in Ländern, wo Hasardspiele verboten sind, zu ähnlicher Bedeutung erhoben, indem sich um die Spielenden Zuschauer finden, die auf Einen od. den Andern wetten.

Eccard, Johann, ein berühmter Komponist, namentlich von Kirchenliedern, wurde zu Mühlhausen in Thüringen 1553 geb. u. erhielt den ersten gediegenen Musikunterricht wahrscheinlich von dem damals zu Mühlhausen sich aufhaltenden Joachim von Burgk, worauf er von 1571—74 bei Orlandus Lassus in München (mit dem er 1571 auch in Paris gewesen sein soll) Studien machte. Von Mühlhausen aus, wo er seit 1574 wieder gelebt hatte, trat er 1578 in die Dienste Jakob Fugger's zu Augsburg, kam von hier 1583 als Adjunkt des Kapellmeisters Riccius nach Königsberg i. P. u. wurde 1599 wirklicher Kapellmeister daselbst. Im J. 1608 als kurfürstlicher Kapellmeister nach Berlin berufen, starb er in diesem Amte bereits im J. 1611. — E.'s kirchliche Gesänge (theils in verschiedenen Sammlungen noch bei seinen Lebzeiten in Druck erschienen, theils erst in neuerer u. neuester Zeit publizirt) zeichnen sich durch Tiefe u. Innigkeit der Empfindung eben so sehr wie durch Wohlklang u. Reinheit der Setzweise aus. Das Verdienst, zuerst nachdrücklich auf E. aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem bekannten Musikhistoriker Winterfeld.

Ecce homo (lat., d. h. „Sieh, welch ein Mensch!") nennt man mit Beziehung auf die Worte des Pilatus Joh. 19, 5 die Darstellung

des Heilandes, der dornengekrönt, mit dem Purpurmantel bekleidet, dem Volke zur Schau ausgestellt ist. Man giebt dem Erlöser den Ausdruck des Duldens u. den der Liebe u. des Mitleids gegen seine Feinde u. stellt ihn entweder als Einzelgestalt od. umgeben von Pilatus u. andern Personen dar. Er hat die Hände gebunden u. gesenkt, in der Rechten einen Rohrstab, bisweilen auch einen Strick um den Hals, in älteren Bildern häufig Thränen auf den Wangen. Der E. h. war ein bei den deutschen u. italien. Malern in der Schlußzeit des Mittelalters u. in der Renaissancezeit sehr beliebter Gegenstand.

Ecclesia, Kirche, ein ursprünglich griechisches Wort, das eigentlich „Volksversammlung" bedeutet, ging durch die griech. Kirchenschriftsteller bald auch in das Lateinische über u. bezeichnete nicht blos die versammelte christliche Gemeinde, sondern auch (wie übrigens schon bei den alten Griechen) die Versammlungsorte u. demnach später auch die Kirchengebäude. Die römisch katholische Kirche braucht das Wort schlechthin zur Bezeichnung der gesammten wahren (d. h. natürlich katholischen) Kirche, z. B. in dem Sprüchwort: extra ecclesiam nulla salus, d. h. „außerhalb der Kirche (giebt es) kein Heil."

Echappement (franz., spr. Eschapp'mang), s. v. w. Hemmung (s. d.).

Echeneis, s. „Schiffshalter".

Echeveria, eine Pflanzengattung der Dickblattgewächse od. Crassulaceen von hohem, strauchartigem Wuchse, aber der Tracht unseres Hauslaubes, Arten mit prachtvollen Blumen enthaltend, weshalb man sie oft in unsern Gartenanlagen unter den Katteen u. den Eiskräutern des Kaplandes pflegt. Sie stammt aus Mexiko u. eignet sich vortrefflich zur Zimmerkultur.

Echinidea, Echinoidea, soviel wie Seeigel (s. d.).

Nr. 2527. Echinops giganteus in Abessinien.

Echinops, Kugeldistel, eine distelartige Pflanzengattung der Cynareen unter den Kompositen, mit sehr stattlichen Arten, welche hohe, große, kugelartige Blumenköpfe bilden u. einigermaßen an die Artischocke erinnern. Von den 3 deutschen Arten kommt nur E. sphaerocephalus im Norden u. Süden von Deutschland hier u. da als Charakterpflanze vor; die übrigen gehören schon dem adriatischen Gebiete an. Im Banat baut man E. banaticus Rchb. als Futterpflanze an, während man in Spanien die getrockneten Blumen von E. bulbosus als Zunder benutzt. Die höchste Pracht entwickelt E. gigantens auf dem abessinischen Hochlande.

Echinococcus, s. „Blasenwürmer".

Echinodermen, s. „Stachelhäuter".

Echinorhynchus, vom griech. echinos, Igel, u. rhynchos, Rüssel, ein Eingeweidewurm; s. „Kratzer".

Echinospermum, Klettensame, Pflanzengattung der Boragineen u. nahe verwandt dem „Vergißmeinnicht" (Myosotis), mit welcher Gattung die Arten früher vereinigt waren. In Deutschland giebt es zwei Arten, von denen das allgemein verbreitete E. Lappula Lehm früher als Herba Cynoglossi minoris offizinell war.

Echinus, s. „Seeigel".

Echiurus (Familie Echiuriden), ein in die Klasse der Stern- oder Spritzenwürmer (Gephyreen od. Sipunculaceen) gehöriger Meereswurm mit nur undeutlich gegliedertem Körper, der vorn an der Bauchfläche mit zwei Hakenborsten, am Hinterende mit zwei Borstenkränzen bewaffnet ist u. dessen kontraktiles Vorderende sich über den Mund hinaus in einen breiten, auf der Unterfläche gefurchten Rüssel verlängert, welcher dem Thiere als Bewegungsorgan dient. Im Schlamme der europäischen Küsten kommt der drei Zoll lange Echiurus Pallasii Guerin vor u. dient als Fischköder.

Echo, eine böotische Nymphe, die den schönen Narkissos liebte, u., von demselben verschmäht, bis auf die Stimme verschmachtete. Auf ihre Bitte um Rache veranstalteten es die Götter, daß der Jüngling sich in sein eigenes, im Wasser sich wiederspiegelndes Bild verliebte u. ebenso wie E. allmählig verging, bis er in eine Blume verwandelt wurde.

Echo ist ein von einem dichteren Hinderniß zurückgeworfener Schall, bei dem der zurückkommende Ton nicht zusammenfällt mit dem ursprünglichen. Zur Entstehung eines E. ist demnach eine Wand nöthig, welche den Schall reflektirt; diese muß nicht nothwendig fest sein, denn auch auf dem Meere hat man E.'s beobachtet, so daß also auch Wolken ein E. bilden können. Da nun unser Ohr in einer Sekunde nur 10 artikulirte Schalle vernehmen kann, so muß zur Erzeugung eines E. die Wand wenigstens 17 m. vom Schallerreger entfernt sein, damit der reflektirte Schall nicht mit dem erregten verschmilzt, denn der Weg hin u. zurück $2 \times 17 = 34$ m. wird in 0,1 Sek. zurückgelegt. Weiter entfernte Gegenstände können zwei- od. mehrsilbige E.'s erzeugen; vielfache Reflexionen können ein vielfaches E. zur Folge haben. Berühmte E.'s sind: bei Adersbach in Böhmen (7 Silben 3mal), im Schlosse Simonetta bei Mailand (ein Pistolenschuß 50mal), am Lurleifelsen (17fach), zwischen zwei Thürmen bei Verdun (13fach), zu Genetay (nicht an der Schallquelle, sondern wo anders hörbar). Die Reflexion an den Wolken bewirkt das Rollen des Donners u. des Geschützknalles. — Es heißt auch einer der kleinen Planeten E., der 15. Sept. 1860 von Ferguson in Washington entdeckt wurde.

Echsen, Eidechsen (Saurier, Saurii), eine Ordnung von Reptilien (s. d.), unterscheiden sich von den Schlangen, mit denen sie die langgestreckte Gestalt, die beschuppte Haut, die quere Afterspalte u. den Bau der männlichen Geschlechtswerkzeuge gemein haben (weswegen auch beide in der neueren Systematik als Plagiotremen od. Lepidosaurier vereinigt wurden), hauptsächlich durch den Besitz eines Schultergürtels u. Beckens, eines Brustbeins, einer Paukenhöhle, beweglicher Augenlider u. einer Harnblase, sowie durch die Verwachsung der Unterkieferäste. Den in mancher Beziehung den Schlangen sich nähernden Doppelschleichen (Amphisbaena, s. d.) fehlen allerdings das Brustbein, die Paukenhöhle u. die Lider; die letzteren auch den Geckos. Die Mehrzahl der E. hat vier kurze, gewöhnlich fünfzehige Beine, die indeß bei der Fortbewegung des langgestreckten, langschwänzigen Körpers meist blos als Nachschieber dienen, in einzelnen Fällen jedoch, wie beim Chamäleon (s. d.), vermöge der Einrichtung der einander paarig entgegengestellten Zehen auch zum Anklammern oder, wie bei den Geckos, mittels eigenthümlicher kleberiger Haftlappen an den Zehen zum Klettern tauglich sind. Manchen E., wie unsrer Blindschleiche (Anguis) u. den Amphisbänen, fehlen die Gliedmaßen ganz u. jene haben demzufolge ein ganz schlangenartiges Aussehen; bei anderen sind sie nur kümmerlich entwickelt. — Die Haut der E. trägt nach Art der Schlangen gewöhnlich Schuppen, die man nach Form u. Lage als Tafel-, Schindel- u. Wirtelschuppen unterscheidet, u. größere Schilder od. Tafeln, bes. am Kopfe, die zur näheren Beschreibung des Thieres besondere Bezeichnung haben. Bei einigen E., wie den Geckos finden sich dagegen statt der regulären Beschuppung Warzen od. stachelige Höcker, wodurch das Ansehen krötenartig wird. Bei den Chamäleons ist die Haut chagrinartig, bei den Ringelechsen ebenfalls schuppenlos, derb u. durch Querfurchen geringelt. Dazu geben Kehllappen den Leguanen des tropischen Amerika, Rückenkämme dem Basilisken Guiana's u. anderen Gattungen ein sehr abenteuerliches Ansehen; der ostindische Drache (s. d.) endlich (Draco volans) besitzt an den Körperseiten eine Flughaut, die durch die bedeutend verlängerten hinteren Rippen ausgespannt erhalten wird. Die Zähne, welche meist hakenförmig gebogen sind, mitunter auch scharf schneidende, gezähnelte, kegelförmige od. gestreifte Kronen haben, sitzen dem Knochen unmittelbar auf, u. zwar entweder auf dem Kieferrande aufgewachsen od. im Grunde einer tiefen Kieferrinne befestigt, deren äußerer vorstehender Wand von innen angewachsen ist, wonach man die E. als Acrodon-

ten u. Pleurodonten unterscheidet. Merkwürdiger Weise geht bei den Leguanen dieser Unterschied mit der geographischen Verbreitung Hand in Hand; die der östlichen Halbkugel sind Akrodonten, die der westlichen Pleurodonten.

Ein noch wichtigeres, systematisches Unterscheidungsmittel aber bietet die Zunge, nach deren Beschaffenheit man die E. eintheilt in: Kurzzüngler (Brevilingues) mit kurzer, vorn ausgebuchteter, wenig vorstreckbarer Zunge, wie die Blindschleichen; in Dickzüngler (Crassilingues), zu denen die Geckos gehören, mit dicker, gar nicht vorstreckbarer Zunge; in Spaltzüngler (Fissilingues) mit langer u. dünner, gablig gespaltener Schlangenzunge, die aus einer bes. Zungenscheide vorgestreckt werden kann; so die Lacerten, zu denen unsere heimischen Eidechsen, Lacerta agilis, die gemeine Eidechse, u. Lac. viridis, die grüne Eidechse, die Bergeidechse (L. nigra) der Alpen, die süddeutsche Mauereidechse (L. muralis) u. die span. Perleidechse (L. ocellata) gehören u. die Warnechsen (Monitor ꝛc.), zu denen als eine der größten E. die egyptische Wüstenwarnechse (Psammosaurus) od. das „Landkrokodil" gehört; endlich in Wurmzüngler (Vermilingues), die Chamäleons, mit wurmförmig gestreckter, weit vorschnellbarer Zunge, deren klebrige Spitze kolbig verdickt ist u. als Fliegenfangapparat dient. — Das Weibchen der Eidechse legt Eier;

Nr. 2528. Lacerten. Die grüne Eidechse (Lac. viridis) u. die Perleidechse (Lac. ocellata).

nur wenige, wie die Blindschleichen, gebären lebendige Junge. Die E. sind harmlose Thiere u. werden durch Vertilgen von Insekten u. Gewürm nützlich. Von Pflanzenkost lebt nur Amblyrhynchus von den Galapagos, der ägyptische Uromastix u. Leiolepis. Die Mehrzahl der zum Theil großen u. buntgefärbten Arten bewohnt warme Länder, ins Wasser gehen nur wenige, wie die Warneidechse des Nil, der neuholländ. Hydrosaurus ꝛc.

Nr. 2529. Die Fußschleiche (Seps).

Man kennt auch zahlreiche fossile Reste von zum Theil riesengroßen E., die ältesten finden sich im obersten Jura; in der Kreidezeit lebte die den Warnechsen verwandte, etwa 7 m. lange Maaseidechse (Mosasaurus), deren Schädel 1770 im Kreidetuff des Petersbergs bei Mastricht gefunden wurde. Von anderen fossilen E. sind als die ältesten die Proterosaurier des Kupferschiefers u. Thecodontia der Trias zu nennen; die Dinosaurier waren kolossale Landechsen des Jura, Wealden u. der unteren Kreide, die in manchen Stücken an dickhäutige Säugethiere erinnern, so der fleischfressende Megalosaurus von 13 m. Länge, das pflanzenfressende Iguanodon, welches man auf 23 m. geschätzt hat. Andere fossile Saurier erinnern in ihrem Bau an Vögel, so Compsognathus, u. die Pterosaurier od. Pterodactylen (Vogelechsen, Flugechsen) vom unteren Lias bis zur Kreide, bes. im Sohlenhofener Schiefer, waren, wie man annehmen darf, fliegende E. Noch andere kolossale, fossile Formen dagegen, wie die Nothosaurier od. Urdrachen der Trias, die Plesiosauren od. Schlangendrachen des Jura u. der Kreide, u. die Ichthyosauren od. Fischdrachen des Jura bilden als Enaliosaurier od. Sauropterygier mit den Krokodilen der Jetztzeit eine Unterklasse der Reptilien, die der Hydrosaurier od. Wasserechsen.

Echter, Michael, ein Historienmaler der Gegenwart in München, der sich unter Kaulbach's Leitung ausbildete u. diesem bei der Ausführung der Wandgemälde im Neuen Museum zu Berlin behülflich war. Zu den bedeutendsten seiner selbständig geschaffenen Werke gehören „Die Hunnenschlacht" im Maximilianeum zu München, „Der Staatsvertrag von Pavia" an der Außenseite desselben Baues, die in pompejanischer Manier ausgeführten Malereien des Staatsbahnhofes in München (s. den Holzschnitt Bd. I, Nr. 264) u. andere Arbeiten im dortigen National-Museum.

Eck, Johann, eigentlich Johann Maier, der bedeutendste Gegner Luther's, hatte jenen Namen von dem schwäbischen Dorfe Eck, wo er 13. Nov. 1486 geboren wurde. Er bezog schon als Knabe die Universität Heidelberg, um Philosophie zu studiren, setzte diese Studien dann bei Reuchlin in Tübingen fort u. wurde 1500 Magister, also in einem Alter von 14 Jahren! Von jetzt an studirte er auch Theologie in Tübingen u. Köln, dann in Freiburg die Rechte u. Mathematik u. begann in letzterer Stadt zu doziren. Im J. 1510 wurde er Professor der Theologie zu Ingolstadt. Sein eitler Ehrgeiz trieb ihn, sich in den verschiedensten Gebieten als Schriftsteller u. Polemiker zu zeigen. Im J. 1518 griff er Luther, zu dem er bis dahin in freundschaftlichem Verhältniß gestanden, wegen seiner 95 Thesen als Ketzer an. Der hierdurch entstandene Schriftenwechsel führte schließlich zur Verabredung einer feierlichen Disputation, welche vom 27. Juni bis 14. Juli 1519 auf der Pleißenburg zu Leipzig stattfand. E. trat hier mit solchem Uebermuthe gegen die Ketzer auf, daß Viele Luther's Sache verloren glaubten. Er disputirte zuerst eine Woche lang mit Karlstadt über die Lehre vom freien Willen des Menschen. Am 4. Juli begann die Disputation mit Luther über die Gewalt des Papstes. Der Streit wurde bald sehr erbittert, da E. statt mit Gründen mit Verdächtigungen kämpfte. Die Streiter gingen ohne Ergebniß aus einander. Der Kampf nahm jedoch bald eine größere Tragweite an. In seiner Wuth beschloß E., die Ketzer, für die er den Namen „Lutheraner" aufbrachte, zu verderben u. reiste zu diesem Zwecke 1520 nach Rom. Wirklich brachte er im Aug. 1520 vom Papste eine Bannbulle zurück (die sog. „Eck'sche Bulle"), in welcher 41 Sätze aus Luther's Schriften als ketzerisch verdammt u. ihre Verbrennung befohlen war. Aber trotz seiner Würde als Nuntius des Papstes erntete E. fast überall nur Spott mit seiner Bulle. Luther schrieb dagegen die gewaltige Schrift „Von den neuen Eckischen Bullen u. Lügen". Als aber Luther's Schriften in Köln, Mainz u. s. w. auf Betrieb Eck's wirklich verbrannt wurden, antwortete Luther damit, daß er seinerseits 10. Dez. 1520 E.'s Bulle vor den Thoren Wittenbergs verbrannte. So hatte E. in der That erreicht, daß eine Versöhnung Luther's mit der röm. Kirche unmöglich geworden war. Aber vergeblich strengte er seitdem alle seine Kräfte an, die Ketzer zu unterdrücken. Sein Versuch einer Widerlegung der Augsburgischen Konfession (auf dem Reichstage 1530) mißlang; ebenso das Unternehmen, Luther's deutsche Bibel durch eine andere Uebersetzung (1537) zu verdrängen. Auch von seinen zahlreichen übrigen Schriften hat keine seine Zeit überdauert. Er starb 8. Febr. 1543 zu Ingolstadt.

Eck, Johann Friedrich, bedeutender Violinspieler, wurde 1766 zu Mannheim geb., wo sein Vater in der Hofkapelle als Hornist angestellt war. Den ersten Violinunterricht erhielt er von dem Hofmusikus Christian Danner. Bei Uebersiedelung der Mannheimer Hofkapelle nach München (1778) kam E. mit seinem Vater ebenfalls dorthin, wurde Winter's Schüler in der Komposition, dann 1780

Hofmusikus, 1788 Konzertmeister u. bald darauf Operndirigent am Hof- u. Nationaltheater. Eine Kunstreise nach Berlin erwarb ihm in dem Kapellmeister Reichardt einen enthusiastischen Lobredner. Eine zweite Ehe, die er 1801 nach dem Tode seiner ersten Frau mit einer Gräfin von Taufkirch einging, veranlaßte ihn, seine Entlassung aus den kurfürstlich bayerischen Diensten zu nehmen u. nach Frankreich überzusiedeln. Als Kompositionen von ihm sind sechs Violinkonzerte u. eine konzertirende Symphonie für zwei Violinen bekannt. — Franz E., 1774 zu Mannheim geb., Bruder des Vorigen u. ebenfalls später als Violinspieler berühmt, war kurze Zeit Solovirtuos des Kaisers Alexander von Rußland u. Direktor der Hofkonzerte in Petersburg; starb 1804 in einer Irrenanstalt zu Straßburg.

Ecken Ausfahrt, ein deutsches Epos aus dem 14. Jahrh., das in den Sagenkreis Dietrich's von Bern gehört, wahrscheinlich Albrecht von Kemenaten zum Verfasser hat u. einen Theil des „Heldenbuches" bildet.

Eckermann, Johann Peter, Goethe's Privatsekretär, geb. 1792 zu Winsen in Hannover, nahm als Freiwilliger an den Kämpfen von 1813 u. 14 theil, ergänzte in bereits vorgerücktem Alter die Lücken seiner vernachlässigten Bildung, trieb in Göttingen juristische u. historische Studien u. wurde 1823 Goethe's Privatsekretär, welcher Stellung er bis zum Tode des Dichters mit großer Anhänglichkeit u. Gewissenhaftigkeit vorstand. Er starb als großherzogl. weimar. Hofrath u. Bibliothekar 3. Dez. 1854 zu Weimar. Die auf Grund langjähriger fleißiger Aufzeichnungen von E. herausgegebenen „Gespräche mit Goethe" (Thl. 1. u. 2, Lpz. 1836 u. 37; Thl. 3, Magdeb. 1848), die in viele europ. Sprachen übersetzt wurden, enthalten interessante Aufschlüsse über die Denk- u. Lebensweise des Dichters in dessen letztem Jahrzehnt. Ferner besorgte E. mit Riemer eine Ausgabe von Goethe's Werken in zwei Bänden (Stuttg. 1837), nachdem er bereits vorher dessen nachgelassene Schriften zusammengestellt hatte (1832 u. 33). Seine eigenen „Gedichte" (Lpz. 1838) sind ohne Werth.

Eckernförde, Stadt mit 4500 E. in der preuß. Provinz Schleswig, an der gleichnamigen Ostseebucht od. Föhrde, welche sie mit ihrer langen nördl. Vorstadt u. dem daran stoßenden Dorf u. Badeort Borby halbkreisförmig umgiebt; eine 100 m. lange Brücke kürzt den Weg aus der inneren Stadt nach der Vorstadt. Der Hafen gehört zu den besten des Landes. Hier wurden 5. April 1849 von den deutschen Strandbatterien unter Befehl des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha das dänische Linienschiff „Christian VIII." in die Luft gesprengt u. die Fregatte „Gefion" zur Ergebung gezwungen. Von den Höhen von E. fielen am 1. Febr. 1864 die ersten Schüsse gegen drei dänische Kriegsschiffe, mit welchen der Krieg eröffnet wurde, der die Lostrennung Schleswigs von Dänemark zur Folge hatte.

Eckersberg, Christian Wilhelm, dän. Historienmaler, geb. 2. Jan. 1783 bei Apenrade, gest. 22. Juli 1853, ein Schüler David's, malte meistens Bilder aus der dän. Geschichte u. nordischen Mythologie, bisweilen auch aus der biblischen Geschichte, z. B. einen trefflichen „Moses beim Durchgang durch das Rothe Meer". Von 1837 an beschäftigten ihn die Wandmalereien des Rittersaales im Christiansburger Schlosse (Scenen aus der dän. Geschichte).

Eckert, Carl Anton Florian, Tonsetzer u. geschickter Dirigent, geb. zu Potsdam 7. Dez. 1820, zeigte in frühester Jugend ein ganz ungewöhnliches Musiktalent, so daß er schon 1826 durch seine instrumentalen Leistungen Aufsehen erregte u., von Rungenhagen in die Tonsatzlehre eingeführt, bereits 1830 mit einer Oper „Das Fischermädchen" u. 1833 mit dem Oratorium „Ruth" hervortreten konnte. Seit 1839 machte er in Leipzig unter Mendelssohn's Leitung noch Studien u. begab sich, nachdem er 1841 das Oratorium „Judith" zur Aufführung gebracht hatte, auf Reisen, die ihn nach Italien, Frankreich, den Niederlanden rc. führten. Im J. 1851 erhielt er die Stelle als Accompagnateur bei der Ital. Oper in Paris, begleitete ein Jahr später die Sängerin Henriette Sontag auf ihrer Kunstreise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika u. wurde noch im J. 1852 Kapellmeister an der Ital. Oper zu Paris, welches Amt er jedoch schon 1853 wieder niederlegte, um nach Wien zu gehen, wo er 1854 zum Kapellmeister an der Hofoper u. später sogar zum artistischen Direktor dieses Instituts ernannt wurde. Nachdem E. diese Stellungen, zu denen auch noch die eines Dirigenten der Philharmonischen Konzerte kam, 1860 ganz unerwartet aufgegeben, wurde er 1861 als Kücken's Nachfolger Hofkapellmeister in Stuttgart. Dieser Stelle im J. 1867 enthoben, privatisirte er zuerst in Baden-Baden u. wurde Ende 1868 als Hofkapellmeister nach Berlin berufen, wo er gegenwärtig noch im Amte ist. — E. hat als Komponist die glänzenden Erwartungen, die man bei seinem Auftreten zu hegen berechtigt war, nicht erfüllt, denn wirklichen Erfolg hat er nur mit einigen Liedern gehabt, während seine späteren größeren Werke — die Opern „Wilhelm v. Oranien", „Käthchen", „Der Laborant", einige Kirchensachen rc. — spurlos vorübergegangen sind; indessen nimmt er als einer der gewiegtesten Dirigenten unter den ausübenden Musikern eine hervorragende Stellung ein.

Eckhardt, der treue, der Warner, welcher nach der thüringischen u. mansfeldischen Sage dem wilden Heere Wotan's vorauszog u. die Menschen auf die Schrecknisse dieses nächtlichen Zuges vorbereitete (daher in übertragenem Sinne: ein wohlmeinender Berather). Bekannt ist diese Gestalt bes. durch Goethe's gleichnamiges Gedicht u. durch die Behandlung in Tieck's „Phantasus" geworden.

Eckhardt, Meister, der bedeutendste deutsche Mystiker des Mittelalters, ist wahrscheinlich in Straßburg geboren, wurde Dominikanermönch, in den ersten Jahren des 14. Jahrh. Provinzial des Predigerordens in Sachsen, später in Böhmen, u. 1320 Prior in Frankfurt. Hier wurde er ketzerischer Lehren verdächtigt u. infolge dessen vor das Inquisitionsgericht zu Köln gestellt, das seine Verurtheilung aussprach, die 1329 — nachdem er inzwischen bereits gestorben war — durch eine päpstliche Bulle bestätigt ward. E. hat durch seine mit großer Beredsamkeit in deutscher Sprache gehaltenen Predigten u. eine bedeutende Anzahl deutscher Schriften, welche trotz der Nachstellungen des Klerus eine weite Verbreitung fanden, nicht blos auf die Geistlichkeit seiner Zeit, insbes. auch auf die Frauenklöster, einen überaus günstigen Einfluß ausgeübt, indem er gegenüber der Werkheiligkeit das innere religiöse Leben betonte, sondern auch eine große Zahl von Schülern hinterlassen, die, wie Tauler u. Suso, seine Lehren weiter ausführten. Er verstand es, seinen von einem tiefen philosophischen Denken zeugenden Ideen in klarer, volksthümlicher Sprache Ausdruck zu verleihen u. der Laienwelt die schwierigsten Fragen theologischer Spekulation verständlich zu machen. Seine Schriften gehören zu den besten Erzeugnissen der deutschen Prosa des Mittelalters. Seine Predigten gab Pfeiffer heraus s. „Deutsche Mystiker des 14. Jahrh.", Bd. 2, Lpz. 1857).

Nr. [illegible]. Konrad Eckhof geb. 12. Aug. 1720, gest. 16. Juni 1778.

Eckhof, Konrad, der Vater der deutschen Schauspielkunst, geb. 12. Aug. 1720 zu Hamburg, schloß sich in früher Jugend einer umherziehenden Schauspielertruppe an, war längere Zeit Mitglied der Koch'schen Gesellschaft in Lübeck, spielte seit 1769 unter Seyler in Hanno-

ver u. übernahm mit diesem 1775 die Direktion der Hofbühne zu Gotha, wo er 16. Juni 1778 starb. Abgesehen von einem machtvollen, für starke wie für zarte Töne gleich glücklich veranlagten Organ u. einem sehr lebendigen Mienenspiel, war E. seinem Aeußern nach von der Natur nicht eben günstig ausgestattet; doch glich er die Mängel seiner unharmonisch gebauten Gestalt durch ein reiches Individualisirungstalent aus, das sich den verschiedenartigsten Charakteren mit erstaunlicher Elastizität u. Verwandlungsfähigkeit anschmiegte. Diesem Talent führte E., der selbst dichterisch u. schriftstellerisch thätig war, durch emsiges Studium, tiefes Eindringen in den Geist der darzustellenden Rollen u. scharfe Beobachtung der menschlichen Natur u. des Volkslebens stets neue Nahrung zu. Auf tragischem wie komischem Gebiete hat E., der seine Leistungen mit vollster Selbständigkeit u. Ursprünglichkeit aus sich gestaltete, eine Reihe von Gebilden geschaffen, die für die deutsche Schauspielkunst mustergiltig geworden sind.

Eclaireurs (franz., spr. Ekläröhrs) sind die der Kavallerie vorausgeschickten Reiter, welche das Terrain zu übersehen haben, damit nicht unvorhergesehene Hindernisse die schnellen Bewegungen der geschlossenen Massen plötzlich hemmen.

Eclat (franz., spr. Ekläh), eigentl. Span, Splitter; ferner aber auch Ausbruch, Knall, Lärm, Aufsehen, Geräusch, Glanz, eine Aufsehen erregende Handlung; eclatant: glänzend, auffallend, Aufsehen erregend.

Ecossaise (franz., spr. Ekossähs'), ursprünglich ein schottischer Tanz in $^2/_4$ Takt u. in 2 Theilen, mit lebhaftem Tempo u. kurzen Touren. Sonst wurde er mit über die Brust gekreuzten Armen u. mit schüttelnden Bewegungen ausgeführt; jetzt bilden die Tänzer zwei Reihen, wobei die Herren den Damen gegenüberstehen. Die E. mit ihren vielen u. ziemlich lange dauernden Touren u. Pas eröffnete früher jeden Ball, ist aber gegenwärtig etwas veraltet. Der Ecossaisewalzer hat zu derselben ursprünglich in gar keiner Beziehung gestanden; es ist der schott. Walzer, der in der neuern, eigentlich slavischen Polkaform bes. beliebt geworden ist.

Ecraseur (franz., spr. Ekrasöhr), heißt ein von Chassaignac erfundenes Instrument zur unblutigen Entfernung von Geschwülsten. Es besteht aus einer platten stählernen Hülse, welche eine aus scharfen Stahlgliedern zusammengesetzte Kette enthält, die an dem einen Ende schlingenförmig herausragt u. um das Geschwür an der Stelle, wo dasselbe abgeschnürt werden soll gelegt wird. Die Kette wird durch einen Zahnmechanismus, den man mittels eines am andern Ende der Hülse angebrachten Handgriffes in Bewegung setzen kann, Zahn um Zahn hereingezogen, so daß sich ihre Schlinge mehr u. mehr verkleinert, bis das Geschwür von der Basis ganz abgetrennt ist, u. zwar ohne Blutung, weil die langsame u. stetige Abschnürung die Gerinnung des Blutes begünstigt. Diese Art der Abschnürung einer Geschwulst nennt man das Ecrasement (spr. —mang).

Ecu (franz., spr. Eküh), vom lat. scutum, „Schild", ein Schildthaler, eine franz. Goldmünze von verschiedenem Werthe u. bis 1655, wo sie der Louis'dor verdrängte, in Umlauf. Denselben Namen führte auch eine französische Silbermünze, die später der Fünffrankenthaler ersetzte.

Ecuador, südamerikan. Republik, am Stillen Ozean zwischen dem 2.° n. Br. u. 6.° s. Br. gelegen u. begrenzt von Neu-Granada, Peru u. Brasilien, mit 10,300 □M. u. 1,108,000 E. (601,000 Weiße, 462,000 Indianer, 8000 Neger, 37,000 Mischlinge); es zerfällt seiner physischen Beschaffenheit nach in die heiße Küstenregion, in das Gebiet der Cordilleren (s. d.), welche E. in seiner ganzen Ausdehnung von S. nach N. durchziehen, u. in die den östl. Ausläufern dieses Gebirges vorgelagerte Tiefebene. Den wichtigsten Theil dieses Gebirgslandes bildet die große Hochebene, welche die beiden mit riesigen vulkanischen Gipfeln besetzten Hauptketten der Cordilleren trennt, die bedeutendsten Städte des Landes trägt und eine Durchschnittshöhe von 2800 m. hat. E. ist reich an Vulkanen, von denen der Cotocachi, Pichincha u. Carahuirazo in der westl. der Imbabura, Antisana (s. d.), Cotopaxi (s. d.), Tunguragua u. Songay in der östl. Andenkette liegen. Der Chimborazo (6421 m., s. d.), welcher lange Zeit für den höchsten Berg der Erde gehalten wurde, gilt jetzt nur als der höchste Gipfel E.'s. Der außerordentlich vulkanische Charakter dieses Gebirges hat sehr häufige u. gewaltige Erdbeben hervorgerufen. — Obgleich E. der Südsee viel näher liegt als dem Atlantischen Ozean, so gehört doch der größte Theil dieses Staates zum Stromgebiete des Marañon; von der Ostseite der Anden strömt ihm der Rio Napo zu, der bis zum Einflusse des Rio Coca auch für Dampfboote schiffbar ist; die großen Nebenflüsse des Marañon, der Rio Japura u. der Rio Putumayo, durchschneiden den östl. Theil dieses Staates. In den Großen Ozean ergießen sich nur wenige Küstenflüsse von geringer Stromlänge. — Die eigenthümliche vertikale Gliederung E.'s bringt es mit sich, daß das Klima hier ein sehr mannichfaltiges ist u. daß Thier- u. Pflanzenwelt eine große Abwechslung zeigt. Die Ebenen an der Küste u. an den Nebenflüssen des Marañon sind so heiß, daß ihre mittlere Temperatur + 25° Cels. beträgt, während die Hochebene von Quito sich der angenehmen Temperatur von durchschnittlich 15° C. erfreut; auf dem Gebirgsknoten von Assuay erniedrigt sich die Temperatur bis auf 6° C. im Durchschnitt. Auf den Hochebenen kommt es bei der fast regelmäßigen Klarheit des Nachthimmels im Sommer nicht selten zu Reif- u. Eisbildung in den Morgenstunden. Am Fuße der Gebirge, in der Küstengegend u. in den östl. Tiefländern, wo reichlicher Niederschlag den Boden befeuchtet, erscheint eine Fülle von Pisang, Cycadeen u. Palmen; in höheren Regionen treten die baumartigen Farren u. die jetzt stark gelichteten Wälder der Chinarindenbäume auf; die Höhe von 3600 m. bildet die Getreidegrenze; mit 4100 m. schwinden die Bäume u. beginnt eine Vegetation, welche derjenigen unserer Alpenmatten ähnelt; auf den Bergen, welche die Höhe von 4800 m. übersteigen, lagert ewiger Schnee. — E. ist verhältnißmäßig arm an Säugethieren; in den Urwäldern finden sich Hirsch- u. Reharten, Tapire, Pekaris, eine Menge von Papageien u. Kolibris u. viele Reptilien; unter den Vögeln ist der an den Abhängen der hohen Anden hausende Condor bemerkenswerth. — Die verschiedenen Klassen der Bevölkerung vertheilen sich in E., wie in den übrigen tropischen Ländern Südamerika's, nach den verschiedenen klimatischen Zonen. Neger u. Mulatten sind am zahlreichsten in den heißfeuchten Gegenden, deren Klima auf die anderen Rassen nachtheilig wirkt, u. wo die Arbeit der Schwarzen am theuersten bezahlt wird. Dagegen ziehen Indianer u. Mischlinge die milderen u. trockneren Landschaften vor; die Weißen, soweit sie Eingeborene sind, wohnen meist auf den Terrassen u. im Hochlande, während jene, welche Handel treiben, über alle größeren Ortschaften zerstreut sind. Das farbige Element bildet in E. die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung; Versuche, die europäische Einwanderung dorthin zu lenken, sind zumeist an den ungeordneten staatlichen Verhältnissen gescheitert. Die Weißen sind die Haupteigenthümer des Landes; die civilisirten Indianer bilden den größten Theil der arbeitenden Klasse u. liefern fast alle die zur Ausfuhr erzeugten Artikel. Für den Welthandel hat E. nur eine geringe Bedeutung; denn der einzige für den großen Verkehr günstige Hafen ist Guayaquil. Der wichtigste Handelsartikel ist Kakao, welcher theils in wildem Zustande vorkommt, theils im heißen Küstenlande angebaut wird u. von dem 1871 für 2,134,000 Piaster aus diesem Hafenplatze meist nach Spanien ausgeführt wurde. Von geringerem Belange ist die Ausfuhr von Gummi, Strohhüten, Chinarinde, Baumwolle, Orseille u. Cascarille. Der Bergwerksbetrieb u. die Industrie ist unbedeutend, letztere beschränkt sich fast ausschließlich auf Weberei für einheimischen Bedarf u. auf die Verfertigung von Flechtarbeiten aus Palmenstroh, namentlich der sog. Panama-Hüte, von denen die feinsten von den Indianern der Provinz Manavi geflochten werden. Die geistige Kultur steht auf einer sehr niedrigen Stufe; für den Volksunterricht geschieht sehr wenig; die Schulen stehen unter dem Einflusse einer ungebildeten Geistlichkeit u. fast alle unabhängigen Indianer sind ins Heidenthum zurückgesunken. — Das Gebiet der gegenwärtigen Republik E. bildete zur Zeit der Entdeckung Amerika's einen Theil des großen Inkareiches (s. „Peru"); mit der Eroberung durch die Spanier sank die hoch entwickelte Kultur dieses Staates, die Städte u. die bewundernswürdigen Kunststraßen, welche, nach einem bestimmten Systeme angelegt, über Andenpässe führten, die der Höhe des Montblanc gleichkommen, geriethen in Verfall. Von 1532—1820 stand E. unter span. Herrschaft, bis 1710 als Theil des Vizekönigthums Peru, dann verbunden mit dem von Sta. Fé de Bogotá (Neugranada); die große von Bolivar (s. d.) geleitete Revolution brachte E. die republikanische Selbständigkeit, als Bestandtheil der Centralrepublik Columbia. Nach mannichfachen inneren Kämpfen konstituirte sich E. 1830 als unabhängige Republik unter dem General Juan José de Flores. Die weitere Geschichte bildet eine ununterbrochene Reihe von Revolutionen u. Kriegen mit den Nachbarstaaten, bes. mit Peru; infolge dieser Revolutionen,

Nr. 2531. Die Vulkane in Ecuador.

von denen die letzte 1869 in Quito ausbrach), die Regierung stürzte u. den Dr. Garcia Mureno, den jetzigen Präsidenten, zum Diktator machte, hat die Verfassung vielfache Aenderungen erlitten. Die Grundlage der jetzigen Verfassung, welche zuletzt 1869 abgeändert wurde, stammt von 1845; sie bestimmt, daß das Amt eines Präsidenten vier Jahre dauert, daß er u. der Vizepräsident durch absolute Majorität in Wahlversammlungen von je 900 Wählern, 300 für jeden Distrikt, gewählt wird und daß ihm zur Seite der Vizepräsident als Minister des Innern u. Auswärtigen u. ein Minister für Krieg u. Marine u. einer für die Finanzen u. außerdem ein Regierungsrath stehen, zu welchem außer den Ministern der Präsident des obersten Gerichtshofes u. ein Bischof gehören. Der Kongreß hat weitgehende Rechte u. kann von dem Präsidenten nicht aufgelöst werden. — Die Sklaverei ist seit 1854 aufgehoben. Für die Kriminaljustiz bestehen Schwurgerichte. — Die Finanzen sind in traurigem Zustande; die fortwährenden Revolutionen haben den Kredit des Landes untergraben, den Nationalwohlstand schwer geschädigt u. die Schuldenlast beträchtlich vermehrt. Die Staatsschuld betrug 1865: 17,400,000 Thaler; die Staatseinnahme 1870: 2,400,000 Thaler, welche hauptsächlich durch Zölle aufgebracht werden. Die bewaffnete Macht umfaßt etwa 3000 Mann; die Marine besteht nur aus zwei Dampfbooten u. einem Lootsenboote. Der Staat E. ist in drei Distrikte eingetheilt, welche nach ihren Hauptstädten Quito (60,000 E.), Guayaquil (20,000 E.) u. Cuenza (20,000 E.) benannt werden. — An der Spitze der kirchlichen Behörden steht der Erzbischof von Quito. — Zu E. gehört noch die Gruppe der Galapagos Inseln (s. d.), welche aus 5 größeren u. 6 kleineren Inseln bestehen, etwa 140 □M. Flächeninhalt haben u. unbewohnt sind.

Nr. 2532 Volkstypen in Ecuador. (Straße in Quito.)

Écuyer (franz., spr. Ekü̈jeh), vom lat. scutum, „Schild“, ein Schild- od. Waffenträger, auch Schildknappe; dann auch Stallmeister, Bereiter. Grand-E. war im ersten franz. Kaiserreich eine Reichswürde, welche Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, bekleidete.

Edam, Stadt in der niederl. Provinz Nordholland, am Zuydersee, mit etwa 4700 E., gutem Hafen, bedeutendem Schiffbau, Salzsiedereien u. Thranbrennereien, bes. aber bekannt wegen seines Käsehandels. Die Edamer Käse werden aus süßer Milch hergestellt u. weithin versandt.

Edda (isländ., d. i. Urgroßmutter) ist der gemeinschaftliche Name zweier in altnordischer Sprache geschriebener, die germanische Mythologie betreffender Bücher. Man unterscheidet die ältere u. jüngere E. Erstere, eine Sammlung von Liedern, wird dem Sämund Sigfusson (geb. 1056, gest. 1133), letztere, ein in Prosa geschriebenes Sagenbuch, dem Snorri Sturluson (geb. 1178, gest. 1241), dem Verfasser der großen nordischen Chronik „Heimskringla“ (d. h. Weltkreis, eine Geschichte der norweg. Könige; herausg. in 6 Bdn. Kopenhagen 1777–1826) zugeschrieben. Für beide Annahmen liegt kein sicherer Beweis vor. Wann die ältere E. entstanden, ist nicht bekannt, jedenfalls nur allmählig u. wahrscheinlich etwa seit dem 6. Jahrh. n. Chr. Erst 1643 erhielt sie durch den Auffinder der ältesten Handschrift, den Bischof Brynjulf Swendson zu Skalholt in Island den Titel: Edda Sämund's des Gelehrten (Edda Saemundar hins Froda). Sie umfaßt 39 Lieder u. kann in drei Theile zerlegt werden, von denen der erste Göttergeschichten u. zwar eine ziemlich vollständige Asenlehre, Erzählung von Erlebnissen namentlich der drei vornehmsten Götter des Nordens, Odin, Thor u. Freya (s. den Art. „Deutsche Mythologie“) enthält. Der zweite Theil begreift die Heldenlieder u. besingt hauptsächlich die Thaten u. Schicksale Sigurd's u. seiner Ahnen; in diesem Theile liegen die Grundlagen der Nibelungensage (s. d.). Im dritten Theil, der Glaubens- od. Mysterienlehre, ist das Wichtigste die Wöluspa (d. h. die Weissagungen der Seherin); in ihr sind die Grundzüge der ganzen altnordischen Religion von der Schöpfung bis zum Untergange der Götter enthalten. — Die Form der Eddalieder ist, mit Ausnahme zweier kürzerer Heldenlieder u. der kurzen Einleitungen zu mehreren Liedern, welche in prosaischer Form abgefaßt sind, der nordische kurze Vers, welcher statt des Reimes die Alliteration (s. d.) benutzt u. dessen Strophenabtheilung sehr mannichfaltig ist. Die Poesie der Lieder ist düster u. erhaben, aber ohne Schönheit u. Anmuth; sie haben mehr Werth u. Bedeutung für die Mythologie als für die Poesie, aber für jene einen unschätzbaren. — Die jüngere E. (Edda Snorra Sturlusonar) besteht aus einer Verbindung zweier Bücher, der eigentlichen E. und der Skalda, deren Scheidepunkt nicht mit Sicherheit festzustellen ist. Sie ist, mit Ausnahme eingestreuter Stellen aus der älteren E., in Prosa geschrieben u. besteht in der Hauptsache aus folgenden Theilen: Gylfaginning, einer großen Uebersicht des nordischen Götterglaubens im Gewande einer Erzählung, Bragaródur (Bragi's mythische Gespräche) u. Skaldskaparmal, einer Darstellung der nordischen Skalden- (Dicht-) Kunst, mit eingeflochtenen Götter- u. Heldensagen in Form von Gesprächen. Ausgaben der älteren E. erschienen: in Kopenhagen, 3 Bde., 1787. 1818. 1823; von Möbius, Lpz. 1860; der jüngeren E.: Kopenhagen, 2 Bde., 1848. 1852; von Rask, Stockholm 1818. Die ältere E. u. die erzählenden Theile der jüngeren hat Karl Simrock meisterhaft ins Deutsche übersetzt (4. Aufl., Stuttg. 1871).

Eddystone (spr. Eddistohn), ein größtentheils vom Wasser bedecktes Felsenriff am Eingange des Meerbusens von Plymouth, mit einem Meisterstück der Wasserbaukunst, dem von Smeaton 1759 erbauten Leuchtthurm. Die Quadern des Bauwerks sind sowol unter sich als auch mit dem Felsen so fest verbunden, daß dasselbe allen Stürmen bisher Trotz geboten hat, ohne beschädigt worden zu sein. (Abbildung s. „Leuchtthurm“).

Edelacker, ein Stück Feldes in der Nähe von Freiburg a. d. U., das der Sage nach Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen von Edeln, die sich selbst vor den Pflug spannen mußten, umackern ließ, um diese für die Härte, mit der sie gegen ihre Bauern verfuhren, zu bestrafen.

Edelfalk, s. „Falk“.

edelfaul nennt man die reifen Weintrauben, wenn sie durch längeres Verbleiben am Stocke ihr Wasser verlieren, zusammenschrumpfen u., wie man sagt, teig werden. Die hierbei eintretende Veränderung in den Beeren ist der Weinbereitung sehr günstig, u. man pflegt deshalb dieselbe zu unterstützen, indem man die Stengel einknickt u. so den Zufluß von Säften zu den Trauben verhindert.

Edelfink, s. „Fink“.

Edelhirsch, s. „Hirsch“.

Edelinck, Gerard, vorzüglicher Kupferstecher, geb. 1649 zu Antwerpen, gest. 1707 zu Paris als königl. Kupferstecher u. Mitglied der Malerakademie. Er erreichte die größte Fertigkeit im Gebrauch des Grabstichels u. brachte alle sonst getrennten Vorzüge seiner Kunstgenossen zu einer wunderbaren Harmonie. Leider aber waren die ihm gestellten Aufgaben seinem Talente oft unangemessen, sowie er auch in der Wahl der zu stechenden historischen Bilder nicht immer glücklich war. Man kennt von ihm mehr als 420 Blätter, meist großen Formats, darunter viele Porträts, die, selbst wo die dargestellten Personen gleichgiltig sind, doch als unübertroffene Meisterwerke dastehen.

Edelkoralle, s. „Koralle“.

Edelmann, Johann Christian, bekannter Schwärmer u. Freigeist, geb. 9. Juli 1698 zu Weißenfels, studirte Theologie, zerfiel aber später immer mehr mit der lutherischen Lehre; auch die der Herrnhuter, die er zufolge einer Einladung des Grafen von Zinzendorf persönlich kennen lernte, befriedigte ihn nicht. Im J. 1736 erhielt er die Aufforderung, sich an der Berleburger Bibelübersetzung zu betheiligen. E. folgte mit Freuden diesem Rufe, denn das Haus des Grafen Casimir von Berleburg in der Wetterau war damals ein Sammelplatz für Sektirer u. Schwärmer. Er überwarf sich jedoch bald mit den Leitern des Unternehmens u. begann nun ein höchst unstetes Wanderleben, indem er zugleich in immer seltsamere Schwärmereien verfiel u. zu immer ärgeren Lästerungen gegen Bibel u. Kirche fortschritt. Allerorten verfolgt u. vertrieben, nahm er endlich 1749 zu Berlin seinen bleibenden Aufenthalt, nachdem er versprochen, nichts mehr drucken zu lassen; er starb daselbst 15. Febr. 1767. Von seinen Schriften, die sich vielfach durch Roheit der Darstellung auszeichnen, nennen wir „Moses mit aufgedecktem Angesicht“ (um 1741, eine Schmähung des Alten Testaments), u. seine Selbstbiographie, welche 1849 von Klose herausgegeben wurde.

Edelmarder, s. „Marder“.

Edelsteine nennt der allgemeine Sprachgebrauch gewisse Mineralien, die durch ihre Eigenschaften, schöne Farbe, Durchsichtigkeit, hohes Lichtbrechungsvermögen, Glanz, Härte u. Politurfähigkeit, zur Verwendung als Schmucksteine geeignet sind u. durch ihre Seltenheit in hohem Preise stehen. Sie bilden in der Mineralogie keine besondere Abtheilung für sich, sondern gehören ganz verschiedenen Klassen u. Ordnungen an, unterscheiden sich nicht allein nach ihrer äußeren Form u. ihren Krystallisationsverhältnissen, sondern auch nach ihren physischen u. chemischen Eigenschaften so wesentlich von einander, daß die früher allerdings gebräuchliche Einordnung in eine besondere Klasse jetzt von der Wissenschaft längst aufgegeben worden ist. So z. B. krystallisirt der Diamant tesseral, d. h. er hat das Oktaëder od. den Achtflächner zur Haupt- u. Grundgestalt u. besteht aus Kohlenstoff; der ihm an Schönheit u. Werth zunächst stehende Smaragd krystallisirt in hexagonalen, d. h. sechsseitigen Säulen, u. besteht vorzugsweise aus Kieselerde mit Beryllerde; der sich diesem an Seltenheit u. Kostbarkeit anreihende Korund, in seiner rothen Abänderung Rubin, in der blauen Saphir gen., krystallisirt in Rhomboëder u. besteht fast nur aus Thonerde u. s. w. Das Wort E.- od. Schmuckstein hat daher nur eine technische Bedeutung, ebenso wie der Name Halbedelsteine, mit dem man solche Schmucksteine bezeichnet, welche die Eigenschaften der Edelsteine in minderem Grade haben. Ganz scharf ist auch die Grenze zwischen den E. u. Halb-E. nicht zu ziehen. Ihrer mineralogisch verschiedenen Natur nach finden sich die E. als Einschlüsse sehr verschiedener Gebirgsarten, u. ihr Vorkommen ist durchaus nicht an einen bestimmten Erdtheil gebunden.

Nr. 2533. Krystallformen der Edelsteine.
1. Diamant. 2. Korund. 3. Zirkon. 4. Topas. 5. Smaragd. 6. Beryll. 7. Turmalin. 8. Hyazinth. 9. Amethyst. 10. Granat. 11. Bergkrystall. 12. Amazonensteine.

Doch stehen Ostindien, Ceylon, Persien, dann Sibirien mit dem Ural, Mittelamerika (Brasilien obenan) betreffs der Reichhaltigkeit ihrer Fundstätten. Der Natur der Sache nach fallen diese für die edelsten Gesteine mit den Goldlagern, den Seifen, häufig zusammen, in denen nur diejenigen Gesteinsbestandtheile übrig geblieben sind, welche der Verwitterung keinen Angriff gestatteten. Um die Wirkung der E. zu erhöhen, unterliegen sie einer sorgfältigen Bearbeitung, dem Schleifen (s. Diamantschleifen). Manche werden durch Brennen in ihrer Farbe verändert. — Zu den Edelsteinen ersten Ranges zählen: Diamant, Korund, Chrysoberyll, Spinell, Smaragd; zu den Steinen zweiten Ranges: edler Opal, Zirkon, Beryll, Topas, Türkis, Granat; im dritten Range stehen: Chrysolit, Turmalin, Cordierit, Vesuvian, Cyanit u. s. w. Zu den sog. Halbedelsteinen endlich rechnet man die verschiedenen Varietäten des Quarzes: Bergkrystall, Amethyst, Chrysopras, Achat, Karneol, Chalcedon, dann Lasurstein, Diopsid, Labradorstein, Aventurin, Bernstein u. s. w. Die Juweliere haben eigene Benennungen für die verschiedenen Steine, die mit ihrer mineralogischen Natur gar nichts zu thun haben u. sich häufig nur auf Farbe, Härte, Glanz u. ähnliche äußere Eigenschaften beziehen. (Näheres s. unter den Namen der einzelnen Edelsteine.) — Künstliche Edelsteine werden aus Glasflüssen nachgemacht, denen man durch Zusatz von viel Bleioxyd eine sehr stark lichtbrechende Kraft u. hohen Glanz verleiht (s. Straß). Man hat aber auch (Daubrée u. Gaudin) neuerdings auf künstliche Weise die E. im Laboratorium hergestellt, indem man ihre natürlichen chemischen Bestandtheile in geeigneter Weise mit einander in Verbindung brachte, so daß dergleichen Erzeugnisse nicht nur in ihrer Zusammensetzung, sondern auch in ihrer Krystallform, Härte, Farbe, kurz in allen physikalischen u. chemischen Eigenschaften mit den natürlich vorkommenden E. übereinstimmen. Leider ist es noch nicht gelungen, diese Nachbildung von wirklichem Rubin, Topas, Spinell u. dgl. in solchem Maße auszuführen, daß die Steine die für Schmucksteine erforderliche Größe haben. — Vgl. „Handbuch der Edelsteinkunde“ von K. E. Kluge (Leipzig 1860).

Edelweiß (Gnaphalium Leontopodium L.), eine jener Alpenblumen, die als Kennzeichen des Hochlandes in keinem Alpenstrauße fehlen, eine Art der Katzenpfötchenkräuter, die, weil über u. über behaart, ihren filzigen Stengel nebst Blättern zur Immortelle machen. Das E. selbst bildet diesen grau-weißen Filz ganz außerordentlich aus u. wird dadurch zu einer in der Alpenregion einzig dastehenden Kräuterform. Obwol das E. hier u. da auf plateauartigen Alpengeländen zu Höhen von 1000—1500 m. durch Wanderung seiner Samen herabgeht, so liegt doch seine eigentliche Region zwischen 2000 bis 2500 m., u. zwar wächst es vorzüglich an steilen, schwer erreichbaren Klippen hervor. Infolge der außerordentlichen Beliebtheit bei Alpenreisenden wird aber die seltsame Blume oft mit Stumpf u. Stiel ausgerottet, um sie in Alpensträußen od. in Brochen u. ähnlichen Zierrathen zu verkaufen. Aus diesem Grunde ist sie auch in vielen Alpentheilen selten geworden, so daß nur kühne Bergsteiger sie noch an den steilsten Gehängen antreffen, wo sie in der Regel in vereinzelten Individuen zerstreut wächst.

Nr. 2534. Edelweiß (Gnaphalium Leontopodium L.).

Edelwild, s. „Hirsch“.

Eden, s. „Paradies“.

Edentaten, d. i. Zahnlose (Säugethiere), richtiger „Zahnlücker“ od. „Zahnarme“, eine Ordnung träger u. stumpfsinniger, theils, wie die Faulthiere, von Pflanzennahrung, theils, wie die Gürtelthiere u. Wurmzüngler, von Insekten lebender Säugethiere mit relativ niedriger Entwicklungsstufe aller Organsysteme. Ihre schmelz- u. wurzellosen Zähne stehen in unvollständigen Reihen, indem die Vorderzähne der unteren Reihe stets, ebenso auch, ausgenommen bei den Gürtelthieren, die der oberen fehlen; die Eckzähne sind, wenn überhaupt vorhanden, nur klein, u. bei manchen fehlen auch die Backzähne. Solche Thiere, wie der Ameisenfresser, das Schuppenthier, sind dann wirklich zahnlose Thiere. Die meist verwachsenen Zehen der E. sind mit langen, gekrümmten Krallen bewaffnet, die sie zum Klettern (Faulthiere) od. Graben (die Insektenfressenden) geschickt machen. Beschränkt auf Tropengegenden, finden sich in Afrika dgl. Thiere (u. zwar die Gattung Orycteropus, Erdschwein) vom Senegal bis zum Kap, in Asien (die Gattung Schuppenthier, Manis) nur in Hindostan u. auf den Inseln; für Südamerika, wo sie von der Hondurasküste bis Patagonien verbreitet sind, bilden sie einen zoologischen Hauptcharakter, namentlich Brasiliens. Von fossilen E. gab es riesenhafte Formen, so das diluviale Megatherium (s. d.), das Mylodon u. Andere. Näheres s. unter „Faulthier“, „Gürtelthier“ u. „Wurmzüngler“, zu denen die Ameisenfresser (s. d.) gehören.

Edessa, alte Stadt im nördl. Mesopotamien, einst Residenzstadt der

osrhoënischen Könige, später röm. Militärkolonie, wurde unter den byzantinischen Kaisern abwechselnd von Persern, Arabern u. Seldschucken erobert, aber von den Oströmern wieder gewonnen. Im ersten Kreuzzuge bemächtigte sich Balduin, Gottfried's von Bouillon Bruder, der Stadt u. machte sie zur Hauptstadt einer Grafschaft E., die ein halbes Jahrhundert lang dem Reiche von Jerusalem als Vormauer gegen die Türken diente. Nach vielen Wechselfällen kam E. 1637 unter türkische Botmäßigkeit, unter der es noch gegenwärtig steht; es zählt gegen 40,000 E. (mohammedan., jüd. u. christl. Konfession).

Edfu, im Alterthum Apollinopolis Magna, koptisch Atbo u. in hieroglyphischen Inschriften „Hat" genannt, Ort in Oberägypten am linken Ufer des Nils, mit etwa 2000 E., enthält einen trefflich erhaltenen u. in neuerer Zeit völlig aus den Sandmassen ausgegrabenen u. von den angebauten Fellahhütten gereinigten Horustempel, welcher 180 J. v. Chr. gegründet ist u. sich durch kolossale Dimensionen, besonders der Pylonen, durch Schönheit der architektonischen Verhältnisse, durch die Mannichfaltigkeit seiner Skulpturarbeiten u. durch interessante, in Hieroglyphen an den Tempelwänden verzeichnete Berichte auszeichnet. Unweit des Haupttempels befindet sich ein kleinerer Tempel, ein sog. Typhonium.

Edgeworth (spr. Edschuörth), Maria, engl. Schriftstellerin, geb. 1. Juni 1767 in Berks, schrieb eine Reihe von Romanen u. Novellen, die sich durch vortreffliche Schilderungen des irischen Volkscharakters auszeichnen. Außerdem gab sie einige gute pädagogische Schriften heraus. Sie starb 21. Mai 1849 zu Edgeworthstown in Irland.

Edikt (lat.), Ausrufung, öffentliche Bekanntmachung. Diesen Namen führten bei den Römern bes. diejenigen Vorschriften der Prätoren, welche diese bei Beginn ihres Amtsjahres erließen u. wodurch sie die Grundsätze veröffentlichten, nach denen sie bei Ausübung ihres Amtes verfahren würden. Diese edicta magistratuum, die eine große Anzahl vortrefflicher Rechtsvorschriften enthielten, wurden eine Hauptquelle für die Entwicklung des röm. Rechts, die jedoch in der Kaiserzeit, als das Ansehen der Prätoren abnahm, immer spärlicher floß. Der in der Form von Edikten angesammelte reiche Stoff von Gesetzen u. Rechtsgrundsätzen wurde unter Kaiser Hadrian (wahrscheinlich 131 n. Chr. Geb.) von Salvius Julianus (im sog. edictum perpetuum) gesammelt. Zu diesen Gesetzen der Prätoren haben die klassischen röm. Juristen eine große Menge von Kommentaren geschrieben, aus denen ziemlich der dritte Theil der Pandektenstellen genommen ist. — Edicta od. leges edictales hießen in der Kaiserzeit ferner die eigentlichen Gesetze im Gegensatz zu bloßen Verordnungen, eine Bedeutung, die vielfach auch heute noch dem Worte E. beigelegt wird.

Ediktalien, Ediktalladungen, öffentliche Bekanntmachungen, die häufig von Gerichten od. anderen Behörden in öffentlichen Blättern oder durch Anschlagen an den Straßenecken od. am Gerichtsbrete erlassen werden, weil die betreffende Behörde nicht weiß, welchen anderen Weg der Benachrichtigung an die Betheiligten sie wählen soll. Namentlich geschieht dies, wenn die Vorzuladenden od. zur Wahrnehmung eines Rechts Aufzufordernden überhaupt unbekannt, od. wenn ihr Aufenthaltsort unbekannt ist. Meist hat eine solche Bekanntmachung mehrmals zu erfolgen; es muß in derselben ein bestimmter Tag bezeichnet werden, bis zu welchem die Anmeldung od. Geltendmachung der Rechte erfolgen kann, sog. Ediktaltermin. Meldet sich Niemand, so werden etwaige Berechtigte mittels bes. Urtels od. Beschlusses ausgeschlossen (präkludirt, daher Präklusivbescheid). Dergleichen Vorladungen kommen vor: bei erblosen Verlassenschaften, verloren gegangenen Inhaberpapieren, Wechseln, Lotterieloosen, bei alten Hypotheken, verlorenen Gegenständen, verschollenen Famliengliedern u. dergl.

Edikt von Nantes (spr. Nangt), eine Urkunde, durch welche Heinrich IV. von Frankreich den Hugenotten (s. d.) freie Religionsübung zusicherte. Der Widerruf desselben unter Ludwig XIV. (1685) setzte die Hugenotten neuen Verfolgungen aus, die theils ihren unfreiwilligen Rücktritt zur katholischen Kirche, theils ihre Auswanderung zur Folge hatten.

Edinburgh, Hauptstadt von Schottland mit 208,553 E. (1873), höchst malerisch auf den Ausläufern der Pentlands-Berge, etwa 1 Stunde von dem breiten Nordsee-Busen Firth of Forth entfernt gelegen. Ein tiefes Thal, welches früher von einem Sumpfe ausgefüllt wurde, jetzt aber in die schönsten Anlagen verwandelt ist, trennt die Stadt in die südl. gelegene Altstadt u. in die nördl. Neustadt. Im westl. Theile der Altstadt erhebt sich der steile Schloßberg (Castle Hill), der jetzt zu militärischen Zwecken dient; von hier führt die „Highstreet" zum Holyrood, dem alten gothischen Palaste der schott. Könige. Die „Hochstraße" selbst ist noch merkwürdig durch das Haus des Reformators John Knox u. durch den Parliament-Square, einen Gebäudekomplex, bestehend aus der Kathedrale St. Giles, dem alten Parlamentshause, der Grafschaftshalle, der Börse u. a. In der Altstadt befindet sich noch das 1780—1827 in schönem Stil erbaute Universitätsgebäude mit seinem trefflichen Museum u. einer bedeutenden Bibliothek. Das Thal, welches die Altstadt von der Neustadt trennt, wird von dem „Mound", einem gewaltigen Erdwall, in zwei Theile geschieden u. von der 1788 aufgeführten, 350 m. langen Nordbrücke überwölbt. Auf dem „Mound" steht die in dorischem Stil erbaute Royal-Institution, die Nationalgalerie u. ein Denkmal der Königin Viktoria. Die Neustadt ist ausgezeichnet durch lange, gerade u. breite Straßen, großartige Plätze u. prachtvolle öffentliche u. private Gebäude. Nach NW. trennt das durch ein tiefes Thal laufende Water of Leith die Vorstadt Dean von dem Haupttheile der Stadt; eine schöne, 136 m. lange u. in der Mitte 32 m. hohe Brücke führt über den Leith. E. bietet mit seinen 100 Kirchen, den an den Bergen emporklimmenden Straßen, den kühnen Brücken, welche in großen Bogen Schluchten u. Straßen überspannen, den alterthümlichen Gebäuden, den zahlreichen Denkmälern u. dem bezaubernden Blick von den Höhen auf das Meer ein äußerst imposantes u. fesselndes Stadtbild dar. Es besitzt eine Universität, eine polytechnische Schule, mehrere Gymnasien u. eine Kunst-, Militär- u. Seeschule. Es ist nächst London der Hauptsitz des engl. Buchhandels. Als Handels- u. Fabrikstadt ist es unwichtig u. von seiner

Nr 2535. Tempel in Edfu.

Hafenstadt Leith, welche etwa 50,000 Einw. zählt, weit überflügelt worden. Die Entstehung E.'s fällt vor das 10. Jahrh.; 1437 wurde es Residenz der Stuarts u. 1456 Hauptstadt Schottlands.

Editha, die Heilige, Tochter des Königs Edgar von England, geb. 961, entsagte im Drange der Frömmigkeit schon im Alter von 15 Jahren der Welt u. nahm den Schleier. Sie verschmähte den ihr nach ihres Vaters Tode von den Ständen angebotenen Thron u. starb 984. Der ihr geweihte Tag ist der 16. Sept..

Edition (lat.), Herausgabe, Ausgabe (nam. von Büchern); editio princeps, erste Ausgabe, ältester Abdruck. **Editor**, Herausgeber.

Edom heißt in der Bibel die den Nachkommen Esau's gehörige Landschaft im peträischen Arabien, dessen Bewohner daher **Edomiter** genannt wurden. S. „Idumäa".

Edrisi, berühmter arab. Geograph, mit seinem vollen Namen Abu Abdallah Mohammed, ein Abkömmling der alten Fürstenfamilie der Edrisiten, wurde 1099 n. Chr. zu Tetuan im heutigen Marokko (nach Anderen zu Ceuta) geb., studirte auf der maurischen Universität zu Cordova u. lebte sodann am Hofe des Königs Roger II. von Sizilien u. bei dessen Nachfolger bis gegen 1180. Sein Hauptwerk, „Nuschat ulmuschtâk" (1053) bildete eigentlich den Text zu einer für Roger II. verfertigten silbernen Erdtafel, die trotz verschiedener Unvollkommenheiten die Grundlage fast für alle Erdkarten der folgenden Jahrhunderte geworden ist. Eine alte Handschrift dieses Werks wurde 1829 in Paris entdeckt u. von Jaubert ins Französische übersetzt (1836—40).

Eduard ist der Name einer Reihe von engl. Königen. **E.** I., geb. 1240, folgte seinem Vater Heinrich III. 1272 in der Regierung, vereinigte Wales endgiltig mit England (seit welcher Zeit die engl. Kronprinzen den Titel „Prinz von Wales" führen), besiegte die Schotten, die sich jedoch unter Robert Bruce (s. d.) wieder erhoben u. gegen die

er 1307 im Kampfe fiel. — **E. II.**, Sohn u. Nachfolger des Vorigen, wurde 1313 bei Bannockburn von den Schotten besiegt, lebte in fortwährendem Zwist mit den engl. Peers, die sich seine Schwäche zu Nutzen machten, ihn verhaften ließen u. seine Absetzung durch Parlamentsbeschluß herbeiführten. Bald darauf wurde er in Berkleycastle ermordet (1327). — **E. III.**, sein Sohn u. Nachfolger, bezwang Schottland wieder, erhob nach dem Tode seines Oheims, Karl's IV. von Frankreich, Anspruch auf den franz. Thron, besiegte die Franzosen wiederholt zur See u. zu Lande (bei Sluys 1340, bei Crecy 1346, bei Maupertuis 1360) u. setzte sich in mehreren franz. Provinzen fest. Sein weiteres Vordringen wurde jedoch 1377 durch seinen Tod verhindert. — Sein Sohn **E.**, Prinz von Wales, Fürst von Aquitanien, nach seiner dunklen Rüstung der Schwarze Prinz genannt (geb. zu Woodstock 15. Juni 1330), durch glänzende Rittertugenden u. Feldherrngaben ausgezeichnet, betheiligte sich ruhmvoll an den Kämpfen seines Vaters gegen Frankreich, wurde von diesem zum Statthalter über die eroberten franz. Provinzen eingesetzt, als welcher er seinen Wohnsitz in Bordeaux nahm, u. erfocht mehrere bedeutende Siege über die Franzosen u. Spanier.

Nr. 2536. Holyrood, das Schloß in Edinburgh. (Vom Kloster der Grauen Brüder aus gesehen).

Er starb 1376. — **E. IV.**, geb. 1441, setzte den von seinem Vater Richard, Herzog von York, eröffneten Kampf gegen König Heinrich VI. u. das Haus Lancaster (Kampf der Rothen u. Weißen Rose) nach des Ersteren Tode fort, bemächtigte sich Londons, ließ sich daselbst zum Könige ausrufen u. nahm Heinrich, nachdem er dessen Heere besiegt hatte, gefangen. Zwar gelang es den Anhängern Heinrich's später, diesen zu befreien u. E. vom Throne zu stürzen; doch kehrte Letzterer im weiteren Verlaufe des mit unerbittlicher Wuth fortgesetzten Kampfes 1471 zurück u. behauptete sich, nachdem er Heinrich u. alle männlichen Glieder des Hauses Lancaster hatte ermorden lassen, bis zu seinem Tode (1483) auf dem Thron. Seine minderjährigen Söhne **E. V.** u. Richard wurden auf Veranlassung ihres Oheims, des Herzogs Richard von Gloucester, wenige Monate später ermordet, worauf dieser als König Richard III. den Thron bestieg. — **E. VI.**, Sohn Heinrich's VIII., der letzte König aus dem Hause Tudor, kam 1547 als zehnjähriger Knabe zur Regierung, die in seinem Namen von Lord Somerset, später vom Grafen Warwick geführt wurde. Unter ihm wurde die Reformation in England durchgeführt. — **E. Karl** („der Prätendent"), der letzte Sproß des Hauses Stuart (Enkel des unglücklichen Königs Jakob II. u. Sohn Jakob's III., geb. 1720), suchte im Vertrauen auf die Hülfe Frankreichs das Haus Hannover wieder vom Throne zu verdrängen, landete 1745 an der schott. Küste, bemächtigte sich mehrerer wichtiger Punkte in Schottland u. schlug trotz seiner geringen Streitmacht die Engländer wiederholt in offener Feldschlacht, drang sogar nach England vor u. war im Begriff, auf London zu marschiren. Der Herzog von Cumberland zog ihm mit einem großen Heere entgegen, drängte ihn nach Schottland zurück, schlug ihn 16. April 1746 bei Culloden (s. d.) aufs Haupt u. nöthigte ihn zur Flucht nach Frankreich, das ihn statt der versprochenen militärischen Unterstützung mit einem ansehnlichen Jahrgehalt abfand. Er zog sich unter dem Namen eines Grafen von Albany nach Italien zurück u. starb 30. Jan. 1788 in Rom.

Edukt, ein Stoff, welcher im Gegensatz zu Produkt, das erst durch eine Verbindung besteht, in einem Körper bereits vorhanden u. aus demselben durch eine Zerlegung ausgeschieden worden ist, wie z. B. das Metall aus dem Erze.

Eeckhout (spr. Ehkaut), Gerbrand van den, Historien- u. Porträtmaler, geb. zu Amsterdam 19. Aug. 1621, gest. 22. Sept. 1674, bildete sich unter Rembrandt aus u. wurde dessen bedeutendster Schüler. Er besaß dasselbe Talent für Komposition historischer Gegenstände u. kam ihm an Kraft, Wärme u. Klarheit des Kolorits ziemlich nahe, stand ihm aber an Feinheit des Gefühls für harmonische Durchführung nach.

Efendi, ein dem deutschen „Herr" entsprechender Ehrentitel der Staats- u. Civilbeamten der Türkei im Gegensatz zu den den Titel Aga führenden Hof- u. Militärwürdenträgern. Gewöhnlich ist E. mit der näheren Bezeichnung der Obliegenheiten des Beamten verbunden, wie z. B. Reis-Efendi der Titel des Ministers des Aeußeren, Hakim-Efendi der des ersten Leibarztes des Sultans ist.

Effekt (lat), Wirkung, Erfolg. — **Effekten** bezeichnet im weiteren Sinne jede Art von beweglichem Vermögen, mit Ausschluß des baaren Geldes, im engeren Sinne Staatsschuldscheine od. Schuldscheine von Gemeinden u. sonstigen Körperschaften u. Kreditvereinen. **Effektenhandel**, Handel mit derartigen Papieren. — **effektiv**, wirklich, thatsächlich; **effektuiren**, bewerkstelligen, verwirklichen. — **Effektivbestand** bezeichnet beim Militär das, was an Mannschaft wirklich vorhanden ist u. unter den Fahnen steht.

Effloresciren u. Efflorescenz (vom lat. flos, die Blume), aufblühen, auswittern (s. d.), wird vom Heraustreten eines Hautausschlages u. bes. auch von der Art u. Weise gesagt, wie gewisse feine, büschelartige Krystallgruppen mancher Salze auf Lösungen od. an festen Gegenständen erscheinen, z. B. Salpeter an Mauern.

Effronterie (spr. Effrongterie, vom franz. front, „Stirn"), Unverschämtheit, Frechheit, dreiste Stirn.

E. g. (lat.), Abkürzung für Exempli gratia, „zum Beispiel".

Egalité (franz.), Gleichheit, Bestandtheil der bekannten republikanischen Parole „Liberté, égalité, fraternité!" (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!) In der Revolutionszeit nahm der Herzog Philipp von Orleans den Namen E. an.

Egartenwirthschaft, auch Oedgarten u. im Oberbayern Ehegartenwirthschaft genannt, bezeichnet ein in den Bergländern des südlichen Deutschland u. der Schweiz gebräuchliches landwirthschaftliches System, bei welchem keine Brache gehalten, sondern abwechselnd die eine Hälfte des Feldes 4 Jahre lang zum Halmfruchtbau, die andere zum Futter- (Gras-) bau benutzt wird. Gewöhnlich findet man diese Wirthschaftsart auf den Bergen erst in der Höhe von etwa 650 m. über dem Meere u. am häufigsten als sechsschlägige, mit folgender Fruchtfolge: 1) Wintergetreide, gedüngt; 2) Hafer; 3) Hafer; 4) Wintergetreide, gedüngt; 5) Wiese; 6) Wiese.

Egede, Hans, Missionar in Grönland, wurde 31. Jan. 1686 in Norwegen geboren u. bekleidete bereits das Amt eines Pfarrers zu Wegen in Norwegen, als er den Entschluß faßte, den heidnischen

Grönländern das Evangelium zu bringen. Als sein Versuch, den König Friedrich IV. für seinen Plan zu interessiren, fehlgeschlagen war, gab er 1717 sein Amt auf u. zog nach Bergen, in der Hoffnung, die Kaufleute daselbst für eine Handelsunternehmung nach Grönland zu gewinnen. Aber erst nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihm, eine Expedition zu Stande zu bringen. Am 3. Mai 1721 gingen drei Schiffe unter E.'s Führung, dem der König zugleich einen Jahrgehalt als Heidenprediger verliehen hatte, von Bergen ab u. landeten 3. Juli an der Westküste Grönlands. Trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die ihm Natur u. Menschen bereiteten, hielt E. tapfer aus u. gewann nach Erlernung der Landessprache bald Einfluß auf die Eskimos. Erst 1736 trieb ihn die Verminderung der Eskimos durch die Blattern u. ein Streit mit herrnhutischen Missionaren zur Heimkehr nach Dänemark, wo er noch längere Zeit das Amt eines Vorstehers der grönländischen Mission verwaltete u. 5. Nov. 1758 zu Stubbekjöbing auf Falster starb. Von seinen Schriften verdient besonders sein Tagebuch Erwähnung, das 1738 unter dem Titel „Ausführlicher Bericht über den Beginn u. die Fortsetzung der Mission in in Grönland" in dänischer Sprache erschien (deutsch Hamb 1748). — Sein Sohn **Paul E.** (geb. 1708) führte sein Werk bis 1740 in Grönland fort, beendigte die von seinem Vater begonnene Uebersetzung des Neuen Testaments in das Grönländische, gab eine Grammatik u. ein Wörterbuch dieser Sprache heraus u. starb als dän. Bischof 1789 zu Kopenhagen.

Egel, s. „Blutegel".

Egelkrankheit, s. „Eingeweidewürmer" u. „Fäule".

Eger, Hauptstadt des gleichnam. Kreises am Fuße des Fichtelgebirges, am rechten Ufer der Eger, im fruchtbaren Egerländchen, mit etwa 11,200 E., ist Sitz eines Hauptzollamts, einer Handels- u. Gewerbekammer, hat 8 Kirchen, 2 Klöster, mehrere Unterrichtsanstalten 2c. In dem schönen großen Rathhause wurde Wallenstein 25. Febr. 1634 ermordet, nachdem vorher in der alten Burg seine getreuen Obersten Terzky, Kinsky, Neumann u. Illo durch Meuchelmord gefallen waren.

Egerbrunnen, s. „Franzensbad".

Egeria, eine altlatinische Quellengöttin von heiligender u. begeisternder Kraft, welche die Freundin u. Rathgeberin des Königs Numa gewesen sein soll. Aus ihrem vor dem nach Capua führenden Thore liegenden Hain, Grotte der E., holten die vestalischen Jungfrauen das zu ihrem Gottesdienste nöthige Wasser.

Egeria, der am 2. Nov. 1850 von de Gasparis zu Neapel entdeckte, zur großen, zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Gruppe der kleinen Planeten gehörige 13. Planetoid.

Egerland, ein runder, flacher, von den Höhen des Erzgebirges, des Böhmerwaldes u. des Fichtelgebirges ringsum eingeschlossener, 2—3 M. im Durchmesser enthaltender, sehr fruchtbarer Landstrich im Egerkreise des Königreichs Böhmen.

Egersteine, s. „Externsteine".

Egestorff, Georg, deutscher Groß-Industrieller, geb. 7. Febr. 1802 zu Linden bei Hannover, war erst für das Böttcherhandwerk bestimmt, trat aber nach kurzer Zeit in das Geschäft seines Vaters, der sich aus eigner Kraft zu einem bedeutenden Baumaterialienhändler aufgeschwungen hatte. Im J. 1831 legte E. die Saline Egestorffshall bei Badenstedt unweit Linden an, die jährlich gegen 100,000 Ctr. Salz lieferte; seit 1834 führte er das Geschäft seines verst. Vaters für die Erben weiter u. gründete 1835 in seiner Geburtsstadt eine Eisengießerei u. Maschinenwerkstätte, die bald einen solchen Aufschwung nahmen, daß 1867 gegen 850 Arbeiter in beiden beschäftigt wurden; außerdem errichtete er 1840 ein Etablissement für Darstellung chemischer Produkte (bes. Soda u. deren Nebenerzeugnisse) u. 1856 auch noch eine Ultramarin- u. eine Zündhütchenfabrik. Durch Errichtung von Volksküchen, eines Kindergartens nebst Kleinkinderbewahranstalt u. einer Freischule sorgte E. für das Wohl seiner Arbeiter in werkthätiger Weise. Er starb 27. Mai 1868 zu Hannover u. hinterließ seine umfangreichen Fabriken im blühendsten Zustande. Die Maschinenfabrik, aus der bis Ende 1867 nicht weniger als 324 Lokomotiven, 650 Dampfmaschinen, Lokomobilen u. Dampfpumpen sowie 1200 Dampfkessel hervorgegangen waren, kaufte 1868 Strousberg an, der sie, bedeutend erweitert, 1870 an die Hann. Maschinenbau-Aktiengesellschaft abtrat.

Egge, ein zur Lockerung, Ebenung u. Reinigung des Bodens von Unkraut, sowie auch zur Unterbringung des Saatkorns dienendes Ackergeräthe. Sie besteht meist aus 3 bis 5 durch mehrere Schienen parallel mit einander verbundenen Balken, in welche, je nach der Beschaffenheit des Bodens, in leichterem hölzerne, in schwererem eiserne Zinken so eingelassen sind, daß, sobald die E. fortgezogen wird, jeder Zinken seinen eigenen, etwa 5 cm. vom nächsten entfernten Strich in den Boden macht. Man pflegt das vorher gepflügte Land, bes. bei schmalen Ackerstücken, in der Richtung der Furchen zu eggen; will man jedoch auf breiteren Ackerstücken eine kräftigere Wirkung der E. erzielen, so eggt man auch in die Quere od. auch in die Runde, indem man lauter fortschreitende Kreise zieht. In Gegenden, wo das Land in schmalen Beeten geackert wird, sind mit Gelenken versehene sog. Gliedereggen in Gebrauch, die sich der Wölbung der Beete genau anschließen. Die Zinken sind in die Balken meist senkrecht eingelassen, doch findet man hier u. da auch E., an denen sie schräg, etwa in einem Winkel von 60° nach vorn, stehen. Diese Stelllung der Zinken gewährt den Vortheil, daß man die E. mit den nach vorn gerichteten Zinken ihres tiefen Eingreifens wegen vorzüglich zur Reinigung u. Lockerung des Bodens anwenden, dann aber, wenn es sich nur um Unterbringung des Saatkorns u. um Ebenung des Bodens handelt, die Bespannung am entgegengesetzten Ende der E. befestigen kann, wobei die nun nach hinten gerichteten Zinken nur oberflächlich eingreifen. Die Form, die Art der Zusammensetzung, der Benutzung u. der Bespannung der E. ist übrigens fast in allen Ländern verschieden.

Nr. 2537. Kettenegge.

Nr. 2538. Eiserne Zickzackegge.

Eggers, Friedrich, deutscher Kunsthistoriker, geb. 1819 in Rostock, widmete sich Anfangs dem Kaufmannsstande, ging aber bald zum Studium der Philologie über, gewann besondere Vorliebe für Kunstgeschichte u. widmete sich diesem Fache seit seiner 1845 erfolgten Niederlassung in Berlin, wo er bald in innigen Verkehr mit Franz Kugler trat. Nachdem er im Auftrage des Ministers Ladenberg eine Denkschrift über die Reorganisation der Kunstverwaltung im preuß. Staate geschrieben hatte, gründete er 1850 mit Kugler das „Deutsche Kunstblatt". Im J. 1863 wurde er Prof. der Kunstgeschichte an der Berliner Akademie der Künste u. entwickelte als solcher eine sehr anregende Thätigkeit. Wenige Monate, nachdem er für das Fach der Kunstangelegenheiten in das preuß. Kultusministerium berufen worden, raffte ihn der Tod (11. Aug. 1872) hinweg. Die Herausgabe einer Biographie Rauch's, sowie einer Kunstgeschichte von Winkelmann bis auf unsere Zeit wurde leider durch E.'s Tod verhindert.

Eggers, Karl, ein Maler der romantischen Schule unseres Jahrhunderts. In Neustrelitz um 1790 geb., begab er sich 1820 nach Rom, wo er mit Phil. Veit im Vatikan einige Freskobilder malte u. sich in der Oelmalerei ausbildete. In seinem Streben, den Farbenton alter Gemälde in ihrem gegenwärtigen Zustande der Nachdunkelung nachzuahmen, brachte er es zu einer meisterhaften Technik. Eins seiner bekanntesten Bilder ist die „Fußwaschung Christi" im Dom zu Naumburg. Später betheiligte er sich bei den unter Cornelius' Leitung nach

Schinkel's Entwürfen ausgeführten Fresken in der Vorhalle des (alten) Museums in Berlin.

Egidientag, Egidii od. Aegidii, der 1. Sept. eines jeden Jahres, s. „Aegidius".

Eginhard od. Einhard, Geheimschreiber u. Biograph Karl's d. Gr., soll der Sage nach eine Tochter des ihn ungemein hochschätzenden u. begünstigenden Kaisers, Emma, geheirathet u. sich mit dieser nach Karl's Tode nach Mühlheim im Odenwalde, später in das von ihm erbaute Kloster Seligenstadt (in Hessen-Darmstadt) zurückgezogen haben, wo er 844 starb. Die Grabmäler von E. u. Emma, deren romantische Schicksale wiederholt dichterisch behandelt wurden, befinden sich in der Kapelle des Schlosses Erbach (in Hessen-Darmstadt). E.'s „Vita Caroli Magni" (neu edirt in Pertz' „Monumenta Germaniae historica" Bd. 2; deutsch von Abel, Berl. 1850) u. „Annales regum Francorum" (Pertz' „Monumenta", Bd. 1; deutsch von Abel, Berl. 1850) gehören zu den werthvollsten Quellen für die Geschichte des Mittelalters. Auch seine „Epistolae" enthalten wichtiges Material.

Egle, Joseph, württemb. Hofbaumeister u. Direktor der Baugewerkschule in Stuttgart, geb. 1818 zu Dellmensingen (Oberamt Laupheim), bildete sich zum Architekten in Stuttgart, Wien u. Berlin aus u. machte Studienreisen in Italien, Frankreich u. England. Zu den bedeutendsten u. geschmackvollsten Bauten, die er großentheils in Württemberg ausführte, gehören die kath. Kirche in Burgberg, die kath. Schule in Stuttgart, die Restauration der herrlichen gothischen Frauenkirche in Eßlingen u. des Domes in Rottenburg, der Umbau eines Flügels vom Residenzschlosse in Stuttgart, vor Allem aber das 1863 dort vollendete Polytechnikum, dem später die Errichtung einer Baugewerkschule folgte. Bekannt sind unter seinen verdienstvollen literarischen Arbeiten die Beschreibung des Chorgestühls im Münster zu Ulm u. seine „Schattenlehre der Oberfläche regelmäßiger Körper."

Nr. 2539. Graf Lamoral von Egmont, Prinz von Gaure (geb. 1522, gest. 5. Juni 1568).

Egmont, Graf Lamoral von, Prinz von Gaure, geb. 1522 aus altem niederländischen Geschlecht, wurde unter Karl V. (1546) zum Ritter des Goldenen Vließes erhoben u. erlangte unter Philipp II. hohen Kriegsruhm durch die Siege bei St. Quentin (10. Aug. 1557) u. Gravelingen (13. Juli 1558) über die Franzosen. Als die Ketzergesetze Philipp's die Unzufriedenheit der Niederländer erregten, übernahm E. als Mitglied des niederländischen Staatsraths (Jan. 1563) eine Sendung nach Madrid, um Vorstellungen beim Könige zu erheben. Er wurde am Hofe König Philipp's zwar mit höchster Achtung aufgenommen u. behandelt, aber die Sendung blieb erfolglos. Nach seiner Rückkehr in die Niederlande schloß E. sich mit ganzem Herzen der wachsenden Bewegung an u. wurde durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein freimüthiges u. gastfreies Auftreten der Liebling der Niederländer. E. verweilte voll sorglosen Selbstvertrauens auch dann noch in Brüssel, als bereits Alba mit einem span. Heere im Anzug war, um die Inquisition in den ketzerischen Niederlanden einzuführen, u. als Wilhelm von Oranien mit vielen angesehenen Edlen das Land verließ. Nachdem Alba seinen Einzug in Brüssel gehalten, ließ er durch seinen Sohn Ferdinand von Toledo E. im Kulenburg'schen Palaste mit List gefangen nehmen u. ihm nebst mehreren Anderen der zurückgebliebenen Adeligen durch den „Rath der Unruhen" (im Volke „Blutrath" genannt) den Prozeß eröffnen. Darauf wurden 5. Juni 1568 die Grafen E. u. Hoorn, sowie 18 Adelige, auf dem Marktplatz zu Brüssel enthauptet. Die Köpfe der Gefallenen wurden öffentlich auf Pfähle gesteckt. E. war bei seiner Hinrichtung 46 J. alt u. durch seine Gemahlin, Sabine von Bayern, Vater von neun Kindern. In seinem bekannten Trauerspiel „Egmont" hat Goethe hiervon abgesehen.

Egoismus (vom lat. ego, ich), Selbstliebe, Selbstsucht. Ein **Egoist** ist ein selbstsüchtiger Mensch; **egoistisch**, selbstsüchtig, eigennützig.

Egressi (spr. Egreschi), Gabriel, ausgezeichneter ungarischer Schauspieler, geb. 1810 zu Laßlófalu, gehörte seit 1837 dem Nationaltheater zu Pesth an, wo er 30. Juli 1866 starb.

eh bien (franz., spr. Eh biäng), wohlan! nun gut!

Ehe ist die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zu ungetheilter Lebensgemeinschaft, die innigste u. folgenreichste Vereinigung von Mann u. Weib. Sie bildet die Voraussetzung der Familie (s. d.) u. als solche die Grundlage alles staatlichen u. sozialen Lebens. Die E. ist eine der ältesten Institutionen, welche die Menschen seit ihrer ersten Erhebung über den thierischen Standpunkt sich angeeignet haben. Wie sämmtliche Merkmale der Kultur, so hat indessen auch sie verschiedene Stufen der Gesittung u. des Fortschrittes von der Thierheit zur wahren Menschlichkeit durchgemacht. Wir unterscheiden hauptsächlich drei solcher Stufen: Die wilde E., die Polygamie od. Vielweiberei, u. die Monogamie (einfache E., eheliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau). Die *wilde E.* besteht darin, daß Mann u. Weib sich nach Gutdünken zur ehelichen Gemeinschaft verbinden u. wieder trennen, ohne sich an eine Form u. an Verpflichtungen zu binden u. ohne für ihre Nachkommenschaft nachhaltig zu sorgen. Aus dieser rohen Form der E. bei den wilden Völkern entwickelte sich nach u. nach mit fortschreitender Gesittung die E. als eine Lebensgemeinschaft von dauerndem Charakter, zuerst aber unter der Gestalt der *Polygamie*, welche die Halbkultur charakterisirt. Sie beruht zwar auf dem Bedürfniß, der thierischen Willkürlichkeit durch bestimmte Verpflichtungen ein Ende zu machen, aber auch noch auf der rohen Anschauung, daß der Mann der Herr, die Frau die Sklavin sei, daß nur der Erstere wählen dürfe, die Letztere nicht. Diese sowol dem thatsächlichen statistischen Zahlenverhältnisse der beiden Geschlechter, als dem Grundsatze der Gleichberechtigung widersprechende Form herrscht bei Nomadenstämmen u. bei solchen ackerbauenden Völkern, welche unter despotischen Regierungen leben, also nam. im Orient. Dem Zustande höherer Kultur entspricht nur die *Monogamie*. Diese war schon bei den Kulturvölkern des Alterthums eingeführt. Schon bei den Aegyptern durften die Priester nur Eine Frau heirathen. Das übrige Volk war zwar an diese Vorschrift nicht gebunden; doch herrschte thatsächlich nur unter den Reichen u. Vornehmen Polygamie, während sich die Aermeren mit Einer Frau begnügten. Bei den *Griechen*, bei denen die Vielweiberei gleichfalls von der Monogamie verdrängt wurde, wurde die E. in Bezug auf die Kindererzeugung als politische u. religiöse Pflicht angesehen. Eine höhere sittliche Ansicht brach sich erst sehr spät u. vereinzelt Bahn. Abgesehen vom obersten Zwecke der Ehe, der Kindererzeugung, schritt man oft in der Hoffnung auf ökonomische Vortheile zur E. Bei der Wahl der Gattin entschied außer diesem Umstande bes. die Familie derselben. Die Achtung vor dem Weibe stand bei den Griechen nicht sehr hoch; es war dem Manne unbedingt unterworfen. Die Erziehung der Frauen, die aus der Gesellschaft der Männer verbannt u. in bes. Frauengemächer verwiesen waren, wurde vernachlässigt. Eine höhere Auffassung von der sittlichen Bedeutung der E. drang auch bei den *Römern* nur allmählig durch. Die Eheschließung erfolgte unter feierlichen Formen entweder in Gestalt eines Opfers (confarreatio) od. eines Scheinverkaufs (coëmptio), mittels dessen die Frau sich der ehelichen Gewalt des Mannes (manus) unterordnete, od. eines förmlichen Ehekontrakts. Die Ehe unter nahen Verwandten war streng verpönt. Die Frau nahm in der röm. Familie eine würdige u. einflußreiche Stellung ein. In der Kaiserzeit wurde indeß mit dem zunehmenden Verfall auch die Heiligkeit der E. gelockert, u. die Gesetzgebung war nicht im Stande, der einreißenden Ehelosigkeit u. geschlechtlichen Verwilderung zu steuern. — Von den alten *Deutschen* erzählt Tacitus, daß sie, einzelne Häuptlinge aus-

genommen, sich mit Einer Frau begnügten, u. daß die Wittwen sich nicht wieder verheiratheten. Die Frau war nicht die Sklavin, sondern die Genossin des Mannes, u. man glaubte, daß dem Weibe etwas Heiliges u. Prophetisches innewohne. Die Stellung der Frau in der Familie war der der Römerinnen ähnlich. Freilich wurde in den ältesten Zeiten die Eheschließung auch hier in Form eines Kaufvertrages vollzogen. Doch waren die güterrechtlichen Verhältnisse meist auf Grund der Anschauung von der Gleichberechtigung beider Ehegatten geordnet. Die Wirren der Völkerwanderung wirkten aber auch bei den german. Völkern trübend auf die Heiligkeit der E. ein u. setzten vielfach die Vielweiberei an die Stelle der Monogamie. Nur mühsam u. unvollkommen gelang es der Kirche, ihren auf den Lehren der Bibel beruhenden strengen Grundsätzen über die E. Geltung zu verschaffen (über E. u. Familie bei den alten Hebräern u. bei den Juden des Mittelalters s. d. Art.). Nach diesen kirchlichen Grundsätzen ist die E. eine Vereinigung zur höchsten sittlichen Veredelung der Menschen. Die röm.-kathol. Kirche faßt sie als Sakrament auf, da sie die innige Gemeinschaft darstellen soll, die zwischen Christus u. der Kirche besteht. Die Unauflösbarkeit der E. ist demgemäß eine Hauptforderung des röm.-kathol. (kanonischen) Eherechts. Doch schadete die Kirche selbst der Heiligkeit der E. durch die Einführung des Cölibats (s. d.). Die Reformation brach dieses Joch für die protestant. Kirche; doch wurde auch von dieser, wie von der kathol. Kirche, die E. als rein kirchliche Institution in Anspruch genommen, was zu zahlreichen Unzuträglichkeiten führte. Noch heute sind die Grundsätze über Eingehung u. Auflösung einer E. vielfach dem Kirchenrecht zugewiesen u. kirchlichen Einflüssen ausgesetzt; eine geläuterte Rechtsanschauung weist sie, wie dies im röm. Rechte der Fall war, dem bürgerlichen Rechte zu. Insbesondere bei der Eheschließung hat die Kirche meist ihre Thätigkeit u. Mitwirkung als unentbehrlich hinzustellen gewußt, obwol das mit den Quellen des Kirchenrechtes selbst in direktem Widerspruch steht. (Vgl. Friedberg, das Recht der Eheschließung, Lpz. 1865, S. 153 ff.) In neuester Zeit erst fängt man an, für die Giltigkeit der E. die Mitwirkung der Kirche als entbehrlich anzusehen; man verlangt von den Eheschließenden nur die bestimmte Erklärung vor einer Behörde, daß sie sich als Ehegatten betrachten wollen (sog. Civilehe, s. d.), u. überläßt es ihnen, ob sie die kirchliche Einsegnung dieses wichtigsten Familienverhältnisses bei dessen Beginn nachsuchen wollen od. nicht. Die Form der kirchl. Eheschließung besteht bei den Katholiken an den Orten, wo die Beschlüsse des Konzils von Trident publizirt sind, in der Erklärung vor dem zuständigen Pfarrer u. zwei Zeugen; wo jenes nicht gilt, bedarf es für die Erklärung des ehelichen Konsenses auch heute noch keiner Form, u. wenn Brautleute den Beischlaf miteinander vollziehen, verwandelt sich das Verlöbniß von selbst in ein Eheband. Bei den Protestanten kommt die E. meist durch die kirchliche Trauung zu Stande, die in zwei wesentliche Bestandttheile, die Erklärung der Brautleute, sich ehelichen zu wollen, u. die kirchliche Einsegnung, zerfällt. — Die E. ist von Einfluß für die Person u. das Vermögen der beiden Ehegatten. Die hierauf bezüglichen Rechtsverhältnisse regelt das **Eherecht.** Dasselbe ist ein Theil des Familienrechts u. zerfällt in das Eherecht im engeren Sinne, das von den persönlichen Beziehungen des Ehegatten handelt, u. das eheliche Güterrecht, das die vermögensrechtlichen Wirkungen der E. regelt. — **Ehebruch** ist diejenige Verletzung der ehelichen Treue, deren sich entweder ein Verheiratheter durch Vollziehung des Beischlafes mit einer anderen Person als seinem Ehegatten, od. ein Unverheiratheter durch Beischlaf mit einer Verheiratheten schuldig macht. Begeht ein Verheiratheter andere Sittlichkeitsverbrechen, so kann dies Veranlassung zur Scheidung einer E. sein, begründet aber keinen strafbaren Ehebruch. Die Wirkungen des Ehebruches sind doppelte: Scheidung u. Kriminalstrafe. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 172) ist die vom Eherichter ausgesprochene Scheidung wegen Ehebruches die Vorbedingung einer strafrechtlichen Ahndung desselben. Auch wird er meist nur gelind (mit Gefängniß) u. nur auf Antrag bestraft. Dieses Antragsrecht fällt weg, wenn seit erlangter Kenntniß drei Monate verstrichen sind; auch wird die Ehescheidung im Falle ausdrücklicher od. stillschweigender (durch Vollziehung des Beischlafes erfolgter) Verzeihung ausgeschlossen. — Unter **Ehehinderniß** versteht man diejenigen Thatsachen u. Verhältnisse, die die Eingehung einer Ehe entweder unmöglich machen (impedimenta dirimentia) od. aufschieben (impedimenta impedientia tantum). Beide Arten gehören entweder dem öffentlichen Rechte an od. hängen von der Geltendmachung eines Privaten ab. Im Allgemeinen gelten die gleichen Ehehindernisse bei allen Konfessionen. Zu den trennenden (dirimentia) gehören z. B. eine bereits bestehende Ehe, zu nahe Verwandtschaft od. Schwägerschaft, früher auch u. an manchen Orten noch heute: Verschiedenheit der Religion. Aufschiebende Ehehindernisse sind Mangel des erforderlichen Alters, der Einwilligung der Eltern od. des Vormundes, der bürgerlichen Subsistenzmittel. Die Nichtbeachtung eines trennenden Ehehindernisses hat regelmäßig Nichtigkeit der Ehe, die eines aufschiebenden lediglich Strafe für die Ehegatten u. den Geistlichen, der sie getraut hat, zur Folge. — **Ehekontrakt** (pacta dotalia) nennt man denjenigen Vertrag, in welchem zwei Personen verschiedenen Geschlechts, die sich zu ehelichen gedenken, bestimmen, wie es mit ihrem beiderseitigen Vermögen, nam. mit dem Vermögen der Frau, während der Ehe gehalten werden soll. Während der Ehe sind dergleichen Vereinbarungen, nam. weil andernfalls den Gläubigern des Ehemannes die dem Letzteren zukommenden Nutznießungen entzogen werden könnten, meist verboten u. höchstens bezüglich desjenigen Vermögens gestattet, das der Ehefrau während der Ehe erst anfällt. Enthält ein Ehekontrakt zugleich Bestimmungen über das Vermögen der Ehegatten für den Todesfall, so heißt er ein gemischter. Bei einer morganatischen Ehe (Ehe zur linken Hand) müssen dergleichen Verträge abgeschlossen werden, in denen die Erbansprüche der unebenbürtigen Frau u. deren Kinder festzustellen sind. — **Ehescheidung.** Eine Ehe wird getrennt durch Tod, Annullation od. Scheidung. Die letztere wird nur auf Antrag eines der Ehegatten u. nur beim Vorhandensein triftiger, meist gesetzlich bestimmter Gründe ausgesprochen. Die letzteren sind nach der Lehre der Kirche Ehebruch u. bösliche Verlassung; nach Staatsgesetzen kommen hinzu: Religionswechsel (nicht Konfessionswechsel), Verbüßung längerer Freiheitsstrafen, Betrug u. Zwang bei Eingehung der Ehe, eintretende schwere körperliche u. geistige Krankheit u. s. w. Der Ausspruch des Scheidungserkenntnisses ist meist geistlichen oder höheren weltlichen Gerichten zugewiesen.

Ehehafte (impedimentum legitimum) bedeutet einen Entschuldigungsgrund, kraft dessen man die Folgen eines Versäumnisses in einem Prozesse abwenden kann. Man hat dieselbe dem Richter anzuzeigen u. wahrscheinlich zu machen, z. B. durch eidliche Bestärkung, Zeugen u. s. w. Zu diesen E. gehört nam. Krankheit, Gefängniß, Kriegsdienste, unaufschiebbare Geschäfte u. s. w. Bei der Entscheidung darüber, ob eine solche E. vorliegt, soll der Richter nicht allzustreng verfahren.

Ehelosigkeit, s. „Cölibat“.

Eheteufel, s. „Asmodi“.

Ehre ist sowol das Bewußtsein der jedem Menschen angeborenen Würde (innere E.) als deren Anerkennung u. Würdigung durch Andere (äußere E.). Letztere sollte eigentlich nur die Folge u. der Wiederschein der ersteren sein; doch kommt es auch häufig im Leben vor, daß beide sich widersprechen. Eine Handlung kann in sich selbst sehr ehrenhaft sein, ohne die allgemeine Anerkennung zu finden, u. umgekehrt. Die höchste Steigerung der äußeren E. heißt Ruhm. Das Bewußtsein der durch die E. gebotenen Pflichten wird Ehrgefühl, das Streben nach E. Ehrliebe genannt. Diese kann sich zu dem ungewöhnlich starken u. leidenschaftlichen Streben nach öffentlicher Anerkennung steigern, das wir Ehrgeiz nennen, od. in übertriebene u. krankhafte Ehrsucht ausarten. — In rechtlicher Beziehung hat jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ein Recht auf Achtung u. Anerkennung seiner persönlichen Würde. Eine Verletzung derselben durch Andere (Ehrenkränkung, Injurie, s. d.) ist strafbar. Dem Staate selbst steht es in gewissen Fällen zu, die E. seiner Bürger zu mindern od. aufzuheben (Ehrenstrafen). Im röm. Recht schloß fast jede Strafe zugleich eine Aberkennung od. Einschränkung der bürgerlichen Ehrenrechte in sich (dauernde od. vorübergehende Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern u. s. w.). Im deutschen Mittelalter standen die Ehrenrechte u. deren Verlust im engsten Zusammenhange mit der damaligen ständischen Gliederung der Gesellschaft; mit den Strafen auf gewisse Verbrechen, wie mit denen auf Raub u. Diebstahl, mit der Achtserklärung u. s. w. war der Verlust der Standesehre u. Standesrechte (Ehrlosigkeit) verbunden. Diese Anschauung von einer bes. Standesehre hat sich nur noch in gewissen Kreisen, nam. im Adel, im Militär u. unter den Studirenden erhalten. Noch heute z. B. ziehen in manchen Staaten gewisse Verbrechen den Verlust des Adels nach sich; auch wird in den genannten exklusiven Kreisen die Herstellung der durch Beleidigung verletzten (Standes-) E. nicht auf gerichtlichem Wege, sondern durch den Zweikampf (s. d.) bewirkt. Im Allgemeinen aber kennt die moderne Rechtsanschauung u. Gesetzgebung nur eine für alle Glieder des Staates gleiche bürgerliche E., deren Verlust u. Aberkennung nur mit gewissen schweren Strafen (wie mit der Zuchthausstrafe, nicht mit der Gefängniß- und Arbeitshausstrafe) verbunden ist. Bei Beamten ziehen grobe Disziplinarvergehen Amtsentsetzung mit entehrender Wirkung (Kassation) u. die Erklärung der Unfähigkeit zu fernerer amtlicher Thätigkeit nach sich.

Ehrenamt ist ein öffentliches Amt, das der damit Bekleidete nicht gegen Besoldung, sondern nur um der Ehre willen versieht. Solch ein E. ist das eines Abgeordneten, eines Stadtverordneten, eines unbesoldeten Stadtraths, eines Vorstehers, Armenpflegers u. s. w.

Ehrenberg, Christian Gottfried, ausgezeichneter Zoolog und Mikroskopiker, geb. 19. April 1795 zu Delitzsch in der preuß. Provinz Sachsen, erhielt seine Schulbildung 1810—15 zu Pforta, studirte 1815—18 in Leipzig u. Berlin, Anfangs Theologie, bald aber aus Neigung zu den Naturwissenschaften Medizin, u. erlangte 1818 den medizinischen Doktorgrad. Nachdem er sich durch seine „Beiträge zur

Pilzkunde" in der gelehrten Welt eingeführt hatte, sandte ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften mit der zu archäologischen Zwecken unternommenen Expedition des Generals Minutoli mit Dr. Hemprich nach Afrika, dessen nordöstl. Theil er von April 1820 an bereiste, bis Hemprich 1825 in Massaua dem Fieber erlag, so daß E. 1826 allein heimkehren mußte. Die auf dieser Reise gesammelten Erfahrungen legte er in den „Naturgeschichtlichen Reisen durch Nordafrika u. Westasien" in einem vierbändigen zoologischen Werke „Symbolae physicae" u. in zahlreichen Einzelarbeiten nieder. Bald nach seiner Rückkehr in Berlin zum außerordentlichen Professor u. 1827 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, begleitete er 1829 Alex. von Humboldt u. G. Rose auf einer wissenschaftlichen Reise durch Asien bis zum Altai, bereiste 1838 auch Frankreich u. England; 1839 wurde er Geh. Medizinalrath u. ordentlicher Professor der Berliner Universität. Nachdem er 1848 seine erste Gattin Julie geb. Rose durch den Tod verloren, verheirathete er sich zum zweiten Male 1852 mit Lina Friccius. —

Nr. 2540. Christian Gottfried Ehrenberg (geb. 19 April 1795).

Außer mannichfaltigen zoologischen Reiseergebnissen, von denen nächst Schriften über das Leuchten des Meeres, die Akalephen ꝛc. vor Allem Arbeiten über die Korallenthiere des Rothen Meeres von Wichtigkeit sind, durch welche nicht allein die Systematik dieser Thiere gefördert wurde, sondern nam. die Ansichten über die Bildung der Koralleninseln u. -riffe eine sichere Grundlage erhielten, ist es hauptsächlich das seit 1829 mit einer unermüdlichen Ausdauer in unendlicher Fülle von Thatsachen über Form u. Verbreitung der niedersten Thierwelt zusammengetragene Material zur Kenntniß dieser mikroskopischen Organismen, was E. einen hohen Namen in der Geschichte der Wissenschaft sichert. Wie einem Herschel sich ferne Nebelflecke in Sternenheere auflösten, so zeigten sich den scharfblickenden Augen E.'s Schlamm u. Staub aus den verschiedensten Gegenden aller Welttheile als von zahlreichen Scharen, durch außerordentlichen Formenreichthum verschiedener, mikroskopisch kleiner Organismen bewohnt. Kreide u. andere Gebirgsarten, die einen nicht geringen Theil der Erdoberfläche decken, Polirschiefer, Feuersteine, Bergmehl ꝛc., selbst die vulkanische Asche zum Theil ergaben sich aus mikroskopischen Schalen winziger fossiler Urthiere bestehend. Die Dammerde erwies sich großentheils aus noch lebenden Infusorien gebildet, das Wunder geheimnißvoller Blutflecke auf Hostien als Pilzbildung, u. der von Kontinent zu Kontinent gewehte Passatstaub als Gemenge von Infusorien, Pflanzenzellen u. dergl. Die epochemachenden Werke, in denen E. die Ergebnisse seiner Beobachtungen niederlegte, sind: „Zur Kenntniß der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes", mit 23 kolor. Tafeln (1835); „Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen", mit 64 kolor. Tafeln (1838); „Mikrogeologie, das Erden u. Felsen schaffende Wirken des unsichtbaren, kleinen selbständigen Lebens auf der Erde", mit 41 Tafeln (1854). — Ohne Zweifel hat ihm die Wissenschaft den größten Theil der Formenkenntniß auf diesem Gebiete zu danken, doch hat er, von vorgefaßter Meinung beeinflußt, vieles Gesehene falsch gedeutet u. den niederen Organismen vielfach Organe zugeschrieben, die sie allerdings nicht haben (s. „Infusorien"), so daß denn die neuere Forschung, auf seine Beobachtungen fußend, gründlich zu reformiren genöthigt war, ohne leider im Stande zu sein, den greisen Gelehrten zu überzeugen.

Ehrenberger Klause, ein an der Straße von Füssen nach dem Oberinnthale gelegener, vormals sehr stark befestigter, nach dem früher daselbst stehenden sehr festen Schlosse Ehrenberg benannter Punkt am Lech im nördl. Tirol, wurde im Schmalkaldischen Kriege 10. Juli 1546 von Seb. Schärtlin und 19. Mai 1552 von Moritz von Sachsen genommen, wobei Kaiser Karl V. in Innsbruck beinahe in die Hände des Letzteren gefallen wäre. Später bald in bayerischen, bald in kaiserlichen Händen, ward die E. K. im Revolutionskriege vollständig geschleift.

Ehrenbreitstein, Thal-Ehrenbreitstein, Städtchen mit 4500 E. am rechten Rheinufer, im preuß. Regirungsbezirk u. Kreise Koblenz, gegenüber dieser Stadt, mit welcher sie durch eine 160 m. lange Schiffbrücke, sowie weiter oberhalb durch eine Eisenbahngitterbrücke verbunden ist, ist der Sitz des ostrheinischen Justizsenats. Unmittelbar über der Stadt, der Moselmündung gegenüber, erhebt sich auf einem steilen Felsen, 120 m. über dem Rhein, 185 m. über dem Meere, die **Feste E.**, eine der stärksten Deutschlands, zugleich mit einer vielbewunderten Aussicht über das Rheinthal von Stolzenfels bis Andernach. Die Geschichte der Burg E. reicht bis in die Zeit des Frankenkönigs Dagobert hinauf. Die Erzbischöfe von Trier thaten viel für die Erhaltung u. Verstärkung der Befestigung. Unter Kurfürst Karl Kaspar von der Leyen (1656—1672) wurde die Burg durch Anlegung zweier Bastionen u. mehrerer Außenwerke zu einer Festung erweitert. Nur zweimal gelang es durch List u. Hungersnoth, die Festung zu überwältigen. Im J. 1631 rief der Kurfürst Philipp Christoph von Sötern die Franzosen herbei u. spielte ihnen die Festung in die Hände; fünf Jahre später setzte sich der kaiserl. General Johann v. Werth wieder in ihren Besitz. Während der franz. Revolutionszeit wurde der E. zu vier verschiedenen Malen von den Franzosen eingeschlossen. Darauf wurde die Festung während der Friedensverhandlungen zu Rastatt von den Franzosen völkerrechtswidriger Weise vom 11. März 1798 bis 21. Jan. 1799 nochmals belagert, aber von dem tapfern kurtrier'schen Oberst Faber erst übergeben, nachdem alle Vorräthe aufgezehrt waren. Nach dem Frieden von Luneville sprengten die Franzosen sämmtliche Festungswerke. Die Stadt mit den Trümmern kam 1803 als Entschädigung an den Fürsten von Nassau-Weilburg. Infolge des Wiener Kongresses 1814 ging E. an Preußen über. Die Herstellung der Festung in ihrer jetzigen Bedeutung, als eines wichtigen Gliedes in dem Befestigungssystem von Koblenz, ist das Verdienst des preuß. Generals v. Aster (s. d.), unter dessen Leitung der Bau 1816 begonnen u. 1826 vollendet wurde. Das eigentliche Kernwerk ist mit Kasematten versehen, die in 2 bis 3 Etagen über einander angelegt sind u. jeden Zugang zu der Hochfläche unter kreuzendes Feuer nehmen. Die Schroffheit der Felswände macht die Festung auf drei Seiten völlig unangreifbar, eine Annäherung ist höchstens von N. her möglich. Der Platz ist für eine Besatzung von 14,000 Mann eingerichtet u. enthält Magazine für eine Jahresverpflegung von 60,000 Mann. — Im Zusammenhange mit den Befestigungen des E. steht das Fort Asterstein auf der Pfaffendorfer Höhe, d. i. auf der südl. Seite der Schlucht, in welcher die Stadt Thal-Ehrenbreitstein liegt. In letzterer steht noch das Haus des kurtrier'schen Kanzlers Laroche u. seiner Gattin Sophie, der Jugendfreundin Wieland's, in welchem Goethe 1774 mit Lavater u. Basedow ein frohes Zusammensein hatte.

Ehrenbürger heißt derjenige, dem von einer Gemeinde das Bürgerrecht in derselben zum Zeichen bes. Anerkennung verliehen wird. Ein E. hat Anspruch auf alle am Bürgerrecht haftenden Befugnisse, ist aber frei von den damit verbundenen Pflichten u. Abgaben. — Ebenso sind **Ehrenmitglieder** solche Mitglieder einer Gesellschaft od. Körperschaft, denen letztere durch Ertheilung der Mitgliedschaft ihre bes. Anerkennung bezeigen wollen. Sie sind gleichfalls von den mit der Mitgliedschaft verknüpften Pflichten frei.

Ehrenerklärung u. Ehrenkränkung, s. „Injurie".

Ehrenfeuchter, Friedrich August Eduard, hervorragender Vertreter der sog. Vermittlungstheologie, geb. 15. Dez. 1814 zu Leopoldshafen bei Karlsruhe, studirte zu Heidelberg u. wurde 1845 auf Grund seiner „Theorie des christlichen Kultus" (Hamb. u. Gotha 1840) u. der „Entwicklungsgeschichte der Menschheit bes. in ethischer Beziehung" (Heidelb. 1845) zum außerordentlichen Professor der Theologie u. Universitätsprediger in Göttingen ernannt. Im J. 1849 rückte E. in die

ordentliche Professur für praktische Theologie u. verwandte Fächer ein, erhielt 1855 den Titel eines Konsistorialrathes u. war 1858—64 als Oberkonsistorialrath im Konsistorium thätig. In dieser Stellung hatte E. wegen seiner Begünstigung des neuen hannoverischen Katechismus in dem sog. Katechismusstreite vielfache Angriffe zu erfahren. Epoche machend wirkte seine „praktische Theologie", von der 1859 die erste Abtheilung erschien, welche die Berechtigung der praktischen Theologie als einer wissenschaftlichen Disziplin nachzuweisen suchte. Der theologische Standpunkt E.'s, wie ihn die seit 1856 von ihm in Verbindung mit Liebner, Dorner u. A. herausgegebenen „Jahrbücher für deutsche Theologie" vertreten, ist der des positiven Christenthums, jedoch in einer hauptsächlich nach den Anregungen Schleiermacher's für das gebildete christliche Bewußtsein vermittelten Form.

Nr. 2541. Ehrenbreitstein.

Ehrengerichte heißen diejenigen Gerichte, welche die Ehre einer Genossenschaft zu wahren haben, die in ihrer Gesammtheit eine gleiche Ehre für sich in Anspruch nimmt, wie der Einzelne (s. „Ehre"), u. die Mitglieder für ihre Handlungen zur Verantwortung zieht, wenn letztere der Standesehre widersprechen, ohne deshalb auch durch das Gesetz als strafbar bezeichnet zu sein. Die E. haben den Zweck, dergl. Ehrensachen zu untersuchen u. den Spruch zu fällen. Sie kommen zuerst beim deutschen Adel unter dem Namen „Ehrentafeln" vor, waren nur aus Adeligen zusammengesetzt u. wurden vom Landesherrn bestätigt. Seitdem der Adel aufhörte, ein geschlossenes Ganzes zu bilden, gingen diese E. allmählig ein. Ihnen nachgebildet wurden die E. bei den Studirenden, bes. bei den Burschenschaften, die an mehreren deutschen Universitäten bestehen. Aehnliche Einrichtungen finden sich bei den Offiziercorps u. bei den Verbänden der Rechtsanwälte gesetzlich anerkannt. Im deutschen Heere wird das E. über Hauptleute u. Leutnants aus dem gesammten Offiziercorps eines Regiments od. selbstständigen Bataillons unter Leitung des betreffenden Kommandeurs gebildet, das E. über Stabsoffiziere aus den Stabsoffizieren aller Waffen im Bezirke einer Division unter Leitung des Divisions-Kommandeurs. Zur Kompetenz dieser E. gehören außer den bezeichneten Handlungen auch die Streitigkeiten u. Beleidigungen der Offiziere unter sich. Die E. können auf Freisprechung, auf Warnung, auf Entlassung aus dem Dienste, auf Entfernung aus dem Offizierstande u. auf Festungsarrest von 6 Wochen bis zu 6 Monaten erkennen. Das Erkenntniß bedarf vor der Verkündung u. Vollstreckung der Bestätigung durch den Landesherrn, ist aber dann durch Rechtsmittel unangreifbar.

Ehrenlegion (Légion d'honneur), der einzige franz. Orden, 1802 von Napoleon I. zur Belohnung außerordentlicher Verdienste im Militär- und Civilfach gestiftet. Die Dekoration besteht in einem für die Ritter silbernen, für die höheren Klassen goldenen, weiß emaillirten Stern mit fünf Doppelstrahlen u. einer Krone darüber. Die Vorderseite, welche ursprünglich „Republique française" lautete u. Napoleon's Kopf mit der Unterschrift: Bonaparte, premier Consul 19. Mai 1802 trug, wurde später in „Napoléon Empereur et Roi" abgeändert u. zeigt jetzt das von einem Eichen- u. Lorbeerkranz umgebene Bildniß Napoleon's I. mit der Umschrift „Napoléon, Empereur des Français", die Rückseite den kaiserlichen Adler mit der Umschrift „Honneur et patrie". Der Orden besteht aus 5 Klassen; die Zahl der Ritter ist unbeschränkt, die der Offiziere 4000, der Kommandeure 1000, der Großoffiziere 200 u. der Großkreuze 80. Mit dem Orden ist eine Jahresrente verbunden, welche für die verschiedenen Klassen beziehungsweise 250 bis zu 3000 Francs beträgt. Die Ritter tragen die Dekoration im Knopfloch auf der linken Seite der Brust an einem rothen Bändchen, die Offiziere an derselben Stelle mit einer Schleife, die Kommandeure um den Hals mit einem breiteren rothen Bande, die Großoffiziere tragen außer dem Offizierkreuz noch einen fünfstrahligen silbernen Stern mit Brillanten auf der linken Brust, die Großkreuze außer diesem noch das Kommandeurkreuz an einem von der rechten Schulter zur linken Hüfte laufenden breiten Bande. Um in den Orden der E. aufgenommen werden zu können, muß man erst 20 Jahre dem Vaterlande gedient haben; auch kann Niemand in eine höhere Klasse einrücken, der nicht eine gewisse Zeit hindurch der niederen angehört hat. Ausländer, welchen der Orden verliehen wird, werden nicht in die Listen eingetragen u. leisten auch keinen Rittereid. Die Bourbonen trafen mancherlei Veränderungen sowol in der Eintheilung der Legion als in der Dekoration, indem sie das Bild Napoleon's durch das Heinrich's IV. u. den Adler durch die Lilien ersetzten. Unter Napoleon III. wurde die Einrichtung wieder so hergestellt, wie sie unter dem ersten Kaiserreich bestand.

Ehrenstrafen, s. „Ehre" u. „Ehrengerichte".

Ehrenstücke, s. „Heraldik" u. „Wappen".

Ehrgeiz, s. „Ehre".

Ehrhardt, Carl Ludwig Adolf, deutscher Historienmaler, geb. 1813 in Berlin, bildete sich in Düsseldorf unter Karl Sohn u. Wilh. v. Schadow aus u. zeigte schon in seinen ersten Bildern eine tiefe Innigkeit des Gemüths, eine edle Reinheit der Phantasie u. eine entschiedene Hinneigung zu Bendemann's Auffassungsweise. Dieser berief ihn 1838 nach Dresden zur Beihülfe bei den Wandgemälden im königl. Schlosse. Zu seinen besten Bildern gehören „Die Tochter Jephta's", „Jakob und Rahel", „Christus", „Maria und Martha" u. a.

Ehrlosigkeit, s. „Ehre".

Ei, 1) die in der weiblichen Keimdrüse, dem „Eierstock" (ovarium) des thierischen (bezüglich menschlichen) Organismus sich bildende Zelle, von welcher meist erst nach vorausgegangener Befruchtung (s. d.) die Entwicklung eines neuen Individuums derselben Art ihren Ausgang nimmt. Das E. besteht ursprünglich („Eierstocksei") aus folgenden Theilen: Den Dotter (s. „Entwicklung"), der beim Vogelei gelb („Eigelb"), bei anderen Thieren oft anders gefärbt, nur selten ganz farblos ist, mit dem als Zellkern anzusehenden Keimbläschen (Purkinje'sches Bläschen), in welchem sich der Keimfleck befindet, umhüllt die Dotterhaut. Bei vielen Würmern bilden sich die Keimbläschen in eigenen Keimstöcken, während der Dotter in bes. Dotterstöcken abgesondert wird. Oft erhält das E. auf seinem Wege nach außen, durch Absonderung bes. Drüsen (Eiweißdrüsen ꝛc.) im Eileiter, dem kanalartigen Leitungsrohre, eine Umhüllung von Eiweiß, die, nach außen zur Eihaut erhärtend, oft noch von einer besondern harten Eischale umschlossen ist u. verschiedenartige Farbe u. Bildung zeigt. So bei eierlegenden Thieren, deren Ei nicht im mütterlichen Körper (Eihalter, Fruchthalter ꝛc.) seine Entwicklung durchmacht, sondern außerhalb desselben u. deshalb des Schutzes bedarf. Bei vielen niedern Thieren (Krusteen, Weichthieren) werden die Eier behufs der Anheftung u. zum Schutze noch von besonderer Substanz umkleidet, die sie zu Eiertrauben, Schnüren, Bändern ꝛc. verbindet od. in förmliche Eierkapseln (Schnecken) einschließt; manche tragen ihre Eier am Leibe angeheftet mit sich herum; andere legen sie an Orte, wo sie Schutz finden u. die ausschlüpfende Brut auch die ihr zusagende Nahrung trifft. Nicht blos zahllosen Thieren dienen Eier, bes. die ins Wasser abgesetzten Eiermassen (Laich) von Amphibien u. Fischen, zur Nahrung; auch vom Menschen werden Eier von Fischen (Rogen, bes. Caviar), von Reptilien (bes. Schildkröten), Vögeln (bes. Hühnern), gegessen. Ferner wird aus Vogel- u. Schildkröteneiern Eieröl gepreßt, das in manchen Ländern als Speisezusatz dient; das Eiweiß der Hühnereier wird auch zu technischen Zwecken gebraucht, während Eiersammlungen von Vogeleiern das Gemüth der Oologen (d. i. Eierkundigen) erfreuen u., verständig verwerthet, allerdings die Kenntniß der Vogelwelt vermehren (s. „Vogeleier"). — 2) In der Botanik wurde der Ausdruck „Ei", „Eichen" auf die meist

in einen Fruchtknoten (Ovarium) eingeschlossene Samenanlage od. Samenknospe (s. d.) übertragen, an der man den Stiel (Nabelstrang) u. den von einfacher od. doppelter „Eihaut" umschlossenen u. nach Art vieler thierischer Eier durch eine besondere Oeffnung, die Mikropyle, der Befruchtung zugänglichen Eikern unterscheidet, u. die nach relativer Lage ihrer Theile als geradläufig (orthotrop), umläufig (anatrop) ꝛc. unterschieden wird. Ueber „Eiweiß" der Pflanzensamen s. „Same".

Ei des Columbus, ein Spruchwort, das an einen Vorfall aus dem Leben des genannten Weltentdeckers anknüpft. Dieser soll, als man ihm einst in einer Gesellschaft vorhielt, daß jeder Andere eben so gut als er Amerika hätte entdecken können, Eier aus einer vor ihm stehenden Schüssel genommen u. die Anwesenden aufgefordert haben, dieselben auf die Spitze zu stellen. Als dies Keinem gelingen wollte, löste Columbus die Aufgabe, indem er ein Ei mit der Spitze so kräftig auf den Tisch stieß, daß die Schale an der Spitze sich nach innen drückte u. das Ei fest auf der Spitze stand. Er wollte damit andeuten, daß manche Leistung, nachdem bereits ein Früherer den Weg zu ihrer Ausführung gezeigt, hinterher leicht u. selbstverständlich erscheine. Nach Anderen wird dies geflügelte Wort auf einen Vorfall aus dem Leben des berühmten Baumeisters Brunelleschi (s. d.) zurückgeführt, von dem es erst später auf Columbus übertragen worden sein soll.

Eibe, s. „Taxus".

Eibisch, s. „Althäa".

Eiche (Quercus), Pflanzengattung der Cupuliferen mit äußerst zahlreichen Arten, die, mehr od. minder Wälder bildend, ein wesentliches Kennzeichen der gemäßigten Zone aller Länder sind. Es mögen bis jetzt etwa 200 Arten bekannt sein; aber diese sind weit davon entfernt, stets den Charakter unserer deutschen E. an sich zu tragen, sofern wir die Früchte, die allerdings immer nach einer Form gebaut sind, ausschließen. Von strauchartigen

Nr. 2542. Einhäusige Blüte der Eiche.

Formen, wie sie in Nordamerika vorkommen, gehen sie zu den stattlichsten Bäumen des Laub- u. Mischwaldes über. Ebenso mannichfach verhalten sie sich nach den Blättern. Diese nehmen auf der einfachsten Stufe eine elliptische od. längliche Kreisform an mit ungetheilten Rändern, zähneln letztere auf einer höheren Stufe, gehen auf einer dritten Stufe in lappige u. auf einer vierten in buchtig ausgeschweifte Blätter über. Auch die Form der Eicheln wechselt vielfach. Hier bedeckt die Schlaue die ganze Eichel, dort nur halb od. gar nur zu einem kleinen Theile, während die Eichel selbst von der Gestalt einer Kugel bis zu der eines großen Kegels auszuwachsen vermag. Sogar nach der Gesellschaft, in welcher die E. wachsen, behaupten sie einen sehr verschiedenen Charakter. Denn während sie bei uns in Gemeinschaft mit Buchen, Hainbuchen, Linden u. s. w. vorkommen, seltener sich mit Nadelhölzern mischen u. noch seltener Wälder für sich bilden, wie man das z. B. im Teutoburger Walde noch häufig sieht, mischen sie sich in den Tropenländern mit Palmen, Podocarpus-Coniferen u. a. seltsamen Typen. Am stattlichsten u. schönsten dürften sie im Mittelmeergebiete, bes. auf den kleinasiatischen Hochgebirgen (z. B. im kilikischen Taurus), sowie in Kalifornien auftreten, an welchem letzteren Orte einzelne Arten mit großen Früchten ganzen Indianerstämmen die Grundlage ihrer Existenz geben. Man spricht daher mit Recht von einer Eichenregion, da eben die E. sowol im tropischen Amerika als auch im heißen Asien ebenso ein Charakterbaum ist wie für unsere Zone. Natürlich schwankt die Erhebung dieser Region, wie bei uns, so auch dort, um ca. tausend Meter. Wir selbst in Deutschland haben keine Ursache, auf die deutschen E. bes. stolz zu sein; denn was die Schönheit des Laubes an schönen Linien, schöner Fläche u. s. w. betrifft, so nehmen die kleinasiatischen u. Mittelmeereichen den ersten Rang ein. Bei uns kennen wir nur die Stein- od. Wintereiche (Q. sessiliflora) mit kurzgestielten Früchten, u. die Stiel- od. Sommereiche mit langgestielten Früchten (Q. pedunculata). Erst nach dem Adriatischen Gebiete hin eröffnen einige andere Arten ihr Reich (Q. pubescens, Cerris, Suber, Ilex u. Coccifera). Dagegen hegt man in Parkanlagen eine große Menge von Arten aus der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel. Alle zusammen gliedern sich in immergrüne Arten für warme, gemäßigte u. heiße Zone u. in solche mit abfallenden Blättern. Letztere zerfallen wiederum in eigene Gruppen nach der Form des Laubes, z. B. in deutsche E., türkische E., Weißeichen, Kastanieneichen, Scharlacheichen, Schwarzeichen, Lorbereichen u. s. w. Alle aber sind einhäutig u. tragen ihre weiblichen Blumen am Grunde des männlichen Kätzchens (s. Abbild.). Abgesehen von diesen botanischen Eigenthümlichkeiten, gehören die E. zu den werthvollsten Nutzbäumen, u. zwar durch ihren Gerbstoff u. den Kork der Rinde, durch die Insektenauswüchse oder Galläpfel (Knoppern), durch den Farbstoff des Holzes, den einige Arten besitzen, durch die Früchte, welche Thieren u. Menschen nützen, endlich durch das Holz selbst, das wir zu dem besten Nutz- u. Bauholze rechnen. Seine absolute Festigkeit fällt mit der des Hagedornholzes zusammen, steht aber unter dem der Erle, Esche, Fichte, Hainbuche, Kastanie, des Pflaumenbaums, der Platane, Rothbuche, Ulme, Weide u. Birke.

Eichelheher, s. „Heher". **Eichelmaus**, s. „Siebenschläfer".

Eichelzucker ist „Quercit", s. d.

Eichenblatt-Gallwespe, s. „Gallwespe".

Nr. 2543. Josef von Eichendorff (geb. 10. Dez. 1788, gest. 26. Nov 1857).

Eichendorff, Freiherr Josef von, deutscher Dichter, geb. 10. Dez. 1788 auf Lubowitz bei Ratibor, machte die Freiheitskriege als Freiwilliger im preuß. Heere mit, trat 1816 in den preuß. Staatsdienst u. wurde, allmählig aufrückend, 1841 Geh. Regierungsrath im Kultusministerium. Nachdem er 1843 pensionirt worden, zog er sich nach Neiße zurück, wo er 26. Nov. 1857 starb. In seinen Dichtungen schloß sich E. der romantischen Schule an, zu deren begabtesten Vertretern er gehört. Seine Lieder u. Balladen gehören zu den schönsten, welche unsere Literatur besitzt („Gedichte", wiederholt aufgelegt). Auch schuf er mehrere reizende Novellen, unter denen „Aus dem Leben eines Taugenichts" (1824) den meisten Anklang fand. Seinen Dramen fehlt es nicht an schönen lyrischen Einzelheiten, wol aber an dramatischer Kraft u. Geschlossenheit. Außerdem veröffentlichte E. mehrere literarhistorische Arbeiten, die von romantischen u. katholisirenden Tendenzen erfüllt sind; hierher gehört nam. seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (2 Thle., Paderb. 1856; 2. Aufl. 1861). Auch lieferte er eine gelungene Uebersetzung von Calderon's „Geistlichen Schauspielen" (2 Bde., Stuttg. 1846—53). Eine Sammlung seiner „Vermischten Schriften" erschien zu Paderborn (1866).

Eichengerbsäure, s. „Gerbsäure".

Eichenherzen, s. „Whiteboys".

Eichens, Friedr. Eduard, trefflicher Kupferstecher, geb. zu Berlin 27. Mai 1804, erlernte seine Kunst zuerst unter dem Kupferstecher Gottfried Buchhorn, dann in Paris unter Forster u. in Parma unter Toschi. Nach längerem Aufenthalte in Italien kehrte er 1832 nach Berlin zurück. Seine meist in Linienmanier ausgeführten Blätter, die eine freie u. sichere Führung des Stichels, eine effektvolle, malerische Wirkung u. ein gründliches Eingehen in den Geist des Originals verrathen, bilden Werke älterer u. neuerer Meister mit gleicher Virtuosität nach.

Eichen-Seidenspinner, s. „Seidenspinner".

Eichhorn, Johann Albert Friedrich, preuß. Kultusminister, geb. 2. März 1779 zu Wertheim, studirte die Rechte, trat 1800 in den preuß. Staatsdienst, machte den Feldzug von 1813 als Freiwilliger mit u. wurde von Stein in die von den Verbündeten eingesetzte Centralregierung über die eroberten Länder berufen. Nach der Beendigung des Krieges wurde er vortragender Rath im Ministerium des Auswärtigen, 1817 Mitglied des Staatsrathes, 1831 Wirkl. Geh. Legationsrath u. Direktor im Ministerium des Auswärtigen. Im J. 1840 übernahm er das Ministerium für die geistlichen, Unterrichts- u. Medizinalangelegenheiten, in dessen Leitung er eine streng orthodoxe, schroff u. hartnäckig gegen die freiere Bewegung der Zeit ankämpfende Richtung verfolgte. Die Revolution des J. 1848 nöthigte ihn wie seine Kollegen zum Rücktritt (19. März). Nachdem er dann noch an den Berathungen des Erfurter Staatenhauses (1850) theilgenommen, zog er sich vom öffentlichen Leben zurück u. starb 16. Jan. 1856 zu Berlin.

Eichhorn, Johann Gottfried, ausgezeichneter Theolog, geb. 16. Okt. 1752 zu Dörrenzimmern im Fürstenthum Hohenlohe-Oehringen, studirte von 1770—74 in Göttingen Theologie u. Philologie, wurde als ordentl. Prof. der oriental. Sprachen nach Jena berufen u. entfaltete bald eine staunenswerthe schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der arabischen, syrischen u. biblischen Literatur. Sein „Repertorium für biblische u. morgenländische Literatur" (18 Bde., 1777—86) wurde der Mittelpunkt für die gelehrten Arbeiten dieser Richtung. Epochemachend wirkte seine „Einleitung ins Alte Testament" (zuerst 1781—83 in 3 Bdn., 4. Aufl. 1823 in 5 Bdn.), eine ebenso gelehrte wie in der Form geschmackvolle Untersuchung über Entstehung u. Geschichte des Alten Testaments. Seit 1787 gab er die „Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur" heraus (10 Bde., bis 1803). Im J. 1788 als Prof. der Philosophie nach Göttingen berufen, widmete er sich hier auch der Bearbeitung der Welt- u. Literaturgeschichte. Er begann eine „Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten", die aber unvollendet blieb (6 Bde., Gött. 1805—12), schrieb eine „Uebersicht der Franz. Revolution" (2 Bde., Gött. 1797), eine „Weltgeschichte" in 5 Bdn. (1801—14) u. s. w. Dies Alles aber hinderte ihn nicht, auch den orientalischen u. biblischen Wissenschaften die gleiche Aufmerksamkeit, wie früher, zuzuwenden; so gab er 1795 eine Einleitung in die Apokryphen, 1804—14 eine solche in das Neue Testament heraus, 1816—19 sein Werk über „Die hebräischen Propheten" u. redigirte zugleich seit Heyne's Tode die „Göttinger Gelehrten Anzeigen". Er starb 27. Juni 1827 in Göttingen. Die konfessionelle Theologie der späteren Zeit hat E. häufig als einen Stimmführer des flachen Rationalismus geschmäht. Wahr ist, daß bei ihm das literargeschichtliche u. rein gelehrte Interesse an der Bibel das theologische völlig überwog; doch ist nicht zu vergessen, daß seine Untersuchungen die biblischen Wissenschaften vielfach zuerst wieder auf eine gesunde positive Grundlage zurückgeführt haben. — Sein Sohn Karl Friedrich E., ein hochverdienter Rechtsgelehrter, geb. zu Jena 20. Nov. 1781, studirte in Göttingen, wurde 1804 Mitglied des Spruchkollegiums daselbst u. 1805 ordentl. Prof. der Rechte an der Universität zu Frankfurt a. d. O., welche Stellung er 1811 mit einer gleichen an der Universität Berlin vertauschte. Im J. 1813 nahm er mit Auszeichnung am Freiheitskampfe theil, aus dem er, mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, nach Berlin zurückkehrte, wo er seine Lehrthätigkeit wieder aufnahm. Von 1819—28 wirkte er als Professor in Göttingen, von 1832 an wieder in Berlin. Von dieser Stellung trat er jedoch schon 1834 wieder zurück, während er im Staatsdienste, in welchen er 1832 eingetreten war, nach einander zum Mitgliede des Staatsraths, der Gesetzkommission, des Obercensurgerichts u. s. w. aufrückte. Diese letztere Stellung legte er 1844 nieder; drei Jahre später schied er völlig aus dem Staatsdienst aus. Er starb 4. Juli 1854 zu Köln. Er hat die Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte durch eine Reihe vortrefflicher Arbeiten begründet u. gefördert, unter denen nam. seine „Deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte" (4 Bde., Gött. 1808—23; 5. Aufl. 1843—45) als grundlegend hervorzuheben ist. Ferner schrieb er eine „Einleitung in das deutsche Privatrecht" (Gött. 1823; 5. Aufl. 1845) u. „Grundsätze des Kirchenrechts" (2 Bde., Gött. 1831—33). Auch die von ihm begründete „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" (1815—46) enthält werthvolle Beiträge aus seiner Feder.

Nr. 2544. Das gemeine Eichhörnchen (Sciurus vulgaris).

Eichhörnchen, Eichkätzchen (Sciurus), eine in mehr als 70 Arten mit Ausschluß Australiens über die ganze Erde, bes. in Nordamerika, verbreitete Gattung zierlicher Nagethiere, nach welcher eine ganze Familie, die der Sciurinen, benannt ist. Sie sind charakterisirt durch einen langhaarigen, buschigen Schwanz, dichtbehaarte Ohren u. Pfoten, Krallen u. große Augen. Unser gemeines E. (Sciurus vulgaris), das über Europa u. Sibirien verbreitet ist, hat einen Haarpinsel auf dem Ohr u. einen deutlich zweizeilig behaarten Schwanz, sieht gewöhnlich fuchsroth aus, ändert aber auch in schwarze od. in weiße Färbung ab u. färbt sich im Norden zur Winterzeit aschgrau (Feh). Es ist ein flinkes Thier, das ebenso gewandt läuft als springt u. klettert u. seine Nahrung sitzend mit den Vorderpfoten zum Munde führt. Da es sich von Waldsämereien u. Baumknospen nährt, schadet es bei stärkerer Vermehrung den Wäldern; auch frißt es Eier u. junge Vögel. Jung eingefangen, ist es zähmbar. Das fliegende E. od. Flughörnchen (Pteromys), dessen eine Art auch im europ. Rußland vorkommt (Pteromys volans), hat eine Flughaut zwischen den Extremitäten jeder Seite, die ihm als Fallschirm dient. Das in Höhlen lebende, den Getreidefeldern sehr schädliche Erdeichhörnchen (Suslik, Zieselmaus, Spermophilus citillus) Osteuropa's u. bes. der russ. Steppen unterscheidet sich von den andern durch seinen kurzen Schwanz, kurze Ohren u. den Besitz von Backentaschen.

Eichler, August Wilhelm, deutscher Botaniker, geb. zu Neukirchen (Kurhessen) 22. April 1839, studirte in Marburg, betheiligte sich seit 1861 an der Redaktion der von Martius herausgegebenen „Flora Brasiliensis", deren Fortsetzung er nach Martius' Tode selbstständig übernahm. Nebenbei war er seit 1865 Privatdozent der Botanik an der Münchener Universität, von wo er später einen Ruf nach Gratz erhielt. Seit Okt. 1872 wirkt er als Professor in Kiel. Seine

Hauptarbeiten beziehen sich auf brasilian. Pflanzengruppen; sein Bestreben ist, die Systematik durch Einführung der wissenschaftlichen Morphologie zu fördern.

Eichsfeld, auch Eisfeld, ein ehemals kurmainzisches, jetzt zu den preuß. Provinzen Sachsen u. Hannover gehöriges, durchschnittlich 408 bis 440 m. hohes, aus Muschelkalk u. buntem Sandstein gebildetes, etwa 28 □M. umfassendes Hochland zwischen dem Thüringerwalde u. dem Harze der Werra u. der Wipper. Es bildet die Wasserscheide des Elbe u. Wesergebietes. In seinem südlicheren Theile öde u. rauh, wenig fruchtbar aus diesem Grunde sehr schwach bevölkert, zeigt es nur gegen N. in den tiefer einschneidenden Thälern einen blühenden Ackerbau. Die größtentheils arme Bevölkerung des südlicheren Theiles wandert in Scharen aus um anderwärts sich zur Fabrik od. Feldarbeit zu verdingen.

Eichstädt, bayerische Stadt, im Kreise Mittelfranken am linken Ufer der Altmühl gelegen, mit 8051 E. (1871), ist Sitz eines Bisthums u. des Appellationsgerichts von Mittelfranken, sowie Hauptort des Verwaltungsdistrikts E. Die Geschichte der Stadt reicht bis in das 8. Jahrh. zurück, u. noch jetzt weisen die zahlreichen Thürme auf die Bedeutung hin, welche E. im Mittelalter als reichsunmittelbare Stadt gehabt hat. Kunstgeschichtlich interessant ist der Dom mit prächtigen Glasgemälden u. dem Grabe des heil. Wilibald, des von Bonifacius eingesetzten ersten Bischofs von E., u. die Walpurgiskirche mit den Gebeinen der heil. Walpurgis, zu denen schon im 9. Jahrh. zahlreiche Wallfahrten stattfanden; das Rathhaus ist 1444, das Schloß 1681 gebaut. An höheren Bildungsanstalten besitzt E. ein katholisches Schullehrerseminar, ein Gymnasium u. ein Priesterseminar; die Industrie ist nicht bedeutend u. beschränkt sich auf Steingutfabrikation, Bierbrauerei, Weberei u. Eisengießerei. — Das Bisthum E., welches von Bonifacius 745 gegründet ward, erbte 1305 die Besitzungen der reichsunmittelbaren Grafen von Hirschberg u. erwarb in den folgenden Jahrhunderten so ausgedehnte Besitzungen hinzu, daß es 1785 etwa 20 □M. umfaßte; 1802 wurde das Bisthum säkularisirt u. fiel als Fürstenthum zum größten Theil an Kursalzburg, zum kleineren an Bayern. Der Presburger Friede gab auch den salzburgischen Antheil an Bayern, u. von diesem ward 1817 ein großer Theil des ehemaligen Hochstiftes dem Prinzen Eugen Beauharnais als freie Standesherrschaft zugewiesen, von welcher derselbe den Namen eines Herzogs von Leuchtenberg u. Fürsten von E. annahm. Das Fürstenthum ward aber 1854 aufgelöst u. der Grundbesitz von dem Prinzen Karl von Bayern gekauft.

Eichstädt, Heinrich Karl Abraham, bedeutender Latinist, geb. 8. Aug. 1772 zu Oschatz in Sachsen, gebildet auf der Fürstenschule zu Schulpforta u. auf der Universität Leipzig, habilitirte sich dort 1793 u. wurde 1795 außerordentl. Prof. der Philosophie, 1803 ordentl. Prof. der Beredsamkeit u. Dichtkunst zu Jena u. starb dort 4. März 1848. E. hat seinen philologischen Ruf theils durch Ausgaben klassischer Autoren (des Lucretius, Diodoros Siculus u. A.) u. durch kritische Abhandlungen, theils durch seine in trefflicher Latinität geschriebenen Gelegenheitsschriften begründet.

Eichwald, Eduard v., deutsch-russ. Naturforscher, geb. 4. Juli 1795 zu Mitau, studirte 1814—17 in Berlin Naturwissenschaften u. Medizin, machte dann größere Reisen, nach denen er sich 1821 als Privatdozent in Dorpat habilitirte. Als Prof. der Zoologie u. Entbindungskunde in Kasan, wozu er 1823 ernannt worden war, unternahm E. 1825 in naturhistorischem Interesse eine anderthalbjährige Reise nach den Küstenländern des Kaspischen Meeres u. in den Kaukasus bis nach Persien. Von 1827 Prof. an der Zoologie u. vergl. Anat. in Wilna, von 1838 Prof. der Zoologie u. Mineralogie in Petersburg, trat er 1851 mit dem Range eines Wirkl. Staatsraths in den Ruhestand. E. hat sich um die geognostische, botanische u. zoologische Erforschung Rußlands hochverdient gemacht u. in zahlreichen Werken die auf seinen weit ausgedehnten Reisen gesammelten Erfahrungen niedergelegt. Zu erwähnen sind seine „Reise auf dem Kaspischen Meere u. in den Kaukasus“ (2 Bde. Stuttg. 1834—37); „Alte Geographie des Kaspischen Meeres, des Kaukasus u. des südl. Rußland“ (Berl. 1838); „Ueber das silurische Schichtensystem von Esthland“ (Petersb. 1840); „Naturhistorische Bemerkungen auf einer Reise durch die Eifel, Tirol u. s. w.“ (Mosk. u. Stuttg. 1851); „Fauna Caspico-Caucasia“ (Petersb. 1841, mit 40 Abb.); „Die Urwelt Rußlands“ (4 Hfte. Petersb. 1840—47); in russ. Sprache schrieb er eine „Oryktognosie“ (Petersb. 1845) u. „Geognosie“ (ebd. 1846).

Eid ist die Anrufung Gottes zur Bekräftigung eines Versprechens (jusjurandum od. juramentum promissorium) od. einer Aussage (j. assertorium). Der E. ist eine heilige Handlung; der Richter hat, sofern er dabei betheiligt ist, darauf hinzuwirken, daß der Eidespflichtige sich dessen bewußt werde; trunkene, wahnsinnige u. bes. aufgeregte Personen dürfen nicht schwören. Zum E. soll es nur kommen im Mangel jedes anderen Beweismittels; leider wird vielfach auch in Gesetzgebungen mit demselben Mißbrauch getrieben. Er kann in Civilsachen od. Kriminalprozessen, überdies aber auch vor Verwaltungsbehörden vorkommen. In ersteren ist er theils Beweismittel, theils wird er gebraucht (wie in Straf u. Verwaltungssachen), um die Glaubwürdigkeit einer Person zu erhöhen od. zu begründen. Als Beweismittel kann der E. nur über Thatsachen, nicht über Entschließungen, Gedanken u. Beweggründe geschworen werden. Schwören sollte man nur über Thatsachen, bei denen man selbst betheiligt gewesen ist (sog. Wahrheitseid, j. de veritate); das dermalige Recht gestattet auch neben der eidlichen Versicherung, daß man nichts wisse (j. ignorantiae), die eidliche Bekräftigung, daß man eine Thatsache entweder glaube od. nicht glaube, bez. für wahr halte (sog. Glaubenseid, j. de credulitate). Eine besondere Art des E.s ist der Diffessionseid, durch welchen die vom Gegner behauptete Echtheit einer Urkunde abzulehnen ist, u. der Schätzungseid, durch den man die Richtigkeit einer im Prozesse abgegebenen od. erklärten Taxe versichert. Der E. hat stets in einer bestimmten Form zu geschehen, die nach den einzelnen Glaubensbekenntnissen u. Landesgesetzgebungen verschieden ist, in Deutschland bei Männern (mit Ausnahme der Geistlichen) meist durch die nach innen gekehrten 3 ersten Finger der rechten Hand, bei Frauen durch Legen der rechten Hand auf die linke Brust erfolgt. Die wahrheitswidrige Leistung eines E.s begründet, wenn sie absichtlich geschah, das Verbrechen des Meineides (s. d.); wenn sie aus Fahrlässigkeit erfolgte, das Verbrechen des leichtsinnigen Falscheides. — In religiöser u. geschichtlicher Beziehung ist über den E. Folgendes zu bemerken. Schon in den ältesten Zeiten wurde bei Streitigkeiten, bei denen die Entscheidung nicht durch die gewöhnlichen Beweismittel herbeizuführen war, der E. als letztes Auskunftsmittel zu Hülfe genommen. Es lag nahe, eine höhere Macht zu Zeugen anzurufen, von der beide Theile überzeugt waren, daß sie als unparteiischer Richter die unwahre Aussage strafen werde. Daraus ergiebt sich, daß von Alters her jeder E. ein religiöser, mit Anrufung eines höheren Wesens verbundener sein mußte. Abgesehen von den Griechen u. Römern, denen Zeus (Jupiter) als Rächer des Meineids galt, finden wir eine sorgfältigere Ausbildung des Eideswesens bes. bei den Israeliten. Schon 1. Mos. 14, 22 findet sich das Erheben der Hand zum Zeichen des E.s; an dieser Stelle schwört Abraham bei Jehova, dem höchsten Gott des Himmels u. der Erde, u. diese Anrufung des Bundesgottes (Jehova) war nachmals die gewöhnliche im Volke Israel, bes. in der Formel „so wahr Jehova lebt“. Das mosaische Gesetz schreibt eigentlich nur den sog. Reinigungseid vor, durch den sich der Schwörende vom Verdacht der Veruntreuung anvertrauten Gutes od. des Ehebruches od. des Mitwissens um fremde Verschuldung reinigt. Dieser E. bestand im Allgemeinen in einer Verwünschung für den Fall des Meineids. Andere Stellen des mosaischen Gesetzes enthalten Verbote des Meineides überhaupt, ohne daß jedoch bürgerliche Strafen für denselben festgesetzt werden, indem man die Ahndung dieses Verbrechens von Gott selbst erwartete. Mit der Scheu vor dem Aussprechen des Namens Gottes hängt es zusammen, daß man in späterer Zeit an die Stelle der Anrufung Gottes andere Betheuerungsformeln setzte. Solche uneigentliche Eide werden in der Bergpredigt gerügt. In letzterer wird der E., um des Mißbrauchs willen, der damit getrieben werden kann, für die Glieder des neuen Gottesreiches schlechthin verboten („Eure Rede sei ja, ja — nein, nein; was darüber ist, ist vom Uebel!“). Dieselbe Strenge in Bezug auf den E. war übrigens auch bei der damaligen jüdischen Sekte der Essener in Gebrauch. So hartnäckig sich aber auch einzelne christliche Sekten bis auf den heutigen Tag auf Grund jenes Verbotes dem E. widersetzt haben (z. B. die Quäker), so konnte doch der Staat bei der Schwäche der menschlichen Natur dieses letzten Auskunftsmittels zu keiner Zeit entbehren, u. die christliche Kirche mußte sich damit begnügen, wenigstens den Mißbrauch des E. nach Möglichkeit einzuschränken. Dies geschieht in der Regel durch die sog. geistliche Eidesverwarnung, d. h. die Abmahnung vom E. durch einen Geistlichen in den Fällen, wo man einen Meineid befürchten zu müssen glaubt. Dagegen ist der sog. Gelöbnißeid bei der Uebernahme amtlicher Verpflichtungen allenthalben auch in der Kirche selbst eingebürgert, u. noch immer ist der Streit über die Berechtigung desselben auch vom rein religiösen Standpunkt aus noch nicht geschlichtet.

Eidam, s. v. w. Schwiegersohn.

Eidechse, s. „Echse“.

Eider (ursprünglich Aegyr Dör, „des Meergottes Thor“), Fluß in Holstein, der südl. vom Barkauer See entspringt, den Abfluß des Bordersholmer Sees aufnimmt u., nachdem er den Schulen-, Westen- u. Flemhudersee durchflossen, aus dem letzteren als schiffbarer Fluß heraustritt.

Bis Rendsburg bildet er von da die natürliche, wenn auch nicht die politische Grenze zwischen Holstein u. Schleswig, u. ergießt sich, immer breiter werdend, unterhalb Tönningen in einer Breite von 1½ M. in die Nordsee. Der Unterlauf der E. ist zu beiden Seiten mit Deichen zum Schutz gegen Ueberschwemmungen durch das Meer eingefaßt. Sehr wichtig ist die E. durch ihre Verbindung mit der Ostsee mittels des Eiderkanals, der aus der E. austritt, wo sie sich in ihrem Laufe westwärts wendet, bei einer Tiefe von 3½ m u. einer oberen Breite von 30,13 m. sich 6 M. weit bis Holtenau erstreckt, bei letzterem Orte in die Ostsee mündet u. dadurch die Verbindung derselben mit der Nordsee bewirkt. Seit Karl's d. Gr. Zeit führte die E. den Namen „Terminus Romani imperii“, u. Kaiser Konrad II. erkannte sie 1027 mit Aufgebung der Mark Schleswig vertragsmäßig als Reichsgrenze an; die neuere Zeit hat diese Grenze jedoch nördlicher gelegt.

Eiderdänen nannte sich die in den 40er Jahren in Dänemark aufgekommene politische Partei, welche die Einverleibung Schleswigs in den dän. Staat (mit Ausschluß Holsteins) verlangte, also die E. als Grenze für den dän. Staat angenommen wissen wollte.

Eiderdaunen od. Eiderdunen sind der weiche Flaum der Eiderente, mit welchem dieselbe ihre Nester ausfüttert, u. die von den Bewohnern der arktischen Küsten des Atlantischen Ozeans, wo die Vögel brüten, gesammelt werden. E. kommen von Norwegen, Lappland, Island, Grönland, den Faröern 2c. Für Island u. Grönland haben die Dänen besondere Gesetze zum Schutze der Vögel, die nie geschossen werden dürfen, erlassen. Das Aufsuchen der Nester ist der schroffen Küsten u. Klippen wegen, auf denen die Vögel gern nisten, sehr mühsam u. gefährlich. Die Nester werden auf den kleinen rings um Island liegenden unbewohnten Inseln zweimal im Laufe des Frühjahres ihres Inhaltes an Eiern u. Daunen entleert, erst die in die Mitte des Sommers fallende dritte Nistung des immer wiederkehrenden Vogels bleibt ungestört. In dieser giebt dann auch das Männchen seinen Beitrag an Flaum, welcher aber nicht graubräunlich wie der des Weibchens, sondern weiß ist u. weniger geschätzt wird. An den norwegischen Küsten, auch auf Sylt, wo die Vögel sich in einen Zustand halber Zähmung gefunden haben u. alljährlich zu den gewohnten Brütplätzen (Eiderholmen) kommen, verfährt man rationeller. Man schützt die Vögel durch Zäune, Verschläge u. s. w., u. die Gewinnung der Federn wird dadurch leichter u. sicherer an Ertrag.

Eiderente (Eidergans, Eidervogel, Somateria mollissima), ein in die Familie der Anatiden od. Enten (s. d.), u. zwar zu denen, die durch einen breiten, schlaff herabhängenden Hautsaum der Hinterzehe markirt sind, gehöriger Schwimmvogel mit graugrünem Schnabel u. dgl. Beinen. Das Männchen sieht oberseits weiß aus, an den Halsseiten grün, Stirn wie Schwingen, Bauch u. Schwanz sind schwarz, während das kleinere Weibchen bräunlich gefärbt ist. Die E. bewohnt die hochnordischen Küsten des Atlantischen Ozeans alter u. neuer Welt u. kommt in kalten Wintern auch an die Ostsee u. Elbemündung, ja selbst weiter südlich bis zum Bodensee; sie erweist sich durch Fleisch u. Eier, nam. aber durch die kostbaren Eiderdunen (s. d.), sehr nützlich. Durch die wenig schonende Behandlung in Lappland, Island, Spitzbergen u. Grönland hat sich bes. auf Spitzbergen eine merkbare Verminderung der Eiderenten gezeigt.

Nr. 2545. Eiderente (Somateria mollissima).

Eideshelfer. Im alten Deutschen Rechte genügte nicht der Eid des Eidespflichtigen; der Schwörende mußte Personen (meist Verwandte) zur Seite haben, die von der Wahrheit seiner eidlichen Versicherung dergestalt überzeugt zu sein erklärten, daß sie ihm nöthigenfalls mit dem Schwerte bei der Geltendmachung seines Rechtes Beistand geleistet haben würden. Da diese Personen bei dem Akte der Eidesleistung zugegen sein u. die Schwur- bez. Schwertfinger auf den Arm des Schwörenden legen mußten, hießen sie E.

Eidgenossenschaft, s. „Schweiz“.

Eierland, früher eine eigene, seit 1639 durch einen Damm mit dem nördl. Theile der niederländ. Insel Texel verbundene kleinere Insel. Sie ist unbewohnt u. der Aufenthalt zahlloser Seevögel, die ihre Eier am Strande legen, mit welchen ein bedeutender Handel getrieben wird.

Eieröl wird das im Dotter der Eier zu 29 bis 31 Prozent enthaltene Fett genannt; man bereitet es, indem man die Dotter der hart gesottenen Eier, gewöhnlich Hühnereier, zerdrückt u. im Dampf- od. Wasserbade so lange erwärmt, bis alle darin enthaltene Feuchtigkeit verdunstet ist u. die gelbe Masse beim Drücken zwischen den Fingern Oel von sich giebt; dann bringt man die Masse in Leinwandsäckchen u. preßt sie zwischen erwärmten Eisenplatten sehr stark aus; das so gewonnene Oel wird filtrirt u. sogleich in gut verschließbaren Glasflaschen aufbewahrt. Es ist ein röthlichgelbes, bei gewöhnlicher Temperatur dickflüssiges, in der Kälte leicht erstarrendes Oel von mildem Geschmack u. eigenthümlichem Geruch; in die Haut eingerieben, verleiht es derselben eine ganz besondere Weichheit u. Geschmeidigkeit. Daher werden auch alle zur Herstellung feiner Glacéhandschuhe bestimmten Lämmer- u. Ziegenfelle mit Eidotter behandelt. Das E. ist ein Gemenge verschiedener fettartiger Substanzen, unter denen nam. Cholesterin (s. d.), sowie zwei phosphorhaltige Körper, Lecithin u. Cerebrin, zu erwähnen sind; der Farbstoff der Eidotter ist eisenhaltig.

Eierpflanze (Solanum ovigerum *L.*), eine sehr bekannte Pflanze aus der Familie der Kartoffelgewächse, in Arabien einheimisch, Mutterpflanze der Eieräpfel, die man auch als Auberginen, nam. in Aegypten, kennt, wo die saftigen Beeren roh, gekocht od. gebraten genossen werden, während man sie in Ostindien mit Zucker u. Gewürzen einmacht.

Eiersammlung, s. „Ei“.

Eierschnecke (Ovula oviformis), eine den Porzellanschnecken (Cypräen) verwandte Schnecke von den Molukken, deren eiförmiges, an der Außenlippe der schmalen Mündung gezähntes, an beiden Enden in einen Kanal ausgezogenes, milchweißes, im Schlunde pomeranzengelbes Gehäuse die Alphoresen in Keram als Schmuck u. Siegeszeichen tragen.

Eierschwamm, s. „Agaricus“ u. „Pilze“.

Eierstab, ein dem Kapitäl der röm. Säule entlehntes Ornament, das aus hervortretenden Eiern besteht, die in einer Schale zu liegen scheinen

Nr. 2546. Eierstab in der Antike.

u. zwischen sich ein anker- od. pfeilähnliches Ornament, eine sog. Schlangenzunge haben. Im Stil der Renaissance wurde der E. vielfach variirt.

Nr. 2547. Eierstab in der Renaissance.

Eierstock, s. „Ei“.

Eifel, das zwischen Rhein, Mosel u. Our, einem Zuflusse der Sure, gelegene Hochland, bildet die östl. Fortsetzung des Ardennenplateau u. hat eine Mittelhöhe von 500 m. Zum größten Theil vulkanischen Ursprungs, ist die E. reich an Mineralquellen, an erloschenen Vulkanen u. Maaren (s. u.). Der devonische Grauwackenschiefer u. Grauwackensandstein, mit untergeordneten Einlagerungen von Kalkstein u. Dolomit, ist häufig von Basalten, Trachyten u. Laven durchbrochen, welche 100—160 m. über das Plateau emporragende Kegel bilden. Der wildeste Theil heißt die Schneifel, ein zwischen den Flüssen Our u. Prüm gelegenes, unwirthliches, mit Torfsümpfen u. Heiden bedecktes Hochland, dessen höchster Punkt, Kirschesroth, 697 m. über dem Meere liegt. Die größte Erhebung der E., südlich von der Ahr, führt den Namen der Hohen E.; sie steigt in der Hohen Acht bei Adenau zu einer Höhe von 760 m. an. Den östl. Theil bildet die vordere E. — In der vorderen u. mittleren E. zählt man gegen 80 erloschene Vulkane, unter denen der Mosenberg bei Manderscheid als ein wahrer Mustervulkan gelten kann. Zwischen den Vulkanen der E. liegen in großer Zahl die sog. „Maare“ verstreut, deren größter, zugleich der östlichste der ganzen E., der „Laacher See“ ist. Diese Maare sind Kesselthäler mit od. ohne Abfluß von mehreren Hundert m. im Durchmesser, oft kreisrund, trichterförmig, aber mit ebenem Boden. Ihre Wände bestehen aus den Schichten der devonischen Grauwacke; nur bei einigen derselben findet man in der Nähe auch vulkanische Auswurfsprodukte. Entstanden sind dieselben durch Einstürze unterirdischer Höhlen, welche häufig durch vulkanische Thätigkeit herbeigeführt worden zu sein scheinen. — Gegen den nach Bonn sich vorschiebenden Busen der norddeutschen Tiefebene ist die E. noch durch ein der Braunkohlenformation angehöriges Vorgebirge gesäumt. — Die E. ist ein armer Landstrich; in vielen Gegenden gedeihen nur Hafer u. Kartoffeln. Besseres Klima u. ergiebigeren Boden haben die Thäler der Flüsse, die muldenförmigen Einsenkungen u. die Abhänge der E. nach dem Rhein zu.

Die Industrie der Bewohner der E. ist sehr unbedeutend; als charakteristisches Produkt sind nur die Mühlsteine von Ober- u. Niedermendig zu nennen.

Eigengewicht, s. „spezifisches Gewicht".

Eigengüter od. Freigüter, s. „Allodium".

Eigenname (nomen proprium) bezeichnet ein Einzelwesen (Individuum) im Gegensatze zu anderen derselben Gattung u. kann eben so gut Menschen wie Thieren (bes. Hausthieren), Ländern (z. B. Sachsen, Bayern, Europa), Flüssen (z. B. Elbe, Rhein) u. anderen Gegenständen der unbelebten Welt beigelegt werden. Am zahlreichsten sind die E. der Menschen. Während man bei den Griechen ursprünglich nur einen E. unter Beifügung des väterlichen führte, hatte man bei den Römern seit den ältesten Zeiten der Republik in der Regel deren drei, z. B. Marcus Tullius Cicero, nämlich einen Vornamen (z. B. Marcus), einen Geschlechtsnamen (z. B. Tullius) u. einen Zunamen (z. B. Cicero). Bei den alten Deutschen war in den ältesten Zeiten nur ein E. üblich; ein doppelter E. kam zuerst bei dem Adel im 12. u. 13. Jahrh. vor, der zu seinem E. noch die Bezeichnung des Besitzes, der Burg hinzufügte (z. B. Friedrich von Stauffen); im Bürgerstande gelangten die Familiennamen erst im 14. Jahrh. zu allgemeiner Anwendung, doch auch hier häufig noch wie beim Adel nur als eine nähere Bestimmung des Geburtsortes (z. B. Arnold von Schönau); die Präposition von bezeichnete also ursprünglich nichts Anderes als die Herkunft u. war keineswegs nur den Namen von Edelleuten eigen. Mehrfache Vornamen zu führen wurde erst im 17. Jahrh. üblich. Unsere deutschen Vornamen sind theils unserer Sprache u. unserem Volke seit den ältesten Zeiten eigenthümlich (z. B. Friedrich, Ernst) u. bedeuten dann gewöhnlich eine gute Eigenschaft, theils sind sie hebräischen, latein. od. griech. Ursprungs (z. B. Josef, Alma, Maria) u. rühren dann meist von bibl. u. Heiligennamen her, theils stammen sie aus anderen Sprachen, z. B. Louis (franz.), Gustav (schwed.), Malwine (gaelisch). Zu diesen einfachen Eigennamen trat später noch eine nähere Bestimmung, welche das eine Individuum von anderen mit demselben Taufnamen unterschied; es wurden die Namen von Ländern u. Orten hinzugefügt, um die Herkunft, das Besitzthum zu bezeichnen; es gab in einem Dorfe z. B. zwei Männer mit Namen Matthias, von denen der eine aus Schwaben, der andere aus Sachsen stammte; man unterschied sie nun dadurch, daß man dem Taufnamen Matthias beifügte „der Schwabe" od. „der Sachse", u. so entstanden schließlich nach Wegfall des Artikels die Namen Matthias Schwabe u. Matthias Sachse. Beziehungen auf unbestimmte Oertlichkeiten haben die E.: Teichmann, Dieck (niederl. Teich), Diesterweg, Buschmann, Bach, Stein u. a. m. Eben so klar ist die Entstehung jener E., welche ein Gewerbe od. einen Stand bezeichnen; ursprünglich wurde dadurch die Thätigkeit, das Geschäft, die gesellschaftliche Stellung des Trägers dieses Namens angedeutet; aus dieser Berufsbezeichnung wurde aber ein E., als sich derselbe auf den Sohn vererbte, der das Geschäft seines Vaters nicht mehr betrieb. In diese sehr ausgedehnte Klasse gehören: Müller, Schulze, Becker, Schmidt, Schneider, Bottger, Drechsler, Schuster ꝛc. Die Häufigkeit dieser E.n machte nun ihre Unterscheidung durch Zusammensetzungen wünschenswerth; so unterschied man Holzmüller, Mühlmann, Mahlmann u. Hammerschmidt, Pfannschmidt, Scharschmidt u. s. w. Nach besonderen körperlichen Eigenschaften bildeten sich E. wie: Schwarz (Schwarze), Schwarzkopf, Roth (Rothe), Rothmann, Weiß (daneben Weiße), Braun (Braune); daß die Haare hierbei eine große Rolle spielten, beweisen Bildungen wie Krause, Kraushaar, Zöpfl. Leicht zu erklären sind Bildungen wie Klein, Kurzmann, Große, Großmann, Lang, Lange. Moralische Eigenschaften haben zur Entstehung folgender E.n Veranlassung gegeben: List, Wunderlich, Jachmann (jach = jäh, zornig), Helferich (zum Helfen bereit), Frommann, Weise, Wohlgemuth, Stillfried. Der Mensch hat aber auch der Natur eine Menge symbolischer Benennungen seiner selbst abgeborgt u. sich gleichsam selbst abgespiegelt in den Thieren u. Pflanzen, deren Namen er adoptirt hat. Da finden wir dem Thierreich entlehnt Namen wie: Hase, Löwe, Wolf, Bär, Fuchs, Vogel, Adler, Rabe, Elster, Eule (Uhle), Hahn (Hänel) u. a.; das Pflanzenreich hat geliefert: Baum, Espe, Linde, Esche (Esch), Blume (Blum), Knoblauch, Korn, Rose, Kohl, Rettig, Senf u. s. w.; geringer ist die Zahl der von Mineralien entlehnten E., z. B. Kiesel, Stahl; letztere finden sich meist in Zusammensetzungen. Auf die Zeit u. andere Umstände der Geburt weisen u. a. folgende E.n hin: Sommer, Winter, Herbst, Sonntag, Freitag, Mai, März (Merz); die Abstammung bezeichnen Bildungen wie: Mathisson, Dawison (eine nam. bei den deutschen Juden häufige Art der Namenbildung). Die E.n haben im Laufe der Zeit nach den Gesetzen der Sprache Umwandlungen erfahren, wie alle anderen Wörter; es sind Zusammenziehungen u. Abschleifungen erfolgt, welche oft die ursprüngliche Form nur schwer wiedererkennen lassen. Die gelehrte Sucht des 16. u. 17. Jahrh., die E.n zu latinisiren, hat auf der einen Seite einer großen Anzahl von deutschen Namen lateinische Endungen angehängt, auf der andern vollständig lat. Namen als Uebersetzungen deutscher eingebürgert; zu jenen gehören u. a. Formen wie: Curtius = Kurz, Mathesius = Mathes; zu diesen Melanchthon = Schwarzerd, Agricola = Bauer. — Diese Umwandlung der E.n erfolgt in der neuesten Zeit viel schwerer u. langsamer, nicht blos wegen der Buchdruckerkunst, durch welche die Namen einen viel festeren Charakter gewonnen haben, sondern auch durch die größere rechtliche Bedeutung der E., welche einer Veränderung große Schwierigkeiten bereitet.

Eigenthum bedeutet die rechtliche Herrschaft einer Person über eine Sache; richtiger würde es sein, von einem Eigenthumsrechte zu sprechen. Das E. ist das vollkommenste u. stärkste aller Rechte; für die Unbeschränktheit desselben streitet eine Vermuthung. Wer daher ein das E. od. den Eigenthümer beschränkendes Recht für sich in Anspruch nimmt, muß die Existenz dieses beschränkenden Rechtes begründen u. beweisen. Die Vollkommenheit dieses Rechtes zeigt sich in einer doppelten Beziehung: 1. Der Eigenthümer darf über die Sache verfügen, wie er will; dies ist die sog. positive Seite des E.s. 2. Ein Anderer darf gegen den Willen des Eigenthümers über die Sache nicht verfügen, die sog. negative Seite des E. Man darf nicht sagen, daß das E. aus einer Summe einzelner Rechte u. Befugnisse bestehe; alle Rechte vielmehr, die sich denken lassen, stehen im Zweifel dem Eigenthümer zu. Durch das Fehlen eines Rechtes wird der Begriff des E.s nicht aufgehoben; nur ist dann das E. ein beschränktes (dominium limitatum). Fällt aber die Beschränkung weg, so erwacht sofort wieder das volle, unbeschränkte E. Will man das E. einer mathematischen Figur vergleichen, so entspricht dasselbe dem Kreis. Gegenstand des E.s ist eine körperliche Sache; an unkörperlichen Sachen, insbes. an einer Gesammtheit von Rechten, giebt es ein E. nicht. Daher ist es auch unrichtig, von einem geistigen E. (s. „Urheberrecht" u. „Nachdruck") zu sprechen; Geistesprodukte u. künstlerische Schöpfungen können zwar Gegenstand von Rechten, nicht aber des E.s sein. Mit E. ist nicht, wie im gewöhnlichen Leben sehr häufig geschieht, zu verwechseln der Begriff des Besitzes (s. d.). Letzterer bezeichnet nur eine thatsächliche Herrschaft über eine Sache, d. i. die Möglichkeit, mit einer Sache wie ein Eigenthümer zu verfahren. Diese Möglichkeit kann aber eine völlig unberechtigte, dem Rechte widersprechende sein. Das Wünschenswertheste ist allerdings, daß Besitz u. E. sich in einer Person vereinigen; häufig aber ist das Entgegengesetzte der Fall. Der Eigenthümer hat, um den Besitz der Sache, falls er ihn verloren, wieder zu erlangen, die Eigenthumsklage (rei vindicatio) anzubringen, die stärkste aller Klagen, deren Begründung u. Beweis aber sehr häufig überaus schwierig ist. Gehört Mehreren eine Sache gemeinschaftlich, so spricht man von einem Miteigenthum (condominium).

Eihalter, Eihäute, Eileiter, s. „Ei".

Eilers, Gerd, bekannt als Mitglied des Ministeriums Eichhorn (s. d.), wurde um 1790 als der Sohn eines oldenburgischen Bauern in Grabstede geb., studirte in Heidelberg u. Göttingen Theologie u. wurde 1819 Direkter des Gymnasiums zu Kreuznach. In dieser Stellung zeichnete er sich dermaßen durch tüchtige pädagogische Grundsätze aus, daß er, 1833 zum Schulrath in Koblenz ernannt, 1840 von Eichhorn in das Kultusministerium berufen wurde. Hier wußte er sich Eichhorn so unentbehrlich zu machen, daß sich später ein großer Theil des Hasses gegen denselben auf ihn entlud. Nach dem Sturze des Ministeriums 1848 wurde auch E. entlassen u. begründete 1849 eine Erziehungsanstalt zu Freyimfelde bei Halle, die er jedoch später wieder aufgab. Er starb 1. Mai 1863 zu Saarbrücken. Seine Selbstbiographie „Meine Wanderung durchs Leben" (6 Bde., Lpz. 1856—61) verfolgt den Zweck, den Verfasser von vielfachen Anschuldigungen bezüglich seiner Theilnahme an der Verwaltung des Eichhorn'schen Ministeriums zu reinigen.

Eimer, im Allgemeinen ein aus Holz, Leder od. Metall gearbeitetes, zur Aufbewahrung od. zum Transport von Flüssigkeiten bestimmtes Gefäß, war als Flüssigkeitsmaß von sehr verschiedenem Gehalte. Es enthielt näml. der

preuß. Eimer = 60 Quart	68,7019	Liter,
bayerische Schenkeimer = 60 Maß . .	64,1416	„
bayerische Visireimer = 64 Maß . . .	64,4177	„ (für Bier u. Spiritus)
Nürnberger Eimer = 32 Viertel . . .	72,2899	„
sächsische Eimer = 72 Kannen	67,3623	„
württembergische Eimer = 160 Maß .	293,9272	„ (Hellaichmaß)
„ „ „ „ .	306,7864	„ (Trübaichmaß)
hamburg mecklenburgische und schleswig-holsteinische E. = 32 Quartier	28,9819	„
reußische Eimer = 72 Kannen	66,3458	„
sächsisch-altenburgische E. = 60 Kannen	67,3623	„
sachsen-gothaische Eimer = 80 Maß .	72,7697	„
sachsen-koburgische Eimer = 72 Maß	69,6102	„
sachsen-meiningen-hildburghausen'sche Eimer = 72 Maß	36,9155	„

sachsen weimarische E. — 72 Ohmmaß . . . . 71,708 Liter,
schwarzburg-rudolst. E. = 72 Maß . . . . 60,1705 „
schwarzb. sondersh. E. = wie der preußische,
waldeck'sche E. = 6 Maß . . . . 8,5693 „
ungarische E. = 64 Halbe . . . . 54,1127 „
schweizerische E. = 25 Maß (Pots) . . . . 37,5 „

einbalsamiren, s. „balsamiren".

Einbeere (Paris quadrifolia *L.*), eines der sonderbarsten Kräuter unserer einheimischen Flora aus der Familie der Dornlilien od. Smilacineen, zu denen auch die Maiblume (Convallaria) gehört. Während aber diese nur 2 Blätter, u. zwar am Grunde des Blumenstieles, entwickelt, hat die E. 4 breite, kreuzweise gestellte Blätter am Gipfel eines Stengels, aus dem sie eine eigenthümliche, den Trillien Nordamerika's verwandte gestielte grüne Blume treibt, deren Fruchtknoten u. Narben schwarzroth sind, während die Beere dunkelblau wird. Eine so merkwürdige Pflanzenform erregte natürlich den Volkssinn ganz besonders u. erlangte deshalb die verschiedensten Namen, z. B. Augenkraut, Sternkraut, Wolfsbeer, Saugauge, Kreuzblatt u. s. w. Die einer Schlehe ähnelnde Beere verführt nam. Kinder zum Genusse, ist aber giftig, da sie einen kratzenden Stoff, das Paridin, enthält, welches als scharf narkotisches Brechmittel bei Vergiftungen angewendet wird. Die E. ist in Rußland Volksmittel gegen den Biß toller Hunde. In der Nordschweiz legt man die Blätter auf offene Wunden gegen Brand. Die Pflanze wächst gern mit ihrem ausdauernden Wurzelstocke, der später seine Blätter einzieht, in feuchten schattigen Laubwäldern durch einen großen Theil von Deutschland u. besitzt ganz ähnliche u. ähnlich wirkende Verwandte in Ostsibirien, Kamtschatka, Neval, Armenien 2c.

Nr. 2548. **Die gemeine Einbeere** (Paris quadrifolia L.). a. Pflanze. b. Pflanze mit fünf Blättern in ½ Größe. c. dreimal vergrößertes Staubgefäß. d. Beere. e. durchschnittene Beere in nat. Gr.

Einbildungskraft, s. „Phantasie".

Einbruch, s. „Diebstahl".

Einfallsebene, Einfallsloth, Einfallswinkel, s. „Lichtbrechung".

Einfuhr od. Import bezeichnet alle diejenigen Waaren u. Handelsartikel, die ein Volk im Gegensatz zur Ausfuhr der eigenen (Export) vom Auslande bezieht. Beide stehen in Wechselwirkung zu einander u. bilden die Grundform des internationalen Güteraustausches u. Handelsverkehrs. Das Land, dessen Gewerbthätigkeit nicht vorgeschritten u. noch nicht zur Entwicklung gelangt ist, bedarf stets der E. von Industrie- u. Kunstprodukten, während ein solches, dessen Industrie sich in blühendem Zustande befindet, mehr auf E. von Naturprodukten angewiesen ist. Die auf die Einführung ausländischer Waaren gelegten Zölle (Einfuhrzölle) sollen dazu dienen, die inländische Produktion vor der Konkurrenz der ausländischen zu schützen (Schutzzölle). Dieselben sind aber nur dann zu billigen, wenn es sich um den Kampf einer weit überlegenen ausländischen Industrie mit einer minder entwickelten inländischen handelt. Vermag letztere aber den Kampf mit ersterer aufzunehmen, so sind Einfuhrzölle nur lästig u. verwerflich als Hemmnisse des freien Handels, die den inländischen Konsumenten benachtheiligen u. das Ausland zu Repressivmaßregeln veranlassen, deren nachtheilige Einwirkung mittelbar wieder das inländische Publikum trifft. Näheres s. u. „Zölle".

Eingeweide (lat. viscera, griech. σπλάγχνα) heißen im wissenschaftlichen Sinne die zu besonderen Verrichtungen (Funktionen) bestimmten zusammengesetzten Organe, welche an verschiedenen Stellen des thierischen u. menschlichen Körpers vertheilt liegen. Außer den Häuten (s. d.), u. zwar sowol der äußern Körperdecke wie verschiedenen inneren Häuten u. den Drüsen (s. d.), gehören zu den Eingeweiden die Sinneswerkzeuge (s. d.) als Kopfeingeweide, die Athmungswerkzeuge (s. d.) als Brusteingeweide u. die Verdauungswerkzeuge (s. d.), Harnwerkzeuge (s. d.) u. Geschlechtswerkzeuge (s. d.) als Baucheingeweide. Der Theil der Anatomie, welcher die Lehre von den E. begreift u. hiernach auch die Drüsenlehre (Adenologie) u. die Lehre von den Häuten (Dermatologie) umfaßt, heißt **Eingeweidelehre** (Splanchnologie).

Eingeweidewürmer (Binnenwürmer, Entozoen, Helminthen) heißen diejenigen Würmer, die während ihres ganzen Lebens od. doch einen Theil ihres Lebens hindurch parasitisch im Innern eines od. mehrerer lebender thierischer, bez. des menschlichen Körpers leben. Sie wurden früher als eine besondere Thierklasse (Entozoa, Helminthes) zusammengestellt, sind aber richtiger nach Art der einer bestimmten Gegend, z. B. dem Gebirge, der Wüste, eigenthümlichen Thierwelt als Fauna aufzufassen, indem die an anderthalbtausend bekannten Arten parasitischer Würmer sehr verschiedenen Baues unter eben so verschiedenen freilebenden Wurmarten ihre nahen Verwandten haben. Da solche Würmer in den verschiedensten Organen u. nicht ausschließlich in Eingeweiden vorkommen, indem z. B. die Trichinen (s. d.) die Muskeln bewohnen, ist der Ausdruck „Binnenwürmer" für Eingeweidewürmer vorzuziehen. Wie man in früherer Zeit, wo man ihre Lebensgeschichte nicht kannte, die E., die ebenso wie die freilebenden Würmer sich aus Eiern entwickeln, wegen ihres merkwürdigen Vorkommens in geschlossenen Körperhöhlen, im Gehirn, im Auge 2c., durch Urzeugung (s. d.) od. generatio aequivoca entstehen ließ, hielt man auch verschieden gestaltete Alterszustände einer u. derselben Wurmart, deren Leben meist auf mehr als einen „Wirth", d. h. auf mehr als ein ihm als Ernährer dienendes Wohnthier angewiesen ist, für verschiedene Arten von E., ja man faßte geradezu die als Finnen bekannten Jugendformen der Bandwürmer (s. d.) als eine besondere Helminthenordnung, „Blasenwürmer" od. Cystica (kystis, griech. die Blase), zusammen. Die neueren Forschungen haben andere Aufklärungen gebracht. Die Art u. Weise, wie E. in den Körper ihres Wirths gelangen, ist verschieden. Viele werden als Eier mit der Nahrung u. dem Trinkwasser aufgenommen u. entwickeln sich im Darme, um entweder da zu bleiben od., die Darmwände durchbohrend u. hierzu mit besonderen Werkzeugen ausgerüstet, ihre Wanderschaft zu dem ihnen als Aufenthalt bestimmten Organe fortzusetzen; andere wandern von einem Wirthe zum andern, indem der erste vom zweiten u. dieser wiederum oft von einem dritten gefressen wird, u. schließlich die Eier der geschlechtsreif gewordenen Würmer durch die Darmentleerungen ihres letzten Wirthes an die Außenwelt gelangen. (Bezüglich dieser Vorkommnisse bieten die Artikel „Bandwürmer", „Trichine", „Parasiten" Weiteres.) Wo, wie hier, so viele Umstände günstig zusammenwirken müssen, wären die E. vor dem Aussterben nicht geschützt, wenn sie nicht ebenso zählebig wie fruchtbar wären. Spulwürmer z. B. leben wieder auf, nachdem sie elf Tage in Spiritus gelegen haben; ein Spulwurm liefert 64 Millionen Eier, unser Bandwurm 85 Millionen! Von Forschern, die sich um die Kenntniß der E. Verdienste erwarben, nennen wir Bremser, Rudolphi, Dujardin, von Neueren aber nam. Rudolf Leuckart.

Einhorn, Seeeinhorn, s. „Narwal".

Einhufer (Solipedes, Solidungula), Säugethiere, deren einzehige Füße von einem einzigen Hufe umkleidet sind. Heutzutage nur durch die Gattung Equus vertreten, der außer dem Pferde (Equus caballus), Esel (E. asinus), Dschiggetai (E. hemionus), Kulan od. Wildesel (E. onager), Zebra (E. zebra), Quagga (E. quagga), Tigerpferd (E. Burchelii) angehören (s. die Artikel), waren sie in früheren Zeiten durch die aus fossilen Knochen bekannte Gattung Hipparion (s. „Afterzehe") vertreten, die den Uebergang von den Paläotherien der Vorzeit zu den jetzt lebenden Einhufern vermittelt.

Einkammersystem, dasjenige polit. System, bei welchem die Volksvertretung nur aus Einer gesetzgebenden Körperschaft besteht. Dasselbe ist z. B. im neuen Deutschen Reiche eingeführt, während in den Einzelstaaten fast durchgängig das Zweikammersystem herrscht.

Einkindschaft ist ein Vertrag zwischen Vater u. Mutter einerseits u. einem Kinde od. mehreren Kindern, die entweder nur von dem Vater od. nur von der Mutter herstammen, demnach zugeheirathet sind, anderseits. Kraft dieses Vertrags erhält das Kind beiden Eltern gegenüber die Rechte eines leiblichen Kindes bald in beschränktem, bald in unbeschränktem Maße. Aber auch der Stiefvater od. die Stiefmutter erlangen vielfach durch einen derartigen Vertrag Rechte gegen das von ihnen nicht herrührende Kind, nam. ein Erbrecht. Bei uns ist dieses Institut der E. unpraktisch wegen der im röm. Rechte begründeten u. bei uns anerkannten Möglichkeit, ein Kind zu adoptiren, in welchem Falle dasselbe einem leiblichen Kinde regelmäßig in allen Beziehungen gleichsteht.

Einklang (lat. unisonus), auch reine od. vollkommene Prime genannt, in der Musik 2 Töne von gleicher Größe, im Verhältniß von 1 : 1, erzeugt von zwei Tonkörpern, die in einer Zeiteinheit eine gleiche Anzahl Schwingungen machen, wozu an Saiten (od. tönenden Körpern überhaupt) gleiche Länge, Schwere u. Spannung erforderlich sind. Wenngleich Tonidentität u. nicht Tonzwischenraum, so wird der Einklang od. die vollkommene Prime im harmonischen Gebrauch doch als Intervall angesehen, u. zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die beiden Töne, zwar von einerlei Größe, doch in zwei verschiedenen Stimmen eben so gut wie die Oktave als Haupt-

tone einer Melodie od. Harmonie gebraucht werden können, wobei denn jedes der beiden Glieder seinen selbständigen Fortgang nehmen muß.

Einkommen ist die Summe der Erwerbungen, die Jemand aus seinem persönlichen od. sachlichen Vermögen, nach Abzug des auf die Erwerbung Verwendeten im Laufe eines bestimmten Zeitraumes, z. B. eines Jahres, zieht, während man unter Einnahme zwar gleichfalls die Summe des Erworbenen, aber mit Einschluß des zur Erwerbung gemachten Aufwandes, versteht. Zu letzterem sind die zur Bestreitung des Lebensunterhalts erforderlichen Ausgaben nicht zu rechnen; diese sind daher bei Berechnung des E. nicht abzuziehen. Die Gesammtsumme des E. aller Einzelnen im Volke od. die Summe des E. aus dem Gesammtvermögen eines Volks nennt man Nationaleinkommen. Die Summe der Einnahmen, die der Staat aus Steuern, Zollen, Domänen u. s. w. zur Deckung der öffentlichen Ausgaben bezieht, heißt Staatseinkommen. — Die **Einkommensteuer**, d. h. diejenige Steuer, die vom Privateinkommen der Bürger erhoben wird u. sich nach dessen Höhe, Steigen od. Fallen richtet, wird von der modernen Volkswirthschaftslehre u. Gesetzgebung immer mehr als die rationellste u. gerechteste Art der Besteuerung anerkannt. Nur die Einkommensteuer genügt der Forderung, daß jeder Bürger nur verhältnißmäßig u. nach Maßgabe seiner Kräfte zu den öffentlichen Lasten herangezogen werden soll. Leider ist aber die konsequente Durchführung dieser Steuer in der Praxis eben so schwierig als ihre Vernünftigkeit in der Theorie einleuchtend ist. Durch die mannichfachen Verzweigungen u. Verwicklungen unseres Geschäfts- u. Wirthschaftslebens, die durch die Beweglichkeit u. Unstetigkeit des modernen Geld- und Kreditwesens noch gesteigert werden, ist eine sichere Feststellung des Privateinkommens der Bürger, als der Grundlage der Einkommensteuer, mit großen Hindernissen verknüpft. Die betreffenden Behörden werden, wenn es bei ihren Abschätzungen an festen Maßstäben fehlt, nicht selten zu hoch od. zu tief greifen. Doch können diese u. andere Irrthümer durch möglichst sorgfältige Informationen, durch eine strenge Kontrole u. durch die Füglichkeit einer wenn auch nur in gewissen Fällen u. mit Vorsicht zu handhabenden Einsichtnahme in die Vermögensverhältnisse der Steuerpflichtigen, vermieden werden. Jedenfalls empfiehlt sich eine, wenn auch anfangs noch so unvollkommen durchgeführte, wirkliche u. direkte Einkommensteuer mehr als die sog. indirekten Einkommensteuern. Es sind dies Surrogate, zu denen man vielfach gegriffen hat, um das Einkommen, das man direkt nicht treffen zu können meinte, wenigstens indirekt zu besteuern (Steuern auf Kapitalien u. Grundbesitz, Gewerbesteuer, Wohnungssteuer u. s. w.) — eine Art der Besteuerung, die häufig zu Ungerechtigkeiten u. Ungleichmäßigkeiten führt. Die direkte Einkommensteuer hat sich in denjenigen Ländern, in denen sie bereits eingeführt ist, wie in England, in der Schweiz u. in Preußen (wo eine Art der Einkommensteuer unter dem Namen „Klassensteuer“ besteht), vortrefflich bewährt. Eine wesentliche Ergänzung dieser Besteuerungsart ist die sog. Steuerprogression, bei der man von dem Grundsatz ausgeht, daß der Druck der Steuerlast nicht in gleichen Prozenten wachse, wie die Größe des zu besteuernden Kapitals, daß vielmehr der erstere in demselben Verhältniß abnehme, als das zu besteuernde Kapital wachse. Ein Einkommen von 1000 Mark jährlich wird z. B. durch einen Steuersatz von 2 Prozent weit schwerer betroffen werden, als ein Einkommen von 10,000 Mark jährlich von demselben Steuersatze. Es werden sich daher im Interesse der Gleichmäßigkeit die Steuersätze im Verhältniß zu dem zu besteuernden Einkommen in progressiver Skala aufwärts zu bewegen haben (s. „Progressivsteuer“).

Einkorn, s. „Dinkel“.

Einlassung (litis contestatio, Klagbeantwortung, Streitbefestigung) bedeutet im weiteren Sinne die im Civilprozesse vom Beklagten bewirkte Entgegnung auf den vom Kläger in der Klagschrift (s. d.) erhobenen Angriff. Im engeren Sinne versteht man darunter im Gegensatz zur Einrede (s. d.) die Erklärung auf diejenigen Behauptungen Klägers, die dieser angeführt hat, um darzuthun, daß ihm ein Recht u. welches Recht ihm entstanden sei. Diese ist entweder bejahend (affirmativ, mit concedendo bewirkt) od. verneinend, beziehentlich nicht wissend (negativ, mit negando od. nesciendo bewirkt). Die erstere wird regelmäßig eine Verurtheilung des Beklagten zur Folge haben, im Falle der letzteren hat Kläger den Grund seiner Klage zu beweisen. Ist die E. mit Einreden verbunden, so nennt man die E. eine bedingte; lautet sie theils bejahend, theils verneinend, so heißt sie eine gemischte. Die E. mußte früher unter Beobachtung strenger Formvorschriften erfolgen; jetzt genügt eine jede bestimmte u. deutliche Erklärung des Beklagten. Im Falle undeutlicher E., wie beim gänzlichen Ausbleiben derselben, wird dieselbe häufig als bejahend erfolgt angenommen (litis contestatio ficta) u. wird alsdann meist ein sog. Kontumazialerkenntniß gefällt.

Einnahme, s. „Einkommen“.

Einquartierung, Unterbringung von Truppen unter Dach u. Fach. Schon seit der Errichtung der stehenden Heere wurde den Bürgern die Pflicht auferlegt, den Kriegsleuten in ihren Häusern Wohnung, Feuer u. Licht zu geben, wozu in Kriegszeiten häufig auch noch die Mundverpflegung der Krieger kam. Später wurden die Verhältnisse der E. rechtlich geregelt, indem der Staat den mit der E. belasteten Bürgern für ihre Leistungen eine Geldentschädigung zahlte. Gegenwärtig ist man sowol im Interesse der Bürger als des Dienstes von einer Unterbringung der Truppen in Bürgerquartieren während der Friedenszeit fast ganz zurückgekommen; in fast allen Garnisonstädten befinden sich Kasernen für diesen Zweck. Dagegen findet bei Märschen, Truppenübungen u. endlich in Kriegszeiten noch die E. bei den Bürgern statt. Gewöhnlich gehen Quartiermacher (Fouriere) den Truppen um einen Tagemarsch voraus, um sie bei den Ortsbehörden anzumelden u. von diesen die Quartierbillets in Empfang zu nehmen.

Einrede (Ausflucht, exceptio, Einwand) bezeichnet den Gegenangriff des Beklagten im Civilprozeß, durch den ein Angriff des Klägers für Zeit od. für immer, ganz od. theilweise entkräftet werden soll. Die E. bezweckt entweder, den Richter auf einen Mangel des Prozesses od. der Klagschrift hinzuweisen (prozessuale, dilatorische E.) od. den Klaganspruch in seiner Wirkung aufzuheben u. Beklagten von der ihm drohenden Verurtheilung zu befreien (materielle, peremtorische E.). Das Günstigste, was der Beklagte durch Vorschützung von E. erlangen kann, ist die gänzliche od. theilweise Entbindung von der Klage; eine Verurtheilung des Klägers dagegen ist regelmäßig ausgeschlossen. Bei der Begründung u. dem Beweise der E. gelten die nämlichen Grundsätze wie bei der Klage (s. d.). Uebrigens darf Beklagter nicht die E. eine nach der andern vorbringen, sondern muß sie, um die Prozesse abzukürzen, gleichzeitig geltend machen. Der Richter darf dem Beklagten nicht die E. unter den Fuß geben (suppeditiren); dies würde eine strafbare Parteilichkeit enthalten.

Einreibung ist die gewöhnliche Benennung für eine Klasse von Medikamenten, die auf der Haut angewendet werden u. bald einen schmerzstillenden, bald einen stärkenden Einfluß auf die eingeriebenen Theile, od. wie die Quecksilbereinreibungen, die Vernichtung eines bestimmten Krankheitsgiftes bewirken sollen. Die schmerzstillenden E. wirken dadurch, daß sie ableitend, durch Erzeugung eines Gegenreizes, den ursprünglichen Sitz des Schmerzes bekämpfen; solcher Art sind der Senfspiritus, der Kampherspiritus, Opodeldok, Arnikaspiritus u. viele ätherische, ölige u. spirituöse Mittel. Fast dieselben Substanzen sollen auch stärkend u. kräftigend wirken auf gelähmte u. stumpfe Glieder. Indessen ist diese Wirkung eine höchst zweifelhafte u. unsichere u. im besten Falle eine vorübergehende. Ob bei den Quecksilbereinreibungen, die zur Vertilgung der sekundären Syphilis vorgenommen werden, wirklich die Haut das Quecksilber durchläßt, od. ob es vielleicht durch das Verdunsten eingeathmet wird, ist noch nicht entschieden.

Einschlafen der Glieder besteht in einer Verminderung des Gemeingefühls in gewissen Regionen des Körpers. Der gesunde Mensch hat bei jeder Bewegung, die er ausführt, ein Bewußtsein der von ihm bewegten Gliedmaßen; ebenso kann er auf einen bestimmten Reiz, den er empfängt, sowol die Qualität dieses Reizes, ob er Brennen, Kitzel, Schneiden, Druck, Wärme od. Kälte u. s. w. empfindet, als auch dessen Intensität, ob der Reiz schwach od. stark sei, angeben. Verliert er dieses Unterscheidungsvermögen für einzelne Gliedmaßen, so nennt man dies das E. d. Gl. (Anästhesie, s. d.). Man kann das E. d. Gl. auch künstlich hervorbringen durch Zusammendrücken eines Ernährungsgefäßes. Preßt man z. B. die Oberschenkelarterie so zusammen, daß unterhalb der zusammengedrückten Stelle der Puls schwindet, so fühlt man den ganzen Schenkel wie abgestorben; man verliert das Vermögen, in demselben Schmerzen wahrzunehmen, ebenso die Fähigkeit, ihn irgendwie zu bewegen; es tritt ein Gefühl ein, als ob das eingeschlafene Glied gar nicht mehr unserm Körper angehöre. Denselben Zustand kann man auch erzeugen durch konsequente Wärmeentziehung. In beiden Fällen ist wahrscheinlich ein analoger Vorgang. In ersterem unterbrechen wir die Cirkulation des Blutes durch direkte Versperrung der Blutbahn u. bewirken hierdurch eine Funktionsstörung, also auch die der Empfindung u. Bewegung. Im anderen Falle ist eine Lähmung der Nervenbahnen eingetreten, die eine regelmäßige Cirkulation unterhalten. Im Allgemeinen erholt man sich von dem E. d. Gl. von selbst, nachdem die hemmende Ursache entfernt worden ist. Man fühlt dann zuerst ein Stechen u. Prickeln in der Haut, dann ein wachsendes Wärmegefühl, bis schließlich der normale Zustand wieder eintritt. Zuweilen aber führt das Einschlafen zum Absterben der einzelnen Gliedmaßen, dem Brand, wenn die Ursache nicht schnell genug gehoben werden kann, od. die Folgen bereits so weit gediehen sind, wie z. B. beim Erfrieren einzelner Körpertheile, daß ein Zurückrufen ins Leben nicht mehr möglich ist. Die Mittel, um in eingeschlafenen Gliedern wieder Leben zu erzeugen, beruhen auf Wärmezufuhr durch Reiben, Elektrizität, Anwendung von spirituösen, nicht flüchtigen Substanzen u. s. w., durch allgemeine Erwärmung des Körpers mittels Einflößung warmen Alkohols u. s. w. — In der Chirurgie erzeugt man künstliches E. d. Gl. (s. „Anästhesie“) durch systematische schnelle Abkühlung des zu operirenden Theiles, wodurch schließlich totale Gefühllosigkeit erzeugt wird.

Einsiedel, altes sächs., vielverzweigtes Adelsgeschlecht, zu dem folgende geschichtlich denkwürdige Personen gehören: Hildebrand I. v. **E.**, geb. 1435, gest. 1507, ein geschickter Staatsmann, der die Theilung der sächs. Länder zwischen Kurfürst Ernst u. Herzog Albrecht durch den Vertrag vom 26. Aug. 1485 bewerkstelligte. — Heinrich Hildebrand v. **E.**, geb. 1497, gest. 6. Dez. 1557, Sohn des Vor., bekannt als Luther's Freund u. eifriger Förderer der Reformation, sowie durch seinen Wohlthätigkeitssinn. — Der von dem einflußreichen Kanzler der sächs. Kurfürsten August u. Christian I., Haubold v. **E.** (geb. 1521, gest. 1592) gestifteten Scharfenstein'schen Linie dieses Geschlechtes entstammt der Wolkenburger Zweig, aus welchem Folgende hervorgingen: Johann Georg v. **E.**, geb. zu Dresden 24. Mai 1694, gest. zu Bayreuth 17. Jan. 1760, dessen Vater die oberlaus. Standesherrschaft Reibersdorf-Seidenberg erworben hatte, u. welcher als poln.-sächs. Hofmarschall im kursächs. Reichsvikariat in den Reichsgrafenstand erhoben ward. Sein ältester Sohn, Johann Georg Friedrich v. **E.**, geb. 18. Dez. 1730, gest. zu Reibersdorf 21. Juli 1811, war sächs. Kabinetsminister; der zweite Sohn, Graf Detlev Karl v. **E.**, geb. zu Dresden 27. Aug. 1737, gest. zu Mückenberg bei Großenhain 17. Dez. 1810, war (bis 1777) sächs. Konferenzminister u. machte sich um die Hebung des Manufakturwesens u. der Landwirthschaft in Sachsen verdient. — Graf Detlev v. **E.**, Sohn des Letztgenannten, geb. zu Wolkenburg 12. Okt. 1773, wurde 14. Mai 1813 Kabinetsminister u. Staatssekretär für die inneren u. auswärtigen Angelegenheiten Sachsens, als welcher er die Unterhandlungen während des Wiener Kongresses leitete u. großen Einfluß auf den König Friedrich August, später auf den König Anton übte. Zwar machte er sich um die Ordnung der sächs. Finanzen verdient; seine hartnäckige Abgeneigtheit gegen jede Reform jedoch, wie seine engen Beziehungen zur pietistischen Partei erregten schließlich so heftigen Mißmuth, daß er 13. Sept. 1830 seine Entlassung nehmen mußte. Er starb zu Dresden 18. März 1861. — Außerdem ist zu nennen Friedrich Hildebrand v. **E.**, geb. zu Lumpzig bei Altenburg 30. April 1750, war Präsident des Appellationsgerichts in Jena u. machte sich nicht blos als geistvoller Genosse des weimar. Dichterkreises, sondern auch selbst als Bearbeiter mehrerer Stücke Calderon's, als Verf. von „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" (Lpz. 1797) u. als Uebersetzer des Terenz (2 Bde., ebd. 1806) bekannt. Er starb zu Jena 9. Juli 1828.

Nr. 2549. Kloster Einsiedeln im Kanton Schwyz.

Einsiedeln, berühmtes Benediktinerkloster in dem gleichnamigen Flecken u. Wallfahrtsort im schweizerischen Kanton Schwyz, auf einer kahlen, von düstern Tannenwäldern umgebenen Hochebene, 909 m. über dem Meere. Der erste Grund zu diesem Kloster soll bereits im 9. Jahrh. gelegt worden sein. Im J. 1039 brannte das Kloster ab u. wurde dann nach zehn Jahren neu eingeweiht. Es erwarb bald Reichthümer, gerieth jedoch seit 1100 mit den Umwohnern in heftige Streitigkeiten wegen Benutzung der zwischenliegenden Alpweiden; dieselben wurden erst 1350 durch ein Schiedsgericht geschlichtet. Im Anfange des 18. Jahrh. wurde das Kloster im ital. Stile u. in dem jetzigen Umfange umgebaut, in welchem es jetzt noch besteht. In der Kirche befindet sich eine Muttergotteskapelle aus schwarzem Marmor u. darin ein wunderthätiges Marienbild. Alljährlich wird hier am 16. Sept. die sog. Engelweihe gefeiert. Der Kirchenschatz ist reich u. prachtvoll. Die Bibliothek des Klosters zählt über 20,000 Bände u. viele werthvolle Manuskripte. Vor dem Kloster stehen die Standbilder der Kaiser Otto I. u. Heinrich II. Die Abtei hat 60 Patres u. 20 Laienbrüder, ein Gymnasium u. ein Priesterseminar. — Der Flecken E. zählt 6820 E. u. besitzt viele Anstalten zur Verfertigung von Rosenkränzen u. Marienbildern. Die typo- u. lithographische Anstalt der Gebrüder Benziger, welche blos Gebetbücher u. Heiligenbilder liefert, beschäftigt über 600 Personen. Jährlich wird E. wol von 150,000 Pilgern, meist aus Schwaben, dem Elsaß u. der Schweiz, besucht.

Einsiedler, s. „Anachoreten".

Einsiedlerkrebs, s. „Bernhardskrebs".

Eintagsfliegen (Hafte, Ephemeridae), zarte Insekten aus der Ordnung der Orthopteren (s. d.) von sprüchwörtlich kurzer Lebensdauer im entwickelten Zustande, in welchem sie, wie man schon aus ihren verkümmerten Mundtheilen sieht, Nahrung gar nicht zu sich nehmen u. nur das Fortpflanzungsgeschäft vollziehen. Man sieht sie an stillen Sommerabenden an Flußufern oft in großen Scharen über dem Wasser schweben, am Tage aber ruhig an Pflanzen angeklammert sitzen. Ihre vom Wasser ausgeworfenen Leichen häufen sich am Ufer oft in großen Massen an, sodaß sie sogar zum Düngen benutzt werden. Angler nehmen die im Wasser lebenden Larven („Uferaas") als Köder. Diese mit äußeren Athmungswerkzeugen ausgestatteten Larven haben als gefräßige Raubthiere sehr entwickelte Mundtheile. Nachdem das Insekt die Puppenhülle verlassen hat u. seine Flügel ausgewachsen sind, häutet es sich merkwürdigerweise mit Einschluß dieser noch einmal. — Das Hauptwerk zur Kenntniß dieser Thiere ist Pictet's „Famille des Ephémérides" (1845).

Nr. 2550. Die gemeine Eintagsfliege.

Nr. 2551. Nymphe der gemeinen Eintagsfliege.

Eintritt der Gestirne, s. „Austritt".

Eis, durch Abkühlung bis auf 0° erstarrtes Wasser. Es bildet eine feste, zusammenhängende Masse, die bei ruhiger Bildungsweise klar u. durchsichtig, in dicken Stücken schön bläulichgrün gefärbt ist u. dem spez. Gewicht nach etwas leichter als das flüssige Wasser ist, daher auch auf dem letzteren schwimmt u. an der Oberfläche zuerst entsteht. Eine scheinbare Ausnahme macht das Grundeis (s. d.). — Daß Eis leichter ist als das Wasser, ist eine Folge davon, daß sich das letztere beim Gefrieren ausdehnt; daher sprengt gefrierendes Wasser sehr leicht seine Gefäße. Die Eisbildung erfolgt bei 0° allmählig als eine Krystallisation. Man kann aber Wasser, wenn es ganz ruhig steht, auch bis weit unter 0° abkühlen, ohne daß es gefriert; sobald es aber auch nur wenig erschüttert wird, erfolgt dann die Eisbildung plötzlich durch die ganze Masse. Die Krystalle gehören dem hexagonalen Systeme an. Einfache Rhomboëder sind überaus selten beobachtet worden; sehr gewöhnlich sind Kombinationsformen von sechsseitigen Tafeln, sechsstrahligen Sternen u. dgl., mit Winkeln von 60 u. 120°, die in großer Mannichfaltigkeit u. reizender Zusammensetzung häufig beim Schneefall vorkommen. Im dichten Eise, welches sonst einen muschligen Bruch hat, kann man die verworrene Krystallisation bei beginnendem Aufthauen erkennen, wo dann die Masse häufig in lauter nadel- u. stiftförmige Splitter zerfällt. — Je nach den Umständen, unter denen das Wasser gefriert, kommt das E. vor als meteorischer Niederschlag, Schnee u. Hagel (s. d.). Auf den höchsten Gebirgen, wo die Mitteltemperatur unter dem Gefrierpunkte steht, vermag derselbe in mehlartigem Zustande sich zu erhalten, er bildet dann den sog. Firn. In denjenigen Regionen, wo die Sonnenwärme den Firn schmilzt od. wenigstens erweicht, die darauf folgende Nachtkälte aber ein Wiedergefrieren bewirkt, bildet sich aus dem Schnee das Gletschereis (s. „Gletscher"), dessen körnige, gewissermaßen plastische Struktur das bekannte Abwärtsbewegen der Gletscher infolge der Schwerkraft gestattet. In arktischen Gegenden, wo die Schneegrenze bis an den Spiegel des Meeres hinabgeht, schieben sich die Gletscher bis in das Meer hinab, u. ihre sich loslösenden Endstücke werden als Eisberge von den Strömen des Wasses mit weggeführt. — Anderer Entstehungsart sind die Eisfelder (s. „arktische Länder"). — In verdünnten Salzlösungen gefriert bei niedrigerer Temperatur als 0° nur ein Theil des Wassers; der andere giebt mit dem Salze eine kon=

zentrirtern Lösung, die, um theilweise weiter zu gefrieren, eines noch tieferen Kältegrades bedarf. Bier, Wein u. andere alkoholische Lösungen werden stärker, wenn man sie ausfrieren läßt. Infolge der Wärme, welche das E beim Aufthauen verschluckt, ist es ein vortreffliches Abkühlungsmittel u findet als solches im gewöhnlichen Leben, in der Heilkunde u. in der Technik von Jahr zu Jahr mehr Verwendung, die nicht nur zu ausgedehnter Einsammlung im Winter (Eisernte. u. Aufbewahrung in geeigneten Gebäuden (Eiskeller), sondern auch zur Herstellung von E. auf künstlichem Wege (s. „Eismaschinen") u. zu einem bedeutenden Eishandel geführt hat. In den Vereinigten Staaten hat der Eishandel die größte Ausdehnung, denn nicht nur im Lande selbst werden große Quantitäten E. verbraucht, sondern auch nach andern Ländern versandt. Der Marktpreis beläuft sich auf 25–35 Cents pro Ctr., nach mildem Winter auf 1 Cents pro Pfd. Im Winter 1872 auf 1873 wurden allein in der Stadt Neuyork von den Händlern 950,000 Tonnen Eis aufgespeichert. Zwischen die Eisschichten kommt Sägemehl od. Salzheu zu liegen. Eine Eisnoth heißt dort beinahe so viel wie eine Hungersnoth. Die Eisfabrikation findet daselbst schwachen Anklang, da solches E. theurer zu stehen kommt, als das angesammelte.

Eisack, auch Eisach, Nebenfluß der Etsch, entspringt in Tirol am südl. Abhange des Brenners u. fließt in südl. Richtung der Etsch zu, in welche sie, nachdem sie sich bei Brixen mit der aus dem Pusterthale kommenden Rienz vereinigt hat, nach einem Laufe von mehr als 12 M. unterhalb Bozen mündet.

Eisbär, s. „Bär".

Eisberge, Eisfelder, s. „Eis" u. „arktische Länder".

Eisen (**Eisenindustrie, Eisenpräparate**). Das E. (lat. Ferrum, franz. Fer, engl. Iron, chemisches Zeichen: *Fe*) gehört zu den wichtigsten u. unentbehrlichsten Metallen; denn es ist nicht allein dasjenige Metall, welches in größter Menge hergestellt wird u. die mannichfaltigste Verwendung findet, sondern es gehört auch mit zu den verbreitetsten, u. sein Vorkommen in allen drei Naturreichen, die Rolle, die es bei der Ernährung des pflanzlichen u. thierischen Organismus spielt, verleihen ihm eine Bedeutung, die kaum ein anderes Metall haben dürfte. Was das **Vorkommen** des E. betrifft, so findet es sich in reinem, unverbundenem Zustande nur sehr selten; man unterscheidet von diesem wieder tellurisches u. kosmisches E.; ersteres findet sich in Form kleiner Körnchen u. Blättchen in den Platinsandablagerungen des Urals u. Südamerika's, nach Andrews auch in manchen basaltischen Gesteinen in mikroskopisch kleinen Theilchen; letzteres, das kosmische E. od. Meteoreisen, stammt aus dem Weltraume u. ist auf die Erde herabgefallen. Es ist meist durch einen Gehalt von Nickel ausgezeichnet (3–8 Proz., selten bis 20 Proz.), seltener enthält es auch noch Kobalt. Solches Meteoreisen ist oft in sehr großen Massen auf der Oberfläche der Erde gefunden worden; so z. B. die 35,5 kg. schwere Masse von Hraschina bei Agram, die 95,5 kg. schwere Masse von Ellnbogen, die 1500 kg. schwere Masse vom Red River in Louisiana, die über 8500 kg. schwere Masse vom Flusse Bendego in Brasilien u. die 15,000 kg. schwere Masse von Olumba in Peru; kleinere Massen sind häufiger. — Die nickelhaltigen Meteoreisenmassen sind leicht als solche an der eigenthümlichen Krystallisationszeichnung zu erkennen, die dann erscheint, wenn man solches E. auf einer glatten Schnittfläche mit Säure anätzt (Widmannstätten'sche Figuren). — In oxydirtem Zustande, d. h. mit Sauerstoff verbunden, kommt das E. in sehr vielen Mineralien u. Gebirgsarten, auch in solchen, die man nicht als Eisenerze betrachtet, wie z. B. Hornblende, Augit, Granat, Glimmer ꝛc., vor, bald einen wesentlichen, bald einen unwesentlichen od. zufälligen Gemengtheil derselben bildend. Die meisten Fluß-, Brunnen- u. Mineralwässer enthalten ferner kleinere od. größere Mengen von E. in Lösung, u. diejenigen der letzteren, die sich durch einen bes. großen Gehalt von E. (gewöhnlich in Form von doppeltkohlensaurem Eisenoxydul) auszeichnen, nennt man Eisenwässer od. Stahlwässer, z. B. das Pyrmonter Wasser. — Ebenso wie in fast allen Gebirgsarten u. Wässern finden sich auch in jedem Garten- u. Ackerboden Eisenverbindungen in verschiedener Menge. Von diesen ist das Eisenoxyd u. phosphorsaure Eisenoxyd von großer Wichtigkeit für die Ernährung der Pflanzen, während Eisenoxydulverbindungen, die zuweilen in feuchtem, sumpfigem Boden vorkommen, wegen ihrer reduzirenden Eigenschaften für das Gedeihen vieler Pflanzen schädlich sind. Das Eisenoxyd des Ackerbodens hat die wichtige Eigenschaft, die für die Pflanze unentbehrliche Phosphorsäure zu absorbiren u. zu binden, u. das so entstandene phosphorsaure Eisenoxyd wird von der Pflanze durch ihre Wurzelausscheidungen direkt aufgenommen. Einige Forscher sind, gestützt auf Versuche, der Ansicht, daß die Entstehung des Blattgrüns der Pflanze an die Gegenwart von E. gebunden sei, während andere Forscher wieder die Gegenwart dieses Metalls nicht als nothwendige Bedingung der Blattgrünbildung betrachten; es ist jedoch bis jetzt stets im Blattgrün E. gefunden worden. Bei den Thieren u. beim Menschen weiß

man, daß Mangel an E. sehr nachtheilig auf die Gesundheit einwirkt, u. werden daher z. B. bei Chlorosis (Bleichsucht) u. anderen Krankheiten eisenhaltige Arzneimittel verordnet. Die Menge des E.s im Blute ist bei Menschen u. Thieren verschiedener Gattung verschieden groß u. schwankt zwischen den Werthen 0,51 u. 1,45 Prozent. — Die in den verschiedensten Gebirgsformationen älterer u neuerer Zeit vorkommenden **Eisenerze** sind meist Sauerstoffverbindungen dieses Metalls; es kommen zwar auch Schwefelverbindungen des E.s in der Natur ziemlich häufig vor, von denen die wichtigste der Pyrit od. Schwefelkies (auch Eisenkies) ist, allein diese eignen sich nicht zur Herstellung von E., weil sie kein brauchbares Metall geben; man verwendet daher diesen Pyrit zu anderen Zwecken, z. B. zur Gewinnung von Schwefel u. Schwefelsäure, von Eisenvitriol ꝛc. Die wichtigsten, zur Ausschmelzung von E. benutzten Eisenerze sind: 1. Der Magneteisenstein, Eisenoxyduloxyd ($Fe_3 O_4$ od. $FeO, Fe_2 O_3$), ist das an Metall reichste Eisenerz; denn es enthält davon 72,4 Prozent; aus diesem Erze wird das durch seine vorzüglichen Eigenschaften ausgezeichnete E. Norwegens u. Schwedens gewonnen; doch findet es sich auch noch in vielen anderen Gegenden im krystallinischen Urschiefergebirge, so im Erzgebirge, in den Alpen ꝛc. — 2. Der Eisenglanz u. Rotheisenstein mit 69 Prozent E.; beide sind Eisenoxyd ($Fe_2 O_3$) u. unterscheiden sich nur dadurch, daß der erstere großkrystallinisch ausgebildetes Eisenoxyd ist, während der andere in kleinkrystallinischen, dichten od. derben Massen vorkommt. Vom Rotheisenstein hat man wieder verschiedene Arten, nämlich dichten, ockrigen u. fasrigen Rotheisenstein, letzterer wird auch Blutstein od. Glaskopf genannt. Sie finden sich gewöhnlich auf derselben Lagerstätte beisammen, theils auf Gängen, theils in Lagern, so im Erzgebirge, Harze u. s. w. Der Eisenglanz kommt ebendaselbst, sowie auch in den Alpen, in Lothringen, Schweden u. Rußland vor; das größte u. schönste Lager ist jedoch auf der Insel Elba. Unreine, nam. mit Thon od. Kieselsäure vermengte Rotheisensteinarten sind der Röthel, Thoneisenstein, Kieseleisenstein. 3. Der Eisenspath od. Spatheisenstein (Siderit) ist kohlensaures Eisenoxydul ($FeO CO_2$) mit 48,3 Prozent Metall, enthält jedoch sehr häufig auch größere od. geringere Mengen von kohlensaurem Manganoxydul u. eignet sich daher vorzüglich zur Erzeugung von Spiegeleisen u. von Stahl (deshalb auch Stahlstein genannt). Im reinsten Zustande krystallisirt er in glänzenden, gelblichgrauen Rhomboëdern, zuweilen kommt er in fein krystallinischen, kleintraubigen u. nierenförmigen Gestalten vor u. heißt dann Sphärosiderit; in unreinem, mit Thon vermengtem Zustande (thoniger Sph.) bildet er oft mächtige Lager in der Steinkohlen- u. Braunkohlenformation. Diese Erze finden sich in Westfalen, Sachsen, Steiermark, England, Nordamerika u. s. w. 4. Der Brauneisenstein ist wasserhaltiges Eisenoxyd, Eisenoxydhydrat ($2Fe_2O_3, 3HO$), enthält gewöhnlich 85,6 Prozent Eisenoxyd u. 14,4 Prozent Wasser; dieses Eisenerz ist wahrscheinlich aus dem Spatheisenstein, durch Einwirkung von kohlensäurehaltigem Wasser u. Luft, entstanden; man unterscheidet wieder verschiedene Varietäten, so fasriges Brauneisenerz (brauner Glaskopf), dichtes u. ockriges Brauneisenerz, Bohnerz, ferner Nadeleisenerz, Stilpnosiderit u. andere. — 5. Gelbeisenstein ist auch ein Eisenoxydhydrat ($Fe_2 O_3, 2HO$), enthält jedoch 18 Prozent Wasser u. kommt häufig mit Thon verunreinigt vor; er führt auch den Namen Xanthosiderit. — 6. Raseneisenerz (Wiesenerz, Sumpferz, Limonit) findet sich ziemlich häufig in den norddeutschen Tiefebenen u. im südl. Schweden in Torfmooren u. unter dem Rasen nasser Wiesen. Es entsteht infolge der Einwirkung kohlensaurer eisenoxydulhaltiger Wässer auf Vegetabilien u. kommt in Form knolliger od. schlammartiger Massen von brauner od. schwarzbrauner Farbe vor. Seine Zusammensetzung ist sehr schwankend, die Hauptbestandtheile sind: Eisenoxydhydrat, Manganoxyd, Phosphorsäure u. etwas quellsatzsaures Eisenoxyd. Das daraus gewonnene E. eignet sich wegen seiner Dünnflüssigkeit, die es einem Gehalte von Phosphor verdankt, allerdings sehr gut zu feinen Gußgegenständen; allein zur Herstellung von Schmiedeeisen u. Stahl taugt es eben jenes Phosphorgehaltes wegen nicht. — Alles E., welches in der Technik u. Industrie Verwendung findet, wird aus dem einen od. anderen der obigen Eisenerze durch Sauerstoffentziehung (Reduktion) bei hoher Temperatur dargestellt. In metallurgischer Beziehung theilt man die Eisenerze in leicht u. schwer reduzirbare ein; erstere sind solche, die nach der vorbereitenden Röstung behufs Entfernung der Kohlensäure u. des Wassergehaltes, wie bei Braun- u. Spatheisenstein, eine etwas poröse Beschaffenheit annehmen, so daß die reduzirend wirkenden Gase des Hohofens leicht in sie eindringen können; letztere werden, weil sie beim Erhitzen für sich nichts verlieren, nicht porös u. sind daher schwerer reduzirbar; hierher gehören: Magneteisen- u. Rotheisenstein.

Verschiedene Arten des Eisens u. deren Eigenschaften. Alles E., welches aus den genannten Erzen im Großen gewonnen u. in der Technik verwendet wird, ist nicht chemisch reines E., sondern es enthält vielmehr

Nr. 2552. Hohofen.

Nr. 2553. Puddelofen.

Nr. 2554. Gußstück mit Modell.

außer kleinen Mengen anderer Metalle stets noch eine größere od. geringere Menge Kohlenstoff (reine Kohle); zuweilen finden sich auch noch andere Stoffe, wie Silicium, Phosphor u. Schwefel, darin. Ein chemisch reines E. zu erzeugen, liegt nicht einmal in der Absicht der Eisenproduzenten, weil das E. gerade diejenigen Eigenschaften, denen es seine vielseitige Brauchbarkeit verdankt, in chemisch reinem Zustande nicht besitzt, sondern erst dann erhält, wenn es eine gewisse Menge fremder Stoffe, nam. aber Kohle, aufgenommen hat. Je nachdem es nun reicher od.

Nr. 2555. Im Innern eines Gießhauses.

ärmer an diesen, seine Eigenschaften verändernden Stoffen ist, erscheint es in sehr vielen verschiedenen Zuständen, von denen man nam. drei Hauptarten unterscheidet, nämlich **Gußeisen**, **Schmiedeeisen** u. **Stahl**. — Das Gußeisen ist von diesen das unreinste u. enthält auch den meisten Kohlenstoff, das Schmiedeeisen enthält die geringste Menge von letzterem, u. der Stahl steht in dieser Hinsicht in der Mitte zwischen beiden. Der Kohlenstoff ist gewöhnlich in doppelter Form in dem E. enthalten, u. es werden, je nachdem die eine od. die andere dieser Formen die vorwaltende ist, verschiedene Eigenschaften des Metalls bedingt; ein Theil der Kohle findet sich nämlich wirklich chemisch verbunden, in Form von **Kohleeisen**, im E., während ein anderer Theil nur in fein vertheiltem Zustande mechanisch beigemengt ist. Je mehr das E. von diesem Kohleeisen enthält, desto leichter läßt es sich schmelzen, u. je weniger darin ist, desto schwieriger schmelzbar ist es. — Gußeisen u. Stahl enthalten auch kleine Mengen Stickstoff. I. **Gußeisen** od. **Roheisen** (franz. fonte, engl. Pig-iron od. Cast-iron) ist das unmittelbar aus den Eisenerzen durch reduzirende Schmelzung im Hohofen gewonnene E.; es enthält, außer E. u. Kohlenstoff, gewöhnlich noch Silicium, Aluminium, Mangan, Arsenik, Phosphor u. Schwefel. Im Allgemeinen vereinigt es große Härte u. Festigkeit mit einem gewissen Grade von Leichtschmelzbarkeit; es läßt sich weder hämmern noch schweißen, sondern ist spröde; man kann daher aus Gußeisen auch keinen Draht ziehen u. kein Blech walzen. — Nach der Farbe u. den damit zusammenhängenden Eigenschaften lassen sich die verschiedenen Varietäten des Gußeisens in zwei Hauptgruppen bringen, in **weißes** u. **graues Gußeisen**. 1. Das **weiße Gußeisen** ist härter als das graue, schmilzt aber leichter (bei 1100—1500° C.); dabei wird es jedoch nicht so dünnflüssig, wie das graue; es wird von Säuren fast gar nicht angegriffen; sein spezifisches Gewicht ist 7,5—7,6, sein Kohlenstoffgehalt beträgt 3,5—5,93 Prozent, wovon höchstens 1 Prozent mechanisch beigemengt, der übrige Theil chemisch gebunden ist. Die härteste Varietät des weißen Gußeisens ist das **Spiegeleisen** (**Spiegelfloß**, **Rohstahleisen**, **weißgares E.**); es ist so hart, daß es von keiner Feile angegriffen wird, dabei silberweiß u. lebhaft glänzend u. zeigt eine großblättrig krystallinische Struktur; man benutzt es nam. zur Stahlfabrikation.

Nr. 2556. Gichtansicht.

Nr. 2557. Frischherd.

Andere Varietäten sind: das **blumige** od. **strahlige Roheisen** mit feinstrahligem Bruch u. bläulichgrauer Farbe; das **luckige Roheisen** od. **Weichfloß**, mit feinzackigem Bruche u. bläulichweißer Farbe, ist etwas porös, u. das **grelle Roheisen**. — 2. Das **graue Gußeisen** hat eine dunkelgrauschwarze bis lichtgraue Farbe, ein körniges, nicht krystallinisches Gefüge, ist weicher, als das weiße Gußeisen, u. läßt sich mit der Feile u. dem Bohrer bearbeiten, drehen u. hobeln, jedoch nicht schmieden. Es schmilzt bei circa 1600° C.; beim Uebergange aus dem flüssigen in den starren Zustand nimmt das Roheisen ein geringeres Volumen ein, es schwindet u. zwar 1½ Prozent der Länge nach. Wegen seiner Dünnflüssigkeit im geschmolzenen Zustande eignet sich das graue Gußeisen ganz bes. zum feineren Eisenguß. — Das spezifische Gewicht ist sehr schwankend, durchschnittlich 7,1. Während das weiße Gußeisen den Kohlenstoff zum größten Theile in chemischer Verbindung mit dem E. enthält, so ist derselbe in grauem Gußeisen in dieser Form nur in geringerer Menge vorhanden, dagegen waltet der mechanisch beigemengte Kohlenstoff (Graphit) in letzterem bedeutend vor; der Gesammtgehalt beträgt 3,15—4,65 Prozent, wovon 2,57—3,75 Prozent Graphit sind. — Wird geschmolzenes graues Roheisen rasch abgekühlt, so geht es in weißes über; läßt man dagegen bei starker Hitze geschmolzenes weißes Roheisen langsam abkühlen, so verwandelt es sich in graues. Wenn in einem Stücke beide Roheisenarten vorkommen, so heißt ein solches E. **halbirtes** od. **Forelleneisen**. II. **Schmiedeeisen**, **Stabeisen**, **weiches E.**, franz. fer, engl. soft iron, wrought iron; dasselbe enthält nur 0,25 bis 0,5 Prozent Kohlenstoff, der zum größeren Theil chemisch mit dem E. verbunden ist; es ist von hellgrauer bis dunkelgrauer Farbe, stark glänzend, ist elastisch, weich, geschmeidig u. zäh, läßt sich kalt u. heiß hämmern, überhaupt mit den verschiedensten Werkzeugen bearbeiten. Kalt gehämmert wird es härter, verliert an Geschmeidigkeit, gewinnt aber an Elastizität; durch Ausglühen geht es aber wieder in seinen weichen, geschmeidigen Zustand zurück. Das Schmiedeeisen kann im gewöhnlichen Ofenfeuer nicht geschmolzen werden, da sein Schmelzpunkt über 2000° C. liegt; in der Weißglühhitze wird es jedoch schweißbar, d. h. einzelne Stücke lassen sich durch Hämmern zu einem einzigen vereinigen. Das spezifische Gewicht ist im Durchschnitt 7,6. Je nach Art der Darstellung unterscheidet man **Luppenfrischeisen**, **Herdfrischeisen**, **Puddeleisen** u. **Bessemereisen** (s. Bessemer). III. **Stahl**, franz. acier, engl. steel. Derselbe steht sowol hinsichtlich seiner Eigenschaften als auch seines Kohlengehaltes in der Mitte zwischen dem Gußeisen u. dem Schmiedeeisen u. kann theils aus dem einen, theils aus dem anderen dargestellt werden. Da der Stahl in einem besonderen Artikel abgehandelt wird, so verweisen wir auf diesen.

Ausbringen od. Gewinnung des Eisens. In früheren Zeiten, u. auch jetzt noch in einigen Gegenden, wurde das E. u. zwar Schmiedeeisen direkt aus den Erzen durch die sog. **Rennarbeit** od. **Luppenfrischerei** gewonnen; man erhielt durch dieselbe zwar ein vorzüglich reines u. zähes Stabeisen, allein diese Art der Arbeit gestattete nur eine geringe Ausdehnung der Produktion u. gab verhältnißmäßig geringe Ausbeute. Deshalb u. nam. auch weil in neuerer Zeit Gußeisen u. Gußstahl eine so bedeutende Verwendung gefunden haben, gewinnt man jetzt zunächst Roheisen u. stellt aus diesem entweder durch den Frisch- od. durch den Puddlings- od. endlich durch den Bessemerprozeß das Schmiedeeisen (u. auch zum Theil den Stahl) her. — Das Ausbringen des E. aus den Erzen gründet sich der Hauptsache nach darauf, daß den Erzen in der Hitze der Sauerstoff vollständig entzogen wird, daß die so freigewordenen Theilchen von reinem od. fast reinem E., im Hohofenfeuer so gut wie unschmelzbar, in der Weißglühhitze zu größeren Massentheilchen zusammenkleben u. daß endlich diese, indem sie mit Kohle in glühendem Zustande zusammenkommen, schmelzen. Zunächst werden die Eisenerze, wenn man Spatheisenstein od. Brauneisenstein verarbeitet, geröstet, um Wasser u. Kohlensäure durch die Hitze auszutreiben u. die Masse dadurch mürber u. poröser u. zur Reduktion geeigneter zu machen; hierbei wird zugleich das etwa vorhandene Eisenoxydul durch den Sauerstoff der Luft in Eisenoxyd übergeführt, welches letztere weniger leicht in die Schlacken übergeht als das erstere. Die gerösteten Eisenerze werden darauf zerkleinert u. reichere Erze mit ärmeren in dem Verhältniß gemischt, welches nach den bisher gemachten Erfahrungen die größte Ausbeute giebt. Man nennt dieses Mischen **gattiren**. Hierbei nimmt man Rücksicht auf den Gehalt von Kieselsäure, Kalk u. Thonerde, welche in ärmeren Erzen enthalten sind, u. richtet die Mischung so ein, daß die gattirten Erze einem Roheisengehalte von 30 bis höchstens 50 Prozent entsprechen u. daß aus den obengenannten Stoffen eine Schlacke entsteht, die bei 1400 bis 1600° dünnflüssig ist. Es wird dies der Fall sein bei einem Verhältnisse von circa 56 Kieselsäure, 30 Kalkerde u. 14 Thonerde. Die schlackenbildenden Zusätze sind der sog. **Zuschlag**. Für Spiegeleisen wird auch noch Manganerz zugesetzt. Die Schlacke, weiter nichts als ein undurchsichtiges Glas, hat den Zweck, durch ihre Dünnflüssigkeit im glühenden Zustande das leichtere Zusammenfließen der geschmolzenen Metalltheilchen zu bewirken, die in den Erzen enthaltenen, der Güte des E.s Eintrag thuenden fremden Bestandtheile aufzunehmen u. das bereits gebildete Gußeisen vor der oxydirend wirkenden Gebläseluft zu schützen.

Das Ausschmelzen des E.s aus den Erzen geschieht in passenden Schmelzöfen, von denen man Blauöfen u. Hohöfen od. Hochöfen hat; erstere, zum Verschmelzen leichtflüssiger Erze, meist auf weißes Roheisen dienend, unterscheiden sich von letzteren, die für alle Arten von Gußeisen Anwendung finden können, durch meist geringere Dimensionen, nam. geringere Höhe, einen weiten Schmelzraum u. die geschlossene Brust, d. h. die Vorderwand ist über der Ofensohle geschlossen u. nur von Zeit zu Zeit läßt man aus dem Schmelzraume durch Stichöffnungen Roheisen u. Schlacken ab. Bei den Hohöfen ist dagegen die Brust offen, so daß die Schlacken beständig ausfließen können. Ein solcher Hohofen (Nr. 2552) ist ein mit starkem Gemäuer (Rauhmauer) umgebener Schachtofen

Nr. 2558. Auswalzen der Eisenschienen.

von 8—16 m. Höhe, dessen innerer Theil, der Kernschacht od. die Seele, die Gestalt zweier, mit den Grundflächen an einander gefügter abgestutzter Kegel hat, von denen jedoch, wie die Figur zeigt, der obere der längere ist. Die Mauer des eigentlichen Kernschachtes umgiebt eine zweite, welche den Rauhschacht bildet, an welche sich das Mauerwerk, die Rauhmauer anschließt. Zwischen Kern u. Rauhschacht ist ein Raum für die Füllung ausgespart, der mit schlechten Wärmeleitern ausgefüllt ist u. zugleich der Ausdehnung des Ofens durch die Wärme den nöthigen Spielraum gestattet. Der obere Theil des Kernschachtes heißt die Gicht (G) u. ist nach oben offen (Gichtöffnung) der mittlere wird Schacht, weiter unten Rast genannt; der tiefste Theil des Kernschachtes führt den Namen Gestell (O). In dem Gestell sind zwei einander gegenüberstehende Oeffnungen mit eingesetzten halbcylindrischen Röhren (Formen) (Fig. 2552), in welche die Mundstücke (Düsen od. Deusen) der Windzuleitungsröhren (T), welche den Hohofen mit der zur lebhaften Verbrennung nöthigen Luft versehen, eintreten. Diese Luft wird den Düsen entweder kalt od. erwärmt durch ein Gebläse zugeführt. Als solches benutzt man jetzt allgemein das Cylindergebläse (s. d. mit Abb. unter Nr. 2099 u. 2100). Die Beschickung des Ofens u. der Gang des Ausschmelzens geschieht auf folgende Weise: Zunächst wird der Ofen angeheizt, indem man Holz auf dessen Boden entzündet u. darauf das übrige Brennmaterial nach u. nach schüttet, bis der Ofen bis zur Gicht damit angefüllt ist (s. Nr. 2556). Erst wenn der Ofen den nöthigen Hitzegrad erreicht hat, giebt man abwechselnd Eisenerz u. Zuschlag sowie auch neues Brennmaterial zu. Dies geschieht durch die Gichtöffnung mittels kleiner Wagen, die über die Gichtbrücke (s. Fig. 2552 u. 2559) gefahren werden. Man baut des bequemeren Einbringens dieser Materialien wegen die Hohöfen gewöhnlich an den Abhang eines Berges, von welchem man die Gichtbrücke bequem nach dem Hohofen hinüber schlagen kann. Als Brennmaterial benutzt man entweder Holzkohlen od. Koaks, seltener u. höchstens beim Anfang des Anheizens Steinkohlen. Diese letzteren eignen sich wegen ihres Schwefelgehaltes nicht für die Gewinnung eines guten E.s. Das beste, aber auch theuerste E. ist das Holzkohleneisen. In dem Maße, als die Kohlen verbrennen u. Erze u. Zuschlag schmelzen, sinken die Schichten im Ofen allmählig nieder, u. in diesem Maße werden auch neue Schichten von Brennmaterial, Erz u. Zuschlag aufgegeben, so daß der Ofen immer gefüllt u. in Thätigkeit bleibt. Die Kieselsäure schmilzt mit den vorhandenen Erden u. Oxyden zu Schlacken zusammen, während das reduzirte E. sich mit dem Kohlenstoff zu leichtflüssigem Gußeisen vereinigt.

Nr. 2559. Beschicken des Hohofens mit Erz u. Kohle.

Dieses sammelt sich am Boden des Gestells an (s. H in Nr. 2552, u. wird von Zeit zu Zeit, gewöhnlich alle 12 Stunden, abgestochen. Auf dem geschmolzenen E. schwimmt die geschmolzene Schlacke, beide vermischen sich nicht, sondern trennen sich wie Oel u. Wasser. Beim Abstich läßt man das E. durch einen schon vorher im Sande vor dem Ofen gemachten Ablaßgraben nach den Formen fließen, in welchen es erstarrt. Während des Abstechens sind die Gebläse in Ruhe. Roheisen in Muldenform nennt man Flossen, in Barrenform Gänze. Der Hohofenbetrieb ist, wie man aus Vorstehendem ersieht, ein kontinuirlicher u. dauert überhaupt so lange als der Ofen aushält, oft mehrere Jahre; man nennt einen solchen Zeitraum eine Hüttenreise od. Campagne. — Der beim Schmelzen im Ofen stattfindende chemische Prozeß ist in verschiedener Höhe des Ofens ein sehr verschiedener; im oberen Theile des Schachtraumes ist die Vorwärmzone, wo die Beschickung vollständig ausgetrocknet u. vorgewärmt wird; dann folgt die Reduktionszone, welche den mittleren u. größten Theil des Schachtraumes einnimmt. Hier findet die Reduktion des Eisenoxydes zu Eisenoxyduloxyd u. schließlich zu Metall statt; es geschieht dies durch Einwirkung von Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoffgas, Cyanwasserstoffgas u. der Dämpfe des Cyankaliums. Das Kohlenoxydgas entsteht, indem die durch Verbrennen der tiefer liegenden Kohlen gebildete Kohlensäure durch Schichten von glühender Kohle streicht ($CO_2 + C = 2CO$), sowie auch durch Einwirkung überhitzter (von der Gebläseluft herrührender) Wasserdämpfe auf die glühenden Kohlen. Die Cyanverbindungen entstehen endlich durch Einwirkung des Stickstoffs der Brennmaterialien u. der Gebläseluft auf die glühenden Kohlen u. darin enthaltene Alkalien. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß diese Cyanverbindungen bei der Reduktion der Eisenerze eine wesentliche Rolle spielen u. in gar nicht unbedeutender Menge auftreten. Unterhalb der Reduktionszone des

Schachtraumes liegt die *Kohlungszone*, in welcher sich das E. mit der Kohle verbindet; dann kommt die *Schmelzzone* u. zu unterst die *Verbrennungs-* od. *Oxydationszone*, wo die durch die Düsen einströmende Luft die Verbrennung der Kohlen bei Weißglühhitze bewirkt. Die aus der Gicht entweichenden heißen Gase werden jetzt vielfach benutzt, so zum Darren u. Verkohlen von Holz, zum Rösten der Eisenerze, zum Schmelzen u. Frischen des E.s u. s. w. Hierzu hat die Gicht ein besonderes Abzugsrohr T (s. Nr. 2556). Die *Gewinnung des Schmiedeeisens* geschieht, wie schon oben erwähnt, nur noch selten direkt aus den Erzen, sondern fast allgemein aus dem Gußeisen; nur noch in Indien, der Türkei, Illyrien, Italien u. einigen Gegenden Steiermarks wendet man jenes, eine geringe Ausbeute gewährende Verfahren, die *Luppenfrischarbeit*, an. In den übrigen Ländern erzeugt man das Schmiedeeisen nach einer der drei folgenden Methoden: 1) durch den *Frischprozeß auf Herden*, 2) durch den *Puddlingsprozeß* in Flammenöfen, 3) durch *Bessemern*. Nach der ersten Methode wird weißes Roheisen (od. auch vorher gefeintes graues) in dem aus starken eisernen Platten gebildeten, vertieften vierseitigem Heerde (s. Nr. 2557) so eingeschmolzen, daß das schmelzende Roheisen erst im flüssigen Zustande dem Winde des Gebläses ausgesetzt ist. Indem hiebei durch den Sauerstoff der zugeführten Luft das Eisen allmählig entkohlt wird, wird aber auch ein großer Theil des letzteren oxydirt u. das entstandene Eisenoxydul bildet mit der Kieselsäure der zum Schmelzen angewendeten Holzkohlenasche u. der aus dem Silicium des Roheisens stammenden Kieselsäure eine sehr eisenreiche Schlacke, welche immer von Neuem wieder mit verwendet wird. Ist die Entkohlung weit genug fortgeschritten, so wird das glühende Eisenstück (Luppe, Deul od. Klump genannt) unter einen großen Hammer gebracht, durch dessen Schläge die Schlackenreste vollständig ausgepreßt werden u. dem Stücke eine längliche Form gegeben wird. Durch die Bearbeitung zwischen den Walzen eines Walzwerkes ertheilt man dem E. dann jede beliebige Form u. verwandelt es so z. B. in Bandeisen, Rundeisen, Eisenbahnschienen u. s. w. (s. Nr. 2558). — Bei der zweiten Methode, dem Puddlingsprozeß, wendet man statt der Holzkohlen die Flamme des Steinkohlenfeuers u. Flammenöfen an, die den Namen *Puddlingsöfen* od. Puddelöfen erhalten haben. Nr. 2553 zeigt einen solchen Ofen im Vertikaldurchschnitt; A ist der Rost, auf dem die Steinkohlen brennen; die Flamme steigt über den Herd B, auf welchem das E. sich befindet, c u. d sind Arbeitsöffnungen, durch welche mittels langen eisernen Stangen das E. fortwährend gerührt (*gepuddelt*) wird, damit immer wieder neue Theile desselben mit der darüber hinströmenden Luft in Berührung kommen. Aus dem breiigen E. entwickeln sich blaue Flämmchen von brennendem Kohlenoxydgase, u. das E. wird nach u. nach immer zäher u. schwerer schmelzbar. Wenn der gehörige Grad von Zähigkeit erreicht ist, wird das Eisenstück unter ein Quetschwerk od. einen Dampfhammer gebracht u., wie beim Frischen beschrieben wurde, behandelt u. gewalzt. Die dritte Methode der Darstellung von Schmiedeeisen, das *Bessemern*, ist schon Bd. II. S. 831 beschrieben u. findet im Artikel „Stahl" noch weitere Behandlung.

Eisengießerei, Eisenguß. Die Eisengußwaaren werden niemals direkt aus dem Hohofen gegossen, sondern stets durch Umschmelzen des gewonnenen Roheisens in besonderen Oefen erhalten; am häufigsten verwendet man hier zu den sog. *Kupolofen* od. *Schachtofen*; er besteht aus einem cylindrischen Schachtofen von $2^1/_2$–$3^1/_2$ m. Höhe, in welchen man durch die Gicht die in Stücke geschlagenen Gänze des Roheisens u. das Brennmaterial (Holzkohlen od. Koaks) schichtweise einträgt. Auch bei diesen Oefen wendet man ein Gebläse an, welches jedoch bei der geringeren Größe derselben aus einem gewöhnlichen Ventilator bestehen kann. Das geschmolzene E. wird entweder unmittelbar in die Form geleitet, od., wenn die zu gießenden Gegenstände kleiner sind, in besondere eiserne, mit Thon überstrichene Gießpfannen gelassen; diese werden dann mittels langer Stangen nach der Form hingetragen od. an einen Krahn gehängt u. mittels desselben nach der Form hinbewegt. Für ganz kleine Gegenstände schmilzt man das E. zuweilen in Tiegeln von Graphit in besonderen Oefen. Zur Herstellung der Eisengußwaaren benutzt man gewöhnlich ein schwach halbirtes graues Roheisen, welches sich durch große Dichte, Festigkeit, scharfes Ausfüllen der Form u. genügende Weichheit zur mechanischen Bearbeitung auszeichnet. Die *Formen* sind ein sehr wesentlicher u. wichtiger Theil der Gießerei; man unterscheidet je nach den Materialien, aus denen die Formen bestehen, *Sandguß*, *Masseguß*, *Lehmguß* u. *Schalenguß*; letzterer wird nur selten u. zwar nur zu Hartwalzen zum Ausstrecken des Bleches u. für Eisenbahnwagenräder benutzt. Er gründet sich auf die oben schon erwähnte Eigenschaft des grauen Roheisens, in geschmolzenem Zustande durch schnelle Abkühlung in hartes weißes Roheisen überzugehen. Diese rasche Abkühlung wird dadurch erzielt, daß man das geschmolzene E. in gußeiserne Formen (Coquillen), welche die Wärme schnell ableiten, gießt. So kann man Gegenstände gießen, die an der Oberfläche sehr hart u. spröde, u. doch, weil sie im Innern aus grauem Gußeisen bestehen, nicht spröde u. zerbrechlich sind. Bei dem *Lehmguß* wendet man Formen aus Lehm, bei dem *Masseguß* Formen aus Sand u. Lehm an. Am häufigsten findet der *Sandguß* Anwendung u. zwar zur Herstellung von Maschinentheilen, Rädern, Oefen, Gittern u. s. w. Der zu gießende Gegenstand wird zunächst in Holz geformt, entweder aus einem Stücke od. aus mehreren zerlegbaren Stücken zusammengefügt. Hierbei muß darauf Rücksicht genommen werden, daß das kalte, fertige Gußstück stets etwas kleiner ist als die Formhöhlung, in welcher es entstand; daß man demnach das Holzmodell stets etwas größer (circa $^1/_{96}$ in linearer Ausdehnung) anfertigen muß, als wie das Gußstück werden soll. In dem Augenblicke der Erstarrung des flüssigen E.s findet zwar eine Ausdehnung desselben statt, wodurch das Metall mit einer gewissen Kraft in die feinsten Vertiefungen der Form hineingepreßt wird; allein diese Ausdehnung ist bedeutend geringer als die durch die vollständige Erkaltung hervorgebrachte Zusammenziehung. — Das Holzmodell des zu gießenden Gegenstandes wird nun behufs Herstellung des Hohlraumes, welcher das geschmolzene Eisen aufnehmen soll, in sehr feinen, thonhaltigen Quarzsand (*Formsand*) gedrückt u. dafür gesorgt, daß der Sand überall dicht das betreffende Modell umschließt. Um dies zu ermöglichen u. um das Holzmodell wieder bequem aus dem Sande herausnehmen zu können, muß der Sandkörper häufig aus zwei, drei od. noch mehr Theilen zusammengesetzt werden, welche man beim Ausheben des Modells wieder aus einander nimmt u. zum Gusse wieder zusammenstellt. Dem entsprechend besteht auch die Form, welche den Sand enthält, aus einer gleichen Anzahl rahmenartiger Kästen von Eisen (*Formkasten*, *Formladen* od. *Formflaschen*), die mit einander verbunden werden können (s. Nr. 2554). Zum Eingießen des flüssigen E.s läßt man eine od. bei größeren Stücken auch zwei Oeffnungen, ebenso muß eine Oeffnung zum Entweichen der Luft vorhanden sein. Die Einrichtung einer Gießerei ersieht man aus der auf Seite 1301 befindlichen Abbildung. — Nach dem Gusse müssen die meisten Gegenstände noch durch mechanische Bearbeitung vollendet werden; es werden z. B. die Gießnähte abgehauen, der eingebrannte Sand von der Oberfläche abgelöst u. s. w. Oft müssen die Eisengüsse abgedreht od. ausgebohrt, ciselirt, gehobelt, gefräßt u. geschliffen werden. Da dieselben durch schnelles Erkalten auf der Oberfläche zuweilen solche Härte u. Sprödigkeit besitzen, als wären sie aus Spiegeleisen gegossen, u. sich deshalb nicht mit Feilen, Hobeln u. dgl. bearbeiten lassen, so sucht man solchen Eisengüssen durch eine besondere Behandlung die erforderliche Weichheit wiederzugeben. Dies geschieht durch das *Tempern* od. *Adouciren* (Anlassen); hierbei werden die Gußstücke in einer passenden Einhüllung (Lehm, Kiessand od. Kohlenstaub) anhaltend einer starken Glühhitze ausgesetzt u. dann langsam erkalten gelassen. Hierher gehört auch der sog. *schmiedbare Eisenguß* od. das *hämmerbare* od. *schmiedbare Gußeisen*; aus demselben fertigt man neuerdings unzählige kleine Gegenstände, wie Schraubschlüssel, kleine Maschinentheile zu Nähmaschinen 2c., Schnallen, selbst Scheren u. Messer, die man früher zu schmieden pflegte. Man glüht zu diesem Zwecke die aus Gußeisen in Formen gegossenen Gegenstände anhaltend in einer Umhüllung, die entkohlend auf das Eisen wirkt, u. benutzt hierzu Mischungen von rothem Eisenoxyd, Braunstein, Knochenasche u. s. w.

Eisen als Handelsartikel, verschiedene Eisenwaaren des Handels. Das Roheisen od. Gußeisen bildet einen bedeutenden Handelsartikel; denn nicht immer sind mit den Hohöfen Puddel- u. Frischöfen od. Eisengießereien verbunden, welche dasselbe selbst verarbeiten; das meiste Roheisen wird daher an die Eisengießereien od. an die Puddel- u. Walzwerke behufs Herstellung von Schmiedeeisen u. Stahl verkauft. Das *Roheisen* kommt entweder in Form muldenförmiger Blöcke, sog. *Flossen*, Laumons, Pigs, in den Handel od. in Form großer Barren, *Gänze*, Gueuses genannt. Die daraus dargestellten gröberen od. feineren Eisengußwaaren sind so mannichfaltig, daß es gar nicht möglich ist, sie alle hier aufzuzählen; wir wollen nur auf einige aufmerksam machen, so nam. auf die in neuerer Zeit immer mehr in Aufnahme kommenden Träger, Balken u. Säulen, Gitter, Platten u. Fenster aus Gußeisen zum Häuserbau; ferner auf die gußeisernen Oefen verschiedener Konstruktion, Pfannen, Töpfe u. Kessel, Destillirgefäße u. Gasretorten, Gas- u. Wasserleitungsröhren. Manche dieser Eisenwaaren, z. B. Pfannen, Töpfe, offene u. geschlossene Kessel (Autoclaven), werden gewöhnlich innen emaillirt, d. h. mit einem harten, weißen, glasartigen u. durchsichtigen Ueberzug versehen (s. „Emaille"). — Von dem *Schmiedeeisen* unterscheidet man im Handel je nach der Behandlung u. Darstellung u. je nach der Form u. dem Zwecke, zu dem es verwendet werden soll, wieder verschiedene Arten; in ersterer Hinsicht ist *Luppenfrischeisen*, *Herdfrischeisen*, *Puddeleisen* u. *Bessemereisen* zu unterscheiden, sowie hinsichtlich der ferneren Behandlung: *geschmiedetes* od. *gehämmertes Stabeisen* u. *gewalztes*, sog. *Walzeisen*. Die Hauptsorten des Schmiedeeisens hinsichtlich der Form sind: *Flacheisen*, *Bandeisen*, *Rundeisen*, *Quadrateisen* od. *Vierkanteisen*, *Schneid-* u. *Nageleisen* u.

Schienen für Eisenbahnen. Die unendlich vielen kleineren u. größeren Gegenstände, welche aus den verschiedenen Sorten Schmiedeeisen gefertigt werden, wie Nägel, Stifte, Baueisen, Ringe, Ketten u. s. w., u. welche Handelsartikel der Eisenhandlungen u. Kurzwaarenhandlungen bilden, können wir hier nicht aufzählen. Erwähnen müssen wir dagegen noch den aus Schmiedeeisen gefertigten Draht (s. d.) u. das ebenfalls daraus hergestellte Blech; von diesem Eisenblech hat man je nach der Stärke u. Größe der Tafeln viele verschiedene Sorten, von dem stärksten Kesselblech zu Hochdruckdampfkesseln bis zu dem dünnen Schwarzblech, aus dem man die Rauchrohre für unsere Stubenöfen fertigt. — Unter dem Namen Weißblech versteht man auf beiden Seiten mit einer dünnen Schicht Zinn überzogenes Eisenblech; es wird bekanntlich von den Klempnern zu Küchengeschirr aller Art, ferner zu Flaschen für zu versendende Flüssigkeiten &c. verarbeitet. In neuerer Zeit wird vielfach anstatt des verzinnten das verzinkte Eisenblech verwendet, das sich durch größere Haltbarkeit auszeichnen soll; auch andere Gegenstände von Schmiedeeisen werden verzinkt. Noch dauerhafter u. schöner im Aussehen, aber bedeutend theurer ist das in den letzten Jahren aufgekommene vernickelte E.; es sind dies Eisengegenstände, die auf galvanischem Wege aus einer Auflösung von schwefelsaurem Nickeloxydulammoniat mit einer Schicht metallischen Nickels überzogen worden sind. — Auch nach den Produktionsländern unterscheidet man im Handel das E., die wichtigsten Sorten in dieser Hinsicht sind: das schwedische, schottische, englische, belgische u. rheinische E.

Statistisches über die Eisenproduktion. Das meiste E. erzeugt Großbritannien; hier kamen im J. 1867 auf den Kopf der Bevölkerung 150 Kilo E. u. eine Konsumtion von 50 Kilo pro Kopf bei einer Produktion von 90 Millionen Centnern. Während 1867 Frankreich noch in zweiter Linie stand u. 24 Millionen Centner produzirte (30 Kilo pro Kopf bei einer Konsumtion von 26½ Kilo), so hat ihm Nordamerika, dessen Eisenindustrie verhältnißmäßig die schnellste Entwicklung zeigt, jetzt schon den Rang abgelaufen; denn es betrug daselbst 1867 die Produktion 20 Millionen Centner (37½ Kilo pro Kopf bei 50 Kilo Konsum pro Kopf), während sie sich gegenwärtig schon über 38 Millionen beläuft. Deutschland hat durch den Erwerb von Elsaß-Lothringen eine nicht unwesentliche Vermehrung der Eisenproduktion erfahren; denn die neuen beiden Reichslande besitzen 25 Hohöfen mit einer Jahresproduktion von 4,091,580 Centnern E., sowie 9000 Hektaren Eisensteingruben mit einer Förderung von 500,000 Tonnen (à 20 Centner) Eisenerzen. — Im J. 1867 war die Produktion im deutschen Zollverein 14½ Millionen Centner (18 Kilo auf den Kopf bei 19 Kilo Konsumtion), jetzt ist sie bedeutend gestiegen u. beträgt für Deutschland (incl. Elsaß u. Lothringen) über 27 Millionen Centner. Wir lassen nun eine Zusammenstellung der Produktion von Roheisen in den verschiedenen Ländern für das J. 1872 folgen. 1872 wurden erzeugt:

Land	Menge	
Großbritannien	110,657,780	Centner,
Nordamerika	38,252,160	„
Deutschland	27,139,460	„
Frankreich	27,126,000	„
Belgien	8,790,000	„
Oesterreich-Ungarn	7,663,960	„
Rußland	6,482,220	„
Schweden	5,865,000	„
Norwegen	1,600,000	„
Spanien	522,380	„
Italien	443,240	„
Dänemark	300,000	„
Schweiz	100,000	„
Zusammen:	234,942,200	Centner Roheisen.

Für die hier nicht verzeichneten Länder ist es sehr schwer, richtige Angaben zu erhalten; da jedoch ihre Produktion im Verhältniß zu den erwähnten eine nur sehr unbedeutende ist, so wird man wol der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man die Gesammtproduktion an Eisen für die ganze Erde auf jetzt jährlich 236 Millionen Centner annimmt, während sie für das J. 1867 noch auf 200 Millionen geschätzt wurde. — **Eisenamalgam,** eine Legirung des Eisens mit Quecksilber, wird nach Böttger am besten erhalten durch Zusammenreiben von 1 Theil rostfreier Eisenfeile, 2 Theilen Quecksilberchlorid u. 2 Theilen Wasser unter Zufügung einiger Tropfen Quecksilber; unter starker Erhitzung bildet sich Eisenchlorür u. E., welches durch Auswaschen des ersteren mit Wasser rein erhalten werden kann. Es wird vom Magnet noch stark angezogen. — **Eisenäther,** richtiger eisenchloridhaltiger Aetherweingeist ist die Bestuschew'sche Nerventinktur, (s. d.). — **Eisenbeizen,** mordants de fer, sind theils Eisenoxydul-, theils Eisenoxydsalzlösungen, die für die Färberei von großer Wichtigkeit sind u. welche sich hierzu um so mehr eignen, als die Verwandtschaft des Eisenoxydes zur Leinen- u. Baumwollenfaser selbst die der Thonerde zu diesen Fasern noch übertrifft. Die wichtigsten Eisenbeizen sind die essigsaure u. salpetersaure Eisenoxydlösung (s. „Eisenpräparate") u. der Eisenvitriol (s. d.). Man benutzt die E. bei der Herstellung schwarzer u. gewisser blauer Farben auf Wolle, Seide, Baumwolle u. Leinen. — **Eisenblüte,** s. „Aragonit". — **Eisencyanürcyanid,** ist Berliner u. Pariser Blau (s. d.). **Eisenglimmer** nennt man die dünnschaligen u. feinschuppigen Varietäten von Rotheisenerz. **Eisenkies,** ist Schwefelkies, Schwefeleisen, s. „Eisen". **Eisenkiesel,** s. „Quarz". **Eisenlikör** ist ein süßer, eisenhaltiger Likör, der infolge seines Gehaltes an essigsaurem Eisenoxyd blutarmen Personen als Heilmittel empfohlen wird. — **Eisenmennige** ist fein gepulvertes Eisenoxyd, welches, anstatt der gewöhnlichen Bleimennige mit Leinölfirniß vermengt, zum Anstreichen von Eisengegenständen empfohlen worden ist; die E. soll sich hierzu besser eignen als die Bleimennige u. ist natürlich auch billiger. — **Eisenocker,** mit diesem Namen bezeichnet man einige Arten von natürlich vorkommendem thonhaltigen Eisenoxyd u. Eisenoxydhydrat; vergleiche übrigens Ocker.

Eisenoxyde sind die Verbindungen des Eisens mit dem Sauerstoff; man kennt folgende: 1) Eisenmonoxyd od. Eisenoxydul (= FeO), aus 28 Eisen u. 8 Sauerstoff bestehend, für sich wegen seiner geringen Beständigkeit wenig bekannt, sehr wichtig dagegen die Verbindungen desselben mit den Säuren, die Eisenoxydulsalze (s. Eisenpräparate). 2) Eisensesquioxyd od. Eisenoxyd (= $Fe_2 O_3$), aus 56 Eisen u. 24 Sauerstoff bestehend, ist wegen seines häufigen Vorkommens in der Natur als ein vorzügliches Eisenerz (s. „Eisen") von großer Bedeutung, wird außerdem auf verschiedene Weise künstlich dargestellt u. unter verschiedenen Namen in den Handel gebracht (vgl. Englischroth, Eisenmennige, Caput mortuum); es hat eine rothe od. rothbraune Farbe u. ist eine schwächere Basis als das Eisenoxydul; die Salze des Eisensesquioxyds sind gewöhnlich gelb, rothgelb od. granatroth gefärbt u. nur schwierig krystallisirbar. 3) Das Eisenoxyduloxyd (= $Fe_3 O_4$ od. FeO, Fe_2O_3), kann als eine Verbindung der beiden vorhergehenden E. betrachtet werden; dasselbe ist schwarz u. findet sich auch in der Natur als Magneteisenstein. Von allen drei E. kennt man auch chemische Verbindungen mit Wasser, Hydrate, von denen das Eisenoxydulhydrat sehr unbeständig ist u. leicht in das Eisenoxydhydrat übergeht; letzteres findet sich als Brauneisenstein. 4) Eisensäure (= $Fe O3$), aus 28 Eisen u. 24 Sauerstoff bestehend, ist nur in Verbindung mit Alkalien als kirschrothe Flüssigkeit bekannt. — **Eisenpräparate** nennt man diejenigen chemischen Verbindungen u. pharmazeutischen Präparate, welche Eisen als wesentlichen Bestandtheil enthalten; ihre Anzahl ist sehr groß, u. wir werden daher in Folgendem nur diejenigen hier betrachten, welche eine technische Verwendung gefunden haben, u. diejenigen, die in der neuesten Auflage der Pharmacopoea Germanica aufgenommen worden sind, demnach in Apotheken vorräthig gehalten werden müssen. Zunächst ist das metallische Eisen zu erwähnen, welches theils in Form sehr fein gepulverten Schmiedeeisens (kohlehaltigen Eisens) unter dem Namen Limatura ferri, theils als chemisch reines Eisen, mittels Wasserstoffgas in der Glühhitze aus reinem Eisenoxyd reduzirt, unter dem Namen Ferrum hydrogenio reductum offizinell ist. Beide werden innerlich verordnet, haben aber die unangenehme Eigenschaft, bei ihrer Auflösung im Magen Wasserstoffgas zu entwickeln u. daher Aufstoßen zu veranlassen. — Von den Eisenoxyden (s. d.) ist jetzt nur noch das Eisenoxydhydrat, Ferrum oxydatum fuscum, theils als trocknes braunrothes Pulver, theils im feuchten, mit gebrannter Magnesia gefällten Zustande offizinell; in letzterer Form wird es als sehr wirksames Mittel bei Arsenvergiftungen unter dem Namen Antidotum Arsenici verordnet. Von den Eisenoxydulsalzen sind folgende zu erwähnen: das kohlensaure Eisenoxydul mit Zucker, Ferrum carbonicum saccharatum; der Zucker wird dem noch feuchten Präparate vor dem Trocknen zugesetzt, um dasselbe gegen die oxydirende Wirkung des Sauerstoffs der Luft zu schützen; das milchsaure Eisenoxydul, Ferrum lacticum, grünlichweißes Pulver od. ähnlich gefärbte Krystallkrusten, beliebtes Arzneimittel; das phosphorsaure Eisenoxydul, Ferrum phosphoricum oxydulatum, u. das schwefelsaure Eisenoxydul, Ferrum sulphuricum oxydulatum, von dem sowol das rohe als auch das chemisch reine u. das entwässerte Salz (siccum) in Apotheken vorräthig sind (s. „Eisenvitriol"). Unter den Eisenoxydsalzen sind zu erwähnen: das citronensaure Eisenoxyd ohne u. mit citronensaurem Ammoniak, Ferrum citricum u. Ferrum citricum ammoniatum, kommt gewöhnlich in dünnen, dunkelrothbraunen, durchsichtigen Blättchen in den Handel, zeichnet sich vor anderen Eisenpräparaten dadurch aus, daß bei ihm der Tintengeschmack nicht so hervortritt; das essigsaure Eisenoxyd wird gewöhnlich nur in Lösung, als Liquor ferri acetici, dunkelbraunrothe Flüssigkeit, verkauft, da es sich beim Eindampfen leicht zersetzt; außer in der Medizin wird es auch in der Färberei als Beize in großen Mengen verwendet; häufig genügt hierzu schon das rohe holzessigsaure Eisenoxyd. Eine mit Essigäther versetzte Lösung des essigsauren Eisenoxydes ist die Tinctura ferri acetici aetherea der Apotheken. Das

pyrophosphorsaure Eisenoxyd mit citronensaurem Ammoniak, Ferrum pyrophosphoricum cum ammonio citrico, ist ein in neuerer Zeit beliebtes Arzneimittel geworden; dagegen wird die Lösung des salpetersauren Eisenoxydes, Ferrum nitricum, nur in der Färberei als Beize zum Blau u. Schwarzfärben benutzt; es ist eine dunkelgelbbraune Flüssigkeit. Zu demselben Zwecke kann auch das neutrale schwefelsaure Eisenoxyd, Ferrum oxydatum sulphuricum ($Fe_2O_3, 3SO_3$), benutzt werden; es ist ein gelblichweißes amorphes Pulver, welches sich in Wasser mit rothgelber Farbe löst u. durch Auflösen von Eisenoxyd in konzentrirter Schwefelsäure erhalten werden kann. Die Lösung dieses Salzes besitzt die Eigenschaft, in der Siedehitze die meisten Metalle aufzulösen, indem dasselbe hierbei einen Theil seines Sauerstoffs an das hinzugebrachte Metall abgiebt u. selbst zu Oxydulsalz reduzirt wird. Die Pharmacopoea Germanica führt ein Doppelsalz, aus schwefelsaurem Eisenoxyd u. schwefelsaurem Ammoniak bestehend, Ferrum sulphuricum oxydatum ammoniatum, auf. Hierher gehört auch der Eisenalaun, aus schwefelsaurem Eisenoxyd u. schwefelsaurem Kali bestehend ($KaO, SO_3 + Fe_2O_3, 3SO_3 + 24HO$); er bildet schöne, violettrothe Krystalle u. wird zuweilen in der Färberei verwendet. Unter dem Namen Tartarus ferratus kennt man ferner ein Präparat, welches aus weinsteinsaurem Kali u. weinsteinsaurem Eisenoxyduloxyd besteht u., je nach seiner Bereitung, entweder eine braungelbe, harzähnliche Masse darstellt, die zerrieben ein grünlichgelbes Pulver giebt od. in Form kleiner, ca. 30—40 Gramme schwerer Kugeln gebracht wird, die eine glänzend schwarze Farbe haben u. sich vollständig in Wasser lösen. Man nennt dieselben Stahlkugeln u. benutzt ihre Lösung zu Bädern. — Auch die Verbindung der Aepfelsäure mit dem Eisenoxyd ist in Form eines schwarzbraunen dicken Extraktes, Extractum ferri pomatum, offizinell, u. aus

Nr. 2560. Eisenach.

diesem wird durch Auflösen von 1 Theil in 9 Theilen geistigen Zimmtwassers die Tinctura ferri pomata gemacht. — Ebenso wie mit Sauerstoff verbindet sich das Eisen auch mit dem Chlor, Brom u. Jod direkt, u. sind von diesen Verbindungen folgende zu erwähnen: das Eisenmonochlorid, Eisenchlorür od. einfach Chloreisen (FeCl) u. das Eisensesquichlorid od. anderthalb Chloreisen (Fe_2Cl_3); beide sind schon Bd. III., S. 314 beschrieben worden. Der sogenannte Eisensalmiak, Ammonium chloratum ferratum, ein orangegelbes, krystallinisches Pulver, ist wegen der geringen Verwandtschaft beider Bestandtheile zu einander wol nur als ein bloßes Gemenge von Salmiak u. Eisensesquichlorid u. nicht als gemischte Verbindung zu betrachten. Das Bromeisen, Eisenbromür (FeBr), ist ein grünlichgelbes, krystallinisches Pulver; das Jodeisen, Eisenjodür, Ferrum jodatum (FeJ), eine grünlichgraue krystallinische Masse; beide lösen sich leicht in Wasser u. in Weingeist auf. Vom Jodeisen ist eine Mischung mit Milchzucker offizinell. Mit dem Schwefel verbindet sich das Eisen in drei verschiedenen Verhältnissen, nämlich 28 Eisen u. 16 Schwefel (FeS), 56 Eisen u. 48 Schwefel (Fe_2S_3) u. 28 Eisen u. 32 Schwefel (FeS_2); letztere Verbindung ist der bekannte Strahlkies u. Eisenkies od. Schwefelkies der Mineralogen, läßt sich aber auch künstlich darstellen; die zweite Verbindung, das Eisensesquisulfid, ist im Kupferkies enthalten, läßt sich jedoch auch künstlich erhalten, u. das einfache Schwefeleisen, FeS, wird durch direkte Einwirkung von schmelzendem Schwefel auf glühendes Eisen erhalten; es ist eine metallglänzende, bronzefarbene bis grauschwarze Masse, die man in der Regel zur Bereitung des Schwefelwasserstoffgases benutzt. — Die Verbindungen des Eisens mit dem Cyan sind schon in Bd. II, S. 1097 unter Blutlaugensalz u. Berlinerblau, S. 772, ferner unter Cyan in Bd. III. S. 609 abgehandelt worden. — **Eisenvitriol,** grüner Vitriol, auch Kupferwasser genannt, ist wasserhaltiges schwefelsaures Eisenoxydul u. besteht aus 25,$_{90}$ % Eisenoxydul, 28,$_{77}$ % Schwefelsäure u. 45,$_{34}$ % Wasser, erhält demnach die chemische Formel $FeO, SO_3 + 7HO$. Der reine E. erscheint in durchsichtigen, hellbläulich-grünen Krystallen, die sich leicht in Wasser zu einer fast farblosen, stark tintenartig schmeckenden Flüssigkeit auflösen; sowol die Krystalle als auch die wässrige Lösung derselben ziehen mit Begierde Sauerstoff aus der Luft an, wodurch die Lösung gelb u. trübe wird u. die Krystalle sich mit einer undurchsichtigen gelben Schicht von basisch schwefelsaurem Eisenoxyd bedecken. Beim Erwärmen verlieren die Krystalle des E. zunächst ihr Wasser u. werden weiß (wasserfreier Eisenvitriol), bei stärkerer Hitze wird der E. vollständig zerstört, u. es bleibt Eisenoxyd zurück, während Schwefelsäure u. schweflige Säure entweichen. Der E. wird fabrikmäßig bereitet, entweder aus Eisen u. verdünnter Schwefelsäure od. durch Oxydation aus Schwefelkiesen, od. endlich bei vielen chemischen Prozessen als Nebenprodukt gewonnen. Man verwendet ihn theils in Apotheken unter dem Namen Ferrum sulphuricum oxydulatum, theils wird er in Cholerazeiten zur Desinfektion gebraucht; die größten Mengen werden jedoch in der Färberei zum Schwarzfärben benutzt. Eine besondere, verschieden große Mengen Kupfervitriol enthaltende Sorte von E. ist der sog. Adlervitriol, Doppel- od. Salzburger Vitriol, nach dem auf die Fässer eingebrannten Zeichen eines od. mehrerer Adler so benannt. Fässer mit 1 Adler enthalten den kupferärmeren, solche mit 2 u. 3 Adlern den an Kupfer reicheren Vitriol.

Eisenach, Stadt mit 13,967 E. im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, an der Einmündung der Nette in die Hörsel, Sitz des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts für das Großherzogthum Sachsen-Weimar u. die beiden Fürstenthümer Schwarzburg, ferner eines Kreisgerichts u. s. w. In der Mitte des geräumigen Marktplatzes steht die Hauptkirche zu St. Georg; auch das alte Rathhaus u. das großherzogliche Residenzschloß sind ansehnliche Gebäude am Markte. Die Lage am Thüringerwalde, dessen anziehendste Punkte, die Wartburg, das Marien- u. Annathal u. s. w. in unmittelbarer Nähe liegen, macht E. im Sommer zu einem sehr besuchten Orte für Fremde. Der Verkehr wird durch zwei Eisenbahnen, die Sächsisch-Thüringische u. die Werrabahn, erleichtert. An dem Ausgange der Stadt nach dem romantischen Marienthale liegt die reizende Villa des deutschen Humoristen Fritz Reuter.

Eisenacher Konferenz, eine Zusammenkunft deutscher, der Richtung der sog. Kathedersozialisten angehöriger Volkswirthschaftslehrer, Abgeordneten u. Publizisten, welche 6. u. 7. Okt. 1872 zu Eisenach tagte u. die Begründung einer neuen sozialistischen Partei beschloß, die sich zu den Theorien des Volkswirthschaftlichen Kongresses in Opposition stellt, die unbedingte u. unbeschränkte Gewerbefreiheit verwirft, Reformen in der Fabrikgesetzgebung anbahnen will u. das Eingreifen des Staates in die soziale Bewegung verlangt. Aus dieser E. K. ging 1873 ein „Verein für Sozialpolitik" hervor.

Eisenbahnen sind Landstraßen, auf denen die Fuhrwerke unter Benutzung festliegender Eisen- od. Stahlschienen fortbewegt werden. Nur ausnahmsweise, u. zwar da, wo mittels Trajektanstalten die Eisenbahnfahrzeuge über einen Fluß, See u. s. w. zu transportiren sind, müssen die Schienen an den Anschlußstellen u. die Fahrbahnen selbst auf einer der veränderlichen Höhe der Wasserstände entsprechenden kurzen Strecke beweglich sein. Als Vorläufer der E. sind die Schienengeleise anzusehen, welche schon seit mehreren Jahrhunderten in Berg- u. Hüttenwerken (vorzugsweise in Sachsen, Thüringen u. England) zum Transport der Erze, Kohlen u. s. w. vermittels kleiner Wagen, sog. Hunte, gedient haben. Die Erbauung der ersten E. jetziger Konstruktion fand in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts in England zu dem Zwecke statt: Güter u. Rohprodukte auf denselben zu transportiren. Die erforderliche Zugkraft wurde anfänglich lediglich von Pferden, später von stehenden Dampfmaschinen mit Hülfe von Drahtseilen, vorzugsweise auch mit Luftdruckmaschinen (atmosphärische E.), u. zuletzt von Lokomotiven in Form von auf Rädern sich selbst fortbewegenden Dampfmaschinen ausgeübt. Nach vielfachen Versuchen mit Maschinen der letzteren Art, die in einem Zeitraume von mehr als 2 Jahrzehnten ihrer langsamen Vorwärtsbewegung wegen in sehr beschränkter Anzahl u. lediglich beim Gütertransport Verwendung fanden, gelang es endlich Stephenson im J. 1829, für die Liverpool-Manchester E. eine Lokomotive zu bauen, welche pro Stunde ca. 3½ deutsche Meilen Bahnstrecke zu durchlaufen vermochte, also geeignet war, außer Gütern auch Personen zu befördern.

Das J. 1829 ist somit als Anfangspunkt für die Entwicklung des jetzigen Eisenbahnwesens anzusehen. Ende 1835 wurde in Deutschland die erste Lokomotiveisenbahn, Nürnberg-Fürth, eröffnet, 1837 die erste Strecke der Linie Leipzig-Dresden, 1838 die Linie Wien-Wagram u. die Strecke Berlin-Potsdam. In Frankreich fand die Eröffnung der ersten Lokomotiveisenbahn Paris-St. Germain im J. 1837 statt; in Amerika datiren die ersten mit Dampf befahrenen E. aus dem J. 1835. Die Vermehrung der E. hat in dem hiernach verhältnißmäßig kurzen Zeitraume, insbes. aber im Laufe des letztverflossenen Dezenniums in der That riesige Dimensionen angenommen. Ende 1872 befanden sich beispielsweise Lokomotiveisenbahnen im Betriebe:

19,641 km.	in Deutschland.	1688 km.	in Schweden u. Norwegen.
9437 „	„ Oesterreich.		
11,286 „	im europ. Rußland.	1319 „	„ der Schweiz.
16,626 „	in Frankreich.	5900 „	„ Italien.
2093 „	„ Belgien.	5482 „	„ Spanien.
1426 „	„ Holland.	729 „	„ Portugal.
24,999 „	„ Großbritannien.	112,916 „	„ den Vereinigten Staaten Nordamerika's.
676 „	„ Dänemark.		

Diese Zahlen gestatten unter Beachtung der großen Leistungsfähigkeit der E. einen Einblick in die kolossalen Verhältnisse, welche gegenwärtig das Verkehrswesen angenommen hat, u. lassen den Schluß zu, daß die Produktion von Materialien u. Fabrikaten, insbes. Land- u. Forstwirthschaft, Berg- u. Hüttenwesen u. s. w. durch die E. mächtig gehoben worden sein muß, da für diese vollkommensten aller Verkehrsmittel immer ausreichende Beschäftigung vorhanden ist. Wie wichtig übrigens im Allgemeinen die E. für die ordnende Hand des heutigen Kulturlebens, die Staatsverwaltung, nicht minder für die Wehrkraft eines Landes sind, das ist in neuester Zeit selbst für den Laien leicht erkennbar geworden. Gegenüber den gewöhnlichen Landstraßen mit aus Gestein hergestellten Fahrflächen gewähren die E. den großen Vortheil, daß sie wesentlich geringere Zugkräfte erfordern, da der Reibungswiderstand, welchen die auf Eisenschienen laufenden Fuhrwerke zu überwinden haben, zu demjenigen auf Steinstraßen durchschnittlich sich verhält wie 1 : 12. Außerdem werden die vielfach großen Steigungen u. Gefälle, sowie die scharfen Krümmungen der Straßen bei den E. durch Ausführung tiefer Bergeinschnitte, hoher Dämme u. Viadukte, langer Tunnel u. s. w. vermieden u. somit nicht nur weitere Krafterſparungen, sondern auch große Fahrgeschwindigkeiten ermöglicht. Das Eisenbahnwesen umfaßt zwei große Hauptgebiete: den Eisenbahnbau einschließlich der baulichen Unterhaltung des Bahnweges u. der Bauwerke während der Benutzung derselben, u. den Eisenbahnbetrieb einschließlich der Beschaffung u. Unterhaltung sämmtlicher Betriebsmittel, Inventarien u. Geräthe.

Der **Eisenbahnbau** ist in 3 Haupttheilen zu behandeln, nämlich 1. Unterbau, 2. Oberbau, 3. Hochbau. Bevor der Bau beginnen kann, ist der für den Bahnkörper u. die Stationen erforderliche Grund u. Boden zu erwerben u. das Rechtsverhältniß festzustellen, welches zwischen dem Eisenbahnbesitzer u. den Adjazenten, insbes. bezüglich der Wegkreuzungen, Entwässerungen u. s. w. stattfinden soll. Es kann dies entweder mit Hülfe des Staats unter Anwendung eines mit Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt der Staatsangehörigen erlassenen Expropriationsgesetzes od. aus freier Hand, d. h. durch Privatverhandlung mit jedem einzelnen der betroffenen Grundstücksbesitzer erfolgen. 1. Der Eisenbahn-Unterbau umfaßt alle Herstellungen, die nothwendig sind, um eine zusammenhängende, möglichst horizontale Wegfläche (Planie od. Bahnkrone genannt) zu erlangen, über welcher der Breite u. Höhe nach hinreichender Raum (Durchfahrtsprofil genannt) für die zu bewegenden Fuhrwerke vorhanden ist; begreift in sich daher nicht nur Einschnitte, Dämme, Viadukte, sondern auch Tunnel, Bahnüberbrückungen u. s. w. (s. die beigedruckte Zeichnung eines im Baue vollendeten Eisenbahndammes nebst Wegdurchlaß u. eines im Baue begriffenen Einschnittes nebst Gleis- u. Weichenanlagen, Bauzügen, Oberbaumaterialien u. s. w.). Die Größe u. somit Kostspieligkeit dieser Bauwerke ist in den meisten Fällen von dem Grade der Vollkommenheit abhängig, welche man der zu erbauenden E. geben will. Selbstverständlich ist hierbei unter einem geringeren Grade von Vollkommenheit nicht etwa weniger gute Ausführung der Bauwerke od. weniger sorgfältige Auswahl der Baumaterialien u. s. w. zu verstehen, da in dieser Beziehung Ersparnisse nur unter Verminderung der Sicherheit gemacht werden könnten, sondern lediglich eine Tracirung der E. in der Art, daß das Baukapital geringer, der jährliche Betriebsaufwand dagegen größer wird. Der Ingenieur hat es vollständig in der Hand, durch große Erd-, Felsen- u. Kunstbauten (Brücken, Tunnel, Stützmauern u. s. w.) die Bahnkrone in ihrer Längsrichtung überwiegend horizontal u. geradlinig herzustellen, andererseits aber auch durch Einführung starker Neigungen u. scharfer Krümmungen nach Befinden auf Umwegen die großen Bauten zu vermeiden u. dadurch bei übrigens gleicher Betriebssicherheit im ersten Falle unter Aufwendung geringer Transportkosten große Geschwindigkeiten der Eisenbahnzüge zu ermöglichen, im letzten Falle unter theilweiser Aufopferung dieser Vortheile, insbes. durch Anwendung starker Steigungen das Baukapital zu vermindern. Hiernach ist vor Erbauung jeder E. es nöthig, zu ermitteln, welche größte Neigung der Planie u. welches kleinste Maß für die Halbmesser der Bahnkurven für den vorliegenden Fall zweckmäßig erscheint, wenn man nicht dem Zufalle anheimgeben will, ob bezüglich dieser Grundbestimmungen für die Anlage bei der Absteckung (Tracirung) neuer E. kostspielige Fehler begangen werden

Nr. 2561. Eisenbahndurchstich und Damm, im Bau begriffen.

od. nicht u. beispielsweise einzelne Strecken als Nebenbahnen hergestellt werden, die ihrer Lage innerhalb des Eisenbahnnetzes nach als Hauptbahnen zu dienen haben. Nach den technischen Vereinbarungen des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen vom J. 1871 soll das Längengefälle der Hauptbahnen in der Regel 1 : 200 im flachen Lande, 1 : 100 im Hügellande, 1 : 40 im Gebirge nicht überschreiten, u. sollen Eisenbahnstrecken für 1 Fahrgleis mindestens 4 m. Kronenbreite, solche für 2 Gleise mindestens 7,5 m. Kronenbreite erhalten. Bezüglich der Krümmungs-

halbmesser der Kurven wird empfohlen, dieselben nicht unter 1100 m. bei Flachlandbahnen, 600 m. bei Hügellandbahnen u. 300 m. bei Gebirgsbahnen anzunehmen. Radien unter 180 m. Länge sind für Hauptbahnen unzulässig. Für Nebenbahnen sind Neigungs- u. Krümmungsverhältnisse mit Rucksicht auf den Zweck, welchem sie dienen sollen, insbes. auch unter Beachtung der in Aussicht genommenen Fahrgeschwindigkeiten u. der in Anwendung zu bringenden Betriebsmittel festzusetzen. 2. Der Eisenbahn Oberbau begreift alle diejenigen Vorrichtungen in sich, auf welchen die Betriebsmittel laufen od. mit Hülfe deren dieselben umgedreht, verschoben, überhaupt fortbewegt werden, wie Fahrgleise u. Weichen einschließlich ihrer Unterlagen u. Befestigungsmittel, Drehscheiben (s. die beistehende Skizze), Schiebebühnen u. s. w. Die Fahrgeleise dürfen auf freier Bahnstrecke nicht näher als 3,5 m., in Bahnhöfen nicht näher als 4,5 m. von Mitte zu Mitte entfernt liegen. Bis zur Höhe von 4,8 m. über den Schienenköpfen darf der Raum niegends durch Anbringung fester Gegenstände beschränkt werden, damit das auf den Wagen stehende Zugpersonal nicht in Gefahr kommt, beschädigt zu werden. Die Stärke des Oberbaues, od., was beinahe gleichbedeutend damit ist, die Tragfähigkeit der Fahrschienen muß den darauf verkehrenden schwersten Fahrzeugen entsprechend gewählt werden, da ein selbst nur kleines Mißverhältniß in dieser Beziehung zu außerordentlich rascher Zerstörung seiner Haupttheile führt, dadurch aber das bei erster Beschaffung derselben Ersparte in vervielfältigter Summe verlustig gehen läßt. Die im Laufe der letzten Jahre zur Anwendung gekommenen Vignolschienen von 130 mm. Höhe u. 35—38 kg. Gewicht auf je 1 m. Länge entsprechen den gegenwärtig zu stellenden Anforderungen. Man wird aber streng darauf zu achten haben, daß den jetzt in Gebrauch befindlichen schwersten Lokomotiven, welche mit jedem der am meisten belasteten Räder 140 Ctr. Druck auf die Fahrschienen ausüben, nicht noch schwerere folgen. Denn geschieht dies, dann tritt derselbe Fall ein, welcher jetzt bei einer Anzahl von E., bei denen die Schienen den darauf laufenden Lokomotiven gegenüber zu niedrig sind, vorliegt, daß beim zufälligen Zusammentreffen mehrerer an sich u. einzeln betrachtet unbedeutender Mängel an Gleisen u. Betriebsmitteln leicht eine Entgleisung herbeigeführt wird. Die Entfernung der Fahrschienen (Spurweite) eines Hauptbahngleises beträgt in geraden Linien u. flachen Kurven 1,435 m. im Lichten u. ist für alle diejenigen E., auf welchen durch Ueberführung der zugehörenden Transportmittel dem durchgehenden Verkehr möglichste Erleichterungen geboten werden sollen, genau gleichmäßig beizubehalten. Bei einer Anzahl Bahnen in England, Holland u. s. w., deren Gleisen zu einer Zeit, in welcher man von dem ersprießlichen Zusammenwirken verschiedener Linien noch keine Ahnung hatte, eine größere Spurweite gegeben worden ist, sind aus der Unmöglichkeit der Wagenüberführung so erhebliche Nachtheile entstanden, daß die Verwaltungen einzelner derselben sich bereits entschlossen haben, die ganz bedeutenden Kosten der Umgestaltung des Oberbaues u. des Wagenparks aufzuwenden u. die oben angegebene Spurweite einzuführen. Ein anderes Verhältniß findet in Rußland statt, wo die wirthschaftlichen Anforderungen zur Zeit noch den strategischen nachstehen u. sämmtliche E., also auch die der Neuzeit, eine andere Spurweite erhalten müssen, als diejenigen der Nachbarstaaten haben, da man meint, daß im Kriegsfalle dem Feinde die Benutzung der E. dadurch unmöglich gemacht werde. In Kurven mit Halbmessern von weniger als 1000 m. Länge ist die Gleisspurweite im Verhältnisse zur Abnahme der Länge der Radien angemessen zu vergrößern, da die Betriebsmittel der Unveränderlichkeit der Lage ihrer Achsen u. Räder gegen einander wegen in scharfen Gleiskurven mehr Spielraum bedürfen, um ohne Klemmung u. Radrutschung laufen zu können. Diese Vergrößerung darf jedoch das Maß von 30 mm. selbst bei einem Halbmesser von 180 m. nicht übersteigen, um das Durchfallen der Wagen zwischen den Schienen zu vermeiden. Außerdem ist mit Rücksicht auf die Centrifugalkraft der äußere Schienenstrang jeder Bahnkurve entsprechend höher zu legen als der innere; nur bei Weichenkurven ist davon abzusehen. Die sehr bedeutenden Unterhaltungskosten, welche der Eisenbahn-Oberbau mit hölzernen Querschwellen (in Amerika mit hölzernen Langschwellen) erfordert, nam. dann, wenn die Fahrgeschwindigkeiten groß u. die in Benutzung stehenden Lokomotiven sehr schwer sind, weil in solchen Fällen nach Verlauf weniger Jahre schon die Holzschwellen durch neue ersetzt werden müssen, sind Veranlassung zu Versuchen geworden, einen ganz eisernen Oberbau einzuführen, also die Benutzung von Holzmaterial auszuschließen. Die so entstandenen eisernen Oberbausysteme sind bereits ziemlich zahlreich, eine Einigung darüber aber, welchem derselben entschieden der Vorzug gebühre, ist der Kürze der bis jetzt verflossenen Beobachtungszeit wegen noch nicht erzielt worden. Der Oberbau von Nebenbahnen, mögen deren Gleise eben so große od. geringere Spurweite als diejenigen der Hauptbahnen haben, ist dem Oberbaue der letzteren ganz ähnlich, natürlich aber der geringeren Inanspruchnahme gemäß schwächer zu konstruiren. 3. Der Eisenbahn Hochbau umfaßt sämmtliche Gebäude, welche auf Bahnhöfen u. Bahnstrecken für Zwecke des Verkehrs, der Bahnverwaltung, Bahnbeaufsichtigung u. Bewachung erforderlich sind. Die Verwaltungsgebäude Nr. 3—7 der beigedruckten Bahnhofszeichnung nebst Vorplätzen 1 u. 2 dienen vorzugsweise dem Personenverkehre u. enthalten in der Regel Räume für Billetverkauf, Annahme u. Ausgabe des Gepäcks, für Telegraphirapparate, Postverkehr, für Aufenthalt der wartenden Passagiere nebst Restauration, nach Befinden auch für den Eilgutverkehr, dafern dieser nicht sehr umfänglich ist. Die Güterhallengebäude Nr. 8 u. 9 mit den zugehörenden Expeditionen sind für Annahme, Aufbewahrung u. Ausgabe der gewöhnlichen Frachtgüter bestimmt u. werden bei großen Stationen in zwei vollständig von einander getrennten Abtheilungen in der Weise benutzt, daß angekommene u. abzusendende Frachtstücke einander gar nicht berühren können. Für Lokomotiven nebst Tendern werden besondere Anheizgebäude Nr. 11 erbaut, in welchen das Reinigen u. Anheizen der Maschinen vor jeder Ingebrauchnahme erfolgt. Für disponible Personenwagen werden Wagenschuppen hergestellt, während nur wenige Bahnverwaltungen Einrichtungen dahin getroffen haben, daß auch Güterwagen unter Dach gestellt werden können. Mit den Lokomotiv- u. Wagenremisen stehen in mehr od. minder naher Verbindung Reparaturwerkstätten für Betriebsmittel (s. Nr. 12—18). In Centralstationen wachsen diese Werkstätten zu vollständigen Maschinenbauanstalten heran, in denen neben den umfänglichsten Reparaturen auch der Neubau von Lokomotiven u. Wagen, sowie der dabei erforderlichen Arbeits- u. Hülfsmaschinen betrieben wird. Wo nöthig u. thunlich, werden die vorgenannten Gebäude, vorzugsweise aber die Verwaltungsgebäude durch Aufbauung von Stockwerken auf das für Diensträume erforderliche Erdgeschoß zugleich zu Wohnungen für Beamte mitbenutzt u. erscheinen dann in ihrer äußeren Form weniger grell abweichend von den Façaden der vor Entwicklung des Eisenbahnwesens vorhandenen Hochbauten. Hier u. da hat man, insbes. am Sitze der Hauptverwaltungen, nicht nur das Monotone der im Allgemeinen mehr mit Rücksicht auf Zweckmäßigkeit als auf Schönheit hergestellten Eisenbahn-Hochbauten glücklich vermieden, sondern sogar monumentale Bauwerke ausgeführt u. so eine der Großartigkeit des Unternehmens wenigstens mitunter einmal entsprechende Architektur zur Anwendung gebracht. Außer den mit Nr. 1 bis 18 bezeichneten Darstellungen der beigedruckten Zeichnung eines Bahnhofs nebst Umgebung ist noch ersichtlich unter Nr. 19 ein Ladekrahn zum Ueberladen der Güter von Schiffen auf Eisenbahnwagen u. umgekehrt, Nr. 20 eine Wasserstation mit Cisternen, in welchen das zur Lokomotivspeisung geeignete Wasser vorräthig gehalten wird; Nr. 21 ein Wasserkrahn zur Einführung des Speisewassers in solche Lokomotiven, welche nur wenige Minuten Aufenthalt in der Station haben, daher von den Hauptdurchfahrgleisen nicht entfernt werden sollen; Nr. 22 eine Reinigungsgrube, welche die aus durchfahrenden Lokomotiven auszustoßende Asche aufnimmt; Nr. 23 ein Ladeperron für Lokomotivbrennmaterial; Nr. 24 ein Semaphor; Nr. 25 Freiabtritte; Nr. 26 massive Bahnüberbrückung für eine überzuführende Straße; Nr. 27 Eisenbahndamm; Nr. 28 massive Flußüberbrückung mit 2 über einander stehenden Bogenreihen; Nr. 29 Felseneinschnitt; Nr. 30 Tunnel. Wie nun bei der ersten Anlage einer E. jeder der soeben behandelten drei Haupttheile: „Unterbau, Oberbau, Hochbau" eingehende Erwägung fordert, ehe das System, nach welchem der Gesammtbau als ein harmonisches Ganze auszuführen ist, festgestellt werden kann, so ist bei der nach der Bauvollendung u. Betriebseröffnung eintretenden Bahnunterhaltung mit Schärfe zu prüfen, inwieweit das erstrebte genaue Ineinanderpassen dieser drei Haupttheile, nam. aller ihrer einzelnen Konstruktionsgegenstände in der That erreicht ist, u. das etwa noch Fehlerhafte zu verbessern; es ist mit Beharrlichkeit zu beobachten, welche Veränderungen durch den Betrieb hervorgerufen, welche Mängel, mögen sie Materialien od. Arbeitsleistungen, od. disponible Räume od. Sonstiges betreffen, durch denselben bemerkbar werden, u. mit eingehender Sachkenntniß jeder nothwendig werdende Reparatur- u. Erneuerungsbau so auszuführen, daß das Ganze allmählig immer vollkommener wird, ohne doch dabei in seiner steten Benutzung gehemmt zu werden. Freilich ist, wie bei allen ähnlichen Gebieten der Technik, auch hier diese letzte Forderung schwer zu erfüllen, wesentlich schwerer als bei ganz neuen Bahnanlagen, wo eine viel freiere Verfügung über Raum u. Zeit möglich ist, u. geht daraus hervor, daß bei Auswahl der für diesen Verwaltungszweig bestimmten Ingenieure besonderes Gewicht auf Intelligenz, verbunden mit praktischem Blick, zu legen ist.

Nr. 2562. Drehscheibe.

Der **Eisenbahnbetrieb** erfordert in der Hauptsache zweierlei: 1. Beschaffung u. Unterhaltung der Zugkraft u. der Transportmittel (Lokomotiven u. Wagen). 2. Aufnahme, Beförderung u. Abgabe der Personen u. Güter. Was zunächst die *Beschaffung* der die Zugkraft ausübenden Maschinen u. des Wagenparks betrifft, so ist seitens der Maschinentechniker genau darauf zu achten, daß Lokomotiven nebst Tendern u. Wagen in solcher Weise konstruirt werden, wie Unterbau, Oberbau u. Betriebseinrichtungen dies erfordern. Vorzugsweise sind zu berücksichtigen: Die größten Neigungen u. schärfsten Krümmungen der Bahnstrecken, Tragfähigkeiten der Kunstbauten u. des Gestänges (Schienen mit ihren Unterlagen), sowie nicht minder (insbes. bei Auswahl der Lokomotiven) das Konstruktionssystem des Oberbaues, da bei jeder Bahn die Fragen im Vordergrunde stehen: ob man die Züge mit starken u. schweren Lokomotiven unter Anwendung einfacher Reibung zwischen Rad u. Schiene od. bei Ueberschreitung hoher Gebirge mit leichteren Maschinen unter Benutzung von Zahnrädern, Schraubenrädern u. dgl., welche in entsprechende in den Gleisen fest liegende Zahnstangen od. Gewinde eingreifen, befördern kann u. will; ob die Abstände (Radstände) der aus ihrer parallelen Lage nicht verstellbaren Achsen der einzelnen Fahrzeuge groß od. klein sein dürfen u. mit Rücksicht hierauf 4-, 6- od. 8rädrige Lokomotiven mit 4- od. 6rädrigen Tendern angewendet werden können, deren Achsen mit ihren Lagern sämmtlich fest im Rahmen liegen od. zum Theil in einem sog. beweglichen Vordergestelle vereinigt sind, od. ob man zu Ersparung des Tenders das Feuerungsmaterial u. den Wasservorrath auf der Lokomotive selbst mit unterbringen, also sog. Tenderlokomotiven in Benutzung nehmen lassen soll, ingleichen welche Geschwindigkeiten bei den Fahrten zuläßig erscheinen, in welchen Entfernungen brauchbares Lokomotivspeisewasser zur Verfügung steht 2c. Die *Instandhaltung* der Lokomotiven u. Wagen, nam. der Achsen, Räder u. Bremsen derselben, ist mit äußerster Sorgfalt zu bewirken, wenn die mit Achsen- u. Radbrüchen, sowie Bremsendefekten in Verbindung stehenden Gefahren möglichst vermieden werden sollen. Oeftere Untersuchung der betreffenden Theile, sorgfältige Schmierung der beweglichen Gegenstände, fachgemäße Heizung u. Reinigung der Maschinen läßt das vorgesteckte Ziel am sichersten erreichen. Nachdem in vorbeschriebener Weise zahlreiche Bauwerke u. Betriebsmittel ausgeführt, beziehentlich beschafft worden sind, kommt man endlich in die Lage, den Zweck der E. durch *Formirung u. Fortbewegung von Zügen*, in denen Personen u. Güter untergebracht sind, erfüllen zu können. Damit dieser Lauf der Züge aber ein regelmäßiger sei u. selbst bei sehr umfänglichem Verkehre auch bleibe, ist die Beobachtung von Sicherheitsvorkehrungen nöthig, welche theils auf den freien Bahnstrecken, sowie vor u. in Bahnhöfen, theils an bestimmten Punkten der in Bewegung befindlichen Lokomotiven u. Wagen angebracht sind, theils akustische, theils optische Zeichen geben lassen u. in Verbindung mit mancherlei dem Zug- u. Bahnaufsichtspersonale außerdem noch zur Verfügung stehenden Hülfsmitteln dem wichtigen Geschäfte der *Signalisirung* dienen. Vor Allem hat hierbei der Elektromagnetismus seine Thätigkeit zu entfalten. Man benutzt diese Kraft, um mit Hülfe von Telegraphir- od. sog. Sprechapparaten, welche vermittels eines isolirten Kupfer- od. Eisendrahtes in Verbindung gesetzt sind, von einer Station der E. nach der andern zu melden, daß ein Zug dahin abgehen solle u. anzufragen, ob dem ein Hinderniß entgegenstehe. Verneinendenfalls wird die Antwort ertheilt: Zug kann kommen. Daß diese bequeme Einrichtung auch zu Beförderung telegraphischer Depeschen anderer Art, insbes. solcher, welche dringliche Eisenbahndienstsachen betreffen, benutzt wird, liegt sehr nahe; nur hat man bei E., auf welchen viel Züge verkehren, streng darauf zu achten, daß dadurch die Zuverlässigkeit der Zugsignalisirung nicht beeinträchtigt werde u. nach Befinden für die mit derselben nicht unmittelbar im Zusammenhange stehenden Depeschen besondere Korrespondenzapparate u. Drahtleitungen zu beschaffen. Eine andere, ebenfalls höchst wichtige Benutzung des Elektromagnetismus findet statt bei Ingangsetzung von auf den Bahnstrecken aufgestellten Glocken od. Läutewerken, durch deren Ertönen die Bahnaufsichtsbeamten von der bevorstehenden Ankunft eines Zuges benachrichtigt werden. Der in einem besonderen Leitungsdrahte zwischen je 2 Stationen erzeugte elektrische Strom löst in jedem der auf der zwischenliegenden Strecke stehenden Läutewerke ein Uhrwerk aus u. bewirkt so ein gleichzeitiges Anschlagen sämmtlicher Glocken derselben. Auf Grund dieses Glockensignales hat der Bahnwärter mit Hülfe des ihm übergebenen Signalapparates, der in der Regel in einem Telegraphenmaste mit mindestens zwei stellbaren Flügeln u. Laternen mit verschiedenfarbigen Gläsern besteht u. *Semaphor* genannt wird, ein Zeichen herzustellen, aus welchem das Personal des ankommenden Zuges erkennen kann, ob die Weiterfahrt statthaft, beziehentlich die fahrplanmäßige Fahrgeschwindigkeit beizubehalten ist od. nicht. Wie viel vollkommener diese Art der Signalisirung ist gegenüber der früher üblichen u. auch heute noch bei sehr geringem Verkehre zulässigen rein optischen, d. h. durch Fortpflanzung des von einer Station ausgestreckten Signals von Wärterposten zu Wärterposten bis zur nächsten Station bewirkten, leuchtet auf den ersten Anblick ein, u. man kann unschwer die Ueberzeugung gewinnen, daß für die große Anzahl von Zügen, welche gegenwärtig auf vielen Eisenbahnen laufen im Interesse der Betriebssicherheit die Signalisirung durch Fortpflanzung optischer Signale geradezu unstatthaft ist. Nach dem am 1. Januar 1872 in

Nr. 2563. Bahnhof mit Umgebung.

Kraft getretenen Bahnpolizei Reglement für die Eisenbahnen Deutschlands dursen Eisenbahnzuge einander nur in Stationsdistanz folgen, d. h. einem ausgelaufenen Zuge darf ein zweiter in gleicher Richtung u. auf demselben Fahrgleise nicht eher nachgesendet werden, als bis man die Gewißheit erlangt hat, daß der erste Zug in der nächsten Station angekommen ist. Hierdurch wird der Betrieb auf Eisenbahnen, deren Zwischenstationen in großen Entfernungen von einander liegen, nicht unwesentlich erschwert u. bleibt da, wo viele Zuge in kurzen Zeiten nach einander abgefertigt werden müssen, gar Nichts weiter übrig als je nach Bedarf neue Zwischenstationen (sog. Blockstationen) zu errichten, welche 1) den Zweck haben vermittels eines bes. hierzu konstruirten Telegraphirapparats der Abgangsstation, beziehentlich der nächst vorher gelegenen Blockstation, zu melden, daß der Zug glücklich die erste, zweite, dritte u. s. w. Blockstationsstrecke zurückgelegt habe u. daher die Abfertigung bez. der Weiterlauf des nächsten Zuges statthaft sei, und welche 2) dazu dienen, durch optische Blockirung der Fahrgleise mit Hulfe je eines Semaphors einen ankommenden Zug zum Stillstande zu bringen, dafern die weiter vorwärts liegende Bahnstrecke aus irgend einem Grunde nicht mit Sicherheit befahren werden kann. Ebenso wie der Auslauf bedarf auch der Einlauf der Züge in Stationen besonderer Regelung, da die Einfahrtsgeleise nicht immer frei sind, sondern vielfach zum Rangiren (Ordnen, Zusammenstellen, Auswechseln von Wagen u. ganzen Zugtheilen) benutzt werden, oft auch noch von dem vorher angekommenen Zuge besetzt sind. Es müssen daher den Stationsvorständen allenthalben sog. Deckungssignale (früher Wendescheiben, jetzt in der Regel einfache Telegraphenmasten mit Flügeln an nur einer Seite) zur Verfügung gestellt werden, durch welche den ankommenden Zügen je nach Erforderniß Stillstand (Sperrsignale) od. langsame Einfahrt (Vorsichtssignale) geboten werden kann. Bei bedeutenden Verkehrslinien kommt es zuweilen vor, daß 2 bis 3 Züge außerhalb eines großen Bahnhofs stehen bleiben u. abwarten müssen, bis ihnen durch Oeffnen des Sperrsignals, was mit Hülfe eines Drahtzuges vom Bahnhofsmittelpunkte (in der Nähe des Bahnhofs-Verwaltungsbüreaus) aus geschieht, Erlaubniß zur Einfahrt gegeben wird. Innerhalb der Bahnhöfe sind die wichtigsten Signale diejenigen, welche die Stellung u. Lage anzeigen, in der die Weichen, Drehschreiben, Schiebebühnen, Wasserkrahne u. s. w. sich befinden. Es müssen dieselben sehr solid konstruirt u. sorgfältig in gutem Zustande erhalten, insbesondere bei Nacht hell beleuchtet werden, wenn man Unfällen vorbeugen will. Sowie nun mit Hülfe der in Vorstehendem angedeuteten mehr od. weniger an bestimmten Punkten der Bahnstrecken u. Bahnhöfe fest stehenden Signale Seiten des Bahnaufsichtspersonals das Zugpersonal über den Zustand der Fahrbahn u. s. w. unterrichtet wird, so befinden sich andererseits auch an den fahrenden Zügen Signale, wie Scheiben, Flaggen, Kopf- u. Schlußlaternen u. s. w., durch welche dem Bahnaufsichtspersonale kundgegeben wird, ob u. auf welchem Gleise ein Extrazug zu erwarten, ob der verkehrende Zug vollständig, od. ob etwa ein Theil desselben unbemerkt losgerissen u. zurück geblieben ist u. s. w. Außerdem stehen noch Pfeifen-, Horn-, Handflaggen-, Knallsignale u. s. w. zu Gebote, deren das Personal der verschiedenen Verwaltungszweige zu mancherlei besonderen Benachrichtigungen sich bedient, während wieder andere, wie beispielsweise die durch das Bahnpolizei-Reglement für die E. Deutschlands fur Personenzüge vorgeschriebenen Zugleinen lediglich vom Zugpersonale unter sich, insbes. zu Kundgebungen bei nahender Gefahr gegenüber dem Lokomotivführer, benutzt werden. Es ist wol Nichts so sehr geeignet, dem Laien einen ungefähren Begriff von den Schwierigkeiten des Eisenbahnbetriebes beizubringen, als die Bekanntgabe der Sicherheitsmaßregeln, welche befolgt werden müssen, um den Lauf eines anscheinend so einfachen Gegenstandes, wie ein Eisenbahnzug ist, ungefährdet zur Ausführung zu bringen. Wenn schon die lediglich auf das Signalwesen bezüglichen, vom verkehrenden Publikum zunächst wahrzunehmenden u. deshalb hier etwas spezieller besprochenen derartigen Vorschriften so zahlreich sind, daß sie ein ernstes Studium u. die volle Geistesgegenwart des Exekutivpersonals erfordern, um im entscheidenden Momente gehörige Anwendung zu finden, so bedarf es wol nur des Hinweises auf die bei Bauwerken u. Betriebsmitteln unausgesetzt nöthigen Untersuchungen des Zustandes derselben, um darzuthun, daß der Eisenbahndienst die peinlichste Gewissenhaftigkeit u. aufreibendste Wachsamkeit des gesammten Bau- u. Betriebspersonals fordert. Brücken, Viadukte u. s. w. insbesondere hölzerne u. eiserne, müssen von Zeit zu Zeit geprüft werden, ob ihre Tragfähigkeit nicht vermindert; Tunnel untersucht werden, ob ihre Standfähigkeit nicht durch Einflüsse von in Bewegung gekommenen Gebirgsmassen, von Grundwässern u. s. w. beeinträchtigt; Drehscheiben, Schiebebühnen, Wasserleitungen, Gasleitungen u. s. w. beobachtet werden, ob ihre Leistungsfähigkeit nicht durch irgend welche Vorkommnisse gestört worden ist. Gleise u. Weichen sind täglich mehreremal, nach Befinden allstündlich zu untersuchen, ob etwa Schienen gebrochen, Verbindungslaschen u. Schrauben od. Schienennägel gelockert, Unterlagsplatten u. Schwellen defekt, Weichenstellvorrichtungen beschädigt od. schwer beweglich, Weichenherzstücke in unrichtige Lage gebracht, Spurweiten der Geleise verändert worden sind u. s. w. Jede, selbst die kleinste Ungehörigkeit ist schleunigst zu beseitigen, damit diese für die Betriebssicherheit äußerst wichtigen Obertheile jede Stunde in vollkommen betriebstüchtigem Zustande sich befinden. Ebenso muß der gesammte Betriebspark unausgesetzter Prüfung unterworfen werden. Insbesondere sind Achsen u. Räder, Tragfedern, Buffer u. Kuppelungsvorrichtungen, Bremsen u. s. w. nicht nur in gewissen Zeiträumen, od. nach Durchlaufung gewisser Bahnstrecken, sondern selbst während der Benutzung im Laufe der oft auf wenige Minuten beschränkten Aufenthaltszeit der Züge in Hauptstationen zu untersuchen, ob Risse, Anbrüche sichtbar sind, od. beim Anschlagen mit Hämmern aus dem Klange auf das Vorhandensein solcher geschlossen werden kann. Bejahenden Falls ist die sofortige Außerbetriebsetzung der Lokomotiven u. Wagen zu verfügen. Am umfänglichsten gestalten sich diese Untersuchungen an den Endpunkten der einzelnen Eisenbahnverwaltungsgebiete, weil daselbst zahlreiche Wagen der benachbarten E. zu übernehmen u. auf fremden Bahnen weiter zu transportiren sind, deren Konstruktion nicht immer so beschaffen ist, daß sie auf den letzteren mit gleicher Sicherheit laufen können. Nicht selten ist es vorgekommen, daß fremde Wagen die Veranlassung zu Unfällen geworden sind, sei es, daß ihre Radstände den Bahnkurven gegenüber zu groß, daß ihre Radreifen zu schmal, ihre Spurweite zu eng, ihre Achsen gebogen od. ihre Radreifen zu weit abgenutzt waren u. s. w. u. haben sich daher die im Laufe der letzten Jahre getroffenen technischen Vereinbarungen des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, welche bestimmte Normen für die Konstruktionen u. den zulässigen Grad der Abnutzung der im durchgehenden Verkehre zu verwendenden Betriebsmittel fest setzen, bereits von höchst vortheilhaftem Einflusse auf Erhöhung der Betriebssicherheit sowol wie auf unbeanstandete, weil ohne Umladung thunliche Weiterbeförderung der durchgehenden Güter erwiesen. Was nun, abgesehen von Zufuhrwegen, Planieflächen, Gleisen u. Bauwerken, Zugformirungen u. Zugkräften das eigentliche Transportgeschäft betrifft, so besteht das bei den Eisenbahnen ebenso wie bei Benutzung von Landstraßen, Flüssen, Kanälen u. s. w. vorzugsweise in der Spedition von Personen, Thieren u. Sachen. Die an eine gute Betriebsverwaltung in dieser Beziehung zu stellende Hauptanforderung liegt in dem Verlangen, die Disposition über die Betriebsmittel so zu führen, daß sie immer in ausreichender Anzahl vorhanden sind u. insbes. bei zeitweilig eintretendem, ganz bes. großem Verkehre auf einzelnen Stationen kein Mangel an Wagen eintritt, gleichviel ob ungewöhnlich große Mengen Passagiere od. große Frachtsendungen der Beförderung harren, u. es müssen daher Einrichtungen in der Art getroffen werden, daß die Centralverwaltungsstelle einer Eisenbahn jederzeit davon unterrichtet ist, auf welchen ihrer Stationen Betriebsmittel entbehrlich sind, damit sie dieselben rechtzeitig nach dem Orte des Bedarfs dirigiren kann. Daß bei der Fortschaffung der Transportobjekte möglichst viel Rücksicht auf Bequemlichkeit der Personen sowie zweckentsprechende Verladung der Thiere u. Güter genommen werde, ist eine seit einer Reihe von Jahren immer gebieterischer in den Vordergrund tretende Aufgabe u. hat die Technik der Neuzeit es sich bes. angelegen sein lassen, außer bequemen, in den höheren Fahrklassen

Nr. 2564. Semaphor.

Nr. 2565. Wendescheibe.

sogar eleganten Sitzplätzen u. Schlafstätten, auch für gute Beleuchtung u. Heizung der Personenwagen, sowie für zweckentsprechende Einrichtung der Vieh- u. Güter-Transportwagen zu sorgen. Zu einer Einigung darüber, welchem Heiz- u. Beleuchtungssysteme der Vorzug gebühre, ist man bis jetzt noch nicht vorgeschritten, da bezüglich einiger der neuesten Erfindungen noch keineswegs beurtheilungsreife Beobachtungsresultate vorliegen, u. so beleuchtet eine Bahnverwaltung ihre Wagen mit Petroleum, die andere mit Rüböl, eine dritte mit Gas u. s. w., während die Heizung theils mit heißem Wasser in Fußwärmflaschen, theils mit heißem Sande, theils mit Dampf, theils mit Preßkohlen bewirkt wird. Da den Eisenbahnverwaltungen aus diesen Verschiedenheiten große Unbequemlichkeiten erwachsen, sobald direkt verkehrende Personenwagen von verschiedenen Eisenbahngebieten regelmäßig in durchgehenden Zügen laufen u. daher wenigstens in Hauptstationen Einrichtungen bedingen, welche den vielfach von einander abweichenden Beleuchtungs- u. Heizungsapparaten entsprechen, so ist zu erwarten, daß man bezüglich derjenigen Wagen, welche eine Verwaltung für den durchgehenden Personenverkehr stellen, somit über fremde Bahnen laufen lassen will, bald in gleicher Weise zu übereinstimmenden Einrichtungen gelangen wird, wie solche bezüglich der Mehrzahl der übrigen wesentlichen Konstruktionstheile der Betriebsmittel bereits vereinbart sind. Die so eben erwähnte Abgabe direkt verkehrender Personenwagen zur Beförderung in Zügen fremder Bahnverwaltungen nach einem Zielpunkte, welcher zuweilen von den Stationen der Eigenthümerin der Wagen sehr entfernt liegt, hat ihren Grund in dem Bestreben, denjenigen Passagieren, welche große Strecken ohne Unterbrechung durcheilen wollen, möglichste Bequemlichkeit zu bieten, insbesondere das Umsteigen in den Endstationen der einzelnen Bahnverwaltungen zu ersparen u. so das Reisen möglichst angenehm zu gestalten. So anerkennenswerth nun auch die diesem Gegenstande gewidmete Aufmerksamkeit der Bahnverwaltungen gegenüber dem verkehrenden Publikum ist, so kann man doch keineswegs die hieraus erwachsenden besonderen Kosten als ein lediglich im Interesse der Passagiere gebrachtes Opfer ansehen, da infolge dieser Einrichtung viele Personen zum Reisen veranlaßt werden, die ohne eine solche sich nicht dazu bewogen gefunden haben würden, daher durch erhöhte Einnahmen im Personenverkehr der gehabte Aufwand der Bahnverwaltungen reichlich gedeckt wird. Noch weiter ausgedehnt als die Aussendung direkt verkehrender Personenwagen ist die Ausgabe direkter Fahrbillets u. die damit im Zusammenhange stehende direkte Beförderung des Passagiergepäcks bis in sehr entfernte Stationen fremder Eisenbahngebiete. Selbst sog. Rundreisebillets hat man eingeführt, um in echt kaufmännischer Weise demjenigen Reisenden eine kleine Fahrpreisermäßigung zukommen zu lassen, welcher sich entschließen kann, die im Billet bezeichnete Rundreise im Laufe der bestimmt begrenzten Zeit der Giltigkeit desselben auszuführen. Die Nützlichkeit dieser Einrichtigung ist mehrfach in Zweifel gezogen, für eine große Zahl von wenig frequenten Rundreiselinien aber geradezu in Abrede gestellt u. diese Ansicht damit begründet worden, daß die bereits bestehenden zahlreichen Billetsorten u. Tarifbestimmungen ohnehin schon viel zu komplizirt sind u. daher die Ueberlastung der den Verkauf besorgenden Billeteure u. der mit dem Coupiren beauftragten Schaffner Uebelstände herbeiführt, insbesondere Uebervortheilungen ermöglicht, die mit den erstrebten Vortheilen in keinem annehmbaren Verhältnisse stehen. Ueberhaupt fängt man in neuester Zeit an, einzusehen, daß die künstlich zusammengestellten, zuweilen in nur sehr geringfügigen Dingen von einander abweichenden Fahrpreise den Passagier sowie den Absender von Thieren u. Gütern nicht minder belästigen wie die Verwaltungsorgane der Eisenbahnen selbst, u. man hat daher begonnen, Einfachheit u. Einheitlichkeit in den Tarifen anzustreben. Die Berechtigung zu kräftigem Vorgehen in dieser Beziehung haben zunächst die Staatsregierungen, von denen man zwar nicht erwarten darf, daß sie einer auf ungerechte Anforderungen hinauslaufenden Idee, wie beispielsweise die der Einführung eines von der Transportweite unabhängigen Tarifs ist, nachzugehen bereit sind, von denen man aber doch überzeugt sein kann, daß sie unter Vermeidung egoistischer Tendenzen durch bestimmtes Eingreifen in die zunächst von den Eisenbahnverwaltungen zu führenden Verhandlungen ein der allgemeinen Wohlfahrt entsprechendes Abkommen herbeiführen werden. Insbesondere ist es der Güterverkehr, welcher gegenwärtig durch die Verschiedenheit der Transportsätze für die einzelnen Güterklassen u. noch mehr durch die Verschiedenheit der Klassifizirung der Güter selbst eine Komplizirtheit erlangt hat, die es kaum den gewandten Spediteuren möglich macht, in jedem Falle schnell u. sicher anzugeben, wie viel die Transportkosten auf einer Anzahl nach einander zu passirenden Bahnverwaltungsgebieten betragen. Nur wenn es sich um Bahnen handelt, welche zu besonderen Verbänden gehören, kommt man leichter über diese Kalamität hinweg, weil dann wenigstens zwischen den Hauptstationen derselben (welche Verbandsstationen heißen) direkte Frachtsätze bestehen. Im Vereine deutscher Eisenbahnverwaltungen sind bereits Verhandlungen über Einführung einheitlicher Klassifizirung der Güter unter Zugrundelegung des Werthes derselben gepflogen, z. B. aber noch nicht zum Abschlusse gebracht. Dem entgegen strebt das k. preuß. Handelsministerium eine totale Reform des Eisenbahntarifwesens auf der Grundlage des sog. Gewichts- u. Wagenraum-Tarifsystems an,

LAMBERT SC.

Nr. 2566. Zusammenstellung eines Personenzugs.

das gegenwärtig schon bei den deutschen Reichseisenbahnen in Elsaß Lothringen u. einigen süddeutschen Anschlußbahnen in Gebrauch ist u. darin besteht, daß bei Berechnung des Frachtbetrages nicht der Werth der Waaren, sondern nur das Gewicht u. Volumen derselben sowie die Art u. Weise des Transportes (ob als Eilgut od. Stückgut od. Wagenladungsgut in bedeckten od. offenen Wagen) beachtet wird. Welches dieser beiden einander gegenüberstehenden Systeme schließlich die Oberhand gewinnen wird, läßt sich z. Z. noch nicht voraussehen; soviel unterliegt aber keinem Zweifel, daß durch Einführung des letzteren ein Umsturz in die derzeitigen Verkehrsverhältnisse gebracht werden würde, welcher weniger die Eisenbahnverwaltungen (deren Bruttoeinnahmen mit Rücksicht auf die im Laufe der letztverflossenen Jahre neben der Steigerung sämmtlicher Bau-, Heiz- u. Schmiermaterialienpreise nothwendig gewordene Erhöhung sämmtlicher Gehalte u. Löhne im Allgemeinen nicht vermindert werden können, ohne den Bestand ihrer Unternehmungen zu gefährden) als vielmehr die Absender u. Empfänger von Waaren treffen u. auf manche Industriezweige, nämlich solche, deren Rohprodukte nach dem neuen Systeme höher zu tarifiren wären, lähmend wirken müßte; während anderen durch die unerwartet eintretenden Tarifermäßigungen werthvollerer Stoffe ein entsprechend großer Vortheil für ihre Weiterentwickelung kaum erwachsen u. daher in volkswirthschaftlicher Beziehung mancher Verlust zu beklagen sein dürfte.

Nr. 2567. Innere Einrichtung der Pullmann'schen Wagen. (Schlafcoupé.)

Es ist diese Angelegenheit wohl geeignet, die besondere Aufmerksamkeit der Staatsbehörden auf sich zu lenken, um so mehr, als dem Streben nach Einführung des Gewichts- u. Wagenraum-Tarifs der Gedanke nicht fern liegt, daß dieser Tarif der Vorläufer gänzlicher Lossagung der Eisenbahnverwaltungen von denjenigen Geschäften sein werde, welche auf Annahme, Lagerung, Verladen, Abladen u. Abgabe der Transportgegenstände sich beziehen, überhaupt Verhandlungen mit Frachtaufgebern u. Empfängern bedingen u. welche sehr wohl kleineren u. größeren Transportunternehmern in der Weise zu überlassen wären, daß denselben die Güterwagen verpachtet u. außerdem bei jeder Weiterbeförderung auf Grund der Anzahl der durchlaufenen Bahnmeilen, unbekümmert darum ob u. womit sie beladen sind, bes. in Rechnung gestellt würden. Den Eisenbahnverwaltungen als solchen verbliebe dann nur noch die Besorgung des Neubaues u. der Instandhaltung der Bahnen, Erneuerung u. Reparatur der Betriebsmittel, Formirung u. Beförderung der Züge, u. es ist nicht zu verkennen, daß bei denselben dadurch ganz bedeutende Vereinfachungen ihres derzeitigen Verwaltungsapparats herbeigeführt werden könnten. Ob das große Publikum bei dieser Verpachtung des Güterverkehrs an verschiedene, mit einander konkurrirende Privatspekulanten Gewinn od. Verlust zu erwarten hätte, läßt sich im Voraus nicht mit Bestimmtheit sagen, soviel aber darf als ziemlich wahrscheinlich angenommen werden, daß der Wiederholung der zeither oft gehörten Klagen über Mangel an Transportwagen durch die den Spediteuren gebotene Möglichkeit der Beschaffung von dgl. auf eigene Rechnung wol vorgebeugt werden würde; insbes. dann, wenn gut fundirte Spediteure, Lieferanten, Fabrikanten u. s. w. nach Befinden Aktiengesellschaften die Güterspedition in die Hand bekämen, da nur solche in der Lage sind, umfängliche Anschaffungen der kostspieligen Eisenbahntransportwagen sich zur Aufgabe zu stellen.

Eisenerz, Marktflecken in einem Gebirgskessel im Brucher Kreise des österr. Herzogthums Steiermark, am Fuße des 1487,16 m. hohen Erzberges od. Eisenberges mit 3841 E., Hauptort des steiermärkischen Eisenbergbau- u. Hüttenbetriebes u. Sitz der steiermärkischen Eisenwerks-Direktion. Der daselbst gewonnene Stahl wird als der beste europäische angesehen. In der Nähe liegt der wegen der außerordentlichen Klarheit seines blaugrünen Wassers sehenswerthe Leopoldsteiner See.

Eisenerze, Eisengießerei, Eisenglanz, s. „Eisen".

Eisenholz, allgemeine Bezeichnung für sehr schwere Hölzer, die aber den verschiedensten Pflanzenfamilien angehören. Aus der Familie der Lorberbäume liefert Cryptocaria ferrea *Bl.* auf Java das javanische E.; aus der Familie der Rubiaceen giebt Gardenia Rothmanni *L.* das Cap-E.; die Verbenaceen bringen in Citharexylon quadrangulare *Jcq.* aus Westindien das weiße E. (auch Geigenholz) hervor; aus der Familie der Sapotaceen liefert die Gattung Sideroxylon vielfach Eisenhölzer, z. B. S. triflorum *Vahl.* auf Martinique, S. decandrum *L.* in Carolina, S. tomentosum *Roxb.* auf Koromandel; auch die Gattung Imbricaria derselben Familie reiht sich an mit I. maxima auf den Molukken; die Clusiaceen geben durch Mesua ferrea *L.*, den bekannten Nagasbaum Ostindiens, das ceylonische, durch M. speciosa *Chois.* das ostindische E., die Rhamneen durch Ceanothus ferreus *DC.* auf den Caribäischen Inseln das E. von St. Croix, die Cäsalpiniaceen durch Intsia madagascariensis *DC.* das E. von Madagaskar, die Swartzieen durch Swartzia tomentosa *DC.* das E. von Cayenne (auch Panakoko- od. Rebhuhnholz), die Oleaceen durch Olea undulata auf dem Kaplande das schwarze E., die Loganiaceen durch Fagraea peregrina *Bl.* das E. von Sumatra (auch Tembesu- od. Königsholz) u. s. w.

Eisenhut, s. „Aconitum".

Eisenkraut (Verbéna officinalis *L.*), auch Eisenhart, Eiserich, Stahlkraut, Hahnenkampf, die einzige bei uns einheimische Art einer im gemäßigten Südamerika bes. häufigen Pflanzengattung, deren zahlreiche Arten viele sehr beliebte Zierblumen, z. B. V. Melindris, geliefert haben. Unsere Art gehört zu den weniger schönen u. bewohnt als Unkraut vielfach Wege u. öde Ländereien. Ein Sommergewächs von etwa 45 bis 60 cm. Höhe, besitzt es einen vierkantigen Stengel mit dreispaltigen, am Rande gekerbten Blättern u. einer langen Blumenähre mit blaßröthlichen Blumen von Lippenform. Ihr deutscher Name sagt, daß sie einst zu den Wunderkräutern gehörte, die den Menschen hieb- u. schußfest machen sollten, während sie auch anderweitig als Universalmittel gegen allerlei Krankheiten diente.

Eisenlohr, Friedrich, deutscher Architekt, geb. 1806, Prof. der Akademie in Karlsruhe, Baurath u. Vorstand der Bauschule des Polytechnikums, schrieb „Ornamentik" (Karlsr. 1849—52); „Mittelalterliche Bauwerke im südwestl. Deutschland u. am Rhein" (ebd. 1853 bis 57); „Holzbauten des Schwarzwaldes" (ebd. 1854) u. a. — Otto **E.**, ein Verwandter des Vorigen, geb. 3. Sept. 1806 zu Karlsruhe, gest. 25. Juli 1853 in Bad Antogast, hat sich als Geognost u. Meteorolog einen bedeutenden Ruf erworben. — Dessen Vetter Wilhelm Friedrich **E.**, deutscher Physiker, geb. zu Pforzheim 1. Jan. 1799, studirte in Heidelberg, war 1819—40 als Lehrer der Mathematik u. Physik am Lyceum in Mannheim thätig, wirkte dann bis 1865 als Prof. der Physik am Polytechnikum, sowie in den obersten Klassen des Lyceums in Karlsruhe u. starb das. 9. Juli 1872. Außer der Schrift „Ueber die Bestimmung von Wellenlängen in ultraviolettem Licht mit Hülfe der Beugung" u. dem „Lehrbuch der Physik" (1. Aufl. 1836; 10. Aufl. 1872), der bedeutendsten seiner wissenschaftlichen Arbeiten, hat E. nur noch wenige Bücher verfaßt; dagegen hat er durch alljährliche, zahlreich besuchte öffentliche Vorlesungen naturwissenschaftliche Kenntnisse in die weitesten Kreise getragen. Auch erwarb er sich durch Gründung der ersten badischen Gewerbeschule zu Mannheim u. die Einrichtung, sowie theilweise Leitung zahlreicher Schulen an anderen Orten des Landes, insbes. einer Uhrmacherschule im Schwarzwalde (1848), große Verdienste. Er starb 10. Juli 1872 in Karlsruhe als badischer Geheimrath.

Eisenmenger, Johann Andreas, gelehrter Orientalist, bekannt durch sein gehässiges Werk über das Judenthum, geb. 1654 zu Mannheim, lebte längere Zeit in Amsterdam u. Frankfurt u. eignete sich eine gründliche Kenntniß des Hebräischen, Aramäischen u. s. w. an, wurde 1700 Prof. der orient. Sprachen in Heidelberg u. starb daselbst 20. Dez. 1704. Kurz nach seiner Berufung nach Heidelberg ließ er zu Frankfurt ein gegen die Juden u. das Judenthum gerichtetes Werk, die Frucht einer fast zwanzigjährigen Arbeit, drucken. Es führte den Titel: „Entdecktes Judenthum od. gründlicher u. wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die hochheilige Dreieinigkeit — erschrecklicher Weise lästern u. verunehren, — u. die ganze Christenheit verach-

ten u. verfluchen" u. s. w. (Der Titel füllt eine eng gedruckte Quartseite.) Noch vor Beendigung des Druckes erwirkten die Juden drei kaiserliche Verbote gegen das fanatische Buch; doch schlug ihr Versuch, E. selbst zur Auslieferung des Werkes gegen eine Entschädigung von 12,000 Gulden zu bewegen, fehl, da er für die großen Opfer, die er gebracht hatte, 30,000 Gulden forderte. Erst nach seinem Tode wurde das Buch freigegeben. Der erste vollständige Abdruck erschien 1711 zu Königsberg auf Kosten König Friedrich's I. von Preußen. Man hat dem Werke, das den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die Juden u. die Lehren des rabbin. Judenthums dem Haß u. der Verachtung auszusetzen, mit Recht vorgeworfen, daß die Beweisstellen nicht selten aus dem Zusammenhang herausgerissen seien, u. daß das Judenthum nicht für alle thörichten Meinungen einzelner seiner Glieder verantwortlich gemacht werden könne. Doch hat sich E. durch die bequemen Auszüge aus einer großen Anzahl jüdischer Religionswerke, die er jedesmal erst im Original, dann in deutscher Uebersetzung mittheilt, wenigstens mittelbar ein Verdienst um die Wissenschaft erworben.

eisern, ein Ausdruck der älteren Rechtssprache, mit der Bedeutung: fest gesetzt für alle Zeiten, unablösbar. So ist z. B. ein auf einem Grundstück eingetragenes Kapital ein eisernes, wenn es für beständige Zeiten auf dem Grundstücke stehen bleiben muß und weder vom Gläubiger noch vom Schuldner gekündigt werden kann. Ebenso ist das todte u. lebende Inventar eines Landgutes e., wenn es in Stückzahl u. Qualität unverändert erhalten bleiben u. jeder Abgang sofort ersetzt werden muß.

Eiserne Krone wurde die Krone der lombardischen Könige genannt, mit welcher auch Karl der Große u. die Mehrzahl der deutschen Kaiser bis auf Karl V., sowie 1805 Napoleon I. u. 1838 der Kaiser von Oesterreich Ferdinand I. gekrönt wurden. Dieselbe enthielt in ihrem Innern einen schmalen eisernen Reifen, welcher der Sage nach aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet worden sein soll. Prinzessin Theodelinde, welche den Nagel von Papst Gregor dem Großen zum Geschenk erhalten hatte, ließ bei der Krönung ihres Gemahls Agilolf 593 die Krone mit dem eisernen Reifen fertigen. Sie wurde in der Stiftskirche zu Monza im Mailändischen aufbewahrt u. kam von da später nach Wien. — Napoleon stiftete bei seiner Krönung 1805 den Orden zur Eisernen Krone, welcher — 1814 aufgehoben — 1816 durch Franz I. nach Besitznahme der Lombardei unter Aenderung des Namenszuges u. der Jahreszahl in 3 Klassen zur Verleihung an Civil- u. Militärpersonen erneuert wurde. Der Orden wird in Kronenform an gelbem, blaugerändertem Bande getragen, für die 1. Klasse von Gold u. am Halse, für die 2. u. 3. Klasse von Silber u. auf der Brust. Die 1. Klasse trägt dazu noch einen silbernen Ordensstern auf der Brust. (Abb. s. „Orden").

Eiserne Maske (masque de fer) nannte man einen Staatsgefangenen unter Ludwig XIV., über dessen Persönlichkeit ein geheimnißvolles Dunkel schwebte, das auch heute noch nicht aufgehellt ist. Der Gefangene, der stets eine eiserne, mit Sammt überzogene Maske trug, war 1698 vom Schlosse Pignerol, wo er seit 1664 eingesperrt gewesen, nach der Bastille gebracht worden, wo er streng bewacht, aber mit Achtung behandelt wurde u. 19. Nov. 1703 starb, ohne seine Maske gelüftet zu haben. Nach der Meinung der Einen sollte es der Herzog von Vermandois, ein natürlicher Sohn Ludwig's XIV. u. der Vallière, gewesen sein, der wegen eines Streites mit seinem Halbbruder, dem Dauphin, mit ewiger Haft bestraft worden wäre. Eine andere, weit verbreitete Annahme hielt ihn für einen älteren, unehelichen Bruder Ludwig's XIV. u. zwar für die Frucht eines sträflichen Verhältnisses zwischen Anna von Oesterreich u. Mazarin od. dem Herzog von Buckingham. Andere wieder sahen in der Maske einen Zwillingsbruder Ludwig's XIV., der schon von Ludwig XIII. aus Furcht vor einem Zwist zwischen beiden Brüdern bei Seite geschafft worden u. dann von Ludwig XIV., gleichfalls aus Furcht vor etwaigen Thronansprüchen, die der Bruder erheben könnte, in ewiger Haft gehalten worden sei. Später wurde bekannt, daß der geheimnißvolle Gefangene in den Registern der Bastille unter dem Namen Marchiali eingetragen worden, u. man brachte nun diesen Namen mit dem des Grafen Mattioli, Ministers des Herzogs v. Mantua, in Verbindung, der einen zwischen seinem Herrn u. der Regierung Ludwig's XIV. verabredeten Plan zur Uebergabe der Festung Casale u. zur Eroberung Italiens kurz vor der Ausführung an Spanien verrathen habe. Neuere Kritiker neigen sich dieser Annahme zu, die jedoch die sorgfältige Geheimhaltung der räthselhaften Persönlichkeit nur sehr unzulänglich erklärt. Der Stoff, über den schon Voltaire eingehende kritische Untersuchungen anstellte, ist häufig behandelt worden, dramatisch von Dumas u. Zschokke. Vgl. Topin, „L'homme au masque de fer" (Par. 1869).

Eisernes Kreuz, ein Ordenszeichen, das vom König Friedrich Wilhelm III. von Preußen beim Beginn der Befreiungskriege, 10. März 1813, dem Geburtstage der verstorbenen Königin Luise, als Auszeichnung für alle Diejenigen gestiftet wurde, welche sich in der bevorstehenden Kriegszeit durch Hingebung an die vaterländische Sache, sei es auf dem Felde, sei es in der Heimat, besondere Verdienste erwerben würden. Jene sollten das Kreuz am schwarzen Bande mit weißer Einfassung, diese am weißen Bande mit schwarzer Einfassung tragen. Seinem Stoffe nach entsprach der Schmuck der eisernen Zeit der Erhebung Preußens u. erinnerte an das ähnliche Zeichen, mit welchem einst die Deutschritter in Preußen im Kampfe gegen die Heiden sich schmückten. Das Kreuz besteht aus schwarzem Gußeisen mit silbernem Rande u. zeigt im Mittelschilde eine Verzierung von Eichenblättern, darüber den Namenszug F. W. mit der Krone, darunter die Zahl des Stiftungsjahres 1813. Der Orden besteht statutenmäßig aus 2 Klassen u. einem Großkreuz; letzteres wurde nur für eine gewonnene Schlacht od. eine eroberte Festung verliehen. Nur Blücher, York, Bülow, Tauenzien u. der Kronprinz von Schweden erhielten in den Befreiungskriegen das Großkreuz. Das E. K. 2. Klasse wurde am Bande, das 1. Klasse angeheftet auf der Brust, das Großkreuz, welches doppelt so groß als die Kreuze der beiden andern Klassen war, am Halse getragen. Die Zahl der mit dem E. K. geschmückten Veteranen von 1813 war schon dem Erlöschen nahe, als König Wilhelm 19. Juli 1870, dem Todestage der Königin Luise, die Stiftung des E. K. für die Dauer des von Frankreich plötzlich hervorgerufenen Krieges mit gleichen Bestimmungen wie 1813 erneuerte. Das Aeußere der neuen Dekoration ist dem der alten genau nachgebildet; nur enthält dieselbe jetzt den Namenszug W. u. die Jahreszahl 1870. Die Zahl der 1870—71 verliehenen Kreuze beläuft sich auf etwa 45,000, wovon nahezu der vierte Theil auf Sachsen u. die süddeutschen Staaten kommt. Vier Feldmarschälle (die beiden Kronprinzen von Preußen u. von Sachsen, der Prinz Friedrich Karl u. Graf Moltke) u. drei Generale (v. Werder, v. Goeben, v. Manteuffel) erhielten das Großkreuz.

Nr. 2568. Das eiserne Kreuz von 1870.

Eisernes Thor, s. „Donau".

Eisessig, Acetum glaciale od. Acidum aceticum glaciale, nennt man die stärkste, schon bei 10° C. zu einer weißen krystallinischen Masse erstarrende Essigsäure; sie schmilzt erst wieder bei 16° C. (Vgl. „Essigsäure").

Eisfalter, s. „Pappelfalter".

Eisfelder sind, wie die Eisberge, von denen sie sich durch ihre Form u. Entstehungsweise unterscheiden, große Eismassen, die auf dem Meere schwimmen. Die offene See ist selten so ruhig, daß das Eis in großen, zusammenhängenden Decken entstehen könnte; es scheiden sich zunächst einzelne Eiskrystalle aus, welche nach u. nach das Wasser in einen Teig verwandeln. Indem sich diese Krystalle zu einem porösen, undurchsichtigen Eis zusammenschieben, entstehen durch Vergrößerung u. Vereinigung der einzelnen Stücke Schollen von Fußdicke u. mehreren Klaftern Umfang, welche durch Aneinanderstoßen scheibenförmig werden u. aufgeworfene Ränder erhalten. Die so sich bildenden Eisfelder ragen $1_{/5}$ bis 2 m. über die Meeresfläche, sind mitunter auf 100 engl. M. weit eben, aber auch rauh u. uneben, u. zeigen sogar bedeutende Hervorragungen. Man bemerkt, sagt Lyell, alle 4 bis 5 Jahre ungeheure E., welche von Grönland her an der Westküste von Island sich anlegen. Sobald Bewohner dieser traurigen Küste sie ankommen sehen, geben sie ihre Ernte verloren; denn sie wissen, daß diese den Uebeln nicht widerstehen kann, welche die E. stets begleiten. (Abb. s. „Arktische Länder".)

Eisfuchs, s. „Polarfuchs".

Eiskraut, s. „Mesembryanthemum".

Eisleben, Hauptstadt des Mansfelder Seekreises im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, westl. von den beiden Mansfelder Seen, dem süßen u. dem salzigen. Bekannt als Luther's Geburts-, u. Sterbeort, hat E. über 13,400 E., ein Schloß, 4 alte Kirchen (die Andreaskirche mit den Denkmälern der Mansfelder Grafen u. die Peter-Paulskirche mit dem Taufstein, an dem Luther getauft wurde), ein Bergamt, ein Schullehrerseminar, ein von Luther 2 Tage vor seinem Tode gestiftetes Gymnasium u. eine Freischule, erbaut auf dem vom Brande 1689 verschont gebliebenen unteren Stockwerke des Luther'schen Geburtshauses. Urkundlich kommt die Altstadt von E. schon im J. 974 vor; es besaß 1043 Münz-, Markt- u. Zollrechte u. war das Eigenthum der Grafen von Mansfeld. Als 1082 die deutschen

Fürsten daselbst den dort residirenden lothringischen Herzog Herrmann zum deutschen König erwählten, wurde 1083 E. von dessen Gegnern, den Bremern u. Hildesheimern, erobert u. bis auf das Schloß niedergebrannt; 1525 wurde es in den Bauernunruhen zerstört u. im 30jährigen Kriege wiederholt geplündert. Der bedeutende Bergbau E.'s auf Silber u. Kupfer trug jedoch stets wieder zur Erweiterung der Stadt u. zur Hebung ihres Wohlstandes bei. Nach dem Aussterben der Grafen von Mansfeld kam E. 1780 an Sachsen; 1815 wurde es auf dem Kongreß zu Wien dem Königreiche Preußen zugewiesen.

Nr. 2569. Der Marktplatz in Eisleben.

Eismaschinen. Die Wirkungsweise der Maschinen zur Herstellung von Eis auf künstlichem Wege beruht auf der Möglichkeit, durch gewisse physikalische Prozesse Wärme rasch zu binden. Solche Prozesse sind namentlich die Verdunstung gewisser leichtflüchtiger Stoffe u. die Expansion komprimirter Gase. Zur Einleitung beider Prozesse ist aber mechanische Arbeit nöthig, indem es sich darum handelt, Gefäße möglichst luftleer zu machen (ein Vacuum herzustellen) od. in geschlossenen Gefäßen ein Gas zu komprimiren. Der so geforderte Arbeitsaufwand wird in großem Maßstabe am besten von Dampfmaschinen geliefert, u. daher kann man sagen, daß durch Verbrennung eines gewissen Kohlenquantums ein gewisses Quantum Eis produzirt werden kann. Man hat berechnet, daß eine theoretisch vollkommene Eismaschine pro Stunde u. Pferdekraft circa 15 kg., also in 10 Stunden 30 Ctr. Eis von $-3°$ C. aus Wasser von $10°$ C. zu erzeugen vermag. Setzt man einen Konsum von $1_{,5}$ kg. Steinkohle pro Stunde u. Pferdekraft voraus, so würde demnach 1 Pfd. Kohle zur Herstellung von 1 Ctr. Eis genügen. Die wirklich ausgeführten E. lassen aber höchstens 10 Proz. dieser Leistung gewinnen. Leider beruht dieser Effektverlust zum großen Theil auf Umständen, die nicht zu beseitigen sind, sobald man darauf ausgeht, wirklich Eis zu erzeugen. Für viele Zwecke, wie für die Bierbrauerei, Paraffinfabrikation, für die Bereitung künstlicher Mineralwässer u. s. w., ist es aber nicht unter allen Umständen nöthig, das Eis in Substanz zu produziren, sondern es genügt eine Abkühlung bis gegen die Grenze des Gefrierpunktes; nach dieser Richtung hin arbeiten die E., die man deshalb besser Kühlmaschinen nennen könnte, viel vortheilhafter. Eine der ersten E., welche der Engländer Harrison 1856 erfand, war auf die Aetherverdampfung begründet, während die Kälteerzeugung durch Expansion komprimirter Luft zuerst von dem Amerikaner Gorrie ums Jahr 1860 benutzt worden zu sein scheint. Andere Konstrukteure von E., so der Franzose Carré (1860) u. der Engländer Reece (1867), wendeten das wirksamere Ammoniak an. Nr. 2570 stellt eine Carré'sche E. in ihrer neueren Anordnung dar. A ist der Kessel, B der Kondensator, C das Gasgefäß, D der Eisbildner, E die Einsaugungsvase, F das Temperaturwechselgefäß, G das Kühlungsgefäß u. H die Saug- u. Druckpumpe. Die Eiserzeugung geht folgendermaßen vor sich: der Kessel A ist bis zur Hälfte mit konzentrirter Ammoniaklösung (Salmiakgeist) gefüllt; wird diese Flüssigkeit erhitzt, so entweicht aus ihr Ammoniakgas, welches durch das Rohr 1 nach den im Kondensator B befindlichen Schlangenröhren getrieben wird; durch das Rohr 2 geht das Gas weiter nach dem Gefäße C u. von da durch das Rohr 3 bis an den Hahn, welcher sich am Deckel des Eisbildners D befindet u. mit den im letzteren angebrachten Schlangenrohren kommunizirt. Dadurch, daß dieser Hahn bei Beginn der Operation geschlossen u. während des Ganges nur sehr wenig geöffnet ist, erleidet das Ammoniakgas auf seinem hier beschriebenen Wege einen Druck von 8 bis 10 Atmosphären; außerdem wird dasselbe im Kondensator abgekühlt, indem die Schlangenröhren stets mit kaltem Wasser umgeben sind. Der Druck u. die Abkühlung bewirken, daß das Ammoniakgas flüssig wird. Oeffnet man nun den Hahn im Deckel von E, so strömt das flüssige Ammoniak in die Schlangenröhren des Eisbildners, die mit einer Chlorcalciumlösung umgeben sind, verdampft hierin sofort u. bindet somit Wärme, welche der Chlorcalciumlösung in D entzogen wird. In diese Lösung sind die Kästen eingestellt, in denen sich das zum Gefrieren bestimmte Wasser befindet. Das in den Schlangenröhren wieder zu Gas gewordene Ammoniak geht durch das Rohr 4 nach der Einsaugvase E. Gleichzeitig kommt aus dem Kessel A die ammoniakarme Flüssigkeit, aus der das Gas durch das Heizen entwichen ist, durch das Rohr 5 nach dem Temperaturwechselgefäß F, aus diesem in das Kühlgefäß G, von da durch das Rohr 6 nach der Einströmungsvase E, wo es das Ammoniakgas, welches aus dem Eisbildner kommt, absorbirt, u. wird mittels der Pumpe durch das Rohr 7 angezogen u. durch das Rohr 8 nach dem Temperaturwechselgefäß u. von da durch das Rohr 9 nach dem Kessel gedrückt, um aus letzterem wieder Ammoniakgas zu entwickeln. Die Ammoniakauflösung erleidet also bei dem Durchgange durch die Maschine folgende Umwandlungen: 1) das Gas, welches man durch das Heizen aus der im Kessel befindlichen Ammoniaklösung gewinnt, wird durch Abkühlung u. Druck zur Flüssigkeit verdichtet; 2) diese Flüssigkeit verdampft in den Röhren des Eisbildners u. der Dampf od. das Gas wird 3) in der Einsaugungsvase von der Flüssigkeit, aus welcher durch die Wärme die Abscheidung des leichtflüchtigen Stoffes bewirkt wurde, wieder absorbirt. Das Eis wird also in der That hier mittels Wärme erzeugt, u. zwar erfordert eine solche Maschine, je nach der Größe, zur Herstellung von 8—12 kg. Eis 1 kg. Kohle. Die Eisproduktion beträgt pro Stunde, wiederum je nach der Größe der Maschine, 100 bis 500 kg., wobei in letzterem Falle zum Betriebe 3 Pferdekräfte nöthig sind u. stündlich 30 kg. Kohle verbraucht werden. Es ist dasselbe Prinzip auch für kleinere Apparate angewandt worden. Reece hat die Ammoniakeism. noch mit zwei Hülfsapparaten, einem Analysator u. einem Rektifikator, versehen, wodurch erreicht werden soll, daß das Ammoniak ganz wasserfrei u. deshalb um so wirksamer in den Eisbildner eintritt. Bei der Carré'schen E. besteht die in den Eisbildner gelangende Flüssigkeit aus einem Gemisch von $^3/_4$ Ammoniak u. $^1/_4$ Wasser. Eine für Erzeugung geringerer Quantitäten von Eis von Gebr. Siebe in London konstruirte Maschine beruht auf der Aetherverdampfung u. besteht aus einer kleinen Dampfmaschine, welche eine doppeltwirkende, den Refrigerator, treibt. Mit dieser Pumpe steht einerseits der Aetherkessel, andererseits der Kondensator in Verbindung. Mit $2^1/_2$ bis 3 kg. Kohle soll man stündlich $12^1/_2$ kg. Eis erzeugen können. Die Kälteerzeugung durch Kompression von Luft u. nachfolgende Expansion, im Grunde dasselbe Prinzip wie bei den Ammoniakmaschinen, hat den Uebelstand, daß die Kompression der Luft,

Nr. 2570. Carré'sche Eismaschine.

d. i. das Entfernen der Wärme aus derselben, eine sehr große mechanische Kraft erfordert, wodurch die so eingeleitete Eisproduktion ziemlich kostspielig werden mag. Derartige E. sind aber doch von Windhausen in Braunschweig konstruirt worden u. werden bes. zur Ventilation von Räumlichkeiten, die mit kühler, reiner Luft versehen werden sollen, empfohlen. Zur Erzeugung von wirklichem Eis erscheint nach den vorliegenden Resultaten die Carré'sche Maschine als die zweckmäßigste. Mit einer derartigen größeren Maschine, welche 6000 Thaler kostet u. im Stande ist, stündlich 4 Ctr. Eis zu produziren, kommt der Ctr. Eis auf circa 5 Sgr. zu stehen.

Eismeer, s. „Polarmeer".

Eispunkt, s. „Gefrierpunkt".

Eissturmvogel, s. „Sturmschwalbe".

Eisvogel (Alcedo), ein schön gefärbter, großköpfiger Vogel (Gangvogel, Familie Alcedoniden), mit langem, kantigem Schnabel, kurzen Flügeln, kurzem Schwanze u. niedrigen Beinen mit Schreitfüßen, der an Ufern lebt u. sich von Fischen nährt, die er in pfeilschnellem Fluge u. geschicktem Tauchen erreicht. Die europäische Art (Alcedo ispida), der sog. „Königsfischer" od. „Wasserspecht", hat einen schwarzen, am Grunde rothen Schnabel, rothe Beine u. ein schön grünes u. blaues Federkleid mit weißer Kehle und rostrother Brust.

Nr. 2571. Der Eisvogel (Alcedo ispida).

Eiszeit, s. „Gletscher".

Eiter wird die einer heilenden Wunde entströmende Flüssigkeit genannt. Im Allgemeinen heilt eine Wunde nicht durch direkte Anklebung der auseinander gewichenen Ränder (per primam intentionem), sondern dadurch, daß sich von einem Rande zum andern herüber Gefäßschlingen bilden, die sehr reichliches, dünnes Blut halten u. so dünnwandig sind, daß durch ihre Wandungen ein Theil der Blutzellen (die weißen Blutkörperchen) nebst einem Theile der Flüssigkeit hindurchdringt, um später abzufließen. Diese Flüssigkeit ist der E. Er besteht somit aus einer Flüssigkeit (dem serum) u. einem festen Theile, dem Eiterkuchen, welcher wiederum aus weißen Blutkörperchen besteht. Dem E. gesellen sich auch abgestorbene Partikeln des Gewebes bei, welche mit ihm zugleich abfließen. Bleibt er längere Zeit der Luft ausgesetzt, so erleidet er verschiedene Aenderungen. Bei geringer Eiterabsonderung verdunstet das Wasser, u. es bleibt eine Kruste zurück; bei reichlicherer Eiterbildung, wo es nicht zur Krustenbildung kommen kann, ändert sich der E. in seiner Farbe, u. er zersetzt sich, indem er wahrscheinlich sich mit Sauerstoff verbindet od. in Gährung geräth. Er zerfällt dann schließlich in seine anorganischen Elemente, es entwickelt sich Ammoniak u. das übelriechende Schwefelammonium, außerdem noch flüchtige Fettsäuren, die zusammen den bekannten üblen Geruch des E. bedingen. In günstigen Fällen wird auch dieser E. von der Oberfläche abfließen u. die Wundheilung nur aufhalten, indem seine ätzenden Eigenschaften die Ränder der Wände immer zu neuer Gangränescenz (Abstoßung) reizt. In ungünstigen Fällen wird eine Rückkehr des zersetzten E.s in die dünnwandigen jungen Gefäße der Wunde eintreten. Der Gährungsprozeß, den wir auf der Wunde beschrieben haben, setzt sich innerhalb der Blutbahnen fort; es erfolgt ein heftiges Fieber, welches zuweilen als gewöhnliches E.-Fieber, zuweilen als E.-Vergiftung (Pyämie, s. d.) von den Aerzten gefürchtet wird. Man unterscheidet daher klinisch einen guten E. (pus bonum) u. einen schlechten (pus malum). Ersterer ist rahmig, hellgelb, dickflüssig, leicht trocknend u. rasch gerinnend, letzterer äußerst übelriechend, dunkelgelb, dünnflüssig, schwer gerinnend. Wegen seines üblen Geruches u. seiner Dünnflüssigkeit nennt man ihn auch Jauche. Spritzt man die letztere Thieren in ein Blutgefäß ein, so bekommen dieselben ein heftiges Fieber. Es ist die doppelte Aufgabe des Wundarztes, den E. gut zu erhalten, d. h. ihn vor Zersetzungen zu hüten u. ihn am Zurückstauen zu verhindern. Der ersteren Bedingung kann eher genügt werden als letzterer. Da man im Allgemeinen jetzt annimmt, daß nicht die Luft an sich od. deren Sauerstoff die Ursache der Vergiftung ist, sondern die überaus kleinen Organismen, die in derselben herumschwimmen, so wird zur Erhaltung eines guten E.s nothwendig sein die Absperrung der Luft durch solche Stoffe, die das Vermögen haben, dieselbe jener Giftträger zu berauben. Dieser Forderung genügt am besten die Schießbaumwolle (s. d.), durch welche die Luft filtrirt wird. Dann sind Carbolsäure, Chlorkalk u. übermangansaures Kali gute Mittel zur Desinfektion des E.s. Der zweiten Forderung, den E. nicht in die Gefäße zu rückstauen zu lassen, sucht man dadurch zu genügen, daß man die Oeffnungen der Wunden so einrichtet, daß ein steter Abfluß stattfinden kann, daß man Verbände oft wechselt u. s. w. Außer den nach äußeren Kennzeichen wahrnehmbaren Eigenschaften giebt es verborgene Qualitäten des E.s, die durch die Sinne nicht wahrnehmbar u. dennoch gefährlicher Natur sein können. Der E. syphilitischer Geschwüre ɩc., auf wunde Flächen Gesunder gebracht, erzeugt Syphilis, der von einer Pockenpustel entnommene E. ruft Pocken hervor, bei tuberkulösen u. skrupholösen Geschwüren ist dasselbe Verhältniß wahrscheinlich. Endlich kann auch ein ganz guter E. schädlich werden dadurch, daß er dem Körper viel Nahrungsstoff entzieht.

ejusdem anni (lat.), auch abgekürzt e. a. „desselben Jahres"; ejusdem mensis, abgekürzt e. m. „desselben Monats".

Eiweiß, (lat. albūmĕn, chem. Albūmīn), einer der verbreitetsten Stoffe der organ. Natur, bildet den Hauptbestandtheil der Vogeleier, findet sich aber nicht blos in diesen, sondern in den Eiern aller Thiere, außerdem im Blute, in den Flüssigkeiten des Fleisches u. Zellgewebes, im Chylus u. der Lymphe, in allen serösen Flüssigkeiten des thierischen u. menschlichen Organismus, pathologisch, d. h. bei gewissen Krankheiten auch im Harn u. anderen Exsudaten. Es kommt ferner in dem Safte aller höheren Pflanzen in gelöster Form vor, sowie in dem Samen der meisten Pflanzen in unlöslicher Form. Das reine E. ist eigentlich fest u. nur infolge eines geringen Gehaltes von freiem Natron in den oben genannten Flüssigkeiten gelöst enthalten; denn neutralisirt man die Eiweißlösung mit Essigsäure u. verdünnt stark mit Wasser, so scheidet sich der größte Theil des E. ab u. löst sich dann nicht wieder in Wasser. Ebenso wirkt jede andere Säure; daher wird z. B. der Caviar durch darauf getröpfelten Citronensaft weiß, indem das E. unlöslich wird, koagulirt, wie man sich ausdrückt. Eben so koagulirt das E. in seinen Lösungen, wenn diese auf 75° C. erhitzt werden (z. B. hartgesottene Eier). Die Koagulation durch organische Säuren, wie Essigsäure, Citronensäure u. s. w., findet jedoch nur bei Gegenwart von Kochsalz od. anderen Salzen statt, nicht in ganz reinen Eiweißlösungen; dieses Salz ist jedoch sowol im Hühnereiweiß als auch in der Fleischflüssigkeit u. dem absichtlich gesalzenen Caviar vorhanden. Anorganische Säuren, nam. Salpetersäure, fällen auch das reine E., ebenso Metallsalze u. Alkohol. — Das E. ist infolge seines hohen Stickstoffgehaltes eines der wichtigsten Nahrungsmittel u. hat außerdem eine vielseitige technische Verwendung gefunden. Man benutzt es als Klebemittel zum Vergolden auf Holz, zum Auftragen von Farben auf Leder, Papier, Geweben u. s. w., ferner in der Photographie, zum Klären der Weine, Sirupe u. vieler anderer Flüssigkeiten. Da das E. in gelöstem Zustande wenig Haltbarkeit besitzt, so trocknet man es bei niedriger Temperatur ein u. bringt es so als Albumin in den Handel; man hat hiervon Eieralbumin u. Blutalbumin; ersteres ist das theurere u. bildet eine im Aussehen dem arabischen Gummi ähnliche weiße od. gelblich weiße Masse, die sich im kalten Wasser klar lösen muß; letzteres kommt in verschiedenen Sorten in den Handel u. ist, weil aus Blut bereitet, wohlfeiler zu erhalten. Der Verbrauch ist, nam. in der Woll- u. Kattundruckerei, ein sehr bedeutender. Einzelne Fabriken dieser Art gebrauchen allein 5—10,000 kg. getrockneten Albumins jährlich; da 160 Hühnereier nur ca. $\frac{1}{2}$ kg. trockenes E. geben, so sieht man leicht, daß der Bedarf nur für diese Branche durch Hühnereiweiß nicht allein gedeckt werden kann, u. in der That wird jetzt auch das E. aus Blut von ganz ausgezeichneter Beschaffenheit geliefert. — Die chem. Elementarzusammensetzung des E. ist zwar bekannt; es besteht dasselbe aus Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff u. Schwefel; auch hat man aus der prozentischen Zusammensetzung chem. Formeln für dasselbe abgeleitet; allein über seine chem. Konstitution weiß man noch gar nichts, u. daher läßt sich bis jetzt keine rationelle Formel für dasselbe aufstellen. Man unterscheidet übrigens mehrere verschiedene Arten von Albumin, z. B. Metalbumin, Paralbumin, die sich durch geringfügige Merkmale unterscheiden. Im weiteren Sinne belegt man alle dem E. in ihren Eigenschaften u. ihrer Zusammensetzung ähnlichen Körper, wie z. B. Caseïn, Fibrin, Globulin u. s. w., mit dem Kollektivnamen Eiweißkörper od. Albuminate.

Ekbatana, berühmte Stadt des Alterthums, an der Stelle der heutigen persischen Stadt Hamadan (s. d.) gelegen, Hauptstadt des alten medischen

Reiches, spielte auch nach dessen Untergange als Sommerresidenz der Perserkönige u. als eine der reichsten u. glänzendsten Städte des Orients eine Rolle. Im Mittelpunkte der durch eine siebenfache Umwallung geschützten Stadt thronte in erhöhter Lage die Königsburg mit dem Sonnentempel u. dem aus Cedern u. Cypressenholz erbauten, mit Gold u. Silber reich geschmückten Palast. Die Stadt wurde von Alexander d. Gr. u. von den Seleukiden wiederholt geplündert; später von den Parthern erobert u. zu neuer Bedeutung erhoben, gerieth sie nach dem Sturze des Partherreichs gänzlich in Verfall.

Ekel ist ein Widerwille, den wir gegen gewisse Dinge empfinden. Meist erstreckt sich derselben gegen Gegenstände, die auf unsere Sinne abstoßend wirken, indem sie einen schlechten Geruch verbreiten, häßlich aussehen u. s. w., u. er kann so weit gehen, daß empfindliche Personen schon bei der Vorstellung von solchen Dingen üble Anwandlungen bekommen. Gewisse Dinge erzeugen bei einzelnen Personen E., die bei den meisten Menschen diese Wirkung nicht haben; solchen E. nennt man Idiosynkrasie. So haben Einzelne E. vor Caviar, vor Austern, vor Krebsen u. s. w. Idiosynkrasien sind zuweilen angeboren, zuweilen lassen sie sich auf Ueberdruß infolge zu starken Genusses zurückführen, zuweilen beruhen sie auf Ideenassoziationen, welche die Vorstellung von übelerregenden Dingen erwecken; zuweilen ist auch ein krankhafter Zustand die Ursache, Hysterie, Schwangerschaft, ja oft können auch Wurmkrankheiten solche Wirkungen haben. Der E. ist ein Symptom vieler Krankheiten, z. B. der Seekrankheit; er wird in der Heilkunde künstlich hervorgerufen (Ekelkur) durch fortgesetzte kleine Gaben von Brechmitteln, die nur bis zu Uebelkeit wirken. Indem der E. das Gefühl der Kraft u. Selbständigkeit durch Herabstimmen der Nerven- u. Geistesthätigkeit u. durch Erschlaffen der Muskeln vermindert, ist diese Kur vorzüglich bei Gemüthskrankheiten, Höhenwahn, Tobsucht u. s. w. wirksam. Physiologisch äußert sich der E. zuerst in einer vermehrten Absonderung der Speicheldrüsen, die schließlich so groß wird, daß ein kontinuirliches Spucken eintritt, sodann durch ein unbehagliches Gefühl, das aus dem Magen heraufsteigt; in stärkeren Fällen treten Aufstoßen u. Erbrechen, sogar Ohnmachten u. Krämpfe ein.

Ekkehart, Mönch zu St. Gallen, zum Unterschiede von späteren gleichnamigen Mönchen **E. I.** genannt, Oheim u. Lehrer des berühmten Notker Balbulus (s. d.), starb 973. Von ihm od. von seinem Zeit- u. Klostergenossen Geraldus, vielleicht auch von Beiden gemeinschaftlich, wurde als metrische Schulübung in lat. Herametern das Gedicht von Walther von Aquitanien (Waltharius manu fortis) verfaßt, wahrscheinlich auf Grund eines im 10. Jahrh. gangbaren deutschen Liedes. Dieses Gedicht, ein Werk von großer epischer Kraft, berichtet, wie Walther u. seine Geliebte Hildegund, Beide als Geiseln am Hofe Attila's lebend, mit großen Schätzen von dort entfliehen, unweit Worms aber von dem beutegierigen König Gunther angefallen werden, u. wie Walther den Kampf mit des Königs Helden u. dann mit diesem selbst besteht (herausg. am besten von J. Grimm in „Lateinische Gedichte des 10. u. 11. Jahrhunderts", Gött. 1838; deutsch u. A. von Simrock in „Das kleine Heldenbuch", Stuttg. 1844; von Linnig, Paderborn 1869). Indessen besitzen wir das Gedicht nur in einer leichten Ueberarbeitung durch **Ekkehart IV.** Dieser, um 980 geb., war Schüler von Notker Labeo in St. Gallen, unter Erzbischof Aribo von Mainz (1020 bis 31) Schulvorsteher in Mainz, kehrte nach dem Tode Aribo's, auf dessen Wunsch er die Ueberarbeitung gemacht hatte, nach St. Gallen zurück u. starb um 1060. E. IV. ist bekannt als Verfasser verschiedener lat. Gedichte sowie als Glossator u. Kritiker vorzugsweise kirchlicher Autoren. Das anziehendste seiner Werke ist die Fortsetzung der von dem St. Galler Mönche Ratpert (gest. um 902) begonnenen Geschichte seines Klosters, welche er bis 972 weiter führte („Casuum S. Galli Continuatio I.", abgedr. bei Pertz, „Monumenta Germaniae", Bd. 2; vgl. über E. IV. auch Dümmler in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Bd. 14, Berl. 1869). — Ein späterer E., wol auch Ekkehardus minimus genannt, war um 1220 Dekan zu St. Gallen. Er verfaßte eine Lebensbeschreibung von Notker Balbulus.

Eklampsie (von dem griech. ἐκ aus, weg, u. λαμβάνειν, nehmen, wegnehmen), hier ein Wegnehmen des Bewußtseins, ist eine Art Krampf der Muskeln bei Abwesenheit des Bewußtseins. Die E. u. Epilepsie sind nahe verwandt, ja es dürfte eine genau abgrenzende Definition beider gar nicht zu geben sein. Im Allgemeinen faßt man die Epilepsie als chronische, die E. als akute Krankheit auf; die Epilepsie als Krankheit, die auf Veränderungen im Hirn od. in verlängertem Mark beruht, während die E. auf mehr nachweisbare Ursachen, Vergiftung, äußeren Reiz u. s. w., zurückgeführt wird. Je nach der Ursache wird daher die E. bald kurz dauernd u. ohne weitere Folgen, bald lang andauernd bis zu 24 Stunden u. tödlich sein.

Eklektiker (vom griech. ἐκλέγειν, auswählen) heißt derjenige, der sich auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst od. des praktischen Lebens an ein bestimmtes System nicht bindet, vielmehr aus den verschiedensten Systemen das ihm als gut und richtig Erscheinende auswählt. Besonders spricht man von eklektischer Philosophie od. philosophischem Eklektizismus. Dieser führt aber meist zu einer prinziplosen Mischung unzusammenhängender u. sich widersprechender Lehren u. ist entweder das Zeichen eines sinkenden u. in der Auflösung begriffenen od. eines noch nicht zur Selbstständigkeit erwachten, unsicher umhertastenden philosophischen Denkens, wie z. B. im Alterthum die neuplatonische Schule zu Alexandria (Plotin, Proklos u. A.) u. in der neueren Zeit die letzten Ausläufer der Leibnitz-Wolfischen Schule beweisen. Die röm. Philosophie ist niemals aus dem Charakter des Eklektizismus herausgekommen, wie denn der bedeutendste philosophische Schriftsteller der Römer, Cicero, nichts als ein gewandter Eklektiker war.

Ekliptik ist die scheinbare Bahn, welche die Sonne im Laufe eines Jahres am Himmel beschreibt, die aber nur eine Folge der wechselnden Stellung der Erde bei ihrem jährlichen Laufe um die Sonne ist. Diese Bahn geht durch die Sternbilder des Thierkreises (s. „Astronomie" mit Abb. Nr. 966). Den Namen (vom griech. ἔκλειψις, Finsterniß) hat dieser größte Kreis am Himmel infolge der frühzeitig gemachten Beobachtung erhalten, daß nur dann eine Sonnen- od. Mondfinsterniß eintreten kann, wenn der Mond sich in od. wenigstens in der Nähe der Ebene befindet, die durch jene Bahn der Sonne bestimmt ist. Die E. fällt nicht mit dem Aequator zusammen, sie schneidet ihn vielmehr in zwei Punkten, u. die eine Hälfte der E. erhebt sich über den Aequator, die andere geht unter denselben. Befindet sich nun die Sonne in diesen Durchschnittspunkten, so wird ihr Tagebogen gleich dem Nachtbogen, d. h. es werden Tag u. Nacht gleich sein u. zwar für jeden Punkt der Erde; daher heißen diese Punkte Aequinoktialpunkte, Aequinoktien, u. zwar der eine, von dem aus die E. sich über den Aequator erhebt, der Frühlingsäquinoktialpunkt, weil man mit diesem Zeitpunkte auf unserer Halbkugel den Anfang des Frühlings rechnet; der andere dagegen, von dem aus die E. unter den Aequator geht, der Herbstäquinoktialpunkt. Dagegen nennt man diejenigen Punkte der E., wo die Sonne ihre größte Abweichung vom Aequator hat, Solstitialpunkte, weil in ihnen die Sonne einige Tage ihren Polarabstand nicht zu ändern, also still zu stehen scheint. Der eine von diesen, u. zwar der oberhalb des Aequators liegende, heißt Sommersolstitialpunkt, der andere Wintersolstitialpunkt. Der Frühlingsäquinoktialpunkt liegt in den Fischen, der Sommersolstitialpunkt in den Zwillingen, der Herbstäquinoktialpunkt in der Jungfrau und der Wintersolstitialpunkt in dem Schützen. Die E. wird in 12 Theile getheilt, die nach den darein fallenden Sternbildern benannt sind, den Thierkreis (s. „Astronomie"). Es stimmen jedoch die so von den Astronomen bezeichneten Theile jetzt nicht mehr mit der Lage der Sternbilder überein, weil die Aequinoktialpunkte fortrücken. Man sagt also z. B., der Frühlingsäquinoktialpunkt sei im Widder, während er faktisch, wie erwähnt, im Sternbild der Fische ist. Die Kreise, welche die Sonne, wenn sie an einem Solstitialpunkte steht, am Himmel beschreibt, nennt man die Wendekreise (s. d.), denen auch größte Kreise auf unserer Erde entsprechen. Die Neigung der Ebene der E. gegen die Ebene des Aequators beträgt ungefähr $23\frac{1}{2}°$, d. h. — wenn wir diese Erscheinung auf ihren richtigen Grund bringen — die Erdachse steht nicht senkrecht zur Ebene ihrer Bahn; der Aequator fällt also nicht in dieselbe, sondern die Erdachse macht mit der Bahnebene einen Winkel von $66\frac{1}{2}°$. Die schiefe Stellung der Erde gegen ihre Bahn, durch welche der Wechsel der Jahreszeiten (s. d.) bedingt wird, ist auch veränderlich (s. „Nutation").

Eklogen (vom griech. ἐκλέγειν, auswählen) nannten die alten Grammatiker aus größeren Sammlungen herausgenommene, ausgewählte Gedichte, bes. wenn sie der idyllischen Poesie angehörten. Namentlich nannte man so die Hirtengedichte des Virgil. Erst später wurde der Name E. schlechtweg als Bezeichnung für Schäfer- u. Hirtengedichte gebraucht.

Eklogit, auch Omphazit- u. Smaragditfels genannt, ist ein krystallinisches Massengestein, das hauptsächlich aus grasgrünem, hörnigem u. hörnigschaligem Omphazit besteht, d. h. einer Abänderung des Strahlsteines mit eingemengtem rothen Granat, wodurch er ein porphyrartiges Ansehen erhält. Bisweilen hinzutretende Gemengtheile sind noch Disthen, Glimmer, Epidot, Quarz, Pyrit u. Magneteisenerz. Der E. kommt bes. im Fichtelgebirge, in Schwarzbach u. an a. O., in Steiermark bei Trinach am Bacher u. in Kärnthen an der Saualp vor; auch auf der Insel Syra soll er sich finden.

Ekstase (griech.), Verzückung, derjenige Seelenzustand, in welchem der Mensch die Bilder seiner erhitzten Phantasie in die Außenwelt versetzt u. als daselbst wirklich vorhanden annimmt.

Ektropion (aus dem griech. ἐκ u. τρέπω, ich wende) ist eine Auswärtsstülpung eines Augenlides, so daß die dem Augapfel zugewendete innere Bindehaut des Auges nach außen gekehrt wird. Hierdurch werden die Augenwimpern mit nach außen gekehrt u. reiben bürstenartig gegen den unteren resp. den oberen Augenrand, verursachen hierdurch Reizungen u. Verwun-

dungen der Haut, während der Theil der Bindehaut, welcher von den Wimpern für gewöhnlich geschützt wird, jetzt seines Schutzes beraubt, den Reizen der Witterung unaufhörlich ausgesetzt ist u. infolge dessen im Zustande fortwährender katarrhalischer Entzündung sich befindet. Dieser höchst lästige u. gefahrvolle Zustand kann zur völligen Erblindung führen, falls eine rechtzeitige Operation ihn nicht beseitigt.

Ekzem (aus dem griech. ἐκ u. ζέω, ich siede, also Hitze, Ausschlag) ist eine chronische Hautkrankheit, die sich in kleinen Bläschen auf der Hand äußert, welche mit einer dünnen Flüssigkeit (dem Serum) gefüllt sind. Diese Affektion hat die Neigung, sich in die Breite fortzubewegen, während sie selten in die Tiefe greift, so daß nur die oberste Schicht, die Epidermis, u. die obersten Theile der Lederhaut(cutis) von dieser Krankheit ergriffen sind. Das E. ist gewöhnlich eine sehr hartnäckige Krankheit. Zuweilen verschwindet sie, um nach einer bestimmten Zeit wiederzukommen. Hat sie eine nachweisbare Ursache, z. B. Syphilis od. Krätze, so kann man ihrer Herr werden durch Umstimmung der Ursache; ist diese Ursache hingegen nicht bekannt, so gelingt es schwerlich, das E. anders zu heilen, als indem man die Oberhaut bis hinein in die Lederhaut zerstört; dies geschieht durch Abschließung von der Luft, durch irgend ein Pflaster, wodurch die darunter liegende Haut gleichsam mazerirt wird, od. durch tiefgehende Aetzungen od. endlich durch Abbürstungen mit scharfen Bürsten im Bade.

Elaborāt (lat.), Ausarbeitung, schriftliche Arbeit, Schriftstück.

Elaïdinsäure bildet sich aus der Elaïnsäure (Oelsäure) durch Behandlung mit etwas salpetriger Säure, wobei die ganze Flüssigkeit zu einer weißen krystallinischen Masse erstarrt. Diese letztere hat dieselbe Zusammensetzung, wie die Oelsäure, u. unterscheidet sich blos durch ihren festen Aggregatzustand von derselben. Man hat die E., ähnlich wie die Stearinsäure, zur Bereitung von Kerzen benutzt.

Elaïn. Mit diesem Namen bezeichnet man im Handel die Oleïnsäure, Elaïnsäure od. Oelsäure, welche bei der Bereitung der Stearinsäure behufs Fabrikation der Stearinkerzen in großer Menge als Nebenprodukt gewonnen wird. Vgl. „Fettsäuren" u. „Stearin".

Eläocarpus, Oelfruchtbaum, eine Pflanzengattung der Tiliaceen, unter denen sie eine eigene Gruppe der Eläocarpeen vertritt. Ihre Arten sind durch ihre Früchte ausgezeichnet, welche meist von olivenähnlicher Form u. eßbar sind. Die Arten selbst wachsen zu stattlichen Bäumen empor und gehören nur der Tropenzone, u. zwar meist Asien, selten Australien an. Die Molukken u. Sundainseln sind ihr vornehmstes Vaterland. Unter ihnen ist bes. ausgezeichnet der Ganiterbaum (E. angustifolius Bl.), einer der höchsten Waldbäume Ostindiens, den man auf den Molukken als Bauholz verwendet. Seine Früchte zeichnen sich durch ihre Kerne aus, die, da man aus ihnen vortreffliche Schmucksachen, nam. Halsketten, Armbänder u. s. w., verfertigt, weil sie mit Knochenhärte eine schöne braune Farbe verbinden, einen werthvollen Handelsartikel in Indien bilden.

Eläodendron, Oelstrauch, eine Pflanzengattung der Celastergewächse, unter denen sie eine eigene Gruppe der Eläodrendeen darstellt, die ihrerseits der tropischen Zone, meist Indien, angehören. E. Roxburghi in Ostindien dient mit seiner gerbstoffreichen Wurzelrinde als Arzneimittel gegen Hautentzündungen.

Eläopten nennt man den flüssigen Theil, welchen die meisten ätherischen Oele neben einem festen, dem Stearopten, enthalten. Beide lassen sich durch starke Abkühlung von einander trennen, indem hierbei das Stearopten sich ausscheidet, während das E. flüssig bleibt; sie haben zuweilen dieselbe Zusammensetzung.

Elastizität (von ἐλάω ich treibe) od. Federkraft ist 1. die Eigenschaft der Körper, ihre frühere Gestalt wieder anzunehmen, wenn dieselbe durch Einwirkung einer äußeren Kraft eine Aenderung erlitten hat u. jene Krafteinwirkung wieder aufhört. Diese Eigenschaft kommt in hohem Grade dem Kautschuk bez. der Guttapercha zu. Im gewöhnlichen Leben nennt man vorzugsweise solche Körper elastisch, welche, wie die eben angeführten, durch eine geringe Kraft schon eine große Aenderung erfahren. Genauere Untersuchungen zeigen aber, daß alle Körper elastisch sind. Die flüssigen u. luftförmigen Körper besitzen diese Eigenschaft nur Druckkräften gegenüber, da man bei ihnen von Form od. Gestalt nicht reden kann. Selbst die härtesten Körper haben diese Eigenschaft. Kugeln von Elfenbein, Metall u. s. w., die man (Nr. 2572) auf eine glatte, mit Oel od. Ruß überzogene steinerne Platte fallen läßt u. dann beim Emporspringen auffängt, zeigen kreisförmige Flecke, die um so größer sind, je höher die Kugeln herabgefallen waren; ein Beweis, daß sie im Moment der Berührung zusammengedrückt wurden, sofort aber ihre ursprüngliche Gestalt wieder annahmen. 2. bedeutet E. die Kraft, mit welcher die Körper einer Formänderung widerstehen od. nach erlangter Aenderung die ursprüngliche Gestalt wieder herzustellen suchen. Man weiß, daß bei den Körpern, bei denen die Eigenschaft der E. in geringem Grade vorhanden ist, die Kraft der E. gerade recht groß ist. Ist nun diese elastische Kraft groß, so verträgt der Körper nur eine geringe Gestaltsveränderung, ohne den Zusammenhang der Theile ganz aufzugeben od. wenigstens eine bleibende andere Gestalt anzunehmen. Man nennt einen Körper vollkommen elastisch, wenn er nach einer Aenderung genau wieder in seine vorige Gestalt zurückkehrt. Genauere Untersuchungen haben nun ergeben, daß alle Körper innerhalb bestimmter Grenzen vollkommen elastisch sind; man nennt daher Elastizitätsgrenze den Betrag der Veränderung, welche ein Körper erfahren darf, ohne die Fähigkeit der vollkommenen Wiederherstellung zu verlieren. — Von der E. wird im gewöhnlichen Leben häufig Anwendung gemacht, u. viele physikalische Erscheinungen beruhen auf derselben. Wir benutzen Korke, um Flaschen zu verschließen; die E. der Stahlfedern bewegt Uhren, Thürklinken, Telegraphenhebel; sie wird zum Tragen in Polstern, zum Schwächen von Stößen verwendet. Die E. der Luftarten findet Verwendung in Luftkissen, Windbüchsen, Feuerspritzen u. s. w. Das Abprallen der Körper von einander beim Stoß beruht auf E., ebenso alle Schwingungen, die das Wesen des Schalles, der Wärme, des Lichtes u. vielleicht auch der Elektrizität ausmachen. — Je nach der verschiedenen Art der Krafteinwirkung haben wir verschiedene Arten der E. zu unterscheiden. Es giebt 1. Zug-E., wenn die Kraft den Körper zu verlängern strebt; 2. Druck-E., wenn der Körper zusammengedrückt wird; 3. Biegungs-E., wenn der Körper an einem od. an beiden Enden unterstützt ist u. eine Kraft senkrecht zu seiner Länge wirkt; 4. Torsions- od. Drehungs-E., wenn der Körper verwunden od. verdreht wird. — Die unter 3. u. 4. genannten E. lassen sich zusammensetzen aus 1. u. 2.; wenn z. B. ein Balken an einem Ende fest ist u. an dem anderen eine Last ihn zu biegen sucht, so werden sich die einzelnen Fasern wie folgt theilen: die oberen werden sich ausdehnen, dann werden solche folgen, die sich in ihrer Länge nicht ändern, während die folgenden unteren sich zusammendrücken lassen müssen. Der Komplex aller in ihrer Länge unveränderten Fasern heißt die neutrale Schicht u. die Gestalt der neutralen Faser nach der Biegung heißt die elastische Linie. Es gehört zu den beliebten Problemen der analytischen Mechanik, die elastische Linie für die verschiedensten Arten der Belastung und Unterstützung des Körpers durch Rechnung zu finden. — Aus dem Vorhergehenden erhellt also, daß es nur nöthig ist, die Gesetze für Zug- u. Druck-E. zu kennen. Es haben nun genaue Versuche u. die Theorie zu folgendem Gesetze geführt: Die Verlängerung oder Verkürzung steht innerhalb der Elastizitätsgrenze in geradem Verhältniß zu der Belastung und der Länge des Körpers und im umgekehrten Verhältniß zum Querschnitte desselben; außerdem hängt die Größe der Formänderung noch von der materiellen Beschaffenheit des Körpers ab. Bezeichnen wir den letzteren Einfluß durch den Koeffizienten C, Länge, Querschnitt u. Belastung entsprechend mit l, s u. P, so ist die Formänderung $a = \frac{ClP}{s}$. Diese Zahl nennt man den Elastizitäts-Koeffizienten, d. i. die Größe der Veränderung in Bruchtheilen der ganzen Länge, wenn auf den Stab von 1 □mm. Querschnitt eine Zug- od. Druckkraft von 1 kg. wirkt. Da diese Größe nur ein kleiner Bruch ist, so gilt auch als Maß für die E. die Größe $\frac{1}{C}$, u. man nennt diese den Elastizitäts-Modul; dies ist dann diejenige ideelle Kraft, welche einen Stab von 1 □mm. Querschnitt bis auf das Doppelte seiner eigenen Länge unter Voraussetzung vollkommener E. auszudehnen od. auf die Hälfte derselben zusammen zu drücken vermöchte. Folgende Tabelle giebt für einige der wichtigeren Körper die E.-Moduln, die übrigens einigermaßen abhängig von der Temperatur sind.

Schmiedeeisen	20000 kg.	Silber	7000 kg.	Quarz	360 kg.
Gußeisen	10000 „	Gold	6000 „	Glas	90 „
Stahl	20000 „	Blei	500 „	Holz	1100 „
Messing	10000 „	Zinn	3000 „	Kautschuk	0,1 „
Kupfer	12000 „	Marmor	2000 „	Luft	0,02 „

Nr. 2572. Wirkung der Elastizität.

Elatēa, Stadt im Lande der Phoker, strategisch wichtig als Paß aus Thessalien u. Böotien.

Elater noctilucus, s. „Leuchtspringkäfer".

Elaterit ist ein elastisches Erdpech von schwärzlichbrauner od. röthlichbrauner Farbe u. starkem bituminösen Geruch; es besteht aus 83 bis 85 Proz. Kohlenstoff u. 12 bis 13 Proz. Wasserstoff u. hat ein spezifisches Gewicht von 0,9053 bis 1,233. — Dieser E. hatte bisher blos ein rein wissenschaftliches Interesse, da er als mineralogische Seltenheit nur sehr vereinzelt u. in

geringer Menge sich fand, so in Derbishire auf Bleierzgängen bei Castelton, bei Montrélais auf Quarz u. Kalkspathgängen, bei Neufchatel, Newhaven in Connecticut u. auf Zante; in neuester Zeit jedoch hat man in Südaustralien größere Mengen dieses Erzharzes gefunden und hat ihm dort den Namen mineralisches Kautschuk gegeben. Es scheint einer vielseitigen Verwendung fähig zu sein.

Elayl od. Elaylgas, auch ölbildendes Gas, schweres Kohlenwasserstoffgas, Vine, Carbyl, in neuerer Zeit jedoch fast allgemein **Aethylen** genannt, ist ein höchst interessanter Kohlenwasserstoff, der zur Bildung einer großen Anzahl neuer chemischer Verbindungen Veranlassung gegeben hat. Die ersten Andeutungen über die Kenntniß dieses Gases lassen sich bis auf Becher (1669) zurückführen, der es durch Behandlung von Weingeist mit Schwefelsäure erhalten zu haben scheint. Seine Angaben wurden jedoch von den Zeitgenossen für irrig gehalten, und erst 100 Jahre später findet sich wieder eine Bemerkung von Ingenhouß über dieses Gas. Alle älteren Chemiker hielten es für identisch mit der eigentlichen entzündlichen Luft. Erst 1795 wurde eine genauere Kenntniß desselben durch die Untersuchungen erlangt, welche Bondt, Lauwerenbourgh, Deimann u. Paets van Troostwyk gemeinschaftlich unternahmen; diese vier holl. Chemiker ermittelten sein spezifisches Gewicht u. stellten fest, daß es aus Kohlenstoff u. Wasserstoff bestehe; sie nannten es wegen seiner Eigenschaft, mit Chlorgas eine ölige Flüssigkeit (Elaylchlorür) zu geben, „gaz huileux" (öliges Gas), welche Bezeichnung Fourcroy in „gaz oléfiant" (ölbildendes Gas) umänderte. Von Berzelius rührt der Name Elayl her. Man erhält dieses Gas auf verschiedene Weise, z. B. durch Einwirkung von Wasserstoff auf Chlorkohlenstoffe bei höherer Temperatur, durch Behandlung von Acetylenkupfer mit Ammoniak u. Zink u. s. w.; am häufigsten stellt man es jedoch dar durch Erhitzen von 1 Vol. Alkohol mit 3—4 Vol. konzentrirter Schwefelsäure. Es ist ferner ein Bestandtheil des Leuchtgases, u. letzteres verdankt einen großen Theil seiner Leuchtkraft dem Gehalte an E.gas. Das E. ist ein farbloses Gas von eigenthümlichem, ätherartigem Geruch u. 0,9784 spezifischem Gewicht; es ist gerade 14mal schwerer als Wasserstoff. Durch starken Druck u. gleichzeitiges Abkühlen läßt sich das E.gas flüssig machen, wobei die Temperatur 100° Kälte erreicht; selbst bei 110° C. ist es noch flüssig, braucht aber schon bei — 75° C. einen Druck von 4 — 5 Atmosphären, um flüssig zu bleiben, bei + 1° C. einen solchen von $42^1/_2$ Atmosphären. Das E.gas ist sehr leicht entzündlich u. verbrennt mit leuchtender Flamme. — Die Zahl der Verbindungen, die es eingeht, ist sehr groß, die meisten besitzen bis jetzt nur ein theoretisches Interesse. Erwähnt mag hier nur werden, daß das E.gas, mit konzentrirter Schwefelsäure zusammengebracht, von dieser absorbirt wird u. Aetherschwefelsäure bildet, aus welcher man dann Aether u. auch Alkohol (Weingeist) bereiten kann; man sieht hieraus, daß die Bildung des Weingeistes aus Leuchtgas, od. vielmehr dem darin enthaltenen E. möglich, wenn auch im Großen wegen der zu geringen Ausbeute nicht durchführbar ist. — Die einzige Verbindung des E.'s, die wenigstens eine Zeit lang in der Medizin als Anästhetikum Anwendung gefunden hat, ist das Elaylchlorür od. Aethylenchlorid, eine farblose, wasserhelle Flüssigkeit, die einen angenehm ätherischen Geruch besitzt — Das E. enthält in 100 Theilen 85,71% Kohlenstoff u. 14,29% Wasserstoff; seine chemische Formel ist $C_4\ H_4$, u. diejenige des Elaylchlorürs = $C_4\ H_4\ Cl_2$.

Nr. 2573. Porto-Ferrajo auf Elba.

Elba (das Aethalia od. Ilva der Alten), ital. Insel im Mittelländischen Meere, durch den Kanal von Piombino vom Festlande geschieden, zählt $4^1/_5$ □M. u. 21,400 E. Der sehr gebirgige Boden leidet an mangelhafter Bewässerung u. ist dürftig angebaut, bringt jedoch guten Wein hervor u. birgt große u. reichhaltige Eisenlager (bei Rio), ferner Sandstein u. marmorartigen Kalkstein. Schon Jason soll auf E. gelandet sein, um den Aufenthalt der Circe zu suchen. Das Eisen, das noch heute auf der Insel in reicher Menge vorkommt, wird aus unterirdischen Gruben geholt u. auf dem Festlande ausgeschmolzen. König Dionysios von Syrakus eroberte E. auf kurze Zeit. Hauptstadt der Insel ist Porto-Ferrajo an der Nordküste, mit Schloß u. gutem Hafen (5500 E.). Hier weilte Napoleon I. nach seiner ersten Abdankung (4. Mai 1814 bis 26. Febr. 1815) als souveräner Fürst der Insel; seinen Wohnsitz hatte er abwechselnd in der Hauptstadt u. in einem Landhause im Thale San-Martino. Die Insel, die nach dem Wiener Kongreß 1815 an Toskana kam, fiel 1860 mit diesem an Piemont u. bildet jetzt einen Theil der ital. Provinz Livorno.

Elbe, der größte der Ströme, welche auf deutschem Gebiete in die Nordsee münden, entspringt aus mehreren Quellbächen auf den sumpfigen Hochflächen des Riesengebirges im Gitschiner Kreise Böhmens, von denen das Weißwasser u. der Elbbach die bedeutendsten sind. An dem Südrande des schräg abfallenden Plateaus stürzt sich der Elbbach in einem 60 m. hohen, doch nur durch künstliche Aufstauung wasserreichen Falle in den wildromantischen Elbgrund, an dessen Ende bei St. Peter er sich mit dem Weißwasser u. einigen andern Gewässern vereinigt u. den Namen E. annimmt. Diese durchfließt in einem weiten, nach NW. geöffneten Bogen Böhmen u. nimmt fast alle Gewässer dieses Landes auf: auf der linken Seite die Adler, die Moldau (s. d.) mit Luschnitz, Sazarra, Beraun u. die Eger; auf der rechten die Iser. Zwischen Leitmeritz u. Aussig durchbricht die E. das böhmische Mittelgebirge, bildet, indem sie bei Schandau auf sächsisches Gebiet tritt, zwischen Tetschen u. Pirna ein steil abfallendes Einschnittsthal in das Elbsandsteingebirge u. behält bis Wittenberg die Hauptrichtung nach NW. bei. Die mit Landhäusern, Weinbergen u. freundlichen Dörfern reich geschmückten Höhenzüge, welche den weiten Thalkessel von Dresden umschließen, treten bei Meißen hart an das Ufer, um sich bei Riesa sanft zur norddeutschen Tiefebene abzudachen. Zwischen Strehla u. Mühlberg durchschneidet die E. die sächs.-preuß. Grenze. Die Zuflüsse, die ihr auf sächsischem Gebiete zuströmen, sind unbedeutend, in Sachsen selbst aber entspringt die Schwarze Elster, welche oberhalb Wittenberg mündet, u. die Mulde, welche die meisten Flüsse des sächs. Erzgebirges vereinigt u. unterhalb Dessau mündet. Zwischen Wittenberg u. Magdeburg strömt die E. nach NW., durchschneidet Anhalt u. nimmt die ihr vom S. her zuströmende Saale auf; zwischen Magdeburg u. Werben ist ihr Lauf nach N., von da bis zur Mündung bei Cuxhafen wieder nach NW. gerichtet. Die bedeutendsten Nebenflüsse erhält die E. auf ihrem Unterlauf auf der rechten Seite von dem norddeutschen Landrücken, welcher ihr die Havel u. die Elde zusendet. Bei Hamburg erweitert sich der Strom seenartig u. mündet in einer Breite von 2 bis 3 Meilen in die Nordsee. Die Entfernung der Mündung von der Quelle beträgt 84 M., die Länge des Laufes 170 M., die Größe des Stromgebietes ungefähr 2800 □M. Die Wichtigkeit der E. als einer deutschen Handelsstraße ist vorzugsweise dadurch bedingt, daß sie der größte mitteldeutsche Strom ist u. Norddeutschland in zwei fast gleiche Hälften theilt. Sie bildet den einzigen Wasserweg, durch welchen Oesterreich (Böhmen) mit der Nordsee in Verbindung steht, u. ist schon von Melnik aus, von der Mündung der Moldau, für große Kähne, von Leitmeritz aus für Dampfschiffe schiffbar, demnach auf einer Strecke von 113 M., von denen 75 zu Preußen gehören. Zur Flutzeit können die größten Kauffahrteischiffe bis Hamburg hinauf fahren. In neuester Zeit gewinnt Cuxhafen als Vorhafen von Hamburg eine immer größere Bedeutung für die Elbschiffahrt. Von Magdeburg bis Schandau ist eine Kette für die Kettenschleppschiffahrt gelegt, welche bis Tetschen fortgeführt werden soll; es ist ferner im Werke, die größeren Nebenflüsse, wie Havel, Saale u. Mulde, für die Kettenschiffahrt zugänglich zu machen. — Zahlreiche Kanäle verbinden die E. mit anderen Flußgebieten: der Steckenitz-Kanal bildet einen Wasserweg mit 17 Schleußen für Schiffe von $1^1/_2$ — 2 m. Tiefgang zwischen E. u. Trave; mit der Oder findet eine doppelte Verbindung statt: mittels des Finow-Kanals von der oberen Havel u. des Friedrich-Wilhelms Kanals von der Spree; der Plauen'sche Kanal führt von der E. zu den Brandenburger Havel-Seen; der Kanal, welcher die Bode u. Ocker verbindet, durchschneidet die Wasserscheide zwischen E. u. Weser; endlich ist noch ein direkter Kanal zwischen Berlin u. Dresden in der Anlage begriffen. — Die hauptsächlichsten Artikel des Elbhandels bestehen in Kohlen (von Böhmen u. Sachsen stromabwärts, von Hamburg aufwärts), Holz (von Böhmen), Sandstein (von Sachsen), Obst, Eisen, Chemikalien u. a. m. Den größten Antheil an diesem Verkehr nehmen Hamburg, Magdeburg u. Dresden. — Bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts theilte aber die E. mit den anderen deutschen Strömen das Schicksal, durch Monopole, Zollschranken u. Stapelrechte im Verkehre gehemmt zu sein; dazu kamen noch die mangelhaften Vorkehrungen der

Uferstaaten gegen die Versandungen der Wasserstraße, so daß an einzelnen Stellen, bes. im oberen Lauf, die Schiffahrt mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; an nicht weniger als 35 Städten hatten die Schiffer Zollgebühren zu entrichten, u. die Fahrt selbst erlitt bei der Umständlichkeit der Verwaltung eine bedeutende Verzögerung. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, trat 1819 in Dresden gemäß den Wiener Verträgen eine Kommission zusammen, durch die 1821 eine Konvention abgeschlossen wurde, welche die volle Verkehrsfreiheit auf der E. von dem Punkte, wo der Strom schiffbar wird, bis in die offene See im Prinzip fest stellte. Die Abgaben wurden ermäßigt u. die Zahl der Abgabestellen verringert. Durch die Gründung des Zollvereins war der Weg zu weiteren Ermäßigungen angebahnt, die aber erst eintreten konnten, als 1852 Hannover dem Zollverein beitrat; nachdem die Zölle auf allen anderen deutschen Strömen schon aufgehoben waren, konnten die Uferstaaten der E. dies System in dem alten Umfange auch nicht mehr aufrecht erhalten; es erfolgte 1863 die Aufhebung aller Elbzölle, bis auf den zu Wittenberge, u. am 1. Juli 1870 die Verordnung des völlig zollfreien Verkehres auf dieser Wasserstraße zwischen Melnik u. Hamburg.

Elben, im deutschen Volksglauben Plagegeister, welche durch Hexerei Menschen u. Vieh überfallen u. ihnen das Blut aussaugen. Sie können nur durch Hexen wieder fortgeschafft werden.

Elberfeld, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf u. eine der wichtigsten Handels- u. Fabrikstädte der Rheinprovinz mit 71,394 E. (1871, gegen 31,514 i. J. 1840), deren Entstehung ins 11. Jahrh. zurückreicht, hob sich im 16. Jahrh. durch das Privilegium der Garnbleiche u. erhielt 1610 Stadtgerechtigkeit. Seit dem Anfange des vorigen Jahrh. gewann E. eine große industrielle Bedeutung, zuerst durch die Fabrikation von halbbaumwollenen Waaren, seit 1760 durch die Seidenmanufaktur, seit 1780 durch die Türkischrothfärberei u. nahm rasch an Einwohnerzahl zu, wie das angrenzende Barmen, welches einen ähnlichen Entwicklungsgang nahm. E. macht keinen bes. schönen Eindruck; die Straßen sind krumm, eng u. unfreundlich, u. nur wenige öffentliche u. private Gebäude haben einen gewissen architektonischen Werth. E. ist der Sitz eines Handelsgerichtes, einer Handels- u. Gewerbeschule u. einer Webschule. Die meisten Fabriken werden durch die Textilindustrie beschäftigt u. liefern Webwaaren aus Baumwolle, Seide u. gemischte Stoffe; bedeutend ist immer noch die Türkischrothfärberei u. die Darstellung photographischer Apparate u. Präparate (Abb. s. Taf. LIX).

Elbing, bedeutende Fabrik- u. Handelsstadt im preuß. Regierungsbezirk Danzig, an dem schiffbaren Flusse gleichen Namens gelegen, welcher sich 2 M. unterhalb in den Weichselarm Nogat u. mit diesem in das Frische Haff ergießt, mit 31,162 E. (1871), besteht aus der Altstadt, Neustadt, Speicherinsel u. mehreren Vorstädten, hat aber wenig hervorragende Gebäude aus der älteren Zeit, darunter nur die Marienkirche aus dem 14. Jahrh. bemerkenswerth. E. entstand aus einer Ansiedelung um eine Burg der deutschen Ordensritter im 13. Jahrh. u. gelangte unter dessen Herrschaft zu Wohlstand u. Bedeutung, bes. als es in die Hansa aufgenommen wurde. Seine Blüte sank aber, als es zu Polen kam, u. es hob sich erst wieder nach 1772 unter preuß. Herrschaft. E. hat bedeutende Binnenschiffahrt durch den oberländischen Kanal, Schiffswerften, Maschinenbauanstalten, Streichgarnspinnerei u. Fabriken in Webwaaren, Leder, Tabak, Essig, Sprit, Oel u. a.

Elboeuf (spr. Elböf), auch Elbeuf, Stadt im franz. Dep. Niederseine, am linken Ufer der Seine, mit 21,784 E., bedeutender Tuchmanufaktur, Wollfärberei, Wollspinnerei, Fabrikation von chemischen Produkten, sowie von Leim, Walkseife, Oel u. Maschinen zur Wollfärberei, Tapeten, Spitzen u. Strumpfwaaren. E. ist eine der gewerbthätigsten Städte Frankreichs.

Elbrus, der Strobylos der Alten, der höchste Berg des Kaukasus, wird von einem mächtigen Trachytkegel gebildet, welcher sich auf einem 3200 m. hohen Plateau bis zu 5661 m. erhebt. Die erste Ersteigung ist 1868 von mehreren Engländern ausgeführt worden.

Elburs-Gebirge, ein an 80 M. langer, aus Glimmer- u. Talkschiefer u. Kalkmassen verschiedener Formationen gebildeter Gebirgszug, der dem Südufer des Kaspischen Meeres parallel läuft u. in dem im NO. von Teheran gelegenen Vulkan Demawend (s. d.) bis über 6000 m. ansteigt. Von den über das Gebirge führenden Pässen erreicht der Widiminusser eine Höhe von 2870 m. Der schmale Küstensaum am Nordfuße u. der Nordabhang des E. zeigen eine reiche, zum Theil fast tropische Vegetation, bes. herrliche, dichte Laubholzwälder; der Südabhang u. die südlichen Vorberge dagegen sind trocken, öde u. bieten nur niedrige, holzige Sträucher u. einige jenen Gebieten eigenthümliche Pflanzen, wie die Ferula Asa foetida. Nur durch sorgfältige Bewässerung ist hier dem Boden Fruchtbarkeit abzuzwingen.

Elch (Elen, Elenthier, Cervus Alces od. Alces palmatus, der Elk u. Schelch des Nibelungenliedes), ein pferdegroßer, hochbeiniger Hirsch mit schon vom Grunde an flach schaufelförmigem Geweih, behaarter Nase, bärtigem Kehlsack; lebt rudelweise in morastigen Wäldern, denen er durch Abfressen von Knospen, Rinde u. Laub schadet. Zu Cäsar's Zeiten war er in Deutschland noch häufig, ist aber seit 1800 bis auf einige, unter besonderen Schutz gestellte Forsten bei Königsberg ꝛc. von Deutschland vertrieben u. nur noch im nordöstl. Europa, nam. in den Wäldern des Kjölengebirges, u. im nördlichen Asien zu Hause. Das Mosthier (Mosdeer) Amerika's wird von Einigen für eine besondere Art gehalten.

Elche, Stadt von 19,000 E. im südlichsten Theile des span. Königreiches Valencia, am Tarafaflusse gelegen; ist von einem großen Haine von Dattelpalmen u. ausgedehnten Oliven- u. Johannisbrotbaumpflanzungen umgeben u. treibt einen einträglichen Handel mit selbstfabrizirtem Leder, Datteln u. Palmzweigen.

Eldena, Dorf, Vorwerk u. Seebad im Greifswalder Kreise der Provinz Pommern, am Greifswalder Bodden u. ½ M. von Greifswald entfernt, mit etwa 600 E., Sitz einer als Zweig der Universität Greifswald 1835 gegründeten staats- u. landwirthschaftlichen Akademie.

Eldorado (span.), ein als unermeßlich reich an Gold u. Edelsteinen gepriesenes, jedoch sammt seinem See Parime mit den von Gold u. Silber glänzenden Ufern ins Reich der Dichtung gehörendes Land in Südamerika zwischen dem Orinoco u. dem Amazonenstrom. Der Gefährte Pizarro's, Orellano, verbreitete, ob wissentlich od. nicht, zuerst die Kunde von diesem fabelhaften Lande, das seitdem von vielen Abenteurern gesucht wurde. Sir Walter Raleigh suchte durch ähnliche Schilderungen im Stile Orellano's die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth auf Guyana zu lenken, das nach seinem Plane von England erobert werden sollte. Unter Anderem beschrieb er die Morgentoilette des Königs, wie ihn seine Diener jeden Tag mit wohlriechendem Oele salbten u. ihm dann aus langen Blaseröhren Goldstaub auf den Leib bliesen, wonach er El Dorado (der Vergoldete) genannt wurde. Dieser Name wurde dann auf das von diesem König beherrschte Land übertragen.

Nr. 2574. Der Elch (Cervus Alces).

Eleatische Schule heißt eine Reihe griech. Philosophen, die zu Elea in Unteritalien ihren Hauptsitz hatte u. während der zweiten Hälfte des 6. u. der ersten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. blühte. Begründet wurde diese Schule durch Xenophanes aus Kolophon in Kleinasien, der um 550 v. Chr. in Elea einwanderte. Dieser schritt zuerst, über die physikalische u. mathematische Betrachtungsweise der vorangegangenen Schulen der Jonier u. Pythagoräer hinaus, zu dem rein philoso-

physischen Begriff des abstrakten Seins fort, das er als höchstes Prinzip hinstellte. Sein Schüler **Parmenides** aus Elea, ein wegen seines Tiefsinns u. seiner Lebensweisheit im Alterthum hochgeschätzter Denker, legte seine Philosophie in einem leider nur noch in Bruchstücken erhaltenen epischen Gedichte nieder; in diesem vertiefte er die Lehre des Xenophanes über das reine u. alleinige Sein, das er dem Mannichfaltigen u. Veränderlichen als dem nur scheinbar Vorhandenen, in Wahrheit aber Nichtseienden entgegensetzte. Diese Lehre wurde weiter ausgebaut durch **Zeno** (geb. um 500 zu Elea), der die Behauptung des Parmenides, daß es nur Ein Seiendes gebe, durch den dialektischen Nachweis zu ergänzen suchte, daß es weder eine Vielheit noch eine Bewegung geben könne, u. hierbei zuerst eine Anzahl von Widersprüchen aufdeckte, welche die gewöhnlichen Vorstellungen von der Erscheinungswelt in sich schließen. Mit dem später von Plato wieder aufgenommenen eleatischen Grundbegriffe vom Sein, dem die physische Welt als Schein gegenübersteht, hängt auch der zuerst von den Eleaten ausgesprochene unumstößliche Grundsatz zusammen, daß aus Nichts niemals Etwas werden, ein Seiendes aber umgekehrt niemals in Nichts verwandelt werden könne. Die Bruchstücke des Xenophanes u. Parmenides sind in den von Karsten herausgegebenen „Philosophorum veterum Graecorum reliquiae" (Haag 1830—35) zusammengestellt.

Elefant (Elephas), Säugethiergattung, Familie der Rüsselthiere (Proboscidea), große (3,5 m. hohe, 3500 kg. schwere), dickhäutige, nur spärlich behaarte Vielhufer mit kurzem, dickem Rumpfe, walzenförmigen Säulenfüßen, die mit 5 bis auf die kleinen rundlichen Hufe verbundenen Zehen enden, einer in einen 1,7—2,7 m. langen, sehr beweglichen mit einem fingerartigen Fortsatz endenden Rüssel verlängerten Nase, wurzellosen Vorderzähnen, die, nur oberseits entwickelt, als zwei 1,3 bis 2 m. lange, bis 100 kg. schwere Stoßzähne vorragen, u. jederseits 1—3 großen, aus Blättern zusammengesetzten Backzähnen, die von hinten nachwachsen u. mehrmals (beim indischen 6—8 mal) wechseln. Der Rüssel dient dem E. nicht blos als Riechorgan, sondern auch zum Aufnehmen des Wassers u. der Nahrung, als Greif-, als Tastorgan, u. wie die Stoßzähne u. die Alles zu Boden tretenden Füße als mächtige Waffe, indem er durch einen Schlag mit diesem Rüssel den starken Tiger zu Boden streckt. Er lebt herdenweise in feuchten Wäldern, frißt Blätter u. junge Zweige u. kann den Reis- u. Maispflanzungen sehr schädlich werden. So plump seine Gestalt, so schnell kann er sich doch bewegen. Seine Sinne sind sehr fein u. seine Intelligenz ist eine sehr hohe. Der indische Elefant wird gezähmt u. dann als Reit-, Last- u. Zugthier benutzt, zur Bearbeitung der Felder, zur Tigerjagd u. früher, wie auch der afrikanische, zum Kriege, endlich vielfach zur Ausführung von Kunststücken abgerichtet, bei denen die Beweglichkeit seines Rüssels eine Hauptrolle spielt. Während seine Haut starkes Leder giebt, das Fleisch aber von den Hottentotten gegessen wird, sind bes. die Stoßzähne die Ursache der eifrig betriebenen Elefantenjagd, indem sie das werthvolle **Elfenbein** (s. d.) liefern, nach welchem die Guineaküste den Namen Zahnküste erhielt. Bei der Jagd werden verschiedene Methoden angewandt, je nachdem es gilt, das Thier lebend zu fangen, wie den indischen, den man u. A. mit Hülfe zahmer E.n in Labyrinthe von Pfahlwerk u. Hecken (sog. Keddahs) lockt u. dort durch Schlingen fesselt, od. je nachdem man blos darnach trachtet, sich in Besitz des Elfenbeins zu setzen, wobei sich die afrikan. Schwertjäger (Aggadschirs) auszeichnen. Man erkennt unter den beiden Elefantenarten den indischen od. asiatischen (Elephas indicus), der nam. in Ceylon häufig vorkommt, an der ausgehöhlten Stirn, den kleineren Ohren u. den wellenförmigen querlaufenden Schmelzleisten auf der Kaufläche der Backzähne, u. den afrikanischen (E. africanus) an der gewölbten Stirn, ungeheuer großen Ohren u. rautenförmigen Schmelzleisten der Backzähne. Ueber die E.n der Vorzeit (E. primigenius) s. „Mammuth" (Abb. des afrikan. Elefanten s. Bd. I. Frisbild Afrika III. Nr. 1) Abb. des asiat. E. s. „Ostindien".

Elefante, eigentlich Gharapori od. Garipuri, d. i. die Höhlenstadt, eine an der Ostseite des Hafens von Bombay liegende Insel, so genannt wegen des unfern des Landungsplatzes stehenden, aus Felsen gehauenen kolossalen Elefanten. Die etwa eine Stunde im Umfang messende Insel hat einen großen, sehr merkwürdigen Grottentempel, der gleichfalls in Felsen gehauen u. mit plastischem Schmucke, der sich auf die ind. Göttermythen bezieht, reich geziert ist. Die in der Mitte befindliche größte Halle dieses Tempels ist 41½ m. lang, 42 m. breit u. gegen 6 m. hoch; ihre Decke wird durch 26 mit reicher Skulptur geschmückte Felsensäulen gestützt, u. an ihrer Hinterwand zeigt sich ein 5½ m. hohes Reliefbild der indischen Dreieinigkeit (Brahma, Vischnu u. Siva). Dem Charakter der Skulpturarbeiten zufolge muß man diesen Grotten ein sehr hohes Alter zuschreiben.

Elefantenküste, s. „Zahnküste". **Elefantenläuse**, s. „Acajou".

Elefantine, eine 5000 Schritt lange u. etwa 1000 Schritt breite Insel im Nil unterhalb der letzten Nilkatarakte, der Stadt Assuan gegenüber; ist zum größten Theile wohl angebaut u. mit Palmenhainen u. mehreren kleinen Ortschaften besetzt; nur der südlichste Theil, auf welchem im Alterthume eine als Stapelplatz für den äthiop. Handel u. als Grenzfestung des ägypt. wie später des röm. Reiches wichtige Stadt lag, ist jetzt eine wüste Trümmerstätte, auf der sich spärliche Reste altägypt. Baukunst aus der Zeit Alexander's d. Gr. u. die Trümmer eines alten Nilmessers erheben.

elegant (vom lat. eligere, auswählen), auserlesen, gewählt, zierlich. **Elegant** (franz., spr. Elegang), ein Stutzer, ein gewählt u. zierlich gekleideter Mann. **Eleganz**, Gewähltheit, Zierlichkeit im Ausdruck, in der Kleidung, in den Umgangsformen u. s. w.

Elegie hieß bei den Griechen ein zwischen der epischen u. lyrischen Poesie in der Mitte stehendes Gedicht in Form von Distichen (s. d.), das, anfangs vorwiegend kriegerischen od. politischen Inhalts, später allmählig einen lehrhaften u. beschaulichen, ernst betrachtenden od. wehmüthigen u. klagenden Charakter annahm. Doch war hierbei, dem aus Hexametern u. Pentametern gemischten Versmaß entsprechend, lebhafte, schwungvolle u. selbst leidenschaftliche Bewegung nicht ausgeschlossen, die sich aber immer wieder beschwichtigt u. sanft austönt. Eine besondere Pflege fand diese Dichtart bei den Römern, die sie in ihren verschiedenartigen Gestalten selbstständig fortbildeten (Tibullus, Propertius, Catullus u. A.). Auch bei unsern klassischen Dichtern findet sich die E. im Sinne der Alten (Goethe's „Römische Elegien", Schiller's „Spaziergang"). Unvermerkt aber nahm in der modernen Poesie die E. die engere Bedeutung eines Klageliedes an, das, aller epischen Bestandtheile entkleidet, auch in der Form das an das Epos erinnernde Distichon gern mit rein lyrischen Versmaßen vertauschte.

Nr. 2575. Eingang zum Felsentempel von Elefante.

Elektoralschaf u. Elektoralwolle, s. „Schaf".

Elektra, Tochter des Agamemnon u. der Klytämnestra, unterstützte ihren Bruder Orestes beim Werke der Rache an Klytämnestra u. Aegisthos (s. d.). Ihren Namen führt ein Drama des Sophokles.

elektrische Fische. Bei einigen Fischen finden sich elektrische Organe, deren Größe, Bildung u. Lage verschieden sind; gemeinsam aber sind diesen Organen Gallertsäulen mit bindegewebigen Wandungen u. parallelen Querfächern, sog. „Kästchen", zu deren Scheidewänden Nerven treten, um feine Netze zu bilden, aus denen schließlich als deren Endigung für jedes Kästchen eine „elektrische Platte" hervorgeht. Bei Berührung entladet der elektrische Fisch willkürlich seine Elektrizität; erfolgen die Schläge rasch auf einander, so werden sie schwächer, u. das erschöpfte Thier bedarf längerer Ruhe, bis sich aufs Neue hinreichende Elektrizität angesammelt hat. In solcher Weise ausgestattete Fische sind: die Zitterrochen (Torpedo) des Mittelmeeres; sie waren schon im Alterthum bekannt, u. ihre Berührung wurde von Dioskorides gegen Kopfschmerz, später gegen Podagra angewandt; der Zitteraal (Gymnotus electricus), ein an 20 kg. schwerer, bis 2 m. langer Fisch der südamerikanischen stehenden Wasser, wird nach Humboldt gefangen, indem man ihn an ins Wasser getriebenen Pferden u. Maulthieren seine Kraft entladen läßt, wobei manche der Thiere den elektrischen Schlägen erliegen. Im Nil u. Senegal lebt der ½ m. lange Zitterwels (Malapterurus electricus), Raasch (d. h. arabisch Blitz) od. Donnerfisch. — Mormyrus, der Nilhecht, hat ebenfalls ein Paar, den elektrischen ähnliche Organe zu Seiten des Schwanzes, die indeß keine elektrischen Schläge ertheilen, deshalb pseudoelektrische Organe heißen. Auch der Stachelroche (Raja) hat eine, gewöhnlich als pseudo-elektrisches Organ bezeichnete Einrichtung, die elektrische Erscheinungen gezeigt haben soll.

elektrische Kur. Man versteht darunter die Anwendung der Elektrizität zur Heilung verschiedener Affektionen. Die Elektrizität wird hierzu

sowol in der Form des konstanten Stromes, als in der der Induktionselektrizität angewendet. Die erste Form der E. K. erfordert eine sehr starke Batterie, aus 30 - 40 Daniel'schen Elementen bestehend. Die Endpole dieser Batterie sind bald schmale, bald breitere Metallknöpfe, bald Spitzen od. Pinsel. Man setzt nun die beiden Pole so auf den Patienten, daß er den einen Pol auf der Brust hält, während der kranke Theil mit dem andern bestrichen wird, od. auch so, daß die kranke Körperpartie zwischen die beiden Pole eingeschaltet wird. Es ist hierbei nicht gleichgiltig, wie viel Elemente man nimmt u. welche Richtung der Strom hat, ob er durch den Körper in der Richtung vom positiven zum negativen Pol geht od. umgekehrt. Um die Stromrichtung zu erkennen, sie plötzlich wechseln zu lassen u. den Strom selbst in seiner Intensität zu verstärken od. zu schwächen, hat man eigene Apparate, die in die leitende Verbindung eingeschaltet werden. Der Induktionsapparat (s. d.) ist sehr einfach u. nimmt nur geringen Raum in Anspruch. Er kann klein genug ausgeführt werden, daß man ihn in der Tasche transportiren kann. Sein Hauptbestandtheil ist der Dubois-Reymond'sche Schlitten, mit dem man es in der Hand hat, verschiedene Ströme u. diese in beliebiger Stärke u. beliebiger Unterbrechung hervorzubringen. Das geistreich erfundene Mittel, welches die Zahl der Unterbrechungen, Schläge, beliebig steigern u. vermindern läßt, ist der Wagner'sche Hammer, der ebenfalls bei den Induktionsapparaten mit beschrieben wird. Außerdem kann man in raschester abwechselnder Aufeinanderfolge durch den Stromwechsler den konstanten u. den Induktionsstrom durch den leidenden Körper leiten. Die elektrische Kur wird namentlich bei Nerven- u. Rückenmarkskrankheiten, Rückenmarkschwindsucht, bei Funktionsunfähigkeit einzelner Partien des Hirnes 2c., Lähmungen u. Ueberreizungen der Nerven (Hyperästhesien), z. B. Lähmungen der Augenmuskelnerven, ferner bei Krankheiten, die auf Störungen der sog. trophischen od. Ernährungsnerven beruhen, sowie bei Krankheiten einzelner Muskelgruppen angewandt. In allen diesen Fällen ist es nothwendig, daß einer der Pole denjenigen Theil, der elektrisirt werden soll, direkt trifft. Dies ist für Nerven, die nur in einigen Punkten sich der Oberfläche nähern, sonst aber in der Tiefe verlaufen, ziemlich schwierig, u. zu diesem Zwecke ist eine elektrische Tafel entworfen worden, die diejenigen Punkte, die für jeden Nerv am leichtesten getroffen werden können, in einem Diagramm darstellt. Man nennt diese Punkte die **elektrischen Punkte**. — Die Elektrizität wird ferner noch in ihrer chemisch wirkenden Eigenschaft benutzt. Sie soll dann pathologische Flüssigkeiten dadurch, daß diese chemisch verwandelt werden, zur Aufsaugung od. Verdickung bringen. Auch als schmerzstillendes Mittel (z. B. bei Gelenkrheumatismus) hat sie zuweilen guten Effekt. Endlich wird die e. K. zur Wiederbelebung Scheintodter durch Reizung des Athemnerven benutzt. — Neben dieser umfassenden Anwendung, welche die e. K. in der inneren Medizin gefunden, u. die in Frankreich Duchesne, in Deutschland neben vielen Anderen auch Romberg, Benedict Alex. Mayer, Eulenburg u. A. besonders gepflegt haben, hat man ihr auch in der Chirurgie Eingang verschafft. — Die Methode der **Galvanokaustik** z. B. basirt auf der Eigenschaft des elektrischen Stromes, beim Durchgange durch feine Metalldrähte dieselben sehr schnell u. bis zum Glühen zu erhitzen, welches Glühen so lange anhält, als der Strom andauert, u. eben so plötzlich wieder aufhört, wenn der Strom unterbrochen wird. Man bildet z. B. aus feinem Platindraht eine Schlinge, die in einem Griff von Hartgummi steckt. Diese Schlinge legt man um den kranken Theil, an der Stelle, wo derselbe abgetrennt werden soll, schließt sodann den Strom u. zieht, wenn der Draht ins Glühen kommt, die Schlinge durch Schrauben vorsichtig immer enger bis die Verbindungsstelle durchgebrannt ist. Der Draht durchtrennt die Theile mit der Präzision eines Messers u. ohne Blutungen zu erzeugen. — Eine weitere Manier der Anwendung der e. K. in der Medizin ist das Einstechen von einigen Nadeln, die an einem gemeinsamen Pole befestigt sind, während der andere Pol irgend eine Stelle des Körpers des Patienten berührt. Die mit dem positiven Pol in Verbindung gesetzten Nadeln erzeugen an der Stelle, wo sie eingestochen werden, eine Entzündung u. können daselbst durch chemische Umwandlung Blutgeschwülste u. Aderausbuchtungen (Aneurysmen) zur Rückbildung bringen. Das letztere Verfahren nennt man die **Elektropunktur**.

Nr. 2576. Kopf des afrikanischen Elefanten (E. africanus).

Nr. 2577. Kopf des asiatischen Elefanten (E. indicus).

Nr. 2578. Der europäische Zitterrochen (Torpedo).

Nr. 2579. Der Zitteraal (Gymnotus electricus).

elektrische Spannungsreihe, s. „Galvanismus".

elektrischer Funke ist die Lichterscheinung, welche bei der Vereinigung der entgegengesetzten Elektrizitäten durch die Luft stattfindet. Er ist begleitet von einem Geräusch, das bei kleinen Funken ein bloßes Knistern ist, bei der Blitzentladung des Gewitters, die einen e. F. in größtem Maßstabe darstellt, als Donner sich hören läßt. Man kann schon einer geriebenen Glasröhre, einer Siegellackstange u. dgl. e. F. entlocken, besser jedoch dem Konduktor der Elektrisirmaschine, der Leidner Flasche u. besonderen Funkenapparaten, in denen die Elektrizität durch Induktion erregt wird u. die eigens konstruirt worden sind, um die Eigenschaften des e. F.s, seine Wirkung, Schlagweite 2c. zu studiren.

elektrischer Strom, s. „Galvanismus“.

elektrisches Licht, s. „Galvanismus“.

Elektrisirmaschine ist ein Apparat zur Entwicklung von freier Elektrizität in großerem Maßstabe. Er beruht in seinen älteren Konstruktionen auf der Friktion von Glas , Harzkörpern u. dgl. u. ist zuerst von Otto von Guericke (1672) hergestellt worden. Diese erste E. bestand aus einer Schwefelkugel, die auf einem hölzernen Gestelle mit einer Kurbel umgedreht u. dabei gegen die Hand gerieben wurde. Hawksbee (1709) bediente sich einer Glaskugel statt der Schwefelkugel, Winkler (1745) benutzte zur Reibung statt der Hand ein besonderes Reibzeug, welches durch eine Feder an den geriebenen Körper angedrückt wurde; von Späteren wurden diese Hauptbestandtheile mannichfach vervollkommnet, aber erst in den letzten zehn Jahren wurde in der Topler'schen u. Holtz'schen E. ein neues Konstruktionsprinzip zur Geltung gebracht. — Bei den Reibungselektrisirm. kommen drei Dinge in Betracht: der zu reibende Körper, das Reibzeug u. der Konduktor. Bei der sog. Winter'schen E. (Taf. LX abgebildet) besteht der erstere in einer runden Glasscheibe P, die mittels einer Kurbel M gedreht wird u. dabei oben u. unten gegen das von beiden Seiten angepreßte Reibzeug KK^1 streicht. Von dem Reibzeug gehen noch zwei Lappen von Wachstaffet GG aus, die bei der Drehung der Scheibe an diese sich anlegen u. das Ausströmen der Elektrizität verhindern. Diese wird vielmehr erst von den mit Spitzen versehenen Aufsaugern FF^1 aufgenommen u. dem Konduktor CC, der auf Glasfüßen bb isolirt ist, zugeführt. Das Reibzeug besteht aus Lederkissen, welches mit dem sog. Kielmayer'schen Amalgam (Quecksilber, Zinn u. Zink pulverisirt u. mit Schweinefett zu einer steifen Salbe verrieben) bestrichen ist; es ist durch eine Metallkette T mit dem Erdboden leitend verbunden, so daß die in ihm entstehende + Elektrizität immer abfließen kann. Auf den Konduktor kann man noch einen hölzernen, inwendig mit einem Kupferdraht versehenen Ring aufsetzen, wodurch die Wirkung sehr erheblich vermehrt wird. E. dieser Art heißen Scheibenelektrisirm., bei den Cylindermaschinen ist die Glasscheibe durch einen starken Glascylinder vertreten. — Die von Armstrong erfundene Dampfelektrisirm. gründet sich darauf, daß der mit großer Spannung durch ein in scharfen Ecken gebrochenes Blaserohr strömende Wasserdampf ebenfalls elektrisch wird u. seine Elektrizität durch Spitzen aufgesaugt u. in einem Konduktor angesammelt werden kann. Bei dieser, auf Taf. LX dargestellten Maschine ist B der Konduktor, v der Aufsauger, a die mit Buchsbaumholz ausgefütterte Blaseöffnung, die an das Dampfrohr bei k angeschraubt ist. Diese Maschine ist also auch eine Reibungselektrisirm. — Anders ist die Einrichtung der von Töpler u. Holtz 1865 erfundenen Influenzelektrisirmaschine (s. d.).

Elektrizität. Wenn man einen Glas- od. Harzstab mit einem Lappen reibt, so erlangt derselbe die Eigenschaft, leichte Körperchen (Papierschnitzel z. B.) anzuziehen u. sie nach geschehener Berührung wieder abzustoßen, sowie gegen den genäherten Finger knisternde, stechende Funken auszustoßen. Diesen Zustand nennt man elektrisch u. die durch Reiben in dem Glasstabe erregte, ihrem inneren Wesen nach uns jedoch noch ganz unbekannte Kraft Elektrizität. Diese E. hat man wahrscheinlich zuerst am Bernstein erkannt u. nach dessen griech. Namen elektron benannt. Die anziehende u. abstoßende Kraft, die der Bernstein durch Reiben erhielt, blieb aber unerklärlich, bis William Gilbert 1600 dieselbe einer genauen Untersuchung unterwarf. Die Resultate darüber sind in seinem Werke „de magnete“ zusammengestellt. Gilbert zeigte zuerst, daß außer dem Bernstein noch eine große Menge anderer Körper, die er idioelektrische nannte, durch Reiben elektrisch gemacht werden können, während es ihm mit anderen, z. B. mit Metallen, nicht gelang; solche nannte er deshalb unelektrische od. anelektrische. Diese Eintheilung mußte aber fallen, nachdem Gray 1727 gefunden hatte, daß die Metalle die Eigenschaft haben, den elektrischen Zustand anzunehmen u. fortzupflanzen. Dieselbe Eigenschaft wurde an allen anelektrischen Körpern wahrgenommen u. letztere von nun an Leiter genannt. Die idio-elektrischen Körper dagegen besitzen nicht die Fähigkeit, die E. zu leiten, u. heißen deshalb Nichtleiter od. Isolatoren. Einen Leiter, der nicht direkt mit anderen in Verbindung steht, sondern durch einen Isolator getrennt ist, nennt man isolirt. In solch isolirtem Zustande gerieben, werden nun auch die Leiter elektrisch, so daß in der That E. mittels aller Körper erzeugt werden kann. Zu den Leitern gehören

Nr. 2580. Elektrizität. Anziehende Wirkung einer geriebenen Glasstange.

vor Allem die Metalle, dann Wasser, Wasserdampf, überhaupt alle Flüssigkeiten, der menschliche Körper u. s. w.; zu den Isolatoren Seide, Glas, Harz, Kautschuk, trockene Luft 2c. Die Leitungsfähigkeit ist nicht für alle Körper dieselbe, man unterscheidet deshalb noch weiter gute u. schlechte Leiter. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der E. in Leitern ist eine ganz enorme, viel größer als die des Lichtes, denn die Geschwindigkeit des elektrischen Funkens wurde zu 57,600 Meilen in der Sekunde gemessen. — Durch Berührung mit einem elektrischen Körper kann man einem andern diesen Zustand mittheilen. Von einem Körper, der durch Reibung od. Mittheilung od. andere Vorgänge elektrisch geworden ist, sagt man, er sei mit E. geladen; hat er die E. durch Berührung od. andere Vorgänge wieder verloren, so sagt man, er sei entladen. Reibt man einen isolirten Körper mit einem anderen isolirten, so findet man, daß beide, der geriebene Körper sowol wie das Reibzeug, elektrisch werden. Die hierdurch gleichzeitig entstehenden Elektrizitäten sind aber in ihrem Verhalten verschieden, u. man unterschied sie, weil man sie einerseits zuerst an geriebenem Glas, andrerseits an Harz beobachtete, zunächst durch die Namen Glas- u. Harzelektrizität; nachdem man aber erkannt hatte, daß diese E. sich verhalten wie entgegengesetzte Größen, nannte man sie positive (+) u. negative (—) E. — Für die beiden Arten von E. gelten folgende Grundgesetze: 1. Gleichnamige E. stoßen einander ab. 2. Ungleichnamige E. ziehen einander an. 3. Ungleichnamige E. in einem Körper neutralisiren einander, so daß blos der Ueberschuß der einen zur Wirkung kommt. — Größere Mengen von E. werden erregt durch die Elektrisirmaschine u. den Elektrophor (s. d.) u angesammelt in elektrischen Ansammlungsapparaten: Franklin'sche Tafel Leidner Flasche, elektrische Batterie, Kondensator (s. d.). — Die E. sammelt sich nur an der Oberfläche der Körper an u. vertheilt sich hier derart, daß an allen Hervorragungen die Ansammlung sich verstärkt, während in den Einbiegungen die elektrische Schicht sich verringert. Die E. vertheilt sich daher nur auf einer Kugel gleichförmig, sonst häuft sie sich bes. an den Spitzen an, wo die Spannung so stark werden kann, daß ein freiwilliges Ausströmen stattfindet. Umgekehrt saugen Spitzen sogar E. ein. Die Wirkung des Blitzableiters (s. d.) gründet sich auf das sog. Vermögen der Spitzen. — Die Wirkungen der E. lassen sich eintheilen in physikalische (Lichtwirkungen im elektrischen Funken, elektrische Flammenbogen; Wärmewirkungen, Entzündung brennbarer Stoffe, Erglühen von Drähten durch den elektrischen Funken, magnetische E., Elektromagnetismus); in mechanische, Bewegung u. Zertrümmerung durch den elektrischen Funken; in chemische, Zersetzung von Verbindungen (s. „Elektrolyse“), u. in physiologische (schmerzhafte Erregungen der Nerven, Lähmungen u. s. w.). — Das Wesen der E. ist zur Zeit noch unbekannt. Man nahm lange Zeit ein besonderes unwägbares elektrisches Fluidum (ein imponderabile), also eine materielle E. von zwei verschiedenen entgegengesetzten Naturen, an u. hat auch jetzt noch die Bezeichnungen, die aus dieser Theorie hervorgegangen sind, beibehalten. Indessen hat sich diese Theorie nicht zu halten vermocht u. die neuere Physik führt wie alle anderen Kräfte auch die E. auf Schwingungsbewegungen des Aethers zurück. Außer durch Reibung läßt sich die E. auf mechanische Weise auch noch erregen durch Druck, Spaltung, jede Art der Zertheilung u. s. w.; ferner durch Wärme, Thermoelektrizität (s. d.) u. Pyroelektrizität; durch bloße Näherung elektrisch geladener Körper, sog. Vertheilung; durch Näherung elektrischer Ströme an Leiter (Induktion); durch Berührung chemisch verschiedener Körper (s. „Galvanismus“); durch chemische Einwirkung, Vegetations- u. Lebensprozesse u. s. w. Und diese verschiedenen Erregungsarten sind immer thätig, so daß die Atmosphäre stets E., bald mehr, bald weniger, enthält. Die atmosphärische E. ist bei heiterem Wetter in der Regel positiv, während die der Erde negativ ist. Sie ist die Ursache der elektrischen Meteore, von denen das großartigste das Gewitter ist (s. d.).

Elektrolyse ist die Zersetzung chemischer Verbindungen durch den galvanischen Strom in ihre Bestandtheile, welche sich an den Berührungsstellen der Pole des Stromes u. des sich zersetzenden Körpers ausscheiden. Bedingung ist, daß letzterer leitend ist u. womöglich in flüssigem od. wenigstens teigigem Zustande sich befindet. Der Name E. rührt von Faraday her. Wasser zersetzt sich, wenn die Poldrähte der galvanischen Batterie in dasselbe hineingeleitet werden, in Wasserstoff u. Sauerstoff, u. man kann mittels eines Apparates, (s. Taf. LX) diese beiden Elementargase jedes für sich auffangen. Diese Wasserzersetzung lernte man 1800 kennen. Im J. 1807 lehrte Humphrey Davy die Zersetzung der Alkalien auf dieselbe Weise. — Die E. findet zahlreiche Anwendungen, von denen die galvanische Vergoldung u. Versilberung u. die Galvanoplastik (s. d.) technisch die wichtigsten sind.

Elektromagnet. Wird um ein stab- od. hufeisenförmiges Stück weiches Eisen ein galvanischer Strom in derselben Richtung mehrere Male mit Hülfe von unter einander isolirten Drahtwindungen herumgeleitet, so wird das weiche Eisen magnetisch, u. es behält seinen Magnetismus so lange, als der Strom dauert. Sobald derselbe unterbrochen wird, fällt auch das Eisen wieder in seinen früheren Zustand zurück. Solche temporäre Magnete heißen E.

Nr. 1. Elberfeld.

Nr. 2. Trachten aus Elsaß und Lothringen. (Originalzeichnung von Albert Kretschmer.)

Nr. 1. Elektrizität.
Armstrong's Dampfelektrisirmaschine.

Nr. 2. Element.
Das Bunsen'sche Element.

Nr. 3. Elektrometer.
Bohnenberg's Elektrometer.

Nr. 4. Elektrizität.
Entladen der Leidener Flasche.

Nr. 5. Element.
Galvanisches Element.

Nr. 6. Elektrizität.
Leidener Flasche.

Nr. 7. Elektrizität.
Erste Elektrisirmaschine Otto v. Guericke's.

Nr. 8. Elektrizität.
Der Henley'sche Entlader.

Nr. 9. Elektrolyse.

Nr. 10. Elektrophor.

Nr. 11. Winter'sche Scheibenelektrisirmaschine.

Elektrometeore, Elmsfeuer, Gewitter, Nordlicht (s. d.).

Elektrometer sind Apparate zur Messung der Spannung von Reibungselektrizität. Sie fallen in den meisten Konstruktionen ihrer Einrichtung nach mit den Apparaten zur Erkennung der Elektrizität, den Elektroskopen (s. d.), zusammen u. beruhen in der Regel auf der abstoßenden Wirkung, welche gleichartige Elektrizitäten auf einander ausüben. Die Coulomb'sche Drehwage (s. d.) ist ein solcher Apparat, ein anderer — noch häufiger in Anwendung — ist das von Henley konstruirte Quadrantenelektrometer. Dasselbe besteht in einem Pendel, das an einem Stativ hängt u. von diesem aus sich mit Elektrizität ladet. Die Größe des Winkels, um welchen es in der darauf folgenden Abstoßung ausschlägt, läßt auf die Stärke der Spannung schließen. Das Bohnenberger'sche E. (s. Taf. LX) besteht aus frei neben einander aufgehangenen Streifchen von Blattgold, die, mit Elektrizität geladen, einander abstoßen. Der Ausschlagswinkel giebt für die Spannung einen Maßstab. Nähert man dem Knopfe, an welchem diese Blättchen hängen, einen elektrischen Körper, so gehen, wenn derselbe gleichnamig ist wie die Blättchen, diese weiter auseinander; bei ungleichartiger Elektrizität wird der Ausschlag geringer.

Elektromotoren sind Körper, die, mit einander in Berührung gebracht, Elektrizität erzeugen. Man unterscheidet E. der ersten u. zweiten Klasse. Zu der ersteren gehören die Metalle, die sich ordnen lassen in eine sog. Spannungsreihe, in welcher immer das vorausgehende Metall in Berührung mit dem folgenden positiv, das folgende negativ wird. Die Spannungsreihe Volta's ist: Zink, Blei, Zinn, Eisen, Kupfer, Silber, Gold, Kohle. E. zweiter Klasse sind alle diejenigen Körper, die sich nicht in eine Spannungsreihe einordnen lassen. Zu diesen gehören neben anderen alle Flüssigkeiten (s. „Galvanismus").

Elektron, griech. Name für Bernstein.

Elektrophor, Elektrizitätsträger, ist ein Apparat, welcher wie die Elektrisirmaschine zur Erregung von Elektrizität dient. Er besteht aus einem blasenfreien Harzkuchen (schwarzes Pech u. Kolophonium), der in einer Form ruht, u. in einer mit einem isolirenden Handgriffe versehenen Metallplatte, dem Schilde od. Deckel. Durch Peitschen mit einem Fuchsschwanze wird der Harzkuchen negativ elektrisch gemacht, dann der Deckel aufgelegt u. oberhalb, während er noch aufliegt, ableitend mit dem Finger berührt. Er ladet sich dann durch Bindung der Deckel mit positiver Elektrizität, die man ihm nach dem Abheben in einem Funken entziehen kann. Der Harzkuchen behält seine Elektrizität, wenn der Deckel aufliegt, Monate lang. Diese Erscheinungen sind Folge der Influenz (s. d.). Der E. ist zuerst erfunden von Wilcke 1762 u. dann nochmals von Volta 1775, der zugleich die Theorie desselben gegeben hat. Eine praktische Anwendung findet derselbe in dem sog. elektrischen Feuerzeug von Forbiger (s. Taf. LX).

Elektroskop ist ein Apparat, der gebraucht wird, um zu erkennen, ob ein Körper elektrisch ist od. nicht. Ein E. kann jedes Papierschnitzel sein, das von dem elektrischen Körper angezogen u., wenn es sich selbst mit Elektrizität geladen hat, wieder abgestoßen wird. Man giebt aber dem kleinen Apparat gewöhnlich die Form eines Pendels mit einem an einem Kokonfaden hängenden Kügelchen von Hollunder- od. Sonnenblumenmark, dem man durch Berührung mit einem geriebenen Glasstabe positive Elektrizität mittheilt. In diesem Zustande wird es von positiv elektrischen Körpern abgestoßen, von negativ elektrischen dagegen angezogen. Das zweckmäßigste E. ist das Bohnenberger'sche Elektrometer (s. d.).

Element (lat. elementum), Grund- od. Urstoff, ein Ausdruck, der aus der alten Naturphilosophie stammt. Die ältesten griech. Philosophen wurden durch das Bestreben, dem Grunde der Dinge nachzuforschen u. die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zu erklären, zur Annahme gewisser Urbestandtheile geführt, die sie sich als nicht mehr zerlegbar dachten (Elemente). Solcher Elemente nahmen sie entweder mehrere an, aus deren Verbindung, Durchkreuzung u. Trennung sie dann die Entstehung alles Uebrigen ableiteten, od. auch nur eins, auf dessen Wandlungen, Verdichtung od. Verdünnung sie die Fülle der Erscheinungen zurückführten. Gewöhnlich nahm man (nach dem Vorgange von Empedokles, s. d.) vier Elemente an: Feuer, Wasser, Luft u. Erde, denen man Wärme, Flüssigkeit, Kälte u. Trockenheit, als die vier wesentlichsten Eigenschaften u. Zustände alles Stofflichen, beilegte. Diese Anschauungsweise mußte jedoch später der besseren Erkenntniß weichen, daß jene vermeintlichen Elemente in der That keine sind, da sie sich selbst wiederum in andere einfachere Stoffe zerlegen lassen u. die Fülle der Erscheinungen nicht erschöpfen u. erklären. — Jene ältere Bedeutung des Wortes ist daher längst aus der wissenschaftlichen Sprache geschwunden u. hat sich nur noch in der ungenaueren Umgangssprache u. in der Poesie erhalten (wie z. B.: „Denn die Elemente — Feuer, Wasser u. s. w. — hassen das Gebild der Menschenhand", Schiller). — Die Chemie hat zwar den Ausdruck beibehalten, gebraucht denselben jedoch in einer viel schärferen u. zugleich umfassenderen Bedeutung als die alte Naturphilosophie. Sie bezeichnet damit diejenigen Stoffe, welche sich durch keinerlei chemische od. physikalische Mittel in einfacher zusammengesetzte zerlegen lassen. Ihre Zahl ist mit der Verfeinerung der chemischen Methoden bisher immer mehr gewachsen, indem man Körper als zusammengesetzt kennen gelernt, die den früheren Scheidungsverfahren gegenüber sich wie einfache Körper verhalten (die Geschichte des Titan's giebt dafür ein Beispiel); allein die Zahl der letzteren ist geringer als die der ersteren, u. dann ist bisweilen in ihnen auch wirklich ein neues Element mit enthalten gewesen. Ein Verzeichniß der chem. E., ihrer Zeichen, Aequivalente u. Atomgewichte s. u. „Chemie". — In der Physik heißt galvanisches E. eine Zusammenstellung von Elektromotoren (s. d.) zur Erzeugung eines galvanischen Stromes. Die beiden Elektromotoren, meist zwei verschiedenartige Metalle, z. B. Kupfer u. Zink od., wie beim Bunsen'schen E., Zink u. Kohle, berühren sich an dem einen Ende, zwischen den beiden anderen Enden bildet nur Flüssigkeit die leitende Verbindung. Ein einfaches E. zeigen Nr. 2581 u. Taf. LX. Um einen starken, möglichst konstanten galvanischen Strom herzustellen, hat man sehr verschiedene Elemente konstruirt, von denen nur einige beschrieben werden sollen. Das Bunsen'sche Element z. B. besteht aus vier Stücken: einem Gefäß A von Glas, welches zur Aufnahme der übrigen dient, einem hohlen an der Seite geschlitzten, unten offenen amalgamirten Zinkcylinder B, an dem ein Kupferstreifen angelöthet ist, einem porösen Thoncylinder, der nur oben offen ist, u. aus einem Kohlencylinder D, welcher oben mit einer Schraube versehen ist, um den Kupferstreifen vom Zinkcylinder aufnehmen zu können. Diese Cylinder sind alle so eingerichtet, daß sie, wie es Taf. LX zeigt, in der genannten Reihe in einander gestellt werden können. Der Zwischenraum, in dem das Zink steht, wird mit verdünnter Schwefelsäure, das Innere des Thoncylinders mit konzentrirter Salpetersäure angefüllt. Bei dem Grove'schen E. (1839 erfunden) taucht Zink in verdünnte Schwefelsäure, Platin innerhalb der Thonzelle in Salpetersäure. Daniel's E. (1836) besteht aus Zink, welches in Schwefelsäure, u. Kupfer, welches in Kupfervitriollösung taucht. In Meidinger's E. (1859) taucht nach der neuesten Einrichtung Zink in Bittersalzlösung, Kupfer od. Blei in Kupfervitriollösung ohne poröse Scheidewand u. s. w. Eine Verbindung mehrerer solcher E. heißt eine galv. Batterie (s. d.). Die Zusammenstellung einer Bunsen'schen Batterie aus den oben angegebenen Theilen zeigt Nr. 2582. In übertragener Bedeutung spricht man von den Elementen einer Wissenschaft od. Kunst u. bezeichnet damit deren erste Anfänge od. Anfangsgründe; daher Elementarbuch, Anfangsbuch; Elementarkenntnisse, Anfangskenntnisse; Elementarschule, Anfangsschule; Elementarunterricht (s. d.) Anfangsunterricht, erster Unterricht.

Nr. 2581. Einfachste Anordnung eines galvanischen Elements.

Nr. 2582. Schematische Darstellung der Bunsen'schen Batterie.

Elementaranalyse, s. „Analyse".

Elementargeister, nach dem mittelalterlichen, fast bei allen Nationen sich wiederfindenden Volksglauben geistige, aber menschenähnliche Wesen, die in den vier Elementen (s. d.) lebten, mit den Menschen verkehrten, diese zwar gern neckten, ihnen jedoch meist Gutes zufügten u. nur schadeten, wenn man sie reizte. Die in der Erde lebenden E. nannte man Erdgeister, Gnomen u. Kobolde, die des Wassers Wassergeister od. Undinen, die der Luft Luftgeister od. Sylphen u. die des Feuers Feuergeister od. Salamander. Paracelsus hat diese E. in einem besonderen Werke eingehender behandelt.

Elementarunterricht (von Element, s. d. Art. am Schluß) hat eine doppelte Bedeutung. Einmal versteht man darunter den gesammten Unterricht der Volksschule (s. d.) gegenüber dem Unterricht in höheren Schulen; im engeren Sinne aber bezeichnet man damit nur die ersten Anfänge u. Elemente des Volksschulunterrichts, od. den Unterricht, welchen die in die Schule eintretenden Zöglinge im ersten Kindesalter erhalten. Ueber den letzteren, welcher allein hier in Betracht kommt, ist Folgendes zu bemerken. Im Mittelalter u. selbst in der Zeit der Reformation war dieser Unterrichtszweig, wenigstens seiner jetzigen Gestalt nach, fast gänzlich unbekannt, u. erst Männer wie Comenius, Basedow u. Pestalozzi können als die eigentlichen Schöpfer desselben gelten. Comenius (s. d.) gab durch seinen „Orbis pictus" den Anstoß zu einer engen Verbindung der Anschauung mit der Lehre, u. Pestalozzi zeigte, wie der E. von den dem Kinde zunächst liegenden Dingen anzufangen habe. Nach dem Vorgange dieser beiden Männer begann der E. sich schnell u. glücklich zu entfalten. Nam. hat sich der Anschauungsunterricht, der immer mehr als heilsamer u. fruchtbarer Ersatz für das frühere mechanische, gedächtnißmäßige Lernen erkannt wurde, allmählig zu einem höchst wichtigen Grundpfeiler

jeder Volksschule entwickelt, indem er das Kind in sinniger Weise von Gegenstand zu Gegenstand führt, klar anschauen, aufmerksam hören, logisch denken, deutlich u. richtig sprechen lehrt, also den Grund zu dem späteren Unterricht in Sprachen u. Realien legt, u. nicht blos ein formales Spiel ist. Hinsichtlich des Ganges, welchen dieser Unterricht nimmt, ist man nicht einig. Die Anhänger der Vogel'schen Methode (s. weiter unten) knüpfen ihre Denkübungen an die Bilder des Lesebuchs; Andere verbinden sie mit Wanderungen durch Schule u. Haus. Als Hülfsmittel wurden dabei von jeher theils wirkliche Gegenstände (was als das Zweckmäßigste erscheint), theils Bilder gebraucht (Wilke'sche Bildertafeln; Eßlinger, „Bilder zum Anschauungsunterricht“). Ein zweiter wichtiger Gegenstand des E. ist das Lesen. Auch dieses mußte sich durch verschiedene Phasen hindurch arbeiten. Die alte Methode trug den Charakter des Mechanischen u. Geisttödtenden. Die Wörter wurden buchstabirt u. gelesen (b a = ba, b i = bi 2c.). Da nun hierbei meist sinnlose Silben zu traktiren waren, so mußte diese Art zu lernen natürlich ein sehr lästiges u. langweiliges Geschäft für den kleinen ABC-Schützen sein. Man schritt von dieser unzweckmäßigen Art des Lesenlehrens zum Lautiren fort, welches durch seine Schöpfer u. Vertreter (Stephani, Krug, Scholz 2c.) bildender u. praktischer sich gestaltete als die Buchstabirmethode. Noch anregender aber verfuhr Jacotot, als dessen Hauptrepräsentant Seltzsam in Breslau auftrat. Nach dieser Jacotot'schen Methode (die eine analytisch-synthetische ist) wurde dem Kinde sogleich ein ganzer Satz gegeben, den es nachsprechen, in seinen einzelnen Theilen anschauen, erkennen u. wieder zusammensetzen mußte. Das Schreiben dieser Satztheile ging mit dem Lesen Hand in Hand. Die Resultate waren sehr gute, u. so bauten mehrere Pädagogen auf dieser Methode fort, die am naturgemäßesten von Vogel (Schuldirektor in Leipzig) ausgebildet wurde. Dieser ließ das Kind zuerst das Bild anschauen, dann eine Sprach- u. Denkübung an demselben vornehmen u. hierauf das Wort geschrieben u. gedruckt in seine Theile zerlegen u. wieder zusammensetzen; er stellte zu diesem Zwecke eine Anzahl von Normalwörtern auf, an denen sich die Lesefertigkeit des Kindes entwickeln konnte. Durch dieses Verfahren wurde nicht nur eine sichere Lesefertigkeit in verhältnißmäßig kurzer Zeit erzielt, sondern es wurde auch eine Harmonie in den einzelnen Elementarfächern (Denken, Lesen, Schreiben, Hersagen 2c.) hergestellt u. dem kleinen Schüler ein Buch in die Hand gelegt, welches bald sein Freund wurde u. ihm den Uebergang vom Bilderbuch zum Lehrbuch unfühlbar machte. Es tauchten nun eine Anzahl Fibeln auf, die zwar im Einzelnen von dem Vogel'schen Buche abwichen, aber in der Hauptsache das Wesen dieser Methode festhielten, z. B. die Fibel von Berthelt, Jäckel, Petermann, Thomas; ferner das „erste Schulbuch“ von Dr. Ramshorn, das vom Lehrer Klauwell 2c.). Daß durch diese Lehrmethode dem Kinde das Lesen angenehmer, interessanter u. geistvoller sich gestaltet u. auch die Orthographie eine sichere Unterlage erhält, ist nicht zu bestreiten. — Ein dritter Hauptzweig des Elementarunterrichts ist das Rechnen. Pestalozzi's Nachfolger stellten bald das Zifferrechnen, bald das Kopfrechnen als Hauptziel hin, u. erst Diesterweg, Scholz u. A. wiesen darauf hin, daß beide Rechnungsarten sich organisch entwickeln u. einander gegenseitig unterstützen müßten. Die Vollendung des Elementar-Rechenunterrichts erzielte Grube, der das Rechnen der Elementarklasse mit dem allseitigen Anschauen der Zahl beginnt u. das reine Rechnen mit dem angewandten auf jeder Stufe verbindet. Die Kleinen erhalten nach seiner Methode das rechte Zahlenbewußtsein, lernen im Zahlenkreise von 1—10 alle Operationen ausführen u. gelangen so zu einem sicheren Grunde, auf dem sich alle weiteren Kenntnisse aufbauen lassen. Nach dieser Methode sind eine Menge Rechenheftchen u. Lehrbücher entstanden, welche zum Zwecke haben, den Elementarschüler zu einem denkenden, sicheren u. zugleich angenehmen Rechnen anzuleiten (Rechenschule von Berthelt, „Der kleine Denkrechner“ von Dr. Karl Pilz, Lpz. bei H. Fries u. A.). Das hier zuletzt genannte Buch zeigt, wie der Rechenunterricht sich theils an die Spiele u. Beschäftigungen des Hauses anschließen, theils durch Erzählungen, Räthsel 2c. den Kleinen angenehm gemacht werden kann. — Ueber die anderen Gegenstände des Elementarunterrichts ist in Kürze Folgendes zu sagen. Bezüglich des Schreibens hat man in früherer u. wol auch noch in neuerer Zeit auf das genetische Verfahren gedrungen, so daß die Elementarschüler mit dem i beginnen u. dann weiter in dem Alphabet vorrücken sollten. Nach Einführung der Vogel'schen Methode ist auch dies in der Hauptsache anders geworden. Der Elementarschüler zeichnet zuerst das Bild (Hut, Dach 2c.) u. schreibt es dann vollständig hin. An eine Verbesserung der einzelnen Züge wird erst später gegangen. Möglich, daß auf diese Weise dem Schönschreiben einiger Eintrag geschieht; aber die Vogel'sche Methode hat im Ganzen einen so bildenden Einfluß auf das Kind, daß dieser kleine Nachtheil — sollte er wirklich begründet sein — kaum in Betracht kommen kann. Das Hersagen u. Singen verbindet sich möglichst mit dem Anschauungsunterrichte, u. es haben in dieser Hinsicht die Musikpädagogen (Erk, Gebhard, Hentschel, Klauwell, Brämig 2c.) eine Menge Lieder geschaffen od. zusammengestellt, deren Einübung u. Absingung nicht wenig dazu beiträgt, die Lust der Elementarschüler am Unterricht zu heben. — Die hohe Wichtigkeit des E.s bedarf kaum der besonderen Hervorhebung. Da er den Grund zu dem Wissen u. zu den Fertigkeiten der Schüler legt, so hängt von ihm das Gelingen od. Mißlingen des übrigen Volksschulunterrichtes ab. Daher haben auch in neuerer Zeit alle einsichtsvollen Pädagogen gerade diesem Zweige des Volksschulunterrichtes ihre besondere Theilnahme gewidmet, während man in früherer Zeit die ersten Lernanfänge der Kinder wenig beachtete u. die Elementarklassen den jüngsten auch wol gar od. weniger befähigten Lehrern überließ. Der E. ist in vieler Hinsicht ein schwieriger zu nennen; er verlangt Lehrer, die von nachhaltiger Begeisterung für das Wohl ihrer kleinen Schüler durchdrungen sind, die ein sinniges u. lebendiges Gemüth haben, die ein klares Denken, eine deutliche, wohlklingende Sprache sich angeeignet, die ein feines psychologisches Verständniß der zarten Kindesnatur sich erworben u. sich in rechter Weise zu ihr herabzulassen verstehen. Vgl. Wiedemann, „Lehrer der Kleinen“, Klauwell, „Das erste Schuljahr“, Curtmann, „Erzählungen für das jüngste Kindesalter“, Staub, „Kinderbüchlein“, Knauß, „Das erste Schuljahr“, Harder, „Handbuch für den Anschauungsunterricht“, Diesterweg, „Der Unterricht in der Kleinkinderschule“ u. a.

Elemiharz (resina Elemi), ein gelbes u. durchscheinendes, leicht erweichendes u. schmelzendes, im Dunkeln phosphoreszirendes, balsamisches Harz, von dem man mehrere Sorten u. folglich verschiedene Quellen kennt, die sich aber sämmtlich auf die Familie der Burseraceen od. Balsambäume zurückführen lassen. Man unterscheidet ein westindisches od. E. von Yucatan, wahrscheinlich das Harz von Amyris Plumieri *DC.* von den Antillen; ein brasilianisches E. von Icica Icicariba *DC.*; ein ostindisches E., wahrscheinlich das Harz von Canarium zephyrinum auf den Molukken u. endlich das Manila-E. von einer noch unbekannten Mutterpflanze. Alle diese verschiedenen Sorten bilden in Salben u. Pflastern oft einen wichtigen Bestandtheil.

Elendhäuser, Elendherbergen hießen bei unsern Altvordern die zur Aufnahme der Fremdlinge bestimmten Häuser, was jetzt unsere Gasthäuser sind; denn „elend“ war im Altdeutschen gleichbedeutend mit „fremd“, was dafür zeugt, wie werth unsern Altvordern die Heimat gewesen.

Elen, Elenthier, s. „Elch“ od. „Elk“.

Elengibaum, s. „Mimusops“.

Elephant, Elephante, Elephantine, s. „Elefant“, „Elefante“, „Elefantine“.

Elephantiasis (griech., von ἐλέφας, der Elephant) ist eine Krankheit der Haut, die in so enormer Verdickung derselben besteht, daß die von derselben umschlossenen Gliedmaßen ganz mißgestaltet aussehen. Sie befällt nam. oft den Fuß, der dadurch ein ganz ungestaltetes Aussehen erhält u. den betr. Namen bewirkt hat. Die ursprüngliche Hautkrankheit (Pachydermie) zieht infolge von oft wiederholten Verstopfungen der Lymph- u. Blutgefäße auch die Muskeln, das Bindegewebe, das Unterhautzellgewebe in Mitleidenschaft, u. der kranke Theil erreicht oft das Drei- bis Vierfache seines ursprünglichen Volumens. Im Anfange sind Umschläge, zweckmäßige Lagerung, Einreibung von grauer Salbe, methodische Einwicklungen u. s. w. Mittel zur Bekämpfung. In den späteren Stadien ist die E. so gut wie unheilbar u. kann zur Amputation führen. Sie tritt am häufigsten in heißer Jahreszeit u. in heißen Ländern auf, daher auch ihr Name Bein von Barbados.

Eleusis, ein bes. durch den Dienst der Demeter u. den sich an denselben knüpfenden Geheimkult, die eleusinischen Mysterien (s. d. Art. „Mysterien“), bekannter Flecken in Attika, jetzt Levsina.

Eleutherios, Beiname des griech. Gottes Bakchos.

Elevation (lat.), Erhebung, die Emporrichtung eines Geschützrohrs über der wagerechten Ebene; Elevationswinkel, die Neigung der Seelenachse — d. h. der der Länge nach durch die Mitte des Rohrs gezogen gedachten geraden Linie — zur wagerechten Linie in der Schußebene. Die Größe des Elevationswinkels richtet sich nach der Entfernung des Ziels, nach der angewandten Schußart (flacher od. hoher Bogenschuß) u. nach der Höhe des Ziels im Verhältniß zu dem Stande des Geschützes, falls beide sich nicht in derselben Ebene befinden. — Ueber E. in astronom. Sinne s. „Astronomie“.

Elfen nennt man in neuerer Zeit gewöhnlich in der Sprache der Poesie zarte Luftgeister, was jedoch nur eine beschränkte Berechtigung hat. Der Name kommt vom nordischen Alfr (Plur. Alfar), deutsch Elb od. Alb (Elbon, Albon), womit in der älteren Edda (s. d.) nichts Anderes bezeichnet wird, als die bekannten Zwerge der deutschen Volkssage (die dann in den deutschen Gedichten des Mittelalters auch Elben genannt werden). Die jüngere Edda macht einen Unterschied zwischen Lichtalfen u. Schwarzalfen, von denen erstere in lichten Höhen, letztere im dunkeln Inneren der Erde wohnen sollen. Die Alfen der alten Eddalieder sind meist milden Charakters; sie schmieden im Inneren der Erde Waffen, Schmuck u. die wich-

tigsten Geräthe der Götter, mit denen sie daher in freundlichem Verhältniß stehen. In Skandinavien wurden ihnen auf Hügeln Stieropfer dargebracht, ja sogar noch in christlicher Zeit, als sie bereits im Glauben zu Teufeln geworden waren. Die spätere Volkssage kennt außer den Elben des Erdinnern auch solche der Bäume od. Wälder, welche vom Volke meist wilde Leutchen, Holz-, Wald u. Moosweibchen u. -Männchen genannt werden. Diese Geschöpfchen nähern sich am meisten den Gestalten, die man jetzt unter dem Namen E. versteht, die aber ihren Ursprung nicht in der deutschen, sondern in der englischen u. schottischen Volkssage haben. Dort spielen die E. als Bewohner der Luft u. der Blumen, wo ihrer Hunderttausende in einem Kelche Platz haben, in Sage u. Dichtung eine bedeutende Rolle. An ihrer Spitze steht der Elfenkönig Oberon (Auberon, Alberich, Elberich) u. die Königin Titania. Bei Shakespeare (in dessen „Sommernachtstraum") erscheint einer von diesen E., Puck, als Schabernakmacher nach Art der deutschen Kobolde (s. d.). Sie sind von wunderbarer Schönheit, ihre Kleidung ist weiß u. glänzend; sie lieben Musik u. Tanz über Alles, aber nur bei Nacht u. Mondschein.

Elfenbein. Diese seit dem höchsten Alterthum hochgeschätzte u. zu Kunstwerken u. Geräthen verarbeitete Masse ist die Substanz der sog. Stoßzähne des Elefanten, u. zwar vom männlichen Thiere, wiewol auch das weibliche in Afrika, nicht in Asien, ein Paar kürzere nutzbare Zähne ansetzt. Die wuchtigen Backzähne dieser großen Thiere sind auch gebrauchsfähig u. bilden einen, doch mehr nebensächlichen Handelsartikel. Das meiste E. kommt von Afrika, das auch die größten Zähne liefert, die zugleich härter u. von gedrungenerem Korn als die indischen, doch öfter rissig sind. Von Tripolis gehen jährlich über 600 Ctr., aus Angola gegen 2000 Ctr. u. aus dem Kaplande gegen 20,000 Ctr. in den Handel. Die Elfenbein- od. Zahnküste in Oberguinea hat ihren Namen von der bedeutenden Ausfuhr des E.s. Im J. 1864 wurden aus Zoutpansberg in der Transvaalischen Republik an ein einziges Handelshaus 313 Ctr. geliefert, eine Masse, die 350 Elefanten erfordert. Das beste asiatische E. kommt von Ceylon u. Sumatra, außerdem aus Siam, Arrakan, Cochinchina, vom ostindischen Festland u. verschiedenen Inseln. Im J. 1862 lieferte Ostindien für 120,365 Pfd. Str. E. Afrika ist od. war vielmehr an Elefanten ungemein reich; die unablässigen Jagden, welche neben den Eingebornen neuerdings bes. von Fremden der Zähne wegen auf die Thiere gemacht werden, haben indeß die Bestände schon bedeutend gelichtet. Vom Süden u. Norden sowol wie von beiden Seiten dringen die Jagdunternehmungen mehr u. mehr nach dem Innern vor. Bis jetzt bildet das E. noch den wichtigsten Handelsartikel des Welttheils. An den meisten afrikanischen Küstenplätzen kann E. gelegentlich eingehandelt werden, u. es ist anzunehmen, daß selbst aus dem tiefsten Innern die von den Schwarzen erbeuteten Zähne, von Trägern auf den Schultern getragen, ihren Weg ans Meer finden, obschon Livingstone in Innern noch einige Häuptlinge antraf, die ihre Hütten mit diesem Material eingezäunt hatten. Die frischeste Fundgrube bilden jetzt die Länder südl. von Aegypten, von denen die Waare nilabwärts geht. Aus Chartum wird jährlich durchschnittlich für 300,000 Thlr. E. ausgeführt; ein anderer wichtiger Handelsplatz dortiger Gegend ist Gondokoro. Auch in Zanzibar kommt viel E. zusammen. Man sortirt u. verhandelt die Zähne nach der Größe u. sind die größten natürlich die theuersten. Außerdem wird der Preis auch noch dadurch beeinflußt, ob sie schwach od. stark gekrümmt, ob sie rissig sind u. in diesem Falle, ob die Risse wenigstens geradefort od. unordentlich verlaufen, ferner ob sie frisch od. schon alt geworden, ob die Hohlung vom Wurzelende her wenig od. mehr sich ins Innere fortsetzt. Die Zähne der jüngern Thiere haben viel Hohlung, die sich mit dem Alter mehr u. mehr mit Zahnmasse ausfüllt. Völlig ausgewachsene Thiere haben 1½—2 m. lange Zähne u. ca. 50 kg. Schwere; häufiger sind jüngere von 1—1½ m. Länge u. bis 30 kg. schwer, armdick, u. kleinere abwärts bis 2½ u. 3 kg. Gewicht. Stücke von 2—3 m. Länge u. 75—85 kg. Schwere sind Seltenheiten. Die asiatischen Zähne sind überhaupt nur 1—1½ m. lang u. 25—30 kg. schwer. Die ganze Länge der Zähne tritt beim lebenden Thiere nicht zu Tage; die dickere Hälfte liegt in den Kopfknochen eingebettet u. muß herausgemeißelt werden.

Das E. hat eine eigenthümliche Struktur, indem es gleichsam ein maschiges Gewebe darstellt, in welches eine Masse von größerer Weiße eingelagert ist, sodaß sich auf dem Querschnitt feine rautenförmige Zeichnungen erkennen lassen. Die Masse ist schon von Natur nicht rein weiß, sondern hat einen Stich ins Gelbliche, bei jungen Zähnen auch ins Grünliche. Sie wird mit der Zeit gelber, läßt sich zwar weiß bleichen, verliert aber dadurch nicht die Neigung wieder nachzudunkeln. Uebrigens ist das E. für die Verarbeitung eine der dankbarsten Massen, welche die feinsten Schnitte u. die schönste Politur annimmt. Die besten Kernstücke werden immer für Billardkugeln in Beschlag genommen, denn für diesen Zweck giebt es gar keine Ersatzmasse. Eigentliche Kunstwerke, wie sie aus früheren Zeiten vorhanden sind, werden kaum noch erzeugt. Viele kleine geschnitzte u. gedrechselte Gegenstände werden in Nürnberg u. Fürth, in Geislingen bei Ulm, im bairischen Hochlande gefertigt; in Frankreich blüht eine ähnliche Industrie bes. in u. um Dieppe. Chinesen u. Japanesen zeichnen sich durch künstlich geschnitzte Elfenbeinarbeiten ganz bes. aus. In dünnen Tafeln zersägtes E. dient schon lange als Grund zu Miniaturgemälden, neuerdings auch zu Photographien, die sich sehr gut darauf ausnehmen. In Frankreich hat man seit einiger Zeit ungemein große Platten zum Fournieren von Pianofortes u. dgl.; sie sind aus den Hohltheilen großer Zähne hergestellt, die man der Länge nach aufschneidet, in die Form flacher Platten zwingt u. mit Kreissägen in Blätter theilt.

Das E. hat dieselbe Zusammensetzung wie Knochen überhaupt, nämlich 3 Theile phosphorsauren u. etwas kohlensauren Kalk nebst 1 Theil Knorpelsubstanz. Durch Einlegen in Säuren können die Kalksalze ausgezogen werden, worauf der überbleibende, die ursprüngliche Form beibehaltende Knorpel durchscheinend u. biegsam wie Leder wird. Ausgewaschen u. getrocknet erhält er wieder Festigkeit, die er aber in heißem Wasser wieder verliert; er verhält sich sonach ähnlich der Guttapercha. Man benutzt diese Masse zu chirurgischen Sonden, Röhren u. s. w. — Die kleinen Abfälle von der Elfenbeinverarbeitung werden auch noch nutzbar gemacht. Geraspeltes E. wird von Nürnberg als Streusand in den Handel gebracht, das Uebrige wird gebrannt, u. zwar sowol schwarz als weiß. Das Schwarzbrennen geschieht in geschlossenen Gefäßen, es bleiben dabei die animalischen Bestandtheile als Kohle zurück u. die Masse bildet fein gemahlen Knochenkohle od. Beinschwarz. Die Benennung gebranntes E. erstreckt sich aber weiter auf alles Schwarz, das aus Knochen, Hirschhorn &c. gebrannt wird. Für **weißes** gebranntes E. wird die Masse in offenen Gefäßen verglüht; es brennen dabei die Knorpelbestandtheile weg u. nur die Kalkmasse bleibt übrig, die fein gemahlen zum Putzen feiner Metalle, zu sog. Beinglas u. s. w. verwendet wird.

Es giebt noch einige Arten von Thierzähnen, welche wie E. benutzt werden u. zum Theil unter dessen Namen gehen. Einen nicht geringen Beitrag liefert das **Mammuth**. Die nordsibirischen Küstenstriche, bes. der untere Lauf der Flüsse Ob u. Jenisei u. die Küsten des Eismeers, sind unbegreiflich reich an diesen vorweltlichen Schätzen, die einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Die Zähne u. Knochen werden theils von den reißenden Flüssen aus den Ufern ausgewaschen od. von den Meereswogen bloß gelegt, theils ausgegraben. An manchen Stellen besteht die Küste fast lediglich aus einem Konglomerat von Eis, Sand u. Mammuthresten. Im Sommer besuchen Scharen von Fischerbarken, im Winter Karavanen mit Hundeschlitten die Fundorte u. finden stets Ladung. Als ein unerschöpfliches Elfenbeinlager erscheint die Insel Liakow. Es bestehen da 7 Brüche, die seit Jahrhunderten immerfort Ausbeute geben; denn viel länger als nach Europa, angeblich seit mehr als 500 Jahren nimmt der Vertrieb des fossilen E. seinen Weg nach China. — Ein anderer afrikanischer, in fast allen dortigen Flüssen lebender Dickhäuter, das **Nilpferd**, liefert in seinen spannlangen Vorder- u. Eckzähnen eine noch feinere, härtere, dem Gelbwerden kaum ausgesetzte Masse als der Elefant. Der Stoff steht auch weit höher im Preise als E. — Die nach unten gerichteten, bis 50 cm. langen Hakenzähne des **Walrosses** finden dieselbe Verwendung wie E. u. sind in ihrem dünnern Theile selbst noch fester u. feiner als dieses. Gewöhnlich ist ihre Verwendung zu Stockgriffen. — Endlich dienen die 2—3 u. mehr m.-lang werdenden Stoßzähne des Narwals ebenfalls zu Beindrechslerwaare, haben aber nicht die Festigkeit u. Schönheit des E.s u. sind daher weniger beliebt.

Elfenbein, künstliches. Der hohe Preis des echten Elfenbeines, sowie seine werthvollen Eigenschaften, die es für manche Zwecke ganz unentbehrlich machen, haben schon lange den Wunsch rege gemacht, ein billiges Surrogat für dieses kostbare Naturprodukt ausfindig zu machen. Aber alle in dieser Hinsicht angestellten Versuche haben bis jetzt noch zu keinem günstigen Resultate geführt; man hat zwar verschiedene Massen gefertigt u. in den Handel gebracht, die äußerlich ein dem echten Elfenbein ähnliches Aussehen besitzen, denen aber noch die wesentlichen Eigenschaften desselben abgehen, so z. B. Massen aus Gelatine u. schwefelsaurem Bleioxyd, od. auch Gelatine u. essigsaurer Thonerde; nach einer anderen Vorschrift sollen Fahl- u. Wildlederabfälle mit Dampf gekocht, Alaunlösung hinzugefügt u. die Masse in Formen gegossen werden. Alle diese verschiedenen Sorten künstl. E. halten jedoch beim Gebrauche, z. B. zu Billardbällen, zum Belege der Pianofortetasten u. s. w., nicht den Vergleich mit dem echten aus; denn es ist einestheils zu zerbrechlich, anderntheils giebt es beim Berühren solcher Tasten ein anderes Gefühl als echtes E., ferner wird es leicht grau od. gelb u., wenn der Spieler schweißige Hände hat, auch klebrig.

Elfenbeinküste, s. „Guinea".

Elfenbeinpalme (Phytelephas macrocarpa R. et P. u. microcarpa cor.), eine Pflanzengattung der Pandaneen, unter denen sie der kleineren Gruppe der Cyclantheen angehört u. nur in der Tropenzone Südamerika's erscheint. Die beiden bekannten Arten sind stammlose, strauchartige u.

palmenähnliche Gewächse von überaus stattlicher Tracht. Die Tagua (Ph. microcarpa) erscheint in dem niedrigen Berglande des Choco u. Magdalenenstromes. Hier drängt sie ihre großen, mit stumpfen Stacheln bewehrten, aber dünnschaligen Fruchtkapseln in dichten Kolben am Fuße ihrer prächtig gefiederten Wedel zusammen. Diese Früchte springen dann klaffend aus einander u. entleeren einen rundlich dreiseitigen großen Kern, dessen Schwere bereits von seiner festen, hornartigen Beschaffenheit zeugt.

Nr. 2583. Die Elfenbeinpalme (Phytelephas macrocarpa).

Er wird so knochenhart, daß er sich ganz vorzüglich zu einem Ersatzmittel des Elfenbeines eignet, weshalb man auch von einem vegetabilischen Elfenbeine spricht, welches von Drechslern zu Stockknöpfen, Spinnrädern u. Spielzeug verarbeitet wird. Man kennt es unter dem Namen Taguanuß im Handel. Eine solche enthält Anfangs ganz so, wie die Kokusnuß, eine Flüssigkeit, welche den Durst des Reisenden zu stillen vermag; später wird diese helle Flüssigkeit süß u. milchig, schließlich vollkommen hart. Bevor sie das aber wird, genießt man das Fruchtfleisch (Pipa de Tagua) in Neugranada, woraus man ein Getränk, die Chicha de Tagua, bereitet. Die jungen Sprossen verspeist man als Palmenkohl. Ganz gleiche Eigenschaften besitzt auch die Ph. macrocarpa. Diese indeß tritt erst an den Abhängen der peruvianischen Cordilleren auf u. bildet einen höheren Stamm aus.

Elgin (auch Morray od. Murray), Grafschaft in Schottland mit 25 □M. u. etwa 43,000 E. Der gleichnamige Hauptort (7500 E.) ist Sitz des Bischofs von Moray.

Elgin and Kincardine, Graf Thomas Bruce von, der durch die sog. Elgin Marbles (s. unten) bekannte engl. Sammler antiker Kunstwerke, geb. 20. Juli 1766, leitete sein Geschlecht auf den schottischen König Robert Bruce zurück. Mit wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, ging er 1790 als engl. Gesandter nach Wien u. in gleicher Eigenschaft 1792 nach Brüssel, 1799 nach Konstantinopel. Als er von letzterem Punkte aus Griechenland bereiste, gewann er für die Werke der klassischen Baukunst u. Skulptur eine solche Vorliebe, daß er in Verbindung mit mehreren Künstlern die bedeutendsten Bauwerke genau aufnehmen u. abzeichnen u. viele Skulpturen abformen ließ. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß unter der Herrschaft der Türken die Bauwerke sichtlich ihrem Untergange entgegengingen, faßte er den Plan, soviel als möglich die plastischen Werke, sowol die freistehenden als die den Gebäuden anhaftenden, vor dem Untergange zu retten u. nach England zu schaffen. In den J. 1801—3 gelang es ihm, aus den Tempelresten Athens, aus den zum Theil aus Bruchstücken alter Denkmäler bestehenden Mauern der Stadt u. infolge eifriger Nachgrabungen, eine überaus werthvolle Sammlung von Bildwerken in Marmor u. Bronze, von Vasen, geschnittenen Steinen u. Münzen zusammenzubringen. Nachdem er die Resultate dieser Bemühungen in dem Buche „Memorandum on the subject of the Earl of Elgin's poursuits in Greece" (auch deutsch: „Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland", Lpz. 1817) niedergelegt hatte, schiffte er die Sammlung 1814 nach England ein; aber leider ging eins der Schiffe, welches viele Basreliefs vom Parthenon enthielt, fast gänzlich verloren. Dieser Umstand, sowie das gewaltsame Losreißen der die Tempel schmückenden Marmorwerke, zog ihm manchen Tadel zu; gleichwol kaufte das Parlament 1816 die Sammlung um 35,000 L. für das Britische Museum an, wo sie im Elgin-Saal unter dem Namen der „Elgin Marbles" aufgestellt wurde. Diese Sammlung, welche die wichtigsten Aufschlüsse über die Geschichte der griech. Plastik gewährt, enthält die herrlichsten, wenn auch zum Theil sehr verstümmelten, plastischen Werke aus der Zeit des Phidias u. Praxiteles; darunter vor Allem vom Parthenon die Figuren von den beiden Giebeln, die Metopen u. die Reliefs des sich rings um das Innere des Tempels ziehenden Frieses, eine Statue vom Denkmal des Thrasyllos, verschiedene Bruchstücke anderer Gebäude sowie eine Sammlung von Vasen. E. selbst verbrachte, nachdem er eine Zeitlang Kurator des Britischen Museums gewesen war, seine letzte Lebenszeit in Paris, wo er 14. Nov. 1841 starb. — Sein Sohn James Bruce, Graf von **E.**, geb. 20. Juli 1811, hat sich als Staatsmann bekannt gemacht. Schon als Gouverneur von Jamaica, welcher Posten ihm 1842 übertragen wurde, zeigte er viel Energie u. administrative Befähigung, welche er seit 1846 als Generalgouverneur von Canada noch glänzender entwickelte. Er dämpfte die dort ausgebrochenen Unruhen, brachte den Bau einer Eisenbahn zu Stande u. hob Handel u. Gewerbe. Nach England zurückgekehrt, ward er 1857 als außerordentlicher Bevollmächtigter nach China gesandt, wo er im folgenden Jahre den für England vortheilhaften Vertrag von Tien-Tsin erwirkte. Nachdem er 1859 das Amt eines Generalpostmeisters verwaltet, übernahm er im folgenden Jahre die Führung der (wegen Vertragsbruches) nach China abgesandten Expedition, die den Einzug in Peking u. den Frieden vom 24. Okt. 1860 zur Folge hatte. Im J. 1861 zum Vizekönig von Indien ernannt, bekundete er auch in dieser Stellung große Energie; doch starb er bereits 20. Nov. 1863 zu Dhuramsalla im Pendschab.

Elgin Marbles (spr. Marbl's), Sammlung altgriech. Kunstwerke, s. „Elgin and Kincardine, Graf Thomas Bruce".

Elias (eig. Elijahu, d. h. Jehova ist Gott), hebr. Prophet gegen Ende des 10. Jahrh. v. Chr. Obschon wir von E. nichts Schriftliches besitzen, so tritt doch aus seiner Geschichte im 1. Buche der Könige die gewaltige Bedeutung des Mannes zu Tage, ohne dessen Wirksamkeit die Mosaische Religion vielleicht im Götzendienst jener Zeit untergegangen wäre. E. stammte aus Thisbi im Ostjordanlande, war also ein Bürger des nördl. Reiches Israel. In diesem wirkte er fast ausschließlich, bes. unter dem König Ahab (918—897), dessen Verheirathung mit Isebel, der Tochter eines phönizischen Götzenpriesters, dem Kultus des Baal u. der Astarte fast die Alleinherrschaft im nördl. Reiche verschafft hatte. Als aber Isebel in ihrer Herrschsucht den schwachen König sogar zur Ausrottung des Mosaismus u. der Jehovapropheten verführte, da hatte E. den Muth, dem Könige entgegenzutreten, ohne daß dieser sich an ihm zu vergreifen wagte. Doch wurde er endlich zur Flucht genöthigt u. verbarg sich bald in den Schluchten des Karmel, bald in der Nähe von Jericho, wo er nach der Sage von Raben gespeist worden sein soll; während einer anhaltenden Dürre u. Theuerung, die er vorausgesagt hatte, lebte er bei einer Wittwe zu Zarpath in Phönizien. Nach mehreren Jahren kehrte er nach Samaria, der Residenz Ahab's, zurück. Dieser, durch die Noth seines Landes

mürbe gemacht, ging endlich auf den Vorschlag des Propheten ein, durch ein Gottesgericht zwischen den Baalspriestern u. ihm eine Entscheidung herbeiführen zu lassen, die zu Gunsten des E. ausschlug. Der König mußte die Ermordung sämmtlicher Götzenpriester durch das Volk geschehen lassen, konnte aber dann eben so wenig dem Andringen der Isebel widerstehen, die nach Rache dürstete. E. floh deshalb wiederum in die Wüste, ja, er dehnte seine Wanderung bis an den Sinai aus, wo ihm jedoch durch eine Gotteserscheinung sein Kleinmuth verwiesen u. seine Rückkehr nach dem Norden verlangt wurde. In jener Erscheinung wurde ihm bedeutet, daß er nicht durch übermäßigen Eifer, sondern durch ausharrende Arbeit die Sache Jehova's fördern solle. Gegen das Ende der Regierung Ahab's finden wir E. wieder in Israel. Die Art, wie Ahab die Verfluchung des E. wegen seines Verbrechens an Naboth hinnahm, zeigt deutlich die unwiderstehliche Macht des Propheten. Als nach dem Tode Ahab's dessen Sohn Ahasja wieder zum Götzendienst hinneigte, verkündigte ihm E. baldigen Tod; derselbe erfolgte in der That nach wenigen Tagen. Um das Werk seines Lebens nicht untergehen zu lassen, hatte E. die von Samuel gestifteten Prophetenschulen eifrig gepflegt u. Einen aus ihrer Mitte, den Elisa (s. d.), zu seinem Nachfolger erkoren. Seine Jünger glaubten nicht an seinen wirklichen Tod, sondern meinten, daß er in einem feurigen Wagen zum Himmel aufgefahren sei. Die Gestalt des E., an dessen Wiedererscheinen man fest glaubte u. den man als dereinstigen Vorläufer des Messias ansah, ist der Mittelpunkt eines großen Sagenkreises geworden, der in den nachbiblischen Religionsquellen der Juden, im Talmud, in den Midraschim u. s. w. niedergelegt ist.

Eliasfeuer, s. „Elmsfeuer".

Élie de Beaumont, s. „Beaumont, Jean Baptiste Élie de".

Eligius, kathol. Heiliger, geb. um 588 zu Chatelat bei Limoges in Frankreich, erlernte die Goldschmiedekunst, die er Anfangs sehr geschickt ausübte, wurde aber später von einer hocherregten religiösen Stimmung ergriffen, die ihn zu einem äußerst frommen Leben antrieb. Er kam bald in den Ruf eines Heiligen u. gelangte zu großem Einfluß am Hofe des Königs Dagobert I. Seit 641 entfaltete er als Bischof von Noyon durch Predigten u. Rundreisen eine eifrige Thätigkeit u. unternahm Missionsreisen in den heidnischen Norden. Die für die fränkische Kirchengeschichte wichtige Synode von Chalons (644) stand fast ausschließlich unter seiner Leitung. E. starb 658 od. 59 zu Noyon. Zahlreiche Wunder, die an seinem Grabe u. durch seine Reliquien geschehen sein sollten, begründeten schnell seinen Ruf als den eines Hauptheiligen der fränkischen Kirche.

Elimination, s. „Gleichung".

Eliot, George, Pseudonym für „Evans, Mary Anna", s. d.

Eliot, John, erster engl. Missionar unter den Indianern, geb. um 1603, begab sich 1631 nach Nordamerika, um einer Anzahl Independenten, die dorthin auswanderten, als Seelsorger zu dienen. Von seiner Gemeinde Roxbury aus ging er 1646 an die Bekehrung der benachbarten Indianer u. erzielte in kurzer Zeit solche Erfolge, daß ihm selbst die Gewöhnung der Indianer an ein seßhaftes Leben gelang u. 1674 bereits 14 neugegründete Ortschaften unter seiner Leitung standen. Schon 1661 hatte er zur Unterstützung der Bekehrungsarbeit das Neue Testament in der Sprache jener Indianer drucken lassen. Zwar drangen 1674 heidnische Indianer zerstörend in die christlichen Indianerorte ein, doch gelang es E., durch aufopferungsvollen Fleiß die zerstreuten Gemeinden wieder zu sammeln u. die zerstörten Orte wieder aufzurichten. Er starb 1690.

Elis, eine nördl. an Achaja, östl. an Arkadien, südl. an Messenien grenzende Küstenlandschaft des Peloponnesos (mit gleichnamiger Hauptstadt). Ihre vom Alpheus durchströmten Niederungen waren fruchtbar u. reich bevölkert. Von ganz besonderer Wichtigkeit für das Land war die berühmte Kultusstätte des Zeus zu Olympia im Haine Altis, wo alljährlich das griech. Nationalfest der Olympischen Spiele stattfand, durch welches E. eines unverbrüchlichen Gottesfriedens genoß u. von allem Ungemach des Kriegs verschont blieb. Dieses Vorrecht verloren die Einwohner erst während des Peloponnesischen Kriegs. Im heutigen Königreich Griechenland bildet die vormalige Landschaft E. mit Achaja zusammen einen Nomos (Kreis), der 89,75 □M. umfaßt u. 138,249 E. zählt.

Elisa (d. h. Gott ist Heil), hebr. Prophet, Schüler u. Nachfolger des Elias (s. d.), wirkte etwa von 896—840 v. Chr. unter den israelitischen Königen Joram, Jehu, Joachas u. Joas. Er wird als ein sanfterer Charakter dargestellt, als Elias, dessen Ansehen auf ihn überging. Als jedoch infolge einer Belagerung durch die Syrer in der Residenz Samaria eine Hungersnoth ausbrach, beschloß der König Joram seinen Tod, weil er durch seine Aussprüche zum Widerstand ermahnt hatte. E. wußte jedoch der Vollziehung des Urtheils durch kühnes Auftreten u. die Verheißung baldiger Rettung zu entgehen; wirklich brach das syrische Heer infolge eines nächtlichen Schreckbildes plötzlich auf, u. E.'s Ansehen beim Volke stieg höher als zuvor. Dennoch mußte er vor dem Zorne des Königs entfliehen. Als jedoch Joram in einem Kriege gegen die Syrer verwundet worden war, kehrte E. nach Israel zurück, bewog Jehu, den Feldherrn Joram's, zur Empörung gegen das Königshaus u. salbte ihn im Voraus zum Könige. Dafür erlangte er von dem übrigens verbrecherischen Könige, dessen Hause er seitdem treu ergeben blieb, die möglichste Förderung des Jehovadienstes. Die zahlreichen Wunder, die von ihm berichtet werden, sind denen des Elias zum Theil so ähnlich, daß die kritische Bibelforschung sich zu der Annahme einer Nachbildung seiner Geschichte nach der des Elias veranlaßt gesehen hat.

Elisabeth, die Heilige, war eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn u. im J. 1207 zu Presburg geb. Im Alter von 4 Jahren mit dem nachmaligen Landgrafen Ludwig von Thüringen verlobt, wurde sie mit diesem vom Landgrafen Hermann I. auf der Wartburg erzogen u. verrieth schon damals einen tief gehenden Hang zu Frömmigkeit u. Demuth. Nachdem sich der Landgraf 1221 mit ihr vermählt, artete dieser Hang mehr u. mehr in Schwärmerei u. sogar in Selbstpeinigung aus; doch war sie unablässig bemüht, ihre Frömmigkeit durch Liebeswerke an den Armen u. Elenden des Volkes zu erweisen. An einen ihrer Ausgänge von der Wartburg knüpft sich die bekannte Legende, daß sie dem ihr begegnenden Gemahl auf seine Frage, was sie unter dem Mantel trage, geantwortet habe: „Rosen!" u. daß dieser die Kleider u. Speisen, die sie in Wahrheit trug, alsdann wirklich in Rosen verwandelt gefunden habe. Nach dem Tode Ludwig's (1227) wurde sie von dessen Bruder, Heinrich Raspe, sammt ihren vier Kindern von der Wartburg vertrieben u. fand zuerst bei der Aebtissin von Kitzingen, dann auf dem bischöflich bambergischen Schlosse Botenstein eine Zuflucht, bis Heinrich Raspe sein Unrecht gegen sie bereute u. sie zurückrief. Sie erbat von ihm das Schloß Marburg an der Lahn, dessen Einkünfte sie jedoch ganz zu Werken der Barmherzigkeit verwandte; sie selbst bezog Anfangs eine Hütte im Dorfe Wehrda, dann ein elendes Häuschen neben dem dortigen Franziskanerkloster. Von ihrem fanatischen Beichtvater, Konrad von Marburg, zu immer härteren Büßungen u. Kasteiungen angetrieben u. durch die angestrengten Dienste, die sie Kranken u. Armen leistete, aufgerieben, verschied sie bereits 19. Nov. 1231. Schon 1235 wurde sie von Gregor IX. heilig gesprochen; ihre Gebeine wurden in der von Landgraf Konrad gegründeten prachtvollen Kirche zu Marburg beigesetzt. Philipp der Großmüthige ließ dieselben nach der Reformation entfernen, um dadurch der Abgötterei, die mit ihnen getrieben wurde, zu begegnen; sie wurden später einzeln an verschiedene kathol. Kirchen als Reliquien versandt.

Elisabeth, Königin von England, geb. 17. Sept. 1533 als die Tochter Heinrich's VIII. u. der Anna Boleyn (s. d.), erhielt eine sorgfältige Erziehung u. hatte, unterstützt von einer imponirenden Erscheinung u. einem anziehenden Wesen, sich schon als jugendliche Prinzessin eines bedeutenden Anhangs am Hofe zu erfreuen. Doch zog sie theils eben darum, theils wegen ihres protestantischen Bekenntnisses die Eifersucht u. den Haß ihrer der katholischen Kirche streng ergebenen Stiefschwester, der Königin Maria, auf sich. Um der heftigen Verfolgung, die bald nach dem Tode ihres Vaters gegen sie eröffnet wurde, die Spitze abzubrechen, trat E. zwar scheinbar zum Katholizismus über. Dennoch wurde sie vom Hofe verbannt, u., nachdem man einem gegen die Person der Königin gerichteten Komplot auf die Spur gekommen, als dessen angebliche Mitanstifterin zuerst im Tower gefangen gehalten, später im Schlosse Woodstock untergebracht, wo sie scharf bewacht wurde. Auf Verwendung ihres Schwagers, Philipp's II. von Spanien, ward sie zwar freigelassen, doch blieb sie auch auf dem Schlosse Hatfield, das man ihr nun als Aufenthaltsort anwies u. wo man ihr eine freiere

Bewegung gestattete, von gehässigen Spähern umgeben. Erst der Tod der Königin 1558 löste die Fesseln der E. u. erhob sie zugleich, der Anordnung Heinrich's VIII. gemäß, auf den engl. Thron. Philipp II., der auf ihre Hand rechnete, erkannte zwar die neue Königin sofort an; da jedoch Papst Paul IV. mit ihrer Anerkennung zögerte, trat E., rasch entschlossen, auf den Boden der Reformation zurück u. setzte schon zu Anfang des J. 1559, nachdem das Parlament ihr gehuldigt u. ihr ausdrücklich die Oberhoheit in kirchlichen Dingen zugesprochen hatte, die Umwandlung der bischöflichen Kirche in die reformirte Staatskirche ins Werk. Der Plan einer Verbindung mit ihrem bigotten Schwager Philipp II., an die E. niemals ernstlich gedacht hatte, war hierdurch vereitelt; aber auch die anderen fürstlichen Freier, von denen sie sich nun fort u. fort umworben sah, wies E., die sich mit Vorliebe „die jungfräuliche Königin" nennen ließ, standhaft ab. Dabei unterhielt sie jedoch ein vertrautes Verhältniß mit ihrem Günstling, Lord Robert Dudley (s. d.), den sie zum Grafen Leicester erhob. Ein Konflikt mit Frankreich, in den E. dadurch gerathen war, daß Franz II. von Frankreich bald nach seinem Regierungsantritte, dem Friedensvertrage von Château-Cambrésis (1559) entgegen, das Erbrecht der E. anfocht u. den engl. Thron für sich u. seine Gemahlin Maria Stuart (s. d.) in Anspruch nahm, erlosch zwar durch den Tod Franz' II. (1561).

Nr. 2581. Elisabeth, Königin von England (geb. 17. Sept. 1533, gest. 24. März 1603).

Doch hielt Maria, die ihren Aufenthalt wieder in Schottland nahm, ihre Ansprüche aufrecht; ja diese erhielten durch ihre Verheirathung mit Darnley (s. d.), einem Sproß des Hauses Tudor, eine erhebliche Verstärkung. Die allgemein bewunderte Schönheit der Maria, die eine große Schar begeisterter u. einflußreicher Anbeter um sich sammelte, reizte die Eifersucht der E. nur noch mehr u. fachte ihren Zorn zu wilder Flamme an. Die Verwandten Darnley's wurden eingekerkert, gegen Maria selbst in Schottland ein Aufstand erregt, der sie zur Flucht nach England nöthigte. Hier wurde sie unter dem Vorgeben, die Ermordung ihres Gemahls Darnley verschuldet zu haben, festgenommen, um fortan ihr Leben, 20 Jahre hindurch, im Gefängniß zu verschmachten. Die wiederholten Versuche, welche ihre Anhänger zu ihrer Befreiung machten, schlugen eben so fehl, als ein Anschlag Babington's auf das Leben der E. Diese entledigte sich schließlich der selbst im Kerker noch gefürchteten Nebenbuhlerin gewaltsam, indem sie dieselbe durch das Parlament als Hochverrätherin zum Tode verurtheilen u. 8. Febr. 1587 hinrichten ließ. Inzwischen hatte Philipp II., eingedenk der ihm von E. angethanen Schmach u. der empfindlichen Schläge, die England der span. Seemacht wiederholt beigebracht, sich zu einem großen Rachezuge gerüstet. Von der großen span. Flotte, die unter dem Namen der Armada (s. d.) bekannt ist u. im Mai 1588 in See ging, scheiterte jedoch ein Theil unterwegs; der Rest wurde von der kleinen engl. Flotte (unter der ausgezeichneten Führung von Howard, Drake u. A.) vollständig vernichtet, wodurch das Uebergewicht, das Spanien bisher zur See behauptet, auf England überging. Auch weiterhin führte E. den Kampf gegen Spanien, theils im Bunde mit Heinrich IV. von Frankreich, theils auf eigene Hand, bis zum Tode Philipp's II. (1598) nachdrücklich u. erfolgreich fort. An Stelle ihres 1588 verstorbenen Günstlings Leicester war mittlerweile dessen Stiefsohn, Graf von Essex (s. d.), getreten. Dieser belohnte aber die Gunst der Königin mit Undank u. Uebermuth; ja, er ließ sich in eine Verschwörung gegen sie ein u. erregte einen Aufstand in London. E. mußte ihn verhaften, des Hochverraths für schuldig erklären u. hinrichten lassen (25. Febr. 1601). Diesen Schlag, der ihren Lebensmuth brach, überdauerte sie jedoch nicht lange; sie starb bereits 24. März 1603. Ihrer eigenen Anordnung gemäß bestieg nach ihr Jakob VI., der Sohn der Maria Stuart, den engl. Thron. Unter der Regierung dieser trotz mancher weiblichen Schwächen durch ungewöhnliche Herrschergaben ausgezeichneten Fürstin nahm die engl. Literatur einen großartigen Aufschwung. Vgl. Froude „The reign of E." (2 Bde., Lond. 1863).

Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die Tochter Peter's des Großen, geb. 1709, sollte schon Peter II. in der Regierung nachfolgen, widersetzte sich jedoch nicht, als nach dessen Tode Anna Iwanowna den Thron an sich riß. Als sie sich aber nach dem Tode der Letzteren (1740) wiederum übergangen sah u. Prinz Iwan unter der Regentschaft seiner Mutter Anna Karlowna zum Kaiser ausgerufen wurde, ging sie auf den Vorschlag ihres Wundarztes Lestocq ein, sie durch eine Palastrevolution auf den Thron zu erheben. Sie wurde in diesem Unternehmen durch die Zuneigung, mit der das Volk ihr als der Tochter Peter's des Großen entgegenkam, durch einen treu ergebenen Anhang am Hofe, den sie durch ihre Reize fesselte, noch mehr aber durch die geheime Mitwirkung des franz. Gesandten La Chetardie unterstützt. Letzterer, der Oesterreich in dem damals entbrannten Oesterreichischen Erbfolgekriege die wichtige Bundesgenossenschaft Rußlands entziehen wollte, bot seinen ganzen Einfluß zum Gelingen der Verschwörung auf u. stellte den Häuptern derselben namhafte Geldmittel zur Verfügung. Durch einen raschen Handstreich (5. Dez. 1741) bemächtigte man sich des kaiserlichen Palastes; Iwan wurde gefangen nach Schlüsselburg abgeführt, die Regentin u. ihre gefährlichsten Freunde nach Sibirien geschickt, die von diesen verbannten Anhänger der E. hingegen zurückberufen. Schon am nächsten Tage nahm die neue Kaiserin die Huldigung der Truppen u. des Volkes entgegen. Lestocq wurde königlich belohnt, nahm jedoch kein Regierungsamt an, sondern begnügte sich mit der Rolle eines Günstlings. Die Staatsgeschäfte führte für die Kaiserin, die bald ihre völlige Unfähigkeit zum Regieren an den Tag legte, ihr Kanzler Bestuschew. Dieser, neidisch auf den seine Pläne häufig durchkreuzenden Einfluß Lestocq's u. ein entschiedener Gegner der am Hofe bestehenden preußisch-franz. Partei, beschuldigte den Günstling des Einverständnisses mit dieser im Stillen gegen die kaiserliche Regierung wühlenden Partei u. schwärzte ihn bei der Kaiserin an. Da Letztere, trotz des Umstandes, daß sie durch franz. Hülfe auf den Thron gelangt war, Oesterreich u. Maria Theresia sehr ergeben war, so ließ sie Lestocq knuten u. nach Sibirien abführen. Auch sonst zeigte sich E. Einflüsterungen u. Verleumdungen der niedrigsten Art zugänglich, launenhaft u. unbeständig; mit den härtesten u. grausamsten Befehlen wechselten Anwandlungen, die von einer gewissen Großmuth u. Weichherzigkeit zeugten. Während sie die Regierung Andern überließ, gab sie selbst sich ohne Scheu den wildesten Ausschweifungen hin, die sie von Zeit zu Zeit durch frömmelnde Andachts- u. Bußübungen unterbrach. An eine strenge Rechtspflege u. Verwaltung war nicht zu denken, da die Günstlinge überall eigenmächtig eingriffen; aber auch unter diesen konnte sich nur Rasumowski, den die Kaiserin aus der Stellung eines gewöhnlichen Choristen zum Grafen u. zu ihrem heimlichen Gemahl erhoben, längere Zeit behaupten. Ihre Unternehmungen

nach außen hin waren anfangs von Glück begleitet. Der Krieg mit Schweden wurde erfolgreich zu Ende geführt; die Absendung eines russ. Hülfsheeres zur Unterstützung der Oesterreicher veranlaßte die Beendigung des Oesterreichischen Erbfolgekrieges (1748). Auch im Siebenjährigen Kriege stand E. auf der Seite Oesterreichs, da sie Friedrich dem Großen, von welchem ihr ein scharf absprechendes Urtheil über sie zugetragen worden war, unversöhnlichen Haß geschworen hatte. Die Russen rückten über die preuß. Grenze, siegten bei Großjägerndorf u. bei Kunnersdorf u. zogen in Berlin ein, wußten jedoch diese Erfolge nicht auszubeuten u. mußten vor den alsbald heranrückenden Preußen Kehrt machen. Dennoch hätte die fortgesetzte Theilnahme Rußlands am Kriege sehr verhängnißvoll für Friedrich werden können, für welchen der plötzlich, noch vor Beendigung des Kriegs, eintretende Tod der E. (5. Jan. 1762) u. die Thronbesteigung ihres für den Preußenkönig schwärmenden Neffen, Peter's III., eine glückliche Wendung herbeiführte.

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, zweite Gemahlin des Herzogs Philipp I. von Orleans, des Bruders Ludwig's XIV., u. Mutter des späteren Regenten, war als Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz 27. Mai 1652 zu Heidelberg geb. Sie zeigte schon als Mädchen einen kräftigen Geist, gesunden Mutterwitz u. Vorliebe für die Jagd u. für ritterliche Uebungen — Eigenschaften, die sie auch nach ihrer Verheirathung nicht ablegte. Auch an der deutschen Muttersprache hielt sie mit rühmlicher Anhänglichkeit in Frankreich fest. Durch ihre Derbheit, Rücksichtslosigkeit u. Schlagfertigkeit machte sie sich sehr bald am Hofe Ludwig's XIV. mißliebig; nam. war sie der Maintenon, der Maitresse des Königs, verhaßt. Dieser fand jedoch Gefallen an E., ließ sich gern von ihr auf die Jagd begleiten u. nahm sie häufig in Schutz. Durch ihre Erbansprüche auf das Allod ihres Bruders, des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, welche das franz. Königshaus auf sich übertrug, wurde sie die unfreiwillige Veranlassung für die Verheerungen, welche die Franzosen 1688—93 in der Pfalz anrichteten. Sie starb 8. Dez. 1722 zu St. Cloud. Ihre Memoiren u. Briefe sind enthalten in „Fragments des lettres originales de Madame E." (2 Bde., Par. 1788), „Mémoires sur la cour de Louis XIV" etc. (Par. 1822) u. „Lettres inédites de Madame E." (Par. 1853). Ihr Leben beschrieb Schütz (Lpz. 1820).

Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrich's des Großen, geb. als Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel 8. Nov. 1715 zu Braunschweig, wurde Friedrich, ohne daß dieser vorher befragt worden war, von dessen Vater zur Gattin bestimmt. Friedrich fügte sich dem Befehle des Vaters u. die Trauung ging 12. Juni 1733 vor sich; doch übertrug er den Widerwillen, mit welchem er in die Verbindung eingetreten war, auf E. selbst, die er trotz ihres liebenswürdigen Charakters u. ihrer feinen Bildung hartnäckig von sich fern hielt. Nach dem Tode ihres Vaters nahm er zwar wiederholt Gelegenheit, ihr seine Achtung zu bezeigen, u. sorgte in ausgiebigster Weise für sie; doch lebte er auch fernerhin getrennt von ihr. E. starb 13. Jan. 1797. Sie war wegen ihrer Menschenfreundlichkeit u. unermüdlichen Wohlthätigkeit beim Volke sehr beliebt, hatte einen regen Sinn für wissenschaftliche u. literarische Bestrebungen u. war selbst schriftstellerisch thätig.

Elisabeth, Philippine Marie Helene von Frankreich, Enkelin Ludwig's XV., geb. 3. Mai 1764 zu Versailles, bekannt durch die Treue u. zärtliche Anhänglichkeit, die sie ihrem Bruder Ludwig XVI. während des Unglücks, das durch die Franz. Revolution über ihn hereinbrach, bewahrte. Schon ihre Theilnahme an der Flucht des Königs (1791) war mit Lebensgefahr für sie verbunden. Später folgte sie der königlichen Familie freiwillig in den Tempel (1792), wo sie alle Leiden der Gefangenschaft mit ihr theilte. Der Umstand, daß sie nach der Hinrichtung ihres Bruders ihren Briefwechsel mit den in der Verbannung lebenden Mitgliedern der königl. Familie insgeheim fortsetzte, wurde zum Vorwande genommen, sie unter der Anklage des Hochverraths vor das Revolutionstribunal zu stellen, welches sie zum Tode durch die Guillotine verurtheilte. Sie wurde 10. Mai 1794 hingerichtet.

Elision (lat.) wird in der Grammatik der (durch den Apostroph bezeichnete) Wegfall eines Endvokales vor dem Anfangsvokale des nächsten Wortes genannt, z. B. lieb' ich, wünsch' ich, glaub' ich. Durch die E. soll der Hiatus (s. d.) vermieden werden.

Elīte (franz.), der erlesene Theil. E. der Gesellschaft ist der vornehme, durch Bildung u. Stellung hervorragende Theil der Gesellschaft. — Im Kriegswesen bedeutet E. s. v. w. auserlesene Schar, Kerntruppe. Schon in alter Zeit, bes. unter den römischen Kaisern, wurden gewisse, auserlesene Truppen gebildet, welche den übrigen als Muster dienen u. ihren Ehrgeiz anregen sollten. Zur Zeit der Republik wurden im franz. Heere Elite-Compagnien gebildet, um bei gefährlichen Unternehmungen den übrigen durch ihr Beispiel voranzuleuchten. Napoleon I. bestimmte, daß bei jedem Infanteriebataillon 2 Elitecompagnien bestehen u. auf die Flügel gestellt werden sollten, — welche Einrichtung jedoch unter Napoleon III. 1868 wieder aufgehoben wurde. In gewissem Sinne sind die Garden (vgl. das.) bei den neueren Armeen wegen ihres ausgewählten Ersatzes als Elitetruppen anzusehen.

Elixir, Elixirium; diesen Namen führen gewisse pharmazeutische Präparate, welche in Apotheken bereitet werden u. sich von den ihnen ähnlichen Tinkturen nur dadurch unterscheiden, daß sie die löslichen Bestandtheile nicht nur einer, sondern mehrerer Pflanzen enthalten, daß man ferner zum Ausziehen dieser löslichen Substanzen meist Wein, seltener verdünnten Alkohol benutzt u. daß endlich nach beendeter Digestion gewöhnlich noch Pflanzenextrakte od. andere Substanzen zugesetzt werden. Die E.e sind daher meist dickflüssiger u. dunkler gefärbt als die Tinkturen. Von der großen Zahl E.e, die man früher hatte, sind jetzt nur noch wenige gebräuchlich.

Eljen, ungar. Exklamation, gleichbedeutend mit dem lat. „Vivat".

Elk, s. v. w. Elch, Elenthier (s. d.).

Elkesaiten od. Elkessäer ist der Name einer judenchristl. Sekte der ersten Jahrhunderte nach Christus, von der wir nur verworrene Nachrichten besitzen. Als Quelle der Offenbarung betrachteten sie ein sorgfältig geheim gehaltenes Buch, das ihnen angeblich von einem Engel od. von Christus selbst gebracht war. Den Hauptinhalt ihres Lehrsystems bildete das Gebot wiederholter Waschungen, welche Vergebung der Sünden bringen, Krankheiten heilen sollte u. s. w. Außerdem hielten sie die Beobachtung des mosaischen Gesetzes für nöthig, entnahmen aber aus dem Christenthum eine Art von Abendmahlsfeier (mit Brot u. Salz) u. hielten auch das Neue Testament heilig. Vieles in ihrem System erinnert an die jüdische Sekte der Essäer, aus denen sie wahrscheinlich hervorgegangen sind. Reste dieser Sekte bestanden noch bis ins 4. Jahrh. in der Gegend des Todten Meeres.

Elle, ein gewöhnlich zum Messen von Manufakturwaaren, seltener als Baumaß gebrauchtes Längenmaß, welches seine Benennung dem Elnbogen (Ellenbogen) (lat. ulna, franz. aune) verdankt, indem man die Entfernung von diesem bis zur Spitze des Mittelfingers als Grundmaß der E. annahm. Durch Einführung des Meters ist diese Maßgröße, welche in jedem Lande verschieden war, glücklicherweise so gut wie ganz verschwunden. In der Anatomie heißt E. od. Elnbogenbein (Ulna) der Hauptknochen des Vorderarmes, der mit dem Oberarmbein durch ein Charniergelenk, das Elnbogengelenk verbunden ist, dessen hinterer Theil Elnbogen heißt u. drei Vorsprünge zeigt, einen mittleren, vom Olecranon (s. „Arm"), u. zwei seitliche von den Knorren des Oberarms gebildete.

Ellenborough (spr. Elln'böro), Graf Edward Law von, engl. Staatsmann, geb. 8. Sept. 1790, stand von 1828—30 an der Spitze des Indischen Amtes, gehörte 1834 dem nur wenige Monate währenden Ministerium Peel an u. war 1842—44 Generalgouverneur von Ostindien. Später zum ersten Lord der Admiralität ernannt, legte er diese Stellung im Juni 1846 nieder u. trat ins Oberhaus zurück, wo er sich den eifrigsten Sprechern der toryistischen Opposition zugesellte. Zwar ward er später noch einmal in die Regierung berufen (im Febr. 1858 unter Derby), doch schied er schon nach wenigen Wochen wieder aus u. trat fortan nur noch durch seine streng toryistischen Reden im Oberhause hervor. Er starb zu London 23. Dez. 1871.

Ellenrieder, Maria, eine der bedeutendsten Malerinnen der modernen Zeit, geb. 1791 in Konstanz, gest. 1863, bildete sich in München u. in Rom aus, gehörte aber eigentlich keiner der verschiedenen deutschen Malerschulen an. Mit ihrem großen Talent verband sie ein tiefes Gefühl, einen bedeutenden Sinn für Schönheit u. Anmuth u. eine zarte, aber dabei doch kräftige Ausführung. In ihren Darstellungen, die meist biblische Stoffe behandeln, gelangen ihr vorzugsweise die Frauen- u. Kindergestalten. Zu ihren besten Arbeiten gehört eine lebensgroße Madonna im Geiste Overbeck's (1822) u. eine andere Madonna aus dem J. 1834. Sie radirte auch mit geschickter Nadel mehrere Blätter nach eigener Erfindung in Kupfer.

Ellerianische Sekte od. Zioniten, eine verbrecherische Sekte von Schwärmern im 18. Jahrh., die ihren Namen von einem Elberfelder Fabrikanten, Elias Eller, hat, welcher durch das Lesen mystischer Schriften zum Schwärmer geworden war. Obschon verheirathet, hielt

er es mit einer durch ihn bethörten Dirne, einer gewissen Anna von Buchel; auf Grund ihrer Prophezeiung vom baldigen Anbruch des Tausendjährigen Reiches u. der Gründung des neuen Jerusalem (Zion) erklärte er sich selbst für den Zionsvater, die Buchel für die Zionsmutter. Nach dem Tode seiner schwer von ihm gemißhandelten Frau heirathete er die Buchel u. gründete mit seinen Anhängern (1737) die Niederlassung Ronsdorf als das neue Zion. Als Bürgermeister dieses Ortes, für den er sogar Stadtrechte erlangte, verfiel er in immer wüstere Schwärmereien u. tyrannisirte seinen Anhang auf das Aergste. Zu demselben gehörte sogar ein reformirter Prediger Schleiermacher (der Großvater des berühmten Theologen), der jedoch endlich zur Einsicht kam u. floh. Auch der Tod der Buchel 1744 erschütterte den Glauben der Zioniten nicht; E. sorgte durch eine dritte Heirath für eine neue Zionsmutter. Selbst nach seinem Tode (1750) erhielt sich die Sekte noch eine Zeit lang, bis die wüsten Ausschweifungen, denen sie sich hingab, 1760 ihre Auflösung durch die Regierung zur Folge hatte.

Ellesmere (spr. Ellismihr), Graf Francis Egerton von, engl. Peer, bekannt als Freund der Kunst u. Wissenschaft, geb. 1. Jan. 1800, trat 1822 ins Unterhaus, unterstützte seit 1841 das Mininisterium Peel aufs Eifrigste, beschäftigte sich aber weniger mit Politik als mit literarischen, wissenschaftlichen u. künstlerischen Arbeiten. In seinem 1847—50 in St. James Park erbauten Palaste (Bridgewater-House) brachte er seine berühmte Sammlung bedeutender Kunstwerke unter, die er auch dem Publikum zugänglich machte. Er starb 18. Febr. 1857. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Mediterranean sketches" (Lond. 1843) u. „Guide to northern archaeology" (ebend. 1848), sowie seine Gedichtsammlung „The Pilgrimage and other poems" (neue Aufl. 1856). Auch übersetzte er mehrere deutsche Dichtungen, wie Goethe's „Faust", Schiller's „Wallenstein" 2c.

Elliot (spr. Elliöt), Georg August, Lord Heathfield, geb. 1718 aus einer alten schott. Familie, trat 1737 beim engl. Ingenieurcorps ein, wurde Generaladjutant König Georg's II. u. zeichnete sich 1743 bei Dettingen u. während des Siebenjährigen Krieges aus. Den höchsten Ruhm erwarb er sich bei der Vertheidigung von Gibraltar 1781 u. 1782 gegen die Spanier u. Franzosen, die er zum Abzug zwang. Er starb 6. Juli 1790 zu Aachen.

Elliott, Ebenezer, engl. Volksdichter, geb. 17. März 1781 zu Masbrough in der Grafschaft York, wurde als Eisenarbeiter u. Eisenhändler in Sheffield mit den Leiden u. Entbehrungen der arbeitenden Klassen vertraut u. machte diese zum Gegenstande einer Reihe von Volksgedichten, in denen er gegen die Härte u. den Druck der Gesetze, nam. der Korngesetze, zu Felde zog. Der große Agitator Cobden (s. d.) wurde in seinem Kampfe gegen die Kornzölle durch E.'s „Corn-law Rhymes" (1831) sehr wirksam unterstützt. E.'s edler Charakter, sowie die Kraft u. Beredsamkeit seiner aus scharfer Beobachtung des Lebens u. aus tiefem Gemüth hervorgegangenen Poesien haben auch bei seinen politischen Gegnern Anerkennung gefunden. Außer seinen Gedichten, die 1846 gesammelt erschienen, schrieb er auch Mehreres in Prosa. Er starb 1. Dez. 1849 zu Argill-Hill bei Barnsley. Sein 1850 erschienener Nachlaß („More verse and prose") ist von geringerem Werthe.

Ellipse (griech.) ist eine in sich selbst zurücklaufende Kurve von der Eigenschaft, daß die Summen der Abstände für alle ihre Punkte von zwei in der eingeschlossenen Fläche liegenden Punkten, den Brennpunkten, dieselbe Größe haben (in Nr. 2585 also $mp + np = mq + nq = mr + nr$ 2c.). Die E. gehört zu den Kegelschnitten (s. d.). Der größte u. der kleinste Durchmesser heißen die Achsen der E.; sie stehen senkrecht auf einander. In Nr. 2585 sind m u. n die beiden Brennpunkte, AO die halbe große u. BO die halbe kleine Achse, A u. A' die Scheitel, Om die Exzentrizität der E.; mp u. np = r u. r' sind die Leitstrahlen od. Radienvektoren. Aus der Thatsache, daß die Summen der letzteren gleich sind, ergiebt sich die Konstruktion der E. In zwei Punkte, die man zu Brennpunkten machen will, steckt man Stifte u. bildet aus einem Faden, dessen Länge gleich der Summe aus der großen u. der kleinen Achse ist, eine Schlinge; diese legt man um die beiden Stifte u. fährt mittels eines Bleistiftes, indem man damit den Faden anspannt, seiner ganzen Länge nach daran hin, wie es Nr. 2586 zeigt. Der Bleistift beschreibt dann eine E., deren große u. kleine Achse sowie deren Exzentrizität vorher bestimmte Größen haben. Je kleiner die Exzentrizität der E. ist, desto mehr nähert sich die E. einem Kreise, u. je größer e im Vergleich zu 2a ist, desto flacher ist die E. Die Planeten bewegen sich in E.n von geringer Exzentrizität, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht. — In der Grammatik u. Stilistik bedeutet E. die Auslassung eines Wortes od. Satztheiles, der aus dem Zusammenhange zu ergänzen ist. Eine solche E. ist nur ausnahmsweise in bes. erregter od. absichtlich möglichst knapp gefaßter Rede zulässig.

Nr. 2585. Ellipse.

Nr. 2586. Konstruktion der Ellipse.

Ellipsoid od. Rotationsellipsoid ist ein Körper, dessen Oberfläche von einer Ellipse beschrieben wird, wenn man dieselbe um eine ihrer Achsen dreht. Beim Eintreten gewisser Aenderungen kann das E. die Eigenschaft erlangen, daß der zur Drehachse senkrechte Schnitt abermals eine Ellipse ist.

Ellis, William, engl. Missionär, geb. 1795 zu Wisbech, bereiste seit 1816 die Südsee-Inseln u. besuchte später zu wiederholten Malen Madagaskar, über welches er eine Anzahl höchst werthvoller Werke veröffentlichte („History of Madagascar", 2 Bde., Lond. 1838; „Three visits to Madagascar", Lond. 1858; „Madagascar revisited", Lond. 1867). E., der auch an den neueren politischen u. religiösen Veränderungen der genannten Insel einen wesentlichen Antheil gehabt, starb 9. Juni 1872 zu London.

Ellora, eine verfallene Stadt im Gebiete von Hyderabad in Ostindien, berühmt durch die in ihrer Nähe befindlichen, in das Granitgebirge eingearbeiteten Höhlentempel, welche an Größe wie an Vollendung in der Ausführung einzig dastehen. Man zählt 19 Haupttempel, welche sich, halbmondförmig geordnet, über eine Stunde weit hinziehen u. theils dem Brahma-, theils dem Buddhakultus angehören. Der großartigste derselben ist der Kailasa, der einen Höhlenraum von 120 m. Länge u. 57 m. Breite birgt, in welchem sich eine konische, über 30 m. hohe, von kolossalen Elefanten getragene Pagode befindet. Alle Wände u. Säulenflächen sind mit Statuen, erhaben gearbeiteten mythologischen Darstellungen u. Inschriften bedeckt. Nach den Hindu-Legenden sind diese Tempel von Radscha Ellu vor 4750 Jahren angelegt worden, nach den mohammedanischen Berichten dagegen stammen sie aus der Zeit des Radsch Il, der vor 950 Jahren lebte; jedenfalls sind sie jünger als die Höhlentempel von Elefante u. Salsette u. als die indischen Gedichte Ramayana u. Mahabharata, da sich aus diesen Epen entlehnte Darstellungen an den Tempelwänden von E. finden. (Abb. s. Bd. II. Nr. 1303).

Elmira, Hauptort der County Chemung im Staate Newyork, am Chemung u. dem Kanal, welcher diesen Fluß mit dem Erie-See in Verbindung setzt. E. zählte 1870: 15,863 Einw.

Elmsfeuer (St. Helenafeuer) ist eine elektrische Lichterscheinung, die häufig als eine bläuliche Ausstrahlung an Thurmspitzen, Mastbäumen, Baumspitzen u. anderen hervorragenden Körpern beobachtet wird. Diese kleinen Flämmchen waren schon im Alterthum bekannt; zeigten sich den Schiffern zwei (Kastor u. Pollux), so deuteten sie dies auf eine glückliche Fahrt; eines (Helena) aber verkündete ihnen Sturm u. Unglück. Die Flämmchen können sich auch an Spitzen zeigen, die weniger hoch über den Erdboden hervorragen, wie auf den Köpfen von Statuen, auf den Lanzen der Soldaten 2c., ja es werden Fälle berichtet, in denen an den Ohren der Pferde dergleichen Lichtausstrahlungen auftraten. Die Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Elektrizität sich am meisten in den Spitzen der Körper anhäuft u. endlich von diesen aus, wenn die Spannung zu groß ist, in die Atmosphäre leuchtend ausströmt.

Elodea, s. „Wasserpest".

Eloge (franz., spr. Elohsch), d. i. Lobrede, bes. eine in der franz. Akademie zu Ehren eines verstorbenen Akademikers gehaltene Rede. Die Franzosen besitzen eine ziemlich bedeutende Literatur solcher kunstmäßig gebauten Lobreden, bei denen freilich der Gehalt nicht immer dem Glanz u. Pomp der Sprache entspricht. Auch die neulat. Autoren haben viel Sorgfalt auf die Ausarbeitung solcher Lobreden od. Lobschriften verwendet, die sie gleichfalls elogia (Einz. elogium) nennen.

Elohim (hebr., Pluralform von Eloah), hebr. Name für Gott, wird in der Bibel abwechselnd für Jehova, aber auch als Bezeichnung der heidnischen Götter gebraucht.

Elongation u. Elongationswinkel ist der Ausdruck für die Ausweichung pendelartig schwingender Körper u. bezeichnet den Winkel, welchen die beiden äußersten Pendellagen, wo die Bewegung umkehrt, einschließen.

Eloquenz (lat.), Beredsamkeit; **eloquent**, beredt.

Elpis, einer der vielen zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planetoiden. Er führt die Zahl 59, ward 1860 von Chacornas entdeckt, hat eine Umlaufszeit von 1632¼ Tagen u. ein etwas helleres Licht als die übrigen neuentdeckten Planetoiden.

Elsaß-Lothringen, deutsches (unmittelbares) Reichsland mit 263,185 □M. u. 1,549,459 E., wurde durch den Friedensschluß zu Frankfurt a. M. 10. Mai 1871 von Frankreich an das Deutsche Reich abgetreten.

Lage u. Grenzen. Das Land bildet die westliche Grenzmark des Deutschen Reichs gegen Frankreich. Die Grenze zwischen Deutsch- u. Französisch-Lothringen beginnt an der Südspitze von Luxemburg, nordwestlich von Diedenhofen, läuft über die Höhen am linken Moselufer hin, geht ein paar Stunden südl. von Metz über die Mosel, zieht sich dann an der Seille hin, beobachtet die Wasserscheide zwischen Meurthe u. Saar u. endigt am Donongipfel in den Vogesen, deren Kamm die weitere Grenze zwischen Elsaß u. Frankreich bildet, bis zu dem bei Frankreich gebliebenen Gebiet von Belfort. Im S. grenzt der E. an den franz. Bezirk Belfort u. die Schweiz. Auf deutscher Seite trennt im O. der Rhein den E. von Baden, im N. die Lauter von der bayr. Pfalz. Deutsch-Lothringen grenzt auf deutscher Seite im O. u. N. O. an den E., die preuß. Rheinprovinz u. Luxemburg. — Die politische Grenze fällt im Wesentlichen mit der deutsch-französischen Sprachgrenze zusammen u. reicht nur an der Mosel über dieselbe hinaus.

Verwaltung u. Eintheilung. Das Reichsland steht unter der unmittelbaren Hoheit des deutschen Kaisers, in dessen Namen der Reichskanzler die Regierung leitet. Die Reichsverfassung tritt mit dem 1. Jan 1874 in Wirksamkeit. Bis zu diesem Zeitpunkte ist der Kaiser bei Ausübung der Gesetzgebung an die Zustimmung des Bundesrathes gebunden (Gesetz vom 9. Juni. 1871).

Das Land ist in drei Bezirke getheilt:

1) Unterelsaß	mit 86,477 □M. u.	600,295 Einw.,
2) Oberelsaß	„ 63,659 „ „	459,779 „
3) Deutsch-Lothringen	„ 113,049 „ „	489,385 „
	263,185 □M. u.	1,549,459 Einw.

Diese Bezirke, welche im Allgemeinen den früheren Departements Niederrhein, Oberrhein u. Vogesen entsprechen, zerfallen in 22 Kreise.

Zum Bezirk Unterelsaß gehören folg. Kreise: Straßburg (Stadtkreis), Straßburg (Landkreis), Erstein, Hagenau, Molsheim, Schlettstadt, Weißenburg u. Zabern; zum Bezirk Oberelsaß die Kreise Altkirch, Kolmar, Gebweiler, Mülhausen (Stadt- u. Landkreis), Rappoltsweiler u. Thann; zu Deutsch-Lothringen: Metz (Stadtkreis), Metz (Landkreis), Diedenhofen, Forbach, Bolchen, Saarburg, Saargemünd u. Salzburg (Château Salins). Zur Verwaltung des Landes bestehen das Kaiserliche Ober-Präsidium zu Straßburg, die drei Bezirkspräsidien zu Straßburg, Kolmar u. Metz u. die 22 Kreisdirektoren, welche Letztere den früheren Unterpräfekten der Arrondissements ungefähr gleichbedeutend sind.

Bodengestalt. Die Bildung der Oberfläche ist überaus mannichfaltig; man rechnet 60 □M. Tiefebene, 45 □M. Gebirge, 158 □M. Hügelland u. Hochebene. Nach dem Rhein zu in seiner ganzen Länge geöffnet, ist der E. vom franz. Westen abgesperrt durch die lange Kette der Vogesen od. des Wasgenwaldes, der nur an zwei Stellen, bei Markirch u. Zabern, einen fahrbaren Durchlaß gewährt. Im S. schieben sich von der Schweiz her die Querriegel des unwegsamen Jura vor. Zwischen Jura u. Vogesen bleibt nur ein offener Zugang, das sog. „Loch von Belfort", jenes gewaltige Völkerthor, dessen mächtige Pfeiler auf der einen Seite durch die Juraberge, auf der anderen durch den südlichsten Gipfel des Wasgenwaldes, den Elsässer Belchen (1170 m.), gebildet werden. Der Wasgenwald hat seine höchsten Gipfel nicht längs der Grenze, sondern auf einer Seitenkette zwischen Thann, Münster u. Gebweiler. Hier erheben sich der Sulzer Belchen (1432 m.), von dessen von Felsblöcken starrender Kuppe man E., Lothringen u. Burgund bis zu den am Horizonte sich lagernden dunklen Massen des Schwarzwaldes, des Jura u. der Alpen überschaut, ferner der Hundskopf (1363 m.), der Kahlemwasen (1274 m.). Zwischen der Markircher Senke u. der Zaberner Stiege erheben sich der Tonnen od. Mont Donon bei Schirmeck (1010 m.) u. der durch die Legende bekannte Odilienberg bei Ebenheim (800 m.). Der nördliche Theil des Wasgenwaldes von der Zaberner Stiege bis zur Lauter, der untere od. Nieder-Wasgau, ist ein anmuthiges Bergland mit wechselvoller Aussicht über die fruchtbare, von Dörfern u. Städten bedeckte Rheinebene bis zum Schwarzwalde, Odenwalde u. Taunus. Der westliche Abfall des Wasgenwaldes führt in das Stufenland von Lothringen, das sich gegen N. nach den Ardennen abdacht. Es hat eine mittlere Höhe von 200—280 m. mit tief eingeschnittenen Thälern u. muldenförmigen Senkungen u. ist rings von dunklen Waldgebirgen umgürtet, im S. von den Sichelbergen, die sich vom Wälschen Belchen nach dem Plateau von Langres krümmen, im W. von den Argonnen, im N. u. NO. von den Ardennen u. dem Rheinischen Schiefergebirge. (Karte von E.-L. s. Atlas).

Bewässerung. Der Hauptstrom des Landes ist der Rhein, der auf 26 M. Länge zwischen E. u. Baden fließt; mehrere Brücken vermitteln die Verbindung zwischen beiden Ufern; indessen ist der Rhein wegen seines veränderlichen Bettes, der sandigen u. sumpfigen Ufer u. der unzureichenden Wassermasse bis Straßburg zur Schiffahrt wenig geeignet. Die eigentliche Wasserader des E. ist die 28 M. lange, 60 Fabriken treibende Ill (früher Ell), welche an den Städten Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg vorüber u. unterhalb letzterer Stadt in den Rhein fließt. Zahlreiche Flüßchen kommen ihr vom Wasgenwalde zu, wie Dolder, Thur, Lauch, Fecht u. a. Unterhalb der Ill fließen zum Rheine die Flüsse Zorn mit Moder, Zinzel u. Sauer. — Hauptfluß Lothringens ist die Mosel mit 15½ M. Lauflänge; an ihren Ufern liegen die Festungen Metz, wo die Seille einmündet, u. Diedenhofen; ihr größter Zufluß ist die Saar, welche mit 11 M., also mit etwa einem Drittel ihrer ganzen Lauflänge, durch Lothringen fließt, daselbst die Alb u. Nied aufnimmt u. zahlreichen Städten ihren Namen giebt (Saarburg, Saargemünd u. a.). Der Industrie kommen außer dieser natürlichen Bewässerung noch zahlreiche künstliche Wasserstraßen zu Statten, nämlich 8 Schiffahrtskanäle mit einer Gesammtlänge von 54 M., darunter der bedeutende Rhein-Rhone-Kanal, der bei Zabern mittels Tunnel durch das Gebirge geleitete Rhein-Marne-Kanal, welcher Schiffe mit 4000 Centner Last trägt, der Salinen-Kanal von der Saar zur Seille u. s. w.

Bevölkerung, Sprache, Tracht, Sitte u. Religion. Die Bevölkerung des E. ist ihrem Kern u. Wesen nach deutsch, wenn ihr auch in der langen Zeit der Fremdherrschaft das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke mehr u. mehr abhanden gekommen ist. Von den 1,549,459 E. des Reichslandes reden nur etwa 300,000 das Französische als ihre Muttersprache; weit über 1 Million sind Deutsche. Nur in u. um Metz u. in Salzburg ist die franz. Sprache vorherrschend; in den größeren Städten des E., in Straßburg, Kolmar u. Mülhausen, hat sich das Deutsche in der Umgangssprache behauptet. Auf den Dörfern des E. hört man überall die alemannische, schwäbische Mundart. Am ehesten ist die deutsche Art beim Landvolke zu erkennen. Schon in ihrem Aeußeren bekunden die kräftigen, gedrungenen Gestalten der elsässischen Bauernburschen mit dem schwäbischen Dreitimp auf dem Kopfe trotz franz. Blouse u. Holzschuhe, die schmucken, drallen Dorfmädchen mit schwarzem Kopftuch od. breiter Strohkiepe, sogar die Kinder mit ihren Flachsköpfen u. großen blauen Augen den deutschen Schlag. Mannsfest u. tüchtig, treuherzig u. schlicht, hartnäckig u. eigensinnig, hat der Elsasser, ohne es selbst zu wissen, auch unter der Fremdherrschaft die deutsche Eigenart bewahrt. Deutsch ist die große Sauberkeit in Straßen u. Häusern, die Einrichtung in den Dorfstuben, wo noch der Spinnrocken seinen Ehrenplatz hat, die Derbheit u. Biederkeit der Männer, der Fleiß u. die Häuslichkeit der Frauen. Der Lothringer, dessen Heimat von jeher das Uebergangsland u. den Zankapfel zwischen Deutschland u. Frankreich bildete, hat schon mehr von der franz. Leichtlebigkeit u. Lebhaftigkeit angenommen.

Die Männertrachten beider Reichslande sind im Allgemeinen einander gleich u. finden ihren charakteristischen Ausdruck in dem sehr kurzen blauen od. hellgraubraunen Leinen- od. Baumwollenkittel, langen Beinkleidern u. verschiedenen Kopfbedeckungen, unter welchen die Zipfelmütze als beliebte Haustracht herrscht, die deutsche Bauernpelzkappe kommt auch öfter noch zum Vorschein, u. eben so behauptet der aufgestülpte Filzhut neben dem breitkrämpigen Strohhut seinen Platz. Kurze Jacke, Kniehosen von Leder u. die einreihige rothe Weste werden schon seltener, der aufrecht stehende Hemdkragen aber ist noch so gebräuchlich, wie in dem benachbarten Schwarzwalde. (Trachtenbild s. Taf. LIX.)

An die schwarzwäldische Tracht erinnert die elsässische überhaupt ungemein, u. die Charakteristiken der Frauentracht im Elsaß sind dieselben wie dort. Zu dem breitschleifigen Kopfputz, der in Baden in verschiedenster Ausbildung von der kleinen zierlichen Schleife bis zur unförmlichen Flügelhaube sich findet, hat man im Elsaß noch einige Abarten erfunden, im Grunde ist es doch dieselbe Art von Kopfbedeckung. In gleicher Weise wie dort, trägt man auch das große buntblumige Halstuch so gelegt, daß die breite Faltenmasse über die Brust fällt, während die Enden des Tuches am Nacken, in Schleifen geknüpft, den Rücken decken. Außerordentlich kleidsam ist noch eine Art von Brusttüchern, welche, mit Krausen besetzt, durch Schleifen auf der Mitte der Brust befestigt werden. Der Rock, zwar mit kurzer Taille, ist nur in wenigen Gegenden noch der eigentliche bäurische Faltenrock; gewöhnlich bis zum Fuß reichend, ist er in allen Farben

beliebt. Die „Muzze", eine langärmelige Jacke, eine breite Schürze von häufig hellblauer Farbe u. niedrige Schuhe zu weißen Strümpfen vervollständigen die Tracht.

Lothringen hat ungleich weniger nationale Tracht wie der Elsaß, u. das Charakteristische der Frauentracht beschränkt sich fast einzig nur auf die Kopfbedeckung, auf das zierliche mit bunten Bändern u. Schleifen besetzte Häubchen, welches, entweder nur den Wirbel bedeckend, keck emporsteht, od. mit breiter Frisur Kopf u. Nacken deckt; bald steht der Haubendeckel aufrecht, bald liegt er flach an, bei älteren Frauen ist er dick mit Watte ausgestopft. Neben der Haube findet bei Frauen im niederen Volk sich das Kopftuch, welches vorn zugesteckt wird. Die übrigen Theile der Tracht (Schoßjacke, kleines Halstuch 2c.) sind halbmodern u. geben nicht das eigenartige Bild einer Volkstracht.

Im J. 1873 erschienen in E.-L. 8 rein französische, 6 halb deutsche, halb französische u. 22 rein deutsche Blätter u. Journale.

Der Religion nach ist die große Mehrzahl der Bevölkerung (etwa 81 Prozent) katholisch, etwa 19 Prozent sind evangelisch. Die meisten Protestanten wohnen im Niederelsaß. Außerdem leben im Reichslande etwa 35,000 Juden.

Wohnplätze. Die Zahl der bewohnten Ortschaften im Reichslande ist außerordentlich groß. „Drei Schlösser auf einem Berg, drei Kirchen auf einem Hof, drei Städte in einem Thal hat ganz E. überall", lautet ein alter Spruch, welcher sich am meisten in der fruchtbaren Ebene des Niederelsaß bewährt. Die größeren Städte sind: a) im Niederelsaß: Straßburg (85,529 E.), Hagenau (11,331), Schlettstadt (9300), Bischweiler (9231), Brumat (5603), Weißenburg (5885), Zabern (5895), Barr (5651), Ober-Ehnheim (4864). b) im Oberelsaß: Kolmar (23,045), Mülhausen (52,825), Markirch (12,319), Gebweiler (11,338), Thann (8052), Rappoltsweiler (6320), Sulz (5276). c) in Deutsch-Lothringen: Metz (51,388), Diedenhofen (7155), Saargemünd (6871), Forbach (5428), Pfalzburg (4328).

Schulwesen. Die Landesuniversität befindet sich zu Straßburg (s. d.); das Land hat 24 Lehranstalten (einschließlich 3 Gymnasien zu Straßburg, Kolmar u. Metz) mit über 200 Lehrern (davon 100 aus Preußen, 50 aus dem Reichslande, die übrigen aus anderen deutschen Staaten u. der Schweiz) u. mit etwa 1800 Schülern (darunter 1000 Inländer, die übrigen eingewandert), ferner 1464 katholische, 422 protestantische u. 55 israelitische Volksschulen.

Militär u. Festungen. In E.-L. steht das XV. Armeecorps des deutschen Heeres. Die allgemeine Wehrpflicht ist seit dem 1. Jan. 1873 eingeführt. Die Zahl der jährlich zur Aushebung kommenden Mannschaften beläuft sich nach der Zählung von 1871 auf 5164 Mann ($=\frac{1}{3}$ Prozent der Bevölkerung). Die Ersatzmannschaften aus dem Reichslande sind bei verschiedenen Truppentheilen im Innern des Reichs eingestellt worden. — Die Festungen des Landes sind: Straßburg (1. Kl.), Metz (1. Kl.), Diedenhofen (2. Kl.), Neubreisach (3. Kl.), Bitsch (3. Kl.), Schlettstadt (3. Kl.). Andere Plätze, wie Pfalzburg, Lützelstein, Marsal, haben ihre Bedeutung als Festungen verloren.

Klima u. Produkte. Das Klima ist im Allgemeinen dem Süddeutschlands gleich. Der Boden der eigentlichen Gebirgsgegend ist arm, mehr zum Wiesen- als zum Ackerbau geeignet. Die Abhänge der Vogesen sind reich bewaldet, die Vorterrassen mit Obst- u. Kastanienwäldern, mit Weingärten u. Maisfeldern bedeckt, das Niederland bis zum Rhein ist eine üppige, reiche Fruchtebene mit vorzüglichem Ackerboden. — Der Reichthum Lothringens liegt vorzugsweise in den unterirdischen Schätzen. Die lothringischen Erzlager umfassen eine Fläche von 9000 Hektaren u. erreichen an einigen Stellen eine Mächtigkeit von 35 m. Aus denselben wird alljährlich eine halbe Million Tonnen (à 1000 kg.) an Erz gewonnen, davon 33 Prozent od. 175 Millionen kg. Eisen. Auch großen Kohlenreichthum besitzt das Land. Das große Kohlenlager an der Mosel, welches — eine Fortsetzung des Saarbrückener Kohlenbeckens — erst kurz vor dem Kriege von den Franzosen aufgeschlossen wurde, liefert jährlich etwa 200,000 Tonnen. Reichhaltige Salzquellen finden sich an der Seille bei Salzburg, Dieuze, Moyenvic u. a. O.

Volkswirthschaft u. Verkehr. Der reichen Erzeugung u. den vortrefflichen Verkehrsmitteln (103,8 M. Eisenbahnen, 54 M. künstliche Wasserstraßen) entspricht die bedeutende Industrie des Landes. Der industrielle Reichthum des E. liegt vorzugsweise in den Baumwollmanufakturen u. Kattunwebereien. Die Baumwollen-Industrie des E. liefert die Hälfte des Bedarfs von ganz Frankreich. Man rechnete 1865 den Werth der im E. von den Spinnfabriken verarbeiteten Rohprodukte zu etwa 100, den Fabrikationswerth zu 175 Mill. Francs. Die Kattun- u. Maschinenfabriken von Köchlin u. Dollfuß zu Mülhausen haben europäische Berühmtheit. — Höchst wichtig ist die lothringische Eisenindustrie, für welche die großen Kohlenlager an der Mosel reichlich Brennmaterial liefern. In 25 Hohöfen wird das Roheisen erzeugt u. in 14 großartigen Walzwerken zu Schmiedeeisen verarbeitet. Man zählt im ganzen Reichslande etwa 1000 Dampfmaschinen in 767 Etablissements, die Oel, Branntwein, Bier, Zucker, Baumwollgarne, Webstoffe, Waffen u. s. w. erzeugen. Die große Waffenfabrik zu Klingenthal bei Schlettstadt liefert jährlich 20,000 Schießgewehre, 80,000 Säbel u. Bajonnete, außerdem Messer u. s. w.

Geschichte. Der E. hat von Alters her den lebendigsten Antheil an der deutschen Geschichte gehabt. Schon zu Cäsar's Zeiten trafen röm. u. german. Völkerschaften in der Ebene zwischen Vogesen u. Oberrhein zusammen. Noch mußte die rohe Tapferkeit der Germanen unter ihrem Führer Ariovist der überlegenen Kriegskunst der röm. Legionen Cäsar's in der Gegend des heutigen Mülhausen (58 v. Chr.) das Feld räumen. Aber immer mächtiger wurde das Andringen der german. Stämme, u. im Laufe der Völkerwanderung wurden die auf dem linken Ufer des Oberrhein angesiedelten röm. od. romanisirten keltischen Völkerschaften durch die Alemannen verdrängt. Wie auf dem rechten Ufer des Stromes „Mannen" (Alemannen), so nannten sie sich hier „Sassen"; aber erst in späterer Zeit tritt der Name „Alisaz" od. „Elisaz" (Alisazgowe, Elisatium, später Alisatia) für die Gegenden auf dem linken Rheinufer, wo die Alemannen saßen, hervor (die früher verbreitete Ansicht, welche den Namen „Elsaß" mit „Land der Sassen an der Ill" erklärt, gilt für irrig, wenn auch die ersten Ansiedlungen der Alemannen mehr an den Ufern der Ill als an denen des Rheines stattfanden). Seit dem 6. Jahrh. (Schlacht bei Zülpich 496) waren die Alemannen dem großen Frankenreiche unterworfen. In Abhängigkeit von den fränk. Königen wurde die Verwaltung des Landes von eigenen Herzögen geleitet. Mannichfache Erinnerungen weisen noch auf Karl d. Gr. zurück, der in Schlettstadt eine seiner Pfalzen hatte u. hier 776 seinen Zug gegen die Lombarden vorzugsweise mit Elsassern u. Schwaben rüstete. Die fruchtbaren Länder am Rhein waren es vorzugsweise, welche die Kämpfe der Nachfolger Karl's d. Gr. erregten. Auf dem Lügenfelde bei Kolmar (Figolsheim) stritten (833) die gottlosen Söhne Ludwig's des Frommen mit dem Vater um ihr Erbe. Durch den Vertrag zu Verdun (843) wurde der E. ein Theil von Mittelfranken unter der Herrschaft des Kaisers Lothar. Nachdem jedoch sowol dieser als seine beiden Söhne gestorben waren, theilten seine Brüder durch den Vertrag zu Mersen (870) sich in der Weise in das Reich Lothar's, daß der germanische Theil, d. h. Friesland u. Lotharingen (nach Lothar II. so genannt), einschließlich des E., an Ludwig den Deutschen zum ostfränkischen od. deutschen Reiche, der romanische Theil, d. h. Burgund u. Provence, an Karl den Kahlen zum westfränkischen Theil od. Frankreich kamen. Seitdem verblieb der E. fast ununterbrochen bis zum Westfälischen Frieden beim Deutschen Reiche.

Unter dem Einflusse der Hohenstaufen, die sich stets Herzöge von Schwaben u. E. nannten, entwickelten sich bes. die Städte des E. zu einem blühenden Leben. Voran ging Straßburg als eins der ältesten Gemeinwesen des Reichs u. als leuchtendes Beispiel deutscher Bürgerkraft. In Hagenau hatte Kaiser Friedrich Rothbart eine prächtige Pfalz. Nächstdem gewannen auch Schlettstadt, Breisach u. a. Städte Bedeutung. Im Norden entstand zur Zeit der Hohenstaufen die Landgrafschaft Niederelsaß, im S. die Landgrafschaft Oberelsaß. Jene war erblich in dem Hause der Grafen von Werth, kam nach dem Aussterben derselben an die Grafen von Oettingen u. wurde von diesen wieder theils an das Bisthum u. die Stadt Straßburg, theils an verschiedene Herren u. Ritter verkauft. Auf diese Weise bildete sich im Niederelsaß eine große Anzc reichsunmittelbarer fürstlicher, städtischer u. geistlicher Gebiete, eine Bi gestaltigkeit, welche der Niederelsaß bis zum Westfälischen Frieden wahrte. Als Vorort des Niederelsaß galt die freie Reichsstadt Straßbu welcher indessen die Bischöfe häufig ihren Vorrang streitig zu mad suchten. Der Oberelsaß bestand als geschlossenes Gebiet unter den Gra von Habsburg schon seit dem 12. Jahrh. Durch die Königswahl Rudo (1273) fühlte sich der ganze elsässische Volksstamm gehoben; indessen rü dieser dadurch den Habsburgern nur ferner, die fortan im Osten i

Nr. 2587. Wappen von Elsaß.

Hauspolitik verfolgten. Nur vorübergehend weilten sie noch in Ensisheim, wo sie ehedem als Landgrafen ihres Amtes gewaltet hatten. Land u. Städte mußten oft zur Selbsthülfe schreiten, sowol in inneren Fehden als gegen eroberungslustige Nachbarn. Schon während des englisch-franz. Krieges (1439) kamen wie eine Heuschreckenplage, verwüstend u. verheerend, die Scharen der Armagnaten (vgl. das.) — von dem elsässischen Volkswitze die „armen Gecken", aber auch die „Schinder" genannt — über das Land. Als im Streite der Habsburger mit der Schweizer Eidgenossenschaft die Elsässer Städte sich für die letztere erklärten, wurden die Armagnaken vom Kaiser Friedrich III. selbst herbeigerufen, zogen wochenlang raubend im Lande umher u. räumten dasselbe erst, nachdem auf dem Reichstage zu Speier (Okt. 1444) der Reichskrieg gegen sie beschlossen war. Seit dem 15. Jahrh. wurden von den Habsburgern, um ihrer Geldnoth abzuhelfen, Theile des Oberelsaß verpfändet. So kam dieser (21. März 1469) vorübergehend an das burgundische Reich Karl's des Kühnen. Doch bald vertrieben die Elsässer die burgundischen Landvögte u. fochten wacker auf Seite der Schweizer bei Granson, Murten (1476) u. Nanzig (1477), wo die burgundische Macht in Trümmer sank.

Wichtig für die Zukunft war es, daß bei der Kreiseintheilung Kaiser Maximilian's (1512) die Einheit des E. schwer geschädigt wurde, indem der Oberelsaß, wo die Habsburger herrschten, zum österreichischen, der Niederelsaß in seiner vielfachen Gliederung zum oberrheinischen Kreise geschlagen wurde.

Schwerer noch als durch die Armengeckenplage wurde der E. gegen Ende des Mittelalters durch den Aufstand der Bauern heimgesucht, welche sich mit der Forderung der Befreiung von Frohndiensten, der Ausgleichung der Stände, Theilung der Güter u. s. w. erhoben. In Schlettstadt nahm (1493) die gefährliche Bewegung des „Bundschuh" (s. „Bauernkriege") ihren Ausgang. Dieselbe wurde zwar für dieses Mal erdrückt, aber die Gährung blieb im Wachsen, u. dreißig Jahre später (1525) brach ein neuer furchtbarer Bauernaufstand aus. Nachdem alle Vermittelungsversuche des Bischofs u. Stadtraths von Straßburg, sowie des Landvogts gescheitert waren, riefen diese den Herzog Anton von Lothringen zu Hülfe, welcher durch das furchtbare Blutbad von Zabern (19. Mai 1525) dem Aufstand ein Ende machte.

Trotz der „Schwarm- u. Rottengeister", deren es im E. vielleicht mehr gab, als in anderen Gegenden Deutschlands, nahm doch die Reformation im Allgemeinen eine ruhige Entwicklung. Besonders trug dazu die Haltung der freien Reichsstadt Straßburg bei, wo der fein gebildete u. staatsmännisch kluge Jakob Sturm von Sturmeck (geb. 1489, gest. 1553), als Ammeister, u. aufgeklärte Priester, wie Meister Matthis od. Matthias Zell von Kaisersberg (geb. 1477, gest. 1548), Wolfgang Köpfel od. Capito von Hagenau (geb. 1478, gest. 1541) u. Martin Butzer von Schlettstadt (geb. 1491, gest. 1551) den Uebergang zur neuen Lehre leiteten. Aus den Nachbarländern strömten die als Ketzer verfolgten Religionsflüchtigen nach dem protestantischen Straßburg, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Erst gegen Ende des 16. Jahrh. wurde der Fortgang der Reformation durch die katholische Gegenreformation gestört, nam. seitdem zu Molsheim (1580) die erste Jesuitenschule im E. eröffnet worden war. Schon 1592 bei der Wahl eines Bischofs in Straßburg kam es zu ernsten Streitigkeiten, indem die protestantische Partei den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, die katholische den Kardinal Karl von Lothringen wählte. Beide Parteien griffen zu den Waffen, nahmen aber schließlich die Vermittelung Heinrich's IV. von Frankreich an, welcher den Markgrafen von Brandenburg zur Verzichtleistung gegen eine Entschädigungssumme bewog.

Nr. 2588. Wappen von Lothringen.

Bald darauf (1609) ward der E. in die Verwicklungen des Jülich-Cleve'schen Erbfolgestreits hineingezogen, indem der Erzherzog Leopold von Oesterreich, Bruder des Kaisers Ferdinand II. u. seit 1607 Bischof von Straßburg, vom Kaiser zum Verwalter der streitigen Lande bestellt ward. Bereits brachen die Fürsten der protestantischen Union, der Pfalzgraf vom Rhein, Markgraf von Brandenburg u. Herzog von Württemberg, in den E. ein, u. König Heinrich IV. schickte sich an, ihnen mit einer franz. Armee die versprochene Hülfe zu leisten, als (1610) das Messer Ravaillac's seinem Leben u. seinen Plänen ein Ende machte.

Schwere Drangsal brachte der Dreißigjährige Krieg über das Land. Im J. 1632 fielen die Schweden unter Horn in das Land ein, schlugen die kaiserlichen Truppen überall aus dem Felde u. bemächtigten sich der festen Plätze Benfeld, Schlettstadt, Hagenau, Ensisheim, Zabern, Kolmar u. s. w. Erzherzog Leopold von Oesterreich, welcher 1625 den Oberelsaß nebst Tirol u. den österreichischen Vorlanden als abgesondertes Besitzthum erhalten hatte, war kurz vorher (1632) gestorben, seine beiden Söhne noch minderjährig. Die alte Reichstreue des E. u. seines protestantischen Vororts Straßburg war infolge des fehlenden Reichsschutzes u. der Schärfe der kaiserlichen Edikte (Restitutionsedikt 1629) bereits bedeutend erschüttert, als der Kardinal Richelieu den günstigen Augenblick zum Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten u. zur Erschleichung des E. für Frankreich gekommen glaubte. Seit 1637 führte Bernhard von Weimar (s. d.) im E. den Oberbefehl des protestantisch-schwedischen Heeres mit franz. Hülfsgeldern u. erwarb durch seine Kriegsthaten bei Rheinfelden u. Breisach glänzenden Waffenruhm. Schon faßte Bernhard von Weimar den Plan, sich im E. ein protestantisches Reichsfürstenthum zu gründen, als er mitten in seiner Siegeslaufbahn (18. Juli 1639) zu Hüningen vom Tode ereilt wurde. Sein Tod kam dem Kardinal Richelieu sehr erwünscht. Derselbe schickte sogleich Bevollmächtigte, um das Heer Bernhard's in Sold u. Führung zu nehmen. Das Werk Richelieu's wurde durch die franz. Generale im E., Guébriant, Turenne u. durch seinen schlauen Nachfolger, den Kardinal Mazarin, bei den Friedensverhandlungen in Münster fortgesetzt. Im Westfälischen Frieden 1648 trat Kaiser Ferdinand III. für die Söhne des Erzherzogs Leopold u. das ganze Haus Oesterreich alle österreichischen Besitzungen im E., nämlich die Landgrafschaft Oberelsaß, die Stadt Breisach, die Grafschaft Pfirt, die Landvogtei in den 10 Reichsstädten Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Rosheim, Oberehnheim, Türkheim u. Münster mit ihren 42 Dörfern gegen 3 Mill. Livres Entschädigung an Frankreich ab. Straßburg u. die anderen Reichsstädte sowie alle übrigen geistlichen u. weltlichen Stände des E. blieben beim Reiche in ihrer Freiheit u. Unmittelbarkeit (Mülhausen gehörte seit 1596 zur schweizerischen Eidgenossenschaft u. wurde erst zur Zeit der Revolution 1798 der Republik Frankreich einverleibt).

Nicht zufrieden mit diesem Gewinn, setzte Ludwig XIV. 1680 die berüchtigten Reunionskammern zu Metz, Breisach u. Besançon ein, welche unter allerlei Spitzfindigkeiten die Zugehörigkeit der sämmtlichen Besitzungen der Reichsunmittelbaren im E. zu Frankreich erklärten. Am 30. Sept. 1681 bemächtigte sich Ludwig XIV. auch der alten Reichsstadt Straßburg, wo der mit franz. Gelde gekaufte Bischof Egon v. Fürstenberg u. die Jesuiten den Franzosen schon lange in die Hände gearbeitet. Die Schwäche des Reichs, welches außerdem im O. durch die Türken bedroht war, ließ es nicht dazu kommen, daß der schnöden Gewaltthat wirksam entgegengetreten wurde. Vielmehr wurde (16. Aug. 1684) zu Regensburg ein zwanzigjähriger Waffenstillstand von Kaiser u. Reich mit Ludwig XIV. abgeschlossen, wonach diesem der Besitz aller Reunionen, mithin auch Straßburgs, zuerkannt wurde.

So wurde eins der herrlichsten deutschen Länder dem deutschen Volke entrissen. Weder zur Zeit der Demüthigung Ludwig's XIV. im span. Erbfolgekriege (1709) noch in den beiden Pariser Friedensschlüssen von 1814 u. 15 wurde die Zurückgabe des E. gefordert, welches sich in politischer Beziehung unter den Nachfolgern Ludwig's XIV. um so mehr an Frankreich anschloß, als das Deutsche Reich in sich uneins ward u. zerfiel. Unter franz. Regierung theilte der E. die Schicksale der franz. Nation. Trotz aller Versuche, das Deutschthum im E. auszurotten, hatte jedoch die elsässische Bevölkerung noch zur Zeit der franz. Revolution ihre Eigenart in dem Maße bewahrt, daß im franz. Nationalkonvent Vorschläge zur Vernichtung sämmtlicher Deutsch-Elsässer eingebracht wurden. In Straßburg bekämpften sich während der Schreckenszeit franz. u. deutsche Jakobiner. Besser als die Republik verstand es Napoleon I., die Elsässer zu Franzosen zu machen, indem er sie an dem Kriegsruhm der „großen Nation" theilnehmen ließ. Er wußte die Kriegstüchtigkeit der elsässischen Soldaten zu schätzen, aus deren Reihen er seine bewährtesten Generale hervorgehen sah, wie Kellermann, Kleber, Rapp, Lefebvre, Westermann u. A.

Erst die dem deutschen Volke von Frankreich 1870 von Neuem zugedachten Demüthigungen erweckten in ihm zugleich das Verlangen nach Sühne des alten Unrechts u. nach Wiedererwerbung der losgerissenen Reichslande. Auf elsässischem Boden wurden bei Weißenburg u. Wörth (4. u. 6. Aug.) die ersten Siege in dem glorreichen Kriege erkämpft, der mit der Abtretung des E. (mit Ausnahme von Belfort) u. des deutschen Theils von Lothringen seinen Abschluß erhielt.

Während der E. vom Vertrage zu Mersen bis zum Westfälischen Frieden unbestritten ein Theil des Deutschen Reichs gewesen war, hatte der nördl. Theil von dem Reiche Lothar's od. das Land zwischen Rhein u. Maas, welches den Namen Lothringen ausschließlich behielt, unter eigenen Herzögen seit dem Sinken der kaiserlichen Macht stets in einer loseren Stellung zum Reiche gestanden u. wiederholt die Veranlassung zu Kriegen zwischen Deutschland u. Frankreich abgegeben. Die Könige von Frankreich suchten während der deutschen Händel immer mehr Einfluß in Lothringen zu gewinnen. König Heinrich II. ließ sich als Lohn für seine Unterstützung der protestant. Fürsten gegen Kaiser Karl V. vom Kurfürsten Moritz von Sachsen im Vertrage zu Friedewalde (15. Okt. 1551) die Bisthümer Metz, Tull u. Virten (Verdun) zusichern u. bemächtigte sich durch List u. Gewalt der starken Moselfestung Metz, welche der Kaiser (vom 19. Okt. 1552 bis 2. Jan. 1553) vergeblich zurückzuerobern suchte. Im Westfälischen Frieden ward Frankreich der Besitz der drei genannten Reichsstädte bestätigt. Nachdem die Franzosen in den drei lothringischen Hauptplätzen festen Fuß gefaßt hatten, ward es ihnen in der Folgezeit um so leichter, ihren Einfluß auf das übrige Land auszudehnen. Was Ludwig XIV. mit der gewaltsamen Vertreibung des Herzogs Karl IV. von Lothringen (1670) vergeblich zu erreichen suchte, das gelang seinem Nachfolger Ludwig XV. durch listige Anschläge u. Heirathsverbindungen. Mit Verdruß hatte Ludwig XV. die Vermählung des jungen Herzogs Franz Stephan IV. von Lothringen (des späteren deutschen Kaisers Franz I.) mit der habsburgischen Erbtochter Maria Theresia gesehen. Als nun 1732 die poln. Königswahl, bei welcher Oesterreich den Kurfürsten August III. von Sachsen, Ludwig XV. dagegen den Polen Stanislaus Lesczynski als seinen Schwiegervater begünstigte, zum Kriege zwischen Oesterreich u. Frankreich führte, bemächtigte Ludwig XV. sich Lothringens u. wußte es dahin zu bringen, daß Stanislaus Lesczynski im Frieden zu Wien 1735 für seinen Verzicht auf die poln. Königskrone mit Lothringen entschädigt wurde, dessen bisheriger Herzog Franz Stephan dafür nach dem Aussterben der Mediceer Toskana erhalten sollte. So kam das deutsche Herzogthum unter die Herrschaft eines poln. Woiwoden, nach dessen Tode 22. Febr. 1766 dasselbe verabredetermaßen als Heirathsgut der Tochter Lesczynski's, der Gemahlin Ludwig's XV., mit Frankreich vereinigt wurde, ohne daß das Deutsche Reich od. die Stände des Landes befragt wurden. Wie Straßburg, so wurde auch Metz von den Franzosen zu einem Hauptwaffenplatz u. Hauptstützpunkt ihrer Angriffe gegen Deutschland eingerichtet. Nach dem siegreichen Verlaufe des deutsch-franz. Krieges 1870—71 kam es darauf an, die alte lothring. Festung wieder für Deutschland zu gewinnen. Der Friedensschluß zu Versailles (26. Febr. 1871) hat etwa ein Fünftel von ganz Lothringen mit den Bezirken von Metz u. Diedenhofen wieder an Deutschland gebracht.

Kulturgeschichte. Die geistige Entwicklung im E. hat stets im innigsten Zusammenhange mit dem Gange der Geistesbildung des deutschen Volkes stattgefunden. Schon in die alte deutsche Heldensage spielt der E. hinein. Aus dem elsässischen Tronia od. Tronje stammt jener grimme Recke Hagen, der den edlen Siegfried, den Helden der Nibelungen, tödtete. Am Wasichenstein, d. h. in den Wasgauer Bergen, kämpfte Walther von Aquitanien mit König Gunther um seine entführte Geliebte Hildegunde. Als die Klöster Pflegstätten christlicher Kultur wurden, ging aus dem elsässer Kloster Weißenburg der Mönch Otfried, der Sänger des „Krist" od. der „oberdeutschen Evangelienharmonie", hervor. Herrlich blühte deutsche Kunst während des Mittelalters im E. Das Straßburger Münster, das Meisterwerk Erwins v. Steinbach (angefangen 1277, vollendet im 15. Jahrh.), ist ein monumentales Zeugniß von der Entwicklung deutscher Kunst im E.; aber auch alle übrigen Zweige deutscher Bildung fanden hier ihre Vertreter. Selbst zu dem fernen Sängerwettkampf auf der Wartburg sandte der E. zwei der rüstigsten Kämpen: Gottfried von Straßburg u. den Minnesänger Reinmar, den Alten von Hagenau. Unter den fahrenden Sängern des E. erlangte Heinrich der Glichesäre von Hagenau, der Dichter der Thiersage von Reinhart dem Fuchse u. Isegrimm dem Wolfe, volksthümliche Bedeutung für ganz Deutschland. Unter der Zahl der Denker u. Gelehrten des E. aber stellten sich die Mystiker Meister Eckhard u. sein Schüler, Johannes Tauler, sowie der Geschichtschreiber u. Chronist Twinger v. Königshofen den bedeutendsten Männern des Mittelalters an die Seite.

An dem Aufschwunge, welchen die Reformation in allen Kreisen geistigen Lebens in Deutschland hervorrief, nahm der E. den lebendigsten Antheil. Aus einem kleinen Hause an der Ill beim Kloster St. Arbogast, südwestl. von Straßburg, ging der Erfinder der Buchdruckerkunst, Johannes Gutenberg hervor, u. schon vor Einführung der Reformation zählte man in Straßburg an zwanzig Druckereien. Damals hörte man im Straßburger Münster die mit derbem Witz u. Spott gewürzten Kanzelreden Johann Geiler's von Kaisersberg (geb. 1445 zu Schaffhausen, seit früher Kindheit im E. erzogen, gest. 1510 zu Straßburg), u. der Satiriker Sebastian Brant, ein Straßburger Kind (1458—1521), hielt in seinem „Narrenschiff" aller Welt den Spiegel ihrer Narrheit vor. Ferner sind hier zu nennen Thomas Murner, Johann Fischart, Jakob Wimpheling u. v. A.

Weniger erfreulich war das geistige Leben im E. zur Zeit der erbitterten Religionsfehden, welche dem Dreißigjährigen Kriege vorausgingen. Um diese Zeit gelangte auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft ein Elsässer, der Ingenieur u. Geograph Daniel Speckle (1536—89), der Vorgänger des franz. Festungsbauers Vauban, zu europäischer Berühmtheit, indem er seine Vaterstadt Straßburg, ferner Schlettstadt u. viele elsässische Städte, weiterhin aber auch Malta, Gibraltar u. das afrikanische Tanger, nach seinem Plane befestigen ließ.

Schon hatte der Dreißigjährige Krieg seinen Anfang genommen, als in Straßburg (14. Aug. 1621) die deutsche Hochschule eröffnet wurde, welche noch lange nach dem Uebergang des E. zur franz. Herrschaft ein wirksames Band der Gemeinschaft mit dem Mutterlande bilden sollte. Hier wurde Moscherosch (geb. 1601 zu Wilstätt bei Straßburg, gest. 1669) gebildet, der in seinen Satiren so muthig gegen die Nachäffung franz. Wesens eiferte; hier empfing Ph. Jak. Spener (geb. 1635 in Rappoltsweiler, gest. 1705 in Berlin) die Anregung zu seinem späteren Berufe; hier wirkten Schilter (1632—1705) als Jurist, Scherz (1678 bis 1754) u. Jeremias Oberlin (1735—1806) als Philologen u. vor Allen Joh. Daniel Schöpflin (1694—1771) als Geschichtschreiber. Bis in unser Jahrhundert hinein regte sich im E. in Kunst u. Wissenschaft der deutsche Geist (der Fabeldichter Pfeffel aus Kolmar, 1736—1809, Ad. Stoeber, 1779—1835, Dan. Hirz, geb. 1804, Friedr. Otte u. A.), u. wenn auch vom E. eine nachhaltige Einwirkung auf den geistigen Fortschritt in Deutschland nicht mehr ausgehen konnte, so haben doch selbst zur Zeit der Glanzperiode unserer Literatur Männer wie Goethe u. Herder aus diesem Lande, nam. aus der alten Reichsstadt Straßburg, die bedeutsamsten Erinnerungen u. Anregungen davon getragen. Ja, bis in die jüngste Zeit war die Verbindung zwischen dem E. u. Deutschland nicht abgebrochen, u. es fehlte nicht an Dichtern u. Publizisten, an Volks- u. Zeitschriften, die sich der deutschen Sprache bedienten. Im Hinblick auf diese Thatsachen u. auf das Fortleben deutscher Art u. Sitte im E. bis in die Gegenwart herein steht daher trotz der eingetretenen polit. Entfremdung aufs Bestimmteste zu hoffen, daß der militärischen Wiedereroberung in nicht langer Zeit auch der geistige Wiederanschluß des Reichslandes an das Mutterland erfolgen werde. — Vgl. Strobel, „Geschichte des E." (6 Bde., Straßb. 1840—51); Schmidt, „E. u. Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem Reiche verloren gingen" (Lpz. 1859; neu aufgelegt 1870); Wagner, „E. u. Lothringen" (3. Aufl., Lpz. 1870); Lorenz u. Scherer, „Geschichte des E." (2 Bde., 1871); Neubauer, „Die deutsche Literatur im E." (1870); Hertz, „Deutsche Sage im E." (1872); Spach, „Moderne Kulturzustände im E." (2 Bde. Straßb. 1873).

Elsasser, Friedr. August, ausgezeichneter Landschafts- u. Architekturmaler, geb. 24. Juli 1810 zu Berlin, bildete sich seit 1832 auf Reisen in Italien u. schuf eine Reihe von Bildern, die fast sämmtlich ital. Landschaften darstellen u. von höchst poetischer Auffassung, genialer Kühnheit u. wunderbarer Farbenglut sind. Er starb bereits 1. Sept. 1845 zu Rom.

Elßler, Fanny, berühmte Tänzerin, geb. 1811 in Wien, erhielt mit ihrer Schwester, der gleichfalls als Tänzerin bekannten Therese **E.**, geb. 1808, ihre Ausbildung für das Ballet in Wien, Neapel u. Mailand. Beide erregten, nachdem sie 1830 in Berlin ihre ersten Triumphe gefeiert, auf ihren Kunstreisen durch Europa u. Amerika großen Enthusiasmus. Therese wirkte bes. durch Kraft, Kühnheit u. Gewandtheit, Fanny durch Leichtigkeit, Geschmeidigkeit u. Anmuth der Bewegungen. Fanny heirathete 1834 den Dr. Veron, Intendanten der Ital. Oper in Paris, u. trat 1851 zuletzt in Wien auf. Therese vermählte sich 1850 mit dem Prinzen Adalbert von Preußen in morganatischer Ehe; sie erhielt den Titel einer Freifrau von Barnim.

Elster (Alaster, Häfster, Pica caudata), ein Rabenvogel mit langem Keilschwanz, von Farbe schwarz mit metallischem Schimmer, an Bauch u. Schultern weiß. Sie baut überdachte Nester, zeigt sich als Vertilgerin von Insekten, auch von Mäusen nützlich, schadet aber den Obstbäumen u. zerstört die Bruten kleiner Vögel, wie auch ihre Vorliebe für glänzende Gegenstände sie zur Diebin macht.

Elster, Name zweier deutscher Flüsse. 1) Die **Schwarze E.**, Nebenfluß der Elbe, entspringt in der sächs. Oberlausitz am Sibyllenstein südl. von der Stadt Elstra, fließt in nördl. Richtung Preußen zu, wendet sich dann nach N.-W. u. mündet zwischen Wittenberg u. Torgau nach einem Laufe von 25 M. Ihr strömen Röder u. Pulsnitz zu. Auf ihrem Unterlaufe hat die Schw. E. ein außerordentlich geringes Gefälle, eine Menge todter Arme u. einen sehr gewundenen Lauf durch sandiges, zuweilen bruchiges Land. —

2) Die **Weiße E.**, Nebenfluß der Saale, entspringt im bayrischen Voigtlande, am Kapellenberge, durchfließt in einem engen, anmuthigen Thale das sächs. Vogtland, wo Dorf u. Bad Elster, Adorf u. Plauen an ihr liegen, durchfließt Reuß älterer Linie (Greiz), Sachsen Weimar, Reuß jüngerer Linie (Gera), ein Stück preuß. Gebiet (Zeitz) u. tritt dann wieder in Sachsen ein. Ihre bis dahin beibehaltene Richtung von S. nach N. verläßt die Elster bei Leipzig, um sich westl. der Saale zuzuwenden, in welche sie nach einem Laufe von 28 M. oberhalb Halle einmündet. Vor Leipzig hat sich die E. vielfach getheilt in eine Anzahl todter u. fließender Arme, von denen die Luppe der bedeutendste ist. Ihre Hauptzuflüsse sind die Weida auf dem linken u. die Pleiße auf dem rechten Ufer.

Elster, Badeort im sächs. Vogtlande, unweit der bayr. böhm. Grenze, an der Elster, mit 1171 E.; seine Salz- u. alkalisch salinischen Stahlquellen haben E. zu dem besuchtesten Bade Sachsens gemacht; das Bad selbst ist Staatseigenthum.

Eltville (spr. Etwill) od. Elfeld, Stadt in der preuß. Provinz Hessen Nassau, mit 2500 E., bedeutendem Weinbau. E. (alta villa) ist ein sehr alter Ort u. kommt schon 832 urkundlich vor. Im 13. Jahrh. residirte daselbst König Adolf von Nassau, u. im 14. u. 15. Jahrh. war es der Sitz der Kurfürsten von Mainz.

Elul, der 6. Monat des jüdischen Kalenderjahres, etwa unserem Sept. entsprechend.

Elysée, Palast im Faubourg St. Honoré zu Paris (s. d.). **Elyseïsche Felder**, s. „Champs elysées".

Elysium, nach der Homerischen Weltanschauung ein anmuthiger Aufenthaltsort für Lieblinge des Zeus, für gefallene Helden u. s. w., die dort nach ihrem Tode in ungetrübter Seligkeit fortleben. Die Gefilde des E. verlegt Homer an den Westrand der Erdscheibe, spätere Dichter schildern es als Insel. — In übertragenem Sinne bedeutet E. einen Ort des Glückes u. ungestörten Genusses, einen reizenden Aufenthalt.

Elzevier od. Elsevier, holländ. Buchhändler- u. Buchdruckerfamilie. Die erste Buchhandlung dieses Namens wurde 1587 von Ludwig **E.**, geb. 1540 zu Löwen, gest. 1617 zu Leyden, in letzterer Stadt begründet. Von dessen Söhnen, die fast sämmtlich das Gewerbe des Vaters fortsetzten, sind zu nennen: Matthys (geb. 1564, gest. 1640) u. Bonaventura **E.** (geb. 1583, gest. 1652). Diese legten in Leiden eine große Druckerei an, die sich später, bes. nach dem Hinzutritte von Abraham **E.**, dem Sohne des Matthys (geb. 1592, gest. 1652), immer mehr erweiterte u. vervollkommnete. Aus dieser Offizin gingen jene berühmten Elzevier-Ausgaben (griech. u. röm. Klassiker, des Alten Testaments in hebr. Sprache, des Neuen Testaments in griech. Sprache u. s. w.) hervor, die sich eben so sehr durch Genauigkeit u. Feinheit des Druckes, als durch zierliche Ausstattung u. handliche Form (meist in Duodez od. Sedez) auszeichneten (Abb. Nr. 1801). Die Nachkommen der Genannten führten das Geschäft fort, das jedoch zu Anfang des 18. Jahrh. infolge lässiger Leitung in Verfall gerieth. — Eine andere große Druckerei, deren Leistungen gleichfalls zu den hervorragendsten ihrer Zeit gehören, wurde 1638 von Ludwig **E.**, einem Enkel des ersterwähnten Ludwig E. (geb. 1604, gest. 1670) zu Amsterdam gegründet. Diese ging jedoch bereits 1681 durch Kauf in andere Hände über. Die Elzevier-Ausgaben gehören zu den seltensten Druckwerken; manche von ihnen sind nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden u. werden von den Büchersammlern zu hohen Preisen gesucht.

Elzheimer, Adam, deutscher Landschafts- u. Historienmaler, geb. 1574 zu Frankfurt a. M., bildete sich erst in seiner Vaterstadt, später in Rom. Seine bald der bibl. Geschichte, bald der Mythologie entnommenen Bilder sind realistisch aufgefaßt, im Kolorit sehr verschieden, aber stets mit fast allzu großer Genauigkeit ausgeführt. Im Allgemeinen gelungener sind seine Landschaften, in denen durchweg ein poetisches Gefühl herrscht, aber ebenfalls eine so detaillirte Ausführung, daß die darauf verwendete Zeit in keinem Verhältniß zu dem dafür verlangten Preise stand. Er gerieth dadurch in Geldnoth u. starb im Schuldgefängniß (1620 zu Rom). Die besten seiner nicht sehr zahlreichen, in fast allen öffentlichen Galerien zerstreuten Bilder sind wol im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.

e. m., Abk. für ejusdem mensis (lat.), d. h. desselben Monats.

Email (spr. Emallj), Schmelz, bezeichnet eine geschmolzene, glasartige Masse, die als Ueberzug andern feuerbeständigen Stoffen, nam. Metallen, aufgebrannt wird, sowol um diese vor der Einwirkung chemischer Angriffe dadurch zu schützen, als auch um ihre Oberfläche zu verzieren; denn durch Metalloxyde läßt sich das E. in allen Tonen färben. Dann aber nennt man E. auch solche Ueberzugsmassen, welche, ohne daß dieselben geschmolzen zu sein brauchen, in ihrem Ansehen große Aehnlichkeit mit Glasflüssen haben, z. B. das E. der Zähne. — Je nach dem Zwecke, dem das E. dienen soll, ist seine Zusammensetzung eine verschiedene; während bei dem E. für die Auskleidung eiserner Geschirre z. B. die Widerstandsfähigkeit gegen rasche Temperaturwechsel, gegen Säuren, Alkalien u. die Abwesenheit aller aus dem E. etwa auflöslichen gesundheitsgefährlichen Stoffe in erster Reihe zu erfüllende Bedingungen sind, wird das E. für Uhrzifferblätter od. für Bijouteriewaaren ohne Rücksicht auf diese Forderungen sich zusammensetzen lassen. Das ein leichtschmelzbares, sehr glänzendes u. stark lichtbrechendes Glas bewirkende Bleioxyd läßt sich z. B. für die letztere Art der E., nicht aber für die erstere als Zusatz verwenden. Die E.-Masse wird also als ein Glas aus ihren Bestandtheilen (Quarzpulver, Feldspath, Kali, Soda, Salpeter, Bleiglätte u. s. w.) zusammengeschmolzen, darauf gepulvert u. geschlämmt u., in diesem fein zertheilten Zustande mit Wasser angerieben, auf die zu emaillirenden Gegenstände mit dem Pinsel aufgetragen u. in einer Muffel eingeschmolzen. Soll das E. gefärbt od. Emailmalerei ausgeführt

Nr. 2589. Die Elster (Pica caudata).

werden, so wird die weiße Masse vorher mit den entsprechenden färbenden Metalloxyden zusammengerieben. Als Kunstmaterial spielt das E. eine große Rolle. Von den gewöhnlichen, auf Metall aufgetragenen Emails unterscheidet man drei Arten. 1. die inkrustirten, wobei die Zwischenräume der auf einer Metallfläche gezogenen u. hervorragenden Umrisse musivartig eingelassen werden; sie scheinen die einzige Art zu sein, welche das Alterthum u. das Mittelalter bis zum Schluß des 13. Jahrh. in Anwendung brachte; 2. die Reliefemails, bei denen die auf der Fläche erhaben angebrachten Figuren u. Ornamente mit durchscheinenden Emailfarben kolorirt werden; von italienischen Künstlern am Schluß des 13. Jahrh. zuerst angewandt; 3. die Emailgemälde od. Maleremails, bei denen die Metallfläche nur als Grund für die Emailfarben dient, die wie bei anderen Gemälden mit dem Pinsel aufgetragen werden, erfunden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu Limoges in Frankreich u. dort vorzugsweise betrieben. Die inkrustirten E., welche die eigentliche Blüte dieses Kunstzweiges bildeten, wurden auf zweierlei Weise erzeugt: entweder wird die Zeichnung des Gegenstandes aus Metallstreifen gebildet, welche auf dem Metallgrund befestigt werden (daher fr. émail cloisonné genannt), wobei die Zwischenräume od. Zellen (daher auch Zellenemail genannt) mit E. eingelassen werden, ein Verfahren, das schon früh in Byzanz betrieben wurde u. von da im 9. Jahrh. nach Italien gelangte; oder in der Metallplatte werden mit dem Stichel Vertiefungen (daher auch Grubenemail genannt) für das E. gebildet, während die Umrisse der Zeichnung aus dem Metallgrunde hervorstehend gelassen werden (franz. émail champlevé). Keine Stadt ist durch ihre Emailthätigkeit bekannter als Limoges in Frankreich, wo rheinische Künstler, berufen durch den Abt Suger von St. Denis um die Mitte des 12. Jahrh., eine Schule gründeten, deren Arbeiten, schlechtweg opus Limoviecense genannt, bis ins 14. Jahrh. hinein fast nur inkrustirte Emails waren. Da verdrängte die aus Italien stammende Anwendung durchscheinender Emails auf Reliefciseluren allmählig die inkrustirten Arbeiten, bis im 15. Jahrh. auch dort in Limoges die Emailmalerei zur alleinigen Herrschaft gelangte und diese Herrschaft das 16. Jahrh. hindurch behauptete.

Nr. 25[illegible]. Byzantinisches Reliquiarium in émail cl[illegible] aus dem 13. Jahrh.

Emanation, von dem lat. Zeitwort emanare, d. i. ausfließen, herforfließen, bedeutet demnach eigentlich Ausfluß. So sind nach der Lehre der sog. Gnostiker die verschiedenen Götterreihen durch Emanation der späteren aus den früheren entstanden. In der Religionsphilosophie versteht man unter E. die Lehre der Pantheisten von dem Hervorgehen der sinnlichen Welt aus dem göttlichen (geistigen) Urgrund. — In der Physik endlich bezeichnet man als E.-Theorie od. Emissionstheorie die veraltete Lehre von der Natur des Lichts, wonach dasselbe aus feinen Körperchen besteht, die aus dem strahlenden Körper herausschießen (emaniren) u. in unserm Auge die Empfindung des Sehens hervorbringen (s. „Emissionstheorie").

Emanuel I., genannt der Glückliche, König von Portugal, geb. 3. Mai 1469, folgte 1495 seinem Oheim u. Schwager Johann II. in der Regierung nach, setzte dessen Bestrebungen für Erweiterung der portugiesischen Macht mit Erfolg fort, verband aber mit der Thatkraft u. Unternehmungslust seines Vorgängers einen milden u. wohlwollenden Sinn u. war sorgfältig auf Hebung der inneren Zustände, nam. des Unterrichtswesens u. der Rechtspflege, bedacht. Seine Regierung wurde epochemachend durch eine Reihe kühner Entdeckungsfahrten, die, von ihm selbst angeregt, gefördert u. in großartiger Weise ausgebeutet, Portugal zu einer See- u. Handelsmacht ersten Ranges erhoben. Unter ihm fand Vasco da Gama den Seeweg nach Ostindien, entdeckte Cabral Brasilien, stellten Almeida u. Albuquerque durch glänzende Thaten die portug. Herrschaft in Ostindien fest. Hierzu kam ein reger Verkehr mit Aethiopien (Abessinien), mit Persien, China u. anderen großen Reichen des Orients. Die Schätze der theils durch glückliche Kriege, theils durch geschickte Unterhandlungen neu erschlossenen Länder strömten nach Portugal, das zum Hauptstapelplatze für den überseeischen Handel wurde. Mit Ausnahme der Kriege mit den Mauren in Afrika, die E. als eifriger Anhänger des christlichen Glaubens beharrlich fortsetzte, die aber in der Hauptsache erfolglos verliefen, hat dieser König kaum Etwas in Angriff genommen, das ihm nicht geglückt u. sein Land nicht gefördert hätte, so daß seine Regierung mit Recht das goldene Zeitalter der portug. Geschichte genannt worden ist. Er starb 13. Dez. 1521. Ihm folgte Johann III., sein Sohn zweiter Ehe (mit Maria von Castilien).

Emanzipation (emancipatio) hieß bei den Römern der gerichtliche Akt, durch welchen ein Kind aus der väterlichen Gewalt entlassen wurde, um fortan sein eigener Herr (sui juris) zu werden. In übertragenem u. erweitertem Sinne bedeutet daher das Wort so viel als Entlassung aus einem Zustande der Unmündigkeit u. Unfreiheit. In kirchenpolitischer Beziehung hat man nam. von einer E. der Juden, d. h. Aufhebung der rechtlichen u. politischen Beschränkungen, denen die Juden wegen ihres Glaubensbekenntnisses in christlichen Ländern ausgesetzt waren u. zum Theil noch sind, u. in ähnlichem Sinne von einer E. der Katholiken in protestant. Ländern gesprochen (letzteres bes. in Großbritannien, wo den Katholiken erst seit 1829 der Zutritt zum Parlament u. zu den Staatsämtern geöffnet ist). In dieser Art von E. war Nordamerika den meisten europäischen Staaten rühmlich vorangegangen; dagegen war dort die Sklaven-E., d. h. die Zuerkennung der Menschenrechte an die schwarze Rasse u. deren rechtliche Gleichstellung mit den Weißen, lange Zeit ein Gegenstand der heftigsten Kämpfe u. konnte erst infolge des großen Bürgerkrieges von 1861—65 durchgeführt werden. — Die in neuester Zeit immer weiter um sich greifende Bewegung für E. der Frauen kann nur insofern als berechtigt angesehen werden, als damit die Aufhebung lästiger Beschränkungen, deren die Frauen bisher in gesetzlicher od. volkswirthschaftlicher Beziehung unterworfen waren, die Verbesserung des weiblichen Unterrichts u. die Hebung der weiblichen Erwerbsfähigkeit erzielt werden soll; mit diesen Bemühungen hat sich jedoch vielfach ein Streben nach politischer Gleichstellung der Frauen mit den Männern (in Bezug auf Stimmrecht, öffentliche Aemter u. s. w.) vermischt, das zu verwerfen ist, da durch ein so vollständiges Heraustreten des weiblichen Geschlechts aus der ihm von Religion, Natur u. Sitte gezogenen Schranke die Familie unterwühlt u. Staat u. Gesellschaft in gefährliche Krisen gestürzt werden würden (s. „Frauenfrage"). — Noch verwerflicher ist das Streben nach E. des Fleisches, d. h. nach Befreiung der sinnlichen Begierden von den Schranken u. Rücksichten, welche Religion, Moral u. Gesetz ihnen auferlegt. Dieses Streben fand nam. in Frankreich viel Boden, wo die E. d. Fl. (Aufhebung der Ehe u. Familie, Weibergemeinschaft) als Seitenstück zur Gütergemeinschaft eine Hauptforderung gewisser sozialistischer Parteien bildete. In Deutschland hat sie sich fast nur in der Literatur Eingang zu verschaffen gewußt (s. „Junges Deutschland").

Emballage (franz., spr. Angballasch'), das zur Einpackung u. Umhüllung der zu versendenden Waaren bestimmte Material, für welches, bes. wenn dazu hölzerne Gefäße u. Kisten u. dgl. verwendet werden, in kaufmännischen Rechnungen ein bes. Posten aufgeführt zu werden pflegt.

Embargo (span.), Beschlagnahme eines Schiffes u. dessen Ladung im Hafen, entweder vor dem Auslaufen desselben, od. gleich nach dessen Einlaufen. Dies geschieht von Seiten des Staats Schiffen fremder Nationen gegenüber nam. beim Ausbruche eines Krieges, um sich während desselben der Schiffe zum Transport von Kriegsmaterial bedienen zu können, sowie auch um das Bekanntwerden von Nachrichten über den Stand der Rüstungen zu verhüten u. bei etwaigen Verlusten im Kriege Entschädigungsobjekte in Händen zu haben. Infolge des Pariser Traktats vom 30. März 1856 ist für die Mächte, die sich diesem Traktat angeschlossen haben, das E. auf neutrale Schiffe nicht mehr gestattet.

embarquiren (franz., spr. angbarkiren), ein Schiff mit Waaren beladen, befrachten.

Embarras (franz., spr. Angbarrah), Verwirrung, Gedränge, Verlegenheit; embarras de richesse (spr. rischeß'), Verlegenheit wegen zu großer Auswahl; embarassiren, verwirren, in Verlegenheit setzen.

v. d. Embde, August, deutscher Maler, geb. 1780 zu Kassel als Sohn eines Tischlers, war Anfangs gezwungen, des Vaters Handwerk zu ergreifen, bis die in den Mußestunden von ihm gemalten Bilder durch Zufall zum Vorschein kamen u. zur Folge hatten, daß der Vater ihm den Besuch der dortigen Kunstakademie gestattete. Dann zog er in die Welt hinaus u. verdiente sich durch Porträtiren in kleineren Städten die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien auf den Akademien in Dresden, Düsseldorf, München u. Wien; 1814 ließ er sich dauernd in seiner Vaterstadt nieder u. ergab sich vorzugsweise dem Porträt u. dem Genre. Seine Darstellungen, die meist aus dem hessischen Volksleben geschöpft sind, zeichnen sich eben so sehr durch Tiefe des Gemüths als durch poetische Fülle u. Mannichfaltigkeit aus. v. d. E. starb hochbejahrt zu Kassel 1862.

embelliren (franz., spr. angbelliren), verschönern, verzieren.

Emblem (griech.), d. h. eine eingelegte Arbeit, heißt in der jetzt allgemein üblichen Bedeutung des Wortes die sinnbildliche Verzierung eines Gegenstandes, welche den Zweck u. die Bedeutung desselben ausdrücken soll, z. B. eines Gebäudes. Diese sinnbildlichen Verzierungen sind in der Regel leblose Gegenstände, Pflanzen u. dgl.

Embonpoint (franz., spr. Angbongpoäng), Wohlbeleibtheit.

Embrassiren (franz., spr. angbrassiren), umarmen; militärisch: zwischen zwei Feuer bringen.

Embryo (griech.), das noch im Ei befindliche, unentwickelte Thier.

Embryologie, Entwicklungsgeschichte (s. d.), die Lehre von der Herausbildung des Thieres.

Embryonalorgane, dem Organismus nur für die Zeit seiner Entwicklung gegebene, später wieder schwindende Organe, z. B. bei Würmern, bei Mollusken.

Emden, bedeutendste See- u. Handelsstadt der preuß. Provinz Hannover (Landdrostei Aurich) mit 12,588 E. (1871) liegt unweit des Dollart u. ist mit der Emsmündung durch einen 1847 erbauten Kanal verbunden. E. macht mit der Menge von Kanälen, welche die Stadt durchschneiden u. von vielen Brücken überspannt werden, mit seinen zum größten Theil friesischen Bewohnern, der Bauart seiner Häuser u. dem regen Schiffsverkehr fast den Eindruck einer holl. Stadt. Früher bespülte die Ems unmittelbar die Mauren von E., durch Anschwemmungen ist jedoch jetzt die Stadt vom Dollart getrennt worden; in denselben fließt das Delft, welches sich in zwei Arme theilt u. die Binnenhäfen Rathsdelft u. Falderndelft bildet; E. hat großen Schiffsverkehr mit den nordischen Ländern, sowie durch Dampferlinien mit England u. Holland; es führt nam. heimische Produkte aus; auch seine gewerbliche Thätigkeit (in Schiffsbau, Gerberei, Brauerei, Branntweinbrennerei u. s. w.) ist nicht unbedeutend.

Emendation (lat.), Verbesserung, Berichtigung (nam. in einer Schrift); Emendator, Verbesserer; emendiren, verbessern.

Emeraldin, s. v. w. Anilingrün (s. d.).

Emeritus (lat.), ein Ausgedienter, ursprünglich bei den Römern von ausgedienten Soldaten gebraucht, wurde später auch auf bürgerliche Beamte ausgedehnt, die Alters halber mit Beibehaltung ihres ganzen od. theilweisen Gehaltes in Ruhestand versetzt werden. Vorzugsweise wird der Ausdruck von in Ruhestand versetzten Geistlichen gebraucht.

Emerson (spr. Emmers'n), Ralph Waldo, amerik. Philosoph, geb. 25. Mai 1803 zu Boston, studirte in seiner Vaterstadt u. bekleidete daselbst längere Zeit die Stelle eines Predigers bei einer Unitariergemeinde. Diese legte er jedoch, infolge seiner Ansichten über das Abendmahl, die von den in seiner Kirche herkömmlichen Grundsätzen abwichen, im J. 1834 nieder. Von einer Reise durch Europa zurückgekehrt, zog er sich nach Concord im Staate Massachusetts zurück, um sich fortan tief gehenden philosophischen Studien zu widmen, deren Ergebnisse er Anfangs in Vorlesungen vor engeren Kreisen, später in Schriften darlegte, die theils jene Vorträge, theils andere philosophische Arbeiten, Essays u. s. w. enthalten. Von diesen Schriften, in denen sich ein an den Engländer Carlyle (s. d.) erinnernder, bis zur äußersten Schärfe ausgeprägter Individualismus ausspricht, u. die sich weniger durch streng logischen Gedankengang u. systematischen Aufbau, als vielmehr durch geistvolle Einzelbetrachtungen, originelle Bemerkungen u. anspruchslose Knappheit in der Form auszeichnen, nennen wir als die bedeutendsten: „Nature" (Boston 1836), „Lectures on New-England reformers" (Bost. 1844), „Representative men" (Lond. 1849), „English traits" (Bost. 1856), „Orations, lectures and essays" (Lond. 1866). Auch als Dichter hat sich E. mit Glück versucht; in seinen „Poems" (Bost. 1847) paart sich die scharfe Beobachtungsgabe, die er in seinen philosophischen Schriften bekundet, mit einer sehr regen dichterischen Phantasie.

Emeute (franz., spr. Emöht'), Meuterei, Aufruhr.

Emgalo, s. „Larvenschwein".

Emigranten (lat.), Auswanderer, heißen Diejenigen, die in politischen od. religiösen Kreisen ihr Vaterland verlassen, um den Verfolgungen, die sie von Seiten der zur Herrschaft gelangten Partei zu erdulden od. zu befürchten haben, aus dem Wege zu gehen. Insbes. nannte man so die Franzosen, die zur Zeit der großen Revolution, den königlichen Prinzen folgend, aus Frankreich auswanderten u. in den Nachbarländern, in Belgien, Holland, in der Schweiz u. nam. in Deutschland Schutz suchten. Diese Emigration setzte sich aus einem großen Theile des Adels u. der Geistlichkeit u. aus sonstigen Kreisen zusammen, die sich durch die neue Ordnung ihrer Vorrechte beraubt u. mit Verfolgungen bedroht sahen. Dieses „auswärtige Frankreich" hatte seinen Mittelpunkt in Koblenz, wo eine förmliche Hofhaltung u. eine Regierung eingerichtet war, die mit den der Revolution abgeneigten Höfen unterhandelte u. ein der Leitung des Prinzen Condé unterstelltes Emigrantenheer unterhielt, das sich an den Kriegen gegen die franz. Republik betheiligte. Diese schritt aufs Strengste gegen die E. ein, sprach deren Verbannung aus u. konfiszirte ihre Güter. Die von Bonaparte nach dessen Konsulatsantritt ausgesprochene allgemeine Amnestie führte einen großen Theil der E. nach Frankreich zurück; viele kehrten jedoch erst nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen heim. Für die Konfiskation ihrer Güter wurden die E. erst viel später, infolge eines Gesetzes vom 27. April 1825, entschädigt. Vgl. St. Gervais „Histoire des émigrés français" (3 Bde., Par. 1823); Montrol, „Histoire de l'émigration" (2. Aufl. Par. 1825). — Man spricht ferner auch von einer poln., deutschen, ital., ungar. Emigration, die sich infolge der Bewegungen von 1831 u. 1848—50 bildete u. in Paris, London, Genf, Brüssel u. s. w. ihren Sitz nahm.

Emilia, ital. Landschaft, die im N. an die Lombardei u. Venetien, im W. an die Lombardei, im S. an Toskana u. die Marken, im O. an das Adriat. Meer grenzt u. ihren Namen bereits in alter Zeit von der großen Römerstraße Via Aemilia erhielt, welche direkt von Placentia (Piacenza, dem nordwestlichsten Punkte der Landschaft) nach Ariminium (Rimini, dem südöstlichsten Punkte) führte. An diese vom Konsul Marcus Aemilius Lepidus 187 v. Chr. angelegte Straße lehnen sich noch heute die großen Verkehrslinien zwischen den beiden genannten Punkten (Straße u. Eisenbahn) an. Die E., eine der fruchtbarsten u. am stärksten bevölkerten Landschaften der ital. Halbinsel (sie zählte 1871 auf 404,76 □M. 2,273,812 E.), umfaßt die infolge der Kämpfe von 1859 mit Sardinien (dem späteren Königreiche Italien) vereinigten ehemaligen Herzogthümer Modena (mit Reggio u. Massacarara) u. Parma (mit Piacenza), sowie die ehemaligen Provinzen des Kirchenstaates Bologna, Forli, Ravenna u. Ferrara u. wird nach den genannten Gebieten in 9 Provinzen eingetheilt. Obwol nicht überall gleich rationell angebaut, liefert die E. doch eine Fülle landwirthschaftlicher Erzeugnisse (nam. Weizen, Mais, Reis, Obst, Wein u. Oliven); die Viehzucht gedeiht, nam. im Modenesischen u. Parmesanischen, vortrefflich. Weniger fällt die gewerbliche Betriebsamkeit ins Gewicht; am erfolgreichsten wird die Seidenindustrie gepflegt. (Ueber die einzelnen Provinzen s. das Nähere unter den betr. Stichwörtern.)

Emineh-Dagh, s. „Balkan".

eminent (vom lat. eminēre, hervorragen, hervorstechen), hervorragend, erhaben, vorzüglich, ausgezeichnet. Daher **Eminenz,** eine Hervorragung, Erhöhung (z. B. eines Knochens), Erhabenheit. Uebertragen war E. ein Ehrentitel, den seit dem 7. Jahrh. die Bischöfe führten. Diese Letzteren erhielten jedoch das Prädikat Reverenz, u. E. ging im 17. Jahrh. auf die Kardinäle, die geistlichen Kurfürsten u. auf den Großmeister des Johanniterordens über.

Emir (arab.), Gebieter, Befehlshaber, ist in mohammedan. Ländern der Titel für unabhängige Stammhäuptlinge, bisweilen auch für Statthalter größerer Provinzen, ferner für alle wirklichen od. angeblichen Nachkommen Mohammed's. In der Türkei ist E. der Titel mehrerer hohen Würdenträger, z. B. E.-Ahor, Oberstallmeister, E.-Alem, Reichsfahnenträger, E.-Bazar, Aufseher über die Märkte, E.-Hadschi, Anführer der Pilger auf der Wallfahrt nach Mekka u. s. w. Die Khalifen führten den Titel E.-al-Mumenin, d. h. Beherrscher der Gläubigen; ihr erster Minister hieß E.-al-Omra, d. h. Beherrscher der Beherrscher — ein Titel, den auch heute noch manche orient. Machthaber und Statthalter größerer Provinzen in der Türkei führen.

Emissar (lat.), Sendling, Sendbote, nam. ein solcher, der von einer Regierung od. von einer Partei ausgesandt wird, um für deren Zwecke zu wirken, theils durch Erkundung u. Uebermittelung von Nachrichten, theils durch geheime Agitation.

Emission (lat.), Aussendung, Ausgabe, nam. von Werthpapieren (Papiergeld, Aktien, Obligationen u. s. w.). In neuerer Zeit hat sich vielfach

der Mißbrauch eingeschlichen, daß Gesellschaften, nam. Banken, neue Aktien ausgeben (emittiren), während die alten noch nicht voll eingezahlt sind, um durch geforderte Volleinzahlung den Kurs der letzteren nicht zu drücken, u. andrerseits auch durch Vergrößerung des Kapitalfonds ihre Mittel zu vermehren. Die Operationen, welche vielfach bei neuen Emissionen angewendet werden, um denselben zu einem hohen Kurse Abnehmer zu verschaffen, gehören in das Bereich der Agiotagemanipulationen.

Emissions- od. Emanationstheorie, eine Theorie zur Erklärung des Wesens des Lichtes, nach welcher letzteres eine Materie ist, die von dem leuchtenden Körper nach allen Seiten ausgeschleudert wird und mit einer großen Geschwindigkeit (42,000 Meilen in jeder Sekunde) sich fortbewegt. Die Bewegung jedes einzelnen Lichttheiles geht im leeren Raume sowol als auch in einem gleichartigen Mittel stets nach geraden Linien vor sich, die man Lichtstrahlen nennt. Wegen der großen Geschwindigkeit der Lichttheilchen in Verbindung mit der Fortdauer, welche der Lichteindruck in unserem Auge hat, können diese einzelnen Lichttheilchen eines Strahles durch sehr große Zwischenräume (von vielleicht Hunderten von Meilen) von einander getrennt sein. Diese Theorie wurde in ihren Hauptzügen zuerst von Newton aufgestellt. Gestützt auf diese Autorität, erhielt sich die E. trotz ihrer Unzulänglichkeit bis in die neueste Zeit, der es vorbehalten war, sie völlig zu Falle zu bringen. Zwar waren die Erscheinungen der Reflexion leicht nach dieser Theorie zu erklären, ebenso die der Brechung. Allein schon die von Hooke zuerst bemerkten Farben der dünnen Plättchen machten die Beifügung einer neuen Hypothese nothwendig; denn diese Farben konnten nur durch bes. „Anwandlungen" des Lichtes erklärt werden. Im Laufe der Zeit stellten sich aber immer mehr Lücken u. Widersprüche heraus, die immer wieder durch neue Zusätze u. Nothbehelfe verdeckt werden mußten, bis man sich endlich genöthigt sah, die künstlich zusammengesetzte Theorie zu Gunsten der Vibrationstheorie (s. d.) völlig aufzugeben.

Emmenthal, ein großes schönes Thal im schweiz. Kanton Bern, benannt nach der dasselbe durchströmenden, am Brienzer Grat entspringenden Emme od. Emmat. Es erstreckt sich vom Berge Hohgant bis nahe bei Burgdorf, ist stark bevölkert u. sorgfältig angebaut u. hat einschl. der das Hauptthal durchschneidenden Nebenthäler etwa 26,000 E., die Landbau, Viehzucht u. die Bereitung des bekannten E.er Käse betreiben.

Emolumente (lat.), Erträge, Amtseinkünfte; auch Nebeneinkünfte, Nebenvortheile, Amtsvortheile.

Empedókles, griech. Philosoph, aus Agrigent in Sizilien, der um 440 v. Chr. lebte u. bei seinen Landsleuten auch als Staatsmann, Redner u. Arzt in hoher Achtung stand. Sein System, das er in seinem nur noch in Bruchstücken erhaltenen Lehrgedichte von der Natur niederlegte, ist als eine Mischung u. Fortbildung von Lehren der eleatischen Schule (s. d.) u. des Heraklit (s. d.) zu betrachten. Als die ewige Grundlage alles Seienden, als unvergängliches Sein, nahm er vier Urstoffe an: Feuer, Wasser, Luft u. Erde (die bekannten vier Elemente — s. d. — denen wir bei ihm zuerst begegnen), aus deren mannichfaltiger Verbindung, Trennung u. Wiederverbindung er die Fülle der Erscheinungen hervorgeben ließ. Diesen Verbindungs- u. Trennungsprozeß führte er auf zwei bewegende Kräfte, die einigende Freundschaft u. den sondernden Streit, zurück. Der Gegensatz zwischen Kraft und Stoff tritt bei E. zuerst mit Schärfe hervor; das Prinzip des unveränderlichen Seins, das er in die vier Grundstoffe verlegte, entlehnte er von den Eleaten; das der bewegenden, stets verändernden Kraft von Heraklit. Eine gute Ausgabe der Fragmente seines Lehrgedichts veranstaltete Stein (Bonn 1852).

Empĕtrum nigrum *L.*, Affen-, Rausch- u. Krähenbeere, Beerhaide, Typus einer eigenen kleinen Pflanzenfamilie, der **Empetreen,** einheimisch auf unseren norddeutschen Heiden, wo dieselben Moorgrund tragen; sonst auch auf den Mooren unserer höheren Gebirge, z. B. des Brockens (Brockenmyrthe des Brockenstraußes), des Thüringerwaldes, der Rhön, des Schwarzwaldes, der Vogesen, des Riesengebirges u. der Alpen; am ausgebreitetsten im hohen Norden Europa's u. Asiens, sowie in Grönland. Der heideartige Strauch bildet auch ein heideähnliches Gestrüpp, welches schwarze, wachholderartige Beeren hervorbringt, die von den Polarmenschen aber, nam. den Grönländern, häufig als antiskorbutische und diuretische Nahrungsmittel genossen, von den Letzteren überdies ihrer Säure wegen zur Bereitung eines weingeistigen Getränkes verwendet werden. In Kamtschatka benutzt man sie zum Färben schlechter Zobel- u. Biberfelle, indem sie mit Alaun eine braune, dunkelrothe, od. violette Färbung hervorbringen. An der Küste von Portugal wächst eine Verwandte mit weißen Beeren (E. album *L.*), an der Magelhaens-Straße u. auf den Falklandinseln eine dritte mit rothen Beeren (E. rubrum *L.*), deren Früchte die Patagonier ebenfalls genießen.

Empfindungen nennen wir diejenigen Veränderungen, welche durch Erregungen, die von den Empfindungsnerven (sensiblen Nerven) centripetal zu den Centralorganen des Nervensystems geleitet worden sind, im Bewußtsein hervorgebracht werden. Die jene Erregungen hervorrufenden u. so zu Ursachen der E. werdenden Reize sind sehr verschiedener Art (s. „Nerven"). Man unterscheidet „äußere" od. „Sinnese.", die zum Wahrnehmen der Außenwelt dienen u. der Seele das sind, was dem Leibe die Aufnahme der Nahrung; u. „innere" E. („Gemeingefühl"), die sich blos auf Zustände des eigenen Körpers beziehen. Die Sinnese. sind solche Veränderungen, welche durch Erregungen in den Sinnesorganen (s. d.) u. in den Sinnesnerven im Bewußtsein hervorgebracht werden. Zusammengehörige Sinnesempfindungen, geordnet u. auf Objekte bezogen, auf eine Ursache, die außerhalb des Bewußtseins liegt, führen zur Wahrnehmung u. Vorstellung u. lassen den eigenen Leib von den äußeren Gegenständen u. die letzteren von einander unterscheiden. Psychologisch unterscheidet man objektive E. (od. E. im engeren Sinne) u. subjektive E. (od. „Gefühle"), während der Physiolog die E. nach den Sinnesorganen sondert. Beide Eintheilungsweisen fallen nicht mit einander zusammen; es können in einem u. demselben Sinnesorgan die Eindrücke bald als objektive E., bald als Gefühle empfunden werden. Alle starken Eindrücke pflegen sich als Schmerze. zu äußern u. s. w. Vorzugsweise subjektiver Art u. demnach als Gefühle zu bezeichnen sind die Bewegungs-E., welche die Bewegungen der willkürlichen Muskeln begleiten u. aus denen theils die Kraft, theils der Umfang der Bewegung zu ermessen ist; ferner die E. in inneren Organen (Schleimhäuten u. s. w.), die meist nur beachtet werden, wenn sie bis zum Schmerze sich steigern (Organe. od. Organgefühle). Das von Joh. Müller noch dem Tastsinn beigeordnete Gemeingefühl (Lebensgefühl, Lebensempfindung) resultirt aus einer Menge von Einzelgefühlen, die theils in Sinnesorganen, theils in anderen mit Empfindungsnerven versorgten Organen ihren Sitz haben können. Wie schon Linné aussprach, unterscheidet Empfindung das Thier von der Pflanze, u. sie wird um so entwickelter sein, je ausgebildeter das Nervensystem ist, das nur den allerniedersten Thieren (Protozoen) ganz abgeht. — Bei Pflanzen spricht man nur figürlich vom Empfinden, wenn Bewegungserscheinungen als direkte Folge von Reizen eintreten (s. „Sinnpflanze"). — In rein geistigem Sinne bedeutet E. eine gemüthliche Erregung, die Gefühlsstimmung, die durch empfangene Eindrücke hervorgerufen wird. — Organismen od. Körpertheile, die bes. leicht u. stark von Reizen berührt werden, heißen **empfindlich** — ein Ausdruck, der auch auf leblose Gegenstände, auf Instrumente, wie Wagen u. dergl., übertragen worden ist, ganz bes. häufig aber in geistiger Beziehung gebraucht wird u. dann so viel bedeutet als: für Eindrücke empfänglich, leicht davon ergriffen, reizbar. — **Empfindlichkeit,** d. h. eine höhere Reizbarkeit des Gemüths in Dingen der Moral, der Ehre, des Anstandes u. des guten Geschmacks, ist lobenswerth, wenn sie aus einem bes. gesteigerten u. geläuterten sittlichen od. ästhetischen Bewußtsein hervorgeht u. mit Maß u. Besonnenheit gepaart ist; sie tritt jedoch nur zu häufig in einseitiger u. kleinlicher Form auf. Menschen, die sich in gedrückter Lebensstellung befinden od. trübe Erfahrungen gemacht haben, sind im Punkte der Ehre oft von einer überspannten u. krankhaften E. — **Empfindsam** heißt, wer zu lebhaften Empfindungen neigt, für gemüthliche Erregungen empfänglich ist; diese Empfänglichkeit selbst heißt Empfindsamkeit. Eine übertriebene u. kleinliche, mehr mit ihrem Gegenstande spielende, als ihn ernsthaft erfassende Empfindsamkeit nennen wir Empfindelei.

Empfindungslosigkeit, s. „Anästhesie".

Emphysem (von ἐν u. φυσάω, ich blase) bezeichnet die unregelmäßige Füllung eines Körpertheiles mit Luft. So ist E. der Haut die Anfüllung einer Partie der Haut mit Luft, E. der Lunge ein übermäßiger Luftgehalt der Lunge u. s. w., letzteres auch schlechthin E. genannt. In diesem Zustande hält die Lunge einen Theil der eingeathmeten Luft beim Ausathmen zurück. Da der Athmungsprozeß auf einer regelmäßigen taktförmigen Füllung u. Entleerung der Luft beruht, so kann durch unvollständige Entleerung bei jedem Athemzuge nicht genug frischer Sauerstoff eingeholt werden; es macht sich Athemnoth (Asthma) geltend. Das E. der Lunge ist sowol Ursache als auch Folge eines Schwundes der elastischen Fasern der Lungenzellen, die sich nicht genügend zusammenziehen können, um blasebalgartig sich ihres Inhaltes zu entledigen; die Lungenkapazität ist vermindert. Meist ist E. der ganzen Lunge eine Folge der allgemeinen Ernährungsstörung, z. B. bei alten Leuten (E. senile), od. es ist eine Folge eines anhaltenden Hustens, wobei immer Luft verschluckt wird u. dadurch eine übermäßige Dehnung, schließlich Blutung der Lungenbläschen, hervorgerufen wird (E. bronchiale). Oft ist es Folge des Berufes, bei Posaunisten z. B., Sängern ꝛc., welche gewöhnt sind, die Lunge sehr stark u. lange mit Luft zu füllen. Endlich kann es ein Ausgleichungszustand infolge davon sein, daß ein Theil der Lunge verdichtet wird u. die Luft sich nun auf einen andern

ungleichmäßig vertheilt, Ausgleichungs- od. kompensatorisches E. — Die Erkennung des Lungene. bietet keine Schwierigkeiten; da dieser Zustand den ganzen Brustkasten u. schließlich auch den übrigen Körper in charakteristischer Weise verändert, so erzeugt es einen faßförmigen Brustkasten, aufgetriebene Rippen, Zwischenräume ꝛc. Die Perkussion u. Auskultation lassen vollends in der Diagnose keinen Zweifel zu. Die radikale Heilung des Lungene. ist zwar da, wo ein Schwund der elastischen Fasern bereits eingetreten ist, eine Unmöglichkeit; dennoch kann eine richtige Diät viel dazu beitragen, das Uebel, resp. seine Folgezustände aufzuhalten. Selbstverständliche Bedingung ist dabei dann Vermeiden aller derjenigen Anstrengungen, die eine noch größere Expansion der Zellen veranlassen, als Schreien, Spielen auf Blasinstrumenten, scharfes Gehen u. Laufen, ferner Vermeidung aller Speisen, die verstopfend wirken ꝛc. In den höheren Stadien des E. ist das Einathmen komprimirter Luft von gutem Erfolge, ebenso die in neuester Zeit von Gerhard in Würzburg geübte methodische Kompression der Lungen durch Auflegen der Hände zur vollständigeren Ausathmung.

Empirie (griech.), Erfahrung; daher **empirisch**, erfahrungsmäßig, auf Erfahrung gegründet. **Empirische** od. **Erfahrungswissenschaften** sind solche, die sich auf Thatsachen gründen, welche durch die Erfahrung gegeben sind (wie Geschichte u. Naturkunde) u. sich in der Hauptsache darauf beschränken, diese Thatsachen gesammelt u. gesichtet an einander zu reihen u. darzustellen, im Gegensatze zu denjenigen Wissenschaften, die sich auf Prinzipien aufbauen, welche aus den Gesetzen des menschlichen Denkens hergeholt sind. Ein einseitiger Empirismus, d. h. eine einseitige Rücksichtnahme auf das Erfahrungsmäßige ohne jede Anerkennung irgend einer anderen Erkenntnißquelle, erweist sich aber in allen Wissenschaften (einschließlich der sog. empirischen) als ebenso unfruchtbar und verderblich wie die entgegengesetzte Annahme, daß man lediglich aus dem abstrakten Denken, aus Verstandes- u. Vernunftbegriffen heraus, ohne jedes Zurückgreifen auf die Erfahrung, zu wissenschaftlichen Ergebnissen gelangen könne (einseitiger Rationalismus). Diese beiden Richtungen treten, mehr oder minder scharf ausgeprägt u. in mehr od. minder heftigem Kampfe mit einander begriffen, fast in allen Wissenschaften auf, bes. aber in der Philosophie u. Theologie. In letzterer versteht man unter ordinärem Empirismus diejenige Richtung, die sich streng an den Buchstaben der religiösen Urkunden u. an das Herkommen hält u. jede Prüfung derselben, wie sie der Rationalismus (s. d.) in Anspruch nimmt, verwirft; der theoreth. Empirismus hingegen lehrt die erfahrungsmäßige Bewährung der Religionsurkunden. — Auch in der Medizin entstand im 3. Jahrh. v. Chr. eine empirische Schule (Philinos von Kos, Serapion von Alexandrien, Heraklitos von Tarent u. a.), die im Gegensatze zu der früher herrschenden einseitig rationellen od. abstrakten Richtung, eine sorgfältigere Beachtung der Erfahrung u. genaue Naturbeobachtung anstrebte, aber bald, ins andere Extrem verfallend, dahin gelangte, alle Theorie für unnütz u. die Heilkunde für eine Kunst zu erklären, die sich lediglich auf Erfahrung, Ueberlieferung u. Uebung gründe. Diese Anschauungsweise ist längst von der Wissenschaft gerichtet, erhielt sich aber in nichtwissenschaftlichen Kreisen noch lange nachher, u. auch heute noch giebt es solche medizinische Empiriker, die, ohne theoretische (anatomische, physiologische u. s. w.) Studien gemacht zu haben, nur auf ihre eigenen Eingebungen, auf ihre angebliche Erfahrung u. auf vage Ueberlieferungen gestützt, die Heilkunde ausüben.

Emplacement (franz., spr. Angplaß'mang), die Aufstellung von Geschützen im Felde u. bei Belagerungen, auch die Erdanschüttung, durch welche man denselben bei längerem Verbleiben in einer Position Deckung schafft.

Emplette (franz. spr. Angplett'), Waareneinkauf, ein durch Kauf erworbener Gegenstand.

Employé (franz., spr. Angploajeh), Beamter, Angestellter, Beauftragter.

Emporium (lat.), ein Stapelplatz, Handelsplatz, nam. Seehafen.

Emporkirchen, auch Emporen, die auf Pfeilern u. Säulen ruhenden Bühnen in den Kirchen.

empyreumatisch nennt man diejenigen flüchtigen Stoffe, welche sich beim Erhitzen organischer Körper (Thier- u. Pflanzenstoffe) der Nase durch auffallenden Geruch bemerklich machen; sie sind zum Theil schon genau chemisch untersucht, theils finden sich auch noch solche darunter, deren Natur noch nicht genau bekannt ist. Zu ersteren gehören die Brenzsäuren u. Brenzöle, das Aceton, das Anilin u. das Acroleïn (s. d. Art.).

Ems, Fluß im nordwestl. Deutschland, mit einem Stromgebiet von 245 □M. u. einem 45 M. langen Lauf; hat ihre Quelle auf der Senne, einem Theile des Teutoburgerwaldes, in einer Höhe von 108 m. über der Nordsee, fließt zuerst durch die Haide in westl. u. bis Rheine in nordwestl. Richtung durch moorige Ebenen. Von Warendorf wird die E. zum Flößen benutzt u. erreicht auf dem oberen Theile ihres Laufes eine Breite von 25—40 m., ist aber dabei so seicht, daß der Fahrt große Hindernisse im Wege stehen. Erst im Unterlauf von Rheine an wird die E. ein Strom; bei diesem Städtchen verläßt sie die letzten Vorhügel, welche die Wesergebirge nach W. senden, u. strömt nun in vielgewundenem Laufe nach N., indem ihre Gewässer durch beträchtliche Zuflüsse (Haase, Leda ꝛc.) verstärkt werden. In einer Breite von 2000 m. tritt die E. zwischen Pogum u. Borsum in den Dollart, u. in einer Breite von ¾ M. bei Lagerecken aus demselben; ihre Mündung in das offene Meer erfolgt in vier Gats, welche durch die Insel Borkum in die Osterems u. die Westerems getrennt werden. Das Wasser der E. ist auf dem Unterlaufe so salzhaltig, weiter oben so schlammig, daß die Fischerei nur geringen Ertrag liefert. Für den Handel hat die E. keine hervorragende Bedeutung; nur zwischen Meppen u. Lingen stellt ein Kanal eine gerade Wasserstraße her, während der früher benutzte Max-Clemens-Kanal jetzt zum Theil schon wieder zugeschüttet ist.

Ems, berühmter Badeort in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, mit 5458 E. (1871), liegt sehr malerisch in einem engen, von der schiffbaren Lahn durchströmten Thale, umgeben von steil ansteigenden Bergen, welche schöne Aussichtspunkte gewähren. Das eigentliche Bad E. liegt auf dem rechten Flußufer, flußabwärts Dorf E., dem Bade gegenüber auf dem linken Ufer Spieß mit einer katholischen Kirche, woran sich dann um in der letzten Zeit neugefaßte Quellen elegante Villenvorstädte anschließen. Die warmen Natronquellen haben einen unerschöpflichen Wasserreichthum u. unterscheiden sich im Wesentlichen nur durch die Temperatur (Kesselbrunnen 36°, Krähnchen 26° R.); angewendet werden sie mit großem Erfolge gegen Nervenkrankheiten, Leiden der Athmungsorgane u. der Leber, Frauenkrankheiten u. s. w.; die Zahl der Kurgäste beträgt jährlich 7 bis 8000. — Zu historischer Berühmtheit ist E. durch die Abfertigung gelangt, die 13. Juli 1870 dem franz. Gesandten Benedetti (s. d.) von dem zur Kur dort weilenden König Wilhelm (auf der Brunnenpromenade) zu Theil wurde u. den Ausbruch des Deutsch-franz. Kriegs zur Folge hatte. Die Stelle, wo dieser Vorfall stattfand, ist durch einen 1873 errichteten Denkstein bezeichnet.

Nr. 2591. Ems.

Emser, Hieronymus, bekannt als heftiger Gegner der Reformation, geb. 26. März 1477 zu Ulm, studirte in Tübingen u. Basel Theologie u. Jurisprudenz, begann 1502 an der Universität Erfurt Vorträge zu halten, siedelte 1504 an die Universität Leipzig über u. las über Theologie u. Kirchenrecht, bis ihn Herzog Georg von Sachsen zu seinem Sekretär ernannte. Von diesem wurde er später mit zwei reichen Pfründen zu Dresden u. Meißen belehnt. Mit Luther gerieth er seit dessen Leipziger Disputation mit Johann Eck (1519) in Zwist. Ein Schreiben über die Disputation E.'s reizte Luther zu einer scharfen Entgegnung. Ein noch heftigerer Streit entbrannte zwischen Beiden,

als Herzog Georg den Gebrauch der Uebersetzung Luther's verbot u. E. selbst eine solche erscheinen ließ (1527). Diese ergab sich jedoch bald als Abschrift der Lutherischen, abgesehen von wenigen Aenderungen nach der lat. Bibel, während Luther bekanntlich den griech. Grundtext übersetzt hatte. Diese Frechheit hatte E. freilich mit der grimmigsten Abfertigung von Seiten Luther's zu büßen. Er starb 8. Nov. 1527.

Emser Punktation heißt der auf der Versammlung der deutschen Erzbischöfe im J. 1785 zu Ems aufgestellte Entwurf eines neuen kathol. Kirchenrechtes. Die Reformen Kaiser Josef's im Sinne einer allerdings sehr mäßigen Toleranz u. staatlichen Unabhängigkeit vom Papstthume, sowie seine theilweise Aufhebung der Klöster in den österreich. Staaten hatten unter den Katholiken Deutschlands große Aufregung hervorgerufen, als der Kaiser plötzlich, aus Furcht vor der aufstrebenden Macht eines vom Papste losgerissenen Episkopates, in seiner reformatorischen Thätigkeit einhielt u. Unterhandlungen mit der Kurie anknüpfte, welche von dieser schnell benutzt wurden, um einen Nuntius nach Bayern zu senden, der dort die päpstlichen Rechte ausüben sollte. Die Erzbischöfe von Mainz, Salzburg, Köln u. Trier protestirten hiergegen u. hielten eine Zusammenkunft in Ems, wo sie 23 Punkte vereinbarten, durch welche an die Stelle des päpstlichen ein bischöfliches Kirchenrecht gesetzt werden sollte. Aus dieser Maßregel hätte eine deutsch-katholische Nationalkirche entstehen können; allein der Kaiser, an den sich die genannten vier Kirchenfürsten wandten, that aus dem erwähnten Grunde nichts zur Förderung der Reform, die außer vom Papste u. den päpstlichen Nuntien auch noch von den auf die Erzbischöfe eifersüchtigen Bischöfen bekämpft wurde. Das gleichzeitig auftauchende Projekt eines gegen Oesterreichs Oberherrschaft in Deutschland gerichteten Fürstenbundes (s. d.) vereitelte vollends die Ausführung des Unternehmens, das durch die bald darauf ausbrechende franz. Revolution in Vergessenheit gerieth.

Emu, ein in Australien einheimischer Strauß (s. d.).

Emulsin (Synaptase), ein sowol in den süßen als auch in den bittern Mandeln enthaltener eiweißartiger Stoff, der die Zersetzung des Amygdalins in Bittermandelöl, Blausäure u. Zucker zu bewirken im Stande ist, (vgl. „Amygdalin" u. „Bittermandelöl"). Es besteht, wie alle Eiweißstoffe, aus Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff u. Schwefel u. ist im gereinigten Zustande eine weiße, bröcklige Masse, die nach dem Trocknen in Wasser nicht mehr vollständig löslich ist; die wässrigen Lösungen verlieren durch Kochen ihre Wirksamkeit.

Emulsionen nennt man alle diejenigen Flüssigkeiten, welche undurchsichtig, weiß, im Ansehen der Milch ähnlich sind, u. deren milchige Beschaffenheit dadurch bedingt wird, daß ölige od. harzige Körper, welche an u. für sich in Wasser nicht auflöslich sind, im letzteren durch schleimige od. eiweißartige Theile so äußerst fein vertheilt sind, daß sie längere Zeit darin suspendirt (schwebend) bleiben, ähnlich wie in der thierischen Milch die Butterfettkügelchen. — Die E. werden theils von Apothekern bereitet u. dienen dann als Arzneimittel, theils wie manche Schönheitsmittel von Parfümisten. Man unterscheidet 1) Samenemulsionen, die aus Mandeln (Mandelmilch), Hanf- od. Mohnsamen durch Zerstoßen mit Wasser bereitet werden; 2) Oelemulsionen, welche man durch Zusammenreiben von fetten Oelen (Mandel-, Mohn-, Oliven, Ricinusöl u. dergl.) mit Eigelb od. arabischem Gummi u. Wasser herstellt, u. 3) Harzemulsionen, die am besten durch Lösen von Harzen in Weingeist u. allmähliges, vorsichtiges Vermischen der Harzlösung mit Wasser erhalten werden.

en abondance (franz., spr. an abongdanß'), im Ueberfluß.

Enakim (vom Hebr.), d. i. die Starken, ein Riesenvolk, das nach der Erzählung der Bibel zur Zeit der Einwanderung der Israeliten in Palästina im Süden dieses Landes, in der Gegend von Hebron wohnte. Unter Josua nach der Westküste zurückgedrängt, scheinen sie sich bald darauf gänzlich verloren zu haben.

en avant (franz., spr. an awang), vorwärts! Voran!

en bloc (franz., spr. ang block), im Ganzen, in Bausch und Bogen; e. b.-Verkauf, Verkauf von Waaren in Bausch u. Bogen. e. b. annehmen heißt in der parlamentarischen Sprache: einen Gesetzentwurf ohne vorgängige Berathung über die einzelnen Punkte (durch sofortige Abstimmung) annehmen.

en canaille (franz., spr. ang kanallj'), hundemäßig, viehisch, pöbelhaft gemein.

en carrière (franz., spr. ang karriähr), in größter Eile, im vollen Laufe, mit verhängtem Zügel.

enceinte (franz., spr. Angßängt'), die Umfassungslinie einer Festung. Die Hauptenceinte wird durch die Feuerlinie des Hauptwalls, die äußere E. durch diejenige des Glacis gebildet. Die detachirten Forts liegen noch außerhalb der äußeren E. (vgl. „Befestigung").

enchantiren (franz., spr. angschangtiren), entzücken, bezaubern.

en chef (franz., ang scheff), als Vorgesetzter, Befehlshaber, Oberhaupt.

Encina od. **Enzina**, Juan del, der Schöpfer des span. Kunstdramas, geb. um 1469 in der Nachbarschaft von Salamanca, wo er studirte, kam früh in die nähere Umgebung des Hofes, an dem sein rasch aufblühendes Talent vornehme Gönner fand. Eine Ausgabe seiner gesammelten Werke erschien bereits 1496 zu Salamanca, eine zweite bedeutend vermehrte 1501 zu Sevilla. Von besonderem Interesse ist der 4. Band derselben, der eine Reihe von Versuchen in dramatischer Form („Representaciones") enthält, bei deren Aufführung er sich häufig selbst als Gracioso od. Spaßmacher betheiligte. In seinen späteren Jahren lebte E. eine Zeit lang in Rom; 1519 unternahm er eine Reise ins gelobte Land, deren dichterische Beschreibung er 1521 zu Rom unter dem Titel „Tribagia" herausgab. Er war inzwischen Priester geworden u. starb 1534 zu Salamanca. E's. Theaterstücke bilden zwar nicht den ersten Anfang des span. Dramas überhaupt, aber sie waren die ersten, welche das volksmäßige Schauspiel durch kunstgemäße Behandlungen u. nam. auch in technischer Beziehung würdiger u. stilvoller zu gestalten u. zu veredeln suchten. Werthvoll ist ferner seine Sammlung geistlicher u. weltlicher Gedichte „Cancionero".

Nr. 2592. Joh. Franz Encke geb. 23. Sept. 1791, gest. 26. Aug. 1865.

Encke, Johann Franz, deutscher Astronom, ist zu Hamburg 23. Septbr. 1791 geb. Von seinem Vater, der Prediger an der Jakobikirche war, gut vorgebildet, bezog er nach erlangter wissenschaftlicher Reife die Universität Göttingen, wo er unter Gauß sich dem Studium der Astronomie u. der verwandten Wissenschaften widmete. Die Feldzüge gegen Napoleon 1813—15 machte er als Artillerist mit. Von seinem Plane, sich in Göttingen niederzulassen, ließ er sich durch einen Ruf an die Sternwarte Seeberg bei Gotha abbringen; hier berechnete er den 26. Nov. 1818 von Pons entdeckten Komet u. folgerte aus den Verkürzungen der Umlaufszeit, welche derselbe der Rechnung entgegen zeigte, daß der Aether der so wenig dichten Kometenmasse einen Widerstand entgegenstelle, welcher die Kraft, die das Gestirn von der Sonne wegtreibt, verringert u. die Wirkung der Attraktionskraft der Sonne um so hervortretender macht. Der Komet verkürzt allmählig die große Achse seiner Bahn u. erhält dadurch eine größere Geschwindigkeit in seinem Laufe. Dieser wichtigen Entdeckung zu Ehren wurde der Komet der Encke'sche genannt. Seine Umlaufszeit beträgt 3 Jahre 115 Tage. Durch diese Arbeit wurde E. auf die genauere Bestimmung der Entfernung der Erde von der Sonne geführt, u. die darüber von ihm veröffentlichten Arbeiten „Die Entfernung der Sonne von der Erde aus dem Venusdurchgang von 1761" (Gotha 1822) u. „Der Venusdurchgang von 1769" (Gotha 1824) bewirkten, daß er auf Bessel's Veranlassung als Direktor der Sternwarte nach Berlin an Bode's

Stelle berufen wurde (1825). Die Ausstattung dieses Institutes mit guten Instrumenten, sowie die Errichtung einer neuen Sternwarte, die 1835 ihre Thätigkeit beginnen konnte, ist E.'s Werk. Unter E.'s Leitung erschienen dann die von Bode 1776 gegründeten Astronomischen Jahrbücher in einer neuen Form für die Jahre 1830—66, später unter Mitwirkung von Prof. Dr. Wolfers. Sie enthalten viele der zahlreichen E.'schen Arbeiten, andere sind in den Berichten der Berliner Akademie, in Crelle's Journal u. a. wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreut. Wir erwähnen nur: „Ueber die Begründung der Methode der kleinsten Quadrate" (1831), „Ueber das allmählige Kleinerwerden der halben großen Achse (der Bahn des Encke'schen Kometen) u. Erklärung dieses Phänomens (durch Annahme eines Widerstandes)" (1831). — „Einige Reihenentwicklungen der sphärischen Astronomie." — „Ueber Interpolationen" (1849). — „Ueber die Olbers'sche Methode zur Bestimmung der Kometenbahnen." — „Ueber die Berechnung der Bahnen der Doppelsterne." — „Ueber die Spiegelsextanten." — „Ueber die Vorausberechnung der Planetendurchgänge." — „Ueber die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Beobachtungen" — rc. E. starb, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens sehr leidend gewesen war, 26. Aug. 1865.

Encke's Komet, s. „Encke".

Encomium (griech. Enkomion), eigentlich ein Lied zur Feier eines Siegers bei den griech. Nationalspielen im Kreise der Freunde, wurde später überhaupt zur Bezeichnung von Lobgedichten zu Ehren Lebender u. Verstorbener.

encouragiren (franz., spr. angkuraschiren), Muth machen, ermuntern, anfeuern.

Encyklika (aus dem Griech.), d. i. Rundschreiben, war in der alten Kirche die gewöhnliche Bezeichnung für bischöfliche Rundschreiben. Für diese kam später der Ausdruck „Hirtenbriefe" (epistolae pastorales) auf; nur für päpstliche Rundschreiben blieb das Wort E. in Gebrauch. Die größte Aufregung rief in neuerer Zeit die E. Pius' IX. vom 8. Dez. 1864 hervor (nach ihren Anfangsworten „Quanta cura" genannt), die dem modernen Staat u. der Kultur, deren Träger er ist, die unversöhnlichste Fehde ansagte. Ein dieser E. beigegebener „Syllabus" erklärte in 84 Thesen eine Reihe der wesentlichsten Grundsätze, auf denen Staat u. Gesellschaft der Gegenwart ruhen, Freiheit der Religion u. des Kultus, Ueberordnung der Staatsgewalt über die kirchliche, rechtliche u. politische Gleichheit aller Staatsbürger ohne Unterschied des Bekenntnisses, Preßfreiheit u. s. w., als ketzerische Irrlehren. Dieses Schriftstück, dessen Verkündigung in Frankreich verboten, in anderen kathol. Ländern, wie in Italien u. Oesterreich, nur unter Protest zugelassen wurde, legte in grellster Weise die weite Kluft bloß, die zwischen der modernen Weltanschauung und der röm. Kirche besteht, u. rief, da diese in den folgenden Jahren immer schroffer auf dem betretenen Wege fortging, eine tief gehende Bewegung in der katholischen Welt hervor, die noch nicht abgeschlossen ist.

Encyklopädie, ein aus dem Griech. stammendes Wort, bezeichnet seiner ursprünglichen Bedeutung nach den Kreis von Kenntnissen u. Fertigkeiten, die in den klassischen Zeiten der griech. u. röm. Kultur jeder freie Mann zu erlernen u. mehr od. minder geschickt zu handhaben pflegte. Diese allgemeine Bildung umfaßte sowol im Alterthum als im Mittelalter die sog. sieben Freien Künste (s. d.). Im übertragenen u. jetzt allgemein üblichen Sinne ist E. eine zusammenfassende Darstellung der jeweiligen Ergebnisse aller Wissenschaften (Universal-E.) od. irgend einer bestimmten Wissenschaft (Spezial-E.). Eine solche encyklopädische Darstellung kann entweder nur eine allgemeine, kurz andeutende, skizzenhafte Uebersicht von dem Ganzen der betreffenden Wissenschaft od. der Wissenschaften geben, od. sie kann tiefer u. schärfer in die Einzelheiten derselben eingehen, ja sich an Ausführlichkeit u. Fülle der Details der monographischen Darstellung (der allerspeziellsten Behandlungsweise wissenschaftlicher Gegenstände) nähern u. mit den Vorzügen der letzteren die der allgemeinen u. weiten Gesichtspunkte verbinden, von denen die encyklopädische Darstellung ausgeht. In formeller Beziehung zerfallen die E. in systematische, d. h. solche, die ihren Stoff in logischer Folge u. in organischem Zusammenhange behandeln, u. in lexikographische, d. h. solche, bei denen der zu behandelnde Stoff in eine Reihe von Abschnitten (Artikeln) aus einander fällt, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen, sondern der leichteren Brauchbarkeit halber in alphabetischer Folge an einander gereiht sind (Real-E.).

Schon in der Literatur des Alterthums begegnen wir Werken, die den Versuch machten, die Bildung der Zeit in encyklopädischer Form zusammenzufassen, wie die „Disciplinarum libri IX" des Varro u. die „Historia naturalis" des Plinius. Weit reicher ist die Literatur des Mittelalters an solchen Sammelwerken, die meist den Titel „Summa" (Inbegriff) od. „Speculum" (Spiegel) tragen u. sich entweder über das Ganze der damals bekannten Wissenschaften od. über irgend ein spezielles Wissensgebiet erstreckten („Speculum historiale", „Speculum naturale" u. s. w.). In diesen Arbeiten, unter denen sich nam. die des Vincent von Beauvais eines großen Ansehens erfreuten u. viele Nachahmungen weckten, war oft ein reicher, mit vieler Mühe herbeigeholter Stoff aufgespeichert; doch fehlte es an geistvoller Durchdringung, an Plan u. systematischer Gliederung. Diese brachte in die encyklopädische Literatur erst Bacon (s. d.) von Verulam, der durch seine Werke „Organon scientiarum" (1620) u. „De dignitate et de augmentis scientiarum" (1624) der eigentliche Begründer dieser Literatur im modernen Sinne ist. Ihm folgten während des 17. u. 18. Jahrh. in Deutschland, wo diese Behandlungsweise der Wissenschaften besondere Gunst fand, Morhof, J. M. Gesner, Sulzer („Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften", Berl. 1756), Adelung („Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten u. Kenntnisse", Lpz. 1778), Reimarus, Büsch, Klügel, Reuß u. A., die sich sämmtlich für ihre Werke des Titels „Encyklopädie" bedienten; ferner Eschenburg („Lehrbuch der Wissenschaftskunde", Berl. 1792), u. Krug („Versuch einer systematischen E. der Wissenschaften", 2 Thle., Wittenb. 1796—98). Mit der zunehmenden Vertiefung, Erweiterung u. Verzweigung der einzelnen Wissenschaften nahm jedoch das Interesse für solche encyklopäd. Arbeiten in umfassendstem Sinne, deren Herstellung auch immer schwieriger wurde, mehr u. mehr ab. Dagegen wurde in unserem Jahrhundert eine Reihe vortrefflicher E. für einzelne Wissenszweige (für Theologie, Medizin, Rechts- u. Staatswissenschaften rc.) geschaffen. Später als die Literatur der systematischen E. entwickelte sich die der alphabetischen. Zu den älteren Werken dieser Art gehören das „Onomasticon" des Julius Pollux (um 180 n. Chr.) u. das „Lexicon" des Suidas (im 11. Jahrh. n. Chr.), die jedoch lange Zeit vereinzelt blieben. Erst nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften im 16. Jahrh. zeigten sich auch auf diesem Gebiete neue Ansätze, die rasch in den verschiedensten Zweigen der Literatur Nacheiferung weckten u. in den folgenden Jahrhunderten zu einer reichhaltigen Literatur anwuchsen. Von den encyklopädischen Wörterbüchern, die gegen Ende des 17. u. in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erschienen, fanden allgemeinere Beachtung u. Verbreitung: in Deutschland Jablonski's „Lexikon der Künste u. Wissenschaften" u. J. P. von Ludewig's „Universallexikon", in anderen Ländern die E. von Thomas Corneille, Moreri, Bayle (s. d.), Coronelli, Chambers (s. d.) u. A. Zu hoher kultur- u. weltgeschichtlicher Bedeutung gelangte die von Diderot u. d'Alembert herausgegebene „Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et métiers" (28 Bde., Par. 1751—72; Suppl. Amsterd. 1777), ein Werk von geradezu revolutionärer Wirkung (s. „Encyklopädisten"). An den Plan dieser E. schloß sich die in noch weit größerem Maßstabe gehaltene „Encyclopédie méthodique par ordre des matières" an (201 Bde., Par. 1781—1832). Die größte u. werthvollste deutsche E. ist die 1818 von Ersch u. Gruber begründete, später von M. H. E. Meyer, Herm. Brockhaus, A. G. Hoffmann u. A. fortgeführte „Allgemeine E. der Wissenschaften u. Künste". Dieses Werk, eine Zierde der deutschen Wissenschaft, ist aus dem Zusammenwirken einer großen Anzahl ausgezeichneter Kräfte hervorgegangen; bis jetzt sind 130 Bde. erschienen (Verl. von F. A. Brockhaus, Lpz.). Groß ist die Zahl von Spezialwörterbüchern für einzelne Wissenschaften, unter denen sich oft treffliche Werke befinden. Beachtenswerth ist unter den Fachwörterbüchern aus jüngerer Zeit Franz v. Holtzendorff's „Encyklopädie der Rechtswissenschaft" (4 Bde., Lpz. 1870; 2. Aufl. 1872), in welcher der Versuch gemacht wird, die theoretischen Vorzüge der systematischen Behandlungsweise mit den praktischen Vorzügen der alphabetischen zu verbinden.

Ein unserm Jahrhundert angehöriger u. in der Gegenwart vorzugsweise gepflegter Zweig dieser Literatur ist die populäre E., welche die Aufgabe hat, die Ergebnisse der Wissenschaft, unter Fortlassung des gelehrten Apparates u. in möglichst faßlicher Darstellung, den nichtwissenschaftlichen Kreisen des Volkes näher zu bringen, das sog. Konversationslexikon. Dieser Zweig wurde (1800) durch das Konversationslexikon von F. A. Brockhaus (s. d.) begründet, das in 11. Aufl. vorliegt (Lpz. 1864—67, Suppl. 2 Bde. 1872 u. 73). Von den zahlreichen Nachbildungen des Brockhaus'schen Konversationslexikons ist eine der glücklichsten das von Meyer (15 Bde. Hildburgh. 1857—60; 2. Aufl. 1863 fg.). Vom demokratischen Parteistandpunkte geht das Konversationslexikon von Otto Wigand aus (13 Bde., Lpz. 1845—52), vom ultramontanen das „Konversationslexikon für das katholische Deutschland" (12 Bde., 3. Aufl. 1865 fg.), vom feudalen das „Neue Konversationslexikon" von Wagener (18 Bde., Berl. 1859 fg.). Eine werthvolle Ergänzung zum Brockhaus'schen Konversationslexikon ist das unabhängig von diesem entstandene J. A. Pierer'sche „Universal-Lexikon, oder neuestes encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste u. Gewerbe" (26 Bde., Altenb. 1824—36; 4. Aufl. 19 Bde. 1857—65), an welches sich Meyer's „Großes Konversationslexikon", das in mancher Beziehung noch reichhaltiger ist, anlehnte (1. Abth. 23 Bde.; 2. Abth. 15 Bde., Hildburgh.

1839—52; Suppl. 6 Bde., 1852—55). Mehrere der erwähnten Werke erschienen auch in verkürzter u. handlicherer Form („Kleineres Brockhaus'sches Konversationslexikon", 4 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1861—64; Meyer's „Handlexikon" in 1 Bd., Hildburgh. 1873). — Die Eigenart des vorliegenden, seit 1870 erscheinenden „Illustrirten Konversationslexikons" liegt in der engen Verbindung von Wort u. Bild, in der größeren Veranschaulichung des Textes durch Illustrationen. (Ueber den Plan dieses Werkes geben die dem 1. Bde. als Einleitung vorangeschickten „Mittheilungen" Auskunft. — Auch im Auslande sind eine Anzahl populärer E. erschienen, die dort die Stelle unserer Konversationslexika vertreten: in Frankreich die „Encyclopédie des gens de monde" (22 Bde., Par. 1833—41), Didot's „Encyclopédie moderne" (2. Aufl. 27 Bde., 1847—51; Suppl. 10 Bde., 1856—61), u. a., in England „The English Cyclopaedia" (22 Bde., Lond. 1854—61) u. Chambers' „Encyclopaedia" (8 Bde., Lond. 1860—65), in Amerika „The New American Cyclopaedia" (16 Bde., Newyork 1858—64), „Deutsch-Amerikanisches Konversationslexikon" (Bd. 1—7, Newyork 1869—73) u. s. w.

Encyklopädisten heißen die Mitarbeiter an der großen franz. Encyklopädie (s. d.), welche von 1751 an von d'Alembert (s. d.) u. Diderot (s. d.) herausgegeben wurde. Es war darin der Versuch gemacht, die Summe wissenschaftlicher u. künstlerischer Bildung jener Zeit zusammenzufassen u. dem auf fast allen Gebieten eingetretenen Umschwunge der Ideen Ausdruck u. Richtung zu geben. Der Freimuth u. die kritische Schärfe dieses Werkes, der entschiedene Gegensatz, in welchen dasselbe sich zu den bis dahin herrschend gewesenen Anschauungen in Staat u. Kirche stellte, u. das Ansehen der Schriftsteller, die sich an seiner Ausarbeitung betheiligten (Rousseau, Grimm, Voltaire, v. Holbach, Turgot u. A.), erklären die ungewöhnliche, theils aufklärende, theils aber auch zersetzende u. alle Grundlagen der damaligen Gesellschaft unterwühlende Wirkung, welche diese Encyklopädie hervorrief. Die E. sind als die literarischen Vorläufer der franz. Revolution zu betrachten.

endemische Krankheiten sind solche, die ursprünglich in unseren Zonen nicht vorkommen u. sich daselbst dennoch eingebürgert haben. Sie bilden einen Gegensatz zu den epidemischen, die in unsere Gegenden eingeschleppt werden, eine Anzahl Individuen befallen u. dann schwinden, aber meist aus letzteren entstanden sind. So z. B. ist die Cholera bei uns in Deutschland epidemisch, in Rußland, z. B. in Petersburg, bereits endemisch. Die Pocken, der Scharlach, Masern, der Unterleibstyphus sind in Mitteldeutschland endemisch. Hingegen treten andere Krankheiten, wie z. B. der Flecktyphus, nur als „epidemische" auf. In Berlin beginnt seit einigen Jahren eine bis vor einem Jahrzehnt selten beobachtete Krankheit endemisch zu werden (der „Typhus recurrens"). — Die e. K. haben das Eigenthümliche, daß sie da, wo sie eingebürgert sind, nur zu bestimmten Jahreszeiten auftreten.

en dépôt (franz., spr. ang depoh), in Verwahrung, aufgehoben.

Ender, Johann Nepomuk, ein Maler, der noch der älteren akademischen Richtung angehörte, welche mehr nach Idealität der Darstellung als nach Naturwahrheit strebte. Geb. 1793 in Wien, bereiste er Italien u. Griechenland u. schuf nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt eine Anzahl von Porträts u. Historienbildern. Zu seinen besten Arbeiten gehört wol ein Freskobild aus der Passionsgeschichte in der Eugenkapelle des Stephansdoms. Er starb 1854 in Wien. — Als Historien-, Genre- u. Porträtmaler bedeutender, wenn auch in seinen Bildern mehr äußerlich glänzend als geistig durchgebildet, ist sein Sohn u. Schüler Eduard E. (geb. 1824). Dieser entlehnte seine Stoffe aus der Geschichte, dem historischen Genre u. dem gewöhnlichen Leben. Dahin gehören: Franz I. mit seiner Geliebten in Benvenuto Cellini's Atelier, Maria Stuart u. Rizzio, Kopernikus in seiner Studirstube, das Ei des Columbus, Shakespeare, am Hofe der Elisabeth den Macbeth vorlesend u. a. — Der Zwillingsbruder des älteren Johann E., Thomas E., that sich vorzüglich in der Landschaft hervor, worin er sich nach Raphael u. Claude Lorrain ausbildete. Von großen Reisen nach Italien, dem Orient u. Brasilien brachte er reiche Anregungen zurück, die er in effektvoller Weise zu verwerthen wußte. Unter seinen in der Galerie des Belvedere befindlichen Bildern ist wol das schönste die „Küste von Sorrent."

endermatische Mittel (Endermatica) sind Arzneistoffe, welche dem Körper nicht durch den Magen u. die Verdauungswerkzeuge, sondern durch Auftragen auf die von der Oberhaut entblößten Körperstellen zugeführt werden. Diese zwar früher schon bekannte, jedoch seltener in Anwendung gebrachte Heilmethode ist in neuerer Zeit infolge ihrer günstigen Erfolge ziemlich allgemein in Aufnahme gekommen, u. bes. sind es die vegetabilischen u. narkotischen Mittel, wie z. B. Chinin, Morphium, Strychnin, Belladonnaextrakt u. dgl., die sich am wirksamsten u. geeignetsten bei ihrer Anwendung zeigen.

en détail (franz., spr. ang detalj) ausführlich, nach allen Einzelheiten, umständlich. In merkantiler Bedeutung bezeichnet e. d., im Gegensatze zu en gros, den Verkauf im Kleinen, in einzelnen Stücken.

en deux (franz., ang döh), zu Zweien, unter Zweien.

Endivi, s. „Cichorie".

Endlicher, Stephan Ladislaus, berühmter Botaniker u. vielseitiger Gelehrter, geb. 24. Juni 1804 zu Presburg als Sohn wohlhabender Eltern, studirte Anfangs in Wien Theologie, wandte sich aber bald mit Vorliebe philologischen u. naturwissenschaftlichen, nam. botanischen Studien zu. Beiden Richtungen leistete die kaiserliche Hofbibliothek in Wien, an der er 1828 eine Anstellung erhielt, Vorschub. E. durchforschte eifrig die Schätze dieser Bibliothek, beutete dieselben sowol zu botanischen als zu sprachwissenschaftlichen Zwecken aus u. benutzte sein Vermögen in der großartigsten Weise zur Anknüpfung von Verbindungen mit den entferntesten Punkten der Erde, zu Paris, London, Philadelphia, Kalkutta u. s. w., um wissenschaftliche Hülfsmittel, welche ihm Wien nicht zu bieten vermochte, herbeizuschaffen. Für seine Privatbibliothek u. sein Herbarium hatte er bereits über 20,000 Thlr. geopfert, als er sie großmüthig dem Staate schenkte, während er selbst sich mit der bescheidenen Stellung eines Kustos an diesen Anstalten begnügte. Im J. 1840 wurde er Prof. der Botanik an der Universität Wien u. Direktor des Botanischen Gartens, der unter seiner sorgsamen Pflege große Förderung erfuhr. Ein großes Verdienst erwarb er sich im Verein mit Hammer-Purgstall um die Begründung der Akademie der Wissenschaften zu Wien (1846). Der deutschen Bewegung des J. 1848 schloß sich E. begeistert an. Er wurde ins Frankfurter Parlament gewählt u. nahm in der ersten Zeit an dessen Berathungen theil, kehrte jedoch später nach Wien zurück, wo er bereits 28. März 1849 seinem Leben durch Selbstmord ein Ende machte. Die reichen Opfer, die er ununterbrochen der Wissenschaft gebracht, die Freigebigkeit, mit der er Gelehrte u. wissenschaftliche Unternehmungen der verschiedensten Art unterstützte, hatten sein Vermögen zerrüttet u. ihn in stets wachsende Verlegenheiten gestürzt, die ihn schließlich zu jenem Verzweiflungsschritte antrieben. Tiefe des Wissens, ausgebreitete Literaturkenntniß, Schärfe des Urtheils u. der Beobachtung, sowie eine außerordentliche Gewandtheit in der Darstellung verbanden sich in E. mit einer Fruchtbarkeit u. Unermüdlichkeit des Schaffens, in der ihm nur wenige Gelehrte gleichkommen. Unter seinen Werken stehen obenan: „Genera plantarum secundum ordines naturales disposita" (18 Hefte, Wien 1831—1841); „Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenerzeugung" (Wien 1838); „Grundzüge der Botanik" (Wien 1843). Andere Gebiete der Wissenschaft förderte er durch seine „Anfangsgründe der chines. „Grammatik" (Wien 1845), seinen „Atlas von China (6 Hefte, Wien 1843), „Analecta grammatica" (Wien 1836) u. a. m.

Endor, ein noch heute im Dorfe Endōr vorhandener Ort in Palästina am nördl. Abhange des kleinen Hermon, etwa 3 M. südwestl. vom See Genezareth, bekannt durch die sog. Hexe von E., eine Zauberin, bei der sich nach dem Berichte der Bibel (1. Sam. 28) König Saul Rath erholte, ehe er den letzten verzweifelten Kampf gegen die Philister begann, u. bei welcher ihm der Geist des verstorbenen Samuel erschien.

Endosmose u. Exosmose (griech.). Wenn zwei Flüssigkeiten od. gasförmige Körper in zwei durch eine poröse Scheidewand getrennte Gefäße gebracht werden, so kommen vermittels der in der Wand vorhandenen Haarröhrchen die Flüssigkeiten in Berührung u. mischen sich in einander, aber mit verschiedener Geschwindigkeit, so daß in das eine Gefäß mehr Flüssigkeit hineingeht (Endosmose), als von ihm in das andere hinausgeht (Exosmose). Diese Erscheinung zeigt sich deutlich an dem von Dutrochet (1826) konstruirten Endosmeter (Fig. a.). In ein größeres Glasgefäß, welches mit reinem Wasser gefüllt ist, taucht ein anderes, dessen Boden von einer Thiermembran gebildet ist, u. dessen oberes Ende in eine enge Glasröhre ausläuft. Wird nun das innere Gefäß d mit konzentrirter Kupfervitriollösung angefüllt, so wird nach einiger Zeit die äußere Flüssigkeit wegen des heraustretenden Kupfervitriols einen blauen Schein bekommen, während die Flüssigkeit im

Nr. 2593. Endosmeter von Dutrochet.

Innern einen größeren Raum braucht u. infolge dessen in die lange Röhre hineinsteigt. Die Endosmose erklärt das Eindringen des Regens in Früchte (z. B. Traubenbeeren) u. Blätter u. daher die rasch erfrischende Wirkung desselben, das Aufsaugen des Pflanzensaftes durch die Wurzelspitzen u. daher — durch die Fortdauer dieses Aufsaugens — das Steigen des Saftes in den Gefäßen der Pflanzen, die Aufsaugung des Milchsaftes u. überhaupt der Nahrungsstoffe. — Eine interessante Anwendung der Endosmose der Luft ist Ansell's Wetterindikator, welcher zum Signalisiren von schlagenden Wettern in Kohlengruben dient. — Unter elektrischer E. versteht man das Fortströmen einer Flüssigkeit durch eine poröse Scheidewand, wenn ein elektrischer Strom durch die Flüssigkeit geht.

Endymion, in der griech. Mythologie ein schöner Jüngling, Liebling der Selene, die ihn in ewigen Schlaf versenkt, um ihn unbemerkt küssen zu können.

Energie (griech.), Thatkraft, Vollkraft, Nachdruck, Feuer. — In der mathematischen Physik bezeichnet E. die von einem Körper aufgenommene Wärmemenge bei einer Erwärmung von 0° bis auf die Temperatur, in der er sich befindet, abzüglich desjenigen Quantums, welches von der zu dieser Temperaturerhöhung nöthigen Wärme überhaupt zu äußerer Arbeit verwandt wurde, also nur derjenige Theil, der zu molekularen Veränderungen u. zur wirklichen Temperaturerhöhung verbraucht wurde.

en face (franz., spr. ang fahß), von vorn gesehen, ein meist nur in der Porträtmalerei gebräuchlicher, dem „en profil" entgegengesetzter Ausdruck. Während das letztere den Anblick eines von der Seite gesehenen Kopfes mit seinen von der Stirn über Nase, Mund, Kinn bis zum Halse laufenden Linien darbietet, so zeigt ein Gemälde e. f. entweder den vollen Anblick des Gesichts (ganz e. f.) od., bei einer größeren Biegung nach der Seite, nur einen kleinen Theil (halb e. f.).

Enfantin (spr. Anfangtän), Barthélemy Prosper, franz. Sozialist, geb. 8. Febr. 1796 zu Paris, war von seinem Vater, einem Bankier, für den kaufmännischen Beruf bestimmt; besuchte die Polytechnische Schule, trat als Commis in ein Bankhaus u. übernahm 1825 die Direktion der Hypothekenkasse zu Paris. Nicht lange nachher lernte er jedoch Saint-Simon kennen, dessen sozialistische Lehren er mit schwärmerischem Eifer erfaßte u. dem er in einer mit Rodrigues, Bazard u. anderen Gesinnungsgenossen gegründeten Zeitschrift „Le Producteur" begeistert das Wort redete. Sehr bald verlor sich E. indeß in so überspannte u. ausschweifende Theorien, daß ein Theil der Anhänger Saint-Simon's sich von ihm trennte. Als er nach der Julirevolution den Versuch machte, diese Theorien zu verwirklichen, war es nam. seine Lehre von der „Emanzipation (s. d.) des Fleisches" (Aufhebung der Familie u. geschlechtlicher Kommunismus), welche Spaltungen in seiner Sekte hervorrief. Das anstößige u. allen Begriffen von Anstand u. Sitte hohnsprechende Gebaren E.'s u. seiner Gläubigen, die den „Vater E." (Père Enfantin) als neuen Messias verehrten, führte schließlich im Febr. 1832 die Einleitung einer Untersuchung herbei, die mit der Verurtheilung E.'s u. der anderen Spitzen seiner Gemeinde endete. Nach Abbüßung einer mehrmonatlichen Haft wanderte der Prophet nach Aegypten aus, wo er als Ingenieur in die Dienste des Pascha trat u. an den Vorarbeiten zur Kanalisirung der Landenge von Sues theilnahm. Später nach Frankreich zurückgekehrt, ward er in der Nähe von Lyon als Postmeister angestellt; auch wurde er der behufs Kolonisation von Algier niedergesetzten Kommission beigegeben. Seine Gemeinde hatte sich inzwischen fast gänzlich aufgelöst. Erneute Versuche, für seine Lehre Propaganda zu machen, hatten wenig Erfolg; ein Journal, „Le crédit public", in welchem er seine früheren Ansichten mit einigen Einschränkungen wieder auffrischte, ging nach kurzem Bestehen ein. Er starb in guten Verhältnissen als Verwaltungsbeamter bei der Nordbahn 31. Aug. 1864. Sein sozial-politisches Glaubensbekenntniß legte er nieder in den Schriften „Traité d'économie politique" (Par. 1830), „La religion Saint-Simonienne" (Par. 1831), „Le livre nouveau (Par. 1832) u. a. m.

Enfants perdus (franz., spr. Angfang perdüh), ein aus dem Mittelalter herstammender Ausdruck für diejenigen Kriegsmannschaften, welchen im Felde ein höchst gefahrvoller (verlorener) Posten übergeben wird, wo sie sich vollständig selbst überlassen sind u. weder auf Unterstützung noch auf einen gesicherten Rückzug zu rechnen haben. Im Mittelalter nannte man E. p. die Einzelkämpfer, welche den Gevierthaufen der Landsknechte vorausgingen, um den Kampf zu eröffnen, später auch die vordersten Reihen der Sturmkolonnen beim Angriff auf die Bresche, die häufig aus Freiwilligen gebildet wurden.

enfiliren (aus dem Franz., spr. angfiliren) heißt: die langen Linien von Verschanzungen od. ganze Festungsfronten der Länge nach mit Geschütz bestreichen. Die Enfilirbatterien sind die ersten, welche beim Beginn einer Belagerung erbaut werden; sie werden in der Verlängerung der angegriffenen Front, gewöhnlich auf beiden Flügeln der ersten Parallele (vgl. „Festungskrieg") angelegt.

Engadin, roman. Engiadina, heißt das Thal des Inn (roman. Oen od. Ent), im schweiz. Kanton Graubünden. Es ist von den Quellen dieses Flusses am Passe Maloja bis zur österreich. (tirolischen) Grenze bei Martinsbruck 18 Stunden lang. Seine Richtung geht von SW. nach NO. Im SW. stößt es mit dem Maloja an das Thal Bergell, im NW. mit der Albula-Kette an die Thäler Oberhalbstein u. Albula, Davos u. Prättigau, im SO. mit der Bernina-Kette an das ital. Veltlin (Addathal) u. die noch zu Graubünden gehörigen Thäler Puschlav u. Münsterthal, im NO. an Tirol (Etsch- u. Innthal). Außer den benachbarten kleineren Thälern Avers u. Livigno ist das E. das höchste fortwährend bewohnte Thal Europa's. Das höchste Dorf, St. Moritz, liegt 1856 m. über dem Meere; fünfzehn mächtige Gletscher umlagern das Thal u. nähren den Inn. Mit der Außenwelt verbinden es mehrere fahrbare Alpenpässe. Man theilt das E. von Alters her in das Ober- u. Unter-E. Das erstere, bis zur Thalenge unterhalb Zutz reichend, ist mit schönen grünen Matten bekleidet, aber ohne Baumwuchs; das letztere dagegen hat viele schöne Nadelholzwaldungen. Zwischen ihnen wird auch Getreide gebaut, im untersten Theile auch Obst gepflanzt. Die eingeborene Bevölkerung ist durchaus roman. Stamms u. spricht den ladinischen Dialekt in zwei Abarten, der ober- u. unterengadinischen. In der ersteren erscheint zu Samaden eine Zeitung.

Nr. 2594. Die österr. Festung Finstermünz im Ober-Engadin.

Nr. 2595. Fall des Inn aus dem Moritzer See.

Was die Religion betrifft, so bekennen sich fast alle Thalbewohner mit Ausnahme des katholischen Dorfes Tarasp im Unter-E. zum reformirten Glauben. Die Engadiner wandern sehr häufig aus u. erwerben sich nam. in Norddeutschland u. Rußland als Konditoren und Kaffeewirthe oft ein schönes Vermögen, mit dem sie dann im vorgerückten Alter nach der Heimat zurückkehren, um ihre Tage in Ruhe zu beschließen. Daher sprechen auch fast sämmtliche Einwohner des Thales deutsch, das auch in allen Schulen gelehrt wird. Die im Lande bleibenden Engadiner leben meist vom Fremdenbesuche, welcher infolge der wunderbaren Naturschönheiten des Thales von Jahr zu Jahr stärker wird. Viele betreiben auch Jagd; denn die umliegenden Gebirge sind reich an Gemsen, Murmelthieren u. Adlern; auch beherbergen sie noch Bären u. Bartgeier. Das Klima ist im Ober-E. außerordentlich rauh u. kalt (der Engadiner sagt: „Neun Monate Winter

u. drei Monate kalt“). In seinem obersten Laufe, zwischen dem Maloja u. dem Absturze bei St. Moritz, bildet der Inn vier liebliche kleine Seen, die nach den Orten Sils, Silvaplana, Campfer u. St. Moritz benannt werden; der Silsersee liegt 1796 m. über dem Meere. Das anmuthig gelegene Sils ist ein besuchter Luftkurort. Unterhalb des Dorfes St. Moritz liegt der sehr besuchte Kurort gleiches Namens, ein günstig gelegener Punkt zu den schönsten Ausflügen in die umliegenden Gebirge. Die Quellen von St. Moritz liefern die stärksten Eisensäuerlinge Europa's. Städtisch elegant ist Samaden, der Hauptort von Ober E., gebaut. In der Nähe zweigt sich von der Engadiner Hauptstraße südl. die Straße über den Alpenpaß Bernina nach Puschlav u. Veltlin ab. Der erste Ort an ihr ist das von Fremden viel besuchte Pontresina, am Fuße des bequem zu besteigenden Piz Languard, des gefeiertsten Aussichtspunktes im E., 3266 m. über dem Meere.

Nr. 2596. Dorf Sils.

Weiterhin berührt die Straße die prachtvollen Gletscher Mortsratsch und Roseg. Vom nächsten Dorfe nach Samaden, Bevers, od. auch von Samaden selbst aus wird der **Piz Ot** (3249 m.) bestiegen. Historisch merkwürdig ist das stattliche Dorf **Zutz**, das in der Geschichte dieser Gegend eine bedeutende Rolle spielt. — Der Hauptort von Unter-E. ist Schuols, ein großes, herrlich gelegenes Dorf. Jenseit des in tiefer Schlucht brausenden Inn liegt das Dorf Tarasp mit dem gleichnamigen Schlosse auf pyramidenförmigem Felsen an einem hübschen kleinen See. Zwischen beiden Dörfern, in einer Erweiterung der Schlucht, erhebt sich stattlich das Kurhaus von Tarasp-Schuols, zu dessen Quellen jährlich zahlreiche Leidende wallfahrten.

Nr. 2597. Dorf Madulein mit der Ruine Gardovall im Ober-Engadin.

Jenseit der hochgelegenen Sins verläßt der Inn bei dem Engpasse von Martinsbruck u. der österr. Festung Finstermünz das E., um von da an das tirolische Innthal zu bewässern. — Das E. erscheint in der Geschichte zuerst 1139, in welchem der Bischof von Chur dasselbe theils kaufte, theils von Gutsbesitzern geschenkt erhielt. Die einzelnen Orte des Thales gewannen nach u. nach ihre Unabhängigkeit vom Bischofe, litten aber viel durch die Kriege, deren Schauplatz das E. wurde, nam. durch den Dreißigjährigen. Weiterhin theilte das E. die Schicksale des Kantons **Graubünden** (s. d.) u. wurde nach Auflösung der alten drei Bünde in die beiden Bezirke Maloja (Oberengadin mit Bergell) u. Inn (Unterengadin) getheilt.

engagiren (aus dem Franz., spr. anggaschiren), verbindlich machen, verpflichten, dingen, anwerben. Davon **Engagement** (spr. Anggasch'mang) die Verpflichtung, ein Amt od. gewisse Obliegenheiten und Dienste zu übernehmen; dann das Amt u. der Dienst selbst. — In taktischer Beziehung bedeutet E. die Verwicklung in ein Gefecht, vorzüglich in ein Handgemenge; in der Börsensprache die Verpflichtung, zu gewissen Terminen bestimmte Summen bereit zu halten. — **Engagirt** (spr. anggaschirt), versagt (bes. zum Tanz), verpflichtet, angeworben. **Stark engagirt sein**, weitgehende geschäftliche Verpflichtungen übernommen haben.

Engbrüstigkeit. Unter diesem Begriffe versteht man alle diejenigen im innern Organismus beruhenden Ursachen, welche ein freies u. regelmäßiges Athmen u. damit eine gehörige Zufuhr von Sauerstoff in die Lunge behindern. Diese Ursachen können zweifacher Natur sein: 1. solche, die das Einathmen, 2. solche, die das Ausathmen behindern. Zu 1. gehören alle Veränderungen, welche die Lunge verkleinern, Entartungen der Lunge (Tuberkulose), Eiterherde in der Lunge (käsige Pneumonie), Verwachsungen der Lunge mit andern Organen, die eine freie Ausdehnung der Lunge behindern (Adhäsionen), zu große Ausdehnungen des Herzens u. der großen Gefäße (Aneurysma), die ein Hinderniß für die freie Entfaltung der Lunge abgeben, Ansammlungen von Flüssigkeiten im Lungensacke, die die Lunge zusammendrücken (pleuritische Exsudate), falsche Bildung des Brustkastens (sog. Hühnerbrust) infolge der engl. Krankheit, Mißbildung der Wirbelsäule (Kyphose u. Skoliose) ꝛc.; zuweilen auch Ansammlung von Flüssigkeit in der Bauchhöhle durch Heraufdrängung des Zwerchfells; so auch die Schwangerschaft u. s. w. Zu 2. gehört vor Allem das Emphysem (s. d.), Ansammlungen von Eiter od. Schleim oberhalb des Ausganges eines kleinen Luftröhrenastes, wodurch die unterhalb dieser Stelle befindliche Luft nicht herauf kann. — Zuweilen treten krampfartige Zustände der Luftröhre ein, die eine

Nr. 2598. Campfer und Silva Plana im Ober-Engadin.

Ausathmung in hohem Maße erschweren. Solche Zustände sind höchst beschwerlich, trotzdem sie eigentlich ohne Nachtheile vorübergehen. Man nennt diese Form der E. das nervöse Asthma (asthma nervosum). Die Behandlung der E. ist eine sehr verschiedene, je nach den Krankheiten, die sie bedingen, so daß sich allgemeine Regeln darüber nicht aufstellen lassen.

Engel, ein aus der griech. Sprache entlehntes Wort (ἄγγελος), das eigentlich Bote, nämlich Gottes an die Menschen, bedeutet, also ursprünglich nur die guten Engel befaßt, aber später auch auf die abgefallenen übertragen wurde. Die Vorstellung von guten u. bösen E. erscheint als ein fast unvermeidlicher Bestandtheil höher ausgebildeter Religionen. Denn je erhabener u. unfaßbarer das Wesen Gottes in einer Religion dargestellt wird, desto mehr macht sich das Bedürfniß nach Mittelgliedern geltend, durch welche man sich die ungeheure Kluft in der Stufenleiter der Geschöpfe zwischen Gott u. Menschen ausgefüllt dachte u. die Vorstellung von der Allwirksamkeit Gottes im Weltraume erleichterte. Der Engelsglaube wurde zudem noch durch den Glauben an die Unsterblichkeit befördert, da man sich die abgeschiedenen Menschen nur in Engelsgestalt fortlebend dachte. Nur sehr allmählig freilich hat sich die Vorstellung von den E. von einfachen Anfängen aus zu einer wirklichen E.-Lehre gestaltet, wie aus den biblischen Berichten zu ersehen ist. So lange Gott noch selbst zur Erde herabsteigt (wie nach dem Sündenfall), bedarf es solcher Vermittler nicht; sie treten um so häufiger auf, je mehr Gott geistig u. in unnahbare Ferne gerückt erscheint. Weniger gehören hierher die fabelhaften Gestalten der Cherubim u. Seraphim, denn diese Mischgestalten aus verschiedenen Leibern, die zugleich geflügelt gedacht wurden, scheinen aus heidnischen Religionen mit herübergenommen zu sein. Einer dieser Cherubim erscheint als Wächter des Paradieses mit gezücktem Schwert (also wol in Menschengestalt); anderwärts treten sie als Träger des göttlichen Thrones, als Zierrathen auf dem Deckel der Bundeslade u. an den Wänden des Tempels auf; Letzteres läßt auf sphinxartige Gestalten schließen. Schließlich begnügte man sich, in den

Cherubim u. Seraphim überhaupt Wesen höherer Art zu erblicken, die am Throne Gottes mit dem Lobpreis desselben beschäftigt seien. Die älteste, echt hebräische Vorstellung ist unstreitig die, daß Jehova selbst als „E. Jehova's" verkörpert auf Erden erscheint. Die Menschen, denen er erscheint, fassen ihn gewöhnlich als Erscheinung Gottes selbst auf. Allmählig aber treten an die Stelle des „E. Jehova's" einzelne E., um in bes. wichtigen Fällen Gebote Gottes zu überbringen. In den Geschichtsbüchern der späteren Zeit u. bei den älteren Propheten ist jedoch fast gar keine Rede mehr von ihnen. Fraglich ist auch, wie viel bei der Erwähnung der E. in den Psalmen auf Rechnung der dichterischen Einkleidung zu setzen ist. Sie erscheinen da als die himmlischen Priesterchöre Gottes, als die Wächter u. Beschützer der Frommen; anderwärts werden aber auch Winde u. Feuerflammen seine E. u. Diener genannt. Nicht minder ist der öfter genannte Würgengel nur bildliche Bezeichnung einer großen Pest od. Niederlage. Die früheste Spur von bösen E. findet sich in der Einleitung zum Buche Hiob, wo neben den andern E. auch der Satan (Widersacher) am Throne Gottes erscheint, um diesen gegen Hiob aufzureizen. Doch ist darauf zu achten, daß hier der böse E. noch nicht als Teufel in unserem Sinne, sondern gleichfalls als Untergebener Gottes mit beschränkter Macht ausgerüstet erscheint. Ueber die Gestalt der E. ist in dieser ganzen früheren Periode nirgends etwas Bestimmtes ausgesagt; am nächsten lag natürlich immer für die menschliche Vorstellung die Menschengestalt, die vielleicht schon damals geflügelt gedacht wurde. — Ein großer Umschwung in der E.-Lehre trat zweifellos seit den Zeiten des babylonischen Exils ein, u. zwar durch den Einfluß des Parsismus, der nicht nur die Spaltung in gute u. böse E. (als Anhänger des guten u. bösen Gottes), sondern auch eine ausgebildete Rangordnung der himmlischen Geister lehrte. Diese Einflüsse sind bereits in den Apokryphen des Alten Testaments u. im Buche Daniel's zu erkennen. In letzterem begegnen uns bereits die Namen der E. Gabriel u. Michael, letzterer als der „große Fürst" u. Vorkämpfer des Volkes Israel. Im Buche Tobias erscheint Rafael als einer der sieben E., die vor Gott stehen. Andere Namen solcher **Erzengel** (das Wort kommt vom griech. ἀρχάγγελος, d. h. Oberengel) finden sich in den späteren Apokryphen (Uriel, Raguel u. Serakiel). — Während im Buche Tobias Raphael wie ein Mensch auftritt, so daß ihn Tobias für einen solchen hält, erscheinen die E. bei Daniel mit feurigem Glanze des Antlitzes, leuchtendem Fuße u. mit Donnerstimme begabt; ebenso im zweiten Buche der Makkabäer, wo sie zugleich als gewaltige Kämpfer in die Schlachten mit den Heiden eingreifen. Alle die genannten Vorstellungen werden auch im Neuen Testament einfach als Bestandtheil des Volksglaubens vorausgesetzt, ohne daß sie je einen ausdrücklichen Gegenstand der Belehrung od. des christlichen Glaubens für Jesus ausmachen. Neu erscheint nur der Umstand, daß jetzt auch die bösen E. zu einem höllischen Reiche mit Satan, dem Teufel (von diabolos „Verleumder"), an ihrer Spitze zusammengefaßt werden. Sie sind unausgesetzt bemüht, den Vollzug des Erlösungswerkes zu stören, werden aber dafür schließlich einem schrecklichen Gericht verfallen. — Waren nun schon diese blos gelegentlichen u. sehr verschiedenartigen Aussagen über die E. im Neuen Testament nicht dazu angethan, eine bestimmte E.-Lehre entstehen zu lassen, so kam noch hinzu, daß die älteste Kirche aus Furcht vor einer widergöttlichen E.-Verehrung diese Lehre möglichst in den Hintergrund stellte. Das Volk begnügte sich, die drei im Buche Tobias u. im Neuen Testament genannten E. Rafael, Michael u. Gabriel als Erzengel zu betrachten. Die kathol. Kirche kam dem Bedürfniß der E.-Verehrung entgegen durch die Stiftung des Michaelistages (29. Sept.), der zugleich als Festtag aller E. begangen wurde. Die evangelische Glaubenslehre hat von vornherein auf die E.-Lehre nur untergeordneten Werth gelegt u. blos den Glauben an Schutzengel für tröstlich u. heilsam erklärt. — Was endlich die E.-Lehre der mohammedanischen Religion anbelangt, so schließt sich dieselbe weniger an die Bibel, als vielmehr an die phantastischen Weiterbildungen des späteren (rabbinischen) Judenthums über Rang, Gestalt u. Größe der E. an. Die Hauptrolle hat bei ihnen der Erzengel Gabriel, der E. der Offenbarungen u. Ueberbringer des Koran. — In **kunstgeschichtlicher Beziehung** ist Folgendes zu bemerken: Die E. werden von der christlichen Kunst im Allgemeinen in menschlicher Gestalt dargestellt, jugendlich u. geflügelt, von körperlicher Schönheit u. zwar stets männlichen Geschlechts. Das Mittelalter zeigt sie nie unbekleidet; schon in der byzantinischen Kunst erscheinen sie in weiten Kleidern, vom 12. Jahrh. an in losen, flatternden Gewändern, auf Wolken schwebend. Fast immer sind sie beflügelt. In der Darstellung der verschiedenen E.-Arten u. E.s-Gestalten, nam. der Erzengel, bildeten sich allmählig feste, charakteristische Typen heraus. Michael tritt als kräftiger Jüngling von ernster Schönheit auf, der in einem beständigen Kampfe mit den Mächten der Finsterniß steht. Er trägt gewöhnlich Panzerhemd, Schwert od. Lanze u. Schild. Als Besieger der Mächte der Hölle setzt er seinen Fuß auf den als Drache od. Halbmensch gestalteten Fürsten der Finsterniß u. ist im Begriff, ihn mit der Lanze zu durchbohren od. ihn zu fesseln. Nach dem Ausgange des Mittelalters wird die Gestalt des Michael immer menschlicher, ritterlicher, z. B. in dem schönen Bilde Rafael's im Louvre (aus dem J. 1518). Eine andere Eigenschaft Michael's ist die, daß er Herr über die Seelen, der Seelenwäger, ist; als solcher ist er häufig dargestellt mit einer Wage in der Hand, in deren Schalen eine od. mehrere Seelen sitzen, verkörpert durch nackte Gestalten; die Schale der Gerechten geht hinunter, die der Verdammten in die Höhe. So trägt er auch in Bildern des Jüngsten Gerichtes manchmal die Wagschale, auf der er die Seelen wägt. Da er ferner der Schutzpatron des jüdischen Volkes ist, so werden fast alle E.-Erscheinungen des Alten Testaments u. der Apokryphen ihm beigelegt. — Gabriel, der E. der Geburt u. des Werdens, erscheint in der älteren Kunst in majestätischer Würde; später trägt er auch einen Lilienzweig u. ein reiches Priestergewand, od. er erscheint als Jäger mit Hifthorn u. Hunden u. dergl. — Rafael ist der begleitende Schutzengel der Wanderer mit Pilgerstab u. Pilgertasche. Nam. erscheint er als Begleiter des jungen Tobias u. trägt dann häufig einen Korb od. ein Gefäß für die Eingeweide des Wunderfisches. (Abb. der Erzengel s. die betr. Artikel „Gabriel", „Michael", „Rafael".)

Nr. 2599. Nr. 2600. Nr. 2601.

Nr. 2599—2601. Engel.
2599. Musizirender Engel nach Gaudenzio Ferrari. 2600. Engel, auf die Weltkugel deutend (Capella Chigi). 2601. Griech. Engel (11. Jahrh.).

Nr. 2602. Cherubim und Seraphim.
a. Seraph (Griech. Mosaik). b. Ital. Cherubim (14. Jahrh.). c. Cherubim (Liberale di Verona). d. Feuriger Cherub (Rafael). e. Griech. Seraph (9. Jahrh.).

Engel, Ernst, deutscher Statistiker, geb. 26. Mai 1821 zu Dresden, bildete sich auf der Bergakademie zu Freiberg, trat 1848 in den sächs. Staatsdienst u. übernahm 1850 die Organisation u. Leitung des Statistischen Bureau für das Königreich Sachsen, indem er zugleich als Ministerialsekretär in die Regierung berufen wurde. Im J. 1858 trat er jedoch aus dem Staatsdienste aus u. begründete in Dresden eine Hypotheken-Versicherungsgesellschaft, die erste Versicherungsgesellschaft dieser Art. Ein seiner bedeutenden Kraft entsprechender Wirkungskreis eröffnete sich ihm erst seit 1860, in welchem Jahre er als Ersatzmann für den damals verstorbenen Dieterici (s. d.) zum Direktor des Statistischen Bureau in Berlin ernannt wurde. Sowol durch seine geistvollen u. scharf eindringenden Arbeiten als durch seine Lehrthätigkeit in dem von ihm eingerichteten Statistischen Seminar hat E. sich grundlegende u. bleibende Verdienste um die deutsche Statistik erworben. Er gab heraus die „Zeitschrift des (sächs.) Statistischen Bureau" (seit 1855), die „Zeitschrift des (preuß.) Statistischen Bureau" (seit 1860;

als Sonderabdruck aus dieser letzteren erschienen von ihm „Die Methoden der Volkszählung", Berl. 1861, u. „Land u. Leute des preuß. Staates", Berl. 1863), das „Jahrbuch für die amtliche Statistik des preuß. Staates" (seit 1863), „Preuß. Statistik" (in zwanglosen Heften, seit 1861), einige Schriften über den internationalen statist. Kongreß, der 1863 zu Berlin unter E.'s Vorsitz getagt. E. schloß sich 1872 der neuen Schule der „Kathedersozialisten" an u. ist Mitbegründer des „Vereins für Sozialpolitik" (s. „Eisenacher Konferenz").

Engel, Johann Jakob, deutscher Schriftsteller u. Popularphilosoph, geb. 11. Sept. 1741 zu Parchim, machte seine Studien in Rostock u. Leipzig, wurde 1776 als Lehrer an das Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin berufen, bald darauf auch in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen u. mit dem Unterrichte des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Königs Friedrich Wilhelm III., betraut. Im J. 1787 wurde ihm die Oberleitung des Berliner Theaters übertragen, die er jedoch 1794 niederlegte, um in Schwerin zurückgezogen den Wissenschaften zu leben. Erst nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. kehrte er nach Berlin zurück, wo er nam. für die Akademie der Wissenschaften eine verdienstvolle Thätigkeit entwickelte. Er starb zu Parchim 28. Juni 1802. Durch seine Schriften „Philosoph für die Welt" (2 Bde., Lpz. 1788), „Lorenz Stark" (Lpz. 1795) u. „Fürstenspiegel" (Lpz. 1798), die durch ihren sittlichen Ernst u. ihre psychologische Feinheit nicht minder wie durch ihre elegante Darstellung zu ihrer Zeit große Wirkung machten, stellt E. sich den besten Schriftstellern des Zeitalters der Aufklärung an die Seite. Eine neuere Ausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften" erschien zu Frankfurt (12 Bde., 1857).

Engel, Joseph, ein ausgezeichneter Arzt u. patologischer Anatom, geb. 1816 in Wien, wo er auch seine ersten Studien machte u. nach (1839) erlangter Doktorwürde von 1840—44 als Assistent in der patologischen Klinik fungirte. Im J. 1844 ging er als Professor nach Zürich, 1849 in gleicher Eigenschaft nach Prag, bis er 1856 an der Josef's-Akademie die Professur für pathologische Anatomie erhielt. Seine Wissenschaft hat er durch die Aufstellung einer wissenschaftlichen Terminologie u. durch die scharfe Charakteristik der anatomischen Eigenschaften der Organe im gesunden u. kranken Zustande wesentlich gefördert, u. von seinen hierher gehörigen Werken sind zu erwähnen: „Entwurf einer pathologisch-anatomischen Propädeutik" (Wien, 1845), „Anleitung zur Beurtheilung des Leichenbefundes" (ebend. 1846), „Darstellung der Leichenerscheinungen" (ebend. 1854). „Spezielle pathologische Anatomie" (ebend. 1854), „Kompendium der topographischen Anatomie" (ebend. 1860). „Sektionsbeschreibungen" (ebend. 1861) 2c. Außerdem hat er in zahlreichen einzelnen Abhandlungen werthvolles Material aus seinen mikroskopischen Beobachtungen niedergelegt u. ist für Reform der medizinischen Studienordnung, in welcher er volle Lehr- u. Lernfreiheit zum obersten Prinzip erhebt, auch schriftstellerisch thätig gewesen.

Engelbert I., der Heilige, Kurfürst u. Erzbischof von Köln, geb. 1185, stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Bergen, war zu Münster wissenschaftlich gebildet u. wurde 1199 Dompropst, 1216 Erzbischof von Köln. Ihm verdankt Köln den Grundriß zu seinem berühmten Dom, den er mit den Meistern der Bauhütte entwarf, das Rheinland Schutz gegen die Raubritter u. Förderung des Ackerbaues, Deutschland eine segensreiche Regentschaft während des Römerzuges des Kaisers Friedrich II. (1220). E. wurde auf Anstiften seines Neffen Friedrich von Isenburg, mit dem er in Zwist gerathen war, 7. Nov. 1225 auf einer Reise nach Schwelm erschlagen.

Engelbrechtsen, Cornelius, niederländ. Maler, geb. in Leyden 1468, gest. daselbst 1533, bildete sich zwar nach den Brüdern van Eyck, zeigt aber in dem einzig beglaubigten Werke, welches wir von ihm besitzen, ein geringeres Gefühl für Wahrheit u. eine Vorliebe für phantastische Trachten. Dies Werk ist ein dreitheiliges Altargemälde im Stadthause zu Leyden. Das Mittelbild desselben stellt die Kreuzigung Christi dar, die Seitenbilder das Opfer Abraham's u. die Errichtung der ehernen Schlange.

Engelhard, Friedrich Wilhelm, deutscher Bildhauer, geb. 9. Sept. 1813 zu Grünhagen bei Lüneburg. Ursprünglich zum Kunstdrechsler bestimmt, ging er nach Beendigung der Lehrzeit nach Paris u. beschäftigte sich mit Elfenbeinschnitzereien. Nach zweijährigem Aufenthalte kehrte er zurück u. besuchte die polytechnische Schule in Hannover. Vom J. 1840 begann sein eigentliches Kunststudium: er bildete sich unter Thorwaldsen in Kopenhagen u. unter Schwanthaler in München u. nahm nach einem längeren Aufenthalte in Rom seinen Wohnsitz in Hannover. Vom Ministerium in Berlin wurde E. 1869 zum Professor ernannt. Seine sich meistens in antiken u. romantischen Stoffen bewegenden Werke sind von sehr lebendiger Auffassung, sorgfältiger Durchführung u. feiner Technik. Schon in München machte seine „Loreley" u. die „Germanenschlacht" Aufsehen.

Nr. 2603. Friedrich Wilhelm Engelhard (geb. 9. Sept. 1813).

Ehe er nach Rom ging, hielt er sich längere Zeit in Hamburg auf, woselbst die Friese „Olympische Spiele" u. „Amor u. Psyche", sowie Kartons historischer Gemälde für die Schlösser in Mecklenburg entstanden. Nach der römischen Reise entstand unter anderem der Fries „Heinrich des Löwen Wallfahrt nach dem Heiligen Lande", die Schillerstatue für Hannover u. die sitzende Kolossalfigur der Kurfürstin Sophie. Seine beste u. größte Arbeit ist der 33 m. lange Marmorfries im Schlosse Marienburg bei Hannover, der, der Edda-Sage entnommen, mit großer Begeisterung aufgefaßt ist u. in allen Gestalten den echtgermanischen Urcharakter ausdrückt.

Nr. 2604. Die Engelsburg und die Engelsbrücke in Rom.

Engelsburg, die mit dem Vatikan in Rom verbundene Citadelle, rührt in ihren Grundbauten aus der Zeit des Kaisers Hadrian her, dessen Grabmal sie war (Moles Hadriani). Dieses war schon im 6. Jahrh. von

den Römern in eine Festung umgewandelt worden, die dann Papst Alexander VI. weiter ausbaute u. durch einen Korridor mit dem Vatikan verband; die Außenwerke rühren von Papst Urban VIII. her. Nur der untere Theil des großen stattlichen Rundbaues stammt von Hadrian, während der mittlere mit der Krenelirung seinen mittelalterlichen, der oberste Theil seinen noch späteren Ursprung nicht verleugnen kann. Der Bau wird durch eine dem Erzengel Michael geweihte Kapelle gekrönt; von dieser u. der auf der Spitze der Kapelle thronenden Bildsäule des Erzengels hat die Burg ihren Namen. Die Brücke über den Tiber, welche von der Stadt nach der E. führt (früher Pons Aelii), trägt jetzt den Namen Engelsbrücke.

Engelsgruß, s. „Ave Maria".

Engelsüß (Polypodium vulgare), auch Tüpfelfarrn, Knopf oder Korallenwurz, eine weit verbreitete einheimische Farrnart von niedrigem Wuchse mit einfach gefiederten Wedeln, tüpfelförmigen Samenhäufchen auf der Rückseite des Wedels u. mit korallenartig verzweigtem, unterirdischem Wurzelstocke. Die zierliche Pflanze, welche gern in Felsklüften od. an Baumwurzeln vegetirt, hat einen Anfangs süß, später zusammenziehend schmeckenden Wurzelstock, den man früher vielfach als abführendes od. zusammenziehendes Mittel bei Leberleiden, Milzsucht, Scharbock, Gicht, Podagra, Raserei u. s. w. verwendete u. dem man dabei eine große Rolle zuschrieb.

Engelwurz, s. „Angelica".

Engerling, s. „Maikäfer".

Engern, der mittlere Theil des alten Sachsenlandes, auf beiden Seiten der Weser zwischen Ostfalen u. Westfalen gelegen, verlor unter Karl d. Gr. seine Selbständigkeit u. wurde mit den anderen sächsischen Ländern unter einem Herzoge vereinigt.

Engerth, Wilhelm von, einer der bedeutendsten neueren Ingenieure, 1814 zu Pleß in Preuß.-Schlesien geb., widmete sich anfänglich dem Baufache, gab jedoch die bereits erlangte einträgliche Stellung eines Architekten sehr bald auf, um die eines Assistenten am Wiener Polytechnikum anzunehmen. Im J. 1844 wurde er als Professor der Mechanik u. Maschinenlehre nach Graz berufen u. 1851 bei der Weltausstellung in London, 1855 bei der deutschen Industrieausstellung zu München zum Preisrichter ernannt. Beim Bau der Semmeringbahn löste E. das Problem der Konstruktion einer bergan fahrenden Lokomotive; sein System fand alsbald in Oesterreich, Frankreich, der Schweiz u. s. w. die ausgedehnteste Anwendung. Bald darauf zum stellvertretenden Generaldirektor der österr. Staatseisenbahnen ernannt, entwickelte er in dieser Stellung eine rastlose Thätigkeit nicht nur für technische Reformen, sondern auch für Verbesserung der Lage der Beamten u. Arbeiter. Um die Donauregulirungsfrage ihrer Lösung näher zu bringen, wurde E. in die zu diesem Zwecke niedergesetzte Kommission berufen (1867). Diese stimmte den Vorschlägen, die E. in seinem meisterhaften Exposé niederlegte, bei. Die Absperrung des Donaukanals, die er zur nachhaltigen Bekämpfung der jährlichen Ueberschwemmungen eines Theils von Wien für nothwendig hielt, wurde 1873 nach dem von ihm entworfenen Plan (durch Errichtung des sog. Schwimmthores) ins Werk gesetzt. In demselben Jahre wurde E. von der Generaldirektion der Wiener Weltausstellung mit der Oberleitung der großen Ausstellungsbauten betraut — eine Aufgabe, der er sich mit Hülfe seiner ausgezeichneten Sachkunde, seiner Energie u. seines seltenen Organisationstalents in glänzender Weise entledigte. Bei der Jury dieser Ausstellung war er als Gruppenpräsident thätig. Sehr viel hat E. endlich zur Entwicklung des österr. Ingenieur- u. Architektenvereins beigetragen. — Sein jüngerer Bruder, **Eduard E.**, geb. 1818 zu Pleß, hat sich als talentvoller Maler bekannt gemacht. Er bildete sich zuerst unter Kupelwieser in Wien aus u. wanderte dann nach Rom, wo er sich der sog. nazarenischen (Overbeck'schen) Richtung der Malerei ergab u. in diesem Geiste die (im Belvedere zu Wien befindliche) „Gefangennehmung der Kinder Manfred's nach der Schlacht bei Benevent" malte. Infolge längerer Reisen in Deutschland, Frankreich u. dem Orient wurde seine Kunstrichtung realer u. naturwahrer. Seit 1865 Professor an der Akademie in Wien, führte er hier mehrere monumentale Malereien u. größere Historienbilder aus. Zu den ersteren gehören seine Fresken im Kaisersalon u. an der Treppe des neuen Opernhauses, wo er die Hochzeit des Figaro nach Mozart u. Bilder aus der Orpheussage malte; zu den letzteren gehört sein bedeutendstes Oelbild „Der Sieg des Prinzen Eugen bei Zenta" (für das Waffenmuseum des Arsenals). Seit einigen Jahren ist er auch Direktor der Galerie des Belvedere.

Enghien, Herzog von, Louis Antoine Henry von Bourbon, Sohn des Prinzen Ludwig Heinrich Joseph von Condé (s. d.), von königlichem Geblüt, geb. 2. Aug. 1772 zu Chantilly, trat 1792 in das von seinem Großvater, dem Prinzen Condé, gesammelte Emigrantenheer u. führte in den folgenden Jahren die Avantgarde dieses Heeres. Napoleon Bonaparte, der 1799 zum Ersten Konsul ernannt worden war u. nach der Alleinherrschaft strebte, hielt den Herzog von E. auf falsche Angaben hin für die Seele einer gegen sein Leben gerichteten großen royalistischen Verschwörung, deren Urheber, Pichegru u. Cadoudal, im Febr. 1804 festgenommen worden waren, u. ließ ihn völlig rechtswidrig auf badischem Gebiete zu Ettenheim, wo sich der Prinz mit der heimlich mit ihm vermählten Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort aufhielt, durch eine Abtheilung Gensdarmen unter Führung seines Vertrauten Savary verhaften (15. März 1804) u. über Straßburg nach Paris bringen. Ein sogleich nach seinem Eintreffen niedergesetztes Kriegsgericht sprach nach kurzem Verhör, in welchem der Prinz der Wahrheit gemäß seine Unschuld betheuerte, das Todesurtheil, welches Napoleon schon am folgenden Morgen (21. März) in den Festungsgräben zu Vincennes vollstrecken ließ. Der Herzog starb muthig u. gefaßt. Die Gewaltthat rief allgemeine Entrüstung in Europa u. auch in Paris selbst hervor. Der Minister Fouché äußerte darüber: „Die That ist schlimmer als ein Verbrechen, sie ist ein Fehler."

England. Geographische Verhältnisse. Das Königreich E., so genannt von den Angeln (s. d.), welche um die Mitte des 5. Jahrh. n. Chr. einwanderten u. im S. der außer E. noch Wales und Schottland umfassenden britischen Insel germanische Staaten gründeten, enthielt 1871 auf 2395 □M. 21,487,688 E. ohne Wales, mit Wales 2743 □M. und 22,704,108 E. Auf drei Seiten vom Meere umgeben, im S. vom Kanal und der Straße von Calais, im W. vom Atlantischen Ozean u. der Irischen See, im O. von der Nordsee u. nur im N. an Schottland grenzend, hat E. eine außerordentlich günstige maritime Lage. Hierzu kommt noch die geringe Breite des Landes, infolge deren kein Punkt weiter als 20 g. M. von der Küste entfernt ist, der Reichthum an trefflichen Häfen u. die große Zahl schiffbarer, durch Kanäle verbundener Flüsse. Zahlreiche Meeresarme u. Buchten schneiden vorzüglich auf der Süd- u. Ostseite tief in das Land hinein, u. einzelne Halbinseln steigern das günstige Verhältniß des Küstenumfanges zum Flächeninhalt so, daß die Küste von E. u. Wales fast eine Ausdehnung von 500 g. M. hat. Den östlichsten Punkt bildet die Küste von Great Yarmouth, den westlichsten u. zugleich südlichsten das Vorgebirge Landsend auf der Halbinsel Cornwall. Außer den schönen Buchten, welche das Meer in das Land gerissen hat u. deren bedeutendste an der Westküste Solway Firth, der Morecambe- u. Liverpool-Busen u. der Bristol-Kanal, im S. die Busen von Plymouth, Wareham, Southampton u. Portsmouth, im O. der Busen der Themsemündung u. The Wash sind, besitzt E. in den seeartigen Erweiterungen der Mündungen seiner Flüsse eben so geräumige als sichere Hafenplätze, an denen die bedeutendsten Handelsstädte des Landes emporgeblüht sind. Am wenigsten günstig ist die Ostküste ausgestattet; sie ist zum größten Theil felsig, steil, mit Klippen eingefaßt oder von Sandbänken umgürtet.

Die Oberfläche von E. zeigt einen schönen Wechsel von Berg u. Hügelland u. Tiefebene; die höchsten Erhebungen zeigt der Norden. Hier bilden die felsigen und kahlen Cheviot-Hügel, welche im Cheviot bis zu 814 m. ansteigen u. deren bei weitem niedrigere Ausläufer Northumberland durchziehen, die Grenze zwischen E. u. Schottland. An diese schließen sich südwestlich, unfern der Küste der Irischen See, die Penninischen Gebirge an, die sich um einzelne Centralpunkte gruppiren u. sich nach S. bis zum Trentfluß vorschieben. Der Hauptzug trennt das nördliche E. in einen östlichen u. westlichen Theil; während ersterer aber nur geringe Erhebungen hat, ziehen sich die höchsten Nebenketten an die Westküste, an welcher das durch die fruchtbaren Thäler des Eden u. Lune von den Penninischen Bergen getrennte Cumbrian Gebirge im Sca Fell eine Höhe von 984 m. erreicht. Dieses letztere Bergland bildet mit seinen felsigen Gipfeln, heidebedeckten Plateaux, schönen Weiden, schattigen Wäldern u. malerischen Seen eine der reizendsten Gegenden E.'s. Das mittlere u. südliche E. erhebt sich selten über 300 m. u. besteht größtentheils aus niedrigen, wellenförmigen, fruchtbaren Ebenen. Der höchste Theil des Landes ist das Tafelland von Birmingham zwischen Severn u. Trent, das bis 400 m. ansteigt. Nach O. erstrecken sich ausgedehnte Tiefebenen, unterbrochen von plateauartigen Höhenzügen, das Hügelland südlich von der Themse, in einzelnen Punkten 200—250 m. hoch, ist gewöhnlich mit zartem Heidegras bewachsen u. nährt zahlreiche Schafherden; nach SW. steigen diese Hügel in den Dorset Heights höher an u. durchsetzen dann in zwei Gebirgszügen die Halbinsel Cornwall, wo die Berge von Dartmoor im High Wilhays (621 m.) u. das

Gebirge von Exmoore im Dunkerybeacon (520 m.) ihre größte Höhe erreichen. In die westlichen Grafschaften E.'s sendet das Hochland von Wales einzelne über 500 m. hohe Gebirgsäste. Dieser eigenthümliche Charakter der Bodenoberfläche gewährt E. den Vortheil einer großen Anzahl von Flüssen, die trotz der geringen Länge des Laufes infolge ihres Wasserreichthums und langsamen Gefälles meist bis in das Innere des Landes schiffbar sind u. unter einander durch Kanäle verbunden sind. Nach allen Seiten durchschneiden diese Wasseradern das Land u. sind für Handel u. Gewerbe von ungemeinem Nutzen geworden. Von dem Penninischen Gebirge fließen nach O. zur Nordsee: der Tyne, welcher nach einem Laufe

Nr. 2605. Englische Trachten aus dem 13. Jahrh.

von 18 M. bei Tynemouth mündet u. bis 2 M. oberhalb Newcastle noch Schiffe von 300 Tons trägt, der Wear, der Tees, der Trent mit einem 42 M. langen Laufe, die Ouse und der Witham (in die Wash einströmend), die Themse (Thames), der wichtigste Strom E.'s, welcher sich nach einem Laufe von 47 M. in das Meer ergießt, auf 43,5 M. schiffbar ist u. eine große Anzahl schiffbarer Nebenflüsse aufnimmt. Die Südküste hat nur Flüsse von geringer Entwicklung, die Westküste aber den größten engl. Strom im Severn, der die Themse in der Länge um 5 M. übertrifft, aber nur auf 40 M. seines Laufes schiffbar ist. Bei Liverpool mündet in eine breite Bucht der Mersey, 21 M. lang. Die Seen Englands befinden sich meistens im Cumbrischen Gebirge; sie sind zahlreich, aber keiner von ihnen ist von bedeutender Ausdehnung u. kommt den größeren Seen Schottlands od. Irlands an Wasserreichthum gleich.

Nr. 2606. Englische Trachten aus dem 15. Jahrh.

Das Klima E.s ist durch das Meer und seine Strömungen bedingt, besonders durch den Golfstrom, welcher die westlichen Küsten bespült. Kühler Sommer, milder Winter u. reichlicher Niederschlag sind seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Nur kurze Zeit steht das Thermometer im Winter unter 0, u. Pflanzen aus südl. Klimaten, welche im mittleren Deutschland während der Wintermonate in Warmhäusern untergebracht werden müssen, können den engl. Winter im Freien überdauern. Dagegen ist die Durchschnittstemperatur des Sommers in E. niedriger als unter gleichen Breitengraden in Deutschland, was zur Folge hat, daß viele feinere Obstsorten dort nicht mehr zur Reife gelangen können. Die häufigen Nebel u. Regengüsse befördern aber den Garten- u. Landbau; berühmt sind die herrlichen Parks, die trefflichen Wiesen u. Gemüsearten dieses Landes.

Die **Bevölkerung** besteht, wie die Geschichte u. Sprache zeigt, aus einer Mischung der ursprünglich keltischen Stammbevölkerung mit eingewanderten german. u. roman. Elementen. Während sich in Wales und Schottland noch Ueberreste des alten Keltenvolkes erhalten haben, zeigt E. eine Einheit in Sprache und Nationalität. Der Konfession nach gehören in E. 17,781,000 der Staatskirche an; 3,971,000 sind protestantische Dissidenten, 1,058,000 römische Katholiken, 39,000 Juden. Kein anderes Land in Europa besitzt so viele große Städte, kein zweites zeigt ein so außerordentliches Wachsthum derselben wie E.; 13 Städte haben über 100,000 E., 6 über 200,000 E. Letztere sind seit dem Anfang dieses Jahrh. in folgender Weise angewachsen:

	1801.	1851.	1861.	1871.
London	958,863	2,362,226	2,803,989	3,251,804
Liverpool	82,295	375,955	443,938	493,346
Manchester (mit Salford)	94,876	401,321	441,171	481,087
Birmingham	70,670	232,841	296,076	343,696
Leeds	53,162	172,270	207,165	259,201
Sheffield	45,755	135,310	185,172	239,947

Ueber die Hälfte der Bevölkerung wohnt in den Städten, während in Frankreich, das E. in der Zahl der Großstädte am nächsten steht, sich die städtische zur ländlichen Bevölkerung wie 5:13 verhält. Der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung liegt darin, daß E. ein vorzugsweise industrielles Land ist. In Bezug auf die **Landwirthschaft** herrscht in E. das Pachtsystem, u. man hält die mäßige Ausdehnung der englischen Farmen für eine der wichtigsten Ursachen des günstigen Standes der Agrikultur. Diese Farmen od. Pachthöfe nehmen ungefähr den dritten Theil der Bodenoberfläche von E. ein. Doch ist das Ergebniß des Ackerbaues bei weitem nicht so glänzend wie das der Industrie; denn E. bedarf jedes Jahr einer enormen Getreidezufuhr; man kann annehmen, daß jährlich für 30—40 Millionen Pfd. St. Brotstoffe vom Auslande bezogen werden müssen. Die Produkte des Landbaues vertheilen sich in folgender Weise über E.: Weizen wird hauptsächlich in den südöstlichen Grafschaften gebaut, Gerste im NO., Hafer vorzüglich im N., Hülsenfrüchte u. Gemüse bes. im Umkreise der größeren Städte, Hopfen in der Gegend von Canterbury, Worcester, Kent, Surrey; Raps in Cambridge, Yorkshire, Essex u. Norfolk. Von Getreidearten wird am meisten Weizen und Gerste angebaut. Die engl. Viehzucht, welche wesentlich durch die trefflichen Weiden unterstützt wird, war schon in alter Zeit berühmt. Bedeutend ist die Pferde-, Rinder- u. Schweinezucht. Die engl. Rennpferde sind die besten in ganz Europa u. das Rindvieh ebenso ausgezeichnet als Schlachtvieh wie zur Milchgewinnung. Engl. Käse ist ein wichtiger Ausfuhrartikel. Die Waldungen E.s waren früher sehr ausgedehnt, wurden aber im Laufe der Zeit großentheils ausgerottet; hiermit hängt der Mangel an Wild zusammen. Die Großindustrie hat die Flüsse fischarm gemacht; dagegen ist der Fischfang an den Küsten u. in der offenen See sehr bedeutend.

Die **Industrie** E.s, die bedeutendste Europa's, ist durch die physischen Verhältnisse des Landes, durch seinen Reichthum an Steinkohlen u. Eisen begünstigt. Das größte englische Kohlenlager liegt im N. des Landes, östlich u. westlich von den Penninischen Bergen in den Grafschaften Northumberland, Durham, York, Derby, Nottingham u. Lancashire; auf ihm haben sich die riesigen Industriestädte Manchester, Liverpool, Bradford, Nottingham, Sheffield, Leeds entwickelt. Das zweite Becken liegt südl. von dem Penninischen Gebirge in den Grafschaften Stafford u. Worcester mit Birmingham als industriellem Mittelpunkt; das dritte zieht sich an der Südseite des Bristol-Kanals durch die Grafschaften Gloucester, Somerset u. Devon. Nächst den Steinkohlen ist das Eisen das wichtigste Produkt des Bergbaues; an diesem wichtigen Metall ist am reichsten die Grafschaft Stafford; ihr zunächst kommt Yorkshire, dann Lancashire, Cumberland u. Derby. Kupfer kommt hauptsächlich in Cornwall u. Devon, Blei in Derbyshire, Zinn in Cornwall u. Devon, Zink in Devon, Cornwall, Derby, Cumberland vor; Stein wird massenweise in Cheshire u. Worcester gewonnen. Die **technische Kultur** hat sich in E. in der großartigsten Weise entwickeln können; seit dem 17. Jahrh. war dort der Gewerbezwang, welcher in Deutschland bis in die jüngste Zeit der Großindustrie hemmend im Wege stand, aufgehoben u. die Beseitigung der Schutzzölle, die Durchführung des Freihandelsprinzipes, worin E. mustergiltig für die anderen Staaten voranging, mußte Industrie u. Handel in außergewöhnlicher Weise heben. Unter allen Industriezweigen sind die wichtigsten Spinnerei u. Weberei, die sich seit der Erfindung von Maschinen (1785) in schneller Steigung bis zur jetzigen Güte u. Menge der Produktion erhoben. Hauptsitze der Wollenmanufaktur sind die Grafschaften Yorkshire, Gloucester, Wilts, Lancashire u. Leicester. Leeds u. der Westen E.s liefern vorzügliche Tuche, Bradford halbwollene Waaren, Leicester Strumpfwaaren. Für die Baumwollenindustrie sind die Grafschaften Lancaster u. Chester (Liverpool, Manchester) von der größten Bedeutung, für die Leinweberei die Grafschaften Yorkshire u. Lancaster, für die Seiden-

industrie Chester, Lancaster, Derby u. Warwick. Der große Reichthum des Landes an Erzen hat natürlich den Aufschwung der Metallindustrie ungemein begünstigt. Alle Gattungen von Metallwaaren, rohes Gußeisen sowol als die feinsten Stahl- u. Juwelierarbeiten werden in größter Menge u. Güte geliefert. Birmingham u. Manchester sind Hauptsitze dieser Industrie. Die Maschinenfabrikation ist durch alle größeren engl. Industriestädte vertreten. Von anderen Industriezweigen stehen in großer Blüte u. betheiligen sich an der Ausfuhr in großartiger Weise: die Lederfabrikation, die Töpferei, die Porzellanfabrikation, die Glasindustrie u. a. m. Diese Großindustrie E.s hat neben ihren glänzenden Seiten doch auch betrübende Uebel im Gefolge gehabt. Die Kluft zwischen Reichthum u. Armuth, zwischen Kapital u. Arbeit ist in E. weiter als in den meisten übrigen Ländern Europa's, wo ein Mittelstand diese Gegensätze noch ausgleicht; die Anhäufung eines besitzlosen Proletariats in den großen Industrie-Mittelpunkten läßt die sozialen Gebrechen viel schärfer hervortreten. Dennoch ist der Nationalwohlstand des engl. Volkes in gleicher Weise durch alle Klassen fortdauernd gestiegen, u. der engl. Arbeiter lebt durchschnittlich viel besser als der auf dem Kontinent. Begünstigt durch eine eigenthümliche historische Entwicklung haben sich die Städte E.s weit mehr in die Breite als in die Höhe ausgedehnt; die Menschen wohnen mehr neben als über einander; dadurch ist Luft, Licht u. Gesundheit in die Häuser gekommen, u. trotzdem die Arbeitszeit nicht geschmälert worden, weil Eisenbahnen innerhalb der Städte die Entfernungen abkürzen (statistische Notizen über Handel u. Industrie s. unter „Großbritannien").

Geistige Kultur. Das Schulwesen E.s steht auf keiner hohen Stufe, zum Theil weil der Staat bis 1833 dasselbe der Privatindustrie überlassen hatte u. auch jetzt noch die Zahl der Privatschulen ungewöhnlich groß ist: 1869 hatten E. u. Wales in 7022 Schulen nur 1,124,606 Schüler, also etwa 5 % der Gesammtbevölkerung, während 1864 in Preußen 16 % der Bevölkerung die Schulen besuchten. Schulzwang herrscht in E. nicht; Niemand ist gezwungen, sein Kind unterrichten zu lassen, u. es steht Jedermann frei, eine Schule zu gründen und beliebig darin zu lehren; zudem ist der Schulbesuch ein so unregelmäßiger, daß nur der 6. Theil der schulpflichtigen Kinder jährlich über 200 Tage in die Schule geht. Universitäten besitzt E. nur in London, Oxford, Cambridge u. Durham, welche verhältnißmäßig sehr schwach besucht sind u. in ihren inneren Einrichtungen noch ein fast mittelalterliches Gepräge tragen. Eine bestimmte Fachbildung gewähren diese Universitäten nicht, deshalb bestehen in den meisten größeren Städten noch medizinische Schulen, in London z. B. 12; die Juristen erlernen nur bei Advokaten Uebung u. Kenntniß im Recht. Bedeutend ist die Zahl der gelehrten Gesellschaften u. Vereine für Wissenschaften u. Künste, welche meist über sehr große Mittel verfügen. Die Zeitungspresse ist infolge der uneingeschränkten Preßfreiheit, des Einflusses der großen Städte u. der regen Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten der periodischen Literatur des Kontinentes voraus. Der engl. Buchhandel hat in London seinen Mittelpunkt. — In den kirchlichen Verhältnissen herrscht vollkommene Religionsfreiheit; doch ist die bischöfliche Anglikanische Kirche (s. d.) die Staatskirche für E. wie für Irland, an ihrer Spitze steht der König als Oberhaupt, unter ihm die beiden Erzbischöfe von Canterbury u. York u. 20 Bischöfe. Die Mitglieder anderer Religionsgenossenschaften erhalten vom Staate keine Unterstützung, u. ihre Geistlichen sind vollständig auf freiwillige Beiträge angewiesen. Charakteristisch für den kirchlichen Sinn der Engländer ist die große Menge von Gesellschaften zur Verbreitung des Christenthums u. zu ähnlichen Zwecken, die fast sämmtlich hohe Einnahmen haben.

E. ist eingetheilt in 40 Grafschaften (Shires): Bedford, Berks, Buckingham, Cambridge, Cheshire, Cornwall, Cumberland, Derby, Devon, Dorset, Durham, Essex, Gloucester, Hereford, Hertford, Huntington, Kent, Lancashire, Leicester, Lincoln, Middlesex, Monmouth, Norfolk, Northampton, Northumberland, Nottingham, Oxford, Rutland, Shropshire od. Salop, Somerset, Southampton od. Hampshire, Stafford, Suffolk, Surrey, Sussex, Warwick, Westmoreland, Wilts, Worcester u. Yorkshire. Ueber Armee, Marine, Kolonien u. s. w. s. „Großbritannien"; über Verfassung, Verwaltung u. Rechtspflege s. „Englische Verfassung".

Geschichte. In der ältesten historischen Zeit war das heutige E. ein Theil von Britannia (s. d.), mit welchem Namen die heutige Insel Großbritannien bezeichnet wurde. Die Bewohner waren Kelten (s. d.), stammverwandt den Belgiern u. Galliern, u. in verschiedene Stämme zersplittert, welche unter einzelnen Häuptlingen standen. Wenn auch die Briten den Galliern an Kultur u. Gesittung nachstanden, so lebten doch auch sie in zahlreichen offenen Dörfern u. ummauerten Städten, waren erfahren in der Kunst des Schiffbaues, im Bergbau u. in der Bereitung der Metalle u. nährten sich vorzugsweise vom Ackerbau u. von der Viehzucht. Die erste Kunde von Britannia ward uns durch die Phönizier, welche an den südwestl. Küsten E.s, in Cornwall, Zinn einhandelten; Jahrhunderte lang herrschten aber die merkwürdigsten Vorstellungen von dieser Insel bei den alten Völkern, bis Cäsar auf zwei Kriegszügen (55 u. 54 v. Chr.) von Gallien aus auch dieses Land der römischen Republik zu unterwerfen suchte. Sein Plan scheiterte jedoch an den Stürmen der Nordsee u. an der klugen Taktik des Britenhäuptlings Cassivelaunus, welcher, ohne sich den Römern zu stellen, die Feinde immer weiter in das Land lockte. Erst hundert Jahre später, unter dem Kaiser Claudius (s. d.), faßte die röm. Herrschaft festen Fuß auf der Insel. Um das J. 50 n. Chr. war Britannia eine röm. Provinz geworden, die sich allerdings zuerst nur auf den südl. Theil der Insel beschränkte. Unter dem Statthalter Julius Agricola begann die

Nr. 2607. Englische Trachten aus dem 17. Jahrh.

Romanisirung der Kelten, besonders in der Nähe der röm. Militärkolonien; die südl. Briten nahmen theilweise röm. Sprache u. Sitte an. Derselbe Statthalter dehnte die Herrschaft bis an die schottischen Hochlande aus. Die Nordgrenze dieser Provinz wurde später von den Kaisern Hadrian u. Septimius Severus durch Grenzwälle u. andere Befestigungen gegen die Einfälle der noch nicht unterworfenen Stämme geschützt. Je schwächer aber das röm. Reich wurde, desto mehr war Britannia, seine nördlichste Provinz, den Angriffen anderer Völker preisgegeben. Wiederholt drangen die Pikten u. Skoten über den Grenzwall nach Süden. Gegen diese rief Vortigern, der sich zum Herrn Britanniens gemacht hatte u. sich von den Römern verlassen sah, die Angeln u. Sachsen, welche den Briten schon

Nr. 2608. Englische Trachten aus dem 18. Jahrh.

als verwegene Seeräuber bekannt geworden waren, zu Hülfe. Der erste Zug dieser deutschen Stämme landete 449 an der britischen Küste; bald folgten weitere Züge. Anstatt aber die keltischen Völker des Nordens zu bekriegen, traten sie schließlich in ein Bündniß mit diesen u. verdrängten die Briten aus allen ebenen Gegenden in die Gebirge des Westens, besonders nach Wales u. über den Kanal nach der Halbinsel der Bretagne, die von ihnen den Namen erhielt. Trotz der ritterlichen Kämpfe des in Sagen u. Liedern viel gefeierten Artus (bis 515) u. seines Nachfolgers Ambrosius (bis 542) setzten sich die deutschen Stämme dauernd in Britannien fest, das nach den Angeln nun England genannt wurde, u. gründeten dort sieben Königreiche: Kent, Essex, Wessex, Sussex, Ostangeln, Mercia, Northumberland. Das Christenthum, durch Missionäre des röm. Bischofs Gregor d. Gr. auch

unter den Angelsachsen eingeführt, gewann größere Verbreitung, als sich der König Ethelbert 597 taufen ließ. Derselbe König hatte sich alle angelsächsischen Fürsten mit Ausnahme des Königs von Northumberland unterworfen. Die Vereinigung aller sieben angelsächsischen Reiche zu einem Ganzen geschah aber erst durch König Egbert von Wessex (827), der als erster König von E. zu betrachten ist.

Angelsächsische Könige (827—1066). Die Kraft des neuen Reiches sank aber bald infolge von Aufständen der unterworfenen Könige, von Kämpfen zwischen einzelnen Gliedern des königlichen Hauses u. besonders infolge der Einfälle der Dänen u. Normänner, welche die Ostküsten E.s verwüsteten. Da ward König Alfred d. Gr. (s. d., 871—901) der Retter des Staates; unter ihm wurden die zerstörten Städte u. Burgen wieder hergestellt, eine Art stehenden Landheeres eingeführt, die Küsten gegen neue Einfälle durch eine Flotte gesichert, zugleich aber auch die altgerman. Verfassung neu befestigt. Die in Ostangeln u. Northumberland angesiedelten Dänen verbanden sich unter den Nachfolgern Alfred's, Eduard I. (901—924) u. Athelstan (924—940), mit den Briten u. Schotten, um die Herrschaft der Angelsachsen zu stürzen, wurden aber in der Schlacht von Brunaburg (937) von Athelstan niedergeworfen. Die Macht der höheren Geistlichkeit beeinflußte unter den folgenden Königen die Regierung immer stärker; neben König Edred (946—955) u. dessen Nachfolgern regierte der heilige Dunstan (s. d.). Dieses Uebergewicht der Geistlichkeit schwächte E. den Angriffen der Dänen gegenüber, die jetzt planmäßige Heerzüge gegen die Insel unternahmen u. unter Suen dem Glücklichen, der den König Ethelred II. besiegte, (1013) die Eroberung E.s vollendeten. Als dieser bald darauf verstarb, kam sein Sohn Kanut d. Gr. (1015) aus Dänemark mit 200 Kriegsschiffen u. 16,000 Mann an die britische Küste, erzwang von Edmund Ironside (1016—1017) eine Theilung des Reiches u. vereinigte nach dessen Ermordung die Reiche Dänemark, E. (1017—1035) u. Norwegen. E. selbst ward durch die Unterwerfung Cumberlands u. eines Theiles von Schottland nach N. vergrößert. Seine Söhne behaupteten den Besitz E.s, nach Hardikanut's Tode aber kam Eduard III. der Bekenner, Ethelred's Sohn (1042—1066), auf den engl. Thron. Da dieser jedoch keine Kinder hatte u. Edgar Atheling, der letzte Sprößling der angelsächsischen Dynastie, unmündig war, so gelang es Wilhelm von der Normandie, einem Ritter aus dem Gefolge des Königs, nachdem er seinen Nebenbuhler Harald in der Schlacht bei Hastings (14. Okt. 1066) besiegt, die Herrschaft an sich zu reißen.

Nr. 2609. Das älteste Wappen in England. (Nach einem Siegelabdruck im British Museum.)

Normännische Könige (1066—1154). Wilhelm der Eroberer (s. d., 1066—1087) führte ein strenges Feudalsystem ein, unterdrückte die Angelsachsen zu Gunsten der normännischen Großen, auf welche sich seine Militärherrschaft stützte, u. verstärkte die Macht der Krone durch Steuern u. willkürliche Erpressungen. Obgleich er das altsächsische Gerichtswesen u. einen Theil der alten Volksfreiheiten bestehen ließ, so wurde doch durch die Einführung des Lehnswesens die Leibeigenschaft vorbereitet u. die freiheitliche Entwicklung der engl. Nation aufgehalten, während ihre Macht nach außen vermehrt wurde. Unter seiner Regierung wurde das Französische zur Hof- u. Geschäftssprache gemacht u. dadurch auch der engl. Volkssprache eine Fülle von romanischen Elementen zugeführt. Unter seinem Sohn Wilhelm II., gen. der Rothe (1087—1100), einem brutalen Fürsten, welcher weder weltliches noch geistliches Recht achtete u. dessen Nachfolger Heinrich I. (1100—1135) griff die Barbarei unter den höheren Ständen immer mehr um sich, wenn auch das Rechtswesen festere Formen annahm. Um die Erbfolge zu sichern, vermählte Heinrich I. seine Tochter Mathilde mit dem Grafen Gottfried von Anjou, welcher von dem Ginsterzweig (planta genest), den er auf dem Helme zu tragen pflegte, den Beinamen Plantagenet erhielt; unter ihm ward die Normandie mit E. vereinigt. Als Heinrich I. starb, gelang es jedoch Stephan von Blois, einem Sohne Adelheid's, der Tochter Wilhelm's I., sich des Thrones zu bemächtigen (1135—1154), da die Großen des Reiches mit jener französischen Heirath nicht einverstanden waren u. der hohe Klerus ihn begünstigte.

Als sich aber Stephan gegen den letzteren wandte, unterstützte derselbe Klerus Mathilde, welche (1139) mit einem Heer an der engl. Küste landete, Stephan besiegte u. (1141) als Königin anerkannt wurde. Da sie aber die von Eduard d. Bekenner ertheilten Verfassungsbestimmungen nicht anerkannte, so gewann Stephan's Partei wieder größeren Anhang, u. der Krieg währte fort, bis Heinrich, der Sohn Mathilde's, (1153) einen neuen Angriff auf E. machte u. Stephan zwang, ihn als Herrscher anzuerkennen.

Könige aus dem Hause Anjou oder Plantagenet (1154 bis 1399). Heinrich II. (1154—1189), der außerdem noch auf franz. Boden Anjou, Touraine, Guienne, Poitou u. die Normandie besaß, hielt die engl. Großen, welche in den letzten Wirren fast selbständig geworden waren, mit fester Hand nieder. Der Versuch aber, auch die Geistlichkeit der königlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, scheiterte an dem Widerstande des später ermordeten u. heilig gesprochenen Thomas Becket, Erzbischofs von Canterbury. Eine wichtige Erwerbung bildete Irland, das 1072 zu einer engl. Provinz gemacht wurde. Die Fortschritte, die E. unter Heinrich II. in der bürgerlichen Ordnung machte, gingen zum großen Theil wieder unter seinem Sohne Richard Löwenherz (1189—1199) verloren, theils wegen dessen Abwesenheit in Palästina u. Deutschland, theils wegen seines Krieges in Frankreich, u. unter Johann ohne Land (1199—1216), welcher den größten Theil der engl. Besitzungen auf dem Festlande, darunter auch die Normandie, verlor und wegen seiner Despotie gegen die weltlichen u. geistlichen Großen vom Papst Innocenz III. nicht nur in den Bann gethan, sondern 1212 auch für abgesetzt erklärt wurde, so daß er genöthigt war, vom Papste sein Land als Lehen wieder anzunehmen u. die Barone durch die Verheißung der Magna Charta (s. d.) zu befriedigen, welche die Grundlage der engl. Verfassung wurde. Kurz vor seinem Tode landeten die Franzosen in E., sie wurden aber unter Heinrich III. (1216—1272) in der Schlacht bei Lincoln besiegt u. von der Insel vertrieben. Barone u. Städte, die unter diesem Könige gleichmäßig durch Willkürmaßregeln betroffen wurden, erhoben sich in einer gemeinsamen Bewegung. Simon von Montfort trat an die Spitze des Adels, der (1258) den König zur Anerkennung der Oxforder Konstitutionen, einer Erweiterung der Magna Charta, zwang, u. als jener sich durch den Papst von seinem Eide auf die Verfassung entbinden ließ, ihn (1264) in der Schlacht bei Lewes schlug; Simon von Montfort war jetzt der einzige Regent im Lande, da der König gefangen war. Um die Städte auf seine Seite zu bringen, gab er ihren Vertretern Sitz u. Stimme im Parlament (1265), Prinz Eduard aber stellte durch den Sieg bei Evesham (1265) das Königthum wieder für seinen Vater her. Eduard I. (1272—1307) bildete das gemeine Recht u. das Gerichtswesen aus, erweiterte die Theilnahme des dritten Standes am Parlamente, unterwarf Wales, das von nun an eine engl. Provinz wurde, verwickelte E. aber auch in die Erbfolgekriege zwischen den Häusern Bruce u. Balliol in Schottland. Unter dem kindisch schwachen Eduard II. (1307—1327) verlor das Königthum einen großen Theil seiner Macht an das Parlament. Eduard III. (1327—1377) machte als Enkel Philipp's des Schönen bei der Thronbesteigung Philipp's VI. Ansprüche auf die franz. Krone und gewann das Volk durch die Scheidung des Parlamentes in ein Ober- u. Unterhaus für sich (1343); er siegte bei Crecy (1346) u. zwang Philipp VI. zu einem Waffenstillstande. Der Krieg mit Frankreich entbrannte später (1356) aufs Neue u. wurde besonders von dem „Schwarzen Prinzen" Eduard mit Glück geführt. Im Frieden von Bretigny (1360) mußte Frankreich Poitou, Limousin u. Calais an E. abtreten. Eduard III. führte das Englische als Staats- u. Gerichtssprache ein (1362). Unter Eduard's III. Enkel, Richard II. (1377—1399), begannen in E. durch Wat Tyler demokratisch-soziale, durch Wycliffe religiöse Bewegungen überhand zu nehmen u. das Streben nach politischen u. kirchlichen Reformen in immer tiefere Schichten der Bevölkerung zu dringen; das Parlament faßte mehrere Beschlüsse, welche den päpstl. Einfluß auf E. sehr beschränkten. Die Tyrannei des Königs führte endlich zu seiner Entthronung durch Heinrich von Lancaster, der selbst den Thron bestieg.

Könige aus dem Hause Lancaster (1399—1461). Die Regierung Heinrich's IV. (1399—1413) war mit inneren Kriegen erfüllt. Die aufständischen engl. Großen verbanden sich mit den Schotten, ihr Führer Heinrich Percy wurde in der Schlacht bei Shrewsbury (1403) geschlagen u. getödtet, der Aufstand der Waliser u. die von den Lollharden erregten Unruhen wurden kräftig unterdrückt. Gegen diese mußte auch Heinrich V. (1413—1422) einschreiten. Dieser erhob Frankreich gegenüber die Forderung auf Herausgabe von Anjou, Maine u. der Normandie, schlug die Franzosen bei Azincourt (1415) u. erlangte durch den Vertrag von Troyes (1420) die Zusicherung der Erbfolge in Frankreich. Der Krieg zog sich aber auch unter Heinrich VI. (1422—1461) fort; die Engländer nahmen im Anfange der neuen Regierung fast das ganze nördl. Frankreich, wurden aber dann von den durch Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, geführten Franzosen zurückgedrängt u. auf den Besitz von Calais beschränkt, das sie bis 1458 behaupteten. Richard von York, während einer Gemüths-

krankheit des Königs zum Protektor ernannt, beanspruchte selbst die Krone, weil er durch seine Mutter von einem älteren Sohne Eduard's III. abstammte, als die Herzoge von Lancaster; in dem nun folgenden Kriege „der Weißen und Rothen Rose“ zwischen den Häusern York u. Lancaster (1455—1485), der, mit der größten Wuth geführt, Bildung u. Wohlstand E.s aufs Tiefste schädigte, fiel Richard von York 1460 bei Wakefield. Sein Sohn Eduard IV. siegte aber bei Towton (1461) über Heinrich's VI. Gemahlin Margaretha.

Könige aus dem Hause York (1461—1485). Eduard IV. (1461 bis 1483) mußte zwar, als sein Bruder, der Herzog von Clarence, u. der Graf Warwick (1470) Heinrich VI. auf den Thron zurückführten, nach den Niederlanden entfliehen; doch gelang es ihm mit Hülfe seines Schwagers, Karl's des Kühnen von Burgund, sich den Thron zu sichern, den er durch Grausamkeit und Härte behauptete. Sein Sohn u. Nachfolger Eduard V., ein Knabe von 12 Jahren, wurde nicht lange nach seiner Thronbesteigung mit seinem Bruder Richard (1483) von seinem Oheim Richard von Glocester ermordet. Dieser bestieg als Richard III. den Thron. Seine bluttriefende Regierung (1483—85) endete mit seinem Tode im Treffen bei Bosworth, in welchem seine Truppen von Heinrich VII. Tudor, dem Sohne der Margarethe von Lancaster, geschlagen wurden.

Könige aus dem Hause Tudor (1485—1603). Unter Heinrich VII. (1485—1509) wurde die königliche Macht der Aristokratie gegenüber gehoben, die Militärhoheit der Barone vernichtet u. in der „Sternkammer“ ein außerordentlicher Gerichtshof errichtet, welcher ohne Zuziehung von Geschworenen u. ohne die landesüblichen Rechtsformen Gewalt mit Gewalt vernichten sollte. Doch tastete der König das parlamentarische Recht der Steuerbewilligung nicht an. Obgleich sich in E. seit dem 14. Jahrh. eine große Partei im Volke befand, welche auf eine neue Organisation der Kirche u. zwar in demokratischem Geiste hindrängte, so wurde doch die Reformation in E. nicht von unten nach oben durchgeführt, sondern trug vollständig den Charakter eines fürstlichen Willküraktes u. hatte wesentlich eine Vermehrung der königlichen Machtvollkommenheit im Gefolge. Heinrich VIII. (1509—1547), in welchem sich ein scholastisch-kirchlicher Geist mit der ausgeprägtesten Sinnlichkeit vereinigte, brach mit Rom, weil Clemens VII. nicht in die Ehescheidung von seiner Gemahlin Katharina u. in die Ehe mit Anna Boleyn willigen wollte, u. nöthigte den Klerus, ihn selbst als Oberherrn der engl. Kirche anzuerkennen, u. das Parlament, die Autorität des Papstes über die kirchlichen Verhältnisse E.s abzuschaffen. Die Güter der eingezogenen Klöster wurden großentheils von Heinrich VIII. an Günstlinge verschleudert u. mit Schaffot, Kerker, Verbannung u. Güterkonfiskation gegen die Katholiken vorgegangen. Die Kirchenreform wurde unter Eduard VI. (1547—1553) durch den Erzbischof Cranmer vollendet; die engl. Staatskirche verlieh dem Könige das Recht der Bischofswahl, hob das Cölibat der Priester auf, führte das Abendmahl in beiden Gestalten ein u. stellte durch ihr Glaubensbekenntniß sich in die Reihe der protestantischen Kirchen; in ihrem Kirchenrechte hielt sie aber die Mitte zwischen der römisch-katholischen u. der protestantischen Kirche des Festlandes. Zu Eduard's Nachfolgerin war von diesem selbst die evangelisch gesinnte Johanna Gray, eine Großnichte Heinrich's VIII., bestimmt. Diese wurde jedoch von Maria der Katholischen (1553—58), einer Tochter Heinrich's VIII. mit Katharina von Aragonien, verdrängt u. hingerichtet. Maria verfuhr gegen die Anhänger der Staatskirche ebenso, wie Heinrich VIII. die Katholiken behandelt hatte; der Katholizismus wurde wieder zur Staatsreligion erhoben u. das der Krone verliehene Kirchengut zurückgegeben. Als Gemahlin Philipp's II. von Spanien in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, verlor Maria Calais, die letzte engl. Besitzung auf dem Festlande. Ihre Nachfolgerin Elisabeth (s. d., 1558—1603), die Tochter der Anna Boleyn, stellte die engl. Episkopalkirche wieder her. Zwar befleckte Elisabeth ihre Regierung durch die Hinrichtung ihrer Nebenbuhlerin, der schottischen Königin Maria Stuart (1587), doch schwangen sich unter ihr E.s Handel (Ostindische Compagnie 1600), Seemacht (Sieg über die spanische Armada 1588), Gewerbfleiß und Literatur zu großer Bedeutung auf.

Da mit Elisabeth die Nachkommenschaft Heinrich's VIII. ausstarb, so bestieg, einer von Elisabeth selbst getroffenen Bestimmung zufolge, der Sohn der Maria Stuart, König Jakob VI. von Schottland, als Jakob I. (1603—25) den engl. Thron. Dieser König vereinigte zuerst die Kronen der drei Reiche England, Irland u. Schottland auf seinem Haupte, die fortan auch verbunden blieben, obwol die vollständige Verschmelzung Schottlands mit E. erst 1707, diejenige Irlands erst 1800 vollzogen wurde. Den weiteren Verlauf der engl. Geschichte sehe man unter dem Gesammtnamen „Großbritannien“. — Vgl. Seyffarth, „E. u. Wales mit ihren Bewohnern“ (Stuttg. 1851); F. v. Raumer, „E. im J. 1835“ (2 Bde., Lpz. 1836); Hume, „History of England“ (8 Bde., neue Aufl., Lond. 1865); Turner, „History of England from the Norman Conquest to 1500“ (5 Bde., Lond. 1821) u. „Modern History of England“ (von Heinrich VIII. bis Elisabeth, 4 Bde., Lond. 1828—30); Froude, „History of England from the fall of Walsey to the death of Elizabeth“ (12 Bde., Lond. 1856—70); Freeman, „History of the Norman Conquest“ (3 Bde., Oxf. 1867—70); Lappenberg, „Geschichte von England“ (2 Bde., Hamb. 1834—37; fortgesetzt von Pauli, Bd. 3 u. 4, Gotha 1853—55).

Sprache u. Literatur. I. Geschichte der Sprache. Wenige Länder in Europa haben so oft ihren Besitzer gewechselt, als die britische Insel. Die ältesten Bewohner derselben, so weit sich die Geschichte verfolgen läßt, waren Kelten, und die keltische Sprache also damals die herrschende. Sprachdenkmäler haben sich aus dieser Zeit nicht erhalten. Das Keltische zerfiel in zwei Hauptdialekte: in das Irisch-Gälische u. das Britisch-Kymrische. Ersteres sprach man in Irland u. Schottland, letzteres in Wales, Cornwall u. in der Bretagne. Auch jetzt herrschen noch dieselben Unterschiede, nur ist das Keltische in Schottland sehr durch das Germanische zurückgedrängt worden u. auf das Hochland beschränkt; in Cornwall ist es seit Ende des vor. Jahrhunderts ganz verschwunden. In Folge der Eroberung Britanniens durch die Römer drang nun zwar in den ersten Jahrhunderten n. Chr. röm. Kultur u. Sprache ein; es vermochte sich jedoch dem Keltischen gegenüber nur schwach zu behaupten. Viel tiefer griff die Einwanderung der Angelsachsen (s. „Englische Geschichte“) in den Sprachprozeß ein. Die Sprache der Eroberer, ein Zweig des Niederdeutschen, dehnte sich bald über einen großen Theil Englands aus u. bildet noch jetzt die Grundlage des heutigen Englisch. Die angelsächsische Sprache zerfällt in zwei Dialekte, den nordhumbrischen u. den westsächsischen (auch geradezu Angelsächsisch genannt). Da im 7. Jahrh. Nordhumbrien vorherrschte, so begegnen wir dort auch den ältesten Sprachdenkmälern. Hier entstanden wahrscheinlich im 7. Jahrh. die metrischen Uebertragungen aus dem Alten Testamente, welche man Cädmon zuschreibt, im 8. Jahrh. die Bearbeitung des Lebens Jesu von Cynewulf, dem Bischof von Lindisfarne. Auch wurde hier zuerst das alte Heldengedicht Beowulf niedergeschrieben. Im Anfange des 9. Jahrh. gewann Wessex unter Egbert die Oberherrschaft u. blühte hauptsächlich unter Alfred d. Gr. (s. d.). Dieser Herrscher war selbst schriftstellerisch thätig u. übersetzte für sein Volk viele Werke aus dem Lateinischen. Aus der Zeit der Dänenherrschaft besitzen wir wenige Denkmäler. Mit der Eroberung durch die Normannen beginnt die eigentlich englische Zeit. Diese Periode zerfällt wieder in die altenglische u. neuenglische Zeit. In der altenglischen Zeit herrschen Anfangs noch die Dialekte; es giebt noch keine bestimmte Schriftsprache. Später erst zeigt sich das Bestreben, diese Dialektunterschiede in einer gemeinverständlichen Sprache auszugleichen. Viel trug zu dieser Verschmelzung der nördl. u. südl. Mundarten der Umstand bei, daß die bedeutendsten Schriftsteller der damaligen Zeit aus Kent u. aus Mittelengland waren od. sich wenigstens ein Zeit lang dort aufgehalten hatten. Zu der ersteren Klasse gehören: Gower, Chaucer, Lydgate u. A., zur zweiten Wycliffe. So entstand allmählig eine engl. Schriftsprache. Während in der altenglischen Zeit das Französische noch für die Hofsprache galt u. Engländer noch französisch dichteten, wurde hauptsächlich durch die Kriege Eduard's III. gegen Frankreich ein Bruch zwischen beiden Ländern herbeigeführt. Gower war der letzte Engländer, welcher französisch schrieb. Im J. 1362 erschien ein Befehl König Eduard's, daß auf Wunsch der Stände fortan die Gerichtsverhandlungen nicht mehr in französischer, sondern in englischer Sprache geführt werden sollten. Um dieselbe Zeit kam auch das Französische in den Schulen ab, u. nun verlor sich der Gebrauch desselben sehr rasch. Doch blieben viele französische Wörter im englischen Sprachschatze zurück. Das Verhältniß des deutschen Bestandtheils im Englischen zum Französischen ist etwa wie $^5/_8$ zu $^3/_8$. Im Allgemeinen sind deutsch bis heute geblieben: die Ausdrücke für Naturgegenstände, für Land- u. Hauswirthschaft, für Familienverhältnisse u. für das Seewesen. Französisch wurden die Titel u. Würden, die Ausdrücke für Hof u. Staat, für Künste u. Wissenschaften.

Die neu-englische Periode reicht vom Beginn des 16. Jahrh. bis auf unsere Tage. Die erste Unterabtheilung dieser Periode schließt mit der engl. Revolution u. umfaßt die Blütezeit der engl. Literatur; die zweite reicht von 1649 bis in die Gegenwart. Sprachlich lassen sich diese Perioden nicht scheiden. Die Schriftsprache wird immer mehr ausgebaut u. immer gleichförmiger; die Dialekte verschwinden aus der Schriftsprache, bleiben jedoch in der Volkssprache zurück, die in der Gegenwart im Allgemeinen in drei Dialekte zerfällt, den südlich-westlichen, den Mittelland-Dialekt u. den nordenglischen, woran sich der des schottischen Tieflandes schließt. Der schottische Dialekt hat dadurch, daß er vielfach die ursprünglichen Vokale festhielt u. die Gutturale nicht in Zischlaute übergehen ließ (so kirk statt church), viel Alterthümliches bewahrt.

II. Literaturgeschichte. Die ältesten uns erhaltenen Literaturdenkmäler gehen in die erste Hälfte des 12. Jahrh. zurück, aus welcher wir Homilien u. Theile der Sachsenchronik besitzen. Aus der zweiten Hälfte dieses Jahrh. sind uns Sprüche erhalten, welche man dem König Alfred zuschrieb, ferner ebenfalls Homilien u. dgl. In den Anfang des nächsten Jahrhunderts fällt die Bearbeitung des „Brut“ vom Normannen Wace durch einen engl. Priester,

Layamon. Dieses sehr umfängliche Gedicht enthält eine sagenhafte Geschichte Britanniens. In Ostengland entstand eine ebenfalls sehr umfängliche Homiliensammlung aus dem Neuen Testamente (gedichtet von Orm, daher Ormulum genannt). Auch gereimte Gedichte entstanden bereits in dieser Zeit. Durch Gewährung der Magna Charta unter Heinrich III. wurden der angelsächsischen Bevölkerung gleiche Rechte mit den Normannen eingeräumt; dadurch hob sich alsbald auch die engl. Dichtung. Das älteste Denkmal aus dieser (altenglischen) Zeit ist eine Proklamation Heinrich's III. aus dem J. 1258. Auch Volkslieder sind uns aus dieser Zeit erhalten. Wichtig ist die Reimchronik Richard's von Glocester, der am Ende des 13. Jahrh dichtete. Aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. besitzen wir von volksthümlichen Schriften eine Sprüchwörtersammlung u. eine Anzahl religiöser Schriften, Lebensbilder von Heiligen u. s. w. Von volksthümlichen Heldensagen wurden gedichtet: „Havelok der Däne" u. „King Horn". Dem Französischen bildete man nach: ein Leben Alexander's d. Gr., die Geschichte von Richard Lowenherz u. „Tristrem und Isunde". Auch die Thiersage ist vertreten im Gedichte „Vox and Wolf". Von altengl. Schriftstellern sind zu nennen: William de Shoreham, der geistliche Gedichte verfaßte, Adam Davie, der Visionen schrieb (beide unter Eduard II.); ferner Richard Rolle de Hampole, der Verfasser des religiösen Gedichtes: „Pricke of Conscience". Als Kriegsliederdichter zeichnete sich aus Lorenz Minot, der die Kriege Eduard's III. gegen Schottland u. Frankreich besang. Während des 14. Jahrh. bildete sich der Ritterroman sehr aus. Besonders waren es der Sagenkreis von Karl d. Gr. (Rolandslied, Ferumbras u A.), die Arthur- u. Graalsage u. die Merlinsage, die bearbeitet wurden. Aber auch die Sage von Troja ward besungen. Eines der wichtigsten Werke aus der Mitte des 14. Jahrh. sind die in der Form der Alliteration geschriebenen Visionen von Piers the Plowman (Peter der Pflüger), gedichtet von William Langley aus der Grafschaft Shrop. Die Tendenz dies Werkes ist, daß der wahre Glaube nicht in Aeußerlichkeiten bestehe, sondern in der echten, werkthätigen Liebe. Da sich das Gedicht heftig gegen die damalige Geistlichkeit wendet, trug es viel zur Förderung der reformatorischen Ideen in England bei. Die Ausbildung der Prosa wurde erheblich gefördert durch die Bibelübersetzung, welche gewöhnlich unter dem Namen Wycliffe's geht. Wycliffe übersetzte jedoch nur das Neue Testament; einen Theil des Alten Testaments übertrug Niclas de Hereford. Das Ganze überarbeitete dann bald darauf John Purvey, und diese Bearbeitung verdrängte bald die eigentliche Arbeit Wycliffe's. Zur Ausbildung der Poesie trugen am meisten bei Geoffrey Chaucer u. der etwas ältere John Gower. Chaucer ist es vor Allem zu danken, daß die italienischen Dichter den Engländern bekannt wurden. Die späteren Dichter sind denn auch bis zum Anfange des 16. Jahrh. meist nur Nachahmer Chaucer's; bes. gilt dies von seinen Schülern Thomas Occleve od. Hoccleve u. John Lydgate (1413–22). Ebenso übt Chaucer großen Einfluß auf die schottischen Dichter des 15. Jahrh. (vgl. „Schottland"). Unter den Dichtern, die gegen Ende des 15. Jahrh. auftraten, ist bes. John Skelton zu nennen, der hauptsächlich als Satiriker thätig war, aber auch für die Bühne schrieb. Seine Ansichten, seine Dichtungsweise u. die Art des Ausdrucks sind schon ganz modern, u. so führt er mit seinen jüngeren Zeitgenossen u. Nachfolgern, den Lyrikern Henry Howard, Graf von Surrey (gest. 1547) u. Thomas Wyat (gest. 1541), dem Didaktiker Andrew Borde (gest. 1549), Thomas Sackville, Sidney u. A. in die klassische Zeit der e. L. hinüber.

Das Zeitalter der Elisabeth (1558–1603) ist das goldene Zeitalter der e. L. Wie das Drama in Shakespeare (s. d. u. „Englisches Theater"), so gipfelte die Lyrik in Edmund Spenser (s. d.), dem Dichter der „Fairy Queen". Als Didaktiker thaten sich John Davies, als Satiriker Hall u. Donne, auf anderen Feldern der Dichtung Drayton, Fairfax, Suckling u. A. hervor. Gleichzeitig traten vortreffliche prosaische Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft hervor, namentlich auf dem der Philosophie (Baco von Verulam), Geschichte u. Politik. Den würdigen Schlußstein dieser großen Periode bildet Milton, der Dichter des religiösen Epos „Paradise lost", neben welchem bes. noch Cowley als tiefsinniger philosoph. Dichter zu nennen ist.

Nach der Restauration verlor die Literatur mehr u. mehr von der Frische u. Natürlichkeit des vorangegangenen Zeitalters; sie strebte mehr nach äußerem Glanz u. Schliff, als nach innerer Gediegenheit, die Rücksicht auf die Form herrschte vor u. die Kunst artete vielfach in Künstelei u. sinnliche Spielerei aus. Epos u. Drama traten zurück, die Kraftstücke eines Shakespeare mundeten dem zarteren Geschlecht nicht mehr, u. eine pomphafte, in weichen Formen schwelgende Lyrik führte das Szepter. Hauptvertreter dieser neuen, von Waller u. Denham eingeleiteten Richtung sind Dryden (s. d.) u. Pope, der an Feinheit, Witz u. Zierlichkeit in der Form kaum von einem anderen engl. Kunstdichter übertroffen worden ist. Butler unterzog in seinem komischen Epos „Hudibras" die Gebrechen der Zeit einer scharfen Geißelung.

Dieser verständige Zug geht auch durch die folgende Epoche der e. L., deren Beginn durch den Regierungsantritt des Hauses Hannover bezeichnet wird. In dieser wurden lehrhafte u. beschreibende (Thomson, Young), ganz bes. aber satirische u. humoristische Poesie in den mannichfaltigsten Formen (in kleineren u. größeren Dichtungen, im Epos, im Roman) gepflegt (Addison, Johnson, Goldsmith, Swift, Sterne, Fielding, Smollet). Philosophie, Mathematik u. Naturwissenschaften, die schon in der vorhergehenden Periode bedeutende Vertreter gehabt hatten (Locke, Hobbes, Newton), wurden weiter ausgebaut, nebenbei aber die polit. Prosa zu klassischer Vollendung erhoben. Als polit. Redner glänzten der ältere u. der jüngere Pitt, Fox, Burke; Publizistik, Flugschriftenliteratur u. Journalistik entwickelten sich rasch zu ungeahnter Bedeutung (Briefe des Junius); die Volkswirthschaftslehre fand in Adam Smith einen grundlegenden u. mustergiltigen Repräsentanten; der Philologie gab Bentley's scharfe Kritik kräftige Anstöße, u. die Geschichtschreibung, die nationale wie die allgemeine, schritt in Methode u. künstlerischer Gestaltung vorwärts (Gibbon, Hume, Robertson).

Schon gegen das Ende dieser Periode machte sich auf allen Gebieten des Lebens u. der Kunst ein Drang nach Rückkehr zur Natur, zur Ursprünglichkeit u. Volksthümlichkeit geltend. Diese Gegenbewegung, die aus der Vertiefung in die altengl. Balladenpoesie Nahrung zog, kam jedoch erst auf der Scheide zwischen dem 18. u. 19. Jahrh. zum Durchbruch, um in diesem letzteren zur Herrschaft u. zu reicher Entfaltung zu gelangen. Cowper ist der Vorläufer dieses neuen klassischen Zeitalters engl. Dichtung; Burns (s. d.), der große schottische Balladendichter, Wordsworth, Coleridge, Southey u. Campbell, Walter Scott, der sinnige Balladendichter u. Vater des histor. Romans, Byron, der genialste Lyriker Englands, der graziöse u. formgewandte Thomas Moore, der tiefsinnige Shelley schlossen sich an. Dieser bereits abgestorbenen Blütezeit wird von den noch lebenden Dichtern Alfred Tennyson als letzter Klassiker zugezählt. Neue Ansätze haben in der Gegenwart auf dem Felde der Epik u. Lyrik Charles Swinburne u. William Morris gemacht. Von den Literaturgattungen, die zwischen Dichtung u. Prosa in der Mitte stehen, fand in neuester Zeit nam. der Roman die vielseitigste Ausbildung, der historische, politische u. soziale durch Bulwer u. Disraeli, der humoristische durch Dickens u. Thackeray, der Sensationsroman u. die Novelle durch Charlotte Bronte (Currer Bell), Collins, Miß Braddon, George Eliot (Marie Anna Evans) u. A. Sehr bedeutend sind die Leistungen der modernen e. L. auf dem Gebiete der Geschichtschreibung u. Biographie. Unter den polit. Geschichtschreibern des 19. Jahrh. ragt Macaulay hervor; diesem reihen sich in jüngster Zeit die Kulturgeschichtschreiber Buckle u. Lecky an. Bedeutende geschichtsphilosoph. Arbeiten lieferte Grote, der auch die alte Geschichte in scharfsinniger u. origineller Weise bearbeitete. Die biographische Literatur der Engländer, in welcher Boswell mit seinem „Leben Johnson's" maßgebend voranging, ist reichhaltiger u. werthvoller als die irgend eines anderen Volkes. Wir greifen nur die Namen Burton, Bowring, Moore, Southey, Malcolm, Russel, Brougham, Carlyle u. Dixon heraus. Nicht minder groß u. mannichfaltig ist der Schatz von Memoiren, Essays (s. d.) u. Reiseschriften, sowie die geographische, ethnographische u. naturwissenschaftliche Literatur; in letzterer sind nam. Lyell auf dem Gebiete der Geologie, Tyndall auf dem der Physik, Huxley u. vor Allen Darwin (s. d.) auf dem der Zoologie epochemachend aufgetreten. In der Volkswirthschaftslehre gingen die engl. Schriftsteller, den vorgeschrittenen wirthschaftl. u. polit. Zuständen Englands folgend, stets den festländischen Richtung gebend voran; den Spuren Adam Smith's folgten in unserem Jahrhundert: Ricardo, Bentham, Malthus, Mac Culloch, James Mill u. John Stuart Mill. Ungemein entwickelt und verzweigt ist in England die journalistische Literatur. Unter den großen kritischen Organen sind als die einflußreichsten zu nennen: „Edinburgh Review" (Organ der Liberalen, seit 1802), „Quarterly Review" (konservativ, seit 1809), „Westminster Review" (radikal, seit 1824). Neben diesen erscheinen zahlreiche andere Revuen, Monats- u. Wochenschriften, politisch-literarische Volksblätter (Magazines) u. eine große Anzahl trefflich redigirter Zeitungen aller Parteirichtungen, unter denen nam. die Londoner „Times" zu einer weit über die Grenzen Großbritanniens hinausreichenden Bedeutung gelangt ist. Vgl. Taine, „Histoire de la littérature anglaise" (4 Bde., Par. 1864–65); Warton, „History of English poetry" (4. Aufl., 3 Bde., Lond. 1840); Morley, „History of English literature" (2 Bde., Lond. 1871); Hettner, „Literaturgeschichte des 18. Jahrh." (1. Thl., Braunschw., 1856).

Verfassung. Diese Hauptquelle der Macht u. Größe Großbritanniens wurde im 18. u. 19. Jahrh. vielfach in den festländischen Staaten bei Anbahnung u. Einführung konstitutioneller Staatsformen als mustergiltiges Schema zu Grunde gelegt, obwol sie ein eigenthümliches, nur allmählig u. stückweise im Verlaufe einer vielhundertjährigen Entwicklung herangewachsenes Erzeugniß einer spezifisch nationalen Geschichte ist. Nach dieser Verfassung ist Großbritannien eine konstitutionelle Monarchie, in welcher die höchste Staatsgewalt durch die Krone u. das

Parlament gemeinsam gebildet wird. Die Krone ist erblich, u. zwar seit 1701 im Hause Hannover (nach der Linealerbfolge u. dem Rechte der Erstgeburt, dergestalt, daß der Mannsstamm innerhalb derselben Linie die weibliche ausschließt). Die Gewalt des Königthums ist durch die des Parlaments beschränkt u. fast nur formeller Natur. Der König vertritt das Reich dem Auslande gegenüber, erklärt den Krieg, schließt Friedens u. Bündnißverträge ab u. übt das Begnadigungsrecht; er ist Oberbefehlshaber der Armee u. Flotte u. Oberhaupt der (Anglikanischen) Kirche (s. d.). Der König selbst ist unverantwortlich (the king can do no wrong; die Verantwortlichkeit tragen für ihn die Minister, die der König stets aus der Mehrheit des Parlaments, u. zwar des Unterhauses (s. weiter unten), ernennen muß. Die Gemahlin des Königs muß in rechter Ehe geboren sein u. sich zur protestantischen Kirche bekennen; ebenbürtig braucht sie nicht zu sein. Der Königin Gemahl hat keine besonderen politischen Rechte u. wird als Privatmann betrachtet. Der Thronerbe führt den Titel „Prinz von Wales". Der Schwerpunkt der Staatsgewalt liegt im Parlament, das aus zwei Häusern, einem Ober- u. Unterhause, besteht.

Im Oberhause od. dem Hause der Lords, als der Vertretung der Aristokratie, sitzen: die erblichen Peers, die von der Krone berufenen Peers, die Bischöfe, die auf Lebenszeit ernannten irischen Peers u. die schottischen Peers, die nur für die Dauer einer Parlamentssession (sieben Jahre) gewählt sind. Die erbliche Peerswürde, welche zu Sitz u. Stimme im Oberhause berechtigt, kommt nur den Mitgliedern des hohen Adels, der Nobility, zu: den Herzögen (dukes), Markgrafen (marqueses), Grafen (earls) u. Baronen (viscounts). Die Würde ist in der Regel im Mannsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Den Vorsitz im Oberhause führt der Lordkanzler od. der Geheime Siegelbewahrer. — Das Unterhaus od. Haus der Gemeinen (house of commons), die Vertretung der Gemeinen, d. h. des Volkes, soweit es nicht zur hohen Aristokratie gehört, hat erst in unserem Jahrhundert durch wiederholte Reformen seinen früheren aristokratischen u. exklusiven Charakter abgestreift. Bis zum J. 1832 hatte das Wahlrecht zum Unterhause theils an einer Anzahl Burgflecken gehaftet, die unter dem Einflusse der Aristokratie standen, während Städte, die zu industrieller od. kommerzieller Bedeutung gelangt waren, keine entsprechende Vertretung hatten, theils war es durch einen hohen Census beschränkt gewesen. Durch die Reformbill von 1832 wurde dieser Ungleichmäßigkeit einigermaßen gesteuert, indem ein Theil jener Wahlflecken beseitigt u. das Stimmrecht durch eine wenn auch nur mangelhafte Herabsetzung des Census erweitert wurde. Durch eine zweite, am 1. Jan. 1869 in Kraft getretene Reformbill wurde eine weitere Anzahl von Wahlflecken beseitigt, während eine Reihe anderer Orte, statt wie bisher durch zwei, fortan nur durch einen Abgeordneten vertreten sein sollten. Umgekehrt wurden, nam. in den industriellen Gegenden, neue Wahlbezirke geschaffen u. die Zahl der Vertreter für die großen Industriemittelpunkte (Liverpool, Birmingham, Manchester, Leeds) vermehrt. Eine weittragende Ausdehnung erhielt das Stimmrecht, das sich zwar noch nicht gänzlich vom Census losmachte, aber doch schon erheblich dem allgemeinen Stimmrecht näherte, indem es jedem Bürger zugesprochen wurde, der einen selbständigen Haushalt führt (gleichviel ob als Hausbesitzer od. Miether), städtische Steuern zahlt u. mindestens ein Jahr in dem betreffenden Wahlkreise ansässig ist. Dieses Haushaltstimmrecht wurde noch durch die weitere Reformbestimmung ergänzt, nach welcher auch jedem Stubenmiether, der für seine Wohnung jährlich 10 Pfd. bezahlt, das Stimmrecht zukommt – eine Gestaltung des Wahlrechts, die außer dem kleinen Kaufmann u. Handwerker auch dem besser gestellten Fabrikarbeiter zugute kam. Das Unterhaus zählt gegenwärtig 658 Mitglieder; davon kommen 58 auf Schottland, 105 auf Irland, die übrigen auf England. Zur Beschlußfähigkeit des Hauses gehören jedoch nur 40 Mitglieder. Zum Zwecke der Wahlen sind die Grafschaften in Distrikte getheilt. Den Wahlen geht stets eine sehr lebhafte Wahlbewegung voran, bei der leider die Bestechung, trotz aller dagegen aufgestellten Gesetze, eine große Rolle spielt. Man hat berechnet, daß im Durchschnitt eine Wahl in England 1000 Pfd. St. kostet. Diäten beziehen die Abgeordneten nicht. — Das Unterhaus hat allein das Recht, der Krone die Mittel zur Deckung der Staatsbedürfnisse zu bewilligen, Aenderungen in der Besteuerung od. Einführung neuer Steuern zu beschließen. Dieses Steuerbewilligungsrecht kann nicht durch Abänderungsbeschlüsse des Oberhauses eingeschränkt werden, u. das eigentliche Schwergewicht der polit. Macht liegt daher im Unterhause, dessen Steuerbewilligungsrecht die Befugniß der Krone, Krieg zu erklären od. Frieden zu schließen, fast zum leeren Schein herabdrückt. Budget u. Kriegsgesetz werden nur von Jahr zu Jahr bewilligt; demgemäß versammelt es sich jährlich. Den Vorsitz im Unterhause führt ein von diesem gewählter „Sprecher" (speaker). Es ist unverbrüchlicher Brauch, daß das Kabinet, welches aus der Mehrheit des Unterhauses hervorgeht (bald

Nr. 2610. Der Parlamentspalast in London. Langseite von der Themse.

aus den Tories, bald aus den Whigs) zurücktritt, wenn diese Mehrheit sich im Hause selbst zu Gunsten der Gegenpartei geändert hat. Die Minister, deren Gegenzeichnung es für alle königlichen Akte bedarf, sind für die letzteren verantwortlich u. können bei etwaigen Gesetzwidrigkeiten in Anklagezustand versetzt werden; die Anklage (impeachment) erhebt das Unterhaus vor dem Oberhause, welches als Staatsgerichtshof fungirt. Es regiert also nicht der König, sondern das Parlament durch die Minister. Ebenso ruht die gesetzgebende Gewalt im Parlamente; die Minister schlagen die Gesetze nur in ihrer Eigenschaft als Parlamentsmitglieder vor. Zum Kabinet (welches seit der Revolution von 1688 an die Stelle des früher dem Könige zur Seite gestellten Geheimen Raths getreten ist) gehören der erste Lord des Schatzes (First Lord of the treasury), die Minister od. vielmehr — wie sie in England heißen — die Staatssekretäre (Secretaries of State) des Inneren, des Aeußeren, der Kolonien, des Kriegs u. — seit 1858 — für Indien; ferner der Kanzler der Schatzkammer, der erste Lord der Admiralität, der Lord-Kanzler, der Lord Präsident des Geh. Raths, der Geh. Siegelbewahrer, die Präsidenten des Handels u. des Armengesetzamtes u. A. Eine schriftliche Verfassungsurkunde besitzt England nicht, sondern nur eine Reihe von Grundgesetzen, die sich jedoch nur auf einzelne wichtige Punkte u. Entwicklungsstadien der Verfassung beziehen. Hierher gehören nam. die Magna Charta von 1215, die Petition of rights von 1627, die Habeas-Corpus-Akte von 1679, die Declaration of rights von 1689, die Acts of settlement (Thronfolgeordnungen) von 1701 u. 1705, die schott. Unionsakte von 1707, die irische Unionsakte von 1800, die Emanzipationsakte von 1829, die erwähnten Reformakten von 1832 u. 1869. Die beste Schule u. Schutzwehr polit. Freiheit ist in England nächst dem Parlament die dort seit lange eingeführte u. immer volksthümlicher entwickelte Selbstverwaltung (selfgovernment) der Gemeinden u. Kreise, kraft deren dort zahlreiche öffentliche Leistungen u. Veranstaltungen, die auf dem Festlande vom Staate ausgehen, den lokalen Behörden überlassen sind, die zum Theil vom König ernannt sind, zum Theil aus der freien Wahl der Bürger in den betreffenden Gemeinden od. Kreisen hervorgehen. Diese Selbstherrlichkeit erstreckt sich nicht allein auf ausgedehnte Gebiete der Verwaltung, sondern auch auf Civil- u. Kriminalrechtspflege. Das Land ist zum Zwecke der Verwaltung in Grafschaften (counties) getheilt, die ihrerseits wieder in Bezirke (hundreds, Hundertschaften) zerfallen. Der König ist in der Grafschaft durch den Sheriff vertreten, der die Oberaufsicht über die Civilverwaltung führt, u. dem ein Untersheriff, ein gewählter Kronfiskal (coroner) u. eine aus 12 Personen bestehende Jury zur Seite steht. An der Spitze der Miliz in der Grafschaft steht der Lord-Leutnant. Die Hauptthätigkeit liegt jedoch in den Händen der Friedensrichter (s. d.), deren Wirkungskreis theils richterlicher, theils polizeilicher Natur ist. In den Hundertschaften wird die Polizei von den Ober- u. Unterkonstablern (high and petty constables) geübt, die von den Friedensrichtern ernannt u. überwacht werden. Die Verwaltung der größeren Städte ist seit 1835 durch eine Städteordnung geregelt; sie wird von einem frei aus der Bürgerschaft gewählten Gemeinderath geleitet, in welchem die Aldermen (Aeltesten) eine besondere Stellung einnehmen, u. an deren Spitze der Mayor (Bürgermeister) steht. Die Regierung hat kein Bestätigungsrecht bezüglich der Gemeinderathswahlen.

Das Recht hat sich in England eigenthümlicher entwickelt als in anderen modernen Staaten, da hier das röm. Recht nie zu so allgemeiner Anerkennung gelangte als auf dem Festlande. Auch hat sich das engl. Recht mehr in freiem Wachsthum durch richterliche Entscheidungen, die sich im Laufe der Zeit an die bestehenden Rechtsbräuche anlagerten u. sich gegenseitig ergänzend, abschwächend od. erweiternd, über einander fortbauten, als durch systematische Ausbildung u. gesetzliche Fixirung fortentwickelt. Als die wichtigste Quelle des engl. Rechts gilt daher das sog. Gemeine Recht (Common Law), welches das Gewohnheitsrecht in sich schließt, wie es sich durch die Gerichtspraxis weiter ausgebildet hat. Neueren Ursprungs ist das Statutarische Recht (Statute Law), das auf ausdrücklichen Parlamentsbeschlüssen beruht u. schriftlich als rechtskräftig fixirt ist. Von den drei Obergerichten, die an der Spitze der Rechtspflege stehen, entscheidet das Oberlandgericht (Court of common pleas) über bürgerliche Rechtsstreitigkeiten zwischen Privatparteien, das Oberhofgericht (Court of King's bench, Court of Queen's bench) über bürgerliche u. Strafsachen. Von ersterem kann an letzteres, als an eine höhere Instanz, appellirt werden. Das Kammer- u. Lehnsgericht (Court of Exchequer) hat seine frühere Ausschlag gebende Stellung im Instanzenzuge eingebüßt. Für gewisse Rechtssachen, nam. für solche, welche sich auf Verbrechen gegen den Staat beziehen, gilt das Oberhaus als höchster Appellhof (die Mitglieder dieser Gerichtshöfe bereisen in regelmäßigen Zwischenräumen die acht Gerichtsdistrikte (circuits), in die England getheilt ist, um dort die inzwischen angesammelten Rechtsstreitigkeiten, soweit sie ihnen von einer ihnen vorarbeitenden Jury zur Entscheidung vorgelegt werden, zu schlichten). Als Provinzialgerichtshöfe fungiren die seit 1846 eingeführten Grafschaftsgerichte, deren es 60 giebt, die jedoch nur über kleinere Civilsachen entscheiden. Besondere Gerichte wurden in neuerer Zeit eingesetzt für Ehe- u. Nachlaßsachen sowie für die Behandlung insolventer Schuldner. — Vgl. Fischel, „Die Verfassung Englands" (Berl. 1862); Gneist, „Geschichte u. heutige Gestalt der engl. Kommunalverfassung od. das Selfgovernment" (3. Aufl., Berl. 1871); Derselbe, „Geschichte u. heutige Gestalt des Verwaltungsrechts Englands" (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1866–67; beide Werke zusammen u. d. T. „Das engl. Verfassungs- u. Verwaltungsrecht").

Theater. Wie das deutsche Theater (s. d.), so knüpft auch das englische in seinen ersten Anfängen an die im Mittelalter üblichen kirchlichen Schaustellungen an. Die sog. Mirakelspiele (Miracles, Miracle plays), die, meist von Geistlichen verfaßt, an Festtagen in od. vor der Kirche aufgeführt zu werden pflegten, behandelten stets Gegenstände aus der heiligen Geschichte u. hielten sich streng an den biblischen Text, der Anfangs in sehr mechanischer Weise dialogisirt u. nur allmählig durch selbständige Zuthaten ergänzt und belebt wurde. Erst seit dem 15. Jahrh. etwa machte sich das Theater von diesem engen Zusammenhange mit der Kirche los; aus den Mirakelspielen entwickelten sich die moralischen Spiele (Morals, Moral plays), ernst gehaltene Theaterstücke, die in der Regel irgend einen lehrhaften, moralischen Zweck verfolgten, ohne sich jedoch hierbei an biblische Stoffe u. Gestalten zu binden. Hierzu kamen später noch als possenhafte Seitenstücke die Zwischenspiele (Interludes), meist von derber Sprache u. Charakteristik. Zur Aufführung dieser Stücke bildeten sich bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. feste Schauspielertruppen, die mit ihren auf Wagen fortbewegten Schaugerüsten von Ort zu Ort zogen u. trotz ihrer sehr rohen u. unbeholfenen szenischen Hülfsmittel unter großem Zulaufe der Volksmenge auftraten. Das Theater, welches mit Vorliebe die Mißstände der röm. Kirche u. die Verirrungen u. Lächerlichkeiten der kathol. Geistlichkeit zum Gegenstande seiner Angriffe nahm, war bereits eine Macht geworden, als Maria die Katholische 1553 den Thron bestieg. Eine der ersten Maßregeln ihrer Gegenreformation war daher natürlich gegen das Theater gerichtet; 1556 wurde dieses sogar gänzlich verboten. Elisabeth hob jedoch kurz nach ihrem Regierungsantritte (1558) dieses Verbot auf u. wandte dem Theater ihre besondere Gunst zu; von ihr ermuntert, entwickelte sich die dramat. Dichtung kräftig; die Schauspielkunst hob sich in der allgemeinen Achtung. In London entstanden, von Elisabeth gefördert, stehende Bühnen, u. immer größer wurde die Zahl der wandernden Truppen, die nicht nur England durchzogen, sondern bald auch auf dem Kontinent ihr Glück versuchten, nam. in Deutschland (unter dem Namen der „englischen Komödianten", s. „Deutsches Theater") den Sinn für theatralische Aufführungen weckten u. bildeten. Die dramat. Dichtung hatte sich schon vorher, den eintönigen, nüchternen u. formlosen Charakter der alten Moralien u. Zwischenspiele mehr u. mehr abstreifend, der Behandlung romantischer, mythischer u. historischer Stoffe zugewandt, („Historien"); auch in der Form nahmen diese Stücke, die sich bereits in Tragödien u. Komödien zu scheiden begannen, mehr Stil u. künstlerische Behandlung an. Unter den zahlreichen Dramatikern, die zur Zeit der Elisabeth dichteten, zeichnete sich bes. Christopher Marlow, der Dichter des „Faustus", durch geistvolle und ergreifende Seelenmalerei aus, während Robert Green das Theater mit munteren u. lebendigen, wenn auch häufig geschmacklosen Lustspielen beschenkte, John Lily nach größerer Feinheit und Zierlichkeit im Ausdrucke strebte, George Peele, Thomas Kyd u. Lodge Stoffe aus der antiken u. vaterländischen Geschichte nicht ohne Schwung u. Phantasie behandelten, Thomas Nash die Zustände jener Zeit mit scharfem Witze geißelte. Diese Alle überragte jedoch bedeutend William Shakespeare (s. d.) an dramatischer Kraft, an Fülle u. Lebendigkeit der Handlung, an Anschaulichkeit u. Schärfe der Charakterzeichnung, an Macht u. Innigkeit der dargestellten Stimmungen u. Gemüthszustände, an Hoheit und Universalität der Gedanken. Diesen Vorzügen gegenüber können die technischen Mängel seiner Stücke, die in der Hauptsache mit dem damals noch sehr unzulänglichen Zustande der scenischen Hülfsmittel zusammenhängen, nicht ins Gewicht fallen. Wie Shakespeare's Zeitgenossen, so blieben auch seine Nachfolger weit hinter diesem auf tragischem wie auf komischem Gebiete gleich schöpferischen u. fruchtbaren Genie zurück. Ben Jonson wurde zwar von Shakespeare selbst ermuntert u. geachtet; doch hielt seine Phantasie nicht gleichen Schritt mit seinem nüchtern klügelnden Kunstverstande. Mehr Gunst fanden beim Volke die Stücke von Beaumont u. Fletcher (s. d.), die aber weniger durch Tiefe der Ideen u. der Empfindung als durch Witz und wirksamen Bau glänzten. Noch manche andere nennenswerthe Talente traten auf; doch griff bald darauf der Ausbruch des Bürgerkriegs hemmend in die Entwicklung des Theaters ein; 1642 wurde sogar das früher erlassene Verbot gegen theatralische Aufführungen erneuert. Erst die Wiederaufrichtung des Königthums erweckte die dramatische Kunst zu neuem Leben. Unter den zahlreichen Bühnen, die zur Zeit unter dem Schutze Karl's II. ent-

standen, hat nam. Drurylane (s. d.) bis in die Gegenwart seinen Ruf behauptet. Leider blieb aber der lockere u. zuchtlose Ton, der am Hofe herrschte, nicht ohne schädigende Einflüsse auf das Theater, wie die Dramen des zu seiner Zeit sehr beliebten John Dryden (s. d.) beweisen. Ottway, Lee, Southern u. a. wohlmeinende Dichter versuchten vergeblich, dem sinkenden Geschmacke eine bessere Richtung zu geben. Auch die zu Anfang des 18. Jahrh. aufkommenden steifen Nachbildungen der franz. Tragödien (von Addison, Thomson, Young u. A.) vermochten trotz ihrer moralisirenden Tendenz dem Uebel nicht zu steuern; nam. verharrte das Lustspiel in flacher Frivolität. Dieser gegenüber konnte sich die schlichte u. gemüthvolle Behandlung von Stoffen aus dem bürgerlichen Leben, in der Lillo (1693 bis 1739) vorangegangen war, nur langsam Bahn brechen. Erst später folgten der frisch aus dem Leben herausdichtende George Colman, der nach Feinheit strebende, aber zur Sentimentalität neigende Cumberland, der mit unverwüstlicher Laune begabte Goldsmith, der geistreiche u. flotte, aber auch flatterhafte Sheridan auf diesem Wege nach. Hinter den genannten Dichtern, die sämmtlich das Lustspiel mit Glück anbauten, blieben die Tragiker des 18. Jahrh. weit zurück; nur im bürgerlichen Schauspiel wurde manches Bessere geschaffen. Erst in unserem Jahrhundert fing auch die höhere Tragödie an, sich von den beengenden Manieren einer konventionellen Klassizität, wie man sie von der franz. Bühne überkommen hatte, zu emanzipiren u., im Anschlusse an Shakespeare, in eine natürlichere Richtung zurückzulenken. Doch gelang es ihr noch nicht, über die ersten Ansätze einer neuen Entwicklung hinauszukommen. Den Dramen von Coleridge, Procter, Milman, nam. aber denen von Byron (s. d.), fehlt es nicht an lyrischer Schönheit, an Schwung u. Gedankengehalt; doch tritt hinter dem lyrischen u. lehrhaften Element das dramatische in den Hintergrund. Von neueren Dichtern sind noch zu nennen: Sheridan, Knowles, dessen Familienstücke lange Zeit eine große Zugkraft übten, Talfourd, der den älteren klassischen Stil festzuhalten suchte, Bulwer (eklektische Schule), Browning, Bailey, Leigh, Hunt; unter den neuesten: Tom Taylor, der eine Anzahl histor. Dramen, u. T. Robertson, der mehrere gelungene Lustspiele schrieb. — Die engl. Schauspielkunst, die sich an der Darstellung Shakespeare'scher Stücke bildete, zählte im vorigen Jahrh. bedeutende Kräfte in ihren Reihen. Neben dem großen Garrick (s. d.) sind bes. zu erwähnen: John u. Charles Kemble, Mrs. Siddons, Cooke, Lewis, Macready. Diesen schlossen sich in neuerer Zeit noch einige andere glänzende Talente, wie Phelps u. der jüngere Kean an. In jüngster Zeit ist indeß die Schauspielkunst in England, wie in Deutschland, mehr u. mehr gesunken u. einer äußerlichen, nach sinnlichen Effekten haschenden Richtung verfallen, während allerdings die theatralische Technik, Dekorationsmalerei u. Maschinerie zu ungeahnter Verfeinerung fortgeschritten sind.

englische Anlagen, s. „Park".

Englische Erde od. Bolus, s. d.

Englische Fräulein, kathol. Frauenorden, gestiftet von der Engländerin Maria Ward zu St. Omer in Frankreich, wohin sie Anfang des 17. Jahrh. mit ihrem Vater, einem engl. Edelmann, vor der Katholikenverfolgung in England geflohen war. Der Zweck des Vereins war zunächst die Erziehung der weiblichen Jugend. Nachdem sich der Orden bereits weit über das Festland verbreitet hatte, wurde er 1630 von Urban VIII. aufgehoben. Erst 1703 bestätigte Clemens XI. den Orden ausdrücklich für Unterricht u. Krankenpflege. Die drei Klassen desselben (adlige Fräulein, bürgerliche Jungfrauen u. dienende Schwestern) leisten die drei Mönchsgelübde, Armuth, Keuschheit u. Gehorsam, aber nur für die Zeit ihrer Zugehörigkeit zum Orden; denn im Gegensatz zu den eigentlichen Nonnen dürfen sie jederzeit oder doch nach Ablauf von drei Jahren austreten.

Englische Kirche (Hochkirche) s. „Anglikanische Kirche".

Englische Krankheit, s. „Rhachitis".

Englisches Horn (ital. Corno inglese, franz. Cor anglais), früher Oboe di caccia (Jagd-Oboe) genannt, ein Holzblasinstrument, Gattung der Oboe, aber größer u. um eine Quinte tiefer stehend als die gewöhnliche Oboe. Sein voller Umfang erstreckt sich vom f der kleinen Oktave bis zum dreigestrichenen c; notirt wird es im Violinschlüssel, klingt aber eine Quinte tiefer als die Noten angeben; steht daher das Tonstück z. B. in C-dur od. in G-dur, so muß in G-dur od. in D-dur notirt werden. Hinsichts der Art des Anblasens (mittels doppelten Rohrblattmundstücks) sowie in Betreff der Applikatur kommt es mit der Oboe ganz überein, u. jeder Oboebläser kann es mithin ohne Schwierigkeit erlernen. Damit aber der Spieler die tieferen Töne bequemer zu erreichen vermöge, als bei gestreckter Form der ziemlich langen Röhre möglich wäre, ist diese, ähnlich dem Bassethorn, aus zwei Theilen im stumpfen Winkel zusammengesetzt. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. war das Instrument als Oboe di caccia stark im Gebrauch; damals war aber seine Röhre noch nicht im Winkel zusammengesetzt, sondern von flach sichelartiger Form. Da aber eine Röhre von solcher Gestalt nicht gebohrt werden kann, wurde sie aus zwei ausgestochenen Theilen zusammengeleimt u. mit Leder bezogen; der Klang des Instruments war heiser u. rauh, weil infolge der Herstellungsart die innere Höhlung unmöglich die Feinheit u. Glätte einer Bohrung erreichen konnte, außerdem seine Stimmung sehr schwankend u. unrein. Daher ist es nach Mitte des vor. Jahrh. ganz in Vergessenheit gerathen u. erst im zweiten Dezennium unseres Jahrh. vervollkommnet u. wieder aufs Neue (namentlich durch Rossini, Berlioz, Meyerbeer rc.) in Aufnahme gebracht worden. Jetzt ist sein Klang edel, aber etwas umschleiert, schwermüthig u. geheimnißvoll. Diesem seinen Klangcharakter wie seiner Technik nach eignet sich das englische Horn vornehmlich für getragene melodische Sätze od. höchstens für Läufe u. Figuren einfachster Art.

Englisches Leder, starker baumwollener, meist weißer Satinet.

Englisches Pflaster, englisches Heftpflaster, Emplastrum adhaesivum anglicum, Court-Plaster, besteht aus schwarzem oder rosarothem Seidentaffet, dessen eine Fläche mit einer Auflösung von Hausenblase, der man sehr wenig Glycerin zusetzt, überzogen ist. Nach dem Trocknen erhält dieser Ueberzug noch einen Anstrich mit Benzoëtinktur. Dieses Pflaster dient als Deckmittel, um von kleineren Wunden, Geschwüren od. Schorfen die atmosphärische Luft abzuhalten u. sie vor Staub u. Berührung jeder Art zu schützen.

enharmonisch, ein aus der griechischen Tonlehre stammender Ausdruck, mit welchem in unserer heutigen Musik dasjenige Verhältniß bezeichnet wird, nach welchem zwei Töne, die von verschiedenen Tonstufen abgeleitet sind u. eigentlich einen geringen Unterschied der Tonhöhe haben sollten, in unserm sog. temperirten Tonsystem aber nicht wirklich unterschieden, sondern vielmehr als ein Ton, d. h. auf derselben Tonhöhe, angegeben werden. So gehören z. B. die Töne eïs u. f, dis u. es je zwei verschiedenen Tonstufen an, werden aber, jedes Paar, auf einer u. derselben Höhe intonirt (wenigstens auf denjenigen Instrumenten, z. B. dem Klavier, deren Tonhöhen fest nach der temperirten Skala gegeben sind, während andererseits z. B. der Violinspieler od. Sänger unwillkürlich den Ton dis eine Schwebung höher nimmt als den Ton es, das eis höher als das f rc. rc.). — Enharmonische Intervalle sind nach Obigem solche Intervalle, die bei abweichender Benennung ihrer Töne (od. eines derselben) gleiches Tonmaß haben; so z. B. die kleine Terz c-es u. übermäßige Sekunde c-dis, die übermäßige Quinte c-gis u. die kleine Sexte c-as rc. — Enharmonische Akkorde sind solche Akkorde, die bei abweichender Benennung einiger oder aller Töne doch ganz gleich klingen. So sind z. B. die Dreiklänge cis-eis-gis u. des-f-as, die Septimenakkorde cis-e-g-aïs u. des-e-g-b dem Klange nach ganz gleich, wenn sie auch in Betreff der mit ihnen möglichen Modulationen (Ausweichungen) verschiedenartig gedeutet werden müssen. — Enharmonische Tonverwechslung, enharmonische Ausweichung od. enharm. Rückung nennt man die Umnennung eines einzelnen Tones, eines Intervalles, eines Akkords od. einer ganzen Tonart in der aus dem Vorgesagten ersichtlichen Art u. Weise. Der Zweck der enharmonischen Tonverwechselung kann sein: 1. um durch sie schneller u. überraschender zu moduliren; 2. um eine bequemer zu lesende Tonart zu erhalten; 3. um es einigen Orchester-Instrumenten leichter u. bequemer zu machen, denen z. B. Gänge in einer B-Tonart praktikabler sind als in einer Kreuz-Tonart, u. umgekehrt.

Enhuber, Karl von, einer der vorzüglichsten Genremaler der Neuzeit. Geb. 1811 zu Hof in Oberfranken, widmete er sich Anfangs der Thiermalerei u. dann dem romantischen Genre, bis er einsah, daß die Schilderung des gegenwärtigen u. insbesondere des heimatlichen Volkslebens das ihm von der Natur bestimmte Fach sei. In München, wo er die Akademie besuchte u. später seinen Wohnsitz nahm, malte er aus dem Leben des bayerischen Volkes eine Menge von Bildern großentheils launigen, humoristischen Inhalts, die seinen Ruhm immer mehr verbreiteten; denn mit dem Humor verband er eine treffliche Charakteristik u. ein gediegenes Kolorit. Zu seinen besten Arbeiten gehören die grau in Grau ausgeführten unvergleichlichen 15 Illustrationen zu Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries". Er starb 1867.

Enkaustik, ein von den Griechen u. Römern angewandtes, später völlig verloren gegangenes Verfahren, Malereien einzubrennen, u. zwar mittels Wachses, das, nachdem es auf den zu überziehenden Körper aufgetragen war, mit Hülfe einer Kohlenpfanne (cauterium) flüssig gemacht wurde, damit es besser einziehen u. eine glatte Oberfläche erhalten könne (s. „Wachsmalerei").

Enkhuizen (spr. Enkheusen), früher sehr blühende holländ. Stadt am Zuydersee u. Hauptsitz des Heringsfanges, mit welchem 400 Schiffe beschäftigt waren. Seitdem sich zwischen der Stadt u. der Insel Urk eine umfangreiche Sandbank gebildet hat, ist ihr Hafen für die Schiffahrt unzugänglich geworden u. die früher mehr als 40,000 Köpfe zählende Einwohnerzahl bis auf 5400 herabgesunken. E. betreibt noch jetzt ansehnliche Fischerei.

Enkriniten, s. „Crinoiden".

Enlevagendruck (spr. Anglewaschen). Bei der Herstellung farbig bedruckter Gewebe aus Leinen od. Baumwolle kann in verschiedener Weise verfahren werden. Man läßt entweder das Zeug weiß u. druckt ein ein- od. mehrfarbiges Muster auf, od. man färbt das ganze Gewebe mit irgend einer Farbe aus u. stellt das Muster durch Ueberdrucken mit anderen Farben her, od. endlich man bringt das Muster durch theilweise Entfernung der Farbe eines gefärbten Gewebes auf chemischem Wege hervor. Dies kann theils durch Auflösen der Beizen an den betreffenden Stellen mittels Oxalsäure, Phosphorsäure u. s. w. (Druck mit Aetzbeizen) geschehen, theils aber auch dadurch, daß die Farbe völlig zerstört wird; dieses letztere Verfahren heißt E. Es können hierzu bleichende, oxydirende od. reduzirend wirkende Stoffe verwendet werden, wie z. B. Chlorkalk, Chromsäure, rothes Blutlaugensalz mit Natronlauge, Zinnchlorür u. s. w.; es entstehen dann auf farbigem Grunde weiße Flecken, die entweder weiß bleiben od. wieder mit anderen Farben bedruckt werden können.

en masque (franz., spr. ang mask'), im Maskenanzuge, mit Larve.

en miniature (franz., spr. ang miniatühr), im Kleinen, im verjüngten Maßstabe, nam. von kleinen, in Medaillons gefaßten Porträts.

Ennemoser, Joseph, medizinischer u. philosophischer Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1787 zu Hintersee im Tiroler Landgerichte Passeyer, war der Sohn eines dortigen Bauern, zeigte schon in der Dorfschule große Begabung, besuchte später die Gymnasien zu Meran u. Trient u. bezog 1806 die Universität zu Innsbruck. Im J. 1809 schloß er sich dem Kampfe seiner Landsleute gegen Napoleon an u. folgte Andreas Hofer als dessen Geheimschreiber. Nach Beendigung des Krieges ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Erlangen u. Wien. Im J. 1812 wurde er mit einigen anderen Tirolern nach England geschickt, um hier Unterstützung für Tirol zu einem Aufstande gegen Napoleon zu erwirken. Auf die Nachricht vom Ausgange des russ. Feldzuges eilte er über Schweden nach Preußen zurück, hatte aber unterwegs das Unglück, Schiffbruch zu leiden, u. entging nur durch merkwürdige Zufälle dem Tode. Dem Aufrufe Friedrich Wilhem's III. „An mein Volk" folgend, sammelte E. eine kleine Schar von Landsleuten u. Freunden u. trat mit diesen als Offizier in das Lützow'sche Freicorps. Er wurde Führer einer besonderen Compagnie dieses Freicorps, der Tiroler Jägercompagnie, die sich rühmlich auszeichnete. Nach der Niederwerfung Napoleon's begab sich E. zur Vollendung seiner medizinischen Studien nach Berlin. Später bereiste er England, Holland u. Süddeutschland. Im J. 1819 zum Professor der Medizin an der neugegründeten Universität Bonn ernannt, las er hier über Anthropologie, psychische Heilkunde u. Pathologie. Aus dieser Stellung schied er 1837, um in sein Vaterland zurückzukehren. Er ließ sich zu Innsbruck als praktischer Arzt nieder. Dort blieb er bis 1841. Der Mangel an literarischen Hülfsmitteln veranlaßte ihn, nach München zu gehen, wo er sich mit der Ausübung der Theorie vom thierischen Magnetismus, dem er sich schon früher zugewandt hatte u. für den er auch literarisch sehr thätig war, eifrig beschäftigte u. vielfach als magnetischer Arzt auftrat. Seine Hauptwerke sind: „Der Magnetismus in seiner geschichtlichen Entwicklung" (Lpz. 1819); „Geschichte der Magie u. Geschichte des Magnetismus" (Lpz. 1844); „Historisch-psychologische Studien über das Wesen u. den Ursprung der menschlichen Seele" (2. Aufl., Stuttg. 1842); „Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur u. Religion" (Stuttg. 1842); „Der Geist des Menschen in der Natur" (Stuttg. 1849); „Was ist Cholera?" (Stuttg. 1850); „Anleitung zur Mesmer'schen Praxis" (Stuttg. 1852).

Ennius, Quintus, der Schöpfer des ersten nationalen Epos bei den Römern, war um 240 vor Chr. zu Rudiä in Campanien geboren. Nachdem er mehrere Feldzüge mitgemacht hatte, schlug er seinen Wohnsitz in Rom auf, wo er mit den angesehensten Männern, nam. dem älteren Scipio, bekannt wurde u. sich vom Unterrichtgeben nährte. In hohem Alter u. ziemlich dürftigen Verhältnissen starb er daselbst um 170. Sein Hauptwerk, die „Annales", behandelte die ganze römische Geschichte bis auf die Zeit des Dichters, u. zwar im heroischen Versmaße. Sein männlicher Sinn u. die echt poetische Auffassung, welche in diesem Epos herrschten, erhielten demselben trotz seiner oft rauhen Sprache noch in später Zeit viele Verehrer u. Freunde, u. es haben sich auch infolge dessen zahlreiche Bruchstücke desselben erhalten (gesammelt von Vahlen, Lpz. 1854). In einem kleineren epischen Gedichte besang der Dichter die Thaten des älteren Scipio. Von diesem, sowie von den ihm beigelegten „Saturae", ist nichts erhalten. In seinen Tragödien u. Komödien, von denen nur noch Titel u. unbedeutende Bruchstücke vorhanden sind, scheint E. sich an die besten Meister des griech. Drama angeschlossen zu haben.

Enns, od. Ens, Nebenfluß der Donau, entspringt auf dem Radstädter Tauern in Salzburg, fließt durch ein kurzes, nach N. sich öffnendes Thal u. tritt, sich nach N.O. wendend, auf steirisches Gebiet über. Unterhalb Admont durchbricht die E. die ihr entgegenstehenden Gebirgsmassen und wendet sich bei Hieflau nach N., um die anderen Ketten der Kalkalpen zu durchbrechen. Das Thal der E., bis Admont ein Längenthal, wird von hier an ein Querthal. Bei Steier tritt die E. mit plötzlich erweiterter Thalsohle aus dem Gebirge u. empfängt rechts den gleichnamigen Fluß. Ruhig u. vielgewunden strömt nun die E., die Grenze zwischen Ober- u. Niederösterreich bildend, der Donau zu, welche sie unterhalb der Stadt Enns (4000 E.) erreicht. Ihre Schiffbarkeit beginnt bei Hieflau; der bedeutendste Nebenfluß ist die auf dem rechten Ufer ihr zuströmende Salza.

Ennui (franz., spr. Annüi), Langeweile, Ueberdruß; ennuyant (spr. annüjang), langweilig, Ueberdruß erregend; ennuyiren, langweilen.

enorm (lat.), übertrieben, übermäßig.

en passant (franz., spr. ang passang), im Vorübergehen, nebenbei.

en profil (spr. ang profil), von der Seite angesehen (s. „en face").

Enquête (franz., spr. Angkäht'), Untersuchung, ist nam. die Bezeichnung für eine wichtige Institution des engl. Parlamentarismus, die theilweise auch in anderen konstitutionellen Staaten des Festlandes nachgebildet ist. Das engl. Parlament hat nämlich das Recht, über soziale u. wirthschaftliche Verhältnisse, die einer neuen gesetzlichen Regelung bedürfen, durch eine eigens hierzu eingesetzte Kommission genaue u. gründliche Erörterungen anstellen zu lassen, um die erforderlichen Unterlagen für eine richtige Beurtheilung des Thatbestandes u. der etwa vorhandenen Mißstände u. Bedürfnisse zu gewinnen. Eine solche Untersuchungskommission ist mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgestattet u. darf Jedermann, gleichviel ob Beamte od. Privatleute, in der betreffenden Angelegenheit als Zeugen od. Sachverständige vorladen. Vertreter der Regierung dürfen in England den Sitzungen der E.-Kommission nur dann beiwohnen, wenn die Regierung die Einsetzung der Kommission selbst vorgeschlagen hat. — Auch in Preußen haben die Kammern das Recht zur Einsetzung solcher Untersuchungskommissionen, das denn auch wiederholt ausgeübt worden ist (so während des Verfassungskonflikts 1863 zur Prüfung der Wahlbeeinflussungen). Die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung des Eisenbahnwesens in Preußen (die 1873 durch die Anklagen Lasker's gegen den Regierungsrath Wagener veranlaßt wurde) war zwar im Abgeordnetenhause angeregt worden, erfolgte aber thatsächlich auf Anordnung der Regierung, welche allerdings auch Abgeordnete in jene Kommission berief.

Enriquez Gomez, Antonio, eigentlich Enriquez de Paz, span. Dichter, der Sohn eines getauften Juden zu Segovia, begab sich früh in Kriegsdienste, floh 1636 vor den Verfolgungen der span. Inquisition, trat später in Amsterdam zum Judenthum zurück u. wurde deshalb 1660 bei einem Auto-da-fé zu Sevilla in effigie (im Bilde) verbrannt. In seinen Komödien zeigt er Erfindungsgabe; die Ausführung leidet aber an ungenügender Motivirung u. Charakteristik, sowie an phantastischem Beiwerk. Dieselben Mängel haben auch seine übrigen Werke.

Ensemble (franz., spr. Angßangbl'), ein Ganzes, das Zusammenwirken einzelner Theile zu einem Ganzen, wird nam. in künstlerischer Beziehung häufig gebraucht. In der Malerei nennt man E. den Gesammteindruck, den ein Bild, bes. ein Landschaftsbild, hervorbringt; in dramaturgischer Beziehung ist E. das einheitliche, vom Geiste des darzustellenden Stücks getragene, harmonisch in einander greifende Zusammenwirken der einzelnen Schauspielkräfte bei einer Aufführung, das Zusammenspiel. In ähnlichem Sinne bedeutet der Ausdruck auch in der Musik das Zusammenwirken der ausführenden Künstler bei Aufführung mehrstimmiger Musikwerke. Ferner aber versteht man hier unter E. auch solche Musikstücke selbst, soweit sie in Opern, Oratorien, Kantaten &c. vorkommen u. hier als Tonstücke, bei denen eine Mehrheit von Darstellenden wirkt, einen Gegensatz zu den Einzelgesängen bilden, also Duette, Terzette, Quartette &c., vor Allem aber die Finale.

Enset, od. Henset, s. „Banane".

Ensinger, eine zu ihrer Zeit berühmte Baumeisterfamilie aus Bern, an deren Namen sich der Bau mehrerer der schönsten mittelalterlichen Dome knüpft. — Ulrich E. wurde 1390 zum Bau des Münsters in Ulm berufen, wirkte ferner beim Bau des Domes in Mailand, des Straßburger Münsters u. der Frauenkirche in Eßlingen mit. Er starb 1429. — Von seinen zwei Söhnen, Kaspar u. Matthäus E., setzte Ersterer den Bau in Ulm fort, starb aber schon 1430, worauf nach einer längeren Unterbrechung Matthäus sein Werk fortführte u. das Gewölbe des Thores vollendete. Nach des Letzteren Tode (1463) übernahm sein Sohn Moritz die Leitung desselben Baues, den er durch Ausführung

des Mittelschiffes u. der Seitenschiffe dem Abschlusse nahe brachte. Auch des Matthäus Neffe, Matthias **E.**, hat sich als Baumeister (am Münster in Bern) bekannt gemacht.

Enslen, Karl, deutscher Maler, geb. 1792, bildete sich auf der Akademie in Berlin, bereiste Italien, Skandinavien, den Orient u. schuf eine Reihe Bilder, die sich durch gelungene Linien- u. Luftperspektive u. durch warme, duftige Färbung auszeichnen. E. starb 1866 zu Lille.

Entbindung u. Entbindungskunst, s. „Geburtshülfe".

Entdeckung ist die Auffindung von etwas schon Vorhandenem, das vordem nicht bekannt od. noch nicht beobachtet war. Die E. steht somit im Gegensatze zu Erfindung (s. d.) u. kann sich beziehen auf materielle Dinge, historische Daten, Naturgesetze u. s. w., die sämmtlich in ihrer Existenz unabhängig von dem Entdecker sind. Die E. kann zufällig, sie kann aber auch voraus geschlossen u. also absichtlich gemacht werden. Die Staßfurter Abraumsalze, die Goldfelder in Kalifornien, die afrikan. Diamantendistrikte wurden zufällig entdeckt, Cäsium u. Rubidium wurden erst gefunden, nachdem man auf ihre Existenz mit ziemlicher Sicherheit schon geschlossen hatte. Das glänzendste Beispiel einer absichtlichen E. aber ist die bekannte Entdeckung des Neptun durch Leverrier (s. d.). In nachstehender Tabelle geben wir eine Uebersicht der wichtigsten Entdeckungsreisen; — in der Tabelle der Erfindungen werden wir die Entdeckungen der wichtigsten Naturgesetze mit aufführen, die dort in richtigerem Zusammenhange genannt werden.

Die wichtigsten Entdeckungsreisen u. geogr. Entdeckungen.

v. Chr. — Alterthum.

c. 1000 Phönizier in Ophir (Südafrika od. Indien ?) u. in Britannien. Argonautenfahrt nach Kolchis.
c. 700 Koläus von Samos entdeckt das silberreiche Tartessus in Spanien.
c. 640 Griechische Kolonien am Schwarzen Meer.
611—595 Necho II. von Aegypten läßt durch die Phönizier Afrika umschiffen.
c. 440 Herodot besucht die Nordküste Afrika's, Skythien u. Vorderasien.
400 Rückzug der Zehntausend durch Armenien nach dem Schwarzen Meer.
336 323 Alexander der Gr. in Iran, Turan u. Indien. Nearch befährt den Pers. Meerbusen.
c. 120 Eudoxos aus Kyzikos versucht Afrika zu umsegeln.
58—51 Die Kriege Julius Cäsar's ermöglichen eine sichere Kenntniß Galliens u. der Alpenländer.
n. Chr.
30—14 Unter Kaiser Augustus Handelsverbindungen mit Centralasien. Expedition des Aelius Gallus nach Südarabien, u. des Dionysius von Chorax nach Parthien u. Arabien.
54—68 Unter Kaiser Nero direkte Handelsverbindung zwischen Rom u. dem Bernsteinlande an der Ostsee. — Eine Nilexpedition gelangt bis an die Mündung des Gazellenstromes.

Mittelalter.

c. 330 Christliche Missionen am Kaukasus.
354 Theophilus, Missionär in Südarabien.
c. 450 Die Sekte der Nestorianer gründet Gemeinden in Centralasien u. selbst in China.
861 Normannen entdecken die Faröer.
870 Der Normanne Ottar umsegelt das Nordkap Europa's.
877 Araber dringen auf der See bis China vor. — Der Isländer Gunbiörn entdeckt Grönland.
c. 900 1000 Araber besiedeln die Ostküste Afrika's bis Mozambique.
983 Der Isländer Erik der Rothe landet abermals an der grönländischen Küste.
1000 Leif, der Sohn Erik's, entdeckt das Festland Nordamerika's am St. Lorenzbusen, Labrador u. das Land bis zum Taunton River.
1135 Normannen dringen an der Westküste Grönlands bis zum 73.° n. Br. vor.
1246 Eine päpstliche Gesandtschaft unter Carpin gelangt in Centralasien bis zur Stadt Karakorum u. in die Wüste Gobi.
1271—1295 Marco Polo reist über den Bolor-Dagh nach Kaschgar, Jarkand, quer durch China nach Peking, überschreitet die Pässe von Birma, sammelt Nachrichten über Japan u. kehrt über Sumatra, Ceylon u. den Pers. Meerbusen zurück.
1291 Johannes von Montecorvino stiftet die erste Christengemeinde in Peking.
c. 1300 Entdeckung der Canarischen Inseln durch Genuesen.
c. 1350 Entdeckung Madeira's durch Italiener.
1415—1460 Portugiesische Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer.
1419 Porto Santo wieder entdeckt.
1420 Madeira wieder aufgefunden.
1434 Umschiffung des Kap Bojador durch Gil Eannes.
1436 Der Rio do Ouro wird entdeckt.
1441 Nuna Tristan gelangt zum Weißen Vorgebirge.
1445 Dinis Dias zum Grünen Vorgebirge.
1447 Alvaro Fernandes landet an der afrikan. Küste südl. von Sierra Leona.
1456 Entdeckung der Inseln des Grünen Vorgebirges.
1481 Der Portugiese Diego Cao u. der Nurnberger Martin Behaim landen an der Mündung des Kongo-Stromes.
1486 Bartholomeo Diaz umschifft das Kap der Guten Hoffnung.

Neuere Zeit.

1492 Christoph Columbus' erste Entdeckungsreise: 12. Okt. Landung auf Guanahani. 26. Okt. Entdeckung Cuba's. 6. Dez. Entdeckung Hayti's.
1493—1494 Columbus' zweite Reise: 2. Nov. Dominica, Marigalante. 4. Nov. Guadalupe. 14. Nov. Saint Croix. 15. Nov. Puerto-Rico.
1494 5. Mai: Jamaica.
1497 Sebastian Cabot entdeckt am 24. Juni das Festland Nordamerika's an der Labradorküste unter dem 56.° nördl. Br.
1498 Vasco da Gama erreicht am 23. Jan. die Mündung des Zambese, u. am 20. Mai die ind. Küste bei Calicut. Columbus' dritte Reise: 1. Aug. Trinidad. 5. Aug. Orinokomündung. Entdeckung des Festlandes von Südamerika.
1499 Hojeda u. Amerigo Vespucci entschleiern die brasilian. Küste bis über den Amazonenstrom.
1500 Entdeckungen Cabral's in Brasilien. — Der Spanier Bastidas entdeckt den Golf von Darien u. die nördliche Küste der Landenge von Panama.
1502 Columbus' vierte Reise: Entdeckung Central-Amerika's (Honduras, die Landenge von Costarica). — Der Portug. Joao la Nova entdeckt St. Helena (22. Mai).
1505 Der Portugiese Gonçalves entdeckt Madagaskar.
1506 Die Portugiesen besuchen Ceylon.
1509 Der Portugiese Vicente Yañez Pinzon befährt die südamerikan. Küste bis zum La Plata. Der Portug. Lopes de Sequeira landet an Malacca (11. Sept.).
1511 Portugiesische Schiffe in den Molukkeninseln.
1513 Balboa überschreitet den Isthmus von Panama u. trifft am 29. Sept. an der St. Michaelsbucht auf den Großen Ozean. Juan Ponce entdeckt die Halbinsel Florida (27. März).
1516 Die Portugiesen gelangen zur See bis Kanton.
1517 Sebastian Cabot versucht eine nordwestl. Durchfahrt u. dringt in der Hudsonsbai bis zum Fox-Kanal (67½° n. Br.) vor. Antonio de Alaminos landet an Yucatan (1. März).
1518 Spanische Schiffe befahren die Küsten Mexiko's.
1520 Magalhaens entschleiert die südamerikan. Küsten südl. vom La Plata u. durchschifft die nach ihm benannte Meerstraße.
1521 Magalhaens entdeckt im Großen Ozean die Diebsinseln u. die Philippinen. Nach seinem Tode landen zwei seiner Schiffe an Borneo.
1522 Unter Elcano vollendet die „Victoria", eins der Schiffe Magalhaens', die erste Reise um die Welt.
1526 Guevara umsegelt zuerst Südamerika u. landet in einem Hafen an der Westküste Mexiko's. — Der Portug. Menezes entdeckt Neu-Guinea.
1528 Saavedra entdeckt die Karolinen u.
1529 die Marschallsinseln.
1535 Cortez entdeckt die Halbinsel Kalifornien. — Jacques Cartier befährt den Lorenzostrom.
1539 Cortez befährt den Meerbusen von Kalifornien.
1542 Cabrillo klärt die Westküste Nordamerika's bis 40.° n. Br. auf.
1549 Der Jesuitenapostel Xaver in Japan.
1553 Willoughby entdeckt Novaja Semlja u. durchschneidet das Weiße Meer bis zur Dwina-Mündung.
1556 Burrough entdeckt die Waigatschinsel u. Petschora-Mündung.
1558 Jenkinson dringt vom Kaspi-See bis Bochara vor.
1565 Urdaneta vollendet die erste westöstl. Fahrt durch den Großen Ozean.
1567 Mendana entdeckt die Salomons-Inseln.
1576 Frobisher auf der ersten Nordwestfahrt gelangt an die Westküste von Grönland unter dem 61. n. Br.
1580 Franz Drake vollendet die zweite Erdumseglung.
1585 John Davis entdeckt die Davisstraße.
1587 Davis gelangt an der Westküste Grönlands bis zum 73.° n. Br.
1592 Davis entdeckt die Falklands-Inseln.

1595 Mendoza entdeckt die Marquesas-Inseln.
1596 Ryp u. Hemskerck entdecken die Bäreninsel u. Spitzbergen.
1606 Pedro Fernandez de Quiros entdeckt mit dem holländischen Schiffe „Duyfken“ das Festland von Australien u. Tahiti. – Torres entdeckt die Paumotu-Inseln, die Unionsgruppe, die Neu Hebriden, Louisiaden u. die Torresstraße.
1610 Heinrich Hudson dringt durch die Hudsonsstraße bis zur Südspitze der Hudsons Bai.
1612 Button u. Ingram entschleiern die Westküste der Hudsonsbai.
1616 Bylot u. Baffin kommen an der Westküste Grönlands bis zum Wale Sund (77° 30′ n. Br.). — Jakob le Maire u. Schouten finden das Kap Hoorn. — Der Holländer Dirk Hartog entdeckt die Westküste des austral. Festlandes.
1623 Die holländ. Schiffe „Pera“ u. „Amsterdam“ entdecken die austral. Nordküste (Arnhemsland) u. den Carpentaria-Golf.
1627 Der Holländer Peter Nuyts entschleiert die austral. Südküste.
1642 Abel Tasman entdeckt auf seiner ersten Reise Vandiemensland, Neuseeland u.
1643 die Freundschaftsinseln, Fidschi-Inseln u. Neu Britannien. Der Holländer de Vries entdeckt die Kurilen u. Sachalin.
1644 Tasman entdeckt auf der zweiten Reise die Westküste des Carpentaria Golfes. Kosaken dringen bis zum Amur vor.
1648 Deschnew umsegelt die Ostspitze Asiens.
1660 Entdeckung des nordamerikan. Seengebietes.
1673 Marquette befährt den Mississippi.
1690—1692 Kämpfer's Reisen in Japan.
1696 Kosaken kommen nach Kamtschatka.
1697 De Vlamingh entdeckt den Schwanenfluß in Westaustralien.
1728 Bering umfährt die Ostspitze Asiens (Beringstraße).
1730 Der Russe Gwosdew entdeckt von Sibirien aus die Nordwestspitze Amerika's.
1737 Owzyn gelangt über das Eismeer vom Ob zum Jenissei.
1738 Malugin u. Skuratow erreichen die Mündung des Ob vom Westen zu Wasser u. entdecken die Weiße Insel.
1739 Laptew erreicht die Nordspitze Asiens (Kap Tscheljuskin).
1763 Carsten Niebuhr in Arabien.
1764—1766 Byron's Erdumseglung.
1765 Byron entdeckt den Gilbert-Archipel.
1767 Samuel Wallis entdeckt Taiti.
1768—1774 Simon Pallas im Ural u. in Sibirien.
1770 James Cook entdeckt die Cookstraße, den Inselcharakter Neuseelands u. entschleiert die Ostküste Australiens.
1771 Hearne erreicht zu Lande die Mündung des Kupferminenflusses in Nordamerika.
1772 Bruce entdeckt den Tzana-See in Abessinien u. die Quelle des Blauen Nils.
1774 Cook erreicht seine südlichste Breite 71° 10′ (30. Jan.).
1778 Cook entdeckt die Sandwich-Inseln u. erreicht das Kap Wales in Nordamerika.
1785—1788 Lapérouse's Erdumseglung bestimmt fest die nordjapanischen Inseln. Lapérouse landet an der Botany-Bai.
1786 Erste Besteigung des Montblanc durch Piccard u. Balmat.
1789 Mackenzie entdeckt u. verfolgt den nach ihm benannten Strom in Nordamerika bis zur Mündung.
1795 Mungo Park's erste Reise am Niger.
1795—1802 Barrow's Reisen in Südafrika bis zum Oranienstrom.
1798 Aegyptische Expedition unter Bonaparte. — Entdeckung der Baßstraße (Australien).
1799—1804 Humboldt u. Bonpland in Südamerika, Cuba u. Mexiko.
1800 Friedr. Hornemann, der erste deutsche Afrikareisende, durchzieht die Sahara von Tripoli nach Bornu, ohne heimzukehren.
1802 Flinders erreicht das nördl. Ende des Spencer-Golfs u. untersucht den Vincents-Golf (Australien).
1805 Mungo Park's zweite Nigerreise.
1806 Leopold von Buch am Nord Kap.
1809—1817 Burckhardt's Reisen in Syrien, Nubien u. Arabien. Besuch Mekka's.
1815 Evans entdeckt den Fluß Lachlan in Australien. – L. von Buch auf den Kanarischen Inseln.
1815—1818 Kotzebue's u. Chamisso's Reise um die Erde.
1815—1817 Prinz zu Neuwied u. Eschwege in Brasilien.
1817 Hodgson findet die Quellen des Ganges.
1817—1820 Martius im Gebiet des Amazonenstromes.
1819 Parry's u. Franklin's erste Polarfahrt zur Entdeckung der nordwestl. Durchfahrt. — Parry entdeckt die Melville Insel.
1820—1824 Wrangel's Forschungen in Sibirien u. im Eismeer.
1821—1827 Ehrenberg am Nil u. Rothen Meer.
1823—1827 Rüppell in Nubien, Kordofan u. im Sinai.
1823—1830 Franz von Siebold in Japan.
1824 Hamilton u. Hume entdecken den Murrumbidgee u. die austral. Alpen.
1825 Franklin's zweite Polarfahrt. Lainy in Timbuktu.
1826 Elson erreicht das Kap Barrow in Nordamerika.
1826—1830 King u. Fitzroy in Patagonien u. dem Feuerlande.
1827 Parry erreicht von Spitzbergen aus zu Schlitten den nördlichsten Punkt unter den 82.° 45.′ (23. Juli).
1828—1832 Pöppig's Reisen in Chile, Peru u. Brasilien.
1830 Lander befährt den Niger u. entdeckt die Mündung des Benué.
1831 James Roß entdeckt den magnetischen Nordpol (1. Juni).
1832 Alexander Burnes in Bochara.
1833 Prinz zu Neuwied in Nordamerika. — Georg Back entdeckt den Großen Fischfluß in Nordamerika.
1834 Sturt's Reisen im Gebiet des Murray in Australien.
1835 Mitchell erforscht das Gebiet des Darling in Australien.
1835—1844 R. Schomburgk in Guayana.
1835—1864 Junghuhn in Java u. Sumatra.
1836—1838 Rußegger in Kordofan u. am Blauen Nil; er entdeckt die Depression des Todten Meeres.
1838 Simpson entdeckt das arktische Victoria-Land.
1838—1840 Edward Robinson's Reisen in Palästina.
1838—1842 Tschudi's Reisen in Peru.
1839 Balleny entdeckt die vulkanische Gruppe der Balleny-Inseln u. stellt die Existenz eines Südpolarlandes fest.
1840 Eyre am Torrens-See. — Wilkes entdeckt das nach ihm genannte Land am Südpol.
1841 James Roß entdeckt die Vulkane Erebus u. Terror.
1842 Roß erreicht die größte südl. Breite unter dem 78.° 9.′ 30.″ (23. Febr.).
1843 Moritz Wagner im Kaukasus.
1844—1846 Huc u. Gabet in Tibet.
1845 Franklin's dritte Nordpolfahrt. — Sturt dringt zwischen Murray u. Eyre-Creek in das Innere Australiens. — Mitchell's u. Kennedy's Erforschung der austral. Flüsse Victoria u. Barcu.
1845—1848 Leichhardt's Entdeckungsreisen im Nordosten Australiens.
1845—1849 Castren's Forschungen in Sibirien.
1845—1847 Heinrich Barth in den Küstenländern des Mittelländ. Meeres.
1846 Huc u. Gabet erreichen Lhassa in Tibet (26. Jan.).
1848—1854 Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's.
1848 Der Missionär Rebmann entdeckt den Kilimandscharo in Ostafrika.
1849 Ladislaus Magyar's Reise von Benguela nach Bihé in Südafrika. — Livingstone, Oswell u. Murray in Südafrika: Entdeckung des Ngami-Sees u. Sauya-Flusses.
1849—1855 Richardson, Barth u. Overweg im Sudan.
1850 Leopold Panet's Reise von St. Louis am Senegal bis Mogador in Marokko. — Polarexpedition zur Auffindung Franklin's unter Austin u. Parry (Kane). — Mac Clure entdeckt die nordwestl. Durchfahrt.
1851 Barth erforscht den Binué, den größten Nebenfluß des Niger. Overweg am Tsad-See. – Hargreaves entdeckt das erste austral. Goldfeld.
1851—1853 Livingstone's Reisen im Zambesi-Gebiet.
1852 Lad. Magyar entdeckt die Bindama-Seen in Südafrika. — Mor. Wagner u. Scherzer in Nord- u. Centralamerika.
1853 Richard Burton besucht als mohammedanischer Pilger Mekka.
1853—1854 Baikie erforscht das Gebiet des Niger.
1854 Vogel's Ankunft in Kuka (13. Jan.).
1854—1856 Livingstone durchschneidet Afrika von Loanda bis zum Zambesi.
1854—1858 Der Brüder Schlagintweit Reisen in Vorderindien.
1855—1860 Gustav Radde's Reisen in Taurien u. am Amur.
1856 Vogel wird in Wadai ermordet.
1856—1861 Gregory's Forschungsreisen im nordwestl. Australien.
1857 Adolf Bastian's Reisen in Königreich Kongo.
1857—1859 Tschudi's zweite Reise in Südamerika. — Novaraexpedition.
1858 Stuart's Erforschung des südaustralischen Seengebietes. — Burton u. Speke entdecken den Tanganjika-See. Speke entdeckt den Ukerewe-See. — Livingstone befährt den Zambesi.
1859 Pascal entdeckt die Wasserfälle des Senegal. — Livingstone entdeckt den Shirwa-See. — Hochstetter in Neuseeland.
1860 Von der Decken besteigt den Kilimandscharo bis zu 2600 m. Höhe. — Andersson dringt in Südafrika bis zum Flusse Okavango vor.

1860—1861 Burke u. Wills durchschneiden das austral. Festland von Neu-Südwales bis zum Carpentaria Golf.

1860—1863 Heuglin's Expedition nach Habesch u. ins Nilgebiet.

1861 Livingstone am Nyassa See. — Baker erforscht die Nilzuflüsse in Habesch. — Walker's Reisen in Queensland.

1861—1862 Werner Munzinger am oberen Nil u. in Darfur. — Burton durchforscht das Kamerongebirge in Westafrika. — Stuart durchschneidet Australien von Adelaide bis Arnhemsland. — Gerhard Rohlfs' Reisen in Marokko.

1861—1864 Bastian's Reisen in Birma, Siam u. dem Ind. Archipel.

1862 Speke entdeckt den Ausfluß des Weißen Nil aus dem Ukerewe See. — Landsborough's Reisen in Australien im Gebiete des Victoria- u. Flinders Flusses.

1862—1863 Palgrave durchschneidet Arabien von Damaskus bis Oman. Beurmann's Reise durch die Sahara nach Bornu u. Tod.

1863 Lefroy erforscht den südwestl. Theil Australiens. — v. Heuglin u. Steudner am Bahr el Ghasal.

1863—1864 Baker's Expedition in das Nilseen Gebiet. Entdeckung des Mwutan Nzige (Albert Nyanza).

1864 Agassiz am Amazonenstrom.

1865 Jardine durchforscht die austral. Halbinsel York. — Whymper ersteigt das Matterhorn.

1866 Livingstone tritt eine neue Reise in das Quellgebiet des Congo u. Nil an. — G. Rohlfs' Reise durch die Sahara über Bornu nach dem Golf von Guinea. — Warburton entdeckt die Mündung des Barku in den Eyre See in Australien.

1867 Karl Mauch entdeckt Goldfelder in Afrika zwischen Zambesi u. Limpopo. — Osten-Sacken u. Ssewerzow im Thian-Schan. Kapitän Lang entdeckt das Wrangell-Land im Nordpolarmeer.

1867—1872 Entdeckung zahlreicher reiner Seen u. des oberen Congo (Lualaba) durch Livingston in Innerafrika.

1867—1868 Rohlfs begleitet die engl. Expedition nach Habesch. — Französische Expedition unter Garnier am oberen Mekhong.

1868 Erste deutsche Nordpol Expedition. — Hayward's Reisen in Ost-Turkestan. — Freshfield, Moore u. Tucker besteigen den Elbrus u. Kasbek.

1868—1869 Shaw's Reise nach Yarkand u. Kaschgar.

1868—1871 Schweinfurth's Reisen im Gebiet des Weißen Nil u. des Bahr el Ghasal. — Richthofen's Reisen im südöstl. China.

1869 Kaulbars entdeckt die Quellen des Syr. — Nachtigal dringt im Sudan in das Land Tibesti vor. — John Forrest's Reisen in Westaustralien.

1869—1870 Zweite deutsche Nordpol-Expedition.

1870—1871 Maltzan's Forschungen in Süd-Arabien.

1870 v. Heuglin u. Graf Waldburg-Zeil in Ostspitzbergen. Visirung von König Karl Land.

1870 Ereskine findet die Mündung des Limpopo (Südostafrika).

1871 Fedschenko's Reisen in Kokan. Hayden entdeckt das Geysergebiet am oberen Yellow-Strom.

1871 Payer u. Weyprecht entdecken zwischen Spitzbergen u. Novaja Semlja ein offenes Polarmeer.

1871 Karl Mauch findet die Ruinen von Zimbabye unter 20° s. Br. in Südafrika. (Streit über Ophir).

1871—1872 Stanley, Correspondent des N.-York Herald, sucht Livingston in Innerafrika auf u. entdeckt das Nordende des Tanganjika.

1871—1873 Amerik. Nordpolexpedition unter Hall in den Smithsund. Erreichung der höchsten nördl. Breite zu Schiff (82° 16').

1871—1873 Miclucho Maclay, Beccari, de Albertis in N. Guinea.

1872 Aegyptische Expedition unter Baker in das Quellgebiet des Nil.

1872 Vierte schwed. Expedition unter Nordenskjold nach Spitzbergen.

1872 Entdeckung von König Karl Land durch Johannsen u. Altmann.

1872 Expedition des deutschen Kanonenboots „Pommerania" zur Erforschung der Nord- u. Ostsee.

1872 Ferd. v. Hochstetter in der Türkei. Kanitz in Bulgarien.

1872 H. Kiepert in Palästina. Großartige amerik. u. engl. Expedition zur Erforschung des heil. Landes.

1872 v. Fritsch u. Rein im hohen marokk. Atlas.

1872 Nachtigal's Expedition nach Borgu. Entdeckung des nordöstl. Abflusses des Tsadsees.

1872 Ernst Giles Entdeckungsreise in Centralaustralien.

1872 Matusowski u. Powlinow erforschen die westl. Mongolei.

1873 Oesterr. Expedition unter Payer u. Weyprecht ins nordsibirische Eismeer. — Polarexpedition des Grafen Wiltschek.

1873 Deutsche Expedition unter Dr. Gußfeldt nach dem äquatorealen Innerafrika.

1873 Vollendung des austral. Telegraphen durch den Continent.

Enten, Familie der Entenvögel, Anatiden od. Blätterschnäbler (Lamellirostres), Schwimmvögel mit niedrigen, weit nach hinten gerückten Füßen, kurzem Hals, vorn flachem, breitem Schnabel, der an der Spitze einen kleinen „Nagel" u. am Rande des übergreifenden Oberkiefers Querblätter trägt. Das Männchen, der **Enterich** od. **Erpel**, ist durch lebhaftere Färbung, besonders der als „Spiegel" bezeichneten metallglänzenden Schwingen zweiter Ordnung (Federn des Vorderarms) ausgezeichnet, sowie durch die Knochenblase an der Gabelung der Luftröhre. Die E., wegen der Stellung ihrer Beine zwar ungeschickt gehend (watschelnd), sind ausgezeichnete Schwimmer u. Taucher u. bewähren sich als gewandte Flieger als Zugvögel des hohen Nordens. Fleisch, Eier u. Dunen machen sie dem Menschen nützlich, u. da sie sich von Schnecken und Wasserthierchen mästen, die sie „gründelnd" herausholen, so ist die **Entenzucht** eben so leicht als einträglich, während die **Jagd** auf wilde E. zu den anregendsten Vergnügen der Jäger gehört. Man unterscheidet zahlreiche E.arten, von denen die wichtigsten folgende sind: Als Stammart unserer zahmen **Hausente** gilt die **Stockente** (Anas boschas), die als „**wilde E.**" bei uns als Strichvogel lebt; sie hat rothe Beine, einen gelbgrünen Schnabel, einen blaupurpurschillernden, weißgesäumten Spiegel, der Enterich einen dunkelgrünen Hals u. Kopf, ein weißes Halsband u. aufwärts gekrümmte seitliche Schwanzdeckfedern, während das Gefieder des Weibchens röthlich graubraun ist mit schwarzen Flecken. An den europ. Seeküsten lebt die weiße,

Nr. 2611. Die Stockente (Anas boschas).

durch schwarzen Kopf u. rothe Brustbinde gezeichnete **Fuchs-** od. **Brandente** (Anas tadorna); von ihrer nordischen Heimat nach den deutschen Gewässern kommt im Herbste, um bei uns zu überwintern, die **Pfeifente** (A. Penelope), die **Pfeil-** od. **Spießente** (A. acuta), die blauflüglige **Löffelente** (A. clypeata), die sich auch oft für immer bei uns aufhaltende

Nr. 2612. Die Krickente (Anas crecca).

Knack- od. **Schnärrente** (A. querquedula), seltener die **Schnatterente** (A. strepera); unsere kleinste Art ist die **Krich-** od. **Krickente** (A. crecca), während die häufig als Hausthier gehaltene „**türkische**" od. **Bisamente** (A. moschata) mit dem nackten Gesichte aus Südamerika stammt. Es giebt auch E., die sich von den genannten durch den Besitz eines Hautsaumes an der Hinterzehe auszeichnen (u. als **Fuligulinae** von jenen, den **Anatinae**, abgesondert werden); zu ihnen zählt die **Eiderente** (Somateria mollissima), s. d., u. die wie sie mit nackten Stirnschwielen gezeichnete seltnere **Königsente** (Som. spectabilis) nam. Grönlands, ferner die **Trauerente** (Oedemia) mit dem höckrig aufgetriebenen Schnabelgrunde u. zwar die nur selten nach Deutschland kommende schwarzbraune **Moorenente** (Oed. nigra) u. die durch weißen Spiegel von ihr unterschiedene rothbeinige **Sammtente** (Oed. fusca), welche jährlich aus dem Norden auf den Rhein kommt, sodann die hochnordische **Eisente** (Harelda glacialis) mit langgespitztem Schwanze u. einer orangegelben

Binde über den schwarzen Schnabel, die zuweilen an die deutschen Küsten kommt, von Moorenten (Fuligula) mit abgerundetem Schwanze kommt die Tafelente (Ful. ferina) mit der grauen (beim Enterich blauen) Binde über den schwarzen Schnabel, die Hauben- od. Reiherente (Ful. cristata, Anas fuligula) und die durch ihr krähenartiges Schreien auffallende Klang-, Schellen- od. Schnellente (Ful. clangula) häufig vom Norden nach Deutschland, seltener die Bergente (Ful. marila), während man die rothbehaubte Kolbenente (Ful. rufina) am Schwarzen u. Kaspischen Meere antrifft. — In übertragenem Sinne heißt Ente (unter Nachbildung des franz. Wortes canard, welches nicht nur Ente, sondern auch Märchen, Schnurre bedeutet) eine falsche, zu irgend einem Zwecke in Umlauf gesetzte Nachricht; Zeitungsente eine falsche Nachricht, die aus Mangel an anderen interessanten Nachrichten von einer Zeitung erfunden od. aufgenommen wird.

Entengrün, s. „Wasserlinse".

Entenmuscheln, s. „Cirripedia".

Entenstößer, s. „Fischaar".

Entente (franz., spr. Angtangt'), Verständniß, Einverständniß, Einvernehmen; E. cordiale, herzliches Einverständniß. In der diplomat. Sprache bezeichnet der letztere Ausdruck ein bes. inniges Verhältniß zwischen den Regierungen zweier od. mehrerer Staaten, das wol zum Abschluß eines förmlichen Bündnisses führen kann, mit diesem selbst aber nicht identisch ist.

Enterbung, s. „Testament".

Enterlooper (holl., eigentl. Zwischenläufer), ein Schiff, das zum verbotenen See- und Schleichhandel benutzt wird, das sich mit Umgehung der Zollentrichtung in den Hafen einschleicht.

entern, die früher allgemeine Art, ein Seegefecht zur Entscheidung zu bringen, indem man sich mittels vielarmiger eiserner Haken, der sog. Enterhaken, die an Ketten u. Tauen befestigt waren u. in die Takelage des feindlichen Schiffs geworfen wurden, an diesem festlegt u. dann mittels Enterbrücken u. Booten an Bord desselben stieg, um die feindliche Schiffsmannschaft auf dem Deck im Handgemenge zu bekämpfen. Der Vertheidiger suchte durch Enternetze, die aus Draht u. Tauen geflochten waren u. um das Oberdeck des Schiffs ausgespannt wurden, das E. zu erschweren. Enterbeile, welche auf der Rückseite mit einem Haken versehen waren, dienten sowol als Waffe wie auch zum Kappen der Enterhakentaue u. Netze u. zum Einhaken in die Schiffswand als Handhabe des Angreifers beim Erklettern derselben. Die Römer verdankten der Anwendung der Enterhaken ihren ersten großen Seesieg im ersten Punischen Kriege bei Mylä unter C. Duilius 260. Seit der Vervollkommnung des Geschützwesens u. der Anwendung der Dampfkraft auf Kriegsschiffen gehört das E. zu den Ausnahmen, da die Entscheidung in der Regel schon durch die Feuerwirkung herbeigeführt wird, andererseits aber die Maschine dem bedrohten Fahrzeuge ermöglicht, sich durch gesteigerte Geschwindigkeit der Enterung zu entziehen. Bei Panzerschiffen ist die Enterung ohnehin nicht anzuwenden, da auf diesen die Mannschaft sich unter Deck befindet u. die Luken durch Eisengitter geschlossen werden.

Entführung, ein Verbrechen, das Derjenige begeht, der eine fremde Ehefrau od. eine Jungfrau od. Wittwe, sei es wider ihren Willen od. zwar mit ihrem Willen, aber wider den Willen ihres Ehemannes, Vormundes od. ihrer Eltern, in seine Gewalt bringt u. dadurch ihre Geschlechtsehre gefährdet. Ein Wegführen von dem gewöhnlichen Wohnsitze ist nicht erforderlich. Die Absicht des Entführens muß darauf gerichtet sein, entweder die Frauensperson zu ehelichen od. — dies ist der schwerere Fall — sie zur Unzucht zu mißbrauchen od. von Anderen mißbrauchen zu lassen. Die E. kann bewerkstelligt werden durch List, Drohung od. Gewalt; sie ist als vollführt anzusehen, wenn die Entführte nicht mehr im Stande ist, den Schutz der Gesetze anzurufen. Das deutsche Strafgesetzbuch (§. 236) läßt den Fall (wenigstens als Entführung) ungestraft, wenn Jemand eine Ehefrau mit ihrer Zustimmung ihrem Ehemanne entführt. Dieses Vergehen würde an der Mannsperson nur unter Umständen als Ehebruch, an der Ehefrau als Ehebruch bez. bösliche Verlassung bestraft werden können. Die E. wird nur auf Antrag u. wenn der Entführer die Entführte geheirathet hat, nur dann bestraft, wenn die Ehe für ungiltig erklärt worden ist. Letzteres ist nur möglich auf Antrag der Ehefrau u. daher solchenfalls die E. meist straflos.

entfuseln, die Befreiung des rohen Branntweins vom Fuselöl (s. d. u. „Spiritus").

entgegengesetzte Größen sind in der Mathematik solche Größen, welche sich bei ihrer Vereinigung ganz oder zum Theil aufheben. Sie werden mit + (plus) u. — (minus) bezeichnet. Beispielsweise geben 30 Thaler Schulden u. 40 Thaler Vermögen bei ihrer Ausgleichung 10 Thaler Vermögen: $40 - 30 = 10$. Allgemein ist $(+a) + (-a) = 0$ u. $(+a) + (-b) = (+a) - (+b)$.

Enthusiasmus, s. „Begeisterung".

entladen, das Entfernen der Ladung aus dem Rohre der Feuerwaffen, ist bei den gegenwärtig eingeführten Hinterladungs-Feuerwaffen eine sehr einfache Hantirung, während es früher dazu der Anwendung des Krätzers u. Kugelziehers bedurfte. Um das unfreiwillige Entladen, d. i. zufällige Losgehen der Gewehre, zu vermeiden, sind gewisse Vorsichtsmaßregeln, bes. das Inruhesetzen auf dem Marsche u. s. w., nothwendig. Das E. soll jedem Reinigen der Gewehre vorangehen. — In der Physik gebraucht man das Wort vorzüglich bei der Ausgleichung der elektrischen Spannung, die zwischen dem innern u. dem äußern Belege einer Leydener Flasche (s. d.) od. einer elektrischen Batterie besteht, wozu man sich eines gebogenen od. in einem Charnier beweglichen, sonst aber an einem isolirenden Glasstab befestigten Metalldrahtes (des Entladers) bedient, den man anlegt, wie es Taf. LX. zeigt. Die in der Abb. dargestellte Form ist dem Apparate von Henley gegeben worden; derselbe heißt daher auch Henley'scher Ent- od. Auslader.

Entlastung nennt der Kaufmann die Tilgung eines Schuldpostens in seinen Handelsbüchern. Bei Wechseln, die in Zahlung gegeben worden sind, erfolgt die E. nicht bereits bei Einsendung der Wechsel, sondern erst bei Eingang der Wechselvaluta. Unter E. versteht man ferner auch die ausdrückliche Erklärung eines Gläubigers, daß er von seinem Schuldner Etwas nicht mehr zu fordern habe.

Entlastungszeuge, ein Zeuge, auf den sich der Angeklagte zur Entkräftung der vom Ankläger vorgebrachten Beschuldigungen beruft. Die von Letzterem gegen den Angeklagten angerufenen Zeugen heißen Belastungszeugen.

Entmannung, s. „Kastration".

Entomologie, s. „Insektenkunde".

Entozoa, s. „Eingeweidewürmer".

Entreacte (franz., spr. Angtr'akt), Zwischenakt bei theatralischen Aufführungen; auch ein Tonstück od. Ballet, das den Zwischenakt ausfüllt.

Entrechat (franz., spr. Angtr'schah), Luft- od. Kreuzsprung in der Tanzkunst.

Entre-deux-Mers (franz., spr. Angt'r-döh-Mähr, d. i. zwischen zwei Meeren), fruchtbarer, mit trefflichen Weingärten geschmückter franz. Landstrich zwischen Dordogne u. Garonne.

Entrée (franz., spr. Angtreh), Eintritt, Eingang, Einfahrt eines Hauses; Eintrittszimmer, Vorsaal; Vorgericht, erster Gang bei einer Mahlzeit; Eintrittsgeld; Eingangszoll; das Einsetzen einer Stimme beim Gesang; die Frage beim Lhombrespiel; die Introduktion zu einer Oper; die Einlaßkarte zu irgend einer Produktion od. Schaustellung.

Entremets (franz., spr. Angtr'meh), Zwischengericht, Einschiebsel. — In Spanien nannte man **Entremets** komische Zwischenspiele, die bei feierlichen Gelagen, Hoffesten, Turnieren u. s. w. aufgeführt wurden; dann überhaupt Possenspiele, Schwänke, Festspiele.

Entrepot (franz., spr. Angtr'poh), Niederlage für Waaren. Eines der größten E.s ist die von einer Aktiengesellschaft unter Betheiligung des Staats errichtete Zollvereinsniederlage in Hamburg, ein mitten im Freihafengebiet belegener, vollständig abgegrenzter Theil des Zollvereinsgebiets. Diese Niederlage umfaßt einen großen Komplex von (38) Häusern, die zu Privatlagern u. Kontoren bestimmt sind, u. einen großen Lagerschuppen mit Kellerräumen. Die Benutzung dieser Lagerräume steht allen Angehörigen des Deutschen Reichs sowie den Angehörigen des Zollvereins unter gleichen Bedingungen zu, u. es können in dieselben alle nicht feuergefährlichen Waaren, sowol zollfreie als zollpflichtige, eingeführt werden; letztere gelangen bei der in der Niederlage befindlichen Zollabfertigungsstelle des Kaiserlichen Hauptzollamts zur Verzollung.

Entrepreneur (franz., spr. Angtr'prenöhr), Unternehmer, Veranstalter, Uebernehmer. **Entreprise** (spr. Angtr'pris'), Unternehmung.

Entre-Rios, die östlichste Provinz der südamerikanischen Republik Argentina mit 134,300 E. (1869) auf 2250 □M., die ihren Namen von der Lage zwischen den Flüssen Uruguay u. Parana erhalten hat. Im S. stößt E.-R. an den Busen des Rio de la Plata, im W. wird es durch den Parana von den argentinischen Provinzen Buenos-Aires u. Santa-Fé getrennt; im N. berührt es die Provinz Corrientes, u. im O. scheidet es der Uruguay von Brasilien u. Uruguay. Das Land ist zum größten Theil Ebene, wird nur in der Mitte durch einen von N. nach S. sich erstreckenden Höhenzug durchschnitten u. durch den Rio Gualeguay, einen Nebenfluß des Rio de la Plata, in eine westl. u. eine östl. Hälfte geschieden, von denen letztere einen wellenförmigen Charakter hat. Der südl. Theil von E.-R. ist so eben, daß das Wasser nicht hinreichenden Fall für den Abfluß erhält, sondern sich in Lagunen u. vielfach verzweigten Kanälen sammelt. Das Klima ist in den trockenen Gegenden des Landes verhältnißmäßig gesund. Waldungen finden sich vielfach als Ufersäume der Flüsse; große Palmenwälder ziehen sich am Uruguay hin. E.-R. ist reich an

Wild, z. B. Wasserschweinen, Hirschen u. a. m. Die Bevölkerung, in welcher auf jedes Tausend durchschnittlich 136 Fremde kommen, ist stark mit indianischem Blut gemischt. Die Hauptbeschäftigung des Volkes bilden Ackerbau u. Viehzucht, den Hauptreichthum die großen Rinder u. Schafherden, die auf den trefflichen Weiden des Landes gedeihen. Der Ackerbau erzeugt vorzugsweise Mais u. Weizen. Handel u. Gewerbe liegen noch sehr darnieder. Die hauptsächlichsten Artikel der Ausfuhr sind Ochsenhäute, getrocknetes Fleisch u. Wolle, auch Hörner, Talg u. lebendes Vieh. Die wichtigsten Handelsplätze sind La Concepcion, an einem Arme des Uruguay gelegen, mit 6513 E. (1869); Gualeguaychu, unweit der Einmündung des gleichnamigen Flusses in den Uruguay, mit etwa 10,000 E., welche in regelmäßiger Dampfschiffahrtsverbindung mit den großen Hafenplätzen des La Plata stehen, La Concordia u. Gualeguay (mit 7000 E.). — Obgleich der Ackerbau in einzelnen Gegenden der Provinz durch die Unregelmäßigkeit der Regenniederschläge leidet, so hat derselbe in jenen Landstrecken, welche durch Flüsse u. Bäche gut bewässert sind, noch eine große Zukunft, u. die europäischen Ackerbaukolonien, bes. die von San José, welche vorzüglich von Franzosen, Deutschen u. Schweizern begründet worden sind, befinden sich fast sämmtlich in guten Verhältnissen; um die Hebung der Landwirthschaft hat sich der argentinische General Urquiza große Verdienste erworben. — E.-R. zerfällt in 10 Departements, deren Hauptstadt La Concepcion ist.

Entres, Josef Anton, deutscher Bildhauer, geb. 13. März 1804 zu Fürth, bildete sich in München unter Konrad Eberhard, durch den er bes. die Richtung zur deutsch-christlichen Kunst erhielt. Seine Werke tragen das Gepräge tiefer Religiosität, schlichter Frömmigkeit u. großer technischer Meisterschaft. Seine Erstlingsarbeit „Herkules u. Omphale", die den Beifall von Cornelius erhielt, zerstörte E. selbst wieder, um jede Spur profanen Schaffens zu vernichten u. sich nur der christlichen Kunst zu widmen. Er komponirte zunächst ein „Abendmahl", als Relief in Erz gegossen für die Frauenkirche in München, woran sich ein kolossaler Christus in Sandstein für den Kalvarienberg in Tölz anreihte. Mehr noch, als in Stein, arbeitete er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in Holzskulptur u. brachte diesen Kunstzweig in den Kirchen Bayerns wieder zu Ehren. Dahin gehört unter anderen die schöne Kanzel in der Aukirche zu München. Er starb zu München 14. Mai 1870.

Entresol (franz., spr. Angtr'ßoll), niedriger Zwischenstock zwischen zwei Stockwerken, gewöhnlich zwischen Parterre u. erster Etage (Beletage).

Entrevue (franz., spr. Angtr'wüh), Zusammenkunft, Begegnung, Unterredung, nam. von Monarchen u. Staatsmännern verschiedener Länder (zum Zwecke der Verständigung über gemeinsame Interessen od. ein etwaiges gemeinsames Vorgehen).

entriren (spr. angtriren, vom franz. entrer, eintreten), eingehen, ein Amt antreten, auf einen Vorschlag eingehen, sich worauf einlassen.

Entsatz, Entsetzung, die Befreiung eines belagerten od. eingeschlossenen Platzes durch Unternehmungen von Feldtruppen gegen den Rücken des Belagerungscorps. Eine eingeschlossene Festung, welche keinen E. erhält, fällt, nachdem ihre Vorräthe an Kriegsmaterial, Munition, Lebensmittel verbraucht u. aufgezehrt sind, durch Kapitulation od. durch Erstürmung in die Hände der Belagerer. Der E. eines Platzes kann so wichtig werden, daß sich um ihn fast sämmtliche Hauptunternehmungen während eines Krieges drehen (wie z. B. die Bewegungen der Loirearmee u. der Nordarmee unter Faidherbe zum E. von Paris 1870).

Entwaffnung, s. „Desarmirung".

Entwicklungsgeschichte (Ontogenie), umfaßt die Reihe der Vorgänge, durch welche sich aus dem Ei od. in Fällen vegetativer Vermehrung aus der Knospe ein neuer Organismus herausbildet. Das noch von den Eihüllen umschlossene, sich entwickelnde Individuum nennt man Embryo od. Fetus (Fötus), bei Säugethieren (u. Menschen) Leibesfrucht, u. Embryologie im eigentlichen Sinne die Lehre von der embryonalen Entwicklung, d. i. der Entwicklung im Ei, während dieser Ausdruck freilich auch vielfach für E. überhaupt angewandt u. also auch über die nach der Geburt, d. h. nach dem Verlassen der Eihüllen bei eierlegenden, u. zugleich nach dem Verlassen des mütterlichen Körpers bei lebendig gebärenden (viviparen) Geschöpfen verlaufenden, oft nicht unbeträchtlichen (postembryonalen) Entwicklungsvorgänge ausgedehnt wird. — Die wichtigsten Entwicklungsvorgänge sind in Kürze folgende. Der Organismus baut sich aus Zellen auf, zunächst durch eine nach der Befruchtung eintretende vollständige (totale) od. theilweise (partielle) Zerklüftung od. Furchung des Dotters, aus Furchungskugeln, Embryonalkugeln, Embryonalzellen, aus welchen sich eine scheibenförmige Hervorragung, die Keimscheibe (Keimhaut, Keimblase), bildet, die allmählig den Dotter ganz od. fast ganz umschließt. Weiter erfolgt die Entwicklung des Embryo entweder aus der ganzen Dottermasse (Strahlthiere, Mehrzahl der Würmer, Mehrzahl der Weichthiere), oder durch Bildung eines Primitivtheils, wobei ein Theil des Dotters, als Nahrungsdotter in eine Blase eingeschlossen, mit dem Embryo in Verbindung bleibt. Der Primitivtheil ist meist in mehrere Schichten od. Blätter, die Keimblätter gespalten, ein äußeres seröses (animales, nervöses) Blatt, aus welchem die Organe des animalen Lebens, die der Empfindung u. Bewegung dienenden Nerven, Muskeln u. Knochen sich entwickeln, u. eine innere Schicht, das mucöse (vegetative) Blatt, od. Darmdrüsenblatt, aus welchem sich die vegetativen Theile, also die Verdauungswerkzeuge, u. bei niedern Thieren auch das Gefäßsystem bildet. Die Wirbelthiere haben noch ein drittes Blatt zwischen jenen beiden, das Gefäßblatt für die Kreislaufsorgane, eingefügt. Die schwierige Lehre von diesen Keimblättern wurde von Pander, Bär, Bischoff ausgebildet; später haben Remak u. Reichert diese Lehre bezüglich der Säugethiere dahin abgeändert, daß sie ein äußeres Horn- od. Sinnesblatt unterscheiden, dem sie die Bildung des Nervensystems, der Sinnesorgane u. der Oberhaut zuschreiben, ein mittles motorisch-germinatives Blatt, aus welchem Knochen, Muskeln, Geschlechtswerkzeuge u. einige Blutdrüsen hervorgehen, u. ein inneres Darmdrüsenblatt für Drüsen und Schleimhäute. — Was nun den Primitivtheil betrifft, so wächst er nach zwei Richtungen mit symmetrischer Entwicklung beider Seiten. Der Keim der Arthropoden (Insekten 2c.) u. Blutegel, der sog. Primitivstreif, erscheint um diese Zeit schon gekerbt, entsprechend den einzelnen Leibesabschnitten. Der Keim der höheren Thiere hat in seiner Längsachse eine Furche, die Primitivrinne, deren Ränder sich allmählig erhöhen u. sich zum geschlossenen Rohre vereinigen, in welchem Hirn u. Rückenmark entstehen; unter dieser Rinne verläuft anfänglich ein bandförmig schmaler Streif, der später durch einen Knorpelstrang, die Rückensaite (Chorda dorsalis) ersetzt wird, aus welcher sich die Wirbelsäule hervorbildet. Die Lage des Embryo od. seiner Blätter gegen den Dotter ist eine verschiedene; bei den Wirbelthieren ist der Dotter bauchständig, bei den Arthropoden rückenständig, bei den Cephalopoden kopfständig; dadurch dreht sich die Lage der Organe im Vergleich zu der bei den Wirbelthieren um, u. es liegt das Herz, das die Wirbelthiere auf der Bauchseite tragen, bei Gliederthieren auf dem Rücken, der Ganglienstrang der Gliederthiere auf der Bauchseite, während Hirn u. Rückenmark bei Wirbelthieren auf der Rückenseite liegen. Bei den höheren Wirbelthieren (den Säugethieren, Vögeln, Reptilien) entwickeln sich eigenthümliche Hüllen (Eihäute), die Schafhaut (od. das Amnion) u. die gefäßreiche, das Athmen des Embryo vermittelnde Harnhaut (die Allantois), um den Embryo, der in der von ihnen ausgeschiedenen Flüssigkeit (Fruchtwasser) so zu sagen schwimmt. Bei den Säugethieren, die nur wenig Nahrungsdotter haben u. deren embryonale Entwicklung im Innern des mütterlichen Körpers, in der Gebärmutter (dem Uterus) verläuft, wird diese in den meisten Fällen durch ein eigenthümliches Organ unterstützt, die bei verschiedenen Säugethier-Abtheilungen verschieden gebaute Placenta (od. den Mutterkuchen), durch welche der Blutaustausch zwischen Fetus u. Mutter vermittelt wird. Die neuere Systematik der Säugethiere gründet sich auf das Nichtvorhandensein od. Vorhandensein u. im letztern Falle auf die Gestalt dieser Placenta.

Die nachembryonale Entwicklung, unterstützt durch die in verschiedenen Formen auftretende Brutpflege (Neomelie), in deren Bereich Nestbau, Säugen, Füttern 2c. gehören, verläuft entweder als bloßes Wachsthum, in welchem Falle die aus den Eihüllen, bezüglich dem mütterlichen Körper hervortretenden (geborenen) „Jungen" schon dem mütterlichen Thiere mehr od. weniger gleichen, od. in einer Reihe von Veränderungen, wonach sie als Metamorphose u. dann das geborene Individuum als Larve od. als Generationswechsel, das mütterliche Thier aber als Amme bezeichnet wird. In neuerer Zeit werden Larven oft auch „freie", „infusorienartige", „schwimmende", „wimpernde" 2c. Embryonen genannt. — Wie von der Entwicklungsgeschichte des Organismus, so spricht man auch von der der Organe, durch deren Betrachtung man in vielen Fällen allein über die Bedeutung der Organe selbst zur Klarheit kommen kann.

entwöhnen, s. „saugen" u. „Säugling".

Entzündung ist der Gesammtbegriff für gewisse, gewöhnlich gemeinsam auftretende örtliche Veränderungen des Körpers, die zuweilen von Reaktionen des Gesammtorganismus begleitet sind u. zu welchen immer eine Ueberfüllung der entzündeten Körperpartie mit Blut, erhöhte Temperatur, oft Empfindlichkeit u. Schmerz u. öfters allgemeines Fieber, Appetitlosigkeit, Unruhe des Individuums 2c. gehören. Während die erstgenannten Erscheinungen unbedingt nothwendig sind zum Begriffe der E., giebt es eine Reihe weiterer Erscheinungen, welche im Allgemeinen zwar mit auftreten, die aber auch ausbleiben können. So tritt zuweilen ein Durchtritt weißer Blutkörperchen durch die Wände der feinsten Gefäße ein u. bedingt eine Schwellung der Theile; od. es wird durch Druck Seitens der Gefäße u. deren ausgetretener Körperchen in den Nachbartheilen eine eitrige Schmelzung hervorgerufen; od. die Gefäße bersten, wodurch Blutungen entstehen u. s. w. Die Ursachen der E. sind höchst mannichfaltig. „Man

spricht von traumatischen E., wenn die Ursache derselben ein Stoß, Schlag, Schnitt, Stich 2c. war; von spezifischen E., wenn man als Ursache derselben einen bestimmten Krankheitsstoff annehmen darf, z. B. ein Gift wie bei Syphilis, Milzbrand u. s. w.); von acuter u. chronischer E. Die E. werden im Allgemeinen so bezeichnet, daß man an den lat. Namen des Organs die Endung itis anhangt, so z. B. Bronchitis (E. der Bronchien = der Luftröhre), Pleuritis, E. des Lungenfells, Dermatitis E. der Haut, Meningitis E. des Hirns u. s. w. — In früheren Zeiten liebte man es, die ganze Pathologie als Lehre von E. aufzufassen. Diese Theorie hatte aber nur insofern eine scheinbare Berechtigung, als es allerdings keine Krankheit giebt, die nicht von E. begleitet wäre. Der Ausdruck E.fieber wird irrthümlicher Weise für diejenigen Krankheiten gebraucht, die mit Hautaffektionen verbunden sind, wie Scharlach, Masern, Pocken u. s. w. Man denkt sich dann das Fieber als von der E. der Haut abhängig. — Die Mittel gegen E. sind mannichfaltiger Art, je nach der Lokalität u. dem Verlaufe. Ein in neuester Zeit als universell anerkanntes Mittel ist die strenge, konsequent angewandte Kälte, obwol dasselbe vom Publikum immer noch gefürchtet u. auch von Aerzten deswegen wol noch nicht allgemein genug angewendet wird.

Enveloppe (franz., spr. Angw'lopp'), Hülle, Umhüllung, Umschlag; in der Befestigungskunst: ein Wall von geringer Höhe, ein schmales Außenwerk.

en vogue (franz., spr. ang wohg', von voguer, wogen), im Gange, im Schwunge, in Aufnahme, beliebt.

Envoyé (franz., spr. Angwoajeh), Abgesandter, Gesandter (zweiten Ranges).

Enzian (Gentiana), Pflanzengattung der gleichnam. Pflanzenfamilie der Gentianeen, mit vielen zum Theil prachtvoll gefärbten Blumenarten, die sich von liliputartiger Kleinheit bis zu hohen, kräftigen Stauden erheben u. bes. Charakterpflanzen der alpinen Region sind. Die mitteleuropäische Flora kennt gegen 30 Arten, von denen einige als Bastarde

Nr. 2613. Alpen-Gentianen.
a. Swertia perennis. b. Gentiana punctata. c. G. acaulis. d. G. utriculosa. e. G. nivalis.

angesehen werden müssen (G. Thomasii, Charpentieri, Gaudiniana). Die meisten sind blaublumig, einige blühen lila, andere gelb, eine purpurn, eine sogar bringt rothpunktirte Blumen hervor (G. punctata). Davon gehören G. nivalis, utriculosa u. acaulis zu den niedrigsten, die punktirte zu den Staudenformen, an die sich auch die Gattung Swertia (perennis) auf unsern Moorländern anschließt. Manche Arten erwerben sich durch mancherlei Eigenschaften einen Ruf in der Heilkunst. Obenan steht jedoch nur G. lutea des Alpengebietes, deren Wurzel noch heute, u. zwar bes. in den Alpenländern selbst, zur Bereitung eines bitteren Branntweins (Enzig) allgemein verwendet wird. Man spricht darum auch von einem Schweizer Enzian, den man ebenso als rothen Enzian kennt, soweit es sich um die Wurzel handelt. Der darin enthaltene kratzige Bitterstoff ist das Gentianin, welches mit wenig Ausnahmen wol sämmtlichen Arten charakteristisch ist. Es gilt als Mittel zur Magenstärkung, wie als Heilmittel gegen Wechselfieber, Hysterie, Hypochondrie, Gicht u. s. w., u. bildet einen hauptsächlichen Bestandtheil der Wirkung mancher Pferdepulver. Der sog. schwarze E. kommt von Peucedanum Cervaria, der weiße E. von Laserpitium latifolium, zwei Doldengewächsen, deren offizinelle Wurzeln sonst nichts mit denen der Gentianen zu thun haben.

Enzio od. Enzius, König von Sardinien, geb. 1225 zu Palermo, ein natürlicher Sohn Kaiser Friedrich's II., war eben so sehr durch Tapferkeit als durch edle Bildung u. strahlende Schönheit ausgezeichnet. Nachdem er schon als Knabe an den Kriegszügen seines Vaters rühmlichen Antheil genommen, vermählte er sich 1240 — in seinem fünfzehnten Lebensjahre! — mit der verwittweten Königin von Sardinien, Adelasia, deren Thron ihm hierdurch zufiel. Der Bannstrahl, den Gregor IX. gegen ihn u. seinen Vater schleuderte, hielt ihn nicht ab, siegreich in Italien vorzudringen. Einen glänzenden Erfolg trug er 1241 über die genuesische Flotte davon, die sich dem Papste angeschlossen hatte u. mit welcher eine große Anzahl der angesehensten Geistlichen (drei päpstliche Legaten, über 100 Erzbischöfe u. Bischöfe) in die Hände der Kaiserlichen fiel. Das Ungestüm, mit welchem E. sich dem Feinde entgegenzustürzen gewohnt war, brachte ihn 1249 in der Schlacht bei Fossalta in die Gewalt der Bologneser, die den Heldenjüngling triumphirend in ihre Stadt brachten u. dort bis an sein Ende in strenger Haft hielten. Alle Drohungen, Bitten u. verlockenden Anerbietungen seines kaiserlichen Vaters, dem der Verlust seines Lieblings tiefen Kummer bereitete, alle Versuche seiner Freunde, ihn durch List zu befreien, schlugen fehl. E. starb im Kerker 15. März 1272. Sein Grabmal befindet sich in der Kirche des heiligen Dominicus zu Bologna. E.'s Geschichte ist wiederholt dichterisch behandelt worden.

E. o. (lat.), Abkürzung für ex officio (lat.), von Amtswegen, in Dienstsachen.

Eocen, Eocenformation, s. „Tertiärformation".

Nr. 2614. Eon de Beaumont (geb. 1728, gest. 21. Mai 1810).

Eon de Beaumont (spr. Eóng de Bohmong), Charlotte Geneviève Louise Auguste Andrée Timothée de, bekannter Abenteurer, war 1728 zu Tonnerre in Burgund geboren u. sonderbarer Weise auf jene theils weiblichen, theils männlichen Namen getauft. Er wuchs als Knabe auf u. wurde 1757 franz. Gesandtschaftssekretär in Petersburg. In dieser Stellung mußte er auf Befehl Ludwig's XV. zur Auskundschaftung politischer Geheimnisse unerkannt in Weiberkleidern der Kaiserin Elisabeth als Vorleserin dienen; seine Gestalt

u. Stimme erleichterten ihm die Erfüllung dieses sonderbaren Auftrags. Nach Frankreich zurückgekehrt, diente er im Siebenjährigen Kriege als Dragonerhauptmann, wurde aber bald wieder Gesandtschaftssekretär u. dann Gesandter in London. Als er nach einiger Zeit abberufen wurde, verweigerte er den Gehorsam u. gab seine geheimen Memoiren heraus; zugleich aber verbreitete sich das Gerücht, daß E. ein Weib sei, u. 1775 befahl ihm der franz. Hof, Weiberkleider zu tragen, welcher sonderbaren Anordnung er sich fügte. Lange stritt man sich über sein Geschlecht; in Frankreich hielt man ihn ziemlich allgemein für ein Weib, in England für einen Mann. Sein Geschlecht wurde Gegenstand hoher Wetten; ja er wurde sogar noch in seinem fünfzigsten Lebensjahre besungen u. erhielt Heirathsanträge. Niemals aber äußerte er sich selbst über diesen Punkt. Als er es später wagte, wieder Männerkleider anzuziehen u. in diesen nach Frankreich zu kommen, befahl ihm Ludwig XVI. sofort, wieder Weiberkleider zu tragen, u. „die Ritterin D'Eon" — so nannte man ihn in Frankreich — sah sich genöthigt, nach England zurückzukehren. Der Nationalversammlung von 1791 bot er sich als Offizier an, indem er schrieb, sein Herz empöre sich gegen seine Kleidung. Dennoch trug er, mit seinem Gesuche abgewiesen, trotz des Sturzes des Königthums, durch welchen er doch frei wurde, fortwährend die verhaßte Tracht u. gab sogar Fechtstunden in Weiberröcken, welche er bis an seinen Tod (21. Mai 1810) trug. Die Untersuchung ergab, daß er ein ganz normal gebauter Mann gewesen, was seine Geschichte nur noch räthselhafter macht.

Eos, griech. Name für die Göttin der Morgenröthe, Aurora (s. d.).

Eötvös (spr. Ötwösch), Baron Josef von, ungar. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. 3. Sept. 1813 zu Ofen, studirte Anfangs die Rechte u. betrat die juristische Laufbahn, die er jedoch bald verließ, um seiner Neigung zu literarischen Arbeiten zu folgen. Besonders fühlte er sich zur Bühne hingezogen u. bekundete in einer Reihe ungarischer Lustspiele, die er seit 1830 schrieb, ein ungewöhnliches poetisches Talent. Reisen durch Deutschland, Frankreich, England u. die Schweiz erweiterten seinen Gesichtskreis u. regten ihn zu Vergleichungen zwischem dem Kulturzustande jener Länder u. demjenigen seines Vaterlandes an, die natürlich nicht zu Gunsten Ungarns ausfielen. Mit Begeisterung schloß E. sich nach seiner Heimkehr der jungmagyarischen Reformpartei an, welche eine gründliche Umgestaltung der ungar. Verhältnisse anstrebte. Im Sinne dieser Partei, kämpfte er für Beschränkung der Munizipalgewalten u. ihrer feudal-bureaukratischen Gerechtsame durch eine mit größerer Machtvollkommenheit auszurüstende Centralgewalt (ein dem Parlament verantwortliches Ministerium), für Verbesserung der Civil- u. Kriminalgesetzgebung, für Gleichstellung der Nationalitäten u. Konfessionen. In dieser Richtung waren bes. seine Schrift „Ueber die Gefängnißreform" (1838) u. seine Kulturromane „Die Kartäuser" u. „Der Dorfnotar" (1846) von segensreicher Wirkung. Infolge der Märzrevolution des J. 1848, die seine Partei ans Ruder brachte, trat E. als Kultus- u. Unterrichtsminister in das neue ungarische Kabinet. Doch wußten die Ultramontanen, deren Umtrieben E. nicht wachsam u. energisch genug entgegentrat, die Ausführung seiner Pläne zur Reorganisirung des gesammten Unterrichtswesens so lange hinzuhalten, bis die Septemberrevolution ausbrach u. E. seine Entlassung nahm. Er wandte sich nach München, wo er zurückgezogen den Wissenschaften lebte u. sich in die Vorarbeiten zu seinem bedeutendsten Werke vertiefte. Dieses Werk („Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrh. auf den Staat", ungar., 2 Bde., Pest u. Wien 1851—54; deutsch, 2 Bde., Wien u. Lpz. 1851 u. 54), das weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen und politischen Kreise erregte, suchte die Prinzipien des modernen Staates in ihrem Einklange u. Widerstreite, in ihrer gegenseitigen Ergänzung u. Beschränkung ins Licht zu setzen. Die Nothwendigkeit solcher gegenseitigen Beschränkung, nam. in Bezug auf die Forderungen der Freiheit, Gleichheit u. Nationalität, war ihm durch die Zustände seines Vaterlandes bes. nahe gelegt worden. Die ausgleichenden u. versöhnenden Ansichten, die er auch in einer kleineren Schrift „Die Gleichberechtigung der Nationalitäten" (2. Aufl., Wien 1851) niedergelegt hatte u. nach seiner Rückkehr ins Vaterland alsbald auf das neu zu ordnende Verhältniß der Nationalitäten innerhalb Ungarns u. dieses letzteren zu Oesterreich angewandt wissen wollte, fanden aber bei seinen Landsleuten zuerst nur schwache Unterstützung. Nur langsam u. allmählig wuchs die von E. geführte Fraktion, die einem Ausgleiche zwischen Ungarn u. der kaiserlichen Regierung, freilich nicht ohne gewichtige Zugeständnisse u. Bürgschaften zu fordern, das Wort redete. Die schroffe Abweisung, die ein von E. ausgearbeitetes Ausgleichsprogramm in Wien erfuhr, trug auch nicht gerade dazu bei, den Muth dieser Mittelpartei, die den unversöhnlichen Autonomisten gegenüber harten Stand hatte, zu heben. Auch ein zweiter Versuch, den E. nach dem Ital. Kriege in dieser Richtung machte, scheiterte; seine Vorschläge zu einer föderativen Gestaltung der Reichslande mit möglichster Selbständigkeit der einzelnen Theile u. mit einem Centralparlament zur Beschlußfassung über die gemeinsamen Angelegenheiten fanden kein Gehör. Als aber später Franz Deák (s. d.) unter glücklicheren Verhältnissen u. mit glücklicherer Hand die passende Ausgleichsformel fand, schloß sich E. diesem sofort an u. setzte auf dem wieder zusammengetretenen ungar. Landtage Alles daran, den Ausgleich in Fluß zu bringen. Nach dessen Durchführung übernahm er (im Febr. 1867) zum zweiten Male das Kultus- u. Unterrichtsministerium (unter Andrássy) u. setzte ein treffliches Volksschulgesetz durch, welches den Schulzwang einführte, die Volksschule zu einer Gemeindeanstalt machte u. den Konfessionalismus aus ihr verbannte. Auch sonst suchte er das Schulwesen zu heben, indem er die Gründung von Lehrerbildungsanstalten, pädagogischen Vereinen u. Bibliotheken anregte u. förderte. In der Durchführung weitergehender Reformen (in Betreff der Organisation der Pester Universität, der Mittelschulen u. s. w.) wurde er leider durch seinen plötzlichen Tod gehindert, der bereits 3. Febr. 1871 zu Pest erfolgte. Als Kultusminister strebte E. nach treuer u. gewissenhafter Durchführung der verfassungsmäßig gewährleisteten Gleichberechtigung aller Konfessionen.

Nr. 2615. Josef von Eötvös (geb. 3. Sept. 1813, gest. 3. Febr. 1871).

Das von ihm entworfene „Religionsgesetz", das allen Staatsbürgern das Recht freier Religionsübung, des Austritts aus den bestehenden Kirchen u. der Bildung neuer Religionsgenossenschaften verbürgt, trat jedoch erst nach seinem Tode in Kraft. In der parlamentarischen Debatte war E. als glänzender Redner geschätzt u. gefürchtet. Bis an seinen Tod blieb er der Wissenschaft treu, die er nam. als Präsident der von ihm reorganisirten Ungarischen Akademie (seit 1866) förderte.

Epacris, Felsbusch, neuholländ. Erika, wörtlich Berggipfler, weil die Arten dieser eigenthümlichen Pflanzengattung auf hohen Bergen zu wachsen pflegen. Die Gattung bildet den Typus einer eigenen gleichnamigen Familie, der Epacrideen, u. vertritt in Australien die Form der südafrikanischen u. europäischen Gattung Erica, so daß dort das Heidekrautgestrüpp von ihnen gebildet wird. Wie die kapensischen Heidekräuter schon längst beliebte Ziergewächse sind, ebenso sind es auch die Epacrisarten geworden. Man empfiehlt nam. zur Kultur: E. campanulata, grandiflora, impressa, microphylla, miniata, nivalis, variabilis.

Epagomenen (aus dem Griech.), d. i. die Hinzugefügten, diejenigen Schalttage, welche bei einer Zeitrechnung, die das Jahr in 12

dreißigtägige Monate theilt, am Ende zugefügt werden müssen, um die Zahl von 365 Tagen voll zu machen, also die letzten 5 Tage. **Epakten** dagegen, die vom letzten Neumonde bis zum Jahresanfang verflossenen Tage, bezeichnen das Alter des Mondes am Jahresanfang. Ist z. B. der letzte Neumond auf den 24. Dez. gefallen, so ist die E. des folgenden Jahres [illegible] 8, fällt er auf den 31. Dez., so ist sie = 1; wogegen sie mit 30 od. 0 od. [illegible] bezeichnet wird, wenn der Neumond auf den 1. Januar fällt. Das sind die astronomischen E. Die kirchlichen E., welche in ihrer Bestimmung mit der Goldenen Zahl (s. d.) zusammenhängen, waren früher maßgebend für die Bestimmung des Osterfestes u. gründeten sich auf die Differenz zwischen dem julianischen bürgerlichen Jahre von $365^1/_4$ Tagen u. dem aus 12 synodischen Monaten bestehenden Mondjahre, 10,89 Tage, die rund zu 11 Tagen, wie der synodische Monat zu 30 Tagen angenommen wurde. Die christliche Zeitrechnung setzte die Geburt Christi in ein Jahr, welches die Epakte 11 hat, weil in dem unmittelbar vorhergehenden Jahre der Neumond mit dem Jahresanfange zusammengefallen war. Die E. folgen sich dann so: 22, 33 od. 3, 44 od. 14 u. s. w.

Epaminondas, der berühmte theban. Feldherr u. Staatsmann, geb. um 418 v. Chr., stammte aus einer vornehmen Familie u. genoß eine sorgfältige Erziehung. Namentlich wurde seine Bildung u. sein Charakter durch den Umgang mit dem Pythagoräer Lysis gefördert. Seine Jugend fiel in die zweite Hälfte des Peloponnesischen Krieges, nach dessen Beendigung seine Vaterstadt in ein Bündniß mit Sparta trat. E. nahm 385 am spartanisch-thebanischen Zuge gegen Mantinea theil und vertheidigte in einem Treffen seinen schwer verwundeten Freund Pelopidas heldenmüthig gegen die anstürmenden Feinde. Als wenige Jahre später Pelopidas vor den Spartanern fliehen mußte, blieb E., der wegen seiner Armuth von den Gewalthabern für unschädlich gehalten wurde, in Theben zurück u. bemühte sich, der Jugend einen tüchtigen Geist einzuflößen; an der Ermordung der Tyrannen nahm er jedoch nicht theil. Im J. 371 nahm er als thebanischer Gesandter am allgemeinen Friedenskongresse in Sparta theil. Seine entschiedene Weigerung, die böotischen Städte freizulassen, so lange Sparta nicht Lakonien gegenüber dasselbe thäte, veranlaßte die Ausschließung der Thebaner vom Frieden u. den Einfall des spartanischen Königs Kleombrotos in Böotien. In der hierauf erfolgenden Schlacht bei Leuktra gab die geniale Taktik des E. den Ausschlag, indem er seine schwache Armee in einen starken, zum Vorstoß bestimmten, u. in einen schwachen, in der Defensive verharrenden Flügel theilte (die sog. „schiefe“ Schlachtordnung). Die Spartaner mußten unter schweren Verlusten das Schlachtfeld räumen. Nachdem E. den Anschluß von Phokis, Lokris u. Aetolien an Theben bewirkt, zog er 360 nach dem Peloponnes, um den Bundesgenossen Thebens gegen die Spartaner beizustehen, fiel mit 70,000 Mann in Lakonien ein, setzte dann über den Eurotas und erschien vor der mauerlosen Hauptstadt. Nach Theben zurückgekehrt, wurde E. von einer Gegenpartei angeklagt; er vereitelte aber die ganze Gerichtsverhandlung durch die Bitte, man möge im Urtheil angeben, um welcher Verdienste willen er verurtheilt werde! — Noch in demselben Jahre (369) kam ein neuer Zug nach dem Peloponnes unter seiner Anführung zu Stande. E. erzwang den Durchzug über den von den Spartanern u. deren Bundesgenossen verschanzten Isthmus, kehrte aber bald darauf nach Theben zurück, wo eine neue Anklage seiner wartete. Diese hatte Erfolg, u. E. wurde diesmal wirklich seines Amtes entsetzt. Im nächsten Jahre machte er als gemeiner Soldat die Expedition gegen Alexander von Pherä in Thessalien mit. Durch ungeschickte Führung blieb der Zug aber erfolglos, u. auf dem Rückzuge kam das Heer in solche Bedrängniß, daß die Soldaten E. den Oberbefehl übertrugen. Er reorganisirte das Heer u. zwang Alexander von Pherä zur Herausgabe der theban. Gefangenen. Im J. 367 abermals nach dem Peloponnes gesandt, erwirkte er durch kluge Unterhandlungen mit den Städten Achaja's allenthalben das Versprechen, den Thebanern Heerfolge leisten zu wollen; diese fielen jedoch später wieder ab. Nach seiner Zurückkunft setzte E. bei seinen Mitbürgern den Beschluß durch, 100 Kriegsschiffe zu bauen, um in Verbindung mit unzufriedenen Bundesgenossen den Athenern die Seeherrschaft zu entreißen. Die drohende Haltung der mit Sparta u. Athen verbündeten Stadt Mantinea rief jedoch den eifrigen Patrioten bald wieder auf sein altes Kriegstheater. Im Frühling 362 zog er über den Isthmus nach der Halbinsel. Der Versuch, Sparta durch Ueberrumpelung zu nehmen, scheiterte ebenso, wie sein Handstreich gegen Mantinea, in dessen Nähe sich die beiden Heere in offener Feldschlacht maßen. Schon wichen die Spartaner vor dem Anpralle der Thebaner zurück, als E. von einem Wurfspieße tödlich getroffen ward. Wie gelähmt unterließ sein Heer die Verfolgung der Gegner. E. starb in männlicher Fassung auf dem Schlachtfelde (Juni 362). Mit ihm ging auch Thebens Hegemonie zu Ende.

Nr. 2616. Epaminondas (geb. 418, gest. Juni 362 v. Chr.).

Eparch hieß bei den Griechen der Statthalter einer Provinz; **Eparchie,** Statthalterschaft. — Im heutigen Königreich Griechenland bezeichnet man mit Eparchie die Verwaltungsbezirke, in die eine Nomarchie (s. d.) zerfällt; jede Eparchie ist wieder in kleinere Bezirke (Demen) getheilt.

Epauletten (franz., spr. Epoletten), Schulterstücke, im Mittelalter ein Stück der Ausrüstung des Ritters zum Schutze gegen den Hieb, werden gegenwärtig noch als Schmuck u. als Abzeichen des Ranges auf Civil- u. Militäruniformen getragen. Von der franz. Armee, bei welcher sie zuerst eingeführt waren, gingen sie bald in alle übrigen Armeen, mit Ausnahme der österreichischen, über. In der franz. Armee tragen auch die Mannschaften rothwollene E.; in anderen Armeen sind außer den Offizieren nur einzelne Gattungen der Kavallerie, wie in Deutschland die Uhlanen u. die sächs. Reiter, damit versehen. Die E. der Subalternoffiziere sind Klappen von Tuch mit Tressenbesatz, welche in einen runden Theil mit halbmondförmiger metallener Einfassung enden. Die E. der Stabsoffiziere sind mit silbernen Fransen, diejenigen der Generale mit dicken gewundenen Raupen besetzt. Die großen Verluste an Offizieren in den Kriegen der neueren Zeit haben dazu geführt, für den Gebrauch im Felde anstatt der E. weniger auffallende Abzeichen, die sog. Achselstücke, einzuführen, welche in der deutschen Armee auch im Frieden im kleinen Dienste u. bei Felddienstübungen getragen werden.

Epée, Abbé Charles Michel de l', Mitbegründer des Taubstummenunterrichtes, geb. 25. Nov. 1712 zu Versailles, studirte Rechtswissenschaft u. Theologie u. wurde Prediger zu Troyes, welche Stelle er jedoch infolge seiner vom kirchlichen Dogma abweichenden (jansenistischen) Lehrmeinungen, denen er offen auf der Kanzel Ausdruck gab, niederlegen mußte. E. ging nach Paris, wo er zurückgezogen den Studien lebte. Der Unterricht einiger taubstummen Kinder, der ihm 1755 übertragen wurde, führte ihn auf die Erfindung einer Zeichensprache für dieselben. Die Methode, die er — auf Grund eigenen Nachdenkens u. unabhängig von den gleichzeitigen Taubstummenlehrern Pereira u. Samuel Heinicke — bei der Ausbildung seiner unglücklichen Schüler anwandte, war von gutem Erfolge begleitet, u. E. schritt alsbald zur Gründung einer Lehranstalt für Taubstumme, die er aus seinen eigenen Mitteln unterhielt. Den Hauptton legte er bei seinem Unterricht auf Schrift u. Zeichensprache, während Heinicke's Bemühen direkt auf die Beibringung der Sprache selbst gerichtet war. Erst spät gelang es E., den König (Ludwig XVI.) für seine Pläne zu gewinnen u. einen Beitrag zur Erhaltung seiner Anstalt zu erwirken. Er starb jedoch (28. Dez. 1789), ohne die Errichtung einer öffentlichen Taubstummenanstalt durchgesetzt zu haben; eine solche wurde erst unter dem Abbé Sicard eingerichtet. Seine Methode hat E. niedergelegt in der Schrift „La véritable manière d'instruire les sourds et muets“ (Par. 1784).

Eperies (spr. Eperiesch), königliche Freistadt im ungar. Komitate Saros, am linken Ufer der Tarcza, Sitz eines griech.-kathol. Bischofs, mit etwa 9000 E., 6 Kirchen, einem berühmten Kalvarienberge, Unterrichtsanstalten u. s. w. In den Kriegen des 17. u. 18. Jahrh. hat E. vielfach gelitten, nam. durch das 1687 von dem kaiserlichen General Caraffa eingesetzte Eperieser Blutgericht gegen die Insurgenten.

Epernay (spr. Epernäh), Stadt im franz. Dep. der Marne, am linken Ufer der Marne, Hauptsitz der Champagner-Fabrikation, mit 11,700 E.

Epexegese (griech.), ein zur Erklärung hinzugefügter Satz.

Ephēben hießen bei den Hellenen die Jünglinge vom 16. bis zum 18. Jahre, während welcher Zeit sie ihren gymnastischen Kursus durchmachten u. die Hörsäle der Grammatiker, Rhetoren u. Philosophen besuchten. In Athen wurden die jungen Leute nach Ablauf der Ephebenzeit in Bezug auf ihre körperliche Reife u. echt bürgerliche Herkunft einer

Prüfung unterworfen, dann in die Liste der Gaugenossen eingetragen u. im Theater vor dem versammelten Volke mit Schild u. Speer bewaffnet, worauf man sie auf der Burg durch einen feierlichen Eid zum Dienste u. zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtete.

Ephedra, Meerträubel, Roßschwanz, eine der merkwürdigsten Pflanzengattungen aus der Familie der Gurtaceen, die ihrerseits als Glied der Coniferen betrachtet wird. Aeußerlich freilich scheint das kaum annehmbar; denn die Arten der Gattung ähneln eher einem strauchgewordenen Schachtelhalme. Ihre Blumen sind getrennten Geschlechtes; die männlichen drängen sich in dichten, knäuelförmigen Kätzchen zusammen, die weiblichen bringen eine Art Beere hervor, welche aus schuppenartigen Blättern gebildet wird, zwischen denen 1—2 steinartige Samen liegen. Diese Blätter sind aber die einzig hervortretenden; sonst gilt die Pflanze als blattlos. Schon im Süden unseres Vaterlandes, von Botzen abwärts nach Trient u. im Wallis, taucht diese seltsame Pflanzenform in E. distachya auf. Spanien besitzt bereits 4 Arten, die zum Theil auch dem Orient u. Nordafrika angehören; andere finden sich in den Steppenländern Ungarns, Tauriens, Sibiriens, Mexiko's u. s. w. In der Regel sind die Früchte schleimig u. eßbar; der Volksglaube hat sie deshalb als Heilmittel gegen Schleimflüsse aller Art verwendet, u. in Sibirien soll man die Früchte der E. monostachya *L.* als Nahrungsmittel benutzen. Man kennt gegenwärtig einige 20 Arten: 6 europäische, 8 asiatische, 4 amerikanische u. s. w.

Nr. 2617. Ephedra distachya. a. männliche, b. weibliche Pflanze (¼ nat. Größe).

ephemer (griech.), was nur einen Tag dauert, eintägig, vergänglich.

Ephemeren, Thiere, die nur einen Tag leben, wie die Eintagsfliegen (s. d.).

Ephemeriden, schriftliche Verzeichnisse von merkwürdigen Vorfällen, in chronologischer Ordnung der Tage zusammengestellt, dann Tageblätter, Zeitungen u. periodisch erscheinende Blätter überhaupt. Jetzt nennt man E. nur diejenigen meteorologischen u. astronomischen Tabellen, welche die täglichen Witterungserscheinungen verzeichnet od. in denen die Stellung der Sonne, des Mondes u. der Planeten sowie andere astronomische Erscheinungen für längere Zeit im Voraus berechnet enthalten. Die Zusammenstellung der E. ist eine Hauptaufgabe der Astronomie, da sie für die Schifffahrt die zur Ortsbestimmung nöthigen Elemente darbieten. Werke solcher Art sind: der „Nautical Almanac", die „Astronomischen Jahrbücher" von der Berliner Sternwarte, Schumacher's „Jahrbuch", die „Connaissance des temps" u. s. w.

Ephĕsos, eine der zwölf ionischen Städte Kleinasiens. Durch ihre vortheilhafte Lage u. durch Begünstigung von Seiten der Machthaber hob sich die Stadt bes. seit dem Beginne der christlichen Zeitrechnung zu großer Blüte u. wurde unter den Römern die wichtigste Stadt der ganzen Provinz Asien. Die größte Sehenswürdigkeit der Stadt war der von Chersiphron u. dessen Sohn Metagenes um 600 v. Chr. erbaute Tempel der Artemis. Als dieser in der Nacht, in welcher Alexander von Makedonien geboren ward, durch die ruchlose Hand des Herostratros in Brand gesteckt worden war, entstand unter Beihülfe aller kleinasiatischen Griechen an seiner Stelle ein viel prächtigerer, welcher zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gezählt wurde. — In der Kirchengeschichte spielt E. ebenfalls eine große Rolle; hier gründete der Apostel Paulus eine Gemeinde; hier fand 431 das dritte Allgemeine Konzil, 449 die sog. Räubersynode statt.

Epheu (Hedĕra Helix *L.*), auch Eppich, Wintergrün, Baumwinde, Mauerpfau, Mauerewig, Jloof, Jlaub, Ivenblatt, Klimmauf, niederſ. Klimmop. Unser schönster Kletterstrauch, ausgezeichnet durch sein immergrünes vielförmiges Laub, seine Blumen- u. Fruchtdolden, deren schwarze Beeren nach der im Oktober stattgefundenen Blüte den Winter hindurch reifen, sowie durch das hohe Alter, welches er erreichen kann. Unter Umständen umklammert er die dicksten Bäume, erstickt sie allmählig u. wuchert dann noch lange als gespenstartiges Wesen fort, nachdem der Stamm vielleicht längst zu Staub zerfallen war. Solche freistehende Epheustämme bemerkt man nam. häufig in der Krim. Es giebt auch Arten in anderen Ländern; z. B. ist der Kissos des Dioskorides im Orient der früher dem Dionysos heilige Strauch, den man zur Bekränzung gefeierter Dichter verwendet, ein E. (H. chrysocarpa). Andere Arten halten die Grenze zwischen dem Epheu u. den Araliaarten, mit denen sie die natürliche Familie der Araliaceen bilden, die den Doldengewächsen nahe steht. Die bittern u. Ekel erregenden Blätter, die Beeren u. selbst das Holz wurden ehedem vielfach im Arzneischatz verwerthet.

Ephiăltes aus der melischen Stadt Trachis, berüchtigt als Verräther des Leonidas u. seiner Schar im Thermopylenpasse.

Ephoren (griech.), d. h. Aufseher, hießen die Mitglieder einer Behörde zu Sparta, die Anfangs eine untergeordnete Stellung einnahmen, indem sie als Beamte der Könige die Gerichtsbarkeit u. Polizei übten, die öffentliche Erziehung beaufsichtigten u. die Volksversammlungen in Abwesenheit der Könige leiteten. Allein seit dem ersten Messenischen Krieg wurden sie vom Volke gewählt u. führten die Aufsicht über alle Staatsgewalten, sowie über die gesammte Rechtspflege u. Gesetzgebung. Sie regelten auch die Beziehungen zum Auslande u. das Heerwesen u. bildeten überhaupt ein demokratisches Gegengewicht gegen alle Uebergriffe der Monarchie. Später erhielten sie sogar das Recht, die Könige vor dem Rathe der Alten zu verklagen u. sie verhaften zu lassen. Zwei von den E., deren stets fünf waren, begleiteten den König in den Krieg u. ernannten die Reiteranführer. — Jetzt bezeichnet man mit diesem Namen häufig einen Vorsteher od. Aufseher einer öffentlichen Anstalt. In der protestant. Kirche führt der Superintendent als Oberaufseher über die ihm unterstellten Geistlichen seines Sprengels den Namen Ephŏrus; dieser Sprengel selbst heißt **Ephorie,** das Oberaufsichtsamt des Superintendenten **Ephorat.**

Nr. 2618. Blattzweig u. Blüten vom Epheu (Hedera Helix).

Ephŏros, griech. Geschichtschreiber aus Kyme im kleinasiat. Aeolien, ein Schüler des Redners Isokrates, erwarb sich durch seine leider verloren gegangene Geschichte Griechenlands von der Urzeit an bis ungefähr 335 v. Chr. (in 30 Büchern) einen Platz unter den geachtetsten Historikern. Er soll in diesem Werke selbständige Kritik geübt u. das geschichtliche Element von dem mythischen streng geschieden haben.

Ephräim, einer der zwölf Stämme des Volkes Israel, benannt nach dem zweiten Sohne des Joseph, erlangte erst nach Moses' Tode höhere Bedeutung durch seinen Volksgenossen Josua u. die Bewahrung der Bundeslade auf seinem Gebiete. Das gebirgige Stammgebiet E.s lag fast in der Mitte von Kanaan. Während der Richterzeit übte der Stamm eine Art von Oberherrschaft über die nördl. Stämme aus. Aus ihm ging Samuel hervor. Nach Saul's Tode brach die alte Eifersucht gegen den immer mächtiger werdenden Stamm Juda heftig hervor. E. schloß sich gegen David an Saul's Sohn Ischboschet an u. fügte sich nur mit Widerstreben dem Ersteren. Gleich nach Salomo's Tode (975) rief der Stamm den Jerobeam, der früher als Aufrührer vor dem Zorn Salomo's nach Aegypten geflohen war, zurück u. wählte ihn gegen Rehabeam zum König. So wurde der Stamm das Haupt des nördl. Reiches der 10 Stämme, das im Gegensatze zu Juda das Reich Israel od. auch kurzweg Ephraim heißt. Die Hauptstadt desselben war Sichem, später Samaria. Nach der Zerstörung dieser Stadt (722) durch die Assyrer wurde auch der Stamm E. mit ins Exil geführt, seit welcher Zeit sich seine Spur verlor.

Ephraimiten heißen die unterwerthigen Münzen, die im Siebenjährigen Kriege unter Friedrich d. Gr. u. auf dessen Betrieb von einer unter der Leitung eines gewissen Ephraim stehenden Gesellschaft jüdischer Münzpächter geschlagen wurden. Diese Gesellschaft hatte eine große Münzwerkstätte zu Leipzig, von welcher aus sie Deutschland mit einer Unmasse von Silbermünzen überschwemmte. Da der schlechte Gehalt dieser Münzen bald ruchbar wurde, so suchte man das mißtrauische Publikum zu hintergehen, indem man die Münzen zurückdatirte u. sie, obwol sie nicht vor 1759 geschlagen waren, mit der Jahreszahl 1753 versah. Dieser Schwindel, der auf den Werth des Geldes den ungünstigsten Einfluß ausübte, wurde erst nach dem Frieden von Hubertsburg beseitigt.

Ephräm, mit dem Beinamen Syrus, der bedeutendste Lehrer u. Redner der alten syrischen Kirche, wurde um 315 — wahrscheinlich zu Nisibis in Mesopotamien — von heidnischen Eltern geboren, von dem Bischof Jakob im Christenthum unterwiesen u. zuerst als Lehrer an der bischöflichen Schule zu Nisibis verwendet. Sein Eifer für das Mönchswesen bewog ihn, sich als Einsiedler in eine Höhle bei Edessa zurückzuziehen u.

von hier aus als Bußprediger zu wirken. E. starb in Edessa um 375. Seine überaus zahlreichen Schriften, die sich entweder auf Bibelauslegung beziehen od. geistliche Lieder u. Reden in rhythmischer Form enthalten, sind theils im syr. Original, theils in griech., latein. od. armen. Uebersetzungen vorhanden. Die beste Ausgabe ist die von Assemani (6 Bde., Rom 1732–46).

Epialus, s. „Hopfenspinner".

Epicykel (griech.), ein Kreis, dessen Mittelpunkt im Umkreise eines andern liegt. Auf die Beobachtung hin, daß die Planetenbewegung bald vor-, bald rückläufig sei, bald auch gänzlich stillzustehen scheine, erfanden die griech. Astronomen einen Mechanismus, durch den man jene verwickelten Bewegungen darstellen konnte. Sie stellten sich vor, daß z. B. Venus im Umkreis eines Reifens liege, dessen Ebene, verlängert, nahezu durch die Erde geht, dessen Mittelpunkt aber sich selbst wieder am Himmel u. zwar vorwärts (von Ost nach West) um uns bewegt, während sich der Reifen in derselben Richtung um seinen eigenen Mittelpunkt dreht u. so den am Umkreise befestigten Planeten mit sich fortführt. Eine solche Vorrichtung wurde für jeden einzelnen Planeten ausgedacht u. die Reifen od. Kreise E. genannt. Dieses System, das bei allem Scharfsinn die scheinbaren Unregelmäßigkeiten im Laufe der Planeten doch nur sehr unvollkommen erklärt, blieb auch während des Mittelalters in Anwendung u. wurde erst seit den Untersuchungen von Kopernikus u. Kepler als unhaltbar erkannt.

Epicykloide, s. „Cykloide".

Epidauros, eine argolische Stadt am Saronischen Meerbusen, bildete mit ihrem Gebiete einen eigenen dorischen Staat. Berühmt war der eine Meile von der Stadt gelegene Tempel des Aeskulap.

Epidemie. Eine Krankheit, deren Ursache verschleppbar ist u. unter Umständen, in eine andere Gegend verschleppt, die Krankheit wieder erweckt, nennt man eine E. Unter welchen Bedingungen eine E. zur Endemie werden kann, ist bereits unter „Endemie" berührt. E. darf nicht verwechselt werden mit Contagion, wo die Krankheitsursache sich durch direkte Berührung von Individuum zu Individuum verbreitet, noch mit kumulativ auftretenden Krankheiten, welche zufälliger Weise eine Anzahl von Individuen befallen, wo aber das eine durchaus unabhängig von dem andern dieselbe Krankheit erhält. Kumulative Erkrankung würde es z. B. sein, wenn sämmtliche Bewohner eines Hauses durch Genuß schlechten Wassers aus dem Nachbarbrunnen Durchfall bekommen. Die E. unterscheidet sich auch von miasmatischen Krankheiten, bei denen die Krankheitsursache eine von der Gegend abhängige organische u. daher nicht transportable ist. Eine solche Krankheit ist z. B. das Wechselfieber. Die Keime der E. werden als Organismen niedrigster Art (Pilze) gedacht. Sie sind jedenfalls sehr klein, chemisch gar nicht, mikroskopisch nur unsicher nachweisbar, aber es sind keine todten chemischen Verbindungen, sondern organisirte Gebilde, d. h. solche, die die Fähigkeit haben, sich zu vermehren. — Die Bedingungen, unter denen sich die epidemischen Krankheiten verbreiten, sind für verschiedene derselben annähernd bekannt. So beim Typhus, bei der Cholera (s. d.), Dysenterie, Pocken, Masern, bei Scharlach 2c., u. trotz mannichfacher Verschiedenheit jeder einzelnen treten bei allen gewisse gemeinsame Grundeigenthümlichkeiten auf. Sie verbreiten sich alle durch Transport entweder der Menschen od. deren Kleider, ihrer Waaren, sogar deren Briefe. Die Rolle des Transporteurs der epidemischen Keime kann natürlich auch der Wind übernehmen, u. dann erscheint die E. plötzlich an entlegenen Orten mit Ueberspringung dazwischenliegender. Im Allgemeinen verharrt eine E. an einem Orte, wenn überfüllte Räume, Unreinlichkeit, schlechte Ernährung, Noth, Elend, mangelhafte Latrine, Ableitung schlechter Wasser dazu besonders vorbereiten. Lokale Dispositionen für eine E. giebt ferner nach Untersuchungen Pettenkofer's der Untergrund. Häuser auf steinigem, festem Untergrunde disponiren weniger zu ep. Krankheiten als solche mit lockerem, sandigem Untergrunde, u. es läßt sich bei manchen E. eine große Uebereinstimmung zwischen dem Grade der E. u. dem Stande des Grundwassers nachweisen. Dieses gilt besonders von der Cholera u. dem Typhus. — Die E. scheinen zuweilen völlig zu verschwinden, ohne wiederzukehren; dafür treten neue auf. Der schwarze Tod, die Pest gehören dem Alterthum u. dem Mittelalter an, letztere ist im Anfange dieses Jahrhunderts zum letzten Male beobachtet worden, hingegen sind Febris recurrens, Febris cerebrospinalis wenigstens für Deutschland neue. — Der Staat u. die Gesellschaft haben die Verpflichtung, die Einschleppung einer E. zu verhindern zu suchen. Dies wird angestrebt durch die sog. „Quarantaine" (s. d.), welcher Menschen, Thiere, Vehikel u. Waaren, die aus Epidemie-Gegenden kommen, unterworfen werden. Allerdings wird durch dieselbe eine Einschleppung nur theilweise verhindert, darum wird neben dieser die vollständige Desinfektion der zu Transport bestimmten Waaren u. Briefe mittels Chlorgas verlangt. Beim Ausbruche einer E. kann durch Desinfektion der Latrinen, Absonderung der Kranken, Desinfektion von deren Wäsche, schnelle Entfernung der Siechen, Beschaffung von guten, diätetischen u. billigen Nahrungsmitteln, Beschränkung der öffentlichen Vergnügungen, Tänze u. Gelage Seitens der obrigkeitlichen Gesundheitspflege günstig gegen die Weiterverbreitung gewirkt werden. Nicht minder ist die Vertheilung von populären Schriften über die persönlichen Maßregeln zum Schutze gegen eine vorkommende E. anzurathen.

Epidermis, s. „Haut".

Epidot, s. „Pistazit".

Epiglottis, Deckel zum Verschluß des Kehlkopfes.

Epigonen (griech.), Nachgeborene, heißen bes. die Söhne der im thebanischen Bruderkrieg gefallenen sieben Helden. Die Namen dieser E., die einen neuen Zug gegen Theben unternahmen u. durch dessen Bezwingung den Tod ihrer Väter rächten, sind: Alkmäon, Sohn des Amphiaraos; Aegialeus, Sohn des Adrastos; Diomedes, Sohn des Tydeus, Promachos, Sohn des Parthenopäos; Sthenelos, Sohn des Kapaneus; Thersander, Sohn des Polyneikes, u. Euryalos, Sohn des Mekisteus. — In übertragener Bedeutung nennt man E. eine Generation von Künstlern od. Schriftstellern, die auf ein klassisches Zeitalter folgt u. sich zu diesem nicht ebenbürtig u. selbständig fortarbeitend, sondern nur nachbildend verhält. So heißen z. B. in Deutschland die Dichter der nachklassischen Zeit die E. von Schiller u. Goethe.

Epigramm (d. i. Aufschrift) nannten die Griechen Anfangs eine Aufschrift, wie man sie an Tempeln, auf Grabmälern, Kunstwerken u. den Göttern geweihten Gegenständen anzubringen pflegte. Aus diesen Inschriften, die meist einen lehrhaften, spruchartigen Charakter hatten u. sich der knappen Form des Distichon (s. d.) bedienten, ging dann eine besondere Dichtungsart, das E. od. das Sinngedicht, hervor. Dieses läßt vermöge seiner einfachen Form die größte Mannichfaltigkeit des Stoffes u. der Tonart zu, muß jedoch stets knapp u. gedrungen gefaßt sein u. in einer scharfen Spitze auslaufen. Die Griechen selbst haben eine reiche Literatur von E. geschaffen, die, theils ernsten, theils scherzhaften Inhaltes, sich bald in harmlos behaglichem, anmuthig spielendem, bald in spitzigem u. spöttischem Tone ergehen. Von den „Anthologien" od. Blumenlesen, in denen diese kleinen Gedichte später gesammelt erschienen, sind noch einige auf uns gekommen. Auch die Römer pflegten das E., jedoch mit einseitiger Vorliebe für die satirische Richtung; als der witzigste u. gewandteste röm. Epigrammendichter (Epigrammatiker) gilt Martialis. Die romanischen Völker bildeten bes. das satirische E. aus, das der Opposition oft in Zeiten despotischen Druckes eine willkommene Waffe war, da seine kurze Form den schnellen Umlauf im Volke erleichterte (so z. B. in Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution). In Deutschland erinnern die unter dem Namen der „Präambeln" od. „Priameln" gehenden Spruchgedichte an das E., das jedoch im Sinne der Alten hier erst im 17. Jahrh. Bearbeiter fand. An F. v. Logau schlossen sich im 18. Jahrh. Chr. Wernicke u. A. G. Kästner an, die sämmtlich diese Dichtungsart mit Glück anbauten, sich dabei jedoch fast ausschließlich an das Witz- u. Spotte. der Römer hielten. Erst Goethe u. Schiller faßten das E. wieder in dem höheren u. weiteren Sinne der Griechen u. schufen in dieser Form neben ihren stachligen u. schneidigen „Xenien" eine große Anzahl rein lehrhafter u. sinniger Denk- u. Sittensprüche. — Vgl. Lessing's „Anmerkungen über das E." u. Herder's „Abhandlung über das griech. E."

Epiktetos, berühmter Vertreter der stoischen Philosophie, geb. um 50 n. Chr. zu Hieropolis in Phrygien, kam als Sklave nach Rom u. wußte sich hier durch den Gleichmuth, mit welchem er sein Mißgeschick ertrug, die Achtung seiner Umgebung, ja seines eigenen grausamen Herrn, zu erringen, der ihm bald mit Liebe u. Freundlichkeit entgegenkam u. ihn schließlich freiließ. Seiner streng sittlichen Lehren halber vom Kaiser Domitian aus Rom verbannt, wanderte er nach Nikopolis in Epirus aus, kehrte jedoch später nach Rom zurück, wo er während der Regierungszeit Hadrian's gestorben zu sein scheint. Der trübe u. gedrückte Zug der Zeit, in welcher E. lebte, spiegelt sich in seiner passiven Philosophie wieder. Das oberste Prinzip seiner Sittenlehre ist die Bedürfnißlosigkeit; in der Kunst zu leiden u. zu entbehren, liegt nach ihm das Geheimniß des Glücks. Wie weit er selbst es in dieser Kunst gebracht, zeigen die charakteristischen Anekdoten, welche man sich von ihm erzählte. Seine Aussprüche sammelte Arrian. Ausgaben seiner Werke besorgten Heyne (Lpz. 1793) u. Schweighäuser („Epicteteae philosophiae monumenta", 5. Bde., Lpz. 1799 bis 1800).

Epikuros, der Begründer der epikuräischen Philosophie, geb. 341 v. Chr. zu Melittos in Attika od. in Samos, verlebte seine Jugend in Samos, trat dann in Mitylene, später in Lampsakos, als Lehrer der Philosophie auf u. wandte sich hierauf nach Athen, wo er seine Schule gründete (in den „Gärten des E.") u. derselben bis zu seinem Tode 270 vorstand. Von seinen überaus zahlreichen Schriften ist nichts erhalten, als Bruchstücke eines Werkes über die Natur (herausg. v. Orelli, Lpz. 1818) u. 44 moralische Sätze nebst einigen Briefen (bei Diogenes Laërtius). Eine genauere Kenntniß seiner Philosophie

verdanken wir dem Lucretius, welcher dieselbe seinem Gedichte „Ueber die Natur der Dinge" zu Grunde gelegt hat. Ihr Schwerpunkt liegt in der Ethik. In der Logik, die E. nur als Einleitung zur Naturlehre gelten ließ, begnügte er sich hauptsächlich damit, die Kennzeichen der Wahrheit aufzusuchen u. als solche die Wahrnehmungen der Gefühle u. die Vorstellungen aufzustellen, ohne auf die Lehre von den Begriffen u. den Schlüssen einzugehen. Seine Naturlehre schließt sich im Ganzen an die Atomenlehre des Demokritos (s. d.) an. In der Ethik geht er von der Lehre der Kyrenaiker aus, indem er mit ihnen in der Lust den letzten Zweck des Lebens sieht; er nimmt aber neben der „Lust in der Bewegung" der Kyrenaiker auch eine „Lust in der Ruhe" (Schmerzlosigkeit) an u. hält, im Gegensatz zu jenen, geistigen Schmerz u. geistige Lust für größer, als körperlichen Schmerz u. körperliche Lust. Die wahre Weisheit besteht nach ihm darin, bei allen Handlungen Lust u. Schmerz, die daraus folgen können, richtig gegen einander abzuwägen u. danach sein Verhalten zu bestimmen, um so des größten Maßes von Lust theilhaftig zu werden. Doch sprach er damit keineswegs aus, daß nun auch jede Art von Lust erstrebenswerth sei, u. wenn später dem Epikuräismus ein schlimmer Ruf anhaftete, so liegt der Grund darin, daß die Lehre von ihren Anhängern einseitig zu einer Philosophie des Lebensgenusses ausgebildet wurde. Dieser entartete Epikuräismus fand nam. in der röm. Kaiserzeit, von der damals überhandnehmenden materialistischen u. weichlichen Richtung begünstigt, große Verbreitung.

Nr. 2619. Epikuros (geb. 341, gest. 270 v. Chr.).

Epilepsie (aus dem griech. ἐπίληψις, der Anfall), eine in Anfällen von Zeit zu Zeit wiederkehrende Krampfform, bei welcher bei theilweiser od. völliger Abwesenheit des Willens die sonst dem Willen unterworfenen Muskeln rhythmische Beugungen u. Streckungen (Zuckungen) ausführen. Die E. ist eine zum Theil erbliche, zum Theil erworbene Krankheit; ihre Ursachen sind meist nicht nachweisbar, nur zuweilen sind Gelegenheitsursachen, z. B. plötzlicher Schreck, ein Schlag ins Gesicht od. dgl. nachweisbar. Der Anfall hat meistentheils gewisse Vorboten, die aura epileptica, ein aufsteigendes Gefühl im Körper, worauf die Patienten in der Regel rasch einige Schritte thun, wie um irgend einen Ort schnell aufzusuchen, ohne Gefühl niederstürzen, den Mund geschlossen u. mit Speichel bedeckt, die Zähne fest auf einander gebissen. Der Anfall beginnt gewöhnlich mit einem Aufschrei, um nach längerer Dauer entweder in tiefen Schlaf überzugehen od. mit einem tiefen Athemzuge zu enden. Zuweilen fehlen Vorboten. Die E. ist manchmal nur eine Theilerscheinung einer allgemeinen Hirn- u. Rückenmarkskrankheit. Sehr oft tritt sie bei Geisteskranken auf. In den wenigsten Fällen ist die E. heilbar, doch giebt es eine Reihe von Mitteln, die für kürzere Zeit die Anfälle beschränken u. abkürzen. Zu diesen gehören Atropin, Bromkali u. A. Bei einem Epilepsieanfalle kann man wenig mehr thun, als die den Kranken beengenden Kleider zu lösen u. ihn bei den konvulsivischen Bewegungen vor Verletzung zu schützen, doch binde man ihn nicht, noch halte man ihn fest, sondern lasse den Anfall ruhig austoben.

Epilog (griech.), Nachwort, Schlußwort, ein dem Prolog od. Vorwort entsprechendes Anhängsel, das von den alten Tragödiendichtern, manchmal auch von Shakespeare, am Schlusse eines Stückes zu dessen Erklärung od. als um Nachsicht bittender Abschiedsgruß an die Zuschauer hinzugefügt wurde. – Heute nennt man E. ein Festgedicht, das zur Feier eines wichtigen Ereignisses, eines Gedenktages u. dgl. nach Schluß einer Aufführung von der Bühne herab vorgetragen wird, aber mit der Aufführung selbst nicht im Zusammenhange zu stehen braucht.

Epimedium, Sockenblume, Bischofsmütze, Bischofshut, Pflanzengattung der Berberiden, mit reizenden Arten, welche ihrer Blumen wegen auch in der Blumentreiberei sehr beliebt sind. Einheimisch auf unseren südl. u. westl. Alpen ist E. alpinum *L.*; aus den Gebirgswäldern Gilans in Persien stammt E. pinnatum, wahrscheinlich aus Japan E. rubrum. Alle Arten sind werthvolle Zierden der Freilandkultur, um so mehr, da sie als ausdauernde Kräuter im Frühjahr zeitig ihre Blumen treiben.

Epimenides, ein aus Kreta gebürtiger, um 600 v. Chr. lebender Seher u. Priester, dessen Leben in sagenhaftes Dunkel gehüllt war. Er soll in einer Höhle gewohnt u. dort, von einem tiefen Schlaf überfallen, erst nach 40 J. aufgewacht sein. (Diese Sage hat Goethe seiner Gelegenheitsdichtung „Des E. Erwachen" zur Feier der Schlacht bei Leipzig zu Grunde gelegt). Geschichtlich steht fest, daß E., der in hohem Ansehen stand, 596 von den Athenern herbeigeholt wurde, um die Stadt von der Blutschuld, die durch den Kylonischen Mord über sie gekommen war, zu reinigen.

Epimetheus heißt in der griech. Mythologie der Bruder des Prometheus, der sich trotz der Warnungen des letzteren mit der Pandora (s. d.) vermählte u. hierdurch alle Uebel über die Welt brachte.

Epinal, Hauptstadt des franz. Dep. der Vogesen, an der Mosel, 60 km. südsüdöstl. von Nancy mit nahe an 12,000 E. E. hat Fabriken für Eisen-, Stahl- u. Kupferprodukte u. betreibt bedeutenden Handel mit Rindvieh, Pferden, Wein, Leinwand u. dgl. Nahe bei E. sind sehr ergiebige Marmorbrüche. Im Deutsch-franz. Kriege ward E. nach einem heftigen Gefecht 11. Okt. 1870 vom 14. deutschen Armeecorps besetzt.

Epiphania (griech.), Erscheinung, ist der Name eines seit dem 2. Jahrh. nach Chr. zuerst in Alexandria am 6. Jan. gefeierten christlichen Festes. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Festes ist die Erinnerung an das Offenbarwerden der göttlichen Natur Christi bei seiner Taufe durch Johannes. Diese Feier galt damals für wichtiger als das Weihnachtsfest. Bald aber wurde dieser Tag auch als Fest des Offenbarwerdens Christi für die Heiden gefeiert (wegen der Anbetung der Magier aus dem Morgenlande). So verband sich mit ihm schließlich das Dreikönigsfest (s. d.). Endlich folgte noch die Beziehung dieses Festes auf das Wunder Jesu zu Kana. Wegen der Nähe des Neujahrs wird E. auch „Hohes Neujahr" genannt.

Epiphanius, berühmter Kirchenschriftsteller, geb. um 310 n. Chr. zu Besanduke in Palästina, wurde 367 Bischof v. Constantia auf Cypern. Von hier aus griff er durch Schriften u. häufige Reisen fast in alle kirchlichen Händel der Zeit ein, unablässig bemüht, das Mönchsthum zu verbreiten u. die Ketzer auszurotten. Als einer der schlimmsten unter den letzteren galt seinem beschränkten Eifer der große Kirchenlehrer Origines, durch dessen Verdammung er langwierige Streitigkeiten hervorrief. E. starb 403. Sein Hauptwerk ist das „Panarion" (d. i. Brotkorb). Dasselbe enthält eine Darstellung von 80 Ketzereien u. ist, obschon in rauher Sprache, bunter Unordnung u. mit leichtgläubiger Parteilichkeit abgefaßt, doch eine der wichtigsten Quellen der alten Kirchengeschichte. Die besten Ausgaben der Schriften des E. sind die von Petavius (2 Bde., Par. 1622) u. Dindorf (5 Bde., Lpz. 1859 fg.)

Epirus (griech. Epeiros, eigentlich das „Festland" im Gegensatz zu den Inseln des Jonischen Meeres) hieß im Alterthum eine Landschaft des nördl. Hellas zwischen Illyrien, Makedonien, Thessalien, Aetolien u. Akarnanien, in der Gegend des heutigen Albanien. Von seinen Flüssen waren die hauptsächlichsten: der Aoos, Acheron, Kotytos u. Arachthos, von seinen Gebirgen: die Akrokeraunien, Tymphe, Tomaros, Lakmon, Pindos, Aëropos, Asnaos. Der größte Meerbusen war die Bai von Ambrakia, der berühmteste Binnensee der acherusische. Nach den Hauptvölkern zerfiel E. in drei Landschaften: Thesprotia, Chaonia, Molossis. Obwol die Urbevölkerung pelasgisch gewesen war u. die heilige Kultstätte des Zeus zu Dodona das Land als einen Hauptsitz der frühesten Kultur bezeugte, u. obwol auch die Thessaler einst hier ihren Stammsitz gehabt hatten, galten die Epiroten doch in späterer Zeit nicht für Hellenen. Politische Bedeutung besaß das Land lediglich unter den Molosserfürsten aus dem Aeakidenhause, zu denen auch Pyrrhos (s. d.) gehörte.

Epische Poesie, s. „Epos".

Episcopius, Simon (eigentl. Biscop, d. i. Bischof), hervorragender Vertreter der reformirten Sekte der Arminianer (s. d.), geb. im Jan. 1583 zu Amsterdam, studirte seit 1600 in Leyden Philosophie u. Theologie, letztere bes. unter Leitung des Jacob Arminius u. wurde nach dem Wegzug des Gomarus, eines Hauptgegners der Arminianer, (1612) mit dessen Lehrstuhl in Leyden betraut. Als im J. 1618 die orthodoxe Partei auf der Synode zu Dortrecht die Oberhand gewann, wurde E. des Landes verwiesen u. war fortan (zuerst in den spanischen Niederlanden, seit 1621 in Paris u. Rouen) hauptsächlich als Schriftsteller thätig. Erst 1626 durfte er zurückkehren; er wurde Prediger der Arminianischen Gemeinde zu Rotterdam. Seit 1634 Prof. am arminianischen Collegium zu Amsterdam, war er in dieser Stellung eifrig für Bekämpfung der todten Rechtgläubigkeit u. Hervorhebung des sittlichen Wesens in der Religion thätig. Er starb zu Amsterdam 4. April 1643. Seine Werke erschienen zu Amsterd. (2 Bde., 1650 u. 65).

Episcopus (lat.), Bischof (s. d.).

Episkopalsystem (von episcopus, Bischof) ist im Allgemeinen die Lehre von der Gewalt der Bischöfe. Hierbei ist jedoch sorgfältig zu unterscheiden zwischen E. in römisch-katholischem u. in protestantischem Sinne. In ersterem Sinne versteht man darunter die Behauptung, daß die höchste

Gewalt der Kirche, überhaupt diese selbst, durch die Gesammtheit der Bischöfe repräsentirt werde, so daß der Papst nicht als das wirkliche Haupt, sondern nur als der „erste unter Gleichgestellten" zu betrachten sei. Diese Lehre, die auf der Annahme beruht, daß Christus allen Aposteln gleiche Vollmachten eingeräumt habe, galt in den ersten Jahrhunderten unbestritten. Zwar versuchten die Päpste frühzeitig, an die Stelle dieses Systems das Papalsystem zu setzen (die Lehre von der unbedingten Obergewalt des Papstes), aber dies gelang ihnen so wenig, daß mehrere Päpste ausdrücklich ihre Unterordnung unter die Konzilien, d. h. die in den Bischöfen repräsentirte Kirche, einräumen mußten. Ueberall, wo die Bischöfe sich enger an die Fürsten anschlossen (so bes. in Frankreich), wurde das E. als ein Damm gegen päpstliche Uebergriffe schärfer geltend gemacht. Auch in Deutschland versuchten die rheinischen Erzbischöfe 1786 durch die sogenannte „Emser Punktation" (s. d.) das E. zu begründen; das Papstthum wußte dies Unternehmen jedoch zu hintertreiben. Die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit 1870 hat dem E. den Todesstoß versetzt. An die Stelle desselben ist nun das nackte Kurialsystem (Herrschaft der päpstlichen Kurie) getreten. Der Widerstand der bedeutendsten Vertreter des sogenannten Altkatholizismus ist daher vor Allem von ihren Bedenken über die Vernichtung der bischöflichen Rechte ausgegangen, u. mit Recht streben sie zunächst nach einer Erneuerung des E. — Ganz andere Bedeutung hat das Wort in protestantischem Sinne. Hier bedeutet es die Lehre, daß die früher den Bischöfen zustehenden geistlichen u. politischen Rechte durch die Reformation auf die Landesherren übergegangen seien, welche somit zugleich die höchste weltliche u. geistliche Gewalt (letztere als „oberster Bischof") repräsentiren. Diese in den Verwicklungen des Reformationszeitalters durch die Noth gebotene Uebertragung wurde im Augsburger Religionsfrieden 1555 geradezu rechtskräftig, obwol sie auf einem Irrthum beruhte u. die den Bischöfen abgenommene Gewalt den Gemeinden, deren Vertreter sie gewesen waren, hätte zurückgegeben werden sollen. Noch heute ist das E. fast überall das herrschende, u. die kirchlichen Kämpfe sind großentheils auf Beseitigung desselben zu Gunsten des Gemeindeprinzips gerichtet.

Episode (griech.) hieß in der alten Tragödie ein zwischen den Chorgesängen eingeschobener Theil, in welchem sich — gewöhnlich in der Form des Dialogs — die Handlung fortspann. Die heutige Aesthetik versteht unter E. eine Nebenhandlung im Epos od. im Drama (vgl. diese Art.), die von der Haupthandlung nicht nothwendig gefordert wird, mit ihr nur in lockerem Zusammenhange steht; sie sind im Epos eher zuläßig als im Drama. Daher ist **episodisch** s. v. w. nebenläufig, eingeschoben, eingeflochten.

Epistel (vom lat. epistola), Brief, heißt in der Poetik der poetische Brief, dessen Ton sehr verschieden sein kann, je nachdem er lyrischen, epischen (erzählenden) od. didaktischen Inhalts ist. Bes. gern bedienen sich die Didaktiker u. Satiriker dieser leichten, hart ans Prosaische streifenden Form, u. wie die E. des Horaz, so haben auch die vieler Neueren einen satirischen od. launigen Charakter. — In der christlichen Kirche nennt man E. die Apostelbriefe im Neuen Testament od. auch die zu Predigttexten aus denselben entlehnten Abschnitte. — In der Umgangssprache endlich bedeutet E. s. v. w. Strafpredigt, Rüge.

Epistolae obscurōrum virōrum (lat.), d. i. Dunkelmännerbriefe, betitelte sich eine zu Anfang des 16. Jahrh. erschienene satirische Briefsammlung, welche den Zweck verfolgte, die damals in Deutschland, nam. in den Rheinlanden, herrschende Mönchspartei (als Dunkelmänner, s. d.) bloßzustellen, ihre Anmaßung, Aufgeblasenheit u. Unwissenheit, ihre Laster u. Thorheiten zu brandmarken. Es geschah dies in der Form eines fingirten Briefwechsels, welchen Anhänger dieser Partei mit einem ihrer angesehensten Häupter in dem in jenen Kreisen üblichen korrumpirten Latein (Küchenlatein) führten. Die Kopie, welche die Verfasser dieser geistreichen Spottschrift zu Stande brachten, war eine so treue, die Täuschung eine so vollkommene, daß man in der Obskurantenpartei selbst Anfangs glaubte, man habe ein Werk aus dem eigenen Lager vor sich, u. sich beeilte, es zu preisen u. für seine Verbreitung zu wirken. Erst später kamen die Verspotteten dahinter, daß sie mystifizirt worden seien, u. erwirkten vom Papst ein Verbot der Briefe, die aber nun erst recht mit Begier gelesen wurden. Da die Namen der Verfasser dieser scharfen Streitschrift, die zu den wirksamsten Vorläufern der Reformation gehört, lange Zeit geflissentlich geheim gehalten wurden, so war man über die Autorschaft bis auf unsere Tage im Zweifel; man schrieb sie erst Reuchlin, später diesem im Verein mit Erasmus u. Hutten zu. Jetzt gilt als ziemlich gewiß, daß der erste Theil der Sammlung, der 1515 (angeblich in Venedig) erschien, Crotus Rubeanus zum Verfasser hat, u. daß am zweiten Theile, der 1517 (angeblich in Rom) erschien, Ulrich von Hutten als Hauptmitarbeiter thätig war. Eine ausgezeichnete kritische Ausgabe der Briefe veranstaltete Böcking (Lpz. 1858).

Epitaphium (griech.), Grabschrift, auch Grabmal.

Epithalamium (griech.), nannte man das Hochzeitslied, welches bei den Griechen ein Chor von Mädchen vor dem Brautgemache der Neuvermählten anzustimmen pflegte. Bei den Römern hieß E. jedes Hochzeitsgedicht.

Epithel, die Form des Oberhautgewebes (s. d. u. Zellengewebe), welche weiche, nirgends fester verhornte Zellen unterscheiden läßt, nach deren Gestalt u. Besitz od. Nichtbesitz von Wimpern od. Flimmerhärchen man Pflasterepithel, Cylinderepithel u. Flimmerepithel unterscheidet.

Epitheton (griech.), Beiwort, Neben- od. Bestimmungswort, Beiname. E. ornans, schmückendes Beiwort, Beiwort, welches die Angabe eines charakteristischen Merkmales der zu bezeichnenden Person od. Sache enthält.

Epitome (griech.), ein kurzer Auszug aus einem größeren Werke od. Abschnitte, eine kurz zusammenfassende Skizze eines Buches od. einer Wissenschaft. Der Verfasser eines solchen E. heißt Epitomator.

Epizeuxis (griech.), rhetorische Figur, die in der unmittelbaren Wiederholung desselben Wortes (zu dessen stärkerer Hervorhebung) besteht, z. B. „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Geist".

Epizoen, s. „Schmarotzerthiere".

Epoche (griech.), d. i. Halt, Haltepunkt, heißt ein bedeutsamer Zeitpunkt, von welchem an eine neue Periode in der allgemeinen Geschichte od. in der eines Volkes, einer Wissenschaft, einer Kunst beginnt. In der Chronologie ist E. der Anfangspunkt einer Zeitrechnung od. Aera. — Epochemachend nennt man solche Persönlichkeiten od. Begebenheiten der Geschichte, die durch ihre Originalität u. Bedeutung eine ganz neue Entwicklung einleiten. — In der Astronomie ist E. der Ort, den ein Himmelskörper zu irgend einer gegebenen Zeit einnimmt.

Epöden, d. h. „Zugesänge" od. „Nachgesänge", hießen bei den Alten die Schlußtheile eines Gedichtes, die den Haupttheilen desselben (Strophe u. Antistrophe) gleichsam als Nachklang folgten; sie hatten zur Unterscheidung von den vorangehenden Theilen ein verschiedenes Versmaß. — Auch hieß so eine besondere Gattung von lyrischen Gedichten, in denen kürzere Verse mit längeren (z. B. jambische Vierfüßler mit Sechsfüßlern) abwechseln. Der Erfinder der E., deren Inhalt meist satirisch ist, war Archilochos; zu den Römern verpflanzte sie Horaz.

Epopöe, s. „Epos".

Epos (griech.), epische od. erzählende Poesie, eine der drei Hauptgattungen der Dichtkunst, schließt alle Dichtungen in sich, die — wie das Drama — eine Handlung od. eine Reihe von Handlungen schildern, die es aber, abweichend vom Drama, nicht als gegenwärtig, sondern in erzählender Form als vergangen darstellt. Hierher gehört vor Allem die Epopöe od. das nationale Heldengedicht (Epos im engeren Sinne des Wortes). Dieses ist die älteste u. volksthümlichste Dichtart, indem es in seinem Entstehen unmittelbar an die Volkssage anknüpft u. seine Stoffe aus ihr schöpft. Die scharfsinnigen Untersuchungen F. A. Wolf's im vorigen, Lachmann's, der Brüder Grimm u. a. großer Kritiker in diesem Jahrhundert haben klar gestellt, daß die Nationalepen der Griechen (Ilias und Odyssee), der Deutschen (Nibelungen), der Inder (Ramajana u. Mahabharata) u. s. w. nur als Sammlungen zu betrachten sind, in denen Sagen u. Lieder, die bereits lange vor der vermeintlichen Abfassung dieser großen Dichtwerke im Volke entstanden u. in freiströmender Ueberlieferung u. Umbildung von Mund zu Mund gegangen waren, nur fixirt, mit einander verbunden u. einheitlich gestaltet wurden. Solche Epen finden sich daher nur bei Völkern, die ein Heldenzeitalter haben u. bei denen sich Sagen darüber gebildet haben, u. in Zeiten, die dieser Sagenbildung nicht allzu fern stehen u. noch frisch aus ihrem Strome schöpfen; denn diese Dichtungen sind selbst noch Volkspoesie, abgeklärte Volkssage. Mit dieser Entstehung des E. hängt zusammen, daß die Einheit in Bezug auf die Handlung u. auf den im Mittelpunkte derselben stehenden Helden, die im Drama (s. d.) eine so große Rolle spielt, hier zwar im Allgemeinen ebenfalls vorhanden ist, im Einzelnen aber nicht so streng gewahrt wird wie im Drama; daß der Held hier nicht so direkt u. einseitig auf sein Ziel losgeht, wie im Drama; daß er hier nicht so energisch u. richtunggebend in die Handlung eingreift, vielmehr umgekehrt dieser häufig nur als Werkzeug u. Staffage dient; daß hier Zwischenhandlungen (Episoden), in deren Mittelpunkt andere Helden stehen, sich in Fülle hervordrängen, die Haupthandlung zeitweilig in den Hintergrund schieben u., obwol sie mit dieser nur in sehr lockerer Verbindung stehen, mit behaglicher Kleinmalerei u. in sog. epischer Breite geschildert werden. Neben diesen Volksepen, die eine Nation nur in ihrer Jugend aus sich erzeugen kann, stehen die Kunstepen als künstliche Nachbildungen u. Surrogate da, mit denen ein Volk, das bereits in ein reiferes Zeitalter getreten ist, seinem epischen Kunsttriebe Genüge thut. Solche mit Bewußtsein von einzelnen Dichtern geschaffene Epen kennt sowol das Alterthum (Virgil's Aeneïde) als das Mittelalter (die Ritterepen der roman. u. german. Völker, wie in Deutschland die des Wolfram von Eschenbach, des Gottfried von Straßburg), als auch die neuere Zeit; in letzterer Beziehung sind die Heldengedichte von Ariost, Tasso, Camoëns, die religiösen Epen von Dante, Milton, Klopstock hervorzuheben. Die moderne, allem Wunderbaren u. Unklaren abgeneigte Weltanschauung ist selbst dem Kunstepos nicht günstig; nur das komische E. (wie Byron's „Don Juan"), zu welchem bereits das neuere

romantisch-ironische E. (wie Wieland's „Oberon") hinüberleitet, kann vor dieser nüchternen Anschauung noch bestehen. In der neuesten Zeit ist an die Stelle des E. der Roman (s. d.) getreten, der denn auch die poetische Form des E. mit der prosaischen vertauscht und daher im Stande ist, das moderne Leben in seiner ganzen Breite wiederzuspiegeln u. seiner verständigen Richtung Rechnung zu tragen. — Zur epischen Poesie im weiteren Sinne des Wortes zählt man ferner noch alle kleineren Dichtarten erzählenden Inhaltes, das Idyll (s. d.), die Ballade (s. d.), die Romanze (s. d.), die Fabel (s. d.), sowie die erzählenden Dichtungen in prosaischer Form, Novelle (s. d.) u. Erzählung (s. d.).

Eppich, ein Volkspflanzenname für sehr verschiedene Pflanzenarten: für den Epheu (s. d.), den Sellerie (s. Apium), den Giersch (s. Aegopodium), den Elsenich (Thysselinum palustre), den Scharbock (Ranunculus Ficaria), die Petersilie u. s. w.

Epreuves d'artiste (franz., spr. Epröhw' dartist'), Künstlerprobedrucke, die ersten vom Künstler selbst durchgesehenen u. deshalb kostbarsten Abdrücke von Kupferstichen vor der Schrift (s. „Abdruck").

Epsambul, auch Abu-Simbal, Ort in Oberägypten am Nil, wo 1817 durch Burckhard 2 altägyptische (unter Ramses II.) aus dem Felsen gehauene Tempel aufgefunden wurden.

Epsom (spr. Epsöm), Marktflecken in der engl. Grafschaft Surrey mit etwa 4900 E., bekannt wegen der dort stattfindenden Wettrennen u. wegen seiner Mineralquelle, aus der durch Krystallisation ein sehr wirksames Bittersalz, das sog. Englische od. Epsomer Salz, ausgeschieden wird.

Equipage (franz., spr. Ekipahsch'), Gepäck, Rüstzeug, Reisegeräth; insbes. Kutsche u. Pferde nebst dazu gehöriger Bedienung; beim Militär die Ausrüstung eines Offiziers, das Kriegsgepäck u. Feldgeräth; im Seewesen die gesammte Mannschaft eines Schiffes. **equipiren**, ausrüsten.

Equites (lat., Mehrz. von Eques), Reiter, Ritter, war im alten Rom ursprünglich der Name der aus Patriziern gebildeten berittenen Klasse des röm. Heeres. Dieselbe verstärkte sich später aus plebejischen Familien, wodurch ihre Zahl von 300 auf 3600 stieg u. die Klasse selbst die Bedeutung eines Mittelstandes zwischen Senat u. Volk erhielt, welche die E. denn auch längere Zeit — nam. bei den Abstimmungen in den Centurien (s. d.) — behaupteten. Erst in den späteren Zeiten der Republik verlor sich diese Bedeutung, u. unter den Kaisern gingen die E. vollständig im übrigen Volke auf.

Eränos hieß im alten Athen eine Gesellschaft, die sich theils zu gemeinsamen Belustigungen u. Schmausereien vereinigte, theils zur gegenseitigen Unterstützung für den Fall, daß ein Mitglied in Geldverlegenheit gerieth. Diese Gesellschaften genossen vor Gericht den Vorzug, daß ihre Rechtshändel binnen Monatsfrist abgeurtheilt werden mußten.

Eránthemum, Frühlingsblume, Pflanzengattung der Acanthaceen, mit vielen, durch Blumenreichthum u. Blattzeichnung ausgezeichneten Halbsträuchern für das Warmhaus. Gepflegt sind E. Andersoni, igneum, leuconeurum u. tuberculatum aus Südamerika, E. asperum von den Salomonsinseln, E. Cooperi aus Neucaledonien u. A.

Eranthis hyemalis *Salisb.* (Helleborus hyemalis *L.*) aus den südlicheren Theilen von Deutschland u. s. w., häufig in unseren Gärten als „Winterchristwurz". Bekannte Zierblume u. Knollenpflanze, deren goldgelbe hübsche Blume eine der ersten im ersten Frühjahre u. mit einem Napfe von elegant eingeschnittenen, tiefgrünen Hüllblättern umgeben ist, während sich sonst kein Blatt weiter entwickelt. Das eigentlich Auffallende der Blume sind die großen gelben Kelchblätter; die Blumenblätter bleiben unansehnlich. Der knollige Wurzelstoff enthält das scharfe Helleborin. Ehemals war das Kraut offizinell als Herba Aconiti hyemalis.

Erard (spr. Erahr), Sebastien, berühmter franz. Instrumentenmacher u. Gründer jener Pianoforte- u. Harfenfabrik, deren Erzeugnisse wol noch unübertroffen in der Welt dastehen. Er wurde zu Straßburg 5. April 1752 geboren u. zeigte schon als Knabe großes mechanisches Geschick. Seinen Vater (nach Annahme Einiger ein Deutscher u. Ehrhardt geheißen), der ein Tischler war u. in dessen Werkstatt er gearbeitet hatte, verlor er in seinem 16. Jahre, worauf er 1768 nach Paris zu einem Klavierbauer in Arbeit ging, dessen vorzüglichster Gehülfe er bald wurde. Um 1777 erhielt er in der Herzogin von Villeroy eine Protektorin, die ihm in ihrem Hôtel sogar einen Raum zu einer Werkstatt anwies, u. hier war es, wo er das erste Pianoforte (Klavier mit Hammermechanik) in Frankreich baute u. im Verein mit seinem Bruder Jean Baptiste E. (gest. zu Paris im J. 1826) den Grund zu der noch heute florirenden Pianofortefabrik legte. Beim Ausbruch der franz. Revolution ging E. nach London und gründete dort eine Fabrik für Pianofortes u. Harfen, welche letzteren Instrumente er bereits in Frankreich wesentlich verbessert u. vervollkommnet hatte. Die Erfindung der durch Pedale (Fußtritte) regierten Mechanik à double mouvement (mit doppelter Bewegung), ohne welche die Harfe kaum mehr gedacht werden kann, machte er aber erst später. Im J. 1796 kehrte E. nach Paris zurück, baute Pianofortes nach englischem System, deren Konstruktion er nach u. nach so verbesserte — nam. durch die von ihm erdachte sog. Repetitionsmechanik — wie man sie noch heute kennt, schätzt u. außer Frankreich auch vielfältig entweder förmlich nachgeahmt od. wenigstens ihren Grundzügen nach benutzt hat. Von 1808 ab lebte er abwechselnd in London u. Paris; 5. Aug. 1831 ist er auf seinem Schlosse La Muette in Passy bei Paris gestorben, nachdem er kurz vor seinem Tode noch die „Orgue expressif", ein nachmals in Frankreich sehr beliebt gewordenes Instrument, erfunden hatte. Sein Neffe Pierre E., geb. um 1796 zu Paris, führte die Fabrik nach den alten bewährten Prinzipien weiter, u. als auch er im Aug. 1855 starb, hatte das Geschäft noch nichts an Blüte u. Ansehen verloren.

Erasmus, Desiderius, **von Rotterdam**, der berühmteste unter den sog. Humanisten des 16. Jahrh., geb. 28. Okt. 1467 zu Rotterdam als der uneheliche Sohn eines Mönches Gerhard, wurde erst zu Utrecht, dann in der theolog. Anstalt zu Herzogenbusch erzogen. Die schlechte Behandlung seitens seiner Lehrer verbitterte ihm alle Lust zu dem geistlichen Berufe; nur widerstrebend trat er 1486 in das Kloster Emaus bei Gouda in Holland ein. Nachdem er 1492 die Priesterweihe erhalten, dann einige Jahre in Paris scholastische Theologie studirt hatte, machte er eine Reise nach England, wo er von dem Lordkanzler Thomas Morus, der seine Bedeutung erkannte, ehrenvoll aufgenommen wurde.

Nr. 2620. Desiderius Erasmus (von Rotterdam) (geb. 28. Okt. 1467, gest. 12. Juni 1536).

Später begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Italien. Schon hatte er sich durch die eben so gelehrten wie geschmackvollen Ausgaben mehrerer lat. Klassiker einen weithin berühmten Namen gemacht und wurde daher von den Kardinälen zu Rom mit großer Auszeichnung empfangen. Nach der Thronbesteigung Heinrich's VIII. (1509) folgte er einer Einladung desselben nach England, verfaßte hier sein berühmtes „Lob der Narrheit", war auch kurze Zeit als Lehrer des Griechischen zu Cambridge thätig, entzog sich aber allen Versuchen, ihn dauernd an ein Amt zu fesseln. Nach jahrelangen Reisen ließ er sich 1516 in Basel nieder, wo in demselben Jahre die von E. besorgte erste Druckausgabe des griech. Neuen Testaments erschien, die großes Aufsehen erregte. Die beigegebene lat. Uebersetzung ist noch heute mit Recht geschätzt. Dasselbe gilt von seinen „Anmerkungen zum Neuen Testament" (Bas. 1522) u. den „Paraphrasen" (erklärende Umschreibungen des Textes; Bas. 1517 u. öfter). Die eigenthümliche Stellung des E. zu der damals beginnenden Reformation leuchtet am besten daraus hervor, daß ihn noch heute beide Kirchen zu den Ihrigen zählen. Dieser Widerspruch erklärt sich völlig aus dem Charakter u. Verhalten des E.

Als ein gründlicher Kenner des klassischen Alterthums u. zugleich als vielgewandter Weltmann haßte er nichts so sehr als die Plumpheit u. Unwissenheit des damaligen Mönchsthums. Auch verkannte er nicht die tiefen Mißbräuche in der Kirche u. wünschte deren Beseitigung. Aber er hatte keine Ahnung davon, daß das Werk der Reformation nur durch kühne Thaten im Namen der Gewissensfreiheit gelingen konnte; ihm war es weniger um die Befriedigung des tieferen religiösen u. sittlichen Bedürfnisses des Volkes, als um die Aufklärung, die ungestörte Pflege der Wissenschaften zu thun. Vor Allem aber war ihm jeder offene Streit zuwider; er wollte es nicht mit dem Papst u. den Fürsten verderben, die ihm als dem größten Gelehrten seiner Zeit schmeichelten. Er erwartete die Besserung der Kirche theils von einer kräftigen Verspottung der Mißbräuche, theils von wissenschaftlicher Vertiefung in die heilige Schrift. Die große Bewegung, die durch Luther's 95 Thesen hervorgerufen wurde, hielt auch er Anfangs für ein gewöhnliches Mönchsgezänk, freute sich indeß über die Schärfe, mit der Luther der Dummheit u. Frechheit der Mönche zu Leibe ging. Luther selbst verehrte E. u. bat ihn 1519 in einem freundlichen Schreiben um seine Freundschaft. Die Antwort fiel klug u. zurückhaltend aus, u. als ihn der Kurfürst von Sachsen Ende des Jahres 1520 um seine Meinung befragte, gab er die berühmte zweideutige Antwort: Luther habe in zwei Stücken gefehlt, darin, daß er die Krone des Papstes u. die Bäuche der Mönche angetastet habe. Zwar richtete E. an Hadrian VI. ein Schreiben, worin er darlegte, welche Reformen man der Kirche gestatten müsse. Als aber Luther den größten Gönner des E., König Heinrich VIII. von England, heftig angegriffen u. auch an ihn selbst (1524) einen scharfen Brief gerichtet hatte, da begnügte sich E. nicht mit einer bitteren Antwort, sondern erbat sich vom Papste ausdrücklich die Erlaubniß, die Schriften Luther's zum Behufe einer Widerlegung studiren zu dürfen. Doch wählte er klug einen einzelnen Punkt in der Lehre Luther's, dessen Bekämpfung ihn am wenigsten in den Verdacht eines Finsterlings brachte. So erschien 1524 seine (lat.) „Abhandlung vom freien Willen", in der er gegen Luther die Freiheit des Menschen, von sich aus zur Wahrheit u. Tugend zu gelangen, vertheidigte. Luther's Antwort vom J. 1525 in dem Büchlein „Vom unfreien Willen" zeigte schlagend, daß E. die ganze Tiefe seiner Lehre nicht verstanden, und E. konnte in seiner Vertheidigungsschrift nur durch die größte Leidenschaftlichkeit den Schein des Rechts wahren. Unterdeß hatte auch in Basel die Reformation immer weiter um sich gegriffen, u. als es daselbst 1529 zu einem förmlichen Bildersturme kam, verließ E. Basel u. begab sich nach Freiburg im Breisgau, wo er in Muße den Wissenschaften lebte. In seinen letzten Jahren von heftigen Stein- und Gichtleiden geplagt, starb er 12. Juni 1536 zu Basel, wo seine Leiche im Münster beigesetzt ist. Die beste Gesammtausgabe seiner Schriften ist die von Clericus (11 Bde., Leyden 1703—1706).

Eräto, die Muse der lyrischen Dichtkunst, die mit einer Kithara in der linken Hand dargestellt wird. — E. heißt ferner einer der kleinen Planeten, entdeckt 14. Sept. 1860 in Berlin von Förster u. Lesser.

Eratosthénes aus Kyrene in Afrika, geb. 276 v. Chr., Schüler des Kallimachos von Athen, wo er sich bes. unter Ariston philosophischen Studien hingegeben hatte, durch Ptolemäos III. Euergetes als Bibliothekar nach Alexandrien berufen u. dort im Alter von 80 Jahren gestorben, nimmt wegen seiner vielseitigen Bildung u. seiner wissenschaftlichen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten einen hohen Platz unter den alexandrinischen Gelehrten ein. Besonders hat er sich um die Geographie verdient gemacht, die er durch sein Hauptwerk „Geographica" zuerst zum Range einer Wissenschaft erhob; dasselbe war in 3 Bücher eingetheilt, von denen das erste die physikalische, das zweite die mathematische Geographie (Gradmessung) behandelte, während das dritte der eigentlichen Länderbeschreibung gewidmet war. Außer philosophischen u. mathematischen Schriften gab es von ihm ein großes Werk über die alte Komödie, eine Welt- u. Literaturgeschichte unter dem Titel „Chronographia", ein astronomisches Lehrgedicht „Hermes". Die einzige unter seinem Namen uns erhaltene Schrift, „Catasterismi", ein Verzeichniß von Sternen mit Angabe der sich auf sie beziehenden Mythen, wird von Vielen nicht für echt gehalten. — E. soll zuerst sich als „Philologos" bezeichnet haben. — Ausg. der Fragmente lieferten Bernhardy, (Berl. 1822) u. E. Hiller (Lpz. 1872).

Erbach, ein fränk. Geschlecht, das heute seine Besitzungen im Großherzogthum Hessen hat. Angeblich stammt es von Eginhard (s. d.), dem Schwiegersohne Karl's d. Gr., ab; doch erscheint urkundlich ein Gerhard v. E. erst 1222. In den Reichsgrafenstand wurde die Familie, bei der das Erbschenkenamt von der Pfalz seit dem 13. Jahrh. bis 1806 war, 1532 erhoben. Seit 1717 theilt sie sich in die drei noch jetzt blühenden Linien: E.-Fürstenau, E.-Erbach u. E.-Schönberg. Die Grafschaft E., die 1541 bis 1806 unabhängig war, umfaßt zusammen 9½ □M. Das Stammschloß liegt auf dem Odenwalde u. besitzt nicht blos einen herrlichen Rittersaal, sondern auch eine bedeutende Antiken- u. Gemäldesammlung u. eine reichhaltige Gewehrkammer. In der Begräbnißkapelle stehen die Särge Eginhard's u. seiner Gemahlin Emma.

Erbadel, s. „Adel".

Erbämter, erbliche Hofämter, theils erbliche Vikariate, theils Nachbildungen der Erzämter (s. d.), gewannen die größte Entwicklung am österreich. Hofe; da diese E. mit meist großen Pfründen ausgestattet waren, so wurden sie auch an Laienfürsten von einzelnen geistlichen Höfen übernommen u. dann durch Stellvertreter versehen; so war z. B. der Kurfürst von Sachsen Obermarschall des Stifts Bamberg und Obermundschenk der Abtei Kempten. In Preußen, Bayern, Württemberg u. Braunschweig erhöhen jetzt noch solche E. den Glanz des Hofes; die Mark Brandenburg hat z. B. einen Erbkämmerer, Erbmarschall, Erbküchenmeister, Erbschenk, Erbtruchseß, Erbjägermeister u. Erbschatzmeister, — Aemter, die in bestimmten Familien forterben.

Erbauungsbücher. Das Wort „erbauen", wovon erst später das Hauptwort „Erbauung" gebildet wurde, stammt aus der Bibelübersetzung Luther's, der es an solchen Stellen gebrauchte, wo der Zusammenschluß der Gläubigen bildlich mit der Erbauung eines (geistlichen) Hauses verglichen wird. Die Erbauung besteht also ursprünglich darin, daß der einzelne Gläubige als ein Baustein in den Bau der Kirche eingefügt wird u. sich als solcher fühlen u. bewähren lernt. Später rechnete man zur Erbauung Alles, was auf das religiöse Gemüth vertiefend u. veredelnd einwirkt u. zu entsprechender religiöser Lebensführung anspornt. Die Kirche hat von jeher getrachtet, das Bedürfniß nach Erbauung durch besondere Schriften zu befriedigen. Das nächstliegende Erbauungsbuch ist natürlich immer die Bibel, bes. die Psalmen. Die außerbiblischen E. sind von jeher der Gradmesser der herrschenden religiösen Richtung bei den verschiedenen Völkern gewesen. Hatte sich schon in der ältesten Zeit der katholischen Kirche das Volk am liebsten an den fabelhaften neutestamentlichen Apokryphen erbaut, so traten im Mittelalter die Heiligenlegenden u. Mönchsgeschichten vollends in den Vordergrund. Doch brachte das ausgehende Mittelalter in den „Vier Büchern von der Nachfolge Christi" von Thomas von Kempen ein Erbauungsbuch hervor, das nach der Bibel mehr Auflagen erlebt hat, als irgend ein Buch der Welt, u. mit Recht noch heute hochgeschätzt ist. Aus der Flut von Erbauungsbüchern seit der Reformation heben wir nur die bedeutendsten hervor. Sie bestehen theils in wirklichen Lehrbüchern des Glaubens (Katechismen), theils in Predigtsammlungen (Postillen), in Gebetbüchern, erbaulichen Betrachtungen u. Liedersammlungen. Im 16. Jahrh. waren es bes. die Katechismen Luther's, die „Postille" u. die Lieder desselben, die mächtig die Erbauung förderten. Die engl. Kirche erhielt 1548 in ihrem „allgemeinen Gebetbuch" ein gemeinsames Erbauungsbuch. Die kathol. Kirche gab wenigstens für die Geistlichen in dem lat. Brevier, dessen Schlußredaktion durch Papst Urban VIII. aus dem J. 1631 stammt, Vorschriften über die Abhaltung der acht Gebetszeiten. Sehr reich ist die Erbauungsliteratur der Lutherischen Kirche. In dieser ragen an Lauterkeit der Gesinnung wie an volksthümlicher Sprache Joh. Arndt's „Vier Bücher vom wahren Christenthum" (1605—9) hervor. Daneben fanden bei den mehr zur Mystik Geneigten die Schriften des philosophischen Schusters Jakob Böhme weite Verbreitung. Die kräftigen Lieder Paul Gerhardt's bilden noch heute einen Hauptheil der meisten Gesangbücher. In den Schriften von Chr. Scriver herrscht bereits ein süßlich pietistischer Ton vor, der in Bogatzky's „Täglichem Schatzkästlein der Kinder Gottes" (1718) die Oberhand gewann. Die nun folgende Zeit der Aufklärung u. des Rationalismus suchte das Erbauungsbedürfniß durch ästhetische od. breite moralische Betrachtungen zu befriedigen. Zu ersterer Gattung gehören die vielgebrauchten „Morgen- u. Abendopfer" von Witschel u. das übrigens treffliche „Laienbrevier" von Leopold Schefer (1834); zu letzterer die vielgelesenen „Stunden der Andacht" von Heinr. Zschokke. Diesen stellte der hallische Theolog Tholuck 1840 seine strenggläubigen „Stunden der Andacht" gegenüber. Auf demselben Standpunkt stehen die Schriften von Starke (besonders dessen „Gebetbuch"), Caspari („Geistliches und Weltliches" 1853) u. A. In neuester Zeit macht sich in den E. der kirchliche Parteistandpunkt mehr als je geltend; nam. wird vom orthodoxen Lager aus die sog. Traktätchenliteratur sehr eifrig gepflegt.

Erbfolge. Wenn Jemand stirbt, so gehen seine Vermögensrechte auf Andere über, u. zwar entweder als einzelne Rechte (z. B. Vermächtnisse) od. als Ganzes. Die letztere Art des Eintritts in die Gesammtheit fremder Vermögensrechte nennt man E. Es erhält dann der betreffende Rechtsnachfolger (Erbe) den ganzen Nachlaß mit Aktiven u Passiven, Rechten u. Verbindlichkeiten, od. doch einen Theil, der sich nach dem ganzen Nachlasse bestimmt, sog. Erbquote, Erbtheil. Die E. giebt dem Berechtigten durch einen Akt, den Erbantritt, alle die Rechte, die dem Erblasser, von dem der Nachlaß herrührt, zustanden, ohne daß es bei jedem einzelnen Rechte derjenigen Erwerbshandlungen bedürfte, die sonst zur Erlangung der betreffenden Rechte erforderlich sind.

Erbfolgekriege, Kriege, die aus Zwistigkeiten über Thronfolgerechte entstehen. Die Geschichte kennt viele derartige Kriege, das 18. Jahrh. allein deren drei: den Spanischen Erbfolgekrieg (1701 13), den Oesterreichischen Erbfolgekrieg (1740 –48) u. den Bayerischen Erbfolgekrieg (1778 u. 79 s. d. betr. Art.)

Erbgerechtigkeit bezeichnet eine mit einem Grundstück verbundene Berechtigung, die nach deutschem Rechte abweichend von dem röm. Rechte nach Grundsätzen der Erbfolge vererbt wird. Hierher gehören insbes. die Kavillereigerechtsame, die trotz dem neuerdings fast überall durchgeführten Prinzip der Gewerbefreiheit vielfach noch bestehen. - Die Erbgerechtsame sind nicht zu verwechseln mit gewissen Gewerbeberechtigungen u. Bannrechten, die gleichfalls häufig an Grundstücke geknüpft waren (Gasthofs-, Bäckerei-, Brau-, Barbierstubengerechtsame). Zu den E. gehören in vielen Ländern u. Städten auch die Apotheken.

Erbgerichte sind hervorgegangen aus den alten deutschen Centgerichten (s. unter „Cent") u. bildeten die zuständigen Behörden für kleinere Strafsachen im Gegensatze der Ober- od. Hofgerichte. Vor die E. gehörten die Untersuchungen wegen geringer Thätlichkeiten, kleiner Diebstähle u. überhaupt solcher Vergehen, die mit Geld od. keiner höheren als einer achttägigen Gefängnißstrafe geahndet wurden. Jetzt sind dieselben meist durch die Einzelpolizei u. Friedensgerichte verdrängt.

Erbium (chem. Zeichen: Er) ist ein metallisches Element, dessen Sauerstoffverbindung, das Erbiumoxyd od. die Erbinerde, in einigen sehr seltenen, nam. in Norwegen vorkommenden Mineralien (Gadolinit, Orthit, Cerit 2c.) enthalten ist. Das Erbinerdehydrat (ErO, HO) ist weiß u. wird durch Alkalien aus den Salzlösungen der Erbinerde als gallertartige Masse ausgefüllt; die reine geglühte, wasserfreie Erbinerde dagegen hat eine gelbe Farbe. Die Salze sind meist farblos, doch haben auch einige eine schwach amethystrothe Farbe, ähnlich wie die Didymsalze. — Die E.verbindungen haben bis jetzt nur ein rein theoretisches Interesse, da sie praktische Anwendung noch nicht gefunden haben.

Erblande heißen die älteren, ursprünglichen Besitzungen eines Hauses, die dessen eigentliches Besitzthum ausmachen, im Gegensatze zu den später hinzu erworbenen Besitzungen. In diesem Sinne unterscheidet man in Oesterreich die deutschen E. von Ungarn, in Sachsen die E. von der Oberlausitz. Solche später hinzu gekommene Landestheile haben sich in der Regel den E. gegenüber gewisse Sonderrechte zu wahren gewußt.

Erblassen u. Erröthen sind Vorgänge, die von der Füllung der Blutgefäße der Haut abhängen. Strotzende, mit Blut gefüllte Blutgefäße geben derselben eine rothe Farbe, leere hingegen od. schwach gefüllte geben den Eindruck der Bläſſe. Doch ist zum Erblassen die Leerheit sowol der kleinsten Schlag- als auch der Blutadern nothwendig. Eine einseitige Füllung ersterer ist überhaupt nicht möglich; wenn aber die Blutadern allein gefüllt sind, so macht die Haut nicht den Eindruck des „Roth", sondern des „Blau". Den Vorgang selbst nennt man Cyanose (Blausein). Die Füllung resp. Entleerung der Gefäße ist von verschiedenen Momenten abhängig. Ein stärker arbeitendes Herz wird in derselben Zeiteinheit natürlich eine größere Menge Blutes durch die kleinsten Gefäße (Capillaren) treiben. Da diese nicht starrwandig sind, sondern elastische u. nachgiebige Wandungen besitzen, so wird momentan sich eine große Blutmenge in denselben anstauen, die Haut wird stärker geröthet erscheinen. Diesen Vorgang sehen wir bei starken Bewegungen, bei normalem Herzen, ferner bei großem Herzen (cor bovinum), bei fieberhaften Krankheiten, bei Erregungen des Gemüthes 2c. Wenn die Ursachen aufgehört haben, der Herzschlag ein seltenerer, die Masse des durchzutreibenden Blutes eine geringere geworden ist, so entleeren sich die überfüllten Gefäße, u. die Haut kehrt zu ihrer normalen Farbe zurück.

Das Erröthen wäre demnach oft eine vom Herzen aus bewirkte Erscheinung. Man kann es jedoch auch lokal erzeugen. Die kleinen Arterien stehen unter dem dirigirenden Einflusse des sympathischen Nervenapparates; durchschneidet man an demselben gewisse Stellen, so folgt dieser Operation eine Röthung der betreffenden Körperpartie. So wird bei Durchtrennung des Halstheiles (Ganglion cervicale) dieses Nerven das Ohr stark geröthet. Das kommt daher, daß der hemmende Einfluß, der krampfartige Zustand, in welchem die Gefäße von diesem Punkte aus fortwährend erhalten werden, einem gelähmten, bei welchem der Gefäßquerdurchschnitt sich erweitert, Platz macht. Sofort kann von demselben Punkte aus wiederum ein Erblassen angeregt werden, wenn man das durchschnittene Ende elektrisch reizt u. dadurch den Krampfzustand wieder anregt. Endlich können E. u. E., od., wie man physiologisch sagen muß, Lähmungs- u. Krampfzustände der kleinsten Gefäße, dadurch angeregt werden, daß man dieselben unmittelbar reizt. Hitze, Elektrizität, Insektenstiche, verschiedene chemische Substanzen machen die Haut roth, d. h. reizen die Gefäße zu Lähmungen. Kälte veranlaßt im ersten Augenblicke eine Erhöhung des Krampfzustandes u. macht die Haut blasser; bei längerer Einwirkung jedoch tritt auch hier ein Lähmungszustand, ein Erröthen ein.

E. u. E. ist auch oft Folge verschiedener Seelenzustände. Schreck, Angst, Wuth bewirken ein Erbleichen, Freude, Muth, Zorn das Errothen. Auch hier denkt man sich eine Erregung der sympathischen Nerven durch die Seele. Diese Auffassung wird dadurch gestützt, daß die Erbleichungszustände gewöhnlich kurze Zeit dauern, um sofort in Erröthen überzugehen. Wir haben hier also denselben Vorgang wie bei allen plötzlichen Einwirkungen, die eine Muskelzusammenziehung bewirken u. die von Erschlaffung od. Lähmung gefolgt sind. Uebermäßigem Kontraktionszustande folgt zeitweise Lähmung. — Anderer Art ist die Bläſſe infolge einer ungehörigen Blutmischung. Hier kann ein Mangel der Blutmasse im Allgemeinen vorliegen (Anämie, s. d.), od. auch eine Verminderung derjenigen Elemente des Blutes, die dasselbe roth färben (Leukämie, s. d.).

Erblehn, s. „Lehn".

Erblichkeit. Als erblich bezeichnet man ein Rechtsverhältniß, das nicht streng an eine bestimmte Person geknüpft ist, sondern nach dem Tode der einen Person auf die andere übertragen werden kann. Rechte, die nicht erblich sind, nennt man höchstpersönliche; z. B. Familienrechte, Ehrenrechte, Titel, Würden, persönliche Vergünstigungen, Auszugsgerechtsame 2c. In Deutschland sind Standesrechte meist vererblich, wie z. B. der Adel.

Erbpacht, ein Rechtsverhältniß, welches dann vorhanden ist, wenn die Bewirthschaftung eines Gutes Jemand gegen Entgelt u. in der Weise überlassen worden ist, daß die durch das Pachtverhältniß ihm entstehenden Rechte u. Verbindlichkeiten auf seine Nachkommen vererbt werden. Bei diesem, insbes. bei Bauerngütern, häufig vorkommenden Verhältnisse ist der Gutsherr der Eigenthümer, der Erbpachter der Besitzer eines dinglichen Benutzungsrechtes, welches dem Eigenthume sehr nahe kommt. Dieses Rechtsverhältniß der E. ist jetzt meist gesetzlich verboten; den Bauern wird im Wege der Ablösung freies Eigenthum an den Erbpachtgütern verschafft. Der vom Bauer zu zahlende Erbpachtzins bestand bald in Naturalien (Zinshühner, Zinsochsen), bald in Diensten (Frohnden), bald in Geld. Derselbe wurde juristisch als Reallast (s. d.) aufgefaßt.

Erbrechen, die durch unwillkürliche Bewegungen des Verdauungsapparates nach außen stattfindende Förderung vom Inhalte des Magens (resp. Darmes). Das E. kann durch verschiedene nervöse Reize erzeugt werden: durch Kitzeln des weichen Gaumens, durch Einathmen von verschiedenen Substanzen, z. B. Chloroform, durch Krankheiten des Darmes u. Bauchfells, durch allgemeine Bluterkrankungen, Blutarmuth, durch Ekel erregende Vorstellungen 2c.; bes. auch durch Einführen gewisser Substanzen, Brechmittel (s. d.). Ebenso bewirken E. verdorbene u. schlecht schmeckende Speisen, sowie auch ein Uebermaß von Speise u. Trank. Bei gewissen Medikamenten kann E. erzeugt werden, indem man sie nicht direkt auf die Magenwand, sondern durch die Cirkulation auch in die Magenblutgefäße gelangen läßt, von wo aus die Nervenenden direkt angeregt werden. Zu diesen Mitteln gehört z. B. der Brechweinstein, dann das neuerdings angepriesene Apomorphin, welches, unter die Haut eingespritzt, außerordentlich schnell wirken soll, selbst in kleinen Mengen. Für Kinder, welche die widerwärtig schmeckenden Brechmittel oft nur mit größter Schwierigkeit nehmen, sind solche Mittel sehr wichtig.

Man bewirkt E., um aus dem Magen schädliche Substanzen herauszufördern, also wenn man viele Speisen, Gifte 2c. im Magen vermuthet, seltener, um aus dem Rachen anhaftende Membranen zu entfernen.

Das übermäßige Brechen, wie es früher mit Aderlässen u. Purgiren fast jede Kur einleitete, ist heutzutage aufgegeben. Dagegen kann man es auch hervorrufen, um aus dem Erbrochenen auf den Charakter einer Krankheit zu schließen. So z. B. sind chokoladenfarbene Erbrechungen Zeichen tiefer Magenzerstörungen, des Magengeschwüres u. des Magenkrebses 2c. Bei Blutarmen kommt E. vor, das keiner medikamentosen Hülfe weichen will; man thut dann gut, den Magen abzuhärten, indem man demselben klein geschlagene Stückchen Eis zuführt. Im Allgemeinen sind kühle, fettlose, nicht gährende Speisen neben schwach narkotisirenden Mitteln das Beste zur Bekämpfung des habituellen E.s.

Erbrecht (hereditas, successio mortis causa). Mit dem Tode des Menschen erlöschen für den letzteren alle Rechtsverhältnisse, in welchen er bei seinen Lebzeiten bis zum Augenblick des Todes stand; alle Rechte u. Verbindlichkeiten hören wenigstens für ihn auf, da er selbst physisch un-

fähig ist, sie fortzusetzen u. sie zu erfüllen. Allein daraus folgt keineswegs, daß alle jene Rechtsverhältnisse mit ihrem Träger zusammenfallen od. der Nachlaß als freies Gut von Jedermann in Besitz genommen werden konnte; vielmehr gehen regelmäßig alle Vermögensrechte auf eine od. mehrere Personen genau so über, wie sie dem Erblasser zustanden. Das E. ist oft als ein Institut der Willkür bezeichnet worden, beruht aber auf tiefen sittlichen Gründen u. ist auch in wirthschaftlicher Beziehung eine Nothwendigkeit; ohne das E. würden Ersparnisse gar nicht od. nur in geringem Maße gemacht werden. Alle kultivirten Völker haben daher ein E. anerkannt. Ein geordnetes Erbfolgerecht beruht auf dem sehr nahe liegenden u. natürlichen Gedanken, daß gewisse, den Erblasser überlebende Personen berufen sein sollen, in die durch den Tod erledigten Rechtsverhältnisse, soweit sie überhaupt übertragbar sind, einzutreten. Das Erbfolgerecht gründet sich nach den positiven Rechten entweder auf einen Vertrag (s. „Erbvertrag") od. auf ein Testament (s. d.) od. unmittelbar auf eine gesetzliche Bestimmung (gesetzl. od. Intestaterbrecht). Dies sind die sog. Berufungsgründe od. Delationsarten der Erbschaft. Die beiden ersteren Arten werden begründet durch den Willen des Erblassers, dergestalt, daß letzterer an einen Erbvertrag für alle Zeit gebunden ist, während er ein Testament jederzeit widerrufen kann. In Ermangelung eines Erbvertrages od. Testamentes beruft das Gesetz den überlebenden Ehegatten u. neben diesen die überlebenden Verwandten, die letzteren jedoch nicht sämmtlich auf einmal, sondern nach einander in bestimmter Reihenfolge, in der sog. Erbfolgeordnung. Diese ist in den einzelnen Gesetzgebungen sehr verschieden, jetzt meist so geregelt: 1. Klasse: Kinder u. Kindeskinder. 2. Klasse: Eltern u. Voreltern. 3. Voll- u. halbbürtige Geschwister u. deren Abkömmlinge. 4. Alle übrigen Seitenverwandten. In den einzelnen Klassen wird verschieden getheilt, bald nach Köpfen, bald nach Stämmen, bald nach Linien. Nach röm. u. germ. Rechte entscheidet unter Gleichberechtigten meistentheils die Gradesnähe, das sog. Gradualprinzip; in Deutschland hingegen kommt meist das Linealgradualprinzip zur Anwendung, d. h. es werden zuvörderst alle vom Vater u. Mutter Herstammenden, dann die von den Großeltern, dann die von den Urgroßeltern Erzeugten u. s. w. berufen. Eine besondere Gattung von gesetzlichen Erben sind die Pflichttheilserben (s. d.). Uebrigens tritt die gesetzliche Erbfolge auch dann ein, wenn kein giltiger Erbvertrag od. letzter Wille vorliegt, od. dies zwar der Fall ist, der berufene Erbe jedoch nicht die Erbschaft antreten will. Sind keine Erben vorhanden, so fällt der ganze Nachlaß an den Staat. Doch müssen solchenfalls zuvor Ediktalien (s. d.) erlassen werden.

Erbschleicherei bezeichnet die durch List u. Ueberredungskünste erlangte Berufung auf den Nachlaß einer Person. Die E. ist an sich kein Verbrechen, wenn nicht der Erblasser absichtlich getäuscht worden ist; auch wird in den meisten Fällen die erschlichene Erbeinsetzung unanfechtbar sein. Nur der mit der Niederschrift eines letzten Willens Betraute soll (nach dem röm. senatusconsultum Libonianum) das ihm geschenkte Vertrauen nicht dazu mißbrauchen dürfen, um sich letztwillig einen Vermögensvortheil zu verschaffen, eine Vorschrift, die in neueren Gesetzgebungen vielfach erweitert worden ist.

Erbse (Pisum sativum *L.*), auch Aufte, Arbes, eines der wichtigsten Hülsengewächse unserer Kultur, wahrscheinlich aus Südeuropa stammend, heute überall in der gemäßigten Zone der Erde eingebürgert u. in den verschiedensten Abarten vorhanden, deren Zahl man durch gegenseitige Befruchtung wiederum eifrigst vermehrt. Man unterscheidet zwei Hauptformen: Pahl-, Kneifel- od. Ausläufere., deren Samen man grün od. reif verzehrt, u. Zuckere., die man sogar mit den Schoten genießen kann. Die ersteren zerfallen wieder in solche, die man zu stützen hat, wie bei den Bohnen (Stangenerbsen), u. solche, welche niedrig wachsen (Zwerg- od. Krupe.). Dieselben Unterschiede zeigen auch die Zuckere. Erfordernisse guter E. sind: reichliche Erträge, zuckerreiche u. zarte Gemüse in den jungen Früchten u. leichtkochende, zarthäutige, reife Früchte. Der wichtigste Nahrungsbestandtheil der E. ist das Legumin od. der Hülsenstoff. — Außerdem kennt man noch sehr verschiedene, wirkliche Arten, welche in den betreffenden Ländern eine ähnliche Rolle spielen: P. biflorum in Sizilien, P. thebaicum in Griechenland, P. Jamardi in Aegypten, P. abyssinicum in Abessinien, P. elatum im Kaukasus ꝛc. Dagegen ist die türkische E. (Tephrosia virginiana) aus Nordamerika ein Laxir- u. Wurmmittel.

Erbsenbein, s. „Handwurzelknochen".

Erbsenkäfer (Bruchus pisi), ein kleiner schwarzer Rüsselkäfer, dessen weißer After zwei schwarze Flecken trägt. Er legt seine Eier zur Blütezeit der Erbsen in die eben ansetzenden Hülsen, in jede Erbse ein Ei, von der sich nun die Larve nährt, bis sich schließlich der entwickelte Käfer freimacht. Erst seit 1753 in Deutschland bekannt, soll dieses Insekt, dessen Auftreten in manchen Gegenden sehr schädlich wird, aus Amerika stammen. Auch andere Bruchusarten werden den Erbsen u. Bohnen schädlich, den Kakaobohnen der tropische Bruchus cacao.

Erbsenstrauch, s. „Caragana". **Erbstollen**, s. „Bergbau".

Erbsünde heißt in der christlichen, bes. evangelischen Religionslehre nicht irgend eine einzelne Sünde, sondern der Zustand totaler Sündhaftigkeit, in den alle Menschen vermöge ihrer leiblichen Abstammung von Adam, dem ersten Sünder, verfallen sind. Die E. besteht hiernach in dem Verluste der Gottebenbildlichkeit, in dem gänzlichen Beherrschtsein von der Sünde u. der völligen Unfähigkeit zum Guten ohne Einwirkung der göttlichen Gnade. Um der E. willen sind also auch die Kinder bereits der Verdammniß verfallen, die irgendwelche sündige That noch gar nicht begehen konnten. Diese Lehre wurde in ihrer ganzen Schärfe zunächst von Augustinus gegen den Irrlehrer Pelagius aufgestellt, welcher die Fähigkeit des Menschen zum Guten behauptet hatte. Die katholische Kirche schwächte die schroffe Lehre immer mehr in den sog. Semipelagianismus ab, der nur eine theilweise Verderbniß des Menschen durch die E., eine Neigung des Menschen zur Sünde, nicht aber eine gänzliche Verderbtheit annimmt. In ihrer ganzen Schärfe wurde die Lehre von der E. von Luther u. Calvin wieder erneuert. Die spätere philosophische Theologie erkannte zwar eine gewisse Wahrheit in jener Lehre an, sofern die Erfahrung thatsächlich eben so eine Vererbung der Sünde wie der körperlichen Gebrechen nahe legt, hat sich aber mit Recht von den schroffen Folgerungen entfernt, die früher in Bezug auf die Verdammniß auch der Kinder u. die gänzliche Verderbniß der ganzen Menschennatur daraus gezogen wurden.

Erbswurst, eine Erfindung des Koches Grünberg aus Berlin, nach dessen Angabe während des Deutsch-franz. Krieges 1870—71 im Auftrage der deutschen Kriegsverwaltung 4—5 Millionen kg. dieser Konserve bereitet u. für die deutschen Truppen nach Frankreich gesandt wurden. Sie besteht aus Erbsmehl, Rindsfett, entöltem Speck, Zwiebeln u. verschiedenen Gewürzen. Anfangs schlug man diese Mischung in animalische Därme, später jedoch, als die letzteren zu mangeln begannen, in präparirtes Papier. Um die E. zu genießen, schneidet man sie entweder in Würfel u. kocht sie in Wasser auf, od. man kocht u. verzehrt sie als Wurst. Sie kann mehrere Jahre hindurch in genießbarem Zustande erhalten werden.

Erbtochter, die nächste Verwandte eines Guts- od. Lehnbesitzers od. des Mitglieds einer regierenden Familie; ihr fällt in Ermangelung männlicher Erben das Erbe zu. In Mecklenburg hat die Tochter eines ohne Söhne versterbenden Lehnbesitzers (Erbjungfer) das Recht auf lebenslänglichen Besitz des Gutes.

Erbverbrüderung (pactum confraternitatis) ist die Verabredung unter mehreren adligen Familien od. unter verschiedenen Linien derselben adligen ꝛc. Familie, wodurch sie sich gegenseitig für den Fall, daß die eine aussterben sollte, ihre Besitzungen zusichern. Es liegt in einer solchen E. eine vertragsmäßige Erbeinsetzung einer Familie bezüglich des Nachlasses der andern; sie ist bindend für alle Nachkommen. Derartige Verträge kommen meist nur beim hohen Adel, bes. bei Regentenhäusern vor. Bekannt ist nam. die 1373 zwischen Sachsen u. Kurhessen abgeschlossene E., der Brandenburg 1457 beitrat.

Erbvertrag, ein Vertrag, durch welchen Jemand für den Fall seines Todes einem Andern sein ganzes Vermögen od. einen Theil desselben (Erbvertrag im engeren Sinne) od. ein Vermächtniß od. eine Anwartschaft (Singulare.) zusichert. Wer einen solchen Vertrag eingegangen, darf dem Berechtigten das zugesicherte Recht weder durch späteren letzten Willen, noch durch einen späteren E. entziehen, ist aber in der Regel in Verfügungen unter Lebenden u. im Verbrauche des Vermachten nicht behindert. Diese Art von E. nennt man Erbeinsetzungsvertrag; er muß meist gerichtlich od. vor einer größeren Anzahl von Zeugen (7 od. 5) errichtet werden. Das Bedenkliche dieses Rechtsgeschäfts besteht darin, daß der Erblasser sich für alle Zeiten die Hände bindet. Daher war es bei den Römern unbedingt verboten. Eine andere Art von E. liegt vor, wenn Jemand vertragsmäßig erklärt, daß er die ihm nach dem Gesetze zustehenden Erbansprüche zu der Zeit, wo er dieselbe geltend machen könnte, nicht verfolgen wolle (Erbverzicht); ein solcher bedarf in der Regel keiner besonderen Form. Sehr häufig kommen dergleichen Erbverzichte bei adligen Familien, bes. bei Töchtern aus solchen Familien vor, die damit alle Erbrechte auf ihr väterliches Vermögen aufgeben.

Erbzins u. Erbzinsgüter. Die Bauerngüter befinden sich gegenwärtig fast sämmtlich im freien Eigenthume ihrer Besitzer; die früheren erheblichen Beschränkungen der Bauern (Leibeigenschaft, Zwangdienst, Dienstzwang), wie die sachlichen Beschwerungen ihrer Güter (Frohnden, bäuerl. Lasten), sind meist weggefallen, bez. durch die Ablösungsgesetze beseitigt worden. Aber nicht alle Bauern sind freie Eigenthümer; manchen steht nur ein Nutzungsrecht an einem Landgute, das Obereigenthum hingegen dem Gutsherrn zu. Für das vererbliche u. unter Beschränkungen sogar veräußerliche Recht, das Gut in jeder Weise gebrauchen u. zur Fruchtziehung benutzen zu können, hat der Bauer an den Gutsherrn meist eine jährliche Abgabe zu zahlen, die, weil sie, wie die Berechtigung, auf

die Erben übergeht, Erbzins (census) genannt wird. Die Güter, bei denen volles Eigenthum des Bauern angenommen u. nur eine jährliche Abgabe gezahlt wird, nennt man schlechte od. schlichte Zinsgüter; hier erlischt die Verbindlichkeit meist mit dem Tode Desjenigen, der das Gut erworben.

Ercilla y Zuñiga (spr. Erdsilljа i Dsunjigha), Don Alonso de, span. Dichter, geb. 7. Aug. 1533 zu Madrid, wurde Page beim Infanten Don Philipp, nahm an einem Zuge gegen die Araukaner in Chile theil u. begann schon vor seiner Rückkehr nach Europa sein berühmtes historisch-episches Gedicht „La Araucana", das die Kämpfe der Spanier in Chile besingt (1569—90). Die später in Europa zugefügten Fortsetzungen huldigen mehr dem Zeitgeschmack u. zeigen nicht die Frische der ersten Abtheilung. E. war später eine Zeitlang Kammerherr Kaiser Rudolf's II., und kehrte 1580 nach Madrid zurück, wo er um 1595 in Zurückgezogenheit u. Armuth starb.

Erckmann-Chatrian (spr. Schatriang), gemeinsamer Name der franz. Romanschriftsteller **Emile Erckmann** (geb. 20. Mai 1822 zu Pfalzburg) u. **Alexandre Chatrian** (geb. 18. Dez. 1826 im Weiler Soldatenthal unweit Pfalzburg), die frühzeitig Freundschaft schlossen u. schon in den ersten Früchten ihres gemeinschaftlichen literarischen Schaffens eine so merkwürdige Uebereinstimmung der Denk- u. Schreibart bekundeten, daß man längere Zeit glaubte, ihre Schriften rührten von einem einzigen Autor her. Ihre Romane u. Novellen, die theils in Deutschland, theils in Frankreich — u. zwar meist zur Zeit der Franz. Revolution u. des ersten Kaiserreichs — spielen, zeichnen sich durch treue Schilderung des Zeitkolorits u. durch genrehafte Ausmalung des Kleinlebens aus u. erinnern durch diese Eigenschaften, sowie durch gemüthvolle u. phantastische Züge, an die Romane Hoffmann's u. andere deutsche Muster. Den ersten durchschlagenden Erfolg errangen sie durch den Roman „L'illustre docteur Matheus" (1859); von den folgenden Schriften nennen wir: „Contes des bords du Rhin" (1862), „Madame Thérèse ou les volontaires de 1792" (1863), „L'ami Fritz" (1864), „Histoire d'un conscrit de 1813" (1864), „Waterloo" (1865), „Le blocus" (Belagerung von Pfalzburg, 1867), „Histoire d'un paysan" (1869). Mehrere dieser Romane wurden ins Deutsche übersetzt. Von ihren Schauspielen hat bes. „Le juif polonais" (1869) Anklang gefunden.

Erdapfel, s. „Kartoffel". **Erdbahn**, s. „Erde".

Erdbeben sind die durch unterirdische Kraftäußerungen hervorgebrachten fühlbaren u. gewöhnlich auch sichtbaren Erschütterungen u. Bewegungen größerer od. kleinerer Theile der festen Erdkruste; sie gehören zu denjenigen Naturereignissen, die, ähnlich wie die vulkanischen Eruptionen, das Gemüth am gewaltigsten aufregen u. in ihren Folgen u. Wirkungen am meisten verderbenbringend sind. Die schwächeren E. äußern sich als bloße leichte Schwankungen od. kurze stoßende Erschütterungen (Erdstöße), die stärkeren dagegen veranlassen eine heftige u. gewaltsame Erschütterung oft großer Strecken Landes, wobei der Boden in verschiedener Weise bewegt wird. In dieser Hinsicht unterscheidet man sukkussorische, undulatorische u. rotatorische Bewegung, welche jedoch auch gleichzeitig auftreten können. Die sukkussorischen E. sind solche, bei denen eine stoßweise, auf- u. niedergehende Bewegung in vertikaler Richtung stattfindet, während bei den undulatorischen eine wellenförmige Fortpflanzung der Bewegung in horizontaler Richtung u. bei den rotatorischen eine drehende od. Kreisbewegung stattfindet. Je nach Verschiedenheit u. Stärke dieser Bewegungen werden Gebäude u. andere hohe Gegenstände aus ihrer Verbindung u. dem Gleichgewicht gebracht, bekommen Risse u. stürzen auch wol zusammen; oft entstehen Spalten u. Klüfte in der Erde, die sich wiederholt schließen u. öffnen u. zuweilen Wasser, Schlamm, Wasserdampf od. andere Gase hervorbrechen lassen. Es kommt auch vor, daß plötzlich Wasser aus solchen Spalten hervortritt od. daß der Raum über eingesunkenen Erdstücken sich mit Wasser füllt. Die Dauer der einzelnen Stöße ist meist nur gering, gewöhnlich nur einige Sekunden, sie wiederholen sich aber zuweilen in größeren od. kleineren Pausen. Gewöhnlich wird auch ein eigenthümliches Getöse u. donnerartiges Rollen im Innern der Erde vernommen. Am meisten werden Gegenden in der Nähe des Meeres u. der Vulkane von E. heimgesucht; es ist jedoch kein Ort der ganzen Erde sicher vor ihnen, u. es vergeht fast kein Tag, wo nicht an irgend einem Orte unseres Planeten eine Erderschütterung stattfindet; ja es giebt Orte, wo die E. zu den alltäglichen, sich oft regelmäßig wiederholenden Erscheinungen gehören (habituelle Stoßgebiete). In vulkanischen Gegenden wird gewöhnlich u. mit Recht nach langem Ausbleiben vulkanischer Ausbrüche das Eintreten heftiger E. gefürchtet, woraus man schon auf den nahen ursächlichen Zusammenhang der E. u. der vulkanischen Erscheinungen schließen kann. In der That haben auch alle heftigeren u. die über größere Länderstrecken sich verbreitenden E. dieselbe Ursache wie die vulkanischen Erscheinungen; dringt nämlich Wasser durch die zahlreichen Ritzen u. Spalten der festen Erdkruste bis in solche Tiefe, wo die Gesteine noch heiß od. gar geschmolzen sind, so wird dasselbe sich in Dampf verwandeln u. dieser wird einen Ausweg suchen u., wenn die Entwicklung großer Mengen Dampf plötzlich stattfindet, das E. veranlassen.

Es können möglicherweise auch noch andere Ursachen bei manchen E. mitwirken, so Ausdehnung od. auch Kontraktion der tieferen Erdschichten, plötzliches Freiwerden gebundener Gase u. s. w., allein die Hauptursache der meisten E. wird sich gewiß auf die Einwirkung des Wassers auf das feuerflüssige Erdinnere zurückführen lassen. Kleinere lokale E. können auch vielleicht dadurch veranlaßt werden, daß unterirdische Lager von Gips, Steinsalz u. s. w. durch das Wasser allmählig ausgewaschen werden, wodurch sich Hohlräume im Inneren bilden, die wieder Einstürze von Felsenmassen im Inneren zur Folge haben können. Man macht zuweilen noch einen Unterschied zwischen plutonischen u. vulkanischen E. Letztere sind diejenigen, welche vor u. während vulkanischer Ausbrüche in nächster Nähe derselben auftreten; die plutonischen dagegen sind diejenigen, deren Ursprung man in größerer Tiefe u. unabhängig von Vulkanen zu finden glaubt. — Die horizontal fortschreitenden Schwingungen der E. folgen gewöhnlich einer bestimmten Richtung; um nun diese Richtung genau ausfindig machen zu können, sowie um schwächere Erdstöße, die vielleicht während der Nacht nicht bemerkt werden, anzuzeigen, dienen die sog. **Seismometer** od. **Sismometer**; sie sind in Italien zugleich als Warnungsmittel für E. ziemlich allgemein verbreitet. Man hat 6 verschiedene Arten dieser Instrumente, unter denen das von Cacciatore jedenfalls das zweckmäßigste ist; es besteht aus einem flachen, kreisrunden Gefäße, dessen Umfang von 8, in einer Ebene liegenden u. den Punkten eines regulären Achteckes entsprechenden Löchern durchbohrt ist, welche nach außen mit Rinnen od. Röhren in Verbindung stehen, unter deren jeder sich ein kleiner feststehender Becher befindet. Dieses Instrument wird an einem vor zufälligen Erschütterungen gesicherten Orte derart aufgestellt u. befestigt, daß die 8 Ausgußöffnungen den Weltgegenden Nord, Nordost, Ost u. s. w. entsprechen, während deren untere Ränder ebenfalls in einer Horizontalebene liegen. Das Gefäß wird dann soweit mit Quecksilber gefüllt, daß der Spiegel desselben eben bis an die untere Kante der Löcher reicht. Sobald nun ein E. eintritt, wird Quecksilber durch diejenigen beiden sich gegenüber stehenden Oeffnungen ausfließen, deren Verbindungslinie der Richtung der Bewegung am nächsten liegt; auch wird die Menge des ausgeflossenen Quecksilbers um so größer sein, je stärker die Schwankung war. — Im Allgemeinen kommen die E. im Herbste u. Winter häufiger vor als im Frühjahr u. Sommer. Wir lassen nun zum Schlusse eine chronologisch geordnete Aufzählung der wichtigsten E. folgen; von einer Vollständigkeit kann natürlich hier keine Rede sein, wenn man bedenkt, daß Perrey für Europa u. die zunächst gelegenen Theile Asiens u. Afrika's seit dem J. 306 bis 1844 allein 2979 Erdbeben aufzählt; hiervon kommen auf die Zeit von 1801—43 in denselben Gegenden 914 E.

Chronologische Zusammenstellung der bedeutendsten Erdbeben

Im Jahre: (n. Chr. Geb.).

17 Syrien (13 große Städte zerstört).
63 Herculanum u. Pompeji durch E. zerstört (16 Jahre später abermals durch einen Aschenregen des Vesuv).
985 Syrien.
1158 England.
1356 (18. Okt.) Basel zerstört.
1510 (14. Sept.) Konstantinopel.
1660 (Juni) E. in den Pyrenäen.
1663 (Februar) Canada.
1692 (7. Juni) Jamaica; die Stadt Port-Royal versank zum größten Theile im Meere.
1693 Sizilien; Catania u. 49 andere Orte wurden zerstört; 60,000 Menschen kamen ums Leben.
1702 Italien, namentlich in den Abruzzen.
1737 (Okt.) Kamtschatka.
1746 (28. Okt.) Peru, Lima u. Callao verwüstet.
1755 (1. Nov.) Lissabon vollständig zerstört (der Erschütterungskreis verbreitete sich über den dreizehnten Theil der ganzen Erdoberfläche).
1755 (18. Nov.) Boston.
1759 Syrien.
1766 (21. Okt.) Cumana (dauerte bis Ende 1767).
1770 Haiti.
1773 Chili, Copiapo zerstört.
1774 Guatemala.
1783 (5. Febr.) Calabrien (bis 28. März).

1796 Chili (Copiapo wieder zerstört).
1797 (4. Febr.) Riobamba.
1799 (1. Nov.) Cumana.
1802 Peru.
1805 (Juli) neapolitan. Grafschaft Molice.
1808 (vom 2. April bis 17. Mai) Piemont.
1811 Neumadrid (Missouri, dauerte fast zwei Jahre lang u. erstreckte sich über einen großen Theil Nordamerika's).
1812 (26. März) Caracas.
1813 Louisiana.
1818 (20. Febr.) Sizilien.
1819 (16. Juni) Ostindien; Chili.
1822 (19. Febr.) Paris.
1822 Syrien (Aleppo ganz zerstört).
1822 (19. Nov.) Valparaiso.
1824 (1. Jan.) Böhmen, dauerte 10 Tage.
1824 Persien, Jerusalem u. Irkutsk in Sibirien.
1825 Algier.
1826 Bogota (Südamerika).
1827 (16. Nov.) Columbien; Neugranada; Ochotzk in Sibirien.
1828 (23. Febr.) Niederlande u. Rheingegend.
1828 (8. März) Irkutsk.
1832 (22. Jan.) Indien.
1834 Batavia auf Java.
1835 (20. Febr.) Chili u. Centralamerika.
1836 (April) Calabrien u. Jaffa in Palästina.
1837 (1. Jan.) Syrien u. griech. Archipel.
1837 (7. Nov.) Chili (verbreitete sich als Meeresbeben über einen sehr großen Theil des Stillen Ozeans).
1839 (11. Jan.) Martinique u. Kleine Antillen.
1839 Schottland (dauerte bis 1841).
1840 (20. Juni) Zante u. Arrarat in Armenien.
1841 (14. Jan.) Calabrien.
1842 (April) Griechenland.
1843 (4. Jan.) Vereinigte Staaten von Nordamerika.
1843 (8. Febr.) Guadeloupe (Point-à-Pitre zerstört).
1845 (7. April) Mexiko.
1846 (29. Juli) Rheinlande.
1847 (Nov.) Batavia auf Java.
1851 (28. Febr.) Rhodos u. Südwestküste von Kleinasien.
1851 Chili u. Majorka.
1851 (14. Aug.) Pisa, Livorno u. Volterra in Italien.
1852 (18. Aug.) Insel Cuba.
1853 (3. Mai) Schiras in Persien u. Kaschau in Ungarn.
1853 (20. Aug.) Griechenland (Theben zerstört).
1854 (Febr.) Calabrien; im April San Salvador in Mittelamerika.
1854 (Dez.) japanische Küste zu Simoda, Nipon.
1855 großes anhaltendes u. weit verzweigtes E. in der Türkei u. Kleinasien, Brussa vollständig zerstört.
1855 (25. Juli) Wallis in der Schweiz (dauerte bis 6. Sept., 210 Stöße).
1855 (12. Nov.) Japan (Jeddo zerstört).
1856 Kalifornien, Malta, Rhodos, Smyrna; Salerno, Potenza u. Pola.
1857 (16. Dez.) Königreich Neapel (mehrere Städte zerstört).
1858 (15—24. Jan.) östl. Deutschland.
1858 (5. Febr.) Schweiz.
1858 (21. Febr.) Griechenland (Korinth verwüstet).
1858 (19. Juni) Mexiko.
1865 (März) Inseln des Stillen Ozeans.
1866 (5. Juni) griech. Archipel (Insel Santorin).
1868 (13. Aug.) Peru (Zerstörung der Stadt Arica); Erdbebenflut über den größten Theil des Stillen Ozeans.
1868 (16. Aug.) Ecuador.
1869 (5. Juni) Neuseeland.
1872 (6. März) in einem großen Theile Deutschlands.
1873 (29. Juni, wiederholt im Juli u. Aug.) Oberitalien, Südtirol, Kärnten u. Oberbayern (Belluno zerstört).

Erdbeerbaum, s. „Arbutus“.

Erdbeere. Ueber dieselbe ist außer dem unter dem Art. „Beere“ (s. d.) Gesagten noch Folgendes zu bemerken: Die E. gedeiht am besten in einem Gemisch von Sand, Lehm u. Humus. Letzterer darf nicht zu reichlich vorhanden sein, weil die E. sonst mehr in die Blätter treibt. Aus diesem Grunde ist die rechte Erdmischung das erste aller Erfordernisse. Am besten verwendet man Heideerde mit Kuhmist, die aber beide schon verrottet sein müssen. Luft u. Licht sind dann die beiden übrigen Erfordernisse, damit die Pflanzen nicht auf saurem Boden wachsen, wo sie leicht faulen od. unfruchtbar bleiben. Man legt die Beete zu Anfang des Herbstes od. Frühjahrs an, indem man sie mit alten zertheilten Erdbeerstöcken od. mit deren Wurzelausläufern bepflanzt. Im letzteren Falle tragen aber die künftigen Stöcke erst später. Auch ihre Entfernung ist nicht unwesentlich; am besten pflanzt man in zwei Reihen auf 1,3 m. breiten Beeten in 0,3 m. od. in 0,6 m. Entfernung bei größerer Sorte. Nun sorgt man für passende Feuchtigkeit, Reinlichkeit der Beete u. eine Beschränkung der neu entstehenden Wurzelsprossen, für Bedachung im Winter durch Kompost od. Nadelstreu, im Frühjahr für rechtzeitiges Aufdecken, im dritten Jahre für reichlicheren Dung. Ein Beet darf nicht bis zum vierten Jahre stehen bleiben, damit sich der Boden nicht erschöpfe. Auf leichten Boden bringt man die virginische od. Scharlache., auf lehmigen od. mit Haideerde versetzten die Chilie., auf Mittelboden unsere beiden Waldbeerarten (Fragaria vesca u. elatior), auf schweren die Ananase. Von den vielen, alljährlich neu auftauchenden Sorten werden am meisten empfohlen: Monatse., Globe, Keens Seedling, Roseberry, Duc de Malacoff, Marguerite. Anweisungen zur Erdbeerzucht findet man in Wredow's „Gartenfreund“ (13. Aufl., Berl. 1873) u. in A. S. Fuller's „Kultur der Fruchtsträucher“ (deutsch von Maurer, Weim. 1868)

Erdbeerspinat (Blitum capitatum *L.*), auch Schminkbeere, Beermelde u. Maulbeermelde, eine bekannte, aber wenig gebaute Meldenart aus Mittel- u. Südeuropa mit spinatartigen Blättern, welche als Gemüse genossen werden, u. beerenartigen rothen Früchten, welche eine rothe Farbe geben. Die Art zeichnet sich botanisch dadurch aus, daß ihre Blumen nur ein einziges Staubgefäß haben; sie gehört somit zu den wenigen Gewächsen, welche in die erste Klasse des Linné'schen Systems gestellt werden.

Erdbeschreibung, s. „Geographie“. **Erdbiene**, s. „Bienen“.

Erdbirne, s. „Helianthus“. **Erdbohrer**, s. „Bohrer“.

Erde, der dritte der bekannten Planeten, von der Sonne aus gezählt, besitzt die Form einer an den Polen abgeplatteten Kugel (Erdsphäroid) u. zeigt eine doppelte Bewegung; um ihre eigene Achse (Rotation) wie eine fortschreitende (progressive) Bewegung um die Sonne.

I. **Die Erde als Planet; Bewegungsverhältnisse derselben.** — 1. Die progressive Bewegung der E. findet zwischen den beiden Planeten Venus u. Mars in einer elliptischen Bahn statt, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht. Die E. ist demnach nicht immer gleich weit von der Sonne entfernt, sondern befindet sich einmal des Jahres in der Sonnennähe (Perihelium) u. einmal in der Sonnenferne (Aphelium). Im ersteren Falle beträgt der Abstand 23,600, im zweiten 24,400 Erdhalbmesser. Die mittlere Entfernung der E. von der Sonne od. die halbe große Achse dieser Erdbahn, deren Länge man vorzüglich aus den Beobachtungen des scheinbaren Durchgangs der Venus durch die Sonne bestimmt, ist demnach 23,984 Erdhalbmesser, die man gewöhnlich zu 24,000 abrundet. In Meilen ausgedrückt, beträgt die mittlere Entfernung nach Encke's Berechnungen 20,666,800 Meilen. Die Exzentrizität beträgt 0,016780 der mittleren Entfernung. Ihre Sonnennähe erreicht die E. am 10. Tage nach dem Wintersolstitium; die Lage der Erdbahn ändert sich aber etwas, so daß jener Moment der Sonnennähe jedes Jahr ein wenig, u. zwar um $11^3/_4$ Sekunden, später eintritt (s. „Ekliptik“). Die Länge der Erdbahn ist 129,631,100 Meilen, u. die E. durchläuft diese Bahn in $365^1/_4$ Tagen, genauer 365,256383 Tagen; es ist dies diejenige Zeit, innerhalb welcher die E., vom Mittelpunkte der Sonne aus gesehen, zu demselben Punkte zurückgekehrt ist, von welchem sie ausging u. welcher Punkt durch einen hinter der E. stehenden Fixstern, von der Sonne aus gesehen, zu bestimmen wäre. Man nennt diese Umlaufszeit das siderische Sonnenjahr. — Das tropische Sonnenjahr dagegen ist diejenige Zeit, in welcher die E. in Beziehung auf die Tag- u. Nachtgleichen wieder dieselbe Stellung erlangt; es hat eine Länge von 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten u. 51,333 Sekunden; endlich in Beziehung auf die große Achse kehrt die E. in 365 Tagen 6 Stunden 13 Minuten u. 59 Sekunden wieder in dieselbe Stellung zurück (anomalistische Umlaufszeit). Auf dieser ihrer Bahn durchläuft die E. täglich 355,800 Meilen, pr. Sekunde also 4,1 Meile; es ist dies eine Geschwindigkeit, wie man sie, mit Ausnahme der Elektrizität u. des Lichtes, auf der Erde nicht weiter kennt. Diese Geschwindigkeit ist jedoch nicht ganz gleichmäßig, indem die E., wenn sie in der Sonnennähe (Perihelium) ist, sich um ca. $^1/_{30}$ schneller bewegt als in der Sonnenferne; sie durchläuft nämlich dort 61 Bogenminuten u. 10 Sekunden, hier nur 57 Bogenminuten 11 Sekunden ihrer Bahn im Laufe eines Tages. Die Ebene der Erdbahn ist fast unveränderlich, die Bewegungsrichtung der E. auf der Erdbahn ist von Osten nach Westen, also der Richtung der Rotationsbewegung entgegengesetzt. Eine bildliche Darstellung der Erdbahn findet sich Bd. I. S. 1162. — 2. Die drehende od. rotirende Bewegung der E. findet so statt, daß der kleinste ihrer Durchmesser die Drehungslinie od. Erdachse bildet, um welche sich die E. von Westen nach Osten dreht. Die beiden Endpunkte

dieser Drehungslinie werden Pole genannt u. zwar der links von der Drehungsrichtung, nach Osten gesehene, der Nordpol, der rechts liegende der Südpol. Der größte, von beiden Polen gleichweit entfernt liegende Kreis führt die Namen Erdgleicher, Aequator od. Linie. Die Drehung der E. erfolgt so, daß die Umdrehungsachse immer mit sich selbst parallel um die Sonne fortgeführt wird. Es steht jedoch diese Achse nicht rechtwinkelig auf der Erdbahn, sondern sie ist gegen die Ebene der letzteren geneigt; diese Neigung, die Schiefe der Ekliptik, beträgt jetzt 32° 27′ 12″; sie nimmt jährlich um 0,5 Sekunden ab infolge der Einwirkung der anderen Planeten; nam. des Jupiter u. der Venus, auf die E. – Für die Dauer eines Jahres kann man die Stellung der Erdachse allerdings als sich gleichbleibend annehmen; für längere Zeiträume macht sich aber eine kleine allmählige Aenderung der Lage dieser Achse gegen die Sterne bemerklich, welche im Laufe vieler Jahrhunderte den Pol der Ekliptik verlegt; ferner findet noch durch den Einfluß des Mondes auf die E. eine periodisch wiederkehrende Veränderung der Lage der Erdachse gegen die Sterne statt, was man mit Nutation od. Wanken der Erdachse bezeichnet. Dieses Schwanken in der Lage der Erdachse ist jedoch nur sehr geringfügig u. kann daher für die gewöhnlichen Vorstellungen ganz übersehen werden; jene periodisch wiederkehrende Nutation beträgt z. B. nur circa 18 Bogenminuten u. findet innerhalb 18 Jahren $7^1/_2$ Monaten statt. — Je nach der Lage, die ein Ort auf der Oberfläche der E. einnimmt, ist seine Umdrehungsgeschwindigkeit verschieden; während ein Punkt am Aequator täglich 5400 Meilen od. in einer Zeitsekunde 474 m. durchläuft, nimmt die Rotationsbewegung nach den Polen hin bis zum Verschwinden ab. — Nach der völlig gleichmäßig stattfindenden rotirenden Bewegung der E. wird die Länge eines Tages bestimmt (Tag- u. Nachtzeit als eine gerechnet). Die Periode einer jeden Rotation ist aber um etwas kürzer als eine Tagesdauer nach gewöhnlicher Zeiteintheilung, nämlich anstatt 24 Stunden nur 23 Stunden 56 Minuten u. 6 Sekunden. Diese Verkürzung hat ihren Grund darin, daß die E. jeden Tag, nach Beendigung einer Umdrehung, noch 3 Minuten u. circa 54 Sekunden Zeit bedarf, um denselben Stand gegen die Sonne zu bekommen, wie den Tag zuvor, indem sie während dieser Zeit zugleich $^1/_{365}$ ihrer Bahn um die Sonne zurückgelegt hat. Hieraus entsteht der Unterschied zwischen Sternenzeit u. Sonnenzeit in der Tageseintheilung. — Kopernikus war der Erste, welcher den Beweis der Achsendrehung der E. führte; ihm folgten, obgleich sich sogar bis in die neuere Zeit einzelne Gegner fanden, mehrere Andere nach, die nam. durch direkte Versuche die Drehung anschaulich machen wollten, so Newton, Hooke u. Guiglielmini, Benzenberg u. A. Letzterer bewies in der That durch seine Fallversuche in dem 72 m. hohen Michaelisthurm in Hamburg (1802) u. in dem 80 m. tiefen Kohlenschacht zu Schlehbusch in der Mark (1804), daß die E. sich dreht, indem der fallende Körper östlich vom Fußpunkte niederfiel, u. die Größe dieser Abweichung von der senkrechten Linie stimmte mit der von Gauß durch Rechnung gefundenen genau überein. Den schönsten Beweis lieferte aber Leon Foucauld (s. d.) 1851 mit Hülfe eines langen Pendels.

II. **Gestalt u. Größe der Erde.** — Schon oben ist erwähnt, daß die E. nicht genau die Gestalt einer Kugel habe, sondern vielmehr ein an den Polen abgeplattetes Sphäroid sei. Newton u. Huyghens suchten die Abplattung auf theoretischem Wege zu erklären, indem sie die Lehre von der Schwungkraft auf die Rotation des ursprünglich als flüssig vorausgesetzten Erdballs anwendeten, u. schon vorher hatte Richer gefunden, daß das Sekundenpendel, wenn man nach dem Aequator zu reise, verkürzt werden müsse, damit es wieder richtig gehe. Dieser langsamere Gang des Sekundenpendels in den Aequatorialgegenden hat seinen Grund in einer Verminderung der Schwerkraft, u. diese Verminderung ist wieder eine Folge der durch die Umdrehung der E. hervorgerufenen Centrifugal- od. Schwungkraft. Diese Kraft hat nämlich das Bestreben, die Körper in der Richtung der Tangente hinwegzuschleudern, sie ist also der nach dem Mittelpunkte der E. hin wirkenden Schwerkraft entgegengesetzt, u. demnach muß die letztere um so viel vermindert werden, als die Centrifugalkraft beträgt. Da ferner letztere Kraft in demselben Grade sich vermindert, als die Halbmesser einer sich drehenden Kugel kleiner werden, so muß sie am Aequator ihr Maximum erreichen u. an den Polen gleich Null sein. Die Körper haben daher an den Polen ihre normale Schwere, werden aber nach dem Aequator hin allmählig etwas leichter. Diese durch die Centrifugalkraft hervorgebrachte Verminderung der Schwere beträgt am Aequator $^1/_{289}$. Unter der Voraussetzung nun, daß die E. früher einmal in flüssigem Zustande sich befunden u. Anfangs eine reine Kugelgestalt gehabt hat, muß diese letztere sich durch die Drehung in die einer abgeplatteten Kugel verwandelt haben; würde die anfängliche Umdrehungsgeschwindigkeit der E. eine noch größere gewesen sein, als sie eben war, so würde auch die Centrifugalkraft auf derselben größer u. die Verminderung der Schwerkraft bedeutender gewesen sein; ebenso würde dann die E. jetzt eine noch größere Abplattung zeigen. Außer diesem theoretischen Beweis für die Abplattung der E. hat man auch durch direkte Messung der Meridiangrade einerseits in der Nähe der Pole u. in Europa, andererseits in der Nähe des Aequators die Größe der Abplattung der E. u. demnach auch ihre wahre Gestalt festzustellen gesucht. Aus zehn der besten Gradmessungen hat Bessel die Umfangsverhältnisse desjenigen Ellipsoides abgeleitet, welches diesen Messungen am besten entspricht, u. ist dabei zu dem Resultate gekommen, daß die Abplattung der E. $^1/_{299}$ beträgt. Auch durch Beobachtung der Pendelbewegungen an verschiedenen Orten der E. wurde die Größe der Abplattung derselben bestimmt, u. haben nam. die Versuche von Sabine u. Foster zu demselben Resultate von $^1/_{299}$ geführt. Hiernach ist der Aequatorialdurchmesser der E. 1719 geographische Meilen, der Polardurchmesser 1713 geographische Meilen lang; die Länge des Erdumfangs (Aequators) beträgt demnach in runder Zahl 5400 Meilen, die Größe der Oberfläche 9,250,900 geographische □Meilen. Daraus berechnet sich der Kubikinhalt des Erdkörpers zu 2,646,000,000 Kubikmeilen. Die Unebenheiten, welche die Gebirge u. einzelne Berge auf der Erdoberfläche bilden, sind im Vergleich zu der Größe der E. verschwindend klein, da selbst der höchste Berg nicht ganz $^1/_{1400}$ des Durchmessers der E.höhe hat. Im Vergleich zu den anderen Himmelskörpern unseres Planetensystems nimmt die E. hinsichtlich ihrer Größe erst die sechste Stelle ein, indem der Durchmesser der Sonne 192,600 geographische Meilen, der des Jupiter 20,018, des Saturn 16,300, des Neptun 7830, des Uranus 7400 u. der der E. nur 1719 geographische Meilen beträgt. Das Größenverhältniß der Sonne zu den hauptsächlichsten Planeten s. Bd. I. S. 1170.

III. Die **mittlere Dichte der Erde** haben verschiedene Forscher zu ermitteln versucht u. hierzu theils die Ablenkung eines Bleilothes von der senkrechten Richtung in der Nähe großer Berge, theils Pendelschwingungen auf hohen Bergen u. in tiefen Schachten benutzt. Eine dritte u. jedenfalls die sicherste Methode der Bestimmung der mittleren Dichte der E. beruht auf der Beobachtung der Schwingungen eines horizontal schwingenden u. durch die Anziehungskraft großer Metallkugeln in Bewegung gesetzten Pendels. Dasselbe hat eine ähnliche Einrichtung, wie die Coulomb'sche Drehwage (s. Bd. III. S. 558) u. besteht aus einem an einem feinen Draht horizontal aufgehängtem Stabe, welcher an jedem Ende eine kleine Metallkugel trägt. Auf diese der Einwirkung der Schwere entzogenen Kugeln läßt man nun große Metallkugeln einwirken, welche durch ihre Masse dieses Pendel in sehr langsame, horizontale Schwingungen versetzen. Aus der Größe dieser Schwingungen u. der hierzu nöthigen Zeit einestheils, sowie aus den bekannten Massen u. Abständen der Kugeln andererseits, läßt sich die Anziehung, welche die kleinere Kugel von der größeren erleidet, u. daraus die Masse od. die mittlere Dichte der Erde berechnen. Die Zahlenwerthe, die man nach diesen verschiedenen Methoden gefunden hat, schwanken zwischen 5,49 u. 5,66; gewöhnlich sieht man die Zahl 5,577 jetzt für die richtigere an; d. h. also, wenn alle Stoffe, die auf u. in der Erdkugel sind, ganz gleichmäßig gemengt werden könnten, so würde jedes Stückchen dieser Masse ungefähr $5^1/_2$ Mal schwerer sein als ein gleich großer Raum Wasser, od. der gesammte Erdkörper würde $5^1/_2$ Mal dichter od. schwerer sein, als eine gleich große Kugel, die ganz aus Wasser bestände. Interessant ist ein Vergleich der Masse u. der Dichtigkeit unserer E. mit derjenigen der anderen größeren Planeten u. der Sonne; wir lassen eine solche Zusammenstellung hier folgen:

	Masse. Erde = 1.	Volumen: Erde = 1.	Dichte od. spez. Gewicht. Erde = 1.	Dichte od. spez. Gewicht. Wasser = 1.
Sonne	319455,000	1245500,000	0,255	1,4221
Merkur	0,073	0,059	1,225	6,8318
Venus	0,783	0,881	0,888	4,9524
Erde	1,000	1,000	1,000	5,5770
Mars	0,100	0,122	0,820	4,5731
Jupiter	304,590	1214,000	0,251	1,3998
Saturn (ohne Ring)	90,000	733,000	0,123	0,6859
Uranus	13,300	85,720	0,155	0,8641
Neptun	22,200	67,100	0,331	1,8460

Hieraus sieht man, daß Merkur die größte u. Saturn die geringste Dichte haben. Da nun unsere Gebirgsarten, abgesehen von der geringen Menge der einzelter schwererer Metalle, eine durchschnittliche Dichte von nur 2,5 haben u. das Wasser mit der Dichte von 1,000 einen so wesentlichen Theil der äußeren Erdmasse ausmacht, so muß, wenn die mittlere Dichte der E. = 5,577 ist, die Dichte nach dem Innern der E. bedeutend zunehmen.

IV. **Eintheilung der Erde.** – Durch den Aequator denkt man sich die E. in zwei gleiche Halbkugelflächen, Hemisphären, getheilt u. nennt diese nördliche u. südliche Halbkugel. Den Zwischenraum zwischen dem Aequator u. dem Nordpol einerseits u. dem Südpol andererseits denkt man sich ferner in je 90 gleiche Theile getheilt,

welche man Grade nennt. Den Abständen derselben entsprechend denkt man sich Kreislinien um die ganze E. gezogen, welche mit dem Aequator gleichlaufend u. gleichweit von einander entfernt sind, wie man dies am besten auf einem Globus sehen kann. Diese Linien heißen Breitenkreise od. Breitengrade; werden dieselben auf einer Ebene

Nr. 2621. Nr. 2622.
Die östliche und die westliche Halbkugel der Erde.

dargestellt, wie Fig. 2623 zeigt, so können sie selbstverständlich nicht gleichlaufend erscheinen. Der Aequator wird mit 0 Grad od. 0° bezeichnet u. von ihm aus nach beiden Seiten bis 90° gezählt, so daß die beiden Pole den 90. Grad bilden. Eine geringe Ungleichmäßigkeit in der Entfernung der einzelnen Breitengrade von einander wird nur durch die Abplattung der E. veranlaßt; würde die E. eine vollkommene Kugel sein, so müßte man auch die Größe der Breitengrade vollkommen gleich annehmen. Mit Hülfe der Breitengrade kann man jedoch die Lage irgend eines Punktes auf der E. nur nach einer Richtung hin bestimmen, man braucht daher noch eine zweite Bestimmung nach einer anderen Richtung hin, um einen Ort auf der E. leicht finden zu können; hierzu dienen die Längenkreise, Längengrade od. Meridiane, welche man sich rechtwinkelig auf den Breitenkreisen so gezogen denkt, daß alle in den beiden Polen sich schneiden u. jeden Breitenkreis in gleiche Theile theilen. Natürlich müssen diese Theile, die Längengrade, auf dem größten Kreise, dem Aequator, auch am größten sein u. nach den Polen hin, wo sie gleich Null sind, immer kleiner werden. Man theilt die Breitengrade der E., wie überhaupt jeden Kreis, in 360 solcher Theile od. Längengrade. Es ist natürlich ganz gleichgiltig, welchen von diesen Längengraden man als den ersten ansehen will; am häufigsten bezeichnet man bei uns den Meridian der kleinen Insel Ferro mit Null; die Engländer rechnen dagegen von der Sternwarte zu Greenwich, die Franzosen von der Pariser Sternwarte aus. Da jeder Längenkreis den Aequator zweimal schneidet, so giebt es 180 ganze od. 360 halbe Längenkreise. Man zählt in der That nur die Halbkreise, weil diese zugleich die Meridiane od. Mittagslinien

Nr. 2623. Nr. 2621.
Breiten- u. Längenkreise zur Ortsbestimmung auf der Erde.

für die einzelnen Orte der E. sind. Beginnt man bei Ferro mit 0°, so zählt man ostwärts bis 180° (östl. Länge) u. westwärts wieder bis 180° (westl. Länge). Hierdurch wird die E. zugleich in die östliche u. westliche Halbkugel getheilt. Man kann aber auch bei Ferro, Greenwich od. Paris anfangend nur ostwärts weiter zählen, bis man bei 360° östl. Länge wieder auf demselben Orte angelangt ist, von dem man ausging. Die bildliche Darstellung der Längengrade od. Meridiane s. in Fig. 2623. — Sowol die Längengrade als auch die Breitengrade werden behufs genauerer Ortsbestimmung noch je in 60 Theile (Minuten) u. diese wieder in 60 Theile (Sekunden) eingetheilt. So liegt z. B. der Meridian der Pariser Sternwarte 20° (Grad) 5′ (Minuten) u. 50″ (Sekunden) östl. von Ferro u. 2° 26′ 50″ östl. von dem Meridian der Sternwarte zu Greenwich.

Was die Vertheilung des Wassers u. des Landes auf der Erdoberfläche anlangt, so sieht man beim ersten Blick auf einen Globus, daß der größere Theil der Oberfläche mit Wasser bedeckt ist; schon Halley bestimmte das Verhältniß des Wassers zum Lande wie 3 zu 1, was jedoch etwas zu groß ist; jetzt nimmt man dasselbe zu $2\frac{2}{3}$: 1 od. 8 : 3 an. Theilt man die E. in eine östl. u. westl. Hemisphäre nach dem Meridian von Ferro, so liegt die Hauptmasse des Landes auf der östlichen, die des Meeres auf der westl. Halbkugel (s. Fig. 2621. 22). Trennt man die E. durch den Aequator in eine nördl. u. südl. Hemisphäre, so liegt der größere Theil des Landes auf der nördlichen, der des Wassers auf der südl. Halbkugel. Man hat gefunden, daß der größte Gegensatz von Land u. Wasser sich zeigt, wenn man die Erdoberfläche so in zwei Hälften theilt, daß der Mittelpunkt der einen in der Nähe von London liegen würde, während derjenige der anderen Hälfte dann in die Nähe von Neuseeland zu liegen käme. — Fig. 2625. 26 verdeutlicht die Vertheilung des Wassers u. Landes nach dieser Eintheilung. — Die ganze Masse des festen Landes wird bekanntlich wieder in fünf verschiedenen Gruppen gebracht, die man mit den dazu gehörigen Inseln Erdtheile od. Kontinente nennt; es sind dies Asien, Amerika, Afrika, Europa u. Australien; dieselben sind unter ihren Namen genauer in diesem Buche beschrieben.

V. **Materielle Beschaffenheit der Erde.** — Die Stoffe, aus denen der ganze Erdkörper besteht, mit Allem, was auf u. in ihm ist, sind allerdings nur in soweit bekannt, als sie auf der Oberfläche u. in nicht zu großer Tiefe anzutreffen sind. Ueber die im Innern der E. vorkommenden Stoffe wissen wir gar nichts, da man in jene Tiefen nicht gelangen kann; unsere tiefsten Schächte u. Bohrlöcher sind im Vergleiche zu dem Halbmesser der E. immer nur verschwindend klein. Bis jetzt hat man 63 verschiedene einfache Stoffe (Grundstoffe, Elemente, s. „Chemie") aufgefunden, aus denen Alles, was auf u. in der äußeren Kruste der E. ist, besteht. Die meisten von diesen Grundstoffen kommen jedoch nur in verhältnißmäßig geringer Menge vor u. sind auch sehr ungleichmäßig vertheilt. Am häufigsten u. in größter Menge kommen wol Sauerstoff u. Wasserstoff als Bestandtheile des Wassers u. sämmtlicher lebenden Geschöpfe vor, ferner Stickstoff, der, mit Sauerstoff gemengt, die Hauptmasse der atmosphärischen Luft ausmacht, aber auch neben Kohlenstoff u. den anderen beiden genannten Stoffen in allen Thieren u. Pflanzen sich findet. Die Hauptmasse der festen Erdkruste, sämmtlicher Gebirge u. des aufgeschwemmten Landes wird jedenfalls aus Silikaten (Kieselsäureverbindungen) gebildet, u. daher dürften wol die darin enthaltenen Grundstoffe Silicium, Sauerstoff, Aluminium, Natrium, Kalium, Calcium, Magnesium u. Eisen zu den in größter Menge vorkommenden gehören; nächst den Silikaten sind jedenfalls die Karbonate (kohlensaure Salze) die häufigsten, u. nach diesen die den Grundstoff Schwefel enthaltenden Sulphate (z. B. Gips, Schwerspath), die Chloride (Steinsalz) u. a.

VI. Die **Umhüllung des Erdkörpers** bildet die Luft, Atmosphäre genannt; sie umgiebt die E. als eine durchsichtige Hülle, deren Höhe man bisher auf 10 11 geographische Meilen schätzte, die jedoch nach neueren Untersuchungen über die Dämmerungserscheinungen auf 20 geographische Meilen berechnet wird. S. „Atmosphäre".

Ueber die Entstehung u. allmählige Ausbildung der Erde s. die Artikel „Geogenie", „Geologie" u. „Geographie". Außerdem: Burmeister,

„Geschichte der Schöpfung"; Humboldt, Alex. v., „Kosmos"; Sandberger, „der Erdkörper" u. Volger, „Buch der Erde".

Erde, japanische, Terra japonica, eine unpassende Bezeichnung für den eingedickten Saft der Arecapalme, der auch unter dem Namen Katechu in den Handel kommt; doch findet man die Bezeichnung Terra japonica im Droguenhandel häufiger als Katechu (s. d.).

Erdeichel, s. „Arachis".

Erden. Mit diesem Namen bezeichnet man von jeher die verschiedenen, auf der festen Oberfläche unseres Planeten vorkommenden, die oberste Schicht desselben bildenden lockeren od. staubförmigen Massen, die theils durch Verwitterung darunter liegender Felsarten entstanden, theils durch Anschwemmung solcher Verwitterungsprodukte durch das Wasser u. Absetzen aus letzterem an ihren jetzigen Ort gekommen sind. Schon im Alterthume unterschied man einige Erden, so Kalk, Thon, Kiesel, ohne jedoch eine Idee von der Zusammensetzung dieser Körper zu haben; erst 1729 wies Geoffroy nach, daß dieselbe Erde, welche im Alaun enthalten sei u. welche von Stahl und Anderen bisher für Kalkerde gehalten worden war, auch im Thon vorkomme, u. Marggraf erkannte erst 1754 ihre Eigenthümlichkeit; um dieselbe Zeit wurde auch die Bittererde entdeckt, während die übrigen Erden zu Ende des vorigen u. der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gefunden wurden. Man hielt aber alle diese Erden für einfache Substanzen, bis H. Davy

Nr. 2625. Land-Halbkugel.

1808 zuerst nachwies, daß in der Kalkerde ein Metall u. Sauerstoff enthalten sei; hierauf wurden theils von ihm, theils von Berzelius, Wöhler u. A. auch in den übrigen Erden ähnliche Metalle entdeckt, denen man dann den gemeinschaftlichen Namen **Erdmetalle** gab. Die Erden sind demnach die Oxyde (Sauerstoffverbindungen) der Erdmetalle. Eine scharfe Grenze läßt sich zwischen den Erdmetallen u. den übrigen Metallen eben so wenig ziehen, wie zwischen den Erden u. den übrigen Metalloxyden, weshalb es bei einigen zweifelhaft ist, ob man sie zu den Erden rechnen soll od. nicht. Die bis jetzt bekannten E. u. die in ihnen enthaltenen Erdmetalle sind:

Namen der Erden:	Namen der darin enthaltenen Erdmetalle:
1. Thonerde, Aluminoxyd (Al_2O_3)	Aluminium (Al)
2. Talkerde, Bittererde, Magnesia (Mg O)	Magnesium od. Magnium (Mg)
3. Beryllerde, Glycinerde, Süßerde (Be_2O_3)	Beryllium od. Glycium (Be)
4. Zirkonerde, Zirkoniumoxyd (Zr_2O_3)	Zirkonium (Zr)
5. Thorerde, Thoriumoxyd (ThO)	Thorium (Th)
6. Erbinerde, Erbiumoxyd (ErO)	Erbium (Er)
7. Yttererde, Yttriumoxyd (YO)	Yttrium (Y).

Die Existenz der in manchen Büchern aufgeführten Terbinerde u. Norerde ist sehr fraglich. Die früher als Kieselerde bezeichnete Substanz heißt jetzt allgemein Kieselsäure; ferner werden Kalk (Kalkerde), Baryt und Strontian, die man auch zuweilen zu den E. rechnet, besser mit den Alkalien vereinigt (s. Alkalien, Bd. I. S. 311). Die Oxyde des Lanthans, Didyms u. Ceriums stehen den E. in vieler Beziehung sehr nahe. Von den oben angeführten 7 Erden besitzt nur die Erbinerde eine gelbe Farbe, alle übrigen sind weiß, alle sind ferner in Wasser unlöslich u. nur in den höchsten Hitzegraden schmelzbar; sie bilden mit den Säuren Salze. Thonerde u. Talkerde gehören mit zu den verbreitetsten Stoffen auf unserem Planeten und finden sich auch in jeder Garten- u. Ackererde, die übrigen fünf dagegen sind sehr selten u. kommen nur ganz vereinzelt als Bestandtheile einiger Mineralien vor. Die Ackererden, auch Erdarten, Bodenarten genannt (s. Dammerde), sind in verschiedenen Gegenden verschieden in ihrer Zusammensetzung; im Allgemeinen kann man in sämmtlichen Ackererden folgende Bestandtheile, die sich durch eine mechanische Analyse daraus abscheiden lassen, unterscheiden:

I. Feinerde, bestehend aus 1) thoniger Feinerde; 2) Feinsand, todte Beimengungen der Feinerde.

II. Skelett der Ackererde, bestehend aus den Gliedern: 1) Streusand, Körner kleiner als Rübsamen; 2) Feinkies, ungefähr von der Größe des Rübsamens; 3) Mittelkies, größer als Rübsamen; 4) Grobkies, von der Größe einer Erbse u. darüber.

III. Humus, humose Substanzen.

Die Gärtner unterscheiden nach ihrer Abstammung Dammerde, Heideerde, Laub- od. Walderde, Moorerde, Torfmoorerde, Wiesen- od. Rasenerde, Dung- od. Misterde; sie stellen sich ferner durch Mischen verschiedener E. neue Erdarten dar.

Nr. 2626. Wasser-Halbkugel.

Erdesser, s. „Geophagen".

Erdferkel (afrikanischer Ameisenbär, (Orycteropus capensis), ein zur Ordnung der Edentaten (Familie der Wurmzüngler) gehöriges Säugethier Afrika's, vom Senegal bis zum Kap, das mit dem 60 cm. langen Schwanze eine Länge von 1,9 m. bei 0,47 m. Höhe erreicht. Es hat lange, aufrechte Ohren, kurzes Borstenhaar, an den Vorderfüßen 4, an den hinteren 5 Krallen u. eigenthümlich faserige Backzähne. Es bewohnt Erdhöhlen, die es sehr schnell zu graben versteht, geht Nachts auf die Termitenjagd u. wird gern gegessen.

Erdfloh (Haltica), Gattung kleiner Blattkäfer (s. d.), die ihren Namen davon hat, daß sie durch die verdickten Schenkel der langen Hinterbeine sprungfähig ist wie die Flöhe. Sowol der Käfer als seine Larve bereiten verschiedenen Nutzpflanzen, deren Blätter sie zerfressen, namhaften Schaden, vor dem man sich am ehesten durch Abräumen des Laubes, unter welchem die Käfer zu überwintern pflegen, und durch Bespritzen der Pflanzen mit Wermuthwasser od. Tabaksaufguß schützt.

Erdgräber (Bläßmoll, Georychus capensis), ein Kap'sches Nagethier, Familie der Maulwurfsmäuse (Georychi), von plumper, maulwurfartiger Gestalt mit dickem Kopfe, stumpfer Schnauze, fehlender Ohrmuschel u. kurzem Schwanze, das in Gärten u. Feldern durch Graben Schaden anrichtet.

Erdharz, s. „Asphalt". **Erdkastanie,** s. „Arachis".

Erdkunde, s. „Geographie".

Erdmagnetismus, s. „Magnetismus".

Erdmandeln, ein Kaffeesurrogat, s. „Cyperus".

Erdmann, Johann Eduard, deutscher Philosoph, geb. 13. Juni 1805 zu Wolmar in Livland, studirte in Dorpat Theologie u. bezog dann die Universität Berlin, wo Hegel großen Einfluß auf ihn gewann.

In seine Heimat zurückgekehrt, ward er 1829 Prediger in seiner Vaterstadt, welches Amt er jedoch 1832 niederlegte. Nachdem er hierauf in Berlin noch philosophische, philologische u. historische Kollegien gehört, habilitirte er sich daselbst 1834 als Lehrer der Philosophie u. erhielt 1836 eine außerordentliche Professur in Halle, die 1839 in eine ordentliche Professur verwandelt wurde. Von seinen Schriften, in denen sich E. als einen der begabtesten Erklärer u. Fortbildner der Hegel'schen Philosophie zeigt, nennen wir: „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie“ (3 Bde., Lpz. 1834 bis 53), „Grundriß der Psychologie“ (Lpz. 1840; 4. Aufl. 1862), „Grundriß der Logik u. Metaphysik“ (Halle 1841; 4. Aufl. 1864), „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ (2 Bde., Berl. 1866). Neben seiner schriftstellerischen Wirksamkeit entwickelte E. nicht nur eine sehr rege akademische Thätigkeit, sondern trat auch häufig u. mit vielem Erfolge vor größeren Kreisen als Redner auf. Eine Anzahl seiner populären Vorträge, die manches tief u. fein Gedachte enthalten, aber sich vielfach auch in Spielereien verlieren, ist gedruckt erschienen („Ueber Lachen u. Weinen“, „Ueber die Langeweile“, „Ueber Gewohnheiten u. Angewohnheiten“, „Ueber Dummheit“ u. a.).

Nr. 2627. Erdferkel (Orycteropus capensis).

Erdmann, Otto Linné, ein verdienstvoller Chemiker, geb. 11. April 1804 zu Dresden, gest. 9. Okt. 1869 zu Leipzig, war ursprünglich Pharmazeut, wandte sich aber bald ausschließlich wissenschaftlichen Studien zu u. wurde 1825 Dozent, 1827 außerordentl. u. 1830 ordentl. Prof. der technischen Chemie an der Universität, der er bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Er gab mit Marchand zusammen das „Journal für praktische Chemie“ heraus, welches er nach dem Tode des letzteren mit Werther zusammen redigirte u. das jetzt von Kolbe fortgesetzt wird; es erschien ferner von ihm ein Lehrbuch der Chemie (Lpz. 1828, 4. Aufl. 1851), sowie ein „Grundriß der Waarenkunde“ (Lpz. 1833; 5. Aufl. 1864). — E. hat sich durch zahlreiche Arbeiten im Gebiete der Chemie bekannt gemacht, so über Hämatoxylin, Isatin, Euxanthinsäure, über die Bildung der Weinsäure aus Milchzucker u. Gummi, über die Trennung des Kobalts vom Nickel u. s. w.; mit Marchand zusammen bestimmte er das Atomgewicht des Diamantes u. Graphites. Er fand ferner eine besondere Methode zur Bestimmung der Leuchtkraft des Gases, das hierzu von ihm konstruirte Instrument führt den Namen **Erdmann'scher Gasprüfer** (siehe „Leuchtgas“).

Erdmannsdorf, Freiherr von, Friedrich Wilhelm, dessauischer Hofbaumeister, geb. 1736 zu Dresden, begab sich, nachdem er in Wittenberg Philosophie studirt, nach Dessau u. begleitete den kunstsinnigen Fürsten Franz auf dessen großen Reisen. Nach seiner Rückkehr benutzte er die gesammelten Kenntnisse zur Verschönerung des dessauischen Landes, u. das Schloß zu Wörlitz, das Landhaus der Fürstin im Luisium (bei Dessau) 2c. bezeugen den fein gebildeten Geschmack des Baumeisters. Nicht minder hat er sich durch die Anlagen, womit der Fürst nach den Angaben E.'s die Gegend um Dessau verschönern ließ, ein bleibendes Gedächtniß gestiftet. Auch gründete er die chalkographische Gesellschaft in Dessau (1796), die 1797 seine in Rom gezeichneten architektonischen Studien herausgab. Er starb 9. März 1800 zu Dessau.

Erdmannsdorf, ein in den Vorbergen des Riesengebirges zwischen Schmiedeberg und Hirschberg in Preußisch-Schlesien gelegenes Dorf, mit einem prachtvollen königlichen Schlosse, dessen Grundbesitz einst Gneisenau gehört hat, u. einer schönen 1838 von Schinkel erbauten Kirche; in demselben Jahre wurde die südl. daran gelegene Tirolerkolonie Zillerthal gegründet. E. zählt 1200 E. u. hat durch seine Flachsmaschinenspinnerei u. Weberei industrielle Bedeutung.

Erdmaus, astrachanische, od. Suslik, s. „Ziesel“.

Erdmilbe (Trombidium holosericeum), eine 1¼ Linie große, blutrothe Pflanzenmilbe („rothe Sammtspinne“), die im Frühling häufig auf dem Erdboden u. unter Laub getroffen wird u. sich von Insekten nährt. Ihre sechsbeinigen Larven schmarotzen an den langen Beinen der Weberknechte (Phalangium). Die verwandte südamerik. Färbermilbe (Tromb. tinctorium) wird zum Rothfärben benutzt.

Erdnähe, s. „Apogaeum“. **Erdnuß,** s. „Arachis“.

Erdöl, s. „Petroleum“. **Erdpech,** s. „Asphalt“.

Erdrauch (Fumaria), bekannte Pflanzengattung, welche den Typus einer eigenen Familie, der Fumariaceen, bildet u. sich eng an die Mohngewächse (Papaveraceen) anschließt. Alle ihre Arten sind niedrige Kräuter mit fein zerschlitzten, rauchartig gefärbten Blättern (woher der deutsche Name), zierlichen Blumen, welche an die Lerchensporen (Corydalis) erinnern, und nußartigen Schötchen. Am bekanntesten ist der gewöhnliche officinelle E. (E. officinalis *L.*), auch Kopf-, Acker-, Feld- u. Alpraute, wilde Raute, Taubenkropf, Katzenkörbel, Finstern, Nonnen- u. Grindkraut, Krätzheil, ein den Schafen angenehmes, heilsames Viehfutter, das auch sonst in großem Ansehen stand, weil es ein salzig-bitteres Sommergewächs ist, das man als magenstärkend betrachtete. Namentlich verwandte man es gegen Stockungen im Pfortadersystem als gelinde abführendes Mittel, bei Scharbock, bei Schwindsucht, Bandwurm, Hautkrankheiten u. s. w.

Erdschisch, s. „Ardschisch“.

Erdrosselung nennt man eine Todesart, die durch Zusammenschnüren des Halses mittels einer Schlinge od. dergl. zuwege gebracht wird. Durch den Druck werden die Blutgefäße, die oberflächlich liegen, zusammengepreßt u. geschlossen, so daß aus dem Gehirn kein Blut abströmen kann. Die zuführenden Gefäße hingegen, die Schlagadern, liegen tiefer u. werden in ihren Funktionen nicht in derselben Weise behindert; es findet noch Zufluß von Blut statt, die Folge davon ist eine Ueberfüllung des Hirnes, eine Berstung der Gefäße desselben, Krämpfe, Lähmungen u. Tod. Es ist die E. (strangulatio) die Todesart, die beim Erhängen zur Wirkung kommt; doch kann bei letzterem auch ein Zuschnüren der Luftröhre u. dadurch ein Erstickungstod bewirkt werden, was von der eigentlichen E. auszuschließen ist. Die Kennzeichen der E. sind die Strangrinne, das geröthete Gesicht, das blutgefüllte Hirn mit zahlreichen Gefäßzerreißungen. Das Wiederbeleben von Erdrosselten fällt mit dem unter Scheintod Angegebenen zusammen.

Erdtheil (Welttheil, Kontinent) nennt man diejenigen größten Massen der festen Erdoberfläche, welche sich durch Küstenentwicklung, Vertheilung des Tief- u. Hochlandes, Fluß- u. Gebirgssysteme, Thier- u. Pflanzenwelt, Bevölkerung u. Geschichte wesentlich von einander unterscheiden u. in sich selbst einen scharf ausgeprägten individuellen Charakter tragen. Es wird hiernach die feste Erdoberfläche in 5 E. geschieden: Asien, Amerika, Afrika, Europa und Australien (s. d.), obgleich nach rein physischen Begriffen die beiden nur durch eine schmale Landenge verbundenen Theile Amerika's als zwei gesonderte E., Europa dagegen als Halbinsel Asiens angesehen werden müßte. Süd- u. Nordamerika haben aber in ihrer Bevölkerung u. Geschichte sowie in den Höhenverhältnissen ihrer Ländermassen so viel Gemeinsames u. Verwandtes, daß sie eine natürliche Einheit bilden; nach der anderen Seite ist Europa von Asien geographisch u. historisch so wesentlich verschieden,

daß ersterer E. zu allen Zeiten als ein für sich bestehendes, individuell gesondertes Ganzes betrachtet worden ist. Nicht durch die Größe, sondern durch physische u. ethnographische Verhältnisse unterscheiden sich die E. von den Inseln; letztere treten nicht als selbständige Individuen auf, sondern sind abhängig von jenen E., denen sie zunächst liegen. Nach ihrem Flächeninhalt u. der Bewohnerzahl gruppiren sich die E. so:

Asien	796,005 geogr. □ M.	794,000,000	Bewohner,
Amerika	747,680 „ „	84,524,000	„
Afrika	543,570 „ „	192,520,000	„
Europa	178,130 „ „	301,600,000	„
Australien	161,105 „ „	4,365,000	„
Summa	2,426,500 geogr. □ M.	1,377,000,000	Bewohner.

Erdwärme. Die Erde besitzt in ihrem Innern eine Wärmequelle, deren Wärme jedoch auf der Erdoberfläche im Allgemeinen nicht bemerkbar ist, sondern nur an einzelnen Orten der Erde (Vulkane, heiße Quellen) unzweifelhaft wahrgenommen wird. Die Oberfläche der Erde erhält vielmehr die Wärme, welche sie durch Ausstrahlung in dem kalten Weltraume unausgesetzt verliert, fast ausschließlich von der Sonne geliefert. Der Grad der Erwärmung hängt hauptsächlich von der Richtung der auf einen Körper auffallenden Sonnenstrahlen ab. Daher kommt es auch, daß die verschiedenen Gegenden auf der Erde so ungleichmäßig erwärmt werden, u. daß man eine heiße, gemäßigte u. eine kalte Zone hat. Es findet jedoch für einen u. denselben Ort die Einwirkung der Wärme weder stetig noch gleichmäßig, sondern periodisch u. ungleichmäßig statt; daher ergeben sich Unterschiede in der Temperatur nicht allein im Laufe eines Jahres (Jahreszeiten s. d.), sondern auch im Laufe eines Tages. Diese Schwankungen in der Temperatur sind in der heißen Zone innerhalb eines Tages ziemlich ebenso bemerkbar wie in der gemäßigten, dagegen sind die im Laufe eines Jahres sich geltend machenden Schwankungen in der heißen Zone nur gering, wohl aber in der gemäßigten bedeutend. — Geht man aber von der Oberfläche der Erde in die Tiefe, so verschwinden zunächst die täglichen Temperaturschwankungen u. bei einer Tiefe von ca. 22—28 m. in unseren geographischen Breiten auch die jährlichen Schwankungen, so daß in einer solchen Tiefe Jahr aus Jahr ein immer dieselbe Temperatur herrscht. Man nennt diese Stelle den Punkt der konstanten Temperatur. Die dort fortwährend herrschende Temperatur ist nach den bisherigen Untersuchungen gewöhnlich dieselbe, wie die jährliche Mitteltemperatur an der Oberfläche desselben Ortes. Bis an diesen Punkt der konstanten Temperatur erstreckt sich der Einfluß der Sonnenwärme; von diesem Punkte aus nach der Tiefe findet eine fortwährende, stetige Zunahme der Temperatur statt, die auch konstant ist, d. h. im Wesentlichen immer sich gleich bleibt. Man nennt diejenige Tiefe, in Fußen od. Metern ausgedrückt, welche einem Grade Temperaturzunahme entspricht, die geothermische Tiefenstufe u. die Lehre von der inneren Erdwärme überhaupt die Geothermik. — Die Werthe dieser geothermischen Tiefenstufe sind in verschiedenen Gegenden nicht gleich groß. So beträgt z. B. die geothermische Tiefenstufe:

bei Rouen	28,5 m.,	bei Neusalzwerk	29,0 m.,
bei Mondorf	28,6 „	„ Grenelle	29,8 „
bei Rüdersdorf	28,9 „	„ St. André (Eure)	29,9 „

während sie bei Burg unweit Magdeburg bei 143,5 m. Tiefe 25,1 m., zu La Rochelle bei 119,0 m. 19,0 m. u. zu Artern in Thüringen bei 314,0 m. Tiefe 37,7 m. beträgt. Ueber die Größe der Temperatur in verschiedenen Tiefen, nach welcher man die geothermische Tiefenstufe berechnet, giebt folgende kleine Tabelle ein Beispiel:

Bohrbrunnen bei Rüdersdorf unweit Berlin.		Bohrbrunnen von La Grenelle bei Paris.		Bohrbrunnen von Neusalzwerk bei Minden.	
Tiefe.	Temperatur.	Tiefe.	Temperatur.	Tiefe	Temperatur.
119,3 m.	17,12° C.	287,9 m.	22,2° C.	182,1 m.	19,7° C.
157,0 „	17,75	386,5 „	23,75	403,5 „	27,5
205,7 „	19,75	478,3 „	26,43	607,6 „	31,4
276,3 „	23,50	528,8 „	27,70	673,2 „	33,6

Es läßt sich nun voraussetzen, daß in größeren Tiefen, als man durch Bohrungen erreicht hat, die Temperaturzunahme, wenn auch nicht in demselben Verhältnisse, so doch immerhin noch stattfindet, u. daß in nicht sehr bedeutender Tiefe eine Temperatur herrschen muß, bei der alle die Gesteine in geschmolzenem Zustande sich befinden müssen. Ein Theil der Geologen nimmt demgemäß an, daß das ganze Erdinnere noch im feurigflüssigen Zustande sich befinde, während ein anderer Theil derselben diese Ansicht nicht hat u. nur in denjenigen Gegenden, in welchen sich Vulkane befinden, im Inneren geschmolzene Massen annimmt (s. „Vulkanismus“).

Erébus (griech. Erebos) heißt in der griech. Mythologie der Sohn des Chaos (s. d.), aus dessen Verbindung mit seiner Schwester, der Nacht, der Aether u. der Tag hervorgehen. — In den Homerischen Epen ist E. ein unterirdischer finsterer Raum, den man sich als Durchgang von der Oberwelt in die Unterwelt dachte. — E. ist auch der Name eines thätigen Vulkans auf dem antarktischen Kontinent Viktorialand, vom Kapitän Roß 1842 entdeckt u. 3028 m. hoch; ferner einer Bai im arktischen Polarmeere an der Südwestecke von Nord Devon, Hauptstation für Nachforschungsexpeditionen.

Erechtheus od. **Erichthonius**, ein uralter Stammheros der Athener, der schon bei Homer erwähnt wird. Die Sage nennt ihn einen Sohn der Athene, die ihn, um ihn vor den Göttern zu verbergen, der Pandrosos, der Tochter des Kekrops, in einer Kiste versteckt, übergab. Aus Neugierde öffneten deren Schwestern den Deckel und fanden das Kind von einer Schlange umwickelt. Dem E. ward die Stiftung des Festes der Panathenäen u. die Einführung des Ceresdienstes sammt den eleusinischen Mysterien zugeschrieben. Sein Heiligthum auf der Akropolis, das **Erechtheion**, eines der schönsten attischen Bauwerke, umschloß einen Tempel der Athene u. das Grab des E. Auch befanden sich darin der der Göttin geweihte Oelbaum u. andere Heiligthümer.

Erektion (lat.), Aufrichtung, heißt in der Physiologie der Zustand der Anspannung, den in weichen Körpertheilen reicherer Blutzufluß erregt.

Eremit (griech.), Einsiedler, s. „Anachoreten“.

Eremit, Trichius (Osmoderma) eremita, ein pechschwarzer, 2½ cm. großer, blatthörniger Käfer, welcher sich hier u. da in modernden Bäumen findet. — E., der Topaskolibri, s. „Kolibri“.

Eremitage (franz., spr. Eremitahsch'), Einsiedelei; in größeren Gärten u. Parks ein an einsamen Stellen erbautes, mit Baumrinde bekleidetes od. in den Felsen gehauenes Häuschen, eine Nachahmung der früheren Eremitenwohnungen. Zuweilen führt auch ein einsam gelegenes Lustschloß diesen Namen. — E. od. Hermitage ist auch der Name eines am linken Rhoneufer, der Stadt Tornon gegenüber, liegenden Granitgebirges u. einer daselbst wachsenden sehr feinen Sorte von Rothwein.

Eremitkrebs, s. „Bernhardskrebs“.

Eretria, alte Stadt auf Euböa, die mit Chalkis um den Vorrang auf der Insel wetteiferte, sich mehrere Inseln unterwarf und auch einige Kolonien aussendete. Die Betheiligung ihrer Bewohner am Aufstande der Jonier gegen die Perser brachte der Stadt im ersten Perserkrieg den Untergang. Jetzt heißt die Trümmerstätte Paläo-Castro.

Erfahrung, die Erkenntniß, die sich auf Wahrnehmung von Thatsachen gründet. Man unterscheidet die äußere, d. h. die durch die Sinne vermittelte E., von der inneren E., die unmittelbar durch unser Bewußtsein gegeben ist. Ueber die Bedeutung der E. für die Wissenschaft, für welche sie erst durch denkende Bearbeitung u. Prüfung Werth gewinnen kann, vgl. den Art. „Empirie“. Wissenschaften, die sich wesentlich auf E. gründen, nennt man Erfahrungswissenschaften, empirische Wissenschaften (s. das.).

Erfindung ist im Gegensatz zu Entdeckungen eine Hervorbringung von Etwas, was vordem dieser seiner Idee nach nicht da war. Man spricht daher auch bei Dichtungen von Erfindung, wie im schlimmen Sinne das Wort gleichbedeutend mit Lüge werden kann. Da bei der E. die Neuheit der Idee das Wesentliche ist, wenn dieselbe auch, wie bei technischen Erfindungen, häufig nur in der Eigenthümlichkeit der Anwendung bekannter Erfahrungen zu Tage tritt, so ist die E. viel mehr Produkt ihres Urhebers als die Entdeckung u. daraus auch das Bestreben der Gesetzgebung zu deduziren, welches darauf hinausläuft, den Erfinder in dem Ertrage der durch die E. der Mitwelt geleisteten Arbeit zu schützen, durch Erfindungspatente, Musterschutz u. dergl. (s. „Patente“, „Musterschutz“ u. „Urheberrecht“). In der Neuzeit haben die E. (— wenigstens in dem engeren exakten Sinne, in welchem das Wort gewöhnlich gebraucht wird —) den Charakter des Zufälligen, den sie früher gewöhnlich hatten, mehr u. mehr verloren, je mehr die Kenntniß der Naturgesetze sich erweitert hat, von denen diese E. doch nur Anwendungen sind. Das Wort Erfindung verliert dadurch auch nach u. nach seine etymologische Bedeutung, da schließlich auf eine richtig vom Bedürfniß gestellte Frage die Antwort, die E. eben, sich durch den Prozeß des Denkens ergeben muß. Die folgende Tabelle giebt uns eine Uebersicht über die wichtigsten E. nach der chronologischen Reihenfolge, in der sie gemacht worden sind, od. wenigstens nach der Zeit, aus der wir die ersten Nachrichten darüber haben; sie umfaßt zugleich auch einzelne Daten, die man nicht sowol E. als vielmehr Entdeckungen nennen müßte, die aber in solch engem Zusammenhange mit E., Verfahrungsarten u. Methoden stehen, daß ihre Aufzählung an dieser Stelle dadurch gerechtfertigt wird. Vgl. Beckmann: „Geschichte der Erf.“ (5 Bde., Lpz. 1780 bis 1805). — „Buch der Erfindungen“ (4. Aufl., 6 Bde., Lpz. 1872/73). — Karmarsch, „Geschichte der Technologie, seit der Mitte des 18. Jahrh.“ (München 1872).

Chronologische Uebersicht der wichtigsten Erfindungen u. Fortschritte.

1100 Fayence (Lucca della Robbia). — Holzschnitt, erste Anfänge. — Schornsteine.
1102 Oelmalerei (Joh. v. Eyck).
1103 Band- u. Bortenweberei in Augsburg.
1110 Emailliren von Joh. v. Eyck wiedererfunden.
1113 Knallgold (Valentin).
1114 Straßenbeleuchtung in London eingeführt.
1119 Feilenhauer in Nürnberg.
1120 Zuckerrohr in Madeira.
1123 Holzschneidekunst zum Bilderdruck (Kepler).
1127 Brandraketen (Michael Miether).
1130 Formschneidekunst in Deutschland (Koster). — Windbüchse (Gester).
1136 Buchdruckerkunst (Gutenberg). — Buchdruckerpresse (Gutenberg).
1140 Kupferstecherkunst in Deutschland (Ruprecht Rüst).
1141 Bleichanstalten in Nürnberg.
1150 Zink. — Zuckersieden bekannt.
1152 Nielloabdrücke. — Anfänge der Kupferstecherkunst in Italien (Th. Finiguerra).
1157 Kutschen.
1158 Alaunwerke in Ischia.
1160 Dezimalbrüche (Regiomontanus). — Zeugdruckerei in Deutschland. — Parabolische Brennspiegel (Regiomontanus).
1167 Landkarten in Holzschnitt (Donis).
1173 Noten in Holzschnitt.
1474 Chinesisches Porzellan in Europa.
1475 Brillantschliff (Ludwig v. Berckem).
1480 Chiaroscuro, Holzschnitte mit mehreren Farben (Pilgrim).
1482 Glasperlen (auf Murano gefertigt).
1491 Kupferstiche mit 2 Farben (Joh. v. Bacholt).
1492 Erdglobus des Martin Behaim.
1494 Brasilienholz bekannt.
1498 Braunschweiger Mumme (Christ. Mumme). — Büchse, gezogene, in Leipzig gebraucht.
1500 Filzhüte bekannt. — Sekundenuhr (Peurbach). — Taschenuhren, Peter Hele. Perspektivische Darstellungen.
1506 Kopernikanisches System.
1512 Aetzkunst.
1515 Walzmaschine (Hall in Tirol).
1516 Enkaustische Malerei (von Lucas Cranach wieder entdeckt).
1517 Flinte mit Luntenschloß (Nürnberg).
1518 Wagenspritzen in Augsburg.
1520 Kakao u. Chokolade aus Mexiko. — Seidenmanufaktur in Lyon. — Spitzenklöppelei in Annaberg eingeführt. — Wasserglas (Valentinus bekannt).
1521 Briefposten in Deutschland.
1522 Reisbau in der Lombardei.
1525 Erste europäische Gradmessung (Fernel).
1527 Stricken in Frankreich bekannt.
1530 Cochenille als Thier erkannt. — Mineralsystem, erstes (Agricola). — Spinnrad (Jürgens).
1532 Schlagmaschine, Ramme (Weber, Nürnb.).
1533 Messing aus Kupfer u. Galmei (Ebner in Nürnberg).
1537 Sektion des menschl. Körpers (Desellius).
1540 Malschloß (Hans Ehrmann).
1542 Nonius (Nunnez).
1545 Dampfmaschine des Blasco de Garay.
1546 Wismuth (Agricola).
1550 Beutelwerk in den Mahlmühlen. — Graphitbleistifte (England). — Krapp in Deutschland bekannt. — Kobaltglas (Christ. Schürer). — Notendruck von Februcci erfunden. — Siegellack in Spanien. — Verzinnen des Eisenblechs. — Hölzerne Blasebälge (Nürnberg).
1551 Kaffeehaus, erstes, in Nürnberg.
1557 Glashütte, erste, in England. — Infusionsthierchen als Thiere erkannt (Leuwenhoek). — Markscheidekunst (Agricola). — Amalgamirprozeß in Amerika.
1558 Camera obscura (Porta). — Notendruck mit Typen in Frankreich (Saulèque). — Tabak eingeführt (Hernandez). — Winkelspiegel (Porta). — Brennweite bestimmt (Porta).
1560 Nähnadeln in England (Chreening). — Presse zum Lederprägen (Lobsinger in Nürnberg).
1565 Fourniermühle (Renner in Augsburg).
1568 Canton'scher Phosphor.
1579 Gradirhäuser (Meth, Langensalza).
1580 Flinte mit Radschloß (Kuhfuß). — Karmin in Pisa erfunden. — Serpentin bearbeitet von Brendel in Sachsen.
1582 Pendelgesetze (Galilei).
1583 Handelsgesellschaft, erste, in England.
1584 Naturaliensammlungen in Italien (Fr. Calceolari).
1586 Kartoffel (Francis Drake).
1588 Papierfabrik, erste, in England.
1589 Strumpfwirkerwebstuhl (William Lee).
1590 Kupferplättmühle (Box). — Mikroskop (Jansen).
1591 Spiegel mit Folie (Murano).
1599 Stereoskopische Bilder (Porta).
1600 Elektrizität untersucht von Gilbert. — Merinoschafe in Spanien eingeführt. — Oblaten. — Hohöfen (am Rhein).
1603 Aräometer zu Soolebestimmung gebraucht in Deutschland.
1604 Totale Reflexion (Keppler).
1608 Teleskop (1606), (Lippershey).
1610 Bandmühle in Leiden. — Hackebret (Hans Haydn). — Holländisches Fernrohr (von Galilei wieder erfunden).
1611 Meßtisch bekannt gemacht von Prätorius.
1612 Dampfapparat des de Caus. — Flammenöfen (England). — Steinkohlen im Eisenhüttenbetrieb (John Stevenson).
1614 Nebelflecke (Stein, Marius).
1615 Pulversprengung beim Bergbau in Freiberg angewendet. — Gradmessung von Snellius (Triangulation).
1616 Spiegelteleskop, erste Idee des Pater Zucchi.
1617 Leuchttelegraph von Keßler.
1618 Eisenschneidwerk (Dawbeny).
1619 Keppler'sche Gesetze.
1620 Steinkohlengas in England. — Pastellmalerei (Vouet in Paris). — Schiffe, submarine (Drebbel). — Violine in der jetzigen Gestalt (Terlatoni in Mailand). — Keppler'sches Fernrohr.
1621 Brechung des Lichtes (Snellius).
1623 Erfindungspatente in England.
1626 Kupferstiche mit mehreren Farben (Losmann).
1628 Kreislauf des Blutes erkannt (Harvey).
1629 Brechungsgesetz (Descartes).
1630 Limonade in Paris.
1632 Emaillefarben, undurchsichtige (Tontin).
1633 Optischer Zeichentelegraph.
1634 Hebelade bekannt.
1635 Gradmessung von Norwood.
1637 Polemoskop (Hevelius).
1638 Fallgesetze (Galilei). — Thermometer (Drebbel).
1639 Spiegelteleskop (Mersenne). — Pendel zu Zeitmessung angewendet (Galilei).
1640 Bajonnet. — Laterna magica (Kircher). — Regenschirme in Frankreich.
1643 Barometer (Torricelli). — Barometrische Höhenmessungen (erster Vorschlag). — Schwarze Kunst (Siegen). — Torricelli'sche Leere.
1645 Kaffeetrinken in Italien.
1646 Kaleidoskop (Kircher).
1649 Chinarinde nach Europa gebracht.
1650 Elektrisirmaschine (Otto von Guericke). — Graupenmühle in Deutschland erfunden. — Luftpumpe (Otto von Guericke). — Mundharmonika, Brummeisen (Kircher). — Sperrhahn (Otto von Guericke). — Steinschloß, Flinte, Italien. — Stenographie, franz. erste Versuche. — Zinnsalz in der Färberei (Drebbel). — Holländ. Windmühle. — Wassertrommel (Italien).
1652 Kaffeehaus, erstes, in London.
1656 Pendeluhren (Huyghens). — Künstliche Perlen (Jacquin).
1657 Ankerhemmung an der Pendeluhr (Huyghens).
1658 Kameel, Maschine zum Schiffheben (Baker in Holland). — Spektralfederuhren (Hooke).
1659 Kreismikrometer (Huyghens).
1660 Aeolsharfe (Kircher). — Spiegelteleskop (Gregory). — Boyle'sches (Mariotte'sches) Gesetz (Richard Townley).
1661 Manometer (Otto v. Guericke). — Barometer als Wetterglas (Otto v. Guericke). — Drehpistole (Marquis von Worcester).
1662 Differentialrechnung (Leibnitz u. Newton).
1663 Säemaschine (Locatelli). — Spiegelteleskop (Locatelli) bekannt gemacht.
1664 Brennlinse aus Eis (Hooke).
1665 Gravitationsgesetz (Newton). — Undulationstheorie, erste Elemente (Hooke).
1666 Farbenlehre Newton's. — Knallpulver (Tachenius). — Fadenmikrometer.
1667 Wollfärberei in England (Adrian Brauer).
1668 Nonius verbessert von Vernier. — Waterspinnmaschine (Arkwright).
1670 Flußsäure zum Aetzen (Schwanhard in Nürnberg). — Holländer in der Papierfabrikation. — Regenschirme zum Zusammenlegen, Italien. — Sprachrohr, Morland. — Natürliches Maßsystem von Gabriel Mouton vorgeschlagen. — Gradmessung von Picard.
1671 Flinte mit Steinschloß u. Batterie (in Frankreich).
1672 Spritzenschläuche (Amsterdam).
1673 Centrifugalpendel (Huyghens).
1674 Teller an der Luftpumpe (Papin).
1675 Aräometer als Goldwage (Huyghens). — Geschwindigkeit des Lichtes durch die Verfinsterung der Jupitersmonde gemessen (Olaf Römer).
1676 Webemaschine (Brau in Nymwegen). — Repetiruhren von Barlow.
1678 Polarisation durch Doppelbrechung (Huyghens).
1679 Hygrometer (Molineux). — Camera obscura, tragbare (Hooke).
1681 Papinianischer Topf (Papin).
1682 Gravitationsgesetz (Newton).
1684 Optischer Telegraph von Hooke.
1685 Gas als Leuchtmittel vorgeschlagen (Becker).
1687 Zinnober auf nassem Wege bereitet (Schulze).
1688 Gegossene Glasplatten (Thewart).
1690 Dampfmaschine des Papin. — Steingut (Eller in England).
1695 Karminbereitung veröffentlicht (Homberg).
1696 Klarinette (J. C. Dumas).
1698 Dampfmaschine zum Wasserheben (Savery).
1699 Leicht schmelzbares Metall (Honiberg).
1700 Dreschmaschine (Voigt). — Flintglas (Ravenscroft). — Bahn der Kometen erkannt. — Säemaschine (Giovanni Cavallina). — Meridianfernrohr (Römer).
1704 Berlinerblau (Diesbach).
1705 Dampfmaschine (Newcomen, Savery).
1706 Lebensversicherungs-Gesellschaften (Rich. Allen, England).
1709 Stereotypplatten (Müller). — Luftschiff (Laurent).
1710 Kaffee verpflanzt auf Java. — Löffelschmieden aus Schwarzblech (Erzgebirge). — Phosphor-Selbstzünder (Homberg).
1711 Pianofortemechanik (Christofalli).
1713 Blatternimpfung in Europa bekannt durch Emanuel Timonus. — Bergbohrmaschine (Bartels in Zellerfeld). — Hohofenbetrieb mit Koks in Colebrookdale.
1715 Kompensationspendel (Graham).
1718 Steuerung der Dampfmaschine (Potter).
1720 Asbestpapier. — Pedalharfe (Hochbrucker). — Eiserne Schiffe (Mersenne). — Spritzenschläuche ohne Naht (Bock in Leipzig).
1722 Dampfmaschine, Papinianische, zum Wasserheben (Weber u. Potter, Königsberg bei Schemnitz).
1723 Nesseltuch (Dresden).

1724 Hochdruckmaschine (Leupold).
1725 Seechronometer (Harrison in England).
1728 Stabwalzwerke (John Payne).
1729 Aberration des Lichtes (Bradley) entd. — Ventilatorgebläse (Terral).
1730 Leitungsfähigkeit der Elektrizität (Gray). — Eiserne Ladstöcke (Leopold v. Dessau). — Taktmesser (Loolin).
1731 Spiegelsextant (Hadley).
1732 Französisches Schloß (Freytag).
1733 Achromatische Fernröhre (Hall). — Kobalt von Brandt entdeckt. — Schnellschütze (Kay).
1735 (—1746) Peruanische Gradmessung.
1736 Luftballon u. Luftfahrt des Don Guzman. — Sonnenmikroskop. (Lieberkühn).
1738 Spinning Frame (John Wyatt).
1739 Gas zum Kochen empfohlen von Clayton.
1740 Papiermaché (Martin in Paris). — Reibzeug zur Elektrisirmaschine (Gießing). — Kautschuk, eingeführt von Condamine. — Gußstahl (Huntsmann).
1741 Kettenbrücke, erste, in England. — Platin von Wood nach Europa gebracht.
1742 Kattundruckerei, erste, in Berlin. — Wallrath zu Kerzen in Wien angewandt. — Plattirte Waaren (Bolsover).
1745 Leidener Flasche. — Rübenzucker (Marggraf).
1747 Türkischrothfärberei nach Frankreich verpflanzt. — Heliometer (Bouques). — Achromasie, Gesetz derselben (Euler).
1748 Wassersäulenmaschine (Winterschmidt im Harz). — Freies Echappement (Le Roy).
1750 Maschinen zum Krempelfabriziren (im Gebrauch 1772). — Gradmessung Lacaille's.
1751 Nickel von Cronstedt entdeckt.
1752 Blitzableiter (B. Franklin). — Notendruck in Deutschland (Breitkopf). — Schiffsschraube (Dan. Bernoulli).
1753 Elektr. Telegraphie versucht von Winckler.
1754 Inventionshorn (Hempel). — Waschmaschine (Steuder).
1755 Nähmaschine, erste Versuche (Weisenthal). — Wedgewood-Porzellan (Wedgewood).
1756 Crayonmanier in Kupferstich. — Lampencylinder (Quinquet). — Gradmessung im Bottnischen Meerbusen.
1757 Geigenklavier (Hohlfeld). — Infusionsthierchen als Thiere erkannt (Leuwenhoek). — Kali als besonderer Körper erkannt, desgl. Natron. — Silhouetten. — Flintglas zu Fernröhren.
1758 Achromatische Fernröhre (Dollond).
1760 Baumwollkrempel, verbessert von Hargreaves. — Lichtformen aus Zinn (Freytag in Gera). — Preßspäne in England. — Schrotthürme (Watt). — Klapphorn (Kölbel). — Cylindergebläse (Smeaton).
1761 Erstes preiswürdig erklärtes Chronometer.
1762 Cylinderkrempel (Peel).
1764 Dampfmaschine, einfach wirkende (Watt).
1765 Glasharmonika, verbessert durch Franklin.
1766 Scheibenelektrisirmaschine (Ramsden). — Phosphor (Brandt). — Isochronische Spiralfedern (Le Roy). — Puddelprozeß (Cranage).
1767 Eisenbahnen in England (Wilkinson). — Panorama (Breysig in Danzig). — Spinning Jenny (Hargreaves). — Reflexionskreis (Meyer).
1768 Schiffsschraube von Paucton.
1769 Waterspinnmaschine von Arkwright. — Kondensator an der Dampfmaschine (ausgeführt 1778). — Hochdruckmaschine von Watt projektirt.
1770 Elektrisches Feuerzeug (Fürstenberg).
1771 Unechte Meerschaumköpfe. — Rose'sches Metall (Rose).
1772 Kratz- od. Krempelmaschine (in Gebrauch erst 1780). — Stickstoff (Rutherford). — Platin zu Blech u. Draht verarbeitet.
1773 Elektrizität (+ u. — unterschieden, Du Fay). — Künstliche Fischzucht (Jacobi).
1774 Baumwollenkette zuerst angewendet (Strutt). — Dampfmaschine, doppelte (Watt). — Elektrischer Telegraph versucht von Lepage.
1775 Mule Jenny (Sam. Crompton). — Chlor (Scheele). — Schnellgerberei. — d'Arcet'sches Metall (d'Arcet).
1776 Webemaschine (Braun in Nimwegen).
1777 Cochenille nach Haiti verpflanzt. — Dosenlibelle (Mayer). — Mikrometer von Bergkrystall (Rochon).
1778 Kombinationsschloß (Boissier). — Lavoisier's Abhandlung über die Verbrennung. — Molybdän (Scheele).
1779 Eiserne Brücken in England.
1780 Kopirmaschine (Watt). — Papier aus Lederabfällen (Thiele). — Kreissäge (Gervinus). — Aeolsharfe (Oswald).
1781 Bramahschloß (Bramah). — Regenschirme in England. — Wasserstoff (Cavendish). — Hornblower's Expansionsdampfmaschine.
1782 Blausäure (Scheele). — Kuhpockenimpfung in Holstein. — Tellur entdeckt von Müller von Reichenstein. — Dampfmaschine mit Schwungrad (Watt). — Rotirende Dampfmaschine von Watt projektirt.
1783 Luftballon Montgolfier. — Desgl. Charlièren (Charles). — Hygrometer von Saussure. — Lampe mit doppeltem Luftzuge (Argand). — Stabwalzwerke (Henry Cort).
1784 Centrifugalregulator (Watt). — Säemaschine (James Cook). — Erhitzte Gebläseluft bei den Hohöfen. — Wolfram (Scheele). — Parallelogramm an der Dampfmaschine (Watt). — Puddeln (Henry Cort). — Dampfhammer projektirt von Watt.
1785 Bleichanstalt mit Chlor (Berthollet). — Dreschmaschine (Meckle). — Lokomotive. — Walzendruckmaschine (Oberkampf). — Cylindersengerei. — Murdoch's Dampfmaschine mit oscillirendem Cylinder.
1786 Riesenäolsharfe (Gattoni). — Tastatur zur Glasharmonika (Röllig). — Müriatisches Pulver (Berthollet). — Astronomischer Repetitionskreis (Borda). — Kastengebläse.
1787 Aräometer (Nicholson). — Powerloom (Cartwright).
1788 Bierwage (Richardson). — Guitarren in Deutschland. — Knallsilber (Berthollet). — Baader'sches Cylindergebläse (Baader).
1789 Uran (Klaproth). — Zirkonerde (Klaproth). — Knetmaschine.
1790 Anemochord (Jakob Schnell u. Tschudi). — Metermaßsystem (in Frankreich eingeführt). — Galvanismus (Galvani). — Glasharmonika (Chladni). — Desgl. mit Glasstäben (Quandt). — Nagelmaschine von Clifford. — Oelraffinerie.
1791 Kautschukröhren (Graßart). — Titan von Gregor entdeckt.
1792 Stenographisches System (Bertin). — Hydraulischer Widder (Montgolfier). — Poliren mit Schellack. — Flachsspinnmaschinen, erster Versuch. — Gradmessung von Delambre, Biot u. Arago.
1793 Sengen (Manipulation zur Trennung der Baumwolle von der Kapsel, Whitney).
1794 Yttererde (Gadolin). — Kupolofen von Wilkinson.
1795 Titan (Klaproth).
1796 Kuhpockenimpfung von Jenner eingeführt. — Flachseile (Mügling). — Römischer Cement (Parker).
1797 Elektrolyse (Humphry Davis). — Batteur, Schlagmaschine. — Cartwright's direkt wirkende Dampfmaschine.
1798 Beryllerde (Vauquelin). — Chlorkalkbleichpulver (Mac Intosh). — Chrom (Vauquelin). — Gasbeleuchtung (Murdoch in Soho). — Lithographie (Senefelder). Erste Industrieausstellung zu Paris. — Expansionsdampfmaschine von Sadler. — Stahl aus Roheisen u. Eisenoxyd (Uchatius), stahl, angegeben von Clouet).
1799 Dampfschiff (Fulton). — Clavicylinder-Harmonika (Chladni). — Mähmaschine (Boyce in England). — Papier ohne Ende (Robert in Essonna). — Papiermaschine (Robert). — Jacquardstuhl (Jacquard). Glaubersalz anstatt Potasche in der Glasfabrikation. — Horizontale Fourniersägemaschine. — Mulespinnmaschine verbessert.
1800 Carcellampe (Carcel). — Plombine, Reliefwalzendruckmaschine (Ebinger). — Voltaische Säule (Volta). — Brückenwage (Schwilgé). — Zersetzung des Wassers durch den galvanischen Strom (Davy). — Elichirmaschine. — Wolf in der Wollspinnerei verbessert. — Spulmaschine. — Calander mit papiernen Walzen. — Stroh in der Papierfabrikation. — Expansionsdampfmaschine von Robertson.
1801 Häckselschneidemaschine (Laster). — Chlorbleiche in der Papierfabrikation angewendet (Fischer). — Tantal (Hachett). — Hochdruckmaschine von Evans. — Dampfmaschine mit horizontal liegendem Cylinder (Symington).
1802 Guano nach Europa. — Knochenmehl als Dünger (Kropp in Solingen). — Hochdruckmaschine von Trevethik.
1803 Cerium (Berzelius; Klaproth 1812). — Kupferstechmaschine (Turrel in London). Osmium (Tennant). — Papiermaschine verbessert von Donkin. — Photographische Bilder (Wedgewood u. Davy). — Schnellpresse (König u. Bauer). — Stahlschreibfedern (Wise). — Stereotypie (Stanhope's Methode). — Stöchiometrie (Dalton). — Schermaschine (Weberei). — Schlichtmaschine. — Palladium (Wollaston). — Iridium (Tennant). — Osmium (Tennant).
1804 Knochensuppe (Ploaquet). — Nähmaschine (Stone u. Henderson). — Congrève'sche Raketen. — Themsetunnel, erbaut von Brunel. — Rhodium (Wollaston). — Woolf'sche Expansionsdampfmaschine (Woolf).
1805 Relief-Druckwalzen, kupferne (Burton). — Lumpenquetschmaschine (Hartop).
1806 Mundharmonika (Eschenbach). — Hydrostatische Presse (Real). — Dynamometer (Regnier). — Fournierhobelmaschine. — Pyreolophor (Niépce). — Dampfhammer, projektirt von Deverell.
1807 Chemische Feuerzeuge (Leybel, Wagenmann). — Kalium, Natrium durch Elektrolyse isolirt (Humphry Davy). — Perkussionsschloß (Forsythe). — Maudslay's direkt wirkende Dampfmaschine.
1808 Justirmaschine (Münzwesen). — Polarisation durch Spiegelung (Malus). — Bor (Davy, Thénard u. Gay-Lussac).
1809 Cylindermaschine, Papierfabr. (Dickinson). — Kaliblau für Wolle (Geitner). — Kompositionspedal an der Orgel (Bishop). — Appert's Methode der Konservirung der Speisen. — Galvanischer Telegraph von Simmering. — Bobbinetmaschine. — Camera lucida (Brewster).
1810 Dampffarbendruck (Dollfuß). — Gasbeleuchtung, Winzer's Patent. — Reversionspendel (Bohnenberger). — Nägel in der Schuhmacherei angewandt.
1811 Drahtstifte auf Maschinen (White). — Jod (Courtois). — Mähmaschinen (Smith). — Maschinennadeln, Nadelmaschinen. — Rubinglas wieder erfunden (Bühler u. Schweighäuser). — Zucker aus Stärke (Kirchhof in Petersburg). — Myriomorphoskop (Winckler). — Farbige Polarisation (Arago). — Flintglas, vervollkommnet. — Fernrohr mit Polariskop (Arago).
1812 Künstliche Schiefertafeln. — Amerikanische Kunstmühlen. — Rübenzuckerfabrikation. — Vacuumpfannen (Howard). — Brillen, periskopische (Wollaston). — Schraubengebläse (Cagniard-Latour).
1813 Gasfeuerung im Hüttenbetriebe (Aubersot).
1814 Lichtbilder (Niépce). — Metallmoirée (Allard). — Nähmaschine (Madersberger). — Schweinfurter Grün. — Horizontale

Fourniersägemaschine verbessert. — Endlose Bandsäge. — Jod (Courtois).

1815 Evan (Gay Lussac). — Fraunhofer'sche Linien, erste Bestimmung (Fraunhofer). — Ventilhorn (Stolzl). — Zinkographie (Eberhard). — Spindelbank zum Vorspinnen. — Cylinderschermaschine. — Glasirte Eisengeschirre zu Lauchhammer.

1816 Drahtbrücken in England (Lee). — Gasbeleuchtung in Deutschland (Freiberg, Lampadius). — Metalldruckerei. — Papiermaschine, erste, in Deutschland. — Eiserne Schiffe in England. — Vervollkommnung der Stereotypie.

1817 Gabelsberger's System der Stenographie. — Kaleidoskop (Brewster). — Papierographie (Senefelder). — Hydraulische Presse (Bramah). — Holzhobelmaschine. — Faßmaschine. — Sengen mit der Gasflamme. — Lithium (Arfvedson). — Prägeapparat von Uhlhorn.

1818 Cadmium (Strohmeier u. Herrmann). — Selen (Berzelius). — Wasserglas von Fuchs technisch angewendet. — Chubbschloß (Chubb). — Nagelwalzwerk (Todd).

1819 Elektromagnetismus (Oerstedt). — Elastische Schwärzwalze, Druckerei (Gaunal).

1820 Daguerreotypie, erste Versuche (Daguerre u. Niépce). — Eiserne Druckpresse. — Farbendruck in Deutschland. — Physharmonika (Eichenbach). — Flachsspinnmaschine (Girard in Wien). — Stahlstich. — Dekarbonisiren der Stahlstichplatten (Charles Heath). — Zündhütchen (Bellot). — Thonpresse. — Spalt- u. Hobelmaschine für Zündhölzchen. — Dampftrockenmaschine. — Cave's Dampfmaschine mit oscillirendem Cylinder.

1821 Walzenmühlen. — Nähmaschine (Thimonnier).

1822 Diorama (Daguerre u. Bouton). — Oelfarbendruck (Liepmann). — Erste Elemente der Spektralanalyse (Brewster). — Mechanischer Webstuhl, praktisch anwendbar.

1823 Argentan (Geitner). — Congrèvedruck in England (Congrève). — Silizium (Berzelius). — Letterngießmaschine. — Aufhängemaschine für nasse Stoffe. — Schnellessigfabrikation.

1824 Gaslochöfen. — Aetzkunst auf Metall zum Abdruck (Eberhard in Darmstadt). — Kobaltblau (Höpfner). — Platinfeuerzeug (Döbereiner). — Selfaktor (Robert). — Tantal (Berzelius). — Portland-Cement. — Flachsspinnmaschine in Gebrauch. — Tuchbürstmaschine.

1825 Stearinkerzen (Chevreul u. Braconnot). — Planimeter (Gonella). — Stearinsäurekerzen (Chevreul u. Gay-Lussac). — Kurbelwalte, Druckwalke. — Trommelgebläse (Powell). — Elektromagnete (Sturgeon).

1826 Brom (Balard). — Atmosphärische Eisenbahn (Vallance). — Schraubenschiff (Ressel). — Fournierhobelmaschine verbessert. — Vorspinnkrempel.

1827 Cochenille nach den Kanarischen Inseln. — Elemente der Spektralanalyse (Herschel). — Turbinen (Fourneyron). — Thaumatrop (Wunderscheibe). — Aplanatisches Mikroskop (Amici). — Haken- u. Oesenmaschine (Hoyan).

1828 Kaliblau auf Seide (Raymond). — Omnibus (Pascal in Paris). — Thorerde (Berzelius). — Künstliches Ultramarin (Guinet u. Gmelin). — Stickmaschine. — Schöpfradgebläse (Lüders). — Zündnadelgewehr, Vorderlader (Dreyse).

1829 Erste Lokomotive von Stephenson. — Magnesium (Bussy). — Nasse Silberprobe. — Schraubendampfboot von Ressel. — Stickmaschine von Josua Heilmann. — Papiermatrizen (Genou).

1830 Blindenschrift (Barbier). — Dibbelrad (Bonifazius). — Dochte, chemische, für die Stearinkerzen (Milly). — Guttapercha in Europa (1843?). — Hobelmaschine. — Selfaktor vervollkommnet. — Stahlfedern in Gebrauch. — Mutterfräsmaschinen.

1831 Kalkverseifung in der Stearinsäurefabrikation. — Millykerzen. — Nivellirungsinstrument (Mitis). — Parrot's Pantograph.

1832 Hinterlader von Lefaucheux. — Schiffsschraube von Sauvage. — Blasevorrichtung an den Schleifsteinen der Nähnadelfabriken (Pastor). — Vulkanisiren des Kautschuks (Lüdersdorf). — Walzentafelglas. — Elektromagnetischer Rotationsapparat (Pixii). — Imprägniren des Holzes. — Stroboskopische Scheiben (Stampfer). — Dialytische Fernröhre (Plößl).

1833 Pyroxylin (Braconnot). — Schiebelampe. — Phosphorstreichhölzchen. — Elektromagnetischer Telegraph (Gauß u. Weber). — Spindelbank mit Preßspulen versehen. — Maschine zum Falten der Zeuge. — Walzenwalke. — Kunstgestänge als Fahrkunst eingerichtet (Bergmeister Dorell). — (Gold-)Metallschlagmaschine von Reich. — Erste Idee der Kalorischen Maschine (Ericsson). — Pattinsoniren (Pattinson).

1834 Elektromagnetische Betriebsmaschine (dal Negro). — Feuerfeste Geldschränke (Will. Marx). — Moderateurlampe (Franchot). — Perrotine. — Rotirendes Schiebventil an der Orgel (Hill). — Selbstthätige Drehmaschine für nichtrunde Körper. — Puddelstahl. — Schiffchennähmaschine (Hunt).

1835 Schiffsschraube von Smith. — Steinsägemaschine u. Steinhobel verbessert. — Dampfkesselheizung mittels Hohofengase (Thomas u. Laurens). — Elektromagn. Betriebsmaschine (Jacobi). — Zündnadelgewehr, Hinterlader (Dreyse).

1836 Charnierbändermaschine. — Zinkblech u. -Draht. — Verzinken des Eisens. — Centrifugaltrockenmaschine für Gewebe. — Eisenfrischen mittels Hohofengase (Sire).

1837 Lichtbilder auf Papier (Talbot). — Anilinfarben (Runge). — Schreibtelegraph von Steinheil. — Drucktelegraph von Morse. — Bleiröhren, gezogen u. gepreßt. — Schmiedeeiserne Röhren, gezogen u. gewalzt.

1838 Galvanoplastik (Jacobi u. Spencer). — Kreisschere. — Dampframme (Perkins). — Schraubenschneidmaschine. — Spiegelstereoskop (Wheatstone). — Erdleitung, von Steinheil entdeckt. — Pneumatischer Telegraph (Romley). — Dampfhammer (Nasmyth).

1839 Lichtbilder auf Papier verbessert (Daguerre). — Zeigertelegraph (Davy). — Lanthan (Mosander). — Farbholzextrakt. — Elektromagnetische Kraftmaschine von Jacobi.

1840 Anilin (Hoffmann u. Fritzsche). — Dampfelektrisirmaschine (Armstrong). — Anwendung nichtmetallischer Formen in der Galvanoplastik (Murray). — Galvanische Vergoldung u. Versilberung (de la Rive). — Glyphographie (Palmer). — Mähemaschine (Cormick). — Puddeln mit Gasfeuerung. — Spitzkugel. — Luppenquetsche. — Wollfilz. — Aneroïdbarometer (Vidi).

1841 Elektrisches Licht in Paris zur Straßenbeleuchtung. — Stolze's System der Stenographie. — Schmiedemaschine.

1842 Chemische Strahlen im Spektrum entdeckt von Becquerel. — Walzwerk zu Stabeisen u. Draht. — Galvanographie.

1843 Prismenstereoskop (Brewster). — Schnitzmaschine für Holzreliefs. — Chemitypie. — Dipleidoskop (Dent in London).

1844 Ebonit (Goodyear). — Stereoskopische Bilder mittels Photographie. — Ziegelmaschine. — Drainröhren. — Endlose Bandsäge verbessert. — Dampfmaschine mit überhitztem Dampf (Sorel). — Guttapercha in Europa. — Nähmaschine von Howe.

1845 Briefcouvertmaschine (E. Hill u. Warren de la Rue). — Metallbarometer (Schinz). — Holzstoff in der Papierfabrikation (Keller).

1846 Collodium. — Schießbaumwolle (Schönbein u. Böttger). — Neptun, entdeckt von Gall u. Leverrier. — Holzschleifmaschine für Papierfabrikation (Völter). — Detmold's Maschine mit überhitztem Dampf. — Siemens' desgl. — Aetherdampfmaschine (Dutrembley).

1847 Galvanographie (Kobell). — Kalorische Maschine verbessert (Ericsson). — Naturselbstdruck (Auer). — Stereochromie (Fuchs u. Kaulbach). — Titan (Wöhler).

1848 Antiphosphorstreichhölzchen (Böttger). — Eiweißverfahren in der Photographie (Niépce von St. Victor). — Röhrenbrücke, erste (Stephenson). — Chloroformdampfmaschine (Lafaud in Paris). — Universalwalzwerk (Daelen). — Glühstahl (Tunner).

1849 Fizeau's Methode der Bestimmung der Geschwindigkeit des Lichtes. — Metallmanometer von Schäffer.

1850 Dampfpflüge in England. — Foucauld's Beweis für die Achsendrehung der Erde. — Unterseeisches Kabel von Dover nach Calais. — Paraffin (Reichenbach). — Amorpher Phosphor (Schrödter). — Setz- u. Ablegemaschine (Sörrensen). — Puddelstahlfabrikation verbessert.

1851 Collodium in der Photographie. — Weltausstellung in London. — Glaspalast. — Paraffinkerzen (Young). — Revolver (Colt). — Nähmaschine von Singer. — Nähmaschine mit Greifer von Wilson. — Nähmaschine (Doppelkettenstichmasch.) von Grover u. Baker. — Augenspiegel (Helmholtz).

1853 Elektromagnetischer Webstuhl (Bonelli).

1854 Bandsäge. — Selbstthätige Schraubenschneidmaschine (Rechsteiner). — Hydraulische Presse zum Schmieden (Smith).

1855 Miniébüchse (Minié). — Uchatiusstahl. — Aluminiumindustrie (Deville).

1856 Anilinviolett, in der Färberei angewandt (Perkins). — Silberspiegel nach Liebig's Verfahren. — Wolframstahl. — Bessemerstahl — Regeneratorofen (Siemens).

1857 Telestereoskop (Helmholtz). — Chassepotgewehr.

1858 Fischguano aus Norwegen. — Knallgasmaschine (Barsanti u. Matteucci). — Spektroskop (Kirchhoff).

1859 Darwin'sches Gesetz (Darwin).

1860 Spektralanalyse. Cäsium, Rubidium (Kirchhoff u. Bunsen). — Gradsichtiges Spektroskop (Amici). — Goldschlagmaschine von Brandeis. — Hochdruckluftmaschine (Ericsson). — Knallgasmaschine von Lenoir.

1861 Anilinbraun (Laire). — Anilinorange (Mene). — Tanninverfahren in der Photographie (Russel). — Telephon (Reis). — Preßhammer von Haswell.

1862 Anilinblau (Persoz). — Kamptulikon. — (Perkin). — Wasserdruckmaschine (Ramsbottom). — Heißluftmaschine von Wilcox.

1863 Anilingelb (Nicholson). — Anilingrün (Jsèbe). — Anilinschwarz (Lucas). — Unterirdische Eisenbahn in London. — Packetbeförderung durch den Luftdruck (Dispatch Company London). — Iridium (Reich u. Richter).

1864 Nitroglycerin (Nobel). — Heißluftmaschine von Nobel.

1865 Induktionselektrisirmaschine von Holtz. — Fleischextrakt (Liebig). — Glasguillochirmaschine (Schwitter).

1866 Wundertrommel. — Heißluftmaschine von Shaw.

1867 Schuhmaschine mit selbstthätiger Schraubenmaschine. — Wundercamera von Krüß. — Zweifarbenmaschine (König u. Bauer).

1868 Sonnenmaschine (Ericsson). — Alizarin aus Anthracen (Gräbe u. Liebermann).

1869 Kalorische Maschine (Lehmann). — Ziegelmaschine von Pollock. — Kettenstichmaschine (Stickm.) von Feronelle. — Ventilatorgebläse von Brakell.

Erfrieren nennt man ein durch sehr niedrige Temperatur bewirktes Absterben einzelner Organe od. des ganzen Organismus. Es erfrieren also sowol Pflanzen als Thiere. Der thierische Körper hat im Allgemeinen die Eigenschaft, seine Wärme zu reguliren, so daß er in Bezug darauf innerhalb gewisser Grenzen von der Temperatur der Umgebung unabhängig ist u. immer denselben Wärmegrad sowol in sehr heißer wie in sehr kalter Umgebung erzeugt. Dieses Vermögen jedoch geht verloren, wenn die reguläre Ursache der Wärmeproduktion, der Stoffwechsel, sich nicht mehr ausgiebig genug dem Verbrauche gegenüber erweist. Ein thierischer Körper, welcher lange Zeit, mehrere Stunden z. B., großer Kälte ausgesetzt worden ist, verliert die Fähigkeit, die an die kältere Umgebung abgegebene Wärmemenge zu ersetzen, er erfriert. Der Zustand des E.s selbst ist beim Menschen von Schlaftrunkenheit, Mattigkeit, schmerzhaften, prickelnden Empfindungen im ganzen Körper begleitet, dann schwindet diese Empfindung, u. es tritt Ohnmacht u. Tod ein. Wahrscheinlich ist der Tod beim E. durch eine infolge der großen Kälte entstehende heftige Zusammenziehung, welcher eine Lähmung der gesammten Blutgefäße u. des Herzens folgt, zu erklären. Die Wiederbelebung Erfrorener geschieht, indem man den Körper mit flüchtigen Essenzen od. mit Bürsten 2c. reibt, bis die Haut sich röthet u. die Cirkulation angeregt ist. Das Reiben mit Schnee wird bes. gerühmt. Zu warnen ist vor einem plötzlichen Ueberbringen des Erfrorenen in ein heißes Zimmer. Sofortige Lähmung des Herzens würde die Folge sein. Beim Wiederherstellen einzelner erfrorener Theile wird im Allgemeinen dasselbe befolgt: Reiben u. allmähliges Erwärmen der betr. Theile u. Darreichung von erwärmenden Getränken.

Nr. 2628. Erfurt, vom Steiger aus gesehen.

Erfurt, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Sachsen u. alte Hauptstadt Thüringens, an der Gera, mit 43,616 E., 9 evangelischen u. 8 katholischen Kirchen, Gymnasium, Realschule, Schullehrerseminar, Kunst- u. Bauhandwerk-, Gewerbe- u. Handelsschule, Gärtnerlehranstalt, Kriegsschule, Taubstummeninstitut, Krankenhäusern, Militärlazarethen u. Waisenhäusern. E. ist stark befestigt, besitzt 2 Citadellen (Petersberg u. Cyriaksburg), ist der Sitz der Regierung, des Landrathsamtes, des Kreisgerichts, der Kommandantur, der Oberpostdirektion, des Aichungsamtes, Hauptsteueramtes, einer Superintendentur, einer katholischen Propstei, eines katholischen geistlichen Gerichts, eines Gewerberathes u. einer Handelskammer. Beachtenswerthe Gebäude sind der im 12. u. 14. Jahrh. erbaute gothische Dom mit schönem Portal u. prächtiger innerer Ausschmückung, sowie mit einer 275 Ctr. schweren Glocke, zu deren Läuten 18 Menschen erforderlich sind; die Augustinerkirche (evangelisch), in welcher 1850 das Unionsparlament seine Sitzungen hielt (in dem dazu gehörigen früheren Klostergebäude die Zelle Luther's, in welcher dieser von 1505—1508 lebte); das Rathhausgebäude mit der Rolandssäule; der Packhof u. die Regierungsgebäude (die ehemalige kurmainzische Statthalterei). Industrie u. Gewerbebetrieb sind in E. in lebhaftem Schwunge; es hat Woll-, Baumwoll-, Seiden-, Lein-, Band- u. Strumpfweberei, Spinnerei, Seiden-Moulinagen, Teppich-, Leder-, Tapeten- u. Tabaksfabriken, Eisengießerei u. Maschinenfabriken, sowie auch chemische Fabriken. In weiten Kreisen sind die Kunstgärtnereien E.s und sein Sämereihandel bekannt. Die Entstehung der Stadt geht bis ins 5. Jahrh. zurück, wo es als Erphesfort od. Erpisfort ein von heidnischen Ackerleuten bewohnter Ort war. Der heilige Bonifacius legte 741 daselbst ein Bisthum an, welches jedoch bald Mainz einverleibt wurde. Durch seine günstige Lage fast im Mittelpunkte Deutschlands kam es bald in regen Verkehr mit den Hansastädten u. wurde selbst eine stolze Hansastadt. Im J. 1521 wandte sich die Mehrzahl der Einwohner der Reformation zu u. huldigte dem einziehenden Gustav Adolf als Landesherrn. Nach dem Westfälischen Frieden gerieth jedoch E. in immer größere Abhängigkeit von Mainz, ja es kam 1663 in die Reichsacht, wurde von Mainz besetzt u. durch einen mainzischen Statthalter regiert. Im J. 1803 fiel E. an Preußen, das es 1806 an die Franzosen verlor. Napoleon I. ließ E. als unmittelbare franz. Stadt verwalten u. hielt dort 1808 auf der höchsten Stufe seiner Macht jenen prunkenden Kongreß, bei welchem die gekrönten Häupter in solcher Anzahl versammelt waren, daß bei einer Theatervorstellung das Parterre nur mit Königen, Großherzogen u. Herzogen besetzt war. Im J. 1815 fiel E. wieder an Preußen, welches jedoch einen Theil des zur Stadt gehörigen Gebiets an Sachsen-Weimar abtrat.

Ergänzungsfarben, s. „Komplimentärfarben".

Erginos, ein mythischer Fürst von Orchomenos, der wegen seines in Theben ermordeten Vaters Klymenos den Thebanern einen jährlichen Tribut von 100 Rindern auferlegte. Herakles befreite seine Landsleute von dieser Abgabe u. tödtete den E.

Ergot, s. v. w. Mutterkorn. **Ergotin**, der wirksame Bestandtheil des Mutterkorns (s. d.).

erhaben ist in der Sprache der Aesthetik eine große, über die Kräfte u. das Vorstellungsvermögen des Betrachtenden hinausragende Erscheinung, die nicht niederdrückend, sondern erhebend auf ihn wirkt, indem sie ihn mit dem Bewußtsein des Uebersinnlichen u. Unendlichen erfüllt u. so gewissermassen über ihn selbst emporhebt.

Erhaltung der Kraft, s. „Kraft".

Erica, s. „Heidekraut".

Erich, Name einer Anzahl schwed., dän. u. norweg. Könige. Als einer der ersten Träger dieses Namens wird der schwed. König **E.** der Heilige (1150—60) genannt, der durch seinen Eifer für das Christenthum, durch gute Gesetze u. streng religiösen Lebenswandel in den Ruf eines Heiligen kam. — **E.** XIV., König von Schweden, 1560—68, der begabte, aber unglückliche Sohn u. Nachfolger Gustav Wasa's, begann seine Regierung mit guten Maßregeln u. mit einigen glücklich geführten Kriegen, ließ aber später seinem wilden u. hitzigen Temperament in verderblicher Weise die Zügel schießen. Durch seinen Umgang mit lockeren Dirnen, deren eine er sogar zur Königin erhob, gerieth er in ein wüstes und würdeloses Treiben, das ihm beim Volke verhaßt machte, u. durch die unumschränkte Gewalt, die er seinem Günstling, dem Kanzler Jöran Persson, einräumte, verfeindete er sich mit dem Adel, den er selbst erst großgezogen hatte. Von finsterem Mißtrauen getrieben, ließ er eine Anzahl der angesehensten Adeligen hinrichten u. einen seiner Brüder, den Herzog Johann von Finnland, der hochverrätherischer Umtriebe bezichtigt war, fünf Jahre lang im Kerker schmachten; einen anderen Bruder, Magnus, trieb er durch grausame Verfolgung zum Wahnsinn. Nach seiner Freilassung stellte sich Johann im Verein mit seinem Bruder Karl 1568 an die Spitze eines Aufstandes, der mit der Gefangennehmung und Entthronung E.'s endigte, worauf Johann die Regierung übernahm. E. wurde zu lebenslänglicher Haft verurtheilt u. schließlich, da sein Anhang unaufhörlich Versuche zu seiner Befreiung und Wiedereinsetzung machte, auf Anstiften Johann's im Gefängniß vergiftet. Die tragische Geschichte dieses Fürsten ist wiederholt für die Bühne bearbeitet worden.

Ericsson, John, schwed. Ingenieur u. Schiffskonstrukteur, geb. 31. Juli 1803 in der Provinz Wermland, diente zuerst im schwed. Ingenieurcorps, ging 1826 nach London, um von dortigen Gelehrten die von ihm erfundene „Flammenspritze" prüfen zu lassen, die sich aber als unpraktisch erwies, u. betheiligte sich 1829, gleichfalls erfolglos, an einer von der Liverpool-Manchester-Eisenbahn-Gesellschaft ausgeschriebenen Konkurrenz für die beste Lokomotive. Dagegen machte er sich durch eine Reihe von Erfindungen berühmt, seitdem er in New-York lebte. Die bemerkenswertheste ist die der Kalorischen Maschine (1833). Von 1839—41 baute E. den ersten Kriegsschraubendampfer, 1861 ein Panzerschiff nach dem von ihm erfundenen Monitor-System, u. zuletzt beschäftigte er sich mit der Nutzbarmachung der Sonnenwärme für mechanische Zwecke. Er starb zu

Richland (New York) im Febr. 1869. — Freiherr Nils von **E.**, der Bruder des Vorigen, geb. in Wermland 31. Jan. 1802, hat sich gleichfalls als Ingenieur einen Namen erworben. Er baute 1838—44 die neuen Trollhättaschleusen, war 1858—63 Chef der schwed. Eisenbahnbauten, leitete den Bau des Kanals zwischen dem Saimansee und der Finnischen Bucht, der Docks in Stockholm u. a. m. Seit 1854 geadelt u. seit 1860 baronisirt, starb er zu Stockholm 8. Sept. 1870.

Nr. 2629. John Ericsson geb. 31. Juli 1803, gest. Febr. 1869.

Eriesee (spr. Ihrisee), der südlichste der 5 großen canadischen Binnenseen in Nordamerika, unter dem 41.° 30.'—42.° 52.' n. Br. u. 78.° 53.'—83.° 25.' westl. L., im N. an die Provinz Ontario, Dominion of Canada, im S. an die Staaten Ohio, Pennsylvanien u. New-York grenzend. Die größte Länge des E.'s beträgt 54¼, seine größte Breite 17,35 g. M., seine mittlere Tiefe 21 m. u. sein Flächenraum 451 □M. Mit dem 101½ m. tiefer liegenden Ontariosee ist der E. durch den Niagarafluß verbunden, der ziemlich in der Mitte seines Laufes jenen großartigen Fall bildet, in welchem der Strom 46½ m. hoch senkrecht herabstürzt. Ferner ist der E. durch den **Eriekanal** mit Albany am Hudson (Newyork) u. durch den **Erie-Extensionkanal** mit dem Delaware verbunden. Diese Verbindungen u. die auch sonst sehr günstige Lage des E. erklären den raschen Aufschwung, den der kommerzielle Verkehr seiner Uferstädte genommen, wenngleich die Schiffahrt auf dem See wegen des seichten Wassers und der geringen Sicherheit der Häfen gefährdet ist. Am 10. Sept. 1813 fand auf dem E. jene bekannte Seeschlacht statt, in welcher der amerik. Seeheld Oliver Hazard Perry den engl. Kommodore Barclay bei Amherstburg, an der Einmündung des Detroit in den E., besiegte u. dadurch die sofortige Räumung Detroit's erzwang.

Erigena, Johannes, s. „Scotus".

Erigeron, s. „Berufkraut". **Erin**, alter Name für Irland.

Erinna, eine hochgefeierte Dichterin Griechenlands, über deren Zeitalter u. Vaterland die Quellen sehr von einander abweichen. Einige setzen sie in das Zeitalter des Demosthenes, Andere machen sie zur Freundin der Sappho. Als ihre Heimat wird bald Rhodos, bald Lesbos, bald Telos angegeben. Sie soll schon im 19. Lebensjahre gestorben sein; ihr berühmtestes Gedicht führt den Titel „Die Spindel".

Erinnyen, s. „Furien".

Eriodendron, Wollbaum, Pflanzengattung der Sterculiaceen, Gruppe der Bombaceen, mit außerordentlich stattlichen Bäumen, welche der Gattung Bombax sehr nahe stehen. S. „Bombax".

Eriophorum, s. „Wollgras".

Eris, die Göttin des Streites in der griech. Mythologie, eine Tochter der Nacht, soll den verhängnißvollen Apfel unter die drei Göttinnen Here, Aphrodite u. Athene geworfen haben, der zur Entstehung des Trojanischen Krieges Veranlassung gab.

Eriwan, Hauptstadt u. Festung des gleichnam. russ. Gouvernements im asiatischen Rußland, 1080 m. über dem Meere am linken Ufer des Zengi gelegen, hat etwa 14,000 E., die Ackerbau u. Handel mit Obst und Wein betreiben. Die Umgebung der Stadt ist durch ein Netz von Kanälen bewässert, ein üppig fruchtbares Gartenland, obgleich das Klima die schroffsten Gegensätze zeigt. Im russisch-persischen Kriege von 1826/27 erstürmte der russ. General Paskewitsch (13. Okt. 1827) die Festung E. u. erhielt dafür den Beinamen „Eriwansky"; seitdem ist E. ein Hauptbollwerk Rußlands gegen Persien.

Erk, Ludwig Christian, Musikpädagog, Komponist u. verdienstvoller Forscher auf dem Gebiet des Volks- u. Kirchengesangs, wurde 1. Jan. 1807 zu Wetzlar geboren, wo sein Vater erster Lehrer an der Stadtschule u. Kantor u. Organist an der Domkirche war. Diesem verdankt E. die erste musikalische Ausbildung; nach dessen Tode bildete er sich unter Joh. Balth. Spieß fort. Im J. 1826 wurde er als Musiklehrer am Seminar zu Meurs angestellt u. 1835 an das Seminar für Stadtschulen zu Berlin berufen. Von 1836—1838 war er Dirigent des liturgischen Chors am Dom (aus dem sich der später so berühmte Domchor entwickelte). Ferner gründete er 1843 einen hauptsächlich der Pflege des Volksgesanges gewidmeten Männergesangverein, dem sich 1853 ein Verein für gemischten Chor anschloß. Seit 1857 führt er den Titel eines königlichen Musikdirektors. E. hat zahlreiche u. weitverbreitete Sammlungen von Volks-, Schul- u. Kirchenliedern herausgegeben.

Erkältung. Plötzliche Einwirkungen von Kälte entziehen zuweilen unserem Organismus so schnell u. so viel Wärme, daß die Fähigkeit, den Verlust wiederzuersetzen, für einige Zeit verloren geht. Wir fühlen diesen Mangel an Fähigkeit durch Frösteln od. Frieren, u. bleiben Veränderungen im Organismus infolge der oben geschilderten Ursache längere Zeit zurück, so nennt man diese Zustände Erkältungen. Obwol im Allgemeinen die Furcht vor E. häufig übertrieben wird, indem sehr viele Krankheiten, die man auf Rechnung von E. schiebt, mit derselben nichts gemein haben, so ist doch sicher, daß eine plötzliche Einwirkung von Kälte bei gewissen Personen zuweilen sehr unangenehme Empfindungen hervorruft. Es kann an denjenigen Stellen, wo die Kälte eingewirkt hat, krankhafte Wirkung fühlbar werden, bes. dann, wenn schon früher hier eine besondere Krankheit bestanden hat. Es kommt aber auch vor, daß die unmittelbar betroffene Stelle durchaus keine weiteren Folgen empfinden läßt u. eine ganz andere zum Orte der Erkältungskrankheit wird. Bei gewissen Menschen erkranken auf Kältewirkung immer dieselben Organe, welche man deshalb die Oerter des geringeren Widerstandes nennt (locus minoris resistentiae). Folgen von E. sind oft rheumatische Schmerzen, katarrhalische Affektionen der Nase, der Lunge, des Darmes u. s. w. Das beste Schutzmittel gegen E. ist Vermeiden des schnellen Ueberganges aus der Wärme in die Kälte, Abwischen des Stirnschweißes bei Anzug eines Windes. Besser aber noch ist das allmählige Abkühlen, das Gewöhnen an Kälte durch Bäder, durch kalte Waschungen u. s. w.

Erkel, Franz, der berühmteste ungarische Tondichter der Gegenwart, geb. 7. Nov. 1810 zu Gyula, erhielt seine musikalische Ausbildung zu Klausenburg in Siebenbürgen u. wurde 1838 erster Kapellmeister am neuen Nationaltheater zu Pest, als welcher er noch gegenwärtig wirkt. E.'s Kompositionen, die aus einer glücklichen Verschmelzung ungarischer Volksweisen mit dem modernen höhern Musikstil hervorgegangen sind, haben bei seinen Landsleuten eine ungemeine Popularität erlangt. Zu nennen sind davon, außer zahlreichen Liedern u. Gesängen, bes. die Opern „Bathory Maria" (1840), „Hunyady Laszlö" (1844), „Ersébet" (1857), „Dosza György" (1867).

Erkenntniß, d. h. das richtige Wissen von einem Dinge, die Kenntniß eines Dinges seiner wirklichen Beschaffenheit nach, ist für das menschliche Denken nur in bedingtem und beschränktem Maße erreichbar. Die menschliche E. wird stets eine mehr od. minder subjektive sein u. auf ein Fürwahrhalten u. Ueberzeugtsein davon, daß man Etwas wisse u. erkenne, hinauslaufen. Ist eine solche E. unmittelbar aus der Anschauung geschöpft, so nennen wir sie intuitive E.; ergiebt sie sich erst mittelbar auf begrifflichem Wege u. durch Schlüsse, so heißt die E. eine diskursive (s. d). — In juristischem Sinne heißt **E.**, Bescheid od. Urtheil der Ausspruch eines Richters od. eines Verwaltungsbeamten, durch welchen in Streitigkeiten einer od. mehrerer Parteien, in Untersuchungs- od. Verwaltungssachen ausgesprochen wird, was in dem zu entscheidenden Falle Rechtens sei u. zukünftig zu geschehen habe. Das E. muß in bestimmte Formen abgefaßt sein u. in einem besonderen Termine od. nach Schluß einer Verhandlung zur Kenntniß der Betheiligten gebracht werden. Diese Eröffnung (publicatio, promulgatio) des E. geschieht entweder mündlich durch Vorlesen od. durch Zufertigung einer Abschrift des E. Durch das E. wird der betreffende Fall od. Prozeß entweder endgiltig entschieden (Endurtheil), od. es werden darin nur einzelne Fragen erledigt, deren Entscheidung es zuvörderst bedurfte, um die Untersuchung, Rechts- od. Verwaltungssache ihrem Ende entgegen zu führen. Das E. kann ein verurtheilendes oder freisprechendes, ein entbindendes od. zurückweisendes sein. Ferner kann es bedingt od. unbedingt sein; ersteres namentl. dann, wenn der Ausgang einer Rechts-, Untersuchungs- od. Verwaltungssache von Leistung od. Nichtleistung eines Eides abhängig gemacht wird. Die Abfassung eines E. ist die schwierigste juristische Arbeit; es ist daher regelmäßig gestattet, eine

nochmalige Prüfung durch Einwendung zulässiger Rechtsmittel zu veranlassen. Die Oberbehörden fällen entweder ein bestätigendes od. ein abänderndes od. auch ein zurückweisendes Urtheil. Wird ein Rechtsmittel innerhalb einer bestimmten Frist (meist 10, neuerdings 14 Tage) nicht eingewendet, so wird das E. rechtskräftig u. ist dann unbedingt bindend.

Erker, ein bedeckter Ausbau an einem od. mehreren Geschossen eines Hauses, der gewöhnlich dreiseitig vorspringt u. mit Fenstern versehen ist, welche Aussicht auf die Straße bieten. Oft steigt der E. von unten auf u. heißt dann in Niedersachsen Ausbucht; ruht er auf Konsolen, so heißt er auch Chörlein; bisweilen erscheint er auch an der Ecke eines Gebäudes als ein von unten aufsteigendes Thürmchen. Die E., die eine der schönsten Zierden an den Facaden der Häuser aus der Zeit der Gothik u. der Renaissance bilden, sind jetzt vielfach wieder in Aufnahme gekommen.

Erlach, Johann Ludwig v., schweiz. Feldherr u. Staatsmann, geb. zu Bern 1595, hatte durch wichtige Dienste, die er als Freund u. Vertrauter Gustav Adolf's von Schweden u. Bernhard's von Weimar denselben während des Dreißigjähr. Kriegs leistete, großen Einfluß auf dessen Begebenheiten, bis ihn der Tod des Herzogs Bernhard veranlaßte, in franz. Dienste zu treten. Auch hier zeichnete E. sich so aus, daß er 23. Jan. 1650 zum Marschall von Frankreich erhoben wurde; er starb aber schon drei Tage darauf zu Breisach.

Erlangen, Stadt mit Universität im bayerischen Kreise Mittelfranken, am Ludwigskanale u. am linken Ufer der Regnitz, hat 12,511 E., die Fabrikation von Stahlwaaren, Spiegeln, Gold- u. Silberdraht, musikal. Instrumenten, Tabak u. s. w., umfangreiche Bierbrauerei u. Potaschesiederei betreiben. Die Stadt zerfällt in die unregelmäßig gebaute Altstadt u. die in breiten Straßen sehr regelmäßig gebaute Neustadt. Von Gebäuden sind zu nennen: das ehemalige Schloß (jetzt Universitätsgebäude), das Rathhaus, die franz. Kirche, die neue Stadtkirche, das Kollegiengebäude, das Schauspielhaus, das neue Irrenhaus u. s. w. Die 1743 vom Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth gegründete Universität besitzt eine sehr werthvolle Bibliothek u. andere bedeutende wissenschaftliche Sammlungen, eine psychiatrische Klinik, einen botanischen Garten u. s. w. E. ist eine sehr alte Stadt, kam 970 an das Bisthum Würzburg u. erhielt 1046 eine Burg. Während des Mittelalters wiederholt zerstört u. dann im Dreißigjähr. Kriege fast vollständig niedergebrannt, erholte sich die Stadt immer wieder. Nachdem es seit 1791 zu Preußen gehört hatte, kam es 1807 mit dem Fürstenthum Bayreuth an Frankreich, wurde aber bereits 1809 von Napoleon I. an den damaligen Rheinbundfürsten König Maximilian von Bayern abgetreten.

Erlau, Hauptstadt des gleichnamigen ungar. Komitats an dem gleichnamigen Flusse, zwischen fruchtbaren Feldern u. Weingärten, Sitz eines Erzbischofs, hat mehrere Unterrichtsanstalten, eine große Zahl von Klöstern u. etwa 20,000 E., die größtentheils Weinbau betreiben. Der Erlauer Rothwein gilt für den besten Ungarns. Von Gebäuden ist zu nennen: die Kathedralkirche (von dem als deutscher Dichter bekannten Erzbischof Pyrker erbaut), nach der Graner Basilika die schönste Kirche Ungarns. In der Nähe der Stadt sind 2 alaunhaltige Quellen.

Erlaucht, ein Titel, den früher die regierenden Reichsgrafen im Deutschen Reiche führten u. der durch einen Bundesbeschluß vom 13. Febr. 1829 den Häuptern der mediatisirten gräflichen Familien beigelegt wurde. Doch hat jeder Souverän das Recht, das Prädikat E. auch andern bevorzugten Personen zu verleihen.

Erle (Alnus), Pflanzengattung der Betulaceen od. Birkengewächse, bes. durch verholzende u. stehenbleibende Schuppen der weiblichen Kätzchen von der Birke verschieden; bei uns in mehreren Arten vertreten. 1. Die gemeine Erle (A. glutinosa *L.*), auch Eller, Schwarz- od. Rotherle, Kleb- u. Mooserle, Else, Elst, Elten, Elsern, Aller, Arle, Alder, Elder, Older u. Olter, Arlenbaum, Otter u. Otterbaum, Urle, ist die Bewohnerin der Sümpfe u. Flußufer, auf denen sie ein bedeutendes Wachsthum erlangt u. wol gegen od. über 20 m. hoch wird. Trotzdem ist das hier erzeugte Holz, da es der Fäulniß sehr widersteht, ein vorzügliches Bauholz für Wasserbauten; um so mehr, als es einen harzartigen Stoff enthält, der sich an der Luft verfärbt, worauf es rothbraun wird. Man verwendet es deshalb gern zu Brunnenröhren, Pfahl- u. Rostwerken, u. es dauert um so länger aus, je länger es vorher im Wasser lag. Seiner schönen Maser wegen verwendet man es meist zu „Ulmer Pfeifenköpfen", seines Farbstoffes willen zum Braunfärben. Rinde u. Zapfen besitzen viel Gerbstoff u. dienen deshalb zum Gerben u. Schwarzfärben. Die Samen liefern ein Brennöl. 2. Die Grauerle (A. incana *DC.*) vertritt die vorige in der Bergregion der Alpen u. einigen höheren Gebirgen, von wo sie in die Thäler mit den Flüssen herabgeht. Ihre Blätter haben eine meergrüne u. etwas filzige Unterseite, woher der Name. 3. Die Grünerle od. Tros der Nordschweiz (A. viridis *DC.*) bleibt strauchartig u. vertritt in dichten, strauchförmigen Beständen od. als Gestrüpp häufig die Bergföhre der unteren Alpenregion zwischen 11—1100 m, so daß sie die abschüssigen Gehänge gegen die Gewalt stürzender Regenfluten u. Lawinen höchst bedeutsam schützt.

Erlenspinner (Notodonta camelina), ein im Spätherbste wie im Frühjahre gemeiner Nachtschmetterling, mit rostrothen, schwarzgezeichneten, gezähnten Vorderflügeln u. gelblichen Hinterflügeln, dessen weißliche Höckerraupe auf dem vorletzten Ringe zwei rothe Spitzen trägt u. im Sommer auf Laubholz anzutreffen ist.

Nr. 2630. Die gemeine Erle (Alnus glutinosa) (¹⁄₃ natürl. Größe).
a. männlicher, b. weiblicher Blütenzweig. c. Fruchtzweig. d. Blattzweig. e. Fruchtschuppe (5 mal vergr.). f. Drei männl. Blüten (3 mal vergr.). g. Weibl. Blüte (5 mal vergr.).

Erlkönig (vom dän. Worte ellerkonge, d. i. Elfenkönig), eine Gestalt der nordischen Sage, welche die Menschen durch lockende Versprechungen an sich zieht, um sie dann ins Verderben zu stürzen. In die deutsche Literatur hat Herder diese Gestalt durch die Uebertragung eines dän. Volksliedes (in seinen „Stimmen der Völker") eingeführt; meisterhaft hat sie Goethe in seiner bekannten Ballade „Erlkönig" behandelt.

Erlöserorden, s. „Orden".

Erlösung heißt in der Kirchenlehre die durch den Kreuzestod Christi vollzogene Loslösung der sündigen Menschheit von der Herrschaft der Sünde u. des Todes zum Zweck ihrer Beseligung u. Aufnahme in das Himmelreich. Festere, systematisirte Gestalt aber erhielt die Lehre erst durch den katholischen Kirchenlehrer Anselmus von Canterbury (gest. 1109).

Erman, Paul, deutscher Physiker, geb. zu Berlin 29. Febr. 1764, war erst Lehrer der Naturwissenschaften am franz. Gymnasium das., später auch an der Allgemeinen Kriegsschule, wurde 1809 Professor der Physik an der dortigen Universität u. starb zu Berlin 11. Okt. 1851. E. schrieb zahlreiche Abhandlungen über die verschiedensten Gebiete seiner Wissenschaft, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit Untersuchungen über Magnetismus u. Elektrizität. Geb. 12. Mai 1806 zu Berlin, seit 1839 Professor der Physik an der Universität seiner Vaterstadt, machte er 1828—30 eine größere metereologische Forschungsreise u. legte deren Ergebnisse er in seinem Werke „Reise um die Welt" (7 Bde., Berl. 1833 bis 1842) nieder.

Ermeland, fruchtbare preuß. Landschaft (Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg), mit 76,70 □M. u. 205,629 E., besteht aus den Kreisen Braunsberg, Heilsberg, Rössel u. Allenstein. E., früher ein Bisthum des Deutschen Ordens, kam 1466 an Polen, 1772 an Preußen. Großes Aufsehen erregte 1872 der Widerstand des Bischofs von E. gegen die Bismarck-Falk'sche Kirchenpolitik, infolge deren ihm die bisher vom Staate bezogenen bischöflichen Einkünfte (Temporalien) gesperrt wurden.

Ernährung ist der Inbegriff derjenigen physikalischen u. chemischen Vorgänge im (thierischen wie pflanzlichen) Organismus, wodurch derselbe mit seinen Geweben u. Organen lebendig u. in gedeihlichem Zustande erhalten wird. Bei niederen Organismen verlaufen die Prozesse der Aufnahme u. Verarbeitung neuen Stoffs u. der Ausscheidung des Verbrauchten, mit anderen Worten des Stoffwechsels, in einfacherer Weise als bei höher organisirten Geschöpfen, bei denen durch Besitz von besonderen Verdauungs-, Kreislaufs- u. Athmungswerkzeugen eine Arbeitstheilung eingetreten ist.

Ernesti, Johann August, berühmter Philolog u. Theolog, geb. 4. Aug. 1707 zu Tennstädt in Thüringen, wirkte von 1731 als Konrektor, von 1734 als Rektor an der Thomasschule zu Leipzig, später als Professor der Theologie u. Beredsamkeit das. Er starb in Leipzig 11. Sept. 1781. Unter seinen Ausgaben griech. u. röm. Klassiker, die er mit kritischer Schärfe u. feinem Verständniß durchforschte, behauptete nam. die des Cicero (5 Bde., Lpz. 1737—39) mit der dazu gehörigen „Clavis Ciceroniana" (Lpz. 1739, beide Werke wiederholt aufgelegt)

lange Zeit ihren Werth. Seine in klassischem Latein geschriebenen Reden u. Aufsätze, in denen E. einen reich gebildeten Geist u. große Formgewandtheit bekundet, trugen viel zur Hebung des Geschmacks in den deutschen Gelehrtenkreisen bei. Auch auf theologischem Gebiete wirkte E. reinigend u. aufklärend, indem er als einer der Ersten die philolog. Methode auf die Bibel anwandte u. in allen seinen Schriften theologischen Inhalts auf eine vernünftige u. vorurtheilslose, durch die Regeln der Logik u. Grammatik geleitete Bibelerklärung drang.

Ernestinische Linie, die ältere Linie des sächs. Fürstenhauses, gestiftet durch Ernst, den älteren Bruder des Herzogs Albrecht, des Stifters der Albertinischen Linie. Ernst erhielt bei der Theilung von 1485 die Kurwürde mit den Kurlanden, Thüringen, die Hälfte des Osterlandes, sowie die westländischen u. fränkischen Gebietstheile. Sein Enkel, Johann Friedrich der Großmüthige, mußte jedoch 1547 in der Wittenberger Kapitulation das Kurfürstenthum an die Albertinische Linie abtreten. Ihm selbst wurden nur einige thüringische Besitzungen eingeräumt, zu denen später noch die Koburger Pflege hinzukam, u. die durch einen neuen Vertrag, den Johann Friedrich mit dem Kurfürsten August 1554 zu Naumburg schloß, um einige weitere thüringische Bezirke vermehrt wurden. Hierzu wurde 1583 noch die größere Hälfte der Hennebergischen Erbschaft geschlagen. Diese Ernestinischen Lande, die zusammen das Herzogthum Sachsen ausmachten, fielen jedoch durch Theilungen wieder aus einander. Von den selbständigen Fürstenthümern Weimar u. Koburg, die sich bereits 1572 gebildet hatten, zerfiel letzteres 1596 in Koburg u. Eisenach, ersteres 1603 in Weimar u. Altenburg. Zwar gingen diese Fürstenthümer später fast gänzlich wieder in Weimar auf, doch nahmen die Söhne des Herzogs Johann von Weimar neue Theilungen vor. Wilhelm stiftete die Linien Weimar, Eisenach, Markjuhl u. Jena, deren Besitzungen jedoch nachmals in der Hand des Herzogs Ernst August von Weimar (gest. 1748) vereinigt wurden; ein anderer Sohn Johann's, Ernst I., stiftete das Haus Gotha, das durch Theilung unter seine sieben Söhne in die Nebenlinien Gotha Altenburg, Koburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen u. Saalfeld zerfiel. Diese Nebenlinien gingen aber im Laufe des 18. u. 19. Jahrh. wieder ein, indem sie an die Hauptlinien zurückfielen od. mit einander verschmolzen wurden, so daß die E. L. gegenwärtig nur noch aus vier Zweigen besteht: aus der großherzoglichen in Sachsen-Weimar-Eisenach u. den herzoglichen in Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen Koburg Gotha u. Sachsen-Altenburg (s. diese Art.).

Ernestinischer Hausorden, s. „Orden".

Ernst, Kurfürst von Sachsen, Stifter der Ernestinischen Linie (s. d.), regierte nach dem Tode seines Vaters, des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen (1464), über zwei Jahrzehnte gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Albert (mit welchem er in seiner Kindheit von Kunz von Kaufungen geraubt, aber wieder befreit worden war, s. „Prinzenraub"). Erst 1485 wurde zwischen beiden Brüdern der Vertrag geschlossen, durch welchen die Theilung der sächs. Länder in die der Ernestinischen u. Albertinischen Linie besiegelt wurde. Ueber den Antheil, den E. erhielt, vgl. den Art. „Ernestinische Linie". E., der als ein kräftiger, tapferer u. wohlwollender Fürst geschildert wird, starb bereits ein Jahr nach der Theilung, 26. Aug. 1486, zu Kolditz. Ihm folgte in der Kurwürde sein ältester Sohn Friedrich der Weise.

Ernst I., gen. der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg, Stifter des Hauses Gotha, geb. 24. Dez. 1601 auf dem Schlosse zu Altenburg (als Sohn des Herzogs Johann von Weimar), trat in das Heer Gustav Adolf's u. nahm in demselben rühmlich an den Schlachten am Lech, bei Nürnberg u. Lützen theil. Nach dem Tode Gustav Adolf's focht er noch einige Zeit unter der Führung seines Bruders, des Herzogs Bernhard von Weimar, trat jedoch 1635 aus dem Heere aus u. kehrte in sein Land zurück, wo er sich fortan ausschließlich den Regierungsgeschäften widmete u. 26. Mai 1675 starb. E. war ein gewissenhafter, friedliebender u. der Reformation eifrig ergebener Fürst.

Ernst IV., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, geb. 21. Juni 1817 zu Koburg, erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte in Bonn, trat in die sächs. Armee ein, in der er bis zum Range eines Generalmajors aufrückte, u. folgte, von größeren Reisen durch Südeuropa u. Afrika zurückgekehrt, seinem 1844 verstorbenen Vater, Ernst III., in der Regierung nach. Im J. 1849 nahm er ehrenvoll am Kriege gegen Dänemark theil, in welchem unter seinem Oberbefehl (5. April) der Sieg bei Eckernförde erfochten wurde. Nachdem die nationale Bewegung, an der er sich nach Kräften betheiligte, gescheitert war, widmete er sich mit Eifer der Regierung seines Ländchens u. suchte nützliche Reformen anzubahnen. Als nach dem Ital. Kriege 1859 der nationale Sinn in Deutschland wieder zu erwachen begann, förderte er denselben durch den Schutz, den er dem Nationalverein, den Schützenfesten u. anderen nationalen Demonstrationen angedeihen ließ. Nachdem er in dem Konflikt, der zwischen Oesterreich u. Preußen in Betreff der Elbherzogthümer ausbrach, vergeblich zu vermitteln versucht hatte u. der Fürstenkongreß zu Frankfurt a. M. (1863), an welchem E. theilnahm, ergebnißlos aus einander gegangen war, stellte er sich 1866 entschieden auf die Seite Preußens u. ließ seine Truppen zu der gegen Hannover u. die Südstaaten operirenden preuß. Armee stoßen, mit der sie 27. Juni 1866 bei Langensalza fochten. Er selbst machte den böhm. Feldzug im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen mit. Als Entschädigung für die im Kriege gebrachten Opfer erhielt er nach dessen Beendigung von der preuß. Regierung die sehr umfangreichen Waldungen in der Umgegend von Schmalkalden, die er dem Domänengute mit der Bestimmung einverleibte, daß die Hälfte des Reinertrags den Staatskassen in Gotha u. Koburg übergeben werden solle. Am Deutsch-franz. Kriege 1870 u. 71 nahm er im Gefolge des Kaisers Wilhelm, im großen Hauptquartier, bis zum Schlusse theil. E., ein der Kunst u. den schönen Wissenschaften sehr ergebener Fürst, hat selbst mehrere Opern komponirt („Casilda", „Santa-Chiara", „Diana von Solanges"). Als Ergebniß einer Reise nach Afrika, die er 1862 in Begleitung von Gelehrten u. Künstlern unternahm, erschien das Werk „Reise des Herzogs E. von Sachsen-Koburg-Gotha nach Aegypten u. den Ländern der Habab, Mensa u. Bogos" (Lpz. 1854).

Ernst, Heinrich Wilhelm, einer der ausgezeichnetsten Violinvirtuosen der Neuzeit, wurde 1814 zu Brünn geb. u. schon frühzeitig auf das Konservatorium nach Wien gebracht, wo Böhm im Violinspielen u. Seyfried in der Komposition ihn unterwiesen. Bereits im J. 1830 machte er einen Kunstausflug nach München, Stuttgart u. Frankfurt a. M., der ihm schöne Erfolge eintrug. Hierauf begab er sich nach Paris, wo er noch bei de Bériot studirte, aber auch mit großem Glück sich öffentlich hören ließ, u. von 1834 bis gegen Ende der Vierziger Jahre durchpilgerte er einen guten Theil von Europa, überall Triumphe feiernd durch den enormen Glanz seiner Technik, seinen anziehenden, warmblütigen Vortrag. Alle diese Eigenschaften entfaltete er vornehmlich auf Grund eigener Kompositionen, denen man das Lob geschmackvoller, brillanter u. dankbarer Arbeiten geben darf. Mitte der Fünfziger Jahre befiel ihn in London, wo er seit längerer Zeit seinen Wohnsitz genommen hatte, ein Rückenmarksleiden, dem er endlich auch zu Nizza am 14. Okt. 1865 erlag.

Ernst August, König von Hannover, ein Sohn König Georg's III. von England, geb. 3. Juni 1771, wurde in England erzogen, ging dann nach Deutschland, wo er die Universität Göttingen bezog, machte im hannoverischen Heere die Feldzüge in den Niederlanden mit u. nahm, nach England zurückgekehrt, 1799 seinen Platz als engl. Peer u. Herzog von Cumberland im Oberhause ein. Durch die schroff konservative Haltung, die er hier als Hauptanhänger der Tories allen Reformfragen gegenüber einnahm, machte er sich so mißliebig, daß er sich wiederholt genöthigt sah, England den Rücken zu kehren. Dagegen stand er mit dem preuß. Hofe, bes. nachdem er sich 1815 mit der Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, der Schwester der Königin Luise von Preußen, vermählt hatte, im vertrautesten Verkehr. Kaum hatte er, nach dem Tode seines Bruders Wilhelm IV., den hannoverischen Thron (als erster von England unabhängiger König) bestiegen (20. Juni 1837), als er sofort in rücksichtsloser Weise daran ging, die Verfassungszustände seines Landes seinen reaktionären Absichten gemäß umzustürzen. Er löste die Stände auf, erklärte im Patent vom 1. Nov. 1837 das Staatsgrundgesetz von 1833 für null u. nichtig u. stellte durch Oktroyirung die alte Verfassung von 1819 wieder her — ein Verfassungsbruch, der in Hannover wie in ganz Deutschland große Aufregung hervorrief, den Protest der Göttinger Sieben (s. d.) veranlaßte u. zahlreiche Konflikte im Gefolge hatte. Auch die Verfassung, die er 1840 ertheilte, war ihres reaktionären Grundzugs wegen nicht geeignet, die Gemüther zu versöhnen. Dieselbe wurde erst infolge der Bewegung des J. 1848 in freisinniger Weise umgestaltet. Er starb 18. Nov.

1851. Seine freiheitswidrigen Bestrebungen, die er kurz vor seinem Tode wieder aufgenommen hatte, setzte sein Sohn u. Nachfolger Georg V. (s. d.) fort.

Nr. 2631. Ernst August, König von Hannover (geb. 5. Juni 1771, gest. 18. Nov. 1851).

Ernte. Unter E. im engeren Sinne versteht man diejenigen Arbeiten, welche behufs Gewinnung u. Aufbewahrung des Getreides zu leisten sind; im weiteren Sinne umfaßt E. indeß auch das Gleiche von den Wurzelgewächsen u. Futterpflanzen. Im Allgemeinen hat die E. zu beginnen, wenn derjenige Theil der Pflanze seine vollkommene Ausbildung erlangt hat, auf dessen Gewinnung es abgesehen ist. 1. Die Getreide-E. soll beginnen, wenn im Allgem. der Halm eine hellere Farbe angenommen hat u. die Ausbildung des Kornes vollendet, dasselbe jedoch noch nicht vollkommen hart geworden ist. Ist letzteres der Fall, so fallen die schwersten, vollkommensten Körner bereits beim Mähen u. s. w. aus, indem die Spelzen u. Schoten ihre Elastizität verlieren, auseinander klaffen u. den Inhalt fallen lassen. Beim Getreide soll daher das Mähen in der sogen. Gelbreife beginnen, d. h. wenn das Stroh gelblich geworden, noch zähe u. nicht spröde ist, u. der Inhalt des Kornes bereits so fest geworden ist, daß dasselbe über den Nagel bricht, aber nicht zerdrückt wird. Das zu diesem Zeitpunkt gewonnene Getreide giebt ein volleres, runderes Korn, besseres weißes Mehl u. geht schneller u. gleichmäßiger auf, auch ist der Futterwerth des Strohes ein höherer. Die Nachreife erfolgt vollständig auf dem Felde, bevor eingefahren wird. Das Schneiden des Getreides kann erfolgen durch Abmähen mit der Sense, oder mit der Sichel u. dem Sichet, endlich mit der Mähmaschine (s. d.). Das Aufstellen des Getreides, der Garben, welche entweder sofort nach dem Mähen od. nach dem Abtrocknen gebunden werden, geschieht in Haufen von 15—20 Stück u. in verschiedener Form, in Stiegen, Kreuzmandeln od. Puppen, letzteres wird als das Vollkommenste, bes. bei Regenwetter, angesehen. — 2. Die E. der Wurzelgewächse, bes. der Kartoffeln, der verschiedenen Rübenarten, Möhren, Topinambur, erfolgt im Spätsommer u. Herbst. Das „Aufroden" geschieht mit dem Spaten, seltener mit bes. hierzu gebauten Pflügen, für Rüben z. B. Siedersleben'schen u. Sack'schen, für Kartoffeln mit dem von Kobylinski erfundenen. Die Aufbewahrung geschieht, nachdem die Früchte gehörig abgetrocknet u. ausgelüftet, in Kellern od. besser in Erdmieten. Letztere werden ca. 30 cm. tief, $1\frac{1}{2}$ m. breit ausgegraben, die Frucht dachförmig ca. 1 m. hoch aufgeschüttet, u. anfangs nur leicht mit Kraut ꝛc. zugedeckt, später ohne Strohbedeckung ca. 30 cm. stark mit Erde beworfen u. erst bei größerer Kälte bis 1 m. stark damit bedeckt. Die vorher abzuschneidenden Blätter der Rüben werden am besten in $1\frac{1}{2}$—2 m. tiefe Erdgruben fest eingestampft u. mit Erde bedeckt, wodurch sie in sauere Gährung gerathen, u. können nach 6—8 Wochen als ein gesundes Futter Verwendung finden. 3. Die E. der Futtergewächse, also nam. des grünen Klees, der Luzerne, Lupinen ꝛc. u. der Wiesengräser findet statt, wenn der größere Theil derselben in Blüte getreten ist. Ein längeres Stehenlassen ist unvortheilhaft, da einmal ein Massenzuwachs nach diesem Zeitpunkt nicht mehr stattfindet, sondern viele der zarteren Blätter bereits abfallen, ferner ein größeres Verholzen der Zellen bereits eintritt u. dafür eine Verminderung des Proteïngehaltes von Stengeln u. Blättern, also eine Verminderung des Futterwerthes überhaupt, die Folge ist. Das Mähen geschieht ebenfalls mit der Sense u. Maschine. Besondere Aufmerksamkeit beansprucht das Trocknen. Dasselbe geschieht entweder nach alter Weise vermittels der Harke, auch eines durch ein Pferd gezogenen Heuwenders, od. ohne Anwendung dieser auf Gestellen. Während für Gras das Trocknen durch wiederholtes Umwenden genügt, sollen alle blattartigen Futtergewächse auf Gestellen getrocknet werden, um den Abfall der Blätter zu vermeiden.

Eroberung, die Besitznahme von feindlichem Land od. kriegerischem Gut, z. B. Festungen, Kriegsschiffe, Geschütz, Fahnen, durch Waffengewalt. Sie wird erst dann eine dauernde, wenn der Eroberer auch die Macht hat, sich im Besitze seiner E. zu behaupten u. den Gegner zur Anerkennung derselben zu zwingen. Eroberungskriege werden die Kriege genannt, welche in früherer Zeit die Machthaber zur Vermehrung ihrer Macht u. ihres Länderbesitzes führten, im Gegensatze zu den Volkskriegen, bei welchen es sich um die Erhaltung der Ehre u. Unabhängigkeit u. um die Wohlfahrt des Volkes handelt. Die Kriege Ludwig's XIV. waren Eroberungskriege, der Krieg Deutschlands gegen Frankreich 1870/71 war ein Volkskrieg.

Eros, der Liebesgott der alten Griechen, wurde bei den Römern Amor (s. d.) genannt.

erotisch (griech.), was sich auf Liebe bezieht. Die Liebe war von jeher ein Haupt- u. Lieblingsgegenstand der Dichtung, die diesen Stoff in den verschiedensten Formen u. Stimmungen behandelt, u. die Literatur der **erotischen Poesie** od. Liebesdichtung, die bei keinem Kulturvolke fehlt, ist daher ungemein reichhaltig u. mannichfaltig. Schon die alten Hebräer besaßen in ihrem Hohen Lied eines der schönsten Liebeslieder. Unter den zahlreichen Erotikern der Griechen u. Römer sind bes. Sappho u. Anakreon dort, Horaz, Tibull u. Catull hier zu nennen. Im Mittelalter wurde die erotische Poesie sowol bei den roman. Völkern als bei den Deutschen eifrig gepflegt, u. wir besitzen aus jener Zeit — nam. in der deutschen Literatur — eine Fülle von Liebesliedern, die sich theils durch Leidenschaft, theils durch Anmuth u. Zartheit auszeichnen (Minnelieder). Doch läuft dabei nicht selten auch die roheste Sinnlichkeit mit unter. Von den neueren deutschen Dichtern haben bes. Goethe u. Heine, unter Anlehnung an die alte Minnepoesie, Liebeslieder von hinreißender Schönheit geschaffen.

Erpressung, ein Vergehen, das Derjenige begeht, der, um sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvortheil irgend einer Art zu verschaffen, einen Anderen durch Gewalt od. Drohung zu einer Handlung, Duldung od. Unterlassung nöthigt. Das strafbare Moment liegt bei diesem Verbrechen in der unberechtigten Einwirkung auf fremden Willen u. in der Gewinnsucht, die zur Begehung des Verbrechens verleitet.

erratische Blöcke, s. „Diluvialbildungen".

Erregungstheorie, s. „Broussais" u. „Brown".

Error (lat.), Irrthum, Versehen, Fehler, wie z. B. e. facti, ein Irrthum, der eine Thatsache betrifft, thatsächlicher Irrthum; e. juris, ein Rechtsfehler, Irrthum in einem Rechtssatze.

erröthen, s. „erblassen".

Ersch, Johann Samuel, Begründer der wissenschaftlichen Bibliographie in Deutschland, geb. zu Großglogau (Niederschlesien) 23. Juni 1766, studirte in Halle zuerst Theologie, dann die historischen Wissenschaften. Im J. 1786 ging er nach Jena, wo er mit Fabri die „Allg. polit. Zeitung für alle Stände" (1790—92) herausgab. Später erschien von ihm das „Repertorium über die allg. deutschen Journale u. andere periodische Sammlungen für Erdbeschreibung, Geschichte u. die damit verwandten Wissenschaften" (3 Bde.) u. ein „Allg. Repertorium der Literatur" nebst „Allg. Literaturzeitung" (8 Bde., Jena u. Weimar). Von 1795—1800 redigirte er auch die „Neue Hamburger Zeitung"; 1800 ward er Universitätsbibliothekar in Jena, 1803 Professor der Geographie u. Statistik in Halle, 1808 außerdem Oberbibliothekar das. Er starb 16. Jan. 1828 zu Halle. Es erschienen noch von ihm: „La France littéraire" (3 Bde., Hamb. 1797—98, u. 2 Suppl.-Bde. 1802—6) u. „Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die neueste Zeit" (4 Bde., in Lpz. 1812—14; 2. Aufl., Lpz. 1822—40). Auch war E. Mitredakteur der Halle'schen „Allg. Literaturzeitung" u. neben Gruber Hauptredakteur der großen, unvollendeten „Allg. Encyklopädie der Wissensch. u. Künste" (Lpz. 1818 ff.; s. „Encyklopädie").

Erscheinung, Fest der, s. „Epiphania".

Ersitzung (usucapio), heißt die Erwerbungsart des Eigenthums, die sich auf längeren Besitz gründet. Wer eine Sache erwirbt, wird regelmäßig nur dann Eigenthümer derselben, wenn der Veräußerer Eigen-

thümer war. Dies zu ermitteln ist meist unthunlich u. schwierig; es hat daher die Rechtswissenschaft nach Vorgang des röm. Rechts in der E. ein Institut geschaffen, das nicht nur den Beweis des Eigenthums erleichtert, sondern auch einem redlichen Erwerber einigen Schutz gewährt.

Erstarrungspunkt nennt man diejenige Temperatur, in Graden Celsius (od. Réaumur) ausgedrückt, bei welcher ein Körper durch Wärmeentziehung aus dem flüssigen in den festen od. starren Zustand übergeht. Der E. fällt bei vielen Substanzen mit dem Schmelzpunkt zusammen, bei manchen liegen aber auch beide Punkte auseinander; so liegt z. B. der Schmelz- u. Erstarrungspunkt des Benzols bei $4^1/_2$° C., der Schmelzpunkt der Eisessigsäure bei 16° C., ihr E. dagegen bei 12° C., ja es kommt vor, daß man diese Säure, einmal geschmolzen, bis auf — 8 u. 10° C. abkühlen kann, ohne daß sie wieder erstarrt; erst bei Berührung mit einem Glasstabe od. mit einem Krystall der Essigsäure tritt die Erstarrung u. zwar dann plötzlich ein. Aehnlich verhalten sich auch andere Körper.

Erstgeborner Sohn der Kirche, Titel der Könige von Frankreich, der vom Papste 496 zuerst dem König Chlodwig beigelegt wurde.

Erstgeburt, ein Begriff, der in der Bibel eine große Rolle spielt. Das hebräische Alterthum betrachtete alle Erstlinge des Pflanzenertrages wie alle Erstgeburten von Menschen u. Vieh als Gott zugehörig; sie sind gleichsam eine Abschlagszahlung an ihn von der gesammten Habe u. dem Erwerb des Menschen. Während aber das Gesetz Mosis die wirkliche Darbringung der Erstlinge der Ernte u. der Herden forderte, begnügte es sich bei den menschlichen Erstgeburten mit der Bezahlung eines Lösegeldes. Damit verband sich von selbst eine höhere Würde des Erstgeborenen. Die Befolgung des Gesetzes, wonach der Erstgeborene ein doppeltes Erbtheil erhalten sollte, ist jedoch, wenigstens für die spätere Zeit, nicht nachweisbar. Im Hinblick auf diese Vorzüge der E. heißt das Volk Israel bildlich der erstgeborene Sohn Gottes, u. im Neuen Testament Christus der Erstgeborne vor allen Kreaturen. — In juristischer Beziehung kommt die E. nam. bei Familienfideikommissen u. Lehensgütern in Betracht. Das Gut od. Vermögen erhält nämlich Derjenige, welcher von dem ältesten Sohne des ersten Berechtigten dergestalt abstammt, daß alle seine Väter unter ihren jedesmaligen Geschwistern od. doch Brüdern die Aeltesten waren, er selbst aber wieder unter seinen Brüdern der Aelteste ist. Diese Art der Erbfolgeordnung ist weitaus die gewöhnlichste im Gegensatz zur Majoratserbfolge (s. „Majorat"); insbes. ist sie in den meisten Regentenhäusern in Gebrauch.

Erstickung nennt man den Tod, welcher durch mangelnde Zufuhr frischen Sauerstoffes in die Lungen erzeugt wird. Das Bedürfniß nach Sauerstoff zur Erneuerung des Blutes wird durch das Einathmen befriedigt. Ist nun in der Umgebung nicht genügender Sauerstoff vorhanden, so werden die Athembewegungen unregelmäßig, hastig, angestrengt. Das Athmen erfolgt nicht mehr unwillkürlich, es treten die accessorischen Athemmuskeln in Thätigkeit, dann die Muskeln des Rumpfes, der obern u. untern Gliedmaßen; das athembedürftige Individuum stemmt sich mit Händen u. Füßen, rollt die Augen, Schweiß bedeckt den Körper, Schaum steht vor dem Munde, endlich erfolgen heftige Konvulsionen, unter denen der Tod eintritt, wenn der Mangel an Sauerstoff anhält. Jede Ursache also, welche verhindert, daß genügender Sauerstoff in die Lunge kommt, kann E. bedingen. Solche Ursachen können im Körper selbst liegen: krankhafte Veränderungen der Lunge u. der umgebenden Organe. Sie können aber auch in äußeren Verhältnissen liegen; entweder, daß nur sauerstoffarme Luft geathmet wird, od. daß der Luft beim Eindringen in die Athemwege Hindernisse entgegenstehen. Viele Arten des unnatürlichen Todes, als: Erhängen, Erdrosseln, Ertränken u. s. w. lassen sich schließlich als Erstickungstode betrachten. Wird beim Erhängen z. B., wie häufig, der Fortsatz des zweiten Halswirbels gebrochen u. gegen die Stelle gedrückt, von wo aus das Athmen regulirt wird, so hört sofort die Athmung auf. Dies ist das sog. Genickbrechen, u. diese Todesart ist im Grunde also auch nur eine E.

Ertragsanschlag. Ein solcher kann von einer jeden ertragsfähigen Sache entworfen werden; meist gebraucht man diesen Ausdruck jedoch von denjenigen landwirthschaftlichen Aufstellungen, welche zu dem Zwecke gemacht werden, um den Werth eines Landgutes od. eines einzelnen Grundstückes festzustellen. In dem E. eines Landgutes wird z. B. zuerst die Feldernutzung nach dem in der Gegend üblichen Fruchtbau angenommen; von dem Körnerertrag der Bedarf zur Saat, zu Brotkorn, zu Viehfutter u. Naturalzinsen in Abzug gebracht u. der Nettoertrag nach mehrjährigem Durchschnitt der Getreidepreise in Geld angesetzt. Der Werth der Wiesen u. Weiden wird nach der Stückzahl der verschiedenen Viehharten, die dadurch ernährt werden können, berechnet. Von dieser Viehnutzung ist jedoch der Geldwerth der zur Erhaltung des Gesindes erforderlichen Konsumtibilien, wie Milch, Butter, Käse, Speck 2c., in Abzug zu bringen, u. ebenso müssen auch die Zinsen des Kapitals abgerechnet werden, welches das Nutzvieh als Inventarium repräsentirt. Hat man auf diese Weise alle Nutzungen, nach Abzug der durch sie verursachten Ausgaben, in Geld verwandelt, so bringt man von dieser Summe alle mit dem Besitz des Gutes u. seiner Bewirthschaftung verbundenen Ausgaben in Abzug, wie Steuern, Abgaben, Versicherungen, Gesinde- u. Tagelöhne, Instandhaltung der nur nach einem sehr geringen Werthe zu veranschlagenden Gebäude, Instandhaltung des Inventariums u. dessen jährliche Abnutzung u. Verschlechterung. Ruhen Servitute u. Verpflichtungen auf dem Landgute od. dem Grundstücke, so sind auch diese in Geld zu veranschlagen u. in Abzug zu bringen. Die nach sämmtlichen Abzügen übrig bleibende Nettosumme ergiebt, nach dem gebräuchlichen Zinsfuße kapitalisirt, den Anschlagwerth des Gutes.

eruiren (lat.), erörtern, herausfinden, erforschen.

Eruption (lat.), Ausbruch, bezeichnet in der Geologie das mehr od. weniger gewaltsame Hervorbringen von gasartigen, mehr od. weniger flüssigen od. teigartigen Stoffen aus dem Erdinnern an die Oberfläche, an Stellen, wo die Erdkruste eine Durchbrechung erlitten hat. — Im Kriegswesen heißt E. ein Ausfall aus der Festung; in der Heilkunde versteht man darunter eine gewaltsame Ausleerung von Blut, Eiter, Wasser, od. auch das Erscheinen von Bläschen, Geschwüren u. dergl.

Eruptivgesteine werden diejenigen Gesteine od. Gebirgsarten genannt, welche aus dem Innern der Erde hervorgebrochen sind, im Gegensatz zu denen, die sich aus dem Wasser abgesetzt haben u. welche man Sedimentärgesteine nennt. Diese durch unterirdische Kraftäußerungen emporgetriebenen Gesteinsarten können nun entweder in geschmolzenem, feuerflüssigem Zustande, od. als bereits fest gewordene Gebirgsmassen, od. endlich in Form einer breiartigen, wässerigen Schlammmasse ausgebrochen sein, wobei sie natürlich die vorher über ihnen lagernden Gesteinsmassen od. Gebirgsschichten durchbrechen mußten. Letztere haben dadurch nicht allein Verschiebungen u. Hebungen erlitten, sondern häufig bemerkt man auch eine durch Einwirkung von Hitze erfolgte Umwandlung (Metamorphose) dieser Gesteine. Weil die sedimentären Bildungen im Reiche der Gewässer entstanden, die eruptiven aber aus der Unterwelt zu Tage gefördert worden sind, so pflegt man wol auch jene neptunische, diese plutonische Bildungen zu nennen. Die wichtigsten E. sind: Granulit, Granit, Syenit, Diorit, Grünsteine, Gabbro, Serpentin, Porphyr, Melaphyr, Basalt, Phonolith, Trachyt, Lava.

erwerben bedeutet in der Rechtswissenschaft: zu den vorhandenen Vermögensbestandtheilen einen neuen hinzuzufügen. Es kann dies mit od. ohne Thätigsein des Erwerbes geschehen, man kann dabei der Mitwirkung einer anderen Person bedürfen od. nicht (derivativer, abgeleiteter, u. originärer, ursprünglicher Erwerb).

Erwerbsgenossenschaften, s. „Genossenschaften".

Erwin von Steinbach, deutscher Baumeister des 13. Jahrh., der, geb. zu Steinbach im Badischen, im J. 1275 in einer Versammlung von Baumeistern dazu berufen wurde, die Façade u. die beiden Hauptthürme des Münsters in Straßburg zu errichten. Nach einem Plane, der noch heute die Bewunderung aller Sachverständigen erregt, begann er das Werk im J. 1277. Die gothische Façade verbindet nämlich in eigenthümlicher Weise die damals in Deutschland übliche Bildung u. Anordnung mit der in Frankreich üblichen, indem sie von letzterer das große breite Radfenster u. die starke Hervorhebung der horizontalen Glieder u. Galerien beibehält, dabei aber eine Schönheit der Verhältnisse u. ein lebendiges Aufsteigen beobachtet, worin sich der deutsche Geist des Meisters erkennen läßt. Nachdem er den Bau 28 Jahre lang geleitet hatte, setzte ihn nach seinem Tode (1318) sein Sohn Hans (gest. 1339) u. nach diesem andere Baumeister fort, aber nicht mehr nach dem Plane E.'s, so daß sowol das ungehörige Glockenhaus zwischen den drei unteren Thurmgeschossen, als auch die oberen Geschosse des 1439 vollendeten nördl. Thurmes von E.'s Plane durchaus abweichen, während die oberen Geschosse des südl. Thurmes von der Plattform an fehlen. — Von E.'s Tochter Sabina, die Bildhauerin war, rührt eine Statue des Apostels Johannes am südlichen Kreuzarme her.

erymanthischer Eber, s. „Herkules".

Erythraea Centaurium *Pers.*, s. „Tausendgüldenkraut".

Erythrina, Korallenbaum, Pflanzengattung der Papilionaceen, Gruppe der Erythrineen, mit verschiedenen Arten, meist dem südl. Asien, aber auch Südamerika, Südafrika, u. selbst dem südl. Nordamerika, wenn auch in krautartiger Form, angehörend. In unsern Gärten werden ihrer schönen, großen, scharlachrothen Blumen wegen gezogen: E. crista galli *L.* u. laurifolia aus Brasilien, beides strauchartige Formen von hoher Schönheit sowol für das Freiland, wie für Topf- u. Kübelkultur. Alle Arten zeichnen sich durch kleeartig gestellte rhombische Blätter aus; einige wachsen zu Bäumen empor. Unter diesen ist E. indica *Lam.* od. der Dadap Ostindiens dadurch merkwürdig, daß man ihn als Stütze für Pfeffer-

pflanzungen sowol, als auch zu Schattenbäumen für Kaffee- u. Cinchonenpflanzungen gebraucht. Das Holz aller Arten zeichnet sich durch seine Weichheit u. Leichtigkeit aus. Das des westindischen Korallenbaumes (E. Corallodendron *L.*) wird deshalb zu Pfropfen u. leicht tragbaren Leitern benutzt. Einige, u. auch die genannten Arten, liefern überdies in Rinde, Blatt od. Blume Arzneimittel gegen vielerlei Krankheiten, während man Blätter u. Schoten anderer od. auch dieser Arten als Gemüse genießt. Merkwürdig ist die E. abyssinica *Lam.* dadurch, daß man sich in Abessinien ihrer Samen (Karat genannt) zum Wiegen des Goldes bedient, daher der Name dieses auch bei uns gebräuchlichen Gewichtes.

Erythroxylon, s. „Coca“.

Erz, ein etwas unbestimmter Ausdruck, mit dem man nicht allein die in der Natur vorkommenden gediegenen Metalle bezeichnet (wie z. B. Golderze), sondern auch die natürlichen Verbindungen der eigentlichen od. sog. Schwermetalle mit Sauerstoff, Schwefel u. s. w. Man unterscheidet hiernach folgende Erze: Gold-, Silber-, Platin-, Quecksilber-, Zinn-, Antimon-, Kupfer-, Blei-, Zink-, Eisen-, Kobalt-, Nickel-, Mangan- u. Uranerze. Die natürlichen Verbindungen des Aluminium-, Magnesium-, Calciummetalls u. s. w. bezeichnet man dagegen nicht mit dem Namen E.

Erz-, eine nur in Zusammensetzungen vorkommende deutsche Vorsilbe. Sie drückt, wie das griech. ἀρχι, von dem sie hergeleitet ist, eine Steigerung der Bedeutung des einfachen Wortes aus, dem sie vorgesetzt ist, wie z. B. Bischof — Erzbischof, Herzog — Erzherzog 2c.; aber auch in bösem Sinn, z. B. Erzschelm, Erzgauner 2c.

Nr. 2632. Erwin von Steinbach (geb. um 1245, gest. 1318). (Standbild auf der Erwinshöhe bei Steinbach.)

Erzählung heißt jeder Bericht über eine wirkliche od. ersonnene Begebenheit, die bereits vergangen ist od. als vergangen dargestellt wird (zum Unterschiede von der Beschreibung, welche die ihren Gegenstand bildende Begebenheit als gegenwärtig schildert). In der Aesthetik ist E. der Name eines kleinen Kunstwerks in Prosa od. Versen, in welchem eine Begebenheit in künstlerisch abgerundeter Form erzählt wird (poet. E.). Im weiteren Sinne gehören zur erzählenden Poesie außer der Fabel u. dem Märchen auch Epos (s. d.), Roman und Novelle.

Erzämter hießen im alten Deutschen Reiche die großen Hofämter, deren Träger dem Kaiser gewisse Ehrendienste zu leisten hatten. Es waren dies die Aemter des kaiserlichen Haushaltes (Major domus, Camerarius, Kämmerer, der Küche (Seneschall, Truchseß), des Kellers (Cellarius, Schenk) u. des Marstalls (Marschall, Comes stabuli, Connétable). Diese Aemter wurden stets den vornehmsten Fürsten übertragen u. von diesen persönlich versehen. Erblich wurden sie erst unter Kaiser Otto IV., unter welchem das Erztruchseßamt dauernd auf die Rheinpfalz, das Erzmarschallamt auf das Herzogthum Sachsen, das Erzschenkenamt auf Böhmen und das Erzkämmereramt auf die Mark Brandenburg übertragen und mit allen diesen Aemtern das Recht der Königswahl (Kur, s. d.) verbunden wurde, das sie im Verein mit den drei geistlichen Kurfürsten ausüben sollten. Von letzteren war der Erzbischof von Mainz Erzkanzler für Deutschland, der von Trier für Arelat, der von Köln für Italien. Die anfänglich sehr streng geübte Sitte der persönlichen Dienstleistung verlor sich jedoch im Laufe der Zeit fast gänzlich od. sank zu einem leeren Ceremoniell herab, welches die betr. Fürsten aber auch größtentheils nicht mehr selbst verrichteten, sondern durch Beamte, deren Würden ebenfalls wieder erblich wurden, verrichten ließen (s. „Erbämter“). Das Erztruchseßamt wurde im Dreißigjährigen Kriege auf Bayern übertragen; für die Pfalz wurde im Erzschatzmeisteramt eine achte, für Württemberg im Erzbanneramt eine neunte Kur geschaffen.

Erzbischof (aus dem griech. ἀρχιεπίσκοπος, d. i. Oberbischof), heißt in der röm. kathol. Kirche der Vorstand eines Erzbisthums. Während Anfangs alle Bischöfe (s. d. Art.) an Rang und Befugniß einander gleichstanden, nahmen bald die Bischöfe der von den Aposteln selbst gestifteten Gemeinden, der Metropolen, d. i. Mutterstädte, höhere Würde in Anspruch. Von diesen erhielten seit dem Konzil von Nicäa (325) die mächtigsten den Namen E. Zu den Rechten eines E. gehört vornehmlich die Berufung u. der Vorsitz auf den Synoden der Erzdiöcese, das Inspektionsrecht u. die geistliche Gerichtsbarkeit als oberste Appellationsinstanz. Im Range steht der E. nur den Kardinälen nach. Ernannt wird er vom Papst durch Uebersendung des Pallium (Amtskleids), ist aber verbunden, dem Fürsten den Huldigungseid zu leisten. In den protestant. Kirchen (außer in England, wo der E. von Canterbury zugleich Oberbischof des ganzen Reiches ist) hat sich nur der Titel erhalten; so in Schweden (E. von Upsala) u. Dänemark (E. von Kopenhagen; vgl. im Uebrigen den Art. „Bischof“).

Erzerum, das Arzes der Alten, Hauptstadt des gleichnamigen, aus einem großen Theile Armeniens bestehenden Ejalets in der asiatischen Türkei, an den Quellen des Karasu (Euphrat), ein sehr reicher u. seiner Lage wegen merkantilisch wie strategisch gleich wichtiger Ort, liegt auf einer von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen, 1960 m. hohen Hochebene. E. bildet einen Hauptstapelplatz für den Karawanenhandel zwischen Europa, Kleinasien, Persien u. Indien u. hat deshalb mit den reichsten Stoffen des Orients angefüllte Bazars, produzirt hauptsächlich Seiden- u. Baumwollenwaaren, Leder, Teppiche u. treffliche Säbel. E. hatte vor der Eroberung durch die Russen (1829) etwa 130,000 E., deren Zahl sich jedoch durch Auswanderung so bedeutend vermindert hat, daß sie jetzt kaum 40,000 beträgt. Von den Mongolen 1241 erobert, kam die Stadt 1472 unter persische u. 1522 unter türkische Herrschaft, gerieth 1829 in russ. Gewalt u. ward im Frieden von Adrianopel (14. Sept. 1829) dem Sultan zurückgegeben.

Erzgebirge heißt das erzreiche Gebirge, welches sich in einer Länge von 22 M. vom Kapellenberg bis zum Schneeberg in der Richtung von SW. nach NO. hinzieht, durch das Egerthal vom Böhmerwalde u. durch das Elbthal vom Elbsandsteingebirge getrennt wird u. die natürliche Grenze zwischen Sachsen u. Böhmen bildet. Steil fällt es nach Böhmen, sanft dacht es sich nach Sachsen ab u. bietet nach N. mit seinen Thälern u. Abhängen dem Verkehr nur geringe Schwierigkeiten. Die nördl. Höhenzüge, welche sich in die norddeutsche Tiefebene verlaufen, werden als Vogtländisches u. Meißnisches Bergland bezeichnet. Die mittlere Höhe des Kammes beträgt 800 m. In dem mittleren Theile des E.s, in der Nähe der sächsischen Stadt Annaberg, liegen seine höchsten Gipfel: Fichtelberg (1209 m.) u. Keilberg (1243 m.), an ihrem Fuße Gottesgabe, die höchste Stadt Deutschlands, 1016 m. über dem Meere; das höchste Wohnhaus am Fichtelgebirge hat eine Höhe von 1154 m. Die Hauptmasse des E.s besteht aus krystallinischen Schiefergesteinen u. Granit, durchbrochen von Porphyren, Grünstein und Basalt; nach Sachsen zu folgt Thonschiefer, die Grauwacken- u. Steinkohlenformation, nach Böhmen Quadersandstein u. die Braunkohlenformation. Zahlreiche und ergiebige Erzgänge durchziehen die krystallinischen Schiefer der nördl. Abhänge; Silber wird bei Freiberg, Annaberg und Marienberg abgebaut, Zinn bei Geising, Kobalt bei Schneeberg, Eisen bei Berggießhübel, Blei bei Freiberg. Der südliche, böhmische Abhang ist arm an Erzen, dagegen reich an Kohlen. Zwischen Aussig u. Brüx dehnt sich ein ungeheueres Braunkohlenbecken aus. Diesem entsprechen auf der sächsischen Seite die Steinkohlenbecken des Plauenschen Grundes u. der Gegend zwischen Zwickau u. Lugau bei Chemnitz. Reich an Mineralquellen ist vorzüglich die böhmische Seite des E.s; hier liegen die weltberühmten Badeorte Karlsbad (s. d.) u. Teplitz (s. d.). — Während das E. nach S. zu den Thälern der Eger und Biela abfällt, welche dasselbe von dem Tepler- u. Mittelgebirge scheiden, u. zu diesen beiden Flüssen nur kleinere Bäche herabsendet, sind die Flußsysteme des nördl. Abfalles infolge der sanfteren Abdachung viel reicher entwickelt. Die Gewässer des westl. u. mittleren Theiles des E.s faßt die Mulde zusammen (s. d.),

der größte sächsische Nebenfluß der Elbe, welcher sich aus der Zwickauer Mulde mit der Chemnitz u. aus der Freiberger Mulde mit der Zschopau u. Floha bildet. Weiseritz u. Müglitz sind die größten Bäche, welche von dem östl. Theile des Gebirges der Elbe zuströmen. Obgleich der größte Theil des oberen E.s sehr reich bewaldet ist u. auf dem Kamme kaum die Gerste u. der Hafer zur Reife gebracht werden kann, so gehört doch sowol der sächsische als der böhmische Abhang dieses Gebirges zu den bevölkertsten u. industriellsten Landschaften Deutschlands u. Oesterreichs. Metall u. Holz, Kohle u. Wasser haben einen ungemein regen Gewerbfleiß in diesen hochgelegenen Gegenden hervorgerufen. Die Eisenindustrie konzentrirt sich in den Steinkohlenbecken der nördlichen Abdachung; Zwickau u. Chemnitz sind ihre Hauptorte. Weberei und Spinnerei beschäftigen Tausende von Menschen in allen Thälern, besonders in denen der Mulde, Chemnitz, Zschopau u. Flöha; die Maschinenstickerei hat ihren Hauptsitz im Vogtlande, die Posamentenfabrikation in der Gegend von Annaberg; die Spitzenklöppelei in der Umgegend von Annaberg u. Johanngeorgenstadt, die Holzwaarenindustrie in Markneukirchen, Grünhainichen, Olbernhau u. s. w. Der Mittelpunkt des Bergbaues im E. ist Freiberg (s. d.).

Erzguß, s. „Gießerei".

Erzherzog, Titel, den die Prinzen des Hauses Oesterreich seit der Zeit des Kaisers Friedrich III. (1453) führen.

Erziehung. Dieses Wort enthält schon seiner Zusammensetzung nach einen doppelten Begriff: einmal den des allmähligen Heranziehens, sodann den der Verfolgung eines bestimmten Zweckes dabei (vergl. die Ausdrücke „erarbeiten, erlangen" u. s. w.) Gewöhnlich versteht man unter E. die Einwirkung auf das unmündige Kind zu dem Behufe, es auf irgendeine Stufe der Mündigkeit zu versetzen. Diese Stufe ist bei jedem Volk u. in jedem Zeitalter davon abhängig, welche Vorstellung von Mündigkeit, überhaupt von dem zu erreichenden Ziel, zu Grunde liegt. Bei Naturvölkern u. halbbarbarischen Völkern kann von eigentlicher E. natürlich nicht die Rede sein. Sie beschränkt sich auf die unbewußte Gewöhnung des Kindes an die Handlungen u. Urtheile, die nach der Anschauung des betreffenden Volkes die Würde des Erwachsenen begründen. Sobald aber ein Volk eine höhere Stufe der Kultur erstiegen hat, beginnt es nicht blos die große Wichtigkeit der E. für das Gedeihen des Volkes zu begreifen, sondern auch darüber nachzudenken, durch welche Mittel die Heranziehung der Jugend zu dem Ideal der Tüchtigkeit, welches das betreffende Volk hegt, sicherer u. schneller zu erreichen sei. Erst dieses Nachdenken ist der Ausgangspunkt für eine wirkliche E. des Kindes, die Grundlage der wissenschaftlichen Erziehungslehre od. Pädagogik. Bei der E. sind drei verschiedene Seiten des Kindes zu berücksichtigen u. zu höherer Vollkommenheit zu entwickeln: 1) der Verstand durch direkte Mittheilung nützlicher Kenntnisse (Unterricht od. Pädagogik im engeren Sinne); 2) das Gemüth u. der Wille durch die Hinleitung zu religiösen u. sittlichen Erkenntnissen; 3) der Körper durch Uebung u. Abhärtung, durch den Gebrauch der Waffen u. s. w. Die vollendete Kunst der E. besteht in einer völlig gleichmäßigen (harmonischen) Berücksichtigung dieser drei Seiten. Die Geschichte der E. lehrt, daß ein unausgesetztes Schwanken in der Bevorzugung bald der einen, bald der andern Seite stattgefunden hat. Während das israelitische Volk sein Augenmerk fast ausschließlich auf die Pflege des religiösen Lebens richtete, war die E. der Spartaner u. Römer in älterer Zeit fast ausschließlich auf die Gewinnung tüchtiger Krieger berechnet. Nur die Athener haben nach einer gleichmäßigen Durchbildung gestrebt. Einen Umschwung rief das Christenthum hervor. Es läßt sich nicht leugnen, daß die älteste Auffassung desselben die Gefahr neuer Einseitigkeit mit sich führte. Zwar brachte es die aus dem Heidenthum mit übernommene Kunst u. Bildung bald dahin, daß der Unterricht neben der Pflege des religiösen Gemüthes wieder in sein Recht eintrat. Aber noch heute leiden wir zum Theil an der Nachwirkung der Anschauung, daß die E. des Körpers im Vergleich mit der des Geistes u. Gemüthes minder wesentlich sei. Eine Besserung trat erst mit jener großartigen Bewegung ein, die man mit dem Namen des Wiederauflebens der Wissenschaften bezeichnet hat. Die Humanisten haben Großes für die E. gethan, indem sie den Geschmack zu veredeln, den Geist an den klassischen Mustern der Griechen u. Römer zu bilden suchten. Freilich brachte es hier wiederum der theilweise Gegensatz gegen die kathol. Kirche mit sich, daß der Unterricht, die Verstandesbildung, die Gemüthsbildung überwog. Die Reformatoren erkannten die Nothwendigkeit, die E. des Volkes zu heben. Leider blieb aber die Methode der E. im Großen u. Ganzen auf den religiösen Unterricht beschränkt. Das Schlimmste aber war, daß die einflußreichste Erziehungsstätte, das Haus u. die Familie, damals fast ohne allen Begriff von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe war. So erklärt sich, wie die verhältnißmäßig kurze Epoche des Dreißigj. Krieges hinreichte, Deutschland in eine grenzenlose Verwilderung zu stürzen u. fast um Jahrhunderte in seiner Kultur zurückzuwerfen. Dazu kam bald der verderbliche Einfluß der Nachahmung des französischen Wesens in Sprache, Kunst u. Sitten; schon die Kinder, wenigstens der höheren Stände, wurden geflissentlich zu Unnatur u. Unwahrheit, zu Hohlheit u. Frivolität erzogen. Und doch war es ein Franzose, der es unternahm, seinem Zeitalter über die Abwege, auf die es in der E. gerathen war, die Augen zu öffnen. Es war Jean Jacques Rousseau, der in seinem epochemachenden Buche „Emil" (1762) die Erziehung eines Knaben nach Grundsätzen schilderte, die sämmtlich auf die Ausbildung des rein Natürlichen, der angeborenen Anlage des Kindes hinausliefen. Dieses Ideal Rousseau's suchten in Deutschland die sog. Philanthropinisten zu verwirklichen, so Basedow in Dessau, der edle Campe (der Verfasser des „Robinson"), Salzmann, der Stifter der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, u. Andere. Einen neuen Wendepunkt bezeichnet die Wirksamkeit des Schweizers Pestalozzi, der vor Allem die Bedürfnisse der unteren Volksklassen ins Auge faßte. Gleichzeitig begann auch die Philosophie, sich der Erziehungsfragen zu bemächtigen. Zwar brachte es der rasche Wechsel der philosophischen Systeme, überhaupt die Gährung auf allen Gebieten des geistigen Lebens im 19. Jahrh. mit sich, daß man nicht zu einer Zusammenfassung der Resultate in der Erziehungsfrage gelangen konnte; aber trotz der Verschiedenheit in den Ansichten über das eigentliche Ziel der E. sind doch alle tiefer gebildeten Erzieher darin einig, daß die Erziehungskunst auf einer möglichst feinen psychologischen Erforschung der menschlichen Natur u. einer eingehenden Berücksichtigung der Individualität des einzelnen Kindes beruhe, daß der Unterricht zugleich erziehend wirken müsse, u. daß die geistige Tüchtigkeit des Kindes bedingt sei durch eine weise Entwicklung auch der körperlichen Fähigkeiten. Auf dem Gebiete des Unterrichts ist die brennende Frage noch immer die, ob als Unterrichtsstoff die klassischen Sprachen (die sog. humanistische Richtung) od. die Realien (Mathematik u. Naturwissenschaften) zu bevorzugen seien. Die Trennung der Unterrichtsanstalten in humanistische u. Realschulen od. Fachschulen hat diese Streitfrage nicht wirklich gelöst. Endlich hat das berechtigte Streben der Schule, sich von der geistlichen Bevormundung zu befreien, bereits vielfach zu der Folgerung geführt, daß die Pflege des religiösen Unterrichts gänzlich aus der Erziehung u. Schule zu verbannen u. der Familie od. den einzelnen Konfessionen zu überlassen sei („konfessionslose Schulen"), eine Forderung, die von kirchlicher Seite natürlich die schroffste Bekämpfung findet. Vgl. Raumer, „Geschichte der Pädagogik" (3 Bde., Erl. 1843—52); Schmidt, „Geschichte der Pädagogik" (3 Bde., Köth. 1858—61); Beneke, „Erziehungs- u. Unterrichtslehre" (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1842).

Erzlagerstätten, s. „Bergbau".

Esau, der ältere Zwillingsbruder des Jakob, Sohn des Isaak u. der Rebekka. Seinen Namen hat er nach der bibl. Erzählung von seiner rauhen, stark behaarten Haut, den Beinamen Edom (d. i. roth) entweder von seiner röthlichen Farbe od. dem rothen Gericht, für welches er an Jakob seine Erstgeburt verkaufte. Von Jugend auf mehr für das rauhe Jägerleben als für das eines Hirten eingenommen, ist er trotzdem der Liebling des Vaters. Nach der Rückkehr Jakob's aus Mesopotamien, dem er trotz des schlimmen Betrugs, der ihm von jenem zugefügt war, edelmüthig begegnet, nimmt er seinen Wohnsitz auf dem Gebirge Seir im Süden Palästina's u. wird hier der Stammvater der Edomiter.

Escadre (franz., spr. Eskádr), s. „Geschwader".

Escadron (franz., spr. Eskadróng), Schwadron, Reitergeschwader, die kleinste selbständige Abtheilung od. die taktische Einheit der Kavallerie, wie bei der Infanterie das Bataillon, bei der Artillerie die Batterie. Die Stärke schwankt bei den verschiedenen Armeen von 130 bis 180 Mann; in Deutschland beträgt sie 150 Mann. Die Zahl der E. bei einem Kavallerieregiment beträgt 4—8, in Deutschland 5.

Escallonia, Pflanzengattung der Saxifragaceen (s. d.).

Escarpe (franz.) ist die innere Böschung des Grabens von Feldschanzen od. Festungswerken. Dieselbe besteht bei Feldwerken nur aus Erde; das Ersteigen wird hier häufig durch eine Palissadenreihe am Fuße derselben od. durch Sturmpfähle am oberen Rande erschwert. Bei trockenen Festungsgräben wird die E. aus Mauerwerk aufgeführt.

Escarpins (franz., spr. Eskarpängs), Tanzschuhe, leichte Schuhe.

Eschara, s. „Moosthierchen".

Eschatologie (griech.) ist in der Kirchenlehre die Lehre von den letzten Ereignissen, durch welche sich der Kreislauf des Erlösungswerkes, überhaupt die gegenwärtige Weltepoche abschließt. Zu diesen sogenannten „letzten Dingen" gehören die Wiederkunft Christi u. die Auferstehung der Todten, das tausendjährige Reich Christi, das jüngste Gericht, die Einführung der Gerechten in das ewige Leben, der Verdammten in die ewige Qual, endlich die Verwandlung der Erde durch Feuer.

Esche, s. „Fraxinus".

Eschenburg, Johann Joachim, ein um Aesthetik u. Literaturgeschichte verdienter Schriftsteller, geb. 1. Dez. 1743 zu Hamburg, studirte in Leipzig u. wurde Professor am Carolinum zu Braunschweig, wo er 29. Febr. 1820 starb. E. hat die Aesthetik nicht unwesentlich gefördert durch seinen „Entwurf einer Theorie u. Literatur der schönen Wissenschaften" (5. Aufl., Berl. 1838); ferner schrieb er ein „Lehrbuch der Wissenschaftskunde" (7. Aufl., Berl. 1825) u. ein „Handbuch der klassischen Literatur" (8. Aufl., Berl. 1837). Besondere Verdienste aber erwarb er sich um die Kenntniß der engl. u. das Studium der altdeutschen Literatur, in ersterer Beziehung nam. durch seine ehemals weit verbreitete Uebersetzung von Shakespeare („Theatralische Werke", 14 Bde., Zürich 1775—87, u. „Schauspiele", 12 Bde., Zürich 1798—1806).

Eschenmayer, Karl Adam August v., Naturphilosoph, geb. 4. Juli 1768 zu Neuenburg in Württemberg, begann in Stuttgart das Studium der Medizin. Nachdem er dasselbe in Tübingen u. Göttingen vollendet, praktizirte er als Arzt zu Kirchheim u. Sulz u. wurde 1811 außerordentlicher, 1818 ordentlicher Professor zu Tübingen. Im J. 1836 in den Ruhestand versetzt, zog er sich auf seine Besitzung in Kirchheim zurück u. starb daselbst 17. Nov. 1852. Die Bedeutung E.'s liegt weniger auf dem medizinischen Gebiet als auf dem der Naturphilosophie, auf welchem er, den Anregungen Schelling's folgend, dem Geheimnißvollen in den Naturvorgängen nachzuspüren suchte. Mit der Hinneigung zur religiösen Mystik verband sich bei E. ein schroffer Gegensatz gegen die Philosophie Hegel's. E.'s Angriff auf das „Leben Jesu" von Strauß in dem Buche „Der Ischariotismus unserer Tage" (1835) zog ihm eine scharfe Zurechtweisung durch den Verfasser zu.

Escher, Johann Heinrich Alfred, schweizerischer Staatsmann, geb. 20. Febr. 1819, studirte die Rechte u. trat 1844 in den Großen Rath des Kantons Zürich, in welchem er 1846 zum Vizepräsidenten, 1848 zum Präsidenten ernannt wurde. In diesen Stellungen sowie später als Präsident des Nationalrathes (1849) war er in centralisirender Richtung thätig. Später wurde er wiederholt zum Vizepräsidenten des Nationalrathes erwählt. Besondere Verdienste erwarb er sich außerdem um die Errichtung des Polytechnikums in Zürich.

Escher, Konrad, gen. von der Linth, geb. 24. Aug. 1767 in Zürich, machte seine Studien in Göttingen, war seit 1798 Mitglied der Landesversammlung u. des helvetischen Gesetzgebenden Rathes u. erwarb sich ein hohes Verdienst durch die von ihm angeregte u. ins Werk gesetzte Entwässerung des Linththales (durch Anlegung des Linthkanals, seit 1804), infolge deren Handel u. Verkehr in dem damals sehr herabgekommenen Kanton Glarus einen neuen Aufschwung nahmen. In ähnlicher Weise förderte er die Interessen des Thales der Glatt, dessen Geradelegung er veranlaßte. Die Regierung von Zürich ehrte ihn durch Ertheilung des Beinamens von der Linth; nach seinem Tode (9. März 1823 zu Zürich) wurde ihm am Linthkanal ein Denkmal errichtet. — Sein Sohn Arnold **E.** von der Linth, geb. 8. Juni 1807 zu Zürich, gest. daselbst 12. Juli 1872 als Professor an der dortigen Universität, machte sich namentlich durch Erforschung des Baues der Alpen bekannt; seine geognostischen Karten u. Profile, vorzüglich die Spezialaufnahmen des Säntis, Glärnisch u. des Mythen, haben großen Werth. Im J. 1863 begleitete er die Professoren Martins u. Desor auf einer Reise zur Erforschung der Sahara.

Eschscholtzia californica *Cham.*, eine bekannte u. beliebte Zierpflanze der Papaveraceen, mit feurig-pomeranzenfarbigen u. mohnartigen Blumen, aus Californien, von Chamisso zuerst daselbst entdeckt u. benannt zu Ehren seines Kollegen Joh. Frdr. Eschscholtz (s. d.), geb. zu Dorpat 1. Nov. 1793, gest. das. als Professor d. Med. u. Direktor des Zoolog. Kabinets; er begleitete 1815—18 u. 1823—26 als Arzt die Kotzebue'schen Expeditionen). Später lernte man aus denselben Gegenden noch 2 Arten kennen: E. crocea u. tenuifolia, welche ebenfalls kultivirt werden. In manchen Gegenden Deutschlands ist die erstere fast verwildert.

Escorial (Escurial), das 6½ M. westl. von Madrid gelegene, berühmte Hieronymiten-Kloster, das seinen Namen von dem in der Nähe gelegenen Flecken Escorial de Arriba hat. Der Bau, dessen Totaleindruck weniger erhebend als für den Geist seines Erbauers, Philipp's II., charakteristisch ist, hat die Gestalt eines länglichen Rechtecks, das etwa 200 m. von N. nach S. u. 156 m. von O. nach W. mißt. Von seinen drei gleichen Theilen besteht der mittlere aus dem sog. Hof der Könige u. dem von der Kirche eingenommenen Raume, während die beiden seitlichen Theile des Rechtecks die Wohnungen für die Mönche u. s. w. enthalten. Das Innere der Kirche, das in seinem Renaissancestil ganz den Charakter jener Zeit an sich trägt, zeigt eine große Pracht an Marmor u. edlen Metallen u. eine Fülle von Freskobildern. Der Chor ist reich ausgestattet mit kunstvoll geschnitzten Chorstühlen, mit einem aus krystallenen Pfauen gebildeten Kronleuchter u. einem kolossalen Pult aus Bronze für die Meßbücher. Unter dem Hochaltar befindet sich die Krypta, eine Marmorkapelle, in welcher die Herrscher Spaniens von Karl V. an ruhen. Auch die königlichen Gemächer sind sehenswerth wegen ihrer herrlichen Gobelintapeten u. wegen des kleinen, schmucklosen Arbeitszimmers Philipp's II. Er war es auch, der hier in E. eine Bibliothek anlegte, die, von seinen Nachfolgern noch bedeutend vermehrt, sich nam. durch ihren Reichthum an arabischen Handschriften auszeichnet.

Nr. 2633. Das Escorial.

Nachdem das E. bereits früher mehrmals durch Feuer gelitten hatte, wurde es 2. Okt. 1872 durch einen Blitzstrahl in Brand gesteckt; das Feuer drang glücklicherweise nicht bis in die Bibliothek vor, zerstörte aber 4 Höfe u. zwei Thürme.

Escorte (franz., spr. Eskort'), die militärische Begleitung von Wagenzügen mit Kriegsmaterial, von Gefangenzügen, Kurieren u. s. w. Früher war es Sitte, daß fürstliche od. hochgestellte Personen sich von einer Ehrenescorte begleiten ließen.

Escosura, Don Patricio de la, span. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. 15. Nov. 1807 zu Madrid, trat nach Vollendung seiner Studien ins Heer ein, widmete sich später dem Staatsdienste u. war, nachdem er wegen seiner politischen Ansichten wiederholt in die Verbannung hatte wandern müssen, in mehreren Ministerien als Unterstaatssekretär thätig. Er ging 1848 ins Lager der Progressisten über u. gehörte 1856 dem Ministerium Espartero an. Zerwürfnisse mit O'Donnel führten seinen Rücktritt herbei. Schriftstellerisch ist E. nach mehreren Seiten hin thätig gewesen. E. schrieb eine „Historia constitutional de Ingleterra" (Madr. 1859) u. den polit. Roman „El patriarca del valle" (1846, 2 Bde.).

Escurialschaf, eine Schafrasse mit dem feinsten, hochstapeligen Vließe (Escurialwolle), die man nach ihrem Stammorte, dem Kloster Escurial in Spanien, benannte. In Deutschland eingeführt u. mit dem Namen Elektoralschaf bezeichnet, verlor das E. infolge der Veränderung des Klimas, des Futters u. der Pflege, sowie auch infolge der Kreuzung seinen ursprünglichen Typus sehr bald u. ward zur feinen deutschen Schafrasse.

Esdragon, auch Dragun, s. „Beifuß".

Esel, als Untergattung Asinus zusammengefaßte Arten der Gattung Equus (Einhufer s. d.), die sich von den Pferden durch den blos an der Spitze langhaarigen Schwanz u. die nur an den Vorderfüßen vorhandenen „Kastanien", d. h. die haarlosen, hornig verdickten Stellen, unterscheiden, abgesehen von der nur kurzen, aufrecht stehenden Mähne u. den, bes. unserem zahmen E. zukommenden langen Ohren. Der domestizirte E. (Equus asinus) erweist sich trotz einiger Störrigkeit u. Trägheit, wegen seiner Genügsamkeit sowol wie wegen seiner Ausdauer im Tragen, wegen seines sicheren Trittes, nam. in Berggegenden, als ein sehr nützliches Last-

u. Reitthier. Er stammt von dem abessinischen Equus taeniopus, der auf grauem Grunde durch Ruckenstreif u. Schulterkreuz u. durch quere Schulter- u. Beinstreifen kenntlich ist. Bastarde von unserem E. u. dem Pferde sind das Maulthier (E. mulus) u. der Maulesel (E. hinnus) [s. d.]. Als asiatische Eselarten sind anzuführen der Dschiggetai (s. d.) od. Kiang u. der kleinere Kulan od. Wildesel (E. onager), während in Afrika die schön gestreiften Zebras, Quaggas u. s. w. leben.

Eselsbrücken, Hulfsmittel zur Lektüre eines in fremder Sprache geschriebenen Buches, die durch oberflächliche Methode die Trägheit des Lernenden unterstützen.

Eselsbrüder od. Eselsorden, s. „Trinitarier“.

Eselsfeste nennt man die im Mittelalter u. an vielen Orten bis in die neueste Zeit am Palmsonntag gefeierten kirchlichen Ceremonien zur Erinnerung an den Einzug Jesu auf einem Esel in Jerusalem. In den katholischen Ländern Europa's wurde früher, u. im span. Amerika wird noch jetzt ein öffentlicher Umzug mit einer auf einem Esel sitzenden, Christum vorstellenden Puppe gehalten. Ja, es wurde in den einzelnen Klostern u. Kirchen ein Esel gehalten u. am Palmsonntag im Gottesdienste verwendet. Meist war es ein lebender, oft aber auch ein hölzerner Esel, welcher zu diesen Feierlichkeiten diente. In Frankreich bekleidete man denselben mit geistlichen Gewändern u. führte ihn vor den Altar, wo er während der ganzen Messe blieb. In den katholischen Gegenden Bayerns, Schwabens u. der Schweiz erhielten sich die E. bis in unser Jahrhundert herein, u. oft gab es des Esels wegen zwischen einzelnen Kirchen Streitigkeiten, die bis vor den Papst gelangten. In Norddeutschland machte die Reformation diesem Unfug ein Ende. In Fulda legten fromme Bauern in das Hintertheil des Palmesels die für ihre Kinder bestimmten Ostereier, welche hierdurch als geweiht galten. In Verona ging die Sage, der Esel Christi habe nach dem Einzuge in Jerusalem die Welt durchstreift u. sei in Verona gestorben, wo er ausgestopft u. bis ins 18. Jahrh. gefeiert wurde. Höchst komische Eselsprozessionen wurden in Belgien bis in die neueste Zeit abgehalten. Noch im J. 1838 wurde zu Arth im Kanton Schwyz am Palmsonntag ein hölzerner Esel während des Gottesdienstes in der Kirche herumgezogen. Als der Kirchmeier Zay es wagte, dieses Aergerniß abzuschaffen, der Pfarrer aber auf dessen Beibehaltung bestand u. der Gemeinderath für Letzteren Partei ergriff, der Esel aber plötzlich verschwand, mußte Zay fliehen, sein Vermögen wurde mit Beschlag belegt u. nur gegen eine Bürgschaft von 5000 Gulden u. gegen freiwillige Haft des Verfolgten freigegeben! — Es ist wahrscheinlich, daß die E. einen vorchristlichen Ursprung haben. Der Esel war in mehreren heidnischen Religionen wegen seiner Fruchtbarkeit ein geheiligtes Thier u. diente bereits bei Prozessionen, wie er auch Gottheiten, welche die Zeugungskraft der Natur darstellten, geopfert wurde. Es war dies nam. in Indien, Kleinasien, Griechenland u. Persien der Fall; ja aus Persien wissen wir geradezu von einem Eselsritt mit vorangetragenen Palmzweigen zur Zeit des Frühlingsanfangs. — Noch jetzt hält der Papst alle feierlichen Einzüge auf einem Esel.

Eselsgurke, s. „Balsamapfel“. **Eselsmilch,** s. „Euphorbia“.

Eselsrücken, in der Baukunst, s. „Dos d'âne“.

eskamotiren (franz.), listig entwenden, rasch verschwinden lassen, Taschenspielerkünste machen. Eskamote, ein Taschenspielerkügelchen; Eskamoteur (spr. — töhr), Taschenspieler, falscher Spieler u. Taschendieb.

Eskimo, s. „Arktische Länder“.

Esling, auch Eßling od. Eßlingen, Dorf bei Wien, bekannt durch die Schlacht vom 21. u. 22. Mai 1809, in welcher die Franzosen unter Massena von den Oesterreichern unter Erzherzog Karl geschlagen wurden. Massena ward nach derselben zum Herzog von E. ernannt.

Esmarch, Heinrich Karl, geb. 4. Sept. 1792 zu Holtenau bei Kiel, trat 1830 als Rath in das Obergericht von Schleswig, 1844 in die Schleswig'sche Ständeversammlung u. war sowol hier als 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung eifrig für die Sache seines engeren Vaterlandes thätig. Auch sonst wirkte er kräftig in Wort u. Schrift gegen die Danisirung der Elbherzogthümer. Im J. 1852 von der dän. Regierung abgesetzt, trat er in preuß. Staatsdienst u. wurde 1857 Appellationsgerichtsrath in Frankfurt a. d. Oder. — Sein Sohn Karl Bernhard Hieronymus E., geb. 3. Dez. 1824 zu Sonderburg, betheiligte sich 1848—51 an den Kämpfen in Schleswig-Holstein, studirte die Rechte u. wurde 1855 als Prof. des röm. Rechts an die Universität Krakau, 1857 in derselben Stellung an die Universität Prag berufen. Hier stellte er sich in dem Kampfe zwischen Deutschen u. Tschechen tapfer auf die Seite der Ersteren. Im J. 1867 nahm er einen Ruf an die Universität Erlangen an. Er schrieb eine „Römische Rechtsgeschichte“ (2 Bde., Gött. 1855—56) u. „Grundsätze des Pandektenrechts“ (Wien 1859—60). — Joh. Aug. Friedrich E., Vetter des Vorigen, berühmter deutscher Wundarzt, geb. 9. Jan. 1823 zu Tönning in der Landschaft Eiderstedt, erwarb sich im Schleswig-holsteinischen Kriege von 1864 große Verdienste um die Einrichtung der Lazarethe in Kiel. Im J. 1866 ward er in die Immediat-Lazarethkommission nach Berlin berufen, um die obere Leitung in den dortigen Lazarethen zu übernehmen, drang jedoch mit seinem Vorschlage zur Errichtung eines Barackenlagers auf dem Tempelhofer Felde nicht durch, sowie er auch mit seinen Bemühungen, Sanitätszüge auf Eisenbahnen zu errichten, auf Widerstand stieß. Im Juli 1870 zum Generalarzt der Armee ernannt, wirkte er aufs Kräftigste für zweckmäßige Einrichtung der Lazarethe u. richtete das große Barackenlager bei Berlin ein. Er schrieb: „Ueber chron. Gelenkentzündungen“ (Kiel 1866, 2. Aufl. 1867); „Verbandplatz u. Feldlazareth“ (Berl. 1868); „Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Kriegs“ (Kiel 1869) u. s. w.

esoterisch (griech.), d. i. innerlich, geheim, hießen in den Geheimbünden der Alten (Mysterien) die Lehren, die nur den Eingeweihten, in den engeren Bund Aufgenommenen eröffnet wurden, im Gegensatze zu den exoterischen Lehren u. Bräuchen, mit denen man auch die Uneingeweihten bekannt machte. Denselben Unterschied findet man fast bei allen geheimen Gesellschaften, die auf einen größern Kreis von Theilnehmern angewiesen sind; ebenso bei philosoph. Schulen (wie bei der des Pythagoras, des Aristoteles), in denen zwischen Esoterikern, d. h. den vorgerückteren, tiefer in das Wesen des Systems eingedrungenen Schülern, u. Exoterikern, d. h. den Schülern, die dem Meister u. der tieferen Erkenntniß seiner Lehre ferner stehen, unterschieden wurde. So theilt man auch die Schriften des Aristoteles in esoterische, streng wissenschaftliche, u. exoterische, mehr gemeinverständlich gefaßte.

Espadong (franz., spr. Espadong), das alte deutsche, seiner Größe u. Schwere wegen mit beiden Händen geführte Schlachtschwert (Flamberg).

Esparsette, s. Onóbrychis sativa od. Hedysarum Onóbrychis.

Nr. 2634. Baldamero Espartero (geb. 1792).

Espartero, Don Baldamero, Graf von Luchana, Herzog von Vittoria, span. General u. Staatsmann, geb. 1792 zu Granatula in der Mancha, trat frühzeitig ins Heer, in welchem er rasch avancirte, schloß sich beim Ausbruche des Bürgerkrieges der Partei der Christinos an u. brachte den Karlisten wiederholt empfindliche Niederlagen bei. Während des Krieges zum Grafen von Luchana, nach dessen glücklicher Beendigung zum Herzog von Vittoria ernannt u. 1840 an die Spitze des Ministeriums berufen, führe er 10. Nov. d. J. die Abdankung der Königin-Regentin herbei u. übernahm selbst, dem Rufe der Cortes folgend, 8. Mai 1841 die Regentschaft. Anfangs hielt er die Republikaner u. Karlisten kräftig nieder, mußte jedoch, da er keine Partei für sich hatte, 1843 das Land verlassen. Erst 1848 kehrte er nach Spa-

nien zurück. Nach der Revolution von 1854 nochmals zum Ministerpräsidenten ernannt, mußte er 1856 infolge der Opposition O'Donnell's zurücktreten. An den späteren Bewegungen seines Vaterlandes nahm er keinen hervorragenden Antheil mehr; auf den nach der Vertreibung der Königin Isabella gemachten Vorschlag, ihn auf den Thron zu erheben (1869), ging er nicht ein.

Esparto, eine berühmte Grasart, s. Stipa od. Macrochloa tenacissima.

Espe, s. „Pappel“.

Espinasse, Julie Jeanne Eleonore del', geb. 10. Nov. 1732 zu Lyon als außereheliche Tochter der Gräfin von Albion; kam 1752 nach Paris, wo sie alsbald durch ihre Schönheit u. ihren Liebreiz Aufsehen erregte u. einen großen Kreis angesehener Verehrer um sich scharte. Diese erwirkten ihr beim König ein hohes Jahrgehalt, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, ein glänzendes Haus zu führen u. dasselbe zum Sammelplatze der vornehmsten u. geistreichsten Elemente der Pariser Gesellschaft zu machen. Sie starb 28. Dez. 1776. Ihre „Briefe“ (2 Bde., 1809; deutsch von Madame Spazier) bekunden ihren Witz u. ihre vielseitige Bildung.

Espinosa, Jacinto Geronimo de, der letzte der großen spanischen Maler aus der Schule von Valencia, geb. 1600, gest. 1680 zu Valencia, eignete sich die in den älteren Werken des Guido Reni herrschende kräftige Manier an, verfiel aber dabei manchmal auch in Trivialitäten. Die meisten seiner Werke, die der Legende entnommen sind, finden sich im Museum zu Madrid u. im Louvre zu Paris.

Espirito-Santo, brasilian. Küstenprovinz, begrenzt durch den Rio-Macury, den Rio Itabapuana u. die Sierra do Mar, mit 643 □M. u. etwa 80,000 E., von denen ⅙ bis zur Aufhebung der Sklaverei Sklaven waren, besteht zum größten Theil aus angeschwemmtem Lande u. ist nur im W. gebirgig; der Rio Doce, welcher E.-S. in zwei Hälften scheidet, durchbricht die westl. Gebirgskette u. ist 12 M. von seiner Mündung, von den Stromschnellen an, schiffbar. Das Innere dieser Provinz, das meist mit Urwald bedeckt ist, wird von freien Indianern, u. a. den letzten Resten der Botokuden, bewohnt; die angebauten Gegenden erzeugen Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, Mais u. Maniok. Die Hauptstadt Victoria liegt auf einer Insel der Bahia de E. S., von welcher die Provinz ihren Namen hat.

Esplanade, der von Gebäuden freie, meistens mit Baumgängen bepflanzte Raum zwischen der Citadelle einer Festung u. der Stadt. Derselbe muß mindestens 800—1000 Schritt breit sein, damit der Feind nicht, von den Häusern der Stadt gedeckt, den Angriff gegen die Citadelle eröffnen kann. Die Bäume werden, wie die des Glacis, bei der Armirung der Festung gefällt u. liefern das Holz zu Palissadirungen u. s. w.

Esprit (franz., spr. Esprih), Geist, Witz, wird bei den Franzosen meist in einer anderen Bedeutung gebraucht, als in der unseres Wortes Geist, da es mehr die Fähigkeit zu witzigen Einfällen u. feinen Wendungen, als Tiefe u. Gründlichkeit des Denkens bezeichnet. In diesem Sinne haben die Franzosen mehrere Zusammensetzungen gebildet, wie bel-esprit, Schöngeist, e. de corps, Gemeingeist, Theilnahme des Einzelnen am Wohl u. Wehe des Ganzen.

Esquilinischer Berg, einer der sieben Berge des alten Rom.

Esquire (engl., spr. Esqueir), abgek. Esqu., ein engl. Ehrentitel, der ursprünglich nur den Mitgliedern der Gentry, einer untern Klasse des engl. Adels, zukam, gegenwärtig aber allen Staatsbeamten, Parlamentsmitgliedern, Gelehrten u. sonstigen Honoratioren beigelegt wird.

Esquiros (spr. Eskiroh), Henri Alphonse, franz. Dichter, wurde 1814 in Paris geb. u. trat als Dichter zuerst 1834 mit einem Bändchen Poesien auf, betitelt: „Hirondelles“, welche aber trotz der lobenden Anerkennung V. Hugo's wenig Beachtung fanden. Den Gedichten ließ E. zwei Romane folgen: „Le Magicien“ (2 Bde., 1837) u. „Charlotte Corday“ (1840 u. 1850) u. gleichzeitig (1840) unter dem Titel „Évangile du peuple“ einen Kommentar des Lebens Jesu, dessen Inhalt aber dem Autor gerichtliche Verfolgungen zuzog. Nach der Februarrevolution wurde E. in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, nach dem Staatsstreich des 2. Dez. 1852 mit andern Deputirten seiner radikalen Ansichten wegen verbannt. Er ging nach England, dessen Zuständen er ein eingehendes Studium widmete, wie seine Schriften: „La morale universelle“, „L'Angleterre et la vie anglaise“ (5 Bde., Par. 1859—70) u. a. beweisen. Andere bemerkenswerthe Schriften, meist aus der Zeit vor seiner Verbannung, sind: „Paris, ou les sciences, les institutions et les moeurs au 19 siècle“ (2 Bde., Par. 1847), „De la vie future au point de vue socialiste“ (Marseille 1850). Eine von Napoleon III. erlassene Amnestie gestattete E. endlich die Rückkehr nach Frankreich, u. 1869 trat er als Kandidat der Radikalen in den Gesetzgebenden Körper. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs ward er von der provisorischen Regierung mit dem Titel eines Generaladministrators des Dep. Bouches du-Rhône nach Marseille gesandt, um die dort herrschende Anarchie zu dämpfen. Später von Gambetta abberufen, weigerte E. sich, zu gehorchen; es kam zu blutigen Auftritten in der Stadt, infolge deren E. zurücktreten u. Marseille verlassen mußte.

Esra (auch Esdras), jüdischer Schriftgelehrter aus levitischem Geschlechte, führte um 458 v. Chr. einen Theil des israelitischen Volkes aus dem babylonischen Exil nach Juda zurück u. arbeitete das. energisch an der Wiedereinführung des mosaischen Gesetzes. Auch um die Sammlung u. Redaktion der hebräischen Religionsbücher war er bemüht, ohne dabei selbst als Gesetzgeber u. Prophet aufzutreten. Die spätere jüdische Tradition feierte ihn als den Neubegründer der Theokratie (des Gottesstaates), als einen zweiten Moses, der das verloren gegangene Gesetz aus dem Gedächtniß genau wiederhergestellt, die sogen. „große Synagoge“ (das Synedrium der Schriftgelehrten) gegründet habe. Das Buch Esra, welches sich als Fortsetzung der Chronika erweist u. eng mit dem Buche Nehemia zusammen hängt, ist um 330 v. Chr. zusammen gestellt. Zu unterscheiden sind hiervon die apokryphischen Esrabücher: ein griechisch geschriebenes, das sich in der griechischen Bibel findet, wahrscheinlich aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. (das sog. 3. Buch E.) u. die nur noch lateinisch vorhandenen, das sogen. 4. u. 5. Buch E., aus christlicher Zeit.

Essäer od. Essener, eine der drei jüdischen Sekten (Pharisäer, Sadducäer, Essener) zur Zeit Christi. Sowol der Name als der Ursprung der E. ist in völliges Dunkel gehüllt; als wahrscheinlich kann man nur bezeichnen, daß der Name die „Frommen“ bedeutet u. der Ursprung aus den Zeiten der Verfolgungen unter den Makkabäern (um 160 v. Chr.) herzuleiten ist. Nach den Schilderungen der jüdischen Schriftsteller Philo u. Josephus bildeten sich um jene Zeit Einsiedlervereine, die in Zurückgezogenheit von der Welt (zuletzt bes. in der Wüste am Todten Meere) möglichste Reinheit des Leibes u. der Seele anstrebten, um so das Ideal des mosaischen Gesetzes zu verwirklichen. Der Eintritt in diese Genossenschaft war an strenge Prüfungen geknüpft. Das durch rastlose Arbeit der Einzelnen erworbene Eigenthum war gemeinsam. Das Zusammenleben war bis ins Einzelnste sorgfältig geregelt u. auf Demuth u. Bruderliebe gegründet. Dem entsprach auch ihre Verwerfung von Sklaverei, Krieg, Handel u. s. w., kurz aller der Dinge, die eine Störung dieses beschaulichen, friedlichen Lebens nach sich ziehen konnten. Dies Alles erinnert lebhaft an die ersten christlichen Gemeinden. So hoch sich die E. jedoch in sittlicher Beziehung über die Pharisäer erhoben, so wenig waren doch auch sie von der Anschauung frei, nach welcher der gesetzliche Werkdienst zur Seligkeit nothwendig erschien. Ueber ihre Geheimlehre besitzen wir nur dürftige Nachrichten; zu derselben gehörte unter andern die Ueberlieferung der Engelnamen, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, die Unterscheidung eines Reiches des Lichts u. der Finsterniß. Die heilige Schrift legten sie nach der damals allgemein herrschenden Sitte allegorisch aus, d. h. sie suchten hinter dem buchstäblichen noch einen verborgenen, geheimen Sinn. Daneben aber hatten sie noch Geheimbücher, die sich auf Wahrsagerei, Traumdeutung u. dergl. bezogen. Die Sekte verliert sich um das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr., doch nicht, ohne mit dem Christenthum in mannichfache Berührung gekommen zu sein, woraus dann neue Abzweigungen (judenchristliche E., Ebioniten u. s. w.) hervorgingen.

Essay (engl., spr. Esseh), d. i. Versuch, heißt ein populär gefaßter Aufsatz wissenschaftlichen Inhalts. Der E., der sich im Laufe der Zeit zu einer selbständigen u. reichhaltigen Literaturgattung entwickelte, wurde in England von Lord Bacon begründet, von Cowley, Dryden, Temple, Addison u. Steele weiter angebaut. Aber erst in unserem Jahrhundert erhielt der E. seine jetzige Form, die darin besteht, daß in Anknüpfung an irgend eine bedeutende literarische Erscheinung Fragen, welche die Zeit bewegen, in leichtem u. zwanglosem Gesprächston erörtert werden. In diesem Sinne hat nam. Macaulay den E. fortgebildet; ihm folgten der etwas schwerfällige, aber originelle Carlyle, Bulwer-Lytton, Lord Stanhope, der geistvolle, aber paradoxe Amerikaner Emerson (s. d.). In Deutschland haben sich in neuester Zeit an die engl. Essayisten Hermann Grimm, Julian Schmidt, Karl Frenzel, Rudolf Gottschall u. A. angeschlossen.

Essek (auch Eszek, Essegg), königl. Freistadt, Festung u. Hauptstadt von Slavonien, am rechten Ufer der Drau, mit 14,000 Einw. E. ist die Mursia Aelia der alten Römer, damals schon eine wichtige Handelsstadt, die bald zur Hauptstadt Unterpannoniens wurde. Von Attila 447 zerstört, ward Mursia im 6. Jahrh. von den Slavoniern in Besitz genommen u. durch das feste Schloß Oszek geschützt. Die Türken eroberten E. 1526 u. ließen

die Draunfer durch einen langen Damm u. eine Brücke in Verbindung setzen, wodurch der Handelsverkehr der Stadt sehr befördert wurde. Noch mehr hat sich derselbe gehoben, seitdem eine Verbindung zwischen der Dampfschiffahrt auf der oberen Drau u. der auf der Donau hergestellt ist. Seit 1687 ist E. unter österr. Herrschaft.

Essen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirke Düsseldorf (Rheinprovinz) mit 51,526 E. (1871), liegt am Abfall des niederrhein. Schiefergebirges zur Tiefebene, entstanden aus einer 877 gegründeten Benediktinerabtei, kam 1495 an die Herzöge von Kleve, 1648 mit deren Ländern an Brandenburg, 1807 an das Großherzogthum Berg u. fiel 1814 an Preußen zurück. Das schöne Münster erinnert noch jetzt an die mittelalterliche Bedeutung der Stadt; groß geworden ist E. aber lediglich durch die Industrie. Seine Lage inmitten des niederrhein. Kohlenbeckens u. in der Nähe ergiebiger Eisengruben hat diesen Aufschwung verursacht. Zahlreiche Steinkohlenbergwerke, deren jährlicher Ertrag auf 13½ Mill. Tonnen sich beläuft, umgeben die Stadt, welche der Hauptort der niederrhein. Eisenindustrie ist, daneben aber auch Tuch- u. Papierfabriken, Kupferhämmer u. s. w. besitzt. Das größte Etablissement E.s ist die Gußstahlfabrik von Fr. Krupp (s. d.), welche eine Fläche von mehr als 900 Morgen bedeckt u. deren Geschützgießerei eine der bedeutendsten des Kontinentes ist. An Betriebsmitteln waren in dieser Fabrik 1871 u. a. vorhanden 528 Schmelz-, Glüh- u. Cementöfen, 169 Schmiede- u. Feueressen, 260 Schweiß-, Puddel- u. Warmöfen, 245 Koaksöfen, 174 Dampfkessel. Die 265 Dampfmaschinen hatten 8595 Pferdekräfte, darunter eine allein 1000, drei je 800; die 58 Dampfhämmer repräsentirten ein Gesammtgewicht von 32,315 Ctr., unter letzteren hat der größte, „Fritz" genannt, 1000 Ctr. Schlagkraft, eine Fallhöhe von 3 m. u. ein Fundament von 30,000 Ctr. Gußeisen. Im J. 1873 war ein noch größerer Dampfhammer im Bau begriffen, welcher 2400 Ctr. Schlagkraft u. 4 m. Fallhöhe haben wird. Die jährliche Erzeugung von Gußstahl beträgt 1,500,000 Ctr., der tägliche Steinkohlenverbrauch 35,000 Ctr. Die 11,000 Arbeiter dieser Riesenfabrik, die den Charakter einer besonderen Stadt hat, finden zum Theil in den dazu gehörigen 150 Wohnhäusern Unterkommen; eine eigene Polizei u. eine Feuerwehr von 300 Mann sorgt für die Sicherheit dieser Menschen u. Häuser; das Etablissement besitzt außerdem ein eigenes Krankenhaus u. eigene Schule u. Kirche.

Essence de Mirbau, s. „Nitrobenzol".

Essenwein, August, Direktor des Germanischen National-Museums in Nürnberg, verdienstvoller Architekt u. Archäolog, geb. 2. Nov. 1831 in Karlsruhe, bildete sich in der dortigen Polytechnischen Schule zum Architekten aus, ließ sich nach mehrjährigen Reisen in Wien nieder, wurde in Graz Baurath u. Professor des Hochbaues u. übernahm 1866 die Leitung des Germanischen Museums in Nürnberg. Als Künstler führte E. seine die verschiedensten Kunstzweige umfassenden Arbeiten in streng archäologischer Richtung aus, so nam. die Ausmalung u. künstlerische Ausstattung der Kirche St. Maria auf dem Kapitol in Köln; als Schriftsteller lieferte er werthvolle Aufsätze in den Schriften der österr. Centralkommission für die Baudenkmale, in der „Gewerbehalle", dem „Organ für christl. Kunst" u. im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit". Unter seinen größeren Werken sind die „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen" hervorzuheben.

Essenzen sind Flüssigkeiten, die das Wirksame od. Wesentliche eines Pflanzen- od. anderen Stoffes enthalten, aus dessen Behandlung (meist mit Alkohol) sie hervorgegangen sind. Dann aber nennt man so auch Auflösungen ätherischer Oele in Alkohol sowie Essigäther, Butteräther od. Ameisenätherhaltige Flüssigkeiten, die zur Darstellung von künstlichem Rum, Cognac, Arak u. s. w. dienen, daher Rum-, Cognac-, Arakessenz.

Essequibo, schiffbarer Fluß in Britisch-Guayana (Südamerika), entspringt auf der Sierra Acaray, dem Grenzgebirge zwischen Guayana u. Brasilien, u. mündet nach einem nördl. Lauf von etwa 115 geogr. M. in seeartiger Breite in den Atlantischen Ozean. Von seinen Hauptzuflüssen ist der Rupununi bei seiner Mündung fast ebenso wasserreich, als der E. selbst.

Esser, Heinrich, ein vortrefflicher deutscher Tonsetzer, wurde 15. Juli 1818 zu Mannheim geb., wo er auch seine musikalische Ausbildung erhielt u. mit 20 Jahren Konzertmeister, später Musikdirektor am Theater wurde. Nachdem er einige Jahre als Dirigent der Mainzer Liedertafel fungirt hatte, wurde er 1847 als Kapellmeister an die Hofoper nach Wien berufen u. wirkte in dieser Stellung bis ins J. 1869, in welchem Jahre er aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung nahm u. nach Salzburg sich zurückzog. Hier starb er 3. Juni 1873. Am bekanntesten u. beliebtesten ist E. durch seine ein- u. mehrstimmigen Liederkompositionen geworden, die in der That melodische Eingänglichkeit u. Feinheit der Textauffassung in sehr glücklicher Weise verbinden. Seine Instrumentalsachen — Sinfonien, eine Suite für Orchester, Kammermusiksachen 2c. — sind sehr schätzbar. Seine Opern haben keinen Erfolg gehabt.

Essex, ursprünglich ein angelsächsisches Königreich, jetzt eine Grafschaft im Osten Englands, im N. durch die Grafschaft Suffolk u. Cambridge, im O. durch die Nordsee, im S. durch die Themse u. im W. durch die Grafschaften Hertford u. Middlesex begrenzt, mit $77\frac{3}{4}$ □M. u. gegen 405,000 E. Der Boden ist eben, sehr fruchtbar, gut bewässert u. zu Ackerbau u. Viehzucht sehr geeignet. Außerdem hat E. noch Fisch- u. Austernfang u. Seidenfabrikation.

Essex, Graf Robert Devereux von, Günstling der Königin Elisabeth (s. d.) von England, geb. 15. Nov. 1567 als Sproß eines alten Adelsgeschlechts, zeichnete sich 1585 im holländ. Feldzuge aus, zog durch seine Schönheit u. Begabung bald die Aufmerksamkeit der Königin auf sich u. trat nach dem Tode Leicester's (1588) an dessen Stelle.

Nr. 2635. Robert Devereux Graf v. Essex (geb. 15. Nov. 1567, gest. 25. Febr. 1601).

Sein Einfluß stieg rasch, obwol er die Pläne der Königin, die ihm fast bedingungslos vertraute, oft eigenwillig durchkreuzte. Diese Gunst wurde freilich sehr erschüttert, als die Königin erfuhr, daß E. sich heimlich mit seiner Geliebten, einer Tochter Walsingham's, vermählt habe. Dazu kam, daß die Beliebtheit, deren E. sich beim Volke zu erfreuen hatte, u. der Jubel, den seine gewagte, aber glücklich durchgeführte Expedition gegen Cadiz hervorrief, ihren Neid erregte. Als er vollends in Irland, wohin er zur Dämpfung eines dort ausgebrochenen Aufstandes als Gouverneur gesandt worden war, gegen den Willen der Königin plötzlich einen Waffenstillstand schloß, wurde er des Hochverrathes angeklagt u. nach London zurückberufen. Um sich zu retten, knüpfte er mit dem schott. Hofe Verbindungen an, wurde jedoch nach seiner Ankunft in London verhaftet, vom Parlament zum Tode verurtheilt u. 25. Febr. 1601 hingerichtet. Seine tragische Geschichte ist wiederholt dichterisch behandelt worden (in Deutschland von Heinrich Laube).

Essig (lat Acetum, franz. vinaigre, engl. vinegar). Diese bekannte, bei Zubereitung von Speisen u. Aufbewahrung von Nahrungsmitteln in Anwendung kommende Flüssigkeit ist im Wesentlichen eine Mischung von Essigsäurehydrat mit Wasser u. kann aus allen alkoholhaltigen Getränken u. Zucker- od. Stärkemehl haltigen Substanzen bereitet werden, indem man dieselben bei erhöhter Temperatur lange genug gähren läßt, daß die geistige Gährung in die **Essiggährung** übergeht 2c. Gewöhnlich verwendet man zur Bereitung von E. Wein, Branntwein, Bier, Obst, Honig, Malz u. s. w. Dieselbe wird beschleunigt durch freien Zutritt der Luft, möglichst große Oberfläche der Flüssigkeit u. innige Berührung zwischen Luft u. Flüssigkeit, sowie auch dadurch, daß man der Substanz, die man in E. verwandeln will, etwas bereits fertigen E. od. von einer vorhergehenden Essiggährung herrührende Essighefe (Essigmutter) zusetzt. Dieser aus Wein, Obst, Bier u. s. w. dargestellte E. enthält jedoch außer Essigsäurehydrat u. Wasser noch verschiedene andere, aus den genannten Substanzen entstandene Stoffe aufgelöst, daher die Verschiedenheit in Geruch, Geschmack u. Farbe bei Weinessig, Bieressig, Obstessig u. s. w. — Den meisten E. bereitet man jetzt aus reinem, mit Wasser verdünntem Spiritus (Alkohol, Weingeist) durch die Methode der sog. Schnellessigfabrikation; der so erhaltene E. ist ganz reines, in Wasser gelöstes Essigsäurehydrat, ist demnach farblos u. ohne jeden Nebengeruch;

für den Bedarf der Küche wird er gewöhnlich mit färbenden u. riechenden Stoffen noch versetzt, um ihn dem gewöhnlichen E. ähnlich zu machen. Die Methode der Schnellessigfabrikation ist folgende: In einem Holzbottich ist in geringer Höhe über dem Boden ein zweiter, durchlöcherter Holzboden angebracht, auf welchen man mit starker Essigsäure befeuchtete Buchenholzspäne bringt, so daß der Bottich ziemlich damit angefüllt ist. Die Buchenholzspäne, lockenförmig gedreht, werden von einem Holzdeckel bedeckt, der ebenfalls durchlöchert ist, dessen Löcher aber mit zusammengewickelten Baumwollengarnfäden lose verschlossen sind, so daß der oben aufgegossene verdünnte Spiritus langsam durchzusickern vermag. In der Wandung des Bottichs sind ringsum in verschiedener Höhe schräg nach oben ausmündende Oeffnungen angebracht, die dazu dienen, dem Innern des Bottichs die nöthige Luft zuzuführen. Solche Bottiche, **Essigbildner** od. auch Essigbilder genannt (s. Fig. 2636), stehen gewöhnlich in größerer Anzahl in einem stark geheizten Raume. Der verdünnte Spiritus wird oben auf die Bottiche aufgegossen u. träufelt langsam durch die Buchenholzspäne hindurch, trifft hier mit dem Sauerstoff der Luft zusammen u. wird durch denselben oxydirt. Die Flüssigkeit sammelt sich im unteren Theile des Bottichs an u. wird behufs Vollendung der Essigbildung nochmals durch denselben od. einen anderen Essigbildner laufen gelassen. — Der stärkste auf diese Weise herzustellende E. hat 12—14 Prozent Essigsäurehydrat u. wird im Handel **Essigsprit** od. Doppelessig genannt; da der gewöhnliche Speiseessig nur 3—4 Prozent Essigsäurehydrat besitzt, so muß der Essigsprit, wenn er zu Speisen verwendet werden soll, noch mit Wasser verdünnt werden. Konzentrirter Alkohol geht auf den Essigbildnern nicht in E. über. Hinsichtlich des Vorgangs der E.bildung s. d. Art.: „Essigsäure". Ein guter E. muß einen rein saueren, nicht beißenden od. kratzenden Geschmack, einen feinen, saueren Geruch besitzen u. klar sein. Niemals darf E. in Metallgefäßen aufbewahrt werden, weil derselbe in diesem Falle metallhaltig u. dadurch für die Gesundheit schädlich wird. Man hat noch verschiedene sogen. zusammengesetzte Essige, so z. B. den aromatischen od. Vierräuber-E. (Acetum aromaticum), den man durch Ausziehen verschiedener Kräuter, Wurzeln u. Gewürze mit E. erhält, ferner verschiedene Toiletteessige, Gewürzessige u. s. w.

Nr. 2636. Essigbildner.

Essigäther, Essigsäureäthyläther, Essigvinester (Aether aceticus), eine farblose, wasserhelle, dünne Flüssigkeit, von angenehmem, durchdringendem Geruche, ist sehr flüchtig, brennbar u. leicht in Alkohol, schwer in Wasser löslich, die durch Destillation von starker Essigsäure mit Alkohol u. Schwefelsäure bereitet u. hauptsächlich in Apotheken, doch auch vielfach als Zusatz zu Rumessenzen, Fruchtäthern u. s. w. verwendet wird.

Essigbaum, s. „Rhus".

Essigmutter, s. „Essigpflanze".

Essigsäure, Acetylsäure (Acidum aceticum), die im Essig enthaltene, den saueren Geschmack desselben bedingende organische Säure. Aus dem Essig kann die reine, starke E. gewonnen werden, wenn man denselben mit Soda sättigt, d. h. so lange Soda zusetzt, bis der saure Geschmack verschwunden ist, das Wasser durch Abdampfen bis zur Trockne u. schwaches Erhitzen der trockenen Masse vollständig entfernt u. das so erhaltene essigsaure Natron mit möglichst starker Schwefelsäure in Glasgefäßen destillirt. Die reine E. erscheint als eine farblose, durchsichtige Flüssigkeit von stechend sauerem Geruch; unter 12° C. ist sie fest, weiß u. krystallinisch u. heißt deshalb auch **Eisessigsäure** od. **Eisessig**, (Acidum aceticum glaciale); bei 17° C. schmelzen die Krystalle wieder. Das spezif. Gewicht ist 1,068, der Siedepunkt liegt bei 119° C., sie ist unverändert flüchtig, ihr Dampf ist brennbar. Mit Wasser läßt sie sich in allen Verhältnissen mischen. In 100 Theilen enthält dieser Eisessig 40,00 Thle. Kohlenstoff, 6,67 Thle. Wasserstoff u. 53,33 Thle. Sauerstoff, woraus sich die Formel $C_4 H_4 O_4$ berechnet, darin steckt aber ein Aequivalent Wasser (HO), welches auf gewöhnlichem Wege nicht daraus zu entfernen ist; der Eisessig ist demnach **Essigsäurehydrat** ($C_4 H_3 O_3 HO$). Die **wasserfreie Essigsäure** od. das **Essigsäureanhydrit**, $C_4 H_3 O_3$, ist für sich auch bekannt, kann jedoch nur auf Umwegen erhalten werden. — Fertig gebildete E. findet sich in der Natur nur sehr spärlich u. vereinzelt vor; die Bildung dieser Säure kann aber auf sehr verschiedene Weise erfolgen: durch Oxydation, durch Gährung u. durch trockene Destillation. Durch Oxydation bildet sich die E. aus dem Alkohol (Spiritus) unter Aufnahme von weiteren zwei Aequivalenten Sauerstoff. Diese Uebertragung des Sauerstoffs auf den Alkohol geschieht am leichtesten durch sehr poröse Körper, wie z. B. Platinmoor, Holzkohle u. s. w., ferner durch Vertheilung des Alkohols auf eine große Oberfläche bei genügendem Luftzutritt u. höherer Temperatur (25—35° C.). Sind in der gährenden Masse organische Substanzen vorhanden, so bildet sich eine eigenthümliche Schimmelpflanze (Mycoderma Aceti), die nach den neueren Untersuchungen Pasteur's insofern als wirkliches Ferment anzusehen ist, als sie unter gewissen Bedingungen verdünnten Alkohol in E. umzuwandeln vermag. Die sog. **Essigmutter**, d. h. der auf dem Boden der Gefäße sich bildende Absatz, ist ohne Einfluß auf die E.bildung. Die Wirkung des Mycoderma Aceti ist demnach wol auch nur als eine Sauerstoff übertragende zu betrachten. Ueber die Bildung der E. durch Gährung s. „Essig". Durch trockene Destillation entsteht E. neben andern Produkten aus sehr vielen organischen Körpern, wenn sie bei gehindertem Luftzutritt stark erhitzt werden. Namentlich unterwirft man zum Zwecke der E.-bereitung Holz der trockenen Destillation u. erhält eine Flüssigkeit, welche Holzessig (s. d.) genannt wird u. eine sehr verdünnte u. höchst unreine E. ist. Aus diesem Holzessig bereitet man jetzt fabrikmäßig sehr viel E., die, wenn die Reinigung sorgfältig ausgeführt würde, sich durch nichts von der aus Alkohol bereiteten unterscheidet. Ebenso werden die verschiedenen essigsauren Salze jetzt zum größten Theile aus Holzessig dargestellt. — Die **essigsauren Salze**, die man durch Neutralisation der E. mit Basen od. durch Auflösen der betreffenden Metalle in E. erhält, sind fast alle krystallisirbar u. meist in Wasser u. in Alkohol löslich; starke Säuren, wie Schwefelsäure, Phosphorsäure u. s. w. scheiden aus ihnen die E. wieder ab. In der Glühhitze werden die essigsauren Salze sämmtlich zersetzt, u. es entsteht hierbei gewöhnlich Aceton.

Essigsäureamyläther, s. „Amyläther".

Estaminet (franz., spr. Estamineh), ein Kaffeehaus, in welchem geraucht wird, ein Rauchzimmer.

Este, altes u. berühmtes ital. Fürstenhaus, als dessen Stammvater Azzo II. anzusehen ist, der von Kaiser Heinrich III. mit mehreren ital. Landschaften belehnt wurde. Unter Azzo's Söhnen, Welf IV. u. Fulco I., theilte es sich in einen deutschen od. welfestischen u. in einen ital. od. fulco-estischen Hauptstamm. Von Welf IV., den Kaiser Heinrich IV. 1071 mit dem Herzogthum Bayern belehnte, stammen durch seinen Sohn Heinrich den Stolzen u. dessen Sohn Heinrich den Löwen die Fürstenhäuser Braunschweigs u. des ehem. Königr. Hannover ab. Dagegen ward Fulco I. (gest. 1135) Stammvater der Herzöge von Modena u. Ferrara. Vom 12. bis zum 14. Jahrh. standen die Markgrafen von E. an der Spitze der guelfischen Partei; zugleich trug das Haus E. viel zur Blüte der Kunst u. Wissenschaft in Italien bei, die es sehr begünstigte. So stiftete insbes. Nikolaus III. (gest. 1441) die Universität Parma. Ein Sohn desselben, Borso (gest. 1471), erhielt von Kaiser Friedrich III., der sein Gast gewesen, 1452 den Titel eines Herzogs von Modena u. Reggio, während Papst Pius II. auch das ihm zum Lehen gegebene Ferrara zu einem Herzogthum erhob. Der in zweiter Ehe mit der berüchtigten Lucrezia Borgia (s. d.) vermählte Herzog Alfons I. (gest. 1535), eben so bedeutend als Staatsmann wie als Feldherr, schloß sich 1509 der Ligue von Cambray an u. war im Kampfe gegen die Venetianer siegreich, verlor aber durch seine Streitigkeiten mit den Päpsten seine Besitzungen, die er erst nach der Eroberung Roms 1527 von Karl V. wieder erhielt. Sein Nachfolger, Herkules II. (gest. 1559), Schwiegersohn Ludwig's XII. von Frankreich, der mit seinem Bruder, dem Kardinal Hippolyt d. Jüngern (Erbauer der Villa d'Este in Tivoli) in der Beförderung der Künste u. Wissenschaften wetteiferte, war ein treuer Bundesgenosse Karl's V. Alfons II. (gest. 1597), der ebenso prachtliebende als ehrgeizige u. hartherzige Sohn des Vorigen — er hielt den Dichter Tasso (s. d.) 7 Jahre eingekerkert — blieb kinderlos u. setzte daher seinen Vetter Cäsar (gest. 1628) zum Nachfolger ein; dies wurde derselbe aber nur in Modena u. Reggio, denn Papst Clemens VIII. zog Ferrara als erledigtes Lehen ein. Der letzte männliche Sproß des Hauses war Herkules III. (geb. 1727), der zwar die Fürstenthümer Massa u. Carrara erheirathete, durch den Frieden von Campo-Formio aber 1797 Modena u. Reggio verlor; 1801 durch den Breisgau u. 1803 durch die Ortenau dafür entschädigt, starb er 14. Okt. 1803. Seine einzige Tochter Maria Beatrix Ricarda (geb. 1752, gest. 1829) war seit 1771 mit dem Erzherzog Ferdinand, dem dritten Sohne des Kaisers Franz I., von Oesterreich ver-

mählt, der dadurch der Stifter des Hauses **Oesterreich-E.** wurde; Ferdinand verlor den Breisgau u. die Ortenau durch den Presburger Frieden (1805) u. starb 24. Dez. 1806. Sein ältester Sohn Franz IV. erhielt 1815 Modena zurück; dagegen ging dessen Sohn Franz V. sowol dieses Herzogthums als auch der übrigen Länder durch die Umwälzungen des J. 1860 wieder verlustig. Eine Schwester des Letzteren, Erzherzogin Maria Theresia (geb. 14. Juli 1817), ist seit 1846 mit dem Grafen Heinrich von Chambord vermählt.

Est, est, est (lat.), d. h. „er ist, er ist, er ist", Name des Muskatellerweins von Montefiascone, der denselben durch folgende Veranlassung bekam. Der Bischof Joh. v. Fugger befahl auf einer Reise in Italien seinem Diener, ihm vorauszureisen u. an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fände, „est" (es ist welcher) zu schreiben. Da der Diener in Montefiascone den besten fand, so schrieb er „est, est, est" an. Sein bald darauf eintreffender Herr trank sich an demselben zu Tode, u. der Diener setzte ihm folgende Grabschrift: „Est, est, est; propter nimium est, hic Joh. Fugger, dominus meus, mortuus est" (Es ist, es ist, es ist welcher; wegen des allzuvielen „es ist welcher" ist hier Joh. Fugger, mein Herr, gestorben). Diese Grabschrift ist in Montefiascone, in der Kirche des heil. Flaviarus, noch jetzt zu sehen.

Esterházy von Galántha, eine der ältesten u. reichsten ungar. Magnatenfamilien, die ihren Ursprung bis auf Paul Estoras, einen 969 getauften Abkömmling Attila's, zurückführt. Im J. 1238 theilte sich das Geschlecht in die 2 Hauptlinien Zerhásy u. Illyésháza; letztere ist seit 1838 im Mannesstamme erloschen, erstere verwandelte, als Franz Zerhásy (gest. 1595) zum Frhrn. v. Galantha erhoben wurde, ihren Namen in Esterhazy. Jetzt blüht die Familie E. in 4 Häusern: Forchtenstein, Hallewyl, Altsohl u. Cheßnek. 1. Das vom ungar. Palatin u. kais. Feldmarschall Nicolaus **v. E.** (geb. 1582, gest. 1645) gestiftete Haus Forchtenstein theilt sich wieder in eine ältere u. eine jüngere Linie. Die erstere stiftete der als Feldherr u. Staatsmann berühmte Paul IV. **v. E.** (geb. 8. Sept. 1635, gest. 26. März 1713), der 1663—86 an allen Schlachten gegen die Türken theilnahm, seit 1681 Palatin war u. 1687 für sich u. seine Nachfolger im Majorate in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Das übrigens seit 1866 sequestrirte, weil überschuldete Majorat besteht heute aus 29 Herrschaften mit 21 Schlössern, 60 Marktflecken u. 414 Dörfern in Ungarn, den Herrschaften Pottenstein u. Schwarzbach in Niederösterreich, der gefürsteten Grafschaft Edelstetten in Bayern u. der Herrschaft Gailingen in Baden. Die bedeutendsten Persönlichkeiten dieser fürstl. Linie sind: Fürst Paul Anton **v. E.** (geb. 1711, gest. 1762), der 1758 Feldmarschall wurde. Sein Bruder, Fürst Nikolaus Joseph **v. E.** (geb. 18. Dez. 1714, gest. zu Wien 28. Sept. 1790), berühmt durch seine große Tapferkeit, erhielt als Generalfeldmarschall 1783 die reichsfürstl. Würde für alle seine Nachkommen. Sein Enkel, Fürst Nikolaus **v. E.** (geb. 12. Dez. 1765, gest. zu Como in Italien 25. Nov. 1833), der die diplomat. Laufbahn betrat, war ein eifriger Beförderer der Kunst u. Wissenschaft u. gründete große Gemälde- u. Kupferstichsammlungen; er schlug die ihm 1809 von Napoleon angetragene Krone Ungarns aus u. kaufte 1828 die Insel Mainau im Bodensee. Dessen Sohn, Fürst Paul Anton **v. E.** (geb. 11. März 1786, gest. zu Regensburg 21. Mai 1866), trat im März 1848 als Minister des Auswärtigen in das Ministerium Batthyányi, legte aber infolge der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, zwischen Oesterreich u. Ungarn einen Ausgleich herbeizuführen, im Aug. 1848 sein Amt nieder. Gegenwärtiges Haupt der Linie ist sein Sohn Nikolaus Paul Karl **v. E.** (geb. 25. Juni 1817). — Die jüngere Linie des Hauses Forchtenstein zerfällt wieder in einen älteren u. einen jüngeren Zweig. Haupt des ersteren ist jetzt Graf Nikolaus **v. E.** (geb. 8. Febr. 1804). Ein Bruder desselben, Graf Moritz **v. E.** (geb. 23. Sept. 1807), war österr. Gesandter in Rom u. unter Schmerling u. Belcredi Minister ohne Portefeuille. Chef des jüngeren Zweiges ist Graf Anton **v. E.** (geb. 3. Okt. 1820). — 2. Dem Hause Hallewyl gehörte an: Graf Valentin Ladislaus Ferdinand **v. E.** (geb. 28. Jan. 1814, gest. zu Paris 3. Nov. 1858), der österr. Gesandter in Stockholm, dann in München u. in Petersburg war. Ihm folgte als jetziger Chef sein Bruder Graf Ladislaus Heinrich Valentin **v. E.** (geb. 12. Juli 1797). — 3. Das Haus Altsohl od. Zolyom ward von dem General u. Hofkriegsrath Paul III. **v. E.** (geb. 1581, gest. 1641) gestiftet; jetziger Chef ist: Graf Daniel **v. E.** (geb. 4. Juni 1843). — 4. Das von Daniel v. E. (gest. 1654) gestiftete Haus Cseßnek theilt sich wiederum in eine ältere u. eine jüngere Linie. Jener gehörte der Geh. Rath Graf Georg Alexander **v. E.** (geb. 14. Juli 1811, gest. 24. Juni 1856) an, welcher österr. Gesandter in Madrid u. in Berlin war. Dessen Sohn, Graf Georg **v. E.** (geb. 20. Juli 1848) ist jetzt das Haupt dieser Linie. Chef der jüngeren Linie ist Graf Joseph **v. E.** (geb. 8. Mai 1799).

Esther (pers. s. v. w. „Stern") war nach der Darstellung des biblischen Buches E. der Name einer Jüdin, die mit ihrem Verwandten Mardochai im Exil lebte u. eigentlich Hadassa hieß. Der persische König Ahasverus (Xerxes?) erhob sie nach der Verstoßung der Vasthi zu seiner Gemahlin, ohne um ihre Herkunft zu wissen. Als aber nach etlichen Jahren der allmächtige Günstling des Königs, Haman, aus Haß gegen Mardochai von Ahasverus die Erlaubniß erhalten hatte, die Juden insgesammt niedermetzeln zu dürfen, erlangte E. durch ihre Fürbitte vor dem König, daß die Juden sich an dem für das Morden festgesetzten Tage ihrer Feinde mit den Waffen erwehren durften. Gleichzeitig ward Mardochai wegen früherer dem König geleisteter Dienste zu hohen Ehren befördert, Haman aber gehängt. Zum Andenken an diesen Befreiungstag ward am 14. Tage des Monats Adar das Purimfest eingesetzt, so genannt nach dem Loos (persisch „Pur"), durch welches Haman den Mordtag bestimmt hatte. Dieses Fest wird noch heute von den Juden mit der Vorlesung des Buches E. gefeiert.

Esthland, russ. Gouvernement, mit 358 □M. u. 322,668 E. (1867) wird im S. vom Gouv. Livland, im O. vom Gouv. St. Petersburg, im N. u. W. von der Ostsee begrenzt; fast durchaus Tiefebene, hat E. nur im O. einen bis 130 m. ansteigenden Höhenzug aufzuweisen. Kein einziger schiffbarer Fluß durchströmt das Land. Die weiten Ebenen eignen sich vorzugsweise für die Viehzucht; E. ist reich an trefflichen Rindern u. Schafen. Das angrenzende Meer gewährt einen guten Fischfang; Industrie, nam. Tuchfabrikation, wird nur in den Städten betrieben. Ausgeführt wird Hanf, Getreide, Vieh u. Holz, das die reichen Wälder liefern. Die Bewohner sind Esthen, Deutsche, Russen und Schweden. Die Esthen, welche sich auch über die Gouvernements Livland, Pskow, St. Petersburg u. Witebsk erstrecken, sind ein finnischer Stamm u. bilden die Urbevölkerung des Landes; ihre Gesammtzahl beträgt 640,000 Seelen. Sie sprechen jetzt noch ihre eigene Sprache, welche aber in den Städten mancherlei fremde, besonders russische u. deutsche Elemente aufgenommen hat. Das Esthnische zeichnet sich durch Wohlklang u. einen großen Reichthum an Volksliedern aus. Zu den Esthen, denen auf der einen Seite Gutmüthigkeit u. religiöser Sinn, auf der anderen Hartnäckigkeit u. Jähzorn zugeschrieben wird, gehört der größte Theil der Landbevölkerung u. der dienenden Klasse. Die Städter, welche $^1/_{10}$ der Gesammtbevölkerung ausmachen, sind zumeist Deutsche, Russen od. Schweden, ebenso der Adel u. der Handwerkerstand auf dem Lande. $^9/_{10}$ der Einwohner gehören der lutherischen Kirche an; doch macht in letzterer Zeit, begünstigt durch die russische Reaktion gegen das deutsche Element der Ostseeprovinzen, die griech.-kathol. Kirche bedeutende Fortschritte. Das Gouv. E. wird eingetheilt in die Kreise Harrien od. Reval, Wierland od. Wesenberg, Jerwen od. Weißenstein u. die Wiek od. Hapsal. Hauptstadt der Provinz ist Reval (s. d.) mit 27,325 E. (1867); die anderen Städte sind Hapsal mit 2408 E., Wesenberg mit 1970 E., Weißenstein mit 1769 E. u. Baltisch-Port mit 446 E. — E. war am Ende des 12. u. zu Anfang des 13. Jahrh. von den Dänen unterworfen, von deren König Waldemar III. aber 1346 den deutschen Rittern verkauft worden, nachdem schon in den vorhergehenden Zeiten Deutsche sich dort angesiedelt, Städte u. Burgen gegründet, das Christenthum verbreitet u. Handel getrieben hatten. Die Reformation wurde 1525 eingeführt. Nachdem Erich XIV. E. 1561 mit Schweden vereinigt hatte, wurde dasselbe 1710 von Peter d. Gr. erobert u. durch den Nystadter Frieden Rußland definitiv einverleibt.

Est modus in rebus (lat.). „Es ist ein Maß in den Dingen", d. h. Alles hat seine Grenze (Horaz, Satiren I, 1, 106).

Esto mihi (lat. d. h. „es sei mir") heißt der letzte Sonntag vor den Fasten, so genannt nach der Messe dieses Tages, die mit den genannten, aus Ps. 31, 3 entlehnten Worten beginnt.

Estrade (vom lat. stratum, Decke, Polster), ursprüngl. ein mit einem Teppich belegter Platz im Zimmer für die Besuchenden; jetzt ein erhöhter Raum (in der Kirche, in Thron- u. Paradesälen — für den Thron — u. s. w.).

Estragon od. Dragun, s. „Beifuß".

Estrangelo, Name der älteren syrischen Schrift.

Estrées (spr. Etreh), altes franz. Geschlecht. Unter den vielen

Angehörigen desselben, welche eine geschichtliche Rolle gespielt haben, heben wir hervor: Jean, Marquis d'E., geb. 1486, zeichnete sich in den Kriegen aus, die Franz I., Heinrich II., Franz II. u. Karl IX. führten, war zuletzt Generallieutnant des Königs u. Großmeister der Artillerie, welche er reformirte, wurde Protestant u. starb 23. Okt. 1571. Auch sein Sohn, Antoine d'E., berühmt durch die Vertheidigung von Noyon (1593), wurde Großmeister der Artillerie. Dieser war der Vater der als Geliebte Heinrich's IV. von Frankreich bekannten Gabrielle d'E., Herzogin v. Beaufort (geb. um 1571). Der König hatte sogar die Absicht, sich von Margarethe v. Valois scheiden zu lassen, um seine Geliebte zur Königin zu erheben. Schon war die Ausführung dieses Planes eingeleitet, als sie plötzlich, jedenfalls an Gift, 10. April 1599 zu Paris starb. Ihre „Mémoires" (2 Bde.) erschienen 1829 in Paris. — Ein Bruder der Vorigen, François Annibal d'E., geb. 1573, gest. 5. Mai 1670, that sich als Diplomat u. Feldherr hervor u. ward zum Herzog u. Marschall von Frankreich erhoben. — Dessen Sohn, Graf Jean d'E., geb. 1628, gest. 17. Mai 1707, war als Vizeadmiral wiederholt siegreich gegen die Holländer, wurde 1681 Marschall u. 1686 Vizekönig der amerik. Kolonien u. kämpfte 1691 auch gegen die Engländer mit Glück. — Victor Marie, Herzog d'E., Sohn des Vorigen, geb. 1660, gest. 28. Dez. 1737, errang als Admiral gleichfalls große Erfolge über die Holländer u. Engländer, diente auch als Oberbefehlshaber zur See dem König von Spanien u. war zuletzt franz. Minister. — Louis César Letellier, Herzog d'E., geb. 1695, war der Sohn einer Tochter des obengenannten Jean Grafen d'E.; Ludwig XV. machte ihn 1757 zum Marschall u. übertrug ihm den Oberbefehl über das Heer in Deutschland. Er starb 2. Jan. 1771 zu Paris als der Letzte seines Geschlechts.

Estremadūra, 1) Landschaft in Spanien mit 785½ □M. u. 733,749 E., besteht aus den Provinzen Badajoz u. Caceres, wird begrenzt von Portugal u. den span. Landschaften Leon, Neu-Castilien u. Andalusien, u. vom Tajo u. Guadiana durchschnitten. Zwischen diesen Strömen u. im N. ist E. sehr gebirgig, im S. hügelig u. nur in den Flußthälern gut angebaut. Der größte Theil der Bevölkerung nährt sich von der Viehzucht (nam. Merino-Schafzucht). Der Grundbesitz ist zum größten Theile in den Händen weniger Edelleute. Die Gebirge sind reich an Metallen, Mineralien u. Mineralquellen. Der Handel E.'s beschränkt sich auf die Produkte der Landwirthschaft. Getreide wird in geringer Menge aus den südl. Gegenden ausgeführt, außerdem Vieh, Felle, geräuchertes Fleisch. Die Industrie ist wenig entwickelt. Die Bewohner sind ernst u. schweigsam, ungebildet, aber gutmüthig, ehrlich u. tapfer. Die größten Städte sind: Badajoz, 23,000 E., Caceres, 10,000 E., Olivenca, 10,000 E. — 2. Provinz in Portugal, mit 323 □M. u. 837,451 E., umschlossen von den Provinzen Beira u. Alemtejo u. im W. vom Meere bespült. Den südl. Theil durchfließt der Tajo, in welchen der Zezere mündet; die Sierra Estrella durchschneidet E. diagonal u. endet im SW. im Kap de la Roca. Die Hauptstadt Portugals, Lissabon, ist zugleich auch die Hauptstadt E.'s (224,063 E.). Während die Umgegend Lissabons u. das untere Tajothal reich angebaut u. bevölkert sind, sind die meisten anderen Theile der Provinz nur spärlich kultivirt, wenn auch reich an Mineralquellen, Erzgängen, Salinen u. Waldungen in der Nähe des Meeres. Südlich vom Tajo breiten sich große Heiden aus. Die Fruchtbarkeit des Tajothales ist überaus groß; die Gebirge aber sind mit Ausnahme der Sierra de Cintra kahl. Die Bewohner E.'s gelten für die gebildetsten Portugiesen, die Frauen sind die schönsten des Landes. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung besteht in Schiffahrt, Landwirthschaft u. Viehzucht; die Industrie, vorzüglich Fabrikation von Gold- u. Silberwaaren, ferner Spinnerei u. Weberei, beschränkt sich auf Lissabon u. dessen Umgebung.

Estrich, auch Aestrich, ein Fußboden im Innern der Gebäude, statt aus Dielen, aus einer mit hölzernen Schlägeln festgeschlagenen Lehm-, Gips- od. Kalkmasse bestehend. Lehmestrich wird gewöhnlich nur zu Scheunentennen angefertigt u. der besseren Bindung wegen mit Rinderblut versetzt. Der Gipsestrich wird von mit Leimwasser angemachtem Gips gegossen u. zuweilen mit bunten Steinchen musterartig ausgelegt, deren Oberfläche man später wol auch glatt schleift u. polirt. Der Kalkestrich besteht größtentheils aus hydraulischem Kalk mit Sand vermischt. Außerdem legt man auch, bes. in Ställen, Küchen 2c., Cement- u. Asphaltfußböden. Der Gebrauch des E. ist sehr alt, wie wir schon an den Mosaikfußböden der Griechen u. Römer sehen.

Eß, Leander (Johann Heinrich van), kath. Bibelübersetzer, geb. 15. Febr. 1772 zu Warburg bei Paderborn, trat 1790 in das Benediktinerkloster zu Marienmünster, wurde 1796 Priester, 1799 Pfarrer von Schwalenberg, 1812 Pfarrer u. außerordentl. Professor zu Marburg, welche Stellung er bis 1822 bekleidete. Seitdem war er unermüdlich für die deutsche Uebersetzung u. Verbreitung der Bibel thätig. Schon 1807 hatte er in Verbindung mit seinem Vetter Karl van Eß das Neue Testament nach dem Grundtext übersetzt zu Braunschweig erscheinen lassen. Nach dem Rücktritt seines Vetters ließ Leander 1822 den ersten, 1836 den zweiten Theil des Alten Testam., 1840 eine Gesammtausgabe der Bibel in drei Theilen folgen. Zur Erreichung seines Zweckes scheute er weder die Ungunst der kathol. Kirche, noch die Verbindung mit der britischen Bibelgesellschaft, obschon der Papst ausdrücklich die Verbreitung seiner Uebersetzung verbot. Der Förderung des Bibelstudiums dienten auch seine neuen Ausgaben der latein. Bibel (der Vulgata, 3 Thle, Tüb. 1822), der griech. Bibelübersetzung (der Septuaginta, Lpz. 1824) u. des griech. Neuen Testam. (Tüb. 1827). E. starb 13. Okt. 1847 zu Affolderbach.

Eßlair (spr. Eßlähr), Ferdinand, einer der größten deutschen Schauspieler, wurde 1772 als Sohn eines österr. Beamten zu Essek in Slavonien geboren, betrat die Bühne zuerst 1795 in Innsbruck u. erschien 1797 als Mitglied einer Wandertruppe in München, gleich anfänglich durch sein überraschendes Talent die Aufmerksamkeit fesselnd; seine ersten geregelten Studien aber machte er in Prag, von wo aus er sich später nach Augsburg, Nürnberg u. Mannheim wandte. Im J. 1814 folgte er einem Rufe nach Stuttgart, wo er zugleich als Lehrer an der Theaterschule wirkte, bis er 1818 als Regisseur an das Hoftheater in München berufen wurde. Nach seiner Pensionirung verlegte sich E., der sich beständig in bedrängten Verhältnissen befand, auf Gastspiele in den größeren deutschen Städten. Auf einer dieser Reisen starb er bei Innsbruck 10. Nov 1840. — E., dem zwar geniale Erfindung mangelte, den aber gesundes Urtheil leitete u. dem ein schönes Ebenmaß der Darstellung eigen war, wurde unterstützt durch eine heldenhafte äußere Erscheinung u. ein kerniges, mächtiges Organ. Seine Meisterrollen waren Karl Moor, Wallenstein, Tell.

Eßlingen, alte Stadt im gleichnam. württemb. Oberamtsbezirke, im fruchtbaren Neckarthale, am rechten Ufer des Flusses, Sitz des Kreisgerichtshofes, eines Oberamtsgerichts u. anderer königl. Behörden, hat 3 schöne Kirchen, ein stattliches Rathhaus, verschiedene Unterrichtsanstalten, eine Taubstummenschule u. 17,941 E., welche Fabrikation von physik. u. mathemat. Instrumenten, Tuch, Schaumwein, Maschinenpapier, Färberei u. s. w. betreiben. Berühmt ist die von Keßler gegründete, später in ein Aktienunternehmen umgewandelte Maschinenfabrik E., die namentlich im Lokomotivbau excellirt. Die alte Burg E. thront auf einem Berge über der Stadt u. erstreckt ihre alten Mauern bis zur Stadt herunter. In der Nähe der letztern sind mechan. Baumwollspinnereien.

etabliren (aus dem Franz.), befestigen, gründen, anlegen, einrichten, z. B. ein Geschäft, einen Wohnsitz, eine Anlage. Davon: Etablissement (spr. Etabliss'mang), Anstalt, Niederlassung, Fabrik.

Etage (franz., spr. Etahsch), Geschoß, Stockwerk eines Hauses.

Étampes (franz., spr. Etangp), Stadt im franz. Dep. Seine-et-Oise, an der Juine, Ouette u. Chalouette u. an der Eisenbahn von Paris nach Orleans, 6½ M. südwestl. von Paris mit 8228 E. Im Deutsch-franz. Kriege von 1870/71 fand hier 8. Okt. 1870 ein heftiges Gefecht zwischen Deutschen (unter v. d. Tann) u. der Loire-Armee statt.

Etappen (franz.), die Orte an den Heerstraßen, durch welche die Verbindung zwischen den Truppen u. ihren Depotplätzen unterhalten, daher die Nachführung des Ersatzes an Mannschaft, Pferden, Waffen, Munition u. Vorräthen aller Art, sowie die Zurückführung der Verwundeten, Kranken, Gefangenen, Beute u. s. w. geleitet wird. Die Regelung des E.wesens ist im Kriege von großer Wichtigkeit, damit der Rücken der Armee stets gesichert bleibe. Wenn die Verbindung zwischen zwei getrennten Landestheilen durch fremdes Gebiet führt, so bedarf es einer E.-Konvention, d. h. einer Uebereinkunft zwischen den betreffenden Regierungen, durch welche die militärischen Verbindungsstraßen od. E.-Straßen festgestellt u. Einquartierung u. Verpflegung der durchmarschirenden Truppen geregelt wird.

Etat (franz., spr. Etah), Stand, Zustand, nennt man in der Lehre vom Staatshaushalt den auf einen bestimmten Zeitraum, z. B. auf ein Jahr, berechneten Voranschlag der Einnahmen u. Ausgaben. Den Voranschlag für die gesammten Einnahmen u. Ausgaben des Staates nennt man jedoch in der Regel „Staatshaushaltse." (s. d.), wogegen man sich für die einzelnen Theile desselben des Ausdrucks E. bedient, z. B. Kriegse. — **Etatsmäßig** heißen die regelmäßigen, im E. vorgesehenen Einnahmen

od. Ausgaben; ihnen stehen die transitorischen, d. h. vorübergehenden, zeitweiligen Einnahmen od. Ausgaben gegenüber. Die Aufnahme der letzteren in den festen E. nennt man **Etatisirung.** — Im Kriegswesen nennt man **E.** den regelmäßigen Bestand des Heeres u. die darüber geführte Liste; etatsmäßig ist hier, was zum festen Bestande gehört.

Etats-généraux (franz., spr. Etah-scheneroh), Generalstaaten (s. d.).

etc., Abkürzung für et cetera, d. h.: und das Uebrige, u. s. w.

Eteökles, Sohn des Oedipus u. der Jokaste, theilte sich mit seinem Bruder Polyneikes in die Herrschaft, verdrängte denselben aber später aus Theben. Die Folge davon war der Zug der Sieben gegen Theben; während des Krieges kamen beide Brüder im Zweikampf um.

Ethik (griech.) heißt die Lehre von dem Sittlichen, die Morallehre. Schon die griech. Philosophen seit Sokrates suchten nach bestimmten, allgemein giltigen Grundsätzen, auf welche die Beurtheilung der Handlungen des Menschen als gut od. böse zurückgeführt werden könne. Zwar erkannten bereits sie, daß eine jede Handlung an sich weder gut noch böse sei, sondern nach ihrem Beweggrunde beurtheilt werden müsse; aber sie irrten meist darin, daß sie an die Stelle des bewußten sittlichen Beweggrundes das Streben nach dem (sehr verschieden gefaßten) höchsten Gute setzten. Auch der Versuch der Stoiker, den nackten Pflichtbegriff (die Tugend an sich) ohne alle Rücksicht auf den Erfolg für den obersten Grundsatz der Sittenlehre zu erklären, scheiterte daran, daß zuvor völlig klar sein mußte, was Pflicht sei u. was Sünde, ob es auch gleichgiltige Handlungen gebe u. s. w. Trotz des Zwiespalts darüber hat es die sog. philosophische E. nicht aufgegeben, die Frage nach den letzten sittlichen Grundsätzen von rein philosophischem Standpunkt aus zu lösen. Jedes bedeutendere philosophische System enthält nothwendig eine Nutzanwendung seiner Lehren, auf das Gebiet der praktischen Sittlichkeit, auf das Verhalten des Menschen gegenüber Gott, dem Staate, der Familie u. sich selbst. Bes. Kant u. Fichte haben auf die ethische Seite ihrer Systeme großen Nachdruck gelegt. Verschieden von der philosophischen E. ist die theologische E. (im Gegensatz zur Dogmatik od. Glaubenslehre), sofern sie die sittlichen Grundsätze der christlichen Offenbarung, den „göttlichen Willen", zu ihrer festen Voraussetzung hat. Doch ist auch hier die Antwort auf die Frage nach den ethischen Prinzipien immer von der Gesammtanschauung des betreffenden Ethikers über das Christenthum abhängig gewesen. Während sich die Einen mit der Forderung begnügen, daß der einzelne Mensch das Ideal christlicher Selbstverleugnung erstreben solle, wie es in der sog. Bergpredigt dargestellt ist, machen Andere die Darstellung der Person Christi in der menschlichen Persönlichkeit zum Ziel der E. Alle sind jedoch darin einig, daß das Entscheidende für die Beurtheilung die sittliche Gesinnung sei, von der die einzelnen Handlungen nur der Ausfluß u. das Spiegelbild sind, u. ferner, daß das ethische Handeln nicht nur im Privatleben des einzelnen Menschen in Betracht komme, sondern daß eine Durchdringung des gesammten Staats- u. Volkslebens mit ethischen Grundsätzen anzustreben sei. Freilich fehlt es dabei nicht an Streitfragen, wie die: ob die sittlichen Pflichten des Staatslenkers, überhaupt des Volkes als eines Ganzen, nicht unter Umständen ganz andere sein können als die des Einzelnen (sog. höhere u. gemeine Sittlichkeit); ob bei dem Widerstreit (Konflikt) zweier Pflichten immer die zufällige der dauernden zu opfern sei u. dergl. mehr. Verschieden endlich wird immer die theologische E. der Protestanten von der der Katholiken sein, indem letztere nach den Lehren ihrer Kirche eine Verdienstlichkeit des guten Werkes an sich anerkennen, ganz abgesehen von der mit Recht berüchtigten jesuitischen Moral, die in spitzfindigen Unterscheidungen nicht die Gesinnung, sondern den Zweck u. Erfolg zum Maßstab der Handlung macht u. eine künstliche Stufenleiter der Verdienstlichkeit u. Verwerflichkeit der einzelnen Handlungen festsetzt.

Ethnographie (vom griech. ἔθνος, Volk, u. γράφειν, schreiben) od. Ethnologie (von λόγος, Lehre), Völkerkunde, beschäftigt sich mit der wissenschaftlichen Untersuchung u. Beschreibung der Völker. Sie steht zur Anthropologie in dem Verhältniß, daß beide den Menschen als Naturprodukt in seinen physischen u. psychischen Merkmalen, mit allen seinen körperlichen u. geistigen Anlagen zum Gegenstande naturwissenschaftlicher Forschung machen. Allein die Anthropologie faßt den Menschen als Exemplar der zoologischen Spezies Homo (siehe d. Art. „Mensch"), herausgerissen aus dem Zusammenhange mit einer kultivirten Gesellschaft, auf; sie versucht nach seinen physischen Eigenschaften eine gruppenweise Eintheilung in Rassen u. forscht nach der geistigen u. körperlichen Entwicklung des Menschengeschlechts. Die E. aber faßt den Menschen als ein zu einer bestimmten, auf Sitte u. Herkommen beruhenden, durch gemeinsame Sprache geeinten Gesellschaft gehörendes Individuum; sie benutzt bei der Gruppirung des Menschengeschlechts innerhalb des Rassentypus noch andere sehr hervortretende Unterschiede u. Kennzeichen als Eintheilungsprinzipien, zerlegt die Menschheit sowol räumlich als zeitlich in Völker u. schildert diese nach allen ihren Eigenthümlichkeiten.

Eine der größten Aufgaben der E. besteht darin, zu untersuchen, in welcher verwandtschaftlichen Beziehung die Völker hinsichtlich ihrer körperlichen Merkmale, ihrer Sprache u. ihrer Sitten mit einander stehen. Die Untersuchungen nach dieser Richtung hin sind um so schwieriger, je häufiger es vorgekommen sein mag, daß Sprache u. Sitte sich unter dem Einflusse fremder Eindringlinge od. benachbarter Völker gänzlich umgestaltet haben. Eine weitere Aufgabe liegt in der Beantwortung der Frage nach den Ursprungscentren, sowie nach der wechselnden od. beständigen Heimat der Völker. Endlich beschäftigt sich die E. mit dem Kulturzustand der Völker, welcher für die Eintheilung derselben in Gruppen Bedeutung hat.

Die Natur des Landes, in dem ein Volk wohnt, das Klima, die Flora u. Fauna, die geologische Gestaltung desselben bestimmen vorzugsweise den Grad der materiellen u. moralischen Kultur. Auf der tiefsten Stufe stehen die Naturvölker: pelagische Neger, Papua u. s. w. Außer dem nun dem Aussterben nahen Australier giebt es kaum ein Volk, das auf einer so tiefen Stufe materieller u. geistiger Entwicklung stünde; die Bedürfnisse des Australiers sind rein thierischer Natur, er jagt u. fischt mit den einfachsten Werkzeugen, seine Lagerstätte ist ganz primitiv, u. im Verhältniß zu Weib u. Kind finden sich bei ihm wenige Elemente irgend eines Familienlebens vor. Auf höherer Stufe stehen die Fischer- u. Jägervölker Amerika's u. Nordasiens; zwar sind auch hier die Bedürfnisse vorwiegend sinnlicher Art; doch schaffen diese Völker sich Wohnungen, die besseren Schutz gegen die Witterung darbieten, u. ihre Geräthe sind nicht blos in höherem Grade nützlich, sondern auch in verschiedenartiger Weise verziert; der Sinn solcher Völker ist demnach nicht blos auf die Nützlichkeit, sondern auch auf die Schönheit gerichtet. Auf der dritten Stufe der Entwicklung stehen die Nomadenvölker (z. B. die in den spärlich bewachsenen Gegenden des mittleren Asien lebenden Tataren, Kalmücken u. s. w.). Indem der Nomade die Thiere nicht blos jagt, sondern einfängt, zähmt u. von Weide zu Weide treibt, wird er im Umgange mit dem zahmen Wilde selbst milder in seinen Sitten; doch hindert ihn sein beständiges Wandern, seine Zeit u. Aufmerksamkeit den außerhalb der Viehzucht liegenden Interessen zu widmen. Erst die Ackerbauvölker sind im Stande, eine Kultur zu erreichen, welche über die täglichen Bedürfnisse hinausgeht; der Ackerbauer errichtet seine Hütte fester u. wohnlicher, bepflanzt seine ganze Umgebung, unterzieht sich einer gleichmäßigen Arbeit u. wohnt in größeren Gemeinschaften zusammen, wobei sich aus Gemeinden auch Staaten bilden. Als Repräsentanten der Landbauvölker nennen wir die Russen, Spanier, Ungarn u. s. w. Bei weiterem Fortschreiten aus dem rohen Zustande unterwerfen sich die Völker mehr u. mehr den durch Sitte u. Gesetz gebotenen Regeln in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen; sie gelangen durch die Pflege der Industrie, des Handels, der Kunst u. Wissenschaft zu einer höheren geistigen Bildung u. hiermit in die Reihe der Kulturvölker (Deutsche, Engländer, Franzosen, Nordamerikaner, Italiener 2c.).

In der Klassifizirung der Völker schien von jeher eine der größten Schwierigkeiten für die E. zu liegen. Die verschiedenen Versuche, diese Aufgabe zu lösen, gelangen zumeist deshalb nicht, weil die Ethnologen gewöhnlich beim Aufstellen ihrer systematischen Eintheilung der Völker in Gruppen bald gewisse äußere Merkmale, wie die Hautfarbe, die Haare, den Gesichtswinkel, den Schädel u. s. w., bald die Sprache od. gewisse geistige Eigenschaften als die wesentlichsten Unterscheidungspunkte in den Vordergrund gestellt hatten. Indem man das Eine oder Andere zu sehr bevorzugte, gerieth man auf Abwege. Man durfte die Völker keineswegs nur nach Sprache u. Sitte klassifiziren; allein eben so wenig zulässig war es, dieselben blos nach einzelnen äußeren körperlichen Merkmalen, wie die Schädelform (z. B. Lang- u. Kurzschädel, Gerad- u. Schiefzähner), einzutheilen. So haben denn die Gruppirungen der Völker nach Rassen, wie sie Linné, Blumenbach, Buffon, Cuvier, Virey, Maltebrun, Morton, Retzius, Prichard, Huxley u. A. versucht haben, viel Unbefriedigendes.

Gewisse Punkte interessiren sowol die E., als auch die Anthropologie, so die Frage über die Einheit des Menschengeschlechts. Die Einen gehen von der Ansicht aus, daß alle Menschen von Einem Paare stammen; die Anderen meinen, daß es für das Menschengeschlecht verschiedene Schöpfungscentren gegeben hat, so daß fast jede Menschenrasse von besonderen Ureltern stammt. Die Einheit des Menschengeschlechts behaupten nicht nur die Bibel u. mit ihr die Mehrzahl der Geistlichen, sondern auch Naturforscher, wie Darwin mit seiner Descendenz-Theorie, u. Sprachforscher, wie Fr. Müller in Wien, während Agassiz u. A. erklären, daß die verschiedenen Menschenrassen artlich verschieden seien. Diese Frage ist noch eine offene u. wird mit unseren jetzigen Hülfsmitteln kaum zu entscheiden sein. Wie man sich beispielsweise die Entstehung der Völker u. den Beginn der Sprachentwicklung denkt, geht aus folgender, von Fr. Müller als vorläufiger Versuch entworfenen Stammtafel der Menschenrassen hervor.

Die unter den Völkergruppen vorkommenden Verweise (Nr.) beziehen sich auf Abbildungen, die bereits an früheren Stellen eingeschaltet sind; die noch fehlenden folgen unter den betreffenden Stichwörtern.

- Urmensch (Homo primigenius).
  - Wollhaarige Art.
    - Büschelhaarige Abart.
      - Hottentotten-Rasse.
      - Papua-Rasse.
    - Vließhaarige Abart.
      - Ur-Neger-Rasse.
        - Afrikan. Neger-Rasse.
        - Kaffern-Rasse.
  - Schlichthaarige Art.
    - Straffhaarige Abart.
      - Ozeanische Urrasse.
        - Südliche ozeanische Urrasse.
          - Australische Rasse.
        - Nördliche ozeanische Urrasse.
          - Arktische Rasse.
          - Amerikanische Rasse.
      - Ostasiatische Urrasse.
        - Malayische Rasse.
        - Mongolische Rasse.
    - Lockenhaarige Abart.
      - Südwest-asiatische Rasse.
        - Drawida-Rasse.
        - Nuba-Rasse.
        - Mittelländische Rasse.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen der Völker zu einander, gewissermaßen ihre Familienstellung nach den jetzt maßgebenden ethnologischen Gesichtspunkten, erkennt man aus folgender Uebersicht:

Gruppirung der Völker. I. Kaukasische Gruppe (Nr. 885): A. Indogermanen: 1) Germanische Völker (Nr. 326.) (a. Alemannen od. Sueven, b. Kimbern, c. Skandinaver), 2) Angelsachsen (Nr. 327. 328.) (Angloamerikaner), 3) Slaven (Groß-, Klein- u. Weißrussen, Serben, Slavonier, Bulgaren, (Nr. 1810.) Morlachen, Winden, Polen, Kassuben, Czechen, (Nr. 1682.) Moraven, Slowaken, Sorben od. Wenden), (Nr. 266.) 4) Letten u. Alt-Preußen, 5) Finnen od. Tschuden (Esthen, Lieven, Kuren, Magyaren, (Nr. 2089.) Kwänen, Woten, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Syränen, Wotjäken ꝛc.), 6) Kelten (Gallier, (Nr. 325.) Kymren, Bretonen, (Nr. 1764.) Iren, Gälen, Wallonen), 7) Iberer u. Basken, (Nr. 1261.) 8) Albanesen (Nr. 216.) (Skipetaren), 9) Pelasger (Griechen, (Nr. 323. 2616.) Römer, (Nr. 142. 324. 1006. 1035. 1039. 1880.) Perser, (Nr. 320. 888. 1223.) Armenier, (Nr. 801.) Circassier, Georgier, Afghanen ꝛc.), (Nr. 71. 72.) 10) Indostanen (Agras, Hindu, (Nr. 886. 889. 1040.) Bengalesen, Cingalesen, (Nr. 1912. 1913.) Telingas, Mahratten, Bhil, Kuli, Gond ꝛc). B. Semiten (syro-arabische Familie): Araber, (Nr. 3. I. 245. 709—712. 715.) Aramäer (Syrer u. Chaldäer), Assyrer, Lydier, Hebräer, Kanaaniter, Phönizier. C. Niloten (Familie des Nilgebiets): Altägypter, (Nr. 153—163. 167. 321. 691. 987.) Fellah, (Nr. 173.) Libyer (Nr. 987.) (Tuareg, (Nr. 78.) Kabylen), Nuba od. Berberi, Tibbo, Amazirgen od. Berbern, (Nr. 4. I.) Bischari, Schilluk, Kopten, Agaou, Gonga, Falatscha, Guanchen. — II. Afrikanische Gruppe: A. Negervölker (Nigritier): Benin, Aku-Igala, Dahomey, (Nr. 347. 2153. 2154.) Yebu, Kruh, Senegambier, Fulup, Joloff, Mandingo, Bambarra, Fanti, Fellan, Pula, Bornu, Baghirme, Fungi, Schilluk, Schangalla ꝛc. B. Kaffern (Abantu): (Nr. 6. II.) 1) Ama-xosa, 2) Ama-zulu, 3) Bechuana, 4) O-va-herero. C. Hottentotten (Koi-Koin): (Nr. 3. 8. II. 117.) 1) Cap-Hottentotten, 2) Namaqua, 3) Korona, 4) Griqua. D. Buschmänner. (Nr. 7. II. 123.) — III. Australisch-malayische od. ozeanische Gruppe: 1) Australier, (Nr. 1061. 1. XXV. 2. XXVI.) 2) Papua, 3) Alfuru (Haraforen), 4) Eigentliche Malayen (Dayak, Javanen, (Nr. 878. 3. 5. XXI.) Tagala, Bisaya, Bicol, Madegassen ꝛc), 5) Polynesier (Kanak): Maori-, Tonga-, Samoa-, Tahiti- ꝛc. Völker. — IV. Amerikanische Gruppe: A. Der rothe Stamm, die eigentlichen Indianer: (Nr. 388. 4. 5. XIII. 396. 403. 1178) 1) Familie der Algonkin-Lenape (Mohikans, Delawaren, Lenni-Lenape, Knistino, Kri, Nascopie, Ottowa, Chippewä, Pottowatomi, Miami ꝛc.), 2) Familie der Irokesen (Seneca, Tuscarora, Oneida, Onondaga, Cayuga, Weyandot ꝛc.), 3) Appalachen-Stämme (Catawba, Cherokee, Choctaw, Chickasaw, Seminolen, Utchees, Natchez ꝛc.), 4) Sioux-Stämme (Dahcota, Assiniboin, Minetari, Mandan, Crow, Jowas, Ottoes, Osagen ꝛc. B. Californischer Stamm: (Nr. 398. 399.) 1) Kenaitsen (Chippeway-, Biber-, Hasen-, Hundsrippen-Indianer ꝛc.), 2) Koluschen (Thlinkiten, Konjagen, Aleuten, (Nr. 231.) Chinuk, Utah ꝛc.), 3) Pueblos-Indianer (Moqui, Zunni, Taos ꝛc.). C. Mexikanischer Stamm (Tolteken, Chichimeken, Azteken (Nr. 5. XIV.) ꝛc.). D. Brasilisch-guaranischer u. karaibischer Stamm (Nr. 1747. 1748.) (Karaiben od. Galibi, Arawaken, Chayma, Salivi, Ottomaken, Maypures, Guarauno, Guarani, Mundrucu, Botocuden, (Nr. 1722.) Puri ꝛc.). E. Pampa-Stamm (Patagonier, (Nr. 5. XIV.) Puelchen, Abiponen, Paragua, Chiquitos, Moxos ꝛc.). F. Indoperuvianischer Stamm (Nr. 979.) (Quichua od. Incas, Aymara, Atacama, Chango, Antis, Chunchos, Cholos ꝛc.). G. Araukanischer Stamm (Araukaner, (Nr. 728.) Chanos, Pehuenchen, Chilenen, (Nr. 1912.) Pescherä ꝛc.). — V. Boreale Gruppe: Eskimo, (Nr. 384. 3. XII. 4. XVI. 1171.) Tschugatschen, Aleuten, Tschuktschen, Korjäken, (Nr. 6. XXI.) Aino, (Nr. 184.) Kamtschadalen, Jukagiren, Lappen (od. Finnar). — VI. Turanische Gruppe: A. Mongolische Völker: 1) Tungusen (Nr. 489.) (Mandschu, Daurier, (Nr. 488.) Ewenki, Ostjäken), 2) Tataren (Burjäten, (Nr. 1814. 1815.) Khalkas, Scharra, Kalmucken od. Oelöt als Dsungaren u. Torgot), 3) Tübetaner (Bhotiyah, Lepchas, Lhopas, Serpas, Khampas ꝛc.), 4) Drawider (od. Tamulen). B. Türkische Völker: 1) Türken (Nr. 1253.) (Osmanen, Usbeken, Hiong-nu, Seldschukken, Petscheneren, Avaren, Chazaren), 2) Jakuten, 3) Kirgisen (Nr. 896. 994.) (Nogaier, Kumücken, Baschkiren, (Nr. 1251.) Tschuwaschen, 4) Barabinzen ꝛc., 5) Samojeden, 6) Jugrier (jugrische od. obische Ostjaken, Wogulen). VII. Indochinesische Gruppe: A. Chinesen; (Nr. 884. 894. 1064. 1952. 1954.) B. Anamiten (Tonkinesen, Cochinchinesen, (Nr. 503. 2022.) Cambodjaner, Miao-tse); C. Siamesen (Laos, Birmanen, Peguaner, Mincopies, Acas ꝛc.); D. Koreaner; E. Japaner (Nr. 499. 892. 893.).

Die Geschichte der E. reicht nicht weit zurück; sie ist ebenso wie die Anthropologie u. die Kulturgeschichte eine durchaus moderne Wissenschaft. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts begannen sich die Forscher ihr zuzuwenden; in unserem Jahrhundert jedoch wird sie mit immer steigendem Eifer betrieben. Die erste umfassende Darstellung der Menschheit nach Volksstämmen u. Völkern auf naturwissenschaftl. Grundlage rührt vom Engländer James Prichard (1813) her; seitdem sind unsere Detailkenntnisse in der Völkerkunde durch die zahlreichen Beobachtungen reisender Naturforscher ganz erheblich vermehrt worden. Umfassende Studien auf dem Gebiete der E. verdanken wir den Deutschen A. v. Humboldt, H. Barth, Th. Waitz, C. Scherzer, A. Bastian, R. Hartmann, H. K. W. Berghaus, A. Ecker, H. Welcker, v. Martius, G. Fritsch, R. Virchow, v. Hellwald, Friedr. Müller, Peschel, K. u. R. Andree u. A., in England E. B. Tylor, Evans, Lubbock, Busk, Owen, Huxley u. A., in Amerika Morton, Meigs u. A., in Frankreich Quatrefages, Broca, Pruner-Bey, in Belgien d'Omalius d'Halloy, van der Kindere u. A., in Italien Mantegazza, Finzi, in Rußland v. Baer u. s. w.

In neuerer Zeit entwickelten sich innerhalb der E. mehrere Richtungen; so bildete sich ein neuer Zweig der E. unter dem Namen der Völkerpsychologie, indem man von philosophisch-sprachwissenschaftlichem Standpunkte aus die Begründung einer Psychologie des Volkslebens anstrebte. Schon das mehrbändige Werk von Th. Waitz: „Anthropologie der Naturvölker" (Lpz. 1859 ff., 6. Th. von G. Gerland 1872) bereitete diese Richtung vor, die namentlich in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft" von Lazarus u. Steinthal ihr Organ hat. Eine andere Richtung, welche durch fleißiges Aufsammeln u. Erwerben von Material ein „natürliches System" in der E. zu schaffen sucht, wird von Bastian u. Hartmann in ihrer „Zeitschr. f. E." vertreten.

Die E. wird jetzt nicht mehr blos von einzelnen wenigen Forschern kultivirt; zahlreiche Vereine nehmen sich der Entwicklung dieser Wissenschaft an. So existiren jetzt nicht blos in England, Frankreich, Italien, Oesterreich u. Amerika ethnologische Gesellschaften, die sich vorzugsweise der E. widmen, sondern auch in Deutschland besteht seit 1870 eine „Gesellschaft für Anthropologie, E. u. Urgeschichte", welche zahlreiche Mitglieder u. viele Zweigvereine hat. Die der E. in Deutschland dienenden literarischen Organe sind außer der genannten „Zeitschrift für E." von Bastian u. Hartmann: „Archiv für Anthropologie, E. u. Urgeschichte" (von Ecker, Lindenschmidt u. A. herausgegeben), das „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie" (von Frantzius redigirt), sowie die Mittheilungen der Wiener Anthropol. Gesellschaft, K. Andree's „Globus", Delitsch' „Aus allen Welttheilen", das „Ausland" ꝛc. Die weitere Verbreitung der Völkerkunde fördern die ethnographischen Museen in Berlin, München, Wien, London, Paris, Petersburg u. Kopenhagen, welchen sich jüngst eine Sammlung in Leipzig angereiht hat. Dergleichen Museen bringen insbesondere solche Gegenstände zur Anschauung, welche über die physische Natur u. über die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts Aufschluß geben, also theils Skelette u. andere Körpertheile in ihren charakteristischen Formen, theils die charakteristischen Erzeugnisse menschlicher Thätigkeit als Ausdruck höheren od. niedrigen Grades geistiger Reife der Völker. Die aufgesammelten Gegenstände finden sich in solchen Museen entweder systematisch nach den Völkern zusammengestellt, so daß man sofort über die Eigenartigkeit jedes einzelnen derselben nach den mannichfachsten Richtungen hin Aufschluß erhält, od. die Gegenstände werden je nach Bedeutung u. Zweck an einander gereiht, so daß man beispielsweise die verschiedenen Schädel ebenso zur Vergleichung zusammen findet, wie auf einem anderen Platze die Kleidung, dann die Werkzeuge, die Waffen u. s. w.

Außer den oben genannten Werken von Prichard, Th. Waitz u. A. gaben d'Omalius d'Halloy, Figuier („Les races humaines", Par. 1872) u. M. Perty („Grundzüge der E.", Lpz. u. Heidelb. 1859) übersichtliche Schriften über diese Wissenschaft heraus; Berghaus lieferte gute ethnograph. Karten. Die bisherigen Resultate der E. findet man am besten zusammengefaßt in Fried. Müller's Handbuch „Allgemeine Ethnographie" (Wien 1873).

Etienne, gelehrte Buchdruckerfamilie, s. „Stephanus".

Etikette, die auf Herkommen gegründeten Umgangsformen der vornehmen Gesellschaft, nam. in Hof u. Adelskreisen (s. „Ceremoniell"). — Ferner ist E. ein auf einer Waare angebrachter Aufschriftszettel mit Angabe ihrer Qualität, ihres Fabrikationsortes u. dgl. (s. „Fabrikzeichen").

Etrurien (Etruria, Tuscia) nannte man die zwischen dem Tiber im S., dem Apennin im O., dem Flüßchen Maira im N. u. dem Tyrrhenischen Meere im W. liegende italische Landschaft. Sie war von vielen Landrücken durchzogen; zahlreiche Landseen, wie der Trasimenische, Ciminische, Vadimonische, Clusinische, Sabatinische, waren in ihr vertheilt; ihren Hauptfluß bildete der Arnus. Das Land war sehr gut bebaut. Das Getreide gedieh vortrefflich, ferner lieferte das Land Wein, Flachs u. Bauholz. Auch Viehzucht u. Jagd gaben reichlichen Ertrag. Unter den Mineralien war das geschätzteste Produkt das Eisen, besonders von der Insel Ilva, u. der bunte u. weiße Marmor von Luna. Endlich besaß E. viele warme Quellen u. Schwefelbäder. Die Einwohner, Etrusker od. Tusker (sie selbst nannten sich Rasener), deren Einwanderung von Norden die italische Sage noch in Erinnerung bewahrte, sind ihrer Abstammung nach von jeher ein Gegenstand gelehrter Streitigkeiten gewesen; ja, man hat sogar ihre Sprache für eine nicht indo-germanische gehalten. Neuerdings hat man jedoch nach Durchforschung der zahlreich vorhandenen Inschriften erkannt, daß das räthselhafte Sprachidiom sich brüderlich den italischen Dialekten der Umbrer, Sabeller, Osker u. Latiner anreiht. Politisch war E. zur Zeit seiner Selbständigkeit in zwölf Staaten getheilt, welche unter sich einen Bund bildeten: Clusium, Tarquinii, Cortona, Perusia, Arretium, Volsinii, Volaterrä, Rusellä, Vetulonium, Veji, Cäre, Falerii; mit diesen standen im Bundesverhältniß: Pisä, Fäsulä, Aurinia, Volci u. Salpinum. Da die Verfassung dieser Staaten wesentlich aristokratisch war, so tagten in den Bundesversammlungen nur die Magnaten od. Lucumonen der Nation.

Nr. 2637. Etruskische Geräthschaften, Vasen, Schmuckgegenstände ꝛc.

In den einzelnen Staaten standen Anfangs Könige, dann jährlich wechselnde Magistrate an der Spitze. Deren Insignien, der curulische Elfenbeinsessel, die purpurumsäumte Toga, sowie die Liktoren mit den Ruthenbündeln, gingen nebst dem Prunke der Triumphatoren auf den jüngeren römischen Staat über. Die politische Blüte von E. scheint in die beiden ersten Jahrhunderte nach Roms Gründung zu fallen; damals war Tarquinii der Vorort E.s. Geschwächt wurde die Macht des Bundes theils durch das Vordringen der Gallier im Norden, theils durch die Fortschritte der Römer im Süden, u. die beiden Niederlagen am Vadimonischen See (310 u. 285 v. Chr.) brachten das Land ganz in die Gewalt der Letzteren. — Der Götterkultus der Etrusker war streng systematisch ausgebildet u. gegliedert; die religiösen Kenntnisse, u. nam. die Mittel, aus der Natur den Willen der Götter u. die Zukunft zu erkennen, waren Kasteneigenthum der Lucumonen. Das Volk lebte in finsterem Aberglauben dahin, u. das Gemeinleben krankte an dem Mangel an Freiheit u. schöpferischem Selbstgefühl. Anerkennenswerth u. von großem Einfluß auf die römische Kultur waren die Leistungen der Etrurier auf dem Gebiete der Kunst. Die Reste ihrer Tempel u. Grabmäler haben mit ihren eigenthümlich gestalteten Säulen, Wölbungen u. Bogenformen einen ehrwürdigen Charakter (s. „Baukunst" u. Abb. Nr. 1316, Taf. XXIX Nr. 1 u. 5. Bd. III Nr. 1871). Von ihrer plastischen Kunstfertigkeit zeugen die uns erhaltenen etrurischen Vasen u. Thongefäße; auch schufen sie Erzbilder u. Bronzearbeiten der verschiedensten Art, silberne Becher u. Schalen u. a. m. Die eigentliche Skulptur in Stein scheinen sie weniger gepflegt zu haben; dagegen erreichten sie große Gewandtheit in der Steinschneidekunst. In der Technik der Malerei hatten sie es bereits ziemlich weit gebracht, wie die uns aufbewahrten Wandmalereien beweisen. — Vgl. O. Müller, „Die Etrusker" (2 Bde., Breslau 1828).

Etrusker, s. „Etrurien".

Etsch (ital. Adige), italienisch-deutscher Alpenfluß mit einem 55 M. langen Lauf u. einem Stromgebiete von 400 □M., entspringt am Reschenscheideck in Westtirol, fließt zuerst nach S., dann nach O. durch das Vintschgau bis Meran, wo sie in der Töll einen Querriegel der Alpen durchbricht u. darauf in breiterem, vielfach versumpftem Thale in der Richtung nach SO. dem Thalkessel von Botzen zuströmt. In einem weiten Längenthale strömt die E. nun nach S., an Trient u. Roveredo vorüber, verläßt in der Nähe der Veroneser Klause österreichisches Gebiet u. auf italienischem Boden bei Verona auch ihre alte Richtung, indem sie sich zuerst nach SO., später rein nach O. wendet u. parallel mit dem Unterlauf des Po dem Adriatischen Meere zufließt, das sie bei Fossone erreicht. Die E., ein durchweg geröllreicher, in seinem oberen Laufe reißender Bergstrom, ist von Botzen aus für flache Kähne schiffbar; der Canale Bianco verbindet sie mit dem Po, der Canale Gorzone führt von ihrem Unterlaufe direkt in das Meer unter Benutzung ihres Nebenflusses Agno. Der Hauptnebenfluß, welcher der E. aus den Alpen zuströmt, ist der Eisack. Wenn auch die E. selbst keine wichtige Wasserstraße bildet, so ist sie doch für den deutsch-italienischen Verkehr dadurch von außerordentlicher Bedeutung geworden, daß das Thal ihres Mittellaufes die direkte Verbindung zwischen der lombardo-venetianischen Tiefebene u. dem Brennerpaß, der niedrigsten Einsattelung der Centralalpen darstellt, daß ihr Oberlauf zu dem äußerst bequemen Passe der Malser Heide u. durch denselben zum Gebiete des Inn führt u. daß durch den Nebenfluß des Eisack, die Rienz, ein leichter Verbindungsweg mit dem Draugebiet der Ostalpen gewonnen wird. An den Durchschnittspunkten dieser Verkehrslinien liegt Botzen, die größte Handelsstadt Südtirols, u. den Thälern des Eisack u. der E. folgt die Brennerbahn, nachdem sie die Höhe des Passes überschritten hat.

Ettmüller, Ernst Moritz Ludwig, deutscher Dichter u. Literarhistoriker, geb. 5. Okt. 1802 zu Gersdorf in der sächs. Oberlausitz, studirte zu Leipzig, habilitirte sich 1830 in Jena, siedelte aber 1833 nach Zürich über, wo er bis 1863 am Gymnasium, von da an als Professor an der Universität wirkte. E. schrieb ein Epos „Karl der Große u. das fränkische Jungfrauenheer" (Zürich 1846) u. ein „Handbuch der deutschen Literaturgeschichte (Lpz. 1847).

Etude (franz., spr. Etühd', d. i. Studie), der eigentlichen Bestimmung nach ein zu technischen Uebungszwecken bestimmter Instrumental-Tonsatz. Hauptsächlich wird darin eine Figur, Passage ꝛc. in möglichst verschiedenen Wendungen durchgeführt, damit der Studirende sie in allen Lagen vollkommen beherrschen lerne. Außer E., die nur Ausbildung der Fertigkeit beabsichtigen, giebt es deren auch für den Vortrag (Vortrags-E.), u. indem solche Stücke bis zu den bedeutendsten Schwierigkeiten steigen u. in musikalisch-charaktervollerer Weise behandelt sind, dienen sie auch Virtuosen beim öffentlichen Auftreten zur Entfaltung ihrer Bravour (Konzert-E.).

Etymologie (griech.), die Ableitung u. Erklärung eines Wortes aus seinem Stamme, die Wortableitung. Die E., als Wissenschaft, hat in neuerer Zeit durch die sprachvergleichenden Studien große Fortschritte gemacht.

Etzel (Ezel) heißt im Nibelungenliede der dort auftretende Hunnenkönig Attila (s. d.). Das genannte Gedicht hat nämlich die im J. 437 vorgefallene Niederlage der Burgunder unter ihrem König Gundikar (im Liede Gunther od. Günther) vor den Hunnen zur Grundlage seiner Fabel. Daß bei diesem Ereignisse Attila selbst an der Spitze der Hunnen gestanden, wird erst am Ende des 8. Jahrh. vom Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diakonus, erzählt. Im Nibelungenliede heirathet E. nach der Ermordung Sigfrid's dessen Wittwe Chriemhild, ladet, auf seiner Gattin rachsüchtiges Anstiften, arglos ihre Brüder (die Mörder Sigfrid's) an seinen Hof u. wird gegen seinen Willen in den Kampf mit ihnen gerissen, den er aber überlebt u. beklagt. Die nordische Bearbeitung der Nibelungensage (Edda u. Volsungasaga) stellt den Vorfall umgekehrt dar. E., der hier Atli heißt, ladet die Mörder Sigfrid's (hier Sigurd) in böser Absicht ein, um ihren Schatz (den Nibelungenhort) zu erlangen, u. läßt sie niedermachen, wird aber zur Rache von seiner Gattin, der Schwester der Erschlagenen (hier Gudrun), getödtet. Der Charakter sowol Etzel's als Atli's hat nichts mit demjenigen des historischen Attila gemein u. ist daher wahrscheinlich einer ältern mythischen Person nachgebildet, deren Namen Atli (Väterchen) durch seine zufällige Aehnlichkeit mit Attila auf seine Einflechtung in die Katastrophe der Burgunder leitete.

Etzel, eigentlich **O'Etzel,** Franz August von, Geometer u. Geograph, geb. zu Bremen 19. Juli 1783, studirte in Berlin u. Paris Chemie u. Bergwissenschaften, begleitete Alex. v. Humboldt nach Neapel, nahm in der York'schen Avantgarde an den Feldzügen von 1813 u. 14 Theil u. gehörte dann zum Hauptquartier Blücher's. Nach dem Frieden führte er die Triangulirung u. Längengradmessung Deutschlands vom linken Rheinufer aus bis zum Riesengebirge fort, ward 1820 dem Großen Generalstabe beigegeben, bald darauf Lehrer an der Allg.

Kriegsschule in Berlin u. 1832 Dir. der optischen Telegraphenlinie in Koblenz. Seit 1846 geadelt u. seit 1847 preuß. Generalmajor, starb er 25. Dez. 1850 zu Berlin. Von seinen Werken sind zu nennen: „Erdkunde" (3 Bde., Berl. 1817—22); „Atlas von hydrographischen Netzen" (2. Aufl., ebd. 1820); „Gewässerkarte von Deutschland" (ebd. 1824); „Terrainlehre" (3. Aufl., ebd. 1850) u. „Karten u. Pläne zur allg. Erdkunde" (mit Karl Ritter herausgeg., ebd. 1825—13). Außerdem hat sich E. um die Einführung der elektro-magnetischen Telegraphen verdient gemacht.

Eu (spr. Öh), alte Stadt im franz. Dep. Nieder-Seine, nahe der Mündung des Bresle in den Kanal u. dem Hafenort Tréport, mit 4500 E. Das alte, im ital. Stil erbaute Schloß zu E. war der Lieblingsaufenthalt Ludwig Philipp's, dessen Familie es besaß, bis Napoleon III. 1852 die Güter der Orleans an sich riß. Die franz. Nation gab es denselben 1872 nach der Entthronung Napoleon's III. mit ihren übrigen Familiengütern zurück. Der älteste Sohn des Herzogs von Nemours, Ludwig Philipp, geb. 29. April 1842, erhielt den Namen eines Grafen von Eu. In der Nähe der Stadt finden sich viele römische Alterthümer.

Euböa, jetzt Negroponte od. Egripos, die größte Insel des Aegeischen Meeres, die sich lang u. schmal u. nur durch einen engen Kanal, den Euripos, vom Festlande getrennt, an den Küsten Südthessaliens, Böotiens u. Attika's hin ausdehnte. E. war mit gutem Ackerland u. fetten Weiden, mit Eisen u. Kupfer versehen. Die Bewohner gehörten größtentheils zum Jonischen Stamme; doch waren auch Aeolier hier seßhaft. Als nach den Perserkriegen der Wohlstand u. die Macht der euböischen Städte gesunken war, bemächtigten sich die Athener der Insel u. behaupteten mit kurzen Unterbrechungen ihre Herrschaft bis in die Zeit Philipp's von Makedonien. Unter römischer Botmäßigkeit gehörte E. zur Provinz Achaja. Später ein Theil des Byzantinischen Kaiserreichs, stand E. seit 1470 unter türk. Herrschaft, welche es im griech. Freiheitskampfe 1821 abschüttelte. Jetzt bildet die Insel mit einigen kleineren Nachbarinseln einen Nomos des Königreichs Griechenland, der 74 □M. mit etwa 73,000 E. umfaßt.

Eucalyptus, Gum-tree (Gumbaum) der austral. Kolonisten, Pflanzengattung der Myrtaceen, Gruppe der Leptospermeen, nur Australien angehörig, hier aber durch eine große Anzahl von Arten vertreten, die sich äußerlich sehr ähneln. Bentham beschrieb etwa 135 Arten, von denen nur eine Art nach Timor geht, das bekanntlich überhaupt eine Grenze für die austral. Flor nach N. hin bildet. Das Charakteristische dieser Gattung liegt in den Blüten, welche einzeln od. zu Köpfchen vereint in den Blattachseln od. auch an den Enden der Zweige als zierliche Rispen erscheinen. Die Frucht ist eine trockene Kapsel, welche in mehreren Fächern klappig aufspringt. Die Blätter sind von derber, lederartiger Beschaffenheit u. länglicher, meist lanzettförmiger Gestalt, die aber auch in schmale, oft sichelförmig gekrümmte Formen übergeht. In der Jugend horizontal gestellt, nehmen sie jedoch im Alter, durch eine Drehung des Blattstiels, jene vertikale Stellung an, welche so eigenthümlich für die australischen Bäume ist. Denn das junge Laub erscheint röthlich, um dann in blau-, gelb- u. schwarzgrüne od. bräunliche Farben überzugehen. Es ist meist sehr aromatisch. Häufig birgt es eine solche Fülle von ätherischem Oel in sich, daß man es zur Gasbereitung in Australien hier u. da verwendet. Blatt u. Rinde liefern harzige Ausscheidungen, die man als australisches Kino kennt u. verwendet. Eine weitere Eigenthümlichkeit des Baumes ist, daß derselbe häufig alljährlich seine Rinde abwirft, wodurch er höchst seltsam bald glatt, bald halb, bald schuppenartig berindet erscheint. Der Stamm selbst nimmt unter Umständen Dimensionen der außerordentlichsten Art an, so daß die E. zu den größten Riesen der Wälder heranwachsen können. Eine Menge von Arten sind äußerst werthvolle Nutzpflanzen, ohne welche der australische Kolonist nicht mehr gedacht werden kann. Einige liefern prachtvolles Möbelholz (E. gigantea), andere außerordentlich werthvolles Bauholz (E. globulus u. populifolia), noch andere aromatische, pfefferartige Früchte zu Gewürz (E. piperita). Einige wieder geben in ihrem Stamm eine Art gährungsfähigen Saftes (E. Gunnii), andere (E. mannifera u. dumosa) eine Manna (Lerp d. Eingeborenen), aus welcher ein angenehmes Getränk bereitet wird. Die Rinde ist oft außerordentlich reich an Gerbstoff u. liefert das obengenannte Kino, ein Gummi, dessen Nebenbestandtheil das pektinartige Eukalyptin ist. Die E. bewohnen zwar vorzugsweise das zeitweise überflutete od. doch wasserreichere Grasland; indessen tragen sie in zwergigen Formen zur Bildung des Buschlandes (Skrub) bei; in diesem macht gerade ein E., der sog. Malli Baum (E. dumosa), den Skrub durch knorrig in einander verwachsende Aeste undurchdringlich.

Eucharistie (vom griech. εὐ, wohl, u. χάρις, der Dank) hieß in der ältesten christlichen Kirche zunächst das Dankgebet, durch welches Brot u. Wein geweiht u. so zum Abendmahlsgenuß vorbereitet wurde. Da mit diesem Gebete jedesmal der zweite Theil der Gottesdienste, nämlich das Liebesmahl, begann, so gewöhnte sich die Gemeinde bald, diesen ganzen (sakramentalen) Theil des Gottesdienstes E. zu nennen.

Nr. 2638. Typus der australischen Eucalypto.

Euchroit, ein aus arsensaurem Kupfer mit Wasser bestehendes Mineral, tritt in mäßig großen, kurzsäulenförmigen, d. h. kurzen prismatischen, schön smaragd- bis lauchgrünen Krystallen u. zwar zu Libethon in Ungarn in einem meist stark verwitterten Glimmerschiefer auf.

Eudämonismus (griech.) heißt die ethische Anschauung, nach welcher der Mensch nach der Tugend nicht um dieser selbst, sondern um ihrer beglückenden Wirkung willen streben soll.

Eudiometrie (Luftgütemesser) ist die Untersuchung der atmosphärischen Luft auf ihren Sauerstoffgehalt, u. Eudiometer (Luftgütemesser) sind die dabei gebrauchten Instrumente. Diese Untersuchung ist zuerst von Landriani eingeführt worden; sie beruht darauf, daß man in einem, seinem Rauminhalte nach genau ausgemessenen Gefäße der zu untersuchenden Luft den Sauerstoff durch irgend einen Körper, der große Verwandtschaft zu ihm besitzt, entzieht. So viel wie die Luftmenge dabei an Volumen verliert, so viel war Sauerstoff in ihr enthalten, u. man kann das prozentische Verhältniß leicht durch Rechnung bestimmen. Am bekanntesten ist das Wasserstoff-E., welches aus einer oben geschlossenen, stark graduirten Glasröhre besteht, durch die oben zwei Platindrähte luftdicht eingesetzt sind, die einander gegenüberstehen, ohne sich zu berühren. Die Röhre wird mit dem unteren offenen Ende in Wasser gesteckt u. über demselben mit einem bestimmten Quantum der zu untersuchenden Luft u. vielleicht mit halb so viel reinem Wasserstoffgas gefüllt; zwischen den Platinspitzen aber der

Funke einer Leydner Flasche überschlagen gelassen, welcher die Verbindung des Sauerstoffs mit dem Wasserstoff zu Wasser bewirkt. Dieses Wasser vereinigt sich mit dem Sperrwasser, welches letztere nach der Abkühlung des Apparates um so viel höher in der Röhre steht, als das Volumen des mit dem Wasserstoff verbundenen Sauerstoffs betrug. Anstatt des Wasserstoffs benutzt man auch Phosphor, Kalium u. andere Körper zur Entfernung des Sauerstoffs aus der eingeschlossenen Luft. Ob eine Luft zum Athmen tauglich ist od. nicht, hängt also von anderen Umständen ab, u. der Name E. ist daher nicht ganz bezeichnend.

Eudoxia od. Eudokia, der Name mehrerer griech. Kaiserinnen u. Prinzessinnen. – 1. Aelia **E.**, die Gemahlin des Kaisers Arkadius (s. 395) u. Mutter des nachmaligen Kaisers Theodosius II., leitete nach dem Sturze u. der Hinrichtung des damals in Konstantinopel allmächtigen Eunuchen Eutropius das Reich bis zu ihrem 404 erfolgten Tode. Sie war eine Gegnerin des Chrysostomos (s. d.). — 2. **E.**, Gemahlin des Kaisers Theodosius II., war die schöne u. geistreiche Tochter des athenischen Sophisten Leontios u. hieß eigentlich Athenaïs; sie war 401 geboren. Um der harten Behandlung, die sie seitens ihrer Brüder zu erfahren hatte, zu entgehen, begab sie sich nach Konstantinopel, wo sie Christin ward u. die Aufmerksamkeit der Augusta Pulcheria, der ihren Bruder völlig beherrschenden Schwester des Theodosius II., auf sich zog u. 421 auch dem Kaiser vermählt wurde. Seitdem führte sie den Namen E. Später mit der Pulcheria zerfallen u. vom Hofe vertrieben, begab sich E. 445 nach Jerusalem, wo sie ein frommes Leben führte u. 460 starb. E. hat sich als Dichterin bekannt gemacht, u. zwar als poetische Darstellerin heiliger Begebenheiten. Ihre Werke sind jedoch bis auf Bruchstücke verloren gegangen. — 3. Licinia **E.**, Tochter der Vorigen u. des Theodosius II., wurde 437 die Gemahlin des Kaisers Valentinian III. Im J. 455 ward dieser durch den Senator Maximus ermordet. Sein Mörder ward zum Kaiser ausgerufen u. zwang E., ihm ihre Hand zu geben. Diese aber rief, um von dem gehaßten Gemahl befreit zu werden, den Vandalen Geiserich nach Italien. Geiserich erschien auch, Maximus wurde erschlagen; aber der Sieger entführte E. mit ihren Töchtern nach Afrika u. hielt sie Jahre lang gefangen. Endlich befreit, ging sie nach Konstantinopel, wo sie starb. — 4. **E.** Makrembolitissa, Gemahlin des Kaiser Konstantin VIII. u. nach dessen 1067 erfolgtem Tode die Gatti[n] seines Nachfolgers Romanus Diogenes. Als dieser 1071 gestür[zt] ward u. Michael VII., Sohn Konstantin's u. der E., zur Herrscha[ft] gelangte, nöthigte Letzterer seine Mutter, sich in ein Kloster zurückzu[-] ziehen, in welchem sie den Rest ihres Lebens mit schriftstellerisch[en] Arbeiten zubrachte. Von diesen ist eine erhalten, dieselbe führt d[en] Titel „Ionia" u. enthält eine Sammlung mythologischer, historisch[er] u. grammatischer Notizen.

Eudoxos von Knidos, 384 v. Chr., ein namhafter Astronom [u.] Mathematiker des Alterthums, von dessen Schriften leider nichts me[hr] vorhanden ist. Seine astronomischen Beobachtungen benutzte er [zu] einer Verbesserung der Chronologie, indem er die Oktaëdris erfand. [E.] hat eine eigene Uhr konstruirt, von der wir aber nur den Nam[en] Arachne (Spinngewebe) kennen. Die Länge des Jahres ist nach ih[m] berechnet zu 365 T. 6 St. Zugeschrieben wird ihm auch die Au[f-] findung einiger stereometrischer Sätze.

Eugen, Name von vier Päpsten: **E.** I., 654—57; **E.** II., 8[24] bis 827, bes. bemerkenswerth dadurch, daß er sich dem Kaiser unt[er-] ordnete u. die kaiserliche Oberhoheit über die Kurie ausdrücklich an[er-] kannte; **E.** III., 1145—53, ein Schüler Bernhard's von Clairva[ux,] führte den zweiten Kreuzzug herbei u. mußte infolge der durch Arn[old] von Brescia erregten Aufstände wiederholt aus Rom fliehen; **E.** I[V.,] 1431—47, wurde wegen seines Widerstandes gegen die Reformbeschlü[sse] des Konzils von Basel 1439 abgesetzt, behauptete sich jedoch, dem Geg[en-] papst Felix V. gegenüber, mit Hülfe des Kaisers Friedrich III., bis [an] seinen Tod (1447) auf dem päpstl. Stuhle.

Nr. 2639. Reiterstandbild des Prinzen Eugen von Savoyen (geb. 18. Okt. 1663, gest. 21. April 1736) in Wien.

Eugen, Franz von Savoyen, der unter d[em] Namen **Prinz Eugen** berühmte Feldherr, geb. 18. O[kt.] 1663 zu Paris als Sohn des Prinzen E. Moritz v[on] Savoyen-Carignan, sollte für den geistlichen Stand [er-] zogen werden, empfand aber frühzeitig einen Widerwil[len] gegen diesen u. gegen den franz. Hof u. begab sich 16[83] nach Oesterreich, wo er sich der Regierung zur Verfügu[ng] stellte. Er trat ins Heer ein, rückte rasch auf u. fand [in] den Türkenkämpfen der folgenden Jahre Gelegenh[eit,] große Kühnheit u. Geistesgegenwart an den Tag zu leg[en.] So zeichnete er sich nam. bei der Wiedereinnahme von O[fen] u. bei der Belagerung von Belgrad aus; beide M[ale] mußte er verwundet vom Kampfplatz getragen werd[en.] Nachdem er 1690 zum General der Kavallerie ernan[nt] worden war, wurde ihm die oberste Führung des öst[er-] reich. Heeres übertragen, welches den Herzog Viktor Am[a-] deus von Savoyen gegen die Franzosen unterstützen sol[lte.] Da letztere bereits in Norditalien festen Fuß gefaßt [u.] kurz vor E.'s Ankunft das savoyische Heer aufs Ha[upt] geschlagen hatten, so hatte der Prinz Anfangs einen sch[we-] ren Stand; dennoch gelang es ihm, die Franzosen aus ih[ren] wichtigsten Positionen zu verdrängen u. sogar siegreich [in] Südfrankreich einzurücken. Die Ernennung zum F[eld-] marschall war sein Lohn; er wußte den Franzosen n[och] einige weitere bedeutende Erfolge abzuringen, konnte a[ber] die Früchte derselben nicht verfolgen, da durch die Tr[eu-] losigkeit des Herzogs von Savoyen u. durch dessen pl[ötz-] lichen Uebergang ins franz. Lager das Heer der Oesterrei[cher] im Rücken gefährdet u. der ganze Feldzug in Nordital[ien] zwecklos geworden war (1696). Nach Oesterreich zur[ück-] berufen, wurde er zum Oberbefehlshaber über das H[eer] ernannt, das damals in Ungarn gegen die Türken stan[d u.] sich in ziemlich mißlicher Lage befand. E. gab dem Kr[iege] rasch eine günstige Wendung u. erfocht 11. Sept. 1697 bei Zenta ei[nen] entscheidenden Sieg über die Türken, aus welchem der für Oesterreich [so] vortheilhafte Friede von Carlowicz hervorging. Oesterreich erhielt h[ier-] durch in dem damals entbrennenden Span. Erbfolgekriege freie H[and.] Der Prinz übernahm hierauf den Oberbefehl über das Heer, das zur [Be-] kämpfung der Franzosen nach Italien abging. Er überschritt die Al[pen,] schlug die Franzosen bei Carpi u. Chiari u. machte ihnen bei Luzz[ara] den Sieg wenigstens streitig, mußte aber 1702 nach Oesterreich zur[ück]

kehren, da inzwischen die vereinigten Franzosen u. Bayern im Reiche Fortschritte gemacht hatten u. gleichzeitig in Ungarn ein bedrohlicher Aufstand unter Rakoczy ausgebrochen war. E. dämpfte alsbald den Aufstand, eilte nach Deutschland, lieferte im Verein mit Marlborough den Franzosen u. Bayern 13. Aug. 1704 bei Höchstädt eine siegreiche Schlacht u. kehrte nach Italien zurück, wo er die Franzosen vor sich her trieb u. durch den Sieg bei Turin (7. Sept. 1706) zwang, Savoyen zu räumen. Er überschritt hierauf zum zweiten Male die franz. Grenze (1707) u. drang in Südfrankreich vor, ohne jedoch Toulon einnehmen zu können. Bereits während des Krieges in Italien hatte der Kaiser ihn zum Reichsfeldmarschall u. kaiserl. Generalleutnant ernannt. Ein neues Feld der Ehre eröffnete sich ihm in den Niederlanden, wo er an der Seite Marlborough's siegreich bei Oudenarde u. Malplaquet kämpfte u. eine Festung nach der anderen eroberte. Diese wurden ihm allerdings wieder streitig gemacht u. theilweise entrissen, als England 1711 vom Kriegsschauplatz abtrat u. E. nun ohne Unterstützung u. mit geschwächten Kräften den Kampf fortführen mußte. Oesterreich sah sich endlich genöthigt, gleichfalls seinen Frieden mit Frankreich zu machen, u. E. fand in den Verhandlungen, die zum Abschlusse des Rastatter Friedens führten (1714), Gelegenheit, seine hohe staatsmännische Begabung zu bekunden, die sich seinem Feldherrntalent ebenbürtig zur Seite stellte. Nicht lange nachher (1716) rief ihn ein neuer Türkenkrieg wieder nach Osten; er schlug die Türken bei Peterwardein, bei Temesvar u. Belgrad. (Die Erinnerung an diesen letzteren Sieg u. an die darauf folgende Erstürmung der Feste Belgrad lebt in dem noch heute beliebten Volksliede „Prinz E. der edle Ritter“ fort.) Nachdem er die Türken zum Abschluß des Friedens von Passarowitz genöthigt, nahm er seinen Aufenthalt in Wien, wo er fortan als Präsident des Hofkriegsraths nicht nur einer der treuesten Berather des Kaisers blieb, sondern auch Kunst u. Wissenschaft mit Hochsinn u. freigebiger Hand förderte. Er starb 21. April 1736 in Wien, nachdem er vorher noch einmal in dem Kampfe, der um die Thronfolge in Polen ausgebrochen war, 1734 glücklich gegen die Franzosen gefochten hatte. Durch die geschilderten Thaten hat sich E., einer der größten Feldherren u. Staatsmänner aller Zeiten u. zugleich ein Charakter von makellosem Adel, um die Erhaltung Oesterreichs unsterbliche Verdienste erworben. — Vgl. Arneth, „Prinz E. von Savoyen“ (3 Bde., Wien 1858 u. 59).

Eugen, Friedrich Karl Paul Ludwig, Herzog von Württemberg, russ. General der Infanterie, geb. zu Oels 8. Jan. 1785, zeigte sich als Feldherr von großer Umsicht u. Geistesgegenwart in den Schlachten bei Kulm, Leipzig, Bar, Arcis-sur-Aube u. vor Paris. Leider war es E., der am russ. Hofe viele Neider u. Feinde hatte, nicht vergönnt, ein selbständiges Oberkommando zu bekleiden. Mancher seiner scharfsinnig entworfenen Pläne wurde hierdurch vereitelt; diejenigen, die zur Ausführung gelangten, kamen häufig auf Rechnung Anderer. So wurde das Verdienst des Sieges bei Kulm lange Zeit fälschlich seinem unfähigen Vorgesetzten, Ostermann, zugeschrieben. E. starb 16. Sept. 1857 auf seinen Besitzungen in Schlesien.

Eugenglanz, auch Sprödglaserz u. Schwarzgültigerz, ein sehr geschätztes Silbererz, in welchem das Silber mit Schwefel, Kupfer, Antimon u. Arsen verbunden ist. Es erscheint in hexagonalen (sechsseitigen) Tafeln u. selten mit mehr als einem Prisma; die Tafeln sind oft sehr dünn u. die Basis gewöhnlich stark dreiseitig gestreift. Der E. ist metallglänzend, undurchsichtig, eisenschwarz u. in dünnen Lamellen roth durchscheinend; er findet sich auf allen bedeutenden Silbergruben, wie zu Freiberg, Andreasberg, Joachimsthal, Przibram, Schemnitz, Guanaxuato u. A.

Eugenie (spr. Oeschenih), Marie von Montijo, Kaiserin der Franzosen, geb. 5. Mai 1826 zu Granada in Andalusien als Tochter des Grafen von Montijo, Herzogs von Peneranda, lebte unter dem Namen einer Gräfin Teba in Paris, als Napoleon III. sie kennen lernte u., von ihrer Schönheit u. Anmuth bestrickt, sich 30. Jan. 1853 mit ihr vermählte. Sie übernahm wiederholt während der Abwesenheit des Kaisers, dem sie 16. März 1856 einen Sohn gebar, nam. während des ital. Feldzuges die Regentschaft. Ihren Einfluß machte sie theils auf dem Felde der Mode, theils auch auf politischem Gebiete geltend. So soll sie nam., von ultramontanen Einflüssen getrieben, 1870 ihren kaiserlichen Gemahl zum Kriege gegen Deutschland gereizt haben. Als dieser Krieg einen unglücklichen Verlauf nahm, zog sich E. mit ihrem Sohne, dem Prinzen Napoleon, auf die engl. Familienbesitzung des Kaisers, nach Chislehurst (s. d.), zurück, wo Napoleon III. nach seiner Entlassung aus Wilhelmshöhe bis an seinen Tod mit ihr zubrachte.

Euklas, ein höchst seltenes u. kostbares, aus Kiesel, Thon u. Beryllerde mit Wasser zusammen gesetztes, monoklinisch (der Säulenform des Gipses ähnlich) krystallisirendes Mineral, das bis jetzt nur an wenigen Punkten der Erde, einmal in Drusenhöhlen eines Chloritschiefers zu Boa Vista in Brasilien mit Bergkrystall, Topas u. Steinmark vergesellschaftet, dann noch lose in den Goldseifenlagern an der Sanarka, einem Flusse, gefunden wird, der im Orenburg'schen von der Südostseite des Urals der Kirgisensteppe zufließt. Der E. ist glasglänzend, bisweilen wasserhell, meist blaßgrün mit Uebergängen ins Gelbe u. Blaue, durchsichtig u. durchscheinend, von muschligem Bruch u. einer Härte von 7,5—8,0 (nach derjenigen Härteskala, bei welcher Talk zu 1 u. Diamant zu 10 angenommen ist).

Euklides, 1. griech. Philosoph aus Megara od. Gela, ein eifriger Schüler des Sokrates, wurde nach des Meisters Tode Stifter einer besonderen Schule, indem er die Lehre des eleatischen Systems von der Einheit in die sokratische Philosophie einführte. Er starb um 424 v. Chr. Seine Schüler hießen Megariker, aber auch Eristiker od. Dialektiker, weil sie hauptsächlich auf die Ausbildung der Dialektik od. Disputirkunst hinarbeiteten. 2. **E.,** der berühmte Mathematiker, von dessen Lebensumständen gar nichts fest steht, außer daß er unter dem ersten Ptolemäer zu Alexandria mit ungemeinem Beifall lehrte. Demselben Könige soll er auf die Frage nach einer leichteren Methode in der Mathematik geantwortet haben, es geben keinen königlichen Fußsteig zu dieser Wissenschaft. Sein Hauptwerk, „Stoicheia“ (Elemente od. Grundzüge, in 15 Büchern, von denen aber nur die 13 ersten echt sind), behandelt die Grundzüge der reinen Mathematik. Dieses Buch, dessen Methode noch heute von den Mathematikern befolgt wird, ist bereits im Alterthum vielfach der Gegenstand gelehrter Untersuchungen gewesen. Am meisten studirten es die Araber, aus deren Sprache es ins Lateinische übersetzt wurde u. in welcher Form es im 12. u. 13. Jahrh. im Abendlande bekannt wurde (deutsche Uebersetzung von Lorenz, Halle 1860). Die vollständigste Ausgabe seiner Werke lieferte Peyrard (3 Bde., Paris 1814—18).

Nr. 2610. Die Ohreule (Strix Otus).

Eulen (Familie Strigidae), Nachtraubvögel mit großem Kopf, großen, nach vorn gerichteten, von einem Federkranz, dem sog. „Schleier“, umgebenen Augen u. lockerem, weichem Gefieder, welche, vom Tageslicht geblendet, hauptsächlich des Nachts auf Raub ausfliegen u. kleinen Vögeln u. Säugethieren, besonders Mäusen, u. auch Insekten nachstellen. Sie erweisen sich dadurch als sehr nützliche Thiere. Am Tage halten sie sich im Dunkeln im dichten Geäste der Bäume, in Höhlen, Steinschluchten, in Gemäuern auf. Wegen ihres Lebens im Dunkeln, ihres schauerlichen Rufes u. ihres Schnarchens nach Menschenart werden sie von Abergläubischen gefürchtet u. sind als Unglücksboten verschrieen. Durch aufrechte Federbüschel an den Seiten der Stirn machen sich die Ohreulen kenntlich, zu denen als größte der mit den ausgespannten Flügeln fast 2 m. umfassende, über Asien u. Europa verbreitete, in Deutschlands Wäldern hier u. da vereinzelt vorkommende Uhu od. Schuhu (Strix Bubo, Bubo maximus) gehört, der selbst Hasen u. Rehkälber raubt u. auf Vogelherden u. Krähen

hutten als Lockvogel dient, u. die kleinere Wald-Ohreule (Strix Otus, Otus verus) mit dem kleinen Ohrbüschel, während die durch Schnabelform, Schleier &c. unterschiedenen Käuze jene Ohrbüschel nicht haben. Von ihnen ist die wie die vorige in Asien, Afrika u. Europa verbreitete gemeine Schleier- od. Thurmе. (Strix flammea) als wichtiger Mäusefänger zu nennen, der Baum-, Wald- od. Nachtkauz (Strix aluco), u. von Tag- od. Sperbere. (Surnia), denen der Schleier fehlt, der Steinkauz od. das Leichhuhn (Surnia noctua), als kleinste deutsche Art die Zwerge. (S. passerina); ferner die dem Uhu an Größe kaum nachstehende nordische, weiße Schnee-E. (S. nyctea), welche im Winter mitunter auch nach Deutschland kommt, u. die Höhlene. (S. cunicularia) Amerika's, die in Hohlen von Gürtelthieren u. Präriehunden nistet.

Nr. 2641. Die Schleiereule (Strix flammea).

2. E. (Noctuina od. Noctuidae) heißt auch eine an 2500 verschiedene Arten umfassende Familie der Nachtschmetterlinge mit langen faden- od. borstenförmigen Fühlern, kleinem, mit einem Halskragen umgebenem Kopfe, deren kegelförmig zugespitzter Hinterleib von den mäßig großen, in der Ruhe dachförmig gelegten Vorderflügeln gedeckt wird. Ihre fast nie gesellig lebenden, nackten od. nur schwach behaarten u. dadurch den Spinnern sich nähernden Raupen haben 16, selten nach Spannerart 12–14 Beine. Die Färbung der meist nur mittelgroßen Falter ist gewöhnlich grau od. braun.

Nr. 2642. Friedr. Albert Graf zu Eulenburg (geb. 29. Jan. 1815).

Eulenburg, Graf Friedrich Albert zu, preuß. Staatsmann, geb. 29. Jan. 1815, stammt aus einer alten preuß. Grafenfamilie, studirte die Rechte, betrat die diplomatische Laufbahn u. wurde 1859 unter Ernennung zum außerordentl. Gesandten u. bevollmächtigten Minister bei den Höfen von China, Japan u. Siam an die Spitze der ostasiat. Expedition gestellt. In dieser Mission schloß E. 24. Jan. 1861 einen für Preußen vortheilhaften Handelsvertrag mit Japan ab u. am 2. Sept. dess. Jahres einen ähnlichen mit China. Im Dez. 1862 zum Minister des Innern im Ministerium Bismarck ernannt, unterstützte er durch seine Verwaltung dessen Kampf gegen die liberale Opposition, indem er die Presse maßregelte, die Wahlen beeinflußte u. die Kommunalbehörden eifersüchtig überwachte. Nach der Wendung des J. 1866 lenkte auch E. in eine versöhnlichere u. freisinnige Politik ein. So führte er nam. die Eingliederung der neu erworbenen Provinzen in den preuß. Staat mit Geschick u. staatsmännischem Takt durch. Im J. 1869 befriedigte er endlich das lange u. tief gefühlte Bedürfniß nach einer gründlichen Verwaltungsreform auf der Basis ausgedehnter Selbstverwaltung in Kreis u. Provinz, indem er dem Landtage einen Entwurf zur Reform der Kreisordnung vorlegte. Dieser wurde jedoch, da seine Berathung durch den Deutsch-franz. Krieg unterbrochen ward, erst 1872, u. zwar unter hartnäckigem Widerstreben des Herrenhauses, das den Abänderungsvorschlägen des Abgeordnetenhauses nicht zustimmen wollte, zum Gesetz erhoben.

Eulengebirge, eine zu den Sudeten gehörige Gebirgskette zwischen den Thälern der Glatzer Neiße u. Weißritz in Schlesien, schließt den Glatzer Kessel nach NO. ab u. besteht aus drei parallelen Zügen; die durchschnittliche Kammhöhe beträgt 650 m.; sein höchster Punkt, die Hohe Eule, welche dem ganzen Gebirge den Namen gegeben, liegt in dessen nordwestlichem Theile u. erhebt sich zu einer Höhe von 1019 m.

Nr. 2643. Tyll Eulenspiegel (geb. um 1300, gest. 1350).
(Nach der Darstellung auf seinem Grabstein in Mölln.)

Eulenspiegel, Tyll, wurde in dem unweit Schöppenstedt gelegenen braunschweigischen Dorfe Kneitlingen geboren u. starb 1350 zu Mölln im Herzogthum Lauenburg; seine wirkliche historische Existenz anzuzweifeln, wie geschehen ist, liegt kein zwingender Grund vor. E.'s übrigens renovirter, Grabstein ist noch heute in Mölln zu sehen. Das Gedächtniß der Thaten dieses Lieblings der unteren Volksklassen, auf dessen Person neben seinen eigenen, allzeit derben, häufig lustigen, zuweilen aber auch unflätbigen Schalksstreichen auch andere damals gangbare od. auch ältere Schwänke u. Scherze übertragen wurden, ist erhalten in einem Volksroman, der ursprünglich in niederdeutscher Sprache abgefaßt war, wie auch der Stoff in Niederdeutschland heimisch war. Indessen ist das Buch nur in einer hochdeutschen Bearbeitung

zuerst auf uns gekommen, die in Straßburg (1519) im Druck erschien u. an welcher Th. Murner (s. d.) vielleicht Antheil hatte; keinenfalls ist er, wie behauptet ist, der Verfasser der Sammlung. Dieses „Kurzweilig lesen von Dil Ulenspiegel" wurde das beliebteste Volksbuch, in zahllosen Ausgaben u. Bearbeitungen verbreitet, bald in einen protestantischen u. katholischen E. geschieden, von Fischart in Verse gebracht, von Hans Sachs u. Jak. Ayrer mehrfach als Quelle benutzt u. in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Die älteste Uebersetzung ist eine niederländische; aus ihr floß eine französische. Auch in das Dänische, Englische u. Polnische ist das Buch übertragen; die Engländer nennen E. „Howleglass", die Polen „Sowizrzal". (Neue Ausgabe des ältesten Straßburger Druckes durch Lappenberg: „Dr. Thomas Murner's Ulenspiegel", Lpz. 1854; neueste Uebersetzung in der „Bibliothek sämmtlicher deutscher Volksbücher", Bd. 1. Lpz. 1872.)

Euler, Leonhard, einer der größten Mathematiker aller Zeiten, geb. 15. April 1707 zu Rieben im Kanton Basel, gest. 7. Sept. 1783 alten Stiles in Petersburg. Sein Vater, der seit 1708 reformirter Prediger im Dorfe Riehen bei Basel war, unterrichtete seinen Sohn, den er für den geistlichen Stand bestimmte, selbst in den Elementen der Mathematik. In Basel, wo E. die Universität bezog, studirte er anfänglich Theologie, bald aber vorzugsweise Mathematik.

Nr. 2641. Leonhard Euler (geb. 15. April 1707, gest. 7. Sept. 1783).

Als er jedoch 1725 einen Ruf als Professor der Physiologie nach Petersburg bekam, wandte er sich auch der Medizin zu. Mit den Bernoullis schon in Basel befreundet, folgte er denselben, die von Katharina I. bei Gründung der Petersburger Akademie nach Petersburg berufen worden waren, dahin 1727 als akademischer Adjunkt der höheren Mathematik nach u. erhielt hier 1730 die Professur der theoretischen u. experimentellen Physik u. 1733 die der höhern Mathematik. In Petersburg war es auch, wo er 1735 auf einem Auge erblindete. Die Jahre 1741—66 brachte er in Berlin zu. Friedrich II. hatte ihn als Professor der Mathematik berufen. Im J. 1744 zum Direktor der mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ernannt, blieb er in dieser Stellung bis 1766, in welchem Jahre er, von Katharina II. als Mitglied der Akademie nach Petersburg berufen, dahin zurückkehrte. E.'s Verdienste, um alle Theile der Mathematik großartig, sind am bedeutendsten in der Vervollkommnung der mathematischen Analysis u. deren Anwendung auf Mechanik u. Geometrie, der er hierdurch eine ganz neue Gestalt gab. Auch seine Ausbildung der unendlichen Reihen gehört zu den bewundernswürdigsten Leistungen. Von welcher Fruchtbarkeit dabei sein Geist war, das beweisen die mathematischen Journale, welche er von dem 20. bis 76. Jahre seines Lebens mit seinen Arbeiten füllte. Die Zahl seiner sämmtlichen Arbeiten beträgt 756; die vorzüglichsten davon sind: „Mechanica sive motus scientia analytice exposita" (2 Bde., Petersb. 1736—42, deutsch von Wolfers, Greifswald 1850); „Theoria motuum planetarum et cometarum" (Berl. 1744, übers. von Pacasi, Wien 1781); „Introductio in analysin infinitorum" (2 Bde., Lausanne 1748, deutsch von Michelsen, Berl. 1788—90); „Institutiones calculi differentialis etc." (Berl. 1755, deutsch von Michelsen, Berl. 1790—93); „Institutiones calculi integralis" (3 Bde., Petersb. 1768—70, deutsch von Salomon, 4 Bde., Wien 1828—30); „Anleitung zur Algebra" (2 Bde., Petersb. 1771, neue Aufl. von Ebert, Berl. 1801); „Dioptrica" (3 Bde., Petersb. 1769—71) u. A.

Eulogie (griech.), bezeichnet sowol eine Segensformel überhaupt als bes. die Segensformel, durch welche Brot u. Wein im Abendmahl geweiht wurden.

Eumäos, treuer Diener u. Schweinehirt des Odysseus, der nach der Heimkehr von seinen vieljährigen Irrfahrten zuerst bei dem „göttlichen Sauhirten" — dies ist bei Homer der stehende Beiname des E. — Unterkunft fand.

Eumenes aus Kardia in Thrakien, Geheimschreiber Philipp's von Makedonien u. Alexander's d. Gr., der ihn mit Gnadenbezeigungen überhäufte, obwol er seine Habsucht tadelte. Nach Alexander's Tode ernannte ihn Perdikkas, der Reichsverweser, zum Statthalter für Kappadokien, Paphlagonien u. die Küste von Pontus; als aber Antigonos u. Leonnatus, die diese Länder erst für ihn erobern sollten, diesem Auftrag nicht nachkamen, verrieth er die ehrgeizigen Pläne des Letzteren dem Perdikkas u. brachte es dahin, daß dieser ihm die genannten Provinzen selbst eroberte. In die hierauf folgenden Kämpfe griff E. Anfangs glücklich ein, wurde aber schließlich von seinen eigenen Soldaten dem Antigonos ausgeliefert, der ihn 316 ermorden ließ. — **E.** ist auch der Name zweier Könige von Pergamos, von denen nam. E. II. zu erwähnen ist. Dieser herrschte seit 197 v. Chr. über Pergamos u. hielt sich in der Politik treu zu den Römern. Dafür erhielt er von dem röm. Staate den thrakischen Chersonnes u. in Asien fast alles Land diesseit des Taurus, wodurch das Reich Pergamos erst zu einer politischen Macht heranwuchs. Später jedoch in Rom in Ungnade gefallen, starb er im J. 159. E. vermehrte die von seinem Vater gestiftete pergamenische Bibliothek u. zog Gelehrte u. Dichter an seinen Hof.

Eumeniden, s. „Furien".

Eunuch, s. „Kastrat".

Eupatoria (auch Jewpatoria, früher Koslow, türk. Geslave), Stadt im russ. Gouvernement Taurien, an der westl. Küste der Halbinsel Krim, an einer Bucht des Schwarzen Meeres, mit 8500 E. In der Nähe der Stadt liegt der wegen seiner Schlammbäder bekannte Salzsee Sjak.

Eupen (franz. Néaux), Fabrikstadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, dicht an der belgischen Grenze gelegen, mit 14,696 E. (1871), hat seinen industriellen Aufschwung franz. Exulanten zu verdanken, welche sich in E., das bis zum Luneviller Frieden zum Herzogthum Limburg gehörte, niederließen; 1814 kam E. mit anderen Theilen dieses Herzogthums an Preußen. Die Fabrikthätigkeit E.s erstreckt sich nam. auf die Herstellung von Tuch, Buckskin, Wachstuch u. Leder.

Euphemismus (griech., d. i. Wohlrede), umschreibende Redefigur, durch welche man unangenehme Dinge, die man beim rechten Namen zu nennen sich sträubt, mit milderen Ausdrücken gleichsam zu verhüllen sucht. **Euphemistisch**, wohlrednerisch, umschreibend.

Euphonie (griech.), Wohlklang; euphonische Buchstaben sind solche, die zur Vermeidung eines Mißklanges eingeschoben werden.

Euphorbia, s. „Wolfsmilch".

Euphrasia officinalis *L.*, Augendienst, weiße Tagleuchte, lichter Tag, weiße Leuchte, Hirnkraut, s. „Augentrost".

Euphrat, der größte Strom Vorderasiens, entspringt auf dem armenischen Hochlande; auf dem Plateau von Erzerum liegt die Quelle des Frat, am Ala Dagh die des Murad; die Vereinigung beider Flüsse bildet den E., welcher in häufigen Stromschnellen u. in viel gewundenem Lauf die Ketten des Taurus durchbricht u. bei Biredschik schiffbar wird. Von dort an fließt der E. in der Hauptrichtung nach SO. zuerst durch Bergreihen, dann durch Wüsten u. Steppen u. nähert sich immer mehr dem Tigris, mit dem er bei Bagdad durch einen Kanal in Verbindung steht. Darauf gehen beide Zwillingsströme abermals bogenförmig aus einander; der E. empfängt vom Tigris durch den Schat-el-Hai einen Theil seines Gewässers, speist aber selbst eine Menge Nebenarme u. vereinigt sich endlich bei Konrah mit dem Tigris zu dem Schat-el-Arab (Araberfluß), welcher durch eine frucht-

bare Ebene nach SO. fließt, fast 6 Monate des Jahres seine Ufer überschwemmt, zehn Meilen vor seiner Mündung ein Delta bildet u. in vielen Armen, von denen aber nur einer größeren Seeschiffen zugänglich ist, in den Persischen Golf strömt. Der E. hat einen 100 M. langen Lauf u. ein Stromgebiet von 12,000 □M.; seine beiden größten Nebenflüsse, Belikh u. Chabur, strömen ihm auf der linken Seite von dem Hochlande Armeniens zu. Sein Unterlauf hat keinen nennenswerthen Zufluß; denn nach W. dehnt sich die syrische Wüste, nach O. die Steppe aus, welche Mesopotamien (El Dschesireh der Araber, d. h. die Insel) erfüllt. In der Zukunft wird der E. eine größere Bedeutung durch die projektirte Eisenbahn gewinnen, welche, an seinem Ufer hingeführt, das Mittelländische Meer mit dem Persischen Golf verbinden soll. Den westl. Ausgangspunkt dieser E. Bahn soll Seleucia an der syrischen Küste bilden, der Schienenstrang bei Kalat Dschaber den Strom erreichen u. an diesem abwärts bis Basra führen; man hofft dadurch zu ermöglichen, die Strecke zwischen Seleucia u. Basra in 48 Stunden u. die zwischen London u. Bombay in 14 Tagen zurückzulegen.

Euphrosyne, in der griech. Mythologie eine der 3 Grazien (s. d.). — **E.** ist ferner der Name eines Asteroids (zwischen Mars u. Jupiter), der 1855 von Ferguson entdeckt wurde.

Eure (spr. Oehr), Nebenfluß der Seine, entspringt auf den Hügeln der Perche in der Normandie u. mündet nach einem Laufe von 15 M. bei Pont de l'Arche, oberhalb Rouen. — Das nach diesem benannte Dep. **Eure** umfaßt $108\frac{1}{4}$ □M. mit 394,467 E. (1866). Es bildete vor der franz. Revolution einen Theil der Normandie u. liegt an dem linken Ufer der Seine von dem Einflusse der Epte bis zur Mündung in den Kanal. In diesem Theile Frankreichs hat die Landwirthschaft einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht; Weizen u. Wein wird in großer Menge ausgeführt u. auch die Industrie ist reich entwickelt. Die Hauptstadt des Departements ist Evreux (12,300 E.); seine 5 Arondissements sind: Evreux, Les Andelys, Bernay, Louviers, Pont-Audemer. — Das südl. vom Dep. E. gelegene Dep. **Eure-et-Loire** umfaßt 106,68 □M. mit 290,753 E. (1866); Hauptstadt des Dep. ist Chartres.

Euripides, der große griech. Trauerspieldichter, wurde 5. Okt. 480, am Tage der Seeschlacht bei Salamis, auf dieser Insel geb. Sein Vater soll ein Krämer, seine Mutter eine Gemüsehändlerin gewesen sein; doch genoß der Knabe eine sorgfältige Erziehung. Als Jüngling schloß er sich der Philosophie des Anaxagoras an, hörte auch Prodikos u. Protagoras u. stand mit Sokrates in sehr vertrautem Verkehr. Um die Politik kümmerte sich E. nicht, sondern lebte blos den Wissenschaften u. der Poesie. Dabei soll er wenig umgänglich u. mürrisch gewesen sein. In seinem 25. Lebensjahre brachte er sein erstes Stück, die „Peliaden", auf die Bühne; den ersten Sieg im dramatischen Wettkampfe errang er im J. 441. Die Zahl seiner Dramen schwankt zwischen 92 u. 75. Wiewol es scheint, als wenn die Tragödien des E. beim Volke großen Anklang gefunden hätten, so war dies weniger bei den Preisrichtern der Fall (er siegte blos viermal); von den Komikern wurde er sogar heftig angegriffen. Wol aus diesem Grunde wanderte der Dichter im hohen Alter von Athen aus u. begab sich nach Magnesia u. von da an den Hof des Königs Archelaos von Makedonien, wo er hochgeehrt im J. 405 starb. In Athen wurde dem Dichter eine Bildsäule im Theater errichtet. Der bereits angedeutete Widerspruch zwischen dem Beifall der Masse u. dem Tadel der Kritiker, welchen die Werke des E. hervorriefen, findet seine Erklärung darin, daß der Dichter, als echtes Kind seiner im Zersetzungsprozeß der Aufklärung begriffenen Zeit, den noch von Sophokles streng bewahrten idealen Standpunkt der Kunst aufgab u. an die Stelle der Verklärung die reale Wahrheit setzte. So erscheinen denn bei ihm die Menschen in ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit, mit allen ihren Fehlern u. Gebrechen, mehr Mitleid u. Rührung, als Bewunderung u. Staunen erregend. Ein entschiedener Rückschritt gegen seine Vorgänger war es, daß er die Exposition (den einführenden Theil) seiner Dramen in besondere Prologe zu verlegen pflegte, nur um den Effekt auf die eigentliche Handlung konzentriren zu können. Auch hinsichtlich der Chöre wich er insofern von Sophokles ab, als dieselben bei ihm in sehr losem Zusammenhange mit der Handlung stehen u. lyrische Ergüsse od. Betrachtungen über philosophische Ideen od. mythologische Dinge enthalten. Der Einfluß seiner philosophischen Studien ist in diesen didaktischen Stellen nicht zu verkennen. Die Titel der vorhandenen Stücke sind: „Alkestis", „Medeia", Hippolytos", die „Troerinnen", „Helena", „Orestes", „Andromache", die „Schutzflehenden", die „Herakliden", „Jon", der „rasende Herakles", „Hekate", „Elektra", die „Phönizierinnen", „Iphigeneia in Taurien", „Iphigeneia in Aulis", die „Bakchen", der „Kyklop", (ein Satyrspiel). — Ausgaben des E. lieferten: G. Hermann (3 Bde., Berl. 1831—41), Nauck (Lpz. 1868), Schöne u. Köchly (Berl. 1868); deutsche Uebersetzungen: Donner (3 Bde., Heidelberg 1858—59, 2. Aufl.), Minckwitz (Lpz. 1854), G. Ludwig (Stuttg. 1869).

Nr. 2615. Euripides (geb. 5. Okt. 480, gest. 405 v. Chr.).

Europa heißt in der griech. Mythologie die Tochter des sidonischen Königs Phönix, die von dem aus Liebe zu ihr in einen Stier verwandelten Zeus nach Kreta entführt wurde, wo sie ihm die Söhne Minos, Rhadamanthys u. Sarpedon gebar. In der Astronomie ist **E.** einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planeten, von Goldschmidt 4. Febr. 1858 in Paris entdeckt.

Europa, der kleinste Erdtheil der Alten Welt, mit 178,130 □M. u. 301,600,000 E., ist streng genommen nur eine Halbinsel Asiens, welche sich zwischen das nördl. Eismeer, den Atlantischen Ozean u. das Mittelländische Meer in der Richtung nach SW. hineinschiebt, in breiter Fläche mit Asien zusammenhängt u. von Afrika nur durch die schmale Meerenge von Gibraltar getrennt ist. Der Name stammt wahrscheinlich von dem semitischen Worte Ereb, das „Abendland". Der nördlichste Punkt des Festlandes ist das Nordkap (71.° n. Br.), der südlichste das Kap Tarifa (36.° n. Br.), der westlichste das Kap La Roca. Die natürliche Grenze zwischen E. u. Asien fällt nicht mit der politischen Grenze zwischen den europ. u. asiat. Gouvernements Rußland zusammen, sondern wird gebildet durch das Uralgebirge, den Höhenzug des Obtschei Syrt, welcher sich von dem südl. Ural nach W. zur Wolga erstreckt, der Wolgahöhe u. der Ponto Kaspischen Niederung. Die Steppen u. Salzwüsten, welche sich von dem Obtschei Syrt nach dem Kaspischen Meere hinziehen, das Kaspische Meer selbst, der Kaukasus u. das östl. Ufer des Schwarzen Meeres muß Asien zugetheilt werden, weil diese Länder durch ihre physikalischen Verhältnisse, ihre Pflanzen- u. Thierwelt, ihre Bevölkerung u. Geschichte einen wesentlich asiatischen Charakter tragen.

Küstenentwicklung. E.'s Weltstellung ist zum größten Theil durch seine überaus günstige Küstenentwicklung bedingt, d. h. durch das Verhältniß der Küstenlänge zum Flächeninhalt. Während Südamerika, Afrika u. Australien ungegliederte Massen bilden u. ebensowol der Halbinseln, wie der tief in das Festland einschneidenden Meerbusen ermangeln, zeichnet sich E. durch zahlreiche Einschnitte des Meeres u. Vorsprünge des Festlandes, außerdem aber auch durch eine Menge begleitender Inseln aus, welche die Verbindung mit anderen Erdtheilen begünstigen. Die Küste E.'s ist im Verhältniß dreimal so lang als die von Asien u. Südamerika, doppelt so lang als die von Australien u. 4—5 mal größer als die von Afrika. Je weiter sich E. von seinem breiten Zusammenhange mit Asien entfernt, desto mehr zerspaltet sich dieser Erdtheil u. bildet, indem er nach N., W. u. S. Halbinseln aussendet, eine Anzahl wichtiger Meeresbecken. Neun Halbinseln bilden die Hauptglieder von E.: die Halbinsel Kola im N. des Weißen Meeres (1800 □M.), die Skandinavische Halbinsel (15,000 □M.) u. die Jütische Halbinsel (625 □M.), welche das Binnenmeer der Ostsee vom Atlantischen Ozean abschneiden, Normandie u. Bretagne (775 □M.), die Pyrenäische Halbinsel (10,000 □M.), die Apenninen-Halbinsel (2000 □M.), die Balkan-Halbinsel (9000 □M.) u. die Taurische Halbinsel (450 □M.). Außerdem dringt aber noch das Meer in einer Fülle von Busen u. Baien tief in das Land hinein; vom nördl. Eismeer streckt sich zwischen das Festland u. Kola das Weiße Meer; die Nordsee zerklüftet in zahlreichen Fjorden (s. d.) die Westküste Norwegens u. steht durch die schmalen Straßen des Skagerack, Kattegat, Sund, Großen u. Kleinen Belt mit der Ostsee, durch die Straße von Calais u. den Kanal mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung; die Ostsee gliedert sich wiederum in dem Bottnischen, Finnischen u. Riga'schen Meerbusen. Als Theile des Atlantischen Ozeans sind zu betrachten: die Irische See, zu welcher im N. der Nordkanal, im S. der St. Georgskanal führt, u. der Meerbusen von Biscaya zwischen Spanien u. Frankreich. Die Straße von Gibraltar führt in das Mittelländische Meer; von diesem sondern sich ab: der Golf von Lion, der Busen von Genua, das Tyrrhenische Meer zwischen Italien, Sardinien u. Corsica, das Adriatische Meer, in das die Straße von Otranto führt, der Busen von Korinth, das Aegäische Meer zwischen der Balkan-Halbinsel u. Kleinasien u. die Straße der Dardanellen, das Marmorameer u. der

Bosporus. An das Mittelländische Binnenmeer schließt sich durch diese letzteren Meerstraßen nach O. das Schwarze Meer, als das dritte Binnenmeer E.'s an, von dem sich aber wiederum das Asow'sche Meer absondert, in welches die Straße von Kertsch führt. Diese außerordentlich reiche Küstenentwicklung ist für die Kultur E.'s von dem größten Einfluß gewesen; da das Meer der Leiter der Kultur genannt werden kann, so werden jene Länder naturgemäß die günstigsten Vorbedingungen für die Civilisation besitzen, welche eine vielfache Gliederung aufzuweisen haben. Afrika, Südamerika, Australien haben unter ihrem Küstenmangel insofern gelitten, als sie dadurch dem allgemeinen Weltverkehre weniger leicht zugänglich wurden; E. dagegen öffnet nach allen Richtungen seine Häfen, streckt nach allen Himmelsgegenden seine Arme aus. Vor der Entdeckung des Kompaß mußte Süde. schon deshalb ein Uebergewicht über den Norden sich erringen, weil die weit vorgeschobenen, vielfach zerspaltenen Halbinseln unsern Erdtheil Asien u. Afrika außerordentlich näherten; mit der Entdeckung Amerika's u. des Seeweges nach Ostindien stieg dagegen die Bedeutung des Westens u. Nordens, zuerst Portugals, dann der Niederlande, zuletzt Englands. Das buchtenreiche England eroberte sich die Herrschaft auf allen Weltmeeren. — E. ist aber auch durch seinen Inselreichthum vor allen anderen Erdtheilen ausgezeichnet; nicht nur sind diese Inseln im Verhältniß zum Flächeninhalt E.'s sehr groß, sondern sie haben auch eine sehr günstige Küstenentwicklung u. stehen durch ihre Lage in unmittelbaren Beziehungen zum benachbarten Festlande. Durch Fjord-Bildung sind von Norwegen die Lofoten abgetrennt worden; die Jütische u. Skandinavische Halbinsel verbinden Funen, Seeland u. die südlich vorgelagerten Inseln Alsen, Langeland, Laaland, Falster u. Möen; an der schwed. Küste liegen Bornholm, Oland, Gothland u. die Alands-Inseln, an der deutschen Küste Fehmern u. Rügen; den Riga'schen Busen schließen Dagö u. Oesel ab; die Nordsee wird im W. begrenzt von Großbritannien, der größten Insel E.'s (4187,4 □M.), an welche sich im N. die Orkney-Inseln, im NW. die Hebriden anschließen; von Großbritannien wird Irland (1493,5 □M.) nur durch schmale Meeresstraßen getrennt; die Shetland-Inseln u. Färoer bilden die Brücke von Skandinavien nach Island (1870 □M.) u. mit diesem nach Grönland. Das Mittelländische Meer wird durch die Apenninische Halbinsel u. Sizilien in eine westliche u. östliche Hälfte getheilt; in jener liegen die Inseln der Balearen-Gruppe, Corsica u. Sardinien, in dieser Malta, die Jonischen Inseln, Candia, welches das Aegäische Meer im S. abschließt, u. die Cycladen u. Sporaden, welche von Griechenland zu Kleinasien hinüberführen. Das Schwarze Meer hat nur unbedeutende Küsteninseln.

Bodengestalt. Für unseren Erdtheil ist das Maßhalten, das Vermeiden der Extreme charakteristisch; E. hat weder die ungeheueren Kettengebirge u. Tiefebenen Amerika's, noch die riesenhaften Hochebenen Asiens u. Afrika's aufzuweisen; nur wenige seiner Gebirge überragen die Schneegrenze; es fehlen ihm die gewaltigen salzigen Binnenseen Asiens, die Riesenströme u. die ausgedehnten Süßwasserbecken Amerika's, es hat dafür auch keine Wüsten u. weite Steppen, sondern zeigt auf seinem verhältnißmäßig beschränkten Raume eine glückliche Mischung der verschiedensten Bodenverhältnisse; es wechseln in allen Theilen E.'s Hochländer mit Tiefebenen, Hochgebirge mit Berg- u. Hügelland; nur im O. herrscht das Tiefland vor. Im übrigen E. überwiegt die Form des Hoch- u. Gebirgslandes, dessen Kern die Alpen bilden. Im S. lagern sich denselben die Gebirge der drei südlichen Halbinseln vor, im N. sind dieselben umgeben durch einen Kranz von Mittelgebirgslandschaften. Isolirt stellen sich die Gebirge Skandinaviens, der britischen Inseln u. Islands dar. Dieses Gebirgsland E.'s ist aber wiederum vielfach unterbrochen durch eingelagerte Tiefebenen, besonders durch diejenigen der Donau, des Oberrheines, der Rhone u. des Po. Aber auch der Charakter der einzelnen Gebirge zeigt eine Mannichfaltigkeit der Bodengestalt, welche sich in anderen Erdtheilen nicht in diesem Maße findet. Das hervorragendste unter den Gebirgssystemen E.'s bilden die Alpen (s. d.), welche dem ganzen mittleren E. seinen physischen Charakter gegeben u. den größten Einfluß auf die klimatischen, ethnographischen u. kulturgeschichtlichen Verhältnisse ausgeübt haben. Trotz seiner Höhe hat dieses Gebirge keinen isolirenden Charakter, da es überall von großen Stromthälern u. Pässen durchschnitten ist. Ihm verdanken Rhein u. Rhone, Donau u. Po die größten Zuflüsse, u. eine Menge von Seen begleiten die nördlichsten u. südlichsten Ketten der Mittelalpen. An den Westflügel der Alpen schließt sich der Apennin (s. d.) an, das Hauptgebirge der italienischen Halbinsel, welcher sich in der Richtung nach SO. dem Adriatischen Meere nähert u. seine Hauptkette in die calabrische Halbinsel sendet. Der Umstand, daß der höchste Zug dieses Gebirges nahe an die italien. Ostküste reicht u. die westlichen Ketten sich sanfter zum Tyrrhenischen Meere abdachen, hat die italienische Westküste sich viel vortheilhafter entwickeln lassen als die Küste der Adria. Die nach O. sich verbreitende Tiefebene des Po trennt den Nordapennin von den südlichen Alpen. In ähnlicher Weise steht mit den Ostalpen das Balkangebirge (s. d.) im Zusammenhange. An die öden Hochflächen des Karst schließen sich die Kalkgebirge Dalmatiens, Montenegro's, Bosniens u. Serbiens an, deren Parallelketten zur Donau abfallen u. welche im S. zu dem Hochgebirge des Balkan führen. Von ihm zweigt sich nach S. der niedrige Pindus ab, mit welchem die Gebirge Nordgriechenlands in Verbindung stehen. Wie sich den Apenninen im N. die Poebene, im S. das Hochland von Sizilien vorlagert, so dem System des Balkan im S. das Hochland des Peloponnes, im N. die Tiefebenen von Ungarn u. Rumänien; letztere umschließen in einem großen Bogen die Karpathen. — Von den Alpen dacht sich Mittele. stufenförmig zur Ost- u. Nordsee ab (s. „Deutschland"). Zwischen der norddeutschen Tiefebene u. den süddeutschen Hochebenen liegen die deutschen Mittelgebirge mit einer durchschnittlichen Kammhöhe von 800 m. Dieses mitteldeutsche Bergland findet in den nordfranzösischen u. belgischen Plateaux seine westliche Fortsetzung. Das südfranzösische Bergland ist durch das Rhonetiefland von dem Systeme der Alpen, durch die Garonne u. den Canal du Midi von den Pyrenäen geschieden. Während die Sevennen das Rhonethal im W. begrenzen, bildet das Hochland der Auvergne eine für die Flußsysteme Frankreichs bedeutsame vulkanische Erhebung im Herzen dieses Landes. Eine eigenthümliche orographische Gestaltung zeigt die Pyrenäische Halbinsel. In keinem Theile unseres Erdtheiles herrscht so sehr die Plateaubildung vor wie hier. Das breite, im S. eine Tiefebene bildende Ebrothal trennt das spanische Hochland von den Pyrenäen; nach W. fällt es terrassenförmig zum Atlantischen Ozean ab. Abgesondert von den kontinentalen Gebirgssystemen E.'s erscheinen die Gebirge Großbritanniens u. Skandinaviens. Jene, nach N. zu in dem Hochlande von Schottland zu ihrer größten Höhe ansteigend, zeigen eine große Anzahl von Gebirgsketten, die von einzelnen Knotenpunkten ausstrahlen; diese, steil zum Nordmeer, terrassenartig zu der ostschwedischen Küstenebene abfallend, haben im S. im Großen den Charakter ungeheuerer Plateaux, auf welchen Gipfel von bedeutender Höhe ansteigen. — Das Maßvolle in den physischen Verhältnissen E.'s zeigt sich auch in seiner Armuth an Vulkanen; nur in vier Gebieten zeigt sich jetzt noch vulkanische Thätigkeit, während nach Humboldt auf der ganzen Erdoberfläche nicht weniger als 225 feuerspeiende Berge innerhalb der letzten 160 Jahre thätig gewesen sind. Drei dieser Gebiete liegen in u. an dem Mittelländischen Meere: der bedeutendste Vulkan E.'s, der Aetna (3304 m.) auf Sizilien, zu ihm gehörig der Stromboli (979 m.) u. Volcano (390 m.) auf einer der Liparischen Inseln, bilden die eine, der Vesuv (1166 m.) auf der Apenninischen Halbinsel die zweite u. der Vulkan der griechischen Insel Santorini die dritte Gruppe; die vierte stellt das durchaus vulkanische Island dar (Hekla 1610 m.).

Die wichtigsten Berge Europa's nach ihrer Höhe.

Berg	Höhe
Mont-Blanc (Centralalpen)	4810 m.
Monte-Rosa „ „	4638 „
Finsteraarhorn „ „	4274 „
Jungfrau „ „	4182 „
Bernina „ „	4182 „
Mont Iséran (Westalpen)	4045 „
Ortler (Centralalpen)	3940 „
Weißkugel „ „	3850 „
Groß Glockner (Ostalpen)	3737 „
Wildspitze (Centralalpen)	3675 „
Mulahacem (Sierra Nevada)	3554 „
Pic d'Anethou (Pyrenäen)	3404 „
Aetna (Sizilien)	3304 „
Dachstein (Ostalpen)	3000 „
Kilo Dagh (Balkan)	3000 „
Zugspitze (Centralalpen)	2961 „
Gran Sasso (Apennin)	2909 „
Terglou (Ostalpen)	2857 „
Gerlsdorfer Spitze (Karpathen)	2648 „
Galdhöpigg (Kjölen)	2603 „
Snehättan „	2273 „
Oraefa Jökull (Island)	1959 „
Hekla „	1610 „
Schneekoppe (Riesengebirge)	1601 „
Feldberg (Schwarzwald)	1495 „
Arber (Böhmerwald)	1472 „
Ben Nevis (Schottland)	1331 „
Keilberg (Erzgebirge)	1243 „
Vesuv (Italien)	1166 „
Brocken (Harz)	1140 „

Gewässer. Auch in Betreff der Bewässerung ist Europa gleichweit entfernt von den Extremen; es besitzt keine Riesenströme, wie Amerika, Afrika u. Asien, hat aber auch in keinem Theile Mangel an fließendem

Wasser, sondern ist durchzogen von einem Netz größerer u. kleinerer Flüsse. Die eigenthümliche Mannichfaltigkeit der Bodengestalt E.'s bringt eine ähnliche Mannichfaltigkeit in den Flußsystemen hervor u. gestattet zugleich eine Verbindung der meisten Stromgebiete durch Kanäle. Wie Mittele. am reichsten orographisch entwickelt ist, so ist es auch am günstigsten hydrographisch ausgestattet; am einförmigsten ist die Stromentwicklung in den russischen Tiefebenen u. auf den Hochländern der Pyrenäischen Halbinsel. Daß die meisten Halbinseln E.'s keine großen Flußsysteme aufzuweisen haben, ist durch ihre vielfache Gliederung u. geringe Breite bedingt; infolge der Längenthäler der sie durchstreichenden Gebirge ist aber auch hier eine verhältnißmäßig reiche hydrographische Entwicklung möglich geworden. Selbst die Inseln nehmen an diesem Vorzuge unseres Kontinentes Theil, vor Allem Großbritannien, das ein Netz schiffbarer, durch Kanäle verbundener Flüsse aufzuweisen hat, wie kein anderes Land E.'s. E. bildet zwei große Abdachungen, eine nördliche zum Eismeer u. Atlantischen Ozean u. eine südliche zum Mittelländischen u. Schwarzen Meer u. zum Kaspischen See; von dieser allgemeinen Gestalt ist die Pyrenäische Halbinsel ausgeschlossen, deren Bodenerhebungen die Flüsse zu einem westlichen Laufe zwingen. Durch diese ausgedehnten, vielverzweigten Stromgebiete stehen fast alle Länder E.'s, mit Ausnahme der Halbinseln, unter einander in Wasserverbindung; so ist es z. B. möglich, zwischen dem Meerbusen von Biscaya u. dem Schwarzen Meere in der Loire, Seine, dem Rheine, der Donau u. den diese Flußgebiete verbindenden Kanälen eine ununterbrochene Wasserstraße zu benutzen.

Die Ströme Europa's nach ihrer Größe.

Name	Länge des Laufes in geogr. M.	Stromgebiet in geogr. □M.	Mündung.	Schiffbare Länge in geogr. M.
Wolga	460	27,000	Kaspischer See	16/17
Donau	400	14,500	Schwarzes Meer	11/12
Dnjepr	270	10,500	Schwarzes Meer	9/10
Don	230	8500	Schwarzes Meer	[illegible]/8
Rhein	175	4000	Nordsee	7/8
Dnjestr	170	1500	Schwarzes Meer	7/8
Dwina	170	6000	Weißes Meer	7/8
Elbe	160	2800	Nordsee	4/5
Petschora	155	3000	Weißes Meer	3/4
Weichsel	140	3500	Ostsee	9/10
Düna	140	2200	Ostsee	4/5
Loire	130	2400	Atlant. Ozean	[illegible]/6
Oder	125	2200	Ostsee	7/8
Tajo	120	1400	Atlant. Ozean	1/4
Rhone	115	2000	Mittell. Meer	[illegible]
Niemen	115	2000	Ostsee	[illegible]
Weser (mit Werra)	100	900	Nordsee	7/8
Maas	97	864	Nordsee	7/8
Garonne	90	1450	Atlant. Ozean	[illegible]/8
Duero	90	1600	Atlant. Ozean	1/4
Ebro	90	1300	Mittell. Meer	[illegible]
Po	90	1400	Mittell. Meer	[illegible]
Seine	90	1400	Atlant. Ozean	3/4
Bug	85	1300	Schwarzes Meer	[illegible]/8
Guadalquivir	70	940	Atlant. Ozean	[illegible]/4
Etsch	60	400	Mittell. Meer	[illegible]/4
Ems	45	250	Nordsee	[illegible]
Themse	47	230	Nordsee	7/8
Minho	44	740	Atlant. Ozean	1/6
Schelde	44	300	Nordsee	[illegible]
Pregel	26	300	Ostsee	[illegible]

Wie die Bodengestalt E.'s einer großartigen Flußentwicklung nicht günstig ist, so verhindert sie auch die Bildung so gewaltiger Wasserbecken, wie sie Asien, Amerika u. Afrika aufweisen; denn hierzu gehören ungeheure Hochebenen, die unserem Erdtheil nicht eigenthümlich sind. Charakteristisch ist für E. der Mangel salziger Binnenseen. Die Seen E.'s sind, mit Ausnahme des Platten- u. Neusiedler-Sees in Ungarn, deren zuströmendes Wasser ohne sichtbaren Abfluß verdunstet, Durchgangsseen von Flüssen. Arm an Seen ist der Westen u. Süden, reicher die Mitte, am reichsten der Norden u. Nordosten unseres Kontinentes. Die größte Anzahl der europäischen Seen sendet ihre Abflüsse in die Ostsee; im S. dieses Binnenmeeres liegt die norddeutsche Seenplatte mit mehreren Hundert kleiner Seen, deren größter der Müritz-See in Mecklenburg ist; im O. die großen Seen Rußlands, die größten des Erdtheils: der Ladoga-, Onega- u. Peipus-See (s. Tabelle) u. die von einer Unzahl inselreicher, vielfach verschlungener, mit einander verbundener Seen bedeckte Granitplatte Finnlands. Eine zweite Zone von Seen u. zwar diejenige der tiefsten des Festlandes begleitet den Nord- u. Südfuß der Alpen, ihre Gewässer der Rhone, dem Rhein, der Donau u. dem Po zusendend; die dritte Seenzone trägt Irland.

Die wichtigsten Seen Europa's.

Name.	Höhe über dem Meere in Metern.	Ausdehnung in □Meilen.	Größte Tiefe in Metern.	Abfluß.
Ladoga-S. (Rußland)	13	336,6	374	Newa
Onega-S. (Rußland)	63	159,3	180	Swir
Wener-S. (Schweden)	43	94,8	89	Götha Elf
Peipus-S. (Rußland)	29	66,25	14	Narowa
Enare-S. (Lappland)	123	59	9	Pasvig Elf
Wetter-S. (Schweden)	89	33,68	110	Motala Elf
Saima-S. (Finnland)	78	33	?	Wuoxen-Elf
Garda-S. (Italien)	69	26,5	290	Mincio
Mälar-S. (Schweden)	0,5	22,2	51	Nordström
Segosero-S. (Rußland)	?	21,4	?	Segescha
Bielo-S. (Rußland)	?	20,4	10	Scheksna
Platen-S. (Ungarn)	138	18	30	. . . . .
Ilmen-S. (Rußland)	29	16,8	?	Wolchow
Genfer S. (Schweiz)	376	10,5	321	Rhone
Hjelmar-S. (Schweden)	28	8,8	22	Eskilstuna-a
Boden-S. (Schweiz)	393	8,65	278	Rhein
Neusiedler S. (Ungarn)	111	7,9	3	. . . . .
Neagh S. (Irland)	14	7,2	13	Bann River
Mjösen S. (Norwegen)	125	6,5	?	Longen
Neuenburger S. (Schweiz)	435	4,4	146	Ziehl
Kopais S. (Griechenland)	98	4,4	?	. . . . .
Lago maggiore (Italien)	209	3,7	797	Ticino
Chiem-S. (Bayern)	526	3,5	139	Alz
Iseo-S. (Italien)	192	3	298	Oglio
Como-S. (Italien)	213	2,9	587	Adda
Müritz-S. (Mecklenburg)	68	2,3	?	Elde
Dearg-S. (Irland)	33	2,2	?	Shannon
Vierwaldstätter S. (Schweiz)	437	2	260	Reuß
Züricher S. (Schweiz)	408	1,6	390	Limmat
Würm-S. (Bayern)	584	1,1	246	Würm

Klima u. Produkte. E. zeigt eine überaus glückliche Mischung des feuchtwarmen ozeanischen u. des trocknen kontinentalen Klimas, daher das unter allen Erdtheilen am meisten gemäßigte Klima. Der Temperaturregulator für den größten Theil unseres Erdtheiles ist der Golfstrom, welcher das unter der äquatorialen Sonne erwärmte Wasser an den Nordwestküsten E.'s nach dem Pole führt, die Eismassen des nördlichen Polarmeeres verdrängt u. den Norden unseres Erdtheiles so erwärmt, daß die Durchschnittstemperatur dort eine bei Weitem höhere ist, als unter gleichen Breitengraden in Asien u. Amerika. Eigenthümlich ist den unter dem ozeanischen Klima gelegenen nordwestlichen u. nördlichen Ländern E.'s ein milder Winter u. ein kühler Sommer: Dublin hat im Januar eine Durchschnittstemperatur von + 3,77°, im Februar von 4,06° R., Dresden dagegen in den gleichen Monaten, trotz seiner 2° südlicheren Lage, von — 1,25° u. 0,58° R. u. Warschau von — 3,5° u. 1,9° R. Die Durchschnittstemperatur der Wintermonate fällt auf den britischen Inseln nie unter den Gefrierpunkt, ein Gleiches gilt von Bergen in Norwegen; selbst Hammerfest, die nördlichste Stadt E.'s, hat infolge des Golfstromes eine Januartemperatur von — 4°, während Astrachan am Kaspischen Meer in demselben Monat — 5° R. aufweist. Umgekehrt ist aber die Sommertemperatur des ozeanischen Westen bei weitem niedriger als die des kontinentalen Ostens. Der Monat Juli zeigt in Dublin + 11,65°, in Berlin + 14,86°, in Warschau + 14,5°, in Astrachan + 16,4° R. Die Nähe Afrika's beeinflußt das Klima der europäischen Mittelmeerländer insofern, als die Temperatur durch die heißen S.-, SW.- u. SO.-Winde bedeutend erhöht wird; hierdurch rückt E. in die subtropische Zone mit ihren Winterregen hinein u. besitzt auch im S. ein weit höheres Durchschnittsklima, als die gleichen Breiten Amerika's u. Asiens. E. hat demnach drei große klimatische Zonen: die ozeanische (W.- u. N.-Küste der Pyrenäischen Halbinsel, Großbritannien u. Irland, Dänemark, W.-Küste Skandinaviens, N.-Küste Deutschlands, Niederlande, Belgien, W.-Frankreich) mit kühlem Sommer u. mildem Winter; W.-Winde herrschen vor; die kontinentale (O.-Deutschland, Ungarn, Rußland) mit warmem Sommer u. kaltem Winter, O.-Winde herrschen vor; die mediterrane (S.-Küste Spaniens, S.-Frankreich, Italien, Griechenland, Türkei) mit warmem Sommer u. warmem Winter, S.-Winde herrschen vor. Das innere Spanien ähnelt dem kontinentalen O., Mittel-E. u. Schweden bilden den Uebergang vom ozeanischen zum kontinentalen Klima. Während die Temperatur eines Erdtheils nur unwesentlich durch die menschliche Kultur beeinflußt werden kann, so ist dies doch in weit höherem Grade bei der Vertheilung des Regens der Fall; noch fällt auf E. dieselbe Menge Regen wie vor Jahrtausenden; aber dadurch, daß die Hand des Menschen die lokalen Unterschiede des Bodens immer mehr hat verschwinden lassen, ist die Regenmenge auf die verschiedenen Zeiten

u. Länder regelmäßiger vertheilt worden. Im S. E. fällt das Maximum des Regens in den Winter, im W. in die Herbstmonate, in Mittel- u. O. E. in die Sommermonate. Nimmt man nun noch hinzu, daß E. infolge der geringen mittleren Höhe seiner Gebirge auch in seiner vertikalen Entwicklung jener klimatischen Extreme entbehrt, welche die asiatischen u. amerikanischen Hochländer aufweisen, so muß man anerkennen, daß unser Erdtheil die günstigsten klimatischen Verhältnisse auf der ganzen Erde besitzt. Wir entbehren der ertodtenden Kälte der Polarregion u. der erschlaffenden Hitze der Tropen, der Wirbelstürme u. Windstillen, der Eis- u. Schneefelder, der Wüsten u. Steppen; wir haben einen Wechsel von vier Jahreszeiten, der äußerst günstig auf das organische Leben unseres Kontinentes einwirkt. Hinsichtlich der Pflanzenwelt mangelt uns allerdings die üppige Pracht, der Artenreichthum der heißen Zone; wir entbehren dafür aber auch die Aermlichkeit der arktischen Flora. In E. überwiegt das Nützliche; denn der Mensch ist im Stande, die Natur zu beherrschen. Hinsichtlich der Vegetation unterscheiden wir in E. folgende Zonen: 1) die arktische, das nordöstliche Rußland u. Lappland umfassend, ohne Getreide, mit verkrüppelten Bäumen, moosigen Wiesen; 2) die subarktische: Skandinavien, Island, Färöer, Shetland-Inseln, Rußland bis zum 60.° mit vorherrschenden Nadelhölzern, dazwischen Birke u. Weide; die Halbgräser nehmen zu; Hafer, Roggen u. Gerste können angebaut werden; 3) die kalte gemäßigte vom 60.–45°: Rußland, Deutschland, Niederlande, Nord- u. Mittel-Frankreich, Spanien mit Ausnahme der Südküste, Großbritannien, Dänemark, Südschweden; Laubwälder, aus Buchen u. Eichen bestehend, treten neben den Nadelwäldern auf, Weizen u. weiter im S. Mais erscheint als Getreide, Obstbau u. Weinkultur, Hülsenfrüchte u. Oelpflanzen bringen reichen Ertrag; 4) die warme gemäßigte, auf die Küsten des Mittelmeeres beschränkt, läßt das Laubholz überwiegen in lichten Hainen anstatt in dichten Waldungen, immergrüne Laubhölzer erscheinen (Steineichen, Lorber, Myrte); das Obst ist vertreten durch die verschiedenen Gattungen der Orange; die Olive, Pinie, Cypresse, die Agaven u. Kakteen treten angepflanzt u. verwildert auf, daneben der Maulbeerbaum, in den südlichsten Ländern sogar die Zwerg- u. Dattelpalme, die Baumwollenstaude u. das Zuckerrohr; Mais u. Reis sind die wichtigsten Getreidearten. — Die vorgeschrittene Kultur u. das Klima hat der Thierwelt E.'s eine auffallende Gleichartigkeit verliehen; Gegensätze bestehen nur zwischen dem äußersten Norden, wo das Renthier als Hausthier, der Eisbär als Raubthier, unter den Wassersäugethieren die Wale, unter den Vögeln die Fettgänse charakteristisch sind, u. dem Süden, wo, wie in der Krim, das Kameel auftritt, oder, wie bei Gibraltar, der Affe einheimisch ist. Ueber fast ganz E. sind dieselben Hausthiere verbreitet u. in den meisten Ländern die größeren Raubthiere, wie Wolf, Bär, Luchs u. Wildkatze, ausgerottet; Schwarz- u. Rothwild ist im Abnehmen begriffen; eigenthümlich ist den Urwäldern Ost-E.'s das Elenn u. der Auerochs, den Hochgebirgen E.'s der Steinbock, die Gemse u. der Lämmergeier, Sardinien das Mufflon; die Vögel stehen denen der heißen Zone an Farbenpracht nach, übertreffen dieselben aber durch ihren Nutzen u. Gesang. Auffallend ist der Mangel an Reptilien u. schädlichen Insekten; nach S. nehmen dieselben besonders an Zahl der Arten zu.

Die **Bevölkerung** E.'s wird auf 300,800,000 abgeschätzt; sie besteht aus etwa 60 Völkern mit 53 Sprachen u. zahlreichen Mundarten; nur die Lappen, Samojeden, Kalmücken, Kirgisen u. die nomadischen Völker an der unteren Wolga gehören zur mongolischen, alle übrigen Völker E.'s zur kaukasischen Rasse; der Sprache nach letztere aber wiederum zum größten Theil zum indo-germanischen Sprachgebiet; nur die Finnen, Ungarn, Türken u. Tataren bilden einen eigenen Sprachstamm; vollständig isolirt stehen die Basken auf der Pyrenäischen Halbinsel da, in welchen sich wahrscheinlich ein Ueberrest der Urbevölkerung W.-E.'s, der Iberier, erhalten hat. Innerhalb des indo-germanischen Sprachstammes unterscheidet man drei große Völkergruppen in E.: 1) die Germanen, 31% der Gesammtbevölkerung mit 94,000,000 Seelen, vorzüglich in N. u. Mittel-E. ansässig, in Skandinavien, Dänemark, Deutschland, Oesterreich, Holland, N. u. O.-Belgien, Schweiz u. England; 2) die Romanen, 32% der Gesammtbevölkerung mit 97,200,000 Seelen in W.- u. S.-E., Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Rumänien, in den südlichen Kantonen der Schweiz u. in S.-Belgien; 3) die Slaven, 27% der Gesammtbevölkerung mit 82,150,000 Seelen, im O. vorherrschend, in Rußland, Polen, Böhmen, Mähren, Galizien, N.-Ungarn, Kärnthen, Krain, Istrien u. der Balkanhalbinsel, mit Ausnahme Griechenlands. Außerhalb dieser drei Nationalitätsgruppen stehen die Magyaren in der Mitte Ungarns mit 5,450,000, die diesen verwandten Finnen in Rußland u. Skandinavien mit 4,920,000, die Türken mit 1,500,000 Seelen; die 3,400,000 Celten in Schottland, Irland u. der Bretagne, die 2,880,000 Letten in Rußland u. Ostpreußen u. die zersplitterten Stämmen der Juden, welche sich etwa 5 Millionen stark über ganz Europa verbreitet haben, am stärksten aber in den slavischen Ländern angesiedelt sind, der Armenier, Zigeuner u. Tataren.

In eigenthümlicher Weise fallen die Konfessionen mit diesen Nationalitäten zusammen; im Großen u. Ganzen ist der germanische N. protestantisch, der romanische S. u. W. römisch-katholisch, der slavische O. griechisch katholisch. Zu den Ländern, von deren Einwohnern über 90% katholisch sind, gehören Portugal, Spanien, Italien, Belgien, Luxemburg, Frankreich u. Oesterreich; mehr als die Hälfte der Bewohner sind katholisch außerdem in Polen (80%), Irland (77%), Ungarn (59%), mehr als das Drittel in der Schweiz (40%), den Niederlanden (37%) u. Deutschland (36%); in Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland, England u. Schottland sind über 90% der Bevölkerung protestantisch, über 50% in der Schweiz (59%), den Niederlanden (61%) u. Deutschland (62%); von den 70 Millionen Griech.-Katholischen leben in Rußland über 54, in Rumänien gegen 4, in Griechenland etwa 1½ u. in der Türkei über 5 Millionen. Die Mohammedaner vertheilen sich auf Rußland mit 2,360,000 u. auf die Türkei mit 4,550,000 Seelen; dem Heidenthum gehören in Rußland u. der Türkei je gegen 200,000 Menschen an. Im Ganzen hat man für E. 147,800,000 römische Katholiken, 71,600,000 Protestanten, 69,100,000 griechische Katholiken, 5,000,000 Israeliten u. 6,800,000 Mohammedaner angenommen.

In politischer Beziehung giebt es jetzt (Mitte 1873) 38 Monarchien u. 8 Republiken. Monarchisch regierte Staaten sind: 1 Großsultanat: Türkei; 13 Königreiche: Schweden, Norwegen, Dänemark, Großbritannien, Portugal, Italien, Griechenland, Niederlande, Belgien, Preußen, Sachsen, Bayern u. Württemberg; 3 Kaiserreiche: Deutschland, Oesterreich u. Rußland; 6 Großherzogthümer: Baden, Hessen, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz u. Sachsen-Weimar; 5 Herzogthümer: Braunschweig, Anhalt, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha u. Sachsen-Meiningen; 11 Fürstenthümer: Serbien, Rumänien, Lippe, Schaumburg, Waldeck, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Liechtenstein u. Monaco. Republikanische Staatsformen bestehen gegenwärtig in Spanien, Frankreich, der Schweiz, den drei Freien deutschen Städten Hamburg, Bremen u. Lübeck, Andorra u. San Marino. Zwei von diesen Staaten, nämlich die Schweiz u. das Deutsche Reich, sind Bundesstaaten.

	Jahr.	□Meilen.	Bevölkerung.	Auf 1 □M.
Rußland	1867	96,856	71,195,394	735
Oesterr. Ungarn	1869	11,305	35,904,435	3176
Deutsches Reich	1871	9812	41,058,196	4184
Frankreich	1866	9599	36,594,836	3805
Spanien	1870	9076	16,565,000	1828
Schweden	1870	8024	4,204,107	571
Türkei	—	6302	10,500,000	1666
Norwegen	1870	5751	1,753,000	312
Großbritannien und Irland	1871	5697	31,817,108	5584
Italien	1871	5376	26,716,809	4968
Rumänien	1870	2197	4,200,000	1912
Portugal	1868	1623	3,995,153	2461
Griechenland	1870	910	1,457,894	1602
Serbien	1870	791	1,306,694	1653
Schweiz	1870	752	2,369,147	3548
Dänemark	1870	694	1,784,741	2572
Niederlande	1870	596	3,618,017	6068
Belgien	1870	535	5,087,105	9511
Montenegro	—	80	120,000	1500
Luxemburg	1871	47	197,528	4203
Andorra	—	7	12,000	1714
Liechtenstein	1867	2,9	8350	2810
San Marino	1869	1	7303	7303
Monaco	1861	0,3	3127	10,423

Von diesen Staaten sind nur Portugal, Italien, Griechenland u. die Niederlande von einer Nation bewohnt, während in den übrigen mehr als eine Sprache gesprochen wird. Die größten nationalen Verschiedenheiten zeigt Oesterreich-Ungarn. Den größten Einfluß auf Kultur u. Politik hat Mittele. ausgeübt u. hier besonders die drei Großmächte: das Deutsche Reich, Frankreich u. Großbritannien mit ihren Nebenländern. Dieser Theil von E. ist auch am dichtesten bevölkert infolge der günstigen Weltlage u. der ungemein reich entwickelten Industrie. Die relativ stärkste Bevölkerung zeigt Belgien; ihm zunächst kommen die Niederlande u. Großbritannien, sodann Italien, das Deutsche Reich, Frankreich, die Schweiz u. Oesterreich-Ungarn. Die natürlichen Verhältnisse des Ostens u. Nordens von E. erklären die geringe Volksdichtigkeit dieser Länder, welche in Norwegen den tiefsten Grad erreicht; verhältnißmäßig menschenarm ist auch W.-E.; Spanien hat auf der □M. nur hundert Bewohner mehr als die Türkei. Bei jenen Staaten, in welchen die □M. weniger als 3000 Menschen trägt, bilden Ackerbau u. Viehzucht, in den dichter bevölkerten Handel u. Industrie die

Hauptbeschäftigung. In engem Zusammenhang mit der Dichtigkeit der Bevölkerung steht die Zahl der Großstädte in den einzelnen Ländern. In dieser Hinsicht wird Mittel u. N.-E. nur von den noch volkreicheren asiatischen Ländern China u. Japan übertroffen. Die Vermehrung der Verkehrswege, besonders der Eisenbahnen, hat gerade in den letzten Jahrzehnten eine so starke Vergrößerung der mitteleuropäischen Städte hervorgerufen, daß unser Erdtheil bald eine gleiche Zahl von Städten über 1 Million Einwohner besitzen wird, wie China.

Jetzt hat E. nur drei Städte, welche mehr als 1 Million Einwohner umschließen: London, Paris u. Konstantinopel, u. drei, welche sich dieser Zahl nähern: Wien, Berlin u. St. Petersburg; von den 23 Städten zwischen 200—500,000 E. hat Großbritannien 8, Italien 4, Frankreich, Rußland u. Deutschland je 2, Spanien, Portugal, Niederlande, Belgien u. Oesterreich-Ungarn je 1. Am reichsten an Großstädten ist Großbritannien, die relativ größte Zahl von Mittelstädten weist das Deutsche Reich auf; am ärmsten an städtischer Bevölkerung ist Spanien. Betrachten wir die materielle Kultur der einzelnen europ. Länder, so wird sich aus dem Vorstehenden ergeben, daß die Länder mit der dichtesten Bevölkerung in erster Linie hierher zu stehen kommen. Obenan stehen die Schweiz u. Belgien, ihnen folgen Großbritannien, Niederlande, Frankreich u. Deutsches Reich; am niedrigsten stehen unter den Großstaaten Oesterreich u. Rußland. Einigermaßen wird aber dieses Verhältniß dadurch ausgeglichen, daß in den vorzüglich industriellen Staaten der größte Theil des sog. Nationalreichthums sich auf einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung vertheilt, während in den vorwiegend ackerbauenden Ländern die Vermögensunterschiede bei einem freien Grundbesitze minder schroff sind. Das Deutsche Reich hat bis jetzt eine glückliche Mittelstellung behauptet. Hinsichtlich der geistigen Kultur übertreffen die germanischen Länder eben so sehr die romanischen, wie diese die slavischen. Der größten Volksbildung in E. kann sich das deutsche Volk rühmen; in Preußen waren von den $18^{64}/_{65}$ eingestellten Rekruten nur 3,5 Proz. ohne alle Schulbildung, 20 Proz. mit mangelhafter; in Bayern dagegen nur 9 Proz. mit mangelhaften Vorkenntnissen, während in Frankreich 1866 von der Gesammtbevölkerung 33 Proz., vom Militär 19 Proz. weder lesen noch schreiben, u. 11 Proz., resp. 9,3 Proz. blos lesen konnten. Noch ungünstiger gestaltet sich dies Verhältniß in England, wo 1868 bei den Eheabschlüssen 24 Proz. nicht schreiben konnten, in Italien u. Spanien, wo 75 Proz. ohne allen Schulunterricht aufwachsen, sowie in Rußland u. der Türkei, welche Staaten freilich kein Material für die Bildungsstatistik veröffentlicht haben.

Von den Staaten E.'s werden folgende als Großmächte bezeichnet: Rußland, Deutsches Reich, Großbritannien, Oesterreich-Ungarn, Frankreich u. Italien; von diesen hat Rußland ein Heer in der Friedensstärke von 575,000 Mann, Frankreich 425,000 Mann, das Deutsche Reich 402,000 Mann, Oesterreich-Ungarn 341,000 Mann, Italien 183,000 Mann, Großbritannien 134,000 Mann. Letzterer Staat gleicht aber den niedrigen Stand seines Heeres durch seine bedeutende Kriegsflotte aus (621 Schiffe mit 9158 Kanonen). Die Schweiz ist der einzige Staat in ganz E., welcher kein stehendes Heer, sondern nur Miliztruppen unterhält.

Nur die Europäer haben zur Unterstützung ihrer politischen Macht u. zur Ausbreitung ihres Handels Kolonien in anderen Erdtheilen angelegt, u. auch nur sie sind von allen Rassen befähigt, in allen Klimaten zu leben. Am thätigsten sind in dieser Beziehung Großbritannien, die Niederlande, Portugal u. Frankreich gewesen. Die britischen Besitzungen in Amerika, Afrika, Asien u. Australien umfassen 214,114 □M. mit gegen 160 Mill. Menschen; die niederländischen Kolonien in Ost- u. Westindien u. Surinam 31,752 □M. mit $23^{1}/_{2}$ Mill. E.; die französischen in Afrika, Amerika, Asien u. Australien 19,858 □M. mit $2^{1}/_{4}$ Mill. E., die spanischen in Amerika, Afrika u. Australien 5513 □M. mit $6^{1}/_{2}$ Mill. E., die dänischen in Amerika ungefähr 2200 □M. mit 46,000 E., die portugiesischen in Afrika u. Asien 34,820 □M. mit 3,880,000 E. Die asiatischen Besitzungen Rußlands erstrecken sich über ein Gebiet von 280,000 □M. mit 11 Millionen Bewohnern, also über eine Fläche, welche $1^{1}/_{2}$ mal so groß ist als E.

Städte Europa's mit mehr als 100,000 Einwohnern.

Stadt	Jahr	Einw.	Stadt	Jahr	Einw.
London	1871	3,251,804	Dresden	1871	177,089
Paris	1872	1,854,800	Belfast	1871	174,394
Konstantinopel	1864	1,075,000	München	1871	169,478
Wien	1869	834,284	Florenz	1872	167,093
Berlin	1871	825,389	Lille	1872	158,100
St. Petersburg	1872	667,933	Prag	1869	157,275
Liverpool	1871	493,346	Bradford	1871	145,827
Glasgow	1871	479,227	Stockholm	1870	136,016
Neapel	1872	448,743	Stoke-upon-Trent	1871	130,507
Moskau	1867	399,321	Genua	1872	130,269
Manchester	1871	355,665	Köln	1871	129,233
Lyon	1872	353,700	Venedig	1872	128,901
Birmingham	1871	343,696	Newcastle	1871	128,160
Madrid	1871	332,024	Antwerpen	1869	126,663
Brüssel	1869	314,077	Toulouse	1872	124,900
Marseille	1872	312,900	Salford	1871	124,805
Dublin	1871	295,841	Bukarest	1860	121,734
Amsterdam	1869	264,691	Hull	1871	121,598
Mailand	1872	261,985	Gent	1869	121,469
Leeds	1871	259,201	Odessa	1867	121,335
Warschau	1867	251,584	Rotterdam	1869	116,232
Rom	1872	244,484	Bologna	1872	115,957
Hamburg	1871	240,251	Magdeburg	1871	114,552
Sheffield	1871	239,947	Portsmouth	1871	112,954
Lissabon	1864	224,063	Königsberg	1871	112,123
Palermo	1872	219,398	Nantes	1866	111,956
Breslau	1871	208,025	Messina	1872	111,854
Turin	1872	207,770	St. Etienne	1872	110,800
Edinburgh	1871	201,728	Leipzig	1871	106,925
Pest	1869	200,476	Lüttich	1869	106,442
Bordeaux	1866	194,241	Hannover	1871	104,248
Bristol	1871	182,524	Kischinew	1867	103,998
Kopenhagen	1870	181,291	Rouen	1872	102,500
Barcelona	1857	180,014	Adrianopel	circa	100,000

Vertheilung der Nationalitäten in den einzelnen europäischen Staaten. (Nach Tausenden angegeben.)

	Gesammt Bevölkerung.	Germanen. Deutsche. Holländer. Flamänder.	Germanen. Angelsachsen.	Germanen. Skandinavier.	Romanen. Franzosen. Provençalen. Catalanen.	Romanen. Italiener. Rhätoromanen.	Romanen. Spanier. Portugiesen.	Rumänen.	Griechen.	Albanesen.	Slaven. Russen. Ruthenen.	Slaven. Polen.	Slaven. Czechen. Wenden.	Slaven. Südslaven.	Slaven. Bulgaren.	Celten.	Letten. Litthauer.	Israeliten.	Magyaren. Finnen.	Basken. Armenier. Zigeuner.	Türken. Tataren. Mongolen.
Belgien	5087	2747	6	—	2325					—					—			2	—		—
Dänemark	1785	?36	1	1750		—				—					—			5			
Deutschland	41,058	37,436	8	160	235						15	2350	190			-	150	511	1	1	—
Frankreich	36,595	425	30	1	34,330	370	33				2	7	-		—	1100		46	—	250	
Griechenland	1458	1	2	—	1	3	-	?10	1390	?33		—				—		5		5	?10
Großbritannien	31,817	?50	29,315	20	20	6	2		1		2	5				2300	-	46		50	—
Italien	26,727	25	7	—	145	26,473	2		6					33			—	36			—
Niederlande	3618	3542	2	—	4													69			
Luxemburg	198	195		—	3										—						
Oesterr.-Ungarn	35,915	9160	2	—	3	580		2850	2	3	3050	2350	6700	4200	25			1376	5450	170	1
Portugal	3995		2		2		3980				—	—			—			?1		10	-
Rumänien	4200	10	3		1			3800	3		70			5	5			150	60	100	2
Rußland	69,366	985	?10	40	6			910	51	1	51,370	4700		?5	?44		2730	2612	3160	64	2680
Finnland	1831	1		125				—			8					—			1700	1	
Schweden	4204	3	1	4174														2	25		—
Norwegen	1753	2		1723				—	—						—	—	—		27		—
Schweiz	2669	1838	2		638	186					1	1						7			—
Serbien	1307	3						137						1130	3			2		27	5
Spanien	16,562	1	?4		3550	2	12,300											?6		700	
Türkei	10,630	3	2		?1	?4		?400	1000	1400	12			1800	4000			?100		400	1500
Summa	300,800	56,460	29,400	8000	41,260	27,620	16,320	8100	2450	1440	54,530	9420	6890	7200	4080	3400	2880	5000	10,420	1780	4200

Euryale (Astrophyton), eine Gattung von Seesternen (s. d.) mit sehr verzweigten Greifarmen.

Eurydike, Gattin des thrakischen Sängers Orpheus (s. d.). — **E.** heißt ferner einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planeten (22. Sept. 1862 von Peters in Hamilton entdeckt).

Eurymĕdon, schiffbarer Fluß im kleinasiat. Pamphylien (jetzt Kapri su), bekannt durch den Doppelsieg des Atheners Kimon über die Perser.

Eurynŏme, einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planeten (14. Sept. 1863 in Ann Arbor, Michigan, entdeckt).

Eusebius von Cäsarea, der Vater der christl. Kirchengeschichte, wurde um 260 n. Chr., wahrscheinlich in Palästina, geboren. Von Jugend auf ging seine Neigung mehr auf gelehrte Forschungen als auf den praktischen Kirchendienst. Der Märtyrertod seines Lehrers u. Freundes Pamphilus (309), nach welchem E. selbst den Namen „Pamphili" führt, nöthigte ihn zur Flucht nach Tyrus, später nach Aegypten. Um 315 wurde er Bischof zu Cäsarea. In den bald darauf ausbrechenden arianischen Streit wider Willen hineingezogen, hoffte er als Vermittler einen Ausgleich zu Stande bringen zu können. Zwar mußte er sich auf dem Konzil zu Nicäa (325) verschiedene Zusätze zu dem von ihm aufgesetzten vermittelnden Glaubensbekenntniß gefallen lassen, gab aber deshalb seinen Widerspruch gegen die athanasianische Lehre nicht auf. Kaiser Konstantin d. Gr. überhäufte ihn mit Auszeichnungen u. öffnete ihm für seine Studien die Archive des röm. Reichs, wofür E. ihn in Schrift u. Rede verherrlichte. Mitten in rastloser Arbeit u. neuen Plänen starb E. im J. 338. Sein Hauptwerk, die (griechisch geschriebene) „Kirchengeschichte" in 10 Büchern, ist die vornehmste Quelle der altchristlichen Kirchengeschichte, weil sie sich durchweg auf Quellen stützt, die heute fast sämmtlich verloren sind. Noch umfassender angelegt war die Chronik („Chronicon") des E., die im ersten Theile einen Grundriß der Weltgeschichte bis 325, im zweiten Theile einen Auszug daraus in Form von Tabellen enthielt. Minder bedeutend sind die apologetischen Werke, sehr wichtig dagegen die Schrift über die in der Bibel vorkommenden Ortsnamen, das sog. „Onomastikon" (herausg. von Larsow, Berl. 1862).

Eusebius von Nikomedien, in den kirchlichen Streitigkeiten des 4. Jahrh. das Haupt der sog. Semiarianer (d. i. halber Arianer) od. Eusebianer, war zuerst Bischof von Berytus in Phönizien, später Bischof von Nikomedien in Kleinasien, in welcher Stellung er sich dem Kaiser Konstantin unentbehrlich zu machen u. die ihm eigene Herrschsucht nach allen Seiten zu befriedigen wußte. Mit besonderem Eifer nahm er sich der Sache seines Jugendfreundes Arius an, u. als er auf der Synode zu Nicäa (325) mit seinem Glaubensbekenntniß nicht durchdrang, unterschrieb er zwar die nicäische Glaubensformel, nicht aber die Verdammung seines bisherigen Parteigenossen, was seine Verbannung zur Folge hatte. Im J. 328 in sein Amt wieder eingesetzt, arbeitete er nun eifrig an der Verdrängung der vornehmsten Gegner unter den Athanasianern u. erreichte sogar 340, nachdem er sich zum Hofbischof in Konstantinopel aufgeschwungen, auf den Konzilen zu Antiochien den Sieg seiner Partei durch die Aufstellung eines vermittelnden Glaubensbekenntnisses, starb aber noch vor dem Austrage des Streites 341.

Eustachio, Bartolommeo, berühmter italien. Anatom u. Arzt. Ueber seinen Geburtsort herrscht Streit; nach den Einen wurde er zu San Severino in der Mark Ancona, nach Anderen in Salerno, wieder nach Anderen in Calabrien geb. Er studirte in Rom, wo er später als Arzt in gedrückten Verhältnissen lebte. Die Anatomie verdankt ihm viele Entdeckungen, von denen einige nach ihm benannt werden. Die berühmtesten sind die Eustachische Röhre (Tuba Eustachii), ein häutiger Kanal, welcher die Verbindung herstellt zwischen Rachen u. innerem Ohre, dann die Eustachische Klappe, die sich im Darme befindet, dort, wo der Dünndarm in den Dickdarm übergeht, u. die wie ein Ventil dem Darminhalt den Rückweg in den Dünndarm versperren soll. Außer diesen Entdeckungen bereicherte er die medizinische Wissenschaft auch mit manchen werthvollen Werken, die sehr getreue anatomische Abbildungen enthalten. Er starb zu Rom 1574. Ein Theil seiner Werke wurde von Boerhave (Leyd. 1707 u. Delft 1736) herausgegeben.

Euterpe heißt in der griech. Mythologie die Muse des lyrischen Gesangs, mit der Doppelflöte dargestellt. In der Astronomie ist **E.** einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter kreisenden Planeten (von Hind in London 8. Nov. 1853 entdeckt).

Eutropius, ein Eunuch, der unter Theodosius als Sklave an den kaiserlichen Hof kam u. unter dessen Sohne Arcadius eine bedeutende Rolle in der östlichen Hälfte des Reichs gespielt hat. Nachdem er den Minister Rufinus gestürzt hatte, führte er die Regierung als bloßer Kämmerer, bekleidete aber schon im J. 399 das Konsulat. Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Habsucht u. Feigheit bezeichneten seine Verwaltung. Endlich wurde sein Fall durch Gainas u. die Kaiserin Eudoria herbeigeführt. Aller seiner Ehren beraubt, sollte er in Cypern als Verbanter leben, ward jedoch von dort wieder abgeholt u. in Chalkedon hingerichtet. — Von einem anderen **E.**, der unter Konstantin Geheimschreiber war, den Feldzug Julian's gegen die Perser mitmachte u. um 370 gestorben ist, existirt noch ein „Abriß der röm. Geschichte" (Breviarium historiae Romanae), der dem Kaiser Valens gewidmet u. offenbar für den Schulunterricht berechnet ist (vielfach edirt, u. A. von Dietsch, Lpz. 1868; deutsche Uebers. von Hoffmann, Stuttg. 1869).

Euxenit, ein seltenes aus Niob u. Titansäure mit Yttererde, Uran- u. Ceroxydul bestehendes Mineral, das in derben, bräunlichschwarzen Massen, halbmetallisch bis fettglänzend, von Härte 6,5, bis jetzt nur zu Jölster u. einigen anderen Orten Norwegens angetroffen worden ist.

Eva (hebr. Chavva, d. h. Leben od. Lebenspenderin) ist in der Bibel der Name der Stammmutter der Menschheit, welche von Gott aus einer Rippe des ersten Menschen (Adam) erschaffen u. nach dem Sündenfall mit ihm aus dem Paradiese vertrieben wird.

evacuiren (aus dem Lat.), räumen (einen Ort, ein Lazareth von darin befindlichen Kranken; in der physikalischen Technik bedeutet der Ausdruck so viel wie luftleermachen, z. B. die Vacuumapparate in den chemischen Fabriken u. Zuckersiedereien.

Evangeliarium (Mehrzahl Evangeliarien), d. h. Evangelienbuch, hießen in der alten Kirche die gottesdienstlichen Bücher, welche die zur öffentlichen Vorlesung bestimmten Abschnitte aus den vier Evangelien enthielten.

Evangelien. Dieses Wort, bei welchem wir jetzt zunächst nur an die vier sog. kanonischen E. des Matthäus, Marcus, Lucas u. Johannes denken, ist die Mehrzahl des aus dem Griech. stammenden Wortes Evangelium, d. h. „frohe Botschaft", im Neuen Testament insbes. die durch Jesus Christus gebrachte frohe Botschaft vom Himmelreich), die Heilsbotschaft. Da letztere in ihrer ursprünglichsten Gestalt in den ältesten Darstellungen des Lebens Jesu vorlag, so bildete sich bald der weitere Gebrauch, die Zusammenstellung der Aussprüche u. Thaten des Heilandes gleichfalls mit dem Namen „Evangelium" zu benennen. Dieses galt aber zunächst immer nur als eines, obwol schon frühzeitig viele solcher Darstellungen existirten. Zu diesen ältesten Darstellungen gesellten sich dann im 2. u. 3. Jahrh. zahlreiche apokryphe E., d. h. erweislich erfundene Geschichten, in denen bes. das Verhältniß einzelner Personen der evangelischen Geschichte zu Jesu weiter ausgeführt wird. Schon die älteste Kirche prüfte ihre Glaubenswürdigkeit u. geschichtliche Bezeugung u. gelangte nach der Mitte des 2. Jahrh. dazu, unsere vier E. als die allein echten u. verbindlichen (kanonischen) auszuscheiden. Man suchte ferner einen Ausgleich durch die Zusammenstellung des Inhalts aller vier E. in einer fortlaufenden Darstellung. Dies ist der Ursprung der sog. Evangelienharmonien, die von Alters her in großer Zahl versucht worden sind, wie denn noch heute jede Darstellung des Lebens Jesu in gewissem Sinne eine Evangelienharmonie ist. Das älteste Werk dieser Art ist das des Tatianus (um 170 n. Chr.); am berühmtesten ist der „Krist" (d. i. Christus) des Mönchs Otfried von Weißenburg in vierzeiligen kurzen Strophen mit 15,000 Reimzeilen, entstanden um 870 u. ohne Zweifel für den gesangsmäßigen Vortrag bestimmt, von unschätzbarem Werth für die Geschichte der deutschen Sprache. — In ein neues Stadium trat die Evangelienforschung mit der Reformation. Doch hinderte der Buchstabenglaube an einem tieferen Eingehen auf die Schwierigkeiten; man mühte sich noch immer ab, die Widersprüche der vier E. mehr od. weniger künstlich u. gewaltsam auszugleichen. Erst seit der Mitte des 18. Jahrh. bemächtigte sich die sog. Aufklärungsperiode auch dieses Stoffes; ja die Evangelienfrage trat für lange Zeit in den Vordergrund der theolog. Wissenschaft. Man verstand darunter zunächst die Frage, wie das Verhältniß der einzelnen Evangelisten zu einander zu denken sei. Eine genauere Betrachtung hatte gelehrt, daß die drei ersten E. (die sog. Synoptiker, d. h. die Zusammenschauenden) mehr die menschliche Seite am Leben des Heilands hervor hoben, während das johanneische (das „pneumatische", d. h. geistige E. genannt) mehr die geistige, göttliche Seite, die ewige Existenz Christi u. s. w. betonte. Ferner zeigte sich, daß die drei ersten in etwa 40 Abschnitten fast wörtlich übereinstimmten. So gelangte man zur Annahme einer ge-

meinsamen mündlichen Quelle, eines Urevangeliums, wie es sich in der Ueberlieferung der ältesten Kirche fest gesetzt habe. Ein neuer gewaltiger Anstoß erfolgte durch die Arbeiten der sog. Tübinger Schule, bes. durch deren Stifter Christian Ferdinand von Baur, den Begründer der eigentlichen Evangelienkritik. Was Baur u. seine Schüler zunächst mehr in der Stille durch gelehrte Arbeit vorbereitet hatten, das wurde in die Oeffentlichkeit getragen durch die erste Ausgabe des „Lebens Jesu" von Strauß (1835). Dieses Werk, weniger eine Darstellung des Lebens Jesu, als eine zersetzende, einschneidende Kritik der evangelischen Quellen, rief ein ungeheures Aufsehen u. zahllose Gegenschriften hervor. Alles, was bisher als ausgemachte Thatsache gegolten hatte, wurde dadurch in Frage gestellt. Der Inhalt der drei ersten E. wurde fast durchweg für Mythus, d. h. für unwillkürlich entstandene fromme Dichtung, erklärt; keines der ersten drei E. sollte in jetziger Gestalt vor Anfang des 2. Jahrh. entstanden sein. Mit besonderer Heftigkeit wendete sich die Tübinger Schule gegen das Johannesevangelium, das man für eine wissentliche Fälschung, für eine Dichtung aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. erklärte. So viel Falsches u. so viel Uebertreibung auch in allen diesen Aufstellungen lag, so hatten sie doch das große Verdienst, die Gegner zu energischer Neuprüfung der Streitfragen, zu viel gründlicherer Arbeit anzutreiben. Man kann nicht behaupten, daß der außerordentliche Scharfsinn, der bis heute in bedeutenden Werken auf diesem Gebiete aufgeboten worden ist, zu völlig sicheren Ergebnissen geführt hätte. Doch läßt sich als Resultat dies hinstellen, daß zwar schwerlich eines der drei ersten E. in der gegenwärtigen Gestalt aus der Hand eines Augenzeugen hervorgegangen ist, daß aber der Kern derselben thatsächlich auf solche, also auf das 1. Jahrh., zurückzuführen ist.

Evangelische Allianz od. Evangelischer Bund nennt sich eine 1846 gestiftete Vereinigung, die den Zweck hat, die Christen aller Kirchen u. Sekten in allen Ländern des Erdkreises, soweit sie auf dem Boden des Evangeliums stehen, zu gemeinsamer Förderung des Evangeliums, bes. auch den Uebergriffen des Papstthums gegenüber, zu verbinden. Schon an der ersten Generalversammlung, die vom 19. Aug. bis 2. Sept. 1846 zu London abgehalten wurde, nahmen 921 evangelische Abgeordnete theil. Der Bund zerfällt in sieben Zweige: 1. Großbritannien u. Irland, 2. Vereinigte Staaten von Nordamerika, 3. Frankreich, Belgien u. die franz. Schweiz, 4. Norddeutschland, 5. Süddeutschland u. die deutsche Schweiz, 6. Britisch-Nordamerika, 7. Westindien. Hauptorgan ist das in London erscheinende „Evangelische Christenthum, sein Stand u. seine Aussichten", das Organ des deutschen Zweiges seit 1859 die in Berlin erscheinende „Neue evangelische Kirchenzeitung".

Evangelische Kirchenkonferenz od. Eisenacher Konferenz nennt sich eine Versammlung von Abgeordneten der deutschen evangelischen Kirchenregimente, die den Zweck hat, wichtigere Fragen des kirchlichen Lebens zu besprechen, unbeschadet der Selbständigkeit jeder einzelnen Landeskirche. Im Juni 1852 trat die erste deutsche E. K. zusammen u. schuf sich ein offizielles Organ in dem „Allgemeinen Kirchenblatt für das evangelische Deutschland". Seit 1853 hat die Konferenz regelmäßig nur aller zwei Jahre zu Eisenach stattgefunden. Außer der Vereinbarung eines deutschen evangelischen Kirchengesangbuchs erstreckte sich ihre Thätigkeit mehr auf Fragen, welche die politische Seite des Kirchenregiments betreffen.

Evangelische Union u. Evangelische Kirche. Die seit der Reformation bestehende strenge Unterscheidung einer evangelisch-lutherischen u. evangelisch-reformirten Kirche zeigte sich bei Beginn des 19. Jahrh. in Wissenschaft u. Leben so gut wie aufgehoben. In der Abendmahlslehre dachten die meisten Lutheraner reformirt (calvinistisch), in der Lehre von der Prädestination, die früher den anderen Stein des Anstoßes gebildet hatte, die Reformirten lutherisch. Nichts lag näher, als in einem Lande gemischter Konfessionen zu einer wirklichen Vereinigung (Union) beider Kirchen zu einer evangelischen Landeskirche zu verschreiten. Mit besonderer Vorliebe griff diesen Gedanken König Friedrich Wilhelm III. von Preußen auf. Sein Aufruf beim Jubelfeste der Reformation (1817) fand begeisterten Anklang. Aber bald zeigte sich, daß die Gegensätze nur geschlummert hatten. Eine vom Könige selbst mitverfaßte Agende von 1822 fand solchen Widerspruch, daß sie 1829 durch eine neue, weitherzigere ersetzt werden mußte. Damit galt die Union (unter dem gemeinsamen Gebrauch einer Liturgie u. dem Regimente eines Oberkirchenraths) für vollzogen; die evangelisch-unirte od. kurzweg „evangelische Kirche" war die preußische Staatskirche. Da man jedoch die einzelnen Gemeinden nicht zur unbedingten Annahme der Union zwingen konnte, vielmehr zugleich das Festhalten an einzelnen Punkten der sonderkirchlichen Lehre freilassen mußte, so ergaben sich nun statt einer drei Kirchen, nämlich eine wirklich unirte neue u. eine lutherische u. reformirte in der Union. Ein Theil der Lutheraner trat ganz aus der Landeskirche aus. Mit ungeschwächter Erbitterung haben diese Separatisten seitdem auf der Wiedereinsetzung in die Rechte einer Landeskirche bestanden. So ist die Union, die als ein Werk des Friedens unternommen wurde, die Quelle der ärgsten Mißhelligkeiten geworden. Diese haben sich seit der Einverleibung der streng lutherischen Landeskirchen von Hannover u. Hessen (1866) u. seit der Eroberung des Elsaß nur noch gesteigert.

Evangelischer Kirchentag heißt der im Gegensatz zu der allgemeinen evangelischen Allianz (s. d.) gestiftete Kirchenbund von Geistlichen u. Laien, der die selbständige Entwicklung der einzelnen deutschen Landeskirchen auf gesetzlichem Wege u. durch gegenseitige Hülfleistung anstrebte. Gestiftet zu Wittenberg 1848, erklärte er Lutheraner, Reformirte u. Unirte, sowie die Mitglieder der Brüdergemeinde, für berechtigt zum Beitritt; infolge dessen zogen sich die strengen Lutheraner von vornherein zurück. Unter dem Präsidium des Juristen (eine Zeit lang auch preuß. Ministers) v. Bethmann-Hollweg hat der Kirchentag seit 1848 die Runde durch alle größeren Städte Deutschlands gemacht; seit dem Ausscheiden aller strengeren Elemente sowol der lutherischen als der reformirten Kirche gilt er als Vertretung der sog. Vermittlungstheologie.

Evangelisten, die Verfasser der vier Evangelien (s. d.). Ihre Darstellung in der Kunst mit den sog. vier Emblemen od. **Evangelistenzeichen** (Matthäus mit dem Menschen od. Engel, Marcus mit dem Löwen, Lucas mit dem Stier, Johannes mit dem Adler) beruht auf der Vision des Ezechiel Kap. 1, Vers 10. Alle vier Gestalten finden sich oft in einer Gestalt vereinigt (Tetramorph). Häufig sind die E. um Christum od. Maria, od. um eine Taube am Kreuz, einen Stern u. dgl. kreuzförmig geschart.

Nr. 2646. Tetramorph.

Evans (spr. Ihwäns), Mary Anne, engl. Romanschriftstellerin, bekannt unter dem Pseudonym George Eliot, geb. um 1820 im nördl. England, führte sich durch eine Reihe novellistischer Schilderungen aus dem Leben der engl. Landpredigerfamilien („Scenes of Clerical Life", Edinb. 1854) in die Literatur ein u. erregte nam. durch ihren Roman „Adam Bede" (1859) Aufsehen, der sich durch originelle u. gesunde Lebensanschauung, Kraft der Empfindung u. lebendige Darstellung des Volkslebens auszeichnete. Durch dieselben Vorzüge glänzten „The Mill on Floss" (1860) u. „Silas Marner" (1861). Das historische Gebiet betrat sie mit ihrem Roman „Romola" (3 Bde., Lond. 1863), der das ital. Kulturleben zur Zeit der Renaissance glücklich widerspiegelt. Diesem folgte „Felix Holt, the Radical" (3 Bde., Lond. 1866); sowol diese Dichtung als ihre späteren Romane, Novellen u. poetischen Erzählungen athmen eine warme Herzlichkeit, die sich in fesselnde Formen zu kleiden weiß. Mehrere ihrer Arbeiten, wie „Adam Bede", wurden ins Deutsche übersetzt u. fanden auch in dieser Form viele Freunde.

eventuell (lat.), für den etwa eintretenden Fall, etwaig. Eventualität, Eintritt eines möglichen Falles.

Everteboaten, wirbellose Thiere, die den Wirbelthieren gegenübergestellte Gesammtheit der nicht mit einem innern knöchernen Skelet (s. d.) ausgerüsteten „niedern" Thierwelt.

Everdingen, Albert od. Allart van, holländ. Landschaftsmaler u. Kupferstecher, geb. 1621 zu Alkmaar, gest. daselbst 1675, war ein Schüler von Roland Savery u. Peter Molyn, schloß sich aber in den Darstellungen der holländischen Natur mehr an Jan van Goyen an, den er hierin übertraf.

Everest, s. „Gaurisankar".

Everett (spr. Eww'reht), Alexander Hill, amerik. Staatsmann u. polit. Schriftsteller, geb. 19. März 1792 in Boston (Massachusetts), war 1818—24 als Gesandter im Haag, 1825—29 in gleicher Eigenschaft in Madrid thätig. Die Summe seiner diplomat. Erfahrungen u. polit. Beobachtungen legte er nieder in seinen Schriften „Europe" (Bost. 1822) u. „America" (Philad. 1827). Im J. 1845 als bevollmächtigter Minister nach China gesandt, starb er 28. Juni 1847 zu Kanton. Seine kleineren Schriften erschienen unter dem Titel

„Critical and miscellaneous essays“ (2 Bde., Bost. 1845—47). — Sein Bruder **Edward E.**, geb. 1794 zu Dorchester bei Boston, hat sich gleichfalls als Staatsmann bekannt gemacht. Seit 1824 Mitglied des Kongresses, that er sich durch Beredsamkeit u. polit. Takt hervor, wurde 1835 Gouverneur in Massachusetts u. vertrat die Union 1841—45 als Gesandter in London. Seit Nov. 1852 war er kurze Zeit als Staatssekretär unter dem Präsidenten Fillmore thätig. Im J. 1853 wurde E. in den Senat gewählt, aus dem er jedoch schon im folgenden Jahre wegen Kränklichkeit austrat. Er starb 15. Jan. 1865 in Boston.

Evidenz (lat.), offenbare Gewißheit, Klarheit, Deutlichkeit.

Evlek, s. „Ackermaß“.

Nr. 2647. Die vier Evangelisten auf dem Siegel der Notare von Modena (14. Jahrh.).

Evolute u. **Evolvente** (aus dem Lat.). Denkt man sich in eine krumme Linie einen biegsamen Faden gelegt, der in einem Punkt der Kurve fest gemacht ist, u. wickelt man diesen Faden ab, so daß er immer gespannt bleibt, also immer in Richtung der Tangente ist, so beschreibt jeder Punkt des Fadens eine krumme Linie von bestimmten Eigenschaften. Die so entstehenden Kurven heißen Evolventen, die ursprüngliche Kurve aber die Evolute. Die Berechnung dieser Linien ist Aufgabe der höheren Geometrie, welche sowol, wenn die Evolute gegeben ist, die Evolvente od. umgekehrt die Evolute bei gegebener Evolvente zu bestimmen ihre Methoden hat.

Evolutionen (aus dem Lat.), Truppenbewegungen in geschlossener Ordnung auf dem Exerzirplatz od. auf dem Gefechtsfelde, welche eine Front- od. Formationsveränderung bezwecken. Dieselben sollen möglichst einfach u. den Eigenthümlichkeiten der Truppengattung angepaßt sein. Am einfachsten müssen die E. bei der Artillerie sein, weil die Zusammensetzung von Mann, Roß u. Geschütz die Ausführung ohnehin erschwert, demnächst die der Kavallerie, zuletzt der Infanterie. Man unterscheidet viererlei Hauptklassen von E.: Bewegungen in Linie, Uebergänge aus der Linie in die Kolonnenstellung (Ployiren), Bewegungen in Kolonne u. Entwicklung der Linie aus der Kolonnenstellung (Deployiren). Auch die Ausführung der Manöver zu Schiffe werden E. genannt.

Ewald, Georg Heinrich Aug. von, ausgezeichneter Orientalist u. Bibelforscher, geb. 16. Nov. 1803 zu Göttingen, studirte daselbst unter Eichhorn's Leitung Theologie u. oriental. Sprachen. Im J. 1827 zum außerordentlichen Professor ernannt, übernahm er nach Eichhorn's Tod (1827) auch die alttestamentliche Exegese. Die Verfassungswirren in Hannover 1837 entrissen E., der 1831 eine ordentliche Professur der Philosophie, 1835 die der orientalischen Sprachen erhalten hatte, dieser reichen Wirksamkeit. Er gehörte zu den wackeren „Göttinger Sieben“ (Gebrüder Grimm, Dahlmann, Gervinus 2c.), die 18. Nov. 1837 gegen die Aufhebung der Verfassung protestirten u. dafür auf das Brutalste entlassen wurden. E. folgte im nächsten Jahre einem Rufe als ordentlicher Professor zu Tübingen. Der totale Umschwung der Verhältnisse in Hannover gestattete ihm 1848 die Rückkehr in seine Stellung nach Göttingen. Hier wirkte er eine lange Reihe von Jahren als einer der ersten Stimmführer der orientalischen u. alttestamentlichen Disziplinen. Die Annexion Hannovers durch Preußen 1866 erschütterte indeß seine Stellung. Als eifriger Anhänger der entthronten welfischen Dynastie ließ sich E. zu so maßlosen Schmähungen des Königs u. Volkes von Preußen hinreißen, daß ihm die Regierung 1868 die Erlaubniß zu Vorlesungen entziehen mußte. Die Verbitterung E.'s, dadurch noch mehr gesteigert, machte sich bei. auf dem deutschen Reichstag (1871—73), wo er einen ultrawelfischen Wahlkreis vertrat, wiederholt in fast komischen Ausbrüchen Luft. Die deshalb leider oft vergessene hohe Bedeutung E.'s für die Wissenschaft ist eine doppelte: Als Theolog strebte er nach der Aufstellung allgemein giltiger historischer Grundsätze u. nach der Zurückführung der sprachlichen Erscheinungen in ihrem ganzen Umfang auf sog. rationelle Prinzipien. Er wurde dadurch der Schöpfer einer neuen Methode in der semitischen Sprachwissenschaft, die er förderte durch seine „Kritische Grammatik der hebr. Sprache“ (Lpz. 1827), sein „Ausführliches Lehrbuch der hebr. Sprache“ (Lpz. 1828, 8. Aufl., Lpz. 1872), u. die „Hebr. Sprachlehre für Anfänger“ (Lpz. 1842, 3. Aufl. 1862). Eine Ergänzung dazu bieten die „Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen“ (1861 u. 62), ferner die „Beiträge zur höheren Sprachwissenschaft“ (1871). Von rein orientalischen Arbeiten erlangte Bedeutung: die „Kritische Grammatik der arabischen Sprache“ (3 Bde., Lpz. 1831—33). Von seinen Erklärungen des Alten Testaments sind am wichtigsten: „Die Propheten des alten Bundes“ (3 Bde., Stuttg., 2. Aufl. 1867 u. 68) u. die „Dichter des alten Bundes“ (4 Bde., Gött. 1835—37; Bd. 1 in 2. Aufl. 1866; Bd. 2 in 3. Aufl. 1866; Bd. 3 in 2. Aufl. 1854). Die historische Grundlage zu den exegetischen Arbeiten bietet die großartig angelegte „Geschichte des Volkes Israel“, die in den ersten vier Bänden (Gött. 1843 fg., 3. Ausg. 1864) die Zeit bis Christus, in einem Anfang dazu die „Alterthümer des Volkes Israel“ (3. Ausg., Gött. 1866), im 5. Bde. (3. Ausg., ebd. 1867) die Geschichte Christi u. seiner Zeit, im 6. Bde. (3. Ausg., ebd. 1868) das apostolische Zeitalter, im 7. (2. Ausg., ebd. 1868) die spätere Geschichte der Juden behandelt. Sein jüngstes Werk ist „Die Lehre der Bibel von Gott od. Theologie des alten u. neuen Bundes“, 2 Bde., Lpz. 1871 u. 73).

ewig, im Gegensatze zum Zeitlichen, das Zeitlose, das Anfangs- u. Endlose.

ewiger Friede heißt der ideale Zustand der Menschheit, in welchem Streitigkeiten der Völker nicht, wie bisher, auf gewaltsamem Wege, durch Kriege, sondern durch friedliche Auseinandersetzung, von einem von allen Völkern anerkannten allgemeinen Gerichtshofe, sollen geschlichtet werden, der im Namen sämmtlicher verbündeter Staaten Recht spricht.

Ewiger Jude, s. „Ahasverus“.

ex (lat.), aus, in Zusammensetzungen s. v. w. ehemalig, z. B. Exkaiser, Exminister.

ex abrupto (lat.), plötzlich, unvorbereitet, unerwartet.

exakt (lat.), genau, sorgfältig, pünktlich.

exakte Wissenschaften, s. „Wissenschaft“.

Exaltados (span.), die Ueberspannten, hieß eine in der Revolution von 1820 entstandene ultraliberale Partei in Spanien, im Gegensatze zu den Moderados (Gemäßigten).

Exaltation (lat.), Erhebung, Erregung, meist in schlechtem Sinne: Ueberspannung; exaltirt, überspannt.

Examen (lat.), Prüfung, Schul-, Universitäts- od. Staatsprüfung zur Nachweisung eines gewissen Grades von Kenntnissen, von deren Vorhandensein der Eintritt in eine höhere Unterrichtsanstalt od. Klasse, die Beförderung zu einem höheren wissenschaftlichen Grade, die Berechtigung zur Bekleidung eines Amtes od. einer öffentlichen Stellung abhängt. Eine besondere Wichtigkeit hat in neuerer Zeit das E. erlangt, durch welches im deutschen Heere die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erlangt wird. Dieses E. muß in Norddeutschland vor dem 1. April des Kalenderjahres, in welchem der Betreffende 20 Jahre alt wird, vor einer dazu eingesetzten Kommission abgelegt werden. Diejenigen, welche ein Jahr lang die Sekunda eines Gymnasiums od. einer Realschule erster Ordnung besucht haben, sind von dem E. dispensirt. — Der das E. Vornehmende heißt **Examinator**, der zu Prüfende **Examinand**. **Examinatorium**, Vorbereitung auf ein Examen.

Exanthem, s. „Ausschlag“.

Exarch (griech.), der Titel des Statthalters, welcher das in Italien liegende Gebiet der oström. Kaiser od. das Exarchat zu verwalten hatte; auch den Statthaltern anderer großer Provinzen des Byzantinischen Reichs wurde dieser Titel manchmal zutheil. In der christl. Kirche war E. früher ein Titel der Bischofe.

Exaudi (lat., d. i. höre), heißt der Sonntag vor Pfingsten, nach dem an diesem Tage in der katholischen Kirche verlesenen Bibelabschnitt Ps. 27, 7, der mit dem Worte E. beginnt.

Excellenz (lat.), Vortrefflichkeit, Herrlichkeit, Ehrentitel für Minister, Wirkl. Geheimräthe, Generale u. Gesandte der ersten Rangklasse. — Par excellence (franz., spr. -- elß'langß'), vorzuglich, vorzugsweise. **Excelliren,** sich auszeichnen; **excellent,** vortrefflich.

Excentrizität ist allgemein die Entfernung eines Punktes von dem Mittelpunkte eines Kreises, speziell aber ist es bei der Ellipse die Entfernung der Brennpunkte von dem Mittelpunkte (s. „Ellipse"). Bei den excentrischen Scheiben od. den sog. Excentriks, deren Drehungspunkt sich außerhalb ihres Mittelpunktes befindet, ist E. die Entfernung des Drehpunktes vom Mittelpunkte. Die Excentriks werden in der Mechanik vielfach, bes. bei der Steuerung der Dampfmaschinen, angewendet, allgemein um eine rotirende Bewegung in eine hin u. her gehende zu verwandeln, od. umgekehrt. In übertragener Bedeutung nennt man einen Menschen, der in Wort u. That, nam. in seiner äußeren Lebensführung, aus dem Kreise des allgemein für vernünftig u. schicklich Gehaltenen heraustritt, einen excentrischen Menschen; daher E. in diesem Sinne s. v. w. Ueberspanntheit, Phantasterei.

Exception (lat.), Ausnahme; in juristischem Sinne s. v. w. Einrede (s. d.). — **Exceptionell,** ausnahmsweise; excepto, ausgenommen.

excerpiren (lat.), ausziehen, Auszüge machen (aus einer Schrift); **Excerpt,** Auszug.

Exceß (lat.), Ausschweifung, Ueberschreitung des Maßes, Ausschreitung, Uebertretung behördlicher Anordnungen, Unruhe; **excessiv,** ausschreitend.

Exchequer (engl., spr. Ekstschek'r, franz. échiquier, spr. Eschichieh) heißt die königliche Schatzkammer in England. Die von ihr ausgegebenen Bills, Schatzkammerscheine, sind auf den Inhaber lautende Staatspapiere, welche zur Deckung laufender Zahlungen der Regierung mit besonderer Genehmigung des Parlaments für eine bestimmte, in der Regel kürzere Frist ausgegeben werden, also einen Theil der schwebenden (unfundirten) Staatsschuld bilden.

Exegese (griech.), d. i. Ausführung, Auseinandersetzung, heißt jede wissenschaftliche Erklärung eines Schriftstellers, bes. in sprachlicher Hinsicht. So bedarf der Jurist einer exegetischen Behandlung des Corpus juris, weil dasselbe lateinisch geschrieben ist. Im engern Sinne versteht man jedoch unter E. in der Regel die Wissenschaft der Bibelerklärung. Dieselbe bildet die wichtigste Voraussetzung aller weiteren theolog. Studien u. wird von einer Anzahl sog. exegetischer Hülfswissenschaften unterstützt, die sämmtlich wieder in umfassenden Einzelwerken dargestellt sind. Dieselben lassen sich in sprachliche u. historische eintheilen. In erster Linie steht natürlich die Grammatik der Grundsprachen der Bibel, „des Hebräischen u. Aramäischen für das Alte, des Hellenistischen (griech. Dialekts) für das Neue Testament." Zur gründlichen Erlernung derselben ist aber dem alttestamentlichen Exegeten die Kenntniß der übrigen semitischen Dialekte, dem neutestamentlichen die des klassischen Griechisch, beiden die Bekanntschaft mit den Resultaten der vergleichenden Sprachkunde unerläßlich. Daran schließt sich ferner die Diplomatik als die Wissenschaft vom Bibeltext (niedere Textkritik, d. h. Feststellung der besten Lesarten, u. höhere Textkritik, d. h. Prüfung des Alters u. der Echtheit der biblischen Bücher). Die Voraussetzung zu den historischen Hülfswissenschaften bildet die biblische Geographie u. die Kunde der biblischen Alterthümer, d. h. des Privat- u. öffentlichen Lebens des israelischen Volkes. Auf ihnen erbaut sich das Verständniß der Geschichte der Israeliten u. des Heidenthums zur Zeit Christi u. während der Entstehung des Neuen Testaments. Von besonderer Wichtigkeit ist endlich die Kenntniß der vergleichenden Religionsgeschichte, sofern sie die allgemeinen Berührungspunkte mit den übrigen Religionen auch in der jüdischen u. christlichen aufzeigt. Die Wissenschaft von allen diesen Zweigen, zugleich als eine übersichtliche Darstellung aller schon vorhandenen exegetischen Leistungen, heißt Hermeneutik, d. i. die Kunst, den (wahren) Schriftsinn „aufzufinden". Zu dieser Höhe der Auffassung schwang sich die E. aber erst im Laufe der Jahrhunderte auf. Zwar wurde schon von den Kirchenvätern einzelnes Hervorragende geleistet, aber, da man hierbei fast nur von den kirchlichen dogmatischen Voraussetzungen ausging, fast nur in der Richtung rein erbaulicher Auslegung. Die sprachliche Seite trat mehr u. mehr zurück. Erst die Reformatoren setzten die E. aus den Grundsprachen wieder in ihr Recht ein. Allerdings klebte der E. noch lange der Mangel an, daß die Kirche eine Auslegung nach dem allgemeinen Glaubensinhalt forderte; aber auch dieser Damm wurde seit der Mitte des 18. Jahrh. siegreich durchbrochen u. als endgiltiger Grundsatz der einzig wissenschaftliche aufgestellt, daß die E. nichts als den einfachen Sinn zu ergründen habe, den der Schriftsteller selbst mit seinen Worten verbunden. Auf dieser Grundlage ist seitdem in Deutschland u. nach den verschiedensten Seiten Vortreffliches für die Bibelauslegung geleistet worden.

Exekution (lat., Vollstreckung) heißt im Allgemeinen die Ausführung eines richterlichen Befehls, einer richterlichen Entschließung. So bezeichnet man durch E. nam. auch die Vollstreckung eines auf Todesstrafe lautenden Erkenntnisses. Von größter Bedeutung ist aber die E. nam. im Civilprozesse. Da jede E. einen weitgehenden Eingriff in die Privatrechte einer Person enthält, so darf sie regelmäßig nur vom Richter vorgenommen werden.

Exekutivgewalt, ausübende Staatsgewalt, im Gegensatze zu den beiden anderen Faktoren der Staatsgewalt, der gesetzgeberischen u. der richterlichen. Die E. steht nur dem Staate u. den von diesem direkt damit beauftragten Behörden zu; doch üben auch die Gerichte eine gewisse E. zur Vollstreckung ihrer Urtheile.

Exempel (lat. exemplum), Beispiel, Muster; **Exemplar,** ein einzelner Abdruck eines Buches, eines Kupferstiches, ein einzelnes Stück von Gegenständen, deren mehrere vorhanden sind.

Exemtion (lat., d. i. Ausnahme) heißt in der Rechtswissenschaft die Aufhebung des gewöhnlichen Gerichtsstandes einer Person od. Sache, um dieselbe einem anderen Gericht zu unterstellen. Der wichtigste Fall dieser Art ist die im Mittelalter versuchte völlige Befreiung der Kirche u. ihrer Diener von dem weltlichen Gerichtsstand, um dieselben dafür dem geistlichen (bischöflichen) zu unterwerfen. Der Mißbrauch, den die Kirche mit der E. trieb, hat in neuerer Zeit zu heftigen Streitigkeiten zwischen Staat u. Kirche geführt, ohne daß es selbst in den vorwiegend protestantischen Staaten, wie Preußen, gänzlich gelungen wäre, der kathol. Kirche alle Privilegien in dieser Hinsicht zu entreißen. In der protestant. Kirche fiel mit dem Uebergange der bischöflichen Gewalt auf den Landesherrn die E. von selbst hinweg.

Exequatur (lat., d. i.: er vollziehe!) heißt die Ermächtigung, welche eine Regierung einem Konsul, durch den sich eine fremde Macht bei ihr vertreten läßt, zur Ausübung seiner Amtsfunktionen ertheilt.

Exequien (lat.), Beerdigungsfeierlichkeiten; in der kathol. Kirche die Seelenmessen, die zu Ehren eines Verstorbenen gelesen werden.

exerziren (lat.), üben, einüben, heißt insbes. die Einübung der Truppen in der Handhabung der Waffen u. in den Formen der Aufstellung u. Bewegung. Das Detaile., d. h. die Uebung des einzelnen Mannes (Rekruten) in Stellung, Haltung, Wendungen, Marsch u. Griffen mit der Waffe bildet die Grundlage der militärischen Ausbildung. Das E. in größeren Abtheilungen (Bataillonen, Regimentern, Brigaden) hat mehr die Ausbildung der Führer u. die Gewöhnung der Truppen an das Kommando des Befehlshabers zum Zwecke. Vorbereitende Uebungen für den Krieg fanden schon im römischen Heere statt. Die Waffenübungen im Mittelalter mit Wurfspieß u. Lanze, später mit Armbrust u. Büchse, sind gewissermaßen auch als ein E. anzusehen. Aber erst seit Errichtung der stehenden Heere wurde ein größeres Gewicht auf die gleichmäßigen reglementarischen Formen des E. gelegt. Die Fürsten liebten es, bei gegenseitigen Besuchen einander ihre trefflich einexerzirten Truppen zu zeigen, u. so wurde beim E. während der Friedenszeit mehr auf Paradedressur, als auf Kriegstüchtigkeit geachtet; oft artete das E. in Pedanterie u. Spielerei aus. Dieses sog. Paradee. erreichte seinen Höhepunkt in der preuß. Armee unter Friedrich Wilhelm I., dessen „blaue Garde" in der gleichmäßigen u. pünktlichen Ausführung der schwierigsten Exerzitien die allgemeine Bewunderung erregte u. den Paradeplatz von Potsdam zu einer europäischen Merkwürdigkeit machte. Gegenwärtig hat man beim E. in allen Armeen mehr den praktischen Gesichtspunkt u. den Kriegszweck im Auge; doch wird das E. nebenbei auch für ein Mittel zur Unterstützung der Disziplin angesehen.

ex est (lat.), es ist aus!

Exeter, Hauptstadt der engl. Grafschaft Devon, zugleich Munizipalstadt u. Sitz eines Bischofs mit 34,646 E. (1871), liegt malerisch am Flusse Exe, 2 Meilen oberhalb der Mündung, mit zahlreichen Kirchen, unter denen die im 11. Jahrh. gegründete Kathedrale mit ihren beiden 60 m. hohen normannischen Thürmen sich bes. auszeichnet, u. bedeutendem Verkehr, sowol wegen der in der Nähe befindlichen, viel besuchten Seebäder, als auch infolge eines regen Handels. Bei der Stadt liegt ein 300 m. langer Dock, welchen ein 5 m. tiefer u. 1 M. langer Schiffskanal mit dem unteren Exe verbindet. Zum Hafen gehören 151 Schiffe von mehr als 18,000 Tonnengehalt. E. bildete sich aus einer röm. Kolonie (Isca Dumnoniorum) u. war längere Zeit Hauptstadt von Wessex, dessen Könige in der jetzt in Ruinen liegenden Feste Rougemont residirten.

Exeter-Hall, umfangreiches Gebäude in London, das 1831 an der Nordseite des Strandes zur Abhaltung großer Musikfeste u. religiöser Versammlungen errichtet wurde.

Exhalation, Aushauchen gasartiger Körper, nam. von den Gasausströmungen der Erde gebraucht, welche an manchen Orten unausgesetzt stattfinden u. bes. Kohlensäure zu Tage fördern (Hundsgrotte), an andern nur vereinzelt, bes. bei Erdbeben u. vulkanischen Ausbrüchen vorkommen.

Exhaustor, ein Aussaugungsapparat für Gase, s. „Ventilator" u. „Gasbereitung".

Exil (lat.), Verbannung, kann ein gezwungenes sein, nam. als Strafe für polit. Verbrechen (Landesverweisung), od. ein freiwilliges, als Mittel, durch welches sich aus polit. od. anderen Gründen Verfolgte der Bestrafung zu entziehen suchen.

existent (lat.), daseiend, vorhanden; **Existenz**, Dasein, Wirklichkeit, Bestand, Unterhalt; **existiren**, sein, dasein, bestehen.

exkludiren (lat.), ausschließen, ausstoßen; **Exklusion**, Ausschließung; exclusive, ausschließend; ein exklusiver Kreis ist ein solcher, der in der Zulassung neuer Mitglieder od. fremder Elemente überhaupt wählerisch ist.

Exkommunikation, s. „Bann".

Exkremente, Koth, Losung, Mist 2c., aus dem Darme entleerte Massen, die aus unverdauten Nahrungsresten gebildet u. daher auch nach der Art der Nahrung sehr verschieden zusammengesetzt, von Gallenfarbstoffen ihre Färbung, von flüchtigen Fettsäuren ihren eigenthümlichen Geruch u. je nach dem Wassergehalt ihre verschiedene Konsistenz erhalten.

Exkrete, Ausscheidungen, s. „Drüsen".

Exkurs (lat.), eig. Streifzug, Abschweifung; weitläufige Erörterung eines wissenschaftl. Gegenstandes im Anhange einer größeren Schrift.

Exkursion (lat.), Ausflug, bes. zu wissenschaftl. Zwecken.

Exmission (lat.), heißt die gewaltsame Entfernung aus einem Grundstücke od. einer Miethlokalität. Sie erfolgt gewöhnlich durch den Richter u. zwar sehr häufig dann, wenn der Miether seinen Verbindlichkeiten dem Vermiether gegenüber nicht nachgekommen ist u. letzterer richterliche Hülfe in Anspruch nimmt. Bei der E. werden die Personen unter Umständen mit Anwendung von Gewalt aus den betreffenden Lokalitäten geführt u. sämmtliche diesen Personen gehörige Sachen auf die Straße gesetzt. Im Nothfalle hat für die Unterbringung beider die Polizei zu sorgen.

Exodium (griech.), Ausgang, im röm. Theater ein auf vorausgehende ernstere Dramen folgendes possenhaftes Nachspiel.

Exodus (griech., Auszug), ist der Name des zweiten Buches Mosis, das den Auszug der Israeliten aus Aegypten erzählt.

ex officio (lat.), von Amts wegen; auf Briefen: in Dienstsachen.

1. 2

Nr. 2648. Exogyra columba.

Exogyra (Schnirkelmuschel), eine ausgestorbene Gattung einmuskeliger Muscheln, Familie der Austern, von der einige 40 fossile Arten in großer Menge im Oolith u. bes. in der Kreide vorkommen; E. angustata z. B. ist wichtige Leitmuschel für den Kimridge-Thon, u. nach der bes. in Sachsen u. Böhmen anzutreffenden E. columba ist der Exogyren-Sandstein benannt.

exorbitant (lat.), übermäßig, ungeheuer, übertrieben.

Exorcismus (griech.), d. i. Beschwörung, heißt die angebliche Austreibung eines bösen Geistes aus einem Menschen durch religiöse Beschwörungsformeln. Nach dem Vorgang der Dämonenaustreibungen im Neuen Testamente hielt man in der alten Kirche alle auffällig Erkrankten für Besessene, u. es gab besondere Exorcisten (Beschwörer) zur Heilung solcher. Da ferner jeder Nichtchrist als ein Eigenthum des Teufels galt, so mußte jeder erwachsene Täufling dem Teufel ausdrücklich entsagen; bei Kindern wurde er durch E., bei der Taufe ausgetrieben.

Exosmose, s. „Endosmose" u. „Diffusion".

Exostemma, Pflanzengattung der Rubiaceen, Gruppe der Cinchonaceen, mit verschiedenen Arten, welche gleich den echten Cinchonen eine fieberwidrige Rinde liefern u. in derselben auch ein dem Chinin ähnliches Alkaloïd entwickeln. Am bekanntesten ist E. caribaeum *W.* der Antillen; von ihm stammt die in ihrer Heimat offizinelle Jesuitenrinde. Auf St. Domingo wächst das verwandte E. angustifolium *R. & Sch.*; sie giebt die sog. China nova. Ebenfalls auf den Antillen wächst E. floribundum *R. & Sch.*; sie liefert die St. Lucienrinde od. China Piton u. enthält ein eigenes Alkaloïd, das Montanin. Andere Arten gehören ebenfalls den Antillen od. auch Brasilien u. Peru an.

exoterisch, s. „esoterisch".

exotisch (griech.), ausländisch, fremd, wird bes. von Pflanzen u. Gewächsen gebraucht.

expandiren (lat.), ausdehnen, nam. von Gasarten gebraucht; **expansibel**, ausdehnbar; **Expansion**, Ausdehnung (s. „Gas"). — **Expansionsdampfmaschine**, s. „Dampfmaschine".

expediren (lat.), ausfertigen, befördern; **Expedient**, Ausfertiger; **Expedition**, der Raum, in welchem die Ausfertigung, Beförderung u. Versendung von Gegenständen erfolgt, u. das Personal, welches sich damit befaßt. (So unterscheidet man bei der Leitung einer Zeitung od. anderer literar. Unternehmungen zwischen Redaktion od. geistiger Leitung u. Expedition, welche die geschäftlichen Angelegenheiten besorgt.) — **Expedit**, schnellfertig, flink.

Expektoration (lat.), in medizinischer Bedeutung: Auswerfen, Aushusten; außerdem: die Herzensergießung, Herzenseröffnung, offenherzige Mittheilung; **sich expektoriren**, sich eröffnen, ausschütten.

Experiment (lat.), Versuch, Probe; daher **experimentum crucis**, die Kreuzprobe, eine Art Gottesgericht (s. d.). In den Naturwissenschaften bedeutet E. den Versuch, welchen man anstellt, um eine Erscheinung unter keinerlei anderen Einwirkungen, als unter solchen, die man genau kontroliren kann, zu untersuchen u. ihre Wesenheit zu bestimmen, wogegen die Erscheinungen, wie sie sich in der Natur abspielen, von Einwirkungen bedingt sind, deren Art u. Antheil dem Beobachter zu übersehen in der Regel nicht möglich ist. Der Naturerscheinung gegenüber gilt für das E. das Charakteristische, daß es sich immer unter denselben Umständen wiederholen läßt. — Die Einführung der experimentalen Forschung verdanken wir nam. Baco von Verulam u. Galilei. — **Experimental**, durch Versuche nachweisbar; daher **Experimentalphysik**, z. B. die Physik, welche ihre Sätze direkt durch E. bestätigt.

Expert (lat.), erfahren, erprobt, Mehrzahl: **Experten**, Erfahrene, Sachverständige, Kunstverständige.

Exploration (lat.). Unter diesem Ausdruck versteht man alle Untersuchungsmethoden, welche zur Ermittelung einer Krankheit führen. Eine vollständige E. führt zur Diagnose (s. d.).

Explosion (lat.), die durch Erhitzung od. Entzündung herbeigeführte gewaltsame Ausdehnung von flüssigen Stoffen od. Gasen. Durch die starke Erhitzung von Wasserdämpfen od. von Leuchtgasen können E. in Dampfmaschinen, beziehentlich in Gasröhren verursacht werden. Andere Stoffe erzeugen bei der Entzündung plötzlich eine bedeutende Menge von Gasen, welche das Bestreben haben, einen größeren Raum einzunehmen u. daher eine energische Wirkung auf die sie umgebende Hülle äußern. — **Explosive** od. **explodirende Körper**. Hierher gehören das Pulver, die Schießbaumwolle, das Nitroglycerin u. das in neuerer Zeit viel angewandte Dynamit. Man benutzt die E.-Wirkung in den Geschützen sowie zum Sprengen in der verschiedensten Art.

Exponent (lat.). Eine algebraische Bezeichnung, welche angiebt, wie vielmal eine gewisse Größe als Faktor mit sich selbst multiziplirt werden muß, um eine bestimmte Potenz zu bilden. So ist in $2^3 = 8$ die rechts oben an die Zahl 2 geschriebene 3 der E. von 2 für die Potenz 8; denn man muß die 2 dreimal mit sich selbst multipliziren, um 8 zu bilden. Der E. giebt also die Potenzhöhe einer Größe an. a^n ist die n^{te} Potenz von a. Solchergestalt sind auch die Logarithmen (s. d.) E. — **Exponentialgleichungen** sind Gleichungen, in denen Exponentialgrößen vorkommen, z. B. $a^x = b$.

Export (lat.), Ausfuhr (s. d. u. „Einfuhr"); **exportiren**, ausführen; Exportbonifikationen od. Ausfuhrprämien, (s. d.).

Exposé (franz.), Darlegung, Auseinandersetzung.

expreß (lat.), ausdrücklich, besonders, ganz eigentlich. **Expresser**, eigener Bote, Schnellbote. **Expression**, Ausdruck, **expressis verbis**, mit ausdrücklichen Worten.

Expropriation (lat., Enteignung), ist die Nöthigung zum Verzicht auf Grund u. Boden od. beweglichen Sachen, deren man zur Befriedigung öffentlicher, staatlicher od. gemeinnütziger Interessen bedarf. Wann eine E. statthaft sei, darüber herrscht in der Wissenschaft ungemein viel Streit. Die strengere Ansicht gestattet sie nur auf Grund eines Gesetzes u. gegen volle Entschädigung dergestalt, daß über die Höhe der letzteren der Richter auf Anrufen des Expropriirten zu entscheiden hat. Nur kann, falls die Expropriationssumme von dem Eigenthümer für ungenügend angesehen wird, die E. nicht aufgehalten od. aufgeschoben werden, vielmehr hat der Expropriirte vorläufig die ihm angebotene Entschädigung anzunehmen u. kann nur nachträglich die richterliche Hülfe anrufen.

Exstirpation, vom lat. exstirpare, ausrotten, vertilgen, ist der chirurgische Ausdruck für operative Entfernung von pathologischen Gebilden aus dem Körper. Die Exstirpation geschieht mit dem Messer, mit dem Glüheisen, der galvanokaustischen Schlinge, dem Ecraseur (s. d.), sowie auch mit gewissen Substanzen, die das Kranke wegätzen, so die Salpetersäure, Höllenstein, Wiener Aetzpasta 2c.

Exstirpator ist ein sowol zur Vertilgung des Unkrautes als auch zur Auflockerung des Bodens u. zur Unterbringung des Samens

dienendes Ackergeräth. Es besteht aus einem Vordergestell mit 2 Rädern, auf dem das eigentl. Hauptgestell, einer zweibalkigen Egge ähnlich, liegt. In diesen Balken sind entweder 7 od. 9, 11 od. 13 gänsefußartige, kleine Pflugscharen so eingelassen, daß beim Fortziehen des E.'s die Schare des hinteren Balkens stets den Strich des Ackers aufwerfen, der zwischen den Scharen des vorderen Balkens unberührt geblieben war, u. so der Boden gleichmäßig aufgelockert wird.

Nr. 2649. Der Exstirpator.

Exsudation (lat.), Ausschwitzung flüssiger, bisweilen gerinnbarer Stoffe (**Exsudate**) durch die Wandungen der Blutgefäße auf der Haut od. zwischen den Geweben.

ex tempore (lat.), sofort, ohne Vorbereitung; **extemporiren,** einen Gegenstand sofort u. ohne Vorbereitung schriftlich od. mündlich behandeln; **Extemporale,** eine schriftliche Arbeit, die vom Schüler ohne Vorbereitung niedergeschrieben werden muß.

Exterritorialität (aus dem Lat.) heißt im Völkerrechte das Recht, vermöge dessen die diplomat. Vertreter eines Landes als gar nicht in dem Lande, in welchem sie zur Vertretung ihres Staates weilen, vorhanden, sondern fortwährend auf dem Boden des von ihnen vertretenen Landes stehend betrachtet werden. Kraft dieses Rechtes sind die Gesandten der Gerichtsbarkeit u. Strafgewalt des Staates, in welchem sie sich in diplomat. Mission aufhalten, nicht unterworfen; dieser kann nur ihre Zurückberufung verlangen od. im schlimmsten Falle sie aus seinen Grenzen weisen.

Nr. 2650. Die Extersteine bei Horn.

In der Wohnung eines Gesandten dürfen daher keine Haussuchungen vorgenommen werden; er ist von allen Abgaben frei u. übt die Gerichtsbarkeit über sein Gefolge. Diese u. a. Rechte sind den Gesandten eingeräumt, damit sie ihre Mission so ungehindert wie möglich erfüllen und vor unbefugter Einmischung in ihre beobachtende u. berichterstattende Thätigkeit geschützt bleiben.

Extersteine (Egstersteine, Eggestersteine), eine Reihe von Sandsteinfelsen, die isolirt am Fuße des Lippischen Waldes westl. vom Städtchen Horn in senkrecht aufsteigenden Wänden sich bis zu 42 m. erheben u. vertikal von einander gespalten sind. In dem unteren Theile des größten dieser Felsen befindet sich eine vielleicht schon von den heidnischen Sachsen zu gottesdienstlichen Zwecken benutzte Kammer oder Grotte, die eine Länge von 11 m. bei etwa 3,3 m. hat. Eine andere, kleinere Kammer steht auf dem Gipfel eines anderen Felsens, zu dem man vermittels einer Brücke von einem dritten Felsen aus gelangt. Jene größere wurde wahrscheinlich im J. 1115 von den Benediktinermönchen des Klosters Abdinghof in Paderborn zur einer christlichen Kapelle erweitert u. eingerichtet u. an der Außenseite neben dem Eingange mit einem in den Fels gehauenen, 5 m. hohen Relief versehen, das durch den Inhalt seiner beiden Darstellungen u. einzelne Motive derselben zu den interessantesten Bildwerken des früheren Mittelalters gehört. Während nämlich der obere Theil die Kreuzabnahme Christi darstellt, zeigt uns der untere ein Menschenpaar (Mann u. Weib), das von einem drachenähnlichen Ungeheuer umschlungen ist u. nach dem Kreuze Christi hinausschaut, so daß wir hier den Grundgedanken der christlichen Religion, den von der Macht der Sünde erlösenden Tod Christi, klar ausgesprochen finden.

Nr. 2651. Relief auf den Extersteinen.

extra (lat.), außer, außerhalb, außerordentlich. Davon: **Extrafein,** ausnehmend fein; **Extrapost,** außerordentliche Post, im Gegensatz zur gewöhnlichen Post. — **extra ecclesiam nulla salus** (lat.), außer der Kirche ist kein Heil, Grundsatz der röm.-kathol. Kirche, die sich für die alleinseligmachende hält.

extrahiren (lat.), ausziehen, einen Auszug machen; daher **Extrakt,** der Auszug. In der Technik bezeichnet man als Extrakte die aus Pflanzen- od. Thiertheilen mittels gewisser Flüssigkeiten bewirkten Auszüge der löslichen u. bes. wirksamen Bestandtheile, die gewöhnlich zu sirupartiger Konsistenz od. bis zu festen Massen eingedampft worden sind. Aus den Farbehölzern gewinnt man so die Farbeholzextrakte, aus Fleisch das Fleischextrakt (s. d.) u. s. w. Sehr verschiedenartige Extrakte sind in der Pharmazie gebräuchlich.

Extraktivstoffe; dieser jetzt mit Recht immer weniger in Anwendung kommende Ausdruck spielte früher eine wichtige Rolle bei Aufzählung der durch eine Pflanzenanalyse gefundenen Stoffe. Man bezeichnete damit alle jene braunen od. sonst dunkel gefärbten, nicht krystallisirbaren Stoffe, deren wahre chemische Natur man bis dahin nicht zu erforschen vermochte. Jetzt wird bei Pflanzenanalysen auf diese E., nachdem man alle bekannten Stoffe, wie Alkaloide, Zuckerarten, Gerbsäuren u. dergl., daraus abgeschieden hat, nicht mehr Rücksicht genommen, denn sie sind meist humusartige Zersetzungsprodukte verschiedener Pflanzenstoffe.

extravagant (lat.), ausschweifend, übertrieben, unbedachtsam. — **Extravaganz,** Ausschweifung, Unbesonnenheit.

Extrem (lat.), das Aeußerste, der Endpunkt, höchste Grad. Les extrêmes se touchent (franz., spr.: Läs Extrehm' se tusch'), die Extreme (einander entgegengesetzte Dinge) berühren sich oft.

Extremitäten, s. „Gliedmaßen".

ex ungue leonem (lat. Sprüchwort), d. i. an der Klaue erkennt man den Löwen.

Eyb od. Eybe, Albrecht von, hervorragender Schriftsteller des ausgehenden Mittelalters, wurde 1420 geb., nach Vollendung seiner Studien Doktor beider Rechte, Archidiakonus in Würzburg, später Domherr zu Bamberg u. Eichstädt, auch Kämmerling des Papstes

Pius II., u. starb 1475. E. war literarisch nach zwei Richtungen thätig, die beide in diesem Zeitraume besondere Pflege fanden: in Uebersetzungen u. in der Didaktik. Wir besitzen von ihm Prosaübersetzungen dreier Dramen, u. zwar der „Menächmen" u. der „Bacchiden" des Plautus (gedr. 1511) u. eine „Philogenia" nach einem ital. Original. Bedeutender sind seine didaktischen Schriften, welche eine praktische Lebensweisheit lehren u. Vorschriften für bes. Lebensverhältnisse ertheilen; sie gehören zu den besten Werken dieser Periode. Es sind sein „Spiegel der Sitten" (gedr. Augsb. 1511) u. sein „Ehestandsbuch" od., wie der Titel eigentlich lautet: „Ob einem manne sey zu nemen ein elich weib oder nit" (wahrscheinlich Nürnberg 1472, in der Folge mehrmals aufgelegt); letzteres Buch interessant auch wegen der Einflechtung von mehreren, zur Erläuterung der Lebensregeln dienenden Novellen, meist aus lat. Vorlagen übersetzt, aber auch dem Boccaccio nachgebildet.

Eybler, Joseph (nachgehends von Eybler), österr. Kirchenkomponist, geb. 8. Febr. 1765 zu Schwechat bei Wien, studirte anfänglich die Rechte, wandte sich aber bald ausschließlich der Musik zu, für die er schon als Knabe große Neigung u. Begabung gezeigt hatte. Seine ersten Kompositionsversuche wurden von Haydn beifällig aufgenommen, der ihn mit seinen Rathschlägen unterstützte. Auch mit Mozart wurde er befreundet. Im J. 1792 erhielt er die Chordirektorstelle an der Karmeliter-Pfarre u. im folgenden Jahre auch die am Schottenstifte. Im J. 1804 wurde er Vizekapellmeister, nach Salieri's Ableben (1825) erster k. k. Hofkapellmeister. Er starb 24. Juli 1846. Seiner hervorragenden Verdienste wegen hatte ihn Kaiser Franz in den Adelstand erhoben. — E.'s Kirchenkompositionen bestehen, außer in einigen Oratorien u. Kantaten, in 25 Messen, 7 Te Deums, einem großen Requiem, zahlreichen Vesperhymnen, Litaneien u. anderen kleineren Stücken.

Eyck, Hubert u. Jan van, zwei Brüder, die als Begründer der altniederländischen Malerschule u. der Oelmalerei einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte ihrer Kunst bilden. Ueber ihre äußeren Lebensumstände ist wenig bekannt. Ihre Familie stammt von den Ufern der Maas, wo im Städtchen Maaseyck der Aeltere, Hubert, 1366 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, wahrscheinlich ebenfalls Maler, muß mit der Familie politischer Unruhen wegen schon um 1390 nach Gent übergesiedelt sein. Hier wurde Hubert 1412 als Mitglied der Brüderschaft der Maria in der jetzigen St. Bavonskirche aufgenommen. Worin aber bis dahin u. in den nächsten Jahren seine Thätigkeit bestand, wissen wir nicht; sicher ist nur, daß er zuerst noch in der hergebrachten Technik der Malerei mit Leimfarben malte, seine jüngeren Geschwister Margarethe, Jan u. Lambert in der Malerei unterrichtete u. für ihre Erziehung sorgte. Wahrscheinlich ging er bald darauf nach Brügge, kehrte aber 1420 mit seinem Bruder Jan nach Gent zurück, um sich an die Ausführung eines Werkes zu machen, das für alle kommenden Geschlechter ein Gegenstand der Bewunderung sein sollte: an das Altarbild, das ein angesehener Bürger der Stadt für seine Familien-Begräbnißkapelle in der St. Johanniskirche (jetzt St. Bavon) bei ihm bestellt hatte. Es zu vollenden war ihm nicht beschieden. Er starb schon 16. Sept. 1426 u. hinterließ die Vollendung des Bildes seinem Bruder Jan. Dieser, der ihm in der Malerei nachstand, war wahrscheinlich etwa 20 J. jünger als Hubert, so daß sein Geburtsjahr etwa ins J. 1386 fällt. Er fand einen Beschützer an dem Fürstbischof von Lüttich, Johann von Bayern, u. trat nach dessen Tode in die Dienste des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, der ihn zu seinem Hofmaler u. vertrauten Rathgeber machte. Als solcher wurde er 1428 nach Portugal geschickt, um für den Herzog um die Hand der Prinzessin Isabella, Tochter des Königs Johann I., zu werben u. die Prinzessin zugleich zu porträtiren. Beider Aufgaben entledigte er sich mit glücklichem Erfolge. Nachher nahm er wieder seinen Wohnsitz in Brügge, wo er bis an sein Lebensende (9. Juli 1440) blieb. Die Fortsetzung jenes von seinem Bruder angefangenen großen Altarwerkes hatte mehrere Unterbrechungen erlitten; erst 1482 wurde dasselbe vollendet. Der Grundgedanke dieses Werkes, welches den Ruhm nicht allein seiner Urheber, sondern der ganzen deutsch-niederländischen Malerei begründet hat, ist die Erlösungsthatsache, die sich bei geschlossenen Flügeln des Altarwerkes als Verheißung, bei geöffneten Flügeln als Erfüllung der Verheißung u. Versöhnung kundgiebt. Die einzelnen Tafeln sind in 3 verschiedenen Städten zerstreut; vier davon befinden sich noch in der St. Bavonskirche in Gent, zwei nebst ihren Rückseiten im Museum zu Brüssel, alle übrigen im Berliner Museum. Verloren gegangen ist nur der Sockel des Bildes. Unabhängig von jenem Grundgedanken des Ganzen finden sich auf den Außenseiten der Flügel nach mittelalterlicher Sitte die Porträts der Stifter Jacobus Vydt's u. seiner Ehefrau nebst ihrem Schutzheiligen u. dem der Kirche, Johannis des Täufers u. J.'s des Evangelisten. Von der Hand des älteren Bruders sind sicher die Figuren Gott Vater, die Jungfrau Maria,

Nr. 2652. Jan van Eyck; geb. 1386, gest. 9. Juli 1440.

Johannes, die musizirenden Engel u. Adam u. Eva; wie viel von den übrigen Tafeln ihm, wie viel seinem Bruder Jan angehört, läßt sich schwerlich ermitteln. Zu den Hauptvorzügen dieses Werkes gehört neben der Vollendung der Komposition insbes. der landschaftliche Theil u. neben der wohldurchdachten Charakteristik vor Allem der Grad von Vollendung der Oelmalerei, die als ein völlig neues Verfahren hier zum ersten Male in einem so großen Werke durchgeführt ist. Während nämlich die frühere Temperamalerei als Bindemittel gewöhnlich das rohe Eigelb gebrauchte u. die Bilder nachher mit einem Oelfirniß überzog, der den großen Uebelstand hatte, daß er schwer trocknete, bestand die Erfindung der Brüder van E. aus einem Firniß, der auch im Schatten trocknete u. mit welchem man die Farben selbst versetzen konnte, was eine feste Mischung gab, die das Wasser nicht zu fürchten hatte, u. die Farben so kräftig hervorhob, daß sie ohne anderen Firnißüberzug einen Glanz erhielten. Diese Erfindung wird nach dem Zeugniß der Schriftsteller ins J. 1410 gesetzt u. bald dem älteren, bald dem jüngeren Bruder zugeschrieben; wenn es aber wahr ist, daß Jan van E. erst 1420 der Malerzunft in Antwerpen einen Christuskopf als sein erstes Oelbild vorgelegt hat, so ist die Erfindung wol eher dem älteren als dem jüngeren Bruder beizulegen. Was außer diesem großen Altarwerke dem älteren Bruder mit Sicherheit beizulegen ist, beschränkt sich auf einen heil. Hieronymus im Museum zu Neapel u. auf ein größeres Bild im Nationalmuseum St. Trinidad in Madrid, das den Triumph der christlichen Kirche über das Judenthum darstellt u. an das Genter Altarbild erinnert. Zahlreicher dagegen sind die übrigen beglaubigten Bilder Jan van E.'s, aus denen hervorgeht, daß ihm die Auffassung so umfangreicher kirchlicher Stoffe fern lag u. der Sinn für großartige Schönheit fehlte, daß er dagegen nach einem einfacheren Realismus strebte, der den Gestalten ein porträtartiges Aussehen verleiht u. in der Behandlung der Gewänder u. Schmuckgegenstände sich hervorthut. Es sind meistens Madonnen in verschiedener Auffassung, Christusköpfe, Heiligenbilder u. Porträts. Eines der lieblichsten, mit größter Sorg-

falt ausgeführten, ist ein kleiner sog. Reisealtar im Museum zu Dresden. So wenig bedeutend in der Malerei die beiden anderen Geschwister, Margaretha u. Lambert, gewesen sein müssen, da wir fast nichts von ihnen wissen u. sich so gut wie nichts mit Sicherheit auf sie zurückführen läßt, so bedeutend war der Einfluß, den die neue Richtung u. Technik der Brüder Hubert u. Jan auf ihre Zeitgenossen wie auf ihre Nachfolger ausübten. Durch sie entstand am Schluß des Mittelalters eine Malerschule, die sich so weit verzweigte, wie sich kein zweites Beispiel in der Geschichte der Kunst nachweisen läßt. Sie beschränkte sich nicht auf die Niederlande u. Deutschland, sondern läßt sich in ihren Spuren auch in Frankreich, Italien u. Spanien verfolgen.

Eylau, auch Preußisch-Eylau, Kreisstadt in Ostpreußen, Reg.-Bez. Königsberg, 3272 E., denkwürdig durch die blutige Schlacht am 8. Febr. 1807, in welcher 58,000 Russen unter Benningsen gegen 80,000 Franzosen unter Napoleon kämpften. Eine Umgehung des franz. Marschall Davoust auf dem russ. linken Flügel drohte bereits die Schlacht zu Ungunsten der Russen zu entscheiden, als der preuß. General von l'Estocq mit seinem 5000 M. starken Corps nach 12stündigem Marsche auf dem Schlachtfelde erschien u. die preuß. Waffenehre rettete. Die großen Verluste der Russen verboten eine Fortsetzung der Schlacht am folgenden Tage; Benningsen zog sich auf seine Verstärkungen nach Königsberg zurück: Die Verluste betrugen auf jeder Seite nahe an 18,000 Mann.

Eylert, Ruhlemann Friedrich, der Vertraute Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, geb. 5. April 1770 zu Hamm in der Grafschaft Mark, studirte zu Halle Theologie u. wirkte von 1794 als Prediger in seiner Vaterstadt. Von hier wurde er 1806 als Hof- u. Garnisonprediger nach Potsdam gerufen, 1817 zum evangel. Bischof ernannt u. zugleich in das Ministerium des Kultus u. Unterrichts gezogen. Von dieser Zeit (1806) an war E. auch der beständige Freund u. geistliche Rathgeber des Königs, der besonders auf die Stiftung der Evangel. Union (s. d.) u. die Bearbeitung der Agenden von 1822 u. 29 einen weitgehenden Einfluß ausübte. Dieses Verhältniß zog ihm um so mehr ungerechte Verdächtigungen zu, als man die Vertraulichkeit des ernsten wortkargen Monarchen mit dem salbungsvollen Hofprediger unerklärlich fand. E. starb, nachdem er 1844 seine Aemter niedergelegt, 3. Febr. 1852 zu Potsdam. Seine Beziehungen zum Könige hat er dargelegt in den „Charakterzügen u. histor. Fragmenten aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III." (3 Thle. 1846).

Eytelwein, Johann Albert, berühmter Ingenieur, geb. zu Frankfurt a. M. 31. Dez. 1764, trat frühzeitig in die preuß. Artillerie ein, nahm aber als Leutnant seinen Abschied, ward Deichinsp. des Oderbruchs, 1794 Geh. Oberbaurath u. 1799 Direktor der auf seine Anregung 13. April dess. J. eröffneten Berliner Bauakademie. Später leitete er die wichtigen Regulirungen der Oder, Warthe, Weichsel u. des Niemen, die Hafenbauten von Memel, Pillau u. Swinemünde, die Grenzregulirung der Rheinprovinz sowie die Bestimmung eines definit. Maßes u. Gewichtes für Preußen. Er starb zu Berlin 18. Aug. 1848. Von seinen vortrefflichen Lehrbüchern sind zu nennen: „Prakt. Anweisung zur Konstruktion der Faschinenwerke an Flüssen u. Strömen" (Berl. 1800); „Handbuch der Mechanik fester Körper u. der Hydraulik" (ebd. 1801; 3. Aufl., Lpz. 1842); „Prakt. Anweisung zur Wasserbaukunst" (4 Hfte, Berl. 1802—8; 2. Aufl., 1809—21); „Handbuch der Perspektive" (2 Bde., ebd. 1810).

Ezechiel (hebr. Jecheskel, der Gottgestärkte), der dritte der sogen großen Propheten, ein Sohn des Priesters Busi, wurde nach der erste Eroberung Jerusalems (599) mit dem König Jojachin u. andere Vornehmen von Nebukadnezar in das Exil geführt u. nahm seine Wohnsitz am Fluß Chebar zu Tel Abib. Im J. 594 trat er unte den mitverbannten Juden als Prophet auf u. weissagte bis 572, schein indeß erst etwas später gestorben zu sein. Das prophetische Buch de E. bezeichnet sowol der äußeren Anordnung als dem Inhalt u. de Sprache nach den Uebergang von den prophetischen Volksrednern de 8. u. 7. Jahrh. zu der rein schriftstellerischen Prophetie. An die Stell kraft- u. schwungvoller Originalität ist die künstliche Phantasie u. di gelehrte Nachahmung älterer Muster getreten. Doch stellen sich einig Kapitel auf das glücklichste den besseren Vorbildern des hebr. Prophetismus an die Seite.

Ezzelino da Romano od. Ezzelino III., auch Ezelin genannt unter Kaiser Friedrich II. der bedeutendste Parteiführer der Ghibellinen, stammte aus dem Geschlechte eines deutschen Ritters Adelbert später Ezzelino od. Azzolino genannt, den Kaiser Konrad II. 1036 mit den Burgen Onara u. Romano belehnte. Sein Nachkomme **E.** I. od. der Stammler war Feldhauptmann der Lombarden im Kriege gegen Friedrich I. Barbarossa, nach dem Frieden aber dessen treuer Dienstmann u. Bannerträger auf dem Kreuzzuge gegen Saladin (1190) u. starb um 1192 als Podesta von Vicenza. — Dessen Sohn **E.** II. od. der Mönch wurde von Kaiser Otto IV. zum Statthalter von Vicenza ernannt; der ewigen, wenngleich für ihn meist siegreichen Kämpfe mit den lombardischen Städten müde, zog er sich 1213 in ein Kloster zurück u. überließ die inzwischen bedeutend gewachsene Herrschaft seinem am 26. April 1194 geborenen Sohne **E.** III. — Dieser, an Tugenden u. Lastern gleich reich, hatte frühzeitig an den Fehden seines Hauses mit den benachbarten Großen thätigen Antheil genommen, war im J. 1225 Podesta von Vicenza u. Verona u. sah somit sein Geschlecht im Besitz des entschiedensten Uebergewichts in der Trevisanischen Mark. Als um diese Zeit der Krieg zwischen Friedrich II. u. den lombardischen Städten drohte, näherte sich E. dem Kaiser u. leistete ihm hinfort den wirksamsten Beistand in dem Bestreben, die Macht seines Hauses zu steigern u. die der Este zu stürzen. Im J. 1236 war E. Oberstatthalter über Padua, später auch über Verona u. Piacenza. In dem Bemühen, immer mehr Gebiete in seine Gewalt zu bringen, schreckte er vor keiner Gewaltthat zurück. Seinen Plänen zu begegnen, bildete sich ein Bund, der, als E. auch Mantua anzugreifen unternahm, ihm mit den Waffen entgegen trat. Doch blieb E. in der Schlacht von Torricella (1. Sept. 1258) über das gegen ihn ausgesandte Heer Sieger u. nahm nun auch Brescia ein. Der Bannstrahl, den drei Päpste gegen ihn schleuderten, blieb erfolglos. Glücklicher aber waren seine Feinde im nächsten Jahre. Bei einem Kampfe an der Adda fielen die Brescianer von ihm ab; er selbst wurde schwer verwundet u. gefangen genommen (26. Sept. 1259). Am elften Tage nach der Schlacht verblutete er an den Wunden, die er, ärztliche Hülfe verschmähend, sich selbst wieder aufriß. Mit E.'s Tode zerfiel seine gesammte Herrschaft. Sein Bruder Alberico, der Genosse seiner Thaten, mußte seinen letzten Zufluchtsort, das feste Schloß S. Zeno bei Bassano, den Feinden übergeben u. wurde 25. Aug. 1260 mit seiner Familie unter gräßlichen Martern getödtet.

Ende des Buchstaben E und des dritten Bandes.

aisers, Schluß. — Hoch- | Briefmappe. — Auflösung des Blumenräthsels 9 in Nro. 50. — | Erinnerungen an Ka

Dr. Alfred Escher. Originalzeichnung von F. Weiß. (S. 1035.)

THE LATE GUSTAVE DORÉ.

THE LATE EARL OF BEACONSFIELD.—FROM A RECENT PHOTOGRAPH.